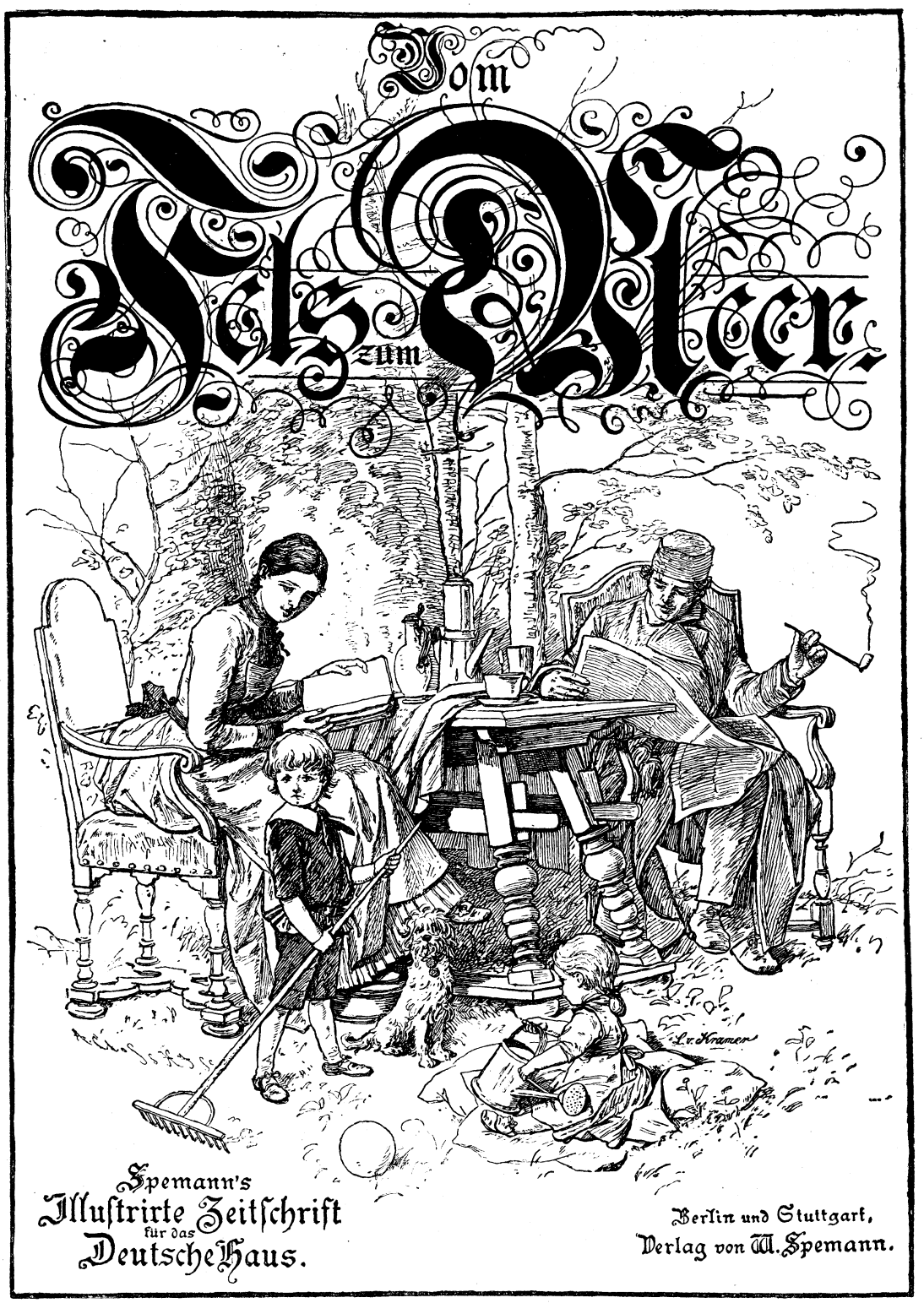
Der
Gute Kamerad
Spemann's Illustrierte
Knaben-Zeitung.

Ein Hausschatz für die deutsche Familie.



Erscheint in vierwöchentlichen Heften à 1 Mark.

Als ein von Alt und Jung gerngesehener Familienfreund, der regelmäßig sich einstellt, bringt diese Zeitschrift mit jedem neuen Hefte eine Fülle von Gaben unserer besten Dichter, Gelehrten und Künstler in wertvollen Romanen, Erzählungen, ansprechenden Aufsätzen aus allen Gebieten der Wissenschaft und künstlerisch ausgeführten Beilagen und Textillustrationen.

Inhaltsverzeichnis.

(Die mit * bezeichneten Artikel sind illustriert, die Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.)

Erzählungen, Abenteuer, Erlebnisse etc.

Abenteuer eines Schlittschuhläufers, 310.
Adlerfang, der, im Algäuer Hochgebirge, 732.
Auf dem Anstande, 272, 293.
*Auf der Wildschweinjagd in Indien, 343.
Auf Leben und Tod, 550.
Auf Osterferien, 369, 385.
Aus dem Leben eines fahrenden Schülers des 16. Jahrhunderts, 486.
*Büffalotanz der Mandansindianer, 823.
*Cäsorix, 38, 52, 70.
Das Geschenk eines Taschendiebes, 694.
Das Gespenst von Ellerbeck, 529.
*Der entführungene Tiger, 87.
Der Geist der Llano estakata, 289, 305, 321, 337, 353, 378, 394, 410, 426, 441, 458, 473, 488, 506, 521, 537, 552, 569, 587, 602, 617, 633, 649, 664, 680, 698, 713, 729, 746, 762, 778, 793, 809, 817.
*Der Grobschmied von Athen, 497, 513.
*Der Hund als Retter in der Not, 84.
Der Seckendorf-Pokal, 433.
Der spitzbübische Kosak, 583.
Der Stolz von Föhr, 449.
Der Weihnachtsabend eines Geizigen, 161, 182.
*Die Beisetzung der Leiche Doktor Nachtigals in Kamerun, am 8. Januar 1888, 403.
Die gute alte Zeit, 518.
*Die jungen Nordpolfahrer, 209, 225.
*Die Ritterburg, 663.
Die Söhne des Markgrafen, 609, 625, 641, 657.
*Die Wölfe in Rußland, 166.
*Ein berühmt gewordenes Seegefecht, 631.
*Ein durchgegangenes Schiff, 54.
*Ein Erlebnis auf den afrikanischen Missionsstationen, 678.
Ein Erlebnis in Kamerun, 147.
*Ein Feldzug unter tropischer Sonne, 566.
Ein Knabenschützenfest, 599.
*Ein Parlamentär, 279.
Ein Reiseabenteuer in Peru, 705.
Ein Schabernack, 545.
*Ein Schiffbruch, 199.
Ein Schiffbrand am Dnjepr, 774.
*Ein Turnier in Berlin, 377.
*Eine Bärenjagd in Rußland, 71.
*Eine Fahrt durch das Gebiet des Winnipeg-Sees, 117, 133, 150.
Gottlieb, rapple dich, 164.
Im hohlen Baum, 561.
*Im Urwalde, 615.
*In der Apotheke zu Kayfersberg, 313.
*In des Königs Rock, 673.
Jugendlicher Heldenmut, 801.
*Kultus Potlatsch, 417.
Lobelia Dortmanna, 769, 785.
*Mit und ohne Schuß, 647.
Nüssesuchen, 790, 805.
*Opfer der Pflichttreue, 455, 471.
Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis, von J. H. O. Kern, 17, 33, 49, 65, 81, 97, 113, 129, 145, 165, 181.
Räubergeschichten, 721, 737, 753.
Schlaflos, 689.
Soldatenblut, 401.
*Springbockjagd in Südafrika, 758.
*St. Nikolaus, 141.
*Tod des Archimedes bei der Eroberung von Syrakus, 119.
*Unter den Menschenfressern von Neuseeland, 241, 257.
Unter Korsaren, von S. Wörishöffer, 1, 25, 41, 58, 73, 89, 106, 121, 137, 153, 169, 187, 202, 216, 233, 249, 263, 282, 298, 313, 329, 345, 360, 373.
Untreue schlägt den eignen Herrn, 797.
Verfehlter Schabernack, 711.
*Weihnachten, 177.

Biographien.

*Cäsar, Cajus Julius, 157.
Cranach, Lukas, 140.
*Demosthenes, 254.
*Diogenes, 767.
*Kaiser Friedrich, 594.
*Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, 277.
*Horaz, 14.
*Ovid, 382.
Parzival und sein Dichter, 20, 44.

Länder- und Völkerkunde.

*Agnysneger von der Elfenbeinküste, 327.
Asphaltsee, der, auf Trinidad, 422.
*Bayardfelsen, der, 296.
Brief, ein, aus Asien an meine lieben jungen Freunde, 348.
*Brücke, die natürliche, über den Nar-el-Leben in Syrien, 247.
*Cannon, der große, des Rio Colorado, 23.
*Chinesische Bettler, 151.
*Diamanten und Diamantfelder, 535.
*East-River-Brücke, die, 309.
*Indianische Fischjagd, 791.
*Jungfrau im Berner Oberland, eine Ersteigung der, 695, 712.
*Karthago, Ruinen der Wasserleitung von, 254.
*Kirgisen, die, auf der Wolfshetze, 807.
*Kriegsmarine, die moderne, und die Panzerschiffe 404.
*Küstenverteidigung, die italienische, 600.
*Küstenwächter, der, 101.
*Leuchtturm auf dem Roten Sande, eine Fahrt nach dem, 645, 661.
*Maibaum, im Zeichen des, 453.
Möweninsel, die, 566.
Nordamerika, der höchste Berg in, 97.
*Otahaiti, Bilder aus, 391, 504.
*Palmsonntag, 388.
Pennsylvanien, wie man in P. das Erdöl oder Petroleum gewinnt, 372.
*Pfahlbauten, über, 517.
*Quitotoindianer in Brasilien, 762.
Riesenhotels, die modernen, 692.
*San Francisco, ein Besuch in, 724.
*Schülerreise, eine, in die Schweiz, 577, 596.
See, ein merkwürdiger, 87.
*Siamesische Kunstwerke, 628.
*St. Martinsfest, 103.
*Stadt, die größte, der Welt, 612.
*Tiefseemessungen, die, der Talismanexpedition, 148.
*Turm, der, zu Babel, 805.
*Turnwesen, das, in Sparta, 745.
Uniformen, über europäische, 190.
Wasserfälle, die tiefsten, der Erde, 737.
*Wasserversorgung von Hamah in Syrien, 788.
*Wie der Indianer im Winter den Büffel erlegt, 232.

Naturwissenschaftliches.

*Apparat, der, des jungen Mineralogen, 446.
*Asbest, der, 36.
*Auf Okuli, da kommen sie, 494.
Begießen der Blumen- und Gemüsebeete, 615.
*Behausungen, die, unserer gefiederten Lieblinge, 556, 572.
Blitz, der, als Maler, 637.
Blumen lange Zeit frisch zu erhalten, 758.
*Brennessel, ein Haar der, 390.
Ceder, die, vom Libanon, 270.
Der letzte Lämmergeier, 785.
Edelweiß, 625.
Eibe, 513.
*Eichhorn, das, 444.
Elchwild, deutsches, 430.
Epheu, der, als Zimmerpflanze, 119.
*Fata Morgana, die, 548.
Fischarten, zur Akklimatisierung exotischer, 453.
*Fischotter, die, 727.
*Flußpferde, wie man sie fängt, 584.
Frühlingswalde, im, 526.
*Gehörapparat, der, einiger Insekten, 468.
Gestirne, Entfernungen der, 798.
Goldfisch, der, und seine Behandlung, 385.
Goldfischchen, die Liebhaber von, 101.
Haselnuß und Vielliebchen, 486.
Hasen in Gefangenschaft, 262.
*Herbstbild, 776.
Hirschkäfer, der, 692.
*Ibis, der heilige, 646.
*Kaninchen, die Wohnung und Pflege der, 524, 540.
Kochsalz, das Vorhandensein von, 600.
*Kreuzotter, die, 630.
*Krokodilwächter, der, 783.
*Marder, etwas vom, 677.
*Maulbeerbaum-Seidenspinner, der, 492.
Meteorit, ein falscher, 81,
Naturspiel, ein, 657.
Nimm vom Flügel, 748.
Pfingstkrauß, ein, 519.
Pflanzen als Mörder, 685.
*Ratten, schiffbrüchige, 136.
Raupen, Schutzmittel der, 517.
Raupenwelt, eine sonderbare Begebenheit aus der, 565.
Regenzeit, die, in Ostindien, 628, 645.
Reitkamele, die, 718.
Reseda für den Winter, 161.
Rieseneiche, 273.
*Robbenschlag, der, 7.
Schildläuse der Zimmerpflanzen, 257.
Schlagende Wetter, etwas über, 260.
*Schmetterlinge, tropische, 551.
*Schmetterlingsfang, der, 589, 605.
Schmetterlingspuppen, Ueberwinterung, der, 78.
Schnecken, Vertilgung der, 357.
Schnee, 62.
*Schwan, unser, 613.
Singvögel, die Tagesordnung der, 485.
Soldatenhunde, 709, 726.
*Sonne, unsere, 765.
Spechtes, Freiheitsliebe des, 535.
Spinnen, die, im Walde, 652.
Steppenhuhn, das, 574.
Straßenflora, unsere, 407.
*Süßwasser-Aquarium, etwas vom, 423, 437, 453, 476.
*Tiefseetiere, 51, 100, 195.
Tiere, verkannte, 584.
Ueberwinternde und Frühjahrsschmetterlinge, 412.
*Unser Hausgenosse und seine Dressur, 325.
Untergang, über den, wildlebender Tiere, 719.
Urwald, ein ausgegrabener, 771.
Vögel, Appetit der, 561.
*Walfischfang in den nördlichen Meeren, 465, 481.
Wegesrand, am, 502.
Wetterprophet, ein zuverlässiger, 643.
*Wiedehopf, der, 396.
Winterspaziergänge: 1) Im Reif, 68; 2) Im Schnee, 134, 148; 3) Im Wintergrün, 197; 4) Gefiederte Begleiter, 245.
Witterungs- und Temperaturverhältnisse, etwas über, 292.
Zaunwinde, die, als Zierpflanze, 545.
*Zicklein, das reisige, 216.
*Zugvögel Heimkehr, der, 341, 356.
Zugvögel, wie finden sich die — auf dem Meere zurecht, 422.

Experimente und Beschäftigungen, Spiele, Sammlungen u. s. w.

Antwort, die geheimnisvolle, 142.
*Apparate für das Laboratorium, 13.
*Ausdehnung, die lineare, der Körper unter Einwirkung der Wärme, 735.
*Barlaufen, das, 573.
*Briefmarke, die, 509.
*Christbaumschmuck, 86.
*Colladonsche Brunnen, der, 78.
*Dampf-Tricycle, ein neues, 708.
*Drachensport, der, 4, 28, 36.
*Eastmans Bromsilberpapier, Gebrauchsanweisung zu, 156.
Einiges über das Velociped, 822.
Ein Zimmer, als wäre es mit Edelsteinen tapeziert, erscheinen zu lassen, 145.
Eisenbahnschiene, die Jugendgeschichte der, 581.
*Eisen ist verbrennbar, 270.
*Eisen, schwimmendes, 302.
*Fischernetze und Hängematten, wie macht man, 588, 604.
Fixfeuerzeug, 773.
Gärtchen, ein hängendes, 358.
*Geheimphotographie, die, 564.
*Geisterercheinungen, 799.
*Gesellschaft, lustige, 173.
*Gläser, singende, 31.
*Glockenspiel, das elektrische, 334.
*Guerickes Versuch mit den Halbkugeln, wie man ihn nachahmen kann, 687.
*Handkoffer, die magischen, 301.
*Hasenjagd, die, 125.
Hellseher, der, 30.

Kalender, ein, vom Jahre 1 bis 2000, 158.
Kann man den Pulsschlag telephonieren? 826.
*Kartonarbeiten für den Weihnachtsbaum, 76.
*Kastanien, was sich aus, machen läßt, 141.
Katze und Maus, 239.
*Kegelspiel, das, 413.
*Kerbschnitt; erste Reihe der Vorübungen für den, 92, 108.
*Korkstöpseln, allerlei Spielzeug aus alten, 814.
*Kreisel, ein merkwürdiger, 414.
*Krocketspiel, das, 460.
*Kunststücke mit dem Taschentuche, 557.
*Labyrinth, das, 302.
*Laubsägekünstler, der, 316, 332, 365.
Lokomotive, die chemische, 789.
*Magische Quadrate, 492.
*Mann, der aus der Kanone geschossene, 62.
*Maskerade, lustige, 286.
*Modelleur, der kleine, 220, 236,
*Mühle, die bezauberte, 29.
*Mühlespiel, das, 812.
*Münzen und das Münzensammeln, ein paar Worte über, 45.
*Münzstücken, Experimente mit einer Säule von, 751.
*Nagel, sich einen, durch den Finger zu schlagen, 398.
Oeffnung, die geheimnisvolle, 238.
*Omnibusschlitten, der, 263.
*Osterei, das, 380.
*Pfeife als Lötrohr, 638.
*Pflasterzieher, der 670.
*Physik, die, der Alten, 276.
*Rundschrift, 477.
*Sägewerk, ein, 558.
*Sandmühle, meine, 668.
*Schattenbilder, 124.
*Schiff, wie macht man sich ein kleines seetüchtiges, mit wenig Kosten, 284.
*Schlittenfahren im Sommer, 701, 717.
*Schlittschuhlaufen, das, 267.
*Schneemänner, 231, 253.
*Schwan, der magnetische, 127.
*Schwimmkünste, über, 621, 636.
*Seifenblase, Experimente mit der, 623.
Seifenblasen, gefrorene, 126.
*Spiele, gymastische, der Japaner, 269.
*Spielereien, physikalische, 110, 127, 158, 302, 350, 382.
Spielzeug eines ostindischen Nabob, 111.
*Stahlfedern, wie werden die, gemacht, 439.
*Stockschleuder, die, 703.
*Tanzfiguren, elektrische, 62.
*Taschenspielerkunststücke, kleine, 684.
*Telegraphie, alte und moderne optische 757, 772.
*Trägheitsprinzips, Experiment zur Veranschaulichung des, 575.
*Wahrsager, der magnetische, 782.
*Wannenspringen, 749.
*Wappen, über das Sammeln von, 780, 796.
*Wasser, das in Wein verwandelte, 452.
Weihnachten in Sicht! 85.
*Weingeistlampe, eine, aus einem Tintenfäßchen herzustellen, 654.
*Wieder-Zusammenfrieren durchschnittenen Eises, 238.
*Wintersport, ein neuer, 193, 213.
*Wunderschrank, der, 533.
*Würfel, der verzauberte, 205.
*Wurfkegelspiel, das, 652.
Zauberei, allerlei, 429.
*Zauberfächer, der, 349.
*Zauberkarten, 318.
Zaubervorstellung, eine lustige, 101.
Ziffern, zur Geschichte der arabischen, 302.
*Zirkelsviereck, das, 397.

Allerlei.

Aberglauben bei Sonnen- und Mondfinsternissen, 337.
Achtung für das Alter und die Vorfahren, 255.
Als Erfinder der Briefmarke, 785.
Altmodische Spiele, 689.
Antwortschreiben an O. Erdmann zu Hofgeismar bei Kassel, 638.
Auch ein Geschichtsfälscher, 750.
Aufsatzblüte, 743.
Aus Gay Lussacs Jugend, 273.
Bedeutsame Antwort, 247.
Bei einem Wirte wundermild, 417.
Bezahl dir's Gott, 462.
Blücher und York, 705.
Brief des Christoph Columbus an den König von Spanien, 534.
*„City of Worcester", 262.
Da die Gänse, 497.
*Dampf und Wind um die Wette, 159.
Danziger Schiffsjungenlied, 190.
Das Gebot der kindlichen Ehrfurcht, 533.
Das Landleben, 65.
*Das gebrochene Bein, von Prof. Dr. J. F. A. Esmarch, 716, 734.
Das Katzenauge als Uhr, 439.
*Das Schreibmaterial der Altgriechen, 558.
Das sparsame Karlchen, 630.
Dem Verräter keinen Dank, 655.
Der alte und der neue Mensch, 192.
Der Briefstiel unserer Voreltern, 357.
Der Edelste, 334.
Der elendeste Mensch, 497.
Der erste April, 414.
Der gelbe Domino, 341.
Der Globus des Schah von Persien, 254.
Der kleinste Kleinhandel, 769.
Der Mut der Wahrheit, 206.
Der Paß des Künstlers, 254.
Der Römer Epaphroditus, 325.
Der Sagamann, 518.
Der seiner Zeit gefeierte Schauspieler Opitz, 223.
Der Skalde, 574.
Der stärkste Mann seiner Zeit, 766.
Der verschwundene Schatz, 177.
Die Chinesen von Schanghai, 350.
Die drei Edelsteine, 577.
Die Garderobe Friedrichs des Großen, 113.
*Die häusliche Beleuchtung durch Elektricität, 19.
Die Kurzsichtigkeit der Schüler, 207.
Die Lieblingsblume, 542.
Die meistgeredeten Sprachen der Erde, 401.
Die Regimentsgans, 668.
Die Rufposten der Alten, 369.
*Dressierte Tiere, 46.
*Dynamit-Kreuzer, die, 741.
Ehre der Musik, 257.
Ein aufgehobenes Verbot, 430.
Ein delikater Schluck, 630.
Ein Ehrenmann, 689.
Ein Fläschchen Tinte um zehn Pfennige, 742.
Ein französischer Major, 254.
Ein Gebet des Königs von Rom, 253.
Ein geistreicher Knabe, 680.
Ein Gelöbnis, 260.
Ein General, 174.
Ein Glückspilz, 126.
Ein holländischer Bauer, 787.
Ein Hund mit einer Brille, 366.
Ein interessanter Fund, 142.
Ein kluger Höfling, 501.
Ein märchenhafter Bau, 334.
Ein neuer Bücherfeind, 241.
Ein Rechenexempel, 260.
Ein Schachdorf, 388.
Ein Schnellrechner, 289.
Ein schwacher Greis, 742.
Ein starker Prinz, 671.
Ein Vogelnest aus Stahlspiralen, 485.
Ein wahres Geschichtchen, 670.
Ein Wort über Volksbeifall, 12.
Ein Zug aus dem Leben Karls des Großen, 622.
Ein Zug von Friedrich dem Großen, 732.
Eine alberne Wette, 776.
Eine Billion, 366.
Eine eigenartige Telephonie, 606.
Eine fürstliche Badereise vor 170 Jahren.
Eine klassische Höhle, 580.
*Eine Lokomotiven-Parade, 408.
Eine ritterliche That, 190.
Eine „verbannte Glocke", 129.
Eine wie große Menge von Raubzeug, 529.
Eine Zählung der Wörter, 583.
Eines Radmachers Sohn, 727.
Eitelkeit, 401.
Es ist eine auffallende Erscheinung, 225.
Es paßt sich nicht für einen König so schlecht zu bauen, 689.
Es wird erzählt, 625.
Etikette, 641.
Etwas, um gelegentlich auch Mama zu imponieren, 382.
Etwas von ägyptischen Mumien, 165.
Etwas von der Körpergröße, 206.
Freude an der andern Freude, 87.
Friedrich der Große und Doktor Gall, 244.
Gebaut, wie ein kluger Kaufmann, 718.
Gegen Autographenjäger, 270.
Gegen das Nachäffen des Französischen, 703.
Gegen das Schlafen bei offenen Fenstern, 111.
Gegen Erkältungen, 86.
*Gegen- oder Verteidigungsmine, 67.
„Griechisch" befreite vom Militär, 462.
Hadschi, 686.
Heiße Sommer, 721.
Herbariums, zur Geschichte des, 129.
Heroischer Kampf, 769.
Im Redaktionszimmer, 606.
*In der Glashütte, 359.
In der Schulprüfung, 762.
Indianergeschichten, 209.
In Indien, 355.
Kaiser Heinrich VI. und der Kaufmann, 340.
Kaiser und Bauer, 551.
Kaltblütigkeit und Großmut, 671.
Kampf ums Dasein, 606.
Kanarienvögel von Läusen zu befreien, 143.
Kein Manuskript der Welt, 49.
König Ludwig I. und die Schildwache, 470.
König Ludwig Philipp und die Marseillaise, 591.
Künstler und Fürsten in früheren Zeiten, 687.
Kunststück eines Graveurs, 159.
Liebe zur Freiheit, 301.
Ludwig XI. und der Zeichendeuter, 542.
*Luftseifenbahnen, 660.
Merkwürdige Funde, 449.
Mit Ruten gestrichen, 353.
Mittel gegen das Zittern, 439.
Moos zu färben, 655.
Morgenländische Sage vom Wein, 719.
Naiv oder grob, 683.
Napoleons I. Edelmut gegen einen Gefangenen, 719.
Napoleons I. Schutzbrief für Goethe, 733.
Nur ein Moos, 70.
Persischer Gebrauch, 504.
Pflanzet Nußbäume! 801.
*Plagioskop, das, 132.
*Platos Lampe, 164.
Polnische Reiseduketen, 776.
Prächtige Gastmähler, 465.
Rattenplage in China, 481.
Runen, 77.
Scharfe Beobachtungsgabe der Chinesen, 270.
Schattige Stellen des Gartens, 561.
Schutz gegen Erkältungen, 348.
Schwimmerstückchen, 774.
Segelschlittensport, der, 77.
Selbstbeherrschung, 417.
Sonderbare Vorkommnisse, 94.
Spiel des Zufalls, 369.
Sprüche an alten hessischen Bauernhäusern, 735.
Starke Leute, 196.
Stein und Goethe, 552.
Trauriger Ruhm, 703.
Turnergruß, der, 118.
Ueber das Lebensalter der Menschen, 110.
Ueber die Moskitos, 481.
*Ueber Schnellzugs- und Gebirgslokomotiven, 84.
Ueberlistete Indianer, 753.
Uhr, die zehnteilige, 13.
Uhr, von der Größe einer Erbse, 678.
Um Regenwürmer, 434.
Unter Friedrich II., 513.
Verbreitung ansteckender Krankheiten durch öffentliche Bücherleihanstalten, 434.
Verschiedene Tageslängen, 174.
Vom Lumpenpapier, 657.
Von den Achselschnüren, 673.
Von einem wirklich starken Manne, 350.
Wagner (Richard)-Fels, 798.
Walnüsse zu Kriegszwecken, 543.
*Was bei den Heiden und Wilden, Mode ist, 484.
Wau, wau, 649.
*Weihnachtsbaum, der, 182.
Wie der Name „Mansfeld" entstanden ist, 703.
Wie man einen Vogel im Neste fangen wollte, 787.
Wo Barthel den Most holt, 547.
Wohlfeile Zeit, 609.
Worttreue, 321.
*Wunderliche Stellungen, 670.
York, 529.
Zahlenscherz, 191.
Zahnpflege, etwas über, 212.
Zauberer und Menschenfresser, 305.
Zu den nützlichsten Vögeln, 577.
Zum Bad, Kameraden, zum Bad, 653.
Zur Lehre von der Wortstellung, 223.

Meinem Sohne.

Zieh' ich Dich ans Herz heran,
Und wenn ich Dir alles weise,
Was auf meiner Lebensreise
Mir gefrommt und weh gethan,

Höreſt Du's mit off'nem Ohr
Und beſchließ'ſt darnach zu handeln,
Meinem Rat gemäß zu wandeln, —
Wirſt Du, — eilſt Du aus dem Thor,

Dich dem Daſeinskampf zu ſcharen
Wohl mit meinem Rat bedacht,
Wirſt Du dennoch bald gewahren,
Daß Dich ſiegreich in der Schlacht,
Was Du ſelbſt erfahren, macht,
Nicht was ich für Dich erfahren.

Georg Ebers.

Wenn zehnmal die Verſuche mißlingen:
Wir müſſen nur immer weiter ringen!
Wären wir gleich an des Zieles Fernen,
Wie könnten wir marſchieren lernen?

Ernſt Eckſtein.

Unter Korſaren.

Von

H. Worishöffer.

Man ſchrieb das Jahr 1804. Auf einem von hohen alten Giebelhäuſern umgebenen Holzplatz in einer Vorſtadt von Valparaiſo ſpielte eine Anzahl größerer Knaben zwiſchen den Bretterſtapeln umher. Es war Sonntagnachmittag und alle Werkſtätten geſchloſſen, kein Arbeiter befand ſich in der Nähe, kein Auge überwachte das lärmende Treiben der ausgelaſſenen Schar, deren Mitglieder jedes einen langen Stock über dem Kopfe ſchwang, laut ſchrie und auf und neben den Holzſtapeln umherſprang. Es wurde „Räuber" geſpielt, die Gemüter hatten ſich erhitzt, alle Stimmen redeten durcheinander, verſchiedene Fäuſte waren geballt, die Köpfe weit vorgeſtreckt, die Ellenbogen in ſteter Bewegung.

„Matthias ſoll der Poliziſt ſein!" rief einer der Knaben.

„Ich will es ſein!" überſchrie ihn ein anderer.

„Du, Jim Lawrence? Streitmacher, dich wollen wir nicht haben!"

„Er möchte nur Poliziſt werden, um nach Herzensluſt auf uns alle losſchlagen zu dürfen, ſo viel ſteht ganz feſt!"

„Während Matthias keinem ein Leides zufügt!"

Jim ſah grollend umher. „Dann ſage ich meinem Vater, daß ihr aus unſerem Garten Birnen genommen habt, — ſogar der fromme Matthias, der Muſterknabe!"

„Du hatteſt es erlaubt!" ſchrie der ganze Haufen. „Wir gaben dir Stammbuchverſe und buntes Papier in Tauſch."

„Von mir haſt du ſogar ein Taſchenmeſſer erhalten. Das iſt mehr wert, als fünf unreife Birnen."

Jim ſtand auf einem Bretterſtapel und lächelte boshaft. „Ich weiß von nichts," erklärte er. „Ihr habt die Birnen geſtohlen, und wenn ich nicht Poliziſt ſein ſoll, gebe ich euch alle bei meinem Vater an."

„Das ſteht dir frei, Jim; er wird eher uns glauben, als dir. Hoho, zehn Zeugniſſe gegen eines, das ſoll doch wohl genügen!"

„Wißt ihr was? Jim iſt überhaupt ein erbärmlicher Kerl; die aus ſeiner Klaſſe wollen ihn nächſtens tüchtig durchwalken. Matthias, das mußt du doch wiſſen!"

Der größte aus der ganzen lärmenden Schar, ein ſchlanker, hübſcher Knabe von etwa fünfzehn Jahren, nickte jetzt leicht mit dem Kopfe. „Ja," verſetzte er, „ich weiß es. Aber laßt uns doch ſpielen, das iſt beſſer."

„Nein, nein, du mußt erſt erzählen. Was hat Jim gethan?"

„Mir nichts!" ſagte mit großer Entſchiedenheit der Gefragte. „Mich geht die Sache alſo auch nichts an."

Jim lachte ſpöttiſch. „Kannſt gern alles erzählen, tugendhafter Matthias. Du biſt ſo recht einer, wie er im Kinderfreund ſteht! Immer eine Eins für Betragen, ein Extemporale ohne Fehler und ſo weiter bis in die tauſendſte Vortrefflichkeit hinein. In deinen Adern fließt, glaube ich, Waſſer, — anders läßt ſich die Sache nicht er-

Der Drachenſport. Fig. 1. Die Frau Bürgermeiſterin.

klären. Du bist gar zu vorzüglich von Charakter."

Matthias wechselte die Farbe. „Soll ich einmal da hinaufkommen?" rief er in plötzlichem Aerger.

„Erst erzählen! Erst erzählen!"

„Ich weiß auch, was Jim in der Klasse gethan hat!" ließ sich jetzt eine andere Stimme vernehmen. „Es war eine Erbärmlichkeit."

„Was denn? Was denn?"

„Wir hatten Mathematik," fuhr der letzte Sprecher fort, „es war am Sonnabend voriger Woche. Nun kennt ihr ja doch den breitschulterigen Karl Ebeling, nicht wahr? Den mit den gewaltigen Kräften, — er sitzt unmittelbar hinter Jim Lawrence."

Ein lautes Hohngeschrei erfüllte den Kreis. — „Das ist derselbe, dessen Fäuste den armen Jim vor einiger Zeit so gottesjämmerlich durchbläuten."

„Nun, nur weiter, — Jim hat sich wahrscheinlich gerächt?"

„Gewiß. Am Sonnabend hatte Karl Ebeling für die Mathematikstunde nicht präpariert, Jim aber besaß noch außer seinem Heft ein loses Blatt mit der nötigen Reinschrift — man weiß ja, sein Alter läßt ihm das alles von einem Primaner machen! — und dies Stück Papier spielte er in Karls Hände. Stecke es nur unter meinen Rockkragen," flüsterte er ihm zu.

Ebeling war ganz gerührt. „Ich gebe dir auch meine Steinsammlung!" sagte er voll Dankbarkeit.

Unter den Knaben entstand ein Murmeln. „Das wollte er thun? — O du, er hat Steine aus allen Teilen der Welt!"

„Aber Jim verriet ihn natürlich, ehe es so weit kam, an den Lehrer?"

„Sicherlich! Er gab sich den Anschein, als belästige ihn am Rockkragen irgend ein Insekt oder dergleichen, und zog dann plötzlich das Blatt Papier hervor. ‚Meine Kladde!' rief er ganz erstaunt, — ‚Karl Ebeling muß sie mir weggenommen haben.'"

„Das war schändlich!"

„Pfui Teufel, wie elend!"

„Ich hätte ihn gleich auf der Stelle so lange geprügelt, bis die Wahrheit an den Tag gekommen wäre!"

Jim stand während aller dieser Ausrufungen mit den Händen in den Taschen auf seinem Holzstapel und lächelte sehr zufrieden. Es freute ihn offenbar noch jetzt, seine rachsüchtigen Absichten so voll und ganz erreicht zu haben, — für den verhaßten Gegner waren bei der Geschichte zwei Stunden Arrest und eine ellenlange Standpauke herausgekommen, dafür ließen sich die erhaltenen Prügel schon verschmerzen. Jim ließ ohne eine einzige Widerrede die Mißfallensäußerungen seiner Kameraden über sich ergehen; er hatte den Sieg behalten, das war ihm genug.

„Er soll gar nicht mehr mitspielen!" rief jetzt einer der Knaben.

Jim lachte höhnisch. „Ich brauche euch nicht!" antwortete er. „In weniger als acht Tagen geht meines Vaters Schiff, der ‚Sturmvogel' nach dem Stillen Ozean unter Segel, — da mache ich die Reise als Kajütsjunge mit, vorher aber zeige ich dem Alten die Stelle, wo ihr immer durch das Lattenwerk kriecht. Dann kommt keiner von euch mehr auf den Holzplatz, — ihr könnt lange suchen, bis ihr einen Ort wie diesen zum Räuber- oder Jägerspiel wiederfindet."

Es entstand ein Gelächter, dem nicht wenig Schadenfreude beigemischt war. „Wir haben gerade heute einen neuen Zugang entdeckt," rief einer. „Den weißt du selbst nicht, Jim!"

„Er soll ihn auch nicht sehen!"

„Nein! Nein!"

Der Bursche sprang vom Holzstapel herab. „Ich will doch gleich suchen!" rief er.

„Rechts herum, du! An der Kirchhofsmauer!"

„Laß dich nicht foppen, Jim, — bei der langen Planke ist die Stelle!"

„Hoho! Hoho! Wie er sich ärgert, wie rot er geworden ist!"

Jim schlug um sich. Seine Begleiter folgten ihm auf jeden Schritt, sie verhöhnten ihn ohne Schonung und schrien bei dieser Gelegenheit sämtlich um die Wette, so daß kein einziger mehr verstand, was er selbst sagte. Als der Tumult auf das höchste gestiegen war, öffnete sich plötzlich in der Nähe eine Mauerpforte, und ein Mann in der Kleidung eines Aufsehers erschien dicht vor der versammelten Schar der Knaben. Eine große Peitsche wirbelte durch die Luft, der Alte schien sehr erbost zu sein. „Hab' ich euch, ihr Schlingel!" rief er. „Ihr seid es, die den Kettenhund ärgern, die meine besten Bretterstapel umreißen und alle Rotstiftzeichen an den Balken verwischen! Soll euch das Donnerwetter regieren! Gestern habt ihr von zwei Lastwagen die Räder abgeschoben und sie in den Fluß gerollt. Warte nur, Jim Lawrence, du kommst am schlechtesten fort, — dein Vater gerbt dich windelweich, wenn ich ihm alles erzähle!"

Der letzte Teil dieser Rede ging völlig verloren. Die jungen Sünder hatten es vorgezogen, schleunigst das Weite zu suchen, ehe vielleicht der erbitterte Mann den ersten besten am Kragen ergriff und ihn arretierte. Einige langgezogene Freudenklänge schallten noch zwischen den Holzstößen hervor, dann stand der Aufseher allein und sah mit grimmigen Blicken rings umher. Hier lagen verstreute Bretter, dort war eine Schaukel hergestellt und dann wieder alle vorhandenen Sägeböcke und Schubkarren in eine hohe Barrikade verwandelt. Mister Mascham, der Aufseher, schimpfte und wetterte in sich hinein, während die Knaben, flink wie Hasen, den Ausgang gefunden hatten und kichernd zusammenstanden, um aus der Entfernung zu beobachten, wie ihr Feind mit wütenden Stößen die Barrikaden auseinanderriß. Jim war jetzt nicht mehr bei ihnen, er hatte sich in entgegengesetzter Richtung davongemacht; auf den Holzplatz zurückzukehren, wagten die übermütigen Burschen auch nach der Entfernung des ergrimmten Wächters nicht und so entstand bald die Frage: Was spielen wir jetzt?

„Hier ist gar nichts zu machen," sagte einer.

Die Umgebung erschien in der That wenig verlockend. Halbverfallene Bretterschuppen lehnten sich an die Rückwände ebenso elend aussehender Häuser, hie und da schlich eine magere Katze durch die Gänge, oder dreiste Ratten huschten an den Rinnsteinen umher, sonst war an diesem heißen Sonntagnachmittag auf den Höfen kein lebendes Wesen zu entdecken.

„Laßt uns an den Strand gehen," schlug Matthias vor. „Vielleicht findet sich jemand, der uns ein Boot leiht."

„O ja, ja, das wollen wir!"

„Ich muß aber erst meinen Onkel um Erlaubnis fragen. In fünf Minuten bin ich zurück."

Der schlanke Knabe schlüpfte behende durch die engen Gassen zwischen den Werkstätten und Schuppen; er hatte offenbar die Absicht, von der Straße her das Haus seines Verwandten zu betreten, vielleicht aus triftigen Gründen, die wir später kennen lernen werden, wenigstens vermied er die Hofthür, welche ihm viel näher gelegen hätte und machte, während die übrigen ihn erwarteten, den Umweg durch ein Nebengäßchen, welches auf die Hauptstraße hinausging.

Ihm nach erscholl aus einem niederen Brettergebäude das Winseln eines Hundes, der mit den Pfoten an die Thür kratzte

und fortdauernd leise, sehnsuchtsvolle Töne hervorstieß. Das Tier mochte die Stimme seines Herrn erkannt haben und bot nun alles auf, um zu ihm ins Freie zu gelangen.

„Das ist der verdrießliche Ami," sagte einer der Knaben. „Er seufzt und knurrt wieder wie gewöhnlich vor sich hin."

„Ami! Ami!" lockte ein anderer Junge, während mehrere in die Fenster des Schuppens hineinsahen. „Richtig, da ist das kleine gelbe Ungetüm, — ebenso dick als lang."

„Wir wollen ihn einmal ärgern, du! Ist die Thür offen?"

„Nein, fest verschlossen."

„Aber ich kann mit dem Messer ein Fenster öffnen."

Diese Arbeit wurde schleunigst ins Werk gesetzt. Nach einer Minute sprang der Fensterflügel auf und nun ließ sich das Innere des Raumes durch einen Sprung sehr leicht erreichen.

„Eine große Tonne voll Bettfedern steht hier!" rief der Eingedrungene seinen Kameraden zu. „Hei, wie der Wind die Dinger aufwirbelt."

„Gib mir den Hund heraus!"

„Ami duckt sich in die Ecke, er will nicht mit, er zeigt mir die Zähne."

„Wirf ihn einmal zur Strafe in die Federn!"

„O ja, ja!"

Der Plan war kaum erdacht, als ihn flinke Hände auch schon ausführten. Eine Wolke von Daunen flog empor, immer höher und gewaltiger, je mehr das erschreckte Tier, durch die Todesangst gespornt, in der weichen Masse gegen das schnelle Versinken kämpfte. Nur noch ganz matt klang seine Stimme aus den Federn hervor.

„Ami erstickt!" rief einer der Knaben. „Du, du, reiße ihn heraus!"

Der drinnen Stehende beugte sich über den Rand des Holzgefäßes und suchte, unfähig zu sehen, das heftig um sich schlagende Tier, dessen Angst durch die Berührung der tastenden Hand noch erhöht wurde. Es entstand ein augenblicklicher Kampf, bei dem die große Tonne zuerst schwankte und dann umstürzte, ihren leichtbeweglichen Inhalt über den Fußboden und zum Fenster hinaus in alle vier Winde ergießend. Ami lief heulend in eine Ecke, es wirbelte Daunen wie Schneeflocken im Winter, die ganze Umgebung lag unter weißen Schleiern.

Die übermütigen Knaben schienen doch etwas erschreckt. „Wenn nur Matthias zurückkäme," sagte einer. „Ich gehe lieber voraus."

„O, die alte Frau Berghoff mit den Eulenaugen kann glauben, daß Ami die Tonne umgerissen hat. Auf uns fällt kein Verdacht."

„Aber gewiß war doch der Hund außer stande, das Fenster zu öffnen."

Hinter den jungen Leuten knarrte eine Thür, das magere Gesicht einer alten Frau sah aus dem Spalt hervor und ein Schreckensschrei gellte über den Hof. „Ach du gekreuzigter Heiland, — die Federn! die Federn!"

Zugleich stürzte Frau Berghoff zur Thür des Schuppens, wahrscheinlich in der Hoffnung, den Uebelthäter auf frischer That zu ertappen, aber der Eingang war ja verschlossen, die erbitterte Dame sah, als sie herzukam, natürlich keinen der Knaben mehr an seinem früheren Platze, sie hatten sich schleunigst davongemacht und nur Matthias erschien soeben an der Unglücksstätte, blieb aber, als er seine Tante bemerkte, sogleich stehen und versteckte sich hinter einem vorspringenden Gebäude. „Was mag sie nur vorhaben?" dachte er voll geheimer Unruhe.

Schon die nächsten Augenblicke sollten ihm eine Aufklärung bringen. „O ich Unglückliche," jammerte Frau Berghoff, „ich Unglückliche, womit werde ich diesen Schaden ersetzen? — Adam, Adam, so komm doch hierher und sieh, was dein sauberer Neffe angerichtet hat! Adam! Adam!"

Wieder öffnete sich die Thür und das verstörte Gesicht eines kleinen alten Mannes sah heraus. Eine Brille wurde bis zu den spärlichen grauen Haaren hinaufgeschoben und eine erschrocken klingende Stimme rief voll Unruhe: „Was gibt es denn, liebste Regina? Mein Gott, was gibt es?"

Die Dame hatte mittlerweile den Schuppen geöffnet und deutete nun auf die Verwüstung im inneren Raume desselben. „Sieh doch her, das hat Matthias gethan! — Alle Federn der Frau Scott sind vernichtet, die mühsam gereinigten Federn, durch die ich armes Weib einige Schillinge zu verdienen hoffte! O Himmel, Himmel, und nun muß ich den Schaden ersetzen! Womit, Adam? Ich frage dich, womit? — Dein Neffe bringt mich Unglückliche in das Gefängnis, das ist der Lohn für alle meine Wohlthaten."

Der kleine Mann war näher getreten, eine verkümmerte, sorgenvolle Erscheinung, ein Mensch, den die Natur stiefmütterlich bedacht hatte. Er trug auf dem Rücken einen Höcker und hielt die linke Hand, als sei der Arm etwas steif oder gelähmt. „Die Federn?" fragte er ganz bestürzt. „Und das sollte Matthias gethan haben? Ich glaube es nimmermehr! Er war ja noch vor einer Minute bei mir im Laden."

„Ach so, du willst ihn noch in Schutz nehmen, du verteidigst ihn gegen deine eigene Frau! Das ist wahrhaftig hübsch von dir!"

„Aber liebe Regina —"

„Wer schafft mir die Federn wieder zur Stelle? Wer hilft in diesem neuen Unglück? — Ach, mein Gott, alles Elend, das mich jemals traf, kommt aus deiner Familie. Erst lockte uns dein Bruder unter falschen Vorspiegelungen aus Europa hierher, er —"

„Regina", unterbrach mit ernstem Tone der Mann, „Regina, so laß doch wenigstens die Toten ruhen. Der arme Martin hat mir keine falschen Vorspiegelungen gemacht, er —"

Die Haubenbänder der erzürnten Dame flatterten wie Segel im Wind. Hier hob Frau Berghoff ein Federchen vom Boden und dort eines, als könne sie mit dieser vergeblichen Mühe den zerstreuten Schatz wieder zusammenbringen. „Doch, Adam!" rief sie voll Grimm, „doch, dein Bruder hat uns betrogen, er mußte wissen, daß es mit seinem Geschäft und seiner Gesundheit gleich schlecht stand, daß unser bißchen Erspartes hier wie Schnee im Sonnenschein zerschmelzen würde. Aber das galt ihm nichts, wenn er nur erst den Vorteil davon zog, und auf diese Weise —"

„Regina! Regina!"

Der versteckte Knabe atmete bei diesem Ausruf seines alten Onkels plötzlich auf. Welche furchtbare Beschuldigung wurde da gegen den toten Vater erhoben, welch eine entehrende Anklage! Matthias zitterte am ganzen Körper. Sollte sich das wirklich so verhalten? Er konnte es nicht glauben.

Frau Regina schluchzte jetzt laut. „Alles ist mir geraubt worden," jammerte sie, „alles mußte ich durch dies verhaßte Amerika einbüßen. Mein einziges Kind, mein armer Johannes, ist er nicht zu Grunde gegangen, tot, verschollen, den Fischen des Meeres zur Beute geworden? Hätten wir ihn wohl in Europa jemals zur See gehen lassen? Wäre er überhaupt auf derartige Gedanken gekommen? Nie! Nie!

„Hurra! Gleich soll's losgehn!"

Aber die Not trieb den armen Knaben hinaus, er ging fort und ist nicht mehr zurückgekehrt — ich habe mein einziges Kind verloren."

Ihr Mann schüttelte leicht den Kopf. „Als ob ich unser hartes Geschick nicht ebenso lebhaft beklagen sollte, meine gute Regina, als ob ich —"

Aber sie unterbrach ihn schon wieder. „Nein, nein, du fühlst nicht wie ich, sonst könntest du nimmermehr den Jungen, den Matthias im Hause dulden. Unser Sohn war im gleichen Alter, er sah auch deinem Neffen sprechend ähnlich, aber er liegt tot auf dem Grunde des Meeres und jener andere lebt, sitzt bei Tisch an der Stelle, die meinem Kinde gehörte, schläft in seinem Bette. — O! o! wie kannst du eine beraubte Mutter so kränken!"

Matthias wechselte in seinem Versteck die Farbe. „Das soll ein Ende nehmen," schwor er sich, „und müßte ich Steine klopfen, — das darf nicht fortdauern."

Der kleine alte Mann mit dem Höcker und den weißen schwächlichen Händen wandte sich jetzt wieder zur Thür zurück. „Du wirfst da wie gewöhnlich alles durcheinander, liebe Regina," sagte er im nachgiebigen Tone. „Sollte ich denn, nur weil uns Gott unseren einzigen Knaben genommen hat, nun den Sohn meines Bruders getrost verstoßen und verhungern lassen? Wäre das menschlich, christlich gehandelt? Und überdies, was hat es mit den verstreuten Daunen zu schaffen?"

Das war ein geschickter Schachzug; Frau Regina schrak zusammen. „Die Daunen!" ächzte sie. „Die Daunen! Ach großer Gott, das neue Unglück!"

Ihr Mann zog sie an der Hand in das Haus. „Ich habe meine Uhrkette," sagte er tröstenden Tones, „die will ich verkaufen und der geizigen Frau Scott die verlorenen Daunen ersetzen. Sei ganz sicher, Matthias hat den Unfug nicht vollführt."

Frau Regina weinte noch immer. „Er hat es doch gethan," schluchzte sie, „er und kein anderer!"

Dann schloß sich die Thür und Matthias war allein. Winselnd, in seiner verdrossenen Weise knurrend, kroch ihm Ami, der kleine gelbe Hund entgegen und schmiegte sich an die Füße des geliebten Herrn. Ueberall von den weißen, flockigen Daunen bedeckt, saß er trübselig da und sah empor in das Antlitz des Knaben, als wolle er fragen: „Was ist denn nur so plötzlich über uns beide hereingebrochen?" (Forts. folgt.)

Der Drachensport.

Wenn der Sommer und mit ihm die herrliche, lustige Badezeit vergangen und das Spätjahr mit seinen fortwährend wehenden kühlen Winden und — den Herbstferien gekommen ist, dann beginnt für die vielen guten Kameraden unseres „Guten Kameraden" und — sagen wir es nur gleich — auch für viele der Herren Väter derselben, die Zeit eines neuen lustigen Vergnügens, eines „luftigen" Sports: die Zeit, Drachen steigen und fliegen zu lassen.

Was ein Drachen ist, weiß wohl jeder

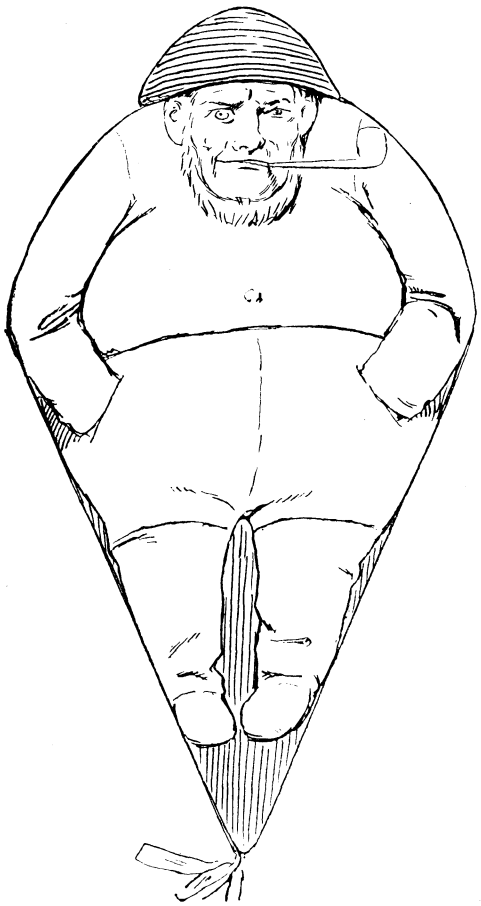


Fig. 2. Der fliegende Holländer.

richtige Junge. Alle kennen diese „Segler der Lüfte“ und sahen sie schon hoch oben, in der Nähe der Wolken schweben und fliegen. Viele haben wohl auch selbst schon einen solchen seltsamen langgeschwänzten Flieger in irgend einer Spielwarenhandlung mittels eines tüchtigen Griffs in ihre Sparkasse erstanden; nur wenige aber vermutlich haben sich ihren Drachen selbst gefertigt und das Werk ihrer Hände an langer Schnur tapfer um die Wette fliegen lassen mit den um teures Geld erworbenen Papiervögeln anderer Knaben. Diese letzteren aber, die sich hierauf verstehen, sind die allein richtigen Drachensportleute.

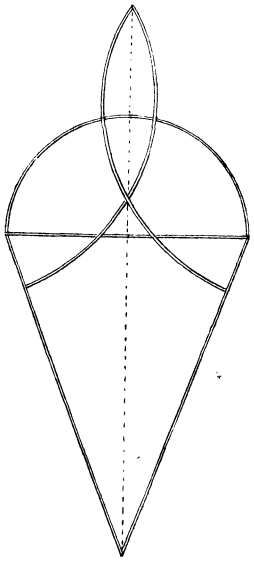


Fig. 3. Das Gerüst für die Frau Bürgermeisterin.

Einen Papierdrachen steigen zu lassen, ist schon ein großes Vergnügen; es wird aber noch wesentlich erhöht durch das Bewußtsein, daß man das Spielzeug, das so schön und vogelähnlich durch die Lüfte zieht, seinen eigenen Händen verdankt. Kein Junge, der dem Drachensport huldigt, sollte sich deshalb das Vergnügen der Anfertigung seines Papiervogels versagen. Zudem ist es gar nicht so leicht, sich einen gut steigenden und balancierenden Drachen zu verfertigen und wer sich recht gut auf dies Geschäft versteht, darf sich schon etwas darauf einbilden. Es kommen nämlich dabei mancherlei physikalische und mechanische Grundsätze und Erfahrungen in Betracht, welche rühmliches Zeugnis von der Beobachtungsgabe, der Findigkeit und Handgeschicklichkeit des Verfertigers geben. Verhältnismäßig leicht anzufertigen freilich sind die Drachen der gewöhnlichen herzförmigen Form. Man braucht hierzu nur einen möglichst leichten Stab von hinreichender Festigkeit über einen halben Faßreif zu spannen, die Enden des Stabes und des Reifs mit starker Schnur zu verbinden, dieses so hergestellte „Drachengerüste“, von welchem der Stab die Mittellinie bildet, genau auf das Gleichgewicht der beiden Hälften zu prüfen, mit Papier zu überkleben, einen hinreichend schweren Schweif an das spitze Ende zu befestigen und der Drachen ist fertig. Zur Verzierung kann man an die beiden Reifenden noch leichte Papierquasten anbringen; nötig sind sie jedoch nicht, eher schädlich, da sie das Gewicht des Drachen vermehren und so dessen Steigfähigkeit vermindern.

Das ist die gewöhnlichste Form eines Drachen, den jeder „Pfuscher“ mit Leichtigkeit herstellen kann. Wer aber ein „Künstler“ im Bauen von Drachen sein will, wird sich mit der Herstellung des „Alltäglichen“ nicht begnügen, sondern wenigstens die Außenseite seines Werkes in humoristischer Weise zur Darstellung von mehr oder weniger schönen und ästhetischen Bildwerken verwenden. Der „Gute Kamerad“ will seinen jungen Freunden, die Drachenkünstler werden wollen, hierbei hilfreich an die Hand gehen und ihnen mit Zeichnung und Beschreibung einige anleitende Winke geben, welche Gestalten sich — ohne ihre eigene Erfindungsgabe beeinträchtigen zu wollen — am besten beim herzförmigen Drachen verwenden lassen.

Das schöne Geschlecht — der „Gute Kamerad“ ist galant — möge den Reigen eröffnen und zwar mit Darstellung der „Frau Bürgermeisterin,“ deren sprechend ähnliches Konterfei auf der unteren Seite des Drachen gemalt wird, wie dies unsere Figur 1 darstellt. Die rundliche Dame ist im Ausgehanzug, wie es sich gebührt, wenn man eine Reise antreten will. Sie trägt den ihr so trefflich stehenden spitzen Hut mit flatternden Maschen, ein pelzverbrämtes Wintermäntelchen — denn da oben, wo ihre Reise hingeht, ist es kalt. Das Röcklein ist wohl etwas dünn und schlottert ihr wohl auch im Winde um die Beine, aber das thut nichts — sie erkältet sich nicht so leicht, denn sie ist von guter Konstitution. Ihre Hände sind natürlich behandschuht, denn sie ist von guter Familie und hält auf Anstand. In der Rechten hält sie ihren schönen neuen Sonnenschirm; die Strahlen der Sonne, der man da oben — ihrer Meinung nach — um so vieles näher ist, könnten ja die Schönheit ihres Teints gefährden und sie hält etwas auf ihren wunderbaren Teint. Auf der Nase hat sie endlich noch ihren Zwicker sitzen; er steht ja ihrem runden Angesicht so gut

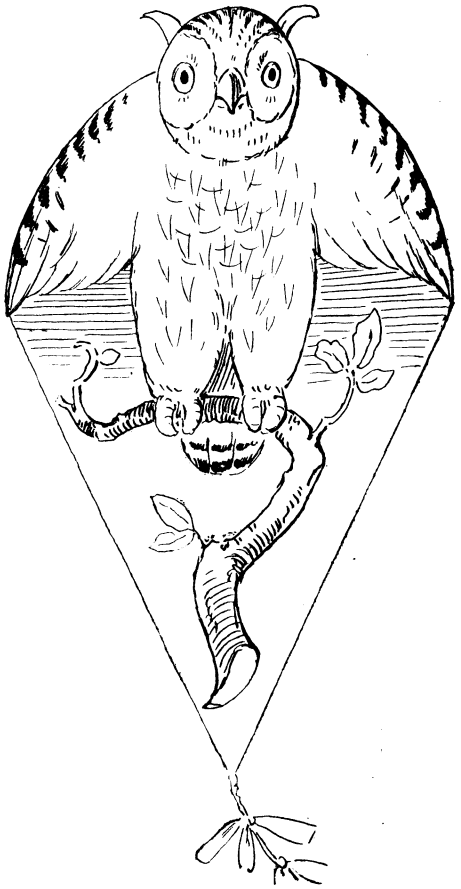


Fig. 4. Ein sonderbarer Kauz.

und — dann ist sie wirklich etwas kurzsichtig. In der klaren Luft da oben hat man aber gewiß eine schöne Rundsicht, die will man doch genießen und — außerdem läßt sich hinter den Augengläsern so trefflich unbemerkt nach etwaigen Nebendrachen schielen, denn kokett ist sie auch ein bißchen, die Frau Bürgermeisterin!

Als eine weitere empfehlenswerte Drachenfigur führt der „Gute Kamerad" seinen jungen Freunden den „Fliegenden Holländer" vor, einen Seitenverwandten des Richard Wagnerschen. Gleich diesem ist er Seemann, das sieht man ihm an der Teerkappe, den krummen Seemannsbeinen und seinem ganzen äußeren Habitus an: er hat so etwas „Thraniges" in seinem Aussehen. Wie die meisten alten Seeleute ist er ein Phlegmatikus; dies verrät der ganze Ausdruck seiner Mienen und seiner Haltung. „Goddam" denkt er — denn er war in seiner Jugend einmal englischer Matrose und seither flucht er immer auf englisch — „wenn ich nur zum Anzünden meiner ausgegangenen Pfeife nicht die Hände aus den Taschen nehmen müßte!"

Eine dritte hübsche Figur ist „ein sonderbarer Kauz," welchen Figur 4 darstellt, eine tag- und lichtscheue Ohreule nämlich. Im Gegensatz zu unserem phlegmatischen Holländer ist dieser Kauz offenbar Choleriker. Allem Anschein nach ärgert er sich über die unnötig hellen Sonnenstrahlen, die seine großen rollenden Augen blenden. „Wozu gibt es überhaupt eine Sonne?" denkt der sonderbare Kauz; „wie schön wäre es auf der Welt, wenn es immer Nacht und dunkel wäre!" So innerlich grollend scheint er sich nur mit Widerstreben zum Flug aufzuschwingen, denn wer weiß: da oben treiben am Ende gar die Krähen und anderes loses Vogelvolk Schabernack mit ihm, stoßen ihn aufs Gefieder und zausen ihn an den Ohren. „Und so etwas muß man sich gefallen lassen, obwohl man Lieblingsvogel der Minerva, der Göttin der Weisheit, und selbst ein Weiser ist!" spricht er für sich. „O es ist weit gekommen in der Welt und täglich mehr erkenne ich die Weisheit des unsterblichen Dichters und Freundes meiner Göttin, der da sang: „Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen!" Aber wie sehr er auch grollt und das Gefieder sträubt, es nutzt ihn nichts, er muß doch hinauf ins Licht der Sonne und des Tages, denn der Wille des Knaben, der ihn am Schnürchen hält, ist stärker als der seine.

Fig. 6. Der Mond.

Als viertes Bildwerk für einen Drachen läßt sich der „Komet" empfehlen, wie ihn Figur 5 darstellt als treue Wiedergabe der neuesten Photographie des unglücklichen Nachtwandlers, der durch den Mund Joseph Viktor von Scheffels in die Welt hinaus sein Klagelied erhob:

Ich armer Komet in dem himmlischen Feld,
Wie ist's doch so windig mit mir bestellt:
Ich leb' in steten Sorgen,
Mein Licht selbst muß ich borgen,
Ich erscheine nur von Zeit zu Zeit,
Dann muß ich wieder fort in die Dunkelheit!

Daß dies Wort für Wort wahr ist, sieht man deutlich an unserem Konterfei; „windig," ja „sehr windig" ist's um ihn bestellt und „nur von Zeit zu Zeit erscheint er am Firmament, wenn er von kundiger Knabenhand gezügelt mit Windesmacht emporgetrieben wird. Auch die Wahrheit dessen muß der „Gute Kamerad" zugestehen, was

Fig. 5. Der Komet.

. . . drunten auf der Erden
Verkünden die Gelehrten:
„Es ist an ihm nichts fest, nichts dicht.
Und kreist er bis in Ewigkeit, solid wird er nicht."

Solidität wird eben von einem „Nachtwandler" kaum zu erwarten und zu verlangen sein.

Als Pendant zum Kometen läßt sich noch ein anderer nächtlicher Wanderer, der „Mond," verwenden, wie er in Figur 6 auf einem viereckigen Drachen erscheint. „Das Gerüste" läßt sich nämlich in Ermangelung eines Reifes auch mittels vier, durch Drahtstifte verbundenen dünnen Latten herstellen, nur sind die so hergestellten Drachen etwas schwer, weshalb sie nur bei stärkerem Winde aufsteigen werden. Was das Bildwerk betrifft, so ist der Mond im Stadium des „ersten Viertels" dargestellt und zwar als Illustration zu dem allbekannten Volkslied:

„Guter Mond, du gehst so stille
In den Abendwolken hin."

Langsam und bedächtig marschiert er dahin und da seine einsame Wanderung etwas langweilig ist — wie das eben citierte Lied — so hat er sich seine Pfeife angebrannt, um sich „die Abendwolken"

zum Durchwandeln selbst zu machen. Vergnügt lächelt er vor sich hin, das Pfeifchen scheint ihm zu schmecken; vielleicht — wer weiß? — denkt er auch dabei der nicht mehr fernen Zeit, wo er wieder „voll" sein darf. Auch der Mond ist ja nicht solid! (Fortsetzung folgt.)

Seehund und Junges.

Der Robbenschlag.

Einen sehr beträchtlichen Teil der sogenannten „Ernte des Meeres" liefert in den nördlichen Teilen des Ozeans der Robbenschlag, d. h. die Jagd auf die verschiedenen Robbenarten der nördlichen gemäßigten und der arktischen Zone. Diese sind in den nördlichen Meeren die Klappmütze oder Blasenrobbe, Cystophora cristata; der graue Seehund, Halichoerus gryphus; der gemeine Seehund, Phoca vitullina; der geringelte Seehund, Phoca annellata; besonders aber der grönländische Seehund, Phoca groenlandica, von welchem in Grönland allein jährlich gegen 36 000 Stück erlegt werden; der bärtige Seehund, Phoca barbata, der in den Polarmeeren, besonders an den Küsten von Kamtschatka häufig vorkommt, und einige andere mehr. Von den Robben leben viele Völkerschaften des hohen Nordens ausschließlich; aber auch im Haushalt des zivilisierten Menschen sind alle Teile der Robbe verwendbar und verwertet. Die Haut gibt gutes wasserdichtes Leder zu Schuhwerk und Kleidern, das Fleisch ist eßbar, und namentlich Leber und Zunge sind Leckerbissen, aber der wertvollste Teil ist das Fett und der daraus gewonnene Thran, der im gewerblichen Leben dem Walfischthran als beinahe gleichwertig zur Seite gestellt wird und dem wilden und halbwilden Bewohner der Polarländer das Oel für seine Lampen, die Nahrung für sein Kochfeuer und die Heizung seiner Behausung liefert und zur Bereitung und Würze seiner Speisen dient.

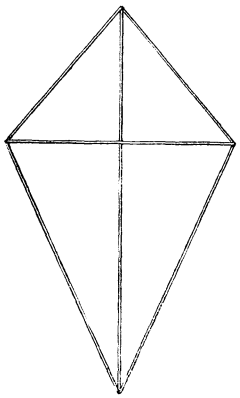
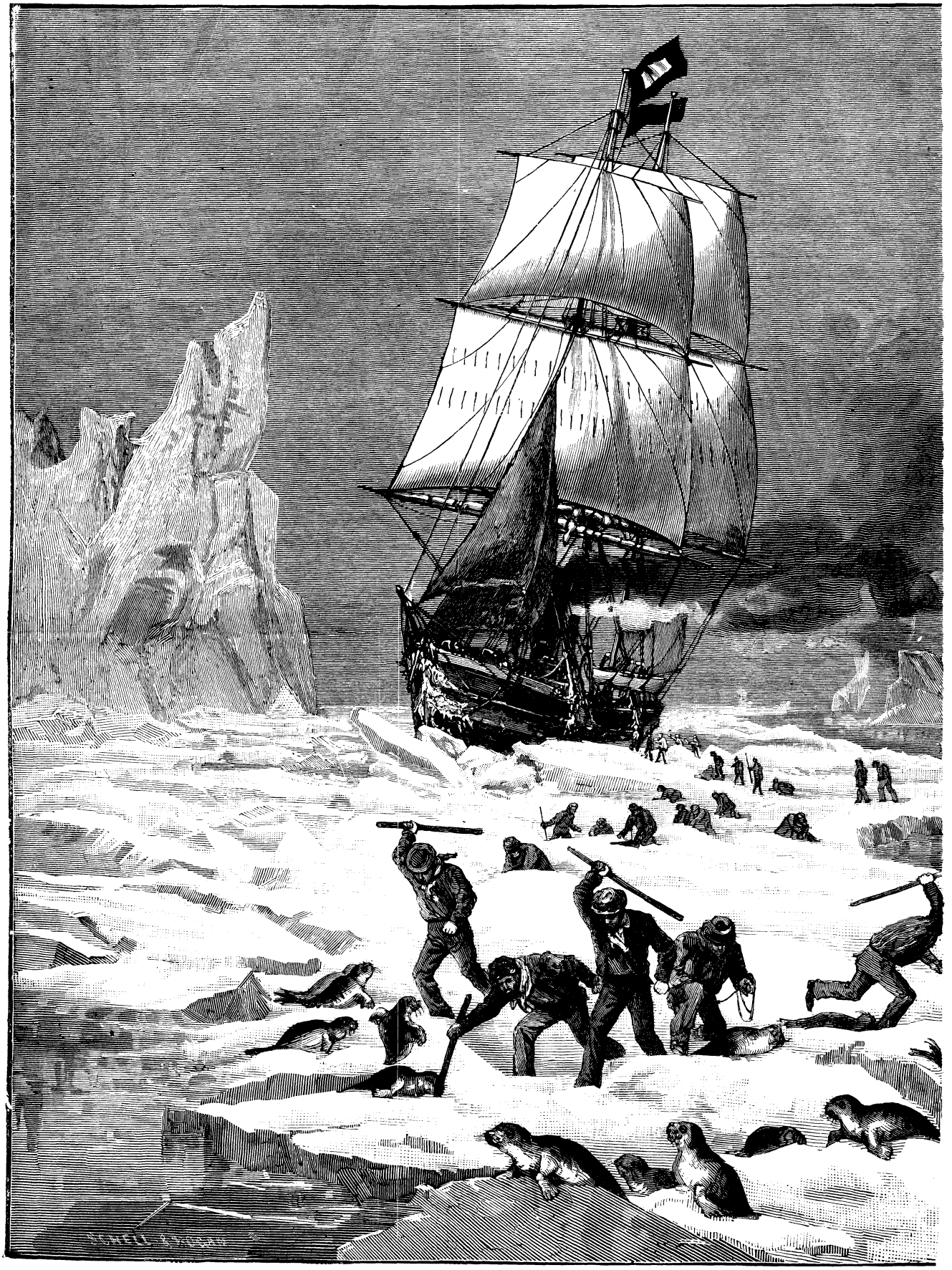


Fig. 7. Drachengerüst für Fig. 2 u. 4 bis 6.

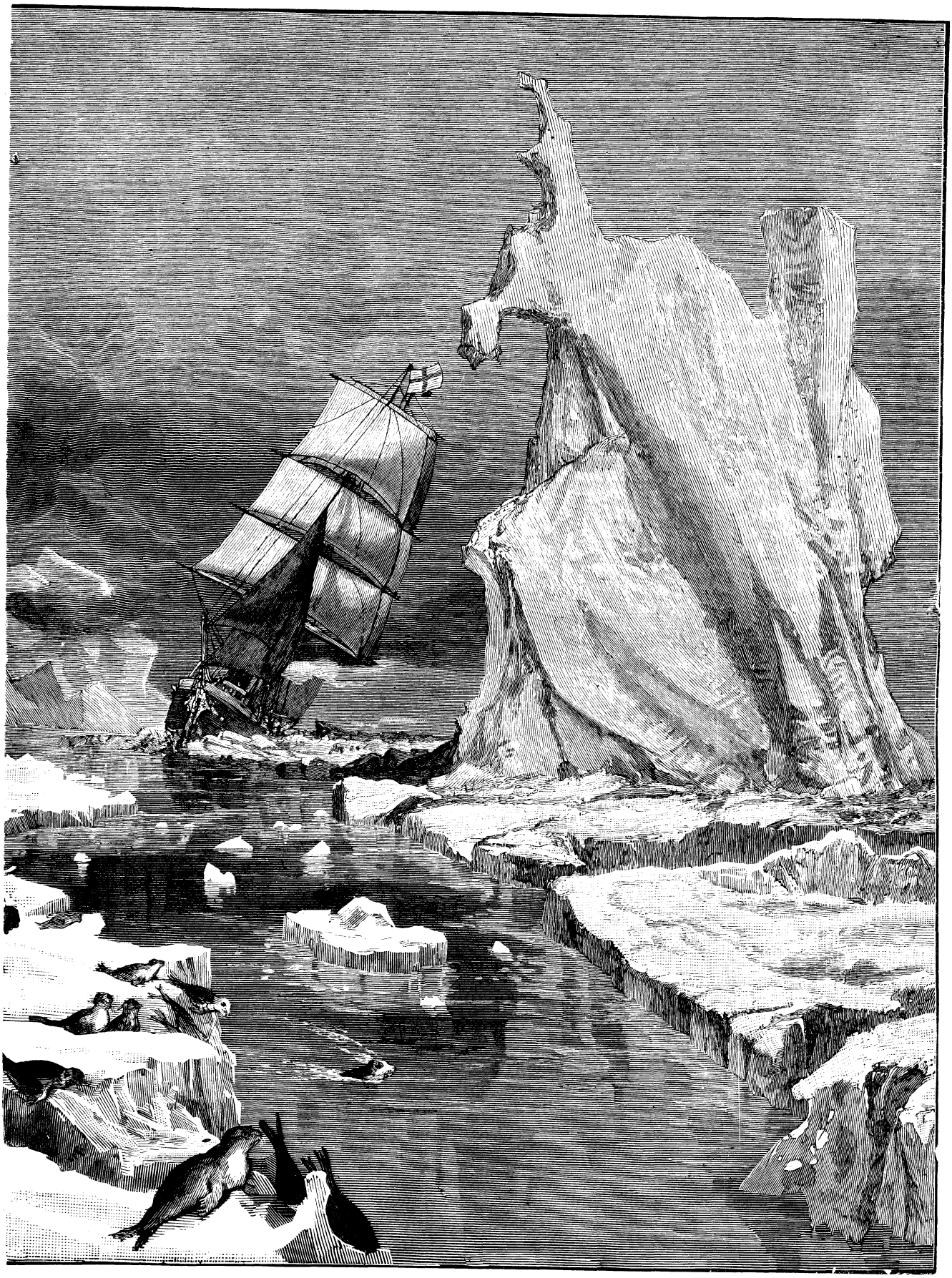
Hieraus geht hervor, daß der Seehund oder die Robbe ein für den menschlichen Haushalt nützliches Tier ist, dem man daher auch trotz seiner Harmlosigkeit mit um so größerem Eifer und Erfolg nachstellt, als dieses Tier gesellig und in großen Herden lebt und gelegentlich aus dem Wasser auf das Eis steigt, um einer behaglichen Ruhe zu pflegen. Beinahe alle Eisfelder, -berge und -fluren, welche die Meeresströmungen aus den hohen Breiten herabtragen, sind von Robben belebt, und alle Felseninseln und beeisten Strandflächen der nördlichen Länder werden von ganzen Herden von Robben besucht, denen der Robbenschläger dann den Rückweg der See abschneidet, um sie zu Hunderten mit Keulen und Knütteln zu erschlagen. Auf diesen Robbenschlag, welcher eine der stehenden Industrien an den Küsten des westlichen und östlichen Nordamerika ist, werden in den europäischen und amerikanischen Seehäfen eigene Schiffe ausgerüstet. Diese Tiere werden zu Tausenden erschlagen und ihnen nur Haut und Speck abgezogen und als Beute mit nach Hause genommen, das übrige aber ins Meer geworfen. Besonders ergiebig war früher der Robbenschlag an den Küsten von Neufundland, hat aber infolge des alljährlichen schonungslosen Gemetzels, das unter den Robben angerichtet wird, neuerdings bedeutend abgenommen. Etwa um die Mitte Februar pflegte man auf Neufundland alle nur irgend seetüchtigen Fahrzeuge für den Robbenschlag auszurüsten, der im Frühjahr in den nördlichen Regionen auf den Eisfeldern des Ozeans stattfand. Diese Robbenflotte war gewöhnlich drei bis vier Wochen abwesend, und während dieser ganzen Zeit pochte allen auf der Insel Zurückgebliebenen das Herz zwischen Furcht und Hoffnung. Beinahe jedermann hatte einen Anteil an dieser wichtigen Unternehmung: der Kaufmann in der Veranstaltung, der Gewerbtreibende in den Schiffsvorräten, dem Proviant und dem baren Geld, welches er den Winter über den Fischern auf Kredit geliehen hatte, und die Fischer selbst, um ihre Schulden zu bezahlen und neuen Kredit für den Stockfischfang im Sommer zu bekommen.

Sobald das Eis im Hafen von St. John auf Neufundland aufgeht, so laufen alle die ausgerüsteten Schiffe aus und segeln nach Norden, bis sie die noch feststehenden Eisfelder oder auch die schon treibenden Eisfluren und Eisberge erreichen. Der Mann auf dem Auslug im Mastkorb sucht mit dem Fernrohr den ganzen Horizont ab, bis er eine Herde Seehunde auf einem Eisfeld entdeckt; dann wird sogleich beigedreht, das Schiff an dem Eisfeld verankert und beinahe die ganze Bemannung eilt auf das Eis, um die armen Tiere, alt und jung, erbarmungslos niederzuschlagen, ehe sie nach dem offenen Wasser flüchten können, um die Beute dann an Bord zu schleppen, wie unsere jungen Leser es auf unserem umstehenden Holzschnitte sehen. Sind die vorhandenen Seehunde erlegt oder verjagt, so sticht man wieder in See und sucht ein neues mit Robben bevölkertes Eisfeld, und so geht dies fort, bis der Nordwind, welcher die Eisfelder zusammenhält, umschlägt, die Eismassen sich in Bewegung setzen und südwärts ziehen, wo die Robben, denen die südlichen Breiten nicht behagen, von selbst das Eis verlassen und die kälteren Gegenden aufsuchen.

Eine der kostbarsten und gesuchtesten Seehundsarten ist die im nördlichen Stillen Ozean vorkommende Pelzrobbe, welche das zu Frauenputz gesuchte Sealskin liefert. Diese erscheint alljährlich mit Sommersanfang auf den beiden Pribyloffinseln St. Paul



„— Beinahe die ganze Bemannung eilt auf des Eis, um die armen



Tiere, alt und jung, erbarmungslos niederzuschlagen. —“ (S. 7.)

und St. George, welche der Küste von Alaska vorliegen, und wird hier zu vielen Tausenden erschlagen. Diese Inseln sind an Alaskakompanien verpachtet und der Robbenschlag wird durch Kommissäre der Regierung der Vereinigten Staaten überwacht, welche der übermäßigen Vernichtung dieser Tiere zu steuern haben.

Der Seehund ist aber im ganzen nördlichen Europa von den friesischen Inseln an ein Gegenstand eifriger Jagd von seiten einzelner Jagdliebhaber, und über diese Jagd in der Ostsee und an den skandinavischen Küsten belehrt unsere jungen Freunde die vorstehende Skizze.

Die ganze Küste von Schweden, sowohl an der Nordsee als am Bottnischen Meerbusen, weist eine Menge größerer und kleinerer Inseln auf, welche von Tornea bis nach Calmar und von Halmstadt bis nach Swinesund einen Wall bilden, der die skandinavische Halbinsel umgibt. Die meisten dieser Inseln, denen man den Gesamtnamen Schären gegeben hat, sind nackte Felsen ohne jeglichen Pflanzenwuchs; sie sind ausschließlich von Fischern bewohnt, die hier ein kümmerliches Dasein fristen.

Einige dieser Schären gestatten den Anbau von Kartoffeln und etwas Getreide, so daß die Bewohner derselben sich für den Winter, in dem der Fischfang eine gefährliche und selten lohnende Beschäftigung ist, bescheidene Vorräte an Lebensmitteln anlegen können. Einige der bemittelteren Schärenbewohner endlich, welche im stande sind, sich ein Feuergewehr, Pulver und Blei anzuschaffen, betreiben im Winter die Seehundsjagd, welche zwar keineswegs gefahrlos ist, aber doch verhältnismäßig bedeutenden Gewinn bringt.

Aber nicht bloß die Fischer machen Jagd auf den Seehund, sondern in den höheren Ständen gibt es auch nicht wenige, welche lediglich zu ihrem Vergnügen, ja mit Leidenschaft dieser Jagd obliegen. Ganze Tage und Nächte nacheinander können diese Jäger bei grimmigster Kälte in einem Hinterhalt verborgen auf den Seehund lauern, und für all die überstandenen Mühseligkeiten finden sie sich reich belohnt, wenn es ihnen gelungen ist, eines dieser Tiere zu erlegen.

Gelegentlich einer Reise im nördlichen Schweden hielt ich mich einige Tage in dem Städchen Umea — am Bottnischen Meerbusen gelegen — auf. Ich traf daselbst mit mehreren Bekannten zusammen, unter denen sich auch ein schwedischer Offizier befand, der einer der leidenschaftlichsten Seehundsjäger war. Auf meine Bitte, mich ihm bei einer solchen Jagd anschließen zu dürfen, ging er mit Vergnügen ein, und so wurde denn festgesetzt, daß eine solche Jagdpartie gleich am folgenden Tage unternommen werden sollte.

Gegenüber von Umea, in einer Entfernung von acht bis zehn Stunden, liegt eine Gruppe von Inseln, bestehend aus nackten rauhen Felsen, von denen nur eine — Holmön — bewohnt ist. Auf dieser lebte ein Fischer, der als einer der erfahrensten Seehundsjäger galt; zu diesem sollte am nächsten Morgen die Fahrt gehen. In dichte Pelze gehüllt — es war im Januar — mit Waffen und Munition wie auch mit Lebensmitteln, mit Wein und Branntwein hinlänglich versehen, bestiegen wir unser Boot. Obgleich wir günstigen Wind hatten, war die Fahrt, des Eises wegen, nicht ohne Schwierigkeit. An vielen Stellen mußten wir uns mit dem Beile den Weg bahnen, oft auch den heranschwimmenden Eisschollen, die unserem Boote leicht hätten gefährlich werden können, mit Vorsicht ausweichen.

Nach ungefähr sechs Stunden landeten wir in Holmön, wo der alte Nils Anderson, der uns schon von weitem hatte kommen sehen, uns am Ufer erwartete und nach seiner Hütte führte, in der wir die von Frost erstarrten Glieder am Ofen wärmen konnten. Auch in Andersons Wohnung bemerkten wir, daß man auf unsere Ankunft vorbereitet war. Die Hausfrau und deren Tochter hatten Festtagskleider angethan, der Boden der Stube war nach festtäglicher Landessitte mit frischen Tannenreisern bestreut, der große Tisch in der Ecke der Stube mit groben, aber schneeweißen Linnen bedeckt, und auf diesem stand die im Norden nie fehlende Branntweinflasche, aus welcher die Hausfrau sogleich die Gläser füllte, um ihren Gästen den Willkommentrunk zu bieten. Das Haus Andersons war, obgleich klein, das wahre Musterbild der Wohnung eines wohlhabenden westerbottnischen Bauern.

Nach einem vortrefflichen Mittagessen, das aus geräuchertem Lachs, gebratenen Haselhühnern und eingemachten Beeren bestand, rüsteten wir uns nun zum Aufbruch. Wir nahmen unsere Gewehre zur Hand, die wir sorgfältig luden, und krochen wieder in unsere Pelzröcke und Pelzstiefeln. Sodann legte jeder ein weißes langes Hemd an, um auf dem Schnee und Eise von den vorsichtigen, mißtrauischen, weit spähenden Seehunden nicht so leicht bemerkt zu werden, und setzten uns in das von Anderson und seinem Sohne geführte Boot, um uns nach einer kleinen nicht weit entfernten Felseninsel zu begeben, wo — nach Andersons Aussage — die Seehunde gerne an das Land zu kommen pflegten.

Während der Fahrt dorthin wurden mir, dem Neuling, von meinen erfahrenen Jagdgefährten die nötigen Belehrungen erteilt. Es wurde mir anempfohlen, mich auf dem angewiesenen Platze ganz ruhig und stille zu verhalten, mich so gut als möglich zu verbergen und besonders kein Geräusch zu machen, weil der Seehund ein äußerst scharfes Gehör besitzt. Endlich wurde mir bemerkt, daß, da diese Tiere beständig in Gesellschaft leben, ich mich nicht verleiten lassen solle, auf einen vereinzelt erscheinenden Seehund zu schießen.

„Gewöhnlich," sagte Kapitän S., „kommt ein einzelnes Tier zum Vorschein, um auszukundschaften, ob keine Gefahr in der Nähe sei. Hat es sich hiervon überzeugt, lockt es seine Gefährten herbei. Warten Sie also geduldig ab, bis letzteres geschieht, sonst würden Sie uns die Jagd verderben. Auch müssen Sie so viel als möglich trachten, das Tier von der Seite oder von hinten zu treffen; denn treffen sie es auf den Kopf, so ist es leicht möglich, daß die Kugel abprallt."

Ich versprach, mich genau nach den erhaltenen Weisungen zu richten, und wir erreichten nicht ohne Mühe, nachdem wir uns durchs Eis gearbeitet und schließlich das Boot auf dasselbe gezogen hatten, das Ufer der Insel. Mir wurde ein Platz hinter großen Felsblöcken angewiesen, wo ich gut verborgen war und eine unbegrenzte Aussicht auf die See hatte, so daß nichts auf derselben vorgehen konnte, ohne daß mein wachsames Auge es bemerken mußte.

Länger als drei Stunden stand ich dort, mit dem Blicke unverwandt auf die Eisfläche gerichtet, so daß mich die Augen schmerzten; aber nichts zeigte sich. Ich hörte nur das Brausen der See und das durchdringende Geschrei einiger Möwen. Es war beinahe Nacht geworden — was in den nördlichen Himmelsstrichen schon früh geschieht — und ich begann Hunger und Langeweile zu verspüren, als ich die Stimme des jungen Anderson neben mir vernahm.

„Jetzt ist nichts mehr zu machen," sagte er, „wir müssen warten, bis der Mond aufgeht, damit wir ‚Büchsenlicht' bekommen, und wollen die Zeit benützen, um etwas zu uns zu nehmen."

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, folgte meinem jungen Führer und traf bald mit den übrigen Jagdgenossen zusammen. Wir holten unsere Speisesäcke hervor, ließen den mitgebrachten Branntwein fleißig herumgehen und verkürzten uns die Zeit mit Erzählungen von Jagdabenteuern.

„Lieber Anderson," sagte der Kapitän, „erzähle doch unserem Gaste deine Fahrt nach der finnländischen Küste; sie wird ihm einen Begriff von den Gefahren geben, denen wir Seehundsjäger zuweilen ausgesetzt sind."

„Gern," sagte der Alte. „Auf Ihre Gesundheit, meine Herren!" fügte er hinzu, leerte sein Glas und begann folgende Erzählung:

„Vor zwanzig Jahren war meine Lage keineswegs eine so günstige, wie sie es — gottlob! — heute ist. Ich war damals ein recht armer Fischer. Seit drei Jahren verheiratet, wußte ich oft nicht, woher ich das Brot für mein Weib und für meine beiden Kinder hernehmen sollte. Es war in der Woche vor Weihnachten; zwei Tage hindurch hatten wir nichts als einige Kartoffeln gegessen, und auch dieser Vorrat ging auf die Neige. Da faßte ich den Entschluß, auf die Seehundsjagd zu gehen und — wenn ich auf derselben nichts erlegen sollte — nach Umea zu fahren und mein Gewehr zu verkaufen, um mit dem Erlöse desselben die Meinigen vor dem Hungertode zu retten.

Ich bestieg mein Boot und fuhr hierher auf diese Insel; es war eine schöne mondhelle, aber bitterkalte Nacht, und ein starker Wind blies aus Nordwest her. Der Himmel schien mich begünstigen zu wollen, denn kaum war ich eine halbe Stunde auf dem Anstande, als drei Seehunde sichtbar wurden und sich auf Schußweite lagerten. Ich nahm den größten aufs Korn, zielte, schoß, und das Tier wälzte sich in seinem Blute; es war tödlich getroffen, machte jedoch Anstrengungen, die See zu gewinnen.

Von meiner Jagdleidenschaft und von dem in meiner Lage natürlichen Wunsche hingerissen, meine Beute zu erhalten, warf ich mein Gewehr beiseite, zog mein Jagdmesser und lief auf das Tier zu, wobei ich wiederholt über ziemlich breite Eisspalten springen mußte — ein Umstand, dem ich in meiner Aufregung wenig Aufmerksamkeit schenkte. Ich erreichte den Seehund noch zur rechten Zeit und fing ihn mit meinem Messer ab, was jedoch erst nach einem Kampfe von mehreren Minuten geschehen konnte.

Ueber den Fang hoch erfreut, schlang ich nach unserer Weise einen Strick um die Schwimmflossen des Tieres und schleppte es in stillem Triumphe auf dem Eise der Stelle des Ufers zu, wo ich mein Gewehr gelassen hatte. Doch da stand ich mit einemmale vor einer Eisspalte von 2 bis 2½ m Breite, über welche ich nicht springen konnte. Bestürzt ging ich dem Rande der Eisscholle fort und fort entlang, und eine entsetzliche Ahnung stieg in mir auf. Mit schnellen Schritten und hochklopfendem Herzen ging ich weiter — immer weiter — ach, ich hatte mich nicht geirrt: die Eisscholle hatte sich von dem Ufereise abgelöst und wurde von dem zunehmenden Winde hinaus in die See getrieben. Ich befand mich allein, mitten in der Nacht, auf dem vom Sturm bewegten Meere, ohne Hilfe, ohne Nahrungsmittel auf einer schwimmenden Eisscholle, welche jeden Augenblick im Wogengedränge bersten konnte!

Meine Lage war grauenvoll. Ich dachte an mein Weib und an meine Kinder und weinte bitterlich. Dann ermannte ich mich und betete inbrünstig zu Gott im Himmel, der ja doch allein nur helfen konnte. Meine einzige Hoffnung war, daß die Scholle, auf der ich stand, und die vom Winde ziemlich schnell fortgetrieben wurde, gegen das Ufereis irgend einer Schäreninsel geschwemmt werden möchte, von der aus ich das Land hätte gewinnen können; aber diese Hoffnung erwies sich als eine trügerische. Das Wahrscheinlichste war, daß ich entweder auf meiner Eisscholle vor Hunger und Kälte umkommen oder in den Wellen meinen Tod finden würde.

Unter diesen qualvollen Gedanken verstrich die Nacht. Ich ging auf der Scholle lebhaft auf und ab, um meine erstarrenden Glieder zu erwärmen. Jetzt begann auch der Hunger mich zu peinigen, denn seit meiner Abfahrt vom Hause hatte ich nichts genossen, und die wenigen Lebensmittel, die ich mit-

Grönländischer Seehund.

genommen, lagen in dem zurückgelassenen Boote.

Der Morgen kam, ich sah mich um und erblickte nichts, als dort das Meer unter mir und den Himmel über mir. Gegen Mittag entschloß ich mich, vom Hunger getrieben, ein Stück des geschossenen Seehundes zu verzehren. Ich schnitt ihn auf und schluckte mit Gier von seinem übelriechenden Thrane, und um meinen brennenden Durst zu löschen, leckte ich von dem Eise, auf dem ich stand.

So verging der Tag, so verging die zweite Nacht. Am Morgen erblickte ich in geringer Entfernung eine Inselgruppe und auf einer derselben eine Hütte. Die grenzenlose Freude, die ich bei diesem Anblick empfand, läßt sich nicht beschreiben. Hoffnung erfüllte wieder mein Herz. Immer näher wurde die Eisscholle der Insel zugetrieben; ich rief aus Leibeskräften, schwenkte meine Mütze, lief auf meinem schwimmenden Gefängnisse auf und ab und rief wieder, so laut ich konnte — vergebens, es zeigte sich niemand; wahrscheinlich war die Hütte unbewohnt, und so fuhr ich denn, vom Winde rastlos getrieben, schnell an der Insel vorüber.

Da bemächtigte sich meiner eine wilde Verzweiflung; ich schrie laut auf, mein Kopf brannte, meine Pulse flogen, und ich fühlte, daß ein schneller Tod eine Wohlthat für mich sein würde. Bald jedoch bekam meine Vernunft wieder die Oberhand; ich betete wieder aus Herzensgrunde, und ich wurde ruhiger. Auf diese Weise verstrich auch der zweite Tag und die entsetzlich lange Nacht. Am Abend des dritten Tages war ich so ermattet, daß ich mich nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte; ich legte mich neben den Seehund und erwartete den Tod. Ein brennender Durst, der durch das geleckte Eis nur noch gesteigert wurde, verzehrte meine Eingeweide, meine Gedanken verwirrten sich; ich glaubte, mein Weib und die Kinder neben mir zu sehen und hörte ihre Stimmen; ein heftiges Brausen erfüllte mein Ohr, und ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigte sich meiner: ich verlor das Bewußtsein.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem Bett, um das mehrere Personen standen, die eine fremde Sprache redeten. Als ich auf ihre Fragen bemerkte, daß ich ihre Sprache nicht verstände, sprach mich ein älterer Mann, der das Haupt der Familie zu sein schien, auf schwedisch an, und durch ihn erfuhr ich, auf wie wunderbare Weise mich Gott errettet hatte.

Die Eisscholle, auf der ich mich befand, war in der Nacht nach dem dritten Tage an eine kleine, von einigen Fischern bewohnte Insel getrieben worden, und ich war von zweien derselben, die ebenfalls auf die Seehundsjagd ausgegangen waren, entdeckt, in ihr Haus getragen und durch Anwendung zweckmäßiger Mittel wieder ins Leben zurückgerufen worden. Als ich mich erkundigte, wo ich denn sei, fand es sich, daß ich auf einer jener kleinen Inseln gelandet hatte, welche nicht weit von Wasa an der finnländischen Küste liegen, und daß ich also in diesen drei Tagen auf meiner Eisscholle über den ganzen Bottnischen Meerbusen, 14 schwedische Meilen weit, getrieben worden war.

Gegen Ueberlassung meines Seehundes führten mich die wackern finnischen Fischer nach meiner Heimat zurück, und zwei Tage später trat ich wieder in meine Hütte, wo mein Weib den Totgeglaubten mit einer Freude empfing, die sich eher denken als beschreiben läßt. Dieses Abenteuer begründete mein Glück. Der Gouverneur der Provinz Westerbotten, zu der wir gehören, berichtete meine wunderbare Rettung unserem guten Könige, der mir ein ansehnliches Geschenk zukommen ließ, durch das ich instandgesetzt wurde, etwas Land zu kaufen und meine Fischerei mehr im großen betreiben zu können, so daß ich jetzt mit Gottes Hilfe ein sorgenfreier Mann geworden bin."

Mit diesen Worten schloß der alte Anderson seine Erzählung. Unterdessen war der Mond aufgegangen, und wir begaben uns wieder auf unseren Posten. Abermals mußte ich vier Stunden lang, bei einer grimmigen Kälte und einem schneidenden Nordostwind, der mir das Wasser in die Augen trieb, unbeweglich auf einem und demselben Fleck stehen, und ich fing schon an, meine Neugierde, die mich auf die Seehundsjagd getrieben hatte, zu verwünschen, als ich plötzlich am Rande der vor mir liegenden Eisfläche einen schwarzen Körper sich bewegen sah: es war ein Seehund. Langsam stieg er auf das Eis, erhob den Kopf und lauschte nach allen Seiten hin, lief dann etwas vorwärts, lauschte wieder, wälzte sich einigemal auf dem Eise, ließ dann ein kurzes, leises Gebell hören und legte sich nieder, indem er fortfuhr, den Kopf nach allen Richtungen zu wenden. Bald darauf erschien ein zweites und ein drittes Tier; sie liefen alle drei langsam vorwärts, wälzten sich, lauschten, trieben neckisches Spiel miteinander und legten sich endlich nieder.

Längst schon hatte ich meine Kugelbüchse in Anschlag gebracht und mit wahrer Jägerleidenschaft den Augenblick erwartet, den man mir als den günstigsten bezeichnet hatte; jetzt war er da. Ich zielte scharf, drückte ab, zu gleicher Zeit fielen noch zwei Schüsse, und zwei Seehunde blieben auf dem Platze, während der dritte so schnell als möglich das Meer gewann und vor unseren Blicken verschwand.

Schnell liefen wir nach der Stelle hin, wo die beiden Seehunde lagen; alle drei Schüsse hatten getroffen, das eine Tier war von einer Kugel, das andere von zwei Kugeln getötet worden. Der Kapitän fing das erstere, das noch nicht tot war, kunstgerecht ab, dann wurde die Beute in unser Boot geschleppt, das wieder flott gemacht worden war, und wir fuhren in der heitersten Laune nach Holmön zurück, wo wir gegen sechs Uhr morgens ankamen und von der braven Fischersfrau und deren Tochter vortrefflich empfangen wurden.

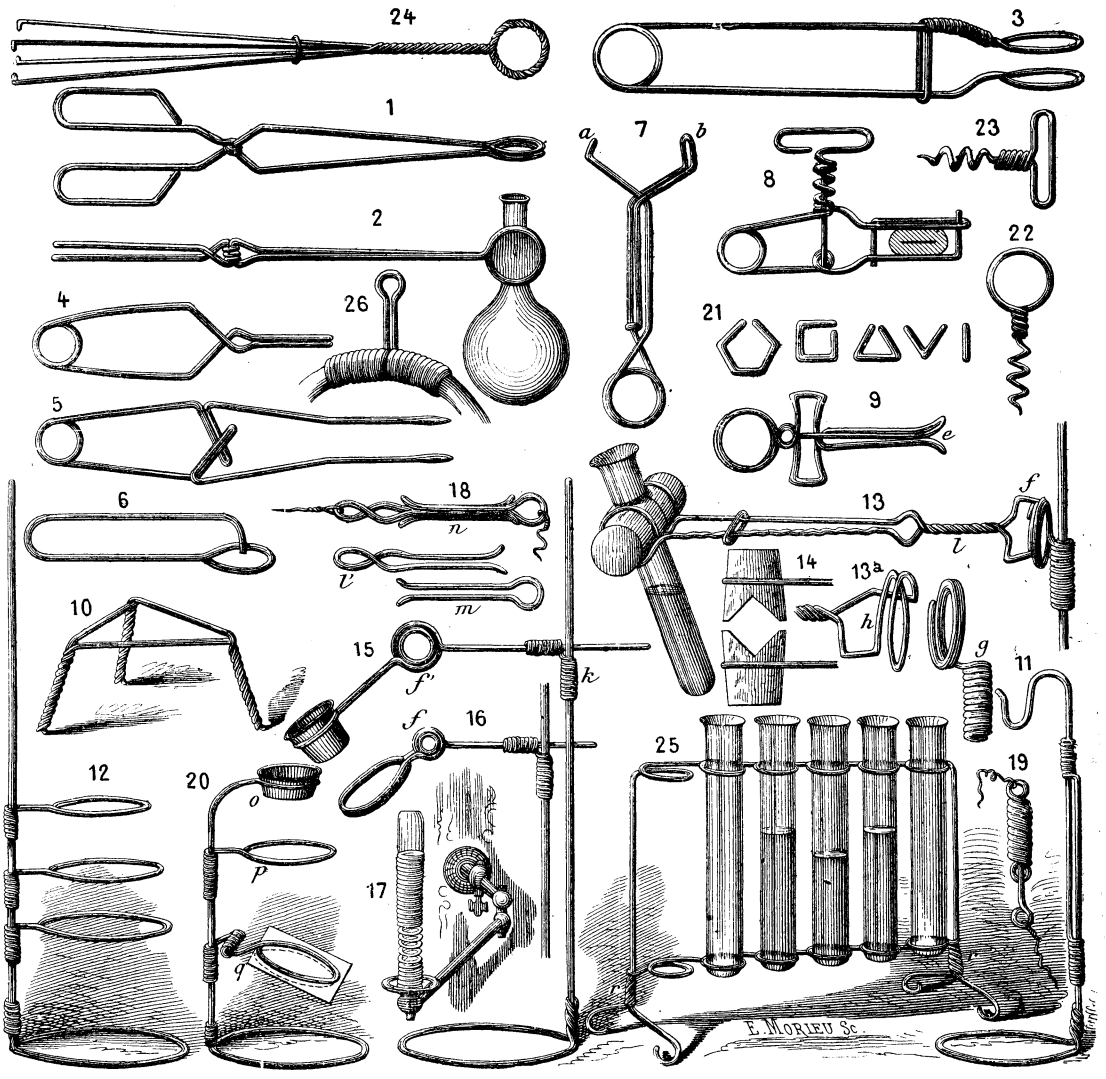
Das größere der Tiere war 2 m, das kleinere 1½ m lang. Ihre Farbe war ein gelbliches Grau mit schwarzen Flecken. Der Kopf war kugelrund und fast so groß wie ein Menschenkopf, das Gebiß sehr stark und dem eines Wolfes nicht unähnlich. Merkwürdig sind die Füße des Seehundes, welche, ganz dicht am Leibe herausgewachsen, offenbar mehr zum Schwimmen als zum Gehen bestimmt sind; und doch läuft der Seehund auf kurzen Strecken schneller, als man glauben sollte. Im äußersten Notfalle, wenn er sieht, daß ihm der Rückzug abgeschnitten ist, setzt er sich auch zur Wehre und beißt alsdann wütend um sich.

Ein Wort über Volksbeifall.

Als der berühmte Oliver Cromwell als Lordprotektor der vereinigten Republiken England, Schottland und Irland im Jahre 1653 seinen Einzug in London hielt, brachte ihm das Volk unter ungeheurem Gedränge begeisterte Huldigungen dar. Die Begleiter Cromwells sagten ihm über diesen großen Zulauf Verbindlichkeiten und Schmeicheleien. Allein Cromwell antwortete ernst: „Würden ihrer weniger sein, wenn man mich heute zum Galgen führte?"

Die zehnteilige Uhr.

Eine Denkschrift über die zehnteilige Uhr wurde vor kurzem von J. Moder in Wiesbaden veröffentlicht, um bei der internationalen Konferenz in Nizza geprüft zu werden. Der Verfasser schlägt, wie man der T. R. schreibt, folgende Zeiteinteilung vor. Der Tag hat 10 Stunden, jede Stunde 10 Dekaden, jede Dekade 10 Minuten, jede Minute 10 Sekunden und schließlich jede Sekunde 10 Strahlen. Es wird demnach der Tag in hunderttausend Teile geteilt. Eine gleiche Einteilung soll für den Kreis stattfinden. Es wurde nach diesen Angaben eine Uhr konstruiert und in Wiesbaden in Gang gesetzt. Herr Moder geht noch einen Schritt weiter und schlägt vor, das Jahr in 10 Monate einzuteilen, und zwar so, daß die ungeraden Monate je 37, die geraden je 36 Tage haben. Die Vorteile des dekadischen (Zehner-) Systems sind augenscheinlich, und der Erfinder hofft, daß dasselbe in absehbarer Zeit trotz gewaltigen Widerstrebens zur Anwendung gelangen werde, ebenso wie die Einführung einer Weltzeit wohl baldigst im bürgerlichen Leben zur Geltung kommen werde.



Apparate für das Laboratorium.

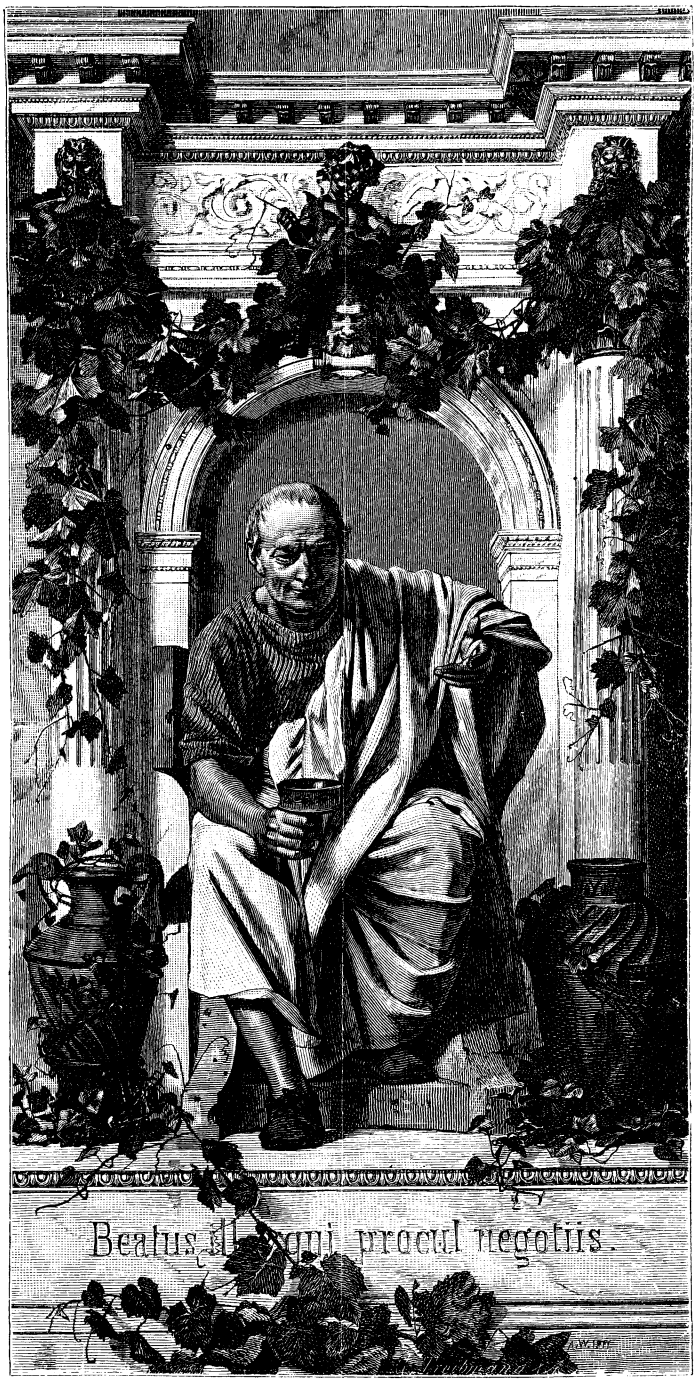
Apparate für das Laboratorium.

Von den bei chemischen Arbeiten zur Verwendung kommenden Gerätschaften lassen sich eine größere Anzahl vorteilhaft aus Metalldraht herstellen. Am besten eignet sich hierzu Messing- oder auch verzinnter Eisendraht, da dieser jede gewünschte Form annimmt und nicht rostet. Unsere Abbildungen zeigen einige der gebräuchlicheren Gerätschaften. Fig. 1 und 2 sind Zangen, welche zum Fassen glühender Kohlen, oder, wenn man die äußeren Enden der Zange mit Korkplatten (Fig. 3) auskleidet, zum Halten von Kochflaschen oder Probierröhrchen benutzt werden können. Ebenso einfach als zweckmäßig sind die Fig. 4, 5 und 6 abgebildeten Zangen. Eine Klemme zum Festhalten von Gegenständen, welche gekittet oder gelötet werden sollen, zeigt Fig. 7. Die Klemmen, Fig. 8 und 9, sogen. Quetschhähne, dienen zum Verschließen von Gummischläuchen; Fig. 8 zeigt den Quetschhahn in seiner normalen geschlossenen Stellung; um ihn zu öffnen, hakt man das Ende a in die Dose b ein. Auch zu Gewichtstücken läßt sich Draht verwenden, dies einfache Stück Draht, Fig. 9, wiegt 1 g, das mit zwei Biegungen 2 g u. s. w. Das Stativ, Fig. 10, dient zum Tragen von Schalen und Kolben, der Halter, Fig. 11, als Stütze eines Retortenhalses oder einer Glasröhre. Fig. 12 zeigt einen Halter zum Tragen gebogener Glasröhren oder Kautschukröhren; letztere, auf diese Weise aufgehängt, werden nie, wie es sonst leicht vorkommt, plattgedrückt. Zur Herstellung eines Dreifußes, Fig. 13, muß man drei Drähte anwenden; er dient zum Aufsetzen von Schalen oder Kochflaschen, welche man über der Lampe erhitzen will. Eine Gaslampe, nach dem Prinzipe des Bunsenbrenners aus einer Drahtspirale konstruiert, zeigt Fig. 14, ein Gestell für Probierröhrchen Fig. 15; Fig. 16 ist eine Klemme für elektrische Leitungsdrähte; sie ist aus zwei gebogenen Drähten a und b gebildet, die man beim Gebrauch ineinander steckt. Zum Halten und beliebigen Stellen einer Lupe erweist sich das Gestell Fig. 17 sehr nützlich; als Objekttische dienen hierbei die Ringe p und q.

Alle diese Gerätschaften lassen sich leicht mit Hilfe einer Abschneide- und Rundzange, sowie einiger passenden Holzformen herstellen, oft in viel kürzerer Zeit als nötig ist, um einen derartigen Apparat beim Mechaniker zu bestellen.

Horaz.

Quintus Horatius Flaccus ist in Venusia, einer Stadt in Apulien, geboren (65 v. Chr. unter dem Konsulate des L. Manlius Torquatus). Sein Vater, Sohn eines Freigelassenen war zwar kein gelehrter, aber ein verständiger Mann und gab ihm eine vortreffliche Erziehung wie einem Jüngling von Stande, und führte strenge Aufsicht über seine Jugend. Er hielt es nicht für zureichend, seinen Sohn durch Lehrer unterrichten zu lassen, sondern er stellte ihm das Beispiel von tugendhaften und lasterhaften Menschen vor, und um ihm dies recht tief einzuprägen, zeigte er ihm die guten Uebungen des einen und die bösen Folgen des anderen, seine Beispiele auf diese Art bekräftigend. Horaz zollte hierfür seinem Vater große Dankbarkeit und erzählt, daß dieser ihn selbst zu den Lehrern begleitet habe und ein unbestechlicher Aufseher gewesen sei. In seinem achtzehnten Jahre wurde er nach Athen geschickt, wo er das vollendete, was sein Vater so trefflich angefangen und wozu ein so guter Grund gelegt war. Hier sammelte er sich die nötigen Kenntnisse und machte sich tüchtig, um in die Welt zu treten. Brutus, der um jene Zeit nach Makedonien ging, richtete sein Augenmerk auf Horaz, nahm denselben nebst anderen Jünglingen mit zur Armee und machte ihn später zum Tribun.



Horaz.

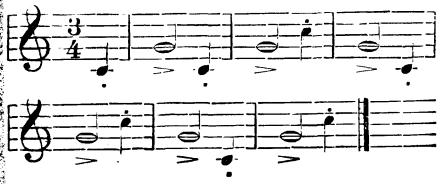
Allein die Natur, die Horaz mit so vielen Gaben, Tugenden und edlen Eigenschaften ausgestattet, hatte ihm eine versagt: den Mut! Ohne diese konnte er dem hohen Posten nicht vorstehen, denn in der Schlacht bei Philippi verließ er das Feld und floh, nachdem er schmählicherweise seinen Schild weggeworfen hatte. Sein Leben hatte er zwar gerettet, sein Vermögen aber eingebüßt und so geriet er in Armut und fing an — von der Not gedrängt — zu schreiben. Seine Talente waren dazu vollkommen geeignet und seine ersten Versuche glückten ihm so gut, daß er bald mit einigen der größten Männer in Rom bekannt wurde. Virgil empfahl ihn Mäcenas, der die damalige Zeit beglückte, und dieser schenkte ihm nicht nur seine Gunst, sondern er empfahl ihn dem Augustus, zugleich eine Fürbitte einlegend, durch welche ihm sein Vermögen zurückerstattet wurde.

Augustus, eingenommen von der Geistesgröße und der Bescheidenheit des Horaz, vergönnte ihm vertrauten Zutritt in einsamen Stunden und machte ihm Anerbieten von Beförderungen und Auszeichnungen, welche Horaz alle ausschlug, ohne jedoch Augustus durch diese Freimütigkeit zu beleidigen. Die Ablehnung der Ehre, Augustus' Sekretär zu sein, ist ein Beweis seiner Gleichgültigkeit in Ansehung der Pracht, Genüsse, des Pompes und der Eitelkeit des Hoflebens. Die Einsamkeit ging ihm über alles. Von Mäcenas erhielt er ein Landgut, Sabiner Landgut genannt, weil es an der Sabiner Grenze gelegen, zum Geschenk. Mit Zunahme der Jahre nahm auch die Liebe zum Stillleben zu. In jüngern Jahren der Philosophie des Epikur ergeben, verließ er diese in reiferem Alter und wurde Stoiker. Horaz starb unerwartet, im Alter von 57 Jahren.

Er war stets fröhlicher, aufgeweckter und munterer Laune, liebte Ruhe und Freiheit, war dienstfertig gegen Freunde, dankbar gegen Wohlthäter, zärtlicher, liebevoller Gemütsart, heftig, aber rasch wieder besänftigt, wie er sich selbst schildert. Horaz war der größte Lyriker Roms. Er übertrifft in seinen Oden alle anderen Dichter. Seine Schreibart ist voll Anmut und Grazie, scharfsinnige Gedanken sind in kernige Ausdrücke eingekleidet. In seinen Briefen schlägt er oft den scherzhaften Ton an, Witz, Beurteilungskraft, Lebhaftigkeit, Geistesgröße haben alle Kenner der Wissenschaften ihm zuerkannt.

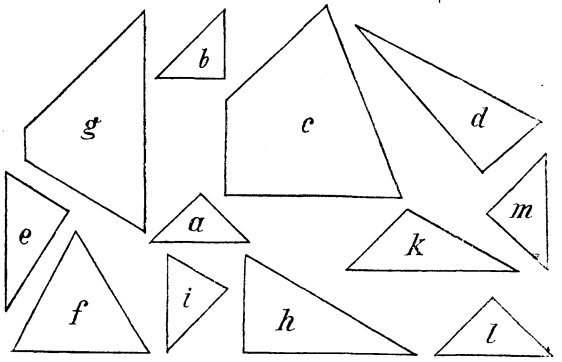
Militärische Signale.

Allarm (Sammeln). ($\frac{1}{4}$ = 112.)



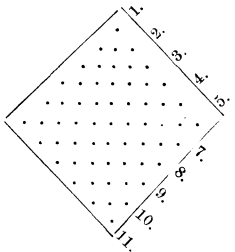
Wer kann aus den untenstehenden Papierschnitzeln ein Quadrat formen?

(Nicht auszuschneiden, sondern durchzupausen.)



Diamanträtsel.

(Von einem unserer jungen Kameraden mitgeteilt.)



Bei der richtigen Lösung ergibt die mittlere Vertikale von oben nach unten und die mittlere Horizontale von links nach rechts gelesen den Namen einer im „G. K." oft genannten und allgemein beliebten Persönlichkeit.

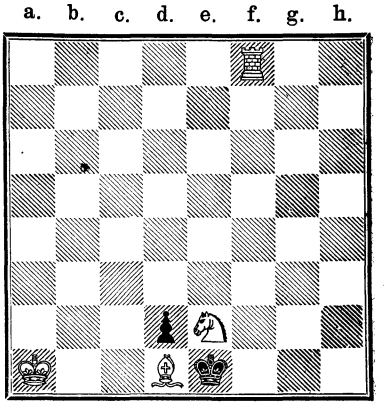
Die Punkte der Figur sind durch Buchstaben zu ersetzen, welche ergeben:

1. Einen Konsonanten.
2. Eine Präposition.
3. Eine Hülsenfrucht.
4. Eine Stadt in Böhmen.
5. Ein Fischgerät.
6. Das zu erratende Wort.
7. Ein Verkehrsmittel.
8. Einen Männernamen.
9. Einen Ausdruck für Lärm.
10. Einen Fluß in Tirol.
11. Einen Konsonanten.

Mit und ohne

r eine Frucht, ohne r ein Vogel. — Mit f eine Frucht, ohne f ein Gebäude. — Mit a ein Stein, ohne a eine Zahl. — Mit g ein Fluß, ohne g ein Fluß. — Mit m eine Stadt in Preußen, ohne m eine Stadt in Frankreich. — Mit h ein deutscher Dichter, ohne h ein alttestamentlicher männlicher Name. — Mit e ein berühmter Komponist, ohne e ein alttestamentlicher männlicher Name. — Mit s eine Landschaft des alten Griechenlands, ohne s ein alttestamentlicher männlicher Name. — Mit r eine Stadt in Frankreich, ohne r ein Fluß. — Mit t ein männlicher Vorname, ohne t ein Fluß. — Mit C ein Baum, ohne C ein Fluß. — Mit i eine verwandtschaftliche Bezeichnung, ohne i eine Stadt in Holland.

Schachaufgabe Nr. 1.



(4 + 2 = 6)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Fragen und Antworten.

C. Str. in **Mödling.** Wenn Sie das IV. Quartal des 1. Jahrg. unseres „G. K." schon vorausbezahlt haben, so wird Ihnen Ihre Buchhandlung selbstverständlich das I. Quartal des 2. Jahrg. dafür liefern. Es ist in Deutschland bei den meisten Zeitschriften althergebracht, den ablaufenden Jahrgang mit der letzten Woche des September schließen und mit Anfang Oktober den neuen beginnen zu lassen. Es mag dieser Brauch in den Rücksichten auf den naturgemäßen Beginn der Wintersaison auf die geschäftsbewegte Weihnachtszeit und die Neujahrstage fußen.

F. K. in **Baden** bei **Wien.** Schwaneberger- oder Schaubeck-Album. Es sind dieselben zu verschiedenen Preisen, billig und teuer, in einfacher Ausstattung und in Prachtausgabe zu haben. — Der Aufsatz über das Münzensammeln erscheint in einer der nächsten Nummern.

L. F. aus **Z.** Wir sollen Dir einige Briefmarkenhandlungen nennen. Hier: A. Beddig in Hannover. — Zechmeyer in Nürnberg. — Robert Hruby in Konstantinopel. — Dauth in Frankfurt a. M. — Gebr. Senff in Leipzig. — Jacob in Goslar a. H.

Victor Schatteles in **Lugos, Marktstr.,** möchte mit seinen Kameraden gern Marken tauschen. — Du schreibst uns, daß sich die Fragen, die Du an uns zu stellen gesonnen bist, in letzter Zeit „sehr angehäuft" hätten. Schieße ungeniert los, wir freuen uns schon darauf! — Stäube den Wirbel mit etwas pulverisierter Kreide ein, das wird helfen.

E. S. in **M.** Dein Kamerad O. v. K. in Wien ist die Liebenswürdigkeit selber. Er hat auf Deine ergangene Aufforderung hin bei allen seinen Bekannten Umfrage gehalten und sendet Dir nun durch den „G. K." das Ergebnis seiner Forschungsreisen. „Gott" heißt also Altgermanisch: Diet, Holländisch: Godt, Norwegisch: Gud, Persisch: Sire, Chinesisch: Pussa, Neuägyptisch: Tenn, Altägyptisch: Teuti, Japanisch: kami, Tschechisch: buch, Ungarisch: isten, Arabisch: Allah, Italienisch: Dio, Spanisch: Dios, Südslavisch: Bog. Unserem Wiener, wirklich guten Kameraden unseren herzlichsten Dank und freundlichen Gruß!

Oswald Br. in **Sulmicszyce.** Was fällt Dir ein, der „G. K." kann gar nicht böse werden! — Deinen Laubfrosch setze in ein halb mit Wasser gefülltes cylindrisches Zuckerglas, das mit leichter, dünner Gaze überspannt, und in das eine kleine hölzerne Leiter gesetzt ist. Hier lebt er wachend und lauernd und kann sogar monatelang hungern, ohne etwas an seiner Lebhaftigkeit einzubüßen. Er scheint eine Vorahnung von Wetterveränderungen zu haben, die er durch Schreien, Auf- und Absteigen und andere Anzeichen zu erkennen gibt. Er ist im stande, lange Zeit zu hungern, kann jahrelang erhalten werden, wenn man ihm hier und da einige lebende Fliegen (tote verschmäht er) reicht. Er lernt seinen Herrn und dessen Stimme kennen und holt diesem die Fliegen aus der Hand; er behält auch im Winter seine gewöhnliche grüne Färbung bei, bleibt wach und enthüllt selbst in dieser eintönigen Lebeweise dem aufmerksamen Beobachter mancherlei interessante und lehrreiche Eigenschaften. — Grüßen freundlich!

Kurt J. in **Berlin.** Ueber diesen Gegenstand haben wir in den letzten Nummern des ersten Jahrganges wiederholt geantwortet. Wir dürfen Ihre Frage daher als erledigt betrachten.

Walther Schmidt in **Brandenburg** a. H., **Hauptstraße 26,** schreibt uns: „Wer von den Kameraden will mit mir tauschen? Ich habe 2 Cylinder-Braunsteinelemente und 1 Rolle mit Induktionsdraht umwickelt. Außerdem eine Camera zum photographischen Apparat. Nach vielen Bemühungen ist es mir endlich auch gelungen, eine Photographie in ähnlicher Weise, wie im „G. K." geschildert, herzustellen. Ich bin daher dem „G. K." zu großem Danke verpflichtet." — Wird uns freuen, wenn Sie uns Ihre photographischen Erfahrungen zu Nutz und Frommen Ihrer Kameraden mitteilen. Wie wir aus den Korrespondenzen ersehen, haben sehr viele den Bau dieses photographischen Apparates unternommen, nicht alle scheinen aber wie Sie ans Ziel gelangt zu sein. Also schreiben Sie bald. Freundlichen Gruß!

Fritz Schleicher jun. in **Düren, Bonnerstr. 14,** fragt, wer von seinen Kameraden Siam 1 at karmin, 1 paï ziegelrot, 1 Songpaï gelbbraun (selten); Belgien 1 Frs. 1881; Italien 1 provisorische Postkarte, 0,10 1878 (selten) in Tausch nehmen möchte und bittet um Angebote. Briefe direkt. Am liebsten hätte er: Korea 15 Mons rot 10 Mons blau.

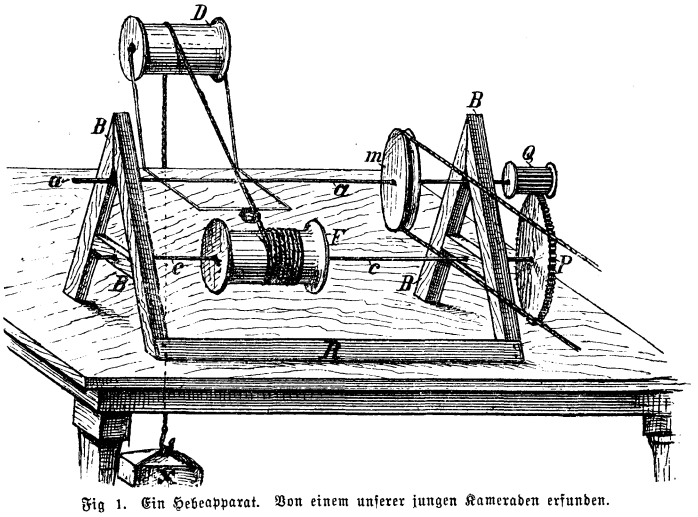


Fig 1. Ein Hebeapparat. Von einem unserer jungen Kameraden erfunden.

Hans K. in **Breslau** will seinen Kameraden eine Freude bereiten. Er schreibt: „Soeben ist mir ein Gedanke gekommen (wir gratulieren), nämlich ein kleines Betriebswerk einzuschicken für die betreffenden Abonnenten, welche eine kleine Dampfmaschine besitzen oder nächstens bekommen werden. (Nur nicht so hitzig! wird mancher Papa sagen. D. R.)

Es ist nämlich ein kleiner Aufzug, um Kleinigkeiten von dem Erdboden mit Dampfkraft auf den Tisch gelangen zu lassen. Und zwar habe ich es mir folgendermaßen hergestellt. (S. Fig. 1, 2 u. 3.)

Zuerst habe ich zwei kleine Böcke (BB BB) gemacht aus Stäbchen von etwa 1 cm Stärke.

Die beiden Stäbchen T und Z sind an der Spitze zusammengenagelt und bei der Stelle S ist ein Nagel, der etwas Raum bietet, um die hier bezeichnete Welle a (Stricknadel) durchzustecken. In der Verbindungsstange von T und Z ist ebenfalls ein Loch für die Welle c. Ist dies fertig, so stelle man die Böcke vor sich senkrecht hin und stecke die Stricknadeln **a** und c durch die Löcher. Damit es fester steht, kann man jetzt noch eine Leiste R unten vornageln. Jetzt brauchen wir zuerst zwei Zwirnröllchen F und D. — F stecken wir in die Mitte von Achse c. An das Ende dieser Achse stecken wir ein Zahnrädchen einer alten Uhr, welches wohl überall zu haben ist, fest; das Rad P. Sind diese Räder ordentlich fest gesteckt auf der Stricknadel, so schneidet man mit der Laubsäge eine Scheibe m aus von 2 cm Durchmesser und feilt eine Rinne hinein, in welche dann der Faden der Dampfmaschine gelegt wird. Diese Scheibe steckt man auf der Achse a fest. An das Ende dieser kommt ein Zahnrädchen Q, welches in P passen muß, damit P durch Q bewegt werden kann. Jetzt ist alles fertig bis auf ein kleines Zwirnröllchen D, das an der Tischkante befestigt wird, damit der Faden nicht schleift und das betreffende Gewicht X an der Tischkante vorbeigeht.

Der Draht, auf dem das Röllchen sitzt, wird am besten folgendermaßen gebogen: Der eine Bindfaden, welcher X trägt, wird auf Röllchen F befestigt und läuft über D.

Der andere kommt von der Dampfmaschine und geht über das ausgesägte Rad M M und muß straff gespannt sein. Der Draht macht bei C einen Winkel, damit das Rädchen außerhalb des Tisches schwebt. Der Teil des Drahtes C D E F G liegt auf dem Tisch auf und kann um einen durch E geschlagenen Nagel gedreht werden, um X ausladen zu können!" Freundlichen Dank und Gruß!

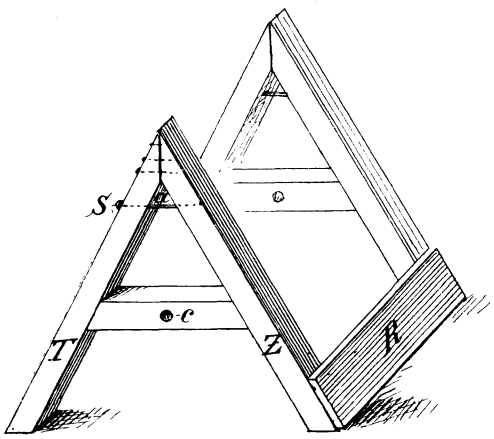


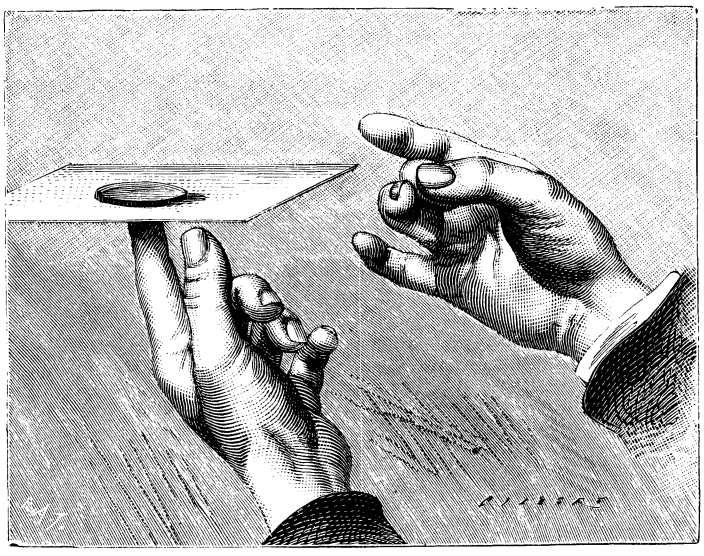
Fig. 2. Ein Hebeapparat. Von einem unserer jungen Kameraden erfunden.

G. Neudörfer. Lesen Sie doch die Antworten der letzten Nummern durch; Sie werden mehrere der gewünschten Adressen finden.

Max. Sch. in **Leipzig.** Jawohl, diesen Schmetterling gibt es in ganz Deutschland; freilich ist er ziemlich selten. Schreibe mal einem Deiner Kameraden, die sich zum Tauschen bereit erklärt haben; vielleicht gelingt es Dir auf diesem Weg ein Exemplar zu erreichen. Andernfalls werden wir wohl bis nächsten Sommer warten müssen.

Langer Fritz in **Berlin.** Wo hast Du denn das her? Fritzchen will seinen Kameraden auch mal eine Rechenaufgabe geben, setzt aber gleich die Lösung dazu. Er schreibt (hat abgeschrieben?): „Paß mal Achtung Willem uf det Rechenexempel, wat ick Dir ufjeben werde: Drei Männer kamen in een Wirtshaus, der Eene hatte 1 Mk. 20 in der Tasche, der Zweite 1 Mk. 30 und der Dritte 1 Mk. 40. Sie setzten sich hin und spielten. Als sie fortgingen, hatte der Erste 2 Mk., der Zweite 1 Mk. 70, der Dritte 1 Mk. 90 in der Tasche, wie jing det zu? — Hör mal, det muß ick mir erst überlegen — Ick will Dir's sagen, et war so: Der Eene spielte Geige, der Zweite Klarinette, der Dritte Flöte und als sie fertig waren, sammelten sie ab." Nicht übel!

Franz B. in **Wien.** Du möchtest ein Telephon und hast noch kein Taschengeld. Das ist freilich schlimm. Da müssen wir eben zusehen, daß wir auch ohne Taschengeld und mit ganz primitiven Mitteln etwas zustande bringen, mit dem wir 6 bis 10 m, durch verschlossene



Ein leichtes Kunststückchen.

Thüren hindurch doch auch eine Unterhaltung ganz leidlich werden führen können. Nimm festen harten Karton oder ebensolche Pappe — ein steifer Wandkalender vom Jahre 1886, der uns ja doch kaum mehr was nützen kann, thut's ganz gut — und fertige daraus zwei etwa 9 bis 10 cm hohe und 5 bis 6 cm im Durchmesser haltende cylindrische Kästchen, deren Böden entweder aus dünnen Brettchen oder dem gleichen oben beschriebenen Pappmaterial bestehen sollen. Nun nimm eine dünne Schnur von etwa 6 bis 10 m Länge und befestige die Enden derselben in der Mitte dieser Kästchenböden und das Telephon ist fertig. Willst Du nun mit jemanden z. B. nach einem entfernten Zimmer eine Unterhaltung führen, soll Dein Korrespondent das eine Kästchen an das Ohr halten, während Du in das andere Kästchen hinein sprichst und umgekehrt.

„Ich, Hans W., Sterngucker und Abonnent des „G. K.", erlaube mir anzufragen ——" wer sich dermaßen bei dem „G. K." einführt, der muß eine heitere und fidele Haut sein, und daß Du heiter und stets bei Laune bist, das ist sehr recht und so soll es bei Dir auch immer bleiben. Unter dem Brusttuch froh und lustig, im Kopfe frisch und elastisch, das sind für Jungen Eures Alters Kardinaltugenden. Und sich diese Eigenschaften zu erhalten, ist so schwer nicht; zur richtigen Zeit eine angemessene Erholung, regelmäßig die richtige Dosis Leibesübung gepflogen, daß das Blut flott auf und nieder pulsiert — muß einem dabei nicht pudelwohl sein? — Dein Vorschlag ist uns ganz sympathisch; sende uns Deine Sternkarten ein. Wir müssen doch erst zusehen und prüfen, wie es um den pädagogischen Wert derselben und um Deine „Sternguckerei" überhaupt bestellt ist. Wenn's was Rechtes ist, gerne! Senden gleichfalls freundlichen Gruß!

R. D. in **Jedlesen** bei **Wien.** Eine Wette? — Der Aralsee ist schwach salzhaltig; 1000 Teile enthalten nur 15 Teile Salz. Er liegt in einer salzigen, unfruchtbaren Steppe.

Rudolph B. in **Dresden.** Papa hat Dir ein Ponny gekauft und nun soll Dir der „G. K." das Reiten lernen. Wie niedlich! Da müßten wir ja, da ein solcher Unterricht persönlich und praktisch gegeben werden muß, knall und fall nach Dresden reisen?! Wer soll dann in Stuttgart für die anderen Kameraden die lustigen Geschichten und die vielen Antworten schreiben? Frag' 'mal Deine Kameraden, ob sie damit einverstanden sind. Wir wetten, sie werden alle „nein" sagen, nicht wahr?

L. L. in **Broich** bei **Mülheim a. R.** Junger Freund, wir möchten Dir sehr gerne gefällig sein, doch läßt die Natur Deiner Frage unsere Antwort nicht zu. Kennst Du nicht das Sprichwort: „Spiele nicht mit dem Schießgewehr, denn es könnte geladen sein?" Wenn das Wort raus ist, gehört's einem anderen; so ist's auch mit allen diesen Feuerwerkskörpern und Pulvergeschichten; ist erst die Lunte angebrannt, kann der nächste Augenblick ein entsetzliches Unglück bringen. Und ist's nicht traurig und mehr als das, lebenslang als Krüppel umherhumpeln zu müssen? Drum wollen wir also beide lieber die Finger davon lassen!

F. K. in **Altona.** Auf solche Komplimente darf der „G. K." stolz sein und er ist es auch. Hast Du das Bändchen erhalten? Wir haben dasselbe an Deine Buchhandlung gesandt. — Der Scherz mit dem kleinsten Säugetier ist recht niedlich. — Ist Brüderchen wieder gesund? Wir wünschen gute Besserung, senden Dank und Grüße!

E. Töpffer in **Neubrandenburg, St. Annenstr. 35,** besitzt viele Doubletten in seltenen Brasilianern, Türken, Maltesern, Franzosen, Ostindiern und anderen Briefmarken. Er möchte gerne tauschen. Anerbieten direkt.

H. v. Sch. in **G.** frägt, welches der beste Köder ist, um Weißfische und Barsche (darf kein anderer anbeißen?) zu fangen. Wer weiß das und will unserem Kameraden gefällig sein?

H. L. in **Wien.** Sie machen Ihrem Namen wenig Ehre. Wer wird denn gleich den Kopf hängen lassen und, wie Sie schreiben, „dem Verzweifeln nahe sein"?! Ihre Handschrift kann mit den oft sehr zierlichen kaufmännischen Handschriften einen Vergleich freilich nicht aushalten, aber sie ist doch so übel nicht?! Mit etwas Fleiß läßt sich in kurzem viel erreichen. Also Mut gefaßt und Kopf hoch! — Was nun die Sache selbst betrifft, glauben wir, daß es in Wien kalligraphische Lehrkurse und Lehrmittel die Menge geben dürfte. Wenn Sie die Gelegenheit aber dort nicht finden, lassen Sie sich „Gebr. Ganders kalligr. Selbstunterricht" empfohlen sein. Diese Publikation bietet bei sehr billigem Preise in anregender Form leicht verständliche Anleitung. Adresse: Gebr. Gander, Kalligraphisches Institut, Stuttgart. — Ihrem zweiten Wunsche zu entsprechen empfehlen wir Ihnen: „Stenographische Unterrichtsbücher von Ingenieur A. Beyerlen. Stuttgart." — Und nun mit Ernst und Fleiß ans Werk und nie wieder — verzweifeln!

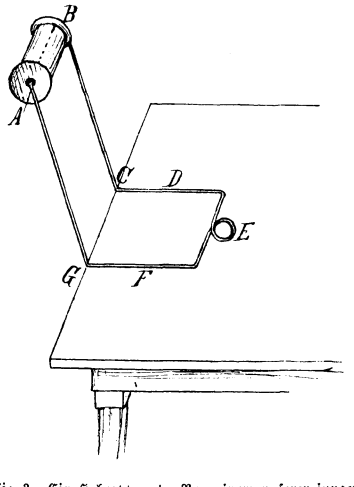


Fig. 3. Ein Hebeapparat. Von einem unserer jungen Kameraden erfunden.

Alfred B. in **Berlin.** Das nennt man: Galgenhumor. Dux receptui canere jussit. Der Führer befahl, daß bei seinem Rückzuge gesungen wurde.

E. G. in **Wien.** Auch Deine Uebersetzung ist nicht übel! Conspicit ecce alios dextra laevaque per herbam vescentes (Virg. Aen. II. 666). Siehe er sieht rechts und links andere ins Gras beißen.

Daheim bei den Eltern, ja, da geht's uns gut, da hängt der Brotkorb weit unten, ihr braucht nur einen Griff hinein zu thun, und die Hand kommt niemals leer heraus. Aber draußen in der Fremde, und später, wenn's leer und einsam um Euch herum wird, wenn der sorgende Vater und die sorgliche Mutter fort sind, da weht ein anderer Wind, und hat den Brotkorb an irgend einen hohen Baum gehängt. Da heißt's klettern oder hungern! Was wollt ihr lieber? Doch wohl klettern. Aber dazu muß man die Glieder gekräftigt, ja geschmeidig und zäh gemacht haben. Ihr könnt es, wenn ihr nur wollt. Frisch gewollt, ist schon halb gekonnt. Das unfehlbare Tränklein, das eure Glieder tüchtig macht, könnt ihr euch selbst verschaffen. Ihr nehmt eine ordentliche Portion Fleiß, eine ditto aus der Quelle des Wissens, die jedem zu Füßen sprudelt, ihr gießt eine dritte, ebenso tüchtige, Ehrlichkeit hinzu, rüttelt das Ganze ordentlich durcheinander, und — probatum est. Jede Stunde einen Eßlöffel voll, und, was gilt's, ihr kriegt den Brotkorb herunter?

J. Mähly.

Nur was Dir schafft
Die eigne Kraft,
Des Lebens Wert
Dich schätzen lehrt.

H. J. Meyer.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

Von

J. H. D. Kern.

1. Die Reservation der Komantschen.

Ich, Quincy Kane Carroll, ward im Jahre 1860 geboren, nicht, wie sicher die meisten meiner jugendlichen Leser, in dem geräuschvollen Leben einer Stadt oder auf einer Farm der dicht bevölkerten östlichen Staaten, sondern mitten in der menschenleeren Wildnis. Das Brausen des Windes in den Wipfeln der Urwaldriesen, dann und wann das Brüllen der Unzen und Bären, das Heulen der Panther, Schakale und anderer Raubtiere hat mich in den Schlaf gesungen; meine indianische Wärterin befaßte sich mit diesem Geschäfte nicht. Vielleicht erfahren meine jungen Freunde gern einige Erlebnisse aus den Tagen meiner Kindheit.

Mein Vater, James Carroll, vorher Oberst in der nordamerikanischen Armee, ward mit dem Ende der fünfziger Jahre Superintendent für die Reservation der Komantschen und wohnte seitdem mit seiner Familie nördlich von Bents Fort im Territorium Colorado, hart an der Grenze, aber noch außerhalb des seinen Schutzbefohlenen angewiesenen Gebietes. Da keine bare Einnahme mit seinem Amte verbunden war, gab ihm die Regierung umfangreiche Ländereien als Eigentum. Von diesen bewirtschaftete er in Ermangelung ausreichender Arbeitskräfte nur einen geringen Teil und führte mitten in seinem Acker die nötigsten Häuser, Stallungen und Scheuern auf. Diese Farm, kurzweg die Faktorei genannt, blieb viele Jahre ein vorgeschobener Posten, bis sich endlich einige Kolonisten auf dem ihnen von meinem Vater überlassenen Grund und Boden ansiedelten, so daß wir doch ein paar weiße Nachbarn bekamen. Unser Wohnsitz lag übrigens sehr malerisch in einer aus dichten Wäldern, weiten welligen Prairien und zackigen Bergen be-

Beim Fischen.

stehenden Landschaft am Yellow Fork, einem von Norden kommenden Nebenflusse des Arkansas, etwa zehn englische Meilen von dem am Arkansas selbst erbauten Bents-Fort entfernt.

Die Komantschen, früher eines der wildesten und kriegslustigsten Indianervölker Nordamerikas, welche auf ihren Streifzügen unzählige Mordthaten und Räubereien an friedlichen Ansiedlern und daherziehenden Karawanen verübt hatten, waren nach einer beschwerlichen Kriegführung endlich bezwungen. Zehntausend Seelen stark waren sie in ein Gebiet eingeschlossen worden, welches Hunderte von Quadratkilometern zählte und die Reservation der Komantschen hieß. Die Gefangenen durften die ihnen gezogenen Grenzen bei Todesstrafe nicht überschreiten; ein auf viele Punkte verteiltes berittenes Regiment beobachtete sie. Um ihren angestammten Neigungen Rechnung zu tragen, hatte die Bundesregierung den eingesperrten Indianern ein ungeheures Jagdgebiet gelassen; den größten Teil der zur Kultur geeigneten Ländereien in dem Umkreise der Reservation hatte sie ihnen jedoch abgekauft und zwar in der Form, daß sie ihnen einen Teil des Kaufgeldes bar oder in Produkten und Fabrikaten auszahlte, während der Rest gleichmäßig auf die nächsten zwanzig Jahre verteilt wurde. Innerhalb dieser Frist sollten sich die zum Verbleiben gezwungenen Rothäute an friedliche Beschäftigungen gewöhnen; wenigstens hoffte man, daß ihre Kinder die Bebauung des Bodens oder ein Handwerk lernen würden.

Leider jedoch sind derartige wohlgemeinte Versuche sehr selten von dem gewünschten Erfolge begleitet, auch hier nicht, obgleich die Regierung geradezu väterlich für die an die Scholle gebundenen Wilden sorgt. Sie gibt jedem männlichen Indianer, gleichviel ob er verheiratet ist oder nicht, 80 Acker des besten Bodens als unveräußerlichen Besitz zurück und setzt Belohnungen fest, um ihn zum Anbau von Feldfrüchten zu reizen. Sie läßt die Komantschen von Farmern, Viehzüchtern, Gärtnern, Fuhrleuten, Bauhandwerkern, Schmieden, Stellmachern, Webern, Gerbern, Schlächtern u. s. w. unterweisen, läßt dieselben durch Aufseher und Kommissare vor Uebergriffen vonseiten der weißen Ansiedler oder vor Betrügereien vonseiten der oft habgierigen Agenten beschützen und ihre Kinder in Schulen unterrichten. Trotz alledem setzen die Insassen dieses gewaltigen Gefängnisses dem Erziehungssystem ihrer weißen Brüder einen passiven Widerstand entgegen, welcher unüberwindlich ist. Die Komantschen scheuen jede Arbeit, jede Mühe, es sei denn auf der Jagd, auf dem Kriegspfade, oder auf Raubzügen, bebauen den ihnen zugewiesenen Acker nicht und werden dadurch eine fühlbare Last für den Staat, welcher die halsstarrigen Wilden wie große Kinder füttern muß, damit sie nicht vor Hunger umkommen.

Die ganze Reservation der Komantschen ist in zahlreiche Agenturen eingeteilt, welche je etwa fünfundzwanzig bis dreißig Indianerfamilien zu beaufsichtigen und wöchentlich einmal mit dem Notdürftigsten zu versorgen haben. Während das innere Gebiet der Reservation als gemeinsames Jagdgefilde aller Komantschen benutzt wird und den Verträgen gemäß von weißen Privatleuten nicht betreten werden darf, liegen die Agenturen an der äußeren Runde der Reservation zwischen den noch nicht in Angriff genommenen Aeckern der Wilden und den Farmen derjenigen Weißen, welche ehemalige Indianerländereien kauften. Kleinere Kommandos von Linientruppen sind dem Agenten unterstellt, damit dieser die Ordnung aufrecht erhalten, eventuell eine Empörung bekämpfen oder ein massenweises Ausbrechen verhüten kann.

Im allgemeinen verhalten sich die Komantschen friedlich. Sie sind durch ihre weißen Herren und Wohlthäter verwöhnt und verhehlen sich nicht, daß sie, plötzlich wieder ihrem Schicksal überlassen, sich schwerlich selber würden ernähren können. Mordthaten sind äußerst selten, kommen nur aus Rache vor, Meutereien werden im Keime erstickt, Diebstahl und Mädchenraub aber sind nicht ganz selten. Ist schon diese Gefahr an sich schwer zu vermeiden, so ist es völlig unmöglich, die geraubten weißen Mädchen wieder zu erhalten, da der Komantsche dieselben ungesehen auf geheimen Pfaden in das entlegene Innere seiner Reservation schleppt, wo niemand das Versteck auffindet. Für ihre Familien bleiben die armen Wesen unrettbar verloren.

Die wöchentlichen Lieferungen an die stets hungerigen Faulenzer besorgt der Agent mit seinen Schreibern auf eigene Hand, die jährlichen Lieferungstage aber sind ein Fest für die Wilden und die umwohnenden Weißen, ein Fest, bei dem sich auch der Superintendent, die Kommissare und Aufseher in den Agenturen einzufinden pflegen. Seit ich sicher auf meinem Pony saß — und das war mit acht Jahren der Fall — durfte ich meinen Vater regelmäßig begleiten, wenn er zu diesem Zwecke die Rundreise um seine Reservation unternahm. Die Lieferungstage, an denen die sonst so einsame Agentur Hunderte von Besuchern zählt, liegen je nach der räumlichen Entfernung einer Agentur von der folgenden so weit auseinander, daß die berittenen Oberbeamten und die auf Karren oder Lasttieren mitgeführten Vorräte die nächste Station vor dem nächsten Lieferungstage erreichen können. Besuchen wir einmal einen solchen Zahlungstag und sehen uns dort ein wenig um; ein interessantes Bild wird sich entrollen.

Es ist vielleicht Mitte August oder Anfang September. Schon früh, oft mit dem ersten Tagesgrauen haben sich die indianischen Familien, Männer, Weiber und Kinder vor der Agentur eingefunden, die Männer zu Pferde, die Weiber und Kinder zu Fuß neben den Packtieren, welche mit Fellen, Vogelbälgen, Kräutern, Pflanzensäften und allerlei Fabrikaten indianischer Industrie beladen sind. Die Weiber schlagen aus Stangenwerk ein einfaches Zeltgerüst auf, behängen dasselbe notdürftig mit alten Fetzen, und bringen im Innern ihre Kinder und Habseligkeiten unter; die Männer leisten ihnen dabei nicht die mindeste Hilfe, suchen die Angehörigen ihrer Sippe auf, drängen sich mit diesen um die mittlerweile geöffneten Schenken, zünden ihre Pfeifen an und beginnen den aus Wein oder Bier bestehenden Frühtrunk einzunehmen. Da sie kein bares Geld besitzen, muß der Wirt einen unter den von ihnen angebotenen Tauschartikeln in Zahlung nehmen. Kognak, Rum, Branntwein und sonstige stark berauschende Getränke sollen den Indianern bei strenger Strafe nicht verkauft werden; doch fehlt es an Uebertretungen nicht.

Beide Geschlechter der Komantschen sind nach unseren Begriffen ungemein häßlich. Vorstehende Backenknochen, eine breite Nase, ein großer Mund, schiefe, weit auseinanderstehende Augen, zottiges, bis auf die Schultern herabfallendes schwarzes Haar, eine dunkelbraunrote Hautfarbe, durch blaue und rote Farbenstriche unterbrochen, lange, magere Arme und Beine, ein sehr unangenehmer Geruch und großer Schmutz: das sind die für alle ohne Ausnahme giltigen Merkmale. Die Kleidung ist äußerst sparsam, beschränkt sich meistens

auf ein zerrissenes Lendentuch und lederne Mokassins. Nur die Häuptlinge und einige der vornehmsten Krieger zeichnen sich durch vollständigere Bekleidung aus. Sie tragen mit Sohlen benähte Sandalen, lederne Beinkleider, um die Schultern einen kleinen Mantel aus Waschbärfellen und um den Kopf eine mit Federn geschmückte breite Stirnbinde, welche das Haar zurückhält. Lanze, Bogen, ein mit Pfeilen gespickter Köcher und ein langes Messer im Gürtel sind ihre Waffen; auch Feuergewehre sind vertreten.

Schweigsam drängen sich die Wilden durcheinander, hier und da einem ihnen bekannten Weißen einen ehrfurchtsvollen Gruß zunickend; gespannt sehen sie dem Beginn des Auszahlungstages entgegen.

Pünktlich um acht Uhr morgens wird der Superintendent auf dem Balkon der Agentur sichtbar, begrüßt von den sich tief verneigenden Indianern und läßt durch einen Trompetenstoß das Zeichen zur Eröffnung der Geschäfte geben. Die breite Pforte des Palissadenraums thut sich auf, und die Häuptlinge der verschiedenen Tribus treten zwischen den Schildwachen hindurch auf den weiten Hof, wo die Beamten mit all ihren Gehilfen Platz genommen haben; ganze Berge von Vorräten sind hier aufgehäuft. Man begrüßt sich händeschüttelnd, erkundigt sich, wie es den Familien geht, ob die Jagd ergiebig ist, ob Beschwerden geltend zu machen, oder besondere Wünsche vorzubringen sind. Nun erst beginnt die Aushändigung.

Je nachdem sie von dem Agenten aufgerufen werden, treten die Häuptlinge vor die Barre und überreichen dem Beamten eine Anzahl hölzerner Stäbe, welche der Anzahl der von ihnen vertretenen Familien entspricht. So viel Einschnitte der Stab enthält, so viel Glieder zählt die betreffende Familie; tiefere Einschnitte bedeuten Männer und waffenfähige Jünglinge, flachere Weiber und Kinder. Ist diese leicht übersehbare Rechnung mit dem Ergebnis der Bücher verglichen und in Ordnung befunden worden, so überschlagen die Beamten, was wohl jeder Familie nötig oder erwünscht sein könnte und legen ihre Vorschläge dem Häuptling zur Begutachtung vor. Wenn derselbe nichts dagegen einzuwenden hat, so werden die Ballen, Säcke und Kisten geöffnet und die Aushändigung nimmt ihren Anfang.

Zuerst wird natürlich der Häuptling bedient, welcher etwas mehr bekommt als seine Untergebenen; dann treten nacheinander die mit Namen aufgerufenen braunen Familienväter in den Hof herein und an den Zahltisch heran. Wollene Decken, fertige Kleider, wollene und baumwollene Zeuge, Küchenutensilien, Garten- und Ackergeräte, Karren, Beile, Messer, Flinten und Munition, Angeln, Fallen, ja selbst Pferde, Maultiere, Rinder zum Schlachten, zur Zucht und zur Anspannung und andere Haustiere werden den ungelehrigen Schützlingen überwiesen. Dabei wird ihnen immer erneut ans Herz gelegt, wie gut es der große Vater in Washington mit ihnen meine und wie sehr es ihre Pflicht sei, sich dadurch seiner väterlichen Liebe würdig zu beweisen, daß sie den rechten Gebrauch von diesen Geschenken machten. Außerdem bekommt jeder Familienvater eine kleine Summe in barem Gelde ausbezahlt.

Stumm nickend nimmt der Wilde seinen Tribut in Empfang, vergleicht die von dem Dolmetsch verlesene Liste mit seinen neugewonnenen Schätzen und quittiert darüber in seiner Weise, nämlich indem er den oberen Teil des Bleistiftes, welchen der Agent in der Hand hält, mit dem Zeigefinger der rechten Hand berührt. Nach einer tiefen Verbeugung rafft er seine Habseligkeiten zusammen und verschwindet mit denselben durch die Pforte.

Ist die Auszahlung beendet, so findet die Abspeisung der hergerufenen Komantschen statt; sie sind heute die Gäste der Regierung, werden mit gebratenem Fleisch, Reis, Kartoffeln, Brot, eingemachten Früchten und Bier bewirtet. Um gewaltige Tafeln herum lagern sie mit Weib und Kind, lassen sich von ihren weißen Brüdern bedienen und vertilgen schnell unglaubliche Mengen. Dabei werden sie aufgeräumt, ja lustig und laut, schließen Freundschaft mit Soldaten und Händlern und scheinen sich nie glücklicher gefühlt zu haben als in dieser Stunde. Der Superintendent durchschreitet mit seinem Gefolge die fröhlichen Gruppen, hat für jeden ein freundliches Wort und ein paar Cigarren bereit, wird überall mit stürmischem Jubel empfangen.

Hat der Superintendent seinen Rundgang vollendet, so tritt der älteste Häuptling auf, um eine Dankrede zu halten, bei welcher Gelegenheit er im Namen aller anwesenden Komantschen feierlich verspricht, daß die weißen Brüder ihre guten Freunde sein und bleiben sollten und daß die Komantschen einen ewigen Frieden mit dem „großen Vater“ in Washington halten würden.

Damit ist das offizielle Programm erledigt, die Eingeborenen könnten in ihre Dörfer heimkehren. Aber dies geschieht nicht, denn der Zahlungstag bietet ihnen ja zugleich eine sehr günstige Gelegenheit Dinge anzukaufen oder einzutauschen, welche der Einzelne zufällig nicht bekam, aber gern besitzen möchte, andererseits aber auch sich von Gegenständen zu trennen, welche ihm überflüssig erscheinen. Dahin gehören nicht nur die Artikel, welche er aus dem Innern der Reservation mitbrachte, sondern auch manches von dem, was er erst eben durch die Sorgfalt der Behörde bekam. Mit einem Erlaubnisschein versehene weiße Händler haben rings um den freien Platz ihre Buden aufgeschlagen, und es entspinnt sich vor denselben ein reger Verkehr, ein bunter Austausch der mannigfaltigsten Dinge. Die Händler finden natürlich ihre Rechnung dabei, obgleich die Beamten möglichst darauf sehen, daß ihre braunen Schützlinge nicht allzusehr benachteiligt werden. Für Tabak, Pfeifen, Bier, Wein und allerlei Tand gibt der Komantsche ohne viel Besinnen die nützlichsten Besitztümer her.

Bis spät in die Nacht währt oft dieser Markt, und manche Besucher bleiben für die Nacht an Ort und Stelle. Sie hüllen ihre buntbemalten Leiber so dicht in die jüngst erhaltenen sauberen Decken, daß es aussieht, als wenn sich eine Schnecke in ihr Haus verkröche, und überlassen sich unter dem lückenhaften Zeltdach einem kurzen Schlafe. Mit Tagesanbruch ist kein einziger Besucher mehr auf dem freien Platze vor der Agentur zu finden.

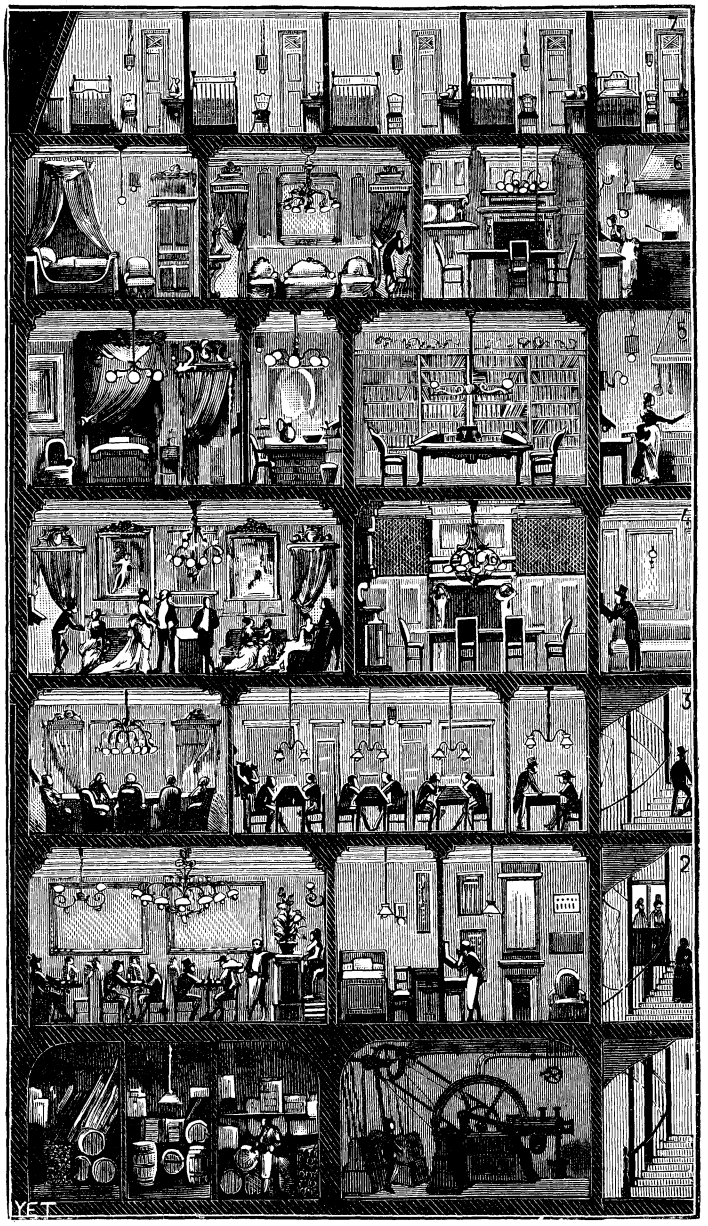
(Fortsetzung folgt.)

Die häusliche Beleuchtung durch Elektricität.

Das elektrische Licht gewinnt von Tag zu Tag eine umfassendere und allgemeine Anwendung, weil seine intensive Leuchtkraft und seine absolute Feuergefahrlosigkeit Vorteile sind, welche reichlich den kleinen Mehraufwand aufwiegen, welchen dermalen seine Erzeugung noch verursacht Solange die Anwendung des elektrischen Lichtes noch nicht allgemein ist, und dasselbe vereinzelt hergestellt werden muß, mag es scheinbar etwas teuerer sein als Leuchtgas, obwohl dieser Mehraufwand

durch die größere Lichtstärke einigermaßen aufgewogen wird; allein wann erst die Straßen, die Theater, die öffentlichen Gebäude u. s. w. allgemein mit elektrischem Lichte beleuchtet und die hierzu erforderlichen Massen von Elektricität im großen hergestellt sein werden, wird das elektrische Licht zur Beleuchtung noch wohlfeiler zu stehen kommen als das Leuchtgas. Die Prophezeiung eines Ingenieurs, daß wir beim Eintritt ins 20. Jahrhundert nur elektrisches Licht haben und mit dem Leuchtgas nur unsere Speisen kochen und unsere Wohnräume erwärmen werden, klingt — wenigstens was die großen Städte anlangt — gar nicht so unwahrscheinlich.

Die Möglichkeit, ganze Wohnhäuser selbständig mit elektrischem Licht zu beleuchten, ist ebensogut erwiesen, als die Beleuchtung von Fabriken und Großgewerben mit demselben, und in Paris gab es schon im Jahre 1885 verschiedene Privathäuser, in welchen diese Idee praktisch verwirklicht worden war. Wir geben im vorstehenden Holzschnitt den Durchschnitt eines derartigen Hauses, um die Anlage des Beleuchtungsapparats und seine Verteilung über das Haus zu veranschaulichen. Wir sehen im Kellergeschoß (1) einen Gasmotor zum Betrieb der Dynamomaschine, welche den elektrischen Strom für die Beleuchtung des modernen Hauses zu liefern hat. Die ersten Glühlichte oder Bogenlampen erleuchten zugleich denjenigen Teil des Kellerraumes, worin ein Droguist einen Teil seines Lagers hat. Im Erdgeschoß (2) sehen wir den Hausmeister, welcher das Zifferblatt seines elektrischen Apparats über den Grad der Spannung befragt; daneben sehen wir die mit Glühlichtern beleuchteten Räume eines Kaffeehauses. In den oberen Stockwerken sehen wir dann die verschiedenen Arten von elektrischen Kronleuchtern, von Bogen- und Glühlichtern, von elektrischen Klingeln auf jedem Treppenvorplatz, die elektrischen Zündmaschinen für die Küchen, um Herd- und Ofenfeuer anzuzünden, die Telephone und die elektrischen Wecker und Läutewerke für die Dienstboten angebracht. Unser Holzschnitt veranschaulicht uns deutlich, wie das elektrische Licht allen Anforderungen unseres häuslichen, gesellschaftlichen und gewerblichen Lebens dienstbar und genügend gemacht werden kann. Im Entresol (3) sehen wir den Ausschußsitzungssaal, die Bureaux und das Sprechzimmer einer Aktiengesellschaft mit den verschiedenen Arten von elektrischen Lampen erleuchtet. In der Beletage (4) wird uns die elegante Wohnung einer reichen Familie mit ihren Salons ꝛc. vorgeführt; im Stockwerk darüber (5) die Wohnung eines Gelehrten, anscheinend eines Junggesellen; im dritten Stockwerk (6) die Wohnung einer anständigen bürgerlichen Familie, und im obersten oder Dachgeschoß (7) endlich die Zimmerchen der Dienstboten, welche mit Telephonen und elektrischen Weckern versehen sind. Jede der Familienwohnungen hat ihre elektrische Klingel an der Vorthüre und ihre Telephonleitung nach der Küche und zum Hausmeister hinab, so daß sie mit allen erdenklichen Behaglichkeiten versehen und der Beweis geliefert ist, daß man mit der Einrichtung der elektrischen Beleuchtung auch noch einige andere Arten der Benutzung des elektrischen Stromes verbinden kann und sich jedenfalls vor den Gefahren der Gasexplosionen und Gasausströmungen gesichert weiß.



Durchschnitt eines mit elektrischem Licht erleuchteten Hauses.

Parzival und sein Dichter.

Der Parzival, eine mittelalterliche erzählende Dichtung von größerem Umfang, ist das Meisterwerk Wolframs von Eschenbach. Dieser war einer der größten Dichter jener ersten Blütezeit unserer Litteratur, welche etwa ums Jahr 1100 begann, denn ihm gelang am besten die Darstellung und Verherrlichung jener beiden Mächte, die sein Jahrhundert am gewaltigsten beherrschten: das weltliche Rittertum in seiner reinsten Vollkommenheit und die neuerwachte innige Glaubensschwärmerei, welche in den Kreuzzügen zur wahrhaften That ward. Auch Wolfram von Eschenbach war ein Ritter, auch er zog mit ins gelobte Land. Und hier am heiligen Grabe des Erlösers erglühte in ihm jene feurig fromme Begeisterung, welche alle seine Dichtungen durchleuchtet. Ob auch sein kampfgewohnter Arm, der das Schwert gar wacker zu führen verstand, sich nimmer der Feder bequemen wollte, so daß Wolfram, der Schreibkunst nicht mächtig, alles was er ersann, einem Schreiber diktieren mußte, das war keine Fessel für seinen reichen Geist. Der Parzival zeigt uns aufs herrlichste, wie sein ritterlich frommer Dichter zu den lichten Höhen reinster Gottesverehrung sich zu erheben und zugleich in das Seelenleben seiner Zeitgenossen sich zu vertiefen wußte. Und daß er beides zu so ergreifendem Ausdruck brachte, das sichert ihm und seinem Werk Unsterblichkeit für immer.

Niemand sollte verschmähen, wenigstens Stoff und Auffassung desselben kennen zu lernen, denn es ist Pflicht, die geistige Arbeit der Väter zu achten, welche das erste Sprossen und Sprießen der deutschen Dichtkunst gepflegt, die nun — seit mehr denn sechs Jahrhunderten — zu so mächtigem Baum erwachsen ist, daß sie jedem unserer Zeit reiche Ernte beut an Blüten und Früchten.

Dies der Inhalt des Parzival:

War einst ein Prinz von Anjou mit Namen Gamuret, der hatte als tapferer Ritter im Mohrenlande wider die Ungläubigen gestritten. Da erhielt er Kunde, daß in seinem Vaterlande die junge Königin Herzeleide von ihren Feinden hart bedrängt werde. Und treu dem obersten Gesetz aller Ritterlichkeit „allen Bedrängten beizustehen" und „höchste Ehre zu suchen im Dienste edler Frauen" eilte er alsbald nach Anjou zurück und von dort, mit einem unter seinen Lehnsgesessenen geworbenen Häuflein, der Königin zu Hilfe. Leicht gelang es seiner Tapferkeit all ihre Feinde zu besiegen; und dankbar reichte sie ihm dafür die Hand zum Bunde, erhob ihn zu ihrem Gemahl und ließ ihn über ihr Königreich herrschen.

Aber die friedlichen Herrscherpflichten konnten Gamurets kühnen Heldensinn nicht lange fesseln. Nach wenig Monden schon nahm er Urlaub von seinem Hofe und seiner holden Herrin, um in neuen Ritterthaten neuen Ruhm sich zu erwerben. Mit Thränen nur ließ ihn Herzeleide ziehen, unheilverheißende Träume hatten ihr den Sinn beschwert.

Und ach! die Träume behielten recht. Nur kurze Zeit verfloß, da brachte man ihr die Nachricht seines Todes. Im blutigen Kampf war er gefallen von Feindes Hand. Ihr Sohn, der kleine Parzival, der erst wenige Tage alt, war nun vaterlose Waise. Da — wie Wolfram v. Eschenbach sagt — „ertrank die Freude der Königin über ihr Kind in einem Meer von Klagen". Jetzt trug sie ihren Namen wohl mit Recht, denn bitteres Leid war ihrem Herzen widerfahren. Schaudern ergriff fortan ihre Seele, wenn Kampf und Ritterschaft sie preisen hörte; denn ohne diese, meinte sie, wäre ihr lieber Gemahl sicher noch am Leben. Und damit ihr einziges Kind ihr nicht auch dereinst durch so frühen Tod entrissen werde, beschloß sie, ihren Schmerzenssohn fern von der Welt in Gottesfurcht zu friedlichem Thun zu erziehen.

Von wenigem Gesinde nur begleitet, zog sie sich alsbald in tiefe Waldeinsamkeit zurück und jedermann ward streng verboten, vor Parzival von Waffen oder Kampf oder Rittertum zu sprechen. Zahme Vögel und junge Rehe gab sie ihrem Kinde zu Spielgefährten; Blumen und Schmetterlinge waren seine Lust im Sommer; und die funkelnden Sterne, die am Himmel aufleuchteten und erloschen, seines jauchzenden Verlangens Ziel. Aber auch den Schöpfer all dieser Herrlichkeit, den lieben Gott, lehrte die Mutter Parzival erkennen. „Wie ist Gott?" fragte da oft der Knabe.

„Gott ist lichter als der Tag,
Lichter als der Sonne Schein,"

lautete die Antwort. Die bewahrte er wohl in seinem Herzen. Doch wie die Königin sich auch mühte, ihres Kindes Gemüt unwissend zu erhalten in allen kriegerischen Dingen, der ritterliche Heldensinn, vom Vater angeerbt, ließ nicht für immer sich bannen. Ohne daß er je Bogen und Pfeile gesehen, schnitzte der Knabe sich solche im kindischen Spiel. Zielte damit auf des Waldes Vögelein und traf. Als dann freilich der Getroffene, die blutende Todeswunde in der Brust, mit matten Schwingen zu seinen Füßen niederfiel, da stand der junge Schütz erschrocken. Und als er gar erkannte, daß der kleine bunte Sänger, dessen süße Töne ihn so oft erfreut, nun wirklich tot, ganz tot, da weinte er laut. So stritten erwachende Jagdlust und fromme Herzensweichheit in seinem jungen Gemüt.

Aelter geworden, war er einst ganz allein weit hinaus gestreift. Da ritten durch den dunklen Tann drei Ritter auf ihn zu. Sie hatten sich verirrt und wollten den Weg von ihm erfragen. Goldene und silberne Rüstungen hüllten sie ein, in denen die Sonne ihre blitzenden Strahlen spiegelte. Dergleichen hatte Parzival nie gesehen. Geblendet sank er in die Kniee, faltete die Hände und rief: „Seid ihr Gott?" Denn die Mutter hatte ihn ja gelehrt:

„Gott ist lichter als der Tag
Lichter als der Sonne Schein."

Die Reiter lachten: „Wir sind Ritter!" Um seiner einfältigen Frage willen hielten sie ihn anfangs für närrisch; aber als sie seine langen Locken, die sinnige Schönheit seines Antlitzes und die vornehme Anmut seiner Gestalt näher ins Auge faßten, da erkannten sie, daß er von edler Herkunft sein müsse und es dauerte sie, daß er so aller Kenntnis des Rittertums bar. Sie stiegen von ihren Pferden und schilderten ihm Turnier und Kampfspiel, Heldentod und Siegespreis. Feurig erglänzten Parzivals Augen und sein Herz klopfte. „Und wo? wo erringe ich Gleiches?" so fragte er ungestüm. „An König Artus' Ritterhof," lautete die Weisung. Dann ritten die Fremden davon. In beflügelter Schnelle eilte der knabenhafte Jüngling zu seiner Mutter zurück und bat sie, ihn hinausziehen zu lassen in die Welt, auf daß auch er ein Ritter werden könne. Zu Tode fast erschrak da Herzeleide. So war all ihre Vorsicht umsonst gewesen? Sie sollte ihren Sohn hingeben, um ihn zu verlieren wie einst ihren Gemahl? Das dünkte sie unmöglich, und mit beweglichen Worten flehte sie zu Parzival, abzustehen von seinem Verlangen. Dieser aber blieb fest. Heißes Sehnen nach irgend etwas Großem — war es nach Ruhm? nach Ehre? — brannte plötzlich in seiner Brust.

Da gewährte die Königin seine Bitte, hoffte aber im stillen, ihn bald zu sich zurückzuführen, wenn sie ihm die Welt verleide; nähte ihm deshalb ein Narrenkleid von grobem Sacktuch und gefleckten Kalbsfell, hüllte ihn darein und erwartete nun, daß er, verlacht und verspottet von den Menschen, dieselben ebenso schnell wieder fliehen werde, wie er sie jetzt suche.

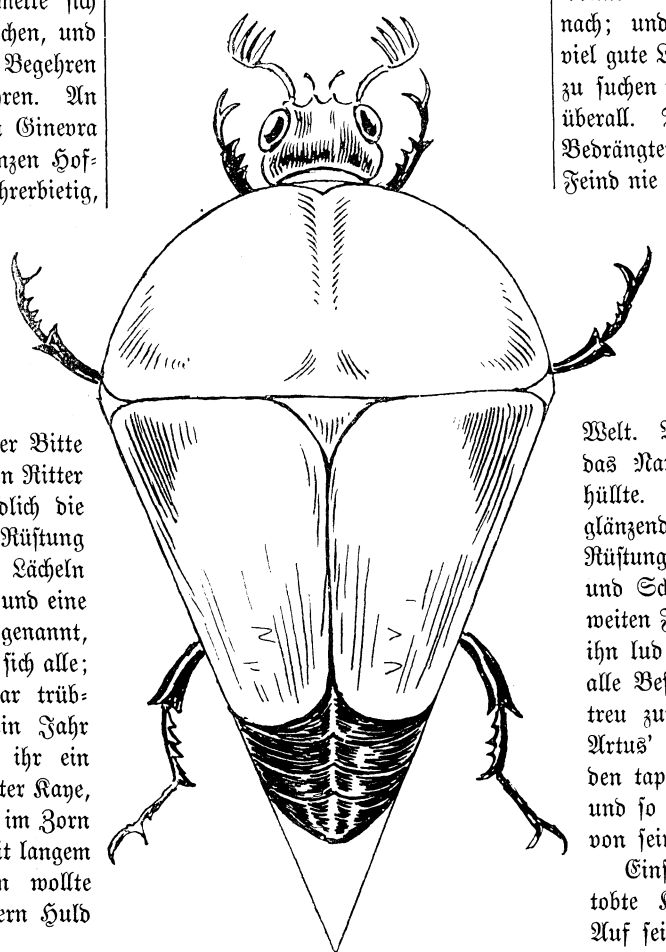
Dem war aber nicht so. Mit unbefangener Festigkeit ging Parzival seinen Weg. Zwar erregte er hier und da durch seine Weltunerfahrenheit Anstoß und durch seine Kleidung Gespött, aber er kümmerte sich wenig darum, König Artus' Hof*) zu erreichen, war sein einziger Gedanke.

Viele Wochen und Tage wanderte er so fürbaß. Da traf er auf einen Ritter, der war ganz in ein rotes Gewand gekleidet und gebärdete sich gar zornig. Parzival getraute sich nicht, ihn anzureden; aber als der rote Ritter den jugendlichen Wanderer erschaute, trat er selbst ihm entgegen und fragte ihn, ob er es übernehmen wolle, Botschaft vom roten Ritter zu bringen an König Artus' Hof; er sei von der Tafelrunde gekränkt und dafür wolle er Herausforderung senden, daß einer ihrer besten Ritter mit ihm kämpfe auf Tod und Leben, um seiner verletzten Ehre genug zu thun. Bereitwillig versprach Parzival, ihm diesen Dienst zu leisten.

*) König Artus' Hof oder Tafelrunde, welche aus zwölf Rittern bestand, war der Sage nach der oberste Gerichtshof aller weltlichen Ritterschaft. Es galt für die höchste Ehre, von ihnen, die in allen kriegerischen Waffenkünsten, wie in höfischer Sitte gleich erfahren, zum Ritter und Genossen erwählt zu werden.

„Aber wo finde ich das ritterliche Hoflager?“ „Ganz nahe! im Thale hinter jenen Hügeln erhebt sich die festliche Halle.“ Dem Jüngling klopfte das Herz. Endlich also sollte er das Ziel erreichen, dem er so lange entgegengestrebt. Eilenden Schrittes stieg er hernieder ins Thal; sah die Halle in schimmernder Pracht; sah reichgekleidete Knappen davor behende sich tummeln; sah Streitrosse und Zelter; und hörte die bellende Meute der Rüden. Aber als er sich näherte, sammelte sich alles um ihn mit Spott und Lachen, und lange währte es, ehe man sein Begehren erfüllte, ihn zum König zu führen. An der Seite der lieblichen Königin Ginevra sitzend, umgeben von seinem ganzen Hofstaat — so empfing ihn dieser. Ehrerbietig, doch ohne Scheu entledigte sich Parzival der Botschaft des roten Ritters. Seine Schönheit und seine edle Anmut erfüllten alle mit Bewunderung und ließen die seltsame Hülle übersehen, in welcher er steckte. Aber als er seine Rede mit der Bitte schloß, *ihn selbst* mit dem roten Ritter kämpfen zu lassen, damit er endlich die ritterlichen Sporen und Roß und Rüstung sich erwerbe, da ging doch ein Lächeln durch die stattliche Versammlung und eine schöne Hofdame, Kunnevare genannt, lachte gar laut. Darob freuten sich alle; denn die schöne Kunnevare war trübsinnig gewesen länger denn ein Jahr und niemand hatte vermocht, ihr ein Lächeln abzugewinnen. Nur Ritter Kaye, der roheste von allen, fuhr auf im Zorn und schlug sie. Er hatte sich seit langem ihrem Dienst geweiht — nun wollte er nicht, daß von einem andern Huld oder Freude ihr werde.

Inzwischen hatte Parzival auf seinem Verlangen, mit dem roten Ritter zu kämpfen, bestanden und König Artus es ihm zuletzt gewährt. Der ganze Hof eilte hinaus auf den Plan, den ungleichen Kampf mit anzusehen. Er — halb Knabe, halb Jüngling, im Narrenkleid — wider einen erprobten Ritter in Helm und Rüstung! Aber siehe — das Wunder geschah. Obwohl des Fechtens ganz unkundig, besiegte Parzival dennoch den roten Ritter und erschlug ihn. Nun war nach der Sitte jener Zeit Schwert und Lanze, Roß und Rüstung des Gefallenen sein. Viele der jungen Knappen waren schnell bereit, ihn damit zu wappnen, ihn für seine Tapferkeit zu loben. Er aber schämte sich; denn erst hier, wo er die edelsten Ritter von Angesicht zu Angesicht sah, erkannte er, wieviel ihm noch fehlte, um ihnen gleich zu sein. Bescheiden jedes Lob zurückweisend, bat er König Artus, ihm Urlaub zu gewähren, und ritt davon, nachdem er der schönen Kunnevare noch hatte seinen Gruß entbieten und ihr sagen lassen, all seine künftigen Heldenthaten, Siege im Turnier und auf blutigem Feld sollten nur zu ihrem Ruhm geschehen, damit er wieder gut mache, daß sie einst um seinetwillen habe einen Schlag erdulden müssen. Solche Huldigungen waren damals Sitte im höfischen Frauendienst.



Der Drachensport. Fig. 8. Der Maikäfer.

Nun ritt Parzival auf den Hof des Ritters Gurnemans. Das war ein ehrenfester alter Herr, bei welchem die jungen Edelknaben des Landes in ritterlicher Zucht und Sitte erzogen wurden. Hier lernte denn auch er alles, was zum echten Rittertum gehörte. Lernte sein Roß tummeln, Beinschiene und Harnisch schnallen, Lanzen werfen und Stoßfechten, Schwert und Speer gar kunstgerecht schwingen; lernte streitbare Scharen zur offenen Feldschlacht ordnen und führen; lernte feste Plätze berennen und sie verteidigen; lernte bei Mahl und Trunk auf höfische Art sich benehmen; und lernte auch fein sittig im Frauengemach sich bewegen, mit zierlicher Rede zur holden Herrin sprechen.

Länger denn vier Jahre blieb Parzival unter Gurnemans' Leitung. Und als er danach Abschied nahm, die gewonnene Ritterlichkeit in freier Heerfahrt zu erproben, da hatte er aller Herzen sich gewonnen. Alt und jung sah ihm traurig nach; und der Burgherr gab ihm noch viel gute Lehren mit auf den Weg. „Gott zu suchen und den edlen Frauen zu dienen überall. Die Schwachen zu schützen, den Bedrängten beizustehen. Unbewehrten Feind nie anzugreifen. Nimmer zu fragen, wo Vertrauen nicht freiwillig entgegenkommt, denn Neugier ist die Schwäche der Weiber und der Thoren.“

Die Brust von kühnem Mut geschwellt, zog Parzival nun zum zweitenmal hinaus in die Welt. Wie anders jetzt als damals, da das Narrenkleid ihm noch die Glieder hüllte. Auf mutigem Streitroß ritt er; glänzender Zierat schmückte Helm und Rüstung; in der Sonne funkelten Schwert und Schild. Und wo man auf seiner weiten Fahrt zu Kampfspiel und Turnier ihn lud, überall blieb er Sieger; und alle Besiegte schickte er seinem Gelübde treu zur schönen Kunnevare an König Artus' Hof. Dort priesen diese hoch den tapferen Degen, dem sie unterlegen, und so widerhallte bald das ganze Land von seinem Ruhm.

Einst kam er in ein Nachbarreich; drin tobte Kriegsgeschrei und Kampfgetön. Auf sein Befragen erfuhr er, daß des Landes jugendliche Königin, Kondwiramur geheißen, vom eigenen Oheim in ihrer Hauptstadt belagert werde. „Den Bedrängten beistehen und den edlen Frauen dienen,“ diesem ersten Gebot alles Rittertums wollte Parzival folgen, als er durch einen Herold der jungen Königin seinen Gruß entbieten und sich ihr als Kämpfer antragen ließ. Mit Freuden ward er angenommen und übernahm alsbald erfolgreich die Verteidigung der Feste. So geschickt wußte er die vorhandenen Streitkräfte zu verwenden, daß der feindselige Oheim gar bald das Nutzlose seines Bemühens erkennen, die belagerte Stadt freigeben und gedemütigt abziehen mußte.

Da war großer Jubel in Kondwira-

murs Reich. Sänger und Helden priesen Parzival als des Landes Erretter, und in Dankbarkeit vermählte sich ihm die jungfräuliche Königin.

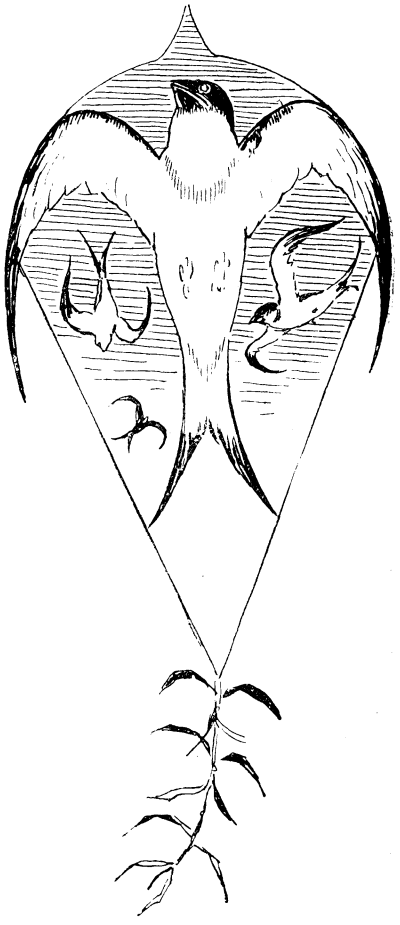
Nun war Parzival König. Aber seinem Thatendrang war noch nicht genug geschehen. Er beschloß, aufs neue in die Welt zu ziehen und vorerst seine Mutter Herzeleide aufzusuchen, um sie teilnehmen zu lassen an seinem Glück. Allein und ohne Knappen machte er sich auf; dem Lauf der Sonne nach verfolgte er seinen Weg. Da gelangt er eines Abends an einen klaren See, sieht Fischer an demselben und befragt sie um den Weg zur nächsten Herberge. Schweigend und düster deutet einer von ihnen, der prächtig gekleidet, auf einen engen rauhen Felsenpfad, der ins nahe Gebirge führt. Parzival folgt demselben und kommt alsbald an eine Burg, die ihm das Großartigste dünkt, was er je gesehen. Mauerwerk von Marmelstein umgibt Burghof wie Palast; vergoldete Kuppeln und Türme ragen zum blauen Himmel empor, und zierliche Spitzbogen wölben sich über Thür und Fenster. Aber als er auf den Hof reitet, ist alles öde und verlassen. Totenstille herrscht ringsum. Selbst muß er sein Pferd versorgen, und erst als er in die Halle tritt, sieht er sie gefüllt von Hunderten edler Ritter, schöner Frauen und jugendlicher Knappen. Alle sind in köstliche Festgewänder gehüllt, aber von Schwermut tief danieder gedrückt. Sie trauern um ihren König Anfortas, der krank, mit wärmendem Pelzwerk bedeckt, vor dem Kamin ruht. Anfortas ist der Fischer, der Parzival heraufgewiesen. Staunend steht dieser vor dem Unbegreiflichen, aber er wagt nicht zu fragen. „Neugier ist die Schwäche der Weiber und der Thoren." Da öffnet sich die Thür und ein feierlicher Zug durchschreitet den Saal. Voran vier Knappen, welche eine bluttriefende Lanze tragen; bei ihrem Anblick weinen alle laut. Dahinter schwebt die holdseligste aller Jungfrauen, in den erhobenen Händen hält sie eine Schale von funkelndem Rubinstein. Alle Fürstinnen und Edelfräulein umgeben sie, brennende Kerzen, Blumen und Weihrauch tragend; die würdigsten Ritter folgen als Ehrengeleit. Parzivals Staunen steigert sich zur Ehrfurcht, aber sein Mund bleibt geschlossen. Bleibt auch dann noch geschlossen, als König Anfortas ihn mit seinem eigenen Schwert gürtet und ihn kummervollen, eindringlichen Blickes auffordernd anschaut. Parzival versteht diese stumme Sprache nicht, und so verschwindet für ihn alle Herrlichkeit, als er sich zur Ruhe zurückzieht. Als er am andern Morgen erwacht, ist die Burg wieder wie ausgestorben. Mit eigenen Händen muß er wiederum sein Pferd satteln und ohne Abschiedsgruß schweigend davonreiten. Er ahnte nicht, wieviel er versäumt. Hätte er gefragt, so würde er erfahren haben, daß er auf dem Montsalvage sei, daß die Burg die Burg des heiligen Gral. Und daß der heilige Gral eben jene Rubinenschale sei, in welcher die Engel einst das Blut unseres Erlösers Jesu Christi auffingen, als er am Kreuze hing und mit jener Lanze sein Herz durchbohrt ward. (Daher der Name „Gral", der aus dem Französischen stammt von sang réal, wirkliches Blut.)

(Schluß folgt.)

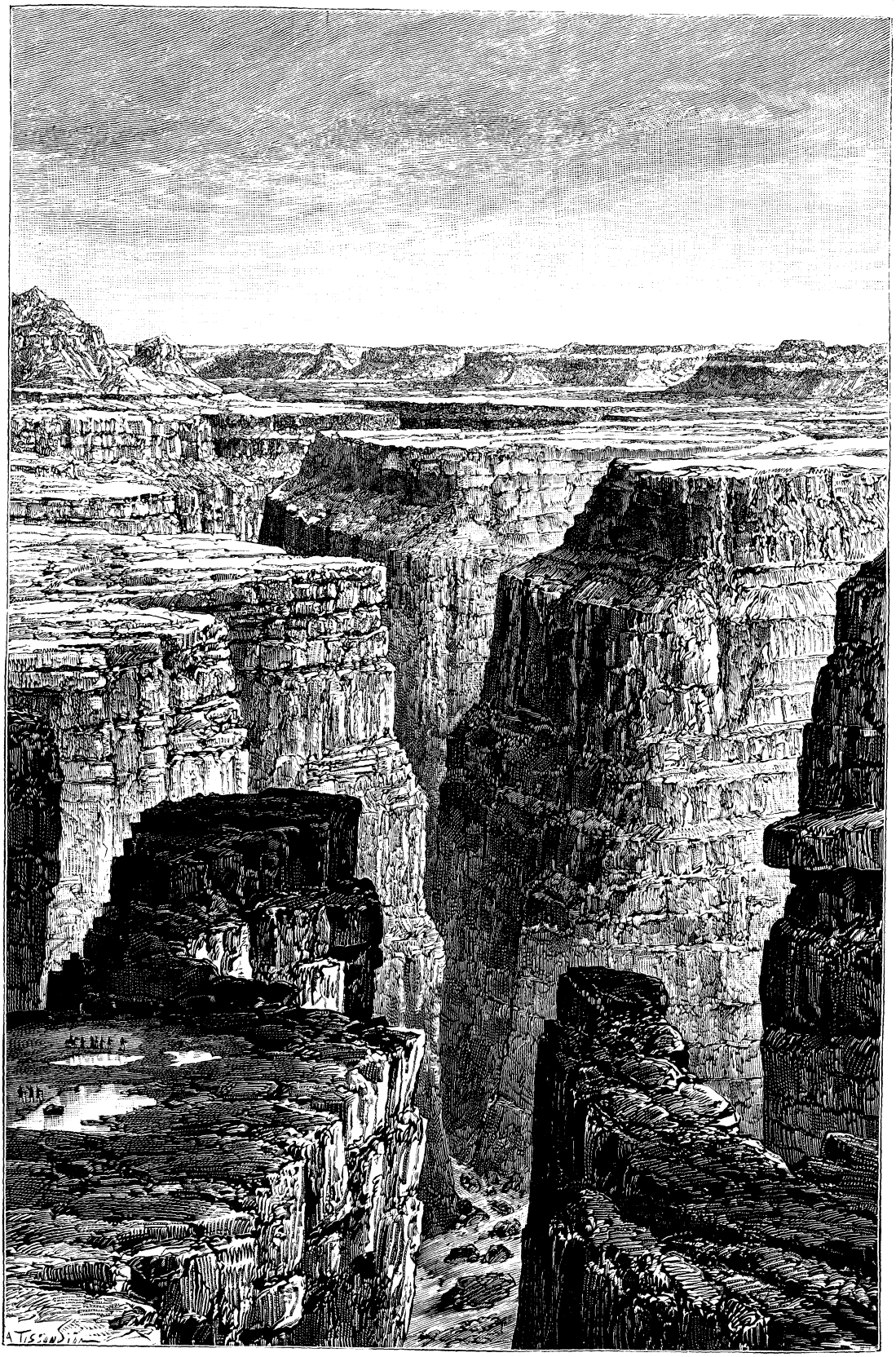
Der große Cañon des Rio Colorado.

Eine der großartigsten Naturerscheinungen, welche der ganze nordamerikanische Kontinent aufweist, ist jene Gebirgspartie oder große Hochebene, welche der Rio Colorado in einer riesigen Schlucht durchströmt, deren bald senkrechte, bald in seltsamen Treppen und Absätzen abgestufte Seitenwände mannigfach eine Höhe von 300 bis 700 m haben. Man denke sich eine große Tafel von lufttrockenem Lehm, unter welcher man einer härteren Halbkugel, etwa von Metall, einen solchen Druck von unten her gegeben hätte, daß die Lehmtafel zwar nicht in Stücke gehen, aber eine Anzahl Sprünge und Spalten von verschiedener Breite und Tiefe bekommen würde, und man hat ungefähr im kleinen ein Bild dieser ausgedehnten Landschaft. Ein weiteres Terrain von Urgestein, mit allen möglichen neueren Gesteinsarten in mehr oder minder regelmäßiger Schichtung überlagert, ist hier durch unterirdische plutonische Gewalten so stark emporgehoben worden, daß es in allen Richtungen zersprengt wurde und mehr oder minder tiefe und breite Sprünge und Schluchten erhielt. Der gewaltigste dieser Sprünge ist die große Schlucht oder der Cañon des Colorado, welcher alle atmosphärischen Gewässer sammelte und in seiner dichten Schlucht abführte, und von welchem zugleich alle die anderen kleineren Schluchten und Sprünge ausgehen oder, besser gesagt, in welchen alle diese sekundären Sprünge und Schluchten münden, und an welchen sie das in ihnen sich sammelnde Wasser abgeben. Daß bei der Emporhebung dieser Gebirgsmassen und der Bildung ihrer Cañons nur vulkanische Thätigkeit im Spiel sein konnte, das verraten einerseits die an vielen Stellen emporgequollenen Basaltmassen, andererseits die sonstigen vulkanischen Gesteine, welche von unten her die einstige wellenförmige Oberfläche dieser Landschaft durchbrochen haben und zu Kegeln emporgetrieben worden sind, die das allgemeine Niveau der Hochebene noch um 600 bis 700 m überragen.

Ein Blick auf unsern umstehenden Holzschnitt vermag unseren jungen Lesern einen ungefähren Begriff von der überwältigenden Großartigkeit dieser Naturerscheinung zu geben, auch wenn sie noch nicht viel von dem Bau der Erdrinde und der Art und Weise ihrer Gestaltung verstehen. Je nachdem der furchtbare Druck der vulkanischen Gewalten von unten her auf diese Bergmasse gewirkt hat, sind größere Sprünge entstanden, die mehr oder weniger breit sind und von denen wieder, wie von einem Mittelpunkt, kleinere Sprünge und Spalten nach allen Richtungen ausstrahlen. Auch die großen Sprünge hängen wieder mit noch größeren zusammen, welche breiter und tiefer sind und denen daher die in ihnen sich sammelnden Wasser zuströmen. Man kann daher die größeren Schluchten einem Kirchenschiff vergleichen,



Der Drachensport. Fig. 9. Die Schwalbe.



Der große Cañon des Rio Colorado aus der Vogelperspektive.

in welches an der Vierung die Seitenarme einmünden und an welches hier und da der Kegel eines erloschenen Vulkans sich wie ein Kirchenturm anschließt. Den Hauptabfluß dieses ausgedehnten Geländes bildet der Rio Colorado, welcher wegen seiner erratischen Blöcke, seiner Stromschnellen, Wasserfälle und Wasserstürze und wegen seiner reißenden Strömung auf der ganzen Strecke seines Laufs durch den großen Cañon nicht schiffbar ist. In den Colorado ergießen sich die wilden Wasser der anderen sekundären Schluchten, die ihrerseits wieder das Wasser der kleineren Spalten und Schluchten aufgenommen haben. Von den Wänden vieler dieser Schluchten stürzen Wasserfälle Hunderte von Metern hoch sich herab und ihre Gewässer brechen sich unten in schäumenden Wogen an den abgestürzten Basaltblöcken, welche an ihrer Sohle liegen.

Unser vorstehender Holzschnitt stellt den Einblick in eine derartige sekundäre vielgewundene Schlucht dar, welche sich in ihrem Verlauf wieder in eine Anzahl kleinerer und engerer verzweigt und spaltet. Tausende von Jahren mögen schon seit der gewaltigen Katastrophe vergangen sein, welche diese Emporhebung verursacht hat. Wir sehen dies an den abgerundeten Kanten und bloßgelegten treppenartigen Absätzen dieser kolossalen Schluchtwände; wir sehen es noch mehr an der Gestaltung der Bergwände im Hintergrund unseres Holzschnitts dicht am Horizonte. Nach dem unterirdischen Feuer, welches diesen Landstrich emporhob, ist das Wasser hier thätig gewesen. Regen und Schnee hat diese Oberflächen abgespült und ausgewaschen; die Wirkung von Frost und Tau hat das harte Gestein der scharfen Kanten abgesprengt und verwittern gemacht und die großen Felsenblöcke abgelöst, welche in die Tiefe gestürzt sind. Frost und Tau, Regen und Nebel haben zusammengewirkt, daß das harte Gestein der Oberfläche verwitterte und eine Decke von Flechten und Moosen ernährte, welche dann die vom Winde hergetragenen Samen von Gräsern und niederen Gewächsen und sogar von Nadelholzbäumen aufnahm, welche hier keimten und stellenweise einen feinen niedrigen Rasen oder kleine Wäldchen und Baumgruppen bildeten und nun die starre Oede unterbrechen, welche nach allen Seiten hin dem Auge in dieser Region begegnete. Auf den unteren Terrassen trifft man an manchen Einsenkungen auch Stellen, wo der Winterschnee in sogen. „Wölfen“ länger liegen bleibt und sich im Hochsommer in kleine Lachen und Tümpel verwandelt, wo zuweilen die Vögel zusammenkommen. Links oben in der Ecke sehen wir auch einen der ehedem emporgetriebenen vulkanischen Kegel, bald aus Laven, bald aus Basalt gebildet, einen nun erloschenen Vulkan, dessen verstopfter Krater vielleicht sich in einen See verwandelt hat.

Erst in den jüngsten Jahren hat die Regierung der Vereinigten Staaten diese schwer zu bereisende Region durch Männer der Wissenschaft genauer erforschen und beschreiben lassen, und der photographischen Aufnahme eines dieser Gelehrten verdanken wir das lehrreiche Bild, welches wir auf S. 24 unseren jungen Lesern vorführen.

Unter Korsaren.

Von **H. Wörishöffer.**

(Fortsetzung.)

Matthias bemerkte ihn gar nicht. Die Blicke des hübschen, jetzt so bleichen Knaben flogen ziellos über das weite Rund der Häusermassen und des Holzplatzes, auf dem er noch vor einer Stunde mit seinen Kameraden so fröhlich Räuber gespielt hatte. War die Welt seitdem eine andere geworden? — —

Drückende Stille lag auf den engen Höfen, die ersten Abendschatten sanken herab, — der einsame Knabe seufzte tief. Immer wiederholte er sich die grausamen Worte seiner Tante: „Wenn dein Bruder nur erst einmal den Vorteil davon zog!“ — Immer fragte er sich ob sein Vater wirklich betrügerisch gehandelt haben könne, sein armer geliebter Vater, der so treu gearbeitet hatte und den schließlich die schwere Krankheit darniederwarf, daß alles verloren ging, was er in langen Jahren ersparte und erwarb. Wie es seinen Sohn kränkte, ihn jetzt im Grabe noch einen Betrüger nennen zu hören, wie bitter weh das dem Herzen that! —

Heute konnte Matthias nicht mehr mit den anderen zusammentreffen, konnte nicht spielen und allerlei Thorheiten treiben. Der Ernst des Lebens war urplötzlich an ihn herangetreten und hatte seine Seele in kurzen Stunden um Jahre gereift. Er wollte fort, zur See gehen, sein Brot selbst erwerben, alles Mögliche versuchen, nur nicht in dem Hause des Onkels bleiben, nicht hier, wo man ihn ungern sah. Ein heißes Rot färbte das hübsche Gesicht, der Entschluß stand unerschütterlich fest.

Und wie immer im Leben, kam mit diesem Gedanken die Ruhe zurück. Matthias lockte den Hund und ging des Weges, den er unlängst gekommen war, durch das Nebengäßchen auf die offene Straße hinaus bis an die niedere Thür mit dem Schilde: „Adam Berghoff, Uhrmacher“. Ein winziger Laden zeigte den geringen Umfang des Geschäftes; nur ein paar alte verstaubte Uhren standen im Fenster, billige Sachen ohne Wert, — von Gold und Silber, von Ketten oder Schmuckgegenständen war nichts zu entdecken.

Matthias trat leise in den kleinen Laden, wo der Onkel mit Lupe und Werkzeug schon wieder emsig bei der Arbeit saß. Jetzt blickte er auf und sah das verstörte Gesicht des Knaben; gutmütig streckte er ihm die Hand entgegen. „Sei ganz leise, mein Junge, deine liebe Tante bedarf sehr der Ruhe, sie hat sich natürlich geärgert — hm, hm, die dumme Geschichte mit den Federn, mit Ami — du warst nicht dabei, Matthias, gelt? Du wußtest von nichts?“

Und ein Lächeln zuckte über das vergrämte alte Gesicht. „So recht ein Knabenstreich! — Aber wie der Hund aussieht! Unter jedem Haar eine Daune.“

Ami seufzte in seinen tiefsten Tönen; er schlich mit gesenkten Ohren zu dem Korbe, den er bewohnte und verbarg die Schnauze zwischen den Vorderfüßen, als wolle er im Schlafe alle ihm geschehene Unbill vergessen.

„Onkel,“ sagte Matthias, „ich war nicht dabei, ich hätte sonst meine Kameraden verhindert, das Fenster zu öffnen.“

Der Uhrmacher nickte. „Ich glaube dir ja, Kind, ich glaube dir ja. Aber freilich, deine Tante — —“

Matthias erbleichte. „Onkel Adam, ich hörte, was sie mit Bezug auf meinen Vater zu dir sprach, überhaupt alle ihre Worte — bitte, sage mir nur eins, ein einziges! — Hat mein Vater —“

„Laß doch die alten Geschichten, Kind, laß das doch! Vergiß, was du deine arme Tante behaupten hörtest. Sie ist eine gute, rechtschaffene Frau, nur etwas aufgeregt und natürlich voll Kummer über den Verlust ihres Sohnes. Geh und sprich mit ihr, mein Junge, sage ihr ein freundliches Wort, dann ist die Geschichte mit den Federn vergessen.“

Matthias schüttelte den Kopf. „Sage mir's, Onkel, sage mir's — hat mein Vater dich betrogen, hast du durch ihn dein Vermögen verloren?"

Berghoff streichelte liebevoll das blasse Gesicht des Knaben. „Daß du auch die Unglücksworte hören mußtest, Kind! — Nein, nein, mein armer Bruder war ein ehrlicher Mann, er hat mich nicht hintergehen wollen, davon bin ich fest und sicher überzeugt, er täuschte vielmehr nur sich selbst."

„So daß du doch immerhin dein Vermögen einbüßtest, Onkel Adam?"

„Ach, denke nicht daran, mein Junge. Wir haben noch an jedem Tage gesättigt vom Tische aufstehen dürfen, das ist ja alles, dessen genügsame Menschen bedürfen. Meine Arbeit wird uns auch fernerhin Brot schaffen."

Matthias hatte beide Arme um den Nacken seines Verwandten gelegt, er preßte in das eisgraue Haar desselben die heiße Stirn, in seinen Augen schimmerten große Thränen. „Dein Geld ging verloren," sagte er mit unsicherer Stimme, „du hast Heimat und Freunde verlassen, um nur bittere Enttäuschungen zu erfahren; aber dennoch sorgst du für den Sohn des Mannes, der dir dies Schicksal bereitete, wie ein liebevoller Vater, dennoch arbeitest du Tag und Nacht, um mich zu ernähren — das darf nicht länger so fortgehen. Ich nehme eine Stelle als Schiffsjunge und —"

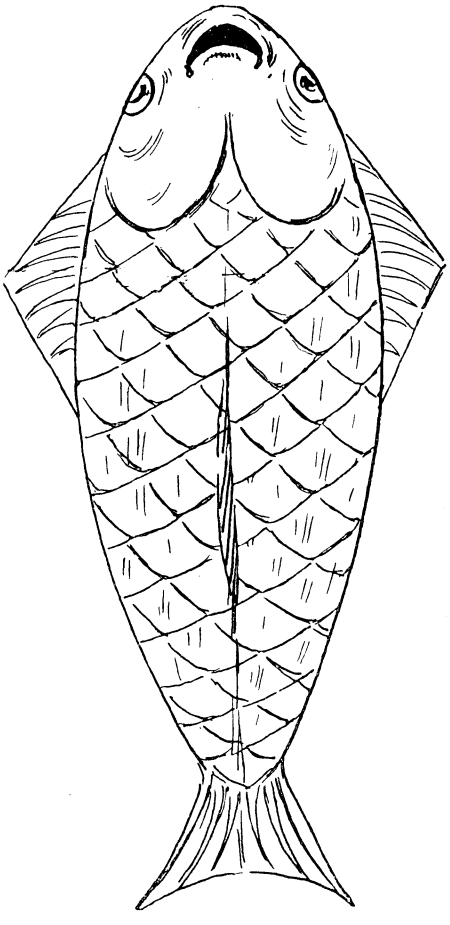
„Nein, Matthias, nein, unter keiner Bedingung! Es ist ja längst ausgemacht, daß du zu Michaelis als Kaufmann in die Lehre treten sollst. Was fällt dir denn nur so plötzlich ein?"

„Damals, ja bis zu dieser Stunde war ich in Unkenntnis der Verhältnisse, Onkel Adam. Ich wußte wohl, daß wir arm sind, aber weiter nichts — nicht, welche Opfer du mir bringst, und daß auch Tante Regine so —"

„Ach, laß doch das, Junge. Es ist gar nicht ernsthaft gemeint."

Aber Matthias blieb fest. Sein hübsches Gesicht zeigte die tiefe Trauer, welche er wirklich empfand. „Mr. Lawrences neues Schiff, der ‚Sturmvogel', geht nach wenigen Tagen unter Segel," sagte er. „Vielleicht braucht Kapitän Burns noch einen Kajütsjungen — ich werde mich gleich morgen um die Stellung eines solchen bemühen. Nein, Onkel Adam," setzte er dann rasch hinzu, „nein, suche nicht, mir den Entschluß auszureden, ich kann jetzt nicht länger hier bleiben, das weißt du, fühlst es ebenso lebhaft, wie ich selbst."

Und der kleine alte Mann fand kein Wort der Widerrede, er senkte stumm den Kopf, wie ergeben in ein Schicksal, das sich nicht mehr abwenden ließ. Ein trauriger Sonntag heute, ein Tag, an dem er das Letzte verlor — das liebe, junge Antlitz, aus dessen Lächeln er immer wieder Mut und Trost geschöpft hatte, um deswillen er an jedem neuen Morgen das Arbeitsgerät tapfer wieder zur Hand



Der Drachensport. Fig. 10. Der Karpfen.

nahm, ob auch Sorge und Gram ihn fast zu Boden drückten.

Matthias nicht mehr im Hause — kaum wagte er daran zu denken. Es war, als solle fernerhin die Sonne nicht mehr aufgehen.

„Wohin ist denn der ‚Sturmvogel' bestimmt?" fragte er nach einer Pause.

Matthias deutete mit der Hand auf die ferne See hinaus. „Das Schiff ist für eine Entdeckungsfahrt ausgerüstet," versetzte er. „Der alte Lawrence hat ja Millionen über Millionen, er will sich also wohl an der allgemeinen Jagd auf neue Inseln im Stillen Ozean beizeiten beteiligen, um da Verbindungen irgend welcher Art anzuknüpfen. Das Schiff hat Branntwein, Feuerwaffen und bunten Tand aller Art geladen."

Der Uhrmacher seufzte; für einen Augenblick barg er überwältigt das Gesicht in beiden Händen. „Die ‚Lizzie' ging auch aus," murmelte er, „auch auf Entdeckungen in die Wasserwüste, deren Ausdehnung nach Millionen von Meilen zählt — und sie kam nie zurück, es drang von ihrem Schicksal keinerlei Kunde in die Heimat. Mein Johannes, mein armer Junge, unter welch schrecklichen Qualen mag er gestorben sein?"

Matthias tröstete den bekümmerten Alten. „Vielleicht lebt er, Onkel, vielleicht kehrt er eines Tages zu uns zurück."

Aber Berghoff schüttelte den Kopf. „Das ist unmöglich, Kind. Wenn von der Besatzung nur einer gerettet worden wäre, dann hätte man eine Nachricht erhalten, hätte über den Vorgang irgend eine Mitteilung empfangen, besonders da fast alle diese Leute hier in Valparaiso wohnten und Frau und Kinder zurückgelassen hatten. Monatelang, ein ganzes Jahr lang bin ich von einer dieser trauernden Familien zur anderen gelaufen, aber nirgends, nirgends fand sich ein Schimmer von Hoffnung. Die Mannschaft der ‚Lizzie' mag leichtlich von Kannibalen verzehrt worden sein! —"

„Aber sage das deiner armen Tante nicht, mein Junge!" setzte er dann hinzu. „Sie leidet ohnehin schwer genug, wozu also ihren Geist mit derartigen schrecklichen Vorstellungen anfüllen? — Komm, komm, wir wollen jetzt ein wenig spazieren gehen; die Aufregung läßt doch nicht zur ruhigen Arbeit gelangen."

Sie wanderten hinaus zum Hafen, wo das schöne schlanke Vollschiff, der „Sturmvogel", segelfertig vor Anker lag, dann, am Abend sprach Berghoff längere Zeit mit seiner Frau unter vier Augen und erreichte es, daß wenigstens äußerlich der Friede nicht mehr gestört wurde.

Frau Regine ging mit verweinten Augen umher; sie sprach kein Wort, weder gutes noch böses, nur einmal in den nächsten Tagen hörte Matthias zufälligerweise von einer Unterredung zwischen ihr und ihrem Manne die letzten Worte — das war genug, um ihn gegen die immer klagende, unzufriedene Frau viel milder und freundlicher zu stimmen.

„Ich möchte nach Deutschland zurückkehren," hatte Berghoff gesagt. „Nun

uns auch Matthias verläßt, hält mich gar nichts mehr hier in Amerika, besonders in Valparaiso, wo wir alles verloren, alles."

Da sah ihn die Frau mit dem blassen, vergrämten Gesicht voll Unruhe an. „Nach Deutschland wolltest du gehen, Adam? Zurück in das alte, liebe Nest, in die Heimat, wo wir unsere jungen Jahre verlebten, wo unsere Freunde und Verwandten uns mit offenen Armen aufnehmen würden? — — Adam, Adam, sollte es uns gut gehen, während der arme Johannes im fremden Grabe liegt? Hast du unser unglückliches Kind vergessen?"

Und als Berghoff ihr antworten wollte, rief sie heftig: „Nein, nein, sage nichts mehr, ich kann kein Wort weiter hören. An der Stätte, wo ich meinen armen Knaben zuletzt gesehen habe, will ich bleiben, so lange meine Augen offen stehen. Er könnte ja doch zurückkehren — vielleicht läßt Gott ein Wunder geschehen — und dann wäre es hierher!"

Der Uhrmacher erwiderte keine Silbe, aber auch Matthias fühlte eine weichere Regung unwillkürlich sein Herz bestürmen. Die arme Tante, sie litt so unbeschreiblich, so tief.

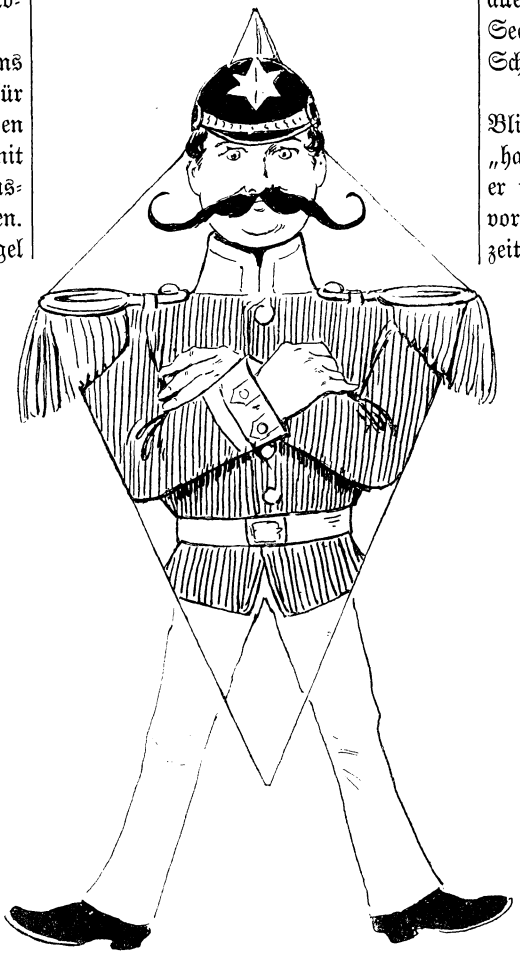
Er brachte ihr, als ihn Kapitän Burns angemustert hatte, den vollen Ersatz für die durch seine ausgelassenen Kameraden ruinierten Daunen und ging dann mit dem Onkel fort, um die nötigen Ausrüstungsgegenstände zusammenzukaufen. Ein schwerer Weg, gleichsam das Siegel auf den Vertrag, der alle seine Hoffnungen, seine still gehegten Pläne für immer vernichtete. Er hatte sich emporarbeiten wollen bis zum Handelsherrn, langsam und stetig, er hatte ganz bescheiden anfangen und weiter und weiter streben wollen wie der alte Mr. Lawrence, dem auch im Beginne seiner Laufbahn nichts gehörte als nur ein offener Kopf und zwei fleißige Hände — jetzt waren alle diese Hoffnungen jählings zerstört, er mußte auf die See hinaus, mußte sich wie in einer fremden Welt erst Schritt um Schritt zurechtfinden, nur der Ehre wegen, nur weil er den armen alten Onkel von Herzen lieb hatte und ihm den Frieden seines Hauses erhalten wollte.

Aber der letztere Gedanke half auch wieder tragen. Das, was er that, war das rechte, es mußte ihm also gelingen, mußte Segen bringen — ihm selbst und anderen.

Eins nur erregte dem mutigen Knaben eine heimliche Unruhe. Auch Jim Lawrence war als Kajütsjunge an Bord des „Sturmvogel" — gerade der, mit dem er nie gut gestanden hatte. Das würde noch manchen unliebsamen Zwischenfall nach sich ziehen. Jim liebte es allzu sehr, den großen Herrn zu spielen und selbst nichts zu beschaffen, während sich andere doppelt plagen mußten, er war hinterlistig und schadenfroh — gerade dieser schlimmen Eigenschaften wegen hatte ihn sein Vater dem Kapitän des „Sturmvogel" anvertraut, um durch die strenge Schiffsdisziplin günstig auf den Charakter des Burschen einzuwirken. Jim sollte arbeiten und gehorchen lernen, Dinge, die er durchaus nicht liebte.

Matthias wußte das alles, aber er suchte es sich möglichst aus dem Sinne zu schlagen. Er stand jetzt davor und mußte hindurch — wohl oder übel.

Einige Tage später kam der Abschied, bei dem Frau Regine ihrem Neffen schluchzend die Hand reichte. „Gerade an dieser Stelle sagte mir auch der arme Johannes das letzte Lebewohl," stammelte sie mit erstickter Stimme. „Das sind nun zwei Jahre, seit er fortging — und keine, keine Nachricht von ihm!"



Der Drachensport. Fig. 11. Der Schutzmann

Matthias unterdrückte einen Seufzer. „Wünschest du mir nicht eine glückliche Reise, liebe Tante?" fragte er halblaut.

„Gewiß!" fiel nachdrücklichen Tones der Uhrmacher ein, „gewiß wünscht dir deine Tante alles Gute, mein lieber Junge, sie ist nur zu schmerzlich berührt, um sich im Augenblick fassen zu können. Das mußt du verzeihen."

Frau Regine legte die Hände über das zuckende Gesicht, sie entfloh aus dem Zimmer ohne weiter ein Wort hinzuzufügen. Matthias und der Alte sahen einander an, sie verstanden sich stumm.

Trotz der Abschiedsstunde schlug das Herz des Knaben jetzt leichter. Sein alter Onkel würde ruhiger leben, wenn er nicht mehr im Hause war, nicht mehr durch seine unerwünschte Gegenwart gleichsam in jedem Augenblicke die Tante an den verschollenen Knaben erinnerte und ihr Mißfallen, ihren Kummer immer wieder neu erweckte. Dafür mußte er dem geplagten alten Manne gegenüber willig allen eigenen Wünschen entsagen und das Seeleben als sein bestimmtes künftiges Schicksal ohne Murren hinnehmen.

Das letzte Lebewohl war kurz. Ein Blick, ein Händedruck, ein halbersticktes: „halte dich zu Gott, Matthias, dann wird er sich zu dir halten!" — und alles war vorüber. Auch die Kameraden der Schulzeit, der glücklichen, sorgenlosen Knabenjahre hatten sich eingefunden, jetzt still, dicht aneinandergedrängt, mit ernsten Gesichtern.

„Adieu, Matthias, adieu! Bringe mir Muscheln mit, du!"

„Mir was Merkwürdiges von den Wilden!"

„Du, Matthias," rief einer, „du, Jim Lawrence hat gesagt, du solltest unterwegs sein Diener werden! ist das wahr?"

„Mir hat er es auch gesagt!"

„Und in der Klasse!"

Matthias lächelte. „Jim hat euch necken wollen," versetzte er.

„Nein! Nein! du solltest ihn für seine Prahlereien nur ganz gehörig durchprügeln, Matthias. Auf dich hatte er es immer besonders abgesehen."

„Weil du der Erste in der Klasse war. Er saß beständig auf der schlechten S und von den guten Schülern rede Schlimmes." (Fortsetzung

Der Drachensport.

(Fortsetzung.)

Als weitere Bildwerke für im „Rundbogenstil“ gebaute Drachen lassen sich noch die „Schwalbe“ (Figur 9) und der „Maikäfer“ (Figur 8) empfehlen. Einer Beschreibung derselben bedarf es wohl nicht, höchstens läßt sich sagen, daß der „Gute Kamerad“ den Maikäfer dem Beschauer mit Absicht seine Rückenfläche zukehren läßt. Die Bauchfläche mit den sechs krabbelnden Füßen müßte ganz schwarz dargestellt werden, was unschön aussehen würde.

Für Drachen, deren Gerüste im „Spitzbogenstil“ hergerichtet ist, ähnlich wie beim „Mond“, eignet sich noch trefflich der „Karpfen“, den unsere Figur 10 darstellt. Das „Gerüste“ bedarf jedoch hierzu für den Leib und die Schwanzflossen des Fisches eines Ansatzes, den man am besten aus mäßig starkem Draht herstellt. Das Ueberkleben mit Papier geschieht ganz wie in der früher angegebenen Weise und das Bemalen hat ja auch nicht die geringsten Schwierigkeiten.

Noch ein weiteres Bild, das sich ganz vorzüglich für „Spitzbogendrachen“ eignet, ist der „Schutzmann“. (Fig. 11.) Das Gerüste bedarf hierzu jedoch ebenfalls eines Ansatzes für die abstehenden Beine, das aus zwei über die beiden Seitenlatten und eine in der Höhe der Seitengewehrkuppel angebrachten Querlatte genagelten freistehenden Latten gefertigt sein muß. Die Konturen der Beine und der Stiefeln sind sodann ebenfalls, wie dies beim „Karpfen“ geschah, mittels Draht herzustellen. Das Bild des „Schutzmanns“ selbst, wenn er in nicht allzu großer Höhe im vollen Dienstanzug über der Erde schwebt, erregt stets große Heiterkeit. Es ist aber auch jedenfalls eine eigene, höchst gelungene Idee, einen Schutzmann in die Wolkenregionen zu entsenden, noch dazu einen so „forschen“ Polizeimann, wie unser gemalter, der so trotzig und strenge herabblickt, als wolle er den Knaben, die ihn da oben schweben lassen, zurufen: „Wartet nur, ich werde euch schon erwischen!“ — Ganz besonders drollig ist es, wenn ein plötzlicher Windstoß den Drachen erfaßt, daß er, bald rechts, bald links schießend, plötzlich ins Steigen gerät: dann sieht es aus, als ob „das Auge des Gesetzes“ in der Verfolgung eines den Geboten einer hohen Polizei Zuwiderhandelnden dahineile. Und wenn dann der Wind wieder nachläßt, der Drache schwankt und sinkt, dann erhält man den Eindruck, als ob der allzu sanguinisch gewesene Schutzmann sich unmutig schüttle, als wolle er sagen: „Das war vergebliches Bemühen — der Kerl ist mir entwischt!“ Der „Schutzmann“ ist eines der „dankbarsten“ Drachenbilder; der „Gute Kamerad“ kann die Anfertigung desselben seinen jungen Freunden nicht genug empfehlen.

Doch das Bemalen der Drachen mit Bildern, bei welchen die „starre Form“ des Gerüstes stets dieselbe bleibt, wird

Fig. 12. Der fliegende Mann oder Mannsdrachen.

dem „Drachenbaukünstler“ schließlich nicht mehr genügen. Er wird versuchen, seinen Bauwerken auch andere organische Formen zu geben, wobei er zugleich nach Herzenslust seinen Humor walten lassen kann. Auch hierfür kann der „Gute Kamerad“ den jungen Künstlern und jenen, die solche werden wollen, einige hübsche und dankbare Modelle liefern und zwar zuerst den „Fliegenden Mann oder Mannsdrachen“.

Zur Verfertigung desselben bedarf man vier Stäbe von Fichten- oder Tannenholz, etwas spanisches Rohr, etwas geglühten, dünnen Draht, etwas Bindfaden und etwas Seidenpapier. Bezüglich der Stäbe bemerken wir, daß dieselben nicht aus gesägtem Holze sein dürfen, sondern aus einem geraden, astfreien Pfahle gespalten sein müssen. Hinsichtlich seiner Größe möchten wir raten, ihn so groß wie möglich zu machen, denn je größer er ist, desto besser fliegt er. Nehmen wir an, ihr wollt den Mann 1,15 m hoch machen, da müßt ihr zuerst zwei gerade Stäbe von je 1,06 m Länge schneiden, welche für den Rumpf und die Beine dienen sollen; danach schneidet ihr einen Stab von 0,71 m Länge für den Rückgrat und einen vierten von 1 m Länge für die Arme. Für den Kopf wählt ihr ein leichtes Stück gespaltenes, spanisches Rohr — auch eine Weidenrute oder ein Stück von irgend einem leichten, zähen Holz thut denselben Dienst — biegt es zu einem Reif von 24 cm Durchmesser und befestigt diesen mit starkem Bindfaden oder besser mit geglühtem dünnem Draht so an das eine Ende des Rückgrats, daß dieser Stab genau durch die Mitte des Reifes geht, wie dies aus Fig. 13 ersichtlich ist. Sodann sucht man den genauen Mittelpunkt des Armstabes und befestigt denselben an dieser Stelle mit einem Drahtstift oder mit Draht an den Rückgratstab, 5 cm stark unter dem Kinn. Nachdem man die Verbindungsstelle fest mit starkem Zwirn oder Blumendraht umwunden hat, legt man den nun fertigen Teil des Gerüstes flach auf den Boden, bezeichnet an dem Armstabe zwei Punkte für die Schultergelenke, jeden etwa 18 cm von der Verbindungsstelle des Armstabes mit dem Rückenstabe, wodurch sie 36 cm auseinander zu stehen kommen. An diesen Punkten befestigt man mit einem Drahtstift die beiden langen Stäbe, welche für den Rumpf und die Beine dienen sollen, und kreuzt dann diese Stäbe so wie es in der nebenstehenden Zeichnung gezeigt ist, wobei man Sorge tragen muß, daß die Enden der unteren Gliedmaßen mindestens 86 cm voneinander entfernt sind. Die Brustverbindung (wo die gekreuzten langen Stäbe an den Rückgratstab befestigt werden) muß dann ungefähr 25 cm unter dem Armstabe sich befinden. Nachdem man mit größter Sorgfalt darauf gesehen hat, daß der Armstab genau rechtwinkelig zu dem Rückgratstabe stehe, befestigt man alle Verbindungsstellen solid mit Zwirn oder Blumendraht. An die Arme bindet man nun längliche Schleifen von gespaltenem spanischem Rohr oder demselben Stoff, aus welchem der Kopfreif besteht. Diese Handschleifen müssen an ihren breitesten Stellen ungefähr 8 cm breit und einander ganz gleich sein. Die Reife für die Füße müssen der Fußgestalt so viel wie möglich nahe kommen und einander ebenfalls ganz gleich sein, sonst kommt der Drache aus dem Gleichgewicht. Nun schneidet man zwei Stäbe von je 9 cm und zwei andere von je 11 cm für die Enden der Aermel und den unteren

Teil der Beinkleider und befestigt sie, wie es in der vorstehenden Zeichnung zu sehen ist.

Jetzt müssen die Bindfäden so, wie wir es mit den punktierten Linien auf der Zeichnung angegeben haben, in gleichen Entfernungen vom Rückgrat und ungefähr 20 cm voneinander, gezogen werden. Man bindet zwei Bindfäden an den Armstab, erstreckt sie schräg bis zum Kopf und befestigt sie an dem Kopfreife; dann nimmt man einen anderen Bindfaden, befestigt ihn oben am Querstabe des rechten Arms, zieht ihn an, windet ihn einmal um den Rückgratstab, setzt ihn fort bis zum Querstabe am linken Arm und befestigt ihn dort. Hierauf befestigt man einen anderen Bindfaden am unteren Ende des Querstabes, am rechten Arm, zieht ihn bis zum unteren Ende des Querstabes am linken Arm, spannt ihn straff und befestigt ihn an demselben. Man bindet den Bindfaden für den Rumpf am rechten Schultergelenk an, läßt den Faden bis zu einem Punkt genau dem Ende des Rückgratstabes gegenüber auf dem linken Beine herabfallen, umwickelt ihn hier einmal, zieht dann die Linie quer zu dem genau gegenüberliegenden Punkt auf dem linken Beine hinüber, bindet ihn dort an, spannt den Bindfaden dann bis zum linken Schultergelenke herauf und bindet ihn an. Für die Beinkleider befestigt man einen Bindfaden an einem Punkte des rechten Armstabes, etwa 27 cm von dem Schnittpunkte mit dem Rückgratstabe und spannt ihn in gerader Linie bis zum inneren Ende des Querstabes am linken Bein und befestigt ihn dort. Dann heftet man einen anderen Bindfaden an einem Punkt 4 cm links vom Rückgratstab auf dem rechten Armstab an und spannt ihn abwärts in einer geraden Linie bis zum äußeren Ende des Querstabes am linken Beine. In gleicher Weise verfährt man dann mit dem rechten Beine der Beinkleider, worauf das Gerüst fertig ist.

Nun kleistert man einige Bogen Seidenpapier zusammen, rotes für die Beinkleider, Hände und Gesicht, blaues für den Rock und schwarzes oder sonst dunkles für die Füße. Beim Ueberkleben macht man die Säume oder Ueberschläge des Papiers nur $1\frac{1}{2}$ cm breit und mißt das Papier so gut aus, daß der Rock am richtigen Ort auf die Beinkleider trifft. Sobald man sich überzeugt hat, daß alles richtig ist, legt man das Papier glatt auf den Boden, das Gerüst des Drachens darauf und beschwert dasselbe mit schweren Büchern oder Gewichten, um es an der Stelle zu halten. Hierauf schneidet man mit einer Schere das Papier rund um das Gerüst herum so ab, daß überall noch ein blauer Papierrand von anderthalb Zoll Breite übrig bleibt, und macht an jeder Ecke einen Schlitz durch den Rand; alsdann bestreicht man den Rand mit Kleister, faltet den Papierrand über den Bindfaden und drückt ihn mit einem Handtuch oder alten Lappen fest an. Wenn der ganze Drache vollständig verklebt und trocken ist, nimmt man einen dicken Malerpinsel und malt mit schwarzer Zeichentinte oder chinesischer Tusche die Knöpfe und Einfassung in dicken Strichen auf den Rock. Gesichtszüge und Haar müssen ebenfalls mit breiten Strichen gemalt werden, so daß sie noch in großer Höhe deutlich zu sehen sind.

(Schluß folgt.)

Die bezauberte Mühle.

Ein berühmter Eskamoteur brachte eine kleine, hübsch gearbeitete Mühle, einer gewöhnlichen Windmühle ähnlich, zum Vorschein (Fig. 1), welche, wie er angab, von einem unsichtbaren Müller bewohnt sei, der auf seinen Befehl sofort anfange zu arbeiten und desgleichen auch wieder aufhöre, wie aus den sich umdrehenden Windmühlenflügeln zu ersehen sei. In

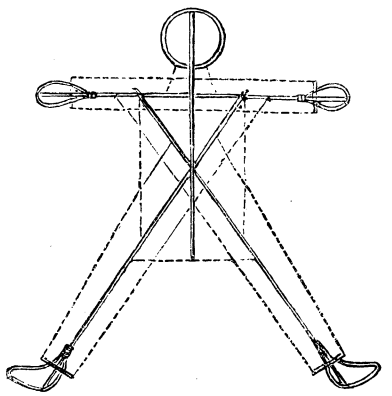


Fig. 13. Das Gerüst des „fliegenden Mann".

seiner Hand drehten sich die Flügel sofort auf seinen Befehl und blieben so lange in Bewegung, bis er Halt gebot. Dann aber stellte er die Mühle frei auf einen Tisch und ließ das Publikum bestimmen, wann sie in Bewegung treten und wieder aufhören sollte. Dann aber, um zu zeigen, daß der Müller wirklich thätig sei, entnahm er aus den Seiten der Mühle zwei längliche Kistchen oder Laden, die bis obenhin mit Korn angefüllt waren, entleerte sie vor den Augen der Zuschauer, füllte sie wiederum und schob sie an ihren vorherigen Platz zurück. Dann begannen die Flügel eine Zeitlang sich zu drehen, bis sie zuletzt von selbst stillstanden, was, wie der Künstler angab, ein Zeichen war, daß die Arbeit beendet sei. Er zog nun die vorhin mit Korn gefüllten Laden hervor und zeigte, indem er dieselben vollständig entleerte, daß sie bis obenhin mit dem schönsten Mehl angefüllt waren.

Nun möchten unsere jungen Leser gerne wissen, wie dies zuging. Um ihren Wissensdrang zu befriedigen, wollen wir nicht allein das Geheimnis erklären, sondern auch denen, die Vergnügen daran finden, eine derartige Zaubermühle sich selbst herzustellen, eine genaue Anweisung zur Anfertigung derselben geben, die bis auf das Uhrwerk und wenige Drechslerarbeit mit einiger technischer Anlage leicht auszuführen ist.

Die Mühle besteht der Hauptsache nach aus sechs Teilen; dem Dache, dem Mühlenkasten, dem Fuße, den Kästchen für das Korn, dem Uhrwerk und den Windmühlenflügeln.

Zuerst stellt man den Mühlenkasten oder die dazu erforderlichen vier Brettchen her. Das vordere und hintere Brett ist mit einem Winkel oder Spitze versehen, die den Vorder- und Hintergiebel der Mühle bildet. Die Höhe des Brettes bis zu diesem Winkel ist 18 cm bei einer Breite von 13 cm, die Höhe der Spitze 7 cm. Da wo der Stift des Uhrwerkes hervortreten soll, wird in das vordere Brett eine kleine Oeffnung gebohrt und in dem hinteren Brettchen eine viereckige Oeffnung von ungefähr 7 cm Durchmesser angebracht. Diese hat den Zweck, um mit der Hand bequem nach dem Uhrwerk gelangen und dasselbe mit einem Schlüssel aufziehen zu können. Zum Verschluß dieser Oeffnung wird ein entsprechend großes viereckiges Brettchen eingesetzt, welches ringsum mit dünnen, etwas vorspringenden Leisten versehen ist. Die beiden Seitenbrettchen haben eine Höhe und Breite von 18 cm. Ungefähr 6 cm von unten ist in beiden Brettchen eine viereckige Oeffnung in der Mitte des Brettes eingeschnitten, 5,5 cm hoch und 4,5 cm breit. An diesen werden kleine Thüren angebracht (siehe Zeichnung), die an einfachen Drahtscharnieren beweglich sind und von außen als Fenster bemalt werden. Diese Oeffnungen dienen noch besonders zum Einschieben der Kornkästchen, auf die wir später zurückkommen.

Jetzt nagelt man leicht die vier Bretter als Kasten zusammen, um sie nötigenfalls wieder losmachen zu können, und richtet nach der gegebenen Größe den Boden her. In diesem wird eine runde Oeffnung angebracht, deren Größe bei Beschreibung des Fußes später angegeben ist.

Nun geht man zur Herstellung des Daches über, welches einfach nach der erforderlichen Größe des gegebenen Raumes aus zwei Brettchen hergestellt wird, die oben zusammengeleimt und genagelt werden. Das Dach ist also so einzurichten, daß es auf die Mühle aufgelegt und abgenommen werden kann, um leicht zu dem Inneren der Mühle gelangen zu können, wozu noch ein paar Stiftchen in Anwendung gebracht werden können. Um dem Dache eine größere Festigkeit zu geben, versieht man dasselbe mit einem kleinen Schornstein, der auf beiden Seiten etwas übergreift.

Wir kommen nun zu der Einrichtung für die Korn- oder Mehlladen. Zunächst ist über dem bereits erwähnten Boden noch ein zweiter loser Boden anzubringen, welcher auf zwei an der Vorder- und Hinterwand angebrachten Leistchen ruht und von dem unteren 4—5 cm

entfernt ist. Auf diesem sollen sich später die nachfolgenden Kästen mit ihrem Tragbrettchen bewegen. Diese Kästchen oder Laden (Fig. 2) sind ungefähr 6 cm lang, 5,5 cm hoch und 4,5 cm breit, und muß deren Größe genau mit der Größe des Fensters korrespondieren. An der vorderen Seite derselben ist ein Stückchen doppelseidenes Band befestigt, welches zum Herausziehen der Laden dient.

Vorher aber ist ein Schiebebrettchen einzurichten, welches an beiden Enden sowie in der Mitte mit einer kleinen Leiste versehen ist (Fig. 3), um dazwischen die zur Zeit mit Korn und Mehl gefüllten Kästchen aufzustellen. Die Größe desselben richtet sich genau nach der Größe der Kästchen. An der hinteren Wand ist ein Stückchen Schnur befestigt, welches durch eine kleine Oeffnung in der Rückwand der Mühle geht, hier mit einem Knoten versehen ist und dazu dient, seiner Zeit die Stellung der Kästchen durch Anziehen zu verwechseln.

Dieses Brettchen mit den darauf befindlichen Kästchen wird auf den vorher erwähnten, glattgehobelten Boden gestellt, und darf dasselbe nicht dicker sein, als notwendig ist, um mit dem unteren Teile des Fensters eine gleiche Ebene zu bilden.

Wir gelangen nun zu dem Fuße nebst Säule, wobei wir allerdings den Drechsler nicht entbehren können. Zuerst wird ein rundes Stück Holz, ungefähr 15 cm im Durchmesser, von der Mitte aus nach den Seiten zu abgeschrägt, um eine Art Hügel vorzustellen. Dann

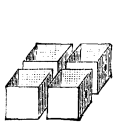


Fig. 2.

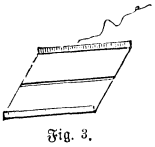


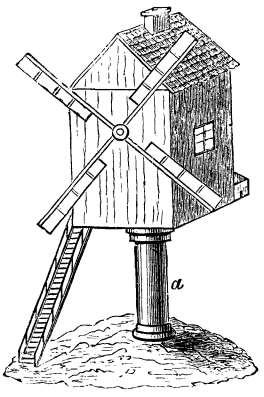
Fig. 3.

Die bezauberte Mühle.

ist oben auf der Mitte, sowie desgleichen an dem Boden des Mühlenkastens ein kurzer Ansatz mit einer durchgehenden Oeffnung angebracht, um eine hohle Tragsäule aufzunehmen, welche einen Durchmesser von 5 cm und eine durchgehende Oeffnung von 4 cm hat (siehe a, Fig. 1 u. 4). Im Inneren dieses Rohres befindet sich wiederum eine feste Säule b (Fig. 4), die nur so dick ist, daß sie sich leicht in dem Rohre hin und her bewegen läßt. Dieselbe geht durch den Fuß und ruht hier auf einem vor die Oeffnung geleimten Stück Leinwand. Oben an dem Fuße der Mühle reicht dieser feste Cylinder bis an die unmittelbare Nähe eines runden Holzzapfens c, der mit dem Uhrwerk in Verbindung steht, worauf wir später zu sprechen kommen.

Die Herstellung des Uhrwerkes ist natürlich Sache des Uhrmachers. Doch ist dasselbe, wie die beigefügte etwas vergrößerte Zeichnung zeigt, so einfach, daß jeder Uhrmacher, die Bestandteile aus einer alten Uhr benutzend, dasselbe ohne große Schwierigkeit und Kosten wird herstellen können (Fig. 4). Es besteht dasselbe einfach aus einer Federtrommel, zwei Zahnrädern und einem Windfange. Der Stift d geht durch die Vorderwand der Mühle, um daran die Flügel mit einer kleinen Schraubenmutter zu befestigen. Der viereckige Stift e, welcher mit der Feder in Verbindung steht, dient zum Aufziehen des Werkes. An demselben ist ein kleines Zahnrad mit einem Sperrhaken angebracht, um das Aufziehen der Feder zu gestatten. Das ganze Werk hat ungefähr 9 cm Höhe und 1,5 cm Seitenbreite. Die Zeichnung wird für jeden Uhrmacher vollständig ausreichen.

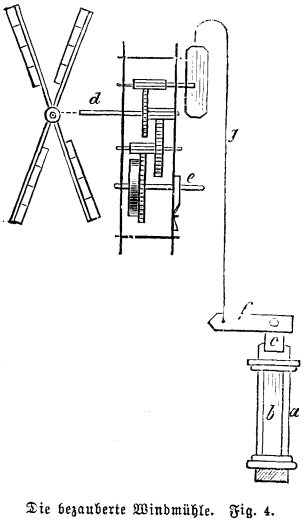
Nachdem die Achse d durch die in der Vorderwand der Mühle befindliche Oeffnung geschoben ist, bezeichnet man mit Bleistift innerhalb genau den Platz, wo das mit seinem Schutzblech versehene Uhrwerk zu liegen kommt, und leimt hier vier Klötzchen an, auf denen man kleine gebogene Drahtklammern einschiebt,



Die bezauberte Windmühle. Fig. 1.

um damit das Werk, wenn es an seinen Platz gebracht ist, festzuhalten.

Jetzt kommen wir noch zu einer Hauptsache. Es wurde bereits bei Beschreibung des Fußes eines hölzernen Zapfens gedacht, der sich am Boden im Inneren der Mühle befindet, hier ungefähr 1 cm hervorragt und 2 cm lang in das offene Rohr der Tragsäule tritt, so daß er mehr oder weniger mit dem darin befindlichen festen Cylinder in Berührung steht (siehe c, Fig. 4). An dem in der Mühle hervorragenden kurzen Teile desselben ist horizontal ein Stückchen Holz, 2—3 cm breit, 1 cm dick, entweder durch Einlassen oder sonstwie befestigt, welches entsprechend lang in der Richtung nach der rechten Ecke der Mühle geführt und hier winkelförmig zugespitzt ist. Auf demselben wird ein ziemlich kräftiger Draht g befestigt, der in der Ecke der Mühle emporgeht, oben so weit hakenförmig gebogen ist, daß sein Ende, wenn die Mühle in Ruhe steht, den Windfang hindert, sich zu bewegen, wodurch der Gang des Werkes gehemmt wird. Wird die feste Säule b unten durch einen Druck gehoben, so entfernt sich der Haken von dem Windfange und gestattet diesem sich zu drehen,

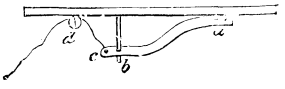


Die bezauberte Windmühle. Fig. 4.

so daß das Uhrwerk, wenn aufgezogen, in Thätigkeit treten kann.

Was die Flügel anbetrifft, so sei nur bemerkt, daß dieselben ungefähr 30 cm, d. h. von der einen zur entgegengesetzten Seite, lang sein müssen und aus dünnem, mit Zeug überzogenen Draht bestehen, welche an eine kleine Messingplatte angelötet sind, die an die Achse festgeschraubt oder fest aufgeschoben werden kann.

Damit nun aber die Mühle auch frei auf dem Tische stehend auf Kommando in Thätigkeit gesetzt werden kann, so ist noch an dem Tische, wir setzen voraus, es sei ein gewöhnlicher, eine besondere Vorrichtung anzubringen. In der Mitte des Tisches wird nämlich eine kleine Oeffnung 2—3 mm gebohrt, durch welche ein eiserner Stift, der unterhalb des Tisches mit einer gebogenen Uhrfeder verbunden ist, emporgezogen werden kann (Fig. 5). Die Feder ist bei a unter dem Tische befestigt und trägt bei b den auf einer Achse beweglichen Stift. Vorn an der Feder ist durch eine Oeffnung c oder an einem Haken eine dünne Schnur befestigt, welche über eine kleine Rolle d läuft und durch Oesen an dem Tischbein oder in beliebig anderer Weise weitergeführt wird. Wird also die Schnur angezogen, so tritt, wenn die Mühle auf dem richtigen Platze steht, mit dem Stift der Cylinder in die Höhe, hebt den Verbindungsdraht, befreit den Windfang, setzt das Uhrwerk in Bewegung und bringt die Flügel zum Drehen. Wäre aber der junge Zauberer in Verlegenheit wegen des Tisches, den anzubohren er nicht wagen darf, so kann er sich dadurch helfen, daß er auf demselben einige Bretter als Tischplatte, die auf erhöhten



Die bezauberte Mühle. Fig. 5.

Leisten ruhen, und an diesen die gedachte Vorkehrung anbringt. Dieselben müssen alsdann natürlich mit einer Tischdecke versehen werden. Gewiß wird seine Erfindungsgabe da schon das richtige Mittel ausfindig machen, um ihm zum Ziele zu verhelfen, und kommt es nur darauf an, die betreffende Schnur möglichst verborgen anzubringen.

Daß die Mühle hübsch bemalt, mit rotem Dache, Treppe, Balkon und Thüren versehen, der Fuß mit Moos bedeckt sein muß u. s. w., ist selbstverständlich, sowie daß die Kästchen mit Mehl anfänglich nach der Vorderseite zu schieben sind und erst an Stelle der mit Korn gefüllten Kästchen erscheinen, wenn die oben erwähnte kurze Schnur mit dem Leitbrett angezogen wird. Auch muß der Platz, wo die Mühle stehen soll, richtig bezeichnet werden.

Der Hellseher.

Es ist bei diesem Kunststückchen ein klein wenig Schwindel dabei, doch ist das ja wohl erlaubt. Einer der Teilnehmer des Spiels entfernt sich von den übrigen, nachdem er sich mit demjenigen, welcher die Leitung übernommen hat, verabredet, daß beim Befragen die Gegenstände durch ihre Anfangsbuchstaben bezeichnet sein sollen. So würde R = Ring, K = Krone, B = Börse, M = Messer ꝛc. bedeuten. Die Anwesenden werden nun veranlaßt, Gegenstände herauszunehmen,

die erraten werden sollen. Hierauf wird der Fortgegangene gerufen und von seinem Vertrauten etwa gefragt: „Sage mir, welchen Gegenstand hat unser Freund X. hingelegt?“ Da die Frage mit einem S anfängt, wird der Hellseher, der eine Stecknadel unter den ihm zum Erraten vorgelegten Gegenständen bemerkte, diese als den allein möglichen bezeichnen, was um so größere Verwunderung erregt, da eine Stecknadel durch nichts auf den Besitzer derselben schließen läßt. Der Vertraute fährt fort: „Und was meinst du wohl hat Y. hingelegt?“ Der Hellseher zögert nicht, zu sagen, daß es die Uhr sei, denn die Frage hatte mit U begonnen. — Das Staunen der Anwesenden steigert sich, da die Uhr, die allerdings Y. auf den Tisch gelegt, ihm gar nicht gehört, sondern einem anderen. — „Noch eine dritte Frage möchte ich an dich richten,“ sagt der Vertraute in einem Tone, als wolle er den Befragten nun sicher aufs Glatteis führen: „Was hat Z. dir zu erraten aufgegeben?“ „Sein Notizbuch!“ erwidert der Hellseher mit größter Bestimmtheit ꝛc.

Die Hauptsache bei diesem Spiel ist: die Fragen recht geschickt zu stellen, so daß das erste Wort als ein unbedeutendes, kaum zu beachtendes erscheint.

Singende Gläser.

Gießt man in ein Trinkglas oder in eine Flasche irgend eine Flüssigkeit, so entsteht dadurch ein Geräusch, aber der Ton desselben wird um so höher, je mehr sich das Glas mit Flüssigkeit anfüllt. Durch das auffallende Wasser werden auch die davon noch nicht berührten Teile des Glases in Schwingung versetzt, doch durch die sich vermehrende Flüssigkeit werden die schwingenden Glasteilchen mehr und mehr vermindert, also muß sich auch der dabei entstehende Ton verändern und höher werden.

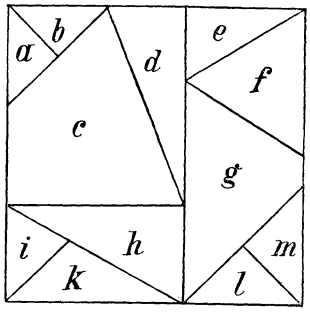
Das erwähnte Geräusch ist keineswegs melodisch; es kann aber, auf demselben Prinzip beruhend, auch ein einfaches Musikinstrument zusammengestellt werden. Sieben Stengelgläser werden nebeneinander gestellt und durch verschiedene Mengen eingegossenen Wassers so gestimmt, daß jedes beim Anschlagen mit einem Korkhämmerchen einen anderen Ton hervorbringt und zwar alle in der Reihe der Tonleiter. Einfache Melodien lassen sich dann darauf spielen.

Sind die Ränder der Gläser abgeschliffen, so werden diese durch das sanfte Streichen mit feuchtem Finger auch zum Schwingen gebracht und der dabei entstehende Ton ist sehr stark und voll, orgelartig. Der „G. K.“ hat auf diesem einfachen Musikinstrument schon wahre Virtuosen spielen hören.

Auflösung des Diamanträtsels in Nr. 1.

„Hobble Frank“.

Auflösung der Papierschnitzel-Aufgabe in Nr. 1.



Mathematische Aufgabe.

Ich habe fünf rechtwinkelige Dreiecke. Die beiden Dreiecke 1 und 2 stimmen in Gestalt und Größe überein. Ebenso die beiden Dreiecke 3 und 4. Dreieck 1 ist doppelt so groß als Dreieck 5, Dreieck 3 ist halb so groß als die beiden Dreiecke 1 und 5 zusammen. Aus den 5 Dreiecken läßt sich ein Quadrat zusammensetzen.

Wie sind die 5 Dreiecke beschaffen und wie ist das Quadrat zu bilden?

Auflösung des Wortspieles „Mit und ohne“ in Nr. 1.

Traube, Taube. — Kirsche, Kirche. — Achat, Acht. — Murg, Mur. — Hamm, Ham. — Dahn, Dan. — Gade, Gad. — Elis, Eli. — Arras, Aras. — Kurt, Kur. — Ceder, Eder. — Eidam, Edam.

Magisches Zahlenquadrat.

		5		
			4	
1				
				3
	2			

In die leeren Felder des Quadrats lassen sich die Zahlen von 6 bis 25 so hineinschreiben, daß jede wagerechte, senkrechte und diagonale Reihe die Zahl 65 als Summe ergibt.

Fragen und Antworten.

Willi D. in **Stuttgart.** Gar nicht übel! sowohl die Uebersetzung als die Speise! Selbstverbrochen? Plato escam malorum appellat voluptatem (Cic. Cat. major XIII. 44.) Plato nannte eine Apfelspeise sein Vergnügen

Karl F. in **Berlin.** Warum in der deutschen Sprache die Welt weiblich und nicht sächlich oder männlich ist? Hm! Das ist eine kniffige Frage. Wer weiß darauf Antwort zu geben? (Ein Bekannter, den wir scherzweise darum fragten, meinte: „weil wir nicht wissen, wie alt sie ist — aber Mama und Schwesterchen gegenüber: Finger auf den Mund!“)

Joseph K. in **Graz.** Rätsellösung richtig. — Du fragst, ob wir denn diese vielen Antworten gerne erteilen. Die Wahrheit gestanden, ergeht es uns dabei nachgerade wie einem alten vertrauten Bekannten gegenüber. Man ist erfreut, ihn wiederzusehen, und gar nicht verdrießlich, wenn er Abschied nimmt, mit anderen Worten: wenn die Fragen erledigt sind.

Karl G. in **Czernowitz.** Du schreibst mehr als diplomatisch: „Die Auflösung wäre vielleicht richtig, leider aber stimmt mir nicht alles.“ — Diesmal muß der „G. K.“ um Entschuldigung bitten, denn in diesem Silbenrätsel steckt leider ein Druckfehler; wahrscheinlich wieder ein Schabernack unseres mutwilligen und fürwitzigen Setzerlehrlings.

Albrecht von K. hat ein französisches Buchstabenrätsel gemacht und eingesendet. Peut-être parmi nos jeunes camarades se trouve-t-il un qui sache résoudre ce terrible énigme?

A $\frac{p}{a}$ G a.

(Allons à souper j'ai grand appetit.)
(A long a sons p j'ai grand a petit.)

R. W. in **L.** Your amiable letter came safe to hand. We shall endeavour to agree with your wishes in one of the next numbers of our periodical.

Emil W. in **K.** So viel wissen wir, daß das Velocipedfahren auf holperigem Pflaster recht — unangenehm ist. Ob es auch einen schädigenden Einfluß auf den menschlichen Organismus im Gefolge hat, wagen wir nicht zu entscheiden. Darüber müssen Sie schon das Urteil eines Arztes einholen. — Haben Sie das Bändchen erhalten?

M. K. in **Berlin.** Ob es wirklich gefährlich sei, wenn man sich von Hunden küssen läßt? Nach allen jenen Publikationen, die über diesen Gegenstand in jüngerer Zeit wiederholt durch die Presse gegangen sind, ist das sogar sehr gefährlich. Man soll jede zu nahe Berührung mit Hunden nach Möglichkeit meiden, hat man aber mit einem Hunde gespielt, seine Hände aufs sorgfältigste reinigen. Man nennt die durch Uebertragung von Hund auf Menschen mögliche Krankheit die Echinokokkenkrankheit. Der häufigste Sitz des vom Hunde überkommenen Echinokokkus soll die Leber sein, wo er sich zu einer Blasengeschwulst von der Größe eines Kindskopfes und bis zu einem Gewicht von fünfzehn Pfund entwickeln kann. Natürlich gibt er zu ernstlichen Störungen Anlaß und muß entfernt werden. Der einzige Weg hierzu ist die Operation, die unter dieser Bedingung auf Tod und Leben geht. Wie häufig die Echinokokkenkrankheit in Berlin vorkommt, beweist die Thatsache, daß allein im vorigen Jahre in der Klinik des Geheimerat v. Bergemann vier Echinokokken der Leber, eine der Milz und ein Kranker am Unterschenkel operiert wurde. Auch in anderen Berliner Krankenhäusern sind derartige Erkrankungen durchaus nicht selten, am zahlreichsten wurden sie bis jetzt in Mecklenburg festgestellt. Nimm dich also — und dieser Zuruf soll allen Kameraden gelten — wenn euch eure Gesundheit lieb ist, davor sehr in acht.

Gustav und **Fritz Sch.** in **Prag.** Wir glauben, daß sich Zementboden ganz gut eignet, nur müßten die zum Krocket nötigen Thore und Pfosten entweder mit einzementiert oder jeweilig eingesenkt oder angeschraubt werden können. Fester ebener Lehmboden dürfte noch besser sein. Der Spielplatz soll womöglich eine Länge von 30 und eine Breite von 20 m haben. Die Thore werden in der Mitte des Platzes aufgestellt. — Nun, der Trauermantel wird jetzt doch wohl tot sein!? Die Frage: Wie man Schmetterlinge am besten tötet, haben wir im ersten Jahrgange sehr oft beantwortet. — Ob die Obertertia „schwer“ ist? Für einen hellen Kopf und fleißigen Jungen niemals! — Euer Rätsel ist recht niedlich: „Welcher deutschen Stadt Deutschlands darf man nur ein Pünktchen zufügen, und sie wird eine kleine österreichische Stadt?“ (Langenburg — Langenburg)

Gruß und Handschlag erwidern wir ebenso freundlich!

A. N. in **Dierdorf.** Du fragst: „Ob man sich eine Armbrust selbst verfertigen kann?“ O ja, wenn man geschickt genug dazu ist. Verschaffe Dir doch von einem Deiner Kameraden ein Modell oder besieh Dir ein solches in einer Spielwarenhandlung. Um Dir diese Anleitung zu geben, bedürfen wir eines größeren Raumes als uns für die Antworten augenblicklich zur Verfügung steht. Wollen zusehen, daß wir darüber in Bälde einen größeren illustrierten Aufsatz bringen können.

X. Y. in **Z.** Einen solchen astronomischen Kalender für Laien findest Du in jedem Hefte der allmonatlich erscheinenden, in jedem Lesezirkel aufliegenden illustrierten Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ (Verlag von W. Spemann in Stuttgart). Für Oktober d. J. heißt es da: In diesem Monate kulminieren um Mitternacht im Süden ein Teil der Fische, des Walfisches und des Widders, beim Zenith die Andromeda, ein Teil der Kassiopeia und des Perseus, und unter dem Pol ein Teil des großen Bären, des Drachen, der Jagdhunde, des kleinen Bären und des Bootes. Von den Planeten ist Merkur nicht sichtbar, da er tief südlich am Himmelsäquator bleibt und höchstens 1 Stunde nach der Sonne kulminiert. Venus ist Morgenstern und kann immer besser, zuletzt 2 Stunden lang, am Osthimmel gesehen werden. Am Schluß des Monats erreicht sie wieder ihren größten Glanz. Mars geht gegen 1 Uhr morgens auf und kommt am 14. um 9 Uhr morgens in Konjunktion mit dem Monde. Jupiter hat sich der Sonne so sehr genähert, daß er nicht mehr gesehen werden kann. Saturn geht nun schon bereits in den späten Abendstunden auf und steht 6½ Uhr morgens im Meridian. Am 2. tritt der Vollmond ein, am 10. das letzte Viertel, am 23. der Neumond, am 31. das erste Viertel.

W. M. in **Danzig.** Du willst deutscher Offizier werden? Gut! — Der Eintritt erfolgt in der Regel als Avantageur. Nach § 3 der Verordnung über die Ergänzung der Offiziere des Friedensstandes vom 11. März 1880 ist die wissenschaftliche Bildung desselben durch ein vollgültiges Abiturientenzeugnis oder durch die Portepeefähnrichsprüfung nachzuweisen.

Für Zulassung zum Portepeefähnrichsexamen ist die Bedingung gestellt, daß der Kandidat auf einem Gymnasium oder einer Realgymnasium oder einer dieser gleichgestellten Schule, deren Berechtigung zur Ausstellung des betreffenden Dokuments im Armeeverordnungsblatte anerkannt ist, das Zeugnis der Reife für Prima erworben hat. In Bayern muß er die ganze Schule durchgemacht haben. Die Anmeldung bei der „Ober-Militärexaminationskommission zu Berlin“ geschieht von seiten des Truppenteils, worauf der Examinand zur Prüfung einberufen wird. Während seines Aufenthalts in Berlin wohnt er im Dienstgebäude und steht unter der Strafgewalt des Präses der Kommission. Wer bestanden hat, reist zum Truppenteile und zwar auf Staatskosten; im entgegengesetzten Falle kehrt er zurück, von wannen er gekommen; nach einer bestimmten Zeit darf er zum zweitenmale erscheinen. Zum drittenmal wird niemand zugelassen. Die Gutachten über den Ausfall der Prüfungen werden der kaiserlichen Entscheidung unterbreitet; mit letzterer erhält die Kommission die Ermächtigung, dem Avantageur nach Erwerb des obenerwähnten Dienstzeugnisses das Zeugnis der Reife zum Portepeefähnrich auszustellen; darauf beantragt der Truppenteil die Beförderung zu dieser Charge.

Wer Offizier werden will, hat vorher ferner die Kriegsschule zu besuchen. Nur wer bereits ein Jahr auf einer deutschen Universität studiert hat, darf ohne ihren Besuch zur Offiziersprüfung zugelassen werden.

Bedingung der Zulassung zum Kriegsschulbesuche ist der Besitz eines vom Truppenteile auszustellenden Dienstzeugnisses, welches eine genügende militärische Ausbildung verbürgt. Mit Rücksicht darauf, daß jenes Zeugnis erst nach fünfmonatlicher Dienstzeit bei der Truppe erteilt werden darf, ist der Beginn der Kriegsschulkurse für Anclam, Engers, Glogau, Neiße, Metz auf den 1. Oktober, für Kassel, Hannover, Potsdam auf den 1. März anberaumt. Wer zu Ostern als Abiturient die Schule verläßt oder das Portepeefähnrichsexamen bis zum 1. Mai gemacht hat, kann im Herbst, wer jene Michaelis absolviert, letzteres vor dem 1. Oktober bestanden hat, kann am 1. März auf Schule kommen. Auf den Märzschulen dauert der Kursus bis gegen Weihnachten, auf den anderen bis zum Juli oder August; die Vorschrift sagt neun, bezw. zehn Monate.

S. L. in **Bremen.** Blumen werden ganz in der Weise gepreßt, wie wir das auf Seite 544 im ersten Jahrgang des „G. K.“ unter den Antworten erste und dritte Spalte ausführlich beschrieben haben.

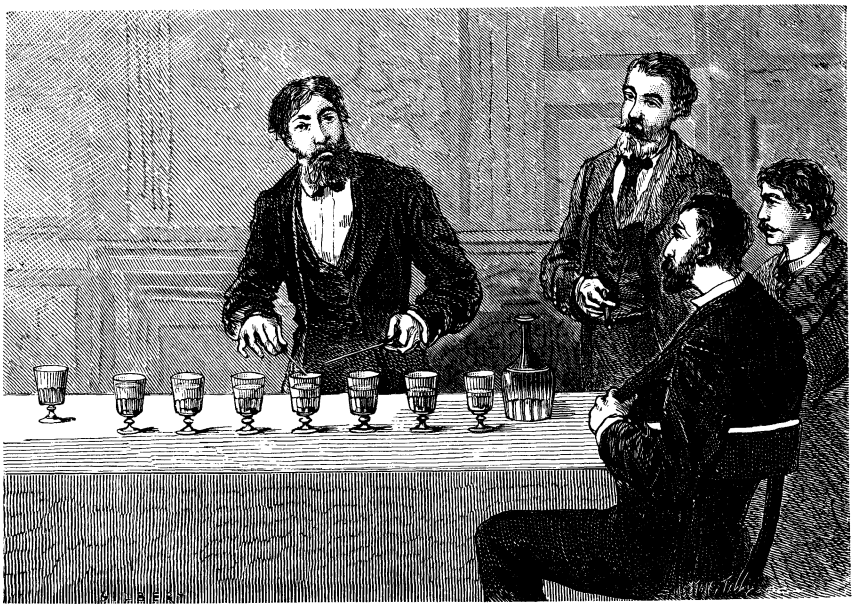
L. E. in **Verden.** Die Auflösungen der Aufgaben und Rätsel erscheinen mit Ausnahme der Schachaufgaben stets in der darauffolgenden Nummer.

Auf mehrere Anfragen und Wünsche seitens unserer jungen Kameraden, welche sich einen zweckdienlichen photographischen Apparat selbst nicht herzustellen vermochten, haben wir die Firma Albert Glock & Cie in Karlsruhe für Konstruktion und Anfertigung eines solchen zuverlässigen Apparates zu interessieren versucht. Diese Firma schreibt uns: „Wir haben nun einen Apparat anfertigen lassen und zusammengestellt, der für Schülerzwecke vollständig genügt und praktisch ist, um Bilder im Format von 9 zu 12 cm herzustellen. Es ist dieser Apparat zuverlässig, kein Spielzeug, wie leider neuerer Zeit viele Apparate zu Schandpreisen verkauft werden, die, wenn sie in Gebrauch kommen, alle mögliche Mängel zeigen und dem Besitzer das Arbeiten sofort verleiden. Unser Apparat besteht aus: Kamera von Elfenholz mit Blasbalg und einer Doppelkassette, um Aufnahmen hoch und quer für ein Format von 9 zu 12 cm herstellen zu können; Objektiv Busch und Dreifuß-Stativ mit ausziehbaren Füßen. Der komplette Apparat kostet äußerst 33 Mk., jede weitere Doppelkassette 4 Mk. mehr.“

G. B. G. S. Gedulden Sie sich noch wenige Tage; es wird in Kürze ein solches Buch in unserem eigenen Verlage erscheinen. — Ein Lehrbuch über die Kurzschrift von Arends kann und wird Ihnen jede Ladenbuchhandlung gerne besorgen.

L. F. in **Z.** Daran soll's nicht fehlen. Bis jetzt sind die erwünschten Antworten aber noch nicht eingegangen. Der Weg ist eben weit, kann noch kommen!

Alois St. in **Gablonz.** Dank für Deine Mitteilungen. Um die erwünschten Alphabete zu erhalten, wirst Du gut thun, Dich an eine Ladenbuchhandlung zu wenden. Du kannst auf diese Weise viel leichter wählen, teuer oder billig, je nachdem Deine Sparbüchse bestellt ist. Grüßen gleichfalls.



Singende Gläser.

Leo Heller in **Teplitz** schreibt uns: „Soeben bin ich mit einem Akrostichon fertig geworden. Dasselbe ist Dir gewidmet. Bitte, gewähre ihm ein Plätzchen in Deiner wunderschönen Zeitschrift.“ — Gerne!

„Gut und Geld wird gesucht.
Unter vielen Menschen sind sehr wenige, unter
Tausenden vielleicht einer, der Zufriedenheit sucht.
Ein Goldkorn unter vielen Körnern
Richtet nicht viel aus. O Mensch bedenke, wie leicht
Kann Reichtum schwinden,
Aber Gottesvertrauen und Zufriedenheit machen den
Menschen glücklich.
Eilet Menschen! suchet den Weg des Guten!
Richtet eure Gedanken auf das Nützliche, nicht
Auf Tand und Flitter.
Das verhüte Gott. — — — — —“

Bravo! In der Form havert's noch ein bißchen; mit Deiner Philosophie bist Du aber ganz auf dem rechten Wege! — Der Großvater Beethovens stammte aus Antwerpen. Freundlichen Gruß!

F. H. in **Breslau** schreibt: „Ich möchte meinen Kameraden gerne mitteilen, wie man sich billigen Arabicum herstellt. Man sammelt Kirschbaumharz, löst es mit nicht zu viel Wasser auf, läßt die gewonnene Flüssigkeit einige Tage stehen und drückt sie dann durch einen Leinwandlappen. Dieser Gummi arabicum klebt sowohl auf Papier wie auf Holz. Ich möchte wünschen, daß diese Erfindung meinen Kameraden willkommen ist.“ Danken schön und grüßen!

W. Naue in **München, Promenadeplatz 6,** wünscht mit seinen Kameraden Briefmarken zu tauschen. Derselbe besitzt zum Tauschen sehr viele, darunter auch seltene Exemplare (z. B. Oranje-Republik 1882. 5 Pfund Sterling gestempelt, mehrere Kap der guten Hoffnung △ 2c.) Briefe direkt erbeten. — Dank für Deine Rätsel.

J. Sch., Quartaner in **Graz.** Die Bereitung des Kleisters ist sehr einfach: Man gibt ungefähr eine Handvoll gute Weizenstärke in eine geräumige Schüssel, gießt sie mit nur wenigem kalten Wasser an und verarbeitet sie mit einem Rührlöffel zu einem recht steifen Teige solange, bis sich keine Klümpchen mehr darin befinden. Nun wird in einem dünnen Strahle eine kleine Menge siedendheißes Wasser darüber gegossen, wobei man tüchtig umrührt und unter fortwährendem Rühren noch soviel hiervon allmählich hinzufügt, bis der Kleister aufschwillt und ein glasiges Aussehen erhalten hat. Das Rühren wird noch länger fortgesetzt, um einen recht gleichförmigen steifen Brei zu erhalten, welchen man schließlich auskühlen läßt. Zu dick geratener Kleister kann späterhin mit kaltem Wasser verdünnt, zu dünner jedoch nur mehr durch Kochen über dem Feuer verdickt werden. Gekochter Kleister wird nie die guten Eigenschaften eines in obiger Weise bereiteten besitzen und schneller verderben.

Nach Ablauf von vier bis fünf Tagen wird selbst der bestzubereitete Kleister von seiner Klebkraft verlieren — er wird sauer. Aus diesem Grunde soll man nie zu viel Vorrat davon haben. Zusätze von Alaun, Spiritus u. dgl., wie solche schon vielmals in Vorschlag gebracht wurden, vermögen nicht, dem Verderben desselben besonderen Einhalt zu thun.

H. Godenrath in **Hamburg.** Wir sollen Dir einige Gesellschaftsspiele schildern? Da Du so liebenswürdig zu bitten weißt, soll Dir gerne willfahrt sein. Für heute jedoch nur eines, der Raum erlaubt nicht mehr; vielleicht daß Dir Deine Kameraden in den nächsten Nummern noch mehr mitteilen. Also! Kennst Du das Spiel „Jakob, wo bist du?“ Das ist sehr erheiternd: Ein Herr ist böse auf seinen Knecht. Er sucht ihn, um ihn durchzuprügeln; dabei sind ihm aber die Augen verbunden. Jakob, der Knecht, sucht dem erzürnten Herrn zu entgehen; das wäre zwar leicht, aber auch ihm sind die Augen verbunden. Auf einer kleinen Tute oder ähnlichem muß er, wenn sein Herr ihn nicht mehr bemerkt und dann im ernsten Tone ruft: „Jakob, wo bist du?“ einige kurze Töne blasen. Sein Herr spitzt dabei gewaltig die Ohren, und Jakob sieht aus, als wollte er das Gras wachsen hören; er verzieht sich schnell aus der Gegend, in der er des Herrn Stimme hörte, jener nähert sich der Stelle, wo Jakob geblasen hat und hebt allmählich die Hand mit dem zusammengedrehten Taschentuch zum Schlage und schlägt in die — leere Luft. Jakob horcht, schleicht bedächtig weiter, bis ihn endlich sein Schicksal ereilt, bis ihm einige Hiebe verkündigen, daß er unvermutet auf seinem Herrn gestoßen sei. Die Umstehenden sollen „Herr und Knecht“ natürlich vor Schaden zu behüten und allzulautes Lachen und Schreien zu vermeiden suchen. — Wegen der Freimarken wollen wir zusehen, daß wir Deinem Wunsche bald entsprechen können. Gruß freundlich erwidert.

G. D. in **Berlin.** Nur nicht so grob! Man kann entschieden und doch zugleich höflich sein; lernen Sie das!

Siegfried Fritzer in **Preßburg, Lorenzerthorgasse 10,** schreibt: Ich bitte den „G. K.“ meine lieben Kameraden zu fragen, welche Marken sie bieten für: 1 Costarica 1863, Emission medioreal blau, sehr selten, und eine Briefkarte, 2 verschiedene Marken der Hamburger Hammoniapost, alle ungestempelt; 1 Viktoria, rosa Half penny klein gestempelt. Briefe erbitte direkt.

Alfred Brandweiner in **Wien I, Seilerstätte 2, linke Stiege, fünfter Stock, Thüre Nr. 25,** möchte mit seinen Kameraden Briefmarken tauschen. Wer hat Lust?

Herrn Oberlehrer A. W. Burra South Australia. Wir haben die gewünschten Probenummern des „G. K.“ sofort nach Empfang Ihres freundlichen Schreibens zur Post gegeben. Ihren deutschen Gruß erwidern wir in herzlichster Weise.

Es lebe der Idealismus! Der Idealismus besteht aber nicht in müßiger Schwärmerei für die oft unverstandenen Größen des Altertums, sondern in Liebe und Verehrung für die tüchtigen Männer der Gegenwart, nicht in romantischer Gefühlsduselei, sondern in bewußtem entschlossenem Ringen nach einem praktischen Ziele, nicht in tönenden Redensarten, sondern in mutigem, ehrenvollem Handeln. Der Idealismus besteht in der Liebe, in der allgemeinen Menschenliebe; erhebe dich zu dieser schweren, aber beseligenden und wahrhaft philosophischen Liebe aller deiner Mitmenschen, ohne Unterschied der Partei und der Nationalität, und du wirst ein Idealist von Gesinnung und zugleich der thatkräftigste, edelste und verdienstvollste Bürger deines Vaterlandes werden!

Gerhard von Amyntor.

Als höchstes Recht von Dir betracht' auf Erden,
All Deinen Pflichten stets gerecht zu werden.

Direktor Dr. Dronke.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

Von

J. H. D. Kern.

2. Basache, die Bärenläuferin.

Mein Vater genoß das Vertrauen seiner Indianer in hohem Grade; sie ehrten und liebten ihn nicht nur als den Vertreter des „Großen Vaters" im fernen Osten, sondern vielleicht noch mehr wegen seiner persönlichen Liebe und Güte und kamen allen seinen Wünschen nach. Mit einer Selbstüberwindung ohne Beispiel halfen sie ihm sogar, aber jedesmal nur für ein paar Tage, bei den Erntearbeiten, ja, einige jüngere Individuen zogen auf unsere Faktorei und traten hier förmlich in Dienst. Manchmal hatten wir vorübergehend acht bis zehn dieser jugendlichen Komantschen beiderlei Geschlechts in unserem Hause, deren Aufführung nichts zu wünschen übrig ließ. Yarundi, zu deutsch „die Pantherkatze", eines Häuptlings Sohn, und Basache, „die Bärenläuferin", waren die interessantesten unter unseren braunen Hausgenossen; beide fanden schon als kleine Kinder Aufnahme in unserer Familie und blieben derselben viele Jahre treu.

Womit Yarundi seinen Namen verdiente, das habe ich nie erfahren können; von Basache erzählte mein Vater folgendes: Sie gehörte als kleines, noch namenloses Kind in ein Indianerdorf, welches etwa zwei englische Meilen von unserer Faktorei entfernt lag, zeichnete sich wie alle Indianerkinder durch Kaltblütigkeit und eine beinahe unglaubliche Schnelligkeit im Laufen aus.

Auf einem Jagdzuge begriffen und durch das zurückweichende Wild genötigt, der Faktorei noch näher zu kommen, lagerte ihre Familie an dem bewaldeten Ufer des Yellow Fork, wohl eine halbe Meile oberhalb unserer Farm. Mein Vater, welcher mehrere Schüsse in so auffallender Nähe gehört hatte, war mit seiner Büchse hinausgegangen, um sich zu überzeugen, ob ein Unberechtigter auf sein Jagdgebiet übergetreten sei. Als er niemand sah, drang

Cimbern im Kampf gegen die Römer.

er weiter in den Wald vor, entschlossen, die Eindringlinge zurecht zu weisen.

Inzwischen hatten die indianischen Jäger in einer größeren Lichtung einen starken Hirsch erbeutet und waren damit beschäftigt, denselben zu zerlegen; die Weiber und Kinder, unter anderen auch das später Basache genannte Mädchen, sammelten in der Umgebung trockenes Holz, um sofort einen Teil des feisten Wildes zuzubereiten.

Da gewahrte Basache einen mit wilden Weinreben umrankten hohen Baum und an demselben so herrliche Trauben, daß sie der Versuchung, einige derselben herabzuholen, nicht widerstehen konnte. Aber, o Schrecken! Kaum war sie an den Reben hinaufgeklommen und wollte nach der ersten Traube greifen, da sah sie durch eine Lücke in dem Laubwerk, daß zwei große glänzende Augen lauernd auf sie gerichtet waren. Der zum Teil hohle Baum diente zum Versteck eines grauen Bären, welchen sie in seinem Schlaf gestört haben mußte. Bleich vor Entsetzen glitt sie schleunig wieder von dem Baume herab, aber der Bär that ein gleiches; nur wenige Sekunden vor ihm kam sie unten auf dem Erdboden an.

So laut sie konnte, schrie Basache um Hilfe und rannte gleich einem gehetzten Reh davon, der Bär mit halbunterdrücktem Brummen hinterdrein. Mit gewaltiger Geschwindigkeit flog das geängstete Kind dahin; es schien, als ob der Bär dasselbe nicht sollte einholen können, so pfeilschnell wußte es zu laufen. In wildester Hast brachen Mensch und Tier aus dem Holz hervor und setzten ihren Wettlauf ohne Unterbrechung über die Lichtung hin fort. Der Bär kam dem Mädchen näher und näher und endlich so nahe, daß er sie jeden Augenblick erhaschen mußte.

Wohl bemerkten die Komantschen die äußerst gefahrvolle Lage des Kindes und eilten demselben auf der Stelle nach; weil aber der Bär seinem Opfer dicht auf den Fersen folgte, wagten sie keinen Schuß zu thun, denn sie fürchteten statt des Bären das Kind zu treffen. So konnten sie augenblicklich nichts zu dessen Rettung beitragen, und es blieb ihnen nur übrig, sich den beiden im Laufen anzuschließen und einen günstigeren Moment zum Eingreifen abzuwarten. Der Vater des Mädchens stürmte allen voran und kam seinem atemlosen Kinde endlich so nahe, daß er sich demselben verständlich machen konnte. Eine List sollte helfen, da der Bär schneller war.

„Wirf dich nieder!“ rief er. „Stelle dich tot!“

Augenblicklich gehorchte das Kind, regungslos lag es mit geschlossenen Augen da. Der Bär beleckte das Gesicht des Mädchens mit seiner rauhen Zunge, wandte es unsanft genug mit seinen starken Tatzen um und um, erzielte aber kein anderes Lebenszeichen, als daß die keuchende Brust sich hob und senkte.

Mittlerweile waren auch die Komantschen nahe genug herangekommen, um den über sein Opfer gebeugten Bären aufs Korn nehmen zu können, und mehrere Kugeln drangen durch den dichten Pelz in seinen Hinterkörper ein. Der schmerzerfüllte Bär brüllte gewaltig auf, sah sich um und gewahrte die Feinde, welche seine Aufmerksamkeit in einer für ihn in so fühlbaren Weise auf sich ablenken wollten. Mürrisch knurrend verließ er das Mädchen und ging zum Angriff auf die Männer vor.

Kaum aber hatte er Basache den Rücken gewandt, so erhielt diese den neuen Befehl, sich in Sicherheit zu bringen. Wie ein Blitz sprang sie empor und setzte die Flucht mit der alten Schnelligkeit in derselben Richtung fort. Doch der Bär hatte es nun einmal auf sie abgesehen. Er bemerkte nicht sobald, daß seine Beute sich ihm zu entziehen drohe, als er den Rachedurst gegen die Jäger vergaß und trotz seiner mehrfachen Verwundung die Verfolgung des armen Kindes wieder aufnahm. Abermals liefen die Komantschen hinterdrein, waren jedoch vergeblich bemüht, das Raubtier einzuholen oder seine Wut auf sich zu lenken. Die Schnelligkeit desselben wuchs sichtbar mit seinen Schmerzen, und das Kind ermüdete mehr und mehr.

Diesmal schien Basache verloren, die Entfernung zwischen ihr und dem blutenden Bären verminderte sich zusehends. Verzweifelt schrie die Verfolgte, sie fürchtete schon im nächsten Augenblicke den Zähnen und Krallen des Ungetüms anheimgegeben zu sein, dessen grimmiges Knurren sie immer dichter in ihrem Rücken vernahm. Ohne zu überlegen oder zu ahnen, wohin sie flöhe, schlug sie blindlings die Richtung auf unsere Niederlassung ein, welche nicht mehr ferne war.

Das that sie zu ihrem großen Glück; denn hier kam mein Vater ihr als Retter aus der fürchterlichen Not entgegen. Er hatte zwei große Doggen bei sich, welche ohne Besinnen den Bären stellten und so lange beschäftigten, bis Basache sich hinter meinen Vater geflüchtet und dieser Zeit zu einem sicheren Schusse gefunden hatte. Durch die Schnauze in den Kopf getroffen, fiel der Bär im ersten Moment zu Boden, sprang aber wieder empor und ging hoch aufgerichtet auf meinen Vater zu. Ein Schuß in die nun preisgegebene linke Brust aber streckte das gefährliche Tier ins Gras; es war tot, zuckte nicht einmal mehr.

Als die Komantschen zur Stelle kamen, saß die unverletzte Basache rittlings über dem gefällten Riesen unserer Wälder und ruhte von der ausgestandenen furchtbaren Angst und Anstrengung aus, mein Vater stand mit seiner noch rauchenden Doppelbüchse daneben. Tief gebückt traten die Indianer näher und wußten nicht genug Worte zu finden, um dem mächtigen weißen Häuptlinge zu danken, welcher mit eigener Lebensgefahr das Kind verachteter Rothäute vor sicherem Tode bewahrt hatte. Der Vater nahm die Indianer mit in seine Wohnung, speiste sie und wollte sie entlassen, als Basache, mit der einen Hand ihren Vater, mit der anderen ihren Retter fassend, die Bitte aussprach, fürder bei uns auf der Faktorei leben zu dürfen. Da beide Teile einwilligten, blieb das damals achtjährige Mädchen in unserer Familie. Seitdem sind zwanzig Jahre verflossen; sie ist noch heute da und pflegt meine jüngeren Geschwister, wie sie seiner Zeit mich und meine ältere Schwester pflegte.

---

3. Ein unliebsamer Besuch.

Wir waren im ganzen vier Geschwister, eine Schwester mit Namen Harriet und drei Brüder. Harriet war fast zwei Jahre älter, die Zwillinge Dick und Tom sechs volle Jahre jünger als ich. Seit der Geburt dieses Zwillingpaares kränkelte meine arme Mutter fortwährend und wurde schließlich so gelähmt, daß sie sich nur auf eine andere Person gestützt und auch dann nur mühsam im Zimmer bewegen konnte. Dabei gab es in Haus, Garten und Feld alle Hände voll zu thun. Mein Vater hatte es recht schwer, da ihn die Mutter nur wenig zu unterstützen vermochte; Harriet, noch ein ganzes Kind, mußte denselben schon vielfach in der Leitung des vielgliedrigen Hauswesens beispringen, die Vorräte ausgeben und wieder verschließen und die Arbeiten der Dienerschaft beaufsichtigen. Den Vater riefen seine Amtspflichten oft genug vom Hause fort und ich, der wilde Quincy, begleitete ihn entweder oder trieb mich auf eigene Faust im

Walde umher. Der von Natur unbändigere Junge versteht ja wenig von den sittsamen Eigenschaften seiner Schwester.

Ich erwähnte oben, daß die Komantschen meinem Vater sehr zugethan gewesen wären; indessen lag auch darin keine absolute Gewähr, daß sie nicht gelegentlich auch unsere Farm mit einem räuberischen Besuche beehren sollten. Hunderte der in steter Wanderung begriffenen Komantschen, namentlich diejenigen, welche zu entfernteren Agenturen gehörten, kannten den Vater nur von den Zahlungstagen her, die Unterscheidung zwischen Mein und Dein aber ist den Rothäuten nie recht klar, wo ihr augenblicklicher Vorteil in Frage steht. Stahlen sie meinem Vater, was sie zu besitzen wünschten, und wählten dazu nur die geeignete Stunde, so blieben die Diebe unentdeckt, der Diebstahl unbestraft. Wer wollte sie in ihre Wildnis hinein verfolgen oder ihnen sonstwie die Begangenschaft nachweisen! Die Gefahr für die Faktorei war um so größer, weil unser Magazin, aus welchem die Magazine der einzelnen Agenturen versorgt wurden, zu allen Zeiten mit den für die Indianer lockendsten Dingen angefüllt war. Dahin gehörten in erster Linie Waffen aller Art, Munition, Gewebe und Genußmittel. In keiner Stadt hätten sie alle die wertvollen Artikel so nahe beisammen finden können als bei uns.

Je hilfloser meine Mutter wurde, desto dringender wiederholte sie ihre schon früher ausgesprochene Bitte, mein Vater möchte eine, wenn auch nur geringe, Garnison in die unmittelbare Nähe der Faktorei legen, damit wir nicht während seiner häufigen Abwesenheit alles Schutzes entbehrten. Hierin aber gab er nicht nach, so gerne er sonst der Mutter zu Willen war. Denn er wollte das liederliche Gesindel, wie er die Soldaten nannte, nicht auf dem Nacken haben und blieb dabei, daß wir von seinen braunen Kindern einen viel zu ungünstigen Begriff hätten, daß diese uns nicht das mindeste Leid zufügen würden. Zwei berittene Patrouillen sprachen täglich bei uns vor; die eine kam morgens von Norden, die andere nachmittags von Süden her; mehr wollte der Vater von dem Besuch der sauberen Miliz nicht wissen.

Es war an einem besonders schönen Maitage, als die Knechte und Mägde auf eine ziemlich entfernte Wiese zogen, um Heu zu werben; auch Basache und ein zweites Kindermädchen begaben sich mit Dick und Tom dorthin. Der Vater war früh morgens nach Bents Fort 'geritten und hatte mich mitgenommen; die Mutter befand sich mit der neunjährigen Harriet allein im Hause.

Freundlich schien die Sonne durch die große Hausthür auf den Flur und durch die kleinen Fenster in das Zimmer, in welchem Mutter und Tochter saßen. Draußen im Urwald schrien die Vögel vor Frühlingswonne, lieblich drang das Murmeln des nahen Yellow Fork an das Gehöft heran, munter gackelnd führten die Hennen ihre erste diesjährige Brut auf dem vorderen Hofe spazieren, kurz, alles war so friedlich und traulich in der Umgebung des Hauses, daß man hätte denken sollen, der in der Natur ausgebreitete Frieden müsse sich unwillkürlich auch auf das Menschenherz erstrecken.

Dem war aber nicht so. Die Mutter empfand gerade heute eine besondere Angst. Sie bedauerte lebhaft, daß die übrigen Kinder und namentlich der Vater nicht bei ihr wären; eine unbestimmte Ahnung sagte ihr, daß einem aus der Familie ein Unglück drohe.

„Ueberzeuge dich, Harriet, ob die Palissadenpforte geschlossen ist, und sieh auch gleich nach den Thüren im Hinterhause!"

Mit einem Satze war das Mädchen draußen, kam wieder und brachte der lahmen Mutter den tröstlichen Bescheid, daß sämtliche Pforten verschlossen und verriegelt wären.

„So geh und füttere die Küchlein, liebes Kind, hole dann den Ingwerkuchen

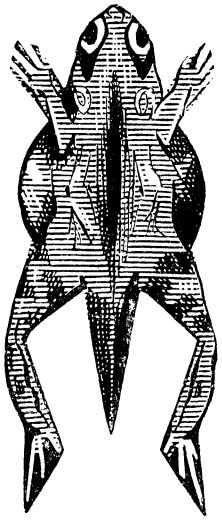


Fig. 14. Froschdrachen.

aus dem Ofen und gib acht, daß die Katzen uns den Eierteig nicht verzehren! Komm auch schnell wieder und setze dich zu mir! Mir ist so bange heute morgen!"

Als Harriet auch diese Aufträge ausgerichtet hatte, setzte sie sich der Mutter gegenüber am Fenster hin, war aber vergeblich bemüht, munter zu bleiben. Da in der letzten Nacht gebacken war und Harriet sich's nicht hatte nehmen lassen, die Mädchen dabei zu beaufsichtigen, packte sie nun eine gewaltige Müdigkeit; sie legte Arme und Kopf auf den Tisch und verfiel wider Willen in Schlaf, hatte aber die wohlverdiente Ruhe erst kurze Zeit genossen, als sie durch einen Schreckensruf der Mutter aufgestört wurde.

„Barmherziger Gott, die Komantschen kommen! Harriet, erwache, rette dich!" rief sie halb atemlos und suchte sich vergeblich von ihrem Stuhl zu erheben, als die Tochter nicht gleich erwachte.

„Harriet, ärmste Harriet!" fuhr sie dann fort, als das todmüde Kind die schlaftrunkenen Augen aufschlug. „Um Gottes willen rette dich! Sieh nur mal zum Fenster hinaus!"

Das neunjährige Mädchen rieb sich die halbgeöffneten Augen und folgte dem Winke der Mutter. Wahrhaftig, ein Kopf mit bunten Federn geschmückt, dann ein zweiter, ein dritter wurde über den Palissaden sichtbar, die Hunde im Vorhofe machten einen wütenden Lärm, die Ahnungen der Mutter bewahrheiteten sich wirklich.

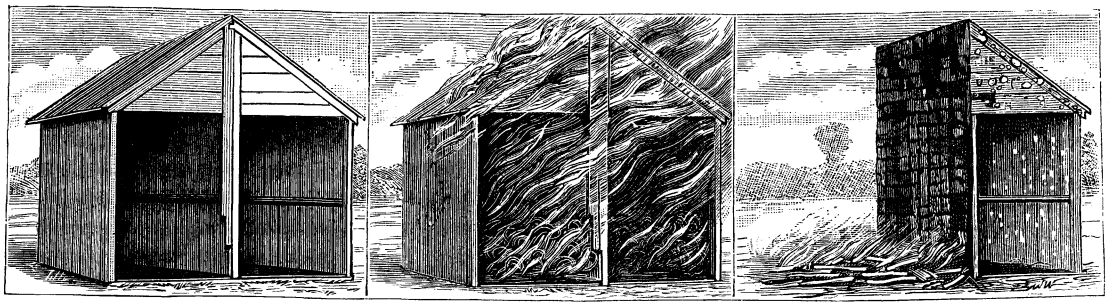
„Darum ängstige dich nicht, lieb Mütterchen!" rief Harriet nun, welche so leicht vor keiner Gefahr zurückschreckte. „Ich hole mir Quincys alte Flinte, trete hinaus und schieße jeden nieder, welcher den Zaun zu übersteigen wagt."

Schon war sie im Begriff, ihren Vorsatz auszuführen, als die dringenden Bitten der Mutter sie davon zurückhielten.

„Das fehlte auch noch, Harriet; die Komantschen würden dich auf der Stelle töten. An Widerstand darfst du nicht denken. Wenn du auch zwei, ja noch mehr von den Räubern erschössest, die übrigen würden uns beide morden. Nein Harriet, sie dürfen dich nicht einmal sehen; fliehe, fliehe, mein liebes Kind, sonst bist du für uns verloren!"

Die noch immer von freudigem Mut beseelte Schwester warf sich vor der Mutter auf die Kniee, bat aber vergeblich um die Erlaubnis, das beinahe sichere Haus verteidigen zu dürfen. Nicht einmal die Hausthür durfte sie schließen, die Wilden sollten keinerlei Widerstand finden.

„Dann bleibe ich bei dir, teuerste Mutter," entgegnete das Mädchen bestimmt, „dein Los soll auch das meine sein; hier an deiner Seite mögen sie auch mir den Todesstoß geben!"



Resultate des Verbrennungsversuches eines zur Hälfte mit Asbestfarbe angestrichenen Schuppens.

„Auch das nicht, Kind!“ antwortete die Kranke, bei welcher die Mutterliebe jeden Gedanken an eigene Rettung zum Schweigen brachte. „Fliehe schnell, suche dir ein Versteck, wo dich niemand findet, und ängstige dich meinetwegen nicht! Mir, der alten, gebrechlichen Frau, wird kein Haar gekrümmt; dich aber schleppen sie mit sich in ewige, schmähliche Gefangenschaft, nimmer würden wir dich wiedersehen.“

Da krachten auch draußen schon die ersten Schüsse und streckten zwei Hunde im Hofe nieder. Immer noch stand das Mädchen da, von Zweifeln gequält, ob sie die Mutter verteidigen oder dem Befehle derselben gehorchen sollte.

„Eile! Ich gebiete es dir, du thörichtes Kind, es ist die allerhöchste Zeit!“

Nach einer letzten herzlichen Umarmung wandte das weinende Kind sich um und ging hinaus. Sie durchflog alle Zimmer und Kammern, die Küche, den Keller, den Boden; nirgends fand sie in der Hast ein ihr geeignet erscheinendes Versteck. Ihr kleines Herz pochte vor unsagbarer doppelter Angst um ihre Mutter und um sich selber. Und die ruhige Ueberlegung war von ihr gewichen. Bebend stand sie mitten in einem großen Vorratsraume still und wußte keine Zuflucht. Dabei war keine Zeit zu verlieren, weil sie schon die Komantschen im Wohnzimmer sprechen hörte. Schon im nächsten Augenblick konnte einer von ihnen den Raum betreten, konnte sie sehen, ergreifen und . . . weiter mochte sie nicht denken; die Aussicht auf diese schreckliche Möglichkeit gab ihr die Verfügung über Geist und Körper wieder.

„Barmherziger Gott, stehe mir bei in der fürchterlichen Not!“ betete das geängstete Kind, faltete seine Hände und blickte vertrauensvoll empor.

(Fortsetzung folgt.)

Der Asbest.

Die Unverbrennlichkeit des Asbestes war schon im Altertum bekannt. Man fertigte daraus eine Art Stoff, den man bei den Leichenverbrennungen benützte, indem man die Leichname darin einhüllt, um nach der Verbrennung die Asche der Verstorbenen unvermischt sammeln zu können. In späteren Zeiten wurde der Asbest nur als mineralogische Merkwürdigkeit betrachtet, und erst in der neuesten Zeit hat man ihn wieder zu verwerten begonnen, und zwar in immer ausgedehnterem Maße.

Da er einer der schlechtesten Wärmeleiter ist, braucht man ihn vorzüglich zur Umhüllung von Dampfkesseln und Dampfcylindern; hinsichtlich seiner Feuerbeständigkeit benutzt man ihn zur Anfertigung von Rettungsseilen, von Handschuhen und Kleidungsstücken für Feuerwehren. Wieder eine andere Art der Anwendung ist die Vermischung mit Farbe zur Herstellung eines feuerfesten Anstriches. Zahlreiche Versuche haben die Feuerbeständigkeit des damit überstrichenen Holzes glänzend erwiesen. Auf unserer Abbildung sieht man links einen Schuppen, dessen rechte Seite mit Asbestfarbe angestrichen ist. In der Mitte sieht man den Schuppen in Flammen, rechts denselben, nachdem das Feuer ausgebrannt ist. Es ist dies der mit Asbestfarbe angestrichene Teil.

Der Asbest findet sich in Italien, auf der Insel Corsica, in England und in Nordamerika, insbesondere in Canada. Der italienische ist wegen der Länge seiner Fasern am meisten geschätzt.

Der Drachensport.

(Schluß.)

Eine weitere hübsch aussehende und vielen Spaß machende Form ist die des „Froschdrachens“, welchen Fig. 14 zeigt und dessen Gerüste in Fig. 15 dargestellt ist. Dieser Drachen sollte mindestens 60 cm hoch sein und der „Gute Kamerad“ braucht bezüglich seiner Anfertigung nicht auf Einzelheiten einzugehen, da die bezeichneten Figuren Anlage und Ausführung ganz genau veranschaulichen. Jeder seiner jungen Freunde von nur einiger Geschicklichkeit wird leicht imstande sein, nicht nur diesen, sondern in der That jeden von den übrigen, nachstehend angegebenen Drachen anzufertigen, denn jeder Figur ist ja ein vollständiger Aufriß des Gestells oder Gerüsts beigegeben, in welchem die vollen Striche die Stäbe, die punktierten Linien aber die Bindfäden darstellen. Man muß nur Sorge tragen, biegsames, elastisches Holz anzuwenden und diejenigen Stellen, welche sich biegen sollen, etwas dünner zu machen als den übrigen Stab. An einigen Teilen dieser neumodischen Drachen, namentlich wenn sie in einem kleinen Maßstab gemacht werden, vermögen sogar dünne Streifen von spanischem Rohr oder Fisch-

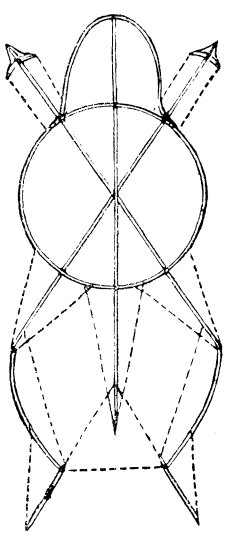


Fig. 15. Gerüst des Froschdrachens.

bein bessere Dienste zu leisten als Holz. — Von weiteren Formen von Papierdrachen möchte der „Gute Kamerad" seinen jungen Freunden den „Schmetterling" (Fig. 16 und 17), die „Fledermaus" (Fig. 18 und 19) und endlich die „Stielschwanzkrabbe" (Fig. 20 und 21) zur Anfertigung empfehlen, welche letztgenannte vielleicht die zierlichste und geeignetste Form von allen figürlichen Papierdrachen ist. Die einzige Schwierigkeit bei der Anfertigung dieser drei Drachen ist das Biegen der Hölzer, zu welchen man spanisches Rohr oder Haselruten verwenden kann. Das Biegen geschieht aber ziemlich leicht, indem man den Stäben mit einer als Bogensehne gespannten Schnur die gewünschte Biegung gibt, diese gekrümmten Stäbe dann eine Zeitlang in siedendes Wasser legt und nach dem Herausnehmen vollkommen trocknen läßt, worauf sie die erhaltene Krümmung behalten. — Bei Verfertigung des Stielschwanzkrabben ist darauf zu achten, daß der Schwanz beweglich und gleichsam mit dem unteren Dreieck des Körpers gelenkartig verbunden sein muß. Dies wird dadurch bewerkstelligt, daß man hier das Papier mit einem Streifchen Kattun oder Leinwand von entsprechender Breite und Länge unterklebt, um das Abreißen zu verhüten.

Noch muß ein Wort über Drachenschwänze gesagt werden.

Der gewöhnliche Drachenschwanz besteht aus einer sehr starken Schnur, woran in regelmäßigen Zwischenräumen Büschel von buntem Papier angebracht sind. Derartige Schweife sind zwar allgemein gebräuchlich und beliebt, aber sie sollten wegen der Möglichkeit, daß sie sich zu leicht mit der Drachenschnur verwickeln oder sich ineinander verschlingen und verwickeln, von dem erfahrenen und geübten Drachenverfertiger niemals angewandt werden. Die anmutigsten, zweckmäßigsten und praktischten Drachenschwänze werden aus Zeuglappchen verfertigt, welche man, je nach der Größe des Drachens, in Streifen von 3 bis 5 cm zerschneidet.

Völlig schwanzlose Drachen fliegen nicht gut; sie schießen rechts und links, überstürzen sich wohl auch und fahren in diesem Falle, statt aufwärts zu steigen, mit großer Wucht erdwärts. Es sollten deshalb alle Arten von Drachen — zur richtigen Steuerung — mit einem Schweife versehen sein.

Auch über die Steigkraft der Drachen muß der „Gute Kamerad" einiges beifügen, da hierüber vielfach irrige Meinungen und Ansichten unter den Knaben verbreitet sind. Viele glauben nämlich ihren Drachen dadurch „bis in die Wolken" treiben zu können, daß sie möglichst viel Schnur an denselben befestigen und ab-

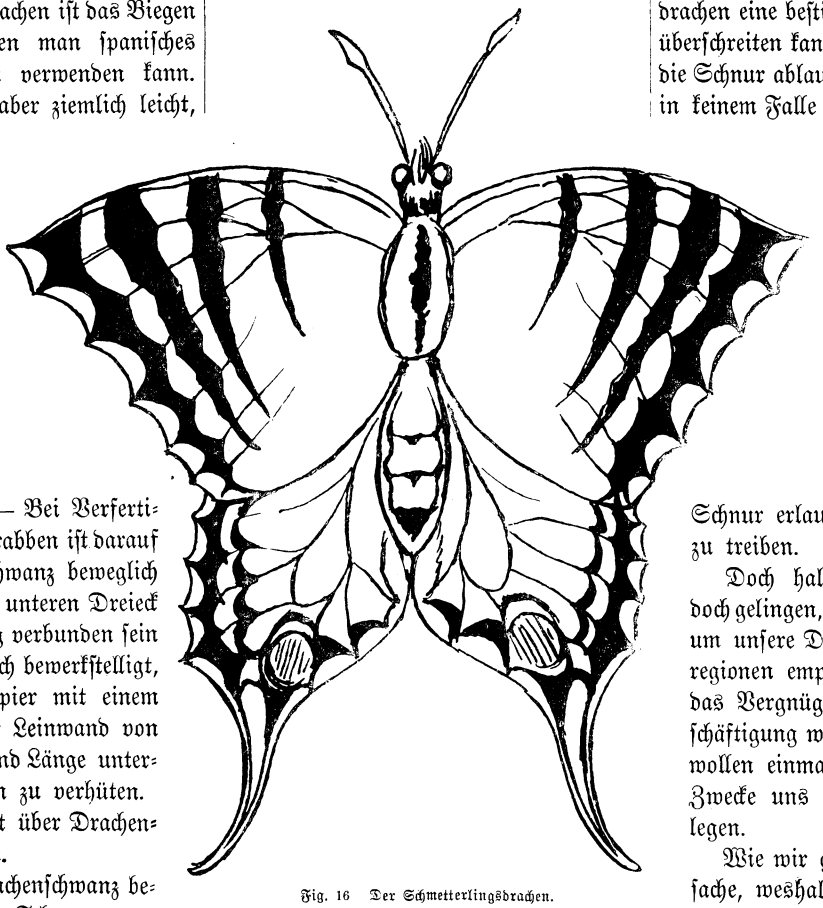


Fig. 16 Der Schmetterlingsdrachen.

rollen lassen. In der That wird der Drachen durch diese Manipulation auch immer kleiner und kleiner, aber er entfernt sich nur mehr und mehr von „seinem Bändiger", ohne darum höher als bis zu einem gewissen Grade zu steigen.

Der Grund davon ist leicht einzusehen. Die Steigkraft eines Drachen hängt ab zugleich von seiner Schwere, der Größe seiner Fläche, die er dem Winde entgegenstellt, und von der Stärke des Windes. Die Schwere würde ihn zur Erde herabziehen, der Winddruck gegen seine Fläche verleiht ihm, infolge der Befestigung an der Schnur, einen Zug nach oben; dadurch bleibt er in der Höhe. Wird nun das Gewicht vermehrt, so muß der Papierdrachen entsprechend sinken und diese Gewichtsvermehrung geschieht durch Abrollen der Schnur. Unter gleichen Umständen kommt daher bei der Frage der Steigkraft eines Drachens sehr viel auf die Schnur an; man muß sie möglichst stark aber dabei möglichst leicht nehmen. Ist die Schnur zu schwer für den betreffenden Drachen, oder hat man bereits zu viel ablaufen lassen, so zeigt sich dies dadurch, daß die Schnur in einem tiefen Bogen herabhängt. Es gibt also für jeden Papierdrachen eine bestimmte Höhe, welche er nie überschreiten kann, mag man noch so lange die Schnur ablaufen lassen. Diese Höhe ist in keinem Falle sehr bedeutend und es ist vollends niemals daran zu denken, daß ein Papierdrachen bis zur Region der Wolken emporsteigen könnte. Das ist sehr schade; denn es würde das Vergnügen, Drachen steigen zu lassen, um vieles erhöhen, wenn es in unserer Möglichkeit stünde, jeden Papiervogel so hoch als just unsere Mittel an Schnur erlauben, über den Erdboden zu treiben.

Doch halt! Sollte es uns nicht doch gelingen, etwas ausfindig zu machen, um unsere Drachen bis in die Wolkenregionen emporzubringen und dadurch das Vergnügen an dieser ganzen Beschäftigung wesentlich zu erhöhen? Wir wollen einmal zusehen und zu diesem Zwecke uns die Sache genauer überlegen.

Wie wir gesehen haben, ist die Ursache, weshalb der Papierdrachen nicht über eine gewisse Höhe hinaufsteigen kann, in dem mit der Länge der Schnur zunehmenden Gewichte desselben zu suchen. Wenn wir dieses Gewicht vermindern können, oder vielmehr, wenn wir eine Anordnung treffen können, infolge deren unser Drachen nicht mehr das volle Gewicht seiner Schnur zu schleppen braucht, so wird er gern höher steigen. Wie nun, wenn wir einen zweiten Drachen zu Hilfe nähmen und diesen einen Teil des Gewichts der Schnur tragen ließen? Zu diesem Ende lassen wir zunächst einen Drachen steigen und binden dann das Ende der Schnur an einen zweiten Drachen, natürlich auf der Rückseite desselben, wo die senkrechte mit der Querstange sich schneidet. Jetzt lassen wir auch diesen zweiten Drachen aufsteigen, genau so wie wir es mit dem

ersten gemacht haben. Die Steigkraft der beiden so verbundenen Drachen ist groß genug, um ein tüchtiges Gewicht an Schnur zu tragen. Wie mit dem zweiten Drachen, so können wir es auch mit einem dritten und vierten Drachen machen und auf diese Weise den ersten bis zu enormer Höhe, ja bis in die Region der Wolken hinauftreiben. Natürlich sind dabei einige Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Man muß z. B. die Schnur zunehmend dicker und stärker wählen, weil sie allmählich einem stärkeren Zuge ausgesetzt wird. Auch ist es gut, den kleinsten Drachen zuerst steigen zu lassen und immer größere anzukuppeln.

Wenn die jungen Freunde des „Guten Kameraden" einen Versuch mit solchen zusammengekuppelten Drachen machen, so werden sie wahrscheinlich auch das interessante Schauspiel haben, daß der höchststehende Drachen sich aus der Richtung der übrigen hinausbegibt, weil nicht selten der Wind in hohen Luftregionen eine andere Richtung hat als in den tieferen Schichten der Luft.

Noch ein Wort zum Schluß. Versuche mit solchen gekuppelten Drachen dürfen niemals gemacht werden, wenn ein Gewitter im Anzug ist; warum, braucht wohl nicht gesagt zu werden.

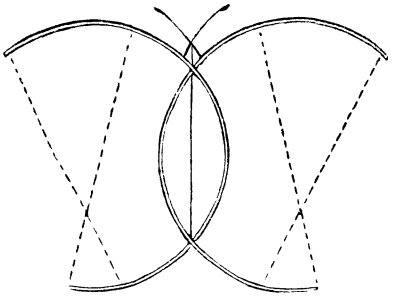


Fig. 17. Gerüst des Schmetterlingsdrachens.

Cäsorix.

Eine patriotische Erzählung aus Deutschlands ältester Geschichte.

I.

Die Trennung der Cimbern von ihren bisherigen Kriegs- und Wandergefährten, den Teutonen, sollte das Unglück des Stammes werden, da nun dem Alter der Heerführer nach der stürmische und ebenso tapfere als leichtsinnige Bojorix den Oberbefehl überkam. Nach verschiedenen Rasten stiegen die unerschrockenen Kämpfer der Donaugegenden endlich über die tridentinischen Alpen in das fruchtbare Etschthal hinunter, wo sie, Titanen gleich, des Catulus' Soldaten Furcht und Schrecken einflößten, so daß das römische Heer vor den Barbaren geschreckt entwich. Die Sieger aber, die Waffen niederlegend, freuten sich des schönen Landes, welches jetzt in ihren Händen war. Da nahte Marius, ihr Verderber!

Bojorix selbst begab sich zu dem Gewaltigen und bot Frieden und Freundschaft an gegen Land für sich und seine Brüder, die Teutonen. Zweideutig meinte der einstige Pflüger aus Arpinum*): „Jene haben schon ihr Besitztum, welches sie wohl nimmer verlassen werden!" Und zur Illustration seiner Worte ließ er die gefangenen Teutonen, den Recken Teutobod und die zum Triumph aufbehaltenen Edlen dieses Stammes, in Ketten herausführen. Einer Bildsäule gleich stand da starr und unbeweglich Bojorix, dann hob er drohend die Hand, wandte seinen Hengst und sprengte mit entsetzlichen Flüchen davon.

Fig. 18. Fledermausdrachen.

Heiß war der Tag, als die beiderseitigen Haufen auf der raudischen Ebene bei Vercellä mutig aufeinander trafen. Die Cimbern hatten nach barbarischer Sitte die ersten Glieder ihrer Haufen durch Ketten miteinander verbunden; aber Sonne und Wind hatten sich gegen ihr Angesicht gerichtet, und so erlagen sie nun auch reihenweise der Hitze und dem Ungestüm der marianischen Legionen. Nichts half es ihnen, daß ihre 30 000 Reiter in Panzer und Helmen, die offenen Tierrachen glichen, unter dem kühnen Cäsorix die Feinde zwischen sich und das Fußvolk zu locken suchten. Der klügere Marius teilte seine Ritter zu Roß in zwei Haufen, die nun von beiden Seiten Tod und Verderben in die berittenen Heerhaufen der Cimbern trugen, so daß sie mit den aufgelösten Fußvölkern des gefallenen Bojorix bald einen rückwärts sich dahinwälzenden Fluchtstrom bildeten, der seinen Lauf zur Wagenburg nahm. Auf diesem Wege ward der Hengst des Cäsorix niedergestochen, so daß das schwere Tier den tapferen Reiter, der den rechten Arm gebrochen, unter seiner Last begrub. Sein Gefährte Claudicus, nicht minder tapfer und verwegen, ward bei der Verteidigung der Wagenburg, wo jetzt eine zweite heißere Schlacht entbrannte, durch den Beilhieb eines römischen Schanzsoldaten niedergestreckt und geriet nachmals in die Gefangenschaft sequanischer Hilfstruppen, die ihre Beute dem Marius auslieferten. Jauchzend nahmen die Römer sodann auch Cäsorix in ohnmächtigem Zustande gefangen, denn bei Sinnen hätte sich der Riese wohl kaum ohne Kampf bis aufs Messer den Siegern ergeben. Schaudernd sahen die römischen Legionäre die cimbrischen Weiber, nachdem sie ihre Wagenburg vergeblich verteidigt, mit den scharfen Breitbeilen, welche sie geschickt führten, ihren Kindern auf den Karrenrädern die Köpfe abschlagen oder dieselben erdrosseln und sich dann selbst mit Steinmessern den Tod geben, während die Flammen zwischen diesen Bildern des Entsetzens gierig an dem Karrenwerk emporleckten und die wildgewordenen Stiere und Wolfshunde in der Mitte des Lagerraums umherrasten, brüllten und heulten. Dem Brande entrissen die beutelustigen Legionssoldaten des Marius noch sechs Priesterinnen, die samt ihren Wächtern, großen Wolfshunden, von Marius als geeignete Figuren für seinen Triumphzug in Rom und willkommene Beute jubelnd empfangen wurden.

Schweigend trug Gisa, die Oberpriesterin ihr hartes Schicksal; leise bewegte sie die Lippen in der Landessprache zum Gebet, dann und wann tröstete sie die jüngeren der Gefährtinnen; klagen hörte man sie nicht. Besonders nahm sich Gisa der siebzehnjährigen, liebreizenden Louvgild an.

Allmählich ward das große Schlachtfeld leer von Lebendigen; nur Tote und Heerestrümmer fand man noch, Füchse und krächzende Raubvögel strichen scheu darüber hin. Marius hatte alle gefallenen Römer auf großen Scheiterhaufen feierlich verbrennen und die Asche unter Gebeten beisetzen lassen. Nach dem Siegesfest auf der Walstatt wandte er sich dann mit

*) Marius war eines Bauern Sohn.

dem Uebermute eines gepriesenen Siegers der Hauptstadt zu. Seine Legionen folgten, und diesen wurden auf Karren Cäsorix und Claudicus in Ketten, die Priesterinnen, die Wolfshunde, viele gemeine Gefangene und Beutestücke aller Art nachgeführt.

II.

Jenseits der Tiber lag ein festes, weißes Haus, umgeben von baumreichen Anlagen, welche eine hohe Mauer von der übrigen Welt abtrennte. Es war der Ludus oder die Sklavenhalle des Veronicus. Hier waren Gisa und ihre Gefährtinnen untergebracht. Sie durften sich hier frei bewegen, aber über die Mauern kamen sie nicht hinaus. In Nahrung und Trank wurden die Weiber ganz nach germanischer Art gehalten. So hatte Marcellus, jetzt des Marius rechte Hand, geboten, damit die Seherinnen nichts einbüßten von ihrer frischen Farbe und ihrer eigentümlichen Schönheit, sie, mit dem goldblonden, langherabwallenden Lockenhaar, der Neid aller Römerinnen! Sie sollten ja im Siegeszuge Hauptfiguren bilden! Täglich kam Marcellus in den Ludus und sah nach den Frauen, bei welcher Gelegenheit seine Augen stets schimmernd glänzten, wenn sie auf die liebreizende Gestalt Louvgilds fielen. Den Wolfshund, welcher auf den Namen Huniold hörte, hatte man den Frauen als Wächter gelassen, da er nicht von Gisa zu trennen war. Ihre Bedienung bestand im übrigen in einem armen Zwerge aus dem Stamme der Aeduer, der die Sprache der verwandten Cimbern verstand.

Sinnend wandelte Gisa, den Zwerg an ihrer Seite, gefolgt von dem Wolfshunde, in den Anlagen auf und ab. Hadold, der Zwerg, hatte mit ihr soeben vom Triumphzuge gesprochen. Plötzlich brach sie das Schweigen.

„Und wann findet dieser Triumphzug statt?“ fragte sie hastig.

„In fünf Tagen, Frau!“

„In fünf Tagen!“ wiederholte sie sinnend und griff im nächsten Augenblick mit einem Schrei der Freude nach einer Pflanze, die auch in Germanien heimisch war. Sie kannte die stachlige Frucht nur allzugut, wovon wenige Körner schnell den Tod herbeiführten.

„Was hast du, Frau?“ fragte bei dem Schrei der Zwerg ängstlich.

„Nichts, Zwerg!“ entgegnete Gisa. „Eine Blume, die mich an die ferne Heimat erinnert!“

Sie hatte ihre Fassung wiedergefunden und fuhr nach einer Weile gegen ihren Begleiter gewendet fort:

„Beschreibe mir den Triumphzug!“

Und der Zwerg begann gehorsam. Er schilderte den Marius, und wie er sich außerhalb der Stadt durch Opfer zum Triumph vorbereite, da er Rom *vor* demselben nicht betreten durfte; dann verbreitete er sich über die Teilnehmer des Zuges und nannte die Straßen, durch welche derselbe sich zum Forum und Kapitol bewegt.

„Und wir?“ fragte Gisa.

„Ihr folgt dem mit sechs Schimmelhengsten bespannten Triumphwagen des Marius zunächst!“ lautete die Antwort.

Gisa zuckte zusammen.

„Und später?“

„Ja nun, Frau, der Feldherr verteilt euch als Sklavinnen unter seine Krieger!“

„Es ist gut!“

Sie wandte kurz um, winkte dem Hunde, warf noch einen Blick auf den Stechapfel, dessen Früchte sich zur Reife neigten, und kehrte dann zu ihren Gefährtinnen zurück.

Am Nachmittage erschien Marcellus und Gisa begehrte von ihm eine Geheimunterredung.

Der Offizier war dazu bereit.

„Nun?“ fragte er, als sie beide allein in der Säulenhalle wandelten.

„Ich habe gehört,“ fing Gisa hochaufatmend an, „daß ihr Römer Priesterinnen habt, die Hüterinnen des ewigen, heiligen Feuers sind, gerade wie wir. Bitte Marius, daß er uns nach dem Triumphzuge zu diesen schicke!“

„Ich will es thun unter *einer* Bedingung!“

„Nenne sie!“

Er sah sie von der Seite an. Durfte er ihr trauen? Ihre Lippen waren fest zusammengekniffen, und ihre Mienen kündeten eine finstere Entschlossenheit.

„Sieh, Gisa,“ fuhr er deshalb weich fort, „ich bin nicht nur der rauhe, unerbittliche Krieger, als welchen du mich kennst; ich habe — ich bin — kurz, rede mit Louvgild, daß sie — meine Gattin werde!“

Wie ein Blitz zuckte es über Gisas ausdrucksvolles Gesicht, dann bezwang sie sich mit fester Willenskraft und entgegnete:

„An demselben Tage, an welchem du uns das Versprechen des Marius bringst, daß er uns zu den Vestalinnen schicken will, soll dir Louvgild als Gattin folgen! Gehe und richte den Auftrag aus!“

Wie eine Königin stand sie vornehm und stolz da; Marcellus gehorchte und verschwand.

Als sein Schritt verhallt war, seufzte sie tief auf und murmelte:

„Arme Louvgild, du mußt, die Jüngste, das *erste* Opfer sein! Lieber tot als die Gattin eines Römers; so wollen es die Götter! Es sei!“

Sie pflückte im Garten hastig mehrere reife Kapseln des Stechapfels, verbarg sie in ihrem faltenreichen Obergewande und eilte zu ihren Gefährtinnen zurück.

Um dieselbe Zeit streckte Cäsorix, mit Ketten belastet, die riesigen Glieder auf einem Strohlager in einem hohen Raum des Ludus, dessen Fenster vergittert waren, aus. Auf einem zweiten Lager ruhte abgezehrt der einst so starke Claudicus, sein Mitkämpfer. Der Axthieb des Schanzsoldaten hatte die Sehnen und Muskeln des sonst stierkräftigen Recken getroffen; Vernachlässigung, Schmutz und Staub hatten die Wunde verschlimmert, so daß der erlösende Tod jetzt schon die letzten Striche auf das bleiche Angesicht des Kranken zeichnete, während des Cäsorix' Arm gut geheilt war. Auf ein Aechzen des Leidenden sprang Cäsorix in die Höhe, ergriff des Aermsten welke Hand, die einst

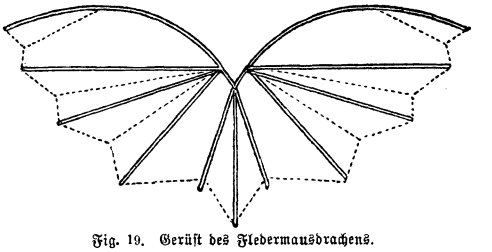


Fig. 19. Gerüst des Fledermausdrachens.

das Schwert so kräftig gehandhabt, und sagte weich:

„Was ist dir, Bruder? Leidest du?“

Der Kranke schlug matt die großen blauen Augen auf und entgegnete dann leise:

„Mit mir ist's vorbei, Cäsorix! Ich gehe nach Walhalla in Odins gesegnete Friedensgründe, wo Walküren mich gesund pflegen werden!“

Da rasselten die Riegel und Hadald, der Zwerg, stand vor den beiden. Kopfschüttelnd betrachtete er den Sterbenden und sagte dann zu Cäsorix:

„Bald, Fürst der Cimbern, wirst du allein sein!“

Germanen auf der Wanderung.

„Ich sehe es!"

„Marius wird es nicht gerne hören, daß die hohe Gestalt deines Gefährten seinen Triumphzug nicht schmücken wird!"

„Wann findet der Zug statt?"

„In wenig Tagen, Fürst! Ich bringe dir dazu deine Staatstracht!"

„Es ist gut! Aber sage mir, Zwerg, was wird aus mir nach dem Zuge?"

Hadald zuckte die Achsel.

Da hob Cäsorix drohend die sehnige Faust:

„Sprich! Ich will, ich muß es wissen! — Denke an dein freies Volk, deine Heimat, Zwerg! Gallier und Cimbern sind Verwandte! Rede!"

Hadald zögerte noch.

„Ich beschwöre dich bei den Göttern, Zwerg!" bat der Riese noch einmal.

„Nun," meinte da Hadald noch immer zögernd, „wenn sie dich nicht in Eisen schmieden und zu Sklavendiensten bestimmen, werfen sie dich in ein nasses, finsteres Loch oder in die Kloaken, wo dich die Ratten bei lebendigem Leibe fressen! — Sklavendienst ist dagegen ein großes Glück!"

Da durchfuhr ein Schauder die hohe Gestalt. Dumpf gab der Riese zurück:

„Es ist gut!"

Damit näherte er sich wieder dem Lager des Freundes und sagte:

„Wie bist du, Claudicus, angesichts des Todes noch viel glücklicher als ich!"

Hadald betrachtete voll Mitleiden noch einen Augenblick die Opfer marianischer Grausamkeit, dann eilte er davon, die gewichtigen Riegel vorschiebend.

Als der Zwerg fort war, bemerkte Cäsorix, daß das Auge des Leidensgefährten starr auf ihm ruhte.

„Was sieht mein Bruder?" fragte er deshalb leise.

Mühsam öffnete Claudicus den Mund und flüsterte:

„Ich sehe uns am Hister! Horch, die Wellen rauschen, goldene Fluren wogen der Ernte entgegen! Glückliche Gefilde der Kindheit! Wir tummeln die Rosse in der Ebene; der Hengst bäumt sich — und wirft mich — — Ach!"

Der Körper streckte sich: Claudicus war tot; er hatte seine Seele in die schöpferische Hand Odins zurückgegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Unter Korsaren.

Von **H. Wörishöffer.**

(Fortsetzung.)

„Da kommt Ami!" rief einer der Knaben.

„Ach, wie er läuft!"

Der kleine gelbe Hund hatte sich aus dem Hause zu stehlen gewußt und rannte jetzt mit lautem Freudengebell herbei, er sprang an seinem jungen Gebieter empor, als wolle er fragen: „Weshalb hast du mich nicht mitgenommen?" er schien heute zärtlicher, froher als jemals.

Matthias hob den kleinen kugelrunden Gesellen vom Boden empor und drückte ihn an seine Brust, er barg sekundenlang das blasse Gesicht in dem Fell seines Lieblings, dann gab er das Tier dem Alten, der es auf die Arme nahm. „Adieu Onkel! — Adieu ihr alle! du, Hans! und du, Robert! Grüßt die anderen! — Es muß jetzt geschieden sein."

Er sprang in das Boot und sah nicht mehr zurück — ihm war, als werde sein Herz zerrissen vor bitterem, bitterem Abschiedsweh.

Adieu, Matthias! Adieu! Adieu!

„Ich will auch mit Ami spazieren gehen und ihm alle Knochen, die ich nur erlangen kann, bringen!" —

Aber Matthias sah nicht mehr hinüber. Er wußte es, dann würden die Thränen kommen, die unmännlichen Thränen. In sich hinein schluchzte er, das konnte ihm ja niemand wehren.

Zweites Kapitel.

Weiß und wolkig bauschten sich die Segel des großen stattlichen Dreimasters. Alles an Bord war neu, soeben erst aus den Händen der Arbeiter hervorgegangen, alles zeugte von dem gediegenen Wohlstande des Besitzers. Mit einigen Kanonenschüssen hatte der „Sturmvogel" dem heimatlichen Hafen seine Abschiedsgrüße zugerufen und nun badete er den schlanken Bug in den Wellen, kaum noch vom Lande aus erkennbar, ein weißschimmernder Punkt, den die Ferne mehr und mehr mit ihrem blauen Schleier umhüllte, den die Fluten davontrugen, dem unbekannten, ungewissen Schicksal entgegen.

Es war die im Norden des Großen Ozeans belegene Gruppe der Karolineninseln, denen das Schiff zusteuerte. Mister Lawrence hatte der Mannschaft sehr leidende Versprechungen gemacht; die Leute sollten, wenn eine neue bewohnbare Insel entdeckt werden würde, auf Kosten ihres Reeders eine Kolonie gründen, von Wäldern und Wiesen Besitz ergreifen und solche Früchte bauen, die dann durch Agenten und Angestellte des vielfachen Millionärs an fremden Küsten zum Verkauf kommen konnten. Es war vorerst dabei die Hauptsache, sich gütlich oder durch Waffengewalt mit den Eingeborenen abzufinden. Das Entdeckungsfieber beherrschte damals alle seefahrenden Nationen; auch an Bord des Dreimasters träumten die Leute von nichts anderem, als großen Länderstrecken, die ihnen nun bald zufallen würden. Mit einer handvoll Wilden ließ sich ja leicht aufräumen.

Vom Kapitän bis zum Schiffsjungen hatte jeder Mann eine Kiste voll Tauschartikel mitgenommen, auch Jim besaß reiche Vorräte, namentlich an Taschenmessern und Perlenschnüren, während Matthias nichts dergleichen sein eigen nannte. Er war der einzige, welcher die hochfliegenden Hoffnungen der Mannschaft nicht teilte.

„Ich kaufe mir für alle meine Messer und Perlen nur Sklaven," sagte Jim. „Vielleicht bringe ich es schon bei dieser ersten Reise dadurch zu einem bedeutenden Vermögen und werde meinem Alten gegenüber unabhängig."

Der Matrose Bell machte ihm eine Faust. „Du nichtsnutzige Kröte!" grollte er. „Möchtest wohl die Eingeborenen auf den Markt bringen und uns in dieser Weise jede Möglichkeit zur Gründung einer Kolonie deines Vorteils wegen untergraben? — Ha, Profit! Das werden wir dir austreiben, obwohl du des Reeders

Sohn bist. Die Wilden bleiben da und arbeiten für uns, ihre Herren und Gebieter. Basta."

Jim lachte. „Wie wollen Sie denn aber ‚Herr und Gebieter' werden, mein vortrefflicher Master Bell? he? — Mein Vater muß Ihnen den Grund und Boden auf der Insel doch schenken, ehe Sie ihn besitzen, nicht wahr?"

Der Matrose sah mit einem bösen, trotzigen Blick hinüber zu dem dreisten Knaben. „So?" fragte er im spöttischen langgedehnten Tone. „So? — Oder auch, es kommt anders, mein feiner junger Herr."

„Das ist schon möglich," nickte ein anderer Mann. „Denn vorläufig liegt ja die Insel, soviel ich weiß, noch im Mond. Erst muß sie entdeckt werden."

„Andere Leute haben auch derartige Entdeckungen gemacht — das soll schon gelingen. Unser Schiff hat Proviant auf ein ganzes Jahr."

Matthias allein sprach kein Wort. Er verrichtete pünktlich und still die ihm übertragenen Arbeiten, und wenn dann seine Freiwache kam, studierte er in den Büchern, die er vom Lande her mitgebracht hatte, hauptsächlich Geschichte und fremde Sprachen. Galt es nun einmal unter jeder Bedingung ein Seemann zu werden, dann wenigstens ein recht tüchtiger, womöglich ein Kapitän, der gut verdiente und sich auf der Mittagshöhe des Lebens vom Seewesen zurückziehen konnte, um am festen Lande ein kleines Geschäft zu gründen und behaglich des Daseins Freuden zu genießen.

Das Herz des Knaben schlug, so oft er diese Gedanken ausspann, immer schneller und schneller. Es waren Tausende, die der alte Onkel Adam durch seinen, Matthias' Vater verloren hatte — mußte er nicht alle Kraft, allen Fleiß daran setzen, um dies Geld wieder zurückzuerstatten?

Und dann — o bittere, schmerzvolle Ideenverbindung! Der einzige Sohn der armen alten Leute, auch ihn hatten sie dahingeben müssen, um nur zu existieren, der fremden, schweren Schuld wegen. Johannes ging fort, weil ihn die Eltern nicht ernähren konnten — er fand den Tod und das Herz seiner Mutter brach fast in untragbarem Leide.

Den verlorenen Knaben konnte er den trauernden Seinigen nicht zurückgeben, aber das Geld wollte er mit der Zeit ersetzen. Matthias hatte nur dies eine Ziel im Auge — wenn ihm jetzt schon alles daran gelegen war, sich die Gunst des Kapitäns zu erringen, so geschah das im Hinblick auf die ferne, unberechenbare Zukunft, auf den Tag, der ihn selbständig, reich machen sollte.

Kapitän Burs schien seinen Kajütenjungen sehr gerne zu sehen. Ein Knabe, der nicht naschte, nichts versäumte und nicht nur in der Mitte fegte oder abwusch,

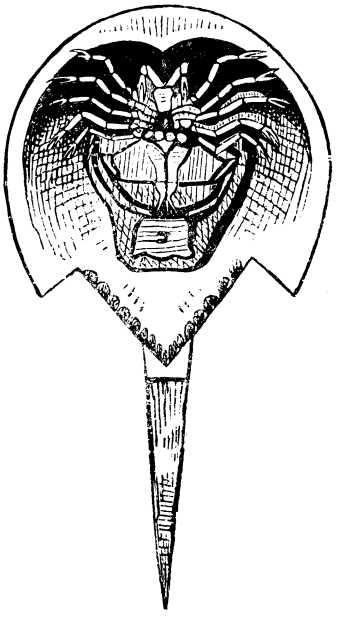


Fig. 20. Die Stielschwanzkrabbe.

der war selten zu finden und Matthias vereinigte in seiner Person alle diese schönen Eigenschaften; er war dabei still und anständig, so daß der Kapitän mehr als einmal dachte, für den trägen, impertinenten Jim sei ihm hier ein wahrer Trost zu teil geworden, besonders da Matthias nicht erst zu jeder einzelnen kleinen Dienstleistung aufgefordert werden mußte, sondern selbst das Notwendige erkannte und ohne Zeitverlust ausführte.

„Was liest du denn da so eifrig?" fragte ihn eines Tages der Kapitän. „Römische Geschichte?" „Interessierst du dich für dergleichen?"

„O sehr, Sir, sehr!"

„Nun, dann benutze nur immerhin meine Bibliothek, als sei sie dein Eigentum. Ich erlaube es dir!"

Matthias dankte hocherfreut und musterte noch selben Tages mit verlangendem Blick die Titel der Bücher. Lauter klassische Sachen — er hätte am liebsten laut herausgejubelt. Solch ein Reichtum!

Jim sah das alles und machte wie gewöhnlich seine spöttischen Bemerkungen. „Wieder neue vorzügliche Charaktereigenschaften entdeckt," sagte er. „Der biedere Matthias ist zugleich Waschweib und Gelehrter. Er schwingt den Scheuerlappen oder übersetzt den Xenophon, je nachdem.

„Du hast die Hauptsache noch vergessen," warf mit einem giftigen Blick der Matrose Bell dazwischen. „Die allergrößte Hauptsache."

„Nun, und die wäre?"

„Er macht sich ‚Liebes Kind' bei dem Alten."

„Das verstand er schon in der Schule aus dem Fundament. Wir haben ihn immer nur Matthias Eins genannt."

Der Matrose nickte, ohne ein Wort zu sprechen, aber sein finsteres Gesicht verkündete nichts Gutes. Der zufällig vorüberlaufende kleine Hund des Kapitäns bekam ohne alle Veranlassung einen Fußtritt, daß er gegen die Wand flog — Bell lachte laut auf, ehe er davonging.

Matthias hatte sich um die ganze Scene anscheinend nicht bekümmert, bei einer günstigen Gelegenheit aber legte er ohne Zeugen die Hand in einer sehr bedeutsamen Weise auf Jims Schulter und sah dem Burschen fest ins Auge.

„Du weißt, daß ich dir an Kräften vollständig überlegen bin, nicht wahr, Jim? — Nun wohl, jetzt höre, was ich dir sage. Machst du über mich noch eine einzige Bemerkung, so schlage ich dich windelweich — du hast die Wahl. Daß ich Wort zu halten pflege, ist dir bekannt."

Jim schnitt eine Grimasse, aber er antwortete keine Silbe. Die Finger des anderen lagen gar zu fest auf seiner Achsel.

„Wir wollen es ihm einmal mit vereinten Kräften geben," raunte Bell, der wie gewöhnlich spioniert und aus der Ferne den ganzen Vorgang beobachtet hatte. „Matthias ist mir in der Seele verhaßt."

„Mir auch. Ich kann die Diensteifrigen, Bescheidenen einmal durchaus nicht leiden. Dergleichen ist doch alles nur abgefeimte Heuchelei."

„Natürlich — und die Dummen beißen darauf an. Unser Kapitän gehört zu dieser Sorte."

Das war ein dreistes Wort und der Matrose beobachtete gespannten Blickes die Wirkung, welche es hervorgebracht hatte. Jim nickte ihm zu. „Der Kapitän ist mir womöglich noch mehr verhaßt als Matthias selbst. Imme eine Moralpredigt, so oft man ihm begegnet, immer Nörgeleien und Drohungen."

„Dein Alter hat ihm wahrscheinlich weitgehende Vollmachten gegeben, mein Junge — er soll dich zahm machen."

Jim errötete. „Das ist Unsinn," sagte er ärgerlich.

„Bell!" rief die Stimme des ersten

Steuermanns, „und auch du, Jim! Habt ihr nichts zu thun?“

„Reinen Mund, du!“ flüsterte der Matrose.

„Natürlich.“

Sie gingen auseinander, aber in der Folge wiederholten sich derartige Unterredungen sehr häufig, und nicht selten geschah es auch, daß der zweite Steuermann sich den Matrosen in irgend einem Winkel zugesellte und flüsternd von den Ereignissen der nächsten Zukunft sprach.

„Wir sind nun zwei Monate in See und haben fortwährend günstigen Wind gehabt — noch ein paar Wochen höchstens, dann muß das Ziel erreicht sein.“

„Steuern wir denn überhaupt einem bestimmten Punkte entgegen? Ich denke, der Kapitän will auf Entdeckungen ausgehen.“

„Das wohl, aber er hat doch dabei einen festen Plan, den er verfolgt. Soll ich euch die Geschichte erzählen?“

„Natürlich! Natürlich!“

Die schwarzen Augen des Chilenen funkelten. „Ich hab's erlauscht,“ sagte er. „So wie man die Dinge, welche einem von besonderem Interesse sind, allemal erfährt, indem man dem Zufall ein wenig nachhilft.“

„Das heißt, sein Ohr an die Kajütenthür legt. Nur weiter!“

„Der Kapitän hatte einen erst kürzlich verstorbenen Freund,“ fuhr Conchito, der zweite Steuermann, fort, „und dieser hinterließ ihm ein wertvolles Geheimnis. Er wußte von einer Insel, die noch kein weißer Mann jemals betrat, einer großen Insel mit herrlichen Kokoswäldern und schönen Wasserfällen. Dahin steuert Kapitän Burns.“

„Um das fruchtbare Eiland für den alten Lawrence in Besitz zu nehmen. Als ob der alte Geizdrache noch nicht Millionen genug besäße!“

„Pst! Der Junge da ist ja sein Sohn!“

„Man wirft den Bengel, wenn er lästig wird, zu gelegener Stunde über Bord. Steuermann, ich meine — — das Eiland muß unser werden.“

Conchito nickte. „Ich sage wahrhaftig nicht nein; aber wie wäre die Sache einzuleiten? Das Schiff — —“

„Müßte, nachdem man alle Güter und Vorräte geborgen hätte, in den Keller gehen. So manches gute Fahrzeug erleidet ein derartiges Schicksal.“

„Das ist auch meine Ansicht. Wer nicht gern Kolonist werden möchte, dem stände es ja völlig frei, an Bord zu bleiben und die Reise zum Grunde des Ozeans mitzumachen.“

Ein lautes Lachen belohnte diesen Witz. Der zweite Steuermann legte den Finger auf die Lippen. „Kein Wort über das, wovon wir hier sprachen, Leute! Niemand, außer dem Kapitän, kennt die Lage jener Insel; wir könnten also ohne ihn auch nicht hingelangen, das müßt ihr einsehen.“

„Gewiß, gewiß! — Wenn nur unsere Partei die stärkere ist, daran liegt alles. Seinen Anhang hat der Alte auch.“

„Besonders Pablo, der erste Steuermann, hält zu ihm.“

„Ein Fuchs, ein Günstling des alten Lawrence. Dem sind natürlich riesige Vorteile versprochen, so eine Art von Aufseherposten oder dergleichen.“

„Erlaubt einmal,“ fiel hier ein anderer Matrose ein, „ist es denn nur so einfach möglich, eine Insel in Besitz zu nehmen und allen später Kommenden zu sagen: Hier bin ich Herr und Gebieter!“

Conchito zuckte die Achseln. „Diese Inseln sind herrenloses Gut,“ versetzte er. „Bis sich eine seefahrende Nation entschließt, ihretwegen Kriegsschiffe auszuschicken und mit Eingeborenen und Ansiedlern zu kämpfen, das dauert lange. Bis dahin hat

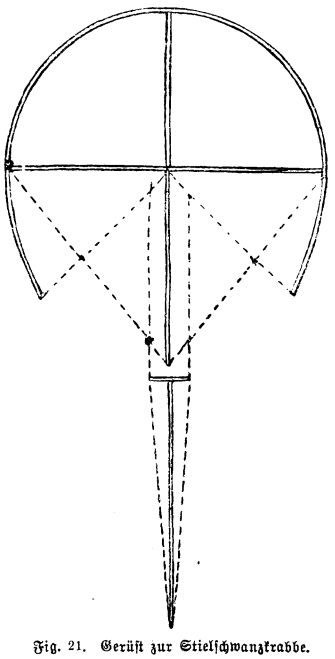


Fig. 21. Gerüst zur Stielschwanzkrabbe.

man Farmen angelegt und Handelshäuser begründet; das sind dann Thatsachen, mit denen in jedem Falle gerechnet werden muß.“

Bell nickte vor sich hin. „Der Kapitän und Pablo werden schwerlich das Schiff verlassen wollen,“ sagte er mit einem vielleicht nicht zu unterdrückenden Beben der Stimme; „sie bleiben als die letzten an Bord.“

„Das glaube ich auch. Und der Deutsche, der Matthias, mit ihnen.“

In Bells Blicken flammte es auf. „So wäre alles klipp und klar,“ raunte er. „Kommt je ein chilenisches Schiff zu unserer Insel, dann lebt kein Zeuge, um uns Ungelegenheiten zu verursachen. Der Dreimaster wurde vom Sturm an die Küste geworfen — ein Teil der Besatzung rettete sich, ein anderer ertrank. Das ist die gewohnte Geschichte, niemand wird sie bezweifeln.“

„Aber,“ erhob sich wieder eine warnende Stimme, „aber wenn das bewußte chilenische Schiff bei uns anlegt, dann erfährt Lawrence, daß wir mit seinen Mitteln Kolonien gegründet haben — er betrachtet unsere Felder und Gebäude als sein Eigentum und verlangt alles zurück.“

Conchito zuckte ärgerlich die Achseln. „Für jeden möglichen Zwischenfall schon im voraus zu sorgen, ist ganz undenkbar,“ sagte er. „Zehn Löcher verstopft ihr und wenn ihr eben meint, nun in guter Ruhe die Sache ansehen zu können, dann fährt der Sturm ins elfte hinein und reißt alles nieder.“

Bell sah von einem zum anderen. „Laßt uns nur jetzt für den entscheidenden Augenblick alles vorbereiten,“ raunte er. „Ich habe einen Schlüssel, der paßt zu einem Wandverschlag im Vorraum der Kajüte.“

Aller Augen wandten sich ihm zu. „Und was ist in diesem Verschlage enthalten?“ fragte heiser vor Aufregung der zweite Steuermann.

„Tauschartikel — lauter Pistolen. Mehr als wir brauchen, um vollständig bewaffnet zu sein.“

Es glänzte in den Blicken der Männer, die Herzen schlugen schneller, die Fingerspitzen bebten in habsüchtiger Erwartung. „Hühner sind eine Menge an Bord,“ flüsterte einer, „Tauben, Schweine, Ziegen, Kaninchen, mehrere Kälber — wir besitzen alle Mittel, um glücklich zu werden! Ob es nicht gut wäre, mit vorgehaltener Waffe schon heute den Kapitän zur Nachgiebigkeit zu zwingen?“

Aber zehn Stimmen widersetzten sich zugleich diesem Plane. „Wer kann ihm das Geheimnis aus der Brust reißen? — Nein, nein, erst muß die Insel in Sicht kommen, erst müssen wir unseres Sieges gewiß sein.“

(Fortsetzung folgt.)

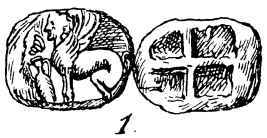
Parzival und sein Dichter.

(Schluß.)

Der heilige Gral war der sichtbare Inbegriff des ewigen Heils hier auf Erden, er war der höchste Segenspender und deshalb machte auch nur die höchste menschliche und christliche Vollkommenheit würdig, zu seinen Rittern, zu seinen Hütern zu gehören. Und um König des letzteren sein zu können, mußte der Körper ohne Fehl und die Seele rein und lauter sein, wie sie aus des Schöpfers Hand hervorgegangen. Nicht der leiseste Hauch eines bösen Gedankens durfte sie jemals getrübt haben. Solcher Erwählten gab es nur wenige; aber Parzival war einer von ihnen und von dem kranken Könige Anfortas zu seinem Nachfolger bestimmt worden, als derselbe sein Ende nahe fühlte. Doch durfte er ihm die Krone nicht aufdrängen; Parzival, in den Bereich des heiligen Gral gebracht, mußte selbst das Verlangen kund thun, an seinen geheimnisvollen Segnungen teil zu nehmen. Das hatte er

2.

nicht gethan. Er hatte nicht gefragt, denn er hatte die Sehnsucht seiner Brust nach höherer Erkenntnis mit weltlicher Neugier verwechselt. Und er verstand auch jetzt nicht, welch seltsames Bangen, gleich einer unbewußten Schuld, sein Gemüt je mehr bedrückte, je weiter er sich von der Gralsburg entfernte. Langsamen Schrittes trug ihn sein Rößlein, der Zügel war seiner Hand entglitten, trüb und träumerisch hielt er das Haupt gesenkt und achtete es nicht, daß der Winter hereingebrochen war, daß Eis und Schnee ihn umgaben. Plötzlich hörte er hoch über sich in den Lüften einen scharfen Schrei. Ein Falke war auf eine wilde Gans gestoßen, hielt sie mit seinen Fängen gepackt und drei rote Blutstropfen tropften aus ihrer Brust in den Schnee. Da hielt mit eisernem Schenkeldruck Parzival sein Roß und starrte wie gebannt auf dies seltsame Zeichen vor ihm. Heiße Sehnsucht nach seiner Gattin Kondwiramur ergriff ihn mit einem Male, aber er konnte den Bann nicht lösen, der ihn gefesselt hielt. So fand ihn endlich ein Ritter von der Tafelrunde König Artus', welcher in der Nähe Hof hielt. Friedlichen Sinnes nahte sich ihm dieser und



1.

begrüßte ihn mit ritterlichem Zuruf. Parzival aber, plötzlich so seinem Sinnen entrissen, stürzt sich wie ein Wahnsinniger auf den, der ihn gestört und erschlägt ihn mit seinem Schwert. Erschrocken flieht der Knappe, der den Ritter begleitet hatte, zurück an den Hof und meldet das Geschehene. Da erhob sich König Artus im Zorn, denn wegen der heiligen Nähe der Gralsburg hatte er Waffenruhe geboten ringsum. Und diese war gebrochen! gebrochen durch einen landfahrenden Fremden. Das forderte Buße. Zwölf seiner besten Ritter sendet der König aus, den Verwegenen zu strafen. Aber Parzival, welcher, nachdem er seinen Gegner getötet, wieder in den unnatürlichen Zustand grübelnder Starrheit zurückgefallen ist, empfindet ihr Kommen nur als neue Störung und wiederum zieht er fast rasend vor Zorn sein Schwert. Ein Ritter nach dem anderen stellt sich ihm entgegen; aber einen nach dem anderen wirft sein starker Arm.

Endlich gelingt es dem Helden Gawan, Parzivals Bezauberung zu brechen, indem er die drei Blutstropfen im Schnee mit einem Tuch bedeckt. Wie von einem Bann erlöst, schaut da der Streitbare um sich und schlägt aufatmend sein Visier zurück. Schnell versöhnt reichen Sieger und Besiegte sich die Hand, und letztere führen ihren heldenhaften Ueberwinder im Triumph zum König. Aber schon kommt ihnen dieser entgegen, denn die vorausgesandten Knappen hatten ihm die Wunder von Tapferkeit geschildert, welche der Fremde vollbracht. Mit den höchsten Ehren wurde Parzival empfangen und zur Halle geleitet, wo alles zu seiner Ankunft festlich bereitet war, denn König Artus wollte ihn an Stelle des Erschlagenen zum Ritter seiner Tafelrunde ernennen. Stolzer Jubel schwellte Parzivals Brust: er, der einst als knabenhafter Jüngling im Narrenkleid an diesen selben Hof gekommen und verspottet worden war, er sollte gerade hier die höchste Auszeichnung empfangen, welche weltlicher Ritterschaft überhaupt zu teil werden konnte! Von allen Lippen tönte sein Name und glückwünschend und bewundernd umgaben ihn die Königin und ihre Damen. Da drängte sich mit einem Male ein grauses Weib in die glänzende Versammlung. Es war Kundry la Sorcière, die furchtbare Botin des Gral. Sie sprach den Fluch des Heiligtums über ihn aus, weil er in der nächsten Nähe des ewigen Heils geweilt und doch kein Verlangen nach ihm getragen habe. Dadurch, daß er nicht gefragt, habe er nicht nur für sich die seligen Wonnen des Gral verscherzt, sondern auch die Qualen des todkranken Anfortas verlängert, der nicht sterben dürfe, bevor er nicht den Würdigsten als Nachfolger für sich gefunden. Entsetzen ergreift alle Hörer bei diesen Worten und schaudernd weichen sie von Parzival zurück. Noch eben der gefeierte Held, welcher den schwindelnden Gipfel höchsten Ehrgeizes ruhmvoll erreicht, sieht er sich plötzlich wie einen Aussätzigen gemieden. Bitterkeit im Herzen, wendet er sich ab, schreitet aus der Halle und reitet einsam vom Hofe. Kein Gruß schallt ihm nach, kein Freund gibt ihm das Geleite. Planlos zieht er seines Weges. Der jähe Sturz aus der Höhe hat zerschmettert, was an geistiger Kraft und Ruhe in ihm lebte. Er hadert mit Gott, er fühlt sich nicht würdig, zu seiner Gattin in sein Königreich zurückzukehren; nur fort will er, nur fort.

Fünf Jahre lang irrte Parzival so kreuz und quer durch die Welt. Fünf Jahre lang trug er so die Last seiner Seele, in trotzigem Groll sich gegen Gott und sein Geschick bäumend. Die Schuld, welche er begangen, begriff er nicht, darum erkannte

3.

er die Strafe, die ihn getroffen, nicht zu Recht an. Da kam er einst in ein enges Felsenthal, das in ödem Gestein sich düster dahinzog. Die Sonne erhellte es nicht

mit ihren Strahlen, weder Moos noch Blumen schmückten seine starren Wände. Und doch hauste hier schon seit langen Jahren ein frommer Mann, ein Einsiedler, der, allen Freuden der Welt entsagend, nur seinem Gott lebte, mit strengen Bußübungen ihm diente. Zu diesem gesellte sich Parzival; und die milden Worte des heiligen Mannes schmolzen endlich den Starrsinn seines Herzens. Er beugte sein Knie, seine Sünden zu beichten. Und indem er sich also demütigte, ward seine Seele zu göttlicher Erkenntnis erhoben. Nun sah er mit einem Male klar, daß sein Frevel wider den heiligen Gral in Gleichgültigkeit und weltlicher Eitelkeit wurzelte. Daß er die menschlichen Satzungen irdischer Ritterschaft in seinem Herzen höher geschätzt hatte als die göttlichen Gebote christlicher Gläubigkeit, das war's, was ihn unwert gemacht hatte, Hüter des Gralheiligtums zu werden. Zerknirscht sich vor dem frommen Klausner neigend, beschloß

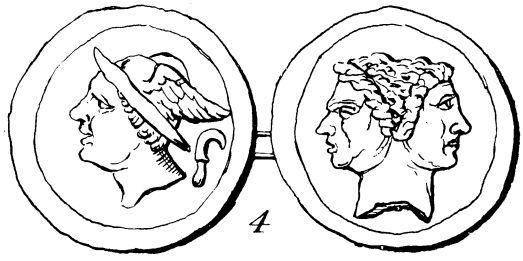
5

Parzival noch einmal in die Welt hinauszuziehen, aber nicht mehr, um eitlen Ruhm und Ehre sich zu erwerben, sondern um Buße zu thun auch vor den Menschen.

Doch siehe! vor Gott hatte die Aufrichtigkeit seiner Reue schon genügt, die einst begangene unbewußte Schuld zu tilgen. Als Parzival hinausritt aus dem engen düsteren Thal, empfingen ihn auf lachender sonnbeglänzter Ebene die Ritter der Tafelrunde. König Artus selbst war ihm entgegengezogen, ihn mit vollen Ehren zur Gralsburg zu geleiten, wo Anfortas ihn erwartete. Der Fluch war von ihm genommen. Stab und Krone legte der sterbende König in seine Hand, und alle Gralsritter, Knappen und edlen Frauen huldigten ihm als ihrem neuen, von Gott selbst erwählten Herrscher.

So fand der seinen Lohn, dessen Herz rein und dessen Wandel unsträflich gewesen von Jugend auf; der die höchste Vollkommenheit irdischer Ritterschaft sich angeeignet, um sie, als seine Zeit gekommen, fromm in den Dienst des höheren Herrn zu stellen.

Seine Gemahlin Kondwiramur durfte kommen, seinen Thron und seine Ehren auf Montsalvage mit ihm zu teilen; und von seinen Söhnen war es der jüngste, Lohengrin der Schwanenritter, der später sein Nachfolger ward als der Gralsburg König.



4

Ein paar Worte über Münzen und das Münzensammeln.

Wer ein Meister werden will, übt sich "beizeiten," so heißt ein altes Sprichwort und es hat die darin ausgesprochene Lebenswahrheit auch auf jene Thätigkeit und Liebhaberei, jenes Streben oder Steckenpferd (wie man es zu bezeichnen für gut findet), das „Sammeln", ihre volle Anwendung. Wenn wir jene alten Sammlerkrösusse mit ihren Tausenden von Briefmarken, Münzen, Schmetterlingen ꝛc. ꝛc. nach dem Ursprunge ihrer Sammelthätigkeit fragen, so verweisen sie uns alle zurück in ihre Jugendjahre!

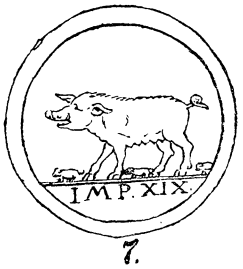
Schon als Kind beginnt man mit seiner Sammelthätigkeit: Man sucht sich schöne Kiesel, buntfarbige Steine u. dergl. auf, vielleicht tritt dazu noch eine vom Onkel geschenkte Muschel — und der Grundstock zur „Sammlung" ist gelegt. Vorläufig trägt man wohl seine Schätze alle noch in der Hosentasche mit sich herum, aber das hat in der Folge seine Schwierigkeiten. Wie leicht verführen uns nicht unsere Schätze, sie in der Schule in einem langweiligen und, wie wir glauben, unbeobachteten Augenblicke aus den unergründlichen Tiefen unserer ersten Hosen heraufzuholen, sie durch unsere Hände gleiten zu lassen und sie zu studieren. Es dauert dann aber auch nicht lange, so kommt der Lehrer dahinter, und es wird uns unter Androhung von Konfiskation der Ware bedeutet, wie es ja auch nicht anders sein soll, in Zukunft derartige Sachen zu Hause zu lassen. Vielleicht ist es aber auch die Mutter, die uns unter Vorhalten eines riesigen Loches in der Hosentasche dasselbe Verbot zu Gemüte führt. Damit ist der Zeitpunkt gegeben, von dem an unsere Sammlung eine stabile geworden ist und sie sich eines steten Zuwachses erfreut. Mehr, noch größere und interessantere Steine, als es uns der frühere Aufbewahrungsort erlaubte, treten hinzu, ebenso neue Muscheln und wohl auch einige Versteinerungen, dann Briefmarken, Käfer, Schmetterlinge und schließlich wohl auch einige alte Schillinge, Batzen oder Pfennige. Je nachdem nun das eine oder andere Gebiet für uns ein besonderes Interesse hat, verlegen wir uns allmählich mehr auf das ausschließliche Sammeln von Briefmarken, Naturalien oder Münzen u. s. w. — Betrachten wir nun einmal das Sammeln von Münzen.

Einige alte Geldstücke, die uns durch Schenkung oder dergl. zugekommen sind, veranlassen uns, weitere solche dazuzulegen und wir erhalten auf diese Weise bald eine wenn auch nur kleine „Münzsammlung". In derselben ist vorläufig noch alles eingestellt, was wir überhaupt auf diesem Gebiete erhalten konnten: Geld- und Denkmünzen, Bet- und Spielpfennige, Bier- und Salzmarken, ebenso Kupfer- und Blechmünzen und daneben figurieren als „besonders wertvolle Stücke" einige kleine Silberstücke. Allmählich aber scheiden wir alles aus, was uns keine wirkliche Geldmünze zu sein scheint und dies ist der erste Schritt zu jener modernen Sammelrichtung, die man die Sammelspezialität nennt. Eine solche verfolgt man, wenn man aufhört, „alles" zu sammeln und sich dagegen auf ein einziges, spezielles Gebiet verlegt. Diesen Modus findet man bei allen Sammelrichtungen. Indem wir uns aber vorbehalten, auch auf andere solche noch zu sprechen zu kommen, wollen wir heute hier nur diejenige des Münzensammelns etwas näher verfolgen.

6

Bei den Münzen unterscheiden wir in erster Linie Geld- und Denkmünzen (letztere auch oft Medaillen genannt, zum Unterschiede von ersteren, die man kurzweg als „Münzen" bezeichnet). Man verlegt sich nun entweder auf das Sammeln von speziell nur Münzen, die dem eigenen Lande angehören, oder auf solche, die nur in Silber geprägt worden sind, oder nur auf eine gewisse Dynastenlinie, eine gewisse Stadt oder gewisse Epoche Bezug haben. So sammelt der eine nur antike, dieser nur griechische, dieser nur ägyptische, jener nur römische Münzen, andere ziehen diejenigen des Mittelalters vor, und beinahe jeder hat in seinem Fache wieder eine Abteilung, die er besonders begünstigt. — Betrachten wir nun in Kürze die verschiedenen Münzarten an einzelnen Beispielen.

Bevor man den Gebrauch eigentlicher Münzen kannte, bediente man sich anfangs des Tausches, insbesondere von Vieh u. dergl., später des Ausgleiches mit rohen Metallstücken, in Form von Ringen, Stäbchen, Würfeln u. dergl. Später versah man diese Metallstücke mit Zeichen, und es gehören zu dieser ältesten Geldsorte die großen, schweren Bronzegeldstücke von bald runder, bald viereckiger Form, versehen mit dem Bilde eines Ochsen, einer Kuh 2c., wie sie die römische Republik anfangs gießen, später prägen ließ. Ferner die Silbermünzen der Aegineten, die bereits um das 8. Jahrhundert v. Chr. geprägt worden sein sollen und auf der einen Seite das Zeichen der Stadt, eine Schildkröte, tragen. Diese, wie ähnliche alte Münzen von Griechenland, Makedonien 2c., zeigen auf der Rückseite stets eine Vertiefung, entstanden durch den bei der Prägung ausgeübten Druck (vergl. Fig. 1, eine Silberdrachme von Chios, auf der einen Seite eine Sphinx mit Amphore und Weintraube, auf der anderen jenen Eindruck, das sogenannte quadratum incusum zeigend). Die griechischen Münzen zeichneten sich durch ihr ausgezeichnetes Gepräge und durch die Schönheit ihrer Darstellungen ganz besonders aus; ebenso die meist auch durch griechische Künstler angefertigten Münzen ihrer Nachbarstaaten, wie Makedonien und die griechischen Kolonien rings um das Mittelländische Meer. Man vergleiche Fig. 2, eine silberne Dekadrachme von Syrakus, mit dem Haupte der Proserpina; Fig. 3, ein Stater Alexanders des Großen von Makedonien mit Pallaskopf. Die ägyptischen Münzen waren im allgemeinen denen der griechischen ähnlich, zeigten stets den Kopf des regierenden Fürsten und trugen griechische Umschriften. Die Münzen der römischen Republik zeigten, nachdem an Stelle der Tierfiguren Götterdarstellungen getreten (vergl. Fig. 4, mit Janus- und



7.

Merkurkopf), in späterer Zeit häufig die Porträte der Münzmeister, Stadtsymbole, ferner die Stadt- und Münzmeisternamen, Wertzeichen 2c.

Mit der großartigen Machtausdehnung der römischen Herrschaft, die unter Augustus gleichsam ihren Höhe- und Glanzpunkt erreicht hatte, kamen eine Menge einzelner Städte und ganzer Länder in die mehr oder weniger freiwillige Unterthanenschaft der Römer. So sehen wir nun die griechischen, ägyptischen, jüdischen 2c. Münztypen sich allmählich nach römischem Muster umändern, und es erscheinen auf denselben die Porträtköpfe der römischen Kaiser. Die Juden erhielten beispielsweise, nachdem sie lange Zeit selbständige Münzen geprägt (vergl. Fig. 5), nach ihrer Unterwerfung Münzen mit den Porträten römischer Kaiser, wobei nicht selten die Rückseite als grausamen Spott symbolische Darstellungen des besiegten und niedergetretenen Judäa enthielt (vergl. Fig. 6 und 7, beides unter Vespasian geprägte Münzen, deren eine auf der Rückseite das trauernde Judäa und deren andere, den Juden zum Hohn, Schweine abgebildet zeigt). Die Zahl der unter den römischen Kaisern geprägten Münzen ist eine unermeßliche. Sobald ein Kaiser den Thron bestiegen, beeilte er sich, neue Münzen mit seinem Namen und Porträt erscheinen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Dressierte Tiere.

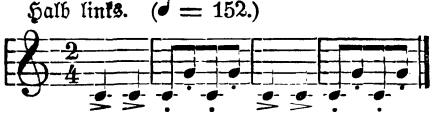
Der Mensch hat seit uralter Zeit die Gelehrigkeit und Intelligenz der Tiere zu seinem eigenen Dienst und zur Erhöhung seiner Wohlfahrt oder seines Behagens ausgebeutet, wie z. B. beim Hunde, welcher für ihn das Vieh hütet und das Wild jagt, bei der gezähmten Fischotter und beim Kormoran, welche für ihn fischen, beim Schwein, welches für ihn Trüffeln sucht, bei der Taube, welche für ihn Briefe bestellt, u. a. m. Er hat auch verschiedene Tiere abgerichtet, um ihn zu belustigen und zu unterhalten, und um mit ihnen öffentliche Schaustellungen zu geben, welche neuerdings sehr beliebt geworden und in die Mode gekommen sind, wie die Hunde- und Affentheater, die gelehrten Hunde, welche Domino spielen, die dressierten Affen, welche den Besen und das Florett handhaben oder Kunstreiter spielen müssen, die Kanarienvögel, welche Karten legen u. s. w., welche sämtlich schon lange zu beliebten und bewunderten volkstümlichen Schaustücken auf Jahrmärkten u. s. w. gedient haben. Alle diese Schaustellungen sind für den Beobachter nicht ohne Interesse, denn sie zeigen, welcher Grad von tierischer Intelligenz und Gelehrigkeit in den meisten Tieren liegt und von seiten des Menschen durch Geduld und Fleiß geweckt und entwickelt werden kann. Neuerdings werden nun in den Zirkussen 2c. auch dressierte Exemplare von Tieren vorgezeigt, denen man seither gar keine oder nur die allergeringste Gelehrigkeit zugetraut hatte. In der Ansicht daß sich unsere jungen Leser dafür interessieren werden, wollen wir hier in Wort und Bild einige dieser neueren Produktionen vorführen. In einem Pariser Zirkus sahen wir im vergangenen Winter einen Jongleur von einer unvergleichlichen Geschicklichkeit, welcher auf einem im Kreise herumspringenden Pferde stehend seine verschiedenen Kunststücke zeigte. Er hatte auf eine ganz merkwürdige Weise einen Flug Tauben dressiert, mit denen er seine Kunststücke gab, die wir hier schildern wollen. Man ließ mitten im Zirkus eine Anzahl Tauben fliegen, welche, kaum in Freiheit sich anschickten, in einer Gruppe in der runden Bahn regelmäßig auf Befehl des Jongleurs bald in der einen, bald in der anderen Richtung zu kreisen und auf Zeichen und Ruf desselben sich auf eine Aufsetzstange zu setzen, welche er in der Hand hielt, während er stehend auf dem Pferde um die Bahn herumritt. In derselben Vorstellung ließ sich ein Clown

mit dressierten Gänsen sehen, welche alle Exerzitien eines dressierten Pferdes machten; sie gingen auf Kommando im Schritt, im Trab, im Galopp, hoben den rechten oder linken Fuß empor, liefen in der einen oder anderen Richtung um die Bahn herum und sprangen oder hüpften über Barrieren. Derselbe Clown führte auch einen zahmen Hirsch vor, welcher in der Freiheit ganz dieselben Manöver ausführte und schließlich sodann durch mehrere mit Papier bezogene Reifen sprang. Endlich gedenken wir noch der höchst komischen und ergötzlichen Leistungen einiger dressierten Schweine, welche ein anderer Clown in den Follies Bergères vorführte. Ein als Kindermädchen verkleidetes schwarzes Schwein ging auf seinen Hinterbeinen und schob einen kleinen Kinderwagen in die Scene herein, worin ein als kleines Kind oder Säugling verkleidetes Schweinchen lag. Der Clown nahm das Schweinchen, zog ihm seine Windeln herunter und ließ es ein fürchterliches Geschrei ausstoßen, welches den Zuschauern ein wieherndes Gelächter entlockte. Ein anderes Schwein ritt auf das Kommando seines Herrn die hohe Schule, machte alle Exerzitien eines frei dressierten Pferdes, sprang über Barrieren und erschien endlich gesattelt und mit einem als Jockey verkleideten Affen im Sattel, um ein Rennen mit Hindernissen auszuführen und über eine Reihe von Barrieren hinwegzuspringen.

Es gehört eine unglaubliche Menge Geduld und Ausdauer von seiten der Vorführer dieser Tiere dazu, ihnen diese Kunststücke beizubringen, was gewöhnlich nur mit Gewalt und Strenge und unter Mißhandlungen geschieht, denn diese armen Tiere sind nur Marterhölzer, welche aus Furcht vor einer Strafe in ganz passiver Weise gehorchen und an den ihnen beigebrachten Kunstfertigkeiten gewiß keine Freude haben. Erfreulich ist nur, aus derartigen Dressurversuchen die Thatsache entnehmen zu dürfen, daß auch Tiere, deren geistige Begabung man für sehr gering hält, noch eine ziemliche Gelehrigkeit besitzen!

Militärische Signale der deutschen Armee.

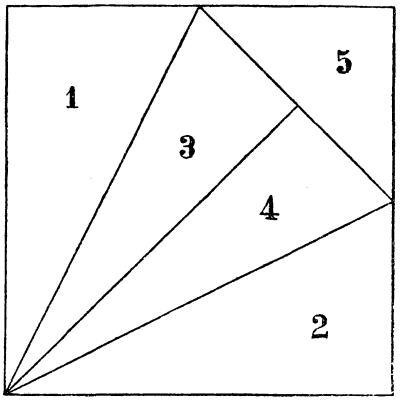
Halb links. ($\frac{2}{4}$ = 152.)



Auflösung des magischen Zahlenquadrats in Nr. 2.

18	12	5	24	6
17	10	11	4	23
1	19	13	7	25
9	22	15	16	3
20	2	21	14	8

Auflösung der mathematischen Aufgabe in Nr. 2.



Rätsel.

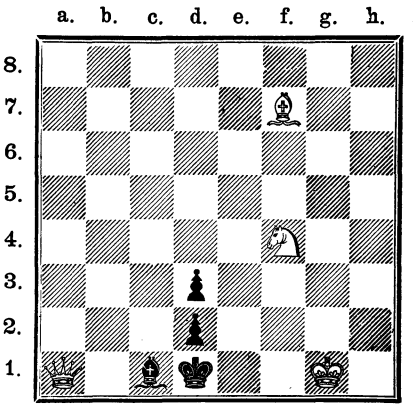
Welche Tiere sind am faulsten?

(Die Vögel, denn sie sind nicht aus den Federn zu bekommen.)

Lösung der Schach-Aufgabe Nr. 1.

1. Se2 — d4. Ke1 — d1:
2. Tf8 — f1.

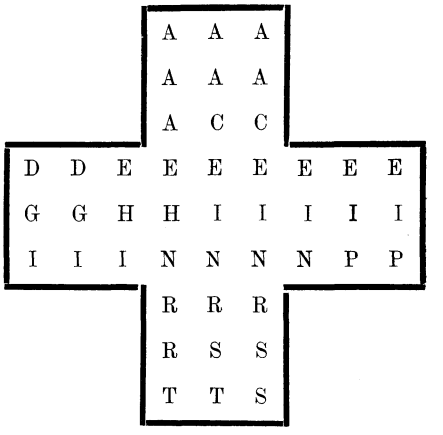
Schachaufgabe Nr. 2.



(4 + 4 = 8)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Kreuzrätsel.



Die Buchstaben der Figur sind so zu ordnen, daß die drei wagerechten Reihen (von je neun Buchstaben) gleich den entsprechenden senkrechten lauten.

Die drei Reihen (aber in anderer Folge) bezeichnen:

1. eine Stadt in Spanien,
2. einen berühmten Athener,
3. eine Tochter des Agamemnon.

Fragen und Antworten.

Julius K. in Düsseldorf schreibt: „In der letzten Nummer des ‚G. K.', der die Verheißungen, die er seinen Kameraden machte, treulich erfüllt hat, schreibt **H. v. Sch.** in **G.**: ‚Einer seiner Kameraden möchte ihm mitteilen, welcher Köder sich am besten zum Weißfischfang eignet.' Ich habe gefunden, daß man in den Monaten April, Mai, Juni am besten die Larve der Köcherjungfer verwendet, welche sich in jedem Graben mit sandigem Boden während der obengenannten Monate findet. An eine Angelschnur habe ich oftmals zwei Angelhaken befestigt, einen mit einer Larve der Köcherjungfer, den anderen Haken mit einem Wurm versehen, aber immer hatte der Weißfisch an der Larve angebissen. In den folgenden Monaten bis zum 15. Oktober gebrauche ich die kleinen Heuschrecken, welche man auf jeder Wiese in beliebiger Anzahl finden kann. Es thut mir immer sehr leid, wenn ich diese Tierchen an die Angel befestige, da man nicht nur den Angelhaken den Tierchen oberhalb des harten Brustpanzers in den Leib einhaken muß (doch so, daß der Haken nicht aus dem Leibe mit der Spitze hervorragt), sondern auch die langen Springbeine ausreißen muß. — Der beste Köder für den Barschfang bis zu einem Gewichte von $\frac{1}{4}$ Pfd. ist der Wurm. Um größere Barsche zu fangen, nehme ich die großen Tauwürmer, welche abends gefunden werden, indem man mit einer Laterne vorsichtig das Gras absucht. Man kann auf diese Weise in wenig Zeit sehr viele Würmer zusammen bekommen.

Am besten jedoch eignen sich zum Fange von Barschen Gründlinge und Elritzen, wenn man von letzteren kleine Exemplare haben kann.

Beim Barschfange ist jedoch die größte Vorsicht beim Aufziehen der Angel zu gebrauchen, da ein Barsch von mäßiger Größe eine ziemlich starke Angelschnur mit einem einzigen Schwanzschlage entzweischlägt. Ich habe in den letzten Herbstferien mehrere Barsche im Gewichte von 2 Pfd. und Hechte von 5, ja sogar von 10 Pfd. gefangen, vor Jahren fing mein Papa mit einer dünnen, aber sehr starken Schnur einen Hecht von 17 Pfd. Sollte mein Kamerad H. v. Sch. auch über den Hechtfang Auskunft haben wollen, so könnte ich viel darüber mitteilen, besonders über das Befestigen der kleinen Fischchen an die Angel.

Indem ich meinem Kameraden H. v. Sch. in G. ‚Gut Fang' zurufe, verbleibe ich ein guter Kamerad des ‚G. K.'" — der seinem jugendlichen und liebenswürdigen Ratgeber herzlichen Dank und freundlichen Gruß zuruft.

James W. in Berlin. Sobald wir im Besitze solcher Adressen sind, werden wir dieselben an dieser Stelle nennen. Gruß. Auf Deine Komplimente ist der „G. K.“ riesig stolz.

Franz K. in Prag. O nein, junger Freund, das geschah mit berechneter Absicht. Warum sollten sich die jungen Herren nicht auch mal ein klein wenig den Kopf zerbrechen!? Die Darstellung (Bildchen in Nr. 1, Seite 16) ist übrigens so unverkennbar, daß sie einer Erläuterung kaum bedarf. Also nimm etwas glatten, steifen Karton oder ein ganz dünnes Brettchen, balanciere dasselbe auf dem Zeigefinger, lege ein größeres Geldstück darauf und nun schnelle das Brettchen weg, wie in der Zeichnung angedeutet. Du wirst erfahren, daß der Thaler oder das Guldenstück ganz ruhig, als wenn nichts geschehen wäre, auf Deinem Zeigefinger hocken bleibt. Gruß freundlich erwidert.

Gustav G. in Leipzig. Wie der „G. K.“ darüber denkt? Das sagt er Dir nicht; aber er will Dir ein kleines Geschichtchen erzählen, dessen Moral und Nutzanwendung Du Dir selber zurechtlegen magst. Also höre! Als der Dichter Clemens Brentano noch zu Jena studierte (1797) und von ihm bekannt wurde, daß er nichts von Paukerei und Duell wissen wollte, bekam er eines Tags von einem jener rauflustigen Studenten ein Briefchen, in dem stand, „man lasse ihn wissen, daß er ein dummer Junge sei“. Das war nun eine offenbare Herausforderung. Brentano aber besann sich nicht lange und entließ den Fordernden mit der kaltblütigen Bemerkung: „Das wisse er längst selber, denn daß er etwas lerne, darum habe ihn ja sein Vater auf die Hochschule geschickt.“

P. v. S. auf Schloß R. Deine Katze leidet an heftigen Krämpfen und nun sollen wir Dir raten, wie wir Deine Mizi von diesem Gebreste befreien können. Lieber junger Freund, um das zu thun, müßte der „G. K.“

Dressierte Tiere.

zuvor eine Tierarzneischule absolvieren und das dauert nun fatalerweise so einige Jährchen. Willst Du nicht lieber bei einem bereits diplomierten Tierarzt Rat suchen? Freundlichen Gruß!

Viktor Z. in B. schreibt: „Da mir meine Kameraden so viel Freude bereiten durch ihre Experimente, so teile ich ihnen hier auch eins mit, nämlich die Anfertigung eines Luftballons, den jeder mit kleinen Kosten selbst herstellen kann: Man kaufe zwei oder drei Bogen Seidenpapier, dann schneide man jeden Bogen in längliche, nach oben und unten spitz zulaufende Teile, und klebe nun diese Teile so zusammen, daß je zwei und zwei Seiten übereinanderkleben. Dann nimmt man einen recht dünnen und leichten Drahtring und befestigt ihn an dem unteren Teile des Ballons, in den man natürlich vorher schon ein dem Reife entsprechendes Loch geschnitten hat. — Jetzt befestigt man cirka 0,5 m lange Drahtstücke an dem Drahtringe, an welche eine dünne, leichte, blecherne Schale zu hängen kommt. — In diese Schale gießt man Spiritus und zündet ihn, soll die Luftfahrt vor sich gehen, an. Sobald der Spiritus eine Weile gebrannt hat, wird der Ballon sich erheben.“ — Bei diesem Experiment heißt es aber sehr acht geben, und daß kein Unglück geschehe, nur in freiem Felde aufführen. Grüßen freundlich und danken.

F. C. in O. ist durch Todesfall eines Freundes im doppelten Besitz der ersten beiden Quartale des „G. K.“ und wäre gerne bereit, eines dieser Exemplare einem neu hinzugetretenen Abonnenten abzutreten. Briefe unter J. C. postlagernd nach Ottweiler, Reg.-Bez. Trier. — Dank für das Experiment. Soll gelegentlich verwendet werden. Ueber die beiden Erzählungen demnächst brieflich. Gruß.

Hans L. in Wittenberg — Bonn. Allerdings, wir hatten seinerzeit einige herrenlose Briefmarken bei uns liegen. Eines Tages aber erhielten wir kameradschaftlichen Besuch, und als die Herren Tertianer die Thüre wieder hinter sich schlossen, da war von jenen herrenlosen Briefmarken auch nicht die Spur mehr zu entdecken. Sie hatten dem gutmütigen „G. K.“ alle abgebettelt. Thut uns also — leid, haben nichts mehr!

K. F. in Graz. Senden Sie uns das Manuskript. Wenn gut, warum nicht. Aber nicht böse werden, wenn wir's wieder zurückschicken.

Wilh. K. in Königsberg i. Pr. Recht gerne!

Elektrotechniker in spe. Daß die jungen Herren ihre Erfindungen teilweise aus Büchern abschreiben, ist freilich bedauerlich. Wir werden für die Folge eben sehr acht geben müssen. Danken für Ihre Aufmerksamkeit und grüßen.

Kein Manuskript der Welt

ist vielleicht so hoch bezahlt worden wie jener Foliant, der nach dem Tode des berühmten holländischen Arztes Boerhave in dessen Bibliothek gefunden wurde. Boerhave starb in sehr hohem Alter im Jahre 1738. Der genannte Foliant, so wird berichtet, wurde stark versiegelt in einem besonderen Fach entdeckt, und der Umschlag enthielt die Aufschrift: „Die einzigen und tiefsten Geheimnisse der Heilkunst.“ Da Boerhave der berühmteste Arzt seiner Zeit, und selbst im höchsten Lebensalter gestorben war, so glaubte jedermann, daß in dem aufgefundenen auffallenden Buche, nach der Anzeige der Aufschrift, wirklich noch bisher nur dem Verstorbenen bekannte medicinische Vorschriften enthalten seien, welche die Erhaltung und Verlängerung des menschlichen Lebens bezweckten. Bei der Versteigerung der Boerhaveschen Bibliothek hatte sich daher eine Menge Käufer, selbst aus entfernten Ländern, eingefunden, um das kostbare Buch zu erwerben; denn die Entdeckung desselben war durch die Zeitungen weithin bekannt geworden. Der glückliche Ersteher war ein Engländer, der dafür 70000 Gulden bezahlte und eine Welt gewonnen zu haben glaubte. In Gegenwart einer Anzahl dazu geladener Gelehrter wurde das Heiligtum eröffnet und — alle Blätter waren leer, bis auf das erste. Dort stand von Boerhaves Hand mit großen Buchstaben geschrieben: „Halte den Kopf kalt, den Leib offen und die Füße warm, so kannst du aller Aerzte spotten.“ Das Buch soll heute noch existieren; es gehört einem schottischen Großgrundbesitzer Kemble, der für dasselbe als Kuriosität und Autograph — 40 Mark gezahlt hat.

Von außen fein,
Im Herzen rein,
Im Kopfe klar,
Im Reden wahr!

Dr. W. Weizsäcker.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

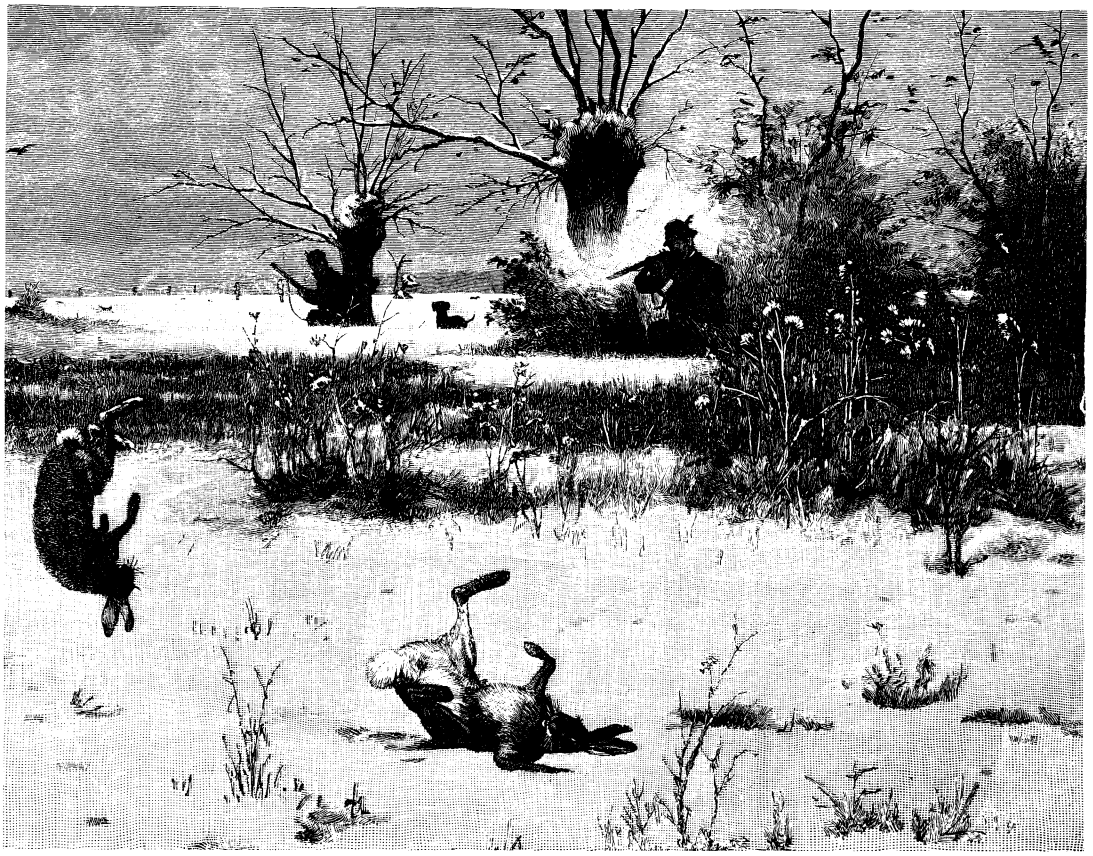
Von **J. H. D. Kern.**

(Fortsetzung.)

Der Allmächtige ließ sie nicht im Stich; denn das noch eben andachtsvolle Auge fiel auf einen gewaltigen kupfernen Kessel, welcher von der Mitte eines der horizontal den Raum überspannenden Balken herabhing. Er war für einen in der Nähe wohnenden Farmer eingetroffen, welcher ihn bisher noch nicht hatte abholen lassen.

Behende, wie eine Katze, kletterte das Mädchen an einer Pyramide von leeren Kisten in die Höhe, welche zum Glück gerade unter dem Balken standen, erreichte diesen mit ihren Händen, schwang sich auf ihn hinauf, lief trotz ihrer zitternden Füße bis zu seiner Mitte hin und ließ sich in den Kessel hinab. Aber, o weh, der Kessel geriet gewaltig ins Schwanken; sie war verraten, wenn er sich nicht vor dem Eintreten der Wilden beruhigte. Vorsichtig nahm sie ihre Kleider an, duckte sich so tief wie möglich und überließ sich dem Schutze Gottes, während sie schon die Wilden in der benachbarten Kammer, wo die lieblich duftenden frischen Brote auf Borten lagen, Wurst und Schinken hingen, Krüge und Gebinde mit Getränken standen, schmausen und zechen hörte.

Doch kehren wir jetzt zu der Mutter zurück. Auf den Tod gefaßt, war die lahme Frau in ihrem Lehnstuhl sitzen geblieben und schaute die eintretenden Komantschen mit erzwungener Ruhe an. Diese thaten ihr nichts zuleide, ließen sie aber überwachen; einer, der jüngste von ihnen, stellte sich mit gezücktem Messer dicht neben ihren Stuhl, legte seinen Finger auf den Mund, hob gleichzeitig die Waffe und gab ihr dadurch zu verstehen, daß der erste Hilferuf ihren Tod zur Folge haben würde. Die anderen — es waren ihrer acht — verteilten sich durch das Haus, erbrachen



Auf der Hasenjagd.

einige nicht geöffnete Schränke und rafften von dem Inhalt zusammen, was ihnen wünschenswert schien. In die Speisekammer gelangt, machten sie Halt, wie wir wissen, wodurch ihnen das Mädchen entging. Der Fleiß der Nacht hatte der pflichtgetreuen Harriet als Lohn die Freiheit eingetragen; nur der verführerische Duft der Brote war ihr Retter geworden.

Doch jetzt traten die Wilden in den Lagerraum ein, unter dessen Dach sie in dem Kessel steckte. Sie erbrachen auch hier Kisten und Kasten, stiegen an einer Leiter nach dem Boden hinauf, durchstöberten jeden Winkel, als ob sie ahnten, daß das gesuchte Mädchen hier verborgen sei und sie dessen Versteck auf jeden Fall auffinden wollten. Dabei kamen sie dem Kessel, welcher nachgerade ganz ruhig dahing, mitunter gewaltig nahe. Harriet gab sich schon verloren, ihre Angst war maßlos, ihr Körper wie mit Feuer übergossen. Sie erzählte später, daß sie in diesem Augenblicke geschrieen haben würde, wenn ihr nicht die Stimme den Dienst versagt hätte. Das war ein Glück, ein zweites Glück war das Halbdunkel, dicht unter dem fensterlosen Dach. Eine fürchterliche Viertelstunde. Dann minderte sich die Gefahr, die Komantschen verließen den Raum und setzten sich aufs neue zur Mahlzeit nieder. Endlich hörte sie wieder die Stimmen im Vorzimmer und glaubte nicht in der Annahme zu irren, daß die Wilden im Abzuge begriffen wären.

Nun trat eine peinliche Stille ein, noch peinlicher sogar als das Lärmen vorher. Kein Ton war hörbar, die Angst des Kindes um ihre Mutter erreichte den höchsten Grad. War die Mutter am Leben und die Komantschen fort, warum gab sie nicht irgend ein Lebenszeichen, um die bange Tochter zu trösten? Harriet spitzte die Ohren und lauschte: vergeblich; kein Husten, kein Räuspern, kein Seufzer war zu vernehmen. Sie haben die Mutter umgebracht oder mit fortgeschleppt, dachte das Kind; sie hat sich selber aufgeopfert, um mich zu retten. Schon wollte sie, von unerträglicher Angst gepeinigt, ihren Versteck verlassen; diese gräßlichen Zweifel schienen ihr schlimmer als Tod und Knechtschaft zu sein, sie mußte sich selber von der gefürchteten Wahrheit überzeugen, wollte ihrer Mutter nacheilen, wenn diese weggetragen worden sei.

Da war es ihr, als höre sie eine leise, flüsternde Stimme, deren einzelne Laute sie nicht unterscheiden konnte. Von einem menschlichen Wesen rührten sie her; ob Feind oder Freund, wer vermochte ihr das zu sagen! Konnten die Indianer sie nicht durch eine List aus ihrem Versteck hervorlocken wollen? Angstvoll lauschte sie nochmals, schon deutlicher ward der Ruf.

„Harriet, Harriet, wo bist du, liebes Kind?“ schallte es endlich vernehmbar zu ihr hin. „Fürchte dich nicht mehr, die Komantschen haben mir kein Haar gekrümmt! Jetzt sind sie fort, auch du kannst wiederkommen!“

Die Mutter hatte noch nicht geendet, da lag das Kind schon vor ihr auf den Knieen, bedeckte ihre Hände mit Küssen und jubelte unter Thränen.

Die Knechte und Mägde kamen nach Hause und wunderten sich nicht wenig, was während ihrer Abwesenheit geschehen sei. Sie hatten nichts von den Komantschen gehört oder gesehen. Und als der Vater und ich spät abends mit Yarendi von Bents Fort heimkehrten, da war es zu spät, den roten Räubern nachzusetzen. Am nächsten Tage fanden wir wohl die Stelle, an welcher die in dem Flußbett herabgekommenen und abgezogenen Indianer das Ufer wieder betreten hatten, auch das Gehölz, in welchem die Pferde bis zur Rückkehr der Räuber angebunden gewesen waren, aber an eine Verfolgung konnte bei dem großen Vorsprunge derselben nun gar nicht mehr gedacht werden. Alle Beamten rings um die Reservation her fahndeten vergeblich auf die Bösewichte, und die Häuptlinge, denen für die Auslieferung ihrer schuldigen Unterthanen eine hohe Belohnung versprochen worden war, machten nicht die mindeste Meldung. Mein Vater bereute sein übergroßes Vertrauen, baute ein Blockhaus und Stallungen einige hundert Schritte von der Faktorei und verlegte dahinein einen Offizier und sechsunddreißig Mann.

4. Ein gefährlicher Gast.

Charles, der Sohn des Agenten Knox, welcher acht englische Meilen von unserer Faktorei entfernt wohnte, war beinahe der einzige weiße Freund, mit welchem ich häufigeren Umgang pflegen konnte. Gleich alt mit mir und ebensowenig wie ich vor einem kühnen Streiche zurückschreckend, paßte Charles Knox vortrefflich zu eurem Freunde Quincy. Manche Abenteuer habe ich mit demselben gemeinsam bestanden, von denen ich den jugendlichen Lesern auch eines oder das andere mitteilen will.

„Bei dieser großen Hitze willst du ausreiten, Quin?“ fragte mich eines Tages mein Vater verwundert, während er sich's recht bequem in seinem Schaukelstuhl machte und die geringe Zugluft an sich vorbeistreichen ließ, welche durch die geöffneten Fenster der gegenüberliegenden Wände ein- und ausströmte. „Ich meine, es sollte sich jeder freuen, der bei dieser sengenden Glut zu Hause bleiben darf. Was in aller Welt bezweckst du heute?“

„Und doch, lieber Papa, laß mich nur fort! Ich habe dir's vielleicht noch nicht gesagt, daß mein Freund Charles heute zum erstenmal nach seiner schlimmen Nervenkrankheit wieder ins Freie darf; deshalb haben wir gestern verabredet, daß wir uns bei dem Gehöfte des Farmers Wheeler, also auf halbem Wege zwischen seiner und unserer Wohnung, treffen und ein Stündchen miteinander plaudern wollten. Die Sonne wird mir kaum lästig werden, Papa; denn ich komme ja eigentlich nicht aus dem Walde heraus, und an dem Black Pool ist es im Schatten der mächtigen Walnußbäume so frisch und kühl, daß man die Hitze des Tages nicht verspürt.“

Mein Vater pflegte mir nicht leicht eine Bitte abzuschlagen; er wußte, daß ich ziemlich selbständig wäre und eigentlich nur selten in Verlegenheiten geriete. Trotzdem mußte ich an diesem Tage noch eine ganze Reihe von Warnungen mit auf den Weg nehmen, zum Beispiel langsam zu reiten, nicht in dem Black Pool zu baden, auf Schlangen acht zu haben, da auch diese im Walde Schutz vor der Hitze suchen würden, und rechtzeitig an die Heimkehr zu denken. Ich versprach alles mit der Absicht, mein Versprechen getreulich zu halten, bestieg meinen Pony und ritt langsam davon. Einen Hund suchte ich vergeblich mitzulocken; sie begleiteten mich überhaupt nicht gern, wenn ich zu Pferde war; heute namentlich zogen sie die Ruhe auf der kühlen Hausflur dem Traben in der Augusthitze vor.

Eine Stunde später hatte ich den kleinen See erreicht, an welchem Charles und ich häufiger zusammentrafen. Ich nahm meinem Peter das Gebiß aus dem Maule, warf die Zügel über seinen Nacken und ließ ihn ruhig weiden, weil ich nicht zu befürchten brauchte, daß er mir entliefe. Der Platz war von eigenartiger Schönheit. Hochragende uralte Bäume, welche das allmählich ansteigende Ufer des spiegelklaren Sees rings umgaben, spendeten erquicklichen Schatten; kleinere Sänger, die

aber heute wegen der erschlaffenden Hitze schwiegen, belebten das Gezweige der Bäume oder das Röhricht an den seichten Rändern; Reiher stolzierten im Wasser auf und ab; wilde Enten und Tauben in großer Zahl schwammen ohne Furcht vor mir auf der durch kein Lüftchen gekräuselten Oberfläche umher. Hin und wieder wurde die absolute Stille des Waldes durch den Ruf eines fernen Hirsches oder durch den Schrei einer wilden Katze oder durch das Knacken im Röhricht oder Buschwerk unterbrochen, wenn ein Rudel wilder Schweine sich durch das pfadlose Dickicht drängte, um an das kühle Wasser des Black Pool zu gelangen.

Ganz gefahrlos war ein Verweilen in der Nähe des Sees gerade nicht, weil er auch allem möglichen Raubwild als Tränkplatz diente; indessen störte uns dies nicht im mindesten, seit wir unsere Feuerwaffen sicher zu handhaben gelernt hatten. Wie das Gerücht wissen wollte, lauerten Krokodile, von denen ich selbst aber noch kein einziges gesehen hatte, dem Unvorsichtigen auf, welcher sich, Kühlung suchend, in die stillen Fluten stürzte. Schlangen, sogar die höchst gefährlichen Klapperschlangen, gab es hier thatsächlich in Menge, so daß meines Vaters Mahnungen zur Vorsicht gerechtfertigt waren.

Vergeblich suchte mein Auge den Freund an einem der gewohnten Plätze, obgleich die für das Zusammentreffen verabredete Zeit bereits verstrichen war. Ich schaute in die Richtung, aus welcher er kommen mußte, sah ihn aber auch da nicht; ich rief, ich pfiff, bekam aber keine Antwort und wunderte mich sehr, daß ich zu so langem Warten verurteilt wäre, zumal sonst Pünktlichkeit zu den Haupttugenden meines Freundes zählte.

Schon wollte ich mein Pferd wieder besteigen, um mich drüben auf der Farm zu erkundigen, ob überhaupt jemand Charles Knox habe vorbeireiten sehen, als mein Blick zufällig auf einen am Wege stehenden hohen Weidenbusch fiel, in dessen Umgebung das Gras erst kürzlich niedergetreten zu sein schien. Ich schritt näher hinan und erschrak nicht wenig, als ich an einem der armdicken zähen Schößlinge einen vollständigen Pferdezaum hängen fand und zwar den mir wohlbekannten Zaum meines Freundes, welchen er selbst geflochten hatte. Tiefe Spuren in dem weichen Waldboden zeigten mir, daß es seinem Pferde erst nach bedeutenden Anstrengungen gelungen sein mußte, sich zu befreien.

Doch weshalb hatte das Pferd sich davongemacht? Sicher aus Angst vor einem Tier, welches ihm gefährlich schien, sagte ich mir. Aber ich entdeckte kein Blut an der Stelle, wo das Pferd gestanden hatte, auch nicht auf dem Wege, wo ich wohl seine heimwärts gewandten Spuren, nicht aber die menschlichen Füße verfolgen konnte. Was würde ich in diesem ratlosen Augenblicke darum gegeben haben, wenn ich mich der Nase eines unserer Hunde hätte bedienen können! Und du bist selber leichtsinnig genug, dein Pferd ohne Aufsicht zu lassen! warf ich mir nun vor und eilte diesen Fehler wieder gut zu machen. Durch die Bäume hindurch konnte ich die Umrisse meines Ponys noch eben erkennen.

Ich flog auf ihn zu und staunte beim Näherkommen nicht wenig über dessen sonderbare Haltung. Mit gespreizten Beinen, vorgestrecktem Kopfe und geblähten Nüstern stand er da und schnob in höchster Aufregung gegen den Erdboden hin. Dabei zitterte er am ganzen Leibe und war mit Angstschweiß bedeckt.

„Komm, Peter, komm!“ sprach ich sanft, klopfte ihm Hals und Brust, legte ihm das Gebiß ins Maul und führte ihn weg von dem Fleck, an welchem er wie festgebannnt stand. Nur eine Giftschlange konnte ihn mit so großem Schrecken erfüllt haben, das unterlag keinem Zweifel; nun ward mir's auch klar, warum meines Freundes weniger gut geschultes Pferd das Weite gesucht hatte. Als ich meinen treuen Peter in sicherer Entfernung festgebunden hatte, schnitt ich mir einen tüchtigen Prügel und kehrte an den eben verlassenen Ort zurück, um die Schlange aufzusuchen und totzuschlagen, ein ziemlich ungefährliches Unternehmen, welches ich hundertmal ausgeführt hatte.

Leise und langsam vorrückend, bog ich die mich von einem großen Baume noch trennenden Büsche auseinander und fand nun meine Vermutung in einer Weise bestätigt, daß mein Haar sich sträubte, alle meine Glieder erbebten und der Knüttel meiner Hand zu entfallen drohte. Charles, der lange vergeblich gesuchte Freund, lag unter dem Baume auf dem dichten Rasen, den Kopf zwischen zwei halb über der Erdoberfläche fortlaufenden Wurzeln geschmiegt, anscheinend in festem Schlafe. Noch matt infolge der kaum überstandenen Krankheit und durch den Ritt bei der großen Hitze noch mehr angegriffen, hatte er sich zur Ruhe hingestreckt und war eingeschlafen, ein nur durch seine Hinfälligkeit entschuldbarer Leichtsinn. Denn, — ich mochte meinen Augen nicht trauen, — auf dem dünnen Hemde, welches seine Brust bekleidete, hatte sich eine gewaltige Klapperschlange ein weiches Plätzchen gewählt, niemals vorher war mir ein so vollkommenes Exemplar zu Gesicht gekommen. Deutlich unterschied ich die braungrauen Windungen des abscheulichen Leibes und die denselben schräg überziehenden Querbinden; ich hatte einen Crotalus durissus vor mir, den schlimmsten Vertreter der ganzen Klapperschlangensippe, gegen dessen Biß weder Weiße noch Indianer ein Rettungsmittel kennen. Und einem so gefährlichen Feinde war der arme Charles beinahe hilflos preisgegeben? Entsetzliche Ueberraschung!

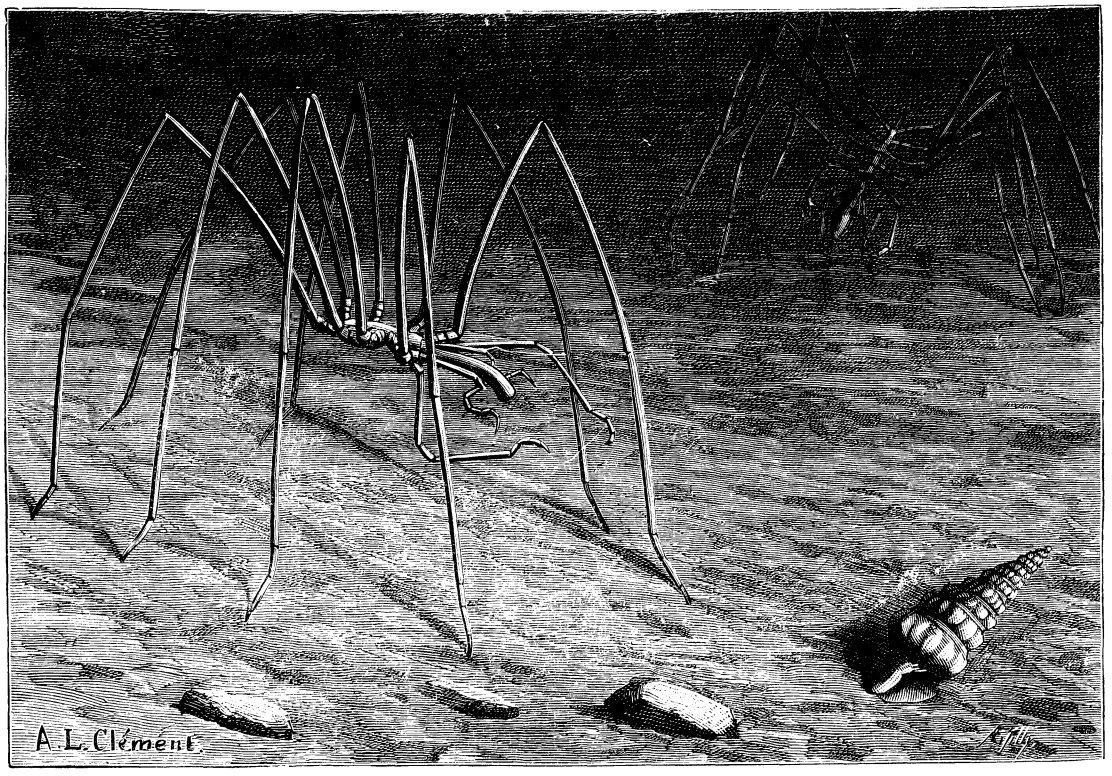
(Fortsetzung folgt.)

Tiefseetiere.

Die Erforschungen der Tiefsee, welche neuerdings von den Schiffen „Challenger“ und „Talisman“ vorgenommen und von tüchtigen Naturforschern geleitet worden sind, haben gewissermaßen eine ganz neue ungeahnte Tierwelt an das Licht gebracht, welche am Meeresgrunde in Tiefen bis zu 4000 m in ewiger Finsternis lebt. Es sind ganz neue und merkwürdige Formen, welche uns von dort entgegentreten, denn jede Tiefenschicht hat ihre spezielle Tierwelt, jede Region des Ozeans ihre eigenen Charaktertiere, welche in Gestalt und Organisation oft wesentlich von denjenigen abweichen, welche wir in den oberflächlichen Schichten unserer Meere und an unseren Kisten zu finden gewöhnt sind. Wir wollen unseren jungen Lesern nun einige der merkwürdigsten von diesen neuentdeckten Tieren vorführen.

Die Rankenfüßler, zu denen unsere Wurzelkrebse, und die gestielten Rankenfüßler, zu denen unsere Entenmuscheln gehören, reichen zu einer bedeutenden Tiefe hinab, denn man hat an Bord des „Talisman“ zwischen den Azoren und dem Gascogner Meerbusen verschiedene neue Formen aus Tiefen von 4250 m herausgezogen und dabei auch andere Tiere gefunden. Man trifft nämlich im Meer bis zu Tiefen von 4000 m hinunter eine höchst eigentümliche Bewohnerschaft, von

welcher unsere Zoologen noch unsicher sind, ob sie in ihnen umgebildete Krebse oder Spinnenarten erkennen sollen. Diese Geschöpfe tragen den Namen Pycnogoniden oder Pantopoden (Asselspinnen). Man findet sie an den Küsten inmitten von Algen, zwischen denen sie sich mit großer Langsamkeit fortbewegen. Ihr Körper ist sehr dünn und in die Länge gezogen; von ihren Seiten gehen vier Paare aus langen Gelenken bestehende Füße aus, welche in scharfen Krallen endigen. An dem vorderen Körperende tritt ein kegelförmiger Schnabel hervor und trägt an seiner Basis ein Paar Anhänge in Gestalt von Zangen, welche man zuweilen als Organe angesehen hat. Sie gleichen den Freßzangen der Spinnen und Skorpione



Colossendeisarcuatus, in 1500 m Tiefe während der Expedition des „Talisman" gefangen, halbe natürliche Größe.

und tragen unten Tasten, welche bald Pfoten, bald Zangen gleichen. Der Unter- oder Hinterleib ist vollständig verkümmert, weshalb der Magen eine ganz besondere Anordnung erhalten hat. In der That gab es von dem Augenblick an, wo der Magen verschwand, keinen Platz mehr für ein Eingeweide, welches verdauen oder aufsaugen sollte, und um diesem Stand der Dinge abzuhelfen, haben sich Verlängerungen der Verdauungsröhre gebildet, welche bis in das Innere der Füße hineinreichen.

Cäsorix.

(Fortsetzung.)

III.

Es war fünf Tage später.

In der Nähe des Ludus des Veronicus häuften sich Wagen und Rosse; der geschäftige Lärm brach sich Bahn bis in den Kerker des Cäsorix. Was mochte es geben? ein Lächeln belebte die schlaffen Züge des entmutigten Riesen und seine Lippen flüsterten leise:

„Bald ist alles vorüber, alles!" Da erschienen Hadald, Veronicus und Marcellus.

„Auf, Cimber," fuhr Veronicus den Gefangenen an, „schmücke dich zum Triumphfeste; aller Welt Augen werden auf dich gerichtet sein! Hadald, gib ihm seine Kleidung!"

Man hatte ihm dieselbe bisher entzogen und dem Recken nur eine leichte Decke dafür gereicht; die Nationaltracht sollte ja im Triumphzuge Aufsehen machen und mußte bis dahin geschont bleiben.

Bei diesen Worten sprang Cäsorix auf und schüttelte grimmig seine Ketten, Veronicus aber lachte und meinte gegen Marcellus:

„Er will andeuten, daß die römischen Ehrenketten ihn verhindern, sich fürstlich-barbarisch zu schmücken! — Schließe ihn los, Hadald!"

Der Zwerg legte sogleich die Kleider des Cäsorix auf ein Tischchen beiseite, fügte Panzer, Arm- und Beinschienen wie den löwenrachenartigen Helm mit Roßschweif hinzu und schloß den Helden los. Dieser streckte funkelnden Auges die sehnigen Glieder und sprang dann mit einem Schrei der Freude auf das Tischchen zu, an welches das Schwert in roter Lederscheide, seine geliebte Waffe, lehnte. Hastig zog er die Klinge, die so manche Lücke in die Feinde gehauen, heraus und sah mit Entsetzen, daß die Schneide stumpf geschlagen, die Spitze rund geschliffen war. Wehmütig betrachtete er den hübschen aus Kupfer ziselierten Griff, murmelte etwas in den langen, roten Bart und schleuderte die Waffe dann unwillig weit von sich. Veronicus stieß den Marcellus an, hatte jetzt aber beruhigende Worte für den Riesen:

„Ei, Cimber," meinte er, „du denkst doch wohl nicht etwa, daß wir dir scharfe Waffen geben würden? Muß man dich davor nicht hüten, wie Kinder vor der Brotschere? — Indessen ohne Ketten sollst du bleiben; schmücke dich nun, du wirst zunächst hinter dem Wagen des Marius gehen!"

Die Augen des Recken funkelten.

„Und nun öffne den oberen Thorflügel, Hadald, der auf den Hof hinausführt, damit Cäsorix der Leichenfeier des Claudicus zusehen kann! — Sieh!“ — wandte er sich an den Gefangenen — „wie Rom die Tapferen ehrt; einbalsamiert ruht der Leichnam auf dem Holzstoß, der des Anzündens harrt: Und nun vale*), Cäsorix!“

Unterwegs flüsterte er Marcellus, der stumm nebenher ging, zu: „Wir müssen ihn bis nach dem Triumph bei Laune erhalten, Marcellus! — Die Aerzte, die den Barbaren Claudicus einbalsamierten, waren die Totenwürmer, die Spezereien Fäulnis und Verwesung! Aber er muß es glauben! Von der via triumphalis**) führt ihn sein Schicksal in die Kloaken an der Tiber!“

Marcellus schauderte:

„Hätte der Tapfere nicht ein besseres Schicksal verdient?“

„Würde dieses Geschlecht von Barbaren nicht ausgerottet, beim Jupiter, Rom würde nicht lange mehr stehen!“ entgegnete Veronicus hart. „Fortuna hat Marius doppelt gelächelt, als er zweimal Herr dieser gräßlichen, barbarischen Horden ward; vorher hat's niemand geglaubt!“

„Und könnte man Marius nicht bewegen, die Gefangenen milder —?“

„Wann hast du Marius je milde gesehen?“ ließ ihn Veronicus nicht ausreden.

Marcellus nickte:

„Du hast recht! Die Priesterinnen will er nicht zu den Vestalinnen geben; sie sind bereits als Beute bestimmt für seine besten Tribunen“***).

Damit traten sie auf einen Binnenhof hinaus, wo ein zehn Fuß hoher Scheiterhaufen die Leiche des Claudicus trug. Auf einen Wink des Veronicus zündeten Knechte den Holzstoß an, und nun erschien, den Totensang für den Gestorbenen auf den Lippen, Cäsorix am geöffneten Flügel seines Kerkers. Er sah heute zum erstenmal auf der Mauer der anderen Seite des Ludus, die den Garten von dem Binnenhofe trennte, Gisa und ihre fünf Gefährtinnen wieder und rief ihnen Grüße zu. Die Priesterinnen waren tief ernst und stimmten den Nornengesang, das Schicksalslied der Germanen, an.

Endlich war alles vorüber.

Hadald brachte jetzt dem Recken Cäsorix einen Metallspiegel und einen großen Holzkamm, worauf der Gefangene anfing, das lange goldblonde Lockenhaar und den verwirrten Bart unter großen Schmerzen auszuträhnen, war beides doch in vielen, vielen Tagen verwildert; dann legte er den purpurnen Leibrock an, die Sandalen mit reichem Lederriemenwerk, die Arm- und Beinschienen, die Spangen um Arme und Nacken und schnallte dann den Panzer um, nachdem alles wohl gesäubert. Nun gürtete er das geschändete Schwert am metallenen Wehrgehänge um, setzte den Helm auf das üppige Haar und schaute dann wehmütig lächelnd, das Bild seines gut sieben Schuh in die Höhe ragenden eigenen Ichs im Spiegel an.

Hadald rief ihm Beifall zu und meinte:

„So, Cimbernfürst, wirst du alle Römer bezaubern!“

Cäsorix warf sich stolz in die Brust:

„Meinst du, Knabe? Gehe, sage meinen Peinigern, daß mir Traubensaft gereicht wird, der die Muskeln anspannt!“

„Ich gehe,“ erwiderte Hadold. „Den Wein erhältst du; haben doch auch die Priesterinnen ihr Schaf zum Opfermahl bekommen!“

„Werden auch sie dem Wagen folgen?“

„Alle bis auf Louvgild! Aber ich darf nicht plaudern! Vale!“

Er huschte hinaus, um gleich darauf mit einem großen Pokal sizilischen Weines zurückzukehren.

„Nun trinke,“ sagte er, „gleich nach Mitternacht hole ich dich, denn der Weg ist weit!“

Er ging, Cäsorix aber stürzte den Wein hinunter und murmelte:

„Im Traubensaft liegt Vergessenheit! Ha, so bin ich wieder der Alte! Was Teutobod gethan, ihr Römer, kann auch Cäsorix vollbringen! Dunkle Gerüchte hörte ich, aber dem Triumphwagen folgt er nicht! Ich will es, ich will einen Sprung thun, der mich frei macht, damit alle Römer sehen, daß sich wahre Unabhängigkeit nicht in Fesseln schließen läßt! Euer Gespött, Römerpöbel, soll sich bald in Hochachtung umwandeln; nur kurze Zeit Geduld!“

Damit warf er den Pokal beiseite und ließ sich auf die Streu niedersinken.

Geschäftig walteten indes im Garten die Priesterinnen, die mit des Veronicus Erlaubnis unter einer Platane einen Steinaltar aufgerichtet und dort das Schaf schlachteten. Das Blut fing Gisa in einem Handkessel auf und stellte es beiseite. Nachdem das Tier zerstückt und die Eingeweide von allen beschaut waren, wobei Gisa allerlei Sprüche murmelte, wurde das Opferstück dem Feuer übergeben, die Keulen aber zum Opferschmause zugerichtet. An dem Opferfeuer kochte Gisa auch heilige Kräuter und — die Kerne des Stechapfels. Diesen giftigen Saft mischte sie mit wenigem Blute.

Da nahte Hadald, aber Gisa sagte:

„Nicht jetzt, Knabe; wir sind beim Blutopfer!“

„Hernach ist's zu spät, Frau!“ gab Hadald zurück. „Marcellus naht, die Gattin zu holen, die nicht im Triumphzuge glänzen soll!“

„Und erwarten uns die Vestalinnen?“

„Die Vestalinnen? Ich weiß nichts davon!“

„Es ist gut! Marcellus mag warten, bis das Opfer zu Ende!“

Sie trat würdevoll zurück an den Altar, nahm das mit dem Gifttranke gefüllte Widderhorn und reichte es sich abwendend Louvgild zuerst. Dreimal immer wieder gefüllt kreiste das Trinkgeschirr der wiederbelebenden Erigg zu Ehren; den Rest leckte der Wolfshund.

Nun erst wandte sich Gisa an die Mädchen und erklärte ihnen, daß sie alle durch eine kühne That frei gemacht; besser sei der Tod als Schande in Gefangenschaft und Ungehorsam gegen die Götter, denen sie sich gelobt. Alle schwiegen und nickten stumm ihrer Oberpriesterin Beifall zu, die nun das Totenlied anstimmte und sich dann still betend mit dem Obergewand verhüllend niedersetzte. Alle folgten ihrem Beispiel. Bald stellte sich bei allen der unvermeidliche Starrkrampf ein, der mit dem Tode endigt. Huniold, der starke Hund, kämpfte sogar nur einen kurzen Todeskampf, zuckte ein paarmal, streckte sich und lag dann starr und steif da.

Eben trat Marcellus mit Veronicus hinzu. Ungeduldig schritt der Offizier an die Gruppe der vermeintlich Betenden hinan und umfaßte Louvgild:

„Diese ist es!“ sagte er sanft. „Komm mit mir, lerne mich achten und —!“ Mit einem Schrei des Entsetzens fuhr er zurück: er hielt eine Leiche in den Armen. — Wie Steinbilder saßen auch die übrigen tot da.

Veronicus rang die Hände und jammerte, wie er sich gegen Marius rechtfertigen solle, da er gerade auf diese Paradefiguren seines Zuges großen Wert legte; Marcellus aber stürzte hinweg, indem er rief:

„Wehe dir, Marius, um dieses Blut! Der Tag wird kommen, wo du auf fremder Erde bluteſt wie jene, die Opfer deiner Ehrsucht und Grausamkeit!“

(Schluß folgt.)

*) Vale = lebe wohl!
**) Triumphweg.
***) Hauptleute.

Altgermanische Erziehung der Knaben.

Ein durchgegangenes Schiff.

Der „Admiral Prinz Adalbert" war ein großes eisernes Vollschiff, welches, in Ballast von Texel kommend und nach Hamburg bestimmt, unterwegs von einem schweren Nordweststurme überfallen worden und nach Verlust fast sämtlicher Segel am 12. November 1886 in Emden binnengelaufen war, um sich von hier aus von einem Schleppdampfer bis an das Ziel der Fahrt bugsieren zu lassen. Die Nordsee war ein gefährliches Wasser für ein Fahrzeug, das eigentlich nichts weiter als ein hohler, eiserner Kessel ist, und welches ohne Ladung so hoch wie ein Haus aus dem Wasser emporragt und dem Winde eine ganz ungeheure Wandfläche darbietet.

Allein der Sturm hatte sich gelegt; Wetter und See schienen ruhig bleiben zu wollen, und die Reise von Emden nach Hamburg konnte kaum mehr als zwölf Stunden in Anspruch nehmen, da der Schleppdampfer „Viktor" als ein außerordentlich schnelles und kräftiges Fahrzeug bekannt war.

Der Ballast wurde von neuem getrimmt und der Proviant, welcher während des überstandenen schlechten Wetters teils verdorben, teils aufgezehrt worden war, durch ein auf drei Tage berechnetes Quantum ersetzt; darauf nahm der „Viktor" die Schlepptrosse des „Prinz Adalbert" um seine Heckpoller, und die Fahrzeuge setzten sich in Bewegung.

Die Mündung der Ems war bald erreicht. In schönem, stillem Sommerwetter ist solch eine Schleppfahrt längs der ostfriesischen Inseln eine gar interessante und angenehme Tour, aber auch an einem ruhigen, klaren Novembertage kann sie noch ihre vielfältigen Reize haben.

Die kleine Besatzung des „Prinz Adalbert" aber hatte die Aufgabe, ihr Schiff heil und gesund nach Hamburg zu bringen, nicht aber ihre Augen nach allerlei Naturschönheiten herumschweifen zu lassen.

Das anfänglich so vielversprechende Wetter änderte sich bald; die Luft wurde dick, der Seegang hoch, und als die Fahrzeuge auf der Höhe von Wangeroog angelangt waren, erhob sich eine scharfe und bitter kalte östliche Brise. Der kleine Schlepper stackerte keuchend und schnaufend vor seinem hochragenden und unbeholfen hin und her gierenden Schützling einher; bald bohrte er seine Nase tief in die gelbgrünen Wogen, während das Kielwasser wie ein wirbelnder Mühlbach hinter ihm zurückfloß, bald legte er sich auf die Seite, bis das entgegengesetzte Rad sich hoch in der Luft, wie eine Windmühle im Sturm, herumdrehte. Trotz aller Arbeit und Anstrengung aber brachte er den ungefügen, windfangenden Kasten kaum noch vorwärts.

Die Brise schwoll zum Orkan an, eine hohle, schwere See rollte von der Wurstener Küste herüber, und beide vereint trieben die Fahrzeuge, den Schlepper wie

den Geschleppten, schnell in nordwestlicher Richtung landabwärts, hinaus in die Nordsee. Der Himmel hatte sich mit gleichmäßigem, schieferfarbenem Grau überzogen, weißliche Wolkenfetzen jagten tief darunter mit dem Sturme dahin, und das eiserne Vollschiff wurde für den Dampfer eine tote, nicht mehr zu bewältigende Last. Es rollte und stampfte wie ein vor Anker liegendes Feuerschiff, es wälzte sich herüber und hinüber, bis sein Deck einem steil abfallenden Hausdache glich und die Leute sich nur mit Mühe noch festklammern konnten. Die Bewegungen eines solchen Ballastgängers sind über alle Beschreibung gewaltsam.

So kam die Nacht heran. Der Raddampfer that wacker und mannhaft seine Schuldigkeit, mochte nun aber der Sturm andauern oder nicht, soviel war dem Kapitän des „Prinz Adalbert" inzwischen klar geworden, daß von einer Beendigung der Fahrt innerhalb zwölf Stunden schon längst nicht mehr die Rede sein konnte.

Die Aussichten waren schlimm. Der Kapitän hatte der Weisung des Reeders Folge leisten und mit dem Schiffe, welches kaum Ballast genug für eine Schönwetterfahrt in sich führte, in See gehen müssen. Ein mögliches Auffrischen des Windes während der voraussichtlich kurzen Ueberfahrt war nicht in Betracht gezogen worden; wie durch ein Wunder war man dem ersten Sturme entronnen und in Emden binnengekommen. Jetzt begann der alte Ozean zum zweitenmal zu zeigen, daß er eine leichtsinnige Unterschätzung seiner Gewalt nicht zulasse.

Gegen zwei Uhr morgens erscholl der Schreckensruf, daß die Schlepptrosse gerissen sei; das Schiff fiel ab und legte sich quer in die Höhlung der See. An den Laternen des „Viktor" erkannte man, daß derselbe den Versuch machte, sich dem hilflosen Fahrzeug wieder zu nähern. Der Sturm wuchs und wuchs, die Nacht war pechschwarz und der sprühende Gischt fegte über den „Prinz Adalbert" weg wie ein Schneegestöber. Nach einer Stunde banger, verzweifelter Erwartung gewahrte die kleine Besatzung die Lichter des Dampfers nicht mehr; ob der Kapitän desselben eine Annäherung für zu gefährlich für beide Teile gehalten hatte, oder ob seinem kleinen Fahrzeuge etwas zugestoßen war, das konnte an Bord des Vollschiffes nicht beurteilt werden. Eins nur stand fest: man war allein und ohne Beistand in der schrecklichen Sturmnacht und der himmelhohe, leere, eiserne Kasten, der in jeder Minute kentern und den Kiel zu oberst kehren konnte, mußte sehen, wie er sich mit dem Unwetter abfand.

Es ist ganz unmöglich, daß ein Binnenländer sich einen annähernden Begriff von den Gefahren machen könnte, denen die acht Mann der Besatzung nunmehr verfallen waren. Sie hatten nur einen auf drei Tage reichenden Proviant und nicht mehr als fünfzig Liter Wasser an Bord, wovon natürlich ein Teil bereits verbraucht war; die Kambüse war während des ersten Sturmes unbrauchbar geworden und hätte erst in Hamburg wieder hergerichtet werden sollen, die Leute waren also außer stande, sich die Drangsale des winterlichen Sturmes durch Bereitung warmer Nahrungsmittel etwas zu lindern; drittens war, wie schon erwähnt, das Schiff so wrack, daß ein Kentern desselben in drohendster Aussicht stand.

Etwas aber mußte geschehen, man durfte das Fahrzeug nicht so quer vor dem Sturme in die Nordsee hinaustreiben lassen. In der Segelkoje lagen noch zwei alte Marssegel; man setzte erst das eine und dann das andere — das Aufbringen derselben war eine Arbeit auf Leben und Tod. Endlich standen sie, dicht gerefft; man brachte das Schiff vor den Wind und versuchte zu lenzen, mußte aber sogleich wieder davon abstehen, da es dermaßen zu schlingern begann, daß die Masten über Bord zu gehen drohten. Man war daher gezwungen, beizudrehen und unthätig abzuwarten, wie lange das Fahrzeug in dem Sturme noch am Leben bleiben würde. Die Wogen wälzten ganze Ozeane über das Deck und schlugen unaufhörlich und mit solcher Gewalt gegen die hohen, dröhnenden Eisenseiten, als ob Asathor dieselben mit seinem Hammer bearbeitete.

Der anbrechende Tag zeigte die See als eine Stätte wüsten Grausens. Der Kapitän ließ jetzt eine Anzahl sogenannter Seeanker über Bord werfen — zusammengelaschte Planken und Spieren, mit einem Tau binnenbords befestigt — und mit Hilfe dieser Vorrichtungen hielt sich der Bug des Schiffes notdürftig gegen den Wind, so daß die Seen es nicht mehr so übermächtig von der Seite fassen konnten. Trotzdem war die Lage eine fast hoffnungslose; wohl mußten mit der Zeit andere Fahrzeuge in Sicht kommen, allein es war kaum anzunehmen, daß der „Prinz Adalbert" dem Sturm noch lange widerstehen würde.

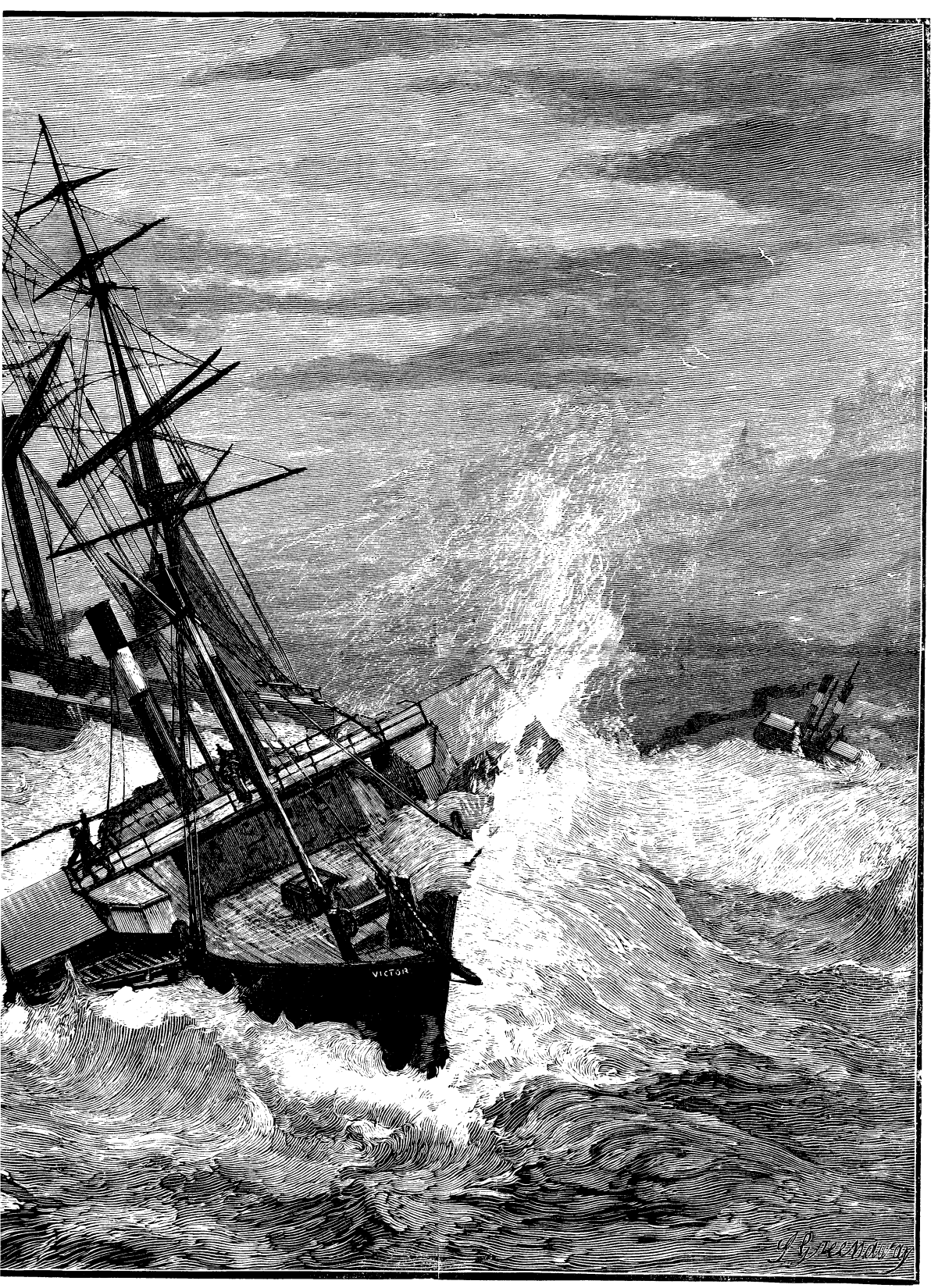
Man befand sich jetzt weit im Westen von Helgoland und trieb ohne Aufenthalt immer mehr nach See zu. Die mit so unsäglicher Mühe aufgebrachten Marssegel waren kurz nach Tagesanbruch wieder davongeflogen. Der Tag verging, die zweite Nacht kam und brachte einen neuen Schrecken; denn als man die Seitenlaternen außenbords anzünden wollte, ergab es sich, daß die Oelkanne umgefallen und das Oel bis auf den letzten Tropfen ausgelaufen war. Man mußte nun auch noch gewärtigen, in der Finsternis von fremden Seglern angerannt und vor der Zeit zum Sinken gebracht zu werden.

Die lange Nacht verging in Angst und Bangen, in Not und Erschöpfung. Die Männer an Bord hatten noch keinen Augenblick der Ruhe unter Deck gehabt; bei jedem Aufbäumen und Niederschießen, bei jedem Rollen und Ueberholen des leeren, dröhnenden Metallkastens glaubte man den letzten Augenblick gekommen. Dabei wußte man nicht, wohin man trieb, man wußte auch nicht, was zu thun, um dem Schiff eine bestimmte Richtung zu geben, da es selbstverständlich dem Ruder nicht im mindesten gehorchte.

Wieder kam der Morgen. Der Sturm ließ etwas nach, die See aber blieb so wild wie zuvor. Gegen Mittag kam eine Fischersmack in Sicht; auf das Notsignal versuchte sie heranzukommen; lange Stunden mühte sie sich vergeblich ab, sich dem treibenden Unding zu nähern, dann aber frischte der Sturm wieder auf und fegte sie aus Sicht. Die dritte Nacht breitete sich über die tosende Wasserwüste, und als die Uhr am nächsten Morgen auf zehn wies, da waren genau vier Tage seit dem Auslaufen des „Admiral Prinz Adalbert" aus Emden vergangen.

Um elf Uhr vormittags kamen drei Fischersmacken in Sicht, und da der Wind wieder abgeflaut war, machten sie sich herzu, und es gelang ihnen, den notleidenden Seefahrern etwas Brot, Speck und Wasser an Bord zu geben. Auch eine Kanne Oel gaben sie her. Sodann kamen die drei winzigen wackeren Fahrzeuge überein, den riesigen, so gänzlich hilflosen Kameraden ins Schlepptau zu nehmen, solange wenigstens, bis ein Dampfer sich zeigte. Die Trossen wurden festgemacht, und nun entwickelte sich ein Marinebild von wilder, poetischer Schönheit. Die See rollte noch immer hoch und schwer und allenthalben erschimmerten die Schaumkämme in dem bleichen Sonnenlicht; über

Ein Unwetter auf



genes Schiff.

die brechenden Wogenhügel nun stolperten und flatterten die drei kleinen Smacken mit ihren lohfarbenen Segeln dahin, und zwischen ihnen und dem großen Schiffe spannten sich die Schlepptaue aus, jetzt schlaff und dann sich wieder mit einem Ruck ganz straff, je nachdem der hohe eiserne Bug sich hob oder senkte. Zuweilen drängten die kleinen Fahrzeuge sich dicht zusammen, dann wieder fuhren sie weit auseinander, ein Spiel der gewaltigen Dünung und der Wogen, die in schäumenden Massen über ihre vor Nässe erglänzenden Decks herbrachen.

Diese Fahrt währte gegen zwei Stunden, dann kam ein großer Ozeandampfer in Sicht, der, von dem seltsamen Bilde angezogen, näher heransteuerte, um zu sehen, was sich zugetragen. Es war der „Gellert", auf der Fahrt von New York nach Hamburg. Auf die Bitte des „Admiral Prinz Adalbert", ihn zur Elbemündung zu schleppen, ging der „Gellert" unverzüglich ein; die Trossen wurden an Bord gegeben, die Smacken segelten davon, und die vielgeprüfte Mannschaft des Durchgängers begann jetzt Mut zu schöpfen und auf ein Ende ihrer Irrfahrten zu hoffen. Allein, der alte Ozean war mit dem leichtsinnigen eisernen Kasten noch nicht fertig. Kaum hatte der „Gellert" denselben eine Stunde lang geschleppt, als der Wind sich wieder aufmachte, und gegen fünf Uhr nachmittags wehte noch einmal ein voller Orkan aus Südsüdost. Mühevoll und mit größter Anstrengung hielt der „Gellert" fast bis acht Uhr abends; da rissen beide Schlepptaue mit einemmale und der „Prinz Adalbert" fiel nach See ab und verschwand in Nacht und Nebel wie ein Geist. Bis um Mitternacht blieb der „Gellert" auf dem Schauplatze und suchte nach dem Verlorenen, doch ohne Erfolg. Am Nachmittag des nächsten Tages aber, fünfzehn Stunden nach dem Bruch der Trossen, bekam der Kapitän des unseligen Schiffes einen kleinen Raddampfer und gleich darauf noch einen zweiten in Sicht. Es war der „Viktor", der seit seiner Trennung von seinem Schutzbefohlenen tapfer und unermüdlich die Nordsee abgesucht hatte, um den Durchgänger wieder aufzufinden. Der andere Dampfer war auf eine Depesche von Emden dem Schiffe von Hamburg aus entgegengesendet worden und nun ebenfalls auf der Suche nach ihm gewesen. Die fast gänzlich aufgeriebene Mannschaft des „Prinz Adalbert" begrüßte den „Viktor" mit jubelndem Dank als ihren Erretter; derselbe hatte eine neue und starke Trosse mitgebracht, und nach wenigen Minuten befand sich das ungefüge Schiff gebändigt wieder im Kielwasser des Schleppdampfers, dem sich bald darauf auch der Hamburger Genosse zugesellte.

Am Montag hatte die Unglücksfahrt in der Emsmündung begonnen, jetzt war's Freitag: und diesen und auch noch den ganzen folgenden Sonnabend brauchten die beiden Dampfer, um mit ihrer Last und in dem Unwetter die Mündung der Elbe zu erreichen. Am Sonntag früh traf das Schiff endlich auf der Werft von Steinwärder bei Hamburg ein, nachdem es genau eine Woche auf eine Ueberfahrt verwendet hatte, die der Kapitän und die Mannschaft in zwölf Stunden auszuführen gedachten.

Unter Korsaren.

Von **H. Wörishöffer.**

(Fortsetzung.)

Sie gingen auseinander, um kein Aufsehen zu erregen, aber in jedem Herzen hämmerte und pochte die Erwartung. Einer flüsterte mit der Sirenenstimme der Versuchung dem anderen ins Ohr, einer bemühte sich, den letzten Rest von Gewissensbedenken bei dem anderen zu verscheuchen, und von Tag zu Tage, von Stunde zu Stunde wuchs die Zahl derjenigen, denen es zur festen Absicht geworden war, die unbekannte, so heiß ersehnte Insel als Eigentum zu gewinnen, und durch Versenkung des Dreimasters zwischen sich selbst und allen etwaigen Verfolgern den Weg für immer abzuschneiden.

Nur ein Mensch, ein einziger kannte im unermeßlichen Schoße des Stillen Oceans die Küste, an der das Schiff landen sollte, Kapitän Burns! — wenn dieser Mann für ewig verstummt war, wenn seine Augen nicht mehr sahen, sein Geist nicht mehr arbeitete, wer sollte alsdann durch die Wasserwüste den unbezeichenbaren, gleichsam nur gedachten Pfad finden?

Thorheit, überhaupt daran zu denken.

Jeder neue Morgen brachte dem Ziele näher. Conchito und Bell hatten unausgesetzt im stillen geworben und die größere Hälfte der gesamten Mannschaft auf ihre Seite gezogen, aber doch nicht ohne bei dem Kapitän sowohl als auch bei dem ersten Steuermann einen heimlichen Verdacht zu erregen.

„Irgend etwas geht vor," sagte eines Tages Mister Burns. „Die Leute haben eine Art Komplott, eine Verschwörung oder dergleichen angezettelt. Denken Sie nicht auch, Pablo?"

„Ich war in letzterer Zeit wohl zehnmal nahe daran, Sie aufmerksam zu machen, Sir, aber im entscheidenden Augenblick fehlte mir immer wieder der Mut. Bestimmte Beweise habe ich nicht."

Der Kapitän nickte. „Solche Sachen liegen in der Luft," versetzte er. „Man kann sie nicht fassen, aber man spürt ihre Gegenwart. Es ist eine Meuterei im Werke, dessen bin ich vollständig sicher."

„Ich auch, Sir!"

Mr. Burns sah plötzlich auf. „Und die Leute, Pablo?"

„Sind geteilt, Sir. Auf jener Seite steht die Mehrzahl."

Der Kapitän verhüllte seine Augen mit der Hand. „Es gibt einen Kampf auf Leben und Tod," sagte er. „Diesen unwissenden Menschen sind zu viele Versprechungen gemacht worden, man hat ihre Phantasie aufgestachelt, bis sie sich förmlich auf einem Beutezuge begriffen glaubten. Was Wunder also, daß sie endlich dahin gelangen, nun auch mit keinem Menschen mehr teilen zu wollen."

Der erste Steuermann neigte den Kopf. „Wie lange ist es noch bis zur Landung?" fragte er.

„Ich denke in drei Tagen Anker zu werfen, Pablo. Wind und Wellen haben uns bei dieser Reise ungemein begünstigt."

„Zu sehr, Sir, zu sehr. Man hat das Gefühl, als müsse noch irgend ein Schreckenis nachkommen. Vielleicht stehen uns Kämpfe mit den Wilden bevor."

„Schiff in Sicht!" rief es vom Ausguck.

Die Kunde wirkte wie ein elektrischer Schlag. Kein einziges Fahrzeug war während der verflossenen drei Monate dem „Sturmvogel" begegnet, jetzt gleichsam vor den Thoren des geheimnisvollen Landes, dem man zustrebte, erschien das erste und bedrohte die Sicherheit der neuen

Entdeckung. Wenn dies Schiff, wie der Dreimaster, Inseln suchte, so konnte es gar leicht geschehen, daß man mit seiner Besatzung halbpart machen oder sich ihrer erwehren mußte.

Die Mannschaft des „Sturmvogel"

8

stand lauernd und beobachtend hinter allen Ecken. Da in weiter Ferne das kaum sichtbare, schwarze Pünktchen, — was mochte es bringen?

Doch nur neuen Hader, neue Stürme. Wer sie auch waren, jene Männer, — einen Teil der Beute würden sie beanspruchen.

Der Käpitän sah durch das Glas. „Ein plumper, ganz schwarzer Kasten," sagte er. „Der Bauart nach ein Engländer."

„Das glaube ich auch, Sir!"

„Und gerade hier, gerade hier! — Ich kann nicht, will nicht dulden, daß diese Leute die Insel betreten."

Der Steuermann konnte einen Blick des Erstaunens nicht unterdrücken. „Ich begreife nicht!" stammelte er.

Mr. Burns winkte ihm: „Ach, lassen Sie! — Lassen Sie! — Jetzt haben uns diese Leute gesehen, sie richten ihren Kurs nach dem unsrigen."

„Vielleicht ist an Bord irgend ein Unglück geschehen, man möchte uns anrufen, braucht unseren Beistand!"

„Ich erkenne nun die Flagge, Pablo. Es ist wirklich ein Engländer."

Und der Kapitän ging unruhig auf dem Verdeck hin und her, er ließ seine Mahlzeiten stehen, ohne auch nur einen Bissen zu genießen, er legte das Glas beinahe nie mehr aus der Hand, — am zweiten Morgen war sein Gesicht blaß, sein Auge dunkel umrandet, er deutete seufzend auf das blaue, herrlich im Sonnenschein flimmernde und glänzende Meer hinaus.

„Wenn jetzt ein Sturm käme, Pablo, so ein wütender, brüllender Sturm, der den Ocean haushoch aufwühlt und das Schiff wie einen Kork auf den Wellen im Kreise dreht, — ich würde lachen, jauchzen, laut jubeln."

Der Chilene bekreuzte sich vor Schreck. „Heilige Mutter Gottes," rief er, „was sagen Sie da, Sir?"

„Die Wahrheit. Das Meer brächte uns weit auseinander, den Engländer und mein Fahrzeug. Ich könnte aber von jedem Punkt des Oceans die Insel erreichen, — jener andere dagegen findet sie nicht so leicht."

Eine Pause folgte diesen Worten. Heute war das fremde Schiff dem „Sturmvogel" bedeutend näher, es segelte in seinem Kielwasser und schien vollständig herankommen zu wollen, das erkannte jetzt selbst das ungeübteste Auge. Zu welchem Zweck wohl? — Diese Verfolgung war fast unheimlich.

Kapitän Burns warf sich in der Kajüte auf das Sofa und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. „Pablo," sagte er unsicheren Tones, „Sie sind ein Ehrenmann, ich vertraue Ihnen vollständig. Lassen Sie uns einen Augenblick ruhig miteinander sprechen, verschließen Sie, bitte, die Thür."

Das geschah und Mr. Burns sah durch das kleine Kajütenfenster schaudernd hinüber zu dem fremden Schiffe. „Ganz schwarz," sagte er, „ganz schwarz, Pablo, sieht es nicht aus wie ein Sarg?"

Der Steuermann schüttelte den Kopf. „Sie sind sehr aufgeregt, Sir! — Am Ende kann es doch nicht Ihre Ansicht sein, daß jene Insel niemals von irgend welchen anderen Schiffen besucht werden dürfe. Offen gesagt, ich verstehe Sie nicht."

„Das weiß ich, Pablo. Sie müssen doch häufig genug darüber nachgesonnen haben, welch einen großen Gewinn ich denn eigentlich von der Besitzergreifung einer Südseeinsel erwarte, nicht wahr? — Kokosnüsse, weiter gibt es da nichts Nennenswertes und um diese zum Handelsartikel zu machen, muß man in das Unternehmen vorher Hunderttausende hineinstecken. Das ist Ihnen doch auf alle Fälle sattsam bekannt?"

„Ja, Sir!"

„Nun, was dachten Sie denn? Pablo?"

Der Steuermann zuckte die Achseln. „Vielleicht eine Schiffsladung Sklaven, Sir!"

Mr. Burns wechselte die Farbe. „Ob das die ganze Besatzung glaubt, Pablo? — Nein, nein, ich würde für ein derartiges Unternehmen meine Mitwirkung niemals verkaufen, brauche es auch nicht, denn die Insel birgt ein Gut, dessen Besitz den Sklavenhandel zehnfach aufwiegt. Heute will ich Ihnen dies Geheimnis mitteilen, Steuermann."

Der Chilene schüttelte den Kopf. „Ich bin nicht neugierig, Kapitän. Bitte, lassen Sie das unerörtert, es ist besser so."

Aber Mr. Burns wollte von dem einmal gefaßten Beschluß nicht wieder abgehen, er sah mit einem unterdrückten Seufzer zu dem fremden Schiffe hinüber und sagte dann im leisen, vertraulichen Tone: „Pablo, irgend einem Menschen muß ich das Geheimnis hinterlassen, — das von einem ungehobenen Schatze — denn mein Tod ist nahe, ich weiß es, fühle es. Nein, nein, suchen Sie nicht, mir den Gedanken auszureden, es wäre doch vergeblich. Ich habe ein Gesicht gehabt, Pablo, bei wachen Sinnen, hier auf dem Verdeck während des letzten Morgens, als alles um mich herum arbeitete und die Sonne hell vom Himmel schien. Das ganze Schiff war wie in Blut getaucht, überall lagen Tote und Sterbende, — ich selbst halb knieend, lehnte am großen Mast, auch tot — und in meiner Brust steckte ein kurzer, spitzer Dolch."

Wieder malten die flinken Finger des Chilenen ein Kreuz in die leere Luft. „Alle Heiligen beschützen uns!" rief er. „Das ist gräßlich."

Der Kapitän stützte den Kopf in die Hand, er lächelte so traurig, daß es den Chilenen kalt überlief. „Ja, Pablo, mein Los ist unsäglich bitter! Sehen Sie, ich habe bisher nur Unglück gehabt, Verlust nach Verlust; ich habe Schulden, viele Tausende, darunter Verpflichtungen, zu deren Sicherung ein Ehrenschein ausgestellt wurde, — ich zog meine alte Mutter in das Verderben ohne Absicht mit hinein, ja, Gott weiß es, ohne Absicht, aber die bedauernswerte Frau darbt doch jetzt und ich konnte ihr bisher den Verlust nicht ersetzen. Und dann warf eine plötzliche Krankheit meinen Freund Makenzie auf

9

das Sterbelager, er enthüllte mir die Geheimnisse jener Insel, zeigte mir den Weg zu unzählbaren Schätzen. O, es war, als habe ein Fieber all meine Adern erfaßt, ich mußte jetzt nur noch den rechten Mann finden, um mir ein Schiff für die Entdeckungsfahrt ausrüsten zu lassen, den Reichen, Unternehmungslustigen, der über-

haupt zu solchem Wagnis die Mittel besaß. Mr. Lawrence wurde zum Teil in das Geheimnis gezogen, nicht ganz, er übertrug mir die Führung des „Sturmvogel", ich bin von dem ersehnten Strande

10.

nur noch wenige Meilen entfernt und nun — nun —"

Er brach ab, schaudernd, voll eines unbesieglichen Grauens. „Nun kommt der Tod, um mir den Weg abzuschneiden, um die Anstrengungen langer Jahre zu nichte zu machen. Ich sterbe, — andere glücklichere Menschen werden die Insel in Besitz nehmen."

Der Chilene suchte ihn zu trösten. „Das wissen Sie ja noch nicht, Sir!" wandte er ein. „Ihre Vision kam vielleicht von der Ueberreizung der Nerven, oder —"

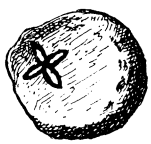
„Nein, Pablo, nein. Und nun zur Sache, mein Alter. Rufen Sie den deutschen Knaben, den Matthias hierher. Bitte, jetzt gleich."

Der Steuermann zögerte. „Wollten Sie denn auch ihm Mitteilungen machen, Sir? — Er zählt vielleicht höchstens sechzehn Jahre."

„Aber er beträgt sich in allen Stücken wie ein Mann, noch dazu wie ein besonnener, ehrliebender Mann; er scheint mir redlich und zuverlässig."

Pablo nickte. „So ist es, Sir, so ist es."

„Nun, dann will ich ihm und Ihnen mein Geheimnis anvertrauen. Vier Augen sehen mehr als zwei — es ist besser,



11.

daß Sie jemand haben, mit dem Sie über die Sache sprechen können."

Der Steuermann antwortete keine Silbe, aber er öffnete die Thür und rief mit lauter Stimme den Namen des Kajütsjungen. „Der Herr Käpitän möchte dich sprechen, Matthias."

Unser Freund legte sogleich seine Arbeit hin und folgte dem Rufe. Während er zur Kajüte ging, steckten die übrigen flüsternd ihre Köpfe zusammen: „Was mag das bedeuten? Der Steuermann hält die Thür verschlossen."

„Unser Alter sah heute morgen aus, als hätten ihm Gespenster einen Besuch abgestattet. Weiß wie Kalk."

„Vielleicht fährt er ganz in der Irre, kann die Insel selbst nicht finden!"

„Pst! — Da schließt der Steuermann abermals die vordere Thür! —"

Jim kam zufällig in die Nähe und aus diesem Grunde mußte die Unterhaltung abgebrochen werden, aber man behielt doch den sonderbaren Vorgang im Gedächtnis und sprach flüsternd über allerlei Möglichkeiten, während Matthias drinnen mit der Mütze in der Hand ehrerbietig wartete, bis man ihn anreden werde.

Der Kapitän beobachtete durch das Fenster den fremden Segler. „Steuer-

12.

mann," sagte er, „teilen Sie, bitte, dem Knaben mit, was ich Ihnen vorhin erzählte."

„Alles, Sir?"

„Ja."

Pablo gehorchte und als Matthias in Kenntnis gesetzt war, da wandte sich der Kapitän langsam zu ihm. Das braune Gesicht des Seemanns war fahl, seine Augen lagen tief in ihren Höhlen. „Ich habe dich gern, Matthias," sagte er, „du bist ein guter, fleißiger Knabe, bescheiden und redlich, laß mich dir durch mein eigenes Schicksal eine Lehre erteilen, eine ernste, eindringliche Lehre, die du dir für den Tag der Versuchung ins Herz schreiben mögest."

Und als Matthias verlegen schwieg, da setzte er hinzu: „Ich bin leichtsinnig gewesen, habe die Karten und den Wein mehr geliebt, als die ernste Arbeit, habe jede Warnung besonnener Freunde in den Wind geschlagen und immer nur gefragt: ‚Was möchte ich wohl?' aber niemals: ‚Was ist hier meine unabweisliche Pflicht?' — Das Glück mußte mir doch endlich einmal lächeln, weshalb sollte ich vor der Zeit Grillen fangen?

„Ach, wehe denen, die den Erfolg der Fleißigen, Besonnenen so leichtfertig ‚Glück'

13.

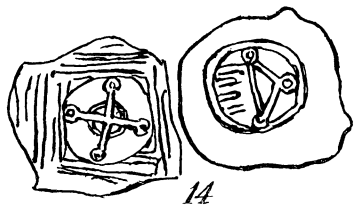
nennen. Sie glauben, daß dergleichen, vom blinden Zufall verteilt, einigen wenigen in den Schoß fällt, während die übrigen leer ausgehen, sie hoffen gleichsam auf ein Wahngebilde und ahnen nicht, daß der Erfolg nur dem Tüchtigen, dem Bescheidenen zu teil wird.

„Sieh, darum soll ich jetzt die Insel mit ihren Schätzen nicht erreichen! — Das Glück darf nie verschenkt, nur erworben werden. Weißt du wohl, Moses *sah* das gelobte Land, aber er *kam nicht hinein*. Ich sterbe, ehe der Strand erreicht ist."

„O Sir! Sir!"

„Ja, Kind, ich sterbe. Dergleichen täuscht nicht. Aber vielleicht — vielleicht will Gott mir mein thörichtes Leben verzeihen. Jenes Gesicht war eine Warnung, eine Botschaft und ich habe ihren Sinn wohl verstanden."

Er sprach mit sicherer Stimme, sein Gesicht war erschreckend bleich. Keiner der beiden anderen unterbrach ihn, ein unwillkürliches Grauen hielt ihre Seelen im Bann. Der da mit solcher Ruhe von seinem nahen Sterben sprach, der stand vor ihnen in aller Fülle gesunder Lebenskraft, der schien die Anwartschaft auf ein ferneres halbes Jahrhundert sein eigen zu



14

nennen. Die helle Mittagssonne überglänzte das Zimmer, die Wellen umspielten schmeichelnd den Bug des Schiffes — nirgends deutete ein noch so leichtes Vorzeichen auf Kampf und Widerstreit. Und dennoch sollte der Tod die Knochenhand bereits ausgestreckt haben, dennoch wehte

durch das enge Gemach der Atem der Vernichtung? — — —

„Gott verhüte so Schreckliches!“ bebte es über die Lippen des Knaben.

Der Kapitän wandte sich zu den beiden, die in diesem Augenblick sein Vermächtnis empfangen sollten. Er bezeichnete auf das genaueste dem erfahrenen Navigateur den Punkt, wo im weiten Wellenreiche die ersehnte Insel lag; ein Schleier schien seine Stimme zu umhüllen, als er fortfuhr.

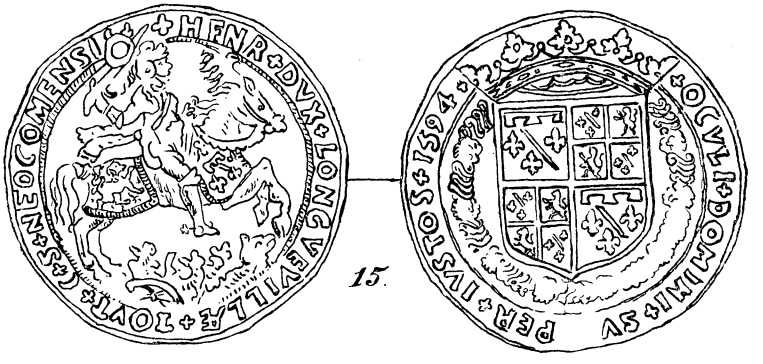
„Im Westen des Eilandes dehnt sich ein flacher Strand weit hinaus in das Meer, gleichsam eine Bucht zwischen den Korallenriffen — da liegt der Schatz. Byssushalme wachsen auf dem Grunde, eng verschlungen und verwirrt, die Träger zahlloser Perlenmuscheln, in denen große kostbare Perlen verborgen sind. Man taucht und gewinnt durch eine einzige Bewegung Hunderte, — man nimmt einen Tag seines Lebens und hat unberechenbare Schätze gewonnen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein paar Worte über Münzen und das Münzensammeln.

(Schluß.)

Daneben wurden nicht selten auch für deren Gemahlinnen (vgl. z. B. Fig. 8, Silberdenar von Plautika, Gemahlin von Caracalla) und Söhne eigene Münzen geschlagen, ebenso auf neue Siege, neue dem Kaiser zugekommene Titel u. s. w. Um letztere möglichst alle auf einem Stücke vertreten zu sehen, bediente man sich der Abkürzungen, und eine Münze, deren Umschrift beispielsweise lautete: IMP.CAES. NER.TRAIAN.OPTIM.AVG.GERM. DAC. einerseits, und andererseits: PARTHICO.P.M.TR.P.COS.VI.P.P.S.P.Q.R. besagte ausgeschrieben: IMPerator CAESar NERva TRAIANus OPTIMus AVGustus GERManicus DACicus PARTHICO. Pontifex Maximus TRibunitia Potestate COn Sul VI Pater Patriae Senatus Populus Que Romanus! (Siehe Münze Trajans, 98—117 nach Chr.)



15.

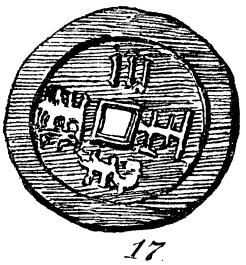
Neben dem hochausgebildeten Münzwesen des Römischen Reiches findet man aber in den umliegenden Barbarenstaaten, wie Gallien, Germanien, Britannien ꝛc. eine noch ganz rohe und primitive Art der Münzung. In Gallien u. a. O. wurden einzelne Geldstücke noch gegossen, in den meisten Fällen aber war das Gepräge selbst ein rohes, oft sogar lediglich römischen oder griechischen Münzbildern entlehntes — dabei aber stets ein mehr oder minder stark barbarisiertes, d. h. verschlechtertes (vgl. Fig. 9, die eine Silbermünze der Rikomagenser darstellt, deren eine Seite den barbarisierten Kopf der Diana, deren Rückseite den massaliotischen Löwen, als Nachahmung einer Silbermünze von Massilia, Marseille, vorführt, (Fig. 10, gallische Potinmünze mit dem gallischen Pferd). Hierher gehören auch die goldenen, sogenannten Regenbogenschüsselchen, wie sie durch ganz Europa verbreitet vorkommen; sie sind von muschelartiger Form und meist mit keinem oder nur wenigem Gepräge versehen (vgl. Fig. 11, Goldmünze aus dem Elsaß).

Nicht besser als jene barbarischen Produkte der Celten sind die Münzen, die uns die erste Hälfte des Mittelalters hinterlassen hat. Wir denken an die sogenannten Brakteaten, kleiner Blechstücke aus Silber oder Gold, die auf der einen Seite das Bild erhaben, auf der andern dasselbe vertieft zeigen (vgl. Fig. 12, altnordische Goldbrakteate, und Fig. 13,

a 16. b

Silberbrakteate von Zofingen). Den Brakteaten folgten die sogenannten Halbbrakteaten, Blechmünzen, die sich von ersteren dadurch unterscheiden, daß sie beiderseitig mit einem Bilde versehen wurden (vgl. Fig. 14, Silberbrakteate von Zürich, XII. Jahrh.). — Mit dem Fortschreiten der mittelalterlichen Technik sehen wir auch das Gepräge und die Form des kursierenden Geldes sich verbessern. Das wenig haltbare Blechgeld zieht sich allmählich von den besseren Geldsorten zurück und beschränkt sich lediglich noch auf das sogenannte Kleingeld, die Schillinge u. dergl. Die Silbermünzen dagegen erhalten ein schärferes Gepräge und mehr Festigkeit, und das 15. und 16. Jahrhundert haben bereits eine Menge schöner, schwerer Thaler aufzuweisen (vgl. z. B. Fig. 15, Thaler von 1594, Heinrich I. von Longueville).

Zu einer Zeit, da in Europa noch jene primitiven Blechmünzen in Gebrauch waren, bedienten sich die Orientalen bereits einer in ihrer Ausarbeitung bedeutend fortgeschritteneren Münze. Davon mag die Kupfermünze ein Beispiel geben, die wir in Fig. 16 abbilden, und die von einem Fürsten von Arbela um 1200


17

nach Chr. geprägt worden ist. Ebenso die altchinesische Bonzemünze Fig. 17, deren durch die Mitte gehendes Loch die Anreihung und Aufbewahrung solcher Münzen an einer Schnur ermöglichen sollte. — Häufig findet man auch römische und mittelalter-

liche Münzen mit einer Durchbohrung versehen; ganz besonders oft bemerkt man dies bei den orientalischen Geldstücken — ein Gebrauch, der mit der Sitte zusammenhängt, sich mit Münzen zu behängen und zu schmücken. In der Türkei, in Rumänien 2c. ist diese Mode noch heutzutage auf dem Lande allgemein üblich und die dortigen Schönen tragen guirlandenähnlich in ihrem Haar Bänder, die mit kleinen Silbermünzen besetzt sind; ebenso Arm- und Halsbänder. Ferner werden die Kleider damit behangen und je reicher die Trägerin, desto mehr und desto dichter trägt sie solchen Münzschmuck!

Elektrische Tanzfiguren.

Die Elektricität, welche neuerdings im menschlichen Haushalt und in der Technik eine so hochwichtige Rolle spielt, läßt sich — auch ohne Elektrisiermaschine und sonstige Vorrichtungen — zu mancherlei hübschen Versuchen und Scherzen ausbeuten. Wir wollen unseren Lesern nachstehend einen solchen kleinen unterhaltenden Zeitvertreib schildern, welcher sich auf eine ungemein einfache und leichte Weise bewerkstelligen läßt, nämlich die hübschen elektrischen Tanzfiguren.

Man verschafft sich eine Glastafel von etwa 35 cm Länge auf ungefähr 25 cm Breite, dann nimmt man zwei ziemlich dicke Bücher, welche man so auf den Tisch legt, daß sie der Glasplatte zur Stütze dienen, wie aus untenstehendem Holzschnitte zu ersehen. Man muß die Glastafel so in die Bücher legen, daß sie sich ungefähr in einer Entfernung von 5 cm vom Tische befindet. Ist dies geschehen, so schneidet man mit der Schere aus sehr dünnem Seidenpapier eine Anzahl kleiner Figuren: Herren, Damen, Pierrots, Tiere wie Frösche, Vögel 2c., kurz lauter Figuren, welche zu der tanzenden Bande gehören sollen. Diese Figürchen dürfen jedoch nicht über 2 cm hoch sein und werden am besten nur die Größe derjenigen haben, welche wir auf unserem nachstehenden Holzschnitt darstellen. Man kann dieselben aus verschiedenfarbigem buntem Papier ausschneiden, was ihnen einen noch hübscheren Anblick verleiht. Diese aus Papier ausgeschnittenen Figuren nun bringt man in den Ballsaal, d. h. in den Raum zwischen den beiden Büchern, der Glasplatte und dem Tisch, indem man sie flach nebeneinander auf die Tischplatte legt. Dann macht man sich aus einem wollenen oder seidenen Tuch eine Art Knäuel oder Bausch und reibt damit kräftig die obere Seite der Glastafel. Sobald man einige Augenblicke gerieben hat, sieht man, wie die entwickelte Elektricität die Papierfigürchen anzieht, wie sie sich plötzlich aufrichten und an den gläsernen Plafond ihres Ballsaals emporhüpfen, bald abgestoßen werden und wieder zurückfallen, um dann wieder von neuem angezogen zu werden und in dieser Weise einen wilden komischen Tanz aufzuführen. Wenn man zu reiben aufgehört hat, setzt sich der Tanz noch eine Weile freiwillig fort, und schon die Berührung der Glastafel mit der Hand genügt, um die Figürchen wieder zu beleben. Wenn der Versuch recht gelingen soll, muß die angewandte Glasplatte ganz trocken sein und ebenso auch der Bausch, womit man reibt; wird letzterer zuvor erwärmt, dann ist die Wirkung der Reibungselektricität noch schneller und kräftiger. Ein Bausch von Seide wirkt noch besser als ein Bausch von Wollstoff.

Elektrische Tanzfiguren.

Der aus der Kanone geschossene Mann.

Gewiß hat der eine oder der andere unserer jungen Leser in einem Zirkus schon das Kunststück mit dem aus der Kanone geschossenen Mann gesehen. Freilich wird man ihnen die Erklärung dafür schuldig geblieben sein, weshalb wir sie hier in Begleitung einer kleinen Abbildung (Seite 64) geben wollen.

Der Ausrufer kündigt das Kunststück an, und alles ist aufs höchste gespannt, als jetzt ein riesiges Geschütz herbeigeschleppt und einem Trapez gegenüber aufgepflanzt wird. Ein junger Mann vom Personal des Zirkus tritt vor und wird in das Geschütz geladen, so daß nur noch Kopf und Schultern daraus hervorsehen. Angst bemächtigt sich eines großen Teiles der Zuschauer, namentlich des weiblichen, als der Kanonier die Lunte dem Zündloch nähert — noch ein Augenblick der höchsten Spannung — ein lauter Knall erdröhnt, und aus dem Pulverdampf schießt der junge Mann empor und ergreift die Stange des Trapezes, auf die er sich sofort wohlgemut und ohne die geringste Verletzung weder am Körper noch an seiner Bekleidung emporschwingt.

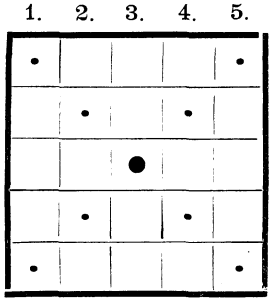
Die Erklärung des Rätsels ist höchst einfach. Ist es auch unbestreitbar, daß in der Kanone eine Pulverladung zur Explosion gebracht wird, so steht es doch fest, daß es nicht diese ist, welche den Trapezkünstler hervorschleudert. Die wirkende Kraft ist vielmehr eine Feder von der erforderlichen Stärke, welche im Hinterteil der Kanone angebracht ist und durch einen Stempel mit einer Platte in Verbindung steht, auf welch letztere der Künstler seine Füße fest aufstemmt. In demselben Augenblicke, da der Kanonier die Lunte auf das Zündloch senkt, wird die Feder durch den Druck auf einen Knopf entfesselt, es knallt und der Künstler schaukelt sich in demselben Augenblick am Trapez. Keineswegs aber ist in der Kanone eine förmliche Pulverladung enthalten, die mit der Lunte entzündet wird. Der Kanonier ist nur zum Schein da, und der Knall wird durch ein ganz unschuldiges Feuerwerk hervorgebracht, das sich an der Reibung der Sprungfederplatte entzündet. In der Aufregung merkt das Publikum nichts von alledem, es kommt ihm auch nicht zum Bewußtsein, daß der Knall für die riesige Kanone viel zu schwach ist, und damit es auch keine Zeit findet, über den Vorgang nachzudenken, fällt jetzt auch die Musik rauschend ein, während der abgeschossene Künstler die Aufmerksamkeit durch seine halsbrechenden Uebungen am Trapez in Anspruch nimmt.

Schnee.

Die Frage, was den Schnee weiß erscheinen läßt, wurde jüngst in der V. Z. wie folgt beantwortet. Lassen wir den Schnee schmelzen, so haben wir statt seiner nur ein klares, durchsichtiges Wasser, und das Weiß ist verloren. Wohlan! Das Weiß im Schnee ist dasselbe wie das Weiß im Schaum, im Zucker, in der Kreide, in der Milch — es ist überhaupt kein Farbstoff, sondern nur eine Wirkung. Der Schnee besteht ja — wovon wir uns bei jedem Schneefalle so schön überzeugen können — aus einer Unzahl kleinster und zartester Krystallgebilde, welche, mit ihren Spitzen und Zacken ineinandergreifend, sich zu Flocken vereinigen. Diese Flocken sind federleicht, und selbst die größeren geben geschmolzen nur wenige Tröpfchen Wasser. Alles übrige ist Luft. Und diese Luft bleibt größtenteils in dem Schnee, wenn er längst keine Flocken mehr bildet, sondern fest zusammengeballt oder meterhoch aufgeschüttet daliegt. Das innere Gefüge ist, wenn auch dichter, doch im wesentlichen dasselbe wie in der

Flocke. Der auf die Schneefläche fallende Lichtstrahl kann daher keinen Millimeter eindringen, ohne von zahllosen Flächen kleinster Krystalle, die außen von Luft umgeben sind, tausendfältig und nach allen Richtungen hin zurückgeworfen zu werden. Keine Lichtart fehlt in dem zurückgeworfenen Lichte. Daher muß dieses zurückkehrende ganz ebenso gefärbt erscheinen, wie das einfallende Sonnen- oder Tageslicht, das heißt weiß.

Quadrat-Rätsel.



Aus den Buchstaben **b b b, d, e e e e e, i i i, l, m, n n, o, p, r r r r, s, t** und **u** sind fünf Wörter zu je fünf Buchstaben zu bilden. Diese bezeichnen: 1. eine Baumfrucht, 2. ein Insekt, 3. einen Fluß in Italien, 4. eine preußische Provinz und 5. ein Schiffsgeräte.

Werden die Buchstaben der gefundenen Wörter untereinander in die senkrechten Reihen obiger Figur eingetragen, so erscheinen an den mit Punkten bezeichneten Stellen die Namen von zwei Tieren. Nimmt man dann den mittelsten Buchstaben, dessen Stelle durch einen dickeren Punkt bezeichnet ist, heraus, so entstehen in den drei Reihen, welche diese Buchstaben gemeinschaftlich haben, drei neue Wörter.

Auflösung des Kreuzrätsels in Nr. 3.

		A	C	I				
		r	a	p				
		i	r	h				
A	r	i	s	t	i	d	e	s
C	a	r	t	a	g	e	n	a
I	p	h	i	g	e	n	i	e
		d	e	n				
		e	n	i				
		s	a	e				

Fragen und Antworten.

Auf mehrere Anfragen. Bei unserem allwöchentlich ohne Unterbrechung erscheinenden Journale ist es ja doch ganz gleichgültig, ob der erste Jahrgang des „G. K." aus 33 oder 52 Nummern zusammengesetzt ist, und der Kostenpunkt reguliert sich durch den einmal festgesetzten Quartalpreis füglich ganz von selbst. Wer das vierte Quartal des ersten Jahrgangs vorausbezahlt hat, soll sich dafür einfach das erste Quartal des zweiten Jahrgangs liefern lassen. — Dem „G. K." ist nämlich darum zu thun, heuer noch unter allen jenen Weihnachtsbäumchen und überall dort ein Plätzchen zu finden, wo man den „G. K." entweder noch gar nicht kennt, oder bis jetzt nicht beachtete. Da hat er denn nun als geschlossenes Buch, durch eine prächtige Einbanddecke auch äußerlich herrlich geschmückt, sein hübschestes Gewand angethan und wird sich solchergestalt dieser Tage aller Welt vorstellen, an vielen vielen Thüren anklopfen und um Einlaß bitten. Hätte der „G. K." den ersten Jahrgang statt mit dem 30. September erst mit dem 31. Dezember geschlossen, so wäre ihm das alles ja gar nicht möglich gewesen. Von jetzt an beginnt jeder Jahrgang des „G. K." mit 1. Oktober und schließt um dieselbe Zeit des darauffolgenden Jahres, wird also stets vier Quartale umfassen. Hätten wir nun, um auch den ersten Jahrgang mit vier Quartalen auszustatten, statt mit 1. Januar d. J. schon mit der Ausgabe begonnen zu haben, mit dem Erscheinen bis zum 1. Oktober gewartet, hättet Ihr die schönen Geschichten und die hübschen Experimente alle nicht zu lesen und zu schauen bekommen, neun Monate lang überhaupt keinen „Guten Kameraden" gehabt. Wäre Euch das recht gewesen?

Robert G. in St. Gallen. Jawohl, Nr. 1 bis 27 des ersten Jahrgangs ist (zum Preise von 4 Mk.) noch zu haben. — Unser junger Freund fragt seine Kameraden, wie man sich am besten selbst Bilder für die Laterna magica fertigen kann. Wer weiß ihm das zu sagen? — Was nun die Unterbringung Deiner Kaninchen betrifft, so eignet sich im allgemeinen jeder Raum, dessen Boden gepflastert oder gedielt ist. Ist dies letztere nicht der Fall, unterwühlen sie das ganze Haus. Vor strenger Winterkälte ist der gewöhnliche gedielte Viehstall der beste Schutz. Schutz vor Kälte ist für das Ueberwintern erste Bedingung. Gib ihnen, sei es wo immer, jedenfalls viel Stroh und getrocknetes Moos. Man stellt ihnen sodann Röhren aus alten Brettern oder Kästen, die wir schon einmal in einer früheren Nummer beschrieben haben (etwa 30 bis 50 cm hoch und breit) auf, denn ohne solche Schlupfe befinden sie sich niemals wohl. Diese Kästen oder Röhren müssen der Reinigung halber, die sehr fleißig geübt werden muß, abnehmbare Deckel haben. Sehr hübsch läßt sich auch ein altes Faß verwenden, wovon wir Dir neben eine Abbildung geben. Mit einigem Geschick kannst Du nach dieser deutlichen Zeichnung einen solchen Bau ganz gut selber fertig bringen. Als Futter wird ihnen vorgeworfen: Gras, Heu, Klee, Kohl, Rüben, Salat, Baumblätter u. dergl.

A. N. und A. S. in Aachen erlauben sich bei ihren lieben Kameraden anzufragen, auf welche Weise man leicht und hübsch Geistererscheinungen darstellt. — Ihr möchtet ferner wissen, wie Ihr Eure Meerschweinchen halten sollt? In einer Stube oder einem Stall. Man füttert sie, ebenso wie Kaninchen, mit Gras, Heu, Klee, Kohl, Rüben, Salat, Baumblättern u. dergl. Diese Tierchen sind recht munter und verträglich, nur Männchen und Männchen stehen sich zuweilen feindlich gegenüber. Man thut also gut, nur ein Männchen und einige Weibchen zu halten. Fast alle zwei Monate kommen ganz ausgebildete Junge zur Welt, die schon am dritten Tag zu nagen beginnen. Du kannst also in Kürze eine ganze Herde solcher Tiere zusammen haben. Ob das Mama recht ist?

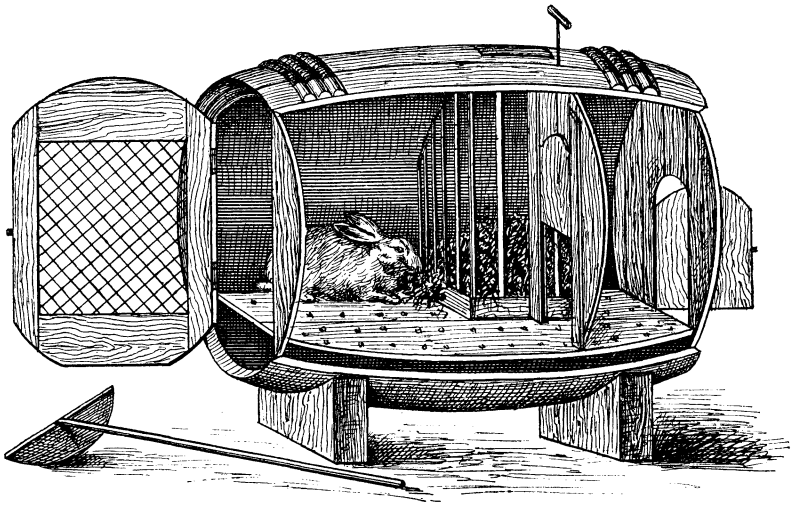
W. H. in J. Ein klein wenig Geduld! Eine solche Anleitung liegt bereits in unserer Mappe und soll und wird bald zum Druck gelangen.

Ella v. H. Der „G. K." ist nicht eitel, beileibe nicht! Oder, Kameraden, habt Ihr schon einmal diese Untugend an ihm bemerkt? — „Niemals!?" — seht Ihr, da hat der „G. K." wieder einmal recht. Aber in einer Zwickmühle, d. h. in Verlegenheit befindet sich der „G. K." doch. Wieso? — Setzt sich da eine junge Dame Eures Alters heimlich an den Schreibtisch und schreibt dem „G. K." einen allerliebsten Brief und setzt in diesen Brief ein Kompliment ums andere. Nun möchte der „G. K." seinen Kameraden diesen Brief gar zu gerne vorlesen und wieder möchte er vermeiden, daß die Kameraden sagen werden: der biedere „G. K." ist ein eitler Tropf geworden. Was thun? — Vorlesen? Wirklich? — und Ihr werdet ihn keinen eitlen Tropfen nennen? — Nein? — Sei's also darum!

„Mein lieber, prächtiger Kamerad!" — so schreibt Ellchen. — „Wie Du aus meiner Unterschrift ersiehst, hast Du auch Kameradinnen. Unsere Brüder sind so stolz, ein Leib- und geistiges Tummelblatt zu haben, daß wir Mädchen neugierig wurden und unsere Näschen auch mal hineinsteckten. Ich sage Dir aufrichtig, es war ganz unmöglich, das Näschen wieder herauszubekommen. Auch unsere Eltern, Tanten und Onkels können das Erscheinen des ‚Kameraden' stets kaum erwarten. Sie sagen, das Blatt sei außerordentlich gut redigiert, und besonders prächtig sei der ‚Sohn des Bärenjägers'.

(Wenn das so ist, werden wir scharfen Auslug halten und gegebenenfalls mit unseren amerikanischen Freunden wieder den Kriegspfad betreten. Hobble-Frank schrieb uns ohnehin unlängst: ‚Daß seine augenblickliche Unthätigkeit bereits einen für Körper und Geist gleich fühlbaren deklinierenden Einfluß übe.' Auch Jemmy sehne sich sehr nach einer neuen Campagne, da er infolge der Unthätigkeit unterdessen fürchterlich dick geworden. D. R.)

Papa sorgt dafür, daß wir alle gute Jugendschriften in die Hand bekommen, aber wir alle, Brüder, Tanten und Onkels sind darin einig, daß wir ein solch herzerfrischendes, bildendes und hochinteressantes Jugendjournal noch nicht gelesen haben. Papa sagt oft, solche eigenartige Sachen seien sonst gar nicht zu haben. Wie oft hat er, wenn er den „G. K." las, gesagt: ‚Ich möchte nur wissen, wer der Verfasser ist!' Da setze ich mich nun, lieber guter Kamerad, heimlich her und schreibe Dir diesen Brief. Bald ist Papas Geburtstag, an welchem ich ihn mit der Beantwortung der Frage ‚wer Du eigentlich bist', überraschen will. Ich weiß, daß ich damit bei ihm und anderen große Freude anrichte. Bitte, willst Du mir nicht in der nächsten Nummer Auskunft geben? Im ganzen weiten Kreise Deiner Leser würde Dir daraus Dank erstehen; davon bin ich überzeugt. — Wir haben in den großen Ferien eine Rundreise gemacht, an den Rhein und an die See. Ueberall, wohin wir kommen, haben wir nach dem ‚Kameraden' gefragt und dabei erfahren, daß der ‚Sohn des Bärenjägers' die kleinen Herren (Kameraden! ein solches Prädikat lassen wir uns denn doch nicht gefallen!) förmlich elektrisiert. Bitte, sage doch dem Verfasser, er solle ja recht, recht viel schreiben, auch



Kaninchenhaus.

einmal etwas von einer kleinen, interessanten Kameradin! (Aha!) Das wäre herrlich! Vor allen Dingen aber sage ihm unsere herzlichsten Grüße! Wenn wir ihn da hätten, würden wir ihm die Hände drücken, und mit welcher Freude! — Und nun sei ja nicht bös über diese Zeilen! Wir haben auch Dich herzlich lieb. Das sage ich Dir leise ins Ohr. Leb wohl, lieber, lieber Kamerad! Komme ich auf unserer nächsten Rundreise nach Stuttgart, so bringe ich Dir einen riesigen Straußbuschen, den Dir eigenhändig pflücken wird Deine Dich dankbar begrüßende ....“ Kameraden! ist das nicht allerliebst? und auf den Straußbuschen, auf den freuen wir uns ganz gewaltig. Aber mit dem Verfasser, liebe Kamerädin, damit ist's nichts, diese Vorstellung ist Dir noch unklar. Am „G. K.“ arbeitet nicht „ein“ Verfasser, sondern deren sehr viele; denn wo es gilt, die Jugend zu beglücken, da treten immer und überall die Besten des weiten schönen Vaterlandes zusammen, und sie alle geben mit vollen Händen ihr Bestes. Und dafür wollen diese Männer und Frauen weder Dank noch äußeren Glanz; sie ersinnen diese schönen Geschichten, Experimente und Arbeiten nur um der guten Sache, um Euretwillen; sie sind es zufrieden und sehen ihren Erfolg in der sich durch jede einzelne Zuschrift bestätigenden Thatsache, daß sich Euere jugendlichen Gemüter so leicht für alles Schöne und Große erwärmen; da sinnen sie dann weiter nach geeigneter Nahrung, Euere Phantasie zu beschäftigen, Euere Denkkraft zu stärken, das so nötige Gleichgewicht der geistigen Entwickelung, die Quelle des jugendlichen Frohsinns zu erhalten. Und wenn wir dann an unserem Schreibtisch sitzen und Euere lustigen, lachenden Gesichter aus allen Ecken hervorlugen sehen, dann lacht auch uns Alten das Herz im Leibe, dann sind wir's zufrieden, das ist unser schönster und herrlichster Lohn. Schönen Gruß an Dich, auch an Papa, Mama, an alle Tanten und Onkels und vergiß nur den Straußbuschen nicht!

A. B. in **H.** Ueber Deine Frage wird uns von anderer Seite mitgeteilt: „Ich hatte jahrelang eine griechische Schildkröte, welche in der rauhen Jahreszeit im Wohnzimmer hauste und sommers in den Hausgarten gesetzt wurde, an einer Stelle natürlich, wo sie nicht entweichen konnte. Sie hatte nach einigen Monaten die Scheu vor den Hausgenossen ganz verloren und kam auf den Ruf ‚Hans‘ herbei, um ihre Salatblätter, Kohl u. dergl. zu verzehren; endlich war sie sogar so zahm, daß sie Nacktschnecken und Würmer fraß, wenn man sie ihr vorwarf. Wurde sie nach einem starken Regen in den Hausgarten gesetzt, so räumte sie über Nacht unter den Nacktschnecken auf, welche die Gartenwege besuchten.“

Julius K. in **Neutitschein.** Wir haben die Beschreibung Deines Dampfheronsball erhalten; sie soll auch bei Gelegenheit verwendet werden. Geduld, Geduld! — Wegen der anderen Sache ist Dir geschrieben worden, nicht wahr? Gruß!

C. v. G. in **Hagen.** Zweifellose Auskunft würden in diesem Falle die Konservatoren einer königlichen oder privaten Münzensammlung, z. B. in Berlin oder Stuttgart, geben können Wende Dich an Herrn R. Forrer jun. in Hottingen — Zürich. Genannter Herr wird Dir gewiß auch gerne gefällig sein. — Und nun Deine Uebersetzung: „Unum sub fornacem decus“, — „Einen Unteroffizier“! — Au! — Brr! —

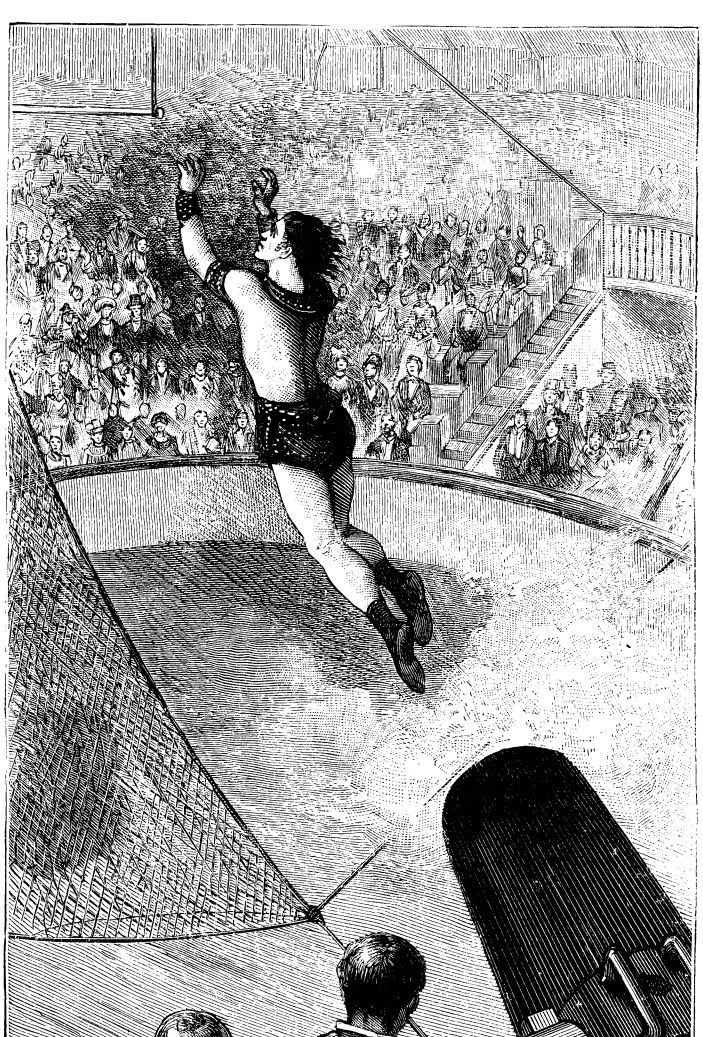
Paul Gutte, Plauen im Vogtl., **Albertsplatz 1.** Die Blindschleiche nährt sich von Nacktschnecken, Regenwürmern, glatten Raupen u. dergl. Vom Oktober bis März hält sie ihren Winterschlaf; sie verkriecht sich mit Vorliebe in mit Gebüschen besetztes steiniges Terrain, in vorgefundene oder selbstgegrabene Löcher. — Du schreibst ferner: „Liebe gute Kameraden im Auslande: Ich sammle schon seit einiger Zeit Briefmarken und habe über 5000 Doppelexemplare, darunter sehr viel seltene, möchte nun mit Euch, liebe Kameraden, auf direktem Wege Marken tauschen. Mit herzlichem Gruß Euer ....“

Hans Heuschmann in **Bayreuth, Opernstraße 103½,** schreibt: „Möchten nicht meine lieben Kameraden mit mir in Tauschverbindung treten? Ich habe besonders: Bayern (alte und neue), Deutsches Reich, Oesterreich und Ungarn, Frankreich, Württemberg, Schweiz, Nordamerika 2c. und brauche: Südamerika, Türkei, Portugal und Spanien 2c. Auch habe ich Ganzsachen.“

H. F. in **Berlin** will seine Kameraden in ein kleines Rechenkunststückchen einweihen: Um das Resultat eines Subtraktionsexempels zu erraten, läßt man jemand eine dreistellige Zahl aufschreiben, dann dieselbe umkehren und subtrahiert nun die dadurch entstandene neue Zahl mit der anderen. Ist dies geschehen, so läßt man sich die letzte Zahl (die Einheitsstelle) des Resultats nennen. Ist diese beispielsweise eine 7, so heißt das Resultat 297, denn die mittlere Ziffer, die Zehnerstelle, ist stets eine 9, und die erste (linksstehende) stets diejenige Zahl, welche der letzten Zahl an 9 fehlt.

Z. B. 582 umgestellt gibt 285, subtrahiert bleibt 297.
394 „ „ 493, „ „ 099.
612 „ „ 216, „ „ 396.

Gruß freundlich erwidert! Deine Rätsel vielleicht bei Gelegenheit. Wir haben deren ungemein viele.



Der aus der Kanone geschossene Mann.

St. Petersburg, Wassily-Ostrof. Dein Rätsel ist sehr interessant, insofern uns diese russischen Hieroglyphen höchst rätselhaft sind. Du scheinst ein rechter Schalk zu sein. Willst Du nicht deutlicher werden?

D. F. in **O.** Für Ihre Liebenswürdigkeit herzlichen Dank. Sie fragen: „Wodurch lassen Sie sich bestimmen, den Fragesteller im ‚G. K.‘ mit Du oder Sie anzureden?“ — Sie beabsichtigen, uns wohl in Verlegenheit zu bringen? Zunächst wird der „G. K.“ sehr oft, ja überwiegend, mit dem herzlichen „Du“ angesprochen, und da wäre es denn eine Unhöflichkeit, mit Sie zu entgegnen; im übrigen mag es reine Gefühlssache des Redakteurs sein; aus jedem Briefe spricht ein nicht weiter zu bezeichnendes, für Für oder Wider sprechendes Etwas. Thatsache ist, daß uns eine Empfindlichkeit noch nicht vorgekommen. Unter Kameraden ist das auch ganz egal! Nicht wahr?

Eine Mutter in **Oesterreich.** Wo es gilt, eine Freude zu bereiten, da ist der „G. K.“ selbstverständlich gleich dabei; es existieren in St. Andreasberg im Harz etwa 250 Züchtereien, die jährlich beiläufig 20000 singende Hähne produzieren. Einer der berühmtesten dieser Züchter heißt Trute. Vortreffliches werden Sie von Peter Erntges in Elberfeld, oder von dem bekannten Kanarienhändler Mieth in Berlin erhalten. — Großflossler oder Makropoden bekommen Sie von den Züchtereien Paul Matte in Groß-Lichterfelde bei Berlin, H. Daimer, Berlin, Ritterstraße 33., Gebr. Lasse, Berlin, Charlottenstraße 22, Wilhelm Geyer in Regensburg. Anleitung zur Pflege finden Sie im „Vom Fels zum Meer“, Jahrgang 1883, Novemberheft. Genügt das?

Jmd. aus **Zabern.** Du schreibst an die Spitze Deines Briefes: „Geliebter!“ — Sehr schmeichelhaft! — Prospekte und Kataloge der Briefmarkenhandlungen erhält man überall gratis, die Briefmarkenzeitungen aber kosten Geld. Nachstehend die billigsten: Briefmarken-Zeitung Illustr. Frankfurter v. Dauth, Bilbelerstraße, Frankfurt a. M.; jährl. 12 Nrn. 2 Mk. Briefmarken-Journal Red. v. Moschkau; jährl. 24 Nrn. m. Illustr., halbjährlich Mk. 1. 50. Gestattet Deine Sparkasse größere Ausgaben, gehe in eine Ladenbuchhandlung, lasse Dir dort Vorschläge machen und Probenummern zeigen. Freundlichen Gruß!

Eodo, E. v. B. Schade — hätten wir Deinen Wunsch nach Meerschweinchen etwa vier Wochen früher gekannt, würden wir Dir sogar einige Pärchen ganz umsonst haben beschaffen können; sie wurden uns nämlich ebenso angeboten. Diese niedlichen, anspruchslosen Tierchen finden wegen ihres Betragens, ihrer schönen Farben und ihrer außerordentlichen Reinlichkeit wohl stets Liebhaber, aber ihre Vermehrung ist wiederum wie bei den Kaninchen gar zu reichlich, so daß mancher Besitzer bald nicht weiß, wohin damit. Wenn Dein Wohnort nicht zu klein, wirst Du sicherlich durch ein einziges Inserat in der dortigen Zeitung Verkäufer erfahren, sonst geben die zoologischen Gärten von Köln, Frankfurt, Hannover, Dresden, Breslau sie ebenfalls alle für billigen Preis. Auch die meisten kleinen Vogelhändler führen sie regelmäßig der Nachfrage halber, aber mit diesen Leuten fährt man leider selten gut, weil sie eben alles als Ware betrachten nnd schnell verkaufen wollen, gleichviel, in welchem Zustande sich ein Tier befindet. Die genannten Gärten verkaufen auch Vögel, immer verhältnismäßig etwas teuer, dafür aber auch gesund und eingewohnt. Außerdem verdienen volles Vertrauen die großen Hamburger Firmen Fockelmann, Christian Hagenbeck, in Wien Gudera, Reiche in Alfeld, Bode in Leipzig. Laß Dir von der nächsten Handlung eine Preisliste kommen und Du findest, was Du suchst; indessen die praktische gute Verpackung macht jede Entfernung gleichgültig.

Otto Gr. in **Oedenburg.** Wir danken Dir für Deine Einsendung recht herzlich. Wir werden dieselbe zum Gegenstande eines Aufsatzes machen, sobald die eigentliche Blumenzeit wieder ins Land gezogen. Wir sind von der Schönheit und Farbenerhaltung dieser getrockneten Blumen nicht wenig überrascht. Die beiden eingesendeten Lampenschirmteile schmücken jetzt unsere Fenster. Freundlichen Gruß!

Karl M. in **Dr.** Das muß aber schon ein rechter Nichtsnutz sein: „Nun,“ wird Fränzchen gefragt, „bekommst Du wohl auch manchmal Schläge?“ — „Ei freilich, Tante!“ — „Wer gibt sie Dir denn, Papa oder Mama?“ — „Ei, wer g'rad Zeit hat!“

A. Schneider im **Schloß** zu **Zabern** in **Zabern** schreibt: „Geschätzte und Geliebte Kameraden! Wer von Euch will so freundlich sein, mit mir Briefmarken tauschen? Tauschlustige mögen adressieren wie oben. (Nicht daß Ihr aber glaubt, daß ich Euch keine schicke.)“

K. aus **Buxtehude.** Nach Möglichkeit vor Feuchtigkeit schützen (auch nicht mit feuchten Fingern angreifen), ist das einzig zuverlässige Schutzmittel. Sind die Metallteile bereits rostig, so reibe die Flecken mit bayrischem Kalk oder mit einem der vielen guten Putzpulver. — Dank für die Uebersetzung: Non omnia cadunt secunda. Zu deutsch, (aber nicht lachen!): Nicht alle fallen in die Seekunda.

Paul Tritsch, Obertertianer in **Landsberg a/W.** schreibt: „Wer von meinen guten Kameraden möchte mir ein ‚Schaumbed Briefmarkenalbum‘, 300 Marken enthaltend (das Album hat neu 7 Mk. gekostet), umtauschen, und was bietet er dafür? Vielleicht eine gute Armbrust, einige Aquariumsbewohner oder einen Vogel oder dgl.“

Das Landleben.

Der Schriftsteller J. G. Kohl äußert sich darüber also: „Nirgends wohl gibt es weniger Außergewöhnliches, als bei dem Leben auf dem Lande im Schoße der lieben Mutter Natur. Da ist es alle Tage derselbe Hahnenruf, der uns weckt, dieselbe freundliche Morgensonne, die uns ins Fenster blickt. Heute wie gestern schleichen die brüllenden Rinder, wenn das Horn des Hirten sie ruft, zum Stall hinaus und kehren abends befriedigt heim. Die Schwalben und Tauben flattern und girren den ganzen langen Tag aus und ein. Alle Töne, die unser Ohr treffen, das Rauschen der Mühle am Bache, das Geklapper der Dreschers, das Lärmen des butternden Milchmädchens und das langmütige Lied, das sie dazu singt, das alles ist ja sehr eintönig und gleichförmig. Aber ist es langweilig? Bedeutende Männer, Aufregungen und berauschende Freuden, wie in der Stadt, gibt es da nicht, und keine anderen Neuigkeiten, als daß über Nacht, o Jubel! ein Lämmlein zur Welt kam, als daß die Bohnen heute keimten, — daß die Weißdornen erblühten, oder daß soeben ein Gewitter am Himmel heraufzieht. Das und viel anderes dem Aehnliches — lauter Gewöhnliches und oft Wiederholtes sind die Ereignisse des Tages, die das ganze Jahr ausfüllen und wiederkehren. Ihrer überdrüssig und müde wird aber der Natur- und Landfreund doch nie. Er fühlt sich im Gegenteile von diesen alltäglichen Dingen wie bezaubert. Könnte er nicht mit ihnen wohl ein Jahrhundert so fortleben?“

Unsere Knaben sollen nicht kleine Herren, sondern kleine Männer sein.

Theophil Zolling.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

Von

J. H. D. Kern.

(Fortsetzung.)

Den Kopf der Klapperschlange sah ich anfangs nicht; er ruhte auf dem Erdboden, zwischen Gras und Kräutern versteckt. Nur nach schärfster Anspannung meiner Sehkraft entdeckte ich die fest auf mich gerichteten, wie Diamanten funkelnden Augen, die großen Schilder über den Augen und die kleineren, welche von da bis zur Schnauzenspitze verlaufen. Das Reptil schien nicht im mindesten erregt zu sein, zischte nicht, klapperte auch nicht, sondern begnügte sich wohl im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit damit, mich genau zu beobachten. That ich ihr nichts zuleide, so band die Schlange gewiß nicht mit mir an. An mich aber dachte ich keine Minute, fürchtete mich wie gesagt auch nicht; nur die Frage, wie ich den Freund vor allen Dingen von dem fürchterlichen Gaste befreien könnte, machte mir große Sorge.

Wohl wußte ich, daß der Crotalus mit kleinen Säugetieren, Vögeln, Fröschen und Eidechsen fürlieb nimmt, größere Tiere und Menschen aber nur beißt, wenn er erschrickt, zufällig getreten oder absichtlich gereizt wird. Aber in dieser gefährlichen Lage befand sich gerade der schlafende Charles Knox ohne Wissen und Willen. Solange er sich nicht im Schlaf bewegte, hatte er ebenso sicher nichts zu fürchten, wie der tödliche Biß unvermeidlich war, wenn er auch nur einen Finger rührte. Sinnend stand ich vor ihm, wußte aber lange keinen Ausweg. Steine, mit denen ich hätte nach dem breiten Kopfe werfen können, gab es im Urwalde nicht; mit Holzstücken oder gar mit Schrot oder einer Kugel konnte ich den Freund selber treffen, würde ihn jedenfalls damit erwecken und die Gefahr seiner Lage mehren, wenn die Schlange bei seinem Aufspringen noch einen Funken von Leben besaß.

Alle möglichen Begegnungen mit Schlangen, die ich selbst erlebt oder von denen ich gehört oder gelesen hatte, zogen in wirrem Durcheinander in meiner Erinnerung vorüber; vergeblich zerbrach ich mir den Kopf, um aus ihnen ein auf den vorliegenden Fall passendes Mittel zu entnehmen. Die Klapperschlangen lieben die Berührung des Regens nicht, viel weniger gewiß das Begießen mit dem kalten Wasser des Black Pool! sagte ich mir einen Augenblick. Fülle deinen Hut mit Wasser, steige auf den Baum und schütte den Inhalt über die Schlange aus! Das wird sie zu eiliger Flucht veranlassen. Aber der arme Charles? Er müßte maßlos erschrecken, und dieser Schreck könnte die schlimmsten Folgen haben, würde wahrscheinlich die

Im ersten Schnee.

eben überstandene Krankheit zurückrufen. Und dann, wer bürgte mir dafür, daß die Schlange nicht bei ihrer Flucht mit den fürchterlichen Zähnen nach meinem Freunde hieb, welcher sicher mit ihr gleichzeitig aufspringen würde.

Aber ich hatte doch so manchem dieser Scheusale den Garaus gemacht — und sollte mir nun in diesem verhängnisvollen Augenblick nicht zu helfen wissen; jetzt gerade, wo möglichste Eile dringend Not that, sollte ich vor einem unüberwindlichen Hindernisse dastehen. Wo hast du denn die Schlangen getötet? fragte ich mich ruhiger werdend, und ließ ein langes Register in meinem Gedächtnis passieren. Meistens im Freien, auf der Prairie, aber auch — und nun durchfuhr ein Hoffnungsstrahl mein Gehirn — in dem Milchkeller deiner Mutter. Oft genug hatten wir dort ein Exemplar dieser Klapperschlangen gefunden, welches sich durch das engvergitterte Fenster hineingezwängt, sich dann zum Bersten vollgesoffen hatte und sich kaum zu regen vermochte. Nun, nach dem reichlichen Genuß ihrer größten Delikatesse ward das abscheuliche Tier aufgespießt, hinausgetragen und vollends getötet. Konnte ich jetzt nur schnell genug ein Gefäß mit süßer Milch herbeischaffen und die Aufmerksamkeit der Schlange darauf lenken, bevor Charles Knox erwachte, so war er gerettet.

Allein durfte ich ihn in dieser Lage verlassen? Wie viel Zeit mußte mit dem Herholen der Milch verloren gehen? Und wenn ich dann wiederkam und meinen Freund als Leiche vorfand? Ein herabfallendes Blatt, eine Bewegung der Schlange, meine eigenen Fußtritte beim Weggehen könnten den Schläfer in der Ruhe stören und seinen unbarmherzigen Wächter zum Bisse reizen. Schnell vollzogen sich meine Bedenken, nur wenige Minuten reichten hin, um den Entschluß in mir reifen zu lassen, daß ich den Versuch wenigstens machen wolle.

Ich schlich zu meinem Pony zurück, führte ihn leise ein paar hundert Schritte fort, warf mich auf seinen Rücken und sprengte, was er laufen konnte, auf die nächste Farm zu, welche ich in zehn Minuten erreichte. Mr. Wheeler saß unter der Veranda seines Hauses; er sah mein verstörtes Gesicht und fragte nicht lange, als ich ihm halb außer Atem zurief:

„Schafft mir schleunig eine große leere Schale und eine Kalebasse voll frischer Milch! Aber um Gotteswillen, so schnell wie möglich! Charles Knox . . .“

Weiter kam ich nicht, der Farmer hatte die Situation vollständig begriffen und war, ohne mich bis ans Ende anzuhören, ins Haus gestürzt, um das Verlangte zu holen. Sein Zögern schien mir eine Ewigkeit; doch, da war er wieder, reichte mir eine Schale und eine gefüllte Flasche. Ohne mir Zeit zu Danksagungen zu lassen, machte ich kehrt und sprengte zurück, gequält von gerechter Sorge um den geliebten Freund, dessen drohendes Schicksal inzwischen schon besiegelt sein mochte.

In größerer Entfernung band ich diesmal meinen Peter an und schlich, die Flinte auf dem Rücken, Schale und Flasche in der linken, den Knüttel in der rechten Hand, klopfenden Herzens der wohlgemerkten Stelle zu. Erleichtert atmete ich auf, als ich Charles noch ebenso ruhig daliegen sah, wie ich ihn verlassen hatte. Auch die Schlange hatte ihre vorige Stellung bewahrt. Es konnte noch alles gut werden, wenn ihr Geschmack nicht absonderlich geartet war.

Langsam trat ich näher und zwar auf der Windseite, den Knüttel zum Hiebe bereit, falls sie Miene machen sollte, auf mich einzudringen. Den Blick aufmerksam auf sie gerichtet, rückte ich bis auf sechs Schritte von ihr vor, ohne daß sie zu rasseln begann. Dies laute, durchdringende Geräusch mußte ängstlich vermieden werden, weil es den Freund jedenfalls aufgeweckt haben würde. Weiter durfte ich mich nicht vorwagen, da mir ein leises Zischen verriet, daß das Reptil nicht in seiner Ruhe gestört sein wollte.

Als sie mir den Gefallen nicht that, mir entgegenzukommen, beugte ich mich vornüber, ohne sie aus den Augen zu lassen. höhlte eine flache Mulde in der Erde aus, drückte die Schale da hinein, füllte sie mit dem Inhalt der Flasche und sprengte die letzten Tropfen auf den zwischen Schlange und Schale gebliebenen Raum. Dann beschrieb ich einen weiten Bogen um die haarsträubende Gruppe, stellte mich auf die andere Seite des Baumes und wartete in höchster Spannung die Wirkung meines verlockenden Mittels ab.

Nun ward meine Geduld nicht lange mehr auf die Probe gestellt. Die Schlange witterte nicht so bald den Duft der Milch, als sie den breiten giftgeschwollenen Kopf erhob und ihn lebhaft zu bewegen begann. Sie schnüffelte in der Luft, reckte den Hals in der Richtung auf die Milch zu, rollte zu meiner großen Freude ganz langsam die beschuppten Ringe auseinander, welche auf dem Körper meines Freundes ruhten, glitt auf den Waldboden hinab und kroch anfangs langsam, dann schneller und schneller auf die liebliche Speise zu.

Eine größere Freude hatte ich vorher nicht erlebt, als ich jetzt empfand, wo sie den Kopf mit der weitausgestreckten beweglichen Zunge zum Trinken über den Rand der Schale vorschob. Mein Freund war gerettet, von einem fürchterlichen Tode gerettet, sein Feind sollte getötet werden, ehe ich ihn selber erweckte. Jede unnötige Aufregung mußte ich ihm ersparen. Darum ließ ich die Schlange sich an der Milch laben, bis sie beinahe den letzten Tropfen ausgeschlürft hatte, sprang hinzu und zerschmetterte ihr mit einem Streiche meines wuchtigen Prügels das Rückgrat, daß sie, zu einer Bewegung unfähig, zu Tode getroffen im Grase liegen blieb.

Noch mit der Ermunterung meines Freundes beschäftigt, hörte ich Pferdegetrappel und erkannte bald Mr. Wheeler und einen seiner Knechte, welche zu meiner Unterstützung herbeieilten. Sie brachten ein Huhn mit, dem Schnabel und Füße zusammengebunden waren, und welches sie der Schlange hatten vorwerfen wollen, wenn diese die von mir gebotene Milch verschmähte. Gottlob brauchte das unschuldige Tier nicht mehr geopfert zu werden.

„Du hast ein gefährliches Schläfchen gemacht, lieber Charles!“ sagte ich zu ihm, als er erwachte, und führte ihn zu der bereits verendeten Schlange. „Die hätte dir leicht dein Leben rauben können. Mr. Wheelers große Gefälligkeit und meine von unerwartetem Glücke begleiteten Bemühungen haben kaum das Schlimmste von dir abgewendet.“

Als Charles den Hergang erfuhr, fiel er mir dankerfüllt um den Hals und gelobte durch Handschlag, daß er sich nie wieder im Walde zum Schlafe niederstrecken werde. Nur wenige Minuten blieben wir noch zusammen; dann mußte sich Charles auf das von dem Knecht gerittene Pferd setzen und den Heimweg antreten, damit seine Eltern, bei denen inzwischen ohne Zweifel sein Pferd mit leerem Sattel angekommen war, baldmöglichst von ihrer gerechten Besorgnis um den Sohn befreit würden. Auch ich kam früher nach Hause, als mein Vater erwartete.

„Nur gut, Quin, daß du diesmal nicht zu Hause bliebst!“ sagte mein Vater vergnügt, als er meinen Bericht angehört hatte. „Du hast dich brav gemacht, mein Junge, ich bin mit dir zufrieden; auch freue

ich mich, daß du um eine Erfahrung reicher geworden bist, welche dich zu immer größerer Vorsicht mahnen wird."

5. Von Tuskers belagert.

Der an unserer Faktorei vorbeiströmende Yellow Fork ist für gewöhnlich ein bescheidenes Flüßchen von etwa dreißig Metern Breite. Gar oft hatte ich ihn schon zu Boot befahren, kannte ihn deshalb sehr wohl. Ich jagte in den Wäldern an seinem Ufer, seit der Vater mir zu meiner unaussprechlichen Freude eine doppelläufige Flinte geschenkt hatte, stellte Fallen für Raubzeug und Geflügel, lauerte den Rehen auf dem Anstande auf und brachte meiner Mutter häufig genug ein feistes Stück Wildbret.

Im Winter 1871/72 war gewaltig viel Schnee im Hochgebirge gefallen, und der Monat März brachte uns mit ungewöhnlicher Wärme auch so bedeutenden Regen, daß der Mississippi mit all seinen Nebenflüssen und deren Afterflüssen die Menge des Wassers nicht fortschaffen konnte.

Um einen Truthahn zum Geburtstage meiner Schwester zu schießen, wollte ich eines Morgens ausgehen, fand aber den Wald, mein gewöhnliches Jagdrevier, auf große Strecken hin unter Wasser stehend. Der Yellow Fork war weit über seine Ufer getreten, mit einer an ihm sonst unbekannten Gewalt schoß er brausend dahin, entwurzelte mächtige Bäume und führte sie in seinem trüben Wasser fort.

Da eine Bootfahrt heute nicht geraten schien, wanderte ich stromauf und zwar mehrere Stunden lang, denn die Truthühner, auf welche es abgesehen war, hatten die durchweichten Wälder verlassen und sich in die Prairie begeben. In der Prairie aber gehören diese Jagden auf Hühner nicht zu den Annehmlichkeiten, weil das scheue Wild den Jäger schon auf große Entfernung bemerkt und nicht auf Schußweite herankommen läßt.

Wohl drei Meilen oberhalb unserer Farm war ich marschiert, als ich bis auf einen Schuß bereits meine ganze Munition verschossen hatte, nun aber endlich nahe genug an einen alten halbverhungerten Hahn hinanschleichen konnte und denselben wirklich mit der letzten Ladung niederstreckte.

Müde und hungrig näherte ich mich dem Ufer des Yellow Fork und ruhte auf einem flachen Landrücken aus, welcher einer Halbinsel gleich quer in den tobenden Strom hineinragte. Mürrisch warf ich den mageren Vogel auf die Erde, die leere Flinte daneben und wünschte nichts sehnlicher, als daß ich den Heimweg stromabwärts zu Boot zurücklegen könnte. Doch daraus konnte nichts werden; ich mußte mich mit dem Gedanken vertraut machen, meine müden Beine wieder in Bewegung zu setzen. Sonst war ich gewöhnlich reich mit Beute beladen nach wenigen Stunden heimgekehrt; heute hatte ich schon mehr als den halben Tag verloren und brachte nichts heim, als diesen vielleicht ungenießbaren Hahn, meine Stimmung war nicht gerade rosig.

Als ich noch so meinem Aerger nachhing, ward ich plötzlich durch ein mir wohlbekanntes Geräusch aus der Ruhe aufgeschreckt. Ich hörte wildes, vielstimmiges Schreien, hörte auch das Stampfen zahlreicher Füße und das Zusammenknicken der von diesen zertretenen Zweige. Es mußten wilde Schweine sein, vielleicht durch ein Raubtier gejagt.

„Freut euch, daß ich kein Pulver und Blei mehr bei mir habe!" sprach ich bei mir selbst. „Sonst sollte wenigstens eins von euch die Dreistigkeit, dem Quincy so nahe zu kommen, mit seinem Leben büßen."

Diesmal aber hatte ich sehr zur unrechten Zeit geprahlt. Mir ward, wie ich gerne gestehe, bald gar nicht wohl zu Mute, als ich die Tuskers in geradester Richtung auf mich dahergaloppieren sah und nun in die Lage kam, mich vor ihrem Angriff zu verteidigen. Ich hatte weder Waffen, noch war ein Baum in der Nähe, auf welchen ich hätte flüchten können; denn der Landrücken war augenblicklich kahl, die reißenden Fluten hatten dort alle Bäume entwurzelt, und ich sah mich bereits von dem Walde abgeschnitten.

Immer noch gefaßt, sprang ich empor und überzählte die heranstürmende Schar: mehr als dreißig schnaufende Rüssel und doppelt so viele kleine funkelnde Augen zählte ich. Der Trupp kam, immer noch laufend, näher und umgab mich in einem Halbkreise. Sie grunzten, quiekten, schrieen und wühlten mit Schnauzen und Pfoten das Erdreich auf. Wohl zwanzig Schritte von mir entfernt, machte der Haufen Halt, drei alte Eber an seiner Spitze, welche herausfordernd etwas weiter gegen mich vorrückten.

Wahrhaftig, eine günstigere Gelegenheit, sich an mir für den mehrfachen Mord ihrer Verwandten zu rächen, konnten die Tuskers nicht finden. Sie waren durch die Hochflut von ihren Lager- und Futterplätzen vertrieben worden. Ihr Appetit schien groß, ihr menschliches Opfer ihnen nicht entschlüpfen zu können. Trotzdem gingen die Borstenträger vorläufig noch nicht zum Angriff vor, sondern begnügten sich damit, zu schreien, ihre Schnauzen schnüffelnd in die Luft zu strecken und mich grimmig anzuglotzen. Augenscheinlich wußten sie anfänglich nicht, was sie mit mir anfangen sollten; ihre Einfalt war noch größer als ihr Hunger. Diese Wahrnehmung machte mir Mut.

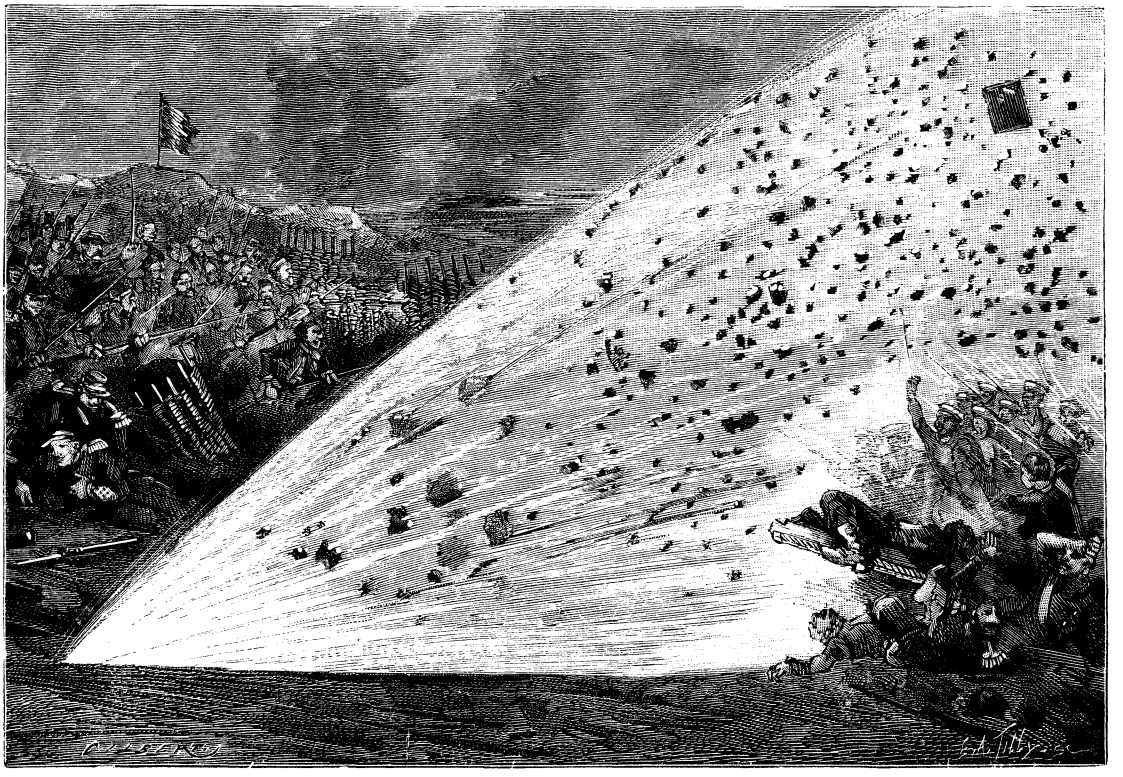
„Was wollt ihr?" schrie ich ihnen entgegen, indem ich meine Flinte beim Lauf ergriff und Miene machte, mit dem Kolben dreinzuschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Gegen- oder Verteidigungsmine.

Wir haben kürzlich unseren jungen Lesern eine Flattermine oder Fougade vorgeführt, wie man sich derer namentlich bei Belagerungen bedient, um auf dem Glacis einer Festung mit sogen. überladenen Minen große Trichter auszuwerfen, in denen der angreifende Teil sich sofort festsetzt oder logiert (was man das „Krönen der Minentrichter" nennt) und seine Minenarbeiten fortsetzt. Es gibt aber auch Konterminen zur Verteidigung, welche sowohl der angreifende wie der angegriffene Teil anlegt, um sie bei der Annäherung des Gegners spielen zu lassen und diesen zu verblüffen oder zurückzuweisen. Ihr Bau und ihre Anlage geschieht ganz auf dieselbe Weise, nur werden die Gegenminen tiefer, bis zu 7 m zur Sohle des Minengangs oder der Galerie, gelegt, damit sie der Gegner nicht mit seinen Angriffsminen unterfangen kann, was er thun würde, wenn ihre Sohle nur 2 bis 3 m tief läge. Der Zweck dieser Verteidigungsminen ist vorzugsweise, den Gegner mit einem Hagel von Steinen und emporgerissener Erde zu überschütten, sobald er nahe genug ist, um zu stürmen. Man legt daher die Ladung der Minen so ein, daß sie sich in einem spitzen Winkel gegen den Angreifer entladen, wie das auf unserem umstehenden Holz-

schnitt zu sehen ist. Dieser gegenseitige Minenkrieg ward seiner Zeit vor Sebastopol mit ganz besonderer Wucht betrieben und hat mancher Sturmkolonne die furchtbarsten Verluste beigebracht. So oft die Franzosen oder Engländer ein Fort oder ein anderes russisches Werk genommen, so befestigten sie dasselbe in der Kehle, d. h. an seiner Rückseite, untersuchten es dann genau, entfernten die Verteidigungsminen und verwandten deren Ladungen zur Ladung neuer geeigneter Bohrlöcher oder Minen, um diese spielen zu lassen, sobald die Russen mit einem Ausfall sich des genommenen Werkes wieder bemächtigen wollten, und einen der-



Explosion einer Gegen- oder Verteidigungsmine.

artigen Fall stellt unser vorstehendes Bild dar. Es handelt sich dabei um eine sogen. „freie Mine“ (im Gegensatz zu den „bedeckten“ oder „eingeschlossenen“, wo die Ladung innerhalb des zu sprengenden Mittels angebracht ist). Bei diesen freien Minen berührt die Ladung den zu sprengenden Körper nur mit einer Seitenfläche oder mehreren solchen, und meist sind diese frei oder wenig bedeckt und einander so genähert, daß sie mit einem Feuer (d. h. gleichzeitig) entzündet werden. Ihre Wirkungen reichen ineinander, sie heißen dann gekuppelte oder accolierte Minen. Um die Minen zu sprengen, werden sie gezündet; den Ort, von wo aus dies geschieht, nennt man, wie schon früher erwähnt, den Herd. — Zur Zeit des Krimkriegs hatte man zur Ladung der Minen nur Sprengpulver und Schießwolle. Seither hat man in der Chemie noch eine ganze Reihe weiterer, mächtig wirksamer Explosivstoffe erfunden Dynamit, Nitroglycerin, Mellinit und eine Menge furchtbarer Nitrate, deren Einführung in die Kriegsmittel die Franzosen mit einem besonderen Eifer betreiben, und welche jede nur erdenkbare Anwendung gestatten. Dies läßt mit Zuversicht voraussehen, daß der nächste Krieg, und namentlich der Festungskrieg, ein furchtbar verheerender sein muß, da man sich gezwungen sehen wird, besonders für Minen alle vorhandenen Errungenschaften der Kriegschemie in Anwendung zu bringen, was im Interesse der Humanität tief zu beklagen ist.

Winterspaziergänge.

1. Im Reif.

Sind das die Bäume und Sträucher, die noch gestern kahl und öde, düsterbraun oder schwarz, am Wege standen und ihre nackten Aeste und Zweige wie hilfeflehende Arme zum grauen Novemberhimmel emporstreckten? Ueber Nacht haben sie sich zu wunderbaren Prachtgebilden verwandelt, die aussehen, als trügen sie weiße Korallen oder blühende Kirschzweige. Aufs schönste heben diese Zweige sich von dem reinen, aufgeklärten, blauen Himmel ab, an welchem im fernen Osten noch die rotberandeten Morgenwölkchen schweben. Die unendlich vielen und feinen Verzweigungen, die im Sommer unter der Fülle der grünen Blätter verschwanden, treten jetzt in überraschender Deutlichkeit hervor, blendend weiß, als ströme ein weißer Glanz aus jedem Zweige. Dabei funkelt es wie von Diamanten und Saphiren. Es hat über Nacht gereift, und der Reif oder Rauchfrost hat mit einem Schlage diese ganze Wunderwelt ins Dasein gerufen.

In den vorigen Tagen hatte der Wind aus Südwest und West geweht und auf seinen riesigen Schwingen viel Feuchtigkeit ins Luftgebiet und über die Landschaft geführt. Gestern abend nun war plötzlich der Wind nach Norden umgeschlagen; wir merkten es in der Stube an unseren nach Norden gelegenen Fenstern, deren Läden zu rütteln und zu klappern begannen. Dieser Nordwind verursachte eine bedeutende Erniedrigung der Temperatur. Nach Mitternacht legte sich das Toben des Sturmes, und die Wasserdünste, welche sich dann an den kalten Baumzweigen, Pflanzenstengeln und anderen Körpern niederschlugen, wurden durch die Kälte des Morgens in die feinen Eiskrystalle des Reifes oder Rauchfrostes

verwandelt. — Der vielgepriesene Süden hat keine Erscheinung aufzuweisen, welche unserem nordischen Rauchfrost im entferntesten an die Seite zu stellen wäre. Sage einem Südländer, du kennest ein Land, wo die Bäume und Sträucher, die Pflanzenstengel und Steine wie mit Krystallen gepudert wären, wo es beim zarten Purpurlichte des Morgens funkelte und blitzte, wie inmitten einer mit Diamanten, Saphiren, Topasen und Rubinen angefüllten Schatzkammer, wo die Erde so hart und weiß wie ein marmorner Estrich wäre, wo der Himmel so blau wie eine Kuppel von Lapis lazuli leuchtete, wo eine Luft wehte, so kalt, so erfrischend, wie auf den hohen Alpen, — und der Südländer wird dir's nimmer glauben, oder er wird das Land ein Märchenland nennen!

Ja, von unglaublicher, märchenhafter Pracht ist das Gesamtbild der bereiften Landschaft; aber wie steigert sich diese Pracht zu unfaßbaren Wundern, wenn wir mit offenen Augen das Einzelne betrachten, z. B. einen Baum! Millionen zarter, aus den zierlichsten Krystallen gewobener Fäbchen, Schnürchen, Rosetten und Fransen schmücken jeden Zweig in unnachahmlicher Pracht und Herrlichkeit. Selbst das abgestorbene Blatt am Boden ist mit Krystallen übersät; wir heben ein dürres Eichenblatt auf: sieht es im leichten Purpurlichte des Morgens nicht aus wie eine dünngehämmerte Kupferplatte, die mit zahllosen kleinen Diamanten umsäumt ist? Jedes unscheinbare Grashälmchen steht wie mit Diamantenstaub inkrustiert, und die gestern noch so unscheinbare, braune Samendolde einer Feldrainblume ist heute ein Gebilde, wie kein Juwelier es prächtiger herstellen kann. Sogar der dünne Spinnenfaden hat seinen Teil von den Wundern des Reifes mitbekommen: mit seinen in vielen Farben spielenden Eisnadeln gleicht er einer Schnur, an die eine Last von Diamantsplittern angereiht ist. Ja, auch auf diese bereiften Spinnenfäden, Samendolden, Dürrblätter und Zweige können wir jene Worte anwenden, welche Linné unter sein Systema Vegetabilium schrieb: „O Domine Deus! Multa fecisti mirabilia tua! Cogitationibus tuis non est, qui similis sit tibi! Herr, mein Gott! Vieles Wunderbare hast du geschaffen, und keiner ist, der deinen Gedanken gleichkommt!"

Der Dichter aber grüßt die wunderbare Pracht, welche ihm die Reiflandschaft an einem Sonntagmorgen entgegenträgt, mit den schönen Versen:

Ueber Bäumen, weit im Thal,
Reif- und schneebehangen,
Ist der Sonne goldner Strahl
Leuchtend aufgegangen,
Daß wie köstliches Geschmeide
An dem weißen Feierkleide
Glänzt das helle Morgenlicht,
Das in Reif und Schnee sich bricht.

Seine weiße Fahne schwingt
Ueberm Land der Frieden,
Der mit sanfter Macht bezwingt
Allen Streit hinieden.
Horch! Die Sonntagsglocken klingen,
Und die frommen Klänge singen
Gottesfrieden, Sonntagsruh'
Dem bedrängten Herzen zu. —

Was wölbt sich dort vor uns, schneeweiß und blinkend, wie die mit Diamanten besäte Marmorkuppel eines Feenpalastes? Es ist der bereifte Wald. Den reichsten und schönsten Schmuck tragen die Wipfel der Bäume; auch empfingen die am Rande des Waldes stehenden Recken einen weit reicheren Schmuck, als die mehr nach innen liegenden, deren Stämme grau und braun und moosgrün aus den weißen krystallenen Hallen hervordämmern; besonders zeigt sich der Reif an jener Seite der Stämme und Aeste, wo vom dunstreichen Südwest- oder Westwinde die meiste Feuchtigkeit abgesetzt ist.

Erwartungsvoll treten wir in den Zauberpalast des Waldes ein. Ein seltsames Licht umfängt uns inmitten der bereiften Baumgestalten; die zahllosen Eiskrystalle mit ihren edelsteinartig geschliffenen Flächen und Kanten brechen das Licht so tausendfältig, zerstreuen es so unendlich, daß die Aeste und Zweige in einiger Entfernung ineinanderzufließen scheinen, wodurch der Eindruck des Zauberischen noch verstärkt wird. Da stehen die stämmigen, rauhrindigen Eichen mit ihren knorrigen, zackigen Aesten, die schlanken Buchen mit ihren weitausgreifenden Zweigfächern, die pyramidenförmigen dunklen Tannen, sie alle sind mit Millionen von flimmernden Krystallen bekleidet, die in langen, weißen, leicht beweglichen Bärten von den Aesten und Zweigen herabhängen. Hast du schon einen Magnet in Eisenfeilspäne gehalten und ihn dann wieder herausgezogen? War er nicht ringsum mit langen, fedrigen Haaren behangen, die aus Hunderten einzelner Eisenteilchen bestanden? Sieh, so setzen sich ähnlich bei der Bildung des Rauchfrostes die kleinen, oft winzigen Eiskrystalle aneinander, bald die Zweige und Aeste als wollige Hülle bekleidend, bald den Stamm und die Rinde als feste, zuckergußartige Krystallmasse überziehend, bald wieder herabwehend in langen, silbernen Schmuckfäden. Wo ein Sonnenstrahl diese Eiskrystalle trifft, da schimmert und glitzert, da funkelt und blitzt es, als wären Diamanten „vom reinsten Wasser" mit verschwenderischer Hand über die Bäume ausgestreut. Die alten Gesellen des Waldes, die im Frühlingswehen und im sommerlichen Gewittersturme ihre grünen Kronen wiegten, ihre belaubten Zweige wie Adlersfittiche auf und nieder schlugen, ihre Tausende von Blättern flirren ließen, — die alten Gesellen, sie stehen nun so starr, so stumm, so geisterbleich da, als wären sie von Künstlerhand aus Alabaster gemeißelt. Aber da braust ein Stoß des Nordwindes durch den Wald und — o Wunder! — die Aeste des Steinbildes bewegen sich und schütten weißen Blütenregen auf den staunenden Wanderer herab. Die Zweige berühren sich flüsternd, als tauschten sie leise Grüße. Auch unter unseren Füßen schallt und hallt es: das ist der leichte Schnee, der, von unseren Sohlen zusammengepreßt, auf dem harten Erdreich knarrt und knirscht. All diese Töne haben in der Stille des Waldes etwas Anheimelndes, Trauliches, da sie den sonst vielleicht recht toten Eiswald zur belebten Landschaft machen, — auch zu einer belebenden, die Auge und Sinn erfrischt und den Dichter zu den schönen Versen begeistert:

Winterwald im Sonnenglanze,
Reich an Silber und Demanten,
Die an jedem Zweige blitzten,
Die auf jeder Knospe brannten!
Rings ein Glimmern und ein Glühen,
Gleich als wollten eitle Zwerge
Einmal zum Verwundern zeigen
All den Reichtum ihrer Berge;
All den Hort geheimer Schätze,
Die sie rastlos schürften, scharrten:
Winterwald im Sonnenglanze,
Schöner als ein Frühlingsgarten!
Winterwald, wie still und einsam!
Nur des Würgers schrille Klage,
Nur des Spechts eintönig Pochen,
Und ein Schreiten fern im Hage.

(J. W. Weber.)

Ein Rabe läßt sich soeben über uns auf den Zweigen einer Buche nieder; er überschüttet uns mit einem Regen von Eisjuwelen, die von dem schwankenden Aste absprangen. Wir blicken in die Höhe. Der große Vogel mit dem schwarzen, metallisch schillernden Gefieder rudert auf seinen breit entfalteten Schwingen weiter in den Wald hinein. Ueber uns wölbt sich die Decke des Zauberpalastes. Sie ist gebildet aus vielfach verschlungenem Gitterwerk, das bald wie ein Geflecht aus weißen Seekorallen, bald wie ein Gehänge von weißem Flor erscheint und hier und dort das reine Himmelblau in Stückchen wie kleine Glasfensterchen hindurchschimmern läßt. Und wie herrlich ist alles abschattiert! Die eigentliche Kuppel ist blendendweiß, die stützenden Bogen und Rippen — es sind die dickeren Buchenäste — sind graulich weiß, da hier die Rinde schon mehr offen liegt, und die tragenden Säulen endlich — die Stämme — sind düstergrau. Je tiefer nämlich die Stämme in den Wald hinein stehen, desto weniger empfingen sie vom Schmucke des Reifes. Denn die vom Südwest oder West bewegte Luft setzt auf jene Gegenstände, die sie zuerst antrifft, die meiste Feuchtigkeit ab, und je weiter sie in den Wald hineinstreicht, desto weniger hat sie noch abzugeben. „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst" — so geht's auch in diesem Falle.

Der weiße, duftige Schmuck des Reifes bildet einen sonderbaren Gegensatz zu der braunen, grauen oder moosgrünen, bald glatten, bald gefurchten Rinde der Stämme. Jede Baumart hat je nach ihrer Verästelung ein besonderes Schmucksystem. Die Birke mit ihren langen, feinen, im Bogen niederhängenden Reisern und dem silberrindigen Stämmchen gleicht im Schmucke des Reifes einem Springquell, dessen Wasserstrahlen in der Luft zu Eis erstarrten. Die Kiefer trägt die Eiskrystalle mit Vorliebe an ihren langen, herabhängenden Nadeln, wodurch der Baum ein Ansehen erhält, als wären seine Zweige nunmehr mit silbernen Fransen besetzt. Die Eiche trägt ihre zahllosen feinen Zweigbüschel, die aus den zackigen Aesten brechen, so von Eiskrystallen verdickt und infolge-

dessen einander näher gerückt, daß sie dichte, duftigweiße Zweiggewölke bilden.

Auch an dem laublosen Reiserwerk der niedrigen Sträucher, welche zumeist den Waldrand einfassen, hat der Nachtfrost seine zierliche Juwelierarbeit geübt. Das schimmert wie von Brillantagraffen und Rosetten, von Eisnadeln und Silberfransen, von Diamantschnüren und Brillantsträußchen! Endlich hat die herrschende Luftströmung der Nacht an den bogigen, dürren Halmen der Waldgräser lange, bloß nach einer Seite hin gerichtete Kryställsplitter angesetzt, so daß auch die Gräser nunmehr brillantenen Kämmen gleichen.

Aber es ist nun einmal das Los der irdischen Dinge, desto vergänglicher zu sein, je schöner sie sind. Steigt die Sonne höher am Horizonte herauf, und sendet sie ihre wärmenden Strahlen senkrechter auf den bereiften Wald herab, so kann sich der reiche Schmuck nicht behaupten; er schmilzt dahin, und tausendfältig tropft es von allen Aesten und Zweigen.

Cäsorix.

(Schluß.)

IV.

Gleich nach Mitternacht nahte Veronicus mit Fackeln dem Gefängnis des Cäsorix.

„Auf, Cimber," rief er, „der Tag ist da, wo du dich zeigen sollst!"

Cäsorix bat abermals um einen Becher Weins.

„Ha," lachte da Veronicus, „gefällt dir der Syrakuser? Bringt ihm, Leute, Wein! Schnell!"

Vorwärts zog nun der Troß; Cäsorix folgte willig und ließ sich von Hadald, der an seiner Seite blieb, die via triumphalis beschreiben.

„Und wo strömt am meisten Volk zusammen?" fragte Cäsorix harmlos, indem er die Gebäude in seiner Umgebung musterte.

„Nun natürlich auf dem Forum, wo sich Tempel an Tempel reiht!"

„Also sind hier die höchsten Gebäude?"

„Allerdings!"

Die Ankunft des Marius unterbrach ihr Gespräch.

Stolz schnaubte der Konsul den Veronicus an, weil er ihm die Priesterinnen nicht zum Zuge stellen konnte; er befahl den Ausfall durch einen Trupp gemeiner cimbrischer Gefangener zu decken und musterte Cäsorix mit einem lauernden Seitenblick. Gegen die hohe Gestalt des Germanen war der kleine untersetzte Römer ein Bild der Häßlichkeit. So mochte Marius wohl selbst empfinden, denn die Narbe über dem linken Auge rötete sich, ein Zeichen seines Unmutes.

Morgens um 4 Uhr setzte sich die Menge bei der porta triumphalis über die Triumphbrücke in Bewegung. Den Zug eröffneten Tuboisten, welche den Schlachtenchor ertönen ließen. Ihnen folgten hinter zwei Kohorten marianischer Krieger Senatoren, Konsularen, Würdenträger, Ritter, Beamte, Sklaven und Beutestücke von Wert, ein Wagen mit eroberten Waffen, wilde Cimbernhengste, geführt von Mohrensklaven, und Krieger mit Adlern und Feldzeichen der siegreichen Legionen. Nun brauste das Siegesgespann des Marius mit sechs Schimmeln daher. Auf dem Wagen stand der Konsul in goldschimmernder Triumphtoga, die corona triumphalis, einen mit Goldblättern durchsetzten Lorbeerkranz, auf dem bereits ergrauenden Kurzhaar. Finster blickten die Augen unter den buschigen Brauen hervor; stolz musterte der unerbittliche Sieger über die Barbaren das Volk rechts und links. Dicht hinter dem Wagen schritt erhobenen Hauptes, verhöhnt vom Pöbel, Cäsorix. Hinter ihm trotteten gefangene Cimbern gemeinen Ranges, denen der Fürst dann und wann ein ermunterndes Wort zurief. Diesen schlossen sich Soldaten, Offiziere, Tribunen, Priester und Vestalinnen an, dann folgten Karren, Kriegszeichen, Waffen, Beutestücke, Gold- und Silbersachen von Wert, gefangene Frauen und Kinder der Cimbern, berittene Krieger, Fahnenträger, Tuboisten und zuletzt die ganze Leiblegion des Triumphators mit Kränzen.

So erreichte man das Forum, wo in der That Tempel sich an Tempel reihte, Ehrensäulen und Statuen aufgerichtet waren und Standbilder in großer Zahl emporragten. Hier stockte der Zug.

Diese Gelegenheit ersah sich Cäsorix. Wie der Blitz hatte er einige Soldaten in das Volk hineingeschleudert, durch die Menge der sich Drängenden aber glitt er aalgleich hindurch. Ehe ihn Veronicus und seine Häscher erreichen konnten, war er Hunderte von Stufen zum Tempel des Kastor und Pollux hinauf. Ein Haruspex*), der ihn aufhalten wollte, flog, von seinen gewaltigen Fäusten geschleudert, in die Menge hinein, die lärmend, schreiend nach oben starrte. Der Zug hielt. Marius gab, Flüche murmelnd, den Befehl, den Barbaren herabzuholen und zum Hungertode in das alte Brunnenhaus des Forums hinabzustoßen, aber — seine Schergen kamen zu spät. Oben auf dem Tempeldache stand Cäsorix, und deutlich hörte man seine eherne Stimme herabschallen:

„Seht, Römervolk, so stirbt ein freier Cimbernfürst! Nun versucht es, ihn zu halten, zu schänden, in Ketten zu legen! — O, ihr Götter! Ich sehe glückselige Gefilde, ich höre den jauchzenden Ruf aus Walhalla! Ach!"

Damit warf er sich, die Arme ausgebreitet, hinab. — Ein vielstimmiger Schrei — und Cäsorix lag, eine formlose Masse, zerschmettert vor dem Sechsgespann des Marius, dessen Gesicht aschbleich ward. Gleich darauf ertönte sein Kommando zum Weiterrücken, und die Römer schritten über den Cimbern fort: durfte doch die Hauptstadt nicht aus dem Rausch erwachen! Niemals sonst hat des Marius Faust, der nervige Arm, der einst den Pflug kraftvoll führte, beim Triumphopfer gezittert; dieses Mal bebte er, als er das Opferholz auf dem Altare des Jupiter ultor tonans**) anzündete. Kam ihm eine Ahnung, daß es noch etwas Köstlicheres gibt als Macht, Ansehen, Ehre?

Das war das Schicksal des Cäsorix. — Seine zertretene und besudelte Leiche begruben mitleidige Priester des Tempels auf einem heiligen Platze; sein tragisches Ende aber ward in dem in Saus und Braus lebenden Rom bald vergessen.

Nur ein Moos!

Als der Reisende Mungo Park sich einst in der afrikanischen Wüste von seiner Karawane verirrt hatte und endlich ermattet zusammenbrach, um den Tod zu erwarten, erblickte er ein grünendes Moospflänzlein am Boden. Dieses allein zeugte in der steinigen Einöde von Leben. Es erinnerte den Verlassenen daran, daß auch hier Gott gegenwärtig sei. Ermutigt raffte der Reisende sich wieder auf: er wandelte fürder und fand Rettung.

*) Seher (Priester).
**) Jupiter ultor tonans = der höchste donnernde Gott.

Eine Bärenjagd in Rußland.

Der gemeine oder braune Bär, Ursus arctos, ist in den unabsehbaren russischen Nadelwäldern noch ungemein häufig, namentlich in den sumpfigen Wäldern und in der Nähe der Seen, welche etwa unter dem 60 ° n. Br. und noch höher hinauf liegen. Da er seinen Standort möglichst weit von den menschlichen Wohnungen entfernt nimmt und im Sommer teilweise von Pflanzenkost lebt, so sieht man in der guten Jahreszeit nicht viel von ihm, denn er weicht dem Menschen geflissentlich aus. Er macht aber zuweilen seine Nähe geltend, indem er sich unversehens und mit großer Dreistigkeit ein Schaf, ein Schwein, ein Kalb, ein Füllen oder einen Hund aus dem Dorfe holt und in seinen sichern Versteck trägt, nachdem er die Beute an einem ruhigen Orte zuvor halb aufgezehrt hat; oder er vergräbt das geschlagene oder angeschnittene Tier wohl auch an der Stelle, wo er es angefressen hat, und holt den Rest gelegentlich. Aber Petz ist in der That ein so starker Bursche, daß das Redebild von der Bärenstärke kein übertriebenes ist, denn so ein ausgewachsener „Hauptbär" von fünf oder sechs Centnern trägt ein Füllen oder ein starkes Schwein ohne Mühe im Maule stundenweit, und niemand wagt ihm im Sommer in sein Waldesdickicht zu folgen, da er, wenn man mit ihm anbindet, ein gefährlicher Kunde ist. Die beschädigten Bauern, denen er ein Stück Vieh geschlagen hat, verwünschen ihn dann von Herzen und warten nur die günstige Zeit ab, um ihm etwas am Zeuge zu flicken und sich an ihm zu rächen, und diese Zeit ist der Herbst, wenn die Laubbäume ihre Blätter verlieren und der erste Neuschnee fällt, das Unterholz licht wird, und Petz seine breiten, unverkennbaren Fährten im Schnee zurückläßt. Wenn man dann einen Bären in der Nähe spürt, so wird emsig Jagd auf ihn gemacht.

Als ich nach Rußland kam, wünschte ich mir nichts sehnlicher, als eine Bärenjagd mitzumachen, aber erst im zweiten Herbst meines Aufenthalts ergab sich Gelegenheit hierzu. Unter den Mushiks (Bauern), welche für unser Eisenwerk Holz und Kohlen führten, war auch ein anstelliger junger Bursche, Namens Sergej Alexiewitsch. Derselbe besaß ein hübsches Füllen, das oft neben der eingespannten Mutter herlief, an welchem jedermann seine Freude hatte. An einem Herbsttage, da er im Walde beim Fortschaffen von Sägeklötzen nach der Stelle half, von wo diese im Winter mit Schlitten abgeführt werden konnten, war das Füllen auch mitgelaufen und hatte hinter einigen Büschen geweidet, als ein lauernder Bär plötzlich hervorbrach, das Füllen jagte und so lange verfolgte, bis er es erreichte, niederriß und ins Dickicht trug. Sergej, die anderen Fuhrleute und Waldarbeiter hatten dies wohl gesehen und Petz durch Schreien und Peitschenknallen vergebens zu verjagen gesucht, aber nicht verhindern können, daß der Bär dem hübschen Tierchen die Halswirbel durchbiß und es davonschleppte. Das Füllen war Sergejs Stolz und Liebling gewesen, er hatte daher dem Räuber unversöhnliche Rache geschworen. Es war ungefähr um die Mitte Oktober, als Sergej eines Morgens mit blitzenden Augen und atemlos auf dem Werk erschien und die Nachricht brachte, er habe in einem Waldstücke, kaum drei Werst vom Schmelzwerk, die wachsfrischen Fährten einer Bärin mit zwei Jungen entdeckt und vermesse sich, zu versichern, daß dieselbe zum Schuß gebracht werden könne. Im Nu war alles auf den Beinen, um eine Jagd zu veranstalten, und der eifrigste von allen war der junge Graf A., der Sohn des Werkbesitzers, der gerade auf dem Werk anwesend war. Alle eilten nach Hause, um sich zu bewaffnen, während Schlitten bespannt und Treiber vom Werk und aus dem Dorfe aufgeboten wurden, und ehe eine Stunde seit dem Eintreffen der Nachricht vergangen war, hielten wir, unserer neun oder zehn Schützen und mindestens doppelt so viel Treiber, am Rande des Waldes, wo Sergej die Bärenspuren entdeckt hatte.

Die Spuren führten in einen alten Kiefernwald mit vielen Dickungen hinein, worin zum Teil uralte hohle Stämme standen, nach einem ungeheuren Windbruch vom vorigen Jahre hin, den man abräumen wollte, und zu welchem man eine Zufahrt zu bahnen begonnen hatte. Unser Schmelzmeister Danilo, ein erfahrener Bärenjäger, behauptete, dort müßten wir die Bären suchen. Die Leitung der Jagd ward ihm anvertraut, und nachdem er mit seinem Hunde die Spur ein Stück weit verfolgt hatte, wurden die Schützen und die Treiber angestellt, Danilo und Sergej, der eine große Holzaxt im Arme trug, rückten mit dem Hunde nach der Mitte des Windbruches vor. Es dauerte nicht lange, so gab der Hund Standlaut, und die Männer riefen: „Habt acht, ein Bär, ein Bär!" Petz war vom Hunde unter einem Haufen Stämme, die wirr übereinanderlagen, und worunter er sich vielleicht ein Winterlager gesucht hatte, entdeckt und angebellt worden. Den kleinen Hund achtete er nicht, aber der Anblick der beiden Männer mochte ihn stutzig machen; er richtete sich auf, brummte und trollte davon dem rechten Flügel zu, wo ihn die Treiber bald ansichtig wurden und mit lautem Geschrei den Schützen zutrieben. Fünf oder sechs Schüsse folgten; da entstand auf dem rechten Flügel ein ganz unweidmännischer wüster Lärm. Ich stand weit auf dem linken Flügel und horchte gespannt ins Dickicht hinein; es war in dem dichten Holze nichts zu sehen. Da erscholl es aus der Mitte: „Habt acht! Die Bärin!" und nun johlten und schrieen auch hier die Treiber. Ich konnte den Gang der Jagd nicht überschauen, sondern erfuhr nur später, wie sich alles zugetragen hatte. Die Schüsse und das Geschrei hatten die Bärin aufgescheucht, und sie war aus einer anderen Stelle des Windbruches hervorgekommen und hatte sich zur Flucht gewendet, gefolgt von ihren Jungen, deren eines dem jungen Grafen A. auf etwa 30 Schritte nahe kam, so daß er es mit einer Kugel niederstreckte. Da es aber sich wieder aufrichten wollte, sprang er hervor und gab ihm einen Fangschuß aus nächster Nähe, und einer der Treiber schlug es mit der Axt vollends tot. Graf A. wollte schnell wieder laden, denn er führte unglücklicherweise eine großkaliberige Vorderlader-Doppelbüchse, aber noch hatte er kaum das Pulver im Laufe, als er die Bärin auf den Hinterläufen mit wütendem Brummen auf sich zukommen sah. Flucht war unmöglich, die beiden Nachbarschützen schossen zwar auf die Bärin, trafen aber wohl kaum, denn die Bärin ließ sich nicht abhalten. Graf A hielt mutig stand; eine Pistole, die er aus dem Gürtel gezogen, in der einen, sein Jagdmesser in der anderen Hand, erwartete er sie stehenden Fußes, und schoß

— Ehe noch der Pulverrauch verzogen war, hatte ihn die Bärin mit ihren Pranken (Tatzen) umschlungen und suchte ihn niederzuwerfen. —“

auf zwei oder drei Schritte; allein ehe noch der Pulverrauch verzogen war, hatte ihn die Bärin mit ihren Pranken (Tatzen) umschlungen und suchte ihn niederzuwerfen. Die Verzweiflung gab ihm Geistesgegenwart; er drückte gegen das mächtige Tier, und es gelang ihm, den Kopf unter ihren Unterkiefer zu drücken und damit emporzustoßen. Die Jäger riefen ihm zu, festzustehen und die Bärin ebenfalls zu umfassen, und Danilo eilte herbei und schoß der Bärin à bout portant eine Kugel zwischen Licht und Lose (Auge und Ohr) durch den Kopf, während einer der Träger ihr mit der Axt den Schädel spaltete. Sie brach zusammen, und man zog den jungen Grafen ohnmächtig unter ihr hervor. Seine Schultern und Arme waren von den Klauen so zerrissen, daß man einen Finger in jede Wunde legen konnte. Mehr tot als lebend ward er nach dem Eisenwerk zurückgebracht und brauchte fünf Monate, bis er wieder genesen war und sich von dem Blutverlust erholt hatte. Das andere Junge, etwa sechs Monate alt, hatte Sergej lebend gefangen: er hatte es mit einem stumpfen Axthieb auf den Kopf betäubt, ihm dann seine Pelzmütze über den Kopf gezogen und die Füße kreuzweis zusammengebunden, in welchem Zustande er es zum Schlitten und nach Hause brachte. Der zuerst beschossene Bär, ein junges Weibchen, ward auf der schweißigen Fährte verfolgt und durch einen Fangschuß erlegt, und so endete meine erste Bärenjagd, welche um ein Haar unserem jungen Brotherrn das Leben gekostet hätte.

Unter Korsaren.

Von

H. Wörishöffer.

(Fortsetzung.)

In den Augen des Knaben flammte es auf. „Und diese Perlen darf man behalten, Sir? Sie gehören keinem Menschen?"

„Nein. Wer sie vom Grunde des Meeres emporholt, der hat ihren Wert gewonnen. Und es liegen Millionen an dieser Stelle verborgen. Mackenzie hat in einem Boot die Strecke untersucht, er hat hier und da eine Muschel hervorgezogen, in allen lagen edle, echte Perlen. Ich sah sie, ich hielt sie in der Hand."

Der Steuermann war aufgesprungen. „Aber weshalb beutete Kapitän Mackenzie die Sache nicht weiter aus?" fragte er. „Echte Perlen nehmen nicht so viel Platz weg — er hätte für Millionen in einem Winkel seines Schiffes verstecken können."

Mr. Burns nickte. „Seine Mannschaft bestand aus Malayen," versetzte er. „Das Fahrzeug war verschlagen, halb leck und ohne Proviant; die Leute murrten schon, sie würden ihn ohne Rücksicht ermordet haben, um Schiff und Beute an sich zu bringen, daher behielt er das Geheimnis für sich. Eine Strecke von mehreren Meilen ist mit den Byssusfäden dicht besetzt und zwischen diesen stehen die edlen Muscheln, in deren ausgeleerten Schalen allein große Reichtümer stecken. Ihr werdet alle diese Schätze heben, ihr werdet im Golde wühlen und Millionen als Kleinigkeiten betrachten lernen — —"

„O Sir! Sir!"

„Es ist so, es ist so! Mackenzie hat mir's auf seinem Sterbebette geschworen, er ist mit den Worten: ‚Bei dem Namen Gottes, ich spreche wahr!' — in die Ewigkeit hinübergegangen. Und sein Vermächtnis schenke ich euch, aber nur unter einer unerläßlichen Bedingung!"

Er sah langsam von einem zum anderen. „Ihr müßt meine sämtlichen Schulden bezahlen und meine arme alte Mutter, solange sie noch lebt, mit allem Nötigen auskömmlich versorgen. Wollt ihr das versprechen? Wollt ihr redlich bemüht sein, das wieder auszugleichen, was ich durch meinen Leichtsinn anderen Personen zufügte?"

„Ich will es — bei Gott! ich will es!"

Matthias hatte laut und feierlich gesprochen, jetzt reichte ihm der Kapitän die Hand. „Ich danke dir, mein Junge! Du wirst Wort halten, davon bin ich fest überzeugt."

„Auch ich gelobe Ihnen, Ihren Wunsch zu erfüllen, Herr Kapitän!" versicherte der Steuermann, „aber Gott wird ja geben, daß sich Ihre schlimmen Vorahnungen in keiner Weise erfüllen, daß Sie mit uns die Insel erreichen und alles teilen, was wir selbst erleben."

Mr. Burns reichte auch ihm die Hand, dann gingen beide, der Steuermann und Matthias wieder an ihre Arbeit, letzterer sogleich neugierig umringt von mehreren seiner Kameraden. „Du," fragte Jim, „was wollte der Alte von dir?"

„Nichts, das deine Angelegenheiten betroffen hätte, Jim!"

„Sieh! Sieh! Du bist ja äußerst höflich. Geheimnisse also."

„Nimm das an, Jim."

Bell zeigte ihm die Faust. „Mit dir rechnen wir noch ab, Bürschchen!"

Es wurde im geheimen hin und her erwogen, welcher Art die Unterredung in der verschlossenen Kajüte gewesen sein möge. „Irgend welche Vorbereitungen," meinte Conchito, „Maßregeln, Pläne. Der Schleicher, der Pablo umspäht uns überall — — aber wenn wir erst die Herren sind, gleichviel ob auf der Insel oder an Bord des Dreimasters, dann wehe ihm! Mein Dolch findet sein Herz, so wahr mich San Giovanni, mein Schutzheiliger, behüten und bewahren möge."

Allein in einem finsteren Winkel hinter der Cambüse stand Matthias und sah mit verschränkten Armen auf das Meer hinaus. In seiner Brust wogte und gärte ein nie gekannter Aufruhr, sein Herz schlug wie ein Hammer. Er sollte Reichtümer erwerben, sollte Schätze ausschütten können über das Haupt des alten Onkels und der immer klagenden keifenden Tante — welch ein Geschenk Gottes war das!

Die Schuldverschreibungen seines toten Vaters konnte er sich dann herausgeben lassen, konnte sie in die Flammen werfen und gänzlich vernichten, so daß es kein Blatt mehr gab, auf dem der Name „Karl Berghoff" als der eines Schuldners geschrieben stand. Die Sache war dann tot, vergessen, Tante Regina würde von diesen Dingen nie wieder sprechen.

Der Knabe sah sich bereits im Geiste unter den Byssusranken arbeiten und Muschel nach Muschel hervorholen. Welche Seligkeit! Welch ein Rausch des Glückes!

Aber wahrhaftig, sein gegebenes Versprechen wollte er halten. Mr. Burns

alte Mutter sollte wie eine Fürstin leben, jeder Gläubiger ihres Sohnes sollte Zins und Zinseszins redlich empfangen. Auch da galt es wieder Frieden zu stiften und das Andenken eines Toten vor Verunglimpfungen zu bewahren.

Eines Toten?

Seltsamer Gedanke! Da stand der Kapitän an Deck und gab seine Befehle so gelassen, mit so fester Stimme, als habe nie ein Hauch die Ruhe seiner Seele getrübt, als sei nicht sein Testament bereits gemacht und die Rechnung mit dem Leben für immer abgeschlossen. Matthias fühlte ein unwillkürliches Grauen. Von welcher Seite sollte es nahen, das Verderben?

Der Kapitän beobachtete das fremde Schiff. Es schien in seiner Bewegungsfähigkeit gehindert, man hörte fortwährend Hammerschläge herüberschallen, selbst in der Nacht, welche diesem Tage folgte. Der große schwarze Bau sah unheimlich genug aus, das konnte niemand leugnen.

Kapitän Burns war immerfort am Deck auf und ab gegangen, er hatte sein Bett nicht berührt, hatte nicht aufgehört, durch das Glas zu sehen — auch nach einer anderen Richtung hin. Mußte nicht heute der grüne Strand, der ersehnte, in Sicht kommen?

„Flaggensignal!" rief es vom Ausguck. „Das fremde Schiff ruft uns an."

Wie elektrisiert fuhr der Kapitän herum. „Was? — Was?"

Dann sah er das Signal. „Die Engländer sind in Not!" sagte er beinahe stammelnd. „Ihr Ruder ist beschädigt — sie brauchen Hilfe!"

Der erste Steuermann näherte sich seinem Vorgesetzten. „Was soll ich antworten, Sir?"

Der Kapitän fuhr mit der Hand über die Stirn. „Fragen Sie nach dem Kurs!" gebot er.

Das Sprachrohr that seine Schuldigkeit und der Bescheid kam prompt zurück. „Nach den Sandwichsinseln."

„Ach — also keine Verfolgung, keine verborgenen Pläne! — Die Leute steuern mit uns den gleichen Kurs. — —"

„Steuermann, geben Sie das Signal zur Bewilligung — lassen Sie beidrehen und ein Boot aussetzen."

Dann sah er wieder in der Richtung der Insel über das Wasser. Ganz am Rande des Horizonts lag es wie eine langgestreckte dunkle Bank — das war die Insel, das Ziel der Fahrt.

M. Burns erhob die Rechte und deutete mit bezeichnendem Blick auf den Steuermann zu dem fremden Strande hinüber. „Da! — Jetzt kommt der Tod, Pablo!"

Drittes Kapitel.

Hüben und drüben glänzte auf den Wellen der goldige Sonnenschein, das Meer lag in tiefer Ruhe, vom Himmel schwebten zarte weiße Federnwölkchen — alles in der Natur atmete Frieden und Harmonie. Das fremde Schiff näherte sich langsam dem Dreimaster, dessen Bemannung in den Segeln arbeitete, um das schlanke Fahrzeug backzulegen.

Dann zitterte es von den höchsten Mastspitzen bis zum Kiel und kaum merklich vom Wind abgetrieben, lag das schöne Schiff auf den Wogen, ohne mehr seinen Kurs zu verfolgen. Jetzt wurde ein Boot ausgesetzt und der Zimmermann kletterte hinein. Man mußte sich doch zuerst den Schaden in der Nähe besehen.

Pablo trat an die Seite des Kapitäns. „Weshalb wohl die da drüben nicht backlegen?" fragte er. „Es wäre doch an der Zeit, sollte ich meinen."

Der Führer des Dreimasters setzte das Glas ab. „Pablo," raunte er, „wissen Sie, was ich eben bemerkt habe?"

„Nun, Sir?"

„Die Besatzung des Engländers ist eine farbige. Er hat Mauren an Bord, braune Gesichter, Leute mit Turbanen!"

Der Steuermann erbleichte. „Mein Gott, Sir! — es werden doch nicht etwa Seeräuber sein, Tunesen oder —"

Ein unerwartetes Ereignis schnitt ihm die Fortsetzung der Rede plötzlich ab. Wie durch Zauberei entfernt, flogen in den Breitseiten des vermeintlichen Engländers die Luken empor und aus zwanzig Feuerschlünden zugleich brach das Verderben über den Dreimaster herein. Die Kanonen donnerten, die Luft war erfüllt vom Pulverdampf — es krachte und splitterte überall, gleich einem Hagelschauer im Winter rauschten Trümmer von Stengen und Takelwerk auf das Verdeck herab.

Ein Schreckensschrei von den Lippen der überraschten Matrosen begleitete die Katastrophe. „Seeräuber!" rief Bell. „Seeräuber! Wir sind verloren!"

In der Seele des zweiten Steuermannes schien ein kecker, verbrecherischer Plan gedankenschnell zu reifen. Während die Befehle des Kapitäns und des ersten Steuermannes über das Verdeck dahinschallten, während im Augenblick alles daran lag, das Schiff aus seiner Unthätigkeit zu reißen und manövrierfähig zu machen, suchte Conchito die Leute aufzuwiegeln. „Gehorcht nicht, meine Jungen!" schrie er. „Gehorcht nicht! Warum hat der Kapitän das Schiff backlegen lassen und den Zimmermann fortgeschickt? Was kümmerte uns denn das fremde Fahrzeug?"

„Ja, ja, der Steuermann hat recht. Jetzt ist das Unglück da!"

„Der arme Pietro! Seht, da treibt das leere Boot, die Piraten haben ihn niedergeschossen!"

„Und das im Augenblick, wo wir ihn so notwendig brauchen!"

„Entert auf!" gebot zornig der Kapitän. „Entert auf!"

Und als die Leute zögerten, da riß er die Pistole aus dem Gürtel. „Der erste, welcher den Gehorsam verweigert, bekommt eine Kugel!"

Unwillkürlich wich der Haufe zurück, aber Conchito spornte auch die Zaghaftesten sogleich wieder an. „Wir sind verloren," schrie er. „Wir können uns gegen die Uebermacht auf keinen Fall verteidigen, aber es gibt einen anderen Ausweg, Leute! — Da drüben liegt die Insel. Laßt uns unser Leben retten, indem wir den Seeräubern das Schiff überliefern und dafür nichts verlangen, als am Strande der Insel ausgesetzt zu werden."

„Um dort ohne Tauschwaren und Proviant zu verhungern!" rief einer.

„Das kommt noch darauf an. Hier sterben wir eines sicheren Todes."

„Der Kapitän ist an allem schuld. Weshalb ließ er das Schiff backlegen?"

„Werft ihn über Bord, den Schurken!"

Mr. Burns schoß in den vordrängenden Haufen hinein, mit gellendem Aufschrei stürzte ein Matrose zu Boden, Blut rieselte über das Verdeck — jetzt waren alle Bande der Disciplin gelöst.

„Zu mir! Zu mir!" schrie Conchito. „Hindert doch die Narren, das Schiff flott zu machen!"

„Leute! Leute!" rief Pablo. „Seid ihr denn toll geworden? Denkt ihr mit Räubern einen Vertrag schließen zu können?"

Seine Worte wirkten auf einige Vernünftige unter der Mannschaft günstig ein, trotz aller Versuche der Gegner wurden die Segel gesetzt und das Schiff vor den

Wind gebracht. Zwei Mann erkämpften sich mit Faustschlägen den Platz am Ruder und der „Sturmvogel“ glitt wieder wie vor wenigen Minuten in voller Fahrt durch die Wogen.

Ein lautes „Hurra“ der Gutgesinnten begleitete diesen Augenblick. Der Kapitän und Pablo, in jeder Hand eine Pistole, bahnten sich den Weg zu den Geschützen und wenige Minuten später flogen vier Vollkugeln zugleich in das Ruder des Piratenschiffes. Seine Bewegungsfähigkeit war im Augenblick gelähmt, die Breitseite, welche es gerade jetzt abgab, verfehlte ihre Wirkung — einige Kugeln flogen durch das Takelwerk des Dreimasters, andere fielen unschädlich in das Wasser. Die Entfernung zwischen den beiden Schiffen vergrößerte sich zusehends.

Conchito hatte sich in der Kambüse verbarrikadiert. Im Augenblick schien die Partei des Kapitäns das Uebergewicht zu haben, die Anführer der Rebellen hielten sich daher klüglich im Hintergrunde, aber doch nur für ganz kurze Frist, dann hatte der Pirat den Schaden notdürftig ausgebessert und nahm nun die Verfolgung auf.

Hüben und drüben krachten die Geschütze; wie Riesenmöwen mit leuchtend weißer Brust glitten die beiden Schiffe über das Wasser, nahe und näher erschien vor den Blicken der Seeleute jener Strand, den Kapitän Bruns als das gelobte Land bezeichnet hatte — das Land der Verheißung, welches er selbst nicht betreten sollte.

Man sah Berge und Bäume — weißer Gischt umbrandete das Korallenriff. In einer halben Stunde hätte der „Sturmvogel“ Anker werfen können.

Hätte! — wenn nicht das Hindernis gekommen wäre.

Der unglückliche Mann deutete auf das Piratenschiff. „Noch wenige Minuten, Pablo, dann sind sie hier!“

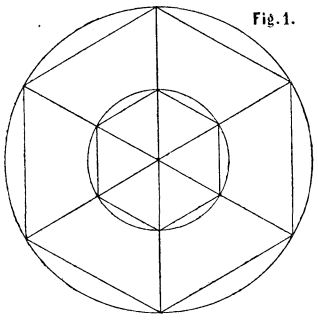
Der Steuermann spähte nach allen Seiten. „Und kein Segel zu entdecken, kein Trost, keine Hoffnung, Sir!“

„Aber wir wollen uns verteidigen bis aufs Messer!“

Alle Segel waren angesetzt, der Dreimaster flog förmlich über die Wellen, aber dennoch hegte von den an Bord befindlichen Männern kein einziger die Hoffnung, dem drohenden Feinde wirklich zu entgehen. Der Pirat war an Fahrgeschwindigkeit dem „Sturmvogel“ bedeutend überlegen.

Auf dem Verdeck hatten sich zwei getrennte Gruppen gebildet. Der Kapitän war umgeben von seinen wenigen Getreuen, während die Hauptmasse den Lockungen des zweiten Steuermannes folgte.

Fig. 1.



Conchito stand mit verschränkten Armen und lächelte spöttisch.

„Da höre ich den Befehl zum entern!“ sagte er.

Das Piratenschiff kam heran, Seite an Seite flogen die beiden Segler dahin. Braune afrikanische Gesichter sahen zum Verdeck des Kauffahrers hinüber, die Geschütze schwiegen und in aller Händen blitzten die Enterbeile.

Der Kapitän und Pablo sahen einander an. „Tripolitaner!“ sagte Mr. Burns.

„Das glaube ich auch. Sie schießen nicht, weil ihnen daran liegt, uns lebendig zu ergreifen.“

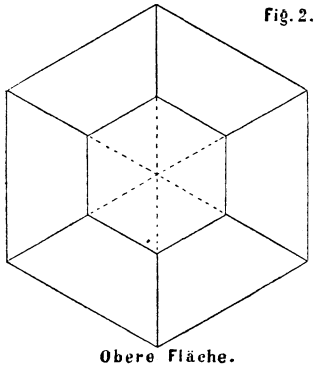
„Um uns als Sklaven zu verkaufen.“

„Natürlich.“

Conchito hatte das Wort aufgefangen. „Hört ihr's?“ rief er, mit dem Fuße stampfend, „hört ihr's! Sklaven sollen wir werden! Vielleicht will uns dieser würdige Herr Kapitän an die Seeräuber verkaufen!“

Matthias sah voll Empörung in das

Fig. 2.



Obere Fläche.

aufgeregte Gesicht des Chilenen. „Herr Steuermann!“ rief er, „wie können Sie der Mannschaft solche Lügen sagen? Wenn die Piraten unser Schiff nehmen, so ergeht es dem Führer desselben nicht besser als dem letzten Kajütsjungen.“

Conchito ballte die Faust. „Das bist du ja!“ rief er. „Hast wohl da im Allerheiligsten hinter versperrten Thüren mit den beiden obersten Kommandeuren Brüderschaft geschlossen, du vertraute Kröte, nicht wahr?“

„Wer weiß, was da vorgegangen sein mag!“ rief im giftigen Tone der Matrose Bell. „Dieser Bursche ist nicht einmal ein rechtgläubiger Christ!“

„Ein Ketzer ist er, ein Hund, den man töten sollte. Jim Lawrence sagt, er sei immer ein Taugenichts gewesen. Sein Vater war ein Betrüger, bei dem viele redliche Leute das Ihrige verloren haben, seine Tante ist ein zankfüchtiges Frauenzimmer, — wahrhaftig eine hübsche Familie!“

In diesem Augenblick waren die beiden Schiffe einander auf Armeslänge nahe gekommen, die Enterhaken der Tripolitaner flogen sausend in die Bordwände des Dreimasters und mit lautem Triumphgeschrei zogen die flinken kleinen Gestalten der Piraten das eroberte Fahrzeug an das ihrige heran.

Die Holzwände knirschten, einen Augenblick schaukelten die Schiffe wie im Sturme, dann begann, als Dutzende von Eisenhaken den Kauffahrer in Gefangenschaft hielten, eine Scene voll entsetzlicher Einzelheiten.

Die Bordseiten des Tripolitaners waren bedeutend höher als die des Chilenen, wer daher auf das Verdeck des letzteren hinabspringen wollte, der mußte riskieren, entweder in freier Luft eine Kugel zu erhalten, oder aufgespießt zu werden. Pablo und der Kapitän suchten auf alle mögliche Weise die Mannschaft zum Ausharren, zum thatkräftigen Widerstand zu bewegen, sie schienen sich zu vervielfältigen, an allen Punkten zugleich zu sein, ihre Worte begeisterten auch die Verzagten, auch die, welche den Kopf vollständig verloren hatten.

„Laßt keinen Mann unser Deck betreten! Gebt es ihnen! Gebt es ihnen!“

„Ach — sie sind uns ja zehnfach überlegen!“

„Aber wir haben die günstigere Stellung! Auf sie! Auf sie!“

„Ach, da fällt der erste!“

Ein Tripolitaner stürzte mit durchschossener Brust auf das Verdeck des Dreimasters, er krümmte sich im Todeskampfe, während drüben die Seinigen in ein Rachegeschrei ausbrachen. Zehn braune

Gestalten erschienen an der Stelle des Gefallenen, wildblickende Augen glühten vor Zorn, hier und da sprang ein Pirat mit kühnem Schwunge auf das Verdeck des „Sturmvogels“ und sogleich entstand ein Einzelkampf, bei dem das Blut in Strömen floß und gellendes Rufen und Aechzen den allgemeinen Lärm schauerlich übertönte.

Mehr und immer mehr Tripolitaner schwangen sich über die Bordseite ihres Schiffes, mißlicher und mißlicher wurde die Lage der Chilenen. Conchito stand mitten auf dem Verdeck und suchte sich durch lautes Schreien Gehör zu verschaffen. „Leute! Leute! Seht ihr denn nicht ein, daß euch euere eigene Thorheit in das Verderben stürzt!“

„Verräter!“ schrie ihm Pablo entgegen.

„Das bist du, elender Schleicher!“

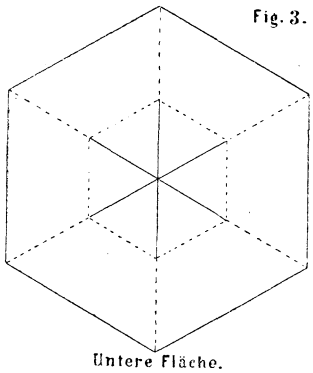
„Seht! Seht! Da auf der Insel erscheinen Menschen.“

„Weiße!“ rief wie elektrisiert der Steuermann. „Weiße! Sie geben uns Zeichen!“

„Das müssen Schiffbrüchige sein!“

„Da hissen Sie eine Fahne auf. Das Sternenbanner der Vereinigten Staaten!“

Fig. 3.



Untere Fläche.

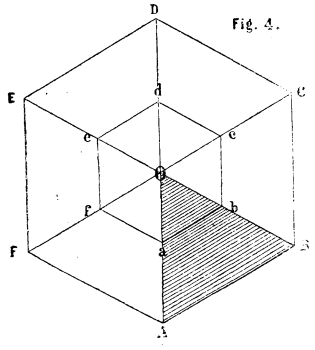
Kapitän Burns taumelte fast vor Schreck. „Weiße auf der Insel! — Ob nun das Geheimnis des Schatzes verraten war?“

(Fortsetzung folgt.)

Kartonarbeiten für den Weihnachtsbaum.

Es geht doch nichts über einen hübschen Einfall. Da zeigt mir, dem Handfertigkeitsmann, mein guter Freund Dr. B., der ein gewaltiger Mathematiker vor dem Herrn ist, ein Stückchen, auf das er bei seinen geometrischen Studien gekommen ist, wie man nämlich aus einer ebenen Figur, einem regelmäßigen Sechs-, Achteck u. s. w. auf die leichteste Weise ein

Fig. 4.



reizendes körperliches Gebilde machen kann. Es erfordert eine kleine Arbeit, die aber durch die Genauigkeit, die sie fordert, Hand und Auge schult, die mathematische Anschauung übt, zum Nachdenken reizt, durch ihre Entwickelungsfähigkeit zu eigenem weiteren Schaffen anregt, die zur Herstellung allerliebster kleiner Sächelchen führt oder zum Schmucke anderer Arbeiten hübsche Verzierungen liefern kann, die ferner bei guter Farbenwahl den Geschmack bildet und dem Auge Farbenfreude gewährt; kurz es ist eine gute Idee, die hier die Handfertigkeit der strengen Wissenschaft verdankt, und sie verdient es darum, zu Nutz und Frommen der an der praktischen Arbeit sich ergötzenden Jugend bekannt gemacht zu werden. Aber ich will sogleich die Sache selbst geben, d. h. nur eine Probe, die weiteren Kombinationen und Ausgestaltungen mag sich dann jeder selbst erarbeiten. — Man zeichne also auf ein Stück Karton oder dünne Pappe einen Kreis und teile ihn auf die bekannte Weise (der Halbmesser des Kreises selbst wird dazu benutzt) in 6 gleiche Teile. Man zeichnet nun das regelmäßige Sechseck nebst den die gegenüberliegenden Ecken verbindenden Linien (Fig. 1). In den äußeren Kreis zeichnet man sodann einen kleineren hinein, dessen Halbmesser vielleicht halb so groß ist wie der des äußeren Kreises. Letzteres ist aber nicht unbedingt nötig, man kann auch den Halbmesser des inneren Kreises größer oder kleiner nehmen als die Hälfte des äußeren. Dadurch entsteht nun ein kleineres Sechseck im Innern. Nun wendet man die Pappe und wiederholt auf der Rückseite um den durchstochenen Mittelpunkt herum die Zeichnung der beiden Sechsecke. Damit ist das Zeichnen beendet und es beginnt nun das Messer seine Arbeit. Das große Sechseck wird jetzt in seinem Umfange sauber ausgeschnitten und dann die inneren Linien geritzt, das heißt vorsichtig nur halb durchgeschnitten, so wie man es bei den Modellierbogen und allen Kartonarbeiten macht. Die Hauptsache ist aber hierbei, daß die auf der Zeichnung 2 punktierten Linien (die Diagonalen des inneren Sechsecks) in die obere Fläche hineingeritzt werden, und daß man dann die Arbeit herumdreht, um alle anderen Linien (auf der Zeichnung 3 sind sie gestrichelt) in die Rückseite zu ritzen. Nun hat man nur noch nötig, vom Mittelpunkt nach einem Eckpunkt des äußeren Sechsecks einen kräftigen Schnitt zu führen, etwa bei O A in Fig. 4, die Ritzung vorn und hinten also durchzuschneiden, und die Arbeit ist fertig. Ist genau geritzt, so ergibt sich jetzt, wenn man die schraffierte Fläche A O B in Fig. 4 unter die Fläche A O F schiebt, wenn man also das frühere Sechseck zu einem Fünfeck zusammenzieht, im Inneren eine kleine fünfseitige Pyramide, deren Spitze der Punkt O und deren Grundlinie das innere Sechseck a b c d e f bildet, während sich außen um dasselbe ein körperlicher Rand erhebt. Bestreicht man die Fläche A O B mit Leim und klebt sie unter A O F, so ist aus dem ebenen Sechseck ein fünfteiliges körperliches Gebilde mit gebrochenen Flächen geworden, das nun wie Fig. 5 aussieht. Nimmt man den Halbmesser des inneren Kreises kleiner als die Hälfte des äußeren, so wird natürlich die innere Pyramide niedriger als der äußere Rand, dadurch bekommt das Ganze ein noch weitaus hübscheres Aussehen. Man kann nun auch zwei gleichgroße derartige Sterne herstellen und an ihrem Umfange mit einem Rändchen aneinander hängen. Wählt man etwa blauen Karton zu den Flächen und zum Rändern Goldpapier, so entstehen wirklich allerliebste Ziersterne, die jedem Weihnachtsbaum zum Schmucke gereichen.

Man kann auch das Dreieck A O B ganz herausschneiden und statt seiner das Dreieck B O C unter A O F schieben. Dann

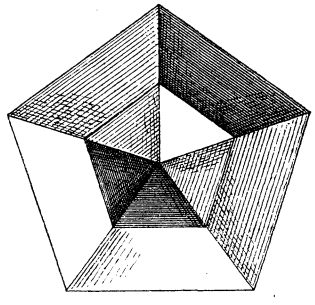


Fig. 5.

erscheint eine vierteilige gebrochene Fläche, Fig. 6, wie man sie häufig zu Zierkanten zusammen geordnet angewendet findet, und die bei verschiedenen Pappearbeiten z. B. bei Wandtaschen u. s. w. als Eckverzierung gute Dienste leisten würde.

Eine weitere Fortbildung der hübschen Arbeit erhält man, wenn man die Umrißlinie ändert. Man braucht nur statt der

geradlinigen Begrenzung des äußeren Sechsecks einspringende Winkel zu zeichnen (Fig. 7), so wird der Stern noch hübscher. Aber man hat auch keineswegs nötig, sich aufs Sechseck allein zu beschränken. Ebenso kann man aus einem ebenen Siebeneck

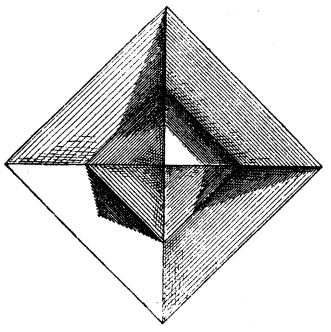


Fig. 6.

ein räumliches sechs- oder fünfteiliges Gebilde mit gebrochenen Flächen herstellen. Ebenso ist es möglich, die Fläche nicht bloß einmal zu brechen, sondern man kann dadurch, daß man mehrere regelmäßige Vielecke in das äußere einzeichnet, mehrfach gebrochene Flächen herstellen (Fig. 8 und 9). Alles in allem sieht man, daß die eine fruchtbare Idee sich gar vielseitig entfalten und fortbilden läßt. Hier kam es darauf an, zu eigenem Schaffen und Bilden anzuregen, und es macht mich froh zu denken, daß dies vielleicht geschehen sei.

Der Segelschlittensport.

Das Fischland im Ostseegebiete Mecklenburgs ist in mancherlei Hinsichten ein merkwürdiges Ländchen. Es ist von etwa 2000 Seelen bewohnt und umfaßt das nicht eine Quadratmeile große Gebiet südlich von Wustrow bis nördlich von Alt- und Nienhagen; die genannten Ort-

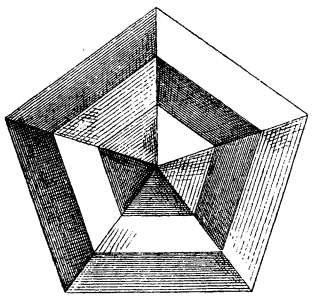


Fig. 8.

schaften bilden mit Barnstorf das Land. Hier ist, wie in Gegenden mit ähnlichen Verhältnissen, der Segelschlittensport zu Hause.

Der Segelschlitten ist fast wie ein Boot gebaut, nur mehr rund, und steht auf eisernen Schlittenschienen. Die Takelage besteht aus einem oder zwei Masten nebst den nötigen Segeln; der wichtigste Teil desselben ist jedoch das Steuer; dasselbe besteht aus einem 1—1,5 m langen, handbreiten und fingerdicken, in einem Scharnier laufenden Eisen, das mit scharfen Zähnen versehen ist, und durch Eindrücken in das Eis zum Anhalten oder zum Wenden dient. Dieser Segelschlitten wird wie ein Boot gehandhabt, wobei Geschicklichkeit und Umsicht unerläßlich sind. Bei günstigem Wind und geschickter Leitung fliegt dieses Fahrzeug mit reißender Schnelligkeit über das Eis der Binnensee und fördert seine Insassen in kurzer Frist ans gewünschte Ziel.

Einst stand mir mit einem solchen Segelschlitten eine Heimfahrt bevor. Ich machte im stillen meine Beobachtungen über die heftige Steigerung des Windes. Da klopfte es an die Thür und das verwitterte Gesicht Klaassens wurde sichtbar. Er mahnte zur Heimkehr und zwar dringend. Der Wind blase beinahe schon zu grob und das Eis hätte bei Nienhagen eine „Borst" bekommen. Das schien nun allen bedenklich und die Gesellschaft rüstete sich eiligst zum Aufbruch.

Die Kunde von dem Riß im Eise hatte der Steuermann eines nach uns eingelaufenen Schlittens unserm Klaassen gebracht und natürlich die Lage desselben genau angegeben; es handelte sich nun darum, mit dem Schlitten die Richtung des Risses rechtwinkelig zu durchschneiden, weshalb Klaassen einen etwas andern Kurs steuern mußte.

Klaassen hatte mit Genugthuung meine aufmerksame Beobachtung seiner Geschicklichkeit und meine Freude über solche Sturmfahrt bemerkt. Lächelnd bedeutete er mir, es solle erst recht losgehen; wenn wir vor den Wind kämen, dann wolle er mir zeigen, was ein guter Segelschlitten vermöge. Auf seinen Zuruf wurden die Segel gewendet; kreischend drückte sich das Steuereisen in das Eis ein.

„Setten Se sick rittlings!" riet mir Klaassen; ich that es widerstrebend; da faßte der Wind die Segel und mit rasender Eile jagte der Schlitten dahin.

„Min Gott! — Klaassen!" stöhnte die gute Frau Försterin, „de Borst — de Borst!"

„Ach wat — de het nich Tid tau bräken."

„Klaassen, hollen S' vor de Borst an, un unnersöken S' dat Is!"

Ein pfiffiges Lächeln war seine Antwort.

„De Borst in Sicht!" rief einer seiner Jungen.

„Treckt de Segels fest an!" schrie Klaassen.

Wie ein Pfeil schoß der Schlitten heran und blitzesschnell über den Riß —; hochauf spritzte die Flut — wahrlich, das Eis hatte keine Zeit zum Brechen. Die Frau Försterin atmete erleichtert auf. Klaassen lachte; der Förster zündete sich die ausgegangene Pfeife wieder an, und ich bedauerte das nahe Ende der Fahrt. Bald fiel das Hauptsegel; das Eisen kreischte im Eise und wir waren daheim.

Runen

(vom gotischen rund = Geheimnis) sind Zeichen, die man im skandinavischen Norden

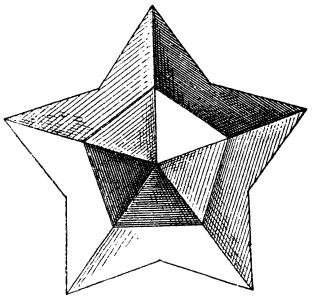


Fig. 7.

häufig auf Waffen und Geräten, auf Schmucksachen und Gefäßen, auf Gebäuden und Grabsteinen antrifft. Sie bestehen fast nur aus geraden Linien, aufrechtstehend zwischen zwei Parallelen, mit einigen Querstrichen und leichten Ausbiegungen. Die Punkte sollen neueren Ursprunges sein. Das Runenalphabet zählte 16 Buchstaben, welche skandinavische Namen tragen und eine Bedeutung haben wie hagl Hagel, is Eis. Nach einigen Forschern soll das Runenalphabet phönikischen, nach anderen lateinischen Ursprunges sein, während sie der englische Geschichtsschreiber Gibbon für die ureigenen Buchstaben des indogermanischen Volksstammes hält; denn wo gotische Völkerschaften hausten, findet man auch Runen. Die ersten Runenschriften sollen aus dem 3. Jahrhundert stammen, und der erste Schriftsteller, der ihrer Erwähnung thut, Fortunatus, lebte am Ende des 6. Jahrhunderts. Das Christentum war den Runen keineswegs günstig: Man sah darin ein Werk des Teufels, dessen Zerstörung nur verdienstlich sein konnte. Doch hat man in Skandinavien noch im 17. Jahrhundert auf

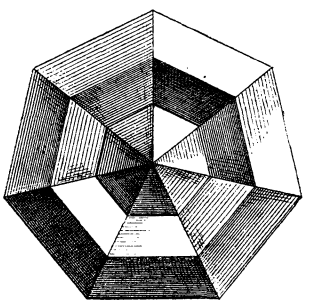


Fig. 9.

Latten geschnittene Runen als Kalender gebraucht. Für die Geschichte sind die bis jetzt aufgefundenen 1100 lesbaren Runensteine von keiner Bedeutung, denn sie geben uns, da sie meistens Gebete oder Zaubersprüche enthalten, keine Aufklärung über die Geschichte des Nordens.

Der Colladonsche Brunnen.

Einer der schönsten Versuche auf dem Gebiete der Optik ist der Colladonsche Brunnen, von dem wir S. 80 eine Abbildung bringen. Es handelt sich dabei um die Beleuchtung eines aus einem Gefäß in horizontaler Richtung ausfließenden und eine parabolische Gestalt annehmenden, in einen darunter stehenden Behälter fallenden Wasserstrahles.

Die Vorrichtung besteht aus einem Wassergefäß und einer geschlossenen Lampe, etwa wie sie für Schattenspiele gebraucht wird. Am besten eignet sich dazu eine elektrische Lampe. Das Wassergefäß hat zwei Oeffnungen, eine, durch welche das Wasser abfließt und eine, durch welche das Licht eintritt. Letztere befindet sich in der Rückwand des Gefäßes, ist etwas größer und dient zur Aufnahme einer Konvexlinse, die in einem kurzen Rohrstück eingesetzt ist. Das Wasser muß ungefähr von der Temperatur des Zimmers sein, damit sich die Linse nicht beschlägt. Natürlich muß die Lampe so gestellt sein, daß der Lichtstrahl genau auf die Ausflußmündung fällt.

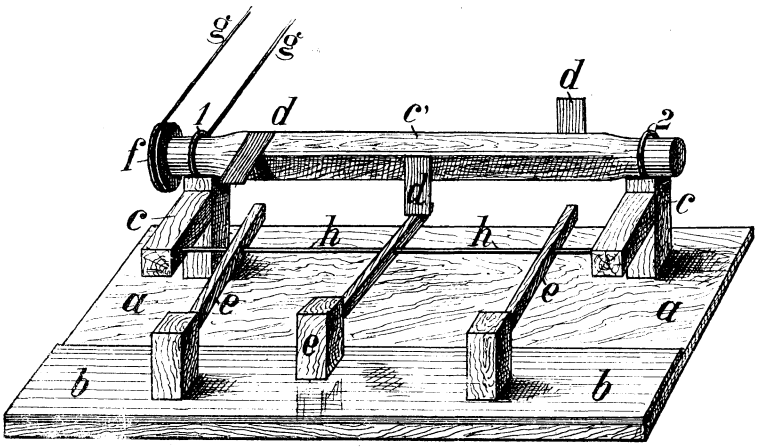
Das Licht pflanzt sich in dem ausfließenden Wasserstrahl fort, trotzdem derselbe gebogen ist, ja es teilt sich sogar dem darunter stehenden Behälter mit, derart, daß der Boden desselben erleuchtet erscheint. Setzt man in diese Behälter kleine Fischchen oder gar Goldfische, so wird man ein Schauspiel vor sich haben, das an Reiz und Mannigfaltigkeit kaum von einem anderen übertroffen werden dürfte. Natürlich muß das Zimmer, in welchem das Experiment vorgenommen wird, möglichst dunkel sein. Statt der künstlichen Beleuchtung kann man auch den Sonnenstrahl benutzen, den man durch eine Oeffnung im Fensterladen einläßt. Doch wird sich in diesem Fall kaum die nötige Dunkelheit in dem Zimmer erreichen lassen.

Ueberwinterung der Schmetterlingspuppen.

Schmetterlingspuppen, welche den Winter über in ihrem Zustande verharren, werden folgendermaßen überwintert. Man nimmt eine feste Holzkiste und schüttet auf den Boden, etwa handhoch, feuchten Sand, den man leicht zusammendrückt. Auf diesen kommt eine Lage von feuchtem Moos und auf letzteres werden die Puppen frei hingelegt. In jeder Woche müssen sie nebst dem Moos zweimal mit Wasser besprengt werden, da ein bestimmter Grad von Feuchtigkeit zu ihrer Entwickelung durchaus nötig ist. Der Kasten wird mit einem Deckel von Drahtgaze geschlossen und nun in eine offene Gartenlaube, auf einen Balkon, Blumenbrett oder dergl. gestellt, wo die Puppen mit der freien Luft in Berührung kommen. Hier bleiben sie den ganzen Winter über stehen. Sobald strenger Frost eintritt, unterläßt man das Besprengen der Puppen und bedeckt sie mit einer Lage Schnee. Auf diese Weise werden alle Puppen, welche überwintern sollen, behandelt. Eine einzige Ausnahme machen die Puppen vom Totenkopfschwärmer. Diese müssen im warmen Zimmer bleiben, da sie sonst erfrieren.

Will man die Schmetterlinge schon im Winter züchten, so läßt man sie zunächst so lange im Freien, bis sie 8 Tage hindurch Frost bekommen haben, denn dieser scheint auf die spätere Entwickelung von bedeutendem Einfluß zu sein. Darauf bedeckt man die Puppen mit einer Schicht Schnee und stellt sie zunächst eine Woche über in ein ungeheiztes und dann ins warme Zimmer. Hier dürfen sie nicht in die unmittelbare Nähe des Ofens, sondern so gestellt werden, daß sie genügend Licht und Luft haben. Das Besprengen mit Wasser darf man dabei nicht vergessen. Nach 5 bis 6 Wochen fangen dann die Falter an auszuschlüpfen.

Unsere jungen Freunde können jetzt ihre Puppenvorräte leicht vermehren durch Aufsuchen der Puppen im Freien, solange die Erde noch frost- und schneefrei bleibt. Zu dem Zweck gräbt man mit einem Pflanzenstecher oder Blechlöffel die Erde am Fuße alter Bäume etwa handtief um. An Pappeln und Weiden wird man so häufig die Puppe des Pappelschwärmers und des prächtigen Abendpfauenauges, an Linden die des Lindenschwärmers finden, neben diesen viele kleinere Eulenpuppen. Nach jedem Umgraben vergesse man nicht, die Erde wieder in ihre frühere, den Stamm bedeckende Lage zu bringen. An Pappelstämmen, dicht an der Erde zwischen den Rindenspalten, zeigt sich oft das aus abgenagter Rinde und Erdkörnchen hergestellte Gespinst des Gabelschwanzes. Es ist länglich und etwa so groß, als das erste Glied des Zeigefingers einer Mannshand. Man schneidet es ringsum an den Seiten mit einem scharfen Messer los und bringt es mit der Puppe in den Zuchtkasten. In den Kiefer-(Föhren-)Wäldern findet man unter der Moosdecke, die man abhebt (und nach dem Suchen wieder sorgfältig hinlegt), die Puppen des Kiefernschwärmers, der Kieferneule und des Kiefernspanners, sowie die überwinternden Raupen der Kiefernglucke. Wenn man die Puppen der Kieferneule, nachdem sie Frost erhalten haben, ins warme Zimmer bringt, schlüpfen dieselben oft schon nach 14 Tagen aus.



Ein von Kamerad X. Y. in Z. erfundenes Hammerwerk. Fig. 1.
(Beschreibung siehe unter Fragen und Antworten Seite 80 erste Spalte.)

Auflösung des Quadrat-Rätsels in Nr. 4.

Durch Wegnahme des mittelsten Buchstabens (b) entstehen also: **Bier, Robe, Tier.**

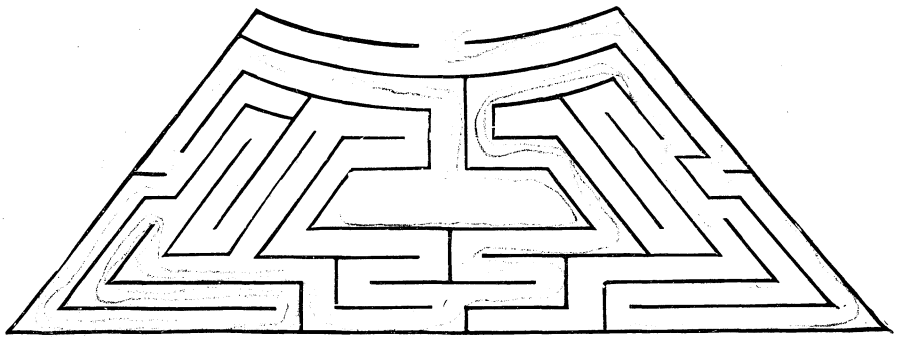
1.	2.	3.	4.	5.
b	m	**t**	p	**r**
i	**i**	**i**	**o**	u
r	l	**b**	s	d
n	**b**	**e**	**e**	e
e	e	**r**	n	**r**

Buchstabenrätsel.

Das erste Zeichen findet ihr
In Schweden und Norwegen,
Doch tritt es nie in Abukir
Und Mailand euch entgegen.
Das zweite zeigt Jerusalem
Mit Nazareth und Bethlehem.
Das dritte sucht in Eisenach,
Siena und Urbino!
Das vierte liegt in Bacharach,
Doch fehlt's in Solferino.
Das fünfte ist in Neuenburg,
Doch nie in Rastatt an der Murg.
Das sechste ist auf Santorin,
Sowie in Piacenza,
Das nächste birgt sich in Schwerin,
In Schleiz und in Cosenza.
Das achte ist dem vierten gleich;
Ihr trefft es stets im Deutschen Reich.
Die nächsten zwei, zum Paar gesellt,
Könnt ihr in Potsdam finden;
Das elfte ruht in Elberfeld,
Doch nie in Wien und Minden.
Das zwölfte zeigt sich in Sorrent,
Venedig, Brest und Benevent.
Das folgende ist immerdar
Im Hessenland zu schauen,
Doch steht es nicht in Zanzibar,
In Bautzen oder Plauen;
Das letzte stellt in Pest sich ein.
Was mag nun wohl das Ganze sein?

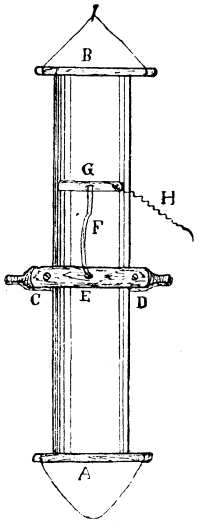
Zum Kopfzerbrechen.

Wie wir den vielen Zuschriften entnommen, haben unsere Irrgartenrätsel unseren jungen Freunden stets viel Vergnügen bereitet. Da der „G. K." nichts Schöneres kennt, als seinen Kameraden Freude zu machen, bringt er nebenstehend wieder eine solche Aufgabe. Nun, wer findet bis zur Mitte und wieder zurück?



Fragen und Antworten.

A. S. in **Karlsruhe.** Wie man sich ohne Kostenaufwand eine brauchbare Elektrisiermaschine selbst anfertigen kann? Das haben wir unseren jungen Freunden und Abonnenten des ersten Jahrgangs bereits gezeigt; da wir jedoch viele neue Leser um uns sehen, wollen wir diese Anleitung hier nochmals abdrucken. Nimm einen Streifen dünnen Taffet (deine Frau Mama wird, wenn Du diesen Stoff nicht kennen solltest, wissen, was das ist) von etwa 1 m Länge und 20 cm Breite, überziehe denselben auf beiden Seiten ein- bis zweimal mit Bernsteinlack und lasse ihn trocknen. Hierauf nagle die beiden Enden des Taffets auf einen runden hölzernen Stab A und B von etwa 3 cm im Durchmesser. Besser noch ist es, wenn Du die Stäbe der Länge nach durchsägst, glatt abhobelst und den Taffet dazwischen leimst. An jeden Stab befestige nun eine starke seidene Schnur, die eine derselben (B) dient zum Aufhängen, die andere (A) zum Anspannen. Das Reibzeug (C D) besteht aus zwei 3 bis 4 fingerbreiten Brettchen von hartem Holze, deren jedes auf seiner inneren Seite mit wohlbehaartem Katzenpelz überzogen ist. Bei C und D sind beide Teile durch Holzschrauben miteinander verbunden, wodurch die Reibung leicht vermehrt oder vermindert werden kann. In der Mitte bei E ist eine sichelförmige Glasröhre (F) eingekittet, an deren anderem Ende eine



3 cm dicke, an den Enden geschlossene und abgerundete Messingröhre (G) befestigt ist, welche hier den Konduktor vertritt. An diese Röhre wird ein kleiner Ring gelötet, welcher durch eine daran geknüpfte, polierte, starke Klaviersaite oder Kupferdraht mit der Ladungsflasche in Verbindung gebracht wird. Willst Du nun eine Flasche laden, so hänge den Apparat mit der Schnur bei B an einen Nagel, stelle Dich mit einem Fuß auf die Schnur bei A, so daß der Taffet straff angezogen wird, fasse hierauf das Reibzeug bei C und D und fahre mit demselben von A bis B immer auf und ab. Der Konduktor G darf hierbei den Taffet nur leicht berühren. Wenn alles in gutem Zustande und vor allen Dingen trocken gewesen ist, so wirst Du die Flasche bald geladen finden. — Um Deine zweite Frage zu beantworten, müßtest Du uns über Konstruktion und Leistungsfähigkeit des Maschinchens genau unterrichten.

Franz Kr. in **München.** Wieviel Indianer es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gibt? Das kann Dir der „G. K." ganz genau sagen. Nach der Statistik vom Jahre 1880 beträgt die Gesamtzahl, alles in allem 334 012, davon 190 710 wilde, die noch wollene Decken, Mokassins ꝛc. tragen, sich die Gesichter bemalen und Skalpe nehmen. Ihre Zahl ist jedoch nicht im Census festgestellt, sondern nur berechnet und daher unsicher; sie ist eher zu hoch als zu niedrig. Man weiß auch nicht, wie sich diese Zahl auf die einzelnen Stämme verteilt. Die übrigen 143 302 sind mehr oder weniger civilisiert. 76 895 davon wohnen in dem Indianerterritorium, westlich vom Mississippi, zwischen den Staaten Kansas (nördl.), Missouri, Arkansas (östl.) und Texas (südl. und westl.). Unter ihnen gibt es 2000 Cherokesen, 16 500 Choctaws, 14 500 Creeks, 7000 Chikasaws, 2500 Seminolen u. s. w. Sie bewohnen 16 500 Häuser und haben 183 öffentliche und 12 höhere Schulen. Viele Missionare leben unter ihnen. Der Rest der civilisierten Indianer, 66 407 an der Zahl, ist über das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten verteilt. Die meisten wohnen in Kalifornien, und zwar 16 277, dann folgt New Mexiko mit 9772, Michigan mit 7249, Washington mit 4405, Arizone mit 3493, Wisconsin mit 3161, Nevada mit 2803, Minnesota mit 2300, Mississippi mit 1857, Oregon mit 1694, Dakota mit 1391, Nord-Carolina mit 1230, Texas mit 992, Louisiana mit 848, New York mit 819, Kansas mit 815, Utah mit 807 u. s. w. In keinem Staat und keinem Territorium der Union fehlen sie, wenn sie auch in verschiedenen nur mit wenigen Köpfen vertreten sind, wie in Delaware und im Distrikt Columbia mit je 5. Auch diese Indianer wohnen größtenteils in Häusern (11 081), tragen die Kleidung der Weißen und werden in 159 Schulen ganz wie diese unterrichtet. — Nicht wahr, Du bist über das staunenswerte Wissen Deines „G. K." ganz — starr!

W. E. J. in **Plagwitz.** Gelt, das wäre Dir recht, wenn Du auch im Winter jeden Tag die leichtverdauliche vortreffliche frische Ziegenmilch haben könntest? Aber Dein Gärtner spricht sicherlich aus Erfahrung, und jeder Bauer auf der Straße wird es Dir bestätigen, daß es ganz naturgemäß und im voraus berechenbar, wenn nicht nur Deine, sondern jede Ziege alljährlich um diese Zeit auf 20 bis 22 Wochen mit ihren Leistungen mehr und mehr abbricht, bis sie sogar eine Zeitlang ganz aufhört.

Jedenfalls weiß Papa nicht um Deine Anfrage, sonst würde er sie als höchst überflüssig bezeichnet haben. Da Ihr einen Gärtner, folglich einen großen Garten und dementsprechend stets genügend abwechselndes Futter habt, wäre die Pflege einer ganzen Familie freilich gar leicht. Dann — Freundchen — habt Ihr im Frühjahr an den possierlichen Lämmern lange Zeit helles Vergnügen; doch die Hauptsache wäre, daß Dein Papa als Lohn für Fleiß und Fortschritte Dir erlaubte, so ein Böckchen zum Reiten und Fahren abzurichten. Wie würden da alle Kameraden Dich beneiden! Wir wissen das aus der eigenen Jugendzeit.

Notabene: Die weißen ungehörnten Ziegen geben die meiste Milch — und Dein Gärtner wird wohl auch die Ziege im Winter recht trocken, warm und rein, namentlich fern von einem Hühnerstalle (wegen des Ungeziefers) unterbringen und mit reichlichem Trank nicht sparen, denn — viel Trank, viel Milch!

W. E. in **Stuttgart.** Lucius Junius Brutus † 509 v. Chr. — Genauere und zuverlässige Daten kennt die Weltgeschichte zur Zeit nicht.

E. Eckhard, III, 13, Gießen. Ein Kamerad aus Düren hat Ihnen eine Postkarte zugesendet, kam jedoch alsbald als unbestellbar zurück. Wollen Sie uns nicht Ihre genaue Adresse angeben?

R. P. in **W.** schreibt: „An den ‚G. K.'! Endlich habe ich Zeit gefunden den ‚G. K.' auch einiger Zeilen zu würdigen." (Sehr schmeichelhaft!) „Vor den Ferien nahm mich die Schule zu sehr in Anspruch. Hatte ich freie Zeit, so benutzte ich sie im Frühjahr und Sommer meist zu Spaziergängen." (Bravo!) „Ich glaube kaum, daß der ‚G. K.' böse sein wird, sonst wäre er ja kein guter Kamerad." (Sehr richtig!) „Die Ferien habe ich gut ausgenutzt. Ich habe gebadet, manchen Tag sogar zweimal, bin fleißig in der Umgebung meines Landaufenthaltes. Alles Nützliche und Unnütze habe ich gethan, nur gelernt habe ich nichts." (Ei, ei!) „Der ‚G. K.' wird das wohl entschuldigen, da ich mit gutem Gewissen sagen kann, daß ich der Erste unserer Klasse war." (Bravo!) — „Auch die Sonnenverfinsterung am 19./8. habe ich gesehen. Um zwei Uhr nachts schon bestieg ich einen nahen Berg, auf dem ich um vier Uhr des Morgens ankam. Leider mußte ich sehen, daß die Wolken sich so vor die Sonne geschoben hatten" (ja das ist sehr zu bedauern!), „daß ich bis fünf Uhr warten mußte, ehe ich etwas von der Sonnenfinsternis gesehen hatte. In meinem Landaufenthalte in A. bei N.· habe ich auch zwei Freunde gefunden, die auf den ‚G. K.' abonniert waren, was uns natürlich näher zusammengeführt hat. Ich wurde von einem meiner Mitschüler, von A. K. angeregt, den ‚G. K.' zu abonnieren. Leider bestanden damals noch nicht die Zettel, auf welchen der Name dessen, der einen zum Abonnieren anregte, zu schreiben war; gern hätte ich mich unterschrieben, damit mein Freund seinen Lohn erhalte, denn er hatte mir dadurch eine große, große Freude bereitet. Ich ging in eine Buchhandlung, bat um eine Probenummer, welche ich meinem Papa zeigte. Diese gefiel ihm so gut, daß er mir das Abonnement als Geburtstagsgeschenk gab. Die Rätsel habe ich ebenfalls fast alle aufgelöst, ebenso die beiden Preisrätsel. Aber ich dachte, es wird schwerlich der Preis auf mich fallen, was eigentlich sehr dumm von mir war, nicht wegen des Preises, aber als was für ein Junge mußte ich erscheinen: Entweder konnte der ‚G. K.' annehmen, ist er so dumm, daß er sie nicht auflöst, oder ist er zu faul, die Lösung einzuschicken." (Was fällt Dir nur ein!? Der „G. K." denkt von seinen Kameraden nie unschön!) „Aber es wird jetzt schon dunkel und meine Spazierstunde naht. Ich schließe daher mit vielen Grüßen . . . ." — die der „G. K." herzlich erwidert.

H. W. in **Danzig.** Solche Bücher kann Dir jede Ladenbuchhandlung zur Auswahl vorlegen, billige und teuere, wie's Deine Sparkasse vermag.

H. T. in **Riga.** Wir haben s. Z. alles an die bewußte Adresse geschickt.

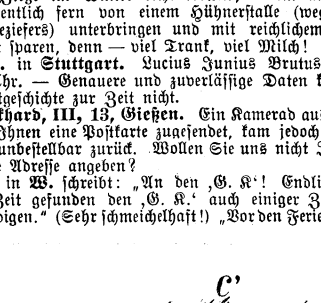
S. K. Wie man rote und blaue Farben mischen kann? Es will uns bedünken, daß Du diese Frage nicht klar genug stellst. Zum Farbenmischen bedient man sich eines Porzellannäpfchens, einer Porzellan- oder Holzpalette und eines Haar- oder Borstenpinsels, bei Oelfarben auch der sogen. Spachtel (Palettmesser). Will man nun zwei Farben oder mehrere mischen, nimmt man diese der Reihe nach mit dem Pinsel oder der Spachtel auf, zerreibt, d. h. mischt sie, setzt diese oder jene Farbe zu, bis man eben den erwünschten Farbenton erhalten hat. — Um Goldfische gesund zu erhalten, darf man sie im Sommer nur alle drei Tage füttern, und zwar niemals mit Brot, Semmel u. dergl., sondern nur mit Ameiseneiern, Oblaten, Eigelb und ähnlichen Stoffen; hin und wieder gieb ihnen etwas Salat, den sie auch sehr gerne nehmen. — Ganz richtig: weil's verboten ist.

G. T. in **Barmen.** Danken für Ihre liebenswürdigen Aufmerksamkeiten und erwidern den Glückwunsch in herzlichster Weise.

Wilh. Sch. in **Swinemünde.** Wo Du das papier pelé für Korklandschaften bekommen kannst? Nachstehend einige Adressen: Papierhandlung von Schürmann in Münster in Westfalen, Frauenstraße. Papierhandlung von Löwenstein in Münster in Westfalen, Ludgeristraße. Farb- und Papierhandlung von Dr. Fr. Schönfeld & Cie. in Düsseldorf.

. . . . ? . . . Der Verfasser jenes Artikels schreibt uns auf Deine Anfrage: „Bis auf den heutigen Tag noch zeigt man dem Wanderer, welcher das Straßburger Münster besucht, in einem Seitenschiff desselben, das regungslose Räderwerk der berühmten Uhr. Wer die unendlich künstliche Arbeit und den feinen Mechanismus derselben bewundert, kann es nur bedauern, daß, wie der blinde Meister vorausgesagt, bis jetzt keine Künstlerhand es vermochte, die Maschine wieder zu ordnen und in Thätigkeit zu bringen. Bei der von Schwilge erbauten Uhr (1838) wurden Teile dieser Uhr benutzt, z. B. der Hahn u. a."

Paul E. in **Hagen.** Ja, ganz richtig. Gruß.



Ein von Kamerad X. Y. in Z. erfundenes Hammerwerk. Fig. 2.

E. Halberstadt. Du willst einen belehrenden Aufsatz über Wesen und Gebrauch der Schneeschuhe. Dein Wunsch wird in Bälde erfüllt sein.

K. Y. in **Z.** schreibt: „Ich habe mir auch ein Hammerwerk gemacht und zwar ein schöneres und komplizierteres als das in Nr. 33 beschriebene. Wenn es der ‚G. K.' erlaubt und auch die Zeichnung abdrucken will, will ich meinen Kameraden mein Hammerwerk auch beschreiben, daß wer Lust hat, es nachmachen kann. Es ist mittels eines Dampfmaschinchens wie durch Wasser (mit Schaufelrad) oder auch einfach durch eine Kurbel in Betrieb zu setzen. Ich nehme also ein Brett a. Auf demselben befestige ich die Balken c mit der Walze c'. Die drei kleinen Brettchen d sind auf drei verschiedenen Seiten der Walze befestigt und setzen die Hämmer e in Bewegung. Die Hammerstiele sind ungefähr 4 mm dick und mit einem Loch versehen, durch welches die Stricknadel h geht. Die Walze c' muß bei den beiden Drähten 1 und 2 rund abgefeilt sein, damit sie sich leicht drehen kann. F ist ein Holzrädchen, welches an der Walze festsitzen muß. Am Rande desselben ist eine Rinne eingefeilt, welche den Faden g aufnimmt, der mit dem Triebrad der Dampfmaschine in Verbindung gebracht wird. Um einen größeren Lärm zu erhalten, habe ich unter den Hämmern die Glasplatte b angebracht. Man kann aber auch Blechstücke und andere Lärm verursachende Materialien unterlegen." Danken schön und grüßen.

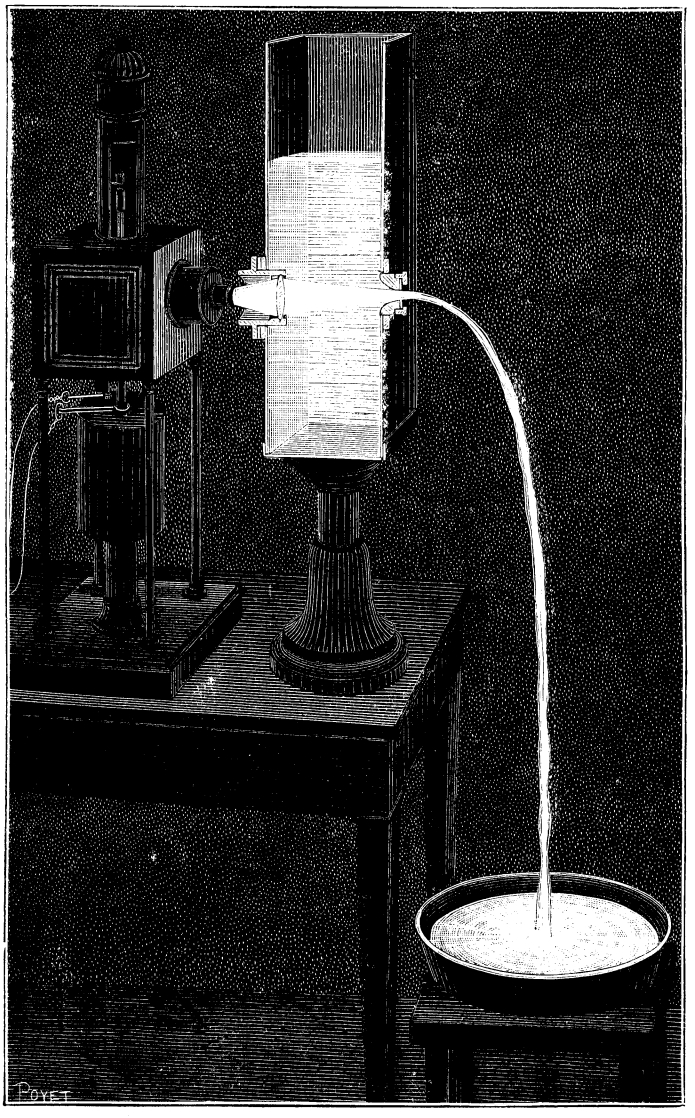
A. L. in **Köln.** Fechten nach einem Buche lernen wollen, erscheint dem „G. K." zwar recht schwierig; wenn Dir Papa einen Lehrer geben würde, möchtest Du wohl besser zum Ziel kommen. Indessen seien Dir Rotstein, „Stoß- und Hiebfechten", Hergsell, „Die Fechtkunst", und Montag, „Neue praktische Fechtschule" empfohlen. Ein Turnergürtel kann schädlich wirken, wenn er übermäßig fest angezogen getragen wird. Herzlichen Gruß!

V. von G. in **W.** Alles hat in der Natur seine Zeit und seinen richtigen Platz. Unser Schwarzkopf ist bekanntlich ein Zugvogel, der zu Ende April kommt und im September uns wieder verläßt, nachdem er sich stillschweigend in ein neues Reisekleid gesteckt hatte. Der Gesang eines guten Schwarzkopfs ist unbestritten zu schön, als daß nicht Kenner wie Liebhaber alles versucht haben sollten, ihn sich solange als möglich zu verschaffen, aber es hilft nichts, auch der bestgepflegte Vogel schweigt alljährlich wochenlang vor Beginn des Federwechsels und fängt erfahrungsmäßig erst nach Weihnachten, viele erst im Februar, wieder zu singen an. Also — nur Geduld, lieber Freund! — Vorausgesetzt, daß Dein Pflegling ein richtiges Männchen mit wörtlich schwarzer Kopfplatte (die Frau Schwarzkopf hat diese nämlich braun), wird er Dir zur gehörigen Zeit schon zeigen, wes Geistes Kind er ist. Leider gibt es bei diesen Sängern, so entzückend ihre Meisterschaft, verhältnismäßig recht viele Stümper. In der Regel werden die vor der Mauser gefangenen oder aufgezogenen Jungen ungemein zutraulich, stehen aber in ihren sanglichen Leistungen einem alten Wildfang stets nach. An schönen Herbsttagen zwitschern die ausgemauserten Schwarzköpfe zum Teil noch recht anmutig und erheben den Ueberschlag leise wie im Traume — damit muß man dann zunächst zufrieden sein. Wird der Schwarzkopf zu gut gefüttert, legt er sich bald ein Fettbäuchlein an, dann erleben wir an ihm, was schon die alten Lateiner so beschwerlich erkannten: plenus venter studet non libenter, diesmal zu deutsch: ein fetter Vogel singt nicht gern. Das wohlthätigste und auch billigste Futter bleibt deshalb immer: geriebene zur Hälfte mit Semmel gemischte Möhre, je nach Jahreszeit frische oder getrocknete Ameisenpuppen und im Winter womöglich täglich einige Mehlwürmer. Hänge den Vogel thunlichst niedrig, daß er sich mitten im bewegten Treiben der Hausbewohner befindet, dann gewöhnt er sich an alles und wird ruhig. Im geheizten Zimmer, obwohl ein solches nicht unumgänglich nötig, läßt er sich natürlich um so früher und öfter hören. Der Käfig, je geräumiger, desto besser, mehr lang als hoch, muß eine Leinendecke, fingerdicke Sprunghölzchen aus recht weichem oder auch mit Tuch umwickeltem Holze haben; ein aparter Badenapf darf darin nicht fehlen. Der Boden ist dick mit Sand zu bestreuen und oft zu reinigen. Bei guter Pflege dauert ein Schwarzkopf 15 bis 18 Jahre in der Gefangenschaft aus.

H. F. in **Stade.** Die Bedingungen sind im allgemeinen dieselben, wie solche für den Infanterie-Reservelieutenant gestellt sind. Die Ausrüstung und Equipierung beansprucht einen entsprechend höheren Geldaufwand. Reservelieutenants der Kavallerie werden meist zum Train übersetzt. — Ueber die genannte Persönlichkeit wissen wir selbst nicht mehr.

E. Pf. in **Zabern** und **H. B.** in **St. Petersburg.** Wie man Schmetterlingspuppen überwintert? Die Behandlung dieser Frage ist sicherlich allgemeinen Interesses, daher wir ihr einen besonderen Artikel gewidmet, den Ihr in heutiger Nummer vorfinden werdet.

E. J. in **Tübingen.** 1. Gegen Insektenfraß können getrocknete Pflanzen nur durch Eintauchen in eine Lösung von Sublimat in Spiritus (ein Gewichtsteil Sublimat in fünfzig Gewichtsteilen Spiritus) gesichert werden. Die Pflanzen werden zu diesem Zwecke, nachdem sie getrocknet, in die Lösung getaucht, dann zwischen Löschpapier wieder getrocknet und nun erst in das Herbarium eingelegt. Leider ist dieses Verfahren sehr zeitraubend und gesundheitsgefährlich, da man beim Durchsehen der Mappen den giftigen Staub des Sublimats einatmet. Wer ein nicht zu großes, d. h. umfangreiches Herbarium besitzt, braucht zu diesem Mittel auch nicht zu greifen. Das beste Schutzmittel ist und bleibt fleißiges Durchsehen der Sammlung, und dies läßt sich eben bei einer nicht sehr bedeutenden am besten erreichen. — 2. Deine Frage: „Wie und welche Pflanzen lassen sich am besten überwintern?" — ist eigentlich zu allgemein gehalten. Hättest Du uns doch mitgeteilt, welche Du etwa besitzest und bloß vorläufig wegen deren Unterbringung im Winter angefragt. Indessen, vielleicht zählen Deine Pflanzen zu denen, welche sich nötigenfalls in jedem gewöhnlichen trockenen Keller aufbewahren lassen. Das sind erfahrungsmäßig folgende Arten, welche vollständig zur Ruhe gehen und somit auch nicht einmal des Lichtes bedürfen: Mandel, Azale, Gewürzstrauch, Quitte, Seidelbast, Fuchsie, Hortensie, Johanniskraut, Lorbeerbaum, Oleander, Pfeifenstrauch, Kirschlorbeer, Granate, Rose, Flieder, Ginster, Zitronenkraut, Singrün; damit ist jedoch nicht gesagt, daß diese solch einen Keller haben müssen, sondern nur dahin verbracht werden können, wenn man kein anderes Lokal auftreiben kann; sie werden sich im Gegenteil immer besser befinden, wenn sie in einem hellen, frostfreien Raume aufgestellt sind, wo sie aber allerdings den vom Licht am weitesten entfernten Standort einnehmen sollten. Uebrigens eile nicht zu sehr, Deine Pflanzen in den Keller zu bringen, sondern suche dieselben, solange nur immer möglich, oben zu halten an einem Orte, wo sie luftig und trocken stehen. Von Mitte Oktober ab dürfen sie dem Regen nicht mehr ausgesetzt sein, auch bei kühler Witterung nicht frisch begossen werden und erst, wenn wirklich Kälte zu befürchten steht, sind sie, von allen welken Blättern u. dergl. sauber gereinigt und die Erde gut aufgelockert, ins Winterquartier nicht auf den bloßen Boden, sondern auf Unterlagen von Holz oder Ziegelsteinen zu bringen. Ein Begießen haben sie nie nötig; von Zeit zu Zeit müssen aber die fallenden Blätter zusammengelesen und entfernt werden, damit sie nicht vermodern und alsdann die Pflanzen selbst anstecken.



Der Colladonsche Brunnen.

M. Z. in **Neuenheim** bei **Heidelberg.** Der Bitterling ist eine der lieblichsten und angenehmsten Erscheinungen in unseren Aquarien. Er wird dadurch noch interessanter, daß man das Laichen im Aquarium beobachten kann. Er wird nicht größer als 7 cm, und man braucht deshalb nicht kleine, junge Exemplare auszusuchen. Zur Fortpflanzungszeit entwickelt das Männchen ein wundervolles Farbenspiel. Seine Lebenszähigkeit befähigt ihn, fast in jedem Wasser auszuhalten; er bevorzugt aber reines und reichlichen Sand auf dem Boden des Behälters. Während der ersten Zeit des Gefangenlebens zeigt er sich zwar etwas scheu und verbirgt sich gern im Pflanzengewirr, allein bald wird er zutraulich. Am liebsten geht er nach Wasserinsekten, deren Larven, Flohkrebsen, Gewürm u. dergl., doch nimmt er ebenfalls geschabtes Fleisch und Ameisenpuppen. Nötig und bevorzugt sind Muscheln gerade nicht; wenn Du sie aber hast, kannst Du sie ja immerhin verwenden. — Für Deine Rätsel schönen Dank.

O. B. in **S.** Darüber haben wir in Nr. 1 des zweiten Jahrgangs S. 15 geantwortet. In Nr. 20 des ersten Jahrgangs findest Du über diesen Gegenstand übrigens einen großen illustrierten Aufsatz. Schlage nur mal nach!

H. G. in **Bernburg.** 1) Ueber die Behandlung von Apfelsinenbäumchen gibt Dir gerne jeder Gärtner die bündigste Auskunft. 2) Wir beloben Deinen Heroismus, von den im allgemeinen so sehr verabscheuten Spinnen eine Sammlung anlegen zu wollen. Sie werden einfach in kleinen, mit Spiritus gefüllten Gläsern aufbewahrt, sehen dann aber sehr unschön aus. Ein anderes sicheres Konservierungsmittel kennt man bis jetzt nicht. 3) Die genaue Anleitung zur Verfertigung eines elektrischen Läutwerkes können wir an dieser Stelle, da sie einen zu großen Raum ausfüllt, ohne die anderen Fragesteller zu verkürzen, mit bestem Willen nicht geben. Vielleicht später in einem separaten Artikel.

S. K. in **Darkehmen.** Das Polieren des Holzes nach Art des Schreiners erfordert eine ziemliche Geschicklichkeit und ist eine anstrengende Arbeit. Politurähnlicher Spiegelglanz wird erzielt, indem man die fein geschliffene Platte oder Fläche mit gutem Spirituslack überzieht, nach jedesmaligem Trocknen mit gut gebeuteltem Bimssteinpulver abschleift und nach dem letzten Lackieren mit auf einen Flanell- oder Hirschlederlappen gestreutem Puder wohl frottiert.

R. v. E. in **Knittelfeld.** Die Frage ist unklar gehalten: Linienfiguren, bewegliche Farbenkreise, Sterne ꝛc., besitzen eine Drehvorrichtung mit Kurbel. Für Gliederbewegung von Menschen- und Tierfiguren sind zwei sich deckende Gläser notwendig, welche in seitlicher oder auch vertikaler Richtung gezogen werden. Ohne vorliegendes Muster wird deren Anfertigung nicht gelingen. Bei dem Malen mit Oelfarben bedient man sich geschliffener Borst-, dann Marder-, Fischotter- und Ziegenhaarpinsel.

L. M. in **Malchow.** Bei fabriksmäßigem Betriebe werden Weißdorn und andere Stäbe, nachdem sie sauber entästet und geglättet wurden, bündelweise im Backofen getrocknet und hierdurch gehärtet. Versuche solches auch mit Deinem einzelnen Exemplare und lakiere es dann mit dem in jedem Materialiengeschäfte erhältlichen Stocklack.

Ein falscher Meteorit.

Im Jahre 1762 fand man zu Aachen auf dem Obern Büchel vor dem heutigen Neubade unter dem Straßenpflaster eine unregelmäßig geformte, über 3300 kg schwere Masse; sie wurde 1814 ausgegraben und schließlich in den Hof des Polytechnikums gebracht, wo sie bis zum heutigen Tage von Einheimischen und Fremden andächtig betrachtet wird; denn Kenner hielten den Fund für einen Meteoriten, so bezeichnet findet er sich in allen Führern und Reisebüchern. Eine jüngst durch den Vorsteher der Abteilung für Bergbau, Hüttenkunde und Chemie an der technischen Hochschule zu Aachen, Professor Dr. Arzruni, sorgfältig ausgeführte Untersuchung des Fundes hat ihn nunmehr des Nimbus seiner überirdischen Herkunft beraubt. Nach dem Ergebnis dieser Untersuchung besteht die Masse aus den Rückständen geschmolzenen Eisens und dürfte einer Zeit entstammen, wo es noch keine Hochöfen gab, sondern nur Schmelzöfen, in denen kleinere Mengen Eisen in höchst unvollkommener Art geschmolzen wurden. Nach diesem Spruche der genauen Wissenschaft wird die Bezeichnung der Masse als Meteorit, wie ihre Aufführung unter den Merkwürdigkeiten Aachens in Zukunft wohl unterbleiben müssen.

Ein merkwürdiger See

ist der „Silver Lake", welcher sich sechs Meilen von Traverse City in Michigan befindet. Aus dem Wasser steigen fortwährend mit Naturgas gefüllte Wasserblasen auf. Wird eine derselben angesteckt, dann explodiert sie mit einem lauten Knall und blitzt auf wie eine leuchtende Kugel von der Größe eines Menschenkopfes.

Was man nicht völlig in der Schule lernt, obwohl es zum Fortkommen gar nötig, ist das „Sehen". Drum Junge mach vor allem die Augen auf, statt ein unbrauchbarer Träumer zu werden!

Fr. Pecht.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

Von

J. H. D. Kern.

(Fortsetzung.)

Ein heiseres Grunsen der alten Eber, welche als Vorkämpfer dienen sollten, war die nicht mißzuverstehende Antwort der frechen Rotte. Dabei sperrten sie den schmalen Rachen auf und rieben die Hauzähne knirschend gegeneinander. Zurückscheuchen ließen sie sich nicht, das ward mir nachgerade klar.

Beinahe hatte ich über den ersten Schreck meinen alten Truthahn vergessen, welcher vor mir auf dem Sande lag; nun fiel mein Blick auf ihn, und ein Gedanke blitzte in meinem Kopfe auf. Da der Wind von mir weg nach den Schweinen zu stand, so hatten dieselben wahrscheinlich den toten Truthahn gewittert und empfanden Lust, ihn zu verspeisen.

„O, ihr wollt meinen mageren Truthahn haben?" rief ich erleichtert auf. „Den will ich euch schenken, wenn ihr mich dann nur selber entschlüpfen laßt."

Indem ich den Vogel beim Halse faßte, schwenkte ich ihn einigemale über meinem Kopfe hin, um ihm die nötige Kraft und Geschwindigkeit zu verleihen, und schleuderte ihn dann noch über die Schweine hinaus.

Die List gelang; denn die Tuskers, welche allen meinen Bewegungen aufmerksam gefolgt waren, hatten kaum gesehen, daß der tote Vogel in so großer Nähe von ihnen den Boden berührte, als sie sich umwandten und dicht gedrängt auf denselben zustürzten. Natürlich wartete ich den Ausgang des sich um meine Jagdbeute entspinnenden Kampfes nicht ab, nahm aber noch zu meiner Beruhigung wahr, daß die hungrigen Schweine sich ernstlich um den verlockenden Bissen stritten.

Nie im Leben habe ich einen energischeren Gebrauch von meinen Füßen gemacht als gerade jetzt, wo ich instinktmäßig der äußersten Spitze meiner Sandbank zueilte, um . . . — ich weiß freilich selber nicht, was ich damit bezweckte, — wohl, um mich wenigstens vorläufig aus der fürchterlichen Umgebung zu entfernen. Daß ich noch keineswegs gerettet sein würde, wenn ich aus der Hör- und Sehweite meiner Verfolger hinausgelangte, darüber dachte ich in diesem Augenblicke gar nicht nach. Ein Mittel zu meiner Rettung zu finden, konnte ich gar nicht erwarten; denn ich sah in der eingeschlagenen Richtung weder Baum noch Strauch, und wenn ich auch kein Bedenken getragen hätte, mich in den reißenden Strom zu stürzen, um möglicherweise das andere

Der Hund als Retter in der Not.

Ufer zu erreichen, so war es doch ziemlich gewiß, daß die Tuskers mich auch ins Wasser hinein verfolgen und mich unterwegs einholen würden.

Genug, ich dachte an dies alles nicht, rannte mit der größten Geschwindigkeit dahin und fragte mich höchstens, wie lange es wohl noch dauern könnte, bis ein paar Dutzend hungriger Schweine einen einzigen mageren Truthahn mit Federn und Knochen verspeist hätten. Die Antwort sollte mir bald werden.

Kaum hatte ich nämlich hundert Meter zurückgelegt, als ich merkte, daß mir der ganze Haufen schon wieder auf den Fersen wäre. Ein großer langbeiniger Eber hatte die Führung übernommen; wie toll und besessen stürzte der Haufen hinter ihm drein. Ohne Zweifel hatte der spärliche Genuß des frischen Fleisches ihren Appetit noch mehr gereizt und sie waren jetzt von noch größerer Leidenschaft beseelt, den Jäger seiner Beute nachfolgen zu lassen.

Ohne im Laufen innezuhalten, blickte ich rückwärts über meine Schulter und verhehlte mir nicht, daß der schlanke Führer mich in wenigen Minuten überholt haben müßte. Ein einziger Hieb in die Beine — und ich mußte stürzen, der Haufen würde sich über mich werfen und mich bei lebendigem Leibe verzehren.

Barmherziger Gott! dachte ich bei mir. Wenn ich doch einen Baum zum Hinaufklettern fände! Aber ein aufrechtstehender Baum war, wie gesagt, nicht vorhanden; nur eine breite, gurgelnde Wasserfläche dehnte sich zwischen mir und dem gegenüberliegenden Ufer, gottlob war sie nicht mehr ferne; vielleicht fand ich doch noch einen Ausweg.

Aber auch der nächste Eber war keine zehn Meter mehr von mir entfernt, ich hörte ganz deutlich sein Schnaufen und sein erbostes Quieken. Ohne Pause rannte ich noch immer, vorbei an manchen Bäumen, welche die Hochflut entwurzelt hatte, die mir also jetzt keine Zuflucht mehr bieten konnten.

Da machte ich plötzlich eine überraschende Entdeckung. Gerade in der von mir eingeschlagenen Richtung, und nur noch wenige Schritte entfernt, sah ich die halbe Wurzelkrone eines mittelstarken Baumes aus dem Sande hervorragen. Die Flut hatte das Erdreich zwischen seinen Wurzeln weggewaschen, so daß er, beinahe völlig untergraben, umgestürzt war und nun seiner ganzen Länge nach in das Wasser hing. Nur ein geringer Teil seiner Wurzeln haftete noch in der Erde; es war nur eine Frage der Zeit, wann die Gewalt der Strömung auch diese letzten Verbindungen zerstören würde.

Mit einem Freudenschrei schmiegte ich mich durch das dichte Wurzelwerk hindurch, gewann den Baumstamm selbst und balancierte mit Hilfe der Flinte vorsichtig auf demselben hinaus, bis ich hinter zwei einander gegenüber entspringenden Aesten einen trefflichen Sitz und zu gleicher Zeit einen gegen die Schweine ziemlich geschützten Platz gewann. Die Tiefe des Wassers war dort, wo ich saß, so gering, daß ich beinahe mit den Zehen den Boden berührte, ganz sicher war ich also nicht, wenn die Schweine sich dicht zu mir heranwagen sollten.

So gefährdet auch meine Lage war und so wenig Hoffnung ich hatte, in absehbarer Zeit aus dieser Lage befreit zu werden, so zuversichtlich wurde doch nun mein Auftreten.

„Kommt her, ihr thörichten Bestien!" rief ich. „Jetzt werden wir sehen, ob sich die Verteidigung nicht etwas günstiger für mich gestaltet."

Mich ein wenig aufrichtend, wehrte ich mit der Flinte den vordersten Eber ab, welcher mit knirschenden Zähnen einen dreisten Angriff auf meine Beine zu machen Lust hatte. Wohl verscheuchte ich ihn für den Augenblick; aber seine Wut war zu groß, er kehrte sofort zurück, bis an den Hals im Wasser stehend, und brachte wahrhaftig die ganze grunzende Gesellschaft mit sich.

Da half kein Besinnen, ich mußte den bequemen Sitz aufgeben und mich auf den schlüpfrigen Baumstamm stellen. So konnte ich durch kräftiges Stoßen mit dem Kolben meiner Flinte die lüsternen Schnauzen bearbeiten, ohne für meine Beine fürchten zu müssen. Aber die Flinte war, wie sich bald zeigte, nicht das geeignete Instrument für diesen Zweck, weil ich einer Hand zum Festhalten bedurfte und die andere bei den kräftigen Stößen sehr bald erlahmte.

Kaum sehnte ich mich nach einer geeigneteren Waffe, da stieß ein schwimmender Gegenstand ganz leicht gegen meinen Baum, und ich erblickte zu meiner nicht geringen Freude einen vier Fuß langen Holzpflock, ganz eben solchen, wie ihn die Komantschen zur Befestigung ihrer Zeltwände benutzen. Kein Wunder, daß er sich hier anfand; denn die oberhalb unserer Faktorei am Yellow Fork hausenden Komantschen waren durch die Hochflut aus der Prairie vertrieben worden und hatten bei der eiligen Flucht sogar ihre Zelte im Stiche lassen müssen. Ein wichtiger Ueberrest ihrer Ansiedelung ward mir nun zu teil. Gerade solch ein Instrument fehlte dir! dachte ich bei mir selbst. Das kommt zur glücklichen Stunde. Ein Griff — ich zog den leichten und zähen Pflock aus dem Wasser und hielt ihn krampfhaft fest, wie wenn mein Leben von seinem Besitze abhinge.

„Wartet, ihr Bestien!" rief ich den Tieren trotzig zu. „Nun will ich's euch heimzahlen, will euch lüsternen Menschenfressern den Appetit auf mein Fleisch und Blut doch ein wenig versalzen!"

Nachdem ich den Pflock vorläufig unter meinen Gürtel gesteckt hatte, schnallte ich den Riemen meines Gewehrs um einen Ast von zuverlässiger Stärke und ließ die für den Augenblick nichtsnutzige Waffe getrost ins Wasser hängen. Dann rückte ich den Schweinen entgegen, indem ich mich wieder auf den Baumstamm setzte und auf demselben reitend langsam und vorsichtig der Sandbank zurutschte.

Die vor Hunger schreiende Herde begleitete mich bis zu den Wurzeln des Baumes und schmatzte erwartungsvoll mit ihren Mäulern, wie wenn sie glaubte, daß ich mich ihr jetzt freiwillig zum Fraße anbieten würde. Aber darin irrte die Gesellschaft ein wenig.

Ich glitt so weit vor, daß die Wurzelkrone mich noch einigermaßen ihren Blicken entzog, hob meinen handlichen Pflock hoch empor und ließ ihn mit voller Wucht auf die schäumende Schnauze des nächsten Ebers fallen. Da hättet ihr sehen sollen, wie der alte Bursche zurücktaumelte! Ich hatte sicher und kräftig getroffen, Blut und Zähne spie der Rachen zugleich aus und ein Geschrei, welches Schmerz und Wut zugleich verriet, machte sich durch die heisere Kehle Luft.

„Das nimm als Strafe für deine abscheulichen Gelüste hin, du stänkeriger Kannibale!" rief ich mit herzlichem Triumph und freute mich, vorerst diesen einen abgefertigt zu haben, welchen ich schleunig ins Wasser eilen und seine arg zugerichtete Schnauze kühlen sah.

Der alle Erwartungen übertreffende Erfolg hatte meine Lust zu Austeilung weiterer Hiebe nur vermehrt, die jetzt in schneller Folge auf die hocherhobenen Rüssel meiner Widersacher herabregneten. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß ich den meisten von ihnen den

Appetit zu jeglicher Nahrung für lange Zeit gestört habe.

Natürlich war durch diese Abwehr meine Aufmerksamkeit völlig in Anspruch genommen, ich konnte nicht zur Seite blicken; auch mein Arm wurde wieder lahm, ich mußte mich ein wenig erholen, was ich um so eher durfte, weil sich schon seltener eines der noch unverwundeten Tiere in den Bereich meines bösen Pflockes wagte.

Als mir ein wenig Ruhe vergönnt war, blickte ich um mich — ein großes Glück, denn sonst wäre wahrscheinlich mein rechtes Bein verloren gewesen. Ein mächtiger trockener Baumstamm nämlich, welcher irgendwo oberhalb losgerissen und fortgespült war, trieb mit großer Schnelligkeit längs des Ufers auf die Stelle des Baumes zu, wo ich saß. Es war die allerhöchste Zeit, daß ich aufsprang, um dieser neuen Gefahr zu entgehen. Eiligst lief ich nach meinem alten Platze zurück, verwahrte den Pflock wieder in meinem Gürtel und klammerte mich mit beiden Händen an die schützenden Aeste.

Keine halbe Minute verfloß seitdem, da rammte der treibende Baum meinen Zufluchtsbaum. Der Stoß war so gewaltig, daß ich trotz alles Anklammerns ins Wasser hinabgeschleudert ward, welches, wie ich schon oben sagte, zu meinem Glücke nur flach war. Aber nicht ich allein, auch der nur noch mangelhaft festsitzende Baum, welcher mich so lange getragen hatte, war ins Treiben gekommen. Der Anprall des rammenden Baumes und die durch beide Bäume gemeinsam aufgestaute Flut hatten die letzte Verbindung mit dem Ufer der Sandbank zerstört.

Mehreremal um und um gewälzt, kam das schwankende Floß, an das ich mich verzweifelt schmiegte, erst ganz allmählich wieder in eine stetige Lage und ward von der Strömung flußabwärts getrieben. Als ich endlich wieder im Sattel saß, meinen Zeltpflock noch im Gürtel fühlte, auch meine Flinte neben mir am Aste sah, da erwachte wieder die alte Zuversicht in mir und ich wußte gewiß, daß ich mich retten würde. Vor allen Dingen galt es, mich von der Gesellschaft desjenigen Baumes zu befreien, welcher meine unfreiwillige Flußwanderung verschuldet hatte. Es war nicht ganz leicht, ihn loszuwerden; doch es gelang. Nun schwamm ich allein auf dem rauschenden Strom und war bald mit dem Pflock, bald mit beiden Händen bemüht, meinen Baum in dem richtigen Fahrwasser hinabzusteuern. Er durfte nicht vorzeitig stranden, weil mein Elternhaus noch etwa drei Meilen unterhalb jener Sandbank lag, auch nicht in die Mitte der Strömung geraten, weil ich dann die Gewalt über mein sonderbares Fahrzeug verloren haben würde. Hielten meine Kräfte aus und ich stieß nicht unterwegs auf andere im Wasser treibende Hindernisse, so durfte ich sogar hoffen, daß es mir gelingen würde, nahe bei unserem Hause zu landen.

Hätte ich auch heute nicht Lust, die tolle Wasserfahrt noch einmal zu machen, so dachte ich doch damals an nichts weniger als an Lebensgefahr, und mein alter Trotz erwachte wieder. Ich wandte mich rückwärts, um mich zu überzeugen, wo meine vierbeinigen Verfolger geblieben wären, sah noch eben die Sandbank und auf ihr die undeutlichen Umrisse der grunzenden Herde. Erbost über die Verlegenheit, welche sie mir bereitet hatten, ballte ich die rechte Faust, bedrohte die Tuskers und sprach:

„Für diesmal scheide ich von euch, ohne die gebührende Bestrafung vorzunehmen; aber geschenkt ist sie euch nicht! Wenn ich wieder komme," — hier stieß der Baumstamm gerade gewaltig gegen anderes Treibholz und warf beinahe seinen unaufmerksamen Reiter ab. — „Wenn ich wieder komme," fuhr ich nichtsdestoweniger fort, „dann soll es euch weniger gut ergehen. Die heute mein Holz verschonte, die sollen mein Blei zu schmecken kriegen!"

Nach diesen meiner Stimmung genau entsprechenden Abschiedsworten beschloß ich dann doch etwas vorsichtiger Umschau zu halten, um nicht von meinem Fahrzeug hinuntergeworfen zu werden. Wiederholt befreite ich dasselbe von den sich zur Gesellschaft anfindenden größeren Massen; nur kleinere Aeste und Wurzeln, welche neben mir schwammen, ließ ich ungestört, weil sie das nicht unbedeutende Rollen meines Baumes verminderten und ihn in wagrechter Lage erhielten.

So verging eine ziemlich mühevolle halbe Stunde — nach meinem damaligen Eindrucke waren es viele Stunden —; immer noch trieb mein Floß mit unverminderter Schnelligkeit dahin, und ich steuerte es mit so günstigem Erfolg, daß kein weiterer Anprall stattfand.

Die Sonne war schon im Untergehen begriffen, als ich mich endlich unserer Faktorei näherte. Auf dem mehrere Fuß hohen Uferrande stand meine Schwester Harriet und blickte halb verwundert, halb erschrocken auf mich und mein außergewöhnliches Fahrzeug hin. Wollte ich nicht bei dem Hause vorbeitreiben, so durfte ich der Schwester in diesem Moment keine Aufmerksamkeit schenken; ich hatte ja alle Kraft nötig, um mein schwer lenkbares Pferd in die Nähe des Ufers zu zwingen und zwar dahin, wo das Wasser flach und ruhig war. Auch das gelang.

„Quin, liebster Quin!" rief Harriet nun in einem Tone, welcher alle die in ihr herrschenden Empfindungen verriet. „Quin, du böser Bruder, wie kannst du uns nur durch so langes Ausbleiben ängstigen? Was ist dir passiert, du armer Junge?" hieß es in einem Atem weiter. „Wie kamst du auf den Fluß und auf den Baum?"

„Das ist eine lange Geschichte, Harriet; davon will ich dir später erzählen," erwiderte ich lächelnd und sprang mit Flinte und Pflock wohlbehalten von meinem Floß herab. „Ich habe eine neue Reitmethode entdeckt, liebe Harriet, und kann dir sagen, sie ist so übel nicht. Doch im Ernst, Schwester! Es freut mich gewaltig, dich wieder zu sehen; denn ich habe heute so manches Mal daran gezweifelt, daß mir dieses Glück noch einmal wieder beschieden sein würde. Nun aber zur Hauptsache, Harriet. Hast du das Abendbrot fertig? Ich bin, wie du dir denken kannst, nicht wenig hungrig; trockene Kleider jedoch möchten vorläufig noch wichtiger sein als Essen und Trinken!"

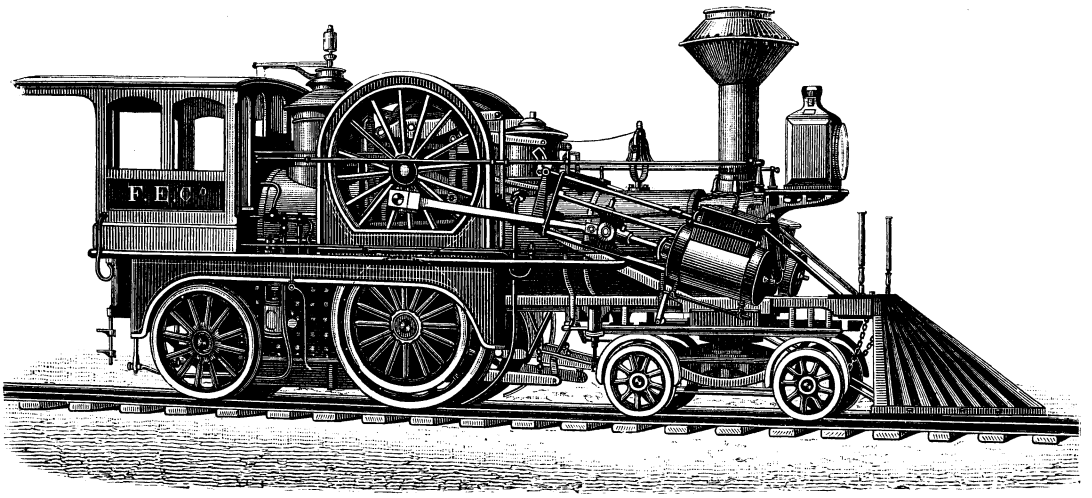
---

6. Ein neuer Ueberfall.

Nachdem meine arme Mutter vier lange Jahre gekränkelt hatte, erlöste sie der Tod von dem qualvollen Dasein. Von schmerzlichster Trauer erfüllt und doch Gott dankend, daß sie ausgelitten hatte, standen der Vater und wir Kinder an dem Sarge der uns so früh entrissenen, innig geliebten Frau und Mutter. Harriet war zwölf, ich zehn, die Zwillinge Dick und Tom vier Jahre alt. Da Harriet die alleinige Sorge für das Hauswesen nicht übernehmen sollte, sah mein Vater sich nach Hilfe um und war froh, als die Tante meines Freundes Charles sich bereit erklärte, zu uns zu ziehen. Miß Bridget, die unverheiratete Schwester des Agenten Knox, war eine herzliebe Dame, welche sich die redlichste Mühe gab, uns den Verlust der eigenen Mutter verschmerzen und vergessen zu lassen. (Fortsetzung folgt.)

Ueber Schnellzugs- und Gebirgslokomotiven.

Schnelligkeit ist die Losung, welche der Reisende heute an die Spitze seines Programmes geschrieben hat. Wenn er in Zeit von 24 Stunden seine 1000 km mit dem Schnellzug zurücklegt, so ist er schon zufrieden; eigentlich aber geht es ihm viel zu langsam, und er möchte die Strecke in 12, wenn nicht in 6 Stunden durchmessen. Freilich, vor 200 Jahren waren die Reisenden nicht anders; auch ihnen kam es darauf an, möglichst rasch vom Fleck zu kommen, wenn sie nur nicht zu oft wären stecken geblieben, wie es einer Gesandtschaft widerfuhr, die sich im Jahre 1606 von Hamburg nach Madrid begab und allein bis Aachen 25 Tage



Eine neue Schnellzugslokomotive. (Fig. 1.)

brauchte! Uebrigens sind Geschwindigkeiten von 80 bis 90 km in der Stunde auf einzelnen Strecken mit Schnellzügen nichts Seltenes mehr, insbesondere in England und Nordamerika; neuerdings hat ein Amerikaner sogar eine Lokomotive hergestellt, die 130 km in der Stunde bewältigen soll, die also in 24 Stunden eine Strecke von etwa 3000 km, eine Entfernung von Hamburg nach Madrid, zurücklegen könnte.

Die Abbildung, die wir von dieser Lokomotive geben, läßt (Fig. 1) erkennen, daß es sich dabei um eine ganz besondere, seither unbekannte Bauart handelt. Die Kurbelstange, welche die Verlängerung der Kolbenstange des Cylinders bildet, wirkt nicht direkt auf das Treibrad, sondern auf ein über demselben befindliches, etwas größeres, das seine Bewegung auf das untere Rad durch Reibung überträgt. Dies letztere besteht aus zwei auf derselben Achse befindlichen konzentrischen Rädern, wovon das äußere das eigentliche Laufrad, das innere das Kraftübertragungsrad ist. Die erforderliche Reibung kann je nach der zu bewältigenden Last durch ein Hebelwerk verstärkt oder abgeschwächt werden. Der Dampfcylinder hat, wie bei den ältesten Lokomotiven, eine geneigte Lage.

Erreicht diese Lokomotive wirklich eine Geschwindigkeit von 130 km in der Stunde oder über 2 km in der Minute, so bedarf es dazu bei einem Durchmesser des Treibrades von 2 m etwa 300 Umdrehungen in der Minute, was einer doppelten Anzahl von Kolbenhüben gleichkommt, also in der Sekunde 10 Kolbenhübe erfordert. Es ist dies eine Geschwindigkeit der Bewegung, der man kaum noch mit dem Auge folgen kann, und die offenbar ohne ernste Gefahr nicht überschritten werden darf, wenn sie überhaupt erreichbar ist.

Eine zweite Eigentümlichkeit dieser Maschine sind die zwei Paar vorderen Laufräder mit drehbarem Gestell, durch das die Ueberwindung von Kurven erleichtert wird. Diese Laufräder sind bei fast allen amerikanischen Lokomotiven in Anwendung gebracht, ebenso wie der ganz am Vorderteil befindliche Räumer, der zur Beseitigung etwa auf den Schienen befindlicher Gegenstände dient.

Die größte Lokomotive der Welt, welche wir unseren Freunden in der zweiten Abbildung vorführen, hat einschließlich des Tenders eine Länge von 20 m und repräsentiert mit demselben ein Gewicht von 107 683 kg, wovon 66 138 auf die Maschine allein kommen. Sie läuft auf nicht weniger als sieben Achsen, wovon die zwei vorderen die zwei Paar Laufräder tragen; die übrigen fünf tragen fünf Paar Räder von gleicher Größe, welche als Triebräder dienen, indem sie sämtlich, d. h. zu je fünf, durch eine Kurbelstange verbunden sind, die in der Mitte, d. h. am mittleren Rad, mit der eigentlichen Kurbelstange des Cylinders in Verbindung steht. Dadurch, daß ein Teil der Achsen beweglich ist, vermag der Koloß mit Leichtigkeit Kurven von 145 m Durchmesser zu überwinden. Die Dampfcylinder haben einen Durchmesser von 53 cm, der Kolbenhub mißt 915 mm. Die Maschine soll bequem 60 Doppelladungen befördern können.

Daß diese Lokomotive eine Amerikanerin, braucht man wohl kaum zu versichern. In Europa versteigen sich die Ingenieure nicht zu solchen Ungeheuern. Sie ist in der Fabrik von Stevens zu Sacramento bei San Francisco für die Südpacificbahn erbaut und hat speciell die Bestimmung, die starken Steigungen dieser Bahn zu befahren; sie ist also nur für den Gebirgsdienst erbaut.

Der Hund als Retter in der Not.

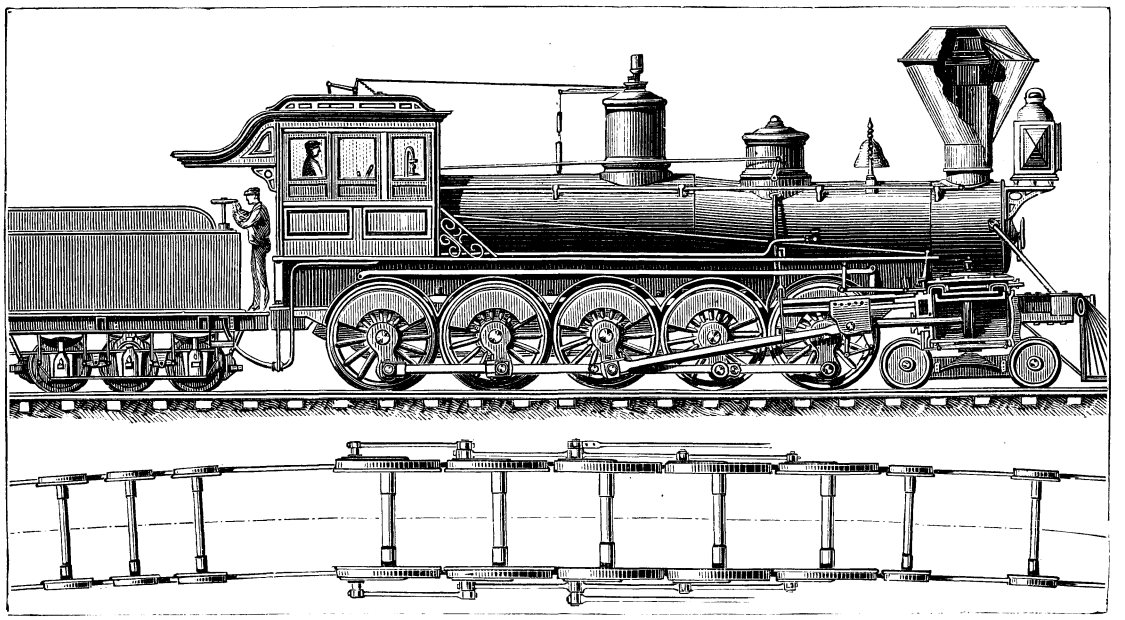
Wenn der eine oder andere der kunstbewanderten Leser glaubt, der „G.K." käme direkt aus der Gemäldegalerie und hätte etwa die Absicht, seinen jungen Freunden das treffliche Bild Karl Arnolds

vorzustellen, so trifft das nur halb zu. Freilich hat uns dieses Gemälde, welches einen unserer treuen vierbeinigen Hausgenossen den unmöglich scheinenden Felsenpfad zum Kerkerfenster des gefangenen Herrn finden läßt, freundlich angemutet. Es fiel uns dabei aber noch eine andere wahrhaftige Geschichte bei, die erst jüngst der in New York erscheinende „Scientific American“ zu erzählen wußte. Diese Zeitschrift berichtete ihren Lesern über die Verwendung von Hunden bei den deutschen Jägerbataillonen zu militärischen Zwecken. Aus dieser Veranlassung ist nun dem Journal aus Beavenworth, in Kansas, von Ado Hunnius die Erzählung einer Episode mitgeteilt worden, in welcher ein Hund ein Truppenkommando vor Vernichtung durch Indianer gerettet hat. Im Jahre 1874 wurde ein Kommando Soldaten auf mehrere Tage von Fort Sill, im Indianergebiet, nach Cache Creek, um Bäume zu Bauzwecken zu fällen, entsandt. Am nächsten Tage näherten sich dem Kommando Kiowa- und Comanche-Indianer und schloßen dasselbe vollständig ein. Nach mehreren Angriffen ließen die Indianer die Soldaten zwar in Ruhe, hielten sie aber so eng umschlossen, daß es kein Mann wagen konnte, sich durchzuschleichen, um Hilfe von Fort Sill zu holen. Wie gewöhnlich bei dergleichen Expeditionen befanden sich auch einige Hunde, meist von der Yaller Cur-Rasse, bei dem Kommando. Ein Soldat kam auf den Gedanken, ein Blechgefäß mit einer Meldung des kommandierenden Offiziers über die Lage seines Kommandos an dem Schweife eines der Hunde zu befestigen und denselben nach Hause zu jagen. Dies geschah am Abend, und als der Hund sich den Indianern näherte, feuerten sie auf ihn; da sie aber das Blechgefäß sich in der Luft bewegen sahen, hielten sie das Ganze für einen Scherz und jagten den Hund auch ihrerseits. Das Tier gelangte halbtot in das Fort und suchte das Compagnierevier auf. Ein Soldat befreite den Hund von dem Blechgefäß, bemerkte dabei das Papier mit der Meldung und übergab dasselbe sofort dem Kommandanten des Forts. Unverzüglich wurden mehrere Compagnien, teilweise beritten, zur Befreiung des eingeschlossenen Kommandos abgesandt. Als die Indianer die heranrückende Abteilung erkannten, flohen sie; das Kommando aber war von der drohenden Vernichtung gerettet.

Weihnachten in Sicht!

Viele emsige Hände, deren Erzeugnisse erst unter dem im Lichterglanze prangenden, mit verschiedenartigen Gaben geschmückten Christbaume zur Freude der Beschenkten zur Schau gelegt werden, sind jetzt schon in geheimnisvoller Thätigkeit. In jüngerer Zeit kommt denn auch aus den Kreisen unserer Leser und Kameraden öfters die Anfrage: mit welchen selbstzuverfertigenden Gegenständen die lieben Eltern, Onkeln, Tanten und Geschwister zweckmäßig beschenkt werden könnten. — Da ist denn der „Gute Kamerad“ gleich dabei, zu helfen und zu raten, denn er weiß, „die Wahl ist gar schwer“. „Mädchen haben es hierin um vieles leichter! Die stricken, sticken und nähen, und wenn die Arbeit dann und wann auch nicht gar zu viel Kunstfertigkeit und Mühe kostet, so ist sie doch meist ein Gebrauchsgegenstand, welcher immer willkommen ist und daher mit Freuden aufgenommen wird, — aber wir Knaben —“?

Halten wir vor allem daran fest, daß wir den Eltern eine wirkliche Freude bereiten, wenn wir ihnen ein Geschenk darreichen, das ihnen den Beweis unseres Fortschrittes und unserer Geschicklichkeit gibt, also etwas Selbstausgeklügeltes, Selbstgemachtes sein soll! Der Wert wird ferner im guten Willen, überhaupt in der Zweckmäßigkeit der Gabe und darin liegen, daß wir eine Neigung oder einen Wunsch der zu Beschenkenden berücksichtigen. Bei



Die größte Gebirgslokomotive der Welt. (Fig. 2.)

solcher Voraussetzung kann das Richtige nicht schwer zu treffen sein; erforschet daher vorsichtig die Wünsche euerer lieben Eltern und handelt danach. So ganz ohne alle Kenntnisse seid ihr ja nicht, im Gegenteil, es gibt unter euch viele geschickte Maler, Laubsäger, Buchbinder, Papparbeiter, Schreiner u. a., und als solche werdet ihr, eueren Kräften angemessen, bald etwas Hübsches herausfinden, was für euer Können allzuschwer nicht sein wird.

Wir wollen nun aus den ungezählten Geschenksgegenständen einiges herausgreifen, vielleicht, daß darunter mancher der Kameraden das Richtige oder die Anregung dazu findet. Z. B. ein schön, wenn auch einfach gebundenes Notizbuch, eine Kalender- oder Notizblockrahme, einen Thermometerständer, eine Zeitungsmappe zum Hängen oder Stellen, eine einfache Cigarrentasche, einen Cigarren- oder Pfeifenträger, ein

Tintenzeug mit oder ohne Federträger, letzterer auch separat, einen Uhrenständer — für den Vater. Ein Visitenkartentäschchen, eine Kartenschale, ein Photographierähmchen, einen Handschuhkasten, ein Schlüssel-, ein Gewürzkästchen, einen Staubtuchbehälter in Form eines kleinen Wandkorbes, eine Bürstenrahme, einen Krug- und Glasuntersetzer, einen Feuerzeugbehälter für das Zimmer oder die Küche, hübsch geformter Christbaumschmuck u. a. — für die Mutter. Ein Nähkissen, eine Nähschatulle, ein Nadelbüchslein, einen Spiegelkasten, einen Handschuhkarton, ein Merkbüchlein — für größere; — ein Puppen-, ein Küchenzimmer, ein Strickkörbchen, Woll- und Garnwickelsterne, Federschachteln, Schulbücher- und Musikmappe — für kleinere Schwestern. Knaben können sich gegenseitig nebst letzteren Requisiten auch mit Theater, geschachtelten Festungen, mit selbstgemachten Werkzeugen fürs Laboratorium, mit Gipsabgüssen, Schiffsmodellen, Herbarien, Nagetierhäuschen und anderen selbstgefertigten der Unterhaltung dienenden Gegenständen beschenken.

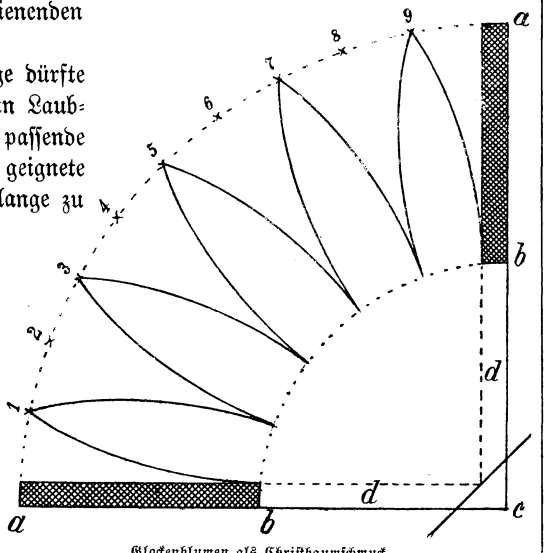
Aus dieser angedeuteten Menge dürfte für jede Kunstfertigkeit, sei es in Laubsägerei oder in Papparbeiten, eine passende Wahl nicht schwer werden. Um geignete Muster braucht man wohl nicht lange zu suchen; für Malerei und Laubsägearbeit gibt es sehr hübsche Mustervorlagen genug; für Papparbeiten können bei einigen kleinen Umänderungen die meisten der letzteren ganz gute Verwendung finden. Selbstverständlich wird die Pappe nach den Umrissen dieser Muster geschnitten und dann statt der inneren Filigranarbeit des Laubsägens mit schönem, farbigen Papiere überzogen, mit einfacherem ausgefüttert.

Nun, Kameraden, frisch ans Werk, eueren Eltern, Geschwistern und Angehörigen eine freudige Ueberraschung zu bereiten!

Gegen Erkältungen.

Der Winter steht wieder einmal vor der Thüre und hinter ihm das große Heer von Leiden und Beschwerden aller Art, womit er die vielgeplagte Menschheit alljährlich heimzusuchen pflegt: Zahnschmerz, Ohrenreißen, Gliederreißen, Heiserkeit, Husten und Schnupfen und Katarrhe aller Art nebst den oft mörderischen Brust-, Lungen-, Bauchfell-, Drüsen- und wer weiß welchen anderen Entzündungen. Gegenüber einem solchen Heere von Feinden muß die Parole heißen: Achtung geben! In acht nehmen! Sich hübsch vorsehen! Daher rüstet man sich auch, soweit es der Geldbeutel zuläßt, mit aller Energie gegen den heranziehenden Feind mit Handschuhen, Filzschuhen, Filzsohlen, Pelzen und Pelzkragen, Kapuzen, Muffen Mänteln, Tüchern und — Shawls aller Art. Gegen zweierlei Schutzmittel müssen wir uns um so entschiedener erklären, als sie sich — wie falsche Freunde — bei uns einschmeicheln und es doch nicht gut meinen: wir denken an die Pelzmützen und die Hals- oder Shawltücher. Jene nämlich befördern nach unserer Ueberzeugung oft eine vorzeitige Kahlköpfigkeit, diese aber sind die hauptsächlichsten Erzeuger von Heiserkeit, Hals- und Drüsenentzündung, welche leicht gefährlich werden können. Wir wollen nicht den Versuch machen, zu diesem unseren Glaubensbekenntnis ältere Personen zu bekehren, die sich schon zu sehr an diese beiden Bedürfnisse gewöhnt haben und unter Umständen wohl gar bei etwaiger Unvorsichtigkeit sich einen kleinen Schaden zuziehen könnten, den sie uns dann zum Vorwurfe machen würden; aber ganz entschieden müssen wir auf Grund unserer eigenen Erfahrung befürworten, daß man Kinder — Knaben und Mädchen — ganz besonders in Bezug auf den Hals abhärte. Schreiber dieses hat schon von seinem zehnten Lebensjahre an kein Hals- oder Shawltuch getragen. Es war damals auf höheren Schulen und auch auf der Universität allgemeine Sitte, einen leichten Kragen so zu tragen, daß Brust und Hals fast ganz entblößt waren, indem der Kragen des Vorhemdchens noch über den Rockkragen gelegt wurde. Das war aber nicht bloß Sitte im warmen Sommer; nein, so fuhr man auch in der Winterkälte Schlittschuh, und man hat selten etwas gehört von Erkältung des Halses oder von Katarrh infolge dieser Kleidungsmode; wenigstens hat Schreiber dieses selbst niemals über etwas derartiges zu klagen gehabt. Eines Wintertages bescherte ihm eines seiner Anverwandten zu Weihnachten ein wunderschönes, weißseidenes Shawltuch, das der damit Beschenkte natürlich zur Freude und Ehre der Spenderin fleißig tragen mußte, und von dieser Zeit an waren Hals- und Drüsenentzündungen bei ihm an der Tagesordnung, namentlich so oft er beim Ausgehen etwa das Tuch einmal vergessen hatte und sich das Wetter vor seiner Heimkehr etwas rauher gestaltete. Nach einigen Jahren stahl ihm eine unredliche Aufwartung das Tuch aus der Rocktasche; ein neues wurde nicht mehr angeschafft und — seitdem ist auch die leichte Entzündlichkeit des Halses wieder verschwunden. Der glückliche Bestohlene trägt trotz seiner fast 60 Jahre auch bei dem heftigsten Schnee- und Sturmwetter jetzt niemals ein solches Tuch, ohne einen Nachteil davon zu spüren. Wie oft dagegen sieht man junge Leute trotz ihrer tiefen Vermummung in dicke Halstücher an Halskrankheiten leiden! Ich suche in der jetzt so beliebten Verhüllung des Halses bei jedem rauheren Lüftchen einen ganz wesentlichen Grund mit für die vielen Diphtherieerkrankungen bei schon größeren Kindern, sowie für die häufigen und heftigen Katarrhe bei Erwachsenen. Wer will und kann es mir daher verdenken, wenn ich allen bezüglichen Händlern und allen Weichlingen zum Trotz ganz entschieden die Parole hochhalte:

„Nur kein Shawltuch!"



Glockenblumen als Christbaumschmuck.

Christbaumschmuck.

Vielfach pflegt man Weihnachtsbäume außer mit Sternen und Papierkörbchen noch mit Rosen, Ketten, Zuckerdüten, Engelshaar u. s. w. auszuschmücken. Der in Blumen bestehende Schmuck ist mir, schon im Hinblick auf die blumenarme Winterszeit, der liebste; darum sei in den folgenden Zeilen Anweisung zur Anfertigung einer solchen, und zwar einer Glockenblume, gegeben.

Wir fertigen uns zunächst eine Schablone aus starkem weißem Schreibpapier, mit deren Hilfe wir später aus auf beiden Seiten gefärbtem, rotem oder rosafarbenem Glanzpapier die wirkliche Blumenkrone leicht ausschneiden können und verfahren dabei am besten auf folgende Weise:

Auf einem quadratisch geformten Stück weißen Papiers (Seitenlänge 8 cm) schlagen wir von der einen nach der anderen Ecke, die Spitze des Zirkels ebenfalls in einer Ecke c einsetzend, einen Kreisbogen a a (s. Figur), sodann mit einer Zirkelöffnung von 4 cm einen zweiten kleineren b b. Die in der Figur dunkel schraffierten Stück-

chen, die ungefähr ½ cm breit sein müssen, werden herausgeschnitten und sodann der übrige Teil des Kreisbogens in 10 gleiche Teile geteilt. Die Punkte 1—9, von denen später 1, 3, 5, 7 und 9 die Spitzen der Zipfel bilden, verbinde man hierauf mit der Spitze c durch Linien. Hierauf kann das Schneiden der fünf Zipfel beginnen, welches durch nebenstehende Figur veranschaulicht wird.

Mit Hilfe eines zugespitzten, etwa fingerdicken Stäbchens verleiht man jetzt dem Gegenstande eine dütenförmige Gestalt, indem man die freien Stücke d d genau übereinander klebt. Durch vorsichtiges Streichen der fünf Zipfel mittels eines Bleistiftes bewirkt man das Krümmen derselben nach rückwärts.

Es bleibt nun noch übrig, die Blumenkrone mit Stiel und Staubgefäßen zu versehen, wobei wir dem gütigen Schöpfer freilich auf traurige Weise ins Handwerk pfuschen müssen, doch Not kennt kein Gebot und selbst Herr Urian nimmt in derselben zu absonderlicher Geschmacksrichtung seine Zuflucht.

Wir nehmen ein halbes Dutzend 10 cm lange Fäden Rauschgold zwischen die Finger und umwickeln sie in der Mitte einigemal mit Blumendraht, von welchem ein beliebig langes Stück als Stiel stehen bleibt. Nachdem man zuerst ein viereckiges Stückchen grünes Seidenpapier, sodann ein Flöckchen Watte über den Stiel gezogen und letztere mittels des Seidenpapiers verdeckt und durch Drücken zu einem Fruchtknoten gestaltet hat, umwickelt man schließlich den übrigen Teil des Stieles mit einem 1 cm breiten Streifen von grünem Seidenpapier. Zieht man den umwickelten Draht durch den Schlund der Röhre und befestigt hier mittels flüssigen Leimes den Fruchtknoten, so werden die Goldfäden gleich den Staubgefäßen aus der Glockenblume heraushängen. Ein geeignetes Blatt zu ersinnen und herzustellen, bleibt dem Scharfsinn meiner kleinen Leser überlassen.

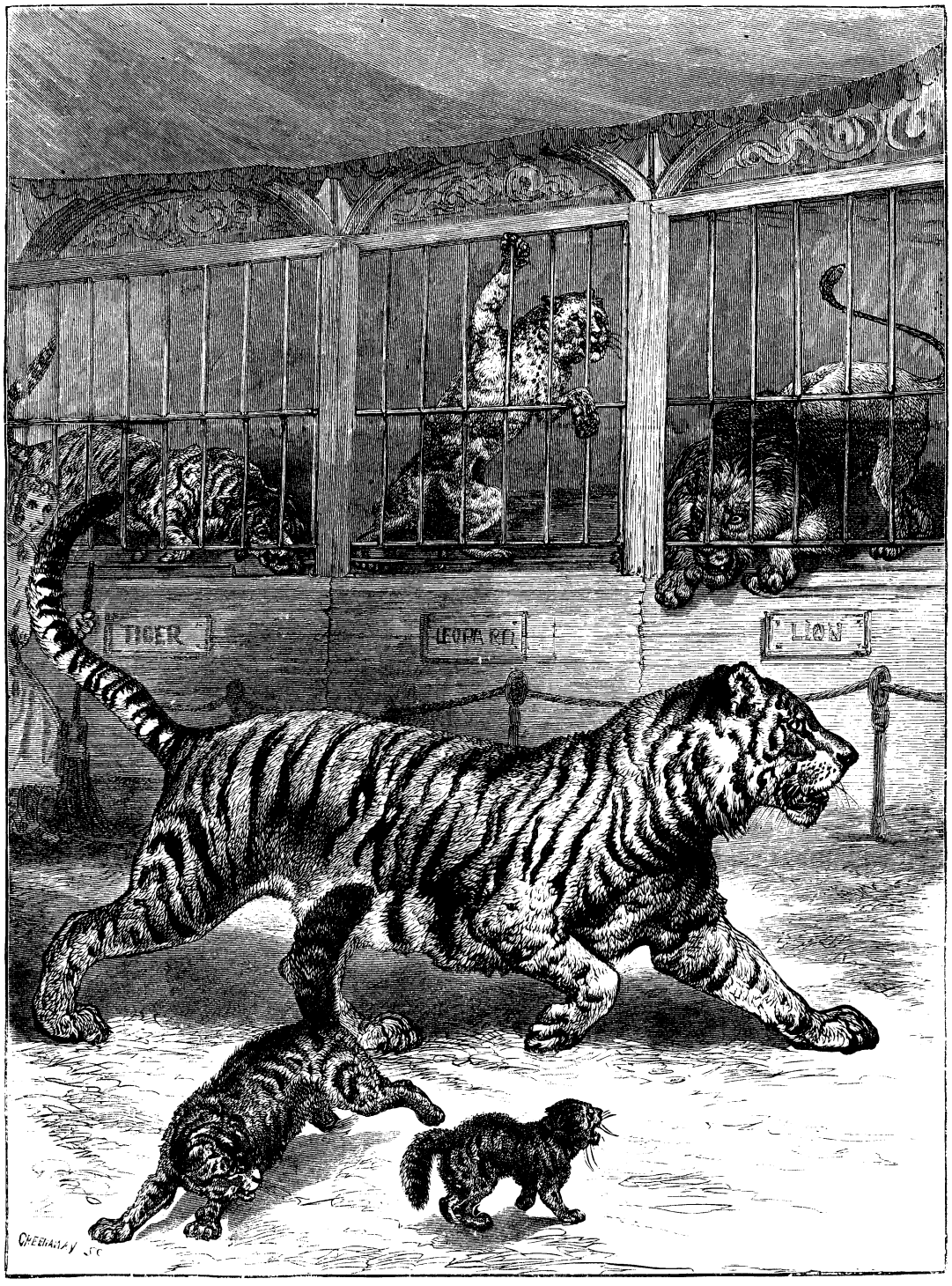
Der entsprungene Tiger.

Ich bin kein Freund der Künste der Tierbändiger und vermeide es, soviel wie möglich, dieselben mit anzusehen, denn ich kann die geheime Angst nicht unterdrücken, es könnte ein Unglück geschehen. Diese großen Katzentiere: Tiger, Löwe und Leopard, können ja doch niemals so gezähmt werden, daß sie ihre wilden, grausamen Instinkte ganz vergessen, und daß nicht jeden Augenblick durch den unbedeutendsten Umstand ihre Tücke und Mordlust geweckt werden könnte. Diese geheime Angst und Scheu vor jenen Tieren entstand bei mir schon frühe, lange bevor ich noch etwas von den vielen Unglücksfällen gehört habe, denen so viele sogen. Tierbändiger schon zum Opfer gefallen sind, und zwar durch ein Erlebnis aus meiner Knabenzeit, das ich hier meinen jungen Freunden erzählen will.

Ich mochte ungefähr zwölf Jahre alt sein, als eine große und damals berühmte wandernde Menagerie in meine Vaterstadt kam und daselbst Schaustellungen gab. Dieselbe hatte einige dressierte Elefanten und mehrere angeblich gezähmte Tiere, sowie einen Tierbändiger bei sich, welcher zu den Löwen, Panthern, Hyänen und dem bengalischen Königstiger in die Käfige ging und sie kleine Kunststücke machen ließ. Dieser Tierbändiger war ein riesengroßer, afrikanischer Neger, Namens Wazamba, dessen Kühnheit und Kaltblütigkeit allgemein gerühmt wurde und der die Löwen behandelte, wie wenn er dressierte Pudel vor sich hätte. An einem regnerischen Herbsttage gegen Abend ging ich auch in die Menagerie, um einer Vorstellung anzuwohnen. Die Käfige der großen Katzentiere waren im Hintergrunde in einer Reihe aufgestellt, rechts und links davon die Käfige der anderen Vierfüßler und der Vögel, davor befand sich eine Arena, in welcher die beiden Elefanten ihr Kunststück aufführten. Dieser Arena entlang, etwas erhöht und durch eine etwa acht Fuß hohe Bretterwand von der Arena getrennt, war der erste Platz der Zuschauer, und hinter demselben stiegen in Stufenform und Terrassen die beiden Galerien für die Zuschauer an. Als ich die Menagerie betrat, waren wegen der Ungunst der Witterung nur wenige Zuschauer vorhanden, aber die Vorstellung begann dennoch zur anberaumten Zeit mit der Vorführung der Elefanten. Dann trat Wazamba auf, in farbige Trikots gekleidet, eine Reitgerte in der Hand, zeigte sich dem Publikum und ging dann in den großen Löwenkäfig, wo er die vier Löwen über die Gerte springen und ihre Kunststücke machen ließ. Das war rasch vorüber, und nun trat er in den Käfig des bengalischen Tigers, eines prächtigen Tieres, welches jedem zoologischen Garten Ehre gemacht haben würde. Der Tiger wandelte in der unruhigen Art solcher Tiere in seinem Käfig auf und ab, und Wazamba schien es bei diesem Gefährten gar nicht behaglich zu sein; er gab sich nicht viel mit demselben ab, und suchte sich nach drei oder vier Minuten wieder zurückzuziehen. Als er, mit dem Rücken gegen die Thüre des Käfigs, diese öffnen wollte, gab einer der Riegel nicht sogleich nach, und er mußte sich umdrehen. Eben wollte er hinausschlüpfen, als im selben Augenblick die Musikbande einen rauschenden Marsch mit Pauken und Blechinstrumenten anstimmte. Der Tiger schrak zusammen, sprang nach der offenen Thüre, warf Wazamba nieder und trat über ihn hinaus, und im nächsten Moment war er in der Arena. Es waren just zuvor die Gasflammen in derselben angezündet worden, und als die Zuschauer den Tiger frei in der Arena herumlaufen sahen, gab es einen panischen Schreck und alle Zuschauer flüchteten entsetzt ins Freie. Ich war auf der zweiten Galerie, die nur zwei Zugänge hatte, welchen alles zudrängte. Instinktmäßig kletterte ich an einem der Balken, die das Dach trugen, bis zu den Deckbalken empor, weil ich nicht durch die Thüren ins Freie gelangen konnte, und wußte mich hier sicher, da der Tiger ja nicht klettern kann. Als ich mich vom ersten Schreck einigermaßen erholt hatte und nun hinunterschaute, sah ich den Tiger wie verdutzt und unschlüssig in der Arena hin und her laufen. Die Musik hatte aufgehört und sich geflüchtet, die Leute der Menagerie liefen hinter den Käfigen zusammen und griffen nach den Eisenstangen, mit welchen man solchen Tieren zu Leibe geht. Ob der Tiger vom hellen Gaslicht geblendet oder vom Lärm und der ungewohnten Oertlichkeit verdutzt war, vermag ich nicht zu sagen, genug, er lief noch immer mit seinem schweren, schlotterigen Schritt in der Arena auf und ab, ohne den Ausgang zu suchen oder zu finden. Da ereignete sich ein kleiner Zwischenfall, welcher der ganzen Sache eine andere Wendung gab. Eine schöne große Schildkrotkatze, welche ebenfalls zur Menagerie gehörte, spielte soeben in der Arena, als der Tiger frei wurde. Da sie mit den meisten der Tiere vertraut war, flüchtete sie zwar nicht, ward aber doch unruhig, als der Tiger sich ihr näherte. Eines ihrer Jungen aber hielt mutig Stand, wölbte den Rücken und fauchte nach Katzenart mit allem Zorn und Affekt gegen den Tiger, der stutzig wurde, das kleine Tier verwundert anschaute und anscheinend unschlüssig wurde, so daß er, als Wazamba und die Leute der Menagerie mit ihren Eisenstangen herbeikamen, sich ruhig wieder in seinen Käfig zurücktreiben ließ, welchen man natürlich fest hinter ihm verriegelte. Daß der Tiger, ein Weibchen, vor dem Kätzchen stutzig ward, das er doch mit einem Schlag seiner Tatze hätte zerschmettern können, erscheint mir noch heute wunderbar und wie eine Fügung der Vorsehung, um ein großes Unglück zu verhüten, aber jene zehn Minuten aus meiner Knabenzeit haben mir lebenslang die Freude an den Schaustellungen der Tierbändiger verdorben.

Freude an der Andern Freude.

Eine Freude unter allen
Hab' ich stets für wahr erkannt,
Und die Leuchte sie genannt;
Sie bleibt wahr, ob alles trügt,
Unbefleckt von Groll und Neide,
Selig der, dem sie genügt:
Freude an der Andern Freude.



Der entsprungene Tiger.

Unter Korsaren.

Von S. Wörishöffer.

(Fortsetzung.)

Über das Toben ringsumher hinderte jedes Nachdenken. Conchitos Anhang gewann mehr und mehr die Oberhand, der kecke Chilene unterhandelte bereits mit einem schwarzbärtigen, bis an die Zähne bewaffneten Raubgesellen, welcher ein Anführer der Piraten zu sein schien. Es wurde englisch gesprochen, das verstanden beide Teile wenigstens notdürftig; Conchito erbot sich, dem Tripolitaner das Schiff zu überliefern, wenn dafür ihm selbst und seinen Freunden freier Abzug gewährt werden würde.

„Wir beanspruchen die Böte, um den Strand der Insel zu erreichen, auch Waffen für jeden Mann, unser Privateigentum von Tauschartikeln und ein wenig Proviant. Das Schiff ist reichlich versehen."

Der Tripolitaner lächelte. „Ist bewilligt," sagte er.

„Hurra! — Werft die Waffen nieder, Kameraden!"

Eine Kugel flog an Conchitos Kopf vorüber. „Nimm das, du Schuft!"

Zugleich stürzte sich der Kapitän, dicht umdrängt von seinen Genossen, auf die Scharen der Seeräuber und suchte sich zu den Geschützen den Weg zu bahnen. Wenn die Kugeln, nach innen statt nach außen gesandt, über das Verdeck dahinfliegen würden, das allein konnte noch Rettung bringen, konnte zugleich den fremden Feind und den im eigenen Lager besiegen helfen.

„Vorwärts, Leute! Vorwärts um jeden Preis!"

Conchito sah die Gefahr; mit gellender Stimme schrie er auf, wie ein böser Geist flog er den Seinigen voran. Und nun wurden die wenigen Getreuen des Kapitäns von zwei Seiten zugleich angefallen, nun mußten sie sich doppelt verteidigen, — der Ausgang der Sache konnte nicht mehr zweifelhaft sein.

Die Matrosen des „Sturmvogel", verblendet von Conchitos glänzenden Versprechungen, kämpften Seite an Seite mit den Piraten, jetzt ganz stumm, voll jener äußersten Erbitterung, die mit zusammengepreßten Lippen und verbissenen Zähnen alles an alles setzt, um entweder zu unterliegen, oder den vollen Sieg zu erringen.

Matthias, Pablo und der Kapitän fochten Seite an Seite, während von Jim nichts zu entdecken war. Immer mehr lichtete sich die kleine Schar der Gutgesinnten, immer mehr stille Gestalten bedeckten den bluttriefenden Boden. Da fiel gerade vor den Füßen des Kapitäns ein Tripolitaner, zu Tode getroffen, hintenüber; in die Lücke stürzte sich, das flutende wogende Gedränge durchbrechend, Conchito, der zweite Steuermann, und stand jetzt mit hochgehobenem Dolche vor seinem verratenen Befehlshaber. Sekundenlang bohrten sich die Blicke der beiden Männer ineinander, nur sekundenlang, dann bewegte der Chilene mit heiserem Lachen ruckartig den Arm und das Dolchmesser hatte den Weg in die Brust des Engländers gefunden.

„Stirb, Ketzer! Zur Hölle mit dir!"

Der Stoß war so heftig gewesen, daß Conchito auf dem schlüpfrigen Fußboden ausglitt und fiel, die Waffe blieb daher in der Brust des Kapitäns stecken, — mit einem unartikulierten Schrei sank der unglückliche Mann zurück gegen den großen Mast und blieb regungslos liegen.

Ueber ihn beugte sich Pablo. „O Sir! Sir! — Sie sind verwundet, — wo ist der Schiffsarzt?"

Mr. Burns schüttelte den Kopf, seine Augen sandten einen letzten Blick ringsumher und hafteten dann auf dem blassen, kummervollen Antlitz des ersten Steuermannes, er bewegte leise die Hand.

„Sehen Sie es wohl, Pablo, — das gelobte Land! Ich komme nicht hinein. Der Tod hat Wort gehalten."

Er schloß matt die Augen. „Jene armen Weißen da drüben, — sie besitzen vielleicht in den gefundenen Perlen Millionen — aber sie können für alle diese Schätze kein Stück Brot kaufen — keine Freiheit!"

Und dann, kaum verständlich: „Denken Sie an Ihr Gelübde, Pablo! — Und du, Matthias! — Wo bist du?"

Der Knabe trat zu ihm und faßte seine erkaltende Hand. „Ich halte Wort, wenn es mir möglich ist, wenn Gott will, Herr Kapitän, sicherlich!"

„Dank, Matthias, dank! Du bist ein guter redlicher Charakter, ich vertraue dir vollständig! — O, die Insel — die Insel — ich hätte sie so gern — so gern —"

Sein Kopf sank schwer hintenüber, der letzte Atemzug war entflohen. Gegen den Großmast gelehnt, wie er es wachenden Sinnes gesehen, das Messer in der Brust, so lag der unglückliche Mann, von Mörderhand gefallen, tot auf dem Verdeck seines Schiffes.

Schaukelnd im Morgenwind, umspielt von den Strahlen der Sonne, bauschte sich drüben am Inselstrande das Sternenbanner der Vereinigten Staaten. Angstvolle Gesichter beobachteten den Kampf auf den Schiffen, angstvolle Stimmen riefen laut und dringlich um Hilfe, aber kein Ohr hörte sie, kein Auge nahm Notiz von der wehenden Fahne. Jetzt hatten die Tripolitaner gesiegt, sie waren Herren des Dreimasters und es galt nun, die Beute einzuheimsen.

Kopf an Kopf füllten die Piraten das Deck, es war vollständig unmöglich, ihnen auch nur noch mit Erfolg zu widersprechen.

Conchitos Gesicht hatte alle Farbe verloren. „Bringt die Böte zu Wasser!" befahl er mit lauter Stimme.

Der Piratenkapitän lächelte seltsam. „Weshalb?" fragte er.

„Wir wollen unsere Fahrt zur Insel jetzt antreten."

Ein spöttischer Zug erschien in den Mundwinkeln des Korsaren. „Das hat noch Zeit," sagte er lustig. „Brecht die Lucken auf, Leute!"

Conchito trat ihm näher; er bebte vor Aufregung am ganzen Körper. „Jener Mann dort hat uns allen freien Abzug versprochen," rief er, mit erhobener Hand den schwarzbärtigen Anführer bezeichnend. „An diese Zusage sind Sie gebunden!"

„So?" lächelte der Tripolitaner. „Wirklich?"

Es lief kalt durch Conchitos Adern. „Bringt die Böte zu Wasser!" wiederholte er seinen früheren Befehl.

Ein Zeichen von der Hand des Piratenkapitäns veranlaßte einige der Leute, sich auf den Chilenen zu stürzen und ihn ohne alle Vorbereitung plötzlich zu überwältigen. Conchito war gebunden und

auf das andere Schiff hinübergeschleppt, ehe er noch selbst so recht wußte, wie ihm geschah. Man hörte noch eine Zeitlang sein gellendes Geschrei, dann verstummte auch das und er war abgethan.

Wenigstens für den Augenblick. Die bestürzten Matrosen des Dreimasters sahen einander an. „Verraten! Verraten!"

Pablos ausgestreckte Hand deutete auf die Leiche des Kapitäns. „Ihr habt euern Lohn dafür," sagte er mit düsterem Tone. „Hättet ihr, wie es ehrlichen Männern geziemt, eurem Anführer den schuldigen Gehorsam bewahrt, dann würde vielleicht der Korsar besiegt worden sein, — so ist alles verloren, Ehre, Freiheit und Besitz!"

Niemand antwortete ihm. Aschfahle Gesichter sahen zu Boden, zitternde Lippen flehten zu allen Heiligen um Hilfe in dieser Not. Das Gewühl des Kampfes hatte ausgetobt, eine unheimliche Stille lagerte über dem eroberten, dem Verderben geweihten Schiffe.

„Brecht die Lucken auf!"

Niemand wagte es, sich dem Befehl des Gewaltherrschers zu widersetzen. Während die Tripolitaner die Thür zur Proviantkammer erbrachen und Berge von guten Dingen auf den Tisch der Kapitänskajüte häuften, während sie schmausten und zechten, mußten die Chilenen aus dem Raume ihres Schiffes alles an Deck bringen, was zur Ladung gehört hatte, die Tauschartikel und besonders die Waffen. Eine Winde vom Bord des Korsaren, offenbar für diesen Zweck vorhanden, wurde herabgelassen und Kollo nach Kollo wanderte hinüber, — Branntweinfässer, Kisten und Säcke, alles bunt durcheinander.

Hüben und drüben mußten die Chilenen arbeiten, während die Tripolitaner nur befahlen und sich gelegentlich um dieses oder jenes besonders wünschenswerte Stück in blutigen Raufereien ergingen. Einige unter ihnen, vielleicht die Verächter jeglicher Religion und Moral, taumelten schon jetzt betrunken auf dem Verdeck umher, indes andere zu bestimmter Stunde ihre von der mohammedanischen Lehre vorgeschriebenen Waschungen unternahmen und in allen vier Gebetsstellungen demütig verharrten, bevor sie den Raubzug gegen das fremde Eigentum mit verstärkter Kraft wieder fortsetzten. Was den Eroberern nicht paßte, das wurde einfach über Bord geschleudert, was an Kleidungsstücken in ihre Hände geriet, darum rauften sie sich, während die Schmuckgegenstände und das bare Geld dem Kapitän zufielen. In dieser Beziehung gab es offenbar Gesetze, die sich durch keine Mittel umgehen ließen.

Dann suchte eine Streifpatrouille in

I.

sämtlichen Räumen des Dreimasters nach etwa versteckten Gütern, lebendigen oder toten. Die Chilenen ballten in ohnmächtigem Groll ihre Fäuste, sie erstickten fast vor Zorn und Scham.

„Farbige Burschen!" raunte einer der Matrosen. „Sklavengezücht!"

„Afrikaner! — Die Stammesgenossen der elenden verachteten Nigger!"

Pablo neigte den Kopf. „Jetzt seid ihr das Eigentum dieser Leute," sagte er mit einem tiefen Seufzer.

„Sie nicht minder, Steuermann!"

„Sicherlich! — Aber doch mit einem gewaltigen Unterschied. Ich habe mir ein gutes Gewissen bewahrt."

In diesem Augenblick ertönte ein jämmerliches Geschrei, begleitet von dem lauten Lachen der Seeräuber. Einer der letzteren schob aus dem Volkslogis hervor die lebende Gestalt eines Knaben, der sich vor Angst krümmte. Jim Lawrence hatte bisher hinter den Betten der Matrosen im Versteck gesessen und war nun an den Haaren hervorgeholt worden; er schrie zetermordio! Er strampelte mit Händen und Füßen zugleich.

„Dies Schiff gehört meinem Vater," rief er. „Sie dürfen mich nicht anfassen, — was wollen Sie von mir?"

Und dann sah er die Leiche des Kapitäns; sein Gesicht verlor alle Farbe „Tot!" stammelte er voll Entsetzen. „Tot! — Matthias, was wird nun aus uns?"

„Wir sind einem Korsaren in die Hände gefallen, Jim, das siehst du wohl. Man wird uns in Tripolis als Sklaven verkaufen."

„Mich auch? — Mich? — Das ist unmöglich."

Matthias schwieg. Die Seeräuber hatten das Schiff vollständig ausgeplündert und gedachten nun alle Spuren des verbrecherischen Ueberfalles für immer zu verwischen. Eine Strickleiter fiel an Bord ihres Schiffes herab und eine gebieterische Handbewegung befahl den Chilenen, Mann nach Mann hinüberzuklettern.

„Ich thue es nicht!" schrie Jim. „Ich thue es nicht! Matthias, so hilf mir doch, — Du weißt ja, daß das Schiff meinem Vater gehört."

Unser Freund zuckte die Achseln. „Es ergeht mir um kein Haar besser, als dir, Jim," versetzte er. „Sei äußerlich ruhig, das ist das klügste."

„Mr. Pablo! Mr. Pablo! — Will mir denn niemand helfen?"

Sein Geschrei verhallte, wie vordem dasjenige des zweiten Steuermannes. Man schob nach, man traktierte ihn mit Rippenstößen und Ohrfeigen, bis er auf das Verdeck des Korsaren stolperte und dort den anderen Gefangenen zugesellt wurde. Um den Großmast geschart, mit blassen Gesichtern und hohlen Augen standen alle diese Männer, die meisten ohne Fesseln, nur einige durch Handschellen an jeder freien Bewegung gehindert, — unter ihnen Conchito, dem man die Füße wie bei einem Huhn mit Stricken zusammengebunden hatte. Der Chilene hielt die Augen geschlossen, er war vielleicht vor Zorn halb ohnmächtig.

Matthias erkletterte ohne ein Wort der Weigerung die Strickleiter, ebenso die übrigen noch unversehrt gebliebenen Mannschaften des Dreimasters, zuletzt folgten bis auf einige wenige Leute auch die Piraten und nun entstand vor den Blicken der Gefangenen eine schauerliche, herzzerreißende Scene.

Ueberall am Deck lagen Schwerverwundete und Sterbende, um die sich bisher keiner der Korsaren bekümmert hatte. Die unglücklichen Menschen baten wimmernd um einen Trunk Wasser, um ein Tuch, das rieselnde Blut aufzufangen, aber keine Stimme gab Antwort, keine Hand

wurde ausgestreckt, barmherzig den Todeskampf der Opfer zu lindern und ihnen eine Erleichterung zu gewähren. Sie lagen verlassen und vergessen, bis endlich ein schnelles Kommandowort des Piratenkapitäns auch die Halbgestorbenen plötzlich zu neuem Leben erweckte.

Sie hatten den Klang nicht verstanden, aber der Inhalt desselben ergab sich aus dem, was jetzt ihre Augen sahen. Die Tripolitaner begannen mit Beilen und Messern die Enterhaken aus dem Rumpfe des Dreimasters zu lösen, — das Piratenschiff wollte offenbar seine Fahrt fortsetzen und den ausgeplünderten „Sturmvogel" seinem Schicksal überlassen.

„Hilfe! Hilfe!" ächzten die Unglücklichen. „Wenn ihr an Gott glaubt, ja, wenn ihr nur Menschen seid, — tötet uns wenigstens, ehe ihr geht!"

Niemand antwortete. Emsig arbeiteten die Beile, heller Klang schallte durch die Luft, lustig flogen Splitter und Holzstücke umher. Der Dreimaster begann zu schaukeln, das Meer rauschte auf, weiße Schaumkronen tanzten über die Wellen, — nun noch ein letzter Ruck, dann mußte die Trennung vollzogen sein.

Blutende Gestalten erhoben sich taumelnd, mit letzten Kräften; sie streckten die Arme gen Himmel und riefen zu Gott, zu den Heiligen um Hilfe.

Matthias schauderte. „Ein furchtbarer Anblick!" flüsterte er.

„Du kannst glauben, daß jetzt das Schiff angezündet wird."

„Da bringen die Raubgesellen unser großes Boot zu Wasser."

„Und da — da lodert die Flamme!"

„O — es ist furchtbar!

„Sieh nicht hin, Matthias!" riet Pablo. „Du kannst den Unglücklichen nicht helfen, der entsetzliche Anblick aber steht, so lange du lebst, vor deiner Seele."

Jim schrie laut auf. „Meine Sachen! Alle meine schönen Sachen!"

Er trampelte wie ein eigensinniges Kind vor Zorn mit den Füßen. Während lebende Menschen, aus schweren Wunden blutend, hilflos verbrannten, beklagte er bitterlich den geringen Wert der Kleinigkeiten, mittels welcher er Sklaven zu erlangen und hinter dem Rücken seines Vaters ein Vermögen zu gewinnen hoffte.

„Schäme dich, Jim!" sagte voll Empörung unser Freund.

Ein giftiger Blick traf den seinigen. „Du hast es leicht, als Tugendheld zu erscheinen! Deine paar Lumpen waren nicht der Rede wert! — Aber ich! — O ich könnte doch Blut weinen! Das schöne Schiff, mein Erbe, — wie es lichterloh brennt!"

„Laß ihn, Matthias!" ermahnte Pablo. „Laß ihn, er ist mit seinem selbstsüchtigen haßerfüllten Herzen vielleicht von uns allen der Unglücklichste."

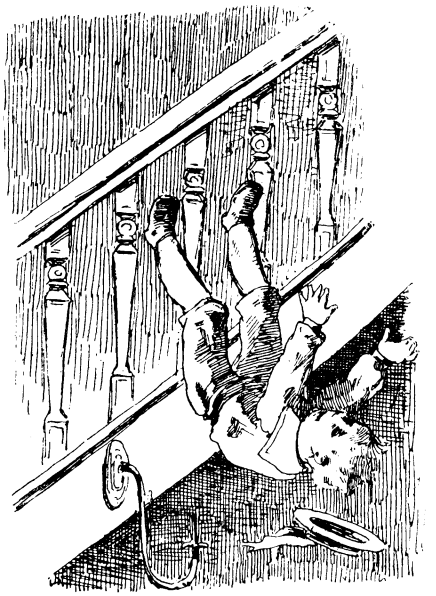
„Das bin ich auch, das bin ich auch, denn der ‚Sturmvogel' war mein, aber nicht euer Eigentum!"

„Seht einmal da nach der Insel hinüber," flüsterte eine Stimme. „Weiße und Eingeborene scheinen im besten Frieden miteinander zu leben."

Wirklich standen einzelne größere Gruppen auf dem hohen Uferrande des Eilandes, schwarzbraune Mikanesier und weiße Menschen, letztere in ununterbrochener Thätigkeit, um endlich die Blicke der Seeleute auf sich zu ziehen, ohne Ahnung, wem sie winkten, wen sie unter Aufbietung aller ihrer Kräfte anflehten, sie doch von der Gefangenschaft unter den Wilden zu erlösen.

Die Piraten hatten für das, was da am fernen Ufer vorging, keinen Blick; das große Boot brachte jetzt die letzten aus ihrer Schar an Bord des Schiffes und dann wurden die nötigen Segelmanöver ausgeführt, um den „Stern von Tripolis," so hieß der geräumige schwarze Kasten, wieder vor den Wind zu bringen.

Das Boot des „Sturmvogel" ließ man treiben, wohin es wollte. Vom Winde geschaukelt, glitt das brennende Schiff mit dem Strome ins Meer hinaus, ein wundervoller, aber zugleich erschütternder, schrecklicher Anblick. Jeder Mast brannte lichterloh, wie glühende Flocken fielen die versengten Taue und Segel herab, langsam in der klaren Luft tanzend und sich wiegend, bis der Wasserspiegel erreicht war und alle diese roten springenden Flocken plötzlich erloschen.



II.

Jetzt stürzte der Fockmast, es krachte und splitterte, Feuergarben flogen hoch empor, das ganze große Schiff schwankte und schaukelte, die Bordseiten wurden von den Flammen ergriffen, wie eine einzige riesige, in Glut getauchte Kugel schwamm das schöne, eben erst aus den Händen des Baumeisters hervorgegangene Fahrzeug dahin.

Unter den Reihen der Gefangenen herrschte tiefe Stille. Sie sahen alle bald auf den glühroten Punkt, bald auf die verschwindende Küste der Insel. Was mochten die armen Verwundeten gelitten haben, ehe der Tod barmherzig ihre heißen Qualen endete? Was empfanden wohl noch jetzt die Schiffbrüchigen, denen langsam das plumpe schwarze Schiff entschwand, die sich wieder einsam und verlassen sahen, allein mit ihrem Jammer, ihrer unstillbaren Sehnsucht nach der Heimat und den geliebten Ihrigen, nach der Civilisation und dem Leben unter ihresgleichen überhaupt.

Matthias deutete verstohlen mit der Hand auf den dunklen Streifen am Rande des Horizontes. „Wären wir nur dort, Mr. Pablo!" flüsterte er.

Der Steuermann nickte. „Einmal muß ein Schiff vorüberkommen, — und sei es nach Jahren. Man hätte unterdessen einen Schatz von Perlen aufgehäuft."

„Wenn nicht alle schon eingesammelt worden sind!"

Der Steuermann fuhr mit der Hand über die Stirn. „Du," sagte er, „laß uns den Gedanken an den Schatz vorläufig zu vergessen suchen. Man ist schon dahin gekommen, diese Perlen für sein verbrieftes Eigentum zu halten und im Geiste jedem die Pistole auf die Brust zu setzen, der etwa nur die Hand danach ausstreckt."

Matthias seufzte: „Mr. Pablo, ich denke dabei nicht an mich," versetzte er. „Es gibt eine heilige Schuld, die ich tilgen möchte."

Der Steuermann sah sehr ernst aus. „Die du aber doch nur dann tilgen kannst, wenn Gott dich als Werkzeug dafür bestimmt hat, mein Junge. Ihm genügt dein Vorsatz, — das weitere mußt du erwarten."

„Ja, Sir, sicherlich, aber — alles Warten ist so schwer."

„Jetzt kommt die Rationenverteilung," flüsterte Pablo „Es scheint, als ob man menschlich behandelt werden soll."

Eine große Glocke rief die Gefangenen sämtlich in das Zwischendeck, wo sie ihre Hängematten erhielten und wo ihnen die erste Mahlzeit verabreicht wurde, Reis, Datteln und getrocknete Fische, alles reichlich und gut; auch die Mannschaft des Schiffes erhielt nichts Besseres.

Einer der Korsaren sprach englisch und dieser erklärte den Gefangenen, daß sie den Dienst an Bord regelmäßig mit zu versehen haben würden. Die erste Wache mußte bald danach antreten, und so geschah es, daß dieselben Leute, welche noch am Tage vorher auf Rebellion und Gewaltthaten sannen, nun als Gefangene, als erbeutete Sklaven die Planken des Piratenschiffes reinigten und in seinem Takelwerk arbeiteten. Nur einige hatten sich widersetzt, und diese lagen mit Ketten an Händen und Füßen in dunklen Räumen.

Unter ihnen Conchito. In dem Kopfe des Mörders gärten und wogten die wildesten Gedanken, er biß in sein eigenes

Fig. 1. Haltung des Schneidestahls für den Kerbschnitt.

Fleisch, er schluchzte vor Wut. „Ein Sklave! Ein Sklave! — Gibt es unter der Sonne etwas Schrecklicheres?"

(Fortsetzung folgt.)

Erste Reihe der Vorübungen für den Kerbschnitt.

Wie wohl jedem Knaben aus seinen ersten Schuljahren bekannt sein wird, beginnt der kalligraphische Unterricht nicht damit, daß gleich ein ganzes Schriftstück, etwa ein Brief angefertigt wird, sondern mit der Uebung der Elemente. Seite für Seite werden zunächst Auf- und Abstriche, sodann die einzelnen Buchstaben im naturgemäßen Fortschritt vom Leichten zum Schweren geübt. Hieran schließen sich erst Wörter und Sätze. Aehnlich soll auch bei der Erlernung des Kerbschnittes vorgegangen werden. Wir können nicht sofort mit der Herstellung eines praktischen Gegenstandes anfangen, sondern müssen mit leichten Vorübungen beginnen, die so lange fortzusetzen sind, bis genügende Sicherheit und Geläufigkeit darin erreicht ist. Freilich darf sich dadurch niemand, dem das Ziel erstrebenswert ist, abschrecken lassen; er sei eingedenk des Sprichwortes: „Wer den Kern schmecken will, muß die Schale brechen."

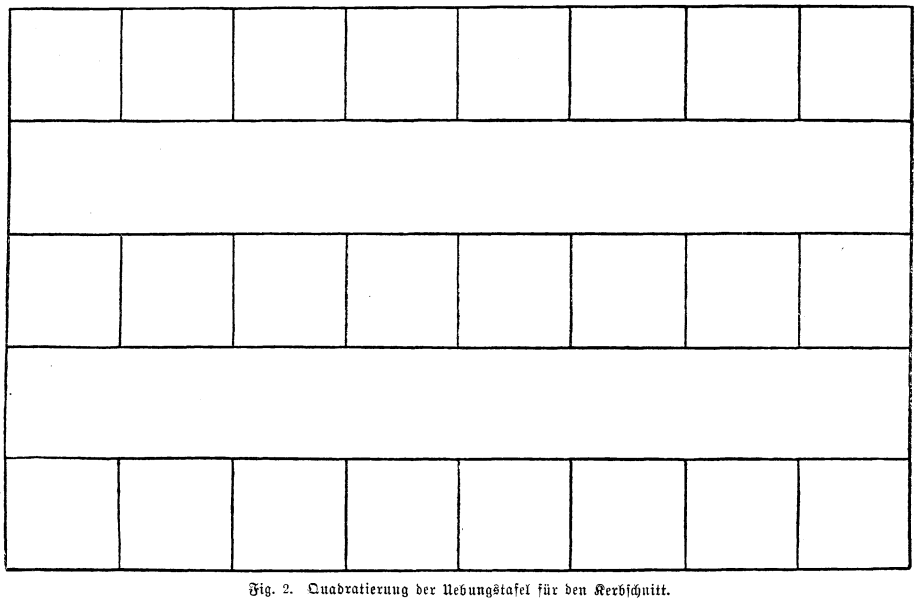


Fig. 2. Quadratierung der Uebungstafel für den Kerbschnitt.

Nach dieser kurzen Vorausschickung wenden wir uns zur Sache selbst.

Als Uebungsmaterial dienen quadratische Holztafeln von Erle oder Linde, von vielleicht 20—22 cm im Geviert und $1\frac{1}{2}$—2 cm Stärke. Im Preise dürfte sich je nach lokalen Verhältnissen das Stück auf 15—20 Pf. stellen. Wer alle Uebungstafeln aufheben will, kann sich mit geringerer Stärke begnügen; andernfalls können — das Verfahren empfiehlt sich besonders für Handarbeits- oder Handfertigkeitsschulen, wo jederzeit auf möglichste Ersparnis von Material Bedacht zu nehmen sein wird — die Tafeln von vornherein stärker angefertigt werden. Nach erstmaligem Gebrauch werden dieselben dann einfach abgehobelt und abermals, eventuell ein drittes Mal verwendet. — Erlen- oder Lindenholz sind darum zu empfehlen, weil sie bei der erforderlichen Weichheit auch die notwendige gleichmäßige Widerstandsfähigkeit besitzen, eine Eigenschaft, die dem leicht spaltende Nadelholz abgeht. Damit verbinden sie auch den Vorzug verhältnismäßiger Billigkeit. — Nicht alles Erlen- und Lindenholz ist gleich verwendbar. Von ersterem suche man möglichst helles zu erhalten, sogenanntes „speckiges," wie stellenweise der technische Ausdruck lautet. Grobfaseriges, zu trockenes oder ins Rotbraune übergehende ist ungeeignet. Vielleicht würde der schönen weißen Farbe wegen dem Lindenholze der Vorzug zu geben sein, aber nicht selten fasert es zu sehr und erschwert dadurch die Herstellung eines sauberen Stiches.

Die Tafeln müssen beiderseits mit dem Putzhobel sauber abgerichtet und an den Kanten in der Stoßlade bestoßen sein. Der rechte Winkel in den vier Ecken ist darum erforderlich, weil wir uns mit der Herstellung der Zeichnungen vielfach darnach zu richten haben und weil von vornherein der Sinn für Genauigkeit und Akkuratesse gebildet werden muß.

Bei der Benutzung müssen die Tafeln so gelegt werden, daß die Fasern in der

Richtung von oben nach unten gehen, daß also die Ausmündungen dieser Fasern in den Querseiten liegen. Der technische Ausdruck für die Schnittfläche des Holzes, in welche die Fasern endigen, ist „Hirnholzkante".

Betrachten wir die vor uns liegende Tafel als ein Blatt Papier, auf welches geschrieben wird. Der saubere Schreiber wird es nie versäumen, in seinem Schreibehefte rechts und links einen Bruch übrig zu lassen. So soll auf der Tafel in gleicher Weise rechts und links ein senkrechter Bruchstrich gezogen werden unter gleich weitem Abstande vom Rande. Der Raum zwischen beiden Bruchstrichen ist mit Linien zu versehen, deren Abstand 1—1½ cm beträgt. Es ist nicht ratsam, einen geringeren Abstand der Linien zu wählen, weil sonst die Muster zu klein werden. Der daraus erwachsende Nachteil würde ein doppelter sein. Einmal würde das Auge zu sehr angestrengt werden, und dann ließen sich die entstehenden Fehler ihrer Kleinheit wegen zu schlecht erkennen.

Sämtliche in den Mustern von 1—9 zu übenden Motive haben dieselbe Figur, das Quadrat (Fig. 2), zur Grundlage. Dieserhalb schaffen wir nun eine Netzeinteilung, jedoch so, daß die geraden Zeilenräume davon ausgespart werden, also zwischen je zwei Schnitzreihen ein freier Raum bleibt. Um die Arbeit zu vereinfachen und nicht jede Zeile einzeln in Quadrate zerlegen zu müssen, wird die erste und die letzte Linie mit Hilfe eines angefertigten Papiermaßstabes in lauter gleiche Teile geteilt, so daß diese dem Zeilenabstande entsprechen. Beträgt derselbe 1½ cm, so müssen auch die Teile 1½ cm lang sein. Hat man den Abstand nur 1 cm weit gewählt, so erfolgt auch die in Rede stehende Teilung nach Centimetern. Nach geschehener Einteilung wird das Lineal an die ersten Teilpunkte der obersten und untersten Linie angelegt, und nun zieht man die senkrechten Teilstriche in den ungeraden Zeilenräumen, wie dies unsere Zeichnung leicht erkennen läßt. Dann geht die Arbeit an den zweiten und dritten Teilstrichen weiter, und in kürzester Zeit ist die ganze Schnitztafel zweckentsprechend eingeteilt.

Nach diesen Vorbereitungen schreiten wir zur Ausführung der Uebung Nr. 1. In den Quadraten der ersten Reihe werden die Diagonalen gezogen. Aus den Mathematikstunden weiß jeder Schüler, daß durch diese Ecklinien das Quadrat in vier gleichgroße, rechtwinklig-gleichschenklige Dreiecke zerlegt wird; die Katheten sind die halben Diagonalen und die Hypotenusen die Seiten des Quadrats. Die rechten Winkel liegen am Kreuzungspunkte der sich gegenseitig halbierenden Diagonalen. Es sei auf diese Ergebnisse des Mathematikunterrichtes hier kurz hingewiesen, weil in der Folge zuweilen Bezug darauf genommen werden dürfte.

Fig. 3. Haltung des Schneidestahls für den Kerbschnitt.

Sämtliche Durchschnittspunkte müssen, wenn die Zeichnung genau angefertigt worden ist, in einer geraden Linie liegen. Um die Richtigkeit zu untersuchen, legen wir das Lineal an die Schneidepunkte der Diagonalen des ersten und des letzten Quadrates und ziehen die Mittellinie. Jeder Schüler wird nunmehr etwaige Abweichungen selbst herausfinden und kann die vorhandenen Fehler verbessern. Für die Ausführung des Musters sind die senkrecht stehenden Quadratseiten nicht mehr nötig: jedoch erübrigt sich ein Wegwischen derselben darum, weil das darunter befindliche Holz weggeschnitten wird. Unter Hinwegdenkung dieser Linien haben wir (Fig. 4) zwischen den ursprünglichen Parallelen b c und d e lauter auf der Spitze stehende Quadrate, von denen jedes durch die gemeinsame Mittellinie halbiert wird. Diese Quadrate werden durch je zwei Dreiecksschnitte ausgehoben oder mit anderen Worten, sämtliche mit ihrer Basis an die gemeinsame Mittellinie und mit den Spitzen an die Parallelen anstoßenden Dreiecke — es sind dies die in der Zeichnung dunkel schattierten — werden ausgekerbt, während die mit ihrer Grundlinie an die Parallelen und mit der Spitze an die Mittellinie grenzenden Dreiecke als wagerechte Fläche stehen bleiben.

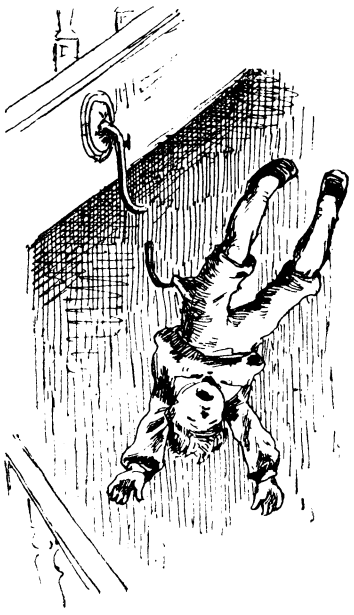
Zum Auskerben jedes Dreieckschnittes — wir wählen der Kürze wegen diese im Grunde genommen nicht ganz zutreffende Bezeichnung — sind drei Schnitte mit dem geraden, schräg geschliffenen Stechbeitel erforderlich. Da dieser Dreieckschnitt in allen neun Mustern der ersten und auch noch in einigen der folgenden Gruppe wiederkehrt, so sei ihm an dieser Stelle eine ausführliche Beschreibung gewidmet.

Zwei der erwähnten Schnitte oder Stiche sind in senkrechter, der dritte in schräger Richtung auszuführen. Erstere kommen an die Schenkel der Dreiecke, also von der gemeinsamen Mittellinie nach den Parallelen zu liegen.

Die ganze rechte Faust umspannt hierbei den Griff des Eisens, so daß der Daumen nach oben gerichtet ist. (Siehe Figur 3.) Der Daumen der auf der Uebungstafel aufliegenden linken Hand vermittelt eine kleine Führung des Stahles. Der stumpfe Winkel der Schneide berührt die Mittellinie, während der spitze Winkel in der Dreieckspitze liegt. Ein in der Richtung nach vorn ausgeführter leichter Druck treibt das Eisen senkrecht in das Holz, so daß die Spitze 2—2½ mm tief, die stumpfe Seite dagegen wenig oder gar nicht in das Holz eindringt. Wenn die Breite der Schneide der Länge des Dreieckschenkels entspricht, so kann man auch die Spitze derselben in der Dreieckspitze zuerst einsetzen und dann die Schneide durch einen leichten Druck auf sich zu bewegen, wobei man allerdings darauf zu achten

hat, daß der stumpfwinklige Teil des Eisens die Mittellinie nicht durchschneidet.

Unter dem Bestreben, das Eisen möglichst senkrecht zu halten, kann man, be-



IV.

sonders wenn dasselbe mit nur kurzen Facen angeschliffen ist, in einen anderen Fehler verfallen. Da nämlich die Schneide keilförmig ist, so muß sie beim Eindringen Holzteile verdrängen und dies um so mehr, je kürzer die Seitenflächen und je verhältnismäßig stärker der Rücken des Keiles ist. Das weiche Holz wird also beiseite gedrückt und zwar bei genau senkrechter Haltung gleichmäßig nach beiden Seiten. Die Folge würde die sein, daß die Kanten der stehen bleibenden dreieckigen Holzteile abgerundet werden. Das verleiht aber der Schnitzerei ein unschönes Aussehen und muß vermieden werden. Je schärfer die Kante zur Erscheinung kommt, und je besser der rechte Winkel daran erkennbar ist, um so schöner sieht die vollendete Schnitzerei aus. Man halte also das Eisen ein klein wenig schräg, damit die Face, welche an die bewußte Kante angrenzt, senkrechte Richtung habe. Dabei überträgt sich der ganze Druck auf die entgegengesetzte Seite, woraus jedoch kein Nachteil entsteht, da dieser Teil des Holzes ausgehoben wird. Gut wird man thun, wenn man erst alle gleich gerichteten Stiche der ganzen Zeile hintereinander ausführt, da man sonst bei jedem Dreieck die Tafel zweimal wenden müßte.

Genau ist darauf zu achten, daß die beiden Schnitte in der Spitze einander begegnen.

Wir kommen nunmehr zum dritten, in schräger Richtung auszuführenden Schnitte, der die meisten Schwierigkeiten verursacht, und der sehr viel geübt sein will, ehe man es in seiner Ausführung zu der gewünschten Sicherheit gebracht hat. Die rechte Hand umfaßt das Eisen hierbei so, daß Zeigefinger und Daumen den Stahl berühren, der Griff also am kleinen Finger hervorragt. (Siehe Figur 1.) Wie weit das Heft in der Faust selbst ruhen muß, hängt von der Länge des Stahles, wie auch von des Griffes selbst ab. Der Daumen bildet bei der Bewegung des Werkzeuges den Stützpunkt, liegt also und zwar mit dem Nagel auf der Arbeitstafel auf. Zugleich liegt aber auch der Stahl am Daumen an, so daß verhältnismäßig wenig von diesem Teile des Werkzeuges aus der Faust hervorragt. Die Fortbewegung geschieht durch die vier Finger der rechten Hand, wobei gerade dem vierten und fünften derselben die Hauptarbeit zufällt. Die Schneide ist, während die Spitze in das Holz eindringt, auf den Daumen zu gerichtet und muß an der Basis des Dreiecks entlang, d. i. an der Mittellinie hin geführt werden. Gerade das strenge Einhalten der Linie ist schwierig, weil di Mitwirkung des Daumens bezüglich der Fortschiebung des Eisens hierbei eine geringe ist. Es verhält sich damit annähernd so, als wenn man beim Schreiben auf die Hilfe des Daumens Verzicht leisten wollte. Nur zu Anfang indes macht diese Handhabung des Eisens Schwierigkeiten; nach kurzer Uebung tritt die Gewöhnung ein und erleichtert die Sache. Welche bedeutende Rolle die Uebung spielt, weiß jeder Klavierspieler. Ausdauer und Energie bringen es dahin, daß vierter und fünfter Finger ebensogut trillern lernen, wie zweiter und dritter. Möge sich daher kein Anfänger in der Schnitzerei zurückschrecken lassen, wenn auch die ersten Versuche etwas unbeholfen ausfallen sollten, und sich im Gegenteil bestreben, immer von neuem die bei den sonstigen Vorrichtungen des täglichen Lebens weniger in Anspruch genommenen Finger — vierter und fünfter — derselben Herrschaft des Willens und damit der allmählichen Gewöhnung zu unterwerfen wie die übrigen.

(Fortsetzung folgt.)

„Sonderbare Vorkommnisse.“

Unter dieser Ueberschrift enthalten die amtlichen Berichte der englischen Postverwaltung für 1884 bis 1886 einige Mitteilungen, welche, wären sie nicht verbürgt, für Zeitungsscherze gehalten werden könnten. So diente ein Brief-

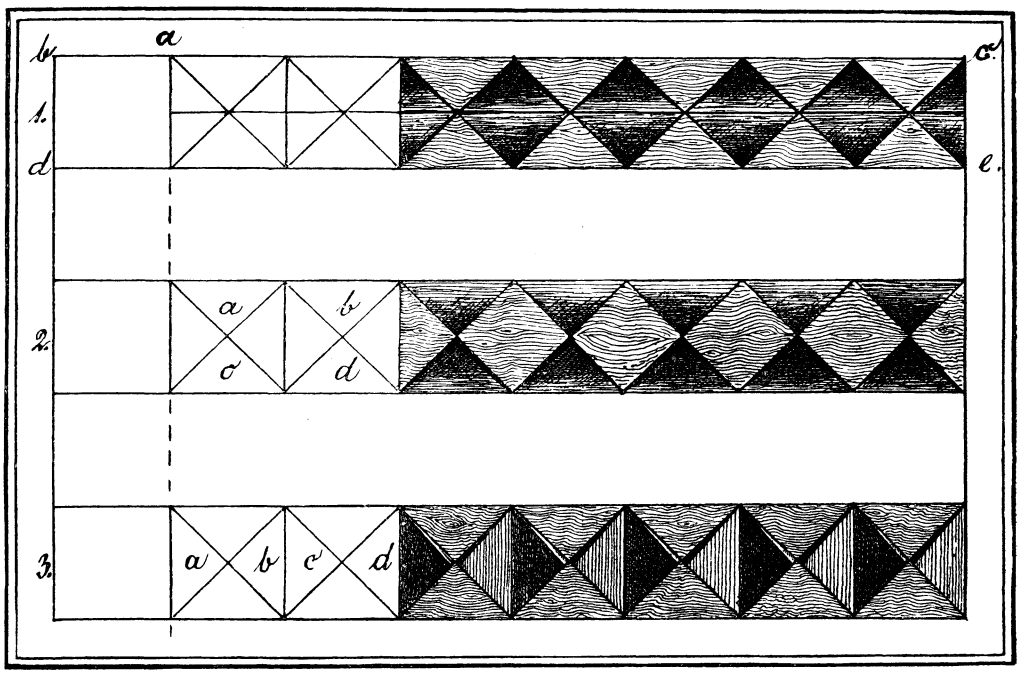
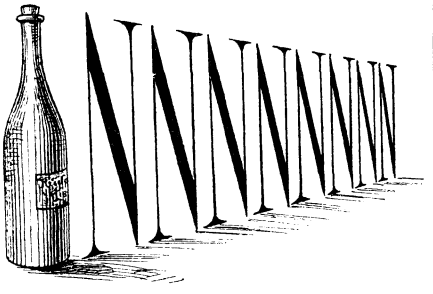


Fig. 4. Kerbschnittvorübung 1 bis 3.

kasten außer zur Aufnahme von Briefschaften als Vogelnest. Es scheint, daß ein Postbote den Vogel, ein Blaukehlchen, beim jedesmaligen Leeren des Kastens gefüttert hat; wenigstens stellte sich heraus, daß der Vogel im Nest sitzen blieb, wenn der gewöhnlich im Dienst befindliche Bote den Kasten leerte, während er alsbald entfloh, wenn ausnahmsweise ein anderer Bote den Kasten öffnete. In Liverpool kam ein Sonderling auf den Einfall, eine Postfreimarke zu 1 d nicht bloß zur Frankierung, sondern gleichzeitig als Briefpapier und Umschlag zu verwenden. Dieser sonderbare Brief bestand nur aus 26 Worten. Die Sendung wurde pünktlich befördert und dem Empfänger richtig zugestellt. Durch den Erfolg ermutigt, benutzte der Sonderling nunmehr eine Freimarke von ½ d als Postkarte. Die Postverwaltung vermochte sich jedoch der eigentümlichen Auffassung des Absenders nicht anzuschließen; sie betrachtete die Freimarke vielmehr als Brief und taxierte sie mit 1 d aus.

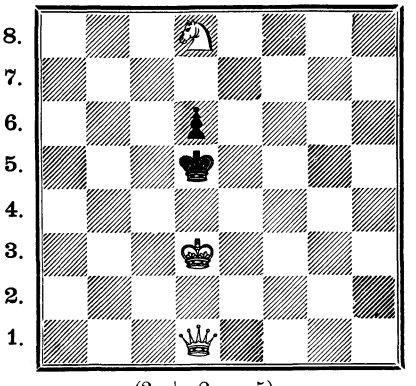
Rebus.



Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 5.

Weihnachtsfest.

Schachaufgabe Nr. 3.



(3 + 2 = 5)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schach-Aufgabe Nr. 2.

1. S f 4 — g 2. K d 1 — c 2.
2. S g 2 — e 3 ♯.

1. . . . . K d 1 — e 2.
2. L f 7 — h 5 ♯.

Fragen und Antworten.

A. B. in **B.** Du findest Deine Frage in unserer vorjährigen Anleitung zu „Buchbinderarbeiten“ (die diesen Winter fortgesetzt werden soll) mehrfach beantwortet. Du brauchst Dir übrigens nur ein Original recht genau anzusehen; hast Du ein wertloses, so zerschneide dasselbe, und Du wirst genau erkennen, wie solches zusammengefügt, d. h. die Pappen den Kanten nach geritzt, eingebogen und mit Leinwandstreifchen, die Ecken mit Verbindungsstücken ausgeklebt sind. — Das Brandenburgerthor ist 20, die daraufstehende Siegesgöttin 6,3 m hoch. Das Monument auf dem Kreuzberg mißt 18,8 m. Wie soll die absolute Höhe des Kreuzberges gemessen, das höher liegende Tempelhoferfeld, die Großbeerenstraße oder das Niveau des Spreekanals maßgebend sein?

W. B., Obertertianer in **B.** Wir haben Deiner Frage eine ausführliche Beantwortung in einem besonderen Artikel gewidmet, den Du in heutiger Nummer finden wirst. — Sind die einzelnen Käfer verletzt, oder bezieht sich die „Verwahrlosung“ auf Sichtung, Bestimmung und Anordnung der Käfersammlung im ganzen? Das muß der „G. K.“ wissen, wenn er die rechte Antwort geben soll. — Dank für das hübsche Spiel, und freundlichen Gruß!

E. L. in **Troppau.** Wir sollen Dir einige Briefmarkenhandlungen nennen. Hier: A. Breddig in Hannover — Zechmeyer in Nürnberg — Dauth in Frankfurt (a. M.) — Gebr. Sennff in Leipzig. Genug damit? — Du willst uns einen Artikel über sensationelle Geistererscheinungen senden? Puh! wir kriegen jetzt schon eine Gänsehaut.

S. v. S. in **Metz.** Kräftiges Abreiben mit einem der vielen, guten Putzpulver, die es im Handel gibt. Du kannst die Rostflecken zuvor noch mit einem nicht allzu scharfen sogen. Schmirgel- oder Glaspapier abreiben. Vor Rost schützt: absolutes Trockenhalten. Reibe die betreffenden Instrumente nach jedesmaligem Gebrauch mit einem trockenen Wolllappen recht tüchtig ab.

A. Köhler, Realschüler in **Werdau, Neue Bahnhofstraße 88 Parterre,** schreibt: „Liebe Kameraden im Ausland! Wer von Euch wäre bereit, mit mir Briefmarken zu tauschen? Ich besitze eine Menge Deutschland, auch eine große Anzahl alte Deutschland, Sachsen, Bayern und Preußen. Ich grüße Euch alle herzlich!“

C. W. in **Stuttgart.** Die Herstellung einer galvanischen Batterie ist schon einigemal besprochen; s. Bd. I, S. 432 (Alfred B. in Wien) und S. 480 (E. H. in B.)

Ed. Str. in **Lübeck.** Mit dem Punkträtsel haben Sie sich eine Riesenaufgabe gestellt; das ist ja die reine Geduldprobe. Wir möchten dasselbe schon aus Anerkennung für Ihren Fleiß gar zu gern drucken, glauben aber nicht, daß sich einer unserer Kameraden an diese ungeheuerliche Knacknuß wagen wird. Daran muß man sich die Zähne ausbeißen!

G. Sekundaner in **Schrimm.** Dank für die hübsche Dampfsäge, und Gruß!

E. Eckhard in **Gießen** schreibt: „Ich besitze viele doppelte und seltene Briefmarken von: Ecuador, Japan, Gibraltar, Britisch-Betschuanenland, Chile und Brasilien, möchte daher gerne mit meinen Kameraden tauschen. Briefe erbitte ich mir direkt.“

E. K. in **Jena.** Wie? Du hast Ursache, Dich zu beklagen? Das thut dem „G. K.“ sehr, sehr leid. Wie lautete denn die Frage?

Wilhelm Kübler, Berlin W., Bellevuestraße 15, bittet seine Kameraden, die täglich vorkommenden gewöhnlichen Briefmarken für ihn zu sammeln und ihm zu senden. Allen Kameraden herzlichen Gruß.

Karl B. in **W.** Allerdings, zu diesem Spiele gehören lustige, aufgeweckte Jungen. Freilich bis zu ungebundener Ausgelassenheit darf's nie kommen. Also das Spiel hat viel Spaß gemacht? Das freut uns. Demnächst werden wir wieder was Lustiges bringen, eine höchst fidele Zaubervorstellung, die jeder der Kameraden wird geben können. — 's ist was zum Kranklachen!

H. G. in **Bernburg.** Danken schön für die Auskunft und für die selbsterdachten Rätsel. — Du bist also ganz damit einverstanden, daß sich der „G. K.“ nicht nach Dresden begeben soll, um Rudolf B. das Reiten zu lehren? Nun das freut uns. — Du hast übrigens recht; das ist ein Druckfehler. Der Lehrer lehrt, der Schüler lernt.

Paul S. in **Z.** Das muß der betreffende Weinbergbesitzer doch besser beantworten können als wir. Gruß freundlich erwidert.

H. Sch. in **Bonn.** Eine kuriose Frage! Unser Kamerad wünscht zu wissen, auf welche Weise das Wasser des Tenders bei den Lokomotiven der linksrheinischen Eisenbahn in den Dampfkessel befördert wird? Wer weiß darauf Antwort zu sagen?

F. v. Sch. in **Wiesbaden.** Wir danken sehr für die Mitteilung des Experimentes nebst Zeichnung, können uns aber nicht entschließen, Versuche, bei denen konzentrierte Schwefelsäure zur Verwendung kommt, unseren jungen Lesern zu empfehlen. Dieser Stoff gehört bekanntlich zu denen, die in erster Linie giftig und auch sonst gefährlich sind.

Otto J. in **Berlin.** Deine Unternehmungslust ist zu bewundern, fast kühn zu nennen. Kamerad Otto will sich selbst ein Bolzengewehr machen und fragt, ob ihm einer seiner Kameraden mit Rat oder That an die Hand gehen will.

G. D. in **B.** Das lassen wir uns gefallen! Das ist brav und edel gedacht! Hat man einmal eine kleine Uebereilung begangen, soll man sie frei und offen bekennen, niemals nach Ausflüchten suchen. Wir drücken die dargebotene Rechte mit vieler Freude und wollen nun wieder gute Freunde sein. Gruß herzlich erwidert.

O. D. in **Hamburg.** Deine Komplimente machen uns riesig stolz, der Schluß Deines Briefes zwingt uns aber ein Kopfschütteln ab. Du schreibst: „Ich verbleibe Dein treuer Anhänger und Tertianer O. D...“ Das erstere soll uns recht lieb sein, daß Du aber immerdar in „Tertia verbleiben“ willst, — siehst Du, über diese Stelle kann der „G. K.“ ohne Kopfschütteln nicht wegkommen. Das wäre aber auch gar zu arg.

H. S. in **Berlin.** — Chromsäure ist „kein Hindernis bei der Entwickelung der Elektricität“; im Gegenteil, trägt sie zur Erzeugung derselben bei.

Eduard W. in **Berlin W.** Seite 35 und 47 der Alb. Glockschen Anweisung gibt Ihnen die erwünschte Auskunft! Ueber die anderen Fragen folgt in einer der nächsten Nummern ausführliche Anleitung.

R. W. in **Berlin.** Wir erhalten folgende Zuschrift: „Hans Weber, Leipzig, Mittelstraße, bittet R. W. in Berlin (Reise nach der Sonne) um Angabe seiner Adresse. Sie würden mir dadurch einen außerordentlichen Gefallen thun, ich hoffe nämlich, hierdurch den Herrn kennen zu lernen. (Ich versuche immer einen oder den anderen Heiden zum ‚G. K.‘ zu bekehren, aber ich bekomme öfters Körbe, sogar von Damen. Entsetzlich?! Nicht wahr?)“ Ganz richtig!

G. Neudörfer in **Theningen (Großherzogtum Baden)** möchte mit seinen Kameraden in Finnland, Rußland, Türkei, Rumänien, Dänemark und in den großen transatlantischen Handelsstädten gerne Briefmarken tauschen. Er ist im stande, sowohl gestempelte als auch ungestempelte Briefmarken und Ganzsachen zu bieten. Er läßt alle Kameraden herzlich grüßen!

P. in **Altenburg.** Zum Ueberziehen von Reliefkarten nimmt man, da sie meist mit Oelfarben bemalt sind, einen hellen Oelfirnis, sogen. russischen Lack, oder Chaisenlack. Beide sind in jeder Materialienhandlung erhältlich.

M. in **Danzig.** Das Rezept ist ganz verläßlich und liegt daher der Fehler entweder in den Chemikalien oder in der Behandlung. Es ist überhaupt schwer, wenn nicht unmöglich, auf ungenau gestellte Anfragen sichere Auskünfte zu erteilen. Der Metalle, aus welchen Münzen und Medaillen bestehen können, sind vielerlei und erfordern selbe auch demgemäß eine besondere Behandlung. Am billigsten und sichersten lassen Sie die Münzen durch einen Fachmann galvanisch versilbern.

A. L. in **Amsterdam.** Der Verkauf des zum Versilbern von Spiegelgläser in Anwendung kommenden Quecksilbers ist im allgemeinen, da es zu den heftig wirkenden Giften zählt, verboten. Schon aus diesem gewichtigen Grunde würde Ihnen eine Anleitung zum Belegen des Spiegelglases nichts nützen.

Paul S. in **F.** Geduld, Geduld! In einer der nächsten Nummern. Wer wird denn aber auch so 'reinfallen!? Bei Glock & Co. kostet ein ganzes Objektiv nur 9 Mk.

V.

Fritz Dietler in **Luzern.** Eine Scheibenelektrisiermaschine von 21 cm im Durchmesser kostet beispielsweise bei Franz Hugershoff in Leipzig 22,50 Mk; größere 40 bis 175 Mk. — Das Experiment, welches Du vorschlägst, wollen wir kurz mitteilen. Wird eine Person in den elektrischen Strom eingeschaltet, um die Erschütterung durch denselben wahrzunehmen, so treffe man die Einrichtung so, daß die Finger der einen Hand in ein Gefäß mit leitender Flüssigkeit getaucht werden sollen, in welche der Stromdraht einmündet. Unser Kamerad F. D. legt nun auf den Boden des Gefäßes ein Geldstück und sagt jener Person, wenn sie dasselbe herausnehme, so dürfe sie es behalten, unter der Bedingung, daß sie die zweite Hand nicht loslasse. Kaum hat sie die Flüssigkeit berührt, sogleich wird sie „einen Schlag bekommen und schnell die Hand aus dem Gefäße ziehen". Nicht übel! Wir raten aber, bei schwachem Strome nur ein kleines Geldstück daran zu wagen! Gruß!

F. G . . . . l in **Fulda.** Um Dir Anleitung zum „Mühlespiel" zu geben, bedürfen wir eines Raumes, der uns augenblicklich nicht zur Verfügung steht. Soll aber recht bald daran kommen. Mußt Du die Anleitung jedoch gleich haben, gehe in eine Spielwarenhandlung; man wird Dir eine solche (überall gedruckt vorrätige) gerne geben, oder verschaffe Dir „Spemanns Schatzkästlein", darin dieses und ähnliche Spiele alle vorkommen. — Der helle Schein? Dem Zeichner war es zweifellos nur um einen malerischen Effekt zu thun, und da läßt er eben kecker Hand Sonnenlicht durch den Hintergrund brechen. — So, Du willst also auch mit Hobble Frank und Konsorten wieder auf den Kriegspfad? Nun, wollen sehen, wie die Sache steht, und werden dann rechtzeitig berichten, d. h. in die Kriegstrompete blasen. Gruß!

Johann Melzer in **Innsbruck, Margarethenplatz 6,** bei **Herrn Grafen Grottenegg,** schreibt uns: „Ich bin im Besitze von ungefähr 100 österreichischen und ausländischen Briefmarken und möchte diese umtauschen. Lieb wäre es mir, für meine Marken ebenfalls ausländische, am liebsten orientalische zu erhalten. Die Korrespondenz, sowie der Umtausch soll direkt, nicht durch die Redaktion erfolgen. Ferner: kann mir einer von meinen lieben Kameraden einige leichte chemische oder physikalische Experimente beschreiben?"

F. M. in **Rgb.** Du fragst: „Kann man die Versuche, die ursprünglich für eine Elektrisiermaschine bestimmt sind, auch mit einer kleinen Batterie machen?" — Es kommt darauf an, was für eine Batterie Du meinst. Ist an eine Batterie von Leydener Flaschen gedacht, so lautet die Antwort im ganzen bejahend. Wahrscheinlich handelt es sich aber um eine einfache galvanische Batterie; die Versuche mit einer solchen sind ganz anderer Art als die mit einer Elektrisiermaschine. Drittens könnte ein Funken-Induktor in Betracht kommen; mit einem solchen lassen sich allerdings verschiedene jener Versuche wiederholen.

F. S. in **Barmen.** Du willst wissen, was eine Kurbel ist? Das wollen wir Dir im Bilde recht leicht verständlich vorführen. Du hast doch schon einen Leierkasten gesehen? Und Du kennst doch auch die aus diesem Instrument hervorragende, ob nun mit zierlich geschweiftem oder einfach rechtwinkeligem Griff versehene Welle, daran der Mann dreht und damit die wunderbare Musik macht. Dieses maschinelle Stück, welches ein Räder- oder Walzenwerk durch Druck der Menschenhand in Bewegung setzen kann, das heißt man, gemeinhin genommen, eine Kurbel. — Wenn Deine Camera gut ist, dann wird es wahrscheinlich am Objektiv fehlen. Solches ist bei der mehrfach genannten Firma Alb. Glock & Co. in Karlsruhe erhältlich. — Durch Postbezug kann man sich den „G. K." freilich auch nach dem Ferienorte kommen lassen.

F. G. in **A.** Gehe in die nächst beste Ladenbuchhandlung und lasse Dir dort Vorschläge machen.

A. in **Sch.** Deine Frage bezüglich des photographischen Apparates findest Du unter den heutigen Briefkastennotizen mehrfach beantwortet. Wegen der Schmetterlingsangelegenheit wende Dich an Herrn Alexander Bau in Berlin, Hermannsplatz 4.

Kacteenfreund. Försters Handbuch der Kacteenkunde, Leipzig, 16 Lieferungen à 2 Mk.

P. E. in **B.** Das Lupenglas von 3 cm Durchmesser dürfte jedenfalls besser anwendbar sein, da die Linse von 6 bis 7 cm jedenfalls zu große Brennweite hat und dann die Camera einen sehr langen Auszug bedarf. In einem provisorischen Kästchen aus Pappe, woran vornen die Linse angebracht wird, läßt sich die ungefähre Brennweite und auch Bildgröße bestimmen. Die Linse wird kaum größer als 9×12 cm zeichnen.

Untere Tertianer in **Z.** Der Vorname Ludwig ist altdeutschen Ursprungs und bedeutet: der ruhmvolle Kämpfer, der sehr Tapfere, der berühmte Held. — Deinem zweiten Wunsche wird demnächst entsprochen sein. — Dank für die Schulanektode.

K. K. jr. in **Wien.** Ihre hübschen Experimente sollen der Reihe nach daran kommen. Brief vom 25. Oktober dankend erhalten. Grüßen schön.

W. v. G. in **Berlin** schreibt: „Ich bin in großen Nöten und möchte den ‚G. K.' um seinen Rat bitten, was man abends beim Vorlesen thun kann?" — Aufpassen!

E. K. in **W.** schreibt: „Lieber guter Kamerad! Du wirst Dich doch aus Deinen Schuljahren noch erinnern, daß in den oberen Klassen aus Scherz oder auch weil es wirklich nicht besser geht" (sic) „komische Uebersetzungen geliefert werden. Jedenfalls sind Dir schon viele solche begegnet. Nun will ich Dir mal ein Pröbchen Untersekundaner-Uebersetzung bringen. Du erinnerst Dich doch noch der Stelle aus Vergils Aeneis Buch I Vers 294—296:

Furor impius intus
saeva sedens super arma et centum vinctus aenis
post tergum nodis fremet horridus ore cruento.

Diese Stelle übersetzte ein Kamerad folgendermaßen: „Darinnen aber sitzt die grausenhafte Kriegswut auf den strengen Waffen, sitzend mit auf dem Rücken gebundenen Händen, hinter sich 100 eherne Knoten schlingend und den blutigen Knochen schrecklich beseufzend." Das wird wohl genug sein, um unsere Wissenschaft zu beweisen!" — Potz tausend ja! Wer soll auch, wenn man so malträtiert wird, nicht schrecklich aufseufzen!?

D. Metelerkamp zu **Schüttdorf, Provinz Hannover** schreibt: „Liebe Kameraden! Ich habe viele alte preußische, hannöversche, norddeutsche und neue, sowie alte niederländische Marken überflüssig und möchte gern tauschen. Angebote bitte direkt an mich zu machen."

G. S. in **Breslau.** Dank für die hübschen Scherze, die wir zum Teil heute schon bringen. — Ein Knabe, des Namens Kurz, kommt aus der Schule und erzählt, er wäre jetzt neben einen Mitschüler des Namens Lang zu sitzen gekommen. „Ei," bemerkt lachend der Vater, „da bildet ihr beide ja einen Jambus!" — Auch der Scherz in französischer Sprache ist nicht übel:

VI.

o o o o o
p
g.

(J'ai soupé sous des orangers.)
(G sous p sous o des ranges)

B. D. aus **H.** Du bittest uns um Aufnahme eines Akrostichon. Gerne!

„Das Leben floß mir ernst und traurig hin,
Erfreuen that mich nichts auf dieser Erde, die
Rauh und kalt den Menschen anblickt.
Geburtstag war es wieder
Und ich hoffte nichts. Da ging die
Thür auf, und auf dem Tische sah ich
Ein Blatt mit Bildern und einer Geschichte, die ‚Unter
Korsaren' hieß; oh! Machen Sie sie lang!!!!
Als Obertertianer
Mach' ich dieses Akrostichon.
Es werden meine oft gemachten Gedichte
Rasend belacht. Nun wend' ich mich an Dich
Achtungsvoll; ob du vielleicht mich nicht verlachst, und ich
Dir andre schicken darf." —

Lachen? Im Gegenteil, der Fall dünkt uns sehr ernst. Wir meinen, Du solltest den Pegasus nach dieser Leistung jetzt ein wenig ausschnaufen lassen; er wird's brauchen. Lerne indessen fleißig, suche Geist und Auge zu erweitern, ästhetisch zu erziehen. Mit Versemachen hat's noch Zeit. „Wer nicht aufschüttet, kann nicht mahlen," sagte der Müller. Die Dichtkunst kann nicht erzwungen, nicht erdrechselt, nicht erquält werden. Sie soll wenigstens leicht und frei aus Phantasie und Gedankenwelt fließen, und das bedingt, neben einer geniellen Anlage überhaupt, viele, viele Kenntnisse und Erfahrungen, tiefe Empfindung, Hoheit der Anschauung aller Dinge und Formen. Lerne, sieh Dir vor allem die Welt an, vergeude jetzt keine Zeit mit Versedrechslerei; Du wirst Dich später vielleicht ganz von selbst wieder in den Sattel gehoben fühlen, und dann, gewappnet mit dem rechten Rüstzeug, wird das Versemachen gar leicht sein. Gruß freundlich erwidert!

Albert W. in **Liegnitz.** Diese von H. v. Kiesewetter und Theod. Reibisch herausgegebenen Anleitungen sind im Verlage von Otto Spamer in Leipzig erschienen. Sie können zusammen in einem Bande (Preis Mk. 4. —) und einzeln, wie nachstehend aufgeführt, bezogen werden:
Der Insektensammler . . . . Mk. 3. —
Anhang: Der Insektensammler in fremden Erdteilen . . . . Mk. 0. 50.
Der Konchyliensammler . . . . . . Mk. 1. 50.
Das Sammeln von Wirbeltieren . . . Mk. 1. —
Der Vorname Albert? — altdeutsch: der durch Adel Glänzende, der Edelgeborene. (Aber deswegen nicht eitel werden!)

Fr. Jensen in **Hamburg, Hohenfelde, Neubertsstraße 11,** schreibt: „Wer von meinen lieben Kameraden kann und will mir folgende Marken beschaffen? Rohrpostkarte Berlin 1876, 25 Pf., braun; Holstein 1864, 1¼ Schill. CRD, blau, 1865 bis 1866, 2 Schillinge, hellblau; Mecklenburg-Schwerin 1856, 5 Schill. blau; 1864 bis 1866, 4/4 Schill. rot (punktierter Grund), Sachsen 1850, 3 Pf. rot, 1856, 10 Neugr., hellblau; Bremen 1861, 2, 3, 5, 10, V Grote; Oldenburg 1858, ⅓ Groschen, grün, 1860, ¼ Groschen, orangegelb; Braunschweig 1853 bis 1856, 3 Pf, 1864 bis 1865, 4 Silberpfennig, weiß, 5 Pf. grün, 1 Silbergroschen, gelb, 3 Silbergroschen, rosa; Württemberg 1857, mit Seidenfaden, 1 Kr., dunkelbraun, 9 Kr., 18 Kr., 1859, ohne Seidenfaden, 3, 6, 18 Kr., 1862 bis 1864, 18 Kr., gelb, 1865 bis 1868, 7 Kr., dunkelblau, 18 Kr., orange, 1869 bis 1873, 14 Kr.; 1882 2 Mk., 5 Mk. (mit schwarzer Wertziffer), Dienstmarke, 1881, 50 Pf.; Oesterreich 1883, 5, 20, 50 sld. 1883, 50 Kr.; Frankreich 1849, 15 Cent., grün; Italien 1879 bis 1880, Trenta C., braun. Ich besitze 4 bis 5000 doppelte."

Lieber Kamerad Robert G . . ? in **St. Gallen.** In Nr. 4 des „G. K." frägst Du, wie Du Dir am besten Bilder für Deine Laterna magica verfertigen kannst. Ich habe mir auch solche gemacht, und wenn Dir's recht ist, teile ich Dir mit, wie: Zuerst läßt Du Dir von einem Glaser einige Gläser, wie sie zu Deiner Laterna magica passen, schneiden. Hast Du einen Glaserdiamanten, kannst Du es auch selbst. Dann kaufst Du Dir Abziehbilder. Für zehn Pfennig bekommt man ein ganzes Büchlein voll. Diese ziehst Du sauber auf das Glas ab. Am besten eignen sich hierzu Schiffe. Du kannst Dir auf diese Weise eine ganze Flotte herstellen. Um das Bild noch schöner zu machen, malst Du mit hellblauer Farbe das Meer, aber Du darfst keine schlechten Farben nehmen, da Du Dir Dein Bild leicht verderben kannst; am besten eignen sich die flüssigen Farben hierzu, welche man, in Gläschen geschlossen, für etwa 40 Pf. per Glas in jeder Farbhandlung erhält. Auf diese Weise kann man auch eine Karawane oder eine Jagd herstellen. Ich wünsche Dir recht viel Glück zu dem guten Gelingen Deiner Bilder. Mit brüderlichem Gruße Dein Kamerad E. E. . . ? in Gießen. — Freundlichen Dank und Gruß vom „G. K."

Frau Chr. — Sch. in **Kiel. — Otto B.** in **B.** Sehr empfehlenswert zum Kopieren der Bilder und fast allgemein von Dilettanten angewendet, ist das Bromsilberemulsionspapier, das ziemlich lange haltbar ist und wenig Manipulationen erfordert. Preis 1 Paket (25 Blatt) 11,5×16 cm Mk. 1. 50. Anleitung wird bei Bestellung beigefügt. Zum Tonen und Fixieren ist noch Tonfixiersalz und Chlorgoldlösung nötig. Alles bei Albert Glock & Cie., Karlsruhe (i. B.) erhältlich.

C. F. Z. in **St.** Solche in diese Branche fallende Fachschulen gibt es die Menge: Lehranstalt für Textilindustrie in Wien, Fachzeichenschulen für Strickerei, Weberei, Zeugdruck in Feldkirch, Reichenberg i. B., Rumburg; Spitzenklöppelschule in Proveis; Flachszubereitungsschule in Mähr. Schönberg, Rustenfelde im Eichsfeld, Georgenburg bei Insterburg, Kanth bei Breslau, Suckau, Petschin in Schlesien; chemisch-technische Schulen für Färberei, Appretur, Bleicherei u. s. w.: in Chemnitz und Krefeld; Spezialschulen für Seidenbau: Bendorf bei Koblenz, Görz in Istrien. — Lesen Sie doch die „Berufswahl" in „Spemanns Schatzkästlein des Guten Rats" (Verlag W. Spemann, Preis 5 M., in jeder Buchhandlung zu erhalten) nach; darin werden Sie noch manch anderen interessanten und beherzigenswerten Wink finden.

Gute Freunde! „Wer von Euch will eine Tigerporzellanschnecke und vier Isabellenflügelschnecken für je etwa eine dreieckige Briefmarke vom Kap der guten Hoffnung (doch kann es auch billiger abgehen). Außerdem habe ich noch zwei Pelikansfüße und drei Brandhörner zum Tausch. Ich möchte gerne gute Briefmarken oder gute Schmetterlinge dafür. Besten Gruß von Euerem Freunde, dem Tertianer Walter Schneider in Königsberg i. Pr. Vorderroßgarten 55." — Das Buch betreffend: Mit solchen Schmerzen wendet man sich am besten an eine Ladenbuchhandlung, denn meist sind solche Bücher vorrätig und können gleich zur Ansicht und Auswahl vorgelegt werden. — Gruß herzlich erwidert!

Albert W. in **Hottingen-Zürich.** Der Name Ernst ist altdeutschen Ursprungs und bedeutet: der Kämpfer, Sieger, Held. Albert (altdeutsch) bedeutet: der durch Adel Glänzende, der Edelgeborene. — Die Einbanddecke kann durch jede Buchhandlung bezogen werden. — Besten Dank für die Anleitung zum Notiz-Taschen-Block. Sie sind ja ein Tausendkünstler!

Der höchste Berg in Nordamerika.

Für die höchste Bergspitze nördlich von Panama galt lange Mount Hood in Oregon, eine isoliert aufragende Bergspitze, die aber nach anderen Barometermessungen nicht 17 000′, sondern nur 11 500′ hoch ist und von vielen anderen Höhen übertroffen wird. An seine Stelle trat der Eliasberg in Alaska, der lange unterschätzt worden war, da sein eigentlicher Gipfel vom Meere aus gar nicht sichtbar ist; Baker hat seine Höhe trigonometrisch auf 19 500′ bestimmt. Es war für die patriotischen Nordamerikaner ein großer Kummer, daß die genaueren Ortsbestimmungen diese höchste Spitze dem englischen Gebiet zuwiesen; aber sie können sich jetzt trösten, Mount Elias ist abgesetzt und wird ganz erheblich von einem Nachbar übertroffen, der einige Meilen nördlich von ihm auf unzweifelhaftem Unionsgebiet liegt, dem Mount Wrangel. Lieutenant Allen hat die Höhe dieses Riesen auf 18 400′ über dem Zusammenfluß der Quellbäche des Cupper River bestimmt; da dieser 2000′ über dem Meere liegt, übertrifft Wrangel den Elias um ungefähr 1000′! In der Umgebung der beiden Berge liegen die größten Gletscher der Welt nach dem grönländischen Binneneis; sie sind aber an der Küste mit solchen Unmassen von Moränenblöcken bedeckt, daß man ihre Gletschernatur erst in der neuesten Zeit erkannt hat.

Spiel und Ernst.

Wo man im Spiel übt Mut und Kraft,
Steh' immer in den ersten Reih'n;
Doch sollst Du, wo man ernstlich schafft,
Auch einer von den Ersten sein.

Karl Bartsch.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

Von

J. H. D. Kern.

(Fortsetzung.)

Die Komantschen hatten bald nach der Beerdigung meiner Mutter, durch den Uebermut eines jungen Offiziers gereizt, den Gehorsam verweigert, hatten, als sie zur Ruhe gebracht werden sollten, hier und da aus der Reservation herauszubrechen versucht und den Soldaten blutige Treffen geliefert. Niemals vorher war die Nähe der Reservation so gefährlich gewesen, Mord, Raub und Brandstiftung waren an der Tagesordnung.

Auf Verlangen meines Vaters wurden ihm zwei weitere Bataillone zur Verfügung gestellt, damit er in die Reservation eindringen und die frühere Ordnung wieder herstellen könnte. Alles, was ein Gewehr tragen konnte, schloß sich den Truppen an; auch Charles und ich wären gerne mitgezogen, als wir unsere Väter ausrücken sahen, mußten uns jedoch darein fügen, zu Hause zu bleiben.

So bös die Indianer auch an der westlichen und südlichen Grenze ihrer Reservation hausten, so waren doch an unserer östlichen Seite noch keinerlei Ausschreitungen begangen — wie mein Vater meinte, aus Rücksicht auf ihn selbst. Der Krieg begann, wir blieben ohne sonderlichen Schutz zurück. Da sich jedoch Kampf und Verfolgung von Osten nach Westen hinzogen, so war wenig Grund zu der Befürchtung vorhanden, daß wir oder die Familie des Agenten Knox während des allgemeinen Krieges beunruhigt werden würden. Hinzufügen muß ich noch, daß auch die in dem Blockhause neben der Faktorei stationiert gewesene Mannschaft ausgerückt war, weil sie im Felde nicht entbehrt werden konnte; nur ein Gefreiter und vier Mann wurden zurückgelassen.

Glücklich verliefen die ersten drei Monate des Feldzuges. Die erfreulichen Nachrichten über die allseitigen Erfolge unserer Waffen mehrten sich, die meisten Tribus der Rothäute waren in die Enge getrieben und hatten sich bereits wieder unterworfen; wir konnten den Vater also bald zurückerwarten.

Da kam eines Tages mein Freund Charles mit Thränen in den Augen zu uns herübergesprengt mit der traurigen Meldung, daß sein Vater, im Kampfe schwer verwundet, nach Hause geschafft worden sei. Da an seinem Wiederaufkommen gezweifelt werde, habe er den Wunsch ausgesprochen, auch seine Schwester Bridget noch einmal wiederzusehen. Eine Stunde später saß unsere Hausdame auf dem Rücken meines Ponys

Der Küstenwächter auf Nachtpatrouille.

und trabte neben Charles auf die Agentur zu.

Harriet, ich, die beiden vierjährigen Brüder, Yarundi, der Neger Jack und zwei indianische Mägde waren die einzigen Bewohner der umfänglichen Faktorei. So gut es gehen wollte, teilten wir uns in die vielseitigen Geschäfte, welche mit der Führung des Hauswesens, der Bestellung des Feldes und der Beaufsichtigung des Viehs auf der Weide verbunden waren. Sollte uns irgend etwas zustoßen, so hatten wir von den fünf liederlichen Soldaten kaum Hilfe zu erwarten, da diese viel eher anderwärts als in dem Blockhause zu finden waren und, wenn sie sich dort aufhielten, gewöhnlich nur ihren Rausch ausschliefen.

Eines Nachmittags war ich zur Ablösung des schwarzen Jack auf die Weide gegangen, da er Futter für die abends aus dem Felde heimkehrenden Pferde schneiden sollte; Yarundi pflügte wohl eine halbe Stunde von der Faktorei entfernt; die Soldaten hielten sich wahrscheinlich wieder in einer Schenke weiter im Osten auf. Harriet hatte sich mit den beiden Knaben an das Ufer des Flusses begeben und ließ die kleinen munteren Rangen in dem kühlen Wasser umherwaten. Da ward sie plötzlich durch die Hufschläge eines galoppierenden Pferdes aufgeschreckt und sah, als sie aufblickte, einen ihr wohlbekannten Reiter, welcher auf der anderen Seite des Yellow Fork aus dem Walde hervorritt. Es war William, der älteste Sohn des Farmers Wheeler, ein geistesgestörter, junger Mann.

„Harriet, lauft schnell fort!“ rief er, während er sein Pferd an eine seichte Stelle des Flusses führte, es hindurchgehen ließ und bei ihr landete. „Lauft fort, so schnell wie möglich! William sagt Euch die Wahrheit: Mutter ist tot, Vater ist todt, die Farm verbrannt, die Komantschen folgen William nach, um ihn zu töten, sie müssen bald zur Stelle sein. Rettet Euch, Harriet, und folgt mir schnell!“

Nachdem der Irre diese Meldung in höchster Aufregung und ohne einen Augenblick anzuhalten, abgestattet hatte, ritt er eiligst davon, in der Richtung auf Bents Fort zu, und ließ die arme Harriet mit ihren Sorgen allein.

„Wie viele Indianer waren es, William?“ rief sie ihm nach, bekam aber keine Antwort.

Einen Moment saß meine Schwester wie vernichtet da, zog Dick und Tom wie eine Mutter an sich, herzte und küßte sie und suchte ihnen unter Thränen begreiflich zu machen, was in der nächsten Nachbarschaft geschehen und hier zu erwarten sei. In ihre Angst und Ratlosigkeit mischten sich dann wieder Zweifel, ob sie den Worten des Geisteskranken auch vertrauen dürfe. Doch, was sollte er daraus haben, sie unnötig zu ängstigen! Und war seine Meldung richtig, so kamen die beutesüchtigen Komantschen gewiß so bald wie möglich auch nach der Faktorei; hatten sie dort auf der Farm die weißen Menschen getötet, so blieb auch keine Aussicht, daß sie hier ein lebendes Wesen verschonen sollten. Die Lage war entsetzlich, wenigstens die kleinen Brüder mußten gerettet werden.

Sie war so ganz allein, wie niemals sonst. Die Mutter lag im Grabe, der Vater war im Felde, Miß Bridget seit drei Tagen auf der Agentur, ich, der zehnjährige Bruder, war wenigstens eine Stunde entfernt bei den Rindern, Yarundi auf dem Felde beschäftigt und nicht ohne Zeitverlust abzurufen; — nur Jack, Basache und Donzit, die zweite indianische Magd, waren vielleicht bei der Hand.

Aber auch bis dahin glaubte Harriet nicht mit der Rettung von Dick und Tom warten zu dürfen. Zur rechten Zeit erinnerte sie sich eines mehrfach von ihrer Mutter geäußerten Urteils, daß Geistesschwache immer die Wahrheit sagten: sprang empor, an jeder Hand einen der kleinen Brüder, welche unabläßig fragten, weshalb die liebe Schwester so bitterlich weine, und eilte mit ihnen auf das nächste Ackerstück. Hier befand sich eine wohlüberdeckte tiefe Grube, welche zur Aufnahme der Winterfrüchte diente, nun aber leer war. Diese Grube lag allerdings nicht weit von dem Wege entfernt, auf welchem die Komantschen erwartet werden mußten, war aber durch dichtes Gebüsch versteckt, so daß die Indianer sie schwerlich erblickten. Nur die eine Angst erfüllte die umsichtige Schwester, daß die Knaben schreien und dadurch die Indianer herbeilocken könnten. Harriet, selber nicht klar in ihrer Ueberlegung, bot unterwegs alle ihre Beredsamkeit auf, um Dick und Tom die drohende Gefahr verständlich zu machen.

„Die bösen Indianer kommen, liebe Kinder; sie sind ergrimmt und werden euch töten, wenn sie euch finden. Aber das sollen sie nicht, wenn ihr ganz artig seid. Ich will euch schnell nach der Kartoffelgrube bringen, weil ich keinen besseren Versteck weiß, und euch dort mit allerlei schönen Sachen versorgen. Aber ihr müßt euch auch ganz ruhig verhalten, dürft euch nicht zanken oder gar schreien. Denn, finden sie euch, so schneiden sie euch die lieben blondhaarigen Köpfe ab. Wir müssen euch dann begraben, tief in die Erde hineinsenken, da, wo unsere herzensgute Mutter liegt. Wenn ihr aber recht stille seid und auf das lauschet, was sich nähert, so habt ihr nichts zu fürchten. Ich besuche euch, so oft ich kann, und bringe euch alles, was ihr gebraucht. Sind die Indianer abgezogen, dann hole ich euch wieder und trenne mich nicht mehr von euch.“

Diese durch stetes Schluchzen unterbrochenen Worte verfehlten den beabsichtigten Eindruck nicht ganz. Dick und Tom begriffen die gefährliche Lage wohl, gerieten aber in furchtbare Angst und begannen selber kläglich zu weinen. Als Harriet die Grube erreichte und mit den Kindern die Leiter hinabsteigen wollte, klammerten sich die Kleinen so fest an sie an, daß sie sich nur mühsam von denselben zu befreien vermochte.

„Bitte, bitte, liebste Harriet, laß uns nicht allein! Wir fürchten uns zu sehr vor den bösen Komantschen. Harriet, Harriet, du willst uns doch nicht in die Erde sperren!“ flehten die Kinder und schrieen dabei, daß man es weit durch Feld und Wald hören konnte.

In ihrer Verzweiflung packte Harriet einen nach dem andern, trug sie mit Gewalt in die Grube hinein, stieg wieder herauf und zog die Leiter nach sich.

„Harriet muß euch jetzt verlassen, liebe Kinder, um auch Quincy, unsere Dienerschaft und die Soldaten zu benachrichtigen. Aber sie wird sehr bald wiederkommen, damit sie sieht, ob ihr ganz still geworden seid, und wird euch abholen, sobald dies möglich ist. Spielt so lange und seid verträglich!“ rief sie hinab. „Denkt jeden Augenblick an meine Warnung, damit euch die blutgierigen Leute nicht finden und töten! Adieu, ihr lieben Kleinen! Gott weiß, wie gerne ich bei euch bliebe.“

Mehr konnte sie nicht thun. Sie schlug das letzte Brett zu, so daß dort unten höchstens eine sehr schwache Helligkeit herrschen konnte, und stürzte davon. „Arme Kinder“ — sprach sie unterwegs zu sich selber, „ihr müßt schon in zartester Jugend grausamen Gefahren entgegensehen.“

In wenigen Minuten erreichte sie die Faktorei, schickte die schnelle Basache nach mir und Donzit nach Yarundi. Sie selber nutzte die ihr verbleibende Muße, um zu allererst Betten, Kleider, Speisen und Spielzeug für die kleinen Kinder zusammenzuraffen und schleppte dies eiligen Laufes hinweg. Unterwegs rannte sie bei dem Blockhause vor, fand dasselbe noch immer verschlossen, pochte vergeblich und lief weiter. Die Soldaten waren noch nicht heimgekehrt, also auch von ihnen keine Hilfe zu erwarten. Um eine Hoffnung ärmer, langte sie bei der Grube an, ohne von dort unten einen Laut zu vernehmen.

„Ich bin es, Dick, deine Harriet ist da, lieber Tom! Seht ihr, ich halte mein Wort," rief sie in freudiger Rührung. „Wenn ihr so stille seid, habt ihr nichts zu fürchten. Meldet euch nicht, wenn irgend jemand in die Nähe der Grube kommt, damit euch niemand findet! Quincy und ich melden uns, die anderen sollen euren Versteck überhaupt nicht wissen."

Während dieser Worte hatte sie den Kleinen ein weiches Lager zurecht gemacht; nun legte sie die Kinder auf dasselbe und bat sie, die Augen zum Schlafe zu schließen, bis sie wiederkäme. Dick und Tom gehorchten zu ihrer großen Freude.

Da bisher keine Indianer in Sicht waren, wiederholte Harriet noch manches Mal den Weg zwischen unserem Wohnhause und der Grube. Alle Wertsachen, welche sie schnell genug auffinden konnte, auch die Kasse des Vaters, seine Rechnungsbücher und Papiere packte sie zusammen und trug sie teils nach dem Versteck der Kinder, teils, um die inzwischen eingeschlafenen Lieblinge nicht zu stören, nach einem hohlen Baume, welcher unweit der Magazine im Garten stand.

Es war ungefähr fünf Uhr, als ich die schreckenerregende Meldung bekam und nach Hause eilte, um meinen Geschwistern beizustehen. Außer Atem traf ich dort mit Basache ein. Eine flüchtige Umarmung meiner Schwester, ein kurzer heimlicher Bescheid von ihr, wo sie die kleinen Brüder untergebracht hätte: dann machten wir uns alle sechs an das Fortschaffen der unentbehrlichsten Gegenstände. Im Garten zwischen den Büschen ward dasjenige aufgetürmt, was wir in der Eile hinausschleppen konnten.

Darauf traten wir zu einer kurzen Beratung zusammen. Yarundi, Jack und die beiden Mägde wollten nichts von Verteidigung wissen, sondern drangen auf Flucht. Und zwar sollten Harriet, ich, Dick, Tom und Jack eiligst Pferde besteigen und eine weiter östlich gelegene Ortschaft zu erreichen suchen. Yarundi, Basache und Donzit wollten auf der Faktorei verbleiben, da sie als Stammesgenossen der Komantschen nichts zu fürchten hatten, im Gegenteil, das Gehöft durch ihre Verwendung retten zu können glaubten.

Aber wie sollte die Flucht ausgeführt werden? Nur zwei von der Ackerarbeit halbermüdete Pferde standen im Stall, da der Vater drei Pferde mit ins Feld genommen und Miß Bridget meinen Pony noch nicht wieder geschickt hatte. Auch wenn wir Dick und Tom hätten in der Grube lassen wollen, so hätte uns doch immer ein Pferd gefehlt; denn selber fliehen und Jack preisgeben, das widerstrebte uns. Stiegen aber Harriet und ich auf dasselbe Pferd, so mußten wir fürchten, eingeholt und niedergemacht zu werden, wenn die Komantschen beritten wären und unsere Spur auffänden. Deshalb schien es Harriet und mir gar nicht klug, ohne weiteres davonzureiten. Wir waren für Verteidigung des Gehöftes, stießen aber damit auf energischen Widerstand bei Yarundi und Jack. Yarundi wollte nicht auf die Brüder seines Stammes schießen, Jack dieselben nicht noch mehr reizen.

Was war zu thun? Jedenfalls mußten die Pferde gesattelt und in den Garten geführt werden, damit sie für den äußersten Notfall bereit ständen, wenn die Indianer unsere Faktorei von vorne angreifen sollten. Harriet und ich verschlossen die Palissadenpforte und sämtliche Thüren des Hauses, luden die Gewehre und machten uns auf den Empfang der Räuber gefaßt. Harriet und ich wollten, wenn die Verteidigung nicht gelang, in die Grube oder auf den Pferden flüchten, der eine so, der andere anders, je nachdem es sich fügte. Meine Schwester zeigte nicht die mindeste Furcht; Jack war gewaltig um sein Leben besorgt, schämte sich aber, dies einzugestehen, oder um die Erlaubnis zur Flucht zu bitten.

Da krachte jenseits des Flusses ein Schuß, das langerwartete Signal, daß die Indianer im Anrücken wären. Jack, dem ich gegen seinen Willen ein geladenes Gewehr in die Hand gedrückt hatte, zitterte am ganzen Leibe und trat entsetzt von seiner Schießscharte zurück; wir beiden Geschwister behielten den oberen Saum der Palissadenwand im Auge, entschlossen die ungebetenen Gäste ernstlich zurückzuweisen.

Pferdegetrappel, Kriegsgeschrei und, als die Komantschen die Pforte verriegelt fanden und diese ihren Zerstörungsversuchen widerstand, ein höllisches Wutgeheul erfüllten die nächsten Minuten. Dann bekamen wir Gelegenheit zum Gebrauche unserer Büchsen und zielten nicht vergebens. Mehrere Rothäute, welche die Wand überklettern wollten, fielen nun, durch unsere Kugeln getroffen, auf jene Seite zurück. Seltener wurden die Kletterer, so daß wir einen Augenblick glauben durften, die Komantschen ließen von dem Vorhaben ab, die wohlverteidigte Faktorei zu erobern.

Aber wir wurden bald eines besseren belehrt, als die dürre Holzwand an verschiedenen Stellen zugleich in Flammen stand. In wenigen Momenten mußte sie niedergebrannt sein, und dann gab es kein Hindernis mehr für die Räuber, deren Zahl uns leider unbekannt war.

Von Yarundi unterstützt, beschwor ich jetzt Harriet, das Haus zu verlassen und mir in den Garten zu folgen, wo sie sich auf das eine, Jack sich auf das andere Pferd werfen sollte, um unbemerkt in den nahen Wald zu entkommen, ehe die Indianer über die niedergebrannten Palissaden einen Zugang zu dem Gehöfte fänden. Ich wollte mich schon irgendwo verstecken. Wir rissen das widerstrebende Mädchen mit uns fort in den Garten, erschraken aber nicht wenig, als wir statt der beiden Pferde nur noch eins antrafen. Jack, welchen wir in der allgemeinen Aufregung gar nicht vermißt hatten, hatte es vorgezogen, sich heimlich aus dem Staube zu machen.

Um so weniger war jetzt Harriet zur Flucht zu bewegen. Der Gedanke, daß sie als das älteste der Geschwister mich und die kleineren Brüder verlassen sollte, schien ihrer unwürdig zu sein.

„Nein," sagte sie, „lieber Quincy, ich bleibe, da mir vielleicht kein Leid geschieht und ich Dick und Tom nicht einem ungewissen Lose überantworten darf. Die Grube wird auch mir Schutz gewähren, ich hoffe sie noch unbemerkt zu erreichen. Aber du mußt auf deine Rettung bedacht sein, weil die Indianer dich ohne Gnade erschlagen würden. Du bist der einzige von uns allen, welcher nicht auf Schonung zu rechnen hat."

Ihrer bestimmten Weigerung gegenüber war nichts zu machen; doch auch ich war entschlossen zu bleiben, so flehentlich sie mich bat.

„Quincy!“ fing sie wieder an. „Hast du denn gar kein Mitleid mit mir? Siehe, du bist ja der einzige, welcher Hilfe herbeiholen kann, der einzige, welcher meine Spur verfolgen kann, wenn man mich wegschleppen sollte. Bleibst du, so stirbst nicht etwa du nur, sondern auch die beiden kleinen Brüder, um deren Versteck niemand weiß als wir beide. Mich führt man möglicherweise in schmähliche Knechtschaft fort, vergiß dies nicht! Hast du uns lieb, so erhalte dein Leben für deine nur vorläufig wohl aufgehobenen Brüder und für mich! Reite geschwind durch den Wald nach Smithfield hin und versuche, ob du nicht dort barmherzige Menschen findest!“

Da auch Yarundi und die beiden Mägde

Nematocarcinus gracilipes, in 850 m Meerestiefe aufgefischt, natürliche Größe.

der Schwester zustimmten, ich mir auch selber sagen mußte, daß dies jetzt, wo die Grube kaum mehr erreicht werden konnte, der vernünftigste Vorschlag wäre, umarmte ich die heldenmütige Harriet zum letztenmal, drückte den zurückbleibenden Leuten herzlich die Hand, empfahl alle dem Schutze Gottes und ritt davon, indem ich versprach so bald wie möglich zurück zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Tiefseetiere.

Wir haben in einer der letzten Nummern über den in einer Meerestiefe von 1500 m von der Expedition des „Talisman“ aufgefischten Collosendeis arcuatus berichtet. Ein anderes merkwürdiges Krebstier ist der Nematocarcinus gracilipes, welchen wir in obenstehendem Holzschnitt unseren jungen Lesern in natürlicher Größe vorführen. Er gehört zu den langschwänzigen Krebsen, der Gruppe, welcher auch unsere Meergarneelen angehören. Die Fühlhörner dieses Tieres sind fünf- bis sechsmal so lang wie sein Körper, und auch die dünnen Füße sind übermäßig lang. Dieses merkwürdige Geschöpf kommt in der Nähe der Inseln des Grünen Vorgebirges in großer Menge in Tiefen von 800 bis 1000 m vor, während der „Talisman“ in einer Tiefe von etwa 500 m circa tausend Individuen eines nahe verwandten Krusters, einer neuen Art von Pendalus, gefunden hat.

Der Küstenwächter.

Das Leben auf den Rettungsstationen unserer Meeresküsten ist im allgemeinen ein monotones, doch zuzeiten ein höchst anstrengendes, mit Lebensgefahr verbundenes. Jeder Tag bringt seine regelmäßigen Arbeiten und Uebungen, sowohl in den verschiedenen Weisen, gestrandeten Schiffen Hilfe zu bringen, als im Ausbessern der Apparate und im Patrouillieren rings um die Stationen. Bei Nacht ist der Dienst besonders anstrengend, oft gefährlich. Die Zeit vom Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang ist in drei sogen. „Wachen" eingeteilt. Beim Beginn jeder Wache ziehen zwei Mann nach rechts und links zum Abpatrouillieren der Küste aus und haben derselben so weit zu folgen, bis sie den Patrouillen von der nächsten Station begegnen und mit denselben gewisse Zeichen austauschen, zum späteren Nachweise, daß die ganze Küste auch wirklich bewacht worden ist. Die Ablösung hat in derselben Weise die Küste im Auge zu behalten bis zum Morgen, ja bei bedrohlichem Wetter den ganzen Tag hindurch. Diese unermüdliche Aufmerksamkeit auf alles, was in der Nähe der Küste sich ereignet, ist von höchster Wichtigkeit, und jede Vernachlässigung wird mit sofortiger Entlassung und Erkenntnis auf Unfähigkeit zur Wiederanstellung bestraft.

Der Beruf des Küstenwächters ist daher keineswegs beneidenswert. Schon ein Marsch von 4 oder 5 Seemeilen durch den tiefen Sand ist ja jederzeit eine Anstrengung; was wird er erst während eines wütenden Wintersturmes! Und gerade dann ist die größte Aufmerksamkeit erforderlich! Während eines Schneesturmes ist die Küste des Oceans die wildeste und pfadloseste Einöde, die es in der Welt gibt, aber der Wächter muß hinaus. Hier stürzt er in eine Vertiefung, die er im Schneegestöber und in der Dunkelheit nicht zeitig genug erkennen konnte; dort muß er eine Anhöhe hinauf klettern, vielleicht auf Hand und Fuß, um nicht herabzugleiten; jetzt wird er von der Brandung durchnäßt, und gleich darauf stürmt ein eisiger Wind über ihn her, der das Blut erkalten macht. Eiserne Männer sind erforderlich, um solchen Kampf mit den tobenden Gewalten der Natur zu bestehen; auch läuft er nicht immer gut ab, denn häufig genug sinkt der Wächter ermattet nieder, um sich vielleicht nicht wieder zu erheben. Sobald sein Ausbleiben bemerkt wird, bleibt nichts übrig, als daß seine Kameraden aufbrechen, ihn zu suchen, und glücklich genug sind, den Erstarrten zu finden, ehe der Tod ihm auf immer die Augen geschlossen hat.

Wenn ein Schiff während eines Sturmes gestrandet ist und von einem der Küstenwächter entdeckt wird, so beginnt sofort dessen eigentliche Thätigkeit als Retter. Er trägt bei Nacht außer seiner Laterne eine Signalvorrichtung, die, durch Perkussion entzündet, eine weithin leuchtende, rote Flamme entwickelt. Dasselbe Signallicht wird ebenfalls entzündet, wenn das scharfe Auge des Küstenwächters das geringste Anzeichen eines Segels entdeckt, um den Schiffer auf die Gefahr der Brandung aufmerksam zu machen. Sitzt aber das Schiff bereits als Wrack fest, so eilt der Wächter, nachdem er durch Signal den Schiffbrüchigen verkündigt hat, daß sie bemerkt worden sind, so schnell er kann zur Station. Bisweilen ist ein Weg von 1 bis 2 englischen Meilen zurückzulegen,

Des Küstenwächters Nachtsignale.

während unterdessen die Wellen unaufhörlich gegen die Planken des Schiffs schlagen und an der Zertrümmerung arbeiten. Das hastige Eintreten der Rückkehrenden genügt, um im Augenblicke die schlummernden Genossen zu wecken; ein rascher Rapport läßt den Vorsteher der Station die Art und Weise des Unfalls erkennen; er bestimmt einen Augenblick später, welche Mittel zur Rettung in Anwendung zu bringen sind, es öffnen sich die weiten Thüren des Bootsraumes und sofort rollt der Bootswagen, vollständig ausgerüstet, hinaus. Pferde sind nicht zur Hand, daher muß der Wagen durch Menschenkraft fortgeschoben werden, und rasch muß dies geschehen, denn die Brandung wird das Wrack in kurzer Zeit zerschmettert haben! Also fort, in die Nacht, durch den fußtiefen Sand, 1, 2, vielleicht 3 Meilen weit!

Angekommen am Schauplatze des Unglücks wird das Boot mit so wenig Zeitverlust als möglich ins Wasser gebracht. Jetzt gilt es Aufwendung aller Kunst und Erfahrung seitens des Führers, wenn er das Boot glücklich durch die wild rollenden Wogen der See an das Wrack hinüberschaffen will. Dem Schiffe den Rücken gewendet, rudert die Mannschaft mit aller Kraft, die See und den Führer fest im Auge behaltend, um jeden Befehl mit Blitzesschnelle ausführen zu können. Aber die tückischen Wogen gestatten keine Annäherung, das Rettungsboot selbst befindet sich in Gefahr. Bald wird das Vorder-, bald das Hinterteil von der Brandung in die Höhe geschleudert, eine Sturzwelle füllt das Boot mit Wasser oder bringt es zum Kentern. Die Mannschaft stürzt in die tosende Flut, aber sie wird durch ihre Korkjacken über Wasser gehalten bis das Boot wieder aufgerichtet ist. Immer neue Versuche werden gemacht, um bis zum Wrack vorzudringen, und mit Angst verfolgen die dort in den Masten hängenden Schiffbrüchigen die Anstrengungen ihrer Retter. Endlich gelingt es, das Boot in die Nähe des Wracks zu bringen, aber nun heißt es auch hier die größte Vorsicht anwenden und alle Erfahrung zu Rate ziehen, damit der kleine Nachen von der wild rollenden See nicht an dem Rumpfe des Schiffes zerschmettert wird, oder damit nicht fallende Raaen und Sparren Boot und Bemannung ins Verderben ziehen. Nur selten faßt das Boot die ganze Mannschaft, es muß daher den gefahrvollen Weg wiederholt machen und immer wieder allen Schrecknissen Trotz bieten, bis auch der letzte Mann vom Schiffe gerettet ist.

Eine lustige Zaubervorstellung.

Es ist oft erschrecklich langweilig so an einem regnerischen Herbst- oder Wintersonntag. Den Drachen kann man nicht steigen lassen und wäre er die „schönste Frau Bürgermeisterin", zum Schlittschuhlaufen ist's auch noch nichts, und „Bootsschuhlaufen" ist eine noch nicht gemachte Erfindung künftiger Jahrhunderte. Was also anfangen?! —

Nun, es ist schon lange her — ein gutes Vierteljahrhundert —, als auch ich in ähnlicher Lage mich befand. Im Hause meines Vaters hatten wir einen großen Saal, wo wir uns Sonn- und Feiertags versammelten und — Theater spielten. Wir hatten ein recht nettes Haustheater uns zusammengestellt, ein nicht unbedeutendes Repertoire uns einstudiert, aber immer

kann man ja auch nicht auf der Bühne sein, Proben oder Leseproben ermüden schließlich denn doch auch, und man sucht Abwechselung.

Ich, als Direktor, hatte die nicht unschwere Pflicht, meine Mimen — es waren deren siebenundzwanzig — bei guter Laune zu erhalten, um die eine oder andere Kraft nicht zu verlieren, und da war nun oft guter Rat teuer, denn die Frage: „Was fangen wir heute wieder an?" machte mir armen „Theaterdirektor" von damals oft wirklich recht warm.

Einmal, es war am Beginn der „Saison", der Herbst war schlechter denn je, wir alle waren noch zu sehr das Leben im Freien gewohnt und saßen mißvergnügt vor unserem kleinen Theater, das uns noch nicht recht behagen wollte, denn die Zeit der „Weinlese" war noch nicht vorüber, weshalb uns die Zimmerluft nicht recht behagen wollte.

„Was anfangen?" ertönte es in der Runde.

„Heureka!" rief ich, „wir arrangieren eine Zaubersoiree!"

Der Vorschlag gefiel, die „Lampen" wurden entzündet, die „Sperrsitze" in Ordnung gestellt, die „Felsenhöhle" wurde als Dekoration ausgespannt und alle sonstigen Vorbereitungen geheimnisvoll getroffen, denn ich hatte eine Täuschung vor, und um eine solche gelingen zu lassen, muß der Ernst gewahrt und die Erwartung bis zur äußersten Grenze gespannt werden.

Meinen „guten Kameraden" von heute aber will ich nicht nur verraten, daß ich keine Spur von Zaubergeräten oder von den Kunstgriffen eines Prestidigitateurs besaß, sondern frisch vom Stegreif weg einen solchen zu parodieren beschloß, wovon ich mir jedoch nichts merken ließ, sondern bei den Vorbereitungen den Geheimnisvollen spielte.

Ich zog einen meiner „Mimen", den ich als witzig und schlagfertig kannte, ins Vertrauen und zog mich mit ihm in das „Heiligtum", nämlich auf die Bühne zurück, wohin uns — da ich sehr strenge Disciplin hielt — niemand als jene folgen durften, welche dort eben beschäftigt waren.

Nun kostümierten wir uns zuerst.

Ich als Magier, mein Gehilfe als „Geist", im schleppenden langen Leintuch mit weiß geschminktem Gesichte und dem für einen rechtschaffenen Geist unumgänglich notwendigen Likopodiumfeuer.

Dieses letztere ist unendlich leicht herzustellen. Man nimmt einen gewöhnlichen Kautschukball von etwa 5 cm Durchmesser, bohrt ein Loch in denselben, füllt ihn mit „Likopodium" und setzt dann in dieses Loch ein Röhrchen aus Holz oder Federkiel mit sehr kleiner Ausmündung. Drückt man nun diesen so präparierten Ball, so sprüht das leichte Likopodium, auch „Hexenmehl" genannt, aus dem Röhrchen wie aus einer Spritze, und wenn man diesen Likopodiumstrahl durch eine Weingeistflamme treibt, so entsteht eine mächtig auflodernde blitzartige Flamme, der sogen. Theaterblitz.

Das Schleppen des Bootswagens.

Rasch hatten wir aufs Geratewohl hin Gerümpel aller Art zusammengeschleppt, darunter auch ein Nähtischchen, das mit einem blutroten Tuch bedeckt war, und die Lampen herabgedreht, daß auf der Bühne ein mystisches Halbdunkel herrschte, das die gewisse beklommene Stimmung erzeugen sollte.

Unser Orchester, bestehend aus Klavier und Violine, begann nun eine passende Ouvertüre zu spielen, ich glaube, es war jene zu Robert der Teufel, und die Kurtine rauschte zu beiden Seiten auseinander, um dem hochverehrlichen Publikum die leere Bühne zu zeigen, welche leer blieb bis zum Ende der Ouvertüre.

Dies ist ein Kunstgriff, um die Spannung zu erhöhen, und wie immer, that er auch damals seine Schuldigkeit.

Jetzt trat der Magier, den ich spielte, auf, im langen Talar mit der Binde und Zaubercharakteren, welche in aller Eile aus Papier waren gefertigt worden, mit der spitzen Mütze (Mitra) der Perser und dem lange herabwallenden ehrwürdigen weißen Bart, den unsere Garderobe besaß, und der aus gewöhnlichem Flachs gefertigt und eigenes Fabrikat war. Daß der Zauberstab nicht fehlte, ist selbstverständlich.

Mit tragischer Pose schritt der Magier bis in die Mitte der Bühne und beschrieb seine Zauberkreise in der Luft, während unser Orchester eine leise Melodie fortwährend spielte, den ganzen Vorgang melodramatisch begleitete.

Nachdem die Beschwörungsceremonien schweigsam und feierlich vollzogen waren, trat der Magier vor an die Rampen und hielt aus dem Stegreife eine Rede, in welcher er erklärte, daß er ohne Apparat jeden Zauber vollbringe nur mit Hilfe seines dienstbaren Geistes. Nochmals beschrieb er die Kreise in der Luft, dann rief er die Beschwörungsformel, welche wir hier wörtlich folgen lassen zu eventueller Benutzung; sie lautete:

„Nicht steh' ich hier auf Erden,
Nicht steh' ich in der Luft.
Auf Wasser nicht und Feuer,
Hör Geist, wie man dir ruft;
Ich banne dich zur Stelle,
Den Zähmezweig ich schwing —
Erscheine Glutgeselle,
Dein Dienst ist nicht gering.
Erscheine! —
Erscheine! —
Erscheine! —
Erscheine! —

Nun blitzte und donnerte es, doch der Geist wollte sich noch immer nicht zeigen, und der Magier ließ Zeichen von Unmut merken und begann von neuem mit stärkerer Beschwörung:

„So höre mich denn weiter,
Aus meinem Zauberbuch,
Herbei, du finst'rer Streiter,
Hör meinen Zauberspruch!
Beim Schall von Katzentritten,
Beim Biß vom Krötenzahn,
Beim Bart auf Weiberlippen,
Erscheine! — Ahrimann!"

Erneuter Blitz und Donner, entsprechende Musik, — und mit Geheul stürzt durch eine große Likopodiumflamme der Geist auf die Bühne und umkreist den Magier, der ihn endlich mit seinem Zauberstabe berührt und zum Stillstehen zwingt.

„Bringe mir den Zaubertisch!" ruft der Magier, und der Geist geht ab, um das rotbehangene Nähtischchen mitten auf die Bühne zu stellen.

Hier ist der Wendepunkt, wo plötzlich vom Ernst zur Komik übergegangen werden muß, und zwar ist dies die Aufgabe des Geistes, während der Magier fortwährend ernst bleiben muß. Der Geist ist stumm und darf nur heulen, sonst aber soll sich derselbe so unbeholfen als möglich stellen, und affenartige Bewegungen forcieren, auch mit möglichst schweren Tritten hörbar auftreten und den Magier — nach Clownart — fortwährend necken, doch Scheu und Furcht vor diesem, namentlich vor dessen Stock, dem Zauberstab, zur Schau tragen.

Nachdem nun wieder Ruhe eingetreten, zeigt der Magier ein kleines Brot, eine Semmel, einen Wecken oder dergl., und fordert von dem „hochansehnlichen Publikum" einen Ring, welchen er in dieses Brot hineinzaubern wolle.

Nachdem er den Ring erhalten hat, übergibt er denselben dem Geist, der ihn anfänglich einstecken will, doch, durch den Zauberstab gezwungen, endlich auf den Tisch legt, in den Sack greift, ein Federmesser herauszieht, ein Loch in das Brot schneidet, davon begierig ißt, dann den Ring in die Höhlung legt, und mit dem ausgeschnittenen Stück dieselbe wieder schließt, wobei er wiederholte Versuche macht, sich den Ring anzueignen, doch, immer scharf bewacht und bestraft, daran verhindert wird.

Nun nimmt ihm der Magier das Brot ab und übergibt es dem Eigentümer des Ringes mit passenden Worten.

Jetzt ersucht der Magier, ihm ein Glas mit Wasser gefüllt zu reichen, welches er, ohne es auszugießen, seines Inhaltes zu entleeren verspricht. Der Geist soll es trinken, doch dieser weigert sich beharrlich, fortwährend Zeichen des Grauens machend, so daß endlich der Magier in Verzweiflung es — scheinbar heimlich, um sich nicht zu kompromittieren — schleunigst selber austrinkt, wobei auch er Zeichen von „Wasserscheu" drastisch zu erkennen gibt, dieselben aber niederkämpft und mit Pathos sein vollbrachtes Kunststück dem Publikum vorzeigt, dann das Glas auf eine Seite des Tischchens stellt. Jetzt bittet er um ein zweites Glas und erklärt, daß dieses mit Wein (oder Bier) gefüllt sein solle, da das Verschwindenlassen solcher Flüssigkeiten ein noch weit größeres Kunststück als das vorherige sei. Nachdem er dieses erhalten, liebäugelt sowohl er wie sein dienstbarer Geist sehr auffällig mit dem verlockenden Inhalt desselben, doch zwingt er seine Begierde nieder und stellt das volle Glas auf die andere Seite des Tischchens, fortwährend den Geist scharf bewachend, der mit lüsterner, sehr verdächtiger Miene näher schleicht.

Nun verspricht der Magier, das volle Glas an die Stelle des leeren zu setzen, ohne daß eines der beiden Gläser berührt werde. Dies geschieht, indem der Geist das Tischchen aufhebt und es verkehrt wieder niederstellt. Nun soll auch der Wein „verschwinden". Er winkt dem Geist, und dieser stürzt auf das Glas zu und leert es mit wonnigem Behagen, wobei der Magier mit neidischen Blicken das „Verschwinden" des Weines beobachtet.

Nun läßt sich der Magier ein Spiel Karten, eine Kassette Domino oder dergl. aus dem Publikum reichen und verlangt, daß man ihm eine bestimmte Karte, einen bestimmten Stein bezeichne, welchen er, ohne hinzusehen, aus dem Spiele ziehen wolle. Natürlich macht dies wieder der Geist, der sich auch irren darf, wofür er mit dem Zauberstabe Prügel erhält, was der Magier damit entschuldigt, daß der Geist noch ein Lehrbube (Lehrling) sei und noch gehobelt werden müsse u. dergl. m. Aehnliche Kunststücke, doch nicht zu viel, können sich noch daran reihen, und wird es der Phantasie unserer jungen guten Kameraden überlassen, solche selbst zu erfinden, ehe das Haupt- und Schlußkunststück exekutiert wird, welches alles Vorhergegangene überbieten muß, um den beiden Darstellern einen „guten Abgang", wie der „terminus technicus" der Bühnensprache lautet, zu verschaffen, denn von diesem hängt eben der Applaus zum großen Teile ab.

Zum Schlusse verspricht nämlich der Magier, einen der Anwesenden in eine Vase hineinzuzaubern, welche der dienstbare Geist herbeizuschaffen beauftragt wird. Um komisch zu wirken, darf diese „Vase" aber eben gerade keine Vase sein, sondern irgend ein anderes großes Gefäß; z. B. eine große Gartengießkanne aus Blech, oder Aehnliches. Der Magier nun spricht aber stets, mit diesem Gefässe in der Hand, mit Pathos von der Vase, wodurch natürlich die Komik erhöht wird, welche der Geist dadurch noch steigert, daß er pantomimisch darüber seine Freude bezeigt, daß sein Herr und Meister dies für eine Vase hält.

Jetzt fordert der Magier den Größten der Versammelten auf, sich in die Vase hineinzaubern zu lassen, welcher nun die Bühne betritt, wo ihn der Magier ersucht, dem Geiste zu folgen, da dieses Kunststück nicht vor den Augen des Publikums exekutiert werden kann.

Der Geist ergreift nun die Vase mit der einen Hand, faßt den zu Verzaubernden mit der anderen am Genick und zerrt denselben hinter die Kulissen.

Die nun folgende Pause hat der Magier geschickt auszufüllen, bis der dienstbare Geist mit der Vase zurückkehrt, aus welcher oben die Stiefel des Hineingezauberten herausehen.

Der Magier entschuldigt diesen Umstand damit, daß er zufällig eine zu große Persönlichkeit erwischt habe, welche nicht vollständig in der Vase Platz finden konnte. Nun geht der Geist mit der Vase wieder ab und bringt den Verzauberten zurück, dem er — ähnlich wie es die Gehilfen in Rasierstuben thun — die Kleider ordnet, bürstet und — trinkgeldlüstern um den Befreiten herumtänzelt, der ihm auch, um die Komik auf die Spitze zu treiben, ein kleines Geldgeschenk gibt, wofür der Geist sich unterthänigst täppisch bedankt, worauf der Vorhang fällt.

Der Erfolg dieser „Zauberparodie" auf unserer kleinen Hausbühne war ein enormer, und dies um so mehr, als dieselbe unvorbereitet und improvisiert war.

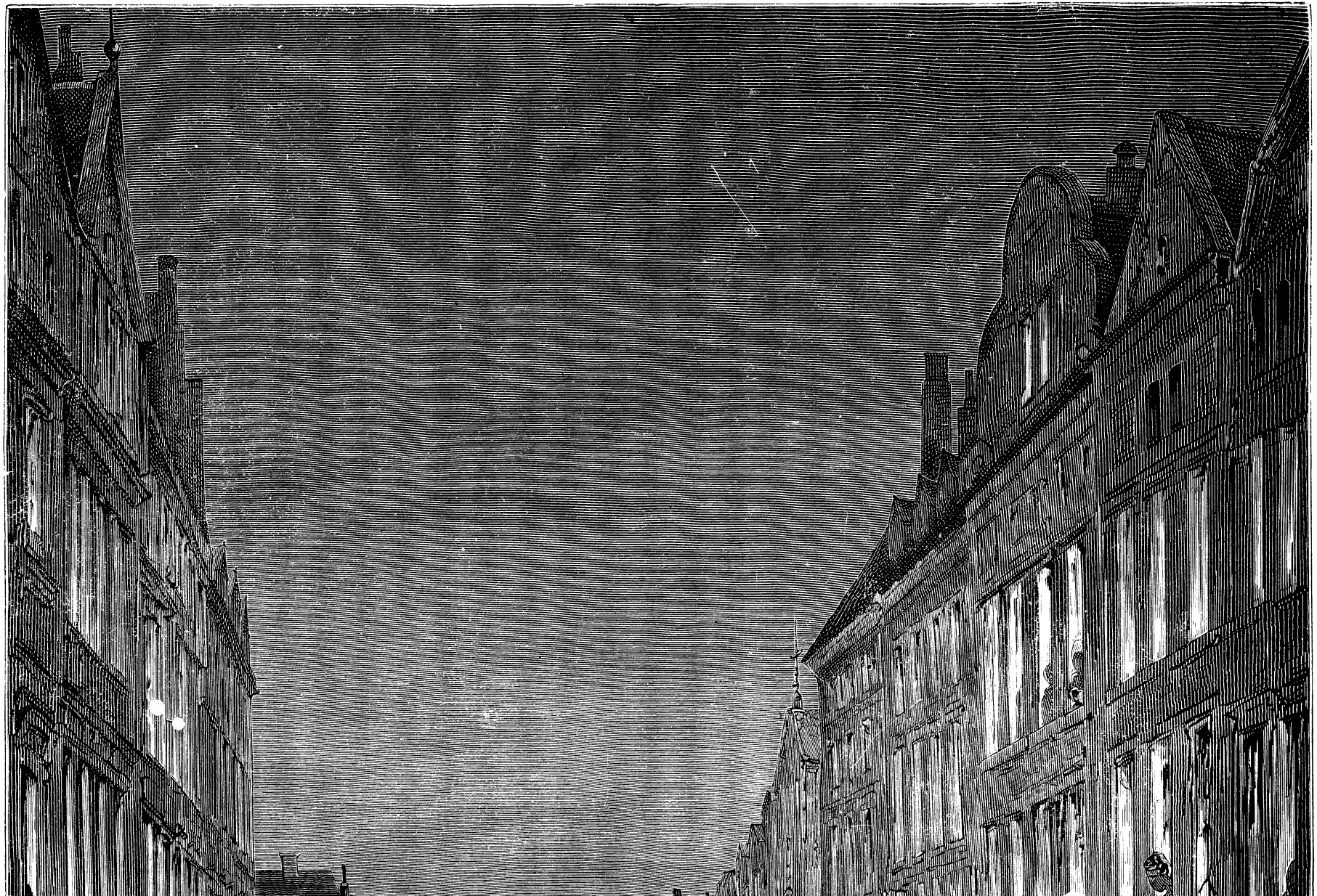
Unsere guten Kameraden können diesen Scherz leicht überall, auch ohne allen Theatereffekt, der uns zufälligerweise zu Gebot stand, ausführen und, bei nur halbwegs vorhandenem mimischen Talent, mit den einfachsten primitivsten Mitteln große Lacherfolge und allgemein erheiternde Anerkennung erzielen.

Auch ist es nicht nötig, daß der „Geist" stumm ist, auch er kann sprechen, wenn er extemporatorisches Talent besitzt, wo nicht, ist es vorzuziehen, ihm die stumme Rolle zu belassen.

Sollte dieser Scherz unseren jungen Freunden gefallen, dann sollen ähnliche Winke zur Ausfüllung von Winterabenden sich diesem anreihen, und vielleicht gelingt es uns, hinter die Geheimnisse eines Haustheaters und seiner Regie zu gucken. Sie sind einfacher und nicht so kostspielig als man denken mag.

St. Martinsfest.

In der Rheingegend feiert man vielfach seit alters den Vorabend des auf den 11. November fallenden St. Martinstages mit Freudenfeuern; die Jugend zieht bei anbrechender Dunkelheit unter Absingen meist schon sehr alter Lieder mit ausgehöhlten und durch Lichtstumpfe erleuchteten, an Stangen befestigten Kürbissen in den Straßen der Städte und Dörfer umher, was natürlich allemal sich zu einem wahren Jubelfeste für die Kinderwelt gestaltet. Namentlich in Düsseldorf prägt sich die Feier des St. Martinsabends noch ganz besonders in der alten, schon zu der Väter Zeiten geübten Weise aus, nur daß die modernen Papierlaternen und Lampions den ausgehöhlten Kürbis zum größten Teil verdrängt haben. Zu einem richtigen Fackelzug gestaltet sich hier der Umzug der sangesfrohen Jugend durch die Straßen der Stadt, und groß und klein trägt an längeren oder kürzeren Stangen die erleuchteten Kürbisse oder Papierlaternen, die entweder mit der Silhouette des heiligen Martin in ganzer Figur oder mit einer Abbildung des Backens der Buchweizenpfannkuchen geschmückt sind, die an diesem Abend das allgemeine Festgebäck bilden und in keiner Haushaltung fehlen. Der meiste Verkehr drängt sich in der alten Bolkerstraße, sowie auf dem Marktplatz vor dem Reiterstandbild des Kurfürsten Johann Wilhelm zusammen; unser Bild stellt unseren jungen Freunden diese lustige, durch Hunderte von Lampions erleuchtete und durch ebenso viele freudige Kindergesichter und sangesfrohe Kinderkehlen reich belebte Scene dar, zu der das alte Rathaus und das kleine alte, durch Erinnerungen an Immermann und seine Zeit ehrwürdige Theater einen pittoresken Hintergrund bilden. Doch nicht lange währt das rege Leben, die ganz Kleinen müssen



Die Feier des St. Martinsabends in Düsseldorf.

nach Hause, ins Bett, und die Größeren können kaum die Zeit erwarten, da sie zu Hause von dem frischen Buchweizenpfannkuchen aufgetischt erhalten werden. Um acht Uhr ist gewöhnlich der letzte helle Kürbis, das letzte Lampion verschwunden, aber noch lange lebt der frohe lustige Abend in den vergnügten Kinderseelen, und es ist schwer, zu entscheiden, ob die Erwartung auf das Fest oder die Erinnerung an dasselbe die Kinderherzen mehr bewegt und froher stimmt.

Unter Korsaren.

Von

S. Wörishöffer.

(Fortsetzung.)

Zuweilen richtete er sich auf und sah umher. Fand sich kein Mittel, Feuer anzuzünden oder das Schiff in den Grund zu bohren? — Einerlei, ob man selbst verbrannte oder ertrank, wenn nur dieser verzehrende Rachedurst gestillt wurde.

Aber die Ketten hielten fest, der erhobene Arm sank matt herab. Alles umsonst, — umsonst!

Als es dunkelte und die Gefangenen in ihren Hängematten lagen, da berührte eine Hand leise diejenige unseres Freundes. „Du, Matthias!"

„Nun, Jim?"

„Matthias, du wirst mir doch beistehen, wenn später irgend etwas Böses geschieht? — Mein Vater bezahlt dich dafür. Du sollst sehen, es ist zu deinem Besten."

Der deutsche Knabe lächelte. „Wir wollen es abwarten, Jim. Vorläufig sind wir ein kostbares Eigentum, das zu beschädigen niemand einfallen wird."

„Du meinst, daß man uns nach Tripolis schleppt und dort als Sklaven verkauft."

„Ohne Zweifel. Es gibt nur eine Möglichkeit, die einen derartigen Ausgang der Sache mit Erfolg verhindern könnte."

Jim horchte; über sein Gesicht lief ein schnell verschwindendes Rot. „Und das wäre?" fragte er im hastigen Flüstern.

„Wenn uns ein Kriegsschiff der Vereinigten Staaten begegnen würde. Tripolis und Nordamerika leben gegenwärtig im Kriege.

Jim ließ enttäuscht den Kopf zurücksinken. „Sie werden sich schon vorsehen, die Korsaren," flüsterte er. „Ach, das Glück, wenn wir befreit würden! — Aber es kommt nicht, es kommt nicht. Du sollst sehen, ich erhalte in Tripolis einen grausamen, schlechten Gebieter."

Matthias sah ihn an. „Und wir anderen?" fragte er. „Denkst du denn immer nur allein an dich selbst, Jim!"

„Gewiß. Was kümmert es mich, ob andere Leute leiden?"

Matthias antwortete nicht. Zwischen ihm und dem Sohne des Millionärs hatte nie ein besonders gutes Einvernehmen geherrscht, am wenigsten in letzterer Zeit, als Jim den großen Herrn zu spielen suchte und alle ihm aufgetragenen Arbeiten so schlecht ausführte, daß die Freiwache seines Stellvertreters regelmäßig dadurch geschmälert wurde. Auch jetzt hinderte die gemeine Denkungsart des Knaben unseren Freund, sich ihm irgendwie anzuschließen. Matthias schlief nicht, er träumte mit offenen Augen, aber Jims Anreden ließ er unbeachtet. Mochte dieser ihn für schlafend halten.

Am nächsten Morgen war nur Wasser zu sehen, nichts als das blaue unermeßliche Meer. Fernab auf den Wogen mochten wohl die verkohlten Planken des Dreimasters im Wirbeltanz durcheinandertreiben, fernab am Inselstrande zogen die Schiffbrüchigen ihre Fahne ein, ihren kostbaren letzten Besitz, der sie retten, erlösen sollte vom Uebel — — um den Bug des Piraten spielten Wellen und weiße Schaumflecken; mit geschwellten Segeln durchflog der „Stern von Tripolis" den Ocean, immer vom Wetter begünstigt, in voller, glücklicher Fahrt, die durch kein Mißlingen gestört wurde.

Sämtliche Gefangene teilten die Wachen der Korsaren, und wer klug genug war, der bemühte sich, die Sprache dieser Leute beizeiten zu erlernen, das sogen. westliche Arabisch, eine mit zahlreichen spanischen und altrömischen Worten durchflochtene Mundart, die aber recht hübsch klang, und die Matthias sehr schnell begriff. Es gab in dem bunten Gemisch von Leuten die glaubenseifrigsten Katholiken, Mohammedaner und Heiden, man betete zu Heiligenbildern, zu dem Propheten und zu Götzen aller Art, kleinen Holzpuppen, die neben der Hängematte ihres Eigentümers hingen, um diesen vor Unglück zu behüten — im ganzen war die Mannszucht eine ziemlich gute, wenn auch von Sauberkeit nicht viel geredet werden konnte, und Würfel und Karten zu jeder Stunde ihre leidenschaftlichen Anhänger um sich versammelten.

Der Kapitän lag den ganzen Tag in seiner Hängematte und rauchte und trank, aber ohne sich jemals zu berauschen; er überließ die Arbeit den anderen, aber die scharfen, schwarzen Augen sahen auch das geringste und ließen keinen Fehler durchschlüpfen. Matthias erfreute sich der besonderen Gunst dieses Räuberhauptmanns, dem es sonst nicht darauf ankam, in Fällen von offenbarem Ungehorsam mit der Pistole an Deck zu erscheinen und den Krakehler niederzuschießen.

Mancher gute Bissen wanderte in die Hand des Knaben, manche halbgeleerte Flasche oder feine Cigarre, lauter Dinge, die Matthias den Kranken brachte oder mit seinen Freunden teilte. Einmal ließ der Beherrscher des Schiffes sogar den Dolmetscher kommen und begann mit Hilfe desselben eine längere Unterredung, zu der Matthias in die Kajüte befohlen worden war.

„Ich möchte dich kaufen," sagte der Kapitän. „Du gefällst mir, Junge! Bei dem Barte des Propheten, aus dir soll noch ein tüchtiger Korsar werden!"

Matthias erschrak. „Gehöre ich denn nicht überhaupt Ihnen, Herr Kapitän?" fragte er voll heimlicher Sorge.

Der Maure lachte. „Du gehörst dem Dei von Tripolis, mein Junge. An wen er dich verkauft, das ist seine Sache, aber ich denke schon, daß er mich billig behandeln wird. Schickst du dich gut, dann schenke ich dir vielleicht sogar eines Tages die Freiheit."

Matthias schwieg bestürzt. Zum Kor-

saren sollte er ausgebildet werden. Wenn das Onkel Adam gehört hätte!

Wieder wanderte eine gefüllte Cigarrentasche in seine Hand; ganz ratlos sah er

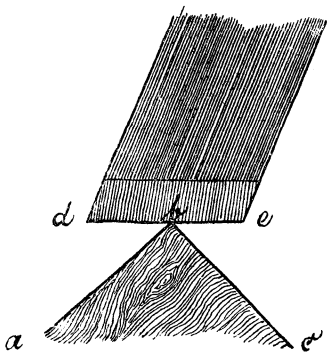


Fig. 5. Kerbschnittvorübungen.

dem ersten Steuermann ins Auge. „Mr. Pablo, was sagen Sie dazu?"

„Kommt Zeit, kommt Rat, mein Junge. Sind wir nur erst einmal am Lande, dann wird vielleicht so manches ganz anders, als man jetzt denkt."

„Wie lange ist es noch bis dahin, Sir?"

„Höchstens einige Wochen."

Das Kap der guten Hoffnung war längst passiert, jetzt auch der Pik von Teneriffa und endlich die Straße von Gibraltar. Der Hafen von Tripolis mit seinen Bastionen und Türmen blieb links liegen, das Schiff ging nach Bengasi, auf dessen flacher unbeschützter Reede es die Anker auswarf, um nach der langen Fahrt am heimatlichen Strande zu rasten.

Mit blassen Gesichtern sahen die Gefangenen einander an. Jetzt mußte sich ihr Schicksal entscheiden.

Viertes Kapitel.

Alle Gefangenen erhielten leichte Fesseln, dann bildete man aus ihrer Anzahl einen Zug, der unter Bedeckung an Land geführt wurde. Jim wandte sich voll verzehrender Angst bald zu diesem, bald zu jenem seiner Begleiter. „Wenn mich nun so ein Wüterich kauft, solch ein Heide ohne Gewissen oder Erziehung, mein Gott, wenn es gar ein Mensch wäre, der mich schlüge!"

Niemand antwortete ihm. Ein schwerer Druck lag auf den Herzen aller, die Gesichter waren blaß und die Blicke gesenkt. Welch ein buntes Bild ringsumher!

Da gingen die reichen Mauren mit ihren Mützen aus Purpur und Gold, bei vielen noch mit einem feinen weißen Batiststreifen — dem Abzeichen des Mekkapilgers umflochten, — mit dem Haik auf der Schulter und den Goldsandalen an den nackten Füßen. Hinter ihnen trugen Sklaven den riesigen Sonnenschirm, während jüngere Knaben große Federfächer in Bewegung hielten und so dem Gebieter immer kühle Luft zuführten.

Diese reichen Kaufleute und Würdenträger des Hofes sahen sich die aus dem „Stern von Tripolis" gelandeten Sklaven vorläufig einmal an. Vielleicht waren brauchbare Leute darunter, man konnte doch nicht wissen.

Die schwärzesten Neger mischten sich mit Farbigen aller Grade, mit ganz Weißen, die im Sklavenanzuge einhergingen und nicht selten gramerfüllte Gesichter zeigten, blasse Stirnen, auf denen die tiefste Hoffnungslosigkeit in lesbaren Zügen geschrieben stand. Da war jedes Alter vertreten; vom zwölfjährigen Knaben bis zum sechzigjährigen Greise trugen alle diese unglücklichen Christen das Sklavenjoch der mohammedanischen Seeräuber.

„Ich zähle Hunderte!" raunte Matthias. „Das ist entsetzlich."

„Alle diese Länder stecken voll von geraubten Weißen," nickte Pablo. „Es sind viele Tausende hier."

„Aber die Leute könnten doch fliehen, denke ich!"

Es zuckte wie tiefe Bitterkeit um die Lippen des Steuermannes. „Fliehen?" wiederholte er. „Wohin? — Vor diesen Leuten liegt das Meer, hinter ihnen die Wüste."

„Ach, Sir, dann wäre auch unser Schicksal ganz hoffnungslos? Die lebenden atmenden Menschen versinken hier wie in ein großes Grab, das niemals seine Opfer wieder herausgibt?"

Pablo schüttelte den Kopf. „Wenn Gott will, so werden wir herauskommen, Matthias. Das muß dir ganz unumstößlich gewiß sein."

Der Knabe erstickte tapfer den Seufzer, welcher sich auf seine Lippen drängte. „Trösten Sie nur den armen Jim, Sir!" sagte er halb lächelnd. „Der Bursche ist wahrhaftig vor Furcht schon ganz außer sich."

Zwei Schiffssoldaten hielten den Sohn des Millionärs in ihrer Mitte und zwangen ihn, vorwärts zu gehen, während sich Jim gleich einem eigensinnigen Kinde bei jedem Schritt sträubte und die Piraten mit Drohungen überhäufte.

„Mein Vater ist einer der reichsten Leute in Valparaiso!" schrie er. „Wie könnte also wohl der Sohn eines solchen Mannes als Sklave verkauft werden?" —

Und dann wieder: „Wo ist die Polizei? Wo ist die Polizei? Man soll diese Schurken festnehmen und bestrafen."

Seine erbitterten Reden wurden urplötzlich durch lautes Lärmen unterbrochen. Der Zug der Gefangenen war auf einen freien Platz gekommen, eine Art Sandwüste ohne gebahnten Weg oder gar ein Trottoir, aber doch eine offene Fläche, auf die wenigstens zehn schmale, halbdunkle Gassen hinausgingen — hier erschien plötzlich ein älterer Mann im scharlachroten Haik mit einem langen Stab in der Hand und einem großen runden Deckelkorb auf dem Rücken. In der Mitte des Platzes angekommen, warf er die Arme in die Luft und stieß einen scharfen Schrei aus, dann fing er an zu laufen und sich, wie die Erde, während sie den Sonnenball umkreist, immer um sich selbst zu drehen. Die Arme wirbelten durch die Luft, die Füße sprangen, der Korb schaukelte wie ein Schiff im Sturm, der rote Haik drehte sich von der ungeheuren Geschwindigkeit dieser Kreisbewegungen zum Rad aufgebläht, im schimmernden Sonnenglanz wie ein riesiger Feuerfunke. Lauter und immer lauter kreischte der Mann; jede seiner Bewegungen glich denjenigen der Geisteskranken oder vom Veitstanz heimgesuchten.

„Ein Wahnsinniger!" rief Jim.

„Irgend ein Santen oder Heiliger!" meinte der Steuermann.

„Es kommen mehrere. Wahrhaftig, aus allen Straßen eilen sie herbei!"

Von rechts und links, aus Thorbogen und Mauerpforten, aus dunklen, durch Schutthaufen halbversperrten Gäßchen stürmten die sonderbaren Gestalten hervor, alle im gleichen Anzuge und mit den

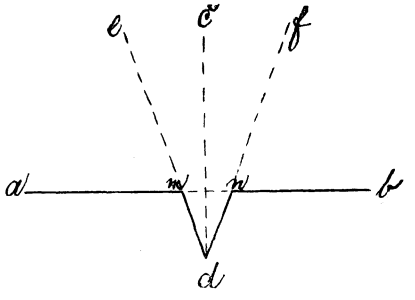


Fig. 6. Kerbschnittvorübungen.

gleichen Bewegungen, alle ausgerüstet mit Stab und Deckelkorb.

Jeder tanzte, jeder schrie — die ganze Schar näherte sich dem Mittelpunkte des Platzes, umgeben von einer ungeheuren, in jedem Augenblick wachsenden Volks-

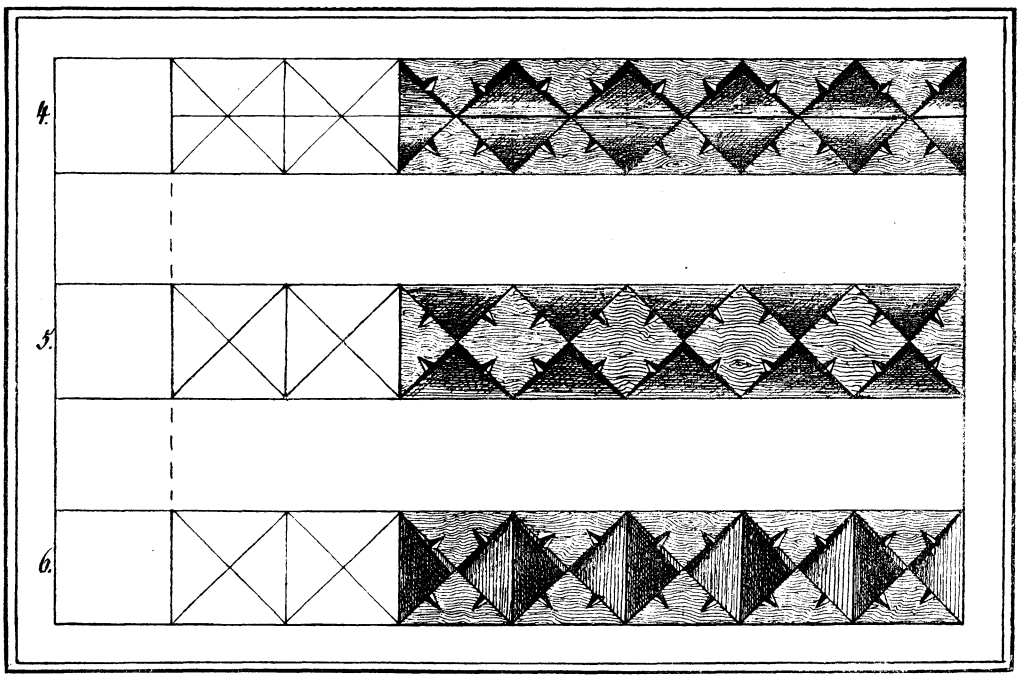


Fig. 7. Kerbschnittvorübung 4 bis 6.

menge, die voll Ehrerbietung das Treiben der Rotgekleideten mit ansah und deren einzelne Glieder den Tänzern kleine, in Stroh oder Blätter gewickelte Pakete vor die Füße legten.

Zuweilen war die Gabe auch unverhüllt; es zeigten sich Orangen, Granatäpfel, Stücke eines harten, grauen Brotes, Citronen und hie und da ein getrockneter Fisch. Mit fabelhafter Eile und Geschicklichkeit bückten sich die Tänzer, um diese Geschenke vom Boden aufzuheben und ohne Unterbrechung ihrer rasenden Sprünge in den Deckelkorb zu packen.

Matthias lachte. „Jeder Tänzer trägt sein Proviantmagazin auf dem Rücken," flüsterte er. „Wahrscheinlich ist irgend eine Wallfahrt beabsichtigt."

Der Steuermann schüttelte den Kopf. „Das glaube ich nicht. Einem derartigen Zuge fehlt niemals der Anführer, auch hat man beladene Lasttiere und entfaltet den höchstmöglichen Pomp. Dies hier muß eine andere Bedeutung haben."

„Da kommt Ibrahim," flüsterte Matthias. „Ihn will ich fragen."

(Fortsetzung folgt.)

Erste Reihe der Vorübungen für den Kerbschnitt.

(Schluß.)

Es ist nicht unbedingt erforderlich, daß gleich beim ersten Schnitt das ganze Stück Holz, welches das Dreieck füllt, herausgehoben werde. Man wird sogar gut thun, namentlich wenn die Dimensionen etwas größer sind, mehrere Schnitte auszuführen, also zuerst einen Teil an der Spitze wegzunehmen. Erst der letzte Schnitt ist an der Grenzlinie entlang zu führen, aber dann so zu gestalten, daß nur eine einzige ebene Fläche erscheint. Wo die schräge Fläche die Richtung oder den Neigungswinkel wechselt, da ist noch keine genügende Leistung erzielt.

Wo sich senkrechter und schräger Schnitt begrenzen, muß ein scharfer Winkel entstehen. Mit Peinlichkeit ist jedes, auch das kleinste Holzrestchen zu beseitigen, und man thut gut, nicht eher von einem Felde weiter zu gehen, bevor nicht diese Bedingung erfüllt ist. Uebereifrige Anfänger wollen erfahrungsgemäß erst die ganze Reihe durchschnitzen und dann das Ausputzen vornehmen. Dabei verlieren sie nachher die Geduld, und die Arbeit bleibt verpfuscht. — Wie so oft im Leben, kommt es auch hierbei vor, daß sich die Gegensätze berühren und daß derjenige, der da meint, eine Sache recht gut zu machen, dieselbe dann im Uebereifer verdirbt. Wer z. B. im vorliegenden Falle dem bezeichneten Fehler vorbeugen und recht tiefe senkrechte Schnitte ausführen wollte, um das vollständige Herausspringen des durch den schrägen Schnitt gelösten Spanes zu ermöglichen, der würde auch über das Ziel hinausschießen. Es würden dann im Grunde des Schnittmusters Spalten oder Riemen stehen bleiben, die einmal an und für sich nicht schön aussehen, dann aber auch ganz besonders die Ansammlung von Staub und Schmutz — es ist hierbei namentlich an fertige praktische Gegenstände zu denken — besonders begünstigen würden.

Alle hier verzeichneten Fingerzeige und Winke sollen demjenigen, der sich nach gegebener Anweisung selbst, d. h. ohne Lehrer die Kunst des Kerbschnittes aneignen will, Führer und Berater sein. Es wäre aber unnötig, sich vorher alles genau auswendig lernen zu wollen, ehe man an die praktischen Versuche selbst heranginge. Dabei könnte am Ende die rechte Lust schwinden. Man fasse die Sache selbst an, nehme also das Messer zur Hand und schnitze frisch darauf los, wenn es auch zuerst einmal in falscher Weise geschehen sollte. Sobald sich aber Schwierigkeiten zeigen, dann möge aufmerksam nachgelesen und verglichen werden. Vieles von dem, was vorher unverständlich war, oder gar als nebensächlich erschien, wird nun gewissermaßen illustriert werden und in das Verständnis eingehen.

Wie lange Uebung Nr. 1 fortzusetzen ist, das hängt lediglich vom Gelingen der Arbeit ab. Mit einer oder zwei Zeilen dürfte es allerdings kaum abgethan sein; indes ist auch keine seitenlange (die käuflichen Tafeln enthalten gewöhnlich Platz für neue Reihen) Ausführung notwendig, ehe man an die nächstfolgenden Nummern herangeht, weil der Dreiecksschnitt bei denselben immer wiederkehrt.

Uebung Nr. 2 hat dieselbe Zeichnung zur Grundlage wie Nr. 1, nur kann hier die gemeinschaftliche Mittellinie in Wegfall kommen. Von den entstehenden Dreiecken werden die mit ihrer Basis an die ursprünglichen Parallelen angrenzenden (a, b, c, d) ausgehoben, so daß die bei Nr. 1

vertieft erscheinenden Quadrate hier als Fläche stehen bleiben. Die reine Quadratform ist dabei viel leichter erkennbar, d. h. jede Abweichung von der mathematisch richtigen Gestalt desselben fällt viel eher als Fehler ins Auge. Es ist daher notwendig, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit die Diagonalen in den ursprünglichen Quadraten zu konstruieren und dann in derselben Weise das Messer zu den senkrechten Schnitten anzusetzen. Idealrichtig ist die Ausführung, wenn die Schneide des Messers den gemachten Bleistiftsstrich der Länge nach halbiert. Da wo die Ecken der Quadrate aneinanderstoßen, muß ganz besonders vorsichtig zu Werke gegangen werden, da bei einer zu starken Uebertragung des Druckes durch das Messer die Ecken leicht losspalten. Man halte also das Eisen möglichst nach der Seite zu geneigt, wo der auszuhebende Span liegt.

Uebung Nr. 3 verlangt dieselbe Zeichnung wie die beiden vorigen. Auszuheben sind die an die senkrechten Quadratseiten angrenzenden Dreiecke in der Zeichnung Nr. 3 a b c d. Eine besondere Schwierigkeit erwächst nicht, wenn das zur Verarbeitung gelangende Holz recht gleichmäßig und gerade gewachsen ist, so daß die Holzfasern parallel mit der Schnittrichtung gehen. Im anderen Falle, wenn also die Fasern unregelmäßige Richtung und Lagerung haben, oder besonders, wenn härtere, an dunklerer Färbung erkennbare, gewissermaßen eingesprengte Partien vorkommen, muß vorsichtig verfahren werden, damit die schräge Schnittfläche nicht Ausbrüche und Ausfaserungen zeige. Hier vor allen Dingen ist das Messer scharf zu halten und erforderlichen Falles eher einmal abzuziehen. Auch thut man gut, nur dünne Holzschichten abzuheben, also das zu beseitigende Holz nur nach und nach zu entfernen.

Die Uebungen Nr. 4 bis 6 sind die Erweiterungen von 1—3. Der bei allen dreien gleiche Fortschritt besteht darin, daß in der Mitte einer jeden einzelnen Kante ein doppelter Einschnitt gemacht wird, wodurch ein kleiner keilförmiger Span herausgehoben wird. Die rechte Hand faßt hierbei das Eisen genau so wie beim Schreiben die Feder, wobei der spitze Teil der Schneide nach vorn gerichtet ist. Die linke Hand hält die Uebungstafel fest und stemmt sie leicht an die linke Seite der Brust. Das Arbeitsobjekt muß dabei in eine Stellung gebracht werden, daß die beiden Flächen, welche die Kante bilden, gleichmäßig überschaut werden können. Die Schneide nimmt eine derartige Lage ein, daß die beiden mit den zwei Kantenflächen entstehenden Winkel gleiche Größe haben. In Figur 5 stellt a b c den Durchschnitt der Kante, d e die Schneide des Eisens dar. Winkel a b d muß dann gleich c b e sein. Die Gesamtrichtung des Eisens ist eine nach rechts und links geneigte. Nehmen wir an, in Figur 6 bezeichnet a b die Kante, so deuten e d und f d die Richtungen an, in welcher das Eisen zu führen ist. Die Abweichung von der senkrechten Richtung c d ist nach beiden Seiten gleich; m n d veranschaulicht den herzustellenden Einschnitt.

Es ist nicht immer gleichgültig, welcher von den beiden auszuführenden Einschnitten zuerst gemacht wird; das kommt ganz auf die Lage der Holzfasern an. Bei Uebung Nr. 5 z. B. wird man den Schnitt zuerst machen, der den in der Mittellinie aneinander grenzenden Quadratecken am nächsten gelegen ist. Durch denselben werden die in der Richtung von oben nach unten laufenden Fasern durchschnitten. Vollführt man den anderen Schnitt zuerst, so kann es geschehen, daß die ganze Ecke losspaltet, und die Schnitzerei ist verdorben.

Uebung Nr. 7. Ein aufmerksamer Blick auf die Zeichnung läßt erkennen, daß das zur Darstellung gebrachte Muster eine Verbindung der Uebungsnummern 1 und 2 ist. Zu den mit der Basis an die Parallelen angrenzenden Dreiecke sind ähnliche Dreiecke zu konstruieren. Es geschieht dies dadurch, daß man zu den Schenkeln der großen Dreiecke Parallelen in einem Abstande von 2—2½ mm zieht. Der Stab zwischen den proportionalen Schenkeln bleibt als Fläche stehen. Man hebe erst die großen, an die Mittellinie grenzenden und hierauf die kleineren Dreiecke aus. Letzteres erfordert insofern große Sorgfalt, als ein ungeschickter oder zu starker Seitendruck an den Stab diesen ganz oder zum Teil losspreng. Von der Genauigkeit, mit der die Parallelen der ähnlichen Dreiecke konstruiert sind, hängt die Schönheit und Sauberkeit des Musters in erster Linie ab. Hierauf ist demnach ganz besonders das Augenmerk zu richten.

Uebung Nr. 8 zeigt ein zickzackförmiges Muster, das als Band wirksame Verwendung findet. Die Konstruktion der Zeichnung erfolgt wie bei allen vorigen Nummern aus dem Quadrat heraus. Von jeder Diagonale desselben ist hier nur die obere Hälfte, also das Stück bis zur Vereinigung beider im Mittelpunkte zu ziehen. Am schnellsten kommt man zum Ziele, wenn man im ersten und letzten Quadrat

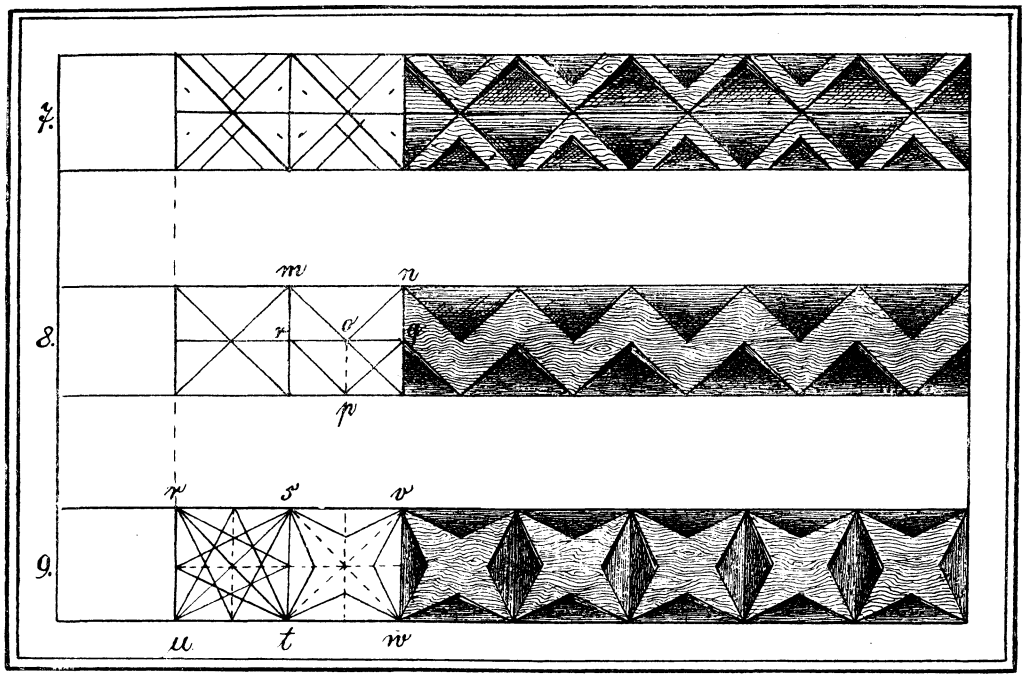


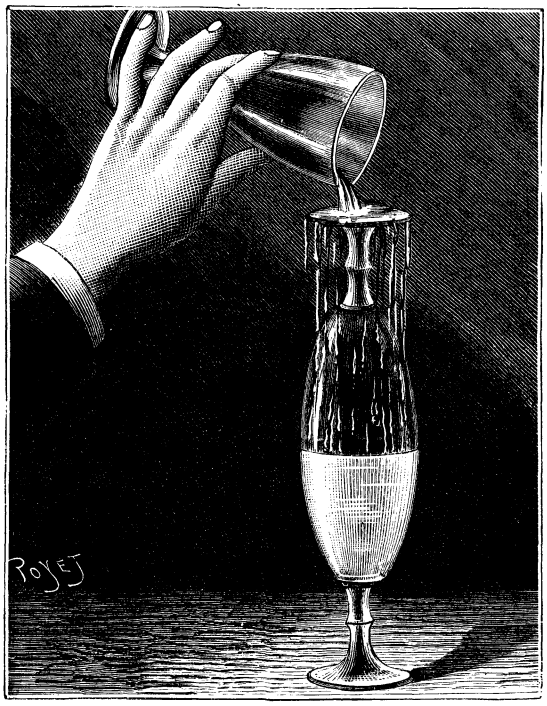
Fig. 8. Kerbschnittvorübung 7 bis 9.

der Reihe die ganzen Diagonalen zieht und durch die entstehenden Kreuzungspunkte eine gerade Linie, die Mittellinie, legt. Bis an diese heran werden aus den oberen Ecken heraus in den übrigen Quadraten die Diagonalen m o und n o gezogen. Durch die Mittellinie werden alle senkrechten Quadratseiten halbiert und dadurch die Punkte gefunden, durch welche hierdurch Parallelen r p und q p zu den oberen halben Diagonalen zu legen sind. Will man ganz sicher gehen, so halbiere man durch einen Seitenstrahl von o aus die untere Quadratseite in p und verbinde diesen Punkt mit r und q. Welche Dreiecke nunmehr auszuheben sind, läßt die Zeichnung erkennen.

Uebung Nr. 9. Motiv ist ein ins Quadrat gezeichneter vierstrahliger Stern. Nach Konstruktion der Winkel- und Seitenstrahlen — zu welchen Zwecken zuerst die Diagonalen und dann aus dem Kreuzungspunkte derselben Senkrechte auf die Seiten des Quadrates zu ziehen sind, die nach einem mathematischen Lehrsatze die Mitten derselben treffen müssen, — werden aus jeder Ecke nach der Mitte der beiden gegenüberliegenden Seiten gerade Linien gezogen. Es entsteht die Figur in r s t u. Dies sind aber für unseren Zweck zu viel Linien, die leicht verwirren können. Wir ziehen daher die zuletzt bezeichneten Linien aus den Ecken des Quadrates nur in der Richtung nach der Mitte der Gegenseiten bis zum Kreuzungspunkte mit dem nächstgelegenen Seitenstrahl, wodurch die Figur s t v w entsteht. Die mit der Basis an die Seiten des Quadrates grenzenden stumpfwinkelig-gleichschenkeligen Dreiecke sind auszuheben.

Eine physikalische Spielerei.

Nimmt man zwei in ihrem oberen Rande gleich große, genau sich deckende Weingläser zur Hand und stülpt, wie in nebenstehender Abbildung veranschaulicht, das eine auf das andere und gießt nun eine Flüssigkeit, am besten Wasser, über die nach aufwärts ragende Bodenfläche des oberen Glases, so wird, wiewohl sich die Glasränder hermetisch zu decken scheinen, die abfließende Flüssigkeit, nicht wie zu erwarten steht, den Tisch erreichen, sondern sich im unteren Glase sammeln. Worauf beruht dies?



Eine physikalische Spielerei

Ueber das Lebensalter der Menschen.

Ein Russe hat über das längere oder kürzere Lebensalter der Menschen folgende interessante Bemerkungen gesammelt:

1. In einem milden, auch kalten Klima werden die Menschen im allgemeinen älter, wie in heißen Ländern.

2. Personen von mittlerer Größe und starkem Körperbau, sowie solche, die auf dem Lande geboren und erzogen sind und von gesunden, mit keiner erblichen Krankheit behafteten Eltern abstammen, werden älter als die zum Gegenteil gehörigen und in den Städten geborenen und erzogenen.

3. Frohe aufgeweckte Sinnesart, wie heiteres Temperament, Lachen und Scherz, lassen ein längeres Leben erwarten, als Traurigkeit, Unzufriedenheit und mürrischer Sinn u. s. w.

4. Das Gewerbe und die Lebensweise haben großen Einfluß auf die Lebensdauer. Der viel sitzende Gelehrte, der Bergmann, Uhrmacher u. s. w. stirbt in der Regel früher, als der in freier Luft sich oft und mäßig Bewegende.

5. Nach Verlauf des 48. bis 50. Jahres leben gewöhnlich die Frauen länger als die Männer.

6. Vorzeichen eines langen Lebens sind: Wenn man im 36. bis 40. Jahre noch Zähne bekommt oder eine bestimmte Zunahme körperlicher Kräfte an sich wahrnimmt.

Der Verfasser obiger Bemerkungen führt über 1000 Personen an, die nach den Moskauer und Petersburger Totenlisten des vorigen Jahrhunderts ein Alter von mehr als 100 Jahren erreicht haben. Danach sind Personen bis 168 Jahre alt geworden. Ein Mann von letzterem Alter war unter Peter des Großen Großvater geboren und hatte Rußland unter elf Regenten steigen und fallen gesehen. In seinem 93. Lebensjahre schritt er zur dritten Ehe und lebte mit dieser Frau noch 50 Jahre zusammen. Seine ganze Familie bestand aus 138 Nachkommen; sein ältester lebender Enkel war 95 Jahre, als seine beiden jüngsten Söhne 86 und 62 waren. Alle zusammen wohnten in Polotzkin, einem Dorfe von achtzehn Häusern, welches die Kaiserin Katharina II., der man von dieser Patriarchenfamilie erzählt hatte, ihnen hatte bauen lassen. Der Alte war in seinem 163. Lebensjahre vollständig gesund und geistig rege. — Ein anderer sehr alter Mann, ein Invalide von 135 Jahren, geboren 1678, lebte im Mohilewschen Gouvernement. Er wurde als Knabe von seiner Herrschaft im Kartenspiel verspielt. Im Jahre 1698 an der polnischen Grenze von preußischen Werbern zum Kriegsdienst angeworben, diente er unter drei Königen, überhaupt 70 Jahre, bis er, nachdem er 20 Schlachten mitgekämpft hatte, im siebenjährigen Kriege in russische Gefangenschaft geriet, aus welcher er später in sein Vaterland zurückkehrte, wo er 1768 seinen Abschied erhielt. Im Jahre 1813 befand er sich trotz seines hohen Alters noch bei guter Gesundheit, hörte und sah gut, war gut zu Fuße und wußte wenig von Krankheiten zu sagen. Seine wohlverdiente Pension holte er sich bis an sein Lebensende selbst und zwar zu Fuß aus der nächsten Kreisstadt ab. — Der „Gleaner", eine alte englische Zeitung, erwähnt 1830 eines sehr alten Mannes, namens Heinrich Francesco in Nordamerika, zwei Meilen von White Hall, welcher 1830 bereits 134 Jahre alt und dessenungeachtet ungemein rüstig und thätig war, ja, seine Gesichtszüge schienen kaum auf ein Alter von

40 bis 50 Jahren zu deuten. — Th. Parr verschied zu London in einem Alter von 164 Jahren und sein Tod wurde, nach Dr. Harres Zeugnis, durch ein zufälliges Uebel herbeigeführt. So hätte Hufeland vielleicht recht, wenn er behauptet, das menschliche Alter könne ohne die vielen Krankheiten, die es untergraben, wohl auf 200 Jahre kommen.

Spielzeug eines ostindischen Nabob.

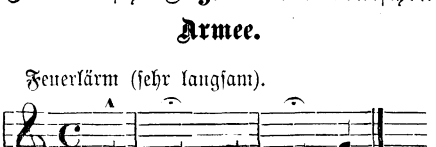
In der Krausschen Lokomotivfabrik in dem Münchener Vororte Sendling wird gegenwärtig ein Maschinchen der Fertigstellung entgegengeführt, das wohl das kleinste und einzige in seiner Art ist; dieses Maschinchen, im allgemeinen einer gewöhnlichen Eisenbahnlokomotive nachgebildet, ist etwa 2 m lang, 1 m breit und hat 2 indizierte Pferdekräfte. Der Stand des Führers ist $^1/_2$ m über dem Boden. Diese Lokomotive im kleinen ist für einen ostindischen Fürsten bestimmt, der sich in seinem Garten eine dieser Maschine entsprechende Eisenbahn bauen und dann selbst spazieren fahren will.

Gegen das Schlafen bei offenen Fenstern

äußert sich Professor Virchow folgendermaßen: „Das Ausströmen verdorbener Luft erfolgt nur bei Verschiedenheit der Temperatur, es unterbleibt, wenn die kalte Außenluft auch bereits das Zimmer erfüllt. Dann können jedoch bedenkliche Krankheitserscheinungen eintreten, und manche Personen haben schon an dieser irrigen Ansicht ihr Leben eingebüßt. Uebrigens findet eine Ventilation auch bei geschlossenen Fenstern statt, nämlich durch die Wände, und selbst durch die dicksten Wände (d. h. wenn sie gut ausgetrocknet sind)."

Militärische Signale der deutschen Armee.

Feuerlärm (sehr langsam).



Auf den unterpunktierten Noten ist zu beben.

Auflösung des Rebus in Nr. 6.

We i (h) n a c h t e n.

Kreis-Punkträtsel.

Nach dem Muster der obigen Figur, in welcher jeder Punkt einen Buchstaben bezeichnet, ist mit Hilfe der folgenden Angaben eine Wortfigur zu bilden. Die neun Punkte des innersten Kreises, in der Richtung des Pfeiles gelesen, nennen eine Stadt in Holland, die neun durch den Druck hervorgehobenen Punkte des äußersten Kreises, in der Richtung des Pfeiles gelesen, eine Stadt in Belgien.

Die vier durch den Druck hervorgehobenen Punkte von außen nach innen gelesen, nennen in I ein Reich in Asien, in II einen römischen König, in III eine Bezeichnung für nichtige Dinge, in IV eine Schleuseneinrichtung, in V einen weiblichen Vornamen, in VI einen Eisenfresser, in VII eine Gebirgsstraße, in VIII eine Stadt in Holland, in IX eine Stadt in Italien.

In I ergeben die drei Wörter: 1. (siebenstellig) einen großen Vogel, 2. (fünfstellig) einen Baum, 3. (dreistellig) einen männlichen Vornamen.

In II: 1. eine preußische Festung, 2. einen Vogel, 3. einen deutschen Kurort.

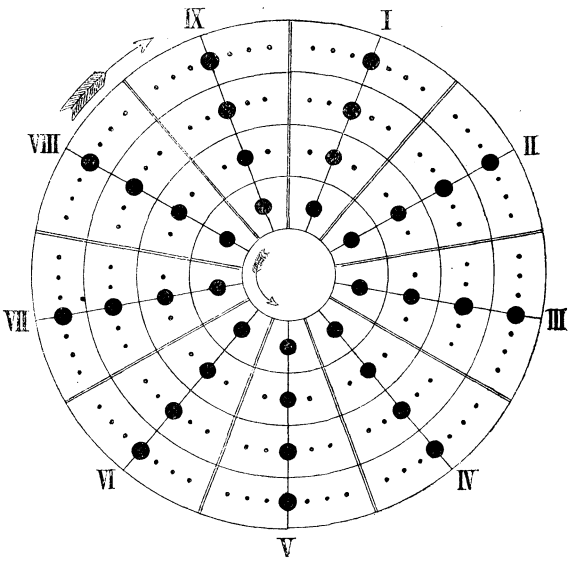
In III: 1. einen preußischen Regierungsbezirk, 2. eine Stadt in Hannover, 3. einen großen Vierfüßler.

In IV: 1. ein Land in Europa, 2. einen Himmelskörper, 3. einen Raubvogel.

In V: 1. einen großen Fluß in Europa, 2. einen großen Vogel, 3. eine Himmelsgegend.

In VI: 1. einen Edelstein, 2. eine Goldmünze, 3. einen Teil des Baumes.

In VII: 1. einen Alpenpaß, 2. einen weiblichen Vornamen, 3. eine Karte.



In VIII: 1. die Bewohner einer europäischen Hauptstadt, 2 einen Baum, 3. einen von zwölf Brüdern.

In IX: 1. Ein musikalisches Instrument, 2. einen deutschen Dichter unserer Zeit, 3. eine Stadt an der Donau.

Fragen und Antworten.

H. S. in **Kolmar**. Ganz recht! Das Französisch ist nicht sonderlich gut, aber doch gewiß der Scherz an sich. Dank für Dein Pendant und Gruß!

P. W. in **Hamburg.** Lieber Freund, wir würden Dir die erwünschte Auskunft recht gerne geben; doch was wird Dein Arzt sagen, wenn wir ihm ins Handwerk pfuschen?

H. Sch. in **Aarau.** 1) Ja, solche Bücher gibt es und kann Dir jede Buchhandlung vorschlagen oder zur Auswahl vorlegen. 2) Kautschuk kannst Du entweder walzenförmig in sogen. Stangen oder in formlosen Klumpen in jeder Gummiartikelhandlung erhalten. 3) Wir sollen Dir ein Mittel zur Heilung „aufgesprungener Hände" vorschlagen? Das wird jeder Apotheker besser vermögen als wir. 4) Der Saft der Wassermelone gilt als ein sehr erfrischendes Getränk. Uns selbst war er im südlichen Italien in den Sommermonaten gegen Durst das beste Labsal. Die Reife dieser Melone erkennt man durch Beklopfen mit dem Fingerknöchel; sie muß einen hellen Ton geben. 5) Als Art ist der Mais (türkischer Weizen, Welschkorn) einzig. Doch gibt es eine große Zahl amerikanischer und europäischer Varietäten. Seine Heimat ist Amerika. 6) Du willst ferner wissen, wie man Oeldruckbilder reinigt. Wasche dieselben mit lauwarmem Wasser so lange vorsichtig ab, bis der darauf haftende Schmutz völlig entfernt ist; hierauf bedecke die Bildfläche mit einem spiritusgetränkten Tuch, wodurch die Farben erfrischt werden. Schließlich wird das Bild neu gefirnißt. 7) — ei, da wären wir ja zu Ende. Gruß!

B. E. in **B.** Verschaffe Dir von einem Freunde den V. Band des „Neuen Universum" (Verlag von W. Spemann in Stuttgart), darin findest Du unter der Rubrik „Häusliche Werkstatt" alle in Dingen Deiner Telephonanlage aufgeworfenen Fragen ausführlich behandelt und beantwortet. — Das mitgeteilte Mißgeschick Deines Mitschülers entbehrt der Spaßhaftigkeit allerdings nicht, zur Veröffentlichung halten wir das Wortspiel aber nicht geeignet. Warum? Weil der „G. K." der Ansicht ist, daß es einen persönlichen Charakter trägt und weil man solche Miß- und Ungeschicklichkeiten seines Mitmenschen eher nachsichtig beurteilen, als sich darüber lustig machen soll. — Wie es Massa Bob, Hobble-Frank und Jemmi geht? Danken der Nachfrage: recht gut! — Gruß!

K. F. in **Chemnitz.** Du wirst gut thun, so Deine Sparbüchse das erlaubt, Dir ein Objektiv für Größe 12×15 cm M. 9. — anzuschaffen; eine gute Linse ohne Fassung dürfte nicht viel weniger kosten. — Eastmans Bromsilberpapier ist für Negative tauglich. Scharf eingestellt muß natürlich durch die Camera auf die matte Scheibe werden und dann an Stelle der matten Scheibe die Kassette mit dem Eastmans Bromsilberpapier gesetzt, und dann exponiert werden. Die Größe der Blätter ist 12×16½ cm. Statt Chlorsilberpapier ist auch das Positiv-Emulsionspapier verwendbar, darüber in den letzten Nummern unter „Fragen und Antworten" wiederholt berichtet wurde.

K. H. in **F.** Ei ja, das ist Dir recht! Die Postkarte unseres jungen Freundes trägt das Motto:

„Heil! ja dreimal Heil dem Mann,
Der die Postkart' uns ersann!
Kaum erst schrieb man drei, vier Zeilen,
Kann man schon zum Schlusse eilen."

Aber er übertrifft sich selbst. Seine Mitteilung mißt mit der Unterschrift noch nicht zwei Zeilen. Wenn's alle Kameraden so machten, — hei! da wären die Antworten rasch fertig!

? Eigentlich sollte man in Dingen solcher kleiner Malheurs nachsichtig sein. Weil aber Dein Freund nicht aufgepaßt hat, mag's drum sein. Also:

Lehrer (in der Geschichtsstunde): Otto I. starb zu Memleben am Schlagflusse — (zu meinem Mitschüler Karl:) Karl, du paßt wieder einmal nicht auf; wo liegt denn Memleben?" — Karl (besinnt sich): — „Am Schlagflusse!"

H. C. und **E. D.** in **Celle.** Euer Rezept, eine ganze Gesellschaft zu hypnotisieren, ist so übel nicht, wenn es nur nicht darauf angelegt wäre, daß „Ruß" und „Kohle" die Hauptrolle spielten. Wenn wir Eure Anleitung wiedergeben wollten, würden gar bald Mama, alle Großmamas, Tanten und Schwesterchen mit geschwärzten Nasenspitzen oder elegant aufgedrehten Schnurrbärten umherlaufen und da wäre des Scheltens auf den ungalanten und unartigen „G. K." gar kein Ende. Hier und da ein selbstausgeheckter Späßchen ist schon recht, aber Euer Rezept der Allgemeinheit preisgeben, den gerechten Zorn Eurer Angehörigen auf unser Haupt laden — nein, nein! das wollen wir lieber bleiben lassen.

R. G. in F. Ei das thut uns aber leid; wir hätten nie gedacht, daß ein paar schüchterne Gänsefüßchen solch ein Unheil anzurichten vermöchten. Uebrigens können wir Sie versichern, daß uns der in Ihrem letzten Schreiben ausgesprochene Gedanke durchaus fern lag. — Ihrem Vorschlage würden wir recht gerne entsprechen, doch erstens könnten sich die Herren Lehrer der Stenographie mit Recht sehr darüber beschweren, daß wir ihr Gebege betreten, und wieder sind die Sympathien für die einzelnen Systeme Gabelsberger, Stolze, Arends und neuerer Zeit auch für Roller so geteilt, daß wir kaum das Interesse aller Kameraden treffen, wenn nicht etwa gar Gegenteiliges heraufbeschwören. Die Sache liegt übrigens auch ganz außerhalb des bis jetzt entwickelten Redaktionsprogrammes.

Paul F. in Wiesbaden. Solche kleine Theaterstücke und scherzhafte Dichtungen zum Einzelvortrag gibt es eine Unmenge. Jede Buchhandlung kann Ihnen davon bergehoch zur Auswahl vorlegen. Wir werden Ihren Vorschlag übrigens im Auge behalten. Schönen Dank auch für das kleine Experiment.

Ein Tertianer in R. fragt: „Lieber guter Kamerad! Im Vertrauen zu Deiner Erfahrung wende ich mich mit einer Bitte an Dich. Wenn man alle Regeln, die aufgegeben sind, versteht, und zum Extemporale sich gut vorbereitet hat und dennoch ein schlechtes Extemporale schreibt, woher kommt das? Gibt es denn nicht ein Mittel dafür, ein gutes und fehlerfreies zu schreiben?“ Nun, Kameraden, wer hilft unserem Tertianer aus der Patsche, wer weiß das?

Wer von meinen Kameraden teilt mir mit, wie man sich selbst ein billiges Aquarium anfertigt? Ich bitte diese gütigen Kameraden, sich brieflich an mich zu wenden. (Meine Adresse: An Tertianer R. Richter, Freistraße 14 in Eisleben.) — Deine andere Frage findet sich in Nr. 4 des „G. K.“ Seite 64 erste Spalte unter A. B. in H. bereits beantwortet.

Care sodalis! Du wünschest zu wissen: ob die „famosen“ Geschichten „Unter Korsaren“ und „Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis“ wahr seien? — Bei solcher Frage sehen wir im Geiste unwillkürlich immer unser Großmütterchen, da sie an ihrem Spinnrocken saß und wieder eine ihrer vielen schönen Erzählungen mit den stereotypen Worten schloß: „Und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er heute noch!“ Dieses Nichtleben- und Sterbenlassen ging uns Jungens damals sehr im Kopfe um und eines Abends erklärten wir Großmütterchen ganz kategorisch: „wir glaubten's nicht mehr!“ Da zupfte und drehte Großmütterchen an ihrem Flachsfädchen immer rascher und rascher, das Rädchen schnurrte immer lauter und lauter, ein Zeichen, daß sie sehr böse ward, und, wir mochten bitten, wie wir wollten, von dieser Stunde an erzählte Großmütterchen nichts mehr. Der „G. K.“ ist nun zwar kein Großmütterchen — ei bewahre! — aber wenn Ihr jungen Herren immer wieder die Wahrheit seiner Erzählungen anzweifelt, dann wird auch er am Ende böse werden und Euch eines Tages das Buch vor der Nase zuklappen. Und dann seht zu, wo Ihr wieder so schöne Geschichten zu hören bekommt. —

A. H. in Rastatt. Auch Dir raten wir, Du möchtest Dir den V. Band des „Neuen Universum“ (Verlag von W. Spemann in Stuttgart) verschaffen. Du findest dort Deine Frage hinsichtlich des Telephons in einer Ausführlichkeit beantwortet, wie wir hier eine Antwort raumeshalber nicht geben könnten.

Budapest, Peter Belahi, Adlergasse Nr. 1, schreibt: „Liebe Kameraden! Wer mit mir Marken tauschen will, der bitte möchte mit Angebot an mich direkt schreiben; am liebsten sähe ich es, wenn Ihr mir auf Korrespondenzkarten schreiben würdet, da ich derlei von Deutschland nicht habe. Ich hätte zu tauschen folgende seltenere: 1 Stück 60 Chasch, lila Shanghai; 4 Stück 10 Mus, blau, Korea; 2 Stück Ten cents, grün, Hongkong; 2 Stück 1 candarius, grün, China neu; 2 Stück 3 candarius, rot, China neue; 1 Stück 5 candarius, gelb, Ausgabe neue; 1 Stück 1 sen, grün, Japan.

Julius Kargl bei Herrn Dr. A. Spitzer in Neutitschein, Mähren, schreibt: „Wer von meinen Kameraden will eine japanesische Postkarte mit seltenen Briefmarken eintauschen?“

W. G. in Hamburg. Deine Frage findest Du in unserem Artikel „Weihnachten in Sicht!“ (S. Nr. 6 des „G. K.“) doch wohl hinlänglich beantwortet, ja?

Kameraden! Sammle schon seit einiger Zeit Ganzsachen, kann aber nur wenig bekommen; darum bitte ich Euch, sendet mir Ganzsachen Eures Landes (mit Ausnahme der neueren deutschen Reichspost-Ganzsachen), welche ich mit Ganzsachen Rußland beantworten werde und zwar Kreuzband gegen Kreuzband u. s. w. Mit Gruß Euer Kamerad Robert Erhardt, pr. Adr. R. John Hofferberg, Riga.

L. Fetter in Zabern i. Elsaß, Gr. Stadelgasse 19 möchte seine Kameraden gerne fragen, wer von ihnen nachbezeichnete Marken umzutauschen Lust hat:

1. Erste Emission, von Cap der guten Hoffnung, △ 1 penny; rot (sehr selten);
2. Emission 1860 Französische Kolonien mit Adler, 10 ctms., gelb;
3. Emission ? Französische Nachnahme-Marke, sehr alt (wahrscheinlich 1860);
4. Emission 1864 Herzogtum Schleswig, braun-rot, 1¼ Schill.;
5. Emission ? Herzogtum Holstein, blau, 1¼ Schill.;
6. Emission 1860 Bayern, 12 Kreuz., grün;
7. Emission 1851 Sachsen, 1 Neugr., rosa-braun;
8. Emission 1869 Vereinigte Staaten von Amerika, 10 ctms., gelb mit Adler (selten);
9. Emission 1848 Frankreich, 20 ctms., schwarz (älteste von Frankreich).
10. Emission ? Japan eine ganze Postkarte 1 sen, blau.
11. Emission ? Amerika. 20 Dollars, grün, auch schwarz (Faksimiles).
12. die ganze Emission von Elsaß-Lothringen 1, 2, 4, 5, 10, 20, 25 ctms.; dieselben sind sehr selten, und sehr schwer zu haben.

Ich hätte gern ganze Postkarten, Couverts und Streifbänder. Außerdem besitze ich noch viele, alte Bayern, besonders alte Württemberg von den ältesten Emissionen. (Notabene: Der „G. K.“ ist seinen jungen Freunden gerne gefällig. Für die Folge wird er solche große Ankündigungen, da diese zu viel Raum wegnehmen, die Aufnahme nicht mehr gewähren können. Er bittet daher, sich möglichst kurz zu fassen. Oder wir müßten für solche Anzeigen eine besondere Rubrik einrichten; wäre das allen Kameraden recht?

Man muß sich nur zu helfen wissen —

H. W. in Leipzig. Die Sternkarten, welche Sie eingeschickt haben, sind recht schön und bezeugen Talent und Fleiß. Auch Ihre Erläuterung dazu zeigt, daß Sie mit den allgemeinen Lehren der Sternkunde sich recht vertraut gemacht haben. Die „Unglücksraben“, von denen Sie schreiben, dürfen ganz ruhig ihr Krächzen einstellen. Leider können wir die Sternkarten nicht abdrucken, da dies für jetzt zu weit führen würde, vielleicht kommt der „G. K.“ einmal in einem anderen Zusammenhang darauf zurück. Besten Gruß!

E. R. in St. Petersburg. Das glaubt der „G. K.“ sehr gern, daß Du trotz aller Mühe kein Fernrohr zustande bringen kannst. Du darfst Dich aber damit trösten, daß vielleicht in der ganzen großen Stadt Petersburg kein einziger imstande ist, ein Fernrohr zu machen, selbst nicht einmal die Besitzer der schönen optischen Läden, die es dort gibt. Die Fernrohre, welche diese sogen. Optiker verkaufen, machen auch diese nicht selbst, sondern beziehen sie aus dem Auslande. Um ein solches zu fertigen, dazu gehört langjähriges Studium und vieles, vieles fachmännisches Wissen. Du wirst diese immerhin lobenswerte Absicht wohl oder übel aufgeben müssen.

P. H. — E. G. — W. M. — M. N. Sie schreiben uns in Angelegenheit der Einbanddecke, ohne daß Ihr Brief den Wohnort oder Ihre Buchhandlung ausweist. Bitten um die eine oder andere Angabe, daß die Sache geordnet werden kann. Daß hier und da eine Postsendung etwas Schaden leiden kann, wer will das für ausgeschlossen erachten?

M. in Malchow. Für diese Zwecke — eine Anleitung, die Sternbilder aufzufinden — eignen sich sehr zwei ältere Werkchen: 1. Jos. Alois König. Populäre, leichtfaßliche Darstellung der Astronomie. Wien 1852. — 2. Ferd. Raumann. Das Teleskop für die Jugend. Dresden 1854. — Dann ein neueres und ausführlicheres Buch: Ferd. Siegmund. Durch die Sternenwelt oder die Wunder des Himmelsraumes. Wien 1880. 8° — alle drei durch jede Buchhandlung erhältlich. — Die vorherrschende Sprache in Südamerika ist entschieden die spanische; portugiesisch ist auf Brasilien beschränkt. Zur Selbsterlernung des Spanischen ist Ollendorfs Grammatik zu empfehlen. — Hast Du denn keine Gelegenheit, eine Zeichenschule zu besuchen? Ohne Lehrer wirst Du nie ins rechte Fahrwasser kommen. Wir haben noch nie gehört, daß man Zeichnen und Malen aus Büchern lernen kann.

G. B. G. S. Zu den Lehrmitteln für die Arendssche Kurzschrift behilflich zu sein, erbietet sich Ihnen: Herr H. Sichting, Sangershausen, Sperlingsberg Nr. 4.

Ein Unbekannter in Dg. am Rhein schreibt: „Erlaube, G. K.‘, daß ich, ‚Friedrich L., Freund und Kupferstecher in Gießen‘, frage, ob er sich das Fadentelephon, und für welche Entfernung angefertigt hat, und wie er damit zufrieden ist. Ich bitte ihn recht sehr darum.“ (Antwort durch die Redaktion des „G. K.“ erbeten.)

Erich D. in Halle. Besten Dank für die freundliche Auskunft; leider etwas zu spät gekommen. Findet sich Gelegenheit, soll diese Mitteilung auch noch verwendet werden. Ihr Wunsch soll bald in Erfüllung gehen

Peter Sch. in Jena. Wer als Kadett eingestellt zu werden wünscht, darf nicht überschritten haben: a) wenn er die Abiturientenprüfung bestanden hat, ein Lebensalter von 19 Jahren, b) wenn er diese Prüfung nicht bestanden hat, ein Lebensalter von 18 Jahren. Der Chef der Admiralität ist indes befugt, in besonderen Fällen hinsichtlich des Lebensalters einzelne Ausnahmen eintreten zu lassen. — An Schulzeugnissen sind einzureichen: Entweder a) ein vollgültiges Abiturientenzeugnis eines deutschen Gymnasiums oder eines deutschen Realgymnasiums, oder b) das Zeugnis der Reife für die Prima einer solchen Lehranstalt, oder c) das Zeugnis über die bestandene Portepeefähnrichsprüfung der Armee. Ist der Betreffende zur Zeit der Anmeldung noch nicht im Besitz eines solchen Zeugnisses, so ist dasselbe spätestens zu dem Eintrittstermine vorzulegen.

O. Rosemann in Dreilinden. Siebenschläfer und Haselmaus kann man mit den Händen fangen, wenn man behend genug ist und sie geschickt um die Schultern faßt: sie verteidigen sich nur selten mit Beißen; der Gartenschläfer dagegen ist in der Freiheit wie in der Gefangenschaft ebenso bissig als behend und beißt seinen Verfolgern empfindlich in Hände und Füße. Man kann diese Tiere zwar in der Stube halten, aber sie entwischen leicht, weil sie ungemein geschickt klettern und springen. Man hält sie daher meist in einem größeren Drahtbauer, worin man auch ihr Treiben besser beobachten kann. In der Gefangenschaft füttert man sie mit Nüssen, Buchelkernen, Kastanien, Mais, Eicheln ꝛc.; auch mit Semmeln, Bohnen und Wicken. Sie verschmähen aber auch Mäuse und Blindschleichen nicht. Sie werden auch niemals ganz zahm und lassen sich nicht gern ergreifen. Man muß ihnen häufig frisches Wasser und Moos oder Watte geben, daraus sie ihr Nest bauen. Im September und Oktober sind sie ungemein gefräßig und werden sehr fett; im November suchen sie dann die dunkelste Ecke ihres Käfiges auf, drücken sich auf einen Haufen zusammen und verfallen in ihren Winterschlaf, aus welchem sie alle paar Wochen auf kurze Zeit erwachen, tüchtig fressen und dann wieder einschlafen, und es so forttreiben bis in den März und April, zu welcher Zeit sie wieder munter werden. Den Garten- und den Siebenschläfer findet man häufig ganz unerwartet in Mauerlöchern, in Gärten oder in hohlen Bäumen, am Waldsaume, ihren Winterschlaf haltend. Die kleine Haselmaus aber schlägt ihr Winterquartier sehr gern in den Starenkästen und Nistkästchen auf, welche man für die insektenfressenden Singvögel an Bäumen in Feld und Garten befestigt hat; mitunter findet sich in diesem Winterquartier eine ganze Familie vor, die dann ganz leicht zu fangen, bezw. in einen Drahtbauer überzuführen ist.

Die Garderobe Friedrichs des Großen.

Obwohl Friedrich der Große die Bequemlichkeit liebte, war er doch ein Feind der Verweichlichung des Körpers, deshalb trug er nie Pantoffeln, Schlafröcke und Nachtmützen. Für seine Wäsche sorgte anfangs die Mutter, dann seine Schwester Amalie und zuletzt kümmerte sich niemand mehr darum. Mit zunehmendem Alter vernachlässigte er seine Kleider mehr und mehr. Er trug schlechte, oft unreine Hemden, zerrissene und geflickte Kleider, weil ihm diese bequemer waren. Neue Moden liebte er nicht, er ging am letzten Tage so gekleidet wie am ersten, ebenso seine Diener. Sein Hut mußte, wenn er auch neu war, im Kopfe so weich gerieben sein, daß er einem alten glich, die Stickerei blieb zuletzt an demselben fort, er trug ihn nur noch mit einer weißen Straußenfeder. Seine Stiefeln, mit Husarenabsätzen, fielen in Runzeln um die Knöchel, sie waren nie neu, er ließ sie nie wichsen, deshalb sahen sie stets rot aus. Aber in diesen Stiefeln gab er Europa „Gesetze und Aufklärung". Der Tourist Moore sah 1775 in Friedrichs Kleiderkammer nur zwei blaue Röcke mit roten Aufschlägen, das Futter des einen etwas zerrissen, zwei gelbe Westen, ziemlich dicht mit Spaniol bepudert, drei paar gelbe Hosen, und ein blaues Kleid mit Silber gestickt für feierliche Gelegenheiten. Bei seinem Tode hinterließ Friedrich eine Garderobe, die ein Jude in Bausch und Bogen um 400 Thaler kaufte. Es waren nicht mehr als fünf Uniformen und Winterröcke, acht Westen, vier Paar Beinkleider, sechs Paar Stiefeln, zehn Paar weiße und fünf Paar schwarzseidene Strümpfe und sechszehn Hemden, und zwar waren diese, weil er oft und ungemein stark schwitzte, in so schlechten Umständen, daß der erste Kammerdiener Schöning ihm sein Bräutigamshemd in den Sarg mitgeben mußte.

Tag für Tag!

Sorge für das Heute und das Morgen wird sich von selbst machen. Thu' heute gewissenhaft Deine Pflicht, mache heute Deine Aufgaben und vermeide heute jeden Fehltritt. Tag für Tag einen Schritt vorwärts!

M. Schupph.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

Von

J. H. D. Kern.

(Fortsetzung.)

Als ich jedoch den Wald erreicht hatte und mich nicht verfolgt sah, da hielt ich an und blickte mit peinigenden Selbstvorwürfen nach der Faktorei zurück; denn es schien mir doch, als ob ich nicht hätte nachgeben, nicht ohne die Schwester fliehen müssen. Ich konnte den Zeitpunkt nicht erwarten, wo ich Gewißheit über das Los derselben erhielt. Zwei entsetzliche Stunden verstrichen, ohne daß ich mich zu dem versprochenen Ritte nach Smithfield oder zu der Rückkehr nach der Faktorei aufraffen konnte.

Es ward finster und immer finsterer. Da sah ich mit einem Male einen grellen Feuerschein. Das Wohnhaus meines Vaters stand in lichten Flammen und das verheerende Element ergriff nacheinander die sicherlich vorher ausgeplünderten Magazine.

Barmherziger Gott — dachte ich bei mir — wenn die vier treuen Seelen in dem Flammenmeer begraben werden sollten! Deine arme Schwester findet als Lohn für ihren Heldenmut ein fürchterliches Los, du Feigling aber wirst zeitlebens mit der nie zu tilgenden Schande behaftet bleiben, daß du dich statt ihrer gerettet hast.

Jetzt hielt mich nichts mehr in meinem Verstecke. Ich band meinem Pferde die Vorderbeine zusammen, damit es nur kleine Schritte machen könnte, befestigte das eine Ende des Lasso um seinen Hals, das andere an einer Baumwurzel und lief auf die Brandstätte zu, um mich von dem meiner Schwester widerfahrenen Schicksal zu überzeugen.

Je näher ich kam, desto größeren Umfang nahm die wütende Feuersbrunst an. Das Prasseln der Flammen und das Krachen der niederstürzenden Sparren und Balken vereinte sich mit dem wilden Jubelgeschrei der herzlosen Rothäute. Nur sieben Mann stark lagen sie im Vorhofe umher, durch die Glut gespenstisch beleuchtet und thaten sich an den geraubten Speisen, namentlich aber an dem Branntwein gütlich. Waren es auch nur sieben Mann, so konnte ich allein die Bekämpfung derselben doch jetzt nicht übernehmen. O, warum hielten Harriet und ich nicht vorher an unseren Schießscharten aus? Doch diese Reue kam zu spät, nun war nichts mehr daran zu ändern.

Meine Schwester Harriet sah ich nicht und geriet in entsetzliche Angst. Sollte sie wirklich ihren Tod in den Flammen oder durch Mörderhand gefunden haben?

Vorsichtig umschlich ich zu wiederholten Malen das ganze Gehöft;

Eine Fahrt durch das Gebiet des Winnipeg-Sees: Die Abreise von Norway-House.

kein größeres Gebäude war verschont geblieben; nur der Stall, in welchem sonst das Geflügel die Nacht zubrachte, stand noch unversehrt auf dem Vorhofe. Die Rückwand des Stalles bildete einen Teil der Außenmauer; vielleicht — dieser tröstende Gedanke durchblitzte plötzlich mein Hirn — vielleicht hat man die gefangene Schwester in dem Stalle verwahrt.

Um mir Sicherheit darüber zu verschaffen, kroch ich zwischen den Gemüsebeeten bis an die Stallwand hinan und horchte, konnte aber bei dem wilden Lärm der Indianer auf dem Hofe keinen Laut vernehmen, aus welchem ich auf die Anwesenheit menschlicher Wesen im Stalle hätte schließen dürfen. Meine eigene Gefahr vergessend, zog ich mein Messer aus der Tasche und begann so behutsam wie möglich ein Loch in die Lehmwand zu schneiden. Oft genug unterbrach ich meine Thätigkeit, um zu lauschen, ob sie auch drinnen gemerkt würde; dann bohrte und schnitt ich weiter. Endlich fand die Spitze meiner Klinge keinen Widerstand mehr. Ich steckte das Messer ein und legte mein Ohr an die Oeffnung. O, welch ein Entzücken! Ich hörte, wenn auch nichts weiter, so doch lautes Weinen, hörte Seufzer, welche keinem anderen als meiner Schwester angehören konnten. Harriet lebte also, eine Rettung lag noch in den Grenzen der Möglichkeit.

„Weinen Sie nicht, Miß Harriet!" tönte jetzt verständlich Basaches Stimme an mein Ohr. „Weinen Sie nicht mehr, Miß Harriet! Der liebe Gott hat so weit geholfen, er wird auch weiter helfen. Yarundi und ich weichen ja nicht von Ihrer Seite und Quincy wird sicher aus Smithfield Hilfe bringen. So wenig man Ihnen bisher ein Haar gekrümmt hat, wird man Sie auch fürder belästigen. Vielleicht findet sich noch früher eine Gelegenheit zu unserer Befreiung, als wir erwarten dürfen."

Wie beruhigten mich diese Worte! Meine Schwester lebte nicht nur, sondern war unverletzt geblieben; Basache war bei ihr, Yarundi zu ihrer Verteidigung entschlossen.

Für mein Leben gerne hätte ich mich jetzt bemerkbar gemacht und ihnen den Plan mitgeteilt, welcher mir diesen Augenblick kam. Aber wußte ich denn, ob Harriet und deren Dienerin allein in dem Stalle steckten? Schweres Stöhnen aus einer Ecke des Raumes ließ mich vermuten, daß die Komantschen, welche bei dem Versuch die Palissaden zu überklettern von unseren Kugeln erreicht worden waren, sich gleichfalls dort befänden. Ich lauschte aufs neue und fand meinen Verdacht bestätigt. Von hier aus, sagte ich mir nun, kann die Flucht also nicht bewerkstelligt werden, wie du noch eben hofftest, denn die Verwundeten würden ihre Genossen auf dem Hofe alarmieren, wenn du eine ganze Lehmtafel zu zertrümmern versuchen wolltest.

„Wo ist nur Yarundi?" hörte ich jetzt meine Schwester fragen. „Ich hatte meine letzte Hoffnung auf ihn gesetzt, muß aber nun beinahe fürchten, daß er mit den Komantschen gemeinsame Sache macht, sich mit ihnen berauscht und uns vergißt."

„Das glauben Sie nur nicht, Miß Harriet! Er hat sich nur zum Schein auf die Seite der abtrünnigen Komantschen geworfen, trinkt den Branntwein aber nicht, der ihm ins Glas gegossen wird. Wäre er nicht eines Häuptlings Sohn, so würden die Räuber ihm nicht gehorcht haben, als er verlangte, daß wir unangefochten blieben."

Weiter hörte ich nicht, was die Dienerin sagte; der tolle Lärm auf dem nahen Hofe übertönte vorläufig das Gespräch im Stalle. Und als eine Pause in jenem Lärmen eintrat, drangen wieder nur Seufzer an mein Ohr, keine Worte, aus denen ich mir eine deutlichere Vorstellung von der Lage meiner Schwester hätte bilden können. Regungslos lag ich noch immer da und horchte.

Da, als ich zufällig umsah, war es mir, als wenn ich einen hart auf den Erdboden geschmiegten Körper langsam auf mich zuschleichen sähe. War es ein Mensch oder ein Tier? Und wenn ein Mensch — war es dann eine Rothaut, welche meinen Versteck ausfindig gemacht hatte und heranschlich, um mich hinterrücks zu überfallen? Aber diese Besorgnis währte nur einen Moment, nur so lange, bis ich mir darüber klar ward, daß ich, durch den Schatten der Stallwand geschützt, schwerlich gesehen sein könnte, während das heranschleichende Wesen immer verräterischer durch die dem Trümmerhaufen entsteigende Glut getroffen wurde.

Ich legte mich auf die Kniee und zog meinen Revolver in der Absicht, mein Leben im Notfall so teuer wie möglich zu verkaufen. Freilich mußte mich der Knall des Schusses verraten; aber mit den schwachen Kräften eines Knaben das Messer gegen einen Erwachsenen zu führen, schien mir ein noch leichtsinnigeres Unternehmen. In banger Spannung verharrte ich, bis die Umrisse der sich nähernden Gestalt immer klarer erkennbar wurden. Da ward sie wieder durch mehrere Büsche verdeckt; ich mußte noch länger die qualvollen Zweifel ertragen. Aber jetzt, — wer empfindet so ganz meine Freude mit, — jetzt sah ich in dem Halbdunkel Metallknöpfe blitzen; einer der Soldaten aus dem Blockhause war's, welcher auf mich zukroch.

Langsam erhob ich mich, um jenen nicht zu erschrecken, und ging ihm leise flüsternd entgegen, konnte es jedoch nicht verhüten, daß derselbe eiligst die Flucht ergriff. Ich rannte ihm nach, holte ihn ein und gab mich zu erkennen. Bill, der Gefreite, stand an allen Gliedern zitternd vor mir. In wenigen Minuten hatte ich ihm berichtet, wie die Sache läge, und er hatte mir erzählt, daß sie alle fünf zu einem Handstreich gegen die Indianer bereit wären, sobald sie hoffen dürften, daß diese vom Branntweingenusse betäubt zu Boden sänken. Die Flucht des feigen Jack, welcher die Soldaten in einer Dorfkneipe beim Kartenspiel antraf, hatte doch wenigstens den Nutzen gebracht, daß ich nicht mehr auf mich allein angewiesen war. Die Soldaten sollten mir schon zu Willen sein.

Während der Gefreite zu seinen Kameraden in das Blockhaus zurückkehrte, eilte ich erleichterten Herzens der Kartoffelgrube zu, aus welcher nicht der mindeste Laut heraufdrang. Die kleinen Brüder schliefen wahrscheinlich. Aber mit einer Vermutung wollte ich mich nicht begnügen; nun mußte ich mich auch gleich überzeugen, ob Dick und Tom noch dort unten wären und sich wohl befänden. Leise hob ich ein Brett, setzte die Leiter vorsichtig an, stieg hinab und tastete in der Dunkelheit umher. Bald fand ich die Lagerstatt und auf derselben zu meiner großen Freude Arm in Arm die lieben kleinen Leiber so warm, als schliefen sie unter den Augen der fürsorglichsten Mutter. Ohne sie zu stören, verließ ich den unterirdischen Raum, verwahrte die Kleinen wieder und begab mich dann, wie ich versprochen hatte, nach dem Blockhause, wo ich auch Jack, den feigen Neger, bei den Soldaten fand.

Es ward gegen meinen Willen beschlossen, daß wir den Aufgang des Mondes abwarten, dann leise heranschleichen und die Komantschen überrumpeln wollten. Inzwischen erbot ich mich, meinen Platz an der Stallwand wieder einzunehmen und sofort Bericht zu erstatten, wenn irgendwelche Veränderungen vorgehen sollten.

Ungesäumt erfüllte ich mein Versprechen, und zwar um so lieber, weil ich vor Aufregung und freudiger Hoffnung nicht mehr fern von der Schwester aushalten konnte. Die nächsten paar Minuten brachten mich an die mit dem Messer geschaffene Spalte; wieder legte ich mein Ohr an dieselbe und lauschte. Diesmal hörte ich Yarundis nur flüsternde Stimme und verstand kaum mehrere zusammenhängende Worte hintereinander. Er sprach mit Harriet und suchte dieselbe, wie ich aus den einzeln aufgefangenen Silben zu erraten glaubte, über die bald bevorstehende Trennung von der Heimat zu trösten. „Wo bleibt der Quincy nur?" meinte ich zu verstehen. Dann fehlten wieder einige Worte, und endlich forderte er meine Schwester auf, sich zum Aufbruch fertig zu machen, da die Komantschen abreiten wollten, ehe der Mond aufginge. Mit einem Angstschrei, welcher mir durch Mark und Bein drang, beantwortete die Gefangene dieses Ansinnen und schien dann ohnmächtig zusammenzubrechen, wie ich daraus schloß, daß Yarundi nach Basache rief und, da dieselbe nicht gleich kam, aus der Stallthür auf den Hof eilte, um sie zu suchen.

Mich hielt natürlich nichts mehr. Eiligen Laufes erreichte ich das Blockhaus und erstattete dort die wichtige Meldung. Zugleich verlangte ich energisch, daß sie mich ungesäumt begleiten sollten, um die Schwester zu befreien, und drohte, daß ich sie im Weigerungsfalle bei dem heimkehrenden Vater verklagen würde. Auch ihrer groben Dienstvernachlässigung erwähnte ich und betonte, daß das einzige Mittel, dieselbe wieder gut zu machen darin bestehe, daß sie mir ohne Zögern folgten.

Endlich sahen sie wohl ein, daß ich recht hätte. Die fünf Soldaten, Jack und ich nahmen Gewehre und Revolver, verriegelten und verschlossen das Blockhaus und schritten auf die Straße hinaus, ich voran. Langsam näherten wir uns den verkohlten Ueberresten der Palissadenwand und sahen die mit reichlicher Beute aus der eingeäscherten Farm bepackten Indianerpferde jenseits der Straße an Bäume gebunden stehen, hüteten uns aber wohl, denselben unvorsichtig näher zu kommen. Gab eines derselben Ueberraschung oder Schrecken zu erkennen, so konnte unser Plan leicht vereitelt werden. Schritt für Schritt gingen wir und krochen zuletzt vorwärts, bis wir uns der lärmenden Gruppe gegenüber befanden, welche noch bei Fackelschein um die Flaschen und Körbe auf dem Vorhofe lagerte. Uns verbarg die Finsternis ihren Blicken.

Ich zählte sieben Indianer, ohne daß ich bei meiner Aufregung des Resultates sicher gewesen wäre. Yarundi befand sich in diesem Augenblick nicht unter ihnen, vielleicht war er mit Basache und Donzit um meine Schwester bemüht. Der Stall lag zu weit rechts von uns entfernt, als daß wir hätten vernehmen können, was in demselben vorging. Nichts als ein durch die Thürspalte erkennbarer schwacher Lichtstrahl ließ auf die Anwesenheit lebender Wesen in diesem Gebäude schließen. Wir lagen alle sieben im Anschlage; es bedurfte nur des Kommandos von seiten des Gefreiten, um den Räubern unsere Kugeln hinüberzuschicken.

Da flog die Stallthür auf, und aus derselben stürzte mit zerrauften Haaren und dem verzweifelten Hilferuf: „Quincy, Quincy!" meine Schwester heraus, zum Glück gerade auf die Stelle zu, wo ich mich niedergekauert hatte. Sagte ihr eine Ahnung, daß ich mich in der Nähe befände? Yarundi war nach ihr auf den Hof getreten, nicht in der Absicht, sie zu verfolgen, sondern nur um zu sehen, was die Komantschen thun würden und ob er das Mädchen nicht etwa beschützen müßte. Die halb betrunkenen Indianer waren anscheinend ebenso erschrocken, wie ich selber, und es verging wohl eine Minute, bis sie die Flucht der Gefangenen begriffen und zwei von ihnen aufsprangen, um diese zurückzuholen.

„Fangt die Räuber mit den Bajonetten auf, Leute! Keiner untersteht sich zu schießen!" flüsterte Bill seinen Untergebenen zu.

Wie von Furien gejagt, durchmaß Harriet den Hofraum, von dem Vertrauen beseelt, daß sie der finstere Wald sofort den Blicken der Scheusale entziehen werde. Aber so schnell sie auch war, die beiden Indianer waren trotz des vorhergegangenen Branntweingenusses noch schneller; fünfzig Schritte außerhalb der Palissaden würden sie die Fliehende sicherlich eingeholt haben.

Doch zum zweitenmale sollte das brave Kind nicht durch die Berührung der Unmenschen verunreinigt werden. Als sie behende über die noch glimmenden Trümmer des Pfahlwerkes hinwegsprang und nicht mehr von dem Scheine der Fackeln beleuchtet wurde, da konnte ihr der in der höchsten Not angerufene Quincy seine Arme entgegenstrecken und sie mit den Worten trösten: „Ich bin's, liebste Harriet. Nicht umsonst hat dich nach mir verlangt. Sei getrost, deine Rettung ist nahezu vollendet!"

Die beiden ihr nachsetzenden Indianer hatten kaum den Schutthaufen passiert, als sich die Bajonette der lauernden Soldaten in ihre Brust gruben und sie beinahe lautlos zu Boden sanken, wo ihnen der feige Jack schnell den Todesstreich versetzte. Mittlerweile war auch Yarundi zu uns gelangt und stieß unwillkürlich einen Freudenschrei aus, als er mich und in meinen Armen die gerettete Schwester erblickte. Ich rief ihn dicht zu mir heran und gebot ihm, den fünf noch lebenden Komantschen die Aufforderung zu überbringen, daß sie ihre Waffen abliefern und sich auf Gnade oder Ungnade ergeben sollten. Zögen sie es vor zu kämpfen, so würden wir ohne weiteres aus der Finsternis her das Feuer auf sie eröffnen.

Auch Yarundi mochte dieser Ausweg der geratenste erscheinen; wenigstens begab er sich sofort zu seinen wilden Stammesgenossen zurück und verhandelte ernstlich mit ihnen. Dieselben hörten ihn schweigend an, schienen aber durchaus nichts von Ergebung wissen zu wollen, weil sie sich sagten, daß sie der Tod als Strafe erwarte. Nach kurzem Besinnen griffen sie nach ihren Flinten und machten Miene, den Durchbruch nach ihren Pferden zu versuchen.

Da schoß Bill und streckte den vordersten von ihnen in vollstem Laufe nieder. Derselbe fiel so plötzlich, daß über seinen Körper hin der ihm auf den Fersen folgende Bösewicht stolperte. Dabei entlud sich das Gewehr des letzteren und entzündete ein Paket Pulver, welches neben sonstigen geraubten Sachen zum Mitnehmen bereit lag. Wie durch Zauber niedergestreckt, stürzten nun auch die anderen drei Indianer samt dem unschuldigen Yarundi zu Boden und blieben dort wie Leichen liegen. Wir warfen uns auf die letzten vier unverwundeten Komantschen, banden ihnen die Hände auf dem Rücken zusammen und führten sie dann in das Blockhaus ab, wohin ihnen die beiden Verwundeten aus dem Stalle — einer war bereits gestorben — alsbald folgten. In dem Blockhaus wurden alle noch sorgfältiger gefesselt und unter der Obhut eines bewaffneten Soldaten in dem Arrestlokal niedergestreckt.

Harriets erste Frage, als die Entscheidung herbeigeführt war, betraf natürlich

die kleinen Brüder, über deren Wohlergehen ich sie durchaus beruhigen konnte. Meinem Rate folgend, ließ sie dieselben für diese Nacht in der Grube, während wir uns sämtlich in dem geräumigen Blockhause einrichteten. Da zu befürchten war, daß Yarundi auf den Gedanken kommen möchte, die gefangenen Komantschen zu befreien, so ward er scharf beobachtet und ihm kein Verkehr mit seinen Stammesgenossen gestattet.

Am anderen Morgen, als auch Dick und Tom aus ihrem unterirdischen Gefängnisse befreit worden waren, begruben wir die Leichen der Komantschen in einer Lichtung des Waldes; es waren bereits fünf, da wieder einer von den Verwundeten während der Nacht seinen Geist aufgegeben hatte. Vier unverwundete und ein leicht verwundeter Bösewicht blieben noch im Gewahrsam.

Drei Tage später — wir hatten uns schon einigermaßen an die neue Lage gewöhnt — kam mein Vater an der Spitze eines nach Bents Fort zurückmarschierenden Truppenteils vor der Brandstätte an. Er brachte die Nachricht von dem abgeschlossenen Frieden und traf daheim Trümmer und Asche. Wohl konnten ihm seine Kinder frisch und gesund entgegenspringen, aber sein Hab und Gut fand er vernichtet; Mörder, Menschenräuber, Brandstifter hatten ihm die gehoffte freudige Rückkehr bitter vergällt.

Ein sofort zusammentretendes Kriegsgericht, an welchem mein Vater nicht teilnahm, verurteilte die fünf gefangenen Indianer zum Tode durch Pulver und Blei, die fünf gewissenlosen Soldaten aber trotz unserer Fürbitte zu sechsmonatlicher Zwangsarbeit. Im Angesichte des eingeäscherten Gehöftes fielen die Komantschen unter dem Feuer der ergrimmten Sieger und wurden neben ihren Brüdern bestattet.

Ungesäumt begann man den Wiederaufbau der Faktorei. Die Regierung zahlte nicht nur volle Entschädigung für das verbrannte Inventar, sondern auch die Kosten des Neubaues, und alle Nachbarn im Umkreise von mehreren Meilen leisteten unaufgefordert die thatkräftigste Hilfe. An Stelle der alten Fachwerksbauten entstanden massive, verteidigungsfähige Gebäude, und eine hohe und starke Steinmauer schützte diese außerdem gegen den ersten Angriff.

Noch ehe wir das neue Gehöft beziehen konnten, war der Vater meines Freundes Charles von seiner im Kriege erhaltenen Verwundung genesen; manches liebe Jahr blieb er noch Agent unserer Reservation und unser lieber Nachbar. Miß Bridget waltete nach wie vor in unserem Haushalt, und die Komantschen revoltierten nicht wieder.

7. Der Pigeon.

So heiß unsere Sommer waren, so viel Kälte brachten die langen Winter, während Frühling und Herbst nur kurz zwischen die beiden Hauptjahreszeiten eingeschoben waren. Die Lage des Territoriums Colorado inmitten des nordamerikanischen Kontinents, namentlich aber die große Nähe der Rocky Mountains begünstigte in hohem Grade die Extreme des Klimas, weil das Gebirge im Sommer die von Westen herkommenden kühlen Seewinde nicht herüberließ, uns aber im Winter eine eisige Kälte herabsandte. Bei dem oceanischen Klima Europas ist gar nicht daran zu denken, daß unter 40° nördlicher Breite Flüsse und Seen gefrieren, bei uns war dies Regel. An der herrlichsten Schlittenbahn fehlte es nie, und auf der Krystallfläche des Yellow Fork eilten wir Kinder der amerikanischen Wildnis ebenso geschickt dahin, wie die Knaben des nördlichen Europas auf ihren Eisflächen.

Eine Fahrt durch das Gebiet des Winnipeg-Sees: Mouiseau und sein Hund

Aber gewöhnliche Schlitten und Schlittschuhe genügten uns bald nicht mehr; wir hatten aus Büchern von Segelschlitten gelesen, auf denen man in unglaublich kurzer Zeit gewaltige Strecken zurücklegen könne. Was lag näher, als daß Charles und ich nicht nachließen, als bis wir uns im Besitze eines solchen befanden! Ein Soldat, welcher früher Zimmermann gewesen war, half uns ein festes Schlittengerüst herstellen, ein anderer, von Profession Schmied, beschlug dasselbe mit eisernen Schienen und fertigte das Steuer an, ein Nachbar endlich, welcher vordem Seemann gewesen war, unterstützte uns bei dem Zuschneiden der Segel und übte uns in dem schwierigen Gebrauche des Fahrzeugs ein.

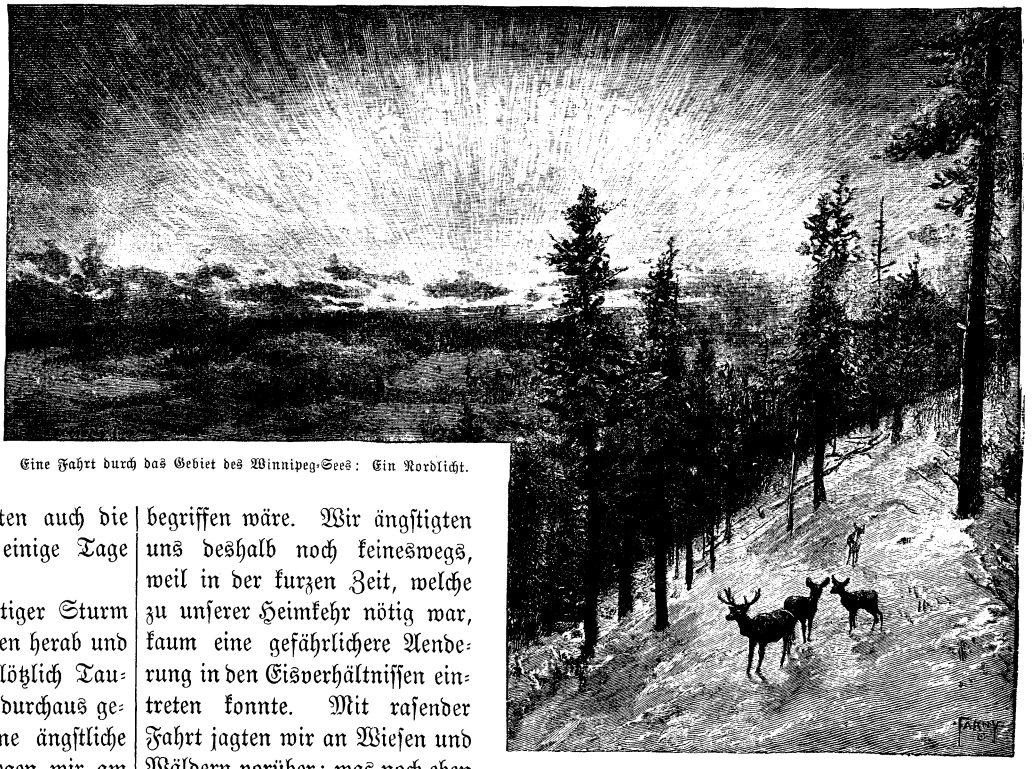
Eine bessere Gelegenheit zur Benutzung des Segelschlittens, als wir sie auf dem Yellow Fork fanden, konnte kaum ersonnen werden. Die reichlichen Regengüsse des Herbstes, die früh eintretende strenge Kälte und der stetig von Westen her wehende Wind unterstützten diesen Sport in hohem Grade. Der im Sommer nur bescheidene Yellow Fork trat vor dem Winter weit über seine Ufer, überschwemmte die benachbarten Niederungen und schuf auf diese Weise eine breite, gefahrlose Bahn, auf der wir bei der kaum veränderten westlichen Windrichtung mit halbem Winde auf- und absegeln konnten, da der Yellow Fork ohne bedeutende Krümmungen von Norden nach Süden fließt.

Der Pigeon — so nannten wir unseren Segelschlitten — war vortrefflich gelungen, in vier Minuten und, wenn es recht hart wehte, in noch kürzerer Zeit, legte er eine englische Meile zurück. Ihm dankten wir nicht nur die Ersparung von Zeit und Kräften, sondern auch die Möglichkeit, weitere Ausflüge zu unternehmen, vor denen wir uns als Schlittschuhläufer gescheut haben würden. Dabei brauche ich wohl kaum das erheblich größere Vergnügen hervorzuheben, welches für Knaben, wie wir, mit dieser aufregenden Fahrt verbunden ist.

Waren Charles und ich während des Sommers eigentlich nur aufeinander angewiesen, so hinderte uns, seit wir den Pigeon besaßen, nichts an dem Besuch zweier Freunde, welche zwanzig englische Meilen nördlich von uns in der Nähe von Denver wohnten. Joe und Frank waren die Söhne des Agenten Sanford, Joe einige Monate älter, und Frank ebensoviel jünger als wir. Entweder besuchten wir diese Freunde ein paarmal während

des langweiligen Winters auf dem Segelschlitten oder holten sie zu uns auf die Faktorei, wo wir geraume Zeit gemeinsam dem Spielen, Jagen und Fallenstellen oblagen.

Der Winter näherte sich schon seinem Ende, als Charles und ich die Gebrüder Sanford zum letztenmal zu besuchen beschlossen. Ohne Fährlichkeiten trug uns der Pigeon nach der Agentur ihres Vaters, und wir verlebten dort drei höchst vergnügte Tage, hofften auch die gemeinsamen Freuden noch einige Tage länger genießen zu dürfen.



Eine Fahrt durch das Gebiet des Winnipeg-Sees: Ein Nordlicht.

Da brach abends ein heftiger Sturm los, schwere Regenmassen fielen herab und die Befürchtung, daß ganz plötzlich Tauwetter eintreten würde, war durchaus gerechtfertigt. Nachdem wir eine ängstliche Nacht durchwacht hatten, stiegen wir am Morgen an den Fluß hinab, um zu sehen, ob uns wirklich schon jetzt die Rückfahrt mit dem Pigeon abgeschnitten sei. So schlimm war es nun allerdings nicht; denn es stand nur wenig blankes Wasser auf dem Eise und das Eis selbst war, soweit wir es untersuchen konnten, fest und sicher. Indessen ließen wir uns durch die immerhin ernstliche Mahnung der Nacht und die Temperatur von einigen Graden über Null doch zur Abfahrt bestimmen und traten dieselbe gleich nach dem Frühstück an.

Es wehte so heftig, daß wir beide Segel bedeutend reffen mußten, um ein Umschlagen des Pigeon zu verhüten. Trotzdem machte das Fahrzeug seinem Namen alle Ehre, denn es flog mit der Schnelligkeit und Leichtigkeit eines Vogels dahin. Kreischend grub sich das eiserne Steuer in die Eisfläche ein und zu Sprühregen zerstäubt, spritzte das von dem Vorschlitten verdrängte Wasser empor. In spätestens anderthalb Stunden konnten wir die Faktorei zu erreichen hoffen.

Anfangs ging alles vortrefflich, je weiter wir aber den Fluß hinabkamen, desto deutlicher zeigten sich die Wirkungen des eingetretenen Tauwetters. Schon nach den ersten zehn Minuten fanden wir das Eis an manchen Stellen zollhoch mit Wasser bedeckt; an anderen Stellen klaffte die Oberfläche von handbreiten Spalten, und ein unaufhörliches Krachen belehrte uns, daß die Eisdecke mürbe und im Aufbrechen begriffen wäre. Wir ängstigten uns deshalb noch keineswegs, weil in der kurzen Zeit, welche zu unserer Heimkehr nötig war, kaum eine gefährlichere Aenderung in den Eisverhältnissen eintreten konnte. Mit rasender Fahrt jagten wir an Wiesen und Wäldern vorüber; was noch eben in weiter Ferne vor uns lag, das tanzte im nächsten Moment wie ein Gespenst neben uns vorüber; eiliger als jemals sauste der Pigeon dahin, wie wenn er gewußt hätte, daß Gefahr im Verzuge läge.

In weniger als einer Stunde hatten wir trotz der verkürzten Segel den Muddy Creek in Sicht, einen von Westen herkommenden Nebenfluß, welcher viel schmaler als der Yellow Fork war, aber mit bedeutendem Gefälle direkt aus den Bergen herabrauschte. Wir waren noch einige hundert Schritte von seiner Einmündung entfernt, als mich Charles, welcher das Vorsegel bediente, auf ein sonderbares Schauspiel aufmerksam machte, welches mir bisher entgangen war, weil ich reichlich mit der Führung des Steuers zu thun hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fahrt durch das Gebiet des Winnipeg-Sees.

Am Schauspielhause in Kopenhagen steht die Inschrift: „Ikke blot to Lyst“, d. h. nicht zum Vergnügen allein. Dies möchte ich auch als Motto auf den Titel unseres „Guten Kameraden“ setzen, weil ich überzeugt bin, daß meine lieben jungen Leser es mir danken werden, wenn unsere Zeitschrift nicht allein für ihre Unterhaltung sorgt, sondern sie auch angenehm belehrt. Und darum will ich es diesmal unternehmen, sie in eine ferne Zone zu führen und ihnen im fernen Nordwesten von Nordamerika Land und Leute und einige der merkwürdigsten Erscheinungen des Alltagslebens vorzuführen.

Die meisten unserer lieben jungen Leser wissen, daß es im fernen Norden des amerikanischen Festlandes auch civilisierte und gebildete Leute gibt, und mancher hat vielleicht schon von den großen kanadischen Eisfesten gehört. Die Beamten jener großen mächtigen Handelsgesellschaft, welche schon einige hundert Jahre besteht und sich die Hudsonsbaigesellschaft nennt — ihre Handelsposten sind durch das ganze nördlichste Amerika, die Dominion of Canada, vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean und nordwärts bis zu den Ufern des gewaltigen Yukonflusses zerstreut — sehen sich genötigt, für die Zwecke der Reise, des Handelsverkehrs und des Warentransports sich der Hunde als Zugtiere zu bedienen auf unabsehbaren Strecken, wo für Pferde und Rinder kein passendes Futter gefunden werden kann.

Der Hund besitzt zugleich die wertvolle Eigenschaft, daß er eine sehr niedrige Temperatur ertragen kann und noch bei schlechter Kost und harter Behandlung gedeiht, ist er doch der passendste und ge-

treueste Begleiter des Menschen in allen Zonen und bequemt sich allen Anforderungen an. Diese nordischen Hunde aber sind besonders merkwürdige Tiere: diese harten ausdauernden Geschöpfe haben die Gewohnheit, während einer Rast vom Zuge ihrer schwerbeladenen Schlitten in ihren Geschirren zusammenzukriechen, sich in einem Knäuel niederzulegen und sich von Schneefall und Schneewehen so vollständig bedecken zu lassen, daß man nichts mehr von ihnen sieht als ihre schwarzen Nasenspitzen, welche sie des Atmens wegen aus dem Schnee recken. Der kanadische Hund kommt das ganze Jahr hindurch nicht unter Dach und Fach; er ist förmlich halbwild. Dem kanadischen Indianer aber vertritt er die Stelle des Pferdes, schleppt im Winter das Brennholz herbei und die Jagdbeute nach dem Wigwam; ja noch mehr: da wo der rote Mann einen rohen Anfang im Ackerbau gemacht hat, benützt er seinen Zug Hunde auch, um sie vor den Pflug zu spannen und sein bißchen Feld für den Kartoffelbau umzubrechen!

Wie meine jungen Leser ihre kleinen Dampfboote und Eisenbahnen als Spielzeuge haben und im Spielen mit denselben sich der Hoffnung hingeben, daß sie dereinst, zu Männern herangewachsen, die Besitzer von wirklichen Dampfschiffen und Eisenbahnwagen werden, so hat der Indianerknabe ebenfalls seinen Flachschlitten als Spielzeug und denkt ohne Zweifel mit Sehnsucht an die Tage, wo er, zum tapfern Krieger herangewachsen, auf seinen Schneeschuhen mit langen Schritten von der Mushirsch- (Elentier-) Jagd zurückkehren wird, gefolgt von dem keuchenden Hundegespann, welches auf dem Schlitten den erlegten König der Wälder mit dem zackigen Schaufelgeweih nach Hause bringt.

Die Art und Weise, wie die Hunde angespannt und kutschiert werden, ist höchst merkwürdig. Das Zuggeschirr ist gewöhnlich aus Mushirsch- oder Büffelfell verfertigt und oft sehr reich verziert. Das Halsband, einem gewöhnlichen Pferdekummet nicht unähnlich, ist vollkommen rund, wird dem Hunde über den Kopf hereingestülpt und muß sich vollkommen den Schultern anpassen; die Zügel sind an diesem Halsband befestigt, laufen durch Schleifen in dem mit Glasperlen benähten Satteltuch oder Schabracke, und sind an den Schlitten angehängt. Meist bilden vier Hunde ein Gespann und werden spitz oder lang voreinander gespannt. Besondere Sorgfalt wird auf die Wahl des Leithundes, welcher als der vorderste eingespannt ist, verwendet, denn er muß flink, intelligent, kräftig und folgsam sein und genau dem Befehl seines Kutschers: chaw und jeâ (rechts und links) gehorchen.

Die Schlitten für den Wintergebrauch sind von dreierlei Art: der einfache Flachschlitten (zum Frachtverkehr und Warentransport), die Karriole und die Berline für den Personenverkehr, für die Passagiere. Der Flachschlitten besteht aus zwei oder drei langen Brettern, welche am vorderen Ende gekrümmt und gerade so aufgebogen sind wie die Schlittschuhe unserer Großväter, und die mit Riemen aus roher Tierhaut zusammengebunden werden. Die Karriole, welche man den Palastschlitten des Hundezugs nennen könnte, besteht aus einem rahmenförmigen Holzgestell, welches mit gegerbten Fellen ausgeschlagen und bedeckt ist. Die Berline ist ein Luftschlitten, mit Seiten aus roher Tierhaut.

Nachdem ich einen Umriß von dem Aussehen und der Herstellung eines Hundeschlittens gegeben habe, möchte ich nun einen wackeren Jungen unter meinen lieben Lesern auffordern, mich auf einer Reise von mehreren hundert Meilen durch die Wildnis zu begleiten, auf welcher unser einziges Fuhrwerk nur Flachschlitten und Karriolen, von zottigen spitzohrigen Hunden gezogen, sein werden. Versetzen wir uns im Geiste mitten im Winter nach Norway-House, einem wichtigen Posten oder Fort der Hudsonsbai-Handelsgesellschaft. Norway-House liegt am nördlichen Ende des Winnipeg-Sees, einer Art Binnenmeeres, und beinahe vierhundert englische Meilen vom Saum der Civilisation entfernt, so daß wir (wie wir es in der Wirklichkeit vermutlich auch sein würden) voll Heimweh sind und uns nach den Küsten des großen Atlantischen Oceans und nach unserer fernen Heimat sehnen. Du sagst zwar, mein lieber Junge, du machest dir nichts daraus, dich vierhundert englische Meilen weit von Hunden über einen gefrorenen See ziehen zu lassen, ohne ein Obdach bei Nacht und ohne andere Gesellschaft und Nachbarschaft, als diejenige der Bären und Wölfe in der Nähe des Gestades. Aber gib dir keine Mühe, um Mut zu zeigen oder Angst zu verbergen, denn dies ist die einzige Möglichkeit, um dieses Land voll Eis und Schnee zu bereisen. So folge mir denn nach dem Hundehofe, wo Mouiseau, ein französischer Halbblütiger, der unser Führer sein soll, die Hunde auswählt, die unsere Gespanne sein werden. Wir finden eine große Einzäunung mit hohen hölzernen Wänden, welche am Fuße und ein Stück weit aufwärts mit Eisenblech beschlagen sind, damit die unruhigen Hunde sich nicht hindurchnagen und ins Freie gelangen können. Dieser Hof oder Zwinger beherbergt eine Menge von Hunden aller Rassen, vom stattlichen Burschen, dessen Abkunft von einem schottischen Windhunde unverkennbar ist, bis herunter zu dem elenden indianischen Köter, der einstweilen hier in der Einhegung Unterkunft gefunden hat, während sein Herr drinnen im Fort seine Pelze verhandelt.

Mouiseau wählt endlich seine Hunde, nicht unter den größten im Hofe, sondern unter den mittelgroßen, weil diese die stärkeren und ausdauernderen sind. Wir müssen zwölf Hunde haben, nämlich drei Gespanne von je vier Hunden. Die gewählten werden noch einmal sorgfältig untersucht, und ihnen die Kummete angepaßt, dann werden dieselben in einen anderen Hof gebracht, um morgen, am Tage unserer Abreise, bereit zu sein. Wir müssen nun für unsere persönliche Ausrüstung sorgen, aber dabei bedenken, daß unser Gepäck leicht sein muß; zwei Paar Wolldecken, zwei buffalo-robes oder Büffeldecken, ein Teppich von Wachstuch und zwei Kissen für jeden bilden unsere Ausrüstung. Mouiseau mit den beiden indianischen Kutschern oder Fuhrleuten sorgt für die Verproviantierung und legt auf den Gepäckschlitten einen Sack Pemmikan (gestoßenes getrocknetes Büffelfleisch), einen Sack Bannocks (Weizenkuchen, welchen Hektor, der schottische Koch von der Insel Lewis, gebacken hat), mehrere große Stücke fetten gesalzenen Schweinefleisches und eine kleine Büchse komprimierter Kartoffeln.

(Fortsetzung folgt.)

Der Turnergruß

lautet bekanntlich: „Gut Heil!" Vielfach ist die Meinung verbreitet, daß das genannte Turnerwort eine Erfindung des Turnvaters Jahn (1778 bis 1852) sei. Das ist irrig. „Gut Heil!" kommt schon auf mittelalterlichen Münzen vor, so auf den Gold-Brakteaten (Hohlmünzen von Goldblech, die auf der einen Seite ein erhabenes Gepräge haben, welches sich auf der anderen Seite vertieft zeigt). Auch die bekannte Devise: „Frisch, Fromm, Froh, Frei!" wird ohne Grund dem Turnvater Jahn zugeschrieben. In der neuesten Sammlung von geflügelten Worten („Geistes-

blitze von Ferdinand Knie, Paderborn 1886, Bonifacius-Druckerei") heißt es darüber: „Der Spruch läßt sich mit den verschiedensten Zusätzen und Abänderungen bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen. Die älteste mir bekannt gewordene Fassung ist: ‚Frisch, Frö, Frey!' die sich in einem Liede des Oswald von Wolkenstein (1376 bis 1445) findet. Die Abkürzung F. F. F. F. schlug der Darmstädter Turner Felsing auf dem schwäbischen Turnfest zu Heilbronn vor."

Der Epheu als Zimmerpflanze.

Der Epheu ist für die Zimmerkultur, zweckmäßig angewendet, z. B. als Einfassung von Fenstern, als Hängepflanze u. s. w. nicht allein ein schöner Schmuck, sondern gilt auch in gesundheitlicher Beziehung als sehr nützlich. Ein englischer Arzt äußert sich darüber folgendermaßen: „Einige Epheupflanzen in Wohn- und Schlafzimmern werden mehr dazu thun, die Luft des Gemaches rein und gesund zu erhalten, als irgend etwas anderes, was wir ersinnen können, und wir empfehlen ihre ausgedehnte Kultur besonders auch in ungesunden Oertlichkeiten." — Der Epheu kann sehr leicht aus Zweigen oder Ablegern im Boden oder selbst im Wasser zur Bewurzelung gebracht werden und nimmt mit jedem Boden vorlieb: ein lockerer ist aber vorzuziehen. Er liebt den Schatten, und wenn er niemals die Sonne sieht, so macht dieses keinen Unterschied, denn er wächst und gedeiht deshalb ebensogut. Wenn er innerhalb der Wohnungen in Töpfen gezogen wird, so wird sich der Boden bald erschöpfen und der Epheu sollte deshalb wenigstens alle Jahre ohne zu große Störung der Wurzeln umgepflanzt werden und gute, frische Erde erhalten. Es ist ein Mißgriff, ihm zu großen Topfraum zu geben, denn er wird um so besser wachsen, wenn die Wurzeln beträchtlich eingeschränkt sind. Man sollte ihm nur alle Monate einen Guß von Seifenwasser oder anderem flüssigen Dünger geben. Er wird darauf ein üppiges Wachstum erhalten. Wenn sich auf den Blättern Staub ansammelt, so sollte man denselben mit einem feuchten Lappen oder Schwamm und kaltem Wasser abwaschen und dies auch auf der unteren Seite der Blätter nicht vernachlässigen. Wenn dies lange Zeit nicht geschieht, so darf man sich nicht wundern, wenn sich die rote Spinne und Schildläuse auf der Pflanze einnisten. Unser gewöhnlicher Waldepheu eignet sich ganz gut zu dieser Kultur; den Vorzug verdient aber der englische oder irische großblättrige Epheu, den man in jeder Handelsgärtnerei billig erhalten kann.

Tod des Archimedes bei der Eroberung von Syrakus.

Einige Jahrhunderte vor Christi Geburt, ungefähr zu derselben Zeit, als der Stern Griechenlands seinem Niedergange zueilte, begann das römische Reich immer mehr sich zu entfalten und seine Herrschaft immer weiter auszubreiten. Schon waren die Römer Herren des ganzen italienischen Landes, in dessen reichgesegneten Gefilden sie glücklich und zufrieden hätten leben können; allein ihre Eroberungslust kannte keine Grenzen. Sicilien, die „Perle des Mittelmeers", sollte noch ihr Eigentum werden. Die Besitzergreifung dieser schönen Insel war nicht so leicht. Die Karthager, ein mächtiges, Schiffahrt und Handel treibendes Volk an der Nordküste Afrikas, waren den Römern zuvorgekommen und hatten bereits an mehreren Stellen auf der Insel festen Fuß gefaßt. Mit diesem Volke kamen sie daher in einen langwierigen und überaus blutigen Krieg, in dessen Verlauf Archimedes eine nicht unbedeutende Rolle spielte.

Es schien nämlich, als wäre das alte Kriegsglück von den Römern gewichen, denn Hannibal, ein karthagischer Held, der seinem Vater [illegible] geschworen hatte, auf ewig ein Feind der Römer zu sein, schlug alle ihre Heere und heftete den Sieg beständig an seine Fahnen. Endlich aber ward auch selbst Hannibal durch einen ausgezeichneten römischen Feldherrn besiegt, und dieser Feldherr war Marcellus, von dem die Römer zu sagen pflegten: „Er ist unser Schwert." Marcellus warf schnell ein auserlesenes Kriegsvolk auf Schiffe und fuhr mit diesem über das Meer nach Sicilien, um dort die bedeutendste, mit den Karthagern verbündete Stadt Syrakus zu nehmen und den Römern zu unterwerfen. Allerlei Sturm- und Belagerungsmaschinen wurden in Bewegung gesetzt, so daß selbst der größte Heldenmut einem so heftigen Angriff gegenüber nicht lange hätte widerstehen können, wäre nicht ein Greis in der Stadt gewesen, der fast drei Jahre lang alle Angriffe der Römer vereitelte. Dies war Archimedes, ein berühmter Mathematiker und Gelehrter, welcher Maschinen und Werkzeuge erfand, die den Belagerern so gefährlich wurden, daß sie sich den Mauern der Stadt nicht nahen konnten und an eine Einnahme derselben kaum zu denken war.

Archimedes war um das Jahr 287 vor Christi Geburt zu Syrakus geboren und hatte sich schon in früher Jugend den Wissenschaften und gelehrten Forschungen zugewandt. In Alexandria, wo Euklides, der größte Rechenmeister des Altertums, gelehrt, studierte er und überraschte seine Freunde schon damals durch ungewöhnliche Leistungen, sowie dadurch, daß er sich in die Lösung einer schwierigen Aufgabe oft so sehr vertiefte, daß er darüber Essen und Trinken vergaß. Nach seiner Rückkehr in die Heimat ward Archimedes mit dem Kunst und Wissenschaft liebenden Könige Hiero eng befreundet. Hier baute er in dessen Auftrage ein prachtvolles Riesenschiff, „Alexandria" genannt, das die gerechte Bewunderung selbst der erfahrensten Seeleute erregte und ihm das reichste Lob seines königlichen Freundes einbrachte. Das Schiff war so groß, daß es eine für mindestens sechzig große Kriegsschiffe ausreichende Holzmenge erforderte. Als es fertig dastand, waren alle aufgewendeten Menschenkräfte nicht im stande, das ungeheure Riesenfahrzeug von der Stelle zu bewegen. Aber auch hier wußte Archimedes Rat. Er erfand sinnreich konstruierte Hebemaschinen und machte durch deren Anwendung wie spielend den gewaltigen Schiffskörper flott. Als ihm König Hiero über diese Leistung seine Bewunderung ausdrückte, antwortete er in gerechtem Stolz: „Gib mir einen Punkt außerhalb der Erde, und ich setze sie in Bewegung!"

Als Marcellus mit seinen Römern im Jahre 214 vor Christi Geburt Syrakus belagerte, war Archimedes bereits ein Greis von siebenzig und einigen Jahren, nahm aber dennoch an der Verteidigung seiner Vaterstadt den hervorragendsten Anteil. Er erfand namentlich verschiedene Geschütze und allerlei Wurfmaschinen, die auf große Entfernungen wirkten und die heranstürmenden Römer, wenn diese schon aus dem Bereich der Geschosse zu sein wähnten, durch erneute Treffer in die größte Verwirrung setzten. Selbst wenn die Feinde schon bis unter die Mauer gekommen waren, wurden sie noch von wuchtig herabfallenden Steinen zermalmt; besonders gefährlich wurde den Römern die von Archimedes konstruierte sogenannte „eiserne Hand", ein schwerer Balken an einer eisernen Kette, womit man das Vorderteil eines Schiffes ergreifen, dieses selbst durch einen Hebel emporheben und mit vernichtender Gewalt wieder in die Tiefe hinabschleudern

„Zertritt mir meine Zirkel nicht!“

konnte. Ja man erzählt, daß Archimedes sogar große Brennspiegel erfunden und durch geschickte Aufstellung derselben die Kriegsschiffe der Römer angezündet habe. Durch alle diese Vorrichtungen versetzte er die Römer in eine solche Mutlosigkeit, daß sie erschraken und eiligst die Flucht ergriffen, wenn sie nur einen von der Mauer hängenden Strick oder eine hervorstehende Latte erblickten, schreiend und meinend, Archimedes richte seine Zaubermaschine gegen sie. Die Belagerer erkannten zuletzt, daß sie den gewaltigen Verteidigungsmitteln der Syrakusaner gegenüber nichts vermöchten, und beschränkten sich darauf, den festen Platz von beiden Seiten eingeschlossen zu halten. Allein die Mutlosigkeit der Römer und der stets erfolgreiche Widerstand der Belagerten erhöhte die Sicherheit der letzteren und führte endlich dadurch deren Verderben herbei.

Einst unterhandelten die Syrakusaner von einem Turme herab mit den Römern. Ein Soldat zählte dabei die Quadersteine der Mauer und merkte sich ihre Größe. Nun kannte man die Höhe der Stadtmauer und verfertigte Leitern zum Ersteigen derselben. Während einst ein dreitägiges Fest gefeiert wurde und die Belagerten nach den Trinkgelagen des Tages sich dem Schlaf ergeben hatten, erstiegen tausend der kühnsten Soldaten die bezeichnete Mauerstelle, töteten die hier aufgestellten Wachen und erbrachen ein Thor, durch welches Marcellus mit dem Heere eindrang. Der römische Befehlshaber hatte den Befehl gegeben, das Leben des großen Mathematikers, für den er eine aufrichtige Verehrung empfand, unter allen Umständen zu schonen. Allein im ersten Aufruhr wurden von den römischen Soldaten viele Einwohner der belagerten Stadt niedergehauen, unter ihnen auch Archimedes. Dieser saß gerade in seinem Zimmer und war mit ernster Arbeit, nämlich mit Lösung mathematischer Aufgaben beschäftigt, wozu er allerlei Kreise und Figuren in den Sand malte, ohne zu sehen und zu hören, daß die Stadt Syrakus bereits von den Römern eingenommen war. Einem Soldaten, der in sein Zimmer drang und den berühmten Gelehrten nicht kannte, rief er nur auf seine Wissenschaft bedacht, abwehrend zu: „Zertritt mir meine Zirkel nicht!“ Mit rauher Hand aber stieß der Krieger den großen Mann nieder.

Als Marcellus den Tod des Archimedes erfuhr, betrauerte er ihn aufrichtig und ließ seinen Leichnam auf das herrlichste bestatten. Einen zu König Hiero einst ausgesprochenen Wunsch des großen Toten, auf seinem Grabmal ein symbolisches Zeichen (eine von einem Cylinder umschlossene Kugel) anzubringen, erfüllte der Sieger ebenfalls. Außerdem nahm Marcellus die Verwandten des Archimedes in seinen besonderen Schutz und erzeigte ihnen zahlreiche Wohlthaten.

Die Eroberung von Syrakus durch die Römer und also auch der Tod des Archimedes fällt in das Jahr 212 vor Christi Geburt.

Unter Korsaren.

Von **H. Wörishöffer.**

(Fortsetzung.)

Einer der Korsaren drängte sich vor und glitt bis zu den Reihen der Tanzenden; hier legte er eine seidene, mit Goldstücken gefüllte Börse vor die Füße dieser Leute und trat dann mit über der Brust gekreuzten Armen ehrerbietig zurück.

Wie die Habichte stürzten sich zwei Rotmäntel auf das Geschenk, beide erwischten es zugleich und hielten den Schatz in fest verkrallten Fingern. Der Mantel fiel schlaff herab, der Tanz hörte plötzlich auf, zornrote Gesichter sahen einander an.

Da zerrissen die Maschen des leichten Seidennetzes, und das Geld rollte nach allen Seiten. Hier ergriff diese Hand eine der Münzen, dort jene. Die beiden streitenden Rotmäntel bekamen das wenigste.

Matthias und der Steuermann sahen einander an. „Das war die Börse unseres armen Kapitäns. Erkanntest du sie wohl, Matthias?“

„Auf den ersten Blick,“ entgegnete der Knabe. „Ibrahim muß den Schatz dem Toten aus der Tasche gezogen haben.“

„Und das nur, um einen Opfergegenstand zu erlangen!“

„Jetzt kommt er. Ich will ihn fragen.“

Matthias näherte sich dem jungen Korsaren und redete ihn an. Er hatte von der Sprache dieser Leute schon genug gelernt, um verstehen zu können und selbst verstanden zu werden.

„Wer sind die Tänzer?“ sagte er. „Weshalb macht man ihnen Geschenke?“

Ibrahim seufzte. „Das sind Aisauri,“ antwortete er. „Sie kennen die schwarze Kunst und wissen Mittel gegen alle Krankheiten. Jetzt ziehen sie in die Wüste, um dort heilige Schlangen einzufangen, und von da nach Fez, wo ihr Ordenshaus steht. Die tiefsten Geheimnisse der Zauberei werden in diesem Tempel gelehrt.“

Matthias bemühte sich, nicht zu lächeln. „Die Leute sind also euere Aerzte, nicht wahr, Ibrahim?“

„Ja! Man muß ihnen Opfer bringen.“

„Das ist sicherlich die Hauptsache. Hast du auch einen Kranken, den du der Fürsorge der Aisauri besonders empfehlen möchtest?“

Der Korsar nickte. „Meinen alten Vater,“ sagte er. „Der arme Mann konnte nicht bis hierher gehen, um seinen einzigen Sohn zu begrüßen.“

Und mit traurigem Blick kehrte der Bursche wieder auf seinen Posten zurück. Der Steuermann und Matthias sahen einander an. „Diese armen Bethörten!“ sagten ihre Augen. „Diese Opfer der systematischen Betrügerei!“ —

Die Rotmäntel hatten jetzt den unsinnigen Tanz beendet, alle Gaben waren eingesammelt und die Glieder der ehrsamen Zunft vollzählig am Platz. Kleine rote Fahnen kamen zum Vorschein, Musik und Ausrufe ertönten, dann zogen die Aisauri davon, um im Vereinshause zu Fez eine Schar neuer Lehrlinge einzuweihen in die Geheimnisse des Standes, vielleicht ganz besonders in die Künste der sinnebetäubenden Wirbeltänze, deren Einfluß auf das niedere Volk seine Macht immer wieder und wieder siegreich behauptete. Auch Schlangen sollten in der Wüste erbeutet werden, Zaubermittel, um die Unwissenden, die Armen am Geiste zu bethören.

Schlangenaugen, Schlangenherzen, dazu die getrocknete und zu Pulver zerriebene

Haut, das sind Dinge, mit denen sich eine geheimnisvolle, an das Schauerliche streifende Wirkung ausüben läßt. Der lebende, sich krümmende und windende Wurm gehorcht auch dem Zuruf seines Meisters — ein Beweis, daß dieser die schwarze Kunst aus dem Fundamente studiert hat und mit den Bewohnern des Geisterreiches auf dem vertautesten Fuße steht.

Nun waren die glänzend roten Erscheinungen verschwunden, eine Staubsäule bezeichnete den Weg, welchen sie genommen und auf dem die Menge sie bis vor die Stadt begleitete. Seltsame Gestalten kamen da zum Vorschein, Leute, die weiter nichts trugen, als einen groben leinenen Sack mit Löchern für den Kopf und die Arme, zahllose Krüppel, Bettler und Blinde, die sämtlich auf den Straßen zu leben und ihre Existenz vom Zufall abhängig zu machen schienen.

Der Zug der Gefangenen durchschritt jetzt eine jener engen, nach orientalischer Weise angelegten Gassen, die nur gerade breit genug sind, um für zwei Personen nebeneinander Raum zu gewähren. In den tiefen Wandnischen jedes Hauses arbeiteten Handwerker vor den Blicken der Passanten, kochten wandernde Speisewirte auf kleinen, tragbaren Oefen die billigen Gerichte der ärmeren Bevölkerung, boten Juden mit langen Bärten ihre Waren feil — bunte Stoffe, Goldsachen, Töpfergeschirr, Früchte und Werkzeuge, alles durcheinander und alles mit lauten, kreischenden Stimmen, so daß es kaum möglich schien, aus diesem verworrenen Ganzen das einzelne herauszufinden. Selbst Geldwechsler waren vorhanden, Wasserträger kreuzten den Weg, Märchenerzähler und Volkssänger hielten ihr Publikum gefesselt.

Dann kam am Ausgang der Gasse ein weiter Hof, in dessen Mitte ein düsteres, fensterloses Gebäude mit flachem Dache sich erhob. Nur einige Luken, klein, wie Schießscharten, bildeten in der grauen Steinwand die einzigen bemerkbaren Unterbrechungen, sonst war die ganze Fronte kahl und eintönig, besonders da auch der Eingang nicht vom vorderen Hofe her, sondern von der Seite in das Haus hineinführte. Durch einen engen, überdachten, offenbar zu Verteidigungszwecken hergestellten Gang, wurden die Gefangenen in einen von hohen Mauern umgebenen, inneren Hofraum geführt und dann ihre Ankunft dem Vertreter des Dei gemeldet.

Eine Säulenhalle lief rings um den gepflasterten Platz, Erker und zahlreiche Balkone schmückten hier die Wand des Marmorpalastes, Dattelpalmen, purpurne Kaktus und weißumblühte Schlingpflanzen fächelten im leisen Winde ihre üppigen Blättermassen, ein Brunnen mit Marmorbändern nahm die Mitte des Hofes ein, überall herrschte die größte Sauberkeit, ja, der unverkennbare Anstrich der Vornehmheit, aber — es lag die Ruhe des Todes auf dem schönen, reichen Besitztum, es wurde kein Laut einer menschlichen Stimme gehört, man sah keine Arbeit, kein Haustier, kein Kinderantlitz hinter den umblühten Säulen der Balkone — es war alles wie ausgestorben, wie verödet.

Nach den Gefangenen betraten zwei schwarzgekleidete Herren, offenbar Europäer und dem Ansehen nach Geistliche, den Hof. Sie schienen hier nicht fremd, sondern bewegten sich wie Leute, die den Ort kennen und genau wissen, zu welchem Zwecke sie erschienen sind.

Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, dann öffnete sich die Thür des Hauses und Sidi Hassan ben Ismael, der Gebieter desselben, betrat den Hof. Ein weißgoldener Haik flatterte, von Diamantspangen gehalten, um die Schultern des hochgewachsenen, etwa vierzigjährigen Mannes, dessen halbergrauter Bart lang herabwallte und dessen hohe Stirn der Turban fast verhüllte. Finsterblickende, dunkle Augen musterten die Gefangenen und die beiden fremden Herren, dann sah der Vertreter des Dei sekundenlang hinüber zu einem Manne, der hinter ihm stand und einen Fächer in Bewegung hielt — Hassans Lippen zuckten kaum merklich, er schritt langsam an den Reihen der Gefangenen hinab.

Hinter ihm ging der Sklave, ein Greis von vielleicht siebzig Lebensjahren, mit weißem Haar und Bart, ohne Fußbekleidung und im Gewande des niedersten Dieners, aber mit ruhigem, mildem Blick und einer Haltung, die eher alles andere verriet, als Furcht oder Verzweiflung. Der Alte war eine schöne, patriarchalische Erscheinung, er bewegte den Fächer aus weißen Straußenfedern mit der gelassenen Würde eines Mannes, der die Stellung, welche er einnimmt, vollkommen ausfüllt und das selbst weiß. Hätte er einer Schar betender Christen den Abendmahlskelch gereicht, so könnte seine Haltung bei dieser Ceremonie keine andere und edlere gewesen sein.

Sidi Hassan sah das und fester preßten sich seine Lippen aufeinander; er nahm von dem ehrerbietigen Gruße der beiden schwarzgekleideten Herren kaum durch ein leichtes Kopfnicken Notiz.

Matthias neigte sich ein wenig gegen Pablos Ohr. „Sir," flüsterte er, „wissen Sie, was ich mir denke?"

„Nun?"

„Dieser Herr in mohammedanischer Kleidung ist ein Weißer."

„Hm! — Vielleicht waren seine Vorfahren Europäer; er selbst wohl kaum. Aber der alte Sklave ist sicherlich einmal von Korsaren geraubt gleich uns."

„Der Arme! — wie gut er aussieht."

Während dieses kurzen Gespräches hatte Hassan die Reihen der Gefangenen durchschritten und hie und da eines Matrosen Brust berührt, ganz stumm, ohne eine Silbe, ein Zeichen; nur die blasse, magere Hand hob sich sekundenlang, dann zogen Diener den betreffenden Mann aus dem Gliede und der Vertreter des Dei ging langsam weiter, ohne sich umzusehen.

Jetzt berührte er die Schulter Pablos, und nach diesem Moment fiel sein Blick auf das hübsche, offene Knabenantlitz unseres Freundes. Wie magnetisch gezogen sahen die gramvollen, dunkelumrandeten Augen in diejenigen des Gefangenen.

„Sidi Hassan!" flüsterte mit über der Brust gekreuzten Armen der Schiffsoffizier, welcher die Seeleute hierhergebracht hatte. „Gestatte deinem Diener ein Wort, Liebling des Schicksals!"

Eine leichte Handbewegung zeigte die Ungeduld des hohen Beamten. „Rede!" befahl er kurz.

„Mich sendet Almansor, der Kapitän des ‚Stern von Tripolis', hoher Herr. Er wünscht diesen Knaben zu kaufen."

Und die Hand des Korsaren bezeichnete unseren Freund.

Matthias hatte die Worte verstanden, er wurde bleich bis in die Lippen; in kaum erträglicher Furcht beobachtete er das finstere Gesicht des Mannes, dessen nächstes Wort jetzt über seine Zukunft entscheiden sollte.

Der Beamte runzelte die Stirn. „Frage den Burschen, ob er ein Korsar zu werden wünscht oder nicht," gebot er.

Das geschah, und Matthias schüttelte den Kopf. „Nein! Nein! Unter keiner Bedingung."

„Weshalb nicht?" forschte Hassan. „Bist du kein Seemann?"

„Das wohl, Herr, aber —"

„Nun?“

Matthias sah offen und freimütig in das Antlitz des Herrschers. „Ich bitte dich, Sidi Hassan,“ sagte er, „schenke mir diese Antwort.“

„Bursche!“ rief voll Schreck der Offizier. „Bist du toll geworden?“

„Laß ihn,“ befahl Hassan und wandte sich dann wieder zu dem Knaben. „Ich will diese Antwort wissen,“ sagte er kalt. „Sprich also!“

„Du befiehlst es, Herr? Und du wirst deines Gebotes eingedenk bleiben?“

„Allah beschütze den Jungen!“ ächzte der Offizier. „Er verwirkt seinen Kopf.“

Etwas wie der Schatten eines Lächelns zuckte um Hassans Lippen. „Sprich getrost!“ antwortete er.

Matthias fühlte ein Herzklopfen, das ihn fast erstickte, aber er blieb trotzdem ruhig und furchtlos. „Ich bin ein Christ, Herr,“ sagte er, „wie könnte ich also daran denken, die Laufbahn eines Seeräubers einzuschlagen?“

„Sidi Hassan! Soll der Junge ertränkt oder erdrosselt werden?“

„Schweige, bis man dich fragt, Achmet ben Hirsam!“ herrschte der Beamte, dann wandte er sich wieder zu dem Knaben. „Fürchtest du dich nicht, meinen Zorn zu reizen?“ fragte er. „Dein Leben steht in meiner Hand.“

„Das weiß ich, Sidi Hassan! Ich weiß aber auch, daß du mir kein Haar krümmen darfst ohne den Willen Gottes — und ich habe nichts Unrechtes gethan, was sollte ich also fürchten?“

Der Mohammedaner zuckte zusammen, in seinen schwarzen Augen blitzte es plötzlich auf, seine Rechte fuhr zu der goldglänzenden Waffe im Gürtel. „Ich sollte nicht dürfen?“ stammelte er, „nicht dürfen? — — Wer würde dich beschützen, wenn mir's jetzt beliebte, dir den Kopf abzuschlagen?“

Matthias blieb ruhig. „Einer, der stärker ist als du, Sidi Hassan! Er, der gesagt hat: ‚Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt!‘ — Er sieht jetzt hierher, er hört deine Worte und beschützt mich!“

Die Klinge des Beamten fiel laut klirrend auf das Pflaster, Hassan ben Ismael drehte sich plötzlich um, von seinen Lippen klang ein heiseres, unnatürliches Lachen. „Achmet ben Hirsam!“ rief er, „bei dem Barte des Propheten, du hattest recht, — der Junge ist toll!“

Der Offizier fuhr auf. „Soll ich ihm — —“

„Nichts da! Ich behalte ihn als meinen Sklaven.“

Und der zornmütige Mann wollte sich mit einer abweisenden Bewegung gegen die übrigen Gefangenen hastigen Schrittes in das Haus begeben, als ihm gerade zur rechten Zeit die beiden schwarzgekleideten Herren entgegentraten.

„Sidi Hassan, habe die Gewogenheit, uns anzuhören!“

Ein Lächeln voll Grausamkeit erschien auf den Lippen des Mohammedaners, er blieb stehen und kreuzte die Arme; ein befehlender Blick streifte den Sklaven.

„Hierher, Hamid!“

Der Greis erschien sogleich. „Was gebieteſt du, Herr?“

„Kniee nieder!“

Der weiße Sklave gehorchte und Sidi Hassan stützte nachlässig die Rechte auf seine Schulter. In den schwarzen Augen glänzte ein satanisches Frohlocken, so recht mit Behagen fragte der Würdenträger die beiden Herren, was ihnen zu Diensten stehe.

„Du weißt es, Herr!“ versetzten diese. „Vielleicht kommen wir übrigens zu ungünstiger Stunde und thun besser, dich heute nicht zu stören.“

Der Beamte strich sich den Bart. „Sprecht immerhin!“ gebot er. „Eine Stunde ist wie die andere, wenigstens was euer Begehr anbelangt.“

Die Fremden wechselten einen schnellen Blick. „Nun denn,“ versetzte einer derselben, „so wollen wir dir, da du es erlaubst, sagen, was uns hierher führt. Es betrifft diesen Dulder, den ehemaligen Geistlichen, Ferdinand Baumgarten, der —

„Den ich nicht kenne,“ sagte eiskalt der Mohammedaner.

Den du deinen Sklaven Hamid nennst, Sidi Hassan. Wir sind heute durch den Beistand christlicher Freunde in Europa dazu gelangt, dir ein sehr bedeutendes Lösegeld anbieten zu können. Willst du uns eine Gnade erweisen, Herr?“

„Welche?“

„Uns zu sagen, wie viel Lösegeld du jemals für den bestbezahlten deiner weißen Sklaven erhieltest?“

Sidi Hassan behielt immer noch sein grausames Lächeln. „Ich glaube, es waren etwa fünftausend Franken!“ antwortete er. „Ja, ja, ich weiß schon, es handelte sich um einen reichen Kaufmann aus Marseille.“

Der Fremde trat ihm näher. „Herr,“ sagte er mit bebender Stimme, „Herr, so vernimm denn nun mein Gebot! — Wir wollen das Lösegeld für deinen Sklaven Hamid verdoppeln, wir bieten dir zehntausend Franken! Hörst du wohl, zehntausend Franken! Das ist eine Summe, für die du an Stelle dieses schwachen Greises mehr als ein Dutzend junger kräftiger Männer wieder kaufen kannst!“

Der Mohammedaner lächelte spöttisch. „Ich schlage das Angebot aus!“ versetzte er mit hochmütigem Tone.

Der andere rang die Hände. „Ganze Gemeinden haben beigesteuert, um diese große Summe aufzubringen,“ rief er voll Verzweiflung. „Arme, geringe Leute haben um des guten Werkes willen ihr Scherflein treulich gespendet, und du willst das Lösegeld nicht annehmen! Sprich also jetzt, Sidi Hassan, wie viel verlangst du? Was müssen wir dir bieten, um die Freilassung des edlen, unglücklichen Mannes zu erlangen?“

Der Beamte schien nachzudenken; er strich den Bart und verharrte unbeweglich in seiner früheren Stellung, nur das Wetterleuchten in den schwarzen Augen verriet die Schadenfreude, welche er empfand.

„Ich habe mir's überlegt,“ sagte er achselzuckend. „Der Sklave Hamid wird überhaupt nicht verkauft!“

Ein erstickter Schrei bebte von den Lippen des Fremden. „Sidi Hassan, nimm das Wort zurück! Nimm es um des guten Gottes willen zurück! Du hast uns bisher Hoffnung gemacht, hast uns glauben lassen, daß ein reiches Gebot von dir angenommen werden würde! — Weshalb ist das jetzt anders?“

Der Muselmann grüßte nachlässig. „Lebt wohl, ihr Herren!“ sagte er. „Vielleicht gab ich einmal in guter Laune ein halbes Versprechen, das ist möglich; heute entsinne ich mich indessen der Sache nicht mehr. Hamid bleibt mein Eigentum.“

„O laß dich bitten, Herr! Laß dich bitten! Es ist der selbe ewige, unbestechliche Weltenrichter, der, den du Allah nennst, den die Christen — —“

„Steh auf, Hamid!“

Das war beinahe gekreischt, der erzürnte Herrscher ging mit großen Schritten in das Haus, während sein Sklave langsamer nachfolgte. Vorher reichte er jedem der beiden fremden Herren die Hand. „Ich danke ihnen, meine lieben Freunde, ich danke ihnen tausendmal, wenn auch der Plan mißlungen ist. Sie sehen, der Himmel will auch in meiner gegenwärtigen Stellung noch festhalten, — dürfte ich also wohl

zögern, diesen bestimmt ausgesprochenen Befehl zu erfüllen?"

Und heiter lächelnd eilte er seinem Gebieter nach in den Palast.

Die beiden Fremden sahen einander an. „Jetzt ist jede Hoffnung dahin!" sagte mit düsterem Tone der eine. „Ach, armer Baumgarten, er stirbt eines Tages auf dem harten Fußboden, ohne einen Freund, einen Trost, ohne eine Hand, die ihm im letzten Kampf beistände. Was sollen wir beginnen, um ihn zu retten?"

Der andere wandte sich zum Ausgang. „Kommen Sie nur jetzt," bat er. „Die Stunde war im höchsten Maße ungünstig."

Während sich die beiden Herren im halblaut geführten, lebhaften Gespräch entfernten, erschien eine Art von Aufseher oder Palastdiener und brachte dem Offizier den Befehl, die Sklaven in das Verkaufslokal zu führen. „Mehr als die, welche er selbst ausgesucht, will Hassan ben Ismael nicht behalten," setzte er hinzu.

Eine Handbewegung gebot dabei den für das Eigentum des Herrschers bestimmten Leuten, ihm zu folgen. Eine Mauerpforte öffnete sich auf einen Nebenhof, ein langes flaches Gebäude wurde sichtbar, dahinter ein Wald von Dattelpalmen und Orangen, weitgedehnte Anpflanzungen, in welchen eine große Anzahl von Sklaven mit der Ernte beschäftigt war.

„Da hinein!" befahl der Aufseher, indem er einem anderen Manne einen bezeichnenden Wink gab. „Neue Zufuhr, Soliman!"

Die Pforte schloß sich wieder, Matthias, Pablo und mehrere andere waren von ihren bisherigen Genossen getrennt, sie wurden sofort in die Reihen der Arbeiter eingestellt und mußten die gesunden

Schattenbilder: Das Kaninchen.

Früchte von den wurmstichigen sondern, während draußen Achmet ben Hirsam die Gefangenen zum Weitermarsch ordnete.

Matthias hörte, daß eine Stimme seinen Namen rief. „So hilf mir doch! Hilf mir doch! Wer weiß, wohin ich geschleppt werde!"

Das war Jim, und unser Freund hätte ihm, obgleich er den Burschen verachtete, doch gern ein Wort des Trostes zugerufen, aber Soliman stand mit einer kurzen Lederpeitsche in der Rechten neben ihm, und verhinderte so durch seine Gegenwart jede Aeußerung der Teilnahme, die allerdings für den Sohn des Millionärs von keinem wirklichen Nutzen gewesen wäre.

Jims flehentliches Geschrei verhallte, die äußere Pforte fiel ins Schloß und Matthias war allein unter lauter Fremden, die vom Neger bis zum Weißen alle erdenklichen Farbenschattierungen aufwiesen. Die Leute sahen nicht eben aus, als müßten sie Mangel leiden, oder gar als würden sie mißhandelt, aber in ihrer Haltung, ihren Blicken lag die Scheu des rechtlosen Sklaven, sie sprachen flüsternd und schwiegen sogleich, wenn zufällig der Aufseher in die Nähe kam.

Große Körbe mit Datteln und Orangen standen überall, aber keiner der Arbeiter hätte es gewagt, sich eine dieser Früchte anzueignen, — es gehörte ja alles dem fremden Gebieter, sie selbst und die reichliche Ernte, welche Gott in seiner unerschöpflichen Güte den Menschen gewährt.

Pablo arbeitete in einer anderen Reihe, Matthias konnte daher kein Wort sprechen, sondern saß schweigend da, bis nach langen Stunden ein gellender Schlag mit dem Klöpfel gegen eine metallne Schelle die Feierabendstunde anzeigte und nun die Sklaven sich selbst überlassen blieben.

Man hielt sie nicht wie Gefangene, sie konnten durch einen zweiten Ausgang die Arbeiterwohnung und das Gehöft ungehindert verlassen, — alle, mit Ausnahme unseres Freundes.

Der Palastdiener erschien zum zweitenmal und winkte ihm, nachdem er gegessen hatte, sogleich zu folgen. „Du sollst künftig nicht in den Gärten, sondern im Hause selbst arbeiten," sagte er. „Ich werde dir jetzt die nötigen Kleider bringen."

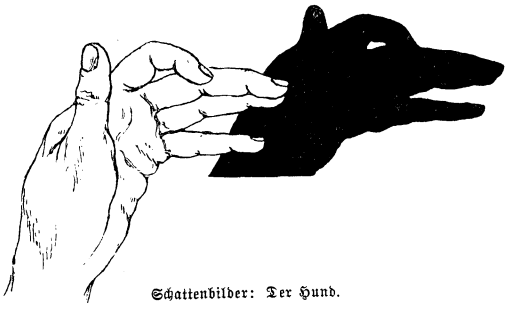
Matthias erschrak. „Den weiten Kittel wie ihn die Neger tragen? Bunte Sachen?"

Ein spöttisches Lächeln kräuselte die Lippen des Aufsehers. „Dachtest du an Gold und Seide?" fragte er. „Hofftest du auf einen Haik, wie ihn Sidi Hassan trägt?"

(Fortsetzung folgt.)

Schattenbilder.

Ein helles Licht, eine weiße Wand und ein Paar Hände, das sind die einzigen Erfordernisse, um jene possierlichen Schattenbilder hervorzubringen, die alt und jung



Schattenbilder: Der Hund.

erfreuen. Freilich dürfen die Hände nicht steif und ungeschickt sein, es entstehen sonst Ungetüme, die sich in keine der bekannten Tierklassen einreihen lassen. Die Finger müssen gelenkig sein; wer leicht bewegliche Finger hat, macht die schönsten Schattenbilder, und wer viele Schattenbilder darstellt, bekommt geschmeidige Finger.

Jetzt soll die Vorstellung beginnen, und wir fangen natürlich mit dem leichtesten an, mit dem Hunde, Nr. 1. Die linke Hand allein genügt, wir brauchen nur den Zeigefinger zurückzubiegen und krumm zu machen, dann haben wir die Stirn mit dem Auge; Mittel- und Goldfinger bilden die Nase, der kleine Finger den Unterkiefer und der Daumen das Ohr. Wird der kleine Finger bewegt, so öffnet und schließt sich das Maul. Der kluge Hund kann auch bellen und mit dem Ohre wackeln.

Macht man gleichzeitig mit der rechten Hand dieselbe Figur, so kann man zwei Hunde vorführen, die sich begrüßen, anbellen und beißen, bis zuletzt der große den kleinen verschlingt. Die verschiedene Größe erhält man dadurch, daß die eine Hand etwas näher am Licht arbeitet als die andere.

Das reizende Kaninchen, Nr. 2, erfordert beide Hände, denn es stellt sich beinahe in ganzer Gestalt dar. Man lege die Hände mit dem Rücken aufeinander, die linke oben, die rechte unten, und verschlinge in dieser Lage die beiden kleinen Finger, damit die Hände recht fest in dieser Lage liegen bleiben. Der gekrümmte Zeigefinger der linken Hand, dessen Spitze sich gegen die Daumenspitze stützt, bildet Kopf und Auge des Kaninchens, Mittel- und Goldfinger erzeugen die langen Ohren. Die leichtgekrümmten Zeige- und Mittelfinger der Rechten ergeben dann die Vorderbeine, und aus dem Schatten des Daumens und Goldfingers erkennt man auch noch die Hinterbeine. Das Kaninchen ist äußerst lebendig, es bewegt die Ohren auf und ab und trommelt lebhaft mit den Vorderbeinen, es setzt sich auf die Hinterbeine und macht Männchen.

Der Wolf, Nr. 3, ist zwar blind, doch hat er dafür ein fürchterliches Gebiß, welches durch die Fingerspitzen der rechten Hand dargestellt wird. Wenn er den Rachen aufreißt und zuschnappt, kann es einem angst und bange werden.

Schattenbilder: Der Wolf.

Beruhigend wirkt dagegen Nr. 4, der Elefant, welcher wieder ein Auge hat und nicht blind um sich beißt. Er bewegt den langen Rüssel pendelartig hin und her, rollt ihn auf und streckt ihn wieder gerade aus.

Recht gemütlich sieht auch Nr. 5 aus, die Katze, bei welcher wir außer der Hand auch noch den Arm gebrauchen. Der kleine und der Zeigefinger stehen aufrecht mit eingebogenen Vorder- und Mittelgliedern. Gold- und Mittelfinger sind in die Handfläche geschlagen, wo sie vom Daumen festgehalten werden. Der Zeigefinger der linken Hand bildet den Schwanz. Das Kätzchen bewegt das Köpfchen, dreht es zierlich hin und her und betrachtet neugierig den Fußboden neben sich.

Nr. 6 bringt uns in eine andere Tierklasse; eine prächtige Gans stellt sich uns vor. Wie beim Hunde bildet der Zeigefinger den Kopf mit dem Auge, nur tritt der Daumen nicht hervor, denn die Vögel haben keine äußeren Ohren. Die übrigen Finger bilden den langen Schnabel. Die gestreckte Rechte erzeugt einen schönen Flügel. Die Gans kann schnattern und mit Grazie den Hals bewegen. Sie macht zum Schluß eine tiefe Verbeugung und sagt für heute:

Gute Nacht!

Die Hasenjagd.

Ein Zugspiel für zwei Spieler.

Es wird eine Spielfläche von 25 quadratischen Feldern hergestellt und numeriert. Zum Spiele nimmt man entweder die Holzscheibchen des Damenspieles, oder man schneidet aus starker Pappe sechs kreisrunde Scheibchen, die man in folgender Weise bezeichnet:

A. Hase,
B. Förster,
C und D. Erster und zweiter Jäger,
E und F. Erster und zweiter Hund.

Der Hase steht zu Beginn des Spieles auf Feld 3. Er kann nur immer in gerader Linie auf das nächste Feld rücken, jedoch vorwärts, rechts und links, und (wenn er bereits weiter gezogen hat) auch rückwärts, so daß er also von seinem Ausgangspunkte 3 auf 2 oder auf 4, oder auf 8 kommen kann. Steht er auf 8, so kann er auf 13, auf 7, auf 9 oder auf 3 ziehen. Die Aufgabe des Hasen besteht nun darin, auf eines der Felder von 21 bis 25 zu gelangen, denn diese Felder führen aus dem Jagdgebiete hinaus, und dann ist der Hase gerettet, d. h. dann hat der Knabe, welcher den Hasen zieht, das Spiel gewonnen. Der andere Knabe, welcher mit den übrigen Steinen zieht, muß das Entkommen des Hasen zu verhindern suchen. Die Steine des zweiten Spielers werden zu Anfang des Spieles auf die Felder 21 bis 25 gesetzt und zwar kommt der Förster auf 23, die beiden Jäger kommen auf 22 und 24, die beiden Hunde auf 21 und 25 zu stehen. Der Förster kann nur in gerader Linie ziehen, aber vor und zurück, und auch seitwärts und über beliebig viele Felder. So kann er z. B. von seinem Standorte 23 nach Belieben auf 18, 13, 8 oder auch gleich auf 3 rücken. Steht er z. B. auf 13, so kann er auf die Felder 12, 11, 8, 3, 14, 15, 18, 23 rücken, selbstverständlich wenn sie frei sind. Steht ihm der Hase im Wege, so schlägt der Jäger ihn und das Spiel ist aus. Der Förster darf aber erst ausrücken, wenn sowohl die beiden Jäger als auch die beiden Hunde die Jagd begonnen, d. h. ihre Plätze verlassen haben. Das Schlagen ist stets ein Ueberschlagen, d. h. der nächste Zug muß über dem Hasen weg und nicht etwa auf seinem Platz erfolgen. Ist z. B. der erste Jäger auf 4 (siehe nachher) und der Hase auf 9, so kann letzterer geschlagen werden, d. h. der Jäger besetzt 14, nimmt den Hasen weg, und das Spiel ist zu Ende.

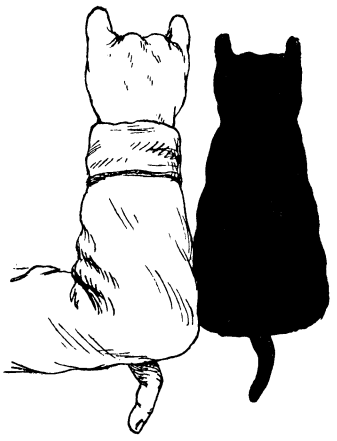
Die beiden Jäger können stets nur zwei Felder auf einmal vorwärts, seitwärts oder rückwärts rücken, also der erste Jäger muß, wenn er den ersten Zug thut, von seinem Standorte 22 auf 12 ziehen, von 12 aus aber kann er auf 2, auf 14 oder zurück auf 22. Auf 11 kann er von 12 nicht kommen, weil er hier nur ein Feld vor sich hat. In der gleichen Weise geht der zweite Jäger vor, der auf 24 steht.

Die Hunde können immer nur ein Feld weiter, und zwar in schräger Linie ziehen, aber vor- und rückwärts, so daß der erste Hund, welcher auf 21 steht, bei seinem ersten Zuge nur auf Feld 17, der zweite Hund, der auf 25 steht, nur auf Feld 19 gelangen kann. Der erste Hund kann nun, wenn die Felder frei sind, von 17 auf 13, auf 11, auf 23 oder zurück auf 21 kommen. Der zweite Hund kann von 19 bei freiem Wege auf 23, 13, 15 oder zurück auf 25. So können die Hunde in schräger Richtung beliebig auf der ganzen Tafel bis zu den ersten Feldern umherziehen. Die Hunde dürfen den Hasen nur stellen, d. h. ihm den Weg verlegen; schlagen können den Hasen bloß die Jäger oder der Förster, wenn der Hase sich in ihrer Lauflinie befindet.

Beispiel.

Wir geben nun einen bestimmten Spielfall. Der erste Jäger zieht an auf 12, der Hase geht auf 2; der zweite Jäger geht auf 14, und der Hase flieht auf 1. Der erste Hund zieht auf 17, der Hase springt auf 6, der erste Hund geht auf 11. Zöge nun der Hase auf 7, so würde ihn der erste Jäger schlagen, indem er auf Feld 2 rückte. Der Hase muß also zurück auf 1. Jetzt rückt der zweite Hund auf 19. Nun kann der Hase nur noch auf 6 rücken. Der Förster begibt sich auf 8 und der Hase flüchtet nochmals auf 1. Der Förster begibt sich auf 6, und der Hase geht auf 2. Nun rückt der Förster auf 1, und jetzt ist der Hase verloren. Denn zieht er auf

Schattenbilder: Der Elefant



Schattenbilder: Die Katze.

Schattenbilder: Die Gans.

3, so schlägt ihn der Förster, und zieht der Hase auf 7, so schlägt ihn der erste Jäger.

Der Knabe, der die Jägerpartie führt, hat also gewonnen. Zieht dagegen der erste Jäger zu Beginn auf 12, der Hase auf 4, der erste Jäger auf 14, der Hase auf 5, der zweite Hund auf 19, der Hase auf 10, und rückt nun der Förster in unkluger Berechnung auf 8, so zieht der Hase auf 15. Zieht nun der Förster in falscher Voraussetzung auf 3, so springt der Hase auf 20, und wenn der Förster nun auf 5 rückt, so zieht der Hase auf 25 und kann nicht mehr geschlagen werden. Der Knabe, welcher den Hasen führt, hat also die Partie gewonnen. —

Es ist ersichtlich, daß der Hase sehr klug ziehen muß, wenn er entkommen will. Es empfiehlt sich daher, daß ein älterer Knabe die Partie des Hasen übernimmt.

Hase.

1	2	3	4	5
6	7	8	9	10
11	12	13	14	15
16	17	18	19	20
21	22	23	24	25

I. Hund. I. Jäger. Förster. II. Jäger. II. Hund.

Gefrorene Seifenblasen.

Wenn man Seifenblasen dem Frost aussetzt, so werden sie zu hohlen, harten Eiskugeln, die mit Sternen prangen und den Kugeln so das Ansehen künstlicher Himmelskugeln geben. Doch begünstigen nicht alle Frosttage diese schöne Eisastronomie, man muß, damit die Versuche Eiskugeln hervorzubringen, nicht mißlingen, wie folgt verfahren.

Man löse so viel Seife in Schnee- oder Regenwasser auf, als man mit dem Kopfe einer irdenen Pfeife aufblasen kann. Dieses Seifenwasser bringe man zugleich mit der Pfeife in die Kälte, und wenn es nun zu frieren anfängt, so ist das, um die gewünschten Eiskugeln zu erhalten, die beste Zeit. Man bringe dann sofort mittels der Pfeife eine Seifenblase hervor und, wenn sie nicht gelungen sein sollte, eine andere, die man entweder an der Pfeife hängen oder auch auf einem dazu geeigneten trockenen Gegenstand ruhen läßt. Anfangs zeigen sich die Krystallgestalten auf der Oberfläche mit kleinen Punkten, die sich aber bald zu einem Sterne gestalten und an Größe so zunehmen, daß bisweilen die halbe Kugel von einem einzigen solchen großen Stern eingenommen wird.

Ein Glückspilz.

Zu dem Geigen- und Bogenfabrikanten Riechers in Berlin, welcher bekanntlich einer der besten Kenner alter Instrumente ist, kam unlängst ein junger Musiker, wies eine alte verstaubte Geige vor und erzählte, er habe das Ding in Stettin für 40 Mk. gekauft. Was der alte Kasten wohl wert sei, wollte er wissen. Riechers betrachtete „das Ding" von allen Seiten, prüfte den Klang und sagte dann zitternd vor Erregung: „Wissen Sie, Glückspilz, was Sie da für 40 Mk. erhandelt haben? Eine echte Amati. Wenn Sie dieselbe wieder verkaufen wollen, so zahle ich Ihnen sofort 4000 Mk. dafür." Dem ahnungslosen Besitzer des Instruments kam diese Eröffnung so unerwartet,

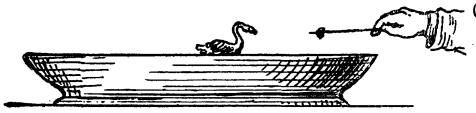
daß er sprachlos in einen Stuhl sank. Der Stettiner Verkäufer der Geige wird weniger erfreut sein, wenn er hört, was er für 40 Mk. fortgegeben hat.

Physikalische Spielerei.

Setzt man auf eine Anzahl gleich groß geschnittener Papierblätter den Daumen und drückt, wie dies in umseitiger Figur dargestellt ist, auf dieselben, in etwas seitwärts schiebender Bewegung, so wird sich das Päckchen in kreisrunder Form gleichmäßig auseinanderlösen und bei fortgesetztem Aufdrücken und Uebereinanderschieben ein vielzackiges, kreisförmiges Bild ergeben.

Der magnetische Schwan.

Einen kleinen Wachsschwan bekommt ihr um wenige Pfennige bei dem Seifensieder. Den Schnabel des Schwans schneidet vorsichtig ab, und steckt statt dessen ein Stück einer magnetisierten Nähnadel oder eines Nagels hinein. Hierauf magnetisiert ihr auch eine Stricknadel. (Wie man das macht, wißt



ihr wohl.) Dann gebt den Schwan auf ein Wasser; er schwimmt. Steckt ihr nun z. B. ein Stückchen Semmel auf das eine (entgegengesetzte magnetisierte) Ende der Nadel, schwimmt der Schwan heran, wie wenn er die Semmel haschen wollte. Kehrt ihr nun das Ende der Stricknadel um, und steckt z. B. ein Stück brennende Wolle 2c. an dasselbe, wird der Schwan fortschwimmen, wie wenn er sich fürchten möchte.

Schachaufgabe Nr. 4.

(4 + 3 = 7)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 3.

1. D d 1 — d 2 K d 5 — c 5, e 5.
2. D d 2 — a 5 resp. g 5.

Arithmetische Aufgaben.

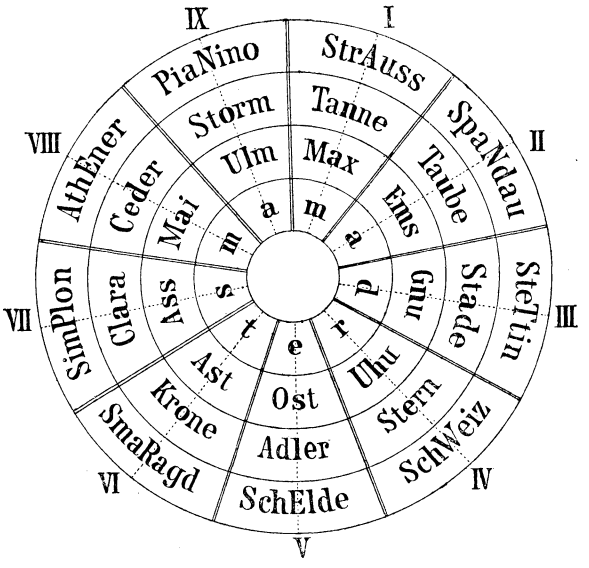
Eine Gesellschaft von Herren, Damen und Kindern, unter welcher die Anzahl der Damen doppelt so groß als die der Herren war und welche im ganzen aus sechzig Köpfen bestand, unternahm eine Landpartie. Die Kosten derselben stellten sich, wenn man für jeden Herrn drei Mark, für jede Dame zwei Mark und für jedes Kind eine Mark rechnete, auf hundert Mark. Wieviel Herren, wieviel Damen und wieviel Kinder nahmen an der Partie teil?

Eine Bauernfrau behielt, nachdem sie von den Eiern, welche sie auf den Markt gebracht hatte, die Hälfte und noch ein halbes Ei verkaufte, sieben Eier übrig; wieviel Eier hatte sie ursprüglich?

Rätsel.

Die Mutter, von der ich stamme,
Ist schmiegsam, weich und mild;

Auflösung des Kreis-Punkträtsels in Nr. 7.



Doch nähert sich eine Flamme,
So wird sie heftig und schilt.
Ich aber bin hart und spröde,
Nichts Weiches ist an mir;
Mit meinem Hauche töte
Ich oftmals Mensch und Tier
Doch will mich die Flamme morden,
So brech' ich in Thränen aus,
Und plötzlich weich geworden,
Flieh' ich ins Mutterhaus.

Fragen und Antworten.

Obertertianer Pz. in **Bützow.** Das beste wird sein, daß Du die Schlittschuhe leicht erwärmst, sodann mit Papier, Kleie, Holzmehl oder dergl. tüchtig abreibst. — Um dem Verrosten während des Winters vorzubeugen, sollen nach dem Schlittschuhlaufen die Schlittschuhe, wenn auch oberflächlich, doch sofort mit Papier gesäubert werden; zu Hause angelangt wische den Stahl mit einem trockenen Tuch so lange ab, bis er nicht mehr beschlägt, und lege die Schlittschuhe dann an einen warmen Ort; haben sie die Zimmertemperatur angenommen, putze die Metallteile mit trockenem Putzpulver sauber ab und lege die Schuhe an einen trockenen Ort. So wirst Du stets blanke Eisschuhe haben. — Sende Deine Arbeit ein; wollen sehen! — Du bittest uns nun schon zum fünftenmal, Dir zu sagen, wie es möglich wäre, daß Du Dein eigener Großvater würdest. Da müßtest Du die Schwiegermutter Deines Vaters heiraten. Rechne 'mal nach.

H. v. K. in **W.** Na warte, Du — Du — Kratzbürste!

Kurt W. in **Halle.** Deine Frage hast Du in den letzterschienenen Nummern des „G. K." doch wohl beantwortet gefunden?

W. H. in **Kiel.** Gewiß, früher kam der Biber auch in Europa zahlreich vor, ist aber jetzt wohl infolge der immer mehr sich ausbreitenden Kulturen nur noch in Polen, Oesterreich, Rußland, Schweden, Norwegen zu finden und auch dort an die Flußufer einsamer Gegenden zurückgedrängt. Es heißt, daß in Deutschland jetzt noch an der Maas, Weser, Aller, Salzach, aber auch an der Donau und einigen anderen Flüssen wiederholt einzelne Exemplare beobachtet worden seien. — Du willst ferner wissen: wie viele Auerochsen es noch in Rußland gibt und wo? Der Auerochs, wie er von unseren Altvätern gejagt wurde, gilt als ausgestorben. Man verwechselt ihn mit dem Wisent, welch letzterer jetzt noch im Walde von Bialowicza (großes Waldgebiet im russischen Gouvernement Grodno, welches zur Erhaltung der Wisent im Jahre 1803 als unantastbar erklärt wurde) gehegt wird, aber auch im Kaukasus noch wild vorkommt. Wieviel dort noch 'rumlaufen, ja wer das wüßte? — Deine anderen Fragen würden doch zu weit führen; Du findest diese regierenden Häupter (mit Ausnahme von Hawai allerdings) in jeder Specialgeschichte aufgezählt.

Care sodalis! Wie Du diese Tintenflecke wegbringen kannst? Nimm ein Teil Chlorkalk, zwei Teile Wasser und schüttle diese Mischung zwei Minuten kräftig durcheinander, lasse dieselbe sodann verkorkt einige Zeit stehen. Sollte sich nach einer halben Stunde der Chlorkalk noch nicht völlig gelöst zeigen, wiederhole das Schütteln. Nach vollkommener Lösung tauche einen Pinsel oder Aehnliches in die Mischung und fahre damit über den trockenen Tintenfleck. Ist er nicht schon sehr alt, wird er alsbald verschwunden sein.

Friedrich K. in **Ostrowo.** Eine eigentliche Schule zur Ausbildung von Kartographen gibt es nicht, wohl aber nehmen einige der namhaftesten Kartenverlagsgeschäfte bisweilen besonders talentierte junge Leute zur Ausbildung an. Bei dem großen Andrang ist es jedoch sehr schwer, eine derartige Stelle zu erhalten. Die erforderlichen Vorkenntnisse sind zu verschieden, um näher darauf einzugehen. Für die höchsten Stellen ist das Studium der Geographie unerläßlich, für die niedrigen genügt Bürgerschulbildung. Darnach werden auch die Kosten gänzlich verschieden sein. Versuchen Sie sich doch 'mal in Anfragen bei den bekannten Instituten.

Franz Weismann in **Frankfurt a. M., Große Pfingstweidstr. 9,** möchte mit seinen Kameraden gern Briefmarken tauschen. Er besitzt sehr viele doppelte.

Willi B. in **O.** Du möchtest gern wissen, wie das zugeht, wenn die Zauberkünstler aus der Hand ein Geldstück verschwinden lassen. Ja Freundchen, darf man denn das so laut, d. h. hier unter den Antworten ausplaudern? Wenn Du versprichst, daß Du's nicht weiter sagst, will Dir's der „G. K." lehren. Also aufgepaßt! Lege ein Fünfzigpfennigstück in die Hand, nachdem Du auf den Nagel des Mittelfingers etwas rotes Wachs geklebt hast. Wenn Du nun die Hand schnell zumachst, so drücke mit dem wachsbeklebten Finger auf das Geldstück und dieses bleibt, sobald man die Hand wieder öffnet, auswärts an dem Finger sitzen. Soll nun ein Fünfzigpfennigstück aus der Hand verschwinden, so klopfe mit einem Zauberstäbchen auf die rasch geschlossene Hand, rufe „Hocus pocus filiax", öffne dieselbe rasch wieder und — weg ist's, d. h. wenn Du's geschickt genug gemacht hast und Dich nicht — erwischen läßt.

H. v. Sch. Du wünschest die Adresse von Julius K. in Düsseldorf, der Dir so hübsch zu raten wußte. Recht gern, doch mußt Du uns vor allem Deinen eigenen Wohnort nennen. Dein Brief enthält nichts davon. Wer wird aber auch so — flüchtig sein.

E. R. in **Waldshut.** Sie finden Ihre Frage in „Spemanns Schatzkästlein des Guten Rats“ (zum Preise von Mk. 5. — durch jede Buchhandlung erhältlich) unter der Rubrik „Berufswahl“ (Schiffsjungenabteilung, Handelsmarine u. s. w.) beantwortet. Außerdem sind bei Ernst Siegfried Mittler und Sohn in Berlin, Kochstraße 68 bis 70, eine Reihe von Specialschriften erschienen, welche Ihnen alle Details an die Hand geben, selbst die zu beobachtenden Aeußerlichkeiten bei Abfassung der betreffenden Gesuche. Es sind diese Broschüren:

Organisatorische Bestimmungen für die Kaiserliche Marine	Mrk. 2. 80.
Instruktion für die Kaiserliche Maschinisten- und Steuermannsschule	Mrk. 0. 50.
Instruktion für die Ergänzung und Ausbildung des Torpedopersonals . . .	Mrk. 0. 30.
Marineordnung I. Teil: Eintritt und Ausscheiden von Mannschaften der aktiven Marine	Mrk. 1. 60.
Nachrichten in betreff des freiwilligen Eintritts in die Schiffsjungenabteilung .	Mrk.—. 20.
Einstellung als Freiwillige bei der Kaiserlichen Marine	Mrk.—. 20.

Lassen Sie sich ferner die Prospekte einer der deutschen Seemannsschulen (deutsche Seemannsschule bei Hamburg) und einer der Navigationsschulen senden, damit hätten Sie so ziemlich das ganze Orientierungsmaterial.

Liebe Kameraden! „Ich sammle nun schon lange Briefmarken, habe aber nur sehr wenige Couverts und Ausschnitte von den ehemaligen deutschen Staaten, dagegen sehr viele mexikanische Dienstmarken und auch eine China, 3 Kand., rot (neu), doppelt. Ich will Euch gern von meinen doppelten Marken schicken, wenn Ihr mir von obigen schickt.“ Mit kameradschaftlichem Gruße an alle Kameraden, bin ich James Wollmann, Berlin, Mohrenstraße 55.

G. S. in **Breslau** schreibt: Erlaubt der „G. K.“, daß ich meinen Kameraden mitteile, wie man Flammen im Wasser erhalten kann? Man kaufe sich für ungefähr 10 Pfg. ein Stück Kampfer, zerbreche es in kleine Stückchen, und zünde diese schwimmenden Streifen im Wasser an; sie werden brennend umherschwimmen.

Ernst Achenbach in **Trier.** Wir sollen Ihnen ein Buch empfehlen, daß Sie sich über Ihre Pflichten als Wehrpflichtiger und angehender Einjährig-Freiwilliger orientieren können. Die „Berufswahl“ in Spemanns Schatzkästlein des Guten Rats gibt für Deutsche sowohl als Oesterreicher auf diese und tausend andere Fragen prompte Auskunft. Das Buch ist in jeder Buchhandlung vorrätig. (Preis Mk. 5. —.) — Wir freuen uns der anerkennenden Worte und danken. Wenn es nur noch mehr der Kameraden wären, die in dieser Weise zu unserer Fahne schwören; denn je mehr es sind, desto schöner und splendider können wir unsere Zeitschrift ausstatten. Gruß freundlichst erwidert

L. Z. in **Frankfurt a. M.** Im Freien hält der Laubfrosch seinen Winterschlaf im Schlammgrunde. In der Gefangenschaft verbringt er die Wintermonate meist wachend. Du kannst ihm allenfalls eine mit Moos, Steinen und Schlamm ausgestattete Kiste anbieten, doch ist es nicht nötig. Fliegen sind in den Wintermonaten in Viehställen immer zu haben. Daß der Frosch sich nur über lebende Fliegen hermacht, das weißt Du ja. Gruß!

N. N. in **Barmen** schreibt: „In Nr. 1 des „G. K.“ stellt einer Ihrer jungen Leser die Frage, was man als Fischköder für die bezeichneten Fische gebrauchen könne. Aus meinen Erfahrungen (die zwar teilweise starke Lücken aufweisen) kann ich Ihnen mitteilen, daß sich Heuschrecken (die kleinen), recht harter und trockener Limburger-, resp. Backsteinkäse, auch frisch gebackenes Brot hierzu eignen und ich hiermit große und schöne Tiere gefangen habe.“ — Für diesen Rat besten Dank.

A. H. in **R.** schreibt: „Ich habe eine kleine, aber ziemlich starke Dampfmaschine zum Geschenk bekommen. Könnten Sie mir vielleicht nun angeben, wie man dazu ein Pumpwerk macht, welches Wasser pumpt, so daß der Strahl vielleicht ½ Fuß hoch ist?“ — Der „G. K.“ weiß da sehr wohl Rat. Da aber in jüngerer Zeit aus Kreisen seiner jungen Kameraden so viele und darunter wirklich prächtige Anleitungen an ihn gelangt sind, möchte er die Beantwortung dieser Frage wieder einmal der Allgemeinheit preisgeben. Wer weiß, wie man ein solches Pumpwerk zurecht macht?

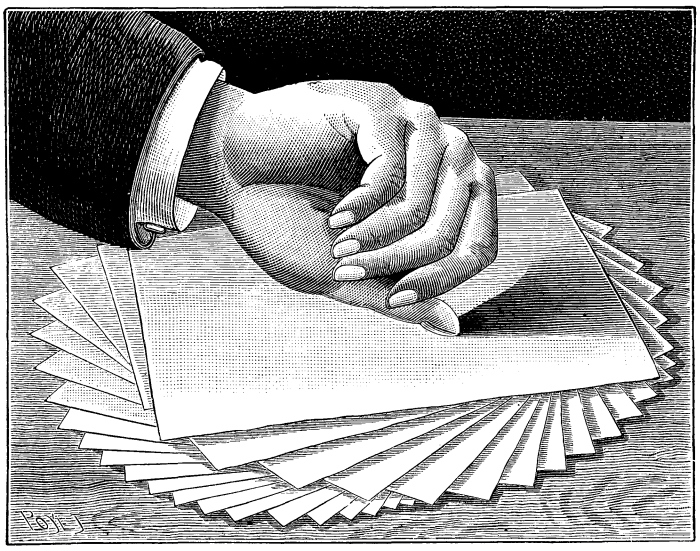
H. F. in **Berlin.** Dank für Deine hübschen Beiträge; wollen zusehen, ob sich ein Plätzchen dafür findet. Gruß freundlich erwidert.

Untertertianer Reincke in **Altona, Marktstr. 43,** möchte mit seinen Kameraden gern Marken tauschen. Er besitzt sehr viele und auch seltene ausländische. Am liebsten sind ihm alte deutsche Marken, beispielsweise Preußen, Thurn und Taxis ꝛc.

Eine eifrige Leserin schreibt: „Lieber Guter Kamerad! Ich hoffe, Du wirst Deinen Rat auch einer „Sie“ nicht verweigern. So bitte ich Dich, wo könnte ich eine völlige Lebensbiographie von Beethoven, Mozart, v. Haydn erhalten? Als Musikschülerin, würde mich das sehr interessieren. Der „G. K.“, macht mir und meinem Bruder unendlich viel Vergnügen.“

Wir raten zu „Naumanns Musikgeschichte“ (Verlag von W. Spemann), in jeder Buchhandlung zu erhalten. Dieses Werk ist für Musikschüler überaus lehrreich und mit vielen Illustrationen und Porträts geschmückt. Das Buch eignet sich vortrefflich zum Weihnachtsgeschenk. Deinen Gruß erwidern wir in herzlichster Weise.

R. F. in **Dresden** möchte dem „G. K.“ herzliche Grüße und Anleitung zu einem sehr beliebten Gesellschaftsspiel senden. Ist's erlaubt? (Freilich!) Also: „Liebe Kameraden! Es ist ein Schreibspiel und nennt sich das „Fünf-Minuten-Spiel“. Jeder bekommt Bleistift und Papier. Einer von Euch schlägt willkürlich ein Buch auf und der erste Buchstabe links oben dient als Aufgabe. Z. B. schlagen wir A auf. Es wird zunächst nach der Uhr gesehen und nun fangen alle gleichzeitig an, berühmte Männer und Frauen, deren Namen mit A beginnen, aufzuschreiben (jeder für sich natürlich!), bis nach fünf Minuten die Sache ex ist. Nun wird gezählt. Wer die meisten Namen hat, darf beginnen vorzulesen. Mit der größten Zahl der Namen ist der Sieg jedoch keineswegs entschieden; die Mitspieler müssen alle gleichen Namen die sich aus dem Vorlesen ergeben, streichen. Erst nachdem alle vorgelesen haben, zählt jeder seine Größen nochmals und nun erst hat die Mehrzahl den Sieg. Jetzt kommt noch in Betracht, daß ein jeder über seine Männer und Frauen Rechenschaft ablegen muß, für den Fall man ihm die oft unbequeme Frage stellt: „Wer war denn das?“ sonst zählt der Name auch nicht. Oftmals hat uns meine kleine Schwester, die dem „G. K.“ besonders hold ist (sehr schmeichelhaft und angenehm!) gründlich geschlagen. Während wir mit unseren Heroen und Geschichtshelden ins Feld zogen, fing sie bei Adam und Eva (Aha!) an und brachte so ihre ganze biblische Geschichte in Namen zum Vorschein. Versucht einmal das Spiel, liebe Kameraden, und ärgert Euch recht tüchtig, wenn Ihr bei „L“ Luther und Lessing vergessen habt. Mit kameradschaftlichem Gruße Euer R. F. — Schönen Dank und Gruß vom „G. K.“, auch an Schwesterchen!“



Physikalische Spielerei.

Karl B. in M. Dein Laubfrosch ist gestorben. Das thut uns leid. Was sollen wir in diesem Falle noch raten? Höchstens: daß er sich — begraben lassen soll.

E. M. Mutter eines Kameraden. Thun Sie das lieber nicht; es gibt doch so viele andere Gegenstände, die den jungen Herren Freude machen.

Franz G. in **Wien.** Wir werden unseren Kameraden nicht sowohl über das Abgießen von Münzen, als auch darüber Anleitung geben, wie man bei Abgüssen von Händen, Füßen, Gesichts- und Körperteilen zu Werke zu gehen hat. Doch müssen wir raumhalber noch um einige Geduld bitten. Kamerad **E. W.** in **Livorno** hat uns übrigens über diesen Gegenstand jüngst einige Mitteilungen zukommen lassen, die Dir vielleicht vorläufig genügen. Er schreibt: Man nehme feinsten Gips, sogen. Marmorstaub, wie ihn die Zahnärzte im Gebrauche haben. Die Münze wird zuerst gut geputzt, in Terpentinöl gewaschen und abgetrocknet. Nun bestreicht man sie mit feinem Olivenöl, aber ja nicht zu viel (man nehme ein Läppchen, tauche es ins Oel und reibe sanft die Münze ein, die man dann vom überflüssigen Oel reinigt, indem man Fließpapier darauf drückt). — Es gibt nun zwei Arten der Abgüsse; entweder soll nur eine Seite oder beide Seiten der Münze zugleich (letzteres ist schwerer und erfordert mehr Geduld) abgenommen werden. Im ersteren Falle lege man die Münze auf ein Brettchen mit der präparierten Seite nach oben und streiche darauf eine Lage Gipsteig, mit Wasser angemacht; der Teig darf nicht zu flüssig sein, da es sonst zu lange dauert, bis er trocknet. Man streicht den Teig über die ganze Münze etwa in der Dicke von 3 mm und läßt ihn nun trocknen. Ist dies geschehen, hebt man ihn mitsamt der Münze vom Brettchen, wobei sich letztere sehr leicht vom Teige löst. Nun schneidet man mit einem Federmesser recht langsam und vorsichtig die Form aus und der Gipsbeguß ist fertig. — Will man beide Seiten zugleich machen, so legt man auf das Brettchen zuerst eine Schichte angemachten Gips, drückt die Münze ein und streicht darüber wieder Teig. Im übrigen ist der Vorgang derselbe wie eben geschildert. Ist der Teig trocken, schneidet man ringsum so viel ab, bis der Rand der Münze sichtbar wird, und hebt dann beide Teile ab. — NB. Man muß nie mehr Teig anmachen, als man gerade nötig hat. Da der einmal gehärtete Gips nicht mehr zu gebrauchen ist. — Dank und Gruß.

Ist jemand unter meinen lieben Kameraden, der mir folgende Marken direkt beschaffen kann und will: Sachsen, 1850, 3 Pfg., rot; Braunschweig, Stadtpostcouvert, 1865, 3 Pfg., weiß; Frankreich, 1869, 5 Franken, lila; Haiderabad, 1866, ½ Anna, olivengrün; Kappurthala, 1877, 2 Anna, rosa; Alwar, Postkarte, 1878, 6 Anna, rot; Korea, 1878, rot; Kaschmir, 1878, 5 Anna, blau; Persien, Postkarte, 1878, 2½ Shahi; rot à 5 Shahi; Postkarte, 1878, 2½ Shahi; blau, à 2+1 Shahi; Vereinigte Staaten von Nordamerika, Zeitungsmarke, 1866, 10 Cent., grün; Zeitungsmarke, 1866, 25 Cent., rot; Nicaragua, Postkarte, 1878, 2 Centavos, braun; Neufundland, 1857, 3 Pence, grün; Neufundland, 1869, 24 Cent., blau; oder wer kann mir wenigstens einiges davon bieten? Ich bin imstande, sowohl einzelne Marken, als auch Ganzsachen dagegen zu tauschen. Mit kameradschaftlichem „Prost!“ Friedrich Thomsen, Untertertianer, Leipzig, Härtelstraße 8. — Ein Kamerad bei Heidelberg hat sich erst jüngst ein hübsches Schiffsmodell zurecht gebaut und dem „G. K.“ Bericht darüber erstattet. Der „G. K.“ hat hübsche Zeichnungen dazu anfertigen lassen; diese Anleitung soll nun demnächst zum Druck gelangen.

Peter Sch. in **Jena.** Fettflecken lassen sich aus Papier entfernen, indem man dieselben mit Aether oder Benzin recht sorgsam auswischt. Dabei muß man sich aber sehr in acht nehmen, daß man nicht in die Nähe von Flammen komme, sonst kann es, da diese Stoffe hochgradig explosibel sind, ein böses Unglück absetzen.

C. Str. in **Wien.** Wenn Sie nichts dagegen haben, versparen wir uns die Lektüre Ihres achtseitigen Briefes bis in die nächsten Ferien; augenblicklich sind wir sehr in Anspruch genommen. Freundliche Grüße und fröhliches Wiedersehen!

W. H. in **Z.** Ja, da muß man eben auch nicht gleich wie's wilde Wetter dreinfahren. Wer scherzen will, der scherze so, daß nicht zum Brennen kommt das Stroh, sagt ein gutes, altes Sprichwort.

E. J. in **Hannover** wird von **B. v. M.** in **Prag** um Antwort gebeten.

Lothar der Kleine, Sekundaner in **W.** Du möchtest gern wissen, auf welche Art Blätter skelettiert werden. Wir benutzten dazu eine Kleiderbürste mit scharfen, straffen Borsten. Das Blatt wird auf einer Unterlage festgehalten, dann schlägt man wiederholt mit den Borsten, nicht gerade allzu heftig, auf die Oberseite des Blattes, wodurch die grüne Blattsubstanz von den Borsten durchbohrt und ausgehoben wird, das härtere Blattadernetz — das Skelett — aber übrig bleibt. Befriedigende Erfolge erzielten wir namentlich bei Eichenblättern. — Mit konzentrierter Salpetersäure will der „G. K.“ nichts zu thun haben.

Ernst Pitt in **G.** Der Vorname Ernst ist altdeutschen Ursprunges, angelsächsisch are, althochdeutsch: ar, era, ari, air, er, ir, Ehre; bedeutet der ehrenvolle, ruhmreiche Kämpfer, Sieger, Held. Verwandt mit den Namen: Aribald, Arioviſt, Erin, Erinbert, Arideo, Arndeo, Ehrenfried ꝛc. Bernhard, der Bärenstarke, Bärenmann, vom althochdeutschen: bern, beran bearn, berin (nord. biörn, Mann) und bero, Bär; die zweite Silbe hart = hart. Verwandt damit unzählige Namensformen, wie: Perno, Borno, Benno, Pirin, Barin, Bernfried, Peranhart, Berinhart, Berend, Bernald, Berwulf, (Bärenwolf), Berolf, Bernand und viele andere.

Zur Geschichte des Herbariums.

Die Aufbewahrung getrockneter Pflanzen zum besseren Studium der systematischen Botanik kam, wie die „Natur“ schreibt, um die Mitte des 16. Jahrhunderts auf. Das erste Herbarium, von dem berichtet wird, ist das des John Falconer, eines Engländers, der in den Jahren 1530 bis 1547 in Italien lebte und eine Sammlung getrockneter Pflanzen, die in einem Buche befestigt waren, mit nach England brachte; dies Herbarium sah der erste Botaniker Englands, William Turner, der es in einem 1551 veröffentlichten Werke anführt. Turner mag übrigens wohl schon früher diese Methode, Pflanzen aufzubewahren, kennen gelernt haben; denn als er gezwungen gewesen war, seine Heimat zu verlassen, hatte er unter Luca Ghini, dem ersten Professor der Botanik in Europa, studiert, der wahrscheinlich zuerst die Anlegung von Herbarien betrieb; Ghinis Schüler Aldrovandus und Cäsalpinus legten große Sammlungen dieser Art an. Kaspar Bauhin, dessen „Prodromus“ für die Litteratur der Botanik von Bedeutung war, hat auch ein noch heute in Basel aufbewahrtes Herbarium von bedeutendem Umfang hinterlassen.

Eine „verbannte Glocke“.

In der Ausstellung zu Jakatherinenburg befindet sich auch eine Nachbildung der sogen. „verbannten Glocke“. Diese Glocke diente zum Sturmläuten am Tage der Ermordung des Zarewitsch Dimitri (1591). Der Zar gab den Befehl, die Glocke aus der Kuppel zu entfernen, ihre Oesen abzubrechen und sie nach Sibirien zu transportieren, wo sie in der Kapelle des Bischofs von Tobolsk aufgestellt worden ist. In Sibierien wird diese Glocke „die erste Verbannte“ genannt.

Das Streben nach Wahrheit und Vervollkommnung gewährt uns das höchste geistige Glück; nicht das erreichte Ziel befriedigt uns so sehr, wie die Mühe und Arbeit, es zu erreichen.

Dir. Dr. Dronke.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

Von J. H. D. Kern.

(Fortsetzung.)

„Sieh nur einmal, Quin, welch eine herrliche Eiswand der Muddy Creek gebildet hat!“ rief er mir zu.

Ich blickte dahin und staunte allerdings gleichfalls, da ich etwas derartiges noch niemals gesehen hatte. Ein großer Teil des in den letzten Tagen und namentlich in der vorhergegangenen Nacht von den Bergen herabgeströmten Schnee- und Regenwassers war an der Mündung gefroren, und immer noch schienen sich neue Schichten an diese Eismassen anzusetzen. Doch dies war ein Irrtum; ich sah auch zu meinem nicht geringen Schrecken, daß bereits über der wohl vier Fuß hohen Eisbarre einzelne Bäche flüssigen Wassers kaskadengleich herabfielen und, was das Schlimmste war, die Eiswand zeigte schon Spalten und Risse, durch welche sich das in seinem Lauf gehemmte Element nach unserem Flusse hin Bahn brach. Lange konnte es nicht mehr dauern, bis das Eis dem gewaltigen Drucke des aufgestauten Wassers nachgeben und durch dasselbe in Form verheerender Eisblöcke auf dem Yellow Fork hinabgeführt werden mußte. Die Winterfreuden sollten also ihr Ende finden.

Inzwischen kamen wir dem halbzerbröckelten Damm gegenüber, wenn auch nur für einen Moment. Das Krachen und Dröhnen des hier schon mürberen Eises, das Gurgeln und Rauschen des obenhin und zwischen den Spalten durchströmenden Wassers erfüllte uns mit gerechter Sorge.

„Bei dem Gurgeln wird es nicht lange bleiben, Charles,“ sagte ich nun. „Wir dürfen uns wahrhaftig nicht aufhalten, wenn wir noch vor dem Bruch der Eiswand in Sicherheit gelangen wollen. Der ganze Muddy Creek will sich auf uns ergießen; fällt sein Inhalt über uns her, so sind wir ohne Frage verloren.“

„Das entscheidet sich leider früh genug!“ erwiderte er voll Schrecken. „Wahrhaftig, die Eiswand gerät in Bewegung. Quin, sie gibt nach, sie . . .“

Und mein Freund hatte noch nicht ausgeredet, da vernahmen wir ein Toben und Brausen und Donnern in unse-

Eine Fahrt durch das Gebiet des Winnipeg-Sees: Ein indianisches Dorf.

rem Rücken, welches ich mit keinem sonstigen Getöse zu vergleichen vermag. Der Damm war gebrochen, war ins Rollen geraten und wurde von den endlich entfesselten Fluten des Muddy Creek in gewaltigen Bruchstücken hinter uns her geschwemmt. Wir waren halb starr vor Entsetzen, als wir umblickten und eine aus Wasser und Eistrümmern gebildete, mehrere Fuß hohe Wand nur ein paar hundert Schritte von uns entfernt heranbrausen sahen.

Die Scene war großartig schön und hätte jedem nicht gefährdeten Zuschauer ein imposantes Schauspiel geboten. Wir konnten uns leider nicht an demselben erfreuen, weil es zu unserem Verderben bestimmt schien. Es fragte sich nur, wer schneller sei, der Pigeon oder das Wasser. Fünf englische Meilen trennten uns noch von der Heimat, in dieser verzweifelten Lage eine entsetzliche Entfernung. Ja, hätte es sich lediglich um Ertrinken gehandelt, aber von den Eismassen bei lebendigem Leibe zermalmt zu werden, diese Aussicht war fürchterlich.

So laut ich konnte, rief ich nach Charles; trotzdem gelang es mir anfangs nicht, mich ihm verständlich zu machen, weil das grausige Donnern hinter uns her die menschliche Stimme übertönte. Hätte er sich nicht nach mir umgesehen und meinen Wink bemerkt, so wäre meine Absicht unausgeführt geblieben, wir wären verloren gewesen.

Als er zu mir hingekrochen war, wies ich nur stumm auf das große Segel hin. Dies genügte, um ihn erraten zu lassen, daß wir die beiden Reffe ausstecken wollten. Ich konnte ihm nicht dabei helfen, weil meine ganze Kraft durch die Handhabung des Steuers in Anspruch genommen war. Wir mußten segeln auf Leben und Tod, eine andere Möglichkeit zur Rettung gab es nicht. Lieber wollte ich die Gefahr des Umschlagens auf mich nehmen, als mich von dem rasenden Muddy Creek einholen lassen.

In wenigen Minuten war das Großsegel zu seiner vollen Fläche entfaltet, und wir sausten mit einer Schnelligkeit dahin, welche geradezu schwindelerregend war. Hinter uns her wälzte der grimmige Gebirgsstrom die Bruchstücke des Eisdammes den Yellow Fork hinab und überflutete dessen Bahn nicht nur, sondern zerdrückte sie auch unter seiner gewaltigen Last und zwang auch die so entstandenen Schollen, sich ihm anzuschließen. Keine Spur von Eisfläche, nur ein wildschäumender Strudel, in welchem die zusammenprallenden Eisblöcke hoch emporgeschleudert wurden, breitete sich da aus, wo wir noch eben gesegelt waren.

Miteinander reden konnten wir natürlich nicht; jeder dachte indessen das Gleiche, jeder gab wohl anfangs die Hoffnung auf Rettung auf. Und dann wieder sagten wir uns, daß ein Entrinnen nicht so ganz unmöglich wäre, weil wir schon zehn Minuten vor dem fürchterlichen Verfolger geflohen waren, ohne eingeholt zu sein. Nur zwei Meilen konnten uns jetzt noch von der Faktorei trennen, wir mußten auch bald in die Gegend des Flusses gelangen, wo seine Ufer durch Vorsprünge und Sandbänke gegliedert waren, und durften hinter denselben Schutz zu finden hoffen. Dieser tröstliche Gedanke hielt unseren Mut aufrecht. Schon hier in den Wind zu drehen und eine Landung zu versuchen, dazu konnten wir uns trotz der großen Gefahr nicht entschließen; denn der Pigeon wäre dann verloren gewesen, weil wir ihn nicht früh genug hätten bergen können. Das aber sollte er nicht, wir hielten viel zu viel von ihm, als daß wir ihn hätten preisgeben mögen.

Immer toller raste der Pigeon unter dem kaum erträglichen Segeldrucke dahin. Der Wind wehte nach wie vor mit gleicher Heftigkeit, und einzelne besonders kräftige Stöße trafen uns so hart, daß ich jedesmal glaubte, nun sei es um uns geschehen. Ein Umschlagen des Fahrzeugs mitten in dieser unglaublichen Geschwindigkeit würde unfehlbar unseren Tod herbeigeführt haben. Aber, was half's! Uns blieb keine Frage mehr; das zum Bersten geblähte Segel mußte uns vor der noch schlimmeren Gefahr bewahren, daß wir durch die Eismassen überrollt würden.

Ich kann heute nicht mehr alle die bangen Gedanken in mir zurückrufen, welche uns damals ängstigten. Der drohende, sich thalwärts wälzende Wasserberg kam näher und näher; fast schien es, als ob er uns noch während der wenigen Minuten einholen sollte, welche uns von der Faktorei trennten. Und, waren wir auch schnell genug, um den tollen Wettlauf zu bestehen, so durfte nur ein einziger Zweig auf der Eisbahn festgefroren sein, und sich meinem Auge entziehen, ein einziger Büschel Gras durfte nur aus derselben hervorragen und von den Schienen des Schlittens berührt werden, das schmale Steuer brauchte nur in einen einzigen Spalt hineinzugeraten, so war unser Schicksal besiegelt. Der Pigeon wäre umgeschlagen, unsere Leiber wären zerschmettert und deren traurige Ueberreste von dem wilden Strome auf Nimmerwiedersehen weggespült worden. Alle paar Sekunden blickte ich rückwärts, um mich zu überzeugen, ob der furchtbare Feind wieder näher gerückt sei. Bald schien dies der Fall zu sein, bald nicht; meine aufgeregten Sinne waren nicht mehr zuverlässig. Das Brausen und Donnern in unserem Rücken, das Krachen der berstenden Eisfläche, welche wir soeben erst passiert hatten, war unaussprechlich schauerlich.

Da — ein Hurra, so laut ich es ausstoßen konnte, gällte über meine Lippen hinaus — da zeigte sich endlich in südlicher Richtung vor uns das Wohnhaus des Vaters. Nur zwei Minuten noch brauchte der wackere Pigeon den grausigen Kampf fortzusetzen, dann konnten wir gerettet sein.

Und dieser Moment kam. Hinter einer Landzunge am rechten Ufer, wo ich den Schlitten hart in den Wind aufschießen ließ, suchten und fanden wir endlich Schutz. Aber keine Minute zu früh langten wir an, wir konnten den Pigeon noch eben ans Land ziehen. Gleich hinter uns her tobten Wasser und Eis vier Fuß hoch mit orkanartigem Brausen, im Nu war die Eisdecke zwischen beiden Ufern zertrümmert und wurde, Scholle auf Scholle getürmt, von dem wilden Chaos fortgeführt. Ich mag nicht daran denken, welches Los uns beschieden gewesen wäre, wenn uns die Fluten des Muddy Creek während der Fahrt eingeholt hätten.

Aber die Jugend vergißt dergleichen Eindrücke. Schon der erste Frost des nächsten Winters traf den Pigeon wieder vollständig segelfertig, und wir unternahmen noch manche Fahrt, teils zum Vergnügen, teils um die entfernten Freunde Joe und Frank Sanford zu besuchen.

8. Eine Jagd auf graue Bären.

Kaum einen Monat später, als Charles für einige Zeit bei mir zum Besuche war, glitt nachmittags ein leichtes Kanoe, von zwei uns wohlbekannten Komantschen gerudert, den Yellow Fork herab und legte sich unserem Gehöfte gegenüber fest. Die Indianer — sie hießen Baidale und Windu — fragten durch ein Zeichen an, ob sie das Ufer betreten dürften, und erzählten darauf in ziemlicher Erregung, daß sie gekommen seien, um meinem Vater eine wich-

tige Nachricht zu bringen. Zwei graue Bären nämlich wären von ihnen am Fuße des Pike-Peak gespürt worden, und sie wären bereit, den Vater nach jener Stelle hinzuführen.

Aber mein Vater war nicht zu Hause, wir konnten ihn auch vor Ablauf zweier Tage nicht erwarten. Sollten die Bären, welche in unserer Gegend immer seltener wurden, entkommen, oder sollten wir Knaben die Botschaft als an uns gerichtet ansehen und meines Vaters Stelle bei ihrer Verfolgung übernehmen?

Meine Schwester Harriet wollte nichts davon wissen; sie schalt es geradezu Tollheit, daß wir noch nicht voll zwölfjährigen Knaben so gefährlichen Tieren gegenübertreten wollten, um so mehr, weil wir uns auf die Hilfe der beiden Indianer durchaus nicht verlassen könnten, wenn wir in Gefahr kämen. Die Komantschen sind nämlich von einer unbegrenzten Angst vor den grauen Bären erfüllt, weshalb auch diesmal der Verdacht nahe lag, daß Baidale und Windu ihrer eigenen Sicherheit wegen wünschten, mein Vater, welcher die Bärenjagd leidenschaftlich liebte, möchte sie von der gefährlichen Nachbarschaft befreien. Wir Knaben aber blieben dabei, daß zwei Büchsen in unseren nicht ungeübten Händen doch vielleicht die eine Büchse des Vaters aufwögen. Da Harriet wußte, daß wir keine Furcht kannten, uns auch nicht leicht zurückhalten lassen würden, gab sie notgedrungen, aber nur unter der Bedingung ihre Einwilligung zu der Jagd, daß wir Yarundi mitnähmen, welcher den Vater schon mehrfach auf derartigen Ausflügen begleitet und — eine seltene Ausnahme unter seinen Stammesgenossen — in entscheidenden Momenten den Mut nie verloren hatte.

Die Vorkehrungen, welche ein erfahrener Jäger — und dafür hielten wir uns — zu treffen hat, wenn er ausrückt, waren bald beendet. Yarundi, Charles und ich nahmen je eine schwere Büchse über die Schulter und steckten ein langes Jagdmesser in unseren Gürtel. Ein paar Decken, Feuerzeug und Proviant für zwei Tage vervollständigten die Ausrüstung. Mit unseren beiden Dachshunden an der Leine traten wir zu den Komantschen an den Fluß, um mit ihnen abzufahren. Aber das Kanoe, auf welchem sie gekommen waren, erwies sich als ein so leichtes, unsicheres Ding, daß wir es vorzogen, unsere eigene Gig zu benutzen, welche sich kaum schwerer ruderte. Die Komantschen stiegen also mit in unser Boot und die Reise ging vor sich.

Wir hatten anfangs einige Meilen stromaufwärts zurückzulegen bis dahin, wo der Yellow Fork unweit der Pike-Peak-Berge vorüberfließt; von hier schon sollte eine deutliche Fährte in die Hügel hineinführen. Baidale und Windu schienen während der Wasserfahrt von freudigstem Mute beseelt, was sie uns dadurch noch glaublicher zu machen suchten, daß sie aus Leibeskräften ruderten und Wunderdinge von ihren Heldenthaten erzählten. Um ihre Eitelkeit zu schonen, widersprachen wir nicht, obgleich wir den Prahlern nicht trauten. Jeder von ihnen hatte außer Pfeil und Bogen eine Flinte alter Konstruktion, welche auch in den Händen beherzterer Schützen eine unzuverlässige Waffe gewesen sein würde.

Wir landeten kurz vor fünf Uhr nachmittags an einem grasigen Abhang auf dem linken Ufer des Flusses, zogen das Boot aufs Trockene und verbargen es sorgfältig zwischen den Büschen. Die in Aussicht gestellte Fährte ließ sich durchaus nicht verkennen; sie war ganz frisch getreten und wies auf junge, vielleicht anderthalbjährige Tiere hin. Eine Zeitlang führte sie an dem Ufer des Flüßchens aufwärts und dann allmählich die Höhen hinan.

Wir Knaben waren herzlich froh, daß unsere Hoffnungen in Erfüllung zu gehen schienen und jubelten schon in unserem jugendlichen Leichtsinn, ein wie großes und seltenes Vergnügen uns bevorstehe; Yarundi, welcher die wahre Größe der Gefahr besser zu schätzen wußte, ward ernst und nachdenklich; Baidale und Windu aber zeigten kaum Lust uns weiter zu begleiten, obgleich wir ihre Führung noch gar nicht entbehren konnten. Das Klettern war ziemlich ermüdend, bis wir ein schmales, wohl 900 Fuß hohes, auf beiden Seiten von gemischter Waldung begrenztes Plateau erreichten, dessen dürrer Sandboden nur hier und da mit Gras oder Büschen bedeckt war. Die Spuren nahmen an Zahl und Deutlichkeit zu, woraus wir schließen durften, daß dieser Weg häufig von den Bären gemacht würde.

Da wir nach der mit dem Heraufsteigen verbundenen großen Anstrengung sehr der Erholung bedurften, so warfen wir uns nieder und benutzten die so entstehende Pause gleich zu einem kurzen Kriegsrat. In diesem wurde auf Yarundis vernünftigen Vorschlag beschlossen, daß die Verfolgung für diesen Abend aufgegeben werden sollte, weil es, auch wenn wir die Bären noch einholten, doch inzwischen zu dunkel geworden sein würde, um die Jagd mit Aussicht auf Erfolg zu beginnen.

Yarundi und Baidale gingen aus, um schnell irgend ein Stück Wild zum Abendbrot zu holen, Charles und ich richteten aus dem von Windu herbeigebrachten Material von Laub und Zweigen ein einfaches Lager her. Der Komantsche schleppte auch dürres Brennholz heran, dessen Flammen uns nicht nur zur Bereitung des Nachtmahls, sondern auch zum Schutz gegen den nächtlichen Angriff wilder Tiere dienen sollten. Um den verfolgten Bären die Passage in das Flußthal abzuschneiden, wählten wir zu unserem Lager einen Platz, über welchen die Spuren der Tiere führten.

Nachdem unsere beiden Jäger zurückgekommen waren, steckten wir die von ihnen mitgebrachten Birkhühner in Ermangelung eines Bratspießes an einen langen, spitzen Stab und rösteten sie langsam über der Kohlenglut. Diese saftigen Braten und ein Teil des mitgenommenen Proviants gaben das herrlichste Abendbrot ab, welches unterwegs befindliche Jäger sich nur wünschen können.

Als wir gespeist hatten, trat allmählich Dämmerung ein; das Purpurlicht der immer tiefer sinkenden Sonne erleuchtete bald nur noch die höchsten Spitzen der im Süden vorgelagerten Berge. Die geflügelten Sänger verstummten und setzten sich zum Schlafe nieder, kein tierischer Laut ward mehr hörbar als das Heulen eines hungrigen Wolfes oder der Schrei nächtlicher Raubvögel. Yarundi, Charles und ich wollten uns in die eigentliche Nachtwache von zehn bis vier Uhr teilen; jeder sollte abwechselnd zwei Stunden wach bleiben und das Feuer unterhalten, damit die gesuchten Grislibären die Sache nicht etwa falsch verständen und uns Jäger unversehens im Schlafe überrumpelten. Mich traf das Los die erste Wache zu übernehmen; dann sollte Charles und endlich Yarundi an die Reihe kommen, während sich Baidale und Windu, sobald sie gegessen hätten, zur Ruhe begeben, aber um vier Uhr aufstehen und bis zu unserem Erwachen gemeinsam den Schutz des Lagers übernehmen sollten.

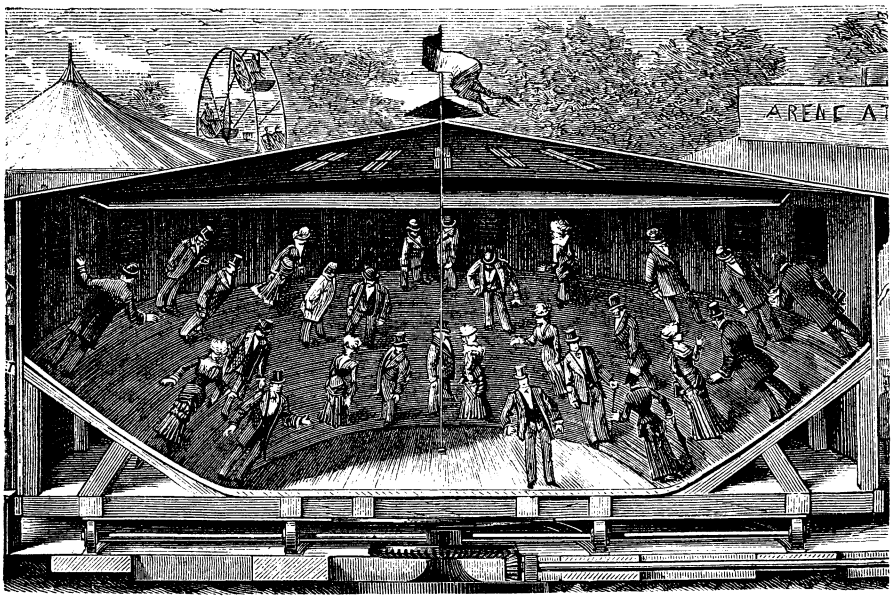
Bis zehn Uhr abends blieben wir mit Ausnahme der beiden Komantschen wach, weil uns die Freude über das bevorstehende Abenteuer in so große Aufregung versetzt hatte, daß wir vorläufig doch nicht hätten schlafen können. Wir unterhielten uns

eifrig über den Charakter des Tieres, welchem unsere Jagd gelten sollte, und stimmten alle darin überein, daß keine Bestie dem Grislibären an Furchtbarkeit gliche. Denn nicht nur die größeren Haustiere, wie Rinder und Pferde, haben eine heillose Angst vor Ephraim; selbst der wilde Büffel, welcher sonst jedem Raubtier, auch dem schwarzen und braunen Bären der amerikanischen Wälder mit gesenkten Hörnern entgegentritt, flieht ängstlich bei der Annäherung eines Grisli. Ebenso gehen die Indianer, wenn sie irgend können, der Begegnung mit diesem furchtbaren Feinde behutsam aus dem Wege. Vermochten sie nicht auszuweichen, weil der Grisli sie angriff, und sie verlassen den Kampfplatz ausnahmsweise als Sieger, so schmücken sie sich zum Andenken an diese heldenmütige Waffenthat mit der rühmlichsten Zier, welche ein nordamerikanischer Indianer kennt, nämlich mit einem aus den Klauen des getöteten Ungeheuers gefertigten Halsbande. Einen größeren Beweis von Tapferkeit und Geschicklichkeit im Kampfe, als es der Sieg über einen Grisli ist, gibt es auch unter den Komantschen nicht. Die weißen Männer, welche sich viel in der Wildnis aufhalten, die Trapper, Goldgräber und sonstige Abenteurer, denken übrigens nicht günstiger über dies grimmige Wild; sie meiden gern eine Gegend, in welcher ihnen die Spur eines grauen Bären zu Gesicht gekommen ist, weil sie vor seiner Umarmung und der Zähigkeit, mit welcher er am Leben hängt, einen gewaltigen Respekt haben.

Baidale und Windu schnarchten schon lange, als sich auch Yarundi und Charles endlich in ihre Decken hüllten und mir mit den beiden wachsamen Hunden die alleinige Sorge um uns alle überließen, welche darin bestand, daß ich Gehör und Gesicht nach Kräften anstrengte, von Zeit zu Zeit die Runde um die Schläfer machte und etwas Brennholz in die schwindende Glut warf. Ich fühlte mich ziemlich verlassen auf dem öden, nächtlichen Plateau und fragte mich mehrfach, wie ich mich benehmen würde, wenn ich plötzlich überfallen werden sollte. Eine nicht abzuwehrende Angst bemächtigte sich meiner gegen meinen Willen, und ich fand meine verantwortliche Stellung sehr unbehaglich. Nur ab und zu drang der Schrei eines wilden Tieres oder der wehklagende Laut einer Nachteule aus dem nahen Walde zu mir herüber, sonst war alles still um mich her, eine recht peinliche, unheimlich mahnende Stille, deren gewaltsame Unterbrechung ich jeden Augenblick fürchtete. Herzlich froh, daß ich der großen Sorge überhoben sei, übergab ich meinem Freunde Charles um Mitternacht den Posten als Wächter, streckte mich neben Yarundi hin, hüllte mich in meine Decke und verfiel, von den Strapazen des Tages nicht wenig ermüdet, trotz der vorhergegangenen Aufregung in einen tiefen Schlaf, aus welchem mich noch vor Tagesgrauen der Ruf unserer indianischen Führer aufstörte.

Nun war alle Angst geschwunden, Mut und Entschlossenheit waren mit der Kräftigung durch den Schlaf wiedergekehrt, ich begriff meine nächtlichen Besorgnisse nicht anders, als daß ich sie mit meiner übergroßen Müdigkeit entschuldigte. Nach einem flüchtigen Imbiß sahen wir unsere Gewehre noch einmal nach, um sicher zu sein, daß sie uns in dem verhängnisvollen Augenblicke nicht im Stiche ließen, packten unsere geringen Habseligkeiten zusammen, ließen sie an Ort und Stelle liegen und setzten, vorsichtig der breit ausgetretenen Spur folgend, langsam den Weg in der Richtung auf die uns gegenüberliegenden Berge fort.

(Fortsetzung folgt.)



Durchschnitt eines Plagioskops.

Das Plagioskop.

Wer im Cirkus die Bewegung des Pferdes und seines Reiters beobachtete, hat sicherlich bemerkt, daß sich dabei das Pferd nicht hält wie auf ebener Erde, sondern daß sich die Vertikalachse, die durch Reiter und Pferd geht, oben gegen das Centrum des Cirkus neigt, und zwar um so stärker, je rascher die Bewegung ist. Wohl jeder unserer jungen Freunde weiß, daß wir es hier mit der vereinigten Wirkung der Centrifugalkraft und der Beharrung zu thun haben. Es lassen sich dafür tausend analoge Fälle anführen. Bei einer Eisenbahnkurve z. B. liegt in für die Sicherheit der Fahrt wohlberechneter Weise die äußere Schiene höher als die innere, so daß der Wagen, der diese Strecke passiert, geneigt steht wie der Kunstreiter und sein Pferd auf der Kurve des Cirkus. Wer kennt nicht die ein- und zweistöckigen Karussells mit einfacher Kreisdrehung oder mit zugleich hin und her schwankender Bewegung auf unseren Jahrmärkten, die russischen Schaukeln, Kurvenbahnen und andere Ergötzlichkeiten für das bewegungliebende Publikum; unter allen diesen aber kommt die oben angedeutete physikalische Erscheinung im Plagioskop am prägnantesten zum Ausdruck. Es ist dies eine Art Karussell, das ringsum geschlossen und nur von oben beleuchtet ist. Der Boden ist in der Mitte horizontal und steigt nach außen unter 45° geneigt an. Der ganze runde Kasten ruht auf Lauf-

rädern und kann, wie aus unserer Figur leicht erkennbar, durch eine Dampfmaschine oder einen Pferdegöpel in Umdrehung versetzt werden. In der Drehungsachse ist die Centrifugalkraft nun gleich Null. Hier wird also ein Mensch seine senkrechte Stellung behalten. Je weiter er sich aber von der Mitte entfernt, um so geneigter wird er stehen und gehen müssen, um das Gleichgewicht zu erhalten. Nehmen wir an, die umdrehende Bewegung des Apparates sei, was zwar kaum zu erreichen sein wird, vollkommen gleichmäßig rasch und geräuschlos, so hat der in dem Plagioskop Befindliche überhaupt keine Empfindung von dieser drehenden Bewegung, weil er durch den Mangel der Seitenfenster andere Gegenstände und durch deren Verschiebung die Bewegung nicht erkennen kann. Wer schon mit der Seekrankheit gekämpft hat, weiß, daß die gefährlichsten Angriffe derselben dann erfolgen, wenn man über das Verdeck hinblickt, das bald von vorn nach hinten, dann in einer Diagonale, dann von links nach rechts schaukelt. Darauf beruhen auch die mehr oder weniger ergötzlichen Wirkungen des vorhin erwähnten schaukelnden Karussells. Bei dem Plagioskop aber dreht sich der ganze Kasten — die Umgebung existiert gewissermaßen gar nicht, weil wir nichts von derselben sehen können — es bleibt also die Bewegung unbeachtet, und wir haben es daher einzig mit der Bekämpfung der Centrifugalkraft zu thun, die uns aus unserer Bahn zu schleudern droht, wie den Kunstreiter vom Pferd in den Zuschauerraum.

Eine Fahrt durch das Gebiet des Winnipeg-Sees.

(Fortsetzung.)

Mouiseau führt uns nun zu unseren Schlitten, um diese zu besichtigen, welche mit Schneeschuhen, Gewehren und an die Außenseite geschnallten Kochgeschirren so bepackt sind, wie nur ein alter Reisender packen kann. Alles ist nun bereit, und mit Tagesanbruch werden wir unter dem Hurra nnd den lauten Glückwünschen der Beamten abreisen, für welche die Ankunft oder Abreise von Gästen Ereignisse von großer Bedeutung sind. Wäre es eine Ankunft, so würde die Flagge mit dem Wappen der Korporation (einem springenden Elchhirsch und dem sonderbaren Wahlspruch: „Pro pelle cutem“, Fell für Fell), an dem hohen Flaggenstock außerhalb dem Fort aufgezogen worden sein.

Der Morgen kommt, und nach dem Austausch vieler Händedrücke sitzen wir in unseren Karriolen und sind von unseren Kutschern sorgfältig eingehüllt worden, während die Hunde in ihrer Ungeduld, endlich aufzubrechen, winseln und bellen. Jetzt heißt es: „Marsh anne mush!“ (Vorwärts, ihr Hunde!); die Peitschen knallen, und wir gleiten den schlüpfrigen Pfad hinab, zu den Thoren des Forts hinaus und auf den gefrorenen Fluß, dessen Ufer rauhe Granitwände sind, auf deren Gipfeln Haufen von niedrigen Zwergkiefern und Sprossenfichten wachsen. Wir gleiten rasch dahin, kommen an einigen Häusern mit Schornsteinen aus Lehm und Fenstern aus Pergament vorüber und betreten plötzlich an einer Krümmung des Flusses den Wald. Unser Führer sagt uns, dies sei eine beliebte Portage*), welche

*) Der Ausdruck „Portage“ bedeutet eine Strecke Land zwischen zwei Wasserkörpern, wo die Kähne aus dem Wasser genommen und samt ihrer Ladung über Land getragen werden, weil zwischen den beiden Punkten eine Kahnfahrt wegen Stromschnellen, Wasserfällen oder ähnlichem nicht möglich ist. Z. B. auf einem gewissen Wege, auf welchem man sich der Kähne bedient, gibt es eine Reihe von Seen, welche durch schmale Streifen Land voneinander getrennt sind. Wir fahren durch den See Nr. 1

Eine Fahrt durch das Gebiet des Winnipeg-Sees: Ein Nachtlager am Seeufer.

uns einen Weg von mehreren Meilen erspare. Wir kommen endlich auf einen schönen See heraus, der mit immergrünen Eilanden besät ist, welche an diesem hellen Wintertage wie Zauberinseln erscheinen. Dies ist Playgreen Lake (See), eine große Erweiterung des Abflusses des Winnipegsees. Nach einer Fahrt von einer Stunde erreichen wir einen anderen Trageplatz, welcher, wie man uns sagt, zur Vermeidung des offenen Wassers am unmittelbaren Ausfluß des Sees dient. Wir sind nun schon 25 englische Meilen von Norway-House entfernt und doch erst vier Stunden gefahren. Unsere kleinen Hunde haben sich in der That wacker gehalten. Wir machen für einige Minuten Halt, während einer unserer Indianer einen Holzstoß aufbaut, ihn anzündet und eine Tasse Thee bereitet; hierauf nehmen unsere Kutscher wieder hinter unseren Schlitten Platz und leiten und steuern sie durch den engen Waldpfad mittels eines Strickes, einer sogen. Segelleine. Plötzlich gleiten wir eine steile Uferböschung hinab, und nun liegt vor uns der weite, breite Winnipeg-See, jenes ungeheuere Aufnahmebecken, welches in sich von Süden her den gewaltigen rauschenden Winnipegfluß und den langsam fließenden, stillen Strom aufnimmt, welcher auf seinem Wege nach dem Ocean die reichen Prairieländer Dakota, Minnesota und Manitoba durchfließt und uns als der Rote Fluß, Red River, des Nordens bekannt ist, während im Nordwesten die schmelzenden Schneegewässer der Felsengebirge nach einer raschen Reise durch das Saskatschewanthal eine mehrstündige Ruhe finden und dann tosend und grollend den Nelson hinab ihren Weg nach der Hudsonsbai nehmen. Zur Rechten ist der Standort eines alten Forts, wo vor vielen Jahren ein blutiger Kampf zwischen zwei mächtigen miteinander wetteifernden Handelsgesellschaften*) stattgefunden hat. Vor uns liegt die Montrealspitze, nach welcher wir nun einen unmittelbaren Kurs nehmen; unser Führer läuft uns voran in jenem stätigen schaukelnden Trott, welcher den Indianern eigentümlich ist, während die Hunde ihm in guter Ordnung folgen. Von Zeit zu Zeit verfallen wir in einen leisen Schlummer, um plötzlich durch den lauten Knall der mit einem Bleiknopf versehenen Peitsche und den lauten Schrei des getroffenen faulen Hundes aufgeschreckt zu werden. Gerade als die Sonne im Westen untergeht und in den anscheinend endlosen See versinkt, halten wir am Rande einer gewaltigen Bank von Treibsand in der Nähe des Ufers, welches an dieser Stelle mit Dickichten von Sprossenfichten und Balsamtannen bewachsen ist. Ganz steif von der langen Fahrt steigen wir aus unseren Karriolen; die Schlitten werden ins Gebüsch hineingezogen und unsere kleine Reisegesellschaft macht sich daran, mit den Schneeschuhen einen Platz für das Lager zu säubern. Sobald das geschehen ist, wird ein Feuer aufgebaut, grüne Zweige werden als Betten für uns aufgeschichtet, Büffel- und Wolldecken hervorgeholt, und während wir uns träge vor dem hellen Feuer von Tamarackfichten niederstrecken, bereitet unser Führer das Abendbrot, und seine Gehilfen schirren die Hunde ab und setzen ihnen ihr Abendbrot von frischem Weißfisch vor. Wie wir so in vollkommenem Behagen dalehnen, kommt ein Neuntöter oder Fleischervogel, das erste lebende Tier, das wir in diesen Wäldern gesehen haben, aus den Aesten über uns herangehüpft und frißt aus unserem Pemmikansack, fliegt dann keck über unsere Häupter hinweg nach seinem Versteck und kehrt nach einigen Minuten wieder zurück. Der Neuntöter ist ein wahrer Lagervogel, welcher sobald er den Rauch irgend eines neu aufgebauten Lagerfeuers über den Baumkronen aufwirbeln sieht, nicht eher ruht, als bis er das Lager erreicht und die Kochkunst der Wanderer erprobt hat. Der Indianer erwehrt sich selten dieses argen Diebes, sondern lacht über seine Kühnheit und sein freches Geschrei; Wah-furi-ka-tschak, wie er ihn nennt, hat vor alter Zeit einmal seinen Vorfahren einen Dienst erwiesen.

Nach einem kräftigen Abendbrot von Pemmikan, Kartoffeln und Bannock setzen wir uns ums Feuer und lauschen auf das eintönige Plaudern der Indianer, welche ihre kleinen, mit einem Gemeng von Weidenrinden und Tabak gefüllten Steinpfeifchen rauchen und sich ihre Reisen nach verschiedenen Gegenden des Nordwestens erzählen. Unsere zwölf Hunde haben sich auf dem festen Treibsand in der Nähe des Ufers gruppiert; der größte Hund nimmt die höchste Stelle des Ufers ein, den Ehrenplatz, während die anderen langweilig um ihn herum auf ihren Schenkeln hocken und ihren Leithund anstieren, der nun das Bild der Tiefdenklichkeit ist mit einem träumerischen, zerstreuten Blick in seinen Augen, welchen seine Gefährten vergebens nachzuahmen suchen. Der Mond kommt, und wie er so sanft und leise heraufsteigt und die reifbedeckten Bäume in seinem Lichte glitzern und blinken macht, stößt der Leithund ein plötzliches Geheul aus, in welches seine Gefährten, anfangs ganz leise, einstimmen; dann stößt der Leithund einen neuen furchtbaren Heulschrei aus, den er nach einigen Sekunden wiederholt, und in welchen die ganze Meute in dieser geisterhaften Beleuchtung mit einer ohrenzerreißenden Heftigkeit einstimmt. Plötzlich hört der Leithund auf, und allmählich verstummen auch die anderen, kommen nacheinander zum Feuer und strecken sich um dasselbe herum nieder. Die Indianer liegen bald in schwerem Schlaf und schnarchen, das Feuer brennt herunter, die Bäume krachen vor Frost, wir hören ein Gesumme von Tönen und schlafen endlich ebenfalls ein.

(Schluß folgt.)

in der Richtung nach dem See Nr. 2 und suchen nach der Stelle, wo der Landstreifen zwischen beiden am schmälsten ist; hier wird ein Weg durch den Wald gehauen, über welchen die stämmigen Indianer die Kähne und Ladung hinübertragen, dann wieder ins Wasser setzen und ihren Weg nach dem See Nr. 3 fortsetzen. Auf stark begangenen Routen sind diese Trageplätze schöne breite Wege und führen bezeichnende Namen, wie Turtla Portage (Schildkröten-Tragplatz), Mossy Portage (moosiger Tragplatz) u. dergl. m. Im Winter bedienen sich die Reisenden dieser Wege, um von einem gefrorenen See nach dem anderen zu gelangen.

*) Dieses Gefecht scheint gegen das Ende eines furchtbaren erbitterten Streits um die Herrschaft über den Pelzhandel im Nordwesten stattgefunden zu haben, welcher zwischen der Nordwest-Handelsgesellschaft, die ihr Hauptquartier zu Montreal in Kanada hatte, und der englischen Hudsonsbai-Gesellschaft von London entbrannt war und damit endete, daß beide Gesellschaften unter dem Namen der letzteren sich miteinander vereinigten.

Winterspaziergänge.

2. Im Schnee.

Schnee, Schnee, so weit das Auge reicht! Ueberall das eine, blendende Weiß in seiner wahrhaft himmlischen Reinheit! Gleicht nicht die Erde einem einzigen, aus den Felsen Carraras herausgehauenen Marmorblocke? Doch nein, gegen dieses weiche, zarte, duftige Weiß der Flocken würde die Marmorpracht Carraras nur hart und trübe erscheinen. Dieser Schnee ist weich und weiß wie Schwanengefieder. Wie singt doch der Dichter?

„Der Winter steigt, ein Riesenschwan, hernieder,
Die weite Welt bedeckt sein Schneegefieder,
Er singt kein Lied, so sterbensmatt er liegt,
Und brütend auf die Saaten er sich schmiegt.
Der junge Lenz doch schläft in seinem Schoß —."

Einsame, traumhafte Stille waltet über der weiten Landschaft. Der graue Himmel zieht sich niedrig und regungslos dahin. Bläuliche und schwachviolette Schatten dämmern wie matte Hauche in den Falten des Schneegewandes, das sich um Thal und Hügel, auf Land und See gebreitet hat und alle Unregelmäßigkeiten der Erdoberfläche mit seinem weichen Stoffe aus-

zugleichen sucht. Wie schön, wie schön, so sagen wir uns immer wieder, ist doch die Erde in diesem weißen Winterkleide! Lachend schön war sie, die treusorgende Mutter der Menschen, als sie im Blütenglanze des Lenzes prangte; würdevoll schön war sie, als der Früchtekranz des Sommers und Herbstes ihr Haupt schmückte; aber nun im Winter ist sie heilig schön, wie sie in ihrem weißen Sterbekleide voll milder Ruhe so daliegt und einer fernen Auferstehung entgegenträumt.

Ja, eine wunderbare Erscheinung in dem Reiche der Eisbildungen ist doch dieser Schnee! Es liegt etwas Anziehendes, Fesselndes in dem Anblick einer unberührten Schneefläche, — die noch nicht durch die Fußstapfen von Mensch und Tier verletzt ist, noch nicht mit dem Schmutze der Erde sich vermengt hat. Sie vermag wunderbare Ahnungen, mancherlei Gedanken in der Seele des Menschen zu erwecken. Ein Sonntagmorgen im Winter! Gibt es etwas Poetischeres, als diese himmlisch reine Schneedecke, die sich in der Nacht vom Samstag zum Sonntag, ohne daß die schlafenden Menschen es ahnten, über die von der Werktagsarbeit beschmutzte Erde gebreitet hat? Erscheint sie nicht wie ein Mantel, den sich der ewige Schöpfer gewirkt hat, um alle Menschen zu vermahnen, daß er allein der Herr und Besitzer dieser Erde sei?

„Sonntagsfrühe, süße Stunde!
Wo noch alle Menschen schlafen,
Alle Thüren noch verriegelt,
Thür und Fenster tief verschneit!
Wo die Erd' als Gottes Eigen
Selig ruht und kaum eratmet;
Wo kein Fuß ihr aufgetreten
Auf den Saum des Festgewandes,
Der die Reinheit ihm entweihte.
Nur des Himmels Vögel haben
Ihrer Tritte niedlich Dreizack
In den reinen Schnee gedrückt.
Stille freut sich meine Seele
Und bekennt aus tiefstem Grunde:
‚Dein, o Herr, ist diese Erde,
Dein die Erd' und ihre Fülle!'"

(F. W. Grimme.)

Dies tadellose, himmlische Weiß des Schnees, der aus den Wolken herniedergeschwebt ist und nichts mit der Erde gemein hat, erinnert uns auch an die Reinheit einer frommen Seele. Und in der That bedient sich das Buch der Bücher, die heilige Schrift, des Bildes vom Schnee, wenn sie von einer sündenreinen Seele spricht. „Wären eure Sünden," sagt der Herr durch den Mund seines Propheten, „rot wie Blut, so werde ich sie weiß waschen wie Schnee." Und in demselben Sinne wendet sich der königliche Sänger David an Gott mit der Bitte: „Du wirst mich waschen, und ich werde weiß werden wie Schnee."

Im Schnee verlieh der allgütige Schöpfer der Erde einen prächtigen Schmuck, aber auch zugleich eine schützende Decke, unter welcher, wie unter den Falten eines wärmenden wollenen Mantels, die keimenden Saaten unserer Felder ruhen, nach den Worten des Psalmisten: „Gott hat den Schnee ausgebreitet, wie die Flocken der Wolle. Dat nivem sicut lanam." Aber bald wird vor den Strahlen der Frühlingssonne der Schnee zerschmelzen und in murmelnden Bächlein durch die Gefilde fließen, das Erdreich tränkend und mit Fruchtbarkeit erfüllend, auf daß uns wieder unser tägliches Brot auf den schlanken Getreidehalmen erwachse.

Der Evangelist Matthäus berichtet von dem Heilande, da er auf dem Berge Tabor verklärt wurde, daß seine Gewänder weiß erschienen wie der Schnee . . . Der Meister aller Maler, Raphael, hat uns in seinem letzten Werke, der Verklärung Christi, diese leuchtende Erscheinung wiederzugeben versucht, aber irdische Farbe vermag nimmer den schneeigen Glanz des ewigen Lichtes zu erreichen.

An Sterben, an Auferstehung mahnt uns endlich das weiße Schneekleid der entschlummerten Erde. Der Dichter hat dieser Stimmung in folgenden innigen Versen Ausdruck gegeben:

„Weiß liegt dem Kinde
Sein Pfühl bereit,
Weiß ist mein Letztes,
Mein Sterbekleid.
Weiß geht die Unschuld
Durchs Erdenland,
Weiß trägt der Engel
Sein Lichtgewand.
Weiß stehn am Throne
Der Herrlichkeit
Verklärte Seelen
Im Siegeskleid.
Der Erde Farben
Zergehn zu nichts
Im Demantglanze
Des ew'gen Lichts."

(K. Gerok.)

Schön ist der Schnee in seinem Ganzen, wie er als weiße, wollige Decke mit zartblauen Falten über Thal und Hügel, über Land und See dahinwallt; aber schön ist er auch in dem kleinsten seiner Teile, in jeder einzelnen Flocke, die wie eine verzauberte Frühlingsblüte träumerisch leise herniederschwebt. „Wie wunderbar schön," sagt ein Naturforscher, „sieht nicht ein Schneesternchen aus! Als ob ein Mathematiker mit dem Zirkel eine ganz regelmäßige Figur gezeichnet hätte, auf deren Linien die Eisnädelchen sich niedergelassen, so accurat sind die niedlichen Schneefiguren gebaut. In der Regel setzen sich die Eisnadeln unter einem Winkel von 60° oder in einem von 120° aneinander; wenn ersteres geschieht, so entsteht ein sechsstrahliger Stern, und geschieht das andere, so wird der Stern dreistrahlig. Am häufigsten sind die sechsstrahligen Sterne, die indes keineswegs alle nach einerlei Muster gebaut sind: im Gegenteil findet man bei Festhaltung der sechseckigen Grundform unglaublich viele Verschiedenheiten in der Schneesternbildung; man hat schon an hundert dergleichen Formen beobachtet und nachgezeichnet, die sich von geschickten Händen recht wohl als Muster zu Fenstervorsätzen verwenden lassen möchten. In der Regel sind die Schneesternchen platt; indessen kommen zuweilen auch säulchenartige Gebilde vor, die aus einer sechsseitigen Säule als Achse und wie Wagenräder daran gefügten sechsseitigen Scheiben bestehen. Es entstehen jedoch nicht immer Schneesternchen, wenn sich die Wasserdünste der Luft in Eis verwandeln; viel häufiger bilden sich Schneeflocken, an denen selten eine Krystallisation zu entdecken ist. Diese Abweichung in der Bildungsweise des Schnees wird durch die Temperatur begründet."

So bestätigt uns selbst das winzige Schneesternchen jene Worte aus dem Buche der Weisheit (11, 21): „Gott hat alles nach Zahl, Maß und Gewicht geordnet."

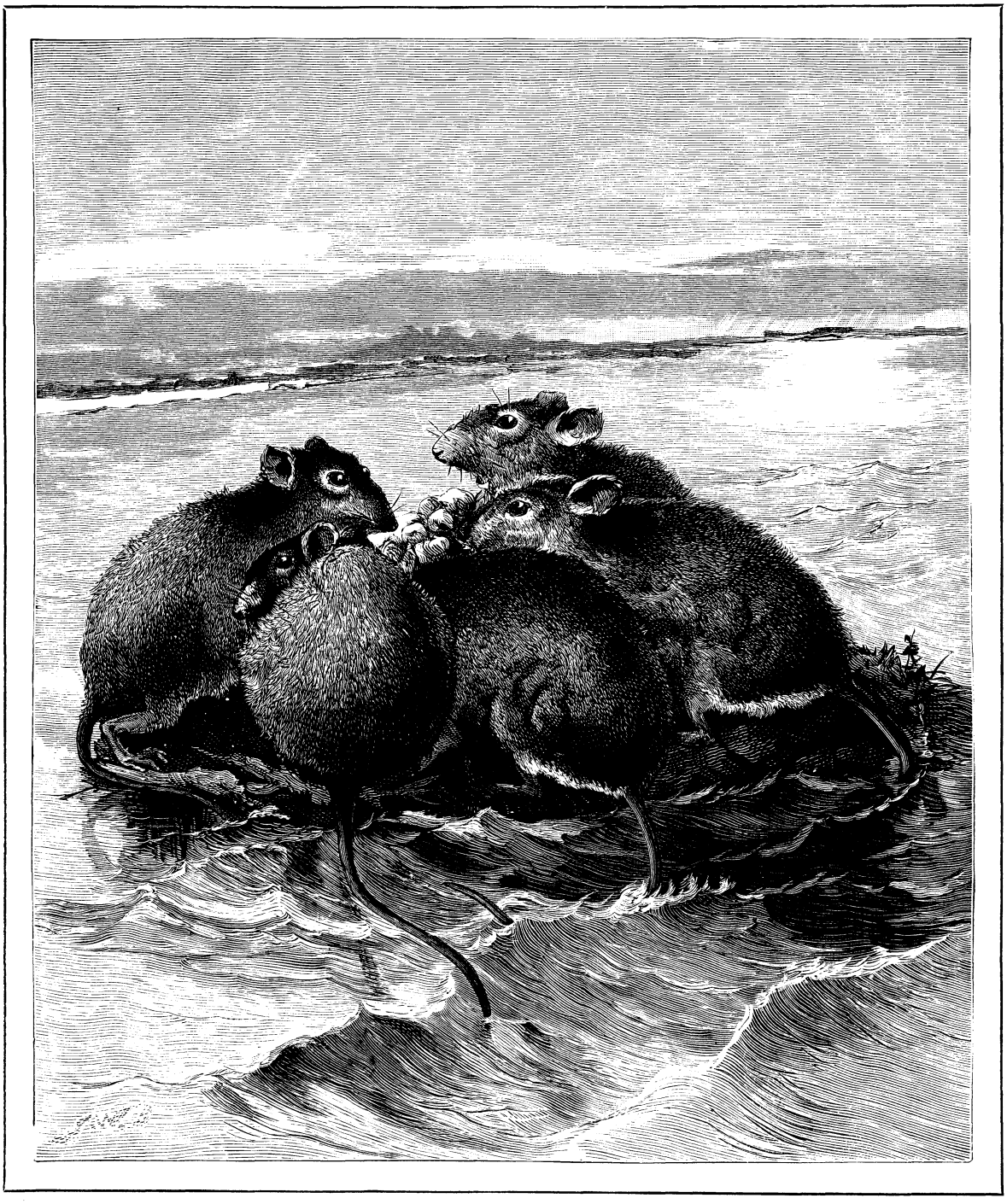
Die größten Schneemassen fallen natürlich in den kalten Zonen, in der Nachbarschaft der Pole. In Norwegen hat sich schon der Schnee zu zwanzig Fuß Höhe gehäuft, desgleichen in Grönland. Bei der strengen Kälte jener Breitegrade tritt selten die Bildung von Sternchen ein, vielmehr verwandeln sich die Wasserdünste der Luft zu feinen Eisspitzchen oder Eissplittern, die im weißen Glanze der Sonne glitzernd herabsinken. In der Nachbarschaft des Nordpoles haben die Nordpolfahrer bei einer Temperatur von minus 30° Reaumur schon den Schnee vom offenen, wolkenfreien Himmel wie wirklichen Staub herabfallen sehen. Er drang durch alle Ritzen und Fugen des Schiffes, durch die Verhüllungen von Segeltuch und Pelzen, sogar bis in die Schlafsäcke hinein, und es bedurfte eines unausgesetzten Fegens mit Reiserbesen, um den zudringlichen Gast zu verhindern, daß er Schiff und Mannschaft unter seiner kalten Last begrabe. —

Nicht immer und überall ist die Erscheinung des Schnees so ruhig, wie heute, auf unserer kirchenstillen norddeutschen Flur. Wenn sich während eines reichlichen Schneefalles oder nach demselben der Wind erhebt, so ensteht das Schneetreiben, das nicht selten zum Schneesturm gesteigert wird. Das Schneetreiben erfolgt gewöhnlich bei trockenem Nord- oder Ostwinde. Dann hebt der schneidende Wind auf seinen gewaltigen Fittichen die Millionen und aber Millionen lagernder Schneeflocken vom Boden empor, wirbelt sie in tollen Kreisen um sich selbst, jagt und peitscht sie über die weiten Fluren, ballt sie wieder zu Wolken zusammen, stößt diese in die Höhe und reißt sie abermals wie zahllose Papierschnitzel nach allen Himmelsrichtungen auseinander. An den Gipfeln der Hügel bricht sich einen Augenblick die wilde Jagd, der chaotische Hexentanz: die Gipfel werden von den niederfallenden Schneeflocken in abenteuerliche Kuppen oder in lange Rücken verwandelt, die Tiefen zwischen den Gipfeln werden verschüttet. Hier und dort wühlt sich der Wind in dem weichen Lager ein, baut sich Höhlen und Nischen, oder zieht lange Wellenfurchen über die Fläche. Aber plötzlich schüttelt der alte Magus aus Norden, der ruhelose, von neuem die Schwingen, und mit gewaltigem Aufschwung setzt er kühn hinweg über die Gipfel der Hügel, die von stäubendem Schnee zu rauchen scheinen, — und stürmt weit hinein ins dämmernde Land, wo graue, wirbelnde Schauer alle Aussicht begraben.

Unvergessen sind die Schneestürme, welche der Winter von 1886 auf 87 den Fluren Deutschlands brachte. Alle Feld-

wege und Landstraßen waren vom Schnee verweht. Die Postwagen blieben in den Schneemassen stecken. Die Eisenbahnzüge strengten vergebens ihren keuchenden Atem an, um die auf den Schienen aufgetürmten Schneelasten zu durchbrechen; sie konnten nicht weiter, und die Reisenden mußten in den Waggons oder in nahen Dörfern bivouakieren. Die Telegraphenstangen zerbrachen, die Telegraphendrähte zerrissen unter der Schneebürde, und der elektrische Funke, selbst zwischen den Hauptstädten Deutschlands, erlosch. Traurig erging es den armen Boten und Landbriefträgern.

(Schluß folgt.)



Schiffbrüchige Ratten

Schiffbrüchige Ratten.

Es gibt wenig zänkischere und neidischere Tiere als die Ratten, gleichviel seien es nun unsere Haus- oder die stärkeren und wilderen Wanderratten. An Orten, wo sie in Menge vorkommen, machen sie sich oft recht bemerklich durch ihre nächtlichen Raufereien und verraten sich dadurch selbst. Wer eine ihrer Raufereien und Zänkereien beobachten will, der darf nur einmal, namentlich bei Neuschnee, ein Stückchen Pickling oder gebratenen Hering in einem weiten Kreise um die Gebäude herum, worin sich Ratten finden, mittels eines Bindfadens am Boden hinschleppen und diesen Köder dann an einem abgelegenen Orte, wo man ihn von einem Versteck aus gut beobachten kann, ungefähr drei Spannen hoch vom Boden aufhängen.

Mit Einbruch der Dunkelheit und oft schon in der Dämmerung werden dann verschiedene Ratten auf der Fährte des Picklings oder Herings herbeikommen, sich unter dem aufgehängten Köder sammeln und mit den gewagtesten Sprüngen gierig nach demselben schnappen, wobei diese sonst so schlauen und scheuen Tiere ihre gewohnte Vorsicht vergessen und einen förmlichen Lärm mit Beißen und Kratzen untereinander machen, wenn sie sich gegenseitig über den Rücken springen, um den Köder zu erlangen. Ich habe mir dieses Schauspiel oft verschafft, als ich einmal in der Nähe großer Gerbereien wohnte, wo es von Ratten wimmelte. Und wenn dann so zehn bis zwölf Ratten beisammen und es gerade mond- oder sternhell genug war, um sie auch zu sehen, so habe ich einen guten Flintenschuß mit Schrot Nr. 8 unter sie hineingethan und einige getötet, andere verwundet, so daß sie kaum noch ihre Löcher erreichten, wo sie von ihren Brüdern ohne Zweifel aufgefressen worden sind, denn diese garstigen gefräßigen Tiere sind Kannibalen. Mehrmals fing ich auch Ratten in Kastenfallen lebend und sperrte sie zusammen in einen Bauer aus starkem Eisendrahtgeflecht, um ihr Treiben zu beobachten. Sie hatten immer Händel miteinander, sobald die erste Ueberraschung über die Begegnung mit ihresgleichen vorüber war, oder im Wetteifer um die Maiskörner, mit denen ich sie durch das Drahtgeflecht hindurch fütterte. Nur ein einziges Mal sah ich fünf von ihnen friedlich und ohne Eifersucht bei einander und das war zufällig. Bei Anlaß einer großen Rheinüberschwemmung, als wir in einem Boote Unglückliche aus ihren Häusern retten wollten und durch die starke Strömung fuhren, trieb ein Stück Baumrinde von der Größe zweier Handflächen im stärksten Wasserzuge an uns vorüber und auf demselben saßen fünf alte Ratten, die Köpfe zusammengesteckt, die kahlen Schwänze ins Wasser hängend und in sichtlicher Angst und Not. Sie hatten sich offenbar aus irgend einer rasch überschwemmten Scheune auf dieses Stück Holz gerettet, das sie nicht zu verlassen wagten, wie man es doch hätte erwarten können, da man ja behauptet (was ich selbst jedoch noch nie beobachtet habe), daß die Ratten gut schwimmen. Ich werde nie den kläglichen, sehnsüchtigen Blick vergessen, welchen diese verschlagenen Tiere zu unserem Kahne herübersandten, als die Strömung sie rasch an uns vorüber trieb. Allein ein Versuch, sich zu uns zu retten, mochte ihnen doch nicht einfallen und wäre auch nur mit einigen wuchtigen Ruderschlägen gelohnt worden!

Unter Korsaren.

Von

S. Wörishöffer.

(Fortsetzung.)

„Ich glaubte, meine eigenen Kleider behalten zu dürfen, Herr."

„Dann war das ein Irrtum. So, hier ist dein Polster, dort deine Decke. Dies Kleid legst du an und deine Schuhe und Strümpfe ziehst du aus."

Matthias sah in dem kühlen halbdunklen Gemach umher. Stühle und Tische fehlten vollständig, nur einige Polster und Decken lagen an den Wänden, daneben ein irdener Krug mit Wasser, sonst war kein Einrichtungsstück zu entdecken, selbst nicht einmal ein Spiegel oder an dem einzigen kleinen lukenartigen Fenster ein Vorhang, — Dinge, die auch in dem ärmsten Christenhause nicht vermißt zu werden pflegen.

Matthias erstickte einen Seufzer. „Schläft hier außer mir sonst noch jemand?" fragte er den Aufseher.

„Der Sklave Hamid!" war die Antwort.

„Der Alte? Der Mann mit dem deutschen Namen?"

Iben Ali, der Aufseher, mochte nicht gehört haben oder nicht hören wollen; er verließ, ohne eine Silbe zu entgegnen, das Gemach und ging fort. Unser Freund war jetzt allein, mehr denn je gedrückt und bekümmert, beinahe hoffnungslos in der öden Einsamkeit des dunklen Gemaches. Er legte die Hände über die Augen und träumte; er suchte sich hineinzuleben in den schrecklichen Gedanken, jetzt als Sklave seine Tage beschließen zu müssen. Ach, seine Tage! — — Er war nun sechzehn Jahre alt, es mochte also wohl noch ein halbes Jahrhundert des Leidens, der Erniedrigung vor ihm liegen.

Dann dachte er an den alten Onkel daheim in Valparaiso. Auch das zweite, mit trauerndem Herzen in die Welt hinausgesandte Kind sollte dem warmfühlenden alten Manne spurlos verschwinden; wieder würde er von Haus zu Haus wandern, um Erkundigungen einzuziehen, und wieder vergebens.

Tiefer sank der Kopf des Knaben in die stützende Hand, große Thränen perlten aus seinen Augen.

Da kam durch die offene Thür ein kleiner gelber Hund wie suchend, schnuppernd in das Zimmer gelaufen und blieb gerade vor dem am Boden hockenden Knaben stehen, als wolle er sagen: „Nun, wie kommst denn du hierher?"

Matthias bemerkte das Tierchen und etwas wie eine plötzliche Freude durchzuckte sein Herz. Er legte beide Hände um den Hals des Hundes und streichelte das weiche gelbe Fell. „Heißt du auch Ami?" flüsterte er mit erstickter Stimme. „Auch Ami — ja?"

Das kleine Tier wedelte eifrig und stellte die Vorderpfoten auf die Brust seines neuen Bekannten. Matthias umfaßte es mit beiden Armen, — jetzt schluchzte er unaufhaltsam, tief aus Herzensgrund.

In der gewaltigen Erregung des Augenblickes hatte er deutsch gesprochen, die Laute seiner Kindertage, seines Gedankenlebens, — jetzt erschrak er, als von der Thür her eine Männerstimme ihn anredete.

„O Himmel — du bist ein Deutscher?"

Matthias sah auf. Jetzt, nachdem sich seine Blicke an das herrschende Zwielicht gewöhnt hatten, unterschied er ohne Mühe im Rahmen der Thür die hohe Gestalt des Sklaven Hamid. Der Alte trat näher und legte wie segnend die Rechte auf das gebeugte Haupt des Knaben. „Du bist ein Deutscher?" wiederholte er.

„Ja, Herr!" —

„Mein armer Junge, dann sieh zu, daß deine Nationalität in diesem Hause ein Geheimnis bleibe. Verstehe mich recht, du sollst nicht lügen, aber so lange es möglich ist, gib unserem Gebieter keine Kenntnis von dem, was wir hier jetzt sprechen. Es ist zu deinem Besten, denn Sidi Hassan ben Ismael verfolgt die Deutschen mit seinem glühendsten Hasse.

Matthias sah auf. „Ist dieser Mann ein geborener Orientale?" fragte er.

„Nein, mein Junge! Aber ich kann dir jetzt nichts mehr sagen. Wir sehen uns zu günstiger Stunde wieder."

Er verschwand und mit ihm der kleine Hund; Matthias legte sich auf das Polster, um womöglich zu schlafen. Die bunten Kleider des Sklaven hatte er noch nicht angezogen; ihm graute vor dem ärmellosen Kittel, den schreienden Farben. Morgen war das ja noch früh genug.

Er schloß die Augen und dachte an den Sklaven Hamid, der das gleiche, schreckliche Los mit so ruhiger, unnahbarer Würde ertrug. Wie lange vielleicht schon? — Seit seiner Jugend, seit Jahren, — ein fürchterlicher Gedanke.

Diesem Greise wollte er selbst nacheifern. Und immerhin war ja auch nicht alle Hoffnung gänzlich erloschen. Nur der äußere Zwang fesselte ihn an diese Stelle, nicht aber die Ehre oder gar ein gegebenes Versprechen, — er konnte möglicherweise eines Tages entfliehen.

Der Gedanke ließ ihn im Augenlick ruhiger atmen. Unmerklich flossen Schlaf und Wachen ineinander, der Kopf des Knaben sank tiefer in die bunten Polster, und Matthias hatte mit dem glücklichen Vorrecht der Jugend im Schlummer vergessen, was ihn quälte. Stunden vergingen, die Nacht war völlig herabgesunken und er schlief immer noch ganz fest, da legte sich auf seine Schulter eine Hand und rüttelte ihn.

„Wach auf, du!"

Matthias fuhr erschreckend empor. „Wer ist da?" fragte er.

„So schrei doch nicht, Junge! Komm, du sollst mich begleiten!"

„Wohin? — Zu Sidi Hassan?"

Ein leises Lachen klang durch das Zimmer. „Wahrhaftig nicht, Bursche! Komm, komm, ich führe dich hinaus."

Zugleich fühlte unser Freund, wie eine Hand die seinige ergriff und ihn emporzog. Halb ängstlich, halb widerstrebend folgte er durch das Haus und über den Hof ins Freie, wo die Sterne vom Himmel herabglänzten und tiefe nächtliche Ruhe die Wanderer empfing. Wie ausgestorben lagen die Straßen, aller Handel und Verkehr hatte aufgehört, es war kein Mensch zu sehen, keiner zu hören. Aber dennoch! Vom Turmrand der Moschee rief ein Muezzin zum Gebete, deutlich durch das umgebende Dunkel klangen die heiligen Namen, deutlich ein frommer Gesang hie und da aus den Häusern, wo die Santens wohnten.

Vorüber ging es an einem Kirchhof. Nur wenige Gräber, alt und versunken, selten ein neues — aber sonderbar, alle mit kleinen purpurroten Fahnen versehen.

„Was bedeutet das?" fragte Matthias.

Sein Begleiter zuckte die Achseln. „Das ist der Kirchhof der Beni Aisa, derselben, die gestern zum Schlangenfang in die Wüste zogen. Betrüger sind's, Schwindler und Schufte. Ich habe einmal in ihrem Vereinshause die verrückten Ceremonien mit angesehen."

„Was thaten sie denn?" lächelte Matthias.

„Sie tranken aus Totenschädeln, aber wahrhaftig kein Wasser, sondern den roten französischen und spanischen Wein, sie bereiteten ein Pulver, das die Kranken mit schwerem Gelde bezahlen müssen und lachten lustig dabei. Zucker war's und zerriebener Samen aus Mohnköpfen, — halb schwarz, halb weiß, das hat so recht den Beigeschmack des Geheimnisvollen. Und Zaubersprüche setzten sie zusammen aus einzelnen Silben, je toller, um desto besser, wie es gerade den lustigsten aus der ganzen Schar einfiel. Draußen stand natürlich das dumme Volk und bebte in heiligen Schauern. Der Mond schien voll auf das Dach des Vereinshauses, der Wind pfiff um die Ecken und Thüren, — drinnen mußten sich ja schwere Geheimnisse vollziehen. Ha, ha, ha, wer es nur geschickt anzufangen weiß!"

„Wo befandest du dich denn?" fragte Matthias.

„Ich? — Mein Herr ist ein Aisauli, ihr oberstes Haupt sogar, — er hatte mich mit auf den Schlangenfang genommen und da schlüpfte ich denn durch eine Nebenthür ungesehen in das Vereinshaus, habe den ganzen Unsinn von Anfang bis zu Ende angehört. Die neuen Lehrlinge müssen zuerst einen schweren Eid leisten, dann läßt man sie zerriebene Schlangenhaut verschlucken, und wenn die armen Teufel ihrer Seelen Seligkeit verschworen haben, enthüllt sich ihnen zum Lohne ein elendes Gaukelspiel. Sie wissen, daß der Dolch des nächsten besten Ordensbruders immer bereit ist, dem Verräter der heiligen Geheimnisse zwischen die Rippen zu fahren, daher bleiben sie stumm wie die Fische."

Matthias sah zurück zu dem Kirchhof der Santens. Wie ein Schleier von Blut lagen die flatternden Fahnen über den Gräbern. Ein seltsames Land, das hier.

„Wohin gehen wir eigentlich?" fragte er mit heimlichem Grauen.

„Wir wollen eine Versammlung besuchen."

„Von lauter Sklaven?"

„Natürlich!"

„Und welcher Art ist diese Zusammenkunft?"

„Das weiß ich noch nicht. Einzelne Vornehme unter uns haben ihre geheimen Verbindungen, erhalten Briefe und schreiben solche, oder schicken und empfangen Boten. Dergleichen gibt es jedenfalls auch in dieser Nacht."

„Und wo ist der Ort, an dem —"

„Pst! Wir sind gleich am Ziel."

Hie und da huschten einzelne Gestalten über den Weg, alle in Sklavenkleidern; sie verschwanden zwischen den Mauern zweier, anscheinend unbewohnter Gebäude und kamen nicht wieder hervor, also mußte sich in diesem Hofe das Versammlungslokal befinden, jedenfalls ein großer Raum, denn Hunderte eilten von allen Seiten herbei, — mehr als nur einer begrüßte auch im Fluge den Begleiter des deutschen Knaben. „Gute Botschaft, Mehemet, gute Botschaft!"

„Lösegelder?" fragte der Sklave.

„Besseres! Besseres!"

„Ein Bote aus Valparaiso!" rief einer.

Matthias zuckte zusammen. „Aus seiner Heimat!"

„Schnell!" bat er. „Schnell!"

Jetzt kam des Weges eine hohe Gestalt mit weißem Bart und mildblickenden Augen. In der Hand trug der Greis ein Buch, auf dessen Deckel ein goldenes Kreuz eingepreßt war, — die Bibel.

Wo hatte Matthias dies schöne, friedenvolle Antlitz schon gesehen?

Er verlor sich in Grübeln. Jetzt war der Versammlungssaal erreicht, ein seltsamer Ort, ein hohes weites Gemach aus Marmortrümmern, von Säulen durchzogen, ohne Fußboden und Decke. Unten wuchsen üppige Blütenranken, von oben nickten fruchtbeladen die Häupter der

Dattelpalmen herab zu den Menschen, die erwartungsvoll zwischen den zerschellten Trümmern standen und flüsternd miteinander sprachen. Als Lampe diente der volle weiße Mond am Himmel, der lächelnde, alte. Wie viel Seltsames hatte er nicht schon auf seinen Wanderungen gesehen, wie viel Trauriges und Lustiges! — Heute machte er ein ganz ernsthaftes Gesicht, — sie dauerten ihn wohl, die armen weißen Christen in den Sklavenkitteln, die Männer mit den vergrämten Zügen und den tiefliegenden Augen.

Auf einem erhöhten Punkte stand im wallenden schwarzen Priestergewande der Greis mit dem heiligen Buche. Ein weißer Kragen fiel auf seine Brust herab, gelassen streifte sein Blick die Scharen der Angekommenen.

Jetzt im vollen Lichte erkannte Matthias den Mann, den er hier nicht zum erstenmal sah. Es war Hamid, der Sklave Sidi Hassans.

Fünftes Kapitel.

Ein helles Licht erfüllte den weitgedehnten Raum, Schattenstreifen zogen sich wie dunkle Bänder über die Marmorblöcke und grünumrankten Trümmer dahin, leise im Nachtwind rauschten die Blätter der königlichen Dattelpalmen. Es war wie das Bild eines lebhaften Traumes, was Matthias da vor sich sah — die südliche, farbenprächtige Umgebung, die orientalischen Gewänder und die dunklen Gesichter der Wüstensöhne — unter allen diesen, auf erhöhtem Standpunkte den Greis im christlichen Priesterkleide, mildblickend und doch so ernst, so erfüllt von der Bedeutung seiner heiligen Mission. Jetzt winkte er einen Weißen zu sich heran.

„Sind wir sicher, mein Sohn?"

„Ja, hochwürdiger Herr, an allen Zugängen stehen Wachtposten."

„Das ist gut. So möge denn unser Freund seine Botschaft ausrichten."

Es entstand unter den Versammelten eine Bewegung, Matthias sah sekundenlang auch Jims blasses Gesicht aus der Menge auftauchen, dann trat ein Mann in Matrosenkleidern dem Geistlichen näher und sah spähend umher. „Sind wirklich nur Sklaven hier?" fragte er mit gepreßtem Tone. „Sonst niemand?"

„Verlasse dich darauf, niemand! Keiner, der dich verrät."

Der Matrose nickte. „Dann ist's gut, Kameraden. Ich bin ein Weißer wie ihr, ein Christ, darum halte ich es mit euch, aber meinen Kopf möchte ich doch lieber zwischen den Schultern behalten.

Und dann, nachdem ihm alle zugestimmt hatten, fuhr er fort: „Ein Sklave bin ich ja, wie ihr wißt, auch, nur beschäftigt man mich nicht am Lande, hat meine Person nicht wie eine Sache verkauft, sondern ich muß Schiffsdienste leisten. In den fremden Häfen läßt man mich nie allein vom Bord, auch in Valparaiso war das nicht der Fall, aber dennoch widerfuhr mir diesmal ein ganz besonderes Glück — ich traf in der Stadt meinen Bruder, den ich seit Jahren nicht gesehen hatte. Die Tripolitaner mochten doch wohl etwas Mitleid, etwas menschliches Rühren empfinden, denn sie ließen uns stundenlang allein miteinander sprechen, und bei dieser Gelegenheit erfuhr ich dann etwas, das für uns alle von größter Wichtigkeit werden kann. In den nächsten Wochen kommen zwei amerikanische Kriegsschiffe hierher, um Bengasi zu bombardieren."

Er hielt inne und ein allgemeines „Ach!" der tiefsten seelischen Erschütterung, der Freude, der bangen Erregung ging durch die Reihen aller dieser Männer, denen die freche Räuberfaust mehr als das Leben gestohlen hatte, Freiheit und Besitz, Familienglück und bürgerliche Stellung, ja sogar das Letzte, das Höchste, das, woran auch der Verlassenste sich klammert, solange er frei dasteht und inmitten der ebbenden und flutenden Wechselbeziehungen des Lebens seinen Anteil am Soll und Haben beanspruchen kann — die Hoffnung. Als Sklave gab es ihm keine solche mehr. Zwischen dem Ocean und der unermeßlichen Wüste verschwand unter der Peitsche des schonungslosen Gebieters das Leben des einzelnen, und keine Spur, kein Anzeichen verriet, wo er gelitten und geendet hatte.

Viele der Unglücklichen weinten. Wie durch Zauberei erschien vor den Blicken ihrer Seelen das Paradies, aus dem sie verstoßen waren, das Heimathaus mit seinen Lieben, seinem stillen Glück, der ganze traute Kreis, in dem sie gelebt, die Rechte und Pflichten ihres Berufes, all die unvergänglichen Schätze, die in dem Gedanken des Vaterlandes, der Familie beschlossen liegen. Ob es denn möglich war, daß aus dem tiefen Elend der Gegenwart ein Engel sie zurückführen würde in das einst Gewesene, in die Mitte ihrer Geliebten, ihrer Freunde!" —

„Samuel Shandy!" sagte eine bebende Stimme, „versprich uns nicht zu viel. Ich bitte dich, thue es nicht!"

„O nein, nein, die Täuschung wäre zu schrecklich!"

Der Matrose schüttelte den Kopf. „Bei Gott, ich habe kein Wort hinzugesetzt, ihr Leute. Mein Bruder war seiner Sache ganz sicher, er selbst wollte auf einem der Amerikaner Dienste nehmen."

„Lagen denn die Schiffe schon in Valparaiso?"

„Nein, aber sie wurden erwartet. Deshalb beeilte sich auch unser Kapitän, schleunigst den Hafen zu verlassen; sein Fahrzeug wäre sonst für gute Prise erklärt und er selbst gehängt worden."

Es ging durch die Menge wie ein verhaltener Seufzer. „O, wenn das Vornehmen gelänge, wenn Gott die Waffen der Amerikaner segnen und ihnen den Sieg verleihen wollte!" —

„Wir müssen eng zusammenhalten," hieß es, „ganz eng; wir müssen Schulter an Schulter kämpfen. Zwischen zwei Feinden erliegen vielleicht die Scharen der Ungläubigen."

Andere schüttelten die Köpfe. „Hofft nicht zu viel! Hassan ben Ismael hat es von jeher verstanden, den freien Beduinenstämmen des Hinterlandes zu schmeicheln und ihnen alle möglichen Rechte und Vergünstigungen zu sichern — auf einen Wink von ihm sind Tausende bereit, gegen die verhaßten Christen zu Felde zu ziehen."

„Ach, wäre der Tag der Entscheidung erst da! — Vielleicht kommt doch wenigstens die Erlösung durch den Tod; man darf die Augen schließen mit der Gewißheit, daß auf diesen letzten Abend kein neuer Morgen mehr folgt, keine Peitschenhiebe, kein Hunger!"

„Still!" gebot mit seiner ruhigen, versöhnlichen Stimme der Sklave Hamid. „Ist das die Ergebung des Christen?"

Sie umringten ihn alle, sie drückten seine Hände, sie berührten das Priestergewand, welches er trug. Männer mit ergrautem Haar schluchzten vor Aufregung.

„Wenn das alles so aus dem Schlummer gerüttelt wird, wenn gleichsam in die letzten Tiefen des Bewußtseins ein plötzliches helles Leuchten hineinfällt, dann kann man sich nicht gleich vollkommen fassen."

„Ach, und man ist kein Heiliger wie Sie, Herr Pastor!"

(Fortsetzung folgt.)

Lukas Cranach.

Lukas Sunder ward im Jahre des Heils 1472 zu Cranach oder Cronach, einem Städtchen am Fuße des Fichtelgebirges gelegen und zum Bistum Bamberg gehörig, geboren. Er nahm aber später nach der Sitte seiner Zeit den Namen dieses seines Geburtsortes Cranach an. Mutmaßlich war sein Vater ein Kartenmaler und Formenstecher, der dem Sohne den ersten Zeichenunterricht erteilte. Wenig ist von seinen frühesten Lebensschicksalen und seiner Ausbildung bekannt. Lukas muß jedoch ein besonders begnadigtes Malertalent gewesen sein, denn schon als Jüngling wurde er zum sächsischen Hofmaler ernannt, welches Amt er über sechzig Jahre und unter drei Kurfürsten, Friedrich dem Weisen, Johann dem Beständigen und Joachim Friedrich bekleidet und verwaltet hat. Von seiner Kunstfertigkeit geben folgende, als wahr bestätigte Geschichten ungefähr ein Bild: In Oesterreich malte einst Lukas Trauben so natürlich, daß eine Elster durchs Fenster hereinflog und nach der gemalten süßen Speise pickte. — Im Koburger Schlosse zeigte man von ihm einen Hirsch, den die Rüden anbellten, so oft sie ihn sahen. — Einst führte er im Auftrage des Kurfürsten ein Bild aus, welches zum Geschenk für den Kaiser bestimmt war und ein Wildschwein darstellte. Als das Jagdstück am Orte seiner Bestimmung aufgehängt war, ergriffen die Hunde davor die Flucht. — Auf einer Reise durch die Niederlande ergriff der Künstler zu Mecheln in einer Herberge ein Stück Kohle und zeichnete in wenig Strichen damit Kaiser Maximilians Bild so frappant an die Wand, daß alle Umstehenden laut aufjubelten. — Den Kurfürsten Johann den Beständigen malte er einst in natürlicher Größe so treffend, daß die Bewohner von Lochau beim Eintritt in die Burg vor dem Bilde unwillkürlich die Kniee beugten und das Haupt entblößten. — Zu Torgau schuf sein Pinsel einstmals Fasanen, Pfauen, Rebhühner, Enten, Wachteln, Kramtsvögel und anderes Geflügel, so daß ein Kammerherr befahl, das Zeug hinauszubringen, damit es nicht böse Gerüche verbreite. Er wollte daran nicht glauben, daß er nur Bildwerk vor sich habe. — Damals war Lukas 38 Jahre alt.

Im Jahre 1493 mußte Lukas Cranach Kurfürst Friedrich den Weisen auf einer Reise nach Jerusalem begleiten und alle Gegenden malen, die man durchzog. Das Bild, auf einer hölzernen Tafel dargestellt, durch die Kriegsläufe freilich etwas beschädigt, wird in der Wittenberger Schloßkirche noch heutigstags gezeigt.

In Wittenberg schlug Lukas Cranach später auch seinen Wohnort auf. Er lebte hier 46 Jahre, wurde 1519 Kämmerer

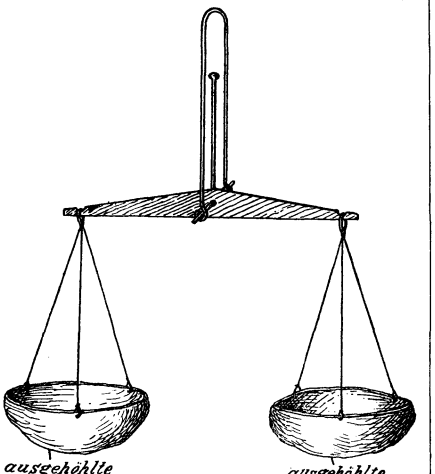


Fig. 1. Papa's neue Goldwage.

und 1537 sogar auf 7 Jahre Bürgermeister der Stadt. Er heiratete die Tochter des Bürgermeisters von Gotha, Barbara Brangbier, und lebte mit ihr in glücklicher Ehe. Mit Luther und Melanchthon war er eng befreundet, besonders aber hing er an Kurfürst Friedrich. Der Tod dieses guten Fürsten betrübte ihn deshalb auch auf das höchste. Er zahlte auf Befehl Johannes des Beständigen bei der Leichenfeier jedem Armen der Stadt einen Groschen aus. Aber auch Johann der Beständige starb bald, so daß er nun den dritten Herrn, Joachim Friedrich, bekam. Diesem stand er so nahe, daß jener alles mit ihm überlegte und ihn im wahren Sinne des Wortes „Freund" nannte.

Im Jahre 1536 traf den redlichen Lukas der härteste Schlag seines Lebens. Er verlor seinen Sohn Johann, einen begabten Künstler, der in Italien die Kunst studieren wollte, zu Bologna durch einen jähen Tod; kaum daß er sich wollte trösten lassen. Aber zuletzt mußte er sich doch darein schicken und es sogar noch ertragen, daß ihm fünf Jahre später auch sein Weib, und wieder fünf Jahre später sein bester Freund, Luther, genommen ward.

Er war mit diesem eng befreundet und bei allen wichtigen Ereignissen in dessen Familie zugegen.

Ueber diesen Herzenskummer Cranachs brachen nun 1547 die Kriegswirren über Sachsen herein. Der Kurfürst ward auf der Lochauer Heide geschlagen und gefangen genommen, und ganz Sachsen geriet in die Gewalt des Siegers, Karls V. Dieser befahl Lukas in das Lager vor Wittenberg, empfing ihn aber sehr gnädig und machte ihm Komplimente über seine Kunst. Dann kam er im Gespräch auf ein Bild, welches ihn selbst als Knaben darstellte und von Lukas' Meisterhand einst zu Mecheln im Auftrage Kaiser Maximilians hergestellt war. Hierauf antwortete der ehrliche Lukas:

„Ew. Majestät waren damals acht Jahre alt, als Kaiser Maximilian Euch bei der rechten Hand führte und Ew. Gnaden in Niederland huldigen ließ. Indem ich aber anfing, Ew. Majestät abzureißen, hat Ew. Majestät sich stetiglich gewendet, worauf Euer Präceptor, welchem Eure Natur wohl bekannt, vermeldet, daß Ew. Majestät ein sonderliches Gefallen zu schönen Pfeilen träge, und darauf befahl, daß man einen kunstreich gemalten Pfeil an die Wand gegenüber stecken sollte, davon Ew. Majestät die Augen niemals gewendet und ich desto besser das Konterfei zu Ende gebracht!"

Diese Erzählung hat der Kaiser gnädig aufgenommen und Lukas seines Wohlwollens versichert. Der aber hat gezeigt, daß er ein echt deutsches Gemüt besaß, denn der Eingebung seines Herzens folgend und die günstige Gelegenheit benutzend, fiel er sogleich dem Monarchen zu Füßen und bat um Gnade für seinen unglücklichen Kurfürsten. Der Kaiser war zuerst höchlichst betroffen, dann aber beruhigte er den Bittsteller und sagte:

„Du sollst sehen, daß ich gnädig bin!"

Hierauf ließ er ihm einen Silberteller voll ungarischer Dukaten als Geschenk reichen. Lukas hätte am liebsten alles abgelehnt, fürchtete aber, den Kaiser dadurch zu erzürnen und nahm deshalb davon so viel, als er zwischen zwei Fingerspitzen halten konnte. Damit war er verabschiedet.

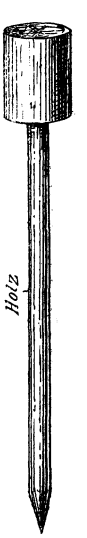
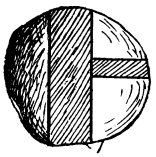


Fig. 2.

Dem neuen Kurfürsten Moritz, welcher sich auf so zweideutige Weise und Kosten seiner Vettern in Besitz des Landes gebracht, konnte Lukas beim besten Willen keine Treue schwören; er ging gen Innsbruck, die Gefangenschaft seines alten Herrn zu teilen und

denselben in seiner Trübsal zu zerstreuen. Wirklich fand der arme Gefangene „viel Vergnügen an des Lukas Kontrafakturen und Bildwerk“. Erst im Jahre 1552 gab der Kaiser Joachim Friedrich die Freiheit wieder, worauf der treue Lukas mit ihm gen Weimar eilte. Hier fand er seine Tochter Barbara, die Gemahlin des sächsischen Kanzlers Brück. Bei ihr blieb er nun ganz und starb 1553 daselbst in ihren Armen, 81 Jahre alt. Sein Grabmal wird noch heute zu Weimar gezeigt.


ausgehöhlte Kastanie
Fig. 3.

Die Zahl seiner Bilder ist ungeheuer groß. Bedeutend sind die Altarblätter der Stadtkirchen zu Schneeberg, Wittenberg, Weimar, worauf er das kirchliche Leben der protestantischen Richtung darstellt; manchen von seinen Darstellungen ist ein Zug von Schalkhaftigkeit und Gemütlichkeit eigen; viele seiner Gestalten sind von großer Lieblichkeit, so der Heiland in verschiedenen Situationen, besonders da, wo er die Kindlein segnet. Seine Portraits waren gerühmt und viel gesucht, weil sie treu nach der Natur und ungeschmeichelt ausgeführt wurden. Leider huldigte Cranach der Sitte seiner Zeit, alle antiken Figuren im Kleide des Reformationszeitalters darzustellen, so daß die alten Griechen und Römer wie sächsische Patrizier und Edle gekleidet erscheinen.

Dem Charakter Cranachs redet man das beste nach: Lukas galt als die verkörperte deutsche Treue. Sein Sohn Lukas, nachmalen Bürgermeister von Weimar, war auch Maler, besaß aber nicht die Genialität seines Vaters und die Talente seines verstorbenen Bruders Johann.

Solange es eine deutsche Kunstgeschichte gibt, wird neben den deutschen Malern Holbein und Dürer auch Cranachs, als des Dritten im Bunde, gedacht werden!

Was sich aus Kastanien machen läßt.

Unter den entlaubten Kastanienbäumen wirst du noch immer die braunglänzende Frucht finden, die ihr stachelbewehrtes Bett verlassen hat, um sich dem Schoße der Mutter Erde anzuvertrauen zu neuem Wachstum. Aus den braunen Flüchtlingen kannst du deinen jüngeren Geschwistern mancherlei hübsche Sachen machen.

1. Du hast vielleicht schon selbst eine größere Zahl von Kastanien auf einen Bindfaden gereiht und dadurch eine stattliche Halskette hergestellt. Aber du vermagst noch andere Dinge zu vollbringen. Suche dir zwei möglichst gleich große Kastanien, schneide sie halb durch, so daß der graulichweiße Fleck, an welchem die Frucht in der Hülle festgesessen, wegfällt, und entferne mit dem Messer den weißen Kern, so behältst zwei vortreffliche Schalen einer Wage übrig. Mit Zwirn und Nadel wird jede Schale mit drei oben in eine Schlinge zusammengeknüpften Schnüren versehen. Ein Holzstäbchen, beiderseits etwas spitz zulaufend, gibt den Wagebalken, an dessen beiden mit einer kleinen Kerbe versehenen Enden die Wagschalen angehängt werden. Eine Haarnadel schenkt dir Schwester oder Mutter gewiß gern. Du glühst ihre beiden Enden über dem Licht aus, damit sie biegsam werden, biegst jedes Ende zu einer kleinen Oese, durch die Mitte des Wagebalkens steckst du quer ein Stück dicke Stecknadel (das Loch dazu läßt sich leicht mit der glühend gemachten Nadel durchbrennen) und legst den Wagebalken mit den beiden vorstehenden Enden der so hergestellten Achse in die Oesen. Eine senkrecht auf den Wagebalken in der Mitte festgesteckte Stecknadel bildet die Zunge, deine Wage ist fertig, auch für Schwesterleins Küche gewiß eine willkommene Gabe.

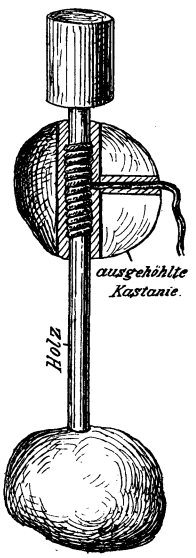


Fig. 4 Eine Schnurre für den kleinen Bruder.

2. Bohre mit dem Federmesser durch eine größere Kastanie ein Loch und von der Seite her senkrecht dazu ein zweites engeres. Schnitze dir ein Holzstäbchen mit abgesetztem dickeren Ende nach beistehender Figur, so daß sich das Stäbchen leicht in dem weiteren Loch der Kastanie drehen kann. Stecke unten an das Ende desselben eine mäßig große Kartoffel, ziehe durch das seitliche Loch einen dünnen Bindfaden, der an den Stäbchen festgebunden wird, und wickle ihn durch Drehen des Stäbchens auf dasselbe auf. Ziehst du ihn dann ab, so dreht sich das Stäbchen, kehrt um, wenn du aufhörst zu ziehen und wickelt den Faden selbst wieder auf, so daß sich das Stäbchen mit der Kartoffel fortgesetzt abwechselnd rechts und links herumdreht. Durch diese Schnurre machst du gewiß deinem kleinen Bruder einen Spaß.

3. Schneide eine große Kastanie in der Mitte so durch, daß der auch äußerlich unter der Schale sichtbare Keim oben mit durchschnitten wird, und du einen Querschnitt von der Form (s. Fig. 6) erhältst. Dann höhle die Kastanie vorsichtig aus, so daß die von der Rinde gebildete Röhre, durch welche der Keim geht, mit stehen bleibt. Stecke durch diese Röhre eine kleine, etwa centimeterlange Hülse, die du aus dünnem Blech leicht biegen kannst, ziehe durch die Hülse ein Stückchen dünnen Baumwollendocht, klebe die Kastanienschale mit etwas Wachs auf ein in eine halbierte und so als Fuß dienende Kartoffel gestecktes Holzstäbchen — besser noch steckst du sie mit einer von oben durchgestochenen Stecknadel auf dem Stäbchen fest — gieße ein wenig Rüböl auf den Docht in die Schale, und du hast eine brauchbare Lampe für Schwesterleins Puppenstube.

Zu deinen Künsten guten Erfolg!

St. Nikolaus.

„Lieber guter Kamerad!

Ja, das Nikolausfest! Was kann den alternden Mann trauter anregen, als Erinnerungen an die innigsten, harmlosesten Freuden der Jugend, was möchte den Kreis deiner jungen Freunde — ich sehe in meiner eigenen Umgebung, wie er sich zusehends erweitert — was möchte ihn jetzt mehr interessieren, als der 6. Dezember mit seinen vielverheißenden Mysterien?! Erlaube, daß ich dir darüber einige Zeilen schreibe.

St. Nikolaus, der gabenspendende Patron, ist nicht sowohl in dem protestantischen Norden, als naturgemäß mehr noch in den vorwiegend katholischen Landesstrichen bekannt. Am Niederrhein teilt er sich mit St. Martin in die Ehren, der gerngesehene Vorläufer des Christkindchens zu sein. Zwischen Rhein und Weser und zum Teil auch in den österreichischen Alpenländern backen die Bäcker um St. Nikolaus ein lockeres, süßes Brot, das in Holzformen zu allerlei plastischen Gebilden — Reitern, Fuhrwerken, Einzelfiguren und Ornamenten — gestaltet, um diese Zeit unter dem Namen „Zinterkläse“ (Zinter=Sankt, Klas=Nikolaus) zu den gesuchtesten Leckereien zählt und seine Beliebtheit bis Weihnachten aufrecht erhält.

In Oesterreich macht sich in Stadt und Dorf der Nikolaus schon anfangs November bemerkbar. In den Schaufenstern der Zuckerbäcker scharen sich die Nikolos zu einem Konzil der ehrwürdigsten Bischöfe, die Krampusse zu einer von Hörnern und Neptunsgabeln überragten unheimlichen Bande. Das Ideal aller Krampusarten ist der Zwetschgenkrampus — eine Figur, ringsherum mit gedörrten Pflaumen bespickt, sehr realistisch ausgerüstet mit allen Attributen seiner höllischen Herkunft, Hörnern und Schweif und Pferdefuß, Kette und langer, roter Zunge von Tuch. Der Zwetschgenkrampus, d. i. der Krampus in Figura, ist in der That zu den besten seines Geschlechts zu zählen: man kann ihn aufessen, und das ist bei manchen

seiner buntgeputzten Brüder eben nicht der Fall.

Der leibhaftige Krampus, wenn er in Gesellschaft des heiligen Nikolo erscheint, ist nicht so gefährlich, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. In den Städten freilich, wo alt und jung tagtäglich empfindsamer und verzärtelter wird, will man den Krampus schon nicht mehr sehen, weil die Kinder sich vor ihm entsetzen könnten. Bei Mädchen mag das allenfalls zutreffen, aber welcher ordentliche Junge möchte sich im Hause seiner Eltern fürchten? Und nun gar vor einem Krampus, der zwar die Birkenrute unter dem Arm, aber auch so viele Süßigkeiten in der Bütte hat! Ein bißchen Gruseln, ja — war doch der Hans im Märchen, dieser Oberphlegmatikus, auch erst ein ganzer Kerl, als er das Gruseln gelernt hatte!

Wir fürchteten uns nicht, als er an einem winterlichen Nikoloabend draußen klopfte und durch die klaren Fensterscheiben mit Mitra und Inful St. Nikolaus und in seinem Gefolge ein mächtiger Krampus erkennbar wurde. Allerdings waren wir unserer gerade ein halbes Dutzend gesunder Kerle vom Lande, von Emil, dem fünfzehnjährigen, bis herab zu unserem Pamperletsch, dem einjährigen Erich. Emil war eigentlich ein wenig blasiert, denn er besuchte die Handelsschule in Wien und studierte dort Volkswirtschaftslehre und Wechselrecht, weshalb er glaubte, über den Nikolo die Nase rümpfen zu dürfen. Aber er saß doch ganz still im Halbdunkel da, als jetzt der heilige Mann mit dem Krampus in die Stube trat. O der war recht, der Krampus! Sogar seine höllisch warme Herkunft verleugnete er nicht; im Gegenteil, im Schnee draußen hatte er kalte Füße gekriegt, so daß er fortwährend von einem Bein aufs andere hopfte.

St. Nikolo erkundigte sich inzwischen, beim Jüngsten anfangend, ob jeder auch das Jahr hindurch fleißig und folgsam gewesen, und wenn die Antwort befriedigend ausfiel, so gab er aus der Bütte, die der Krampus auf dem Rücken trug, allerhand niedliche Geschenke.

„Wo ist denn der Fällix?" fragte er plötzlich.

Das galt unserem Felix und, merkwürdig genug, der heilige Nikolo sprach das Wort genau so aus, wie der russische Freund unseres Papas, Herr Petrowitsch, es immer aussprach.

Emil stieß mich kichernd mit dem Ellenbogen an und lächelte überlegen. Er glaubte in dem Nikolo Herrn Petrowitsch wiederzuerkennen.

Nikolo durchschaute den Zweifler. Nun ja, ein Heiliger! Als Emil an die Reihe kam, erhielt er statt der neuen Schlittschuhe, auf die er diesmal ganz sicher gerechnet hatte, die Birkenrute.

Ein Weilchen versuchte er zu schmollen. Dann besann er sich aber, daß er damit, nachdem er den Schaden schon hatte, auch noch den Spott herausfordern würde, und er mischte sich resolut unter die fröhlich lärmende Schar, die bald darauf, als der Krampus seine Bütte mit Aepfel, Birnen und Nüssen ausgeschüttet hatte, sich auf dem Teppich umherkugelte.

Und als Nikolaus segenspendend und der Krampus mit den Ketten klirrend davongegangen und wieder Licht hereingebracht war, da gab es noch eine glückverheißende Obliegenheit. Die Schuhe mußten auf die Fensterbank gestellt werden, damit St. Nikolaus sie in der Nacht, wenn alles schlief, mit Obst und anderen Leckereien

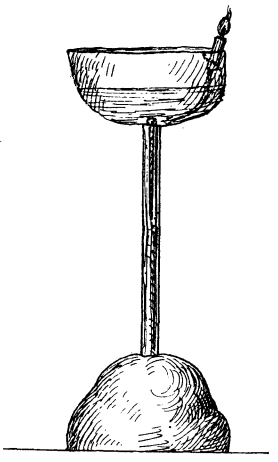


Fig. 5. Ein Oellämpchen für Schwesterchens Puppenzimmer.

füllte. Auch Emil, obwohl er an die heilige Sendung und Spendung nicht recht glauben mochte, stellte seinen Schuh mit den anderen hinaus. Man konnte nicht wissen; am Ende wurden doch die Schlittschuhe noch hineingesteckt.

Aber nein! Früh morgens, als man die Bescherung besah, hatten alle die Schuhe voll Bäckerei und Obst, in Emils Schuh lagen obenauf zwar einige Nüsse, darunter aber waren nur Erdäpfel, mit denen sich eigentlich nichts anfangen ließ.

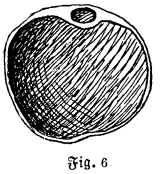


Fig. 6

Ja, St. Nikolaus ist ein weiser Mann! Er hat nur Gaben für die, die sich ihr reines, harmloses Kindergemüt bewahrt haben.

Und daß ein solches Glück deinen Lesern recht lange für die Schule und das Leben beschieden sei, das, lieber, guter Kamerad, wünscht von Herzen

Wien. Dein ergebener
A. S."

Ein interessanter Fund.

Im Jahre 1484 machte, auf Veranlassung des portugiesischen Prinzen Heinrich des Seefahrers, Diego Cao eine Entdeckungsreise um Westafrika herum. Zu den Begleitern gehörte auch der Nürnberger Geograph Behaim. Die Expedition gelangte um Weihnachten 1484 an den Congo und errichtete an dessen südlichem Mündungsufer eine steinerne Säule als äußeres Zeichen der portugiesischen Herrschaft (padron). Der schwedische Baron v. Schwerin hat nun auf einer Forschung am südlichen Mündungsufer des Congo die Ueberbleibsel dieser Säule, welche von den Eingeborenen umgestürzt und vergraben worden war, wieder aufgefunden. Zu Ehren dieses Fundes hat ein dort befindliches portugiesisches Kriegsschiff sofort sechs Kanonenschüsse abgegeben.

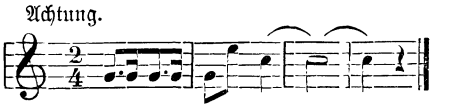
Die geheimnisvolle Antwort.

Vor Ausführung des Stückchens schreibe man in die Mitte mehrerer Papierblätter mit einer Auflösung von Kobaltchlorür solche Antworten, wie sie auf eine jede beliebige Frage passen, z. B. Ja! Nein! Das wird sich zeigen! u. ähnl.; alsdann bitte man jemand, auf eines der Blätter oben oder unten, nicht weit vom Rande, eine Frage mittels gewöhnlicher Tinte zu schreiben. Das beschriebene Blatt stecke man in ein Kouvert und versiegle letzteres sorgfältig; so findet der Fragesteller nach dem Oeffnen des Kouverts zu seinem Erstaunen die Antwort auf demselben Blatte, das er vorher benutzt hatte.

Nicht minder belustigend in geselligen Kreisen wirkt folgendes Stückchen. Man löse etwas Eisenvitriol in reinem Wasser auf und schreibe mit dieser Flüssigkeit mehrere Wörter auf ein Blatt Papier. Es wird das Geschriebene, wenn es trocken geworden ist, nicht zu sehen sein. Hierauf verbrenne man ein Läppchen Leinwand zur Verkohlung und reibe diese mit einer geringen Menge dünner Gummiarabicumauflösung zu einer gewöhnlichen schwarzen Tinte ab. Ferner versehe man sich mit einer starken Abkochung von Galläpfeln. Läßt man nun jemand einige beliebige Worte mittels der tinteähnlichen Flüssigkeit auf dasselbe Blatt schreiben und fährt hierauf mit einem Schwämmchen, das vorher mit dem erwähnten Galläpfelwasser befeuchtet worden ist, über beides Geschriebene hinweg, so wird man die sichtbare Schrift hinwegwischen, an deren Stelle aber wird die verborgene Schrift erscheinen, demnach sich also hier eine Schrift in eine andere verwandeln.

Militärische Signale der deutschen Armee.

Achtung.



Um Kanarienvögel von Läusen zu befreien

rät die „Neue Fundgrube", den Bauer über Nacht mit einem frischen Stück Wäsche, etwa einer Serviette, zu umhängen. Wird dieselbe am anderen Morgen abgenommen, so findet man die Blutsauger oft in sehr großer Anzahl als ganz kleine rote Punkte an der Leinwand sitzen, und kann sie durch Erdrücken töten. Natürlich muß dieses leichte Verfahren so lange allabendlich wiederholt werden, als man am Morgen noch Läuse findet. Mancher schöne Sänger wird durch diese Schmarotzer ganz entkräftet, siecht dahin und singt nicht mehr.

Palindrom.

Es stand im Altertum
Als Gott in hoher Ehr';
Dreht ihr es aber um,
So liegt's als Stadt am Meer.

Unterhaltungsaufgabe.

Ich habe in meiner rechten Tasche Zehnmarkstücke, in meiner linken Zwanzigmarkstücke. Nehme ich aus der linken Tasche ein Zwanzigmarkstück und stecke es in die rechte, so habe ich in beiden Taschen gleichviel Geld. Nehme ich aber statt dessen aus der rechten Tasche ein Zehnmarkstück und stecke es in die linke, so habe ich in der linken Tasche dreimal so viel Geld als in der rechten. Wie viel Goldstücke habe ich von jeder Sorte?

Rätsel.

Mein Wort nennt eine Frucht, und (errate, wie das sei,)
Der Kern der Frucht ist Frevel, des Frevels Kern ein Schrei.

Anagramm.

Mag auch alles stets aufs neu
Um sie her sich umgestalten,
Sie beharren zäh und treu
Bei dem hergebrachten Alten,
Und des Fortschritts helles Licht
Dringt in ihre Kreise nicht.
Doch dem Fortschritt selbst sie dienen,
Wenn die Laute ihr verstellt;
Denn es zieht im Flug auf ihnen,
Was er schafft, durch alle Welt.

Auflösung des Rätsels in Nr. 8.

Eis.

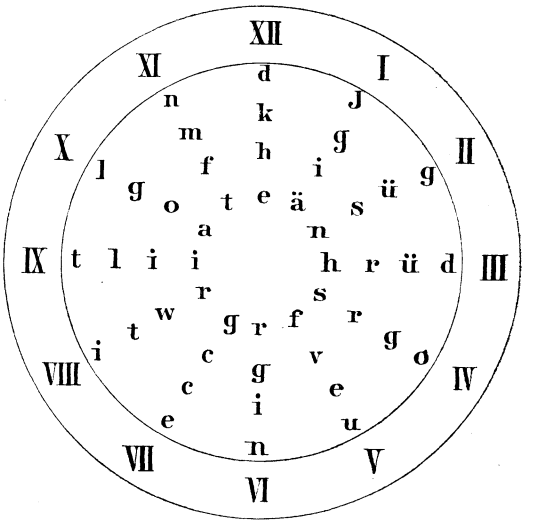
Kryptogramm.

Wenn man bei I anfangend nach VI geht, von da in derselben Weise weiter nach XI 2c., so erhält man einen schönen Wahlspruch.

Auflösungen der Arithmetischen Aufgaben in Nr. 8.

Zehn Herren, zwanzig Damen, dreißig Kinder.

Fünfzehn Eier.



Fragen und Antworten.

F. Schwietzer in Hannover. Wir haben Deinen Wunsch ad notam genommen. — Unser Freund möchte seinen Kameraden mitteilen, wie man Bleigüsse ausführt. „Um die Formen zu erhalten," schreibt er „nimmt man Laubsäge- oder Cigarrenkistenholz, zeichnet darauf das Zahnrad oder den Anker oder denjenigen Gegenstand, den man gießen will, dann sägt man die betreffende Form aus, und nagelt die Holzteile, wenn man z. B. einen Anker ausgesägt hat, auf ein stärkeres Brett. Man legt sodann ein dünnes Brettchen, durch welches ein Loch gebohrt wird, darüber, schmilzt sich Blei und gießt es durch das Loch. (Wenn man kein Brett darüber legt, so wird die obere Seite gewöhnlich etwas gewölbt, was sonst aber nicht geschehen kann.) Zum Schluß möchte ich Dich, ‚G. K.'," schreibt unser Künstler weiter, „um einen Autograph von Hobble Frank bitten; da Dir derselbe die amerikanische Fingersprache eingesendet hat, mußt Du denselben doch haben." Ja, lieber Freund, dieses Schriftstück ist lange fort; das wurde uns damals von einem hier auf Besuch gewesenen Kameraden abgebettelt und auf Nimmerwiedersehen fortgeschleppt. Wir haben auf Deinen Brief hin aber sofort an Hobble geschrieben und bis unser Sendbote diesen ruhelosen Geist endlich erreichte, das hat freilich etwas lange gedauert. Dieser Tage erst ist sein Antwortschreiben hier eingetroffen. Der Aufschneider entschuldigt sich, daß seine Hand durch des Kriegsgewerbes Strapazen etwas schwer und ungelenk geworden sei, aber — im Vertrauen gesagt — das wird wohl ganz andere Gründe haben. Oder er hat in seiner hinterwäldlerischen Abgeschiedenheit am Ende mit schwedischen Zündhölzchen schreiben müssen. Das kann auch sein.

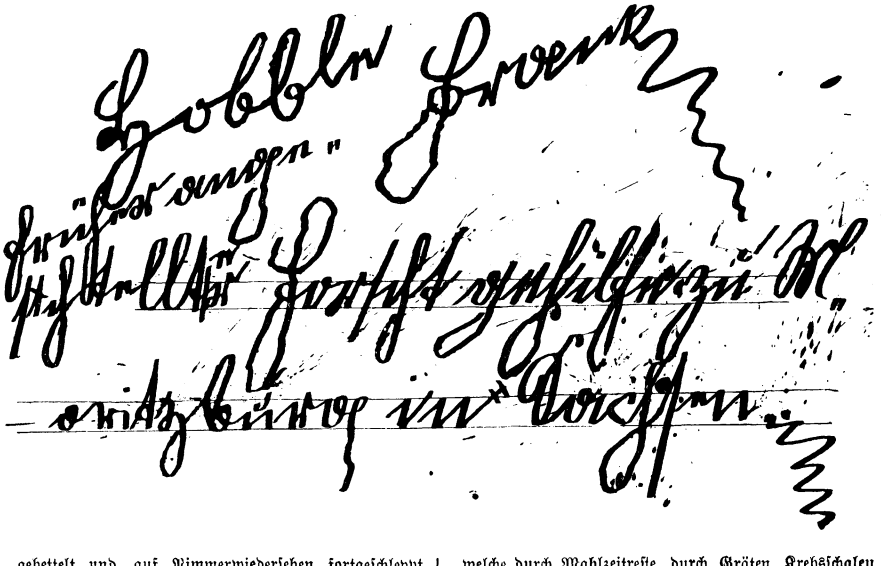
Bist Du Briefmarkensammler? Dann wollen wir Dir das betreffende Couvert (als Ganzsache) gerne zur Verfügung stellen. Freundlichen Gruß!

K. F. in H. Eine solche Broschüre gibt es. „Der Laubfrosch als Stubengenosse, seine Kunststücke, sowie seine Behandlung im Winter." Verlag von Ad. Förster's Buchhandlung, R. Weicke, in Staßfurt. Preis 50 Pfennig.

Otto F. in Berlin. Gib uns Deine vollständige Adresse an. Wir werden Dir den Brief eines Deiner Kameraden mitteilen.

Hermann S. in Bückeburg. Früherer Zeit hat man der Fischotter wohl auch mit dem Netze nachgestellt, indem der Jäger dasselbe im rechten Augenblick mittels einer Schnur zuzog. Sie wird auch auf dem Anstande geschossen, doch ist dies eine wenig erfolgreiche Jagd, da das Tier einen ausgezeichneten Geruchssinn besitzt und den Jäger auf verhältnismäßig große Entfernungen wittert. Man bedient sich jetzt meist des Tellereisens und placiert dasselbe an den Ausstiegen des Tieres, welche durch Mahlzeitreste, durch Gräten, Krebsschalen leicht zu erkennen sind. Man kann das Tellereisen auch mit Köder versehen; auf alle Fälle muß es mit äußerster Vorsicht unter Schlamm und Wasserpflanzen, natürlich ohne daß seine Funktionsfähigkeit irgendwie beinträchtigt wird, versteckt werden. Auch hierzu gehört Geduld, denn die Fischotter wechselt sehr oft ihr Revier. Gruß und viel Glück auf die Jagd.

P. R. in H. Deinen Ratschlag dankend zur Kenntnis genommen. Damit hätten wir ja eine Menagerie zusammen, um die uns die Firma Hagenbeck beneiden könnte. Gewiß, der „G. K." wird noch öfter derlei bringen.



Emil L . . . . . y in **Kiel.** Die Anfertigung der Zauberkoffer ist nicht in Büchern beschrieben. Wir haben uns jedoch mit jemanden in Verbindung gesetzt, der uns versprochen hat, darüber Auskunft zu geben. Gedulde Dich also noch etwas. — Alexander, der seiner Zeit berühmte Zauberkünstler, dessen wirklicher Name Heimburger ist, lebt als Rentier in Münster (Westfalen). Er ist Verfasser des Buches: „Ein moderner Zauberer", Tagebuchblätter von Alexander. Preis ungebunden 5 Mk. Verleger Coppenrath, Münster (Westfalen). — Wenn Du recht fleißig bist, so schenkt es Dir Dein Papa vielleicht zu Weihnachten, zumal dasselbe, sittlich rein gehalten, manches Lehrreiche für die Jugend und mancherlei interessante Aufklärungen enthält. Es würde Dir und den Deinigen gewiß viel Vergnügen machen. — Zauberapparate sind bei Karl Wellmann in Hamburg zu haben. Im Laufe der Zeit werden wir jedoch mancherlei Anweisung zur Selbstverfertigung von Zauberapparaten geben. Besten Gruß.

M. M. Ch. Die Länge der Tragsäule in der Zaubermühle ist äußerlich 12 cm, ohne den an beiden Enden erforderlichen Ansatz für den Fuß und die Mühle. Die Dicke der inneren, festen Säule richtet sich nach der Oeffnung der äußeren. Hat diese einen Durchmesser von 4 cm, so genügt eine Dicke von $3^3/_4$ cm. Die Leiter oder Treppe ist freilich entbehrlich, gibt aber der Mühle ein besseres Aussehen und ist leicht von Cigarrenkistenholz anzufertigen. — Das erforderliche Uhrwerk selbst zu fabrizieren, wird wohl über Deine Kräfte hinausgehen, dahingegen wollen wir Dir einen anderen Vorschlag machen. Richte die Flügel der Mühle so ein, daß an der Achse im Innern ein kleines Schaufelrad von Pappe angebracht wird, dann bringe unter dem Dache eine trichterartige Einrichtung an, deren untere kleine Oeffnung durch einige Veränderung an dem Mechanismus geöffnet und geschlossen werden kann. Diesen Trichter fülle mit feinem, nötigenfalls in der Kochmaschine getrocknetem Sand an. Fällt dieser auf das Schaufelrad, so werden sich die Flügel ebenfalls drehen oder stillstehen, je nachdem Du operierst. Natürlich muß über den Einschiebeladen eine Vorrichtung zum Auffangen des Sandes angebracht sein. — Bei jedem Uhrmacher sind doch alte ausrangierte Uhrfedern zu haben? — Freundlichen Gruß!

Für den Tertianer in **R.** Wenn Sie, hochverehrter Tertianer, alle Regeln, die aufgegeben sind, gut verstehen, sich auch für das Extemporale gut vorbereitet haben und doch eine schlechte Arbeit schreiben, so kommt das einfach daher, daß Sie bei der Arbeit an die gut verstandenen Regeln nicht gedacht haben oder unaufmerksam waren. Wer alle aufgegebenen Regeln gut versteht, sich richtig vorbereitet hat und aufmerksam ist, der schreibt auch kein schlechtes Extemporale. Was hilft alles Gutverstehen, wenn Sie im geeigneten Moment die anzuwendenden Regeln nicht beachten? Nichts für ungut! Es schreibt dies Ihnen ein Sekundaner.

O. K. in **Breslau** und **P. S.** in **Straßburg** i. E. Zur Verhütung des Matts durch 1. D d1 — h5 in der Schachaufgabe Nr. 3 ist auf dem Felde h5 ein weißer Bauer nachzutragen. Infolge dieser Verbesserung sind die Zahlen unter dem Diagramm in (4 + 2 — 6) abzuändern.

Rud. M. in **Dresden.** Freundlichen Dank für das Maschinchen; es soll gelegentlich Verwendung finden.

E. Str. in **Lübeck.** So, Sie wollen mit dem „G. K." Schmollis machen? Er hat nichts dagegen. Prosit!

Hch. Waßmuth in **Livorno, Via Maummana 24,** läßt seine Kameraden herzlich grüßen und erbietet sich zum Markentausch. Er besitzt zu diesem Zwecke eine Anzahl Toskana und Sizilien. — Herzlichen Dank für die Einsendung; diesmal leider zu spät gekommen. Freundlichen Gruß!

L. in **Insterburg.** Dank für Dein hübsches Kalendarium. Wir sollen Dir sagen, „wie man Kapitän wird"? Schiffskapitän doch? Kriegsmarine oder Handelsmarine? Wir nehmen das letztere an. Der Eintritt erfolgt in der Regel zwischen dem 15. und 17. Lebensjahre als Schiffsjunge, nachdem man mindestens eine höhere Bürgerschule oder eine private Seemannsschule absolviert hat. Die Aufgabe dieser letzteren (u. a. deutsche Seemannsschule bei Hamburg) besteht darin, Knaben, die sich dem Seefache widmen wollen, eine streng seemännische Erziehung und einen zweckentsprechenden Unterricht, vorzugsweise in der praktischen Schifferkunde, teilweise auf einem eigens zu diesem Zweck erbauten Schulschiffe, sowie in der Mathematik, Navigation, Geographie, den neuesten Sprachen u. a. m. zu teil werden zu lassen.

Nach beendetem zweijährigem, resp. einjährigem Kursus ist die seemännische Vorbildung des Zöglings als abgeschlossen zu betrachten; der Verwaltungsrat, wie auch die Direktion der Anstalt, werden bemüht sein, ihn alsdann in passender Stellung auf einem Seeschiffe unterzubringen und somit in seinen Beruf einzuführen. Die näheren Aufnahmsbedingungen dieser privaten Institute sind in der Regel in ausführlichen Prospekten niedergelegt und werden dem Interessenten seitens der Direktionen gern mitgeteilt. Das Matrosenengagement vermitteln aber auch die Matrosenmakler und vergeben die Reeder (Schiffseigentümer). Die erste Ausrüstung wird in dem betreffenden Hafenorte beschafft und kostet etwa 200 Mk. Nach ein- bis zweijähriger Fahrt auf See wird der Schiffsjunge, welcher bis dahin freie Verköstigung und etwa 15 Mk. Monatsgehalt erhalten hat, Leichtmatrose, nach gewöhnlich 12 bis 18 Monaten weiterer Fahrzeit Vollmatrose, und nun kann derselbe durch Eintritt in eine Navigationsschule die Vorbereitung auf die höhere seemännische Laufbahn — um Steuermann und Kapitän zu werden — beginnen. Der deutsche Steuermann hat die Berechtigung, in der deutschen Kriegsmarine nur ein Jahr zu dienen und darf damit bis zum 24. Lebensjahre warten. Solche Navigations- (nautische) Schulen bestehen in Hamburg, Bremen, Stettin, Königsberg in Preußen, Flensburg, Wismar a. O.; in Oesterreich die nautischen Schulen zu Lussin piccolo, Pola, Triest, Cattaro, Ragusa. — Deutsche Seeleute, welche auf einem deutschen Handelsschiffe angemustert haben, sind in Friedenszeiten von allen Militärdienstpflichten befreit, werden auch während des Besuchs einer deutschen Navigationsschule im Frieden nicht dazu herangezogen und können auf ihr oder ihrer Angehörigen Ansuchen bis zum Schluß ihres vierten Militärpflichtjahres zurückgestellt werden.

Julius W. in **Norderney** und **Rudolf P.** in **Chemnitz.** Die Herstellung mikroskopischer Präparate ist gar nicht leicht und will mit sehr viel Mühe und Geduld erlernt sein. Jedenfalls thut man gut, mit den leichtesten Sachen zu beginnen. Sehr schöne Präparate erhält man z. B., wenn man Blütenstaub verschiedener Pflanzen, Stärkemehlkörnchen von Weizen- und Kartoffelstärkemehl, auch von Arrowroot auf den Objektträger stäubt. Andere schöne Präparate geben die Schuppen von Schmetterlingsflügeln, einzelne Teile einer Fliege, Mücke, Spinne etc. Um diese letzteren sauber herzurichten, muß man aber schon Instrumente benutzen, eine feine Zange (Pinzette) oder eine feine Nähnadel, die man mit dem dickeren Ende in einem Holzstäbchen, etwa einem Stahlfederhalter, befestigt. Will man dann wieder einen Schritt weiter gehen, so bedarf man eines guten Rasiermessers, um von Pflanzenteilen äußerst feine Schnitte herzustellen. Das ist aber gar nicht leicht; man thut gut, zunächst etwa mit weichen Hölzern zu beginnen und erst, nachdem man genügende Sicherheit gewonnen hat, zu schwierigeren Präparaten vorzuschreiten. Sollen die Präparate aufgehoben werden, dann muß man sie mit einem Deckgläschen bedecken und zwar nachdem man sie zunächst in Kanadabalsam eingebettet hat. Man bringt ein winziges Tröpfchen des Balsams, welches man mit einer Nadel aus dem Fläschchen herausnimmt, auf den etwas erwärmten Objektträger, legt das völlig trockene Objekt auf den Balsam, bedeckt es mit einem zweiten Tröpfchen und legt nun das ganz reine Deckgläschen so auf, daß keine Luftblase eingeschlossen wird. Dann drückt man das Deckgläschen sanft an und entfernt sorgsam den Balsam, der an den Rändern hervorgequollen ist. Allmählich erhärtet der Balsam und das Präparat ist fertig. Vorteilhaft aber umgibt man das Deckgläschen noch mit einem Lack. Solchen erhält man z. B., wenn man 5 g Kanadabalsam und 5 g Schellack in 5 g Alkohol und 10 g Aether löst und die klare Lösung in einem Schälchen auf heißem Wasser verdunsten läßt, bis sie dickflüssig wie Sirup geworden ist. Man hebt sie dann in einem gut verkorkten Fläschchen auf und benutzt zum Auftragen auf den Rand des Deckgläschens einen Tuschpinsel. Deckgläschen erhält man beim Optiker, der Mikroskope führt; das Dutzend kostet etwa 50 Pfg. Wir können hier nicht näher auf Euere Frage eingehen, wollt Ihr Euch genauer unterrichten, so findet Ihr ausführliche Anweisung in dem Buch: „Der Naturfreund", Bd. 2 (Verlag von W. Spemann).

„— Sogar seine höllisch warme Herkunft verleugnete er nicht; im Gegenteil, im Schnee draußen hatte er kalte Füße gekriegt, so daß er fortwährend von einem Bein aufs andere hopste. —"

F. A. in **Wien.** Freundlichen Dank für die Anleitung, sich einen praktischen Retortenhalter selbst zu machen; wir werden dieselbe, sobald sich die Gelegenheit gibt, gern verwenden. Gruß freundlich erwidert.

H. J. F. Die Schilderung einer norwegischen und einer kanadischen Schneeschuhpartie, welche auch eine detaillierte Beschreibung der Schneeschuhe selbst enthält, danach solche Schuhe sehr leicht angefertigt werden können, wird voraussichtlich in Nr. 11 des „G. K." zum Abdruck gelangen. Bitten also um etwas Geduld. Der Raum gestattet ein früheres Erscheinen nicht. — Am sichersten sind solche Originalschuhe gewiß in Stockholm oder Christiania zu bekommen.

Liebe Kameraden! Ich habe durch die Ungunst meiner Familienverhältnisse keine Gelegenheit gehabt, ein Gymnasium zu besuchen. Ich empfinde (ich bin schon über zwanzig Jahre alt) meine lückenhafte Bildung sehr schmerzlich und habe mich entschlossen, das Versäumte mit Aufwand eisernen Fleißes durch Selbststudium nachzuholen. Wer von Euch Primanern und Abiturienten will mir, wenn nötig, natürlich im Einverständnis mit Eltern oder Angehörigen, hilfreich die Hand reichen und alle seine Schulbücher und Lehrbücher, von Sexta an, gegen entsprechende Entschädigung zu diesem Zwecke überlassen? Ich wäre ihm zeit meines Lebens zu unendlichem Danke verpflichtet. Etwaige Zusagen wird die Redaktion entgegen zu nehmen so gefällig sein. Kameradschaftlichen Gruß an Euch alle! **E. R.** in **N.**

Hermann B. in **Hagen** schreibt: „Lieber Kamerad! Ich möchte gerne wissen, wie Krokodile gefangen werden, denn sie sind ja so groß, daß man sie mit den Händen nicht fangen kann, und sie sind gewiß auch zu wild dazu." Ganz richtig, junger Freund! und sie haben auch gar unheimliche Zähne und ein Kieferwerk, daß in dem aufgesperrten Rachen ein Quartaner ganz bequem Platz nehmen könnte, d. h. wenn ihm das Viehzeug Zeit dazu läßt und die Kinnladen nicht zuklappt, ehe er sich wieder davongemacht hat. Uebrigens soll man sie ganz leicht unschädlich machen können. Laß Dir 'mal von Deinem älteren Bruder das hübsche Lied:

„Ein Luft'ger Musikante
Spazierte einst am Nil . . ."

vorsingen, und wenn Du dann gelegentlich nach Aegypten kommst — probier's 'mal!

M. P. in **Barmen.** Auflösung richtig. Freundlichen Dank für die Uebersetzung.

Ernst Overb . . . in **Detm., W. M.** in **Hamburg.** Auflösung des Irrgartenrätsels richtig. Es führt kein anderer Weg . . . Gruß erwidert.

Ein Zimmer, als wäre es mit Edelsteinen tapeziert, erscheinen zu lassen.

Zur Anstellung dieses hübschen Experiments verdunkle man ein Zimmer bis auf eine kleine Oeffnung im Fensterladen und fange das Licht, welches durch diese Oeffnung hindurchfällt, mit einem Glasprisma auf, so werden sich auf einer dahinterstehenden senkrechten Wand schöne Farbenränder in den Farben des Regenbogens zeigen. Das gefärbte Licht aber, welches das Prisma absendet, suche man durch ein Polyeder oder Rautenglas aufzufangen und durch dieses gehen zu lassen, und man wird die Erscheinung haben, als ob die Wände des Zimmers mit in den prächtigsten farbenstrahlenden Edelsteinen bekleidet seien.

Das Polyeder oder Rautenglas, dessen man bei diesem optischen Stückchen bedarf, ist ein auf einer Seite oben, auf der anderen vieleckig geschliffenes Glas, das man von einer Handlung physikalischer Instrumente beziehen muß; dagegen kann man sich das Prisma leicht auf folgende Weise anfertigen. Man läßt sich von einem Glaser drei gleich große Streifen aus gewöhnlichem weißen Fensterglase schneiden, welche die Gestalt eines länglichen Vierecks, eine Länge von 13 cm und eine Breite von 4 cm haben. Die unteren langen Kanten dieser Glasstreifen werden, nachdem sie über der Spirituslampe ein wenig erwärmt worden, mit Siegellack zusammengekittet, während ihre oberen Kanten 4 cm weit voneinander abstehen. Die beiden Enden des so entstandenen dreieckigen Gefäßes verschließt man durch dreieckige Brettchen, die so geschnitten sind, daß jede ihrer Seiten 4 cm lang ist; sie werden ebenfalls mit Siegellack eingekittet. Die Verkittung muß überall wasserdicht sein und, wenn sie dem Auge als solche erscheint, durch Eingießen von Wasser in das hohle Prisma geprüft und an den fehlerhaften Stellen verbessert werden. Beim Gebrauch hält man das gefüllte Wasserprisma so mit der Hand, daß die zusammengefügten Kanten sich unten befinden.

Weißt du, welcher im Leben zumeist
sein eigener Freund ist?
Der ist's, der wie ein Feind wacker
sich selber bekämpft.

Robert Hamerling.

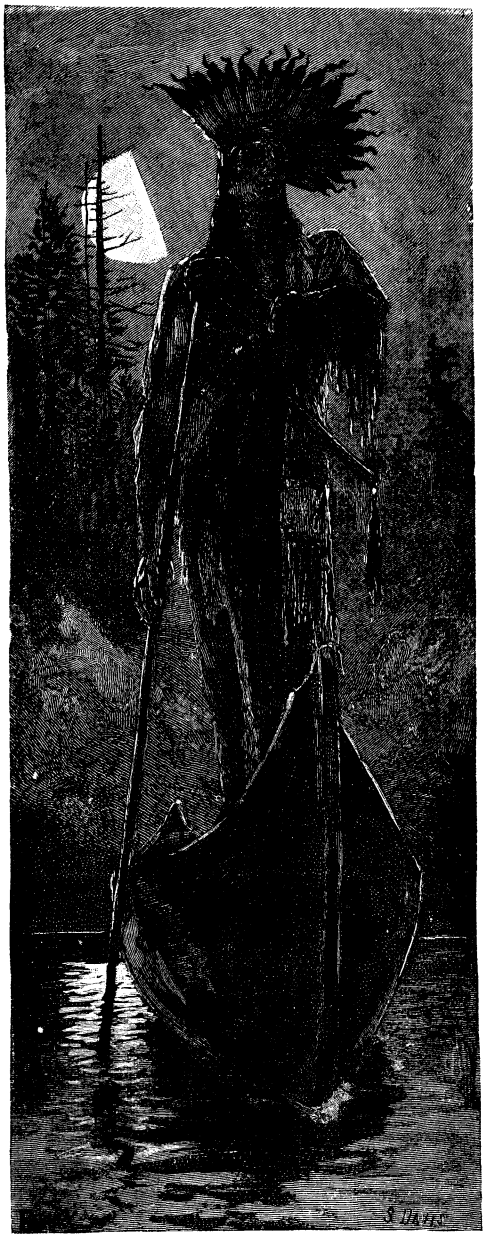
Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

Von J. H. D. Kern.

(Fortsetzung.)

Die schmale Hochebene, auf welcher wir uns befanden, blieb immer noch beiderseits von Waldung eingeschlossen; sie selbst war mit mancherlei Büschen bewachsen. Wilde Beeren, namentlich Johannisbeeren, wuchsen hier im Ueberfluß, und wir stießen auf manche Büsche, welche der Bär niedergebrochen hatte, um sie bequemer abweiden zu können. An solchen Stellen hatte sich Meister Petz, wie trotz der noch herrschenden Dunkelheit zu erkennen war, auf das breite Gesäß niedergelassen; wahrscheinlich hatten die Vorderbeine Beeren gepflückt oder das saftumflossene Maul gereinigt.

Als Windu und Baidale merkten, daß es bitterer Ernst mit der Verfolgung des von ihnen gemeldeten Wildes würde, verzagten sie beinahe. Ich will es ihnen nicht verdenken, daß sie zu unserer Kaltblütigkeit, Sicherheit und Erfahrung weniger Vertrauen hatten, als zu der des Vaters; aber ich hätte ihnen doch etwas mehr Selbstvertrauen gewünscht. Yarundi und die beiden „Männer ohne Bart", wie Charles und ich von den Rothäuten genannt wurden, mußten schon lange die Führung übernehmen, die eigentlichen Führer blieben in Reserve. Beinahe hatten wir Lust, die unnützen Begleiter nach dem Lagerplatze zurückzuschicken, damit sie während unserer Abwesenheit das Gepäck beaufsichtigen sollten; doch riet ich davon ab aus Furcht, daß sie samt dem Gepäck davonlaufen möchten.



Eine Fahrt durch das Gebiet des Winnipeg-Sees
Das Riesengespenst im steinernen Kahn.

Von den an der Leine befestigten Hunden auf der richtigen Spur fortgeleitet, sahen wir uns endlich dem breiten Ausgange einer Schlucht gegenüber, welche ziemlich steil zwischen den seitlichen Wäldern auf die Berge hinaufführte. Die Schlucht war mit Gras bewachsen und mit sehr vielen Steintrümmern bedeckt, welche unser Fortkommen noch mehr erschwerten. Beinahe auf Händen und Füßen gelangten wir den muldenförmigen Abhang hinauf und hielten vor einer bröckeligen Sandsteinwand, welche eine große Menge Spalten und Löcher aufwies. Immer ungeduldiger wurden die kecken Hunde und zerrten heftig an der Leine, woraus wir schließen durften, daß sich die Bären augenblicklich in ihrer Felsenwohnung befänden. Aber an welchem Punkte sollten wir sie erwarten, wenn sie hervorstürmten, und wo würden sie hervorbrechen? Der Felsen schien ein wahres Labyrinth von Höhlen zu bedecken, alle Spalten wurden ohne Zweifel zum Ein- und Ausgang gleich häufig benutzt.

Ehe wir den Hunden die Freiheit gaben, berieten wir leise flüsternd über die zweckmäßigste Verteilung unserer

geringen Streitkräfte. So wünschenswert es gewesen wäre, daß wir zu gegenseitiger Verteidigung Schulter an Schulter blieben, sagten wir uns doch, daß wir nicht so ganz nahe zusammenstehen dürften, damit die Bären nicht seitwärts in den dichten Wald entkämen, wo sie für uns verloren gewesen wären. Die Form des Felsens entschied schließlich über unsere Aufstellung. Er war nämlich wie ein unregelmäßiges Dreieck gestaltet, dessen einer Winkel weit in die Schlucht herabreichte, während die ihn begrenzenden Seiten sich nach den höheren Bergen emporzogen. Yarundi bekam den Platz an der scharfen Kante, Charles stellte sich dreißig Schritte links und ich mich ebenso viel rechts von Yarundi auf, so daß Charles und ich nur wenig voneinander sehen konnten. Die beiden Komantschen verweigerten jetzt ganz entschieden ihre Teilnahme an dem gefährlichen Vergnügen und krochen tiefer in die Schlucht hinunter, wo sie ihre werten Leiber gesichert wähnten. Es sollte nicht ganz so kommen, wie sie hofften.

Als wir die Hunde losließen, verschwanden diese mit lautem Gebell durch eins der Felsenlöcher und kamen vorläufig nicht wieder zum Vorschein. Eine Pause banger Aufregung folgte. Wenn ich auch nicht gerade furchtsam bin, so schlug mein Herz jetzt doch beinahe hörbar, als ich jeden nächsten Augenblick auf das Herausbrechen der zottigen Unholde gefaßt sein mußte. Wir hatten uns alle drei so gut wie möglich hinter den mannshohen Felstrümmern versteckt und lugten seitwärts an diesen vorbei auf die zahlreichen Eingänge der Höhle. Es war noch ziemlich dunkel. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne trafen soeben die obere Hälfte der Berge, in unserer Schlucht herrschte nur ein unsicheres Dämmerlicht, welches sich allmählich aufhellte. Daran knüpften wir unsere ganze Hoffnung auf Erfolg.

Da sah ich plötzlich, wie sich ein silbergraues Haupt unweit von mir aus einer der vielen Spalten hervorstreckte, bemerkte aber auch gleichzeitig, daß Yarundi den Kolben an die Backe nahm, nach derjenigen Seite hinzielte, wo Charles stand, und Feuer gab. Er hatte den zwischen ihm und mir hervorkommenden Bären überhaupt nicht entdeckt, sondern einen anderen aufs Korn genommen und denselben getroffen. Dies halberwachsene Tier, welchem auch Charles auf der Flucht eine Kugel nachsandte, entkam links in den Wald und spielte vorläufig keine Rolle mehr bei unserem Abenteuer.

Kaum eine Minute war durch diese Einleitung in Anspruch genommen; jetzt kam auch, von den dreisten Hunden hart bedrängt, der zweite Bär heraus, derjenige, welchen ich zuerst bemerkt hatte. Ich schoß, glaubte indessen gefehlt zu haben, denn der Bär nahm nicht die mindeste Notiz von mir, auch nicht von Yarundi, welchen er auf seiner Flucht beinahe über den Haufen rannte und der nicht wenig erschrak, als er das Ungetüm plötzlich einige Schritte neben sich vorbeitrotten sah. Der Bär eilte die Schlucht hinab, von unseren Kugeln verfolgt, welche ihn aber wenig zu stören schienen. Er wandte sich gerade dem Platze zu, wo wir die feigen Komantschen vermuten mußten. In diesem Augenblicke ward auch Windu sichtbar; der Unglückliche hatte seinen Versteck sehr zur unrechten Zeit verlassen; der Bär gewahrte ihn und stürzte auf ihn zu; Windu verlor den letzten Rest von Fassung, hielt ihm mit bebenden Händen sein Feuergewehr entgegen, schoß aber nicht. Wie soll das werden? dachte ich einen Moment. Schießt der Komantsche, so trifft er das Ungetüm sicherlich nicht, viel eher Yarundi oder dich selbst. Und packt ihn der Bär erst, so ist es um den armen Windu geschehen.

So schnell wir laufen konnten, stürzten Yarundi, Charles und ich den Bären und den beiden Hunden nach, waren aber nicht schnell genug, um den fliehenden Mann und seinen vierbeinigen Verfolger vor der gefürchteten Katastrophe einzuholen. Das durch mehrere Wunden zum äußersten Grimm gereizte Tier ergriff den armen Windu auf der Flucht, überschlug sich mit ihm, und beide rollten in engster Umarmung die steile Schlucht hinab; wir drei rannten dicht nebeneinander hinterdrein. Konnten wir auch den Gefährten nicht mehr retten, so wollten wir doch seinen Tod auf der Stelle sühnen. An die Möglichkeit, daß er mit dem Leben davon käme, dachte niemand von uns. Das jämmerliche Geschrei Windus und das wütende Brummen des Grislibären vereinigten sich zu markerschütternden Tönen. Schießen durften wir natürlich nicht, weil wir ebenso leicht den Indianer wie den Bären treffen konnten.

Da endlich, nun schien der Tod Windus beschleunigt zu werden, gewahrte ich einen vielleicht zwei Fuß hohen Felsblock quer auf der Bahn, welche der gleichfalls willenlos hinabrollende Bär mit seinem umklammerten Opfer verfolgte. Es kam nur darauf an, ob der Leib des Bären oder der des Indianers an den Felsen prallen würde. Windu würde zerschmettert werden, der Bär den Stoß vielleicht ertragen. Im nächsten Momente schon hatte das Schicksal zu gunsten des Indianers entschieden. Der feiste, mit dichtem Pelz bekleidete Rücken Ephraims prallte gegen den Block; schmerzhaft zuckend gab der Bär die Umarmung auf, kauerte aber noch einen Augenblick über dem Opfer, das wie eine Leiche dalag.

Wenige Minuten später, als wir noch immer herabliefen oder vielmehr herabstolperten, hatte der Bär die Herrschaft über seine Glieder so weit wieder erlangt, daß er gegen die ihn verbellenden Hunde Front machen konnte. Daß er dies that, war Windus großes Glück; denn die Aufmerksamkeit des Bären wurde dadurch von ihm abgelenkt, und wir fanden Zeit, bis auf etwa zwanzig Schritte heranzukommen und ein wenig Atem zu schöpfen. Diesmal stand ich in der Mitte, kaum zehn Schritte von Yarundi einerseits und Charles andererseits entfernt. Mir fiel nach altem Brauch der erste Schuß zu, von dessen Erfolg viel abhing.

Mit der ganzen Aufmerksamkeit und Kaltblütigkeit, welche die Situation erforderte, nahm ich den Bären aufs Korn und gab Feuer. Diesmal, das wußte ich gewiß, hatte ich nicht gefehlt. Der Bär wandte sich gegen mich; anfangs lief er, dann richtete er sich etwa fünf Schritte vor mir in seiner ganzen Länge auf, um mich zu packen oder zu Boden zu schlagen. Ich kniete nieder und hielt mich zu einem zweiten Schusse bereit, wollte diesen jedoch bis zum letzten Momente aufsparen. Vielleicht ward er unnötig, wenn meine Genossen, welche sich einer günstigeren Position zum Abkommen erfreuten, rechtzeitig mit ihren Büchsen eingriffen. Da erdröhnte ein doppelter Knall und hinter diesem folgte ein Gebrüll, dessen Echo schauerlich wild von den Felsen und Waldrändern zurückgeworfen wurde. Es war der Todesschrei, vielleicht der Hilferuf des Bären; aber es fand sich kein Rächer ein. Der Bär war gleichzeitig durch die Brust und in den Kopf getroffen, brach zusammen und blieb als Leiche zwischen den Johannisbeersträuchern liegen, an deren Früchte er wahrscheinlich sein letztes Mahl gehalten.

Unsere erste Sorge galt natürlich dem

Indianer, obgleich wir nicht hofften, daß noch ein Lebensfunke in ihm glimme. Baidale, welcher seinen Versteck wohlweislich behauptet hatte, als er den Stammesgenossen von dem grauen Bären angegriffen sah, kam nun, als jede Gefahr beseitigt war, herab und leistete uns unter lautem Klagen die nötigste Hilfe. Windu atmete noch und seufzte dann und wann, als würde er von den fürchterlichsten Schmerzen gepeinigt. Kein Wunder, denn ich habe nie einen menschlichen Körper so übel zugerichtet gesehen. In dem nackten Rücken fanden wir breite und tiefe Wunden, welche von den Klauen des ergrimmten Bären herrührten; im übrigen waren Rücken und Beine mit zahlreichen abgeschundenen Stellen und der ganze Körper mit vielem Blute bedeckt, welches gottlob meistens der Bär vergossen hatte. Wenn dessen Rumpf und Vorderbeine den Körper des Indianers nicht zum guten Teile geschützt hätten, so würde dieser bei dem Herabrollen über die scharfkantigen Steintrümmer noch viel gefährlichere Verletzungen davongetragen haben. Doch diese äußeren Wunden waren, so bedenklich sie auch aussahen, vielleicht noch das minder Schlimme. Der gewaltige Druck, mit welchem ein Bär sein Opfer zu umarmen pflegt, führt weit sicherer den Tod herbei als die von den Klauen geschlagenen Wunden.

Bis wir ein Traggerüst angefertigt hatten, betteten wir den armen Windu auf einem schnell hergerichteten weichen Lager in der Hoffnung, daß er wieder zur Besinnung kommen würde; aber vergeblich. Wir hoben ihn dann auf die Bahre und traten mit unserer Last den beschwerlichen Abstieg von den Bergen an. Drei Stunden waren nötig, daß wir nach häufigem Ausruhen völlig erschöpft das Ufer des Flusses erreichten, wo wir die Wunden des Indianers wuschen und kühlten. Baidale konnten wir nur eine kurze Frist zur Erholung gestatten, er mußte eilig nach den nächsten Hütten seines Stammes laufen, um von dort die zum Weitertransport seines Genossen erforderliche Mannschaft zu holen. Inzwischen hatten wir die große Freude, daß Windu die Augen wieder aufschlug, endlich die Sprache wieder gewann und uns selber darüber beruhigte, daß ein innerer Bruch nicht stattgehabt hätte.

Schon nach zwei Stunden kamen wohl zwanzig Komantschen mit ihrem Häuptling an der Spitze den Fluß herab. Sie wußten uns nicht Dank genug zu sagen, daß wir ihren Bruder mit eigener Lebensgefahr vor dem sicheren Tode bewahrt hätten. Größer aber noch waren ihre Lobsprüche über unsere Tapferkeit; sie fanden es beinahe unbegreiflich, daß „Männer ohne Bart" sich in einen Kampf mit Grislibären eingelassen hätten und als Sieger aus demselben hervorgegangen wären.

Da die Hälfte der zu uns gestoßenen Komantschen vollauf genügte, um den schwerverletzten Windu in die Reservation hinüberzuschaffen, wo er unter der Pflege der heilkundigen Squaws von seinen Wunden genesen sollte, so blieben der Häuptling und die andere Hälfte der Indianer bei uns; denn sie wollten gerne Zeugen sein, wie wir den zweiten Bären erlegten.

Schneller als an dem finsteren Morgen erreichten wir diesmal die Schlucht und hatten Gelegenheit, das kaum glaubliche Entsetzen zu beobachten, welches die Komantschen vor dem steif und starr daliegenden Grisli erfüllte. Dann gaben wir die Hunde frei. Diese drangen mit lautem Gebell in den Wald zur Linken vor, und wir folgten ihnen mit schußfertiger Büchse.

Wir brauchten uns nicht lange durch den dicht verwachsenen Wald Bahn zu brechen. Etwa fünfzig Schritte vom Rande der Schlucht entfernt hatte das durch Yarundis Kugel schwer verwundete weibliche Tier einen Baum erstiegen und sich auf den unteren Aesten desselben einen bequemen Platz erwählt. Die Hunde richteten sich am Fuße des Baumes auf, verbellten ihr Wild und gebärdeten sich halb verzweifelt, daß sie demselben nicht beikommen könnten. Der Bär knurrte recht grimmig dazu, leckte seine Schulterwunde, schien aber so verächtlicher Gegner wegen keine Luft zum Verlassen seines Platzes zu haben.

Er besann sich jedoch eines anderen, als er unser ansichtig wurde. Mit einem Wutgeheul, welches donnernd den Wald durchhallte, begrüßte er uns Menschen; seine Augen erglühten in zornigem Feuer, und er schickte sich an, von dem Baume herabzuklettern, um uns seine Rache fühlen zu lassen. Kaum aber hatte er seine Vorderbeine um einen der Aeste geschlungen und mit den Hinterbeinen einen Halt an dem Stamme gefunden, so krachten unsere drei Büchsen beinahe zu gleicher Zeit, und der Bär fiel, zu Tode getroffen, auf den grasbewachsenen Waldboden herab. Ein gewaltiges Zittern, welches von dem bereits eingetretenen Todeskampfe zeugte, schüttelte ein paar Minuten lang den zottigen Körper; dann streckten sich die Glieder, das Haupt mit dem weit geöffneten Rachen sank zurück, die Bärin hatte ausgelitten.

Was für uns allein eine mühsame Arbeit gewesen wäre, nämlich die beiden Bären zu enthäuten, ward nun mit Hilfe der Komantschen leicht gethan. Triumphierend zogen wir dann mit den beiden Fellen und den acht abgeschnittenen Tatzen wieder in das Flußthal hinab; die Komantschen hatten sich mit einem Teile des ihnen überlassenen Wildbrets belastet, um aus dieser Speise Mut zu essen. Unten am Flusse nahm ich eine Teilung der Trophäen vor. Die Haut des männlichen Bären gab ich meinem Freunde Charles, die des weiblichen behielt ich für mich; Yarundi erhielt die Klauen des männlichen Bären. Windu und Baidale hatten es eigentlich nicht verdient, durch Verleihung eines ruhmreichen Andenkens an diesen Jagdzug ausgezeichnet zu werden; indessen übergab ich Baidale die Klauen des weiblichen Bären mit der Bestimmung, sie redlich mit dem Kranken zu teilen.

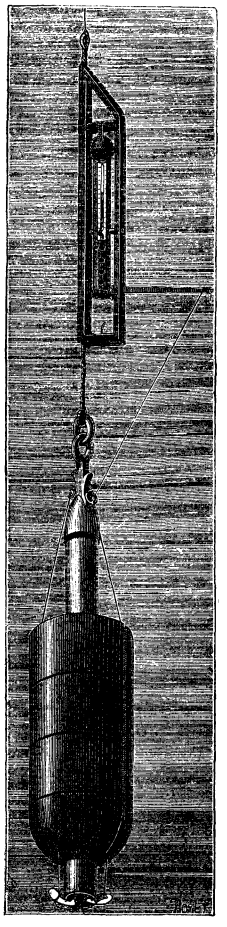
Fünf Wochen vergingen, bis ich Windu wieder sah. Seine Wunden waren freilich geheilt, hatten aber furchtbare Narben hinterlassen. Niemals, versicherte er mich, werde er wieder auf die Bärenjagd gehen. Die Erinnerung an die ausgestandene fürchterliche Lebensgefahr erfüllte ihn noch mit Grausen. Die ihm von mir geschenkten Bärenkrallen trug er nichtsdestoweniger, zu einem Halsband aneinandergereiht, mit dem größten Selbstbewußtsein und erzählte mir mit großer Glückseligkeit, daß deren Besitz ihm und Baidale den Ruf hervorragender Tapferkeit eingebracht hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Erlebnis in Kamerun.

Ein kürzlich aus Ostindien zurückgekehrter Schiffskapitän, der durch einen Unfall ein Auge verloren und dasselbe durch ein künstliches hatte ersetzen müssen, erzählte jüngst: „Auf der Rückfahrt hatte ich Veranlassung, an der Küste von Kamerun anzulegen. Schweißtriefend kam ich eines Tages von einer längeren Fußwanderung an die Küste zurück und mietete mir zehn von unseren schwarzen Brüdern, lauter hand-

feste Leute, die mich an Bord meines Schiffes zurückbringen sollten, während ich mich selbst ans Steuer setzte. Sobald ich zur Ruhe kam, fühlte ich, durch Staub und Schweiß veranlaßt, eine schmerzhafte Reibung zwischen den Lidern und dem künstlichen Auge, und nichts Böses ahnend, nahm ich das Auge in Gegenwart der Ruderer, die mir alle zusahen, aus, um es abzuputzen und die Lider abzuwaschen. Der Erfolg ließ nicht auf sich warten. Wie auf Kommando, dessen pünktliche Befolgung einem preußischen Wachtmeister Ehre gemacht, sprangen meine schwarzen Landsleute über Bord und suchten in größter Eile aus der Nähe eines solchen Wesens zu kommen, jedenfalls glaubend, den leibhaftigen ‚Gottseibeiuns' oder sonst jemand, nur nicht einen Menschen gefahren zu haben, der sich in aller Ruhe und Bequemlichkeit ein Auge aus dem Kopfe reißen und mit dem Sacktuch abputzen kann. Ich wußte nichts Besseres zu thun, da ich hungrig und müde war, als zurückzufahren, weil die Distanz noch klein war, und mir andere Ruderer zu nehmen. Indes hatte meine erste Ueberraschung und mein nachheriger Humor dazu beigetragen, daß meine Getreuen den Vorsprung erhielten, das Erlebnis erzählten und mich infolgedessen alles floh. So blieb mir nichts übrig, als abermals die Riemen zu nehmen und selbst nach dem Schiffe zu fahren, das Boot aber den Wellen zu überlassen. Ich wünsche niemandem Böses, aber jedem der zehn Nigger ein Glasauge."



Sondierungsapparat von Thibandier.

Die Tiefseemessungen der Talisman-Expedition.

Unsere jungen Freunde haben an der Vorführung einiger Tiefseetiere, wie wir solche in Nr. 4 und 7 dieses Jahrgangs gegeben haben, gewiß Interesse genommen. Nun wird es ihnen auch interessant sein, den Apparat kennen zu lernen, mit welchem der französische Dampfer Talisman diese Tiefseesondierungen vorgenommen hat. Diese wissenschaftliche Expedition, welcher die Aufgabe gestellt war, den Grund des Atlantischen Ozeans zu erforschen, und den Beweis erbrachte, daß das Meer selbst in einer Tiefe von 4000 bis 5000 m von lebenden Wesen wimmelt, war mit dem Thibandierschen Sondierungsapparat ausgerüstet. Wie man sich denken kann, ist es keine Kleinigkeit, solche Tiefen abzumessen. Der zu diesem Apparat gehörige Draht hat ein sehr großes Gewicht, und es würde das Heraufholen desselben ohne Windmaschinen eine unendliche Zeit erfordern. Der genannte Apparat bewältigt diese Aufgabe aber nicht nur ohne jede Schwierigkeit, sondern besitzt auch noch den Vorzug, daß er die Anzahl der abgelaufenen Meter Draht selbstthätig verzeichnet und ebenso selbstthätig stillsteht, sobald das Senkblei den Grund erreicht. Er besteht, wie aus der Abbildung rechts zu ersehen, aus einer durch Dampf gedrehten Winde, welche 10000 m Stahldraht von 1 mm Durchmesser trägt. Von hier aus wickelt sich der Draht um ein auf dem Verdeck angeordnetes Rad von genau 1 m Durchmesser und geht über eine an einer Art Krahn befestigte Rolle, von wo aus, durch das Senkblei beschwert, die Fahrt in die schauerliche Tiefe angetreten wird. Mit dem Rade von 1 m Durchmesser ist ein Zähler verbunden, an dem man die erreichte Tiefe bequem ablesen kann. Eine Bremse sorgt dafür, daß die Schlingenbewegungen der Schiffe das ermittelte Resultat der Messung nicht beeinträchtigen. Da das Senkblei 70 kg wiegt, so steht der Abwickelapparat in dem Augenblicke still, wo das Blei den Grund erreicht und sich somit ablöst.

Die Konstruktion des Senkbleies selbst veranschaulicht obige Figur. Es besteht aus einer langen, zwei Kammern enthaltenden eisernen Röhre, die oben an das Tau elastisch befestigt wird, welches das Ende des Drahts bildet. Die untere Kammer hat den Zweck, Proben vom Meeresgrunde heraufzuholen. Erreicht das Senkblei den Grund, so drängt es sich vermöge seines Gewichtes ziemlich tief in denselben, die schweren Ringe, welche die Röhre beschweren, lösen sich ab und verschließen zugleich die untere Kammer automatisch, so daß die Grundprobe nicht herausfallen kann. Ueber dem Senkblei hängt ein Thermometer, an welchem die in der Tiefe herrschende Temperatur nachträglich abgelesen werden kann. Dieses Instrument muß sehr fest gebaut sein, da es einen Druck von über 300 Atmosphären, oder 300 kg pro Quadratcentimeter auszuhalten hat. Die Lotleine aber besteht aus sogenanntem Klavierstahldraht, welcher, trotz seines Durchmessers von nur 1 mm, 140 kg zu tragen imstande ist.

Winterspaziergänge.

2. Im Schnee.

(Schluß.)

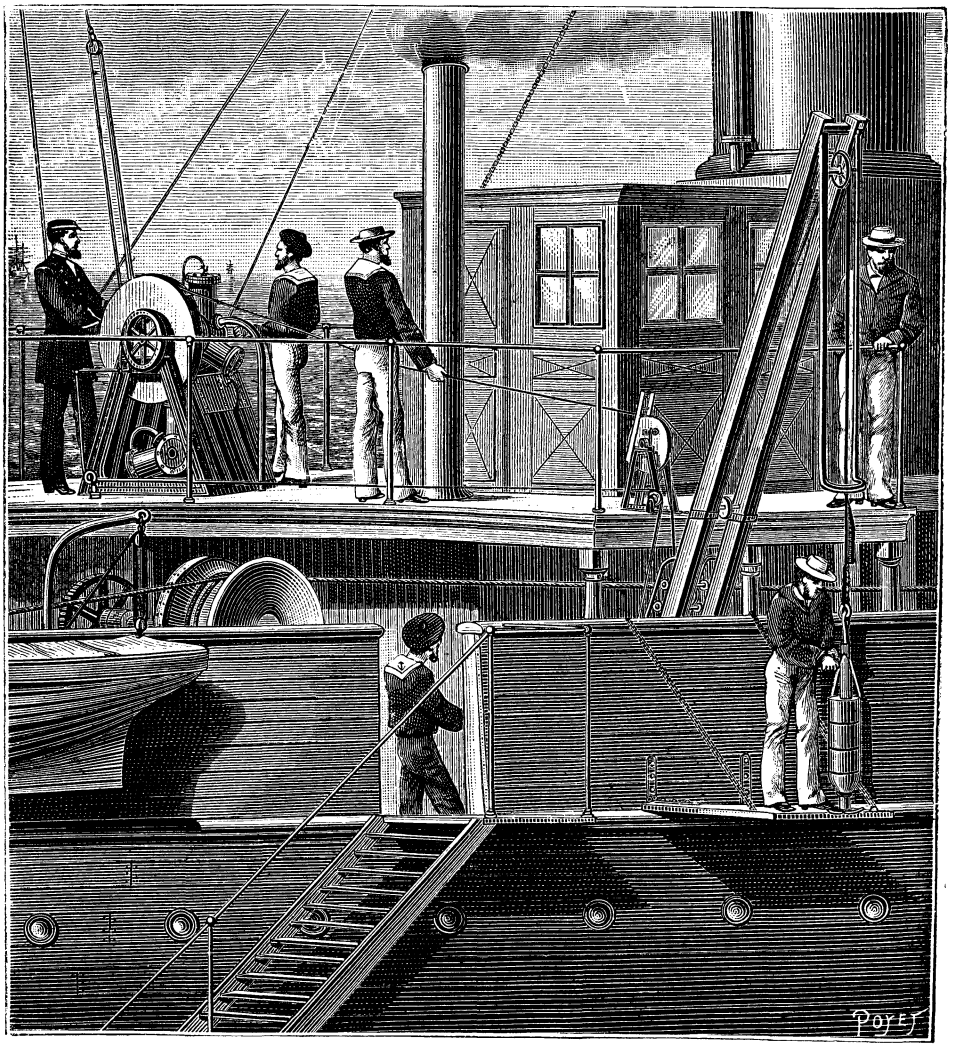
Glücklicherweise sind derartige Schneestürme bei uns nur selten. Dahingegen gehören sie in den nördlichen Teilen von Amerika und Asien, desgleichen in den südrussischen Steppen zu den in jedem Winter wiederkehrenden Erscheinungen. Wo sich im Winter eine weite, weiße Schneedecke über die Ebene ausbreitet, da wird das Steppenbild furchtbar, schauerlich. Dichte graue Schneewolken lasten auf dem Gefilde, während des Tages selbst ein bleiches, ungewisses Licht verbreitend und die Nacht in undurchdringliche Finsternis verhüllend. Wenn dann der Schneesturm in vernichtender Wut über die Steppe dahinbraust und, heulend in lang schwellenden Tönen, mächtige Schneewirbel vor sich hertreibend, Luft, Erde und Schnee in ein chaotisches Gemenge zu verwandeln scheint, dann wehe dem lebenden Wesen, das sich da auf der weglosen Einöde befindet! Im leichten Schlitten, von mutigen Rossen gezogen, jagt wohl zuweilen ein kühner Sterblicher über die wilde Prairie Nordamerikas oder die baumlosen Steppen der Wolga, die Pußten des Ungarlandes. Schnaubend stürmen die Rosse vorwärts, denn noch fürchterlicher als das Sausen des Sturmes ertönt hinter ihnen das widerliche Geheul hungernder Wölfe, die ihr sicheres Opfer verfolgen. Zuweilen blitzt es wohl aus dem flüchtigen Gefährt, und die eine oder andere der Bestien fällt. Nur zu schnell ist sie zerrissen und verzehrt von den gierigen Tieren, und wieder vorwärts stürmt das ganze Rudel, bis es die Beute erreicht.

Nicht weniger furchtbar wie die Schneestürme der Steppen sind die Schneelawinen in den hohen Gebirgsländern, z. B. in den Schweizer Alpen. Die Lawinen sind Schneestürze, die bald mehr, bald minder heftig und massenhaft auftreten. Die unschuldigsten Lawinen sind noch die sogenannten Rutschlawinen — kleinere Schneestürze, die, aus losem Schnee bestehend, von Felsenterrasse zu Felsenterrasse gehen und sich unten etwa in einem Felsenkessel sammeln; die Schweizer kennen meistens im voraus die Orte, wo solche Lawinen stattfinden, und man kann deshalb den Gefahren derselben aus dem Wege gehen. Mit den Rutschlawinen stimmen im Wesen die Staublawinen überein, nur sind sie viel gewaltiger, massenhafter, unberechenbarer und deshalb auch unendlich gefährlicher. „Sie entstehen," sagt Dr. Ad. Kutzner, „wenn auf eine feste, harte Schneedecke eines nicht zu sehr geneigten Gebirgsabhanges eine große Menge neuen, körnigen und losen Schnees fällt, so daß der Anhang an den Untergrund gering ist. Es gehört dann nur ein kleiner Anstoß dazu, etwa der Tritt eines Hasen oder

einer Gemse, das Fallen eines Schneebällchens, das von einem Strauche stäubt und fortrollt, oder eines Stückchen Eises, das von einem Felsen herabstürzt, und der obere Teil des ungeheuren Schneefeldes kommt in Gang; langsam rutscht er abwärts, bringt tiefer liegende und die anliegenden Massen mit in Bewegung, die sich von Augenblick zu Augenblick beschleunigt, bis sie eine rasende Schnelligkeit erreicht, und dann stürzt wie ein Blitz die ganze ungeheure Schneemasse mit furchtbarer Wucht, polternd krachend, dröhnend und donnernd, in die gähnende Tiefe hinab. Man sieht nichts, als unendliche Nebel- und Schneestaubwolken, die wie Geschützesrauch den stürzenden Schneestrom verhüllen. Das Gebirge wird in seinen Grundfesten erschüttert, wie bei einem Riesenwasserfall, und wie hier ein Nebelmeer aus grausiger Schlucht sich emporhebt, so raucht es über dem Schneekessel noch längere Zeit nach dem oft 4000 bis 5000 Fuß tiefen Sturze vom Staubschneenebel. Bäume, Häuser, Felsstücke u. dgl., werden sie von dem Schneesturme erfaßt, so sind sie dahin; die Bahn durch einen Wald wird durch den entblößten Felsgrund bezeichnet. Doch ist es weniger die Schneemasse selbst, welche diese entsetzlichen Verwüstungen anrichtet; die Hauptschuld trifft die Luft, die durch den rasend schnellen Sturz in eine so gewaltige Aufregung versetzt wird, daß sie stoß- und schußweise rechts und links einige hundert Schritte neben dem Schneestrome hinsaust und alles umreißt, was ihr in den Weg kommt."

Doch um wieder aus den Alpen mit ihren furchtbaren Schneelawinen, aus den Steppen mit ihren schrecklichen Schneestürmen auf unsere friedevolle, kirchenstille norddeutsche Schneeflur zurückzukommen, so erhält letztere ihre Hauptschönheit durch die Wirkungen des Tageslichtes. Welch zauberischer Anblick, wenn der glührote Ball der Morgensonne hinter dem kahlen Zweigwerk der Bäume und Sträucher emportaucht und seine goldenen Strahlen über die weiße Schneeflur versendet! Wie der Farbenhauch einer Wildrose fliegt es nun plötzlich über den Schnee; hie und da zucken aus seinen Krystallen farbige Lichtstrahlen auf und schießen funkelnd über das Gefild, als wären auf der Schneemasse Diamanten, Saphire und Rubinen in Hülle und Fülle verstreut. Man glaubt sich in einen Zauberpalast versetzt. Einen ähnlichen Reiz weiß die Abendsonne der Schneelandschaft zu geben, wenn sie ein weiches Purpurlicht über die weißen Flocken gießt, wenn sie die roten Stämme der Föhren mit glührotem Golde malt und funkensprühend aus den kleinen Fensterscheiben der Bauernhütte widerscheint, als walte da drinnen ein geheimnisvolles, zauberisches Leben.

Sowohl Maler als Dichter haben die Reize einer Schneelandschaft zu würdigen gewußt und selbe durch die Mittel ihrer Kunst zur Darstellung zu bringen versucht. Namentlich finden wir unter den älteren niederländischen Malern manche hervorragende Meister in Schneelandschaften, z. B. Adriaen van der Velde, Albert Cuyp, Aart van der Neer. Von neueren, speciell deutschen Malern ist uns Lessing bekannt durch seinen berühmten „Klosterhof im Schnee", Munthe durch seine stimmungsvollen Winterabende, Andreas Achenbach durch seine norwegischen Schneegebirge und seine „Winterlandschaft mit Runenstein". Von den deutschen Dichtern sang unter anderen Salis sein „Winterlied", reich an ebenso naturgetreuer als hübscher Kleinmalerei, Klaus Groth sein „Dorf im Schnee", Lenau seine „Winternacht", Albert Werfer seinen „Gottesacker im Winter" und Göthe seine „Harzreise im Winter".



Der Dampfer „Talisman" mit Sondierungsapparat.

Indem wir, über dies und jenes sinnend, durch die träumerisch stille Schneelandschaft dahinschreiten, sehen wir plötzlich unser heimatliches Dörfchen, von wo wir ausgingen, wieder vor uns auftauchen, und das Bild eines traulichen Stübchens mit lustig prasselndem Oefchen zieht die müden Wanderer aus den Reizen der Natur mit magischer Gewalt nach Hause. Gern folgen wir dieser süßen Gewalt und kürzen uns den Weg, indem wir die Verse des naturinnigen Klaus Groth vor uns hinsprechen:

„Still, wie unter warmem Dach,
Liegt das Dorf im weißen Schnee,
Zwischen Erlen schläft der Bach,
Unterm Eis der blanke See.
Weiden stehn in weißem Haar,
Spiegeln schläfrig sich im Eis,
Alles ist so kalt und klar,
Wie ein Leichentuch so weiß.
Weit, so weit das Auge sieht,
Dringt kein Lebenslaut ans Ohr,
Blau zum blauen Himmel zieht,
Still und steil, der Rauch empor.
Ich möcht' schlafen, wie der Baum,
Ohne Lust und ohne Graus —
Doch da zieht mich, wie im Traum,
Still der Rauch nach Haus."

Eine Fahrt durch das Gebiet des Winnipeg-Sees.

(Schluß.)

Wir ruhen behaglich mit nichts über unseren Häuptern als dem herrlichen Himmelsdom mit seinen blinkenden Sternen, deren Glanz hie und da durch die zuckenden Strahlen eines prächtigen Nordlichts verdunkelt wird, das in seiner vollsten und immer wachsenden Pracht sich über den nördlichen Horizont ausbreitet. Die Indianer nennen diese elektrische Erscheinung Wah-wah-tao und halten sie für die Geister ihrer abgeschiedenen Vorfahren, welche droben auf der Schwelle des Jenseits oder der Geisterwelt tanzen. Lange vor Tag erwachen unsere indianischen Begleiter und teilen sich brummend ihre Bemerkungen und Prophezeiungen über Wind und Wetter des kommenden Tages mit. Bald brennt ein prasselndes Feuer neben uns, sendet unbekümmert um die Folgen seine sprühenden Funken über uns hin und wirkt wie eine Weckuhr, so daß wir rasch von unseren behaglichen Betten aufspringen. Wir helfen nun beim Packen und Verladen unseres Gepäckes, um unsere Weiterreise vorzubereiten. Nachdem wir ein leichtes Frühstück eingenommen haben und unsere Hunde eingespannt worden sind, setzen wir uns in unsere Karriolen und fahren geschwind im ersten Tagesgrauen über das Eis des Sees hin. Nach einer einstündigen Fahrt geht die Sonne auf und erscheint wie ein goldener Feuerball durch die Kronen der verkrüppelten und vom Sturm gepeitschten Kiefern, welche auf den flechtenbedeckten Uferfelsen Wurzel zu fassen vermocht haben. Wir richten uns sitzend in unseren Schlitten auf, um die frische klare Luft zu genießen, und schauen nach rechts hinaus, wo wir Land entdecken, das noch vor einigen Augenblicken nicht zu sehen war. Unseren erstaunten Blicken antwortet einer der Indianer, welche neben unseren Schlitten hertraben, mit dem Rufe: „Statim Minis (die Pferdeinseln)!“ Aber es ist nur eine großartige Luftspiegelung, denn die Statim Minis sind mindestens 70 englische Meilen weit entfernt.

So fliegen wir dahin, unsere Führer

Eine Fahrt durch das Gebiet des Winnipeg-Sees: Indianer, welche durch Löcher im Eise fischen.

in gestrecktem Trab, bald den Hunden, bald sich selber zurufend, anscheinend in der besten Stimmung; hie und da geben sie uns Bruchstücke von kanadischen Bootsmannsliedern zum besten, welche sie ohne Zweifel von den kühnen Voyageurs (Reisedienern der Bootsleute der Hudsonsbai-Gesellschaft) aufgeschnappt haben, wenn diese mit ihren beladenen Kähnen von den Ufern der rauschenden Zuflüsse des unteren St. Lorenzstromes aus westwärts ziehen.

Um Sonnenuntergang erreichen wir ein großes indianisches Dorf, dessen gesamte Bevölkerung ausrückt, um uns zu bewillkommnen. Dies ist ein Dorf der Bande des Poplare River (Pappelflusses), der wildesten unter den Indianern am Winnipeg-See. Während wir einige Minuten lang halt machen, erscheint der alte Häuptling mit seinem Rat und wechselt einige Worte mit unseren Begleitern, während wir unsere Friedensliebe und unser Wohlwollen gegen die Rothäute durch kleine Geschenke von Tabak, Thonpfeifen, Glasperlen u. dergl. bethätigen müssen, welche wir unter ihnen austeilen. Beim Wegfahren werden unsere Abschiedsworte durch den lauten Ruf: „Marchon, how marchon (glückliche Reise)!“ erwidert.

Nach Einbruch der Dämmerung lagern wir einige Meilen südlich vom Pappelflusse und beobachten dasselbe Verfahren wie am vorigen Abend. Am anderen Morgen um zwei Uhr, während der helle Mond langsam im Westen untergeht, gleiten wir auf einem hartgefrorenen Jägerpfade hin, welcher quer über die Bucht verläuft. Den Tag über fahren wir einem rauhen felsigen Gestade entlang, das zu unserer Linken liegt, und bekommen zahlreiche Inseln auf unserer rechten Seite zu Gesicht. Noch am frühen Abend erreichen wir Behrins-River-Fort, einen Posten der Pelzhandelsgesellschaft, wo wir von dem befehligenden Beamten gastfreundlich aufgenommen werden. Wir finden an diesem Ort die sehr großen und starken St. Bernhardshunde im Gebrauch. Es ist noch nicht spät, und so nehmen wir die freundliche Einladung unseres Wirtes an und besichtigen die Handelsräume des Forts. Wir folgen ihm durch einen schmalen Gang, an dessen einer Seite ein großer Ladentisch und an dessen Ende eine schwere Thüre und so gebaut und eingerichtet ist, daß sie vor einem plötzlichen Ueberfall durch feindliche Indianer schützt. Durch diese Thüre traten wir in den Raum, welcher die Waren für den Tauschverkehr mit den Indianern enthält: Wolldecken, Hemden, Gürtel und reich mit Glasperlen besetzte Mokassinen; von den rauchgeschwärzten Deckenbalken hängen Steinschloßgewehre von uraltem Muster, Aexte, Messer, kupferne Kessel 2c. herab. Im Handel und Wandel jenes entlegenen Landes gibt es kein Geld, sondern die übliche Rechnungsmünze ist das Biberfell, welches einen Wert von ungefähr fünf Mark unseres Geldes vorstellt. Wir lächeln unwillkürlich, als wir nach dem Preise eines Paares Wolldecken fragen und zur Antwort erhalten: „Acht Felle.“ Unser Führer geleitet uns eine enge Treppe hinauf in das Pelzzimmer, welches große Balken mit Querhölzern hat, vor denen dicht alle die Varietäten von nordischen Fellen und Pelzen herabhängen: vom Bären, Wolf, Biber, Fuchs und Marder, sowie vom Luchs, Zobel, Hermelin, Sumpfotter, Moschusratte u. a. m. Im Monat Juni werden diese Pelze verpackt und treten ihre Reise nach London über Norway-

House nach der Faktorei York an der Hudsonsbai an, wo im August oder September ein Dampfer eintrifft, um die wertvollen Ballen mit Pelzwerk einzuschiffen, um sie nach London zu bringen, wo der große Markt des Pelzhandels ist.

Aber wir können in diesem Lande des Bären und Bibers nicht immer bleiben, und wenn der Morgen kommt, verabschieden wir uns von Herrn Flatt, unserem freundlichen Wirt, mit vielem Dank für seine Sorgfalt und Aufmerksamkeit, fahren wieder auf den See hinaus, gleiten rasch auf dem glatten Eise dahin und gelangen an den engsten Teil des Winnipeg-Sees, welcher bei den Indianern Anna-Mustukwon, d. i. Hundskopf, heißt. Der See ist an dieser Stelle nur anderthalb englische Meilen oder etwa drei Kilometer breit; das Gestade auf der Ostseite besteht aus hartem dunklem Granit, das der Westseite aber wird durch hohe Klippen von Kalk- und Sandstein gebildet. Hier schlagen wir auf dem schmalen bewaldeten Strande unser Lager auf, zünden ein Feuer an, unsere Führer bereiten wieder unser bescheidenes Abendbrot.

Man erzählt sich eine Geschichte von einer Reisegesellschaft wie die unserige, die sich in der Nähe von diesem Punkte in einem heftigen Schneesturme verirrte. Da die Führer nicht zu entscheiden vermochten, nach welchem Ufer des Sees sie verschlagen worden waren, so erinnerte sich einer der Herren der Gesellschaft des erwähnten Unterschieds in der Gesteinsbildung, grub durch den Treibsand und löste sogleich die Frage.

Nachdem wir hier übernachtet hatten, fuhren wir am Morgen in vollem Hundelaufe weiter und kamen im Laufe des Vormittages an verschiedenen Indianern, Männern und Weibern vorüber, welche durch Löcher im Eise fischten und prächtige Weißfische in ihren schweren Netzen an die Oberfläche brachten. Wir passierten den Bullenkopf, ein einsames Felsenvorgebirge, fuhren durch die Loon-Straits (Eistaucher-Enge), ließen den Grindstone-Point (die Schleifsteinspitze) zu unserer Rechten und lagerten zur Nacht am südlichen Ende von Red-Deer-Island (der Rotwildinsel). Unser diesmaliges Nachtlager ist in der Gegend, welche bei den Indianern als eine verzauberte gilt, von welcher sie unzählige Sagen haben: namentlich südöstlich davon ist eine kleine Insel, von welcher nach Mouiseaus Versicherung die Sage geht, im Sommer bei Einbruch der Nacht öffne sich die hohe Sandsteinmauer und ein gespenstiger Riese trete aus derselben heraus, ziehe einen steinernen Kahn hinter sich her und zum Wasserrande hinunter, mache sein steinernes Fahrzeug flott und fahre damit in den breiten See hinaus, von wo er vor Tagesanbruch unsichtbar zurückkehre. Wenn man an dieser Insel vorüber kommt, ist es unter den Indianern üblich, einige Pfeifen voll Tabak und etwas Thee am Ufer niederzulegen als Opfer für den gespenstigen Riesen der Geisterklippe.

Wir sind ungefähr noch siebzig englische Meilen von der Eisenbahn entfernt und können bei einiger außerordentlichen Anstrengung schon unser Reiseziel, den Saum der gebildeten Welt, erreichen. Wir werden daher frühe geweckt, finden ein prächtiges Feuer und das Frühstück fertig, denn unverkennbar wollen sich unsere Begleiter heute durch eine schnelle Fahrt auszeichnen. Sie verwenden daher große Sorgfalt auf das Schnüren der Mokassines und auf das feste Sitzen des Gürtels und der Leggings (Gamaschen); das Geschirr der Hunde wird sorgfältig untersucht, und als nun alles fertig ist, fahren wir die steile Uferlehne hinunter und hinaus auf den See, über welchen wir eilends dahingleiten und zuzeiten auf beiden Seiten kein Land mehr zu unterscheiden vermögen.

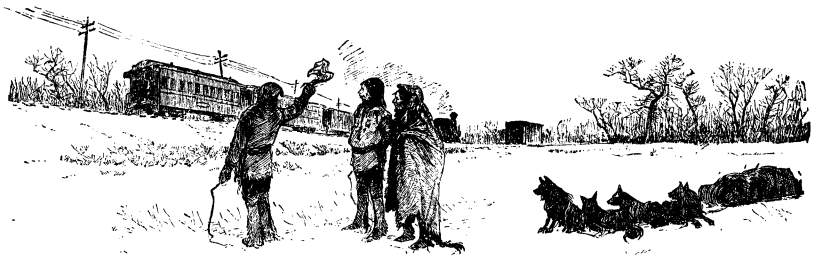
Die Sonne neigt sich schon tief nach Westen, da fahren wir durch einen schmalen eisbedeckten Kanal, welcher auf beiden Seiten von hohem Schilf und Röhricht begrenzt wird. Bald nachdem wir in diesen Kanal eingebogen sind, dreht sich unser halbblütiger Führer, welcher uns flink voran läuft, und ruft: „La rivière rouge (der rote Fluß, Red River)!“

Und hier ist unsere Reise eigentlich zu Ende, denn in wenigen Stunden erreichen wir eine Station der kanadischen Pacific-Eisenbahn, lösen uns Gepäck- und Fahrkarten. Nachdem wir uns von unseren wackeren Gefährten herzlich verabschiedet haben, welche uns merkwürdigerweise durch dieses achttägige Zusammenleben lieb und wert geworden sind, rollen wir ostwärts davon, passieren die Städte Winnipeg in Manitoba, St. Paul in Minnesota und das immer geschäftige Chicago und erreichen in drei Tagen New York an der Küste des Atlantischen Oceans, wo wir Schiffsgelegenheit genug nach der deutschen Heimat finden.

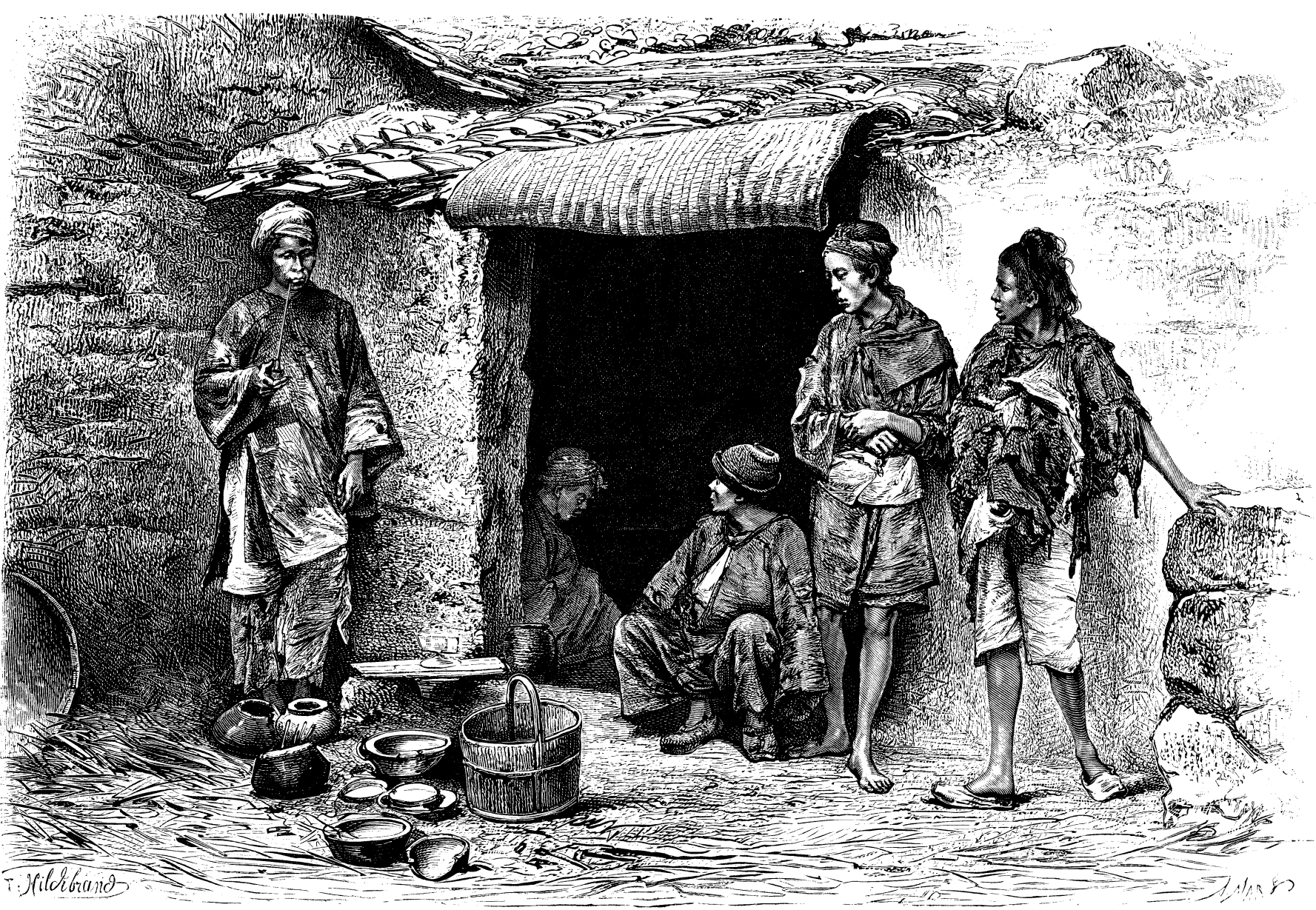
Chinesische Bettler.

Wenige Länder der Erde zeigen stellenweise eine solch dichte Bevölkerung wie das chinesische Reich und in demselben eine solche Genügsamkeit des Volks in seinen Ansprüchen ans Leben, wie die Chinesen der unteren Stände bethätigen, denn ohne diese Genügsamkeit könnte der Boden auch nicht eine solch zahlreiche und dicht aufeinandergeschichtete Bevölkerung ernähren. Beinahe in keinem anderen Lande der Welt begegnet man solchen auffallenden Kontrasten von Reichtum, Prunk und solcher unglaublichen Armut, Elend und Entblößung.

Der gemeine Chinese ist nüchtern, fleißig, anstellig und intelligent; er arbeitet gern, er begnügt sich mit der einfachsten, ärmlichsten Nahrung; er hat vielleicht wenig Erfindungsgeist und ist einseitig, aber er hat einen ungemeinen Nachahmungstrieb und ist ausdauernd; er ist deshalb ein beliebter und zuverlässiger Arbeiter, der sich in alles schicken und sich überall vorübergehend einbürgern lernt, aber mit unbeschreiblicher Zähigkeit an seinem Vaterlande, an dem Glauben, den Trachten und Sitten seiner Väter hängt. Weil die übervölkerte Heimat nicht allen ihren



Eine Fahrt durch das Gebiet des Winnipeg-Sees: Weiterreise mit der kanadischen Pacific-Eisenbahn.



Chinesische Bettler vor ihrer Behausung.

Kindern die nötige Nahrung und Fortkommen gewähren kann, verlassen alljährlich Hunderttausende von Chinesen ihr Vaterland und wandern aus nach Indonesien, Indien, Afrika, Australien und Amerika und suchen dort ihr Leben durchzuschlagen. Sie haben wenig Bedürfnisse, denn mit einem Pfund Reis, einem Stück gesalzenen oder getrockneten Fisch, einer Zwiebel oder Gurke und einigen Löffeln voll Oel oder Fett lebt der Chinese einen ganzen Tag bei strenger Arbeit willig und unverdrossen selbst unter einer glühenden tropischen Sonne; darum kann er auch billig arbeiten, und seine wohlfeile Arbeit macht derjenigen der weißen Arbeiter, welche an größere und kostspieligere Bedürfnisse gewöhnt sind, eine empfindliche und gefährliche Konkurrenz. Daher der Neid und Haß der weißen und farbigen Arbeiter in Kalifornien und anderen Staaten Nordamerikas auf die Chinesen, welche dadurch von der Einwanderung daselbst ausgeschlossen werden sollen. Der Chinese bürgert sich aber auch kaum in einem anderen Lande ein; er will nur Geld verdienen und sich ein Sümmchen ersparen, mit welchem er in sein Vaterland zurückkehren kann, um sich dort ein Heimwesen zu gründen, was seines Lebens höchstes Streben ist. Stirbt er aber im Auslande, so läßt er seine Leiche durch Freunde und Hinterbliebene austrocknen und später in einem rohen, armseligen Sarge wieder in seine Heimat zurückschaffen, wo er begraben sein will. Gerade diesen schönen patriotischen Zug an ihm machen ihm die Amerikaner zum Vorwurf und betrachten ihn deshalb als eine Art Räuber.

Anderwärts aber und namentlich in jenen Tropenländern, wo nun die Sklaverei aufgehoben ist, hat man die Chinesen als Arbeiter sehr gern, und um den Bedarf an solchen zu befriedigen, werden alljährlich Zehntausende von chinesischen Kulis auf englischen Schiffen ausgeführt, um in anderen Ländern auf einen zehnjährigen Mietvertrag für den Lohn zu arbeiten. Diese chinesischen Kulis sind arm, blutarm, aber beinahe alle können lesen und schreiben, sind willig und anstellig und bei guter humaner Behandlung auch zuverlässige Arbeiter. Sie taugen allerdings nicht zum Kolonisieren, außer in der Eigenschaft als Arbeiter, eben weil sie immer wieder nach China heimzukehren streben; sie sind auch keine Engel, sondern jähzornig, leidenschaftlich, ausschweifend, leidenschaftliche Spieler, unreinlich u. s. w., sind aber anstellig und leicht in einer gewissen Disciplin zu erhalten, und sie sind leicht zu halten, wenn man ihnen einen kleinen Vorteil gönnt. Sie sind tausendmal mehr wert als der freie Neger, der immer träg, gedankenlos, leichtsinnig, wenig anstellig, unzuverlässig und einer geregelten Arbeit abgeneigt ist.

Woher aber bekommt man diese vielen, nun in allen Tropenländern so sehr begehrten Kulis? Ein Blick auf unser Bild beantwortet dir diese Frage, mein lieber junger Leser. Infolge der Uebervölkerung herrscht in China eine unbeschreibliche, massenhafte Armut. Es gibt unter den 300 Millionen Einwohnern Chinas mehr als die Hälfte, welche besitzlos, im vollsten Sinne des Wortes Bettler sind und so armselig leben, wie die fünf Jammergestalten auf unserem Bilde. Sie möchten wohl arbeiten aber sie finden keine genügende Arbeit. Sie leben von der ärmlichsten einfachsten Nahrung, selbst von ekelhafter, wie Katzen, Hunde, Marder, Ratten, Mäuse, Frösche, Eidechsen, von Aas, von Eingeweiden und Fleisch aller Tiere; sie haben kaum Lumpen, um ihren Körper zu bedecken; sie wohnen in Erdhöhlen, Mauerlöchern, auf Flößen und Kähnen, sie müssen betteln, um nicht zu verhungern; sie können ihre ganze Habe unter dem Arm davontragen; wenn Cholera und andere ansteckende Krankheiten ins Land kommen, rafft sie der Tod zu Tausenden hin; sie sind eine Landplage und darum auch den Mandarinen oder höheren Beamten ein Dorn im Auge, weil man sie als die gefährlichen Klassen betrachtet. Nahmen sie früher in irgend einer großen Stadt allzusehr überhand, so fing man eine Anzahl derselben mit Soldaten hinweg, brachte sie auf ein Schiff und mit diesem nach irgend einem Hafen Indonesiens oder nach Formosa, wo man sie ans Land setzte und ihrem Schicksal überließ, was zur Folge hatte, daß viele von ihnen Seeräuber wurden. Seit nun die Ausfuhr der chinesischen Kulis stattfindet, welchen man überall vor den indischen den Vorzug gibt, sind die Gouverneure derartigen Gewaltmaßregeln enthoben, denn Tausende dieser Bettler benützen nun gern die Gelegenheit, durch Auswanderung ihr Los zu verbessern. Je mehr derartiger Kulis dann zurückkehren, nachdem sie sich in den zehn Jahren, welche sie im fernen Auslande verbrachten, ein kleines Kapital erspart und neue Zweige der Landwirtschaft und Industrie kennen gelernt haben, eine desto größere Ausdehnung wird diese chinesische Auswanderung erlangen, und es gibt Leute, welche schon jetzt behaupten wollen, im 20. Jahrhundert werde auch Europa chinesische Arbeiter beziehen. Jenun, die Zeit wird's lehren; aber jedenfalls wird es unsere jungen Freunde interessieren, mittels des vorstehenden schönen Holzschnitts einen Blick in das Leben eines so interessanten und eigenartigen Volks wie das chinesische zu thun! —

Unter Korsaren.

Von **S. Wörishöffer.**

(Fortsetzung.)

Der Alte lächelte. „Ich bin ein sündiger Mensch wie Ihr," sagte er, „wie alle, alle, die da leben. Aber ich habe es gelernt, stille zu sein und auszuharren."

Dann sah er im Kreise umher. „Wo ist Omar, mein flinker Liebling?"

Der Gerufene erschien sogleich, eben jener junge Sklave, der schon vorhin von dem Greise befragt worden war. Jetzt gab ihm Hamid einen Wink, und nun brachte er schleunigst aus tiefem Trümmerversteck einen Marmorkelch herbei und eine Platte von gleichem Stoff. Roter Wein perlte in der Vase, das Brot des Lebens lag auf dem Teller. — Hamid richtete sich höher empor, wie ein Prophet des alten Bundes war er anzuschauen, silberhaarig und voll Würde. Er hielt den Versammelten eine kurze Ansprache, er ermahnte sie, ruhig im Glauben auszuharren und sich eins, ein Einziges einzuprägen in Herz und Sinn, das, darin alles andere beschlossen sei, das Wort aus dem heiligen Buche: „Herr, dein Wille geschehe!" — —

Dann traten die, welche sich zur protestantischen Kirche bekannten, rings um den Stein. Einen weiten Halbkreis bildend, standen sie in den Sklavenkleidern mit nackten Füßen, und von einem zum anderen ging der Greis: „Nehmet hin und esset! Nehmet hin und trinket! Das ist mein Leib und mein Blut, für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden!“ —

Von oben sahen die hellen Sternenaugen hinein in den seltsamen Tempel. Rote Blumen streuten ihre Blätter auf die Köpfe der Andächtigen, flüsternd und rauschend wie Musik klang zwischen den Säulen und den halbverfallenen Kuppeln die Stimme des Windes. Kein Laut von draußen unterbrach die feierliche Stille, nur zuweilen klang verhaltenes Schluchzen in den Gang der heiligen Handlung hinein, zuweilen wurde ein Antlitz mit bebenden Händen verdeckt und ein Name kaum verständlich geflüstert, irgend ein Name, den gewaltige unstillbare Sehnsucht auf die Lippen des Verlassenen trieb. Still war es draußen und drinnen, wie milder Trost legten sich Gedanken der Hoffnung um jedes Herz, neu gestärkt kehrten die Opfer eines schrecklichen Schicksals auf hundert verschiedenen Wegen in die Häuser ihrer Gebieter zurück, den Gruß und den Segen des greisen Priesters denen zu bringen, die aus irgend einem Grunde an der Teilnehmerschaft des nächtlichen Gottesdienstes verhindert gewesen waren.

Auch Matthias und Mehemet schlichen auf Umwegen zum Palaste. Sie sprachen nicht viel, nur einmal hatte der Aufseher geseufzt und gesagt: „Glaubst du, daß die Schiffe kommen? Ich nicht. Das Glück ist wie ein Schatten, malt allerlei verlockende Bilder, aber wenn man zugreifen will — Prosit!“

Matthias nickte. „Oft will's so scheinen, du! Aber bei dem Schatten steht doch auch der Sonnenschein — das ist die Hoffnung.“

Mehemet wandte sich ab. „Sie lügt,“ murmelte er.

„Das mußt du nicht sagen, Freund. Erzähle mir lieber, wer du bist, von deiner Heimat, deinem Namen.“

Der Sklave knirschte mit den Zähnen. „Ein anderes Mal,“ kam es kaum verständlich über seine Lippen. „Ich kann's nicht vor Thränen.“

Und dann hatten die beiden den Seitengang des Palastes erreicht. O weh! die Pforte war verschlossen.

„Was beginnen wir jetzt?“ flüsterte voll Bestürzung der Knabe.

Mehemet schien mit einem Schlage seine gewohnte Sicherheit wieder erlangt zu haben. „Macht nichts!“ raunte er. „Das ist das Werk Turnais, des Arabers — ich war ganz darauf gefaßt.“

Er glitt durch das Helldunkel der Mondnacht voran bis zu einer in der weißen Mauer kaum wahrnehmbaren Thür, die öffnete er mit einem Schlüssel, der am Bande um seinen Hals hing und winkte dem Knaben, ihm zu folgen.

„Kein Geräusch, du!“

„Aber wie kommt Hamid ins Haus?“ flüsterte Matthias. „Soll ich ihn hier erwarten?“

Mehemet schüttelte den Kopf. „Auch er besitzt zu dieser Thüre einen Schlüssel, mein Junge. Gewalt und Tyrannei erzeugen die natürliche Gegenströmung, die List. Unter den weißen Sklaven in Bengasi herrscht eine Verbrüderung, die viel Ungemach tragen hilft und manches Schlimme verhütet — du wirst das noch selbst erfahren. Zu allen Thüren haben wir Schlüssel, von allen Vorgängen Kenntnis. So, Hamid ist bereits im Hause, wie ich sehe. Da ist für mich das Zeichen — eine Fruchtschale auf dem Fußboden.“

Er hob den kleinen Gegenstand auf und besah ihn genauer. „Hamid wacht noch, er mahnt uns zur äußersten Vorsicht,“ raunte er.

„Woran siehst du das?“ fragte voll Erstaunen der Knabe.

„O, an verabredeten Zeichen. Das alles erfährst du noch.“

„Sage mir übrigens,“ fuhr er fort, „hat dir der Pascha bereits einen Namen gegeben?“

„Soll ich denn hier nicht so heißen, wie man mich ehrlich taufte? Mein Name ist ‚Matthias‘ — auch für unseren Gebieter, denke ich.“

Mehemet schüttelte den Kopf. „Das klingt deutsch,“ flüsterte er, „laß es um Gotteswillen in diesem Hause nicht hören. Hassan ben Ismael hat Stunden, in denen er außer sich gerät, mit der Stirn gegen die Wand schlägt und in sein eigenes Fleisch beißt. Wie manches Todesurteil ist da nicht gefällt worden, wie mancher Kopf mußte in den Sand rollen, nur weil einmal zufällig jemand deutsch gesprochen hatte.

Matthias erschrak, es lief eiskalt durch seine Adern. „Ich kann doch, wenn mich der Pascha fragt, nicht lügen,“ stammelte er.

„Du mußt dich herausreden, so gut es eben geht. Jetzt schlafe, Kind, schlafe und vergiß die Gefahr, in der du stehst. Wenn man sechzehn Jahre zählt, dann erscheint ja noch alles im rosigen Lichte. Gute Nacht! Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Mehemet! Wo finde ich denn aber mein Zimmer?“

„Geh nur rechts den ersten Gang hinab, dann am Ende desselben einige Stufen aufwärts und in das erste Zimmer rechts, aber hüte dich, ein Geräusch zu verursachen — Hamid hat uns gewarnt.“

„Ob denn der Pascha böser Laune ist?“

„Das weiß man nicht. Halte dich rechts und tritt leise auf.“

Damit entfernte er sich und Matthias schlich pochenden Herzens durch den vom Mondlicht halb erhellten Gang, um tastend sein Zimmer zu erreichen. Ueberall Marmor, kühler, weißer Marmor mit farbenprächtigen Decken belegt, Säulen und uraltes Bildwerk, überall kostbare Schalen voll wohlriechender Flüssigkeit neben Gebetsteppichen, Sprüche aus dem Koran, schöngeformte Lampen und Trinkbecher. Wie reich es war, das weitgedehnte alte Maurenschloß, wie verwirrend die Bogengänge hier und dort einander kreuzten, daß man nicht mehr wußte, woher sie kamen und wohin sie ausmündeten.

„Immer rechts,“ hatte Mehemet gesagt. Matthias schlich so leise wie eine Katze auf nächtlichen Raubzügen, er atmete kaum, aus Furcht bemerkt zu werden.

Ach, wenn ihn jetzt sein alter Onkel gesehen hätte! —

Tapfer die innere Aufregung bekämpfend, ging unser Freund weiter. Da war die Treppe — gottlob, nun nahm diese gefährliche Wanderung ein Ende.

Matthias vergaß in der Unruhe, welche ihn beherrschte, daß Mehemet von einigen Stufen gesprochen hatte, er erstieg deren mehr als zwanzig, er übersah den Seitengang am Fuße der Treppe und stand nun oben, um mit pochendem Herzen das erste Zimmer zu suchen. Ueber goldenen Verzierungen wallte ein breiter gestickter Vorhang herab, der Boden war mit Teppichen belegt, Tische und Stühle standen an den Wänden.

„Das ist nicht mein Zimmer,“ dachte jäh erschreckend der Knabe. „Herr des Himmels, erbarme dich mein! Wohin bin ich geraten?“

Und schon wollte er die Treppe wieder hinabgleiten, um lieber im äußersten Winkel des Palastes auf dem Steinboden zu kauern, als sich hier oben der Gefahr einer Ent-

deckung auszusetzen — da plötzlich hörte er ganz in der Nähe den Laut einer Menschenstimme, etwas wie ein Aechzen oder Wimmern — aus seinen Poren brach kalter Schweiß, er blieb wie gelähmt neben der Treppe stehen.

Wenn der Pascha hierherkam!

Die Sekunden dehnten sich scheinbar ins unendliche, Matthias horchte mit aussetzendem Athem, er bebte an allen Gliedern.

Da — wieder derselbe Laut. Diesmal noch näher. Es kam aus dem Zimmer an der entgegengesetzten Seite des Ganges, es klang wie ein ersticktes „Hilfe! Hilfe!" — Das war Hassan ben Ismaels Stimme, jetzt bewegte sich auch der goldgestickte Vorhang, im nächsten Augenblick konnte der Gewaltherrscher auf dem Vorplatz erscheinen.

Und dann standen er und Matthias einander gegenüber.

Wie meistens der Mensch im Augenblick einer drohenden Gefahr ohne lange Ueberlegung ganz instinktmäßig handelt, so tauchte auch Matthias gedankenschnell seine Fingerspitzen in die Falten des kostbaren Gewebes und bog es auseinander. Ehe der Pascha auf die Flur hinaustrat, hatte er das schützende Zimmer erreicht und hinter einem Diwan für den Augenblick ein Versteck gefunden.

Alles war finster; die auf eine Säulengalerie hinausgehenden Fenster verhängt und so jeder Lichtschein ausgesperrt — Matthias glaubte die Schläge seines unruhigen Herzens zu hören, er hatte in diesen bangen Minuten nur halbes Bewußtsein.

Dann rauschte der Vorhang und wurde wieder geschlossen. „Immer allein!" flüsterte in deutscher Sprache eine Männerstimme. „Immer allein! Elender, ärmer als der letzte Sklave! — Ach, ich ersticke! Ich ersticke!"

Es klang, als preßten sich Hände gegen eine heiße Stirn, seidene Gewänder streiften den Teppich. „Licht!" murmelte Hassan ben Ismael. „Licht!"

„Nein, nein, es soll niemand hierherkommen, ich kann die schadenfrohen Gesichter nicht sehen! — Sie hassen mich alle, alle! — Wer sollte mich auch lieben, wer? — Der Hund etwa? Furcht, Furcht, aber keine Liebe."

Er ging tiefer in das Zimmer hinein und tastete an der Wand umher, dann schien er den gesuchten Gegenstand endlich gefunden zu haben. Es klang wie das Aufeinanderschlagen von Stahl und Stein, ein Funke sprang auf, dann leuchtete ein schwaches zuckendes Flämmchen durch das Gemach und erfüllte es mit ungewissem Schimmer, der die entlegeneren Ecken in um so tiefere Finsternis hüllte.

Mitten in dem Raume stand Hassan ben Ismael. Er war blaß wie der Tod, seine Lippen murmelten unaufhörlich leise Worte, er sah ins Leere, wie jemand, der im Augenblick ohne Bewußtsein ist.

Matthias schloß die Augen. Mochte kommen, was Gott beschlossen hatte.

Langsam, hart an ihm vorüber, mit den Falten des Haik seine Schultern streifend, ging der Pascha in das Nebenzimmer. Ein helles weißes Licht blitzte auf, hier, dort, an mehr als sechs Punkten zugleich — Tagesglanz durchströmte das große, fürstlich eingerichtete, von Gold und Purpur funkelnde Gemach. Hassan ben Ismael ging unsicheren Schrittes zu einem Diwan von weißer, reich verzierter Seide und warf sich wie todmüde in die Polster. Seine Hände bedeckten das Gesicht, sein Atem flog.

Matthias sah alles bis ins kleinste. Gerade vor seinem Versteck befand sich die offene Portière und hinter dieser, an der entgegengesetzten Wand der Diwan; unser Freund konnte beobachten, ohne selbst gesehen zu werden, er kauerte unbeweglich hinter einer hohen Lehne und wagte kaum zu atmen.

Ob jetzt der Wutausbruch des Paschas bevorstand?

Es schien nicht so. Hassan ben Ismael setzte sich aufrecht, er sah rings umher und ein Ausdruck der Furcht legte sich über seine gramvollen, männlich schönen Züge. Auf der Stirn perlten ihm große Tropfen.

Dann sprach er halblaut einige Worte — Matthias verstand sie sämtlich.

„Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt."

„Ist das wahr? — Auch bei mir?"

Er sprang plötzlich auf, wild flammte sein Auge, die Faust drohte voll Wut. „Auch bei mir? — Oder gibt es da Ausnahmen?"

„Keine!" sagte ruhig eine milde, tröstende Stimme. „Keine, Herr, sei dessen ganz sicher."

Ueber die Lippen des Gewaltherrschers brach ein unartikulierter Laut, in den Winkeln seines Mundes zeigte sich leichter Schaum. „Hamid!" schrie er, „Sklave, du hast mich belauscht! Das ist dein Tod!" —

„Schlage zu, Herr!"

Und der Alte trat mit verschränkten Armen vor seinen Gebieter. „Töte mich, wenn du es willst!"

„Wußtest du nicht, daß es den Sklaven bei Todesstrafe verboten ist, in diesen Räumen ungerufen zu erscheinen?"

„Gewiß, Herr!"

„Und dennoch kamst du? Weshalb?"

„Um deine Seele zu retten."

„Ha, ha, ha, du rasest!"

Und der Pascha trat dem alten Manne näher, er musterte mit gerunzelter Stirn das ruhige Antlitz desselben. „Du bist in dieser Nacht außerhalb Hauses gewesen, Hamid, du hast irgendwo in einem Versteck den Christensklaven Gottesdienst gehalten. Ich kenne dies Leuchten in deinen Augen — du hast auch das Abendmahl gegeben — den Wein und das Brot!"

„Ja, Herr!"

„Ach! — Du leugnest nicht einmal? Du bist nicht erfüllt von Furcht für dein Leben?"

„Gar nicht! Gar nicht!"

Der Pascha lachte wieder; es klang wie Schluchzen. „Was ist das mit dem Abendmahl der Christen?" sagte er heiseren Tones. „Hole Brot herbei und Wein — spiele dein Amt hier weiter."

Hamid schüttelte den Kopf. „Noch nicht!" versetzte er bedeutsamen Tones. „Noch nicht, Herr!"

Der Pascha vermied den Blick des unerschrockenen Mannes. „Du unterstehst dich, mir Bedingungen zu machen? — Soll ich die Peitsche zur Hand nehmen?"

Gelassenen Blickes sah der Priester in das zornige aufgeregte Antlitz des Herrschers, hoheitsvoll und milde zugleich. „Es gibt ein Etwas, das dich hindert, mich zu schlagen, Herr," sagte er, „du hütest dich, an einen Priester Gottes die vermessene Hand zu legen. Das schützt mich vor Entehrung auch heute."

Der Pascha versuchte zu lächeln, aber die Bewegung sah eher aus, als solle sie ein aufsteigendes Schluchzen maskieren. „Du wirst kindisch, Alter," versetzte er. „Um aber den Spaß zu Ende zu führen, so sage mir doch, wenn ich denn würdig gehalten werden soll, die — ha, ha, ha! — — —"

„Du meinst, wann dir das heilige Abendmahl zu teil werden kann, Herr? — Sobald du bereuend zu dem verleugneten Glauben deiner Väter zurückgekehrt sein wirst. Auf diesen Tag warte ich seit einem Jahrzehnt, um dieses Tages willen

gehe ich dir fort und fort nach, unbekümmert, ob du mich eines Tages töten werdest."

„Heute noch!" schrie wie außer sich der Pascha. „In dieser Stunde!"

„Schlage zu, Herr!"

Hassan knirschte vor Wut; in dem weißen Gesicht glühten die Augen wie Kohlen. „Du kennst mein Geheimnis," zischte er, „du allein — darauf baust du deine kecken Pläne! Aber hüte dich, Alter! Hüte dich! Es könnte mich doch eines Tages gelüsten, dich zu verkaufen, zu verschenken, ja ich kann dich deines Wahnsinns wegen einsperren und unschädlich machen lassen! Vergiß das nicht!"

Er lief mit erhobenen Armen hin und her durch das Zimmer. „Wer gibt mir Gesetze?" rief er. „Wem hätte ich zu gehorchen? Der Dei allein steht im Range über mir — und er ist mein bester, genauester Freund. Täusche dich nicht, Alter! Deine Macht ist eine eingebildete — ich bin der alleinige Herr meiner Entschlüsse."

Hamid blieb vollkommen gelassen. „Innerhalb gewisser Grenzen, ja, Herr!"

Der Pascha stand plötzlich still, jetzt waren seine Fäuste geballt, seine ganze Haltung glich der einer gereizten Katze. „Du denkst an die Sprüche deiner Bibel, nicht wahr, Alter? Du wolltest sagen, daß kein Sperling vom Dache fällt, ohne den Willen deines Gottes; war es nicht so? — Ha! ha! ha! Du Thor, ich will nichts von — —"

„Dessen Namen du nicht auszusprechen wagst, Robert Vollgold! den du Aermster unter den Armen nur fürchtest, anstatt ihn zu lieben, der dir ein Schrecken ist anstatt des Trostes. O du Unseliger!"

Und nun kam der Wutanfall, von dem Mehemet gesprochen hatte. Hassan ben Ismael griff urplötzlich in die faltenreichen seidenen Vorhänge der Thüren und Fenster und zerriß die kostbaren Stoffe in Fetzen, er schleuderte Polster und Kissen auf den Hof hinunter, er schlug mit dem Knauf seines cirkassischen Dolches in den großen Wandspiegel, daß die Scherben umherflogen, und warf wie ein Rasender das feine Porzellangerät vom Büffett gegen die Wände, daß sich Fallen und Klirren schauerlich vermischten.

(Fortsetzung folgt.)

Gebrauchsanweisung zu Eastmans Bromsilberpapier.

Zum Gebrauche des in Nr. 25 des ersten Jahrgangs empfohlenen Eastman-Bromsilberpapiers (Eastmans Permanent Bromide Paper), und um dem in chemischen Sachen weniger Geübten eine sichere Handhabe zu bieten, ist es nötig geworden, eine Anleitung zu geben.

Zum Experimentierzimmer wähle man sich ein solches, dessen Fensterläden lichtdicht schließen. Hat man kein derartiges zur Verfügung, so muß man versuchen, die Ritzen an den Läden mit schwarzem Tuch zu verhängen oder, was zwar nicht ganz angenehm ist, erst am Abend hantieren. Zuerst mache man sich aber nachstehend beschriebene Laterne*). Man schneide aus Holz oder dicker Pappe ein gleichseitiges Dreieck zurecht, das an einer Seite eine Handhabe hat (Fig. 1). Sodann schneide man aus einer Pappe drei gleichgroße Rechtecke und aus einem derselben ein kleineres Rechteck aus, so daß ein Rahmen entsteht, der mit doppelt gelegtem rotem Löschpapier überklebt und an den Langseiten durch mit Kleister bestrichene Leinwandstreifchen mit den zwei anderen Rechtecken (Fig. 2) verbunden wird. Auf die dreieckige Scheibe werden je in der Mitte der Seiten zwei Hölzchen aufgeleimt, welche so weit voneinander entfernt sind, als die Rechtecke dick sind. Ferner schneide man aus drei oder vier quadratischen Holzstückchen je einen Kreis aus, vom Umfange einer Stearinkerze (eine solche wird am besten genommen), und leime sie aufeinander und in die Mitte der Scheibe. Außen wird die Laterne schwarz gefärbt. Will man sich der Mühe, eine solche Laterne zu machen, überheben, so kaufe man sich eine Laterne aus Blech mit nur einem Glas, die oben kein Licht ausstrahlt. Das Glas ersetze man durch rotes Glas oder doppelt gelegtes rotes Löschpapier. Diese Laterne muß außen gleichfalls schwarz sein.

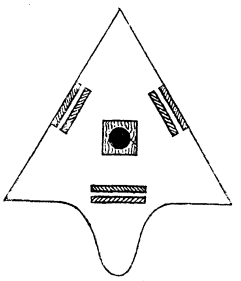


Fig. 1.

Nachdem man die Lampe angezündet hat, nehme man im Dunkelzimmer das Bromsilberpapier aus seiner Verpackung, schneide es in erforderliche Stückchen, worauf es in der Kassette mit Reißnägelchen befestigt wird. Man beachte, daß die präparierte Seite nach oben zu liegen komme. Welche Seite die präparierte ist, kann man daran erkennen, daß sich die präparierte Seite nach innen rollt. Man umwickle nun die Kassette, auch wenn sie ganz lichtsicher ist, mit schwarzem Tuch und stecke sie unter den Rock. Wenn man das Bild auf der Einstellscheibe des Apparates richtig getroffen, schreite man zur Aufnahme.

Nachdem die Kassette eingesetzt und deren Deckel (unter dem schwarzen Tuch) heraufgezogen ist, nimmt man den vorher aufgesetzten Objektivdeckel weg und zwar bei heller Witterung für Landschaften 2 Sekunden, für Personen 6 Sekunden; bei trüber Witterung für Landschaften 4 bis 5 und für Personen 12 bis 15 Sekunden. Eine ganz bestimmte Belichtungszeit anzugeben, ist nicht möglich, da es hauptsächlich auf die Lichtstärke des Objektivs und auf die Beleuchtung des aufzunehmenden Gegenstandes ankommt. Am besten thut man, wenn man dieselbe Landschaft oder Person mehrere Male und bei verschiedener Beleuchtung aufnimmt. Ist das Bild z. B. nach dem Entwickeln sehr schwach, und hat man dasselbe bei trüber Witterung 10 Sekunden (Person) ausgesetzt, so ist die Belichtungszeit zu kurz genommen, und muß man sehen, ob das Bild vielleicht in 12 oder mehr Sekunden die richtige Kraft hat. Ist dagegen das Bild (einer Landschaft) bei heller Witterung in 2 Sekunden ganz dunkel geworden, ohne daß die verschiedenen Lichter und Schatten recht hervortreten, so war die Beleuchtung zu lang. Werden aber die Bilder trotz aller Aufmerksamkeit und aller Versuche dennoch zu dunkel, so ist das Objektiv zu lichtstark und muß abgeblendet werden. Zu diesem Zweck mache man sich aus Karton eine sogen. Blende, ähnlich wie der Objektivdeckel, nur müssen die Seiten kleiner sein, so daß die Blende in den Objektivbehälter (s. Fig. 3 in Nr. 25) genau paßt. In die Mitte der Blende (Fig. 3) schneide man ein kreisrundes Loch und glätte es am Rande. Die Größe dieses Loches richtet sich nach der Größe, d. h. Lichtstärke der Linse. Bei einer lichtschwachen Linse muß das Loch größer sein als bei einer lichtstärkeren vom selben Durchmesser. Für Landschaften muß man eine Blende mit einem etwas kleineren Loche haben, und sind daher zwei zu machen. Ist die Blende innen und außen schwarz gefärbt, so stelle man den Apparat auf einen beliebigen Gegenstand ein und schiebe die Blende vor das Objektiv. Während man die Blende hin und her rückt, beobachte man, wenn das Bild auf der Einstellscheibe die größte Schärfe erreicht hat. Ist dieser Fall eingetreten, so mache man an einer der Seiten der Blende einen Strich oder schneide das Hervorstehende ab, damit man sich die Stellung der Blende merken kann. Die Blende für

*) Empfehlenswerte Lampe zum Benzinbrennen mit engem Cylinder à 3 Mk. bei Alb. Glock & Co.

Personenaufnahme wird dann mit einem größeren Loche versehen. Es können nun zwei Fälle eintreten: entweder ist das Blendenloch zu groß ausgefallen, oder es ist zu klein geworden. Ist es zu groß, so werden die Negative noch etwas zu dunkel; ist es aber zu klein, so werden die Negative zu hell oder brauchen, um richtig zu werden, allzulange Belichtungszeit (besonders bei trüber Witterung). Im ersten Falle muß das Loch etwas verkleinert, im zweiten vergrößert werden. Um diese Versuche anstellen zu können, muß man natürlich die Behandlung des Negativpapieres wissen, und wollen wir nach dieser allerdings äußerst wichtigen Abschweifung zum eigentlichen Thema zurückkehren.

Hat man eine Aufnahme gemacht, so nehme man die Kassette aus dem Apparate und bringe sie ins Dunkelzimmer, wo die Lampe rotes, ganz schwaches Licht verbreitet. Zu den nun folgenden Manipulationen sind nachstehende Gefäße und Chemikalien nötig. 1. Drei kleine, flache Tellerchen, 2. ein Eimer voll Wasser, 3. zwei größere, leere Schüsseln oder niedrige Töpfe und 4. drei große etwas mehr als ½ l haltende und drei kleinere Flaschen oder Arzneigläser. Von den unter 4. genannten Gläsern bezeichne man die drei großen mit A, F und G, die drei kleinen mit B, C und D. Darein kommen folgende Lösungen und Mischungen: In

Entwickelungsmischungen:

A 500 g destilliertes Wasser
150 g neutrales oxalsaures Kali

B 100 g destilliertes Wasser
30 g reines Eisenvitriol
6—10 Tropfen Schwefelsäure

C 100 g destilliertes Wasser
10 g Bromkali

D 100 g destilliertes Wasser
30 g Citronensäure

Klärungsmischung:

F 500 g destilliertes Wasser
2 g Essigsäure

Fixierlösung:

G 500 g destilliertes Wasser
100 g unterschwefligsaures Natron

Destilliertes Wasser und die Chemikalien sind in der Apotheke erhältlich. Will man sich die Lösungen nicht selber machen, so kann man dieses Geschäft vom Apotheker besorgen lassen. (Alle Flüssigkeiten müssen filtriert sein.)

Zum Entwickeln des Bildes mische man in einem der flachen Tellerchen:

30 ccm A
5 ccm B
¼ ccm C
¼ ccm D

und bewege den Teller. Nun lege man das belichtete Bromsilberpapier ein wenig in Wasser und dann in obige Mischung. Auf dem Papier, worauf vorher nichts von einem Bilde zu sehen war, erscheint dasselbe allmählich und wird immer deutlicher. Wenn das Bild die erforderliche Kraft erreicht hat, und Schatten und Licht deutlich ausgeprägt sind, nehme man es heraus und lege es sofort in ein anderes Tellerchen, in das man von der Flüssigkeit F gegossen hat. Darin bleibt das Bild, um geklärt zu werden und zur Verhütung des Gelbwerdens eine Minute lang, worauf es noch einmal gerade so lange in ein anderes Tellerchen mit derselben Flüssigkeit kommt. Nun legt man das

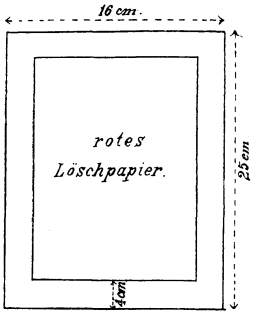


Fig. 2.

Bild in reines Wasser und läßt es eine Zeitlang darin. Unterdessen kann man andere aufgenommene Bilder entwickeln und klären. Das Klärungsbad muß aber nach dem Klären einiger Bilder erneuert werden. Sollte ein Bild nicht kräftig genug zum Vorschein kommen, so füge man unter Bewegen noch einige Tropfen B hinzu. Erscheint es zu schnell, fast plötzlich, so muß ein wenig von Mischung C hinzugethan werden. Die wohlabgespülten Bilder kommen zehn Minuten lang zum Fixieren in G*). Zuletzt werden sie zwei Stunden lang in öfter gewechseltem Wasser gewaschen und dann getrocknet.

Nach dem vollständigen Trocknen durchtränkt man die Negative mit feinem (Oliven-, Nuß- oder am besten Vaselin-) Oel, wischt das überflüssige Oel weg und trocknet noch einmal, worauf man mit dem Kopieren auf Chlorsilberpapier, resp. Positiv-Emulsionspapier beginnen kann. Man kann aber auch gerade so gut das Eastmans Bromsilberpapier zum Kopieren verwenden, nur darf es nicht mit dem Tageslicht, sondern nur mit Lampenlicht geschehen. Man halte den Kopierrahmen einer starkbrennenden Lampe 30 bis 60 Sekunden, je nach der Stärke des Negativs, ziemlich nahe, und das Kopieren ist geschehen. Das weitere Verfahren ist gerade so, wie beim Negativ. Dem auf Bromsilberpapier kopierten Positiv kann man durch Aufquetschen auf eine Glasplatte Spiegelglanz verleihen. Wenn das naß aufgequetschte Papier trocken, nehme man es vorsichtig ab.

Bei dem ganzen Verfahren ist größte Reinlichkeit unbedingt nötig.

*) G kann gebraucht werden, solange es noch Wirkung zeigt.

Cajus Julius Cäsar.

Cajus Julius Cäsar erblickte 100 v. Chr. in Rom das Licht der Welt. Die tugendhafte Aurelia, seine Mutter, leitete die Erziehung des reich veranlagten Knaben, Apollinus von Rhodus gab ihm Unterricht. Als einfacher Bürger der Republik faßte Cäsar den kühnen Entschluß, sich den Weg zum Thron zu bahnen, sich sein Vaterland zu unterwerfen. Seinem Ehrgeiz erschien nichts unerreichbar und das Beispiel des Marius und Sulla diente ihm als Sporn. 59 zum Konsul gewählt,

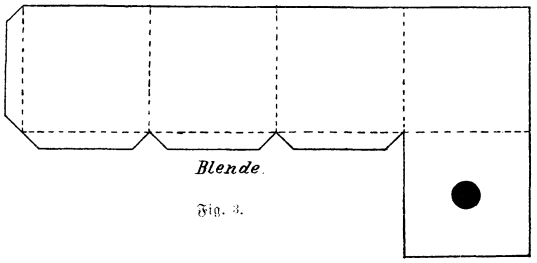
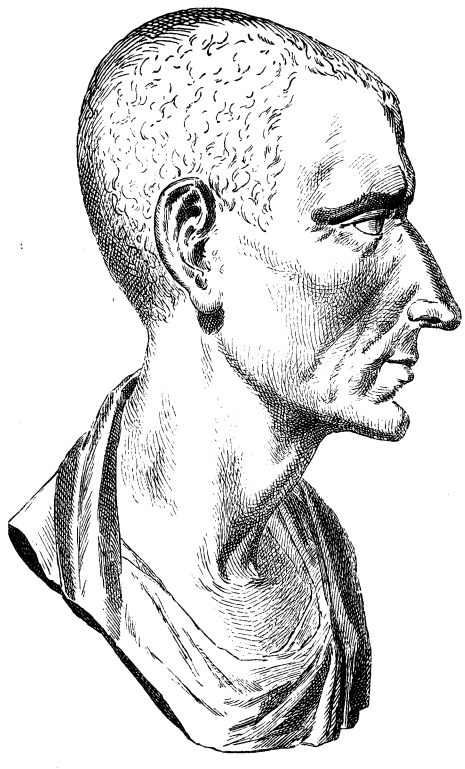


Fig. 3.

verband er sich mit Pompejus und Crassus zum ersten Triumvirat. Darauf zum Statthalter in Gallien ernannt, unterwarf er 58—51 ganz Gallien der römischen Herrschaft, setzte zweimal über den Rhein und nach Britannien über und kehrte 50 nach Rom zurück. Vom Senat aufgefordert, sein Heer zu entlassen, überschritt er den Fluß Rubikon und machte sich binnen 2 Monaten zum Herrn von Italien. Nachdem er sodann die Spanier und Pompejaner zur Ergebung gezwungen, wurde er zum Konsul gewählt, schlug den Pompejus bei Pharsalus, besiegte Pharnaces, König von Bosporus. In Rom mit der Diktatur auf ein Jahr nebst Gewalt auf Lebenszeit und Recht über Krieg und Frieden betraut, schlug er die Pompejaner bei Thapsos (Afrika). 45 wurde er vom Senat zum Dictator perpetuus mit dem Titel Imperator erwählt. Nun war sein Ziel erreicht. Aber er sollte sich dieser Ehre nicht lange erfreuen. Als unumschränkter Herrscher der republikanischen Partei verhaßt, fiel er als Opfer einer Verschwörung im 56. Jahre seines Lebens. (Anführer derselben waren Marius Brutus und Cajus Crassus.) Die Verehrung nach seinem Tode ging so weit, daß das Volk an einer ihm zu Ehren errichteten Säule mit der Inschrift „Parenti Patriae“ opferte und Gelübde ablegte. Sueton behauptet, er sei durch einen Ratschluß in die Zahl der Götter aufgenommen worden.

Cäsar war groß als Feldherr, groß als Gelehrter, Redner und Staatsmann. Er besaß einen scharfen, alles durchdringenden Verstand, starkes Gedächtnis, reiche Phantasie. Plinius erzählt von ihm, daß er zugleich hören, lesen, schreiben und diktieren konnte. Er war Sprachlehrer, Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Rechtsgelehrter in einer Person. Mit Recht kann von

ihm gesagt werden: Eodem animo scripsit, quo bellavit, und er zeigte sich in seinen Schriften ebenso groß, als er in seinem Leben war. Die Zeitrechnung dankt ihm ihre Verbesserung, er förderte die Wissenschaften und steuerte dem Treiben der Demagogen durch Gesetze. Der Nachwelt erhalten sind seine Commentarii de bello Gallico, De bello civili und seine Biographie.



Julius Cäsar.

Ein Kalender vom Jahre 1—2000.

Da ihr durch den „G. K." geschickte Buchbinder geworden seid, so ist es für euch etwas Leichtes, einen Kalender herzustellen, der brauchbar ist vom Jahre 1—2000 n. Chr. Dieser Kalender hat den Zweck, folgende Aufgabe zu lösen: „Welcher Wochentag war an einem bestimmten Datum?" Ist z. B. einer von euch am 2. September 1875 geboren, so kann er durch den Kalender erfahren, daß dieser Tag ein Donnerstag war. So könnt ihr auch jeden Wochentag zu einem geschichtlichen Ereignis im Zeitraume 1—2000 bestimmen und ebensogut könnt ihr voraus bestimmen, welcher Wochentag auf den ersten Januar 1901 fällt, d. h. mit welchem Wochentage das neue Jahrhundert beginnt.

Um diesen Kalender anzufertigen, zeichnet und schreibt ihr nebenstehende Tabelle und zwar mit folgenden Maßzahlen:

Breite AF = (gleich) 14 cm,
Länge AE = 21,5 cm und zwar
AB = 4,5 cm, BC = 2 cm, CD = 11 cm,
DE = 4 cm.

Zur Erklärung sei bemerkt, daß die wagerechte Spalte AB die Monate und Monatstage enthält, daß die Spalte BC die Wochentage trägt, daß in der Spalte CD die Zahlen 0—99 stehen und in DE die Jahreszahlen der Jahrhunderte. Die fettgedruckten Zahlen in dieser Spalte beziehen sich auf den gregorianischen Kalender, der seit 1582 existiert und in Deutschland, Oesterreich, Frankreich, England, Italien eingebürgert ist. In Rußland dagegen wird noch nach dem julianischen Kalender gerechnet. Vor 1582 wurde nur nach dem julianischen gezählt. Demnach, um beiden Verfahren Rechnung zu tragen, sind die Jahrhunderte 1500, 1600, 1700, 1800, 1900 doppelt in der Spalte DE geschrieben.

Nun verfertigt ihr euch ein cylindrisches Rohr aus Pappdeckel, welcher etwa 1½ mm stark sein soll. Die Höhe des Rohres muß 25 cm betragen, und der Durchmesser (Dicke des Rohres eingeschlossen) 4,5 cm. Ferner verfertigt ihr euch 4 cylindrische Ringe aus dünnerem (½ mm starkem) Pappdeckel. Diese Ringe sehen etwa wie ganz einfache Serviettenringe aus. Sämtliche 4 Ringe haben einen inneren Durchmesser (also ohne Dicke des Pappdeckels!) von 4,5 cm. Der erste hat die Höhe des Streifens AB, also 4,5 cm; der zweite die Höhe des Streifens BC, demnach 2 cm; der dritte die von CD gleich 11 cm und der vierte gleich DE = 4 cm. Diese 4 Ringe schiebt ihr nun auf die vorhin erstellte cylindrische Röhre. Habt ihr gut gearbeitet, so liegen die Ringe satt auf. Stellt man die Röhre auf den Tisch, so folgen die aufgeschobenen Ringe in der Reihenfolge. Zu unterst der vierte DE, dann der dritte CD über ihm u. s. f., ganz oben der erste AB. Zwischen den Ringen soll kein Zwischenraum sein. Weil die Ringe im ganzen eine Höhe von 21,5 cm haben, die Röhre aber 25 cm hoch ist, so bleiben unten noch 3,5 cm leerer Platz, der zum Halten des Instruments dienen muß. Der zweite und vierte Ring wird jetzt auf der Röhre festgeklebt, während der erste und dritte für immer beweglich bleiben. Wir sind beinahe fertig. Die Tabelle AFKE schneiden wir aus dem Bogen Papier, auf welchem sie erstellt wurde heraus und zerschneiden sie längs der Linie BG, CH, DI in 4 Streifen. Diese 4 Streifen kleben wir nun auf die 4 Ringe. Dann wird AB genau mit FG zusammenfallen, ebenso BC mit GH u. s. f. Dabei ist darauf zu achten, daß die 4 Streifen ganz genau wieder so untereinander kommen, wie sie waren, ehe zerschnitten wurde. Jetzt ist der Kalender fertig. Die Gebrauchsanweisung ist aber diese: Wir wollen den Tag zum 2. September 1875 bestimmen und zwar im gregorianischen Kalender. Wir suchen auf dem 4. Ringe die unterstrichene Zahl 1800; drehen sodann den 3. Ring so lange bis das Jahr 0 über 1800 steht. Die Ringe 3 und 4 dürfen nun ihre gegenseitige Lage nicht mehr ändern. Auf dem Ringe 3 wird das Jahr 75 gesucht und der Ring 1 so lange gedreht, bis September über 75 steht. Alle 4 Ringe sind in richtiger Stellung. Im Ringe 1 sehen wir nach der Zahl 2 und diese steht über Donnerstag im Ringe 2. Sonach war jener Tag ein Donnerstag.

Bemerkung. 1. Da das julianische Jahr mit 1. März begann, so muß Januar und Februar zum vorhergehenden Jahre genommen werden. Um den Kalender möglichst einfach zu gestalten, ist dieses Verhältnis auch für den gregorianischen Kalender beibehalten worden. Demnach hat man nur zu merken: für 4. Januar 1875 suche man 4. Januar 1874; ebenso beim Februar und man wird den richtigen Tag finden. 2. Zeichnet ihr nun die Tabelle und laßt ihr den Buchbinder das Instrumentchen nach obigen Angaben herstellen, so kostet dieses etwa 40 Pfennig.

A							F
Jan. Mai	Okt.	Apr. Juli	Sept. Dez.	Febr. Juni.	März Nov.	Aug.	
3	4	5	6	7	1	2	
10	11	12	13	14	8	9	
17	18	19	20	21	15	16	
24	25	26	27	28	22	23	
31					29	30	
B							G
Sonntag.	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Samstag.	
4	5	0	1	2	3	9	
10	11	6	7	13	8	15	
21	16	17	12	19	14	20	
27	22	23	18	24	25	26	
32	33	28	29	30	31	37	
38	39	34	35	41	36	43	
49	44	45	40	47	42	48	
55	50	51	46	52	53	54	
60	61	56	57	58	59	65	
66	67	62	63	69	64	71	
77	72	73	68	75	70	76	
83	78	79	74	80	81	82	
88	89	84	85	86	87	93	
94	95	90	91	97	92	99	
C							H
			96		98		
D							I
100	0	600	500	400	300	200	
800	700	1300	1200	1100	1000	900	
1500	1400		1900	1800	1700	1600	
	1700		**1600**	**1500**		**1800**	
				1900			
E							K

Physikalische Spielerei.

Ein hübsches Seitenstück zu unserem Kunststückchen, Seite 16 dieses Jahrgangs lehrt uns die nachstehende, von einem unserer Kameraden eingesendete Mitteilung. Ueber eine Obertasse wird ein Kartenblatt gelegt und darauf eine Münze, z. B. ein Zweimarkstück. Schnellt man nun durch plötzliches Abgleiten eines Fingernagels vom Daumen die Karte fort, so fliegt das Geldstück nicht mit, sondern fällt in die Tasse. Und worauf beruht diese Erscheinung? Es ist eine Illustrierung zu der zuerst von Kepler aufgefundenen ersten Hälfte des Trägheits- oder Beharrungsgesetzes. Ein Körper, der sich in Ruhe befindet, bestrebt sich, möglichst in derselben zu verharren. Die Münze kann sich gleichsam nicht so schnell besinnen, um an der Reise auf dem Kartenblatte teilzunehmen.

Kunststück eines Graveurs.

Einer der ältesten Berliner Graveure, der 70 Jahre alte Herr C. L. Schmidt, hat das ganze „Vaterunser" auf eine Stanze, in der Größe eines kleinen silbernen Zwanzigpfennigstücks, graviert. Von dieser hat die königliche Münzdirektion Miniatur-Medaillen, die auf der Vorderseite das Portrait des Kaisers und auf der Rückseite das Gebet zeigen, in Gold und Silber geprägt, um Liebhabern die Anschaffung dieses Miniaturwerkes zu ermöglichen.

Dampf und Wind um die Wette.

Unsere jungen Freunde kennen bereits den „Segelschlitten". Sie haben erst jüngst in Quincys Schilderung gelesen, daß er mit seinem Freunde Charles, als sie in rasender Fahrt den Yellow Fork hinabjagten, unterhalb des Muddy Creek durch das Tauen des Eises mit knapper Not dem Tode entrannen. Wir führen heute unseren Lesern ein solches Fahrzeug im Bilde vor. Es stellt den Moment dar, da dieses Eisschiff sogar mit einem daherbrausenden Eisenbahnzuge kühn in die Schranken tritt. Mit einem Schiffe hat das Gefährt, das Takelwerk abgerechnet, nun allerdings wenig Aehnlichkeit. Das Hauptstück, die Basis des Ganzen, gleicht am ehesten dem Gestell eines Drachen. Das Gestell, an dessen hinterem Ende das Steuer sitzt, ruht beim Fahren auf kurzen, kufenartigen Eisen, von denen eins am Hinterteil, zwei an den Enden des langen Querbalkens angebracht sind und ermöglicht in dieser Lage die Aufnahme zahlreicher Personen, die teils auf dem Gestelle selbst sich verteilen, teils auf besonderen Vehikeln, welche an ihnen befestigt werden, Platz finden. Ist die Jacht, wie die Abbildung zeigt, nur gering besetzt und gilt es Kurven zu beschreiben, so steigt sie in ihrem Vorderteile empor, nimmt eine seitlich geneigte Stellung an und fährt nur noch auf zwei Kufen.

Auflösung der Unterhaltungsaufgabe in Nr. 9.

Vier Zehnmarkstücke und vier Zwanzigmarkstücke.

Auflösung des Rätsels in Nr. 9.

Traube, Raub, Au.

Auflösung des Palindroms in Nr. 9.

Zeus — Suez.

Auflösung des Anagramms in Nr. 9.

Chinesen — Schienen.

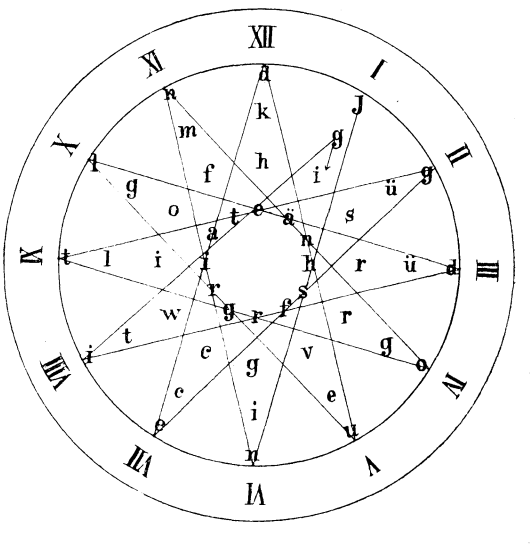
Auflösung des Kryptogramms in Nr. 9.

„In Not geduldig, im Glücke gütig,
Frisch vorwärts in Gefahr."

Buchstabenrätsel.

Von Zähnen, die a hat, hat's niemals Beschwerde;
Die Wurzel, die u hat, wächst nicht in der Erde.

Mit e ist es größer, als es scheint,
daß es sei:
Mit i soll es wolkenlos sein und frei.



Fragen und Antworten.

K. K. jun. in **W.** will seinen Kameraden mitteilen, wie man sich ohne Kosten eine hübsche als Zimmerschmuck zu verwendende Mühle anfertigt. Er schreibt: „Aehnlich dem in einer früheren Nummer des „G. K." mitgeteilten Springbrunnen, ist auch meine Wassermühle konstruiert. Man benötigt zu derselben: eine Flasche, von der man den Hals abschneidet, und unten nahe am Boden ein Loch (ein rundes) macht; sodann ein Blechgeschirr, denselben Inhalt fassend, wie die Flasche, und ein Kautschukrohr, das in das Loch der Flasche genau eingepaßt werden muß. Verbindet man dies alles in der Weise, wie meine Zeichnung veranschaulicht, macht noch aus Kork oder Holz ein Bretterhäuschen ꝛc. darüber, hat man eine hübsche Zimmerzierde. Das Rad, ein unterschlächtiges Mühlenrad, Fig. 3, kann man sich selbst machen. (Laubsäge!) Dasselbe wird in der einen Wand des Bretterhäuschens, das die Mühle vorstellt, befestigt, während es auf der andern Seite auf einem Blocke läuft. Jedoch ist zu bemerken, daß sich das Rad leicht drehen, das Lager also sauber gearbeitet, eingeseift oder geölt sein muß. Fig. 2 zeigt das Skelett der Mühle im Durchschnitt (ohne Verzierung). a = Flasche, b = Schlauch, c = Rinne, d = Rad, e = Blechgefäß (Reservoir). Fig. 1 gibt ein Bild der fertigen Mühle, reich verziert, wie es eben jeder mittelst Handwerkszeug und Farbentopf vermag. — Zu bemerken ist noch, daß die Querhölzer (Schaufeln) des Rades, Fig. 3, fast so breit sein müssen wie die Rinne, und ebenso lang, damit sie bis auf den Grund derselben langen, sonst würde ja viel Wasserkraft verloren gehen. Das Wasser kann man auch noch einen Wasserfall bilden und in einem hübsch verzierten Reservoir (mit Tuffsteinen und Pflanzen umgeben) verschwinden lassen."

B. F. in **Celle.** Wenn die Sache sich so verhält, dann ist dieser Ausdruck sehr wohl am Platze. Sehr freundlich von Dir, daß Du uns im Interesse unserer aller Sparbüchsen darauf aufmerksam machst. — Wenn Deine Uebersetzung eine freie und die Sprache eine einigermaßen druckreife ist, warum nicht? Der „G. K." wird seinen Blaustift zur Hand nehmen und da und dort ungeniert streichen oder retouchieren. Also versuch's nur.

M. Z. Dank für den kleinen Beitrag; soll bei Gelegenheit Verwendung finden.

Fritz G. in **H.** Das Hebelwerk hat Dir so viel Spaß gemacht, daß wir gleich noch eins bringen sollen?! Bon! Soll geschehen!

W. v. G. in **M.** Wur kümmst Du dortau, Di intaubilden, dat wi Di 'n Schoabernak spelen willn? Dat is doch aewer 'n schlimm Teick'n, dat Du dei Antwurt an W. v. G. in Berlin ut Nr. 6 of up Di betühst. Anner Lüd könn'n doch ehr'n Noamen of so schriew'n as Du. Vör Din Verkloag'n heww'n wi gruglich Angst. Man tau, Du lütt Kick-in-dei-Welt! Oewerhaupt, paß of man 'n beten up un schriew Din Haken un Oesen un Din Platt 'n beten beter.

Madeleine de V . . . . ., Château du N . . . . ., France. Ihre Bekanntschaft zu machen war uns ein großes Vergnügen, Ihr allerliebstes Briefchen zu lesen hat uns viele Freude bereitet. Wie schelmisch Sie uns zu sagen wissen, daß Sie fast ein halber Knabe sind, und daß Sie nach des „G. K." Anleitung bereits Telephone einzurichten und wohl auch noch andere Knabensporte zu treiben wissen, wie? Ist es aber nicht bedenklich, daß eine junge Dame in Herrengesellschaft gar so sehr offen und treuherzig ist? Doch wir vergessen ja, daß Sie ein halber Knabe sind, da darf und muß der „G. K." in solchen Erwägungen nicht gar so sehr peinlich sein. (Sehen Sie, das kommt davon!) Und erst, wie wird das werden, wenn ab und zu auch 'mal ein noch rauherer Luftzug, als die erste Nummer zeigt, durch die Spalten des „G. K." weht? wenn wir nach Knabenart jagen und tollen, schwimmen und klettern, springen und wieder auf feurigen Rossen dahinsausen, wenn wir mit Massa Bob den Kriegspfad betreten, die wilde Rothaut zu bekriegen, wenn wir mit dem bierliebenden Blauen Methusalem und seinem übergeschnappten Gottfried von Bouillon eine Fahrt zu den bezopften Himmelssöhnen und Kopfabschneidern machen, wenn die Erde finster ist von Rauch und Pulverdampf, wird dann unsere kleine Freundin mitkommen und immer Schritt halten können? Nun, wollen sehen! Für heute freundlichen Gruß und den Wunsch, daß Sie an unserer Kameradschaft auch fernerhin Gefallen finden mögen. Wir sind ehrliche, biedere Burschc und meinen's gut!

Karl M. in **Wien.** Dank für den guten Rat. Wir haben Deinen Brief jenem Kameraden zugesendet, der beigefügten Zeichnung halber. Du hast doch nichts dagegen? Schicke Deine „Selbstgemachten" dreist an uns ein; Probieren geht über Studieren! Und wenn's nicht langt, was liegt daran, wir haben ja einen Papierkorb — da wandert viel hinein — und gar zu arg grämen würdest Du Dich hoffentlich dann auch nicht, sondern gelegentlich hinsetzen und — besser machen.

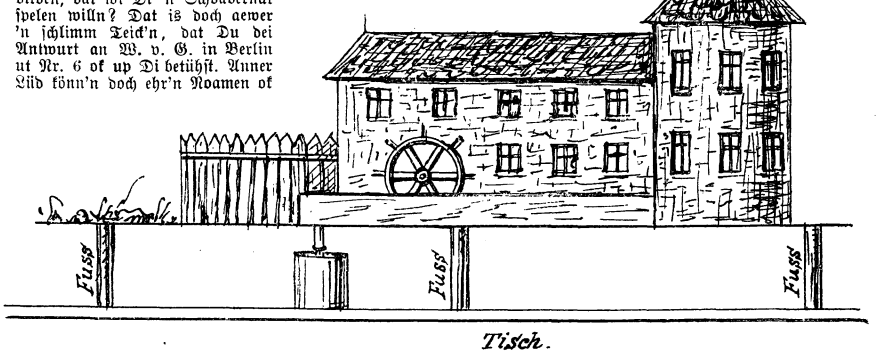


Fig. 1. Sich selbst eine Wassermühle herzustellen

C. S., Hagen. Es gibt neuerer Zeit im Handel fertige Maschinenteile, so daß dem Käufer nur noch die Aufgabe gestellt ist, das Dampfmaschinchen selbst zusammenzustellen. Vier bis fünf Mark werden aber kaum reichen. Uebrigens frage 'mal bei B. Schlesinger, Optiker in Stuttgart, Königsstraße 60, wegen des Preises an. Sich selbst ein Dampfmaschinchen zu konstruieren und auszuführen, setzt doch wohl genaue Kenntnis der technischen Bedingungen und einige schlosserische Geschicklichkeit voraus; ein schlecht konstruiertes oder unzureichend ausgeführtes Dampfmaschinchen kann sehr wohl gefährlich werden.

Fritz R. in Breslau. Das wird auch noch und voraussichtlich recht bald daran kommen. Das Material über Brieftaubensport und die damit in Verbindung stehende Taubenzucht ist ein zu großes, daß es hier unter Antworten in Verständnis ausreichender Weise untergebracht werden könnte. Verschaffe Dir Heft 1 der Monatsschrift „Vom Fels zum Meer", Jahrgang 1887/88, Verlag von W. Spemann; darin findest Du eine ausführliche Schilderung.

G. Pfl . . . . . in Schönebeck. Wenn die Namen des Erzbischofes und des Abts von Braunau in Anton Gindelys Geschichte des Dreißigjährigen Krieges (Erstes Kapitel. Der Fenstersturz), Verlag von G. Freytag in Leipzig, nicht genannt sein sollten, wüßten wir keine bessere Quelle, als das erzbischöfliche Archiv selber. Wende Dich dahin.

Gust. R. in M. Was das Buch „Im Morgensonnenschein von Tante Alice" kostet? 4 Mark, bei E. J. Karow in Dorpat erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

J. F. in Reutlingen. Ob es in Siam einen deutschen Konsul gibt und wie dessen Name und Adresse lautet? Kaiserl. Deutscher Konsul Rud. v. Krencki in Bangkok (Siam). — Hast Du das Bändchen erhalten?

Max Mondro in Pleß. Wir sollen Dir einige Münzenhandlungen nennen? Gerne! — Rob. Jungfer, SW., Wilhelmstr. 144a. — H. Karge, C., Kurstr. 33. — M. Meidner Nachf., W., Unter den Linden 16. — Edm. Rappaport, SW., Hallesche Straße 21. — E. v. Wasserschleben, SW., Zimmerstr. 38. — Adolf Weyl, C., Alderstr. 5. Sämtliche in Berlin.

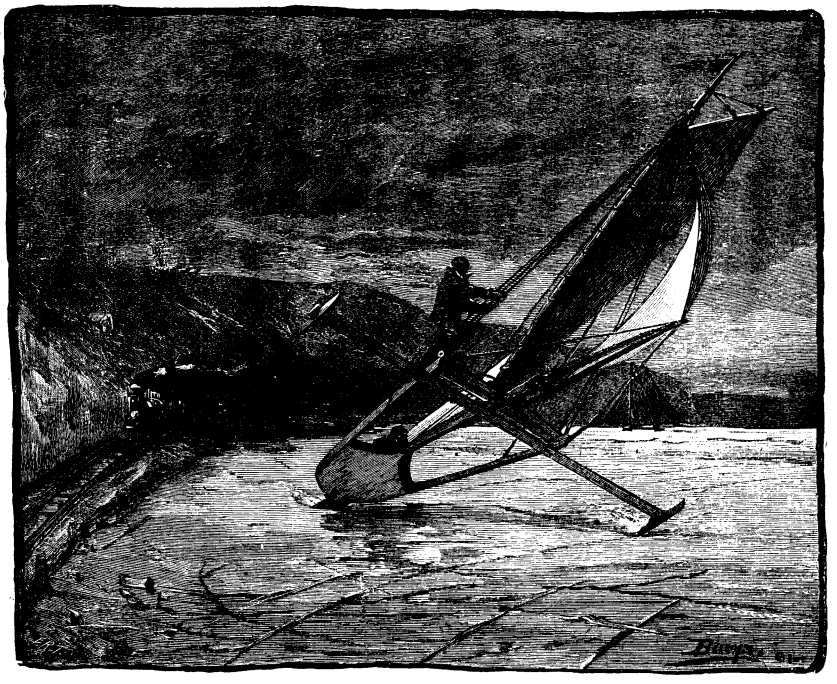
Franz M. in Fr. Du hast ganz recht, ein Schülergehirn kann wunderliche Blüten treiben. Unser Freund erzählt: „Wir sollten jüngst einen Aufsatz über das Pferd schreiben; da beginnt ein Mitschüler folgendermaßen: ‚Das Pferd ist ein Tier, das vier Füße hat, an jeder Ecke einen . . .'" Uebrigens ist das so sehr schlimm nicht. Dein Mitschüler verspürte wahrscheinlich schon etwas wie Weihnachtsluft und hatte die wundersamen Gäule einer Nürnberger Spielwarenhandlung vor Augen.

E. B. in G. Na, na! Wer's glaubt!? Und wenn's wahr ist, dann ist Dein kleiner Anton schon ein recht großer Taugenichts. Unser Freund E. B. erzählt: „Ein mir bekannter Junge von 8 Jahren, der kleine Anton, hat einen weiten Schulweg und kam eines Morgens eine ganze Stunde zu spät. Der Lehrer schalt: ‚Hier komm einmal her und entschuldige Dich; warum kommst Du so spät?' — Anton sagte: ‚Herr Lehrer, ich kann wirklich nichts dafür; es war so glatt, die ganze Wiese war ein Eis; wenn ich einen Schritt vorwärts ging, glitt ich zwei wieder zurück.' — Da lachte der Lehrer und sprach: ‚Wenn das ist, wie ist es Dir nur möglich gewesen, daß Du jetzt hier bist?' — Anton bedachte sich ein wenig und entgegnete: ‚Herr Lehrer, das will ich Ihnen wohl sagen: Ich ging zuletzt rückwärts, als ob ich wieder nach Hause wollte; da machte sich die Sache.'"

In dem Schreiber dieser Zeilen tritt Ihnen ein alter Bekannter entgegen, der Sie schon oft mit vielen Anfragen bemüht hat. Ich nahe Ihnen schon wieder mit einer Bitte, nämlich in Ihrem Blatte meinen lieben „G. K." anzuzeigen, daß ich eine sehr große Mineraliensammlung besitze (bei 1000 große Stücke), und daß es mir sehr angenehm wäre, wenn ich jemanden finden würde, der mit mir tauschte. Anzeigen erbitte ich direkt: Alfred Baß, Wien, IX, Lichtensteinstr. 17, II. St. Aber nur direkt, denn die Redaktion hat mit der ausführlichen Beantwortung unserer Fragen genug und übergenug zu thun. — Das nennen wir 'mal vernünftig gesprochen. Freundlichen Gruß und Dank für das Rätsel.

M. S. in Berlin schreibt: Ich fühle mich als Abonnent des „G. K." so glücklich, daß ich nur bedauere, nicht auch im Besitze des ersten Jahrganges zu sein; vielleicht läßt sich meine Sparkasse noch für die Anschaffung desselben bestimmen. Meine Weihnachtsfrage, die ich gefälligst zu beantworten bitte, lautet daher: „Wieviel kostet der erste Jahrgang des ‚G. K.'?" — Gebunden acht Mark. (Old Shatterhand, Jemmy, Hobble-Frank, Massa Bob, Baumann nicht zu kennen, nicht wahr, Kameraden, das ist wirklich zu bedauern?!)

B. Evers in B . . . . g. Schildkröten — die kannst Du vermutlich jeden Tag in Deinem Wohnorte selbst haben. Wenigstens ist anzunehmen, daß Naturalien- und Vogelhändler August Diez dorten, der uns wiederholt schon schöne Vogeleier geliefert, sie führt oder sicher schnell und billig beschafft. Was willst Du aber jetzt zu Anfang des Winters mit diesem Tiere? — Hör' mal, wenn es Deine Sparbüchse erlaubte, wäre es nicht weit hübscher, wenn Du Dir einen jungen Löwen oder sonst ein freundliches Raubtier anschaffen könntest? Wir wären gerade in der Lage, die Bezugsquelle für solche nachweisen zu können und glauben, daß Dich alle Deine Kameraden mit ungeheurem Respekt empfangen, wenn Du mit solchem Viehzeug an der Seite in ihrer Mitte erscheinen würdest; es ist ja bekanntlich eine Kleinigkeit, so einen Wüstenkönig zu zähmen, wenn man ihn sich just nur beschaffen kann. — Daß wir das alles nur im Scherz meinen, ist ja selbstverständlich. Wir zweifeln aber nicht, daß es allen guten Kameraden Spaß machen wird, wenn sie einmal eine Preisliste über die hervorragendsten wilden Tiere lesen. Eine solche soll hier folgen; es ist die neueste Preisliste der Tierhandlung Gebr. Reiche in Alfeld, Prov. Hannover. Also: 2 Paar Löwen, 14 Monat, tadellos, von großer schwarzmähniger Rasse, Mk. 3000 à Paar. 1 männlicher gefleckter Panther, großes schönes Tier, Mk. 700. 1 männlicher Puma, 1 Jahr alt, Mk. 500. 2 Hyänenhunde, ausgewachsen, Prachttiere, Mk. 700 à Stück. 1 weibliche gestreifte Hyäne, Mk. 350. 1 amerikanischer Rotluchs, Mk. 150. 1 Burchell-Zebra, 1 Jahr, Stute, Mk. 2000. 1 Pferde-Antilope (Hippotragus niger), Mk. 1600. 1 Nylghau-Antilope, Bock, 2 Jahr, Mk. 500. 1 Kuh-Antilope (Tora) mit einem Horn), Mk. 300. 1 Paar Alpakas, 3 Jahre alt, Mk. 1400. 2 junge Eisbären, Mk. 900 à Stück. 1 Baribal, 2 Jahr, Mk. 350. 3 kanadische Biber, zusammen Mk. 600. 1 Paar große Paviane, Mk. 300 à Paar. 3 männliche große Paviane, Mk. 150 à Stück. Mittelgroße Hunds-Paviane, Mk. 50 à Stück. Berber-Affen, Mk. 40 à Stück. Junge Mandrills, Mk. 60 à Stück. Rhesus-Affen, Mk. 25 à Stück. 2 Paar Klippschliefer, Mk. 75 à Paar. Carolina-Enten, Mk. 20 à Paar. Schopfwachteln, Mk. 15 à Paar. 5 Hoccos, verschiedene Sorten, zusammen Mk. 200. 2 Kanadische Kraniche, Mk. 125 à Stück. 5 Paradies-Kraniche, Mk. 200 à Stück. 2 Kronen-Kraniche, Mk. 250 à Stück.



Die Eisjachten auf dem Hudson.

W. Wilberg, Leipzig. Für das Anlegen jeder Sammlung, darum auch für das einer Siegelsammlung, ist vor allem die Richtung, der Zweck der Sammlung ins Auge zu fassen, um darnach das System der Anlage bestimmen zu können. Hat man die Heraldik, Genealogie und Geschichte im Auge, so sind die Siegel nach Geschlechtern zu gruppieren und die chronologische Unterabteilung der Geschlechtsgruppen erst nach Persönlichkeiten zu ordnen. Dabei bilden die Hauptgruppen: I. Staats- und Majestätssiegel, II. hoher Adel, III. niederer Adel, IV. Städtesiegel, V. Patrizier- und Bürgersiegel, VI. Korporationssiegel, als: Kloster-, Brudeschafts-, Zunfts- und sonstige Genossenschaftssiegel. Gruppe I bedingt die Sonderung nach Ländern, welcher sich die Rubriken II, III und IV anschließen müssen. Ebenso rangieren sich V und VI unter die durch Gruppe IV sich von selbst ergebende Anordnung. So z. B. würde ein Siegel eines Grafen Pappenheim in jene Gruppe fallen, an dessen Spitze die Siegel der Herzoge oder Könige von Bayern stehen. Ein Siegel der Stadt Nürnberg müßte hinter dem vorigen stehen, aber als erstes der Serie der Nürnberger Patrizier. Das Siegel Sebald Geigers beispielsweise dürfte nicht unter den Regensburgern stehen, denn er war ein Nürnberger Patrizier. Klöstersiegel sind auch verschieden zu klassifizieren, und ist zu beachten, ob selbe selbständig und der Gruppe II oder III einzureihen, oder niederen Ranges und in Städten gelegen, also der Gruppe V anzuschließen sind, wohin z. B. alle Pfarrsiegel gehören. Anders ist die Einteilung, wenn man nur überhaupt Siegel ihrer selbst willen sammelt, dann genügt jene Einteilung, welche dem s. z. Aufsatz des „G. K." zu Grunde gelegt ist, auf den Du Dich ja beziehst. Die Siegel werden am besten aufbewahrt in flachen Pappkartons mit entsprechend hohem starken Rand, in welche die Abdrücke mit Gummi arabicum leicht eingeklebt und mit einer Ordnungsnummer versehen werden, wie die Bücher einer Bibliothek, welche dann im Katalog gleichfalls eingezeichnet wird, wo die Beschreibung des Siegels eingetragen, die Legende genau kopiert, der Ursprung, die Erwerbung, der Kaufpreis und sonstige Notizen nicht fehlen sollen. Jedenfalls aber, wenn auch komplizierter, empfiehlt sich die Einteilung nach heraldisch-genealogischem System, namentlich dann, wenn die Sammlung größeren Umfang gewinnen soll.

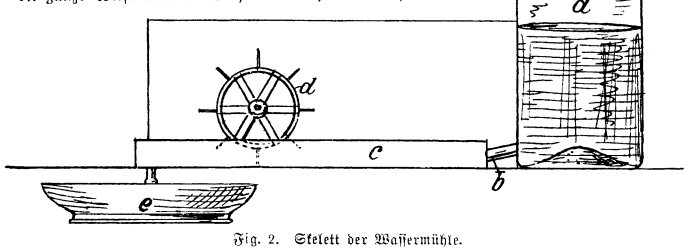


Fig. 2. Skelett der Wassermühle.

Georg Zamaros in Konstantinopel. Böse werden? Was fällt Dir nun ein. Wir beantworten Deine Frage recht gerne. Die Antwort ist nur sehr umfangreich, daher werden wir dieselbe als selbstständigen Artikel bringen müssen. Gruß freundlich erwidert.

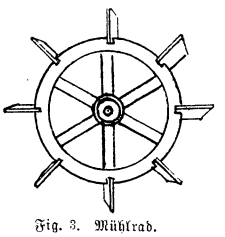


Fig. 3. Mühlrad.

Karl und Walther M. in Wien. Schönen Dank für Euren freundlichen Brief, der uns viele Freude bereitete. Dank auch für das Spiel und Lerelbruders Ratschlag.

Reseda für den Winter.

Die Zahl der wohlriechenden Pflanzen, die im Winter blühen und sich für die Zimmerkultur eignen, ist nur eine sehr kleine. Obenan steht nun einmal wegen ihres starken Duftes, ihrer starken Ergiebigkeit und ihrer leichten Zucht die Reseda, und auf keinem Blumenbrett sollte im Winter dieses duftende Kind Floras fehlen. Um Reseda für den Winter zu haben, muß man spätestens anfangs Oktober den Samen in die dazu bestimmten Töpfe legen, die mit einer sandigen Gartenerde zu füllen sind. Da ein Verstopfen der jungen Pflanzen die Entwickelung derselben bedeutend beeinträchtigt, soll man den Samen gleich in die für die Pflanzen gewählten Töpfe legen, aber nur sehr dünne; 2—3 Körner sind für einen Topf von 10—15 cm Durchmesser genügend. Gehen die Pflanzen trotzdem zu dicht auf, so müssen einzelne Stengel entfernt werden. So lange die Witterung gut ist, kann man die Pflanzen im Freien lassen, dann stellt man sie auf ein Fensterbrett und hält sie etwas trocken, um ein Schießen zu vermeiden. Je nach der Wärme des Zimmers werden sich die Blüthenknospen früher oder später zeigen. So wie das der Fall ist, werden die Töpfe wieder mehr begossen, um eine reiche Blüte zu erzielen.

Die Liebhaber von Goldfischen

wird es interessieren, daß die Fischchen im Hamburger Aquarium statt mit Oblaten, wie es häufig gebräuchlich ist, mit rohem gehacktem Fleisch gefüttert werden. Die Fische fallen durch ihr prächtiges, schönes Aussehen auf. Auch bei Seerosen wurde dasselbe Verfahren angewandt.

Tugendvoll,
Jugendvoll,
Wie gemein, —
So soll's sein!

Robert Reil.

Der Weihnachtsabend eines Geizigen.

„Stellt den Krug nur ins Nebenzimmer und schließt die Thüre gut. Ich bedarf für heute nichts mehr!" So ließ sich eine heisere Stimme vernehmen, deren Besitzer in einem hartgepolsterten Lehnsessel am Fenster saß, während eine alte Magd in die düstere Stube trat und mit ihren Schlappschuhen ins Nebenzimmer ging, wo sie einen Krug Wasser auf ein Tischchen stellte, das mit einem alten Kleiderschranke, einem hölzernen Stuhle und einem dürftigen Bette die ganze Einrichtung des ziemlich geräumigen Gemaches ausmachte.

„Gute Nacht! Herr Kreisler! Gute Feiertage!" erwiderte jetzt die Alte und verschwand durch die Thüre, durch welche sie gekommen war.

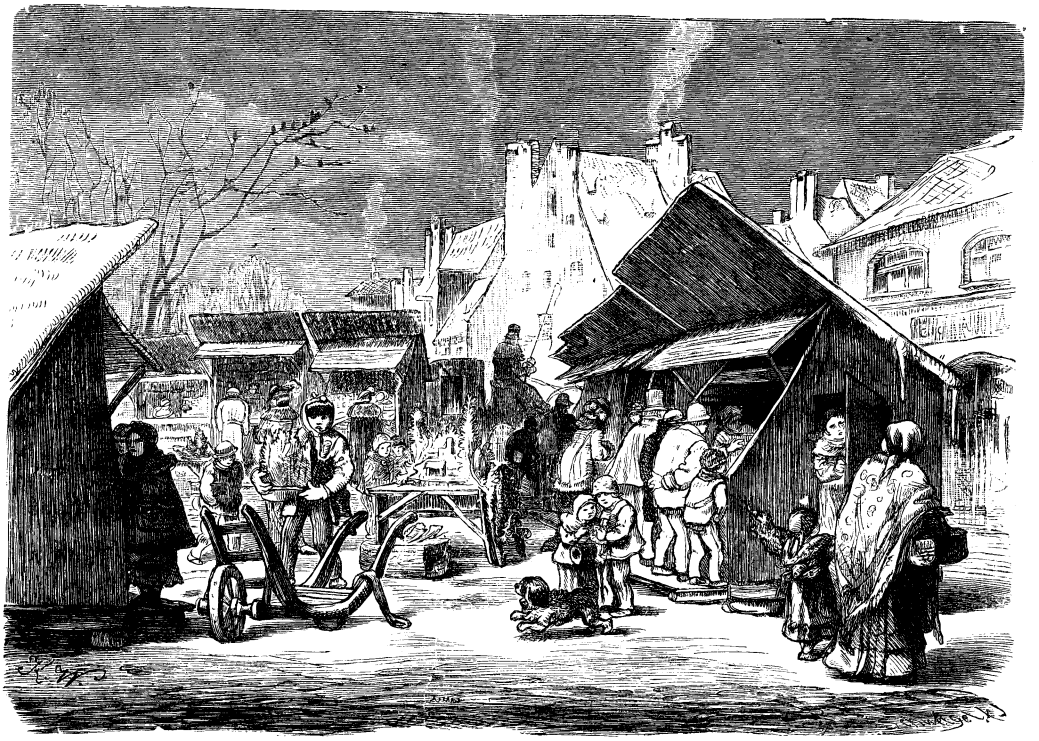
Einen Augenblick später hörte man die Hausthüre gehen. Herr Kreisler war in seiner Wohnung allein. — Nachdem die Magd sich entfernt hatte, erhob er sich aus seinem Lehnstuhle und sah nach, ob die Hausthüre, wie er befohlen, gut geschlossen sei, schob einen großen eisernen Riegel vor, drehte den Schlüssel im Schlosse um und kehrte in sein Zimmer zurück.

„Dummes Zeug! Gute Feiertage!" murmelte für sich Herr Kreisler. „Ist ein Tag wie der andere, nur daß es jetzt schon um 5 Uhr Nacht ist und erst nach 7 Uhr Tag wird und daß man dem Ofen, dem gefräßigen Ungeheuer, nicht mehr Futter genug schaffen kann."

Im Vorübergehen betastete Herr Kreisler den kleinen Sparofen, der in der Ecke des Zimmers stand, und fand ihn noch warm genug für heute, dann nahm er wieder in seinem ledernen Sorgenstuhle Platz.

Herr Kreisler hätte keine Ursache gehabt, sich über die Kürze der Tage und die Gefräßigkeit seines Ofens zu beklagen, denn was das Licht betraf, so war die Stube seit Jahren nicht mehr anders als von der Gasflamme, die vor ihren Fenstern auf der Straße brannte, erleuchtet worden, und der Ofen bekam so wenig weiches Holz und Kohlen zu verzehren, daß er hätte erfrieren können, wenn ihn nicht seine eiserne Konstitution davor bewahrt haben würde.

Herr Kreisler hätte nicht zu sparen gebraucht. Das Haus, in welchem er zu



Auf dem Weihnachtsmarkt.

ebener Erde die kleinste Wohnung innehatte, war sein schuldenfreies Eigentum; es war ein großes Zinshaus, von dessen Erträgnissen eine Familie ganz angenehm hätte leben können. Und dieses Haus war überdies nicht das einzige Besitztum des Herrn Kreisler. Es gehörten dem reichen Manne noch drei andere Häuser in der Stadt, alle schuldenfrei und von oben bis unten bewohnt. Und doch, wie dürftig sah es in der Schlafstube, wie ärmlich in der Wohnstube des Herrn Kreisler aus. Er lebte ganz für sich allein. Kein lebendes Wesen teilte die Wohnstube mit ihm, denn nicht einmal ein Mücklein mochte sich in der kalten Stube aufhalten, und deshalb waren auch längst die Spinnen ausgewandert, die doch sonst so genügsam auf ihr Futter lauern, wo nur irgend sich ihnen ein ungestörter Winkel darbietet. Eine Von- und Zugeherin besorgte die nötigsten Verrichtungen in Kreislers Behausung; die wenigen Bedürfnisse desselben erforderten nicht viele Bedienung. Mit Tagesanbruch stand der einsame Mann von seinem Lager auf. Ein Stück schwarzes Brot und ein Trunk Wasser war sein Frühstück. Die alte Kathi fand in der Regel das Bett schon gemacht, wenn sie um 8 Uhr morgens erschien, um die Stiefel zu putzen, was aber nur bei schlechter Witterung für nötig befunden wurde. Mittags speiste Herr Kreisler in einer Garküche, wo sonst nur arme Leute einzukehren pflegten, und das Abendessen bestand wieder nur aus einem Stücke schwarzen Brotes und einem Trunke frischen Wassers.

Herr Kreisler war ein vollendeter Geizhals und als solcher bei allen bekannt, die mit ihm in Berührung kamen oder ihn vom Sehen und Hörensagen kannten. Niemand mochte mit ihm verkehren und er selbst schien auch gar kein Bedürfnis des Umgangs mit Menschen zu haben, denn außer dem Notwendigsten wechselte er selbst mit der alten Kathi, dem einzigen menschlichen Wesen, das seine Wohnung betrat, kein Wort. Nur mit sich selbst plauderte er und mit seinem Gelde, bei dessen Anblick immer ein heiterer Zug über das sonst leb- und freudlose Gesicht des Alten glitt. Er liebte das Geld nicht wegen des Vergnügens und Genusses, das er sich durch dasselbe verschaffen konnte, noch weniger um der guten Werke willen, die sich mit demselben etwa verrichten ließen, er liebte es um seines Besitzes willen. Darum vermied er es auch sorgfältig, sich in irgend ein Unternehmen einzulassen, welches durch den möglichen großen Gewinn zwar wohl verlocken konnte, das aber möglicherweise auch den Verlust seines Geldes hätte zur Folge haben können; er begnügte sich vielmehr lieber mit kleinerem Erträgnisse, wenn nur das Kapital sicher angelegt war und daher kam es, daß er lieber Häuser kaufte, als etwa Aktien oder Staatspapiere. Hatte er aus den Zinsen eines Hauses so viel erübrigt, daß er ein neues zu kaufen vermochte, so that er es bei günstiger Gelegenheit und so waren mit den Jahren aus einem Hause deren vier geworden. Es kostete freilich immer einen großen Entschluß, bis Herr Kreisler sich wieder von seinem zusammengehäuften Golde oder Silber trennte und solche Tage, an welchen er für den Erwerb einer neuen Besitzung die schweren Geldrollen hinzählen mußte, waren für ihn die bittersten. Aller Groll, den er sonst in seinem lieblosen Herzen gegen die Menschen hegte, schien sich da zu verdoppeln und die alte Kathi wußte immer genau an der Behandlung, die ihr widerfuhr, zu erkennen, ob ein solcher Hauskauf bevorstehe. Die wenigen Worte, die sonst ihr mürrischer Dienstherr der armen Frau hinwarf, blieben ganz aus und ihre freundlichsten Grüße unerwidert.

Auch heute bekam sie auf ihr: „Gute Nacht“ und „gute Feiertage“ keine Antwort. Darum dachte sie bei sich, als sie aus Kreislers Wohnung trat: „Gewiß kauft der Alte bald wieder ein neues Haus, weil er so schweigsam ist. Ich beneid' ihn nicht um sein Geld. Heut' ist der Weihnachtsabend! Wer wird dem Geizhalse einen Christbaum anzünden in seiner einsamen Stube?“ Als die alte Frau in solchen Gedanken vor das Hausthor getreten, blies ihr ein schneidigkalter Ostwind entgegen und ihr war, sie fühlte dabei, wie's im Innern des Geizigen sein möchte. „Hutsch! Hutsch, wie kalt!“ sprach sie unwillkürlich für sich und setzte dann bei: „der Herr Kreisler ist doch mit all seinem Geld ein armer Mann!“

Auf der Straße regte sich ein lebhafter Verkehr. Vor dem Hause des Herrn Kreisler hatten arme Leute Christbäume feil und weiter hin standen einige Reihen Buden, in welchen eine bunte Gesellschaft von Verkäufern und Verkäuferinnen Zuckerwaren, Backwerck und Spielsachen den Vorübereilenden mit dringenden Zurufen zum Kaufe anboten. Frierende, neugierige Kinder bestaunten die billigen Herrlichkeiten und ergötzten sich an den buntfarbigen Laternen, die da und dort zur Beleuchtung der Buden dienten. Mancher besorgte noch in der letzten Stunde ein Geschenk für seine Angehörigen. Auch die alte Kathi kaufte für ihre Kinder einiges Zuckerwerk und Spielwaren und ein kleines winziges Christbäumchen. Mein Gott! Ihr Lohn war karg genug, aber die Kinder am Christabend so ganz ohne Freude zu lassen, das konnte sie nicht übers Herz bringen und wollte sich's lieber vom Munde absparen, als ohne Geschenke nach Hause kommen. Im ganzen machten die Verkäufer schlechte Geschäfte. Der kalte Ostwind, der ihnen trotz aller Umhüllung bis ins Mark zu schneiden schien, trieb die Bewohner der Stadt zu hastig fort und nach Hause und im ganzen war auch nicht viel Besonderes auf diesem Markte zu haben. Da hütete mit großer Sorgfalt, als handelte es sich um Juwelen, ein altes Weiblein mit einer riesigen Brille auf der Nase ein Dutzend Männlein aus dürren Zwetschgen, die wohl schon längst erfroren waren; dort saß hinter einigen Körben voll Nüssen und Aepfeln ein alter Mann, der vor Frost zu zittern begann. Neben diesem kauerten zwei Kinder, welche ein Warenlager, bestehend aus zwei kleinen Krippen, feilhielten, ohne ein Wörtlein laut werden zu lassen, während dicht hinter ihnen ein Mann unter fortwährenden Lobsprüchen seine unübertrefflichen Puppen anpries, die „Papa“ und „Mama“ schreien, die Augen verdrehen, stehen und gehen konnten und mit entsetzlich dummen Gesichtern in die kalte Winternacht hinausstarrten. Da klang es und sang es lebhaft durcheinander von warmen Würsten, heißen Kastanien, wohlfeilen Christbäumen, billigen Lebkuchen, kostbaren Schmucksachen, Teppichen, Filzschuhen, Briefpapier und Wachslichtern und dazwischen schmetterte es von Kindertrompeten und Zauberflöten, Drehorgeln und Mundharmoniken, deren wirre Töne nur hie und da das Pfeifen des Ostwindes überbot oder die Scheltworte eines unwirschen Verkäufers, den ein paar mutwillige Gassenjungen bei allem Frost noch in Hitze brachten. — Unmittelbar vor dem Fenster der Wohnstube Kreislers stand ein armer Mann, welcher, wie es schien, gute Geschäfte in Christbäumen gemacht hatte, denn es waren deren nur noch wenige vor ihm. Er ging hastig auf und ab, die Arme kreuzweise über dem Leib zusammenschlagend, wie es

Leute zu machen pflegen, die sich durch rasche Bewegung wieder erwärmen wollen. Jetzt brachte ihm sein Weib ein Gefäß mit glühenden Kohlen und zum Abendimbiß eine saftige warme Wurst, die er sich sofort mit einem Stücke Schwarzbrot trefflich schmecken ließ.

Herr Kreisler saß noch immer an seinem Fenster. Während der arme Mann heraußen mit einem beneidenswerten Appetit sein Abendessen verzehrte, kaute der Geizhals mühsam an dem harten Brote drinnen in seiner kalten Stube und doch besaß der arme Mann heraußen nicht so viele Pfennige in seinem Vermögen als Herr Kreisler harte Thaler in seiner Geldkiste gesammelt hatte, und doch hatte der arme Christbaumverkäufer sechs noch ärmere Würmlein zu Hause, während der Hausbesitzer ganz für sich allein auf der Welt war. Wie fröhlich aber war das Auge des Armen gegen Jenes finstern, trübseligen Blick! Herr Kreisler hätte schier den armen Teufel vor seinem Fenster beneiden mögen um seinen gesunden Hunger, denn ihm schmeckte das Brot schlecht, das er zwischen seinen zahnlosen Kiefern hin- und herschob, ohne es gehörig zermalmen zu können. Aber Herr Kreisler berechnete nur, was dem Manne draußen der Abendimbiß kosten werde und fand, daß eine solche Kost für einen Christbaumverkäufer eine Verschwendung sei. „Wie das Gesindel üppig lebt!" murmelte er jetzt unwillig für sich hin, „ich kenne den Tagdieb da draußen, er hat sechs Kinder zu ernähren und lebt, als ob die gebratenen Würste in der Luft herumflögen. Wenn er aus seinen Bäumen viel erlöst, sind's ein paar Gulden. Statt zu sparen, verbraucht dieses liederliche Volk jeden Kreuzer. Dann jammern sie und klagen über die Hartherzigkeit der Reichen und verlangen noch, daß man ihre schlechte Wirtschaft unterstützen soll. Mich wundert nur, daß man's von Polizei wegen duldet, so junge Bäume zu Markt bringen zu lassen. Das gäb' in hundert Jahren einen wertvollen Wald und so wird's zwecklos vergeudet, nur daß die Kinder was zu gaffen haben. Da kommt wieder so ein Thor und legt sein gutes Geld für so ein zweckloses Tannenbäumchen hin, welches übermorgen kaum wert ist, daß man's in den Ofen schiebt." So räsonnierte Herr Kreisler, da er eben mit ansah, wie vor seinem Fenster ein Mann einen Christbaum dem vergnügten Verkäufer abhandelte. Dieser hatte sich jetzt an die Glutpfanne gesetzt und wärmte sich Hände und Füße und dazu summte er für sich eine frohe Weise, die Herrn Kreisler noch mehr ärgerte, als der Anblick des vergnügten und zufriedenen Mannes selbst. Die Melodie war Herrn Kreisler bekannt, dasselbe Lied hatte sein Neffe immer gesungen und gepfiffen und an diesen wollte Herr Kreisler fast so wenig erinnert sein, als an den Tod. Jetzt führten die Töne, die durch das Fenster drangen, unwillkürlich seine Gedanken den Pfad der Erinnerung an Oskar — seinen Neffen.

Dieser Oskar war der einzige Mensch, den Kreisler in seinem Leben lieb gehabt hatte und vielleicht hätte keiner diese Liebe weniger verdient, als eben Oskar. Unwillig über seine eigenen Gedanken erhob sich der Einsame von seinem Stuhle und schritt im Zimmer auf und ab. Obwohl er genügend abgehärtet war gegen die Kälte, begann doch die eisige Winterluft auch in seinem Zimmer empfindlich zu werden und so diente die Bewegung nicht nur zur Zerstreuung unliebsamer Einfälle, sondern zugleich zur Erwärmung der allmählich erstarrenden Glieder. Aber der Mann draußen hörte nicht auf die alte Weise zu singen und immer wieder tauchte in Kreislers Gedanken das Bild seines Neffen auf. Er sah ihn vor sich liegen ausgestreckt auf dem bloßen Boden in zerrissenen Kleidern, blaß und entstellt von Jammer und Gram, die schlanke Gestalt lang gestreckt vom eisigen Tode. Er sah sein blutiges Antlitz, das so sehr der Mutter ähnlich war, der Mutter — Kreislers einziger Schwester! Unheimlich leuchtete die bleiche Gestalt des Toten ihm entgegen, wohin er auch in seiner düsteren Stube die Blicke richten mochte, und eine Stimme in seinem Inneren sprach zu ihm: „Du hast ihn auf dem Gewissen, Kreisler! Er war deiner Schwester Sohn!" „Dummes Zeug!" raffte sich jetzt Kreisler wieder zusammen und trat ans Fenster, um in das Gaslicht zu sehen und das trübe Bild zu verscheuchen. Er trommelte unwillkürlich mit seinen mageren Fingern an die Fensterscheibe, so daß der Mann draußen im Singen innehielt und nach dem Fenster sich umsah. Herrn Kreisler fröstelte!

Wie behaglich war es doch im Vergleiche zu ihm dem armen Manne da draußen. Keine Schuld vergangener Tage lastete auf seinem Herzen. Zufrieden über die guten Geschäfte, die er heute gemacht hatte, voll frohen Mutes in die Zukunft blickend, freute sich der arme Tagelöhner auf seine warme Stube und auf die Freude seiner Kinder, die jetzt schon seiner Heimkehr harrten, denn sie wußten, daß er ein Christbäumchen mitbringen werde, das die Mutter mit Kerzen und Aepfeln und Nüssen putzen wird. Wie die Kohlen in dem Becken lustig glühten und Wärme ausstrahlten, so belebte der Gedanke an seine Kinder des braven Mannes Herz und erwärmte sein Gemüt mit froher Empfindung. Wie anders ist dem reichen Geizhalse in seinem kalten, dunklen Zimmer — kein Licht, kein Funke, kein warmer Hauch — kalt und finstere Vergangenheit, Gegenwart und — Zukunft! —

Die Besucher des Christmarktes wurden immer spärlicher. Da und dort löschten die Leute in den Buden, sei es weil sie ausverkauft hatten oder weil sie nicht länger zwecklos frieren wollten, die Lichter aus und entfernten sich mit den leeren Körben oder den übergebliebenen Waren. Die Christbaumverkäufer verkauften jetzt zu herabgesetzten Preisen „nur um aufzuräumen" und allmählich wurde es draußen immer stiller. Auch der arme Tagelöhner vor Kreislers Fenster machte jetzt Feierabend, nachdem er alle seine Bäumchen bis auf eines an den Mann gebracht hatte, und vergnügt schritt er mit dem letzten unterm Arme seiner Hütte zu.

Dichte Schneeflocken tanzten jetzt auf die schlummernde Erde herab, der scharfe Ostwind hatte sich gelegt und immer seltener knarrten die eilenden Schritte der Vorübergehenden — endlich war es stille geworden und die weiße, schneebedeckte Straße schimmerte wie ein weißes Leichentuch in des Geizhalses Stube.

Herr Kreisler war lange am Fenster stehen geblieben, jetzt suchten seine müden Glieder das harte, schmale Lager, aber seine Augen fanden keinen Schlaf. Er drückte sie fest zusammen, aber das lebendig gewordene Bild seines Neffen wollte nicht verschwinden, er mußte zurückdenken Jahre um Jahre, bis er bei seiner Kindheit anlangte und sich der Tage erinnerte, da auch ihm die Mutter ein Christbäumchen zierte, da ihm sein Pate das erste Goldstück in einem schönen Schächtelchen bescherte. Kreislers Vater war ein schlichter Mann. Mit wenig irdischen Gütern gesegnet, aber fleißig und zufrieden, lebte er seinem Berufe als ein wackerer Gewerbsmann, bis ihn der Tod aus der Werkstatt abrief zum ewigen

Feierabend. Goldstücke konnte er seinem Sohne weder geben noch hinterlassen, aber das köstliche Erbe eines ehrlichen Namens verblieb seinem Sohne, der bald auch die gute Mutter verlor.

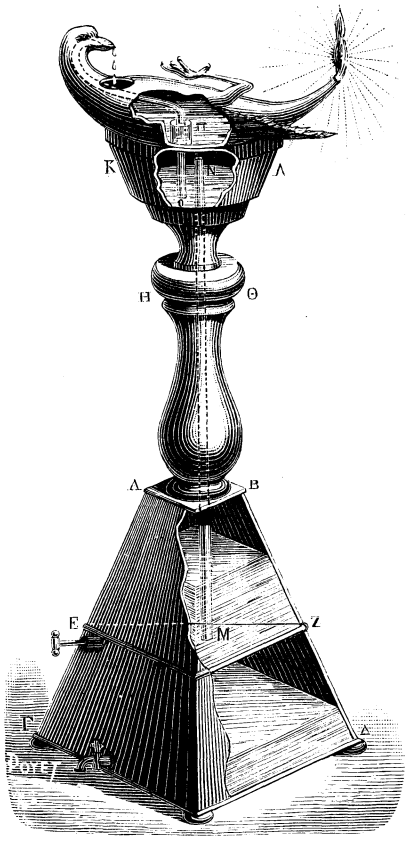
Kreisler hatte, wie erwähnt, eine einzige Schwester, Namens Marie, — ein liebes, freundliches Kind, das auf seinen Bruder große Stücke hielt, wenn derselbe auch mit ihm selten lieb und gut war. Er zeigte schon als Knabe einen großen Hang zu dem Laster, als dessen Sklaven ihn in seinem Alter die Leute verabscheuten. Sein Pate gab dem Knaben alle Jahre ein Goldstück zu Weihnachten und diese Goldstücke wurden Kreislers Unglück. Er kannte kein größeres Vergnügen, als wenn ihm der Vater hin und wieder die Schachtel mit den Goldstücken zum Spielen gab und er dieselben zählen und nebeneinanderlegen, dann auf ein Häufchen zusammenrichten und durch die Finger gleiten lassen durfte.

(Schluß folgt.)

„Gottlieb, rapple dich!“

Als ich noch ein Knabe war, besuchte ich eine Dorfschule im preußischen Sachsenlande. Neben mir, aber einen Platz höher, saß Gottlieb, der jüngste Sohn des Dorfschneiders, der ein ganzer Junge vom Scheitel bis zur Fußsohle war und vor dem wir anderen Knaben in allen Stücken einen gewaltigen Respekt hatten.

Er hatte einen Zauberspruch, der war kurz genug und hieß: „Gottlieb, rapple dich!“ Das war so sein Lieblingswort, ein Zuruf an sich selbst, mit dem er sich zur Ueberwindung entgegenstehender Schwierigkeiten anfeuerte und der seine Wirkung nie verfehlte. Wenn ihm etwa zwei oder drei zu Leibe wollten, die ihn an Länge ein gut Stück überragten, so rief er sich zu: „Gottlieb, rapple dich!“ und — sie lagen am Boden. Wenn es galt, in der Schule eine Aufgabe zu lösen, und es wollte nicht gehen, so rief er wieder: „Gottlieb, rapple dich!“ und es ging; und Gottlieb rappelte sich immer und war nie ein Träumer, so daß er allen seinen Kameraden, als er am heiligen Ostertage konfirmiert wurde, an Kenntnissen und Fertigkeiten nicht wenig überlegen war. Ein Handwerk lernte er nicht, denn der Amtmann, der das „Gottlieb, rapple dich!“ wohl auch gehört und daran Gefallen gefunden haben mochte, nahm ihn zu sich auf den Herrenhof und wollte einen tüchtigen Landwirt, wie er selber einer war, aus ihm machen. Vielleicht sollte er später auch einmal auf einem polnischen Rappen, mit blitzenden Sporen an den Stiefeln, aufs Feld hinausreiten und die Arbeiter kontrollieren, denn der Amtmann hatte keine Kinder. Aber der Gottlieb machte dem Herrn Amtmann einen Strich durch die Rechnung. Von Gunst und Wohlthat wollte er nichts wissen, sondern war willens, sich sein Stückchen Brot und noch etwas mehr mit Fleiß und Schweiß, mit Hand und Verstand zu erarbeiten. Er hatte sich fleißig im Garten und mit besonderer Vorliebe mit den jungen Bäumchen beschäftigt, und da er ein guter Rechner war, hatte er bald ausgerechnet, daß damit Geld zu verdienen sein müsse. Es war just um dieselbe Zeit, als ihm in



Platos Lampe.

der Kreisstadt vom Landrate und einem General gesagt wurde: „Gottlieb, Soldat brauchst du nicht zu werden!“ daß sein Vater starb und ihm, als einziges Erbteil, ein Stückchen Land, es mochte etwa ein preußischer Morgen sein, hinterließ. Da sprach Gottlieb zum Amtmann: „Herr Amtmann, ich will jetzt mein Glück auf eigene Hand versuchen, schreibt mir den Scheidebrief!“ Der Amtmann wollte ihn zwar zurückhalten und stellte ihm die Sache von allen Seiten vor; aber er war doch ein zu vernünftiger Mann und sagte zuletzt: „Gottlieb, daß du das Ding nicht ungeschickt anfangen wirst, weiß ich wohl, und wenn du zu deinem Geschäft ein paar Groschen Geld brauchen solltest, so weißt du, wo ich wohne! Nicht?“ Und Gottlieb sagte „Ja“ und so schieden sie. Er zögerte nun nicht und wandte ein paar Hundert Thaler, die er sich gespart hatte, zum Teil daran, sein Feld einzurichten und zu bearbeiten und eine Baumschule anzulegen; die ersten drei oder vier Jahre freilich mag es mit den Zinsen schlecht ausgesehen haben, aber nachher ist der Gewinn gekommen, und sein Mut mit demselben immer größer geworden. Als bald darauf ein mäßiges Bauerngut zum Verkauf stand, erinnerte er sich daran, was der Amtmann zu ihm gesagt hatte. Der lieh ihm mit Freuden das nötige Geld, und Gottlieb kaufte das Gut. Nun trieb er die Obstbaumzucht im großen und den Gewinn natürlich auch. Ich habe ihm zwar nie in den Geldbeutel geschaut, aber ein anständiges Sümmchen muß darin gewesen sein, denn bald zahlte er dem Amtmann seine Schuld ab, vergrößerte durch Ankauf noch anderer Ländereien sein Besitztum um ein bedeutendes und schuf die herrlichsten Gärten und Parkanlagen, in deren Mittelpunkt er sich zuletzt ein ebenso bequemes als stattlich eingerichtetes Wohnhaus erbaute. In demselben lebt er noch heute und denkt, wie ich erst kürzlich erfahren habe, noch lange nicht daran, die Hände müßig in den Schoß zu legen; ja, er soll sich zuweilen noch immer zurufen: „Gottlieb, rapple dich!“

Platos Lampe.

Der Philosoph Plato soll eine Lampe besessen haben, die sich vermöge einer einfachen aber sinnreichen Vorrichtung aus einem darunter angebrachten Behälter selbst gespeist haben soll, so daß die Erneuerung des Oelvorrates nur von Zeit zu Zeit erforderlich war. Hier eine Abbildung dieser Lampe, deren Einrichtung folgende war.

Ein auf einem pyramidenförmigen Fuß ruhender Ständer trägt einen Oelbehälter, auf dem die eigentliche Lampe steht. Fuß und Ständer sind hohl; letzterer ist in zwei übereinanderliegende Abteilungen geschieden. Eine Röhre läuft vom Boden der oberen Abteilung durch den Ständer und endigt unter dem Deckel des Oelbehälters. Eine zweite Röhre geht von der Nähe des Bodens des letzteren aus, durchbricht den Deckel und endigt im Griff der Lampe, welcher vorn eine Oeffnung hat.

Gießt man nun Wasser in die obere Abteilung des Fußes und läßt dasselbe mittelst eines Krahnes langsam in die untere Abteilung ablaufen, so wird, nach Maßgabe des eingeführten Wassers, die Luft aus derselben verdrängt und durch die Röhre in den Oelbehälter getrieben. Durch den Druck, den sie dort auf die Oelfläche ausübt, wird das Oel allmählich durch das zweite Röhrchen in den Griff der Lampe getrieben, von wo aus es in die Lampe tropft und diese so lange speist, als der Behälter mit Oel versehen ist.

Etwas von den ägyptischen Mumien.

Notwendigkeit, nicht freie Wahl war es, was die alten Aegypter bewog, ihre Toten einzubalsamieren. Die neuere Forschung hat dafür folgendes als erwiesen festgestellt. Alljährlich bedeckten vier Monate hindurch die Ueberschwemmungen des Nils den ganzen bewohnten Teil Aegyptens. Nach Danvers aber wohnten zur Zeit des Sesostris etwa 6200 Menschen auf der Quadratmeile des Landes, welches gegen 2250 Quadratmeilen umfaßte. Von diesen Einwohnern starben im Durchschnitt pro Jahr 350 000. Diese Körper zu verbrennen, mangelte es an Holz, sie zu beerdigen, verbot die Ueberschwemmung. Allein ein einfacheres Mittel stellte sich ihnen durch die sogenannten kleinen Natronseen dar, deren Salzwasser die Eigenschaft besitzt, tierische Substanzen gegen die Verwesung zu schützen. In diesen Seen balsamierte man die Körper ein und setzte sie dann in den höherliegenden Felsgrotten und Höhlen, den Katakomben und Labyrinthen bei.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

Von **J. H. D. Kern.**

(Fortsetzung.)

9. Mein Eintritt in die Schule.

Was die Welt Schulwissen nennt, davon hatte ich an der äußeren Grenze unserer Reservation natürlich nicht viel profitiert. Wohl hatten Vater und Mutter mir das Lesen, Schreiben und Rechnen beigebracht, und ein allerdings ziemlich unberufener Schullehrer, ein sich damals ohne Stellung befindender englischer Ingenieur, welchen mein Vater zufällig in Bents Fort kennen gelernt hatte, war als zeitweiliger Gastfreund unseres Hauses dann und wann bestrebt gewesen, die Kenntnisse des unbändigen Buben zu erweitern. Aber im Grunde hatten diese dreifachen Bemühungen recht wenig Erfolg gehabt. Ich saß zu Pferde wie ein Kosak, schwamm wie eine Otter, lief wie ein Hirsch, kletterte wie ein Affe, schoß wie Wilhelm Tell, handhabte meinen Lasso wie der tüchtigste Gaucho, kurz, in körperlicher Geschicklichkeit suchte ich meinen Meister; allein fragt nur nicht genauer nach, wie es mit meinem positiven Wissen bestellt war, als mich mein Vater — ich war vor wenigen Tagen zwölf Jahre alt geworden — nach St. Louis brachte, wo ich in einer großen Pensionsanstalt das Versäumte nachholen sollte. Ich habe in meinem Leben nicht viele Thränen geweint; nun aber beim Abschied aus der lieben Wildnis, ohne die ich nicht leben zu können glaubte, flossen sie reichlich.

In St. Louis wohnten mein Vater und ich in einem großen Gasthof, bis der Wildling modern gekleidet war und sich einigermaßen an die Haltung und das Benehmen der Großstädter gewöhnt hatte. Seltsam genug muß ich mich noch immer betragen haben. Da führte mich mein Vater eines Tages zu Mr. Robey, dem Inhaber einer in sehr gutem Rufe stehenden Schule. Das Examen fiel kläglich aus, kaum wußte ich die elementarsten Dinge. Weil ich unter die kleinsten Schüler nicht paßte und die Altersgenossen mir allzuweit voraus waren, so ward ich anfänglich keiner Klasse zugewiesen, sondern privatim unterrichtet.

Mit einer Schüchternheit und Unsicherheit, welche ich nie an mir für möglich gehalten hätte, bewegte ich mich in den neuen Verhältnissen. Wahre Wundereremplare schienen mir die hochgelehrten Knaben meines Alters zu sein, und ich bekam und behielt zunächst einen gewaltigen Respekt vor ihnen. Meine Pensionsgenossen waren lauter Söhne reicher Kaufleute, feine, verzärtelte Knaben, welche einen hohen Wert auf den äußeren Anstand zu legen gelernt hatten, ein Vorzug, dessen ich mich leider durchaus nicht rühmen konnte. Mit Geringschätzung blickten sie auf mich, als auf einen Barbaren, herab und wollten von einer Annäherung nichts wissen. Spielten oder belustigten sie sich sonst in voller Schar, so blieb ich wie selbstverständlich ausgeschlossen, weil der „Komantsche", wie sie mich zu nennen beliebten, nicht in ihren Kreis passe. Manche Demütigung habe ich stillschweigend hinnehmen müssen und mich mitunter gefragt, ob ihr ungehöriges Betragen gegen mich wohl so ganz mit ihrem stets betonten Anstande übereinstimme. Nur die Zuversicht, daß es einmal anders werden müßte, daß sie mich endlich einmal als ihresgleichen betrachten würden, half mir über den endlosen Kummer hinweg.

Die Unzufriedenheit mit dieser schiefen Stellung spornte mich aber gewaltig zum Arbeiten an. Als das erste Vierteljahr verflossen war, da stellten mir meine Lehrer in Fleiß und Fortschritten ein glänzendes Zeugnis aus und eröffneten mir die Aussicht, daß ich bei fortgesetztem Streben sehr bald die übermütigen Kameraden einholen würde. Letztere wurden nun gar neidisch auf mich, weil sie im Grunde nur träge waren. Die urwüchsige Eigenart des „Komantschen", sein treues Gedächtnis und seine Unermüdlichkeit ärgerten sie; es bildete sich eine wahre Verschwörung gegen mich, und ich stand noch einsamer da als je zuvor.

So kam der erste Frühling ins Land. Zu einem Ausflug der größeren Schüler in die Wälder nördlich von St. Louis war unter der Bedingung Erlaubnis erteilt worden, daß auch ich mitgenommen würde. Vielleicht, dachte ich, findest du endlich einmal Gelegenheit, deinen Kameraden zu zeigen, daß auch du einzelne nicht ganz verächtliche Tugenden besitzest.

Früh am Morgen brachen wir auf, beladen mit Vorräten, Netzen und Angeln, Spielen und all denjenigen Dingen, womit man einen Tag im Freien genußreich ausfüllen kann. Da das Mitnehmen von Feuerwaffen streng verboten war, mußte ich zu meinem großen Schmerze meine Flinte daheim lassen. Wie schön hatte ich es mir vorgestellt, endlich einmal wieder im Walde jagen zu können. Aber ich hatte mich anderweitig zu entschädigen gesucht.

Schon eine Woche vorher hatte ich mir nämlich so viel Zeit von dem Arbeiten abgeknappt, als nötig war, um einen aus vielen dünnen Hautstreifen geflochtenen Lasso anzufertigen; er war mir vortrefflich gelungen. Durch Einreiben mit Fett geschmeidig gemacht und an dem einen Ende mit einem eisernen Ringe für die Schlinge versehen, hing die mehr als zwanzig Fuß lange Schnur endlich am Vorabend des Ausfluges fertig über meinem Bett.

Die Kameraden höhnten mich mehr als sonst und rümpften gewaltig ihre empfindlichen Nasen, als sie mich im Ernst mit dem ihnen unbekannten, nicht gerade wohlriechenden Gerät ausrücken sahen, und Edward, noch der artigste unter ihnen, fragte:

„Was beabsichtigst du mit dem sonderbaren Ding da zu thun, Komantsche?"

„Einen bestimmten Zweck verfolge ich eigentlich nicht, Edward," entgegnete ich. „Ich hoffe nur, daß ich mir die Zeit ein wenig damit vertreiben könnte, wenn ihr mich wieder vom Spiel ausschließen solltet. Außerdem ruft dieser Lasso so manche liebe Erinnerungen an meine Heimat in mir wach, und ich möchte, während ich hier-

unter euch so viel Nützliches lerne, nicht gerne alles das vergessen, was mir weiter im Westen nützlich war."

Ich glaube noch heute, daß ich damals eine ganz bescheidene Antwort gegeben habe; aber ich hatte damit Oel ins Feuer gegossen.

„Ah, bei den Komantschen natürlich!" rief einer aus der übermütigen Gesellschaft.

„Deine rohen Künste brauchst du hier nicht vor uns zu produzieren!" rief ein anderer.

„Geh lieber zu deinen Komantschen zurück!" riet mir ein dritter. „Wenigstens bleibe mir mit den Pferdedärmen fünfzig Schritte vom Leibe, damit ich nicht ohnmächtig werde!"

Und so hatten sie nach der Reihe etwas an mir und meinem Lasso auszusetzen, bis Edward, welcher sich eines hervorragenden Einflusses erfreute und in Vertretung der zurückgebliebenen Lehrer den Ausflug leitete, die weitere Behandlung dieses für mich peinlichen Themas verbot.

Als wir den Wald erreicht hatten, wandten wir uns dem Twift Creek zu, einem Bergstrome, welcher freilich nur schmal, aber sehr tief war und reißend dahinschoß. An seinem entzückend schönen linken Ufer schritten wir stundenlang hinauf, dann und wann bei den Stromschnellen und Kaskaden verweilend, welche er bildete.

Da der Gießbach zu breit war, als daß wir ihn hätten überspringen können, wir aber gern nach der rechten Seite hinüber wollten, so ward der Vorschlag laut, einen Baum zu fällen und diesen als Brücke über das schäumende Wasser zu benutzen. Das Handbeil, welches mitgenommen war, um Zeltstangen zuzurichten, ward in Bewegung gesetzt, abwechselnd hieben meine an körperliche Arbeiten nicht gewöhnten Begleiter auf einen Baum ein, richteten aber wenig aus. Ich stand in der Ferne und sah ihnen zu, ohne ein Wort zu sagen, weil ich mir eine Zurechtweisung ersparen wollte.

„Hilf uns doch, Komantsche!" rief Edward endlich und kam auf mich zu, um mich herbeizuholen. „Das ist ja eine Arbeit nach deinem Geschmack."

„Nach meinem Geschmacke nicht gerade," entgegnete ich. „Und wenn ich euch auch helfen wollte, so würde ich doch an diesem Baume keine Mühe verschwenden. Siehst du denn wirklich nicht, daß der von euch ganz nutzlos dem Verderben preisgegebene Baum nimmer über den Fluß fallen würde?"

Ohne seine Antwort abzuwarten, ergriff ich gutmütig genug das Beil, schritt auf einen passend gewachsenen, mittelstarken Baum zu, fällte ihn ohne Hilfe der anderen in wenigen Minuten, lief, während noch das frohe Hurra meiner Kameraden durch den Wald erdröhnte, zuerst nach dem anderen Ufer hinüber und putzte dort alle das Landen erschwerenden Aeste und Zweige so säuberlich ab, daß auch die Ungeschicktesten ohne Sorge hinüberreiten konnten.

Kaum dankten sie mir, daß ich ihnen den wichtigen Dienst geleistet hatte. Hochmütig wie vorher und ohne von mir die mindeste Notiz zu nehmen, verfolgten die Kameraden das rechte Ufer des Twift Creek, bis sie an eine teichartige Erweiterung desselben kamen, welche Bestors Pool hieß. Hier war die Gegend flacher und der Wald ausgerodet; zahlreiche Bauerngehöfte lagen über die wohlangebaute Ebene zerstreut. An dem kleinen See selbst stand eine halbverfallene Fischerhütte, in welcher wir vergeblich nach einem Bewohner suchten. Die Kameraden verspürten nämlich Lust, das vor der Hütte angebundene Boot zu einer Wasserfahrt auf dem kleinen See zu benutzen. Das Vorhaben ward als ungefährlich betrachtet, da der Twift Creek den See nur mit mäßiger Geschwindigkeit zu durchströmen schien, obwohl er kaum zehn Minuten unterhalb einen ziemlich bedeutenden Fall bildete.

Ohne die Erlaubnis des Eigentümers lösten sie endlich das kleine Fahrzeug. Fünf Schüler — mehr konnte dasselbe nicht tragen — stiegen hinein und ruderten unbekümmert auf dem Teich umher. Nacheinander sollten auch die übrigen an die Reihe kommen.

Solange sich die Knaben nicht weit von dem Ufer entfernten, zeigte sich keine Gefahr; als sie sich jedoch in die Mitte des Sees hineinwagten, wurden sie von der nun recht merklichen Strömung ergriffen und, da sie sehr mangelhafte Ruderer waren, schnell und immer schneller der Verengerung des Wasserbeckens und damit dem verderblichen Falle zugeführt. Sobald sie sich ihrer gefährlichen Lage bewußt wurden, riefen sie kläglich um Hilfe, aber die am Ufer zurückgebliebenen Knaben wußten nichts weiter zu thun, als in das Angstgeschrei der Gefährdeten einzustimmen. Ohne mich wären die Insassen des Bootes sicher verloren gewesen.

(Schluß folgt.)

Die Wölfe in Rußland.

Man erzählt sich bei uns grausige Geschichten von den Wölfen und der Wolfsgefahr in Rußland und Polen, von den Gefahren, welche namentlich im Winter den Reisenden von ihnen drohen, und von der Menge der Menschenleben, welche durch die Wölfe verloren gehen. Erzählt man derartige Geschichten in Rußland wieder, so wird man meist ausgelacht und diese Geschichten für Uebertreibungen und Fabeln erklärt. Nun ist Rußland groß und die Zustände sind in seinen vielen Gouvernements sehr verschieden, und ich will daher nicht allen jenen landläufigen Geschichten absolut die Wahrhaftigkeit absprechen, sondern hier nur erzählen, was ich in den paar Gouvernements, in denen ich mich aufgehalten, von den Wölfen selbst gesehen und erlebt habe. Ob die Geschichten, welche man von den Wölfen in Polen erzählt, auch übertrieben sind, dafür wage ich nicht einzustehen, denn Polen ist seit 1864 ein entwaffnetes Land, und eine Forstpolizei gegen Raubzeug existiert dort nicht, aber es wird doch auch nicht so gar schlimm sein.

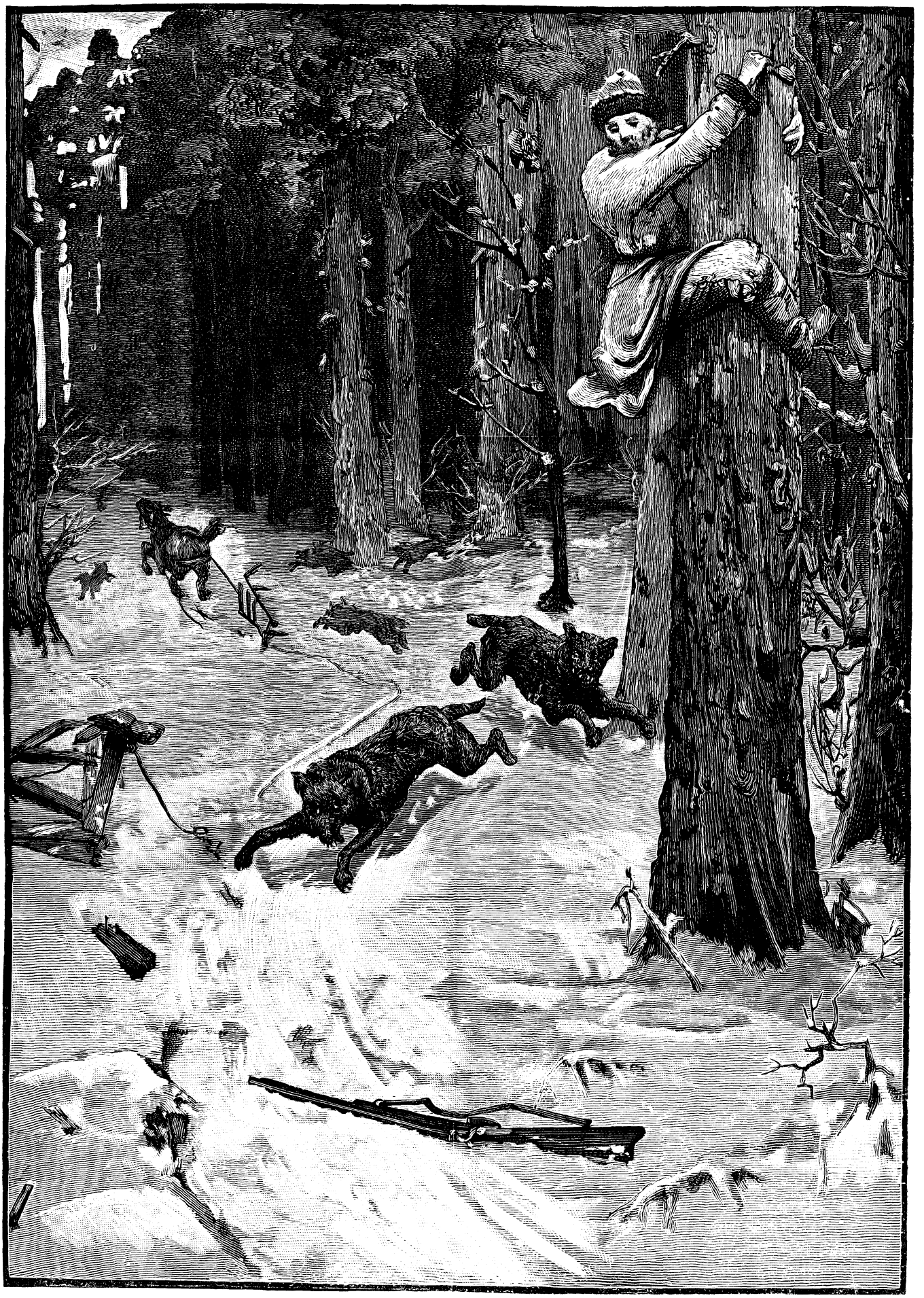
Der Wolf ist unter allen Umständen ein garstiger Geselle und das unheimlichste, häßlichste und tückischste Tier, das ich kenne, aber ich habe ihn nicht fürchten gelernt, denn er ist ein scheuer, feiger Patron, welcher nur eigentlich gefährlich wird, wenn er in Rudeln auftritt, und in diesen habe ich ihn nicht oft gesehen. Meine erste Bekanntschaft mit Isegrim fand unter Umständen statt, wo ich ihn noch nicht kannte. Ich war noch nicht lange in Rußland, als ich eines Sonntags im Herbste von dem deutschen Verwalter einer Papierfabrik zu Tische gebeten wurde und bis zum späten Abend in der liebenswürdigen Familie desselben blieb. Es war nahezu elf Uhr abends, als ich mich verabschiedete, um meinen Heimweg von etwa vier Werst (Kilometer) anzutreten, und mein freundlicher Wirt wollte mich in seinem leichten Wagen heimführen lassen, allein sein Kutscher war nirgends

auf dem Werke zu finden, und ich wollte das freundliche Anerbieten, mich selbst heimzubringen, von dem Herrn des Hauses nicht annehmen, da ich den Weg gut kannte. Ich machte mich also zu Fuß auf den Heimweg, nachdem mir der Wirt noch „gegen alle Fälle", wie er sagte, seinen geladenen sechsschüssigen Revolver aufgedrungen hatte. Es war ein frischer Schnee gefallen und die Nacht ziemlich hell, obwohl weder Mond noch Sterne am Himmel standen. Ich mochte etwa anderthalb Werst zurückgelegt haben und betrat einen schmalen Streifen Kiefernwald, durch welchen der Weg führte, als ich mich zufällig umschaute und hinter mir in einer ziemlichen Entfernung ein Tier auf meiner Fährte folgen sah. Ich hielt es für einen der Hunde der Papierfabrik, der mir nachgegangen sei, und blieb stehen — im Nu verschwand aber auch das Tier. Ich ging nach einer Weile weiter und durchschritt das Wäldchen, worin ich nichts von dem Tiere bemerkte; aber jenseits desselben erblickte ich es wieder und zwar näher. Blieb ich stehen, so hielt es auch oder verschwand am Boden; bewegte ich mich, so sah ich es wieder, aber hörte nichts von ihm. So ging es über ein weites Stück Heideland hin, bis ich in die Nähe unseres Eisenwerks kam, wo ich das unheimliche Tier höchstens fünfzig Schritte hinter mir sah. Jetzt erst kam mir der Gedanke, es könnte ein Wolf sein, und als ich einen der ersten Bäume beim Dorfe erreichte, ganz in der Nähe der Isbas oder Bauernhäuschen, blieb ich stehen, drückte mich hinter den Stamm und wartete. Das Tier hatte mich kaum aus dem Gesicht verloren, so blieb es ebenfalls stehen, sicherte, schnüffelte in die Luft, hatte noch Witterung von mir und kam geduckt näher geschlichen bis auf etwa zwanzig Schritte. Nun sah ich, daß es größer war als ein Haushund, daß es also ein Wolf sein mußte. Ich nahm nun all meine Ruhe zusammen, spannte den Revolver, stützte ihn auf die linke Hand, zielte genau und schoß. Das Tier sprang mit einem Schrei, halb Bellen halb Heulen, auf, bog von dem Wege ab und verschwand mir aus den Augen, und ich ging nun etwas rascher meiner Behausung zu. Der Knall des Schusses in der stillen Nacht hatte aber einige unserer Schmiede in den nächsten Häuschen geweckt, die nun zu den Fensterchen herausschauten, mich erkannten und fragten, was es gebe. — „Ein Wolf," versetzte ich. — „Oh, hast du ihn getroffen, Väterchen?" — „Ich denke, ja." — „Dann gut, Väterchen! dobro, dobro, dobro noz!" Als ich am anderen Morgen aufs Werk kam, erhielt ich die Nachricht, daß der Wolf vollends erschlagen und eingebracht worden sei. Einer unserer Schmiede, ein riesiger Bursche, hatte mit Tagesanbruch den Anschuß aufgesucht, die blutige Fährte verfolgt und den Wolf in einem benachbarten Ried im Wundbett gefunden und mit seinem Beil erschlagen.

„Der Wolf war nur ein Vorläufer," sagte unser Hüttenverwalter, ein Kurländer, der schon seit einigen Jahrzehnten hier wohnte. „Wir werden bald ihrer mehr hier haben, denn die Wölfe wandern. Wir haben seit dem Frühjahr keine Spur mehr von ihnen in der Gegend gehabt, aber nun werden bald ihrer genug da sein, wie immer."

Und so war es auch. Einige Wochen später sah man ihre schmale feine Fährte überall im Neuschnee deutlich, hörte aber nichts von Schaden, als daß sie einem Bauern der Nachbarschaft sein Schwein im Stall zerrissen hatten. Gegen Weihnachten war ich mit dem Hüttenmeister in der Gouvernementsstadt, um Einkäufe zu machen. Wir fuhren natürlich im Schlitten mit eigenen vertrauten guten Pferden. Auf dem Heimwege verspäteten wir uns und mußten einen Teil der Nacht durchfahren. Es war heller Mondschein und eine bitterkalte windstille Nacht, als wir durch einen größeren Wald kamen, welcher etwa noch fünfzehn Werst von unserem Eisenwerk entfernt war. Während wir durch den Wald fuhren, wo das Klingen unseres Schlittengeläutes das Echo weckte, flüsterte Wanka, unser Kutscher: „Herr, die Wölfe kommen!" Ich schaute mich um und sah wirklich in der Ferne hinter uns ein paar Schatten über den Schnee huschen; die Pferde liefen im gestreckten Galopp. Als der Wald lichter wurde, legte der Hüttenmeister seinen schweren Pelz ab und ließ halten. „Was wollen Sie denn thun?" rief ich. — „Aussteigen und die Pferde führen, damit sie nicht ausreißen," sagte er kalt; „Wanka, leg dich fest in die Zügel!" — In der That stieg er aus, faßte die Pferde beim Kopfgestell und führte sie langsam im Schritte. Bellend und heulend kamen die Wölfe heran, liefen neben uns her, huschten durch die Büsche zu beiden Seiten und begleiteten uns eine lange Strecke, wagten aber keinen Angriff; die Bestien, ihrer zehn oder zwölf, schauten uns mit ihren häßlichen Augen gierig an, die Zungen hingen ihnen weit aus dem schäumenden Maule, sie wurden immer kühner, sprangen sogar über den Schlitten hinweg und knurrten gegen uns herauf, wagten aber noch immer keinen Angriff. Der Hüttenmeister, die Pferde am Kreuzzügel festhaltend und mit Zuspruch beschwichtigend, ging im Schritt neben dem Gespann eisenfest her und kümmerte sich nicht um die Bestien, bis endlich ein alter Wolf, dem die Geduld ausging, sich vor die Pferde stellte und nach dem Sattelpferde schnappen wollte; allein der Hüttenmeister hatte im Nu den Revolver aus dem Gürtel gezogen und ihn niedergeschossen und mit dem Fuß beiseite geschleudert. „Felka," rief er mir zu, „schießen Sie 'mal ein paar von den Bestien zusammen, aber zielen Sie gut! Es wird bald vorüber sein!" Ich schoß nach dem nächsten und nicht ohne Wirkung, und so oft einer der Wölfe fiel, blieben einige andere zurück, um über ihn herzufallen und ihn zu zerreißen. Nach ungefähr vierzig Minuten hatten wir den Wald hinter und das freie Feld wieder vor uns, der Hüttenmeister stieg wieder ein und die Pferde jagten wieder im Galopp davon, und nirgends war mehr ein Wolf zu sehen. Ganz dasselbe habe ich im Schlitten und Wagen später noch manchmal erlebt. Wenn die Pferde ruhig blieben und geführt wurden, wagten die Wölfe keinen Angriff.

Ein Nachbar von uns, ein russischer Gutsbesitzer, welcher eine große Schäferei besaß, betrieb die Ausrottung der Wölfe systematisch. Er hatte an einem der Schafhäuser auf der Peripherie seines Gutes eine etwa zehn Fuß hohe feste Umzäunung von Brettern und Schwarten machen lassen und darin einige Oeffnungen mit Fallgittern angebracht und daneben einen kleinen Turm erbaut, der vom Schafhause aus zu besteigen war, und von wo aus die Gitter fallen gelassen werden konnten. In diese Umzäunung nun ließ er zu Anfang des Winters einen toten Hund oder ein Schaf werfen, welche schon etwas in Fäulnis übergegangen sein mußten und bei Tag in einem weiten Umkreis durch den Schnee geschleppt worden waren. Die Fallgitter wurden dann aufgezogen, und nachts kamen die Wölfe und zerrissen diesen Köder. Sie wurden dabei beobachtet und die paar ersten Male nicht gestört, bis sie angekirrt waren. Wenn sie dann in einer Nacht zu Haufen da waren, wurden die Fallgitter heruntergelassen und der Graf benachrichtigt, der



„— Der Reisende rettete sich, indem er auf einen Baum kletterte —“

dann am Morgen kam und von seinem Turm herab einen der Wölfe um den anderen mit der Büchse niederschoß, worauf die Gitter aufgezogen wurden und der Geruch der Aeser andere Wölfe herbeizog. Ein anderer Gutsbesitzer der Nachbarschaft legte ein mit Strychnin vergiftetes Schaf an den Waldrand als Köder für die Wölfe, und vertilgte dadurch viele, denn wenn dieselben von dem vergifteten Fleisch nur ein paar Bissen gefressen hatten, krepierten sie unfehlbar.

Wir hielten jeden Winter auch Treibjagen auf die Wölfe in unserer Nachbarschaft, aber nur mit mäßigem Erfolg, denn Isegrim ist zu schlau und zu flink, um an die Schützenlinie heranzugehen.

Da man in Rußland den Deutschen gern einen Schwabenstreich andichtet, so erzählt man sich dort auch ein lustiges Geschichtchen von einem deutschen Handelsreisenden, welcher einmal zur Winterszeit, lange vor Erbauung der Eisenbahnen, auf der Reise von Smolensk nach Petersburg von Wölfen angefallen worden sei. Als die Wölfe den Schlitten verfolgten, fuhr der Kutscher einer hohlen Eiche zu, um angeblich in derselben Schutz zu suchen. Der Schlitten aber stieß gegen einen Baumstumpf, Kutscher und Reisender wurden herausgeschleudert, und letzterer rettete sich, indem er auf einen Baum kletterte, der Kutscher aber, welcher durch den Fall betäubt sein mochte, ward von den Wölfen vor den Augen des Reisenden zerrissen, worauf das ganze Rudel Wölfe gierig und zähnefletschend dem Pferde nacheilte, das mit den Schlittentrümmern im Busche hängen geblieben war, es ebenfalls niederriß und verzehrte. Währenddem war der Reisende von seiner Kiefer herunter gestiegen und hatte sich in die hohle Eiche geflüchtet. Als nun die Wölfe zurückkamen, erhielten sie Witterung von der Anwesenheit des Reisenden und belagerten den hohlen Baum förmlich. In der Rinde des Baumes aber war eine Spalte, gerade groß genug, um eine Hand hindurch zu strecken, und als nun der Reisende einen alten Wolf gerade vor dem Loche sitzen sah, packte er ihn beim Schwanze, zog ihn an sich heran und drehte ihn wie die Kurbel eines Leierkastens, daß der Wolf Zeter schrie. Wenn der Berliner dem Wolfe dann eine Pause gegönnt hatte und von neuem den Schwanz zu drehen begann, rief er: „Brrr, ein anderes Lied!“ und so trieb er es zu seiner Unterhaltung und zur Qual des Wolfes einige Stunden lang, bis ihm die Sache zu langweilig wurde, worauf er sein Messer zog und dem Wolfe den Schwanz abschnitt, worauf dieser unter kläglichem Geschrei davonrannte und das ganze Rudel Wölfe hinter ihm her. Als nun die Bahn frei war, stieg der Berliner auf einen der Aeste der hohlen Eiche und wartete. Endlich kam ein Bauernschlitten, den er anrief und der ihn samt seinem Gepäck aufnahm und nach der nächsten Stadt brachte, von wo sich der Berliner nach St. Petersburg begab. Als er auf der Rückreise von dort nach einigen Wochen dieselbe Gegend passierte, sah er seinen Schlitten von einem großen Rudel Wölfe verfolgt, unter denen er einen alten grauen Wolf ohne Schwanz bemerkte. Holla, dachte der Reisende, das ist ja mein alter Bekannter! Und als die Wölfe herankamen, rief er denselben aus Leibeskräften zu: „He, alter Junge! Brrr, ein anderes Lied!“ Sobald der alte Wolf dies hörte, stutzte er, spitzte die Ohren, schaute den Berliner an und jagte dann mit ängstlichem Geheul davon und das ganze Rudel hinter ihm her, und der Reisende war gerettet.

„Dieser Berliner reiste wahrscheinlich für die Firma Münchhausen,“ sagte ich, als man mir diese Geschichte erzählt hatte.

Ich will nicht leugnen, daß die Wölfe noch heute in Rußland eine Landplage sind, namentlich für die armen Bauern in den Dörfern und auf den Einzelhöfen, aber mich dünkt, man hat doch die Gefahr, welche sie bringen, übertrieben, denn dieselbe ist im allgemeinen nicht mehr so groß, wie sie vor sechzig Jahren war, und die Wölfe sind nicht mehr so zahlreich.

Unter Korsaren.

Von

H. Wörishöffer.

(Fortsetzung.)

Hier verlosch eine der duftigen, von großen Glasglocken verhüllten Lampen und wieder dort eine, die Hände des Paschas bluteten, seine Lippen schäumten, immer wilder und wilder tobte er durch das Gemach, bis kein Stück mehr am rechten Orte stand, bis Trümmer und Fetzen überall den Boden bedeckten und nur noch ein letzter Schimmer von Licht die Scene der Verwirrung überstrahlte.

Niemand im ganzen Hause nahm von dem Toben des Rasenden die mindeste Notiz. Vielleicht wußten alle Sklaven, daß in solchen Stunden ihr unbeschütztes Leben am seidenen Faden hing, vielleicht gab es schon Fälle, in denen ein abgeschlagener Kopf die zügellose Gewaltherrschaft des zweithöchsten Reichsbeamten nur allzu deutlich kennzeichnete — es kam wenigstens keiner der Diener die Treppen herauf, kein Laut ging durch das alte Maurenschloß mit seinen Säulen und geheimnisvollen Wandnischen, nur der Besitzer desselben flog gleich einem Irrsinnigen umher und schlug um sich, wohin er traf. Sein seidener Haik hing in Fetzen, seine Sandalen hatte er verloren, Blutstropfen, rot wie Rubinen, bezeichneten den Weg, welchen er nahm.

Dort brannte noch eine letzte Lampe. „Was höhnst du mich, elende Flamme?“ Und die bloße Faust schlug in das Glas. Ein Krachen, Stürzen, dann tiefe Finsternis. Nirgends mehr ein Schimmer, ein heller Streif. Alles totenstill.

Matthias fühlte in seinem Versteck, daß ihm die Haare zu Berge standen. Was würde nun folgen?

Wie Blei lag es auf dem Gehirn des Knaben, ihm schien, als drehe sich unter seinen Füßen der Boden, als sei alles um ihn her im Taumel, in beständiger Schwankung begriffen. Vor seinen Augen blitzten Funken, der Atem kam und ging schwer.

Bange Minuten schlichen vorüber, dann tönte drinnen im anderen Zimmer ein dumpfer schwerer Fall. War es der Pascha? War es Hamid?

Wieder ein Rauschen und Krachen, leise, wie wenn sich jemand vorsichtig bewegt. Stahl und Stein schlugen aneinander, ein Flämmchen sprang auf.

Hamid zog aus dem Wandschrank eine gewundene Wachskerze hervor und zündete sie an, dann beleuchtete er die Scene der Verwüstung. Auf dem Fußboden, unter Trümmern und Splittern aller Art lag der Pascha mit halbgeschlossenen Augen, von inneren Krämpfen geschüttelt, schwer atmend, wie ein Sterbender. Jetzt war die Widerstandskraft des gewaltthätigen Mannes vollständig gebrochen, er besaß im Augenblick kein Mittel, um sich gegen seinen Sklaven zu verteidigen — Hamid hätte ihm das Leben nehmen können, ohne daran von irgend einer Macht gehindert zu werden.

Aber freilich dachte der Alte an nichts dergleichen, er hob mit kräftigem Arm den Bewußtlosen vom Boden auf und legte ihn in einige schnell zusammengeraffte Kissen, dann suchte er einen Gegenstand, der gerade nicht zur Hand zu sein schien, er leuchtete in die Schränke, in jeden Winkel, jede Mauernische hinein.

So kam er in das vordere Zimmer, so stand er urplötzlich dem versteckten Knaben gegenüber und sah in das blasse, schreckensstarre Antlitz desselben. Fast wäre es bei diesem unerwarteten Anblick selbst um Hamids erprobte Selbstbeherrschung geschehen gewesen, aber schnell genug erstickte er auf den Lippen den unwillkürlichen Laut des Entsetzens — stumm deutete seine Hand zur Thür.

Matthias richtete sich auf, er versuchte zu gehen, aber immer noch beherrschte ihn der Taumel von vorhin, er wollte sprechen und brachte keinen Ton hervor — nur die dunklen, angstvoll blickenden Augen verrieten, was er empfand.

Hamid stellte die Kerze hinter einen Schirm, dann nahm er den Knaben in seine Arme und führte und trug ihn zur Thüre, wo er draußen auf der Flur ein leises, kaum vernehmbares Zeichen gab.

Wie Schatten, geräuschlos und hurtig glitten dunkle Gestalten die Treppen herauf; Mehemet und noch zwei andere Sklaven schlugen vor Schreck die Hände zusammen. Wie war nur Matthias hierhergeraten? Wie hatte er aus der Höhle des Löwen glücklich das bedrohte Leben zu retten vermocht?

„Rasch!“ ermahnte Hamids Stimme. „Um Gotteswillen, rasch!“

Die Sklaven nahmen den Knaben in ihre Mitte und lautlos, wie sie gekommen waren, entfernten sie sich wieder, höchstwahrscheinlich mit den Vorgängen im Zimmer ihres Gebieters hinlänglich bekannt, um zu wissen, daß Hamid dort keines Beistandes bedürfe. Am Fuße der Treppe bogen sie in den Gang, welchen Matthias vorhin verfehlt hatte und legten dann den Knaben auf das ihm bestimmte Bett aus bunten Wolldecken.

Unser Freund erkannte den Raum, in welchem er sich verhältnismäßig sicher wußte — mit einem Seufzer legte er den Kopf auf das Polster. Jetzt umhüllte eine tiefe Ohnmacht seine Sinne. — —

— — — — — — — — — — —

Während dieser Vorgänge im Palast des zweithöchsten Regierungsbeamten zog durch die Wüste ein Reitertrupp, aus etwa dreißig Männern bestehend, auf schlanken, feingebauten Rossen in die Stadt Bengasi ein, verhüllte Gestalten, mit dem kurzen Gewehr und dem langen Säbel, eine stattliche Karawane, die sich dem Schlosse Hassan ben Ismaels gerade entgegen bewegte.

Voran ritt der Scheich, ein hochgewachsener, nicht mehr ganz junger Mann auf schwarzem Vollblutpferde, gekleidet in den weißen, seidenen Burnus, mit goldgestickten Sandalen und purpurnen Untergewändern. Das Geschirr des Pferdes glänzte von kostbaren Steinen; der edle Renner tanzte unter seiner Last, als erwarte er ungeduldig das eine Wort, sein Geheimnis, ihm ins Ohr geflüstert, um seinen Schritt zu beflügeln und alle Kräfte zu äußerster Leistung anzuspornen.

Die letzten im Zuge waren mehrere Lastkamele, schwer beladen mit den Zelten und sonstigen Einrichtungsstücken der kleinen Karawane, graue häßliche Tiere, die zuweilen ihre mißtönenden Stimmen hören ließen und sich bei jeder Bewegung der Reiter zu eigensinnigem Widerstand anschickten.

Die Männer gehörten zu dem weitverzweigten Stamme der Beni Mogrebbin; sie waren wandernde Beduinen und hierher nach Bengasi gekommen, um Hassan ben Ismael und noch einen anderen Großen des Landes zur Jagd in ihrem entlegenen Wüstengebiet abzuholen.

Scheich Ali und der Pascha waren persönlich befreundet; jetzt sollte diese aus früheren Jahren stammende Beziehung durch einen Besuch in Bengasi erneuert werden, namentlich da es Aussicht gab auf das höchste Vergnügen aller Wüstensöhne, die Jagd. Neben den Zelten der Beni Mogrebbin hatten sich die Spuren des Löwen gezeigt — der König der Tiere brüllte um Mitternacht den Kriegern seine furchtbare Herausforderung entgegen und der Zweikampf sollte angenommen werden.

Um die vergoldeten Spitzen der Moschee von Bengasi spielten die ersten Sonnenstrahlen, der Mueddin rief mit erhobenen Händen zum Gebete, und der Reiterzug hielt an, die Beduinen stiegen von den Pferden.

Ein Schlauch spendete kümmerlich das lauwarme, in der Wüste so kostbare Wasser, ein Becken aus Silber, die Arbeit florentinischer Goldschmiede, wurde dem Scheich von seinem Diener dargereicht und dann die Gebetsteppiche ausgebreitet — goldig und seidenglänzend für den Anführer des Zuges, einfache graue Gewebe für die Krieger.

Vier Stellungen nahmen die Söhne der unwirtlichen Wüste nacheinander ein, Mekka, die heilige Stadt, erhielt ihren besonderen Gruß, dann wurde aufgesessen, und im schlanken Trabe der Rest des Weges zurückgelegt.

Auf den Straßen der Stadt regte sich das erste Leben des neuen Tages. Verkäufer brieten und kochten, eine Herde von Kühen und Eselinnen wanderte unter Anführung des Ausrufers von Thüre zu Thüre, um den Bewohnern ihren Milchbedarf von der Quelle weg zukommen zu lassen. An minder belebten Punkten saßen in Scharen die großen häßlichen Geier und verzehrten alle Abfälle, welche aus den Häusern auf die Straße hinausgeworfen worden waren, auch Wiedehopfe in großer Anzahl befanden sich unter diesen Säuberern der engen, von mancherlei fötiden Gerüchen durchzogenen Gassen. Das krächzte und schrie durcheinander, das stritt mit weitoffenem Schnabel um die besten Bissen und zerrte und riß eins dem anderen aus den Fängen, was es an willkommener Beute unter den Schmutzhaufen hervorgezogen hatte.

Auch in dem düsteren, alten Schlosse war es bereits lebendig. Als die Beduinen in den vorderen Hof einritten, lugten zahlreiche Augen aus den Schießscharten hinab zu dem glänzenden Zuge und wenige Minuten später öffnete sich die Seitenpforte, um dem Scheich Einlaß in das Schloß zu gewähren.

Hassan ben Ismael ging ihm bis zur Treppe entgegen. Heute sah der Pascha, im Lichte des frühen Morgens, anders

aus, als während der Nacht, besonders nachdem er erfahren hatte, was den Scheich nach Bengasi führte.

Eine Löwenjagd! — Es schien, als verschwinde bei diesem Gedanken aus den Augen, von Stirn und Lippen des Herrschers der düstere, menschenfeindliche Ausdruck, als ströme durch seine Adern ein neues, freies Leben, dessen Sonnenglanz wenigstens momentan alle Schatten verscheuchte.

Der Beduinenfürst wurde empfangen, als sei er der gebietende Sultan selbst; jeder Diener beeilte sich, ihm und den Seinigen gefällig zu werden, das ganze Schloß war in plötzliche Bewegung geraten. Auf dem Hofe lagerten um den Brunnenrand die Wüstensöhne und dachten sich, daß ja dem, der zu jeder Zeit klares Wasser nach Belieben trinken könne, schon hier auf Erden Paradiesesseligkeit beschieden sein müsse; etwas weiterhin auf grünem Plan weideten Pferde und Kamele, bewacht von Hütern, die eintönige Weisen vor sich hin sangen und im glühenden Sonnenbrand dalagen, als wölbten wogende Wipfel schattenspendend über ihren Häuptern die breitblätterigen Kronen. Verhüllt vom weißen, faltenreichen Burnus, nur die blitzenden Augen dem Tagesschein geöffnet, so kauerten sie in dem engen Rund des Sitzraumes und murmelten vor sich hin, während oben in den Sälen des Schlosses die Diener geschäftig das Frühmahl auftrugen und Eis und kostbare Früchte in silbernen Schalen herbeibrachten.

Hinter dem Stuhle seines Gebieters stand Hamid und reichte ihm die einzelnen Speisen, ruhig als sei er immer ein Diener gewesen und als habe diese Arbeit für ihn nicht das geringste Erniedrigende. Er hatte alle Spuren der schaurigen nächtlichen Scene aus Hassans Zimmern entfernt und schien auch selbst von dem Gesehenen, Miterlebten sich nichts mehr zu erinnern.

Anders Matthias. Sein Kopf schmerzte, sein Herz schlug immer noch heftig, er konnte das Bild des Rasenden, wie er es während der Nacht gesehen hatte, nicht wieder vergessen — die vielen Aufregungen der letzten vierundzwanzig Stunden machten ihn blaß und unruhig. Seine Kleider mußte er an diesem Morgen mit dem bunten Sklavenkittel vertauschen; Mehemet sagte ihm, daß das ganz unerläßlich sei, dann trieb ihn der gutmütige Mann ins Freie hinaus.

„Besieh dir einmal die Pferde," sagte er, „heute morgen hat der Pascha keine Zeit, an dich zu denken."

Dabei gab er unserem Freunde heimlich ein gebratenes Kücken und reichlich Pudding, dann konnte Matthias fortgehen, um draußen nach der tiefen Ohnmacht und dem unruhigen Schlafe der letzten Nacht etwas frische Luft zu schöpfen.

Wie blaß er war, wie unsicher sein Gang! Hamid begegnete ihm und legte schweigend sekundenlang die Hand auf seinen Kopf. Armer Junge! Der Sklavenkittel schien ihn zu brennen, er hatte das Gefühl, als müßten die Blicke aller gerade auf ihn allein gerichtet sein.

Langsam schlich er zu den Pferden und wurde nun durch den Anblick der edlen Tiere von seinem persönlichen Kummer doch einigermaßen abgelenkt. Welch ein Reichtum steckte in den schlanken Rennern, wie gehorchten sie dem ersten Laute ihrer Herren! Matthias streichelte die Köpfe, er versuchte es, sich den Beduinen verständlich zu machen und bewunderte eben die feine Arbeit ihrer Waffen, als vom Schlosse her ein leichter Laut erscholl und ihn aufblicken ließ. An einem der wenigen Fenster stand Hassan ben Ismael und jetzt winkte er ihm. „Komm herauf!" hieß die Bewegung.

Matthias erschrak, aber er gehorchte sofort. Einige Minuten später stand er in dem Zimmer des Herrschers vor diesem selbst. Der Scheich war im Augenblick nicht anwesend.

Hassans Blicke ruhten lange auf der gesenkten Stirn des Knaben — beinahe träumerisch, voll tiefen Ernstes.

„Wie heißt du, mein Junge?" fragte er in sanftem Tone.

Der junge Sklave bebte. Jetzt kam für ihn der Moment einer schweren Entscheidung, aber dennoch konnte er sich zur Lüge, zur feigen, ehrlosen Lüge nicht entschließen. Sollte er seines Vaters ehrlichen Namen, sollte er seine deutsche Heimat verleugnen aus bloßer Menschenfurcht?

Nimmer! Das verhüte Gott.

Er sah offen in das Auge dessen, dem sein Leben gehörte, der mit ihm machen konnte, was er wollte, ohne den Menschen gegenüber irgend eine Rechenschaft ablegen zu müssen. „Ich heiße Matthias Berghoff, Herr!"

„Noch einmal!"

„Matthias Berghoff!"

Der Pascha wandte sich ab. Dunkle Röte war in sein Gesicht getreten, die Fingerspitzen drehten mit nervöser Hast an einer Quaste des Anzuges. „So! So!" sagte er nach längerer Pause. „Matthias!"

Und dann: „Du bist entsetzlich blaß, Kind! Fühlst du dich krank?"

Er legte zwei Finger unter das Kinn des Knaben und hob dessen Gesicht zu sich empor. „Bist du krank, mein Junge?"

„Ich denke nicht, Herr. Es ist nur alles so ungewohnt, besonders — —"

„Du möchtest nicht gern den Sklavenkittel tragen! Gestehe es nur."

Matthias faßte sich ein Herz. „O Herr, wenn du mir erlauben wolltest, etwas anständiger einherzugehen, etwas —"

„Das soll geschehen," unterbrach ihn Hassan. „Kannst du reiten, Matthias?"

„Ja, Herr. In Valparaiso lebt ein reicher Mann, unser Nachbar, der erlaubte es mir zuweilen, auf einem seiner Pferde ein wenig umherzutraben."

Hassan lächelte. „Hast du noch Eltern, mein Junge?"

Ein trauriges Kopfschütteln war die Antwort. „Nein!"

Es schien, als ob die erhaltene Auskunft dem Pascha keineswegs unangenehm sei. „Laß dich das nicht zu sehr bekümmern, Matthias," sagte er. „Vielleicht bleibst du für alle Zukunft in meinem Hause. Ich habe Gefallen an dir, du sollst gut leben."

Matthias machte eine unwillkürliche Bewegung, als wolle er die Hand ausstrecken — der Pascha sah es und reichte ihm die seinige. „Hättest du Lust, mich auf die Löwenjagd zu begleiten?" fragte er in freundlichem Tone. „Für dich soll dabei keine Gefahr entstehen."

In den Augen des Knaben blitzte es plötzlich auf. „O!" rief er, „ich fürchte mich wahrhaftig nicht so leicht."

„Das ist gut, mein Junge. Ich selbst will dir ein Pferd aussuchen, du sollst die besten Kleider und Waffen haben."

Matthias errötete wie ein Mädchen. War das derselbe Mann, den er noch vor so wenigen Stunden wie einen Tollhäusler umhertoben und, was er erfassen konnte, sinnlos zerreißen sah? — „Ich weiß nicht, womit ich so viel Güte verdient habe," stammelte er voll Verwirrung.

„Du gefällst mir, das sagt alles. Ich besitze weder Weib noch Kind, es lebt niemand, der mich ein wenig lieb hätte — da sehnt sich das Herz zuweilen nach freundlichen Worten, nach einem Blick der

aufrichtigen Dankbarkeit und Zuneigung. Weißt du, was ich denke, Matthias?"

„Nun, Herr?"

„Daß du vielleicht eines Tages zur mohammedanischen Religion übertreten könntest, daß du — —"

„O nein, Herr, nein, das wird niemals geschehen! Vergib, daß ich so offen spreche, daß ich deine große Güte mit Undank zu belohnen scheine, aber gerade dies eine darfst du von mir nicht verlangen. Ich kann meinen Glauben um keines Vorteils willen abschwören."

Hassan ben Ismael schloß sekundenlang die Augen. „Um keines Vorteils willen?" wiederholte er mit leiser, fast versagender Stimme.

„Nein, Herr!"

„Auch nicht, wenn ich die Absicht hätte, dich an Kindesstatt anzunehmen? Nicht, wenn du der Erbe unermeßlicher Reichtümer werden könntest?"

Matthias hob die Hände. „O Herr, wie du mich quälst!"

„Würdest du es thun? Würdest du es thun?"

„Nie, Herr! Gott segne dich tausendfältig, Gott schenke dir alles Gute, aller Wünsche Erfüllung — — aber dies eine kann nicht geschehen."

Der Pascha legte plötzlich den Arm um den Nacken seines Schützlings, er beugte sich tief und zärtlich hinab. „Es ist eine Sünde, mit dir über solche Dinge zu sprechen," sagte er, „du bist ein Kind, du sollst an den bitteren Ernst des Lebens noch lange nicht denken."

Und dann lehnte er momentan seine Stirn gegen die des Knaben. „Matthias, willst du versuchen, mich ein wenig lieb zu haben?"

Das war in deutscher Sprache gesagt; wie von einer Pistolenkugel getroffen, fuhr unser Freund empor. „Herr — um Gottes willen!"

Hassan lächelte. „Nicht wahr, sie haben dich gewarnt, dir gesagt: ‚Sprich nimmer ein deutsches Wort, sonst reißt er dir den Kopf ab.' Ist es nicht so?"

Matthias sah verlegen zur Seite. „Bitte, Herr, frage nicht danach," stammelte er. „Es war nur ein halbverständliches Flüstern, ein — —"

„Ja, ja, Kind, ich kenne das — nur ein Flüstern. Aber unter den Dienstboten verstummt es niemals, es schleicht durch alle Räume und alle Zeiten, es umspinnt mich wie mit einem Netz, das sich nicht mehr zerreißen läßt."

„Aber laß das!" setzte er dann tief atmend hinzu. „Laß das. Sage mir, bist du ein Deutscher?"

„Ja, Herr!"

„Ich wußte es, ich hörte es bei dem ersten Laut deiner Stimme. Wir wollen uns noch oft in unserer Heimatsprache unterhalten, Matthias, noch oft, nicht wahr? — Aber immer nur, wenn uns sonst niemand hört."

Sein junger Schützling sah auf. „Unsere Heimatsprache?" wiederholte er voll Erstaunen.

Der Pascha nickte. „Ja!" versetzte er nach einer Pause, und seine Stimme klang dumpf wie aus gequältem Herzen. „Ja — auch ich bin in Deutschland geboren. Aber das erzählst du keinem Menschen, gelt, mein Junge?"

„Gewiß nicht, Herr, ich schwöre es dir!"

Hassan zog den Knaben mit einem Arme zu sich, mit der anderen Hand streichelte er das blasse Antlitz, aus dem ihm so tiefe Rührung entgegensah. „Willst du versuchen, mich ein wenig lieb zu haben, mein Bursch? — Ach, wenn du wüßtest — wenn sich's schildern ließe, wie unglücklich ich bin! Unter der Sonne des Himmels lebt keiner, der mehr litte als ich, keiner, der verlassener, elender wäre. So arm, so arm inmitten des Millionenbesitzes!" —

Er preßte seine Lippen auf die Stirn des Knaben, und dann schob er ihn sanft von sich. „Wir werden gut miteinander auskommen, gelt, Matthias?"

Und große Thränen standen in seinen Augen, er sprach mühsam. „Geh jetzt, mein Junge, geh und sprich von dem Inhalt dieser Stunde zu keinem Menschen. Mehemet soll dir sogleich andere Anzüge geben."

Er grüßte noch mit der Hand, dann fielen die Portièren des Nebenzimmers hinter ihm zusammen. Wie im Traume begab sich Matthias hinab in die unteren Räume des Hauses.

(Fortsetzung folgt.)

Lustige Gesellschaft.

Wer kennt nicht das kleine, bescheidene Komödiantenvölkchen, welches, auf beständiger Wanderschaft begriffen, seinen Musentempel bald an diesem, bald jenem Orte aufschlägt? Diese, nur aus wenigen Acteuren bestehende Truppe ist in ihren Ansprüchen höchst bescheiden, hält nichts auf kostspielige Garderobe und effektvolle Inscenierung, und beschränkt sich, da sie sich nicht mit dem Einstudieren schwieriger Rollen befaßt, zumeist auf Darstellungen aus dem Stegreife.

Die Hauptperson der aus oft nur zwei, seltener bis zu sechs Stück bestehenden Darsteller, welcher größtenteils der Löwenanteil vom Beifalle des Publikums zufällt, und die unbedingt die Lacher stets auf ihrer Seite hat, ist ein aufgeweckter, händelsüchtiger Patron, der bei jeder, oft mutwillig herbeigeführten Gelegenheit immer bereit ist, Hiebe auszuteilen, gelegentlich aber auch als Vergeltungsrecht so manche Tracht Schläge in den Kauf nehmen muß; sie ist eigentlich ein Professionsmörder, scheint dem Grundsatze zu huldigen: „Haust du meinen Juden, hau' ich deinen Juden."

Dieser Ausbund eines Komödianten vereinigt alle möglichen Charaktere in sich: er ist Held und Feigling zugleich, witzig und verschlagen, vorlaut und schnell eingeschüchtert, je nach Umständen egoistisch und großmütig, in allen Lagen aber immer der Beherrscher der Situation, wobei er zumeist den Nagel auf den Kopf trifft; d. h., was die Logik seiner Beredsamkeit nicht vermag, das erzwingt er mit dem Prügel, mit welchem er sofort hitzig dreinfährt, um durch schlagende Beweise zu überzeugen. Nur vor einem Gegner hat er heillosen Respekt — vor dem perfiden Schwarzen, welcher ihn schließlich trotz tapferster Gegenwehr mitsamt der anderen Sippschaft holt und hierdurch der ganzen lustigen Gesellschaft ein schnelles Ende bereitet.

Letztere besteht, außer vorigem Patron, durchgehends aus leichtgläubigen, tölpelhaften Individuen gemischter Stände. Sei es nun ein Höckerjude, ein Nachtwächter, ein herrenloser Rekrut, oder gar ein König aus Schlaraffenland, unser Held prellt sie alle, ja er scheut selbst nicht den Kampf mit einem fabelhaften Ungeheuer, wenn es ihn mit seinem fürchterlichen Krokodils-

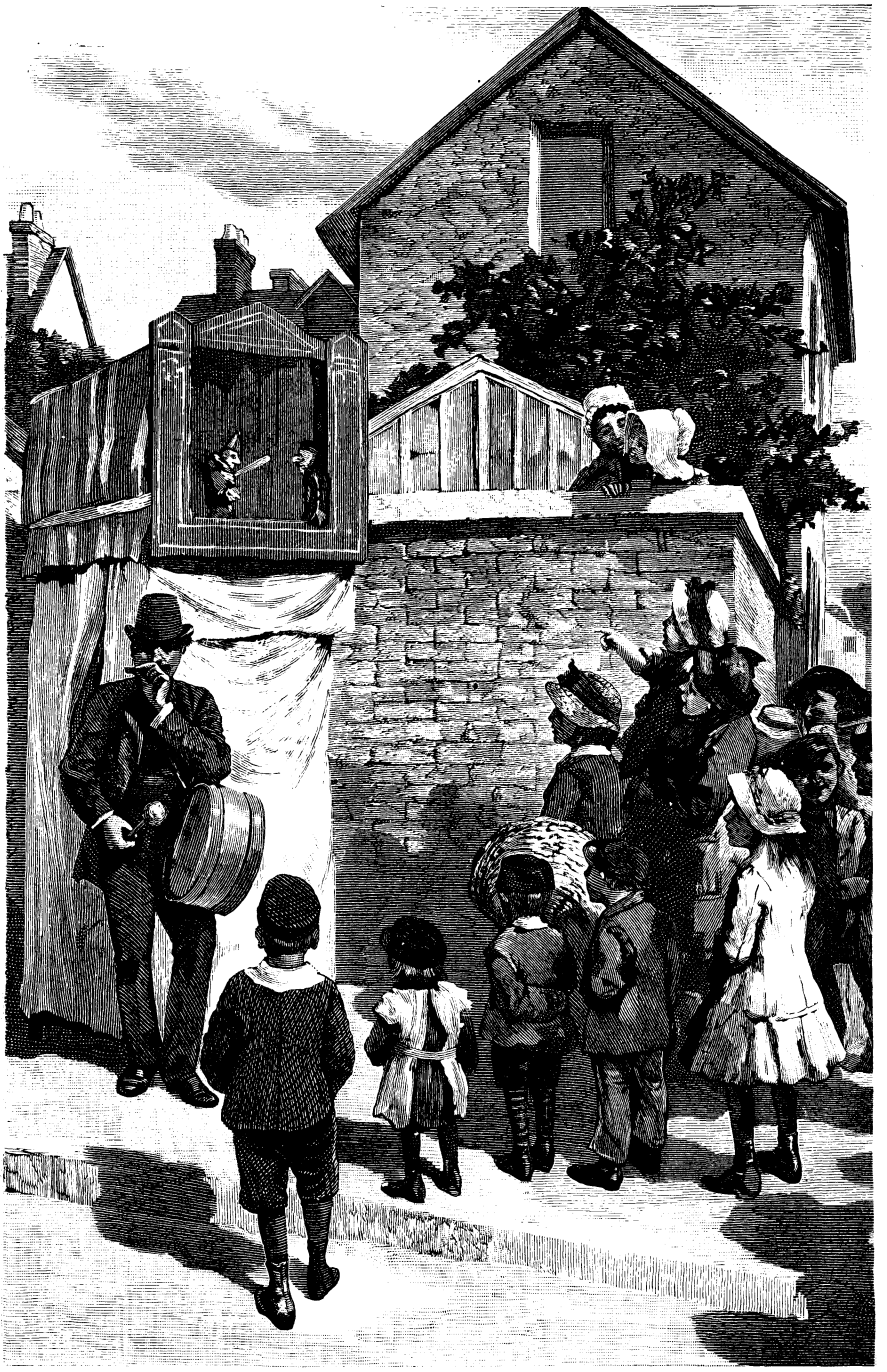
rachen angähnt und mit Haut und Haar zu verschlingen droht.

Unzweifelhaft wird man in diesem Patron den allbekannten „Hanswurst oder Kasperl“ und in dem primitiven Musentempel das „Marionettentheater“ — in Süddeutschland auch Kasperltheater genannt — erraten haben, welches noch in unserer Zeit, wenn auch vereinzelter als vordem, altgewohnt auf den Jahrmärkten seine Bude aufschlägt, übrigens aber in allen Ländern, vornehmlich aber in Italien und Frankreich anzutreffen ist. Schon den alten Griechen und Römern, ja selbst bei den Chinesen, waren derartige Schaustellungen nicht unbekannt und erfreuen sich jetzt noch bei letzteren ungestörter Beliebtheit.

Was von den Marionettentheatern auf unseren Jahrmärkten den meist zahlreichen Zuschauern geboten wird, ist ein sehr gewöhnliches Kunterbunt, welches weniger witzig als derb, oft sogar roh genannt zu werden verdient und sich daher für die Jugend gebildeter Stände wohl nicht schickt. Einem hellen, aufgeweckten Kopfe aber, und an solchem leiden unsere guten Kameraden keinen Mangel, bietet dasselbe bei vernünftiger Auswahl der Darstellungen dennoch günstige Gelegenheit, den Mitgenossen so manche fröhliche Stunde zu bereiten.

Die in Spielwarenhandlungen zum Verkauf ausgebotenen Marionettentheater sind trotz deren zierlichen Bauart dem Raume nach meist nicht entsprechend, und zwar so beengt, daß die darin oder vielmehr dahinter agierende Person sich nicht genügend bewegen kann. Zur Anfertigung einer solchen Schaubühne, welche auf einem kleinen Tische zu placieren ist, bedarf es weder großer Kosten, noch besonderer Vorbereitungen. Eine glattgehobelte Kiste ohne Deckel mit ungefährer Breite von 45 cm, beiläufiger Höhe von 60 cm und in Tiefe mit 25 bis 30 cm genügt bei bescheidenen Ansprüchen vollständig. Man sägt, damit oben ein offener Bühnenraum von etwa 30 cm entsteht, die Hälfte des Bodens quer durch und nagelt an der Sägekante in ganzer Breite eine Querleiste, cirka 12 bis 15 cm breit, darauf. Das vorn abgetrennte Brettstück dient dann als Rückwand und wird hinten über der vorn offenen Stelle befestigt. Soll zur Verzierung ein übriges geschehen, so erhält dieses einfache Bretterhaus oben einen in der Mitte spitzzulaufenden, dachförmig geschnittenen Aufsatz, und wird das Ganze außen mit Tapeten, innen mit einfarbigem Papier überzogen. Außerdem wird innen noch auf der oberen halben Rückwand eine die offene Stelle bedeckende, beliebige Theaterdekoration geklebt. Ein Vorhang ist nicht notwendig. Eine malkundige Hand wird noch nebstdem auf den Außenflächen besondere, dem Zwecke entsprechende Verzierungen anzubringen wissen.

Ein recht praktisches Gestell, das sich besonders gut zum Aufbewahren bei möglichst beschränktem Raume eignet, kann nach Art der sogenannten spanischen Wände aus schmalen Lattenstücken zusammengesetzt werden. Dieses besteht, wie aus anderseitiger Abbildung ersichtlich ist, aus drei nach vorangegebenen Maßen entsprechend zusammengefügten Rahmen von gleicher Höhe und Breite; A zeigt die Vorder- oder Mittelwand, welche in der Mitte durch eine Leiste in zwei gleiche Hälften geteilt ist und darauf das schmale Bänkchen trägt, und oben den erwähnten giebeligen Aufsatz erhält; B und C sind die beweglichen Seitenwände, die mit ersterer durch einfache Scharniere derart verbunden werden, daß ein Flügel nach vorn, der andere nach rückwärts umgeschlagen werden kann. Diese Wände werden mit Ausschluß der oberen,



„Nur heranspaziert, meine Herrschaften!“

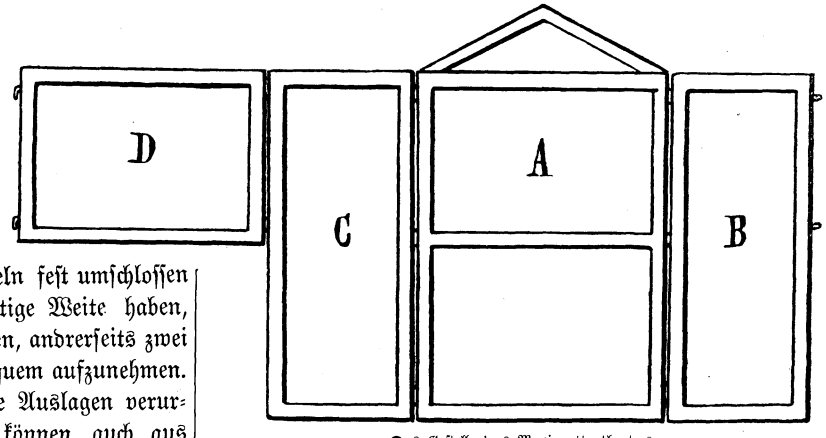
offenbleibenden Hälfte bei A auf der äußeren Seite mit gewöhnlichem Rupfenleinen überspannt, und dann mit dem farbigen Papier überzogen oder auch bemalt. Zur Rückwand dient ein vierter Rahmen D, welcher nur die halbe Höhe der Vorderwand erhält, ebenfalls, und zwar auf der Innenseite, mit Rupfen überspannt und dann mit der schon genannten Theaterdekoration beklebt wird. Den Anschluß an B und C vermittelt man durch einzuhängende Häkchen. Das Aufstellen dieser Bühne, wie das Zusammenlegen beansprucht nur die Zeit weniger Minuten.

Die bekannten, einfachen Marionettenfiguren sind käuflich zu haben, können aber aus Puppenköpfen von Papiermasse gemacht werden, welche man mit passenden Stoffen bekleidet. Das Kleid besteht aus einem einfachen Sacke, weit genug und so lang, um die Hände des Marionettenspielers darin verbergen zu können; die aus Holz geschnitzten Hände der Figuren müssen von den Kleiderärmeln fest umschlossen werden und eine derartige Weite haben, um einerseits den Daumen, andrerseits zwei Finger des Spielers bequem aufzunehmen.

Einfachere, fast keine Auslagen verursachende Figurenköpfe können auch aus Kartoffeln hergestellt werden. Man wählt hierzu Knollen mit diesem Zwecke entsprechenden Auswüchsen, welche durch geschickte Benutzung und Bemalung ein urkomisches Aussehen erhalten. Die derart vorbereiteten Kartoffeln werden zur Aufnahme der Finger genügend ausgehöhlt, und rings am Rande dieser Oeffnungen die in primitiver Weise zusammengeschneiderten Kleider mittels Stecknadeln angeheftet. Eine Papierkrause verdeckt dann die Anschlußstelle. Leider sind derartige Köpfe von nur geringer Dauer und müssen daher öfters erneuert werden.

Das Agieren mit den Figuren wird meistens nur von einer Person ausgeführt, kann aber durch eine zweite insofern unterstützt werden, daß diese der ersteren die auf dem Schauplatze erscheinen sollenden Puppen darreicht und die abtretenden entgegennimmt. Damit die Illusion beim Spielen keine Störung erleidet, müssen beide dem Publikum unsichtbar bleiben. Zu diesem Zwecke wird der die Schaubühne tragende Tisch auf den drei Seiten mit einem genügend langen und breiten Tuche umzogen, und darf den Zuschauern seitlich und rückwärts der Zutritt nicht gestattet werden. Die Figuren sind, um sie sogleich zur Hand zu haben, auf einem kleinen Bänkchen oder auf der durch das Gerüst verdeckten Tischplatte in Bereitschaft zu halten, und soll hierbei auch der Prügel, mit welchem der Kasperl gleich so hitzig dreinfährt, nebst anderen Gegenständen, wie eine kleine Schachtel ohne Boden u. dergl., nicht fehlen.

Das Agieren mit den Puppen geschieht, indem man den Zeige- und Mittelfinger in die Höhlung des Kopfes, den Daumen einerseits und den Ring- und kleinen Finger anderseits in die Aermel steckt. Nach wenigen Versuchen wird bald die nötige Gewandtheit, an jeder Hand mit einer Figur das Spiel ausführen zu können, erreicht sein.



Das Gestell eines Marionettentheaters.

Das Sprechen geschieht mit verstellter, dem Charakter des Darzustellenden angemessener Stimme. Das Erscheinen des leidigen Schwarzen auf der Bühne wird gewöhnlich durch ein eigentümlich sausendes Geräusch angekündigt, welches dadurch hervorgebracht wird, daß man laut pfeift, hierbei den Ton anschwellen und wieder sinken läßt und zugleich so kräftig als möglich summt.

Wenn es auch bei den aufzuführenden Stücken, z. B. Doktor Faust, Kasperl in tausend Aengsten, der übertölpelte Nachtwächter, Kasperl in Schlaraffenland, und wie alle deren Titel zu heißen pflegen, weniger auf kunstgerechten Bau derselben, sondern, um die Lachlust der Zuschauer immer rege zu erhalten, mehr auf gute witzige Einfälle ankommt, so dürfte es dennoch geraten sein, sich vorerst zur notwendigen Uebung einiger vorhandener, eigens für Marionettentheater bestimmter Theaterstücke, deren eine Anzahl sehr hübscher und lustiger im Drucke erschienen sind, zu bedienen, und in selbe eigene gute Einfälle aus dem Stegreif einzuschalten, für welche ja immerhin Spielraum genug erübrigt. Da ja diese Schauspieler so willig sind, sich des Beifalls ihres geehrten Publikums zu versichern, wird das Marionettentheater bei gutgeführter Leitung seiner altbewährten Anziehungskraft zu nie versiegenden Lachsalven sicher sein, denn der pfiffige Kasperl weiß auch in den schwierigsten Fällen Rat zu schaffen und die leidigsten Verwicklungen zu seinen Gunsten auszubeuten.

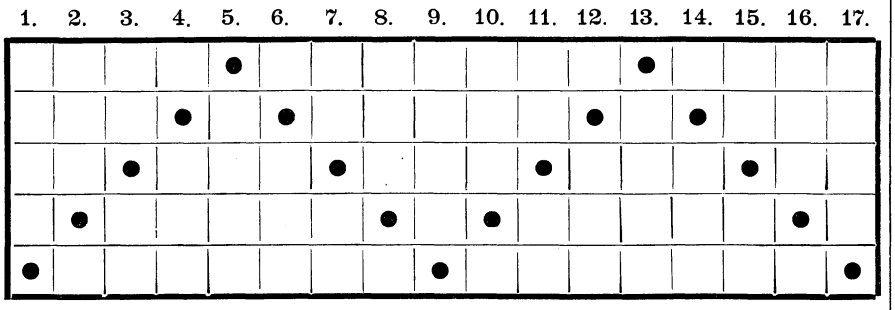
Verschiedene Tageslängen.

Den längsten Tag in Europa hat die Stadt Reykjavik auf Island; dort, wie überhaupt auf der ganzen Insel, dauert die Tageshelle ununterbrochen 3 1/2 Monat. Sodann folgt das in Norwegen, am Waranger Fjord gelegene Städtchen Vardösus, wo es vom 21. Mai bis 22. Juli ununterbrochen Tag ist. Weiterhin kommt die schwedische Grenzstadt Tornea, hier zählt der längste Tag 21 1/2, der kürzeste dagegen 2 1/2 Stunden. In Petersburg und Tobolsk in Sibirien währt der längste Tag 19, der kürzeste 5 Stunden. In Stockholm und Upsala dauert der längste Tag 18 1/2, der kürzeste 5 1/2 Stunden. In Berlin und London endlich beträgt die längste Tageszeit 17 1/2 Stunden.

Ein General

kehrt aus dem Kriege zurück und mit Stolz zeigt er seiner Familie eine von Kugeln durchlöcherte und zerrissene Fahne, die er mit eigener Hand dem Feinde entrissen hat. Am nächsten Morgen soll dieses Siegeszeichen dem Höchstkommandierenden übergeben werden. Als der General die Fahne sucht, bringt sie ihm die fleißige Wirtschafterin stolz lächelnd entgegen und sagt: „Ich bin heute Nacht aufgeblieben und habe die Fahne geflickt. Jetzt sieht sie wieder anständig aus.“

Silbenrätsel.



a, am, an, dan, dolf, fer, flo, ge, gel, ha, hal, ho, ke, le, me, mei, nam, nel, nig, or, org, pe, pfo, pla, ra, se, se, sel, te, ter, ti, to, ton, tus.

Mittelst obiger Silben sind 17 zweisilbige Wörter zu bilden, deren jedes fünf Buchstaben zählt. Werden die Buchstaben dieser Wörter untereinander in die senkrechten Reihen obiger Figur eingetragen, so erscheint an den mit Punkten bezeichneten Stellen der Name eines hochgefeierten deutschen Mannes.

Die einzelnen Wörter bezeichnen: 1) eine Speise, 2) einen Knabennamen, 3) einen griechischen Philosophen, 4) einen Körperteil einiger Säugetiere, 5) eine Pflanze, 6) eine Stadt in Frankreich, 7) eine deutsche Universität, 8) einen Knabennamen, 9) einen Fluß in Asien, 10) einen römischen Kaiser, 11) einen Knabennamen, 12) einen Vogel, 13) ein Musikinstrument, 14) eine römische Göttin, 15) einen Knabennamen, 16) eine Blume und 17) einen Vogel.

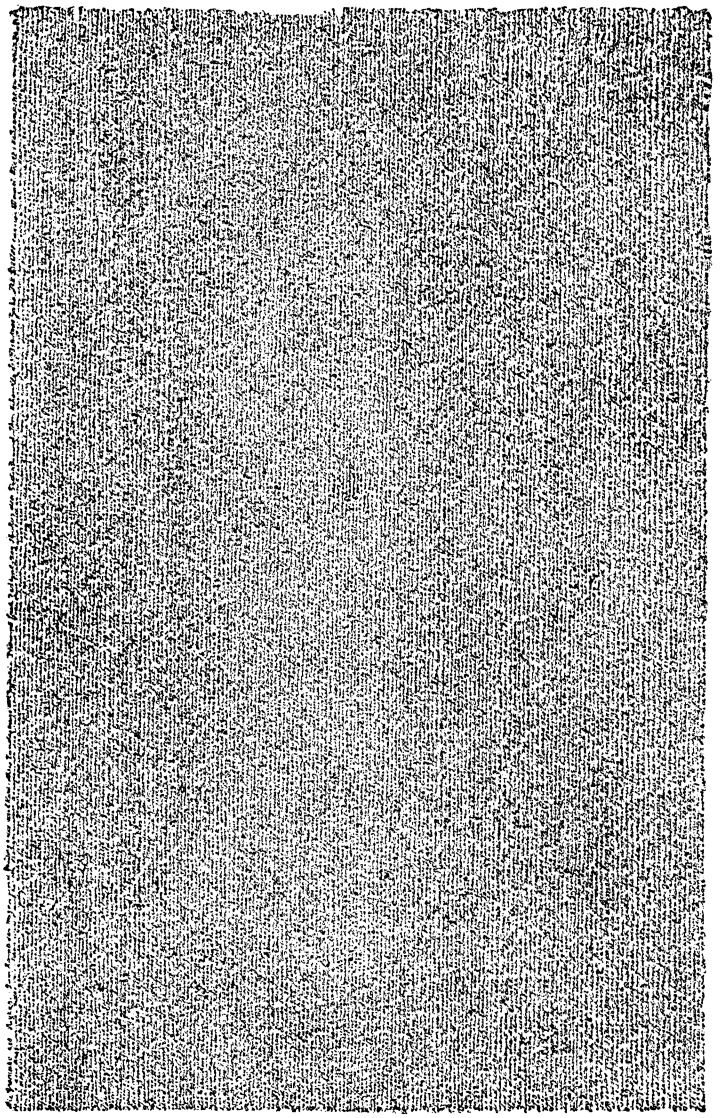
Auflösungen der Buchstabenrätsel in Nr. 10.

Zange — Zunge.

Stern. — Stirn.

Rätsel.

Ein farbensprühend Bild entroll' ich vor euch allen,
Wende **L** in **R** und du siehst Blätter wallen;
Nimmst du's mit **G**, so wird es die Herzen erfreuen,
Denkst du's mit **W**, so kann es Verbrauchtes erneuen;
Laß nie dein Kind mit **V** vor dir sich zeigen,
Sondern voll Lieb' und Dank auf deine Hand sich neigen.



Korrespondenzkarte mit Kleinschrift.

Fragen und Antworten.

Ottmar v. R. Lieber Freund, darin sind wir noch gar arge Stümper. Sieh Dir mal die nebenstehende Nachbildung einer Postkarte an, die vor wenigen Jahren H. A. Dauber in Bietigheim auf der württembergischen Landesgewerbeausstellung ausgestellt hat. Das heißt man Kleinschrift! Die Karte enthält auf dem verhältnismäßig kleinen Raum von ca. 126 □cm 6183 gut lesbar geschriebene Worte, verschiedene Schillersche Gedichte wiedergebend. Im Original sind die Anfänge der einzelnen Gedichte mit roter Tinte geschrieben. Uebrigens möchten wir solche Kunststückchen zur Nachahmung ganz und gar nicht empfehlen. Euere Augen sind ohnehin in Anspruch genommen, eine solche Kritzlerei könnte für diese nur schädigend und verderbenbringend sein. Also nur als Rarität angucken, aber nicht nachmachen wollen! Gruß!

Jakob Rabinowitz in **Polotzk, Gouv. Witebsk (Rußland)** schreibt: „Lieber ‚G. K.'! Ich fühle das Bedürfnis Dir einen Brief zu schreiben. Du erlaubst das doch? Jetzt, da das Abonnements-Jahr zu Ende ist, und die stets mit Sehnsucht erwarteten Hefte des ‚G. K.' schon ein ganzes Buch bilden, in welchem ich zu jeder Zeit mit Vergnügen blättere und neue Lust empfinde, an alte Freuden mich erinnere, — jetzt kann ich mit vollem Bewußtsein der lieben Redaktion meinen empfindlichsten (das ist wohl russisch?) Dank aussprechen für alle schönen Stunden, welche mir der ‚G. K.' bereitet hat und hoffentlich noch bereiten wird. Doch

Unsere größten Freuden
Begleiten stets auch Leiden,
Wie die schönsten Rosen
Die Dornen stets umkosen —

und ich will Ihnen, liebe Redaktion, auch mein Leid klagen. Als ich im vorigen Frühsommer meinen ersten Brief an den ‚G. K.' schickte, waren meine Eltern im Begriff für die Ferien ein Sommerbad zu besuchen. Wir wählten die Ostseestrandorte bei Riga,

Wo ich in des Waldes Laub
Ging oft auf Insektenraub
Und die schönsten größten Beeren
That gar viel dabei verzehren,
Wo ich oft am Meeresstrand
Gar schöne wonnenreiche Stunden
Des Sonnenuntergangs gefunden,
Und noch schönere Muscheln fand.

Doch eines vermißte ich in all diesem Genusse und den Vergnügungen: den „G. K.", denn

Die ganze Zeit am Ostseestrand
Kam das Blatt mir nicht zur Hand.

Anfangs wollten die Leute zu Hause sich nicht die Mühe geben, mir die Zeitung zu übersenden; später aber, als ich . . . . . bekam ich mit einemmal alle Hefte. Nun können Sie sich meine große Freude denken, als ich mit dieser Menge Lektüre überrascht wurde. Es war ein königliches Mahl für einen Hungrigen, ein Goldschatz für einen Armen. Und

Wie ein Hungriger auf Speis' und Trank,
So stürzt' ich mich auf jedes Blatt
Und ward zu lesen es nicht satt
Und dachte nicht an Speis' und Trank.
Und ward so glücklich im Gedanken
Mit Ihren Helden zu verkehren
Und hatte stets nur ein Verlangen:
Man möge mich darin nicht stören.
Das brachte mir von Frau Mama
Zwar manche Plag' (?) beim Mittagessen;

Doch ich, ich weiß nicht wie's geschah,
Ich wollte an alles ganz vergessen
Und hatte Sinn nur für das Blatt,
Das immer schöner ward und reger,
Und konnte mich nicht lesen satt
An dem ‚Sohn des Bärenjäger'.

Nun, liebe Redaktion, spreche ich Ihnen meinen empfindlichsten Dank für alle diese vergnügungsreichen Stunden aus. Tausend Dank. — Nun habe ich aber noch an Sie, liebe Redaktion, eine Bitte. Ich möchte gern mit Kameraden in Korrespondenz treten. Ich sehe ein großes Vergnügen darin, mit Freunden aus fernen, unbekannten Ländern mich zu unterhalten und aus ihren Briefen neue Länder und Sitten kennen zu lernen. Könnten Sie mich, liebe Redaktion, zu diesem Behufe den Kameraden empfehlen und meine Aufforderung unterstützen? Indem ich mit Sehnsucht erwarte Ihre Antwort in der nächsten Nummer zu lesen, verbleibe achtungsvoll Ihr dankbarer . . . . . " Nun, wer von den Kameraden hat Lust mit unserem jungen Russen eine Korrespondenz einzugehen? — Grüßen freundlich.

Hermann Stnogowitz, Charlottenburg. O, ja, der „G. K." weiß ein Mittel Dein Niederwalddenkmal, d. h. Deine Modellierbogenarbeit vor dem Zusammenstürze zu retten und Dir dabei eine gute Lehre für das Leben mitzugeben. Merke Dir, es ist kein zufälliges, sondern ein — gewiß unwissentlich begangenes — aber dennoch ein selbstverschuldetes Unglück. Bei allen Deinen Unternehmungen, als Knabe im Spiel, als Mann der Zukunft, in der Arbeit wie in der Spekulation, mußt Du immer zuerst für tüchtigen Untergrund sorgen, der das Ganze tragen kann. Es gibt nun kein anderes Mittel, als Dein Niederwalddenkmal zu zerlegen und neu aufzubauen; dies machst Du folgendermaßen: Du zerlegst es in das Flächennetz, aus dem Du den Körper zusammengesetzest; cachierst (klebst) dieses Netz auf einen mittelstarken Bogen Karton, der die Stärke einer gewöhnlichen Visitenkarte haben muß. Dieses Aufcachieren oder Aufziehen auf den Karton muß mit gutem Kleister geschehen, wie solchen die Buchbinder benützen. Solchen Kleister kannst Du selbst machen. Du läßt etwa einen halben Liter Wasser stark sieden und schüttest in das aufwallende Wasser langsam unter beständigem Umrühren, damit sich keine Knollen bilden, so lange feines Stärkemehl, bis die Masse durchscheinend gallertig wird, und der Kleister ist fertig. Du kannst vorher noch im siedenden Wasser Tischlerleim auflösen, um die Klebrigkeit des Kleisters zu erhöhen, aber der Leimzusatz muß sehr gering sein, da sonst der Kleister zu spröde wird. Hast Du nun das ganze Netz sorgfältig und ohne Falten also auf den Karton aufgespannt, dann lasse es gut trocknen, und zwar nicht durch Ofenwärme, denn da würde es sich unregelmäßig werfen (schwinden) und alles wäre verdorben. Ist der Karton gut an der Luft getrocknet, dann lege ihn zwischen zwei Reißbretter, welche Du tüchtig beschwerst, und läßt ihn in dieser Presse mindestens 24 Stunden liegen. Nach dieser Zeit ist der Karton völlig glatt und fertig zum Neuaufbau Deines Denkmales. Noch eins! Da der Karton an den Biegungskanten keine schönen Bruchkanten wegen seiner Stärke geben würde, so mußt Du diese mit dem Federmesser leicht einritzen (ja nicht zu tief!), wodurch in der Linie der Biegung der Karton verdünnt und die durch die Biegung sich bildende Kante scharf und gerade sich ergeben wird. Ist nun so Dein Neubau fertig, dann nehme Deinen Farbenkasten und übermale die störenden weißen Kanten vorsichtig mit den Tönen, welche die angrenzenden Flächen bedingen. Nur so und nicht anders kannst Du Deine Germania wieder herstellen, und bei Deiner nächsten Arbeit ziehe von vorneherein gleich das Netz auf solchen Karton auf, um nicht wieder einreißen und neubauen zu müssen. Dies merke Dir für das Leben: das Spiel der Jugend soll die Schule für die Arbeit des Mannes sein.

G. B. G. D. und **C. H.** in **Br.** Ueber die angeregte Streitfrage: „welches der stenographischen Systeme das beste sei" wird dem „G. K." von einer Autorität dieses Gebietes geschrieben: „Das einzige wirklich originale Stenographie-System ist das vornehmlich in Süd- und Mitteldeutschland stark verbreitete Gabelsbergersche. Nächst oder allenfalls neben ihm kommt das Stolzesche in Betracht, das in Norddeutschland prädominiert. Dasselbe basiert jedoch in allen Hauptpunkten auf die Erfindung Gabelsbergers. Welches von beiden Systemen das bessere sei, darüber ließe sich streiten, wenn es auch zweifellos ist, daß Gabelsberger eine ungleich bedeutendere Persönlichkeit war, als Stolze. Beide Systeme entsprechen so ziemlich allen praktischen Anforderungen, die wir an eine tüchtige Stenographie zu stellen berechtigt sind. In mancher Beziehung ist das Gabelsbergersche, in anderer wieder das Stolzesche überlegen. Ich meinesteils übe die Gabelsbergersche Stenographie praktisch seit meinem sechzehnten Jahr; die Stolzesche kenne ich nur theoretisch, d. h. ich kann zur Not etwas in Stolzescher Stenographie Geschriebenes entziffern. Auch das Rollersche System habe ich mir flüchtig angesehen, ohne mich sonderlich dafür erwärmen zu können. Jedenfalls schätzen die enragierten Gabelsbergianer, die mit Stolzianern oft in erbitterter Fehde liegen, das Stolzesche System höher als das Rollersche. Am gefälligsten fürs Auge sieht das Gabelsbergersche System aus. Bei der Wahl eines Systems fällt ja auch noch überdies die Verbreitung desselben ins Gewicht. Wer die Gabelsbergersche oder die Stolzesche Stenographie beherrscht, der hat ein zwanzigmal größeres Publikum als der Anhänger von Roller oder Ahrends. Das fortwährende Auftauchen neuer Systeme, die in der Regel nur Variationen der bisherigen sind, erschwert nur die Verbreitung der bereits vorhandenen, ohne daß ein wirklicher Vorteil bei der Sache ersichtlich wäre. Es gehört eine sehr mäßige Begabung dazu, in den vorhandenen Systemen gewisse Mängel zu entdecken: aber das Bessere ist hier, wie so oft, der Feind des Guten."

„Hei Kam'raden! wie werdet Ihr lachen,
So köstlich war nie noch Weihnacht machen!"

Alfred B. in **W.** Ein wenig ältlich, darum aber nicht übel. Der Herr Professor fragt einen Schüler: „Wie viel Inselgruppen liegen in der Südsee und wie heißen sie?" Schüler: „In der Südsee liegen sehr viele Inselgruppen und ich heiße Peter Kimpel . . ."

E. X. Laß ihn sitzen, wohl bekomm's! Aber in welcher Gesellschaft hast Du Dich denn aufgehalten?

Julius von der Wall zu Norden in **Ostfriesland** schreibt: „Wer von meinen Kameraden will das Siegel des Magistrats der Stadt Norden aus den Jahren 1612 und 1619 mit der Inschrift: Civitat: Nordanae Sigill. Judiciae mit dem Wappen (drei Sterne im blauen Felde und der Schutzpatron, heiliger Ludger) gegen Briefmarken eintauschen? Angebote erbitte mir direkt."

K. S. in **W.** Nachdem Du die Einrichtung für Deine Mineraliensammlung schon besitzest, Deine Mineralien wohl auch schon bestimmt hast oder besser hast von berufener Seite bestimmen lassen, wird es sich nur noch um das gruppenweise Einordnen handeln. Dazu kann Dir nun die erste beste Naturgeschichte Wegweiser sein. In das Kästchen (Fächer) kommen die Steine zu liegen, z. B. die gemeinen Quarze, edlere Quarze, die Erden, die Sandarten, Erze, die Gruppe der Trias, Jura, der Kreide u. s. w., je nach dem Du Material hast, auf Grund der chemischen oder physikalischen Beschaffenheit und der naturwissenschaftlichen Ordnung überhaupt. An dem betreffenden Kästchen wirst Du dann noch ein Schildchen mit Angabe der betreffenden Gruppe, auf dem Boden oder an der Wand des einzelnen Faches ebensolche Schildchen mit Angabe des Minerals und Fundortes anzubringen haben. Besuche, wenn Dir die Gelegenheit gegeben, doch mal auch ein größeres Naturalienkabinett; es wird Dir ein solcher Besuch mancherlei Anregung für Anlage und Ordnung Deines mineralischen Besitztums geben.

Eine Mutter. O ja, aus dem kann noch was werden. Der achtjährige Felix, ein kleiner Schlaumeier, hat seinen Onkel zum Geburtstag beglückwünscht. Der erfreute Onkel zieht einen neuen Fünfmarkschein aus der Brieftasche, und einen blanken Thaler aus der Börse. Um sich zu überzeugen, ob der Kleine die Münzsorten schon kennt, zeigt er ihm Banknote und Thaler mit den Worten: „Was willst du, Felix, dies oder jenes?"

Der kluge Junge zeigt zuerst auf den Thaler, dann auf den Fünfmarkschein und meint dann mit einer bezeichnenden Geste treuherzig: „Einwickeln!"

L. v. Wurmb, Gießen. Die Gemahlin Kaiser Karls V. kommt für die Geschichte einzig nur in Betracht als Mutter des Sohnes und Erben der spanischen Königskrone — Philipps II., des düsteren, fanatischen Unterdrückers der niederländischen Freiheit. Im Jahre 1526 vermählte sich der jugendliche, in der Mitte der Zwanziger stehende Kaiser Karl, zu jener Zeit schon in Rat und Feld ein hoch gepriesener Fürst, mit der Tochter des Königs Emanuel von Portugal, Isabella, einer weniger durch Schönheit, als durch Bildung und Tugend ausgezeichneten Prinzessin. Dieser Ehe waren Philipp und zwei Töchter entsprossen. Der Vater Isabellens, der aus einer ersten Ehe kinderlos geblieben war, führte mit Recht den Beinamen: „der Große"; unter seiner musterhaften Regentschaft gedieh Portugal zu einer bisher unerreichten Größe, wozu die Entdeckungen Vasco de Gamas, Albuquerques u. a. nicht wenig beitrugen. — Eine enge Verbindung mit dem Nachbarlande dünkte Kaiser Karl wünschenswert und von diesem Gesichtspunkte aus gab er gern seine Zustimmung, da nach dem Tode seiner zweiten Gattin Maria von Kastilien, der Mutter Isabellens, der alternde Monarch Emanuel um die Hand der Prinzessin Eleonore von Oesterreich, der Schwester Karls V. warb, und durch diese Ehe seinen Eidam zugleich zu seinem Schwager machte. Die Früchte der Grundsätze, die vor Jahren seinen kaiserlichen Vater bei der Wahl der Lebensgefährtin geleitet, kamen im Jahre 1579 seinem Sohne Philipp II. zu gute. In diesem Jahre ward der Thron Portugals durch den Tod des kinderlosen Königs Sebastian erledigt, und der Herrscher Spaniens beeilte sich, mit bewaffneter Hand das Heimatland seiner Mutter zu beanspruchen. Er sah seine Wünsche erfüllt, die eiserne Faust Herzog Albas, seines Generalissimus, erstickte jeden Widerstand, und die beiden Nachbarreiche vereinten sich für längere Zeit unter einem Scepter.

Hans St. in **Dresden.** — 1) Zur Bereitung des Wasserstoffs bringt man in eine Flasche, die mit doppelt durchbohrtem Kork verschlossen ist, durch dessen eine Oeffnung eine lange, oben mit einem Trichter versehene Röhre geht, während in der anderen Oeffnung eine kurze, rechtwinklig gebogene Röhre steckt, kleine Stückchen Zinkblech, füllt sie zur Hälfte mit Wasser und fügt dann durch die Trichterröhre, die bis auf den Boden der Flasche reicht, konzentrierte Salzsäure (Vorsicht mit dieser Säure!) in kleinen Portionen zu. Es beginnt sogleich Wasserstoff sich zu entwickeln, aber man warte mit dem Auffangen des Gases und weiteren Experimenten, bis alle atmosphärische Luft aus dem Apparat ausgetrieben ist. Um sich hiervon zu überzeugen, füllt man ein Probierröhrchen ganz mit Wasser, setzt den Daumen fest auf, taucht es verschlossen in eine Schüssel mit Wasser und entfernt den Daumen. Bringt man nun das Gasableitungsrohr unter die Oeffnung, so steigen die Blasen in dem Röhrchen in die Höhe und füllen dasselbe bald ganz mit Gas. Man zieht es aus dem Wasser und hält es schnell, mit seinem offenen Ende nach unten gekehrt, über die Flamme einer Lampe. Brennt das Gas ruhig ohne jede Verpuffung aus, so ist alle atmosphärische Luft aus dem Apparat verdrängt, im anderen Falle muß man, bevor man weitere Experimente ausführt, die Gasentwickelung noch einige Zeit fortsetzen. — 2) Einen Carbon-Natronofen zu bauen, können wir Dir nicht empfehlen; es gehören hierzu technische Fertigkeiten, die wir bei Dir nicht voraussetzen können.

K. F. in **G.** Ob wir ein Mittel wüßten gegen schwitzende Hände? Man sagt uns, daß öfteres Waschen mit Korn- oder Franzbranntwein helfen soll.

F. Fichter in **Freiburg i. B., Katharinenstraße 3,** möchte mit seinen Kameraden gerne Briefmarken tauschen und bittet um Angebote.

Der verschwundene Schatz.

Zum Gutsherrn in Klaukendorf bei Allenstein kam ein Fremdling, der sich bald dessen Vertrauen zu erwerben verstand. Eines Tages sagte er zum Herrn: „Hört einmal, in dem Berge, auf dem die Windmühle steht, liegt ein Schatz verborgen, der in einem großen, goldenen Pferde, das von unzähligen Goldstücken umgeben ist, besteht. Diesen Schatz mögt Ihr und Eure Gutsleute nehmen. Das Pferd mag also Euer sein und dazu so viele von den Goldstücken, als Ihr samt Euren Leuten fortschleppen könnt. Dagegen soll dasjenige, was sich auf dem Pferde befindet, dem Anzeiger unverkürzt verbleiben. So ihr Euch aber an dem vergreifet, was sich auf dem Pferde befindet, so verschwindet der Schatz für immer.“ Mit diesen Worten entfernte sich der Fremde. Kaum war er fort, so begab sich der Besitzer mit seinen Leuten an den Windmühlenberg, und alle begannen gar fleißig nach dem Schatze zu graben.

Bald war man bereits zu einer beträchtlichen Tiefe gelangt, fand aber nichts, und die Leute wurden ein wenig mißtrauisch.

Auf Ermunterung des Gutsherrn gruben sie jedoch weiter. Da, o Wunder, stieß man plötzlich auf das Pferd, das aus reinem, glänzenden Golde bestand. Um das Roß herum fanden sie, wie der Fremde gesagt, Goldstücke in Menge. Geschwind steckten sich die Gräber Taschen und Stiefeln davon voll, während der Herr bemerkte, daß auf dem Pferde ein großer, diamantener Sattel sich befand. Da erwachte seine Habgier und schnell griff er nach dem Sattel, um sich seiner zu bemächtigen. Allein sowie er die Hand anlegte, erfolgte ein gewaltiger Donnerschlag, der die Erde erzittern machte. Das Pferd nebst den Goldstücken versank in die Tiefe, und selbst die bereits eingesteckten Stücke waren urplötzlich verschwunden, und die Schatzgräber mußten mit leeren Taschen abziehen und konnten Gott danken, daß sie mit heiler Haut davon gekommen waren.

Sonach stecken Roß und Sattel noch in der Erde; *sie können aber nur von Nichthabsüchtigen gehoben werden.*

Freue Dich! doch ohne Reue!
Scherz', doch keinem Herz zu Leid!
Treu' und Wahrheit allezeit,
Weiht die Freude stets, die neue.

A. Treu.

Weihnachten.

Das Buch der Bücher, die heilige Schrift, berichtet von einem neuen wunderbaren Stern, der in der Christnacht über dem Lande Juda aufging. Derselbe leitete die drei königlichen Weisen aus dem Morgenlande nach der Felsengrotte bei Bethlehem, wo sie in einer Krippe den Heiland der Welt fanden, vor ihm niederfielen und ihn unter Darbringung ihrer Gaben anbeteten.

Dem wunderbaren Sterne vergleichbar, leuchtet seit der heiligen Nacht von Bethlehem das Weihnachtsfest durch die Jahrhunderte, durch die Trübe der Zeiten, mit ihrem mannigfachen Leid und Weh. Oede, wie ein erstorbenes Schneegefilde, war trotz aller Bildung und sittlichen Hoheit einzelner bevorzugter Naturen das in Genuß, Selbstsucht und brutale Grausamkeit versunkene Heidentum; die Welt lag in Winterkälte und Todesschlummer, bis Christus Mensch ward und eine Neuschöpfung des Völkerlebens und seiner Zustände begann. Der Wohlthaten dieser Neuschöpfung erfreut sich noch das heutige Geschlecht der Menschen — und voll Rührung und Dankbarkeit feiert es alljährlich den Geburtstag des Erlösers. „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ tönt es dann von Millionen Lippen, in allen Sprachen, über den ganzen Erd-

„Ehre sei Gott in der Höhe, Friede und Freude den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“

kreis. Ein milder, verklärender, versöhnender Schimmer entströmt wie Sternenlicht dem hohen Feste und bringt, wenigstens für die Spanne zweier Tage, alle Feindseligkeiten der Völker, alle Wirren des öffentlichen Lebens zur Ruhe.

Wie in das Leben der Völker, so leuchtet nicht minder in das Leben des Einzelnen das hohe Weihnachtsfest wie ein freundlicher Stern hinein. Welcher Tag erscheint dem Kinde in schönerem, reicherem, himmlischerem Glanze, als der Geburtstag des Christkindleins? Unaussprechlich seliger Augenblick, wo das ahnungsvolle Kindlein, von treuer Elternhand geleitet, hintritt zum Weihnachtsbaume, der im Kerzenglanz und Schmuck der Früchte erstrahlt, unter sich die Krippe mit dem Jesukinde; wie glänzen die Augen von reiner Freude, wie voll seliger Lust ist das kleine Herz! Ein stilles Heimweh nach jenen unschuldigen Kindertagen durchzieht auch des gereiften Mannes Brust; aus der Gegenwart, durch die er sich ringend und kämpfend hindurcharbeitet, versetzt sich der Mann am Weihnachtsfeste zurück in die friedliche Vergangenheit, in die genügsame Kindheit; liebe Worte vom Muttermunde, gelallte Gebetlein der Kinderlippen tönen in ihm wieder, und glaubend, hoffend, liebend blickt er hinauf zu den ewigen Sternen.

Ja, die Erinnerung an die Weihnachtsfeste der Kindheit lebt so mächtig in des Mannes Brust, und der Glanz, der dem Weihnachtssterne fort und fort entströmt, ist von so süßer, geheimnisvoller, siegreicher Gewalt, daß der ringende, kämpfende, forschende Mann, wohin er auch immer auf fremder Erde seinen Fuß und Wanderstab gesetzt hat, das Weihnachtsfest heilig hält und dasselbe nach Landes Brauch und Sitte, oder nach der süßen Gewohnheit der Heimat, oder endlich nach eigener Eingebung begeht. In den Urwäldern und Felsengebirgen Amerikas, in der Wüstenglut und Steppenwildnis Afrikas, in der ungeheuren Wasserwüste der Ozeane, zwischen den todeseinsamen Eisschollen des Nordpols, in der versengenden Hitze des Aequators — überall sind Reisende gewandert, welche ihren müden Fuß oder ihr morsches Schiff am Weihnachtstage rasten ließen — welche am Weihnachtsfeste, statt weiter in die Ferne zu schweifen, Einkehr bei sich selber hielten — welche entweder in ihrer Brust ein Weihnachtsbäumchen mit den blinkenden Kerzen der Liebe und Erinnerung anzündeten, oder einen Palmenwedel, einen Fichtenzweig, ein Kronsbeersträuchlein zum wirklichen Weihnachtsbäumchen herrichteten.

Weihnachten der Reisenden — wollen wir uns nicht heute, am hohen Feste selbst, wo wir in der trauten Weihnachtsstube des Heimathauses rasten, umwogt vom gewürzigen Walddufte der heimatlichen Fichte — wollen wir uns nicht heute auf den Flügeln des Gedankens in die weite Ferne versetzen und zusehen, in welcher Weise die Reisenden ihre Weihnachten feiern? Wir werden uns dann doppelt heimisch in unserer traulichen Weihnachtsstube fühlen — aber ein Liebesband wird uns mit den fernen Wanderern verbinden, mit denen wir uns am Weihnachtsfeste eins fühlen im Glauben und in der Liebe. —

Zwischen grönländischen Eisschollen lagert ein großes Schiff. Die Masten und Rahen strecken ihre kohlschwarzen Glieder gen Himmel; an den Tauen haftet der Frost in zarten kristallenen Geweben, das Steuer ist unter Eisblöcken begraben; Schnee, dicker Schnee belastet das Verdeck und verhüllt auch die goldene Inschrift am Schnabel des Schiffes: „Germania". Und wäre auch der Schnee nicht, so würde man doch die Inschrift nicht entziffern können, denn es herrscht seit Wochen die dunkle Polarnacht, die sich nur dann und wann zu trübem, unsicherem Dämmerlichte erhellt, so daß man auf wenige Schritte die Landschaft erkennt — die Landschaft, die weiß und still und einförmig unter Schneewehen dahinträumt, von zackigen Eiswänden hoch überragt. Vom Pflanzenleben ist keine Spur zu entdecken, die Tiere sind weggezogen oder erstarrt im Winterschlaf. Durch die eisige Nacht senden die Sterne lebhaft zitternd ihr kaltes Licht herab, und Nordlichter zucken auf, mit roten und blauen Strahlenbündeln, wie die Streifen eines Fächers oder die Blätter einer Blume — ein großartiges Feuerwerk. In dem Glanze dieses Feuerwerks sehen wir eine Rauchsäule, welche einer aus dem Schiffsdeck ragenden Röhre entsteigt. Der Rauch verkündet uns, daß unten im Schiffe des Herdes traute Glut entfacht ist. Ja, es überwintern hier kühne Nordpolfahrer, Deutsche, welche vor wenigen Monden Bremerhaven und damit Deutschlands Küste verließen, um womöglich das starre Geheimnis des Nordpols zu ergründen. Nun ist den in Pelz verhüllten, in enger Kajüte begrabenen Männern die Weihnachtszeit gekommen. Daß das schöne Fest gefeiert werden muß, versteht sich von selbst; auch auf anderen, früheren Nordpolfahrten war die Feier der Weihnacht ein Glanzpunkt der arktischen Nacht. Die Männer der „Germania" sind die ersten Deutschen, die in dieser Breite überwintern und allen ist es klar, daß der deutsche Tannenbaum zu Weihnachten auf der „Germania" nicht fehlen darf. Aber wo soll man eine Tanne in Grönland nehmen? Sie wächst im ganzen Lande nicht. Doch die Natur selbst scheint Mitleid mit den überlegenden Männern zu haben: sie bietet ihnen, so kärglich ihr Pflanzenwuchs auch ist, doch freundlich die hilfreiche Hand und gibt ihnen zu einem Weihnachtsbaume wirkliches frisches Grün. Die kleinen Sträucher der Andromeda oder Torfheide behalten nämlich auch im Winter ihre Blätter, die, obgleich ziemlich bräunlichgrün von Farbe, sich doch besser ausnehmen als Moos. Am Hange eines nahen Felsen wachsen unter der Schneedecke reichlich solche immergrüne Andromedasträuchlein; der Botaniker der „Germania" kennt die Stelle und unter seiner Leitung werden in dunkler Mittagsstunde die Zweige aus dem Schnee gekratzt und im Triumphe heimgebracht. Vom Schiffszimmermann wird nun ein hölzernes Gestell verfertigt, das, auf einem Fußbrett stehend, den drei Fuß hohen Stamm und die Hauptäste einer kleinen Tanne darstellt. Diese werden mit den Schößlingen der Andromeda bewickelt; dann fügt man in die Hauptäste ebenso bewickelte kleine und dünne Stäbchen als Zweige und Nebenzweige, und endlich ist ein „Tannenbaum" fertig, der alle Erwartungen übertrifft. In der hinteren Kajüte des verschneiten Schiffes ist geheizt worden und hier wird der Tannenbaum zusammengesetzt. Ein jeder der rauhen, wetterharten Matrosen beteiligt sich mit Lust und Liebe und Kindersinn. Auch kleine Wachslichter und vergoldete Nüsse fehlen unter den Schiffsvorräten nicht, zum Schmucke des Bäumchens. Die gesamte Mannschaft sitzt in dem engen Raume bei einer trübe brennenden, qualmenden Walroßthranlampe; fröhliche Gespräche gehen hin und her, und jedes Herz erschließt sich der süßen Weihnachtsfreude.

Es kommt der heilige Abend. Mit Ausnahme der Festordner muß jedermann schon um 4 Uhr die Kajüte verlassen. Die Wände werden ringsum mit Flaggen geschmückt; neben dem Sofa kommen die schönsten Felle der erlegten Polarfüchse zu hängen, und der Tisch wird durch Zuhilfenahme einiger Kisten bis zum Maste hin verlängert. Um 6 Uhr ist alles fertig.

Ein kleines buntes Transparent prangt unter der Kappe, und im Logis wird jetzt ein Weihnachtslied angestimmt. Dann tönt die Schiffsglocke. Auf dieses Zeichen treten alle in die Kajüte und verteilen sich um den Tisch. Deutsche Weihnacht im ostgrönländischen Eise! Da stehen ernsthaft und doch so froh dreinschauend die kräftigen Gestalten der großen Kinder, da erhebt sich bis zur Decke hinauf der schönste Weihnachtsbaum und glitzert von Lichtern, von Gold und Silber. Und auf dem frischen weißen Tischlaken liegen auf Tellern zierlich geordnet die Geschenke. Es sind zwar sämtlich unbedeutende Dinge: kleine Bücher, Brieftaschen, Messer u. s. w., aber sie machen allen ohne Ausnahme die größte Freude. Zudem erhält jeder ein dickes Knäuel von Bindfaden, in das nach Art der sogenannten Wunderknäuel kleiner Mädchen verschiedene Sachen eingewickelt sind. Neben dem Tannenbaum liegt noch eine große Harmonika „für die Mannschaft". Der fertigste Spieler nimmt sie sofort zur Hand und läßt die alten, süßen Weihnachtsmelodien in die schweigende Polarnacht hinaus ertönen. Etwas später folgt ein warmes Abendessen, wobei der Koch namentlich mit einem prachtvollen Gebäcke Ehre einlegt. Die Glückwünsche werden in Schaumwein vom Neckar ausgebracht und beim Dessert thut sich eine große Kiste auf, die man als versiegeltes Weihnachtsgeschenk aus der Heimat mitgenommen. Sie enthält — o Wonne! — eine Anzahl von Flaschen des trefflichsten Rheinweins. Da erglühen Herz und Sinn der Männer; es wird gescherzt und geschwatzt, es werden Reden gehalten und Gesundheiten getrunken, und das in Schnee und Eis begrabene Schiff erdröhnt von manchem kräftigen Hoch. Man gedenkt der Lieben in der Heimat und des ewig teuern deutschen Vaterlandes. Aber noch fehlt der Gesang. Die Liederbücher werden hervorgeholt und feierlich erklingt aus rauhen Kehlen der Choral durch die Kajüte und hinaus in die schweigende Sternennacht:

Jauchzet, ihr Himmel, frohlocket ihr Enden der Erden!
Gott und der Sünder, die sollen zu Freunden nun werden!
Friede und Freud'
Wird uns verkündiget heut',
Freuet euch Hirten und Herden!

Dies und andere Lieder sind verklungen. Da es eine wunderbar warme und linde Luft ist — selbstverständlich für die Witterungsverhältnisse des Nordpols — so findet der Vorschlag, auf dem Eise ein Tänzchen zu machen, die allgemeinste Zustimmung. Bald springen die Germaniamänner munter im weichen Schnee umher und, im zackigen Geweih eines erfrorenen Renntieres sitzend, spielt der Bootsmann dazu mit fertiger Hand auf der neuen Harmonika. Manche Flasche wird dann noch hervorgeholt und manche Gesundheit wird noch getrunken, und Mitternacht ist vorüber, als die Mannschaft zur Ruhe kommt. Das war ein Weihnachten im grönländischen Eise. —

Durch die weite Wasserwüste des Atlantischen Ozeans steuert ein Schiff, eine stattliche Brigg mit wehender Flagge und vollen Segeln. Sie ist von Hamburg ausgelaufen und richtet ihren Kurs gen New York. Eine wertvolle Ladung birgt der Schiffsraum; kräftige Matrosen und Offiziere sind auf Deck; der einsichtsvolle erfahrene Kapitän steht auf seinem Posten auf der Brücke. Die Sonne entsteigt dem Meere und sinkt wieder ins Meer hinab. Endlich erscheint ein Tag, dessen Abend ein wunderbarer Zauber umfließt — denn er ist der heilige Abend. Die Sonne taucht wie eine rotglühende Kugel in den äußersten Saum der See; kaum hat sie den Horizont berührt, so teilt sich ein Purpurstrom von Licht den Wellen mit, die, größer und größer werdend, ihn schäumend und brausend an das einsame Schiff tragen. Dann breitet die Dämmerung ihre grauen Schwingen über das graue Meer. Es entbrennen tausend und aber tausend Sterne am hohen Himmelszelt, als wären es die Kerzen eines unendlichen Weihnachtsbaumes, den sich der Herr der Welten zu seiner Ehre angezündet. — Der Mann am Steuer wendet das Glas um und ruft über das Deck hin: „Sechs Glasen!" Auf diesen Ruf kommen die Matrosen, mit der Sonntagsjacke angethan, aus dem Logis herauf. So hat es der Kapitän angeordnet, aber keiner der Matrosen ahnt, zu welchem Zwecke. Sie sind vollzählig bis auf den Mann am Steuer und den Mann auf dem Utkiek — diese beiden müssen auf ihrem Posten bleiben. Der Bootsmann, als führender Deckoffizier, geleitet die Mannschaft bis zum großen Maste. Die Matrosen sehen sich fragend an, flüstern miteinander und gehen unsicheren Schrittes; sie scheinen zu befürchten, daß eine Strafpredigt ihrer harre. Die Kajüte des Kapitäns, wohin sie beordert, ist ein gar gefürchteter Ort. Stolpernd geht es die Treppe hinunter, der Bootsmann immer voran. Aber sowie die Leute die Kajüte betreten, machen sie große Augen, denn vor ihnen auf dem Tische steht eine Pyramide, deren vier Stäbe mit grünen Papierschnitzeln und künstlichen Blumen umwickelt sind; auf kleinen Drahtleuchtern stecken an den Stäben brennende Kerzen, und goldgelbe Apfelsinen, trockene Feigen und Rosinentrauben, die der Kapitän aus Hamburg mitgenommen, hängen an den Querstäben der Pyramide, die auf der See den Tannenbaum ersetzen muß. Rings um den Tisch aber liegen allerlei kleine Geschenke, wie sie der Matrose brauchen kann: ein Feuerzeug, eine kurze Tabakspfeife, ein buntes Halstuch, ein silbernes Döschen mit Kautabak, eine Wachstuchmütze mit vergoldeten Knöpfen. Auf jedem Geschenke liegt ein weißes Papierzettelchen mit dem geschriebenen Namen des Empfängers. Am äußersten Ende des langen Kajütentisches aber winkt eine dampfende Punschbowle mit silbernem Schöpflöffel, und um die Bowle herum stehen Gläser, wie Küchlein, die sich um ihre Henne geschart. Der Kapitän schöpft eigenhändig die Gläser voll. Wie kräftig das riecht! Viel Rum, wenig Wasser! Den alten Teerjacken läuft das Wasser um die Zähne. Dann nimmt der Kapitän eins der vollen, dampfenden Gläser in seine Rechte und spricht mit erhobener Stimme: „Ich heiße euch alle am heiligen Abend in meiner Kajüte willkommen. Ein Seemann, der schwimmende Weihnachten hat, findet keine Zeit, das ganze Fest zu feiern. Aber ein Stündchen läßt sich wohl erübrigen. Dies sollt ihr dazu verwenden, die Lichter auf unserem Weihnachtsbaum euch anzusehen und dabei an die Lichter zu denken, die jetzt in der Heimat auf grünen Tannenreisern brennen und die ehemals auch von euern Eltern für euch angezündet wurden. Jeder gehe in sich, und wer sich etwas vorzuwerfen hat, was nicht recht ist, der gelobe heute am heiligen Abend Besserung. Und jetzt laßt uns anstoßen auf fröhliche Weihnachten!" — Auf einen Wink des Kapitäns greifen die Matrosen nach den vollen Gläsern. Diese klingen aneinander und als die alten Teerjacken das starke heiße Getränk hinuntergeschüttet haben, machen sie auch wieder frohe Gesichter. Nee, so was hatten sie in der Kajüte des „Alten" wirklich nicht erwartet. Nee, nee! „Dank ook! Dank ook!" sagt einer nach dem andern, und der Kapitän schüttelt jedem seiner „Jungen" die harte schwielige Hand und schenkt ihnen ein zweites, ein drittes Glas voll. Das ist Weihnachten mitten im Atlantischen Ozean! —

Mitten im Amazonenstrom, dem Riesen der Ströme, liegt eine Insel reinen weißen

Sandes. Hier hat am heiligen Abend ein Fahrzeug angelegt, dessen Bemannung im Auftrag der brasilianischen Regierung den Amazonenstrom und seine von tropischer Vegetation umsäumten Ufer bereist. Auch zwei deutsche Ingenieure befinden sich unter der Bemannung. Man hat das Schiff, nachdem es gut verankert worden, verlassen, um auf der Sandinsel einmal wieder einen sorglosen Schlummer zu genießen, denn die weite Entfernung der Insel vom Ufer und Urwalde gewährleistet völlige Sicherheit vor Raubtieren, und der Untergrund der Insel selbst ist reinlich und bietet andererseits eine freie Umschau über den meilenbreiten Wasserspiegel. Die indianischen Matrosen haben reichliches Treibholz von der oberen Landspitze der Insel herbeigeschleppt und ein mächtiges Feuer entzündet, an welchem die gefangenen Fische des Stromes gebraten werden. Der Widerschein des Feuers spielt um die rothäutigen, regungslos hockenden Gestalten der Indianer, daß sie wie aus Kupfer getriebene Figuren erscheinen. Die beiden deutschen Ingenieure flüstern einige Minuten miteinander, dann erheben sie sich und schreiten einem Haufen ungebrauchten Brennholzes zu, der abseits lagert. Sie suchen sich aus dem Holze das Gerippe eines Bäumchens und pflanzen dasselbe in den Sand; dann holen sie aus ihrem Gepäck einige Lichtstümpfchen hervor und stecken diese auf die nackten Zweiglein. Nun zünden sie die Stümpfchen an, die knisternd Feuer fangen und in der ruhigen Nachtluft lustig flackern. Das ist das Weihnachtsbäumchen der beiden deutschen Männer, die ihrer Heimat so fern, so fern sind — ein Weihnachtsbäumchen unter dem tropischen Sternenhimmel, mitten auf einer einsamen Sandinsel im majestätischen Amazonenstrom! Und vor dem Bäumchen stehen die beiden Männer, die Arme brüderlich ineinander geschlungen, und sie blicken mit verhaltenen Thränen im Auge in das Kerzenlicht hinein und sprechen von ihren toten Eltern, von den fernen Geschwistern und all den Lieben der Heimat. Endlich sind die Lichtlein niedergebrannt und eines erlischt zuckend nach dem andern. Die beiden Deutschen setzen sich träumerisch sinnend an das Lagerfeuer, wo man für ihr Thun und Treiben kein Verständnis hatte. Leise brechen sich die Wogen mit schluchzendem Tone am Sandufer — kein Laut stört sonst die Stille der Nacht. Nur zuweilen vernimmt man das Hervorspringen einzelner Fische in der Mitte des Stromes. Auch am Himmel herrscht dieselbe erhabene Ruhe, und keine vorübergleitende Wolke bedeckt die ewigen Bahnen der still erglänzenden Sterne unter denen das südliche Sternbild des Kreuzes, des Zeichens unserer Erlösung, allen voranleuchtet. Das ist die heilige Weihnacht mitten im Amazonenstrom.

Die Heilige Nacht. Nachbildung des Gemäldes von Correggio.

Und wie im Amazonenstrom und in der Wasserwüste des Atlantischen Ozeans, wie an der tropischen Küste Brasiliens und auf den Eisfeldern des Nordpols, so wird noch an tausend anderen Punkten des Erdballs und in der verschiedensten Art und Weise gefeiert — die Weihnacht in der Fremde.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

Von J. H. D. Kern.

(Schluß.)

Von Kindesbeinen an auf Selbsthilfe angewiesen, war ich auch in diesem haarsträubenden Augenblick nicht um ein Rettungsmittel verlegen. Schnell riß ich einige der händeringend dastehenden Knaben mit mir fort und rannte mit ihnen aus Leibeskräften am Ufer des Sees entlang. Zum Glück kam ich früh genug an die Stelle, wo der Fluß seinen Lauf durch den See beendet hat, um das stromabwärts fortgerissene Fahrzeug mit den fünf Kameraden zu erwarten. Den vielgeschmähten Lasso hatte ich zu mehreren Kreisen aufgenommen und hielt ihn in der rechten Hand zum Wurfe bereit. Die Möglichkeit zu fehlen war für mich ausgeschlossen.

„Gib acht, Edward!“ rief ich nach dem dahinschießenden Boote hinüber. „Sucht die Schlinge zu greifen, geht dann möglichst weit voraus und haltet sie mit vereinten Kräften fest! Wir thun von hier aus dasselbe.“

In hohem Bogen warf ich die mir so geläufige Fangschnur weit über die halbe Breite des Flusses hinaus; die Schlinge streckte sich und fiel in dem einzig richtigen Moment quer, wie es sein sollte, über das Boot, wo sie glücklich erhascht und festgehalten wurde. Wir zogen nun mit leichter Mühe die aus großer Gefahr geretteten Kameraden ans Land, und niemand hatte fürder Lust, die Wasserfahrt zu versuchen.

„Bravo, Komantsche! Du bist doch, wie ich sehe, zu etwas nütze,“ rief Edward in der ersten Aufwallung seiner sich unwillkürlich geltend machenden Empfindungen. Das Bewußtsein einer großen Verpflichtung mir gegenüber besiegte für jetzt seinen maßlosen Stolz. „Wärest du nicht mit deiner Wurfschnur zur Stelle gewesen, wahrhaftig, es wäre kein heiler Knochen von uns allen da drunten aufgefischt worden. Nimm deshalb meinen besten Dank, Komantsche!“

Mir genügte diese oberflächliche und herzlose Form der Danksagung, in welche wieder der gehässige Spitzname so wirkungsvoll eingeflochten war, nicht ganz; doch ließ ich mir meine Unzufriedenheit nicht merken. Seine vier Genossen brachten es kaum zu einigen halblauten Worten, die ich als Dank hinnehmen sollte.

„Eines Dankes bedarf es nicht, Edward,“ entgegnete ich ohne jede Spur von Verstimmung. „Ich that nur meine Pflicht, wenn ich fünf Menschenleben rettete, weil ich dazu imstande war. Den Lasso lernte ich schon als kleines Kind gebrauchen, hatte aber noch nie Gelegenheit, mit seinen Diensten so zufrieden zu sein als am heutigen Tage. Nun freut's mich doppelt, daß ich ihn mitnahm.“

Weiter ward kein Wort über den ernsten Vorfall verloren; die Scham schien freilich in ihnen zu erwachen; jedoch ohne daß mir ein einziger sein seitheriges Betragen abgebeten hätte. Auch änderte sich ihr Benehmen nur insofern, als sie mich mit Neckereien und Anspielungen verschonten; das fünfte Rad am Wagen blieb ich vor wie nach.

Inzwischen war es Mittag geworden. Wir traten den Rückweg an, kreuzten zum zweitenmal den Fluß und lagerten auf einem weiten Felde, dessen aus Pfählen und Latten bestehende Einfriedung für uns kein Hindernis bildete. Schnell wurde ein Feuer entzündet, die Kessel beigesetzt und das Essen bereitet. Die Kameraden hatten diesen Platz namentlich deshalb gewählt, weil er mit einem kurzen und dichten Rasen bedeckt, also für das geplante Ballspiel besonders geeignet war. Da unsere Gesellschaft aus siebzehn Knaben bestand, an dem Ballspiel aber nur eine gerade Zahl teilnehmen konnte, so blieb ich natürlich wieder übrig, sollte den müßigen Zuschauer spielen, obgleich ich mir eben erst so hervorragende Verdienste um die unverbesserlichen Genossen erworben hatte.

Ich vergaß zu erwähnen, daß auf dem eingefriedigten Felde einzelne Bäume standen, an einem derselben stieg ich zur Vertreibung meiner Langeweile hinauf und kümmerte mich nicht um die Spielenden. Der freie Ausblick von der luftigen Höhe bot mir vollauf Ersatz für die Vereitelung meiner Teilnahme am Ballspiel. Der gewaltige Mississippi im Osten, der Missouri im Norden, die hohen Waldberge im Westen und Süden bis weit über die Stadt St. Louis hinaus entwickelten sich um mich her zu einem prächtigen Panorama, an dem ich mich lange ergötzte. Schließlich galt meine Aufmerksamkeit der näheren Umgebung. Ich betrachtete das eingefriedigte Ackerstück, auf welchem wir uns befanden, und entdeckte dabei, daß es als Weideplatz für eine Rinderherde diente, welche sich, zum Teil durch die weitgestellten Bäume meinem Blicke entzogen, unweit des zum Spielen gewählten Platzes hingestreckt hatte. Meine Kameraden waren bei dem Wettstreit sehr in Eifer geraten, schrieen, lärmten und achteten nicht im mindesten auf das, was um sie her vorging.

Da richteten sich einige der halbwilden Tiere auf, wohl um zu untersuchen, wer sie in ihrer Mittagsruhe zu stören sich erkühne. Ein braunroter Stier, welcher besonders kampflustig zu sein schien, setzte sich in Bewegung und rannte mit herausforderndem Gebrüll der Stelle zu, von welcher der ihn zur Wut reizende Lärm ausging. Weil ich die Bösartigkeit dieser nur selten mit Menschen in Berührung kommenden nordamerikanischen Rinder genugsam kannte und um einen schlimmen Ausgang besorgt war, rief ich meinen Kameraden zu, auf ihrer Hut zu sein, und sprang, da mein Ruf ungehört verhallte, von dem Baum herab, um sie zu warnen.

Mittlerweile war aber der ergrimmte Stier schon bis auf fünfzig Schritte herangekommen. Die roten Wollhemden der Knaben steigerten seine Wut und er rannte mit gesenkten Hörnern und schnaubenden Nüstern mitten zwischen die Spieler hinein, ehe diese ihn bemerkten. Gewaltig erschreckt stoben sie auseinander und sahen sich vergeblich nach einem Zufluchtsorte um; denn der Zaun war zu weit entfernt, als daß sie ihn rechtzeitig hätten erreichen, und der Bulle war zu schnell, als daß sie es mit ihm im Laufe hätten aufnehmen können. Jammernd flüchteten sie, der eine hier-, der andere dorthin, die meisten hinter die vereinzelten Bäume, wo sie einander selbst im Wege standen; nur wenigen gelang es, sich an einem tief herabhängenden Aste emporzuschwingen. Es unterlag keinem Zweifel, daß einige von ihnen bald dem Grimme des Tieres zum Opfer fallen müßten, wenn dasselbe nicht unschädlich gemacht würde. Noch waren sie wunderbarerweise seinen Angriffen durch geschickte Wendungen ausgewichen; aber die Jagd dauerte fort und die geängsteten Knaben ermüdeten.

Auch diesmal sollte mir die Rolle des Retters beschieden sein. Ich hatte meinen Baum wieder bestiegen und mich der Länge

nach auf einen der unteren Aeste gelegt, überwachte aufmerksam die Bewegungen des wütenden Stiers und wartete auf den Moment, wo er in den Bereich meiner Wurfschlinge kommen würde. Um dies so bald wie möglich zu erreichen, rief ich einem gerade verfolgten Knaben zu, daß er hinter meinen Baum flüchten sollte. Der Knabe gehorchte. Blind auf der Verfolgung desselben begriffen gab der Bulle nicht acht auf mich. Schon im nächsten Momente saß ihm die Schlinge um die krummen Hörner, und er stürzte, mitten in seinem rasenden Ansturm aufgehalten, so heftig zu Boden, daß ich fürchtete, er hätte das Genick gebrochen. Vorläufig vermochte er sich nicht wieder aufzurichten. Da ich allein ihn nicht hätte aufhalten können, so hatte ich das sonst am Sattelgurt befestigte Ende mehreremale um den Ast geschlungen, welcher einem derartigen Anprall gewachsen war. Wenige Minuten später sprang der Bulle auf, suchte nach der entgegengesetzten Richtung zu entkommen, stürzte von neuem und zwar noch heftiger als zuvor. Mit hintenüber geneigtem Kopfe blieb er keuchend, dann und wann ein Schmerzensgeheul ausstoßend, am Boden liegen.

Die Kameraden hatten wohlweislich die Zwischenzeit benutzt, um ihre Personen jenseits des Zauns in Sicherheit zu bringen. Als ich ihnen nun zurief, daß alle Gefahr beseitigt wäre, kamen sie zurück und sahen aus sicherer Entfernung zu, wie ich dem völlig wehrlosen Tiere die Hinterbeine an den Fußgelenken mit meinem Taschentuch zusammenschnürte. Nun löste ich meinen Lasso von dem Aste, dann von den Hörnern ab und forderte die anderen Knaben auf, sich und ihre Spielgeräte zu bergen. Als der letzte von ihnen den Zaun überstiegen hatte, knotete ich mein Taschentuch auf und eilte den Kameraden nach. Der Stier aber schien sich der ihm wiedergegebenen Freiheit gar nicht bewußt zu werden, wie ich erwartet hatte, machte er noch keinen Versuch aufzustehen.

Jetzt waren meine Genossen mit einem Male wie umgewandelt. Scham, Reue und Dankbarkeit sprachen aus ihren noch von der ausgestandenen Todesangst zeugenden Mienen; ich wurde allseitig mit Lobsprüchen und Anerkennungen meiner nie auszugleichenden Verdienste überschüttet, jeder einzelne bat mich, das Geschehene zu vergessen und bot mir seine Freundschaft fürs Leben an. Wenn ich auch schon über den Wert dieser Freundschaft etwas anders dachte, als vier Monate vorher, so wies ich das Anerbieten doch nicht zurück, drückte versöhnt die mir entgegengestreckten Hände und erwiderte:

„Ihr rühmt mich zu viel, Kameraden, meine Fertigkeit ist ja sehr bescheiden. Daß ihr sie nicht besitzet, ist selbstverständlich; wir können uns ja nicht alle in derselben Sache auszeichnen. Ihr nennt mich einen Komantschen — nun gut, laßt mich diesen Namen behalten, wenn er auch nicht so ganz zutrifft! Er mag mich fürder daran erinnern, daß ich in der Wildnis groß geworden bin und mir noch gar manches anzueignen habe, wozu mir eure unter so seltsamen Verhältnissen erworbene Freundschaft gewiß viel leichter verhelfen wird!“

Der Heimweg gestaltete sich für mich zu einem halben Triumphzuge, am liebsten wären alle sechzehn Knaben zunächst an meiner linken oder rechten Seite marschiert.

Quincy Kane Carroll ward seit diesem Tage der beliebteste Kamerad in der ganzen Pension; vorher gering geschätzt, wurde ich nun ganz besonders verehrt; daheim und auf Ausflügen, welche ohne mich für unausführbar galten, machte ich den Anführer der munteren Schar, und der Name „Komantsche“ blieb mein Ehrenname.

Auch in der Schule machte ich erfreuliche Fortschritte, stieg von Klasse zu Klasse empor und holte die Säumigen ein. Als ich endlich das Examen für die Aufnahme in unsere Kriegsmarine glänzend bestand, da fielen Edward und ein anderer durch; der Komantsche bedauerte dies als Freund von ganzem Herzen, hatte aber ein Jahr später die Freude, sie auch dort als Kameraden zu begrüßen.

Vielleicht darf ich den jugendlichen Lesern, welche den Verlauf meiner Knabenzeit kennen lernten, später einmal etwas aus meiner Dienstzeit als Kadett und Seeoffizier unter dem Sternenbanner der nordamerikanischen Union erzählen.

Der Weihnachtsmann.

Alljährlich zur Weihnachtszeit durchzittert ein frohes Ahnen die Herzen der Jugend, wenn sie abends an den so hellstrahlenden Läden mit ihren Weihnachtsausstellungen vorüberwandern, und zu Hause vertraut wohl eines dem anderen seine geheimen Hoffnungen und Erwartungen. Wenn dann plötzlich die Hausglocke geht, ei da regt sich bei den ganz Kleinen nicht selten das Gewissen, denn es ist ja jetzt die Zeit, da der Weihnachtsmann umherzieht, ein bärtiger Alter in brauner Kutte. Unter dem einen Arm hält er als Warnung für böse Buben eine Ruthe, sonst aber ist er von oben bis unten bepackt mit den mannigfaltigsten Spielsachen und den köstlichsten Leckerbissen, und alle diese Herrlichkeiten teilt er mit verschwenderischer Hand überall aus, wo brave Kinder seiner harren. So geht der Weihnachtsmann von Stadt zu Stadt und von Ort zu Ort durch das ganze weite Land, und wo er ein Haus verläßt, da schallt hinter ihm her der helle Jubel der Jugend, mit denen vereint sich die Großen der „fröhlichen, seligen, gnadenbringenden Weihnachtszeit“ erfreuen.

Der Weihnachtsabend eines Geizigen.

(Schluß.)

Wie schlimm und tief aber diese Freude an den Goldstücken schon in dem Knaben wurzelte, das zeigte sich einmal, als Marie das Unglück hatte, aus Ungeschick eine Fensterscheibe des Nachbars einzustoßen, die sie ersetzen sollte. In ihrer Herzensangst eilte sie nach Hause zu ihrem Brüderlein und bat diesen unter Thränen auf den Knieen, ihr eins von seinen Goldstücken zu geben, damit sie den Schaden wieder gut machen könne, ohne daß Vater und Mutter die Sache erführen und sich darüber kränkten, denn sie wußte nur zu gut, daß es einen schweren Verdruß absetzen werde, wenn diese dahinter kämen und für ihre ungeschickte Tochter zahlen müßten. Auch der kleine Kreisler wußte, daß Marie Schläge bekommen werde — er hatte just das Schächtelchen mit den Goldstücken in seinem Besitze, aber lieber hätte er sein armes Schwesterlein sich die Augen herausweinen sehen, als daß er sich von seinem Golde trennte. Hartherzig wies er die Bitte des armen Kindes zurück und eilte zur Mutter, der er, um ja seines Goldes

sicher zu bleiben, sofort die Geschichte mitteilte. Die niedrige Gesinnung, welche der Knabe hierdurch an den Tag legte, trug ihm zwar, wie verdient, die Schläge ein, welche nach seiner Meinung der Schwester drohten, aber sie wich nicht mehr von ihm sein lebenlang.

Herr Kreisler mußte in jungen Jahren sich sauer plagen, aber das Glück schien ihn zu begünstigen, denn seine Arbeit brachte ihm reichliche Früchte und machte ihn bald wohlhabender, als es sein Vater gewesen. Die Schwester fand auch eine gute Versorgung und so verlebte er eine Reihe von Jahren in gutem Behagen. Der rege Eifer, mit dem er sein Vermögen zu vergrößern strebte, war noch nicht zu dem Geize ausgeartet, der ihn später beherrschte. Er gönnte sich selbst noch einen heiteren Lebensgenuß, wenn auch nicht in dem Maße, als es seine Mittel erlaubt hätten.

Marie und ihr Gatte starben nach einer kurzen, glücklichen Ehe und Oskar war zehn Jahre alt, als Kreisler, zu seinem Vormunde bestellt, die Sorge für dessen Erziehung und die Verwaltung seines nicht unbedeutenden elterlichen Vermögens übernehmen mußte.

Herr Kreisler erfüllte die Pflichten eines Vormundes streng und redlich, aber ohne Herz. Mit der möglichsten Sparsamkeit suchte er das Vermögen Oskars bis zu dessen Volljährigkeit zu verdoppeln, er war auch darauf bedacht, daß Oskar einen guten Unterricht und eine strenge Erziehung genoß, aber über den Kreis seiner Pflicht erhob sich sein Gemüt nicht bis zu jener Liebe, welche dem Knaben den Verlust der Eltern einigermaßen hätte ersetzen können. So weit Kreislers Seele einer Empfindung liebender Hingabe fähig war, so weit ging seine Zuneigung zu dem Sohne seiner Schwester, aber das war eben zu wenig, um in dem Gemüte des Knaben jene Wärme zu erhalten, ohne welche auch eine sorgfältige Erziehung selten gute Früchte trägt. Oskar fühlte sich ungeliebt und betrachtete bald die Ordnung, in der man ihn hielt, als eine lästige Fessel. Von der Neigung zur Sparsamkeit, welche den Oheim vollständig erfüllte, hatte der junge Neffe keine Spur, und trotz aller Vorstellungen und Ermahnungen seines Vormundes und der Lehrer war Oskar ein leichtsinniger Junge.

Oskar war volljährig geworden und sein Vormund übergab ihm das Erbe der Eltern bis zum letzten Pfennige, nicht ohne dem jungen Menschen eindringlichst ans Herz zu legen, wie er das, was durch seine sparsame und pünktliche Verwaltung zu einer so ansehnlichen Summe angewachsen war, nun durch gleiche Sparsamkeit erhalten und auch künftig vermehren müsse. Das war aber nur in den Wind gesprochen, denn kaum war der junge Mensch Herr über sein Vermögen, als er ein Leben begann, das mit seiner bisherigen Lebensweise im direkten Widerspruche stand. Bald gesellte sich ein Kreis lustiger Freunde um ihn, und was noch von den Tagen der Kindheit und der strengen Erziehung in seiner Jugend an guten Grundsätzen und Empfindungen in seinem Herzen übrig geblieben war, das verflog nur zu rasch im Umgange mit den jungen Leuten, die nun Tag und Nacht an seiner Seite waren.

Anfänglich besuchte Oskar täglich seinen ehemaligen Vormund, dann geschah das nur alle Woche einmal und zuletzt betrat er seine Schwelle nur alle heiligen Zeiten.

Solange die Quelle des Reichtums unerschöpflich schien, lebte Oskar in fröhlichem Uebermute dahin und ihm und seinen wackeren Freunden ward die Zeit nicht lange. Als er aber merkte, daß man jedes Faß füglich ausschöpfen könne, und daß sein Vermögen merklich geringer wurde, weil er außer den Zinsen auch das Kapital zu verbrauchen anfing, da ward ihm manchmal unbehaglich zu Mute. Aber auch für dieses Bedenken wußten seine Freunde Rat. Oskar besuchte mit ihnen Bäder, in denen der Satan noch eine Spielbank hielt und Oskar spielte anfangs mit Glück, später mit Unglück, bis er von einem Freunde um den anderen verlassen, allein und — arm war.

Jetzt kehrte Oskar in seine Vaterstadt zurück. Der Oheim hatte keine Ahnung von der Verschwendung seines Neffen, denn dieser hatte sich wohl gehütet, denselben sich so zu zeigen, wie er war. Kreisler glaubte, Oskar habe seine Ermahnungen befolgt und wenn auch nicht besonders sparsam, doch so haushälterisch gelebt, daß seine Existenz für alle Zeiten gesichert schien. Sollte es Oskar wagen, dem Manne, von dem er wußte, wie sein Herz am Gelde hing, vor die Augen zu treten mit dem Geständnisse: „Ich habe alles vergeudet, was du mühsam für mich zusammgengescharrt"? Und doch, wie sollte Oskar weiter leben, ohne Mittel, ohne Stellung, ohne Kenntnisse und Fertigkeiten? Unschlüssig, ob er es wage, den Oheim um Unterstützung anzugehen, ob er ihm seine Lage verschweigen und ihn nur freundschaftlich besuchen solle, ging Oskar nach seiner Rückkehr vor Kreislers Haus auf und ab; er entfernte sich aber wieder, ohne die Schwelle Kreislers betreten zu haben. Er suchte Hilfe bei einem, der in den Tagen der Flut oft an seinem Tische gegessen und unendlich viel von ihm genossen hatte — mit kalten, leeren Entschuldigungen wies ihm der Undankbare höflich die Thüre! Oskar war auf seine Hände angewiesen; er raffte sich aber auf und begann einen neuen Weg zu gehen, den harten, sauren Weg der Arbeit, an dessen Rand viele Dornen wachsen und auf dem viele rauhe Steine den Fuß schmerzen, an dessen Ende aber dem treu Ausharrenden das unaussprechliche Glück der Zufriedenheit entgegenblüht. Es war ein Entschluß, in dem noch einmal alles Gute lebendig wurde, das einst die Hand der liebenden Mutter in des Kindes empfindsame Seele gelegt hatte. Aber der Kampf des Lebens ist kein Kinderspiel und sich das Nötige zur Existenz verdienen, ist nicht so leicht, als es scheinen mag. Dazu kam, daß Oskar nichts Rechtes gelernt hatte und daher überall von vorn anfangen mußte. Trotz aller Selbstverleugnung und allem guten Willen, mit dem sich Oskar jeder Arbeit gerne unterzog, gelang es ihm doch kaum, die dürftigste Nahrung, Wohnung und Kleidung sich zu verdienen, und der junge Mann, dem sonst kein Leckerbissen zu teuer, kein Wein gut genug war, mußte sich oft hungrig zu Bette legen, um mit Tagesanbruch aufs neue zu arbeiten, sich zu plagen. Endlich fand er einen Dienst als Tagschreiber bei einem Anwalte, aber die Bezahlung war anfangs so spärlich, daß es ihm bei der äußersten Entbehrung nicht gelang, sein Leben zu fristen, ohne in Schulden zu kommen.

Es ist schwer, wenn man in einen Abgrund geraten ist, den rechten Weg wieder zu finden. Hat man auch die rechte Richtung und den Mut, ihr zu folgen, so türmen sich doch jedem Verirrten und reuig Umkehrenden gerade am Anfange der Besserung solche Hindernisse entgegen, daß es der ganzen Ausdauer und doppelter Kraft bedarf, um sie zu überwinden. So ging es auch dem unglücklichen Oskar. Ein alter Schreiber hatte bald seine Bekanntschaft gemacht und ihm in der größten Bedrängnis an-

— „ — und alle diese Herrlichkeiten teilt er mit verschwenderischer Hand überall aus, wo brave Kinder seiner harren!“

scheinend aus Herzensgüte ausgeholfen. Die anfänglich unbedeutenden Schulden stiegen wie das Gewicht eines fallenden Körpers rasch zu einer ansehnlichen Höhe und nun trat der alte Gauner eines Tages als der Versucher Oskars auf, denn seine anscheinende Gutherzigkeit war eine teuflische List!

Herr Kreisler hatte von den üblen Umständen, in denen sich sein Neffe befand, mit der Zeit Kenntnis erhalten. Entsetzt über dessen Verschwendung, brach er in maßlose Klagen aus. Es jammerte ihn hauptsächlich das schöne verlorene Geld! Erst in zweiter Reihe schmerzte ihn der sträfliche Leichtsinn seines Schwestersohnes! Noch hätte er ihn retten können. Daß Oskar ihn nicht um Hilfe angegangen, sondern selbst im Schweiße der Arbeit sich sein Brot zu verdienen suchte, hätte ihm eine Bürgschaft dafür sein können, daß Oskar seinen Sinn geändert und wahrhaft reumütig sich bessern wollte. Hätte er ihm jetzt seine hilfreiche Hand geboten, er hätte den armen Menschen vor dem Untergange bewahrt! Aber der Geiz war in ihm stärker als die Zuneigung für Oskar, als die Stimme des Gewissens, und er täuschte sich selbst damit, daß er sich einredete, solange Oskar nicht um seine Hilfe bitte, sei er auch nicht verpflichtet, etwas für ihn zu thun.

Seit Oskars Rückkehr war ein Jahr vergangen, als eines Tages eine Gerichtsperson Herrn Kreisler einen Wechsel präsentierte, der mit der Erklärung der Annahme von diesem unterschrieben war. Herr Kreisler erschrak. Er wußte, daß er keinen Wechsel unterschrieben hatte; sein erster Gedanke war an Oskar. Obwohl eine nähere Besichtigung jeden Zweifel beseitigte und klar darauf hinwies, daß der Neffe den Wechsel auf seinen Oheim gezogen, erklärte dieser kalt und entschieden, seine Unterschrift sei gefälscht und er werde sofort gerichtliche Anzeige machen. — Herr Kreisler war in seinem Rechte. Der alte Schreiber wußte, daß Oskars Onkel ein reicher Mann sei, er hoffte auf diese Weise nicht nur sein Darlehen von Oskar zurückzuerhalten, sondern die Summe dreifach zu gewinnen. Er hatte darauf gerechnet, daß Kreisler den Sohn seiner Schwester nicht in Strafe und Schande werde bringen wollen, und daß derselbe deshalb die für seine Mittel geringe Summe zahlen werde. Seiner Ueberredungsgabe war es gelungen, den unerfahrenen, leichtsinnigen Oskar, dem der moralische Mut fehlte, länger den bitteren Kampf der Not zu kämpfen, dahin zu bringen, daß er die Unterschrift des Oheims fälschte und so zum gemeinen Betrüger wurde. Als sich Oskar entdeckt sah, eilte er zu seinem Oheim und warf sich verzweiflungsvoll zu seinen Füßen nieder. Unter heißen Thränen beschwor er ihn bei dem Andenken an seine Mutter, ihm zu vergeben und ihn vor der Schande einer Untersuchung und öffentlichen Verurteilung zu retten. Herr Kreisler blieb kalt und unerbittlich — er erwog, daß er den Wechsel zahlen müßte, wenn er die abgegebene Erklärung zurücknehmen würde — er stieß herzlos den Bittenden von sich. Oskar verließ Kreislers Zimmer, aber ehe er die Hausthüre erreichte, knallte ein Schuß. Der arme Mensch hatte in der Verzweiflung und aus falscher Scham, welche es ihm unerträglich erscheinen ließ, die That, zu welcher er ehrlos genug gewesen, durch die gerechte Strafe zu sühnen, seinem Leben ein Ende gemacht. — —

Das war die Schuld, die auf Kreislers Herzen lastete und darum konnte er heute das Bild des toten Neffen nicht los werden, so sehr er sich dagegen sträubte.

Stunde um Stunde war verronnen. Herr Kreisler lag noch immer wach auf seinem Lager.

Während er nun in solchen Gedanken hinbrütete, klangen jetzt die tiefen, feierlichen Töne der Domglocken über die Dächer der Stadt hin und unterbrachen mit ihrem feierlichen Chore die Stille der Winternacht. „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“ Dieser wunderbare Hymnus, der vor Jahrhunderten von Engelslippen erklang, die das Kindlein im Stalle, den Erlöser der Menschheit, umschwebten, er tönte auch heute friedekündend durch die Luft im mächtigen Schalle der Glocken, die die Andächtigen um Mitternacht zur Christmette riefen. Sein Zauber drang auch in Kreislers Stube. Herr Kreisler erinnerte sich jetzt seiner lange begrabenen Mutter, die einst zu ihm, als er noch ein Knabe war, an einem Christabend also gesprochen hatte: „Lieber Konrad! Wenn ich einmal tot bin und der Schnee auf meinem Grabe liegt in der Christnacht und du hast längst im Lärm des Lebens deiner Mutter Stimme vergessen und du hörst in der heiligen Nacht zur Mette läuten — dann gedenke mein und dieser Stunde, in der ich dich segne von Grund meiner Seele.“

„Ja, ich gedenke dein!“ stammelte jetzt der alte Konrad und seine Augen wurden feucht, ob sie gleich seit Jahrzehnten trocken geblieben waren. Ein Schauer durchbebte seine Seele! Ihm war, als sprächen die Glocken mit metallenem Munde zu ihm: „Es ist vielleicht das letzte Mal, daß du uns zur Christmette rufen hörst! Es ist vielleicht das letzte Weihnachten, das du auf Erden erlebst!“ Seine Lippen bewegten sich mechanisch, als ob er betete. Er sah seine Schwester vor sich, Oskars Mutter, als ein spielendes Mädchen, wie sie mit ihm in der dunklen Stube harrte, bis das Zeichen mit der Glocke die Ankunft des Christkindleins den seligen Kindern verkündete. Mit mildem Auge blickte sie ihn lange an, als wollte sie sagen: „Ich verzeihe dir, Bruder! aber rette dich — dein Geiz ließ meinen Sohn zu Grunde gehen, es sei dir vergeben, aber hüte dich, daß nicht auch dich dieses Laster zu Grunde richte.“ Dann erhob sich Oskar, die Hand auf dem blutenden Herzen, und flüsterte dem Alten zu: „Was nützt dich dein Gold, wenn du es nur zusammenscharrst. Wie bald ruft dich der Tod, und deine Schätze können dich nicht begleiten, dann hast du mit ihnen alles verloren und mußt betteln und darben in Ewigkeit!“

Herrn Kreisler litt es nicht länger im Bette. Er mußte aufstehen und ans Fenster treten. Die Gaslaternen waren ausgelöscht, der Mond war eben aufgegangen und strahlte kalt und klar auf die schneebedeckte Erde herab. In seinem Silber zitterten weiße, glitzernde Sternchen von gefrorenem Schnee, welchen ein leiser Windhauch von den Dächern herabwehte, und die heiligen Stimmen der Kirchtürme sangen immer mächtiger die frohe Botschaft von dem menschgewordenen Heiland in die schweigenden klaren Lüfte der Winternacht. Es war als schwebten tausend lichte Engelsgestalten mit weiten, wallenden Gewanden umher und rührten leise die goldenen Schwingen, Gnade streuend überall, und was der Hauch ihres Wesens berührte, das hob das gesenkte Haupt. Wie der belebende Frühling dem halbverdorrten Baume ans Mark rührt und die entschlummerten Säfte erweckt und bewegt, so strömte in dieser Stunde des Lichtes die Gnade vom Himmel in das Herz des gealterten Sünders. Reichlich flossen Kreislers Thränen, und das Gesicht in beide Hände gedrückt, sank er in den Lehnstuhl nieder und weinte bitterlich. Draußen aber ward es lebendig,

fromme Mütterlein, tief in Pelz gekleidete Fräuleins, arm und reich, jung und alt traten aus den schlafenden Häusern in die Winternacht hinaus und eilten den Kirchen zu, die mit weithin strahlenden, hellerleuchteten Fenstern der Finsternis den Segen des Lichtes verkündeten. Bald verstummten die Glocken und die rauschenden Chöre des Volkes, begleitet von den gewaltigen Tönen der Orgeln, gaben Zeugnis, daß Tausende in tiefe Andacht versunken. Sie war auch in Kreislers Seele mit neubelebender Kraft gedrungen und der Gedanke: „Es ist vielleicht dein letztes Weihnachten!" hatte sein Innerstes in allen Fugen erschüttert.

* * *

Ein Jahr später deckte der Schnee in der Christnacht auch Herrn Kreislers Grab. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen, er hatte die Christmettglocken zum letztenmal gehört. Der Christmarkt war wieder. Vor den Fenstern der Stube, in welcher Kreisler gewohnt hatte, hielt derselbe arme Mann wieder seine Christbäume feil, er sang wieder dasselbe Lied, dessen Melodie alle die erschütternden Erinnerungen in Kreislers Seele erregt hatte. Aber Herr Kreisler hörte ihn nicht mehr. Auch die alte Kathi hatte in diesem Hause nichts mehr zu schaffen. Es wohnten dort andere fremde Leute. Sie besuchte auch heuer wieder den Christmarkt und kaufte wieder für ihre Kinder Spielwaren und Zuckerwerk, aber heuer hatte sie einen Korb bei sich und der war ganz gefüllt mit lauter Ueberraschungen für ihre Kleinen. Als sie an Kreislers Fenster vorbeikam, fiel ein dankbarer Blick auf dasselbe. Herr Kreisler hatte sie in seinem Testamente mit einem Legate bedacht, das ihr ein sorgenfreies Alter bereitete.

Im Waisenhause der Stadt stand in Mitte eines großen Saales ein Christbaum, der bis an die Decke reichte, von hundert Lichtern erhellt. Hundert frohe Kindergesichter waren von seinem Glanze erleuchtet und aus ihren glückseligen Herzen stiegen fromme Wünsche auf für den Geber, der jedem von ihnen ein ansehnliches Geschenk beschert hatte. Auch das war eine Stiftung, welche Kreisler in seinem Testamente gemacht hatte. In einem anderen großen Hause erhoben sich auch am Christabend hundert Hände und die bleichen Lippen der Kranken regten sich zum Gebete für den edlen Stifter, der einen bedeutenden Teil seines Vermögens dem Krankenhause mit der Bestimmung vermacht hatte, daß alljährlich am Christabend seiner im Gebete gedacht werde.

Und was er sonst einzelnen Familien geschenkt! In mancher Wohnung sagte an diesem Christabend die Mutter oder der Vater den Kindern, wie ihnen Hilfe geworden durch Herrn Kreislers Großmut und wie sie heute besonders dankbar seiner gedenken müßten. Der Weihnachtsengel hatte nicht fruchtlos an Kreislers Herz gerührt. Er hatte das Eis gebrochen und der freudlose Geizhals erlebte nach einem langen, jammervollen, selbstsüchtigen Leben noch einige Monate, in denen er das Glück genoß, den Mitmenschen zu helfen und den Armen seine aufgehäuften Schätze mitzuteilen. Alle Bewohner der Stadt sprachen von dem Wunder der Bekehrung des alten Geizhalses und sein Andenken blieb gesegnet fortan, denn er war noch in den letzten Tagen seines Lebens und durch sein Testament ein Wohlthäter der Stadt geworden. Er hatte seinen Sinn geändert und war als wahrhaft reicher Mann gestorben, denn jetzt lebte sein Reichtum fort und trug die wertvollsten Zinsen — Segen spendend und bringend wie jede gute That.

Unter Korsaren.

Von **H. Wörishöffer.**

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Einen Tag und eine Nacht blieb Scheikh Ali mit seinen Leuten als Gast im Schlosse des Paschas, dann am nächsten Morgen wurde der Zug in die Wüste angetreten.

„Rrrraad" (der Löwe) „umschleicht nächtens unsere Zelte," hatte der Beduinenhäuptling gesagt, „er stiehlt die jungen Kälber und Kamele; wir müssen ihn jagen und den ‚Herrn der Erde' den Weibern und Kindern überliefern, damit sie ihre Füße auf seinen stolzen Kopf setzen."

Gleich hinter der Stadt Bengasi trafen die Reiter einen zweiten Zug, der sich in stattlicher Anzahl mit dem ihrigen vereinigte. Fuad-Pascha und seine Leute waren mit zur Löwenjagd geladen; eine bunte Schar auf Kamelen und Pferden mischte sich unter Hassans Dienerschaft, zahlreiche weiße Sklaven, die, wie es schien, sämtlich zur persönlichen Bequemlichkeit ihres Gebieters vorhanden waren! Sie hockten neben und zwischen zahllosen Gepäckstücken auf den Lasttieren und sahen mit geheimer Unruhe bei jeder Gelegenheit hinüber zu einem Manne, der auf einem Pferde nebenher ritt und scharfen Blickes den Zug überwachte. Das war der Sklavenaufseher; die Peitsche in seiner Hand gab Zeugnis von dem traurigen Amte, das er verwaltete.

Auch einen früheren Bekannten fand Matthias wieder vor. Mit blassem Gesicht, in einen grellfarbigen Sklavenkittel gehüllt, saß Jim auf einer großen Kiste, die zwischen den Höckern des Dromedars an Stricken schaukelte und in jedem Augenblick herabzustürzen drohte. Allerlei heimliche Zeichen verständigten unseren Freund von der Gegenwart seines ehemaligen Schulkameraden, aber zu einander gelangen konnten die beiden nicht, denn Matthias mußte dicht hinter Hassans Pferd bleiben, während die beiderseitigen Lasttiere den Beschluß des Zuges bildeten.

Matthias trug jetzt einen Anzug, den ihm der Pascha selbst zusammengestellt hatte und der ihn wunderhübsch kleidete. Ein europäischer breitrandiger Strohhut bedeckte seinen Kopf, ein staubgrauer Haik aus leichtem indischem Gewebe, von blitzender Goldspange auf der linken Schulter gehalten, umhüllte lose den Oberkörper und paßte mit seiner Farbe genau zu den weiten Beinkleidern, denen sich weiße Strümpfe und Schnallenschuhe anschlossen. Letztere Kleidungsstücke trug sonst im ganzen Zuge kein Mann, aber der Pascha hatte sie seinem Schützling ausdrücklich bewilligt und so mußte denn Mehemet kopfschüttelnd die Vorratskammern öffnen, um herauszusuchen, was dem jungen Sklaven paßte.

Es gab ja von allen beweglichen Gütern des Lebens in dem düsteren Schlosse immer

große Stapel. Die Korsarenschiffe brachten jahraus, jahrein jede nur mögliche Beute nach Hause, und die ersten Beamten der Provinz nahmen daran den Löwenanteil. So kam es, daß Matthias ohne viele Schwierigkeiten eine hübsche Ausrüstung erhielt, ebenso die besten Waffen und ein eingeborenes flinkes, nicht zu großes Pferd. Während alle übrigen Sklaven auf Kamelen ritten und ihre aus trockenen Datteln und Brot bestehenden Nahrungsmitteln in Bündeln neben sich herabhängen hatten, begleitete Matthias die drei vornehmen Herren und trug gleiche Kleider wie diese.

„Verstehst du die schwarze Kunst?" hatte Mehemet gefragt. „Der Pascha ist wie ausgewechselt — du sollst künftig sogar in seinem Vorzimmer schlafen."

Matthias seufzte: „Er scheint mich gern zu haben — wer weiß, wie lange das anhält. Eine solche Günstlingsstellung ist immer sehr gefährlich."

Er dachte bei diesen Worten an die Hoffnungen, welche Hassan ben Ismael hegte. Das war die Klippe, an der in jedem Augenblick alles zerschellen konnte.

Aber vorläufig standen wohl die Dinge gerade für ihn günstiger als für irgend einen seiner Schicksalsgenossen. Wie trübselig saß Jim auf dem großen Kasten! — selbst seine immer bereiten Klagen und Forderungen waren hier verstummt, er fürchtete sich offenbar vor der Peitsche des Aufsehers.

Bis Mittag wurde keine Rast gehalten. Der Weg führte durch Wälder von Oliven, Dattelpalmen und Orangen, über Berge und Thäler dahin, durch grüne Oasen und sandige Einschnitte, die letzten Ausläufer der nahen Wüste! Nur selten zeigte sich ein Dorf mit elenden Hütten, selten eine kümmerliche Wasserader, an deren Rändern die Vögel in Scharen saßen, ungeheure Geier, grau und häßlich, Singvögel aus Europa, die hier überwinterten, Schwalben, Lerchen und Nachtigallen.

Es schwirrte und flog, es zwitscherte und sang; begierig tranken Menschen und Tiere das wenig appetitliche Naß des halb versumpften Flusses. Die Schläuche aus Ziegenleder wurden neu gefüllt, und weiter ging es, wieder thalab, bis die Ränder der umgebenden Hochebenen etwa 600 m über dem tiefen Einschnitt (Nadih) in die Wolken zu ragen schienen.

Da oben Gestein und pfadlose Wüste, jähe Abhänge und für Pferde unpassierbare Klüfte — hier unten ein grünes Thal mit einer größeren Niederlassung. Weiße Steinhäuser, aus dem zerbröckelnden Material der nahen Trümmerstädte erbaut, niedere Wohnungen mit platten Dächern standen in langen, geraden Reihen nebeneinander, dazwischen wuchsen Datteln und viele andere Früchte, Weinreben und blühender Kaktus in reicher Fülle. An den Abhängen weideten Esel und Rinder; Scharen von Hühnern gackerten überall umher, Frauen in blauen Mänteln mit unverhüllten Gesichtern trugen auf ihren Köpfen Wasser in urnenförmigen Steingefäßen, während daneben kleine, halb nackte Kinder auf ihren Hüften hockten und in dieser seltsamen Weise von einer Stelle zur anderen befördert wurden.

Die Sklaven stiegen von den Kamelen und begannen ihre eigenen und die Tiere der Gebieter an den Zügeln zu führen; es ging stark bergab und die Wege waren in einem erschreckenden Zustande, stellenweise kaum passierbar.

„Hier bleiben wir bis zum Abend," hatte Hassan gesagt. „Sahst du schon jemals ein Dorf der ansässigen Beduinen, mein Junge?"

„Noch nie, Herr! Ich kam bis jetzt nicht über Valparaiso hinaus."

Hassan nickte. „Dann wirst du viel Neues bemerken. Sieh dir nur einmal die flachen Dächer an."

„Sie sind sämtlich voll von auf und ab gehenden Menschen!" rief Matthias. „Was mag das nur bedeuten?"

„Daß die Dächer als Straßen dienen. Man steigt die Treppen seines eigenen Hauses hinauf und die des betreffenden anderen wieder hinab. Vor den Häusern liegen solche Berge von Abfällen und Schmutz jeder Art, auch so tiefe Sümpfe, daß hier kein gangbarer Weg zu denken wäre."

Matthias schüttelte den Kopf. „Und keine Hand schafft da Wandel?" rief er. „Keine Behörde schreitet ein?"

Hassan lächelte. „Aus dir spricht der reinliche, für Polizei und Ordnung schwärmende Deutsche," sagte er. „Lerne hier nur erst einmal das eingeborene Völkchen kennen, dann wirst du schon sehen, was da zu machen wäre."

Sie ritten bis zu den ersten Häusern der kleinen, in Schmutz vergrabenen Niederlassung und stiegen dann von den Pferden. Die Sonne stand jetzt hoch am Himmel, es war Zeit, ihren brennenden Strahlen zu entfliehen und irgendwo ein schattiges Plätzchen aufzusuchen.

Fuad-Pascha schimpfte wie ein Rohrspatz. „Schmutztiere, diese Beduinen," sagte er. „Da muß man nun über enge Treppen klettern und schlechte Luft atmen. Bei dem Barte des Propheten, Hassan, sieh diese Straße! Eine Pfütze, aus der Inseln von Geröll und Abfällen hervorragen! — Puh! ich gehe nicht wieder auf die Löwenjagd, oder diese Bestien müssen zu mir nach Bengasi kommen."

Der kleine dicke Herr wischte sich ergrimmt den Schweiß von der Stirn. In jedem Jahre that er denselben Schwur und immer lockte ihn die Aussicht auf das ritterliche Vergnügen in alle Beschwerden der Reise wieder hinein. Seine Begleiter lachten ihn, als er so wetterte und schalt, ganz gehörig aus.

Von einer trockenen Stelle zur anderen mehr springend als gehend, kletterte die Gesellschaft vorwärts, vorüber an fensterlosen Mauern und engen Nebengassen, bis die Heimstätte des dörflichen Gebieters erreicht war. Dieser Mann gab den hohen Herren gegen landesübliche Münze gern bis zum Abend Quartier, das wußte man schon und hatte sich in der gewohnten Erwartung auch heute nicht getäuscht. Hjob, der biedere Dorfgewaltige, erschien schmutzüberströmt im Rahmen seiner Thüre und bewillkommnete mit den unglaublichsten Schmeicheleien die vornehmen Gäste. „Wer unter euch ist die Sonne?" sagte er, „und wer der Mond? Ich liebe beide gleich sehr, ich bin bereit, jedem unter euch als Fußschemel zu dienen, ich —"

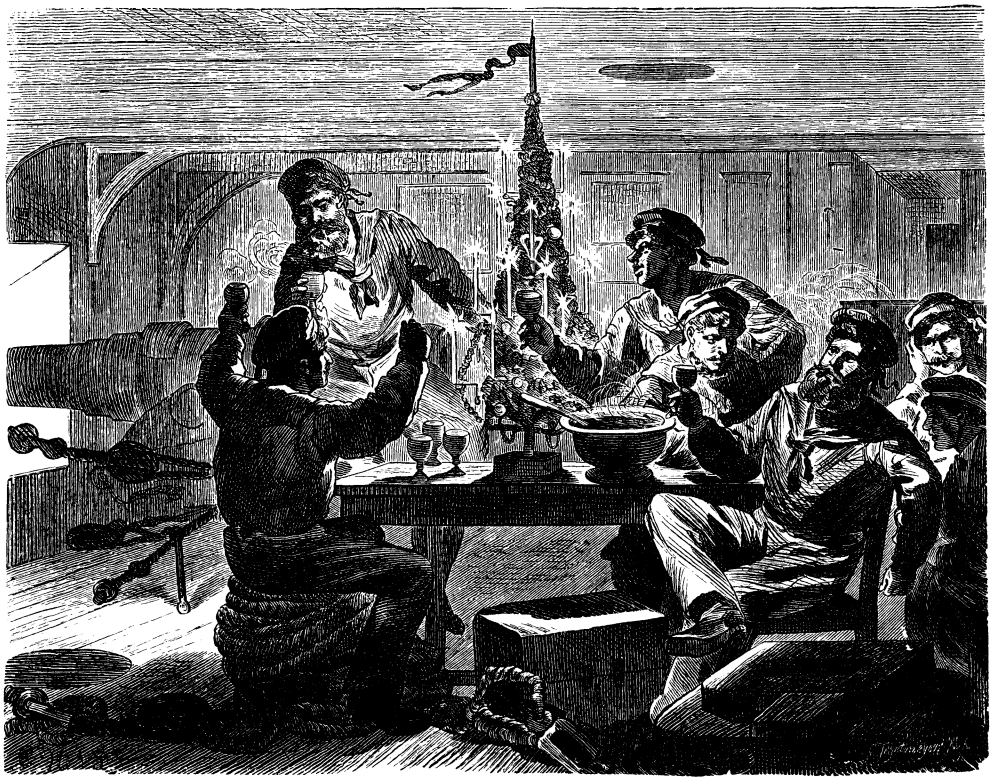
„Geh aus dem Wege, du Narr!" schnob Fuad-Pascha. „Solch eine Luft in deinem Hause! — Puh! wo ist Soleiman, wo ist Josua? Meine Leute sollen kommen und mir die nassen Kleider ausziehen!"

Während die Sklaven des ungeduldigen kleinen Herrn angstvoll herbeieilten und ihn die Treppen hinauf mehr trugen als führten, gelangte auch die übrige Reisegesellschaft unter Dach und Fach und konnte den Schatten mit Muße genießen, nicht so ganz ungestört freilich, denn der enge ungelüftete Raum war erstickend heiß und mußte mit ganzen Wanderzügen lästiger Insekten geteilt werden, aber es gab doch für die jüngeren unter den Reitern so viel Neues, Komisches und auch Schönes zu sehen, daß darüber alle kleinen Mißhelligkeiten vergessen wurden.

Die Sklaven kochten und brieten, sie wedelten ihren Gebietern Kühlung und brachten ihnen andere Kleider, während Matthias auf einen Wink des Paschas

ohne Anteil an diesen Beschäftigungen in den oberen Räumen des Hauses blieb und von einem überdachten Balkon ins Freie hinausblickte.

Was wuchs und blühte nicht alles in dem weitgedehnten Garten, wo die Ziegen in ganzen Scharen an Pflöcken weideten und Schweine und Hunde ihre Mittagsruhe hielten! — Krapp, Safran, Lotos, Johannisbrot, dazwischen Blumen in jeder Farbe und alle diese Herrlichkeit überragt und überwölbt von fruchttragenden Orangen- und Dattelbäumen, die ihre köstlichen Gaben bis in das Haus hinein, den Menschen fast in die Hand legten. Ein tausendfältiger Segen schien auf jedem fußbreit Boden zu ruhen, alles gedieh in Hülle und Fülle — freilich auch das Gesindel der Tierwelt, die Ratten, Stechmücken, Eidechsen und riesenhaften Spinnen, deren schwarze Körper an langen Fäden von den Dachbalken herunterhingen und nicht selten die Stirnen der Reisenden mit ihrem widerwärtigen Krappeln ganz plötzlich berührten.



Weihnachten in der Kajüte.

Matthias war trotz der Sonnenglut auf das flache Dach geklettert und sah sich, einigermaßen beschützt von den Zweigen eines weitästigen alten Baumes, das Treiben in dieser eigenartigen Straße etwas näher an.

Wie Schauspieler aus den Versenkungen der Bühne, so tauchten hier die Vorübergehenden plötzlich aus den Dachluken auf und verschwanden wieder in diesen dunklen Untiefen. Neben ihnen kräuselte blauer Rauch lustig empor, flatterten besonders unternehmende Haushähne und fauchten erboste Kater von riesenhafter Größe bissig gegeneinander an. Auch hier oben hatte der Schmutz sein verbürgtes und verbrieftes Heimatsrecht, wenn auch nur in der Gestalt einer tüchtigen Staubschichte, die je zuweilen von einem Windstoß emporgewirbelt wurde und sich dann mit großer Unparteilichkeit über Menschen und Gegenstände verbreitete.

Matthias ging auf und ab, bis zuletzt der Eigentümer des Hauses, der mildlächelnde Hjob auf der Wandelbahn erschien und sorgfältig seine ungeheure Glatze abtrocknete. „Die Heiligen sollen dich in ihrem Schooße wiegen, junger Herr," sagte er. „Bist du ganz allein hier oben?"

„Ja, ich betrachte Euere sonderbaren Straßen und die Schmutzhaufen zwischen den Häusern. Weshalb schafft Ihr denn diese Dinge nicht beiseite, Hjob?"

Der Beduine zuckte die Achseln. „Da unten, meinst du? O warum, Liebling des Propheten? Der Geier fliegt hinab und verzehrt sein Mahl, der Hund scharrt die Berge auseinander; auch Schweine und Enten wollen leben."

Matthias lachte belustigt. „Aber wenn es nun bis an die Dächer hinaufwächst," fragte er, — „was dann, Hjob?"

Der höfliche Mann erschrak. „Davor bewahrt uns der Schutz des Propheten," sagte er endlich. „Es wird nicht geschehen."

Dann aber verschwand er in der Tiefe der nächsten Dachluke; das scharfe Examen mochte ihm unbequem geworden sein.

Matthias wollte eben die unterbrochene Wanderung wieder aufnehmen, als von der Treppe her eine leise Stimme seinen Namen rief. Es war Jim, der auf das Dach schlüpfte und mit außerordentlich blassem Gesicht in die Augen unseres Freundes sah. „Du hast es wohl sehr gut getroffen, Matthias?" raunte er. „Wahrhaftig, angezogen bist du wie ein Prinz und zu schlagen scheint man dich gar nicht."

Der Knabe wechselte die Farbe, er dachte an den nächtlichen Wutausbruch des Paschas und ein geheimes Grauen lief durch alle seine Adern.

„Schlagen?" wiederholte er. „O nein, nein, mich berührt gottlob keine Hand!"

„Während mein Rücken fingerdicke blaue Striemen aufweist. Ich sage dir, Fuad-Pascha ist ein Teufel in Menschengestalt, er haßt die Christen und hält es für ein verdienstliches Werk, sie so arg als möglich zu foltern. Da ist bei uns einer, an dem wird ein täglich wiederkehrendes Strafgericht vollzogen."

„Aber sage mir doch," unterbrach er sich selbst, „hat man dir deinen Namen gelassen, oder wie wirst du genannt?"

„Ich habe meinen Namen behalten."

„Ach, dann ist sicherlich dein Gebieter kein so ergrimmter Christenfeind wie Fuad-Pascha. Bei uns hat der weiße Sklave wie das Tier in der Herde seine Nummer; ein Mensch ist er nicht mehr, nur ein Stück Besitztum, und wie ein solches behandelt man ihn. Sage mir doch, Matthias, könntest du nicht deinen Gebieter bereden, mich zu kaufen?"

Unser Freund erstickte einen Seufzer. „Wenn sich jemals die Gelegenheit bietet, werde ich an dich denken, Jim."

„Brich sie vom Zaun," ermahnte der andere. „Bedenke doch, mein Vater ist

Millionär — wie kann ich also wohl von irgend einem elenden Mohammedaner nach Herzenslust geprügelt werden dürfen?"

Matthias lächelte. „Die Gewalt steht hier an der Stelle des Rechtes, Jim. Sagtest du nicht, daß außer dir selbst auch noch die anderen Sklaven des Paschas ihre Schläge bekommen?"

„Ja, alle Christen, die Farbigen gehen frei aus. Da ist besonders einer, ein langaufgeschossener Bursche, etwas älter als wir, ein blasser wortkarger Mensch, der hat einmal, als Fuad-Pascha ihn mit der Reitpeitsche schlug, Hand an den Tyrannen gelegt und das dicke kleine Ungeheuer in den Sand gekugelt, dafür bekommt er seitdem täglich seine Tracht Hiebe. Immer um die betreffende Stunde fragt man ihn: „Entsinnst du dich deines Verbrechens? — und dann, hast du gesehen, wirbelt die Peitsche auf seinen Rücken herab."

Matthias schauderte. „Der Arme!" rief er. „Könnte man ihm doch helfen!"

Jim schoß einen tückischen Blick. „Ihn bedauerst du unbekannterweise?" fragte er in spöttischem Tone.

„Ja, denn das Verfahren gegen ihn ist barbarisch. Hat der Pascha den Unglücklichen mit hierhergebracht?"

„Gewiß. Nummer achtundachtzig muß die niedersten Dienste verrichten; wenn es Fuad-Pascha beliebt, so läßt er den langen Gesellen sich platt auf den Fußboden legen und benutzt ihn als Schemel, jedenfalls aber muß der Sklave immer in der Nähe seines Gebieters bleiben, denn er könnte ja flüchten oder befreit werden, und das darf um des Himmelswillen nicht geschehen. Der Pascha will ihn für den erlittenen Schimpf zu Tode quälen."

„Das ist empörend!" rief Matthias. „Ach, wenn ich Geld hätte, um diesen Unglücklichen zu erlösen!" (Forts. folgt.)

Ueber europäische Uniformen

schreibt das B. T.: „Im allgemeinen sind die europäischen Uniformen weit davon entfernt, zugleich der Bequemlichkeit und der Eleganz Genüge zu thun. Die Palme der Absurdität gebührt jedenfalls den schottischen Regimentern der ‚Highlanders', welche die Oberschenkel nackt tragen, wenn sie in den Krieg ziehen. Daran schließt sich ebenbürtig die kleine Feldmütze der englischen Kavallerie. Diese Mütze ist ganz einfach eine Art Teller von Zeug, im Durchmesser viel geringer als der Kopf, deren eine Seite durch einen Sturmriemen von lackiertem Leder festgehalten wird. Das Ding sieht etwa wie ein Studenten-Cerevis, nur viel weniger geschmackvoll, aus. Man könnte es fast für einen krankhaften Auswuchs, einen Pilz, einen Farbenklecks, für alles andere, nur nicht für eine Mütze halten. In der That dient diese Kopfbedeckung weder gegen den Regen noch gegen den Sonnenschein, weder gegen die Kälte, noch gegen die Hitze. Nicht viel besser ist die kleine schottische Mütze. Sie läßt an Unbequemlichkeit wenig zu wünschen übrig. Das Flottieren der vorderen Bänder, in die sich fortwährend der Wind verfängt, macht einen herzlich wenig militärischen Eindruck. Die österreichische Armee, die ehemals eine der bestherausstaffierten Europas war, ist heute recht unschön, ist aber durch mannigfache Vorzüge, welche die Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit der Kleidung fördern, ausgezeichnet. Wir können dieses Urteil um so eher wiedergeben, als es von einem österreichischen Offizier herrührt, der zu gleicher Zeit die deutsche Armee die bestgekleidetste Europas nennt. Nach der letzteren kommt nach diesem fachmännischen Urteil die russische Armee. Einige spanische Corps haben ein vortreffliches Aussehen; aber ihr Tschako und die Feldmütze ihrer Infanterie sind so abscheulich wie möglich. Die italienische Armee hat neuerdings an Eleganz eher verloren als gewonnen; ihre Kopfbedeckungen sind — die Hüte der Bersaglieri und die Helme der Kavallerie ausgenommen — Muster von Häßlichkeit. Ueber die Uniformierung der französischen Armee läßt sich schwer ein Urteil abgeben; sie wird alle Augenblicke geändert. Die fast vollständige Abschaffung der Tschakos und die Einführung der gutsitzenden und zweckentsprechenden Käppis ist jedoch als entschiedene Verbesserung zu bezeichnen. Das Aussehen der schweren französischen Kavallerie ist schön, was man von der leichten Kavallerie nicht behaupten kann, und die große Lederhose ist eben so unförmlich wie unzweckmäßig. Unmittelbar hinter der englischen Infanterie kommt hinsichtlich der Häßlichkeit und Absurdität der kleineren Bekleidungsstücke die holländische. Das Aussehen der belgischen Infanterie hat Fürst Bismarck zutreffenderweise mit dem Wort gekennzeichnet: ‚Ein ungeheuerer Ueberrock und darunter nichts!' Der Helm der englischen Infanterie und Artillerie sieht recht martialisch aus, und die leichte Kavallerie Englands ist mit der Garde-Kavallerie Rußlands die schönste der Welt. Alles in allem genommen, haben noch alle Nationen viel zu thun, um ihren Truppen Uniformen zu geben, die zugleich zweckmäßig, bequem und schön sind."

Auch ein Weihnachten unseren gefiederten Freunden

Eine ritterliche That.

Das Schiff, welches der Ritter von Lordat bestiegen hatte, war nahe daran, angesichts der französischen Küsten zu Grunde zu gehen. Der Ritter konnte nicht schwimmen; ein Soldat, der vorzüglicher Schwimmer war, gibt ihm den Rat, in das Meer zu springen, ihn am Beine zu halten, in der Hoffnung, sich auf diese Weise zu retten. Nach langem Schwimmen sind die Kräfte des Soldaten erschöpft; Herr von Lordat, der es bemerkt, ermutigt ihn, aber endlich erklärt der Soldat, daß sie beide untergehen werden. „Und wenn du nun allein wärst?" — „Vielleicht könnte ich mich noch retten." Der Ritter von Lordat läßt das Bein des Soldaten los und sinkt zu Boden.

Danziger Schiffsjungenlied.

(Beim Ablauf eines Schiffes vom Stapel.)

Behaune (glückliche) Reis' Schepper Hartwich,
Meister Zielke sin Fahrtig (Fahrzeug).
Hewt emmal eine Reis' gedahn
Ahne Mast an ahne Fahn,
Ahne Seil an ahne Stier,
Hewt de Diewel soh'n Schepp gesehn,
Hurra! Hurra!

Zahlenscherz.

Die Zahlen 1100, 1200 u. s. w. werden vielfach elf hundert, zwölf hundert u. s. w. ausgesprochen, anstatt ein tausend ein hundert, ein tausend zwei hundert, ebenso wie man ja auch unsere Jahreszahl meistens 18 hundert 87 nennt anstatt 1 tausend 8 hundert 87.

Diese Ausdrucksweise darf nur dann angewandt werden, wenn keine höhere Ordnung Tausender vorkommen. In letzterem Falle passen sie nicht in unser Zahlensystem, wie der folgende Scherz beweist.

Fordert man jemand auf, die Zahl:

11 Tausend 11 Hundert und 11

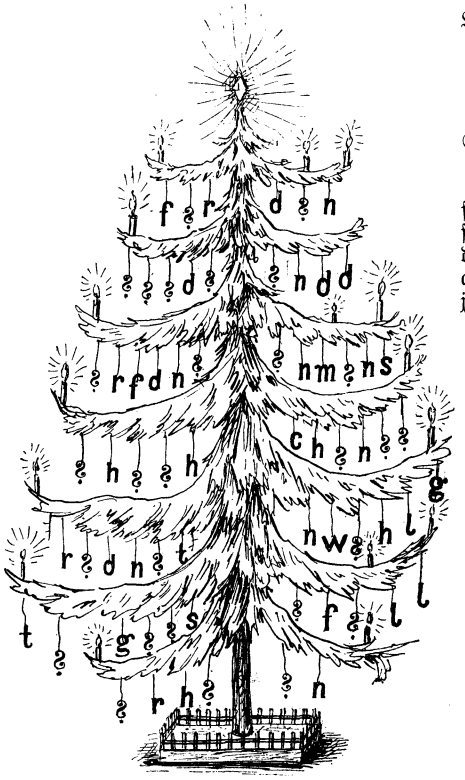
recht schnell niederzuschreiben, so wird derselbe, wenn er nicht vorher überlegt, oder den Scherz kennt, in den meisten Fällen 11 11 11 hinschreiben, was aber durchaus falsch ist, denn diese Zahl lautet: 111 Tausend 111 und ist beinahe zehnmal größer als die verlangte.

Die richtige Schreibweise für die letztere wäre 12 111, denn diese Zahl kommt heraus, wenn man die drei Zahlen 11 Tausend, 11 hundert und 11 untereinander schreibt und addiert.

```
11 000
 1 100
    11
-------
12 111
```

Buchstabenrätsel.

(Entworfen von einem Kameraden.)



Wenn in die Reihe der Buchstaben statt der Fragezeichen Vokale eingefügt werden, welcher Spruch ergibt sich?

Auflösung des Rätsels in Nr. 11.

Leben, Reben, Geben, Weben, Beben.

Umstellungsrätsel.

(Ersonnen von einem Kameraden).

Salbe, Salat, traun, Saum, Lade, Laden, Leben.

Aus diesen sieben Wörtern kann durch Umstellen der Buchstaben je ein neues Wort zusammengesetzt werden. Die Anfangsbuchstaben dieser neuen Wörter nennen eine Hauptperson aus der Erzählung „Der Sohn des Bärenjägers".

Rätsel.

Bei einer Arbeit die häufig und nötig,
Sind drei Gehilfen zu dienen erbötig:
Er schöpft, sie faßt, es trennt;
Wer ist's, der diese Gehilfen mir nennt?

Rätsel.

Vieldeutig ist mein Wort!
Du brauchst es oft genug:
Wenn arme Quadrupeden
Die schwere Arbeit thun,
Die Vögel sich vereinen
Ins Heimatland zu gehn.
Wenn sich in einem Stücke
Die Handlung rastlos drängt,
So findest du mich drin.
Du eilest mit mir fort,
Fliehst auch, wo ich zu finden,
Und trifffst in schöner Gegend
Mich festgelagert an.

Fragen und Antworten.

E. G. in H. Nun, hat Dir die Zauberparodie in Nr. 7 des „G. K." nicht gefallen? Demnächst soll eine rechte Zaubervorstellung daran kommen, eine, daß den Zuschauern die Haare zu Berge stehen. Wenn Du übrigens alle die kleinen Zauberkunststückchen, die bereits im „G. K." gestanden haben, sammelst und richtig ordnest, so hast Du Material genug zu einer abwechslungsreichen und amüsanten Vorstellung. Du hast dann nur noch einen recht pomphaften Theaterzettel aufzusetzen; denn der gehört natürlich auch dazu.

M. B. in Annaberg. Ihr Freund wird am besten thun, sich in einer Ladenbuchhandlung eine Anzahl solcher Lehrbücher vorlegen zu lassen. Es gibt deren eine Unmenge, zu hohen und niederen Preisen.

Moriz H. in W. Danken für das Reimrätsel. Die Gangart ist nicht übel, doch fehlen noch die — Flügel.

Arthur v. W. in Dr. Du willst Deinen Eltern einen Gipsabdruck von Deinem Bruder machen; ein kühnes Unternehmen. Gedulde Dich ein wenig; bald wird über die Anfertigung von Gipsabgüssen ein größerer Aufsatz erscheinen, er liegt bereits druckfertig in unserer Mappe. Ebenso herzlichen Gruß.

F. v. Sch. Daß Dein Rat manchem Kameraden willkommen wäre, daran zweifeln wir nicht. Wir möchten jedoch nicht Anlaß gegeben haben, daß sich der eine oder andere der jungen Herren weidlich die Finger verbrennt, wenn nicht noch Schlimmeres passiert. Danken also bestens. — Von K. May wird mit Beginn des zweiten Quartals l. Jahrganges wieder eine Erzählung erscheinen. Noch dürfen wir nichts verraten. Gruß!

Franz K. in Pr. Ein altdeutsches Sprichwort sagt: „Der Herr bewahr' uns vor Regen und Wind und vor Gesellen, die langweilig sind!" Nun, das trifft in diesem Falle ganz zu. Schreib's über die Hausthüre, vielleicht hilft's. —

Hermann Wolf, IIbg. Sie wünschen einen Taschenapparat zur Aufnahme von photographischen Momentbildern. Wenden Sie sich an Ludwig Schaller in Stuttgart, Marienstraße, oder an Albert Glock & Cie. in Karlsruhe.

Zwei Kameraden in Homburg. So ist's recht, man muß sich nur zu helfen wissen! Die Triebkraft muß bei solchen Experimenten doch nicht immer gleich Dampf oder Elektricität sein? Gruß!

A. S. in E. Dank für das interessante Spiel und Gruß.

A. St. in B. schreibt: „Da ich erst seit kürzerer Zeit eine Briefmarkensammlung habe und erst wenige Marken besitze, möchte ich noch gerne einige dazu haben. Wer von meinen lieben Kameraden ist so freundlich und sendet mir einige gewöhnliche Marken? Brief bitte an die Redaktion des „G. K." unter „A. St. in B." Nun, weil Du so hübsch gebeten hast, wollen wir Dir den Willen thun; für die Folge muß dergleichen aber immer direkten Weg nehmen. Mit Beginn des nächsten Quartals wird der „G. K." für die Tauschgeschäfte unserer jungen Freunde, ohne eine Entschädigung zu beanspruchen, einen besonderen Anzeigeteil einrichten.

Leidenschaftlicher Tourist! Wenn wir Deinen Wunsch veröffentlichen sollen, mußt Du uns vor allen Dingen Deine Adresse angeben. Wie willst Du die Mitteilungen Deiner Kameraden erhalten? Uebrigens blättere doch den ersten Jahrgang des „G. K." durch, Du wirst unter den Antworten mehr als einmal auf die Anleitung, eine Camera obscura sich selbst zu machen, stoßen und auch die ausführliche Belehrung, wie man sich einen photographischen Apparat macht, vorfinden. Zum Kopfzerbrechen ist dann noch Zeit genug.

A. v. K. in Köslin. Du schickst uns ganz prächtige Silhouetten von Old Shatterhand und Winnetou. Sie sind recht ähnlich; wo und wann haben Dir denn die beiden wackeren Kämpen gesessen? Auch die Kopie des Holzschnittes verrät Talent. Wir raten aber davon ab, Holzschnitte abzuzeichnen. Wer's im Zeichnen zu was bringen und selbständig werden will, der bilde sich, die elementare Schulung natürlich vorausgesetzt, nach Modellen, im Anschauen und Nachbilden der Natur.

M. Kl., Quintaner in Weimar. Wie Du ein Terrarium anlegen und dessen Bewohner pflegen sollst? Es kommt darauf an, auf welche Reptilien Du es abgesehen hast. Verschaffe Dir das Buch „Der Naturfreund, Anleitung zur naturwissenschaftlichen Beschäftigung im Hause und Garten von Dr. Otto Dammer (Verlag W. Spemann)". Seite 353 und folgende findest Du ausführliche Belehrung. Vielleicht, daß Deine Schulbibliothek das Werk besitzt.

Gute Kameraden! Besitze viele doppelte Muscheln, welche ich gern mit ausländischen, am liebsten mit asiatischen oder afrikanischen Marken vertauschen möchte. Ich habe zum Tausch: 5 Turmschnecken, 1 Olivenschnecke, 2 Porzellanschnecken, 1 Pelikansfuß, 3 Gartenmuscheln und 2 Binsenkörbchen. Angebote erbitte direkt an Martin Sachs, Berlin S.O. Köpnickerstraße 76, 1 Tr., Eingang Brückenstraße.

Auflösung des Silbenrätsels in Nr. 11.

1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	13.	14.	15.	16.	17.
h	g	p	p	**h**	s	h	a	m	t	a	a	**o**	f	p	n	m
o	e	l	**f**	a	**e**	a	d	e	i	n	**m**	r	**l**	e	e	e
n	o	**a**	o	f	d	**l**	o	n	t	**t**	s	g	o	**t**	l	i
i	**r**	t	t	e	a	l	**l**	a	**u**	o	e	e	r	e	**k**	s
g	g	o	e	r	n	e	f	**m**	s	n	l	l	a	r	e	**e**

R. D. in **J.** Laß Dir, wenn es Deine Sparkasse erlaubt, das erst jüngst von uns genannte Buch: „Ein moderner Zauberer," Tagebuchblätter von Alexander, Preis 5 Mark, erschienen bei Coppenrath in Münster (Westfalen), kommen. Das Buch wird Dir übrigens jede Ladenbuchhandlung besorgen.

K. H. in **Wien.** Du willst Uniformen und Fahnen der im amerik. Bürgerkriege engagierten Truppenkörper beschrieben wissen? Wir werden an Jemmi oder Hobble-Frank schreiben, vielleicht ist einer der beiden in der Lage, Dir zu dienen. Oder kann uns das vielleicht auch ein Kamerad in Amerika zu wissen thun? — Kurzgefaßte Biographien dieser beiden Schriftsteller findest Du in jedem Fachlexikon und sind in jeder öffentlichen Bibliothek zu haben.

H. H. in **Brieg.** Ist Dir denn nicht bekannt, daß man unseren Singvögeln das gerade Gegenteil von dem, was Du willst, nämlich den ausgiebigsten Schutz angedeihen lassen soll? Und gerade jetzt, Kameraden, da wir in den strengen Winter eintreten, keiner von Euch sollte versäumen, ein Fensterbrettchen einzurichten oder in der Nähe des Hauses ein kleines Fleckchen Erde schneefrei zu halten und darauf **reichlich Futter streuen.**

Ferd. Blecker in **München,** Schwanthalerstraße 33 I, wünscht Briefmarken zu tauschen. Derselbe besitzt viele Hayti 1, 2 u. 5 c. 2. Em., preußische Couvertausschnitte 3 c. gelb Em. 53., Mexikos neuester Em. 5, 3 u. 10 cto., Argentina 24 cto. blau, Oranje Freistaat 1, 2, 3 u. 4 pence. Sizilien 1. Em., 2 gr braunrot. Ceylon 24 c. grün u. 5 ct. auf 8 ct. Ecuador 5 cto.; Persien, Satz von vier Dienstmarken; Mexiko Adler (alt) 2 oranje und San Salvador Em. 79/80, 1, 2 u. 5 cto. Am liebsten wünschte ich alte deutsche von Braunschweig, Hannover, Oldenburg, Mecklenburg 2c. Auch bitte Rückporto beizulegen.

C. K. in **Sangerhausen.** Besten Dank für Dein Erstlingswerk.

Br. in **J.** Der Eintritt in die Kategorie der Verkehrs-, Kassen- und Rechnungsbeamten des Post- und Telegraphenwesens setzt in Deutschland im allgemeinen die Reifeprüfung eines (Real-) Gymnasiums, in Oesterreich die Absolvierung eines Obergymnasiums, einer Oberrealschule oder einer gleichstehenden Lehranstalt voraus. — Wie man sich eine Laterna magica fertigen kann, das haben wir wiederholt mitgeteilt. Gruß!

Tertianer L. in **B.** Die Frage, ob die Stellung des „unser" im „Vater unser" aus dem Griechischen *πατὴρ ἡμῶν* oder aus der altdeutschen Sprache herrühre, ist mit vollständiger Sicherheit nicht zu entscheiden. Es möge nachstehend zunächst die Deklination des persönlichen Fürwortes in der 1. Person im Gotischen, Althochdeutschen, Mittel- und Neuhochdeutschen folgen.

	Gotisch	Althd.	Mittelhd.	Neuhd.
Sing.	ik	ih	ich	ich
	meina	min	min	mein, meiner
	mis	mir	mir	mir
	mik	mih	mich	mich
Plur.	veis	wir	wir	wir
	unsara	**unsar**	**unser**	**unser**
	uns (unsis)	uns	uns	uns
	uns (unsis)	unsih	uns, unsich	uns

„Vater unser" heißt mittelhochdeutsch: vater unser, althochdeutsch: fatar unsar, dagegen gotisch: atta unsar. Da unser und unsar, welch letzteres im Gotischen auch für den Genitiv unsara gebraucht wird, auch Possessivpronomina sein können, so läßt sich wohl nicht mit Bestimmtheit behaupten, „Vater unser" mit seinen verschiedenen Formen sei eine bloße Uebertragung des griechischen Gen. posses. *πατὴρ ἡμῶν* ins Deutsche. Daneben ist weiter zu bemerken, daß in der altdeutschen Sprache bezüglich der Stellung des attributiven Adjektives größere Freiheit herrschte als im Neuhochdeutschen. Einige Beispiele mögen hier stehen: Uf jeneme sale witen hân ich in gesehen (in jenem weiten Saale habe ich ihn gesehen, Nibelungen). Einen ebergrôzen den sach der spurehunt (einen großen Eber sah der Spürhund. Nibelungen). Dar kom ich gegangen an einen anger langen (da kam ich an einen langen Anger gegangen. Walther von der Vogelweide). Sun, dine manne bestem (Sohn, diene dem besten Manne. Vers.). — Ferner heißt es in der gotischen Uebersetzung des „Vater unser": Namo thein (dein Name), thiudinassus theins (dein Reich), vilju theins (dein Wille), hlaif unsarana (unsern Laib = Brot), shulam unsaraim (unsere Schuld). Also immer nachgestelltes Possessivpronomen. Es läßt sich also wohl auch annehmen, die ersten Bibelübersetzer haben die altertümliche Nachstellung desselben beibehalten wollen, um dem Gebete hierdurch eine größere Feierlichkeit, so zu sagen auch im Aeußerlichen zu geben.

F. St. jun. in **Berlin.** 1) Als gute Bezugsquellen für die Apparate zu „Stöckhardts Schule der Chemie" empfehlen wir Dir: Warmbrunn, Quilitz & Cie. in Berlin und E. Seybolds Nachf. in Köln. Letztere Firma liefert die Apparate in verschiedenen Zusammenstellungen zum Preise von Mk. 16 bis Mk. 52. — 2) Um Gipsformen für den galvanischen Strom leitend zu machen, bepinselt man dieselben mit feinstgeriebtem Graphyt so lange, bis die zu verkupfernde Fläche ein metallglänzendes Aussehen angenommen hat. Da Gips sich in den galvanischen Bädern etwas löst, so müssen die Formen auf jeden Fall vor dem Bestreichen mit Graphyt in geschmolzenem Wachs oder Paraffin gut getränkt werden.

Weihnachten in der Kaserne.

Oskar Kr. in **Fr.** In Oesterreich-Ungarn fordert man für Zulassung als Einjährig-Freiwilliger im allgemeinen einen höheren Schulbildungsnachweis als in Deutschland und zwar: a) wenn der Dienst auf eigene Kosten abgeleistet wird: Studienzeugnisse über den vollendeten letzten Jahrgang an einem Obergymnasium oder einer Oberrealschule oder einer dieser gleichgestellten Lehranstalt, wenn sie mindestens die erste Fortgangsklasse ausweisen, in deren Ermangelung die von den Prüfungskommissionen erteilten Zeugnisse der Befähigung, oder die von dem Aspiranten etwa abgelegte Prüfung zum Berufskadetten; b) wenn der Präsenzdienst auf Staatskosten abgeleistet wird: die in a bezeichneten Studienzeugnisse, wenn sie die allgemeine Vorzugsklasse ausweisen,

Maturitätszeugnisse, Reifezeugnisse, Abgangszeugnisse } der den Obergymnasien und den Oberrealschulen gleichgestellten Lehranstalten.

Zeugnisse über eine mit dem Ergebnisse der Befähigung zurückgelegte Staatsprüfung, wenn diese Staatsprüfung Universitätsstudien, bezw. Studien an einer Hochschule bedingt. Mediziner haben ferner die amtliche Bestätigung des Dekans des betreffenden Professorenkollegiums, daß er als ordentlicher Hörer inskribiert ist und die Kollegien thatsächlich besucht, oder das Doktordiplom vorzulegen. (Für Veterinäre, Pharmazeuten u. s. w. s. die näheren Bestimmungen in Spemanns Schatzkästlein des guten Rats. Preis Mk. 5.) — Das Aufnahmsgesuch ist bei dem Kommando des gewählten und zur Aufnahme von Einjährig-Freiwilligen berechtigten Truppenkörpers einzubringen. Diesen Gesuchen hat beizuliegen: Das Eintrittscertifikat, bei Minderjährigen die Zustimmung des Vaters oder Vormundes, der Nachweis der wissenschaftlichen Befähigung.

Alfred Sanftleben. Dank für das hübsche Spiel. Ueber die Herstellung mikroskopischer Präparate s. unsere Antwort S. 144 dieses Jahrgangs. Ein sehr interessantes Buch gewünschter Richtung ist: „Der Naturfreund," Anleitung zur naturwissenschaftlichen Beschäftigung im Hause und im Garten für die reifere Jugend, herausgegeben von Dr. Otto Dammer (Verlag von W. Spemann), in jeder Buchhandlung vorrätig.

Camil Albert Hoffmann in **Eckwersheim** bei **Vendenheim** im **Elsaß** sammelt „Monatsbilder" (d. h. die in den Kalendern den Verzeichnissen der Tage und Heiligen jedes Monats beigefügten symbolischen Bildchen nebst Wetterregeln). Da jedes Land und jede Provinz ihre besonderen Kalender haben, bittet er seine lieben Kameraden (die, wenn sie einmal ins Elsaß kommen, ihn doch besuchen möchten), ihm die in ihrem Besitz sich befindenden Monatsblätter, alter oder neuerer Kalender zur Bereicherung seiner Sammlung, zuzusenden. Er ist zu Gegenleistungen (etwa ausländischer Briefmarken, Münzen u. s. w.) gerne bereit und ist natürlich auch erbötig, alle etwaigen Unkosten zu ersetzen. Er sendet Allen kameradschaftlichen Gruß.

Fritz N. in **Berlin.** Thut uns leid! Es ist mit der Angabe von Rezepten für chemisch-technische Arbeiten überhaupt eine mißliche Sache. In ungeübten Händen mißlingt die Ausführung anfänglich fast immer; es ergeht dem Anfänger dabei, wie einer ungeübten Köchin, welche mit dem verläßlichsten Kochbuche an der Hand nichts zuwege bringt. Beherzige das Motto, das s. Z. im „G. K." gestanden hat: „Wenn zehnmal die Versuche mißlingen: wir müssen nur immer weiter ringen! Wären wir gleich an des Zieles Fernen, wie könnten wir marschieren lernen?"

A. R. in **O.** Manuskript dankend erhalten. Entscheid folgt bald. Bitten um etwas Geduld.

W. B. in **B.** Nun, hast Du in unserem Aufsatze über das Anfertigen von Weihnachtsgeschenken nichts Passendes oder wenigstens einige Anregung gefunden? Wir haben damit auch Deinem Wunsche Rechnung tragen wollen. Freundlichen Gruß und Dank für die Aufgabe.

Felix Fr. in **Köln.** Wir haben Deine Wünsche ad notam genommen und werden denselben nach Thunlichkeit zu entsprechen suchen. Dank auch für das hübsche Rätsel, für das sich wohl ein Plätzchen finden wird.

Obertertianer „Seehund" in **E. a. Rhein.** Nun, Du hast Dir einen recht hübschen Namen beigelegt. Und Du willst auch noch „Leimruten" fabrizieren, um Vögel wegzufangen? Die Rute will Dir der „G. K.", wenn Du es ausdrücklich wünschest, nicht vorenthalten, den Leim kriegst Du aber nicht.

F. P. in **N.** Die Erklärung und Anleitung, wie man sich ein elektrisches Läutewerk selbst herstellt, erfordert unbedingt mehr Raum, als für die Antworten gewährt werden kann. Eine solche Herstellung würde überdies auch einen gewissen Grad fachtechnischer Geschicklichkeit voraussetzen.

Der alte und der neue Mensch.

Vor nicht sehr langer Zeit galt noch der Glaube, daß zur vollständigen Erneuerung des menschlichen Körpers sieben Jahre vonnöten seien. Dieser Glaube ist durch die neuesten Forschungen gründlich widerlegt, indem eine ungleich kürzere Zeit genügt, um diese Erneuerung zu bewirken. In 30 bis 35 Tagen ist die Wiedergeburt vollendet, der „alte Adam" abgelegt, ein neuer Mensch — freilich oft kein besserer — angezogen. Dies ist jedoch nicht so zu verstehen, daß am 30. oder 35. Tage der Mensch über Nacht neu wird. Die Erneuerung geht vielmehr beständig vor sich. Mit jedem Atemzug, mit jedem Herzschlag werden alte, unbrauchbar gewordene Teile abgelegt, oder vielmehr ausgeschieden, neue an deren Stelle gebracht. Diesen Vorgang nennt man den Stoffwechsel. So genau aber nun der äußerliche Verlauf dieses Vorganges bekannt ist (so hat man z. B. ermittelt, daß unsere Haut während 24 Stunden durchschnittlich ein Kilogramm Flüssigkeit ausdünstet), so hat doch noch kein Forscherauge denselben in seinen inneren Uebergängen und Wandelungsformen beobachtet. Der Grad, oder die Kräftigkeit des Stoffwechsels ist der Maßstab für den Grad oder die Kräftigkeit des Lebens im normalen Zustand. Er ist zugleich die Quelle unserer Lebenswärme. Während des Schlafes, und wenn wir hungern, verlangsamt sich der Stoffwechsel, und es sinkt auch dementsprechend die Lebenswärme, während Thätigkeit, verbunden mit kräftiger Nahrung, sie erhöht. Dies ist ebenso allgemein bekannt, als daß Begeisterung erwärmt, Langeweile abkältet.

Bestrebt Euch Ihr Knaben, durch Lob nicht eitel zu werden, durch Tadel Euch nicht kränken zu lassen und doch gegen keine Censur gleichgiltig zu sein, so wird es Euch in der Schule und später im Leben besser ergehen, als wenn Ihr Euch Schmeicheleien zugänglich erweiset und Euch durch strenge Urteile beleidigt fühlt oder gar dieselben trotzig mißachtet.

W. Preyer.

Ein neuer Wintersport.

Die Zeit der Wintervergnügungen naht heran, und da möchten wir unsere jungen Leser mit einem neuen Wintersport bekannt machen, welcher ihnen viel Vergnügen und gesunde Bewegung zu verschaffen geeignet ist, nämlich mit den norwegischen Schneeschuhen, welche unter Umständen zugleich die Dienste von Schlittschuhen und von Schneeschuhen zu versehen im stande sind. In Norwegen werden dieselben zur Winterszeit bekanntlich allgemein von allen denen benutzt, welche berufsmäßig viel im Freien zu thun haben, also von Jägern, Fallenstellern, Hirten, Holzhauern 2c., und auch das Militär wird auf den Gebrauch derselben eingeübt. Sie dienen nicht nur zunächst einem klimatisch unerläßlichen Bedürfnis, sondern sind auch, wie wir im weitern Verlauf dieses Artikels zeigen werden, eine Quelle des Vergnügens, ein wirklicher Sport für jung und alt.

Ich will zunächst einen Skee oder Schneeschuh beschreiben und schildern, wie er gemacht wird. Man nimmt ein Stück zähen geradfaserigen Fichtenholzes von fünf bis zehn Fuß Länge und spaltet es oder behandelt es mit dem Schneideisen bis es ungefähr die Breite einer menschlichen Fußsohle oder höchstens noch einen Zoll mehr hat. Das Holz darf aber keine Aeste oder Knoten haben und die Richtung der Fasern muß mit ziemlicher Regelmäßigkeit von einem Ende zum anderen verlaufen.

Wenn man kein Stück Holz ohne Knoten finden kann, so muß man wenigstens den Knoten so nah wie möglich an das hintere Ende verlegen; allein ein solches Skee ist eben nicht vollkommen, weil es nur allzusehr zum Bruch gemacht ist, wenn es in einem raschen Lauf der Anstrengung eines Sprunges unterworfen wird oder über eine hohle Stelle zu liegen kommt. Die Dicke des Skees sollte ungefähr einen oder anderthalb Zoll in der Mitte sein und sich nach jedem Ende hin allmählich verdünnen. Das vordere Ende wird etwas zugespitzt, aber nicht jählings, sondern allmählich und an der Spitze etwas emporgebogen, wie es unten in unserer Fig. 2 zu sehen ist. In den mittleren Teil bohrt man der Breite nach ein Loch, ungefähr einen halben Zoll hoch und einen Zoll breit (oder nach Bedürfnis etwas mehr); hierauf wird das vordere zugespitzte Ende emporgebogen, was entweder über dem Feuer oder mit Dampf oder (wie dies in Norwegen geschieht) durch Einspannen zwischen fünf Holzstücke bewerkstelligt wird, wie dies in umstehender Fig. 1 gezeigt ist. Das Skee wird vier oder fünf Tage auf diese Weise eingespannt erhalten, bis die Krümmung dauernd bleibt und das Skee nach der Entfernung der Spannhölzer nicht mehr in seine vorige

Olas Abfahrt vom Berge.

gerade Lage zurückkehrt. Bevor dies jedoch geschieht, wird es gut sein, die untere Fläche des Skees ganz glatt abzuhobeln und mittels Sandpapier abzuschleifen, bis dieselbe spiegelglatt ist. Es ist begreiflicherweise von höchster Wichtigkeit, die Reibung beim Schneeschuhlaufen möglichst zu vermeiden und das Skee leicht über die Schneefläche hingleiten zu lassen; die Norweger pflegen zu diesem Behufe die untere Fläche des Skees tüchtig mit Schmierseife einzureiben, wodurch, nach ihrer Versicherung, das Holz zugleich auch zäher werden soll. In der That kann man auch gar nicht zu viel Fleiß und Sorgfalt darauf verwenden, da die Trefflichkeit der Schneeschuhe, wenn sie vollendet sind, hauptsächlich von der gleichzeitigen Leichtigkeit und Zähigkeit des Holzes abhängt. Gewöhnliches Tannen- und Fichtenholz eignet sich nicht zu Skees, denn wenn es auch in gut getrocknetem Zustande leicht genug ist, so ist es selten stark genug, um die erforderte Anstrengung auszuhalten. Dem Norweger gilt als das geeignetste Holz dasjenige der Kiefer, Pinus sylvestris, mit den langen, zu mehreren in einer Hose steckenden Nadeln; dieses Holz ist zäh und faserig, wird auch leicht, ohne seine Tragkraft zu verlieren, wenn es genügend getrocknet und ausgewittert worden ist. Jedes andere starke Holz mit geradlaufenden Fasern könnte vielleicht verwendet werden, würde aber meines Bedünkens dem Einwand ausgesetzt sein, daß es zu schwer sei.

Wir geben nun in Fig. 2 einen Grundriß und einen Aufriß oder eine Seitenansicht von einem fertig gestellten richtigen Skee, an welchem nichts mehr fehlt, als das Fußband, durch welches es am Spann erhalten wird. Dieses Band machen die Norweger aus geflochtenen Weidenruten und passen es ganz genau den Zehen des Stiefels an. Wenn nämlich das Band zu weit ist, daß es bis zum Spann heraufreicht, so kann man das Skee nicht mehr steuern, ist es dagegen zu schmal und eng, so läuft man Gefahr, mit dem Fuß herauszuschlüpfen. Von diesen zwei Weidenbändern, welche jeder Schneeschuh bekommt, sollte das eine emporstehen und das andere horizontal liegen, so daß es den Fuß feststehen macht und sein Ausgleiten verhindert. Ein kleiner Knopf, unmittelbar vor dem Absatz, dürfte einem ähnlichen Zwecke dienen. Leder oder irgend ein anderer Stoff, welcher sich leicht ausdehnt, wenn er naß wird, eignet sich auch nicht für diese Bänder, obwohl man demselben wahrscheinlich eine Zubereitung geben könnte, durch welche es dem Weidengeflecht vorzuziehen wäre. Ich schildere aber die Skees so, wie man sich ihrer in Norwegen bedient, nicht so, wie sie bei uns in Deutschland verbessert werden können. (Man soll sogar in Norddeutschland, und besonders im Harz, schon ein gutes Ersatzmittel in

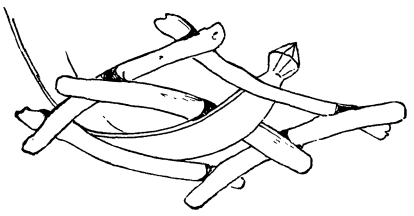


Fig. 1. Die Biegung des Skee.

einer ledernen Kappe erfunden haben, welche dem Zehenstück eines Stiefels gleicht, wie man solche zuweilen auf hölzernen Schlittschuhen angebracht sieht.) Erste Bedingung, und von höchster Wichtigkeit ist es unter allen Fällen, daß der Skeeläufer im stande ist, seinen Fuß ganz frei zu bewegen, und ich rate daher jedem meiner jungen Freunde, welcher diese Kappe vollkommen sicher zu machen versucht, er möge dieselbe so einrichten, daß er sich selbst im Nu von dem Skee befreien kann. Die Hauptschwierigkeit nämlich, mit welcher der Anfänger zu kämpfen hat, ist die Neigung der Schneeschuhe, sich „auszuspreizen", und das einzige, was er in einem solchen Falle thun kann — vorausgesetzt, er läuft zu rasch, als daß er seiner Geschicklichkeit zutrauen könnte, sie wieder parallel zu kriegen — ist, aus den Bändern zu hüpfen und die Skees fahren zu lassen. Er muß aber dabei Sorge tragen, sich auf den Rücken zu werfen und seinen Fall mittels des Stockes zu brechen, im weichen Schnee wird ihm dabei kein Unfall zustoßen. So oft beim Schneeschuhlaufen ein Unglück passiert, läßt es sich gewöhnlich auf die unpassende Engheit und den zu festen Anschluß des Bandes zurückführen, welche rasch das Herausziehen des Fußes aus demselben erschwert oder unmöglich macht. Ein sehr parates Mittel, um das „Spreizen" der Schneeschuhe zu verhüten, besteht darin, daß man an der Unterseite jedes Skees der Länge nach eine kleine Hohlkehle anbringt, wie eine solche in Fig. 5 dargestellt ist. Ich habe sogar Schneeschuhe gesehen, deren jeder zwei derartige Hohlkehlen trug, jede etwa einen Zoll vom Rande und in der Nähe des vorderen Endes zusammentreffend. Man braucht natürlich für jeden Fuß einen Schneeschuh, und der zweite ist ein genaues Duplikat des ersten. Die oberen Seiten beider werden gewöhnlich entweder in Farben oder in Schnitzwerk mit Zeichnungen verziert oder wenigstens die vorderen Enden einen Fuß lang schwarz oder rot bemalt.

Der Nutzen der Schneeschuhe besteht darin, daß man mit ihnen auf tiefem lockerem Schnee gehen kann, ohne einzusinken, wie dies auch mit den Schneeschuhen oder Raquettes der nordamerikanischen Indianer der Fall ist. Die norwegischen Skees aber haben nach dem Urteil eines kompetenten Richters, welcher beide erprobt hat, den Vorzug größerer Schnelligkeit, Bequemlichkeit und leichterer Bewegung, sowie eines geringen Kraftaufwands. Die Kraft, welche bei den amerikanischen Schneeschuhen auf das Aufheben der Füße verwendet werden muß, braucht bei den Skees nur zum Fortschieben derselben angewendet zu werden, denn das Skee gleitet und wird niemals aufgehoben; und auf ebenem Boden treibt der Widerstand des in Bewegung befindlichen Körpers den Skeeläufer bei jedem Schritte vorwärts einige Fuß über die Länge seines Schritts hinaus. Wenn der Skeeläufer bergab geht, so wird seine Anstrengung natürlich eher dazu dienen, seine Geschwindigkeit zu vermindern anstatt zu vermehren, und er führt zu diesem Zweck einen starken, aber leichten Stock von ungefähr sechs Fuß Länge mit sich, auf den er sich mehr oder minder schwer stützen und damit die Geschwindigkeit seines Fortkommens verzögern kann. Die besten Skeeläufer setzen zwar einen Stolz darein, diesen Stock entbehren zu können, und man sieht sie in Norwegen oft die steilsten Berghänge mit unglaublicher Geschwindigkeit herunterfahren, wobei ihnen eine aufwirbelnde Schneewolke auf ihrer Bahn folgt. Obwohl das ein sehr schönes und ermutigendes Schauspiel ist, so möchte ich doch allen Anfängern empfehlen, sich dieses Stocks zu bedienen und denselben nicht allzu früh abzulegen, da er allein den Skeeläufer in den Stand setzt, seinen Lauf an einem beschneiten Berghang herab so zu steuern, wie ein Schiff mit dem Steuerruder gelenkt wird. Will man nach rechts fahren, so drückt man seinen Stock auf der rechten Seite in den Schnee und leitet mit einem ähnlichen Manöver auf der linken Seite seinen Kurs nach links.

Will man seine Skees nach ihrer Anfertigung erproben, so stellt man die Füße in die Bänder und läßt jemand die bei-

den anderen Enden erfassen und langsam aufheben, während man noch in den Bändern steht. Wenn sie dann dein Gewicht tragen, so können sie als sicher gelten und werden in kritischen Momenten nicht brechen. Zum Schlusse sei noch beigefügt, daß Länge und Dicke der Skees, wie ich sie hier beschrieben, nicht umwandelbar sind, sondern nach Maßgabe der Größe des Knaben, welcher sie benützen will, variieren können. Fünf Fuß gilt für die geringste Länge und dürfte sich für einen Jungen von zwölf bis vierzehn Jahren eignen, während ein erwachsener Mann seine Skees füglich doppelt so lang machen darf.

In Norwegen, wo die Wälder im Winter pfadlos sind, und von Mitte Oktober bis Mitte April beständig schwere Schneemassen fallen, kann man sich täglich überzeugen, wie wichtig, ja unentbehrlich die Schneeschuhe für die Jäger, Fallensteller und Holzfäller sein müssen, ihr tägliches Brot im Schnee und Wald zu verdienen. Der Gebrauch der Skees ist daher auch eine der ersten Fertigkeiten, welche der norwegische Knabe sich aneignen muß, sobald er alt genug ist, seinen Weg durch den Pfarrsprengel allein zu finden. Wacht er an einem schönen Wintermorgen auf und sieht Thüre und Fenster von mächtigen Schneemauern blockiert und eine glitzernde, blendend weiße Schneefläche sich nach allen Seiten hin, so weit nur das Auge reicht, ausbreiten, so stößt er einen Freudenruf aus, knöpft seine dicke wollene Jacke bis zum Kinn zu, zieht den Pelzrand seiner Mütze über seine Ohren herunter und eilt dann, wenn er einen schmalen Pfad zwischen dem Wohnhause und den Kuhställen glatt gekehrt hat, seine Schneeschuhe zu holen und unterzubinden. Es ist kalt (wie es um diese Jahreszeit gewöhnlich ist), der Schnee daher trocken und knirschend, und er weiß, daß es einen herrlichen Tag zum Schneeschuhlaufen gibt. Ist der Schnee dagegen feucht und schwer, so haftet er sich in Klötzen leicht an die Skee, und der Sport ist dann mit Schwierigkeiten verknüpft, welche das Vergnügen zu vergällen imstande sind. Wir dürfen es als sicher annehmen, daß kein Tauwetter bevorsteht, und so wollen wir den Norsen-Knaben auf seinen Ausflügen über die Schneefelder und durch die düsteren Kieferwälder begleiten, worin er und sein Vater ihre Zeit in mühevoller, aber von Vergnügungen gemilderter Arbeit verbringen.

„Heda, Ola, mein Junge! flink! flink!“ ruft sein Vater ihm zu, „hol die Axt aus dem Holzschuppen und bringe mir meine Flinte aus der Ecke hinter der Wanduhr! Wir wollen hinaus und sehen, was für ein Glück wir mit den Fuchsfallen und den Schlingen im Birkenhölzchen gehabt haben!“ Und Ola läßt sich das nicht zweimal sagen, wenn es derartige Verrichtungen gibt. Seine Mutter hat einstweilen ein Frühstück aufgetragen, das aus kaltem geräucherten Schinken und Butterbrot besteht, in einer bunt bemalten Holzkiste, welche Ola an einem Riemen über die Schultern geschlungen trägt, während Nils, sein Vater, die Axt in den Gürtel gesteckt, in der einen Hand die Flinte, in der anderen seinen Skeestock, in den hellen Wintermorgen hinaustritt. Sie klettern dann an den steilen Schneemauern hinauf, legen dann ihre Schneeschuhe auf die ebene Fläche und setzen ihre Füße in die Bänder. Nils gibt sich mit seinem Stock einen gewaltigen Anstoß und fliegt den steilen Hügelhang hinab, sein kleiner Sohn aber folgt ihm dicht auf den Fersen, stößt ein wahrhaft indianisches Kriegsgeschrei aus und schwingt seinen Stock um den Kopf, um zu zeigen, wie wenig er seiner bedarf. Hei, wie schnell er dahinfährt! Wie kalt der Wind ihm um die Ohren pfeift, wie der Schnee um ihn her wirbelt, ihm Augen und Ohren erfüllt und ihm sogar die losen Locken an den Schläfen versilbert, bis er aussieht wie ein bereifter kleiner Gnome, der soeben aus dem Berghang herausgetreten ist! Allein er ist Schnee und Kälte so trefflich gewöhnt, daß er ihrer nicht achtet.

In wenigen Sekunden haben Vater und Sohn den Thalgrund erreicht, und vor ihnen liegt ein steiler Hang, mit einem laublosen Birkengehölz und Erlenwald überwachsen. Hier haben sie ihre Schlingen aus geflochtenem Roßhaar gelegt und sich als Köder der roten Beere der Ebereschе bedient, nach welchen die Schneehühner und Kramtsvögel besonders lüstern sind. Jetzt wird ihre Kraft auf die Probe gestellt; aber der Schnee ist zu tief und zu locker, um daneben hin zu waten und eine Anhöhe auf Schneeschuhen zu ersteigen ist keineswegs so leicht, als einen glatten Hügelhang herunterzuschleifen. Sie müssen nun langsam und schrittweise vorwärtsstampfen, in langen Zickzacklinien ansteigen, oft Halt machen und, auf ihre Stöcke gestützt, ausruhen und sich den Schweiß von der Stirne wischen. Eine halbstündige Kletterpartie bringt sie nach dem Orte, wo sie ihre Schlingen und Fallen gestellt haben, aber hier sehen sie in der That ihre Mühe reichlich gelohnt.

„O sieh nur, sieh Vater!“ ruft der Junge entzückt; „was für eine Menge haben wir gefangen! Hei, das sind ja mindestens drei Dutzend Vögel, so sicher wie einer!“

Der Vater lächelte zufrieden, sagt aber nichts, den er ist ein zu alter Jäger, um seinem Vergnügen Worte zu leihen.

„Ja, es sind gerade genug, um dir dafür einen neuen Rock zu Weihnachten zu kaufen, Junge,“ versetzt er schmunzelnd; „und wenn wir noch einige derartige Fänge machen, so reicht es, daß wir auch der Mutter eine silberne Brosche erhandeln, die sie dann Sonntags auf dem Kirchgang tragen kann.“

„Nein, Vater, kaufe Mutters Brosche zuerst,“ verwahrte sich der Junge etwas zögernd (denn es kostet manchen Knaben einige Anstrengung, großmütig zu sein); mit meinem Rock hat es ja noch gute Zeit, obwohl allerdings mein alter hier ziemlich schäbig ist,“ setzte er mit einem bedauernden Blick auf seinen geflickten Aermel hinzu.

„Na, wir werden ja sehen!“ sagte Nils, zieht seine Fausthandschuhe von Bärenfell ab und gleitet unter die Bäume hinein, wo seine Fallen aufgestellt sind; „der liebe Gott, der für den armen Mann ebensogut sorgt, wie für den Reichen, kann uns ja so viel bescheren, daß es für uns alle reicht.“ (Schluß folgt.)

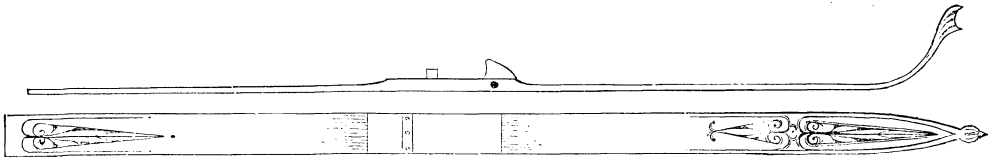
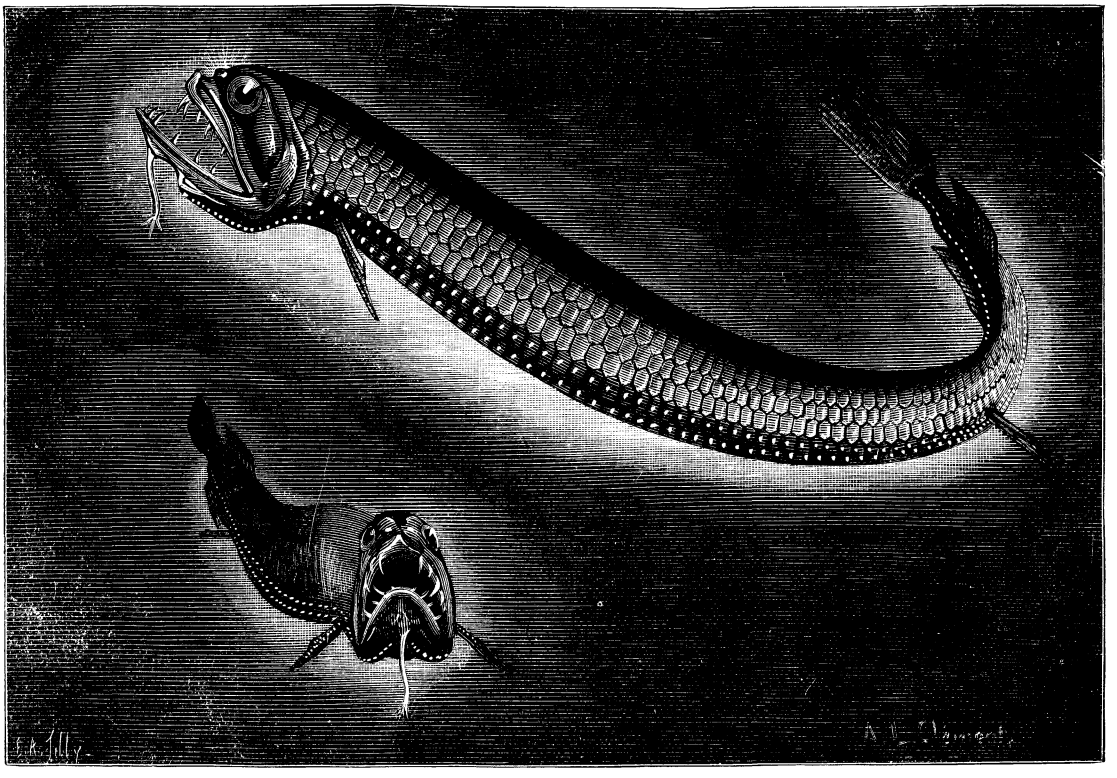


Fig. 2. Grundriß und Seitenansicht eines Schneeschuhes.

Noch einmal die Tiefseetiere.

Wir bringen noch einmal eine der interessanten Entdeckungen des „Talisman“ in Wort und Bild. Ueberraschend

ist, daß in größeren Tiefen manche Fische, welche schon länger bekannten Arten unserer Meere angehören, phosphoreszierend werden und einen schwachen Lichtschein um sich verbreiten, welcher von einigen Reihen warzenartiger Erhöhungen an der Bauch- und Kehlseite ausgehen. Dieser Fall kommt in der Tiefsee bei einem durch seine auffallende Gestalt merkwürdigen Fische vor, welcher wegen seines weiten Rachens und seines schlangenartigen Baues bei den Zoologen Stomias boa heißt und zur Familie der sogen. Sternoptychiden gehört. Man kennt von diesem Fisch drei Arten, wovon eine auch im Mittelmeer vorkommt. Alle drei Arten zeigen an der Unterseite von Kopf, Rumpf und Schwanz jene phosphoreszierenden Punkte, deren Lichtentwickelung bei dem Stomias, wenn er an der Oberfläche unserer Meere vorkommt, kaum bemerkbar, aber an Exemplaren, die man in Tiefen von 18 bis 1900 m heraufholte, so deutlich wahrnehmbar ist, wie man es auf untenstehendem Holzschnitt sieht.



Stomia boa Rissa, in 1900 Meter Tiefe gefangen. (Halbe natürl. Größe).

Starke Leute.

Stark sein ist eine schöne Sache in der Welt, das wissen die — Schwachen am besten zu beurteilen, denn sie haben am meisten von den Starken zu leiden, und sie möchten es am liebsten auch sein, um — nun ja, um den Schwächeren auch einmal ihre Stärke fühlen zu lassen; denn bei den Stärkeren hat das schon seine Haken, obwohl es auch nicht an Beispielen fehlt, daß Schwächere die Starken besiegten; man denke nur an den kleinen David, der den Goliath erlegte. Auch mag es wohl keinen Starken geben, der schließlich nicht einen Stärkeren fände.

Doch wir wollen hier nicht ans Theoretisieren oder gar ans Moralisieren gehen, wir wollen unseren jungen Freunden nur etwas von starken Männern erzählen. Den Herkules und den Simson übergehen wir natürlich, weil ihr deren Geschichte ja alle kennt. So ganz fremd sollen euch aber die Leute auch nicht sein, von denen wir erzählen wollen. Wir nennen sie gleich: sie sind Milon von Kroton, der Kölner Taxator Klötsch und König August der Starke von Sachsen und Polen.

Die beiden ersten haben wir auch neulich schon als riesige Esser vorgeführt; ihr werdet sehen, daß sie dabei auch etwas profitiert haben.

Milon von Kroton war einer der gefürchtesten Ringkämpfer des Altertums. Ob er bei den olympischen, pythischen, isthmischen oder nemeischen Spielen war: überall trug er den Sieg davon. Kein Wunder auch, denn durch einen bloßen Schlag mit der Hand vermochte er ein vierjähriges Rind zu töten. Er nahm aber ein Ende mit Schrecken, denn als er einst im Walde eine halbgespaltene Eiche auseinanderreißen wollte, schnellten die beiden Teile plötzlich wieder zusammen, klemmten seine Hände ein, und er wurde von den wilden Tieren zerrissen.

Dem Taxator Klötsch ging es nicht so schlecht, obwohl er es mit den Franzosen zu thun hatte, die damals, Anno 13, in Köln hausten und die Stadt als ihr Eigentum betrachteten, was vielen Bürgern, darunter auch Klötsch, durchaus nicht recht war. Aber auch die Franzosen waren dem Manne nicht grün, denn er hatte ihnen manchen Streich gespielt.

Einmal luden sie Feldgeschützrohre am Domhofe ab, um sie dort aufzustellen. Bei jedem Rohr mußten ihrer 8 bis 9 Mann Hand anlegen, und dabei plagten sie sich weidlich. Klötsch geht von ungefähr vorbei und sieht sich die Begebenheit an. Da kommt ihm ein Gedanke. Wie der Blitz hat er ein eben abgeladenes Rohr gepackt, auf die Schulter geschwungen und rennt damit fort, nach Fettenhennen (Name einer Straße) zu, die ganze Hetze natürlich schreiend hinter ihm her. Aber, o weh! Das Thor des Durchganges (jetzt beständig offen) war verschlossen. Da werden ihn die Französlein wohl bald erwischen — meint ihr. Das macht aber unserem Klötsch nichts; in vollem Laufe rennt er mit dem Geschütz gegen das Thor, daß es zusammenkracht; er hindurch, springt um eine Ecke, wirft das Geschützrohr aufs Pflaster und verschwindet in dem Haus eines Bekannten. Die Sache kam zur gerichtlichen Anzeige und Verhandlung, wobei auch das Geschütz als Beweisstück vorgelegt wurde. Klötsch aber war freigesprochen, da die Richter sich darauf stützten, es müsse hier wohl ein Blendwerk im Spiele sein, da ein einzelner Mann unmöglich ein Geschütz auf die Schultern heben und damit fortlaufen könne.

Ein andermal ging es ihm nicht so

gnädig ab. Er mußte eine tüchtige Geldstrafe zahlen; es that ihm aber nicht sehr weh, denn er war wohlhabend. Die Sache war so:

Spaziert eines Tages Klötsch am Hafen entlang, gemütlich seine kurze Pfeife rauchend. Eine Schildwache steht da. Otez la pipe, ruft sie Klötsch zu (wer von euch Französisch versteht, weiß, daß dies heißt: Nehmt die Pfeife aus dem Mund!). Was? denkt unser Mann, ôtez la pipe? Nicht faul, packt er die Schildwache, schiebt sie ins Schilderhaus, hebt es samt dem Franzosen auf und trägt es auf den Quai des Hafens, wo er es, die Thüre nach vorne, hart am Rande aufpflanzt, so daß, wenn der Franzose hätte herausgewollt, er ins Wasser geplumpst wäre; dann geht er seiner Wege, als sei nichts vorgefallen. Als nun hernach die Ablösung kam, waren die drei höchlich erstaunt, weder Schildwache noch Schilderhaus vorzufinden. Natürlich entdeckten sie es bald, sie mußten aber ihre ganze Kraft aufwenden, um dasselbe aus seiner gefährlichen Stellung wegzubringen. Wie gesagt, kostete der Spaß Strafe.

Es gibt noch mehr Anekdoten von Klötsch, es sei aber genug mit den erzählten, damit auch August der Starke an die Reihe kommen kann. — Daß er seinen Namen verdiente, beweist schon der Fall mit dem Trompeter, den er auf der Hand mit gestrecktem Arm zum Fenster hinaus hielt, während der Trompeter ein Stückchen blasen mußte. So stark er aber auch war, so fand er doch einmal seinen Mann, und das war so. Auf der Reise hatte ein Pferd eins seiner Hufeisen verloren, weshalb an der ersten Schmiede stillgehalten wurde, um das Eisen ersetzen zu lassen. Der König steigt aus und tritt in die Schmiede, wo der Meister, der ihn nicht kennt, lustig drauf loshämmert. Als das Eisen fertig ist, nimmt es der König in die Hand und gibt dem Schmied einen Kronthaler. „Aber Meister!“ ruft er plötzlich, indem er dem Schmied das Eisen entgegenhält, und es vor seinen Augen zusammendrückt, „Euer Eisen taugt ja nichts, es ist ja so weich, wie Blei!“ — „Nun,“ erwiderte der Schmied, dann ist es ebensoviel wert, wie Euer Geld,“ und damit nahm er den Kronthaler zwischen Daumen und Zeigefinger und bog ihn zusammen wie ein Stück Weißblech.

Das konnte August der Starke ihm nicht nachmachen!

Winterspaziergänge.

3. Im Wintergrün.

Wie prächtig auch die weiße funkelnde Schneehülle über die winterlichen Fluren dahinwallt, so empfinden wir doch, daß sie ein Sterbekleid der Erde, der treuen Mutter der Menschen, ist, und sanfte Trauer schleicht sich, während wir einsam unsere Straße ziehen, in unser Herz. Nur das Leben spricht zum Leben, und doppelt gern begrüßen wir inmitten der winterlichen Landschaft das wenige, unvergängliche Grün, welches uns sichere Gewähr gibt, daß das innere Leben der Erde nicht erloschen ist, daß die schaffenden Kräfte und Säfte in der Pflanzenwelt noch auf- und niedersteigen und einen neuen Frühling über die Auen führen werden.

Da blinkt vor allen der Epheu mit seinen glänzend dunkelgrünen, hellgeaderten, schön geschnittenen Blättern so lebenskräftig aus dem Schnee hervor! Er ist die bedeutendste Zierde des kahlen Winterwaldes, und zwar des Laubwaldes, denn in den Nadelwald geht er nicht. Die immergrünen Nadelbäume mögen sich mit dem Schmucke ihrer Nadeln begnügen, der treue Epheu sucht sich Bäume aus, die der Winter ihrer Blätterzierde beraubt. Am Boden des Laubwaldes kreuzt er munter nach allen Richtungen umher, webt über manche Stellen eine dichte, grüne Decke und führt dann seine blätterreichen Ranken an den grauen Stämmen der Bäume hinauf, nicht von ihrem Marke zehrend, wie es so manche mörderische Schlingpflanzen der Tropenwälder thun, sondern nur einen Halt fürs Leben und treue Freundschaft suchend. Mit besonderer Vorliebe wählt sich der Epheu den grauen Wälderkönig, den vielhundertjährigen Eichbaum, aus; hier schickt er seine Ranken wie Strickleitern am grauriſſigen Stamme empor und schlingt seine immergrünen Gewinde um die knorrigen, zackigen Aeste, — ein schönes Sinnbild der Freundschaft zwischen dem Starken und Schwachen. Wenn der Wintersturm die braunen Dürrblätter der Eiche eines nach dem anderen von den Zweigen reißt und durch die Waldgassen dahinpeitscht, wenn alle anderen Bäume ihre kahlen Aeste wie hilfeflehende Arme zum grauen Wolkenhimmel emporstrecken, dann steht die vom Epheu umschlungene, vom Epheu bekränzte Eiche noch da wie ein Denkmal ewiger Jugendfrische. „Der Epheu,“ sagt der sinnige Pflanzenpoet St. Pierre, „umschlingt nur die Unglücklichen, und trifft der Tod seinen Protektor, so schlingt er noch um den geliebten Toten die grünen Arme, ihn mit Guirlanden und Festons seines unwandelbaren Laubes schmückend, bis er mit ihm von der Hand des Menschen ausgerodet wird, oder an derselben Stelle verdorrt. Selbst das weiße Leichentuch der Natur thut ihm nichts, denn er grünt auch unter dem Schnee.“ Wer den Epheu in seiner ganzen Schönheit und Fülle sehen will, der suche ihn im südlichen Alpengebiete auf! Dort umspinnt er mächtige Bäume, verbreitet sich in das Astwerk und bildet selbständige, nicht rankende Aeste, untermischt mit Blüten und Früchten; dort überkleidet er in üppigstem Wachstum Felsen und Mauern, umrankt Gartenzäune und begrünt vollständig den Boden. Auch im Rheinland, namentlich in den Thälern zwischen Lahn und Mosel, ist der Epheu von seltener Schönheit und hüllt ganze Felsen in sein unvergängliches Kleid, während er von den Mauerzinnen der Burgruinen gleich Trauerdecken herabwallt. Eigentümlich ist die Veränderung, welche in der Blattform des Epheus eintritt, sobald sich die Zweige zur Entwickelung der Blüten anschicken; die bis dahin fünflappigen Blätter werden nunmehr oval, zugespitzt und unzerteilt. Die Blüte besteht in halbkugeligen, grünlichweißen Dolden, welche meist im Herbst erblühen. Die anfangs grünen Beerenfrüchte überdauern den Winter und reifen erst im Frühjahr, wobei sie eine schwarze Farbe annehmen; sie sind von bitterem Geschmack; von den Vögeln werden sie ohne Nachteil genossen, beim Menschen bewirken sie Erbrechen.

Wie der Epheu an den Laubwald, so ist die Preißel- oder Kronsbeere an den Nadelwald gebunden. Ihre immergrünen Myrtenzweiglein weben zwischen den schlanken, grauen Stämmen der Tannen, zwischen den rotbraunen Stämmen der Kiefern einen dichten Teppich, der das Auge des Wanderers in der Winteröde erfrischt und erfreut, namentlich wenn das frischgrüne Zweiggewebe noch mit einzelnen korallenroten Beerenfrüchten bestickt ist, welche die Hand der Beerenleserin oder der Schnabel der Waldvögel verschont hat.

Auf der öden, schneebedeckten Heide ist es vor allem der massenhaft vertretene Wacholder, dessen hellgrünes Nadelkleid uns erfreut. Die Nadeln des Wacholders dauern, bevor sie abfallen und eine rostbraune Bodenstreu bilden, länger als ein Jahr aus und lassen deshalb den Strauch immergrün erscheinen. Dabei ist der Nadelbesatz an den vielen und dichten Zweigen so ungemein reich, daß der Dichter den Vergleich wagen konnte

„Mit krauser Nadeln Wolle
Steht der Wacholderstrauch —.“

Ferner wimmelt der Wacholderstrauch von erbsengroßen, grünen und bläulichschwarzen Beeren; diese brauchen nämlich zwei Jahre bis zur Reife: im ersten sind sie grün, im zweiten schwarz mit bläulichem Hauche. Von stark gewürzigem Geschmack, werden die Wacholderbeeren zum Räuchern von Fleischwaren und zur Bereitung des Genevers, eines besonders in Holland und bei Seeleuten beliebten Branntweins, verwendet.

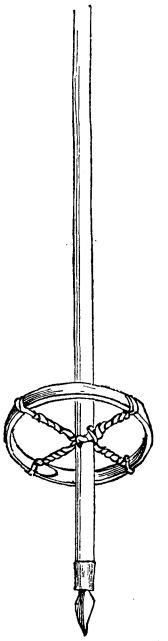


Fig. 3. Stock mit Rad als Bremse.

Von den Kramtsvögeln (Wacholderdrosseln) mit Vorliebe aufgezehrt, verleihen die Wacholderbeeren dem Fleische dieser Vögel jenen Wohlgeschmack, den die Zunge der Feinschmecker im Spätherbst, der Zeit des Vogelfanges, so wohl zu schätzen weiß. Mit dem Rauche brennender Wacholderzweige sucht das Volk vielfach üble Dünste und Krankheitsstoffe, die sich im Hause sammelten, zu vertreiben. Die Form des Wacholderstrauches ist gewöhnlich die der Pyramide. Solche Pyramiden erreichen bisweilen eine nicht unbedeutende Höhe: wir sahen z. B. in einer Grenzheide zwischen Münsterland und Holland Pyramiden von 15 bis 20 Fuß Höhe. Ein zuverlässiger Forstmann versichert, daß der Wacholder ausnahmsweise sogar 40 Fuß hoch werde, mit einem über 1 Fuß starken Stamme. Nicht selten jedoch nimmt der Wacholder kugelige Formen an, und bisweilen liegt er sogar wie ein Igel zusammengerollt am Boden, so rund und stachelig wie dieser. In der Abenddämmerung heben sich die Wacholderbüsche dunkel, fast schwarz von dem safrangelben oder purpurroten Horizonte ab, und dann ist es, wo die ohnehin so mannigfaltigen Formen der Sträucher unserer Phantasie den weitesten Spielraum geben: Burgen und Dome, Türme und Säulen erstehen vor unserem Blicke. So schildert es uns Stifter von der ungarischen Heide: „Auf die ganze schwarze Scheibe der Heide war die Riesenglocke des brennendgelben, flammenden Himmels gestellt, so sehr in die Augen wogend und sie beherrschend, daß jedes Ding der Erde schwarz und fremd wird. Ein Grashalm der Heide steht wie ein Balken gegen die Glut, ein gelegentlich vorübergehendes Tier zeichnet ein schwarzes Ungeheuer auf den Goldgrund, und arme Wacholder- und Schlehdornbüsche malen ferne Dome und Paläste.“ Aehnlich sagt Hermann Jäger in seinem Buche „Deutsche Bäume und Wälder“: „Gespensterhaft ist der Eindruck einer Wacholderheide in heller Nacht und im Nebel. Da treten seltsame Gestalten riesig vergrößert hervor; Tiere, auf uns zuschreitende Menschen und allerlei Ungetüme versperren uns den Weg und machen den Furchtsamen stutzig, den Abergläubischen grauend.“ — Als „Machandelboom“ kommt der Wacholderstrauch im Volksmärchen vor: von seinen Zweigen sang das Vögelein, in welches die Seele des von der bösen Stiefmutter geschlachteten Schwesterleins geflogen war, traurig dem Brüderlein zu. — Das feine, feste, schön gelbe, dunkelgeaderte Holz des Wacholders wird zu allerlei Drechslerarbeiten, namentlich zu Stöcken benutzt. Der knotige Wacholderstock war früher ein steter Begleiter des Handwerksburschen und Landgängers. War die Wanderschaft glücklich beendigt und der Handwerksbursch als Meister in die traute Heimat zurückgekehrt, so erhielt der vielgereiste Wacholderstock einen Ehrenplatz an der Wand, und die Kinder des Meisters sahen mit Ehrfurcht und Wanderahnung zu ihm empor, — bis der Sohn des Hauses mit dem Segen des Vaters auch den Wanderstab des Vaters von neuem in die Fremde führte.

Wettlauf auf Schneeschuhen in Norwegen.

Weniger häufig als der Wacholder, aber doch nicht selten, ist auf unseren Heiden und in den Lichtungen der Wälder die Stechpalme. Sie ist ein schöner, eigenartiger, in der Winteröde höchst erfreulicher Strauch. Die großen Blätter sind glänzendgrün, lederartig, wellig gebogen und am Rande mit scharfen Stacheln besetzt; sie sehen aus, als wären sie aus Blech gearbeitet, so starr und so steif — und als wären sie lackiert oder mit Firnis überzogen, so blinkend und spiegelnd sind sie im bleichen Lichte der Wintersonne. Die Stechpalme erreicht im Winter überhaupt den Gipfelpunkt ihrer Reize, denn wenn rings die weißen Flocken liegen, dann funkeln zwischen den immergrünen Stachelblättern die korallenroten Beeren hervor, nach denen besonders die wilden Tauben lüstern sind. An günstigen Standpunkten, namentlich auf den Lichtungen der Wälder, entwickelt sich die Stechpalme oft zu fast baumartiger Größe. Dann verlieren ihre oberen Blätter die Randstacheln, und das Gewächs nimmt die Form des Lorbeers an. Man hat deshalb die Stechpalme auch den „deutschen Lorbeer“ genannt. Eine fromme Sage erzählt, daß die Stechpalme von jenen biblischen Palmbäumen abstamme, welche beim feierlichen Einzug Christi in Jerusalem die Zweige zum Streuen hergaben.

Diese Palmen nahmen in jenem Augenblicke Stacheln an, da das Volk, das damals „hosianna!“ gerufen, „kreuzige ihn! kreuzige ihn!“ schrie. — Die immergrüne Stechpalme grünt besonders freundlich, gedeiht stattlich in dem bekanntlich milden Seeklima des meerumrauschten Albion; hier bildet sie die Hälfte fast aller Gebüsche und ist die allgemeine Pflanze der Feldhecken. Hier, bei den natursinnigen Engländern, dient sie auch als bevorzugte Schmuckpflanze des Weihnachtsfestes: mit Büscheln und Guirlanden von Stechpalmen ziert man zur Weihnachtszeit alle Wohnräume. Daß das Blatt der Stechpalme in der gotischen Baukunst den Steinmetzen ein gefälliges Motiv zum bildnerischen Schmuck der Säulenknäufe, Fialen und Ziergiebel darbot, davon geben noch heute unsere gotischen Dome Zeugnis.

In der Nähe der Stechpalmen, auf dem von einzelnen Schneeflocken bedeckten Waldboden, erspäht ein suchendes Auge auch wohl die dem Birnlaube ähnlichen Blättchen der Pyrola. Von den zierlichen alabasterweißen Blütenglöckchen des Sommers ist in den winterlichen Tagen freilich nur der dürre Stengel übrig geblieben, aber um so mehr kommen nun die immergrünen, frühlingshellen Blättchen zur Geltung, — ein Bild der Hoffnung, das unterm Schnee des Lebens, unter Leid und Weh, noch fortgrünt.

Wieder an anderer Stelle des Waldes, dort, wo ein schlankes Rehlein im grieslich grauen Winterhaarkleid mit leichtem Fuße den Schnee zur Seite gescharrt hat, schimmert uns das am Boden rankende Immergrün, Vinca, entgegen. Die lederartigen Blätter sind gegenständig und eiförmig. Beim ersten Hauche des Lenzes, oft unter dem Reif der Märznächte, entfalten sich trichterförmige lilablaue Blüten.

Wie erfreulich auch das Grün der Vinca, der Pyrola, der Stechpalme, des Wacholders, der Preißelbeere und des Epheus dem vom Einerlei des Schnees ermüdeten Menschenauge ist, so vermag es doch, da es zu vereinzelt und zu zerstreut erscheint, die große, weite Schneelandschaft kaum zu beleben. Wirksam wird die Oede dieser Landschaft nur von den dunkelgrünen Kuppen der Nadelwälder unterbrochen. Im Gegensatze zu dem blendend weißen Schnee erscheinen die Wipfel der Nadelbäume fast schwärzlichgrün, oder unendlich kräftig und lebensvoll. Die Nadelbäume verkünden uns, nach Humboldts Worten, „daß das innere Leben der Pflanzen wie das prometheische Feuer nie auf unserem Planeten erlischt“. Und was der Dichter Matthisson von dem sanftgewölbten Wipfel der südlichen Pinie sagte, daß er wie „ein freundliches Eiland der Luft“ erscheine, das gilt auch von dem gesamten nordischen Nadelwalde: wie ein freundliches Eiland der Luft schwimmt er am grauumflorten winterlichen Horizonte, — wie ein grünes Eiland, wo die Hoffnung eines neuen Lenzes wohnt.

Am wenigsten schön ist, in der Nähe betrachtet, noch der norddeutsche Kiefern- oder Föhrenwald. Ueber Ebenen dahinziehend, von steifen, geraden Stämmen gebildet, zeigt er ein ermüdendes Einerlei. Nur am Rande, wo der Sturm mit rauher Hand die Wipfel zu zerzausen pflegt, heben sich einige malerische und seltsam verknorrte Bäume ab. Doch vermag auch der Kiefernwald einen herrlichen Anblick zu gewähren, wenn die rote Abendsonne eines klaren Wintertages auf den Kiefernstämmen, die in der Nähe des Wipfels eine gelbrote Rinde haben, widerscheint: dann glühen die Stämme wie von flüssigem Kupfer und ein einzelner Ast, der sich in das dunkelgrüne Laubgewölbe streckt, leuchtet wie eine glühende Kohle. Allein dieser Reiz ist nur zufällig, und bei weitem schöner als der Kiefernwald ist der an Hügeln und Bergen Mitteldeutschlands sich hinaufgipfelnde Wald der Rottannen oder Fichten und der Weiß- oder Edeltannen. „Mit diesen Bäumen“, sagt Masius in seinen meisterhaften Naturstudien, „deckt sich der Rücken unserer Gebirge, und hierher gehören die grünen stolzen Türme. In der Fläche würde auch der Tannenwald nicht viel wirken. Auf den Stuhl der Wolken, wo aus granitnen Pforten die Wildwasser brechen, stellen sich die Mauerstürmer und pflanzen siegendes Leben. Ein kleines geflügeltes Samenkorn ist mit den Frühlingslüften aufwärts getrieben, endlich ist es müde in die Moospülle der Felsen gefallen. In der warmen Feuchte keimt es, streckt suchend die Wurzelfinger umher, klammert sich an den geöffneten Spalt und saugt die Nahrung einer Erdkrume. Je tiefer, je dreister steigt es hinab. Tau und Nebel und Licht kommen dem Flüchtling zu Hilfe, der Sprühregen des Gebirges wird seine Amme: mutig und schlank wächst er hinan. Aber der Geist der Berge hat ihn gezeichnet. Dichter zieht er um sich den Nadelmantel, schwerer senken sich die Zweige, es ist über ihn gekommen wie ein dunkles Geheimnis. So steht auf ihrem Throne die Tanne, die Fichte, als fühle sie ein Sehnen nach dem Rauschen der Haine dort unten, als horche sie vergebens in die Wolkenöde hinauf nach dem uralt goldenen Märchen vom Frühling und seinen Blumen und Nachtigallen.“

Wenn aber die Wolkenöde ihre weißen Schneeflocken wie verzauberte Frühlingsblüten in die Thäler und auf die Gipfel der Berge schüttet, dann wohnt im dunkeln Tannenwalde selbst ein trautes Märchen, ein süßes Geheimnis: dort steht der freundlich grüne Weihnachtsbaum, der jetzt in die Häuser und Hütten der Menschen eingezogen, um Auge und Herz der Kinder und kindlich gebliebener Menschen zu erfreuen und allen das tröstliche Wort von Bethlehems Fluren ins Gedächtnis zurückzurufen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“

Ein Schiffbruch.

Unsere jungen Leser haben sicher schon manche Schilderungen von erdichteten Schiffbrüchen gelesen. Wir geben ihnen aber im nachstehenden den Bericht über einen wirklichen und wahren Schiffbruch. Die schlichte und rein thatsächliche Erzählung aber wird in ihrer Einfachheit nur einen um so deutlicheren Begriff von den Schrecken, Gefahren und Drangsalen eines solchen Unglücksfalles geben.

In der Absicht, eine Stelle auf einem Comptoir in Bombay einzunehmen, schiffte ich mich am Dienstag den 18. Oktober 1881 als Passagier zweiter Klasse an Bord des Dampfschiffs „Clan Macduff“ in Liverpool ein, das durch einen der furchtbarsten Stürme der irischen See seit Menschengedenken verunglückte. Das Schiff, zu 1500 Tonnen Last eingeschrieben, hatte früher den Namen „City of Oxford“ geführt, war aber dann in die Clan-Linie der Handelsdampfer aufgenommen worden und gehörte einem Kaufmannshause in Glasgow. Es ging am genannten Tage mit einer wertvollen allgemeinen Ladung und neunzehn Passagieren, welche alle für Bombay bestimmt waren, in See. Am anderen Tage hatten wir kaum Holyhead passiert, so gerieten wir in einen furchtbaren Sturm und hohe See, worin das Schiff bald einen Leck sprang und die Schlagpumpen unbrauchbar wurden. Am Donnerstag drang das Wasser in die Heizräume und verlöschte die Feuer. Der Befehlshaber, Kapitän Webster, erkannte um 1 Uhr nachmittags, daß das Schiff versinken müsse, und gab Befehl, die sechs Boote auszusetzen. Die Leeseitenboote wurden zuerst hergerichtet, das größere Rettungsboot an der Langseite in das Meer gelassen, aber gegen die Schiffsseite geschleudert, daß es in Stücke zerschmetterte. Es war ein Auftritt voll tödlicher Angst, denn die Frauen und Kinder schrieen vor Entsetzen, und der Kommandoruf der Offiziere vermochte das Brüllen des Sturmes nicht zu übertönen. Ein Versuch, die Gig (das Kapitänsboot) ins Meer zu lassen, gelang glücklicherweise, weil es mit vier tüchtigen Seeleuten und dem vierten Offizier besetzt war, und nahm nun Herrn und Frau Barclay und ihr Kind auf, welche in das-

Ein banger Augenblick.

selbe hinuntergelassen wurden; es trieb bald hinter uns ab und ward noch mittels des Fangtaues festgehalten, bis der dritte Offizier Befehl gab, das Fangtau zu kappern, worauf wir es bald aus dem Gesicht verloren, da es in wenigen Minuten in den hochgehenden Wogen verschwand. Das nächste ins Meer gelassene Boot war der Kutter, in welchen der dritte Offizier, der zweite Koch und zwei Matrosen sich hinunterließen. Nachdem es unter der Langseite flott geworden war, wurden Herr und Frau Merces, Miß Hayes, Herr Akhurst und Frau Jacobs mit Schwimmgürteln versehen und sprangen vom Verdeck an der Langseite herab ins Wasser, jede Person noch an eine Leine vom Schiffe aus angebunden, bis sie ins Boot gezogen wurden. Jetzt wurde eines von den Kindern der Frau Jacobs, ein liebliches Mädchen von vier Jahren, derselben zugeworfen, und es war für die arme Mutter und uns allen ein Augenblick furchtbarer Angst und Spannung, als der alte Schiemann, halb in einer Gurte hängend, das Kind im Arme, sich über das Deck hinausbeugte und den Moment erwartete, wo das Boot nahe genug kam, um das Kind in die Arme der Mutter zu werfen. (Siehe unseren vorstehenden Holzschnitt.) Allein ein plötzlicher Wogenschlag trennte das Schiff von dem Boot und die Kleine fiel ins Wasser, verschwand und ertrank. In einem anderen Augenblick stieg das Boot wieder bis zur Schiffsseite und sogleich warf der Kapitän der Frau Jacobs zweites Kind, einen Knaben, in die Arme der vor Schmerz beinahe wahnsinnigen Mutter. Das Boot trieb hinter uns ab, ward in einer Minute abgeschnitten und ebenfalls uns bald aus den Augen verschwunden. Es blieb nur noch ein einziges Boot, um alle anderen Leute an Bord, fünfundvierzig Seelen im ganzen, aufzunehmen. Während des Sturmes waren die anderen drei Boote zerschmettert worden. Das übrig gebliebene, das kleine Rettungsboot, würde im äußersten Fall dreißig Personen fassen. Der zweite Offizier und zwei Matrosen stiegen in das Boot und wurden mit ihm ins Meer hinabgelassen, worauf die übrigen Passagiere, der erste Koch, fünf Stewards und die Stewardeß in derselben Weise wie die anderen ins Boot gezogen wurden. Nachdem Kapitän Webster alle Passagiere im Boote untergebracht sah, legte er sich selbst einen Schwimmgürtel an, sprang in die See und wurde an Bord des Bootes gezogen. Der erste Maschinenmeister und einer von der Mannschaft folgten seinem Beispiel, und die Fangleine ward sogleich abgeschnitten. Dieses Boot, welches keine Ruder hatte, ward ebenfalls von dem Winde hingetrieben und kam in dem blendenden Sprühschaum den Zurückbleibenden aus dem Gesicht. Sobald das letzte Boot verschwunden war, übernahm der erste Offizier den Befehl über den „Clan Macduff", welcher im Trop der See arbeitete. Leuchtkugeln, Raketen und Kanonen wurden für Signalzwecke vorbereitet und mit Einbruch der Nacht die Feuerwerke angezündet und das Nebelhorn geblasen. Die ganze Nacht hindurch lag das Schiff vollkommen dem Sturme preisgegeben. Als der Morgen anbrach, begann der „Clan Macduff" hinten zu sinken, da das Wasser vom Zwischendeck her in den Salon eindrang. Die Mannschaft machte sich noch einmal ans Ausöhsen (Ausschöpfen), und die Offiziere ermutigten sie dazu wacker, aber das Wasser nahm wieder überhand und bahnte sich seinen Weg bis zur Speisekammer. Am Freitag um Mittag war das Deck von mittschiffs an nach hinten ganz bis auf den Meeresspiegel gesunken, und die Lage der Schiffbrüchigen hatte einen verzweiflungsvollen Punkt erreicht, als der Zimmermann leewärts ein Dampfboot wahrnahm. Ein Hurra ward ausgebracht, und noch einmal nahm die Bemannung das Ausschöpfen wieder auf. Zwei Matrosen kletterten ins oberste Takelwerk hinaus und hißten Bettlaken und Flaggen auf, um Aufmerksamkeit zu erregen. Sie wurden bemerkt und in zwei Stunden war das Corker Dampfschiff „Upupa" bis auf Rufweite an sie herangekommen und hatte sein Boot ausgesetzt. Zwölf Mann sprangen vom „Clan Macduff" einer nach dem anderen ins Wasser und wurden wohlbehalten an Bord genommen. Drei von ihnen waren so hilflos und besinnungslos geworden, daß sie vom „Clan Macduff" aus durch den ersten Offizier über Bord geworfen werden mußten. Das Boot des „Upupa" machte eine zweite Fahrt und rettete noch mich und weitere vier Matrosen, welche sich an ein umgeschlagenes Boot des „Clan Macduff" angeklammert hatten. All dies fand am Freitag nachmittags, zwischen halb fünf und sechs Uhr, ungefähr vierzig Meilen südlich von Roches-Point statt. Nachdem die neunzehn Geretteten sicher nach der „Upupa" gebracht worden waren, wurden sie von Kapitän James Maxwell Brown freundlich aufgenommen. Der „Upupa" blieb so lange in der Nähe des „Clan Macduff", bis dieser plötzlich in einer furchtbaren Böe versank, nachdem sein Deck eine Zeitlang eben mit dem Meeresspiegel und von den Wogen überspült gewesen war. Der „Upupa" steuerte dann nach Plymouth, wo er am Sonntag abend ankam, nachdem er den fürchterlichen Sturm am Samstag abend bestanden hatte, während dessen zweihundert Stück Rindvieh über Bord gespült wurden. Nach der Ansicht der Ueberlebenden vom „Clan Macduff" müssen die drei Boote mit den zweiundvierzig Personen, welche in dieselben gestiegen waren, in dem fürchterlichen Sturm, der sie umtoste, schon wenige Minuten nach ihrem Abgange vom Schiff versunken sein. Unter den ertrunkenen Salonpassagieren waren zwei Schwestern, Miß Akhurst und Miß Alice Akhurst, die erste unter dem Namen Ada Lester, eine beliebte Schauspielerin; ihre Leichen trieben an die Küste, sind nach London gebracht und auf dem Kensal-green-Friedhofe beigesetzt worden. Diese beiden Damen mit ihrem Bruder, Herrn und Frau Mercer (Miß Kathe Thorburn), Miß Lizzie Hayes, dem Theaterdirektor J. Turner und einigen anderen waren auf der Reise, um eine Anstellung an einem Theater in Bombay anzutreten. Sieben Passagiere und vier Matrosen vom „Clan Macduff" wurden am Donnerstag abend um neun Uhr von dem Dampfer „Palestina" aufgefischt und nach Liverpool gebracht. Von den Passagieren wurden zweiunddreißig gerettet und ebensoviele gingen zu Grunde.

Unter Korsaren.

Von **S. Wörishöffer.**

(Fortsetzung.)

„Das würde dir nichts nützen, du edler Menschenfreund! Fuad-Pascha verkauft den Burschen nicht für Millionen. Er ist reich, steinreich, das Geld kann er entbehren, aber nicht die Freude gesättigten Rachedurstes."

„Nummer hundert!" rief es von unten her.

„Du lieber Himmel, das bin ich!“

Und Jim lief die Treppen hinab; eine Minute später bekundete ein durch das ganze Haus gellender Schrei, daß der Pascha ihn bei den Ohren hatte und nach Herzensluſt hin und her zerrte.

Matthias bekämpfte nur mit Mühe das Grauen, welches ihn beherrſchte; er ſchlich zu den übrigen Sklaven ſeines Gebieters und ſuchte ſich bei der Zubereitung der Speiſen nützlich zu machen oder wenigſtens doch den Blicken der Leute zu entgehen. Es war ſo gefährlich, das böſe Geſchick herauszufordern.

Fuad-Pascha haderte unterdeſſen mit der Welt im allgemeinen und ſeiner Umgebung im beſonderen. Das Eſſen war ſchlecht zubereitet, die Luft im Hauſe abſcheulich und der Ungehorſam der Sklaven gar nicht zu beſchreiben. „Nimmer begebe ich mich wieder auf die Löwenjagd!“ rief der erboſte kleine Herr.

Neben ſeinem Stuhl ſtand, wie ein Bild aus Stein gemeißelt, ſo unbeweglich und ſtumm ein junger Diener von etwa achtzehn Jahren. Das Geſicht des Burſchen war hohl und verfallen, die Augen eingeſunken, die Farbe aſchfahl. Durch den bunten Sklavenkittel drang an manchen Stellen aus friſchgeſchlagenen Wunden das Blut, die Hände und der Nacken zeigten blaue Striemen, aus der ganzen Haltung des jungen Menſchen ſprach kalte Hoffnungsloſigkeit; er befolgte langſam die ungeduldigen Weiſungen ſeines Herrn und ließ es unbeachtet, wenn dieſer fortwährend ſchalt und drohte.

„Den Fächer mehr von der anderen Seite, du elender Chriſtenhund! oder ich laſſe dich peitſchen, bis du Gehorſam lernſt. Nicht ſo nahe! Glaubſt du etwa, daß ich deinetwegen in dieſer grauenhaften Höhle erſticken will?“

Und dann wandte ſich der zornmütige Herr zu ſeinen Genoſſen. „So muß das Chriſtengeſindel behandelt werden, Haſſan! Du haſt in deinen Sklaven zu wenig Zug, ſie bekommen nicht häufig genug die Peitſche.“

Der Stellvertreter des Dei lächelte gelaſſen. „Findeſt du nicht, daß es jetzt ſpät genug geworden iſt, um aufzubrechen, Fuad? Pferde und Menſchen haben genügende Ruhe erhalten, wie mir ſcheint.“

Der Pascha nickte. „Nur ich nicht! Die vertrackten Stechmücken ließen mich keine Minute ſchlafen, natürlich weil dieſe elenden Kerle den Fächer aus der Hand legten, ſobald ich nur die Augen ſchloß.“

Dann ſah er nach der Uhr; um ſeine Lippen ſpielte ein boshaftes Lächeln. „Nummer neun ſoll kommen!“

Hjob ſtürzte zur Thüre und rief die Zahl in den Hof hinaus, worauf ſogleich ein baumlanger Neger erſchien und grinſend, ohne ein Wort, ſeinem Herrn die Zähne zeigte, gleichſam als wolle er ſagen: „Ich bin bereit, zuzuſchnappen. Wem gilt es?“

„Sieben Uhr, Nummer neun!“

Der Neger hob die Hand, wieder ganz ſtumm, er winkte dem jungen Burſchen. „Komm mit mir!“ hieß die Bewegung.

„Fort!“ gebot kurz auflachend Fuad-Pascha. „Fort!“

Der Sklave zögerte; auf ſeinem ſteinernen Antlitz erſchien ein Ausdruck geheimer Angſt, etwas wie ein Aechzen hob die nackte Bruſt, er klammerte ſich mit der rechten Hand an einen Pfeiler, die Augen ſahen unverwandt in die des Negers.

„Na komm, Nummer achtundachtzig — mach's kurz!“

Und als auch dieſe direkte Aufforderung unbeachtet blieb, da zog der Neger den unglücklichen jungen Burſchen mit rohem Griff an ſich heran und ſchleppte ihn zur Thüre hinaus. Haſſan und der Scheikh bekümmerten ſich um den ganzen Vorgang in keiner Weiſe.

Draußen auf dem Hofe band der Neger das arme Opfer an einen Baum und begann dann die Exekution mit der üblichen Frage: „Entſinnſt du dich deines Verbrechens?“ worauf die Hiebe klatſchend herabfielen, unbarmherzig verabfolgt, ohne Gnade oder Rückſicht, denn der Schwarze wußte ja ſehr wohl, daß ſein ſtrenger Gebieter vom Fenſter her den ganzen Vorgang überwachte und daß, wenn er nicht kräftig zuſchlug, im nächſten Augenblick der Stock auf ſeinem eigenen Rücken tanzen würde.

Nummer achtundachtzig biß die Zähne zuſammen; eine Welle von Blut ſchoß in das erdfarbene Antlitz, aber über die Lippen kam kein Laut des Schmerzes. Allmählich ſank der mißhandelte Körper in ſich zuſammen, Blut rann in ſchweren Tropfen herab, der Kopf neigte ſich gegen die Schulter und das Bewußtſein hatte aufgehört. Die klatſchenden Hiebe trafen ſo zu ſagen einen Toten.

„Wäre der Unglückliche nur geſtorben,“ dachte Matthias, der alles mit angeſehen hatte, „ach, wäre er nur geſtorben!“

Unſer Freund war auf das äußerſte empört; durch ſeine Seele ging Schauer nach Schauer. Wenn heute ſein eigener Gebieter ſtarb, dann verkaufte man ihn in öffentlicher Auktion, und das Los, welches ihn traf, war vielleicht das dieſes unglücklichen jungen Menſchen.

Stumpfſinnig wandte ſich der Neger, nachdem die vorgeſchriebene Anzahl von Hieben verabfolgt worden war, von dem Opfer eines blinden Haſſes, ſcheu und verſtohlen glitten die übrigen Sklaven an ihm vorüber, um auf ergangenen Befehl die Pferde zu ſatteln und das Gepäck aufzuladen.

Nach einer halben Stunde ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung. Man hatte den Mißhandelten losgebunden und auf eines der Laſttiere gepackt, freilich ohne ſeine Wunden barmherzig zu kühlen oder ihm das Blut vom Geſicht zu trocknen. — Fuad-Pascha beobachtete ja unausgeſetzt ſeinen Todfeind, und er kannte gegen die Chriſten keinen verſöhnlichen Gedanken, keine Milde.

Der Weg führte jetzt auf der entgegengeſetzten Seite der Thalſenkung allmählich bergan, immer zwiſchen bebauten Feldern dahin, vorüber an ganzen, wie in Purpur getauchten Strecken voll blühenden Mohnes, an Weingeländen und Hainen von Dattelpalmen, bis der Kamm der breiten Schlucht erreicht war und oben die graue öde Wüſte wieder ihren Anfang nahm.

Jetzt ſtand der Mond hell am Himmel, die Sterne funkelten hoch im Blau, erfriſchend wehte ein kühler, frei über die Ebene ſtreichender Wind. In langen Schritten griffen die Pferde aus, ihr Hufſchlag dröhnte, ihr Gewieher klang kräftig durch die Nacht. Huſchend und nickend, bald rieſengroß, bald kleiner, flogen die Schatten den Reitern wie graue Geſpenſter voraus.

Das Gebiet der anſäſſigen Beduinen war nun durchmeſſen, — die unendliche Weite, in der das Volk der Nomaden frei wie die Tiere des herrenloſen Landes umherſtreifte — die eigentliche Wüſte war erreicht. Jetzt erſchien auf der Bildfläche auch das Leben dieſer öden, nur von gelegentlichen Oaſen unterbrochenen Strecken.

„Einen Augenblick!“ hatte Scheikh Ali geſagt. „Ihr befindet euch nun im Gebiete der Mogrebbin, — nehmt alſo den Schutz ihres Stammes für euch entgegen.“

Und während die Pferde minutenlang anhielten, ſchrieb er auf die Stirnen der beiden Würdenträger mit dem vorher in den eigenen Mund getauchten Zeigefinger ſeinen Namen: „So, jetzt behüten und

bewahren euch die Mogrebbin, bis ihr an den Grenzen ihres Landes wieder angelangt seid."

Ein Zungenschlag trieb die Pferde vorwärts. Die Ceremonie war beendet, denn den Sklaven brauchte kein besonderer Schutz verhießen zu werden, — als rechtloses Eigentum folgten sie in allen Stücken ihren Gebietern.

Wüstenhühner flogen in langen Ketten vom Boden auf, grau wie der Staub, lautlos flatternd, in der nächsten Sekunde verschwunden wie körperlose Geister; die Eule huschte vorüber, der kleine bewegliche Wüstenfuchs strich durch das niedere, kümmerliche Gebüsch, emsig bemüht, allem nachzujagen, was irgend in seinen Kram paßte, den Hühnern, den Ratten, den großen springenden Heuschrecken und den Schlangen, die, träge geringelt, im Sande lagen.

Von fern eilte der Strauß quer über den Weg, halb laufend, halb fliegend, begleitet von seinem Weibchen, das neben ihm die schnelle Fahrt mitmachte. Zuweilen blieben die großen Vögel wie erwartend stehen und spähten hinüber zu dem Reiterzuge, der in scharfem Trab daherbrauste. Sie reckten die langen Hälse, sie horchten.

Weitab von dem Wege, den sie nahmen, lag ja das große Sandnest mit den Eiern, welche ihnen die Sonne so gefällig ausbrütete, die sie aber doch in treuer Elternliebe beständig überwachten und von deren Versteck sie die Menschen, die gefährlichen Feinde nach Möglichkeit fernzuhalten suchten. Wenn es ja an eine Verfolgung ging, so waren sie selbst die ersten, denen der Jäger nacheilte, das wußten die Tiere aus langer Erfahrung und deckten so gleichsam mit den eigenen Körpern das Leben ihrer Jungen.

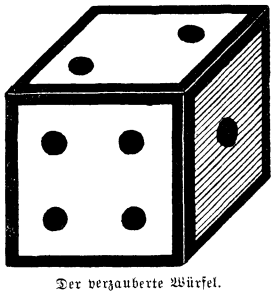
Vorüber brausten die Rosse, das Straußenpaar war erlöst von seiner Besorgnis; langsamer, die schweren, schwarzen Flügel schüttelnd, kehrte es zum Neste zurück, und Papa und Mama wendeten einträchtig die kolossalen Eier im Sande herum, damit morgen Frau Sonne die entgegengesetzte Seite überstrahlen und in dem Kalkgehäuse den schlummernden Keim des Lebens langsam erwecken und der Auferstehung entgegen führen könne.

Mehr als einmal rissen die Jäger das kurze Gewehr empor. Antilopen tauchten auf, scheue leichtfüßige Tiere, — sollten sie nicht zum Schuß kommen?

Weit gefehlt. Wie Schatten waren sie verschwunden, ehe noch die Hand den Drücker berührte.

Meile nach Meile blieb hinter den Reitern. In der kühlen, ja fast kalten Nacht trabten die Pferde so leicht dahin, atmete die Brust so frei und voll, — selbst Nummer achtundachtzig, der arme mißhandelte Christenknabe, war aus seiner Betäubung längst erwacht und hatte sich auf dem Rücken des Lastkameles, das ihn trug, so bequem als möglich eingerichtet. Gequetschte heilkräftige Blätter waren verstohlen aus Hjobs Garten mitgebracht worden und ebenso verstohlen unter dem Schutze der Nacht auf die blutenden Wunden gelegt. Dieser oder jener der weißen Sklaven brachte dem leidenden Genossen eine Orange, einige Datteln oder Pflaumen, er erhielt ein Stück Fleisch und etwas Wein, alles im günstigen Augenblick von Hand zu Hand verstohlen weiter gegeben, bis es den armen Schelm erreichte und ihm mit ein paar tröstenden Worten zugesteckt werden konnte.

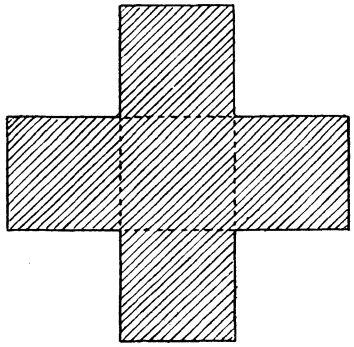
Fig. 1



Der verzauberte Würfel.

„Behalte Mut, du armer Kerl! Denke

Fig. 2



Der verzauberte Würfel.

an die Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten, sie sollen uns Erlösung bringen."

Der blasse Knabe schüttelte traurig den Kopf. „Bis dahin bin ich tot," raunte er. „Und das ist auch am besten."

„Darfst du so sprechen?" ermahnte ihn ein anderer. „Du, der das Glück hat, noch Eltern zu besitzen!"

Der junge Sklave barg das Gesicht in den Händen, er schluchzte. „O meine Mutter," bebte es über seine Lippen, „meine Mutter!"

„Du wirst sie wiedersehen, Nummer achtundachzig, du wirst sie wiedersehen. Der liebe Gott verläßt die Seinen nicht!"

„Und weißt du was?" warf ein älterer Sklave ein, „du sollst den trotzigen Widerstand aufgeben, mein Junge, solltest den Pascha um Verzeihung bitten, dann würden diese schrecklichen Scenen ein Ende nehmen."

Der mißhandelte Knabe schüttelte heftig den Kopf. „Nimmer thue ich es," rief er, „nimmer — und sollte es mein Leben kosten!"

„Das wird es. Dein Rücken ist nun bald bis auf die Knochen zerrissen."

Der junge Mensch nickte. „Gut! Gut! Um so früher kommt der Tod."

Eine lange Pause folgte diesem Ausbruch der Verzweiflung. „Schicke uns den Erretter aus höchster Not, Vater im Himmel!" sagte halblaut der alte Sklave. „Leib und Seele erliegen dem Uebermaß des Leidens." —

Sie beteten in den gequälten Herzen mit dem alten Manne, die unglücklichen Sklaven, sie versuchten es, die entsetzlichen Schmerzen ihres jungen Genossen nach Möglichkeit zu lindern, während die Pferde im Trabe über den ebenen Boden dahinbrausten. Salzige Strecken, weiß und glitzernd, wurden passiert, tiefe Einschnitte und grüne Oasen. Nach sechsstündigem Ritt folgten einige Stunden der Erholung am flackernden Feuer; ein Straußennest wurde von den Beduinen aufgespürt und die halbausgebrüteten Jungen in der Eierschale gebraten, — eine selten genossene Delikatesse für den Scheikh und seine Gäste, ein Greuel für die Blicke der Weißen.

Wasser zu den vorgeschriebenen Waschungen gab es hier nicht; die eifrigen Mohammedaner rieben daher Gesicht und Hände mit Sand, sie versammelten sich um das Feuer aus dürrem Reisig, und nachdem gegessen worden war, brachten sie ihre kunstlosen, einer Geige oder Zither ähnlichen Instrumente zum Vorschein. Es waren die Heldenthaten der Mogrebbin, welche hier besungen wurden, ihre Kämpfe mit anderen Stämmen und gegen die reißenden Tiere der Wüste, naive Gesänge voll kindlicher Aufführung und einer herrenlosen Fröhlichkeit, die sehr gegen das düstere Schweigen der Sklaven abstach. Hier eine

hoffnungslose Oede, dort Mut und Lebensfreude, — so standen die beiden Gruppen der Reiter einander gegenüber.

Jetzt kam der letzte Teil der Reise, ein Trab durch endlos gedehntes offenes Weideland. Ruinen aus längst verschollener sagenhafter Vorzeit, halbverschüttet vom Sand der Jahrhunderte, weiß im weißen Morgenlicht, erhoben sich hie und da aus dem Boden, zuweilen überragt von einer uralten fruchtbeladenen Dattelpalme, zuweilen rings umschlungen von Kaktusblüten, wie von einem breiten purpurnen Bande umflochten von kleinen Glockenblumen, — immer stufenförmig und auf der höchsten Spitze ohne ein grünes Blatt, eine einzige Blüte.

„Da oben wohnt Rrrraad!" flüsterten die Beduinen. „Da liegt er blinzelnd tagesüber in der Sonnenglut und grübelt, welche Zelte er nächtens umschleichen, und welche Herden er fortschleppen will!"

„Aber können wir dann nicht jetzt einen Ueberfall erwarten?" fragte Matthias. „Der Löwe streift umher und sucht Beute."

„Uns greift er nicht an," versetzten die Eingeborenen. „Rrrraad hütet sich, so vielen geladenen Kugelbüchsen entgegen zu gehen. Er ist eine Katze, er kommt auf leisen Pfoten geschlichen."

„Aber wenn er nun, während ihr fern waret, euere Herden angefallen hätte?"

Die Beduinen zuckten die Achseln. „Es sind viele tapfere Männer im Stamme der Mogrebbin, — sie bewachen die Zelte und die Herden."

Matthias deutete mit dem Peitschenstiel auf einen dunklen Streifen am Rande des Horizontes. „Ist das euer Dorf?" fragte er.

„Unsere Zelte aus Kamelhaaren, ja. Die Mogrebbin schlafen nicht unter steinernen Dächern."

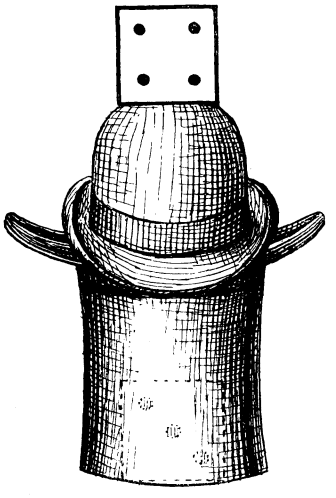
(Fortsetzung folgt.)

Der verzauberte Würfel.

Man läßt von einem Tischler oder Stellmacher einen Würfel fertigen, dessen Kanten 8 bis 9 cm lang, und dessen Seiten glatt gehobelt sind. Diesen Würfel überzieht man recht glatt mit glattem, weißem Papier, welches am besten mit gut gekochtem Stärkekleister darauf geklebt wird. Die Kanten werden etwa 5 mm breit mit schwarzem Papier überzogen, die Augen ebenfalls durch rund ausgeschlagnes, schwarzes Papier darauf geklebt. Beim Aufkleben der Augen beachte man, daß die 6 der 1, die 3 der 4, die 5 der 2 gegenübersteht. Den so hergerichteten Würfel wollen wir in der Folge einfach mit „Würfel" bezeichnen.

Ferner fertigt man einen zweiten, hohlen Würfel von Pappe, welche 1 mm dick ist. Diesem Würfel, den wir in der Folge mit „Hohlwürfel" bezeichnen wollen, fehlt eine Seitenwand vollständig. Bei der Herstellung überzieht man die Pappe auf einer Seite zunächst recht glatt mit schwarzem Papier und zeichnet auf die unbeklebte Seite fünf gleiche Quadrate, deren Seiten 1 mm länger sind, als die Kanten des Würfels. Diese fünf Quadrate werden mit einem scharfen Messer ausgeschnitten und die das innere Quadrat umschließenden Linien leicht eingeritzt. Indem man nun die vier Seiten nach der schwarz überzogenen Seite der Pappe umbiegt, erhält man den Hohlwürfel, welcher innen ganz schwarz ist. Damit derselbe recht fest und dauerhaft wird, überklebt man die zusammenstoßenden Kanten mit dünner Leinwand, überzieht die Seiten glatt mit weißem Papier, die Kanten schwarz und zwar genau so, wie den Würfel. Beim Aufkleben der Augen läßt man die 2 fehlen, klebt also auf die der Oeffnung gegenüberliegende Seite die 5, auf die vier anderen Flächen 6:1 und 3:4. Der Hohlwürfel muß sehr genau und zwar so gearbeitet sein, daß er leicht über den Würfel gleitet, wenn man ihn darauf deckt. Drückt man die untern Kanten zweier Seitenwände leicht zusammen, so muß man zugleich den Hohlwürfel und den darin festgehaltenen Würfel emporheben können.

Fig. 3



Der verzauberte Würfel.

Endlich hat man noch einen zweiten, etwas größeren Hohlwürfel nötig, den wir mit „Kasten" bezeichnen wollen. Dieser Kasten wird ebenso wie der Hohlwürfel hergestellt und ist so groß, daß er über den letzteren in gleicher Weise gedeckt werden kann, wie der Hohlwürfel über den Würfel gedeckt wird. Der Kasten ist vollkommen, außen und innen, schwarz überzogen.

1) Den Würfel durch einen Hut zu schlagen.

Man steckt den Würfel so in den Hohlwürfel, daß die 2 unten kommt und legt beides nebst dem Kasten auf den Tisch. Nun erbittet man von der Gesellschaft, in der man seine Zauberkunststückchen vorträgt, zwei Hüte, am besten Cylinderhüte und zeigt diese herum, daß dieselben vollkommen leer sind. Den einen Cylinderhut nimmt man in die linke Hand, mit der rechten ergreift man den Hohlwürfel, indem man die Seiten so zusammenpreßt, daß der Würfel dadurch festgehalten wird, und senkt beides so weit in den Cylinderhut hinein, daß die obere Hälfte des Hohlwürfels den Zuschauern noch sichtbar bleibt. Jetzt läßt man den Würfel schnell aus dem Hohlwürfel in den Hut gleiten, indem man den letzteren lose zwischen den Fingern hält. Darauf zieht man ihn aus dem Hut hervor und legt ihn, stets die offene Seite nach unten haltend, auf den Tisch. Man würde dazu etwa folgendes sprechen:

„Die verehrten Zuschauer sehen hier zwei ganz leere Hüte, welche ich zu einem interessanten Kunststück verwenden will, indem ich den dort liegenden Würfel auf überraschende Weise in diesen Hut hineinzaubern werde. Wenn ich dies Kunststück in der Weise ausführen wollte, daß ich den Würfel ergreife und einfach so in den Hut lege, so würde das wohl niemand überraschend finden. Ich werde vielmehr den Hut frei auf den Tisch stellen, den zweiten Hut darüber decken und den Würfel darauf legen." Man stellt also den Cylinderhut mit dem Würfel auf den Tisch, deckt über ersteren den zweiten Hut und legt auf letzteren den Hohlwürfel, stets mit der offenen Seite nach unten. Darauf zeigt man den Zuschauern den leeren Kasten, stülpt diesen über den Hohlwürfel, klopft dreimal mit dem Zauberstab darauf und hebt nun den Kasten, dessen Seitenwände man etwas zusammendrückt, zugleich mit dem Hohlwürfel empor. Man zeigt jetzt den inneren Teil des Hohlwürfels, den die Zuschauer für den vorher innen gesehenen schwarzen Kasten halten werden, legt ihn mit dem Kasten auf den Tisch, deckt den oberen Hut ab und wird nun aus dem Cylinderhut den Würfel zur Ueberraschung der Anwesenden auf den Tisch schütten können. Im Anschluß an das oben Gesagte hätte man noch folgendes dabei zu sprechen:

„Sie sehen hier einen leeren, schwarzen Kasten; diesen decke ich über den Würfel. Die dreimalige Berührung meines Zauberstabes befördert nun den Würfel sofort durch den oberen Hut hindurch in den unteren hinein. Sie wollen sich davon überzeugen, daß der Kasten leer ist (zu dem Zweck steckt man den Zauberstab in die Oeffnung des Hohlwürfels), und daß der Würfel richtig unten angelangt ist."

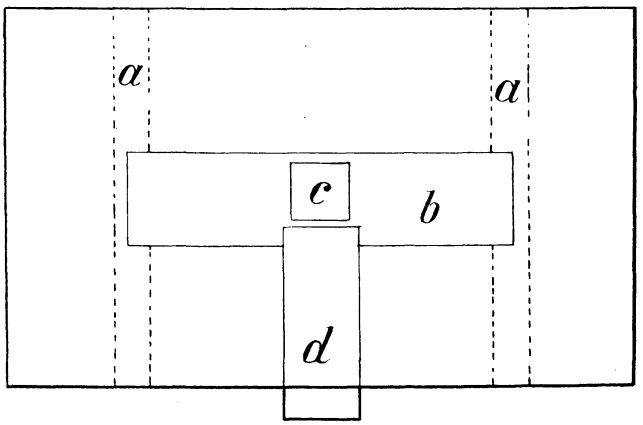
2) Den Würfel durch einen Tisch hindurch und gleichzeitig eine große Anzahl Fähnchen unsichtbar in einen Hut hineinzuzaubern.

Man zieht aus einem Tisch die Schublade heraus und schiebt dafür ein Brett ein, welches so lang ist, als die Schublade breit. Dieses Brett muß etwas breiter sein als der Würfel; es wird bis in die Mitte des Tisches geschoben und auf den Leisten (a, a), auf denen sonst die Tischschublade ruht, festgebunden oder von unten durch kleine Drahtstifte befestigt. Mitten auf dieses Brett b legt man den Würfel c und legt ein zweites Brett d im rechten Winkel so auf das erste, daß es aus der Oeffnung vorn etwas vorsteht. Sobald man also dicht an den Tisch tritt und mit dem Bauch das Brett d unbemerkt vorwärts schiebt, wird der Würfel vom Brett b herunterfallen und unter dem Tisch zum Vorschein kommen.

Man fertigt nun kleine Fähnchen aus buntem Papier wie nebige Zeichnung. Der Stiel muß 1 cm kürzer sein, als die Kante des Hohlwürfels. Als Stiele kann man Weidenruten benutzen, die nach Abschälen der Rinde schön weiß sind. Die Fähnchen rollt man um den Stiel herum und stellt sie dicht nebeneinander in den Hohlwürfel so, daß eine Lage Fähnchen nach unten, die zweite nach oben kommt. Auf diese Weise wird man eine große Anzahl in den Würfel bringen, doch dürfen dieselben nicht zu fest eingepreßt sein, damit sie beim Umdrehen des Hohlwürfels leicht herausfallen. Letzterer wird auf den Tisch gelegt, mit der offenen Seite nach hinten, dem Künstler zugewendet. Jetzt erbittet man einen Hut, nimmt ihn in die linke Hand und zeigt ihn umher, daß er vollkommen leer ist. Dann tritt man hinter den Tisch, nimmt mit der rechten den Hohlwürfel, senkt ihn, wie unter Nr. 1 gesagt, in den Hut, dreht ihn dabei jedoch so, daß die offene Seite nach unten kommt und die Fähnchen in den Hut fallen. Darauf zieht man den Hohlwürfel heraus und stellt ihn mit der offenen Seite nach unten gekehrt auf den Tisch und den Hut daneben. Man spricht dabei etwa folgendes:

„Ich habe hier einen Hut, welcher, wie sich die geehrten Zuschauer überzeugt haben, vollkommen leer ist. In diesen will ich den Würfel legen und dann letzteren durch den Hut hindurchzaubern. Doch halt, da fällt mir ein, daß ich dabei einmal ein großes Loch in einen Hut gerissen habe, der dem Eigentümer sehr wert gewesen ist. Um ein gleiches Unglück zu vermeiden, will ich doch lieber den Würfel durch den Tisch zaubern. Sie sehen hier einen leeren, schwarzen Kasten; diesen decke ich über den Würfel." (Man verfährt also jetzt wie bei Nr. 1.) „Die dreimalige Berührung meines Zauberstabes befördert sofort den Würfel durch den Tisch." Man berührt den Kasten langsam dreimal mit dem Zauberstab und drückt beim drittenmal mit dem Bauch das Brett d in den Tisch hinein, wodurch der Würfel mit großem Gepolter auf den Boden fallen wird. Hierauf hebt man Kasten und Hohlwürfel zugleich empor und zeigt die innere, schwarze Oeffnung des letzteren zum Beweise, daß der Würfel wirklich oben verschwunden ist. Indem man nun sich anschickt, den Hut zurückzugeben, blickt man in diesen, greift mit der rechten Hand hinein und rührt nun tüchtig die Fähnchen um, indem man sie hoch hebt und durch die Finger in den Hut gleiten läßt. Dadurch entfalten sich die Fähnchen schnell und füllen nun fast den ganzen Hut aus. Dazu würde man noch folgendes sprechen:

Fig. 4



Der verzauberte Würfel.

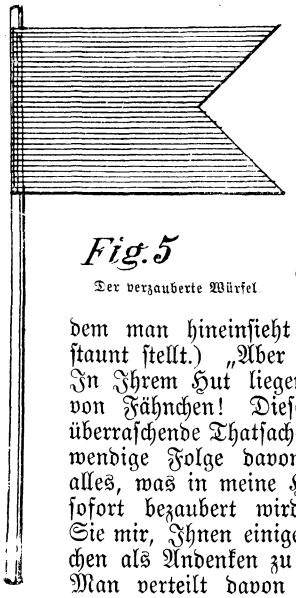


Fig. 5

Der verzauberte Würfel

„Glücklicherweise habe ich den Hut verschont und will ihn gleich mit bestem Dank zurückgeben." (Indem man hineinsieht und sich erstaunt stellt.) „Aber was ist das? In Ihrem Hut liegen ja tausende von Fähnchen! Diese mich selbst überraschende Thatsache ist die notwendige Folge davon, daß eben alles, was in meine Hände kommt, sofort bezaubert wird. Gestatten Sie mir, Ihnen einige dieser Fähnchen als Andenken zu überreichen." Man verteilt davon an die Zuschauer und schüttet die übrigen auf den Tisch. — Und nun, meine lieben jungen Freunde, wünsche ich euch viel Vergnügen und große Erfolge bei eueren Vorstellungen. Im nächsten Jahre sehen wir uns wieder!

Der Mut der Wahrheit.

Dionysius der ältere, König von Sizilien, dichtete auch zuweilen. Seine Schmeichler bewunderten die Verse; allein Philoxenes, ein Gelehrter am Hofe des Dionys, hatte den Mut, sie zu tadeln. Das erbitterte den Herrscher so, daß er ihn auf die Galeeren schickte. Doch bald hatten ihn seine Freunde losgebeten. Nicht lange danach, als Dionysius den Philoxenes wieder zur Tafel zog und ihm abermals ein Gedicht vorlas, ward letzterer aufgefordert, sein Urteil darüber abzugeben. Aber Philoxenes, ohne dem Könige zu antworten, wandte sich gegen die Leibwache und sagte: „Bringt mich nur wieder auf die Galeeren!"

Etwas von der Körpergröße.

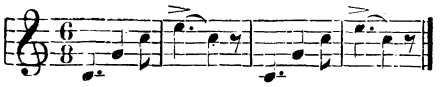
Dein Onkel hat dich keineswegs zum besten gehabt, sondern ganz das Richtige getroffen, wenn er sagte, du seiest morgens größer als abends, und du könntest dich auch selbst davon überzeugen, wenn du dich zu diesen Tageszeiten von jemanden messen ließest, der es genau genug auszuführen verstände. Die Erklärung für diesen merkwürdigen Umstand ist ganz einfach und beruht hauptsächlich auf dem Verhalten der Wirbelsäule, zum kleinen Teil auch auf dem der Hüften, der Kniescheiben und der Fußknochen (Ferse 2c.). Die Wirbelsäule besteht nämlich aus 24 einzelnen Wirbeln, zwischen denen elastische Knorpelscheiben eingefügt sind. Sie sind es, die der Wirbelsäule die Biegsamkeit geben und bei senkrechten Bewegungen des Körpers (Sprung) den Stoß abschwächen. Diese Scheiben nun werden, wie du leicht begreifen wirst, bei aufrechter Haltung des Körpers durch den dabei stetig wirkenden Druck etwas zusammengepreßt, und zwar um so stärker, je länger der Körper in aufrechter Stellung ausharrt. Während der Ruhe des Körpers in horizontaler Lage, also während der Nachtruhe, gleicht sich die entstandene Differenz, die bei militärischen Messungen bis zu 4 cm ermittelt wurde, wieder aus. Lange Zeit hatte man das merkwürdige Faktum, daß die Längenmessung der Leute beim Musterungsgeschäft oft andere Zahlen ergab, als später im Dienst, auf Irrtümer beim Messen zurückgeführt, bis der wahre Grund endlich entdeckt wurde. Im Dienst werden die Messungen in der Regel nämlich morgens vorgenommen, bei der Musterung jedoch nach langem Warten und Umherstehen häufig in später Nachmittagsstunde.

Die Kurzsichtigkeit der Schüler,

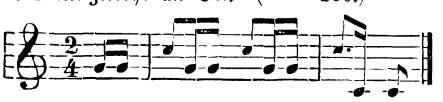
und ihre stete Zunahme, namentlich in den höheren Schulen, hat bekanntlich die Aufmerksamkeit der obersten Schulverwaltung auf sich gezogen und zu allerlei Vorschriften, die das Uebel zu vermindern geeignet sind, geführt. Es genügt aber nicht, daß während der Schulstunden Schonung der Augen eintritt; für diese muß auch im Hause bei der Anfertigung von Arbeiten Sorge getragen und besonders verhütet werden, daß bei Dämmerlicht gelesen oder geschrieben werde. Nur wenn Schule und Haus gemeinsam für Schonung der Augen und der Sehschärfe bedacht sind, kann dem Uebel mit der Zeit erfolgreich begegnet werden.

Militärische Signale der deutschen Armee.

Seitengewehr pflanzt auf. (♩. = 126.)



. Seitengewehr an Ort. (♩ = 100.)



Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 12.

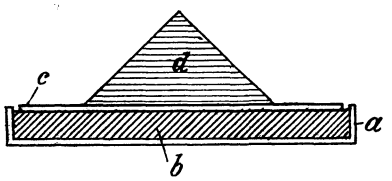
Ehre sei Gott in der Höhe
Und Friede auf Erden
Und den Menschen ein Wohlgefallen!

Auflösung des Umstellungsrätsels in Nr. 12.

Baumann.

Auflösung der Rätsel in Nr. 12.

1) Löffel, Gabel, Messer.
2) Zug.



Entwurf ür einen Elektrophor (s. unter Antworten).

Geographierätsel.

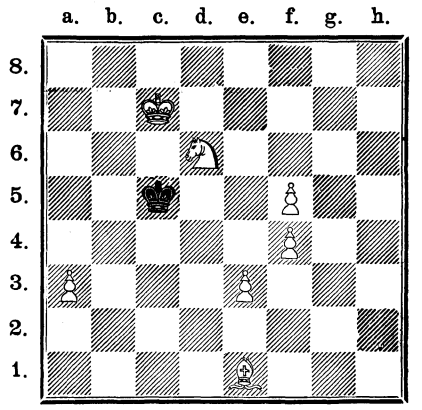
Wo muß man landen, um von einer Stadt Nordamerikas auf der westlichen Seite zu einer Inselgruppe der östlichen Seite zu gelangen, so daß die Anfangsbuchstaben oder Anlegestellen der Reihe nach eine berühmte Stadt in Spanien (9 Buchstaben), zwischen 40—42° n. Br. gelegen, ergeben.

Welche Inseln der Ostsee muß man bereisen, damit die Anfangsbuchstaben der Reihe nach einen russischen Strom (5 Buchstaben) und ein russisches Gebirge (4 Buchstaben) ergeben?

Arithmetische Jahresschlußaufgabe.

Es soll aus folgenden Angaben eine 4ziffrige Zahl gesucht werden. Die Differenz der Zehner- und Einerziffer ist gleich der Tausenderziffer. Das Produkt der Tausender-, Hunderter- und Zehnerziffer ist 64. Wenn man mit der Differenz des Quadrats der Einerziffer und des Quadrats der Tausenderziffer in das Produkt der Zehner- und Hunderterziffer dividiert, so erhält man $1\frac{1}{3}$ zum Quotienten. Macht man die Tausenderziffer zur Zehnerziffer, so ist die neu entstandene Zahl um das 990fache der Einerziffer größer als die anfängliche.

Schachaufgabe Nr. 5.



(7 + 1 = 8)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 4.

1. Tg2 — a2 + Lg8 — a2.
2. Sb4 — c2 ♯.

Fragen und Antworten.

K. K. jun. in **Wien.** Ich möchte meinen lieben Kameraden mitteilen, daß man sich sehr leicht, mit wenigen Kosten, einen „wirklichen" Elektrophor herstellen kann. Man kauft sich bei einem Droguisten 8 Dekagr. Kolophonium, 1 Dekagr. Schellack und 1 Dekagr. venezianisches Terpentin. Das Ganze kostet etwa 15 bis 20 Pf. Dann bittet man seine Mutter um einen kleinen, vielleicht schon unbrauchbaren, sonst aber reinen Topf, füllt das Ganze in denselben, stellt ihn auf den Herd, bis die Masse flüssig ist, worauf man sie in einen flachen Deckel einer Schachtel (vielleicht gibt uns die Mutter den Deckel ihrer Muffschachtel, der wegen seiner runden und flachen Form am brauchbarsten ist), den man zuvor mit Stanniol (von einer Schokolade oder Seife) ausgekleidet, gießt und erkalten läßt. Aus Pappe schneidet man hierauf ein Stück von der Form und Größe des Harzkuchens, beklebt es auf beiden Seiten ebenfalls mit Stanniol; nun befestigt man daran mit Siegellack eine Handhabe aus Pappe, und der Elektrophor ist fertig. Einen Fuchsschwanz erhält man um 15 bis 20 Pf.; in Ermangelung dessen thut's auch ein Katzenfell. Ich füge der allgemeinen Verständlichkeit halber auch eine Figur (s. neben) bei: a) Deckel, im Inneren mit Stanniol belegt, b) Harzkuchen, c) Pappestück, mit Stanniol beklebt, d) Handhabe. — Ich habe mir so einen Elektrophor gemacht; er funktioniert ausgezeichnet, obwohl er nur 30 Pf. kostet.

Joseph M. in **Triest.** Ob der „G. K." auch für österreichische Berufsverhältnisse zu raten wüßte? — Ei freilich, der „G. K." weiß alles!

Fr. Feiser in **St. Petersburg** (keine nähere Adresse nötig?) schreibt: „Liebe, gute Kameraden im Auslande! Ich habe ziemlich viele Marken und namentlich Rußland, Niederland, Frankreich, England, Dänemark, überseeische ꝛc., und möchte gerne mit Euch in Tauschverbindung treten. Von Euch zu hören hoffe ich bald, und grüße Euch herzlich.

Vale et salve!!! Der „gewaltige" Old Shatterhand hat also Dein „ganzes Herz gefangen genommen" und der wilde „Quinch" auch. Daß Dir diese Schilderungen so viel Vergnügen bereitet haben, das erfreut den „G. K." nicht minder. — Nun willst Du wissen, wieso die Postillone das Prädikat „Schwager" führen. Es soll diese Bezeichnung auf das französische chevalier zurückzuführen sein, im Volksmund verstümmelt: Schwalger, Schwager. — Postschweden? Die Schweden unterhielten im Dreißigjährigen Kriege in den besetzten Länderstrichen Deutschlands unter Verwendung von Dragonern eine Art Feldpostdienst. Diese schwedischen Dragoner, welche sich ohne Zweifel auch mit der Beförderung von Privatbriefen befaßten, wurden vom Volksmunde „Postschweden" getauft. — Die Gesamthöhe des Niederwaldenkmals beträgt 34 m; davon entfallen auf die aus französischen Kanonen gegossene Germaniafigur 10 m. Die Figuren des Krieges und des Friedens sind je 6 m, die Gruppe von Rhein und Mosel 3 m hoch.

W. R. in **Frankfurt a. M.** will seinen Kameraden eine kleine Knacknuß vorsetzen, gibt zugleich aber auch die Auflösung preis. Er schreibt: Drei Herren kommen mit ihren drei Dienern an einen Fluß, wollen übersetzen, können jedoch nur einen Kahn, der zwei Personen faßt, ausfindig machen. Da die Diener eine böse Gesinnung gegen ihre Herren hegen, so ist anzunehmen, daß erstere, sobald sie in der Ueberzahl sind, über ihre Herren herfallen und sie ermorden. Wie setzt nun diese Gesellschaft in diesem Boote an das andere Ufer über, ohne daß die Diener je in der Ueberzahl sind? Auflösung:

1 Herr und 1 Diener fahren an das andere Ufer,
1 Herr fährt zurück,
2 Diener fahren an das andere Ufer,
1 Diener fährt zurück,
2 Herren fahren an das andere Ufer,
1 Herr und 1 Diener fahren zurück,
2 Herren fahren an das andere Ufer,
1 Diener fährt zurück,
2 Diener fahren an das andere Ufer,
1 Diener fährt zurück,
2 Diener fahren an das andere Ufer.

Obertertianer Henri T. in **Berlin.** Dank für Deine Mitteilungen. Du fragst ferner, welche Vorbildung nachzuweisen, und welche materiellen Verpflichtungen einzugehen sind, um als Seekadett eingestellt zu werden. Entweder ein vollgültiges Abiturientenzeugnis eines deutschen Gymnasiums oder eines deutschen Realgymnasiums, oder das Zeugnis der Reife für die Prima einer solchen Lehranstalt, oder aber das Zeugnis über die bestandene Portepeefähnrichsprüfung der Armee. Ist der Betreffende zur Zeit der Anmeldung noch nicht im Besitz eines solchen Zeugnisses, so ist dasselbe spätestens zu dem Eintrittstermine vorzulegen. Die Gewährung der Mittel zur Equipierung und der erforderlichen Zulage anlangend, hat sich Vater oder Vormund zu verpflichten: a) die erste Equipierung bei der Einstellung als Kadett zu beschaffen; b) demselben eine monatliche Zulage von mindestens 60 M. bis zur Beförderung zum Offizier und alsdann eine weitere Zulage von monatlich 50 M. zu zahlen; c) während der Kommandierung desselben zum Kadettenkötus der Marineschule außerdem noch einen einmaligen Unterhaltungszuschuß von mindestens 150 M. zu leisten; endlich d) die Kosten der Equipierungen bei Einschiffung an Bord des Seekadettenschulschiffes und nach erfolgter Beförderung zum Offizier zu tragen. Daß man bei bestandener Abiturientenprüfung ein Lebensalter von 19, hat man diese nicht bestanden, ein Lebensalter von 18 Jahren nicht überschritten haben darf, ist ebenfalls Bedingung. Alles Nähere über diese Frage beantwortet die Berufswahl in „W. Spemanns Schatzkästlein des guten Rats" (zum Preise von 5 M. in jeder Buchhandlung vorrätig) und die Allerhöchste Verordnung über die Ergänzung des Seeoffiziercorps vom 24. März 1885.

Ein „Grüß Gott!" schickt und schreibt ein Kamerad aus München und des weiteren dazu: „In unserer Stadt hält sich gegenwärtig eine Ausstellung auf: Platows Universal-Ausstellung. Diese besitzt sehr viele doppelte Totenköpfe, und so möchte ich Dich, „G. K." fragen, ob ich einem meiner Kameraden damit dienen könnte. Wolltest Du solches, bitte, veröffentlichen. Natürlich kosten diese Totenköpfe etwas. Die Anzahl derselben kann ich nicht genau angeben; es sind deren 8—9. Nun nochmals: „Grüß Gott!" — Meine Adresse wäre: Hermann Klöpfer, München, Goethestraße 7a. 2 Tr.

C. G. in Stade. Du fragst: „Welches ist der fruchtbarste, gesundeste, mildeste Staat (Klima) der Vereinigten Staaten Nordamerikas?" In dieser Formulierung ist Deine Frage überhaupt nicht zu beantworten. Dazu ist jeder einzelne Staat der Union zu groß und zu verschieden. Die in unserem Sinne fruchtbarsten Staaten: Michigan, Illinois, Iowa, sind zwar gesund, aber nicht „mild". Wo das Klima mild, ist es nicht auch zugleich gesund. Wo aber auch beides zusammentrifft, wie annähernd in den nördlichen Südstaaten, ist die Fruchtbarkeit eine andere, als die bei uns gewöhnlich gemeinte, denn sie umfaßt nicht so sehr unsere Kornfrüchte, als Baumwolle, Tabak, Mais. Läßt man die Fruchtbarkeit in diesem Sinne gelten, so darf man Georgia als den fruchtbarsten, gesundesten und mildesten Staat bezeichnen; sonst dürften wohl Ohio und Pennsylvanien den gestellten Anforderungen am nächsten kommen.

Guter Kamerad! Deine Zeitung hat mir so große Freude gemacht, daß ich es nicht lassen kann, auch einmal an Dich zu schreiben. (Sehr erfreut!) Mir ist nämlich der seltene Fall passiert, daß ein Totenkopfschwärmer, welcher sich diesen Sommer verpuppt hatte, neulich ausgekrochen ist. Da ich aber schon ein solches Exemplar habe, so möchte ich es gern mit einem anderen Kameraden vertauschen. Namentlich wäre mir ein Wiener Nachtpfauenauge oder ein blaues Ordensband erwünscht. Sei also so gut und setze es in die Zeitung. Mit herzlichem Gruß! Otto Erdmann, Hofgeismar bei Kassel. — Na, das wird aber einen Haufen Briefe absetzen! — halte doch gleich einen Möbelwagen bereit. Gruß herzlich erwidert.

K. H., Tertianer in F., schreibt: „Ich habe jüngst die Frage des Tertianers in R. gelesen und will nun demselben einige Regeln angeben, gute Extemporalien zu schreiben; wenn er sie nur tüchtig befolgt, es wird ihm nützen. Also: 1. nicht nur ordentlich Vokabeln repetieren, sondern auch 2. am Tage vor dem Extemporale alle in der Schule durchgenommenen Regeln repetieren; 3. womöglich irgend ein Stück, welches über die betreffenden Regeln handelt, schriftlich machen; 4. sollte eine Regel nicht oder nicht genügend verstanden sein, so ist es dringend anzuempfehlen, den Herrn Lehrer sogleich um nochmalige Erklärung zu bitten; 5) vor allen Dingen die Hauptsache: aufpassen!!! 6) sich jedes Wort genau überlegen und den Satz, wenn er auch schon hingeschrieben ist, nochmals mit Verständnis durchlesen, richtig stellen; 7. es empfiehlt sich endlich noch, so oft als möglich, sich mit einem Mitschüler (natürlich einem guten Freunde) zusammenzuthun und sich gegenseitig über Sätze, Formen und Vokabeln zu fragen. Dixi!" — „P. S. Hoffentlich merkt der ‚G. K.' jetzt, daß ich auch längere Briefe als Postkarten von zwei (?) Zeilen schreiben kann." — Ach ja, wir sind demnach gar alte Bekannte? Freundlichen Gruß und Dank!

Heinr. Krome, Magdeburg, Neustadt, Mittagstr. 5, schreibt: „Sammle für meinen kleinen Neffen seit einiger Zeit Briefmarken; Sie würden mich verbinden, wenn Sie auch meine Adresse zum Umtausch von Briefmarken, soweit der Vorrat reicht, in Ihrem Briefkasten mit aufnehmen wollten" — was hiermit und gerne geschehen ist.

Fr. K. in Berlin. Freilich, solche Taschenkalender gibt es. Wir empfehlen Dir das Deutsche Schüler-Jahrbuch für 1888, herausgegeben von Dr. Max Vogler. (Mit einem Titelbild und zahlreichen Tabellen, Verlag von Theodor Hofmann in Gera. Preis 75 Pf., durch jede Buchhandlung erhältlich.) Dieser Taschenkalender ist recht handlich, praktisch und enthält in seinen tabellarischen Zusammenstellungen viel Wissenswertes über Litteratur, Geschichte, Geographie u. a.

Des „G. K." ergebenster Stempel- und Schleuderfabrikant will mit seinem Wissen und Können nicht hinterm Berge halten und seine Kameraden darauf aufmerksam machen, daß sich jeder selbst einen Gummistempel herstellen kann, um Bücher, Requisiten, Schreibhefte u. dergl. zu zeichnen. „Ich nehme dazu," schreibt er, „gewöhnlichen, harten Radiergummi, mache auf demselben einen verkehrt stehenden Abdruck meines Namens, wozu die Buchdrucklettern ja sehr leicht zu bekommen sind. Nun nehme ich ein scharfes Messer und säble die Buchstaben aus dem Gummi recht säuberlich heraus. Die Kameraden sollen es vorher mit Kork probieren, um eine geschickte Hand zu bekommen. Ich habe nach vielen Versuchen mehrere sehr schöne Exemplare fertig gestellt. Also frisch probiert, wenn auch ‚von der Stirne heiß, rinnen muß der Schweiß'. Sodann werden die Stempel mit Stempelwichse bestrichen, und mit Freude wird man seinen auf das Papier aufgedruckten Namen lesen." — Nun, Deine Weihnachtswünsche sind inzwischen doch wohl in Erfüllung gegangen?

J. J. in Tetschen-Altstadt. Ein Buch ohne Beschneidemaschine, resp. Hobel richtig beschneiden zu wollen, ist freilich vergebliche Mühe; dies bringt oft selbst der tüchtigste Buchbinder nicht zustande. Buchbinderwerkzeuge, einschließlich solcher für Dilettanten, liefert jede größere Eisenwarenhandlung, die sich mit dem Verkaufe von Werkzeugartikeln befaßt; der Bezug dürfte am billigsten von der nächstgelegenen größeren Stadt aus sein, in Ihrem Falle also von Prag oder Brünn. Speziell noch als Bezugsort wäre zu nennen die Leipziger Lehrmittelanstalt in Leipzig. Wenn Sie sich noch eine kleine Weile gedulden, so werden Sie im „G. K." die Fortsetzung der „Elememente der Buchbinderkunst" finden, in welcher alles enthalten sein soll, was als Anleitung zur Herstellung eines richtigen Bucheinbandes notwendig ist.

W. in Sagan. 1. Schmetterlingspuppen, welche in der Erde liegen, werden herausgenommen und in den Puppenkasten auf eine Lage Moos gelegt. 2. Das Eintauchen der Puppen in Wasser ist unzureichend, weil letzteres sofort abtropft, außerdem ist es aber höchst unvorteilhaft, weil jedes unnötige Berühren der Puppen deren Absterben zur Folge haben kann. 3. Die meisten Fäden sind Schimmelbildungen, die durch zu häufiges Besprengen entstanden sind. Der Puppenkasten muß einige Tage dem Licht und der Luft ausgesetzt werden, daß diese Schimmelpilze zerstört werden. 4. Puppen, die in einem ungeheizten Zimmer standen, können in die kalte Luft gebracht werden, ohne irgend welchen Schaden zu erleiden. Schließlich 5. Die Stenographie nach einem Buche erlernen zu wollen, davon raten wir im allgemeinen ab. Ein wenn auch kurzer, praktischer Kursus bei einem der vielen Schreiblehrer wird Dich jedenfalls rascher vorwärts bringen. Findest Du diese Gelegenheit jedoch nicht und willst Du Gabelsbergianer werden, kann Dir das Lehrbuch von Dr. Karl Albrecht, Verlag von Händcke & Lehmkuhl in Hamburg, nebst „Schlüssel", gute Dienste leisten. Aber, Notabene: der Schlüssel bleibt bis zur Lösung der jeweiligen Aufgabe zugeklappt!

Georg v. F. in Breslau. Von welchen Klassikern sollen diese Selbstschriften sein? Alle, das geht nicht!

C. Baas in Uetemen, Holstein, sendet für A. H. in R. eine Anleitung zur Anlage eines Pumpwerkes. Will A. H. seine Adresse angeben, daß ihm der „G. K." diese freundliche Auskunft nebst Zeichnung senden kann? Nach Uetemen besten Dank.

F. v. A. in Graz. Sehr gerne! Der Lehrplan der k. k. Marineakademie zu Fiume umfaßt vier Jahrgänge und steht unter der Oberleitung des k. k. Reichskriegsministeriums. Es besteht eine Anzahl ganz- und halbfreier Aerarialplätze, Stiftungs- und Zahlplätze. Die Aufnahmegesuche sind im Dienstwege an das Reichskriegsministerium einzureichen. Welche Vorbildung nachzuweisen ist? Dieser Nachweis wird erstens durch die Beibringung der Studienzeugnisse, ferner durch die Ablegung einer Aufnahmsprüfung geführt. Die Studienzeugnisse müssen nachweisen, daß der Aspirant nachbezeichnete Jahreskurse einer Realschule oder eines Gymnasiums oder einer diesen Schulen gleichgehaltenen Lehranstalt oder österreichisch-ungar. Monarchie mit befriedigendem Gesamterfolg absolviert hat, und zwar behufs Aufnahme für den I. Jahrgang: die vier untern Klassen; für den II. Jahrgang: die sechs untern Klassen; für den III. Jahrgang: eine öffentliche Realschule, ein Gymnasium oder eine diesen Schulen gleichgehaltene Lehranstalt vollständig. Näheres über weitere Aufnahmsbedingungen siehe die Berufswahl in „Spemanns Schatzkästlein des guten Rats" und den Auszug aus dem Statut und den Dienstvorschriften für die k. k. Marineakademie. Wien, Hof und Staatsdruckerei.

Lieber, guter Kamerad! Sei so gut und teile meinen Kameraden mit, daß ich einen großen, blauschillernden Labrador (Wert Mk. 15 bis 20) und ein Tigerauge (Wert Mk. 2) gegen Marken eintauschen möchte, und zwar ersteren Stein womöglich für die rote Dreipfennigmarke von Sachsen (1850), selten, und den zweiten für mindestens 8 verschiedene ältere Marken von deutschen Staaten (Baden, Württemberg, Thurn und Taxis, Mecklenburg, Hannover, Oldenburg 2c.). Briefe bitte direkt mit Beigabe der Marken. Adresse: Rud. Spies, Goethestr. 4 in Dresden. (P. S. Auch Kouverts und □-Ausschnitte von obigen Ländern wären mir erwünscht.)

R. Richter in K. schickt uns einen lustigen Zeitungsausschnitt, den wir seinem Wunsche gemäß und der Originalität halber unseren Kameraden nicht vorenthalten wollen. Dieser Ausschnitt lautet: Ueber die mit dem Pferde und seiner Verwendung in Verbindung stehenden deutschen Redensarten veröffentlichen die „H. N." eine anschauliche, eigentlich übermütige Uebersicht. Wer heutigestags „gut fahren" und vorwärts kommen will, der muß in aller Frühe „gestiefelt und gespornt" sein und „spornstreichs" „ins Geschirr gehen", wenn er nicht „vom Pferd auf den Esel" zu kommen wünscht. Es ist eben das jetzige Leben ein „Rennen mit Hindernissen", das einen Jeden „sehr stark anspannt" und „in Trab bringt" oder auch „in Trab hält", ohne daß deswegen „ein hochtrabendes Benehmen" besonders erwünscht wäre. „Denn wenn man sich auch gelegentlich „auf die Hinterfüße setzen" mag, so muß man doch andererseits es verstehen, sich über gar Manches „wegzusetzen", darf durch Vieles nicht „kopfscheu", „hartmäulig" oder „halsstarrig" werden, darf noch viel weniger zu einem „Krippenbeißer" werden, obschon sich gewiß manchmal Alles in Einem „emporbäumt". Wen aber „der T..... reitet", wer ein „Durchgänger" ist und seiner Laune „die Zügel schießen läßt" oder gar „hinten und vorn ausschlägt", der wird bald „aus dem richtigen Geleise kommen" oder „sich verritten haben", während seine „Karre im Schmutze sitzen" wird. Und wer „breitspurig" als ein öder „Prinzipienreiter" einhersprengt oder sich „gestriegelt und gebügelt" „aufs hohe Pferd setzt", der muß bald „zurückhufen", weil alles „ein wieherndes Gelächter" anschlägt, auf ihn „losfährt", ihn „anfährt", „auf ihm herumreitet" oder ihn gar „in die Tinte reitet". Er kann froh sein, wenn er noch Zeit hat „einzulenken" und „im alten Gele'e", wohl gar „das fünfte Rad am Wagen" zu sein oder bescheiden auf „Schusters Rappen" „nebenherzutraben". Denn er ist „militärfromm" geworden, und während er früher meinte: „Dazu bringen mich keine zehn Gäule" und „sich mit allen Bieren dagegenstemmte", denkt er jetzt bescheidener und „frißt sogar aus der Hand", indem er sich tröstet: „Einem geschenkten Gaul sieht man nicht in das Maul". Es hilft alles nichts, man muß „sich zügeln" und seine Empfindlichkeit „im Zaume halten" lernen, man muß mit den anderen „gleichen Strang ziehen" und darf nicht „fahrlässig" oder „ausgelassen wie ein Füllen" „über die Stränge schlagen".

Indianergeschichten.

In einer lustigen Gesellschaft von Amerikanern wurden viele tolle Reise- und Jagderlebnisse, haarsträubende Indianergeschichten und dergleichen mehr erzählt und einer suchte den andern in der Darstellung der ausgestandenen Gefahren und des dabei bewiesenen Mutes zu überbieten. Ein Texaner, an welchen die Reihe zuletzt kam, berichtete folgendes Erlebnis: „Ich befand mich auf der Prairie, um zu jagen, als ich drei Rothäute gewahrte, welche mit hochgeschwungenen Tomahawks aus der Ferne auf mich losstürzten, um mir, dem verhaßten Bleichgesichte, das Lebenslicht auszublasen. Ich lief, was ich laufen konnte, bemerkte aber bald, daß ich den leichtfüßigen Feinden nicht zu entrinnen vermochte. Da sah ich, daß einer der Verfolger in seinem Eifer einen mächtigen Vorsprung vor seinen Gefährten gewonnen hatte und mir bereits so dicht auf den Fersen war, daß jeden Augenblick der vernichtende Streich erfolgen mußte. Rasch entschlossen wandte ich mich um, entriß dem Ueberraschten die Waffe, und ehe er noch recht zur Besinnung kam, wälzte er sich in seinem Blute — ein wohlgezielter Hieb von meiner Hand hatte seinem Leben ein Ende gemacht! Nach einer Weile kam auch der zweite Indianer mir auf den Leib; ermutigt durch den ersten Erfolg griff ich auch diesen an, ein kurzer aber furchtbarer Kampf folgte, und die Rothaut brach tödlich getroffen zusammen. Jetzt blieb nur der dritte noch übrig, aber ich fühlte, daß mir die Kräfte schwanden und daß ich nicht imstande sein würde, auch diesen Gegner zu überwältigen, noch weniger ihm zu entfliehen. Dennoch wollte ich mein Leben so teuer wie möglich verkaufen, ich war fest entschlossen, meine letzte Kraft zu meiner Verteidigung aufzuwenden. Immer näher kam er heran, schon hörte ich das Gras unter seinen Füßen knistern, schon vernahm ich das Keuchen seiner Brust, fühlte ich seinen heißen Atem in meinem Nacken, da —“

„Schlugen Sie auch ihn tot?“ fragte ein ungeduldiger Zuhörer.

„Nein, er schlug mich tot,“ antwortete gleichmütig der neue Münchhausen.

Wenn sie zu dir sprechen: „Biegen oder Brechen!“
Ruf: „Brechen eh' als Biegen!“ —
Gib acht: so wirst du siegen.

Felix Dahn.

Die jungen Nordpolfahrer.

1.

In den Weihnachtsferien war es — und lang, ach ja, lang ist es her! Fußhoch lag der Schnee auf Feld und Flur, und an ein Spazieren im Freien war kaum zu denken. Der greise Winterkönig hatte Besitz von der Natur ergriffen; ihm zu Ehren waren die weißen Schneedecken wie Teppiche ausgebreitet, ihm zur Freude wirbelten die weißen Schneeflocken gleich verzauberten Frühlingsblüten in der Luft umher; alle Quellen, Bächlein und Flüsse hielten in scheuer Ehrfurcht vor ihm den Atem an und erstarrten in tiefster Unterthänigkeit. Er, der alte, hartherzige Winterkönig aber saß auf der höchsten Hügelkuppe des Flachlandes, schwang sein Scepter von Eis und schnob die armen Menschenkinder, welche sich dennoch ins Freie wagten, mit so grimmigem Atem an, daß sie erschreckt nach ihrer Nase fühlten, ob sie auch noch lebendig im Gesichte säße. Wer nicht gerade draußen sein mußte, wie der Jäger und der Holzhauer, rieb sich Nase und Ohren und machte schleunigst Kehrt — zum warmen Ofen.

Am warmen Ofen saßen auch die drei Tertianer, Heinrich, Felix und Theodor. Der Theodor bin ich, der diese wahre Geschichte erzählt. Der Heinrich war der Besitzer des warmen Ofens, und der Felix war ein guter Freund und Nachbarssohn. Eigentlich waren wir alle drei Freunde und Nachbarskinder. Heinrich, der Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes, besaß im oberen Stockwerk seines Elternhauses, eines uralten Patrizierhauses, eine nette, trauliche „Bude“ — wie eine Studierstube bekanntlich in der Studentensprache heißt. Diese Bude lag nach hinten heraus und hatte zwei Fenster, welche durch ihre kleinen, altertümlichen Scheiben eine herrliche Aussicht über die tief verschneiten Gärten eröffneten, bis zu dem alten, grauen, runden Festungsturme hin, in welchem die Soldaten ihren Arrest abbrummen mußten. Die Wände der Bude waren mit einer grünen Tapete bekleidet, deren Weinlaubranken inmitten der Winteröde unseren Augen ein frisches, sommerliches Bild vorspiegelten. Auf der Tapete aber hingen, mit Glasscheiben wohl versehen, die Kästen einer Schmetterlingssammlung, und die Schwalbenschwänze und Füchse, die Segelfalter und Pfauenaugen erinnerten uns an frohe Jagden, die wir drei zusammen während der schönen Jahreszeit im Wald und auf der Heide unternommen hatten. Der oben erwähnte Ofen zeigte zwar nichts von Kunst; er war weder ein Renaissanceofen noch ein altdeutscher; aber er war ein gemütliches, kurzes, rundes, dickbäuchiges Geschöpf, das auf drei schiefen

Schneeschuhrennen mit Hindernissen in Kanada.

Löwenfüßchen ein wenig nach der Mitte der Stube hin spaziert war, so daß man sich ganz gemütlich rund herum setzen konnte. Dabei fing dieses Oefchen sofort Feuer, wenn man nur ein altes Konzeptheft und ein Bröckchen Kohle durch sein kreischendes Mäulchen, ich wollte sagen, durch sein in den Angeln schrillendes Thürchen schob; ferner pupperte es in der langen schwarzen Röhre, die oben mit einem Knie in die Wand und den Schornstein ging, als käme aus der Ferne ein Eisenbahnzug herangerollt, — und dieses Ofengeräusch heimelt den Deutschen am kalten Wintertage nun einmal gemütlich an. Ein letzter, aber wahrlich nicht geringster Vorzug des Oefchens war, daß man in seiner heißen Asche Kartoffel und Kastanien, auf seiner Platte Aepfel braten konnte, und wenn man den oberen Aufsatz bei den eisernen Ohren packte und ganz abhob, so konnten wir sogar ein Pfännchen auf die Flammen bringen, — ein eisernes Pfännchen, in welchem ein langes, rundes, leckeres Ding den Bratprozeß bestand, ein Ding, welches dem „weißzahnigen Schweine“ (wie Vater Homer sagt) seine Entstehung verdankt und das in der Sprache des Werkeltages „Wurst“ genannt wird.

An diesem herrlichen Oefchen saßen also die drei Tertianer Heinrich, Felix und Theodor. Es war am Tage nach Weihnachten, und zwar in den Nachmittagsstunden. Auf der Ofenplatte brieten sechs dicke, rote Paradiesäpfel und gaben einen leise zischenden Ton von sich, indem der Saft in kleinen Bläschen aus der unteren Fläche der Aepfel trat und in Berührung mit der heißen Platte des Oefchens geriet. Die Aepfel stammten vom Weihnachtsteller Heinrichs. Was aber gleichfalls vom Weihnachtsteller unseres Freundes stammte, das war das herrliche Buch: „Kane, der Nordpolfahrer. Arktische Fahrten und Entdeckungen der zweiten Grinnell-Expedition zur Aufsuchung Sir John Franklins in den Jahren 1853, 1854 und 1855 unter Dr. Elissa Kent Kane. Verlag von Otto Spamer in Leipzig.“ Wir saßen nun schon ein paar Stunden' lang und lasen abwechselnd aus diesem Buche vor. Wie uns das anzog, fesselte, packte! Wir sahen das von Eisbergen erfüllte Polarmeer mit den Augen unseres Geistes; wir sahen, wie das einsame Schiff mit seinen kühnen Männern an Bord dahinsteuerte, unter der steten Gefahr, von einem der treibenden Eiskolosse erdrückt oder zerschmettert zu werden. Die weiten, schweigenden Eisfelder thaten sich vor unseren Blicken auf. Das Schiff liegt endlich im Winterhafen, tief unter Eis und Schnee begraben. Die Männer stecken bis auf die Nase in Pelzen. Sie unternehmen mit Hundeschlitten weite Entdeckungsfahrten über die Eisfelder, oder sie jagen den Eisbären, den Polarfuchs und das Walroß. Nordlichter zucken am Horizonte auf mit blutroten und saphirblauen Strahlen-

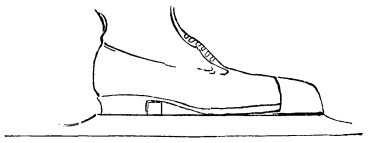


Fig. 4. Seitenansicht, der Fuß des Schneeschuhläufers in Position.

bündeln und erhellen die lange, arktische Nacht; geheimnisvolle Töne klingen durch das Eis, erhaben, feierlich erglänzen die Sterne, endlich auch der Stern der Weihnacht. Das fröhliche, selige Fest wird in der warmen Kajüte gefeiert, und der Festschmaus bringt mal etwas anderes, als den ewigen Pemikan . . .

Bei dem Worte „Pemikan“ tastet der dicke Felix nach einem der zischenden Aepfel, und da er ihn nach einem Druck zwischen Daumen und Zeigefinger für gar befindet, so nimmt er ihn leise an sich und zieht ihm behutsam die Pelle ab. Dieser Eingriff in den gemeinschaftlichen Besitz ist jedoch von mir bemerkt worden, und indem ich mir sage: „Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig,“ nehme ich mir den zweiten Apfel. Wie köstlich das schmeckt! Bis dahin hatte Heinrich, der augenblickliche Vorleser, von unseren Lippen nur die bewundernden Ausrufe: „Famos! Herrlich! Wie spannend!“ gehört — Ausrufe, die den Abenteuern der Nordpolfahrer galten; nun verstummten unsere Lippen plötzlich und ließen nur ein schmatzendes Getön vernehmen. Dies bewog Heinrich, von seinem „Kane“ aufzublicken, und mit einem gedehnten „Aha!“ griff er nach dem dritten Apfel. „Ihr macht's ja wie die Eisbären und schleicht euch leise an euere Beute heran!“ sagte er. „Uebrigens senkt sich,“ fuhr er fort, „auch in dieser Stube bereits die arktische Nacht herab; das Lesen in der Dämmerung taugt nicht für die Augen, und ich denke, wir machen eine Pause, während welcher wir die Aepfel der Hesperiden unserem Innern einverleiben können.“ — Gesagt, gethan. Nun saßen wir da in der Dämmerstunde, schmausten unsere gebratenen Aepfel und starrten in den roten Feuerschein, der durch die Oeffnungen des Ofens fiel und flackernd auf den Dielen und Wänden umhertanzte — und wir fanden, daß es auf der Bude „urgemütlich“ sei, und wir gaben dieser Stimmung auch frohen Ausdruck.

„Ja, gewiß ist es hier ganz gemütlich,“ meinte Heinrich; „aber ich gäbe doch was darum, wenn ich auch so eine Nordpolexpedition mitmachen könnte! Ich würde mich keinen Augenblick bedenken. Eine Eisbärenjagd muß was Prächtiges sein, und die Reisen im Hundeschlitten wären erst recht meine Lust. Denkt nur, zwanzig kräftige Eskimohunde vor einem Schlitten, und dabei diese glatten, endlosen Eisfelder! Es muß eine Götterlust sein, so dahinzusausen, einem geheimnisvollen, noch nie entschleierten Ziele zu!“

„Wenn nur die Kälte nicht wäre!“ meinte der dicke Felix.

„Feigling!“ spottete Heinrich. „Ein echter Mann weiß selbst den Elementen Trotz zu bieten.“

„Wenn er bis über die Ohren in Pelzen steckt,“ meinte ich.

„Ich merke schon,“ entgegnete Heinrich, „ihr hättet keine sonderliche Lust zu einer Nordpolfahrt.“

„O doch, lieber Heinrich!“ erwiderte ich. „Eine solche Fahrt könnte mich veranlassen, sofort den tintenbeklexten und furchtbar zerschnittenen Bänken unserer Tertia Valet zu sagen. Aber da sich uns vorläufig wohl keine Gelegenheit zu einer richtigen Nordpolfahrt darbieten wird, so hätte ich einen andern Vorschlag zu machen.“

„Und der wäre?“ fragten Heinrich und Felix voll Neugier, indem sie einen Augenblick von ihren gebratenen Aepfeln aufsahen.

„Wir haben,“ lautete meine Antwort, „Weihnachtsferien, und da müssen wir uns doch ein wenig Spaß machen. Zudem werden wir ja nicht alle Tage auf der Bude hocken wollen? Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben, und ich meine, auch hinaus in die feindlichen Elemente, in Schnee und Eis. Wißt ihr was? Unsere münsterländischen Heiden sehen unter ihrer winterlichen Hülle, mit ihren zusammengewehten Schneebergen und zugefrorenen Tümpeln einer arktischen Landschaft nicht so ganz unähnlich, und da machen wir morgen eine Nordpolfahrt dahin. Ich bringe unseren großen schwarzen Karo mit, der vertritt ganz gut die Stelle eines Eskimohundes. Freund Felix gibt seinen Schlitten her, und Heinrich macht aus seinem Bücherriemen und ein paar

Stricken ein Sattelzeug, mit welchem Karo an den Schlitten gespannt wird."

„Famos! Famos!" jubelten Heinrich und Felix, und beide gaben mit diesem Zuruf ihre Zustimmung zu meinem Vorschlag zu erkennen.

„Ich bin noch nicht zu Ende," bemerkte ich mit gehobenem Selbstgefühle. „Auf den Schlitten packen wir ein Körbchen mit Mundvorräten, als da sind: Butterbrote, Aepfel, eine Leberwurst (diese thu' ich aus, da wir vor Weihnachten geschlachtet haben), eine Flasche mit heißem Kaffee —"

„Der würde in den arktischen Regionen schnell erkalten," wendete Felix ein.

„Nun, dann opfere ich die Flasche mit Kirschgeist, die mir mein Vetter aus dem Schwarzwalde zu Weihnachten geschickt hat," sagte Heinrich mit edler Freigebigkeit.

„Köstlich, köstlich!" jauchzte Felix und leckte sich schon wie in Vorahnung des herrlichen Genusses die schwellenden Lippen.

„Also Eskimohund, Schlitten, Sattelzeug und Mundvorräte sind gesichert," fuhr ich fort; „selbstverständlich haben wir, die Nordpolfahrer, uns zweckmäßig gegen die tückischen Elemente auszurüsten; das ‚Wie' dieser Ausrüstung bleibt der Einsicht eines jeden überlassen. Doch will ich namentlich geeignete Schutzmittel für Ohren, Nase und Hände empfehlen. Auch ein Tagebuch darf nicht vergessen werden, denn ich habe in allen Werken über Nordpolreisen gelesen, daß ein solches Tagebuch von den verschiedenen Mitgliedern der Expedition geführt wurde."

„Ein Viertelpfund Leberwurst gegessen — schmeckte famos; einen tüchtigen Schluck Kirschgeist getrunken — wärmte innerlich; ein Brötchen mit Käse verschnabuliert — darauf ein angenehmes Gefühl der Sättigung empfunden: das sind so ein paar Notizen, die ich morgen ins Tagebuch zu schreiben gedenke," meinte der dicke Felix.

„Nein, nicht so dummes Zeug!" entgegnete ich. „Wir zeichnen unsere Beobachtungen auf, die wir in naturgeschichtlicher Beziehung in der arktischen Landschaft machen; dieselben werden uns später bei unseren Schulaufsätzen gut zu statten kommen. Auch unseren Besuch bei den Eskimos können wir in unserem Tagebuche schildern."

„Bei den Eskimos?" fragte Heinrich verwundert.

„Nun ja," erwiderte ich, „am Rande der Heide wohnen in niedrigen verschneiten Hütten arme Torfgräber, die wir mit einiger Phantasie als Eskimos ansehen können."

„Selbstverständlich geben wir unseren geographischen Entdeckungen auch Namen," meinte Heinrich. „Ich weiß z. B. in der Heide einen dicken rundlichen Granitstein liegen — den können wir ‚Felix-Nase' nennen."

„Und auch ein runder Hügel mit fuchsigem Heidekraut erhebt sich dort," fiel Felix schlagfertig ein, „den können wir als ‚Heinrichskopf' bezeichnen."

Wir lachten alle drei laut auf und fuhren fort, uns das morgige Vergnügen mit den glänzendsten Farben auszumalen. Dazu pupperte das Feuer lustig im Oefchen und warf hin und wieder durch das Abenddunkel ein rotes Streiflicht auf das fröhliche Gesicht von Felix oder Heinrich; die noch übrigen Bratäpfel verbreiteten einen angenehmen Geruch, und an den Fensterscheiben strichen, leise rauschend, die wirbelnden Schneeflocken vorüber — kurzum, es war ein gemütliches Zusammensein auf der mit der grünen Rankentapete beklebten Bude unseres Freundes Heinrich.

2.

Schon um acht Uhr stand am folgenden Morgen der Eskimoschlitten angeschirrt vor der Hausthür des hübschen Kaufmannshauses. Der schwarze Karo fügte sich vorderhand überaus willig in sein neues Amt; ja er leckte mir sogar mit seiner langen roten Zunge die Hand und wedelte freundlich mit dem buschigen Schweife, als ich die letzte Schnalle an seinem Kopfe in Ordnung brachte. Uebrigens hatte ich ihm auch in aller Frühe schon ein paar Knochen vom aufgezehrten Weihnachtsbraten gebracht, damit er den Beschwerden der arktischen Schlittenreise gewachsen sei. Oben auf dem Sattel des Schlittens stand, mit

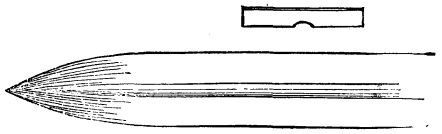


Fig. 5. Querschnitt und Unterseite eines Skee, die Hohlkehle zu zeigen.

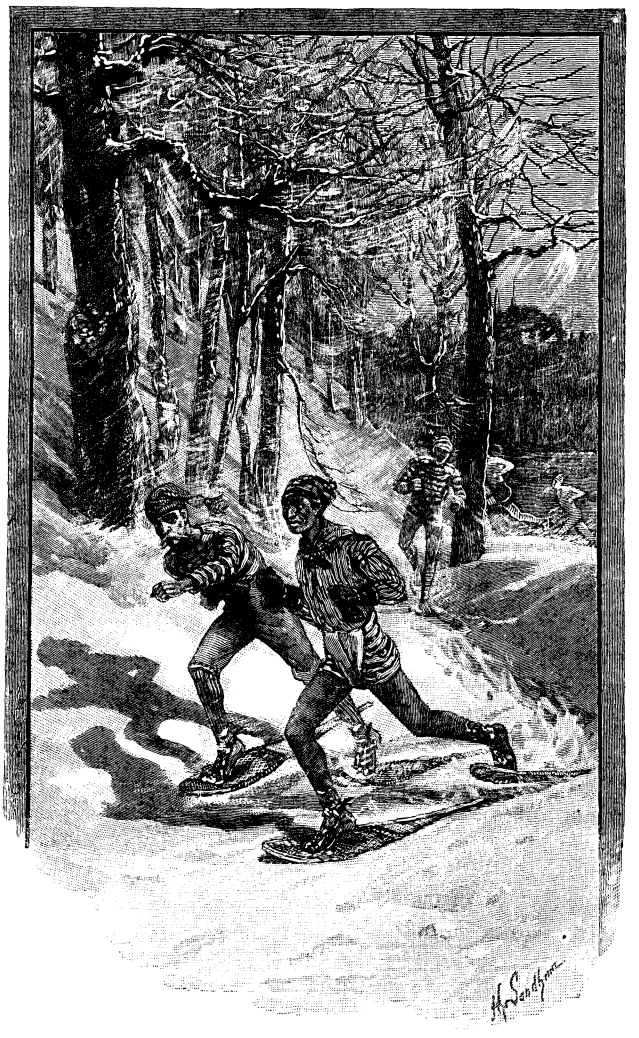
Bindfäden festgebunden, ein braunes Körbchen, welches unsere Mundvorräte, zu denen jeder von uns nach Kräften beigesteuert, in schönster Ordnung enthielt. Um den Schlitten herum gingen, hier und dort noch Hand anlegend, drei abenteuerlich gekleidete Gestalten: Heinrich hatte seine Hose in den Stiefeln stecken; dazu trug er einen langen, dunkelgrimen Sackrock, dessen breiter Samtkragen hoch aufgerichtet war; auf dem Kopfe hatte er eine Mütze von Fuchspelz, woran der buschige Schweif, die „Lunte", als Zierat baumelte; die Hände steckten in groben Fausthandschuhen, die unzweifelhaft von einem Soldaten (einem älteren Bruder Heinrichs) stammten. Felix war mit einer dicken, zottigen, braunen Joppe bekleidet; um Hals, Kopf und Ohren hatte er einen feuerroten gestrickten Shawl gewickelt, eine recht zweckmäßige Umhüllung, da man das lockere, maschige Gewebe auch über Nase und Lippen ziehen konnte, ohne den Atem zu hemmen; in Ermangelung von Fausthandschuhen hatte Felix ein Paar graue wollene Socken über die Hände gezogen, aber er wußte diesen Socken durch hartnäckiges Ballen der Hände ein solches Aussehen zu geben, als wären sie prächtig gestrickte Handschuhe, die Hose trug auch Felix in den Stiefeln. Was meine Wenigkeit betrifft, so hatte ich mich in einen großen blauen Tuchkragen gehüllt, der einem alten abgelegten Mantel meines Großvaters entstammte; auf dem Kopfe saß mir eine alte, ebenfalls großväterliche Pelzkappe mit langem vorstehendem Schirm und breiten Ohrenklappen; die Hose trug ich frei herunterhängend, weil ich — aufrichtig gestanden — mit meinen alten fuchsigen Stiefelschäften keine Parade machen konnte; der Handschuhe konnte ich entbehren, da meine Hände unter den Falten des weiten Mantelkragens zur Genüge Schutz und Wärme fanden. Uebrigens mußte ich sie auch frei haben, da ich das Tagebuch führen wollte. Dieses steckte in einer alten Jagdtasche, die ich unter dem Mantel über der Schulter trug. In der Tasche befanden sich auch die „wissenschaftlichen Instrumente", die nun einmal für eine geographische Entdeckungsreise notwendig sind: ein Chronometer (Felix behauptete zwar, eine uralte, dreigehäusige silberne Taschenuhr von der Form einer Rübe und mit Zeigern, die sich immer aneinander festhäkelten, verdiene nicht diesen Namen), ein Kompaß, eine Nordpolkarte und dergleichen Dinge. Was aber an meiner Ausrüstung den beiden Freunden am besten gefiel, das war die blaue Schneebrille, die ich auf meiner Nase sitzen hatte. Meine selige Großmutter hatte in ihren letzten Lebensjahren diese blaue Brille zur Schonung ihrer Augen getragen und ich sah nicht ein, weshalb ich dieselbe nicht zu einer Schneebrille befördern sollte.

Selbstverständlich erregte unsere seltsame

Ausrüstung die Aufmerksamkeit der vorübergehenden Leute. Verwundert starrten sie uns an und wandten im Fürderschreiten noch den Kopf nach uns um. Aber glücklicherweise waren die Straßen wegen der Kälte und frühen Stunde noch ziemlich leer. Trotzdem meinte Heinrichs Vater, der, mit der langen Pfeife vor die Hausthür tretend, unserem Beginnen lächelnd zusah, wir möchten nur voran machen und aufbrechen, damit sich die jungen Nordpolfahrer nicht vor ihrem Abschiede von der Vaterstadt noch eine begeisterte Ovation des Publikums zuzögen. Wir beherzigten diesen freundlichen Wink, und im nächsten Augenblicke zog Karo, von meiner Hand geleitet, lustig bellend an. Noch wandten wir einmal den Kopf mit herzlichem Gruße zurück — dann ging es mit froher Zuversicht und frischem Mute vorwärts, dem geheimnisvollen Ziele des Nordpols entgegen.

Unser Weg führte zunächst durch eine enge Gasse, welche den seltsamen Namen „Wankelstiege" trug. Nun ja, an Sonntagabenden wankelten oder wankten wohl betrunkene Männer durch die Gasse; aber heute zogen drei kühne Nordpolfahrer mit festen Schritten über das Pflaster. Selbst Karo wankte nicht, sondern zog in ruhiger, fast stolzer Haltung seine Bürde, die auf der glatten Schneefläche übrigens federleicht zu bewegen war. Aus der schmalen Wankelgasse gelangten wir auf die breite Kuhstraße, die ihren Namen aus alten Zeiten führen mochte, wo hier vielleicht das schleppfüßige Geschlecht der Kühe seinen Durchmarsch hatte, wenn es von der Gemeindewiese kam, um brüllend die gewohnten Ställe zu füllen.

(Schluß folgt.)



Schneeschuh-Wettrennen zwischen Bleichgesicht und Rothaut in Kanada.

Etwas über Zahnpflege.

Ebenso wichtig wie die Augenpflege ist die Pflege der Zähne; denn dieselben bilden ein unerläßliches Glied des Verdauungsapparates. Ohne Zähne, d. h. deren Gebrauch, keine vollständige Verdauung. Der gesündeste und stärkste Mensch müßte vorzeitig zu Grunde gehen, wenn er seines Gebisses vollständig beraubt würde. Das kleine Kind kann von flüssiger Nahrung leben, ja es muß, weil es noch keine Zähne hat; der heranwachsende und vollends der erwachsene Mensch nicht; er muß feste Nahrung haben, er bedarf der sogenannten Füllspeise, welche die Gedärme ausfüllt. Aus diesem Grunde bestehen auch unsere Mahlzeiten zum weit überwiegenden Teil aus Speisen von geringem Nahrungswert, wie Gemüse, Kartoffeln u. s. w. Aber auch die Speisen, die einen hohen Nahrungswert besitzen, wie Fleisch, Eier, Hülsenfrüchte und Brot, bestehen zum größten Teil aus Füllstoff. Feste Speisen aber müssen zerkleinert, sie müssen zermahlen werden. Dies ist die Aufgabe der Zähne. Durch die energische Bewegung der Kinnbacken beim Kauen werden aber auch die Speicheldrüsen in erhöhte Thätigkeit versetzt, und es wird während des Kauens der Speichel unter die Speise gemengt, was ebenso unerläßlich für die Verdauung ist, wie das Zermahlen. Ist nun die Thätigkeit der Zähne rein mechanisch, so ist die Wirkung des Speichels chemisch auflösend. Dieser kombinierte Vorgang heißt die Vorverdauung, die gleichsam das Fundament der eigentlichen Verdauung und dabei ebenso wichtig ist, wie beim Gebäude das Fundament.

Nachdem wir versucht haben, euch die Wichtigkeit der Zähne zum Bewußtsein zu bringen, wollen wir einiges über die Pflege der Zähne sagen.

Zuerst die Frage: Was ist für die Zähne schädlich? denn dies ist der wichtigste Punkt, den wir zu erörtern haben. Antwort: Schädlich für die Zähne ist vor allen Dingen das heiße Essen, insbesondere, wenn es mit kaltem Trinken (Wasser, Wein, Bier) verbunden wird. Die Zähne sind nämlich mit einem stahlharten Schmelz überzogen, der nicht nur beim Zerkleinern der Speisen thätig ist, sondern auch dem eigentlichen, nur aus Knochenmasse bestehenden Zahn als schützende Decke gegen Säuren und andere schädliche Stoffe dient. Dieser Schmelz ist nun sehr spröde und erhält bei den plötzlichen Temperaturwechseln, wie sie das heiße Essen, verbunden mit kaltem Trinken bedingt (es gibt hier Unterschiede bis zu 50 Grad Celsius), feine Risse, die sich allmählich erweitern und das Abspringen dieses schützenden Ueberzuges und damit die vorzeitige Zerstörung der Zähne zur Folge hat. Insbesondere entstehen auf diese Weise Zwischenräume zwischen den von Natur meist dicht aneinander stehenden Zähnen, und dieser Umstand ist der eigentlich gefährliche und schlimme. Denn es setzen sich in diesen Zwischenräumen bei jeder Mahlzeit Speisereste fest, deren Zersetzung Säuren und Gase erzeugt, welche die Zerstörung der Zähne ungemein beschleunigen und speziell die Hauptursache der hohlen Zähne sind.

Beiläufig bemerkt, haben wir hier auch die Ursache des üblen Geruchs aus dem Munde, oder, wie man zu sagen pflegt, „aus dem Halse", vor uns.

Heißes Essen ist aber nicht nur verderblich für die Zähne, es ist auch in hohem Grade nachteilig für den Magen, beziehungsweise für die Verdauung, und dies um so mehr, als heiß zum Munde geführte Speisen nie gehörig gekaut, sondern möglichst eilig hinabgeschluckt werden.

Nun noch einige Ratschläge zur Erhaltung guter Zähne, Ratschläge, die natürlich, und zwar in erhöhtem Maße, auch für diejenigen gelten, bei denen die Zeit der „guten" Zähne bereits vorüber ist.

Hauptregel: Man reinige die Zähne nach jeder Mahlzeit sorgfältig, am besten mit einer weichen Bürste, unter Zuhilfenahme von Zahnseife. Man kann auch den Zeigefinger dabei benutzen, obwohl eine Bürste geeigneter sein dürfte. Eine weiche Bürste ist einer harten vorzuziehen, weil

sie sich besser den Erhöhungen und Vertiefungen der Zahnreihen anschmiegt. Zwischen den Zähnen befindliche Speisereste sind durch hörnerne oder hölzerne (beileibe nicht metallene) Zahnstocher zu entfernen. Fleischfasern, insbesondere zähe, sowie sehnige Fleischteile, bereiten hierbei oft bedeutende Schwierigkeiten. Man lasse sich dieselben aber nicht verdrießen und lasse nicht eher nach, bis diese Eindringlinge beseitigt sind, weil sonst Gase- und Säurebildung mit darauf folgender Fäulnis entsteht, in welche die Zähne allmählich mit hineingezogen werden. Festsitzende sehnige Fleischteile lassen sich am besten entfernen, indem man das hervorstehende Ende mit Hilfe des Taschentuches erfaßt. Mit den bloßen Fingerspitzen gelingt dies nur selten, weil diese Teilchen durch den Speichel schlüpfrig gemacht sind. — Nachdem diese Arbeit beendigt und man mit der Zunge eine Revision vorgenommen, ob nicht noch ein Fremdkörperchen in einer Ecke verblieben, spüle man den Mund mit lauwarmem Wasser aus, dem man einige Tropfen einer Lösung von übermangansaurem Kali (in der Apotheke als krystallinisches Pulver für 5 bis 10 Pfg.) zufügt, jedoch nicht über die rosenrote Färbung hinaus, weil sonst die Zähne bräunlich werden.

Merke zum Schluß! Schlechte Zähne haben auch immer ein abstoßendes (schmutzig gelbes, bräunliches) Aussehen. Ein Mund, der mit solchen Zähnen versehen ist, darf kaum wagen, frei zu reden, vielweniger denn einmal herzhaft zu lachen, und zwar aus der wohlbegründeten Furcht, einen unangenehmen Eindruck zu hinterlassen.

Ein neuer Wintersport.

(Schluß.)

Er hatte seine Jagdtasche geöffnet und löste die Schlinge von dem Halse eines armen erwürgten Schneehuhns, als er plötzlich ein lautes Flattern und Flügelschlagen hörte und, durch die Allee von Frost bereiften Bäumen hinblickend, einen Vogel sah, der sich nur mit einem Bein gefangen hatte und verzweiflungsvolle Anstrengungen machte, um von der Schlinge loszukommen.

„Armes, dummes Ding!“ sagte er halb mitleidig; „es ist keinen Schuß wert! Geh hinunter, Ola und fang es ab!“

„Ach nein, Vater, ich bringe die armen Tierchen nicht gern um,“ erwiderte der Knabe, welcher mit verzücktem Blick das zappelnde Schneehuhn betrachtete. „Wenn sie sich selber hängen, so liegt mir nicht so viel daran; aber es erscheint mir wie eine wahre Sünde, dem harmlosen, weißen Vogel den Hals umzudrehen. Nein, laß mich lieber die Schlinge mit meinem Messer durchschneiden und den Vogel freilassen!“

„Meinetwegen! thu, was du willst, Junge!“ versetzte der Vater mit gutmütigem Brummen.

Mit einem Vergnügen, welches seinem Herzen mehr Ehre machte als seinem Kopf, schliff Ola auf seinen Schneeschuhen der Stelle zu, wo der zappelnde Vogel hing, welcher in dem Augenblick, wo der Knabe ihn berührte, vollkommen ruhig dahing, die Zunge herausstreckte, seinen Todesstreich zu erwarten und zu sagen schien: Da bin ich, bereit zum Sterben! bring mich um! Allein, anstatt ihn zu töten, nahm Ola den Vogel sanft in die Hand, streichelte ihn liebkosend, schnitt dann die Schlinge ab und machte seinen Fuß los! Wie wild pochte dem armen Schneehuhn das kleine Herz vor Angst! Und in dem Augenblick, wo der Knabe es losließ, fiel es in den Schnee hinab, lief einige Schritte weit, flog dann auf, stieß aus lauter Verblüffung an einen Baum und schüttelte einen Schauer feinen Schnees auf seinen Befreier herab. Ola ward ganz heldenhaft zu Mute, als er das Vergnügen des Vogels sah und daran dachte, wie das Schneehuhn vielleicht im nächsten Sommer (wenn es sein braunes Kleid mit einem weißen vertauscht hatte) seinen Jungen unter seinen Flügeln erzählen wird, auf welche Weise es mit knapper Not dem Tod entkommen sei und wie der gutherzige Junge es freigelassen, anstatt umgebracht habe.

Während Ola diesen angenehmen Gedanken nachhing, hatte Nils, sein Vater, seine Jagdtasche mit Wildbret gefüllt und zählte seine Beute. „He, Junge, spute dich!“ rief er lustig; „rühre deine Spazierhölzer und bring mir das Säckchen mit dem Köder. Richte die Schlingen wieder her und stecke die Beeren wieder auf, wie du es mich hast thun sehen!“

Ola hatte eine Freude an derartiger Arbeit; er schob sich mit seinem Stock von Baum zu Baum und steckte die roten Beerentrauben in die kleinen Reife und Bögen, welche an die Rinde der Bäume befestigt waren. Mitten in dieser Arbeit hörte er den Knall von seines Vaters Flinte, blickte auf und sah einen Fuchs einen großen Sprung machen und dann kopfüber in den Schnee sinken.

„Hallo, Herr Reineke, da hast du es!“ rief Nils, und glitt über den Schnee nach dem toten Tiere. „Du bist heute früh verschlafen. Du hast mir so lange mein Wild gestohlen, daß es nun Zeit war, zwischen uns beiden abzurechnen. Und doch hättest du, wenn der Wind von einer anderen Seite gekommen wäre, früher von mir Witterung bekommen, als ich von dir. Aber nun sind wir quitt!“

„Was für ein großer, dicker, glatter Bursche!“ rief Ola, streichelte dem Fuchs das Fell und öffnete ihm das Maul, um seine scharfen, nadelspitzen Zähne zu untersuchen.

„Ja,“ meinte Nils, „ich habe dem Schlingel die Mühe erspart, so lange zu jagen, bis er feist und zuversichtlich geworden wäre und seine Behaglichkeit geliebt hätte. Ich hatte eine lange Rechnung mit dem alten Ungeziefer abzumachen, das mir schon seit zwei Winter meine Schlingen ausstahl. Nun soll mir sein Fell drei Thaler eintragen.“

Als die Schlingen wieder hergerichtet und beködert waren, schliffen Vater und Sohn leicht unter den mächtigen, schneebeladenen Bäumen davon, um ihre Fallen nachzusehen, welche höher am Berg hinauf gestellt waren. Die Sonne schien gerade über den Bergrücken herein, die Bäume und die großen Schneefelder blinkten und glitzerten, als wären sie mit zahllosen Diamanten besäet. Rund umher waren die Fährten von Vögeln und Vierfüßlern; die Kunde von ihrem Leben und Treiben war hier in dem weichen flaumigen Schnee verzeichnet und konnte von jedem gelesen werden, der nur Augen hatte, zu sehen. Hier waren die Fährten, welche von dem ruhigen Umhertrippeln des Lemmings und der Feldmaus erzählten, welche sich von ihren aufgespeicherten Vorräten ein Frühstück holten, aber auch an die Schneefläche heraufkamen, um unterwegs einen Blick auf die liebe Sonne zu werfen. Man konnte ihre langen durchscheinenden Gänge unter der Schneekruste erkennen, welche sich in labyrinthischer Verschlingung durchkreuzten. Hier hatte Reinekes graziöse Standarte leicht über den Schnee hingekämmt, als er ein junges Schneehuhn fing, das soeben herausgekommen war, um sich sein Frühstück von gefrorenen Heidelbeeren unter dem Schnee hervorzukratzen, und dort waren ein paar Eichhörnchen vorübergekommen und hatten ihr frugales Frühmahl von Kieferzapfensamen gehalten, von welchen die Ueberreste noch immer auf dem Schnee zerstreut

lagen. Aber noch weit hübscher waren die Eindrücke ihrer kleinen Füßchen, welche zeigten, wie sie auf ihren Hacken saßen und vertraulich über die schmale Kost und den geizigen Monopolisten Reineke plauderten, welche hier unumschränkt in den Wäldern herrschten und um anderer Geschöpfe Leben sich nicht mehr kümmerten als irgend einer der schlimmsten Egoisten.

Dies alles und noch vieles andere, was ich aus Mangel an Zeit und Raum hier nicht aufführen kann, beobachteten Ola und sein Vater auf diesem Schneeschuh-Ausfluge in den Wald. Und als sie spät am Nachmittag ihre Schritte heimwärts lenkten, da hatten sie außer dem Fuchs und den Schneehühnern noch zwei Hasen und einen alten Auerhahn, und die Dämmerung senkte sich schon hernieder, denn im norwegischen Winter wird es früh am Nachmittag dunkel.

„Nun laß' mal sehen, Junge, ob du norsisches Blut in deinen Adern hast," sagte Nils und betrachtete seinen Sohn mit einem seltsam zweifelnden Blicke; „wir wollen nicht auf dem Wege, den wir gekommen sind, nach Hause zurückkehren, sonst würden wir kaum vor Mitternacht heimkommen. Willst du aber deinen Hals mit deinem Vater wagen, so wollen wir die westliche Wegspur über den Berg hinab einschlagen. Es bedarf aber starker und gesunder Beine und eines frischen Mutes, mein Junge, um auf jener Wegspur zu stehen, und ich will dich nicht drängen, wenn du Angst hast."

„Ich denke, wo du gehst, Vater, kann ich auch gehen," erwiderte Ola mit Selbstgefühl; „jedenfalls ist mein Hals nicht halb so wertvoll wie der deinige."

„Gesprochen wie ein Mann," sagte der Vater mit einiger Genugthuung. „Nun ans Werk, Junge! Schnall die Jagdtasche dicht unter deinen Gürtel, sonst verlierst du sie. Probiere deinen Stock, damit du sicher bist, daß er hält, denn wenn er gebricht, bist du verloren. Gib acht, daß du nicht in meine Fährte kommst! Du bist ein schmucker Bursche und ein wackerer."

Nils und Ola auf dem Abstieg.

Ola befolgte des Vaters Weisungen genau und stand mit laut pochendem Herzen zum Aufbruch bereit. Vor ihm lag der lange, glatte Abhang des Berges und zeigte nur hie und da einige sanfte, wellenförmige Erhöhungen, wo ein Klotz oder ein Zaun tief unter dem Schnee begraben lag. Zu beiden Seiten stand der dunkle Kieferwald hoch und ernst. Wenn er seinen Fußhalt verlor oder seine Schneeschuhe sich kreuzten oder auseinanderliefen, so konnte er wahrscheinlich sich sogleich seine Grabschrift bestellen. Hätte ihn nicht der eigene Vater zu dieser Abfahrt aufgefordert, so würde er den weiteren Weg durch das Thal drunten sicher bei weitem vorgezogen haben; allein nun hatte er gewählt und es war keine Zeit mehr, davon zurückzutreten.

„Fertig!" rief Nils und trat an den Rand des Abhanges vor; „eins, zwei, drei!"

Und wie ein Pfeil schoß er über die steile Schneebahn hinunter und lenkte seinen Kurs stetig mit seinem Stock; aber es währte kaum eine halbe Minute, so war er Ola aus dem Gesicht, denn er glich eher einem wirbelnden Schneewölkchen als einem Menschen. Mit gespannten Blicken und beengtem Atem stand Ola und schaute ihm nach; dann nahm er sich zusammen, schaute auf seine Schneeschuhe um zu sehen, ob sie parallel standen, und schliff über den furchtbaren Abhang hinunter. Seine erste Empfindung war die, als ob er in die Luft hinausgeglitten wäre, als ob er mit Siebenmeilenstiefeln über Wälder und Bergspitzen dahin spränge. Trotzdem verlor er seinen Stock nicht, welchen er aus Leibeskräften hinter sich in den Schnee drückte, um auf diese Weise seine rasende Geschwindigkeit einigermaßen zu mäßigen. Jetzt schienen die Kiefernbäume an ihm vorüberzufliegen, als wären sie in einem rasenden Wettlauf bergauf begriffen, und

der beschneite Abhang schien aufzustehen und ihm entgegenzukommen oder sich in wellenförmigen Linien unter seinen Füßen zu bewegen. Allmählich gewann er Vertrauen in sich selbst, eine Art kühner, wilder Mut erwachte in ihm und ein schwellendes Hochgefühl durchglühte seine Adern und trieb ihn weiter. Der Wind pfiff um ihn her und drang ihm ins Gesicht wie tausend spitze, scharfe Nadeln. Jetzt schoß er über einen verschneiten Zaun oder Holzstoß hin und flog hoch in die Luft, kam aber immer wieder fest auf seine Füße zu stehen und hatte acht auf seine Schneeschuhe, so daß er sie davon abhielt sich zu kreuzen oder auseinander zu laufen. Er ward durchfühlt von einem Gefühl von Größe und triumphierender Thatkraft, wie er es noch nie zuvor verspürt hatte. Die Welt lag zu seinen Füßen und er schien in einem Eroberungszuge über sie hinwegzuschreiten. Es war herrlich, glorreich! Allein alle derartigen Empfindungen waren leider von kurzer Dauer! Ola erkannte bald an der nachlassenden Geschwindigkeit seines Laufes, daß er den ebenen Boden erreicht hatte; aber den Anstoß, welchen er empfangen hatte, war so groß, daß er den gegenüberliegenden Berghang nach seines Vaters Hause hinaufflog und erst ungefähr 50 Fuß unterhalb dem Gehöft anhielt. Dann rieb er sein Gesicht und zwickte sich in die Nase, um zu sehen, ob sie nicht erfroren sei. Die Muskeln in seinen Gliedern zitterten und schmerzten, und der Arm, mit welchem er seinen Stock hielt, war so steif und krämpfig, daß ihm die geringste Bewegung Schmerz verursachte. Trotzdem konnte er sich nicht entschließen, Halt zu machen: er sah das Licht, welches man ins nördliche Fenster gestellt hatte um ihm zur Richtung zu dienen, und er erblickte ein bleiches, ängstliches Gesicht hinter den Fensterscheiben und wußte, daß es seine Mutter war, die ihn erwartete. Und doch schienen diese letzten 50 Fuß ebenso viele Meilen für seine ermüdeten und schmerzenden Beine zu sein. Als er die vordere Thüre erreichte, sprang sein Hund Yutul vor Freuden an ihm hinauf und warf ihn flach in den Schnee, und es kostete ihn eine unsägliche Anstrengung, wieder aufzustehen. Allein nicht sobald stand er wieder auf seinen Füßen, so fühlte er sich von ein paar Armen umschlungen und sank halb lachend, halb weinend, seiner Mutter an den Hals.

„Sei vergnügt und froh, mein Junge! Du bist ein schmucker, wackerer Bursche!" hörte er jemand sagen. Er erkannte seines Vaters Stimme, allein er schaute nicht auf — er war noch Kind genug, um sich in seiner Mutter Armen am glücklichsten zu fühlen.

* * *

Eine der beliebtesten Wintervergnügungen in Norwegen ist das Schneeschuhlaufen. Wenn es gilt, ein Wettlaufen zu veranstalten, so wählt der Ausschuß, der dasselbe leitet, einen steilen Hügel und alle Skeeläufer von Ruf im ganzen Bezirke tragen ihre Namen ein, voll Begierde an dem Wettlaufen teilzunehmen. Die Bahn wird von allen zufälligen und schädlichen Hindernissen geräumt, und wenn an derselben zufällig ein hölzerner Zaun oder eine steinerne Schutzmauer liegt, über welche hinweggefahren werden muß, so wird an der unteren Seite derselben abgegraben und an der oberen Seite aufgehäuft. Der Zweck davon ist: Gelegenheit zu einem Sprung zu verschaffen; der angehäufte Schnee soll dem Skeeläufer gleichsam zum Sprungbrett dienen, wie dieses dem Jongleur beim Voltigieren. Wenn nämlich der Skeeläufer in vollster Eile den Berghang herabkommt, so wird er natürlich über diese Schneeanhäufung hinausgleiten, weit in die Luft hinausschießen und entweder auf seinen Füßen oder auf irgend einem passenden Teil seines Körpers herabkommen, je nachdem es sich schicken mag. Wieder einen festen Fußhalt zu fassen und besonders zu verhindern, daß die Schneeschuhe sich kreuzen während man in der Luft ist, das sind die schwierigsten Aufgaben, welche ein Skeeläufer muß lösen können. Es ist daher gar nichts Ungewöhnliches, daß man selbst einen vorzüglichen Skeeläufer kopfüber in den Schnee purzeln sieht, während seine Schneeschuhe unabhängig von ihm ihr Rennen die Bahn hinab fortsetzen und den Zuschauern seinen Unfall melden. Im eigentlichen Sinne des Wortes ist ein Rennen auf Schneeschuhen kein Wettlauf — wenigstens keine Probe der Geschwindigkeit, sondern nur eine solche der Geschicklichkeit; denn nur selten treten zwei Läufer gleichzeitig ihren Lauf an, weil, falls der eine fallen sollte, der andere möglicherweise nicht anhalten könnte und so gar nicht einmal die Zeit haben dürfte, seinen Kurs zu verändern. Er würde daher Gefahr laufen, in seinen Mitbewerber hineinzurennen und könnte es wohl kaum vermeiden, denselben ernstlich zu verletzen. Gäbe es mehrere parallele Bahnen, jede 6 bis 10 m von der anderen entfernt, so wäre natürlich weniger Gefahr dabei, die Skeeläufer in Mehrzahl gleichzeitig einen förmlichen Wettlauf antreten zu lassen. Gewöhnlich stürzt eine Anzahl von ihnen schon im Anfang des Laufes, und diejenigen, welche auf den Beinen bleiben, setzen dann den Kampf fort, bis einer von ihnen die Palme erringt. Wenn sich dann, wie es manchmal gelegentlich vorkommt, die Mitbewerbung nur auf zwei vermindert, welche einander möglichst gleichkommen, so machen sie einander den Vorschlag, ohne Stöcke zu rennen und dies führt dann gewöhnlich zu einem entscheidenden Sieg für den einen oder den anderen.

Man kann sich kaum einen Begriff davon machen, wie aufregend diese Wettläufe auf Schneeschuhen sind, davon wir in unseren Bildern auch einige kanadische Szenen gegeben haben, und aufregend nicht allein für die Skeeläufer selbst, sondern auch für die Zuschauer, Männlein und Weiblein, alt und jung, welche sich in Gruppen der Bahn entlang sammeln und ihren Freunden und Bekannten im Vorbeifliegen zujauchzen, ihre Taschentücher schwenken und mit spöttischem Zuruf die Unfälle begrüßen, welche bei diesem Sport unausbleiblich, aber selten gefährlicher Art sind. Preise werden ausgelegt an Flinten, Uhren, hübschen Jagdausrüstungen und dergl., und beinah in jedem Thal im Inneren von Norwegen gibt es Schneeschuhläufer, welche infolge dieser beständigen Wettbewerbung eine Gewandheit und Geschicklichkeit erlangt haben, welche beinahe unglaublich erscheinen könnte.

Da zum Skeelaufen nur zwei Dinge wesentlich sind, nämlich ein Hügel und Schnee, so sehe ich nicht ein, warum dieses Wintervergnügen nicht mit der Zeit in Deutschland, und besonders in den Alpen, ebenso heimisch und beliebt werden könnte, wie in Norwegen. Wir haben ja im Winter allenthalben Schnee genug, und an Hügeln und Bergen fehlt es ja auch nicht. Wenn mir gelingen sollte, eine Anzahl meiner lieben, jungen Leser und guten Kameraden zu einem Versuch im Skeenlauf zu veranlassen, würde ich mich sehr freuen, weil es eine gesunde Körperbewegung und eine gemeinnützige Fertigkeit ist und weil ich überzeugt bin, daß ich ihnen damit eine Wohlthat und einen Gefallen erwiesen und ihr Wintervergnügen wesentlich erhöht haben werde. Bevor ich aber von

meinen jungen Lesern Abschied nehme, will ich ihnen noch einige gute Ratschläge mit auf den Weg geben: 1. Ueberzeugt euch von der Stärke und Dauerhaftigkeit eines Stockes und legt ihn nicht zu früh ab; und 2. schleift auf Schneeschuhen niemals auf einer gebahnten Landstraße oder auf irgend einer eisigen harten Oberfläche den Berg herab. Schneeschuhe sind nur in offenem Feld und Wald und Heide und in trockenem Schnee nützlich und dürfen nicht mit Schlittschuhen verwechselt werden, welche nur für das Eis taugen!

Das reisige Zicklein.

Jedermann kennt die Lustigkeit und Beweglichkeit der Ziegen und ihre Neigung, überall umherzuklettern und Possen aller Art zu treiben, und mich wundert nur, daß man die Ziegen nicht häufiger dressiert und zu tierischen Clowns für den Cirkus erzieht. Daß dies leicht möglich ist, davon habe ich mich selber überzeugt, und ich gebe daher hier meine Erfahrung preis, damit einer unserer jungen Leser unter Umständen einen ähnlichen Versuch machen kann. Auf einer Meierei, wo ich eine Zeitlang wohnte, wurde im Pferdestall auch eine Ziegenfamilie gehalten, weil man in jener Gegend zuversichtlich glaubt, der Bocksgeruch verhindere die Verbreitung gewisser ansteckender Pferdekrankheiten. Außer den Ziegen ward aber auch ein Esel gehalten, welcher gewöhnlich morgens die Milch nach der benachbarten Stadt trug und in derselben Abteilung des Stalles stand, wie die Ziegen. Unter diesen wuchs nun ein hübsches weißes Zicklein heran, welches der Liebling aller Kinder des Gutes war und sich durch seine Munterkeit vor den anderen Ziegen auszeichnete. Ein Knabe von sechs oder sieben Jahren, welcher sich mit dem Zicklein Blanka besonders abgab und dem dasselbe auch auf Tritt und Schritt folgte, wie ein Hündlein, ritt oft im Stalle oder auf der Wiese den Esel, welchen die Knechte „Langohr“ getauft hatten, und zuweilen kam es vor, daß Blanka auch auf den Esel hinaufsprang und sich auf dessen Kreuz balancierte, wenn Langohr sich mutwillig herumtummelte oder von Hugo zum Traben oder Galoppieren gezwungen wurde. Nach und nach fand Blanka an diesem Sport Gefallen und benutzte jede Gelegenheit, um auf Langohr hinaufzuspringen und sich von ihm herumtragen zu lassen, was immer ein Hauptspaß für die Kinder war, welche dann den Esel im Kreise umherjagten. Blanka ward aber niemals abgeworfen, so vortrefflich wußte sie Balance zu halten. Auch im Stalle trieb Blanka allerlei lustige Streiche; sie sprang auf die Hafertruhe und von da auf den Rücken oder das Kreuz des nächsten Pferdes, fraß mit diesem das Heu aus der Raufe und setzte von einem Pferde zum anderen, so lang der Stall war. Die Pferde wollten es anfangs nicht dulden, allein allmählich gewöhnten sie sich daran und schienen selbst eine gewisse Anhänglichkeit an Blanka zu haben. Als Blanka herangewachsen war, wurde sie mit einer anderen rehfarbigen Ziege vor einen Kinderwagen gespannt und von den jüngeren Kindern der Pächterfamilie als Kutschpferd benutzt. Die Gelehrigkeit und Anstelligkeit der Ziegen ist bekannt, und dieselben werden deshalb namentlich im Morgenlande allgemein von den umherziehenden Gauklern zu Kunststücken abgerichtet, welche oft überraschen. Warum sollte man also nicht auch bei uns derartige Versuche mit ihnen machen können?

Unter Korsaren.

Von **S. Wörishöffer.**

(Fortsetzung.)

Jetzt stand die Sonne fast ganz am Himmel, rosige Helle hatte sich überall verbreitet, auf den Spitzen der Grashalme schwankten klare Tautropfen, aus den Gebüschen stiegen graue Lerchen hoch in die Morgenluft empor. Näher und näher kamen die Zelte, man sah Lanzenspitzen im jungen Tagesglanze schimmern, Pferdegewieher drang zu den Ohren der Reiter und nach wenigen Minuten kam eine Kriegerschar mit verhängten Zügeln den Besuchern entgegensprengt, jeder Mann auf dem Vollblutrenner, verhüllt bis an die Augen, mit langer eingelegter Waffe, jeder den Schlachtruf der Mogrebbin ausstoßend, daß die Umgebung wiederhallte von den Stimmen so vieler jugendkräftiger Kehlen.

Ihnen entgegen stürmte der Scheikh mit seinen Leuten. Ein Kampfspiel voll Lärm und Getümmel, voll prächtiger Reit- und Fechtkunst begrüßte die Gäste, im weiten Bogen umschwärmten die herrlichen eingeborenen Pferde den Zug, klirrend trafen einander im friedlichen Waffentanz die Lanzen, bis sich alle Reiter auf einem Punkt gesammelt hatten und nun der Einzug in das Zeltdorf erfolgte.

„Du triffst deinen Stamm in großer Sorge, o Scheikh,“ sagte Alis Stellvertreter. „In der letzten Nacht ist Rrrraad gekommen und hat die graue Stute Heireddins, des Kundschafters, davongeschleppt.“

„Das soll er mit seinem Leben bezahlen!“ rief der Scheikh. „Habt Ihr den Bösewicht noch nicht verfolgt, Abdallah?“

„Nein, Herr, wir gedachten in dieser Beziehung, deine Befehle zu erwarten. Es sind rings um das Zeltlager während der ganzen Nacht Posten ausgestellt gewesen, berittene Wächter, die mit ihrem lauten Zurufen, ihrem Feuer und ihren Schüssen den Herrn der Erde fernhielten. Rrrraad hat uns seine Herausforderung in das Lager gesandt, aber er selbst ist nicht erschienen.

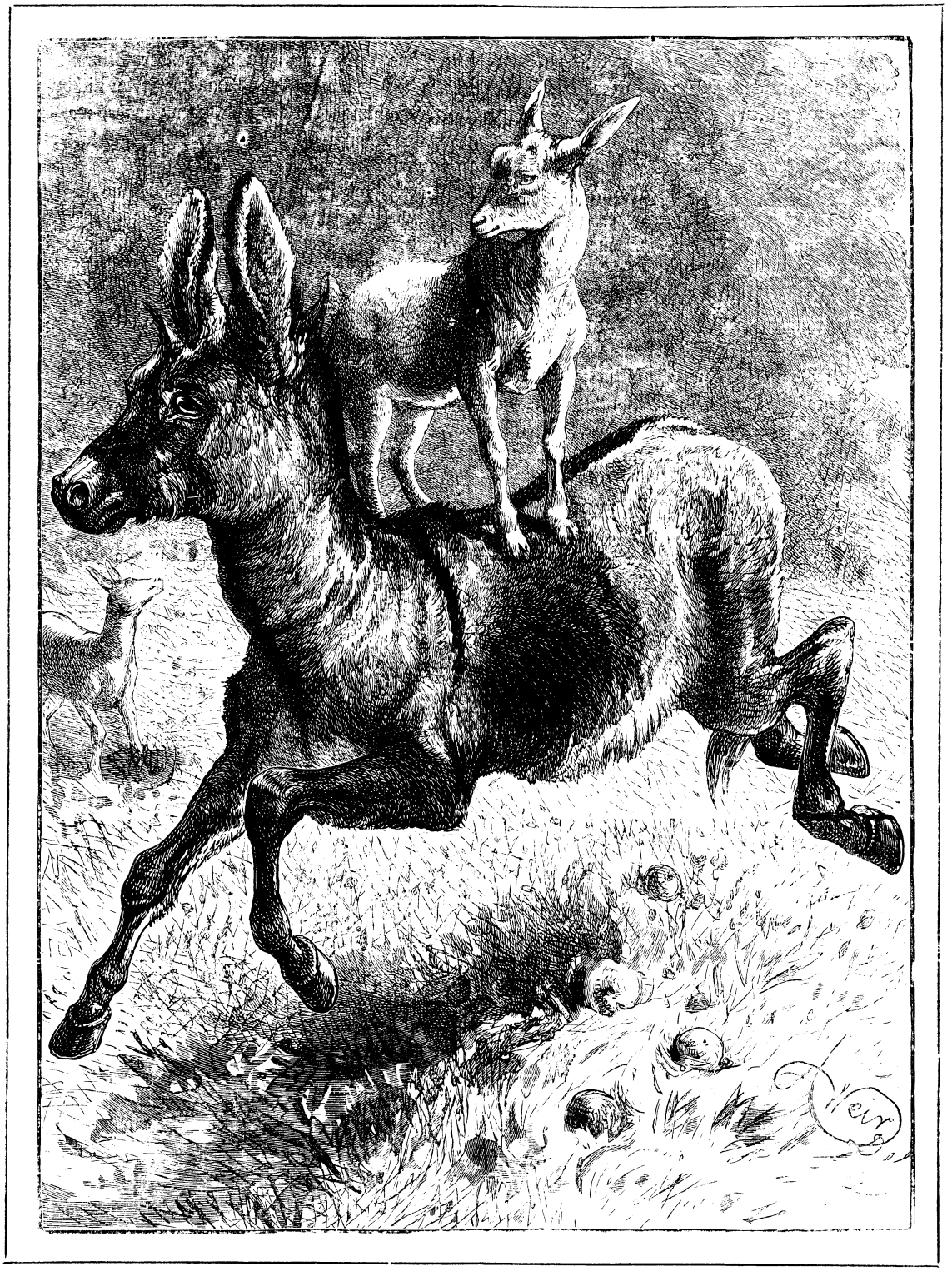
„Das freut mich. Wir werden nun während des Tages schlafen und in der Nacht dem Herrn mit dem dicken Kopfe auflauern. Laß alles für die Aufnahme unserer hohen Gäste herrichten, Abdallah!“

Der Häuptling sprengte den übrigen voran zum Dorfe, langsamer folgte der ganze stattliche Zug der Reiter. Ungeheure Rinder- und Ziegenherden weideten friedlich zu beiden Seiten der Zelte, Kamele und Pferde gingen in großer Anzahl zwischen ihnen herum. Ein grünes, sanft aufragendes Hügelland bot Hunderten der schöngefleckten Tiere ein saftiges Futter; mit leisem, melodischem Geplätscher, versteckt unter Farren, lief ein Bach zwischen dem üppigen Pflanzenwuchs dahin, kaum sichtbar, unbedeutend und schmal, wie alle Gewässer in ganz Tripolis, aber doch frisch und kühl, Menschen und Tieren in der weiten Wüste ein wahres Geschenk Gottes.

Fort und fort umschwärmten Berittene die Niederlassung, aus deren Zeltgassen an zahlreichen Stellen blauer Rauch emporwirbelte. Auf flüchtig zusammengelegten Steinen wurde das Frühstück bereitet, heiße Milch und Fleisch, dazu einige Datteln und als besonderer Luxus für den frem-

den Besuch eine Schüssel mit gebratenen Lerchen.

Weiterhin saßen die Kinder des wandernden Volkes im Sande, und vor ihren Reihen ging ein Derwisch mit langem Stocke auf und ab. Die Kleinen lernten hier unter freiem Himmel den Koran spruchweise auswendig, und wer seine Aufgabe nicht konnte, der bekam tüchtige Hiebe,



Blanka, das reisige Zicklein auf dem „Langohr".

so daß ein beständiges Geheul und Geschrei die Worte des Lehrers auf der ganzen Linie begleitete.

Scheikh Ali brachte seine Gäste in das für sie hergerichtete Zelt, die Menge der Sklaven dagegen erhielt abseits von den Wohnungen der Gläubigen einen Raum, der mit dem Gepäck und den Kamelen geteilt werden mußte. Den freien Beduinen erschien der Christ und Sklave als unrein, sie verbannten ihn möglichst aus ihrer Nähe, auch selbst dann, wenn er als

Gast im Lager wohnte. — Fuad-Pascha war ächzend auf seine Decken gesunken. Der weite Ritt hatte den kugelrunden, kleinen Herrn sehr angestrengt, er wollte jetzt um jeden Preis schlafen, sogar seine grausamen Gelüste schienen im Augenblick erloschen, er fragte weder nach diesem noch nach jenem Sklaven, sondern schnarchte wie ein Bär, trotz der Stechmücken, die ihn fortwährend umschwärmten.

In einer anderen Abteilung des reichausgestatteten Raumes lag Hassan auf einem Löwenfell, das für ihn über einen ganzen Stapel von bunten Decken gebreitet worden war. Der Pascha hielt die Augen geöffnet, er sah ohne eine Spur von Ermüdung wie träumend ins Leere und nur einmal, als Mehemet leise an ihn herantrat, fragte er: „Wo ist Matthias?"

Der Aufseher erschrak. „Herr," stammelte er, „ich — das heißt, der Knabe — er ist ja noch beinahe ein Kind, Effendi!"

„Nun? Was wolltest du sagen?"

„Ich gab ihm die Erlaubnis, ein wenig herumzulaufen und sich das Lager der Beduinen anzusehen, Herr! — Er wollte gern im Flusse baden."

Hassan lächelte, etwas, das Mehemet an ihm fast niemals gesehen hatte. „Ihr alle könnt baden," sagte er mit ungewohnt mildem Tone — „baden, schlafen, was ihr wollt. Ich brauche euch nicht."

Der Aufseher verbeugte sich ein über das andere Mal. „Wahrlich, Effendi, ich danke dir im Namen aller," versetzte er. „Befiehlst du, daß ich jetzt gehe?"

„Ruhe aus, Alter — ich bedarf deiner nicht."

Der Sklave entfernte sich rückwärts, mit über der Brust gekreuzten Armen. Als schon die Vorhänge des Zeltes sich hinter ihm geschlossen hatten, rief ihn Hassan nochmals zurück. „Mehemet!"

„Du befiehlst, Herr?"

„Höre, Alter, du haftest mir für die Sicherheit des Knaben! Matthias darf auf keinen Fall zu Schaden kommen!"

„Gewiß nicht, Effendi, gewiß nicht. Wie wäre das auch möglich?"

„O — Knaben in seinem Alter unternehmen alle erdenklichen tollen Streiche. Aber du bist mir für ihn verantwortlich, Alter."

„Ich werde ihn behüten wie meinen Augapfel, Herr!"

Und Mehemet ging kopfschüttelnd davon. Das mochte begreifen, wer konnte. „Ihm selbst stand der Verstand still," wie er sich murmelnd ausdrückte.

Hassan blieb allein, er stützte die Stirn in seine Hand und sah grübelnd vor sich hin. Das schöne, ausdrucksvolle Gesicht war sehr blaß, um die festgeschlossenen Lippen lag ein Ausdruck tiefen Seelenkummers. Jetzt, nun er sich so ganz allein und unbeachtet wußte, jetzt war aus seinen Zügen das letzte Lächeln verschwunden, der letzte Anschein äußerer Fassung. Allmählich bedeckte die Hand das ganze Gesicht, der Kopf sank tiefer herab, Hassan lag unbeweglich wie ein Toter, ganz preisgegeben seinen traurigen Grübeleien, seinem Schmerz, dem er wenigstens jetzt das Recht der Alleinherrschaft ungestört einräumen wollte.

Die Sklaven Fuad-Paschas verscheuchten aus der Umgebung des Zeltes sorgfältig jedes Geräusch. Solange ihr grausamer Gebieter schlief, hatten sie Ruhe — es sollte ihn also wahrhaftig vor der Zeit niemand wecken.

Ungerufen wagte sich ohnehin keiner in seine Nähe, selbst der riesige Neger, sein Günstling, hielt sich klüglich fern; er lag mit dem Gesicht nach unten im Sande und schlief fest.

Matthias hatte mit mehreren anderen im Flusse gebadet, dann hielt er verstohlen Umschau und überzeugte sich, daß Fuad-Paschas mißhandelter weißer Sklave nicht in dem ihnen gemeinschaftlich angewiesenen Zelte gegenwärtig sei — er suchte ihn also.

Ein Gefühl des tiefsten Mitleides zog ihn zu diesem Unglücklichen. Wenn für den armen Schelm keine Erlösung kam, dann mußte er ohne Zweifel sehr bald sterben; die Peitsche des Negers zerriß täglich aufs neue sein Fleisch, die Wunden blieben ungepflegt — das konnte der ohnehin schwächliche Körper nicht mehr lange ertragen.

Aber wie dem Bedauernswerten helfen? Matthias sann und sann — da gab es kein Mittel, keine Rettung. Der Pascha würde nie und nimmer sein Opfer für irgend eine Summe Geldes freigeben, das hatten ihm außer Jim schon Mehemet und mehrere andere bestätigt.

Wo er jetzt nur stecken mochte? Der Unglückliche! — Matthias suchte überall, endlich fand er ihn an einer umbuschten Uferstelle auf dem Gras liegen. Der Sklave stützte den Kopf in die Hand, er hielt die Augen geschlossen, seine Brust atmete schwer.

Vom innigsten Mitleid erfüllt, näherte sich Matthias dem Bedauernswerten; er kniete neben ihm in das Gras und strich leise tröstend über sein Haar. „Bitte, sieh mich an, du Armer," sagte er, „denke, ich sei dein Bruder! — Ist es nicht möglich, dir in irgend einer Weise zu helfen?"

Der andere schüttelte traurig den Kopf. „Mir hilft niemand mehr!" antwortete er mit versagender Stimme.

„Das weißt du nicht!" rief Matthias. „Ist es denn wahr, was man sich erzählt, daß du deinen Gebieter durchgeprügelt hättest?"

Der Sklave nickte. „Er schlug mich um geringfügiger Veranlassung willen, seine Hand traf mein Gesicht — da übermannte es mich und ich schleuderte ihn zu Boden — gottlob, daß sich dritte Personen hineinmischten, sonst hätte ich seit jenem Tage einen Mord auf dem Gewissen."

„Bist du denn erst kürzlich zu deinem Gebieter gekommen?"

„Ja — und vordem hatte ich einen so guten, achtungswerten Herrn. Kein Schlag traf seine Sklaven, keine Ungerechtigkeit wurde verübt — aber der Ehrenmann starb und alles, was er hinterließ, kam unter den Hammer. Zu meinem Unglück kaufte mich Fuad-Pascha."

Er hob den Kopf und sah seufzend in das hübsche, erregte Gesicht unseres Freundes; zum erstenmal ganz aus der Nähe, mit wirklicher Aufmerksamkeit. „Mein Gott!" rief er voll Verwirrung. „Mein Gott! — Aber es ist ja wohl unmöglich!"

„Was denn?" rief Matthias. „Was denn? Glaubst du mich zu kennen? Du bist doch nicht etwa aus Valparaiso?"

„Sicherlich bin ich das! — Und du kennst mich nicht, Matthias Berghoff?"

„Du weißt meinen Namen?" sagte ganz erstaunt der Knabe.

„Sieh mich doch nur an — sieh hierher! Weißt du nun, wer ich bin? O wie traurig müssen meine Züge verändert sein!"

Und er hob von der linken Seite der Stirn das verworrene, mit Blut verklebte Haar. Eine kleine Narbe kam zum Vorschein — wie betäubt, wie geistesabwesend sah Matthias auf die kaum bemerkbare Spur; alles Empfinden, alle Seelenthätigkeit schien sich im Augenblick auf einen Punkt zu vereinigen, dann brach ein Jubelschrei tief aus innerstem Herzen hervor, Matthias schlang ungestüm seine beiden Arme um den Nacken des anderen, er küßte ihn wieder und wieder.

„Johannes! — Johannes! O, du lebst! Du lebst! Welch ein unbeschreibliches, grenzenloses Glück ist das!"

In den Augen des Mißhandelten standen schwere Thränen. „Meine Eltern," flüsterte er kaum verständlich — meine armen Eltern — leben sie noch?"

„Gewiß, Johannes, gewiß! Ach, könnte ich fliegen, um den alten Leuten die ersehnte Botschaft zu bringen!"

Johannes schüttelte traurig den Kopf. „Du kannst es nicht, Matthias, das ist ja gerade das Schreckliche, Unselige; du kannst keinem Menschen eine Nachricht geben, kannst keinen zur Hilfe herbeirufen, du bist ganz wehrlos, rechtlos den Händen dieser Barbaren überliefert und darfst erwarten, daß dein Los bis ans Ende das gleiche, fürchterliche bleiben werde. Oder nein doch! nicht das gleiche. Sieh es mit an, wie die alten stumpfgewordenen Sklaven leiden müssen, sieh die Mißhandlungen, denen diese Armen ausgesetzt sind, und du wirst ein Grauen empfinden. Unser Elend ist unsagbar, es läßt sich nicht in Worte fassen."

Matthias war tief erschüttert. „Könnte ich mit dir tauschen!" sagte er seufzend, „Hassan ben Ismael ist ein so großmütiger Mann."

Johannes sah auf. „Der? — Ich weiß ganz bestimmt, daß er einmal einen Sklaven zu Tode peitschen ließ, wahrscheinlich nur aus Laune, denn der Unglückliche hatte noch keinerlei Verbrechen begehen können; er war erst am selben Morgen in Hassans Palast gekommen."

Matthias erbebte heimlich. „Ein Deutscher?" fragte er mit leiser Stimme.

„Ja. Uns haßt der Pascha vor allen übrigen Nationen."

Matthias schwieg. Das gegebene Versprechen war ihm heilig, er durfte von dem, was ihm Hassan mitgeteilt hatte, nichts ausplaudern und wollte es auch nicht, alle seine Gedanken arbeiteten nur an der einen Frage, wie dem unglücklichen Johannes zu helfen sei. Selbst der mächtigste Mann im Lande konnte dem tyrannischen Pascha nicht befehlen seine Sklaven zu verkaufen, oder auch nur, ihn besser und menschlicher zu behandeln. Alle Hoffnung, alle heißen Wünsche der Unglücklichen klammerten sich an das Erscheinen der amerikanischen Kriegsschiffe — sie allein sollten die ersehnte Freiheit bringen, sie sollten Tausende von verzweifelnden Herzen aus Not und Jammer erretten.

Matthias suchte im Hinblick auf diesen nahen Tag seinen bedauernswerten Vetter zu trösten. „Wer weiß," sagte er, „vielleicht können wir an Bord gelangen, vielleicht wird ganz Bengasi durch die Geschütze der Unionsschiffe dem Boden gleichgemacht — man muß nur die Hoffnung nicht aufgeben."

Johannes schauderte. „Wenn ich noch lebend wieder nach Hause komme, flüsterte er. „O wie das brennt! wie es schmerzt! — Ich glaube, die Insekten nagen schon jetzt an meinem zerfetzten Fleisch."

Matthias löste mit sanfter Hand den Kittel von den blutenden Wunden seines unglücklichen Verwandten. Welch ein Anblick bot sich ihm dar! — er mußte alle Kräfte aufbieten, um hier Fassung zu behalten.

Der ganze Rücken des jungen Mannes war buchstäblich von den Schlägen der Lederpeitsche bis auf die Knochen zerrissen, hie und da hing das Fleisch in Streifen herab, es hatten sich Entzündungen gebildet, Wunden mit schwarzen, bösartig aussehenden Rändern, — das allerschrecklichste aber war der Anblick der Insekten, welche sich in diesen Vertiefungen zu sammeln begannen.

Stechmücken krochen auf und ab, Ameisen und sogar kleine behende Würmer. Ein furchtbares Bild für den gutmütigen Matthias.

Er spülte mit frischem Wasser alles Lebendige aus den Wunden seines Vetters heraus und erlangte dann von einer barmherzigen Beduinenfrau einige alte Lappen, mittels derer er einen notdürftigen Verband anlegen konnte. Während so die Hände das Samariterwerk emsig vollendeten, sprach Matthias dem gequälten Unglücklichen Mut und Hoffnung ins Herz, oder er suchte ihn von dem Gedanken an das eigene Schicksal möglichst abzulenken.

„Dein Schiff wurde natürlich durch die Piraten erobert?" fragte er. „Ist es hierher in den Hafen gebracht?"

Johannes seufzte. „Nein, es wurde vor unseren Augen in den Grund gebohrt, erst ganz ausgeplündert und dann versenkt. Das war ein entsetzlicher Tag."

Matthias schauderte. „Der ‚Sturmvogel', mit dem ich nach der Südsee unterwegs war, wurde von den Unholden in Brand gesetzt," sagte er. „Hoffentlich bekommen diese räuberischen Schurken jetzt einmal ihren wohlverdienten Lohn."

Johannes schloß aus Mattigkeit die Augen. „Wie viel Uhr ist es?" fragte er mit leiser Stimme.

„Etwa zwei oder halb drei. Weshalb wolltest du das wissen?"

Die Lippen des unglücklichen jungen Menschen zuckten. „Um sieben werde ich wieder geschlagen, ächzte er.

Matthias wandte sich ab, es zerriß ihm das Herz. „Soll ich Fuad-Pascha zu Füßen fallen?" rief er.

„Dann würde ich anstatt meiner fünfundzwanzig Hiebe deren fünfzig erhalten, — thue es um des Himmelswillen nicht."

Matthias wollte antworten, als er Hassan ben Ismael auf sich zukommen sah. Der Pascha winkte ihm schon von weitem.

„Jetzt werde ich sehen, ob mir's möglich ist, für dich etwas auszurichten," raunte Matthias, indem er davonsprang. „Ich komme wieder, Johannes!"

Er näherte sich seinem Gebieter und erhielt von diesem den Auftrag, ihn zu begleiten. Wir wollen ein wenig deutsch miteinander sprechen," sagte abgewandten Gesichtes der Pascha. „Komm, Matthias du sollst mir deine Geschichte erzählen."

„Was hast du?" fügte er dann, als sein Blick dem des Knaben begegnete, hinzu. „Irgend etwas macht dir das Herz schwer."

Und unser Freund ergriff im Fluge die günstige Gelegenheit, alles zu berichten. „Dort unten liegt der Arme," schloß er. „Sieh ihn an, Herr, und du wirst Erbarmen fühlen!"

Der Pascha zuckte die Achseln. „Ich kann durchaus nichts für ihn thun," versetzte er. „Fuad ist eine menschliche Bestie; je mehr man ihn etwa bitten und bestürmen würde, um desto schlimmer wäre es für den Sklaven. Aber dennoch will ich ihn ansehen, vielleicht läßt sich da mit List etwas erlangen."

Beide Männer, der Pascha und Matthias gingen zurück zu dem Unglücklichen, den sie noch an derselben Stelle fanden, aber schlafend, regungslos gleich einem Toten. Hassan schauderte. „Auch dieser ist ein Deutscher?" flüsterte er.

„Ja."

„Ihr beide seid Hamburger?"

„Ja, Herr!"

„Ich auch."

Das war halblaut geflüstert. „Komm fort, Matthias, du sollst mir von der Heimat erzählen."

Stunden vergingen, während der Pascha und sein Sklave im Schatten eines dichten Gebüsches miteinander plauderten. Es schien, als könne Hassan nicht genug deutsche Laute hören, nicht genug deutsche Worte selbst aussprechen. Von dem, was

in jener Schreckensnacht zwischen ihm und dem greisen Hamid erörtert worden war, erzählte er keine Silbe, sondern ließ sich hundert Einzelheiten berichten und kam endlich wie durch Zufall auf die Frage, in welcher Straße Matthias gewohnt habe. „Ich glaube, ich kenne noch alle die alten Namen," setzte er hinzu. „War es in der Hafengegend?

„Ja, am Steinhöft, — dicht am Baumhause."

„Aber was hast du, Herr?" rief er ganz erschrocken. „Ist dir nicht wohl?"

Hassan winkte ihm. „Doch! Doch! — Also Steinhöft, sagtest du? O, ich kenne die alte Straße, ich bin so oft, so oft hindurchgegangen!"

Er zerpflückte wie in Gedanken Blatt um Blatt, sein Gesicht war ganz weiß, die Augen lagen tief in ihren Höhlen. „Du, Matthias, wie lange ist es, seitdem du nicht mehr in Hamburg warst?"

„Fast drei Jahre, Herr!"

„O — dann mußt du ja noch alles gut im Gedächtnis haben. Sage mir, entsinnst du dich eines hohen alten Hauses am Steinhöft, eines spitzgiebeligen schmalen Hauses mit steiler Treppe? — Ein Tabaksgeschäft war darin."

„Und ist auch noch heute dort, Herr!"

„O — das glaubst du? Und wie — wie hieß der Inhaber des Geschäftes?"

„Es war eine Frau, eine stille, bleiche Matrone mit schneeweißem Witwenhäubchen und einem gramvollen Gesicht. Die Armen der Umgegend kamen zu ihr, wenn irgend ein Leid sie bedrückte, auch der roheste Bursche zog den Hut, wenn er ihr auf der Straße begegnete."

Hassan hatte sich abgewendet, so daß Matthias sein Gesicht nicht sah. „Waren denn in diesem Hause keine Kinder?" fragte er mit unsicherer Stimme.

„Nein. Die arme Frau Vollgold hatte, wie man sich erzählte, nur einen einzigen Sohn, und dieser ging vor Jahren im Zorne aus Hamburg fort, um niemals zurückzukehren."

Hassan bückte sich wie zufällig auf den Boden. „Welchen Namen nanntest du, Matthias?"

„Vollgold! Die Firma des Tabaksgeschäftes hieß Robert Vollgold."

(Fortsetzung folgt.)

Der kleine Modelleur.

Unter Modellieren im vorliegenden Falle ist weniger die Herstellung plastischer Gebilde aus freier Hand vermittelst weichem, bildsamen Materiales, wie solches im Thon und Wachs zur Verfügung steht, als vielmehr die Erzeugung von Formen zur Wiedergabe von schon vorhandenen Gegenständen zu verstehen. Ersteres bedingt ausnahmslos bedeutende Kenntnisse im Zeichnen und in der Behandlung des zu verwendenden Materiales, während letztere bei nur weniger Geschicklichkeit angefertigt werden können.

Das Abformen kann aber nach der Natur, nämlich von Pflanzen, Früchten und einzelnen Blättern, von menschlichen Körperteilen ꝛc., und mit anderen Gegenständen, wie Münzen, Medaillen und sonstigen Flächenreliefs, von Büsten, kleinen und größeren Statuen u. dergl., vorgenommen werden.

Für derlei plastische Arbeiten gibt es kaum einen bildsameren Stoff, welcher so vielerlei Verwendung hierzu findet, als der Gips. Er ist wasserhaltiger Kalk, besteht aus 46% Schwefelsäure, 33% Calciumoxyd und 21% Wasser und wird durch Brennen aus Marmorabfällen gewonnen. Die für feinere Arbeiten geeignetste Sorte ist der Alabastergips. —

Außer dem Gips kommen noch zur Anfertigung von Formen für Abgüsse Leim und Schwefel in Verwendung; da aber für die ins Auge gefaßten Zwecke Gips vollkommen ausreicht und auch die Behandlungsweise viel einfacher ist, so werden wir von den soeben genannten Materialien absehen.

Es kann nur frischbereiteter Gips zur Verwendung kommen, derselbe soll daher nur in solcher Quantität zubereitet werden, als zum Gießen einer Form oder zur Herstellung eines Abgusses von letzterer unbedingt notwendig ist. Die Zubereitung des Gipses, das „Anrühren" geschieht am vorteilhaftesten folgendermaßen: In irgend

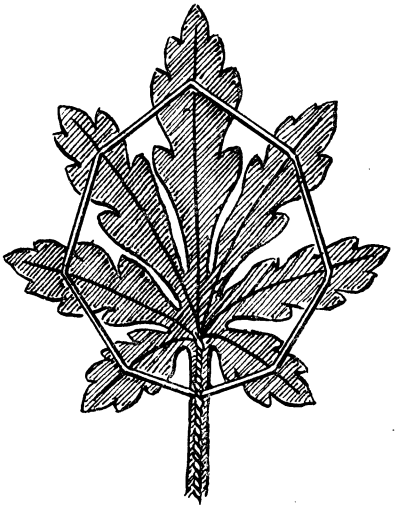


Fig. 1. Abformen von Pflanzen und Blättern nach der Natur.

ein reines Gefäß — für kleinere Quantitäten genügt eine Porzellanschale — wird kaltes, reines Wasser gegeben und das Gipsmehl in möglichst kleinen Portionen (am besten durch ein feines Drahtsieb) hineingestreut. Dieses ist so lange fortzusetzen, bis die Oberfläche des Wassers fettig glänzt. Nun verarbeitet man den Brei mittels eines breiten Spatels oder Löffels unter Vermeidung von Luftblasen recht sorgfältig. Jedes Gipskörnchen soll vom Wasser durchtränkt sein, und es sollen sich auch keine zusammengeballten Klümpchen im Wasser befinden. Auch muß vermieden werden, den Gipsbrei zu dick anzurühren, da ein gedickter Gips, welcher schon angezogen hat, durch die Verdünnung mit Wasser die Bindekraft verliert und unbrauchbar wird; ebensowenig kann schon einmal in Verwendung gewesener, sogen. „toter" Gips wieder verarbeitet werden. Der frisch angerührte Brei muß daher so rasch als möglich, jedoch nicht unter Außerachtlassung nötiger Vorsicht zum Gelingen, verwendet werden. Das sicherste Erkennungszeichen der Güte des Gipses ist, wenn sogleich nach dem Gusse eine merkliche Wärmeentwickelung stattfindet.

Das Abformen von Münzen und Medaillen

ist wohl die einfachste Art von Gipsarbeiten und eignet sich zu fast kostenloser Anlage einer Münzensammlung. Hierzu benötigt man zweierlei Gipsformen, nämlich eine untere und eine obere Form. Zur Herstellung derselben nimmt man auch öfters statt des Gipses Siegellack und Schwefel, wie schon früher erwähnt wurde.

Zum Abformen wähle man, wenn anders möglich, Münzen mit scharfem Gepräge, fette die abzuformende Seite schwach mit Oel ein und reibe den Ueberschuß derselben mit reiner, weicher Baumwolle wieder derart ab, daß hiervon nur mehr

eine schwache Spur übrig bleibt. Nun wird der Rand der Münze oder Medaille mit einem 1 cm hohen vorstehenden Kartonrande eng umschlossen und das Ende mit Siegellack festgekittet. Von dem kurz vorher bereiteten Gipsbrei gibt man nun etwas Weniges auf die Münze und breitet dieses mit einem weichen Pinselchen derart auseinander, daß auch die feinsten Vertiefungen ausgefüllt werden, und gibt schließlich, wenn dieser Ueberzug etwas angezogen hat, noch so viel Brei darauf, daß er die Höhe des Kartonrandes erreicht. Den Guß lasse man dann so lange, bis der warm gewordene Gips wieder erkaltet und hart geworden ist, ruhen.

Nimmt man den Abguß vorzeitig von der Münze herunter, so wird dieses kaum ohne Beschädigung derselben geschehen, wohingegen das Abnehmen nach dem Erstarren anstandslos vor sich geht.

Soll nicht allein von der Vorder- oder Aversseite der Münze, sondern auch von der Rück- oder Reversseite derselben ein Abguß gemacht werden, so schneidet man am Gipsrande eine Kerbe ein, legt die Münze in den schon vorhandenen Abguß und verfährt zum zweitenmal in schon angegebener Weise, wobei das Einölen nicht zu übersehen ist. Nach dem Entfernen des Kartonrandes ist, ohne die Münze herauszunehmen, die vorerwähnte Kerbe auf den zweiten Abgußrand auszudehnen.

Handelt es sich nur um den Abguß von einer Seite der Münze, so geht man dabei folgenderweise vor: Die nach voriger Methode hergestellte Hohlform, Matrize genannt, wird so lange in reines Wasser gelegt, bis sie sich vollgesogen hat, dann in schon bekannter Weise mit dem Kartonrande umgeben und der Guß der Patrize, d. i. des Hochreliefs, vorgenommen. Da die Form vollständig feucht ist, so bedarf es keines Einölens, um den Guß anstandslos abheben zu können.

Der in angegebener Art gefertigte Guß wird dann in entsprechender, der Münze ähnlicher Weise bronziert. Sollen die Prägungen der beiden Seiten sich auf einem Abgusse befinden, so wird hierbei wie bei dem späterhin erklärten Gießen mit zweiteiligen Formen vorgegangen, wozu dann die Kerben an der Randseite die nötigen Anhaltspunkte geben.

Das Abformen zarter Reliefflächen ꝛc.

Diese Methode eignet sich besonders für solche Flächenverzierungen, z. B. von Buchdeckeln, Flachschnitzereien u. dergl., bei welchen vermöge des Materials oder der Farbe das Abformen ohne Beschädigung des Originales nicht zulässig ist.

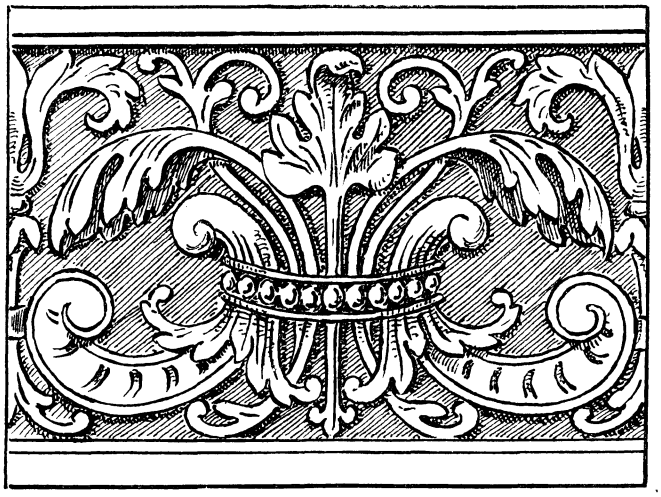


Fig. 2. Abformen eines Flächenreliefs.

Man nimmt hierzu ein genügend großes Stück dünne Zinnfolie und drückt dieses mittels eines Tuches oder einer Bürste derart auf die abzuformende Fläche, daß deren Muster in allen Konturen rein und scharf auf der Folie abgeprägt erscheinen. Hierauf wird dieser Abdruck mit Vermeidung irgend welcher Beschädigung abgehoben, mit der Hohlseite nach oben, auf eine glatte Fläche gelegt und mit dünnem Gipsbrei ohne Anwendung eines Pinsels vorsichtig ausgegossen.

Auch bei feineren Münzen, dann bei Gravierungen kann dieses Verfahren mit Erfolg angewendet werden.

Das Abformen von Pflanzen und Blättern nach der Natur.

Hierzu stehen zweierlei Methoden zu Gebote; die erste ist, indem man das Blatt (Epheu, Reben ꝛc.) in noch frischem Zustande, da welke Blätter nicht zu gebrauchen sind, mittels eines weichen Pinsels von allem anhaftenden Staub und sonstigen Unreinigkeiten reinigt, einen Tag lang in kaltem Wasser liegen läßt, damit die Rippen stärker hervortreten, und dann mittels eines weichen Pinsels auf deren Rückseite eine dünne, gleichmäßige Gipsbreilage aufträgt, ohne hierbei deren charakteristische Biegungen zu beeinträchtigen oder zu verändern.

Dieses Gipsauftragen wird so lange wiederholt, bis die Schichte eine genügende Stärke erlangt hat und fest genug ist, um die Form des abgenommenen Blattes unverändert beizubehalten. An Stelle des natürlichen Drahtes wird ein dünner Drahtstiel eingelegt, welcher ebenfalls mit einer Gipsschichte zu überziehen ist. Hierbei ist zu bemerken, daß Eisendraht, da er ohne alle Ausnahme häßliche Rostflecken im Gipse erzeugt, niemals, sondern nur Zink-, Messing- oder Kupferdraht verwendet werden soll.

Nach dem Erhärten wird von dieser Form, deren Blattränder entsprechend gerade geschnitten werden müssen, eine zweite erzeugt, indem man erstere, wie schon bei den Münzenabgüssen erklärt wurde, mit Wasser sättigt und in schon angegebener Weise verfährt. Hierdurch werden zwei Matrizen erhalten, von welchen meist allein die obere zur Verwendung kommt, da die untere nur zum Zwecke dient, daß die durch die vielen Gipsschichten gekräftigten, eigentümlichen, oft charakteristischen Blattkrümmungen dem Abguß erhalten bleiben.

Das Beschneiden der ersten Form kann zum großen Teile dadurch vermieden werden, daß man bei dem Auftragen die Gipslagen nicht über die Blatträndern hinausstehen läßt, sondern sie möglichst gleichförmig abgrenzt. Bei dem Umgießen der zweiten Form wird die erste mit einem entsprechend weiten und hohen Rande umgeben.

Bei besonderer Rücksichtnahme auf die zarten Blattkonturen erhält auch der zweite Gipsabguß durch Abschrägen der Randflächen auf der Rückseite ein natürlicheres Aussehen. Man bedient sich hierbei eines scharfen Messerchens.

Die vorerwähnte zweite Methode ist folgende: Nachdem man das noch völlig frische Blatt vom anhaftenden Schmutz und Staub gereinigt und wieder getrocknet hat, wird es auf feinen, staubfreien und angefeuchteten Sand derart gelegt, daß es die natürlichen Biegungen beibehält, und, um ein Verschieben auszuschließen, am Rande ringsum ebenfalls mit Sand umgeben. Dann erhält es mittels eines weichen Pinsels einen Wachsüberzug, welcher, aus gleichen Teilen gewöhnlichem Wachs und Burgunderpech bestehend, warm aufgetragen werden muß, worauf dann das Blatt behutsam aus der Sandform ge-

nommen, und, um das Erstarren des Wachsüberzuges zu befördern, einigemal durch kaltes Wasser gezogen wird.

Zur Erlangung einer Matrize von dieser noch nassen Wachsform wird dieselbe wieder auf Sand gebettet und in schon bekannter Weise mit mehreren Gipslagen überzogen. Das Wachs kann hierauf anstandslos von der erzeugten Gipsform abgezogen werden. Alle weiteren Manipulationen des Abgießens nach dieser Form geschehen, wie schon erklärt wurde.

Bei Abgüssen von Zweigen, größeren, oder auch nur vielgliederigen Blättern ist es wegen größerer Festigkeit rätlich, in Länge und Gliederung derselben entsprechend gebogene Drahtstücke einzugipsen und sie am Stiele durch Zusammendrehen zu verbinden. Größere Zwischenräume enthaltende Blätter können außerdem seitlich, wie in unserer Fig. 1 dargestellt ist, mit Draht umzogen werden.

Das Abformen von Ornamenten, Figuren u. dergl.

Bisher war nur von in einem ganzen Stücke bestehenden flachen Formen mit nur wenig erhöhten Stellen die Rede; soll aber von irgend einem Gegenstande mit besonders erhöhten Stellen und Vertiefungen, welche sich oft derart unter ersteren verbreitern, daß sie nach dem Abgießen sich nicht ohne Beschädigung von der Form abheben lassen, so müssen andere Wege eingeschlagen werden. Das Abformen kann daher nur auf zweierlei Art geschehen: entweder, indem man das Modell nach dem Gießen der Form vernichtet, oder wenn dasselbe, wie es ja meistens der Fall ist, geschont werden soll, durch Anfertigung der Form in mehreren Teilen.

Erstere Methode:

Man überzieht das eingefettete Modell (eine Wachsfigur, einen Käfer, eine Baumfrucht u. dergl.) mittels eines weichen Pinsels mit Gipsbrei und glättet die bedeutenderen Unebenheiten des Ueberzuges, sobald er zu erstarren beginnt, mit einem Messer oder Holzspatel. Je größer der abzuformende Gegenstand ist, desto mehr Gipslagen müssen übereinander geschichtet werden, um der Form die benötigte Stärke zu geben. Nach dem gänzlichen Erhärten wird sie an einer passenden Stelle angebohrt und dann, falls das Modell aus Wachs besteht, auf ein gelindes Feuer gelegt, um das Wachs zum Schmelzen zu bringen und es im flüssigen Zustande aus dem Hohlraume entfernen zu können. Ist derselbe aus Thon, so wird dieser mittels eines häkchenförmig gebogenen Drahtes durch die Oeffnung herausgeholt, wobei die Vorsicht zu gebrauchen ist, die Hohlform nicht zu beschädigen.

Zum Abgießen von Käfern u. dergl., welche zum Verbrennen einen höhern Hitzegrad bedingen, wird dem Gips bei dem Anrühren etwas Pfeifenerde, Thon oder Ziegelmehl beigemengt, damit die Form vor dem Zerspringen bewahrt bleibt. Sie wird nach der Fertigstellung allmählich zum Glühen gebracht, um sie hierauf wieder langsam abkühlen zu lassen. Nach letzterem werden die verkohlten Teile mittels Wasser herausgespült.

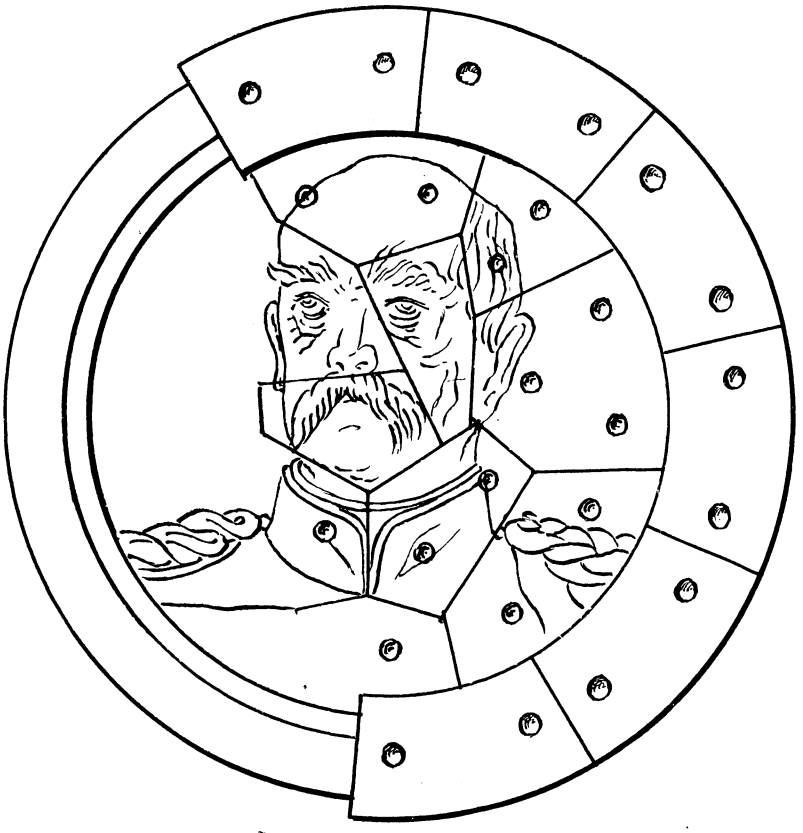


Fig. 3. Das Abformen eines Medaillons.

Zweite Methode:

Vor allem muß das Modell, damit es nicht unter der Feuchtigkeit des Gipsbreies leidet und vom Abgusse mühelos getrennt werden kann, mit einer weingeistigen Schellacklösung oder einem anderen Firnis überzogen, und wenn dieser Ueberzug trocken geworden ist, mit Oel eingerieben werden, dessen Ueberschuß jedoch durch sanftes Abreiben mittels eines Wolllappens derart zu entfernen ist, daß auf dem Modelle nur mehr eine ganz schwache Fettschichte zurückbleibt.

Ein weiteres Augenmerk ist auf die Form des Modelles zu richten. Von einem Flächenrelief mit keinerlei der schon vorhin erwähnten unterschnittenen Stellen, wie solches unsere Fig. 2 zeigt, wird schon das Abformen, wie bei den Münzen, in einem Stücke geschehen können, indem man dasselbe mit einer festanschließenden Kastenwand aus gut gefirnißter und eingeölter Pappe von geeigneter Höhe umgibt und dann den Gipsbrei hineingießt. Bei einem Relief mit Unterschneidungen aber, d. h. mit Vertiefungen, welche seitliche Aushöhlungen bilden, dann bei Figuren muß die Form, um sie vom Modell abheben zu können, in mehreren Teilen gegossen werden.

Angenommen, es sei ein Medaillon, Fig. 3, mit an den Ohren und Augen und der Nase solchen starken Unterschneidungen abzuformen, welche es nicht ermöglichen, dasselbe ohne Verletzung der Form in einem Stücke herzustellen. Das Belegen des Modells ist an der Figur bis über die Hälfte ausgeführt, die einschneidenden Linien zeigen das Belegen der Platten, die kleinen Kreise die Markeneindrücke an, welche zur richtigen Zusammenstellung der Einzelteile und behufs festem Anschlusse des Mantels dienen.

(Schluß folgt.)

Der seiner Zeit gefeierte Schauspieler Opitz

war einmal mit einer Gesellschaft aus Leipzig im Gasthause zu Gohlis. Hier hänselte Opitz einen Bauer, um zu sehen, was dieser in seiner Einfalt dazu sagen oder thun würde. Der Bauer aber sagte und that gar nichts, so daß Opitz von ihm ablassen mußte. Nachdem der Bauer sein Bier ruhig ausgetrunken hatte, trat er zu Opitz heran, klopfte ihm vertraulich auf die Schulter und sagte: „Weiß Er was, mein lieber Herr Komödiante, ich bin sein Narre nicht; morgen aber komme ich nach der Stadt, zahle an der Theaterkasse einen halben Gulden und habe das Vergnügen, daß Er den ganzen Abend mein Narre ist."

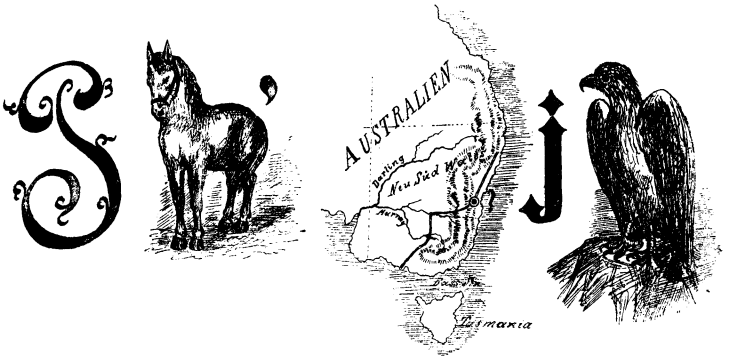
Zur Lehre von der Wortstellung.

Ein Lehrer schrieb nachstehenden Satz an die Tafel: „~~Bartholomäus~~ Schwarz, ein Deutscher, erfand zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts das Schießpulver," und forderte seine Schüler auf, diesen Satz auf andere Weise auszudrücken. Als er sich die Schiefertafeln zum Nachsehen reichen ließ, fand er bei einem Knaben folgenden Satz: „Ein schwarzer Deutscher erfand in seinem dreizehnten Jahre das Schießpulver mit Namen ~~Bartholomäus.~~"

Unterhaltungsaufgabe.

Ein europäischer Reisender besuchte in Indien einen zu einem Tempel gehörigen Garten, in welchem ein Brahmane ihn umherführte. Genau in der Mitte eines bis obenan gefüllten Wasserbassins mit quadratischer Einfassung, deren Ränder, wie durch eingeschnittene Teilstriche angedeutet wurden, je zwölf Fuß lang waren, ragte auf senkrechtem Stengel eine prächtige Lotusblume, ihr Haupt hoch über das Wasser erhebend. „Darf ich," fragte der Reisende, „die Lotusblume zum Andenken mitnehmen, wenn ich dem Tempel dafür ein Geldgeschenk mache?" Der Brahmane zog mit seinem Stabe die Blume an sich und bog sie, den Stengel straff anziehend, bis zur Mitte des Bassinrandes nieder, vor dem er stand. „Sehen Sie," sagte er dann, „die Stelle, wo der Stengel mit der Blume verwachsen ist, berührt hier die Oberfläche des Wassers und den Bassinrand. Hierauf riß er mit einem Ruck die Lotusblume aus ihrer Wurzel los, maß den Stengel an den Einschnitten der Umfassung und fuhr, zu dem Reisenden gewendet, fort: „Der Stengel ist zehn Fuß lang. Ich schenke Ihnen die Blume, wenn Sie mir sagen, wie tief das Bassin ist." Der Reisende erwarb sich das Geschenk durch eine richtige Antwort. Wie lautete diese?

Scherz-Rebus.



Rätsel.

Von — u — sieht man meistens ein Paar;
Von — a — lebt nur ein Exemplar.

Auflösung der arithmetischen Jahresschlußaufgabe in Nr. 13.

1887.

Auflösungen der Geographierätsel in Nr. 13.

St. Francisco, Acapulco, Lima, Arica, Montevideo, Alagoas, Natal, Cayenne, Antillen: Salamanca.

Wollin, Oesel, Langeland, Gotland, Alsen; Usedom, Rügen, Anholt, Laesö: Wolga — Ural.

Fragen und Antworten.

Ein Elektrotechniker in spe will seinen Kameraden durch Einsendung einer Zeichnung und durch untenstehende Beschreibung Anregung zur Anfertigung eines Stampfwerkes geben, welches entweder durch Kurbel, Wasser- oder Dampfkraft in Betrieb gesetzt werden kann. Er hat sich selbst ein solches gefertigt; es soll ganz famos funktioniren. Ueber den Apparat schreibt unser Elektrotechniker unter Hinweis auf die Zeichnung: „a ist ein Gestell aus Holz, beliebiger Dimension, wie's eben jeder haben will; b dem Gestell entsprechende Walze, welche in den Lagern c ruht. Diese Lager werden der Reibung halber am besten von Metall gefertigt; d Triebrad, auf der Walzenachse außerhalb des Gestelles sitzend, mit Einkerbung für den Treibriemen (Leine) versehen, der wieder mit einer Dampfmaschine oder mit dem Schaufelrad unter dem Strahle eines laufenden Brunnens oder Springbrunnens in Verbindung steht; e Stampfbalken, während der Thätigkeit in eine mit passenden Kerben versehene Unterlage fallend; f zwei Leisten, bestimmt, dem Stampfbalken Führung zu geben und das Gestell a nach oben zu abzuschließen. Die Stampfbalken sind mit Hebezähnen versehen, die mit den Hebezähnen der Walze genau korrespondieren, d. h. die Stampfbalken müssen von den Hebezähnen der Walze mit jeder Umdrehung erfaßt und emporgehoben werden. Das Ganze muß genau klappen" — und „klappern" thut's wohl auch, wie?

Karl Kayser in N. N. Dank für die hübsche Anleitung zum Bau einer Krippe. Leider für heuer zu spät. Werden, wenn „Christkindchen" wieder in Sicht, recht gerne daran denken. Kameradschaftlichen Gruß!

O. B. in Hanau. Die Hauptsache hast Du vergessen, nämlich anzugeben, zu welchem System Du Dich entschlossen hast. Bist Du Gabelsbergianer, raten wir Dir: „Stenograph. Wörterbuch von Rob. Fischer, 6. Aufl. Altenburg 1885. Preis brosch. Mk. 5. —, gebunden Mk. 5. 80."

Fr. M. in Fr. Wer wird sich denn dadurch so sehr in Harnisch bringen lassen!? Daß Du Gleiches mit Gleichem vergelten willst, gefällt dem „G. K." ganz und gar nicht; wärest Du füglich nicht ganz dasselbe Raubein, wie Bruder Quartaner? Du thust am besten, dergleichen Rempeleien einfach zu ignorieren, freilich nicht in verletzender oder hochmütiger Weise, denn das böte diesem Krakehler nur wieder eine neue Angriffsfläche. Wird's zu arg, dann, ganz recht, dann wehre Dich Deiner Haut.

Peter Keleti in Budapest, Adlergasse 1, schreibt: „Liebe Kameraden! Der witzige Setzerlehrling, der die guten Bemerkungen macht, hat wieder einmal etwas schlecht gedruckt. (Da werden wir dem nachlässigen jungen Herrn wieder mal tüchtig auf die Finger klopfen müssen. Die Red.)*) Denn ich heiße nicht: Belahi, sondern Keleti (siehe Nr. 7). Allen den Kameraden, die mir geschrieben haben, und denen ich nicht antwortete, werde ich schreiben, sobald ich von meinem Onkel aus China wieder Marken bekomme. Wahrscheinlich im Laufe des Dezember. Mit herzlichen Grüßen Euer P. K."

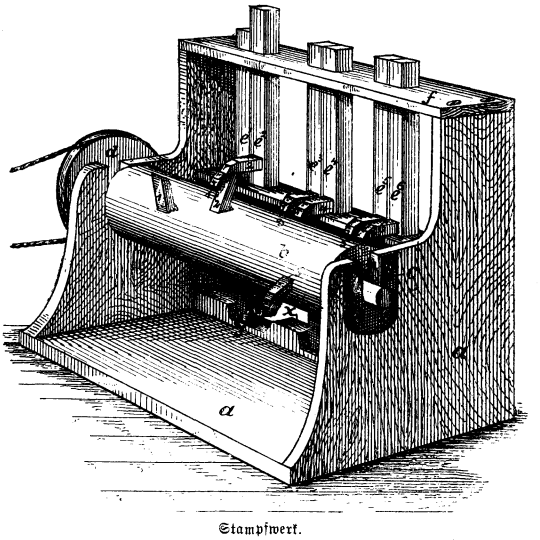
Ernst O. in Detmold. Der Taufname Eduard ist angelsächsischen Ursprunges und bedeutet soviel wie: der edle Wächter, der treue, rechtliche Beschützer. Hast Du das Bändchen erhalten?

A. Aschermann in Hamburg, Hohenfelde, 2, Alsterstraße 22, Haus 1, möchte mit seinen Kameraden gern Münzen oder Briefmarken tauschen. — Gruß an Dich und Deine Geschwister freundlichst erwidert.

A. S. in Dresden. Gratulieren zu dieser Leistung, fühlen uns sehr geschmeichelt, daß Du uns „in das Vertrauen gezogen".

K. F. in J. Du schreibst: „Der Weihnachtsbaum rückt allmählich heran —", ei, das möchten wir doch auch mal mit ansehen!

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: „— und das wird er sich nicht gefallen lassen!"



Stampfwerk.

Kurt Hennig in **Leipzig.** Wir hatten versucht, Dir die s. Z. eingesendete Münze mittels Brief zurückzustellen, doch umsonst. Unser Schreiben kam als unbestellbar zurück. Die Münze scheint nie im Kurs gewesen zu sein, sondern ist eher Essai zu den Einhalbpfennigstücken eines deutschen Kleinstaates der vierziger Jahre.

R. D. in oder bei **Heidelberg.** Du hast uns vor einiger Zeit einen Aufsatz eingesendet, betitelt: „Wie macht man sich ein kleines, seetüchtiges Schiff?" — Wir möchten Deine Arbeit nun gerne in einer unserer nächsten Nummern zum Abdruck bringen, können das jedoch nur thun, wenn wir sicher sind, daß die Anleitung nicht einer anderen Jugendschrift entnommen, sondern das Produkt Deines Erfindungsgeistes ist. Kannst und willst Du uns dessen versichern?

Max Eschig in **Troppau.** Laß Dir einstweilen den Aufsatz S. 142 dieses Jahrganges genügen, demnächst mehr. Daß man, um mit sympathetischen Tinten zu schreiben, nur Gänsekiele, nicht aber Stahlfedern verwendet, ist Dir doch bekannt?

F. O. in **Burg.** Nun, da kam ja unser Aufsatz über das Kasperltheater „wie gerufen!" Unser junger Theaterdirektor besitzt an Marionetten: einen Polizisten, einen Bajas, eine Dienstmagd, einen General mit einer Flasche, einen Müller, Maler, Russen, Bürgermeister, Kasperl, Jude, eine Frau und zwei Teufel. Nun möchte er, daß ihm von irgend einer Seite ein diesem Personenstande entsprechendes recht „lustiges Schauderdrama" zuginge. Wer von unseren jungen Dichtern hat Lust, sich an diese „lustig-schauderhafte" Aufgabe zu wagen?

E. Tasche. Erst jüngst haben wir einem Deiner Kameraden eine ganze Reihe solcher Firmen genannt. Du wirst diese Adressen in einer der letzten Nummern finden. — Der Unterschied zwischen diesen beiden Albums dürfte kaum ein wesentlicher sein. Gruß!

K. K jun. in **Wien.** Herzlichen Dank für das freundliche Schreiben. Wir werden Ihnen in den nächsten Tagen Bescheid thun. Wünschen vergnügte Feiertage.

Adolf Schuler in **Pf.** Wir kommen post festum, doch ging's nicht anders. Wir erledigen die Fragen unserer jungen Freunde genau in der Reihenfolge, wie die Briefe bei uns eintreffen. Zu gedachtem Zweck würde sich eignen: 1. Jos. Alois König: „Populäre leichtfaßliche Darstellung der Astronomie." Wien 1852. — 2. Ferd. Naumann: „Das Teleskop für die Jugend", Dresden 1854, oder 3. Ferd. Siegmund: „Durch die Sternenwelt, oder die Wunder des Himmelsraumes." Wien 1880. — Genügt das? Gruß freundlich erwidert.

Alf. S. Du willst den Ursprung des Rufes: „Hie Welf, hie Waiblingen!" kennen lernen. Es soll derselbe zuerst Anno 1140 in der Schlacht bei Weinsberg zwischen den Heeren König Konrads III. des Hohenstaufen und Welf, Oheim Heinrich des Löwen, gefallen sein. Waiblingen war der Name einer Hohenstaufenburg unweit Stuttgart, heute kleines Oberamtsstädtchen.

E. J. in Graz. Deine schönen Rätsel erhalten; besten Dank.

K. F. in **L.** Der „G. K." kommt Deiner Bitte gerne nach, obwohl es keine leichte Aufgabe ist, die ihm da gestellt wird. Mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Nordamerika kennt man die Zahl der Indianer nur schätzungsweise. Dafür soll die Auskunft, was dieses Land betrifft, aber auch so genau gegeben werden, wie es für den Anfragenden, wie auch überhaupt für alle sich dafür Interessierenden, nur erwünscht sein kann. Zunächst einige Bemerkungen ganz allgemeiner Natur. Indianer ist der Name, der von den Entdeckern Amerikas, den Ureinwohnern dieses Weltteils beigelegt wurde, weil jene anfangs glaubten, Indien von Osten her erreicht zu haben, was im 15. und 16 Jahrhundert von den seefahrenden Nationen im Wettbewerb angestrebt wurde. Diese Annahme stellte sich bei der ersten Erdumseglung durch die Magelhaensche Expedition im Jahre 1519 bereits als Irrtum heraus. Die Urbewohner Amerikas bilden eine eigene Menschenrasse, die rote oder amerikanische genannt, die aber vielfach zur mongolischen Rasse gerechnet wird, weil sie damit viele Aehnlichkeit hat, weshalb denn auch die Annahme Glauben verdient, daß die Indianer aus Asien über die Beringsstraße nach Amerika eingewandert seien. Erstaunlich groß — zwischen 500 und 600 — ist die Namens- und Sprachenzahl. In ihrem Charakter wiegt Härte und Grausamkeit vor, die bei einigen Stämmen sogar über die Bestialität hinausgeht (skalpieren 2c.); auch gab es im Anfang noch Menschenfresser unter ihnen. Doch fehlt es auch nicht an guten Eigenschaften. Sehr schwer sind sie zu zivilisieren und an die Scholle zu fesseln, doch ist dies in den Vereinigten Staaten schon in bedeutendem Maße gelungen. Alles in allem schätzt man die Zahl der noch wilden Indianer auf etwa 4 Millionen, während man die gesamte indianische Bevölkerung auf 9½ Millionen annimmt.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika leben (abgesehen von dem Territorium Alaska) im ganzen nach der letzten Volkszählung (1880) 328 258 Indianer, wovon 261 851 unzivilisierte und halbzivilisierte und 66 407 zivilisierte. Dieselben verteilen sich in den verschiedenen Staaten und Territorien der Union, wie folgt:

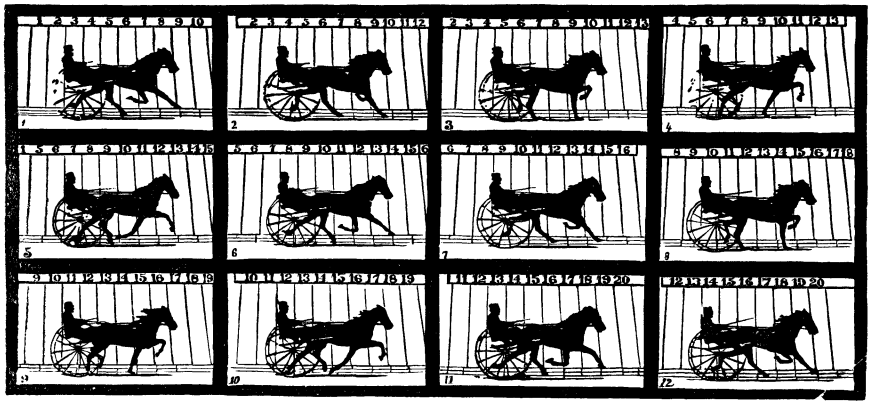
Namen der Staaten und Territorien	Indianer: zivilisierte	Indianer: nicht- oder halbzivilisierte
Alabama	213	. .
Arizona	3493	21015
Arkansas	195	. .
California	16277	10670
Colorado	154	2600
Connecticut	255	. .
Dakota	1391	30608
Delaware	5	. .
Distrikt Columbia	5	. .
Florida	180	. .
Georgia	124	. .
Idaho	165	4183
Illinois	140	. .
Indiana	246	. .
Indianerterritorium	. . . .	77762
Iowa	466	355
Kansas	815	732
Kentucky	50	. .
Louisiana	848	. .
Maine	625	. .
Maryland	15	. .
Massachusetts	369	. .
Michigan	7249	9795
Minnesota	2300	6126
Mississippi	1857	. .
Missouri	113	. .
Montana	1663	20519
Nebrasca	235	4222
Nevada	2803	7811
New Hampshire	63	. .
New Jersey	74	. .
New Mexiko	9772	26665
New York	819	5235
Nord-Carolina	1230	2200
Ohio	130	. .
Oregon	1694	4919
Pennsylvania	184	. .
Rhode Island	77	. .
Süd-Carolina	131	. .
Tennessee	352	. .
Texas	992	. .
Utah	807	864
Vermont	11	. .
Virginia	85	. .
Washington	4405	13287
West-Virginia	29	. .
Wisconsin	3161	8460
Wyoming	140	2063
Verschiedene nicht spezifizierte	. . .	1760
in Summa	66407	261851

Was speziell das Indianerterritorium betrifft, so wohnen darin auf 167 540 qkm nicht weniger als 42 verschiedene Stämme. Am zahlreichsten vertreten sind die Cherokesen mit 19 720 Seelen. Es folgen: die Choctaws mit 15 890, die Creeks mit 15 000, die Chikasaws mit 6000, die Cheyennes mit 4197, die Seminolen mit 2667, die Arapahos mit 2258, die Osages mit 1896, die Comanches mit 1396, die Pawnees mit 1241, die Kiowes mit 1145 Köpfen. Alle übrigen Stämme bleiben mit ihrer Seelenzahl unter 1000. In Arizona sind am stärksten vertreten die Papagos mit 6000, die Pimas mit 4500 und die Apachen (beiläufig bemerkt, die wildesten und grausamsten aller Indianer) mit 2012 Köpfen. In Colorado wohnen nur die Utas, in Dakota fast nur Sioux (29 262), in Idaho sind am stärksten vertreten die Schoschonen mit 1845 Köpfen, außerdem 1236 Nez Percés 2c. In Michigan sind die Chippewas am zahlreichsten, doch ist ihre Zahl mit der der Ottawas zusammengeworfen. In Minnesota wohnen nur Chippewas. In Montana wohnen 4814 Sioux, die Zahlen der übrigen sind meist zusammengeworfen. In Nebraska sind am zahlreichsten die Winnebagos mit 1422, in Nevada die Schoschonen mit 3800, und die Pi-Utas mit 3411, in New Mexiko die Navajos mit 16 000 und die Pueblos mit 9060, in New York die Senecas mit 2452, in Wisconsin die Chippewas mit 4159, in Wyoming die Schoschonen mit 1150 Köpfen. In den hier nicht erwähnten Staaten oder Territorien sind die Bevölkerungszahlen vielfach zusammengeworfen. Damit nun unsere jungen Freunde, denn auch mancher Deiner Kameraden wird sich dafür interessieren, auch einen annähernden Begriff von der Zivilisation der als nicht- oder halbzivilisiert bezeichneten Indianer bekommen, wollen wir auch darüber einige Angaben folgen lassen.

Obenan stehen in dieser Hinsicht die Cherokesen, Choctaws, Creeks, Chikasaws und Seminolen im Indianerterritorium, deren Kopfzahlen wir bereits oben mitteilten (Gesamtzahl 59 277). Sie wohnen in 16 215 Häusern, haben 209 Schulen, in welchen 9315 Kinder unterrichtet wurden. Lesen konnten 30 900 von ihnen. Die Zahl der Kirchen beträgt 156, die der unter ihnen noch thätigen Missionare 74.

Die übrigen dieser Indianer besaßen 12 893 Häuser, 174 Schulen mit 38 923 schulpflichtigen Kindern und 368 Lehrern, 141 Kirchen, 110 Missionare; es konnten jedoch von ihnen nur 13 578 lesen.

Victor Zawrzel in **Baja.** Gerne! Die in Ad. Försters Buchhandlung zu Staßfurt erscheinende Broschüre: „Der Laubfrosch als Stubengenosse und seine Kunststücke" (Preis 50 Pf.), sagt darüber: „Während der kalten Jahreszeit nimmt man das Glas vom Fenster weg und setzt es am besten auf einen Schrank, wo die Zugluft nicht hin kommt und wechselt nun alle 3 bis 4 Wochen das Wasser, das nicht zu kalt sein darf. Bei dieser Gelegenheit wird der Laubfrosch mit einem vorgeworrenen Mehlwurm gefüttert, nachdem man ihn mittels eines Drahthakens mitsamt der Leiter aus seinem Glase herausgehoben und auf einen Tisch gesetzt hat. Man störe ihn nicht, während er auf den kriechenden Wurm aufmerksam wird. Will man ihn füttern, ohne ihn herauszunehmen, gieße man das Wasser weg und thue in das gänzlich wasserleere Glas einige Würmer, die er dann ebenfalls frißt, nur vergesse man nicht, nachher wieder Wasser zuzugießen. Soll der Laubfrosch im Winter nicht in der Stube bleiben, stelle man Glas und Insasse in den Keller, nachdem ersteres zuvor zur Hälfte mit Wasser, dann bis obenhin mit Moos oder abgefallenen Blättern gefüllt und so zugebunden wurde, daß Luft zutreten kann. Die Laubfrösche verkriechen sich in den Blättern sehr gern, fressen nichts und halten Winterschlaf; sorgt man nun für Feuchthalten des Glasinhaltes, wird man im Frühjahr den drolligen Kauz ganz unversehrt hervorholen und an seinen alten Platz stellen können."



Die Gangart des Pferdes, nach photographischen Augenblicksbildern dargestellt. Scharfer Trab, 727 m in der Minute.

C. K. in **Langershausen.** Besten Dank für Deine Knacknüsse. Wollen zusehen, daß wir ein Plätzchen finden.

Wladimir F. in **A., Walter Sch.** in **K., W. E.** in **Schw. Gm.** u. a. Ihr mögt noch so schön bitten, nein, es wird vorläufig nichts ausgeplaudert! Soviel sei zugegeben, daß Old Shatterhand, Winnetou, Massa Bob (der heute ein wilder, verbissener Skunkjäger geworden ist) und viele der anderen noch leben, wohlauf und im fernen Westen gar wohl bekannt sind. Mehr dürfen wir für heute nicht sagen. Thäten wir's, würden wir uns den gerechten Zorn Old Shatterhands aufs Haupt laden, und das ist bekanntlich eine heikle und gefährliche Sache.

W. Aßm. in **Halle.** Der erste Jahrgang des „G. K." schließt mit der 39. Nummer. Wir stehen jetzt im 2. Jahrgange.

H. Toussaint in **Berlin** und **Hermann Bötz** in **St. Petersburg.** Zigarrenkisten sind, da die Deckel nicht fest schließen, zur Aufbewahrung von Insekten ungeeignet, weil sowohl Staub, als auch schädliche Staubinsekten sehr leicht eindringen können. Man benutzt die Zigarrenkisten nur zum Versenden derselben. Für die Sammlung muß man sich daher staubsichere, schließende Kästen fertigen. Solche für Sammelzwecke eigens hergerichtete Kästen sind in vorzüglicher Beschaffenheit von A. Bau, Berlin, S. 59, Hermannsplatz Nr. 4, 1 Tr., zu erhalten.

Rud. Pr. in **M.** Se non è vero, è ben trovato. Keinesfalls aber passend für den „G. K." — Danken!

C. P. Wird kommen, wird kommen!

Es ist eine auffallende Erscheinung,

daß sich in neuerer Zeit öfters Adler besonderer Stärke bei uns einfinden. In Krieblowitz, Provinz Schlesien, stieß ein Adler auf ein Schaf, griff sogar den herbeieilenden Hirten an, der ihn nach langem Kampfe und erhaltenen, nicht geringen Verwundungen erlegte. Er klafterte 2,50 m. Im Stadtwald zu Schrau wurde ein männlicher Steinadler von 2,20 m Flügelspannung erlegt. In einem Revier bei Ujest wurden zwei Flußadler erlegt, sogen. Karpfenheber, mit Spannung von 1,80 und 2,10 m. Der Forstgehilfe Rischke aus Dombrowa schoß einen Schreiadler in dem Moment, als er auf Auerwild stieß; derselbe hatte eine Flügelspannung von 1,60 m. Auf eine eigentümliche interessante Art gelang es einem Bauer in der Nähe von Splügen, einen Adler lebendig zu ergreifen. Derselbe stieß auf ein junges Lamm; die Last war ihm zu schwer, das Tier entfiel seinen Fängen und verendete durch den Sturz. Der in der Nähe befindliche Bauer spekulierte auf den Räuber, ließ das sonst noch zu verwertende Lamm liegen und stellte eine an einem Holzblock befestigte Falle auf. Anderen Tages suchte der Adler das Aas auf, wurde von der Falle geschlagen und festgehalten; der Block kam ins Rollen und wurde so der Adler vom Abhange herabgekollert. Beim Bauer, der diesen Vorgang beobachtete, wurde der Wunsch rege, das Tier lebendig zu besitzen, eine nicht allzuleichte Aufgabe, da das Tier wütend mit Flügeln und Schnabel um sich schlug. Er holte demnach, nachdem alle weiteren Versuche fruchtlos blieben, ein Heutuch herbei, warf es über den Adler, hielt die Enden am Boden fest, umfing den Adler auf diese Weise mit den Armen, band ihn und schaffte ihn so lebendig fort. Alle Mühe, ihn zu erhalten, war indes vergebens; er verweigerte alle ihm gebotene Nahrung und verendete nach einigen Tagen.

Die jungen Nordpolfahrer.

(Schluß.)

> Nur wer seine Interessen denen seines Vaterlandes unterordnet, verdient den Namen eines wahren Weltbürgers. Direktor Herrmann.

Die jungen Nordpolfahrer gewahrten indessen keines der schleppfüßigen Tiere, wohl aber einen gelben zottigen, Affenpinscher, welcher eine freundschaftliche Annäherung an unseren Karo versuchte, aber im nächsten Augenblicke durch einen wohlgezielten Schneeball, von Heinrichs Hand geschleudert, in die Flucht getrieben wurde. Das Geheule des Getroffenen tönte noch an unser Ohr, als wir die Jüdefelder Straße betraten, welche uns nach wenigen Augenblicken ins Freie, d. h. vorläufig in die Baumanlagen der Promenade führte.

Alles schien gut zu gehen. Karo machte sich vortrefflich, und wir gelobten ihm, daß er Anteil nehmen solle an der schönen Leberwurst, welche unser Körbchen auf dem Schlitten in seinem Schoße barg. Karo wedelte bei diesem Versprechen verständnisinnig mit dem Schweife und blickte mich mit seinen treuen Augen dankbar an.

Aber schon im nächsten Augenblicke ließ er ein unterdrücktes Knurren vernehmen; dabei zuckte er mit den Ohren und blickte unverwandt nach einem bestimmten Punkte hin. Was war es denn, das seine Aufmerksamkeit, seinen Unwillen erregte?

Zwischen den Bäumen der Anlage spazierte ein mächtiger schwarzer Kater herum. Vorsichtig setzte er Pfote für Pfote in den weichen kalten Schnee, und lüstern schielte er mit seinen grünlichen Augen nach den Spatzen und Gelbgänschen, welche dickaufgeblasen wie Federbälle in dem niedrigen Strauchwerk saßen. Mit dem scharfen Gehör, das dem Katzengeschlechte eigen ist, vernahm der schleichende Kater plötzlich das sich steigernde Knurren des Hundes: er wandte den Kopf, machte einen Buckel und erwartete mit halbgeschlossenen Augen die Ankunft seines natürlichen Feindes.

Schneemänner: „Knecht Ruprecht."

„Karo! Karo!" sagte ich schmeichelnd zu dem unruhig werdenden Hunde und faßte die Zugleine fester.

Der verwünschte Kater rührte sich nicht vom Fleck.

„So brennt ihm doch ein paar feste Schneebälle auf den schwarzen Pelz!" rief ich unwillig meinen beiden Gefährten zu.

Karo zerrte und riß an seiner Leine — mit Gewalt strebte er vorwärts. Ich hatte Mühe, das starke Tier zurückzuhalten.

Im nächsten Augenblicke flogen zwei dicke feste Schneebälle dem Kater auf den Pelz; der eine traf den Kopf, der andere den Hinterschenkel. Das entsetzte Tier machte einen komischen Luftsprung, fiel dann auf seine Pfoten nieder und flog in der nächsten Sekunde kletternd an dem Stamm einer dicken Linde empor.

Nun ließ sich aber Karo nicht länger halten. In der Sorge, daß

ihm sein Todfeind entwischen könne, riß er mir mit einem Ruck die Leine aus der Hand, sauste mit dem Schlitten davon und sprang, nachdem er die Linde, den Zufluchtsort des Katers erreicht hatte, bellend an dem Baum empor, den er mit seinen Vorderpfoten in halber Stammeshöhe berührte. Dadurch wurde aber der Schlitten aus seiner horizontalen Bodenlinie gehoben — und im nächsten Augenblicke ergoß das Körbchen seinen Inhalt in den Schnee. Da lag die Flasche mit dem Kirschgeist, zerschellt an einem Steine, und der dunkelrote Liqueur färbte den Schnee so rot wie Blut — als wäre an dieser Stelle eine grause Mordthat geschehen. Die Aepfel und Nüsse rollten weithin über die Fläche, als hätte der heilige Nikolaus sie mit freigebiger Hand verstreut. Die belegten Brötchen kollerten nach allen Richtungen umher, als wäre ein „Tischlein deck dich" in der Promenade aufgeschlagen. Die schöne pralle Leberwurst machte einen gewaltigen Luftsprung — um im nächsten Augenblick von dem gelben, zottigen Affenpinscher, der uns nachgeschlichen war, ergriffen und fortgeschleppt zu werden. Schon wollten wir uns mit rettenden Händen wenigstens auf die Brötchen und Aepfel werfen, als einige Soldaten des Weges kamen, welche das eine wie das andere im Nu vom Boden aufgerafft und in die Rocktaschen gesteckt hatten. Uns freundlich zunickend, gingen die Krieger lachend und plaudernd weiter, und es blieb uns nichts übrig als — eine Handvoll Walnüsse!

„Die Reise fängt übel an!" bemerkte ich kleinlaut.

„Ja, die Nordpolfahrt fängt übel an, und das hat mit seinem Kläffen der böse Karo gethan," ergänzte Heinrich den Reim.

„Ein Römer würde den Umfall des Schlittens als böses Augurium betrachten und umkehren," meinte Felix.

„Wir sind aber deutsche Männer," entgegnete ich gereizt „und wir werfen nicht gleich beim ersten Mißgeschick die Flinte ins Korn."

„In den Schnee, wolltest du sagen," meinte Heinrich. „Aber auch ich stimme dafür, daß wir weiter ziehen. Nur rasch voran, damit wir nicht noch von den Leuten ausgelacht werden!"

Etwas unsanft packte ich den armen Karo an seiner Leine und zerrte ihn von dem Baume weg auf den rechten Pfad, der zum Thore hinaus geleitete. Felix, das Leckermäulchen, das all seine geträumten Genüsse mit einemmal in nichts zerrinnen sah, konnte sich nicht enthalten, noch ein paar feste Schneebälle zu drehen und den Kater damit zu bombardieren, der, übrigens gesichert, in den höchsten Aesten der Linde thronte und uns ohne Zweifel was auslachte — wenn Kater überhaupt lachen können. Als die Bälle nicht getroffen hatten, ballte Felix dem Kater eine Faust zu und rief: „Na, warte!" Dann folgte er mir und Heinrich zum Thore hinaus.

„Nur den Mut nicht verlieren!" tröstete ich meine Gefährten. „Im Grunde war die Geschichte doch höchst komisch, wie Karo hinter dem Kater drein am Baume emporflog. Das Abenteuer wird sich gut in unserem Tagebuch machen und Ursache zum Lachen geben. Was die fehlenden Lebensmittel betrifft, so können wir uns solche, wenn wir die geretteten Nüsse aufgezehrt haben, gewiß bei den Eskimos — ich meine bei den Heidebewohnern — verschaffen; ich verfüge über einige Nickelmünzen, für die wir wohl ein Stückchen Speck erstehen können. Wir kneifen dann die Augen zu und denken, es wäre Walroßspeck."

In diesem Augenblicke machte Karo wieder einen Satz an seiner Leine; einige Spatzen und Haubenlerchen, die auf der Landstraße nach unverdorbenen Haferkörnchen pickten, hatten seine Jagdlust erregt. Fast zornig und mit Gewalt riß ich den Hund zurück; aber nun hing er die Ohren und kniff den Schwanz zwischen die Beine und sah so erbärmlich aus, daß ein vorübergehender Herr uns sagte, ein Hund sei kein Zugtier, und wir sollten das arme Geschöpf nicht quälen. Ich schämte mich und hielt die zügelnde Leine wieder ein wenig lasser. Da humpelte plötzlich aus einem grünen Kohlfelde ein Hase über den Weg, und im selben Augenblicke war Karo wieder der Alte: schnell wie ein Blitz war er hinter dem Hasen her — doch wohl nicht ganz so schnell wie ein Blitz, denn der Schlitten hinderte ihn am Laufen. Aber es ging doch noch wie die wilde Jagd über die Landstraße und das seitwärts gelegene Schneefeld hin. Der Schlitten flog hin und her; dabei kollerten die wenigen geretteten Nüsse bald zur Rechten, bald zur Linken, bis die Schlittenkufe endlich hinter einem Grenzstein hängen blieb und der Hund nicht weiter konnte. Der Hase verschwand hinter einer buschigen Hecke. Nun mußten wir uns in Trab versetzen, um wieder zu Schlitten und Hund zu gelangen. Karo blickte mich im Bewußtsein seiner Schuld so ängstlich an und duckte sich so erbärmlich in den Schnee, daß ich ihm keine Strafe erteilen konnte. Nur ein wenig brummen mußte ich mit ihm: „Du dummes, wildes Tier, mußt du uns denn jedes Pläsier verderben? Weißt du denn nicht, daß wir auf einer Nordpolreise begriffen sind? Da macht man nicht Jagd auf ein erbärmliches Häschen, sondern spart seine Kräfte auf für einen stattlichen Eisbären. Aber ich sehe wohl, dir fehlt das Zeug zu einem Eskimohunde, und wenn Heinrich und Felix damit zufrieden sind, so spannen wir dich aus und ziehen unseren Schlitten selber."

„Es wäre vernünftiger," meinte Heinrich.

„Jedenfalls kommen wir besser vom Flecke," meinte Felix, „indem wir dann nicht hinter jeder Katze, hinter jedem Spatzen und jedem mageren Häslein herzulaufen brauchen."

Karo wurde also ausgespannt. Er gab uns seine Freude über diese Wandlung der Dinge durch ein lautes Bellen zu erkennen, wobei er wie toll um uns herumtanzte — um im nächsten Augenblick mit vorgestreckter Schnauze hinter einer Krähe herzujagen. Ich aber packte das Seil unseres Schlittens und wandte mich, demütig ziehend, der Landstraße zu, von der uns die Seitensprünge des Hundes fortgelockt hatten.

3.

Auf der Landstraße hielten wir nun folgende Ordnung inne: In der Mitte schritt ich, das Leitseil des Schlittens über die Schulter geschlagen und ziehend — eine leichte Bürde, ja eine lächerlich leichte, nachdem aller Proviant bis auf die letzte Nuß verloren gegangen war; zu meiner Rechten schritt Heinrich, zu meiner Linken Felix. Der Hund galoppierte vor uns. Wir ließen ihn seinen Gelüsten nachgehen und da wir nicht mehr durch seine Unarten behindert waren, so konnten wir ruhig die winterliche Landschaft auf uns wirken lassen.

Weit und breit erglänzte das eintönige Weiß des Schnees. Die wenigen Bäume ächzten unter der Last der Flocken. Kein Sonnenstrahl entlockte diesen Schneekrystallen jenes funkelnde Blitzen, welches an Diamanten und Rubinen erinnert. Grau wölbte sich der Himmel dahin und dunstige Nebelschleier umflorten die Ferne. Die einzige muntere Farbe, welche unsere Blicke erfreute, war das Grün des Winterkohles, welcher mit krausen Kronen aus dem Schnee hervorguckte. „Eine Erinne-

rung an Grönland," meinte Felix, indem er auf die grünen Köpfe zeigte.

„Ja, die Landschaft fängt an, hochnordisch zu werden," bestätigte Heinrich.

„Und doch ist's noch weit bis zum Nordpol," antwortete ich und dachte an die ferne Heide.

„Bist du denn müde, Theodor?" fragte Felix.

„Das nicht," entgegnete ich; „aber ich hätte nichts dagegen, wenn wir etwas rascher mit unserem Schlitten vorwärts kämen. Es ist doch dumm, ein gutes Fahrzeug zu haben und dasselbe mit eigenen Kräften ziehen zu müssen, statt von demselben mit Vogelschnelle gezogen zu werden."

„Da weiß ich Rat," meinte Heinrich. „Sobald ein Bauernwagen an uns vorüberkommt, binden wir den Schlitten hintenan, setzen uns darauf und lassen uns weiterziehen."

„Der Gedanke ist nicht übel," antwortete statt meiner der dicke Felix und blickte sich um, ob nicht schon ein Wagen hinter uns in Sicht wäre.

„Wahrhaftig, da kommt ein Bauernwagen mit zwei Braunen angerollt!" rief er freudig aus. „Rasch die Leine zurecht gemacht, damit wir sie sogleich wie einen Lasso um die eiserne Bremse am Hinterteil des Wagens schlingen können."

Ich, als Inhaber der Leine, befolgte diesen Wink und mit Spannung sahen wir dem Näherkommen des Wagens entgegen.

Im Schritt rollte er heran. Die beiden Gäule dampften in der kalten Winterluft. Vorn auf dem Wagen saß auf einem Bündel Stroh der Bauer und ließ die Beine herunterhängen; ein alter, blauer Sackrock beschirmte seinen Oberkörper, ein rot und weiß karriertes Taschentuch seine Ohren vor der Kälte; die Nase — eine Nase von der gewöhnlichsten Sorte — erwärmte der Mann durch den Qualm einer kurzen Tabakspfeife. An den Händen trug er genähte Fausthandschuhe von grauer Leinwand, und in diesen Fausthandschuhen hielt er die Zügel, und mit diesen Zügeln berührte er die Rücken seiner beiden Braunen und sagte: „Hüh, hott!" Das alles sahen und hörten wir in dem Zeitraum zweier Sekunden, denn schon im nächsten Augenblick liefen wir hinter dem Wagen her, um die Schlittenleine an der eisernen Kurbel der Bremse zu befestigen. Dies gelang nun wider Erwarten gut, und schon wollten wir, innerlich frohlockend, uns auf den Schlitten schwingen, als der Bauer, unser Vorhaben bemerkend, seine Pferde mit einem ungeduldigen „Hüh!" und mit einer lebhaften Bewegung der Zügel zu einer schnelleren Gangart veranlaßte. Die beiden Braunen mochten nichts sehnlicher wünschen, als der unwirtlichen Landstraße zu entkommen und die volle Krippe des heimatlichen Stalles zu begrüßen, denn sie setzten sich sofort in einen flotten Trab. Damit setzte sich aber auch der vom Wagen ins Schlepptau genommene Schlitten in flotten Trab. Nun galt es unsererseits, die größte Eile aufzuwenden, um den Schlitten zu besteigen. Als guter Turner berührte ich mit den Händen leicht das Vorderteil des Gestelles und schwang das rechte Bein über den Sattel. Aber o weh! ich hatte den Schwung so kräftig genommen, daß ich auf der anderen Seite des Schlittens herunterflog, auf die harte Landstraße hin, wo ich mir die Nase blutig schlug. Nun machte das tückische Ding von Schlitten, als wäre es froh, seiner Bürde entledigt zu sein, plötzlich einen gewaltigen Seitensprung, so daß der dicke Felix, welcher nach mir sein Glück versuchen wollte, zu kurz sprang und gleichfalls, beide Hände voran, auf die Straße fiel. Dann wurde Heinrich, der im Trabe hinter Felix hergelaufen war, von einer der beiden Kufen des Schlittens am rechten Fuße erfaßt und über Felix hergeschleudert — und dann verfielen die verflixten Gäule plötzlich in einen rasenden Galopp, und der Wagen rasselte mit unserem Schlitten davon, — gerade so, wie's in Bürgers Leonore heißt:

Und hurre, hurre, hopp, hopp, hopp,
Ging's fort im sausenden Galopp,
Daß Kies und Funken stoben
Und Roß und Reiter schnoben.

Tres faciunt collegium! Da lagen wir nun alle drei auf der Landstraße, blutig geschunden und schmerzlich stöhnend. „Das ist nun eine arktische Schlittenreise!" ächzte ich und erhob mich mühsam von dem Eisgefilde des hohen Nordens. Heinrich war besser weggekommen als ich, da ihm der dicke Felix als Unterlage gedient hatte; aber der dicke Felix selbst rieb sich, indem er sich aufrichtete, die rechte Hüfte in einer so komischen Weise, daß wir beiden anderen laut auflachen mußten, in welches Gelächter zuletzt auch Felix einstimmte. Und dann blickten wir mit Thränen in den Augen unserem Schlitten nach — mit Thränen, die zu gleichen Teilen durch den schmerzhaften Fall und die bittere Winterkälte uns ausgepreßt wurden. Oder hatte auch der davoneilende Schlitten Anteil an diesen salzigen Tropfen der Augen? Der Schlitten machte allerdings so tolle Sprünge und kam in so unsanfte Berührung mit den Meilensteinen und Bäumen der Landstraße, daß wir jeden Augenblick befürchteten, er flöge in Stücke auseinander.

„Ob der biedere Landmann wohl mit unserm Schlitten durchbrennen will?" fragte Felix ärgerlich.

„Alle Anzeichen," erwiderte ich, „sprechen dafür, daß wir es hier mit einem Freibeuter zu thun haben, den wir im Gegensatz zu dem bekannten roten Freibeuter von seinem blauen Sackrock den blauen Freibeuter nennen können. Wieder ein Abenteuer für unser Tagebuch!"

„Wohin führt diese Landstraße?" fragte Heinrich.

„Zunächst nach dem Dörflein Kinderhaus," entgegnete ich; „dann nach dem Städtchen Greven, weiter nach Holland und von da nach Frankreich und Paris."

„Dann ist unser Schlitten," meinte Felix, „weit genug, wenn er auf dem Konkordienplatze von Paris seine Sprünge macht."

„Vorläufig jedoch," sagte ich, „halte ich es für ratsam, unserem flüchtigen Schlitten eine Strecke weit nachzufolgen; vielleicht empfindet sein Entführer ein menschliches Rühren, eine Regung der Reue, und gibt ihm am nächsten Wirtshause die Freiheit."

Ohne Karo — der Racker von Hund war ohne Zweifel hinter einem Hasen her und befand sich vielleicht schon in Holland, — ohne Karo also und ohne Schlitten zogen die drei vom Mißgeschicke heimgesuchten jungen Nordpolfahrer bei eisigem Windeswehen die öde Straße dahin, ihren davoneilenden Schlitten immer mehr aus den Augen verlierend. Jetzt erschien er nur noch als ein kleines graues Pünktchen, und jetzt tauchte auch dieses in den blauen Nebel, der die Ferne umflorte.

„Man wird wenigstens warm bei dem Gehen," versuchte Felix sich und uns zu trösten.

„Und man kriegt Hunger dabei," meinte Heinrich, „den man aber leider nicht stillen kann, da die Mundvorräte alle verloren sind."

„So wartet doch," entgegnete ich, „bis wir zu dem freundlichen Volksstamm der Eskimos kommen, dann laß ich für mein Geld euch Speck und Brot verabreichen; und im übrigen verweise ich euch auf die Worte des Dichters:

„Im Unglück nicht verzagt,
Gehofft in trüben Stunden!
Auf deine Kraft vertrau' —
Und du hast überwunden!"

„Bis zum Dorfe müssen wir gehen," begann Felix wieder, „und bei allen Wirtshäusern wollen wir nach unserem Schlitten forschen. Finden wir ihn nicht, so hat ihn der blaue Freibeuter mit in seine zwischen Tann und Heide versteckte Räuberhöhle geschleppt. Dann bleibt uns nichts übrig, als dem geraubtem Gute ein schmerzliches Lebewohl zuzurufen und per pedes Apostolorum nach Hause zurückzukehren."

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen gelangten wir bis an die ersten Häuser des Dorfes. Nun wandte jeder, wie ein Vogel Wendehals, den Kopf bald nach rechts, bald nach links, ob sich nicht der entführte Schlitten irgendwo zeigen wolle. Plötzlich stieß Felix einen Freudenschrei aus:

„Juchhe, da steht er! Da vor der Gastwirtschaft zum deutschen Hause!"

Wir blickten hin. Wahrhaftig, da stand unser Schlitten, heil und gesund! Was aber unsere Freude sogleich um ein merkliches herabstimmte, war der Umstand, daß der liebe Schlitten noch durch das feste Band der Leine mit dem Bauernwagen verbunden war, und daß dieser Bauernwagen fortwährend von dem blauen Freibeuter umkreist wurde, der Pferde, Zaumzeug und Wagenräder nachsah, aber keine Miene machte, das feste Verhältnis zwischen Wagen und Schlitten zu lösen. — Kleinmütig traten wir an den bösen Mann heran und baten uns unseren Schlitten zurück.

„Nix da!" schrie der blaue Freibeuter wütend; „wer hat euch verd— Jungens erlaubt, dieses dumme Ding an meinen Wagen zu binden und mir die Pferde scheu zu machen?"

„Bitte, lieber Mann —!"

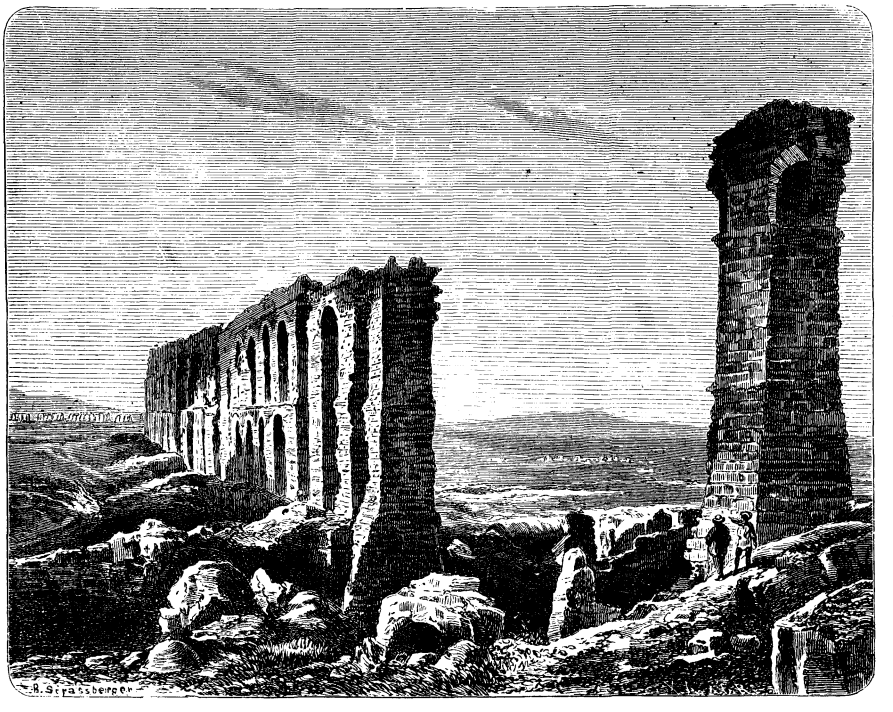
„Lieber Mann! Lieber Mann!" lachte der blaue Freibeuter höhnisch. „Nee, hört mal, Jungens, ich bin euer lieber Mann nicht. Ich bin überhaupt kein lieber Mann, ich bin der Bauer Düwelsdiek, und den Schlitten behalte ich."

„Dazu habt Ihr kein Recht," entgegnete ich trotzig.

„Ich pfeife was aufs Recht," entgegnete der Bauer. „Ihr hattet auch kein Recht, eueren Kasten an meinen Wagen zu binden. Wurst wider Wurst! Ihr habt mir die Pferde scheu gemacht, und ich behalte den Schlitten dafür."

Zufällig fühlte ich in meine Tasche und berührte die paar Groschen, die sich dort in eine Ecke zusammengedrückt hatten, als ahnten sie, daß sie dem grimmen Freibeuter ausgeliefert werden sollten.

„Lieber Mann — mein guter Landmann," sagte ich, mit den Münzen klimpernd, „hier ist etwas Geld dafür, daß wir ohne Erlaubnis unseren Schlitten an Eueren Wagen gebunden haben; und nun seid so gut und gebt uns unseren Schlitten heraus!"



Ruinen der Wasserleitung von Karthago.

Der Bauer nahm das Geld ohne weiteres und zählte es als vorsichtiger Mann aus der einen Hand in die andere: „Eins, zwei, drei, vier, fünf."

Wir hingen gespannt an seinen Mienen.

Dann nickte er beifällig, ließ das Geld in seine Westentasche gleiten, stieß ein wieherndes Gelächter aus und sagte:

„Ich habe mir nur einen Spaß mit euch gemacht. Nehmt eueren Schlitten in Gottes Namen, ich bin kein Dieb und Räuber!"

Das lautete nun zwar recht tröstlich — aber unsere Groschen waren wir quitt. Unsere Groschen, auf die wir unsere letzte Hoffnung gesetzt hatten!

4.

Die ganze Schwere dieses Verlustes empfanden wir erst, als der Bauer mit seinem Fuhrwerk weiter gerasselt war, als wir mit dem wiedergewonnenen Schlitten durchs Dorf zogen und hinter den Fensterscheiben der Dorfkrämer gar verlockende Weißbrote, Würste, Käse und dergleichen Eßwaren erblickten.

„Ich fühle rasenden Hunger," seufzte der dicke Felix.

„Ich kann vor Ermattung kaum noch weiter," stöhnte Heinrich.

„Auch ich," so lautete meine zaghafte Zustimmung, „fühle in meinem Inneren den horror vacui oder den Schrecken des leeren Raumes."

„Ha, hätten wir die geräucherte Mettwurst, die da hinter den Scheiben!" sagte Felix und leckte sich die spröden Lippen.

„Oder nur das braunknusperige Weißbrot dort!" meinte Heinrich.

„Für fünf Groschen hätten wir's bekommen!" seufzte ich und dachte mit stillem Ingrimm an den biederen Landmann, der seinen Spott mit uns getrieben hatte.

„Wißt ihr was?" sagte ich nach einer Pause; „da wir kein Geld mehr haben, uns etwas Eßbares zu kaufen, so denke ich, daß wir die Gastfreundschaft dieser biederen Grönländer oder Eskimos in Anspruch nehmen — oder mit anderen Worten, wir wollen fechten gehen wie die Handwerksburschen, wenn sie sagen: In drei Tagen keinen warmen Löffel im Leibe gehabt. Es ist das zwar etwas erniedrigend für wissenschaftlich gebildete Männer, welche das Problem des Nordpols zu entschleiern versuchten, aber, teure Freunde und Unglücksgefährten, es bleibt uns nichts anderes

übrig. Wir müssen in den saueren Apfel beißen."

Meine Freunde und Unglücksgefährten lächelten matt; ich sah, in ihren Hungersqualen vermochten sie meinem Vorschlag keinen Widerstand zu leisten, und deshalb sprach ich fest und bestimmt das große Wort: „Es sei!" Und kühn trat ich in das erste beste Haus.

Aber wie erschrak ich, als ich am lustig prasselnden Herdfeuer einen schnauzbärtigen Polizeidiener sitzen sah!

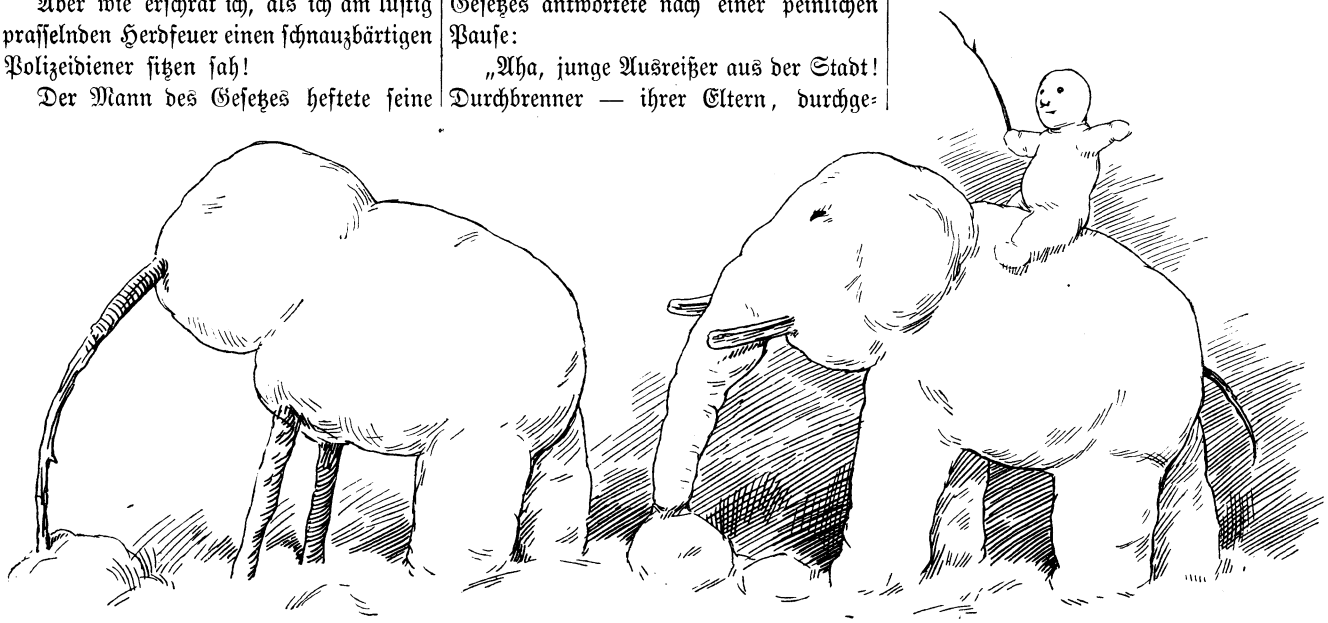
Der Mann des Gesetzes heftete seine stechenden Augen auf mich und fragte mit barscher Stimme, was ich wolle.

Dieser Augenblick bewies aufs deutlichste, daß ich mich doch nicht zum Führer einer Nordpolexpedition eignete: ich verlor die Geistesgegenwart, diese notwendigste Eigenschaft eines Führers.

Ich muß wohl recht wirres Zeug hervorgestottert haben, denn der Mann des Gesetzes antwortete nach einer peinlichen Pause:

„Aha, junge Ausreißer aus der Stadt! Durchbrenner — ihrer Eltern, durchgegangen —! Wollen sich am Nordpol in Sicherheit bringen oder daselbst Schiffsjungen werden! Aber so geht das nicht, ihr Burschen! Dafür wird der Polizeisergeant Plantebitzel schon sorgen. Im Namen des Gesetzes: Ich verhafte euch drei, und ihr habt mir zu folgen!"

Wir standen wie erstarrt. Diese Wendung unseres Geschickes hatten wir nicht erwartet.



„Elephas sumatranus, eine künstlerische Reminiscenz an den jüngsten Circusbesuch bei Renz."

Der Mann des Gesetzes strich sich den langen roten Schnurrbart, nahm einen rasselnden Schlüsselbund vom Nagel und befahl uns mit barscher Stimme, ihm zu folgen.

Was blieb uns anderes übrig, als diesem Befehle nachzukommen? Wir versicherten zwar, daß wir ordentliche Jungen, Söhne ordentlicher Eltern aus Münster wären, daß wir einen einfachen Ausflug gemacht hätten, daß die Reise nach dem Nordpol nur ein Spaß von uns wäre, u. s. w., aber der grimme Schnauzbart lachte höhnisch und sagte:

„Das sieht man schon an eueren Anzügen, daß ihr Vagabunden und Spitzbuben seid! Ordentliche Jungen, Söhne ordentlicher Eltern ziehen nicht in solchen Kostümen ins Freie."

Dieses Argument gab uns den Rest. Wir mußten uns sagen, daß unsere seltsamen Anzüge, die wir für den Nordpol eingerichtet hatten, in dem in milderen Breiten gelegenen Dörfchen Kinderhaus höchst verdächtig erscheinen müßten. Wohl dachten wir, wie wir uns später gestanden, einen Augenblick an Flucht, aber der Polizeisergeant trieb uns so sorgsam vor sich her, daß ein Entwischen wenig Aussicht auf Erfolg gewährte, zumal nun auch die Leute auf die Dorfstraße traten und unserem Transport teils verwundert, teils bedauernd zusahen: diese Leute hätten uns unzweifelhaft sofort aufgehalten, wenn wir Fersengeld gegeben hätten.

Allerlei kränkende Worte schlugen während des Transportes an unser Ohr:

„Was haben die Jungens gethan?"

„Ich glaube, sie haben gestohlen!"

„Sie sehen auch wie richtige Spitzbuben aus!"

„Der eine mit der Fuchsfellkappe scheint der Anführer zu sein."

„Nein, der mit dem blauen Mantelkragen —"

„Den er gewiß von einem Pastor gestohlen hat!"

„O Jeh, o Jeh, so jung und so verdorben!" jammerte eine alte Frau und streckte die mageren Arme zum Himmel empor.

Die Kinder liefen uns heulend aus dem Wege, aber die Hunde kläffend hinter uns her.

Wir schämten uns fast zu Tode und wagten kaum aufzublicken.

Endlich stand unser Führer vor einem kleinen freigelegenen Häuschen still: es war das Spritzenhaus!

Der Schlüssel knarrte im Schlosse, die breite Flügelthür sprang auf, und mit dem barschen Zurufe: „Da, marsch hinein!" wurden wir vom Polizeisergeanten Plantebitzel in den inneren Raum gestoßen, der zwar größtenteils von einer roten Feuerspritze eingenommen war, jedoch noch genügenden Raum für uns drei arme Bürschlein bot. Im nächsten Augenblicke schloßen sich die Thürflügel knarrend hinter uns, der Schlüssel kreischte im Schlosse — und wir standen da in einem dämmernden Raum, der nur durch ein viereckiges Mauerloch ein paar Lichtstrahlen empfing.

Das nächste war, daß wir uns einen Gegenstand zum Sitzen aussuchten, und dann bewiesen wir uns keineswegs als große Geister von antiker Heldenkraft, sondern wir fingen ein wenig weibisch an, zu klagen: „Was werden sie zu Hause denken, wenn wir nicht wiederkommen? Wie lange wird man uns hier sitzen lassen? Wir werden verhungern und erfrieren! Schrecklicher Tod in der Blüte der Jahre!"

Mitten in unseren Klagen erschallte plötz-

lich ein heftiges Kratzen und Wimmern an der Thür.

„Ein Hund!" sagte Felix.

„Karo, unser Karo!" versicherte ich, indem ich unter der Thürritze weg den schwarzzottigen Haarbehang unseres Hundes erkannte.

„Das treue Tier!" seufzte Heinrich.

Ja, das treue, liebe, edle Tier — ihm sollten wir unsere Rettung aus bitterer Not verdanken!

Und das ging so zu:

Heinrichs Vater, der Kaufmann, dessen ich zu Eingang meiner Erzählung gedachte, hatte an demselben Tage, wo wir unsere imaginäre Nordpolexpedition antraten, eine Geschäftsreise zu machen. Er bediente sich zu derselben der Post. Der Weg führte ihn durch das Dörfchen Kinderhaus. Als der Postwagen nun vor einem Wirtshause hielt und der Kaufmann ausstieg, um ein wenig die erstarrten Füße durch Bewegung zu erwärmen, sah er einen großen schwarzen Hund an der Thüre des Spritzenhäuschens kratzen. In diesem Hunde glaubte er den ihm bekannten Karo zu erkennen. Er rief ihn bei Namen, und sieh, das Tier blickte sich um und wedelte traurig mit dem Schweife.

„Wo Karo ist, müssen auch die Jungens stecken," dachte der überlegende Mann und näherte sich dem Spritzenhause. Mit den Knöcheln der Hand klopfte er an die Pforte und fragte: „He, steckt ihr da drinnen?"

Zwei weinerliche Stimmen antworteten „Ja" und die dritte jauchzte: „Vater! Mein Vater!"

Der Vater lachte aus vollem Halse und fragte: „Aber wer in aller Welt hat euch da hineingesteckt und warum?"

Heinrich schickte durch das Schlüsselloch einen kurzen Bericht unserer Nordpolabenteuer, worauf der Zuhörer da draußen, abermals laut auflachend, erwiderte, wir sollten uns nur noch einige Minuten gedulden, er würde zum Polizeisergeanten Plantebitzel gehen, um unsere Haft zu lösen.

Was nun folgte, kann der geneigte Leser leicht erraten. Nach wenigen Minuten erfolgte draußen das Geräusch von Tritten und Worten, — freundlich gewechselten, lachenden Worten. Wieder kreischte der Schlüssel im Schlosse, und wieder öffneten sich die Thorflügel, aber diesmal, juchhe, für die Freiheit! Wunderbar, welch ein freundlicher gutmütiger Mann plötzlich der Polizeisergeant Plantebitzel geworden war! Er nannte uns „meine lieben jungen Herren" und fand, daß wir uns ganz allerliebst kostümiert hätten. Wir aber schenkten seinen Schmeichelworten nicht die geringste Aufmerksamkeit. Heinrich flog mit Lachen und Weinen seinem Vater um den Hals und rief in einem fort: „Vater, lieber Vater!" Felix ergriff die Rechte, ich die Linke des guten Mannes, und wir schüttelten seine Hände und Arme, als wären sie Pumpenschwengel. Dieser rührenden Szene machte das Hornsignal des Postillons ein plötzliches Ende. Die Post mußte weiterfahren und Heinrichs Vater mußte eilen, seinen Sitz wieder einzunehmen. Doch bevor er einstieg, händigte er uns einen harten Thaler ein, wofür wir uns im besten Wirtshause einen guten heißen Kaffee nebst Zubehör verabreichen lassen sollten. Begleitet von unseren herzlichsten Dankesworten rollte unser Wohlthäter davon. Zehn Minuten später saßen wir in der warmen Wirtsstube vor einer mächtigen Kanne heißen Kaffees, vor einem großen braunknusperigen Weizenbrote und einer Welle nußkernsüßer Butter. Und das war wenigstens ein glücklicher Schluß unserer unglücklichen Nordpolfahrt. Daß auch Karo an unserem Schmause teilnahm, versteht sich von selbst; hatte er doch seine Sünden vom frühen Morgen durch unsere Rettung wieder gut gemacht. Nur der Schlitten mußte draußen stehen, in der bitteren Kälte des Dezembertages, aber der fühlte wohl nichts von dieser Zurücksetzung.

„Tante Röschen."

Die Ruinen der Wasserleitung von Karthago.

Die Kulturvölker des Altertums haben den Wasserleitungen mit Recht große Bedeutung zugemessen. Diese Leitungen hatten vielfach die Aufgabe, nicht nur die großen Städte mit Trinkwasser zu versehen, sondern auch die dem Ackerbau gewidmete Ebene zu bewässern. Vielfach finden sich noch jetzt Reste solcher großartigen Bauten in Assyrien, Babylonien und Aegypten. Auch das alte Karthago hatte eine solche Wasserleitung, deren mächtige Pfeiler noch jetzt das Staunen der Reisenden erregen. Aehnliche Ueberreste finden sich zu Ephesos, Smyrna, Athen, Korinth u. a.

Aus den Zeiten, da Rom auf der Höhe seiner Macht stand, haben sich gleichfalls großartige Reste erhalten. Italien ist überhaupt reich an solchen, auf weite Strecken über Berge und Thäler sich ziehende, riesenhafte Baureste, alle dem Zwecke dienend, dem Volke dieses unentbehrliche Element in reicher Fülle zuzuführen. Die Wasserverteilung in den Städten war

sorgfältig geregelt, ein zahlreiches Heer von Beamten hatte die Einrichtungen zu überwachen. Wo die Römer auf ihren Kriegszügen dauernde Niederlassungen gründeten, gehörten, nachdem die Festungswerke hergestellt waren, großartige Wasserleitungen zu den ersten Arbeiten. Mainz und Trier in Deutschland, Arcueil, Lyon in Frankreich, Merida, Segovia in Spanien mögen unter sehr vielen anderen als Beispiele genannt sein. Sie erregen noch jetzt unser Staunen.

Schneemänner.

„Hurra, da kommen sie —" jauchzte eine helle Knabenstimme vom Forsthause über die Straße her; im nächsten Augenblicke stürmte Alfred, des Oberförsters Sohn, mit hochgeröteten Wangen durch das tiefüberschneite Gartenthor, vor dem soeben ein Schlitten hielt, bespannt mit zwei dampfenden Braunen. Pustend und schnaubend schüttelten sie ihre prächtigen Mähnen, daß die Glöckchen, so an dem Geschirre hingen, gar hell und mächtig durcheinander klangen. Kecken Sprunges setzten zwei muntere Knaben aus dem Gefährte, und nun glaubt wohl der freundliche Leser, daß sich unter den jungen Freunden, die aus der Stadt gekommen waren, den Rest der Weihnachtsferien bei Onkel Oberförsters zuzubringen, eine herzliche Willkommenszene abgespielt hätte? — Mit nichten; kaum fühlten die beiden Ankömmlinge den Boden unter ihren Füßen, blitzesschnell hatten sie sich ihrer Pelzhandschuhe entledigt, im nächsten Augenblicke gruben sich ihre Hände in die blendend weiße Winterdecke, und schon flogen die Schneeballen, denn auch Alfred ließ nicht mit sich spaßen, hageldicht hin und wieder, bis Tante Röschen aus dem Hause trat und mit schützend vorgehaltenen Armen energischen Tones Ruhe gebot. „Das wird wieder ein Umtrieb werden, i du meine Güte —" seufzte die vorsichtig hinzutretende alte Gertrude, war aber gutmütig genug, im nächsten Augenblicke helfend einzutreten, die atemlosen Jungens von den dicken Spuren zu säubern, die die platzenden Schneegeschosse auf den Pelzmützen und Mantelkrägen zurückgelassen hatten. „Nichts für ungut, Tante Röschen, daß wir uns auf solche Weise hier einführen —" meinte Karl, der älteste der jungen Gäste, indem er eine dicke Schneewulst aus den blonden Locken zu lösen suchte — „bei uns in der Stadt gibt's ja keinen Schnee," fügte sein Bruder Willi schmollenden Tones hinzu, „denn kaum haben sich auf unseren Trottoirs ein paar Flöckchen wohlig niedergelassen, marschiert des hohen Magistrates „Löffelgarde" gliederweise auf, kehrt und fegt, Straße auf, Straße ab, daß man, einen mageren Schneeball zu erlangen, just auf die Dächer klettern müßte." — „Daß ihr das im stande wäret, ihr wilden jungen Herren, fast glaub' ich's," entgegnete Tante Röschen lächelnd — „doch jetzt, ihr Helden vom Schneeball, die dicken Mäntel ausgezogen und rasch hinauf ins Stübchen, dort wartet euer ein Täßchen Kaffee und Pfefferkuchen!"

„Hurra, dem Pfefferkuchen!" klang's wie aus einem Munde; mit einigen Sätzen war das übermütige Kleeblatt die breite Freitreppe hinaufgewettert, hinterdrein Tante Röschen, zuletzt, bedenklich den Kopf schüttelnd, die alte Gertrude.

Und daß die Besorgnisse der guten Gertrude: „die Jungens würden ihr das Häuschen halb umkehren", keine ganz unbegründeten waren, das sei zugegeben. Als ich kurz vor Neujahr bei Oberförsters vorfuhr, meine beiden Schutzbefohlenen Karl und Willi wieder abzuholen, und unter das äußere Thor trat, ei, da bedurfte es eines weiteren Beweises nicht mehr. Der Garten war buchstäblich in ein plastisches Museum umgewandelt, an dem der Direktor einer Kunstschule zweifellos seine helle Freude gehabt haben würde. Da war aber auch nirgends mehr, selbst in den entlegensten Ecken, ein Fleckchen unberührten Schnees zu entdecken; was der Himmel geschenkt, war bis auf das letzte Stäubchen zu den wunderlichsten Armen und Füßen, zu Köpfen und Bäuchen, zu den gewagtesten Gesichtern und Nasen zusammengewalkt, in Formen, wie sie nur jemals die künstlerische Phantasie jugendlicher Köpfe auszuhecken vermochte. Da stand vor allem der „Weihnachtsmann", augenscheinlich eine Nachbildung jenes biederen Alten, der die Weihnachtsnummer des „Guten Kameraden" zierte. Zwar fehlte Mantel und Kapuze, Filzschuhe und Korb; die Gründe lagen nah — die ordnungsliebende Gertrude bestand vorsorglich auf ihren Schlüsselbundrechten und hatte den jungen Künstlern die Herausgabe solcher Garderobestücke zweifellos verweigert. Es fehlte zwar auch der Weihnachtsbaum, den jener auf dem Rücken trug; dafür war aber das Zepter und Symbol häuslicher Zucht und Ordnung um so stattlicher. Den Augen konnte mehr Glanz und Ausdruck verliehen sein; was aber will man mit zwei Kohlenstückchen Sprechenderes zuwege bringen? Haar und Bart fehlte die Weichheit der Farbe und der Form; kein Wunder, wenn die Zierde des menschlichen Hauptes in dieser Hundekälte etwas steif und gefroren aussieht. Der Schnappsack fehlte zwar nicht; doch wo war das köstliche Backwerk, das Marzipan, der Pfefferkuchen, Aepfel und Nüsse, alle die Herrlichkeiten, die das Original in verschwenderischer Hülle und Fülle auf dem Rücken trug? — Was gab es da lange zu raten; das alles hatte das Kleeblatt während der Arbeit zweifellos — aufgegessen. Und sieh! hinter dem plastischen Konterfei Knecht Ruprechts standen keck aufgetürmt die massigen Leiber eines indischen Elefantenpaares, Elephas sumatranus, unzweifelhaft eine künstlerische Reminiszenz an den jüngsten Zirkusbesuch bei Renz. Auf dem Rücken des einen Ungetüms saß rittlings eine lebhaft bewegte Kinderfigur, wahrscheinlich ärgerlich, daß der dralle Träger trotz der Gertenhiebe nicht von der Stelle zu bringen ist, indessen das andere Tier von Mutter Natur, will sagen von unseren jungen Künstlern etwas stiefmütterlich bedacht war, selbst das zierliche Schwänzchen fehlte noch. Aber wir sind ihnen dankbar; erhalten wir damit doch einen schätzenswerten Einblick in die Geheimnisse ihres künstlerischen Schaffens und die Analytik vom tierischen Knochenbau. Wie unsere Elefanten mit solchem Rüssel ihre bekannten und gewandten Kunststückchen aufführen können, freilich das wird uns vorläufig, und ich fürchte fast für alle Zeiten, ein Rätsel bleiben.

Und sieh da, jene reizende Dame im eleganten weißen Mullkleide, mit dem zuckerhutähnlichen Capothut, dem geschmackvoll arrangierten Feder- und Bänderschmuck — täusche ich mich nicht? — nein wahrlich, das ist Tante Röschen selber! wie sie leibt und lebt. Welche Naturtreue! Das ist ihr selbstbewußter wiegender Gang, wenn sie des Nachmittags, den Strickstrumpf in der Tasche, zu Apothekers wandert, bei einer Tasse trefflichen Mokkas sich der Neuigkeiten zu erfreuen, so sich in den Zeitläuften ergeben; das ist ihr dahinschwebendes zierliches Füßchen, die elegante Art, ihren Regenschirm zu tragen, das ist ihr mandelförmig geschnittenes Auge, die fein geschwungene Lippe, das allerliebste Stülpnäschen. Welche Freude mag sie selbst

beim Anblick dieses Kunstwerkes bewegt haben; es sind doch Prachtsbuben, dieser Karl und Willi und dieser Alfred! Nur das breite Hutband will mir nicht gefallen; es gibt dem Antlitz einen etwas strengeren Ausdruck, als wollte sie, im Anblick ihres eigenen Selbst verloren, etwa sagen: sie sei mit der bildlichen Wiedergabe dieser ihrer Vorzüge denn doch nicht so ganz einverstanden. (Schluß folgt.)

Wie der Indianer im Winter den Büffel erlegt.

Der amerikanische Auerochs, Urochs, Bison oder Büffel, Bison americanus, von welchem noch vor fünfzig Jahren die meisten Indianerstämme der Vereinigten Staaten lebten, ist heutzutage auf den Aussterbeetat gesetzt. Die Ausbreitung der Civilisation nach dem Süden, Westen, und Nordwesten hin und über das ganze Gebiet der Prairien und Plains (hohen Prairien am östlichen Fuße der Felsengebirge) hatte im Laufe der Zeit den Verbreitungsbezirk des schönen stattlichen Tieres bedeutend eingeschränkt und seine Zahl vermindert. Früher zogen unabsehbare Büffelherden, Zehntausende von Köpfen stark, im Frühling aus den südlichen Gebieten der Prairien, wo sie überwintert hatten, nach dem Norden, und im Herbst aus den nördlichen Gebieten, von wo sie

Wie der Indianer im Winter den Büffel erlegt.

der Schnee und Frost vertrieb, nach dem Süden, wo sie auch im Winter Aesung fanden. Das gab dann namentlich im Herbste den wandernden Stämmen der Indianer Gelegenheit, den ziehenden Büffelherden auf ihren Fährten aufzulauern und sich ihren Wintervorrat von Büffelfleisch, Zungen, Fett und Häuten einzuthun, denn beinahe alle Teile des Tieres fanden Verwendung im Haushalt des Indianers: das Fleisch der erlegten Tiere ward an der Luft getrocknet zur Nahrung, das Fett diente zur Bereitung des Pemmican, der aus zerstoßenem getrocknetem Fleisch und Nierenfett des Büffels (häufig unter Zusatz von Beeren und eßbaren Knollen) besteht; die dicken Häute der Bullen gaben Zeltdecken, die der Kühe die geschmeidigen Büffeldecken (Buffalo robes) und Mokassins oder Schuhe, und die der Kälber und Färsen weiches Leder zur Winterkleidung.

Da kamen vor etwa zehn Jahren die Tagediebe und verzweifelten Burſche, welche ſich in den Vereinigten Staaten auf der Grenze der Civiliſation herumtreiben und meiſt aus dem Auswurf der Oſtſtaaten beſtehen, auf den Einfall, ſich die begehrten Büffelhäute mit leichter Mühe zu verſchaffen und unter den Wanderherden der Biſons große Verheerungen anzurichten. Es wurden große Jagdzüge veranſtaltet und an den Stellen, wo die ziehenden Büffel vorüberkamen (denn ſie hielten beinahe regelmäßig eine beſondere Straße ein), Hinterhalte gelegt. Tauſende wurden mit Revolverbüchſen, Repetiergewehren u. dgl. in förmlichen Metzeleien niedergeſchoſſen und nur die Häute oder höchſtens auch die Zungen mitgenommen und eingeſalzen, weil die letzteren für einen beſonderen Leckerbiſſen galten. Millionen Pfunde des beſten und delikateſten Fleiſches blieben an Ort und Stelle liegen um nutzlos zu verfaulen, ſoweit es nicht von Wölfen, Coyotes und Geiern gefreſſen wurde, und die Häute an Händler verkauft, welche das Stück im Durchſchnitt mit einem Dollar bezahlten. Auf die erſte Kunde von ihrem Erfolge mehrten ſich dieſe Expeditionen und Metzeleien im Frühjahr und Spätjahr, welchen bei der mangelhaften amerikaniſchen Geſetzgebung kein Einhalt gethan werden konnte, und ſo reichten wenige Jahre dieſer brutalen Verfolgung hin, den amerikaniſchen Büffel im Gebiet der Vereinigten Staaten beinahe ganz auszurotten. Nur im fernſten Nordweſten gibt es noch einige ſchwache, von den wilden Indianerſtämmen ängſtlich bewachte Herden, und im ſogen. Nationalpark des Yellowſtone-Gebiets, das unter dem Schutz der ganzen Nation ſteht und nicht bejagt werden darf, ſoll noch eine Herde von etwa 300 Stück vorhanden ſein. Der wilde Büffel iſt in den Vereinigten Staaten ſchon ſo ſelten geworden, daß man anfängt, ihn zu akklimatiſieren und künſtlich nachzuziehen, und daß die amerikaniſche Regierung im vorigen Jahre noch eine Expedition unter einem berühmten Ausſtopfer nach dem fernen Nordweſten ſchickte, um einige Familien dieſes Auerochſen zu erlegen und an die verſchiedenen naturhiſtoriſchen Muſeen zu verteilen, damit die ſpäteren Geſchlechter dieſes in ihrer Heimat einſt ſo weit verbreitete Tier wenigſtens noch in ausgeſtopften Exemplaren kennen lernen.

Allein da wo der Biſon noch exiſtiert, wie z. B. in einzelnen Gegenden des britiſchen Nordamerika, hat er ſeine Gewohnheit des Wanderns entweder ganz aufgegeben oder wenigſtens auf einen kleinen Raum beſchränkt, aus inſtinktmäßiger Fürſorge für ſeine Sicherheit, und iſt ein ſogenanntes Standwild geworden, welches Winter wie Sommer an demſelben Orte bleibt. In den Gegenden, wo die berittenen Indianerſtämme wohnen, welche den Biſon früher zu Pferde in den Prairien jagten, iſt er ganz verſchwunden, und da wo er noch in geringer Zahl lebt, wohnen nur einzelne kleine Indianerſtämme, welche keine Pferde und kaum Schießgewehre beſitzen. Dieſe jagen den Biſon nach alter indianiſcher Sitte hauptſächlich nur im Spätherbſt und Wintersanfang, wo die Tiere noch gut genährt ſind. Die Indianer ſuchen alle heideartigen Strecken und Grasfluren ab, bis ſie, beſonders in der Nähe der Flüſſe und an den Waldrändern, eine kleine Herde friedlich weidender Büffel gefunden haben. Dann zieht der Jäger das Fell eines weißen Wolfes, den die Büffel trotz ſeiner Größe nicht fürchten, über ſich herein, ahmt die Bewegungen dieſes Tieres nach und ſchleicht ſich auf allen Vieren an die Biſons heran, bis er ihnen auf 20—30 Schritte nahe gekommen iſt und an ſeinen Anblick gewöhnt hat. Dann holt er Bogen und Pfeile aus ſeinem Gürtel hervor und ſchießt Pfeil auf Pfeil nach den argloſen Biſons ab, welche das Schwirren der Bogenſehne nicht ſo erſchreckt, wie es ein Büchſenſchuß thun würde, und die darum lange aushalten, bevor ſie Argwohn ſchöpfen und ſich flüchten, ſo daß ein geſchickter Schütze, welcher die Büffel dicht hinter dem Schulterblatt zu treffen weiß, wohl ein halbes Dutzend niederſtrecken kann, ehe die anderen ſich davonmachen. Der Jäger hat dann auch genug für ſeinen Winterbedarf und holt ſeine Weiber und Helfer herbei, um die erlegten Tiere zu ſtreifen und Häute, Fleiſch und Fett auf ſeinen Schlitten zu laden und nach ſeinem Wigwam zu bringen, wo er das Fleiſch in langen Streifen an der Luft trocknet oder räuchert, oder in gefrornem Zuſtand den Winter hindurch aufbewahrt und davon lebt, wie es ſchon ſeit alten Zeiten ſeine Vorfahren gethan haben, als es noch eine ſolche Menge Biſons gab, daß immer ein Teil davon in geeigneten Gegenden des Nordens als Standwild zurückblieb.

Unter Korſaren.

Von

H. Wörishöffer.

(Fortſetzung.)

Während er das ſagte, traf ihn plötzlich die Erinnerung gleich einem Blitzſtrahl. „Derſelbe Name, den der Sklave Hamid in jener Nacht dem Paſcha entgegengehalten hatte! — Möglicherweiſe war dieſer ſelbſt der verlorene, verſchollene Sohn!“

In der Bruſt unſeres Freundes ſtockte vor Schreck der Atem. „Was würden jetzt die nächſten Augenblicke vielleicht bringen?“

Aber Haſſan war unfähig, zu beobachten oder gar zu zürnen. „Ich kannte das Haus und die Leute,“ ſagte er wie traumverloren. „Ob der Inhaber der Firma nicht mehr lebt?“

„Nein, Herr, er iſt vor vielen Jahren ſchon geſtorben.“

„Ach! — —“

Und Haſſan ſtützte den Kopf in die Hand. „Ich glaube, die Leute hatten ganz arm, ganz klein angefangen,“ ſagte er leiſe. „Sie wollten den einzigen Sohn zur Sparſamkeit, zur Gottesfurcht erziehen, er ſollte ſechs Tage arbeiten und am ſiebenten in die Kirche gehen, — — das paßte ihm nicht. Das junge, heiße Blut trieb ihn hinaus in die Welt, er konnte nicht ſo langſam Thaler um Thaler erwerben, konnte nicht rechnen und erwägen und den Pfennig beiſeite ſtecken, damit er wachſe und zum Groſchen werde, — das alles ſollte ſich viel ſchneller vollziehen. Und ſo ging er denn heimlich

fort, — wer weiß, wohin? Vielleicht ins Verderben."

„Die Eltern hörten von ihm nie wieder," setzte Matthias hinzu.

„Nie wieder. Und sicherlich starb der Vater aus Gram."

„Das weiß ich nicht, Herr."

Hassan stand auf. „So alte Geschichten machen traurig," sagte er. „Man wird mutlos, es ist, als sei das Einstgewesene plötzlich wieder erstanden, aber mit dem Unterschied, daß wir es jetzt in anderem Lichte sehen. Und das ist so schrecklich."

Seine Lippen bebten, er hatte offenbar vergessen, daß ihn Matthias nicht verstehen konnte. „Laß uns wieder in das Lager zurückkehren," sagte er nach einer Pause. „Also die alte Frau Vollgold lebt noch, oder lebte doch vor drei Jahren noch? Und du nennst sie den guten Engel aller Armen?"

„Ja, Herr. Sie wird wie eine Heilige verehrt, aber trotzdem zehrt der Gram an ihrem innersten Herzen. Die Hände dieser Frau sind weiß wie Wachs."

Hassan wandte sich plötzlich ab. „Ihre Hände — — —"

Weiter kam er nicht. Auch Matthias schwieg voll geheimer Unruhe und so gingen die beiden miteinander zu den Zelten zurück, ohne mehr gesprochen zu haben. Der junge Sklave hielt sich im natürlichen Taktgefühl einige Schritte hinter seinem Gebieter, aber er hörte und sah doch alles, was Hassan jetzt im Zelte mit dem inzwischen erwachten Fuad-Pascha sprach. Der kleine kugelrunde Herr hatte schlecht geschlafen, die Glieder thaten ihm weh, der Kopf war nicht frei, und das Essen ließ viel zu wünschen übrig.

„Tolle Wirtschaft!" rief er ganz erbost. „Wo ist Nummer achtundachtzig?"

Hassan hob leicht die Hand. „Erlaube!" sagte er. „Meinst du den Sklaven, der alltäglich seine Prügel bekommt?"

„Ja! Hast du ihn vielleicht gesehen?"

„Am Bachesrand. Er ist tot."

„Was?" rief aufspringend der Pascha. „Tot?"

„Oder sterbend. Aber ich glaube ersteres."

„Nicht möglich! Was wäre ihm denn geschehen?"

„Du hast dich in Bezug auf seine Ertragensfähigkeit, wie mir scheint, ein wenig getäuscht, mein guter Fuad. Das ist alles."

Der Pascha horchte hoch auf. „Indem ich ihn zu stark prügeln ließ, meinst du?"

„Natürlich. Anstatt bestraft zu werden, ist der Bursche erschlagen. Dein Neger könnte wohl auch einen Stier mit der Faust niederstrecken."

Fuad-Pascha war vor Aerger kirschrot. „Man soll Nummer achtundachtzig hereinholen," polterte er, „und wenn der Schlingel noch lebt, ihn gut verpflegen, bis seine Wunden geheilt sind. Ehe ich neue Befehle gegeben habe, erhält er keine Schläge."

Die Sklaven flogen davon, und nach wenigen Minuten brachten sie zwischen sich den unglücklichen Johannes, der nicht mehr allein zu gehen vermochte. Es schien, als sei der mißhandelte junge Mensch bewußtlos.

„Laß ihn hier herbringen, Fuad," sagte Hassan. „Du kannst dann selbst seinen Rücken ansehen."

Der Pascha wehrte mit beiden Händen ab. „Wunden? Allerlei Scheußliches? — Brr! das fehlte mir noch. Ich könnte drei Tage lang keinen Bissen genießen."

Der Sklave wurde in das gemeinschaftliche Zelt getragen und dann ein Aisauri herbeigerufen. „Wo ist Lebelin?" schrie Fuad-Pascha. „Er soll auf der Stelle hierher kommen, oder ich lasse ihm die Bastonnade geben."

Einige Minuten später erschien sein Leibarzt, einer jener Rotmäntel, die wir schon in Bengasi kennen lernten. Der Wunderdoktor verbeugte sich mit gekreuzten Armen, bis seine Stirn fast den Boden berührte.

„Was befiehlst du, Sonne meiner Tage?" fragte er den Pascha.

„Schweig!" gebot Fuad, der vor Aerger und Groll beinahe erstickte. „Schweig mit deinem Geplärr! Du sollst den Sklaven Nummer achtundachtzig kurieren, so daß er weiter bestraft werden kann. Mißlingt die Sache, erhältst du selbst die Prügel. Verstanden, Bursche?"

„Ja, hochherziger Gebieter!"

Und Lebelin eilte davon, froh, den Augen des zornmütigen Würdenträgers wenigstens vorläufig entrinnen zu können.

Die Blicke Hassans und des Knaben trafen sich wie zufällig. Aus den Zügen des bleichen hochgewachsenen Mannes war in diesem Moment jede Spur von Rührung oder weichen Empfindungen vollständig verschwunden. Hassans Lippen umkräuselte jenes Spottlächeln, das ihm zur zweiten Natur geworden schien, das weltverachtende bittere Lächeln dessen, der im Herzen eine tiefe, tiefe Wunde trägt, der unsagbar unglücklich ist, ohne sein Geheimnis irgend einem Menschen anvertrauen zu können.

„Siehst du, Matthias," sagte er, „vorläufig hat die List geholfen."

Siebentes Kapitel.

Halbversteckt zwischen Wolken lugte der Mond auf das Zeltlager des Beduinenstammes herab. Ein kühler Hauch bewegte die Gebüsche und warf von den Dattelpalmen hie und da eine Frucht mit leisem Schall in das Gras des Abhanges, sonst hörte man weit und breit keinen Laut.

Rings im Kreise um die Zelte stand an Pflöcken das Kleinvieh, dann folgten die Rinder und Kamele, schließlich im dritten Ring die Pferde, sämtlich mit den Köpfen nach innen gekehrt.

So gleichsam von einem dreifachen Wall umgeben, schliefen die Frauen und Kinder der Beduinen in vollkommenster Sicherheit, während die Männer draußen im Begriff standen, den Löwen, den Verfolger und Feind ihrer Tiere, aufzuspüren und zu erlegen.

Einzelne Gruppen von Gebüschen verbreiteten sich über die Ebene, dunkle Punkte, zwischen denen sich auch ein größeres Tier mit Erfolg verstecken und so dem Lager unvermerkt nähern konnte. Die Beduinen hatten „Rrrraads" Fußspuren weit hinaus verfolgt, sie wußten, daß er von Gesträuch zu Gesträuch in Schlangenwindungen herankroch und kannten genau die Stelle, an welcher er zuletzt Posto faßte, — das war inmitten einer ziemlich weitgedehnten und sehr dichten Kaktuspflanzung, die ihrer Stacheln wegen von Menschen und Tieren gemieden wurde. Rrrraad hatte mit seinen furchtbaren Pranken einen Weg hineingerissen und deutlich zeigte das Innere die Stelle, wo er auf der Lauer zu liegen pflegte.

Tags über streifte er meilenfern durch die Wüste und ließ auf entlegener Warte von den Sonnenstrahlen das königliche Haupt umspielen, — zu solcher Zeit konnte man ohne Gefahr seinem Lager nachspüren.

Jetzt dagegen standen die Sterne am Himmel; in jeder Minute wurde das Donnergebrüll des königlichen Gegners erwartet, jedes Herz schlug schneller, unruhiger, — wer mochte denn wissen, wie der Kampf ausging und ob nicht dieses oder jenes Leben hingerafft wurde?

Dreifach war auch hier der Ring. Hinter der ersten, das Kaktusgebüsch umgebenden Reihe knieender Schützen lag die zweite und hinter dieser die dritte,

alles in einer Entfernung von etwa zwanzig bis dreißig Schritten. Zwischen der vordersten Reihe und dem Gebüsche standen zwei Männer, Ali, der Scheikh und jener andere, dem vor zwei Nächten die graue Stute von dem Würger geraubt worden war.

Diese beiden bildeten die Ankläger des Löwen und dienten zugleich als Herausforderer; sie sollten, so zu sagen, dem Herrn mit dem dicken Kopfe den Fehdehandschuh hinwerfen.

Noch war alles still; wie weiße Steinfiguren, regungslos und unbeweglich lagen die Beduinen im Sande. Man hörte keinen Laut, es gab kein Zeichen, das auf die Gegenwart der Raubkatze schließen ließ.

Hinter seinem Gebieter kniete Matthias. „Herr," flüsterte er, „wenn nun der Löwe uns von hinten her überfiele?"

Hassan schüttelte kaum merklich den Kopf. „Das thut er nicht, vielmehr brüllt er seine Kriegserklärung jedesmal in das feindliche Lager hinein. Gib nur acht, du wirst ihn schon hören. Uebrigens," fügte er dann rasch hinzu, „hast du Furcht, Kind? Das wäre so natürlich, ich würde es dir durchaus nicht übelnehmen."

Matthias lächelte. „O nein, Herr, nein! Ich will an deiner Seite bleiben und wenn hundert Löwen kämen."

„Still!" flüsterte der Pascha. „Still! Ich glaube, Nrrraad kommt jetzt!"

Unter den Pferden war eine Art heimlicher Unruhe entstanden, sie schnauften und schaukelten mit den Köpfen, einige legten fortwährend die Ohren zurück und hoben sie wieder auf, andere scharrten mit den Füßen. Es schien, als hätten die edlen Tiere eine Art Witterung, die doch noch nicht ganz zur Gewißheit geworden war.

Scheikh Ali und der Kundschafter faßten ihre Gewehre schußgerecht, sie hielten die Blicke fest auf das Gebüsch geheftet.

Bange Minuten vergingen. Der Löwe war in der Nähe, jeder Nerv empfand es, in den Adern aller prickelte die Erwartung. — — —

Und dann brach das Donnergebrüll los, betäubend, furchtbar, aller Beschreibung spottend. Ein Tosen, ein Durcheinander von Stimmen, wie es erschütternder nicht gedacht werden kann, erfüllte rings die Luft.

Alle Ziegen und Schafe blökten, die Hunde bellten, die Kamele kreischten, die Pferde wieherten und schrieen. Jedes Tier riß an seinem Halfter, jedes suchte zu flüchten; die Verwirrung war unbeschreiblich.

„Nrrraad!" sagte lächelnd, mit blitzendem Auge der Pascha. „Hörtest du nie vorher seine Stimme, Matthias?"

„Nie. Das ist furchtbar!"

Als sich das allgemeine Geräusch und Lärmen einigermaßen gelegt hatte, begannen die beiden Herausforderer ihre seltsame, den anwesenden Weißen vollständig komisch erscheinende Aufgabe; zuerst Scheikh Ali.

„Hallo!" rief er. „Bist du da, schuftigster aller Schufte?"

Eine marktschreierische Gebärde begleitete diesen Satz; der Beduinenfürst horchte.

„Er schweigt," fuhr er dann fort, „er ist nur eine feige, erbärmliche Katze, die da Mut fühlt, sobald ihr ein Weib begegnet, oder ein kleiner Junge, die aber

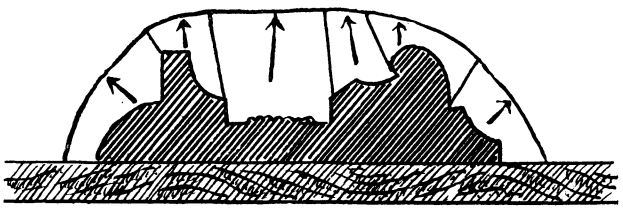


Fig. 4. Das Abformen eines Gesimses.

ins Mauseloch kriechen möchte, wenn ein Mann erscheint!"

„He, holla, du Bösewicht! wir sind hier, um mit dir abzurechnen, hörst du denn nicht, Sohn einer Hündin?"

Und ein Stein flog in das Kaktusgebüsch. „Nimm das, du gelber Hasenfuß!"

Nichts regte sich; jetzt kam der Kundschafter an die Reihe.

Hatte Scheikh Ali im herausfordernden Tone gesprochen, so begann nun sein Nachfolger dem versteckten Löwen ins Gewissen zu reden. „O meine graue Stute," seufzte er, „Bachida, die Blume ihres Geschlechtes, die schlanke, schöne, sie, die statt der Füße Flügel zu haben schien, Bachida ist hin!

Und du, König aller Räuber, du aus dem untersten Abgrund Geborener, du hast sie mir gestohlen, du hast Bachida zerrissen und ihr Herzblut getrunken! Fluch dir, Schändlicher! Möchtest du in den glühenden Sand hinabstürzen, der unter schmaler Brücke die Zeit von der Ewigkeit trennt, möchtest du tausendmal tausend Jahre durch die Wüste wandern, ohne einen Tropfen Wasser zu finden!"

Wieder flog ein Stein in das Gebüsch; der Löwe begann zu knurren.

„Er nimmt die Herausforderung an!" ging es flüsternd von Lippe zu Lippe.

Fester ergriff jeder Mann das Gewehr, schneller schlugen die Herzen. Ein banges Geheul und Geschrei der angebundenen Tiere begleitete das leise Brummen des immer noch versteckten Löwen.

Wieder nahm der Scheikh das Wort. „Jetzt knurrt die Bestie," sagte er. „Sie bettelt, sie winselt. O du Feigling, du Ehrloser!"

„Wo ist meine Stute?" schrie der Kundschafter. „Durch hundert Gefahren hat sie mich getragen, sie war mir wie eine Freundin, eine Vertraute, ich liebte sie so zärtlich! — Und nun bleichen ihre Knochen, den Geiern und Hyänen zur Beute, offen am Wege im heißen Wüstensand!"

Der Scheikh trat an die Seite des anderen, erhob jetzt auch seine Stimme und beide schimpften um die Wette in sehr wenig gewählten Ausdrücken. „Du Lump! Du Hundesohn! Du Spitzbube! Du gelber Bettler!"

Jetzt endlich schien die Geduld des Löwen erschöpft. Ein furchtbares Brüllen ertönte aus dem Kaktusgebüsch, dann sprang das gewaltige Tier mit einem einzigen Satz auf die freie Fläche hinaus und blieb, mit einer vornehmen Bewegung des Kopfes um sich blickend, ganz still stehen.

„Jetzt!" raunte Hassan, indem er das Gewehr erhob.

Der Schuß krachte, zehn andere Kugeln flogen zugleich mit derjenigen des Paschas dem Löwen in und um den Pelz; die erste Schützenreihe bog sich zur Seite und die nächstfolgende legte an, um der Raubkatze den Garaus zu machen, — da geschah etwas, das in der allgemeinen Aufregung des Augenblicks anfänglich übersehen worden war.

Mit wildem Sprunge stürzte sich aus dem Gebüsch plötzlich die Löwin hervor, Hassan-Pascha gerade entgegen. Der Ansatz war zu kurz gewesen, dicht vor den Füßen des bedrohten Mannes fiel die Bestie zu Boden, mit ihren furchtbaren Pranken den Pascha in den Sand reißend. Beide überkugelten sich, der Mensch und das Tier; ihre Körper waren einander so nahe, daß nicht geschossen werden konnte, — sekundenlang schien in den Adern aller Anwesenden das Blut vor Schreck zu erstarren.

(Fortsetzung folgt.)

Der kleine Modelleur.

(Schluß.)

Zu diesem Zwecke teilt man in Gedanken die ganze Fläche in die verschiedenen notwendig werdenden Teile derart ein, daß man überzeugt sein kann, die Abgüsse anstandslos abheben zu können. Bis man hierin die nötige Uebung erhalten hat, wird man sich dieses ungemein erleichtern können, wenn das Einteilen durch Ziehen von Bleistiftlinien vorgenommen wird; späterhin ist dieses freilich eine unnütze Arbeit.

Nun wird eine solche Fläche mit vier gut auffitzenden Thonwänden abgegrenzt, indem man auf einem glatten Brette einen Klumpen Töpferthon zu einer dünnen Platte auswalzt, ihn beiläufig in dreifingerbreite Streifen schneidet und mit diesen die Wände herstellt. Der vorgerichtete, steife Gipsbrei wird in dieses Kästchen behutsam gegossen und bis zur Erhärtung darinnen gelassen. Vor dem vollständigen Erstarren drückt man an der Oberfläche des Gusses mittels des Fingers oder einem kugelig zugeschnittenen Stäbchen, bei kleineren Teilen eine, bei größeren zwei bis drei nicht zu große Vertiefungen ein, welche als Mantelmarken dienen.

Zur Zeitersparnis können, auch wenn mehrere Abteilungen gegossen werden müssen, auf verschiedene Flächen zugleich solche Thonkästen aufgesetzt und das Aufgießen derselben mit dem Gipsbrei auf einmal vorgenommen werden, nur dürfen begreiflicherweise deren Wände nicht aneinandergestoßen werden.

Nach dem Erstarren der gegossenen Form nimmt man die Thonstege hinweg und das Formstück sorgfältig vom Modelle und beschneidet es mit einem scharfen Messer an allen vier Seiten scharfkantig, worauf man die Seitenwände gut einfettet und den Teil wieder auf die vorige Stelle legt. An diesen angrenzend, schließt man nun wieder die nächstbefindliche Gußfläche mit Thonwänden ein, wobei schon eine Seite des gegossenen Stückes eine Wand bildet, und beginnt hierauf das Abformen in vorheriger Weise. Auch dieser Gußteil, wie alle nachfolgenden, erhalten die Markeneindrücke. Dieser Vorgang wird noch näher durch umstehende Fig. 4, welche den Durchschnitt eines abzuformenden Gesimses darstellt, veranschaulicht. Die einfach gezogenen Linien zeigen die Anzahl und Richtung der herzustellenden Gußstücke, die Pfeile, in welcher Art dieselben abgehoben werden können. Der die Einzelstücke umkleidende Mantel ist bei dieser Figur weggelassen. Diese Stücke erhalten aber nicht allein auf der Oberfläche, sondern auch seitlich, die schon bei dem Medaillon (Fig. 3) ersichtlichen Markeneindrücke behufs Zusammenstellung der Formenteile.

Hat man bei der vor dem Abformen vorzunehmenden Einteilung in einzelne Flächen die Ueberzeugung gewonnen, daß bei einer Stelle die Unterschneidung auf beiden Seiten unten größer als die obere

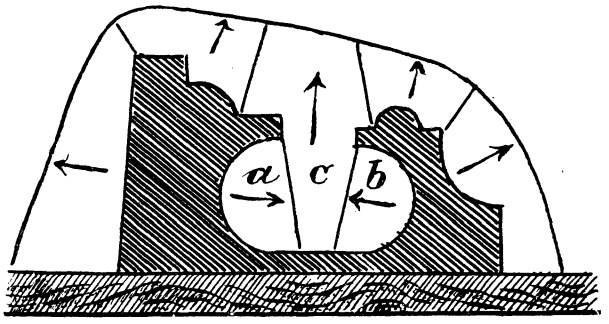


Fig. 5. Das Abformen eines Gesimses mit Hilfe der Keilform.

Oeffnung ist, so daß nach dem Abgusse desselben das Abnehmen ohne Bruch nicht vorgenommen werden könnte, so muß eine aus kleineren Teilen bestehende Keilform eingesetzt werden, welche meist aus drei Stücken besteht, vor denen vorerst das mittlere herauszuheben ist.

Soll beispielsweise das Gesimse (Fig. 5) abgeformt werden, so müßten zuerst die beiden Formstücke a b und dann erst der Keil c eingesetzt werden, da es selbst dann unmöglich wäre, das Formstück aus dieser Höhlung a b herauszuheben, wenn es auch in zwei in der Mitte bei c getrennten Teilen bestände. Auch hier ist durch Pfeilrichtungen das Auseinandernehmen der Formstücke angedeutet. Auch ist das Formen des Mantels nicht zu übersehen, welcher auf der Figur nicht angedeutet ist. Ferner müssen alle Teile, sowohl oben wie seitlich, die schon erwähnten Markeneindrücke erhalten.

Nach Fertigstellung aller Formenteile wird, um sie in richtiger Lage zusammenzuhalten, über dieselben ein sogen. Mantel, auch Kappe genannt, gegossen. Hierbei schließt man alle Gußstücke fest aneinander, überzieht sie auf der Markenseite mit Schellacklösung oder anderem Firnis, fettet sie gut ein und gießt eine starke Lage Gipsbrei darüber, welche ebenfalls erst nach vollkommenem Erstarren abgenommen wird. Hierauf werden alle Formenstücke auseinandergegeben, gut getrocknet und zuletzt auf allen Seiten gefirnißt. Letzteres soll so oft wiederholt werden, bis der Gips hiervon nichts mehr einsaugt und die Oberfläche ein glänzendes Aussehen erhalten hat. Bevor nicht der vorhergehende Anstrich trocken geworden ist, nehme man keinen weiteren vor. Zum vollständigen Trockenwerden sind im ganzen immerhin, je nach der Temperatur, zwei bis drei Tage nötig.

Das Abformen einer Büste geschieht unter Beobachtung des soeben Erklärten in zwei Stücken, nämlich einem Vorder- und einem Hinterteile, welche wieder aus den schon erwähnten Stücken zusammengesetzt werden müssen.

Man legt die mit Schellacklösung überzogene und eingeölte Büste, mit der Gesichtsfläche nach oben gekehrt, horizontal auf ein ebenes Brett, unterstützt sie am Hinterhaupte durch eine passende Unterlage und schließt, am Scheitel beginnend, über Ohren, Hals und Schultern, und unten zusammenschließend, einen etwa 2 cm breiten Thonstreifen, an dem die eingrenzenden Wände angefügt werden.

Bei dem Aufstellen der kleineren Abteilungen achte man auf die einspringenden Höhlungen, um sie als einzelne Teile, wenn nötig mit Keilstücken eingesetzt, zu formen.

Gesetzt der Fall, es sei die in folgender Fig. 6 in der Seitenansicht dargestellte Büste abzuformen. Vorerst wird die Vorderfläche der Stirne mittels Thonstegen mit einem Formstücke bedeckt, dann gegen diese an beiden Seiten je ein Stück gegen die Schläfengegend gesetzt, hierauf werden zwei auf der Nasenhöhenlinie zusammenstoßende, ferner ein Stück über die Mundpartie und zwei andere die Wangenflächen deckende Stücke geformt und hierauf derart fortgefahren, bis alle vorderen Partien der Büste überlegt sind. Das Eindrücken der Marken, das Firnissen und Einölen und der Guß des Mantels erfolgt in der schon früher beschriebenen Weise.

Bei dem Formen der Rückseite der Büste wird diese in die schon vorhandenen Gesichtsformen nebst Mantel gelegt, und sind die nämlichen Manipulationen wie vorhin auszuführen. Hierauf werden die einzelnen Teile getrocknet und gefirnißt, die beiden Mantelflächen aber mittels Schnüren zusammengebunden und unter Anwendung mäßiger Wärme getrocknet. Wird dieses unterlassen, so kann der Fall des Verziehens eintreten, wodurch die Mantelfugen nicht mehr gut aneinanderschließen und die Gießränder, „Nähte" genannt, zu breit werden. Nach dem Trocknen wird ebenfalls gut gefirnißt.

Das Abformen ganzer Figuren erfolgt wie bei den Büsten und unterliegt keiner besonderen Schwierigkeit, wenn hierzu das Modell gut geeignet ist, wie bei Figuren mit geschlossenen Armen und Füßen und nicht zu stark vorspringenden Gewandfalten. Ist dieses aber nicht der Fall, so müssen die weit vorgestreckten Füße und Arme vom Modell abgetrennt und für sich allein abgeformt werden. Nun sucht man wie bei den Büsten die Figur in zwei möglichst gleiche Hälften durch eine vom Scheitel über die Hüften und Füße, an der Plinthe zusammenlaufende Linie zu zerlegen. Das Anlegen eines Thonsteges mit samt den aufwärts stehenden Rändern, das Gießen der Formstücke und des Mantels geschieht wie bei dem Abformen von Büsten, desgleichen jenes der abgetrennten Hände und Füße.

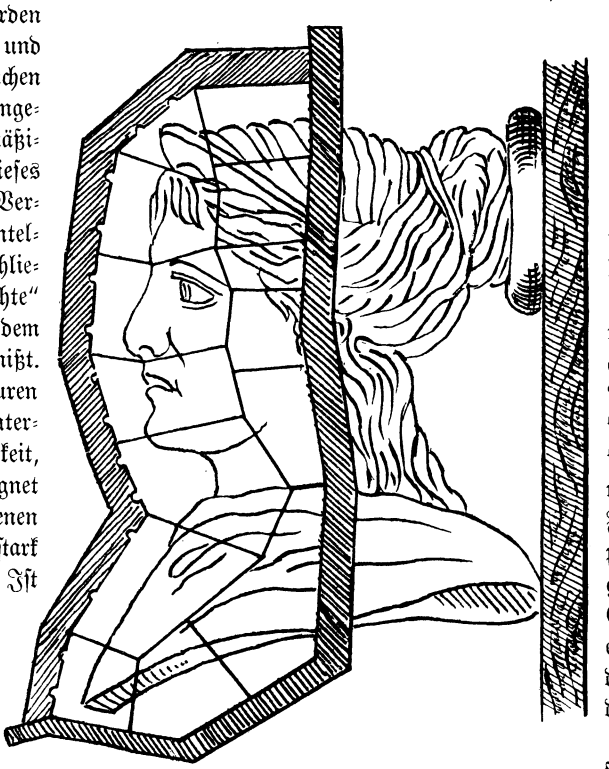


Fig. 6. Das Abformen einer Büste.

Das Abformen von menschlichen Körperteilen nach der Natur.

Da der Gipsbrei bei dem Erstarren eine nicht unbedeutende Wärme entwickelt und sonach bei dem Abformen eines lebenden menschlichen Antlitzes durch Ueberreizung der Nerven eine Gesundheitsstörung eintreten könnte, so ist das Abformen, außer bei Totenmasken, nur bei Händen und Füßen zulässig.

Soll eine ausgestreckte Hand, geballte Faust, oder ein Fuß abgeformt werden, so muß das Formen in zwei Teilen geschehen.

Die Hand wird sorgfältig, jedoch nicht zu übermäßig eingefettet, in gewünschter Lage mit nach oben gekehrter Innenfläche auf ein genügend großes Papierstück gelegt, dann so viel Gips angerührt, als zur Form notwendig ist. Diesen Brei gibt man nun mittels eines Löffels oder Spatels rings um die Hand, zwischen die Finger und obenauf derart, daß sie nach dem Erstarren des Gipses leicht abgehoben werden kann.

Hierauf werden die Gipsränder ringsum mit weingeistiger Schellacklösung bestrichen und eingeölt, dann wird die Hand in diese Form nochmals gelegt und das Gießen des oberen Stückes vorgenommen. Nach dem Erstarren können beide Formen zwanglos auseinander genommen werden. Vor dem Ausgießen derselben werden sie in Wasser getaucht, wodurch sich der Abguß von selber loslöst.

Das gleiche Verfahren wird bei dem Formen von Füßen innegehalten.

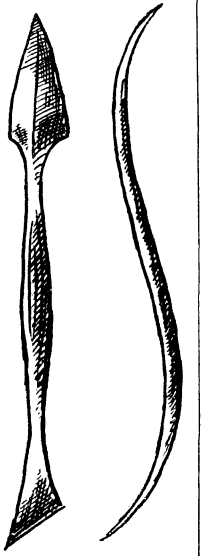


Fig. 7. Messerchen und Riffelfeile.

Das Ausgießen der Formen.

Um mittels der Formen die erwünschten Gegenstände darzustellen, d. h. zu gießen, verfährt man folgenderart:

Bei Reliefs und Medaillons: Nachdem die Formen gut eingeölt und das überschüssige Fett mittels eines Wolllappens wieder sorgfältig entfernt wurde, füllt man sie mit dem frisch angerührten Gipsbrei, kehrt das Ganze nach dem Erstarren um, entfernt vorerst den Mantel und dann die aus zwei oder mehreren Stücken bestehende Form. Die am Abgusse ersichtlichen, an den Stellen der zusammengesetzten Teile entstandenen erhöhten Linien, die sogen. Nähte, werden erst nach gänzlichem Trocknen entfernt.

Bei dem Ausgießen von Büsten und Figurenformen werden die eingeölten Stücke in die bezüglichen Mantelhälften gelegt, dann beide, in senkrechter Lage stehend, zusammengefügt und mit Kordelschnüren fest umwunden. Bei gänzlich geschlossenen Formen muß aber vorher an einer passenden Stelle eine entsprechend große Oeffnung für den Einguß des Gipsbreies, und wenn diese etwas enge ist, auch noch eine zweite für den Austritt der Luft gemacht werden, da sonst Blasen entstehen würden.

Nun wird bei fest aneinanderschließendem Mantel eine der Größe der Form entsprechende Menge ziemlich dünn angerührter Gips eingegossen und hierbei die Form nach allen Seiten herumgeschwenkt, damit sich innen der Gips an allen Stellen gleichmäßig anlegt, und dann derselbe wieder herausgegossen. Ist der angerührte Gips etwas steifer geworden, so wird das Eingießen in die Form und das Herumschwenken wiederholt und der Brei wieder herausgelassen. Diese Manipulation wird so lange fortgesetzt, bis der Brei nicht mehr herausrinnt und der Guß die gewünschte Stärke erhalten hat. Zur größeren Haltbarkeit mache man lieber den Abguß etwas stärker als zu dünnwandig. Hierauf läßt man ihn einige Zeit lang ruhen, damit die Gipsschichte genügend erhärten kann, und nimmt dann vorerst den Mantel und zuletzt die Formstücke behutsam hinweg.

Sollten sich diese nicht gut abnehmen lassen, so unterstütze man das Ablösen mittels leichtgeführter Schläge auf die Formstücke. Das Abschaben der Gußnähte darf nur nach vollständigem Trocknen des Gipses vorgenommen werden.

Abgetrennte Teile, wie Arme und Füße einer Figur, das Piedestal einer Büste u. dergl., werden behufs der Vereinigung mit dem betreffenden Körper kurze Zeit in Wasser getaucht, die Ansatzstellen am

Körper ziemlich stark mit Wasser benetzt, die Ansatzstücke mit ziemlich dickgewordenem Gipsbrei bestrichen und in richtiger Lage so lange unverrückbar mit der Hand aneinandergehalten, bis die Teile fest anhaften. Größere Ansatzstellen können auch vorher aufgerauht oder mit Zapfen, für welche Vertiefungen einzuschneiden sind, verbunden werden.

Zum Ausbessern schadhafter Stellen, Ausfüllen von Blasen und Löchern nimmt man alten, mit der Luft schon in Berührung gewesenen Gips. Er wird sehr dünn angemacht und auf den vorher stark mit Wasser benetzten, zu reparierenden Teilen erst dann aufgetragen, wenn er schon im Abbinden begriffen ist.

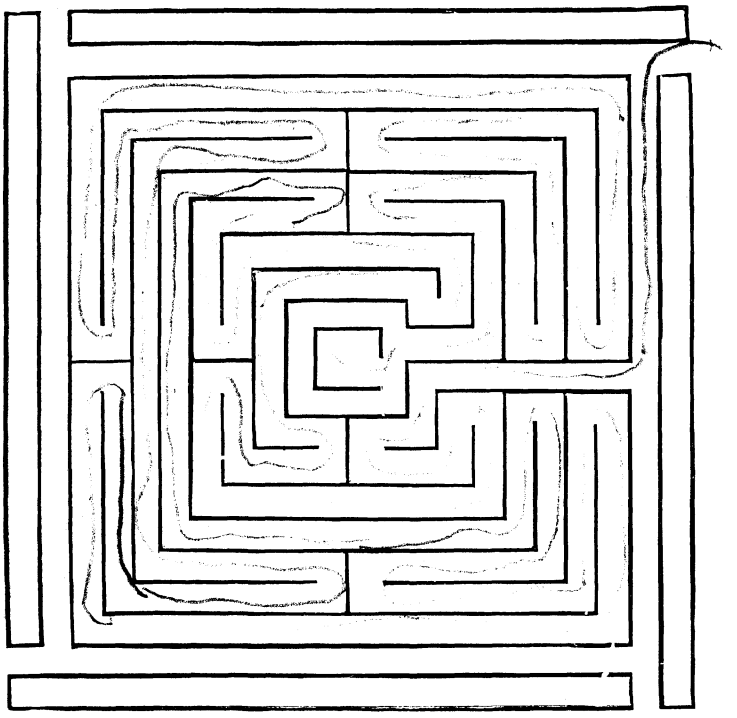
Das Entfernen und Glätten der Nähte und rauher Stellen geschieht mittels der Riffelfeile und mit Messerchen (Fig. 7), dann mit der Fischhaut. Sand- und Schmirgelpapier eignen sich nicht so gut hierzu.

Das Einlassen, Bemalen und Bronzieren.

Teils um die so leicht verletzliche Gipsmasse zu härten, teils um sie bei etwaiger Beschmutzung reinigen zu können, werden Gipsgegenstände oft mit einem schützenden Ueberzuge versehen. Man taucht selbe, falls sie klein sind, in geschmolzenes Paraffin; größere werden vorher erwärmt und dann mit letzterem mittels eines weichen Pinsels überzogen. Durch nachträgliches Abreiben mittels eines Lederläppchens erhalten dergestalt behandelte Gegenstände ein sehr schönes elfenbeinartiges Aussehen. Dieses Verfahren ist aber nur dann anwendbar, wenn zum Gusse reiner Alabastergips zur Verwendung kam und überhaupt der Gegenstand vor jeglicher Beschmutzung behütet wurde.

Wenn Gipsfiguren bemalt werden sollen, erhalten sie vorerst zwei bis drei Anstriche von abgerahmter, sorgfältig entfetteter Milch und hierauf zur weiteren Grundierung einen Leinölfirnisüberzug. Das Bemalen mit Oel- oder Lackfarben wird dann anstandslos erfolgen können. Bei dem Bronzieren wird ein zwei- bis dreimaliger Firnisüberzug gegeben, dann je nach der zu verwendenden Bronze mit grüner oder gelber Farbe grundiert, worauf dann ein Anstrich von mit etwas Terpentinöl verdünntem Kopallack folgt. Sobald derselbe nur noch wenig klebrig anzufühlen ist, wird das Bronzepulver mittels eines weichen buschigen Pinsels aufgetragen und der Bronzeüberschuß wieder abgekehrt. Letzteren sammelt man zu weiterem Verbrauche auf einem unter dem zu bronzierenden Gegenstande gelegten Glanzpapier. Zuletzt wird noch ein dünn aufgetragener Ueberzug mit Kopallack gegeben.

Irrgarten.



Die geheimnisvolle Oeffnung.

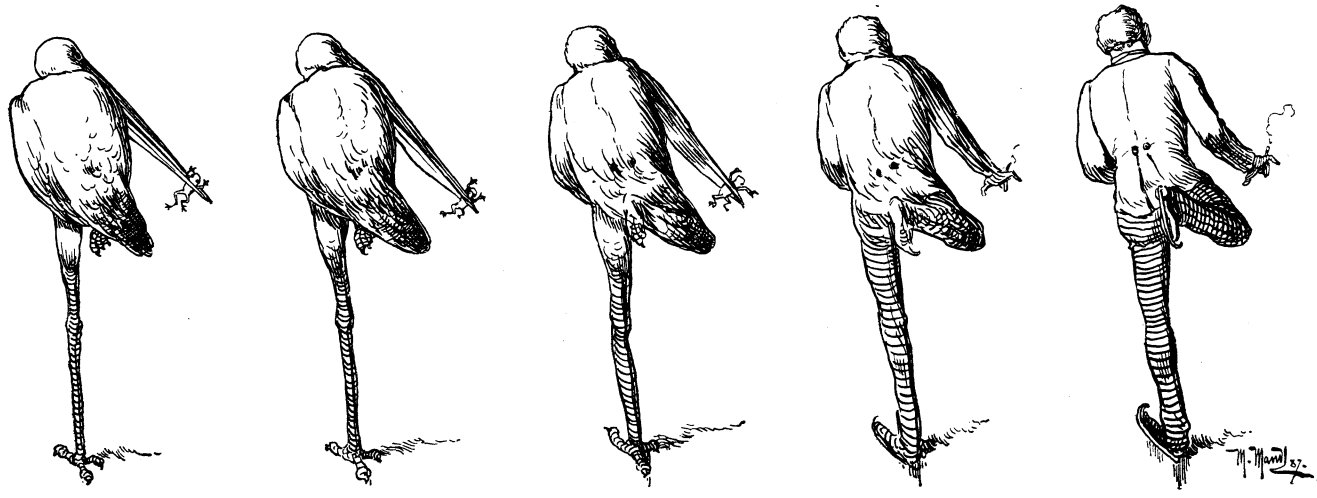
(Eine optische Täuschung.)

Um dieses Experiment auszuführen, bedarf man eines Konkav- oder Sammelspiegels, der hinter einem Schirm mit einer runden Oeffnung, ziemlich oben in der Mitte, verborgen wird. Die Oeffnung in dem Schirm muß, was ihre Größe betrifft, dem Gegenstande angemessen sein, den man in der Oeffnung sehen zu lassen die Absicht hat. Angenommen, dieser Gegenstand wäre eine Taschenuhr, so würde sie ungefähr 5 cm im Durchmesser sein müssen. Hat man nun alles soweit vorbereitet, so befestige man eine Taschenuhr, der man die Kette abgenommen hat, auf der Seite des Schirms, welche dem Spiegel zugekehrt ist, die Kette aber auf der anderen Seite des Schirms so über der Oeffnung, daß das Bild der Uhr, wenn es hier zum Vorscheine kommt, an der Kette zu hängen scheint. Eben darum muß denn auch die Uhr so befestigt sein, daß die Stundenzahl XII des Zifferblattes nicht oben, sondern sich unten befindet, da, wie aus obigem hervorgeht, der Spiegel das Bild verkehrt zeigt. Jeder nun, der vorn, aber auf der Seite steht, wird, wenn er die Uhrkette ansieht, an derselben nur eine Oeffnung sehen. Will man aber jemand mittels der Oeffnung die Taschenuhr, und so auch, welche Tageszeit es sei, sehen lassen, so erhelle man die Uhr und gebe dem Spiegel eine solche Richtung, daß das Bild der Taschenuhr genau in die Oeffnung fällt, und es wird jeder, wenn er sich $^1/_2$—$^3/_4$ m vom Schirm ab der Oeffnung gegenüberstellt, die Uhr an der Kette sehen und damit auch auf ihr die Tageszeit. — Ebenso, wie hier die Taschenuhr und mittels ihrer die Tageszeit, kann man in einer solchen Oeffnung das Bild von einem anderen Gegenstande, z. B. einem Menschen, sehen lassen, und dadurch Anwesende, die nicht wissen, wie es zugeht, in nicht geringe Verwunderung versetzen.

Das Wiederzusammenfrieren durchschnittenen Eises.

Nehmen wir einen Eisklumpen und legen ihn so auf zwei Stühle, daß seine beiden Enden unterstützt, seine Mitte dagegen freiliegt. Legen wir nun um das Eis eine Drahtschlinge und hängen an diese ein Gewicht von 5 kg, so wird, auch wenn wir den Versuch im warmen Zimmer ausführen, der Draht in kurzer Zeit durch den Eisblock hindurch geschmolzen, Draht und Gewicht zur Erde gefallen sein. Oberhalb des Drahtes aber wird das Eis nach der Trennung sofort wieder zusammenfrieren, d. h. nur dann, wenn das Eis nicht gar zu kalt, also nur 0° mißt. Worauf beruht diese Erscheinung?

Was aus Storch und Frosch nicht alles werden kann!



Katze und Maus.

Ein Spiel für den Winter. Mitspielerzahl beliebig. Es wird nur mit Haselnüssen gespielt. Der Einsatz wird bestimmt. Die Spieler setzen sich darauf alle an einen Tisch. In der Mitte des Tisches ist die Kasse; jeder zahlt nun seinen Beitrag. Die Nüsse müssen alle hübsch nebeneinander liegen. Einer verläßt nun den Tisch, das ist derjenige, der das Spiel anfängt, doch darf dieser, die „Katze", nicht auf den Tisch blicken. Der rechte Nebenmann bezeichnet nun unter den Nüssen eine als „Maus". Sämtliche Mitglieder müssen sich diese Nuß merken; jeder muß sich aber hüten, starr auf dieselbe zu blicken. Ist die Maus bestimmt, so wird die Katze gerufen. Dieselbe nimmt nun eine Nuß nach der anderen weg. Sobald sie aber die Maus anfaßt, rufen sämtliche Mitspieler: „Die Maus!" „Die Katze muß das Mausen lassen," auch die „Maus muß liegen bleiben". Die Nüsse, die sie aus der Masse genommen, gehören ihr. Die Katze setzt sich nun an ihren Platz. Ihr rechter Nebenmann wird nun Katze. Das Spiel verläuft gerade so. Eine andere Maus wird bestimmt. Die Katze heimst so lange Nüsse ein, bis die Maus erfaßt wird. Liegen in der Kasse bloß drei Nüsse und eine frische Katze kommt an die Reihe, so wird von neuem der Einsatz geleistet.

Auflösung des Scherzrebus in Nr. 14.

Prosit Neujahr!

Auflösung des Rätsels in Nr. 14.

Schuh, Schah.

Auflösung der Unterhaltungsaufgabe in Nr. 14.

Acht Fuß.

Erklärung: Die Entfernung vom Bassinrand nach der Mitte des Bassins ist 6 Fuß, vom Bassinrand bis zur Wurzel 10 Fuß. Wurzel, Bassinrand und Bassinmitte bilden ein rechtwinkeliges Dreieck, in welchem die längste Seite also 10, die eine kürzere 6 Fuß lang ist. Danach kann man die dritte Seite berechnen, denn sie ist $= \sqrt{10^2-6^2} = \sqrt{100-36} = \sqrt{64} = 8$.

Rätsel.

Welch Edler wird ohne Fuß und Kopf
Zu einem Vogel mit einem Schopf?

Wer hier die Lösung fände,
Der wär' gewiß kein Tropf:
Mit u hat's harte Hände,
Mit a noch härt'ren Kopf.

Fragen und Antworten.

F. W. in Berlin. Wir hätten Dir die gewünschte Nummer schon längst gesendet, wenn Du nicht übersehen haben würdest, Deine volle Adresse anzugeben. Wie soll Dich denn der Postbote finden?

Howard F. Clark. Lesen Sie die Antwort an **W. F.** in **C.** in heutiger Nummer. Nun, das Bändchen hat also gefallen?

Walther K. in **Posen.** Deutscher Marineingenieur zu werden erfordert vierjähriges Fachstudium auf einer technischen Hochschule, am besten in Berlin. Darauf folgt die erste Staatsprüfung, für welche die Diplomprüfung der Abteilung III (voller Lehrgang der bestehenden „Sektion für Schiffbau") der technischen Hochschule zu Berlin vom Chef der Admiralität anerkannt und vorgeschrieben ist. Man wird sodann als Marine-, Schiffbau- oder Maschinenbauingenieuraspirant eingestellt, um zwei Jahre auf einer kaiserlichen Werft weiter ausgebildet zu werden; während dieser Zeit erhält der Aspirant ein Gehalt. Nun folgt die zweite Staatsprüfung. Ist auch diese bestanden, und sind Stellen frei, kann man als Marine-, Schiffbau- oder Maschinenbauingenieur fest angestellt werden. Die Ingenieure I. Klasse beziehen ein Gehalt von 3000 bis 4500 Mk., also durchschnittlich 3750 Mk., außerdem Wohnungsgeldzuschuß und Servis; die Oberingenieure durchschnittlich 4950 Mk., die Werftbetriebsdirektoren 6600 Mk., Wohnungsgeldzuschuß und Servis.

G. R. . . . . in H. In Deutschland bestehen die Gymnasien und Realgymnasien aus 9 Klassen und zwar: Prima (Ober- und Unter-Prima, die oberste, höchste Klasse), Sekunda (Ober- und Unter-Sekunda) und Tertia (Ober- und Unter-Tertia) mit je zweijährigem Lehrplan, Quarta, Quinta und Sexta mit je einjährigem Lehrplan. Der vollständige Besuch einer solchen Lehranstalt dauert also 9 Jahre.

M. N. in **Gr.** Ganz einverstanden! Bei allem Witz recht ungezogen. Hat diese Lektion wohl verdient. — Quintaner: „Papa, schenke mir zu Weihnachten etwas recht Hübsches, damit ich Dich in meinem Aufsatze über ‚Ferienerlebnisse' ehrenvoll erwähnen kann."

Magdeleine de B. Dank für den neu angeworbenen Kameraden. Sie wollen also „eine sehr gute, kleine Kamerädin werden, überall mitgehen, selbst zu den Wilden?" Vor solcher Kourage allen Respekt! Nun denn: Soyons amis!

Kamerad F. in **Gießen.** Das kannst Du in jeder Ladenbuchhandlung erhalten; doch sind diese Werke überwiegend in streng wissenschaftlichem, weniger in populärerzählendem Tone gehalten.

W. F. in **C.** Du willst ein kleines Säugetier skelettieren? Das ist ein ebenso unreinliches als unappetitliches Geschäft. Am besten, man überläßt dasselbe den Ameisen, indem man den abgehäuteten Kadaver in eine mit Löchern versehene Schachtel und diese in einen Ameisenhaufen steckt. Die Ameisen geben sich diesem kulinarischen Genuß alsbald so hin, daß vom Fleisch nicht ein Fäserchen übrig bleibt; nun heißt es aber nicht zu spät kommen, denn sonst macht sich die fleißige Gesellschaft auch noch über die Bänder und Sehnen, und das Knochengerüste fiele ganz zusammen. — Willst Du das Skelettieren aber selbst besorgen, so balge das Tier zunächst aus, an einem abgelegenen Orte natürlich, entferne so gut als möglich, doch sehr vorsichtig, alle Fleischteile, lege das entfleischte Gerüste in ein mit Wasser vollauf gefülltes Gefäß, so daß ja kein Knochenteil herausragt, vergesse nicht, etwa Verdunstetes ohne Säumen zu ersetzen. Zeigen sich nach etwa 14 Tagen die Fleischteile ziemlich abgefault, wird das Gerippe herausgenommen, abgespült, etwa vorhandene Fleischrestchen mit Bürste oder Messer entfernt, sodann an einem vor Katze, Hund und anderem Ungefähr sicheren, freien, schattigen Ort zum Bleichen ausgesetzt. Dieser letztere Prozeß wird durch öfteres Uebergießen mit Wasser beschleunigt, fettige Knochenteile werden wiederholt mit weißem Thon (Pfeifenerde) überstrichen. So oft Du auf diese Weise mit faulendem Fleische hantiert hast, wasche Deine Hände mit 2 %iger Karbolsäure fein säuberlich ab und nimm Dich vor Schnittwunden in acht.

Gute Kameraden! Ich habe eine Mineraliensammlung von ungefähr 100 seltenen Steinen und gegen 70 alte, österreichische und ungarische Münzen, die ich gerne vertauschen möchte. Tauschlustige erbitte mit Angebot direkt an mich zu schreiben. Mit Gruß Adolf Brzeczka in Jelesnia (Galizien). Die Sache hätte sich gewiß vereinfacht, wenn Du wenigstens angedeutet hättest, was Dir willkommen ist. — Unseres Wissens setzt die Zulassung zur Amtspraxis im österreichischen Post- und Telegraphenwesen sogar die Absolvierung eines Obergymnasiums, einer Oberrealschule oder einer gleichstehenden Lehranstalt voraus.

Ferd. G. in **N.** Recht niedlich! Der fünfjährige Herbert zu seiner kranken Mama: „Mama, wenn ich erst groß bin, will ich Doktor werden; dann mache ich dich wieder gesund." — Mama freundlich: „Du willst also einmal Medizin studieren, mein Kind?" — Herbert (wichtig): „Ja, aber süße Medizin, Mama!"

Albert Beutler, West 115th Street, near 10 Avenue, New York city, station M. — informs his comrades of his address and of his willingness to exchange stamps. — He wants to know how to keep cocoons. The „good Comrade" will take his desire into consideration, but it cannot be treated upon in a corner of the letterbox, but must be the object of an article. — A merry Christmas and a happy New-Year!

Papa in **K.** Nur Geduld! Wenn er mal erst ein sich fühlender Sextaner sein wird, wird's schon anders werden. — Karlchen kommt mit seinem Weihnachtszeugnis nach Hause: „Papa, ich habe den besten Platz bekommen!" — „Nun?" — „Ich sitze am Ofen!"

G. Neudörfer, Thenningen (Baden) ersucht um die genauen Adressen von P. Gerich in Holsingsförs, A. Gesley in Konstantinopel und von Kameraden im Auslande behufs Anregung zur Tauschverbindung.

W. H. . . . . in **Inowrazlaw.** Auf diesem Gebiete gibt es eine ansehnliche Litteratur. Wir nennen: „Schutz den Vögeln!" von Dr. C. W. L. Gloger, zeitgemäß bearbeitet von Dr. Karl Ruß und Bruno Dürigen, Verlag von Hugo Voigt, Leipzig; — ferner: „Handbuch für Vogelliebhaber" von Dr. Karl Ruß — in oder durch jede Buchhandlung zu erhalten. — Unser junger Freund will seinen Kameraden auch ein Rätsel vorsetzen und frägt: „Welcher Ring ist nicht rund?"

(Der Hering.)

F. Sch. in **Hannover.** Dank für das Kartenkunststück. Wie aber dann, wenn der Magier Hühneraugen hat und sich daher nicht gut 32mal nacheinander auf den Fuß treten lassen kann? — Wir haben immer ein Tröpfchen Wasser auf die Tischplatte gegossen und hielten die unterste Karte so darüber, daß das Wassertröpfchen ein klares Spiegelbild zurückwarf; dabei ist jedenfalls weniger riskiert.

Erich und **Paul** in **Leipzig.** Wir zweifeln nicht, daß die Kenntnis dieser neuerdings sehr in Aufnahme kommenden Weltsprache in mannigfacher Hinsicht zu statten kommen mag. — Hinsichtlich der zweiten Frage verweisen wir auf die Antwort an G. B. G. D. und C. H. in Br. S. 176 dieses Jahrganges. (Warum schreibt Ihr Beide denn so conventionell und steif? Dem „G. K." sind Briefe vertraulichen Tones, heitere und lustige weit lieber!) Gruß!

Wer von Euch, Kameraden! will eine Münze von Trajan, Antoninus Pius, Caracalla, Constantius und Cäsar und außerdem eine von Hanau aus dem Jahre 1670 und von Louis XVI. gegen Münzen aus dem Mittelalter oder von freien Städten vertauschen? Ich bin nämlich doppelter Besitzer der ersteren und suche letztere. Briefe direkt unter der Adresse: Heinrich Lohr, Saargemünd.

Hermann Klöpfer in **München** schickt soeben einen Eilboten mit der Meldung, daß Platows Universalausstellung inzwischen München verlassen hat. Er kann die Totenköpfe also leider nicht mehr besorgen. Er schreibt: „Sei so gut und drucke dies schleunigst, daß meine Kameraden nicht umsonst Geld ausgeben." Das ist recht hübsch gedacht. — Deinen Glückwunsch erwidern wir in herzlichster Weise.

Guter Kamerad! „Ich habe eine größere Anzahl russische statistische Marken zum Warenverkehr à 5 und 10 Kopeken. Es sind das nicht Briefmarken, sondern Marken, die beim Versenden von Gütern per Eisenbahn, aus Rußland nach Deutschland, auf die Frachtbriefe aufgeklebt werden. Diese Marken sind größer als alle mir bisher bekannten und entschieden sind sie zu den schönsten zu zählen. Für diese Marken möchte ich gern solche aus England, Spanien, China und Japan in Tausch nehmen und bitte meine Kameraden um direkte Angebote an Hans Gruschka in Beuthen O.-S., Gartenstraße."

O. L. in **Kirn.** Du möchtest gerne wissen, in welchem „Psalm" der Buchstabe „M" nicht vorkommt. Zur Lösung solcher kopfzerbrecherischen Aufgaben, lieber junger Freund, langt uns die Zeit nicht. Hat einer der Kameraden vielleicht davon Kenntnis? — Besten Dank für das humoristische Gedichtchen. Recht hübsch! Glückwunsch herzlich erwidert.

Hugo Straßburg in **Aachen.** Dank für die Beschreibung Deiner beiden Schnitzwerke. Wenn die Gelegenheit sich gibt, werden wir Deinen Kameraden gerne Mitteilung davon machen. — Unser Kamerad hat sich auch das Modell einer alten Römerbrücke zurechtgeschnitzt, den Angaben Cäsars (E. 4, Kap. 17.) folgend. Davon sollte Du uns Bild und Beschreibung zukommen lassen; wir glauben nicht zu irren, daß sich viele der Kameraden dafür sehr interessieren werden. Freundlichen Gruß!

Rudolf P. in **W.** Du könntest ernstlich böse werden? — Ach nee! —

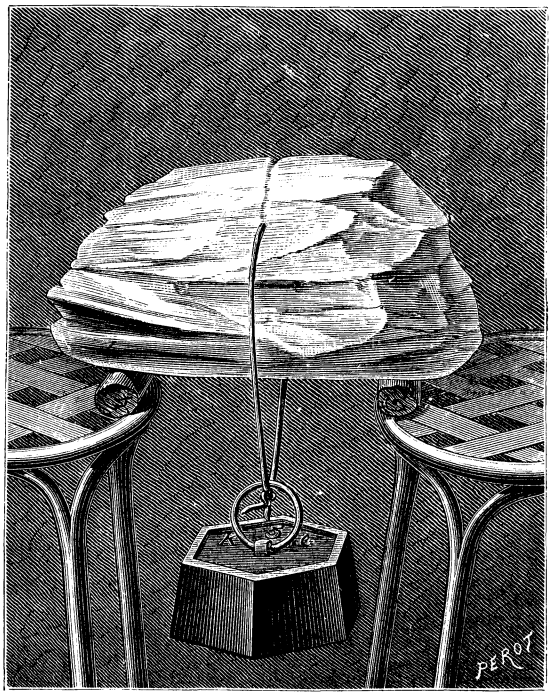
Const. R. in **Wüstenroth.** Du kommst nach Stuttgart? Weißt Du was? Sobald Du dann hier über einen freien Nachmittag verfügst, kletterst Du auf unseren Hasenberg, besteigst den dort befindlichen Aussichtsturm und siehst Dir die daselbst aufgestellte Aeolsharfe originaliter an.

G. St. in **Kempten.** Suche Dir W. Spemanns Schatzkästlein des Guten Rates zu verschaffen und schlage die „Berufswahl" auf. Darin findest Du alle Deine Fragen beantwortet.

S. L. in **Bremen.** Wer war denn der böse Geist, der Dir dieses Rätsel eingeflüstert hat? Klebe Deine „Briefmarke" mäuschenstill in Dein Album und glaubst Du wieder Aehnliches hören zu sollen, halte schleunigst Deine beiden Ohren zu.

Willi S. in **Gernsbach.** Kurzer Leitfaden zum Präparieren von Vogelbälgen, zum Konservieren und Ausstopfen der Vögel von Wilhelm Meves. Preis 60 Pf. Verlag von W. Schlüter, Halle a. Saale. — Du schreibst, Du seiest ein eifriger Leser des „G. K."? Dann müßtest Du von diesem Büchlein doch schon etwas gelesen haben; wir haben es wiederholt genannt. Gruß freundlich erwidert.

Lieber guter Kamerad! Bitte, teile meinen Kameraden mit, daß ich Briefmarken umtauschen möchte. Ich habe noch nicht gar lange eine Briefmarkensammlung angefangen und habe deshalb noch nicht viele seltene. (Doch einige Aegypten, Indien 2c.) Briefe bitte direkt an mich zu schicken. Mit freundlichem Gruß an Dich und alle Kameraden Theodor Krauß, Heilbronn, Weinsbergerstr. 11.



Das Wiederzusammenfrieren durchschnittenen Eises.

E. Meister in **Stettin.** Der „G. K." soll Dir mitteilen, auf welche Weise der Katalog einer Münzensammlung angelegt wird. Gut! Man beginnt fast immer mit den antiken Münzen und schreitet dann fort zu den mittelalterlichen und neueren. Entweder trennt man die Medaillen ganz von den Kursmünzen und gibt ihnen einen eigenen Katalog, oder fügt dieselben jeweilig unten an die betreffende Serie der Münzen an. Die Reihenfolge ist ungefähr die folgende: Antike M. Griechischer Cyklus: Griechenland, Makedonien, Kleinasien, Aegypten, griechische Kolonien in Italien 2c., barbarische Gepräge. Römischer Cyklus: Römische Konsularmünzen, römische Kaisermünzen und Münzen der römischen Besitzungen. Mittelalterliche Münzen: Frühmittelalter: Byzantine, Perser, Araber 2c. Mittelalter: Brakteaten und Halbbrakteaten. Neuzeit-Renaissance. Neuzeit XVII—XVIII. Neuzeit. Moderne Münzen. Bei den mittelalterlichen und neueren Münzen, wie bei den antiken, wird, will man die Katalogisierung eingehend machen, jedes Stück in folgender Weise notiert: Nummer, Metall, Vorderseite, Rückseite, Erhaltung, Fundort, Preis, Bemerkungen. Bei einzelnen Rubriken, wie Metall, Erhaltung 2c. wendet man gewöhnlich Abkürzungen an, wie: Metall: AV = Gold, AR = Silber, B = Bronze, 2c. Erhaltung: G = Gut, SG = Sehr gut, 2c. Wo Du einige Deiner Münzen bestimmen lassen könntest? Schicke sie uns als Wertbrief ein! Einer unserer Herren Mitarbeiter hat sich in liebenswürdigster Weise hierzu bereit erklärt. Anderenfalls wende Dich an den Konservator eines Münzkabinettes.

Aus Basel erhält der „G. K." wieder einmal das Schreiben einer Kamerädin. „Obschon ich eine solche bin," versichert sie uns, „so lese ich Dich doch überaus gerne, besonders ‚Unter Korsaren'. Gewiß findet Matthias seinen verloren geglaubten Vetter Johannes wieder?" (Hat sich inzwischen, wie vorausgesagt, bereits zugetragen. Wir bewundern Deinen Scharfsinn.) „Letzthin," schreibt unsere Kamerädin weiter, „fiel mir beim Lesen der Antworten des ‚G. K.' ein Akrostichon in die Augen; ich versuchte, ein solches nachzubilden. Ich bitte Dich freundlich, es durchzulesen, und wenn Du es nicht gar zu schlecht findest, ihm auch ein Plätzchen zu gewähren: Es heißt so:

„Was ist der echte Reichtum?
Ist es Geld und Gut? Nein!
Liebe ist es und ein gottesfürchtig
Herz, o Mutter
Erde, gar viele deiner Kinder
Leben nur fürs Geld. Vom
Mammon werden sie beherrscht.
Thoren, die ihr seid, trachtet am
Ersten nach der Zufriedenheit,
Lebt, um zu helfen und zu trösten!
Laßt uns den Nebenmenschen lieben! —"

Wie du siehst, recht gern! Hoffend, daß das nächste der Form nach noch etwas besser werden wird, nicht wahr? Deinen Gruß erwidert der „G. K." in ebenso herzlicher Weise.

Alfred B. in **W.** wird von mehreren Kameraden um Antwort auf ihre Briefe gebeten. (Hat wahrscheinlich sehr viele bekommen und kann sie nicht alle auf einmal beantworten. Ist dem nicht so?)

H. K. in **Eisenach.** Die Ausbildung des Chemikers vollzieht sich gewöhnlich durch vollständige Absolvierung eines Realgymnasiums oder besser eines Gymnasiums. Man thut das, um sich für später den immerhin möglichen Eintritt in den Staatsdienst u. a. zu sichern. Daran schließt sich ein etwa achtsemestrisches Universitätsstudium. Außer den speziell chemischen Fächern hört hier der Studierende Physik und Mineralogie, denen sich je nach Neigung Geologie, Botanik, Zoologie, Hygieine u. s. w. anschließen. Daneben läuft von Anfang an das praktische Arbeiten im chemischen Laboratorium. Vielfach werden außerdem noch kürzere praktische Kurse im physikalischen, mineralogischen oder botanischen Laboratorium absolviert. Für diejenigen Studierenden, welche sich später der chemischen Technik widmen wollen, empfiehlt es sich, die ersten Semester ihrer Studienzeit auf einer technischen Hochschule zu verbringen, um daselbst neben den naturwissenschaftlichen Fächern einige technische Disziplinen, wie Maschinenlehre, Anfangsgründe der Baukunde u. dergl. zu hören. Eine staatliche Prüfung für Chemiker gibt es bis jetzt noch nicht. Der größte Teil der Chemiker pflegt nach beendigter Studienzeit das Doktorexamen zu machen. Näheres in W. Spemanns Schatzkästlein.

Otto Hake in **Helmstedt, Georgenstraße 6,** schreibt: „Ich bitte Dich, die anderen Kameraden aufzufordern, mit mir Siegel, Stempel, Münzen, Käfer und Schmetterlinge zu tauschen, denn ich habe eine Unmenge von Dubletten. Auch würde ich sehr gerne Pflanzen, Steine und Versteinerungen gegen obige Sachen eintauschen. Auch an Briefmarken besitze ich viel Doppeltes." — Deckgläser erhältst Du bei jedem Optiker, der sich auch mit dem Verkauf von Mikroskopen befaßt. Das Dutzend kostet etwa 50 Pfennig. Freundlichen Gruß.

Liebe Kameraden! Ich habe eine Markensammlung, aber erst sehr wenige. Es werden nun viele unter Euch sein, welche Marken im Ueberfluß haben und vielleicht gern einem an Marken so armen Kameraden, wie ich, einige zukommen lassen. Darum, liebe Kameraden, wenn einer ein großes Herz hat und mir einige schicken will, so sage ich schon jetzt meinen herzlichsten Dank. Mit kameradschaftlichem Gruße Euer Gustav Müller. Briefe: postlagernd Mannheim (Bahnpost).

F. K. in **B.** Dank für die selbstgemachte Zauberbüchse. Soll bald daran kommen. Freundlichen Gruß!

P. M. in **G. 180.** Wenn Du wirklich „dreijähriger" Abonnent des „G. K." bist, so hättest Du inzwischen sicherlich finden müssen, daß Deine Frage wiederholt beantwortet ist. Oder willst Du nur ein wenig mit uns „schäkern?" Nun sei's drum! Schlage S. 112 dieses Jahrganges auf, dritte Spalte, unter „Peter Sch. in Jena", da findest Du das Gewünschte.

Willi F. in **Berlin.** Das Absterben der Goldfische in Glasbehältern soll man dadurch verhüten, indem man einige Dutzend Pflänzchen von Wasserlinsen, die man auf jedem stehenden Wasser findet (jetzt freilich nur schwer zu bekommen), in die Gefäße bringt.

K. St. in **Jena.** So, die Zaubervorstellung ist ganz famos gelungen? Bravo! möchten auch dabei gewesen sein. — Wer der Schutzpatron der Zimmerleute ist? Der heilige Joseph! — Senden gleichfalls kräftiges Prosit!

Heinrich F. in **W.** Wir haben uns Deine Wünsche bemerkt und werden denselben, so gut Raum und Verhältnisse es gestatten, gerne Rechnung tragen.

Alois St. in **Grenzendorf.** Herzlichen Dank für diese hübsche Arbeit. Leider für diese Weihnachten zu spät geworden; werden aber für die kommenden recht gerne daran denken. Freundlichen Gruß.

Ein neuer Bücherfeind

hat sich nach einem Berichte der „Stett. Entom.-Ztg." entpuppt. Es ist dies der kleine Zuckergast (Lepisma saccharina). So wurde z. B. das Tierchen in Boston in einer geologischen Sammlung angetroffen, wo es durch Zerfressen der Etiketten bedeutenden Schaden anrichtete. Da die älteren, aus gewöhnlichem Schreibpapier bestehenden Etiketten nicht angegriffen waren, sondern bloß neue aus Kartonpapier, so stellte sich heraus, daß der Stärkeüberzug der letzteren die Lockspeise gebildet hatte. Diese Beobachtung ist deshalb interessant, weil das Anobium, ein kleiner, in allen Museen und Bibliotheken gefürchteter Käfer, Stärke nicht liebt, so daß die Bücher durch Verwendung reinen Stärkekleisters beim Binden vor ihm zu schützen sind. Der neue Feind dagegen wird durch Stärke besonders angelockt und hat sich infolgedessen auch schon in Bibliotheken eingestellt, wo er Bücherrücken beschädigt; in England wurden sogar Kupferstiche von ihm zerstört, ebendaselbst als auch in Neu-Süd-Wales und Boston griff das kleine Insekt Regierungsurkunden und Briefe an, die lose in den Archiven herumlagen. In den Wohnungen wurde es zerstörend an gestärkten Kleidungsstücken, Seide, Musselinvorhängen und Papiertapeten bemerkt. Glücklicherweise hat sich als ein ebenso einfaches wie sicheres Gegenmittel Insektenpulver erprobt, welches unter den Kleister gemischt oder in die seidenen Kleider gestreut wird, die von dem schlimmen Insekt angegriffen sind; außerdem werden fest zusammengelegte Papiere von letzterem nicht berührt.

An unsere Knaben.

Klar sei der Kopf, das Herz schlag warm,
Und fest wie Stahl sei Mut und Arm;
Klein schon zeig' jeder, was er kann,
Denn wie der Knabe, so der Mann.

Rektor Jäger.

Unter den Menschenfressern von Neuseeland.

Am 3. Mai 1772 kamen die Schiffe „Mascarin" und „Castries", welche der französischen ostindischen Compagnie gehörten, nach Van Diemensland bestimmt waren und von Kapitän Marion befehligt wurden, in Sicht der Inselbai, welche an der Küste von Neuseeland, in der Nähe des von dem Weltumsegler Cook entdeckten und benannten Kaps Brett*) liegt. Der Lieutenant Crozet, welcher eine Aufzeichnung über die Erlebnisse dieser beiden Schiffe hinterlassen hat, sagt: Als wir noch ungefähr zwei Seemeilen von Kap Brett entfernt waren, kamen uns drei Periaguas (Kähne) entgegen. Der Wind war flau, die See ruhig; eine der Periaguas, von neun Insulanern bemannt, näherte sich unserem Fahrzeug, und wir verlockten sie durch freundliche Zeichen und kleine Geschenke, an Bord zu kommen. Als sie an der Schiffsseite heraufkletterten, schienen sie nicht ganz frei von Furcht zu sein. Wir nahmen sie in die Kajüte und boten ihnen etwas Brot an, aber geistige Getränke nahmen sie nur mit sichtlichem Widerwillen; dagegen ließen sie sich mit vielem Vergnügen in Hemden und kurze Hosen kleiden und zeigten sich noch erpichter auf die Aexte, Meißel und andere Werkzeuge, die wir ihnen wiesen und mit deren Gebrauch sie sich bekannt zeigten. Wir beschenkten sie mit einigen derartigen Werkzeugen, und sie schieden, ganz entzückt von ihrer Aufnahme. Sobald sie jedoch eine Strecke weit vom Schiff hinweggerudert waren, sahen wir, wie sie sich ihrer Hemden und Beinkleider wieder entledigten und ihre vorige Tracht annahmen. Dann stießen sie zu den beiden anderen Periaguas und schienen die Wilden in denselben zu bereden, daß diese ebenfalls zu uns an Bord kommen und uns besichtigen sollten. Dies thaten diese ohne Angst oder Mißtrauen, und wir beschenkten sie mit Schiffszwieback und einigen Kleinigkeiten.

Am Abend steigerte sich der Wind und die Periaguas schieden; aber fünf oder sechs Eingeborene wollten bei uns an Bord bleiben, teilten unser Abendbrot und ließen sich unsere Gerichte trefflich munden, lehnten aber Wein und Branntwein ab. Sie schliefen gesund und ohne Mißtrauen in Betten, die man ihnen in der großen Kajüte herrichtete. Unter ihnen war ihr Häuptling Takuri, der jedesmal große Angst zeigte, wenn das Schiff in einiger Entfernung von der Küste auf den Wogen stieg.

Am 12. Mai war das Wetter sehr schön, und der Kommandant sandte eine Abteilung aus, um Zelte auf einer Insel Namens Motu-Aro aufzuschlagen, wo es Holz und Wasser im Ueberfluß und vor derselben einen guten Ankergrund für die Schiffe gab. Hier wurden die Kranken unter geeigneter Bewachung untergebracht.

Kaum waren wir vor Anker gegangen, so wurden wir von

Neuseeländer mit Keule und Speer.

*) Nordostküste unter 35° südlicher Breite und 194° östlicher Länge von Ferro.

einem ganzen Geschwader von Kähnen umgeben, welche mit Fischen beladen waren. Wir konnten aber den Wilden nichts verständlich machen, bis mir zufällig einfiel, daß wir ein von Bougainville aufgesetztes tahitisches Wörterbuch bei uns hatten und ich zu meinem Erstaunen fand, daß die Eingeborenen diese Worte verstanden, weil ihre Sprache beinahe identisch war mit derjenigen der Bewohner der Insel Tahiti, obschon diese über 600 Seemeilen von der Küste von Neuseeland entfernt liegt. Am Abend verließen uns die Periaguas und ließen acht oder zehn Wilde an Bord zurück, welche die Nacht im herzlichsten Einvernehmen mit uns verbrachten.

Am folgenden Tage kehrte eine gleich große Anzahl von Kähnen mit den Wilden und ihren Töchtern zurück und brachte uns eine große Menge Fische, die sie gegen Glasperlen und Nägel vertauschten. Im Anfang unseres Tauschverkehrs begnügten sie sich mit alten Nägeln von zwei bis drei Zoll Länge; später wurden sie jedoch anspruchsvoller und wollten nur solche von vier bis fünf Zoll Länge annehmen. Sobald sie sich ein Stückchen Eisen erworben hatten, brachten sie es einem Matrosen, daß er es auf dem Schleifstein zuspitze und eine Art Meißel daraus mache; sie behielten immer etliche Fische zurück, um ihn für diesen Dienst zu bezahlen. Allmählich wimmelten unsere beiden Schiffe von ihnen; sie waren aber sehr freundlich und sogar liebkosend und kannten bald alle Offiziere mit Namen. Wir empfingen in der großen Kajüte die Häuptlinge mit ihren Weibern und Töchtern, die alle an ihrem Kopfputz von Federn zu erkennen waren. Die verheirateten Weiber trugen zum Unterschiede eine Zierat von Binsengeflecht auf dem Kopfe, die jungen Mädchen aber ließen ihr Haar vollkommen frei ohne Netz oder Binde über den Nacken hinunterfallen, und die Wilden selbst machten uns mit diesem Unterschiede bekannt, um ihren verheirateten Frauen die geeignete Achtung zu sichern.

Einige Tage später gingen wir auf ihre dringende Einladung ans Land und erreichten zuerst einen Punkt der Bai, wo wir ungefähr zwanzig Dörfer, je von 200—400 Einwohnern, zählen konnten. Sobald wir landeten, kam uns die ganze Kolonie, Männer, Weiber und Kinder, entgegen. Einige Tage nach unserer Ankunft in der Bai fand Herr Marion, als er Bäume suchte, welche zum Ersatz der Masten des „Castries" tauglich waren, zwei Meilen landein einen prächtigen Cedernwald, und zwei Drittel unserer Mannschaft machte sich mit Aexten, Sägen und anderen erforderlichen Werkzeugen auf, um nicht nur die nötigen Bäume zu fällen, sondern auch die Pfade auf drei Hügeln zu bahnen, um die Bäume an den Strand schaffen zu können.

Wir errichteten Signalstangen und andere Verkehrsmittel auf dem unserer Werkstätte zunächst gelegenen Teile des Strandes und unsere Schiffe schickten täglich ihre Schaluppen mit Lebensmitteln für die Arbeiter herüber. Die Wilden waren immer bei uns, entweder auf einer unserer Stationen oder an Bord, und versahen uns im Tausch gegen Nägel mit Fischen, Wildenten, Tauben und Obst; sie teilten die Mahlzeiten unserer Matrosen und halfen diesen bei ihrer Arbeit. Von den Liebkosungen der Wilden gewonnen, durchstreiften unsere jungen Leute täglich die Umgegend und machten Jagdausflüge nach dem Binnenlande nach Wildenten, begleitet von den Eingeborenen, welche unsere Beute wie Kinder auf den Schultern über Sümpfe und Flüsse trugen. Manchmal drangen sie sogar in die größeren Dörfer im Innern ein, wo sie einzelne Eingeborene von viel weißerer Hautfarbe fanden, als die an der Küste wohnenden.

Trotz dieser Anzeichen von gutem Einverständnis und Austausch von Freundschaftsdiensten waren wir anfangs doch immer etwas auf unserer Hut und ließen unsere Boote nur immer mit wohlbewaffneter Mannschaft ans Land und auch die Eingeborenen nicht eher an Bord kommen, als bis sie ihre Waffen abgelegt hatten. Allein der längere friedliche Verkehr schläferte endlich unsere Vorsicht ein und unser Vertrauen wuchs so, daß wir die Schaluppen und Kähne unbewaffnet ans Land schickten. Wir wußten damals noch nicht, daß der große englische Weltumsegler Cook zuvor dieses Land besucht, erforscht und gefunden hatte, daß dessen Einwohner Menschenfresser seien, und daß er gerade an dieser Bucht, wo wir uns in vollkommenster Sicherheit wähnten, knapp dem Tode entgangen war.

Kapitän Marion überließ sich dem vollkommensten Vertrauen und verkehrte am liebsten mit den Eingeborenen; war er an Bord, so war seine Kajüte immer voll von ihnen; er nahm sie freundlich auf, überhäufte sie mit Geschenken und machte sich ihnen mit Hilfe des tahitischen Wörterbuches verständlich. Die Wilden ihrerseits begriffen vollkommen, daß Kapitän Marion der Oberbefehlshaber der beiden Schiffe war; sie brachten ihm jeden Tag einen prächtigen Steinbutt, da sie wußten, daß er ein großer Liebhaber von Fischen war. Wenn er ans Land ging, begleiteten ihn alle Wilden in festlichem Zuge und unter lauten Freudenbezeigungen; die Weiber, die Mädchen und sogar die Kinder überhäuften ihn mit Liebkosungen und nannten ihn alle beim Namen. Takuri, der Häuptling des größten einheimischen Dorfes, hatte seinen Sohn, einen Jungen von ungefähr vierzehn Jahren, den er sehr zu lieben schien, an Bord gebracht und über Nacht dagelassen. Drei von Herrn Marions Sklaven waren in einer Periagua flüchtig geworden, welche beim Landen umschlug; Takuri gab dieselben zurück. Ein Wilder war eines Tags durch eine Stückpforte der Backbordseite eingestiegen und hatte einen Säbel gestohlen, war aber entdeckt worden; wir ließen ihn an Bord kommen und zeigten sein Vergehen dem Häuptling an, welcher ihn tüchtig ausschalt und von uns verlangte, wir sollten ihn in Eisen legen, wie wir es mit unseren widerspenstigen Matrosen thaten; aber wir entließen den Burschen ungestraft.

Nach so vielen Beweisen von Vertrauen, Freundlichkeit und Freundschaft kann es nicht befremden, daß wir das blindeste Vertrauen in die Neuseeländer setzten; beinahe alle Offiziere hatten besondere Freunde unter ihnen, welche uns überall auf Schritt und Tritt begleiteten.

Am 8. Juni war Herr Marion ans Land gegangen, wie gewöhnlich in Begleitung einer Schar von Wilden, und war mit noch lauteren und beeiferteren Freundschaftsbezeigungen als sonst empfangen worden. Die eingeborenen Häuptlinge versammelten sich und beschlossen einstimmig, ihn als Oberherrn des Landes anzuerkennen und steckten ihm als deutliches Zeichen seines hohen Ranges vier weiße Federn auf dem Scheitel ins Haar. Zufriedener als jemals mit seinen freundlichen Wilden kehrte Herr Marion an Bord zurück.

Gleichzeitig erhielt ich den Besuch eines jungen Wilden, dem ich sehr gewogen war, der mich täglich besuchte und mir die aufrichtigste Anhänglichkeit erwies. Er war ein hübscher, wohlgebauter junger Mann mit angenehmen Zügen und beinahe immer lächelnder Miene; an diesem Tage aber war er so ernst und bekümmert, wie

ich ihn niemals zuvor gesehen hatte. Er brachte mir als Geschenk einige Waffen, Werkzeuge und Zieraten von sehr schönem Nephrit (Nierenstein), welche ich mir schon länger erwünscht hatte. Ich wollte ihm als Gegengeschenk einige eiserne Werkzeuge und rote Taschentücher reichen, welche er aber artig mit einem wehmütigen Kopfschütteln ablehnte. Auch einige Speisen, die ich ihm anbot, schlug er aus, immer mit derselben langsamen und kummervollen Gebärde. Dann heftete er auf mich einen Blick voll unaussprechlichen Kummers — einen Blick, welcher ein ewiges Lebewohl auszudrücken schien, und entfernte sich schnell. Ich sah ihn niemals wieder. In ähnlicher Weise verschwanden auch einige andere Eingeborene, welche mit meinen Kameraden unter den Offizieren befreundet und gewohnt gewesen waren, diese täglich zu besuchen.

Am 12. Juni landete Herr Marion in seinem Boot mit zwölf Matrosen, begleitet von zwei jungen Offizieren, dem Lieutenant de Vaudricourt, dem Freiwilligen Le Houx und dem Zeugmeister des Schiffes — im ganzen siebzehn Personen. Takuri, noch ein Häuptling und fünf oder sechs Wilde, welche zufällig an Bord waren, begleiteten unseren Kommandanten, welcher sich an einem Festmahl von Fischen und Austern in der Nähe von Takuris Dorf für eine Weile gütlich thun wollte.

Am Abend kehrte Herr Marion nicht zurück, um an Bord zu schlafen; allein unser Vertrauen in die Gastfreundschaft der Wilden war so groß, daß dies uns gar nicht beunruhigte. Wir nahmen nun an, Herr Marion und seine Begleiter haben in unseren Zelten am Strande geschlafen, weil ersterer am Morgen die Bemastung des „Castries“ besichtigen wollte.

Am folgenden Tage, dem 13. Juni, um 5 Uhr morgens sandte der „Castries“ seine Schaluppe ans Land, um Wasser und Brennholz für den Tagesbedarf zu holen. Um neun Uhr bemerkten wir einen Mann, welcher gegen die Schiffe heranschwamm, und schickten ihm sogleich ein Boot zu Hilfe; es war einer von den Matrosen, welche am Morgen in der Schaluppe des „Castries“ ans Land gegangen waren. Er hatte zwei Lanzenstiche in der Seite und kam mehr tot als lebendig an Bord, wo er erzählte: Die Eingeborenen haben sich ohne Waffen und mit ihren gewöhnlichen Freuden- und Freundschaftsbezeigungen am Strande versammelt. Kaum aber hatten wir uns in verschiedenen Richtungen zerstreut, um uns unsere Ladungen Holz zu holen, so fielen die Neuseeländer, mit Aexten, Keulen und Speeren bewaffnet, ihrer acht oder zehn auf jeden Matrosen, wütend über uns her. Mich griffen anfangs nur drei an, deren ich mich so gut wie möglich erwehrte, und ich erhielt zwei Lanzenstiche, aber bald sah ich auch einige weitere bewaffnete Wilde auf mich eindringen und da ich nahe beim Strande war, ergriff ich die Flucht und verbarg mich im Gebüsch. Von meinem Versteck aus sah ich nun, wie meine unglücklichen Gefährten erschlagen wurden,

Die auf Neuseeland übliche Art der Tättowierung.

worauf sie von den verräterischen Wilden entkleidet und ausgeplündert, ihnen die Bäuche aufgeschnitten und die Leichen in Stücke gehauen wurden. Als ich sie ganz in ihre abscheuliche Arbeit vertieft glaubte, stürzte ich mich ins Meer, um schwimmend eines unserer Schiffe zu erreichen.

Die Schilderung dieser furchtbaren Katastrophe versetzte die ganze Mannschaft in die größte Bestürzung, denn wir konnten nun nicht mehr bezweifeln, daß Herr Marion und seine sechzehn Begleiter demselben Schicksal verfallen seien, wie die elf Matrosen in der Schaluppe.

Die an Bord zurückgebliebenen Offiziere der beiden Schiffe versammelten sich nun, um sich über die Mittel zur Rettung der drei Partien zu beraten, welche wir noch am Lande hatten. Zunächst wurde die Schaluppe des „Mascarin“ mit einem Offizier und einer Abteilung Soldaten abgeschickt mit dem Befehl, der Küste entlang nach irgend welchen Spuren von Herrn Marion und der Schaluppe zu forschen; sodann aber hatte er den direkten Auftrag, alle Partien zu warnen und sich zuerst nach dem unserer Werkstätte zunächst gelegenen Landungsplatz zu begeben, um dieser Abteilung, unserer wichtigsten und zahlreichsten, Beistand zu leisten. Der Offizier sah unterwegs die Schaluppe des „Castries“ und Herrn Marions Boot dicht bei Takuris Dorf auf den Strand gezogen, umgeben von Wilden, welche mit Aexten, Säbeln und Gewehren bewaffnet waren, die sie in den beiden Booten nach dem Niedermetzeln der Mannschaft gefunden hatten. Der Offizier hielt sich aber hier nicht auf, denn er fürchtete, nicht mehr rechtzeitig nach der Stelle zu kommen, wo die beiden Masten gezimmert wurden; er hielt es für das beste, die empfangenen Befehle buchstäblich zu befolgen.

Ich stand etwa um zwei Uhr nachmittags auf dem Hügel und überwachte die Hinwegschaffung der Masten, als ich eine Abteilung in guter Ordnung mit aufgepflanzten Bajonetten heranmarschieren sah, die ich schon aus der Entfernung an ihrem Glanze nicht für die gewöhnlichen Waffen der Schiffe erkannte. Das Herz pochte mir gewaltig, denn ich erriet augenblicklich, daß diese Abteilung bestimmt war, uns irgend einen Unfall zu verkündigen. Um die Arbeiter nicht zu erschrecken, rief ich ihnen, sobald der an der Spitze marschierende Sergeant in Hörweite war, „Halt“ zu und ging ihm entgegen, um allein die Botschaft in Empfang zu nehmen. Als ich sodann seinen Bericht gehört hatte, verbot ich ihm, mit den Leuten zu sprechen, führte sie zu meiner Mannschaft und befahl dieser, sogleich die Arbeit einzustellen und ihre Waffen und Werkzeuge zu sammeln. Auf meinen Befehl luden sie ihre Gewehre, und die Matrosen verteilten unter sich alles, was sie tragen konnten; der Rest wurde in einem Loch inmitten einer unserer Hütten vergraben und diese dann angezündet, um die Gegenstände unter Asche und Trümmer zu legen.

Unsere Mannschaft wußte noch nichts von dem Unfall, welcher ihren Kommandanten und ihre Gefährten betroffen hatte, und durfte es auch noch nicht erfahren, um ihre ganze Kaltblütigkeit zu bewahren, damit wir uns aus unserer kritischen Lage ziehen konnten. Wir waren von bewaff-

neten Wilden umgeben, welche in Scharen die benachbarten Höhen besetzt hatten und uns stillschweigend beobachteten und die ich erst bemerkt hatte, seit die Abteilung unter dem Sergeanten angekommen und mir dessen Bericht erstattet worden war.

Ich teilte nun meine kleine Compagnie in zwei Züge, welche durch die mit Gewehren bewaffneten Matrosen verstärkt wurden; der eine marschierte unter dem Sergeanten voraus, der andere bildete unter meinem persönlichen Befehl den Nachtrab; in die Mitte nahmen wir die Matrosen, welche mit den Werkzeugen und anderen Artikeln beladen waren. So traten wir denn etwa sechzig Mann stark den Rückweg an, kamen in guter Ordnung und schweigend an mehreren Haufen Eingeborener vorüber, deren Häuptlinge die unheimlichen Worte: „Takuri mate Marion“ (Takuri erschlug Marion) wiederholten. Diese Häuptlinge wollten uns offenbar erschrecken und einschüchtern und sich dann unseren Schrecken zu nutze machen und uns niederhauen, denn bei ihnen herrschte der Brauch, im Kampfe alles verloren zu geben, wenn der Anführer gefallen ist. (Schluß folgt.)

Friedrich der Große und Doktor Gall.

Der Ruhm Friedrichs des Großen erfüllte bereits die Welt, so daß jeder, der nach Berlin kam, sich vor allem bemühte, den Helden des Jahrhunderts zu sehen, und wem es gar möglich war, bei Hofe Zutritt zu erhalten, schätzte sich glücklich.

Einst hatte der König die Abhaltung eines Hoffestes in Potsdam befohlen. Selbstverständlich drängte sich alles, was Rang und Namen hatte, zur Teilnahme an demselben herbei, um dem großen Könige seine Huldigung darzubringen. So befand sich mancher unter den Gästen, den der hohe Gastgeber noch nicht persönlich kannte, wie dies z. B. auch bei einem hoch aufgewachsenen, starkknochigen Herrn mit hoher Stirn und überhaupt einem interessanten Kopfe, wodurch er dem Könige besonders auffiel, der Fall war. Friedrich sah ihn scharf an und suchte in der Erinnerung nach dem Fremden; doch vergebens. Er rief daher den Hausmarschall zu sich und verlangte Aufklärung.

„Marschall,“ sagte er, „wer ist der große, schwarzgekleidete Herr da drüben am Fenster?“

„Majestät,“ antwortete der Gefragte, „es ist der berühmte Doktor Gall, der die bekannte Schädellehre erfunden und verbreitet hat.“

„Ah so, Gall!“ sagte der König. „Ich werde mich persönlich davon überzeugen, was an der Sache ist und ob er seinen Ruf mit Recht genießt. Gehen Sie hin und laden Sie ihn in meinem Namen ein, morgen an unserer Tafel teilzunehmen.“

Der Befehl ward ausgeführt; am anderen Abend saß der Doktor Gall an der wohlbesetzten Tafel des Königs und mit ihm etwa ein Dutzend ihm unbekannter Herren in feinster Toilette und mit Orden reich dekoriert, jedoch einige davon von

Waffen und Geräte der Neuseeländer. 1 Patú, Keule und Speer; 2 Hani, Hoheitszeichen der Häuptlinge; 3 Merai (Keule aus Nephrit; 4 Merai (Keule) aus Walfischknochen.

etwas sonderbarem Benehmen und ziemlich eckigen Bewegungen.

Kurz nach Eröffnung der Tafel wandte sich Friedrich der Große an Gall und sprach:

„Nun, lieber Doktor, wollen Sie wohl die Güte haben und mir einmal eine Probe Ihrer Kunst geben? Betrachten und beobachten Sie die hier anwesenden Herren und machen Sie von ihrem äußeren Knochenbau auf ihre mutmaßlichen Eigenschaften Ihren Schluß.“

Gall, dem des Königs Wunsch Befehl war, erhob sich und begann sofort bei seinem nächsten Nachbar seine wissenschaftlichen Untersuchungen. Er betastete ihn sorgfältig, besonders den Schädel, betrachtete den „brünetten Mann“ von stattlichem Aeußeren gleichfalls mit großer Aufmerksamkeit und war, als er seine Untersuchungen für abgeschlossen erklärte, sichtlich in Verlegenheit.

„Sprechen Sie frei heraus, Doktor!“ rief der König.

„Exzellenz scheinen sich auf Schlachtfeldern zu Hause zu fühlen. Die Schädelknochen bekunden eine große Vorliebe für die Klinge, für Pulver und Blei; entschieden eine kriegerische, energische Natur, die vor keinem Wagnis leicht zurückschreckt.“

Der König lächelte und nickte. Gall wendete sich zu einem anderen. Es war dies ein junger Mann mit lebhaftem Auge und von etwas kühnem Aeußern.

Nach kurzer Fixierung des Herrn und einigen Griffen am Schädel sprach der Doktor bestürzt: „Mein Herr, Sie müssen außerordentlich begabt sein für eine gewisse körperliche, große Geschicklichkeit erfordernde Bewegung, namentlich der Sinn für . . . für . . .“

„Nun? Nur dreist heraus damit!“ rief der König ungeduldig.

„. . . für Aneignung fremder Güter erscheint bei Ihnen staunenswert ausgebildet!“ platzte Doktor Gall ängstlich heraus.

Lachend sprach der König: „Gut, lieber Doktor, hören Sie auf, Sie haben alles richtig getroffen; was man mir von Ihrer Kunst gesagt hat, war nicht übertrieben; Sie haben meine Erwartung glänzend gerechtfertigt. Sehen Sie, Ihr Nachbar da zur Linken, den Sie zuerst untersuchten, ist ein niederträchtiger Räuber und Meuchelmörder, der zu lebenslänglichem Zuchthaus verdammt ist; der andere ist der ausgefeimteste Spitzbube, der erste und berüchtigste Taschendieb der ganzen Monarchie.“

Auf ein Zeichen des Königs öffneten sich die Thüren des Speisezimmers.

„Die Herren wünschen sich in ihre Appartements zurückzuziehen und dort allein zu sein,“ sprach der König ironisch.

Darauf wurden sie sämtlich unter Militärbekleidung abgeführt. An den Doktor Gall gewandt, aber sagte der König:

„Verzeihen Sie, daß ich Sie auf die Probe gestellt habe; Sie haben dieselbe vortrefflich bestanden. Sie haben Schulter an Schulter mit den größten Verbrechern Preußens diniert. Aber nun sehen Sie auch einmal zu, ob Ihnen nichts abhanden gekommen ist.“

Gall fuhr in seine Taschen. Und richtig, es fehlten ihm Taschentuch, Börse Tabaksdose, ja sogar seine Brillantknöpfe waren verschwunden.

Friedrich der Große entließ den berühmten Schädellehrer huldvoll. Anderen Tages wurde ihm durch einen königlichen Diener sein gestohlenes Eigentum wieder zugestellt, ja der König hatte noch eine mit Edelsteinen gefüllte Dose von unschätzbarem Werte für ihn zur Erinnerung beigefügt.

Winterspaziergänge.

1. Gefiederte Begleiter.

Durch die Straßen unseres Heimatdorfes der freien winterlichen Natur entgegenschreitend, sehen wir uns sogleich von kleinen gefiederten Begleitern umgeben. Sperlinge, Haubenlerchen und Goldammern sind's, die, von Hunger getrieben, die verschneiten Fluren verließen und sich in die Nähe menschlicher Wohnungen flüchteten. Hier hüpfen sie, gesang- und freudlos, nur auf Fristung ihres Daseins bedacht, auf den Straßen und Düngerhaufen, auf den Höfen und vor den Scheunenthoren umher, emsig nach einem verlorenen Körnchen suchend. Sonst so scheu und ängstlich, fliegen jetzt die Tierchen bei unserer Annäherung kaum einen Schritt zur Seite, blicken uns auch wohl mit traurigen Aeuglein an, als wollten sie sagen: Ach, erbarmt euch unserer Not!" Der Spatz pustet sein braunes Züchtlingsjäckchen ordentlich auf, damit es ihm besser Schutz gewähre; die Haubenlerche trippelt in ihrem grauen Federkleidchen und mit dem zierlichen Kopfputz so emsig umher, als wollte sie sich warm laufen; und die Goldammer in ihrem schönen goldgelben Kleidchen scheut sich nicht, in die offenen Hausgänge zu flattern, wo sie leider der Nachstellung listiger Dorfknaben zum Opfer fällt; denn Getreidekörner waren als Lockmittel in jene Hausgänge gestreut, und plötzlich schließt sich die mittels eines Bindfadens zugezogene Hausthür vor dem aufflatternden, gefangenen Vöglein. Aber nicht alle Dorfknaben treiben solch hinterlistiges Spiel; wir kommen an mehreren Stellen auf Plätzen und in Gärten vorüber, wo mildherzige Knaben den Schnee zur Seite gescharrt und Brotkrumen, Kartoffelstückchen, Talgstücke, Hanfkörner und andere Sämereien für die hungrigen Vöglein ausgestreut haben.

Unter den lustig pickenden Gästen, welche sich an einem dieser Futterplätze einstellen, fällt uns ein sperlingsgroßer Vogel durch sein prächtiges Federkleidchen auf: schön rötlichbraun wie Zimmetrinde ist die Brust, schwarz ist die Stirn, aschblau der Kopf und Nacken, braun der Rücken, während die Flügel zwei weiße Querbänder haben. Freund Buchfink ist's, der hier einsam sein Mahl verzehrt — einsam, denn sein Weibchen hat ihn treulos verlassen und bringt den Winter im milden Süden zu. Frau Buchfink muß wohl von zarterer Natur sein als das Männchen, daß sie unserem nordischen Winter aus dem Wege geht.

Wir haben die letzten Hütten des Dorfes hinter uns. Das Klippklapp der Dreschflegel tönt matter und matter aus den Scheunen herüber. Wir befinden uns auf der offenen Landstraße. Mit Schellengeklingel werden hier von schweißdampfenden Rossen die Frachtwagen mühselig weitergeschleppt. Bei den Pferdeexkrementen treffen wir dieselben Vögel, wie in der Dorfgasse, an: Spatzen, Haubenlerchen, Goldammern und Buchfinken. Vielleicht ist hier noch ein unverdorbenes Haferkörnchen aufzutreiben. Auf den Düngerhaufen hingegen, welche zerstreut auf den zu beiden Seiten der Landstraße gelegenen Aeckern stehen, sieht man, in Scharen vereint, die Krähen und Raben aus den Wäldern, die Elstern, Dohlen, Nebel- und Saatkrähen geschäftig nach Nahrung herumhacken, wobei es nicht selten Zank und Streit absetzt. Gierig werden die aufgestöberten Brocken hinuntergewürgt, oder der glückliche Finder flüchtet damit feldein. Mit schwerem Flügelschlage rudern die schwarzen Krähen — ein echtes Winterbild! — im klaren Sonnenscheine über den blendendweißen Schnee dahin, und zuweilen blitzt ein grünmetallischer Schiller auf dem Gefieder auf. Die Elster wippt, wenn sie sich auf den Boden niederläßt, erst ein paarmal mit dem langen keilförmigen Schwanze, als müsse sie sich durch Balancieren vor dem Umfallen hüten; auch das glänzende Schwarz ihres Rückengefieders, das lebhaft von dem Weiß des Bauches und der Schultern absticht, zeigt einen bald grünen, bald violetten metallischen Schimmer. Die Nebelkrähe, ein Gast aus höherem Norden, der uns im Frühjahr wieder verläßt, spaziert schwerfällig im Schnee umher, so daß wir Muße haben, ihr Federkleid zu betrachten. Es ist im allgemeinen schön aschgrau, doch blieben Kopf, Flügel, Schwanz und Kehle schwarz. Der arme Vogel hat, als er seine nordische Heimat verließ, nicht geahnt, daß er in Deutschland zum Spotte böser Knaben werden würde: denn man fängt ihn im Winter mit Papiertüten, welche man innen mit Vogelleim bestreicht und in die man ein Stückchen Fleisch legt; diese stellt man in den Schnee, die Nebelkrähe steckt den Kopf hinein, und die Tüte sitzt wie eine Mütze darauf fest. In der Angst fliegt der Vogel gerade in die Höhe, kommt aber bald wieder herab und kann nun leicht ergriffen werden.

Von der Landstraße biegen wir in einen Feldweg ein, der zwischen hohen Buschhecken einsam und still dahinläuft. Durch das kahle Strauchwerk der Haselstauden und Kopfeichen schlingen sich dornige Wildrosenranken mit roten, halbverfrorenen Hagebutten; auch ein Schlehdornbusch mit blaubereiften Früchten, ein Weißdornbusch mit korallenroten Mehlbeeren fällt uns ins Auge. Diese roten und schwarzen Beeren waren ohne Zweifel die Lockspeise, welche eine Schar von Streifgevögel herbeizog: in lustiger Eile fliegt es, durch unsere Tritte aufgescheucht, vor uns von Strauch zu Strauch. Welch bunte, drollige Gesellschaft! Ammern, Baumläuferchen, Kohlmeisen, Schwanzmeisen, Finken, Goldhähnchen und als Respektspersonen ein wohlbeleibter Buntspecht nebst einem seltenen Vogelgastfreunde, dem Seidenschwanz, tummeln sich durcheinander. Alle Standesunterschiede sind aufgehoben: die Wintersnot, der Hunger hat hoch und niedrig zusammengeführt. Nun hat die Avantgarde ein verlockendes Beerensträuchlein gefunden. Wir stehen still, um die muntere Schar nicht zu verscheuchen. Allerliebst ist es zu hören, wie die feinen Stimmchen lustig durcheinander wirbeln, um die zurückgebliebenen Brüder zu dem willkommenen Schmause herbeizurufen, worauf das ganze Völkchen sich vergnüglich auf den Gezweigen umhertreibt und nach den entdeckten Leckerbissen schnäbelt. Wir haben während dessen Gelegenheit, den Seidenschwanz näher ins Auge zu fassen. Er ist ein drosselartiger, hübscher, violettgrauer Vogel, mit einem Federbusche auf dem Kopfe, mit gelben Schwanzfedern und gelben Spitzen nebst einem scharlachroten Plättchen an den Schwingen. Das Gefieder sieht eher nach dem farbenprächtigen Süden oder gar nach den Tropen aus, als nach dem kalten, eintönigen Norden. Und doch kommt der Vogel aus den düsteren Tannenwäldern und öden Sumpfgegenden Lapplands; wenn dort die Beerenvorräte erschöpft oder unter fußhohem Schnee begraben sind, zieht der Vogel weiter südlich und schlägt bei uns sein Winterquartier auf. Da er indes in den einsamen Wäldern Lapplands den Menschen noch nicht als seinen Feind hat fürchten gelernt, so nähert er sich im deutschen Winterquartiere dem „Herrn der Schöpfung" auf eine „dummdreiste" Weise; er dringt bis in die Dörfer, hockt träge auf Bäumen und Sträuchern und läßt sich fast mit Händen greifen oder mit Stöcken herunterschlagen. Auch geht er in alle Schlingen und Sprenkel. So kommt's, daß in manchen Wintern viele tausend Stück gefangen werden, die dann als „Krammetsvögel" in den Handel gelangen. Zu seinem Glück kommt das Geschlecht der Seidenschwänze nicht in jedem Jahre nach Deutschland, sondern nur in äußerst strengen, schneereichen Wintern; das Volk sagt, „alle sieben Jahre".

Ein anderer Vogel, der uns zuweilen in strengen Wintern besucht, wenn im hohen Norden seine Futterplätze durch anhaltendes Schneegestöber unzugänglich gemacht wurden, ist die braun, schwarz und weiß gefiederte Schneeammer. Sie nährt sich dann bei uns auf freien Flächen meist von Grassamen. Auch viele größere Wasservögel, als wilde Schwäne, Säger und Enten, zeigen sich bei uns in heftigen Schneewintern. Nicht zu vergessen ist auch die prächtige Schneeeule, von fast Uhugröße, mit weißem, mehr oder weniger schwarz getupftem Gefieder, hellgelben Augen und schwachen Schleiern; sie ist ein hochnordischer Vogel und erscheint selten an den Ostseeküsten. Selbstverständlich bekommen wir die eben genannten Vögel auf unserem heutigen Spaziergange nicht zu sehen.

Wir müssen uns, während wir zwischen dicht verstrickten Feldzäunen weiterschreiten, an unserem einheimischen kleinen Zaun-

könig genügen lassen. Und fürwahr, er ist ein schmuckes, rostbraunes Tierchen mit einem allerliebsten Stutzschwänzchen, auch ein gar munteres Geschöpfchen, das unbekümmert um Schnee und Kälte durch das Pflanzengenist des Zaunes schlüpft, hier eine Puppe, dort eine Larve als fetten Bissen aufgabelt und sich endlich gar auf ein vorragendes Zweiglein schwingt, von welchem herab es sein silberhelles, wirbelndes, kurzes Ströphchen erschallen läßt, als wolle es dem grimmigen Winter trotzig zurufen: „Ich mach' mir nichts aus dir — nein, nichts aus dir!"

Doch ha! Was für ein bunter Vogel schwirrt dort plötzlich vom Weidenstumpf am Bachesufer auf? Grün und bläulich sehen wir das Gefieder schillern, wie das Farbenspiel an den Bruchflächen einer Eisscholle. Der Vogel führt auch wirklich seinen Namen von der Eisfarbe: Eis-

Das Schneestandbild des „dummen August".

vogel heißt er — und er ist einer unserer schönsten Vögel, indem sich zu dem Blau und Grün des Rückengefieders und der Flügel noch ein herrliches Rostbraun der Brust gesellt. Der Eisvogel ist ein gewaltiger Fischer, der, geschickt ins Wasser stürzend, mit seinem langen Schnabel sich gar manches Fischlein aus den kalten Gründen hervorholt, der auch an den zugefrorenen Bächen und Flüssen immer noch offene Stellen findet, wo er seine Beute erschnappt; ja, er hilft sogar an dünnen oder morschen Eisstellen mit kräftigen Schnabelhieben nach, um eine Oeffnung zu erzielen, nach der sich, der frischen Luft wegen, gern die Fischlein hinbegeben. Die Figur des Eisvogels ist übrigens recht drollig: Kopf und Schnabel sind unverhältnismäßig groß, das Schwänzlein ist sehr kurz und die kleinen verkrüppelten Füßchen stecken in mennigroten Wasserstiefelchen. Der strenge Frost, welcher alle Wasserbecken in Banden schlägt, bringt dem Eisvogel recht kümmerliche Tage; trotzdem verläßt er die Heimat nicht; das Höchste, wozu er sich entschließt, ist dies, daß er sein Standquartier, dem er sonst mit großer Treue anhängt, verläßt und ein Strichvogel, d. h. ein herumstreichender Vogel wird. In diesem Falle kommt er, von Hungersqualen getrieben, selbst in die Städte hinein.

Auch unsere Feldhühner, nicht minder

manche Sumpfvögel, wie Strandläufer, Kiebitze, Beccassinen, ferner Rohr- und Wasserhühner, wilde Enten und andere Schwimmvögel, bleiben zur Winterzeit in der Heimat und nähren sich, so gut es geht, an Strömen und Sümpfen, besonders aber an Quellbecken, die infolge ihrer höheren Wärmegrade nicht zufrieren. Nur in ungewöhnlich strengen Wintern sagen auch die genannten Vögel unseren Gegenden ade.

Unser Feldweg leitet uns in einen Wald. Kahl stehen die Bäume und Sträucher; nur die Hainbuchen und einige Eichen halten ihr braunes Dürrlaub noch mit zähen Fingern fest. Aus der Ferne klingt ein Geräusch an unser Ohr, wie wenn gegen einen Baumstamm gehämmert würde. Wir gehen weiter, um zu spähen, was da sei. Nun schießt ein mittelgroßer Vogel in die Zweige. Aha, ein Buntspecht ist's, der Zimmermann unter den Vögeln! Die bei uns bleibenden Spechte, die Grün-, Grau- und Buntspechte, kommen ohne sonderliche Entbehrung durch die Wintersnot; selbst beim ärgsten Frost- und Schneewetter hacken sie mit ihren harten, kräftigen Schnäbeln unermüdlich an der wurmstichigen Baumrinde herum, unter welcher sie mit ihrer langen, wurmförmigen, zugespitzten und fein widerhakigen Zunge die Larven verderblicher Borkenkäfer hervorholen.

Am Saum des Waldes steht ein wilder Apfelbaum; faulige Früchte sitzen teils noch an den Zweigen, liegen teils am Boden; sie werden vom Schnabel der Schwarzamsel angepickt und helfen diesem hübschen Vogel, der „schwarz wie Kohlen, mit dem Schnabel gelb wie Gold" ist, über die arge Wintersnot hinweg.

Wie die Schwarzamsel, so harren noch einige andere Vögel des Waldes und offenen Feldes in milden Wintern, in bald größerer, bald geringerer Anzahl bei uns aus. Dahin gehören die Distelfinken, Hänflinge, Zeisige, Staare und Feldlerchen. Selbst Rotkehlchen Liebseelchen, das zutrauliche Ding, streift noch in den Weidengebüschen der Flußufer herum, und als Seltenheit zeigt sich die weiße Bachstelze, mit zierlichen Füßchen auf den Sandinseln und Lagunen offener Wasserläufe herumtrippelnd und eine kärgliche Nahrung erspähend.

Die muntere Schar des Streifgevögels, welche piepend und zwitschernd auch durch die Gesträuche des Waldsaumes streicht, wird plötzlich still und zieht sich in ein braunlaubiges Hainbuchenwirrsal zurück: es muß ein Sperber über den Wald geflogen sein, und die Kleinen haben den Feind gewittert. Ja, recht verderblich ist für die kleineren Vöglein, welche zur Winterzeit getreulich bei uns aushalten, der Umstand, daß auch einige der größeren Raubvögel, als Sperber, Eulen, Habichte, Bussarde und Turmfalken, bei uns bleiben, welche dann auf die armen, halbverhungerten, matten Kleinen Jagd machen und sie unbarmherzig dahinwürgen.

Indem wir dies und all die andere Wintersnot bedenken, welcher unsere lieben Vöglein ausgesetzt sind, fassen wir auf unserem Spaziergange den Vorsatz, den gefiederten Freunden nach unserer Heimkehr sofort zu Hilfe zu kommen. Wir wollen ein wachsames Auge auf die Raubvögel haben und denselben, falls sie sich unserem Dörflein nähern, mit allen Mitteln zu Leibe gehen; den friedlichen Vögeln aber werden wir in unseren Scheunen, Böden, Stallungen, Holzhaufen und Strohdächern ein wärmendes Obdach gewähren — wir wollen ihnen an geeigneten Plätzen reichliche Nahrung streuen. Sie verdienen's, die lieben Tierchen, denn im Frühjahr und Sommer erfreuen sie uns durch ihren Gesang und nützen unseren Gärten durch Insektenvertilgung. Vielleicht hat auch der göttliche Bergprediger auf unsere mildherzige Hilfe gerechnet, als er die schönen Worte sprach: „Sehet die Vögel des Himmels, sie säen nicht, sie ernten nicht, und euer himmlischer Vater ernähret sie doch!"

Bedeutsame Antwort.

Ehe Philipp II. im Jahre 1559 aus den Niederlanden schied, deren Regentschaft die erste Gabe des gewaltigen Erbes bildete, das sein großer Vater Karl V. dem Sohne schon bei seinen Lebzeiten übergab, berief er noch einen Reichstag zu Gent. In dieser Versammlung, der die edelsten Häupter der Nation beiwohnten, suchte der finstere, despotische Monarch seine Pläne zur allmählichen Unterdrückung der unter Karl V. genossenen Rechte und Privilegien, unter das spanische Joch vorzubereiten und bereits geschehene Gewaltthaten spanischer Beamten und Söldner zu rechtfertigen. — Mußte der Monarch, der ohnehin ungern in den Lieblingssitzen seines Vaters weilte und sich nach dem königlichen Madrid sehnte, in der Gesamtvereinigung bittere Wahrheiten vernehmen, so steigerte sich sein Unmut noch mehr bei einer Privataudienz, die er einer Anzahl niederländischer Edlen und Bürgern gewährte. In offener, ungeschminkter Weise redete der Sprecher der Deputation, der greise Syndikus von Gent, zu dem düster blickenden König, der im Glanz der Majestät inmitten seiner Höflinge thronte. — Philipp hörte eine Weile schweigend zu, dann aber ergoß sich seine lang gereizte Stimmung in Worte der Drohung. Er nannte die Nation undankbar und rebellisch und schloß mit der in eine Frage gekleideten Bemerkung, die seine despotischen Zukunftspläne verriet: „Was sagt ihr nun, wenn ich meine Spanier im Lande lasse und eure Rechte, auf die ihr so trotzig pocht, einstweilen in Gewahrsam meiner Bajonette nehme?" — —

Ein hörbares Murmeln der Entrüstung ging durch den Kreis der Niederländer; Philipp selbst preßte die Lippen zusammen, er fühlte, daß er im Zorn zu weit gegangen, und suchte nach einer Milderung des Eindrucks seiner Rede. Er kam nicht dazu. — Der Syndikus war völlig ruhig geblieben; nun trat er, erhobenen Hauptes, einen Schritt vor.

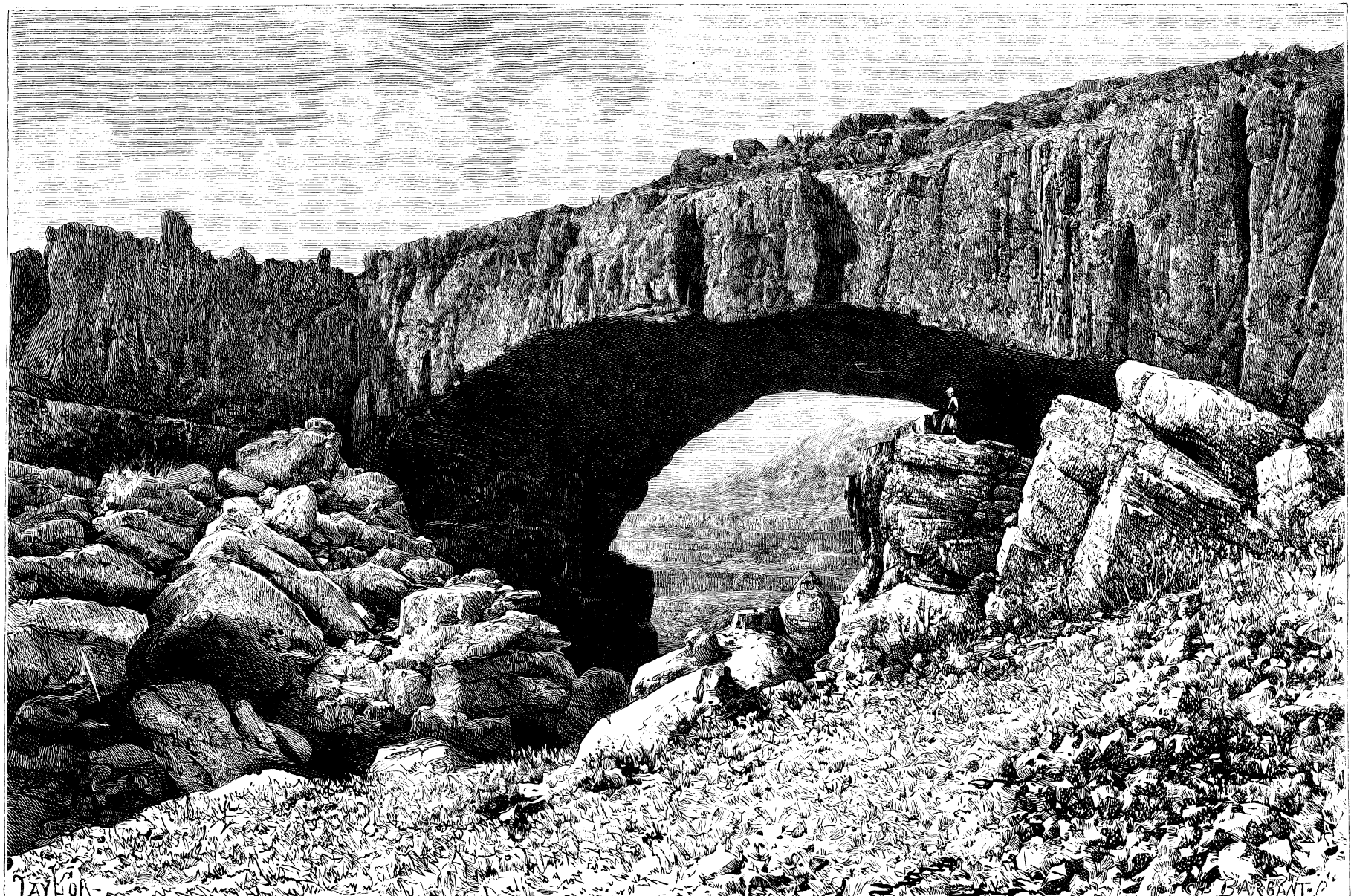
„Nach dieser Frage, König Philipp," sagte er mit lauter, fester Stimme, „haben wir für jetzt zu schweigen. Wir nehmen uns die Freiheit, Sire — —"

Mit diesen scheinbar harmlosen Worten der Verabschiedung ohne Geheiß, deren Sinn aber doch so hoch bedeutungsvoll ausgelegt werden konnte, verneigte sich das ehrwürdige Stadthaupt tief vor dem königlichen Herrn und verließ, von den Seinen gefolgt, den Audienzsaal. —

In welchem prophetischen Geiste die warnenden Worte des Genter Syndikus zu Philipp II. geredet, lehrt die Geschichte des siegreichen Kampfes der Freiheit gegen Herrschsucht und Zwang — die Geschichte des Abfalls der Niederlande.

Die natürliche Brücke über den Nahr-el-Leben in Syrien.

Von natürlichen Brücken haben die lieben jungen Leser unseres „Guten Kameraden" jedenfalls schon viel gehört, denn dieselben sind nicht sehr selten. Die natürliche Brücke in Virginien ist ja schon hundertmal abgebildet und noch häufiger geschildert worden, und diejenigen unserer Freunde, welche schon die Ostschweiz und namentlich die merkwürdigen heißen Quellen von Pfäfers besucht haben, sind dort auf dem Wege von dem in der Taminaschlucht liegenden Bade nach dem hoch oben am Berg gelegenen Dorf Pfäfers über eine derartige natürliche Brücke gewandelt, vielleicht ohne es zu wissen oder zu ahnen. Wenn man nämlich auf dem linken Taminaufer in mehreren Windungen auf der Felsentreppe über die Höhe der engen Taminaschlucht hinangestiegen ist und sich nach dem rechten Taminaufer wendet, führt der Weg über den sogen. „Beschluß", d. h. über einen gewaltigen Felsblock, welcher bei irgend einer Naturrevolution sich weiter oben in den Bergen gelöst hat und so herabgestürzt ist, daß er gerade auf dem obersten Teil der engen Kluft der Tamina auffaß und



Die natürliche Brücke über den Nahr-el-Leben in Syrien.

diese für alle Zeiten überbrückte. Eine andere natürliche Brücke, welche jedoch in verschiedener Weise entstanden ist, führen wir unseren jungen Lesern auf nebenstehendem Holzschnitt vor. Sie liegt im Libanon, aber nordwestlich von der Straße, welche von Beirut aus nach Damaskus führt, an dem Wege über Afka nach Bscherre, in jenem Teil des Gebirges, welcher sich durch die wunderbarsten Zerklüftungen und Stauungen der Kalkformation im Libanon auszeichnet. Dort laden die merkwürdigsten Felsbildungen, Schluchten und Wasserfälle auf allen Seiten den Geognosten und den Maler zu einem Besuch und zu genußreichen Ausflügen nach allen Seiten ein. Ungefähr 8 km nördlich von dem Dorfe Mezra'a liegt auf steiler Höhe das Dorf Meirûba über dem Nahr Ibrahim (dem antiken Adonisflusse) und schaut in zwei ostwärts davon gelegene Thäler hinein, die sich zu Schluchten verengen, in deren jeder eine Quelle entspringt, beide durch einen schmalen steilen Hügelzug geschieden. Die nördlicher gelegene bedeutendere heißt Neb'a-el-'Asal (Honigquelle) und liegt in einem wilden wüsten Becken; etwa 30 Minuten westwärts davon ist die Schlucht der Neb'a-el-Leben (Milchquelle), über deren Bett in einer Höhe von 21 bis 24 m die gewaltige Naturbrücke hinführt, welche bei den Eingeborenen Djesr-el-Hadjar heißt. Sie hat ungefähr 50 m Lichtweite und 20 m Spannhöhe und ist über eine tiefe Schlucht geworfen. Zu beiden Seiten und auf der Sohle der Schlucht liegen gewaltige Felsblöcke in wirrer Masse und drunten zwischen den mächtigen Blöcken sprudelt schäumend die Quelle, welche wegen ihres kalten weißlichen Wassers den Namen Milchquelle erhalten hat. Der Bogen der Brücke ist so regelmäßig, daß man glaubt, seine flache Wölbung rühre von Menschenhänden her. Die Zerrissenheit und Zerklüftung des umgebenden, deutlich terrassenförmig geschichteten Gesteins ist von großartiger Wildheit und Erhabenheit, und die Gegend absolut öde und einsam, so daß sie nur vorübergehend im Frühjahr von einigen Ziegen- und Schafherden befahren wird. Diese natürliche Brücke ist eine der interessantesten Sehenswürdigkeiten des Libanon. 18 km weiter nordöstlich, bei Akura, befindet sich noch eine andere kleinere natürliche Brücke.

Unter Korsaren.

Von **H. Wörishöffer.**

(Fortsetzung.)

Hassan lag unten, die Pranke des Löwen hielt ihn am Boden, — aus dem weitgeöffneten Rachen floß der Geifer, im nächsten Augenblick mußte die Bestie den Hals des unglücklichen Mannes durchbissen haben.

Matthias sah die furchtbare Gefahr, in welcher sein Gebieter schwebte. Wie alle ruhigen Charaktere hatte er vollste Geistesgegenwart bewahrt und kurz überlegt, was hier nötig sei. Wie der Blitz flog sein seidener Haik von den Schultern und um den Kopf des Löwen, den der tollkühne Knabe mit zwei Griffen fest umschnürte, um dann ebenso schnell die Kugelbüchse am Lauf zu erfassen und mit gewaltigem Schlage auf den Schädel des geblendeten Tieres herabzuschmettern. Der Kolben zersplitterte, Blut drang in roten Tropfen durch den Haik.

Die Löwin brüllte vor Wut und Schmerz, sie zog die Tatze von Hassans Brust und war eben im Begriff, sich den fest umschließenden Stoff vom Kopfe zu reißen, als Fuad-Pascha, glühend vor Kampflust, ihr ganz nahe trat und eine Kugel hinter der Schulter in ihren Körper jagte, dann bohrte er mit kaltblütiger Sicherheit das scharfe Damascenermesser in den Nacken der Bestie.

Das Gebrüll ging über in ein Gurgeln, das große Tier schwankte und fiel schwer zu Boden, — es war tot.

Fuad-Pascha zog das Messer aus der Wunde. „Mein fünfter Löwe!" sagte er mit stolzem Rundblick. „Ach, die Jagd entschädigt doch für alle Leiden des Lebens."

„Scheich Ali," wandte er sich dann zu dem Beduinenfürsten, „das Fell mußt du mir sicherlich überlassen!"

Der Gebieter des wandernden Stammes neigte sogleich mit orientalischer Förmlichkeit sein turbangeschmücktes Haupt. „Du befiehlst, mein hoher Herr," sagte er, „und dein Diener gehorcht."

Während Fuad seine Sklaven herbeirief, richtete sich Hassan mit Hilfe einiger Beduinen vom Boden auf; er fühlte einen stechenden Schmerz in der Brust, und erst als ihm Matthias ein schnell herbeigeholtes Glas Wasser brachte, schien er sich einigermaßen zu erholen.

„Du hast mir das Leben gerettet," sagte er im leisen, unsicheren Tone. „Ich bin tief in deine Schuld geraten, Matthias."

Unser Freund lächelte. „Ich that nur, was an meiner Stelle jeder andere auch gethan haben würde, Herr!"

„Darüber sprechen wir weiter," raunte der Pascha. „Sage mir jetzt, wer den männlichen Löwen erlegt hat?"

„Das weiß ich nicht. Ist er überhaupt tot?"

Ein Blick auf die blutüberströmte Walstatt zeigte, daß „der Herr mit dem dicken Kopfe" erschossen im Sande lag. Scheich Ali und der Kundschafter stritten sich um die Ehre dieses Sieges; letzterer stand sogar noch jetzt neben dem toten Körper seines Feindes und überhäufte denselben mit Schmähreden. Hassan lächelte, als er den komischen Zorn des erbosten Mannes sah. „Suche unter meinen Pferden dasjenige aus, welches dir am besten gefällt," sagte er, „und erlaube mir, dir das Tier anzubieten. Ich gebe es gern."

Während sich der Beduine in Danksagungen erschöpfte, hatten mehrere Männer die Kunde des Doppelsieges unter den Zelten verbreitet, und nun stürmten alte und junge hervor, um an den toten Löwen ihr Mütchen zu kühlen. Wie die Weiber, losgelassenen Furien gleich, mit fliegendem Haar und Stöcken in den Händen die toten Körper beschimpften und bedrohten, wie sie dieselben mit den Füßen traten und hin- und her zerrten!

„Dieb! Gauner! Elender Hund! Schlechte Katze!"

Sie erschöpften sich in Zornesausbrüchen, sie kreischten, bis ihnen die Stimmen vollständig versagten.

Kleine Knaben stimmten ein in diesen Ton, sie warfen die erlegten Tiere mit Steinen und stellten sich voll Stolz auf die königlichen Mähnen, ganz so die Leblosen herausfordernd, wie es ihre Väter den Lebenden gethan hatten.

Dann flammten neben den Zelten Feuer

auf und wetteiferten mit dem Glanze der Sonnenstrahlen, die eben jetzt am östlichen Himmel erschienen. Eine sonderbare Ceremonie wurde vorbereitet.

Mit spitzen Messern hatten die Frauen aus der Löwenbrust das noch warme Herz herausgeschnitten und es mit Salz und Pfeffer in eine eiserne Pfanne gelegt. Bratdüfte stiegen empor, es brodelte und zischte in dem Gefäße.

Aus jedem Zelte wurden die Knaben des Stammes herbeigebracht, große und kleine, ältere und jüngere, — dann begann die Verteilung des gebratenen Löwenherzens. Jeder Junge bekam ein Stückchen, und jeder verzehrte mit dem höchsten Stolze diesen Bissen, der ja eine geheimnisvolle Einwirkung auf ihn ausüben mußte. Wer von dem Herzen des männlichen Löwen gegessen hatte, der würde unbedingt ein Tapferer werden, dem konnte, wenn er erst einmal ein Mann war, keine Jagd mehr mißlingen.

Selbst den Babies gaben die Mütter wenigstens ein zerkautes Pröbchen des Fleisches zu essen, — das Löwenherz war eine Art Zaubermittel, von dem nur Gutes, Wünschenswertes ausgehen konnte; keiner dieser kleinen Lieblinge sollte den geheimen Segen entbehren.

Draußen wurden die Felle der getöteten Tiere sorgfältig abgezogen und gereinigt, dann das Fleisch herausgeschnitten und unter die verschiedenen Haushaltungen gewissenhaft verteilt. Obgleich der Stamm keineswegs arm war, ließ man doch den Hyänen und Schakalen, die sich im Morgenschimmer furchtsam herbeischlichen, so wenig als möglich zurück.

Fuad-Pascha machte auch Jagd auf diese ungenießbaren wertlosen Geschöpfe, er ließ sich von seinen Sklaven die Kugelbüchse immer neu laden, und tötete so viele Hyänen, als ihm zum Schusse kamen. Diesen Mann, mit den Instinkten eines Tigers, freute es, zuckende, halbzerrissene Körper zu sehen, und das letzte Aechzen Sterbender zu hören.

Was Hassan betraf, so streckte er sich auf sein Lager, ihn schmerzte die Brust, er fieberte. „Geh du nur und nimm dir vor, was dir beliebt, Matthias," hatte er gesagt. „Ich bin dir für deinen Mut und deine Treue einen nie zu tilgenden Dank schuldig geworden, obgleich allerdings das Leben, wenn ich nur an mich selbst denke — —"

„Aber lassen wir das," unterbrach er sich. „Schlafe, Matthias! In Bengasi sollst du den kostbarsten neuen Haik erhalten, du sollst von meinem Sklaven zu meinem Sohne erhoben werden! — Denke an unser erstes Gespräch über diesen Gegenstand, Kind! — Ob du nicht einwilligen würdest? Ob nicht deine Zweifel schwinden müssen, wenn — —"

„Ach, du wendest dich ab — du willst nicht hören, was ich dir sagen möchte!"

Matthias bebte. „Quäle mich nicht, Herr!"

Aber der Pascha hielt seine beiden Hände fest. „Warum solltest du nicht als Moslem ein ebensoguter, rechtschaffener Mensch sein können, wie als Christ, Matthias? Warum — —"

Der Knabe sah auf, traurig, die Augen voll Thränen, aber fest. „Ich kann es nicht, Herr, ich kann es nicht. Dies eine ist unmöglich."

„Warum? Warum?"

Die Stimme des Paschas klang wie ein Keuchen. „Warum?"

„Erlasse mir die Antwort," bat Matthias.

„Nein, nein, ich will sie unbedingt wissen! — Nicht wahr, du würdest den, der seinen Glauben abschwören konnte, bitter und furchtbar verachten?"

Matthias schüttelte den Kopf, sein Gesicht hatte alle Farbe verloren. „Ich würde ihn für grenzenlos unglücklich halten, Herr!"

Hassan wandte den Blick. „Ja, du hast recht," sagte er nach längerer Pause. „Grenzenlos unglücklich, — und das sollst du nicht werden, mein armes Kind! Ich will auf andere Weise ausgiebig für dich sorgen, will nicht an mich denken, nur an dich, so wahr mir Gott helfe!"

Er drückte die Hand des Knaben, und dieser glitt leise aus dem Zelt, erschüttert und unruhig zugleich. War es nicht gefährlich, so halb und halb als der Vertraute des gewaltthätigen Mannes die innersten Regungen seiner Seele kennen gelernt zu haben?

Aber dennoch, — Hassan ben Ismael war keiner gemeinen Handlung fähig, das fühlte er, wußte er.

Aufatmend trat unser Freund in die kühle, wundervolle Morgenluft hinaus und suchte in dem großen Zelt der Sklaven die Lagerstätte seines Vetters. Johannes schlief nicht, der allgemeine Aufruhr hatte auch ihn erweckt, er lag und sah mit viel hellerem Blick in die Welt hinaus, als am Tage vorher.

„Der Aisauri hat mir eine Salbe gekocht," sagte er, „die thut außerordentlich wohl. Mein Rücken schmerzt viel weniger."

„Aha, dann ist die Kunst des Rotmantels doch immerhin etwas wert. Für einige Wochen hast du nun Ruhe, Johannes."

„Und inzwischen kommen die Unionsschiffe! Wenn ich gerettet werde, so bist du es, dem ich das Leben verdanke, Matthias."

„Still doch," rief unser Freund, indem er sich auf seine Decken warf. „Ich war ja nur das Werkzeug." — — — — — — — — — — — — —

Am Tage nach der Löwenjagd verließen die fremden Gäste das Beduinenlager. Eine stattliche Reiterschar mit blitzenden Lanzen und flatternden, frischgewaschenen Burnussen gab ihnen bis tief in die Wüste hinein das Geleit, und wieder bildete ein Kampfspiel die letzte Abschiedsfeierlichkeit.

Zur Rechten und Linken schwärmten die Reiter in langen Zügen weit hinaus und schlugen, wo sie wieder zusammentrafen, unter ohrenzerreißendem Geschrei mit den Waffen aneinander, daß es klirrte; mit eingelegter Lanze stürmten sie sich entgegen und vollführten Scheinkämpfe, bei denen jedem Pferde sein „Geheimnis" (eine besondere Silbe) ins Ohr geflüstert wurde, so daß es wie ein Vogel in die Ebene hinausschoß, als soll der Reiter einer Verfolgung auf Tod und Leben glücklich entrinnen.

Als das bunte Bild die Blicke der Zuschauer eine Zeitlang erfreut hatte, nahmen die Beduinen Abschied, und nun begleitete nur noch Scheich Ali mit einer kleinen Schar die Freunde bis zu den Thoren von Bengasi, wo sorgfältig von den Stirnen der beiden hohen Herren der Namenszug des Beduinenfürsten verwischt wurde. Die Wüstensöhne begaben sich nach einem Gastmahl im Schlosse Hassans auf die Heimreise, und nun schien für unseren Freund die alte Stille wieder eingetreten zu sein. Er sollte nicht arbeiten, hatte Mehemet gesagt, auch wurden ihm seine Kleider zurückgegeben. —

„Irgend etwas bereitet sich vor!" meinte der Aufseher.

Hassan lag in seinem Zimmer auf dem Diwan und ließ keinen Menschen zu sich kommen, sogar Hamid war noch nicht befohlen worden, obgleich doch bisher keine Stunde verging, in der es der herrische Gebieter versäumt hätte, gerade diesen Sklaven zu maßregeln und ihn seine Ab-

hängigkeit bitter fühlen zu lassen. Heute war es ganz still da oben in den Prunkgemächern, während unten die Sklaven auf den Zehnspitzen gingen, um nicht etwa durch irgend ein Geräusch den schlafenden Löwen zu erwecken.

Die Kunde, daß Matthias durch seine Geistesgegenwart des Paschas Leben gerettet hatte, die Erzählung des ganzen aufregenden Ereignisses war unter der Dienerschaft schnell verbreitet und erfüllte nicht wenige unter den Leuten mit bitterem Neide, andere mit aufrichtiger Besorgnis.

„Jetzt haßt er dich!" flüsterte jemand. „Seinem Sklaven kann dieser jähzornige Mann doch keinen Dank schulden."

„Er will dich aus dem Hause entfernen, das ist ja ganz klar. Weshalb hättest du sonst deine Kleider zurückerhalten?"

Matthias erschrak. Ob ihn Hassan verkaufen, in eines jener dumpfen schrecklichen Sklavenmagazine der Stadt schicken würde?

Er konnte es nicht glauben, nicht für möglich halten.

Am Abend suchte er die Feldsklaven in ihren Wohnungen auf und sprach mit dem früheren ersten Steuermann des „Sturmvogel" einen Augenblick ohne Zeugen.

Pablo drückte ihm die Hand. „Du," flüsterte er, während die Röte der Aufregung in sein Gesicht trat, „du, ich kann dir Gutes berichten."

„Nun?" fragte Matthias.

„Die Amerikaner sind in Sicht!"

„Sir! — Woher wissen Sie das?"

„Ich möchte wohl einen Eid darauf leisten," nickte Pablo, indem er tief und schwer die Luft einatmete. „Ich selbst habe die Schiffe gesehen."

„Von wo aus denn?"

„Hier von den Bäumen im Garten. Die einfältigen Kerle kümmern sich, wie es scheint, um die beiden aufkommenden großen Segler gar nicht, es nahm niemand Notiz von den schwarzen Kolossen, — nur ich erkannte ihre Bedeutung sofort. Die Heiden lassen sich nicht einmal träumen, daß Nordamerika seine Schiffe bis hierher schicken könnte, — ich ging wie zufällig in der Dämmerung zum Hafen hinab und horchte und spähte, aber keine Seele dachte an Böses. Hurra, Matthias! Gegen Mitternacht fegen vielleicht schon die Vollkugeln der Union über dies Räubernest hin!"

Matthias wechselte die Farbe. „So rasch?" fragte er.

Pablo nickte, er rieb sich verstohlen die Hände. „Vor Tagesanbruch jedenfalls, mein Junge. Es kommt darauf an, wie schnell die Schiffe segeln."

„Ach — und ob die Soldaten landen können!"

„Pst! daran wird es auf keinen Fall fehlen."

Andere Personen traten dazwischen, Pablo und Matthias konnten nur noch über Gleichgültiges miteinander sprechen, und dann nach kurzer Frist ging unser Freund in das Haus zurück. Noch hatte der Pascha nicht nach ihm gefragt.

„Er liegt wie ein Schwerkranker," raunte Mehemet. „Man sollte meinen, es sei ihm ein großes Unglück geschehen."

„Vorhin hat er ein Schriftstück ausgefertigt und sein Siegel darauf gesetzt."

„Du horchtest also, Jephtha?"

„Ein wenig," nickte der Sklave. „Und ich will es Euch sagen, Hassan ben Ismael ächzte, als unterzeichne er ein Todesurteil."

„Dabei hatte er nie geächzt," fiel eine andere Stimme ein. „Der Tyrann, der Wüterich, — wenn er sanft und traurig scheint, muß man ihn am meisten fürchten."

Der Klang einer Glocke unterbrach das Gespräch, die Teilnehmer desselben flogen auseinander. Das Zeichen für Mehemet, er wurde gerufen.

Nur eine Minute verging, dann stand der Aufseher wieder bei den übrigen.

„Matthias soll kommen," berichtete er.

Die Leute sahen einander an. Etwas Besonderes würde geschehen, das fühlten alle. Es lag gleichsam in der Luft, es ließ sich nicht hinwegbannen.

Matthias begab sich voll heimlicher Unruhe hinauf in die Gemächer des Paschas. Was brachten jetzt vielleicht die nächsten Minuten? Ob Gutes? — Es war ein bängliches Gefühl, das die Seele des Knaben gefangen hielt.

Hassan saß am Tisch und stützte den Kopf in die Hand, sein Gesicht zeugte von durchwachten Nächten, von schwerem, beherrschendem Seelenschmerz. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen, selbst die Lippen waren bleich.

„Setze dich zu mir, mein Junge!" sagte er in freundlichem Tone.

Matthias gehorchte. „Bist du krank, Herr?" fragte er voll aufrichtigen Mitleides.

Der Pascha schüttelte den Kopf. „Nicht am Körper," antwortete er seufzend. „Aber dennoch leide ich."

Seine Hand spielte mit einem auf dem Tische liegenden, zusammengefalteten Blatt Papier. „Wenn du nur wolltest, Matthias," fuhr er fort, „wenn —"

Und dann stockte seine Stimme. „Nein, nein, ich weiß, daß es unmöglich ist. Sieh her, mein armer Junge, du sollst glücklich werden, dir darf es ferner an nichts fehlen — das hier ist deine Freilassungsurkunde."

Matthias fuhr auf, ein Strom von Blut schoß in sein Gesicht. „O Herr!" stammelte er ganz bestürzt, „was sagst du da? — frei? — Ich?"

Ein Lächeln voll Wehmut erschien auf den Zügen des Paschas. „Hast du mir nicht das Leben gerettet, Matthias? Bin ich dir nicht ein Gegengeschenk schuldig geworden?"

„O Herr! Herr!"

„Nimm dies Blatt," fuhr Hassan fort, „und gib es an Bord des Schiffes ‚Sultan' dem Kapitän Heiraddin persönlich in die Hand, dann weiß er, wer du bist. Ich habe gestern selbst mit ihm gesprochen und alles verabredet, er bringt dich, wenn es des Schicksals Wille ist, nach Valparaiso und du bist frei!"

Matthias schien offenbar an etwas ganz anderes gedacht zu haben; er ergriff mit beiden Händen die Urkunde und sah glänzenden Blickes zu seinem Wohlthäter hinüber. „Wirklich?" rief er. „Wirklich? — O Gott, welch ein Glück!"

Hassans Gesicht wurde noch bleicher als vorhin. „Du bist von diesem Augenblick an nicht mehr mein Sklave, Matthias, sondern nur noch mein Gast, vielleicht —"

Matthias hatte die Worte nicht einmal gehört, viel weniger denn verstanden. „Herr!" rief er, „wann fährt das Schiff?"

„In dieser Nacht, mein Junge!"

„O Gott, Gott, dann habe ich ja die größte Eile!"

„Gewiß, Kind, gewiß. Geh nur fort!"

Es schien, als wollte Matthias ohne Gruß und Abschied aus der Thüre stürzen, dann aber besann er sich, kehrte um und bot mit freudeglänzendem Gesicht dem Pascha die Hand. „O Herr! Herr! — wie danke ich dir! Wie glücklich hast du mich gemacht!"

Hassan hielt die Rechte des Knaben fest zwischen seinen heißen Fingern. „Möchte es dir wohl ergehen, Matthias! Möchtest du ein zufriedener Mensch werden!"

„Ich? — Ach ja, ja! Aber nun muß ich fort!"

Und er sprang davon wie ein junges Füllen, das sich zum erstenmal auf der Weide befindet, — beinahe außer sich vor Freude.

Mit großen Augen sah ihm der Pascha nach. „Sollte das der Abschied sein?"

Auch keine Spur von Wehmut oder gar Rührung hatte Matthias gezeigt, keinen Augenblick war es ihm schwer geworden, den Mann, der ihm so außerordentliche Güte erwiesen, nun für immer zu verlassen. Hassan horchte, — ja, er war fort, dieser schlanke Knabe mit dem Accent seiner, des Paschas deutscher Heimat, er, der das hochgiebelige alte Haus am Steinhöft so wohl kannte, das Schild mit dem Namen „Robert Vollgold" und die Frau im weißen Haar, den guten Engel aller Armen, — — ja, er war fort, fort für immer.

Und Hassan legte beide Hände vor das zuckende Gesicht. „Niemand, der mich liebt!" murmelte er wie in jener Schreckensnacht. „Niemand, der mich liebt!" —

— — — — — — —

Matthias stürmte die Treppen hinab, immer über drei Stufen zugleich, heiß und rot im Gesicht, die Augen flammend vor Entzücken. In der erhobenen Hand schwenkte er das versiegelte Dokument des Paschas.

„Hurra, Mehemet, hurra! Eine Freilassungsurkunde! — Wo habt Ihr meinen Hut! — Es eilt! Es eilt!"

Das Erstaunen, die Aufregung wurden allgemein. „Du bist frei? O du Glücklicher! Und gleich willst du fort?"

„Wohl an Bord des ‚Sultan?' Gestern mußte ich unseren Herrn dahinbegleiten. Er und Kapitän Heiraddin sprachen lange heimlich miteinander."

Matthias nickte. „An Bord des ‚Sultan'," wiederholte er. „Schnell, schnell, mit der Flut soll das Schiff die Anker lichten."

Man gab ihm seinen Hut, und er wirbelte denselben lustig durch die Luft. „Adieu! Adieu! — Gott sei gelobt!"

„Adieu, Matthias!" schallte es ihm nach. „O der Glückliche! Der dreimal Glückliche, er ist frei!"

Während sich die Herzen der Zurückgebliebenen unwillkürlich dem eigenen traurigen Schicksal zuwandten, lief unser Freund, so schnell ihn seine Füße trugen, durch die engen Gassen der Stadt. Nicht der Hafen war es, den er aufsuchte, sondern das Viertel, in dem unter Palmen und Orangenbäumen Fuad-Paschas Schloß lag. Nach außen hin besaß auch dies Gebäude keine Fenster, — öde und dunkel starrten die Mauern, tiefe Stille lag auf der ganzen Umgebung.

Matthias fühlte, daß ihn seine Herzschläge fast erstickten; einen Augenblick stand er still, wie von allem Mute, allen Kräften verlassen, dann aber ermannte er sich um desto schneller. Es galt ja keine Minute zu verlieren.

„Kater ‚Murr', der Liebling ‚Tante Röschens'."

Leise schlüpfte er durch den Seitengang und kam auf den geräumigen Hof, in welchem die Sklaven des Paschas ihre Wohnungen hatten. Es sah hier anders aus, als unter den vornehmen Säulenhallen des alten Maurenschlosses, — wüst und öde, aller Schönheit bar. Fuad-Pascha verlangte nicht, auf blühende, saubere Umgebungen hinabzusehen, er kannte keine Freude an landschaftlichen Reizen, sondern lag den ganzen Tag auf Polstern und rauchte wie ein Backofen, daher kam es, daß er auch bei seinen Sklaven die Neigung zur Reinlichkeit nicht eben besonders lebhaft erweckte, — es lagen hier Fruchtschalen umher, dort alte Körbe oder Leitern und etwas weiter hin allerlei Handwerkszeug. Dazwischen standen einzeln die niederen Holzhütten der Sklaven.

Matthias trat in die erste Thür hinein und fragte pochenden Herzens nach Nummer achtundachtzig. Ob er den Betreffenden einen Augenblick sehen dürfe?

„Du kommst gerade zur rechten Zeit," nickte der Gefragte. „In einer Viertelstunde muß der unglückliche Bursche vor dem Pascha erscheinen."

Matthias erschrak. „Was?" rief er. „Hat man denn wieder angefangen, ihn zu prügeln?"

„Nein, das nicht, aber Fuad läßt ihn immer zur betreffenden Stunde in sein Zimmer treten und verkündet ihm persönlich die Zahl der Tage, nach deren Verlauf er wieder gezüchtigt werden soll. An jedem Morgen ist es einer weniger, daran erfreut sich des Paschas grausames Herz."

Matthias atmete tiefer. „Hoffentlich nicht lange mehr," dachte er. „Vater im Himmel, stehe mir nur jetzt bei, dann will ich jeden Fehlschlag, der mich selbst betrifft, geduldig ertragen!"

(Fortsetzung folgt.)

Schneemänner.

(Schluß.)

Und richtig, mit dem lebhaften Fühlen, mit dem offenen Blicke für alles, was in ihren Beobachtungskreis fällt, dort in der Ecke, da hat das junge Blut den Hauskater „Murr", den schmeichelnden und schnurrenden Liebling „Tante Röschens" in einer Weise wiedergegeben, die entschieden den einstigen weitberühmten Tierbildner verrät. Und gewiß ist diese Leistung unter der Führerschaft Karls entstanden, desjenigen unter dem Kleeblatte, der, allen anderen voraus, für Nachahmungen aus

dem Gebiete des Tierreiches stets das lebhafteste Interesse an den Tag legte. Fällt ihm jemals ein Stückchen Wachs, Lehm oder dergl. in die Hände, beginnen seine Finger zu kneten, zu formen und bilden, bis er mit Hilfe von Streichhölzchen oder Draht, die für die einzelnen Glieder das verbindende Element abgeben müssen, im Schweiße seines Angesichtes, irgend ein zwei- oder mehrbeiniges, ein kreuchendes oder fleuchendes Untier geschaffen. Wie jammerschade nur, daß Mama nicht zugegen! Der Anblick dieses prächtigen Schneekaters würde sie mit dieser unüberwindlichen Neigung Karls sicherlich einigermaßen ausgesöhnt haben. Daß sie auf diesen „Unfug", wie sie diese ersten Versuche des zukünftigen Tiermalers oder Tierbildhauers nannte, nicht sonderlich gut zu sprechen war, darf weiter nicht wundernehmen. Wie viele Tischtücher nur und Polituren haben schon unter diesen glittschigen Lehmbrocken trotz Achtsamkeit gelitten, wie schlimm sah so oft der blankgebürstete Parkettboden aus — von all dem Schrecken und Entsetzen nicht gesprochen, der ihr verursacht wurde, wenn bei Karl bisweilen das zoologische Interesse überwog, oder wenn er, wie er es nannte, nach „Modellen" ausging, wenn er von seiner Streifung zurückkehrte, seinen Taschen allerlei Frösche, Molch- und Schlangengezücht entkramte und damit Haus und Hof, Keller und Bodenkammer unsicher machte.

Unweit des Katers passierte ich wieder eine Gestalt, die mir nicht unbekannt schien. „Das ist gewiß der ‚dumme August' aus dem Zirkus, der euch mit seinen beiden dressierten Schweinchen, Mama und Tochter Schreihals, so vielen Spaß gemacht hat?" rief ich den jungen Künstlern zu, die in diesem Augenblicke, mit allerlei Gerät beladen, um die Ecke stürmten. „Freilich!" riefen alle drei in einem Atem und rannten mich in der Freude über das unverhoffte Wiedersehen beinahe um. „Ein Prachtskerl das, der euerer Kunst alle Ehre macht! Aber sagt mal, Jungens," fragte ich möglichst verwundert, „was sollen denn die sechs mächtigen Knöpfe bedeuten, die er an seiner Vorderseite sitzen hat?" — „Hi, hi, hi!" lachten die drei in sich hinein, nachdem sie ihren dummen August eine gute Weile betroffen angeguckt hatten, und mochten sich jetzt im stillen denken: „ei, ist der Onkel Julius aber dumm!" — „Ja, siehst du denn nicht, Onkel," sagte Willi kichernd, „daß der dritte Knopf von oben eigentlich die Nase ist?" — „Ei, richtig, das ist ja die Nase! ich bitte um Entschuldigung — und die beiden Henkel rechts und links, das sind gewiß die Ohren?" fragte ich weiter, ohne zu ahnen, daß ich mit dieser Frage einer Sache auf den Grund kam, die die Findigkeit des Kleeblattes erst recht ins Licht stellte. — „Ja, woher weißt du denn, Onkel Julius," fragte endlich Karl zögernd und lachend, „daß in diesem Kopf der alte Schmalztopf sitzt, den wir der Gertrude abgebettelt haben?" — „Weißt du," demonstrierte das jugendliche Genie höchst wichtig weiter, als ich für den Moment ganz unfähig war, zu entgegnen, „das erleichterte uns die Arbeit gar sehr — wir brauchten die Henkel nur mit Schnee zu überfüttern und die Ohren waren fertig!" Ich wandte mich zur Seite, denn ich konnte meinen Ernst kaum mehr bewahren, als ich schon wieder einer Figur ansichtig wurde. „Ja, wer ist denn der elegante Herr, mit dem feinen Hute und dem Monokel im Auge?" — Für den ersten Augenblick waren die Jungens ganz kleinlaut, fast bestürzt — bald aber erlangten sie ihre Fassung, huben an zu kichern und nahmen dann plötzlich und schleunigst Reißaus. — — Erst als ich bei Tante Röschen und einem unvermeidlichen Täßchen Kaffee saß, erfuhr ich, daß diese wunderbare Gestaltung der „Onkel Julius", also ich selber sei. — Recht schmeichelhaft!

„Onkel Julius."

Ein Gebet des Königs von Rom.

Den kleinen Napoleon, dem der Kaiser schon bei seiner Geburt den Titel eines Königs von Rom beilegte, hatte man frühzeitig beten gelernt, und seit seines Vaters Niederlagen und Rückzug in Rußland hatte man seinem Gebete die Worte hinzugefügt: „Lieber Gott! Gib, daß mein Papa Frieden mache, zu Frankreichs und unser aller Glück!" Zufällig war eines Abends der Kaiser zugegen, als sein einziges Söhnchen sein Gebet verrichtete. Er lächelte dazu und schwieg.

Demosthenes.

Demosthenes, geb. 382 in Attika, Sohn eines angesehenen Grobschmiedes (Schwertfeger), sah sich durch den frühzeitigen Tod seines Vaters verwaist und darauf angewiesen, sich aus eigener Kraft fortzubringen. Durch Zufall einmal Zeuge des Beifalles, der Kallistratos gespendet wurde, nahm er sich vor, es durch Beredsamkeit zu gleicher Berühmtheit zu bringen, und obschon die Natur diesem Vorsatze große Schwierigkeiten entgegensetzte: eine schwache Stimme, stotternde Sprache, unansehnliche Gestalt (schiefe Schulter), ließ er sich dadurch nicht entmutigen, bediente sich vielmehr der mühseligsten Mittel, diese Mängel zu verbessern und zu besiegen. Er hielt z. B. Reden am Meeresstrande beim Brausen des Sturmes, um seine Stimme zu kräftigen, nahm Steine in den Mund, um das Stammeln zu beseitigen, seine Zunge geläufig zu machen u. s. w., und brachte es wirklich durch Geduld, Ausdauer und eiserne Willenskraft zum größten Redner Griechenlands, zum Sieger über alle Mitbewerber jener Zeit. Seine Reden waren voll tiefen Ernstes, erhaben, von zündender, hinreißender Wirkung. Er rüttelte die Athenienser aus ihrer Schlaffsucht und Sorglosigkeit auf, ihre Augen den sie bedrohenden Gefahren öffnend; er suchte das Volk zu mannhafter Verteidigung und für die Selbstständigkeit des Landes zu begeistern, und er machte Eindruck, weil Selbstlosigkeit und brennender Eifer für die Wohlfahrt des Vaterlandes als die Triebfeder seiner Gesinnung erkannt waren.

Die von Makedonien fanden an ihm einen mutigen Gegner. Demosthenes vereitelte Philipps Vorhaben, den griechischen Staat zu unterjochen, durch eine einzige Rede. Philipp mußte das freimütige Geständnis ablegen, daß Demosthenes' Beredsamkeit seine Anschläge besser als Flotte und Heere des ganzen Griechenland zu hindern vermöge. Der Bestechung beschuldigt, und zu Geldstrafe verurteilt, die er nicht zahlen konnte, wurde er ins Gefängnis geworfen, entkam aber und hielt sich bis zu Alexanders Tod auf Aegina auf. Ehrenvoll zurückberufen forderte er zum Krieg gegen Antipatros auf, floh bei dessen unglücklicher Wendung in den Tempel des Poseidon nach Kalauria und machte hier durch Gift seinem Leben, im 62. Jahre, ein Ende. Die Athenienser setzten ihm eine Ehrensäule. Erhalten sind 61 Reden, 56 Eingänge, 6 Briefe (unecht wie einige der Reden).

Demosthenes. Statue im Braccio nuovo des Vatikan.

Ein französischer Major

war mürrisch und brummig von der Belagerung Sebastopols (1854 und 1855) zurückgekehrt. Ihm wäre das Bein, das er dort gelassen, wohl viel lieber gewesen, als aller Ruhm. Vergebens suchte seine Gattin ihn zu trösten, umsonst stellte sie dem früheren Feinschmecker die auserlesensten Gerichte auf. Nichts war ihm gut genug, und er ärgerte sie immer mit der Erzählung, wie ihm sein Bedienter im Felde bei Sebastopol Kartoffeln gebraten, und wie er in seinem Leben noch nie etwas Besseres genossen habe als jene Kartoffeln. Das wurmte die brave Frau, und um das Rezept zu erhalten, scheute sie sogar eine Reise nach dem fernen Dorfe nicht, wohin sich der frühere Bediente ihres Mannes zurückgezogen hatte. Zuerst wich er ihren Fragen verlegen aus, und erst auf ihr dringendes Bitten erzählte er, daß die Abteilung des Majors schon einige Wochen im freien Felde gelegen, daß die Feinde einen Proviantzug aufgehalten, und sie schon zwei Tage ohne jegliche Nahrung zugebracht hätten. Es habe ihm wehe gethan, seinen Herrn hungern zu sehen; mit seinem Gewehr habe er die Erde aufgewühlt und wirklich einige Kartoffeln gefunden; da er kein Salz besessen, habe er ein wenig Schießpulver fein gerieben und sie damit gewürzt, auch habe er in seinem Mantelsacke zufällig ein Restchen Talgkerze gefunden, dessen er sich als Butter bedient habe. Lächelnd kehrte die Frau Majorin wieder heim. Es ist nicht bekannt geworden, ob sie je nach diesem Rezept Kartoffeln gekocht habe.

Der Globus des Schah von Persien.

Wir entnehmen dem Werke des Pariser Munizipalrats Henry Binder über Kurdistan folgende Notiz, die wie ein Märchen aus tausendundeine Nacht klingt.

Bekanntlich ist der Schah von Persien ein begeisterter Verehrer aller geographischen Studien, denen er sich auch im vollsten Maße hingibt, wenn seine sonstigen Regierungspflichten es gestatten. Zu diesem Zwecke hat er sich einen Globus ganz aus Gold anfertigen lassen, auf dem die Meere und das Festland durch Edelsteine angedeutet sind. So bestehen die Meere aus Smaragden, Frankreich und England aus Diamanten, Afrika ganz aus Rubinen, Persien aus Türkisen, China aus Topasen, Indien aus Amethysten u. s. w. Diese Art, das Studium der Geographie zu treiben, ist jedenfalls originell.

Der Paß des Künstlers.

Auf einer Reise durch die Schweiz bemerkte der geniale Zeichner Gustav Doré in einer kleinen Stadt, daß er seinen Paß verloren hatte. Kurz entschlossen, meldete er sich bei dem Bürgermeister und bat um einen neuen, indem er seinen Namen nannte. „Sie geben sich für Gustav Doré aus, und ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln," sagte der Bürgermeister; „indessen wird es Ihnen nicht schwer fallen, sich noch etwas genauer zu legitimieren. Hier ist Papier und Bleistift, weiteren Materials bedürfen Sie ja nicht!" Doré trat ans Fenster und schaute auf den Marktplatz hinab, wo Verkäufer von Fischen und Produkten verschiedener Art ihre Waren feilhielten. Mit wenigen flotten Strichen

skizzierte er in seiner charakteristischen Weise einige Bauern, die Kartoffeln verkauften, setzte seinen Namen in die Ecke und überreichte das Blatt dem Bürgermeister. „Ihr Paß ist vollkommen in Ordnung," sagte dieser, nachdem er die Zeichnung genau betrachtet hatte, „doch müssen Sie mir gestatten, ihn als Andenken zu behalten und Ihnen dafür einen in üblicherer Form zu geben."

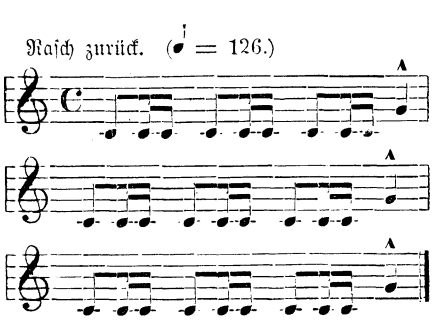
Achtung für das Alter und die Vorfahren.

Im alten Sparta gab es ein Gesetz, wonach die Jünglinge bei Ankunft eines Greises aufstehen, wenn er sprach, schweigen, und wenn er ihnen auf der Straße begegnete, aus dem Wege gehen mußten.

Alexander der Große, um welchen die größten Glücksgüter sich vereinigten, ihn stolz zu machen, wußte dennoch im Angesichte des Alters sich zu demütigen. Einst, als ihn auf seiner Siegesbahn Frost und Schnee aufhielt, ließ er ein Feuer anzünden und saß auf seinem königlichen Sessel, um sich zu wärmen. Da erblickte er unter seinen Kriegern einen vom Alter niedergebeugten Mann, der vor Kälte zitterte. Sogleich sprang er zu ihm hin, nahm den Greis bei der Hand und setzte ihn auf seinen eigenen Stuhl.

Es ist in der Ehrfurcht für das Alter so viel sittliche Schönheit enthalten, daß selbst diejenigen, welche sie unterlassen haben, gezwungen sind, anderen, von denen sie geübt wird, den vollsten Beifall zu geben. Ein Greis aus Athen suchte bei den olympischen Spielen einen Platz; aber alle Reihen waren besetzt. Nachdem er bei seinen Landsleuten von einem Orte zum anderen geschoben und von vielen noch gar ausgelacht worden war, kam er an die Reihen, wo die Spartaner saßen. Diese, ihrer vaterländischen Sitte getreu, standen sogleich auf und ließen ihn zwischen sich Platz nehmen. Da brachen die Athener in ein lautes Beifallsgeschrei aus, und der Greis sagte: „Die Athener wissen, was sich schickt, aber die Spartaner führen es aus."

Militärische Signale der deutschen Armee.



Unterhaltungsaufgabe.

Jemand gab seinem Diener acht Mark und sagte zu ihm: „Geh zur Post und hole mir für dies Geld Briefmarken, und zwar Zehnpfennigmarken, Fünfpfennigmarken und Dreipfennigmarken. Dreipfennigmarken wünsche ich doppelt so viel als Fünfpfennigmarken, Fünfpfennigmarken doppelt so viel als Zehnpfennigmarken." Wieviel Marken von jeder Sorte mußte der Diener bringen?

Rätsel.

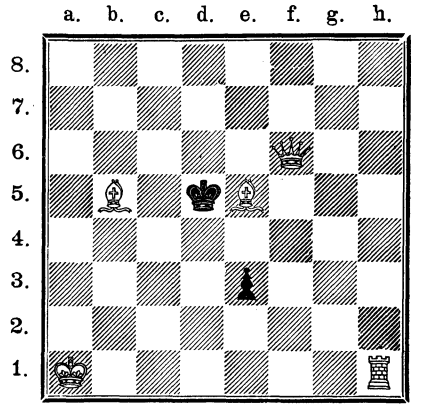
Mit W ist's offen, schlank mit T,
Mit K ist's hohl, kurz mit Sp.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 15.

Freiherr, Reiher.

Hummer, Hammer.

Schachaufgabe Nr. 6.



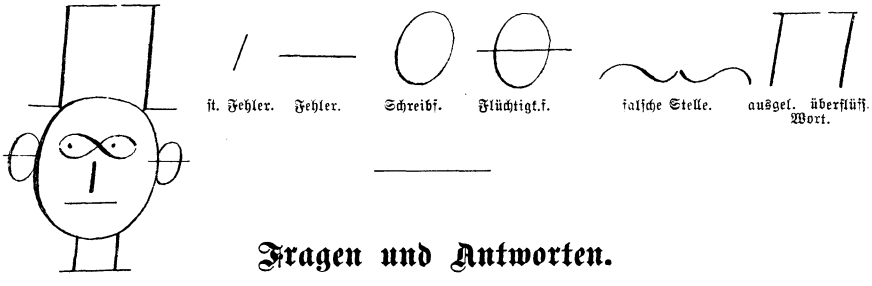
(5 + 2 = 7)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 5.

1. L e 1 — f 2 K c 5 — d 5.
2. e 3 — e 4 ♯.

Wie der kleine Willi in einer unbewachten Stunde die „Fehlerzeichen" zu seinem Selbstporträt benützte.



Fragen und Antworten.

Der „Gute Kamerad" stattet an dieser Stelle für die ihm zugegangenen ungezählten und überaus freundlichen Neujahrsgratulationen seinen besten Dank ab und erwidert alle die dargebrachten Glückwünsche in ebenso aufrichtiger als herzlicher Weise. Möge unsere Freundschaft und Kameradschaft auch fürderhin bestehen, fest wie der Fels im Meer, möge sich der Kreis unserer Gemeinde immer mehr und mehr vergrößern! – Begrüßen wir dereinst den 100 000sten Abonnenten, werden wir insgesamt ein überaus fröhliches Jubelfest feiern, bei der unser „Hobble-Frank" den Festprolog sprechen soll. Ein kräftiges „Prosit"

von Euerem
Guten Kameraden.

K. K. O. 6. 7. St. Daß eine Messerspitze voll Weinsteinsalz Milch rot färben soll, ist Unsinn. Wir glauben Dir gerne, daß ein Versuch ohne Erfolg war. Folgendes Experiment, eine rote Rose in eine weiße zu verwandeln und umgekehrt, dürfte Dir besser gelingen. Auf ein Stück Korbgeflecht lege eine rote Rose, setze darunter ein Schälchen mit brennendem Schwefel und bedecke das Ganze bald darauf mit einer Glasglocke. Bald beginnt die Rose zu verbleichen und wird weiß; bringst Du sie aber nun in ein Glas mit sehr verdünnter Schwefelsäure, so nimmt sie allmählich wieder ihre frühere Farbe an.

Emil Großmann in **Geltschberg** bei **Leitmeritz, Oesterreich (Böhmen)**, schreibt: „Ich bitte vielmals, auch meine Adresse im ‚G. K.' als eifriger Briefmarkensammler anzugeben! Meine Dubletten umfassen: altösterreichische, alt-italienische, orientalische und überseeische Marken, darunter sehr viele seltene, auch verschiedene Ganzsachen."

K. J. in **Wohlau.** In Sachen des Teichin befinden wir uns mit den Anschauungen Deiner Frau Mama ganz in Uebereinstimmung. Es thut uns leid, daß wir Dich diesmal im Stiche lassen müssen. Sei guten Muts! Dafür wirst Du später einmal ein um so berühmterer Schütze und Jäger. Aber alles zu seiner Zeit! Freundlichen Gruß!

Friedr. M. in **R.** Du möchtest ein Buch, das Dich in unterhaltender Weise mit dem Naturleben unserer Heimat bekannt macht. Ein solches ist jüngst bei **A. C. Reher** in Altona erschienen und führt den Titel: „Kleine Bilder aus dem Naturleben von Heinrich Zeise, mit einem Vorwort von S. Wörishöffer", in oder durch jede Buchhandlung zu erhalten. Wir wollen auch das kleine Gedichtchen wiedergeben, das auf der Titelseite dieses Buches steht und damit seine Richtung deutlich kennzeichnet:

„Was dies Idyll
Dir sagen will?
Suche des Lebens
Glück nicht vergebens
Fern in der Weite.
Sieh, dir zur Seite
Gehet es still.
Gott zu erkennen,
— den alle Wesen
Auf Erden nennen —
Folg seiner Spur
In der Natur."

H. H. in **Lübeck.** Die Karriere des höheren Polizeibeamten setzt in der Regel ganz dieselbe Vorbildung voraus, wie sie für den höheren Verwaltungsbeamten, Regierungsrat 2c. verordnungsmäßig vorgeschrieben ist, also: absolviertes Gymnasium, Universitätsstudium, erste juristische (Referendar-) und zweite (Assessor-) Prüfung, oder falls der Bewerber als Referendar bereits zur Verwaltung übergeht, die Regierungsassessor-Prüfung. Siehe darüber „W. Spemanns Schatzkästlein des guten Rats", Seite 661, „Verwaltungsbeamte, einschließlich der Polizeibeamten"; suche zu Deiner völligen Information aber auch den Rat einer in diesem Berufe stehenden Persönlichkeit zu erlangen, denn gerade in diesem Berufsgebiete erscheinen nicht selten Bestimmungen, die den Gang der Sache nicht unwesentlich modifizieren.

Medicus in spe. Sie fangen sehr früh an, sich für Ihren dereinstigen Beruf vorzubilden. Wir denken, daß Ihnen der „kleine Bock" (Bock, „Bau, Leben und Pflege des menschlichen Körpers" — 90 Pf. — Keils Nachfolger) vorläufig genügen wird.

L. F. ist so liebenswürdig und will seinen Kameraden einiges über die Herstellung photographischer Negative und Positive mitteilen, als Erfahrung und Ergebnis seiner bisherigen photographischen Hantierungen. Er schreibt: „Die Silberlösungen, auf welchen die Photographie beruht, sind gegen weißes Licht sehr empfindlich. Man muß deshalb alle Operationen bei rotem oder gelben Lichte in dem Dunkelzimmer vornehmen. Jedoch arbeiten auch viele des Abends mit einer roten Laterne. — Für das Negativverfahren eignen sich sowohl die Gelatin-Emulsionsplatten als auch das billigere Bromsilberpapier. Nachdem die empfindliche Platte belichtet ist, begibt man sich in das Dunkelzimmer, und hier beginnt die Hervorrufung des noch nicht sichtbaren Bildes. Für den Anfang ist der Eisenoxalatentwickler der beste. Folgende Lösungen sind dafür nötig (siehe unseren Artikel Seite 156 dieses Jahrganges): I. 1000 g Wasser, 330 g neutrales oxalsaures Kali; II. 100 g Wasser, 30 g Eisenvitriol; III. 10 g Wasser, 1 g Bromkali. Zur Entwickelung einer Platte von 13:18 nehme man 60 g von Lösung I und 10 g von Lösung II; sollte das Bild sofort nach Aufgießen der Lösung erscheinen, setze man noch einen Tropfen von Mischung III hinzu. Man läßt nun das Bild etwas stärker werden, als man es später zu haben wünscht, wäscht es gut aus und fixiert dann in einer Lösung von 1000 g Wasser, 200 g unterschwefligsaures Natron. Bromsilberpapier kommt vor dem Fixieren noch in ein Klärbad, bestehend aus 1000 g Wasser, 5 g Essigsäure, 250 g gesäuerte Alaunlösung. Nach dem Fixieren muß das Negativ ausgewässert!!! werden. — Nun zum Positivprozeß. Das Negativ ist ein umgekehrtes Bild, d. h. die Lichter sind schwarz, die Schatten weiß. Auf dem Positiv erscheint nun alles wie in Wirklichkeit. Man kann das Bromsilberpapier auch zum Positivdruck verwenden, und ist das Verfahren dasselbe wie vorhin. Man legt das Negativ mit Bildseite nach oben in den Kopierrahmen, legt das Blatt mit der lichtempfindlichen Schicht darauf und belichtet 5 bis 20 Sekunden bei Gaslicht. Papiernegative tränkt man, um sie durchsichtig zu machen, mit Oel. Mit besten Wünschen für das gute Gelingen Euerer Aufnahmen grüßt Euch ein photographierender Kamerad."

„Wer von meinen Kameraden mir eine der folgenden Marken verschaffen kann, werde ich 40 bis 50 verschiedene Schweizermarken senden und zwar: Sachsen, 3 Pf., rot; preußische, achteck. Couvert, ganz; Oldenburg, ½, grün auf weiß; Frankreich, 1 Fr., rot, ungezahnt, Napoleon; England en Mulready-Couvert; alte überseeische Ganzsachen; russische alte Lokalmarken und Ganzsachen. — Es grüßt Euch freundlichst Max Geldner. Briefe bitte direkt: Basel, Steinthorberg 16."

Adolf Br. in **J.** Es wird für Eintritt als Praktikant bei den k. k. Staatspost- und Telegraphenanstalten unseres Wissens nicht nur Untergymnasium, sondern in der Regel die Absolvierung eines Obergymnasiums, einer Oberrealschule oder einer diesen Schulen gleichgestellten Lehranstalt gefordert. — Wir sollen Dir ferner das Buch nennen, welches die 66 Fragen, die bei einer Telegraphenprüfung zu beantworten sind, aufweist. Offenbar ist damit ein Katechismus gemeint, deren es immer welche gegeben hat. Daß Du Dich aber auf solche Weise für diese Prüfung und Deinen dereinstigen Beruf präparieren willst, kann der „G. K." nicht billigen. Erstens könntest Du, also ausgerüstet, bei der Prüfungskommission recht schief ankommen, und zweitens: Du willst doch ein tüchtiger Beamter werden, der seine Sache versteht, nicht? Da mußt Du denn das heutzutage weitgedehnte Gebiet der elektrischen Telegraphie vom Fundament aus kennen, von Grund aus studieren. Darauf kannst Du Dich allerdings jetzt schon vorbereiten und raten wir zu den: „Grundlehren der Elektricität und ihre wichtigsten Anwendungen" von Dr. Max Wildermann, Oberlehrer, Herderscher Verlag, Freiburg, 1885, Preis 4—6 Mark, durch jede Buchhandlung zu beziehen. Dieses Werk behandelt die Elektricität von ihrer ersten praktischen Anwendung bis zur heutigen Telegraphie und Telephonie. Hast Du das erst im Kopfe, wirft Dich nicht so leicht eine Frage aus dem Sattel.

Tertianer H. E. in **Magdeburg.** Du gibst Deinem Stieglitz nur Mohn; das ist kein Fehler, doch kannst Du ihm daneben, und es empfiehlt sich, gequetschten Hanf, Stückchen von Nußkern, Kanariensamen, Disteln und Klettenköpfe, auch Apfel- oder Birnschnitten reichen. — Ganz richtig, der Stieglitz ist sehr gelehrig und läßt sich wie der Kanarienvogel zu allerlei Kunststückchen abrichten. Doch muß dies mit Verständnis und Geduld geschehen, leicht wird's zur Quälerei. Wir raten davon ab. Du versäumst damit als Tertianer auch zu viel Zeit. Deine anderen Wünsche haben wir ad notam genommen. Gruß!

H. Lücke, Atzendorf (Prov. Sachsen), möchte mit seinen Kameraden für Muscheln, Naturprodukte u. s. w. Briefmarken und Münzen eintauschen und erbittet sich Anerbieten. — Diese Vögel sind doch bei jedem Vogelhändler zu bekommen?

Alb. Löw, St. Mgbert. Der „G. K." soll Dir eine Bezugsquelle für alte nachgeahmte griechische und römische Münzen angeben. Du hättest Deine Frage näher präzisieren sollen, ob Du I. moderne Imitationen alter griechischer und römischer Münzen oder II. alte, d. h. antike Imitationen von solchen zu erlangen wünschest. Die Stellung Deiner Frage läßt ersteres vermuten, doch dürfte jedenfalls letzteres gemeint sein. Wende Dich mal an Rob. Jungfer, Berlin SW., Wilhelmsstraße.

Fritz G. in **Fulda.** Gib Deinen Kaninchen Klee, Gras, Heu, Getreide, Rüben, Kartoffeln, Kohl, Salat, kurz und gut: Vegetabilien aller Art; als Streu empfiehlt sich Stroh und trockenes Moos. Dein Stall scheint nach unserer Anleitung gemacht, er wird sich sicherlich bewähren, nur sieh darauf, daß der Boden des Raumes, in dem Du diese Gesellschaft untergebracht hast, gepflastert oder gedielt ist, sonst untergraben Dir diese leidenschaftlichen Wühler den ganzen Boden. Mit Meerschweinchen, die sich von ganz denselben Vegetabilien nähren, vertragen sie sich im allgemeinen gut, nur daß sie bisweilen deren Junge totbeißen.

Viktor Schatteles in **L.** Hinsichtlich des Zusammentreffens dreier gleicher Konsonanten in zusammengesetzten Wörtern folgt die ziemlich allgemein Eingang findende Dudensche Orthographie der preußischen Regel. Nach dieser schreibt man dennoch, Dritteil, Mittag, Brennessel, Schiffahrt. In allen übrigen Wörtern, in welchen durch Zusammensetzung drei gleiche Konsonanten zusammentreffen, behaupten alle drei ihren Platz; z. B. Betttuch, Schwimmmeister u. s. w. Das bayrische Regelbuch schreibt vor, daß in allen Wörtern, in denen durch Zusammensetzung drei gleiche Konsonantzeichen zusammenstoßen würden, eines auszulassen sei. — Ueber die geforderte Vorbildung für Zulassung als Einjährig-Freiwilliger in der k. k. österr.-ungar. Armee haben wir Seite 192 dieses Jahrganges, mittlere Spalte, geantwortet. Gruß freundlich erwidert!

H. in **H.** und **Eltern.** Dank für den freundlichen Brief. Wir werden Deine Wünsche bei sich ergebender Gelegenheit gerne wahrnehmen. Zum Teil werden sich dieselben durch die neue Erzählung „Der Geist der Llano estakata" ohnehin erfüllen. Gruß herzlich erwidert.

Photograph. Zwei- oder dreifach aufeinandergeklebtes Seidenpapier, rot, mag für Dunkelzimmer genügen, wenn eine Scheibe damit verklebt ist, während aber alle anderen Lichtöffnungen mit schwarzem Papier vollständig lichtdicht verklebt sein müssen. Am besten ist allerdings Rubinglas oder roter Cherrystoff (bei Alb. Glock & Cie., Karlsruhe, zu erhalten). Das Bromsilberpapier kann in der Dunkelkammer ohne Schaden eingelegt werden. Das Positiv-Emulsionspapier für Abdrücke kommt direkt in die Tonfixierlösung, der vorher etwas Chlorgoldlösung zugesetzt wird. Nachdem das Bild darin fixiert und getont ist, was ca. 15 Minuten dauert, ist nur nötig, dasselbe noch zu waschen und zu trocknen. Allen Dilettanten und solchen die es werden wollen, sei als ein sehr gutes Werkchen: „Anleitung zur Photographie für Anfänger von Hauptmann Pizzighelli mit 70 Holzschnitten" empfohlen, Preis 3. Mk. — (Zu beziehen durch Alb. Glock & Cie.)

Alfred Böger, Tertianer zu **Osnabrück, Kamp 406,** möchte mit seinen Kameraden gerne Briefmarken tauschen und erbittet Angebote.

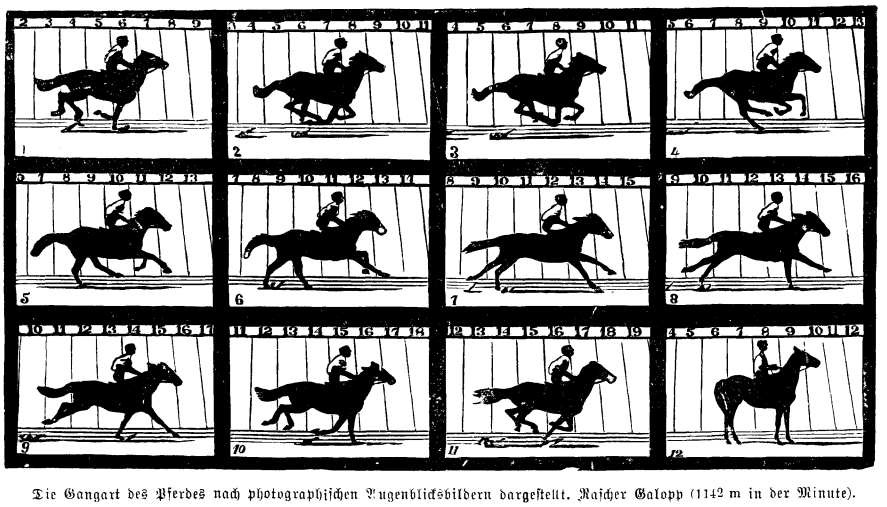
Theodor W. in **Bremen.** Den Autographen des Prinzen Wilhelm von Preußen findest Du in unserem ersten Jahrgang, S. 525.

G. Zaffaroni in **Chur** schreibt in zuvorkommender Weise: „Guter Kamerad! Sei so gut und teile meinen Kameraden mit, daß ich viele schöne weiße Ratten direkt aus Kalkutta bekommen habe. Ich bin gern bereit, das Paar für 4 Fr., Verpackung inbegriffen, abzugeben. Wie Du, lieber Kamerad, schon mitgeteilt hast, sind die weißen Ratten sehr lustige und zahme Tiere. Sie sind gar unschädlich und lassen sich gut dressieren". — Du wirst damit manchem Wunsch begegnet haben. Namens Deiner Kameraden herzlichen Dank und freundlichen Gruß!

Fr. H., U.-T. zu **Leipzig.** Du hast den 2000jährigen Kalender gemacht und bist der Meinung, daß er nicht richtig zeigt. Wenn Du die Schlußbemerkung in jenem Artikel (Nr. 10 d. Jahrgangs) beachtest, so wirst Du den richtigen Tag ganz wohl treffen. Also: Willst Du die Tage für Januar und Februar 1887 bestimmen, so nimm 1886; bei 1888 nimm 1887; bei 1889 nimm 1888 u. s. f. Beispiel: 8. Januar 1888. Du suchst nun 8. Januar 1887. Demnach: die 0 des 3. Ringes über 1800 des 4. Ringes. Sodann Januar des 1. Ringes über 87 des 3. Ringes. Dann steht 8 des 1. Ringes über Sonntag des 2. Ringes. Und dies stimmt. — Nur bei Januar und Februar hat man also das vorhergehende Jahr zu nehmen, bei den anderen Monaten nicht!

Hermann in **G.** Danken für diese Belehrung. Jetzt ist's zu spät; wenn die Drachensportzeit wieder in Sicht, werden wir gern daran denken.

Jul. C. in **Ottweiler.** Unser s. Z. an Sie gerichteter Brief kam als „unbestellbar" zurück. Was konnten wir anderes thun, als abwarten, bis Sie sich melden. Bitten um genaue Adressenangabe. — Ihre Meldung, daß Sie gestern: „Fundamentaldreieckskonstruktionsaufgabenlösungstermins-fortsetzung" hatten, ist gut, und beweist, daß Sie — konstruieren können. Gruß!



Die Gangart des Pferdes nach photographischen Augenblicksbildern dargestellt. Rascher Galopp (1142 m in der Minute).

P. Saffankte in **L.** Deine formgewandten Verse haben dem „G. K." gut gefallen. Was den Gegenstand des Sanges anlangt — wir glauben, damit hat's gute Weile. Vorläufig sollen alle Kameraden daran denken, stramme Burschе und tüchtig geschulte Vaterlandsverteidiger zu werden. Das übrige wollen wir den Zeitläuften und der Weltgeschichte überlassen.

J. O. in **W.** Das menschliche Ohr besteht aus drei Teilen: dem äußeren, dem mittleren und dem inneren Ohr (Labyrinth). Ersteres dient zum Auffangen der Schallwellen, das zweite zum Zuleiten des Schalles an das dritte, den schallempfindenden Apparat.

Ein Blutarmer. Gewiß, unter Umständen können die Experimente mit dem Elektrophor auch schädlich sein. — Bist Du wirklich blutarm, die Konsultation eines tüchtigen Arztes wird Dir innerhalb zwei Monaten Heilung bringen.

L. u. H. Peyer, Peyerburg, Schaffhausen, Schweiz, wollen ihren Kameraden gefällig sein und schreiben: „Dürfen wir uns wohl erlauben, Dir einige Anliegen und Fragen zu schreiben? In Nr. 2 des 2. Jahrganges schreibt ein Quartaner in Graz ein Rezept für Kleister, sagt aber dabei, daß jeder Kleister nach 4 bis 5 Tagen sauer werde. Bei unserem Kleister ist dies nicht der Fall. Wir bitten Dich nun, unseren Kameraden zu Nutz und Frommen, folgendes Rezept in Deine Zeitung zu drucken: Man nimmt 6 g Gelatine und weicht sie in 450 g Wasser. In einem anderen Gefäß rührt man 50 g gebröckelte Stärke (nicht Stängelchen) in 70 g Wasser kalt an. Nachdem die Gelatine aufgeweicht ist, wird das Wasser in einen emaillierten Topf abgegossen und erwärmt. Sobald es zu sieden beginnt, fügt man unter Umrühren die Stärke und die aufgeweichte Gelatine hinzu und läßt die Masse ca. 5 Minuten kochen. Nun läßt man den Kleister etwas abkühlen und gießt dann unter Umrühren in einem dünnen Strahle 40 g 1%ige Karbolsäurelösung, in jeder Apotheke erhältlich, hinzu. Nach dem Erkalten wird der Kleister durch (Organdin) Musselin in ein weithalsiges Glas- oder Porzellangefäß gepreßt und gut verkorkt zum Gebrauch darin aufbewahrt. Dieser Kleister hält einige Wochen. — Nun ein kleines Anliegen. Wir haben eine Partie alte Schweizermünzen, z. B. Angster und Rappen von 1800 bis 1850; ebenso Guatemalamarken und möchten diese gerne vertauschen." — Nun Kameraden, wer will unseren gefälligen jungen Freunden wieder gefällig sein? — Gruß!

Schildläuse der Zimmerpflanzen.

Die im Zimmer gehaltenen Pflanzen müssen im Herbst sorgfältig besichtigt werden, ob sich nicht etwa Schildläuse auf ihnen eingefunden haben; namentlich haben Myrten, Orangen u. s. w. von diesen Schmarotzern zu leiden. Im Herbst wird die Vernichtung mit dem größten Erfolg vorgenommen, weil zu dieser Zeit keine frei herumlaufende Individuen unter den Schildläusen vorhanden sind. Hat man die Pflanze jetzt gründlich gereinigt, so kann man sicher sein, sie ganz von dem Schädling befreit zu haben. Freilich ist auch jetzt die Vernichtung nicht ganz leicht, denn man muß die Schildläuse von allen Zweigen und Blättern sorgfältig abbürsten, sammeln und verbrennen. Es gibt kein anderes Mittel als diese mechanische Vernichtung, da Tabakssaft und andere ähnliche Stoffe die Schildläuse nicht töten.

Ehre der Musik!

Der Utrechter Friede war geschlossen. Zur Feier desselben wurde in London Händels großes „Te Deum laudamus“ angeordnet. Abends vorher hatte der König Georg I. die Unterzeichnung einer Amnestieakte verweigert, die das Schicksal der vielen in die Stuartsche Sache verwickelten Personen entschied. Jetzt aber hörte er Händels Musik; gewaltig ergriff sie ihn, und kaum kehrte er aus der Westminsterabtei in sein Kabinett zurück, so unterschrieb er das Dokument, das so vielen Menschen ihr Glück sicherte, und wozu ihn vorher keine Ueberredungskunst zu bewegen vermocht hatte.

Eine sehr schwierige und doch sehr nötige Kunst besteht darin, daß man seine Zeit und Kräfte stets für etwas ganz Bestimmtes verwendet. Wer vielerlei zu lernen hat, muß es nach Tagen und Stunden einteilen, aber bei jedem Stück jedesmal sein Bestes thun. Wer sich ein großes Werk zum Lebensziele setzt, hat Denken und Mühen von Jugend an darauf zu richten und alles übrige nur zu betrachten, wie Salat zum Braten. Franz v. Löher.

Unter den Menschenfressern von Neuseeland.

(Schluß.)

Wir erreichten die Boote, ohne von den Eingeborenen angegriffen zu werden, die sich damit begnügten, uns der Küste entlang zu verfolgen und häufig zu wiederholen, daß Marion erschlagen und gegessen worden sei. In meiner Abteilung waren einige gute Schützen, welche auf die Nachricht, daß unser Kommandant erschlagen worden sei, vor Begierde brannten, seinen Tod zu rächen, und mich wutbebend um die Erlaubnis baten, auf die elenden Häuptlinge zu feuern, welche uns zu bedrohen schienen. Wir hatten aber jetzt keine Zeit, uns mit Racheplänen zu befassen, denn in unserer Lage wäre der Verlust eines Mannes unersetzlich gewesen, und beim Verlust von mehreren hätten wir Neuseeland nicht mehr verlassen können. Wir hatten überdies noch für eine dritte Abteilung, nämlich unsere Kranken zu sorgen, deren Sicherheit uns am Herzen liegen mußte. „Bezähmt euch, meine Freunde“, sagte ich ihnen, „feuert nicht, sondern marschiert in fester Ordnung als civilisierte Soldaten an dieser Mörderbande vorüber. Ich werde euch bald Gelegenheit geben, euren Rachedurst zu befriedigen — seid ruhig!“

Sobald wir unser Boot erreicht hatten, schienen die Wilden uns umzingeln zu wollen. Ich wandte mich an einen ihrer Häuptlinge, steckte ungefähr zwei Schritte vor mir einen Stab in den Boden und warnte ihn, daß ich ihn mit meinem Karabiner niederschießen werde, wenn sich einer seiner Leute über diesen Stab hinauswage. Der Häuptling wiederholte gelehrig meine Drohung seinen Leuten und die Wilden, wohl über tausend Köpfe stark, warfen sich zu Boden als Zeichen, daß sie dem Gebot ihres Häuptlings folgen wollten.

Ich ließ alle in guter Ordnung sich einschiffen — ein Verfahren, welches einige Zeit in Anspruch nahm. Wir hatten eine große Menge Vorräte an Bord des Boots zu bringen, und als dieses beladen war, zog es so viel Wasser, daß wir es kaum flott machen konnten. Wir mußten es also ins Wasser schieben und ein Stück weit ins Meer hineinwaten, um an Bord zu kommen. Ich war der letzte, der ins Boot stieg; sobald dieß geschehen war, sprangen die Wilden gleichzeitig auf, stießen ein scheußliches Geschrei aus, überschritten gleichzeitig die Grenzlinie und überschütteten uns mit einem Hagel von Steinen und Wurfspeeren, welcher glücklicherweise niemand verletzte. Dann zündeten sie unsere Zelte am Strande an, bedrohten uns mit ihren Waffen, welche sie aneinander schlugen und brachen in ein furchtbares Wutgeschrei aus.

Die Schaluppe war so voll geladen, daß ich aufrecht in den Sternschoten stehen mußte, den Helm des Steuers zwischen meinen Füßen. Meine Absicht war, keinen Schuß abzufeuern, sondern in aller möglichen Schnelle nach dem Schiff zurückzukehren, um sodann das Boot nach der Insel Motu-Aro zu senden und unsere Kranken, unsere Schmiede und Küperei holen zu lassen. Die Wilden wurden je-

Reichgeschnitzte Spitze der „Hani“ oder Zepter der alten neuseeländischen Häuptlinge

doch allmählich kühner und gingen ins Wasser, um uns im Boote anzugreifen. Ich hieß meine Leute die Ruder ergreifen und befahl vier Füsilieren, auf diejenigen Häuptlinge zu schießen, die am beeifertsten ihre Leute zur Wut stachelten. Das mörderische Gewehrfeuer ließ ich einige Minuten fortsetzen. Die Wilden sahen ihre Häuptlinge und Gefährten mit unglaublichem Erstaunen fallen, denn sie konnten nicht begreifen, wie dieselben durch Waffen getötet werden konnten, die sie nicht unmittelbar berührten, wie ihre Aexte und Keulen. Im Gegenteil verdoppelten sie bei jedem Schusse ihr Geschrei und ihre Drohungen; sie gebärdeten sich wie toll, ohne vorzudringen oder zurückzuweichen, und blieben am Strande dicht geschart wie eine Herde wütender Tiere. Wir hätten sie alle ausrotten können, wenn wir zu feuern fortgefahren hätten. Nachdem ich aber wider Willen gezwungen worden war, eine große Anzahl von ihnen niederschießen zu lassen, ließ ich meine Leute unter dem anhaltenden Gebrüll dieser blutdürstigen Horden nach dem Schiffe rudern.

Sobald ich an Bord des „Mascarin" angelangt war, beeilte ich die Abfahrt der Schaluppe nach der Insel Motu-Aro, um unsere Kranken und deren Bewachung abzuholen. Eine Abteilung unter dem Befehl eines Offiziers schiffte sich ein, um die Kranken, die Aerzte und die ganze Spitalausrüstung zurückzubringen. Ich befahl ihnen, die Zelte abzubrechen, für die Nacht einen wassergefüllten Graben um die Schmiede zu ziehen, eine Schildwache an die Seite des auf der Insel liegenden Dorfes zu stellen und vor allem vor einer Ueberrumpelung auf der Hut zu sein, denn ich befürchtete sehr einen Angriff der Wilden gegen die Station, wo unsere Schmiede lag, da doch der dort liegende Eisenvorrat für sie sehr verlockend war. Gleichzeitig gab ich dem befehligenden Offizier einige Nachtsignale und das Versprechen, ihm im Fall eines Angriffs sogleich Hilfe zu senden. Die Kranken wurden nachts elf Uhr wohlbehalten an Bord geschafft. Die Wilden streiften die ganze Nacht in der Umgebung der Station herum, wagten aber keinen Angriff.

Am Morgen des 14. Juni schickte ich eine zweite Abteilung mit zwei Offizieren nach der Insel. Wir hatten bis jetzt unsere Vorräte an Holz und Wasser noch nicht eingenommen, die wir, nach der Behandlung, welche uns von seiten der Wilden zu teil geworden war, nicht vom Festlande zu holen wagen durften, wo wir unzweifelhaft den Feind in weit größerer Menge und noch kühner finden würden, als am vorigen Tage. Die Insel Motu-Aro, mitten im Hafen gelegen, und nur Kanonenschußweite von unseren Schiffen entfernt, bot uns Holz, so viel wir bedurften; ein Fluß lieferte süßes Wasser, zum Füllen unserer Wassertonnen, wie erwünscht; allein auf der Insel wohnte ein Stamm von 300 Wilden, der uns darin hindern konnte. Ich gab daher dem befehligenden Offizier die Weisung, nötigenfalls alle seine Leute zu sammeln und das Dorf mit Gewalt zu nehmen, falls die Eingeborenen Miene machen sollten, uns zu belästigen, sodann das Dorf anzuzünden und die Insel von den Wilden rein zu fegen, um uns unseren Wasserplatz zu sichern.

Um Mittag stellten sich die Wilden bewaffnet bei unserer Station ein. Unsere Leute machten sich sogleich zu ihrem Empfang bereit und marschierten ihnen mit gefälltem Bajonett entgegen, ohne zu feuern. Die Wilden flüchteten in ihr Dorf, wo sie eine feste Stellung einnahmen und ein scheußliches Geschrei ausstießen. Matu, der Häuptling dieses Dorfes und einer von denjenigen Eingeborenen, mit denen wir am befreundetsten gewesen waren, hatte noch fünf andere Häuptlinge oder große Krieger aus verschiedenen Dörfern bei sich, die sich nun alle gewaltig anstrengten, mit Geschrei und Gebärden ihre jungen Leute zum Angriff auf uns zu hetzen, was diese jedoch nicht wagten.

Unsere Leute waren in Schlachtordnung bis auf Pistolenschußweite vom Dorfe vorgerückt; hier begannen sie zu feuern und erschossen die sechs Häuptlinge, worauf die sämtlichen Krieger zum Dorfe hinausflohen, um ihre Periaguas zu erreichen; unsere Leute verfolgten sie mit gefälltem Bajonett, erschlugen fünfzig und trieben einen Teil der anderen ins Meer, nachdem sie das Dorf angezündet hatten. Nach diesem Sieg waren wir die Herren der Insel und unser Weg ohne viel Blutvergießen erkauft, denn nur ein einziger Mann war durch einen Lanzenstoß in den rechten Augenwinkel ernstlich verwundet.

Nach diesem Ausfall schifften wir unsere Schmiede, unser Eisen und unsere Wasserfässer wieder ein; ich ließ die Büsche, mit denen die Insel bedeckt war, und die unseren Feinden hätten zum Hinterhalt dienen können, niederhauen, denn sie waren mannshoch und sehr dicht. Die im Gefecht Erschlagenen wurden so begraben, daß eine Hand noch aus dem Boden herausragte, um diesen Kannibalen zu zeigen, daß wir nicht wie sie unsere Feinde verzehrten. Ich hatte unseren Soldaten und Matrosen fünfzig Piaster für jeden Wilden versprochen, den sie lebend fangen würden; allein die Insulaner hatten Sorge getragen, ihre Weiber und Kinder auf das Festland hinüberzuschicken, ehe sie uns angriffen, und einige der Verwundeten, welche meine Leute gefangennehmen wollten, bissen und schlugen wie reißende Tiere um sich, andere zerrissen ihre Bande wie Bindfaden, und es war nicht möglich, einen von ihnen gefangenzunehmen.

Der „Castries" hatte weder Besanmast noch Bugspriet, aber niemand wagte, unsere schönen Cederspieren vom Lande zu holen; so sammelten wir denn einige Holzstämme und bemasteten das Schiff zeitweilig wieder. Wir brauchten 700 Fässer Wasser und 70 Klafter Brennholz für die beiden Schiffe und hatten aber nur ein einziges Boot, um diese riesige Aufgabe zu lösen, was uns jedoch in Monatsfrist gelang. Täglich schickte ich die Schaluppe nach der Insel hinüber und ließ mit abwechselnden Fahrten Wasser und Holz holen. Die Arbeiter waren von einer bewaffneten Abteilung begleitet und kehrten jeden Abend an Bord zurück, um hier zu schlafen. Eines Tages, als die Schaluppe länger als gewöhnlich am Lande geblieben war, kamen die Wilden in großer Anzahl vom Festlande herüber an einer Stelle, wo man ihre Ueberfahrt nicht bemerken konnte. Die auf einer Anhöhe postierte Schildwache sah einen Mann in Matrosenkleidern und einem Hut herankommen, der aber mit aller Vorsicht eines Menschen ging, welcher nicht entdeckt werden will. Die Schildwache rief ihm „Halt" zu; es war ein Eingeborener, der die Bedeutung dieses Anrufs nicht verstand und dennoch vordrang; die Schildwache erkannte nun seine Verkleidung und jagte ihm eine Kugel durch den Kopf. Gleich darauf brach eine Bande Wilder hervor, aber die Bedeckungsmannschaft, durch die Schildwache gewarnt, griff dieselben an und tötete mehrere, die sie in den Kleidern der Offiziere und Matrosen steckend fand, welche mit Herrn Marion erschlagen worden waren. Die anderen schifften sich rasch wieder in ihren Kähnen ein, und fortan ließen die Wilden uns unbelästigt.

Da die Insulaner sich in Masse in den Schußbereich unserer Kanonen wagten, so schickten wir ihnen hie und da einige Kartätschenschüsse zu, namentlich bei Nacht, um ihnen zu zeigen, daß wir auf unserer Hut seien; allein da sie immer schnell davonruderten, so litten sie nicht sehr darunter und mögen wohl vor unserem groben Geschütz keinen großen Respekt gehabt haben. Nur einer ihrer Kähne mit acht oder zehn Männern fuhr eines Tags in Kanonenschußweite vom „Castries" vorüber, der ihm einen Kartätschenschuß zusandte; dieser zertrümmerte die Periagua und tötete einige der Wilden, und die anderen retteten sich schwimmend ans Land.

Bisher hatten wir noch keine gewissen Nachrichten über das Schicksal des Herrn Marion, der beiden Offiziere und der vierzehn Matrosen, welche er mitgenommen hatte, um ihn ans Land zu rudern und die Fischnetze auszulegen; wir wußten nur aus dem Bericht des Matrosen, welcher am zweiten Tage der Niedermetzelung und Zerstückelung seiner elf Gefährten durch die Eingeborenen zugesehen hatte, daß die Wilden insgemein an dieser scheußlichen blutigen That beteiligt gewesen waren. Um mich daher über das Schicksal des Herrn Marion und seiner Gefährten zu vergewissern, schickte ich die Schaluppe mit einigen zuverlässigen Offizieren und einer Abteilung Soldaten und Matrosen nach Takuris Dorf. Die Schaluppe fuhr ab, gut bewaffnet mit Drehbassen und Blünderbüchsen und der Offizier landete an der Stelle, wo er vorher die beiden Boote hatte angebunden gesehen; aber sie waren nicht mehr vorhanden, sondern von den Wilden verbrannt worden, um die Eisenteile davon zu bekommen. Die Abteilung rückte in guter Ordnung gegen Takuris Dorf vor, aber der Verräter war feigerweise geflohen und man konnte ihn noch außer Schußweite sehen, Herrn Marions blau und roten Mantel um die Schultern. Das Dorf war verlassen bis auf einige alte Männer, die, außer stande, ihren flüchtenden Familien zu folgen, ruhig an den Thüren ihrer Häuser saßen und wie die römischen Senatoren auf ihren curulischen Stühlen den Tod erwarteten. Unsere Soldaten wollten dieselben gefangennehmen, aber einer von ihnen stieß mittels einer kaum bemerkbaren Bewegung mit einem neben ihm liegenden Wurfspeere nach einem Soldaten und wurde niedergemacht, die anderen aber verschont und im Dorfe gelassen. Jedes Haus ward genau durchsucht und in Takuris Haus ein menschlicher Schädel gefunden, der erst vor einigen Tagen gekocht worden war und woran noch Fleischteile mit den Spuren von Zähnen dieser scheußlichen Kannibalen hingen. Auch ein an einem hölzernen Bratspieße steckender menschlicher Schenkel ward halbverzehrt aufgefunden. In einer anderen Hütte fand man ein Hemd, welches als Eigentum des Herrn Marion erkannt wurde. Der Kragen des Hemdes war noch mit Blut getränkt und an der Seite waren drei oder vier in derselben gräßlichen Weise bezeichnete Löcher. In verschiedenen anderen Hütten ermittelte man einen Teil der Kleider und die Pistolen des jungen Herrn de Vaudricourt, welcher seinen Kapitän auf jener verhängnisvollen Fischfangpartie begleitet hatte. Schließlich fand man auch noch die Waffen, die zu dem Boote gehört hatten, und die Kleider unserer unglücklichen Matrosen. Nach der sorgfältigen Durchsuchung der Hütten wurden diese angezündet und das ganze Dorf niedergebrannt.

Maorihäuptling.

Währenddem hatte die Abteilung ermittelt, daß die Neuseeländer ein Dorf räumten, welches weit besser befestigt war als die anderen. Wir hegten den dringenden Argwohn, daß der Häuptling desselben, Piki Ore, ein Mitschuldiger Takuris sei, und die Abteilung marschierte sogleich auf dieses Dorf zu, welches man ganz verlassen fand. Alle Hütten wurden genau untersucht und hier wie im ersten Dorf viele Gegenstände gefunden, welche zu unseren Booten gehört hatten, weshalb man das Dorf ebenfalls einäscherte. Als sodann unsere Leute wieder zum Strande zurückkehrten, um sich einzuschiffen, zogen sie noch einige Kriegskähne zum Wasser herab, befestigten sie an den Stern der Schaluppe und nahmen sie im Schlepptau mit nach unseren Schiffen, wo wir von ihnen alle Planken und anderes Holzwerk wegnahmen, welches wir gebrauchen konnten, worauf wir die Rümpfe der etwa 60 Fuß langen Periaguas, welche wir nicht einschiffen konnten, verbrannten.

Hiermit schließen wir die Auszüge aus Lieutenant Crozets Bericht. Nach schwerer Wiedervergeltung, welche die Franzosen an den verräterischen Wilden geübt hatten, gingen der „Castries" und der „Mascarin" unter dem Befehl der Herren v. Ducles-

meur und Crozet am 14. Juli 1772 von Neuseeland aus unter Segel und setzten ihre Erforschungsreise unter den Inseln Ozeaniens fort.

Ein Gelöbnis.

Karl XII. von Schweden liebte in seiner Jugend den Wein außerordentlich und übernahm sich beim Trinken sogar häufig. In solchem Zustande stieß er einsmals gegen seine Mutter sehr harte, rücksichtslose Worte aus. Des anderen Tages machte ihn einer seiner vertrauten Freunde darauf aufmerksam und stellte ihm vor, wie sehr er die hohe Frau durch sein gestriges Benehmen gekränkt habe. Karl wurde sehr blaß und dachte einen Augenblick nach. Dann rief er: „Bringt mir einen Krug Wein und einen Becher!"

Er nahm beides und begab sich damit zur Königin Witwe. „Mutter," sagte er bewegt, „ich habe Sie gestern beleidigt und will Ihnen jetzt Genugthuung geben." Hierauf füllte er den Becher, trank ihn leer und sagte feierlich: „Das war der letzte Wein, den ich getrunken; von jetzt an wird, solange ich lebe, nie wieder ein Tropfen über meine Lippen kommen."

Er hielt unverbrüchlich Wort.

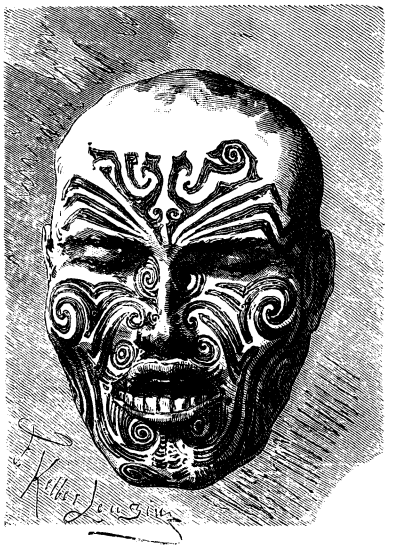
Das ist ein schönes Beispiel für jeden, der mit einer Leidenschaft brechen will. Alle Vorsätze, ein Vergehen zu meiden, helfen nichts, wenn man nicht die Gelegenheit meidet.

Ein Rechenexempel.

Anläßlich des im Sommer 1887 in Frankfurt a. M. stattgehabten Schachkongresses verdient erwähnt zu werden, daß ein Schachspieler ausgerechnet haben will, wie viele verschiedene Spiele und Stellungen die 32 Schachfiguren ergeben können. Es sind deren 1121 — der Leser wolle vorsichtshalber erst frischen Atem schöpfen — 1121 Quatuordezillionen! Um mit Ziffern diese Zahl anzugeben, reicht eine Spaltenbreite unserer Zeitung nicht aus, da 88 Nullen erforderlich sind. Der Rechenmeister hat zweckentsprechend durch ein Gleichnis den Begriff dieser ungeheuren Zahl der Spielgänge erläutert. Man denke sich jedes Saatkorn der Erde als einen bevölkerten Weltkörper, von der Schöpfung an mit einer gleichen Zahl Menschen bewohnt wie die Erde. Wenn alle diese Menschen seit 5648 Jahren nichts gethan hätten, als zu zwei und zwei Schach zu spielen, in jeder Stunde eine Partie, so wären doch nicht alle möglichen Gänge erschöpft. — Wer's nicht glaubt, der mag's nachrechnen!

Eine fürstliche Badereise vor 170 Jahren.

Von der Umständlichkeit, welche eine Badereise im Anfang des vorigen Jahrhunderts verursachte, gibt die Chronik des Hauses Hohenlohe ein anschauliches Bild. Wir entnehmen daraus folgende kleine Schilderung. Am 6. Juni 1714



Tättowierter und präparierter Neuseeländerkopf.

reiste Fürst Johann Friedrich von Hohenlohe-Oehringen nebst Gemahlin und Schwester, sowie 37 Personen Gefolge, 16 Pferden, 13 Geschirren und zwei neuen Karossen nach Bad Ems bis Jagstfeld; von der Mündung der Jagst in den Neckar ging die Reise zu Wagen. Das Gepäck wurde von den Bauern fronweise auf 15 Wagen dahin befördert. Von Jagstfeld ging die Reise zu Wasser auf zwei Frachtschiffen bis Lahnstein. Die Schiffer erhielten für Hin- und Rückfahrt 375 Gulden nebst zwei Fuder 1711er Wein. An alle Behörden der Uferstaaten waren Ersuchschreiben zum zollfreien Durchlaß der Schiffe gesendet worden, weshalb die Schiffe auch eine Freifahne führten. Fast sämtliche Mittel zum Lebensunterhalt, sowie Kochgeschirre, Betten 2c. mußten mitgenommen werden. Der Bericht zählt auf: Mehl, Erbsen, 40 Pfund Speck, 4 Schinken, 12 geräucherte Zungen, gedörrtes Obst, 3 Sester (à 15 l) Salz, 218 Pfund Schmalz, 80 Pfund Butter, 1500 Stück Eier, 16 Malter Hafer, 300 Krebse, ein Kübel Sauerkraut, 2 Centner Rindfleisch, 1 Centner Rotwildbret, 1 Reh, 20 Pfund Kalbfleisch u. s. w. Ferner: 132 Wachslichter, 730 Talglichter, ein Quantum Seife, 2 Fuder und 13 Eimer Hohenloher Wein, 2 Eimer Branntwein, wozu unterwegs noch weiße und rote Rheinweine eingekauft wurden; endlich eine Masse von Tafel- und Küchengeschirr, Betten, Tischzeug, worunter 350 Servietten, gewirkte und bemalte Tapeten, Sessel, Damastvorhänge u. s. w. Unter dem Kleidervorrat des Fürsten befanden sich gold- und silberbordierte Staatsgewänder, Jagdanzüge, 8 Hüte, 25 Paar seidene Strümpfe, verschiedene Jagd- und andere Stiefeln. Sogar 12 Bücher hatte man mitgenommen. Die Hinfahrt nahm sieben, die Rückfahrt zehn Tage in Anspruch. Insgesamt kostete die Badereise 2400 Gulden, die zum Teil durch außerordentliche Steuern aufgebracht werden mußten. Ja, die gute alte Zeit!

Etwas über schlagende Wetter.

Der Ausdruck schlagende Wetter ist gewiß manchem unserer jungen Freunde schon begegnet, ohne daß er eine genaue Vorstellung davon gehabt hätte, was er zu bedeuten habe. Daß es etwas Schreckliches, etwas überaus Mörderisches sein müsse, ist ihnen klar geworden; aber weiter ging das Verständnis wahrscheinlich nicht. Da dieser Ausdruck in der Zeitung ziemlich häufig wiederkehrt, so wollen wir uns heute einmal damit beschäftigen.

In der That gehören die schlagenden Wetter zu den furchtbarsten Ereignissen, ja sie lassen in mancher Hinsicht die Schrecken einer Feuersbrunst, eines Schiffbruches und sogar eines Erdbebens hinter sich. Vergleichen läßt ein schlagendes Wetter sich nur mit einer großen Pulverexplosion. Wer schon einmal in einem Bergwerk war, wird das unheimliche Gefühl nie vergessen, das ihn bei dieser Gelegenheit bedrückte. Nun denke man sich eine Explosion in diesen meist engen, finsteren oder nur spärlich beleuchteten, oft viele hundert Fuß unter der Erdoberfläche, nicht selten eine Stunde vom Ausfahrtsort gelegenen Räumen! Plötzlich, fast ohne Warnungszeichen, erfolgt ein fürchterlicher Knall, die Lichter

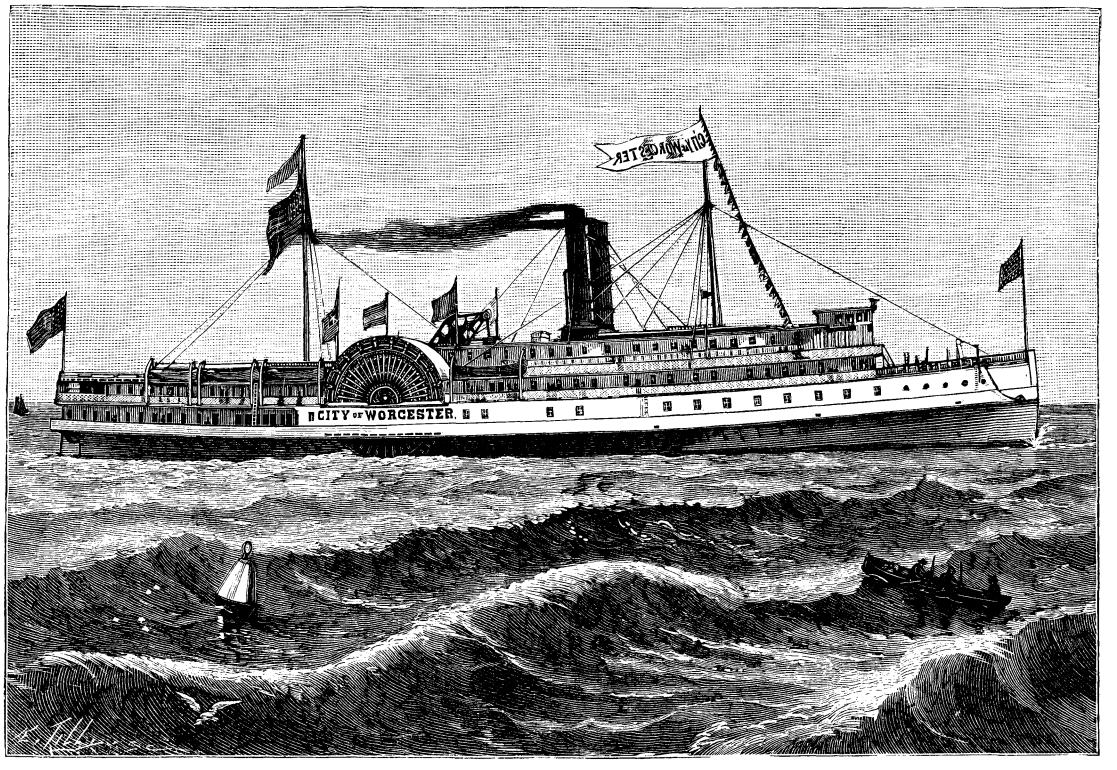
erlöschen, die Arbeiter werden gegen die Wände geschleudert und, was das Schlimmste ist, die Luft mit erstickenden Gasen gefüllt, so daß, wer nicht durch die Wirkung des Sturzes getötet wurde, in der nächsten Minute dem Erstickungstod anheimfällt.

Eine Rettung ist in den seltensten Fällen möglich, denn es entladen sich die schlagenden Wetter fast immer in den entlegensten Teilen der Grube; Hilfe, die ja stets, und zwar mit der allergrößten Opferfreudigkeit gebracht wird, kommt daher auch in der Regel zu spät. Da sich aber die erstickenden Gase, von den Bergleuten Nachschwaden genannt, gewöhnlich auf weite Strecken verbreiten, so ist Hilfe überhaupt nur von Erfolg, wenn die erforderlichen Apparate zur Hand sind, insbesondere Behälter mit komprimierter Luft, die mit einem Atmungsschlauch versehen sind und wie ein Tornister auf den Rücken geschnallt werden. Aber auch dann ist, wie nach den angegebenen Umständen leicht begreiflich, die Hilfe meist vergeblich, und daraus erklärt sich denn auch die überaus große Anzahl von Opfern, welche die schlagenden Wetter fordern. Wir werden verschiedene Beispiele davon anführen, nachdem wir über das eigentliche Wesen derselben Aufklärung gegeben.

Schlagende Weter kommen nur in Kohlengruben vor, denn nur aus den Kohlenflözen können sich die Gase bilden, um die es sich hier handelt. Dieselben bestehen aus Kohlenstoff und Wasserstoff unter Beimischung von atmosphärischer Luft. Das Gas ist aber nicht in allen Fällen explosionsfähig, ja man kann annehmen, daß dieser Zustand in den wenigsten Fällen vorliegt; ein wahres Glück, weil sonst die Unglücksfälle viel häufiger wären als jetzt. Sobald nämlich die Beimischung der atmosphärischen Luft unter $^7/_8$ des ganzen Gasquantums bleibt, so entzündet sich dasselbe nicht an der Flamme, im Gegenteil löscht es dieselbe aus. Beträgt aber diese Beimischung genau $^7/_8$ oder eine Kleinigkeit mehr, so tritt die Explosion, deren Verlauf wir bereits schilderten, ein.

Was die Ursachen der Entzündung betrifft, so spielt dabei leider das unvorsichtige Umgehen der Bergleute mit Feuer und Licht eine große Rolle. Sei es, daß sie die Sicherheitslampen in zu starke und besonders plötzlich seitliche Bewegung versetzen, so daß die Flamme durch das enge Drahtgitter schlägt, sei es, daß sie amtlich verschlossene Lampen mit einem Nachschlüssel oder Dietrich öffnen, oder gar, in der Absicht Tabak zu rauchen (was natürlich aufs strengste verboten ist), ein Streichholz anzünden: genug, man kann annehmen, daß auf diese oder ähnliche Weise der größte Teil der Explosionen hervorgerufen wird.

Im Durchschnitt kommen jährlich etwa



Der neue amerikanische Seedampfer „City of Worcester"

400 Bergleute durch schlagende Wetter ums Leben. Es gibt aber auch Jahre, in welchen diese Zahl an die 1000 beträgt. So wurden in der Zeit vom 11. Dezember 1875 bis 4. Juli 1876 in nur vier Katastrophen 628 Opfer hingerafft, und zwar:

150 am 11. Dez. auf einer Grube zu Barnsley, England;

115 am 16. Dez. bei Frameries, Belgien;

216 am 4. Febr. bei St. Etienne, Frankreich;

147 am 4. Juli bei Karlingen in Lothringen.

Die größte Katastrophe, die uns bekannt ist (wahrscheinlich auch die größte überhaupt), war die bei dem bereits genannten Barnsley im Dezember 1866, wobei 346 Bergleute den Tod fanden. Die größte Katastrophe, die in Deutschland stattfand, war die von Potschappel im Königreich Sachsen, wobei 274 Bergleute ums Leben kamen. Der Zahl nach kommen die meisten schlagenden Wetter in Großbritannien vor. Legt man aber die Kohlenförderung als Maßstab zu Grunde, so nimmt Belgien die erste Stelle ein. Es folgt Frankreich, dann das Britische Reich und zuletzt Deutschland, wo demnach die Sicherheitsvorrichtungen am besten beschaffen sind.

„City of Worcester“.

Unsere jungen Freunde werden sich wundern, in diesem neuen amerikanischen Seedampfer das längstverlassene System des Radbetriebes wieder aufwachen zu sehen. Aber die Amerikaner haben einmal ihre besonderen Eigenheiten, wobei man ihnen aber zugestehen muß, daß sie stets von praktischen Gründen sich leiten lassen, und so wird es auch in diesem Falle gewesen sein. Dabei ist zu berücksichtigen, daß das Schiff nicht die hohe See, sondern nur ein Binnenmeer, den zwischen der Insel Long Island und dem Staate Connecticut liegenden Long Island-Sund zu befahren hat. Es soll nämlich den regelmäßigen Paketdienst zwischen New York und New London im Staate Connecticut (eine Entfernung von etwa 200 km) versehen. Dabei übertrifft es aber an Größe die meisten Seedampfer. Seine Länge beträgt 138 m, sein Tiefgang 5 m, die Räder haben 11½ m Durchmesser. Es ist in 6 wasserdichte Abteilungen geschieden und man hat berechnet, daß wenn selbst 2 dieser Abteilungen durch Lecke unbrauchbar werden, das Schiff doch nicht zum Sinken kommt. Sieben Dampfrettungsboote sind an Bord und können im Notfalle die gesamte Besatzung nebst Passagieren aufnehmen. Es hat Raum für 519 Passagiere erster und 223 zweiter Klasse. Alles in allem ist es mit Berücksichtigung aller Fortschritte und Anforderungen der Neuzeit gebaut: Festigkeit, Tragkraft, Geschwindigkeit und Komfort sind dabei zum größtmöglichsten Ausdruck gebracht.

Hasen in Gefangenschaft.

Vor beiläufig 25 Jahren lebte in meiner Heimat ein kinderloses Ehepaar, der Mann war Aktuar und hieß Steuber, das seine ganze Zärtlichkeit einem von der Gattin mit der Flasche mühsam aufgezogenen Feldhasen gewidmet hatte und ihn jahrelang in Haus und Hof hegte und pflegte; meistens soll er im Wohnzimmer sich aufgehalten haben. Die Thatsache war stadtbekannt, ich aber damals noch zu jugendlich, als daß ich für dieselbe hätte besonderes Interesse hegen können. Um das Nachfolgende wahrscheinlich zu machen, erinnere ich hier nur an jenen Fall.

Der Dichter Cowper zog drei Hasen auf und erzählt von ihnen: „Jeder bewohnte ein abgesondertes Gemach, das sehr reinlich gehalten wurde. Bei Tage hatten alle drei freien Spielraum in einem großen Saale, des Nachts bezogen sie ihr eigentümliches Lager, ohne daß je einer den anderen aus dem seinigen verdrängt hätte. Einer, den ich Puß nannte, war bald vertraut mit mir, sprang auf meinen Schoß, setzte sich auf die Hinterläufe und schnupperte an meinen Hosen umher. Ich konnte mit ihm spielen, wie ich wollte, und oft schlief er auf meinen Knieen ruhig ein. Er ward nach einiger Zeit krank, ich sonderte ihn von seinen Kameraden ab, damit sie ihn nicht plagten, denn die Hasen verfolgen, wie manche anderen wilden Tiere, ihre Kranken. Drei Tage lang pflegte ich ihn mit großer Sorgfalt, wendete verschiedene Kräuter an, und hatte das Vergnügen, ihn wieder vollkommen hergestellt zu sehen.

„Dankbarer konnte sich kein wildes Geschöpf beweisen, als dieser Hase nach seiner Genesung. Sein Gefühl drückte er sehr bezeichnend dadurch aus, daß er meine Hände leckte, von außen und von innen, dann jeden Finger besonders, als wenn er in ängstlicher Besorgnis stünde, daß ein Teil der Hand ohne Liebkosung geblieben sein könnte. Das that er nachher nie wieder, als später einmal bei einer ähnlichen Veranlassung. Diese Vertraulichkeit suchte ich zu belohnen und trug ihn alle Morgen in den Garten, wo er gewöhnlich unter Gurkenblättern, die seine Lieblingsspeise waren, bis zum Abend verweilte. Nachdem er diese Art von Genuß und Freiheit kennen gelernt hatte, konnte er kaum die Zeit erwarten, in welcher ihm dies Vergnügen zu teil wurde. Durch Trommeln und Stoßen an meine Kniee und ein ausdrucksvolles Anäugen mahnte er mich an die Gartenwanderung. Wirkte dies nicht gleich, so nahm er die Zipfel meines Rockes zwischen die Zähne und zerrte mit aller Gewalt daran. Nach mehreren Jahren bekam ich einen Pudel und ließ diese beiden sich sonst sehr feindlichen Elemente miteinander Bekanntschaft machen. Aus Besorgnis war ich sehr vorsichtig und wollte eigentlich nur sehen, wie sich der Hase, der noch nie mit einem Hunde zusammengekommen, gegen ihn benehmen würde. Allein mein Hase zeigte keine Spur von Furcht, der Pudel wedelte mit der Rute, und als ich beiden völlige Freiheit gestattete, blieb der Hase ruhig bei mir sitzen und beschnuffelte ihn von allen Seiten. Später wurden sie gegenseitig so vertraut, daß mir zu gleicher Zeit aus der einen Hand der Hase die Krautblätter nahm und aus der anderen der Pudel ein Stückchen Wurst fraß. Der Hund forderte den Hasen bisweilen zum Spielen auf, aber dazu hatte dieser selten Lust, nur einmal balgte er sich ein Weilchen mit ihm; wenn ihm aber der Pudel keine Ruhe ließ, bekam er mit den Vorderläufen vom Hasen einige derbe Ohrfeigen. Wahrscheinlich mochte letzterer sich in die Spielereien des Hundes nicht schicken können, denn diese weichen sehr voneinander ab. Aus diesem freundschaftlichen Verhältnis schloß ich, daß zwischen Hund und Hase keine angeborene Feindschaft besteht, daß jener ihn nur deshalb verfolgt, weil er dazu abgerichtet ist, und der Hase nur flieht, weil er verfolgt wird.“

Cowper hatte diesen Hasen zwölf Jahre, worauf er an Entkräftung einging. Der zweite Hase, den er besaß, war schwer zu zähmen, und die beste Behandlung machte auf ihn keinen Eindruck. Wurde er gestreichelt, so schrie er, stampfte mit den Vorderläufen, war boshaft und wollte sogar beißen. Er verendete in seinem zehnten Jahre an einer Keulenverletzung.

Der dritte war noch munterer, furchtloser, spiellustiger, mutiger und stärker als der erste. Er jagte mit seinem Trommeln sogar die Hauskatze davon, wenn sie sich ihm nähern wollte. Aus ihm hätte ein tüchtiger Held werden können, wenn er nicht an den Folgen einer Erkältung schon im ersten Jahre eingegangen wäre.

„Jeder dieser Hasen“ — sagt Cowper — „hatte einen besonderen Charakter, und ich zweifle keineswegs, daß sich Hasen zum Trommeln, Abschießen von Pistolen und zu anderen Dingen, wie umherziehende Tierquäler schon bewiesen haben, leicht abrichten lassen. Nachdem ich durch so viele Jahre die Eigenheiten dieses Wildes kennen zu lernen Gelegenheit hatte, konnte ich mich nicht entschließen, auf die Jagd zu gehen. Der Jäger weiß nicht, wie liebenswürdig die Hasen, und wie fröhlich und unschuldig sie sind. Ihr feines Windnehmen mag unstreitig den größten Anteil an der Wahl ihrer Günstlinge haben; wen sie, vielleicht wegen einer ihnen behaglichen Ausdünstung, gern wittern, der wird mit ihnen alles unternehmen können.“

Man hat allgemein geglaubt, Gräser seien der Hasen Hauptäsung, aber sie ziehen diesen zarte Baum- und Pflanzenblätter, Knospen u. dergl. vor, besonders aber be-

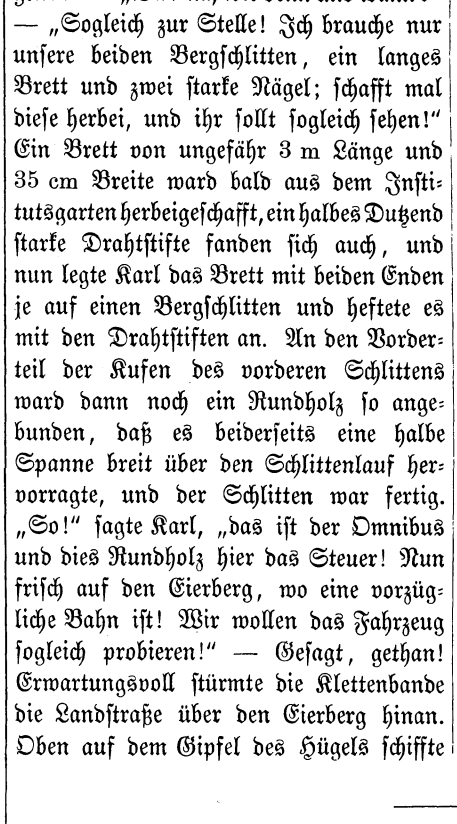
steht ihre Lieblingsnahrung in Löwenzahn, Lattich, Salat und Sprößlingen von Weißdorn. Stroh und Hafer nehmen sie auch gern an, sowie Rüben und dünne Apfelschalen, aber kein Stückchen Apfel. Feiner Sand geht ihnen über alles; es scheint, als sei ihnen derselbe, wie vielen Vögeln, zur Gesundheit notwendig.

Schade, daß der Poet nicht auch von vornherein Züchtungsversuche geplant. Die anscheinend günstigen Verhältnisse, in denen die Lampefamilien bei ihm gelebt haben würden, hätten ein interessantes und befriedigendes Resultat wahrscheinlich gemacht.

Der Omnibusschlitten.

Mit großem Vergnügen erinnere ich mich noch der vielen lustigen Fahrten, die ich in meinen Knabenjahren, in der Erziehungsanstalt des Dr. W. in G. zur Winterszeit mit dem sogen. „Omnibus" zurücklegte. So nannten wir nämlich ein Fahrzeug, welches wir Mitglieder von Unter-Sekunda uns selbst konstruiert hatten. Der Erfinder der Vorrichtung, von welcher der umstehende Holzschnitt eine anschauliche Vorstellung gibt, war unser Mitschüler und allgemeiner Liebling Karl E., heutzutage ein rühmlichst bekannter Ingenieur. Unser engerer Kreis in Unter-Sekunda bestand aus sieben oder acht quicken Jungen, welche wacker zusammenhielten und deshalb die „Klettenbande" genannt wurde. Als im Winter 18 . . eine herrliche Schneebahn auf den benachbarten Hügeln sich bildete, wären wir gern mit den anderen Kameraden Schlitten gefahren, allein wir verfügten nur über zwei sogen. Bergschlitten, und es war ein dürftiges Vergnügen, wenn dann in den Freistunden immer nur zwei oder, wenn wir einen sogen. Doppeladler machten, d. h. einer dem anderen noch verkehrt auf den Schoß saß, nur vier auf einmal fahren konnten und die anderen der „Kletten" warten mußten, bis an sie die Reihe kam. Andere Schlitten aber waren nicht zu mieten, und zur Miete hätte vielleicht das Taschengeld auch nicht gereicht. Als wir eines Tages fast ratlos überlegten, wie diesem Uebelstand abzuhelfen und eine gemeinsame Fahrt der „Klettenbande" zu erzielen sei, sprang plötzlich Karl mit blitzenden Augen auf und rief: „Jungens, ich hab's! Ich mach' euch einen Omnibus!" — „Einen was?" riefen wir erstaunt. — „Einen Omnibusschlitten für acht Personen, Jungens!" — „Du? na, wie denn und wann?" — „Sogleich zur Stelle! Ich brauche nur unsere beiden Bergschlitten, ein langes Brett und zwei starke Nägel; schafft mal diese herbei, und ihr sollt sogleich sehen!" Ein Brett von ungefähr 3 m Länge und 35 cm Breite ward bald aus dem Institutsgarten herbeigeschafft, ein halbes Dutzend starke Drahtstifte fanden sich auch, und nun legte Karl das Brett mit beiden Enden je auf einen Bergschlitten und heftete es mit den Drahtstiften an. An den Vorderteil der Kufen des vorderen Schlittens ward dann noch ein Rundholz so angebunden, daß es beiderseits eine halbe Spanne breit über den Schlittenlauf hervorragte, und der Schlitten war fertig. „So!" sagte Karl, „das ist der Omnibus und dies Rundholz hier das Steuer! Nun frisch auf den Eierberg, wo eine vorzügliche Bahn ist! Wir wollen das Fahrzeug sogleich probieren!" — Gesagt, gethan! Erwartungsvoll stürmte die Klettenbande die Landstraße über den Eierberg hinan. Oben auf dem Gipfel des Hügels schiffte Karl die ganze Klettenbande so ein, wie es auf unserem umstehenden Holzschnitt dargestellt ist, legte Oskar H. als den größten und stärksten von uns an das Steuer, gab dann, als alles geordnet, dem ganzen Omnibus einige Schritte weit einen tüchtigen Schub und holla! mit einer Geschwindigkeit von vielleicht 40 km in der Stunde sausten wir unter Jubelgeschrei unserer sieben die Landstraße hinunter, und Karl kam hinterdrein gesprungen, um die Leistungsfähigkeit seiner Erfindung zu überwachen. Der Versuch gelang vorzüglich; der Omnibus erregte Aufsehen und Nachahmung; man sprach davon im ganzen Städtchen, und die Erinnerung an die „Omnibusfahrten" in jenem Winter ist gewiß für alle Klettenbrüder eine der fröhlichsten aus ihrer Jugendzeit.

Unsere lieben jungen Kameraden werden mir für diesen lustigen Wink sicher nicht undankbar sein und ihren eigenen Omnibus bald so gewandt und sicher lenken lernen, wie unser damaliger „Kondukteur" oder „Steuermann" Oskar H., der nunmehr wohlbestallte Forstrat in K.



Unter Korsaren.

Von H. Wörishöffer.

(Fortsetzung.)

Er ließ sich von dem Sklaven die Hütte, in der Johannes wohnte, näher bezeichnen und ging dann tapfer vorwärts, um so rasch als möglich ans Ziel zu gelangen. Hie und da begegnete ihm ein scheu blickender Sklave, aber keiner von allen wagte es, ihn anzureden. Jetzt war die bezeichnete Thür erreicht, und Matthias trat in einen Raum, der augenblicklich ganz leer zu sein schien. „Johannes!" rief er mit unterdrückter Stimme. „Johannes, bist du hier?"

„Matthias!"

Die Antwort erklang aus einer dunklen Ecke. Es raschelte etwas wie von Stroh oder Lumpen, dann näherte sich im Halbdunkel einer qualmenden Lampe die schlanke Gestalt des jungen Sklaven.

„Matthias!" wiederholte er. „Du hier?"

Unser Freund streckte seinem Verwandten die Hand entgegen. „Du siehst heute viel besser aus, Johannes! — Ich habe auch für dich eine gute Botschaft, du!"

Der andere schüttelte den Kopf. „Für mich! — Ich kann dir sagen, daß mein Herr schon die Tage zählt, bis er mich wieder prügeln lassen darf."

Matthias spähte vorsichtig umher. „Sind wir hier ganz allein?" flüsterte er. „Hört uns sicherlich kein Ohr?"

„Keines. Die Sklaven benutzen immer ihre wenigen Freistunden, um außerhalb Hauses irgendwelchen Belustigungen nachzugehen."

Matthias nickte. „Dann will ich dir sagen, um welche Angelegenheit sich's handelt. Mein Pascha hat dir die Freiheit erwirkt."

Johannes fuhr auf, wie elektrisiert. „Mir? Mir? — O nein!"

„Doch! doch!" bestätigte unser Freund. „Aber selbstverständlich weiß Fuad davon keine Silbe, denn er würde dich freiwillig niemals fortlassen. Sieh, hier ist ein Brief, den gibst du im Hafen dem Kapitän des Schiffes ‚Sultan' — und zehn Minuten später bist du den Fängen des Geiers für immer entrückt."

Johannes schlug die Hände zusammen, sein eingesunkenes Gesicht glänzte vor

Der Omnibusschlitten der „Klettenbande“.

Entzücken. „Ich kann es nicht glauben!“ rief er. „Ich kann es nicht glauben!“

Matthias gab ihm das Dokument. „Komm nur rasch,“ drängte er. „Das Schiff soll mit der Flut die Anker lichten.“

Johannes erschrak. „Aber ich darf den Hof nicht verlassen,“ sagte er mit bebender Stimme. „Vor allen anderen werde gerade ich allein wie ein Gefangener behandelt, — aus Rachsucht natürlich.“

Matthias zuckte die Achseln. „Gib nur nicht gleich die Sache verloren, du! — Einmal draußen, sind wir in Sicherheit. Ich werde vorangehen.“

Er schlüpfte aus der Thür und spähte auf dem öden, mit Gerümpel angefüllten Hof nach allen Seiten; sein Herz schlug schneller, seine Wangen glühten, er schien mit den Augen die Finsternis durchdringen zu wollen.

„Keine Seele hier. Komm nur dreist!“

Johannes zögerte noch. „Matthias,“ raunte er, „du setzest dein Leben für mich auf das Spiel!“

„Schadet nichts. Komm nur!“

Vergessen war die Hoffnung auf den sehnlich erwarteten ersten Kanonenschuß der amerikanischen Kriegsschiffe, vergessen alles, woran unser Freund bisher gedacht, — nur das eine erfüllte seine Seele, die Rettung dessen, den daheim in Valparaiso die beiden alten Leute ihr einziges Kleinod genannt und den sie auf immer verloren geglaubt hatten. Johannes sollte frei werden, es koste dann, was es wolle.

Von Schattenfleck zu Schattenfleck huschte Matthias über den Hof und in den schmalen Seitengang hinaus; ihm nach folgte Johannes, ängstlich, unsicher, mit fliegendem Atem und voll Unruhe. Seit man ihn so unmenschlich mißhandelt hatte, war sein Mut gebrochen, er verstand es nicht mehr, zu hoffen und an eine bessere Zukunft zu glauben.

Plötzlich gab Matthias mit der Hand ein hastiges Zeichen. „Bleib' zurück!“ hieß die Gebärde.

Johannes duckte sich lautlos hinter eine der Säulen, die den Altan des oberen Geschosses trugen, er atmete kaum, die Schläge seines Herzens setzten im Augenblick aus. Einer Vision gleich zog das Bild eines Schiffes an seiner Seele vorüber, er sah die Masten, die weißen, windgeschwellten Segel, — ohne ihn war der „Sultan“ in See gegangen; während er hier in der verhaßten Gefangenschaft zurückgehalten wurde, verließ das Schiff den Hafen. Johannes ächzte vor innerer Qual.

Langsamen Schrittes, offen und unbekümmert ging Matthias durch den Säulengang. Ein Neger war es, den er vorhin gesehen hatte, Nummer neun, der Profoß, — jetzt glitt er ihm Schulter an Schulter vorüber. Das tückische Gesicht mit dem tierhaften Ausdruck grinste, sonst aber gab der Günstling des Paschas kein Zeichen irgend welches Erstaunens oder gar der Feindseligkeit, er ging in den Hof, ohne sich nochmals umzusehen.

So schnell es ihm seine schwachen Kräfte gestatteten, eilte Johannes dem vorausgegangenen Vetter nach und stand bald an seiner Seite. Wie auf Verabredung schwiegen beide junge Leute, bis sie auf offener Straße und somit im Dunkeln waren, dann erst fühlte Matthias, daß Johannes seine Hand ergriff und preßte: „Du!“ raunte mit erstickter Stimme der Verfolgte, „weißt du, wohin der Neger jetzt geht?“

„Nun?“ „Zu meinem Lager, um mich vor den Pascha zu führen. Fuad liegt dann, wie ein Raubtier in seiner Höhle, zähnefletschend auf den bunten Polstern und weidet sich an der Qual, die er verursacht.“

Matthias schauderte. „Hoffentlich nie wieder,“ versetzte er. „Nie wieder. Laß uns eilen, Johannes!“

Im Sturmschritt marschierten die beiden Vettern der Hafengegend zu. Es war dunkle Nacht und nur selten blitzte aus irgend einem Garten oder von einem inneren Hofe her der schwache Schein eines Lichtes. Musik ertönte zuweilen von den Altanen, leises Kichern und Plaudern, aber doch war niemand zu sehen, alles Leben hielt sich hinter den niederen Mauern der Häuser nach orientalischer Sitte vollständig verborgen.

Matthias erzählte in gedrängter Kürze von den beiden amerikanischen Schiffen. „Werden sich aber die singenden und spielenden Räuber wundern, wenn glühende Kugeln in ihre Dächer schlagen,“ setzte er hinzu. „Heute nacht beginnt der Kampf.“

Johannes seufzte. „Und du?“ sagte er. „Wo bleibst du?“

„Bei Hassan natürlich. Das laß dich gar nicht kümmern.“

„Du solltest mit mir an Bord gehen, Matthias! Versuche es wenigstens, diesen Gewaltherrschern gegenüber kannst du doch keine Gewissensfragen geltend machen wollen.“

Matthias schüttelte den Kopf. „Das nicht, aber die Sache würde ohne allen Zweifel mißlingen. Hassan hat mit dem Kapitän des Schiffes, wie ich bestimmt weiß, persönlich gesprochen.“

„Und ihm natürlich eine hübsche Summe gezahlt oder ihn mit irgend einer Drohung erschreckt. Diese hohe Herren sind hier, glaube ich, fast allmächtig.“

„Desto schlimmer für das Volk. Aber da ist das Meer!“

Vor den beiden jungen Leuten schlugen mit eintönigem Rauschen die Wellen an den Strand; ein kühler Hauch wehte über ihre Stirnen, Lichter glänzten hie und da; das Takelwerk der Schiffe knarrte und krachte.

„Eins verstehe ich freilich durchaus nicht,“ sagte, vielleicht einem plötzlichen Gedankengange folgend, Johannes, „weshalb nämlich der Pascha nicht dir selbst die Freiheit geschenkt hat, Matthias! Du warst es, der ihm das Leben rettete.“

„Das wohl, aber ich bin sein Eigentum und mich will er behalten. Sieh, übrigens dorthin, Johannes! Es liegt ein Boot am Strande.“

„Wahrscheinlich das vom ‚Sultan!‘“

Sie gingen schnellen Schrittes zu der Stelle, wo ein schlankgebauter Kahn befestigt war. Eine Laterne verbreitete ein flackerndes Licht, zwei Matrosen kauerten wartend auf der einzigen Sitzbank.

Matthias redete sie an. „Guten Abend, ihr Leute! Gehört euer Fahrzeug an Bord des ‚Sultan?‘“

Einer der Männer nickte. „Ja!“ versetzte er. „Wir erwarten im Auftrage Hassan Paschas einen Freigelassenen, der die Reise mitmachen soll. Bist du etwa dieser Mann?“

„Nein, — mein Begleiter hier.“

„Dann eile dich! Die Flut kommt auf, wir müssen fort.“

Matthias umfaßte mit beiden Armen seinen Vetter. „So lebe wohl, Johannes! Grüße daheim die Deinen — Gott begleite dich!“

Johannes atmete tiefer. „Versuche es!“ bat er. „Geh mit mir!“

„Das ist unmöglich, es würde nur dich gefährden. Adieu! Adieu!“

Die beiden Schiffer hatten das Boot vom Pflock gelöst, Johannes war hineingestiegen, er wußte kaum, wie, — jetzt streckte er nochmals die Hand aus. „Matthias, schwöre mir, daß nicht du es warst, der — —“

„Stoßt ab, Leute!“

Vom Schiffe erklang ein Pfeifensignal, die Riemen tauchten eilig in das Wasser und Welle nach Welle trennte das kleine

tanzende Fahrzeug vom Ufer. „Adieu, adieu, Johannes!“

„Matthias, Matthias, — o jetzt weiß ich alles!“

Der Wind pfiff scharf über das Meer, er verwehte die letzten Laute, allein, ganz allein, aber mit einem Herzen voll stillen andächtigen Glückes stand unser Freund am Strande. Er horchte, seine Augen glänzten.

Das Boot legte an, die Ankerketten des ‚Sultan‘ rasselten empor, das Schiffchen schaukelte und schwankte, wie Riesenmöwen blähten sich im Wind die schnell gesetzten Segel, langsam geriet der Koloß in Bewegung.

Noch fünf Minuten, und die Stelle, wo er gelegen, war leer.

Achtes Kapitel.

Matthias stand immer noch und sah auf das Meer hinaus. Dunkel und sternenlos war die Nacht, aber voll Freude das Herz des Knaben. Mit dem Opfer seines ganzen Lebens hatte er den beraubten Eltern das einzige Kind zurückgekauft, — mußte nicht durch solches Liebeswerk von der Schuld seines unglücklichen Vaters ein Teil wenigstens als gesühnt betrachtet werden?

Er hoffte es, er fühlte sich gestärkt und getröstet durch diesen Gedanken. Freilich, das verlorene Geld konnte er den alten Leuten nicht ersetzen, das war dahin für immer, aber sein Opfer hatte ihnen ihren Sohn zurückgegeben, ihr Liebstes, Teuerstes — das half vielleicht den erlittenen Schaden verschmerzen.

Er sah im Geiste das niedere Zimmer, den Laden mit den paar billigen Uhren und das glückselige Gesicht des alten Onkels. Der kümmerte sich um das Geld nur sehr wenig, Matthias wußte es, er empfand gleich einem stillen Segen die innige Liebe, mit welcher Onkel Adam seiner gedenken würde, so lange er atmete. Und Tante Regine, die unzufriedene, thränenreiche Tante Regine?

Die verwaiste Stelle am Tisch war ja nun wieder ausgefüllt, Johannes hatte Licht und Leben in das Herz seiner Mutter zurückgebracht, — da würde sie ja stiller werden, demütiger und dankbarer, da würde sie auch des Toten im Frieden, im frommen Verzeihen gedenken.

Und Matthias wandte sich, um zur Stadt zurückzukehren. Von den amerikanischen Schiffen war nichts zu entdecken: es lag alles in vollkommener Stille, und so konnte er hoffen, ganz unbemerkt in das Schloß zu gelangen.

Bei diesem Gedanken überfiel ihn aber doch zum erstenmal die Frage, mit welcher Erklärung er dem Pascha gegenübertreten solle? „Durfte er lügen, vielleicht behaupten: Ich bin geblieben, um mich von dir nicht zu trennen!“

„Nimmermehr. Das wäre schmachvoll gewesen, ganz unwürdig des redlichen, ehrenhaft empfindenden Menschen. Aber was ließ sich da machen?“

Ganz aus Bengasi fortzugehen, schien unmöglich, denn erstens fehlte das Geld, und dann hatte auch der Weiße in den Raubstaaten keinerlei Aussicht auf Entkommen; jeder dieser gewaltthätigen Großen des Landes würde ihn für gute Prise erklären und einfach in seine Sklavenzahl einreihen, wie er etwa einen gefundenen Wertgegenstand in die Tasche gesteckt hätte. Das ging nicht, Matthias mußte ein anderes Auskunftsmittel ersinnen.

Unwillkürlich dachte er an Hassans kluges, edles Antlitz, an die verschwenderische Großmut, welche dieser Mann gegen ihn geübt. Und jetzt sollte er sich scheuen, ihm alles zu gestehen?

Nein, nein, das war eine unnötige Sorge. Der Pascha sollte die Geschichte dieser Nacht wörtlich erfahren und selbst richten; gerade auf seinen Schutz konnte sich Matthias am sichersten verlassen.

Mit etwas schnelleren Schritten ging er jetzt weiter. Vielleicht war es notwendig, die Nacht im Freien zu verbringen, denn man hatte ohne Zweifel die Seitenthür verschlossen, es wußte ja niemand, daß er überhaupt zurückkommen werde. Aber das schadete nicht, — mit den ersten Tagesstrahlen kamen schon die Milchverkäufer, da fand sich also Gelegenheit, ins Haus zu schlüpfen.

Nach einer Viertelstunde war die innere Stadt erreicht. Jetzt nur noch an der großen Moschee vorüber, dann — —

„Ha! Was war das?“

„Haben wir dich!“ sagte eine Stimme. „Wo ist Fuad-Paschas Sklave Nummer achtundachtzig, Bürschchen?“

Zugleich packte eine derbe Faust unseren Freund am Kragen. „Du warst ja vorhin bei uns auf dem Hofe, nicht wahr? Was suchtest du dort?“

Der Profoß mit dem widerwärtigen Gesicht hielt den Knaben so fest, daß kein Entkommen möglich war; jetzt wiederholte er seine Frage. „Was suchtest du auf dem Hofe des Paschas, mein Junge?“

Matthias hatte schnell das erste Erschrecken überwunden. „Was willst du von mir, Nummer neun?“ fragte er im Tone erkünstelter Ruhe. „So laß doch meinen Rock los! — ich war auf dem Hofe des Paschas, um dort jemand zu besuchen. Ist das etwa verboten?“

An sich nicht, aber in diesem Falle doch vielleicht. „Wen wolltest du denn überhaupt besuchen?“

„Danach zu fragen hast du kein Recht, Nummer neun!“

„So? — du meinst wirklich? Na, komm nur mit, vielleicht ist es dir lieber, wenn Fuad selbst dich verhört.“

Matthias suchte vergeblich, die plumpe Faust des Schwarzen von seiner Schulter zu entfernen, der Profoß hielt ihn fest und zwang ihn sogar, den Weg zu Fuad-Paschas Schloß einzuschlagen. „Nummer achtundachtzig ist verschwunden,“ sagte er. „Der Pascha tobt wie ein angeschossener Eber, er will wissen, wohin du seinen Sklaven gebracht hast.“

Matthias zuckte die Achseln. „So mußt du ihm also berichtet haben, daß ich bei euch auf dem Hofe war?“

„Freilich. Wird Nummer achtundachtzig nicht wiedergefunden, dann bekomme ich selbst Peitschenhiebe. Das will niemand gern.“

„Bist du denn ausgegangen, um mich zu suchen?“

„Gewiß. Vor deiner Thür konnte ich dich ja am besten fangen.“

Matthias schwieg. Als der Neger sah, daß sein Arrestant gutwillig mitging, ließ er ihn los, und so wanderte denn unser Freund zum zweitenmal desselben Weges, jetzt aber im tiefsten Herzen viel ruhiger als vorhin. Was etwa bevorstand, das konnte immerhin nur ihn selbst treffen, Johannes dagegen war in Sicherheit, — das Schiff glitt über die Wellen des weiten Meeres dahin, ohne Pfad und Spur, — es gab keine Mittel, den entflohenen Knaben zurückzubringen.

Der Neger deutete mit dem Zeigefinger auf das jetzt sichtbar werdende Schloß des Paschas. „Die Sache kann sich für dich sehr ernst gestalten,“ sagte er im vertraulichen Tone. „Gib doch den Burschen heraus, du! und schütze zunächst deine eigene Haut.“

Matthias blieb vollkommen ruhig. „Ich habe niemand herauszugeben, Nummer neun! — und ich fürchte mich vor deinem Gebieter auch nicht. Hassan ben Ismael

wird meine Verteidigung schon zu führen wissen."

Der Schwarze pfiff einen leisen, langgezogenen Ton. „Und wenn dich Fuad vorher totschlägt, was dann?"

„O — darauf soll es doch erst einmal ankommen."

„Pst! — Er tobt, sage ich dir!"

Die beiden betraten das Schloß und wurden von einem auf den Zehenspitzen schleichenden Diener in das obere Stockwerk geführt. Ein zorniges Schnaufen wie das Knurren der gereizten Katze klang ihnen schon auf der Treppe entgegen. „Sind die beiden Christenhunde gefangen?" rief der Pascha.

„Nur einer, hoher Herr, Sonne meines Daseins, — nur einer!"

„Welcher?"

Dann sah Fuad, auf einem Haufen von Polstern liegend, schon die Eintretenden. Er schleuderte seine Pfeife in einen Winkel und erhob sich zögernd, lauernd, wie die Katze, wenn sie das Pfeifen der Maus hört. „Also nicht Nummer achtundachtzig! Nicht dieser! — Aber ich werde ihn finden, und müßte ich die ganze Welt durchsuchen. Beim Barte des Propheten, ich werde ihn finden!"

Er rüttelte mit kaum unterdrückter Wut an jedem Gegenstand, den er erfassen konnte, zuletzt an dem Arme des Knaben. „Wo ist mein Sklave, du Hund, ich will es wissen, oder ich schlage dir den Kopf ab!"

Matthias sah ihm furchtlos ins Auge. „Das darfst du nicht, Herr!"

Der Pascha kreischte förmlich vor Wut. „Dürfen?" rang es sich im heiseren Tone über seine Lippen. „Dürfen? Wolltest etwa du mich daran verhindern, Bursche?"

„Nein, Herr, desto sicherer aber Hassan-Pascha, mein Gebieter. Du vergißt, daß ich nicht dein, sondern sein Eigentum bin."

Fuad sah sich in die Enge getrieben, er konnte den Gegner nicht widerlegen, daher wurde er grob, wie alle, die sich geschlagen wissen, diese Thatsache aber um keinen Preis zugeben wollen.

„Du bist ein Dieb!" schrie er. „Du hast mir meinen Sklaven gestohlen!"

Matthias blieb stumm, er bewahrte äußerlich eine Kaltblütigkeit, von der das wildschlagende Herz in Wirklichkeit nichts wußte, die ihm aber dem schreienden, lärmenden Gewaltherrscher gegenüber als das Klügste erschien. Fest hafteten seine Blicke an dem erhitzten Gesicht des Wütenden, nicht herausfordernd, nur vollkommen gelassen, wenn auch gerade durch diesen Umstand am stärksten verletzend und beleidigend.

„Wirst du bald sprechen?" schrie Fuad.

„Nein, Herr, nur meinem Gebieter bin ich Rechenschaft schuldig, und bei Gott! er soll sie erhalten."

Der Pascha lachte höhnisch. „Man muß einmal höheren Ortes anfragen, ob Hassan ben Ismael berechtigt ist, die Christensklaven zur Empörung und zum Ungehorsam aufzureizen," rief er mit giftigem Tone. „Die Geschichte soll ein Ende nehmen."

Und dann schrie er den angstvoll zurückweichenden Neger heftig an: „Bringe mir Fesseln — schnell!"

„Nicht für meine Hände!" wandte Matthias ein. „Ich folge dir freiwillig zum Schlosse Hassans."

Fuad lachte spöttisch. „Ein tüchtiges Seil ist bessere Bürgschaft," rief er. „Her mit deinen Händen! — den Dieb, der bei mir stahl, zu binden und unschädlich zu machen, ist mein gutes Recht. Basta."

Matthias überlegte nur kurz. Je schneller er nachgab, um desto eher würde er vor Hassans Antlitz stehen, das entschied ihm die Sache. Wie sehr, wie innig sehnte er sich in diesem Augenblick nach dem edlen, kummervollen Antlitz seines Gebieters, wie fest und zuversichtlich hoffte er auf den Schutz desselben!

„Binde mich!" sagte er kalten Tones. „Es liegt mir nichts daran."

„Ach, du bist wahrhaftig sehr gütig!"

Und Fuad schnürte mit eigenen Händen das Seil so fest, als sich's nur anziehen ließ, er verschaffte sich sogar die Genugthuung, rote Blutstropfen hervorspringen zu sehen, — sein Herz jubelte bei diesem Anblick vor Freude.

„Meine Sänfte!" befahl er.

Ein Sklave flog die Treppen hinab und wenige Minuten später erschienen unten vor der Hausthür sechs Männer mit einem goldglänzenden viereckigen Kasten, der dem Pascha als Equipage diente. Leute mit Fackeln liefen nebenher, seidene Vorhänge verhüllten die Fenster, seidene Polster bildeten drinnen die Sitzplätze, — das ganze Ding sah aus wie ein großer farbenschillernder Vogelkäfig.

Fuad deutete mit der Rechten auf den Knaben. „Nummer neun, du bürgst mir für diesen jungen Hund hier! Läßt du ihn entkommen, so kostet es dir den Kopf."

Nach dieser freundschaftlichen Versicherung bestieg der Tyrann die Sänfte, seine Fackelträger setzten sich in Bewegung und zuletzt machten der Profoß und Matthias den Beschluß. Unser Freund mußte im Trab laufen, um mit den schnellschreitenden Leuten fortzukommen.

„Laß mich los, Nummer neun," sagte er, „ich mache keinen Fluchtversuch."

Der Neger sah ihn unruhig an. „Wirst du mich auch ganz gewiß nicht diesem Wüterich in die Hände liefern, du?"

„Bei Gott nicht, Nummer neun!"

„Na, dann lauf', ich glaube dir!"

Noch immer lag die finstere Nacht auf der Umgebung, aber es schien unserem Freunde, als wären die Straßen nicht mehr so einsam. Hie und da standen Gruppen von Sklaven, auch Jims blasses Gesicht tauchte sekundenlang aus der Dunkelheit hervor, und dicht vor Hassans Schloß, unter den Säulengängen der großen Moschee, legte sich plötzlich eine Hand auf die Schulter des Knaben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schlittschuhlaufen.

(Fortsetzung.)

Bevor ich in meiner schon im ersten Jahrgange des „G. K." begonnenen Entwickelung der Praxis des Schlittschuhlaufens fortfahre, muß ich noch eine unerläßliche Bemerkung über die Eisbahn und die neueren Arten von Schlittschuhen vorausschicken. Wo man keine Seen, Flüsse, Teiche, Bäche und Kanäle zur Hand hat, muß man sich eine künstliche Eisbahn schaffen. Dies geschieht am leichtesten auf tiefgelegenen Rieselwiesen, welche man bei Beginn des Frostes in einer Tiefe von 10—15 cm mit Wasser überrieseln läßt, das augenblicklich bis zum Grunde gefriert und eine schöne, glatte, tragfähige Eisbahn liefert, die man nur jeden Abend mittels einer Gießkanne und Brause mit Wasser übergießen darf, um wochenlang eine gute spiegelglatte Eisbahn zu haben.

Wo Rieselwiesen nicht nahe zur Hand sind, da kann man sich jeder ebenen Fläche mit festem, lehmigem, bündigem Boden bedienen; nur sandiger, durchlässiger Boden ist ungeeignet;

selbst gepflasterte und bekieste ebene Flächen, falls sie nur undurchlässig und mit einem Rand von 30—35 cm Höhe umgeben sind oder umgeben werden können, eignen sich trefflich zu einer Eisbahn. Hat man solche Oertlichkeiten nicht zur Verfügung, so kann man sich eine geeignete beliebige Fläche herstellen, indem man den Boden mit etwas Lehm bedeckt und dann feststampft. Bretter oder gestampfte Erdwälle genügen zur Einfriedigung. In den gewählten passenden Raum wird nun auf irgend eine Weise Wasser geleitet und gefrieren gelassen. Das Uebergießen oder Ueberrieseln muß nochmals wiederholt werden, damit man Grundeis und eine mäßig dicke Eisschicht bekommt, welche dann bei wenigen Centimetern Dicke schon trägt. Wird eine solche dünne Eisbahn stark gebraucht und somit zerkratzt, so übergießt oder überrieselt man sie am Abend und erhält sie dadurch während der ganzen Dauer des Frostes in gutem Stande.

Die ganz metallenen Schlittschuhe haben die alten mit hölzernem Gestell und langem Stahlsteg, welche mittels Riemen an den Fuß befestigt wurden, beinahe ganz verdrängt und die meisten Anfänger bedienen sich heutzutage der ganz aus Stahl verfertigten, von denen es einige Dutzend verschiedene Modelle gibt, welche alle ihren Dienst versehen und meist nach demselben Prinzip gebaut sind. Jedes dieser Modelle hat seine besonderen Verehrer und Verteidiger und vermag auch, wenn es dem Fuße sich genau anpaßt und die Schrauben ihre Schuldigkeit thun, seinen Zweck vollständig zu erfüllen. Wir können diese verschiedenen Schlittschuharten nicht einzeln schildern, weil uns dies zu weit führen würde; es genügen daher einige Bemerkungen: Die stählernen und vernickelten Schlittschuhe sind reinlicher und zierlicher und ihre Schrauben halten fester, weil sie und die Schraubenmuttern nicht rosten. Die namentlich in Oesterreich so beliebten Wiener oder Jackson-Haynerschen Schlittschuhe sind für den Dauereislauf wie für das kunstreiche Fahren sehr gut, haben aber den Nachteil, daß sie am Schuhwerk (am besten an Schnürstiefeln) mit Schrauben bleibend befestigt werden müssen, was nicht jedermanns Sache, aber für den bemittelten Schlittschuhläufer sehr bequem ist. Der Halifaxschlittschuh mit Schrauben und Stellfeder ist sehr gut und wir persönlich geben ihm den Vorzug, wenn er auch etwas teuer ist. Da aber das Bessere der Feind des Guten ist, und der menschliche Erfindungsgeist niemals ruht, so ist der Halifax angeblich auch bereits überholt. Von England aus werden nämlich zwei neue Schlittschuhe als noch besser wie jener empfohlen, nämlich der leichte und zierliche Acmé-Schlittschuh aus gutem Bessemerstahl, der nur mit Schrauben und Muttern befestigt wird und sich besonders bei den englischen Damen einer großen Beliebtheit erfreut, und der neue Kensington-Schlittschuh, welcher ebenfalls sehr gerühmt und namentlich von Studenten und jungen Männern überhaupt benutzt wird. Da er eine geteilte Fußrast hat, erlaubt er dem Fuße im Spann und in den Zehen freies Spiel und eine leichtere Bewegung ermüdet daher weniger. Beide sind zu beziehen von J. Theobald u. Co., 6 und 7 Bath Place, Kensington High Street, Kensington, London W., und in Größen von 7½, 8, 8½, 9, 9½, 10—12 Zoll englisch zum Preis von 5 Schilling (Mark) per Paar unvernickelt zu erhalten. Wir kennen diese Art von Schlittschuhen, welche in den englischen Zeitungen angepriesen werden, nur vom Sehen, aber nicht aus eigener Erfahrung, und führen sie daher nur als das Neueste in diesem Artikel an. —

Fig. 2. Uebertreten nach vorwärts.

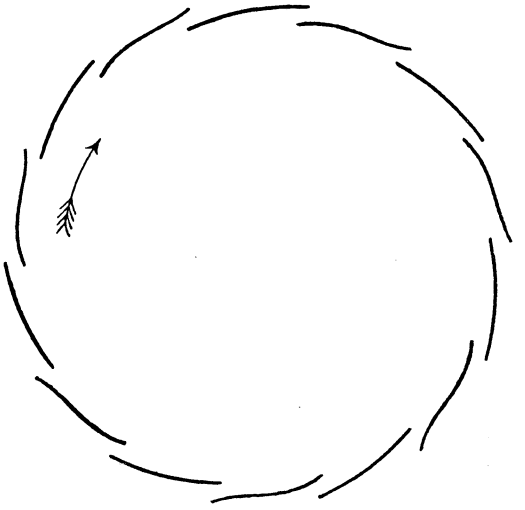


Fig. 1. Das Kreuzeln oder Uebertreten.

Wenn der Anfänger sich durch die Uebungen, welche wir im vorjährigen Abschnitte gaben, einige Gewandtheit im Eislauf verschafft und namentlich jene eigentümliche Beugung und Bewegung des Kniegelenks angeeignet hat, welche dem Schritte beim Schlittschuhlaufen Kraft und Anstoß, den sogen. Schwung gibt, worin hauptsächlich das Geheimnis des Erfolgs beim Eislauf besteht, so bemühe er sich, eine rechte Gewandtheit im geraden Lauf zu erlangen. Dies erreicht er am leichtesten, wenn er so viel wie möglich sich im Schieben eines Stuhlschlittens übt. Er erlangt hierdurch Sicherheit und Geschwindigkeit im Lauf, im Umbiegen und Ausweichen, sowie in der richtigen Bemessung des Schwungs, welchen jede Bewegung erfordert und im Laufe auf einem Fuße, der ihm für die späteren Bewegungen im künstlichen Eislauf unerläßlich ist. Da der Anfänger an dem Stuhlschlitten zugleich einen Halt hat, wird er sich sicherer fühlen und daher rascher zu einer Gewandtheit gelangen, welche ihm alle späteren künstlicheren und komplizierteren Bewegungen erleichtert. Ganz besonders aber wird der Anfänger sich die Befähigung erwerben, sich immer den richtigen und genügenden Schwung für jede Bewegung zu geben, die richtige Stoßbeugung des Kniegelenks und die erforderliche Verstärkung des Schwunges durch die Rechts- und Linksneigung des Oberkörpers, das sogen. Legen, und die Haltung des spielenden oder ruhenden Beins, das sogen. Schwingen, zu erlernen.

Der Schwung vermag nicht nur die Bewegung des Schlittschuhläufers hervorzurufen und einzuleiten, sondern auch ohne erneuerten Abstoß des Spielfußes zu erhalten und zu vermehren. Er läßt sich sogar durch die vorerwähnten Mittel ohne Abstoß erzeugen, wenn man vom ruhigen Standpunkte auf einem Bein abfährt. Auf diesem Vermögen beruht sogar die ganze Vervollkommnung des jetzigen Schlittschuhlaufens und darum bezeichneten wir es vorhin als das Geheimnis des Eislaufs.

Wenn der Anfänger gelernt hat, durch richtiges Auswerfen abwechselnd mit dem rechten und dem linken Fuße sich so vorwärts zu bewegen, daß er auf beiden Füßen eine beträchtliche Strecke weit über das Eis hingleitet und sich in vollkommenem Gleichgewichte erhält, so wird er bald finden, daß er entweder von neuem auswerfen oder den zu Ende gehenden Schwung dadurch erneuern muß, daß er in dem Augenblick, wo er auf dem etwas gebeugten vorschreitenden Bein, welches das ganze Körpergewicht trägt, dahingleitet, sich mit dem rückwärts gestreckten Fuße in gerader Richtung nach vorwärts stoßen muß, wodurch er das schreitende Bein, worauf der Körper ruht, vorwärts schiebt. Dies ist ungemein leicht, wenn man Sorge trägt, die Fußspitzen immer nach auswärts zu halten, weil dann der Schlittschuh des hinteren Fußes immer mit der inneren Kante sich gegen das Eis stemmt und einen Hebelpunkt bildet. Diese Bewegung, welche man das wechselnde Spiel der Kräfte nennen kann, ist ungemein wichtig und muß so lange geübt werden, bis sie gar kein kratzendes Geräusch mehr verursacht und die Fährte der Schlittschuhkufe nur einen reinen Strich auf dem Eise hinterläßt. Gerade diese Bewegung erlernt der Anfänger leicht am Stuhlschlitten, und wenn er derselben dann auf freien Füßen vollkommen sicher und mächtig ist, dann lerne er auch seitlich abbiegen und Bogen beschreiben, indem er auf beiden Füßen im Schwung vorwärts gleitet, wobei er die Richtung dadurch angibt, daß er den Körper dorthin etwas nach vorn beugt und eine mehr oder minder bogenförmige Bewegung fortführt. Auf der Fähigkeit, diese Bogen nach rechts und links auswärts schön und sicher auszuführen, so daß man sie endlich zu großen Kreisen erweitert, beruht die Möglichkeit, sich an den künstlicheren Schlittschuhlauf heranzuwagen.

Dieser beginnt mit dem sogen. Kreuzeln oder Uebertreten. Man stellt nämlich auf dem Eise den rechten Fuß vor den linken, den Kopf etwas nach rechts geneigt, stößt sich mit dem linken Fuße ab und schleift ein Stückchen weit vorwärts; das rechte Bein bleibt dabei etwas gebeugt und das Körpergewicht ruht auf dem rechten Fuße. Ehe aber noch der kleine Schwung zu Ende ist, setzt man den linken Fuß vor und gibt sich mit demselben vor dem Abfahren einen neuen Schwung, so daß nun der rechte Fuß zum schwingenden wird und seine Lage verändert; in ähnlicher Weise tritt dann abwechselnd der rechte, dann der linke Fuß in gekreuzter Sellung wieder vor. Diese Uebung sieht sich nur schwer an, ist aber leichter auszuführen, namentlich wenn man sie im Kreise (Fig. 1) macht. Je nachdem man mit dem rechten oder linken Fuß beginnt, nennt man es das Kreuzeln oder Uebertreten nach vorwärts und rechts oder links. Hat man diese Bewegung eine Zeitlang tüchtig geübt und sich eine Sicherheit darin erworben, so

Fig. 3. Das Rückwärtslaufen.

Fig. 4. Rückwärtslaufen mit Abstoßen.

beginnt man mit der zwar etwas schwereren Uebung, der des wechselseitigen Uebertretens nach vorwärts. Hiebei stellt man sich, wie bei der vorigen Uebung, mit dem rechten Fuße vorn auf das Eis, stößt mit dem linken ab, gleitet auf dem rechten Fuß etwas vorwärts, und kreuzt dann den linken Fuß über den rechten. Nun kommt der rechte Fuß hinter den linken zu stehen und da der Abstoß mit dem rechten einige Schwierigkeiten für den Anfänger hat, so setzt man, wenn der Schwung schwächer wird, den rechten Fuß wieder neben den linken, gibt mit diesem einen neuen Abstoß und kreuzt beim nächsten Mal den linken Fuß mit dem rechten. Man hat dann auf zwei einfache Tempos immer nur ein Uebertreten, und zwar einmal nach links, einmal nach rechts und gewinnt dadurch eine recht hübsche Gangart in gerader Linie nach vorn, denn die kleine Abweichung von der geraden beim Uebertreten hebt sich immer gegenseitig auf. Das echte Kreuzeln, wie es in der vorhergehenden Uebung beschrieben wird, kann mittels der eben angegebenen Zwischenübung um so leichter gelernt werden.

Das Ausweichen und Anhalten auf Schlittschuhen muß ebenfalls gelernt und geübt werden. Im ungehemmten Laufe genügt es, die Hacken stark gegen das Eis zu stemmen und sich zu strecken oder mit einer leichten Kurve nach rechts oder links auszubiegen, indem man die der gewünschten Richtung entsprechende Schulter etwas vorwärts neigt. Will oder muß man aber plötzlich stillhalten, um einem Hindernis oder dem Zusammenstoß mit einer Person auszuweichen, so drehe man den Körper so, daß beim Anhalten Schulter und Fuß der rechten Seite nach vorn kommt, die linke Seite aber zurückbleibt, verlege das Körpergewicht auf den linken Fuß und stemme den rechten quer gegen die Laufrichtung auf das Eis — so wird man im Nu stehen bleiben, ohne weiter zu schleifen.

Das Rückwärtslaufen auf Schlittschuhen geschieht nicht durch Auswerfen oder Schritte, wie das Vorwärtslaufen, sondern entweder durch Schieben, Abstoßen oder Kreuzeln. Beim Schieben stellt man, wie in unserer Figur 3 zu sehen, beide Füße in schräger Linie so auf das Eis, daß der rechte Fuß etwas vor den linken zu stehen kommt, drücke die rechte Schulter etwas vorwärts, die linke etwas zurück. Nun drücke man den rechten Fuß mit der inneren Kante des Schlittschuhes gegen das Eis, schiebe diesen zurück, versetze das Körpergewicht auf das linke Bein, schiebe dann auch diesen rückwärts und beschreibe mit dem rechten Fuß einen halben Kreis, bis der rechte Fuß hinter den linken zu stehen kommt, und wechsele dabei wieder den Schwerpunkt. Durch rasch aufeinanderfolgende und abwechselnde derartige Bewegung, bei welcher kein Fuß das Eis verlassen darf, schiebt man sich in einer Wellenlinie rückwärts, und zwar bei steigender Uebung mit ziemlicher Schnelligkeit.

Beim Rückwärtslaufen mit Abstoßen geht man von derselben Stellung der Füße aus, wie bei der vorigen Uebung, führt aber das abstoßende Bein nicht auf dem Eise im Bogen rückwärts, sondern hebt es nach dem Stoße auf und gleitet auf dem anderen, nach unserer Figur auf dem linken, rückwärts, stößt dann mit diesem ab und gleitet auf dem rechten, und so fort, solange man will und kann, so daß man immer nur auf einem Fuße gleitet. Die Hauptsache dabei ist die jedesmalige Drehung des Körpers, um den Schwerpunkt zu versetzen, was dem Abstoß eine gewisse Wucht geben muß, weil der Schlittschuh des jeweilig vorn stehenden Fußes quer auf die Richtung des Laufes zu stehen kommt. Der Körper muß dabei möglichst aufrecht gehalten werden. Will man bei dieser Uebung eine Abschwenkung von der geraden Richtung machen, so gibt man sich einen stärkeren Schwung, setzt beide Füße auf das Eis, neigt den Körper etwas seitwärts und dreht den Kopf in der entgegengesetzten Richtung. Ein geübter Schlittschuhläufer kann beinahe so schnell rückwärts laufen wie vorwärts.

Beim Rückwärtslaufen mit Uebertreten oder Kreuzeln kann man entweder vorwärts oder rückwärts, oder mit beiden Arten abwechselnd übertreten. Man stellt sich an und beginnt wie beim Rückwärtslaufen, nur stellt sich der abstoßende Fuß nicht unmittelbar hinter den auf dem Eise gleitenden, sondern tritt über denselben hinüber, kreuzt ihn. Zuerst stößt der rechte Fuß ab und kreuzt den linken rückwärts, dann stößt der linke ab und kreuzt den rechten und so fort. Die Kniee werden etwas gebeugt, um den Abstoß kräftiger zu machen, dann wieder etwas gestreckt, aber so, daß die Beine nicht steif gehalten werden. Das Kreuzeln im Rückwärtslaufen mit vorwärts gesetzten Füßen ist ziemlich schwer, und der Anfänger sollte es daher zunächst nur beim Rückwärtslaufen im Kreise üben, wo immer nur ein und derselbe Fuß kreuzt. Hier läuft der rechte Fuß rückwärts und der linke kreuzt ihn vorn; das Körpergewicht wird nun auf den linken Fuß übertragen, weil der rechte sich vom Eise hebt und entweder neben den linken gesetzt wird, was vorn übertreten heißt, oder sofort gleich hinter dem linken kreuzt, was vorn und rückwärts übertreten heißt. Der linke Fuß tritt also in diesem Fall immer vorwärts, der rechte immer rückwärts, wie die untenstehende Figur zeigt. Dieselbe Uebung ist aber auch nach links auszuführen wie alle anderen.

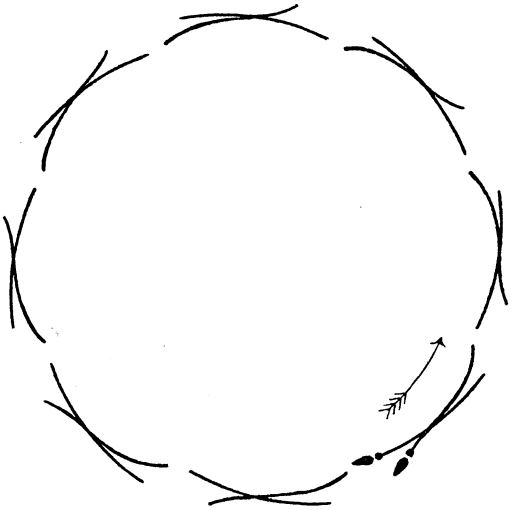


Fig. 6. Uebertreten beim Rückwärtslaufen im Kreise.

Das Anhalten beim Rückwärtslaufen geschieht in derselben Weise wie beim Vorwärtslaufen. Der Körper macht eine Viertelswendung, der Fuß stemmt sich rückwärts gegen das Eis, das Knie des vorderen Fußes wird gebeugt, das Körpergewicht auf denselben übertragen und nach vorn verlegt.

Gymnastische Spiele der Japaner.

Fig. 5. Uebertreten im Rückwärtslaufen.

Die Jongleurkünste der Inder überragen an Kühnheit, Gewandtheit und Mannigfaltigkeit diejenigen unserer europäischen Künstler weit, und die Schilderungen, welche die Reisenden und die in Indien lebenden Europäer von ihnen entwerfen, klingen oft wunderbar. Leider bekommen wir diese Künste in Europa nicht zu sehen, denn diese indischen Künstler sind Hindu, denen ihr Religionsgesetz verbietet, ihre Heimat zu verlassen und über See zu reisen. Dagegen haben sich schon mehrfach japanische Jongleurs bei uns sehen lassen, welche an Geschicklichkeit den indischen Gauklern am nächsten kommen und in der That gymnastische Kunststücke aufführten, welche alles bisher Gesehene übertrafen, und von welchen wir auf unserem Holzschnitte einige zum besten geben wollen. Da ist zunächst das Kunststück mit der Leiter: ein Mann stellt eine Leiter bald auf seinen Gürtel, bald auf seine Schultern und balanciert sie. An dieser Leiter steigt ein anderer hinauf und macht halsbrechende Kunststücke; plötzlich teilt sich die Leiter in zwei Stücke: der eine Leiterbaum mit den Sprossen fällt herab, und an dem anderen Leiterbaum, den der Träger fortwährend balanciert, hält sich der andere mit den Händen fest und macht die überraschendsten Uebungen. — Nicht minder staunenswert ist die Uebung mit dem Trapez: einer der Jongleurs hängt mit den Kniekehlen an einem Trapez und hält mit den Händen einen Stab, von dessen Enden zwei Stangen herabhängen, an denen zwei andere Jongleurs in symmetrischer Weise die schwierigsten Turnübungen machen, als ob die Stangen fest im Boden stünden. Das schwerste und zierlichste Kunststück aber ist das mit der Bambusstange, welche 5 bis 6 m lang ist und mit dem anderen Ende auf dem Gürtel des einen Künstlers ruht, welcher sie mit den Händen aufrecht balanciert. An dieser Bambusstange nun klettert ein zweiter empor, nämlich ein Junge von etwa zwölf Jahren und barfuß. Er faßt die Stange zwischen den großen und den übrigen Zehen seiner Füße und klettert in dieser Weise an ihr hinauf, wobei er sich der Hände gar nicht bedient, denn in der einen hält er einen Fächer. Hat er das Ende der Stange erreicht, so umfaßt er sie mit der einen Hand und mit der großen Zehe des entsprechenden Fußes und hängt nun in Gestalt eines X an der Stange (siehe unser Bild), dann macht er noch andere Kunststücke, indem er sich mit den verschlungenen Füßen an der Stange festhält, mit der einen Hand fächert und mit der anderen den Zuschauern Kußhändchen zuwirft u. dergl. m. — Kunststücke, wie man sie noch nie von europäischen Gymnastikern gesehen hat. Nun werden einige unserer jungen Freunde diese halsbrecherischen Kunststücke am Ende gar nachmachen wollen? Wir denken, das sollten sie mit Rücksicht auf ihre gesunden und geraden Glieder doch lieber bleiben lassen.

Die Ceder vom Libanon.

hält bekanntlich in Deutschlands Klima den Winter sehr selten und nur in geschützten Lagen aus, bildet aber dann einen sehr stattlichen, dekorativen Baum. In Ländern mit mehr mildem Klima, also z. B. in der Schweiz und in Frankreich, trifft man diese Ceder häufiger in Gärten, wenn auch zeitweise ein strenger Winter stark damit aufräumt. Die erste und älteste Ceder vom Libanon, welche nach Europa kam, steht im jardin des plantes (botanischer Garten) in Paris. Der berühmte Botaniker Bernhard de Jussien brachte sie als kleines Pflänzchen im Jahre 1835 von seinen Reisen nach Paris und pflanzte sie. Nach den kürzlich an Ort und Stelle vorgenommenen Messungen hat diese Ceder jetzt einen Stammumfang von 4 m 45 cm bei einer totalen Höhe von nur 20 m. Bei 4 m Stammhöhe beginnen die Aeste, welche sich fast wagrecht ausbreiten und einen Raum von 460 Quadratmeter bedecken. Nach dem strengen Winter von 1879 auf 80, in welchem die Kälte in Paris 25° R. erreichte, verlor diese Ceder sämtliche Nadeln und es war anzunehmen, daß sie erfroren sei; jedoch im folgenden Sommer grünte sie wieder und ist auch heute noch ein wegen seines Stammumfanges von jedem Besucher des Gartens angestaunter Baum.

Eisen ist verbrennbar.

Die leichte Brennbarkeit fein verteilter Gegenstände, welche in diesem Verhältnisse der Luft eine große Oberfläche darbieten, ist unseren jungen Freunden sicherlich nicht unbekannt.

Der Satz: „Eisen kann leichter brennbar sein, als Schießpulver", ist eine Thatsache, eine eben solche, wie der Satz: „Eisen kann teuerer sein" — wir erinnern nur an die Feder der Taschenuhr — „wie eine gleich große Quantität Gold". Nehmen wir feinzerteiltes Eisen — in jeder Apotheke zu erhalten und nicht etwa im Mörser zerstoßen, sondern auf chemischem Wege in grauschwarzes Pulver verwandelt — und fassen dasselbe in ein Gefäß, geeignet kleine Mengen demselben nach und nach durch Ausschütten zu entnehmen. Schütten wir nun auf einen Porzellanteller etwas Spiritus, entzünden denselben und lassen das Eisenpulver in kleiner Menge durch die Flamme nach und nach hindurchfallen, so blitzen um die Spiritusflamme tausend glänzende Fünkchen auf, die durch das verbrennende Eisen gebildet sind. Ja, es läßt sich das Eisen selbst als so feines Pulver darstellen, daß es schon bei unmittelbarer Berührung mit der Luft verbrennt und einen sehr glänzenden Feuerregen erzeugt.

Das Verbrennen von Eisenpulver.

Scharfe Beobachtungsgabe der Chinesen.

Ein chinesischer Missionar, P. Remigius Götte, erzählt in einem seiner vielen Vorträge, die er an verschiedenen Orten Deutschlands gehalten hat, folgendes: Einer meiner Mitbrüder hatte einen Esel, den er zu seinen Reisen benutzte. Dieses Tier machte aber jede Nacht solches Geschrei, daß der Pater kein Auge zudrücken konnte. Er klagt einem chinesischen Christen sein Leid, und dieser sagt: „Ehrwürdiger Vater, wenn's weiter nichts ist, so wollen wir das schon abstellen. In dieser Nacht wird der Esel keinen Laut von sich geben." Wie versprochen, so geschah es. Aber wie erstaunte der Missionar, als er am anderen Morgen sah, wie der arme Meister Langohr einen zehn Pfund schweren Stein am Schwanze hängen hatte. Der Chinese hatte nämlich beobachtet, daß der Esel, wenn er sein I-a schrie, jedesmal den Schwanz etwas in die Höhe hob, was ihm nun unmöglich gemacht war.

Gegen Autographenjäger.

Ein englischer Lord hatte in jüngster Zeit eine Wette gemacht, daß er sich ein Autograph von dem berühmten Dichter Tennyson verschaffen werde, der bekanntlich eine besondere Abneigung hat, seine Handschrift irgend jemand zu schenken. Der in Rede stehende Lord setzte sich nieder und richtete ein höfliches Schreiben an den Dichter, worin er ihn um die Auskunft ersuchte, welches nach seiner Ansicht das beste Wörterbuch der englischen Sprache sei — Websters oder Ogilvies? „Damit wird er gefangen," dachte der Mann, welcher ihm die Falle legte. Aber mit der nächsten Post kam ein halbes Blatt Briefpapier, auf welchem das aus dem eigenen Briefe des Korrespondenten herausgeschnittene Wort „Ogilvies" sorgfältig aufgeklebt war.

Unterhaltungsaufgabe.

Ein indischer Fürst empfing an seinem Hofe den Besuch von zwei ihm verwandten Prinzen. Als die jungen Herren sich wieder von ihm verabschiedeten, führte er sie an einen Tisch, auf dem eine Marmorschale stand. „In dieser Schale seht ihr," sagte er zu ihnen, „elf Kugeln von gediegenem Golde. Ich schenke sie euch, wenn ihr berechnen könnt, wie ihr die Kugeln so unter euch verteilen müßt, daß jeder von euch, ohne daß eine einzelne Kugel geteilt wird, an Gold gleichviel bekommt. Fünf von den elf Kugeln haben je einen Zoll Durchmesser, vier haben je zwei Zoll, eine hat drei Zoll, eine hat vier Zoll." Nach kurzem Besinnen nahm der ältere Prinz die richtige Teilung vor, und der Fürst schenkte den beiden Prinzen die Kugeln. Wie wurde geteilt?

Wortkette.

Zu suchen sind 18 Wörter, welche eine Wortkette bilden, d. h. die Endsilbe eines jeden Wortes ist gleich der Anfangssilbe des folgenden und die Schlußsilbe des letzten gleich der Anfangssilbe des ersten. Die Wörter sind abwechselnd dreisilbig und zweisilbig, d. h. auf ein dreisilbiges Wort folgt immer ein zweisilbiges Wort, darauf wieder ein dreisilbiges und so fort.

Die zu suchenden 18 Wörter (aber in anderer Reihenfolge) bezeichnen:

1. Einen römischen Kaiser. 2. Eine unterseeische telegraphische Leitung. 3. Einen Fluß in Nordamerika. 4. Einen Teil des Rades. 5. Einen alttestamentlichen weiblichen Namen. 6. Einen alttestamentlichen männlichen Namen. 7. Einen Vierfüßler. 8. Einen Namen in Reineke Fuchs. 9. Einen orientalischen Titel. 10. Eine vielgelesene Jugendschrift. 11. Einen großen Fluß in Frankreich. 12. Einen weiblichen Vornamen. 13. Eine Stadt in Italien. 14. Einen Fixstern 15. Eine Göttin der Römer. 16. Einen großen Fluß in Afrika. 17. Ein europäisches Königreich. 18. Einen Schluß.

Auflösung des Rätsels in Nr. 16.

Wanne, Tanne, Kanne, Spanne.

Auflösung der Unterhaltungsaufgabe in Nr. 16.

25 Zehnpfennigmarken	=	2,50 Mk.
50 Fünfpfennigmarken	=	2,50 Mk.
100 Dreipfennigmarken	=	3,00 Mk.
Mark:		8,00.

Fragen und Antworten.

W. S. v. Sch . . . . dorf in **Metz.** Wende Dich an Deine Buchhandlung und bestehe energisch darauf, daß Dir der „G. K." pünktlich geliefert werde. In Stuttgart wird derselbe allwöchentlich zu immer gleicher Stunde expediert

Τερπιανέρ αυς Ζαβεργν. Lies doch unseren jüngst gegebenen Artikel „Der kleine Modelleur". Sollte Dich diese Anleitung und Beschäftigung nicht mehr anregen und befriedigen als Blei gießen?

Hermann Uhde, Obertertianer am k. Ludwigsgymnasium in **München,** möchte mit seinen Kameraden Briefmarken tauschen. Namentlich wären ihm U. S. Amerika, Nachportomarken 30 Cts., braun, erwünscht.

R. Schmülling im **Haag (Gravenhage) Prethein-straat 63,** schreibt: „Wer von den Naturaliensammlern möchte gepreßte Pflanzen, namentlich solche aus Süddeutschland, tauschen, gegen Seesterne in Spiritus und 8 bis 9 Arten Seetangs? Auch habe ich verschiedene Orobanche Galii."

F. v. Schmerlenbach in Wiesbaden gibt seinen Kameraden einige interessante Mitteilungen preis. Er schreibt: „Den in Nr. 13 des ‚G. K.' abgedruckten Aufsatz: ‚Ein neuer Wintersport' habe ich mit großem Vergnügen gelesen. Ich will mir erlauben, hierzu einen kleinen Beitrag zu geben, der manchen meiner Kameraden, besonders jenen im Norden, willkommen sein dürfte. Da ich in St. Petersburg geboren bin und bis vor vier Jahren dort wohnte, so hatte ich viele Gelegenheit, die edle Kunst des Schneeschuhlaufens zu üben. Ein Bekannter von mir hatte aus Archangelsk mehrere Paar Schuhe mitgebracht, deren eines er mir dedizierte. Diese russischen Schneeschuhe, die ‚Lüüschi', wie sie dort heißen, waren im allgemeinen fast so beschaffen wie die norwegischen. Nur an den Enden auf der nach unten gekehrten, die Kerbe zeigenden Fläche war der Schneeschuh der ganzen Breite nach ausgeschnitten, und dieser etwa zwei Spannen lange Ausschnitt durch ein daraufgeschraubtes Stück Wolfsfell ersetzt, so daß dessen Haare nach hinten gerichtet waren. Dies Stück Fell diente dem Zwecke, das Bergansteigen zu erleichtern, indem die nach rückwärts gerichteten Haare wohl ein Vorwärtsgleiten, doch kein Zurückgleiten des Schneeschuhes gestatten. Ferner war vorn an den Schnäbeln der Schuhe je eine starke Schnur befestigt, welche, vom Läufer mit den Händen gefaßt, einen zweifachen Zweck verfolgten: nämlich erstens dienten sie dazu, das Umwenden zu erleichtern, indem man durch einen Ruck nach rechts oder links mit den Schnüren den Schneeschuhen die gewünschte Richtung geben konnte, und zweitens boten sie dem Läufer beim Herabgleiten von Anhöhen einen sicheren Halt, so daß an ein wenig ästhetisches Rückwärtsfallen, wie es S. 198 dargestellt ist, nicht zu denken war." — S. Wörishöffer lebt in Altona, J. H. O. Kern in Rostock, Oskar Höcker in Berlin. — Der Rhein ist bei Chur etwa 45 m breit und von da an für Kähne schiffbar. — Freundlichen Gruß und Dank.

Ludwig Merz in **Krakau.** Dank für Deinen hübschen Beitrag und Gruß!

Friedrich Leißlen in **Gießen, Ludwigsstr. 4,** schreibt: „Lieber, guter Kamerad! Wollte Dir schon lange mitteilen, daß ich mir das schon öfter in Rede gestandene Fadentelephon gemacht habe, und daß uns dasselbe, da man auf eine Entfernung von etwa 40 m gut sprechen kann, schon viele Freude gemacht hat. Ich nahm dazu einen ganz dünnen Faden. Sei so freundlich und teile dies dem Unbekannten in Dg. am Rhein mit, der mich in Nr. 7 darum fragte." — Ja, wenn man's nur richtig anpackt, gelingt alles. Gruß!

Alfred B. in **Osnabrück.** Nun — sind die Briefe an die Tanten, Onkel und Großeltern rechtzeitig fertig und recht sauber geworden? — Daß Deine Censur gut ausgefallen ist, hört der „G. K." gerne und daß er Dir (aha, nun kommt der Pferdefuß!) dafür einige Briefmarken schenken soll, das würde er ganz gewiß auch sehr gerne wahrnehmen, wenn er nur — welche hätte. Sind da einige junge Kameraden um ihn her, die seinem Papierkorbe alltäglich mit uhrenhafter Pünktlichkeit einen Besuch abstatten. Da wird denn der sonst so einfam Stillvergnügte genau durchforscht, gestülpt und gewendet. Das arme Möbel scheint unter diesen unvermeidlichen Inspektionen schon gar arg gelitten zu haben. In früheren Jahren gab er bei solchen Ueberrumpelungen seinem Unmute durch geräuschvolles Aechzen und Seufzen lebhaften Ausdruck; jetzt aber ist er resigniert, müde und altersschwach geworden.

W. H. in **Laubach.** Ganz recht: „Du kannst Deinem Mäusebussard doch nicht alle Tage Mäuse fangen." — Gieb ihm Fleischstückchen, Blindschleichen, Frösche, Eidechsen, Ringelnattern und sonst erreichbares Schlangengezücht, Ratten, Maulwürfe; zur Abwechslung nimmt er auch ganz gerne Regenwürmer, Raupen und Engerlinge, verachtet auch ein junges Häschen nicht. Du sollst ihm aber so oft als möglich Mäuse geben. Er wird, wenn ihm in der Gefangenschaft zeitenweise z. B. nur Frösche verabreicht werden, leicht krank, aber sofort wieder gesund, sobald er einige Mäuse verschluckt hat.

F. Pl . . . . in **Wien.** Das Vergnügen ist ganz unsererseits. Danken für die rätselhafte Inschrift und grüßen.

A. L., Gymnasiast in **O.** Die gebratene Gans am 10. November (in den meisten Gegenden am 11.) hat mit Dr. Martin Luther und der Reformation nichts zu schaffen, denn schon vor Luthers Zeit wurden Gänse auf diesen Tag gebraten, und zwar zu Ehren oder zum Andenken des heiligen Martin. Der kleine Luther erhielt den Namen Martin, weil er eben am Vorabend vom Sterbetag dieses Heiligen geboren wurde; denn seine Eltern waren fromme Katholiken, und insbesondere seine Mutter eine strenggläubige Frau. Damit wäre Deine Frage eigentlich erledigt, aber der „G. K." gibt gern etwas zu. So will er Dir noch erzählen, in welcher Beziehung gerade die Gans zum heiligen Martin steht; die Sache verhält sich folgendermaßen: Der heilige Martin war ursprünglich Heide, und zwar ward er im Jahr 318 zu Sabaria in Pannonien, dem heutigen Szombathely (Steinamanger) im ungarischen Komitat Eisenburg, geboren. Sohn eines Legionsoffiziers (tribunus militaris), ward er selbst Soldat, verließ aber bald diesen Stand, der seinem frommen Sinn nicht zusagte, ward Christ und Einsiedler und erlangte bald großen Ruf durch seine Mildthätigkeit und seine Wunderthaten. Eines Tages kam eine glänzende Gesandtschaft, um unsern Martin aus der Einsamkeit abzuholen, denn er war zum Bischof von Tours in Frankreich gewählt worden. Martin, höchlich erschrocken, suchte sich zu verbergen, und da in der Nähe gerade eine Herde Gänse weidete, so legte er sich flugs zwischen sie. Die als wachsame Tiere bekannten Gänse verrieten ihn aber durch ihr Geschnatter, und Martin mußte sich fügen. So kam die Gans aufs neue in Ruf und erlangte die Ehre, nachdem Bischof Martin gestorben und heilig gesprochen war, jedes Jahr auf seinen Todestag, zu seinem Andenken verspeist zu werden. Uebrigens stand die Gans schon im grauen Altertum in hohem Ansehen. Sie war bei den Griechen der Persephone, bei den Römern der Juno geweiht. Im Tempel der letzteren wurden stets Gänse gefüttert und auch deshalb besonders heilig gehalten, weil, wie Du weißt, Gänse einst das Kapitol retteten.

A. K. in **Cannstatt.** Du bittest Deine Kameraden um Angabe von Versuchen und Experimenten, die sich mit einem Elektrophor (Leydener Flasche) anstellen lassen. — Wie sollen denn Deine Kameraden das machen, wenn Du keine Adresse angibst?

G. F. in **Breslau.** Dein „Histörchen" gefällt dem „G. K." sehr; nur mit dem tragischen Ausgange ist er nicht einverstanden. Gibt es und gilt auf der Welt denn keine Umkehr? Und liegt nicht in der Umkehr selbst schon die Verzeihung? Und gibt es nicht so sehr viel Gelegenheit, Gutes zu thun, dem Mitmenschen Edelmut und Aufopferung zu beweisen, Elend und Not zu lindern und — überdenke — ist in solch ritterlich mannhaftem Thun nicht weit eher eine höhere Befriedigung, bessere und schönere Sühne für ein verschuldetes Vergehen zu finden, als Dein Histörchen besagt? Wenn der Jüngling nach langem Irren endlich das Gute erkannt hat, warum läßt Du das aufflammende Herz das Gute nicht auch ergreifen? Warum läßt Du ihn nicht bestrebt sein, ein edler Mensch zu werden, als solcher zu leben und zu wirken? Und würde der Vater dann nicht mehr noch über seines Sohnes Wandelung erfreut gewesen sein?

Gustav Sch. in **Prag.** Du willst einen Aufsatz übers „Fischen". Ganz recht; doch wirst Du so gut sein, Dich noch ein kleines Weilchen zu gedulden. Jetzt ist ja doch alles zugefroren. — Du kannst Deinem Freund mitteilen, daß über Laubsägearbeiten nicht nur eine ausführliche Anleitung, sondern auch eine Reihe hübscher Vorlagen für allerlei brauchbare Requisiten und Einrichtungsgegenstände im „G. K." erscheinen werden. — Du wünschest ferner „die Abbildungen der Redaktionsherren, damit Du weißt, wem Du schreibst". Hat das nicht auch noch ein wenig Zeit?

W. K. in **Trient.** Will man beim Malen mit Wasserfarben Gold verwenden, so muß dem Goldstaub etwas reiner, flüssiger Gummi arabicum zugesetzt werden; das Gold wird dadurch haltbarer Dasselbe gilt auch für Silber und alle anderen Farben. Die flüssigen Tubenfarben, die Muschelfarben und die trockenen Farben in Tuschform werden alle mit Gummi arabicum oder Honig angerieben. Farben, die bloß mit Wasser angemacht und so verwendet werden, verwischen sich nach dem Trocknen, wie Du erfahren hast, sehr leicht. — Auch in der Oelmalerei kommt es zuweilen vor, daß man Gold verwenden muß. Dazu bedient man sich des Blattgoldes (Flittergold), das in viereckigen Tafeln käuflich ist. Man verfährt dabei folgendermaßen: Die Stellen, die mit Gold belegt werden (gewöhnlich im Hintergrund), erhalten eine Lage von hellem Ocker, mittels eines Borstpinsels aufgetragen, darauf nun die Goldblättchen zu liegen kommen, sowiel zur Erreichung eines bestimmten Effektes eben nötig. Sodann bedeckt man diese Goldlage mit reinem weißem Papier, streicht leicht mit der Hand darüber, das Gold noch fester anzudrücken. Ist der Auftrag vollständig getrocknet, entfernt man schließlich das überflüssige Gold, indem man die Fläche mit einem trockenen breiten Borstpinsel leicht überpinselt. — Ein Mittel gegen Frostbeulen wird Dir jeder Apotheker verabreichen können. Dank auch für das Zahlenkunststück und Gruß!

Auf wiederholte Anfragen, die teils schon vor längerer, teils in jüngerer Zeit an den „G. K." gerichtet worden sind, teilt er seinen jungen Freunden mit, daß von Ernst Heitmann, Verlag in Leipzig, vom 1. Januar d. J. ab eine neue halbmonatlich (am 1. und 15. jeden Monats) erscheinende Briefmarkenzeitung ausgegeben wird, die den Bedürfnissen und Wünschen des Briefmarkensammlers in vielseitiger Weise entgegenzukommen verspricht. Die Ausstattung derselben ist bei dem billigen Preise von 65 Pf. pro Quartal eine überraschend gute; die Briefmarken sind bunt gedruckt, der Probenummer ist sogar auch die in Buntdruck ausgeführte Nachbildung einer Ganzsache beigegeben. Wer von den Kameraden Lust hat, sich mit dieser neuen „Illustrierten Briefmarkenzeitung" bekannt zu machen, sende an E. Heitmann in Leipzig eine 10-Pfennigmarke und seine Adresse ein, daraufhin die Gratis-Zusendung einer Probenummer erfolgen wird. — Ueber die Konservierung der Briefmarken lesen wir in dieser neuen Zeitung: „Die Aufbewahrung der Marken ist eine sehr verschiedenartige. Einige bewahren dieselben unter Glas und Rahmen oder auf mit Glas bedeckten Tischen als Zimmerdekoration, andere in Kassetten, die meisten aber in Albums auf. Die beiden ersteren Aufbewahrungsarten, welche meistens bei Spezialsammlungen angewandt werden, gereichen den Marken aber eher zum Nachteil als zum Vorteil, weil das Licht ungehinderten Zutritt hat und deshalb die Marken einem Bleichprozeß unterworfen sind. Derselbe geht je nach Beschaffenheit und Zusammensetzung der Farben mehr oder weniger schnell vor sich, denn bekanntlich übt das Licht auf alle Farben eine zerstörende Wirkung aus, und verbleichen einige schnell, andere langsam. Diese Aufbewahrungsarten also können nur mit Gefährdung der Marken angewandt werden. — Die Aufbewahrung geschieht am besten in Kassetten oder Albums, aber selbst in diesen droht den Marken eine andere Gefahr — die Feuchtigkeit. Diese ist ein noch größerer Feind als das Licht, da sie nicht nur die Farbe, sondern auch das Papier angreift. Feuchtigkeit hat immer Gelbwerden des Papiers und Zersetzung der Farben im Gefolge und rühren diese in vielen Fällen, wo anderen Ursachen die Schuld gegeben wird, von ihr her. Aus diesem Grunde thun die Briefmarkensammler, namentlich solche, die in feuchten Häusern wohnen, gut, ihr Album an einem möglichst trockenen Ort zu bewahren. Auch ist es gut, sich für das Album ein Kästchen aus verzinktem Eisenblech von der Größe desselben anfertigen zu lassen, dessen Deckelrand mit einem Gummi- oder Kautschukstreifen versehen ist, um es hermetisch verschließen zu können. In einem derartigen Kästchen sind die Marken besser als im Schranke gegen Mäuse, Insekten u. s. w. geschützt. Das Kästchen selbst kann man sich nach seinem Geschmack verzieren lassen, so z. B. würde es außen durch eine kastanienbraune Lackierung und innen durch eine Polsterung von blauer Seide sehr an Aussehen gewinnen."

B. B. in **B.** Wenn Du Dich noch einige Zeit geduldest, so wird der „G. K." eine durch Zeichnungen erläuterte genaue Anweisung bringen — erstere sind in der Arbeit — wie das betreffende Papier zusammengefaltet werden muß, um die verschiedenen Figuren damit herzustellen. — Eine Anweisung zur Anfertigung von Zauberkarten, die sich in komische Figuren verwandeln, soll gleichfalls demnächst daran kommen. Sie ist schon druckfertig. — Wir fühlen uns übrigens sehr geschmeichelt, daß Du steif und fest glaubst, wir wüßten alles; unsere Allwissenheit hätte sicherlich ihr Häkchen, wenn nicht in unserem litterarischen Bergwerke gewisse Heinzelmännchen bereit ständen, uns mit ihren Erfahrungen aus dem Gebiete der Zauberei zur Seite zu stehen. Ein solches teilt uns auch jetzt mit, daß die Herstellung eines Zauberbilderbuches, welches sich auf Kommando mit Bildern, Briefmarken u. s. w. füllt, nicht so leicht, wie Du zu glauben scheinst, herzustellen ist, daß es aber bereit sei, uns in nächster Zeit eine möglichst klare Anweisung zu geben, wie ein solches Buch von Dir und Deinen Kameraden angefertigt werden kann. Erwidern Deinen kameradschaftlichen Gruß bestens.

? ? in **Wien.** Ueber die beiden Heiligen, die jene Bilder in der Kirche zu A. vorstellen, kann Dir der „G. K." folgendes mitteilen: Philippus Neri, geb. 22. Juli 1515, studierte in Rom bei den Augustinern, gründete 1548 ebendaselbst die Kongregation des Oratoriums, starb den 26. Mai 1595 und wurde 1622 heilig gesprochen; er zeichnete sich durch seine Milde und Liebenswürdigkeit, durch Beredsamkeit und die Macht des Gebetes aus. — St. Leonhard (Lienhard) war einer der Großen am Hofe Chlodwigs I., des Frankenkönigs, und wurde durch den heiligen Remigius bekehrt; lebte eine Zeitlang im Walde bei Orleans als Einsiedler, gründete dort auch ein Kloster. Seine Lieblingsbeschäftigung war, Gefangene zu besuchen, zu bekehren und zu befreien, worin er Wunder that. Weil er die Königin rettete durch sein Gebet, verlieh ihm der König das Recht, jeden Gefangenen zu befreien, dem er begegnete. Dargestellt wird er mit zerbrochenen Fesseln in der Hand oder dieselben der Madonna übergebend. Er starb 599.

Gregor K. in **Graz.** Die Güte ist diesmal auf Deiner Seite. Danken schön. Ueberantworten das hübsche Rätsel unserer Mappe.

P. v. O. in **Hannover.** Du findest Deine Fragen in den letzten Nummern wiederholt beantwortet. Wünschen gutes Gelingen.

Karl F., Gymnasiast in **Gn.** Du möchtest Dir auch gerne den photographischen Apparat machen, doch Du zweifelst, daß Du ihn zuwege bringst. Ein solches Wort hört der „G. K." gar nicht gerne. Frisch angepackt! Dimidium facti, qui coepit, habet.

H. K. in **Kremier (Mähren).** Der Schmelzpunkt des Glases, selbst des leichtflüssigsten, liegt viel zu hoch, als daß es gelingen dürfte, dasselbe in einem Thontiegel über der Spirituslampe zu schmelzen.

Willi E. in **Stuttgart.** Wenn wir Dich recht verstehen, wünschest Du, um den Wert Deiner Markensammlung zu bestimmen einen Katalog. Zu leihen sind solche Kataloge nun nicht; der beste ist der neu erschienene von Gebrüder Senf, Leipzig, Preis M. 2. 50; ein kleinerer, der für den Zweck genügen dürfte, erscheint bei Alwin Zschiesche in Naumburg a. S., Preis ca. 75 Pf. Durch jede Briefmarkenhandlung oder direkt zu erhalten.

Matheis F. in **München.** Mache Dir einen Käfig, wie er in Nr. 18 unseres ersten Jahrganges, Seite 272, bildlich veranschaulicht ist. Seite 270/71 findest Du die nötige Anleitung. Natürlich muß das Drahtgitter entsprechend enger gezogen und die Oeffnung oben bei der Fahnenstange geschlossen sein.

Oskar L. in **Plauen.** Lassen Sie sich die Broschüre: Pavel, Die deutsche Kriegsmarine, Verlag v. J. J. Weber in Leipzig (durch jede Buchhandlung zu erhalten), kommen, und fragen Sie dann auf Grund dieser Orientierung bei dem für solche Aufnahmen befugten Marinekommando an. Ihre Frage ist zu allgemein gehalten, daß wir dieselbe nach allen Seiten hin erschöpfend hier beantworten könnten. Wünschen viel Glück. Mit gutem Mut und gutem Willen geht alles!

W. F. in **Magdeburg.** Lieber junger Freund, wir möchten Dir sehr gerne gefällig sein, doch, das wirst Du einsehen, der „G. K." darf nicht inkonsequent werden. Bis jetzt hat er alle Ersuchen, welche die Arrangierung eines Kaufgeschäftes bezwecken sollten, abgelehnt, und kann und will eben keine Ausnahme machen. Wenn Du aber mal was „tauschen" willst, dann wird er Dir zu jeder Zeit und sehr gerne zu Diensten stehen. Freundlichen Gruß!

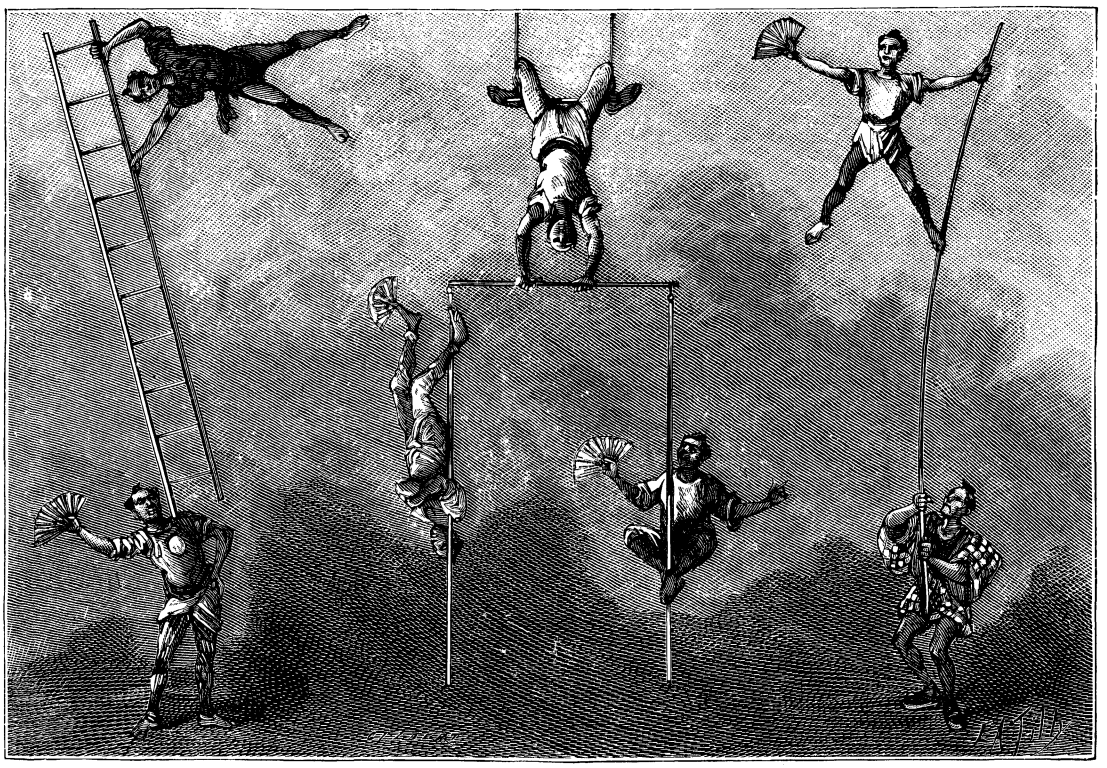
K. St. in **E.** Warum soll ein Grisli nicht auch ausnahmsweise mal einen Bauchaufschwung versuchen? Wer wird denn gar so mißgönnerisch sein! Zudem ist Ihr Gewährsmann im Irrtum; der Grisli klettert in seiner Jugend ganz leidlich und ist trotz seiner Plumpheit auch im Alter noch z. B. ein ganz fixer Schwimmer. Uebrigens wozu echauffieren wir uns? Wie uns Quincy versichert, ist das Best ja längst tot.

Karl W. in **Mannheim.** Dein schwungvolles Akrostichon möchten wir gerne abdrucken, wenn es nur nicht gar so schmeichelhaft wäre; es könnte mancher der jungen Freunde glauben, der „G. K." sei endlich doch unter die „eitlen Tröpfe" gegangen. Dank auch für die „Aufgabe". Schade, daß sie für St. Silvester zu spät kam. Sparen das hübsche Rätsel fürs nächste Mal.

A. v. B. in **München** bittet seine Kameraden um freundliche Mitteilung und Rat, welcher Art Experimente und Unterhaltungen sich mit seiner Laterna magica anstellen lassen. Briefe sind ausnahmsweise durch die Redaktion erbeten.

W. Höper in **Straßburg i. E., Schillerstraße Nr. 2,** wünscht ganze Postkarten einzutauschen; er gibt dagegen seltene Briefmarken. Briefe sind direkt, unter Aufzählung und genauer Bestimmung der Postkarten erbeten.

Julius C. in **Köln.** Danken für Deinen Aufsatz. Haben denselben vorläufig zurückgelegt, da wir beabsichtigen, entsprechende Illustrationen dazu machen zu lassen.



Gymnastische Spiele der Japaner

Ernst Ow in **Oct.** Der Name Eduard ist angelsächsischen Ursprunges und bedeutet: der edle Beschützer, der treffliche Mann. — Hast Du das Bändchen erhalten? Gruß erwidert!

Alois Zimmermann in **Schongau (Oberbayern), Landsbergerstraße,** ist in der Lage, eine Partie Mineralien abzugeben und möchte dafür Käfer und Schmetterlinge eintauschen. Wer hat Lust?

Alfred Baß in **Wien.** Es geht uns die Mitteilung zu, daß einige Kameraden unter der Adresse: „IX Lichtensteinstraße 2" an Sie geschrieben haben, daß aber diese Briefe als unbestellbar an die Absender zurückgelangt sind. Wollen Sie uns nicht nochmals Ihre genaue Adresse angeben?

Gebr. Sch. in **L.** Euer Wunsch ist der unsere, und wir haben, wie Ihr seht, auch demgemäß gehandelt. Ob unsere Mappen gefüllt sind? und ob! wir können sie gar nimmer zubinden, jeden Tag platzen ein paar Bändel!

Rudolf F. in **Nürnberg.** Die Auflösungen sind richtig. Du bist ein gewaltiger Geograph. — Das eingesandte Scherzwort ist drollig und gut, aber drucken wollen wir's lieber nicht, denn sonst stellt sich, wenn Mama wieder mal Kuchen verteilt, am Ende mancher der jungen Kameraden auf diesen allerdings recht unchristlichen Standpunkt. — Die Zauberkarten? Ja, das kommt noch; nur Geduld!

C. B. in **?.** Wir werden nicht verfehlen, Deinem Freunde Max B. das verdiente Bändchen zuzusenden, sobald Du uns Deine oder Deines Freundes Adresse angegeben hast. Der „G. K." muß doch wissen, „wohin" er senden soll. — Wenn das ein bereits alter Staar ist, werden Deine Anstrengungen wahrscheinlich ganz umsonst sein. Mit wirklichem Erfolge kann das Sprechen und Pfeifen nur ganz jungen Staaren gelehrt werden. Man nimmt sie zu diesem Zwecke, ehe sie flügge geworden, aus und verbringt sie an einen Ort, wo sie unter großer Sorgsamkeit gefüttert und aufgezogen werden und außer der Stimme des Lehrers wenig oder besser nichts zu hören bekommen. Auch empfiehlt sich, den Käfig mit einem Tuche zu bedecken. In dieser Verfassung spricht oder pfeift der Lehrer nun seinem übrigens sehr gelehrigen Schüler das, was er ihm lehren will, so oft als möglich vor. Daß das Jungenlöien Unsinn ist, weißt Du ja! Freundlichen Gruß!

Julius Weiß in **Norderney, Bismarckstr. 12a,** schreibt dem „G. K." daß er Briefmarkensammler sei und will damit wahrscheinlich anzeigen, daß er willens ist, Tauschverbindungen einzugehen. Ist dem so? — Die Kanarienvögel sind Pflanzenfresser, was sie zu Zimmervögel besonders geeignet macht. Futter und Pflege sind bei allen Rassen gleich; möglichste Reinlichkeit, etwas Sand, täglich frisches Trinkwasser, wöchentlich in einem Napf zum Baden, helles Tageslicht und Sonnenwärme; dagegen keine Zugluft und starke Ofenwärme; als Futter gib deinem Tierchen vorwiegend Rübsamen, zuweilen etwas Leindotter, Hafergrütze, Wegerichsamen; nur höchst selten Kanarien-, Hanfsamen oder Buchweizen; dagegen öfter süßes reifes Obst, Mäusedarm, Salatblätter, Brunnenkresse, womöglich niemals Zucker und Zwieback, der ihnen nur den Schnabel verdirbt, nur selten Backwerk und Süßigkeiten, dagegen Sultaninen, feingeschnittene Feigen, Datteln 2c.

Waldemar G. in **Hamburg.** Wenn Dein Brief nicht gar so herzlich und so recht kameradschaftlich wäre, wahrlich der „G. K." könnte ein klein wenig ungehalten auf Dich sein, denn Du hast in Deinem Brief (Pst! ganz still, ins Ohr will er Dirs sagen: gar zu viele „Böcke" hinein gesetzt.) — Nun's heraus ist, wollen wir aber wieder gute Kameraden sein, nicht wahr?! — Also die Dampfmaschine! Erstens kannst Du Dir ein Stampf-, Hebe-, ein Hammerwerk oder eine Spritze zurecht bauen, in der Weise, wie solche schon mehrfach von Kameraden vorgeschlagen wurden. Gehen Deine Ansprüche höher, mache Dir ein Mühl- oder ein Pumpwerk und bringe letzteres in Verbindung mit einem Gartenschlauch, den Blumengarten täglich zu bewässern. Ist Deine Maschine kräftig genug, kannst Du ja auch einen Arbeitsapparat, eine kleine Drehbank u. dergl. — treiben lassen, — sieh Dir nur mal Deine Umgebung an, überlege Deine Wünsche und Bedürfnisse, und Du mußt auf hundert anregende Dinge kommen. Herzlichen Gruß und kameradschaftlichen Händedruck!

Rudolf D. in **Heidelberg.** Der Aufsatz ist bereits unter der Presse. Danken für Mitteilung. Bitte, geben Sie uns Ihre genaue Adresse an, damit wir Ihnen die allenfalls einlaufenden Briefe senden können. — So, dem Theaterdirektor in Burg soll auch geholfen werden? Sie sind ja ein Allerweltskünstler. Schicken Sie nur ein, auch Ihre Arbeit über Ihr elektrisches Läutewerk u. s. w.; was gut ist, soll immer willkommen sein. — Der Schlußsatz Ihres Briefes kann sich gar leicht verwirklichen.

Heinr. R. in **Reutlingen.** Auch uns ist dieser Passus aufgefallen. Wir haben, um sicher zu sein, an den betreffenden Herausgeber geschrieben, und teilen Ihnen das Resultat dann mit.

Rieseneiche.

Einer Mitteilung der „Oesterr. Forstztg.“ zufolge steht in dem Dorfe Hrankovici, Bezirk Travnik (Bosnien), eine Eiche, welche die stärkste Eiche, die man in Deutschland kennt, noch bei weitem übertrifft. Der Stammumfang beträgt in Brusthöhe etwas über 14 m, während der mittlere Durchmesser 4,5 m mißt. Obwohl der Baum bis zu einer Höhe von etwa 4 m völlig hohl ist, kann das Wachstum noch ein ganz befriedigendes genannt werden. Der Hohlraum wird von den Dorfbewohnern als Ziegenstall benutzt. Gelegentlich einer Uebung des in Travnik garnisonierenden ersten Bataillons des steierischen 47. Infanterieregiments lagerte eine Kompanie im Schatten dieser Eiche. Ein vorgenommener Versuch ergab, daß 64 Infanteristen dazu gehörten, die Höhlung des Stammes stehend auszufüllen.

Aus Gay-Lussacs Jugend.

Der nachmals so berühmte Physiker Gay-Lussac besuchte 1795 die Pension eines Herrn Sensier. Es war das Jahr der Teuerung, und Lebensmittel waren kaum noch aufzutreiben. Von der Not gedrängt, kochte die Gattin des Pensionsvorstehers jede Nacht die Milch von zwei Kühen, zum Verkauf nach Paris, um aus dem kargen Erlöse Lebensmittel für den kommenden Tag zu kaufen. Aber die Wege waren sehr unsicher für eine Bauersfrau, um so mehr für eine Dame von Stand. Da erbat sich der junge Gay-Lussac die Gunst, seine Wohlthäterin auf ihrer gefahrvollen Fahrt, mit einem Degen bewaffnet, begleiten zu dürfen. Kam dann der Morgen und mit ihm die Rückfahrt, so sah man den zukünftigen großen Gelehrten, auf dem Karren der vorgeblichen Milchfrau liegend, mathematische Studien treiben.

Nimm, was die Jugend dir beschert;
Im Alter würdest du's entbehren, —
Und das, was dich die Schule lehrt,
Braucht dich das Leben nicht zu lehren.

Paul Lindau.

Auf dem Anstande.

Friedlich saßen wir in dem kleinen, behaglichen Stübchen von Iwan Trofimowitsch Suchow, dem Zahlmeister des sibirischen Linienbataillons, tranken Thee und plauderten über die neuesten Nachrichten, welche wir soeben mit der Post empfangen hatten. Jeder äußerte seine Ansicht über die politischen Ereignisse, welche Europa vor ungefähr vier Monaten beschäftigt hatten, uns jedoch jetzt erst bekannt geworden waren. Dabei verteidigte jeder seine Meinung mit solchem Scharfsinn, mit so viel Eifer und Selbstbewußtsein, daß wir einander die berufensten Diplomaten zu sein schienen, welche nichts Eiligeres zu thun hätten, als mit allen europäischen Fragen der Gegenwart aufzuräumen, ehe der glänzende Samowar aufgehört habe zu kochen. Wir teilten kühn die Länder Europas, besetzten Throne, ernannten Minister und vergaßen dabei vollständig, daß wir von Ereignissen redeten, welche bereits der Vergangenheit angehörten, und von Personen, welche möglicherweise schon von dem politischen, ja selbst von dem irdischen Schauplatze abgetreten waren. Wir vergaßen gleichfalls, daß wir uns gerade 10 000 Werst von Europa entfernt an der östlichen Grenze des großen asiatischen Weltteils befanden, und daß etwaige Ratschläge unsererseits sehr spät nach Europa kommen möchten.

Da, mitten in dem lebhaftesten politischen Gespräche, flog plötzlich die Thür auf und die hohe Gestalt des Inspektors am städtischen Krankenhause stürzte in fieberhafter Aufregung in das Zimmer.

„Meine Herren, soeben hat der Tiger zwei meiner besten Pferde erwürgt!“ rief er uns zu, ohne sich Zeit zur Begrüßung zu lassen.

„Pfui Teufel, Peter Petrowitsch! Sie haben mich außerordentlich erschreckt,“ versetzte Iwan Trofimowitsch und wischte sich den kalten Angstschweiß von der Stirn; denn etwas Entsetzlicheres als einen Tiger gab es nicht für ihn.

„Womit hätte ich Sie denn erschreckt, Herr Zahlmeister? Die Pferde sind ja meine.“

„Nun höre doch einer! Dabei soll man noch nicht erschrecken?“ brummte Suchow vorwurfsvoll. „Wir sitzen hier, nichts Böses ahnend, bei dem dampfenden Samowar — da schreien Sie plötzlich: ‚Der Tiger, der Tiger!‘ als wenn man gar keine Nerven hätte.“

„Beruhigen Sie sich, liebster Iwan Trofimowitsch!“ besänftigte ihn der lange Inspektor, „der Tiger ist nicht etwa in der Stadt; er hat die Pferde unseres Hospitals zwei Werst vor der Stadt überfallen.“

„Nun, da kann man ja ordentlich aufatmen,“ sagte jetzt der Zahlmeister, während die übrigen herzlich über seine Angst lachten.

„Ich schlage vor, meine Herren,“ wandte sich Peter Petrowitsch nun an uns, „daß wir uns heute nacht auf die Lauer legen. Der Räuber wird ohne Zweifel wie sonst, so

Tambour vom Füsilierbataillon des 1. Garderegiments zu Fuß im Paradeanzug.

auch heute an den Ort seiner Schandthat zurückkehren, um von den erwürgten Pferden zu fressen. Wer von Ihnen hat Lust, mich zu begleiten, meine Herren?"

„Da wollen wir doch lieber gleich in Kompanie ausrücken!" meinte der hellblonde Rendant, indem er eine sehr kriegerische Miene aufsetzte.

„Das wäre prächtig!" stimmte der wohlbeleibte Revisor mit entschlossenem Ausdrucke ein. „Es darf sich aber auch niemand ausschließen!"

„Auch Sie nicht, Herr Doktor," wandte sich der Inspektor an mich.

„Ich hätte allerdings Lust, einen Tiger in der Freiheit zu sehen," erwiderte ich, „obgleich ich eigentlich nicht den Beruf in mir fühle, einer solchen Bestie entgegenzutreten. Indessen, gehen Sie alle, so schließe ich mich nicht aus."

„Abgemacht!" rief zufriedengestellt Peter Petrowitsch. „Die Gesellschaft wäre also bis auf unseren Freund Iwan Trofimowitsch vollzählig. Da ich ihn vorhin wider meinen Willen so sehr erschreckte, fürchte ich beinahe, daß er uns nicht begleitet."

„Davor soll mich Gott bewahren, mit euren Tigern zu kämpfen!" war die Antwort des ängstlichen Zahlmeisters, als alle Anwesenden in ihn drangen, daß er die Jagd mitmachen sollte. „Was denken Sie nur für Tollheiten aus, meine Herren?"

„Nun, ängstigen Sie sich nicht mehr als nötig ist, liebster Iwan!" nahm nun der Revisor das Wort. „Wir werden auf Bäume klettern und von sicheren Plätzen aus auf den Tiger feuern. Gefahr ist also durchaus nicht vorhanden."

„Und wenn das Scheusal uns nachsteigt?" fragte der Zahlmeister.

„Ach was, Iwan Trofimowitsch, ein Tiger klettert nicht auf die Bäume," beruhigte ihn der Inspektor. „Es wäre geradezu unverzeihlich von Ihnen, Ihre Freunde im Stiche zu lassen, zumal Sie ja unter den Soldaten ein so vortrefflicher Schütze gewesen sind. Bedenken Sie, Freund, die ganze Stadt würde Sie als Retter begrüßen! Kommen Sie also mit! Wir nehmen etwas Branntwein und einen kleinen Imbiß mit uns; dabei werden wir die kurze Nacht so lustig verbringen, daß Sie morgen gewiß nicht bereuen, uns begleitet zu haben. Sie würden sich schön ärgern, wenn wir Ihnen später unseren Ruhm verkündeten."

„Haben Sie denn schon jemals Tiger gejagt, meine Herren, daß Sie die Verantwortung zu übernehmen wagen, es wäre keine Gefahr dabei?" unterbrach ihn Suchow.

Keiner von den Anwesenden konnte dies behaupten.

„Nun wahrhaftig, das ist ausgezeichnet! Sie nicht, Herr Inspektor, die übrigen Herren nicht, auch ich nicht — keiner hat die Bestie jemals vor dem Lauf gehabt. Wenn so gewiegte Jäger auf den Tiger losgehen, so können dieselben sich darauf gefaßt machen, ihm zwischen die Zähne zu geraten. Nein, ich danke bestens für die Begleitung."

„Wir verlassen einer den anderen nicht, Herr Zahlmeister. Fürchten Sie sich also nicht!" redete ihm der dicke Revisor zu. „Sie kommen mit uns, und damit basta!"

„Ja, Iwan Trofimowitsch, schließen Sie sich nicht aus!" baten wir alle.

Lange sträubte sich unser Wirt, bis er endlich nachzugeben anfing.

„Meinetwegen!" sagte er dann, als wir mit Bitten und beruhigenden Vorstellungen nicht aufhörten. „Man wird euch ja doch nicht anders los. Aber ich komme nur unter einer Bedingung mit."

„Und diese Bedingung wäre?"

„Ich werde Senka, meinen Burschen, mit mir nehmen."

„Was fällt Ihnen nur ein, Iwan Trofimowitsch? Was soll der Bursche dabei?"

„Sehr einfach, meine Herren! Ich werde ihm ein Gewehr geben, damit er mich im Notfall beschützt, wenn Sie oder Sie oder Sie oder ich selbst uns nicht zu helfen wissen. Ich muß Ihnen offen bekennen, daß ich nicht für mich einstehen kann, sobald mir der Tiger wirklich vor die Augen kommt. Nehmen Sie's mir nicht übel, daß ich wegen der auch Ihnen mangelnden Erfahrung zu all den Herren kein größeres Vertrauen habe als zu mir selbst! Kommt der Tiger, so soll Senka schießen, ohne diese treue Seele verlasse ich die Stadt keinenfalls."

„Nun, nehmen Sie meinetwegen Ihren Senka mit!" entschied der Inspektor. „Nur lassen Sie ihn dann auch ein Körbchen mit Eßwaren mitbringen!"

„Also, meine Herren," fuhr er dann zu uns gewendet fort, „wir sind einig, uns an dem Mörder meiner schönen Pferde rächen zu wollen. Zum Sammelplatz schlage ich dies Zimmer unseres gefälligen Freundes Iwan Trofimowitsch vor. Jetzt ist es 4 Uhr; um 7 Uhr müssen wir an Ort und Stelle sein, wir wollen uns also um 6 Uhr hier mit unseren Waffen versammeln!"

Alle waren mit dieser Anordnung einverstanden.

Noch vor der angesetzten Stunde fanden wir uns ohne Ausnahme bei dem Zahlmeister ein. Wir waren sämtlich bis an die Zähne bewaffnet; jeder von uns trug ein Gewehr und einen Revolver, der Revisor hatte außerdem noch eine Axt mitgebracht.

„Es ist für alle Fälle gut, daß wir ein derartiges Werkzeug bei uns haben," verteidigte er sich, als wir seine seltsame Waffe bespöttelten und ihn fragten, ob er denn wirklich die Absicht habe, dem Tiger damit zu Leibe zu gehen.

Iwan Trofimowitsch, an dessen Entschlossenheit wir noch immer gezweifelt hatten, war bereits gerüstet. Senka hatte ihn absonderlich ausgestattet. Die langen Jagdstiefeln, welche er sonst im Sumpfe auf dem Entenstrich zu tragen pflegte, schützten seine Beine; um die mit grünen Litzen benähte warme Joppe hatte er einen breiten Ledergurt geschnallt, aus welchem drohend der Handgriff eines gewaltigen altmodischen Revolvers herausguckte; über seiner rechten Schulter hing ein blitzendes Pulverhorn, über der linken ein großer Sack mit Kugeln und Patronen; auf den Kopf hatte ihm Senka eine alte, schmutzige Mütze gedrückt. Wir lächelten, hüteten uns aber wohl, den biederen Mann zu necken.

„Aber Ihr Gewehr?" Diese Frage konnte der Inspektor denn doch nicht unterlassen. „Wollen Sie denn kein Gewehr mitnehmen?"

„Ich? Nein, aber wir! Das Gewehr hat Senka, er soll es tragen. Ich werde lieber einen Regenschirm nehmen; es sieht mir sehr nach Regen aus."

Und Suchow zog wahrhaftig zum allgemeinen Gelächter einen großen staubigen Familienschirm hinter dem Kleiderschranke hervor, ohne sich bewußt zu sein, wie albern ihn das Tragen desselben kleiden müßte.

„Senka!" rief er dann mit lauter Stimme.

Sofort erschien der robuste, rothaarige Senka auf der Thürschwelle und präsentierte sich dort mit einem alten, doppelläufigen Gewehr.

„Zu Befehl, Euer Wohlgeboren!"

„Ist das Gewehr geladen, Senka?"

„Noch nicht, Euer Wohlgeboren."

„Warum denn nicht? Hast du denn noch gar nicht begriffen, daß wir auf die Tigerjagd gehen wollen?"

„Gewiß, Euer Wohlgeboren."

„Verzeihen Sie, Herr Zahlmeister, wir dürfen uns wohl kaum länger aufhalten," erlaubte sich der dicke Revisor dazwischen zu reden, welcher anscheinend vor Ungeduld brannte, seine Axt an dem Tiger zu versuchen. „Sie haben ja draußen noch genügend Zeit zum Laden."

„Nein, erlauben Sie, Jakow Sawitsch! Lassen Sie jedem seinen Willen. Ich besorge das Laden zu Hause. Senka, du hörst auf mich und nicht auf andere. Lade dein Gewehr!" rief der eifrige Suchow in gebietendem Tone.

„Zu Befehl, Euer Wohlgeboren!"

Endlich war alles im Stande und wir konnten aufbrechen. Unser Weg führte vorerst durch die halbe Stadt, wo wir die allgemeinste Aufmerksamkeit erregten. Die Leute wunderten sich ungemein über unseren sonderbaren Aufzug und suchten den Zweck desselben vergeblich zu ergründen. Stolz, in dem vollen Bewußtsein unseres hohen Zweckes und mit absichtlich aufgesetzter kampflustiger Miene schritten wir dahin, wie wenn wir verlangten, daß jeder merken sollte, wir rückten gegen einen Tiger aus. Selbst der gutmütige, sonst so bescheidene Iwan Trofimowitsch trat ganz gegen seine Gewohnheit großspurig auf.

„Liebster Suchow, wozu haben Sie sich denn so kriegerisch geschmückt?" fragte ihn ein des Weges kommender Bekannter. „Wohin gehen Sie nur?"

„Auf die Tigerjagd!" antwortete Suchow lakonisch, ohne sich umzudrehen, und wollte ungestört vorübergehen.

„Doch nicht etwa mit dem Regenschirm, bester Freund?"

„Sicherlich mit dem Regenschirm," knurrte beleidigt der Zahlmeister, welcher sich ungern an die in seinem Hause abgespielte Lachszene erinnert sah. „Der Regenschirm ist die neueste Mode auf der Tigerjagd."

Nach mehreren ähnlichen Unterbrechungen gelangten wir glücklich an den Grenzpfahl der Stadt. Die Sonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen noch eben die umliegenden Hügel. Den Anweisungen des Inspektors folgend, verließen wir nun die Fahrstraße und drangen in das Dickicht ein. Der Marsch war beschwerlich genug; wir mußten uns einer hinter dem anderen durch dichtes Gestrüpp zwängen und häufig genug über gestürzte Bäume klettern.

Namentlich der wohlbeleibte Revisor ächzte und stöhnte, als trüge er eine wer weiß wie schwere Last auf dem Rücken. Nur mit Senkas thatkräftiger Hilfe gelang es ihm, die Hindernisse zu überwinden. An einigen besonders schwer zu passierenden Stellen geriet er in helle Verzweiflung und war mehrmals im Begriff, wieder umzukehren. Offenbar hätte er dies auch gethan, wenn er sich nicht schon jetzt gefürchtet hätte, allein in dem abendlichen Walde und in Gesellschaft des Tigers zu bleiben. So schwer es ihm ward, gab er sich doch alle mögliche Mühe, um seinen Platz in der Mitte des Zuges zu behaupten.

Victor Alexeiwitsch, der weißblonde Rendant, ging mit dem Inspektor voran und brannte noch immer vor Eifer, den vierbeinigen Bösewicht zu bestrafen. Iwan Trofimowitsch, ich und Senka machten den Beschluß.

Der Zahlmeister schritt vorsichtig und schweigend dahin; er musterte ängstlich jeden Strauch, jeden umgestürzten Baumstamm, als erwarte er, daß das grimmige Ungeheuer im nächsten Augenblicke aus dem Dickicht hervorspringen und ihn an der Gurgel packen würde.

So verging die erste Viertelstunde. Wir arbeiteten uns gerade durch ein Gewirr wilder Weinranken hindurch, ringsum herrschte geheimnisvolle Dämmerung. Da störte uns plötzlich ein sehr verdächtiges Knacken in den Zweigen aus unserer Ruhe auf; dicht neben Suchow brach ohne Frage ein großes Tier durch die Büsche. Ich will nicht leugnen, daß ich unwillkürlich erbebte. Ich riß das Gewehr von meiner Schulter und starrte, auf den schlimmsten Ausgang gefaßt, nach dem Punkte hin, von welchem das Geräusch herdrang. Den Zahlmeister aber hielt nichts mehr; er lief, was er laufen konnte, trotz Familienschirm und Jagdstiefeln den schmalen Pfad entlang.

„Der Tiger, Senka, der Tiger! Schieße, Senka, schieße schnell!" schrie er in wahnsinniger Angst und mit kaum noch menschenähnlicher Stimme.

„Dies ist — geruhen Euer Wohlgeboren sich nicht weiter aufzuregen! — dies ist nur eine Kuh," beschwichtigte seinen Herrn der kaltblütige Bursche, nachdem er denselben nicht ohne Mühe eingeholt hatte. „Sehen Sie nur, da streckt das neugierige Tier seine Schnauze durch die Büsche."

„Hol' sie der Henker!" brummte Iwan Trofimowitsch. „Wie hat das abscheuliche Tier mich erschreckt!" Und er begann, sein verschobenes Jagdkostüm wieder in Ordnung zu bringen. Indessen vereinigten sich auch die anderen Jäger mit uns.

„Was ging bei Ihnen vor? Was ist geschehen?" fragten sie durcheinander.

„Ja, sehen Sie, Ihro Wohlgeboren hatten die Kuh nicht gleich deutlich erkannt, hatten sich ein wenig um uns alle geängstigt und waren in ihrer Herzensgüte vorausgelaufen, um auch Sie zu warnen," entschuldigte der treue Senka seinen Herrn. Dabei zupfte er unablässig an dessen Kleidern, brachte die Jagdgerätschaften wieder zurecht und holte den unterwegs verlorenen Regenschirm zurück.

„O, wie durften Sie nur so schreien?" zürnte der Inspektor. „Mit solchem Lärm verscheuchen Sie uns ja den Tiger."

„Dabei soll einer noch nicht schreien, wenn man solchen Lärm dicht neben sich hört und sich plötzlich eine drohende Schnauze aus dem Dickicht hervorstreckt?" Damit warf Iwan Trofimowitsch, halb erbost, halb beschämt, mit einem großen Stein nach der Kuh, welche sich noch rechtzeitig hinter die Büsche rettete.

Wir wanderten weiter; das Gesträuch lichtete sich allmählich, und wir kamen nach einer weiteren Viertelstunde auf eine kleine, mit hohem Grase bewachsene Wiese.

„Hier," flüsterte uns der Inspektor zu und zeigte auf eine stark zerwühlte, blutgetränkte Stelle hin, „hier muß irgend eine blutende Masse gelegen haben."

„Wo sind denn die Pferde geblieben?" fragte ich.

„Das eine ist hier von dem Tiger erwürgt, dann aber hinter jene Bäume dort geschleppt worden; das andere liegt etwa zwanzig Schritte von hier. Wollen Sie sich nicht einmal selbst überzeugen, wie geschickt er die Tiere überfallen und mit welchem Aufwand von Kraft er sie auseinander gezerrt hat?"

Diese Augenblicke waren recht unheimlich; indessen folgten wir dichtgedrängt dem vorangehenden Inspektor und fanden bald einen hübschen grauen Hengst tot im Grase liegen. Wie sich aus dem hoch erhobenen Kopfe, den weit ausgestreckten Vorder- und Hinterbeinen ergab, war das Tier in voller Karriere überfallen worden. Am Kreuze und dem linken Vorderbeine waren die blutigen Spuren der Tigerkrallen sichtbar, auf beiden Seiten des Halses, wo sich die schrecklichen Fangzähne eingegraben hatten, klafften je zwei tiefe dreieckige Wunden. Man konnte sich die Situation des Angriffs leicht vorstellen. Der Räuber war in vollem Lauf auf den Rücken des Hengstes gesprungen, hatte dies Opfer mit seinen mächtigen Zähnen gewürgt, war von ihm auf die

Stute übergesprungen und hatte dieser mit einem Schlage das Rückgrat gebrochen. Die letztere hatte er dann an einen durch gefallene Baumstämme versteckten Platz geschleppt und sofort einen Teil ihres Fleisches verzehrt. Da der Hengst noch nicht angeschnitten war, durfte man nach den Gewohnheiten des Tigers erwarten, daß er in der folgenden Nacht zurückkehren und von diesem Opfer fressen würde.

Die gebräuchlichste Methode der eingeborenen Jäger besteht darin, daß sie mehrere geladene Gewehre kreuzweise neben dem frischen Kadaver befestigen, und zwar so, daß eine Schnur, an welcher das gierige Tier bei der Mahlzeit zerren muß, an sämtliche Drücker geknotet ist. Nun braucht der Tiger nur leicht die Schnur zu berühren, damit sämtliche Hähne zuschlagen und wenigstens ein Teil der Kugeln in seinen Leib dringt. Meistens verendet der Tiger neben seiner Beute. Ist er nicht tödlich getroffen, so gelingt es ihm wohl noch, sich in das nahe Dickicht zu schleppen, wo er fern von den menschlichen Blicken seinen letzten Atem aushauchen kann. Da es höchst gefährlich ist, den verwundeten Tiger in seinem Verstecke aufzustören, so warten die Jäger geduldig, bis er verendet ist. Dann nehmen sie ihm sein Fell, zerlegen ihn vollständig und tragen die Galle und sämtliche Knochen nach Hause. Das Fell ist 30 bis 50 Rubel wert; Galle und Knochen werden beinahe mit Silber aufgewogen. Die Chinesen verwenden nämlich beides zu einem Radikalmittel gegen viele äußere und innere Leiden, und die daraus hergestellte Arznei ist so teuer, daß sich nur die wohlhabendsten Leute derselben bedienen können. Durch diesen Wahn verdienen die Jäger viel Geld.

Die Sibirier und Chinesen wenden auch Strychnin an, indem sie dies Gift in dem Körper des erwürgten Tieres verteilen. Doch findet diese Fangmethode seltener Anwendung, weil das Fell von vergifteten Tigern leicht die Haare verliert und dann wenig wert ist. Klein ist die Zahl derjenigen Jäger, welche dem Tiger mit der Büchse in der Hand entgegentreten. Es hat ja seinen eigenen Reiz, das Tier in der Freiheit zu beobachten und seine Büchse auf dasselbe abdrücken zu können. Wenn man auf einen Baum steigen und dort mehrere Stunden bis zu dem Erscheinen des Tigers warten will, so gehört zu dieser Jagd eigentlich mehr Geduld als Tapferkeit.

In dieser Lage befanden auch wir uns. Keiner von uns hatte ja bisher einen Tiger in der Wildnis gesehen; wir wollten uns diesen Anblick auf alle Fälle einmal verschaffen, womöglich unsere Gewehre auf ihn abbrennen und dabei so sicher wie möglich verfahren.

Als wir die Besichtigung der toten Pferde beendet hatten, war die Dämmerung schon bedeutend vorgeschritten, so daß wir uns beeilen mußten, wenn uns der Tiger nicht noch auf ebener Erde überraschen sollte. Rund um die Kadaver her standen mehrere Bäume, Eichen-, Kork- und Nußbäume. Sie waren freilich nicht besonders hoch und stark, jedoch dicht belaubt und nicht ungeeignet, um einen oder zwei Menschen aufzunehmen. Wir sehnten uns herzlich nach einem sicheren Platz.

„Meine Herren," ließ sich jetzt der Inspektor vernehmen, „vor allen Dingen brauchen wir vorläufig eine kleine Stärkung; denn wir können nicht wissen, wie lange wir dort oben zu verweilen gezwungen sein werden. Senka, bringe den Imbiß und den Branntwein her!" rief er dem Burschen zu, welcher sich gleichgültig in das weiche Gras gestreckt hatte, als wenn es für ihn keine Gefahr gäbe.

Senka sprang geschwind in die Höhe und reichte uns den Korb. Im nächsten Augenblicke war der aus Wurst, gebratenem Fleisch, Käse, Brot und Schnaps bestehende Inhalt herausgekramt und wir schmausten wacker darauf los. Iwan Trofimowitsch würgte kaum einige Brocken hinab, er ward immer ungeduldiger und ängstlicher. Mit wahrem Staunen blickte er auf seinen Senka hin, welcher wohlgemut mit dem doppelläufigen Gewehr herumhantierte. Als er sich einen Augenblick unbeobachtet glaubte, trat er ganz dicht an den Burschen hinan und flüsterte ihm heimlich zu:

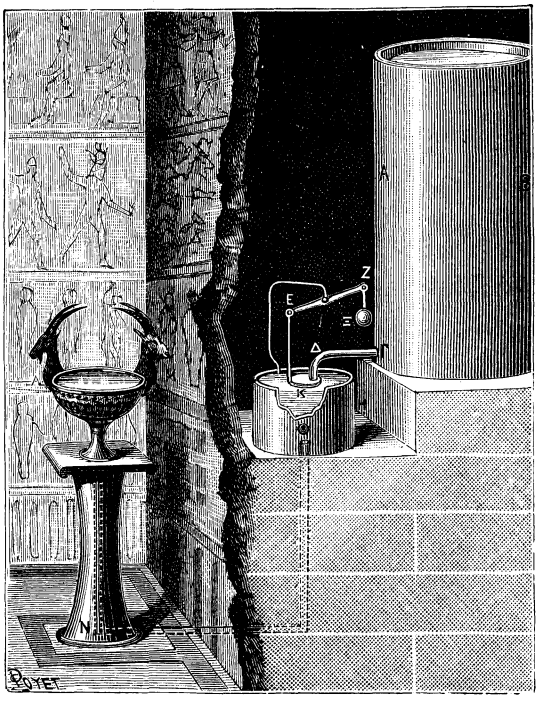
„Senka, du weichst nicht aus meiner Nähe! Wir wollen auch denselben Baum besteigen. Ich verlasse mich vollständig auf dich und dein Gewehr."

„Zu Befehl, Euer Wohlgeboren!"

Da inzwischen auch wir unsere eilige Abendmahlzeit beendet hatten, musterte der Inspektor mit Feldherrnmiene den Kriegsschauplatz und wies jedem seine Stellung an, so daß wir von verschiedenen Seiten auf den Tiger feuern konnten.

„Sie, Iwan Trofimowitsch, steigen mit Senka auf jenen Korkbaum rechts von dem Hengste; Sie, Viktor Alexeiwitsch, und Sie, Jakow Sawitsch, nehmen Stellung auf jener Eiche links von den ersten beiden; wir," wandte er sich zu mir, „setzen uns auf diesen Nußbaum!" Dabei wies er auf einen Baum hin, dessen Standort kaum fünfzehn Schritte von dem erwürgten Hengste entfernt war.

(Schluß folgt.)



Herons Wasserbecken.

Die Physik der Alten.

Der schon bei einer früheren Gelegenheit erwähnte alexandrinische Gelehrte Heron beschreibt ein Wasserbecken, das immer voll bleibe, so viel Wasser man auch demselben entnehme. Diese Erscheinung beruht auf folgender Vorrichtung:

Das Wasserbecken ist durch eine Wand von dem es versorgenden Behälter getrennt. Vor demselben, etwas tiefer, befindet sich ein Becken, welches das aus dem großen Behälter ausströmende Wasser empfängt und mit dem in dem Nebengemach befindlichen Becken durch eine Röhre in Verbindung steht. Das Niveau dieser beiden Becken ist genau dasselbe. Am ersteren ist ein Ständer befestigt, der einen Wagebalken trägt. An einem Ende desselben ist ein Gegengewicht, an dem anderen eine Kugel von Kork angebracht, die auf dem Wasser schwimmt und die Mündung der Ausflußröhre schließt. Schöpft man nun Wasser aus dem in dem Nebenzimmer stehenden Becken, so senkt sich der Wasserspiegel in dem entsprechenden Becken und mit ihm der Kork, der natürlich etwas schwerer sein muß als das Gegengewicht; die Röhre ist geöffnet und es fließt Wasser aus dem großen Behälter und zwar so viel, bis das regelmäßige Niveau der beiden kleinen Becken wiederhergestellt ist.

Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand.

In den östlichen Ausläufern der rauhen Alb entspringt die Jagst, ein Nebenfluß des Neckars, an deren Ufer im Mittelalter Jaxthausen, die Stammburg des edlen Geschlechtes der Berlichinger, sich erhob. In ihr wurde im Jahre 1480 der kleine Götz geboren. An seines Vaters Statt, welchen er schon in früher Jugend verlor, erzog ihn sein Oheim Konrad von Berlichingen zu allen ritterlichen Tugenden. Mut, Tapferkeit und unbefleckte Ehre lehrte er den Knaben als die höchsten Güter echten Rittertums schätzen. Alles, was zum kriegerischen Waffenwerk gehörte, mußte derselbe mit sonderlichem Fleiße üben, und er übte es mit sonderlicher Lust. Daneben aber lernte er auch Lesen und Schreiben: zwei Künste, die in damaliger Zeit noch für gar schwierig galten, und deren längst nicht alle seiner Standesgenossen mächtig waren. Ihre derben Fäuste, die so behend, wenn es galt, mit dem Schwerte drein zu schlagen, waren gar unbehilflich, wenn sie den leichten Schaft der Rohrfeder fassen und führen sollten. Statt über dicken Pergamentbänden sich zu mühen, den Sinn der krausen Buchstaben zu entziffern, schweiften sie lieber hoch zu Roß durch Wald und Feld. Stillsitzen und Bücherwerk galt den meisten, trotzdem die 1450 erfundene Buchdruckerkunst schon viel zur Verallgemeinerung der gelehrten Bildung that, noch immer als eines freien Ritters unwürdig.

Jung Götz aber erlernte beides, so Lesen wie Schreiben, vom Burgkaplan und ward trotzdem in der strengen Zucht seines Oheims gar bald ein Meister aller ritterlichen Künste. Er tummelte sein Roß, er schwang sein Schwert, er warf seine Lanze, daß sie selten ihr Ziel verfehlte. Dabei gedieh sein Körper zu großer Kraft und Stärke. Schon früh konnte darum der Oheim ihn mit dem Schwertgurt gürten, dem äußeren Zeichen, daß er, dem Knabenalter entwachsen, von nun an zur Teilnahme an Mannesthat bei ernstem Kampf wie beim fröhlichen Turnier berechtigt sei, und durfte darum den schwertgegürteten Jüngling von fünfzehn Jahren auch mit zum Reichstage nach Worms führen, zu welchem Kaiser Maximilian I. im Jahre 1495 alle deutschen Fürsten, Edlen und angesessenen Ritter berufen hatte, mit ihnen über den Frieden und das Wohl des Reiches zu beraten. Denn seit vor mehr als zwei Jahrhunderten das starke Geschlecht der Hohenstaufenkaiser erloschen, war das arme deutsche Land ein Spielball in den brutalen Händen einiger ehrgeizigen kleineren Fürsten geworden. Die von ihnen erwählten Kaiser und Gegenkaiser hatten meist ihre Macht in dem Bemühen erschöpft, nach außen hin des Reiches Ansehen zu erhalten; auch im Innern Ordnung und Frieden zu fördern, dazu hatte dieselbe nicht ausgereicht. Zügellos verfolgte jeder der Großen seine eigenen ränkevollen Pläne; Herrschsucht war an die Stelle der Vaterlandsliebe getreten, Macht und Gewalt an die der Gerechtigkeit. Die Ritter, welche einst voll frommer Begeisterung ausgezogen waren, dem Höchsten zu dienen, indem sie das heilige Grab befreien halfen, welche es für ihre heiligste Pflicht gehalten, die Schwachen zu schützen, den Unterdrückten beizustehen und das Unrecht zu sühnen, wo sie es auch fanden — sie waren zu zuchtlosen Raubrittern verwildert. Sie lauerten den Kaufleuten, die mit ihren Waren durchs Land zogen, im Hinterhalt auf und nahmen ihnen die wertvollen Ballen ab; sie plünderten das Eigentum der Wehrlosen; sie vergewaltigten, wer ihnen zu widerstehen versuchte, und achteten kein Gesetz für heilig; nur die Macht des Stärkeren erkannten sie an. Das Faustrecht herrschte in allen deutschen Gauen.

Für diese zerrütteten Zustände Abhilfe zu schaffen, hatte der hochherzige, ritterliche Maximilian I., der vom edelsten Eifer beseelt war, nun, bald nachdem er den Kaiserthron bestiegen, den Reichstag zu Worms ausgeschrieben. Und dank dem besseren Geist, der seit einiger Zeit anfing, unter den deutschen Fürsten zu herrschen, gelang es ihm, ein Einverständnis mit ihnen zu erzielen. Alle gelobten, sich eines Teiles ihrer bis dahin unbeschränkten oberherrlichen Rechte zu begeben; ihre Streitigkeiten untereinander nicht mehr eigenmächtig mit den Waffen in der Hand auszufechten, sondern bei allen Privatfehden sich künftig den Urteilssprüchen des neu zu errichtenden Reichskammergerichtes zu unterwerfen. Ein allgemeiner Landfriede sollte verkündigt werden, zu dessen Aufrechterhaltung sich die anwesenden Ritter gleichfalls mit Handschlag verpflichten mußten. Auch sie mußten geloben, fürderhin nur gewappnet ins Feld zu reiten auf des Kaisers Gebot, zu des Vaterlandes Ehr' und Wehr.

In staunendem Schweigen vernahm Junker Götz die Kunde von diesen Verhandlungen, welche ihm höchst überflüssig dünkten. Bisher wenig über die Grenzmarken seiner eigenen Landschaft hinausgekommen, war er zu unerfahren in der Welt, außerdem zu vertrauensvoll und reinen Charakters, um für möglich zu halten, daß einer je seiner ritterlichen Ehre vergessen, Mißbrauch treiben könne mit seiner ritterlichen Macht und Pflicht. Das Gebot seines kaiserlichen Herrn aber, für ihn und das Reich allzeit streiten zu wollen mit des Schwertes Schärfe, das erfüllte mit Jubel seine Brust. Nichts Herrlicheres dünkte ihn, als tapfere Heldenthaten, Ehre und Ruhm, als im Kampf der Männer zu siegen oder den Heldentod zu sterben auf blutigem Feld.

Bald bot sich ihm Gelegenheit, seinen Mut zu erproben. Der Kaiser sandte ein Heer aus wider die aufständischen Schweizer, die das Reichskammergericht nicht über sich anerkennen wollten. Als gewappneter Bannerträger ritt Junker Götz von Berlichingen unter dem brandenburgischen Herrn. Und trotzdem es den Kaiserlichen nicht gelang, das freie Bergvolk unter die Oberhoheit des Deutschen Reiches zu zwingen, konnte der kampfesmutige Jüngling doch seine persönliche Tapferkeit glänzend beweisen und sich die güldenen Ritterspuren verdienen.

Danach forderte ihn Albrecht von Bayern in seinen kriegerischen Dienst, als er im Landshuter Erbfolgekrieg gegen Ruprecht von der Pfalz zog. Freudig folgte der junge Ritter diesem neuen Ruf, der ihm und seinem Waffenglück vermehrten Ruhm verhieß. Aber schon bei der Belagerung von Landshut traf ihn eine Kugel aus der ungefügen Feldschlange, dem groben Geschütz der damaligen Zeit, und riß ihm, weh! die rechte Hand weg. Das war ein herber Verlust für den kampffrohen jungen Recken. Er mußte sich zur Heilung seiner Wunde auf die heimatliche Burg zurückziehen und fürchten, nun für immer zu unrühmlicher Thatenlosigkeit verdammt zu sein.

Aber die Kunstfertigkeit im Handwerk, welche im Mittelalter bei den einzelnen Meistern fast größer war als jetzt, wo Maschinen den Hauptteil aller Arbeit bewältigen, schuf Abhilfe. Einem geschickten Waffenschmied gelang es, jene berühmte eiserne Hand zu bilden, welche dem Ritter Götz von Berlichingen seinen geschichtlich gewordenen Beinamen eintrug. Dieselbe

wird noch jetzt im Germanischen Museum aufbewahrt und zeigt deutlich die kunstvolle und doch einfache Vorrichtung, welche es ermöglichte, die einzelnen Finger und Glieder der Hand, sobald sie an den Armstumpf geschnallt war, zu bewegen und mit ihr vollkommen sicher das Schwert zu fassen.

Fürs erste sollte freilich das Schwert in der Scheide rosten. Aeußere Feinde drohten nicht und im Innern waren Kaiser und Fürsten fest entschlossen, den Landfrieden aufrecht zu erhalten. Die ritterlichen Burgherren sollten sich am unblutigen Spiel festlicher Turniere genügen lassen und ihre Befriedigung darin suchen, das Wohl ihrer Hörigen und Ortsangesessenen durch Hebung des Ackerbaues, Erleichterung der Frondienste u. a. zu fördern.

Solch friedlich stilles Leben war aber wenig nach Ritter Götzens Sinn. Er hatte überhaupt den Zweck des Landfriedens nie recht begreifen können, und der Segen des Reichskammergerichtes mit seinen langsamen Verhandlungen wollte ihm schon gar nicht in den Kopf. Ihm schien es so viel einfacher, jeden Streit auf der Stelle auszufechten; das Unrecht zu strafen, wo jeder es fand, und den Unterdrückten männlich beizustehen ohne Dank oder Lohn. Und so wie er dachten viele. Des deutschen Volkes ungebändigte Kraft beugte sich nur langsam und widerwillig dem wohlgemeinten Zwang des allgemeinen Friedensgebotes: die alte germanische Raufluft ließ sich nicht so mit einem Schlage bannen. So war es nicht sowohl Götz von Berlichingens eigene Schuld wie auch die seiner Nachbarn, daß er sehr bald in allerlei ärgerliche Händel und Fehden verwickelt ward, zumal mit den Städten: vor allem Nürnberg und Bamberg. Das wachsende Selbstgefühl der Bürger, welche durch die zunehmende Sicherheit der Straßen zu immer größerem Wohlstande im Handel und Gewerbe gelangten, war ihm, dem alten Ritter von echtem Schrot und Korn, überhaupt ein Dorn im Auge. Und als die Nürnberger gar sich unterfingen, einen seiner jungen Reiter zu fangen und ihn, der innerhalb ihrer Mauern Uebles gethan, nach ihrer eigenen Gerichtsbarkeit zu strafen, da war's mit seiner Friedfertigkeit und seiner Geduld vorbei. Er dräute, die Stadt auf seine eigene Faust berennen zu wollen, so ihm die Pfefferſäcke (wie er die ehrbaren Bürger schimpfte) seinen lieben Gesellen nicht schleunigst wieder herausgäben. Und zum Zeichen, daß es ihm ernst sei mit dieser Drohung, legte er sich wie die verachteten Raubritter in den Hinterhalt, fing einige friedlich des Weges dahinziehende Nürnberger Handelsherren ab und führte sie als Geiseln mit sich auf seine Burg, bis ihre Stadt ihm seinen Willen gethan haben würde.

Solche Auflehnung wider das Gesetz, solche offene Gewalt aber durfte der Kaiser nicht ungeahndet lassen. Denn unruhig noch waren Zeit und Gemüter, und böses Beispiel an hoher Stelle daher doppelt gefährlich. So verhängte sein kaiserlicher Herr die Acht über ihn, bis er dem Reiche Buße und der geschädigten Stadt vollen Ersatz gezahlt haben würde. Ergrimmt weigerte Götz beides. Schwer zwar traf ihn der harte Spruch, aber in seiner schlichten Einfalt war er sich keines Unrechtes bewußt. Was sollten ihm, der allzeit treu zu Kaiser und Reich hielt, der allzeit mit seinem Schwert für beide bereit war — was sollten ihm geschriebene Gesetze? Die mochten für das Schreibervolk gut sein: er trug die heiligen Gesetze der Ritterlichkeit in seiner eigenen Brust. Erst als im Jahre 1519 der Herzog Ulrich von Württemberg seines tapferen Armes bedurfte, ihm wider den Schwäbischen Bund beizustehen, erst da war der störrische Burgherr von Jaxthausen bereit, die Buße zu zahlen und Ruhe zu geloben, damit seine Lossprechung von der Acht erfolgen und er wieder hinausziehen konnte in den Kampf, der seines heldenhaften Herzens einzige Lust war.

Und hohen Ruhm gewann der tapfere

Auf Vedette. Dragonerregiment Königin Olga (1. Württ. Nr. 25).

Ritter abermals in diesem Feldzug. Hohen Ruhm — freilich auch tiefsten Sturz. Zu Möckmühl war's. Darin wurde er wochenlang von den verbündeten Truppen belagert. Aber siegreich schlug er jeden Angriff ab. Seine feurige Kühnheit entflammte den Mut seiner Leute immer aufs neue, selbst als Munition und Lebensbedarf anfingen, auf die Neige zu gehen. Bis aufs Aeußerste behaupteten sie sich trotz der Ueberzahl der Belagerer. Endlich zwangen Hunger und Not den tapferen Ritter, die Stadt zu übergeben. Freier Abzug für sich und die Besatzung war die Bedingung, welche er den Feinden stellte. Sie wurde gewährt. Da ließ er die Thore öffnen und ritt samt seinem Fähnlein davon. Ungedemütigt, denn er wußte, ob auch das Glück des Krieges wandelbar, er hatte als tapferer Soldat seine Pflicht gethan.

Aber wehe! Die Schwäbischen, deren ritterlichem Wort er bei der Uebergabe vertraut, trachteten, sich hinterlistig ihres gefährlichen Gegners zu entledigen. Verräterisch überfielen sie ihn beim Abzug, nahmen ihn trotz seiner verzweifelten Gegenwehr gefangen und führten ihn gefesselt nach Heilbronn und hielten ihn dort in einem festen Turm gefangen fast drei Jahre lang. Das war wohl bitteres Leid für den edlen Herrn Götz, der noch nimmer seiner Freiheit beraubt gewesen. Anfangs wollte er verzweifeln und schier unerträglich dünkte ihm die enge Haft. Da erinnerte er sich zu seinem Glück wieder der Kunst des Schreibens, welche er in seiner Jugend so mühsam erlernt, seither aber nur selten geübt hatte, nützte nun die langen einsamen Stunden seiner Gefangenschaft zum Niederschreiben seiner Lebensgeschichte, und konnte — sich die lustigen Streiche seiner Jugend, wie die ruhmvollen Kämpfe der späteren Zeit mit gleicher Freudigkeit zurückrufend — dabei wenigstens zeitweise vergessen, daß er gefesselt war, daß hohe Mauern ihn von der freien Gotteswelt draußen trennten.

Lange verwendeten sich seine Freunde vergebens für ihn. Maximilian I. war inzwischen gestorben und der staatskluge Karl V. fand beim Regierungsantritt so viel innere und äußere Wirren in seinem vergrößerten Reich, daß er keine Muße hatte, ritterlichen und gerechten Spruch in Götz von Berlichingens Sache zu fällen. Endlich gelang es der Ausdauer Franz von Sickingens, die Freilassung des Gefangenen zu erwirken. Grollend fügte sich der letztere in die daran geknüpfte Bedingung, abermals ein hohes Lösegeld zu zahlen und Urfehde zu schwören. Er zog sich auf sein zweites Schloß, Hornburg am Neckar zurück und beschloß, in der Verbitterung seines Gemütes, fortan den Welthändeln ganz fern zu bleiben. Für die ränkevolle Politik Karls V. war sein Sinn zu gerade. Er verstand die neue Zeit nicht mehr, in welcher ein Schriftstück mehr galt als Schwertschlag und Manneswort. Nur die Reformation hatte er als Recht erkannt. Aber sie blieb ihm Herzenssache. Nimmer ahnte der biedere Haudegen, daß auch sie, dunkle Leidenschaften entfesselnd, Ursache gewaltiger kriegerischer Ereignisse in Deutschland werden könnte. So traf ihn der Ausbruch des Bauernaufstandes ganz unvorbereitet. Und als ihn ein Haufe der Aufrührer überfiel, um ihn zu zwingen, ihr Anführer zu werden, weil sein Name ihnen allein schon Siegessicherheit zu verbürgen schien, da mußte der Ritter unter dem Zwang der ersten Ueberraschung wohl zusagen. Bedingte sich aber eine Probezeit von vier Wochen aus, nach welcher sie verpflichtet waren, ihn ungehindert auf sein Schloß zurückkehren zu lassen, falls es sein Wille. Den Pakt gingen die Bauern ein — hoffend, daß der Haß des so lange schuldlos Gefangenen gleiche Genugthuung wie sie empfinden würde, sich an allem Bestehenden für das erlittene Unrecht rächen zu können. Dem war aber nicht so. Zwar hielt ihnen Götz treu sein einmal gegebenes ritterliches Wort und führte sie in diesen vier Wochen auf ihren kriegerischen Zügen nach bestem Wissen, obgleich ihr zuchtloses unsoldatisches Treiben ihn anwiderte; doch nach Ablauf der bedungenen Frist zog er sich voll Scham über die Gemeinschaft mit dieser Rotte wieder auf seine einsame Burg zurück.

Aber seine alten Feinde vom Schwäbischen Bunde ruhten nicht, weil sie ihn noch immer fürchteten. Obgleich seine kurze Teilnahme am Bauernaufstand nur eine gezwungene gewesen, klagten sie ihn doch des Friedensbruches an und erreichten, daß er vor ein kaiserliches Gericht zu Augsburg gefordert ward. Umsonst flehten seine Freunde ihn an, dem Ruf nicht zu folgen. Götz, der sein Gewissen frei fühlte und in seiner ehrlichen Geradheit selbst seine Feinde keiner Hinterlist fähig hielt, lachte ihrer Vorsicht und begab sich mit nur kleinem Gefolge in die alte Reichsstadt. Und zum zweitenmal ward sein Vertrauen betrogen. Zum zweitenmal nahm man ihn gefangen und hielt ihn abermals zwei volle Jahre. So viel lag seinen Gegnern daran, ihn unschädlich zu machen. Als er zuletzt losgesprochen wurde, mußte er schwören: fortan auf Schloß Hornburg unthätig zu leben; den Schloßbezirk nie zu verlassen; kein Pferd mehr zu besteigen; sich nicht zu rächen und auch seine Freunde nicht dazu zu veranlassen! Erst nachdem sie dem ritterlichen Löwen diese Fessel angelegt, ließen sie ihn frei.

Diesmal hielt Götz sein Wort ohne jeden Vorbehalt. Elf Jahre lebte er streng nach seinem Schwur, so schwer es ihm auch ward. Die Fortsetzung seiner Lebensgeschichte zu schreiben ward ihm wiederum Zeitvertreib und Trost. Erst als sich danach der Schwäbische Bund auflöste, wurde Götz von Berlichingen endlich vom Kaiser voll begnadigt. Und weder die Zeit seiner Gefangenschaft noch sein zunehmendes Alter hatten den Glanz seines Namens zu verdunkeln vermocht. Als ihn der Kaiser im Jahre 1541 aufforderte, mit gegen die Ungarn und wenige Jahre später gegen Franz I. von Frankreich zu ziehen, da beeiferten sich so viel junge Adelige und Ritter, zu seinem Fähnlein zu stoßen und unter ihm zu fechten, daß der Abend seines Lebens ihm noch einmal die volle Reiterherrlichkeit seiner kampfesfrohen Jugend zurückbrachte.

Mit 64 Jahren zog er sich endlich zu freiwilliger Ruhe auf Schloß Hornburg zurück, wo er im Jahre 1582 als 82jähriger Greis starb. Sein Leib ward im Kloster Schönthal beigesetzt.

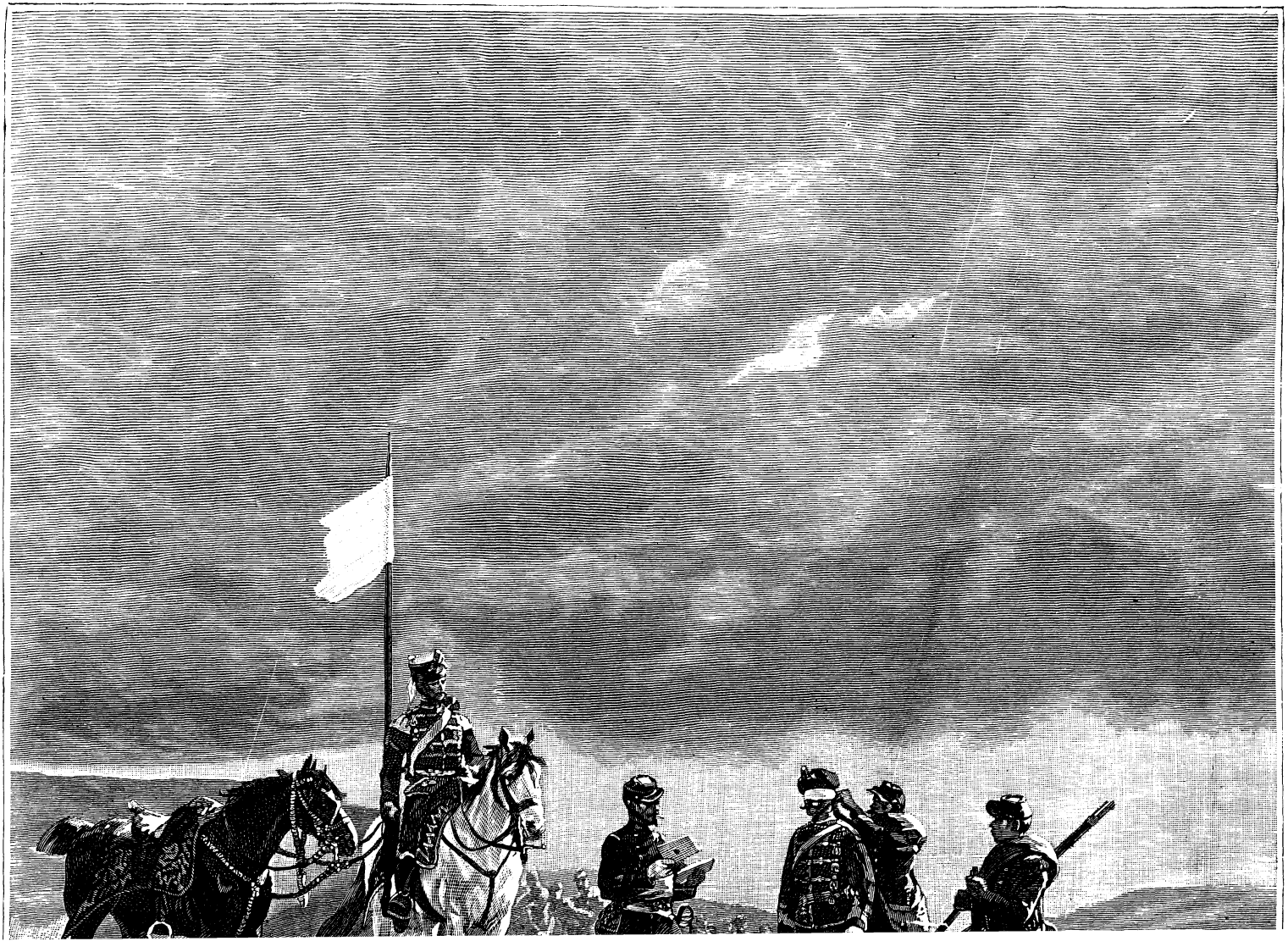
* * *

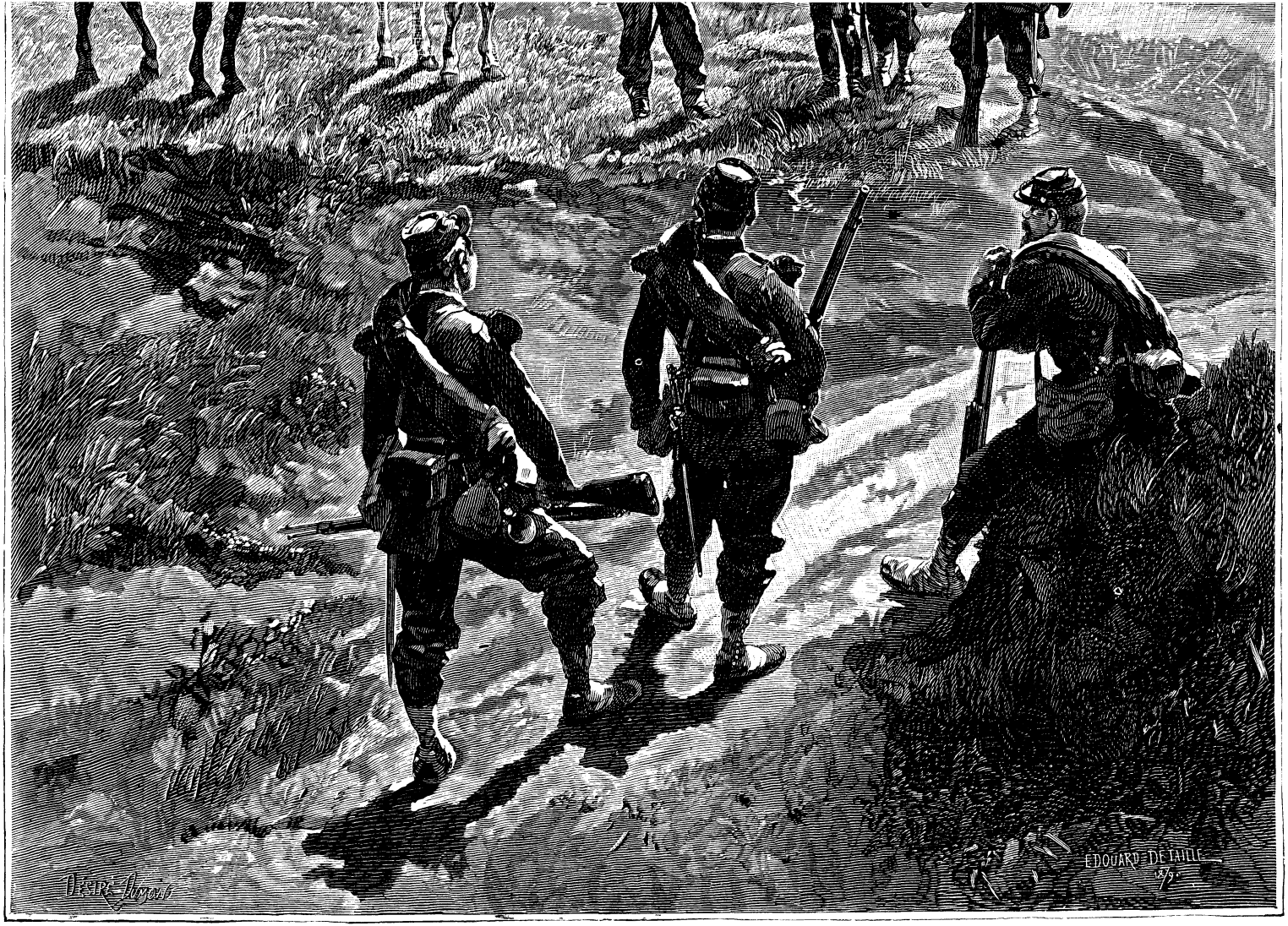
Rühmlich hat er gelebt und gestritten der alte Herr von Jaxthausen, und unvergessen lebt sein Name fort als der des letzten Ritters alter Zeit.

Das schönste Denkmal ist ihm von unserem großen Dichter Goethe errichtet in seinem Schauspiel „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand", welches er nach den eigenen Aufzeichnungen des alten Ritters schrieb.

Ein Parlamentär.

Wir führen in unserem umstehenden Holzschnitt unseren jungen Lesern ein Bild aus dem jüngsten deutsch-französischen Kriege vor, nämlich einen sogen. Parlamentär. So nennt man nämlich im Kriege diejenigen Abgesandten, welche zum Zweck





Ein Parlamentär.

von Verhandlungen oder zur Mitteilung von wichtigen Nachrichten an den Feind abgeschickt werden, und wozu man in der Regel einen Offizier auswählt. Diesem Parlamentär wird dann gewöhnlich ein Trompeter oder Tambour und ein Soldat mitgegeben, welcher eine Stange und an dieser ein weißes Tuch, das Kennzeichen des Parlamentärs, trägt. Nähert sich der Parlamentär den feindlichen Vedetten, so läßt er außer Schußweite ein Signal blasen oder trommeln und zeigt die Parlamentärflagge, worauf ihn der Offizier vom Vorposten entweder in Empfang nimmt und mit verbundenen Augen durch die Vorposten zum feindlichen Oberbefehlshaber führt oder demselben Meldung von der Ankunft des Parlamentärs macht, worauf der Oberbefehlshaber herauskommt und die Mitteilungen vom Feinde vor der Vorpostenlinie entgegennimmt. Der Parlamentär ist nach dem Kriegsbrauche und dem neueren Völkerrecht unverletzlich.

Unser Parlamentär auf vorstehendem Holzschnitt ist ein schneidiger Lieutenant von unseren wackeren Husaren, welche nebst den gefürchteten Ulanen im letzten Kriege so wichtige Dienste geleistet und vor der marschierenden Armee einen verhüllenden Schleier von kühnen Bewegungen ausgebreitet haben, um den französischen Vorposten von Langres den Fall und die Kapitulation von Metz anzuzeigen. — Als sicherlich willkommene Beigabe führen wir unseren jungen Freunden bei dieser Gelegenheit auch das Bild eines Tambours vom 1. Garderegiment und eines württembergischen auf Vedette (die äußerste Linie der Vorposten bildend) stehenden Dragoners vor.

Unter Korsaren.

Von

H. Wörishöffer.

(Fortsetzung.)

„Was ist los, Matthias?"

Es war Pablo, er schien sehr erstaunt, sehr unwillig. „Soll ich deine Fessel zerschneiden?" fragte er, in Sprüngen den jungen Genossen begleitend. „Wer hat dich denn so mißhandelt? Gib die Hand her!"

Matthias schüttelte den Kopf. „Lassen Sie das nur, Sir, Hassan wird schon alles in Ordnung bringen. Weshalb sind Sie übrigens hier draußen?"

„Weil diese Nacht große Entscheidungen bringen muß. In jeder Minute kann der erste Kanonenschuß fallen."

„Wissen Sie denn, daß wirklich amerikanische Kriegsschiffe hier sind, und daß Soldaten gelandet werden können?"

„Alles! Alles!"

„Ach, Gott sei gelobt!"

Pablo drückte ihm die Hand. „Auf Wiedersehen!"

Dann glitt er wie ein Schatten in das Dunkel zurück. Die Träger hielten vor Hassans Thür, ein Sklave klopfte und aus der Sänfte kugelte sich Fuad-Pascha schnaubend und pustend hervor. „Wo ist der Dieb? Aha, da wäre er ja. Du bleibst an meiner Seite, Bursche!"

Matthias antwortete nicht; er dachte an die bedeutungsschweren Ereignisse, welche sich gerade jetzt vollziehen würden, am meisten aber an das Wiedersehen mit seinem Gebieter. Sobald er nur in Hassans Schutz stand, mußte ja alles gut werden, alles gelingen.

Die Thür öffnete sich und Mehemet empfing voll Erstaunen die nächtlichen Gäste.

„Mein Himmel, Matthias," raunte er, „was ist denn dir geschehen?"

„Wecke deinen Gebieter, Sklave!" schrie Fuad in seiner rohen, polternden Weise. „Melde mich ihm!"

Von oben her erklang schon Hassans Glocke, und kaum eine Minute später standen beide, der erzürnte Pascha und Matthias, vor dem Herrn des Hauses.

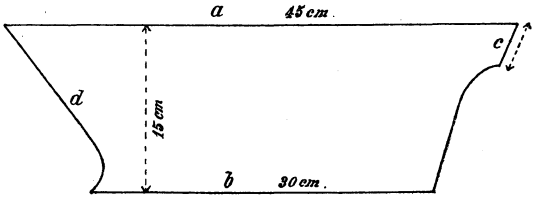


Fig. 1.

Dieser letztere mochte nicht geschlafen, ja nicht einmal im Bette gelegen haben, er trat ganz angekleidet den unerwarteten Besuchern entgegen, und erst als seine und des Knaben Blicke einander begegneten, kam plötzlich Leben in das ernste, todesblasse Gesicht.

„Matthias! Matthias!"

Er sah die Fesseln an unseres Freundes Händen, sah das hervorquellende Blut und über seine Lippen brach ein erstickter Schrei.

„Gebt mir ein Messer! Ein Messer!"

Mehemet reichte es ihm und ein einziger kräftiger Ruck befreite die Hände des Knaben. „Mein armer Junge!" rief Hassan, „mein Liebling! Wer hat es gewagt, dich so zuzurichten? — Hamid! Wo ist Hamid?"

„Hier, Herr!"

Der Pascha deutete auf die scharfen Einschnitte an Matthias' Händen. „Da, nimm ihn zu dir und pflege ihn, Alter! Du verstehst dich auf dergleichen! Schmerzt es sehr, mein armer Junge?"

Unser Freund lächelte. „Nun ich wieder in deiner Nähe bin, kann mich kein Leid mehr treffen, Herr!"

Eine schnell verschwindende Röte trat in Hassans Gesicht, es blitzte wie ein Freudenstrahl aus seinen Augen hervor. „Wir sprechen uns später, Matthias," sagte er. „Jetzt habe ich anderes zu thun. Willst du nicht Platz nehmen, Fuad?"

Der Pascha hätte ihm am liebsten eine Faust gemacht. „Du bist sehr gütig, Hassan," gurgelte er. „Dreimal versuchte ich es schon, zu Worte zu kommen, aber du hattest ja nur Ohren für diesen Hund hier, diesen Dieb!"

Er deutete auf den Knaben, der sich seinem beabsichtigten Griff geschickt zu entziehen wußte. „Mich hat der Bursche bestohlen! Ja, ja, mich! — und wenn du mir für diese Behauptung auch am liebsten gleich den Kopf abreißen möchtest, mein guter Hassan!"

Der Schloßherr wurde immer ruhiger, immer kälter, je mehr sich sein Gegner

erhitzte. „Du sprichst da sehr schwerwiegende Worte, Fuad," sagte er äußerlich gelassen, „Worte, für die ich Beweise fordern muß. Was hat dir Matthias gestohlen? War er überhaupt in deinem Hause?"

„Natürlich. Würde ich ihn sonst wohl anklagen können? Der Christenhund hat meinen Sklaven Nummer achtundachtzig gestohlen!"

Hassan schien zu erschrecken. „Den, welchen du allabendlich peitschen ließest, Fuad?"

„Gewiß. Er ist fort und dieser Bursche hat ihn gestohlen."

„Das ist —"

„Erlaube, Herr!" fiel Matthias ein, „gestatte mir, ehe du deine Ansicht aussprichst, ein Wort der Erklärung."

„Daß du schuldlos bist!" rief mit unverkennbar bedeutsamem Tone der Pascha. „Daß du schuldlos bist! Ich weiß es."

Fuad stampfte vor Zorn mit dem Fuße. „Du willst ihn entschlüpfen lassen!" schrie er, „du willst ihm beistehen, mich zu täuschen! Was gilt dir der Ungläubige, Hassan? — Es scheint, daß du für einzelne deiner Sklaven merkwürdig viel Wohlwollen hegst, für die elenden Christen, heißt es, nicht für die Bekenner des Propheten."

Hassan lächelte kalt. „Gestatte mir, Fuad, das als meine Privatangelegenheit zu betrachten," versetzte er mit ruhiger Höflichkeit.

Fuad warf den Kopf auf. „Bis sich etwa andere Personen hineinmischen!" rief er. „Mir gilt das gleich, ich will nur meinen Sklaven wieder haben und will den Schuldigen bestraft wissen. Matthias ist der Dieb."

Hassan wandte sich zu unserem Freunde, er sah ihm fest ins Auge. „Sage diesem Herrn, daß du es nicht bist, mein Junge!"

Matthias schüttelte den Kopf. „Das kann ich unmöglich," versetzte er, „denn die Sache verhält sich, wie der Pascha vermutet. Der Sklave Johannes Berghoff, Nummer achtundachtzig, wie er hier genannt wurde, ist durch meine Beihilfe glücklich entkommen. Mich leiteten dafür Gründe, die ich nur dir auseinandersetzen möchte, Herr, sonst aber keinem Menschen."

„Da haben wir es!" rief Fuad. „Da haben wir es! Er gesteht! — und nun gib ihm die Peitsche, Hassan, bis wir wissen, wo er den Flüchtling versteckt hält."

Matthias lächelte ironisch. „Es bedarf dazu keiner Zwangsmaßregeln, Herr! denn mein unglücklicher Vetter befindet sich in vollständiger Sicherheit, er ist deinen grausamen Gelüsten für immer entrückt. „Ein Schiff, das vor Tagesanbruch dieser Küste weit außer Sicht sein wird, trägt ihn heim nach Valparaiso."

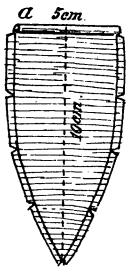


Fig. 2

Ein Schrei, fast ein Kreischen brach von den Lippen des erbitterten Mannes, auch Hassan fuhr plötzlich auf. „Matthias, du hast jenen anderen an deiner Statt dem Kapitän Heireddin überliefert? Du hast ihm alle deine Rechte freiwillig geschenkt und —"

„Ja, Herr, so ist es. Dir allein will ich auch sagen, weshalb."

„Siehst du," schrie Fuad. „Siehst du!"

Und er trat vor, um sich unseres Freundes zu bemächtigen, aber ebenso schnell warf sich ihm Hassan in den Weg? „Berühre ihn nicht!" rief er mit erhobener Stimme. „Deinen Verlust will ich dir ersetzen."

„Womit?" keuchte Fuad. „Womit?"

„Indem ich den Wert des entflohenen Sklaven vergüte. Mache mir einen Preis, Fuad, und du sollst alsobald das Geld ausgezahlt erhalten."

Der Pascha fuchtelte mit den Händen durch die Luft. „Daraus kann nichts werden, Hassan, denn ich hatte durchaus nicht die Absicht, meinen Sklaven zu verkaufen. Liefere mir den Dieb aus, damit ich ihn bestrafen lassen kann, das ist alles, was ich von dir verlange."

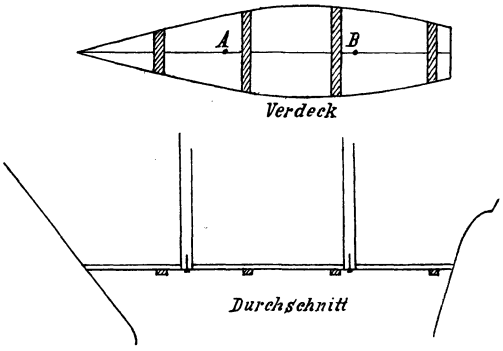


Fig. 3

Matthias suchte den Blick seines Gebieters. „Herr," sagte er unruhig, „beschütze mich vor diesem Manne, oder ich bin verloren."

Hassan seufzte. „Ich will es!" antwortete er. „Ja, ja, ich will es."

Aber der Ton klang keineswegs zuversichtlich, Fuad bemerkte es auch sogleich.

„Du weißt, daß du den Burschen herausgeben mußt, Hassan! Die Gesetze befehlen es dir."

Der Schloßherr zuckte die Achseln. „Ich weigere mich!" versetzte er. „Mein Sklave bleibt hier."

„Trotzdem ich dir die Polizei ins Haus schicken und ihn zwangsweise holen lassen kann?"

Fuad hatte in größter Wut die Worte hervorgestoßen, er schlug wieder mit der Faust auf den Tisch. „Mein Recht verlange ich!" schrie er. „Gib sogleich den Sklaven heraus!"

„Nein! Nein! Bei dem Namen des höchsten Wesens, — nein! hoffentlich sind meine Person und mein Ansehen Bürgschaft genug für den Wert eines Sklaven. Matthias bleibt bei mir."

Fuads Augen funkelten. „Ach!" rief er halb erstickt vor Leidenschaft, — „ach, — und wie denkst du dir den Ausgang der Sache, mein christenfreundlicher Hassan?"

Der Schloßherr gab voll Energie den Wutblick des anderen zurück. „Ich wende mich nach Tripolis an den Dei," versetzte er, „und genügt das nicht, nach Konstantinopel!"

Ein Zorneslachen brach über Fuads Lippen. „Wo dir als dem Sohne des früheren mächtigsten Günstlings ja eine Bitte freisteht, nicht wahr? — O man kennt das schon! Die Armen erhalten eine stattliche Summe und das Recht wird zum Unrecht. Aber hüte dich doch, Hassan! Hüte dich! Es ist in letzter Zeit mehr als nur einem unter unseren Standesgenossen aufgefallen, wie sehr du dich allen Festen und allen Gebräuchen der Kirche fernhältst, ja, wie sehr du den Matthias, den Christensklaven, bevorzugst und verhätschelst. Hat er nicht seinen Namen, seine Kleider behalten dürfen? Verkehrst du nicht — Allah beschütze mich! — mit ihm, als sei er dir ein lieber Verwandter?"

„Ha! Wer will mich daran verhindern? Etwa du, Fuad?"

„Natürlich!" schrie der erboste kleine Herr. „Natürlich! Denkst du, daß ich bis ins Blaue hinein warten werde, ehe man in Konstantinopel die Entscheidung zu meinem Nachteil getroffen hat? — Was mir gehört, das nehme ich, wo ich es finde."

Und bei diesen Worten suchte er abermals des Knaben sich zu bemächtigen. „Faßt an!" rief er seinen Leuten zu. „Nummer neun! Ergreife ihn! Ergreife ihn!"

Hassan sprang auf. Mit einem wilden Ruck schleuderte er den Pascha zur Seite, dann nahm er die Klingel und setzte dieselbe in Bewegung, daß es laut durch das

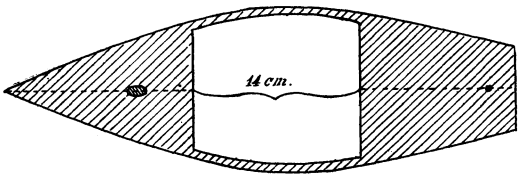


Fig. 4.

Haus gellte. „Hierher!“ rief er mit erhobener Stimme. „Hierher!“

Das Zimmer füllte sich mit Sklaven, aus dem Dunkel tauchten schwarze und weiße Gestalten hervor, es schien, daß jetzt ein Faustkampf unausweichlich geworden sei, — da ertönte mitten hinein in den Lärm und die Unruhe des engen Zimmers von draußen ein Laut, der plötzlich alle Anwesenden voll Schreck aufhorchen ließ. Wie ein Donner, lang hallend und gewaltig, die Luft zerreißend, rollte es über die Dächer der Stadt dahin.

„Was war das?“

Ein zweiter Schall folgte dem ersten, ein dritter, vierter und so fort ohne Unterlaß. Brausender, lawinenartig dahinstürmender Jubel erhob sich von den Gassen, Feuerschein drang durch die Fenster, ein Durcheinander von Stimmen, von verschiedenen Tönen und Klängen ließ keine Einzelheit mehr unterscheiden.

„Kanonenschüsse!“ sagte wie zu sich der Schloßherr.

„Die Amerikaner! Die Amerikaner!“

Ein donnerndes Hurra brach von den Lippen der weißen Sklaven, sie stürzten die Treppen hinab, ohne sich um ihren Gebieter zu bekümmern, sie gesellten sich zu ihren Freunden auf der Straße und stimmten mit ein in das tolle Jubel- und Kampfgeschrei, ohne mehr zu wissen, als daß draußen Brandraketen und Vollkugeln auf die Dächer herabsausten und Schreck und Entsetzen überall verbreiteten.

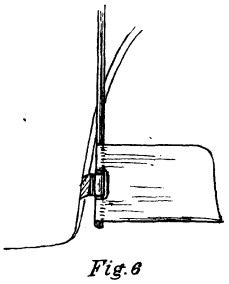


Fig. 6

Der erste, welcher seine Besinnung wieder fand, war Fuad. Die grausamen, blutdürstigen Instinkte des Tyrannen erwachten blitzschnell in seiner Seele, er stürmte ohne Abschied davon und mitten in das Gewühl hinein, um je eher, desto lieber sein Haus zu erreichen und die unter seinen Befehlen stehenden Truppen versammeln zu lassen. Man trug ihm, wenn er ausrückte, drei Roßschweife voran, — diesen hohen Ehren wollte er in der heutigen Nacht noch weitere, noch größere hinzufügen.

Alles stürmte wild und ohne Ordnung durcheinander, auch Hassan stand bald als Anführer an der Spitze einer Abteilung Soldaten; Trommeln und Pfeifen erklangen, Musik, Kommandoworte und Geschrei. Sämtliche Sklaven schleppten aus den Häusern herbei, was sie an Waffen auftreiben konnten, Beile, Hämmer, Feuerzangen, Messer, sie eilten in größeren und kleineren Trupps hinab zum Hafen und wo sie einem Zuge des türkischen Militärs begegneten, da kam es zum Kampfe, da rötete sich der Straßenstaub vom vergossenen Blute, und Tote und Sterbende bedeckten den Boden.

Glühender und immer glühender färbte sich der Nachthimmel, taghell lag im purpurnen Licht die Stadt und ihre Umgebung. Wie in Feuer getaucht, wiegten sich im Wind die Kronen der Bäume, wie im Feuer lag der Ozean und das Treiben auf seinem unbegrenzten Gebiet.

Zwei riesige Dreimaster spieen unaufhörlich aus ihren Breitseiten Tod und Verderben auf die Stadt, während Boot nach Boot zu Wasser gebracht wurde und jedes einzelne eine wohlbewaffnete Anzahl von Soldaten ans Land setzte. Man sah alle diese Einzelheiten, man hörte aus Häusern und Höfen das Wehgeschrei der Verwundeten, schrecklich schön prasselte von den getroffenen Wohnstätten die rote Lohe zum Nachthimmel empor.

Durch die leichten flachen Dächer schlugen die Kugeln und rissen das Gebäude in Trümmer, jammernde Frauen stürzten, sinnlos vor Entsetzen, mit ihren Kindern ins Freie hinaus, hie und da faßte eine Brandrakete die wollene, als Dachluke dienende Decke und setzte sie in Flammen, die nun bald das Innere des Hauses ergriffen; überall herrschte eine Verwirrung, wie sie schrecklicher nicht gedacht werden könnte.

In die tiefe nächtliche Ruhe der Bewohner war das Ereignis jäh und unvermutet hineingefallen, wie die Posaunen des jüngsten Gerichtes hatte es ahnungslose Menschen aufgeschreckt und hinausgetrieben, um eins vom anderen Hilfe zu erlangen, ob doch gleich keiner auch nur sich selbst, sein Leben und seine Geliebten zu beschützen vermochte. Jammernd rangen die Frauen ihre Hände, flehentlich baten sie alle, die vorüberkamen, doch den Brand der Häuser zu löschen, aber keine Stimme antwortete der ihrigen, kein Mann hatte Zeit, an etwas anderes als nur den drohenden Feind zu denken. Gegen das Meer wälzte sich alles, die bunten Scharen der Sklaven, die erschreckten Bürger und das eilig zusammengeraffte türkische Militär.

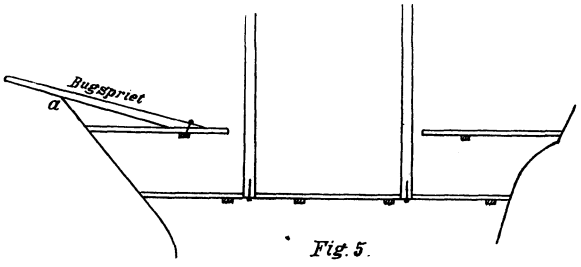


Fig. 5.

(Fortsetzung folgt.)

Wie macht man sich ein kleines seetüchtiges Schiff mit wenig Kosten?

Ersonnen, beschrieben und aufgezeichnet von einem jungen Kameraden.

Diese Frage zu lösen, sei die Aufgabe nachstehender Zeilen.

Ich selbst habe mir ein Schiffchen gebaut, 45 cm lang, das jetzt stolz von einem geschnitzten Gestell herabschaut, nachdem es, wie der Vater Homer sagt, „den Schlund des Meeres durchfahren“. Das ganze Werk verlangt freilich Geduld und Ausdauer (doch wer bringt etwas ohne die Entwickelung dieser Eigenschaften zustande?) und unser Schiff beansprucht nur eine Mark an Auslagen, welche sich gewiß jeder verschaffen kann.

In folgendem ist eine Anleitung gegeben, wie ich dies Werkchen ausführte, und ich versichere jedem, der alle Vorschriften genau beachtet, das Gelingen seiner Arbeit schon im voraus. Doch nun ans Werk.

Wir nehmen zwei Stücke Weißblech,

nicht zu dick, damit sie sich gut biegen lassen, und schneiden sie entweder selbst mit einer alten Schere oder lassen sie vom Klempner schneiden, wie die Fig. 1 zeigt.

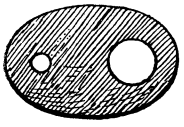


Fig. 7a.

Die obere Kante a ist 45 cm lang, die untere Kante b 30 cm, die Höhe h 15 cm. So fertigen wir uns zwei gleiche Teile, die Seiten des Schiffes. Nun müssen diese zusammengelötet werden, und dies ist nicht so schwer, wie sich's mancher vorstellt. Ich habe das Geschäft ohne Lötkolben ganz gut fertig gebracht und nicht einmal die Finger dabei verbrannt. Kaufe dir beim Blechner ein Stück leichtfließendes Lot und verschaffe dir eine kleine Spirituslampe mit kleiner Flamme. Nun brauchst du noch Lötwasser, um die zu lötenden Stellen zu bestreichen, damit das Lot gut fließt und die Teile dauerhaft verbindet. Das Rezept für die Bereitung des Lötwassers ist folgendes: Man nimmt Zinkblechschnitzel und löst diese in Salzsäure (doch damit Vorsicht) auf, die vorher mäßig verdünnt wurde, und das Lötwasser ist fertig. Schneide nun von dem

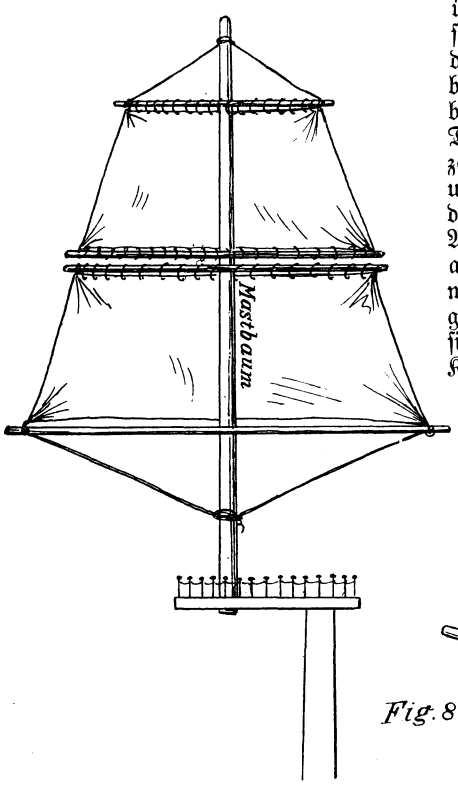


Fig. 8.

einen der zugeschnittenen Blechstücke einen 2 bis 3 mm breiten Streifen vorn an der Seite d (Fig. 1) ab, ebenso an b, und hebe sie für spätere Zwecke auf. Nun lege das kleinere Stück auf das größere so, daß die Seite a, in beiden gleichlaufend, sich am Ende mit c bei beiden deckt und schlage mit einem Hämmerchen die vorstehenden Ränder bei d und b um, bis das kleinere Stück dadurch festgehalten wird. Nun nimm die Spiritusflamme, halte das Stück, das zu löten ist, also z. B. den Bug des Schiffes, d, in die Flamme, bestreiche ihn mit Lötwasser und laß das durch die Berührung mit dem heißen Blech flüssig gewordene Lot in die Fuge (Riß) hineinlaufen u. s. w., bis die vordere und untere Seite zusammengelötet sind. Dann schneide dir wieder aus Weißblech die hintere Seite des Schiffes nach Fig. 2. Die Höhe von der Spitze unten bis zum oberen Rande muß 10 cm lang sein, die Br[illegible] der Seite a 5 cm. Bei a wird das Blech um eine dicke Stricknadel geschlagen, so daß eine Oese entsteht, und dann wird es geschnitten, wie die Fig. 2 angibt, indem ein 2 mm schmaler Streifen umgebogen wird, um ihn an die anderen beiden Langseiten festzulöten. Ist die Oese nach außen gebogen, so muß der Streifen nach innen schauen. Hat man so das Blechstück hergerichtet, dann lötet man auch dies fest, wobei man die untere Spitze soweit als möglich gegen die Seite b in Fig. 1 treten läßt. Jedenfalls darf die Oese nicht über das untere Ende von c schauen. Ist dies geschehen, so wird das Schiff die Form eines Dreiecks haben, bei dem Hinterteil etwas geschweift, im übrigen aber gerade. Nun kommt eine schwierige Arbeit, nämlich die Gestaltung des Rumpfes. Man klopft hier sachte die beiden Längsseiten auseinander, oben weiter, bis sie die bauchartige Wölbung, ohne Dallen und Einbuchtungen, zeigen, sondern gleichmäßig geschweift und eine Fläche bilden. Hat man dies vollbracht, dann ist die übrige Arbeit leicht. Man geht nun an das untere Verdeck. Dies wird aus dünnen Brettchen gemacht. Man schneidet sich zuerst einen dünnen Karton als Muster und legt ihn in den Schiffsraum, etwa 7 cm von der Seite b, dem Kiel. Hat man ihn passend geschnitten, daß er überall gut an die Wandung sich anlegt, dann schneidet man ihn aus einem Brettstücke aus und nagelt auf der unteren Seite viereckige Klötzchen an die Seiten, um es am Rumpfe befestigen zu können. Möchte man in den untersten Schiffsraum nach Vollendung des Schiffes gelangen, so muß eine viereckige Oeffnung in der Mitte gesägt werden, die dann als Luke dient; doch dies ist nicht nötig. Ehe man jedoch das Verdeck aufnagelt, probiere man, ob der Rumpf wasserdicht ist. Wo nicht, muß mit Kitt, den man von innen in die Fugen streicht, sorgsam jede Oeffnung verstopft werden. Ist man sicher, daß kein Wasser einzudringen vermag, was man natürlich am besten prüft, wenn man den leeren Rumpf ins Wasser drückt, dann kann man das untere Verdeck befestigen. Bohre zu dem Zwecke, den am Brettchen angenagelten Klötzchen entsprechend, Löcher in den Rumpf und schlage von außen Nägel fest. Das Verdeck wird dann fest in dem Schiffsraum sitzen und ihm die nötige Festigkeit geben. Sollte hie und da ein Spalt sichtbar sein, indem sich das Blech des Rumpfes nicht genau an die Seiten des Verdeckes anschließen, so muß man auch hier schön säuberlich die Fugen mit Kitt verstreichen. Auch müssen, ehe das Verdeck verstrichen und ganz befestigt ist, die unteren Teile der Mastbäume festgemacht werden. Man schlägt deshalb je einen Nagel von unten her in das Brett ein, natürlich in der Mittellinie desselben (Fig. 3, Punkt A und B), so daß beide 9 cm von den Enden des Verdeckes entfernt sind. Die unteren Teile der Mastbäume sind 1 bis 1½ cm dick und 17 cm hoch. Ist das untere Verdeck in dieser Weise fertig, dann schreitet man zur Herstellung des oberen Verdeckes. Dieses hat die Breite und Länge des obersten Schiffsraumes, steht in der Mitte der Längsseite 3 mm von dem Schiffsrand tiefer und hat die Gestalt von Fig. 4. Der Längsdurchmesser der Oeffnung beträgt 14 cm, die ganze Gestalt wird der Schiffswandung möglichst angepaßt. Der schmale Rand ist ½ cm breit. Ungefähr 6 cm vom Bug entfernt wird der Bugspriet befestigt, eine 17 cm lange, 3 bis 4 mm dicke Stange. Sie wird unten an ihrem dickeren Ende schräg abgeschnitten und so befestigt, daß sie auf dem Schiffsrande aufliegt, wie die Fig. 5 anzeigt. Am Ende a wird der Bugspriet befestigt, indem man durch die vordere Kante des Rumpfes, nahe am oberen Rande, ein Loch bohrt und einen Faden durchzieht, nachdem man mit ihm die Stange umwunden. Ehe man nun das Verdeck befestigt, bohrt man noch ein Loch in die Mittellinie, 2 cm vom hinteren Ende entfernt, um die Steuerführung durchgehen zu lassen.

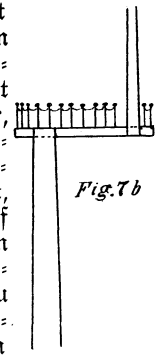
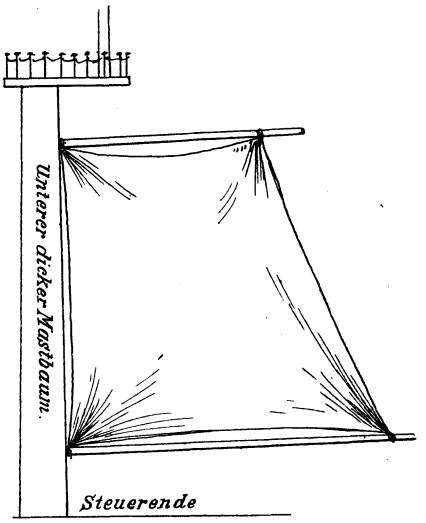


Fig. 7b

Ebenso nimmt man die zurückgelegten Streifen Blech, schneidet sie in 3 bis 4 cm lange Teile und macht an ein Ende eine Oese, indem man den Streifen um einen Nagel biegt und, nachdem er sich überall angelegt hat, herauszieht. So macht man sich im ganzen 24 Stück, welche man am Schiffsrande anlötet, die Oesen auf dem Rande liegend, gen außen, und zwar, 4 cm vom hinteren Ende aus anfangend, lötet man 3 cm davon an den zweiten Haken, dann vier je in 1 cm Entfernung; vom vorderen Ende ebenfalls 4 cm den ersten, dann, 4 cm davon entfernt, den zweiten und die 4 folgenden in je 1 cm Entfernung, auf der einen wie anderen Seite. Sind sie festgelötet, so befestigt man, ebenso wie das untere, auch das obere Verdeck und streicht ebenfalls die etwaigen Fugen zu. Nun ist der Rumpf fertig, und wir verfertigen die Takelage und das Steuerruder. Letzteres ist ein Blechstück, wie Fig. 6 zeigt, in einem Scharnier am Hinterteil drehbar. Die verlängerte Stange geht durch ein Loch in der Mitte der geschweiften Hinterwand, durch das schon vorher gebohrte Loch im Oberdeck, wo dann ein Rädlein als Steuerrad eingefügt wird.

Auf der dickeren, am unteren Deck befestigten Maststange werden oben ovale 3 cm lange, 2 cm breite aus Laubsägeholz gefertigte Brettchen befestigt. Um die Löcher, in welche die Mastbäume kommen sollen, ohne Zerspringen fertigzustellen, muß man erst die Löcher sägen und dann erst das ovale Brettchen aus dem größeren ausschneiden. Dieses Brettchen ist in Fig. 7a veranschaulicht. Das größere Loch desselben dient für den dickeren Mast, das kleine, einen ungefähr 17 cm langen, 2 bis 3 mm dicken Obermast



Zu Fig. 8.

aufzustellen. Am Rande schlägt man kleine Stecknadeln, sogen. Bandstecknadeln ein, um ein Geländer herzustellen (Fig. 7b). Jetzt fertigen wir die Segel. Mache strohhalmdicke Hölzchen, davon drei 11 cm, vier 8 und zwei 6 cm lang. Sind auch diese glücklich fertig, bittest du deine Mutter oder Schwester um weißen Shirting und schneidest nun aus diesem deine Segel, sieben an der Zahl, und zwar: Zwei Segel à 8 cm lang (unten), 6 cm lang (oben) und 6 cm breit; dann zwei ebensolche 6 cm unten und 4 cm oben lang und 5 cm breit. Ein Segel unten 10, oben 6 cm lang und 12 cm breit, eins 21 cm lang, unten 6 cm breit, allmählich schmäler werdend, bis es in eine Spitze verläuft. Ebenso ein anderes 17 cm langes, 4 cm breites. Die Form der Segel wird aus Fig. 8 deutlich werden, ebenso ihre Befestigung. Man nähe an den Seiten, mit welchen sie an einer Stange befestigt werden sollen, eine dünne Kordel ein und knüpft diese, straff anziehend, an den beiden äußersten Enden der Segelstange fest. Nun werden noch die Taue gespannt, und das Schiff wird ungefähr die Gestalt von Fig. 9 haben. Nun wird noch am Hinterteil mit einem viereckigen passenden Brettchen, das man an beide Seiten nagelt, die Oeffnung geschlossen und durch die Oese am Ende des Blechdreiecks eine Stricknadel gezogen und fest gelötet, ohne jedoch viel vorstehen zu lassen. Schließlich setze das Schiff ins Wasser, zur Probe, ob es nicht umschlägt. Dies wird, so es der Fall ist, beseitigt, wenn man in zwei am Kiel befindlichen Oesen eine 3 bis 4 mm dicke, eiserne Stange einzieht. Wenn nötig, läßt sich auch mit Ballast, den man in den Schiffsraum legt, abhelfen. Bei mir war dies nicht nötig, in Wellen, in Wind und Wogen trieb es sicher, lebhaft schaukelnd, zwar nicht auf dem weiten Weltmeer, so doch auf der grünen Flut des Neckar. Nun läßt sich noch vielerlei verschönern. Ein lebhafter brauner Lackanstrich außen, hellgelb innen, gemalte Kajüttenfenster, Strickleitern, eine Kommandobrücke für den Kapitän, Anker, ja selbst die Bemannung läßt sich mit einiger Findigkeit und Geschicklichkeit selbst anfertigen. Die Matrosen stellte ich mir so her: Ich nahm Wachs, das von den weißen Weihnachtslichtern übriggeblieben, formte daraus die Leute, einen mit einem schwarz bepinselten Streichhölzchen als Fernrohr, einen anderen an der Strickleiter emporkletternd u. s. w., malte ihnen mit Farbe blaue Blusen und setzte ihnen eine Matrosenkappe aus Papier auf, und sie waren fertig.

Nun will ich sehen, ob einer oder der andere von euch versucht, sich ein Schiff nach diesem Muster zu bauen*) und hoffentlich schreibt ihr mir, wenn euer stolzes Schiff mit Wimpeln und Fahnen geschmückt, vom Stapel läuft. Sollte einer noch Näheres wissen wollen, so bin ich auch recht gerne bereit, weitere Auskunft zu erteilen. Nun schafft und baut — vergeßt darüber aber auch das Lernen nicht!

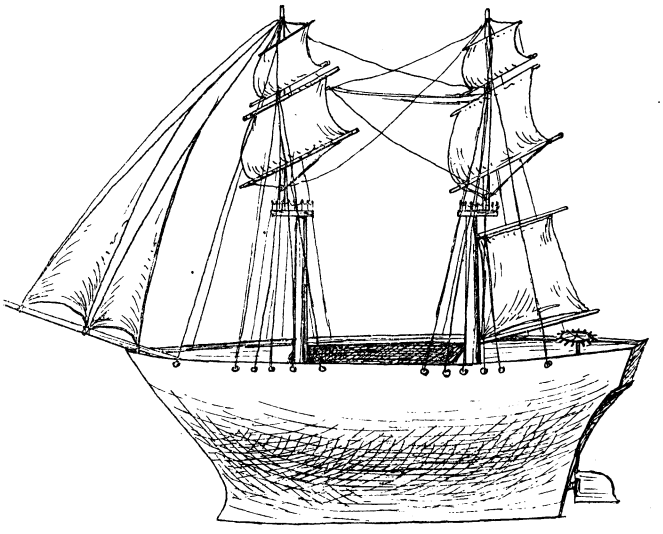


Fig. 9.

*) Vor allem sagen wir unserem jungen Mitarbeiter — wir dürfen gewiß kecklich sagen: auch im Namen aller Kameraden — für diese hübsche Anleitung unseren herzlichen Dank. Einlaufende Briefe, die mit dem Vermerke: „An den Schiffsbaumeister in Heidelberg" versehen werden wollen, und denen bei Anfragen natürlich auch Retourporto beigelegt werden soll, werden wir sehr gerne an ihre Adresse gelangen lassen.

Die Redaktion.

Lustige Maskerade.

Wenn Se. närrische Hoheit Prinz Karneval mit Hilfe seines närrischen Hofstabes über den Weihnachtsmann und die neckischen Eiskobolde die Herrschaft errungen, wenn er unter Fanfaren- und Trompetenschall allerorts seinen siegreichen Einzug gehalten, da regt sich allenthalben auch in der Knabenbrust das närrische Verlangen, sich auf eine kurze Weile seiner flitterglänzenden Gefolgschaft zuzugesellen und unter seinem lustig flatternden Banner ein Stündchen lang dem Humor und der guten Laune die Zügel schießen zu lassen. Ei, wie das lustig ist, sich an seinen tollen Späßen zu ergötzen und selber auch sein Scherflein beizutragen, des lustigen Prinzen Ruhm und Glanz zu mehren. Ja, ja, der „Gute Kamerad" weiß das! Und da es ihm Lebensaufgabe ist, seinen jungen Freunden in Leid und Freud beizustehen, da hat er denn bei Sr. närrischen Hoheit selbst insgeheim angeklopft, für seine große Kameradschaft aus dessen höchst eigener Garderobe die allerfeinsten Schalkskostüme zu erbitten, die ihm denn auch durch Sr. närrischen Hoheit Hoffourier eilends und huldreichst überreicht wurden. Und nun Kameraden, flink gewählt, ob Storch oder Krebs, Truthahn oder Schnecke das Narrenzepter tragen soll; frisch gezirkelt und zugeschnitten, gekleistert und bemalt,

mit Schwesterchens Beihilfe die Nadel und den Faden geschwungen! — — Die kleinen Sorgen seien für ein Stündchen ins Schulränzel gepackt und Sr. närrischen Hoheit der schuldige Tribut gezollt!

Unterhaltungsaufgabe.

Jemand bat einen Bankier, ihm für sieben Hundertmarkscheine Goldstücke zu 20 Mark, zu 10 Mark und zu 5 Mark zu geben, und zwar von jeder Geldsorte gleich viele Stücke. Wie erfüllte der Bankier diesen Wunsch?

Rätsel.

Es gleitet mit H und schneidet,
Mit Z ist es reich gekleidet.

Auflösung der Wortkette in Nr. 17.

Delila, Lama, Maria, Aga, Garonne, Nero, Robinson, Sonne, Nebraska, Kabel, Bellona, Nabe, Venue, Eli, Livorno, Nobel, Belgien, Ende.

Auflösung der Unterhaltungsaufgabe in Nr. 17.

Der eine Prinz bekam die größte Kugel, der andere die zehn kleineren.

Korrespondenz.

Franz S. in Stuttgart. Kugeln verhalten sich wie die dreifachen Werte ihrer Durchmesser. Setzen wir den Inhalt einer einzölligen Kugel = 1, so ist der Inhalt einer zweizölligen Kugel $(= 2 \times 2 \times 2) = 8$, der Inhalt einer dreizölligen $(= 3 \times 3 \times 3) = 27$, der Inhalt einer vierzölligen $(= 4 \times 4 \times 4) = 64$. Folglich sind die fünf einzölligen Kugeln zusammen = 5, die vier zweizölligen zusammen $(4 \times 8) = 32$, die dreizöllige dazu mit 27 gibt $(5 + 32 + 27) = 64$, also genau so viel Inhalt, wie die vierzöllige Kugel allein hat.

Fragen und Antworten.

Leo Heller in **Teplitz (Böhmen), Bahnhofstr., Villa Petters**, besitzt einige wertvolle Briefmarkendubletten und möchte diese gerne gegen andere eintauschen. Briefe erbittet er sich direkt. — Die billigste Elektrisiermaschine ist entschieden die nach unserem Rezepte **selbst zu fertigende**. Du findest die Anleitung wiederholt unter unseren Antworten. — Daniel Defoe verlegte in seinem 1719 in London erstmals erschienenen Robinson Crusoe den unfreiwilligen Aufenthalt seines Helden auf eine unbewohnte Insel nahe der Orinokomündung; neun Jahre später erschien ein Bericht Howells: „The life and adventures of Alexander Selkirk", der die wahrhaftigen Erlebnisse eines schottischen Matrosen Namens Selkirk schildert, der ganz ähnliche Schicksale wie der erdichtete Held Defoes erlebte. Er ward im September 1704 auf der unbewohnten Insel Juan Fernandez ausgesetzt, 1709 von Kapitän Wood Rogers aufgefunden und nach England zurückgeführt. Solche Erlebnisse mögen in früheren Zeiten manchem Seemann widerfahren sein. So berichtet ein spanischer Schriftsteller auch von einem spanischen Matrosen, Pedro Serrano, der zur Zeit Karls V. lebte, Schiffbruch erlitt und auf eine unfruchtbare Insel im Karaibenmeer, nahe der Küste von Nikaragua, verschlagen ward. — Grüßen freundlich! Alle Deine Grüße und Küsse zu erwidern, dazu mangelt es uns an Zeit. Das geht ja hoch in die Billionen.

G. Hellwig, Gymnasiast in **Oppeln, Wilhelmsthal, Villa Muhr**, möchte gerne Marken tauschen und zwar: 1. Türkei, 2 Piaster, orange; 1 Piaster, blau; 2 Piaster, gelb; 20 Paras, rot; 10 Paras, grün; 5 Paras, schwarz. 2. Aegypten, neueste Emission, blau und braun und rot. 3. Ost-Rumelien, 20 Paras, rot. 4. Brasilien, a) durchstochene: 20 Reis, violett; 50 Reis, blau; b) gezähnte: 100 Reis grün; 200 Reis, violettrosa; 100 Reis, hellila; 200 Reis, schwarz; 5. Guatemala, 1 Centavo, schwarz; 5 Centavo, rot; Papagei und noch viele andere seltene Marken, wie konföderierte Staaten von Kolumbia, Venezuela, Granada, Chile, Amerika, Kanada, Peru, Ecuador und Spanien. Am liebsten wäre ihm, wenn ihm seine Kameraden dagegen asiatische Marken bieten könnten. — Dank für das hübsche Rätsel.

Rudolph B. in **Düsseldorf.** Solange das Velocipedfahren nur als Spielerei betrieben wird, kann diese Uebung doch wohl nicht gefahrbringend sein, im Gegenteil. Werden die Leistungen jedoch gesteigert, bis zum Sport, erfordert es zweifellos große Anstrengung, die eine dementsprechende Körperkonstitution voraussetzt. Für diesen Fall wirst Du gut thun, Deinen Hausarzt zu Rate zu ziehen. Manche Menschen bedürfen, um sich wohl zu befinden, sehr kräftiger und ausgiebiger Leibesübung, wieder andere müssen sich in Rücksicht auf dieses oder jenes Gebrechen in mehr oder weniger mäßigen Grenzen halten. Ein zutreffendes Urteil kann bei dem einzelnen, wie gesagt, nur der Arzt auf Grund einer Körperuntersuchung fällen.

W. L. in **Duisburg.** Die Nummernausgabe des „G. K." wird in Stuttgart alle acht Tage versendet. Wende Dich an Deine Buchhandlung und dringe auf pünktliche Zustellung. Gib uns Deine volle Adresse an.

Karl Keller in **Karlsruhe, Sophienstr. 52**, bietet seinen Kameraden das Autograph einer hohen regierenden Fürstlichkeit zum Tausche gegen Briefmarken an. — Wer der Dichter des Nibelungenliedes ist, wird sich mit Sicherheit niemals feststellen lassen. Die Litteraturforscher befinden sich in dieser Hinsicht auf einem Wege, an dem mit der Annäherung an das Ziel aber auch auf einmal alle Wegweiser fehlen. Willst Du Dich über die Nibelungenfrage, wie über die Anschauungen einer großen Reihe deutscher Gelehrter orientieren, lese eine Litteraturgeschichte oder das Vorwort irgend einer der existierenden Ausgaben (u. a. Uebersetzung der Handschrift A nebst historisch-ästhetischer Einleitung von Werner Hahn, Verlag W. Spemann, Preis M. 1) nach. Dir alles dies an dieser Stelle klarzulegen, dazu gebricht es uns an Raum.

Εὕρηκα in **B.** 1) Plesiosaurus ist der Name einer vorweltlichen Eidechse mit Schwanenhals. — 2) Das S.P.Q.R. auf den römischen Feldzeichen bedeutet: Senatus populusque romanus, der Senat und das römische Volk, d. h. der ganze römische Staat.

H. K. in **St. Louis.** Für den Selbstunterricht in deutscher Sprache empfehlen wir Dir „Sanders Deutsche Sprachbriefe", Verlag von G. Langenscheidt, Berlin. Preis 20 M. — Hast Du keine Lust, mit Deinen europäischen Freunden Briefmarken zu tauschen? Freundlichen Gruß.

B. H. in **Halle.** Der Preis des Bromsilberpapiers Eastman stellt sich pro 12 Blatt, $12\frac{1}{2} \times 16$ cm, auf M. 1. 95. inkl. Porto; der Geldbetrag kann auch in Briefmarken eingesendet werden. Das Papier wird lichtdicht verpackt.

Hans Schrödter, Sekundaner in **Karlsruhe, Kaiserstraße 172**, schreibt: „Lieber guter Kamerad! Zu Weihnachten bekam ich alle Hefte des ‚G. K.' vom 1. Oktober an; es war dies schon lange mein sehnlichster Wunsch, und nun bin ich nicht wenig stolz darauf, zu Deinen Kameraden zu gehören. (Herzlich willkommen in unserem kameradschaftlichen Kreise!) — Nun aber laß mich einige kleine Schmerzen auspacken. (Nur zu!) Ich sammle nämlich schon seit langer Zeit Schmetterlinge, habe jetzt etwa 300 Arten in mehr als doppelt so viel Exemplaren deutscher und österreichischer Falter, und möchte daher alle meine Kameraden, die auch Schmetterlinge sammeln, bitten, mit mir zu tauschen. Am liebsten würde ich mit einem Kameraden in der Schweiz in Verbindung treten, da es dort so viele Schmetterlinge gibt, die man hier nicht sieht. Ich könnte ihm auch österreichische Arten anbieten. — Ich bin auch sehr gerne bereit, angehenden Entomologen bei schwierigen Fragen über Schmetterlingszucht, Präparation u. s. w. meine Erfahrungen zur Verfügung zu stellen, und mögen sich dieselben nur direkt an mich wenden. Meine Schmetterlinge untersuche ich mit einem Mikroskop und verspreche Dir nächstens einmal ein paar schöne und interessante Präparate zu schicken. (Darauf freuen wir uns!) Ferner habe ich noch eine kleine Münzensammlung, der ich durch Tausch auch etwas zum Aufschwung verhelfen möchte. Bitte, teile dies unseren Kameraden doch mit! Ja?" — Gerne! Gruß freundlich erwidert.

Liebe Kameraden! Ich besitze mehrere Peru, 10 Centavo (schwarz), 5 Centavo (rot), sowie Uruguay, 5 Centavo (blau), 10 Centavo (braun), Mauritius, 16 Cents (braun), und möchte dieselben gerne mit euch umtauschen. Meine Adresse ist: O. Kirn, Stuttgart, Paulinenstr. 9. 3.

H. in **C.** „Wie lernt man die Stenographie am schnellsten?" — Wenn man recht fleißig ist.

J. B. . . . . e in **Reval.** Gratulieren! Die Auflösung ist richtig. Das war aber eine Herkulesarbeit, wie?

Gustav M. in **Hamburg.** Danken für das hübsche Rätsel.

H. F. in **B.** Suche Dir „Spemanns Schatzkästlein des guten Rats" zu verschaffen. Seite 429 findest Du unter Artikel 1178 und 1179 über Pflege, Vermehrung, Veredelung, Blüte und Arten des **Alpenveilchens** eine drei Spalten lange Ausführung. In wenigen Worten, und mehr gestattet uns der Raum hier nicht, ließe sich das nicht sagen.

H. O. in **Dresden** schreibt: „Das in Nr. 37 des „G. K." beschriebene Kunststück habe ich auf eine andere Weise gemacht. Ich nahm ein irdenes Gefäß, that in dieses eine Handvoll Salz und füllte es sodann mit Schnee. Setzte ich nun das so gefüllte Gefäß auf einen Schemel, den ich vorher tüchtig naß gemacht hatte, und rührte den Schnee einige Minuten um, so war das Gefäß fest an den Schemel gefroren. — Bei dieser Gelegenheit erlaube mir noch ein anderes Experiment mitzuteilen: Man nimmt einen Zwirnfaden, feuchtet ihn an und reibt ihn tüchtig mit Salz (bei dir muß wohl alles — versalzen sein!?) ein. Ist der Faden wieder trocken geworden, so bindet man einen Knopf daran und hängt den also belasteten Faden auf. Zündet man nun den letzteren an, so bleibt der Knopf an der Asche hängen!" Gruß freundlich erwidert!

J. Th. zu **Landskron.** Wir haben an dieser Stelle erst in jüngerer Zeit wiederholt eine ganze Reihe von Briefmarken- und Münzenhandlungen genannt. Käfer und Schmetterlinge erhalten Sie bei Alex. Bau in Berlin, Hermannplatz 4, in einer Auswahl von etwa 200 000 Stück. Ist es für einen Bruder Studio in Ihren Jahren nicht lehrreicher und unterhaltender, selbst zu fangen, zu suchen und zu sammeln?

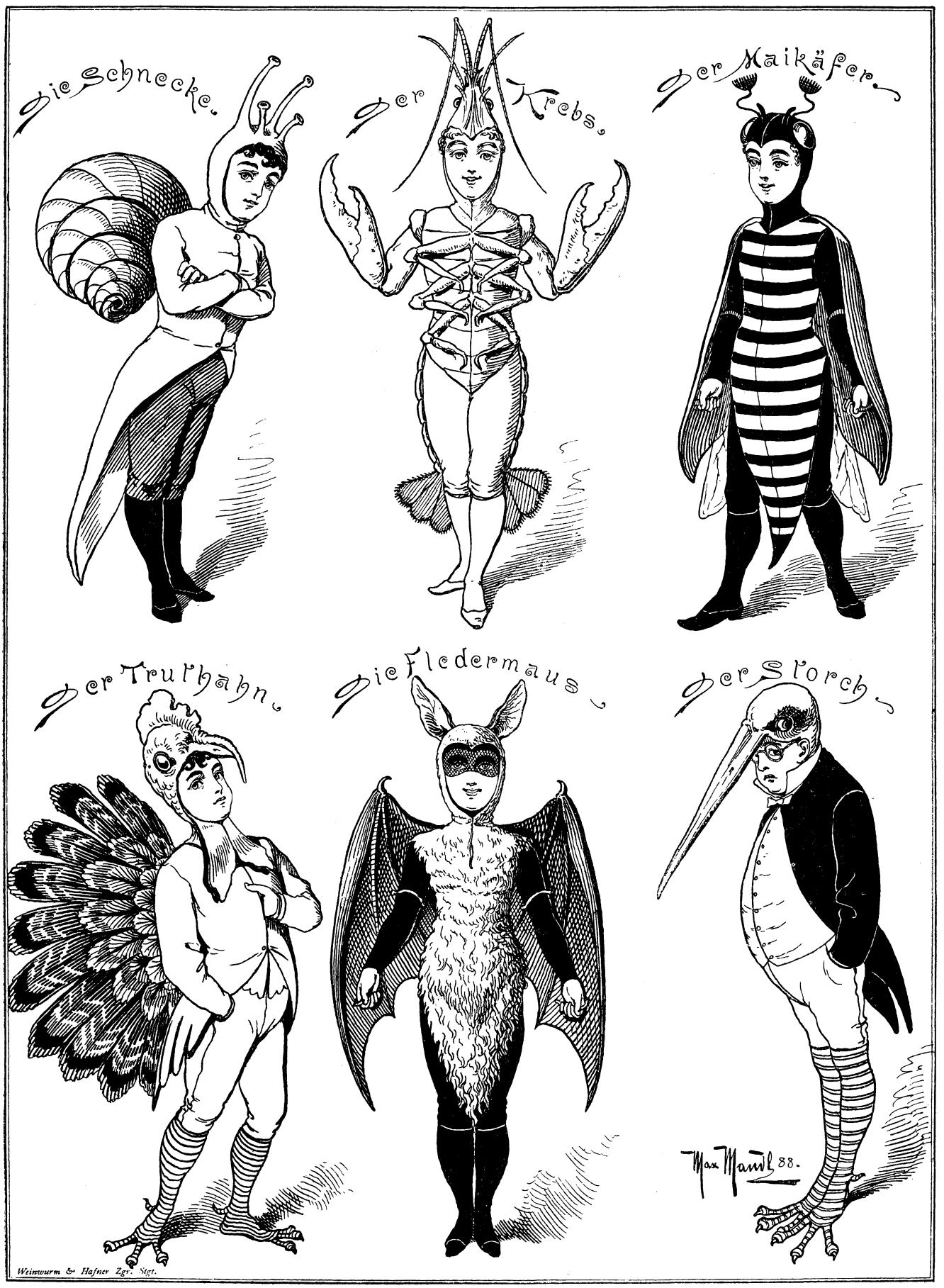
Paul L. in **Langburkersdorf.** Deine Lieblingsbeschäftigung ist Malen; Du hast bis jetzt mit Wasserfarben gemalt und willst es nun auch mit Oelfarben versuchen. Das ist, wenn man das Zeug dazu hat, so schwer nicht. Merke aber: wer malen will, muß zuvor zeichnen können; wer zeichnen will, muß sich erst die Welt genau ansehen, Farbe, Licht und Schatten in ihren Wirkungen kennen lernen, den Menschen vom Knochengerüste auf studieren, mit dem Zeichenmaterial in seiner Vielseitigkeit und Schwierigkeit aufs Innigste vertraut werden u. s. w. Du siehst also, man muß gleichsam eine Leiter hinanklettern und erst wenn man auf der obersten Sprosse steht, darf man, mit einem hellen Jauchzer, wenn Du willst, die Palette aufsetzen und den Pinsel schwingen. Dann geht's aber auch! Willst Du's aber nun doch einmal probieren, so kaufe Dir in einer Farbenhandlung für Kunstmaler „Skizzenfarben in Tuben", ein Stück Skizzentuch und einige Borstpinsel. Selber herstellen kannst Du die Farben nicht; das hätten die Alten sicherlich auch nicht gethan, wenn es damals schon Fabriken gegeben hätte. Erstens kostet's zu viel Zeit, zweitens zu viel Geld, drittens — Du bringst das gar nicht fertig. Kaufe also vorläufig: Kremserweiß, Beinschwarz und Elfenbeinschwarz, spanne Dein grundiertes Skizzenbuch auf Dein aufrecht gestelltes Reißbrett und nun beginne die Zeichnungen, die Du sonst in Kreide ausführtest, genau ebenso in den Tönen der Oelfarbe auszuführen und lasse das, was Du gemalt hast — Du kannst nach Belieben aufhören — nach jeder Arbeit trocknen. Vor jedesmaligem Wiederbeginn mußt Du den Malgrund mit einem Hauch „französischen Firnis" oder „Petroleum" mittelst des Borstpinsels überziehen und so schaffe, die Effekte zu erreichen, die Du anstrebst, rüstig weiter. Die Leinwand aber nur nicht ängstlich „angetippt", sondern fest und kräftig draufgeklext. Wahre Kunst geht durch die Kraft! Gefällt Dir ein Ton nicht, laß Dich's nicht genieren. Mit der Oelfarbe kannst Du alles wieder zudecken, aus einem Armesündergesicht sogar noch einen Blumenstrauß machen.

Sextaner des **R.-G.** zu **Annaberg.** Du schickst uns ein mit **riesigem** Fleiß zusammengebautes Zahlenrätsel und schreibst dazu: „Du denkst, es sei zu schwer für die anderen Freunde? O nein, denke einmal, wie lange ich denken mußte, eh' ich die Zahlen 1 bis 100 505mal heraus hatte?! —" Freundchen, Du hast Dir eine Herkulesaufgabe geleistet, die die Bewunderung des „G. K." herausfordert. Aber gleichwohl, drucken können wir's nicht; es hätte nur einer daran Vergnügen, und das wäre der — Zahnarzt. Schicke dem „G. K." doch ein einfacheres.

Max H. in **Königshütte.** Die Lehrmittelanstalt von J. Bischof in Berlin N, Oranienburgerstr. 75, wird Dir das sicherlich liefern können. — Deine Schildkröte hat sich im Garten vergraben und ob sie den Winter überstehen wird? Ei natürlich! Wünschen fröhliches Wiedersehen und danken auch für Deine Bemühung.

Ed. B. in **Basel.** Sobald draußen im Felde die ersten Pflänzchen ihre Köpfchen in die Höhe recken, wirst Du im „G. K." eine erschöpfende Anleitung zur Anlage eines Süßwasseraquariums finden. Gedulde Dich also noch ein wenig. Jetzt, da manches, das wir dazu brauchen, allenthalben noch unter Schnee und Eis begraben liegt, wären wir ja doch nicht im stande, allen unseren Bedürfnissen zu genügen. — Was Du mit Deinen zwischen den Fenstern erfrorenen Zyklamenstöcken anfangen sollst? Fühlen sich deren Zwiebel **weich** an, oder löst sich deren Haut beim Drücken leicht ab, dann ist's aus damit; die Zwiebel ist erfroren und keine Rettung möglich. Im anderen Falle aber lasse sie trocken stehen, begieße etwa nur alle 14 Tage; zu Mitte Juni versetze die Zwiebel in leichte, sandige Erde, begieße erst in größeren Zwischenräumen, dann öfter, später täglich.

Lustige Maskerade.



Weinwurm & Hafner Zgr. Stgt.

Ein Schnellrechner.

Als der Hamburger Zacharias Dahse (1840) kaum 15 Jahre alt war, trat er bereits als Schnellrechner auf und erregte Aufsehen. Es war in Berlin, im damaligen Lesekabinett (Behrenstr. Nr. 31). Er war damals ein schwarzhaariger, blühender Bursche mit glänzenden Augen. Es sagte ihm einer der Anwesenden, er sei 30 Jahre und einige Monate alt; wenn er jede Sekunde 1/3 Pfennig gebraucht hätte, wie viel habe er dann bisher in seinem Leben verbraucht? Die ungeheure Thalersumme gab der Rechner sofort nach der Frage bis auf den Pfennig richtig an. Auf einem gedruckten Blatte zählte er über 800 Buchstaben in noch nicht 2 Sekunden. Dominosteine, deren Augen über 100 betrugen, zählte er mit einem Blicke und sagte die Zahl fast in demselben Augenblicke, in welchem er hinblickte. Man ließ ihn fast beinahe zwei Stunden hindurch die ungeheuerlichsten Berechnungen vornehmen, bei denen er, ohne je in die geringste Verlegenheit zu kommen, immer äußerst schnell, wie spielend, antwortete, und wenn zwischen dem Fragenden und dem antwortenden Rechnengenie eine Differenz vorkam, so zeigte sich der Fehler jedesmal auf Seiten des Fragenden. Das Ungeheuerste aber war, daß er aus der schwindelhaften Zahlenreihe 123 375 119 142 171 166 362 274 141 binnen 2 Minuten und 25 Sekunden die — sechzehnte — Wurzel, 37, zog. Zum Guttenberg-Jubelfest, 13. Juli 1840, befand sich Dahse in Leipzig. Dort gab er mit der ihm eigenen unglaublichen Schnelligkeit und Sicherheit des Ueberblicks die Zahl der Teilnehmer an dem Festzug, mit Einschluß der Kommunalgarde, im Vorüberziehen auf 3263 richtig an.

Der Geist der Llano estakata.

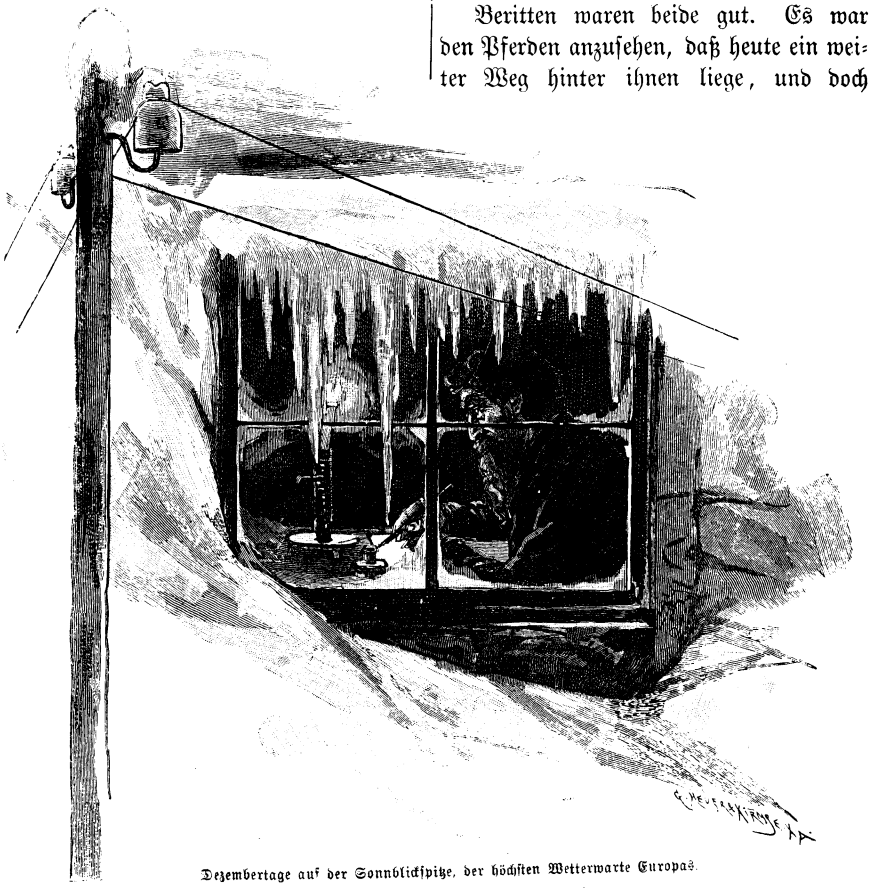
Erstes Kapitel.

Bloody-fox.

Zwei Männer kamen am Wasser dahergeritten, ein Weißer und ein Neger. Der erstere war sehr eigentümlich gekleidet. Er trug indianische Schuhe und Lederhosen, dazu einen einst dunkelblau gewesenen, jetzt aber sehr verschossenen Frack, mit Patten, hohen Achselpuffen und blank geputzten Messingknöpfen. Die langen Schöße hingen flügelartig rechts und links an den Seiten des Pferdes hernieder. Auf dem Kopfe saß ein riesiger, schwarzer Amazonenhut, welchen eine gelb gefärbte, unechte Straußenfeder schmückte. Bewaffnet war der kleine schmächtige Mann mit einer Doppelbüchse, welche ihm über die Schulter hing, mit einem Messer und zwei Revolvern, die er im Gürtel trug. An dem letzteren hingen mehrere Beutel, wohl zur Aufnahme der Munition und allerhand notwendiger Kleinigkeiten bestimmt; jetzt aber schienen sie ziemlich leer zu sein.

Der Schwarze war eine riesige, breitschulterige Figur. Auch er trug Mokassins und dazu indianische Leggins von jener Art, welche aus zwei voneinander getrennten Hosenbeinen bestehen, so daß man eigentlich Haut gegen Haut auf dem Pferde sitzt. Das ist aber freilich nur dann von Vorteil, wenn man ohne Sattel reitet. Zu dieser Bekleidung des Unterkörpers wollte freilich diejenige des Oberkörpers nicht recht passen, denn sie bestand aus dem Waffenrocke eines französischen Dragoneroffiziers. Dieses Kleidungsstück war wohl bei der französischen Invasion nach Mexiko gekommen und hatte sich dann auf unbekannten Umwegen auf den Leib des Schwarzen verirrt. Der Rock war dem herkulischen Neger viel zu kurz und viel zu eng; er konnte nicht zugeknöpft werden, und darum konnte man die breite, nackte Brust des Reiters sehen, welcher wohl deshalb kein Hemd trug, weil es im Westen keine Wäscherinnen und Plätterinnen gibt. Dafür aber hatte er ein großes, rot und weiß kariertes Tuch um seinen Hals gebunden und vorn zu einer riesigen Schleife zusammengezipfelt. Der Kopf war unbedeckt, damit man die unzähligen kleinen, fettglänzenden Löckchen, die er sich anfrisiert hatte, sehen und bewundern könne. Bewaffnet war der Mann auch mit einem Doppelgewehre, außerdem mit einem Messer, einem irgendwo entdeckten Bajonette und einer Reiterpistole, deren Geburtsjahr jedenfalls auf Anno Tobak zu setzen war.

Beritten waren beide gut. Es war den Pferden anzusehen, daß heute ein weiter Weg hinter ihnen liege, und doch



Dezembertage auf der Sonnblickspitze, der höchsten Wetterwarte Europas.

schritten sie noch so munter und kräftig aus, als ob sie ihre Reiter kaum stundenlang getragen hätten.

Die Ufer des Baches waren saftig grün bewachsen, doch nur in einer gewissen Breite. Ueber dieselbe hinaus gab es dürre Yuccas, fleischige Ajaren und vertrocknetes Bärengras, dessen wohl 15 Fuß hohe Stengel verblüht waren.

„Schlechte Gegend!" sagte der Weiße. „Im Norden hatten wir es besser. Nicht wahr, Bob?"

„Yes," antwortete der Gefragte. „Massa Frank haben recht. Hier es Masser Bob nicht sehr gefallen. Wenn nur bald an Helmers Home kommen, denn Masser Bob haben Hunger wie ein Walfisch, welcher Haus verschlingt."

„Der Walfisch kann kein Haus verschlingen," erklärte Frank dem Schwarzen, „denn seine Gurgel ist zu eng dazu."

„Mag Gurgel aufmachen, wie Masser Bob sie aufmacht, wenn er ißt! Wie weit es noch sein bis Helmers Home?"

„Das weiß ich nicht genau. Nach der Beschreibung, welche uns heute früh gemacht wurde, müssen wir bald am Ziele sein. Schau, kommt dort nicht ein Reiter?"

Er deutete nach rechts über das Wasser hinüber. Bob hielt sein Pferd an, legte die Hand über die Augen, um sie gegen die im Westen tiefstehende Sonne zu beschatten, öffnete nach seiner Weise den Mund sehr weit, um noch besser sehen zu können, und antwortete nach einer Weile:

„Ja, es sein ein Reiter, ein kleiner Mann, auf großem Pferd. Er kommen hierher zu Masser Bob und Massa Frank."

Der Reiter, von welchem die Rede war, kam in scharfem Trabe herbei, hielt aber nicht auf die beiden zu, sondern schien ihnen vorn quer über ihre Richtung kommen zu wollen. Er that gar nicht so, als ob er sie sehe.

„Sonderbarer Kerl!" brummte Frank. „Hier im wilden Westen ist man doch froh, einen Menschen zu sehen; diesem scheint aber gar nichts an unserer Begegnung zu liegen. Entweder ist er ein Menschenfeind, oder hat er kein gutes Gewissen."

„Soll Masser Bob ihn einmal rufen?"

„Ja, rufe ihn. Deine Elefantentrompete wird er eher hören, als mein Zephyrsäuseln."

Bob hielt beide Hände hohl an den Mund und schrie aus vollem Halse:

„Hallo, hallo! Halt, warten! Warum ausreißen vor Masser Bob!"

Der Neger hatte allerdings eine Stimme, welche ganz geeignet war, einen Scheintoten in das Leben zurückzubringen. Der Reiter parierte sein Pferd. Die beiden beeilten sich, ihn zu erreichen.

Als sie in seine Nähe gelangten, erkannten sie, daß sie keinen Mann von kleiner Statur, sondern einen kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling vor sich hatten. Er war genau so wie die bekannten kalifornischen Cow-boys ganz in Büffelkuhleder gekleidet, und zwar in der Weise, daß alle Nähte mit Fransen versehen waren. Auf dem Kopfe trug er einen breitkrempigen Sombrero. Eine breite, rotwollene Schärpe umschlang statt des Gürtels seine Hüften und hing an seiner linken Seite herab. In dieser Schärpe steckten ein Bowiemesser und zwei mit Silber ausgelegte Pistolen. Quer vor sich auf den Knieen hielt er eine schwere, doppelläufige Kentuckybüchse, und vorn zu beiden Seiten des Sattels waren nach mexikanischer Weise Schutzleder angebracht, um die Beine zu bedecken und vor Pfeilschüssen oder Lanzenstößen zu bewahren.

Sein Gesicht war von der Sonne tief gebräunt und trotz seiner Jugend von Wind und Wetter gegerbt. Von der linken Seite der Stirn ging ihm eine blutrote, zwei Finger breite Wulst quer bis auf das rechte Auge herab. Das gab ihm ein äußerst kriegerisches Aussehen. Ueberhaupt machte er keineswegs den Eindruck eines jungen, unerwachsenen und unerfahrenen Menschen. Die schwere Büchse so leicht in der Hand, als ob sie ein Federkiel sei, das dunkle Auge groß und voll auf die beiden gerichtet, saß er stolz und fest wie ein Alter auf dem Pferde, welches sich unter ihm nicht bewegen zu können schien.

„Good day my boy!" grüßte Frank. „Bist du in dieser Gegend bekannt?"

„Very well," antwortete er, indem er ein leises, ironisches Lächeln sehen ließ, wohl darüber, daß der Frager ihn du genannt hatte.

„Kennst du Helmers Home?"

„Ay!"

„Wie lange reitet man noch bis hin?"

„Je langsamer, desto länger."

„Zounds! Du scheinst sehr kurz angebunden zu sein, mein Junge!"

„Weil ich kein Mormonenpfarrer bin."

„Ach so! Dann entschuldige! Du zürnst mir wohl, daß ich dich du genannt habe?"

„Fällt mir nicht ein! Mit der Anrede mag es ein jeder halten, wie er will, nur muß er sich dann auch die meinige gefallen lassen."

„Schön! So sind wir also einig. Du gefällst mir sehr. Hier ist meine Hand. Nenne mich auch du und antworte mir nun aber, wie es sich schickt und gehört. Ich bin hier fremd und muß nach Helmers Home. Hoffentlich zeigst du mir nicht einen falschen Weg."

Er reichte dem Jünglinge die Hand hinüber. Dieser drückte sie ihm, überflog Frack und Amazonenhut mit einem lächelnden Blicke und antwortete:

„Ein Schuft, wer andere in die Irre führt! Ich habe es an mir erfahren! Ich reite soeben nach Helmers Home. Wenn ihr mir folgen wollt, so kommt!"

Er setzte sein Pferd wieder in Bewegung und die beiden folgten ihm, vom Bache abbiegend, so daß der Ritt nunmehr nach Süd gerichtet war.

„Wir wären dem Wasser gefolgt," bemerkte Frank.

„Es hätte euch auch zu dem alten Helmers geführt," antwortete der Knabe, „aber in einem sehr weiten Bogen. Anstatt in drei Viertelstunden wäret ihr in zwei Stunden bei ihm angekommen."

„So ist es ja sehr gut, daß wir dich getroffen haben. Kennst du den Besitzer dieses Settlements?"

„Sogar sehr gut."

„Was ist er für ein Mann?"

Die beiden Reiter hatten ihren jungen Wegweiser in die Mitte genommen. Er warf einen forschenden Blick auf sie und antwortete:

„Wenn ihr kein gutes Gewissen habt, so geht nicht zu ihm, sondern kehrt lieber um."

„Warum?"

„Er hat ein sehr scharfes Auge für jede Schuftigkeit und hält sehr streng auf ein reines Haus."

„Das gefällt mir von dem Manne. Wir haben also nichts von ihm zu befürchten."

„Wenn ihr brave Kerls seid, nein. Dann ist er ganz im Gegenteile euch zu jedem Dienste erbötig."

„Ich höre, daß er einen Store führt?"

„Ja, aber nicht um des Gewinnes halber, sondern nur um den Westmännern, welche bei ihm verkehren, gefällig zu sein. Er führt in seinem Laden alles, was ein Jäger braucht, und er verkauft es zum billigstmöglichen Preise. Aber einer, der ihm nicht gefällt, wird selbst für teures Geld nichts von ihm erhalten."

„So ist er ein Original?"

„Nein, aber er bemüht sich auf alle Weise, jenes Gelichter von sich fern zu halten, welches den Westen unsicher macht. Ich brauche ihn euch gar nicht zu beschreiben. Ihr werdet ihn schon kennen lernen. Nur eins will ich euch noch von ihm sagen, was ihr freilich nicht verstehen und worüber ihr sogar wohl lachen werdet: Er ist ein Deutscher von echtem Schrot und Korn. Damit ist alles gesagt."

Frank stand in den Bügeln auf und rief:

„Was? Das soll ich nicht verstehen? Darüber soll ich sogar lachen? Was fällt dir ein! Ich freue mich sogar königlich darüber, hier am Rande der Llano estakata einen Landsmann zu finden."

Das Gesicht des Führers war ein sehr ernstes; selbst sein zweimaliges Lächeln war so gewesen, als ob er wirklich zu lachen gar nicht verstehe. Jetzt blickte er mit milden, freundlichen Augen zu Frank herüber und fragte:

„Wie? Ein Deutscher bist du? Ist's wahr?"

„Jawohl! Natürlich! Siehst du mir das denn nicht sofort an?"

„Nein! Du sprichst das Englische nicht wie ein Deutscher und hast ganz genau das Aussehen eines Yankee-Onkels, welcher von seinen sämtlichen Neffen zum Fenster hinausgeworfen worden ist."

„Heavens! Was fällt dir ein! Ich bin ein Deutscher durch und durch, und wer das nicht glaubt, dem renne ich die Flinte durch den Leib!"

„Dazu genügt das Messer auch. Aber wenn es so ist, so wird der alte Helmers sich freuen, denn er stammt auch von drüben herüber."

„Aus Deutschland?"

„Ja, und er hält gar große Stücke auf sein Vaterland und seine Muttersprache."

„Das glaube ich! Ein Deutscher kann beide nie vergessen. Nun freue ich mich doppelt, nach Helmers Home zu kommen. Eigentlich konnte ich mir denken, daß er ein Deutscher ist. Ein Yankee hätte sein Settlement Helmers Range oder so ähnlich genannt; aber Helmers Home, dieses Namens wird sich nur ein Deutscher bedienen. Wohnst du in seiner Nähe?"

„Nein! Ich habe weder eine Range noch eine Home als mein Eigentum. Ich bin wie der Vogel in der Luft oder wie das Tier im Walde."

„Also ein armer Teufel?"

„Ja!"

„Trotz deiner Jugend! Hast du keine Eltern?"

„Keinen einzigen Verwandten."

„Aber einen Namen besitzest du!"

„Ja freilich. Man nennt mich Bloody-fox."

„Bloody-fox? Das deutet auf ein blutiges Ereignis."

„Ja, meine Eltern wurden mit der ganzen Familie und der sämtlichen Gesellschaft ermordet, drin in der Llano estakata; nur ich allein bin übrig geblieben. Man fand mich mit klaffendem Schädel. Ich war ungefähr acht Jahre alt."

„Herrgott! Dann bist du wirklich das, was ich sagte, ein armer Teufel. Man überfiel euch, um euch auszurauben?"

„Ja, natürlich."

„So retteteſt du nichts als das Leben, deinen Namen und die schreckliche Erinnerung!

„Nicht einmal das. Helmers fand mich im Kaktus liegen, nahm mich auf das Pferd und brachte mich heim zu sich. Ich habe monatelang im Fieber gelegen, und als ich erwachte wußte ich nichts mehr, gar nichts mehr. Ich hatte selbst meinen Namen vergessen, und ich kann mich selbst heute noch nicht auf denselben besinnen. Nur der Augenblick des Ueberfalls ist mir klar im Gedächtnisse geblieben. Ich wäre glücklicher, wenn auch das mir entschwunden wäre, denn dann würde nicht das heiße Verlangen nach Rache mich wieder und immer wieder durch die schreckliche Wüste peitschen."

„Und warum hat man dir den Namen Bloody-fox gegeben?"

„Weil ich über und über mit Blut bedeckt gewesen bin und während meiner Fieberphantasien oft den Namen Fuchs genannt habe. Man hat daraus schließen zu müssen geglaubt, daß er der meinige sei."

„So wären deine Eltern also Deutsche gewesen?"

„Jedenfalls. Denn ich verstand, als ich wieder zu mir kam, kein englisches und auch kein deutsches Wort. Ich konnte mich überhaupt gar keiner Sprache bedienen. Aber während ich das Englische eben langsam lernte, wie einer, der es noch nicht kann, wurde mir das Deutsche so schnell, ja so plötzlich geläufig, daß ich es unbedingt schon vorher gesprochen haben mußte. Helmers ist mir wie ein Vater gewesen. Er wohnte damals noch nicht in seinem jetzigen Settlement. Aber es hat mich nicht bei ihm gelitten. Ich habe hinaus gemußt in die Wildnis wie der Falke, dem die Geier die Alten zerrissen haben, und der nun um die blutige Stätte kreisen muß, bis es ihm gelingt, auf die Mörder zu stoßen. Sein scharfes Auge muß und wird sie entdecken. Mögen sie hundertmal stärker sein als er, und mag er sein Leben geben müssen, er wird es gern verlieren, denn sein Tod wird auch der ihrige sein!"

Er knirschte hörbar mit den Zähnen und nahm sein Pferd so scharf in die Zügel, daß es hoch empor stieg.

„So hast du die Schmarre auf der Stirn von damals her?" fragte Frank.

„Ja," antwortete er finster. „Doch, sprechen wir nicht weiter davon! Es regt mich zu sehr auf, und dann müßt ihr gewärtig sein, ich stürme von euch fort und lasse euch allein nach Helmers Home reiten."

„Ja, sprechen wir lieber von dem Besitzer desselben. Was ist er denn drüben im alten Lande gewesen?"

„Forstbeamter. Ich glaube, Oberförster."

„Wie — wa — wa — was!" rief Frank. „Ich auch!"

Bloody-fox machte eine Bewegung der Ueberraschung, betrachtete sich den Sprecher abermals genau und sagte dann:

„Du auch? Das ist ja ein höchst erfreuliches Zusammentreffen!"

„Ja, ich habe ganz dieselbe Karriere gehabt. Aber wenn er die schöne Anstellung eines Oberförsters gehabt hat, warum hat er sie denn aufgegeben?"

„Aus Aerger. Ich glaube, die betreffende Waldung befand sich im Privatbesitz, und sein Patron war ein stolzer, rücksichtsloser und jähzorniger Herr. Beide sind auf- und auseinander geraten, und Helmers hat ein schlechtes Zeugnis erhalten, so daß er keine Wiederanstellung fand. Da ist er denn so weit wie möglich fortgegangen. Siehst du da drüben das Rot- und Schwarzeichengehölz?"

„Ja!" antwortete Frank, indem er in die angegebene Richtung blickte.

„Dort treffen wir wieder auf den Bach, und hinter dem Walde beginnen Helmers Felder. Bisher hast du mich ausgefragt; nun will einmal ich einige Erkundigungen aussprechen. Wird nicht dieser brave Neger Sliding-Bob genannt?"

Da that Bob im Sattel einen Sprung, als ob er sich vom Pferde schnellen wolle.

„Ah! oh!" rief er. „Warum schimpfen Massa Bloody-fox gut, brav Masser Bob?"

„Nicht schimpfen und nicht beleidigen will ich dich," antwortete der Jüngling. „Ich glaube, ich bin ein Freund von dir."

„Warum da nennen Masser Bob grad so, wie haben Indianer ihn genannt, weil

Masser Bob damals immer rutschen von Pferd herab! Jetzt aber Masser Bob reiten wie ein Teufel!"

Um zu zeigen, daß er die Wahrheit gesagt habe, gab er seinem Pferde die Sporen und galoppierte davon, gerade auf das erwähnte Gehölz zu. Auch Frank war über die Frage des jungen Mannes erstaunt.

„Du kennst Bob?" sagte er. „Das ist doch beinahe unmöglich!"

„O nein! Ich kenne auch dich."

„Das wäre! Wie heiße ich denn?"

„Hobble-Frank."

„Good lack! Das ist richtig! Aber, Boy, wer hat dir das gesagt? Ich bin doch all mein Lebtag noch nicht hier in dieser Gegend gewesen."

„O," lächelte der Jüngling, „man wird doch einen so berühmten Westmann kennen, wie du bist."

Frank blies sich auf, daß ihm der Frack zu eng werden wollte, und sagte:

„Ich? berühmt? Auch das weißt du schon?"

„Ja!"

„Wer hat es dir gesagt?"

„Ein früherer Bekannter von mir, Jakob Pfefferkorn, welcher gewöhnlich nur der ‚dicke Jemmy' genannt wird."

„Alle Wetter! Mein Spezial! Wo hast du den getroffen?"

„Vor einigen Tagen eben am Washita Fork. Er erzählte mir, daß ihr euch verabredet habt, hier in Helmers Home zu treffen."

„Das ist richtig. Kommt er denn?"

„Ja! Ich bin eher aufgebrochen und komme direkt von oben herunter. Er wird jedenfalls bald nachfolgen."

„Das ist herrlich; das ist prächtig! Also er hat dir von uns erzählt?"

„Er hat mir eueren ganzen Zug nach dem Yellowstone berichtet. Als du mir vorhin sagtest, daß du auch Forstmann gewesen seist, wußte ich sogleich, wen ich vor mir habe."

„So wirst du mir nun glauben, daß ich ein guter Deutscher bin?"

„Nicht nur das bist du, sondern ein guter, herzensbraver Kerl überhaupt," lächelte der junge Mann.

„So hat der Dicke mich also nicht schlecht gemacht?"

Ist ihm gar nicht eingefallen! Wie könnte er seinen braven Frank verleumden!"

„Ja, weißt du, wir haben uns zuweilen ganz außerordentlich über Dinge gestritten, welche zu begreifen eine Gymnasialbildung nicht ganz hinreichend ist. Er hat aber glücklicherweise eingesehen, daß wir einander überlegen sind, und so kann es nun auf der ganzen Welt keine besseren Freunde, als uns, geben. — Aber da ist Bob, und da ist das Gehölz. Wie nun weiter?"

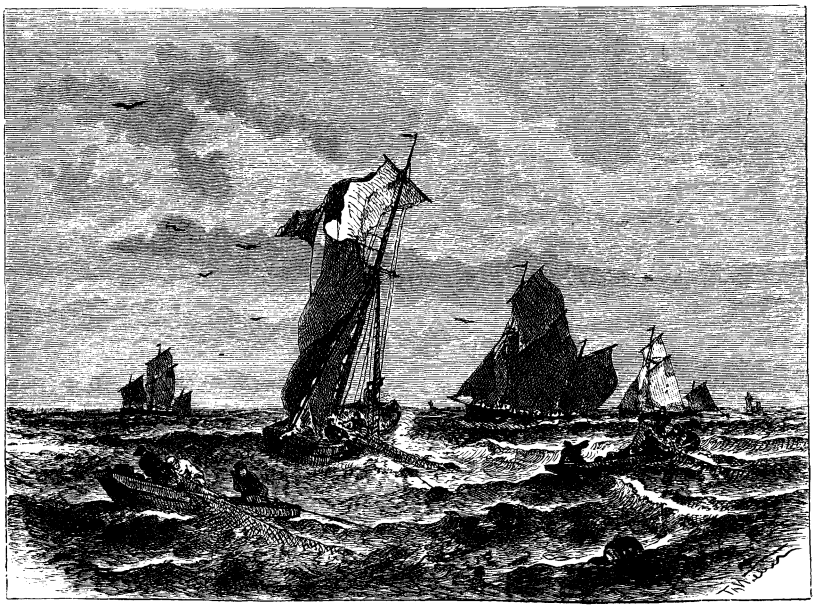
„Ueber den Bach hinüber und zwischen den Bäumen hindurch; das ist die genaue Richtung. Reiter, wie Bob einer ist, brauchen keinen gebahnten Weg."

„Ja, richtig!" stimmte der Neger stolz bei. „Massa Bloody-fox haben sehen, daß Masser Bob reiten wie ein Indianer. Masser Bob machen mit durch dick und dünn."

Sie setzten über das Wasser, ritten durch das Wäldchen, woran kein Unterholz sie hinderte, und kamen dann zwischen eingezäunten Mais-, Hafer- und Kartoffelfeldern hindurch.

Hier gab es stellenweise den fruchtbaren, schwarzen Sandboden des texanischen Hügellandes, welcher reiche Ernten gibt. Das Wasser des Baches erhöhte den Wert des Settlementes und floß ganz nahe an dem Wohnhause vorüber, hinter welchem sich die Stallungen und Wirtschaftsgebäude befanden.

(Fortsetzung folgt.)



Dezembertage in Norwegen unter dem Polarkreise. Auf dem Heringsfang.

Etwas über Witterungs- und Temperaturverhältnisse.

Wenn Deutschland im Winter Kältegrade von — 25 ° R. zu ertragen hat, wenn wir uns dicht und dichter in unsere dicken Pelze wickeln, dann werden in Norwegen unter dem Polarkreise große Ernten gehalten, zwar nicht auf den Feldern, aber in den warmen Fluten des Golfstromes. Hier erscheint der Hering am 10. Dezember und bis in die ersten Tage des Januar; dann versammeln sich dort 10000 Menschen und fangen etwa 200000 Tonnen Heringe im Werte von 1½ Millionen Thaler. Nördlich von der europäischen Küste liegt bekanntlich die Bäreninsel und Nowaja Semlija. Norwegische Walroßjäger, welche auf der erstgenannten Insel wiederholt überwintert haben, berichten über den dortigen Gang der Witterung folgendes:

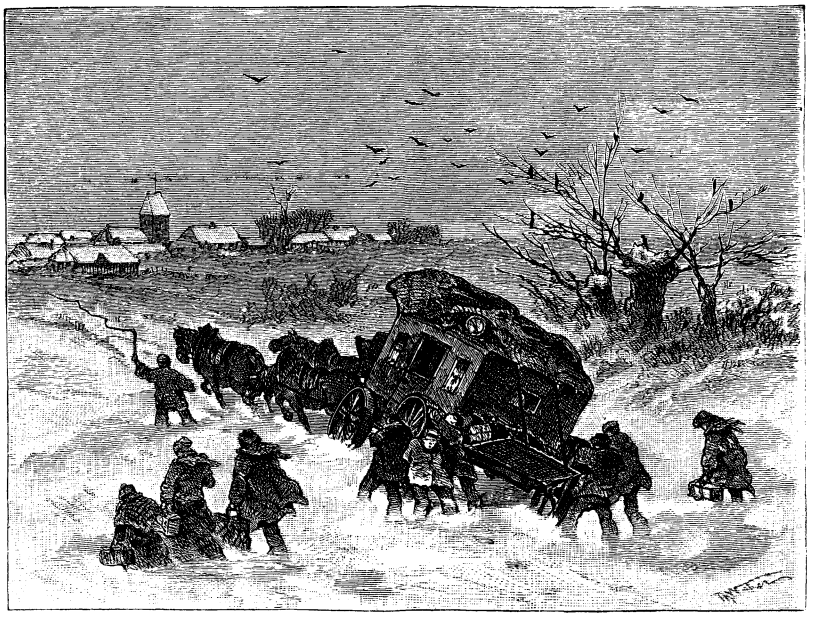
„Bis Mitte November blieb das Wetter mild; Schnee, der in der Nacht fiel, schmolz am Tage wieder. Auch fiel zu Weihnachten Regen, und in der Weihnachtswoche wurden beim Mondschein und Nordlichte noch einige 70 Walrosse erlegt. Bis Februar blieb das Wetter noch immer so mild, daß die Leute im Freien arbeiten konnten; das Meer war verhältnismäßig eisfrei, so eisfrei, daß Eisbären erst im April auf der Insel erschienen, als die Kälte ihren höchsten Grad erreichte und auch das Meer sich mit festem Eise bedeckte." So finden wir, daß Nain, in Labrador drüben, eine durchschnittliche Januartemperatur von mehr als 17 °C. Kälte aufweist, während unsere norwegische Stadt Bergen, die dem Pol um volle 50 geographische Meilen näher liegt, im Januar eine durchschnittliche Luft-

wärme von fast 2° C. genießt. Diese Unterschiede bewirkt bekanntlich der vom Floridakanal ausgehende, den Atlantischen Ozean stellenweise in einer Breite bis zu 24 geographischen Meilen quer durchziehende warme Golfstrom, der die europäische Westküste wie mit einem schützenden Mantel umhüllt, während die Eisströme des Nordens gegen die amerikanische Küste gedrängt werden. Dem entgegen ist es nicht uninteressant, einen Blick in unsere Alpenwelt zu werfen. Jüngst erst durchlief über Europas höchste Wetterwarte „auf dem Sonnblick" ein Bericht alle Zeitungen. Der Bergknappe Neumaier, welcher den vorigen Winter auf dieser meteorologisch-wissenschaftlichen Messungen und Beobachtungen gewidmeten, 3103 m über dem Meere liegenden Warte zubrachte, war, als er im darauffolgenden Frühjahr zu Thal ging, nicht wieder zum Aufstieg zu bewegen. „Nöt um a Gschloß!" (Schloß) rief er aus und dabei blieb es. Seit Ende 1887 haust ein anderer wackerer Mann, Peter Lechner, auf der grausigen Eishöhe. Als dieser am 6. Januar dieses Jahres vom Thale aus telephonisch um sein Befinden gefragt wurde, antwortete er: „Danke für freundliche Nachfrage, mir geht's gut. Im Gelehrtenzimmer 13° Kälte. Aussehen wie ein Krippelberg, ganz Rauhreif. Das Minimumthermometer hat 33° Kälte gehabt. Beim Ablesen abends die Fingerspitzen erfroren. Beim Wetterbeobachten war der Bart gleich gefroren, und ich bin gerne wieder ins Zimmer gegangen. Der Ofen brennt sehr gut, Holz bekomme ich auch genug, aber in der Früh nur 1° Wärme im Zimmer. Die Fenster sind alle dick voll Eis. Tabak rauche ich sehr viel und solang ich einen hab'. Essen thu' ich meistens Fleisch, trinken muß ich Eiswasser und manchmal langt's ein wenig Wein. Arbeit hat man wenig, nur viel lesen. Den Schnee am Sonnblick hat der Wind verweht, die Spalten und Risse sind alle zu, und das beste Gehen wäre noch mit Schneereifen. Am 14. Dezember war ich beim Knappenhaus unten, um den Tabak zum Weihnachtsgeschenk zu holen, das ich mit größter Freude annahm. Beim Heraufgehen habe ich mir alle Zehen erfroren — das sind traurige Weihnachten gewesen; jetzt bin ich aber schon wieder besser. Am Neujahrstag war Herr Wilhelm von Arlt hier am Sonnblick und ist am 2. Januar wieder nach Kulm. Haus steht in gutem Zustande am alten Fleck. Die Stürme gehen darüber hinaus, nur nachts kommen manchmal gar feste Schüttler."

Auf dem Anstand.

(Schluß.)

Mit der Anordnung unseres Führers durchaus zufrieden, verfügten wir uns auf die angewiesenen Bäume, erreichten die sichere Höhe aber nur mit Senkas kräftiger Unterstützung; sein breiter Rücken diente uns allen als Leiter, um die ersten Zweige zu fassen, worauf sich dann jeder, so gut es gehen wollte, weiterhalf.



Dezembertage in Mittel-Deutschland.

Es war schon vollständig dunkel, als wir unsere Positionen eingenommen hatten. Tiefer Schatten lag über der ganzen Umgebung, und aus dem feuchten Erdreich stiegen dichte Nebel auf, welche die Umschau gar unmöglich machten. Da wir von Minute zu Minute auf das Erscheinen des Tigers gefaßt sein mußten, beobachteten wir absolutes Schweigen und ertrugen geduldig die Unbequemlichkeiten unseres luftigen Sitzes. Auf die Dauer änderte sich allerdings unser Verhalten ein wenig.

Ich hatte mir einen dicken, weit verzweigten Ast ausgesucht und saß, wie es mir anfangs vorkam, völlig bequem auf demselben; ich konnte nicht nur rittlings sitzen, sondern sogar eine halb liegende Stellung einnehmen. Auf einem etwas höher entspringenden Aste saß der Inspektor, gleichfalls reitend, und lehnte mit dem Rücken gegen den Stamm des Baumes. Wie sich die übrigen eingerichtet hatten, konnten wir nicht sehen, weil es so dunkel auf der Wiese war, daß wir kaum den uns so nahen Kadaver des Hengstes zu unterscheiden vermochten. Die in der Natur rings um uns her herrschende Stille war unheimlich genug, beinahe drückte sie uns nieder. Nur selten wurde sie durch das leise Schwirren der Fledermäuse unterbrochen, welche augenscheinlich die weiße Militärmütze unseres semmelblonden Rendanten herbeilockte.

Mit gespanntester Aufmerksamkeit horchte ich und strengte meine ganze Sehkraft an, um das nahe Dickicht zu durchdringen. Langsam, tödlich langsam verstrichen die einzelnen Minuten, mit jeder neuen Minute ward mein Sitz auf dem Aste unerträglicher. Obwohl kaum eine halbe Stunde vergangen war, seit ich diesen Platz eingenommen hatte, fühlte ich doch schon, wie die Glieder meines Körpers erlahmten. Die Füße fingen an, heftig zu schmerzen, so daß ich es schließlich nicht mehr aushalten konnte, mich mühsam emporrichtete und mir Bewegung machte, damit die Lähmung nicht gefährlich würde.

„Nun, Doktor, die Situation wird Ihnen wohl sauer?" hörte ich den Inspektor von oben her flüstern. „So ganz einfach sind die Anforderungen einer Tigerjagd nicht."

„Gehen Sie zum Kuckuck mit Ihrer Tigerjagd!" erwiderte ich in gereizter Stimmung. „Ich wollte, ich wäre zu Hause; nicht zehn Pferde zögen mich wieder hierher."

„Trösten Sie sich, junger Freund! Das ist nun einmal nicht anders," war seine leise geflüsterte Antwort. „Auch ich kann meine Beine nicht mehr rühren. Waffnen Sie sich nur mit der nötigen Geduld! Wer weiß, wie lange wir noch in dieser luftigen Stellung ausharren müssen, ehe es dem Tiger gefällt, sich blicken zu lassen!"

„Verwünscht genug!" brummte ich in den Bart und hörte nicht weiter auf ihn.

„Peter Petrowitsch, so achten Sie doch auf mich, Peter Petrowitsch!" drang nun ein kaum verständlicher Zuruf von dem Baume her, auf welchem der wohlbeleibte Revisor und der blonde Rendant saßen. „Bei Gott, ich halte es nicht mehr aus!"

„Was fehlt Ihnen nur?" hauchte der Inspektor hinüber.

„Was denn sonst, als daß ich es durchaus in der Ordnung fände, wenn wir einen kleinen Bissen zu uns nähmen und ein Schlückchen dazu tränken. Der Teufel mag wissen, wann die Bestie kommt! Inzwischen möchte ich aber durchaus nicht verschmachten."

„Sparen Sie gefälligst Ihren Appetit auf, bis wir glücklich nach Hause gelangt sind!"

„Ei, das fehlte noch, Peter Petrowitsch! Ist die Situation nicht an sich schon unausstehlich genug, daß es einem nun auch noch an den nötigsten Bedürfnissen fehlen soll!"

„Schnaps und Lebensmittel sind bei Senka," erwiderte ihm ziemlich unmutig der Inspektor. „Holen Sie sich den Korb selber, wenn Sie Ihre unzeitigen Leidenschaften nicht beherrschen können!" Dabei kletterte Peter Petrowitsch eine Etage höher, um seine erstarrten Beine wieder ins Leben zurückzurufen.

„Senka, he, Senka!" hörten wir nun die abgeschwächte Stimme des Revisors durch die Stille der Nacht dringen, und schauderten bei dem Gedanken, daß sich einer von den beiden in Frage stehenden Personen der fürchterlichsten Gefahr aussetzte.

„Was ist gefällig, Euer Wohlgeboren?" erwiderte der Bursche.

„Bringe doch einmal deinen Eßkober her, lieber Senka! Mir wird so flau."

„Zu Befehl, Euer Wohlgeboren, gleich auf der Stelle."

„Lärmt wenigstens nicht derartig!" rief der Inspektor verdrießlich dazwischen und fügte nicht gerade schmeichelhafte Urteile über das Benehmen seiner Genossen hinzu.

„Sie, Euer Wohlgeboren, halten gefälligst einen Augenblick das Gewehr!" hörten wir Senka seinem Herrn zuflüstern. „Ich bringe Ihro Wohlgeboren dem Herrn Revisor schnell den Speisekorb hinüber, sofort werde ich wieder zurück sein."

„Bewahre Gott! Was fällt dir nur ein, Senka, daß du einem so thörichten Verlangen nachgibst? Der Tiger kann jeden Augenblick kommen und dich zerreißen," antwortete Iwan Trofimowitsch in Angst verratendem Tone.

„Nein, Euer Wohlgeboren, jetzt kommt er nicht. Seien Sie unbesorgt!"

„Und an mich denkst du gar nicht? Mich läßt du ganz allein auf diesem Baume in so gefährlicher Lage? Und ich bin doch dein Herr, der dir zu gehen verbietet!"

„Erweisen mir Euer Wohlgeboren die Liebe, sich nicht zu erschrecken!" tröstete der Bursche den überängstlichen Herrn. „Der Tiger klettert ja nicht auf einen Baum."

Gleich darauf hörte ich, wie jemand an dem Stamme herabrutschte. Es war Senka, welcher über die Wiese lief und sich dem Baume näherte, auf welchem der gefräßige Revisor saß. Mir ward schwarz vor den Augen und ich zitterte an Hand und Fuß.

„Hier, Euer Wohlgeboren, Sie haben den Korb befohlen!" hörte ich seine Stimme.

„Vergelte dir's Gott, Bruderherz!" war die Antwort des gefühllosen Mannes, worauf der redliche Senka spornstreichs wieder umkehrte und seinen Baum erstieg.

„Nun, Senka, du bist wahrhaftig glücklich wieder da!" flüsterte Iwan Trofimowitsch dem Burschen zu. „Hast du denn etwas von dem Tiger gesehen?"

„Davor behüte mich Gott, Euer Wohlgeboren! Das wäre ein lebensgefährlicher Anblick gewesen. Ich wußte bestimmt, daß der Tiger bei solchem Lärm nicht kommen würde."

Endlich riß dem Inspektor die Geduld, er mußte ein Machtwort sprechen.

„Meine Herren, wenn wir nicht aufhören uns in so kindischer Weise bemerkbar zu machen, dann haben Sie sich's selber zuzuschreiben, daß der Tiger, welchen wir so bequem abschießen könnten, ausbleibt. Hungrig wie er ist, und durch uns gehindert, seine Mahlzeit zu halten, wird er sich auf die Lauer legen und uns morgen früh überfallen. Mich sollte es nicht wundern, wenn er den wohlbeleibten Freund Jakow Sawitsch zum Opfer ausersähe. Gefällt Ihnen diese Möglichkeit nicht, so bitte ich doch recht sehr, daß die Herren ihre Gespräche abkürzen und stillsitzen."

Diese eine furchtbare Drohung enthaltenden Worte fruchteten auffallend; alle verstummten und in der nächsten halben Stunde fiel nicht die geringste Störung vor. Aber wie langsam verstrich die Zeit! Die Minuten wurden uns zu Stunden; und auf wie viele derartige Minuten hatten wir uns noch gefaßt zu machen, ehe wir des Tigers ansichtig zu werden hoffen durften. Gewöhnlich holt er seine blutige Beute um Mitternacht, manchmal aber auch erst gegen Morgen. Die fürchterliche Aussicht, vielleicht die ganze Nacht auf dem qualvollen Sitze aushalten zu müssen, ward mir mit jeder Minute unerträglicher.

Dabei war ich so müde, daß ich es für geraten hielt, mich mit meinem Gurte an dem Baume festzubinden, damit ich nicht im Halbschlaf hinunterfiele. Die Lage der anderen Jäger wird nicht besser gewesen sein, als die meinige; denn ich hörte jeden Augenblick von dem Korkbaum oder der Eiche her schwere Seufzer, böse Verwünschungen und das Geräusch, welches durch Hin- und Herrutschen auf den rauhen Aesten hervorgerufen wird. Jeder trachtete seine Stellung zu verändern.

Der Inspektor verlor gelegentlich wieder die Geduld; bei jedem Stöhnen der Personen oder dem Rascheln des Laubes schalt und fluchte er leise. Schließlich konnte er sich nicht länger bezwingen und rief mit mühsam abgeschwächter Stimme:

„Meine Herren, so hören Sie doch endlich einmal auf zu ächzen wie . . . ." Hier folgte ein recht derbes Bild, welches die Gesellschaft wieder einmal für kurze Zeit zur Ruhe brachte. In seinem Bestreben für Ordnung zu sorgen unterstützte ihn das teilweise Nachlassen der Finsternis. Der Mond trat langsam über dem Dickicht hervor und warf einige matte Strahlen auf den üppigen Rasen. Wie von einem zarten bengalischen Feuer erleuchtet lag die ganze Waldwiese da. Das herzerfreuende Licht goß neues Leben in unsere Adern und uns wurde leichter und froher zu Sinn. Auch die Zeit verstrich schneller, und die unbequeme Lage ward weniger beschwerlich, seit unser Auge Beschäftigung fand. Uebrigens dauerte diese ermunternde Wirkung nicht lange. Als wir das neue

Bild eine Zeitlang bewundert und uns an die neuen Eindrücke gewöhnt hatten, wurden die alten Beschwerden unseres luftigen Sitzes uns doppelt fühlbar.

Der Mond stieg inzwischen immer höher, seine silberne Scheibe stand fast senkrecht über der Wiese, immer noch herrschte ringsum Grabesruhe. Ich verwünschte im stillen meine Einwilligung zu dieser Jagd, verwünschte den säumigen Tiger, den übereifrigen Inspektor und wer weiß, was sonst noch. Da erscholl plötzlich ein langgedehntes Brüllen, welches fast zu meinen Füßen erstarb.

Aus meinen Träumereien aufgeschreckt, schüttelte ich meine Mattigkeit ab und suchte mit den Augen in das Waldesdunkel einzudringen, aber vergeblich. Meinen ganzen Körper packte ein Fieberschauer und ein unbeschreibliches Gefühl von Hilflosigkeit überkam mich. Die langdauernde Aufregung vorher, die endliche Aussicht den Tiger zu erblicken und der Gedanke, daß ich nicht allzu hoch sitze, daß mich der Tiger vielleicht mit einem einzigen Sprunge aus meiner Position herabschleudern könne, mehrte meine Angst. Schon wollte ich vorsichtig höher klettern, bis zu Peter Petrowitsch hin, als unmittelbar unter meinen Füßen ein nur kurzes aber unglaublich heftiges Gebrüll ertönte und eine gewaltige dunkle Masse aus dem Gebüsch auf die Waldwiese sprang. Mit einem mächtigen Satze hatte sie die Entfernung durchmessen, welche zwischen dem Dickicht und dem Hengste lag; nun biß sie sich an dem leblosen Opfer fest.

Mit einemmale war alle Angst von mir geschwunden. Ich wußte, daß ich kaltblütig und besonnen zu Werke gehen mußte, legte mein doppelläufiges Gewehr an die Schulter und zielte; ich fürchtete nicht zu fehlen.

„Der Tiger!“ ertönte plötzlich durch die Stille der Nacht der verzweifelte Aufschrei des Iwan Trofimowitsch. „Schieße, Senka, Senka!“ brüllte er.

Dieser unzeitige Lärm störte alles; kein Wunder, daß meine Hand nun zitterte und die Kugel in das Gebüsch flog. Es knallten noch einige Schüsse und widerhallten dröhnend in dem Gebüsch, ehe der Tiger von der Pferdeleiche abließ und mit einem einzigen gigantischen Satze unter die schützenden Bäume verschwand. Ob er getroffen wurde oder nicht, kann ich nicht sagen, glaube es aber nicht. Hinter ihm her knatterten die Gewehre, als würde hier eine förmliche Schlacht geliefert. Wir schossen ohne Unterschied mit Flinten oder Revolvern, obgleich kein Ziel mehr sichtbar war, Panik und Wut stritten miteinander um die Herrschaft. Wir luden aufs neue und schossen vielleicht nur in der halb unbewußten Absicht, das furchtbare Raubtier derartig zu erschrecken, daß es ihm nicht einfiele, wieder umzukehren.

Mehr als die anderen regte sich Iwan Trofimowitsch auf. Er schrie wie besessen und spornte seinen Senka beständig zum Schießen an; dabei geriet er außer sich, daß der Bursche sich nicht genug beeilte, und wollte ihm behilflich sein. Er reichte ihm statt Pulver Kugeln, statt Kugeln Pulver und drückte ihm statt der geforderten Zündhütchen bald seinen Revolver, bald seinen Regenschirm in die Hand. Senka schoß, solange die ihm gereichte Munition vorhielt, und wir unterstützten ihn energisch in diesem knabenhaften Vergnügen. Noch heute scheint's mir ein Wunder, daß wir bei diesem wahnsinnigen Gebaren nicht einer den anderen niederschossen.

Es ist schwer zu sagen, wie lange das Gefecht gegen den unsichtbaren Feind gedauert haben würde, wenn nicht ein komischer Zufall demselben ein Ende gemacht hätte. Während Iwan Trofimowitsch seinen Senka zu fleißigem Schießen anspornte und ihn wie der ungeschickteste Knappe bediente, gab er nicht acht genug auf seinen eigenen Platz, verlor plötzlich das Gleichgewicht und stürzte mit dumpfem Aufprall in das weiche Gras hinab.

„Zu Hilfe! Um Gottes willen zu Hilfe!“ schrie er in maßloser Angst, lief auf der Wiese herum, von einem Baum zu dem anderen und versuchte vergeblich, wieder eine geschützte Stellung zu gewinnen.

Der treue Senka hatte sofort den Baum verlassen und war hinter seinem verlorenen Herrn hergelaufen, ohne daß dieser es merkte. Ihm folgten der wohlbeleibte Jakow Sawitsch und der blonde Victor Alexeiwitsch; auch Peter Petrowitsch und ich stiegen von unserem Baume herab, so daß wir uns nun wieder alle sechs auf ebener Erde befanden.

„Nun, meine Herren, müssen wir daran denken, nach Hause zu gehen,“ entschied der Inspektor. „Die Jagd ist leider vereitelt.“

„Wir müssen laufen, aber nicht gehen; sonst sind wir alle verloren!“ stöhnte kläglich Iwan Trofimowitsch.

„Natürlich müssen wir laufen,“ unterstützte den Zahlmeister der dicke Jakow Sawitsch mit flüsternder Stimme und blickte wild um sich. „Ich behaupte, meine Herren, daß der Tiger sich hier im Dickicht versteckt hält,“ sagte er so leise wie möglich, als fürchte er, daß das Raubtier seine Behauptung hören und verstehen könnte.

Wir eilten nun ohne viel Besinnen auf dem kaum erkennbaren Wege vorwärts. Die Führung hatte Senka, ihm folgte Iwan Trofimowitsch, hinter diesem liefen Victor Alexeiwitsch, dann Jakow Sawitsch und Peter Petrowitsch, ich war wohl aus Zufall der letzte geworden.

Anfangs beobachteten wir noch einige Ordnung und Gleichmäßigkeit, und ich ging ohne sonderliche Aufregung hinterdrein. Als wir aber in dichteres Gebüsch kamen, ergriff mich eine entsetzliche Angst; mir schien es plötzlich, als hätte Jakow Sawitsch mit der Vermutung recht, daß sich der Tiger wirklich irgendwo im Dickicht versteckt hielte und auf die Gelegenheit zum Einspringen auf uns lauerte. Da ich stets gehört hatte, daß es seine Gewohnheit sei, immer das letzte Glied einer Reihe zu greifen, so sah ich mich bei jedem Schritte um und erwartete jeden Augenblick den verhängnisvollen Angriff. Die anderen schienen mir da vorne durchaus nicht gefährdet.

Mit der Zeit wurde mir dieser schreckliche Gedanke unerträglich. An der ersten Stelle, wo der Weg etwas breiter wurde, benutzte ich diesen günstigen Umstand, eilte geschwind an der ganzen Reihe von Jägern vorbei und behauptete einen Augenblick den ersten Platz. Kaum aber hatte ich hier einige Schritte gemacht, so erschien Peter Petrowitsch vor mir, der natürlich infolge derselben Beängstigungen dasselbe Manöver ausgeführt hatte. Der dicke Jakow Sawitsch, welcher nun der letzte war, wollte dem Inspektor folgen; doch der hellblonde Rendant ließ ihn nicht vorüber, indem er die ganze Breite des Weges mit seinem Gewehr sperrte. Auch er wollte natürlich nicht der letzte sein.

„Victor Alexeiwitsch, lassen Sie mich um Gottes willen vorüber!“ beschwor ihn Jakow Sawitsch in kläglichstem Tone.

„Wohin?“ fuhr ihn Victor Alexeiwitsch an und wich nicht aus der Mitte des Weges.

„Nach vorn, teuerster Freund; dahinten ist es grausig zu gehen. Ich zittere davor, daß mich der Tiger an der Gurgel packt.“

„Sind Sie denn etwa besser als ein anderer, Jakow Sawitsch? Soll er mich vielleicht packen?“ antwortete mit begreif-

licher Selbstliebe Victor Alexeiwitsch. „Nein, ich danke bestens dafür, ich will doch lieber vor Ihnen gehen."

„Was lauft ihr denn alle so fürchterlich!" ächzte plötzlich Iwan Trofimowitsch, trotzdem er noch kürzlich darauf gedrungen hatte, daß wir laufen sollten. „Ihr wünscht wohl, daß ich allein zurückbleibe, weil ich dies Tempo auf die Dauer nicht einhalten kann! Habt ihr mich deshalb zur Beteiligung an der Jagd beredet, damit ich das Opferlamm abgeben soll? Das ist wenig kameradschaftlich, meine Herren!" Aber sein Appell an das Ehrgefühl der Genossen nutzte nichts, jeder war darauf bedacht, seine eigene Haut womöglich in Sicherheit zu bringen. Da fiel dem armen Iwan Trofimowitsch zu rechter Zeit ein, daß er ja seinen Senka bei sich habe; der sollte ihm helfen.

„Senka, du brauchst auch nicht immer vor mir zu gehen, als fürchtetest du, daß ich den Weg nicht allein finden könnte."

Schweigend trat Senka zur Seite und ließ Iwan Trofimowitsch vorbei.

„Senka, liebster Freund, laß auch mich vorbei!" bat mit schmeichelnder Stimme der zu Tode geängstigte Jakow Sawitsch. „Du sollst auch einen Rubel Trinkgeld haben."

„Gehen Sie in Gottes Namen, Euer Wohlgeboren! Auf Ihren Rubel verzichte ich übrigens gern; denn für solchen Preis verkaufe ich mein Leben nicht, glaube auch nicht, daß das Ihrige damit bezahlt wäre," antwortete Senka nicht ohne Verächtlichkeit. „Greift mich der Tiger, so existiert ein einfacher Soldatenbursche weniger auf der Welt."

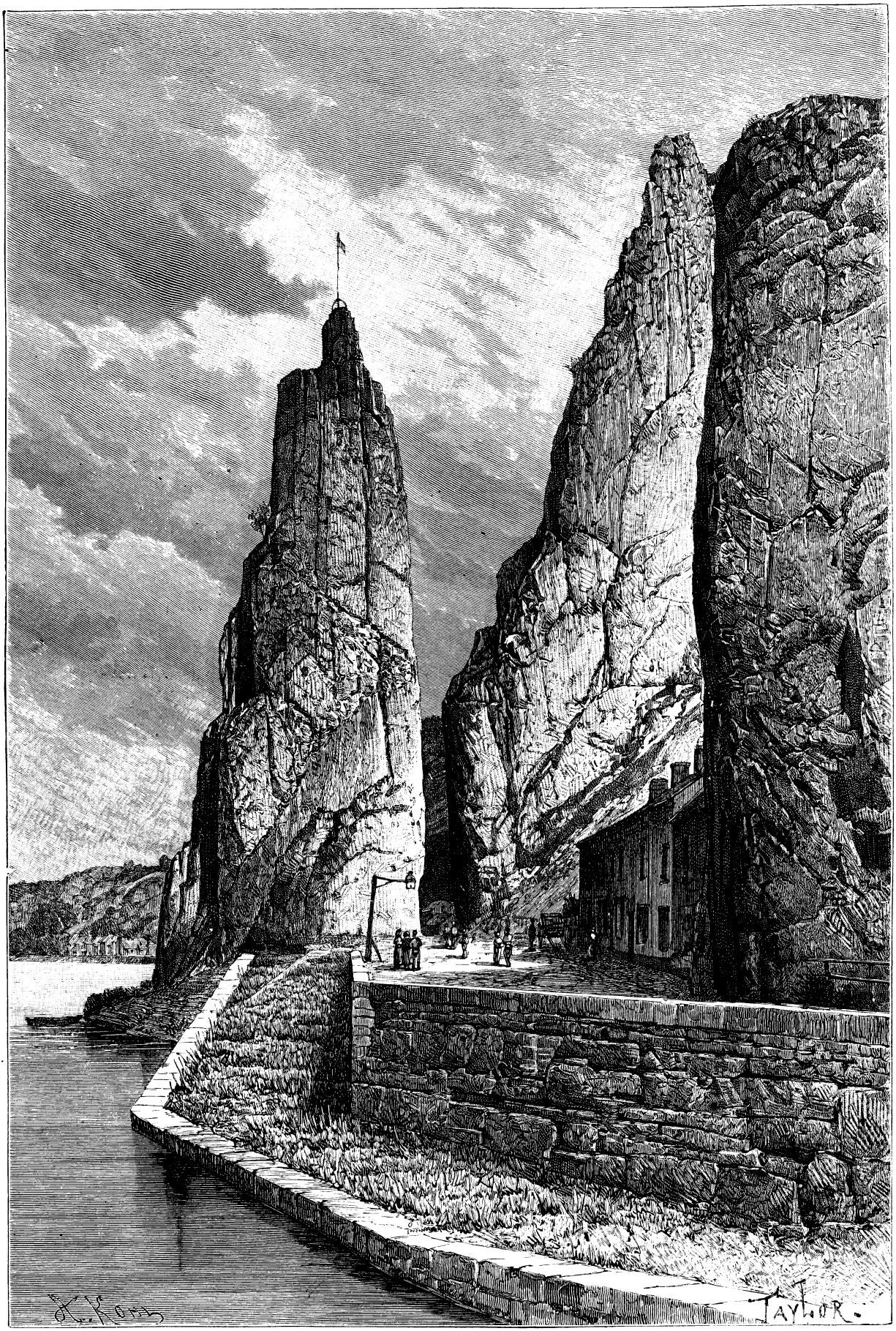
Beinahe in umgekehrter Reihenfolge langten wir um 3 Uhr morgens wieder in der Stadt an. Unsere Beine trugen uns kaum mehr, unsere Gemütsverfassung war die denkbar traurigste. Hatten wir einander auch nichts vorzuwerfen, so schämten wir uns doch namentlich vor Senka, dem einzigen, welcher keine Feigheit gezeigt hatte. Abgesehen davon, daß unsere Kleider nur noch aus Fetzen bestanden und unsere Haut arge Verletzungen durch die Dornen erlitten hatte, waren noch schmerzliche Verluste zu beklagen. Jakow Sawitsch hatte sein Gewehr auf dem Schlachtfelde fallen und in seiner Angst liegen lassen; Iwan Trofimowitsch hatte, als Senka noch vorausging, den unentbehrlichen Regenschirm und den Revolver fortgeworfen, obgleich er den letzteren erst kürzlich von einem Freunde aus Petersburg zum Geschenk erhalten. Dem Victor Alexeiwitsch hatte ein Dornzweig seine Mütze geraubt und ihm gleichzeitig die Stirnhaut verletzt. Natürlich blieben die verlorenen Gegenstände verloren, weil sich niemand an den grausigen Platz zurückwagte, um sie zu holen.

Noch vor Mittag war das von uns Sonntagsjägern bestandene nächtliche Abenteuer mit allen Einzelheiten in der Stadt bekannt geworden und bildete das allseitige Gesprächsthema. In erster Linie beschäftigten sich die neugierigen Städter mit dem treuherzigen Iwan Trofimowitsch, auf den der Inspektor, der Revisor und der Rendant, um sich selber zu rechtfertigen, beinahe mehr Schuld schoben, als er verdiente. Wo Iwan Trofimowitsch sich blicken ließ, ward er befragt und mußte beichten, wie er das Gleichgewicht auf dem Baume, die Kenntnis von Pulver und Kugeln, den Schirm, den Revolver und sonstiges mehr verloren hätte. Unermüdlich gab er an jeder Straßenecke den erwünschten Bescheid.

„Sehen Sie, meine Herren," erzählte er einmal, als ich darauf zurückkam. „Ich hatte recht mit der Behauptung, daß ich bei dem Erscheinen des Tigers die Fassung verlieren würde. Ganz so ist es gekommen. Als das Ungetüm auf den Hengst einsprang, waren meine Hände und Füße gelähmt, meine Besinnung verließ mich beinahe. Ich gebot Senka zu schießen und wurde erregt, als er meinen Befehl meiner Ansicht nach nicht pünktlich genug ausführte. Nachdem er dann geschossen hatte, waren meine Augen voll Pulverdampf; ich gab ihm Dinge, welche er gar nicht gebrauchen konnte, und ward endlich so verwirrt, daß ich Pulver und Regenschirm für dasselbe hielt. Um meinen Irrtum schnell wieder gut zu machen, löste ich meinen linken Arm für einen Augenblick von dem Aste, weil ich mit beiden Händen nach dem Pulver greifen wollte. Aber wehe, nun drohte mir der Regenschirm zu entfallen, den mußte ich wieder ergreifen. Statt ihn jedoch zu erhaschen, glitt ich mit den Beinen aus und stürzte dem Regenschirm nach, stürzte beinahe dem Tiger in den Rachen. Zweierlei ist gewiß, meine Herren," schloß er seinen kurzen, anschaulichen Bericht, „nämlich erstens, daß der Tiger sowohl wie wir unerfahrenen Jäger sehr zufrieden sein können, daß es so und nicht anders gekommen ist, zweitens aber, daß ich nicht wieder auf eine Tigerjagd gehe, wenn man mir auch ganze Tonnen Goldes böte. An die ausgestandene furchtbare Angst wird, wenn vielleicht auch nicht die anderen Herren, so doch sicherlich Iwan Trofimowitsch zeit seines Lebens denken."

Der Bayardfelsen (roche à Bayard).

Die beiden riesigen Felsennadeln, die wir auf nebenstehendem Holzschnitt unseren Kameraden unter dem Namen des Bayardfelsens vorführen, haben ihren Namen nicht von dem tapferen, edlen Bayard, dem „Ritter ohne Furcht und Tadel", der ein Provençale war, sondern von Bayard, dem herrlichen Streitroß der „vier Haimonskinder", und liegen auch nicht im heißen, südlichen Frankreich, sondern in Belgien, in der Heimat der Haimonssöhne und auf dem Schauplatz von deren sagenhaften Thaten. Wohl alle unsere jungen Kameraden kennen das hübsche Volksbuch, welches die „Sage von den vier Haimonskindern" erzählt, und so können wir dieselbe hier unberührt lassen. Unser Bild führt uns nach Dinant an der Maas, wo diese ihren Lauf durch ein enges, felsiges Thal mit nah zusammendrängenden steilen Uferhöhen erzwingt. Dinant liegt am rechten Ufer der Maas, höchst malerisch überragt von nackten, kahlen Kalksteinfelsen, auf deren Gipfel die früher sehr sicheren und bedeutenden Festungswerke liegen, denen Dinant einst den Ruf einer höchst wichtigen Sperrfeste verdankte, — eine Bedeutung, welche es heute, in der Zeit der gezogenen Geschütze, allerdingt nicht mehr hat, weshalb auch die Stadt im Jahre 1879 entfestigt worden ist. Auf dem linken Maasufer, Dinant gegenüber und mit demselben durch eine Bogenbrücke verbunden, liegt die Vorstadt St. Médard mit dem Bahnhof. Auf der Brücke selbst genießt man eine prächtige Aussicht. Kaum hat man aber die Vorstadt St. Médard durchschritten und deren letzte Häuser passiert, so sieht man auf dem jenseitigen Ufer die Felsennadel des Roche à Bayard, dicht am Ufer ihre graue, gabelförmige Masse von einem Amphitheater von teilweise kahlen Bergen sich abzeichnen — ein wirklich überraschender Anblick. Früher



Der Bayardfelsen (roche à Bayard).

waren die beiden Zinken oder Nadeln gabelförmig, nur durch einen engen Spalt getrennt, allein das Bedürfnis einer hart an der Maas hinzuführenden Straße nötigte die Bewohner, eine Bresche durch den Fuß der beiden Felshörner zu brechen und in diese Bresche die Fahrstraße zu legen, welche nun die zerrissenen und zerklüfteten Felsenwände spaltet und die Gabelfelsen in zwei Nadeln teilt, deren eine nun, wie unser Holzschnitt zeigt, sich dicht am Wasser aus dem Uferrande erhebt, während die östliche aus der wie mit Zinnen bekrönten mächtigen Felsenwand hervortritt, die hier mehrere Kilometer weit das rechte Ufer der Maas begleitet. Der Name des Felsens rührt von der Sage von den Haymonskindern her; diese vier tapferen Krieger Karls des Großen sollen auf ihrem Streitrosse Bayard von diesem Felsen aus hinunter in die Maas und gegen den Feind gesprengt sein, während Karl der Große Stufen in den Fels hauen ließ, um seine Scharen von den Felsenhöhen herab und über die Maas zu führen.

Unter Korsaren.

Von **H. Wörishöffer.**

(Fortsetzung.)

Scenen des Entsetzens bezeichneten diesen Weg, blutige Zusammenstöße, in denen immer die Amerikaner den Sieg behielten, Scharmützel zwischen Sklaven und Korsaren, unbewaffneten, mit dem Mute der Verzweiflung kämpfenden Menschen und ihren bisherigen Gebietern, die nun reihenweise, von zwei Gegnern zugleich angegriffen, blutend und sterbend am Boden lagen. Wer gestern noch den rechtlosen Christen nach Willkür peitschen ließ, der wurde in dieser Nacht einer entsetzlichen Wiedervergeltung von demselben Manne kalten Blutes erdrosselt. „Alle Schuld rächt sich auf Erden." Die Bewohner von Bengasi erfuhren zwischen Niedergang und Aufgang den Sinn dieser inhaltschweren Worte.

Zwischen Gärten versteckt lauerte eine größere Anzahl von Sklaven. Dichtes Gebüsch verbreitete trotz der brennenden Umgebung doch Schatten genug, um die halbbekleideten Gestalten notdürftig den Blicken zu entziehen. Schwarze und Weiße standen mit versengten Händen und Bärten flüsternd bei einander, die Gesichter vom Pulverdampf grau gefärbt, die Füße nackt und die wenigen Lumpen zerfetzt und zerrissen. Eine jede Hand trug irgend eine Waffe, vom Schießgewehr bis zum einfachen Feldstein, der, wenn er des Gegners Stirn traf, ebenso verderblich wirken mußte, wie etwa eine Musketenkugel; jedes Auge blitzte und jedes Herz schlug schneller.

Käme er doch bald, der, dem alle diese stummen Drohungen galten! — Käme er doch endlich!

Auch Jim befand sich bei der versteckten Schar und gerade in seinem Gesicht glühte die wildeste Rachbegier. Er hielt in der Hand einen schweren Pfahl, eben aus dem Boden gerissen, am unteren Ende noch mit Erde bedeckt — und er wog prüfend, mit grausamem Lächeln die gefährliche Waffe.

„Möchte ich es sein, der dem Tyrannen die Wiedervergeltung bereitet! Möchte sich meine, gerade meine Hand in sein Blut tauchen dürfen! —"

Und in Jims Augen loderte ein satanisches Feuer. Er horchte, daß ihm der Kopf zu zerspringen drohte. „Kam da nicht Musik?"

„Pst! — Trommeln und Beckenklang! Das tönt wie Sieg, wie Jubellaut! — Heisa, wir wollen dir's zunichte machen!"

Auch die übrigen lauschten. „Er kommt! Er kommt!"

Ein Schwarzer flog wie ein Schatten über die Straße. „Achtung! er ist da! Rache für alle unsere Leiden!"

Aus dem Gebüsch lugte Nummer neun, der Profoß; in seiner Hand lag die Peitsche, in dem tierischen Gesicht der Ausdruck brutalen Behagens. „Sie will tanzen, meine schlanke Freundin," sagte er, das Marterinstrument schwingend, „sie will ein ganz besonderes Vergnügen genießen. Die sollen lachen, die da früher weinen mußten — und umgekehrt auch!"

„Pst! Da ist der Zug!"

Im Laufschritt kam eine Abteilung Infanterie die Straße herauf. Voraus schritt ein Mann, der an langer verzierter Stange drei flatternde Roßschweife trug, Fuads Rangesabzeichen, mit dem er so gern paradierte — dann folgte die Musik und dieser wieder der Pascha selbst. Dunkelrot vor Anstrengung, keuchend und schwitzend schritt er einher, aber gleichwohl kampfesmutig und ohne einen Gedanken des Zurückweichens. Fuad war bei aller seiner Grausamkeit und Brutalität doch persönlich tapfer — eine Eigenschaft, die mit den vorgenannten durchaus nicht immer Hand in Hand zu gehen pflegt.

Jetzt näherte er sich der versteckten Gruppe. Was war das kleine Häuflein seiner Getreuen gegen diese Anzahl haßerfüllter Sklaven? — Ein Nichts, ein Schatten.

Sie sahen das auch alle, sie frohlockten und faßten fester die Waffen. Jetzt kam der Augenblick der Entscheidung.

Mit wildem gellendem Kampfgeschrei sprangen die Rächer aus dem Gebüsch hervor; ihrer zehn umringten den Pascha und entrissen ihm die Waffen, schleuderten ihn zu Boden, hatten ihn wehrlos gemacht, ehe er sich dessen versah. Andere zerschlugen die Stange seines Banners, zerfetzten die Roßschweife und traten dieselben in den Staub — den Musici wurden mit ihren eigenen Instrumenten die Schädel eingeschlagen, Schuß um Schuß knallte, Wehlaute mischten sich hinein, wie eine Otter zischte vor Wut der Pascha.

„Laß mich los, Hund von einem Christen! Was willst du, Nummer neun? — Zu Tode peitschen lasse ich dich!"

Der riesige Schwarze lachte sehr zufrieden. „So? So? Na, wollen das liebe alte Leder gleich in der Uebung halten. Kehrt diesen Fettklumpen von einem Manne einmal um, Kameraden, legt ihn auf den Schmerbauch!"

Ein allgemeines Gelächter folgte diesen Worten. „Was soll die Spielerei?" rief eine Stimme. „Laßt mich den Unhold totschlagen, dann ist das alles zu Ende!"

„Sachte, sachte, erst soll der süße Freund ein wenig singen, so: Au! Au! Au! in immer steigender Tonfolge, das ist ein Hochgenuß für den, der es hört."

Sie lachten wieder. „Ja! Ja! Laßt den Vogel singen."

„Kehrt ihn auf den Bauch! Schnell!"

Fuad wehrte sich, obwohl vergebens, mit Händen und Füßen. „Wahnsinnige!" schrie er, „elende Schurken! Laßt ab! Laßt ab! Vergeßt ihr denn, wer ich bin?"

Und nun erhob sich plötzlich ein ganzer Chor von Stimmen. „O nein, nein, Fuad-Pascha, wir vergessen es wahrlich nicht. Du bist der grausamste, der blutdürstigste Mann, den die Erde jemals getragen hat."

„Du weidetest dich an den Qualen deiner Opfer, es war für dich Musik, ihre Knochen zerbrechen zu hören, ihr schuldloses Blut wolltest du fließen sehen."

„Den unglücklichen jungen Deutschen hast du gefoltert, bis sein Leben an einem einzigen Haare hing!"

„Und denkst du wohl an meinen alten Vater, blutdürstiges Scheusal! an meine beiden kleinen, mutterlosen Kinder? Wohin sind sie gekommen? Was hast du aus ihnen gemacht? — — Alles tot, tot, gestorben unter deiner Peitsche, du Ungeheuer! Ach, könnte ich dich mit Skorpionen züchtigen, anstatt mit Ruten!"

„Gib es ihm, Nummer neun! Gib es ihm! Sein Fleisch ist nicht zu gut, um wie das unsere von der Peitsche zerfetzt zu werden."

Fuad schrie laut, aber er bat nicht um Erbarmen, er drohte noch im Augenblick der höchsten Gefahr. „Töten will ich euch alle, alle!"

Dann fiel der erste Peitschenhieb, von dem Sklaven dem früher so allmächtigen Gebieter verabreicht; er wurde mit lautem Jubel begrüßt. „Tüchtig, Nummer neun! Tüchtig! Gib es ihm gesalzen und gepfeffert!"

„Lache hier keiner!" rief eine Stimme. „Das ist kein Spaß, sondern ein Gericht Gottes, eine sehr ernsthafte Sache."

„Auge um Auge, Zahn um Zahn!"

„Ach, in diesem Falle doch nur ein Hundertstel des verwirkten Betrages! Sollte Fuad-Pascha heimzahlen, was er an Qual und Herzeleid seinem Nächsten zugefügt — er könnte nicht lange genug leben, um die Riesenschuld abzutragen!"

Es wurde jetzt still um die Scene des Schreckens her. Fuad ertrug ohne einen Schmerzenslaut die wuchtigen Hiebe, welche ihm Nummer neun verabreichte; das Blut drang durch seine Kleider, aber er bettelte nicht um Gnade. Das flößte selbst den erbittertsten Gegnern einen unwillkürlichen Respekt ein.

„Fünfzig!" zählte der Neger. „Das ist vom ersten Gericht eine ausgiebige Portion, Kameraden. Noch mehr möchte ihm den Appetit auf alles Folgende verleiden."

„Dann laß den zweiten Gang beginnen. Brich ihm alle Knochen im Leibe entzwei, Nummer neun!"

„Laßt mich zu ihm!" überschrie Jim die anderen. „Mit Fußtritten hat er mich, so oft ich in sein Zimmer gerufen wurde, empfangen und verabschiedet. Jetzt will ich ihm das mit Zins und Zinseszins zurückzahlen."

„Schweig, du dumme Kröte! Dein boshaftes Gesicht ist wahrhaftig nicht dazu geeignet, dir Freunde zu erwerben."

„So? — Gilt hier etwa einer mehr als der andere?"

Und nun entstand ein Drängen und Stoßen. Jeder einzelne wollte gegen Fuads Stirn den Todesstreich führen, es wurden Stöcke und Beile durch die Luft geschwungen, hie und da traf ein Hieb, das Blut floß in Strömen, mehr und mehr erhitzten sich die Gemüter.

„Das für mich, du elender Heide!" — „Und das für mich!"

Jim hatte sich durchgedrängt, sein Pfahl traf des Paschas Kopf. „Das für die Striemen auf meinem Rücken, du Vampyr!"

Fuad schien sprechen zu wollen, aber nur ein Blutstrom drang über seine Lippen, — es war ein Halbtoter, an dem die gereizten, zum Aeußersten getriebenen Menschen ihre Wut kühlten. Die seidenen Gewänder lagen, zu tausend Fetzen zerrissen, umher, der Körper wurde buchstäblich zermalmt und zerquetscht, von dem noch vor wenigen Stunden so gefürchteten Manne blieb nichts mehr übrig, als nur eine formlose Masse, ein Etwas, dem weder Gestalt noch Name gegeben werden konnte.

Der Neger nahm seine Peitsche und hielt sie hoch empor. „Da ist das verfluchte Ding!" rief er. „Jahrelang habe ich damit gehauen, oder bin selbst gehauen worden — das hat nun alles ein Ende!"

Und er schleuderte das Instrument in die Flammen des nächsten Hauses. „Da, verdirb! — Wir sind freie Leute!"

„Laßt uns jetzt nur eilen, die Schiffe zu erreichen! Vielleicht begegnen uns vorher noch Soldaten!"

„Ach," rief eine Stimme, „ach, diese Seligkeit, wenn man erst an Bord wäre und nun die Heimreise antreten könnte! — Wenn man Deutschland und alle seine Lieben, seine Freunde wieder sehen dürfte!"

„Still! Still! — Wer wird das Glück beim Namen rufen! Es flieht, sobald du es zu besitzen wähnst."

„Laßt uns eilen! eilen!"

„Horch! Da klangen Schüsse!"

„Ein Weinen, Aechzen — wer mag es sein?"

„Hilfe!" rief in deutscher Sprache eine Stimme. „Hilfe, wer ihr auch seid! Hierher! Hierher!"

„Das ist Hamid, der alte Geistliche!"

Und zwanzig, fünfzig Männer antworteten zugleich. „Hamid!" klang es durch die Nacht. „Hamid, wo bist du?"

„Hier! Hier! Unter den Säulen des Brunnens."

Sie setzten sich in Bewegung, alle zugleich, als könne kein einziger den Ruf des Alten unbeachtet lassen. „Wir kommen, Hamid! Wir kommen!"

Neuntes Kapitel.

Ganz allein und verlassen blieb Fuads verstümmelter, bis zur Unkenntlichkeit entstellter Leichnam auf dem Kampfplatz liegen; alle Soldaten, die vorhin der gefürchtete Pascha befehligt hatte, waren geflüchtet oder zu Boden geschlagen worden, während die glücklichen Sieger im Laufschritt zur Säulenhalle des Brunnens eilten und dort ein zweites, mit Trümmern und Splittern bedecktes Schlachtfeld vorfanden.

Sterbende und Tote lagen auf den Fliesen; hier tönte leises Wimmern, dort Beten und unablässiges Schluchzen, zwischendurch das Flehen um Hilfe, um einen Trunk des kalten Wassers, das fast im Bereiche der Hand und doch den armen Leidenden unzugänglich war. Zerbrochene Lanzen, zerfetzte Fahnen und Roßschweife kennzeichneten die Wut des hier ausgestrittenen Kampfes, wohl des hauptsächlichsten, der in dieser Schreckensnacht überhaupt stattgefunden hatte und aus dem die Amerikaner als Sieger hervorgegangen waren.

Auch hier brannten rings in den Gärten die niederen Häuser gleich lohenden Fackeln, — ihr schauerlicher Glanz erhellte eine Scene, wie sie ernster und trauriger nicht gedacht werden konnte. Auf einer der Steinstufen, gebadet in Blut, lag Hassan ben Ismael mit geschlossenen Augen und schlaff herabhängenden Armen. Seine durchschossene Brust atmete schwer, der Kopf mit dem reichen, leicht gelockten Haar ruhte an der Brust jenes Mannes, der in Bengasi als der Sklave Hamid bei allen, die ihn kannten, gleich sehr beliebt war und der jetzt in seiner hohlen Hand Wasser aus dem Bassin schöpfte, um damit die Lippen des Verwundeten zu benetzen.

Von allen Seiten kamen Leute herbei,

Soldaten und Bürger, Weiße und Farbige. Allen voran drängte sich Matthias, unruhig blickend, mit fliegender Hast, als

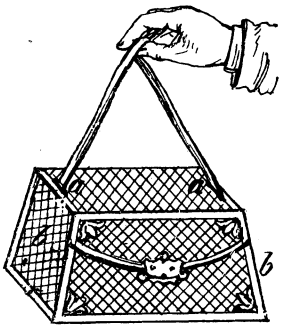


Fig. 1

fürchte er, zu spät einzutreffen. „Hamid! Hamid! Wo bist du?"

„Hier, mein Junge! Komm schnell zu mir!"

Auch die übrigen scharten sich um den schwerverwundeten Mann und nicht wenige unter ihnen machten Miene, gegen ihn und den alten Sklaven feindlich vorzugehen, besonders war es Jim, der auch hier seinen, jetzt mit Blut bedeckten Pfahl durch die Luft wirbelte.

„Schlagt ihn tot, den Tyrannen!" rief er. „Laßt von der Räuberbrut keinen einzigen am Leben!"

„Hamid! Hamid! Hältst du dich ganz offenkundig zu unseren Feinden? Willst du deine Leidensgenossen verraten?"

Der weißhaarige Alte sah furchtlos von einem zum anderen. „Ich will diesen Mann hier, Hassan ben Ismael, in sein Schloß tragen!" sagte er mit erhobener Stimme. „Wer hilft mir dabei?"

„Ich! — Ich! — Und ich! —"

„Aber der Weg führt rückwärts, wieder in die Stadt und damit in die Gefahr hinein, — habt ihr das bedacht, Leute?"

„Einerlei. Wo Hamid ist, da können auch wir bleiben!"

Die Mehrzahl der Sklaven trennte sich von dem kleinen Zuge, welcher jetzt langsamen Schrittes den Weg zum Schlosse einschlug. Jim hatte, als er die vorwitzige Hand an den Schwerverwundeten legen wollte, ein paar gehörige Ohrfeigen erhalten und war derart zurückgedrängt worden, daß es ihm rätlicher schien, keinen Laut mehr von sich zu geben. Auch die anderen Schreier verstummten und so konnten denn vier Männer, unter ihnen Hamid und Matthias, ungehindert den Bewußtlosen in Sicherheit bringen.

Das Schloß war unversehrt, aber leer; sämtliche Sklaven hatten es verlassen. Finster lagen die weiten, fürstlich ausgestatteten Räume, öde und ohne Leben, nur des Paschas Liebling, das kleine, seidenlockige Schoßhündchen, irrte wimmernd umher und erregte durch seine klagenden Töne das Mitleid der barmherzigen Samariter, die jetzt den Verwundeten auf das Bett legten und ihn zunächst von den blutdurchtränkten Kleidern befreiten.

Hamid that dabei die Hauptsache, er ordnete alles an, er verstand jeden Handgriff, er wußte, wie man möglichst schmerzlos eine Wunde behandelt, wie man das sinkende Haupt des Sterbenden bettet und wie man ihm von Zeit zu Zeit irgend ein Stärkungsmittel einflößt.

Matthias und die beiden anderen halfen nach besten Kräften. Das Blut wurde gestillt und die Wunde mit kalten Kompressen versehen, — Hassan öffnete endlich die Augen, er war jetzt bei vollem Bewußtsein.

„Hamid!" flüsterte er. „Matthias! — Ihr habt mich nicht verlassen."

Der Alte beugte sich liebevoll über ihn. „Ich verlasse dich nicht, Hassan! Mein Platz ist an deiner Seite, du weißt es."

Der Pascha sah dankbaren Blickes zu ihm empor. „Wer hat den Sieg?" fragte er.

„Die Amerikaner, Herr! Man löscht jetzt den Brand, der Kampf ist vorüber und nur noch plündernde Rotten durchziehen die Straßen."

Hassan bewegte matt die Hand. „Gottlob!" seufzte er in deutscher Sprache. „So sind Hunderte aus Leid und Elend erlöst. Auch ich! — Auch ich! —"

Und dann suchte sein Blick den des Knaben. „Setze dich zu mir, Matthias, gib mir deine Hand. So! Ich will dir die Geschichte meiner Jugend erzählen. Nein, nein, Hamid, schüttle nicht den Kopf, mir schadet nichts mehr, — ich muß sprechen, um ruhig sterben zu können."

Sein Blick hing fest an dem des tief erschütterten Knaben. „Du hast meine Seele gerettet," sagte er. „Seit du an jenem ersten Morgen unserer Bekanntschaft so furchtlos vor mir, dem Gefürchteten standest, ist in meinem Herzen eine Wandlung vorgegangen, — was mich während eines halben Menschenalters heimlich quälte, das muß jetzt ausgesprochen und — gesühnt werden. Matthias, entsinnst du dich unserer Unterhaltung im Lager der Beduinen? Du erzähltest mir von jenem Hause auf dem Steinhöft in Hamburg, von der Matrone mit den weißen Händen und — —"

„Herr, du schadest dir!"

Ein Kopfschütteln antwortete dem Alten. „Laß mich, Hamid! — Sieh, Matthias, die unglückliche Frau hatte einen einzigen Sohn und dieser Verirrte ging heimlich aus Hamburg fort, um der elterlichen Zucht zu entrinnen, um, wie er meinte, klüger als die alten Leute das Glück im Fluge zu erhaschen. Er ist bitter, unsäglich bitter bestraft worden!"

Matthias beugte sich voll Liebe und Erbarmen zu dem schweratmenden Manne herab. „Herr," sagte er leise, „ich weiß, was du mir mitteilen willst, — ich wußte es schon seit jener Stunde unter den Zelten des Beduinenfürsten."

Hassan legte die Hand an seine heiße Stirn. Er schloß vor Schwäche die Augen. „Ich selbst bin der Unglückliche, ich — ich! Aber nicht nur dies eine Verbrechen lastet auf meiner Seele, — ich habe auch noch ein anderes, größeres begangen!"

Seine Stimme sank herab zum Flüstern, ein Schauder durchlief seine Glieder. „Ich habe meinen Glauben abgeschworen," fügte er kaum verständlich hinzu.

Hamid reichte ihm etwas Wein und ließ ihn an einer scharfen Essenz riechen. „Schlafe!" bat er mit erstickter Stimme. „Schlafe! Gott sieht dein Herz, das genügt!"

Aber Hassan schüttelte aufs neue den Kopf. „Wieder ließ ich mich verlocken von dem Gedanken an das Geld, an den Vorteil," setzte er leise sprechend hinzu. „Die Korsaren eroberten das Schiff, auf dem ich mich befand; mein Schicksal brachte mich an den Hof des Sultans nach Konstantinopel, in die Hände Ismail Paschas, der an mir so großes Gefallen fand, daß er mich vom Sklaven zu seinem Sohne erhob, — zu seinem Erben sogar, wenn ich das Christentum gegen die Lehre Mohammeds austauschen und den Glauben meiner Väter abschwören wollte.

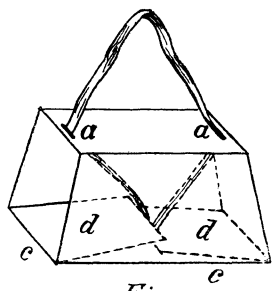


Fig. 2

„Ich schwelgte im Glück, in der Erfüllung aller Wünsche, es schien mir so leicht, von nun an statt Robert Vollgold —

Hassan ben Ismael zu heißen. Was verschlug das? Einen Gott Himmels und der Erde gab es ja doch nur; sollte man nun nicht dies höchste Wesen ebensogut auch Allah nennen dürfen?

„Und der Abfall war geschehen; mein Schutzengel kehrte mir seit jener Stunde beharrlich den Rücken. O Matthias, ich sage dir, es ist etwas Entsetzliches um ein gequältes Gewissen, etwas Entsetzliches um das unrechte Gut. Ich habe als Robert Vollgold das Leben geliebt und nach seinen Schätzen gestrebt und gerungen mit heißem Begehren, — als Hassan ben Ismael mußte ich hungern am vollbesetzten Tisch. Geld und Gut hatte ich reichlich, aber es lag schwer und tot in meiner Hand, ich konnte mir für all dies gleißende Geld keinen Augenblick innerer Zufriedenheit erkaufen, keinen Schimmer wahrer Freude. O wie elend, wie unglücklich war mein Leben! — —

(Fortsetzung folgt.)

Die magischen Handkoffer.

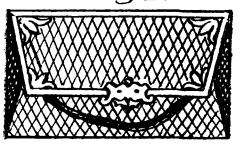
Infolge einer an den „G. K." gerichteten Anfrage geben wir nachstehend die Beschreibung der magischen Handkoffer, welche wahrscheinlich auch für den größeren Kreis unserer jungen Leser von Interesse sein wird.

Die Menge kleiner Handkoffer oder Arbeitstaschen, welche ein Zauberkünstler unter verschiedenen anderen Gegenständen aus einem Hute nimmt, erheischen eine nicht unerhebliche Genauigkeit in der Arbeit, können aber doch wohl von unseren jungen gelehrigen Kameraden, namentlich wenn sie die bisher gegebenen Anleitungen zur Anfertigung von Papparbeiten gehörig studiert haben, mit ziemlicher Leichtigkeit angefertigt werden.

Die Handkoffer, aus Pappendeckel hergestellt und mit lederartigem Papier überzogen, haben ungefähr das Aussehen unserer Fig. 1.

Derselbe ist so eingerichtet, daß er von allen Seiten zusammengeklappt werden kann,

Fig. 4.



um einen möglichst geringen Raum einzunehmen. Der Koffer ist ungefähr 15 cm lang, 8 bis 9 cm hoch und 9 bis 10 cm breit.

Zur Herstellung desselben verfahre in nachfolgender Weise

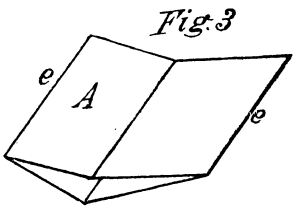
Zuerst schneide aus einem circa 1½ mm dicken Pappendeckel die Vorder- und Hinterwand, welche des besseren Aussehens wegen nach oben, vielleicht im ganzen um 1 cm, verjüngt zulaufen, dann den Deckel und Boden, welch letzterer sich nach der unteren Breite der obigen beiden Stücke richten und etwas länger wie der Deckel sein, sowie auch die Dicke der Pappe hinzugerechnet sein muß, da die Wände des Kastens zweckmäßigerweise auf denselben ruhen müssen. Alsdann schlage vermittelst eines entsprechend schmalen, scharfen Stemmeisens an den beiden Enden des Deckels a—a ein kleines Loch aus, welches so viel Spielraum haben muß, daß ein kleines, vielleicht 5 mm breites Leinenband sich in demselben leicht hin und her bewegen kann. Bist du so weit vorgerückt, so vereinige diese vier Stücke zu einem offenen Kasten, indem du die Ränder mit Streifen von dünnem Buchbinderleder oder Leinen verklebst, wodurch du einen hohlen Kasten ohne Seitenwände erhältst (Fig. 2). Der Kasten hat somit noch keinen Halt und kann in der Diagonale leicht aufeinandergeklappt werden, was jedoch erst später in Betracht kommt. Nun hast du nachzumessen, wie groß die Seitenstücke b—b (Fig. 1) sein müssen, um sie ebenfalls auszuschneiden. Dieselben sind dem Inneren des Kastens genau anzupassen, um sich in demselben leicht bewegen zu können. Dann werden dieselben an den Boden c—c (Fig. 2) mit schmalen Leder- oder Leinwandstreifen ebenfalls angeklebt. Durch die beiden Oeffnungen des Deckels a—a wird nun das entsprechend lange Band gezogen und mit den Enden an die Seitenstücke, am besten durch Einlassen und Verkleben, befestigt. Es wird dir nun klar sein, daß die Seitenwände, wenn mit dem Boden verbunden, nach dem Inneren des Kastens flach heruntergedrückt werden können, so daß sie am Boden liegen, wobei sie das Band durch die lockeren Oeffnungen bei a—a nachgezogen haben (Fig. 2 d — d). Darüber kannst du alsdann das ganze Gehäuse des Kastens, wie schon bemerkt, in der Diagonale zusammenlegen (Fig. 3 e—e) und den überstehenden Teil des verschobenen Kastens A wiederum von e nach e zusammenklappen, so daß dieser oben auf zu liegen kommt, wodurch die Gesamtteile des Kastens einen möglichst kleinen Raum einnehmen und sich schließlich wie Fig. 4 gestalten, wobei zu beachten, daß das im Inneren befestigte Band etwas vor dem letzten Auffschlag hervorsteht, damit es leicht ergriffen werden kann. Ziehst du dasselbe nun empor, so wird der Koffer die in Fig. 1 angegebene Form annehmen. Zu bemerken ist noch, daß die an dem Koffer bemerkbare Klappe mit Schloß nur zum Schein vorhanden ist, um demselben ein natürliches Ansehen zu geben.

Mit welchem Papier und mit welchem Zierat du den Koffer alsdann zu bekleben gedenkst, das muß deinem Geschmacke anheimgegeben werden.

Zum Verbinden der Ränder, da also, wo sich die einzelnen Teile bewegen, eignen sich am besten Streifen von sogen. Saffianleder, da dasselbe etwas elastisch und nachgiebig ist, die am besten vermittelst Leim angeklebt werden, während zum Ueberziehen des Kastens sich besser Kleister eignet.

Nun raten wir dir, erst einen Probekasten anzufertigen, um etwaige Mängel

Fig. 3.



zu erkennen, und danach die anderen herzustellen.

Hat man mehrere solcher Koffer fertig, so legt man dieselben flach aufeinander und umgibt sie insgesamt mit einem Gummibande, das zur geeigneten Zeit leicht entfernt werden kann, während man das ganze Paket in ein Stück schwarzen Zeuges einschlagen kann.

Liebe zur Freiheit.

Im Mai 1827 lieferten sich Griechen und Türken unfern Athens ein heftiges Gefecht. Dasselbe endete mit einer Niederlage der ersteren, und viele tapfere Sulioten fanden ihren Tod. Ein Verwandter von Marcos Botsaris gewahrte die Flucht seiner Landsleute. Die Kleider mit Blut bespritzt, auf einem dem Feinde entrissenen Pferde reitend, rief er ihnen zu: „Wohin flieht ihr? Unsere Brüder, die Sulioten, sind gemordet!"

Da ihn niemand hörte, hielt er einige Augenblicke das Roß an, und unter einem Strom von Thränen stöhnte er: „Lieber will ich unter meinen Gefährten sterben, als mit euch, ihr schamlosen, feigen Memmen entfliehen." Ungestüm warf er sich auf den Feind. Alle Sulioten waren in dem wütenden Kampfe gefallen; nur er, Georgios Donkos, wurde gefangen genommen und dem türkischen Heerführer Redschid vorgeführt.

„Wer seid Ihr," fragte Redschid.

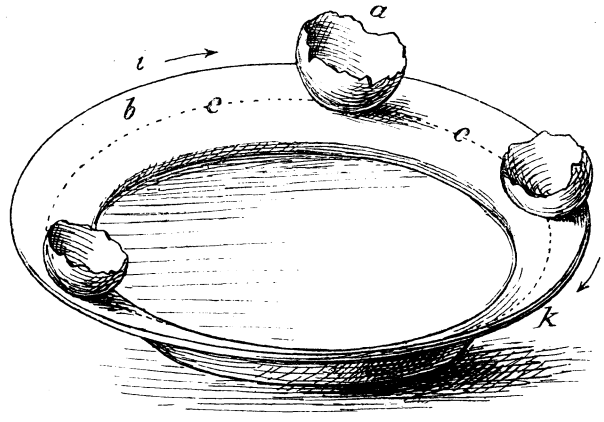
„Ich bin Donkos!" — antwortete der Gefangene laut und fest. — „Mein Säbel hat mehr als hundert Köpfe der Deinigen gespaltet! Was zögerst du? Nimm mir das Leben!"

„Das wird nicht geschehen!" — entgegnete der Pascha kalt. — „Ich werde dich nach Konstantinopel senden, damit sich der Sultan an deinem Anblicke weide."

„So wisse, daß du nur über einen Sklaven, aber nicht über einen freien Mann gebieten kannst!" — rief Donkos aus, zog seinen Dolch und stieß ihn sich in die Brust.

Physikalische Spielerei.

Das Käppchen a einer Eischale wird auf dem zuerst mit etwas Wasser befeuchteten Rande b eines Porzellantellers gestellt. — Nimmt man nun den Teller etwa bei i und k in beide Hände und dreht denselben nach der Richtung des Pfeils mäßig schnell, so wird die Eischale a zum Ergötzen des Experimentierenden nach der punktierten Linie c c herumtanzen und um sich selbst rotieren.



Das tanzende Eierkäppchen.

Das Labyrinth.

Ein unterhaltendes Zeichenspiel, das Nachdenken zu schärfen.

Da leider die Nußernten gewöhnlich sehr dürftig ausfallen, ihr aber zum Zeitvertreib und Appetit in den langen Winterabenden gern Nüsse knacket, so habe ich für euch dergleichen gezogen und gesammelt, welche aber euer denkender Geist knacken soll.

Diese Nüsse haben verschiedene Gestalt, und es werden einige dabei sein, von denen ihr meint, sie lassen sich nicht knacken; aber nur mutig ausgehalten, die Geduld nicht verloren, sie knacken alle, ich habe es selbst probiert.

Diese Nüsse sind Figuren, welche ohne Unterbrechung, also in einem Zuge gezeichnet werden sollen, ohne die früheren Linien in gleicher Richtung noch einmal zu berühren, nur das Kreuzen einer solchen ist gestattet.

Zum leichteren Verständnis habe ich bei der ersten Figur den Anfang mit o bezeichnet; da bei jeder Kreislinie Anfang und Ende beisammen liegt, so folgt daraus, daß du den Anfang wählen kannst, wo du willst. Nun wünsche ich euch klaren Verstand zum fleißigen Nachdenken und noch mehr Vergnügen dabei.

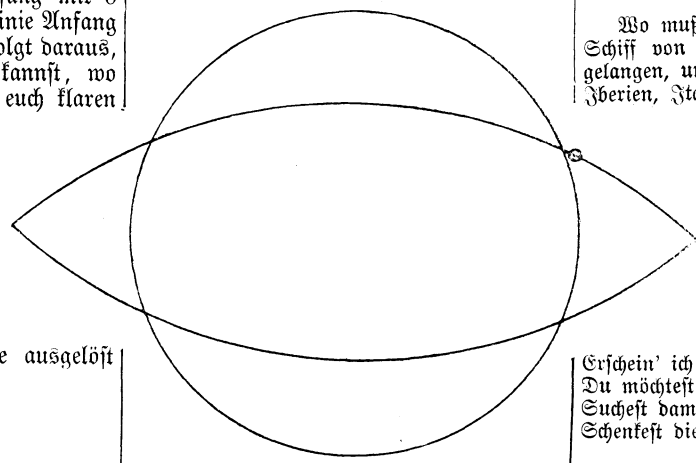
Als Gesellschaftsspiel kann man solche Figuren nach der Reihe herum zeichnen lassen; die Person, welche mit den Zügen sich verirrt, gibt ein Pfand, das nach Beendigung in üblicher Weise ausgelöst wird.

Der Gerechte.

Nuschirvan der Gerechte speiste einmal auf der Jagd im freien Felde. Da ihm Salz gebrach, sprach er: „Holet Salz im nächsten Hause; doch bezahlet es!" — „Wie?" — sagten die Diener. — „Großer König! Bekümmert dich die Kleinigkeit, das Salz?" — „Aus solchen Kleinigkeiten" — versetzte Nuschirvan ernst — „ist aller Druck entstanden, der je die Welt belastet hat. Klein war stets der Anfang jeder unedlen Gewalt. Brach der König nur einen Apfel vom Baume des Armen, da hieben die Knechte denselben sofort bis zur Wurzel nieder. Eignete er sich fünf Eier zu, sie nahmen gleich 100 Hennen für sich. Daraus folgt: Schlechtes Beispiel, schlechte Diener, schlechte Sitten!"

Schwimmendes Eisen.

Fülle ein Stengelglas bis fast zum Rande mit Wasser und lege, wie in umseitiger Figur veranschaulicht, auf dessen Oberfläche ein entsprechend großes Stückchen Papier, auf dieses letztere eine nicht allzu starke Nähnadel. Du wirst die Erfahrung machen, daß das Papierstückchen, sobald es — das


Figur, die in einem Zuge gezeichnet werden soll.

dauert je nach der Beschaffenheit des letzteren allerdings ein kleines Weilchen — einen gewissen Prozentsatz Wasser aufgenommen, mit anderen Worten, sich vollgesogen hat, zu Boden sinken, die Nadel aber auf der Oberfläche des Wassers verharren wird.

Zur Geschichte der arabischen Ziffern.

Es ist allgemein bekannt, daß Pestalozzi die Schiefertafel und den Griffel in den Elementarschulen zu Ehren brachte, daß Graser die Schreiblesemethode einführte, und daß Basedow als Veranschaulichungsmittel für die A B C-Schützen gebackene Buchstaben in Vorschlag brachte. Minder bekannt ist die interessante Notiz, daß kein Geringerer als Papst Sylvester II. die arabischen Ziffern in Europa einführte. Derselbe studierte nämlich drei Jahre an der maurischen Universität zu Cordoba, an welcher die Wissenschaft der Mathematik und Medizin mit großem Erfolge betrieben wurde. Dort lernte er jenes wichtige Hilfsmittel kennen, und das christliche Europa verdankt ihm die allgemeine Einführung desselben.

Geographierätsel.

Ueber welche Inseln und einen Staat muß man die Route nehmen, um von einer Insel der Ostsee zu einer Inselgruppe im Großen Ozean zu gelangen, so daß die Anfangsbuchstaben der Reihe nach die Ausgangsinsel (von 8 Buchstaben) ergeben?

Welche Reiche Europas bilden mit ihren Anfangsbuchstaben einen Fluß in Italien?

Wo muß man an Land fahren, um per Schiff von Deutschland nach der Türkei zu gelangen, und zwar in England, Frankreich, Iberien, Italien und der Balkanhalbinsel, damit die Anfangsbuchstaben der Anlegestellen der Reihe nach „Albatroß" ergeben?

Rätsel.

Für mich allein hab' ich nichts zu bedeuten,
Doch siehst du mich hinter andern schreiten,
Erschein' ich sofort ganz anders dir!
Du möchtest immer mehr von mir besitzen,
Suchest damit die vorderen zu stützen,
Schenkest die höchste Beachtung mir.

Auflösung der Unterhaltungsaufgabe in Nr. 18.

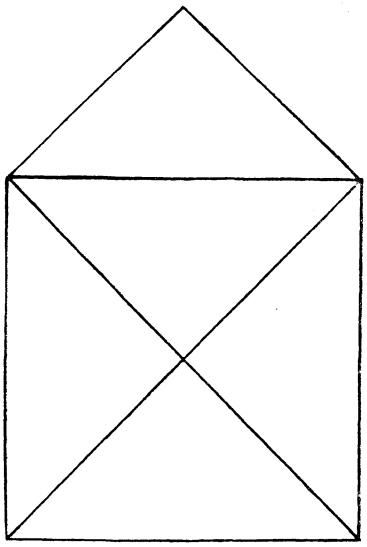
Der Bankier gab von jeder der drei Geldsorten zwanzig Stück.

Auflösung des Rätsels in Nr. 18.

Hobel, Zobel.

Fragen und Antworten.

Drei unzufriedene Kameraden X., Y., Z. schreiben: „Böser Kamerad! Wo steckst Du? Gestern und heute liefen wir den weiten Weg zu unserem Buchhändler, doch alles vergebens! Es soll diese Woche gar keiner erscheinen. O Jammer, o Elend! Und zweimal diesen weiten Weg!“ — Nun, dieser kleine Uebungsmarsch kann Euch doch nur gut bekommen haben. Einen Blick auf den Wandkalender geworfen, der hätte Euch jungen Herren gesagt, daß das erste Quartal 14 Samstage zählt, indes pro Vierteljahr doch nur 13 Nummern erscheinen sollen. Was thun? Was gab es da lange zu bedenken; der „G. K.“ hat, wie es andere Journale ja auch thun, ganz einfach eine Woche lang pausiert. Vergönnt Ihr ihm denn nicht, daß er auch mal seinen Schreibtisch zuklappt und ein klein bißchen frische Luft schnappt? — Nun zu Eueren Fragen. Laßt Euch von den Briefmarkenhandlungen Kataloge vorlegen. Sollte Euch das „Sammeln“ von Stück zu Stück und von Freund zu Freund nicht mehr Vergnügen bereiten als einfaches „Ankaufen“? — Auf der Hobelbank kann man so ziemlich alles fertigen, was in den Bereich des Tischlerhandwerks fällt. — Der Vorname Otto ist altdeutsch und bedeutet: der Glückliche, der Hausvater; Hermann, ebenfalls altdeutschen Ursprungs: der Kraftvolle, Tapfere, der Kriegsmann; Karl (altdeutsch), der Starke, Kraftvolle, Thätige, Betriebsame. — Die Eisbildung ist bedingt durch die Wärmeunterschiede. — Nun wollen wir wieder gute Freunde sein? Gruß!



Figur, die in einem Zuge gezeichnet werden soll.

Emil Schl. in **Koburg.** Handelslehranstalten befinden sich in der Nähe Deines Wohnortes: in Bautzen, Chemnitz, Dresden, Gera, Zittau, Zwickau, Gotha, Weimar u. a. — Du wirst am besten thun, Dich mit Deinen Erkundigungen an den dortigen kaufmännischen Verein zu wenden.

Ernst A. L. in **Hamburg.** Das Gewünschte wird jedenfalls in diesem Quartale noch erscheinen. Wann ist Mamas Geburtstag? Langt's noch?

Johannes H. in **Unterbarmen.** Um Deine Frage voll und ganz beantworten zu können, mußt Du uns doch mitteilen, welche Tiere Dein Terrarium enthält oder enthalten soll. Raten wir auf Geratewohl, könnte es leicht passieren, daß wir Deinen Bestien die besten Delikatessen vorsetzen und Deine Schlecker nehmen unsere Gerichte gar nicht mal an. Vielleicht kannst Du Dir, um Zeit zu sparen, das Buch: „Der Naturfreund von Otto Dammer“ verschaffen. Darin steht Deine Frage in einem großen Abschnitt ausführlich behandelt.

Ich möchte mit Euch, liebe Kameraden in **Briefmarkentauschverkehr** treten. Ich biete Euch folgende Marken an: Persien, Rumänien, alte Italien, Malta, Finnland, alte Belgien, Spanien (Zeitungsmarken), deutsche Post in Konstantinopel u. s. w.; wünsche dagegen alte Sachsen, Preußen, Bayern u. s. w.; dann alte Dänemark, ganze Karten von Rußland. Bitte, die Briefe direkt zu senden an Eueren Euch grüßenden Eugen Schoop, Fluntern (Zürich), Plattenstraße 43.

Liebe Kameraden! Ich habe einige Siegel der früheren Reichsstadt Gengenbach, im Schwarzwald, die ich gegen Briefmarken umtauschen möchte. Die Siegel sind sämtlich verschieden. Der erste trägt die Aufschrift: Sigillum civitatis Gengenbach; er ist sehr groß; der zweite trägt die Inschrift: Kiefer Zunft Sigil Reichsstatt (es steht auf dem Siegel tt, nicht daß Ihr meint, ich könnte „Stadt“ nicht schreiben) Gengenbach; der dritte: Steinmau : V-Zimmerleut: Z. S ✕ R. Statt Gengenbach; der vierte: Sigil: Civitat: Imperial: Gengenbachiensis, und der fünfte endlich: Kurbaden Stadt Gengenbach. Wer also Lust zum Tausche hat, mag sein Anerbieten an R. Reiß, Karlsruhe (Baden), Bismarckstr. 27, schicken. Ich bitte auch, mir anzugeben, welcher Siegel gewünscht und was dafür geboten wird. Ich werde betreffenden Siegel sogleich schicken und das Porto für die Briefmarken beilegen. Das höchste Angebot erhält natürlich den Vorzug. Freundliches Profit von Euerem Kameraden R. R.

Emil Werner, VI b., Adresse: Adalbert Werner, Prag (Böhmen), möchte mit seinen Kameraden gerne Briefmarken tauschen. Er besitzt alte und neue Oesterreich und Ganzsachen.

X. Y., Physiker und Mineralog. Sehr erfreut, Deine Bekanntschaft zu machen. Wie es Hobble-Frank ergeht? Allem Anscheine nach fürtrefflich: gesund, wohlgemut, schneidig! — Wie Du Dir auf sehr einfache Weise eine Leydener Flasche machen kannst, haben wir auf Seite 336 des ersten Jahrganges gezeigt. Eben dieser Jahrgang gibt auf Seite 128 und unter den späteren Antworten eine ganz stattliche Zahl von Versuchen an, die mit der Elektrisiermaschine angestellt werden können. Wenn Du mal ein freies Stündchen hast, schlage diese Blätter nach. — Unser Physiker schreibt noch: „Jetzt will ich meinen Kameraden eine kleine Spielerei mitteilen, nämlich ohne Kosten sich ein Elektroskop anzufertigen. Man nimmt ein möglichst langes hölzernes Lineal und setzt es (jedenfalls mit der Breitseite und wagrecht, nicht?) auf die Spitze eines Eies, so daß es schwebt. Damit das Ei feststeht, setzt man dieses in einen Eierbecher; dann reibt man eine Siegellack- oder Kautschukstange mit einem Katzenpelz oder einem Fuchsschwanze. Bringt man nun die geriebene Kautschukstange in die Nähe des schwebenden Lineals, so wird sich dieses der Kautschukstange zuwenden und man kann so das Lineal immer schneller drehen, indem man mit der Kautschukstange vor dem Lineal her einen Kreis beschreibt.“ — Dank und Gruß!

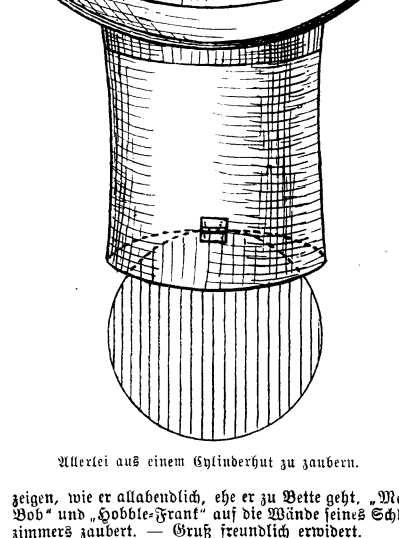
Ammicus (?) in **Hamm.** Rezepte für die Hektographenmasse gibt es eine Unmenge. Das nachstehende hat sich, wie dem „G. K.“ versichert wird, erprobt: 100 g Gelatine werden in einer reinen Schüssel mit Wasser übergossen und läßt man es mehrere Stunden hindurch quellen. Hierauf gießt man das Wasser ab, bringt die Schüssel auf den Kochherd über ein Kohlenfeuer (Vorsicht!) und setzt, wenn unter beständigem Umrühren die Gelatine zergangen ist, 80 g konzentrierte Essigsäure, 500 g Melasse, weißer, dicker Sirup, und endlich 500 g dickflüssiges Glycerin allmählich unter Umrühren hinzu. Nach ungefähr 20 Minuten, d. h. ehe die Masse zu schäumen und zu kochen anfängt, nimmt man die Schüssel vom Feuer, läßt sie etwa 15 Minuten lang ruhig abkühlen und gießt sie zuletzt langsam in die bereit gehaltene Zinkkasse. Etwa entstandene Blasen müssen behutsam entfernt werden. Nach dem Erstarren, welches je nach der Temperatur 2—3 Stunden beansprucht, wird die Tasse an einen kühlen Ort gestellt. Erst nach Verlauf von 36—42 Stunden aber soll diese Hektographenmasse in Gebrauch genommen werden. Die Quantitäten sind für eine Tasse von 42 cm Länge, 36 cm Breite und 3 cm Tiefe berechnet, können daher je nach der Tassengröße reduziert oder vermehrt werden. Die Ingredienzien sind in jedem Droguengeschäft erhältlich. Ebenso auch das Anilinpulver zur Hektographentinte, zu welchem das Rezept für die Bereitung beigegeben wird.

M. R. in **M.** Zum Fixieren von Bleistiftzeichnungen dient schon gleichmäßiges Bestreichen oder Baden der Rückseite mit Wasser. Als Fixiermittel für Kreide- und Kohlezeichnungen empfehlen sich zwei sehr einfach herzustellende Präparate: eine Kautschuk-Benzinlösung und eine alkoholische Schellacklösung. Bei Verwendung ersterer bleiben die Weißen besser gewahrt als bei letzterer, mit welcher dieselben einen, wenn auch nur wenig bemerkbaren gelblichen Stich erhalten. Beide Präparate werden auf der Rückseite der Zeichnung mittels eines Refraichisseurs — aufgesträubt oder, in Ermangelung eines solchen, mittels eines reinen Schwämmchens aufgetragen, wobei die Vorderseite der Zeichnung hohl liegen muß. Selbstverständlich kommt nur je ein Fixiermittel zur Verwendung. — Das Kautschukpräparat wird bereitet, indem man in ein reines, mit Benzin gefülltes Fläschchen einige klein geschnittene Kautschukstückchen gibt und darin sich lösen läßt. Etwa im Benzin zurückbleibender ungelöster Kautschuk bringt keinen Nachteil. Die große Feuergefährlichkeit des Benzins ist bekannt und daher alle Vorsicht anzuraten. Das zweite Präparat wird durch Auflösung von gröblich zerstoßenem Schellack (etwa einen Theelöffel voll auf 1/8 l Alkohol) hergestellt. Der Schellackrückstand wird nach einigen Tagen weggegeben. — Wozu aber willst Du Dich mit Herstellung des Fixativs selbst befassen, da es doch in jedem Zeichenmaterialienladen samt Aufstäubungsröhrchen (die metallenen sind besser als die von Glas) für wenig Geld zu erhalten ist?

C. C. in **Sch.** Du willst wohl Künstler oder Kunsthistoriker werden? — Als die „sieben Weltwunder“ bezeichnet man die sieben großartigsten Bau- und Kunstwerke des Altertums und zwar: die hängenden Gärten der Semiramis, die Bildsäule des Jupiter von Phidias, den Pharos zu Alexandria, den Koloß von Rhodus, das Mausoleum, den Artemistempel zu Ephesos und die ägyptischen Pyramiden. — Die Sixtinische Madonna ist ein Altarbild, das sich jetzt in Dresden befindet und ursprünglich für das Kloster San Sisto zu Piacenza gemalt war. In der zur Madonna aufblickenden männlichen Figur ist Papst Sixtus dargestellt, zur anderen Seite kniet die heilige Barbara. — Wie die Maiblumen nach der Blüte behandelt werden sollen? Sie blüht, künstlich getrieben, also im Topfe, nur einmal und ist, entgegen der im Freiland blühenden, dann völlig wertlos. Der „Krokus“ dagegen wird nach der Blüte trocken und frostfrei fortbehandelt. Im Mai sollst Du das abgestorbene Laub entfernen, die Zwiebel von der Erde frei machen und diese sodann schattig auf einem trockenen Brette auslegen. Im Oktober setze den Zwiebel ins freie Land, da wird er sich denn im Februar oder März, je nachdem sich der Frühling anläßt, wieder lustig regen. Unter günstigen Verhältnissen, d. h. hat er gute Bodennahrung gehabt, läßt er sich über zwei Jahren auch wieder mit Erfolg in den Topf versetzen. Also gut Glück!

Karl N. in **Br.** „Haare auf den Zähnen haben“, ist schon recht, aber, und das weißt Du noch aus dem Struwwelpeter, gar zu borstig darf man nicht sein. Fuchtelt man mit dem Prügel gar zu wild umher, leicht kriegt man ihn unversehens selber mal zwischen die Beine und — pardauz! — schon liegt man platt auf der Nase da. Das soll sehr unangenehm sein.

N. N. Bob (?!) in **O.** will seinen Kameraden ein Zauberkunststückchen mitteilen, das ihm selbst viel Unterhaltung gewährte. Das wäre nun ganz recht; dem „G. K.“ aber fehlt zur Wiedergabe fast der Mut. Erstens beliebt sich Kamerad Bob über seines Papas Cylinderhut gar zu despektierlich auszudrücken, und zweitens befürchtet der „G. K.“ unerlaubte Uebergriffe. Dementgegen läßt sich freilich sagen, daß in den Garderobeschränken gar mancher alte Cylinder auf seines Daseins endliches Ende wartet, und daß sich ein gut erzogener Junge an solchem alten Möbel ohne die ausdrückliche Erlaubnis Papas nicht vergreifen wird. Nicht wahr? Also sei's darum. Kamerad Bob schreibt schlankweg: „Man nimmt Papas alte Angströhre (also das thun wir nur, wenn Papa ausdrücklich bestätigt, daß sie, d. h. daß der Cylinderhut, wirklich das erlaubte Alter überschritten hat), schneidet den Deckel heraus und versieht ihn an einer Seite mit einem kleinen, möglichst wenig bemerkbaren Beschlag (Scharnier) und bestreicht dasselbe überdies mit Tusche. Will man nun zaubern, zeigt man den Hut, die Hand auf den Deckel gelegt, wie sonst herum; dann läßt man den Deckel, hinter dem Tisch stehend, wie die Zeichnung angibt, selbstverständlich fallen. Unter dem Tisch hockt natürlich ein Freund, welcher alle Sachen zugibt, und nun zaubert man unter einer gewaltigen Rede alles herauf. Ich zauberte mal zum größten Erstaunen 14 Hühner, 3 Ferkel, 3 Kaninchen, 5 Meerschweinchen und viele andere Sachen heraus.“ — Wie aber dann, wenn diese Gesellschaft unter dem Tisch vorzeitig zu piepsen und zu quieken beginnt? — Freund Bob ist auch ein gewaltiger Schattenbildzeichner und will seinen Kameraden



Allerlei aus einem Cylinderhut zu zaubern.

zeigen, wie er allabendlich, ehe er zu Bette geht. „Massa Bob“ und „Hobble-Frank“ auf die Wände seines Schlafzimmers zaubert. — Gruß freundlich erwidert.

Adolf N. in **Dierdorf.** Wünsche und Grüße herzlich erwidert. Ueber Deine fleißigen Arbeiten — unser Kompliment. So ist's recht!

H. S. in **N.** Deine drei Fragen beantwortet das bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin SW, Kochstr. 68—70, erschienene **Werkchen**: „Bestimmungen über den Einjährig-Freiwilligen-Dienst im stehenden Heere und in der Marine, sowie über die Dienstverhältnisse im Beurlaubtenstande". Für das Publikum zusammengestellt auf Veranlassung des königlichen preußischen Kriegsministeriums. Zweiter Abdruck. M. 1. 20, gebunden M. 1. 50.

Kaufmann L. H. in einer Stadt Südrußlands. Nicht aus Schadenfreude — beileib! das wäre unschön — aber zum Beispiele, wie man gar leicht der Lächerlichkeit und dem Gespötte verfallen kann, wenn man nichts lernt, will der „G. K." von Ihrer Einsendung Akt nehmen. Der Einsender sollte sich jüngst zur Aufnahme eines deutschen Lehrlings entschließen und ließ denselben, um sich über dessen Vorbildung zu orientieren, das curriculum vitae niederschreiben. Das lautete nun, wie das dem „G. K." vorliegende Original beweist, buchstäblich wie folgt: „Ich habe mein Leben lang durchgemacht: Ich war dreimal Krank. Ich habe Drachen gelassen und bin vom Dach gefalen habe einen Blumendisch um geschmisen und welche zerbrochen. Tauben habe ich gehalten wie sie mir iberdrißig waren habe ich sie mir geschlachtet und gebratet und gegeßen. Den habe ich wider angefangen, und wider geschlachtet und so weitter. Weiter kann ich mir nichtz erinern. W. W." — Nun, wir wollen hoffen, daß dem Leckermaul nun die Lehrzeit nicht minder gut bekommt als die lecker gebratenen Täubchen.

A. H. in **Berlin.** Schlage doch das dortige Adreßbuch auf und Du wirst voraussichtlich eine ganze Reihe solcher Fabrikniederlagen entdecken. Empfehlenswerte Motoren zum Betrieb kleiner Maschinchen liefert auch die Firma A. Schmid in Zürich, solche für Menschenkraft: W. Hofmann in Mühlhausen. Frage doch auch mal bei der Lehrmittelanstalt von J. Bischof, Berlin N, Oranienburgerstr. 75, an, und noch was — wenn Du ein solches Maschinchen erst vor Dir hast — behüte Deine Finger! Eisen ist unbarmherzig!

W. Gaedcke, Obertertianer in **Dresden, Schweizerstraße 3 part.,** möchte mit seinen Kameraden gerne Münzen und Wappen tauschen. Am erwünschtesten wäre ihm u. a. eine österr. Münze aus der Zeit Josephs II. — Angebote direkt erbeten.

A. B. in **Kusel.** Das Schnabeltier zählt unter die Säugetiergattung aus der Ordnung der Kloakentiere.

G. v. d. C. in **D.** Wie erwünscht vernichtet.

K. v. S., Quartaner in Wien. Freilich kannst Du die Nummern nachgeliefert erhalten, aber nur, wenn Du uns Deinen vollen Namen angibst, denn jene Buchhandlung hat noch mehr Abonnenten.

C. Willink in **Hamburg.** Wie man sich mit möglichst geringen Kosten selbst eine elektrische Glocke herstellen kann, das will ein Kamerad in Heidelberg in einer der nächsten Nummern behandeln. Er bittet noch um etwas Geduld.

Z. Z. Wir sind ganz Ihrer Ansicht. Fragen über Dinge ganz einfacher Natur, die jeder Erwachsene — Mama, Papa, Onkel, Tante — zu beantworten weiß, sollten dem „G. K." nicht vorgelegt werden, denn: je mehr Fragen, je mehr beschränkt sich der Raum für die Geschichten und Experimente 2c. — Senden Sie Ihre Gedichte an die Redaktion des Deutschen Dichterheim (Chef-Red. Paul Heinze) zu Dresden-Striesen C. 4. — Die Aufsätze senden Sie uns. Aber lassen Sie keine Empfindlichkeiten aufkommen, wenn wir dieselben als nicht passend oder aus sonst einem Grunde wieder zurückstellen.

K. L. in **Dresden.** Ob Du zu Deinen Schneeschuhen das Holz der „Kiefer" oder „Fichte" nimmst, das dürfte

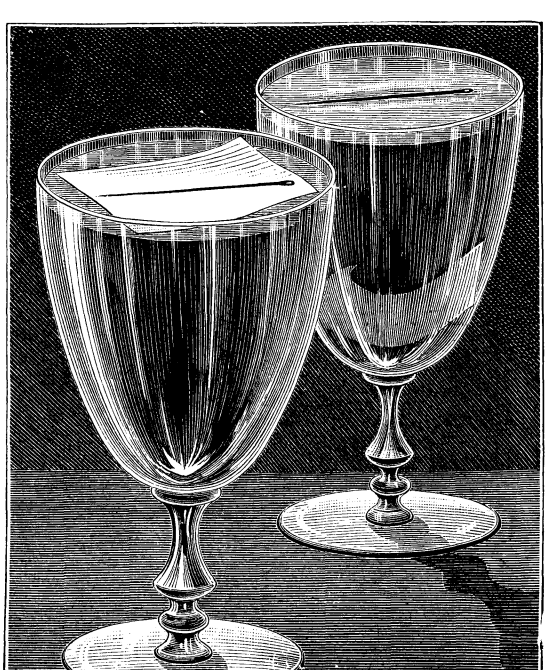
R. R. Bobs „Massa Bob".

einen wesentlichen Unterschied nicht bedingen. Die Hauptsache ist, daß das Holz astfrei sei. Gehe doch in eine größere Möbelfabrik; dort ist ein solches Stück astfreies Holz doch sicherlich zu erhalten. Die Löcher kannst Du bohren oder mit einem entsprechend großen Glühstab durchbrennen. Die von Dir beschriebenen Schneeschuhe sind die in Nordamerika gebräuchlichen, auf unseren Illustrationen gleichfalls veranschaulicht.

Fritz Kr. in **Berlin.** Weißt Du nicht, daß die Manipulation mit Sprengstoffen unter Umständen recht gefährlich werden kann? Nein, davon wollen wir die Finger lieber lassen.

K. B. in **Breslau.** Geärgert hast Du Dich? Das muß man im Interesse des Wohlbefindens möglichst bleiben lassen. Wozu auch noch mehr Bilder bringen? Dann langt's wieder für den Text der Geschichten nicht. Laß gut sein, Freundchen! Der „G. K." ist ein erfahrener Mann und wird's schon recht machen.

O. L. in **Kirn.** Du wünschtest s. Z. zu wissen, in welchem Psalm der Buchstabe „M" nicht vorkomme. Dein Kamerad W. Schirmer zu Eisleben sendet Dir unter freundschaftlichem Gruße die Mitteilung, daß Deine Frage den Psalm 117 betrifft.



Schwimmendes Eisen.

Chemiker und Physiker in spe. Königshütte. Wir sind mit der Lektüre Ihres sieben Seiten langen Briefes soeben zu Ende – lassen Sie uns vor allem erst ein wenig ausschnaufen! — — Unsere Zeit und die Rücksicht auf die Rechte und Ansprüche Ihrer Kameraden erlaubt uns nicht, alle Ihre Fragen im Detail zu beantworten; überdenken Sie selbst, wo kämen wir mit unserem Raume hin!? Darum erlauben Sie, daß wir mit unserer Antwort alle Fliegen auf einen Schlag zu treffen suchen. Ihre Kasse ist inzwischen doch nicht so sehr schwindsüchtig geworden, daß es zur Anschaffung eines kleinen Werkchens nicht mehr langte? Wenn's also noch langt, kaufen Sie sich: „Fricks, physikalische Technik". In einem so wohl eingerichteten Laboratorium, wie das Ihre, sollte dieses Buch nicht fehlen. Es beantwortet nicht nur die an uns gerichteten, sondern auch Tausende anderer Fragen. Nichts für ungut; freundlichen Gruß und bestes Gelingen wünschend.

K. F. in **Ch.** Du willst Deine Laterna magika mit elektrischem Lichte erleuchten. Unseres Wissens bedient man sich dazu nicht des Glühlichtes, sondern des Bogenlichtes. Du schreibst, daß Dir mehrere Bunzensche Elemente zur Verfügung stehen? Mittels derselben ist es doch nicht schwer, zwischen zwei Gaskohlenspitzen, welche wie Schieferstifte zugespitzt sein müssen, elektrisches Licht in Form eines stark leuchtenden Punktes hervorzurufen. Versuch es mal. Das Nähere besagt jedes Physikalische Lehrbuch. — Du möchtest Deinen Kameraden mitteilen, wie Du einen Taubenschlag gemacht hast. Das wird manchem willkommen sein. Schicke nur! Gleichfalls herzlichen Gruß!

J. Fabiani in **Wien.** Wende Dich an die „Zoologische Großhandlung" von Karl Gudera in Wien I., Kolowratring 9. — Dort erhälst Du das Paar weiße Ratten etwa für M. 2. 50 bis M. 3. 50; außerdem Haselmäuse, weiße Mäuse, Siebenschläfer, Meerschweinchen, inländische und exotische Reptilien, Echsen, Schlangen, Amphibien, kurzum all das Gezücht, das sich der Zoologe Deines Alters wünschen kann.

Karl Thieme in **Hörde.** Der erste Jahrgang des „G. K." kostet gebunden M. 8, durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Victor Sch. in **Lugos.** Sollte die in Nr. 16 dieses Jahrganges, Seite 265, dritte Spalte, Abs. 2 von oben, gegebene Antwort nicht auch auf Deinen Kalender Bezug haben? Dank für freundliche Bemühung.

Gymnasiast W. O. F. Darüber wird Dir die bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin SW (Kochstr. 60—70) erschienene Broschüre: „Bestimmungen über die Dienstverhältnisse der Zahlmeister und Zahlmeisteraspiranten." — Im Wortlaut nach amtlichen Quellen. — 1875 — M. 1. 60. — Auskunft geben. Frage übrigens auch eine in diesem Berufe stehende Persönlichkeit, ob diese Bestimmungen in einzelnen Punkten seither Abänderungen unterlegen haben. Leicht ist das möglich, denn solche Verordnungen werden in der Litteratur meist erst später bekannt. Der Gehalt der Armeezahlmeister beträgt M. 1650 bis 2700, außerdem Wohnungsgeld-Zuschuß und Servis.

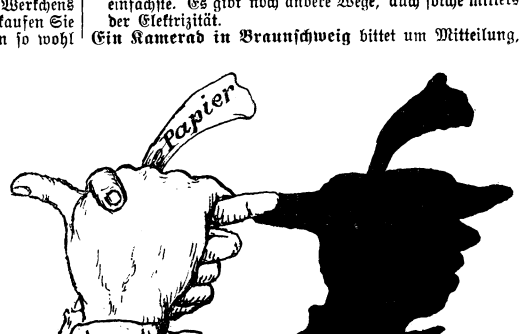
Georg M. in **Dresden.** Wir haben uns Deine Wünsche gemerkt, es soll ihnen Rechnung getragen werden. Namentlich will der „G. K." darauf bedacht sein, wie sich seine jungen Freunde selber eine kleine Dampfmaschine machen können. — Das Anpflanzen der wilden wie echten Kastanien nimmt man am besten im „Spätjahr" vor.

O. Sch. in **Berlin.** Freilich, auf das „Bändchen" hast Du sogar ein Recht, und dem „G. K." wird es ein Vergnügen sein, Dir dasselbe zuzustellen. Wie aber soll er das, wenn Du nur die Anfangsbuchstaben Deines Namens nennst? Teile uns doch Deine volle Adresse mit. — Immer gerade aus und den kürzesten Weg! Dein Bruder soll sich an die Direktion der Gärtnerlehranstalt zu Potsdam direkt wenden. Vorbedingung: zweijährige Lehrzeit bei einem tüchtigen Gärtner, Reife für Sekunda eines deutschen (Real-) Gymnasiums. Aufnahmstermin: April.

Georg Mißbach in **Dresden, Franklinstr. 2, III.** Du willst Deinen Induktionsapparat so einrichten, daß er Geißlersche Röhren zum Leuchten bringt, und fragst, wie zu diesem Zwecke ein Kondensator herzustellen wäre. Durch die Hilfe eines solchen wird allerdings die Leistungsfähigkeit eines Funkeninduktors erheblich gesteigert. Ein solcher Kondensator besteht aus einem Stück Wachstaffet, das beiderseits mit Staniol belegt ist, wobei aber der Rand frei bleibt. Sowohl der eine wie der andere Beleg wird mit dem Drahte der Hauptspirale in Verbindung gebracht. Gewöhnlich bringt man den Kondensator in einem Kasten unter dem Induktionsapparate unter. — Daß Du auch einen Artikel über den Bau eines Schraubendampfers wünschest, will der „G. K." im Gedächtnisse behalten. — Unser junger Freund will auch mit seinen Kameraden Siegel tauschen. Wer hat Lust?

J. B. in **N.** Wie man Eisen magnetisiert? Sehr einfach! Lege den Eisenstab, den Du magnetisch machen willst, es sei z. B. eine Stricknadel, wagrecht vor Dich hin, setze mit dem einen Pole eines kräftigen Magneten in der Mitte ein und streiche gegen das eine Ende. Diese Operation wiederhole mehrmals. Dann nimm den anderen Pol des Magneten, setze diesen wiederum auf die Mitte der Nadel und streiche ebenso wiederholt von hier aus gegen das andere Ende. Die mit dem Nordpol gestrichene Hälfte der Stricknadel erhält einen Südpol und umgekehrt; es findet also nicht etwa ein einfacher Ausfluß von Magnetismus statt. Diese Methode des Magnetisierens ist die einfachste. Es gibt noch andere Wege, auch solche mittels der Elektrizität.

Ein Kamerad in Braunschweig bittet um Mitteilung,



R. R. Bobs „Hobble-Frank".

welche Experimente sich mit seinem selbstgefertigten Elektrophor anstellen lassen. Briefe an die Redaktion erbeten. Die besten Ratschläge sollen im „G. K." abgedruckt werden.

Zauberer und Menschenfresser.

In Nagy-Szent-Miklos gab unlängst ein Taschenspieler Namens Maximilian Vorstellungen im dortigen großen Gasthaussaale. Er verschlang Messer, spie Feuer, zog farbige Bänder aus seiner Kehle, trotzdem hatte er nur schwachen Besuch. Da verfiel er auf den genialen Gedanken, anzukündigen, daß er am Schluß der Vorstellung einen ganzen Menschen auffressen werde. Das wirkte. Am Abend war der Saal zum Erdrücken voll. Der „Künstler" hatte sein Programm bis auf die Menschenfresserei erschöpft. Nach einer sehr langen Pause ward das Publikum ungeduldig und begann zu murren. Einzelne Stimmen ließen sich vernehmen: „Wie ist's mit dem Menschenfressen?" Maximilian trat vor und meinte, er wolle ja seine Zusage erfüllen, nur möge einer der Anwesenden die Gefälligkeit haben, auf die Bühne zu kommen, um sich verspeisen zu lassen. Ein stämmiger Fleischergeselle sprang sofort auf die Bühne und erklärte sich zu dem schrecklichen Wagnis bereit. Der Zauberer hieß ihn auf einem Stuhle Platz nehmen. Mit begreiflicher Spannung harrten die Zuschauer und das freiwillige Opferlamm auf den Ausgang der kannibalischen Mahlzeit. Maximilian stülpte die Aermel auf und biß nach verschiedenen Hokuspokus dem Gesellen ins Ohrläppchen. Entsetzt sprang der Bursche mit einem Satz von der Bühne herab und verschwand aus dem Saale. Da niemand an seiner Stelle zum Auffressen sich hergeben wollte, so mußte die anziehende Nummer des Programms „leider" ausfallen.

Jugend ist die Zeit der Saat,
Merk es dir beizeiten!
Bald heran das Alter naht,
Rasch die Jahre gleiten.

Laß nicht öde, dürr und brach
Ruhen deinen Acker,
Geh der Arbeit emsig nach,
Schaff und pflüge wacker!

Jugend ist die Zeit der Saat,
Alter sammelt Garben;
Höre drum auf guten Rat,
Willst du einst nicht darben!

Friedrich Beck.

Der Geist der Llano estakata.

Von **K. May**, Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

Das Haus war aus Stein gebaut, lang, tief und ohne Oberstock, doch enthielten die Giebelseiten je zwei kleine Dachstuben. Vor der Thüre standen vier riesige Postoaks mit bis zur Spitze kerzengeraden Stämmen, von welchen weitschattende Aeste ausgingen, unter denen mehrere einfache Tische und Bänke angebracht waren. Man sah es auf den ersten Blick, daß rechts vom Eingange der Wohnraum, und links von demselben der von Bloody-fox erwähnte Laden lag.

An einem der Tische saß ein ältlicher Mann, welcher, die Tabakspfeife im Munde, den drei Ankömmlingen forschend entgegenblickte. Er war von hoher, derber Gestalt, wetterhart im Gesicht, welches ein dichter Vollbart umrahmte, ein echter Westmann, dessen Händen es anzusehen war, daß sie wenig geruht, aber viel geschafft und gearbeitet hatten.

Als er den Führer der beiden Fremden erkannte, stand er auf und rief ihm bereits von weitem entgegen:

„Welcome, Bloody-fox! Lässest du dich endlich wieder einmal sehen? Es gibt Neuigkeiten."

„Von woher?" fragte der Jüngling.

„Von da drüben."

Er deutete mit der Hand nach Westen.

„Was für welche? Gute?"

„Leider nicht. Es hat wahrscheinlich wieder einmal Hyänen in den Plains gegeben."

Die Llano estakata wird nämlich von dem englisch sprechenden Amerikaner Staked Plain genannt. Beide Bezeichnungen haben aber ganz denselben wörtlichen Sinn.

Diese Nachricht schien den jungen Mann förmlich zu elektrisieren. Er schwang sich aus dem Sattel, trat schnell auf den Mann zu und sagte:

„Das mußt du mir sofort erzählen!"

„Es ist wenig genug und läßt sich sehr bald sagen. Vorher aber wirst du doch so höflich sein,

Die East-River-Brücke:
Wie der erste Mann die Fluchtlinie passierte.

diesen beiden Gentlemen mitzuteilen, wer ich bin."

„Das ist ebenso bald gesagt. Du bist Master Helmers, der Besitzer dieser Farm, und diese Herren sind gute Freunde von mir, Master Hobble-Frank und Master Sliding-Bob, die dich aufsuchen wollen, um vielleicht etwas von dir zu kaufen."

Helmers betrachtete die beiden Genannten und bemerkte:

„Will sie erst kennen lernen, ehe ich mit ihnen handle. Habe sie noch nie gesehen."

„Du kannst sie ruhig bei dir aufnehmen; ich habe sie ja meine Freunde genannt."

„Im Ernste oder aus Höflichkeit?"

„In vollem Ernste."

„Nun, dann sind sie mir willkommen."

Er streckte Frank und auch dem Neger die Hand entgegen und lud sie ein, sich niederzusetzen.

„Erst die Pferde, Sir," sagte Frank. „Ihr wißt ja, was die erste Pflicht eines Westmanns ist."

„Wohl! Aus eurer Sorge für die Tiere ersehe ich, daß ihr brave Bursche seid. Wann wollt ihr wieder fort?"

„Wir sind vielleicht gezwungen, einige Tage hier zu bleiben, da wir gute Kameraden erwarten."

„So führt die Pferde hinter das Haus, und ruft nach Herkules, dem Neger. Der wird euch in allem gern zu Diensten sein."

Die beiden folgten dieser Aufforderung. Helmers blickte ihnen kopfschüttelnd nach und sagte zu Bloody-fox:

„Sonderbare Kerle hast du mir da gebracht! Einen französischen Rittmeister mit schwarzer Haut und einen Gentleman von vor fünfzig Jahren mit ostrich-feather-hat. Das fällt selbst hier im fernen Westen auf."

„Laß dich nicht irre machen, Alter! Ich will dir nur einen einzigen Namen nennen; dann wirst du ihnen trauen. Sie sind gute Bekannte von Old Shatterhand, den sie hier erwarten."

„Was? Wirklich?" rief der Farmer. „Old Shatterhand will nach Helmers Home kommen?"

„Ja, gewiß!"

„Von wem hast du das? Von den beiden?"

„Nein, sondern von dem dicken Jemmy Pfefferkorn."

„Auch den hast du getroffen? Ich bin ihm nur zweimal begegnet, möchte ihn aber gern einmal wiedersehen."

„Das wirst du bald. Er kommt auch hierher. Er gehört zu der Gesellschaft, welche die beiden bei dir erwarten."

Helmers sog schnell einigemal an seiner Pfeife, die ihm ausgehen wollte; dann rief er, indem sein Gesicht vor Freude glänzte:

„Welch eine Nachricht! Old Shatterhand und der dicke Jemmy! Das ist eine Freude und eine Ehre, die ich zu würdigen weiß. Ich muß nun gleich zu meinem alten Bärbchen laufen, um ihr mitzuteilen, daß — — —"

„Halt!" unterbrach Bloody-fox den Farmer, indem er ihn, der forteilen wollte, am Arme festhielt, „erst will ich hören, was sich dort auf den Plains begeben hat!"

„Ein Verbrechen natürlich," antwortete Helmers, indem er sich wieder zu ihm wandte. „Wie lange warst du nicht bei mir?"

„Fast zwei Wochen."

„So hast du auch die vier Familien nicht bei mir gesehen, welche über die Llano wollten. Sie sind seit über einer Woche fort von hier, aber nicht drüben angekommen. Burton, der Trader, ist von drüben herüber. Sie müßten ihm begegnet sein."

„Sind die Pfähle in Ordnung gewesen?"

„Eben nicht. Hätte er die Wüste nicht seit zwanzig Jahren so genau kennen gelernt, so wäre er verloren."

„Wo ist er hin?"

„Er liegt eben in der kleinen Stube, um sich auszuruhen. Er war bei seiner Ankunft halb verschmachtet, hat aber trotzdem nichts genossen, um nur gleich schlafen zu können."

„Ich muß zu ihm. Ich muß ihn trotz seiner Müdigkeit wecken. Er muß mir erzählen!"

Der junge Mann eilte ganz erregt fort und verschwand im Eingange des Hauses. Der Farmer setzte sich wieder nieder und rauchte seine Pfeife weiter. Mit der Verwunderung über die Eilfertigkeit des Jünglings fand er sich durch ein leichtes Kopfschütteln ab; dann nahm seine Miene den Ausdruck behaglicher Genugthuung an. Der Grund derselben war sehr leicht aus den Worten zu erkennen, welche er vor sich hin murmelte:

„Der dicke Jemmy! Hm — — —! Und gar Old Shatterhand! Hm — — —! Und solche Männer bringen nur tüchtige Kerls mit! Hm — — —! Es wird eine ganze Gesellschaft kommen! Hm — — —! Aber ich wollte es doch meinem Bärbchen sagen, daß — — —"

Er sprang auf, um die erfreuliche Neuigkeit seiner Frau mitzuteilen, blieb aber doch stehen, denn soeben kam Frank um die Ecke des Hauses auf ihn zu.

„Nun, Master, habt Ihr den Neger gefunden?" fragte ihn Helmers.

„Ja," antwortete Frank. „Bob ist bei ihm, und so kann ich ihnen die Pferde überlassen. Ich muß vor allen Dingen wieder zu Euch, um Euch zu sagen, wie sehr ich mich freue, daß ich einen Kollegen gefunden habe."

Er sprach englisch. Es war überhaupt bisher alles in englischer Sprache gesprochen worden.

„Einen Kollegen?" fragte der Farmer. „Wo denn?"

„Hier! Euch meine ich natürlich."

„Mich? Wieso?"

„Nun, Bloody-fox hat mir gesagt, daß Ihr Oberförster gewesen seid."

„Das ist richtig."

„So sind wir also Kollegen, denn auch ich bin ein Jünger der Forstwissenschaft gewesen."

„Ah! Wo denn, mein Lieber?"

„In Deutschland, in Sachsen sogar."

„Was! In Sachsen? So sind Sie ein Deutscher? Warum sprechen Sie da englisch! Bedienen Sie sich doch Ihrer schönen Muttersprache!"

Dies sagte Helmers deutsch, und sofort fiel Hobble-Frank ein:

„Mit größtem Vergnügen, Herr Oberförschter! Wenn es sich um meine angeschtammte Mutterschprache handelt, dann mache ich keene Schperrenzien, sondern gehe off der Schtelle mit droff ein. Sie werden es sofort der Reenheit oder der Reinheet meines syntaxischen Ausdruckes anhören, daß ich in derjenigen Gegend Deutschlands existiert habe, in welcher bekanntlich das gelenkigste und hochgeläutertste Deutsch geschprochen wird, nämlich in Moritzburg, bei der Residenzschtadt Dresden, wissen Sie, wo das Schloß mit dem Bildnisse Augusts des Schtarken und den berühmten Karpfenteichen sich befindet. Ich begrüße Sie also im Namen der edlen Forschtkultur und hoffe, Sie sehen es sofort ein, daß Sie es in mir mit eenem hervorragenden ingenium magnum sine mixtura Clementius zu thun haben!"

Sonderbar! Wenn Frank sich des Englischen bediente, so war er ein ganz verständiges und bescheidenes Männchen; aber sobald er begann, sich deutsch auszu-

drücken, erwachte die Erkenntnis seiner Selbstherrlichkeit in ihm.

Helmers wußte zunächst nicht, was er denken solle. Er drückte ihm die so freundlich dargebotene Hand, gab keine direkte Antwort, lud den Herrn „Kollegen" ein, sich niederzusetzen, und versuchte, dadurch Zeit zu gewinnen, daß er sich in das Haus begab, um eine Erfrischung herbeizuholen. Als er zurückkehrte, hatte er zwei Flaschen und zwei Biergläser in der Hand.

„Sapperment, das ist günstig!" rief Frank. „Bier! Ja, das laß ich mir gefallen! Beim edlen Gerschtenschtoff öffnen sich am leichtesten die Schleusen männlicher Beredsamkeet. Wird den hier in Texas ooch schon welches gebraut?"

„Sehr viel sogar. Sie müssen wissen, daß es in Texas vielleicht über vierzigtausend Deutsche gibt, und wo der Deutsche hinkommt, da wird sicherlich gebraut."

„Ja, Hopfen und Malz, Gott erhalt's! Brauen Sie die liebe Gottesgabe selber?"

„Nein! Ich lasse mir, so oft es paßt, einen Vorrat aus Coleman City kommen. Prosit, Herr Frank!"

Er hatte die Gläser gefüllt und stieß mit Frank an. Dieser aber meinte:

„Bitte, Herr Oberförschter, genieren und fürchten Sie sich nich! Ich bin een höchst leutseliger Mensch; darum brauchen Sie mich nich Herr Frank zu titulieren. Sagen Sie ganz eenfach immer nur Herr Kollege! Da kommen wir beede gleich am besten weg. Ich habe die fürschtlich epidemische Hofetikette niemals nich recht leiden gekonnt. Ihr Bier is nich übel. Warum wollen wir uns also den Appetit oder vielmehr den Trinketit mit überschpannten und off die Schpitze geschraubten Neujahrschgratulationen verderben. Meenen Sie nich ooch?"

„Ganz recht!" nickte Helmers lachend. „Sie sind der Mann, der mir gefallen kann."

„Natürlich! Etwas herablassend und liberal muß jeder sein, der den richtigen, intelligenten Verschtand sich angebildet hat. Was mich betrifft, so is mir das bei meiner fachmännischen Begabung gar nich schwer gefallen; aber wo haben denn Sie eegentlich schtudiert?"

„In Tharandt."

„Hab' mir's gleich gedacht, denn Tharandt is der Alba Vater für die Forschtpraktikanten der ganzen Welt."

„Wollten Sie etwa sagen, Alma mater?"

„Nee, ganz und gar nich. Versuchen Sie es nich etwa, mir an meinem klassisch hebräischen Latein herumzumäkeln, wie früher der dicke Jemmy es zu seinem eegenen Schaden that? Wenn Sie das thun, da könnte unser schönes, penetrantes Verhältnis sehr leicht eene schlimme Wendung nehmen. Unsereener is ja Koryphäe und darf also so etwas nich dulden. Wo schteckt denn eegentlich unser guter Bloody-fox?"

„Er ist zu einem Gast von mir gegangen, um eine Erkundigung einzuziehen. Wo haben Sie ihn getroffen?"

„Draußen am Bache, ungefähr eene Schtunde von hier."

„Ich dachte, Sie wären längere Zeit beisammen gewesen."

„Das is nich im mindesten nötig. Ich habe so etwas anziehend Sympathetisches an mir, daß ich immer sehr schnell mit aller Welt befreundet werde. Der Psycholog nennt das die Sympolik der Geschmacks- und der Gefühlsorgane, was leider nich jedermann gegeben is. Der junge Mann hat mir bereits seinen ganzen Lebenslauf off das geheimnisvollste anvertraut. Ich widme ihm die ganze Teilnahme meines öffentlichen Herzens und hoffe, daß unsere junge Bekanntschaft für ihn eene wirkliche Kalospinthechromohelene des Glückes werde. Wissen Sie nichts Näheres über ihn?"

„Wenn er Ihnen seinen ganzen Lebenslauf erzählt hat, nein."

„Wovon lebt er denn eigentlich?"

„Hm! Er bringt mir zuweilen einige Nugets. Daraus schließe ich, daß er irgendwo einen kleinen Goldfund gemacht habe."

„Das will ich ihm gönnen, zumal er een Deutscher zu sein scheint. Es muß schrecklich sein, nich zu wissen, unter dem wievielsten Aequator die erschte Lebenswiege der betreffenden Persönlichkeet geschtanden hat. Wir zwee beede, Sie und ich, kennen dieses hippokratische Leiden freilich nich. Wir wissen glücklicherweise, wohin sich unsere heimatsvolle Sehnsucht zu richten hat, nämlich nach Deutschland — — ‚dahin, dahin', wie Galilei so schön in seinem Mingnonliede singt."

„Sie meinen wohl Goethe?"

„Nee, ganz und gar nich! Ich weeß gar wohl zwischen Goethe und Galilei zu unterscheiden. Goethe gehört eener ganz anderen höhern Volksschule an. Er hätte solche gefühlvolle Reime gar nich fertig gebracht. Galilei aber mit seinem Fernrohre und seiner Sehnsucht nach elegischen Kometen hat das richtige Tirolerheimweh getroffen, indem er dichtete:

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Ums Schindeldach die jungen Schtörche ziehn?
Der Loobfrosch flötet abends im Geschträuch,
Und Lunas Bild schtrahlt aus dem nahen Teich.
Dort ist's gemütlich, drum dorthin
Schteht mir die Nase und schteht mir der Sinn!"

Er hatte sich von seinem Sitze erhoben, die Verse deklamiert und mit Gesten begleitet. Jetzt sah er den Farmer erwartungsvoll an. Dieser mußte sich die größte Mühe geben, ernsthaft zu bleiben. Da er kein anerkennendes Wort sagte, fragte Frank verdrießlich:

„Es scheint, daß die Poesie keenen Eindruck off Sie macht. Haben Sie denn gar so een nüchternes Temperament?"

„Nein, nein! Ich schwieg nur aus Verwunderung darüber, daß Sie die Worte des Dichters so genau und so lange Zeit behalten können."

„Das is weiter nichts. Was ich lese, das merk' ich mir. Und habe ich's ja vergessen, so verbessere ich's. Off diese Weise kann der Applaus gar nich ausbleiben."

„So sind Sie ja ein geborener Dichter!"

„Ja, viel wird nicht daran fehlen!"

„So beneide ich Sie. Ich habe einmal zwei volle Tage lang meinen Kopf gemartert, um zwei Reime zu einem Geburtstagsgedichte fertig zu bringen — vergebens; ich konnte nicht Heureka! rufen."

„Hören Sie, gebrauchen Sie das Wort nich falsch! Es is eene arabische Beschwörungsformel und bedeutet off deutsch: Der Teufel is los! Mit solchen Zaubereien muß man sehr vorsichtig sein, denn man weeß ja gar nich, was daraus entschtehen kann. Denken Sie nur daran, wie es dem berühmten Dschengischan mit seinen dreihundert Schpartanern ergangen is!"

„Wie denn?" fragte der Farmer, neugierig, was jetzt kommen werde.

„Er lag mit ihnen hinter dem Engpaß von Gibraltar, den die Tscherkessen erschtürmen wollten. Weil er so wenig Leute hatte, ließ er die berühmte Hexe von Endor kommen, um ihm zu helfen. Er setzte sich mit ihr und seinen Schpartanern um den Kessel herum, in welchen allerlee Kräuter und Elefantenfüße geworfen wurden. Jedenfalls is da een Versehen vorgekommen, denn plötzlich zerschprang der Kessel und Dschengischan flog mit sämtlichen Schpartanern in die Luft. Er war der Höchste von allen und sah bei dieser Gelegenheet, daß die Erde sich unter ihm um ihre Achse drehte. Da rief er off hebräisch aus: O sancta Com-

plicius, zu deutsch: Und sie bewegt sich doch!"

Da konnte Helmers sich nicht mehr halten. Er sprang empor und stieß ein schallendes Gelächter aus. Daß der Hobble-Frank in seinem Fracke und dem Amazonenhute diesen Gallimathias mit solchem Ernste vorbrachte, war gar zu spaßhaft.

„Was lachen Sie denn?" fragte Frank beleidigt. „Glooben Sie denn etwa, weil

Die East-River-Brücke von der Gegend des einen Ankerplatzes aus gesehen.

ich Ihr Kollege bin, können Sie mir ungeschtraft — — —"

Er wurde glücklicherweise unterbrochen, sonst hätte er eine donnernde Philippika losgelassen. Bloody-fox trat nämlich jetzt wieder aus dem Hause und kam auf die beiden zu. Er blickte dem Hobble-Frank in das vor Zorn hochrote Gesicht und fragte:

„Was gibt es denn? Worüber räsonnierest du?"

Er sprach deutsch, weil er hörte, daß Frank sich derselben Sprache bediente. Dieser antwortete:

„Worüber ich zürne? Darüber, daß dieser mein Kollege mich auslacht. Und warum lacht er mich aus? Weil er nichts von der sekundären Weltgeschichte verschteht. Ich gebe mir die schönste antike Mühe, ihm die antediluvianischen Konschtellationen der tscherkessischen Kriegsgeschichte zu erklären, aber er hat nich den mindesten Sinn für das Verhältnis zwischen der Taktik und Schtrategie des Mittelalters."

„Taktik? Strategie?" fragte der junge Mann ganz verblüfft.

„Jawohl! Natürlich! Kennst du es?"

„Nein!"

„So will ich es dir erklären. Die richtige Taktik schteht zur richtigen Schtrategie grad in demselben Verhältnisse wie die Geometrie zur Archimetik, nämlich Radius mal Radius minus ix is gleich dem Quadrate der Hippodromuse mit zwee Kathedern im Lehrzimmer der Obersekunda. Kannst du das begreifen?"

„Nein," antwortete Bloody-fox, sehr der Wahrheit gemäß.

„Das kann ich mir freilich denken, denn zu solchen genialen Schpekulationen gehört een angeborener Menschenverstand und sodann eene fleißige Ausbildung der internationalen Seelenkräfte. Wem's weder angeboren noch anerzogen is, der kann es eben nich begreifen. Du geschtehst das wenigstens ein und bleibst ernst dabei. Der Kollege aber kapiert es nich und lacht mich aus. Was soll ich von ihm denken? Er kennt mich nich. Ich bin geboren nach dem alten griechischen Sprichworte inter sacrum et saxum stat = im heiligen Staate Sachsen, und bin nich gewöhnt, über mich lachen zu lassen. Ueberlege dir die Sache und — — —"

„Schön! Ich werde es mir sehr gern überlegen," unterbrach ihn Bloody-fox. „Jetzt aber habe ich keine Zeit dazu. Ich kann jetzt nur an die armen Menschen denken, welche in der Llano estakata ermordet worden sind."

Er hatte wohl von dem dicken Jemmy genug erfahren, um zu wissen, wie der Hobble-Frank zu behandeln sei. Darum hütete er sich, demselben zu widersprechen und brachte einen Gegenstand zur Sprache, welcher ihn interessieren und von der Strafpredigt abbringen mußte. Er erreichte seine Absicht, denn Frank vergaß sofort seinen Zorn und fragte:

„Menschen sind ermordet worden? In der Llano? Wann denn?"

„Das weiß man nicht. Sie sind vor über acht Tagen von hier fort, aber nicht jenseits der Wüste angekommen. Folglich sind sie zu Grunde gegangen."

„Vielleicht doch nicht Sie werden wohl in anderer Richtung geritten sein, als sie ursprünglich beabsichtigt haben."

„Eben das ist es ja, was ich befürchte. Von hier aus ist es nur in einer einzigen Richtung möglich, über die gefährlichen Plains zu gelangen. Diese Strecke ist ebenso gefährlich wie zum Beispiele die Sahara oder die Wüste Gobi. Es gibt in der Llano estakata keine Brunnen, keine Oasen und auch keine Kamele, welche viele Tage lang zu dürsten vermögen. Das macht diese Strecke so fürchterlich, obgleich sie kleiner ist als die große afrikanische oder asiatische Wüste. Es gibt keinen gebahnten Weg. Darum hat man die Richtung, in welcher der Ritt allein möglich ist, mit Pfählen abgesteckt, wovon die Wüste ihren Namen erhalten hat. Wer über diese Pfähle hinausgerät, der ist verloren; er muß den Tod des Verschmachtens sterben. Hitze und Durst verzehren ihm das Hirn; er verliert die Fähigkeit des Denkens und reitet so lange im Kreise herum, bis sein Pferd unter ihm zusammenbricht und er dann nicht weiter kann."

„So darf er nicht den abgesteckten Weg verlassen, meinst du wohl?" fragte Helmers, welcher sah, daß Frank den Kopf schüttelte.

„Ja, das wollte ich sagen," antwortete dieser.

(Fortsetzung folgt.)

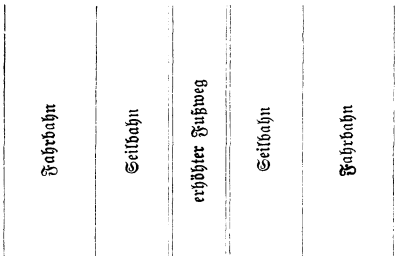
Die East-River-Brücke

(New York-Brooklyn).

Wenn der Alexandriner Philon, der Beschreiber der Sieben Wunder der Alten Welt, vor eine der zahlreichen Riesenbauten der Jetztzeit gestellt würde, z. B. vor die East-River-Brücke, so würde er zweifellos eingestehen, daß seine Wunderwerke von diesem einen entschieden in Schatten gestellt würden. Freilich „sein Geld", wie der heutige Kaufmann sagt, hat der Riesenbau gekostet, denn 80 Millionen Mark, auf die er zu stehen kommt, sind keine Kleinigkeit; der Amerikaner aber denkt, bei ihm wachse das Geld ja aus der Erde, und wenn ihm seine Bauwerke auch das Zehnfache kosten wie dem knauserigen Europa, ihm könne das nichts ausmachen.

Die East-River-Brücke ist das Werk eines deutschen Ingenieurs, Johann August Röbling*), der sich in Amerika schon vorher durch verschiedene kühne und großartige Brückenbauten (Hängebrücke über den Niagara, Hängebrücke zwischen Pittsburg und Alleghany u. a.) rühmlichst bekannt gemacht hatte.

Die East-River-Brücke hat eine mittlere Oeffnung von 486,6 m — nächst der Forthbrücke in Schottland, die bis jetzt erreichte größte Spannweite einer Brücke — und zwei Seitenöffnungen von je 283,3 m, Gesamtlänge mithin 1053,3 m. Sie besitzt zwei äußere Fahrbahnen für Straßenfuhrwerke von je 6 m, zwei schmalspurige Schienenwege für Seilbahnbetrieb von je 5 m und einen Fußweg von 4 m in der Mitte, der 3 m höher liegt als die Fahrbahn.



Die Gesamtbreite zwischen den äußeren Geländern beläuft sich also auf 26 m. Da die Brückenbahn so hoch liegt, daß die größten Schiffe mit den Masten darunter wegfahren können (sie liegt 41 m in der Mitte, 36,5 m an den Pfeilern über dem mittleren Wasserspiegel), so war die Anlage von ungemein langen Zufahrtsrampen erforderlich. Dieselben haben eine Gesamtlänge von 772,5 m, 296 m auf der Brooklyner, 476,5 m auf der New Yorker Seite, so daß also die Länge der Brücke einschließlich der Rampen sich auf rund 1826 m, oder fast eine halbe Wegstunde, beläuft.

Für den Bahnbetrieb auf der Brücke dient ein Drahtseil ohne Ende, das mit 15 km Geschwindigkeit in der Stunde täglich 20 Stunden lang in Betrieb gehalten wird. Die Zahl der Wagen, die gleichzeitig eingehängt werden, beträgt 10 bis 20. Es geht durchschnittlich jede Minute ein Zug ab, so daß täglich 1200 ganze Reisen hin und zurück ausgeführt werden.

Die East-River-Brücke:
Auf dem über die beiden Pfeiler hinwegführenden Fußsteg.

Die Brückenbahn wird durch vier riesige Kabel getragen. Jedes derselben besteht aus 19 Bündeln. Die Drähte sind aus Stahl und haben einen Durchmesser von je 4,31 mm. Die Tragfähigkeit des Einzeldrahtes durfte nicht unter 1,5 Tonnen (30 Zentner) bleiben, was einer Inanspruchnahme von 7,4 Tonnen (148 Zentner) auf den Quadrat-Zentimeter gleichkommt. Jedes Kabel besteht aus 6000 Drähten und hat den enormen Durchmesser von 40 cm oder 16 Zoll. Das Gewicht pro laufenden Meter beträgt 20 Zentner, das Gewicht der Fahrbahn pro laufenden Meter 200 Zentner. Die Kabel haben eine Tragfähigkeit von je 200000 Zentnern, doch wird dieselbe nur für den sechsten bis siebenten Teil in Anspruch genommen. Die beiden Pfeiler, welche die Kabel tragen, haben eine Höhe von je 87 m, sie überragen also die Fahrbahn um das doppelte und sind zudem höher als sämtliche Gebäude von New York und Brooklyn.

Mit besonderer Sorgfalt mußte natürlich die Verankerung der Kabel am Lande vorgenommen werden. Es dienen dazu zwei Mauerpfeiler von je 27 m Höhe. Jeder dieser beiden Pfeiler ist auf eine Grundfläche von 1590 qm fundiert und beträgt der Druck auf dieselbe 1420 Ztr. pro Quadratmeter. Zur Fundierung wurde zunächst ein Rost von einer Lage kreuzweis übereinandergeschichteter Fichtenstämme gelegt. Auf diese Unterlage kamen 2 Lagen von riesigen Kalksteinblöcken und hierauf die Ankerplatten, 4 auf jeder Uferseite. Dieselben sind kreisförmig und wiegen je 460 Zentner. Durch die in der Mitte der Platten befindlichen Löcher wurden die ersten Glieder der Zugketten geführt und durch 7 Zoll dicke, schmiedeeiserne Bolzen auf der Unterseite befestigt. Jedes Kettenglied besteht aus 10 schmiedeeisernen, etwa 4 m langen und 20 cm im Durchmesser haltenden Stäben. Nachdem die Verankerung der Ketten beendet war, führte man das Kalksteinmauerwerk weiter auf, indem zunächst auf jede Platte ein Block von etwa 200 Zentnern aufgelegt wurde. Mit der fortschreitenden Erhöhung des Mauerwerkes wurden immer mehr Kettenglieder aneinandergefügt, bis dasselbe die Höhe von 27 m erreicht hatte. Die Verbindung der Kabel mit den Kettengliedern geschah in der Weise, daß das in eine große

*) Geboren 12. Juni 1806 zu Mühlhausen in Thüringen, gestorben 22. Juli 1869 infolge einer beim Bau der East-River-Brücke erhaltenen Fußwunde, die Vollendung des Riesenbaues seinem Sohne Washington überlassend.

Schleife gewundene Ende desselben um einen hufeisenförmigen, mit einer Rinne versehenen Schuh gelegt wurde, dessen Befestigung wiederum die größte Sorgfalt erforderte. Die sämtlichen Drähte der vier Seile haben eine Länge von 14000 engl. Meilen.

Die Großartigkeit dieses Bauwerkes kommt dem Beschauer erst in vollem Maße zum Bewußtsein, wenn er sich auf die luftige Höhe der Fahrbahn begibt und auf die breite Spiegelfläche des East-River und die ihn zu beiden Seiten umrahmenden Häusermassen zweier Großstädte, die mit ihren Nebenorten zwei Millionen Bewohner bergen, hinabblickt: Hier New York und Brooklyn, ihnen sich anschließend Long Island City, Hoboken, New Jersey, Newark und Elizabeth — weiterhin das grüne Land, das nach allen Richtungen von Schienenwegen durchschnitten ist, auf der anderen Seite der von Hunderten von Schiffen durchfurchte endlose Ozean — wahrlich, ein Bild wie es großartiger und lebensvoller sich nirgends wiederfinden dürfte. Und der Mittelpunkt dieser Welt ohnegleichen, ist das gigantische Wunderwerk Röblings, das eiserne Gewebe der East-River-Brücke! —

Abenteuer eines Schlittschuhläufers.

Wenn es schon Vergnügen gewährt, auf einer engbegrenzten Eisfläche Schlittschuh zu laufen, so gewährt es einen geradezu hohen Genuß, mit ein paar Freunden auf weiten Spiegeln — wie auf Meerbusen und Binnenseen, an denen Norwegen so reich ist — diesem Sport zu huldigen. Man braucht nicht beständig umzukehren und sich nicht fort und fort auf dem nämlichen Grunde zu bewegen; man braucht nicht zu fürchten, im Gedränge andere niederzurennen oder von ihnen niedergerannt zu werden; man fühlt sich auf einer solchen Eisbahn wie der Vogel in der Luft.

An einer solchen Schlittschuhpartie nahm ich einst teil. Die Gesellschaft bestand aus sechs oder sieben norwegischen Studenten. Wir hatten die Absicht, den Fjord hinabzugehen nach einem ungefähr zwanzig englischen Meilen von Christiania entfernten Dorfe und dann bei Mondschein auf dem Eise zurückzukehren. Es war dies in der That ein Plan, der für jeden Schlittschuhläufer großen Reiz haben mußte.

An einem herrlichen Morgen brachen wir auf. Der Himmel war tiefblau, und das Eis spiegelglatt.

Außerdem waren wir von der Gefahrlosigkeit unserer Vergnügungsfahrt um so mehr überzeugt, da die Dicke des Eises nicht weniger als 1 m war. Füge ich im weiteren hinzu, daß der Fjord mindestens zwei englische Meilen breit war, daß er an Breite zunahm, je weiter wir die Stadt hinter uns ließen, so wird man leicht begreifen, daß es uns zu voller Entfaltung unserer Kraft und Geschicklichkeit nicht an Raum fehlte. Wir vermieden es, allerlei Kunststücke zu machen, wie sie auf kleinen Eisflächen bei Schlittschuhläufern beliebt sind, denn wir hatten eine lange Fahrt vor uns und mußten sonach mit unserer Kraft haushälterisch umgehen.

Bei unserer Fahrt leistete uns eine sanfte Brise aus Nord freundliche Hilfe. Da und dort machten wir Halt, um einige Worte mit irgend einem einsamen Fischersmann zu wechseln und kampierten zeitweilig auf dem Eise unter einem auf Pfählen ausgespannten Stück Segeltuch. Mit der Geschwindigkeit eines Blitzzuges fuhr auch ein „Eisschiff" an uns vorüber. Ich hatte zuvor nie ein solches gesehen, und war darüber aufs höchste erstaunt. Der Gute Kamerad hat seine Leser mit diesen Fahrzeugen bereits bekannt gemacht, so daß ich von einer Schilderung absehen kann.

Nach einer angenehmen Fahrt von etwa vier Stunden kamen wir gegen 1 Uhr am Orte unserer Bestimmung an. Wie vortrefflich schmeckte da der warme Kaffee, wie mundete der geräucherte Lachs, und wie erheiterte der Schluck Kognak! So ging die Zeit schnell vorüber, und mit einem dem Widerstreben verwandten Gefühl verließen wir das warme Zimmer der Dorfstation, um uns abermals auf den offenen Fjord zu begeben.

Ich muß gestehen, daß wir unsern Heimweg nicht ganz so aufgeräumt antraten, als dies der Fall bei unserem Ausfluge am Morgen gewesen war; denn die Sonne war dem Untergang nahe, der Wind wehte uns scharf ins Gesicht und unsere Glieder verloren nach und nach ihre Geschmeidigkeit. In „Halbeile" schritten wir jedoch mutig vorwärts. Als wir ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, nahmen wir wahr, daß sich allmählich ein dichter Nebel über das Eis hinzog; bald waren wir in einen Dunstkreis eingehüllt, der jeden Ausblick unmöglich machte. Wir konnten uns nicht verhehlen, daß unsere Lage eine bedenkliche geworden war. Welche Richtung sollten wir einschlagen? Kein Stern, nach dem wir uns hätten richten können, war am Himmel sichtbar. Was thun? Weit klüger hätten wir gethan, wenn wir ins Dorf zurückgekehrt wären und dort übernachtet hätten; allein dieser Gedanke behagte uns nicht, und wir beschlossen, dem Unstern Trotz zu bieten.

Brauche ich zu sagen, daß wir bald ebenso in der Irre umherzogen wie irgend ein Jäger auf der spurlosen Prärie oder im weitausgedehnten Walde? Der Wind allein konnte uns als Führer dienen. Dadurch, daß wir ihn auf einer gewissen Seite des Gesichts behielten, glaubten wir zuverlässig, daß wir — wofern er sich seit dem Morgen nicht gedreht hatte — in der rechten Richtung geblieben seien. Warum aber hatten wir keinen Kompaß bei uns? Ja, warum nicht?

„Bleibt nahe beisammen!" rief unser Führer, „und denkt an die Löcher im Eise!"

Dies war eine neue Gefahr; denn die Löcher, welche am Morgen von den Fischern gehauen worden waren, konnten nicht stark genug zugefroren sein, daß man ohne Gefahr über dieselben hätte gleiten können. Waren sie auch nicht so groß, um hindurch zu fallen, so war doch beim Einbrechen eine Verletzung der Füße unvermeidlich.

Mittlerweile ward der Nebel immer dichter, so daß wir uns endlich genötigt sahen, einander bei den Rockschößen zu halten. Fünf Stunden hatten wir bereits auf dem Eise zugebracht und hätten um diese Zeit, wenn wir den rechten Weg eingeschlagen, zu Hause sein können. Ringsum war jedoch kein Zeichen menschlichen Lebens wahrnehmbar; verhängnisvolle Stille herrschte weit und breit.

„Wir haben uns verirrt," sagte unser Führer; nur Gott weiß, wo wir sind!"

Auf einem offenen Fjorde bei einem Thermometerstand von 20° R. unter Null und beim Wehen eines scharfen Nordwindes verirrt zu sein, diese Lage gehört gewiß nicht zu den Annehmlichkeiten des Daseins. Den und jenen überkam bereits jene gewisse Schläfrigkeit, die, wenn man ihr nicht widersteht, in der tückischen Kälte zum Todesschlaf wird. In Bewegung mußten wir daher bleiben, gleichgültig, in welcher Richtung. Ruhen wäre verhängnisvoll gewesen, und so eilten wir fort

in der Hoffnung, uns immer noch auf dem rechten Wege zu befinden. Plötzlich hörten wir das entfernte Rauschen eines Wasserfalles; wir machten Halt und standen wie angewurzelt.

„Das ist der Foß, den wir hören, und wir befinden uns auf dem Creek! Zurück, zurück, um des Himmels willen!“ rief unser Führer; denn er wußte nur zu gut, daß die gefrorene Oberfläche dieses reißenden Flusses jederzeit unsicher bleibt. Die Furcht beflügelte aufs neue unsere ermüdeten Füße, und wir machten keine Pause, bis wir außer der Hörweite des Wasserfalles waren.

Ein Gutes schien uns indessen dieser Zwischenfall zu haben: er gab den Anlaß — wie wir glaubten — unseren Weg nach der Stadt zu nehmen. Leider war jedoch diese Hoffnung eine eitle; denn nachdem wir unseren Lauf länger als eine Stunde fortgesetzt hatten, war immer noch keine Spur von der Stadt bemerkbar. Unsere Lage gestaltete sich immer peinlicher. Mitternacht war bereits vorüber, und besorgte Freunde erwarteten uns zu Hause. Ich war so ermattet, daß ich mich kaum aufrecht halten konnte. Ich bat, man möge mich, wenn auch nur auf einige Minuten, auf das Eis niederliegen lassen.

„Nicht eine Sekunde!“ rief unser Führer. „Zieht ihn empor! zieht ihn auf!“ — denn ich hatte mich bereits aufs Eis gestreckt. Ein Schluck Branntwein gab mir neue Lebenskraft und rettete mir, wie ich glaube, das Leben.

Plötzlich erspähten wir durch die Dunkelheit eine Anzahl trüber Lichter. Waren dies die Lichter der Stadt? Nein, sie bewegten sich hin und her. Waren es Trugbilder? Gott sei Dank, nein! Es waren freundliche Menschen, die mit Fackeln ausgegangen waren, uns zu suchen. Wir waren gerettet!

„Hurra!“ schrieen wir, „hurra!“ Die Lichter kamen näher und näher und in wenigen Minuten standen wir unter einem Haufen Männer, welche unsere Freunde in der Stadt bewogen hatten, sie zu begleiten, um die Vermißten zu retten. Und wir wurden in der That gerettet, denn wenn uns die braven Leute nicht in der Nacht getroffen hätten, so wären wir am nächsten Morgen als Leichen gefunden worden.

Ein zweites Abenteuer dieser Art hatte ich zu bestehen, als ich eine Schlittschuhfahrt über das Baltische Meer, d. i. über jenen Teil desselben unternahm, welcher Schweden von Dänemark trennt.

Ich hielt mich nämlich einen Winter hindurch in Kopenhagen auf und belustigte mich während dieser Zeit häufig mit Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen. Als ich eines Morgens an den Kai hinabging, erfuhr ich von den Fischern, daß halbwegs zwischen der Stadt und der schwedischen Küste mehrere Alken mit ihren Füßen in das Eis eingefroren seien. Zur Bekräftigung ihrer Aussagen zeigten sie mir einige dieser Vögel, die sie mitgebracht hatten. Die Sache interessierte mich; ich eilte daher in die Stadt zurück und brachte in kurzer Zeit eine Gesellschaft zusammen, die sich mir anschloß, um diese ungewöhnliche Thatsache in Augenschein zu nehmen. Nicht weniger als 100 Personen nahmen an der Partie teil.

Mitten zwischen den gegenüberliegenden Küsten befindet sich eine kleine Insel, und an den Ufern derselben waren die armen Vögel eingefroren. Es müssen ihrer Hunderte gewesen sein: Alken, Möwen und Seevögel aller Art. Die meisten derselben waren tot, andere besaßen noch Leben genug in sich, um in mitleiderregender Weise ihre Köpfe zu schütteln, gleichsam bittend, man möge sie aus ihrer Qual befreien. Ich rettete eine arme Möwe und schnitt sie buchstäblich aus dem Eise, erwärmte sie, so gut ich konnte, unter meinem Rock und ließ sie dann fliegen. Allein der alberne Vogel flog nur eine kurze Strecke weit, plumpste dann nochmals auf das Eis herab und ist ohne Zweifel erfroren.

Nun war es thatsächlich etwas ganz Ungewöhnliches, daß dieser Teil des Baltischen Meeres zugefroren war, und da von unserer großen Gesellschaft noch keiner auf dem Eiswege Schweden besucht hatte, und der Weg dahin nur zehn englische Meilen lang war, so ward beschlossen, unsere Fahrt dahin fortzusetzen.

Groß war die Aufregung, als wir uns den Küsten näherten, denn wir waren — wie schon gesagt — mehr als hundert Personen. Ja, ich glaube, daß sich die guten Schweden anfangs wohl gar vorgestellt haben, wir seien eine Abteilung Feinde, die auf Schlittschuhen herankämen, um von der Stadt und Festung Malmö Besitz zu ergreifen.

Von der Burg herab donnerten die Kanonen; allein dies war nicht besorgniserregend. Man bot uns eben freundlichen Gruß; denn als wir die Küste erreichten, kam uns dort niemand Geringerer entgegen als der Bürgermeister der Stadt, welcher uns einlud, insgesamt mit ihm in sein Haus zu kommen, wo in aller Eile eine Festtafel hergestellt wurde, die unserem liebenswürdigen Wirte alle Ehre machte. Es wurden zahlreiche Reden gehalten, von denen ich nur hie und da ein paar Worte verstand, die indes völlig hinreichten, mich zu überzeugen, daß die Schweden muntere Gesellschafter seien, und daß sie den seltenen Besuch aus dem benachbarten Dänemark als ein artiges Kompliment betrachteten.

Der Tag ging zur Neige und wohlweislich nahmen etwa neun Zehntel der Gesellschaft die Einladung des Bürgermeisters an, die Nacht in Malmö zuzubringen. Selbstverständlich konnte er selbst nicht alle beherbergen, allein die Familienväter der Stadt waren gern bereit, Gastfreundschaft zu üben, und so hätte die ganze Gesellschaft Unterkunft finden können. Thörichterweise indes beschloß das letzte Zehntel — zu dem ich leider gehörte — noch in derselben Nacht an die dänische Küste zurückzukehren. Vergeblich machte der wackere Bürgermeister Vorstellungen dagegen — wir verharrten jedoch auf unserem Beschlusse.

Unter einer Abschiedssalve von der Festung, die wir mit Freudenrufen erwiderten, traten wir den Heimweg an. Der Wind wehte anfangs von Osten, und wir fanden es daher leichter, unseren Weg in der Richtung nach Helsingör einzuschlagen, als direkt nach Kopenhagen zurückzukehren. Als wir ungefähr vier Fünfteile unserer Fahrt zurückgelegt hatten, und nur noch zehn englische Meilen von Helsingör entfernt waren, schlug der Wind plötzlich nach Westen um. Nun hatten wir harte Arbeit, denn bald fing eine regelmäßige Kühlte zu wehen an und ein Schneesturm brach herein, unter dem wir empfindlich zu leiden hatten.

Allein das Aergste sollte erst kommen. Plötzlich hörten wir von Westen her einen Schall, der unser Blut fast erstarren machte: das Eis brach auf. Zur Aufklärung hierzu muß ich bemerken, daß der Nordwestwind jedesmal viel salziges Wasser in das Baltische Meer führt. Wenn er stark weht, bricht er das Eis in dem schmalen Sunde rasch auf; so auch damals. Jetzt galt es, das Leben zu retten. Wir fühlten, wie sich das Eis wellenförmig unter unseren Füßen bewegte, und in geringer Entfernung von unserer Rechten sahen wir die Wogen über dasselbe stürzen.

Immer noch waren wir eine englische Meile vom Lande entfernt, und es war sehr fraglich, ob wir das Ufer erreichen

— „Das kost't dien Kopf nüt, Fränzli!“ sagte der Apotheker.

würden, ehe die Flut mit voller Gewalt hereinbrach. Nie werde ich diese Augenblicke vergessen, nie das Gefühl, das mich ergriff, als das Eis unter meinen Füßen auf- und abwogte! Unsere Besorgnisse wurden noch vermehrt, als einer aus der Gesellschaft vor Aufregung in Ohnmacht fiel; indem wir ihm Hilfe leisteten, ging ein gut Teil der kostbaren Zeit verloren. Bum! Bum! dröhnten die Kanonen von Kronborg; sie gaben das Zeichen für jeden, der sich auf dem Meere befand, dem Lande zuzueilen. Mir klangen die Kanonenschläge als Totengeläute.

Mit großen Anstrengungen gelang es, unseren Gefährten auf die Füße zu bringen, indem ihn einer auf der einen, ein anderer auf der anderen Seite hielt, um ihn so nach der Küste zu schieben. Hätten wir fünf Minuten länger gebraucht, um dieselbe zu erreichen, wären wir samt und sonders verloren gewesen; denn kaum hatten wir das Land betreten, so barst das Eis mit Donnergetöse, und schäumend stürzten die Wogen daher, als zürnten sie über unser Entrinnen.

Wir trugen den armen Burschen in ein Wirtshaus und eilten in die Stadt, um seine Angehörigen von dem Unfall zu benachrichtigen.

Drei Tage später kehrten unsere Freunde auf einem Dampfboot zurück; sie waren natürlich infolge des Eisganges als Gefangene zurückbehalten worden, und ihre Freude war nicht gering, als sie uns gesund und wohlbehalten wieder fanden.

In der Apotheke zu Kayserberg.

Eine Reiseerinnerung.

Kayserberg ist ein hübsches Städtchen im Oberelsaß, in einem freundlichen Thale an der Weiß gelegen und in mannigfacher Hinsicht interessant genug, um einen Besuch zu lohnen. Kayserberg weist nämlich noch die Ruine einer Burg auf, welche der Hohenstaufenkaiser Friedrich Barbarossa erbaut haben soll und von welcher ein zertrümmerter, runder Wehrturm noch heute die zerfallenen Mauern überragt und auf das friedliche, freundliche Städtchen herunterschaut; ferner eine alte, aus mehreren Epochen stammende Stadtkirche und in derselben mehrere alte, gute Bilder, welche Holbein zugeschrieben werden; und endlich weiter aufwärts im Thale die Ruinen des Klosters Alspach aus dem 12. Jahrhundert. Diese Sehenswürdigkeiten lockten uns, von dem nahen Rappoltsweiler aus einen Besuch zu machen, der uns wirklich sehr befriedigte. Die etwa 2600 Einwohner des Städtchens sind fleißige, rührige Leute, die teils Wein- und Feldbau treiben, teils in den mechanischen Webereien und Baumwollspinnereien arbeiten, welche hier wie im ganzen Oberelsaß sich überall vorfinden, wo nur die aus den Vogesen kommenden Flüßchen eine Wasserkraft spenden. Was uns aber in Kayserberg, woher der berühmte deutsche Theologe und im Jahre 1510 als Professor in Straßburg verstorbene Johannes Geiler stammt und sich benennt, ganz besonders anzog und erfreute, das ist der noch ganz altdeutsche, heimelige und malerische Charakter des Städtchens, seine altertümlichen Häuser mit ihrer Holzarchitektur und überdem das Altväterische in der ganzen Erscheinung der engen Straßen, das so eigentümlich von den neuen Fabriken und sonstigen modernen Bauten sich abhebt. Ganz besonders malerisch erwies sich die alte Apotheke mit ihren alten Möbeln und Fenstern mit echten Butzenscheiben und ihrer ganzen anheimelnden Altertümlichkeit. Wir betraten dieses Haus ganz zufällig. Es war gerade Markttag, und beide Stuben, welche die Apotheke einnimmt, voll von Landleuten, in der hier noch fast allgemein üblichen Landestracht. Bevor wir die Apotheke verließen, waren wir noch Zeugen einer kleinen Szene, welche den Stoff zu einem hübschen Genrebild bot. Eine junge Bürgerfrau trat herein mit einem Jungen von etwa zehn Jahren, dessen Gesicht von Bienenstichen ganz aufgedunsen war. Der arme Bursche hatte droben in seinem Garten unter den Mauern des alten Schlosses gespielt, allwo er auch einen Bienenstand hielt. Hatte er nun die Honigwaben kosten wollen oder auf irgend eine andere Weise den Frieden der Bienen gestört, — genug; die Bienen hatten diesen Einbruch in ihr stilles Dasein sehr übel genommen, waren über den armen Jungen hergefallen, zerstachen ihm den Kopf elendiglich, daß Nase, Wangen, Stirne, Augenlider und Ohren geschwollen waren. Seine Mutter hatte ihn schleunigst in die Apotheke geführt, um die geeigneten Heilmittel anwenden zu lassen. „Das kost't dien Kopf nüt, Fränzli!" sagte der Apotheker tröstend zu dem Knaben, der übrigens sein Schicksal mit stoischem Mut trug, und während die Wunden des Jungen mit etwas Aetzammoniak und Laudanum betupft wurden, nahmen wir die flüchtige Bleistiftskizze zu nebenstehendem Holzschnitt als Erinnerung an unseren Besuch in Kayserberg auf.

Unter Korsaren.

Von

H. Wörishöffer.

(Fortsetzung.)

Jahre vergingen; ich kam hierher nach Bengasi und sah nun weiße Männer, Deutsche sogar als Sklaven der Mohammedaner; ich mußte selbst solche Bedauernswerte kaufen und diejenigen, welche zu meinem Volke gehörten, wie die niedersten, verächtlichsten Tiere behandeln, — ich mußte es, obgleich sich im Anfang alle Fasern meines Herzens dagegen sträubten. Das verborgene Weh zerriß mir die Seele, ich litt wie Hiob, ich wurde immer mehr von Zweifeln, von wahrer Todesangst gefoltert und gerade dadurch nach außen hin beständig härter und grausamer. Furchtbare Schuld klagt mich an vor Gott.

„Da kam eines Tages ein Schiff, das neue Beute brachte, reiche hamburgische Kaufmannsgüter und eine stattliche An-

zahl von Sklaven, die, wie gewöhnlich, mir zuerst vorgeführt wurden. Unter ihnen befand sich Hamid."

Der Alte kühlte die brennende Stirn seines Gebieters. „Sprich nicht von mir," bat er im sanften Tone.

„Doch, doch," murmelte Hassan, „ich muß es. Gleich einem Keulenschlage traf mich ja dein Anblick! —

„O Matthias, Matthias, welche Worte wären ausreichend, um ganz zu schildern, was ich empfand! Vor mir mit gebundenen Händen stand in Sklavenkleidern Pastor Baumgarten, derselbe Mann, welcher mich getauft und eingesegnet hatte, der, welcher mich auf den ersten Blick erkannte und demgegenüber mich die Scham fast zu Boden drückte. Als Abtrünnigen, als Ueberläufer fand er unter Halbwilden den wieder, den sein priesterlicher Segen in das Christentum eingeführt hatte! —

„Instinktmäßig versicherte ich mich seiner sofort — ach, auch diese Berechnung that einem edlen Herzen bitteres Unrecht. Ich fürchtete, daß der Pastor, wenn ihn nicht meine Macht vollständig beherrschte, hingehen und mein Geheimnis sogleich verraten werde.

„Aber das genügte noch nicht. Da ich mich schämte, mußte ich diese Niederlage zu verdecken suchen und wurde tyrannisch — — von allen Sklaven meines Hauses hatte Hamid am schwersten, am dauerndsten zu leiden. Ich schlug ihn nicht, daran verhinderte mich ein inneres, unbezwingbares Grauen, aber ich ließ ihn die niedersten Dienste verrichten, ich entzog ihm jede Erleichterung oder Belohnung, die sonst dem fleißigen Sklaven hie und da zu teil werden. Hamid mußte die Hand des mächtigen Herrschers in jeder Stunde schwer und drückend empfinden.

„Ach — laßt mich alle diese beschämenden Einzelheiten übergehen und nur noch eins hinzufügen. Hamid hat nie versucht, mein Geheimnis anderen zu verraten, er hat an meiner Seele treulich fort und fort gearbeitet, hat mein Gewissen wach erhalten und das Wort der ernsten Mahnung ausgesprochen, wo immer sich die Gelegenheit darbot, er ist furchtlos geblieben, auch in der größten Gefahr.

„Und dann kamst du, Matthias. Mir war es, als kehre meine eigene Jugend nochmals zurück, als stehe ich wieder an diesem Strande unter den Seelenverkäufern, einsam und verlassen, ein Knabe von sechzehn Jahren, aller Versuchung, allem bösen Einfluß schutzlos preisgegeben. Sollte ich, der Verlorene, Unglückliche, nun ein Kind in meiner eigenen Lage geflissentlich verderben?

„Du weißt, daß ich es versuchte. Ich wollte sehen, ob es nicht etwas ganz Gewöhnliches, Selbstverständliches sei, das, was ich gethan; ich wollte dich verlocken und mich selbst aufrichten an deinem Falle.

„War ich doch, als über meinem Haupte die Wirbel zusammenschlugen, selbst ein Knabe ohne Erfahrung oder Verständnis, — — vielleicht hätten ja an meiner Stelle alle übrigen so und nicht anders gehandelt.

„Aber du widerstandst mir ohne Kampf, du erklärtest gerade das eine, nach dem ich strebte, für unmöglich und je stärker du dich von meinen Plänen abwandtest, um so mehr, so herzlicher liebte ich dich. Auch wenn nicht der Tod gekommen wäre, um mich zu erlösen, hätte doch heute ein offenes Geständnis gesühnt, was von meiner schweren Schuld überhaupt zu sühnen ist, — ich wäre wieder zurückgekehrt zu dem Bekenntnis, in dem man mich einst erzog, — und Hamid, — Pastor Baumgarten — soll mir dazu den Weg ebnen. Ich — möchte, ehe die Sterbestunde schlägt — getauft werden, — noch einmal wie vor langen Jahren — von ihm — von ihm."

Eine tiefe Ohnmacht folgte der Rede voll Anstrengung und gewaltiger innerer Erregung. Schweigend umstanden die vier Männer das letzte Bette des Bereuenden, schweigend leistete ihm Hamid die nötigen Dienste und glitt dann hinaus, um im Priesterornate wieder zu erscheinen. Befreundete Hände hatten dem Alten das Abzeichen seines Standes immer erhalten, er hatte während aller dieser schweren Jahre der Knechtschaft von Zeit zu Zeit den mit ihm in der Verbannung lebenden Christen das heilige Abendmahl reichen können und erschien nun zum erstenmal offen vor den Blicken Hassans in der Amtstracht ihrer beiderseitigen deutschen Heimat.

Der Pascha kam nach langer, drückender Pause wieder zur Besinnung; Matthias öffnete die auf den Garten hinausführenden Fenster und löschte leise im Zimmer die beiden Lampen. Die ersten Strahlen des jungen Tagesgestirnes fielen auf Hassans Sterbelager, in den Zweigen der Bäume begannen die Vögel ihr Lied, — leises Summen und Weben des erwachenden Lebens drang von fern in die stillen Räume.

In ihren Sklavenkleidern versahen die beiden Getreuen, welche mit Hamids und Matthias' Hilfe den Verwundeten nach Hause getragen hatten, jetzt bei ihm die Stelle der Paten und zum zweitenmale nach vierzig langen schweren Jahren ließ Pastor Baumgarten dem Sohne seiner Gemeinde das Sakrament der Taufe zu teil werden.

Hassan lag mit gefalteten Händen ganz still und ohne Worte; seine Kräfte waren vollständig erschöpft, das sah man, aber seine Seele ruhte aus im neugewonnenen Frieden. Er hieß wieder Robert Vollgold; der teure Name seiner Väter war ihm nochmals nach langer Irrfahrt als sein Eigentum wieder verliehen worden.

Er flüsterte ihn vor sich hin, kaum verständlich, aber voll Freude, wie man ein teures, langvermißtes Gut mit beiden Händen erfaßt und hält, als könne es in jedem Augenblick verloren gehen.

„Robert Vollgold! — Robert Vollgold! — —"

Und dann, in den letzten Augenblicken seines Erdenlebens reichte ihm der Geistliche das Abendmahl, — ihm und den drei anderen Christen, die das Schicksal so weit von der Heimat im Lande ungläubiger Barbaren zusammengeführt hatte. Hassans und Hamids Blicke begegneten sich zum Abschied, zum letzten Lebewohl; was jemals zwischen ihnen gelegen hatte, was jemals Herz vom Herzen trennte, — nun war es hinweggenommen für immer.

Noch einmal bewegten sich die Lippen des Paschas. Wer nicht so ganz unverhüllt in seiner Seele gelesen, ihn nicht so ganz erkannt und verstanden hätte, wie eben Hamid, der würde den Sinn des nur Geflüsterten, Hingehauchten auch in diesem Augenblick nicht erfaßt haben, der Alte jedoch begriff im Fluge die Bedeutung der wenigen Worte.

„Singen!" flüsterte Hassan. „Singen! Wenn ich einmal — — —"

Und Hamid begann mit fast erstickter Stimme die Zeilen, an welche der Sterbende dachte. „Wenn ich einmal soll scheiden, dann scheide nicht von mir." —

Die drei anderen Männer fielen leise ein und unter den Klängen des frommen Liedes ging Hassans Seele hinüber in das Land der Verheißung, dahin, wo es kein ungestilltes Sehnen mehr gibt, keine Reue noch Thränen.

Schimmernd umspielten die Sonnenstrahlen das blasse gramvolle Antlitz des

Toten, die tiefen Falten in seinen Schläfen, aber auch der Ausdruck stiller, gewisser Zuversicht, in der er gestorben war. Draußen erklang der Taktschritt marschierender Soldaten, hier drinnen herrschte jenes feierliche Schweigen, das die Nähe des Todes verkündet.

Hamid faßte sich zuerst. „Ich habe das Ziel meines Lebens erreicht," sagte er leise, „ich habe die verirrte Seele dieses Mannes zurückgeführt auf den verlorenen rechten Pfad, — jetzt helft mir, ihr Dreie, auch den Leib seiner letzten Bestimmung zu überliefern, — helft mir, den Toten nach Christenweise zu begraben."

Es antwortete ihm keiner, aber sie legten Hand ans Werk und trugen mit ihm den Toten, in weißes Linnen gehüllt, hinab zum Garten, wo sie ihm unter seinen eigenen Bäumen das letzte Bette gruben.

Ganz versteckt, von keinem Auge gesehen und erkannt, sollte das Grab ohne Zeichen und Schmuck bleiben. Die Mohammedaner würden, wenn sie gewußt hätten, wer hier in Frieden schlief, auch ihre Ceremonien, ihre Feierlichkeiten noch nachträglich zur Anwendung gebracht haben, und das sollte nicht geschehen.

Hamid sprach einige kurze Worte, drei Hände voll Erde warf jeder der Männer in die Gruft und dann war das traurige Werk geschehen. Der alte Geistliche strich sich das weiße Haar aus der Stirn.

„Jetzt gilt es, für uns ein neues Obdach, neue Lebensbedingungen aufzufinden, meine Kinder," sagte er. „Ob die Schiffe der Amerikaner bestimmt sind, Christensklaven an Bord zu nehmen?"

Keiner wußte es und so zogen sie denn aus, um sich am Hafen zu erkundigen. Noch ein letzter Blick auf Hassans Ruhestätte, ein letzter Abschied von dem Orte, der trotz allem und allem doch die Heimat gewesen war — und dann fort, hinaus in die ungewisse, gefahrdrohende Zukunft.

Auf den Straßen herrschte Todesstille. Die Stadt war vollständig erobert und der Sieger gab ihr Gesetze. Eine bedeutende Entschädigungssumme hatten die Bürger den Vereinigten Staaten zahlen müssen, drei große Transportschiffe waren requiriert und mit Beschlag belegt worden und was an weißen Sklaven diese Schreckensnacht glücklich überlebte, das konnte sich einfinden, um in die Freiheit und das Vaterland zurückzukehren.

Ueberall auf den Straßen lagen Tote und Verwundete. Die Bürger trugen ihre Glaubensgenossen in den Schutz der Moscheen, — um die unglücklichen Weißen bekümmerte sich niemand. Ohne Beistand, ohne Trost, sahen sie im Staube des Weges ihrem Ende entgegen.

In einer Lache von Blut, unter einem halbversenkten Gebüsch lag mit trotzig geballter Faust ein Mann, den Matthias kannte, — der Matrose Bell. Ihm war die Brust von einer Lanze durchbohrt; der Tod mußte ihn jählings ereilt haben, als er einen zornigen Fluch hervorstieß, noch lag auf den erbleichten Lippen der Ausdruck des Grolles, des Hohnes, — ein schrecklicher Anblick.

Und so reihte sich Bild an Bild. Hunderte von Leichen bedeckten den Boden.

Auf dem Ocean bewegte sich Boot an Boot. Die Transportschiffe waren mit Sklaven angefüllt, den Rest übernahmen die beiden Kriegsfahrzeuge außer ihrer Bemannung. Ohne weiteres Hindernis gelangten Hamid und seine Genossen an Bord des einen Dreimasters, auf dem schon die Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen wurden und wo Matthias verschiedene Bekannte vorfand, die beiden Steuerleute des ‚Sturmvogel', Jim und mehrere andere.

Pablo nahm ihn gleich beiseite. „Dachtest du wohl schon einmal wieder an das Vermächtnis, welches uns Kapitän Burns hinterließ?" fragte er mit flammenden Blicken. „Du weißt doch, die Nachricht von jener Südseeinsel, die den großen Perlenreichtum birgt!"

Matthias nickte. „Wie meinen Sie das, Sir?"

„Nun, ich sprach eben mit dem Kapitän dieses Schiffes über die Sache. Da ich behaupten konnte, daß sich auf der Insel weiße Gefangene befinden, so will er dieser Leute wegen und vielleicht auch, um für seine Regierung das Eiland zu gewinnen, den Weg dahin unternehmen. Welch ein Glück für uns, Matthias! Der verborgene Schatz wird nun doch noch unser eigen."

Der junge Mensch seufzte unwillkürlich. „Wer weiß, Sir? Einmal wurden wir furchtbar getäuscht!"

„Aber nun nicht wieder, Matthias! Die Korsaren können es mit diesem Schiffe niemals aufnehmen. Wenn uns daher nicht das Meer verschlingt, so müssen wir den Strand der Insel erreichen."

„Gott gebe es!" nickte Matthias. —

Die letzten Feuersäulen waren jetzt erloschen und die letzten Sklaven eingeschifft; von der Stadt her näherten sich die amerikanischen Soldaten, um als Sieger wieder an Bord zurückzukehren. Unzählige Fäuste waren an diesem hellen, sonnigen Morgen voll ohnmächtiger Wut geballt, unzählige Thränen wurden den Blaujacken nachgeweint.

Hier trugen ihrer zweie einen schwarzen Packen, der sicher nichts Wertloses enthielt, dort hatte einer alle Taschen vollgestopft und über irgend welchem Beutestück die Jacke zugeknöpft, so daß es aussah, als leide er schwer an der Wassersucht. Die Offiziere schienen das nicht zu sehen — die Haltung der Truppen war eine vorzügliche gewesen, sie schlugen sich wie die Löwen, also mochten sie auch immerhin ein wenig plündern, besonders da sklavenhaltende Barbaren von diesen Verlusten betroffen wurden. „Wehe dem Besiegten!" — das galt auch für Bengasi.

Die beiden amerikanischen Kapitäne gaben Matrosen und Navigateure an die Transportschiffe ab, dann, gegen Abend des zweiten Tages, nachdem Wasser und Proviant ergänzt worden waren, setzte sich die kleine Flotte in Bewegung. Für manchen Sklaven war der Augenblick ein glückseliger, wahrhaft berauschender, mancher dagegen erlebte ihn mit sehr gemischten Empfindungen. Wer seit einem Menschenalter ohne Nachricht von seinen Angehörigen, ohne Verbindung mit der Heimat geblieben war — wie würde er nun das einst Gewesene wiederfinden?

Sicher in ganz veränderter Gestalt, vielleicht nur in der des Grabes; das fühlten die Unglücklichen nach der ersten stürmischen Freude gerade um so deutlicher. Still, voll wechselnder Gedanken saßen sie und sahen in das Meer hinab oder flüsterten heimlich miteinander, immer wieder und wieder dieselbe Frage: „Ob die Unseren, wenn wir nach Hause kommen, wohl überhaupt noch leben werden?"

In der Kajüte saßen Pablo und der Kapitän vielfach beisammen. Da war irgend etwas im Werk; Conchito hatte es mit seinem lauernden Blick sofort erkannt. „Was ist das?" sagte er eines Tages. „Schau her, Jim, wir verändern den Kurs, während die übrigen Schiffe bei einander bleiben!"

„Ja, ja, das sehe ich auch. Frage doch einmal den Matthias, du, der wird wissen, um welchen Plan sich's handelt."

Das versprach Jim und auf diese Weise erfuhren die wenigen, an Bord befindlichen Sklaven, daß die bewußte Insel

der Karolinengruppe nochmals aufgesucht werden sollte, aber jetzt freilich unter sehr veränderten äußerlichen Umständen, ohne alle Aussicht für diejenigen, welche nicht zahlreich genug waren, um an Bord eine Partei zu bilden und durch Gewalt zum Siege zu gelangen.

Conchitos tiefliegende schwarze Augen glühten wie Kohlen. „Ob Matthias nicht noch mehr weiß?“ raunte er. „Da steckt ein Geheimnis.“

Aber unser Freund wußte geschickt den an ihn gerichteten Fragen auszuweichen, er arbeitete während der Reise, wo es ihm möglich war und sprach über den Schatz auf der Insel nur mit dem ersten Steuermann, der ihm alles erzählte, was zwischen ihm selbst und dem amerikanischen Kapitän verabredet worden war. „Du und ich, wir dürfen ein Boot nehmen und unsere Ernte halten,“ sagte er mit vor Aufregung bebender Stimme. „Einen ganzen Tag gibt uns Mister Mac-Clellan allein zu diesem Zweck.“

„Für jeden von uns?“ rief Matthias.

„Nein, zusammen. Entsinne dich, daß Kapitän Burns von erbsengroßen Perlen sprach. Eine Handvoll ist ein Vermögen.“

Matthias seufzte unwillkürlich. „Ob es gelingen wird? — O, wer jetzt voraussehen könnte!“ — —

„Mister Mac-Clellan geht nur der gefangenen Weißen wegen überhaupt nach den Karolinen,“ fuhr Pablo fort, „die Geschichte von dem Perlenreichtum glaubt er nur halb und verlangt ausdrücklich, daß seine Mannschaft hierüber kein Wort erfahre. Die Leute könnten sonst rebellisch werden, oder gar desertieren, wie er meint.“

Matthias lächelte. „Von mir erfährt sicherlich keiner das mindeste,“ sagte er. „Es ist mir gerade recht so.“

Pablo nickte. „Offen gestanden, ich denke ebenso. Ist der Ertrag gut, dann schenkt uns auch Mister Mac-Clellan vielleicht noch einen Tag mehr.“

„So daß wir als steinreiche Leute nach Hause kommen. O mein Gott, mein Gott, nicht für mich wünsche ich es so innig, so grenzenlos!“

Pablo stützte den Kopf in die Hand. „Ich auch nicht,“ stimmte er bei. „Aber daheim in Valparaiso habe ich eine Frau und ein Nest voll kleiner Kinder, die möchte ich so gern etwas Tüchtiges lernen lassen, möchte ihnen, wenn sie älter geworden sind, vorwärts helfen und das alles kann man nur durch Geld. Ja,

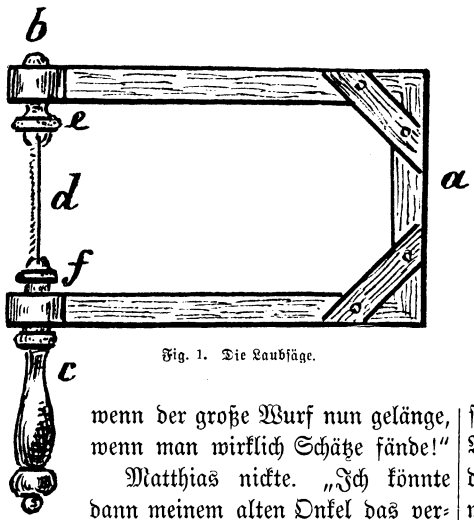


Fig. 1. Die Laubsäge.

wenn der große Wurf nun gelänge, wenn man wirklich Schätze fände!“

Matthias nickte. „Ich könnte dann meinem alten Onkel das verlorene Geld ersetzen,“ seufzte er, „könnte seine Zukunft vor Sorgen schützen. Ach, der Gedanke an den Schatz verläßt mich keinen Augenblick mehr.“

„Obgleich man das alles doch dem Willen Gottes ruhig anheimstellen sollte, du — laß uns nur lieber die Geschichte ganz und gar vergessen, bis der Augenblick gekommen ist, um ins Boot zu steigen und die kostbaren Früchte einzuernten — es müssen noch Wochen vergehen, ehe wir das Ziel erreicht haben.“

Matthias war mit der Ansicht seines älteren Freundes vollkommen einverstanden; die beiden verabredeten auch ein ferneres gänzliches Stillschweigen, aber dem Gedanken konnte doch weder der eine noch der andere gebieten — sie umflatterten zu jeder Stunde, im Wachen und im Traume die Byssusranken, deren verworrenes Geflecht so köstliche Frucht bergen sollte, die ganze, flache, nie gesehene Bucht, in der das Wasser nicht höher stieg, als um einem tüchtigen Taucher ohne alle Vorbereitung die Fahrt auf den Grund zu gestatten.

Und tauchen — nun das konnten sie ja beide. Wie ein Fisch! dachte Matthias.

Während aller dieser Versuche, den Schleier der Zukunft an irgend einem Zipfel ein wenig zu heben und hindurchzulugen, vollendete das Schiff bei glücklicher Fahrt die weite, unendlich scheinende Reise von Bengasi bis zu den Karolinen und eines Tages tauchte zum zweitenmale die hochgelegene Küste jener geheimnisvollen Insel wieder aus den Fluten empor. Das war die Stätte, wo vor Jahr und Tag der „Sturmvogel“, lichterloh brennend, den Blicken der Mannschaft entschwand, die Stätte, an der Kapitän Burns seinen Tod fand, durchbohrt von dem Dolche Conchitos. Der Chilene murmelte, als er hinübersah, mit erbleichenden Lippen ein Stoßgebet, er konnte vor Aufregung kaum atmen.

„Was nun, Jim? Was nun?“

„Jedenfalls muß der Kapitän zunächst eine tüchtige Anzahl Leute stark bewaffnet ans Land schicken um erst einmal zu untersuchen, ob und wie sich der Verkehr mit den Wilden gestaltet.“

„Natürlich! Natürlich! Wenn wir doch dabei sein könnten!“

„Sie sollen sehen, daß Pablo und Matthias von der Partie sind, Sir!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Laubsägekünstler.

Wem unter unseren Kameraden sind nicht die vielfältigen, oft recht zierlichen Sachen bekannt, welche man aus unscheinbaren Holzstücken mittels der Laubsäge herstellt? Gewiß werden sich schon so manche derselben mit der Verfertigung derartiger Gegenstände befassen und hierin besonders Schönes leisten, viele andere aber hätten wohl Lust hierzu, es fehlte ihnen bisher aber an der notwendigen Anleitung. Wenn daher den berechtigten Wünschen dieser Lernbegierigen Rechnung getragen wird, so sollen dennoch geübtere Laubsäger nicht über eine Schädigung ihrer Interessen zu klagen Ursache bekommen, da zugleich mit dem unumgänglich Notwendigen hübsche Vorlagen gegeben werden, welche auch den geübteren Laubsägekünstlern zur Ausführung dienen können. Ueberdies wird noch, falls diese Anleitung Beifall findet, späterhin, dieser sich anschließend, eine weitere zur Anfertigung der mit der Laubsägerei so nahe verwandten Einlegearbeit folgen, mit welcher sich so überraschend schöne Erfolge erzielen lassen.

Die Werkzeuge und Materialien.

Unter den mannigfaltigen, dem Laubsäger zu Gebote stehenden Werkzeugen sollten von dem Anfänger nur jene angeschafft

werden, welche mit Bedachtnahme auf ökonomische Sparsamkeit zum Arbeiten unbedingt gehören und keine besonderen Ausgaben verursachen. Letztere Rücksichtnahme soll freilich in weisen Grenzen und nicht zum Schaden in der Güte der Werkzeuge ausgedehnt werden. „Billig und schlecht" sei nicht die Parole, sondern „wenig und gute Qualität"; denn schlechte Ware ist selbst bei billigstem Preise zu teuer.

Man kaufe daher diese wenigen Werkzeuge nur von solchen Handlungen, von welchen man überzeugt ist, daß sie nur gute auf Lager halten. Zur leichteren Orientierung über die Normalpreise guter Ware werden dieselben bei jeder Gelegenheit annähernd angegeben.

1. Die Laubsäge, das unentbehrlichste Werkzeug (Fig. 1), besteht aus dem Bogen a aus Holz, Stahl oder Draht, von einer Schnittweite von 30 bis 45 cm, dem Sägekopfe b und der Handhabe c, in welcher sich ein Gewinde zum Anspannen des stählernen, dünnen Sägeblattes d befindet; letzteres wird zwischen den beiden Backen e und f mit nach abwärts und außenhin gerichteten Zähnen festgeklemmt.

Bei dem Einspannen des Sägeblattes erhält vorerst das Gewinde mittels des Knopfes bei c einige Drehungen nach links, d. h. dasselbe wird nachgelassen, worauf man das Sägeblatt zwischen die oberen und unteren Backen legt und festschraubt. Zuletzt geschieht das Anspannen durch Rechtsdrehen des Handhabenknopfes so lange, bis das Sägeblatt bei dem Berühren mit dem Finger einen hellklingenden Ton gibt. Auf das richtige Einspannen des Sägeblattes ist besondere Rücksicht zu nehmen und darauf zu sehen, daß die Schneide in einer genau geraden Linie steht, denn mit schief eingesetztem Blatte kann niemals ein richtiger, tadelloser Schnitt ausgeführt werden.

Dem Sägebogen aus Holz, wie solcher in Fig. 1 dargestellt, ist unter allen Umständen der Vorzug vor jenem aus Stahl oder Draht zu geben. Der Preis eines solchen Werkzeuges beziffert sich auf ungefähr 3 bis 4 M.

Eine weitere Beachtung bedingt die Wahl der Sägeblätter; man sehe hierbei stets auf gute Qualität; der Preis derselben beläuft sich pro Dutzend auf ungefähr 20 bis 30 Pf. Schlechte Sägeblätter sind kaum nennenswert billiger, besitzen viele Unzukömmlichkeiten, geben einen unrichtigen Schnitt, stumpfen bald ab und reißen schnell. Die Nummern derselben sind nach der Stärke der zu verarbeitenden Holzplättchen zu wählen. Nr. 00 und 0 nimmt man nur für ganz dünne Platten, wie solche zur Einlegearbeit verwendet werden, Nr. 1 für 2 bis 3 mm dickes (starkes) Holz, Nr. 2 für solches von 3 bis 5 mm, Nr. 3 für 5 bis 7 mm starke Platten.

Fig. 2. Das Sägetischchen.

Ferner gibt es noch Sägeblätter mit geringerer Nummer (000), wie auch dickere bis zu Nr. 6 u. m.; endlich solche bloß für Holz und bloß für Metall.

Bei der großen Verbreitung und Beliebtheit, welche die Laubsägerei binnen weniger Jahre fand, konnte es nicht fehlen, daß auch verschiedene Systeme von Laubsägemaschinen für Hand- und Fußbetrieb erfunden wurden, welche nebst mehreren anderen Vorteilen rascheres und sichereres Arbeiten gestatten und sowohl den Laubsägebogen wie das Sägetischchen entbehrlich machen. Allen jenen aber, welche sich nur zeitweilig mit der Laubsägerei befassen, ist die Anschaffung einer teueren Maschine nicht anzuempfehlen, doch soll späterhin ein kleines, sehr billiges und praktisches Maschinchen, welches von der Konstruktion des soeben beschriebenen Sägebogens nur wenig abweicht, näher erklärt werden; Anfängern aber genüge vorerst der gewöhnliche Laubsägebogen.

2. Das Sägetischchen oder Sägebrettchen (Fig. 2) — ungefährer Preis desselben 80 Pf. — besteht aus dem rechteckigen oder auch quadratischen Brettchen g mit dem an der Vorderseite eingeschnittenen Schlitze h, welches auf der Schraubzwinge i befestigt ist. Mit letzterer wird es an einer Tischkante in der Weise angeschraubt, daß die Schlitzseite des Brettchens über dieselbe vorragt. Das Aussägen des auf das Brettchen gelegten Holzteiles wird innerhalb dieses Schlitzes ausgeführt.

Fig. 3. Der Drillbohrer.

3. Der Drillbohrer (Fig. 3) — Preis M. 1. 60 — ist zwar nicht unbedingt notwendig und kann auch durch eine einfache Ahle, auch Stecher genannt — Preis 10 Pf. — ersetzt werden; dennoch ist dessen Besitz aus dem Grunde wünschenswert, weil er ein schnelleres und gleichmäßigeres Vorbohren der Sägelöcher gestattet und bei seiner Verwendung das so sonst vielmals vorkommende Zerspringen der Bohrstücke vollständig ausgeschlossen ist. Der gewöhnliche, jedermann bekannte Handbohrer eignet sich nicht für derlei Bohrungen.

Der Drillbohrer wird mit der Einsatzspitze k senkrecht auf die Bohrstelle gesetzt, am Kopfe l mit einer Hand festgehalten und niedergedrückt, während das Bohren durch Auf- und Abwärtsbewegung des Schiebers m vorzunehmen ist. Nach erfolgter Durchbohrung wird letzterer solange nur nach aufwärts gezogen und immer wieder fallen gelassen, bis der Bohrstift unter sanftem Ziehen vom Brette gezogen werden kann.

Bei jedem solchen Bohrmaschinchen befinden sich sechs Einsatzspitzen von verschiedener Stärke.

Andere noch notwendige Werkzeuge und Utensilien, wie Hammer, Zange, eine Feile, Messer, Zirkel, Lineale, Winkelmaß oder Dreieck, Bleistift u. s. w. dürfte sich in jedermanns Besitz befinden.

Eine nähere Erwähnung verdient noch das Leimpfännchen. Wenn möglich, verschaffe man sich ein solches mit Einsatz, d. i. mit einem Wasserbehälter, durch welchen das bei dem Erwärmen des Leimes lästige und der Bindekraft nachteilige Anbrennen desselben nicht statthaben kann.

Größerer Bequemlichkeit wegen bedienen sich auch manche Laubsäger eines flüssigen Leimes zum Zusammensetzen der gesägten Teile. Die Mehrzahl der im Handel vorkommenden flüssigen Leimpräparate ist mangels guter Bindekraft nichts weniger als empfehlenswert; nur der sogenannte Fischleim, Syndetikon, macht hiervon eine sehr lobenswerte Ausnahme, hat aber einen ziemlich hohen Preis und ist selten echt zu bekommen.

Mit den angegebenen, wenigen Werkzeugen wird man für einfache Laubsägearbeiten ganz gut ausreichen.

Jenen, welche einen vollständigen Werkzeugkasten zu kaufen willens sind, ist anzuraten, mehr auf die Güte des Inhaltes desselben, als auf einen niedrigen Preis zu sehen, lieber unterlasse man diese un-

nötige Ausgabe, da man schwerlich unter dem Preise von mindestens M. 10 Taugliches wird erwerben können.

Von den vielen für die Laubsägerei verwendbaren Holzarten sind Ahorn, Nuß und Eichen die gebräuchlichsten. Für feinere Arbeiten soll stets reines, fehlerfreies und gut getrocknetes Holz, welches schon vor dem Aussägen bestens geschliffen sein muß, genommen werden. Das so vielfach beliebte Zigarrenkisten- (angeblich Zedern-) Holz kann vermöge der geringen Plattengröße nicht nur beschränkte Verwendung finden, ist auch, weil grobporig, unter dem Sägen dem Zerbrechen sehr unterworfen; imitiertes Zedernholz läßt sich nur sehr schwer sägen.

Die Holzstärke muß selbstverständlich der Größe des Gegenstandes entsprechend genommen werden; für kleinere Arbeiten genügt meistens schon eine solche von 2 bis 3 mm, welche auch zum Einüben am geeignetsten ist. Die Preise von geschliffenen Ahorn-, Nuß- und Eichenplatten stellen sich bei 1 qdcm und 2 bis 4 mm Dicke für I. Qualität auf ca. 7 Pf., bei II. Qualität auf 5 Pf. Anfängern leistet letzteres ganz gute Dienste, da selbst bei dieser minderwertigen Ware etwa vorkommende kleinere Fehler im Holze leicht umgangen werden können.

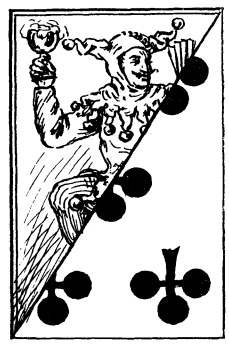
Werden ungeschliffene Holzplatten angekauft, so müssen sie vor ihrer Verarbeitung geschliffen werden. Dieses geschieht mittels Glaspapier, von welchem mehrere nach Nummern geordnete Sorten erhältlich sind. Der Preis per Bogen ist 5 Pf. Man beginnt das Schleifen mit einer gröberen Sorte und endet mit einer feineren.

Um einesteils nicht bei längerer Aufzählung der notwendigen Arbeiten das Interesse für die Laubsägerei zu ermüden, andernteils um die Erklärungen derselben sogleich praktisch zu verwerten, soll nur zur Anfertigung von anfänglich leichteren und dann allmählich schwieriger auszuführenden Gegenständen geschritten werden, für welche immer die Vorlagen in wirklicher oder in einer Größe beifolgen, die bei einigem Geschick leicht verjüngt oder aber auch vergrößert werden können.

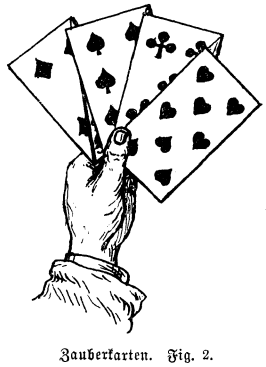
(Fortsetzung folgt.)

Zauberkarten,

welche sich in komische Figuren verwandeln, können in nachfolgender Weise hergestellt werden. Man nimmt drei Karten und spaltet dieselben, indem man beginnt, mit einem scharfen Messer, auf der Kante, bei der Ecke anfangend, diese diagonal in zwei Teile zu trennen. Ist der Anfang vorsichtig und gleichmäßig gemacht, so kann man alsdann die vordere Seite von der hinteren abziehen. Nun schneidet man von recht weißem, womöglich etwas glänzendem Papier, drei Blätter, in der Größe der Karten. Diese Blätter werden in der Diagonale mit einem feinen Querstrich versehen und, wie bei den Bilder-Karten, mit einem Einfassungsstrich umgeben, der jedoch nur da, wohin das Bild zu stehen kommt, auf der einen Hälfte nötig ist, da die Zählkarten keine Einfassung zu haben pflegen. Auf der einen Hälfte wird nun eine komische Figur, auf der anderen der entsprechende Teil einer beliebigen Karte gezeichnet, wie in Fig. 1 angegeben. Alsdann werden diese fertig bemalten Blätter auf die Vorderseite derjenigen Kartenblätter geklebt, welche die Rückseite der gespaltenen Karten bildeten. Ist man soweit fertig, so zeichnet man noch eine ganze Figur auf ein separates, weißes Blatt und klebt dieses ebenfalls, wie angegeben, auf eine abgelöste Karte. Außer den vorstehenden hat man nun noch eine beliebige ganze Karte notwendig. —



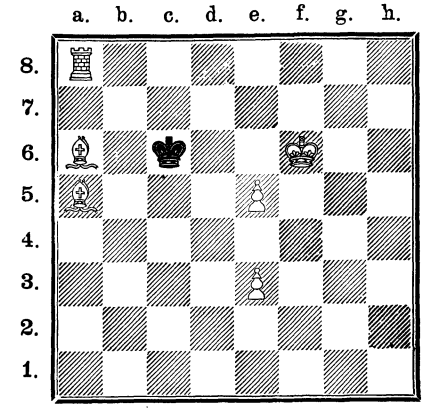
Zauberkarten. Fig. 1.



Zauberkarten. Fig. 2.

Soll nun die Verwandlung vor sich gehen, so legt man die drei Karten aufeinander, so daß auf der Seite zur Linken sich die Kartenzeichen befinden und legt obenauf die einfache, gewöhnliche Karte, während die aus dem ganzen Bilde bemalte Karte noch auf dem Tische liegt. Schiebt man nun die Karten nach rechts, fächerartig auseinander (Fig. 2,) so werden zunächst nur die Kartenzeichen zum Vorschein kommen, wenn man darauf Bedacht nimmt, die Karten nicht weiter wie bis zur Hälfte vorzuschieben. Es wird dadurch der Glauben hervorgerufen, zumal die einfache ganze Karte im Vordergrund liegt, daß du vier gewöhnliche Karten in der Hand hättest. Will man dieselben nun in Figuren umwandeln, so schiebt man sie wieder in der Hand zusammen, kehrt die Karten unbemerkt um, so daß der untere Teil nach oben kommt, steckt die auf dem Tische liegende Bildkarte unter die obenauf liegende, gewöhnliche Karte, legt diese auf den Tisch und schiebt in der vorhin angegebenen Weise die Karten wieder auseinander, so daß sich statt der Zeichen die Bilder präsentieren. Wer in der Zeichenkunst nicht zu Hause ist, der muß suchen die Bilder von geeigneten Bilderbogen zu gleichem Zwecke zu verwenden.

Schachaufgabe Nr. 7.



(6 + 1 = 7)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 6.

1. Th1 — h5 Kd5 — c5.
2. Le5 — c3 ‡.

1. . . . . Kd5 — e4.
2. Df6 — c6 ‡.

Rätsel.

Mit a schwimmt es,
Mit u glimmt es.

Geographierätsel.

Drei Städte in Spanien, beinahe im rechten Winkel zu einander gelegen, haben die ersten zwei Buchstaben, und zwei davon sogar die ersten drei Buchstaben gemeinsam; wie heißen dieselben?

Rätselhafte Inschrift.

Von einem jungen Kameraden ersonnen und gezeichnet.

Auflösungen der Geographierätsel in Nr. 19.

Bornholm, Orkney-Inseln, Röm, Normannische Inseln, Helena, Oranje-Staat, Luzon (Philippinen), Molukken.

Türkei, Italien, Belgien, England, Rußland: Tiber.

Altona, Liverpool, Brest, Almeria, Toulon, Reggio, Otranto, Spalato, Salonichi.

Auflösung des Rätsels in Nr. 19.

Null.

Fragen und Antworten.

L. T. in **Leipzig.** Sie fragen, ob man elektromagnetische Maschinen, die durch galvanische Elemente betrieben werden, in magneteleltrische verwandeln könne, so daß umgekehrt Elektrizität erzeugt würde, wobei Sie alsdann zum Betriebe einen Gasmotor en miniature benutzen möchten, den der „G. K." übrigens erst für Sie ausdenken soll. Wir raten von der Nachahmung eines Gasmotors ernstlich ab, da derartige Versuche mit Gasexplosionen zu gefährlich sind. Warum wollen Sie denn nicht einen Wind-, Wasser- oder Luftdruckmotor benützen? — Ihre Hauptfrage ist mit „Ja" zu beantworten. Eine solche Umkehrung ist wirklich möglich. Suchen Sie durch eine Buchhandlung das Schriftchen: „Münch, die elektrodynamische und dynamoelektrische Maschine ꝛc." zu erhalten. Dasselbe ist die vor kurzem erschienene Beilage zum Programm der Großherzoglichen Realschule zu Wimpfen, Ostern 1887. In dieser Arbeit werden die beiden Verwendungsarten der Maschine, nämlich einerseits die Umwandlung von Elektrizität in Bewegung und umgekehrt von Bewegung in elektrische Kraft eingehend behandelt.

Felix Commichau in **Buckau-Magdeburg.** Seite 160 dieses Jahrgangs haben wir über die Frage, „wie man eine Siegelsammlung anlegt und unterbringt" ausführlich berichtet. Wer will mit Kamerad F. C. Siegel tauschen? Briefe direkt erbeten.

Hans Smith in **Hamburg.** Danken für das hübsche Rätsel.

Quartaner O. D. in **Köln.** Wenn man das Laubsägen nicht übertreibt, kann der dabei sich entwickelnde Holzstaub bedenkliche Schädigungen der Atmungsorgane doch wohl nicht bewirken. Es wäre übrigens interessant, darüber das Urteil eines Arztes zu hören. Vielleicht ist der eine oder andere der Kameraden in der Lage, „Papa" oder sonst einen Arzt auf diese Frage aufmerksam zu machen. — Ferner: „Kann man mit dem Kreidestift gemalte Bilder ölen?" Freundchen, diese Frage liegt uns zu hoch; da müssen wir Dich schon bitten, Du möchtest Dich etwas gemeinverständlicher ausdrücken. — Gleichfalls viele Grüße.

Wer von meinen lieben Kameraden kann mir von Sachsen die Briefmarke 10 Ngr., blau, direkt zusenden? Ich bitte gleichzeitig, die Marken zu nennen, welche der Betreffende dafür wünscht. Besonders kann ich mit S. Salvador, 1 Real, mit Ueberdruck, Sizilien, Uruguay, 20 C., lila u. s. w. dienen. Herzlichen Gruß. Meine Adresse ist: E. Pollack, Görlitz, Grüner Graben 5, I.

Hans D—y aus dem Kloster in **M.** Alle Vorzüge sind bei einer Sorte von galvanischen Elementen nicht vereinigt. Als konstante Batterieen empfehlen sich unter anderen die von Leclanché, schon deshalb, weil alle zugehörigen Materialien unschädliche Stoffe sind. — Jeder Apotheker wird Dir gegen Deine Frostbeulen ein wirksames Mittel zu geben wissen. — Die Anleitung zum Puffspiel kannst Du in jeder Spielwarenhandlung (gedruckt) erhalten. Siehe auch „W. Spemanns Schatzkästlein des Guten Rats" unter der Rubrik „Spiele". Unser Raum ist zu beschränkt, daß wir Dir das alles hier sagen könnten. Viel Vergnügen!

E. Sch. in **Hamburg.** Danken für Ihre freundlichen Zeilen. Rob. G. in St. Gallen wurde bereits von anderer Seite auf die Abziehbilder aufmerksam gemacht. — Geben Sie uns doch Ihre volle Adresse an, daß wir Ihnen das „Bändchen" senden können. — Sie schreiben ferner: „A. N. und A. S. in Aachen wünschen Mitteilung, wie man Geistererscheinungen machen kann. Eine solche Belustigung veranstaltete ich mit einem meiner Freunde vor wenigen Tagen. Wir nahmen Spiritus (natürlich nur ein kleines Schälchen voll!) und löften ein klein wenig Kochsalz darin auf. Die so erhaltene Mischung ist Natrium; wir entzündeten sie (das ganze Zimmer wurde vorher verdunkelt), streuten pulverisierten Schwefel hinein (sehr billig!) und stellten uns dicht neben die Flamme. Unsere Gesichter nahmen jetzt eine schreckliche grünlich-gelbe Farbe an. Schneidet man nun obendrein eine ungeheuerliche Fratze, rollt die Augen und fletscht mit den Zähnen, so sieht man schrecklicher aus, als man sich überhaupt ein Gespenst oder einen bösen Geist denken kann. Natürlich bei leicht ängstlichen und schreckhaften Personen, namentlich Damen und kleinen Mädchen, darf man's nicht gar zu grausig oder überhaupt nicht machen!" — Schrecklich, da kann einem ja wirklich ganz angst werden!

H. N. in **Reutlingen.** Du hast im neuesten „Mentor" gelesen, daß für das Hochbaufach, das Ingenieurbaufach und für das Maschinenbaufach an Vorbildung: „Das Reifezeugnis eines Gymnasiums oder eines Realgymnasiums (nur für diejenigen, welche dasselbe bis 1889 erlangen)" gefordert wird und fragst, wie dieser letztere Vorbehalt zu verstehen sei. Wir erhalten auf unsere Anfrage von dem Verfasser jenes Notizkalenders die folgende Auskunft: „Nun ja! denn später ist das Abiturientenzeugnis eines Lat.-Griech. Gymnasiums nötig; bis dahin wird das Recht dem Realgymnasium noch gewährt. Es ist dies eine Folge der veränderten Gesetzgebung zu Ungunsten der Realschulen."

Untertertianer F. H. in **G.** sendet seinen Kameraden eine Knacknuß zum „Aufgeben". Er schreibt: „Ein Bauer brachte Hühner auf den Markt. Eine Köchin kaufte ihm die Hälfte seiner Hühner und noch ein halbes ab, ohne eines zu töten. Eine andere Köchin kauft von dem Rest die Hälfte und ein halbes, und eine dritte von diesem Reste wieder die Hälfte und ein halbes, ohne daß ein Huhn geteilt wurde. Damit hatte der Bauer ausverkauft. Wie ging das zu?

Auflösung: Der Bauer hatte sieben Hühner. Die erste Köchin kaufte die Hälfte, $3\frac{1}{2} + \frac{1}{2} = 4$. Es blieben also drei übrig. Von diesen kaufte die zweite wieder die Hälfte, $1\frac{1}{2} + \frac{1}{2} = 2$. Es blieb also ein Huhn übrig, von dem die letzte Köchin die Hälfte und ein halbes = 1 kaufte, und damit war der Rest leer.

F. und **C. M.** in **Rgb.** Willst Du mittels Deiner Influenz-Elektrisiermaschine die Lichteffekte der Geißlerschen Röhren hervorbringen, so hättest Du außer der Röhre eine feuchte Schnur einzuschalten. — Grüßen gleichfalls und wünschen bestes Gelingen.

J. B. in **Magdeburg.** Du findest Deine erste Frage im Gothaischen Hofkalender, Deine zweite in jeder Schachzeitung beantwortet. — Der Vorname Johann, Johanan, ist hebräischen Ursprungs und bedeutet: das Geschenk Gottes, der Huldreiche, das Gnadenkind. — Werden die gewünschten Aufsätze nicht vergessen. Gruß!

E. K. in **Stuttgart.** Du fragst, welche Aussichten der Buchhändlerberuf bietet. Das kommt darauf an, welcher Art des Buchhändlerbetriebes Du Dich widmen möchtest. Verleger kann man nur werden, wenn man über die entsprechenden Mittel verfügt, und das sind in der Regel nicht geringe. Der Verleger, der daneben auch noch Rührigkeit, Intelligenz und vor allem Glück hat, kann große materielle und andere Erfolge erringen. Die Etablierung des Ladenbuchhändlers, Sortimenter genannt, kann schon mit Mitteln von M. 10000 an und je nach Umständen mit weniger erreicht werden. Doch stehen sich im allgemeinen, dank dem, daß die deutsche Nation keine bücherkaufende ist, der Aufwand an Arbeitskraft und der Erfolg ganz ungleich gegenüber. Die niederen Handlungsgehilfen sind durchwegs herzlich schlecht bezahlt. Gehalte von M. 80 bis 100 pro Monat zählen keineswegs zu den Seltenheiten. Geschäftsführende Stellen, selbstverständlich nur in reiferem Alter zu erreichen, sind zwar etwas besser dotiert, doch findet man Gehalte von über 2000 M. nur vereinzelt. Dabei wird immerhin eine Vorbildung gefordert, die der Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen entspricht. Je höher aber diese Leiter emporgestiegen, desto besser. Sehr viele Buchhändler haben sogar Universitätsbildung genossen. Die Lehre wird meist in einer Sortiments- (Laden-) Buchhandlung absolviert, um als junger Gehilfe die Verlags-, Kommissions- und Antiquariatsbuchhandlungen kennen zu lernen. Lehrzeit drei Jahre, während der sich der Lehrling selbst zu erhalten hat. Sprachkenntnisse kommen auf alle Fälle sehr zu statten.

Adolf W. in **Graz.** Siehe unsere Antwort an Ammicus (?) in Hamm, S. 303 in Nr. 19 des II. Jahrganges.

Damian. Dein Rechenexempel ist nicht übel. Der „G. K." weiß aber ein noch hübscheres. Denke Dir eine beliebige Zahl! Multipliziere diese mit 4! Zähle 8000 dazu! Halbiere, was Du jetzt hast! Ziehe 24 davon ab. Halbiere den Rest. Zieh 100 davon ab! Subtrahiere nun auch die erst gedachte Zahl. Was bleibt? (8881). — Aber nicht weiter erzählen!

A. K. in **Hamburg.** Wie man bei Anlage einer Mineraliensammlung vorgeht, das haben wir S. 176 dieses Jahrganges an K. S. in W. beantwortet. Genügt das? — S. Wörishöffer ist am 6. Oktober 1838 zu Pinneberg geboren, wohnt zur Zeit in Altona, Bürgerstraße 117. — Deinen Ratschlag haben wir uns bemerkt und sind Dir dafür recht dankbar.

A. St. in **Gablonz.** Das Krippel wollen wir nächste Weihnachten bringen; für diesmal war's zu spät. Hast Du die Nummer nachgeliefert erhalten?

Handschuhsheim. Das Nummerntableau für Deine elektrische Klingel müssen wir fertig bringen. Nur etwas Geduld. Dank für Deine Werbung.

Alfred Böger, Tertianer zu **Osnabrück, Kamp 406, Provinz Hannover,** bittet seine Kameraden um freundliche Ueberlassung einiger hannöverscher und preußischer Briefmarken, womöglich auch einiger Turn und Taxis. Er sendet allen Kameraden herzliche Grüße.

Alfred Baß in **Wien IX, Lichtensteinstraße 17, 2,** ist höchlich verwundert, zu hören, daß ihn einige zugedachte Briefe nicht erreicht hätten. Er bittet jene Kameraden, ihm nochmals zu schreiben. — Wie die Gymnasien und Realschulen in Deutschland eingeteilt sind, s. unsere Antwort an G. N. . . . in H., S. 239 dieses Jahrganges. Grüße freundlich erwidert.

Benno in **Altona.** „Dem Mutigen gehört die Welt!" Ganz recht! aber dazu müssen auch die Verse etwas besser sein. Also halte Deinen Mut immer hoch und mühe Dich, daß Deiner Phantasie kräftigere Schwingen wachsen. Kommst Du über eine Weile wieder mal auf Deinem Pegasus angeritten, vielleicht dann!

Rud. Polizer in **Pčrb, Böhmen.** Diese Geldmünze ist eine Nürnberger Denkmünze, auf den Wechsel des Jahrhunderts (XVII/XVIII) von 1699 auf 1700, d. h. auf den Beginn eines neuen Säculums geprägt.

C. Bursian. Deine „Ankündigung“ kam zu spät. Den genannten Autographen haben wir schon im vorigen Jahrgang gebracht.

O. L. in **Kirn** wird von vielen Seiten die Mitteilung, daß außer Psalm 117 auch Psalm 67 kein „M“ enthält. — Dank für alle die freundlichen Mitteilungen.

J. J. aus **K . . l.** Die Verlagshandlung wird Dir den verdorbenen Bogen des Universums gerne nachliefern. Gib uns Deine volle Adresse an.

F. Hassel in **Dresden a, Wienerstraße 45, 1,** hat einige wertvolle Mineralien (darunter ein römisches Mosaik) und einige seltene Briefmarken, die er gegen alte Münzen tauschen möchte. — Er bittet seine Kameraden ferner um freundliche Mitteilung interessanter Experimente, die er mit seinem Bunsenelement, mit dem Galvanometer und mit einem kleinen Elektromotor anstellen könnte. — Deinen „Krahnen“ werden wir den Kameraden gerne mitteilen. Gruß freundlich erwidert.

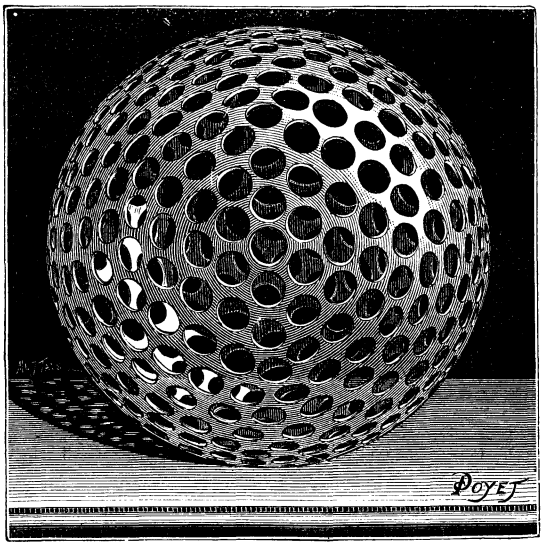
Hch. L . . . . . r, jr. Daß Du es mit dem „G. K.“ so gut meinst, erfreut ihn außerordentlich. Deine Arbeit ist eine überaus fleißige und macht Dir alle Ehre. Aber druckreif ist sie noch nicht; dazu gehört eben doch viele Uebung, Wissen und Erfahrung, das alles, wenn Du so fortfährst, sicherlich nicht ausbleiben wird. Herzlichen Dank und Gruß!

Karl v. Th. in **Koblenz.** Wir können Dir nur raten, daß Du die Anordnungen Deines Arztes gewissenhaft befolgst. Uns hilft, um schlafen zu können, zuweilen eine recht langweilige Lektüre, deren es ja massenhaft gibt. Wenn Dir Dein Arzt das erlaubt, aber nur dann, versuch es 'mal. Im allgemeinen ist, nach unserer Erfahrung, das beste Mittel, einen gesunden Schlaf zu haben, tägliche, systematisch gepflogene Leibesübung wie: reichlich Gehen, die Ausführung von Bewegungsspielen, Turnen, Schlittschuhlaufen, Schwimmen, Fechten u. s. w. — Wünschen baldige Genesung.

Carl Prinz zu Ysenburg. Der „G. K.“ kann Ihre Vermutung leider nicht bestätigen. Die beiden gesandten Münzen sind ganz gewöhnliche Jettons, Rechenpfennige, mit sinnlosen Umschriften (wie fast immer); diese letztere enthält von der üblichen Formel: „Ave Maria etc.“ nur das „Ave“. Im übrigen sind diese beiden Stücke völlig wertlos; sie folgen im Briefumschlag zurück.

Otto B . . . . in **Malchin.** Es wäre vorteilhaft gewesen, daß Männchen und Weibchen den Winter über getrennt, jedes in einem besonderen Zimmer gehalten worden wäre. Nimm sie jetzt noch auseinander. In einer heizbaren Stube kannst Du die beiden Kanarien dann zu Mitte des Monats März, andernfalls zu Anfang oder Mitte des April wieder zusammenthun. Unbedingt notwendig ist, wenn der Erfolg sicher sein soll, daß die Kanarienvögel außer bei der Fütterung durch nichts, auch nicht durch neugieriges Beschauen, gestört werden. — Der Heckkäfig für ein Paar muß 60 bis 100 cm hoch, 60 bis 80 cm lang und 44 bis 56 cm tief sein; für jedes Weibchen mehr — man gibt deren ein, drei und vier, doch niemals zwei in den Käfig — sei er um ein Viertel der angegebenen Maße länger. Die Sitzstangen werden am besten von 1 bis 1,25 cm dicken Lindenholzzweigen oder Haselnußsträuchern geschnitten. Als Nester gibt man die bekannten, bei allen Vogelhändlern käuflichen, offenen Körbchen aus Stroh-, oder besser Holzgeflecht, welche mit Leinwand ausgenäht sind, hinein. Zum Nestbau bietet man gut getrocknetes, sauberes, ausgezupftes Waldmoos, ebensolche Kälberhaare und Wundfäden oder weiche, zerzupfte Leinwand. Davon wird immer etwas auf den Boden des Käfigs geworfen, so daß die Vögel stets so viel vor sich haben, wie sie zum Nestbau brauchen, ohne Uebrigbleibendes zu verunreinigen. Für gewöhnlich besteht die Fütterung aus bestem, süßem Sommerrübsamen; während der Hecke aber mengt man zum vierten Teil Kanariensamen hinzu, auch für jeden Vogel täglich etwa 5 bis 10 Stück frisch gequetschte Hanfkörner und dann Eifutter, d. h. ein Gemisch von hartgekochtem Hühnerei, Weiß und Gelb zusammen, mit gleichem Teil Zwieback, beides trocken zusammen, fein zerrieben und gut untereinandergemengt. Sobald das Eierlegen beginnt, gewährt man von diesem Eifutter allmählich immer mehr; auch kann man den Rübsamen dann brühen, indem man ihn, aber allein, ohne die anderen Sämereien, in ein blechernes Theesieb schüttet und mit siedendem Wasser übergießt, gut abtropfen läßt und dann auf einem leinenen Tuche so lange rollt, bis er trocken ist. Zur Erquickung bietet man in der warmen Jahreszeit ein wenig sorgsam gepflückte, reinliche Vogelmire, Kreuzkraut und im Winter Resedakraut aus einem Blumentopf, Tradeskantia oder Doldenrieschen, auch wohl ein Apfelschnittchen. Der Heckkäfig muß so angebracht werden, daß die Vögel einerseits vor Störungen, Erschrecken und Beängstigung, andererseits aber auch vor Zugluft, feuchter und dumpfer, sowie auch verdorbener Stubenluft, Dunst, Tabaksrauch u. a., bewahrt sind. Ferner muß das Heckbauer fest auf einer Stelle stehen, niemals darf es gerückt werden. Durchaus zu vermeiden ist neugieriges Beschauen und Untersuchen des Nestes; Anfassen und Herausnehmen der Eier und Jungen kann überaus verderblich einwirken. Wenn man die Jungen pfeifen hört, vermehrt man allmählich die Zugabe von dem Eifutter, welches aber täglich frisch zubereitet werden muß; man reicht es drei- und selbst viermal im Tage. Nach dem Flüggewerden, wenn die Vögelchen allein fressen und das alte Weibchen bereits ein neues Nest gebaut hat, müssen die ersteren herausgefangen und jedes für sich in einen Käfig gesetzt werden. Bald kann man die Hähnchen daran erkennen, daß sie zu „studieren“ beginnen, nämlich den Gesang einüben. Wer eine größere Anzahl solcher gefiederten Studenten hat, thut wohl gut, daß er für dieselben, wenn sie von einem sogen. feinen Harzer Stamm sind, einen besonderen Vorschläger, d. h. einen vortrefflichen Sänger, als Lehrmeister anschafft; sonst müssen die Jungen vom eigenen alten Männchen singen lernen. — Hierin hast Du ausreichende Anleitung zur Veranstaltung einer Hecke für den feinen Harzer Kanarienvogel vor Dir. Noch nähere Angabe über dieselbe, sowie auch die gesamte Pflege aller Kanarienrassen: der gemeinen deutschen, Holländer, französischen, sogen. Pariser Trompeter, der englischen Farbenkanarien, der orangeroten, durch Fütterung mit Cayennepfeffer gefärbten Vögel u. a. m., kannst Du in dem Buch von Dr. Karl Ruß, „Der Kanarienvogel“ (fünfte Auflage), finden. Willst Du aber rechte Freude und schöne Erfolge haben, so merke Dir, daß dabei, wie bei jeder Züchtung von Stubenvögeln überhaupt, die Hauptbedingungen liegen in: liebevoller Pflege, Streben nach möglichster Kenntnis der Bedürfnisse, und vor allem Geduld.

Karl F. in **L.** Du hast Dein Uhrenglas zerbrochen und möchtest Dir nun aus einem Stück Glas selber ein neues machen. O kindliche Einfalt! Du meinst, das sei so leicht, wie etwa das — Zusammenschlagen. Viele Dezennien ernsten Studiums hat es gebraucht, um die Uhrenläserfabrikation auf die Höhe jener Technik zu bringen, auf der sie heute steht. Der „G. K.“ ist zufällig in der Lage, Dir und den anderen Kameraden zu Gefallen ein Bild abzudrucken, das einigen Einblick in die komplizierte Fabrikation der Uhrengläser gewährt. In früheren Zeiten blies man Flaschen, und jede dieser Flaschen lieferte ein Uhrenglas. Heute ist man im stande, Ballons im Durchmesser von 25 bis 100 cm zu blasen, aus denen sodann mittels des Diamantzirkels die Uhrengläser ausgeschnitten werden. Dem Hals der Kugel gegenüber wird der eine Schenkel des Zirkels eingesetzt, mit dem anderen eine Kreislinie eingeritzt. Dieser ersten Einritzung folgen andere ringsum, hart nebeneinander, wie obige Illustration zeigt. Den ersten Ausschnitt herauszunehmen ist am schwierigsten und mißlingt, ohne große Vorsicht, leicht. Die folgenden lösen sich, da man nun auch durch sanften Druck von innen nachhelfen kann, leichter los. Eine geschickte Arbeiterin, denn meist von Frauen wird diese Aufgabe vollführt, kann pro Tag ungefähr 6000 solcher Gläser ausschneiden und auslösen. Ist die Scheibe gewonnen, so ist noch lange nicht alle Arbeit gethan; es folgen, bis das Uhrenglas fertig ist, etwa noch vierzig Manipulationen. Du siehst, Du wirst besser thun, eine Anleihe bei Deinem Sparhafen zu machen, als auf der Selbstverfertigung zu bestehen.



Eine Glaskugel, aus der Uhrengläser ausgeschnitten wurden. (S. nebenstehende Antwort.)

Joh. Sennhauser in **Cappel** bei **St. Gallen** möchte von seinen Kameraden Münzen, Siegel, Versteinerungen u. dgl. eintauschen und bietet dagegen Briefmarken. — Deine Wünsche haben wir uns bemerkt.

C.-Петербургъ. Der „G. K.“ soll Dein eingesendetes Neujahrsgedicht aufs „schärfste“ kritisieren. Bon! Aendere die Wortstellung nach den Gesetzen des Rhythmus, suche die möglichste Eleganz des Ausdruckes, herzgewinnenden Schmelz zu erreichen, lasse die Zeilen je nach dem gewählten Versmaß mit wohllautenden Reimen enden, lege dem Ganzen einen poetischen Gedanken zu Grunde, der sich natürlich entwickelt, steigert und zum Schlusse rasch abfällt. Also umgestaltet wird sich das Gedichtchen gar nicht übel lesen. — Nun, ist das scharf genug?

G. S. in **Breslau.** Freundlichen Dank für Deine beiden Rätsel.

F. F. in **Aarau** möchte gerne wissen, wie man dem „Schlagen der Kühe“ abhelfen kann. Ist unter unseren Kameraden ein schon soweit herangereifter Landwirt, daß er diese Frage zu beantworten vermöchte? — Wie man Schießpulver bereitet? Lieber Freund, hast Du noch nicht gelesen, daß dem „G. K.“ der Mut fehlt, Rat zur Herstellung explosiver Stoffe zu erteilen? Mehr noch: daß das sogar unerlaubt ist. Es ist das auch ganz und gar nichts für Euch. Gibt's ein Unglück, und das kann im Umsehen geschehen sein, bist Du für Dein ganzes Leben ein unglücklicher Mensch. Mit Pulver und Blei sich bekannt zu machen, hat es gut Zeit, bis man in das Alter des Vaterlandsverteidigers eingetreten ist.

Arnold W. in **L.** Gewiß, jede Seemacht hat Lehranstalten gleicher Bestimmung, wie die Marinekadettenschule zu Kiel; in Oesterreich beispielsweise besteht zur Heranbildung und Ergänzung des Marineoffizierkorps die Marineakademie zu Fiume. Die Aufnahme ist in der Regel von einer Aufnahmsprüfung abhängig. Der Studiennachweis richtet sich ganz danach, in welchen Jahrgang solcher Lehranstalten einzutreten beabsichtigt wird. Die Aufnahme eines Ausländers kann fast überall nur mit Bewilligung des Allerhöchsten Kriegsherrn stattfinden. — Prügelstrafe? Die ist fast in allen Kulturstaaten abgeschafft.

Ich, Alexander Thannenberger, Studierender in **Salzburg, Kaigasse 1, 2,** möchte mit meinen Kameraden Briefmarken, Siegelabdrücke, Antiquarien, Mineralien, Versteinerungen, Münzen u. a. tauschen. Wer hat Lust? — Na, Deiner Beschreibung nach, müssen Deine Sammlungen schon mehr das Ansehen eines Landesmuseums haben. Kommt der „G. K.“ diesen Sommer nach Salzburg, wird er sich das Vergnügen eines Besuches machen.

M. E. in **Tübingen.** Wenn Ihr solche Schachkünstler seid, wird der „G. K.“ nichts weniger als überrascht sein, so er Euere Namen auf der Teilnehmerliste des nächsten Weltkongresses liest. — Diese Fragen beantwortet jede Genealogie, bezw. Lexikon. — Gerne würden wir Dir den Inhalt der eingesendeten Karte übersetzen, doch kann der Urheber die öffentliche Uebersetzung einer solchen Privatkorrespondenz sehr leicht übel nehmen. Also nicht ohne dessen Erlaubnis.

G. in **Altona.** Die nächste Nummer wird wieder ein interessantes elektrisches Experiment bringen, das auch Dir hoffentlich viel Amüsement bieten wird. — Wenn Du die im „G. K.“ gegebenen Anweisungen für photographische Aufnahmen genau befolgst, müssen diese nach einigen Versuchen gelingen. Aus Zuschriften ersehen wir, daß viele Deiner Kameraden die Schwierigkeiten, die sich dem Anfänger allerdings entgegenstellen, überwunden haben.

H. H. in **Maffersdorf.** Die Figuren für Dein Kasperltheater erhältst Du für weniges Geld in jeder größeren Spielwarenhandlung, die Theaterstücke besorgt jede Ladenbuchhandlung. Ein aufgeweckter Junge wie Du sollte das übrigens alles selber machen können.

H. Gl. in **Straßburg i. E.** Am einfachsten ist es den Marder mittels eines Eies oder mit Obst, wie: Erdbeeren, Kirschen, Weintrauben, Pflaumen, Birnen u. a. in eine sogen. Kastenfalle zu locken.

Eugen E. in **K.** schickt dem „G. K.“ wieder 'mal eine „grausame“ Uebersetzung. Hier: toto ex ore crudelitas iminebat = aus seinem ganzen Munde ragte die Grausamkeit hervor.

Carl Gruber, Studierender in **Salzburg, Kapitelplatz 4 u. 5,** hat sehr großes Tauschmaterial in Siegeln und Münzen und lädt seine Kameraden zu Tauschangeboten freundlichst ein. — Deinen vielseitigen Katalog abzudrucken, gebricht es uns leider an Raum.

W. W. in **Znaim.** Da wissen wir keinen anderen Rat, als daß Du Deine geheimnisvolle Kugel unter den einen, die betreffende Anleitung des „G. K.“ aber unter den anderen Arm nimmst und damit zu einem gefälligen Drechsler wanderst. Selber kannst Du das Loch nicht bohren. Ist das aber drin, soll Dein Freund nicht mehr lachen. Dann ist's an Dir.

L. L. in **Pforzheim.** Kleine Buchdruckmaschinchen hat jede einigermaßen assortierte Spielwarenhandlung vorrätig.

Bitte meine Kameraden um Mitteilung, wer von Ihnen Marken (Montenegro, Serbien, Rumänien, Ceylon, mehrere von Amerika und viele andere) in Tausch nehmen möchte. Adresse: Karl von Albori, Triest (Oesterreich).

E. M. in **L., Deutsche Gasse.** Ja, die Lösung ist richtig. Apropos — es wird Dich interessieren, zu erfahren, daß Schreiber dieser Antwort vor 23 Jahren in derselben Klasse gesessen hat, in der Du augenblicklich bist. Er hat in diesem Zimmer — aber nicht weiter erzählen — auch einmal „über Mittag bleiben müssen“ und das mit Recht. Als das Semester aber rum war, saß er doch ganz links vorn unter'm Katheder.

R. H. in **Wien.** Danken für das hübsche Rätsel. Vielleicht findet sich ein Eckchen.

Wortfreue.

Als Sweng-Veng in China herrschte, fand eines Tages die Wache seines Palastes einen Mann im Felde getötet und unfern der Leiche zwei Brüder, welche sie als die mutmaßlichen Mörder ergriffen. Der Tote zeigte nur eine Wunde. Nur einer der Brüder konnte daher der Mörder sein, und jeder der Brüder gestand, daß nicht der Bruder, sondern er die That begangen habe. Die Sache wurde dem Kaiser berichtet. Dieser sprach: „Beiden das Leben schenken, würde dem Thäter Gnade gewähren, und beide hinrichten, wo nur einer schuldig sein kann, wäre grausam. Man lasse die Mutter kommen; ihr Ausspruch soll entscheiden. Sie muß ihre Söhne am besten kennen. Das Weib wurde vorgeführt und mit dem Willen des Kaisers bekannt gemacht. In eine Flut von Thränen ausbrechend, rief sie endlich: „Wenn ich denn entscheiden soll, so laßt den ältesten leben!“ Der Kaiser wunderte sich darüber, daß sie den jüngsten opferte, der doch gewöhnlich den Müttern am teuersten. Er befragte sie deshalb, und die Frau erklärte: „Der, welchen ich rette, ist nicht mein eigener Sohn. Er ist ein angenommen Kind, sein Vater vertraute ihn mir an, und feierlich versprach ich diesem, diesen seinen Sohn immerdar als mein eigenes Kind zu betrachten und bis zur Stunde habe ich Wort gehalten. Sollte ich es jetzt, von mütterlicher Liebe getrieben, brechen, um das Leben des eigenen Sohnes zu retten? Was es meinem Herzen kostet —“ mehr zu sagen, erlaubten ihr die Thränen nicht. Der Kaiser wurde ob dieser heldenmäßigen Selbstverleugnung gerührt und begnadigte beide.

Jüngling und Greis.

„Alter, warum noch immer so gern im Kreise der Jugend?
„Gleich gesellt sich und gleich, nimmer zum Jüngling der Greis!“

„Jüngling, schätze das Alter und liebe, mit ihm zu verkehren,
„Daß du im Alter dereinst dich an der Jugend verjüngst!“

Dr. P. Weizsäcker.

Der Geist der Llano estakata.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“.

(Fortsetzung.)

In der Estakata, daß er das Grasland nicht mehr zu erreichen vermag, bevor er verschmachtet. Die Räuber brauchen ihn gar nicht zu töten. Sie warten einfach, bis er verschmachtet ist, und rauben dann seinen Leichnam aus. So ist es bereits oft geschehen.“

„Aber kann man sie denn nicht unschädlich machen?“

Eben, als Helmers antworten wollte, wurde seine Aufmerksamkeit durch einen sich langsam nähernden Mann in Anspruch genommen, dessen Ankunft erst jetzt, als er um die Ecke des Hauses trat, bemerkt wurde. Er war durchaus in schwarzes Tuch gekleidet und trug ein kleines Päckchen in der Hand. Seine lange Gestalt war sehr schmal und engbrüstig, sein Gesicht hager und spitz. Der hohe Chapeau claque, welcher ihm tief im Nacken saß, gab ihm, zumal er eine Brille trug, im Verein mit dem dunklen Anzuge das Aussehen eines Geistlichen.

Er trat mit eigentümlich schleichenden Schritten näher, griff leicht an den Rand seines Hutes und grüßte:

„Good day, Mesch'schurs! Komme ich vielleicht hier richtig zu John Helmers, Esquire?“

Helmers betrachtete sich den Mann mit einem Blicke, aus welchem zu ersehen war, daß er kein großes Wohlgefallen an ihm fand, und antwortete:

„Helmers heiße ich, ja, aber den Es-

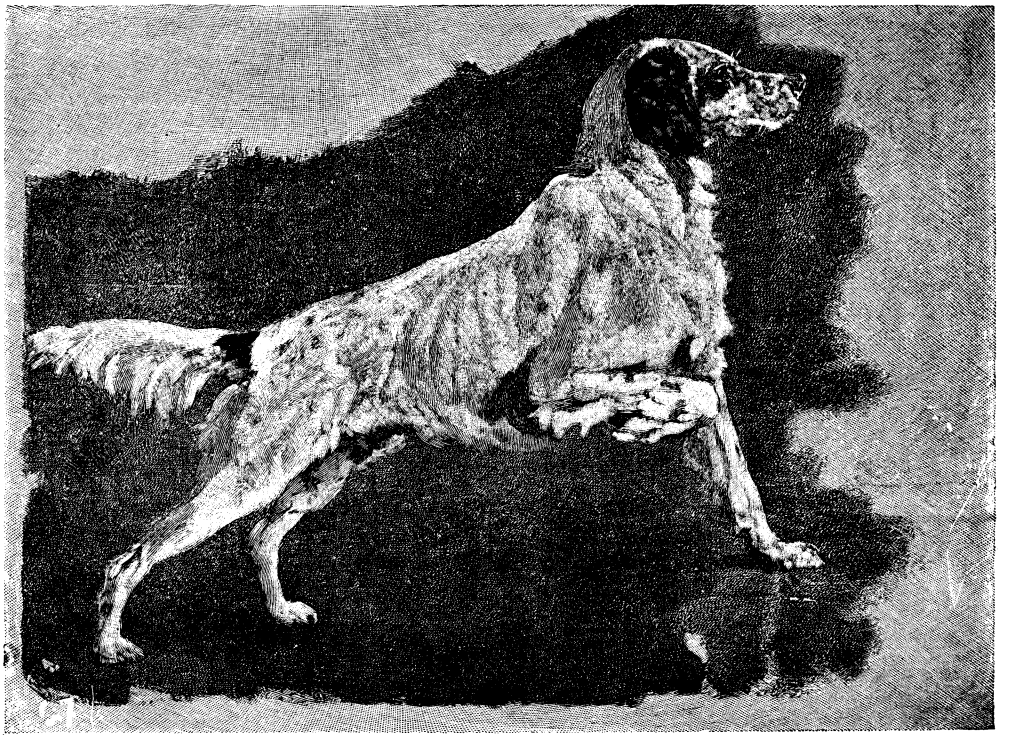
„Diese Vorsicht beobachtet auch jedermann. Es gibt nur sehr, sehr wenige, welche die Llano so genau kennen, daß sie sich auch ohne Pfähle zurecht zu finden vermögen. Aber wie nun, wenn von schlechten Menschen die Pfähle falsch gesteckt werden?“

„Das wäre ja teuflisch!“

„Gewiß, aber dennoch kommt es vor. Es gibt Verbrecherbanden, deren Mitglieder die Pfähle aus der Erde ziehen und in falscher Richtung wieder befestigen. Wer ihnen nun folgt, der ist verloren. Die Pfähle hören plötzlich auf; er befindet sich inmitten des Verderbens und kann keine Rettung finden.“

„So reitet er längs der Pfähle zurück!“

„Dazu ist's zu spät, denn er befindet sich bereits so tief



Englischer Setter „Harrisons London“

quire könnt Ihr getrost weglassen. Ich bin weder Friedensrichter, noch liebe ich überhaupt dergleichen Titulaturen. Das sind doch nur faule Aepfel, mit denen sich ein Gentleman nicht gern bewerfen läßt. Da Ihr meinen Namen kennt, so darf ich vielleicht auch den Eurigen erfahren?"

„Warum nicht, Sir! Ich heiße Tobias Preisegott Burton und bin Missionar der Heiligen des jüngsten Tages."

Er sagte das in einem sehr selbstbewußten und salbungsvollen Tone, welcher aber keineswegs den beabsichtigten Eindruck auf den Farmer machte, denn dieser meinte achselzuckend:

„Ein Mormone seid Ihr also? Das ist keineswegs eine Empfehlung für Euch. Ihr nennt Euch die Heiligen der letzten Tage. Das ist anspruchsvoll und überhebend, und da ich ein sehr bescheidenes Menschenkind bin und für Eure Selbstgerechtigkeit nicht den mindesten Sinn habe, so wird es am besten sein, Ihr schleicht in Euren frommen Missionsstiefeln sogleich weiter. Ich dulde keinen Proselytenmacher hier im Settlement."

Das war sehr deutlich, ja sogar beleidigend gesprochen. Burton aber behielt seine verbindliche Miene bei, griff abermals höflich an den Hut und antwortete:

„Ihr irrt, Master, wenn Ihr meint, daß ich beabsichtige, die Bewohner dieser gesegneten Farm zu bekehren. Ich spreche bei Euch nur vor, um mich auszuruhen und meinen Hunger und Durst zu stillen."

„So! Na, wenn Ihr nur das wollt, so sollt Ihr haben, was Euch nötig ist, vorausgesetzt natürlich, daß Ihr bezahlen könnt. Hoffentlich habt Ihr Geld bei Euch!"

Er überflog die Gestalt des Fremden abermals mit einem scharfen, prüfenden Blicke und zog dann ein Gesicht, als ob er etwas nichts weniger als Angenehmes gesehen habe. Der Mormone erhob den Blick gen Himmel, räusperte sich einigemal und erklärte:

„Zwar bin ich keineswegs übermäßig mit Schätzen dieser sündigen Welt versehen, aber Essen, Trinken und ein Nachtlager kann ich doch bezahlen. Freilich hatte ich nicht auf eine solche Ausgabe gerechnet, da mir gesagt wurde, daß das Haus John Helmers ein außerordentlich gastliches sei."

„Ah? Von wem habt Ihr das denn erfahren?"

„Ich hörte es in Taylorsville, von woher ich komme."

„Da ist Euch die Wahrheit gesagt worden; aber man scheint vergessen zu haben, hinzuzufügen, daß ich unentgeltliche Gastfreundschaft nur an solchen Leuten übe, welche mir willkommen sind."

„So ist das bei mir wohl nicht der Fall?"

„Nein, gar nicht."

„Aber ich habe Euch doch nichts gethan!"

„Möglich! Doch wenn ich Euch genau betrachte, ist es mir, als ob mir von Euch nur Uebles geschehen könne. Nehmt es mir nicht übel, Sir! Ich bin ein aufrichtiger Kerl und pflege einem jeden genau nur das zu sagen, was ich von ihm denke. Ihr habt ein Gesicht — — ein Gesicht — — hm, wenn man es erblickt, so juckt es einem in der Hand. Man pflegt das ein — ein — ein Ohrfeigengesicht zu nennen."

Selbst jetzt that der Mormone nicht, als ob er sich beleidigt fühle. Er griff zum drittenmal an den Hut und sagte in mildem Tone:

„Es ist in diesem Leben das Schicksal der Gerechten, verkannt zu werden. Ich bin nicht schuld an meinem Gesichte. Wenn es Euch nicht gefällt, so ist das nicht meine, sondern Eure Sache."

„So! Aber sagen braucht Ihr es Euch nicht zu lassen. Wenn jemand mir so aufrichtig mitteilte, daß mein Gesicht ihm nicht gefalle, so würde er im nächsten Augenblicke meine Faust in dem seinigen fühlen. Es gehört ein großer Mangel an Ehrgefühl oder — wie Ihr vielleicht meint — eine noch größere Verschlagenheit dazu, so etwas ruhig hinzunehmen. Uebrigens will ich Euch sagen, daß ich gegen Euer Gesicht an und für sich eigentlich gar nichts habe, sondern nur die Art und Weise, wie Ihr es in der Welt herumtragt, die behagt mir nicht. Und sodann kommt es mir ganz so vor, als ob es gar nicht Euer wirkliches Gesicht sei. Ich vermute sehr, daß Ihr eine ganz andere Miene aufsteckt, wenn Ihr Euch mit Euch allein befindet. Uebrigens will mir auch noch anderes an Euch nicht recht gefallen."

„Darf ich bitten, mir zu sagen, was Ihr meint?"

„Ich sage es Euch, auch ohne daß Ihr mich darum bittet. Ich habe nämlich sehr viel dagegen, daß Ihr aus Taylorsville kommt."

„Warum? Habt Ihr Feinde dort?"

„Keinen einzigen. Aber sagt mir doch einmal, wohin Ihr wollt?"

„Hinauf nach Preston am Red River."

„Hm! Da geht wohl der nächste Weg hier bei mir vorüber?"

„Nein, aber ich hörte so viel Liebes und Gutes von Euch, daß es mich im Herzen verlangt hat, Euch kennen zu lernen."

„Das wünscht ja nicht, Master Burton. denn es könnte Euch nicht gut bekommen! Kommt Ihr denn zu Fuß hierher?"

„Ja."

„Ihr seid nicht im Besitze Eures Pferdes?"

„Meines Pferdes? Ich habe keines."

„Oho! Versucht doch ja nicht, mir das weiszumachen! Ihr habt das Tier hier irgendwo versteckt, und ich vermute sehr, daß es kein ganz ehrenhafter Grund ist, der Euch dazu veranlaßt hat. Hier reitet jeder Mann, jede Frau und jedes Kind. Ohne Pferd gibt es in dieser Gegend kein Fortkommen. Ein Fremder, welcher sein Pferd versteckt und dann leugnet, eins zu besitzen, führt sicherlich nichts Gutes im Schilde."

Der Mormone schlug die Hände beteuernd zusammen und rief:

„Aber, Master Helmers, ich schwöre Euch zu, daß ich wirklich kein Roß besitze. Ich gehe auf den Füßen der Demut durch das Land und habe noch nie in einem Sattel gesessen."

Da erhob sich Helmers von der Bank, trat zu dem Manne hin, legte ihm die Hand schwer auf die Achsel und sagte:

„Mann, das sagt Ihr mir, wirklich mir, der ich so lange Jahre hier an der Grenze lebe? Meint Ihr denn, ich sei blind?"

„Ich sehe ja, daß Ihr Euch die Wolle von den inneren Seiten Eurer Hose geritten habt. Ich sehe die Sporenlöcher in Euren Stiefeln, und — — —"

„Das ist kein Beweis, Sir!" fiel der Mormone ihm in die Rede. „Ich habe die Stiefeln alt gekauft; die Löcher waren bereits darin."

„So! Wie lange Zeit tragt Ihr sie denn nun bereits?"

„Seit zwei Monaten."

„Dann wären die Löcher längst mit Staub oder Schmutz gefüllt. Oder macht Ihr Euch etwa das Vergnügen, sie täglich neu auszubohren? Es hat in letzter Nacht geregnet; eine so weite Fußwanderung hätte Eure Stiefel über und über beschmutzt. Daß sie so sauber sind, wie ich sehe, ist ein sicherer Beweis, daß Ihr geritten seid. Uebrigens duftet Ihr nach Pferd, und da, da schaut einmal her! Wenn Ihr wieder einmal die Sporen in die Hosentasche steckt,

so sorgt dafür, daß nicht ein Rad davon außen am Saume hängen bleibt!"

Er deutete auf das messingene Sporenrad, welches aus der Tasche hervorsah.

„Diese Sporen habe ich gestern gefunden," verteidigte sich der Mormone.

„So hättet Ihr sie lieber liegen lassen sollen, da Ihr sie ja doch nicht braucht. Uebrigens braucht es mich ja gar nichts anzugehen, ob Ihr reitet oder mit Schusters Fregatte segelt. Meinetwegen könnt Ihr auf Schlittschuhen durch die Welt laufen. Wenn Ihr bezahlen könnt, so sollt Ihr Essen und Trinken haben; dann aber macht Euch wieder fort. Ueber die Nacht kann ich Euch nicht behalten. Ich nehme nur Leute, welche keinen Verdacht erregen, bei mir auf."

Er trat an das offene Fenster, sagte einige halblaute Worte hinein und kehrte dann wieder an seinen Platz zurück, wo er sich niederließ und sich scheinbar gar nicht weiter um den Fremden bekümmerte.

Dieser setzte sich an den nächsten Tisch, legte sein Bündel auf denselben, faltete kopfschüttelnd die Hände und senkte ergeben das Haupt, ruhig wartend, was man ihm bringen werde. Er hatte ganz das Aussehen eines Mannes, welchem ein unverdienter Schmerz bereitet worden war.

Hobble-Frank hatte der kurzen Unterhaltung mit Interesse zugehört; jetzt nun, da sie beendet war, beachtete er den Mormonen nicht weiter. Ganz anders aber verhielt sich Bloody-fox.

Dieser hatte gleich beim Erscheinen des Fremden die Augen weit geöffnet und dann den Blick nicht wieder von ihm gewendet. Er hatte sich nicht niedergesetzt gehabt und war willens gewesen, die Farm zu verlassen; sein Pferd stand ja noch neben ihm. Jetzt griff er sich nach der Stirn, als ob er sich vergeblich bemühe, sich auf etwas zu besinnen. Dann ließ er die Hand sinken und nahm langsam dem Farmer gegenüber Platz, so daß er den Mormonen genau beobachten konnte. Er gab sich Mühe, sich nichts merken zu lassen; aber ein scharfer Beobachter hätte dennoch bemerken können, daß er innerlich in ganz ungewöhnlicher Weise beschäftigt sei.

Da trat eine ältliche, wohlbeleibte Frau aus der Thür. Sie brachte Brot und ein gewaltiges Stück gebratene Rindslende herbei.

„Das ist meine Frau," erklärte Helmers dem Hobble-Frank in deutscher Sprache, während er mit dem Mormonen englisch gesprochen hatte. „Sie versteht ebensogut deutsch wie ich."

„Das freut mich ungeheuer," meinte Frank, indem er ihr die Hand reichte. „Es is gar lange Zeit her, daß ich zum letzten Male mit eener Lady mich um die deutsche Muttersprache herumbewegte. Seien Sie mir also hoch willkommen und gebenedeiet, meine scharmante Frau Helmers. Hat Ihre Wiege sich vielleicht ooch im Vater Rheine oder in der Schwester Elbe geschaukelt?"

„Wenn auch das nicht," antwortete sie lächelnd. „Man pflegt selbst drüben in der Heimat die Wiegen nicht in das Wasser zu stellen. Aber eine geborene Deutsche bin ich doch."

„Na, das mit dem Rheine und der Elbe war natürlich nich so wörtlich gemeent. Sie müssen das als een poetisch humanes Metafferbeischpiel nehmen. Ich hab meinen erschten wonnevollen Atemzug in der Nähe von Elbflorenz gethan, was der mathematische Geograph nämlich Dresden nennt. Da is es bei den dortigen Kunstschätzen keen Wunder nich, wenn unsereener sich gewöhnt hat, in der höheren lyrischen Ausdrucksweise zu schweben. Wenn Schiller im ‚Gange nach der Hammerschmiede' so schön singt, ‚der Menschheit Würde ist euch in alle beeden Hände gegeben', so sind wir Sachsen ganz besonders gemeent, denn uns hat das Herz des Dichters gehört, weil seine Frau, eene gewisse geborene Barbara Uttmann, ooch eene née Sächsin war. Trotzdem achte ich jede andere Deutsche ebenso, und so bitte ich Sie herzlich, Ihre gastlichen Flügel um mein freundliches Individuum zu schlagen. Den Dank, Dame, vergesse ich nich — — was sich übrigens bei meinem exquisiten Kulturschtandpunkte ganz von selbst verschteht."

Die gute Frau wußte wirklich nicht, was sie dem eigentümlichen Kerlchen antworten sollte. Sie sah ihren Mann fragend an, und dieser kam ihr in ihrer Verlegenheit zu Hilfe, indem er ihr erklärte:

„Dieser Herr ist ein sehr lieber Kollege von mir, ein brav geschulter Forstmann, welcher drüben sicher eine gute Karriere gemacht hätte."

„Ganz gewiß!" fiel Frank schnell ein. „Die höhere, intensive Forschtwissenschaft war die Leiter, off welcher ich mit Armen und Beenen emporgeklimmt wäre, wenn mich nich mein Fatum hinten angepackt und herüber nach Amerika gezogen hätte. Ich habe es glücklicherweise nich zu bereuen, daß ich der Schtimme des Schicksales mein musikalisches Gehör geschenkt habe. Ich bin von den zwölf Musen emporgehoben worden off diejenige Zinne der subtellurischen Gesittung, off welcher dem Eingeweihten alles Niedrige wurscht und schnuppe is. Von diesem Standpunkte aus konschtatiere ich, daß die Frauen es sind, die uns den himmlischen Ambrosius im Neckar kredenzen, mit welchem Bilde ich mich natürlich off Ihr Bier und Ihre gebratene Lende beziehe. Darum wollen wir sofort die Klinge ziehen und uns der freundlichen Gaben erbarmen, welche wir Ihrer liebenswürdigen Loyalität zu verdanken haben. Ich hoffe, wir werden uns schnell kennen lernen, meine ergebenste Frau Helmers!"

„Das bin ich überzeugt!" nickte sie ihm zu.

„Jawohl, natürlich! Hochgebildete Leute werden von ihrem angeborenen Inschtinkte sofort zusammengeführt. Was unter den Wolken liegt, das kümmert uns nichts. Uebrigens ist mein Bier jetzt alle; könnte ich noch eens bekommen?"

Sie nahm sein Glas, um ihm das Gewünschte zu holen. Bei dieser Gelegenheit brachte sie für den Mormonen Brot, Käse, Wasser und ein kleines Gläschen voll Brandy mit. Er begann sein frugales

Skye Terrier: Sandersons „Jim".

Mahl, ohne sich darüber zu beschweren, daß er kein Fleisch erhalten hatte.

Da kam Bob der Neger herbei.

„Masser Bob sein fertig mit Pferden," meldete er. „Masser Bob auch mit essen und trinken!"

Da fiel sein Blick auf den „Heiligen der letzten Tage". Er blieb stehen, fixierte den Mann einige Augenblicke und rief dann:

„Was sehen Masser Bob! Wer hier sitzen! Das sein Massa Weller, der Dieb, welcher haben gestohlen Massa Baumann all sein viel Geld!"

Der Mormone fuhr von seinem Sitze auf und starrte den Schwarzen erschrocken an.

„Was sagst du?" fragte Frank, indem er auch aufsprang. „Dieser Mann soll jener Weller sein?"

„Ja, er es sein. Masser Bob ihn ganz genau kennen. Masser Bob ihn haben damals sehr gut ansehen."

„Lack-a-day! Das würde ja eine allerliebste Begegnung sein! Was sagt denn Ihr dazu, Master Tobias Preisegott Burton?"

Der Mormone hatte seinen augenblicklichen Schreck überwunden. Er machte eine verächtliche Armbewegung gegen den Neger und antwortete:

„Dieser Schwarze ist wohl nicht recht bei Sinnen? Ich verstehe ihn nicht. Ich weiß nicht, was er will?"

„Seine Worte waren doch deutlich genug. Er nannte Euch Weller und sagte, daß Ihr seinen Herrn, einen gewissen Baumann, bestohlen hättet."

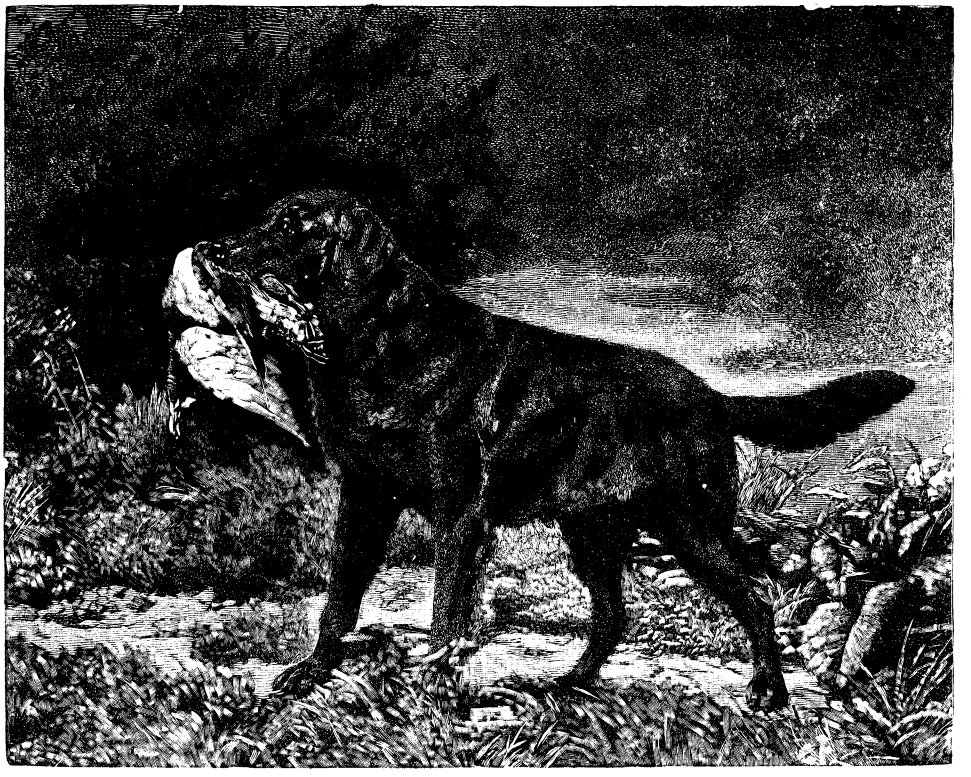
„Ich heiße nicht Weller."

„Vielleicht habt Ihr einmal so geheißen?"

„Ich heiße jetzt und hieß auch zu aller Zeit Burton. Der Nigger scheint mich mit irgend jemand zu verwechseln."

Da trat Bob drohend auf ihn zu und rief:

„Was sein Masser Bob? Masser Bob sein ein Neger, aber kein damned Nigger. Masser Bob sein ein coloured Gentleman. Wenn Massa Weller noch einmal sagen Nigger, so Masser Bob ihn schlagen nieder mit Faust, wie Massa Old Shatterhand es ihm hat zeigen!"



Wasser-Apporteur von Chesapeake, Namens „Chetz".

Da stellte sich Helmers zwischen die beiden und sagte:

„Bob, keine Thätlichkeit! Du klagst diesen Mann eines Diebstahles an. Kannst du Beweise bringen?"

„Ja, Bob Beweise bringen. Massa Frank auch wissen, daß Massa Baumann sein bestohlen worden. Er können Zeuge sein."

„Ist das wahr, Master Frank?"

„Ja," antwortete der Gefragte. „Ich kann es bezeugen."

„Wie ist es denn bei dem Diebstahle zugegangen?"

„In folgender Weise: Mein Gefährte Baumann, welcher von denen, die ihn kennen, kurzweg ‚der Bärenjäger' genannt wird, hatte droben in der Nähe des Platto River einen Store angelegt, und ich war sein Gefährte und Kompagnon. Das Geschäft ging anfangs sehr gut, da es viel von den Goldgräbern besucht wurde, welche sich damals in den Black Hills zusammengezogen hatten. Wir nahmen viel Geld ein, und es lag oft eine bedeutende Menge von Münzen und Nuggets bei uns verborgen. Eines Tages mußte ich eine Rundtour zu den Diggers unternehmen, um Schulden einzutreiben. Als ich am dritten Tage zurückkehrte, hörte ich, daß Baumann indessen bestohlen worden sei. Er hatte sich mit Bob allein befunden und einen Fremden über Nacht behalten, dessen Name Weller gewesen war. Am anderen Morgen war mit diesem das ganze Geld verschwunden gewesen, und die Verfolgung hatte nichts genützt, weil durch ein inzwischen eingetretenes Gewitter die Fährte des Diebes verwischt worden war. Es hat sich bisher keine Spur des Mannes finden lassen, obgleich wir während der Zeit, welche indessen vergangen ist, uns oft nach diesem guten Master Weller erkundigt haben. Jetzt behauptet Bob, ihn in diesem Heiligen des jüngsten Tages zu erkennen, und ich möchte nicht annehmen, daß er sich irrt. Bob hat offene Augen und ein sehr gutes Personengedächtnis. Er versicherte damals, sich den Menschen so genau angesehen zu haben, daß er ihn selbst unter einer Verkleidung sofort erkennen werde. Das, Master Helmers, ist es, was ich in dieser Angelegenheit zu sagen habe."

„Also Ihr selbst habt den Dieb damals nicht gesehen?"

„Nein."

„So seid Ihr freilich nicht imstande, dem Neger zu bezeugen, daß wir den Dieb wirklich vor uns haben. Bob steht mit seiner Behauptung allein. Was da zu machen ist, werdet Ihr ebensogut wissen, wie ich."

Masser Bob es genau wissen, was zu machen sein!" rief der Neger. „Masser Bob schlagen den Spitzbuben tot. Masser Bob sich nicht irren, sondern ihn sehr gut erkennen."

Er wollte Helmers zur Seite schieben, um an den Mormonen zu kommen; der Farmer aber hielt ihn zurück und sagte:

„Halt! Das wäre eine Gewaltthätigkeit, welche ich auf meinem Grund und Boden nicht dulden kann."

„Gut, dann Masser Bob warten, bis Spitzbube sein fort von Grund und Boden; dann aber ihn aufknüpfen am nächsten Baum. Masser Bob hier sitzen und gut aufpassen, wenn fortgehen der Dieb; er ihn sicherlich nicht aus den Augen lassen!"

Er setzte sich nieder, doch so, daß er den Mormonen im Auge hatte. Man sah ihm an, daß es ihm mit seiner Drohung völlig Ernst sei. Burton musterte mit ängstlichem Blicke die riesige Gestalt des Negers und wendete sich dann an Helmers:

„Sir, ich bin wirklich unschuldig. Dieser schwarze Master verkennt mich ganz und gar, und ich hoffe, daß ich mich auf Euren Schutz verlassen kann."

„Verlaßt Euch nicht zu sehr auf mich," lautete die Antwort. „Es sind keine genügende Beweise erbracht, und mich geht der Diebstahl überhaupt nichts an, weil ich keinerlei amtliche Eigenschaft besitze. Infolgedessen könnt Ihr ruhig sein, solange Ihr Euch hier befindet. Ich habe Euch aber bereits gesagt, daß Ihr Euch baldigst von dannen machen sollt. Was dann geschieht, das ist mir gleichgültig. Ich kann Master Bob das Recht nicht bestreiten, diese Angelegenheit unter vier Augen mit Euch zu ordnen. Zu Eurer ganz besonderen Beruhigung will ich gern noch versichern, daß ich nicht vor Entsetzen in Ohnmacht fallen werde, falls ich Euch morgen unter irgend einem Baume begegnen sollte, dessen stärkster Ast Euch zwischen Hals und Binde geraten ist."

Damit war die Sache für einstweilen abgethan. Der Mormone wendete sich seinem Mahle wieder zu, aber er aß möglichst langsam und mit bedeutenden Pausen, um die ihm gewährleistete Sicherheit möglichst lange zu genießen. Bobs rollende Augen ließen kaum einen Augenblick von ihm, und Bloody-fox, welcher sich äußerlich ganz passiv verhalten hatte, fixierte ihn noch ebenso wie vorher. Der junge Mann mußte ein ganz eigenartiges Interesse an dem angeblichen Mormonen finden.

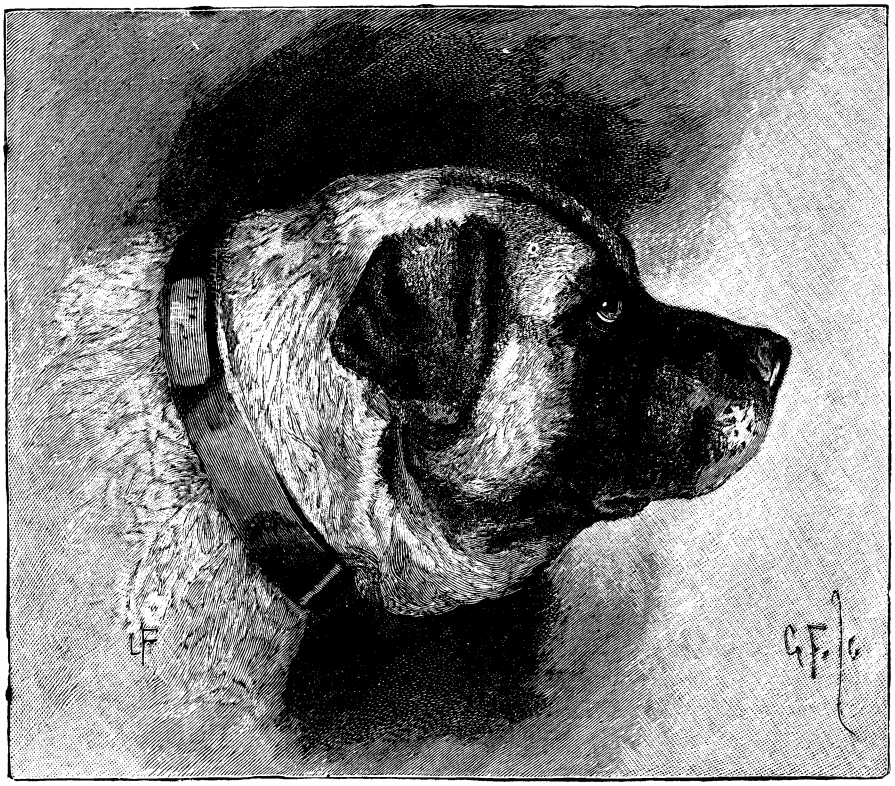
(Fortsetzung folgt.)

Der Römer Epaphroditus,

ein Freigelassener des Kaisers Nero, war ein übermütiger Mensch und behandelte den armen Epiktet, seinen Sklaven, oft auf die grausamste Weise. Doch treu den Lehren der Stoiker, welche sich in allem der Gelassenheit befleißigten, ertrug auch Epiktet alle Mißhandlungen seines Herrn mit Geduld. Einst schlug ihn dieser mit Heftigkeit auf den Schenkel. „Du wirst mir das Bein zerschmettern," — sagte Epiktet gelassen. Sogleich verdoppelte jener die Schläge und zerschlug ihm wirklich das Bein. Epiktet blieb ruhig und sagte bei dieser Roheit nichts als die Worte: „Habe ich's dir nicht voraus gesagt? — Nun hast du selber den Schaden davon!"

Unser Hausgenosse und seine Dressur.

Den unentbehrlichsten Freund aus der Tierwelt erst in allgemeinen großen Zügen vorzuführen, habe ich keinem einzigen Kameraden gegenüber nötig. Alle Arten und Abarten seines Geschlechts aber eingehend zu beschreiben, auch dazu ist hier der Ort nicht. — Zwischen dem zierlichen Schoßhündchen, das auf einer Knabenhand Platz findet, und der würdevollen, gewaltigen Figur eines Bernhardiners ist nicht nur in der augenfälligen Körpergröße, Form und Farbe ein so weiter Abstand, sondern ebenso verschieden sind auch die angeborenen oder anerzogenen Rasseneigentümlichkeiten, welche sich der findige und rechnende Mensch zu seinen besonderen Zwecken geschaffen. Die Klugheit der Hunde erwähnten schon die Alten, und Plinius führt beweiskräftig an, daß sie laufend aus dem Nil trinken, um nicht von den Krokodilen gefaßt zu werden; die Begabung ist und war aber nach den Rassen sehr verschieden, ja nicht einmal die Geruchsschärfe ist bei allen vorhanden, gering z. B. bei Windhund und Schäferhund, welcher dagegen ein scharfes Gesicht und treffliches Gehör hat.



Englische Dogge oder Mastiff

Schon der kleinste Kamerad erkennt und liebkost furchtlos den Hund des Hauses, oft sein Wärter, sein einziger Spielkamerad und Beschützer. Machte uns nicht seine Tollwut, zum Glück immer vereinzelt, ihn so überaus gefährlich, würde

nicht, wie neuerdings die Wissenschaft unbarmherzig herausgefunden, so mancher Bandwurm durch das Küssen des gehätschelten Lieblings auf den Besitzer übertragen, man dürfte wenig oder nichts an ihm noch zu wünschen finden. Wenn er auch zuweilen falsch, neidisch, rachsüchtig, tückisch und zänkisch erscheint, ist er doch weit mehr gelehrig, dankbar, anhänglich, treu, gehorsam und gutmütig. Er hat das verhältnismäßig größte Gehirn unter allen Tieren und steht geistig hoch über ihnen, besitzt Seelenthätigkeit, ist sich seines Daseins bewußt, wie wir selbst, zeigt in seinen Handlungen große Ueberlegung, winselt, wenn er Mitleid erregen will, unterscheidet Fremde und Bekannte, Bettler und Gesinde genau, richtet sein Benehmen nach der Kleidung und dem Aussehen der Menschen, ist gegen Arme und Schlechtgekleidete knurrig und bissig, und wenn er auch keine Sprache hat wie der Mensch, steht doch seine außerordentlich modulationsfähige Stimme als eine wahre Tonleiter der Empfindungen an der Spitze aller Tiersprachen.

Und wie sicher versteht der Hund unsere Sprache, unsere Miene, unsere Bewegungen! Man könnte fast fragen: Wozu läßt sich dies Tier zum Vorteile des Menschen *nicht* verwenden? — Im fernen Kamtschatka befördert der Hund die Post täglich 15 Meilen weit und bei uns? Hat er nicht oft ganzen Diebesbanden das Handwerk gelegt? Was wäre die Jagd ohne ihn? Weiß doch nur er allein an einzelnen, den Menschen nicht wahrnehmbaren Zeichen das verfolgte Wild aufzufinden! Wie ungemein rührend, wenn so ein alter, grauer Weidmann, die Hand auf dem Kopfe seines neben ihm alternden Hektors oder Karos, uns treuherzig zu überzeugen sucht, daß dieser in dem und jenem Falle — Menschenverstand bewiesen! — Wie armselig und sorgenvoll hätte sich wohl der Hirt, mag er Neger, Kaffer oder Deutscher sein, ohne seinen immer rührigen, zuverlässigen und achtsamen vierbeinigen Gefährten zu behelfen! Wie manches Verbrechen bliebe ungesühnt! Lesen wir doch gar oft in den Zeitungen, daß ein Hund durch sein Wiedererkennen und Gebaren als vollgültiger Zeuge den Mörder endlich überführt! — Staunenerregend sind in den modernen sogenannten *Hundetheatern* seine Leistungen am Schwung- und Schleppseil, seine Reiterkünste und sein Exercitium. —

Aus den Wellen, aus allerlei Verschüttungen und Verirrungen haben oft *nur* Hunde helfen und retten wollen und können. — Mit welcher sanften Geduld führt mancher Pudel seinen blinden Herrn und — neuerdings vielfach erwiesen — wie teilnehmend betrachten wir einen trauernden Hund auf dem Grabe seines Wohlthäters! —

Es ist eine wahrhaft bedauerliche Ausgeburt des menschlichen Eigennutzes, daß man solch ein vielseitig williges Tier in unserer vorgeblich mild-humanen Zeit doch noch an den Karren zwingt, wie es leider in Norddeutschland fast überall üblich. Es macht beispielsweise einen sehr üblen Eindruck, wenn man in dem großartigen, sonst doch so weltstädtischen Berlin, alle 1000 Schritte weit wieder einem Hundefuhrwerke begegnet. Zum Ziehen ist der Hund von der Natur nicht geschaffen, und wenn er schwer belastet gar auf der staubigen Landstraße mit lechzender Zunge an uns vorüberjagt, weil Geschwindigkeit unter allen Umständen zu seinen Eigentümlichkeiten ebenfalls zählt, ergreift uns ein Gefühl des Bedauerns und tiefer Beschämung.

Wo immer ein Erdenwinkel durch den Menschen neu erschlossen wird, begleitet ihn sein Hund, und wo sich diese altgewohnte Gemeinschaft gelockert zeigt, wie beispielsweise im Morgenlande mit seinen völlig herrenlosen Scharen, genießen sie diese scheinbare Freiheit auf Kosten ihrer Rasseneigenartigkeiten, ihrer Lebenszähigkeit und Sicherheit, sie sind geächtet und die selbstverständlichen Vorteile einer geordneten Lebensweise unter ständigem Menschenschutze gehen ihnen ab, sie verkommen, *weil Mensch und Hund allüberall zu beider Wohl untrennbar zu einander gehören.* —

Viele Kameraden besitzen vielleicht schon mit Stolz einen *eigenen* Hund, der ihnen geschenkt wurde, als er kaum vier Wochen alt war, denn gerade da sind sie die ganze Freude und Wonne der Jugend. Das ist aber auch seine erste Schulzeit — denn was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr — und da will und muß der Lehrer seinem Zöglinge Wache stehen, Tanzen, ins Wasser gehen u. a. beibringen. Das gelingt oft wahrhaft spielend. Man zwingt das Tierchen zum Sitzen auf den Hinterbeinen, lehnt es aber vorsorglich mit dem Rücken an eine Wand, nimmt etwa auch noch die eine Vorderpfote leicht in die Hand, hebt den Zeigefinger der anderen und ruft: „Schön machen! schön!" Dabei sieht man den kleinen Kerl immer freundlich an. Mit kleinen Erfolgen muß man zunächst zufrieden sein, Ermüdung wäre gleichbedeutend mit Tierquälerei, dagegen ist am Tage alles thunlichst oft, nicht bloß einmal, zu wiederholen. Wenn der Schüler, was bald geschieht, an der Wand allein steht, wird er naturgemäß sich auch weiter auf den Hinterbeinen erheben. Da unterstützt man ihn durch Anfassen an beiden Pfoten, aber nicht lange, denn das Begreifen geht sehr schnell, und der kleine Tanzmeister ist bald fertig. Es gehen manche Hunde ganz von selbst bald und gern ins Wasser, namentlich, wenn man ihnen irgend einen Leckerbissen hineinwirft, manche wollen aber ihr lebenlang freiwillig nie dorthin, wie leider Menschen oft auch. Man nimmt seinen Hund am besten gelegentlich des Badens mit und läßt ihn, aus einer Entfernung, die seinen Kräften entspricht, natürlich ihn auch selber begleitend, ans nahe Ufer schwimmen. Ueber den Stock springt jeder nicht gerade verschüchterte Hund sogleich, wenn man ihm diesen erst niedrig und für die Folge höher, unter dem aufmunternden Zuruf: „Hop!" und dabei seinen Namen nennend, vorhält, während die andere Hand auf der gegenüberliegenden Seite Futter zeigt. Ist der Hund ziemlich hungrig, geht es um so besser.

Die eigentliche Dressur kann mit bestem Erfolg erst beginnen, wenn das Tier fast ausgewachsen, d. h. fast jährig ist. *Man muß sich dann mit ihm isolieren und sehr viel mit ihm sprechen.*

Der *Jäger* verfährt nach ganz bestimmten Erziehungsregeln, er unterscheidet genau, ob sein Schüler empfindlich, störrisch oder widerspenstig ist. Im ersten Falle vermeidet er jede Strenge und Härte, denn bei falscher Behandlung verschlägt der Hund und wird um keinen Preis wieder willig. Kommt man dem Tiere mit Freundlichkeit und liebkosenden Worten entgegen, so wird sein ganzes Wesen Liebe und Freude für den Herrn. Störrischen Hunden gehört die Peitsche, bis sie dem ersten Pfiff und Zuruf folgen. Aber man liebkost auch den Widerspenstigen, reicht ihm freundlich Brot und Semmel, wenn er einmal wider Vermuten seine Pflicht thut.

Der Hund versteht unter allen Tieren den Menschen am meisten und führt auch dessen Willen am vollkommensten aus, gleichviel, welcher unter den fast nicht zu zählenden Rassen er angehört. Merkwürdig ist, zu beobachten, wie er sein Ausführen

irgend eines Befehls sehr genau einzurichten weiß, je nachdem die Person ist, von welcher ihm dieser Befehl kommt, wie er dem einen mit Pünktlichkeit und augenblicklich, dem anderen wohl lässig und widerwillig oder auch wohl gar nicht gehorcht. Er lernt sehr bald erkennen, was die eine oder die andere Bewegung seines Herrn bedeutet, z. B. daß er ausgehen wird; alsbald setzt er sich in Bewegung, bringt wohl den Stock herbei, lauft im voraus nach der Thüre, beweist, daß er Ursache und Folge unterscheidet.

Nach Cuvier geraten besonders weibliche Hunde durch Liebkosungen mit der Hand und Stimme ganz außer sich vor Freude. Die Liebkosungen der Menschen wirken bezaubernd, lähmen ihre Kraft und ihren Willen. Einzelne besitzen eine besondere Begabung, jedes Tier sehr zu zähmen und auf dasselbe eine wunderbare Macht auszuüben. Ein Engländer hielt durch seinen Blick die wildesten und grimmigsten Hunde in Entfernung; daß hierzu und wie auch eine einfache Mütze manchmal ausreicht, hat ja der Kamerad auch schon einmal bewiesen.

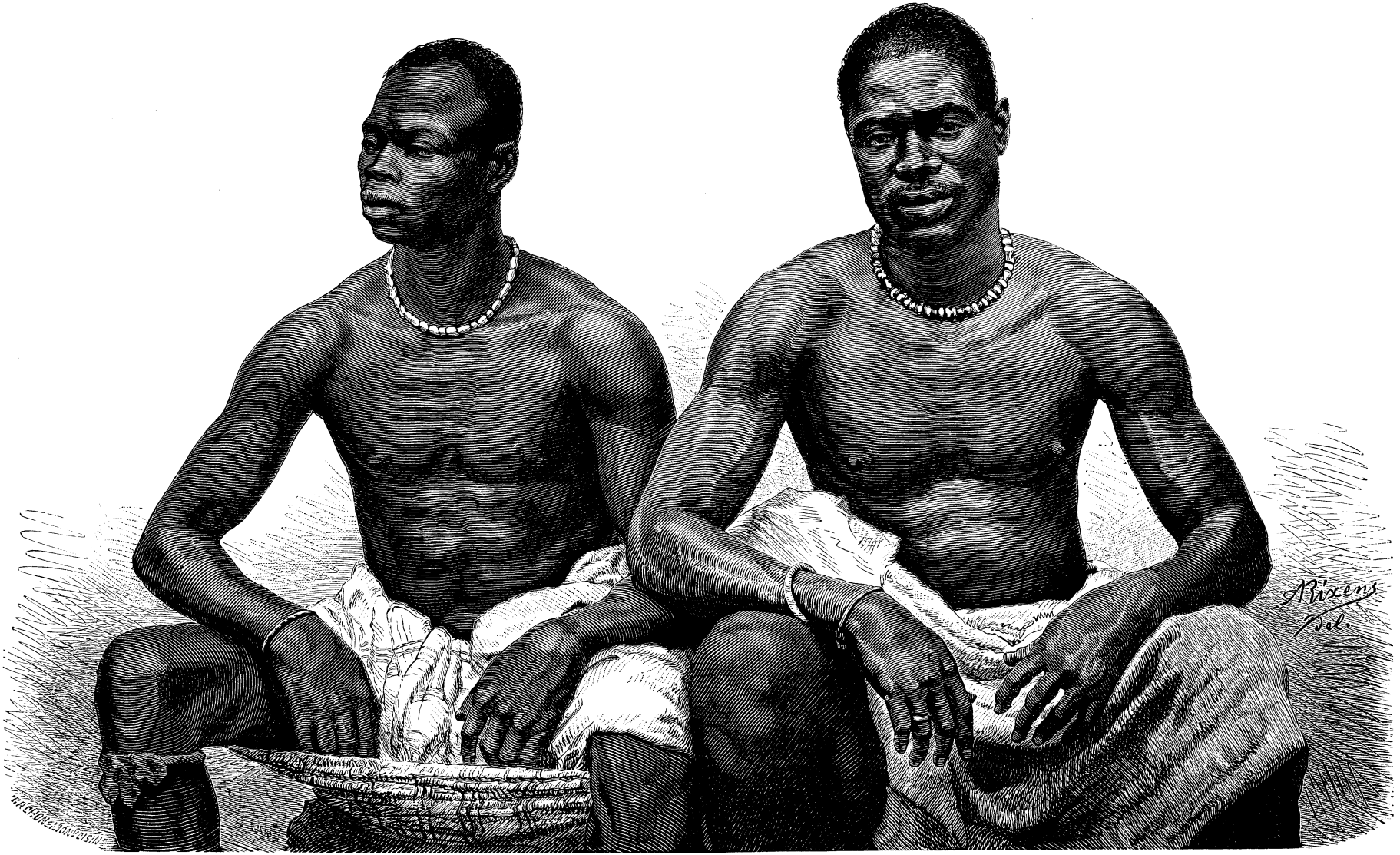
Der Augsburger Bierbrauer Lang, welcher Ende vorigen Jahrhunderts ein Buch „zur künstlichen Abrichtung der Hunde" herausgegeben, übte seine Kunst praktisch und zog mit seinen Tieren in Deutschland herum. Sie suchten aus einer großen Anzahl gewisse Buchstaben heraus und setzten aus denselben Worte und Sätze zusammen, gaben durch Bellen die Stunde an und weckten den Herrn zur bestimmten Zeit.

Die Art, wie man es dahin bringt, daß ein Hund verschiedene Karten aussucht, die man vor ihn hinlegt, ist folgende: man lehrt ihn zuerst durch wiederholte Versuche etwas durch ein gewisses Zeichen kennen und dann das eine Zeichen vom anderen unterscheiden. Oft legt man ihm Futter auf ein Kartenblatt, das er noch nicht kennt, und das man ihn darauf aus dem ganzen Pack herausſuchen läßt. Da er Futter und Liebkosungen als eine Vergeltung für seine Mühe ansieht, lernt er bald jedes Kartenblatt kennen, welches er mit einem gewissen Vergnügen getragen bringt, sobald man es verlangt.

Die Verstellungskünste des Hundes kommen gar oft manchen menschlichen gleich. Wenn Hunde irgendwo genascht und ein böses Gewissen haben, stellen sie sich wohl mit außerordentlicher Geschicklichkeit ganz unschuldig, obgleich man ihnen an den Augen ihre Unruhe ablesen kann, und sieht man ihnen in diesem Falle scharf ins Gesicht, so senken sie in menschlicher Weise abwechselnd den Blick zur Erde oder zur Seite und bitten entweder durch Schwanzwedeln um Verzeihung oder suchen sich auf die Seite zu drücken. Der Hund weiß recht gut, wenn er unrecht gethan hat, weiß auch, wodurch er sich verraten würde und sucht diesen Verrat auf Grund der Vorstellung von der Strafe zu vermeiden. Also: Je nachdem ein Hund dressiert, resp. erzogen worden ist, je nachdem man ihn mit der Peitsche zum Gehorsam gezwungen oder mit Zucker und Leckerbissen dazu gelockt und ihn nach jeder gewünschten Handlung mit solchen belohnt hat, welch letztere Erziehung jedenfalls die bessere ist, gehorcht der Hund anfangs auf Grund der Vorstellung entweder vor der Strafe oder vor der Belohnung. Nach und nach wird ihm der Gehorsam nicht nur zur Gewohnheit, so daß er auf bloße Wahrnehmungen hin erfolgt, sondern der Hund merkt auch, daß sein Herr für ihn sorgt, daß er bei ihm immer seine Nahrung findet, und auf Grund dieser Erfahrung erscheint dem Hunde sein Gehorsam zweckmäßig. — —

Agnys-Neger von der Elfenbeinküste.

In der Landschaft Assinie, welche ihren Namen von der Lagune und dem Fluß gleichen Namens entlehnt, an der sogen. Elfenbeinküste in Oberguinea, zu beiden Seiten des Kaps und Forts Apollonia, besitzen die Franzosen einen kleinen Küstenstrich als Kolonie, welcher etwa unter dem 5.° nördl. Breite liegt und die Forts Axim oder Assinie, Dabu und Grand-Bassam enthält. Es ist ein flaches, niedriges Küstenland, sehr eintönig von Ansehen, welches nur Kokoshaine trägt; es wird beinah seiner ganzen Länge nach begleitet von einer Lagune, in welche die Küstenflüsse münden, und außerhalb des schmalen Streifens angeschwemmten Landes, der die Lagune seewärts abschließt, herrscht eine riesige Brandung, die das Landen der Schiffe sehr erschwert. Die Landschaft Assinie allein, der westlichste Teil dieses Küstenstrichs, ist schön und fruchtbar, reich an Waschgold und goldhaltigen Quarzlagern; es gedeihen daselbst Oelpalmen, Reis und Baumwolle vorzüglich und die niederen Flußufer sind teilweise mit dichtem Urwald bedeckt. Der Pflanzenwuchs erstreckt sich bisweilen bis zum Meer herab und verbreitet sich noch über die Barren und schmalen Landzungen, welche die Lagune vom Meere scheiden. Das Klima aber ist für Europäer sehr ungesund: die Fieber, welche hier herrschen, sind sehr bösartig und werden noch genährt durch die sumpfigen Rhizophorenwälder, die alle Wasserläufe besäumen und im Verein mit den übrigen Wäldern den Verkehr mit dem Binnenlande sehr erschweren. Der Boden aber ist beinah überall ein tiefgründiger, zäher aber sehr fruchtbarer Lehm. Viehzucht ist hier unmöglich aus Mangel an Weiden, und aus demselben Grunde sind auch die gesellig lebenden Tiere mit Ausnahme der Affen sehr selten, und sogar von den Antilopen, welche sonst im heißen Afrika sehr verbreitet sind, gibt es nur wenige, meist vereinzelt lebende Arten. Wegen der Dichtigkeit der Wälder sind sogar die Tiere selten, besonders die reißenden, weil sie nicht leicht eine Brut finden. Nur Affen kommen noch in vielen Arten und Individuen vor, worunter auch noch der Gorilla; auch Elefanten findet man in einzelnen Individuen, aber so spärlich, daß von einer Elfenbeinausfuhr nicht die Rede sein kann. Die Einwohner, eine sanfte, friedliche Rasse, teilen sich in verschiedene Stämme, welche nicht einmal eine gemeinsame Sprache haben, und leben vom Fischfang und etwas Ackerbau, sowie vom Goldwaschen. Die Ausfuhr ist gering und besteht nur aus Palmkernen, etwas Reis, Baumwolle und Waschgold. Die meisten dieser Eingeborenen sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag, nicht unter sechs Fuß hoch und von athletischen Formen, namentlich die Agnys, von welchen wir auf umstehendem Holzschnitt S. 328 unseren jungen Kameraden zwei Männer als Typen dieses Stammes vorstellen. Die Kleidung der Männer besteht gewöhnlich aus einem schmalen Streifen Tuch, den sie sich mehrmals um die Lenden wickeln, und etwa noch aus einer Schürze, welcher die Stutzer eine möglichste Weite geben. Die Kleidung der Weiber beschränkt sich auf einen kurzen Rock. Zu ihrem festlichen Putze gehören aber viel rohe Geschmeide, bestehend in mehr oder weniger ausgearbeiteten Goldplättchen oder Stückchen gediegenen Goldes, womit sie sich behängen. Ihre Wohnungen sind leichte Hütten in Gestalt von offenen



Agnys-Neger von der Elfenbeinküste.

oder halboffenen Schuppen, welche ihnen zum nächtlichen Obdach dienen. Ihr Geräte beschränken sie auf das allernotwendigste an Töpfen, Näpfen, Körben, Kürbisflaschen und Schalen. Ihre Religion ist ein wilder Fetischismus. Die Agnys sind geschickte Fischer und treiben auch etwas Ackerbau; sie verdingen sich aber auch als Schiffer, Fischer und Feldarbeiter an die Weißen. Wenn sie jedoch nicht anderweitig beschäftigt sind, so legen sie sich nach Landessitte auf das Goldwaschen, denn alle Flüsse und ein großer Teil des Bodens führen Goldsand. Das Waschgold findet sich in einem sehr zähen Lehm oder Letten, welcher beinahe alle Thalgründe ausfüllt; man gewinnt es durch offenen Abbau. Dieser Thon wird in großen Kalebassen oder in geflochtenen Schürzen (wie der Mann links auf unserem Holzschnitt eine trägt) ausgewaschen, langsam und mühevoll durch Zerkneten im Wasser, darin der Goldwäscher bis um die Lenden steht, indem man den Letten durch Herumschwenken allmählich auflöst und abspült, wobei das Gold sich in Flittern, Plättchen und Körnern samt dem Sande zu Boden setzt und dann ausgeschieden wird. Der Lehm ist aber nicht überall gleich ergiebig, sondern man findet oft in einem ganzen Kubikmeter Lehm nur für 2 oder 3 Franken Gold, so daß sich der Abbau für Europäer nicht lohnt; für den Schwarzen aber hat natürlich die Zeit keinen Wert, und diese leichte Arbeit ist ihm lieber als die Bodenbearbeitung und gewährt ihm zugleich einen aufregenden Zeitvertreib. Es ist aber schade, daß die Franzosen sich nicht besser auf das Kolonisieren verstehen und diesen gutmütigen, kräftigen, anstelligen Menschenschlag in einem solch fruchtbaren Lande nicht besser an eine lohnende Arbeit und Kultur zu gewöhnen verstehen.

Unter Korsaren.

Von **S. Wörishöffer.**

(Fortsetzung.)

Der Chilene schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn. „Das Geheimnis!“ zischte er. „Das Geheimnis! Ich will es herausbringen und müßte ich dafür das Leben einbüßen.“

Jetzt war der Dreimaster dem Strande auf etwa zweihundert Schritte genaht und nun wurden die Anker ausgeworfen. Man mußte Wasser einnehmen, das galt den Matrosen gegenüber als der nächste Grund dieses Aufenthaltes.

Conchito lächelte. „Als ob sich auf einer Koralleninsel Quellen vorfänden! — Aber nur Geduld, Herr Kapitän, hinter dem Berge wohnen auch Leute.“

Am Strande zeigten sich schon sehr bald die nackten Gestalten der Wilden und unter ihnen auch wieder Weiße, die sofort ihre Anrufungen und Signale erneuerten, diesmal mit besserem Erfolge, denn es wurden ihnen nicht nur sogleich beruhigende Zeichen gegeben, sondern Kapitän Mac-Clellan ließ auch durch das Sprachrohr hinüberrufen, er sei gekommen, um sämtliche Weiße abzuholen.

Ein donnerndes Lebehoch für die Vereinigten Staaten gab Antwort; hüben und drüben sah man glückliche, lächelnde Gesichter — nur Conchito bebte vor Ungeduld. „Ob wir ans Land gelassen werden, Jim? — Ich glaube es nicht.“

Der erste Steuermann des „Washington“, so hieß das Schiff, begann jetzt schon seine Leute auszulesen, sehr vorsichtig, wie es schien, denn nur ältere, besonnene Männer wurden für diese Expedition gewählt — schließlich auch Pablo und Matthias.

„Da siehst du es!“ raunte Conchito.

Jim trat mit seiner gewohnten Keckheit dem Steuermann näher. „Ich bitte um die Erlaubnis, mich dem Zuge anschließen zu dürfen,“ sagte er. „Zugleich auch für diesen Herrn.“

Und er deutete auf Conchito, dessen Gesicht vor Erregung und Groll alle Farbe verloren hatte.

Der Amerikaner zuckte die Achseln. „Ich habe bestimmte Befehle,“ versetzte er. „Vielleicht ist's ein anderes Mal möglich.“

Jim schnitt eine Grimasse. „Aber weshalb dürfen denn jene beiden mitgehen?“ fragte er, auf Matthias und seinen Genossen zeigend.

Der Steuermann sandte ihm einen ziemlich erstaunten Blick. „Weiß nicht!“ antwortete er kurz. „Ist nicht meine Sache, über des Herrn Kapitäns Anordnungen zu räsonnieren.“

Damit wandte er sich ab und Jim war ziemlich ungnädig entlassen. „Was nun?“ raunte giftig der Bursche.

„Wir können nur warten und beobachten, du! Aber bei allen sieben Nothelfern, ich will uns beide, wie und wo es mir möglich ist, an diesem hochmütigen Schuft empfindlich rächen.“

Und Conchito ging auf die andere Seite des Schiffes hinüber, um nicht mit ansehen zu müssen, wie vier Boote eine Anzahl von etwa sechzig Soldaten an das Ufer brachten. Die Stelle, wo sich einigermaßen gefahrlos landen ließ, war durch den Beistand der am Strande wartenden Weißen leicht gefunden und nun folgte eine Scene, bei der Männer wie Kinder schluchzten und andere vor lauter Jubel tanzten und sprangen.

Seit fast zwei Jahren hatten die Leute, einem englischen Schiffe angehörig, hier, nachdem ihr Fahrzeug im Sturme gestrandet, als Gäste unter den Wilden gelebt und Tag für Tag vergeblich nach dem Retter aus Elend und Verlassensein über die Wogen des Oceans dahingespäht. Einmal nur waren zwei im mörderischen Kampfe begriffene Fahrzeuge der Insel näher gekommen — die Engländer entsannen sich deutlich aller Einzelheiten des blutigen Straußes, sie erstaunten nicht wenig, als sie die Geschichte der damals von den Korsaren entführten Matrosen kennen lernten, und priesen sich nun glücklich, nicht etwa in die Gefangenschaft dieser Seeräuber geraten zu sein. Jetzt waren sie sogleich mit Freuden bereit, den Amerikanern als Führer und Dolmetscher zu dienen.

„Die Eingeborenen sind äußerst mißtrauisch,“ hieß es, „sie glauben an Dämonen und böse Geister, die denen, welche sie hassen, die Seele aus dem Körper saugen, aber wenn man den Leutchen durch keinerlei auffallende oder geheimnisvolle Handlungen ein Aergernis gibt, so ist von ihnen nichts Schlimmes zu fürchten.“

„Wo wohnt denn der Häuptling oder König?“ erkundigte sich der kommandierende Offizier. „Es wird jedenfalls gut sein, ihm einige Geschenke zu überreichen.“

„Da gibt es ihrer zwölf!“ lautete die Antwort. „Es sind die sogenannten Jrosse oder Urusse, — sie wohnen auf dem höher gelegenen Teil der Insel und ihre Unter-

thanen sind verpflichtet, ihnen nur kriechend, auf allen vieren zu nahen. Das Volk muß auch sämtliche Lebensmittel für diese zwölf Herrscher bauen oder zusammensammeln."

„Wird auch Fischfang betrieben?" fragte Matthias.

„Ja, ziemlich viel. In einer Bucht liegt eine ganze kleine Flotte von Booten."

Matthias und Pablo sahen einander an. „Ob es unter den Klippen am Ufer auch Austern und Muscheln gibt?" fragte wie zufällig der Steuermann.

„Das glauben wir nicht!" lautete die Antwort. „Es ist unseres Wissens nie eine derartige Jagd veranstaltet worden."

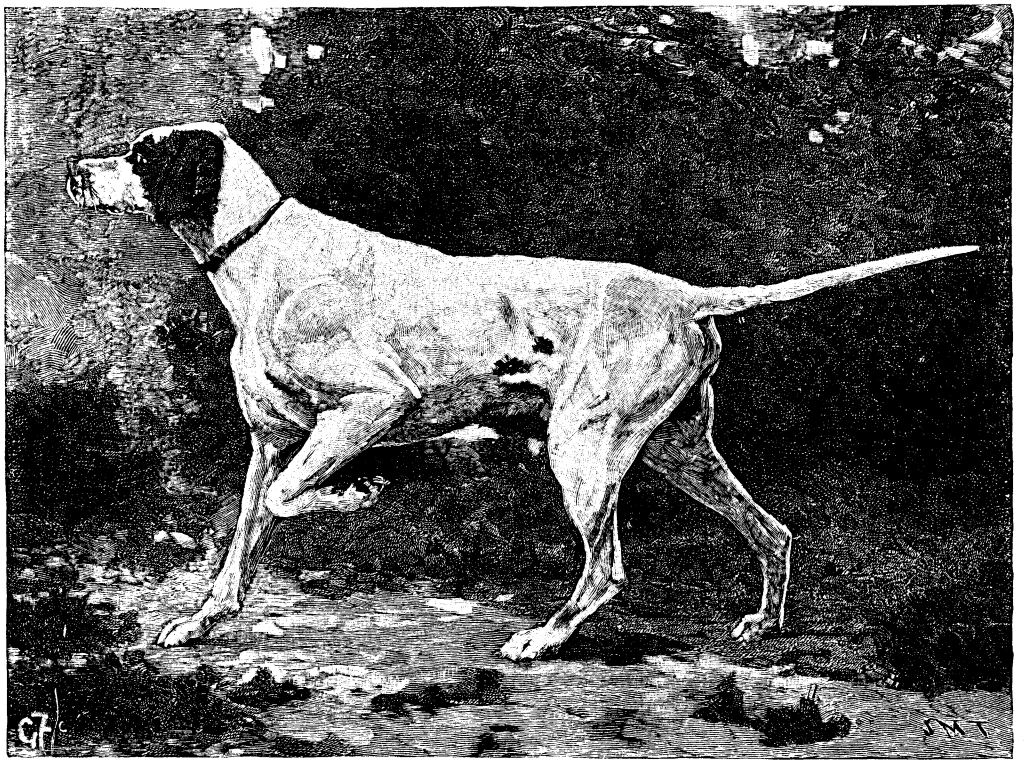
Wieder trafen sich die Blicke der beiden. Es war gut so, — die Engländer wußten offenbar von dem Vorhandensein der Perlen gar nichts.

„Führen Sie uns jetzt zunächst zu den Häuptlingen," bat der Offizier. „Wir müssen unsere Geschenke überbringen und die Erlaubnis zum Wasserschöpfen einholen. Ist denn solches auf der Insel überhaupt zu finden?" fügte er bei.

„Ja, reichlich," war der Bescheid der Engländer, „es fließt in unzähligen Bächen von den Gebirgskuppen zu Thal."

„Nun, dann nur vorwärts. Für heute gilt es, die Bekanntschaft der Häuptlinge zu machen und sich womöglich ihre Gunst zu erwerben."

Rechts und links standen während dieser Unterhaltung in Scharen die Eingeborenen, denen zwar das Aussehen der Fremden keinen Schreck mehr einflößte, die aber voll Mißtrauen jede ihrer Bewegungen sorgfältig beobachteten und ihnen, wohin sie sich wenden mochten, das Geleite gaben. Es waren schöne, schlanke Gestalten von kupferbrauner Farbe, mit lang herabhängenden schwarzen Haaren und großen, etwas scheu blickenden Augen; um den mittleren Teil des Körpers trugen sie einen breiten Gürtel aus Pandanusblättern und außerdem allerlei Schnüre von Federn, Blumen und Muscheln, ebenso grüne festgerollte Blätter in den durchstochenen Ohrläppchen, aber von einer eigentlichen Kleidung war nichts zu entdecken, selbst die Mütze oder etwas dem Aehnliches fehlte vollständig. Was die Kinder anbelangte, so sprangen diese sehr munter umher und betrugen sich gerade so, wie ihresgleichen an allen Orten der Welt; sie faßten die Fremden an, plapperten durcheinander und wollten geschenkt haben, was sie sahen.



Wachtelhund „Bang Bang".

Der Zug ging durch eine üppig-schöne, mit den prachtvollsten Bäumen und Gewächsen überreich geschmückte Umgebung. Hinter den, die Uferränder bedeckenden Mangroven kamen Wälder von Kokospalmen, Pandanus und schönblühende Steinmyrten. Ranken mit purpurnen Blüten zogen sich von Ast zu Ast, schimmernde Insekten und farbenprächtige Singvögel trieben in den Blätterkronen ihre Spiele, während vom verborgenen Nest die bunte Taube girrte und Hühner in Menge unter den Gebüschen umherliefen. Nur an Säugetieren schien es ganz zu fehlen. Man sah kein einziges.

„Die ganze Insel ist nur eine Meile breit," sagten die Engländer, „davon kommt auf das Oberland die größere Hälfte, etwas auch auf die Landzunge, welche beide Teile trennt. Hier liegen übrigens die Hütten der Eingeborenen."

Es waren leichte Gebäude von Stroh und Bambusstäben, die sich jetzt zeigten, kreisrunde Hütten mit dem bekannten niedrigen, nur zum Kriechen bestimmten Eingang und der Kochgrube vor demselben. Das Dach lag schwebend auf einigen Pfeilern, so weit von den Mauern entfernt, daß der Wind ungehindert hindurchziehen konnte.

„Auch Schlangen, Ratten, Skorpione und Ameisen leben in diesen Bauten, nicht wahr?" fragte der kommandierende Offizier.

„Von allen derartigen Geschöpfen sehr reichlich, daneben riesenhafte Spinnen, Eidechsen und allerlei sonstiges Getier."

„Scheußlich! — Und die Wohnungen der Trosse sind ebenso elend ausgestattet, ebenso heimgesucht von Molchen und Käfern?"

„Letzteres wohl, aber die Gebäude selbst sind viel besser. Da ist ein hoher Eingang und eine schöne geschnitzte Dachverzierung, — Sie werden das alles gleich in Augenschein nehmen können."

Die kurze Strecke bis zur Landzunge war bald durchmessen. Hier wuchs kein Baum oder Strauch, nur Muscheln lagen auf dem sonnenbeschienenen Sande und Krabben und andere Seetiere krochen mit langen Beinen umher. Wieder sahen Matthias und Pablo einander an. „Hier müßte man gut baden können," sagte leichthin unser Freund. „Es ist wohl die einzige offene Bucht der Insel?"

„Ja. Aber man geht doch der Haifische wegen nicht gern in das Meer. Wir haben für ein erfrischendes Bad im Unterland eine Lagune."

Ein Seufzer der Erleichterung hob die Brust des Knaben. Sicherlich lag der Schatz unberührt, ungeahnt tief unter dem Spiel der blauen, kräuselnden Fluten, — eine Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, würde nicht fehlen, denn der kommandierende Offizier war im Einverständnis und so genügte zur rechten Stunde ein einziger Wink, um ihn zum Aufenthalt in der Nähe zu bestimmen.

Vom Oberland herab plätscherte in Sprüngen ein Gebirgsbach, fiel hochaufschäumend von Stein zu Stein, lief wie flüssiges Silber durch einen Wald mannshoher grüner Farne und verschwand endlich unter Mangroven, die seine Fluten festhielten, um tausend und aber tausend neue Schößlinge aus dem feuchten Boden hervorzutreiben und undurchdringliche Dickichte zu bilden, in denen Wasservögel nisteten, bunte Enten und große, scheublickende Schwäne. Nur ein einziger Weg führte hindurch, dann begann jenseits das Hügelland mit der ganzen prachtvollen Fülle seiner tropischen Schönheit. Von den Bergen nickten Palmen und Pandanus, die Taropflanze breitete ihre Riesenblätter wie Fächer durch die Luft, Farne und Bambus wehten im Wind, alles umblüht und umflochten von farbenglänzenden Blumen, besonders den verschiedenen Orchideen, die von Zweig zu Zweig rankten und gleichsam aus der Luft ihre Nahrung zu ziehen schienen.

Eine tiefe Stille lag auf diesem reizvollen Landschaftsbilde. Die gemeine Not des Lebens hatte hier nie ihren Einzug gehalten, das sah man an dem Reichtum von Baumfrüchten rings umher.

„Rühren Sie um Gotteswillen nichts an," rieten die Engländer. „Sehen Sie an den Baumstämmen die beiden gekreuzten und mit Bast befestigten Zweige? Das ist das Tabuzeichen (heilig) und wer es bricht, der verliert den Kopf."

„Während die Herren Jrosse unbekümmert um den Zorn der Götter alle diese Nüsse und sonstigen Früchte verzehren, nicht wahr?"

„Natürlich. Ueberhaupt verschmelzen hier Götter und Fürsten in ein unklares Etwas, — man hat keine Tempel und bringt keine Opfer, aber man hält die Seelen verstorbener Jrosse für höhere Wesen und zollt ihnen eine Verehrung, die durch Tänze zum Ausdruck gebracht wird. Außerdem gibt es überall Dämonen in Menge."

Die Eingeborenen fingen jetzt an, zurückzubleiben und auch die Engländer standen still. Zwischen den Gebüschen zeigten sich, von Mauern umgeben, einzelne große Gebäude aus Stroh und Bambus, sonderbare Häuser, die auf baumfreien Plätzen allein lagen und in Halbmondsgestalt errichtet waren. Es gab hier wie bei den Hütten der Unterthanen keinerlei Fenster, aber vorn einen hohen, offenen Eingang und über demselben eine bogenförmige Verzierung aus Schnitzwerk. Das Dach ging rund bis zum Erdboden hinab, es war glatt geflochten und sehr sauber gehalten; vorn am Eingang hing eine hübsche bunte Matte.

„So wohnen die Jrosse," hieß es, „jeder in seiner Besitzung für sich. Das gemeine Volk muß diesen Herrschern alle Speisen zubereitet hinsetzen, alle Matten flechten und Haus und Umwallung in gutem Stande halten, es darf auch nur kriechend den Mächtigen nahen und bei Todesstrafe nicht aufblicken. Wer dem Jros ins Antlitz gesehen hat, wird ohne Gnade geköpft."

Der kommandierende Offizier lächelte. „Na, meine Jungen," sagte er, „für diesmal müssen wir uns den Spaß gefallen lassen. Legt euch also auf Hände und Füße."

Die Engländer schüttelten die Köpfe. „Noch nicht, Sir, noch nicht. Es müssen zwei von uns in das Versammlungshaus der Jrosse gehen, um überhaupt erst einmal eine Audienz zu erlangen. Man kann hier nicht so ohne weiteres erscheinen und sagen: Jetzt bin ich da, also hört mich gefälligst an! — Es gibt ein ganz bestimmtes Ceremoniell, dem sich jeder Fremde und Eingeborene gleicherweise zu unterwerfen hat."

Und dann wurden zwei Leute ausgesucht, um bis zu einem großen offenen Gebäude zu gehen und dort einem der Wächter die Botschaft der fremden Gäste zu bestellen. Die Jrosse mußten versammelt werden.

Bulldogge.

Nur Minuten vergingen, bis ein schriller, langgezogener Ton von oben erklang, dreimal nacheinander, dann wurde alles still.

„Das ist das Muschelhorn," erklärten die Engländer. „Nun verstecken Sie sich, meine Herrschaften, — kein Auge darf die geheiligten Personen der Jrosse sehen."

„Aber ich blinzele ein wenig," rief Matthias.

„Ich auch! Ich auch!"

„Das haben wir alle gethan, Kinder. Man muß sich nur nicht abfassen lassen, denn die Köpfe fallen hier wie welke Blätter im Herbst."

„Pst! da erscheint ein langer Kerl mit einer Mütze aus Blättern. So wahr ich lebe, er trägt ein blaues Matrosenhemd!"

„Das haben wir ihm geschenkt, um in Frieden hier leben zu können!"

„Und dort — noch einer! Seht nur! Seht! Er hat auf dem nackten Körper eine Weste und sonst nichts weiter!"

„Doch! Doch! Die Füße stecken in großen Seestiefeln."

„Und wie er hinkt und humpelt! Er kann die ungewohnte Last nicht tragen."

„Aber er hält sich für so königlich geschmückt, daß er wohl lieber einigemal fallen, als diese unbequemen Paradestücke aufgeben würde."

„Da kommt der Dritte. Hat denn der arme Schelm gar nichts geschenkt bekommen? Nicht den kleinsten Gegenstand?"

Die Engländer lachten. „Das ist Todrus, der eigensinnigste und eitelste von allen. Sehen Sie nur genau hin, meine Herren, er trägt einen ganzen Kurzwarenladen an seiner Person mit sich herum."

Die Amerikaner lugten hinter Bäumen und Gebüschen hervor; ein leises, mühsam unterdrücktes Lachen ging durch ihre Reihen.

„In seinem langen, schwarzen Haar trägt der Bursche eine Tabakspfeife!" raunte Pablo.

„Und einen Taschenkamm."

„Dito auf der Brust einen Spiegel."

„Das ist sein kostbarstes Besitztum," lachten die Engländer. „Alle Augenblick hebt er die Glasplatte auf und liebäugelt mit dem eigenen Bilde."

Jetzt waren die Inselbeherrscher verschwunden. Drei Gehöfte lagen so, daß die Weißen zu ihnen hinübersehen konnten, die anderen neun waren zu weit entfernt, um einen neugierigen Blick zu gestatten. Man mußte vorläufig warten, bis die ausgesandten Boten zurückkommen würden.

„Jetzt geht es an die Geschenke," meinten die Engländer. „Diese Kerle fordern alles, was sie sehen."

Der Offizier nickte. „Meine Leute haben ihr gesamtes Privateigentum an Bord zurücklassen müssen," sagte er. „Es ist keine Uhr hier, kein Messer oder ein sonstiger unentbehrlicher Gegenstand, nur alte Uniformsknöpfe, Tressen und bunte Taschentücher. Herr Todrus kann auch, wenn er es wünschen sollte, eine Anzahl leerer Flaschen bekommen. Bei manchen Wilden sind dieselben sehr geschätzt."

„Auch hier!" riefen die Engländer. „Auch hier! Wir hatten eine, die zufällig ans Land getrieben war und um deren Besitz sich die Jrosse wochenlang gestritten haben. Der, dem sie zufiel, trägt das Kleinod an einer Bastschnur um den Hals."

„Horch! Da ist die Muscheltrompete."

Der scharfe Ton klang wieder durch die Luft und bald darauf kamen die Boten zu den wartenden Weißen zurück. „Wer ein Geschenk bringt, darf kommen," hieß es, „wer aber ohne etwas erscheinen sollte, dem wird der Kopf abgeschlagen."

„Das ist deutlich!" lachte der Offizier. „Ihr besitzt doch sämtlich eure bunten Tücher, meine Jungen?"

„Ja, Sir. Auch alte Schrauben und Nägel."

„Ich habe in Bengasi eine Menge von Perlenschnüren gefunden, die werden vielleicht auch als Besänftigungsmittel dienen können."

„Und mir hat der Koch einen gläsernen Flaschenstöpsel geschenkt. Das ist das Prachtstück der ganzen Expedition."

Sie lachten alle sehr; während die Engländer zurückblieben, gingen die Amerikaner unter Führung der beiden Eingeborenen bis in die Nähe des Versammlungshauses und dort veränderte männiglich, seufzend oder lachend, je nachdem er die Sache auffaßte, seinen Gang in den des Vierfüßlers. Die Gewehre waren vorher zusammengestellt worden, man kletterte also ohne viele Mühe bergan bis zu der Höhe, in welcher unter hohem weit offenem Dache die zwölf Jrose zu Gericht saßen.

(Fortsetzung folgt.)

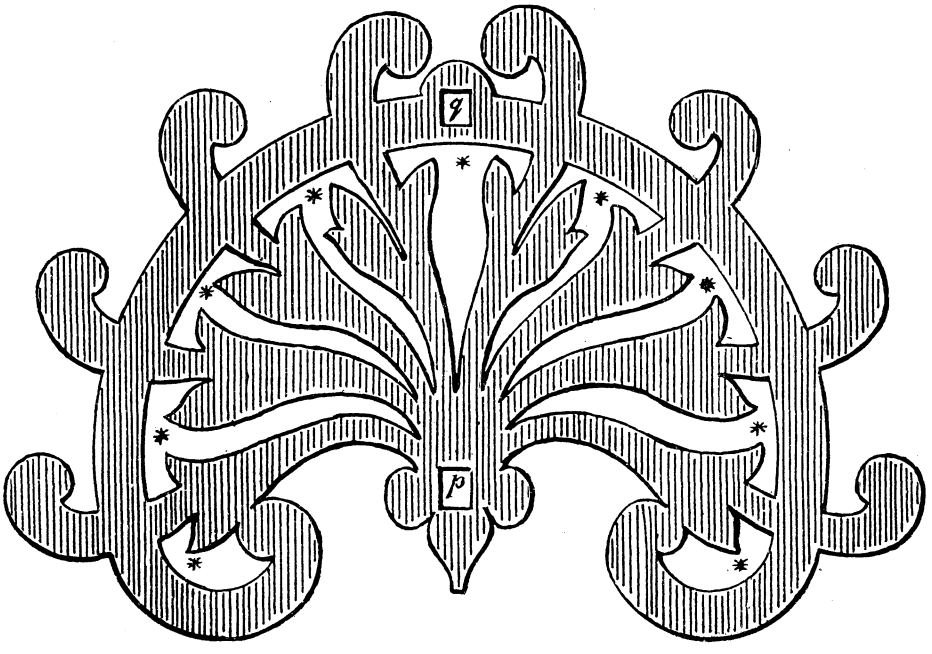


Fig. 4. Seitenteil zum Federträger.

Der Laubsägekünstler.

(Fortsetzung.)

Die Ausführung eines Federträgers.

Zu demselben benötigt man zwei Seitenteile nach Fig. 4, und zur Verbindung derselben ein Mittelstück (Fig. 5), welche Teile von nebenbefindlichen Mustern direkt auf entsprechend große, geschliffene, 2 bis 3 mm starke Ahornstücke übertragen werden.

Hierzu nimmt man blaues oder rotes Kopierpapier — Preis desselben 20 Pf. pro Doppelbogen —, legt es mit der farbigen Seite auf den Holzteil, gibt das Muster darüber und fährt dessen Konturen unter ruhigem Festhalten mit einem harten spitzen Stifte, etwa einer Stricknadel, ganz genau nach. Sind alle Linien gezogen, so wird das Muster nach dem Abnehmen des Kopierpapieres auf dem Holze in blauer oder roter Zeichnung ersichtlich sein.

Eine andere Methode des Uebertragens des Musters ist, indem man dasselbe auf dem bekannten durchsichtigen Pausepapier kopiert und dieses dann mittels Buchbinderkleisters auf das Holz klebt. Bei diesem

Aufkleben muß aber sehr rasch vorgegangen werden, damit sich das Papier nicht etwa durch die einziehende Feuchtigkeit ausdehnt, und hierdurch die Zeichnung unrichtige Formen und Größenverhältnisse erhält, welch letztere bei gleich großen Teilen bedeutende Ungenauigkeiten ergeben.

Durch sparsame Ausnutzung des Raumes kann bei dem direkten Uebertragen des Musters oder bei dem Aufkleben der Kopie derselben bedeutend an Holzmaterial gewonnen werden. Auch mittelgroße, bei dem Aussägen abfallende Holzstücke bewahre man auf, um sie, wenn auch nicht sofort, doch späterhin wieder verwenden zu können.

Nach dem Uebertragen der Zeichnung wird das Bohren der zum Durchstecken des Sägeblattes erforderlichen Löcher vorgenommen. Man bohre nur die unumgänglich notwendigen Löcher vor; im gegebenem Falle also bei Fig. 4 elf, und bei Fig. 5 nur eines. Diese Bohrstellen sind auf beiden Figuren mit kleinen Sternchen bezeichnet. An den Außenrändern sind selbstverständlich keine Bohrlöcher anzubringen.

Das Aussägen wird in den meisten Fällen sicherheitshalber vorerst an den Außenkanten vorgenommen, damit nicht etwa das Holz durch vorzeitiges Sägen der Innenteile geschwächt und sonach ein Zerbrechen desselben herbeigeführt wird.

Folgende Manipulationen sind bei dem

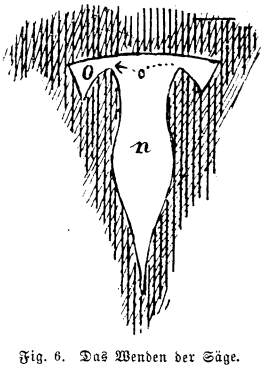


Fig. 6. Das Wenden der Säge.

Sägen zu beobachten: Das vorerst in dem oberen Teile des Sägebogens eingespannte Blatt wird, falls die Zwischenräume der Innenteile auszusägen sind, von oben durch das Bohrloch gesteckt, dann in die untere Backe der Handhabe gespannt und mittels des Gewindeknopfes fest angezogen. Nun wird die zu durchbrechende Stelle über den Schlitz des Sägetischchens gelegt, das Stück mit der linken Hand niedergehalten und das Sägen mit der rechten vorgenommen. Die schneidenden Züge müssen stets bei senkrechter Bogenhaltung jedesmal nach abwärts geführt, und letzterer immer nach oben leer gezogen werden. Die richtige Führung des Holzplättchens

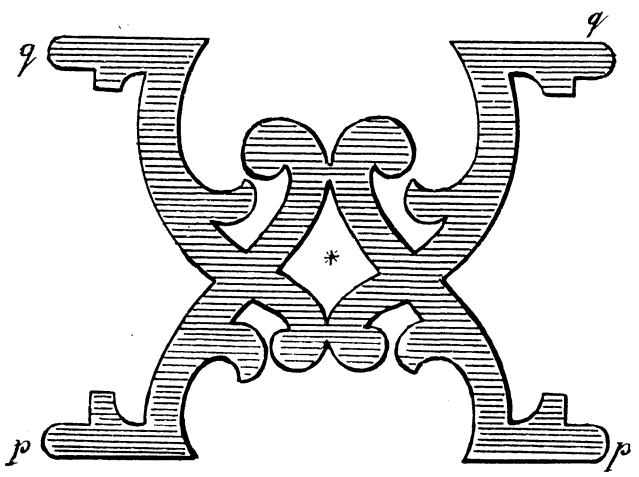


Fig. 5. Mittelstück zum Federträger.

zu dem Sägeschnitte hat die linke Hand zu leiten und auch in die Schnittlinie zu schieben. Das Sägen geschehe mit wenigen Ausnahmen immer in gleichmäßigem Tempo und, solange man nicht die notwendige Uebung besitzt, nicht zu schnell. Das Anhäufen von Sägestaub wird zeitweilig durch Wegblasen mit dem Munde nach entgegengesetzter Richtung verhindert. Macht sich ein Erhitzen des Sägeblattes bemerkbar, so ist dasselbe langsam und so lange leer, d. h. ohne zu schneiden, auf und nieder zu bewegen, bis es sich wieder abgekühlt hat. Wird solches außer acht gelassen, so ist ein vorzeitiges Abspringen desselben unausbleiblich. Ist ein Zwischenraum gesägt, so wird das Sägeblatt ausgespannt und im nächsten Bohrloch wieder eingesetzt. Wird hierbei die nötige Vorsicht beobachtet, so geht dieser Vorgang schnell und anstandslos von statten.

Bei einem sehr spitzen Winkel beansprucht das Wenden des Sägeblattes immerhin einige Uebung, kann aber durch geschicktes Vorgehen anstandslos vollzogen werden. Fig. 6, welche den mittleren Zwischenraum von Fig. 4 darstellt, veranschaulicht dies in näherer Weise: Ist das Sägeblatt im Bohrloche o eingesetzt, so sägt man entweder links oder rechts in einer der durch Punktierung angegebenen Richtung bis zur nächsten Ecke, wendet dort, auf gleichem Platze verbleibend und ohne zu sägen, unter fortwährender Bewegung nach der nächsten Ecke hin, sägt hierauf den längeren Bogen hinüber, und sofort bis zum Bohrloche zurück, worauf das Trennstück O herausfällt, setzt dann das Sägeblatt an einer der Spitzen an, schneidet bis zum Winkel hinunter, zieht es allmählich, ohne zu wenden, unter fortwährender Bewegung nach der Einschnittspitze zurück, beginnt an der gegenüberliegenden Spitze und sägt bis hinunter, worauf der Teil n abgetrennt und dieser Zwischenraum vollständig durchbrochen ist.

Zur Erreichung recht scharfer Ecken wird in der in Fig. 7 angezeigten Weise vorgegangen, indem man vom Bohrloche scharf nach der nächstbefindlichen Ecke hin, die zweite und dritte in den durch Punktierung angedeuteten Schlingen und hierauf bis zu Ende sägt.

Noch schwieriger wäre das Sägen scharfgezackter Spitzen und spitz einschneidender Winkel auf gewöhnlichem Wege, wie solche Fig. 8 enthält. Hier wird die Umgebung der Rosette vorerst nach den äußeren, punktierten Umrissen geschnitten, dann das Aussägen der Spitzen in angezeigten Pfeilrichtungen von außen nach innen vorgenommen. Die Blattrippen werden vom mittleren Bohrloche aus eingeschnitten.

Bei der Mannigfaltigkeit der so oftmals vorkommenden Kurven und Ecken können, strenge genommen, keine bindenden Regeln aufgestellt werden, und muß es dem Nachdenken des Arbeiters überlassen bleiben,

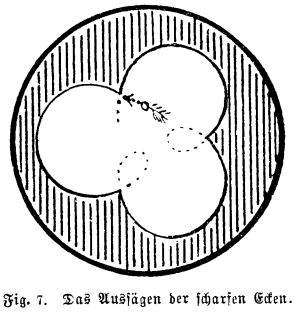


Fig. 7. Das Aussägen der scharfen Ecken.

jedesmal das Richtige herauszufinden. Gerade Linien sägt man am sichersten, wenn dieselben bis zu geringer Tiefe mit einem scharfen Messer vorgeritzt werden, bei Kreislinien säge man besonders vorsichtig und langsam.

Auch bei den einfachsten Mustern ist strenge daran zu halten, daß das Säge-

blatt die vorgezeichnete Richtung genauestens einhält; wird nur die geringste Abweichung wahrgenommen, so muß allsogleich wieder auf die Linie zurückgelenkt werden, da sonst der Fehler immer größer würde und nicht mehr zu verbessern wäre. Niemand dürfte an einem fehlgesägten Stücke, wie solches beispielsweise die Teilfigur 9 aus Fig. 7 zeigt, und an welcher die richtige Linie durch Punktierungen angegeben ist, Gefallen finden.

Bei den zwei Seitenteilen des Federnträgers (Fig. 4) dürfen die zwei Zapfenlöcher p und q nur in der den gleichbezeichneten Zapfen des Mittelstückes (Fig. 5) entsprechenden Höhe und Breite gesägt werden, da letztere, um eine feste Verbindung herzustellen, möglichst strenge in diese Löcher passen müssen.

Tadelloser Reinheit wegen sollen alle drei gesägten Teile nochmals geschliffen werden. Hierbei legt man die betreffende Fläche auf die Rauhseite eines auf der Tisch- oder einer anderen glatten Holzplatte mit Reißnägeln gespannten Glaspapieres feinerer Nummer und reibt den zu schleifenden Teil mit mäßigem Drucke der darauf gelegten Finger unter kreisförmiger oder auch gerader Bewegung so lange, bis es die gewünschte Glätte und Reinheit zeigt, worauf das Schleifen auch auf der anderen Seite vorzunehmen ist. Bei entgegengesetztem Verfahren würden die Kanten unschön abgerundet werden.

Das Zusammenfügen geschieht ohne Anwendung von Leim, indem die Zapfen des Mittelstückes p p und q q in die mit gleichlautenden Buchstaben bezeichneten Oeffnungen der beiden Seitenteile gesteckt werden. Sollten diese zu groß sein, daher nicht gut schließen, so kann diesem durch Einteilen dünner Holzpflöckchen abgeholfen werden.

Diese Erstlingsarbeit dürfte sich in den meisten Fällen wegen der anhaftenden Mängel keines allzugroßen Beifalles erfreuen; doch lasse man sich hierdurch nicht entmutigen, denn mit der Uebung kommt auch die Geschicklichkeit, und bald wird man, bei Ernst und Liebe zur Sache, dahin gelangen, wirklich Hübsches und Tadelloses zu stande zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein märchenhafter Bau,

der alle Palastbauten der Erde durch seine Höhe überragen würde, soll von einem Millionär in Guanajato (Mexiko) geplant sein. Der Palast soll 100 m hoch werden; weit ausgedehnte Gärten sollen ihn ausschmücken und umgeben, ein riesiger Fahrstuhl soll zu ihnen hinaufführen. Mr. Fay, so soll der phantasiereiche Millionär heißen, hält es für nötig, in dieser Höhe zu leben, um den „Mikroben" zu entgehen, welche die Atmosphäre der großen Städte

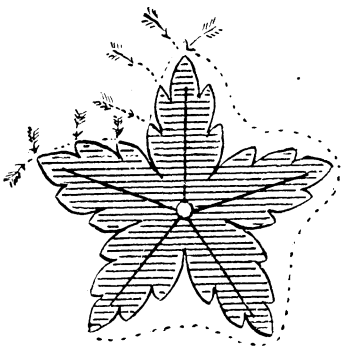


Fig. 8. Das Aussägen scharfgezackter Spitzen.

anfüllen. Dieser luftige Palast soll nach der märchenhaften babylonischen Königin „Semiramisbau" genannt werden. Das Originellste aber an der Idee wäre, daß der phantastische Palast, äußerlich von Pfeilern aus massivem Eisen getragen, im Innern in sehr moderner Weise aus — Pappmaché hergestellt werden soll.

Der Edelste.

Als Chatam-Tai, der Freigebige, gepriesen wurde, er sei der edelste der Menschen, sprach er: „Der bin ich nicht. Als ich einmal vierzig Kamele meinen Gästen gab, fand ich auf dem Felde einen armen Mann, der Dornen und Disteln sammelte, dafür sich ein Mittagsbrot zu kaufen. Ich sprach ihn an: ‚Warum,

Fig. 9. Das Einhalten der vorgezeichneten Richtung.

Mühseliger, arbeitest du und gehest nicht lieber zu Chatam-Tai ins Haus, wo jeder jetzt im Ueberflusse speiset?' — ‚Wer das Brot,' — antwortete der Mann, der mich nicht kannte, — ‚sich selbst erwerben kann, hat Chatam-Tais Haus nicht nötig!' Der, ihr Freunde, war edler noch als ich!"

Das elektrische Glockenspiel*).

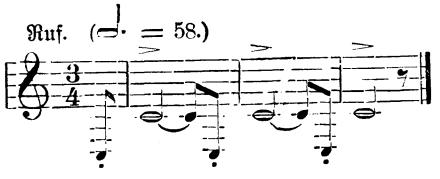
Unsere jungen Freunde haben schon oft den Wunsch geäußert, der „G. K." möchte ihr Wissen um elektrische Experimente ab und zu bereichern; er handelt daher im guten Glauben, wenn er meint, daß das elektrische Glockenspiel vielen recht willkommen sein wird, sintemalen sich dasselbe jeder der Kameraden selbst herstellen kann.

Wie man sich ohne nennenswerte Kosten eine ganz gut funktionierende Elektrisiermaschine selbst macht, das haben wir Seite 79 dieses Jahrganges wiederholt mitgeteilt. Auch das Glockenspiel wollen wir auf möglichst einfache Weise herstellen. Dazu brauchen wir zunächst einen Holzfuß, der dem auf unserer Zeichnung (s. letzte Seite) wiedergegebenen in Hinsicht auf den Zweck entspricht, also auch entsprechend schwer sein muß. Gewiß findet sich in jeder Haushaltung ein geeignetes Brettchen; wir wenden uns mit unseren Schmerzen an Mama, die wird schon Rat wissen. Haben wir in der Holzbearbeitung einiges Geschick, selbstverständlich machen wir ihn dann auch möglichst gefällig, schön. Das soll überhaupt das Streben eines jeden tüchtigen Jungen sein: alles was er baut, kleistert, zimmert, arbeitet, und nicht nur das, auch seine eigene Erscheinung, sein Auftreten, seine Manieren sollen eines gewissen schönen Zuges nicht entbehren. Alles das soll nach Möglichkeit einfach, in dieser Einfachheit aber schön sein. Haben wir also den Holzfuß soweit fertig, bohren wir in dessen Zentrum, in seinen obersten Teil, ein entsprechend großes Loch und setzen in dasselbe eine Glasröhre. Auf diese letztere kitten wir einen seitlich gebogenen Metallstab so, daß er befähigt ist, durch eine am Ende ausgebogene Metallschlinge ein wagrechtes Metallstäbchen oder einen wagrecht gestreckten, etwas starken Metalldraht zu tragen. Können wir diesem wagrechten Drahtbalken die in unserer Zeichnung beigegebenen kugelförmigen Abschlüsse geben, um so besser, doch sind sie nicht nötig; wir machen einfach eine kleine Schnecke. Nun müssen wir allerdings unser Taschengeld in Anspruch nehmen, gehen in die Eisenhandlung und kaufen uns, sagen wir: drei hübsch zusammengestimmte Metallglocken. Davon

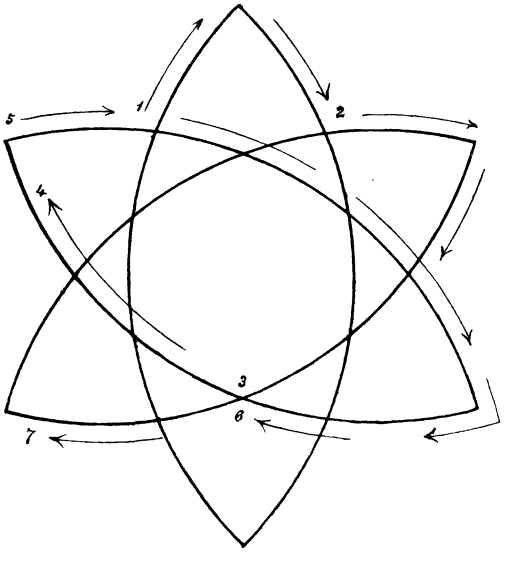
*) **Robert G. in St. Gallen.** Du bist mit Deiner Einsendung leider einige Tage zu spät gekommen. Schönsten Dank für Deine Freundlichkeit.

hängen wir eine an einen Faden aus reiner Seide, den uns wieder Mama gerne ablassen wird, in der Mitte des wagrechten Stäbchens auf und lassen davon ein Metallkettchen, auch das wird sich finden, bis auf den Holzboden reichen. Die Glocken versehen wir in ihrer mittleren oberen Oeffnung mit einem Holzpfropf, und durch diesen erst ziehen wir Faden oder Draht, der oben oder unterhalb des Holzpfropfes einfach geknüpft oder umgebogen wird. Die beiden anderen Glocken hängen wir an dünnen Drähten auf, wie die Zeichnung angibt, dazwischen an seidenen Fäden zwei kleine metallene Klöpfel (aus Nägeln mit dicken Messingköpfen hergestellt), so, daß die Entfernung von Glocke und Klöpfel etwa 2 cm beträgt. Verbinden wir nun den Querstab, der die Glocken und die Klöpfel trägt, mit dem Konduktor unserer Elektrisiermaschine und setzen diese in Thätigkeit, so schlagen die Klöpfel zunächst an die an den Drähten hängenden Glocken, dann auf die mittlere mit der Erde verbundene; das Glockenspiel setzt sich, also abwechselnd, lebhaft fort. Natürlich machen wir dieses Experiment nicht dicht neben Papas Schreibstube, denn das Gebimmel könnte ihn leicht in seiner Arbeit stören.

Militärische Signale der deutschen Armee.



Figur, die in einem Zuge gezeichnet werden soll.



Silbenrätsel.

Von einem Kameraden aufgegeben.

Man bilde aus den Silben a, bon, del, e, eu, ge, ha, i, li, lis, mi, ni, nie, nun, on, phi, ra, ral, ri, sa, sa, ta, ti, ti, u, us neun Wörter, deren Anfangs- und Endbuchstaben abwärts gelesen einen bekannten lateinischen Spruch geben. Diese Wörter bezeichnen:

1. Päpstlicher Gesandte.
2. Kanton in der Schweiz.
3. Stadt in Portugal.
4. Geometrisches Grundgebilde.
5. See in Asien.
6. Berühmter Ort im alten Griechenland.
7. Fremdwort für Nachahmung.
8. Mädchenname.
9. Große Wüste.

Geographierätsel.

Reise von einer Stadt am Rhein nach einer am Main, dann einer an der Weser, an der Elster, am Rhein, an der Saale, an der Mulde, so daß die Anfangsbuchstaben eine schöne Stadt am Rhein ergeben.

Auflösung des Geographierätsels in Nr. 20.

Almaden, Almeria, Alicante.

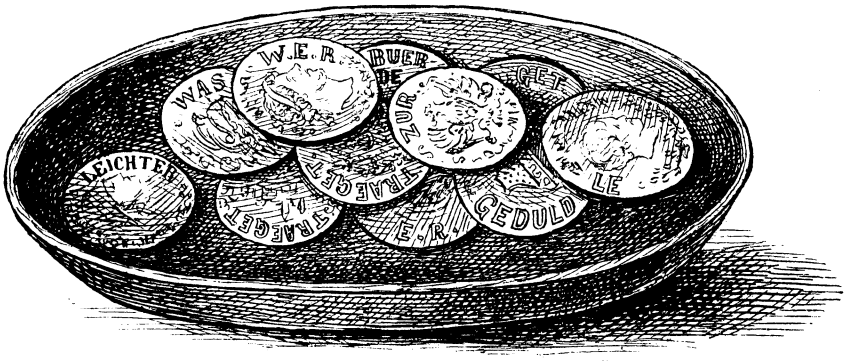
Auflösung des Rätsels in Nr. 20.

Zander, Zunder.

Auflösung der rätselhaften Inschrift in Nr. 20.

Viele essen die Aeppel (Aepfel) ohne Semmel.

Münzen-Kryptogramm.



Fragen und Antworten.

Erwin K. in **Heidelberg.** Du möchtest junge Maulwürfe. Freundchen, sieh Dich mal um! Gibt es denn nicht weit hübschere und amüsantere Tiere als diese rüsseligen Vielfresser? — Wenn Du Dich über den Bau des Terrariums und die Pflege seiner Bewohner unterrichten willst, so lese das mehrfach empfohlene Buch von Otto Dammer „Der Naturfreund“ nach. Das wird Dir auch über Deine anderen Wünsche und Schmerzen reichliche Auskunft geben. Ueber das Sammeln und Ordnen von „Steinen“ sei Dir auch noch das „Taschenbuch für Mineraliensammler“ von Emil Fischer (Verlag von Oskar Leiner) empfohlen. — Danken schön für Dein Rätsel. — Nein, das Bassin ist nur 8 Fuß tief.

Friedrich Schwarz, (per Adresse Herrn D. Schwarz) in Berlin SW., Wilhelmsstraße 13, bittet wohlmeinende Kameraden um freundliche, womöglich mit Skizzen belegte Anleitung, wie er sich selbst eine Elektrisiermaschine herstellen könnte. (Eine hübsche Gelegenheit, Kameradschaftlichkeit und Talent zu zeigen.)

Paul Lerich in Helsingfors, Finnland, schreibt: „Wer von Euch, Kameraden, kann mir Marken senden von deutschen und auch ausländischen Staaten? Ich habe dagegen finnische Marken, russische und finnische Ganzsachen zu bieten.“ — Dank für Dein hübsches Rätsel. — Wenn wir Deine bresthafte Batterie wieder heil machen sollen, so mußt Du uns doch ungefähr andeuten, wo's hapert. Darüber orientiert Dich übrigens jedes physikalische Lehrbuch. Gruß!

Liebe Kameraden! Habe von folgenden deutschen Städten Privatpostmarken und Postkarten (ganz): Bochum, Hamburg, Leipzig, Magdeburg, Mainz, Frankfurt Straßburg, Hannover und Berlin. Auch ungefähr 100 Stück verschiedene Marken von Chile. Wenn Ihr mir Ganzsachen von Euerem Lande schickt, so werde ich Euch noch ein Drittel mehr dafür geben. Auch nehme ich Briefmarken. Mit brüderlichem Gruß G. Neudörfer, Gymnasiast, Theningen, Großherzogtum Baden.

K. in Teschen. Wir sollen Dich lehren, wie man „Gipsabgüsse“ macht!? In Nr. 14 und 15 stehen über diesen Gegenstand ganze 15 Spalten. Hast Du denn diese übersehen? Ei, da könnte einen doch gleich das Mäusle beißen! —

Willi M. in Karlsruhe. Ihr Entschluß ist sehr lobenswert. Die „Etiketten für Pflanzensammlungen“, zusammengestellt von Emil Fischer, zweite verbesserte Auflage, im Verlage von Oskar Leiner in Leipzig erschienen, Preis M. 1. 50, durch jede Buchhandlung zu beziehen, werden Ihnen gute Dienste leisten. Ebendaselbst erschienen und von dem gleichen Autor ist das „Taschenbuch für Pflanzensammler“.

Fritz G. K. in Breslau. Das würden wir, wenn es allgemein gewünscht würde, recht gern thun. Doch bedenken Sie, daß wir mit unserem Raume recht haushälterisch umgehen müssen.

W. Tresselt in Stettin, Neu-Tourney, Falkenwalderstraße 100, möchte mit Kameraden, die im Orient oder in überseeischen Handelsplätzen domizilieren, Briefmarken tauschen und bittet um Angebote.

E. B. in M.-Gladbach. Die oft genannte Firma Alb. Glock & Cie. in Karlsruhe wird Dir in diesen Dingen gewiß recht gerne Auskunft geben.

„Wer von meinen lieben Kameraden will mit mir Stempel von Aemtern 2c. gegen Siegel und Marken tauschen? Tausch direkt. Grüßend Euer Wilhelm von Jecklin, Berlin, Kurfürstenstraße Nr. 124.“

H. in K. Die Adresse: „Otto Spamer Verlagsbuchhandlung in Leipzig“ genügt völlig. — Wegen der anderen Frage wende Dich an Herrn Alexander Bau in Berlin, Hermannsplatz 4. — Die Einbanddecke des „G. K.“ kostet 90 Pf.

P. Schw. in Jena. Der „G. K.“ hat das nicht. Solche Bücher sind aber durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Sympathetischer Fabrikant und Experimentenmacher. Wenn's auch nicht immer das erste Mal gelingt, nur nie den Mut verloren, das zweite und dritte Mal muß es klappen. Das Kunststückchen in Nr. 1 dieses Jahrganges ist sehr einfach. Man legt auf den senkrecht gestellten Finger ein Stückchen quadratisch geschnittene halbsteife Pappe und legt darauf einen Thaler oder auch kleineres Geldstück. Schnellt man nun mit dem Zeigefinger der anderen Hand die Pappe weg, so bleibt die Münze in aller Seelenruhe auf der Fingerspitze sitzen, als ob nichts geschehen sei. — Ja, der erste Jahrgang hat nur 39 Nummern. — Wie wär' es denn mit „Monsieur Herkules?“

Adolf Helbing, Tertianer in Emmendingen (Baden) besitzt viele Dubletten von Briefmarken Badens, Württembergs, Bayerns, Thurn u. Taxis', Elsaß', Preußens, des Norddeutschen Postbezirks u. a. und möchte gern mit seinen Kameraden in Tauschverbindung treten. Am liebsten hätte er dagegen ausländische Briefmarken. Angebote direkt an obige Adresse erbeten. Kameradschaftlichen Gruß!

E. und **R. O.** in **Kaiserslautern.** Ungeschminkt? Ja ganz ungeschminkt: das Rätsel ist gut. Doch haben wir schon einmal ein ähnliches mit gleichlautender Auflösung gebracht, und es würde dessentwegen manchem älteren Abonnenten als eine Wiederholung erscheinen. Besten Dank!

v. H. in **Sondershausen.** Mache Dir doch den Storchschnabel selber, das ist so schwer nicht. Unter den Antworten des ersten Jahrganges sind wir wiederholt und erläuternd auf diese Selbstanfertigung zurückgekommen. Hat's ein Häkchen — jeder Lithograph, zu dessen ständigen Requisiten der St. gehört, wird Dir gewiß gerne mit seiner Auskunft weiterhelfen.

R. B. in **Speyer.** Woher die Bezeichnung „Schwager" für Postillon stammt, das haben wir an dieser Stelle erst jüngst beantwortet. Die gewünschte Autobiographie erhältst Du zu sehr verschiedenen Preisen in jeder Buchhandlung.

Pool S. in **L.** Du willst wohl ein großer „Champion" werden? Na, zuvor thu aber Deine Nase in die Lebensversicherung; früher oder später geht diese mehr oder weniger schöne Zierde des menschlichen Hauptes bei dem Geschäfte immer drauf. Das erschöpfendste Werk über das Wesen des Boxkampfes wäre das von Pierce Egan, Boxiana, or Sketches of ancient and modern Pugilism (London 1824, 4 Bände), das sicherlich auf den dortigen größeren Bibliotheken vorhanden. Soll es aber nur eine kleine deutsche Broschüre sein, wende dich mit Deinen Wünschen an eine Ladenbuchhandlung.

C. B. in **Altona.** Die Pilze verblassen mit der Zeit leider alle. Das beste und einzig sichere Mittel, sich eine dauerhafte Sammlung anzulegen, ist eben nur eine möglichst naturgetreue Nachbildung durch Farbe und Pinsel. Willst Du aber einen Pilz wenigstens für einige Zeit erhalten, so nimm ein entsprechend großes irdenes oder ein Gefäß aus Glas, überdecke den Boden desselben mit stark erwärmtem, körnigem Sand, stelle darauf den Pilz mit dem Hute nach unten und gieße vorsichtig erwärmten Sand nach, bis der Schwamm ganz bedeckt ist. Nach etwa 36 Stunden gieße den Sand wieder vorsichtig ab. Sollten sich einzelne Teile, z. B. der Stamm in seiner Form verschoben haben, so suche demselben durch Einschieben von Holzstäbchen wieder die natürliche Haltung zu geben. Sand, der dem also getrockneten Pilze etwa noch anhaftet, stäubt man mit einem weichen Federbarte ab. Sehr hübsch ist es, eine solche Pilzsammlung auf eine durch Moos und andere getrocknete Waldpflanzen gebildete Waldlandschaft zu setzen. — Es gibt deren mehrere. Das bekannteste Original der goldenen Bulle ist das zu Frankfurt a. M. im Römer aufbewahrte. — Wende Dich wegen dieses Buches an eine Ladenbuchhandlung.

Ein Abonnent in Köln a. Rh. In Dingen des geschwächten Sehvermögens kann nur der Augenarzt zuverlässigen Rat erteilen. — Unser Freund, aus dem karnevalsfrohen Köln a. Rh., rät dem Theaterdirektor F. O. Burg zu dem Buche: „Kasperl-Puppenspiele für Jung und Alt" von Dr. Fidel Fidelius, Verlag von Otto Risch, Stuttgart und Leipzig.

W. H. in **Kassel.** Ei was, das thut unserer Kameradschaftlichkeit doch keinen Eintrag? — Verschaffe Dir ein Lehrbuch der Mineralogie; unser Raum ist zu beschränkt, alle diese Steinarten hier aufzuzählen. Vielleicht ist Dir bei Lösung dieser Aufgabe einer der österreichischen Kameraden, die sich zum Tausche von Mineralien anbieten, behilflich.

Liebe Kameraden im In- und Auslande! Wer wäre geneigt, unlädierte und gut gespannte Schmetterlinge gegen folgende unversehrte Briefmarken einzutauschen? Kap Verde, rot, 25 Reis; Orange-Staat, rosa, 1 Penny, (ungest.); Kanada, grün, 5 Cents (langes Format); Nikaragua, braun, 1 Centavos (ungest.); Guatemala, rot, 5 Centavos; Venezuela, rot-gelb, 25 Centesimos; Thurn und Taxis, gelb, 3 Silbergroschen; Belgien, graubraun, 10 Centimes (alt); Peru, gelb, 1 Centesimo; Uruguay, braun, 10 Centesimos (mit Kopf); Sandwichs-Inseln, rot, 2 Keneta (ungest.); Barbados, rot, 1 Penny. Angebote bitte bis zum 1. März zu richten an Eueren Kameraden Willi Heyse, Stettin, Augustastraße 56, Parterre r.

Liebe Kameraden! Schon lange sammle ich Münzen und auch Marken und habe viel Gleiches. Sollte einer von Euch Münzen- oder Marken-Ausschuß haben, so bitte ich ihn, mir davon zu schicken. Sehr erwünscht wäre mir die alte, rötliche, große 3 Pfennigmarke von Sachsen. Herzlichen Gruß! W. Liebe, Realschüler, per Adr. Frau Stadtrat verw. Kircheisen, Stollberg b. Chemnitz.

O. T.... in **Plauen.** Danken schön für diesen hübschen Beitrag, an dem die Kameraden jedenfalls große Freude haben werden. Die textliche Beschreibung kommt uns etwas dünn vor; kannst Du nicht ein wenig ausführlicher sein? Wie sollen z. B. jene Kameraden ein solches Betriebswerk in Bewegung setzen, denen kein Motor u. dergl. zur Verfügung steht? Kameradschaftlichen Gruß!

W. Hesebeck in **E.** Du möchtest fragen, ob denn die Geschichte „Vom Sohn des Bärenjägers" wirklich wahr ist? Frage mal den Hobble-Frank, der wird Dir's sagen. Wir raten aber: nur dann, wenn er nicht in gereiztem Zustande ist.

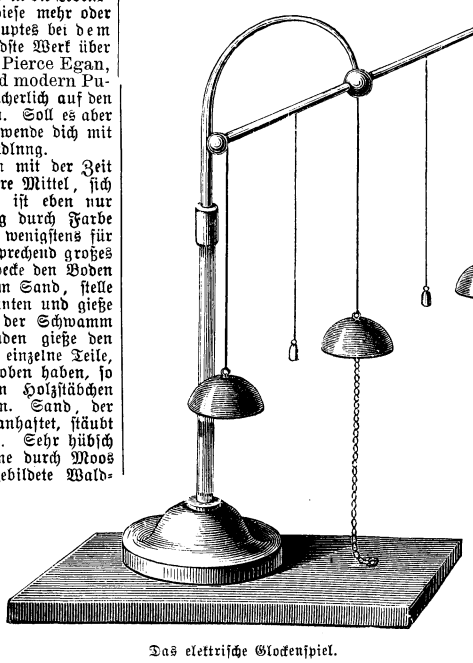
E. Sch. H. W., sind recht lose Schäker. Uebrigens möchte der „G. K." nicht darauf schwören, daß der Scherz neu ist. Unsere jungen Freunde behaupten, ein preußischer Sekondelieutenant habe das cäsarische: „Veni, vidi, vici!" einfach mit: „dajewesen" übersetzt.

Heinrich Kolster in **Altona, Fischmarkt 1,** wünscht mit seinen Kameraden Hammoniabriefmarken zu tauschen. Was soll der „G. K." mit den eingesendeten Marken beginnen?

Serbischer Kamerad, der dem „G. K." Gruß und Handschlag sendet, die er bestens erwidert. — Ja, das ist Bismarcks Bild, wenn es auch, weil nur eine flüchtige Skizze, nicht als wohlgelungen zu bezeichnen ist.

W. Höper in **St.** wünscht eine Dampfmaschine mit Spiritusheizung gegen ein junges Eichhörnchen oder einen jungen Igel zu vertauschen. Hast Du auch Papa oder Mama gefragt, ob Du das darfst? Und warum gibst Du uns nicht Deine volle Briefadresse an?

Liebe Kameraden! Ich habe viele türkische Marken: 1. Blaue Zeitungsmarken (2 Paras) von der alten und neuen Art; 2. Briefmarken mit dem Namenszug des Sultans, 10 Paras, hellgrün, 20 Paras, hellrot; die



Das elektrische Glockenspiel.

ich gerne gegen andere tauschen möchte. Mit kameradschaftlichem Gruße an alle Kameraden, bin ich Arthur Hafferberg, St. Petersburg, Wasili Ostrow, Großer Prospekt. Haus Nr. 5, Quartier 9.

Arthur L. Wenn Du mit Deinen Kameraden in briefliche Korrespondenz treten willst, mußt Du den „G. K." in den Stand setzen, Deine Briefadresse nennen zu können.

Herrn R. K. Gewogen und zu leicht befunden! Bedauern.

Lieber Kamerad! Wolltest Du vielleicht so gut sein und meine Kameraden fragen, ob Sie vielleicht so freundlich sein würden, mir Ihre doppelten Marken zu schicken. Ich habe erst vor kurzem zu sammeln angefangen, kann mich daher noch nicht revanchieren; aber später will ich es sicher nachholen. Mit herzlichem Gruß Hans von Tauchnitz, Spandau, Schiffbauerdamm 5.

Franz Petter in **Salzburg, Sigmundhafnergasse 12,** schreibt: „Lieber guter Kamerad! Sei so freundlich und teile meinen Kameraden mit, daß ich Briefmarken zum Umtausche habe. So besitze ich z. B.: Amerika, Türkei, Persien, Spanien, Italien, Rußland und noch andere.

Franz S. in **Braunau, Böhmen.** In der deutschen Klasseneinteilung der Gymnasien ist das umgekehrt der Fall; Prima (zweijährig, geteilt in Ober- und Unterprima) ist die oberste, höchste Klasse, Oberprima bildet also den letzten Jahrgang. — Wenn die Form, von der ein Bleiabguß gemacht worden soll, nicht ganz exakt ist, d. h. wenn sich auch die Ritzen ausgießen, also im Guß sogenannte Nähte sich zeigen, so ist das so schlimm nicht. Blei ist sehr weich, solche Nähte lassen sich bei einiger Vorsicht mit jedem Taschenmesser entfernen. — Deinen Wunsch wegen der Vignetten werden wir gerne bekanntgeben, doch mußt Du uns zuvor Deine volle und genaue Adresse mitteilen.

Magdeleine de B. Unsere kleine Kamerädin kommt spät, aber sie kommt! Wir freuen uns auch jetzt noch herzlich dieses Glückwunsches und erwidern denselben in kameradschaftlichster Weise!

Wilhelm L. in **Hamburg,** der sich ein Fadentelephon gemacht hat, will seinen Kameraden die Entdeckung mitteilen, daß ein solches weit besser funktioniert, wenn der Faden angefeuchtet ist. — Dank und gleichfalls kameradschaftlichen Gruß!

Ein Kamerad in **Verden** schreibt und bittet möglichst bald drucken zu lassen: „Da mir das letzte von unserer Kamerädin verfaßte Akrostichon sehr gut gefallen hat, so erlaube ich mir, Sie zu fragen, ob Sie auch wohl für folgendes Gedicht einige Zeilen über hätten:

Der gute Kamerad
Erfreut mit seiner That
Rußland, Deutschland, Oesterreich,
Geht in alle Welt zugleich,
Unterhält mit seiner Lehr'
Tausend Leser oder mehr.
Er geht aus wie eine Welle,
Kommt stets an die rechte Quelle;
Aber was die Hauptsach' ist:
Macht Vergnügen und kost't nischt.
Erst vor kurzem kam er auf,
Rühmt man ihn doch jetzt vollauf,
August, Fritze, all ihr Kleinen,
Denket dran, bestellt Euch einen!

— Einen solchen Dichter muß man bereits unter die „Großen" zählen. Freundlichen Gruß!

E. v. L. in **Braunschweig.** Wir sind ganz Deiner Ansicht. Doch wer wird sich über die Naivetät Deines Kameraden ärgern? Lasse ihm doch die kindliche Freude. Befolge den schönen Spruch, der an der Spitze Deines Briefbogens steht: „Einer acht's, der andere verlacht's, der dritte betracht's; was macht's?" —

K. B. in **L.** Nein, so läßt sich der sonst allerdings fast zu gutmütige „G. K." denn doch nicht ankalauern.

H. St. in **Aachen.** Freundlichen Dank für die Beschreibung Deiner Brücke; sie soll bei Gelegenheit, mit sauberen Zeichnungen illustriert, verwendet werden. Gruß!

Abonnent in **Barr.** „Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen, ein Werdender wird immer dankbar sein!" Kennst Du das Wort?

F. J. in **Bremen.** Deinen Wunsch haben wir uns bemerkt. Wir werden demselben nach Kräften zu entsprechen versuchen. — Dein „Zahlengesicht" gefällt uns sehr; daß wir demselben aber erst vor wenigen Wochen in den „Fliegenden Blättern" begegneten, will uns weniger gefallen. Gruß!

Klexsel. Lieber Freund! Du sollst in der Wahl der Motive, die Du in Deinen Malversuchen behandeln willst, nicht so sehr ängstlich sein. Es handelt sich für den Künstler in erster Linie nicht darum: „was man darstellt, sondern wie man es darstellt! Du kannst Dein Talent ebensogut in einem einzelnen Köpfchen bethätigen; dazu bedarf es nicht ganzer Gruppen und dramatisch bewegter Szenen. Das kommt später. Leider ja ist diese Auffassung der künstlerischen Aufgabe nicht immer und überall zu Hause. Mitunter ist ein ängstlich in die Ecke des dunklen Korridors gedrücktes Köpfchen mehr wert, als alle die glänzenden Landschaften u. a. zusammen, die in mächtigen, schweren Goldrahmen an den Wänden des Salons hängen. Jawohl, das kann man täglich erleben.

Benno Br. in **Berlin.** Du möchtest so gerne recht schlagfertig sein und fragst, wie man sich diese allerdings recht schätzenswerte Eigenschaft aneignen könnte. Lieber Freund, das ist eine böse Frage. Dabei fällt uns ein, daß wir dieser Tage eine Zeitungsnotiz vor Augen hatten. Weißt Du was? Mach's und stell' Deine Antworten gegebenen Falles so schnell und treffend wie z. B. Johnson, nur nicht grad so bohnengrob. Von ihm erzählt man: „Der englische Lord Fitzgerald hatte längst gewünscht, den Dichter Johnson kennen zu lernen und ließ ihn eines Tages zur Tafel laden. Johnson erschien auch, wurde aber wegen seiner bescheidenen Kleidung vom Pförtner abgewiesen. Während des darüber entstandenen Wortwechsels kam der Lord selbst heraus, und als er die Ursache desselben erfahren hatte, sah er den Dichter befremdet an und sagte: „Es ist nicht möglich, daß Sie Johnson sind; Sie sehen ja aus, als könnten Sie nicht „Mä!" zu einem Schafe sagen." — „Mä!" antwortete Johnson und sah dabei den Lord freundlich und bedeutungsvoll an.

D. H. und **A. S.** in **Fr.** Nun, habt Ihr die Anleitung unseres Heidelberger Schiffbaumeisters inzwischen gelesen? Sie entspricht doch Eueren Wünschen?

K. Schwabacher in **Hof, Luitpoldstraße,** bittet seine Kameraden in Württemberg um freundliche Zusendung von:

je zwei württembergischen Postmarken		à 5 Pf.
„ „ „		à 3 Pf.
„ „ „		à 10 Pf.
„ „ „		„ mit Rückantwort à 10 Pf.
„ „ „	Postbegleitadressen	
„ „ „	Postanweisungen	
„ „ „	Couverts mit eingedruckten Marken	
„ „ „	Kreuzbändern, gestempelt oder ungestempelt,	

mit Angabe der gewünschten Gegenleistung.

Ch. E. in **Koblenz, US.** Nun, war das Wiedersehen mit Hobble, Bob und den anderen ein fröhliches und herzliches? Möchten's wünschen! — Deine Wünsche sollen, soweit thunlich, berücksichtigt werden. Gruß erwidert.

Aberglauben bei Sonnen- und Mondfinsternissen.

Die Mönche Siams sind überzeugt, ein großer Drache wolle Sonne und Mond verschlingen und führe dadurch die Verfinsterung herbei. An der Westküste Afrikas glaubt man, die Finsternisse rührten von einer großen schwarzen Katze her, die ihre Pfoten auf die Sonne, bezw. auf den Mond lege. In Ostindien erklärt man sich die Mondfinsternisse folgendermaßen: Ein böser Geist breitet seine rabenschwarzen Fittiche über den Mond aus, um ihn vom Himmel herabzuziehen. Die Indier versäumen dabei nicht, in Flüsse und Seen zu eilen, um sich bis an die Köpfe ins Wasser zu stecken, damit der böse Geist sie nicht verderben könne. Die Griechen glaubten lange, der Mond würde zur Zeit einer Finsternis von boshaften Magiern vom Himmel herabgezogen, um mit seinem Schaume Kräuter zu vergiften und Tiere zu töten. Die Peruaner hegten die Meinung, die Sonne zürne, sobald sich dieselbe verfinsterte, über eine ihr zugefügte Beleidigung und schlossen daraus auf ein großes Unglück. Sobald sich der Mond verdunkelte, hielt man ihn für krank und fürchtete, er sterbe, werde dann vom Himmel herabfallen und das Ende der Welt herbeiführen. Die Kinder mußten ihn mit dem zärtlichen Namen Mamaquilla (Mutter Mond) anrufen und ihn bitten, doch ja nicht zu sterben. — Christoph Kolumbus schreckte die Bewohner Jamaikas durch Vorherverkündigung einer Mondfinsternis und machte sich dieselben dadurch dienstbar.

Zwei Worte.

Zu rechter Zeit zwei kleine Worte sagen,
Wer das vermag, der wird erzogen sein:
Ein frohes „ja", gilt es das Schwerste wagen,
Ficht ihn Versuchung an, ein lautes „nein".
Der Pädagogenkünste ganzer Segen
In diesem „ja" und „nein" ist er gelegen.

Georg Ebers.

Der Geist der Llano estakata.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

Jetzt war jeder mit dem Essen und mit seinen eigenen Gedanken so beschäftigt, daß die Unterhaltung vollständig stockte. Und als später Frank das vorher abgebrochene Gespräch über die Llano estakata wieder in Fluß bringen wollte, wurde er durch das abermalige Erscheinen eines Ankömmlings daran verhindert.

„Euer Haus scheint ein sehr besuchtes zu sein, Master Helmers," sagte er. „Dort kommt schon wieder ein Horsemann, der es auf Euch abgesehen hat."

Der Wirt wendete sich rückwärts, um nach dem Reiter zu sehen. Als er denselben erkannte, sagte er in lebhaftem Tone:

„Das ist einer, den ich stets willkommen heiße, ein tüchtiger Kerl, auf den man sich in jeder Beziehung verlassen kann."

„Wohl ein Trader, wie es scheint, der bei Euch seine verkauften Waren erneuern will?"

„Meint Ihr das, weil er zu beiden Seiten des Sattels so große Taschen hängen hat?"

„Ja."

„So irrt Ihr Euch. Er ist kein Händler, sondern einer unserer vorzüglichsten Scouts, den Ihr kennen lernen müßt."

„Vielleicht ist mir sein Name bekannt."

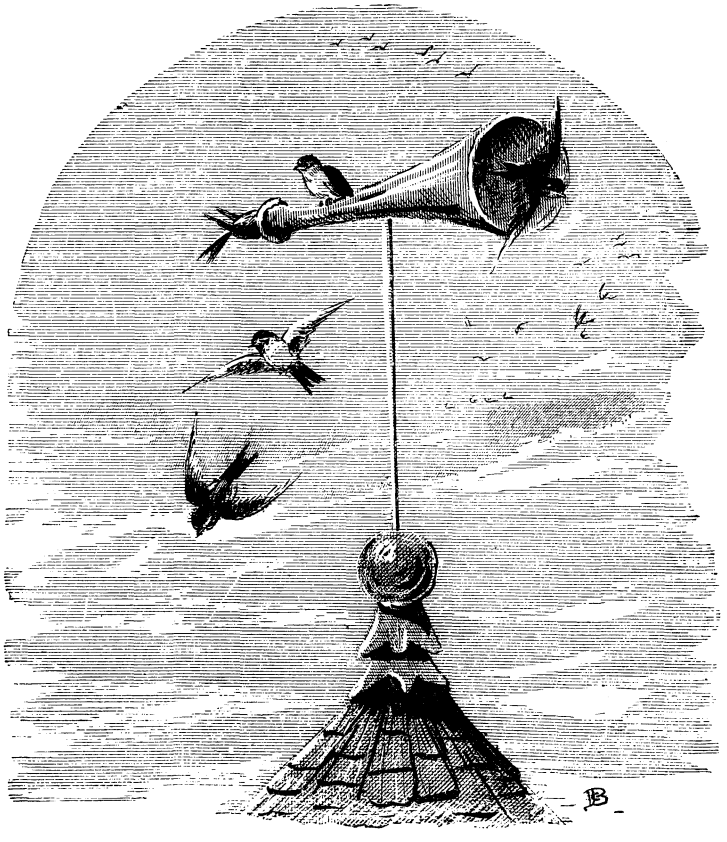
„Wie er eigentlich heißt, weiß ich nicht. Man nennt ihn allgemein den Juggle-Fred, und er hat noch nie etwas gegen diesen Namen eingewendet."

„Ein eigentümlicher Name! Warum hat er denselben erhalten?"

„Weil er Hunderte von Kunststücken zu machen versteht, über welche man in das größte Erstaunen geraten kann. Die dazu gehörigen Apparate führt er eben in den Euch auffälligen Taschen bei sich."

„Also ein reisender Taschenspieler, welcher bei Gelegenheit den Führer und Pfadfinder macht?"

„Grad umgekehrt: Ein ausgezeichneter Fährtenläufer, welcher seine Gesellschaft gelegentlich mit Kunststücken unterhält. Wer ihm eine Bezahlung für die letzteren bieten wollte, würde ihn außerordentlich beleidigen. Er scheint mit berühmten Prestidigitateurs gereist zu sein und ist auch der deutschen Sprache vollständig



Alle Vögel sind schon da,
Alle Vögel, alle!
Welch' ein Singen, Jubilieren,
Pfeifen, Zwitschern, Tribulieren;
Frühling will nun einmarschieren,
Kommt mit Sang und Schalle.

mächtig. Warum er nach dem Westen gekommen ist und auch da verbleibt, während er anderswo durch seine Fingerfertigkeit ein steinreicher Mann werden könnte, das weiß ich nicht, geht mich auch nichts an, doch bin ich überzeugt, daß Ihr Euer Wohlgefallen an ihm haben werdet."

„Das ist sehr wahrscheinlich, weil er des Deutschen mächtig ist. Sagt ihm nur gleich, daß er sich dieser Sprache hier bedienen kann!"

„Natürlich erfährt er das sofort. Seht ihn Euch nur genau an, besonders seine Augen, welche verschiedene Farben haben. Er ist two-eyed."

Derjenige, über welchen diese Bemerkungen gemacht wurden, war jetzt nahe herangekommen. Er hielt, nur noch eine kurze Strecke von dem Hause entfernt, sein Pferd an und rief:

„Hallo, alter Lodging-uncle, hast du noch Raum für einen armen Needy-wretch, der seine Zeche nicht bezahlen kann?"

„Für dich ist zu jeder Zeit Platz vorhanden," antwortete Helmers. „Komm nur heran; steige vom Ziegenbock herab, und mache es dir bequem. Du wirst dich in angenehmer Gesellschaft befinden."

Der einstige Taschenspieler überflog die Anwesenden mit prüfendem Blicke und meinte:

„Will es hoffen! Unseren Bloody-fox kenne ich bereits. Der Schwarze macht mir keine Sorge. Der andere kleine Gentleman im Frack und Ladieshut scheint auch kein übler Kerl zu sein. Und der dritte dort, der in den Käse beißt, als ob er eine Igelhaut verzehren müsse, nun, hm, den werde ich wohl noch kennen lernen."

Es war doch eigentümlich, daß auch dieser Mann sofort ein Mißtrauen gegen den Mormonen äußerte. Er trieb sein Pferd vollends heran und sprang aus dem Sattel. Indem er den Wirt wie einen alten Freund mit beiden entgegengestreckten Händen auf das herzlichste begrüßte, konnte Frank ihn genau betrachten.

Dieser Juggle-Fred war eine selbst hier im fernen Westen auffallende Erscheinung. Das erste, was man an ihm bemerkte, war ein bedeutender Höcker, welcher seine sonst wohlgegliederte Gestalt verunzierte. Sein Körper war von mittlerer Größe und sehr kräftig gebaut, nicht kurzleibig, engbrüstig und langarmig, wie es bei den meisten Buckeligen der Fall zu sein pflegt. Sein rundes, volles, glatt rasiertes Gesicht war tief gebräunt, aber auf der linken Seite arg zerrissen, als ob da einmal eine fürchterliche Wunde kunstwidrig zusammengeflickt worden sei. Und sonderbarerweise waren seine Augen ganz auffallend verschieden gefärbt, denn das linke war vom schönsten Himmelblau, während das rechte die tiefste Schwärze zeigte.

Er trug hohe Büffelkalbstiefel von braunem Leder mit großräderigen mexikanischen Sporen, schwarze Lederhose mit eben solcher Weste und darüber ein blusenartiges Wams von starkem, blauem Tuchstoffe. Um seine Lenden war ein breiter Ledergürtel geschnallt, welcher einer sogen. Geldkatze glich und neben den Patronen, dem Messer und einem Revolver, von bedeutendem Kaliber, allerhand Kleinigkeiten enthielt, deren ein Westmann so notwendig bedarf. Weit über die Stirn herein, so daß man diese gar nicht sehen konnte, saß eine ziemlich neue Bibermütze, von welcher der präparierte Schwanz des betreffenden Tieres hinten bis über den Nacken hernieder hing. Hätte der Mann den Höcker nicht gehabt, so wäre seine Erscheinung eine kräftig angenehme, ja vielleicht eine imponierende gewesen.

Sein Pferd war von Helmers scherzhafterweise als Ziegenbock bezeichnet worden, und dieser Vergleich konnte nicht ein ganz grundloser genannt werden. Das Tier war eine außerordentlich hochbeinige und scheinbar sehr abgetriebene Kreatur. An dem nackten Schwanzstummel, welchen es jetzt tief gesenkt hielt, saßen nur noch einige wenige kurze Haare, die eine außerordentliche Anhänglichkeit für die Stelle haben mußten, welcher sie vor langen Jahren entsprossen waren. Ob das Roß einst ein Rappe, ein Brauner oder ein Fuchs gewesen sei, das vermochte man jetzt nicht mehr zu bestimmen, denn sein Körper war an vielen Stellen vollständig kahl, und da, wo Haare noch vorhanden waren, zeigten sie ein so unbestimmtes Grau, als ob der alte Hengst bereits zur Zeit der Völkerwanderung von irgend einem Sueven oder Gepiden geritten worden sei. Von einer Mähne war keine Spur vorhanden. Der unverhältnismäßig große Kopf hing so weit nieder, daß das Maul beinahe die Erde berührte, und schien die langen, dicken und kahlen Eselsohren kaum tragen zu können, welche wie riesige Lederfutterale sich liebevoll bis an die Unterkiefer schmiegten. Dazu hielt das Tier die Augen geschlossen, als ob es schlafe, und wie es so bewegungslos da stand, war es ein unübertreffliches Bild der Dummheit und bemitleidenswertesten physischen Vermögenslosigkeit.

Nachdem der Besitzer dieses Pferdes dem Wirte die Hände gedrückt hatte, fragte er:

„Also Platz hast du für mich? Ob aber auch ein Essen?"

„Natürlich! Setze dich nur her! Hier ist noch Fleisch genug für dich."

„Danke! Habe mir gestern den Magen verdorben. Rind ist mir heute zu schwer. Ein junges Huhn wäre mir lieber. Kannst du eins schaffen?"

„Warum nicht. Schau her! Da laufen die Backhühnchen in Masse herum."

Er deutete auf zwei Völkchen junger Hühner, welche unter dem Schutze ihrer mütterlichen Glucken in der Nähe der Tische umhertrippelten, um die herabfallenden Brocken aufzupicken.

„Schön!" nickte Fred. „Ich bitte um eins. Deine House-wife mag es mir vorrichten."

„Dazu hat sie keine Zeit. So ein Ding zu rupfen, ist nicht nach ihrem Geschmacke. Und die Mägde sind in die Maisfelder gegangen."

„Wer spricht denn vom Rupfen! Das mute ich niemand zu."

„Soll das Huhn etwa mit den Federn gebraten oder gebacken werden?"

„Mann, was denkst du von mir! Kennst du mich so schlecht, daß ich dir wie ein Mann vorkomme, welcher nicht weiß, wie man einem Huhne die Federn nimmt? Wenn aber du es noch nicht wissen solltest, so will ich es dir zeigen."

Er nahm sein Doppelgewehr vom Sattelknopfe, wo er es hängen hatte, legte auf eins der Hühnchen an und drückte ab. Als der Schuß krachte, bewegte sein Pferd nicht einmal eins der geschlossenen Augenlieder. Es schien so stocktaub zu sein, daß es selbst einen in solcher Nähe abgegebenen Schuß nicht hören konnte.

Das Huhn war tot zusammengebrochen. Der Mann hob es auf und zeigte es vor. Es hatte zu aller Erstaunen nicht eine einzige Feder mehr und konnte sofort ausgenommen und gebacken werden.

„All devils!" lachte Helmers. „Dieses Mal hast du mich doch überrumpelt. Konnte es mir doch denken, daß es wieder auf eines deiner Kunststücke abgesehen war. Aber wie hast du das denn angefangen?"

„Mit dem Fernrohre."

„Unsinn! Hast ja mit der Büchse geschossen."

„Allerdings. Aber vorher habe ich Euch aus der Ferne durch mein Taschenteleskop beobachtet und auch das junge Hühnervolk

bemerkt. Natürlich traf ich sogleich Vorbereitung, mich als Tausendkünstler bei Deinen heutigen Gästen einzuführen."

„Darf man diese Vorbereitung kennen lernen?"

„Warum nicht? Es ist ja nur Spielerei. Lade einen tüchtigen Schuß grobe Iron-filings anstatt der Kugel oder des Schrotes, und ziele so, daß die Ladung den Vogel von hinten nach vorn überfliegt, so werden die Federn, falls sie nicht bereits zu stark sind, vollständig abrasiert und abgesengt. Du siehst, man braucht nicht die schwarze und weiße Magie studiert zu haben, um ein sogenannter Zauberkünstler zu sein. Uebrigens galt es nur, mich mit Effekt bei diesen Gentlemen hier einzuführen; das Hühnchen mag ich nicht. Ich halte mich lieber auch an Deinen Lendenbraten. Hoffentlich ist es erlaubt, mich mit herzusetzen?"

„Natürlich! Diese beiden Gentlemen sind Freunde von mir, gute Bekannte von Old Shatterhand, den sie hier erwarten?"

„Old Shatterhand?" fuhr der Juggle-Fred auf. „Ist das wahr?"

„Ja. Auch der dicke Jemmy will kommen."

„Heigh-day! Das ist ja eine Nachricht, wie man sie gar nicht besser hören kann! Habe diesen Old Shatterhand längst einmal zu sehen gewünscht, wenn auch nur so von weitem, denn gegen den muß unsereiner in der Ferne bleiben. Daß dieser Wunsch mir jetzt erfüllt werden kann, ist mir lieber, als ob ich eine Goldbonanza entdeckt hätte. Es freut mich unendlich, daß ich grad zur richtigen Zeit hierher gekommen bin."

„Ebenso wird es Dich freuen, wenn du erfährst, daß dieser Sir ein Deutscher ist. Er heißt Frank und ist ein Kollege von — — —"

„Frank?" unterbrach ihn der Zauberkünstler. „Etwa gar der Hobble-Frank?"

„Sapperment!" rief da der kleine Sachse. „Sie kennen also meinen Namen? Wie is das eegentlich die Möglichkeit?"

Er hatte deutsch gesprochen; darum antwortete der Juggle-Fred in derselben Sprache:

„Darüber brauchen Sie sich gar nicht zu wundern. Früher waren andere Zeiten; da geschahen gute und schlimme Heldenthaten in Menge hier im fernen Westen, und bei den mangelhaften Verbindungen, welche es gab, kam die Kunde davon nur sehr langsam vorwärts. Aber jetzt, wenn einmal etwas Hervorragendes geleistet wird, fliegt die Nachricht davon im Nu von den Seen bis Mexiko und vom alten Frisco bis nach New York. Ihr kühner Zug nach dem Yellowstonepark ist bereits weit bekannt, und Ihre Namen sind es natürlich auch. In jedem Fort, in jedem Settlement, an jedem Lagerfeuer, an welchem wenigstens zwei bei einander saßen, wurde von Ihrem Ritte und den einzelnen Personen, welche an demselben teilnahmen, erzählt, und so dürfen Sie sich nicht wundern, daß ich Ihren Namen kenne. Ein Fallensteller, welcher hoch droben am Spotted-Tail-Wasser mit Moh-aw, dem Sohne Tokvi-teys, gesprochen hatte und jetzt tief herab nach Fort Arbukle gekommen war, hat allen, die er traf, und zuletzt auch mir die Geschichte so ausführlich erzählt, wie er sie selbst gehört hatte."

Unsere Zugvögel: „Hausrotschwänzchen will sein Schutzengelchen!"

„Hören Sie," meinte Hobble-Frank, „wer weeß, was da alles vom Spotted-Tail-Wasser bis zum Fort Arbukle an die Geschichte gehängt worden is. Da wird aus eener Maus een Eisbär, aus eenem Regenwurm eene Riesenschlange und aus eenem bescheidenen Biberjäger zuletzt gar een hoch berühmter Hobble-Frank. Ich will's ja gern zugeben, daß mir die reenen Herkulesse und Minotaurusse gewesen sind, aberst mehr, als wahr is, das laß ich mir nich gern nachsagen. Den Helden ziert die Tugend der rückhaltlosesten Bescheidenheit. Darum muß ich alles hinzugefügte offs schtrengste von mir abweisen und mich mit dem Krönungsmantel meiner eegenen persönlichen Würde und Vorzüglichkeet begnügen. Wenn man das nich thäte, so getraute es sich zuguterletzt keen Mensch mehr mit unsereenem zu schprechen und zu reden. Darum habe ich den Beschluß gefaßt, so herablassend und populär wie möglich zu sein, und ich hoffe, daß Sie das bei meinen berühmten Kenntnissen und Begebenheeten doppelt anerkennen werden. Weiter will ich an dieser Schtelle und zu dieser Schtunde gar nichts sagen, denn schon Nebukadnezar, welcher der Gott des Donners bei den alten Deutschen war, hat gesagt: Reden is bloß Silber, Schweigen aber is een Fufzigmarkschein!"

Fred machte ein ziemlich verblüfftes Gesicht und blickte Helmers fragend an. Dieser raunte ihm die erklärenden Worte „ein liebenswürdiges Original" zu, worauf der Jugglemann nun wußte, wie er sich zu verhalten habe. Darum sagte er, indem er die treuherzigste und unbefangenste Miene zeigte:

„Es bedarf gar keiner Erklärung von Ihrer Seite. Ich habe bereits von dem erwähnten Berichterstatter vernommen, welch ein Ausbund von Bescheidenheit Sie sind. Das stellt natürlich Ihre Vorzüge in ein dreifach helles Licht und verzehnfacht mein Vergnügen, Sie hier kennen zu lernen. Ich wünsche von ganzem Herzen, als Freund von Ihnen an- und aufgenommen zu werden. Bitte, geben Sie mir Ihre Hand!"

Er streckte Frank die Hand entgegen. Dieser aber zog die seinige schnell zurück und antwortete:

„Halt, mein Bester, nich gar zu eilig! Was die Freundschaft betrifft, so nehme ich sie sehr ernst, denn sie is dasjenige der tragischen Temperamente, off welcher das erhabene Wohlbefinden der chemisch sophistischen Geistesbeziehungen aller irdischen Harmonie beruht. Ich habe da sehre trübe Erfahrungen gemacht und werde mich in Zukunft nur erst nach langer und eingehender Prüfung mit eener Seele vereinigen, die sich mit der wahren und wirklichen Bildung zusammengeschmolzen hat. Die Halbbildung verursacht doch nur unreenes Blut. Wenn ich mir eenmal een Möbelmang koofe, so muß es ooch von echtem Nußboom sein. Und grad so is es in Beziehung off das seelisch animalische Gebiet der freundschaftlichen Depressionen. Ehe wir nun uns also Schmollis und Vizudit nennen, muß ich Sie erscht genauer kennen lernen."

„Ganz wie Sie wollen, Master Frank! Ich gebe Ihnen im allgemeinen sehr recht, zweifle aber auch keinen Augenblick daran,

daß wir uns recht bald innig zugethan sein werden."

„Das möchte ich vielleicht ooch glooben, denn ich habe da von Herrn Helmers erfahren, daß Sie een weitgereister und kunstsinniger Mann sind. Sie sollen ja der reenste Bosco sein!"

„Bosco? Haben Sie von diesem Künstler gehört?"

„Nur gehört? Gesehen habe ich ihn sogar und mit ihm gesprochen!"

„Ah! Wo denn?"

„Nun, Sie wissen vielleicht, daß er in der Nähe von Dresden gewohnt hat, wo er dann bei seinem Tode ooch gestorben is. Dort kannte ihn jedermann. Er kam ooch zuweilen nach Moritzburg, um sich die dortigen Ledertapeten und Hirschgeweihe im Jagdschlosse anzusehen. Wissen Sie, es gibt dort Geweihe von 24 bis 50 Enden und sogar eenen gradezu menschtrösen Sechsundsechzigender. Nachher pflegte er schtets im Gasthofe à la Quarte zu schpeisen. Ich war ooch oft da, weil ich dort mit dem Schulmeester, dem Nachtwächter und dem Hausknechte unser akademisch-linguistisch-phänomentales Kränzchen abhielt. Wir waren vier durschtige Geister, die nach Höherem schtrebten und Verlangen trugen, aus den halluzinatorischen Rhomboiden des Alltaglebens in eene lichtere Vivisektion empor zu schweben. Dort nun traf ich ooch eenmal mit dem berühmten Bosco zusammen. Er saß vorn und ich hinten, aberst unsere Regenschirme schtanden höchst vertraulich nebeneinander. Ich ging eher fort als er und vergriff mich falsch, denn ich kriegte seinen seidenen Parapluie in die Hand und ließ dafür meinen scharlachwollenen mit blauer Kante liegen. Er bemerkte es noch zur richtigen Zeit und rief mir zu: „Dummkopf, machen Sie doch die Augen auf! Meinen Sie etwa, daß ich Ihr feuerrotes Vizinaldach nach Dresden schleppen soll!" Ich wechselte natürlich die Verwechselung sofort wieder um, sagte eenige entschuldigende, geistreiche Worte, machte ihm eene tiefe, höfliche Referende und schwenkte mich befriedigt zur Thüre hinaus. Dem Laien mögen seine Worte vielleicht nich grad übermäßig höflich vorkommen; der Eingeweihte aberst weeß sehr genau, daß so een großer Geist nur in geflügelten Worten schpricht, an welche een intermeetierend sensitiverer Maßschtab gelegt werden muß. Sie als gebildeter Erdenbürger und geographisch politischer Schutzverwandter werden das begreifen und mir das Testimonikum pauperenzia geben, daß ich mit dem allergrößten Rechte schtolz off diese Abendunterhaltung mit dem großen Künstler sein kann."

„Gewiß, das bestätige ich," nickte der Juggle-Fred.

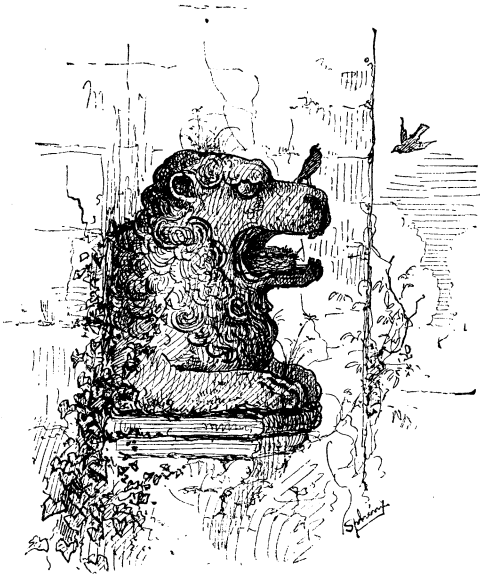
„Schön! ich danke Ihnen! Aus dieser Ihrer einschtimmigen Bereitwilligkeet zur Befestigung meiner angeschtammten Ehre und Remuneration ersehe ich mit scharfem Blicke, daß die Natur Sie ooch mit eenigen Gaben bedacht hat, welche noch zur schönsten Entwickelung kommen können, wenn Sie sich entschließen wollen, die westgotisch-byzantinische Loofbahn zu betreten, welche ich mit siegreichen Schritten zurückgelegt habe. Wenn Ihr geistiges Ahnungsvermögen vielleicht eenmal in eener philosophischen Attitüde schtecken bleiben sollte, so wenden Sie sich nur getrost an mich; ich werde Ihnen mit Vergnügen beischpringen und Sie sofort von der niederträchtigen Philomele befreien."

„Philomele? Wieso?"

„Wissen Sie nich was Philomele is?"

„O doch. Es ist der dichterische Name für die Nachtigall."

„Nachtigall? Sind Sie denn bei Troste! Was hat denn die Nachtigall mit der Hölle zu thun? Philomele war der Höllenhund, welchen der Cerberus zwischen seinen Beenen totgedrückt hat."



Unsere Zugvögel: „Beiß, wenn du kannst!" –

„Ach so!" meinte Fred, welcher sich anstrengen mußte, sein Lachen zu verbeißen. „Und wer war denn der Cerberus?"

„Das wissen Sie ooch nich? Nun, da können Sie von mir freilich gewaltig profitieren. Der Cerberus war eener von den beeden Dioskuren, welche die Schutzpockenimpfung erfunden haben. Der andere Dioskur war derjenige, welcher nach der Schlacht an der Alma sagte: ‚Jedem ein Ei, aber dem braven Silbermann zwei, denn er hat die Ziehharmonika erfunden!' Solche Oogenblicke aus der vergangenen Weltgeschichte — — —"

„Sie meinen wohl nicht die Ziehharmonika," fiel Fred ein. „Silbermann war ein Orgelbauer, welcher in Frauenstein in Sachsen geboren wurde."

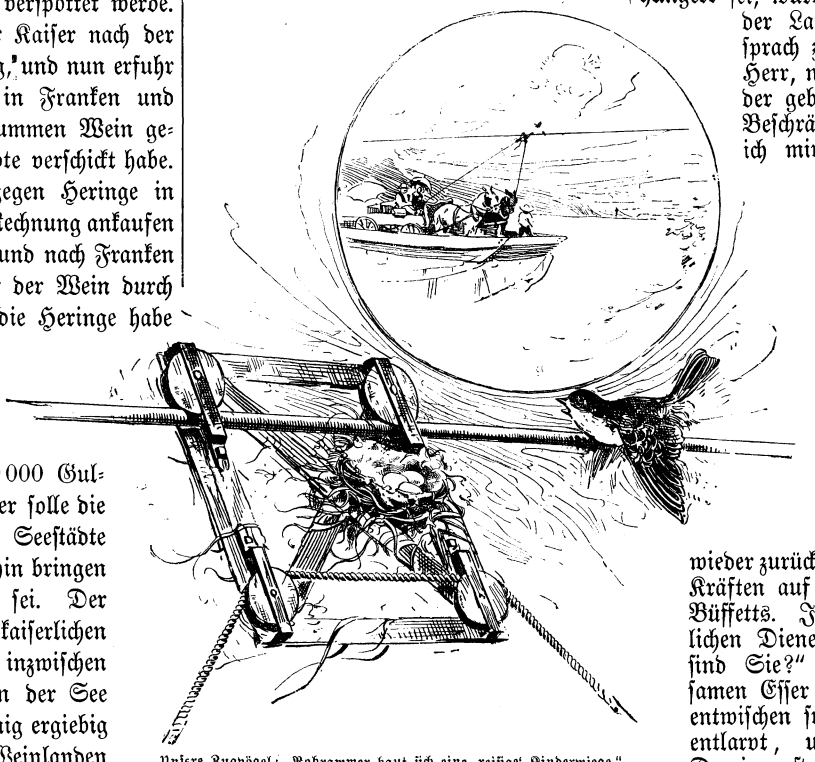
„Ganz richtig, ganz richtig! Aber eben weil er Orgelbauer war, is es ihm so leicht geworden, die Ziehharmonika zu erfinden. Er hat die erschte zu Napoleon gebracht, um sie ihm zu schenken; der aber hat ihn mit derselbigen schtolz wie een dummer Schpanier abgewiesen. Schpäter aber mußte er es bitter bereuen. Er wurde in der Völkerschlacht bei Cannä gefangen und von den Engländern nach der Felseninsel St. Helena geschafft. Unterwegs sagte er zum alten Derfflinger, der ihm alleene treu geblieben war: ‚Als ich Silbermann mit seiner Ziehharmonika aus Kalkutta wies, habe ich meine Kaiserkrone weggeworfen.'"

(Fortsetzung folgt.)

Kaiser Heinrich VI. und der Kaufmann.

Zur Zeit der Hofhaltung Kaiser Heinrichs VI. († 1127) in Nürnberg lebte daselbst ein reicher Handelsherr. Der drängte sich gern zu den Großen, strebte über seinen Stand hinaus und wollte gern geadelt werden. Deshalb ging er viel und gern mit des Kaisers Hofleuten um. Wie das nun aber so zu geschehen pflegt, wurde er von diesen auch so lange geduldet und wie ihresgleichen behandelt, als er Geld hatte und mit ihnen spielen und sie köstlich bewirten konnte. Im Spiel verlor er jedoch große Summen. Dazu kamen verunglückte Handelsunternehmungen, und bald war er um seinen ganzen Reichtum gekommen. Da wendete sich das Blättchen auf einmal; die Hofleute zogen sich von dem verarmten Kaufmann zurück, und von seinen Geschäfts- und Standesgenossen wurde er, wie billig, verachtet und verspottet. Wie er nun so traurig und verlassen umherging, fiel das

dem Kaiser auf, dem der sonst so muntere Geselle nicht unbekannt war, und er fragte ihn um die Ursache seines Mißmuts. Der Kaufmann berichtete nun ausführlich von seinem Unglück und klagte, daß er jetzt von allen seinen früheren Freunden verlassen sei und obendrein verspottet werde. Mitleidig fragte ihn der Kaiser nach der Ursache seiner Verarmung, und nun erfuhr er, wie der Kaufmann in Franken und am Rhein für große Summen Wein gekauft und in die Seestädte verschickt habe. Dort aber habe er dagegen Heringe in großen Massen für seine Rechnung ankaufen lassen und an den Rhein und nach Franken gesandt. Nun habe aber der Wein durch die Kälte gelitten, und die Heringe habe er zu teuer eingekauft und könne sie nur mit großem Verluste wieder los werden. Darauf ließ ihm der Kaiser 10000 Gulden geben und riet ihm, er solle die Heringe wieder in die Seestädte und den Wein wieder dahin bringen lassen, wo er gewachsen sei. Der Kaufmann befolgte den kaiserlichen Rat, und siehe da! — inzwischen war durch das Gefrieren der See der Heringsfang nur wenig ergiebig geworden, und in den Weinlanden durch den schlechten Herbst die Weinernte mißraten, so daß der Kaufmann wider alles Erwarten mit seinen Waren noch ein gutes Geschäft machte. Als er dies hocherfreut dem Kaiser berichtete, ermahnte ihn dieser, künftig selbst seinen Geschäften fleißig nachzugehen und überhaupt bei seinem Stand und Gewerbe zu bleiben, statt sich dem müßigen Hofleben hinzugeben.



Unsere Zugvögel: „Rohrammer baut sich eine ‚reifige' Kinderwiege."

Der gelbe Domino.

Bei der Vermählung des Kronprinzen eines mächtigen deutschen Staates wurde unter anderen Festlichkeiten auch ein Maskenball im königlichen Schlosse gegeben, wobei an zahlreichen Büffetts Speisen und Getränke in unbeschränktem Maße den Gästen zu Gebote standen. Ein gelber Domino schien es vor allem auf die vorhandenen Leckereien abgesehen zu haben. Da er aß und trank, als ob er halbverhungert sei, wurde die Sache doch einem der Lakaien auffällig, und er sprach zu dem Domino: „Mein Herr, nicht um Ihnen im Genuß der gebotenen Gegenstände eine Beschränkung aufzulegen, erlaube ich mir, Sie aufmerksam zu machen, daß Sie sich notwendig den größten Schaden zufügen werden, wenn Sie Ihrem Körper solche Mengen zuführen." Der gelbe Domino verbeugt sich und verliert sich unter der Menge. Aber siehe da, der menschenfreundliche Lakai ist noch im Nachdenken begriffen über die Fassungsfähigkeit des gelben Domino, da kehrt dieser schon wieder zurück und wirft sich mit frischen Kräften auf die reichen Vorräte des Büffetts. Jetzt wird es dem königlichen Diener zu arg. „Herr, wer sind Sie?" fährt er den unbeugsamen Esser an, und als dieser zu entwischen sucht, wird er festgehalten, entlarvt, und unter dem gelben Domino steckt ein Gardesoldat in Uniform. Das Rätsel war bald gelöst: die wachthabende Mannschaft hatte sich einen gelben Domino zu verschaffen gewußt und war so, einer den anderen ablösend, in den Saal gehuscht, um sich gütlich zu thun.

Der Zugvögel Heimkehr.

Gewöhnlich bringt bei uns der Februar schon einzelne linde Tage. Durch graue Wolken zuckt hin und wieder ein blasser Sonnenstrahl, der dennoch stark genug ist, die schwefelgelben Kätzchen aus den Haselsträuchern zu zupfen, das weiße, karminrot gerandete Gänseblümchen zwischen den Gräsern des Feldrains zu wecken und die Unkräuter unter der Gartenhecke mit frischem Grün zu färben. In weiter Ferne scheinen kleine heimatverlangende Vogelherzen diese erste Regung des Lenzes zu ahnen; denn, siehe da! sie entfalten freudig ihre Schwingen, um über Land und See, über Berg und Thal nach ihren trauten Heimstätten zurückzukehren, die sie beim Blätterfalle und Nebelweben des Herbstes verließen, um der Kälte und grimmen Not des nordischen Winters in wärmeren Ländern zu entgehen.

„Wohl ist es schön in fernem Lande,
Doch zur Heimat wird es nie —"

Das scheinen uns auch verschiedene Falkenarten, die Feldlerche, die weggezogenen Finken, die Hänflinge und der Star entgegenzurufen, die alle, je nach der Witterung, früher oder später, bereits im Februar wieder in die deutsche Heimat zurückkehren. Und freudig, wie die Vöglein uns begrüßen, werden sie wieder von uns begrüßt.

Die Lerche! Mit welcher Wonne lauscht nicht der einsame Wanderer dem jubilierenden Liede des grauen Vögleins, das aus den grünen Halmen des Roggenfeldes zum Himmel emporsteigt, höher und höher, bis in den blendenden Glanz der Sonne hinein, immer jubelvoller und schmetternder, als wolle es sein „Gloria in excelsis!" bis an die Pforten des Himmels tragen.

„Kleine Lerche! selig preisen
Muß ich stets dein schönes Loos!
Frei schwebst du auf lichten Gleisen,
Und dein Reich ist frei und groß:
Fröhlich lebst du und zufrieden!
Steht dein Nestchen gleich verborgen
Dort am Rain,
Eng und klein —
Wenig Gut macht wenig Sorgen."

Süße Rührung, selige Ahnung, himmlische Begeisterung weckt das Hohelied der Lerche; sanftes Lächeln, heitere Stimmung erregt die Frühlingssymphonie der Stare. Gesellschaftsweise auf den noch kahlen Bäumen oder auf den Dächern sitzend, vollführen nämlich die schwärzlichen, violett

und goldgrün schillernden Burschen einen höchst sonderbaren, zwitschernden, pfeifenden und schnurrenden Gesang, zu welchem sie selber den Takt mit Schnabelklappern und Flügelheben schlagen. Eine Reihe nachgeahmter Töne erhöht noch die Ergötzlichkeit dieses Gesanges: das Gackern der Henne, das Klappern der Mühle, das Knarren der Windfahne — auch jener wie eine Trompete gestalteten Turmfahne, deren runde Schallöffnung sofort von einem Pärchen als Nistplatz mit Beschlag belegt wurde (S. 337) — der Ruf der Wachtel, der Gesang der Drossel, das Zwitschern der Schwalbe, all diese Laute werden in der drolligsten Weise wiedergegeben. Schon beim ersten Morgengrauen ertönt diese Frühlingssymphonie unter unseren Fenstern, im Baumgarten; nichts bringt die lebhaften Gesellen um ihre frohe Laune; deshalb sind sie auch die Lieblinge von jung und alt und überall gern gesehene Gäste. Schon ein mittelalterliches „Federspiel" feiert den Vogel mit folgenden Worten:

„Der Star schwätzt pfeift und singet,
Er ist's, der alles kann,
In Kopf er alles bringet,
Nimmt, was er höret, an;
Er ist gar schlau und lose
Und merket auf mit Fleiß,
Wäscht oft seine schwarze Hose,
Und bringt sie nimmer weiß."

Zuweilen kommt auch im Februar schon die Ringel- oder große Holztaube zurück. Diese schöne Taube ist graublau oder aschgrau; Hals und Brust haben einen purpurfarbigen Schiller; an jeder Seite des Halses findet sich ein weißer Querfleck, wodurch gleichsam ein Ring entsteht (daher der Name Ringeltaube). Der stattliche Vogel wohnt bei uns besonders in Tannenwäldern, wo er seine Stimme — ein heulendes „Huhu, Huhu!" und ein girrendes Ruckfen, das wie „ahuku kuha" lautet — erschallen läßt. Zwischen jeder Strophe und dann am Ende vernimmt man ein höchst sonderbares Klappen; dieses ist aber nur in geringer Entfernung hörbar.

Bei warmer Witterung machen schon im Februar die schwarzweißen, langgeschwänzten Elstern (die übrigens keine Zugvögel, sondern Stand- und Strichvögel sind) Anstalt zum Nestbau, indem sie dürre Reiser und Dornenranken geschäftig in die schlanken Gipfel der höchsten Bäume schleppen. Ihre Stimme ist ein rauhes „Schack, schack" oder „Schackerakkack"; auch hört man einen schwatzenden Gesang. Zu der Schwatzhaftigkeit gesellen sich noch die zwei Untugenden der Dieberei und List, weshalb ein Vogelkenner die Elster kurzweg mit den drei Worten zeichnete: Sagax, lognax, furax.

In seltenen Fällen trifft man zu Ende Februar auch schon die weiße Bachstelze, Motacilla alba, an. Das unter den Benennungen „Ackermännchen", „Wippstert", „Quickstert", „Wackelschwanz" allgemein bekannte, zierliche Vögelchen, mit aschgrauem Rückengefieder, weißem Bauch, schwarzem Kopf, aber weißer Stirn und weißen Wangen, hält sich gern am Ufer der Bäche und Flüsse auf, wo es nach Insekten suchend geschäftig hin und her trippelt und stets mit dem langen Schwanze auf und nieder schlägt. Das Bachstelzlein ist so leicht und gewandt, daß es selbst auf den schwimmenden Blättern der Wasserpflanzen, namentlich der Wasserlinsen, einhertrippelt, um irgend ein Insekt zu haschen. Auch fliegt es auf die Felder hinaus und gesellt sich bald der Herde des Schäfers, bald dem Pfluge des Landmannes, eifrig mit der Insektenlese beschäftigt. Die Stimme des munteren Vögleins besteht in einem scharfen, feinen Zwitschern und in einem leisen, nicht unangenehmen Gesang.

„Bachstelzchen hat nicht Sorg' und Not,
Kann immer lustig sein;
Der liebe Gott im Himmel sorgt
Auch für die Vögelein."

Es wird März. Schwankend ist die Witterung. Bald wirbeln Schneeschauer hernieder, bald lacht die Sonne golden vom blauen Himmelszelt. Sieben oder neun schöne Tage muß der Märzmonat nach dem Volksglauben bringen. Diese Tage voll Sonnenglanz und milder Wärme genügen, um zwischen dem lederbraunen Dürrlaub des Winters, das modernd am Boden liegt, die weißen Schneeglöckchen, die himmelblauen Leberblümchen, die goldgelben Feigenranunkeln hervorzuzaubern. Die Blütezeit dieser Pflanzen ist zugleich die Zugzeit der Waldschnepfen. Mit Beginn des Abends fliegen sie an lichten Waldstellen hintereinander her, bei welcher Gelegenheit sie von den Jägern, die diese Jagd ungemein lieben, geschossen werden. Dieser sogenannte Schnepfenstrich dauert etwa vier Wochen, welche man vom Sonntag Oculi bis Palmsonntag berechnet. Daher der Jägerspruch:

Oculi, da kommen sie;
Laetare, das ist das Wahre;
Judica, sind sie auch noch da;
Palmarum, trallarum!

Palmarum, trallarum — d. h. wenn gegen Palmsonntag die Vogelbeerbäume oder Ebereschen ihr junges Laub aus den Knospen lassen, wenn die Rauchschwalbe ankommt, und der braune Laubsänger seinen hämmernden Ruf „Dilm, dilm" zuerst erschallen läßt, dann sind die Schnepfen verschwunden, weiter gezogen nach Norden, wo sie die feuchten Stellen und Niederungen in Laub- und Nadelwäldern zum Zweck des Brutgeschäftes aufsuchen. Sie nisten auf dem Waldboden. Bei uns brüten sie nur vereinzelt. Die Schnepfe hat ein aschgraues und graugelbliches Gefieder, welches mit dunkelbraunen Querstreifen fein gezeichnet ist. Durch diese Färbung wird der tagesüber zwischen braunes Waldlaub sich niederduckende Vogel vor den Späherblicken seiner Feinde geborgen. Derselbe sucht nur des Nachts seine Nahrung, indem er mit dem außergewöhnlich langen, geraden und dünnen Schnabel die Würmer aus dem Waldboden hervorzieht. Bei ihrem Frühlingszuge stoßen die Schnepfen leise zischende Töne hervor, die sich ungefähr durch die Buchstaben „ßp ßp" ausdrücken lassen; diesen zischenden Tönen folgen eigentümlich quakende Laute. Der Jäger nennt die hohen Töne das „Schiepen" oder „Piepen", die tiefen das „Murksen" oder „Quarren". Es sind indes nur Männchen, welche schiepen und murksen.

Wenn der lustige Star nicht schon im Februar bei uns eintraf, so kommt er gewiß in der ersten Hälfte des März. Zu dieser Zeit erscheint auch der Kiebitz, seine Ankunft durch Rufen seines eigenen Namens verkündend. Scharenweise sieht man ihn über die feuchten Wiesen schwärmen; aus der Ferne gesehen, erscheint der Vogel schwarz und weiß; seine Flügel sind beim Fluge sichelförmig gebogen. Mit dem Kiebitz zugleich treffen bei uns ein: mehrere Arten Raubvögel, die süßlullende Heidelerche, welche selbst mitten in der Nacht ihr wehmütiges Liedchen erschallen läßt; wilde Gänse; schwarze Dohlen, welche lärmend in dichten Schwärmen die gotischen Kirchtürme der Stadt umflattern; Singdrosseln, welche in der frühesten Morgenstunde sowie an der abendroten Neige des Tages ihre süßen Flötentöne von der Wipfelspitze eines knospenden Baumes erschallen lassen, während unten die goldgelben Dotterblumen und die lilafarbigen Schaumkräuter blühen. Rot- und Wacholderdrosseln, Flachs- und Bergfinken, Berghänflinge und andere Vögel, die teilweise bei uns überwinterten, teils nur durchstreiften, richten ihren frohen Flug nach dem heimischen Norden zurück.

In der zweiten Hälfte des Märzen begrüßt Rotkehlchen Liebseelchen mit tiefinnigem Liede die traute Heimat wieder. Es läßt das Hausrotschwänzchen sein hohes, feines „Fid, fid, fid" von der Giebelspitze unseres Daches erschallen, wobei es mit dem geschnitzten Balkenkopfe liebäugelt, einem ruhenden Löwen, dessen offener Rachen so wunderschön zu einem Nestbau sich eignet (S. 340), denn das Hausrotschwänzchen liebt es, wenn das Nest von oben bedeckt ist; doch setzt es die Wiege seiner Jungen auch frei auf ein Gesimse; ja, wir sahen einsmals ein Nest, das einem an der Galerie eines Konzerthauses thronenden steinernen Englein in den gekrümmten Arm gesetzt war (S. 339), ein allerliebstes Bild des Vertrauens auf der einen, des engelhaften Schutzes auf der anderen Seite. Es klappert in der zweiten Hälfte des Märzen der schwarzweiße Storch; auf rotem Stelzenbeine im wagenradrunden Neste stehend, nickt er mit seinem langen roten Schnabel dem Landmann, der ihm die Giebelspitze seines Strohdaches zum Nistplatze einräumte, seinen Gruß zu und erzählt von den Gestaden des Nils, von Pyramiden, Memnonssäulen, Sphinxen, fetten Eidechsen und Schlangen. Dem Landmann ist das Erscheinen des Storches ein erfreuliches Zeichen des wiederkehrenden Frühlings, und heiter gestimmt ruft er seinen Knaben herbei, um den treuen Hausvogel zu sehen und zu begrüßen:

„Geh, Mutter, ruf den Jungen her!
Schau, Kind, der Storch kam wieder her!
Sag: ‚Grüß dich Gott! Was bringst mir mit?‘
Ich glaub' potzblitz, er kennt dich nit.

's kommt, weil du groß und sauber bist,
Dein Haar schon krauser worden ist;
Hatt'st sonst ein Kinderröcklein an,
Jetzt hast gestreifte Hosen an.“

Zugleich mit dem Storche kommen zurück die Kraniche, verschiedene Sumpfvögel und Schnepfenarten, Braunellen, Grau- und Rohrammern, Brachpieper, schwarzkehlige Wiesenschmätzer, Weidenlaubvögel. Manche dieser Vögel, z. B. die Rohrammern, beleben die Ufer des nun eisfreien Stromes. Der alte Fährmann aber denkt, ob wohl das Vöglein wiederkehrt, das im vorigen Jahre sein Nest mit so kuriöser Liebhaberei in die eiserne Rolle der Fährleine gebaut hatte (S. 341), so daß die kleine Vogelwiege den ganzen Tag und oft die halbe Nacht dazu herüber und hinüber flog? — Mehrere Vogelarten machen nun schon Anstalt zum Nisten, und sind die Tage besonders mild, so brüten auch manche. Sind die Tage dagegen rauh, durch Flackerschnee und Hagelgraupeln getrübt, so kommen von den munteren Sängern manche erst Anfang April zu uns zurück.

(Schluß folgt.)

Auf der Wildschweinjagd in Indien.

Die größte Landplage in Indien und Bengalen sind für die ländliche Bevölkerung nächst den Tigern die Wildschweine, welche in den Reis- und Zuckerrohrfeldern die größten Verheerungen anrichten und oft noch mehr zertreten und zerwühlen als wegfressen; die armen Eingeborenen sind ziemlich wehrlos gegen dieselben, da sie nicht mit Schießgewehren versehen und nicht mutig genug sind, mit ihren Rohrspeeren diesem frechen Wilde zu Leibe zu gehen, denn solch ein alter Keiler oder wilder Eber schlitzt dem halbnackten Eingeborenen mit einem einzigen Ruck seines Gewerfs, d. h. seiner langen Hauzähne, das ganze Bein oder den Bauch auf, und eine solche alte Bache oder Mutterschwein wirft im Anprall den stärksten Mann um und trampelt ihn mit ihren scharfen Hufen zu Tode. Dabei sind diese indischen Wildschweine noch etwas größer als unsere europäischen, äußerst schlau und scheu und so beweglich, daß sie in einer einzigen Nacht ihre sechs bis zehn deutsche Meilen weit wandern, um neue Felder zur Aesung aufzusuchen. Wenn daher die armen Bauern am Morgen den Schaden entdecken, welchen ein Rudel Wildschweine angerichtet hat, ist dieses längst über alle Berge.

Die englischen Offiziere und Residenten in Indien können daher den Eingeborenen keine größere Freude bereiten, als wenn sie eine Jagd auf Wildschweine veranstalten. Man jagt dieselben in Indien auf zweierlei Art, nämlich entweder parforce, indem die berittenen Jäger die Sauen mit Hunden und Piqueuren aus den Dschungeln oder Sumpfdickichten heraustreiben, auf den weiten Feldgebreiten niederhetzen und dann mittelst einer leichten Lanze zu erstechen suchen, oder aber indem man die Felder von Zuckerrohr, Mais- und anderen hohen Kulturen mit einer Kette von Schützen umgibt, die Treiber mil Trommeln, Gongs, Schellen und anderen Lärminstrumenten hineinschickt, eine regelrechte Treibjagd auf sie veranstaltet und alle diejenigen niederknallt, welche den Schützen schußgerecht anlaufen, wobei manchmal ein ganzes Rudel auf die Strecke gebracht wird. Die Parforcejagd auf Wildschweine ist ein Lieblingssport der englischen Offiziere und ersetzt denselben in Indien die Fuchsjagd, liefert aber nur wenig Jagdbeute, denn die flinken Schweine suchen immer bald wieder Deckung und entkommen oder wissen den Lanzenstößen behend auszuweichen, wenn sie nicht von Hunden gedeckt, d. h. festgehalten sind. Die lohnenderen Treibjagden dagegen sind mehr ein Vergnügen der Eingeborenen und der europäischen Civilisten in Indien und werden gegen die Reifezeit der Feldfrüchte veranstaltet, so oft man die nötige Anzahl Schützen dazu aufbringen kann.

Als ich vor zehn Jahren auf einer Indigopflanzung in Bengalen beschäftigt war, hatte ich einige Male Gelegenheit, solchen Treibjagden auf Sauen anzuwohnen. Ich war noch ein Neuling und kein großer Jäger vor dem Herrn und darum bei unserer Jagdgesellschaft nicht sonderlich geachtet, weil ich einige Male auf Leoparden und Büffel „gepudelt“ hatte, was wohl jedem angehenden Jäger mit einem Wilde begegnen kann, das so behend und so gefährlich ist wie die genannten Tiere. Bei der Gelegenheit aber, von welcher hier die Rede sein soll, erwarb ich mir die Sporen als Sportsman, und dies ging folgendermaßen zu.

An unsere Indigofelder stieß eine etwas moorige Niederung, welche teilweise mit Röhricht, teils mit Buschwerk bewachsen war, und in welcher ein Engländer aus dem benachbarten Ludypore ein großes Zuckerrohrfeld angelegt hatte. Diese Niederung war ein bevorzugter Standort für Wild aller Art, und daher zeitweilig auch für Sauen. Das Zuckerrohr war der Ernte nahe, als Mr. Williams, der Verwalter der Zuckerplantage, eines Morgens bemerkte, daß ein Rudel Wildschweine einen Viertelsacre des Zuckerrohrfeldes ganz umgehauen, niedergetreten und verwüstet hatte. Augenblicklich ließ er den alten Schikari (Jäger) Battelah aus dem nahen Dorfe rufen und das ganze Zuckerrohrfeld, vielleicht 400 Acres, genau absuchen, um zu ermitteln, ob die Sauen noch darin steckten, was derselbe bestätigte. Nun ward ein Hundert Kulis aus der ganzen Nachbarschaft und alle bekannte Schützenmannschaft der Gegend aufgetrieben und ein Treiben veranstaltet, welches zwar nur drei Wildschweinen das Leben kostete, gleichwohl aber das Rudel aus dem Zuckerrohrfelde verjagte. Bei diesem Treibjagen ward ich auf die „Fehlhalde“ gestellt und gewissermaßen nur zum „Verlappen“ gebraucht worden, d. h. man hatte mich so weit auf den einen Flügel gestellt, daß ich von der Jagd nichts zu sehen bekam, nur von fern den Lärm derselben hörte und nicht eher einen Schuß thun konnte, als bis die Jagd fast vorüber war. Da sah ich denn plötzlich im Schatten der hohen Zuckerrohrstengel ein großes Tier sich lautlos hin und her bewegen und hie und da an den Blättern des Zuckerrohres zerren. Da dies meines Erachtens nichts anderes sein konnte, als der große alte graue Keiler, der diesem Rudel zum Leittier dienen sollte, so pochte mir das Herz gewaltig, aber ich nahm mich zusammen, wartete bis das Wild wieder stand, zielte ruhig und fest, drückte ab, hörte die Kugel einschlagen und das Tier fallen und sah gleich darauf, wie es gleichsam mit seinem letzten Atemzuge aufatmete und verendete. Rasch schob ich eine neue Patrone in den Lauf, wartete noch eine Weile, ob mein erlegtes Wild sich nicht noch einmal rühre, schlich endlich behutsam und unter Herzklopfen hin und stand vor dem — alten Esel des Mr. William, welchen ich Pechvogel statt des Keilers erlegt hatte.

Das war nun eine furchtbare Enttäuschung! Wenn dies bekannt wurde, ward ich zum Stichblatt aller schlechten Witze der ganzen Umgegend. Ich packte daher das Grauchen, das sich auf irgend eine Weise vom Gehöft verlaufen hatte,

beim Schwanze und schleifte es im Schweiße meines Angesichts tiefer in das Zuckerrohrfeld hinein, um es zu verstecken, kehrte dann zum Stelldichein der Jäger nach dem letzten Trieb zurück, war heilfroh, daß niemand meinen Schuß bemerkt zu haben schien, und verhielt mich so still wie möglich, während andere mit ihren Jagdabenteuern prahlten.

„— ich hörte es in den Rohren brechen und reißen: einige Kulis sprangen entsetzt heraus, purzelten übereinander —"

Mein einziges Dichten und Trachten ging nun dahin, den toten Esel einzuscharren, ehe er gefunden und ich mit seinem Tode in Zusammenhang gebracht wurde, denn es war mir nicht um den Schadenersatz, sondern nur um den Hohn zu thun, der mich getroffen haben würde. Schon war's Sonnabend und ich bekam keinen von unseren Kulis mehr zu Gesicht, den ich mir hätte dingen können, um den Esel verscharren zu helfen. Am Sonntag, wo ich mit der Familie des Verwalters nach Ludypore in die Kirche mußte, bekam ich ebenso wenig Gelegenheit, und so ward es Montag abend, ehe ich zwei unserer alten Kulis um einige Rupien bewegen konnte, mich nach der Unglücksstelle zu begleiten, um den Esel zu verscharren. Ich hatte ihnen natürlich nicht gesagt, um was für ein Tier es sich handle, weil ich ihre Schwatzhaftigkeit fürchtete, und so brachen wir gegen Abend auf. Die verhängnisvolle Oertlichkeit war reichlich drei englische Meilen von unserer Pflanzung entfernt und natürlich bereits sinkende Nacht, als wir hinkamen. Es war die höchste Zeit, den Esel zu beseitigen, denn am Sonntag und Montag früh hatte man auf anderen Stellen des Zuckerrohrfeldes wieder neue Verheerungen durch Wildschweine bemerkt und Herr Williams hatte daher auf Dienstag eine zweite Treibjagd veranstaltet, wozu er noch mehr Schützen eingeladen hatte, namentlich einige Residenten aus Ludypore. Die Entdeckung meines Mißgeschicks ward also eine drohende; der Esel mußte um jeden Preis unter den Boden.

Am Rande des Zucker-

rohrfeldes angekommen, zündete ich zuerst die mitgebrachte Laterne an, lud mein Doppelgewehr und schlug dann den wohlgemerkten und von mir verbrochenen Pfad in das Feld hinein ein, gefolgt von den beiden Kulis, welche ihre Hacken und Schaufeln geschultert hatten. Es war totenstill in den Rohren, man hörte kaum die feinen Blätter des Zuckerrohres säuseln und wir konnten keine zwanzig Schritte mehr von dem toten Esel entfernt sein, als plötzlich ein großes Tier im Dunkeln aufsprang, an uns vorbeiprellte und unter Knistern und Brechen der dicken Rohre in der Finsternis verschwand. Ich gestehe, daß mir der Schreck ebenfalls in die Glieder fuhr und beinahe die Laterne meiner zitternden Hand entfiel. Was war das für ein Tier gewesen? Ein Tiger oder Leopard? ein Büffel? . . . Ich hatte mir das Rätsel noch nicht zu lösen vermocht, so sah ich mich außerhalb des Zuckerrohrfeldes auf der moorigen Lichtung ganz allein, denn meine beiden Kulis hatten ebenfalls Fersengeld gegeben und waren mir weit voraus. Es dauerte wohl eine halbe Stunde, ehe ich sie einholte und durch Ruf zum Stehen brachte. Sie waren noch so erschrocken und verstört, daß sie erklärten, sie würden nicht um alles Geld der Welt zu dem Ort zurückkehren, welchen offenbar ein Ghul (böser Geist) bewache. Wohl oder übel mußte ich unverrichteter Dinge mit ihnen heimkehren und morgen mein Schicksal über mich ergehen lassen; ich kann nicht sagen, daß ich eben eine angenehme Nacht verbrachte.

Am Dienstag morgen stellte ich mich zeitig auf dem Sammelplatze ein, wiewohl in etwas gedrückter Stimmung und kleinlaut. Ich nahm es geduldig hin, als Herr William bei Austeilung der Schützenstände mit leisem Spotte sagte: „Wir wollen unseren jungen deutschen Freund wieder auf seinen vorigen Stand stellen, da er ihn ja schon kennt — Weidmannsheil, Mr. N.!“

Ich begab mich, unter der Führung Battelahs, auf meinen Stand, stellte mich aber hinter einen etwa mannshohen Busch, etwa 30 Schritte vom Rande des Feldes, wo ich eine ziemlich weite Umschau hatte und selbst ganz unsichtbar war, und harrte mit unruhiger Spannung der Dinge, die da kommen sollten, meine schußfertige Lancasterdoppelflinte im Arm. Vor mir und nach beiden Flanken standen am Saum des Zuckerrohres etwa zwölf Kulis als Treiber, bereit auf das gegebene Zeichen mit ihren Knitteln, Lanzen, Tamtams, Trommeln und Schellen in das Röhricht einzudringen. Rechts und links auf eine Entfernung von etwa je hundert Schritten waren zwei Schikaris mit alten Luntenflinten als Schützen aufgestellt — glücklicherweise kein Europäer, denn man hielt diese Seite ja für die Fehlhalde.

Jetzt ertönte das Signal und mit betäubendem Geschrei und Lärm drangen die Treiber in das Zuckerrohr ein. Es dauerte kaum eine Minute, so ging auf der Linken ein Geschrei los: „Ein Schwein! ein Schwein! Aufgepaßt! ein alter Eber! . . . . habt acht da drüben! der Eber, der Eber! . . . . da! dort! dort!“ So ging's eine Weile, dann ward es stille, um an anderer Stelle wieder laut zu werden. Der Lärm kam näher; ich hörte es in den Rohren brechen und reißen, einige Kulis sprangen entsetzt heraus, purzelten übereinander und sahen sich nach Bäumen um, die sie besteigen konnten. Und nun brach der Keiler selbst heraus, ein mächtiger, alter, grauer Bursche mit tückisch funkelnden, zornigen Augen; er kam im vollen Rennen auf die Blöße heraus, stutzte einen Moment, wandte sich bald rechts, bald links und stürmte endlich gerade auf meinen Busch zu. Mit schlotternden Knieen zog ich das Gewehr an die Wange, zielte und schoß . . . Der Keiler sprang kaum zehn Schritte von mir auf, drehte sich dann wie ein Kreisel am Boden und nun zielte ich genau, schoß ihm die andere Kugel hinter das Schulterblatt und lud schnell von neuem.

Als ich wieder aufschaute, lag der Keiler im Verenden auf der Seite und schlug mit den Läufen tiefe Furchen in den Boden. Ich schaute mich nach dem Rudel, aber es kam nichts und es fiel im ganzen Triebe kein Schuß mehr. Als der Trieb zu Ende war und sich die Schützen und Treiber um den Keiler sammelten, schlich ich mich davon und suchte meinen toten Esel auf, erschrak aber nicht wenig, als ich den Kapitän Myers dort stehen und ihn aufmerksam betrachten sah. „Verwünscht!“ sagte er mit der orakelartigen Sicherheit eines erfahrenen Weidmanns; „in diesem Triebe muß ein Tiger gewesen sein, der den Esel geworfen und hier angeschnitten hat! Sehen Sie, hier sind ganz frische Schnitte!“ Ich nickte stumm und wie staunend über solche Weisheit, trat aber in der Stille ein paar Fährten des alten Keilers aus, welche dieser hier im weichen Boden zurückgelassen hatte, denn mir ward nun alles klar: Wildschweine fressen zuweilen auch Aas; der Keiler hatte den Kadaver meines Esels gefunden und sich an ihm geäst; von ihm allein kamen die Verheerungen vom Sonntag und Montag her; das Aas allein hatte ihn zur Stelle gehalten. In den anderen Trieben ward kein Wildschwein gespürt; ich blieb Jagdkönig, verriet aber nicht, auf welche Weise, und die ganze Jagdgesellschaft nahm mit Kapitän Myers zuversichtlich an, daß ein Tiger den armen Esel geworfen habe.

Unter Korsaren.

Von **S. Wörishöffer.**

(Fortsetzung.)

Verstohlene Blicke musterten die Inselgewaltigen. Richtig, da paradierte Todrus mit dem Spiegel, in den er immer von oben selig hineinlächelte, ein anderer mit der Flasche und ein dritter gar mit einem plumpen Lederschuh, dessen Gefährte Gott weiß wo im Weltmeer schwamm, während der Matrose, dem beide gehörten, barfuß umherlief. Der Wilde legte, indes er dem Zuge der kriechenden Amerikaner entgegensah, seinen Schuh bald auf die rechte, bald auf die linke Schulter, dann aber, als die Soldaten näher kamen, vergaß er den Schatz, welchen er bereits sein eigen nannte, um nach neuem Gewinn auszuspähen. Er und Todrus waren kaum im stande, ihre königliche Würde auch nur notdürftig aufrecht zu halten.

Jetzt übertrug der Dolmetscher, was ihm der Führer der Expedition sagte, nämlich die Bitte, einige Tage lang ungestört auf der Insel umherstreifen und Wasser schöpfen zu dürfen.

Die Irosse waren, wie es schien, sehr

vorsichtig. „Bringt ihr uns Geschenke?“ fragte ihr Wortführer.

„Gewiß!“ lautete die Antwort. „Sehr kostbare Sachen sogar.“

Die Häuptlinge sahen einander an, jetzt schon eifersüchtig in dem Gedanken, daß einer unter ihnen mehr erwischen könne, als etwa der andere, sie beugten sich weit vor und lachten vergnügt, als eine Anzahl roter baumwollener Taschentücher zum Vorschein kam. Die braunen Hände streckten sich aus, die Blicke glühten, die Zungen schnalzten in übermäßiger Habsucht.

Aus den Häusern waren inzwischen die Damen der Inselgewaltigen hervorgetreten und hatten sich dem Zuge der auf allen Vieren liegenden Soldaten genähert. Wo einer dieser letzteren ein solch buntes Tuch aus der Tasche zog, da ertönte ein Freudenschrei, da griffen begierig verschiedene Hände in die Luft, um sich den ersehnten Schatz anzueignen, bis endlich scharfe Stimmen einander bekämpften und die geballte Faust durch die Luft wirbelte, um bedenklich nahe an der Nase der Gegnerin stillzuhalten und hier die stumme, aber wirksame Drohung auszusprechen.

Ein lauter Befehl des Wortführers blieb unbeachtet und nun folgte ein stärkeres Mittel, eins, das Heulen und Zähneklappern erregte. Der Iros mit dem Schuh warf diesen, seinen königlichen Schmuck mit voller Wucht in den Haufen der Frauen hinein und trieb dadurch die ganze schnatternde Schar in die Flucht. Nur von fern wagten sie der Verteilung der roten Taschentücher zuzusehen, ohne wieder selbst einen Anteil zu begehren.

Eine brachte demütig den Schuh zurück, aber der Besitzer desselben ließ seinen Schmuck achtlos zu Boden fallen, er hatte soeben eine Perlenschnur erlangt und war durch dies Geschenk auf den Gipfel irdischer Glückseligkeit erhoben worden. Ein Jubelschrei nach dem andern durchdrang die Luft.

Wie ein Trödelkram häufte sich's um die zwölf Beherrscher her. Der, welcher den Flaschenstöpsel erhalten hatte, war geradezu außer sich vor Vergnügen; er ließ durch den Dolmetscher sagen, die Fremden möchten nur bleiben so lange sie wollten und überall nach Belieben Wasser schöpfen, sie dürften auch gern zu ihrem Boote zurückkehren und nachsehen, ob vielleicht noch mehr Geschenke vorhanden seien.

„Ein zarter Wink!“ raunte der Offizier. „Wir werden die leeren Flaschen hervorholen und durch diese den Sieg vollenden.“

Jetzt war die Gesandtschaft entlassen, man konnte rückwärts kriechen und dann in gemessener Entfernung den aufrechten Gang wieder annehmen. Die Soldaten schulterten ihre Waffen, sie brachten versteckt gewesene, wertlose Kalkpfeifen zum Vorschein und zogen rauchend und singend ins Unterland hinunter. Das Vergnügen der ganzen Expedition sollte jetzt erst beginnen.

Schluß.

Pablo und Matthias hatten sich nach vorheriger Verabredung mit dem Offizier wie zufällig von dem großen Zuge abgesondert und gingen nun über die Landzunge bis an das Meer hinab. „Hier muß es sein!“ sagte gepreßten Tones der Steuermann.

Matthias konnte vor Aufregung kaum sprechen. „Ich werde tauchen,“ brachte er mühsam hervor. „Ich kann es.“

„Aber die Haie!“ warnte Pablo.

„Darauf lasse ich es ankommen. Es muß sein.“

Und als die Flutgrenze erreicht war, blieb er stehen, um seine Kleider abzuwerfen.

„Sie können immerhin ein wenig beobachten, Sir, nicht wahr?“

„Ich gehe mit dir, mein Junge!“

Aber Matthias schüttelte den Kopf. „Nein, Sir, nein. Es ist besser, Sie halten Wache. Wir haben ja weder ein Instrument zum Aufbrechen noch einen Behälter hier, — lassen Sie uns heute nur erfahren, ob überhaupt Perlen vorhanden sind, oder nicht.“

Pablo gab nach. Er watete bis an die Kniee in das flache Wasser hinein und ließ dann die Blicke musternd umherschweifen — es war nichts Verdächtiges zu sehen.

Matthias tauchte wie eine Ente. Sein Herz war so von Unruhe erfüllt, daß er kaum vollständiges Bewußtsein hatte. Ob da wirklich Millionen über Millionen im Bereiche seiner bebenden Hand lagen?

Sand, nichts als Sand.

Er ging weiter hinaus, noch weiter. Immer nur Sand — Sand.

Und dann ließ er sich vom Wasser an die Oberfläche tragen, um erst einmal Luft zu schöpfen. „Nichts!“ sagten seine Blicke. „Nichts!“ das angstvolle Kopfschütteln.

„Soll ich dich ablösen, mein Junge?“

„Nein, nein, noch nicht.“

Und er schwamm eine tüchtige Strecke hinaus, unbekümmert um das, was ihm etwa draußen begegnen konnte. Sollte denn die ganze Geschichte nur eine Fabel gewesen sein, nichts als die Erfindung eines müßigen Kopfes?

Unmöglich. Kapitän Burns war so fest überzeugt gewesen, seiner Sache so vollkommen sicher.

Nun hatte er wieder Grund gefunden — Klippen, verworrenes Geröll und Geflecht wie von derben, unzerreißbaren Ranken. Sollte das der Byssus sein?

Er griff hinab, vor Aufregung fast schwindelnd, zitternd am ganzen Körper. Wenn jetzt ein Haifisch kam, war er rettungslos verloren.

In seiner Hand blieb ein harter großer Gegenstand — sicherlich eine Perlenmuschel. So schnell es nur möglich war, ließ sich der Knabe an die Oberfläche des Wassers treiben und hier besah er seinen Fund. Eine Muschel! Eine Muschel!

Rauh und häßlich die Oberfläche, farblos wie Sand — aber der Kern, der Kern, auf den kam es an.

Pablo streckte beide Arme aus, als könne er in dieser Weise den Schatz früher erreichen. „Sind es Perlen? — Wirkliche echte Perlen?“

„Haben Sie ein Messer, Sir?“

„Ja! Ja!“

Die Muschel wurde mit vieler Anstrengung geöffnet, das Messer zerbrach und die Hände bluteten, aber es gelang doch endlich und die festgewachsene Masse, grau und formlos, ein lebendes Wesen und doch unfähig, sich zu bewegen, lag unruhig zuckend vor den Blicken der beiden Männer. Ihre Augen, ihre Fingerspitzen bohrten sich begierig hinein.

„Da! Da!“ rief Matthias. „Ich fühle etwas Rundes.“

„In den Falten des Mantels, — wahrhaftig!“

Das gequälte Tier zog sich, unfähig zur Flucht krampfhaft zusammen, aber ein kräftiger Messerschnitt brachte es zum schnellen Tode und nun konnte die schlüpfrige, graue Haut auseinander genommen werden. Es war ein lauter, jubelnder Schrei, mit welchem die beiden Männer das Ergebnis ihrer Forschungen begrüßten.

„Perlen! Wahrhaftig, Perlen!“

„Drei sogar — und groß wie Kirschen!“

Welches Glück! Welches unermeßliche Glück!“

Schon diese rauh und unscheinbar aussehenden Kugeln sind Hunderte wert. Matthias, wir werden als Millionäre nach Valparaiso kommen!“

„Still!“ bat unser Freund. „Sagen Sie das nicht, Sir. Schätze hebt man schweigend -- Sie wissen es doch!“

Aber der Steuermann lachte. „Jetzt haben wir die Gewißheit in der Hand!“ rief er. „Wer will uns hindern, unser Eigentum an uns zu nehmen?“

Matthias ging wieder in das Wasser. „Zunächst werde ich mich überzeugen, wie weit sich die Bänke ausdehnen,“ sagte er. „Morgen mit dem frühesten nehmen wir dann ein recht großes Boot und ein Brecheisen, ein paar tüchtige leinene Beutel und Lebensmittel für den ganzen Tag. Am Abend sind wir — —“

„Millionäre!“ schaltete Pablo ein. „Hurra! Hurra!“

„Gott gebe es!“

Und Matthias tauchte unter, während der Steuermann die Hand mit den Perlen immer wieder aus der Tasche hervorzog, wie um sich in jeder Sekunde zu überzeugen, ob der ersehnte Schatz wirklich noch vorhanden oder gleich dem Hexengelde des Märchens auf geheimnisvolle Weise wieder verschwunden sei. Solch ein Glück, ein unermeßliches, nie geahntes Glück! Es schien, als fürchte sich das zagende Menschenherz, an diese Fülle des Gelingens überhaupt zu glauben.

Matthias erhob den Kopf über die Oberfläche des Wassers und kletterte wieder an das Ufer, zum zweiten Male eine große Muschel mit sich führend. „Ein ganzer Wald von vollbesetzten Byssusranken ist da unten!“ rief er frohlockend aus. „Das umzieht und umflicht die Korallen wie das Moos den alten Baumstamm. In jeder Falte sitzt solch eine Muschel, in jedem Riß und jeder Vertiefung. Da sind ganz kleine, große und allergrößte — viele Tausende an der Zahl.“

Auch das zweite Exemplar wurde geöffnet und diesmal nur eine Perle vorgefunden, aber eine solche von dem Umfang einer mäßigen Walnuß. Die Freude der beiden Gefährten ging über in einen förmlichen Rausch, ihre Augen glänzten, ihre Finger bebten vor Aufregung.

„Ich kann nun meine Söhne studieren lassen!“ rief Pablo. „Für mich selbst kaufe ich ein Schiff und bin von Stunde an Rheder und Kapitän zugleich.“

Und ich kann meinem armen, alten Onkel die mühselige Arbeit für immer aus der Hand nehmen! Er soll ein eigenes Haus haben, einen Garten und einen Hühnerhof, lauter Dinge, die er sich so sehr wünscht. Ach, wie glücklich bin ich, wie unsagbar glücklich!“

„Eins ist aber vor allem das erste!“ ermahnte Pablo. „Die alte Mutter unseres armen, gemordeten Kapitäns muß zunächst ihren reichlichen Anteil erhalten.“

„O natürlich! Natürlich! Als ob ich eine so heilige Pflicht vergessen könnte!“

Pablos Blicke hafteten immer an der großen Perle. „Wie doch die Dinger nur entstehen!“ sagte er. „Kannst du mir das auseinandersetzen, Matthias?“

Unser Freund war eifrig beschäftigt, die Stücke der zerbrochenen Muschelschalen in das Meer zu werfen. „Gewiß kann ich es, Sir!“ versetzte er. „Die Muschel öffnet zuweilen ihr Gehäuse und bei dieser Gelegenheit kommt nun ein Sandkörnchen zwischen die Falten des Mantels; das Tier kann die Störung nicht entfernen,

Fig. 1

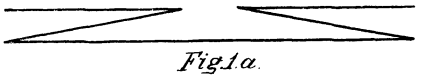
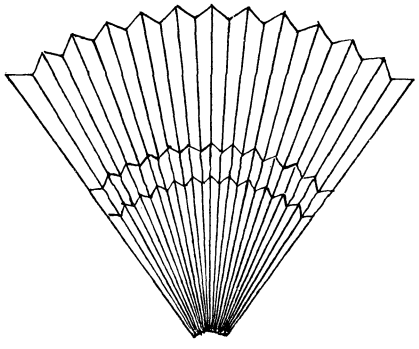


Fig. 1a.



Der Zauberfächer.

aber auch den Schmerz auf die Dauer nicht ertragen, es umhüllt daher das Sandkorn mit dem zähen Gallert, welcher seine Lebenssäfte bildet, und so entsteht, gleichsam aus dem Blute der Muschel, jene glanzvolle, kostbare Kugel, die wir als echte Perle bezeichnen.“

Pablo antwortete keine Silbe, und auch Matthias schwieg. Das war eines jener Schöpfungsgeheimnisse, vor denen wir anbetend stille stehen, ohne zu begreifen, zu ergründen, — die wir nur sehen und bewundern.

Matthias legte seine Kleider wieder an und beide Genossen bemühten sich möglichst rasch dem Zuge der vorausgegangenen Soldaten zu folgen.

Das ganze Dorf war bei den wasserschöpfenden Matrosen versammelt. Die gutmütigen Eingeborenen schienen an keine Feindseligkeiten zu denken, aber sie beobachteten mit mißtrauischen Blicken die Weißen und hatten sämtlich das Verlangen, die Feuerwaffen derselben näher zu untersuchen, ein Wunsch, dessen Erfüllung ihnen natürlich versagt blieb. Mehrere Soldaten hielten neben den Gewehren Wache und ließen keinen der Wilden herankommen.

Ein Zauber also! Die Leute steckten die Köpfe zusammen, ihr Mißtrauen, ihr heimlicher Aerger stieg. Man wollte sie täuschen, hintergehen, ihnen vielleicht gar das Leben stehlen.

Und in Gruppen zusammenstehend, beobachteten sie mit wachsendem Verdruß jede Bewegung der Amerikaner.

Matthias näherte sich wie zufällig dem Führer der Expedition. „Wenn Sie für heute das Wasserschöpfen einstellen lassen wollten, Sir,“ sagte er, „das wäre eine große Gnade. Morgen beginnt unsere Perlenernte, — da möchten wir die Blicke der Eingeborenen gern von der Bucht abgelenkt wissen.“

Der Lieutenant nickte lächelnd. „Diese Perlengeschichte!“ sagte er. „Sind denn wirklich welche vorhanden?“

Statt aller Antwort zeigte ihm unser Freund die schon gewonnenen Stücke. „Es liegen da Reichtümer im Schoße des Meeres, Sir!“

Der Offizier beglückwünschte mit warmen Worten die beiden Genossen. „Ich werde sogleich die Leute abkommandieren,“ sagte er. „Es freut mich recht von Herzen, daß Sie beide für die Leiden der Sklaverei jetzt so reichlich entschädigt werden.“

Dann ließ er seinen Worten die That folgen. Sämtliche Soldaten gingen an Bord, und der Verkehr mit dem Lande wurde für die Nacht vollständig abgebrochen, auch alle Boote eingezogen.

Matthias und Pablo hatten mit dem Kapitän eine längere Unterredung. „Daß nur um des Himmels willen meine Leute von der Sache nichts erfahren,“ warnte Mister Mac-Clellan. „Ich würde eine förmliche Revolte riskieren.“

„Wir schwören Ihnen absolute Geheimhaltung, Sir.“

„Das glaube ich ja, aber man muß auch dem Zufall begegnen. Sie nehmen morgen ein Boot mit Zubehör und sagen allen Leuten, daß Sie fischen wollen. Ob später der Fang glücklich war oder nicht, darauf kommt's nicht an.“

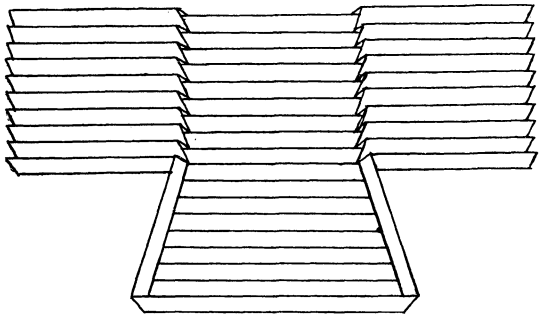
Matthias und der Steuermann erklärten sich einverstanden. „Von den mit uns aus Bengasi geretteten übrigen Sklaven bekommt morgen keiner ein Boot, um an Land zu gehen, nicht wahr, Sir?“

(Fortsetzung folgt.)

Schutz gegen Erkältungen.

Ein tüchtiger, ordentlicher Junge wird seinen Stolz darin suchen, möglichst wenig krank zu sein. Es soll freilich vorkommen, daß ein paar schulfreie Tage und besonders das Fehlen bei einer großen Repetition oder anderen gefährlichen Auftritten in der Schule einmal einem oder dem anderen sehr wohlthuend scheint, aber das wollen wir den Lesern des Guten Kameraden gar nicht zutrauen. Sie werden alle lieber die Schulstunden durchmachen und nach dem Schulschlusse ihre Freiheit genießen, als dann in der Stube sitzen und womöglich bittere Arznei nehmen.

Fig. 2.



Der Zauberfächer.

Viele denken: Wenn ich nur recht lange im Herbst ohne warmen Rock gehe und mich recht wenig um das grade herrschende Wetter kümmere, so werde ich mich recht abhärten. Aber da ist's fast so weit gefehlt, als wenn man sich zu sehr mit Tüchern und Mänteln verzärtelt und jeden rauhen Windstoß fürchtet. Niemand kann sich mit Gewalt abhärten, dagegen kann es mit Verstand ein jeder.

Wer meine Bemerkungen über Schnupfen und Erkältung in Nr. 38 gelesen hat, weiß, ein wie großer Wert darauf zu legen ist, daß die Blutgefäßnerven widerstandsfähig, gewissermaßen gut erzogen werden. Dazu kann man in erster Linie durch gründliche Hautpflege beitragen. Zu solcher genügt es nun nicht, daß man sich Hände und Gesicht stets rein hält, sondern es soll der ganze Körper in nicht zu langen Zwischenräumen gereinigt werden. Besondere Sorgfalt ist auf kaltes Waschen der Füße zu verwenden; das darf nicht etwa davon abhängen, ob sie noch rein oder nicht mehr rein genug sind, sondern soll jede Woche mindestens einmal, am besten an einem bestimmten Tage, geschehen. Kalt waschen und seifen und dann tüchtig reiben, bis sie ganz trocken und warm sind — das ist die wahre Abhärtung, auch das beste Mittel gegen kalte Füße, die im heranwachsenden Geschlecht gar nicht vorkommen sollten. Versucht es einmal ein paar Monate und ihr werdet euch manchen Schnupfen und manches Zahnweh ersparen. Auch Brust und Hals bedürfen der kalten Waschungen in hohem Grade und sollten sie viel öfter erhalten, als der ganze Körper sie bekommen kann, weil den meisten die Einrichtungen dazu fehlen. Wer sich mit warmem Wasser gewaschen hat, soll stets eine Abspülung mit kaltem folgen lassen, weil sonst die Haut verweichlicht wird.

Ein Brief aus Asien an meine lieben jungen Freunde.

Ihr werdet euch gewiß recht sehr freuen, zu erfahren, daß der „Gute Kamerad" bis nach Transkaukasien gedrungen ist, bis dorthin, wo es nur selten einen deutschen Knaben zu sehen gibt. Hier gibt es nur griechische, armenische, persische, tatarische und einige russische Knaben; die können leider die schönen Geschichten des „Guten Kameraden" nicht lesen, aber sie freuen sich an den hübschen Bildern und danken mir herzlich, wenn ich dem einen oder anderen von ihnen eine lehrreiche Unterweisung übersetze und erkläre. Der Drachensport macht ihnen besonders Vergnügen, der „fliegende Holländer" und die dicke „Frau Bürgermeisterin" schwingen sich schon längs den Felswänden der Kaukasischen Berge empor . . . Ihr kennt ja den Kaukasus aus der Geographie und der alten Geschichte. Die Bibel erzählt von unserem Erzvater Noah, daß seine Arche nach der großen Flut auf dem Ararat stehen geblieben sei. Und noch heute zeigen die Bewohner der Stadt Nachitschewan in Transkaukasien eine halb versunkene Kapelle mit den Gebeinen Noahs. Sie verehren sein Andenken und sind stolz darauf. Sie erzählen, daß Noah ihnen den Weinbau und die Gewinnung des Salzes gelehrt habe.

Wie schön sind die kaukasischen Berge! Herrlich leuchten sie mit ihren schneeumsäumten Gipfeln im tiefen Blau des Himmels! Auch schauervolle Abgründe und unheimliche Felsschluchten gibt es hier. Von da sollen einst die Giganten den Himmel gestürmt haben, bis sie schließlich selbst unter den Felsmassen den Tod fanden.

An einer kaukasischen Felswand soll der erfindungsreiche, aber die Gottheit verhöhnende Prometheus gefesselt gewesen sein, dem der Vogel des Zeus, der Adler, täglich die Leber ausfraß.

Hier in Westkaukasien liegt auch das sagenumwobene Kolchis.

Wer kennt nicht die herrliche Sage vom Argonautenzug! Zu Jolkos in Thessalien erschien mitten im Marktgewühl der Mann mit einem Schuh. Ein Pardelfell umgab ihn, und herrliche Locken fielen über die Schultern herab. Es war Jason, der im Auftrage des Pelias mit anderen Helden hinausfuhr durch die verderblichen Symplegaden auf das stürmische Schwarze Meer, um aus dem Kolcherlande das goldene Vlies zurückzuholen, das Phrixos dort einst zurückgelassen. Aber ein ungeheuerer Drache, „stark und lang wie ein Fünfzigruderschiff" bewachte das goldene Vlies. Da gewann Jason die Liebe der barbarischen Königstochter Medea, und sie gab ihm Zaubermittel an die Hand: er vermochte nun mit feuerschnaubenden Stieren ein Feld zu pflügen, er tötete den Drachen und konnte das Vlies nach Griechenland bringen. — Der Sinn der Sage wird wohl darin bestehen, daß die Griechen vom Goldsande im Phasisfluß, an dem ja Kolchis lag, gehört hatten und deshalb die gewinnversprechende und überaus kühne Fahrt unternahmen.

Ueber hundert griechische und römische Schriftsteller erwähnen in ihren Werken den Kaukasus. Sie berichten, daß die alten Kaukasier in scharlachroten Röcken in die Schlacht fuhren, ein Schrecken ihrer Feinde. Trotz ihrer Tapferkeit wurden sie allzuviel von feindlichen Einfällen heimgesucht, denn die große Heeresstraße zwischen Asien und Europa führte über den Kaukasus. Alexander

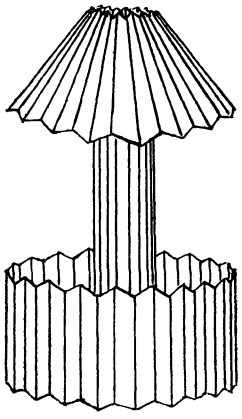


Fig. 3.

Der Zauberfächer.

der Große zog durch das heutige Transkaukasien, die Römer bauten eine Brücke über den Araxes (Nebenfluß der Kurá, an dem heute die Hauptstadt des Kaukasus — Tiflis liegt). Der römische Dichter Virgil sagt darüber: „Et indignatus pontem Araxes (der über die Brücke empörte Araxes).

Zur Zeit der Völkerwanderung strömten

hier die Völkerfluten durch und ließen stets einen größeren oder kleineren Schwarm zurück. Hier passierte Attila mit seinen entmenschten Hunnen. — Und so ist es denn gekommen, daß man hier in 35 Sprachen 42 Mundarten spricht. Rechnet man noch die europäischen Sprachen hinzu, so spricht man in Tiflis über 60 Sprachen!

Ihr könnt euch, meine Lieben, nun leicht vorstellen, was das für eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft sein muß.

Den Grundstock der Bevölkerung des Kaukasus bildeten von jeher die Grusiner oder Georgier. Als im 13. Jahrhundert die durch Tapferkeit und Weisheit gleich hervorragende Zarin Tamara herrschte, war der ganze Kaukasus vom türkischen Erzerum bis zum Don ein geeintes, großes blühendes Reich. Die Grusiner herrschten im Kaukasus bis zum Jahre 1801, d. h. bis zum Eindringen der Russen.

Wenn sie auch jetzt russische Unterthanen sind, so sind sie doch in Sitten und Gebräuchen dieselben geblieben, wie vor Jahrhunderten.

Sie gehen in langen Röcken, mit einem glänzenden Gurt eng umgürtet und den Dolch an der Seite. Wie vor Jahrtausenden erzählen sich noch heute einige Völkerschaften die Prometheussage, die durch den Nebel einer längst verschollenen Zeit sich noch heute vom Vater auf den begierig lauschenden Sohn vererbt. Aber noch viele andere schöne Sagen und Märchen gibt es hier, namentlich bei den Grusinern, deren Sprache die Verkehrs- und Umgangssprache im ganzen Kaukasus ist, wie etwa das Französische in Europa. —

Nun lebt herzlich wohl, meine Lieben, und hört aufmerksam zu, wenn ich wieder schreibe, ich erzähle euch dann einige grusinische Märchen.

Der Zauberfächer.

Vor vielen Jahren bereiste ein herumziehender Künstler die Stadt- und Jahrmärkte Deutschlands und erweckte namentlich bei der Jugend ein lebhaftes Interesse für seine auf öffentlichen Plätzen und Straßen dargebotenen Schaustellungen, die der Hauptsache nach in höchst amüsanten und oft wirklich interessanten Produktionen mit Kanarienvögeln bestanden. Dieselben legten aus einzelnen Buchstaben Wörter und aus einzelnen Ziffern gewünschte Zahlen zusammen, fuhren, mit kleinen Röckchen bekleidet, einen besetzten Wagen, ja selbst eine kleine Kanone, die einer der

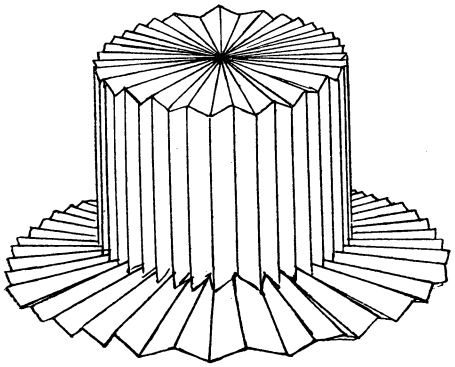


Fig. 5.

Der Zauberfächer.

gelehrigen Schüler abfeuerte u. s. w. Wie weit die Dressur der Vögel ging, mag man daraus schließen, daß der Künstler die einzelnen Vögel, sobald sie ihre Aufgabe erfüllt hatten, in die Luft warf, die dann sofort nach dem ungefähr 20 bis 30 Schritte von dem Operationstische entfernt aufgestellten Hauptkäfige hinflogen, um sich mit den dort vorhandenen Kollegen wieder zu vereinigen.

Hatten diese Produktionen ihr Ende erreicht, so hielt der Künstler eine loyale Anrede an die ihn zahlreich umgebenden Zuschauer und versprach ihnen, zum Schlusse noch eine unterhaltende Abwechselung mit einem Zauberfächer, den er alsbald präsentierte, zu geben; derselbe hatte die ungefähre Größe eines Fußes und war aus kräftigem Kartonpapier zusammengefalten.

Nun erzählte er, daß er den Fächer von seiner Großmutter ererbt habe, die damit nicht bloß sich Kühlung zugefächelt, sondern denselben auch als eine Staatshaube, ja bei ihren Ausgängen als Sommerhut 2c. verwendet hatte. Das seien aber die geringsten Vorzüge des Fächers, wie er auf seinen vielen Reisen es bald entdeckt habe und sei ihm derselbe in der mannigfachsten Weise zu statten gekommen. Während er seine Erzählung weiter fortspann und dabei vieler verschiedenartiger Gegenstände gedachte, stellte er dieselben gleichzeitig aus dem erwähnten Fächer her und amüsierte seine Umgebung ebensosehr durch die komische Erzählung als durch die Umwandlung des Fächers zu den mannigfaltigsten Gegenständen.

Dieser interessante Fächer fand natürlich bei der Jugend allgemein Anklang, und da die Herstellung eines solchen durchaus nicht schwierig war, so ward alsbald von dem jungen Volke der Fächer in kleinem Maßstabe nachgebildet, der alsdann Gelegenheit zu mannigfacher Unterhaltung gab.

Wir wollen nur einige der vielen Gegenstände anführen, die sich damit herstellen lassen: 1. ein Fächer; 2. eine Kokarde oder ein Lampenteller; 3. ein Kahn; 4. eine Lampe; 5. zweierlei Leuchter; 6. ein

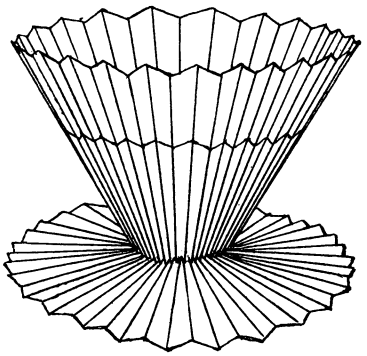


Fig. 4.

Der Zauberfächer.

Salzfaß; 7. eine Sauciere; 8. ein Kirchenfenster; 9. eine Chemisette; 10 eine Prachthaube; 11. eine Mütze mit Schirm; 12. ein Hut; 13. ein Heiligenhäuschen; 14. ein Schwamm; 15. ein Hufschabeisen; 16. eine Schüssel u. s. w.

Einige dieser Gegenstände sind in den nebenstehenden Zeichnungen wiedergegeben, wie z. B. Fig. 3 Lampe, Fig. 4 Sauciere; Fig. 5 Hut, Fig. 6 Leuchter, während die Herstellung der übrigen und wahrscheinlich noch mancher anderer Gegenstände, dem Nachdenken unserer jungen Leser anheimgegeben werden muß.

Um nun einen solchen Zauberfächer herzustellen, nimm einen Bogen kräftigen Schreibpapiers, lege denselben so vor dich, daß die Falte, wenn du ihn geöffnet hast, der Länge nach dir gegenüber liegt. Alsdann biege denselben in der Mitte zu dem Zwecke zusammen, um zu erkennen, wo die Mitte des Bogens sich befindet, ziehe auf dieser Mitte quer über die vorhandene Falte mit der Bleifeder einen Strich, auf dessen beiden Seiten, 5 mm von dem ersten Strich entfernt, du wieder einen neuen Strich ziehst. Von diesen letzteren Strichen beginnend, teile das Papier auf jeder Seite genau in drei gleiche Teile, die du mit der Bleifeder angibst. Alsdann schlage oben und unten, in der erhaltenen Breite (also $^1/_3$), das Papier um, wende alsdann den ganzen Bogen und schlage wiederum genau dieselbe Breite um. Das Papier wird dann, von der Seite gesehen, ungefähr die Form der Fig. 1 erhalten. Sobald du damit fertig bist, glätte die

Falten, damit das Papier möglichst fest aneinander liegt. Alsdann gehst du dazu über, das ganze Papier, wie bei einem Fächer, in Falten, von 1 cm Breite zu legen. Will man dabei ganz sicher zu Werke gehen, so läßt man sich aus Zink oder dünnem Eisenblech einen entsprechend breiten Streifen schneiden, vermittelst dessen man das Falzen des Papiers leicht und gleichmäßig bewerkstelligen kann. Ist dies alles geschehen, so ist der Zauberfächer fertig und hat man dann nur mit einiger Vorsicht die zusammengelegten Seiten einigemal zu öffnen (siehe Fig. 2), was anfänglich etwas schwer geht, bis die Biegungen sich nach einigen Malen geschmeidig zeigen. Die erste und einfachste Produktion ist dann die Herstellung des Fächers (Fig. 1 a).

Durch Anwendung eines großen Kartonbogens kann man, wie oben angedeutet, erreichen, daß Hut, Mütze u. s. w. groß genug sind, um den Kopf entsprechend zu bedecken. Die begleitende Erzählung, welche das Kunststück wesentlich hebt, wird sich jeder schon nach seinem Geschmacke ausarbeiten.

Physikalische Spielerei.

Sollte einer der Kameraden, sei es bei seinen chemischen Experimenten oder aus sonst einer Veranlassung (z. B. für das Erwärmen einer flüssigen Substanz), einer Flasche oder sonst einem Gefäße, einen erhöhten Standpunkt anweisen müssen, und es mangelt ihm an dem üblichen Gestelle, — nichts einfacher, als daß er drei Messer oder sonstige ähnliche Metallgegenstände in der Weise übereinanderlege, wie dies in dem auf der letzten Seite befindlichen Bilde veranschaulicht ist, und dem Bedürfnisse ist in zuverlässigster Weise abgeholfen. Ja, man muß nur praktisch sein und dazu freilich auch die elementaren physikalischen Gesetze im Kopfe haben.

Von einem wirklich starken Manne

erzählt die lateinische Chronik des Abts Peter von Königssaal. Im Jahre 1273 sandte König Ottokar von Böhmen zum allgemeinen Kirchenrat Gregor X. nach Lyon drei böhmische Ritter, seine Räte, die Herren Hron von Nachod, Gallus Jablonsky und Smilo Swietizky, die zu Lyon mit unglaublicher Pracht auftraten. Bei dem Schlusse des Konzils fand in einer Ebene vor der Stadt ein glänzendes Turnier statt, wobei die tapfersten Ritter von Frankreich, Burgund, Deutschland und Italien sich zum Kampfe einfanden. Die drei böhmischen Barone thaten sich glänzend hervor. Hron von Nachod erhielt am ersten Tage den ersten Preis; an einem späteren Tage erhielt ihn Jablonsky; Smilo Swietizky legte aber eine Behendigkeit und eine Körperkraft an den Tag,

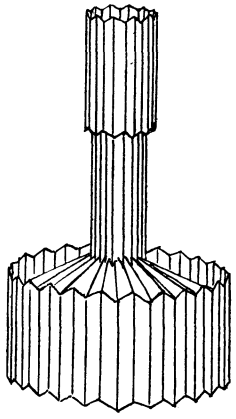


Fig. 6.

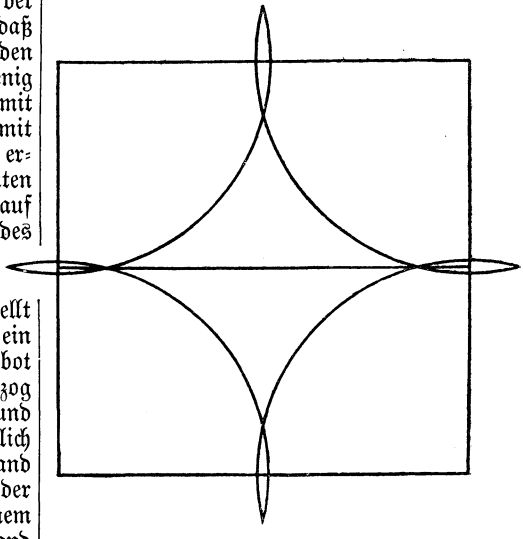
Der Zauberfächer.

die allgemeine Bewunderung erregte. Am letzten Kampftage waren von ihm 13 der wackersten Ritter nacheinander, ohne daß er Rastzeit gehalten hatte, überwunden worden, und noch fühlte er sich so wenig geschwächt und abgemattet, daß er mit verwegenem Mute einen vierzehnten mit lauter Stimme aufforderte. Allgemeine erwartungsvolle Stille herrschte im weiten Kreise der Kampfbahn, die Smilo auf seinem mächtigen Streitroß umritt, des Gegners harrend. Als er seine Herausforderung zum drittenmal vorgebracht und sich kein Ritter ihm entgegengestellt hatte, trat der Herzog von Brabant, ein hochberühmter Kampfesheld, hervor und bot dem Böhmen den Kampf an. Der Herzog kämpfte mit der höchsten Tüchtigkeit, und lange blieb der Sieg zweifelhaft. Endlich gelang es Smilo, den Herzog in den Sand zu werfen. Totenstille herrschte in der Versammlung, bis der Herzog seinem tapferen Besieger großmütig die Hand reichte. In Smilo war aber die Kampfeslust noch nicht gesättigt, er wiederholte zum allgemeinen Erstaunen seine Herausforderung; aber vergebens, es zeigte sich kein Streiter mehr. Als Smilo diese Gewißheit hatte, gab er seinem Rosse den Sporn und sprengte im stärksten Rennen gegen eine an den Turnierplatz stoßende *starke Mauer* mit solcher Gewalt, daß seine schwer mit Eisen beschlagene Lanze in drei Stücke zerbrach, die Mauer durchbrochen wurde, die Steine umherflogen und das Pferd unter ihnen zusammenstürzte.

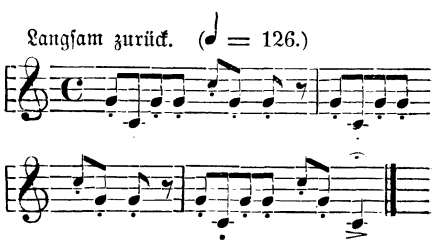
Die Chinesen von Schanghai

sind außer sich vor Staunen über die Weisheit eines ihrer Richter. Vor kurzem wurde nämlich ein Mann vor denselben geführt, der beschuldigt wurde, einen Tisch gestohlen zu haben. Der Angeklagte leugnete die That und führte zu seiner Entlastung an, daß er körperlich viel zu schwach wäre, um ein derartiges Verbrechen begehen zu können. Der Richter hörte seiner Erzählung ruhig zu und gab sich den Anschein, als ob er Mitleid mit dem Unglücklichen habe. „Gehe heim und lasse dich heilen," sprach er, „und da du sehr arm bist, nimm jenen Sack mit 10000 Taels als Geschenk von mir." Der Angeklagte that es, nahm den schweren Sack über die Schulter und ging fort. Er war aber noch nicht weit, als er wieder verhaftet, ins Gericht zurückgebracht und schuldig befunden wurde. Der Richter bemerkte, daß ein Mann, welcher einen so schweren Sack tragen könne, ohne Schwierigkeit einen leichten Tisch fortzutragen im stande sei.

Figur, die in einem Zuge gezeichnet werden soll.

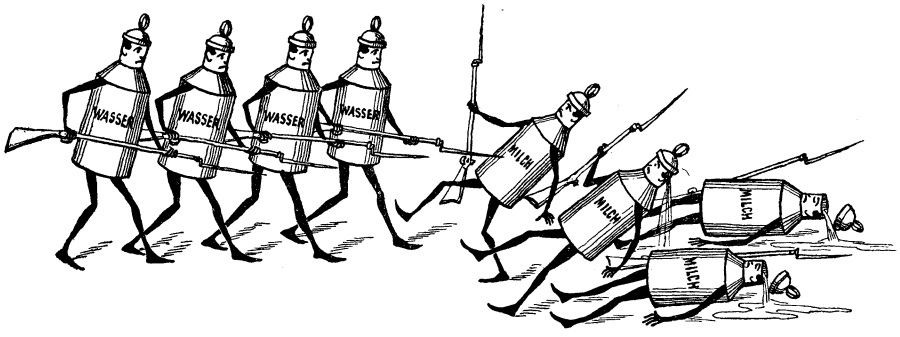


Militärische Signale der deutschen Armee.



Scherz-Rebus.

(Von einem jungen Kameraden.)



Ergänzungsaufgabe.

ap as ca dus e e hip ju ka ka
lam lu le ne nal on on rus skor
tal tel ter tol us

Zu suchen sind 12 dreisilbige Wörter, welche eine gemeinsame Mittelsilbe haben und deren Anfangs- und Endsilben oben gegeben sind.

Umstellungsrätsel.

(Von einem jungen Kameraden.)

Durch Umstellung folgender acht Wörter ergeben die Anfangsbuchstaben eine in der Erzählung „Unter Korsaren" vielgenannte Person.

Aal, Indien, Saturn, Abel, Taufe, Helena, Türkei, Markus.

Auflösung des Silbenrätsels in Nr. 21.

Nuntius,
Uri,
Lissabon,
Linie,
Aral,
Delphi,
Imitation,
Eugenie,
Sahara.

Nulla dies sine linea.

Auflösung des Geographierätsels in Nr. 21.

Köln, Offenbach, Bremen, Leipzig, Emmerich, Naumburg, Zwickau. } Koblenz.

Auflösung des Münzen-Kryptogramms in Nr. 21.

Die auf den Münzen befindlichen Wörter und Silben werden bei links angefangen, von unten nach oben schräge gelesen:

Leichter träget, was er träget,
Der Geduld zur Bürde leget!
„Alter Spruch".

Fragen und Antworten.

Lieber guter Kamerad! Zu Weihnachten bekam ich einen kleinen Heißluftmotor, mit dem ich das von mir nach Deiner Anleitung gebaute kleine Hammerwerk in Bewegung setzte. Nun habe ich versucht, ein kleines Karussell anzufertigen. Dies ist mir auch gelungen, und ich bitte Dich nun, es durch den „G. K." meinen Kameraden zur Ansicht zu bringen. Das Ganze steht auf einem Brett A, auf welchem in der Mitte noch ein kleineres befestigt ist. Sodann schlägt man genau in der Mitte durch die beiden Bretter einen Nagel B, so daß die Spitze nach oben kommt. Nachher wird in einen Quirl C, den die Köchin hergeben muß, unten ein Loch gebohrt, daß sich derselbe, auf den Nagel gesteckt, leicht drehen läßt. Sodann setzt man auf die Aeste des Quirls einen runden Deckel D, vielleicht von einer Tortenschachtel, auf. Ungefähr in Dreiviertelhöhe des Quirls macht man ein Rad E, von ca. 15 cm Durchmesser, fest. In dasselbe muß vorher eine Spur, in welcher der Faden lauft, eingefeilt werden. Jetzt wird noch, um den Quirl aufrecht zu erhalten, eine Stütze angefertigt. Dieselbe besteht aus einem Brettchen F, in das vorher ein Loch gesägt wird, welches so groß ist, daß sich der Quirl bequem darin drehen kann. An das Brettchen befestigt man nun 2 Stützen G, deren anderes Ende an dem Brette A angebracht wird. — Es ist zwar einfach, aber es sollte mich freuen, wenn es meinen Kameraden gefiele. Wie sie das Karussell sonst noch ausschmücken, mit Wachspferden, Wagen, Schiffen u. dgl., mit Herren und Damen besetzen wollen, das muß ich der Phantasie des einzelnen überlassen. Ich hab' es, ohne mir zu schmeicheln, sehr hübsch gemacht. Grüßend Dein Hans Zinkeisen, Zwickau (Sachsen).

Arthur M. in **W.** Ist dein Bruder noch sehr klein, dann dürfte es sich empfehlen, seine Fingernägelgegend von Zeit zu Zeit in unauffälliger Weise in eine unschuldige, doch bitter schmeckende Substanz zu tauchen, wozu der Apotheker wohl Rat wissen wird. Ist er jedoch schon stramm auf den Beinen, so hilft unseres Erachtens nur eine mehr oder weniger hochnotpeinliche täglich befohlene Fingernägelvisitation, nach deren Ergebnis, je nachdem, aber konsequent, eine gelinde Strafe oder aber eine Belobung oder Belohnung zu erteilen wäre.

Theodor Hahn, Speichergasse Haus Hahn in **Libau, Kurland, Rußland,** schreibt: „Ich bin im Besitz von etwa 100 alten, russischen 7-Kopekenmarken (grau, innen rot), etwa 50 alten russischen 8 Kopeken von gleicher Farbe der 7 Kopeken, 25 alten russischen 10 Kopeken (braun) und einer großen Anzahl von 1, 2, 3, 4, 5, 14, 30, 35 ꝛc. Kopeken. Neue russische Marken, die jetzt im Kurs sind, besitze ich ebenfalls eine immense Anzahl von 1 bis 20 Kopeken, auch einige 35 und 70 Kopekenmarken. Sie würden mir daher einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie meine Adresse veröffentlichen wollten, damit ich mit den Kameraden in Tauschverbindung treten kann. Mir konvenieren alle Briefmarken mit Ausnahme der deutschen 10- und 20-Pfennigstücke.

Grobian. La critique est aisée, et l'art est difficile.

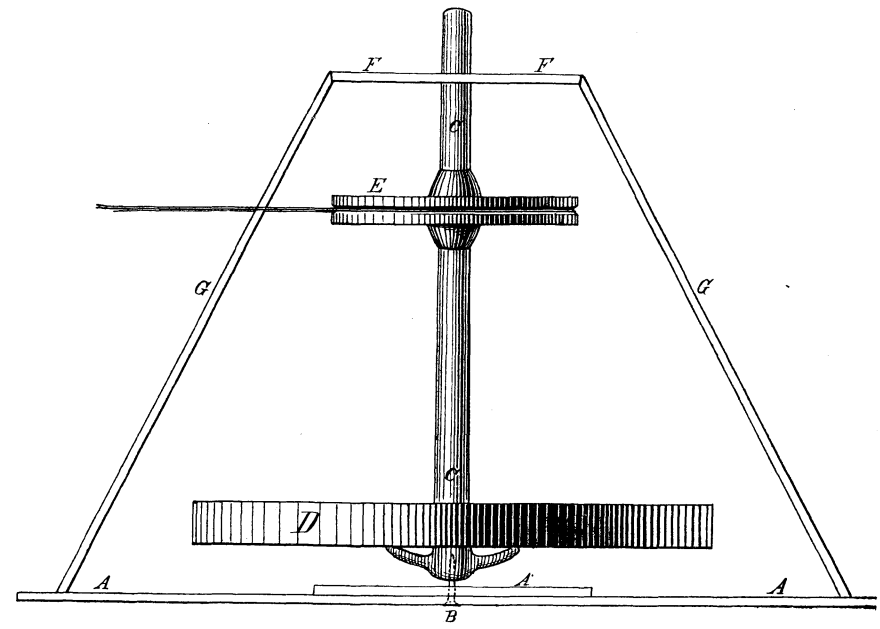
Rich. Filsniger. Was meinst Du, wenn wir nun doch noch ein Weilchen „Verstecken" spielten?

J. O. in W. Ob es ein Mittel gibt, den schlechten Geruch irgend eines Objektes hintan zu halten? O ja, ganz einfach: Die Entfernung der Ursache. Da das in Deinem Falle nicht gut geht, so halte für den Augenblick, als Deine Petroleumflasche offen ist, dreist die Nase zu. Anderen Rat wissen wir nicht.

Otto B. in Hanau. Wende Dich mit Deinen alten, seltenen Briefmarken doch an einen Philatelistenverein oder an eine Briefmarkenhandlung. Ueber die ungefähren Ansprüche, die Du stellen kannst, wird Dich ein Katalog, den die Briefmarkenhandlungen auf Verlangen gerne gratis überlassen, ausreichend orientieren. — Volapük lernt man nach einem der mehrfach existierenden Lehrbücher oder durch Teilnahme an einem Lehrkursus. Fast jede größere Stadt zählt neuerer Zeit einen Volapükverein, der sich die Veranstaltung von Unterrichtsstunden zur Aufgabe gemacht habt. — Warum verschluckst Du die letzte Frage? Nur 'raus damit!

Eugen T. in Riga. Den Seeräubern ist heutzutage das Handwerk ziemlich überall gelegt. In den chinesischen Gewässern soll es allenthalben noch etwas spuken. — Die Meerschweinchen füttert man ganz so, wie die Kaninchen, mit: Gras, Heu, Klee, Rüben, Getreide, Kartoffeln, Kohl, Salat und ähnlicher Pflanzennahrung. — Fische außer Wasser zu halten, ist eine ganz unstatthafte Quälerei. Wie lange ein solcher ohne dieses sein Element leben kann, ist nach den Arten verschieden. Von unseren einheimischen Fluß- und Teichfischen lebt der Aal in diesem Zustande etwa einen Tag lang, bei fast allen anderen dürfte der Tod schon binnen wenigen Stunden eintreten. Doch gibt es immerhin einige Mittel um das „Verschicken ohne Wasser" auf kurze Entfernungen zu ermöglichen, d. h. die Lebensdauer des Fisches etwas zu erhöhen. — Du willst Eau de Cologne selber fabrizieren? Das Rezept ist Geheimnis der betreffenden Handelshäuser.

H. M. in Stuttgart. Wenn Dir Deine Buchhandlung die Nummern des „G. K." nicht pünktlich liefert, bitte Deinen Papa, daß er bei derselben energisch reklamiert.



Wie man sich selbst ein Karussell machen kann. (S. den ersten Absatz unter Fragen und Antworten.)

Ст.-Петербургъ, Екатерингофскій просп. д. № 49 кв. 5. — „Im Orkus versunken", auf gut deutsch: Schon vor einiger Zeit dem Papierkorb anvertraut. Willst Du, daß wir nachgraben lassen? Ach, thu uns das nicht an!

Stanislaus Sk. in Prag. Das „lackierte Theebrett aus Weißblech" ist das in allen Haushaltungen übliche, gewöhnliche, aus Blech gefertigte und mit Lack (Farbe) überzogene Servierbrett, das zum Auftragen der Kaffee- und Theekannen benutzt wird. Unsere Zeichnung in Nr. 22 des vorigen Jahrganges zeigt dies doch ganz deutlich an. Frage nur Deine Frau Mama, sie wird dieses Haushaltungsstück ganz gut kennen.

Joachim v. Goertzke in Berlin SW., Möckernstr. 131, schreibt: Lieber guter Kamerad! Bitte sei so gut und teile meinen Kameraden mit, daß ich eine Wappensammlung habe und mehrere Stücke zu vertauschen wünsche. Z. B. v. Goertzke, v. Ribbeck, v. Throta, v. Wittik, v. Haza, Privatkanzleisiegel des Kronprinzen; an Doppelwappen: v. Platen, v. Alvensleben, v. Bredow, v. Stechow, v. Goertzke, v. Ribbeck u. a. m.

Wer von meinen lieben Kameraden kann mir ein Modell nebst Anweisung zu einem Münzschranke senden? Wer weiß ein gutes Mittel, Münzen zu reinigen? Briefe sind erbeten an Paul Schondorf, Güstrow in Mecklenburg, Kleine Wallstraße Nr. 2.

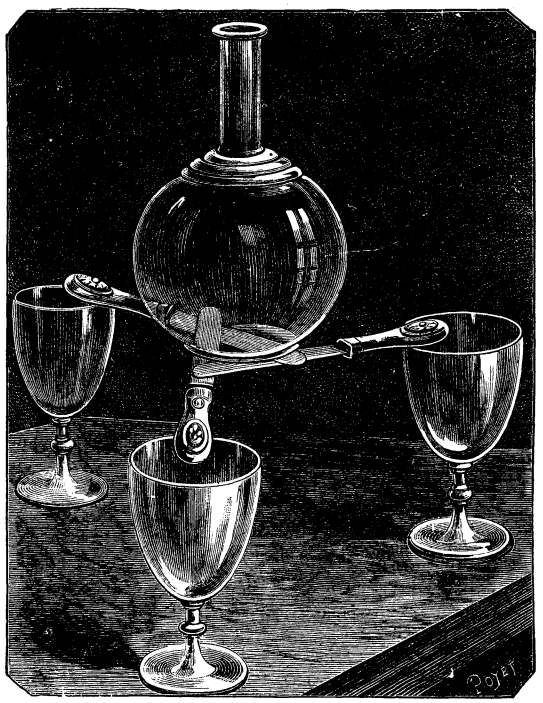
W. v. Goertzke in Berlin SW., Möckernstraße 131, schreibt: Lieber guter Kamerad! Bitte, sei so gut und teile den Kameraden mit, daß ich eine Briefmarkensammlung habe und mit meinen Kameraden tauschen möchte. Ich habe zu diesem Zwecke eine braune $^1/_2$-Centavomarke der Argentinischen Republik, 1 schwarzblaue 10-Centavomarke von Peru, 1 graugrüne von Monaco, eine 5-Centavomarke von Chile, 1 Portugal, braun, 25 Reis, 1 Kap der guten Hoffnung braun, 2 Pence, eine 2-Centsmarke von Nordamerika, 1 Indien braun, 1 Anna, braun, 1 Engl. Kreuzbandstr. $^1/_2$ Penny u. a.

A. O. in F. a. M. Versenkungen in einem Puppentheater willst Du herstellen? Die Antwort wäre leicht, wenn Du gesagt hättest, wie Dein Puppentheater beschaffen. Nun wir wollen's versuchen.

Wenn die Puppen aus Bilderbogen geschnitten sind, dann ist es leicht. Diese sind entweder an lange Stäbchen geklebt und werden von den Kulissenseiten auf die Bühne geschoben oder von unten dirigiert, je nachdem die Stäbchen in senkrechter oder wagrechter Richtung an die Figuren angeklebt sind.

In diesen beiden Fällen ist die Versenkung leicht herzustellen, ja bei Figuren mit senkrechten Stäbchen ist sie sogar schon vorhanden. Bei Figuren mit wagerechten Stäbchen laufen diese in Rinnen, welche quer über die Bühne zwischen je zwei Kulissen eingekerbt sind. Um nun hier eine Versenkung herzustellen, braucht man nur diese Rinne völlig durchzuschneiden, und man hat die Versenkungen in beliebiger Anzahl fertig.

Schwieriger ist der Fall schon dann, wenn die Figuren statt an Stäbchen an rückwärts angeleimten Brettchen befestigt sind. Da genügt zur Versenkung nicht mehr ein durchgeschnittener Falz, sondern es muß im Boden der Bühne ein viereckiges Loch ausgesägt werden, groß genug, um durch dasselbe die Figur versinken lassen zu können. Wenn nun bei den Figuren mit Stäbchen die Versenkungen über die ganze Bühne verteilt sein können, so kann man bei solchen mit Brettchen eine, höchstens zwei anbringen, da durch zu viele Einsägungen das Theater an Haltbarkeit verlieren müßte. Eine weitere Gattung von Puppen sind die sogen. Fantochesfiguren. Diese sind wie die Puppen der kleinen Mädchen plastisch und bekleidet und werden, an Drähten hängend, von oben (aus den Soffiten herab) geleitet. Dies nun sind die eigentlichen Puppentheater. Die Versenkungen für diese Fantoches werden denen für Bilderbogenfiguren mit Brettchen gleich gemacht. Man sägt in den Boden der Bühne, dort wo die Versenkung angebracht werden soll, ein genügend großes, viereckiges Loch und paßt in dieses ein Brettchen genau ein. Dieses Brettchen leimt man an ein zweites, das an allen Kanten etwa 5 mm vorragt, so daß es, wenn man dieses Brettchen von unten in die Oeffnung der Versenkung einschiebt, nicht nach oben durchgedrückt werden kann. An das unten angeleimte größere Brettchen leimt man ferners an den äußersten Kanten zwei mit den Enden vorstehende starke Leisten und gibt zwischen diese eine Bleiplatte, um das Versenkungsbrettchen genügend schwer zu machen. Dazu genügt eine Bleischeibe, wie solche die Damenschneider benutzen, um gewisse Bestandteile der Frauenkleider zu beschweren. Ist dies fertig, so werden dort, wo die vier Enden der beiden Leisten des Versenkungsbrettchens bei geschlossener Versenkung zu stehen kommen, von unten in das Podium vier Ringelschrauben eingeschraubt. Durch diese zieht man nun vier Schnüre, welche je an eines der Enden der vorstehenden Leisten des Versenkungsbrettchens gebunden werden. Zieht man nun diese vier Fäden scharf an, so wird das Versenkungsbrettchen in die Versenkungsöffnung des Podiums gepreßt und schließt dieses vollkommen. Läßt man die Spannung der Fäden aufhören, so sinkt das Brettchen, vermöge des Bleigewichtes, beliebig schnell zur Tiefe. Um nun aber die Fäden nicht immer halten zu müssen, und doch die Versenkung stets bereit zu haben, werden die vier Fäden an ein Gewicht gebunden, das stark genug ist, dem Gewichte des Versenkungsbrettchens das Gegengewicht zu halten. Soll nun die Versenkung spielen, so braucht man nur dieses Gegengewicht näher zur Versenkung zu schieben, wodurch die Fäden, welche diese halten, gelockert werden und das Brettchen mit beliebiger Geschwindigkeit zur Tiefe sinkt. Es bedarf wohl keines besonderen Mahnwortes, daß alles genau und passend gemacht sein will, wenn es klappen soll. Versuche also Deine Kunst. Der „G. K." wird gelegentlich ausführlicher auf das Puppentheater zu sprechen kommen.



Physikalische Spielerei.

Joh. D. zu Stolp. Du hast die Absicht, Dich dem Torpedodienste zu widmen und willst die Bedingungen der Aufnahme, Aussichten u. s. w. kennen lernen. Lasse Dir von der Verlagsbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn in Berlin SW., Kochstraße 68 bis 70, die daselbst im Druck erschienene einschlägige kaiserliche Verordnung senden. Das Heftchen wird kaum mehr als etwa eine Mark kosten.

Liebe Kameraden! Ich habe eine Briefmarkensammlung von vielen seltenen Marken, kann aber verhältnismäßig wenige Afrika bekommen. Alle, welche mir hierin zu Hilfe kommen können, möchte ich darum bitten. Ich sende Euch dafür gerne von meinem großen Vorrat. Mit brüderlichem Gruß Euer Hermann Wolf jr., Rheydt (Reg.-Bez. Düsseldorf), Mühlenstr. 53.

Die „lange Zeder" in Barmen schreibt: Kameraden! Ich habe ein Gedicht gemacht, betitelt: „Der sterbende Indianer". Das müßt Ihr lesen! Es lautet:

Hell glänzt die Sonn' am unbewölkten Himmel,
Sie scheinet heiß hinab auf die Prairien,
Durch die der Büffel zahllosen Gewimmel
Und flücht'gen Fußes Antilopen ziehen.

Im Walde geht ein stilles Rauschen
Durch alle Wipfel sanft und lind,
Der Hirsch hält stille, um zu lauschen,
Was liegt dort, wo die muntre Quelle rinnt?

Ein roter Krieger ruht dort hingestrecket,
Ihn traf des schnellen Pfeiles scharfer Stahl,
Sein rotes Blut den grünen Rasen decket,
Auf seiner Stirne steht des Todes Mal.

Sein dunkles Aug' hebt sich zum Blätterdome,
Zum blauen Himmel schaut sein Angesicht!
Dann blickt er sehnsuchtsvoll zum fernen Strome,
Hell glänzend in der Sonne goldnem Licht.

Noch einmal prüft das Aug' des Kriegsbeils Schneide,
Den Schrecken seiner Feinde in der Schlacht —
Es rauscht der Wald im grünen Blätterkleide,
Dann deckt sein Auge dunkle Todesnacht.

Still ruht der Krieger dort im dunklen Walde,
Sein Geist weilt nicht mehr auf der irdschen Flur,
Im Lande Manittus, auf weiter Halde,
Folgt er dem Bison und des schnellen Hirsches Spur.

A. N. in K. ccm = Kubikzentimeter. — Ueber die Bereitung einer guten Hektographenmasse siehe unsere Antwort S. 303 dieses Jahrganges an „Aminicus" (?) in Hamm. — Die Bereitung der genannten Chemikalien würde die Hantierung mit gifthaltigen Substanzen bedingen, davor wir uns doch in acht nehmen wollen. Unsere Gebrauchsanweisung besagt ja alles Nötige! Gruß erwidert!

O. H. Danken für Deine beiden Rätsel. — Danken auch ob der Nachfrage. Quincy sowohl als Old Shatterhand ergeht es recht gut. Von letzterem wirst Du bald hören.

Joseph D. in Prag. Wenn Dir wieder so etwas passiert, dann schlafe erst mal drüber. „Das Herz kommt jeden Morgen warm und mürb aus dem Backofen des Bettes, und abends ist es kalt, hart und trocken wie eine alte Semmel. Der Morgen, der Frühling des Tages, schmilzt das Ungemach und die Bosheit des vorigen Abends hinweg," sagt Börne, und er hat recht.

Fr. Jenßen in Hamburg, Hohenfelde, Neubertstr. 11, schickt seinen Kameraden besten Gruß und ladet sie ein, mit ihm Briefmarken, Schmetterlinge, Käfer, Münzen und Mineralien zu tauschen. Sein Dublettenbestand in Briefmarken zählt 8000 Exemplare, darunter 3000 überseeische. — Wie man sich eine elektrische Glocke selbst herstellen kann, das soll demnächst in einem besonderen Artikel erklärt werden. Gruß!

Liebe Kameraden! Wer will mir Briefmarken und Kouverts ablassen? Briefe mit Angabe der erwünschten Gegenleistung sind direkt erbeten. Sehr lieb wären mir Mecklenburg, Oldenburg, Hannover, preußische Kouverte und asiatische Marken. Mit kameradschaftlichem Gruß Alfred Braunsdorf, per Adr.: Frau H. verw. Braunsdorf, Plagwitz bei Leipzig, Zschochersche Straße 7.

Ein Kamerad in Frankfurt a. M. Das Deutsche Reich zählt 1 567 600 Mann Kriegsstärke (ohne Landsturm), 163 Schiffe mit 857 Geschützen; Rußland 2 983 774 Mann Kriegsstärke, 510 Schiffe mit 1396 Geschützen.

Ludwig St. in Mannheim. Wir haben Deinen Wunsch ad notam genommen und werden demselben gelegentlich zu entsprechen suchen. Wir bezweifeln, daß Du ohne fachtechnische Zuhilfe einen Barometer selbst zustandebringst.

Heinrich H. in K. Ob man Maikäfer wirklich essen kann? Allenthalben wird das behauptet; der „G. K." hat's noch nicht versucht und will diesen Versuch auch gerne jedem überlassen, der Lust und Appetit genug dazu hat. Wohl bekomm's! — Brr! —

A. W. in Liegnitz. Aquarien sind gewöhnlich in den Handlungen für Beleuchtungs- und Wasserleitungsrequisiten vorrätig. Mach Dir's doch selber! — Welches das imposanteste Gebirge Deutschlands ist? Zweifellos die Alpenausläufer des südlichen Bayerns. — Ueber die Gründungsjahre und die Gründer der Städte sind nur selten genaue geschichtliche Datas bekannt, so auch über Liegnitz. Es wird urkundlich erstmals im Jahre 1004 erwähnt. Anno 1161 ward es die Residenz der Herzöge von Liegnitz. — Die ersten Nachrichten über Magdeburg reichen bis auf das Jahr 805. Karl der Große hatte den Platz zu einem Handelsplatz bestimmt; er sollte für die mit den Wenden und Avaren handelnden Kaufleute die Grenzstation bilden. Gruß erwidert.

C. Carl in Berlin. Daß Du die edle That Deiner Kameraden in solcher Weise quittieren willst, ist von Dir nicht minder schön gedacht. Wir legen Deine Arbeit zurück, um sie bei Gelegenheit mit Muße zu lesen; wenn sie brauchbar ist, dann wollen wir sie, schon um der guten Absicht willen, Deinen Kameraden nicht vorenthalten. Doch soll es Dich nicht verstimmen, wenn wir keinen Gebrauch davon machen. Der Brief ist ziemlich groß und der „G. K." muß mit seinem Raume gar haushälterisch sein. Kameradschaftlichen Gruß!

H. Fr. in Münster. Du interessierst Dich ganz besonders fürs „Federvieh". Doch nicht in kulinarischem Sinne?

Lieber guter Kamerad. Ich suche für ein großes Figurentheater mit reichen Requisiten und großem Repertoir eine Anzahl seltenerer Marken einzutauschen und füge das Repertoir gleich bei: 1. Dornröschen (Märchen); 2. Hansel und Grethel (Märchen); 3. Hitze vertreibt Hitze (Posse); 4. Der zerstreute Naturforscher (Posse); 5. Der Waffenschmied (Oper); 6. Die Räuber (Trauerspiel); 7. Der Goldonkel (Lustspiel); 8. Der Freischütz (Oper); 9. Kasperltheater. Jedes dieser Stücke ist reichlich mit Szenerie versehen. Die Figuren elegant, von der teuersten Sorte. Das ganze Theater fast wie neu gehalten. Am liebsten möchte ich dafür alte deutsche Marken (Sachsen, Mecklenburg, Braunschweig, Hamburg u. a.) Der gef. Offerent möge genaue Adresse beifügen; er erhält, wenn bezeichnete Marken konvenieren, das Theater per Expreß zugesandt. Meine Adresse: Bruno Pollack, Görlitz. Grüner Graben 5. — Sind Mama und Papa damit einverstanden?

A. Thannenberg in Salzburg. Antiquariate kann Dir Deine Buchhandlung eine ganze Menge nennen.

Julius Fabiani in Wien. Wir haben Deine Briefmarken erhalten. Für welche Adresse sind sie bestimmt, wem sollen wir dieselben schicken? Bezeichne uns wenigstens die Antwort, die Dich zu dieser Sendung veranlaßt hat.

Karl M. in P. Macht nichts! Alle Wasser fließen ins Meer.

Mit Ruten gestrichen.

Im Jahre 1611 wurde Petro Tellezy Giron, Herzog von Ossuna, von König Philipp III. von Spanien, als Vizekönig nach Sizilien gesandt. Dort erwarb er sich große Verdienste, indem er bald Ruhe und Ordnung wiederherstellte. Er brach die Macht der großen Herren und der von ihnen besoldeten Banditen, hob Ackerbau, Handel und Gewerbe und verjagte die seeräuberischen Türken, so daß er sich, unterstützt von einer einnehmenden Persönlichkeit, bald große Popularität erwarb. Um seine gemeinnützigen Zwecke zu erreichen, zeigte sich der neue Würdenträger durchaus nicht skrupulös. So hatte er, um der immer mehr um sich greifenden Unsicherheit zu steuern, gleich nach seinem Einzug in Palermo ein Edikt erlassen, nach welchem es künftighin niemand mehr erlaubt sein sollte, Waffen irgend welcher Art zu führen. Als er nun etliche Tage nach Erlaß des Edikts auf dem Balkon des Schlosses stand, erblickte er in einiger Entfernung vier junge Edelleute, die dem Verbote zum Trotz Degen und Pistolen trugen. Entrüstet über diese Auflehnung, ließ der Herzog die Jünglinge sogleich vor sich kommen, und da ergab es sich denn, daß die anscheinenden Mordwerkzeuge aus Pappe angefertigt waren. Ossuna, welcher die ironische Absicht dieser Demonstration erriet, verbarg seinen Unmut, streichelte den jungen Herren die Wangen und lobte ihren artigen Einfall, einen Maskenscherz aufzuführen. Darauf ließ er sie abtreten und einem inzwischen herbeigerufenen Schulmeister übergeben, welcher sie mit Hilfe eines Bündels Ruten unter Beistand zweier Schergen in pädagogische Behandlung a posteriori nehmen mußte. Nach dieser Exekution wurden die Missethäter wieder vor den Vizekönig geführt, der ihnen die Taschen mit Kuchen und Konfitüren füllen ließ und sie nach einer väterlichen Ermahnung entließ. Dieser milde Anfang seiner richterlichen Thätigkeit brachte den Sizilianern einen genügenden Begriff von ihrem neuen Oberhaupte bei; sie sahen, daß der Stellvertreter des spanischen Monarchen weder grausam, noch blutdürstig sei, aber dessenungeachtet seinen Verordnungen Ansehen zu verschaffen wisse und keinen Spaß verstehe, so schalkhaft er auch bei Gelegenheiten scherzen könne.

Der Geist der Llano estakata.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

Jetzt konnte Fred sich nicht länger halten. Er brach in ein schallendes Gelächter aus, und Helmers fiel herzlich in dasselbe ein.

„Was gibt es denn zu lachen?" fragte Hobble-Frank, halb erstaunt und halb zornig.

„Sie sind ja der reine Konfusionsrat!" antwortete Fred.

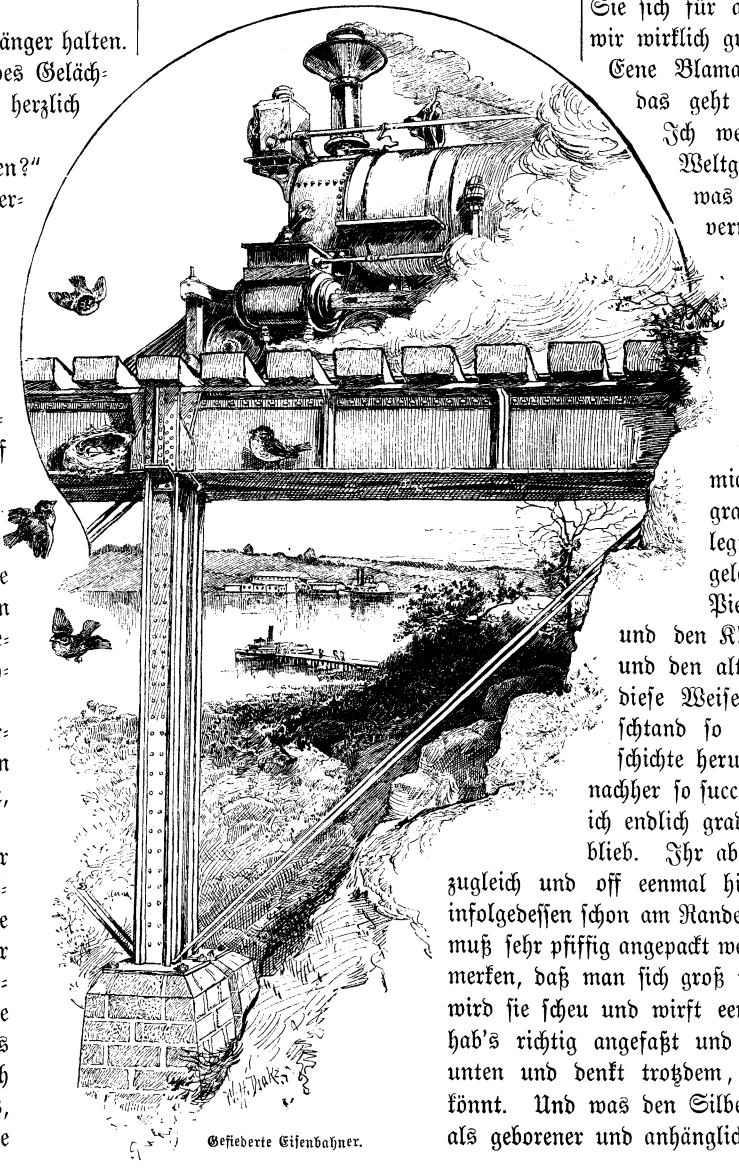
„O bitte sehr! Es heeßt Kommissionsrat. Aberst der bin ich nich. Ich mache überhaupt nie eenen Anspruch auf Titulaturen, die mir nich gehören."

„Das meine ich nicht. Ich wollte nur sagen, daß Sie die entgegengesetztesten Daten und Personen der Weltgeschichte miteinander verwechseln."

„Was? Ich? Wie? Verwechseln? Wieso denn? Wollen Sie die Gewogenheet haben, mir das zu beweisen?"

„Sehr gern. Fulton, der Schöpfer der heutigen Dampfschiffahrt, hatte Napoleon seine Erfindung angeboten, war aber von demselben nicht berücksichtigt worden. Darum sagte später der Kaiser, als er dieses Fehlers gedachte: ‚Als ich Fulton aus den Tuilerien wies, habe ich meine Kaiserkrone weggeworfen.' Silbermann aber hat gar nicht zur damaligen Zeit gelebt."

„So! Ach so! Meenen Sie! Wie schön Sie sich das zurecht gelegt haben! Aber mir, dem Hobble-Frank, dürfen Sie mit solchem Krimskrams nich kommen. Ich habe meine Weltgeschichte fast im Sacke! Nich mal mit eenem halben Ooge darf sie mir herausgucken. Es is ganz unmöglich, daß ich mich irren kann. Das mögen Sie sich für alle Zukunft merken, wenn wir wirklich gute Freunde werden wollen. Eene Blamage dulde ich nich, denn das geht mir gegen den Schtrich. Ich weeß ganz genau, daß die Weltgeschichte das Allerhöchste is, was die Menschheit zu leisten vermag, und schtimme dem alten Solon bei, der die Chladnischen Klangfiguren entdeckt hat und noch schterbend ausrief: ‚Die Weltgeschichte is das Oberappellationsgericht mit drei Advokaten!' Darum habe ich mich mit dem eisernsten Fleiß grad off die Weltgeschichte gelegt. Ich habe den Leuniß gelesen und den Robinson, Pierer's Konversationslexikon und den Kladderadatsch, Sohrs Atlas und den alten Schäfer Thomas. Off diese Weise bin ich ersch mit Verschtand so langsam um die Weltgeschichte herumgegangen und habe mich nachher so succesfive hineingeschlichen, bis ich endlich grad im Mittelpunkte schtecken blieb. Ihr aber wollt mit allen Beenen zugleich und off eenmal hineinschpringen und bleibt infolgedessen schon am Rande kleben. Die Weltgeschichte muß sehr pfiffig angepackt werden. Sie darf gar nichts merken, daß man sich groß mit ihr abgeben will, sonst wird sie scheu und wirft eenen aus dem Sattel. Ich hab's richtig angefaßt und sitze fest. Ihr aber liegt unten und denkt trotzdem, wunder was Ihr leisten könnt. Und was den Silbermann betrifft, so bin ich als geborener und anhänglicher Sachse sein Landsmann



Gefiederte Eisenbahner.

und muß also am allerbesten wissen, wie es sich mit seiner Ziehharmonika verhalten hat. Und mit Fulton dürfen Sie mir erst recht nich kommen. Den kenne ich inwendig und ooch auswendig. Er is der Dichter des schönen Abendliedes von der goldenen Abendsonne, welches drüben in Deutschland jedes Schulkind singen lernt. Der erste Vers lautet:

‚Wer hat dich, du schöner Wald,
Offgebaut so schön?
Nie kann, wenn die Büchse knallt,
Deinen Glanz ich sehn!‘

Und jetzt nach diesem Alibibeweise werden Sie so rechtlich denkend sein, mir zuzugeben, daß ich Sie in den Wissenschaften überflügelt habe und Ihnen ganz besonders in der Weltgeschichte überlegen bin. Nich?"

„Ja, wir geben es zu," lachte Fred. „Sogar in der Dichtkunst sind Sie unser Meister. Sie haben es in derselben, wie ich eben hörte, so weit gebracht, die Anfänge dreier Volkslieder in einer einzigen Strophe zu bringen."

„O, das is gar nich schwer. Bei mir kommen die Jamben eben nur so gesäuselt. Ich gloobe nich, daß ich mich in Beziehung off die Künste und Wissenschaften vor eenem anderen zu verstecken brauche. Ich habe sogar schon off dem Kamme geblasen. Doch will ich mich nich etwa überheben. Das sind angeborene Vorzüge, off welche sich een bescheidener Charakter nichts einbildet, und darum nehme ich es Ihnen ooch gar nich etwa übel, wenn Sie sich mal von Ihrem Irrtume hinreißen lassen, zu denken, daß Sie gescheiter sind, als ich es bin. Da habe ich gern Nachsicht, denn ich weeß doch, wer ich bin, und denke im Schtillen bei mir: Ubi bene, ibi patria, zu deutsch: Ohne Beene kann man nich aus dem Vaterlande. Und da ich so glücklich aus dem meinigen gekommen bin, so muß ich doch also een Kerl sein, der, sozusagen, Arme und Beene, Hände und Füße hat."

„Ja, das sind Sie, und das haben Sie. Am allermeisten aber gefällt mir an Ihnen, daß Sie meinen Lehrmeister gekannt haben."

„Bosco? Er is Ihr Meester gewesen?"

„Ja, obgleich dieser Ausdruck etwas nach Handwerk klingt. Ich habe mehreren seiner berühmten Kollegen assistiert und mit ihnen fast ganz Europa und Nordamerika bereist."

„Und was sind Sie denn vorher gewesen?"

„Erst besuchte ich das Gymnasium, wo ich — — —"

„O weh!" fiel Frank ihm in die Rede. „Das is keene Empfehlung für Sie."

„Warum?"

„Weil ich eene schtarke Idiosympathie gegen alles habe, was Gymnasiast gewesen is. Diese Leute überheben sich. Sie glooben nich, daß een Forschtbeamter ooch een Koryphäus werden kann. Ich habe das schon wiederholt erfahren. Natürlich aberst is es mir schtets kinderleicht geworden, diese Leute zu überzeugen, daß ich der Mann bin, mit Gigantenschritten über sie hinwegzuschteigen. Also so eene kleene Art von Schtudium haben Sie ooch durchgemacht?"

„Ja. Vom Gymnasium weg widmete ich mich auf den Rat meiner Gönner hin der Malerei und besuchte die Akademie. Ich hatte recht gute Anlagen, aber leider keine Ausdauer. Ich ermüdete und stieg von der wirklichen Kunst zu einer sogenannten herab — ich wurde Kunstreiter."

„O wehe! Da können Sie mir freilich leid thun!"

„Ja, ja," nickte der Juggle-Fred ernst. „Ich war ein flotter Kerl, aber ohne Kraft und inneren Halt. Mit einem Worte, ich war leichtsinnig. Tausend und tausend Male habe ich es bereut. Was könnte ich heute sein, wenn ich es fest gewollt hätte!"

„Nun, die Begabung haben Sie wohl noch heute. Fangen Sie wieder an!"

„Jetzt? Wo die jugendliche Elastizität verloren gegangen ist? Uebrigens habe ich hier eine Aufgabe zu lösen, welche mich im Westen festhält."

„Darf man erfahren, welche Aufgabe das ist?"

„Ich spreche nie davon und will Ihnen nur sagen, daß ich eine Person finden will und finden muß, nach welcher ich bisher vergeblich gesucht habe."

„So könnte es Ihnen nur Nutzen bringen, wenn Sie mir sagen wollten, von welcher Person Sie reden."

„Das ist mein Geheimnis."

„Schade, sehr schade! Ich werde in den nächsten Tagen mit Leuten zusammenkommen, welche fast jeden Winkel des Westens kennen. Von ihnen könnten Sie Rat und That erwarten. Ich denke dabei natürlich an Old Shatterhand, an den dicken Jemmy, den langen Davy, an Winnetou, welcher — — —"

„Winnetou?" fiel Fred ein. „Meinen Sie den berühmten Apachenhäuptling?"

„Ja!"

„Ach richtig! Den müssen Sie ja auch kennen, weil er sich an jenem gefährlichen Ritte beteiligt hat. Also auch mit ihm treffen Sie zusammen?"

„Gewiß!"

„Wo?"

„Das hat er nur mit Old Shatterhand besprochen. Vermutlich aber wird es jenseits der Llano estakata sein."

„Hm! Dann hoffe auch ich, ihn zu sehen. Ich will nämlich über die Staked Plains."

„Allein?"

„Nein! Ich bin von einer Gesellschaft engagiert, welche ich hinüber und dann noch bis El Paso führen soll."

„So sind es keine Westmänner, da sie eines Führers bedürfen?" fragte Helmers.

„Nein. Es sind Yankees, welche hinüber wollen, um drüben in Arizona ein gutes Geschäft zu machen."

„Doch nicht etwa in Diamanten?"

„Ja, grad in dieser Ware. Sie scheinen bedeutende Summen bei sich zu führen, um die Steine an Ort und Stelle billig einzukaufen."

Helmers schüttelte den Kopf und fragte dann:

„Glaubst du denn an diese Diamantenfunde?"

„Warum nicht?"

„Hm! Ich meinerseits halte die ganze Geschichte für einen riesigen Humbug."

Er hatte ganz recht. Zu jener Zeit tauchten plötzlich Gerüchte auf, daß in Arizona Diamantfelder entdeckt worden seien. Es wurden Namen von Personen genannt, welche durch glückliche Funde in wenigen Tagen steinreich geworden seien. Man zeigte auch Diamanten, wirkliche und zum Teil sehr kostbare Diamanten vor, welche dort gefunden worden sein sollten. Dieses Gerücht ging durch die ganze Breite des Kontinentes im Laufe einiger Wochen, ja einiger Tage. Die Diggers von Kalifornien und der nördlichen Distrikte verließen ihre einträglichen Diggins und eilten nach Arizona. Aber schon hatte sich die Spekulation des Feldes bemächtigt. Es waren in aller Eile Gesellschaften gebildet worden, welchen Millionen zur Verfügung standen. Die Diamantfelder sollten angekauft werden, damit man die Ausbeute derselben im großen betreiben könne. Kein Klaim sollte abgegeben werden. Agenten flogen hin und her, mit Demantproben in der Hand, welche man an den betreffenden Stellen nur so aufgelesen haben wollte. Sie schürten aus allen Kräften, und in kürzester Zeit wurde das Diamantfieber hochgradiger, als das Goldfieber es jemals gewesen war.

Vorsichtige Leute aber hielten ihre Taschen zu, und der Rückschlag, welchen sie vorhersagten, trat auch sehr bald ein. Der ganze, große Schwindel war von einigen wenigen, aber höchst „smarten" Yankees in Szene gesetzt worden. Sie waren aufgetaucht, ohne daß man sie kannte und sie verschwanden wieder, ohne daß man sie inzwischen kennen gelernt hatte. Mit ihnen waren natürlich auch die Millionen verschwunden. Die Aktionäre fluchten vergeblich. Die meisten leugneten, Aktien besessen zu haben; sie wollten sich nicht auch noch auslachen lassen. Die so schnell berühmt gewordenen Diamantfelder lagen wieder öde wie vorher, und die ge- und enttäuschten Goldgräber kehrten nach ihren Diggins zurück, um dort zu finden, daß sich indessen andere da eingenistet hatten, welche klüger gewesen waren als sie. Damit war die Sache zu Ende, und niemand sprach mehr von ihr.

Es war kurz nach Beginn dieses Diamantfiebers, daß die bisher geschilderten Szenen sich vor der Thüre von Helmers Home abspielten. Der Farmer gehörte zu denen, welche dem Gerüchte keinen Glauben schenkten. Der Juggle-Fred hingegen meinte:

„Ich will jetzt noch nicht an der Wahrheit zweifeln. Hat man anderswo Diamanten gefunden, warum sollten nicht auch in Arizona welche liegen. Mich freilich gehen sie nichts an. Ich habe anderes zu thun. Was sagen denn Sie dazu, Master Frank? Das Urteil eines Mannes von Ihrem Scharfsinne, Ihren Erfahrungen und Kenntnissen kann uns nur maßgebend sein."

Hobble-Frank antwortete geschmeichelt:

„Es freut mich, daß Sie sich vertrauensvoll an mich wenden, denn bei mir sind Sie an die eegentlich richtige Schmiede gekommen. Bei dieser Gelegenheet könnte ich prächtig mit meinen mineralogisch idealen Kenntnissen glänzen. Ich könnte Ihnen entwickeln, wie der Diamant aus Luft, Kreide, Kochsalz und Glas entschteht, wodurch er nämlich durchsichtig wird, aberst ich weeß, daß Sie zu wenig Vorschtudien gemacht haben, um meinen eleganten, provisorischen Konschtruktionen folgen zu können. Ihr Geist is nich genug an solche plastische Schpektralmethoden gewöhnt und könnte leicht Halluzinationen an den Oogen und Ohren bekommen. Ich könnte Ihnen oock sagen, wie der Diamant geschliffen wird, indem man nämlich von alten Zündholzschachteln das Sandpapier abreißt und ihn damit nach und nach abreibt; aber ooch das erfordert eene unmangelhafte Behendigkeit des Begriffsvermögens. Darum will ich ohne alle Umschweife den Ochsen an den Hörnern aus dem Schtalle ziehen, aus welchem Gleichnisse Sie ersehen werden, daß Sie dasjenige, was Sie wissen wollen, gleich hören werden. Ich bin nämlich der Ansicht, daß es um den Diamant freilich eene ganz schöne Sache is; aber es gibt außer ihm noch andere Sachen, die ebenso hübsch sind. Im Oogenblicke des Heeßhungers is mir eene geräucherte thüringer Servelatwurscht lieber als der größte Diamant. Und habe ich Durscht, so kann ich ihn mit keenem Brillanten löschen. Und kann der Mensch etwa mehr, als sich satt essen und satt trinken? Ich bin mit mir und mit meinem Schicksale leidlich gut zufrieden. Ich brauche keene Edelschteene nich. Oder sollte ich sie etwan zum Schtaate an meinen Amazonenhut hängen? Da habe ich eene Feder droff, und die genügt vollschtändig. Also wenn ich wüßte, daß ich drüben in Arizona eenen Edelschteen finden thäte, so groß wie ungefähr das Heedelberger Faß oder wenigstens wie een ausgewachsener Kürbis von drei Zentnern Schwere, da ginge ich hinüber und holte mir ihn. Kleener aberst möchte ich ihn schon gar nich haben; das wäre mir viel zu beschpektierlich. Nun aberst gar nich zu wissen, ob man überhaupt was findet, und wenn man eenen findet, so is es een Knirps, so groß wie een Mohnkörnchen, nee und nein, da bringt mich keen Mensch nach die Diamantfelder. Also eenen, welcher drei Zentner wiegt, oder gar nichts; das is so meine unmaßgebliche Meenung und jeder vernünftige Mensch wird mir da freudig beistimmen. Wir sind Deutsche und brauchen keene Diamanten, denn een jeder von uns hat eenen Edelschteen in seiner Brust, nämlich das treue, deutsche Herz, von welchem der Dichter sagt:

„Kein Demant ist, der diesem gleicht,
So weit der liebe Himmel reicht."

Und wer von Ihnen mir da widerschprechen will, der mag es doch mal versuchen; ich aber rate ihm nich dazu, weil er seine Gliedmaßen hier in der Gegend hübsch langsam zusammenlesen müßte."

„Brav gesprochen!" rief Helmers, indem er dem kleinen Sachsen die Hand reichte. „Es ist wohl ganz undenkbar, daß ich jemals wieder in das Vaterland zurückkehren werde. Ich bekomme es niemals wieder zu sehen, aber mein Herz fliegt stündlich hinüber. Ihr habt sehr recht mit dem Edelsteine, und darum soll es uns gar nicht einfallen, uns um die Diamanten zu bekümmern, welche in Arizona gefunden worden sein sollen. Deine Gesellschaft, Fred, welche du hinüberführen sollst, wird wohl nicht die besten Geschäfte machen. Es wäre jedenfalls besser gewesen, wenn diese Leute mit ihrem vielen Gelde zu Hause geblieben wären. Sie können es sehr leicht los werden, ohne einen einzigen Diamanten dafür zu erhalten. Kluge Kerls scheinen es überhaupt nicht zu sein."

„Warum?"

„Weil sie es sich merken lassen, daß sie bedeutende Mittel bei sich führen. Das ist stets und überall nicht wohlgethan, hier aber noch dümmer als anderswo."

„Also die Leute wollen nachkommen? Wann werden sie hier eintreffen?"

„Morgen nach Mittag, wie ich vermute. Sie hatten noch zwei Packpferde zu kaufen, wozu wenigstens ein halber Tag gehört. Darum bin ich vorausgeritten, um die Zeit bis Morgen lieber bei dir zuzubringen."

„Daran hast du sehr wohlgethan, alter Freund. Wie viel Personen sind es denn?"

„Es sind ihrer sechs, von denen einige ein etwas grünes Aussehen und Benehmen haben, was mir aber natürlich sehr gleichgültig ist. Sie scheinen aus New Orleans zu kommen und sich einzubilden, daß sie mit Millionen wieder dorthin zurückkehren werden. Sie benehmen sich etwas übermütig, doch geht mich das nichts an. Sie bezahlen mich, und alles übrige kann mir sehr gleichgültig sein."

„Werden sie denn den Weg zu mir finden?"

„Sicher, denn ich habe ihnen denselben so genau beschrieben, daß sie gar nicht irren können. Ah, Bob, was gibt es?"

Diese letztere Frage galt dem Neger.

(Fortsetzung folgt.)

In Indien

haben der „Gazette of India" zufolge im Jahre 1886 nicht weniger als 24841 Personen ihr Leben durch wilde Tiere und giftige Schlangen verloren, 1934 mehr als im vorhergehenden Jahre. Die Todesfälle durch Schlangenbisse stiegen von 20142 auf 22134, während wilde Tiere 2707 Personen töteten, gegen 2765 im Jahre 1885. Tiger verschuldeten 928 Todesfälle, und Wölfe 222.

Der Zugvögel Heimkehr.

(Schluß.)

Gegen die Mitte und zu Ende des April erscheinen wieder in der alten Heimat: der rotköpfige Würger, die Bekassine, das niedliche Blaukehlchen, das Feldrotschwänzchen, die Schwalbe, — letztere besonders freudig von groß und klein, vom Städter und Landmann begrüßt. „Die Schwalben sind wieder da!" ruft man sich eines Morgens erfreut einander zu, und in den munter kreisenden oder blitzschnell durch die Gassen schießenden Vöglein glaubt man eine sichere Gewähr für echte, dauernde Frühlingstage zu besitzen. Gern räumt der Mensch diesen schmucken Tierchen „in stahlblauem Frack und weißer Weste" an seinem Hause unter einem vorspringenden Balken und Gesimse oder im oberen Winkel der Fenster ein Nistplätzchen ein; denn der Volksmund sagt, daß die nistende Schwalbe dem Hause Glück bringe und es vor Blitz bewahre; wer aber ein Schwalbennest mutwillig zerstöre, der bereite sich und seinem Hause Unglück. Ja, die kleine Schwalbe gilt als ein heiliger Vogel. Es ist die Hausschwalbe, welche ihr Nest von angespeicheltem Kot an die Außenseite der Häuser klebt; eine zweite Schwalbenart, die Rauchschwalbe, nistet im Innern der Häuser, z. B. auf Tennen oder gar im Rauche der Küchen ländlicher Gehöfte; ihr Nest wird aus angespeicheltem Schlamm nebst eingekneteten Hälmchen gebaut. Der Gesang der Hausschwalbe beschränkt sich auf ein nicht lautes Geleier; die Rauchschwalbe läßt ein angenehmes Zwitschern und Plaudern vernehmen, das harmlos und gemütlich klingt.

„Sie schwatzt von ihren Eiern viel,
Von ihren Kindern klein,
Und wenn sie niemand hören will,
Schwatzt sie für sich allein.
Das zwitschert, das zwatschert,
Und kann nicht stille sein!"

Zugleich mit den Schwalben kehren wieder: der Steinschmätzer, das Braunkehlchen, das Müllerchen, die Schwarzköpfe, die Gartengrasmücken, die Rohrsänger und die Nachtigall. Liebliche Lieder lassen mehr oder minder diese Vöglein erschallen, aber den Preis trägt doch die Nachtigall davon. Von der Zeit an, wo das erste grüne zarte Laub auf den Bäumen sproßt und die Erde sich neu mit Frühlingsblumen schmückt — vom Aprilmonat an — erschallt der herrliche Gesang der Nachtigall. In der Wonnezeit des Maies, wenn die Obstbäume in den Gärten mit schneeweißen und rosigen Blüten bedeckt sind und Wald und Heide neu das Fest ihrer Auferstehung feiern, erreicht der Gesangeseifer der edlen Sängerin seinen Höhepunkt. Selbst des Nachts, wenn der silberne Mond am Frühlingshimmel über den blütenduftigen, ruhigen Gärten und Auen glänzt und laue Lüfte säuseln, schallt das seelenvolle Lied der Nachtigall mit den Strophen voll reicher Mannigfaltigkeit weithin durch die Stille.

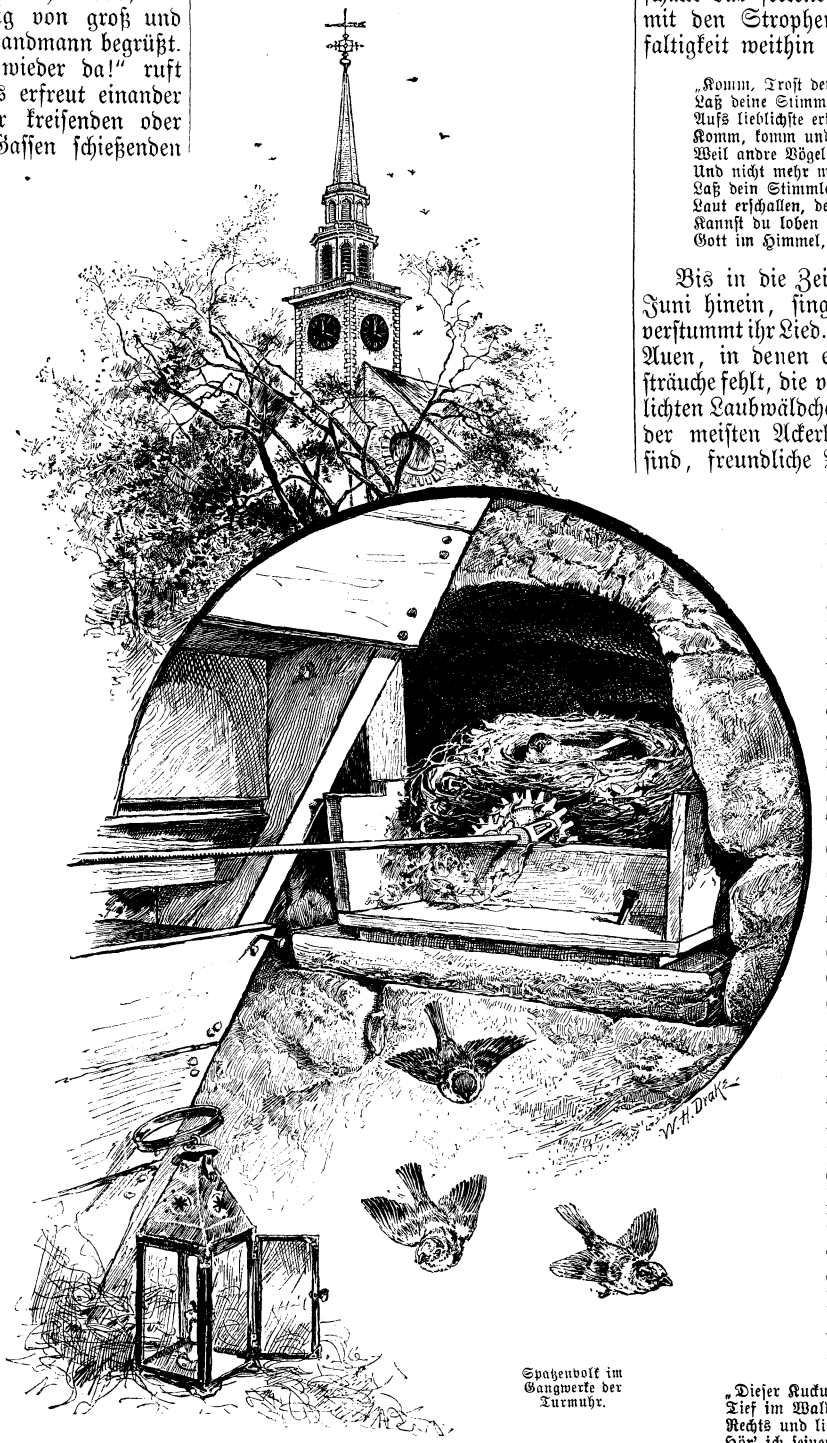
„Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm' mit Freudenschall
Aufs lieblichste erklingen;
Komm, komm und lob den Schöpfer dein,
Weil andre Vögel schlafen sein
Und nicht mehr mögen singen;
Laß dein Stimmlein
Laut erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben."

Bis in die Zeit der Rosen, bis in den Juni hinein, singt die Nachtigall; dann verstummt ihr Lied. — Wasserreiche, sonnige Auen, in denen es nicht an dichtem Gesträuche fehlt, die von Quellen durchrieselten lichten Laubwäldchen, wie sie in den Fluren der meisten Ackerbaugegenden nicht selten sind, freundliche Waldwiesen, Parks und Schloßgärten sind der bevorzugte Aufenthaltsort des liebenswürdigen Singvogels. Dort baut er in der zweiten Hälfte des Aprils sein Nest, welches niedrig im Gesträuche oder gar zwischen dichtverwachsenem Pflanzengesproß auf dem Boden steht. Die herumstreichende Katze, diese grimme Vogelfeindin, sahen wir einmal von einem Nachtigallenweibchen dadurch vom Neste fortgelockt, daß das langsam hinwegflatternde Vogelmütterchen sich stellte, als habe es einen Flügel gebrochen (S. 359).

Im Geleit der heimkehrenden Nachtigall befinden sich der Sprosser, der Fitislaubsänger, der Wendehals und der Kuckuck. Was den letzteren betrifft, so kommt das Männchen stets einige Tage früher als das Weibchen und kündigt sich sofort durch seinen wohltönenden, weithin schallenden Ruf an.

„Dieser Kuckuck, der mich neckt,
Tief im Waldgesträuch versteckt,
Rechts und links und überall
Hör' ich seinen fernen Schall.
Wo ich komme, geht er fort;
Bin ich hier, so ist er dort;
Ei, so sei er, wo er sei!
Lieblich ist von fern sein Schrei."

Herr und Frau Kuckuck haben in unseren Laub- und Nadelwaldungen ihre eigenen



Spatzenvolk im Gangwerke der Turmuhr.

Standreviere, welche sie hartnäckig gegen andere Pärchen verteidigen, und alle Jahre, solange sie leben, wieder beziehen. Ein Kuckuck, welcher eine auffallende, vom gewöhnlichen Kuckucksrufe etwas abweichende Stimme hatte, wurde zwanzig Sommer hintereinander in demselben Reviere vernommen.

„O froher Gast, ich hör' dir zu
Und freu' mich dein schon lang,
O Kuckuck, bist ein Vogel du
Oder ein Himmelsklang?

Dieweil ich lieg' im Grünen hier,
Hör' deinen Ruf ich gern,
Er füllt das ganze Luftrevier,
Mir nah zugleich und fern."

Der Kuckuck ist ein scheuer, flüchtiger Waldvogel. Er hat etwa Taubengröße. Sein Gefieder ist oben aschgrau, unten weiß mit dunklen Wellenbändern. Er legt bekanntlich seine Eier in die Nester kleinerer Insektenfresser, etwa der Rotkehlchen. Die Stiefeltern füttern den jungen gefräßigen Kuckuck sehr fleißig; dieser aber wirft sehr bald die übrigen Nestjungen aus dem Neste. Der Kuckuck vertilgt besonders haarige Raupen, unter anderen die giftigen des Prozessionsspinners, und wird hierdurch sehr nützlich.

In den letzten Tagen des April oder anfangs Mai stellen sich die Turmschwalben ein. Sie schwärmen, ihre alten Niststätten freudig begrüßend, namentlich abends, in geschlossener Kolonne und in reißendem Fluge um die Spitzen der Türme, wobei die Schwenkungen von allen so gleichzeitig und gleichmäßig ausgeführt werden, als geschähe alles auf Kommando. Dabei lassen sie fortwährend ihre hellpfeifende, schneidende, weitschallende Stimme ertönen, die wie „spih-spih" oder rascher und kürzer wie „spispispi" klingt. Daher auch der Name „Spirschwalbe". Drinnen im Turme aber horchen bei diesem scharfen Geschrei die Spatzen verwundert auf, und jener freche braune Freibeuter, welcher sein plunderiges Nest in das Gangwerk der Turmuhr gebaut hat (S. 356), denkt für sich mit froher Zuversicht: „Hier wird mich keine Turmschwalbe suchen! Von hier wird mich keine verjagen! Das Rasseln des Uhrwerks macht sie bange — diese großschrecierischen Turmschwalben!" Bedenklicher ist schon das Spätzlein, welches sein Nest in den Kelch gebaut hat, den eine steinerne Heiligenfigur in der Rechten hält (S. 358).

Mit tausend Blättern und Blüten, mit Sonnenregen und linden Lüften zieht der Mai ins Land; die Blumen nicken im Tauperlenschein, die Bäume schwenken ihre Blütenfahnen, rot und weiß, die Berge schmücken sich mit Sonnengoldsäumen, die Wälder rauschen wie jauchzend zum blauen Himmelszelt empor, und in buntem Verein fallen die Vöglein als Spielleute Gottes in das allgemeine Loblied der Natur ein. Und diejenigen Vögel, welche im vorigen Monat wegen übler Witterung zurückgeblieben sind, sie kommen jetzt auf schnellen Schwingen geflogen, um sich zu wiegen in Blütenbäumen, um einzustimmen in das allgemeine Vogelkonzert, um zwischen Blumen und Halmen oder zwischen grünen Zweigen und Aesten ihr Nest zu bauen. Es erscheinen die Zaunammern, der kleine graue Würger, die Waldlaubvögel, die gelbe Grasmücke, die Schilf-, Sumpf- und Binsensänger, der rotrückige Würger, der Kampfhahn, die Turteltaube, der Fliegenfänger, die Gambetten, die Strandläufer und die Wachteln. Besonders bemerklich machen sich die niedlichen anmutigen Turteltauben durch das Girren oder Ruckseln, welches aus dem von balsamischen Maiglöckchen durchdufteten Dickicht des Waldes ertönt: „Turrturr, turrturr, turrturr", erschallt es, — ein hohes, eintöniges, aber nicht unangenehmes Knurren; ja, es liegt etwas Süßtrauriges in diesem aus tiefem Walde tönenden Rufe, der sich mit dem wehmütigen Säuseln der Blätter vermischt und an das Wort der Schrift gemahnt: „Gleich der Taube seufzen in Betrachtung!" — Bedeutend heiterer ist der Ruf der Wachtel: er wird inmitten der dichsten Getreidehalmen sehr stark und hellgellend, aber in angenehmem und gleichmäßigem Takte vorgetragen und klingt wie „pückwerwück" oder „wackwerwack" — ein Ruf, den der Landmann mit „Bück den Rück!", der Lebemann mit „Pickenick!", und der Mönch mit „Dic cur hic?" übersetzt.

In der zweiten Hälfte des Mai kommen an: der Wachtelkönig, die Nachtschwalbe, der Pirol, die Mandelkrähe und andere Wandervögel. Die Pirolen sind in dem allgemeinen Vogelkonzert die Waldflötisten; üppig und weich, dabei ungemein fleißig erklingt aus den Kronen der frischbelaubten Bäume der angenehme Flötenruf, der aus drei bis sechs Silben besteht und fast wie „gileo" oder „giagileo" lautet. Man benannte nach diesem Ruf den Pirol auch mit einer Tonnachahmung „Bülow". Das Männchen ist ein Prachtvogel mit leuchtend zitronengelbem Gefieder, von dem das tiefe Samtschwarz der Flügel und des Schwanzes lebhaft absticht; die Augen sind blutrot. Das Weibchen hingegen hat ein zeisiggrünes und olivengrünes Gefieder nebst grauschwarzen Flügeln, wodurch es, in dem oben offenen Neste sitzend, zwischen dem grünen Laube vor den Späherblicken seiner Feinde geschützt wird. Das kunstvolle Nest hängt frei in der Luft, wie eine Wagschale, an zwei aus zähem Seggengras oder Rankenwerk gewundenen Bändern, in der Astgabel eines Baumes. Der herrliche Flötenruf des Pirols belebt den maigrünen Wald auf eine höchst angenehme Weise, besonders in der Stille des frühen Morgens, wo er schon um ein Uhr ertönt. Gewöhnlich begleitet der Pirol mit seinem Flötenrufe den Glockenruf des Kuckucks, der noch früher, schon um Mitternacht, sich hören läßt. Bekanntlich liebt es auch der Wiedehopf, den Ruf des Kuckucks mit seinem „Hupp hupp hupp" zu begleiten, weshalb Kuckuck und Wiedehopf vom Volksmunde auch der „Pastor und sein Küster" genannt werden.

Ende Mai sind die Zugvögel alle in die Heimat zurückgekehrt. Im Verein mit den Standvögeln machen sie Anstalt zum Brüten. Im Juni und Juli sind alle mit der Erziehung ihrer Jungen beschäftigt, weshalb sie ihren Aufenthaltsort nicht verändern. Die kleinen Vagabunden sind seßhafte Leutchen geworden, und selbst nicht mal das Brausen der Lokomotive vermag jenes Vöglein zu verscheuchen, das seltsamerweise unter den Schwellen der Eisenbahnbrücke sein kleines Nest gebaut hat (S. 353). Wald und Feld sind in dieser sommerlichen Zeit massenhaft von den vielen lieben Vöglein belebt — zur Freude jedes natursinnigen Menschen.

„Buntes Gefieder
Rauschet im Hain,
Himmlische Lieder
Schallen darein."

Vertilgung der Schnecken.

Die kleine gefräßige Nachtschnecke (Limax agrestis) richtet in Gemüsegärten und Gewächshäusern, besonders in feuchten, oftmals bedeutenden Schaden an. Um sie in Massen zu fangen, tauche man flachgekrümmte Rindenstücke in Braunbier, oder bestreiche Kohlblätter unterseits mit ranziger Butter und lege sie an die Orte, wo die Schnecken besonders viel Schaden anrichten. Jeden Morgen wird man, nach der Illustr. landw. Zeitung, eine ganze Versammlung unter den Rindenstücken, bezw. Kohlblättern beisammen finden, und man kann sich auf solche Weise rasch von dieser Plage befreien.

Der Briefstil unserer Voreltern

war erheblich kürzer und phrasenloser als der unserige. Ein Beispiel davon mögen folgende zwei Briefe bilden. Der Fürstbischof Michael von Küenburg zu Salzburg schreibt an seinen Bruder Hans zu Küenburg: „Meinen Grueß zuvor, lieber Bruder! Das ich aus Gottes Gnaden Erzbischove zue Salzburg geworden bin, wird Dir woll bekannt seyn, und weil ich einen Haushofmaister brauch, so magst Du mein Haushofmaister werden, womit ich Dich samt mich der göttlichen Vorsicht befelche. Dein Bruder Michel, Erzbischove." — Darauf antwortete Hans: „Meinen Grueß zuvor, Hochwürdiger Herr Bruder. Daß du aus Gottes Gnaden Erzbischove zue Salzburg geworden bist, ist mir wol bekannt, regier Land und Leut woll, daß du es dir beym strengen Gericht Gottes zu verantworten traust, ich bleib Pfleger zu Moßheim, und du magst dir um einen andern Haushofmaister schauge, womit ich dich samt mich der göttlichen Vorsicht befelche. Hanns von Küenburg."

Ein hängendes Gärtchen.

Etwas für Blumenfreunde.

Jetzt stellt euch nur nicht zu viel von meinem hängenden Gärtchen vor! Ihr braucht nicht gleich an die Königin Semiramis zu denken. Aber nett ist das Gärtchen doch, und Freude macht's einem leicht zufriedenen Gemüte auch. Es kommt alles darauf an, mit welchem Auge man die Dinge betrachtet. Sehen wir sie freundlich an, so gucken sie auch uns wieder freundlich ins Auge.

Nun hört! Vor dem vom milden Morgensonnenschein umkosten Fenster meines Studierstübchens hab' ich mir auf der Fensterbank ein hölzernes Kästchen anbringen lassen, das mit sogenannter Baum- oder Blumenerde angefüllt und mit Schlinggewächsen bepflanzt ist. Die Schlinggewächse ranken an einem Bogen hinauf, den ich aus ein paar gebogenen Weidenruten herstellte. Oben, am Gipfelpunkt des Bogens, hängt eine rote Thonampel, welche ein Töpfchen mit langherabwallenden Pflanzen trägt. Das Ganze macht eine hübsche Wirkung, zumal wenn sich erst im Fürderschreiten der schönen Jahreszeit die Schling- und Rankenpflanzen verdichtet haben und gleichsam eine grüne Gardine vor das Fenster weben, ohne jedoch die goldenen Strahlen und Funken der Sonne völlig auszuschließen, indem einzelne Lichtblitze durch die Lücken zwischen den Blättern und Ranken auf die dunkle Tapete fallen. Das Kästchen hab' ich mit brauner Oelfarbe anstreichen lassen, einerseits weil es so besser aussieht, andererseits weil der Oelanstrich das Holz schützt. Wer's haben kann, mag auch einen Zinkeinsatz in den Kasten stellen, denn ein solcher schützt die Innenwände des Kastens vor Feuchtigkeit und Moder.

Schon seit mehreren Jahren hat dies hängende Gärtchen meine Fensterbank und mein Studierstübchen verschönert. Der grüne Blätterschleier bricht die grellen Sonnenstrahlen und läßt nur ein gemildertes Licht ins Stübchen gleiten; er gibt mir, wenn ich über meine Bücher gebeugt dasitze, das beruhigende Gefühl des Abgeschlossenseins von der Außenwelt, ohne den freien Zutritt der frischen Luft zu hemmen; er erquickt endlich das Auge, wenn es müde vom schwarz und weißen Buche emporschaut.

Alljährlich pflanze ich, der Abwechselung wegen, ein anderes Gewächs in mein schwebendes Gärtchen. Für diejenigen meiner jungen Leser, welche mein Verfahren nachahmen wollen, will ich im folgenden einige dieser Gewächse aufzählen und schildern.

Da ist zunächst der sogenannte Sommerepheu, mit gelehrtem Namen Micania scandens, auch Brionia hederacea geheißen. Von Gärtnern und Blumenfreunden verschafft man sich leicht einen Ableger dieser überall eingeführten ausländischen Pflanze, die den Vorzug hat, leicht Wurzel zu schlagen, schnell zu wachsen und ein überaus üppiges Gewinde zartgrüner Ranken und Blätter zu entwickeln. Die Blätter haben die Form unseres bekannten einheimischen Epheus; aber während die heimischen Epheublätter glänzend dunkelgrün, ausdauernd und lederartig sich darbieten, sind die Blätter des Sommerepheus hellgrün, vergänglich und durchscheinend. Letztere Eigenschaft bildet einen Hauptreiz des anmutigen Gewächses, denn es sieht

Spatzenvolk und sein Kunstsinn.

wunderschön aus, wenn die zarten grünen Blätter von der Sonne durchleuchtet sind und gleichsam in grüngoldenem Feuer brennen. Wenn die rauhe Witterung des Spätherbstes dem luftigen Rankenleben ein Ende zu machen droht, so wähle man die besten Zweiglein des Sommerepheus zu Stecklingen aus, pflanze sie um den Rand eines mit Sand gefüllten Topfes fest ein und bewahre sie an einem vor Frost geschützten Orte bis zum Frühjahr, indem man sie nur ab und zu ein wenig begießt. Wenn nun draußen das zierliche Schneeglöckchen läutet und den Blümlein allen zuruft:

„Heraus ihr Schläfer in Flur und Heid!
Es ist nicht länger Schlafenszeit —“

dann schneide man von den überwinterten Epheuranken jede etwa 10 cm lange Triebspitze unter einem Blattgelenke scharf und glatt ab und stecke sie in ein mit Sand gefülltes Töpfchen, das man an einem schattigen und von Zugluft abgeschlossenen Plätzchen aufstellt. Meistens schon nach vierzehn Tagen hat der Steckling Wurzel geschlagen, und nun kann man ihn von neuem in das Kästchen pflanzen, wo er alsbald sich wieder am Weidenbogen munter emporzuringeln beginnt. Auch für das Töpfchen in der schwebenden Ampel ist der Sommerepheu eine geeignete Pflanze; einige Ranken lasse man frei herabfallen, andere leite man an den Kordeln der Ampel hinauf.

Wünscht man das grüne Gewinde des Sommerepheus durch bunte Blumen zu beleben, so lege man einige Samenkörner der Kapuzinerkresse (auch Kapuzinerkäppchen geheißen) in die Erde, doch nicht zu viel, damit die sich üppig entwickelnde Pflanze nicht den minder kräftigen Sommerepheu ersticke. Die schön orangerot oder sammetbraun gefärbten, großen und hinten in einen Sporn auslaufenden Blütenkelche bringen eine recht muntere Wirkung zwischen den Sommerepheuranken hervor. Die „große Kapuzinerkresse“, Tropaeolum majus, stammt aus Peru, ist aber schon länger als hundert Jahre in Europa eingeführt und hier eine beliebte Gartenpflanze geworden; sie ist ein vermittelst der langen Blattstiele kletterndes Gewächs mit kreisrunden, schildförmigen und schön geaderten Blättern, auf denen man mit einem aufgesprengten Wassertropfen ein hübsches Spiel treiben kann, indem der Tropfen nicht einsaugt, auch das Blatt nicht benetzt, sondern wie ein Quecksilberkügelchen, wie eine blinkende Perle, wie ein funkelnder Diamant „vom reinsten Wasser“ auf der Blattfläche umherrollt. Die einzeln stehenden hellleuchtenden Blüten kommen von Juni bis Oktober zur Entfaltung. Die Pflanze besitzt, zumal in ihren Blättern und Blüten, eine eigentümliche bittere Schärfe, die jener der bekannten Brunnenkresse ähnlich ist, weshalb die Amerikaner das Gewächs gegen Skorbut gebrauchen. Die Blütenknospen, auch die unreifen Früchte können als Kapern benutzt werden. Andere, zum Teil sehr zierliche Kapuzinerkressenarten, mit gelappten oder handförmig geteilten Blättern und einem knolligen Stock, sind eine Liebhaberei der Blumenzüchter geworden; manche haben eßbare Knollen, wie das südamerikanische Tropaeolum tuberosum. Die Familie der Kapuzinerkressen begreift nur etwa zwanzig südamerikanische schönblühende Kräuter. Da die „große Kapuzinerkresse“ sehr üppig wuchert, so kann man auch das Fensterkästchen ausschließlich mit ihr bepflanzen. Als Ampelschmuck mag man dabei eine Tradescantia verwenden, eine schnellwachsende, langherabhängende Pflanze, die man schon für zwanzig Pfennig in schönen Exemplaren beim Gärtner haben kann. Das hübsche Gewächs, dessen ovale, vorn zugespitzte Blätter bei einer Art einfach grün, bei einer zweiten grün und silbergrau, bei einer dritten gar violett und silbergrau gefärbt sind, läßt sich leicht durch Stecklinge vermehren, wenn man nur ein Zweiglein unterhalb eines Gelenkes abbricht und in die Erde steckt.

Höchst reizende, sich emporringelnde Ge-

wächse für das Fensterkästchen sind auch die buntblühenden Winden, welche mit violetten oder purpurfarbigen zarten Trichterblüten prangen. Diese Winden, Convolvulus violaceus und Concolvulus purpureus, stammen aus Amerika, haben aber längst in unseren Gärten eine Heimstätte gefunden. Von Blumenliebhabern oder Gärtnern kann man sich leicht ein paar Samenkörnlein verschaffen. Die genannten bunten Winden sind nahe Verwandte unserer allbekannten Zaunwinde, Convolvulus sepium, welche als acht und mehr Fuß lange Ranke sich an feuchten Stellen um Gebüsche — mit Vorliebe um das Weidengebüsch am Bachesufer — und niedere Bäume schlingt und so ein schwaches Abbild der tropischen Lianen bietet. Ihre leichtverwelklichen Trichterblüten fallen durch ihre Größe und ihre reine milchweiße Farbe angenehm ins Auge. Auch eine in unseren Gärten gezogene Spielart mit gefüllten Blüten gewährt einen allerliebsten Anblick. Die Gruppe der Winden im engeren Sinne umfaßt über 700 Arten, die Gattung Convolvulus allein 117, die nahverwandte Ipomoea gar 282. „An den Küsten der asiatischen Inseln, sowie an denjenigen Oceaniens spielen Winden als Strandpflanzen eine hervorragende Rolle, und in den Waldungen jener Inseln bilden sie in Gemeinschaft mit Pfefferranken das bunteste, mannigfaltigste Flechtwerk, von dessen sonderbaren Formen die Reisenden erzählen.“ Viele Arten der Windengewächse liefern medizinische Heilmittel.

Wer sich's leisten kann, mag für sein schwebendes Gärtlein auch eine Passionsblume, Passiflora caerulea, vom Gärtner erwerben; sie wird ihm die kleine Geldauslage reichlich durch ihre merkwürdige Blüte lohnen. In dieser sterngleichen Blüte wollten nämlich die Spanier, als sie Mexiko mit Feuer und Schwert und unerhörter Grausamkeit eroberten, die Leidenswerkzeuge Christi erblicken. In den Tempeln der Incas fanden sie das die Säulen umschlingende Gewächs; die fädengleichen Stämme und die Ranken, welche die Blumen umwinden, deuteten sie als die Geißel des Heilands; in den drei Narben der Blüte erkannten sie die Nägel, in den geöffneten Staubgefäßen die fünf Wunden, in dem gestielten Fruchtknoten den Kelch, in dem schönen Strahlenkranze die Dornenkrone. Nach allen Berichten heißt es, daß der Anblick dieses wunderbaren Blumensymbols im Reiche der Incas die Spanier in dem Glauben bestärkte, daß ihre Pläne, das Land zu erobern, durch göttliche Macht geheiligt, ja geboten seien. Sie erklärten diesen „blühenden Apostel“ zum Leitstern, der sie begeistere, und machten so das arme, unschuldige Blumenwahrzeichen des Glaubens zum verbrecherischen Wegweiser und Gefährten ihrer mörderischen Zerstörungswut, ihres unersättlichen Golddurstes. Die echt tropische Familie der Passionsblumen umfaßt gegen 300 Gewächse, welche in den Wäldern von Mexiko, Brasilien, Peru und Virginien an den Riesenstämmen der Urwaldbäume und zu ihren Kronen emporklettern, hier mit weißen, blauen, roten und goldgelben Sternblüten erstrahlen und wie Festons und Guirlanden über dem Wasser schweben, indem sie einen Zweig am jenseitigen Ufer mit ihren feinen Ranken erfaßt haben.

Wenn die Passionsblume uns das Bild ferner Länder vor Augen zaubert, so führt uns die scharlachrot blühende Feuerbohne in das heimatliche Dorfgärtchen zurück, wo sie gern zur Umrankung der einfach aus Bohnenstangen erbauten Laube verwendet wird. Sie ist auch ein prächtiges Gewächs für das Fensterkästchen, und namentlich gewährt es einen hübschen Anblick, wenn die brennendroten Blüten von weißen Schmetterlingen, die sich ja bis in die Straßen der Stadt verirren, umspielt werden.

All die genannten Rankengewächse — die wir noch um viele Namen vermehren könnten — sterben mit dem Eintritt der rauheren Jahreszeit ab, und nur welke Ranken und dürre Blätter rascheln im Winter ans verschneite Fenster. Wer es nun vorzieht, so Sommer als Winter, ja selbst bei Eis und Schnee, eine immergrüne Fensterwand zu haben, der nehme den bekannten Epheu, Hedera helix, der ja in unseren Laubwäldern und Gärten zu finden ist, wie er auch die Gräber unserer teuren Dahingeschiedenen und die bröckelnde Burgruine mit seiner Trauerdecke verhüllt. In ganz Europa wächst er wild, in Mittel- und Norddeutschland nicht so häufig, dagegen in den Niederlanden, den Rheingegenden, in Süddeutschland und der Schweiz massenhaft. Seine grünlichweiße Doldenblüte erscheint erst, wenn er ein beträchtliches Alter erreicht hat, — und es gibt Epheugreise von 200—300 Jahren, ja in Montpellier findet sich ein Stamm von 450 Jahren, und der Epheu bei der Ruine des Schlosses Sebenstein im Pittner Thale (drei Stunden von Wiener-Neustadt) gilt im Volksmunde sogar als tausendjährig! Die Epheublüte erscheint im Oktober, die schwärzliche Beerenfrucht reift erst im März und April des nächsten Jahres. Vom Menschen genossen, erzeugt sie Erbrechen, wohingegen die Vögel sie ohne Schaden aufpicken. Der Epheu ist fast über die ganze Erde verbreitet, hat aber seine besonders reichen Arten in Amerika. Der Mehrzahl nach sind die Epheuarten Holzgewächse mit kletternden Stämmen und Aesten, die ihre sich ansaugenden Luftwurzeln und ihre immergrünen, lederartigen, hübsch geschnittenen Blätter um alles breiten, das sie einmal erfaßt haben. Dies Umfassen, dies treue Anschmiegen, das den umschlungenen Gegenstand nur schützt, nicht erdrückt und tötet, wie das bei manchen Schlingpflanzen der tropischen Länder der Fall ist, hat den Epheu zum Abbild treuer Freundschaft, zärtlicher Mutter- oder Gattenliebe gemacht. Deshalb preist ihn der Dichter:

„Da, wo der Epheu einmal sich
Hat angeschmiegt so inniglich,
Da trennt nicht Frost noch Sturm ihn ab,
Dieselbe Stelle wird sein Grab:
So ist auch treuer Liebe Sinn.
Drum, blickst du auf die Zweige hin,
So denk', es sei des Freundes Bild,
Das sich in dieses Grün gehüllt.“

In der Glashütte.

Unsere lieben Kameraden betrachten mit einer gewissen Geringschätzung eine ordinäre Glasscheibe, eine leere Bierflasche, ein gewöhnliches Trinkglas, weil diese Gegenstände nur einige Pfennig kosten und von solch leichtzerbrechlicher und vergänglicher Natur sind. Und ist das Glas ein so bedeutsamer Träger unserer Civilisation, daß unsere jungen Freunde sich in einem Augenblick ernsten Nachdenkens darüber klar werden dürften, was wir wären,

Wie Vogelmütterchen zu helfen und zu retten weiß.

wenn wir das Glas nicht hätten, welches unsere heutige Technik und unser ganzer menschlicher Haushalt gar nicht mehr entbehren kann. Um ihnen dies einigermaßen zu veranschaulichen, wollen wir ihnen in Kürze schildern, was Glas ist, wie es bereitet wird 2c. Wir bitten daher unsere lieben Kameraden, welche noch nie eine Glashütte besucht haben, uns an der Hand unseres nebenstehenden Holzschnittes im Geist in eine Glashütte zu begleiten.

Das Glas ist eine durch Schmelzung bereitete chemische Verbindung von Kieselerde mit Kali und Natron, die außerdem noch Kalk oder Bleioxyd, manchmal auch Eisenoxyde und andere Metalloxyde als absichtlich beigegebene wesentliche Bestandteile oder als zufällige Verunreinigungen oder unabsichtliche Beimischungen enthält. Die reine Kieselerde ist im Ofenfeuer nicht schmelzbar, und man muß ihr daher Kali oder Natron als Flußmittel zusetzen, woraus die Arten des Kali- oder Natronglases entstehen; um aber ein brauchbares Glas herzustellen, muß man noch Kalk, Bleioxyd oder neuerdings Baryt zusetzen, oft auch, für ordinäres Flaschen- und anderes Glas, Alaunerde, Eisenoxydul u. a. Die Kieselerde, deren man als Grundlage zum Glase bedarf, findet sich im Quarzsand, derben Quarz (Kieselstein) und auch im Feuerstein; diese Rohstoffe müssen zunächst geglüht, dann im Wasser abgelöscht, gekocht und (wenn man feinere Glasgattungen bekommen will) zu Mehl gemahlen werden. Die Flußmittel, welche wir aufführten, werden meist im käuflichen Zustande verwendet; doch benützt man für gewöhnliches Glas auch das sogen. Sulfat aus den Sodafabriken und den sogen. Pfannenstein aus den Salzsiedereien und anstatt dem teueren Bleioxyd auch Zinkoxyd und Baryt, der außerdem keine häufige technische Verwendung findet. Für jede Glasgattung wird der sogen. Satz in verschiedenen Mengenverhältnissen seiner einzelnen Bestandteile gemischt und dann zu Glasmasse, meist ohne weitere Vorbereitung, zusammengeschmolzen. Dies geschieht entweder durch ein Verschmelzen zur sogen. Glasfritte, oder indem man das gemengte Material portionenweise in die weißglühenden sogen. Schmelzhäfen von feuerfestem Thon oder in die viereckigen Wannen einträgt, welche wieder in den auf verschiedene Weise erbauten und entweder mit dürrem Holz, Stein- oder Braunkohle, Torf oder aber mit Gas geheizten Schmelzofen eingetragen werden.

Auf unserem nebenstehenden Holzschnitt zeigen wir unseren jungen Freunden das Innere einer Glashütte, mit drei derartigen runden Schmelzöfen, deren jeder sieben bis acht oder mehr sogen. Arbeitslöcher hat. Hinter jedem Arbeitsloche steht im Innern des Ofens vertieft ein Hafen mit der glühenden geschmolzenen Glasmasse, welche je nach der Größe der Häfen, der Güte der Oefen und der Beschaffenheit der Glasmasse, vom Eintragen der Masse in die Häfen bis zur Beendigung des Läuterns eine Schmelzzeit von zwölf bis dreißig Stunden beansprucht. Um Heizmaterial zu ersparen und die Oefen in fortgesetztem Betrieb zu erhalten, wird in den Glashütten schichtweise Tag und Nacht gearbeitet.

Die Verfertigung der vielerlei Gegenstände, welche aus Glas gemacht werden, beruht wesentlich auf der mehr oder minder zähflüssigen Beschaffenheit, welche die Glasmasse im geschmolzenen Zustande zeigt, besonders aber darauf, daß dieselbe nicht plötzlich erstarrt, sondern solange als sie noch im hellen Rotglühen begriffen ist, die Bildsamkeit und Dehnbarkeit eines mäßig weichen Teiges besitzt. In einzelnen Fällen geschieht die Verarbeitung des Glases durch Gießen, auch durch Einpressen der weichen Masse in Formen, in den meisten Fällen aber durch Aufblasen der Glasmasse zu einem hohlen Körper, dem man im weichen Zustande mittels verschiedener Werkzeuge jede beliebige Gestalt geben und andere Nebenteile wie Henkel, Ränder und Füße 2c. leicht ansetzen kann, da sich die teigartige halbflüssige Masse fest und schnell an andere noch weiche Glasstücke anheftet und sich mit ihnen ziemlich innig verbindet. Alle fertig gemachten und noch glühenden Gegenstände werden dann sogleich in einen zum schwachen Glühen geheizten Kühlofen gebracht und einer langsamen Abkühlung unterworfen.

Man unterscheidet Tafelglas und Hohlglas, bei ersterem das geblasene und das gegossene Tafelglas.

Zum Glasblasen bedient sich der Glasmacher, welcher vor dem Arbeitsloche steht, der sogen. Pfeife und des Hefteisens. Die Pfeife ist ein eisernes Rohr von 1,2 bis 1,5 m Länge und einer inneren Lichtweite von 4 bis 6 mm, das mit einem hölzernen Mundstück versehen und auf einem Teil seiner Länge in Holz eingelassen ist, damit man es handhaben kann, ohne sich zu verbrennen. Der Glasmacher taucht das untere Ende in den Hafen mit der geschmolzenen Glasmasse, von welcher sich ein Teil an die Pfeife anhängt, welche er nun durch Rollen auf dem Fußboden oder auf einer gußeisernen Tafel zu einer Kugel formt und etwas aufbläst, um zu sehen, ob sich Glasmasse genug angehängt hat. Wenn diese zu dem beabsichtigten Zweck nicht ausreicht, so taucht er nochmals ein und bläst die Masse zu einer Kugel auf, welcher er durch Schwingen um den Kopf eine länglichte Gestalt gibt. Will er z. B. eine Flasche ziehen, so bläst der Gehilfe und dreht die Blase fortwährend, während der Former mittels einer Zange die Flasche ausbildet, ihren Boden nach innen in die Höhe drückt, sie senkrecht auf eine heiße Steinplatte (Marbel) preßt, um sie abzugleichen, sie dann mit einem kalten Eisen an der Stelle berührt, wo die Flasche an der Pfeife sitzt, und sie dadurch von derselben absprengt. Hierauf nimmt er mit einem Eisenstäbchen einen Tropfen Glasmasse aus dem Hafen, zieht davon einen Faden, windet denselben einigemal um die Mündung der Flasche und bildet so den rundlichen Rand derselben, worauf die fertige Flasche langsam abgekühlt wird.

Unser nebenstehender Holzschnitt zeigt die Glasmacher in den verschiedensten Beschäftigungen beim Blasen, namentlich auch demjenigen der größeren Stücke, wobei man sich häufig des künstlichen Gebläses, das unterirdisch in starken Gummischläuchen zugeführt wird, bedient. Unser Raum erlaubt uns nicht, hier auf Einzelheiten, die Herstellung von Glasstäben, Glasröhren, Tafelglas aus Blasen 2c., einzugehen, das man, um zum richtigen Verständnis zu gelangen, besser in der Natur einsieht. Nur des Gießens von Glasplatten zu Scheiben, Spiegeln 2c., wollen wir noch erwähnen, welches auf sogen. Streckti schen aus Messing, Bronze oder Gußeisen geschieht, indem man flüssige Glasmasse darauf schüttet und mittels metallener Walzen zur gegebenen Größe und gewünschten Dicke auswalzt. Trinkgläser, Flaschen, Vasen, Schüsseln und eine Menge anderer Gegenstände werden gegossen.

Die Erfindung der Glasbereitung reicht in das ferne Altertum zurück. Wenn auch die von Plinius erzählte Sage, daß die Phönizier dieselbe zufällig erfunden haben, nicht geschichtlich beglaubigt ist, so deuten doch verschiedene Anzeichen darauf hin, daß die Glasbereitung in Syrien oder Aegypten erfunden worden ist, denn auf altägyptischen Baudenkmälern finden wir nicht nur Abbildungen von Glasbläsern, sondern in altägyptischen Grabhöhlen sind auch die verschiedensten uralten Zierate, Schmuckgegenstände und sogar Särge aus Glas gefunden worden, und nicht nur das Buch Hiob spricht schon von Glas (Sechuchith), sondern auch Aristoteles berichtet schon 400 Jahre vor Christo von demselben.

Unter Korsaren.

Von **S. Wörishöffer.**

(Fortsetzung.)

„Keiner, das verspreche ich Ihnen. Auch soll denen, die Wasser einnehmen, der bärbeißigste Unteroffizier beigegeben werden, und zwar, damit niemand seitab geht und Sie stört. Aber mit Einbruch der Dämmerung muß alles beendet sein, — der ‚Washington' geht dann jedenfalls unter Segel."

„Gut, Sir, wir werden keine Störung verursachen."

An den Schmelzöfen einer Glashütte.

Es schien somit alles im reinen, alles geordnet und wohl erwogen. Die Nacht brach heran, am Himmel glänzten ungezählte Sterne, leise schlugen die Wellen gegen den Bug des Dreimasters und schaukelten das Schiff wie eine Wiege hin und her. Weder Pablo noch Matthias konnten schlafen, ja, auch nur die Augen schließen, sie dachten immer an den nächsten Morgen und an alle die teuren, innigen Hoffnungen, welche sich, wenn dieser neue Tag angebrochen war, so voll und glänzend erfüllen sollten. „Hunderte von Thalern für eine, eine einzige schöne Perle," hatte der Kapitän gesagt, — — und viele Tausende derselben steckten in dem Wirrsal der Byssusranken da unten hinter der Lagune.

„Ach — wenn nur die Sonne erst aufgehen wollte, wenn es Tag wäre!"

Gegen Morgen schlief Matthias dann doch ein; er befand sich im Traume unter dem Wasser und fand zahllose große Perlen; er murmelte und griff unruhig mit den Händen in die leere Luft, bis ihn ein unbestimmtes Geräusch erweckte und jäh emporfahren ließ.

An Deck sprachen verschiedene Stimmen durcheinander, die Matrosen brachten Boote zu Wasser, vom Ozean her erklangen Ausrufungen und Ruderschläge, häufig auch Gelächter oder ein herzhafter Jubelschrei.

Matthias eilte die Treppen hinauf. Rings um das Schiff her schwammen mehrere Hunderte Boote, in denen die Eingeborenen, Männer und Frauen, gekommen waren, um womöglich irgend ein Tauschgeschäft zu schließen, oder besser noch, ein Geschenk zu erlangen. Sie brachten Nüsse und Beerenfrüchte, Blumen und Taro; sie bemühten sich auf alle erdenkliche Weise, an Bord zu klettern und einer den anderen zu überschreien. Wo ein besonders Glücklicher eine leere Flasche erwischt hatte, ein Stück von einem einst gewesenen Spiegel oder gar einen bunten Lappen, da entstand sofort ein Faustkampf, der erst endete, wenn der Besitzer des ersehnten Schatzes über Bord geworfen war und ein anderer, stärkerer, den Raub in Sicherheit gebracht hatte.

Der Gebadete schüttelte dann wohl wie ein Pudel die Tropfen von sich ab und streckte abermals den Amerikanern beide Hände entgegen. Das große Schiff war ja ohne allen Zweifel voll von Schätzen, weshalb sollte man also nicht bemüht sein, aus dieser Fülle einiges für sich selbst zu erlangen?

Pablo war schon beschäftigt, das Boot mit allem Nötigen auszurüsten. Der Koch gab ihm auf höhere Weisung hin reichlich gebratenes Fleisch und einen kalten Pudding, dann Brot, eine Flasche Wein und etwas Kaffee, ebenso in einem großen Gefäß das erforderliche Wasser, dann wurde auch dies Fahrzeug herabgelassen, und Pablo und Matthias begannen ihre Fahrt nach dem Glücke.

„Ein neuer Argonautenzug!" lachte Matthias. „Und wir werden das goldene Vließ erlangen! — heißa, wir werden es erlangen!"

Sie stießen ab, mitten hinein in den hellen Sonnenglanz, in all das fröhliche Leben und Weben um den Dreimaster herum. Matthias sang aus überquellendem Herzen ein deutsches Lied, in das Pablo, ohne die Worte zu verstehen, mit einfiel, — sie waren so glücklich, die beiden, so überglücklich, daß es ihnen unmöglich schien, ganz zu schweigen.

„Jetzt weiß niemand, wohin wir uns begeben," lachte Pablo. „Man kann uns also auch auf keinen Fall folgen."

„Hurra! Hurra! —"

Rechts von ihnen umzischte und umflog die Brandung mit weißen Schaumflocken das hohe Inselufer, links lag in unbegrenzter Ausdehnung das Meer und vor den kecken Schiffern das gelobte Land, in dem Schätze von ungezählter Menge ihnen winkten. Vorwärts! Vorwärts! dem Glücke entgegen.

Bald war die Landzunge erreicht. Hoch oben zwischen den Bergen thronten in unnahbarer Einsamkeit die zwölf Trosse, ihrer eigenen Ansicht nach viel zu vornehm, zu kostbar, um sich je unter das gemeine Volk zu mischen — da unten auf dem Meer tummelten die Niedriggeborenen ihre Kähne und dachten nur an alte Flaschen oder Nägel, es war also von keiner Seite eine Störung zu befürchten.

Das Boot wurde im Schlick verankert, und nun stopften sich Pablo und Matthias Pflöcke von Wachs in Nase und Ohren. Die Arbeit des Tauchens war keine leichte, das wußten beide, aber dennoch sollten auch selbst die letzten Kräfte angespannt werden, um so viele Perlen, als sich nur losbrechen ließen, zu erlangen und als kostbaren Schatz davonzutragen.

Einer blieb mit Brecheisen und Hammer im Boote, der andere ging in die Tiefe, um mit einer Hacke die ältesten, größten Muscheln loszureißen und in den mitgebrachten Korb zu werfen; sie machten die Sache ganz systematisch und arbeiteten so tapfer, daß sich der leinene, für die gewonnenen Perlen bestimmte Beutel von Stunde zu Stunde schwerer anfühlte und den beiden Männern die Herzen höher schlagen ließ, so oft sie an den Inhalt dachten. Wenigstens fünfhundert Perlen waren schon geborgen.

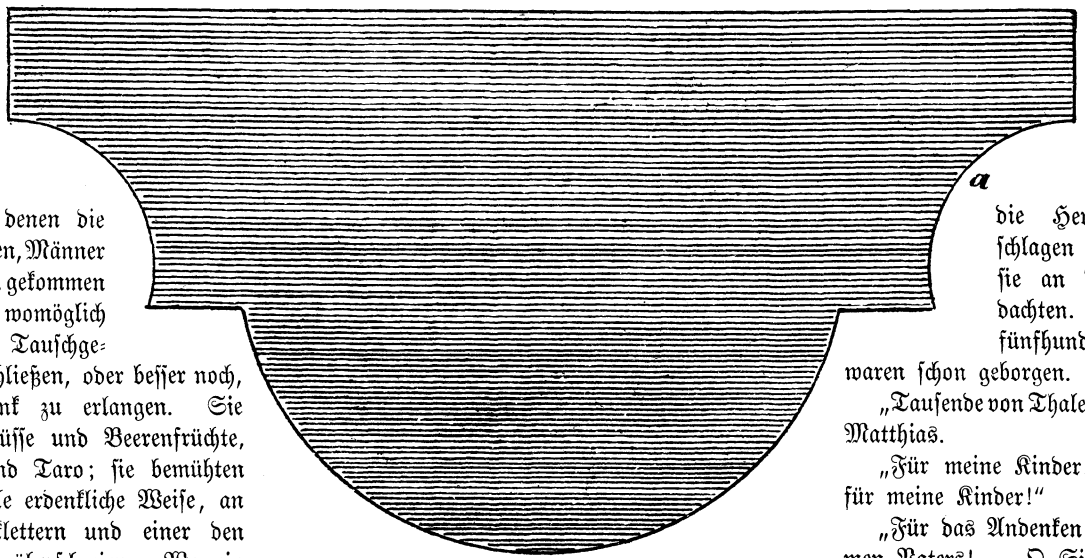


Fig. 10. Anfertigung einer Konsole: Das Bodenbrett.

„Tausende von Thalern!" jubelte Matthias.

„Für meine Kinder! — Gott, für meine Kinder!"

„Für das Andenken meines armen Vaters! — O Sir, Sir, wie glücklich sind wir!"

„Und erst ein Dritteil des Tages ist verronnen. Ich glaube, man könnte wochenlang da unten fischen, ohne die gewaltigen Vorräte zu erschöpfen."

Und er tauchte wieder hinab in das blaue Element, um neue Schätze zu Tage zu fördern.

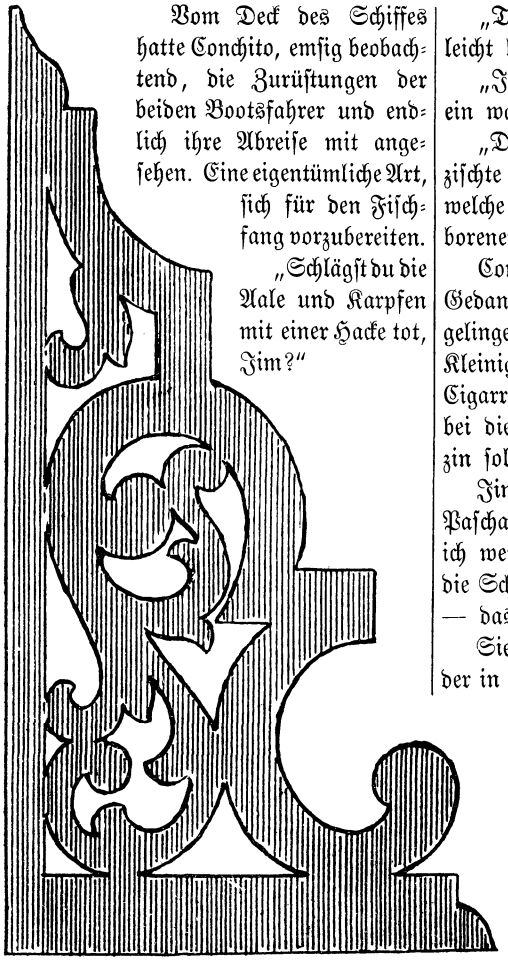


Fig. 11. Anfertigung einer Konsole: Der Träger.

Vom Deck des Schiffes hatte Conchito, emsig beobachtend, die Zurüstungen der beiden Bootsfahrer und endlich ihre Abreise mit angesehen. Eine eigentümliche Art, sich für den Fischfang vorzubereiten.

„Schlägst du die Aale und Karpfen mit einer Hacke tot, Jim?"

Der Bursche zuckte die Achseln. „Ich habe es auch gesehen, Sir! — Und der große leinene Beutel — was soll der?"

Conchitos Augen funkelten. „Ob es auf dieser Insel Gold gibt, vielleicht gar Diamanten, du!"

Jim fuhr auf, wie von einem elektrischen Schlage getroffen. „Das könnte jenes Geheimnis sein — Sie wissen Sir — Kapitän Burns —"

Conchito sah zur Seite. „Laß die Toten ruhen, du. Das ist's übrigens, was ich meine. Gold! Möglicherweise sogar Edelsteine. Wozu sonst die Hacke?"

Er war heiser vor Aufregung, er hielt die Fäuste in den Taschen geballt. „Eine ganze Verschwörung," zischte er. „Und Kapitän Mac-Clellan ist mit im Bunde."

Jims unruhige Blicke sahen über das Wasser hinaus. „Wir müssen erfahren, was an der Sache ist, Sir. Weshalb sollten wir nicht gleich allen übrigen auch für uns ein Boot bekommen können."

Conchito verzog die Lippen. „Versuche es!" sagte er giftig. „Du wirst ja sehen, was man dir antwortet."

„Thun Sie es, Sir, das wirkt vielleicht besser."

„Ich hüte mich, der Steuermann ist ein wahrer Bär."

„Dann weiß ich einen anderen Rat," zischte Jim. „Wir erlangen durch irgend welche Geschenke das Boot eines Eingeborenen und kommen so ans Land."

Conchito nickte. „Das ist ein guter Gedanke; wahrhaftig, so kann die Sache gelingen. Ich habe von Bengasi her allerlei Kleinigkeiten — Ringe, Nadeln, ein paar Cigarrenspitzen. Jedes Haus enthielt ja bei diesen Räubern ein verstecktes Magazin solcher Gegenstände."

Jim zuckte die Achseln. „Bei meinem Pascha fand sich nichts dergleichen, aber ich weiß hier an Bord den Winkel, wo die Schrauben und Nägel in Fässern stehen, — das ist ebensoviel wert."

Sie nahmen einen der Eingeborenen, der in seinem Boote allein saß, aufs Korn und lockten ihn an Bord. „Man kann uns den Ausflug auf keinen Fall verbieten," raunte Jim. „Wir gehören nicht zur Besatzung."

„Aber es ist besser, die Blicke der Offiziere nicht auf sich zu ziehen. Da besteht ein Komplott, dessen Spitze sich gegen uns kehrt."

Sie zogen beide den Eingeborenen bis in die augenblicklich fast ganz verlassene Gegend am Deck und zeigten dann auf sein Boot, das unten in der Mitte der übrigen herrenlos in den Fluten trieb. Conchito tippte dann, nachdem er die Blicke des Wilden auf das Fahrzeug gelenkt hatte, gegen seine eigene und Jims Brust. Fragend sah er den Burschen an.

Dieser lächelte. „In Boot — Ufer gehen?" sagte er, ein gebrochenes Englisch stammelnd. „Du wollen das?"

„Gewiß! Gewiß! Wie glücklich bin ich, mit dir sprechen zu können, mein Junge! Laß uns nur schleunigst abfahren!"

Aber der Wilde schien seinen Vorteil sehr genau zu kennen. „Du geben?" fragte er mit ausgestreckter Hand und lauerndem Blick.

Conchito zeigte ihm einen goldenen Ring. „Siehst du das hier, Freund?"

Der Eingeborene trat vor Ungeduld von einem Fuß auf den anderen. „Mir das geben!" raunte er. „Dann fahren in Boot."

„Nein, umgekehrt, mein Bester! Erst fährst du uns hinüber, und dann erhältst du deinen Lohn."

Der Eingeborene besann sich nicht lange. „Komm!" rief er. „Komm!"

„Pst! Du darfst nicht so schreien, Mensch. Bringe dein Boot unbemerkt an das Fallreeg, hörst du!"

Der junge Mann ließ sich kopfüber in die See fallen und erreichte dann schwimmend sein Fahrzeug, das er nun mit einigen Ruderschlägen bis in die Nähe der Treppe brachte. Conchito und Jim ersahen einen unbewachten Augenblick, um am schwankenden Seil hinabzuklettern und fünf Minuten später setzten beide wohlbehalten drüben am Ufer den Fuß auf sicheren Boden.

„Jetzt geben!" drängte der Insulaner. „Jetzt geben!"

Er erhielt den Ring und noch einige Stücke altes Metall in den Kauf. „So, Bursche, nun laß uns in Ruhe!"

Die beiden Genossen sahen einander an. „Wir müssen möglichst nahe am Strande bleiben," meinte Conchito. „Jedenfalls haben Pablo und Matthias ihr Boot in irgend einer verborgenen Bucht angelegt."

„Dort ist ein Weg, der erst kürzlich begangen zu sein scheint."

Sie folgten der breiten Spur und gelangten durch das gänzlich verlassene Dorf zunächst zu der Gruppe der Wasser schöpfenden Matrosen und Soldaten, die mehrere große Boote fortwährend zum Schiffe und wieder zurück ruderten. Es waren verhältnismäßig wenig Leute bei der Arbeit, und Conchito erkundigte sich nach den übrigen. „Wo habt ihr denn eure Kameraden gelassen, Leute?"

„Die handeln mit den Irossen um Kokosnüsse und Pandanus oder Bananen. Es werden alte Flaschen und Uniformsstücke in Zahlung gegeben."

Conchito lächelte. „Das wollen wir uns ansehen, nicht wahr, Jim?"

„Gewiß. Lassen Sie uns weiter gehen, Sir!"

Die Wanderung wurde wieder aufgenommen und immer links das Ufer scharf beobachtet.

„Da kommt eine Landzunge!" flüsterte der Chilene. „Jedenfalls die Stelle, an welcher unsere beiden Leute Anker geworfen haben."

Jim blieb plötzlich stehen, er legte die Finger auf die Lippen. „Kommen Sie einmal hierher, Sir!"

Conchito gehorchte. „Nun? — Ach, das ist eine Gruppe von Eingeborenen, die Kerle haben irgend etwas auf dem Korn, sie lauern.

„Sollte es nicht möglich sein, daß sie unsere Genossen beobachten?“

„Das müssen wir ergründen. Vorwärts!“

„Aber leise, um Gottes willen, leise. Die ganze Haltung dieser braunen Gesellen scheint eine feindselige zu sein.“

Conchito wiegte den Kopf. „Hm! Man braucht ihnen nur das Wort ‚Zauberei‘ ins Ohr zu flüstern, dann werden sie sogleich zahm.“

Beide schlichen der Stelle, wo etwa zehn oder zwölf Männer hinter den Gebüschen lauerten, so geräuschlos als möglich näher, und dann gingen sie direkt auf die Gruppe zu. „Nun, Leute,“ fragte anscheinend harmlos der Chilene, „was habt ihr denn hier?“

Die Eingeborenen schossen finstere Blicke, sie deuteten auf das Wasser hinaus, und einer sagte mit grollendem Tone, als wolle er die Weißen für das Treiben ihrer Gefährten verantwortlich machen: „Was das bedeuten? — das Böses sein! — Zauberei!“

Conchito und Jim sahen durch die entstandene Lücke. In einiger Entfernung lag das Boot unserer Freunde und darin stand Matthias, mit dem Brecheisen eine Muschel öffnend, während Pablos Kopf aus dem Wasser auftauchte und im nächsten Augenblick der ganze Körper nachfolgte. Ein Korb mit neuem Inhalte wurde auf eines der Bootsbretter gesetzt.

Matthias hob einen leinenen Beutel empor und zeigte ihn seinem Kameraden. „Beinahe voll!“ lautete seine Bewegung.

Conchitos Augen glänzten. „Perlen!“ raunte er. „Perlen! Unermeßliche, fürstliche Schätze!“

„Ach! — also darum das Geheimnis!“

„Darum alle diese Vorbereitungen!“

„Was das bedeuten?“ drängten die Eingeborenen.

Der Chilene faßte sich schnell. „Es ist ein Zauber!“ sagte er mit unterdrückter Stimme. „Ein Todeszauber!“

„Ach! ach! — Wir müssen die beiden Weißen töten.“

„Das ist unnötig. Kennt ihr die großen Muscheln, welche hier an den Korallen sitzen? Habt ihr je gesehen, daß sich in denselben weiße Kugeln vorfinden?“

„Ja! Ja! Große Kugeln!“

Conchito atmete schneller. „Nun wohl, in diesen Dingen steckt eben der Zauber. Die Männer da draußen sammeln so viele Kugeln, um euch sämtlich zu töten.“

Ein Murmeln lief durch die Reihen der Wilden, sie schienen fest entschlossen, sich unter allen Umständen ihrer Haut zu wehren. Das Ergebnis ihrer Beratung wurde sogleich den beiden Weißen

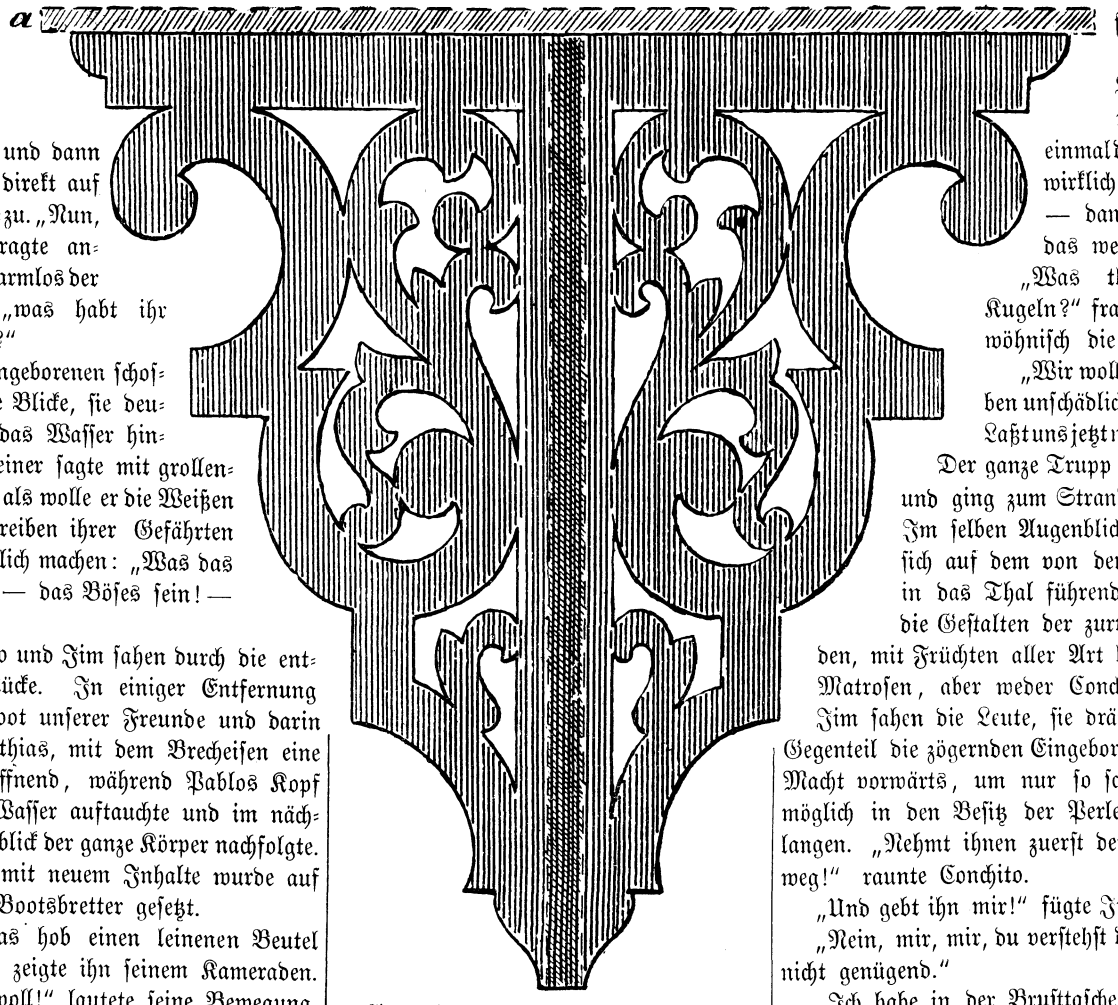


Fig. 12. Anfertigung einer Konsole: Die Rückwand.

mitgeteilt. „Bogen und Pfeile holen,“ flüsterten die Leute. „Weiße Zauberer töten.“

Conchito schüttelte energisch den Kopf. „Laßt uns nur einfach hinuntergehen an den Strand, ihr Männer! dann nehmen einige von euch den Zauberern die Kugeln weg, das genügt. Ohne dieses Mittel können sie euch nichts anhaben.“

Die Leute sahen einander an. „Aber töten Zauberer gleich uns?“ stammelte einer. „Das sehr schlimm.“

„Es wird nicht geschehen, ich verspreche es euch. Ehe der Zauber wirkt, bedarf es noch verschiedener Vorbereitungen.“

„Können nicht töten Mann gleich?“

„Ganz unmöglich, Freund!“

„Das gut. Dann werfen Zauberkugeln in Meer.“

„Um des Himmels willen nicht!“ riefen wie aus einem Munde Conchito und Jim. „Ihr müßt sie uns ausliefern.“

Dann tauschten die beiden einen schnellen Blick. „Ich bekomme die Hälfte!“ raunte Jim in spanischer Sprache.

„Das findet sich später. Laß uns nur erst einmal die Perlen wirklich besitzen, — dann kommt das weitere.“

„Was thun mit Kugeln?“ fragten argwöhnisch die Wilden.

„Wir wollen dieselben unschädlich machen. Laßt uns jetzt nur eilen.“

Der ganze Trupp brach auf und ging zum Strande hinab. Im selben Augenblicke zeigten sich auf dem von den Bergen in das Thal führenden Wege die Gestalten der zurückkehrenden, mit Früchten aller Art beladenen Matrosen, aber weder Conchito noch Jim sahen die Leute, sie drängten im Gegenteil die zögernden Eingeborenen mit Macht vorwärts, um nur so schnell als möglich in den Besitz der Perlen zu gelangen. „Nehmt ihnen zuerst den Beutel weg!“ raunte Conchito.

„Und gebt ihn mir!“ fügte Jim hinzu.

„Nein, mir, mir, du verstehst die Sache nicht genügend.“

„Ich habe in der Brusttasche eine geladene Pistole, Sir!“

„Vor der ich mich wahrhaftig nicht fürchte, mein Bürschchen.“

Während dieses Streites waren die Eingeborenen an der äußersten Spitze der Landzunge angelangt und standen nun still, um die Verhandlungen zu beginnen. „Uns das geben!“ befahl einer, indem er auf den leinenen Beutel zeigte, „Weiße das nicht nehmen dürfen.“

Pablo und Matthias wechselten einen schnellen Blick. „Was sollen wir thun?“ flüsterte unser Freund. „Das ist schrecklich.“

„Ich bin entschlossen, den Schatz mit meinem Leben zu verteidigen."

„Ich auch. Wir haben Pistolen und Messer."

„Fort da!" rief mit lauter Stimme

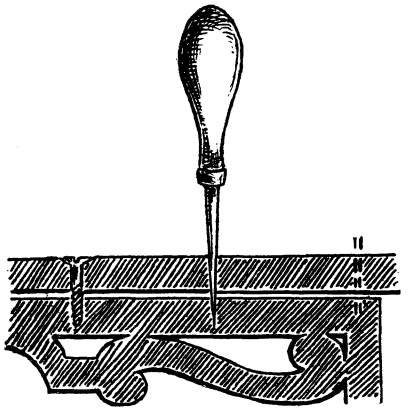


Fig. 13. Das Bohren der Schraubenlöcher.

der Steuermann. „Ihr dürft uns nicht bedrohen oder belästigen."

„Wir Zauberkugeln in Wasser werfen!"

Und die Vordersten machten, halb ängstlich, halb entschlossen, jetzt bereits Miene, in das Boot zu steigen, — eben so schnell ergriff Matthias die beiden Riemen, um das kleine Fahrzeug aus dem Bereich der beutegierigen Fäuste zu schaffen. „Sir," rief er, „Sir, um Gottes willen ziehen Sie den Anker auf!"

(Schluß folgt.)

Der Laubsägekünstler.

(Fortsetzung und Schluß.)

Konsole für eine kleine Büste oder Statuette.

In der Ausführung unterscheidet sich dieser Gegenstand von dem vorigen nur durch eine andere Art des Zusammensetzens. Kann auch die Holzart nach Belieben gewählt werden, so nehme man hierzu doch Plättchen von nicht unter 3 mm Stärke.

Folgende Teile sind zu sägen: Das Bodenbrett a nach (Fig. 10), der Träger (Fig. 11) und die Rückwand (Fig 12). Bei letzterer ist auch das Bodenbrettchen a durch einfache, und die Mitte der Ansatzstelle für den Träger durch doppelte Schraffierung angezeigt.

Das Uebertragen der Musterteile mittels Kopierpapier oder auf anderem Wege, die Vorgänge bei dem Aussägen und das Nachschleifen der gesägten Teile sind aus den vorhergehenden Erklärungen bekannt. Das Zusammensetzen kann mittels Leim oder auf trockenem Wege vorgenommen werden. Wenn irgend thunlich, ist stets letzteres ersterem, größerer Haltbarkeit und Reinlichkeit wegen, vorzuziehen.

Bei dem Zusammensetzen in trockenem Wege wird folgenderart vorgegangen: Man mißt vorerst die Mitte und zieht auf dieser mittels des Bleistiftes eine zur wagerechten Kante senkrecht stehende Linie, teilt dieselbe in drei gleiche Abstände und bohrt mittels Drillbohrers oder Stechers in den hierbei resultierenden Punkten drei Löcher vor, setzt dann über diese die Stütze oder den Träger und markiert die Verbindungsstellen an der Anstoßkante durch die Bohrlöcher hindurch mit dem Stecher. Diese gewonnenen Punkte werden ebenfalls, jedoch nur bis zur halben Holzstärke vorgebohrt. Daß hierbei sowohl die Löcher der Rückwand wie jene des Ansatzstückes senkrecht zur Kante stehen und genau aufeinanderpassen müssen, ist selbstverständlich.

Hierauf werden die Bohrlöcher des Wandteiles derart trichterförmig erweitert, daß darin die Schraubenköpfe genügend versenkt werden können. Zum Zusammenfügen wähle man Schräubchen von passender Länge und solcher Stärke, daß sie nur strenge in die Bohrlöcher gezwängt werden können. Das Antreiben dieser Schräubchen, wobei behufs festeren Anschlusses der Ansatzteil an die Tischkante gedrückt werden kann, erfolgt entweder mittels schwachgeführter Hammerschläge oder, wenn wegen dünnwandiger Teile ein Zersprengen des Holzes zu befürchten wäre, mittels eines geeigneten Schraubenziehers. Derlei Schräubchen sind in jeder Eisenwarenhandlung erhältlich, und stellt sich der Preis derselben je nach Länge und Stärke auf beiläufig 10 bis 15 Pf. per Dutzend.

Der Vorgang des Bohrers der Löcher und des Versenkens der Schräubchen ist durch Fig. 13 näher veranschaulicht.

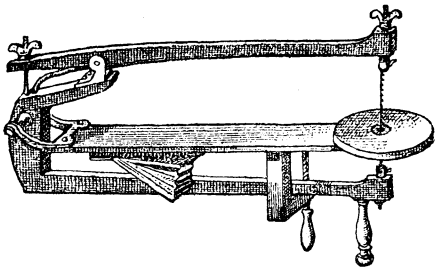


Fig. 14. Empfehlenswerte Sägemaschine.

Nach dem Zusammensetzen der Rückwand und Stütze wird auch das Bodenbrettchen a auf beiden in eben erwähnter Art befestigt.

Schließlich geben wir hinsichtlich des gleichmäßigen Sägens noch einige notwendige Bemerkungen. Eine gute und tadellose Verbindung der Teile kann nur durch festanschließende Kanten erreicht werden, und sollen letztere daher recht gerade gesägt werden. Kleinere, hierbei vorkommende Fehler können in der Weise ausgeglichen werden, daß man die zu verbessernde Kantenfläche auf gröberem Glaspapier so lange in aufrechter Stellung schleift, bis sie ausgeglichen sind. Zur Verhütung eines schiefen Schnittes ist es unbedingt notwendig, stets den Sägebogen in senkrechter Haltung zu führen. Ein möglichst gleichmäßiger Schnitt, wie auch rascheres Sägen bei Vermeidung vorzeitiger Ermüdung des Armes wird am sichersten durch die in neuerer Zeit zum Verkaufe gelangenden und schon früher erwähnten kleinen Sägemaschinen (Fig. 14) erreicht. Dieselben sind für den Handbetrieb eingerichtet, und ist deren Anschaffungspreis per M. 16 trotz der besonderen Leistungsfähigkeit ein sehr mäßiger zu nennen. Die Vorzüge dieses Maschinchens halten selbst den Vergleich mit großen und teueren Laubsägemaschinen aus und sind, kurz zusammengefaßt, folgende:

Selbst bei stundenlangem Arbeiten tritt nicht eine Ermüdung des Sägers ein, das

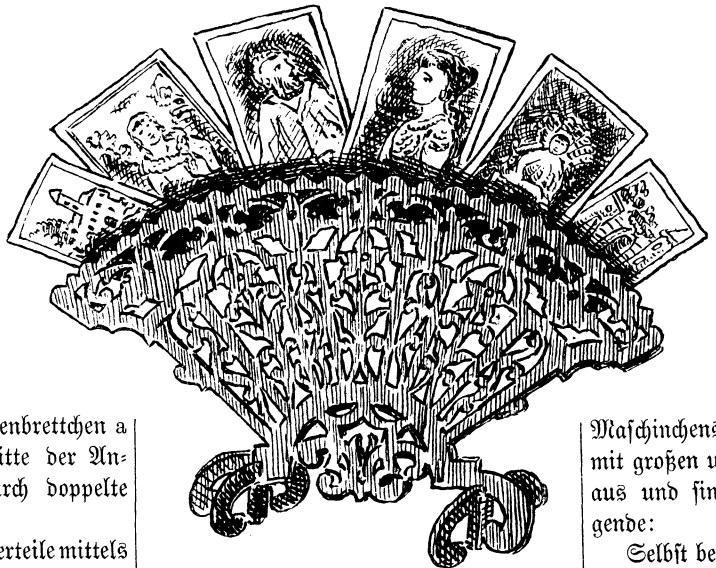


Fig. 15. Photographienträger in Fächerform

Ein- und Ausspannen des Sägeblattes geht möglichst rasch und bequem vor sich, der Schnitt ist unbedingt senkrecht, der Sägestaub wird durch einen sehr einfachen Mechanismus fortwährend weggeblasen und damit auch das Sägeblatt länger kühl gehalten, wodurch ein Reißen desselben nur selten eintritt; das Sägetischchen befindet sich schon an der Maschine und nimmt diese, da sie an der Tischkante angeschraubt wird, nur wenig Raum ein; endlich wird vermöge der Solidität und des einfachen Mechanismus bei nur irgend aufmerksamer Behandlung eine Reperatur nie nötig sein.

Photographienträger in Fächerform.

Das Aussägen dieses Gegenstandes erfordert wegen der reicheren Ornamentierung schon eine geübtere Hand als die Ausführung der vorhergehenden Musterbeilagen; dieses soll aber keineswegs einen Liebhaber der Laubsägerei abhalten, seine Kunstfertigkeit auch an demselben zu erproben. Fig. 15 zeigt den fertiggestellten Photographienträger in bedeutender Verkleinerung.

Ist auch die Wahl des zu verwendenden Holzes beliebig, so wird dennoch nochmals 2—3 mm starkes Ahorn in Vorschlag gebracht, welches nach dem Aussägen und Reinschleifen schwarz zu beizen und an den ersichtlichen Schnitträndern zu bronzieren wäre, wodurch das Ganze ein recht feines Aussehen erhält.

Zu sägen sind folgende Teile: Eine Vorderwand nach Fig. 18 in ganzer Größe, ein schmaler Bogen nach Fig. 17, zwei Füße nach Fig. 16, und zum Rückenteil ein durchbrochener Bogen nach Fig. 18 b, c, welcher dem unteren schmalen Bogen genau mit der Pfeilrichtung b b in einfacher Biegung gleichzuhalten ist.

Die Vorgänge der Uebertragung der Zeichnungen auf das Holz, des Löcherbohrens, Sägens und Reinschleifens sind bekannt. Zum Beizen nimmt man sogen. Ebenholzbeize, per Flacon um 25 Pf.

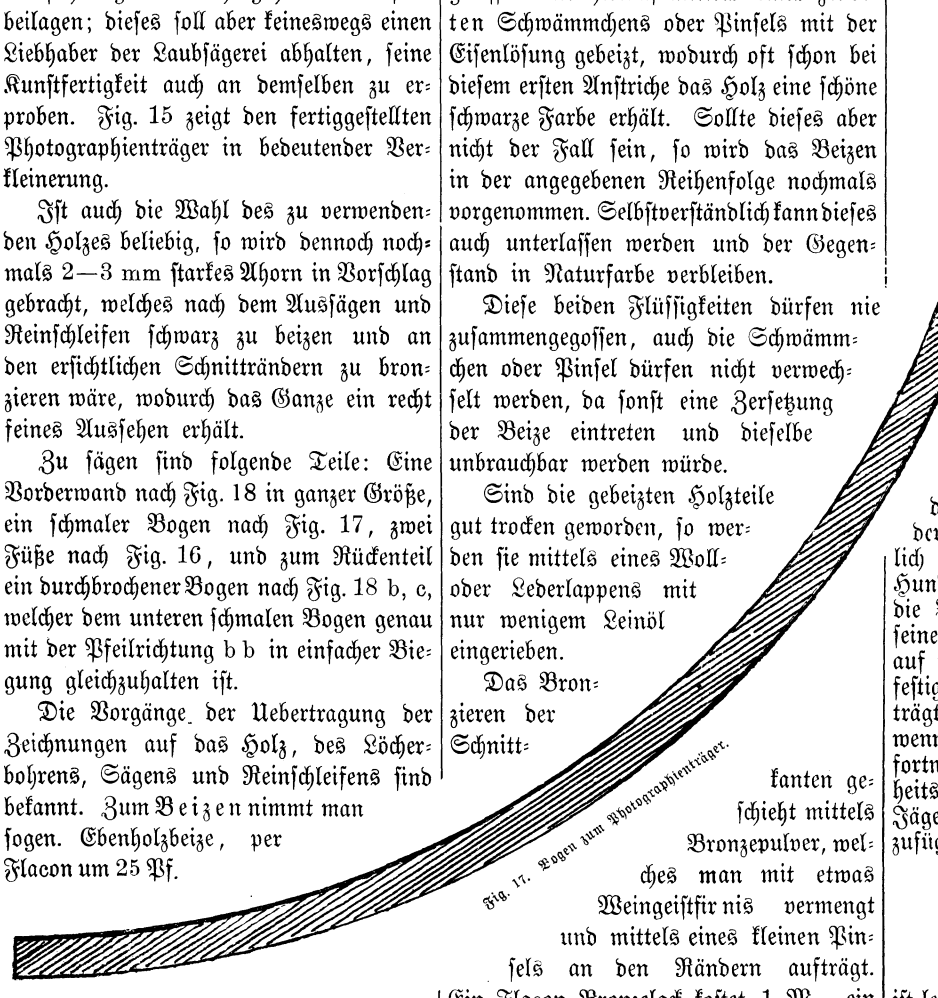


Fig. 17. Bogen zum Photographienträger.

erhältlich, welche man aber in einfachster Weise selbst anfertigen und auch für öfteren Gebrauch aufbewahren kann.

In einem Töpfchen oder Einsiedeglase werden gereinigte Eisenfeilspäne — bei einem Schlosser erhältlich — mit gutem Essig übergossen und einige Tage lang in der Wärme stehen gelassen. In ein zweites reines Töpfchen gibt man eine beliebige Menge Brasilienspäne, (5 Pf.), gießt

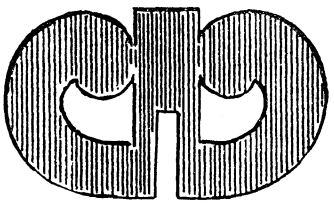


Fig. 16. Fußteil zum Photographienträger.

doppelt oder dreimal so viel Wasser hinzu und läßt dieses über einem Feuer gut abkochen. Die reingeschliffenen Holzteile werden nun auf beiden Seiten mittels eines Schwämmchens oder kleinen Borstpinsels (5 Pf. Kosten) vorerst mit der Holzspäneabkochung überfahren, dann trocknen gelassen und hierauf mittels eines zweiten Schwämmchens oder Pinsels mit der Eisenlösung gebeizt, wodurch oft schon bei diesem ersten Anstriche das Holz eine schöne schwarze Farbe erhält. Sollte dieses aber nicht der Fall sein, so wird das Beizen in der angegebenen Reihenfolge nochmals vorgenommen. Selbstverständlich kann dieses auch unterlassen werden und der Gegenstand in Naturfarbe verbleiben.

Diese beiden Flüssigkeiten dürfen nie zusammengegossen, auch die Schwämmchen oder Pinsel dürfen nicht verwechselt werden, da sonst eine Zersetzung der Beize eintreten und dieselbe unbrauchbar werden würde.

Sind die gebeizten Holzteile gut trocken geworden, so werden sie mittels eines Woll- oder Lederlappens mit nur wenigem Leinöl eingerieben.

Das Bronzieren der Schnittkanten geschieht mittels Bronzepulver, welches man mit etwas Weingeistfirnis vermengt und mittels eines kleinen Pinsels an den Rändern aufträgt. Ein Flacon Bronzelack kostet 1 M., ein Paketchen Bronzepulver 60 Pf.; von ersterem kann aber auch eine geringere Menge angekauft werden.

Das Zusammensetzen der Teile ist sehr einfach: Man legt das schmale Bogenstück auf die mit b b bezeichnete Stelle des großen Teiles, gibt die schmälere Rückwand b c, mit dem unteren Rand genau aneinanderschließend, darüber, und verbindet endlich alle drei Teile mittels fünf in gleichweiten Abständen einzusetzenden Schräubchen. Selbstverständlich sind die Löcher für letztere passend vorzubohren. Das Verbinden der Fußteile mit dem großen Mittelstücke geschieht durch kreuzweises Uebereinanderstecken der Schlitze, welches keinem Anstande unterliegt, wenn die letzteren den Holzstärken genau entsprechen.

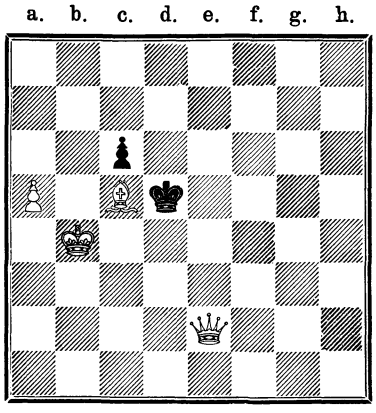
Ein Hund mit Brille

ist gegenwärtig in Nelson (Kentucky) zu sehen. Herr Karl Roby, ein leidenschaftlicher Jäger, besitzt einen alten Hund, dessen Augenlicht sehr geschwächt war. Während alle andern Hunde eifrig an der Jagd teilnahmen, blieb das alte Thier traurig und entmutigt in seiner Hütte zurück. Kürzlich spielten Kinder, denen das Leiden des Hundes bekannt war, mit demselben und setzten ihm eine gewöhnliche Brille, die aber scharfe Gläser hatte, auf die Nase. Statt den Scherz übelzunehmen, sprang „Tom" sofort auf die Beine und gab sein Wohlbehagen in unverkennbarer Weise zu erkennen. Der Herr kam dazu, befestigte ihm die Brille so gut es eben ging, und nahm ihn am nächsten Tage auf die Jagd mit. „Tom" nahm an derselben den lebhaftesten Anteil und war bald der Führer und Leiter der Meute. Plötzlich fiel die Brille herunter. Der kluge Hund ließ seine Kollegen vorgehen, nahm die Brille in den Mund und brachte sie seinem Herrn. Dieser setzte sie ihm wieder auf und erfand später eine künstliche Befestigung für die Brille. Seit dieser Zeit trägt „Tom" eine Brille und wird wütend, wenn man dieselbe berühren oder gar fortnehmen will. So weit der „wahrheitsgetreue Bericht" des amerikanischen Jägers. Wir haben demselben nichts hinzuzufügen.

Eine Billion

ist leicht gesagt, aber schwer gezählt, wozu man 1900 Jahre, Tag und Nacht brauchen würde, angenommen, daß man in der Minute von 1 bis 1000 zählt. In einem Jahre käme man nur auf 54 460 000.

Schachaufgabe Nr. 8.



(4 + 2 = 6)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 7.

1. La6 — c4 Kc6 — c5.
2. Ta8 — c8 ‡.

1. . . . . Kc6 — b7.
2. Lc4 — d5 ‡.

1. . . . . Kc6 — d7.
2. Lc4 — b5 ‡.

Geographierätsel.

Welche Stadt in Tyrol enthält einen Nebenfluß der Donau?

Umstellungsrätsel.

(Ersonnen von einem Kameraden.)

Aus den Wörtern: Mark, Seine, Harm, Regen können durch Umstellung der Buchstaben je ein neues Wort geschaffen werden. Die Anfangsbuchstaben dieses letzteren ergeben den Namen des Verfassers einer der Erzählungen des „Guten Kameraden".

Rätsel.

Meine Letzten vergehn stets in der Ersten,
Doch das Ganze zeigt des Daseins heiteres Spiel.

Auflösung des Scherz-Rebus in Nr. 22.

Milchniederlage.

Auflösung der Ergänzungsaufgabe in Nr. 22.

Appius, Kapitel, Epinal, Epirus, Hippias, Jupiter, Kapital, Kapitol, Lampion, Lupine, Lepidus, Skorpion.

Auflösung des Umstellungsrätsels in Nr. 22.

Matthias.

Fragen und Antworten.

Anton Seibl, stud. lit. in **Wien I, Reichsratstr. 7,** bietet folgende Marken zum Tausch an: 1 Brasilien, 30 Reis, schwarz (Edition 1844 bis 46); 1 Griechenland, 5 Λεπτ., grün (Ed. 1860); 4 England, 4 Penny, rot (Ed. 1862 bis 64); 2 England, 2 Pence, blau (Ed. 1840); 1 England, 1½ Pence, rot (Ed. 1870); 1 Frankreich, 5 Fr., violett; 1 Oesterreich, 5 kr., rosa; 1 Oesterreich, 6 kr., braungelb; 1 Oesterreich, 5 kr., Kouvert rot; 1 Sachsen, 1 Neugroschen, rosa. Hierfür türkische Marken zu erhalten, wäre ihm sehr lieb.

Franz M. in **Frankfurt a. M.** Du schreibst: „Wenn Deine Einsendung auch natürlich keinen Anspruch darauf macht, ein Beitrag zur Wissenschaft zu sein, so dürfte der behandelte Gegenstand doch manchen der Kameraden ‚amüsieren'." Das letztere glauben auch wir und werden uns darum redlich mühen, für Deinen Scherz ein passendes Plätzchen zu finden.

Ein Strebsamer. Du thust ganz recht. Jeder tüchtige Junge soll sein Bestes einsetzen, sein Wissen zu mehren, Geist und Herz um seiner selbst willen und zum Besten seiner Mitmenschen zu bilden. Unter Genie versteht man aber was ganz anderes. Ihm lassen sich keine Wegweiser bauen, ihm kann — natürlich in höherem Sinne genommen, denn er wird auch auf Quarta und Prima sitzen müssen — eigentlich nichts gelehrt oder gelernt werden; es wandelt heiler Haut über die schärfsten Messerschneiden; genial zu sein, ist ein Geschenk der Natur. Um das voll zu erfassen, wirst Du erst einige Jährchen älter werden müssen; Du wirst dann auch die Schattenseite Deiner jetzigen Anschauung berichtigen können und finden, daß es, je nachdem, unnatürlich ist, mit Gewalt über seine Sphäre hinaus zu wollen. Das ist nur dem großen Geiste zugestanden, ihm beugt und muß sich alles, selbst die Jahrhunderte beugen. Aber freilich nicht in Deinem Sinne. Du wirst bei größerer Einsicht auch finden, daß äußerer Glanz, äußere Politur, das Wesen wahrer Bildung allein nicht ausmacht. Im Gegenteil; der große Geist wird nur durch die redliche und anspruchslose Erfüllung seiner Lebensaufgabe, durch die Macht seiner geistigen und seelischen Eigenschaften glänzen, dem Flitterwerk der alltäglichen Aeußerlichkeit aber „kühl bis ans Herz hinan" gegenüber stehen. Er sucht seine individuelle Befriedigung einzig und allein im harmonischen Zusammenklange seiner selbst mit Gott, der Welt und der Natur. Ist Gott und die Natur nicht still und zufrieden in sich selbst? Ist Dir bekannt, daß die Distel eine Rose sein wollte? Merke: Man muß nicht die Wolken umarmen wollen!

Franz Heppner in **Wien VII, Siebensterngasse 30, 3, Thür 10,** schreibt: „Liebe Kameraden! Wer von Euch will seltene Marken gegen antike Münzen austauschen (am liebsten Rom, Griechenland und Makedonien)? Angebote erbitte direkt und Gegenleistung zu fordern, denn ich kann Eure Wünsche nicht wissen. Ich habe so ziemlich alle Marken. Herzlichen Gruß!" — Du hast Dir nach der Anweisung von K. K. jun. in Wien auch einen Elektrophor gemacht, und Dein Apparat will, obwohl Du ihn stets tüchtig „einprügelst", nicht recht funktionieren. Wir sind überzeugt, daß wenn K. K. jun. diese Zeilen zu Gesicht bekommt, daß er Dir gerne an die Hand gehen wird, Deinen Patienten zu kurieren. — Du sendest „herzliche Grüße an den Setzerlehrling" und versicherst: „daß das ein Mensch nach Deinem Geschmacke sei; lustig, freimütig, mitunter auch ein wenig keck, so magst Du's leiden". Das wär' schon recht; so was darf man aber nicht laut sagen, sonst wird der freimütige junge Herr am Ende gar übermütig, und bläht sich wie eine Pute*).

Otto D., Tertianer in **Hamburg.** Danken für Dein selbst ersonnenes Diamanträtsel. Bei Gelegenheit.

O. B. in **A.** Dank für Schachaufgabe und Rätsel.

Herm. L. in **Nordh. a. Harz.** Nimm, um die Fettflecke aus dem Papier zu entfernen, gut pulverisierte Kreide und mache mit etwas Wasser einen dicken Brei daraus. Nun bestreiche ein Stück Papier, das nicht durchschlägt, mit einer etwa streichholzdicken Schichte dieses Kreidebreies und lege dieses mit der Kreideseite auf die fette Papierfläche; schließlich streiche mit einem nicht allzuheißen Bügeleisen über die Rückseite des Kreidebogens. Die Kreide wird das Fett im Trockenwerden an sich ziehen. — Voraussichtlich das kommende Frühjahr noch wird auch ein Aufsatz über das „Angeln" daran kommen. — Du bist der Meinung, daß „Onkel Julius", S. 253, ein „schneidiger Kerl" sei; das zu hören, wird ihn mit den mutwilligen jungen Künstlern einigermaßen aussöhnen.

Eugen Schoop in **Fluntern bei Zürich, Plattenstr. 43,** schreibt: Meine lieben Kameraden! Wer will mir für eine echte römische Münze (zur Zeit Diokletians ausgeg.) 75 verschiedene, seltene, am liebsten überseeische oder alte deutsche Briefmarken zusenden? — Ferner biete ich meinen lieben Kameraden meine schöne Pflanzensammlung, in einem bequemen Herbarium untergebracht, meistens aus Alpenpflanzen und Gräsern bestehend, gegen 100 seltene Briefmarken an. — Wünsche übrigens in die allgemeine Tauschverbindung einzutreten und überhaupt mit meinen lieben Kameraden aus Nah und Fern (engl. Briefe sehr gerne) in Briefwechsel zu treten. Herzlichen Gruß an Euch alle.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn." Fixi!

C. B. in **Frankfurt a. Oder.** Um in Deutschland Tierarzt zu werden, muß das Reifezeugnis für Prima eines Gymnasiums nachgewiesen werden. Es folgen: Besuch einer tierärztlichen Lehranstalt durch mindestens drei Semester, Ablegung der naturwissenschaftlichen Prüfung, zweijähriges Fachstudium an höheren Lehranstalten, Ablegung der Staatsprüfung. Alles Nähere besagen die Ausführungsbestimmungen zur deutschen Gewerbeordnung, die in jeder Bibliothek vorhanden sind. Gruß freundlich erwidert.

Hermann H. Schröder in **Guttenberg, Clayton Co., Jowa, Vereinigte Staaten Nordamerikas,** teilt seinen deutschen Kameraden mit, daß auch er Briefmarkensammler ist und gerne tauschen möchte. Er kann mit allen Gattungen Marken der Vereinigten Staaten aufwarten und ladet Tauschlustige zu Angeboten ein. — Er schreibt ferner: „Ich habe in der letzten Nummer des ‚G. K.' die Antwort in Bezug auf das Klima der Vereinigten Staaten, an C. G. in Stade, gesehen. Ja, Jowa ist ein fruchtbarer Staat, aber es ist hier auch kalt. Bis jetzt ist der Schnee hier schon 13 bis 14 Fuß tief, und es schneit noch immer. Die größte Kälte, die wir diesen Winter hatten, betrug 36 bis 42° unter Null. Wie gefällt das vielen meiner Kameraden in Deutschland? Wahrscheinlich ziemlich schlecht, wie? Im Sommer ist es aber desto schöner hier. In Kalifornien und Oregon ist es auch ein schönes Klima. Da ist es auch nicht kalt und doch ziemlich fruchtbar." — Deine weitere Frage anlangend: Ja freilich für jeden neuangeworbenen Abonnenten erhälst Du ein Bändchen. Sieh nur zu, daß wir Herrn Zickel in New York recht viele solcher Belohnungen für Dich senden können. — Die Zaubermühle hast Du ohne Mitwirkung eines Uhrmachers fertig gekriegt? Na gratulieren! Du scheinst ein sehr geschickter Kopf zu sein. — Kameradschaftlichen Gruß und Dank auch für das Rätsel.

R. D. in **Jedl.** bei **Wien.** Das Wort Reklam, besser **Reklame,** stammt aus dem Französischen, in welcher Sprache auch das Zeitwort reclamer und auch das Hauptwort Reclamation vorkommen. Alle diese Wörter sind von dem lateinischen Worte reclamare, zurückrufen, abzuleiten. Unter einer Reklame versteht man heutzutage eine empfehlende, besonders eine übermäßig empfehlende Anzeige, eine marktschreierische Anpreisung von Waren, Heilmitteln, Künsten u. s. w. — Ein Verzeichnis von Werken über Tiger- und Löwenjagden liefert auf Verlangen jede Buchhandlung. Ueber Sklaverei wüßten wir kein besseres, interessanteres Buch zu empfehlen, als Miß Beecher-Stowes „Uncle Tom's Cabin", wovon es verschiedene, ebenfalls durch jede Buchhandlung zu bekommende Uebersetzungen gibt.

Hans Smith in **Hamburg.** Ei freilich!

Studierlampe. Stülpe über Deinen Lampenschirm einen zweiten so, daß zwischen beiden ein freier Zwischenraum vorhanden. Da sich in dem letzteren unter diesen Verhältnissen ein Luftzug entwickelt, der die Wärme naturgemäß nach oben führt, wird die Belästigung des Nahesitzenden so gut wie gehoben sein. — Eine Gasflamme (Zweilochbrenner) gibt pro Stunde bei einer Helligkeit von 100 Kerzen 12150 Wärmeeinheiten, eine Petroleumlampe nur deren 3360. — Gas sollte ohne Regenerativbrenner in Wohnungen überhaupt nicht gebrannt werden.

Fritz Tiede, Tertianer in **Berlin, Hagelsbergerstr. 13,** möchte gern Sirmoor, 3 Pies, braun; Cypern (Ueberdruck) 2½ d, rosa; Nord-Borneo, 2 Cents, braun; Sarawak, 2 Cents, hellila; Cuba, 5 Peso, lila, umtauschen. Erwünscht wären ihm afrikanische (z. B. Kap d. g. H.) und südamerikanische Marken (Venezuela, Ecuador, Uruguay). — In das Briefmarkenalbum gehören nur echte Briefmarken. — Heinrich von Kleist war wohl mit dem preußischen Kriegshelden und Dichter Ewald, Christian von Kleist, nicht aber mit dem preußischen General Friedrich, Heinr., Ferd., Emil Kleist, Graf von Nollendorf verwandt. Freundlichen Gruß!

H. G. A. in **Heilbronn,** ist, noch jung an Jahren, bereits ein Salomo. Er schreibt: Vielleicht finden folgende Denksprüche eigener Fabrikation Aufnahme: Keine Rute thut weher als eine. Ein Feind nützt oft mehr als ein Freund. Des Menschen Ziel sei weder Reichtum, noch Ruhm, sondern Weisheit. Wo die Treue waltet, waltet das Glück. Freue dich, mein Herz, wenn du die Krone der Weisheit errungen haben wirst.

Harry Jeschke, 42 Public Square in **Cleveland, Ohio U. S. F. A.** Gratulieren zu Deinen photographischen Erfolgen. Wenn Du uns wieder schreibst, schicke uns doch eine dieser Leistungen. Nach einiger Erfahrung werden auch die Positives sicherlich noch besser ausfallen. Es will eben alles gelernt und geübt sein. — Soll das „Boot", das Du zu machen wünschest, nur eine Spielerei (s. Nr. 18 dieses Jahrganges) oder ein wirklich benutzbares Ruder- oder Segelboot sein? Ueber die Aufgabe, dieses letztere herzustellen, hätten wir einen anleitenden Artikel „fix und fertig" in der Tasche; doch ist die Herstellung eines solchen Bootes ein ungemein schwieriges Stück Arbeit und setzt neben mannigfachem Werkzeugmaterial vielseitiges Geschick in der Technik der Holzbearbeitung voraus, ganz abgesehen von der Schwierigkeit der Konstruktion und dem immerhin hübschen Brocken Geld, den es kosten würde. Kameradschaftlichen Gruß!

W. S. in **W.** Du sollst kein solcher Schwarzseher, sondern recht fleißig sein, dann wirst Du auch gewiß nicht das Unglück haben, durchzufallen. Mit dem „Schiffsjunge werden", das hat, je nachdem man's eben trifft, auch so sein Häkchen und nicht jedem ist es beschieden, im Fluge Kapitän zu werden. Freilich in den Büchern und den spannend geschriebenen Seemannsgeschichten da wickelt sich derlei immer nach Wunsch und aalglatt ab; kein Wunder, daß sich die jugendliche Phantasie kaum ein schöneres Los vorstellen kann. Zum Schlusse entdeckt man dann noch rasch ein Goldfeld, eine Diamantgrube oder einen Perlenteich, steckt sich eilends alle Taschen bis zum Bersten voll und lacht ins Fäustchen, denn man ist ein gemachter Mann. Wenn das von dem einen unter 100 auch erzählt werden kann, 99 erging es anders; sehr oft auch hat der Geschichtschreiber da und dort aus Schönheitsgründen etwas gemildert. Draußen in der Wirklichkeit sieht es meist schlimmer aus; da harren Widerwärtigkeiten, Strapazen und Ungemach aller Art, die sehr wohl geeignet sein können, Jugendkraft und Hoffnungsfreudigkeit vor der Zeit zu knicken. Du bist 17 Jahre alt und hast schon vieles gelernt; sei weiter fleißig und blicke vertrauensvoll in die Zukunft. Als Landratte läßt sich's auch leben. Hast Du nicht die Geschichte vom „Gottlieb, rapple dich" gelesen? — Mach's wie dieser energische Junge und das wird auch Dir weiterhelfen. Wer nicht frieren will, muß sich rühren. Schreibe diesen Spruch über Deinen Arbeitstisch.

Eiskönig in **S.** Der Name Maria bedeutet arabischen Ursprungs: Die Herbe, die Widerspenstigkeit, die Bitterkeit, auch die Leuchte des Meeres, der Meeresstrom; syrisch-aramäischen Ursprungs: Der Stern, die Herrin, die Gebieterin, nach anderen: Die Starke. Gruß erwidert! Bist Du oder heißest Du Eiskönig?

E. B. in **Wien.** Danken für die Rätsel. — Das erste Quartal können Sie sich von einer dortigen Buchhandlung, oder, gegen Einsendung von M. 2. 20., von der Verlagshandlung W. Spemann in Stuttgart direkt nachliefern lassen.

Liebe Kameraden! Wenn vielleicht einer von Euch zufällig ein paar gewöhnliche Marken (10, 3 oder 5 Pfg. oder fremde) bekommen kann, so bitte ich ihn, mir dieselben zu schicken. Es handelt sich um eine Wette, und wenn ich zuerst 100000 zusammen habe, bekomme ich das Pierersche Konversationslexikon. Ich bitte also diejenigen von Euch, welche diese große Freundlichkeit haben wollen, mir die Marken baldigst zu schicken, da mein Gegner bereits 50000 hat. Mit herzlichem Gruße Euer Ludwig Schlunk jun. in Kassel." — Die gestellte Frage hier ausführlich zu beantworten, mangelt es uns an Raum. Jedes Konversationslexikon gibt darüber erschöpfende Auskunft. Sehen Sie zu, daß Sie die Wette bald gewinnen. Viel Glück!

Hans v. Flothow, Königsberg i.P., Steile Straße 2, 2 Tr. hat etwa 600 gute Briefmarken und möchte dafür gern Schweiz, Spanien, Portugal, Ungarn u. a. eintauschen.

R. M. in **B.** So, „da Ihr Jungens nicht immer die reinsten Hände habt," soll der nächste Einband nicht eine weiße, sondern eine dunkle Rückseite erhalten. Nun, der „G. K." ist ein gefälliger Mann, er will sehen, was sich machen läßt. Vielleicht ist die Drucktechnik, davon man ja täglich Neues erleben kann, bis zum Herbst so weit vorgeschritten, daß wir Dir einen Einband aus „Seifenpapier" machen lassen können. — Deiner Frau Mama unsere beste Empfehlung. Ihre freundlichen Komplimente machen uns riesig stolz. Den geäußerten Wunsch werden wir gern zu berücksichtigen suchen; es steht dem eben entgegen, daß sich die Anfragen täglich mehren.

Rebhuhn in **D . . . . . z.** Ueber das Biegen von Glasröhren siehe unsere Schilderung des Heberspringbrunnens in Nr. 18 des ersten Jahrganges, Seite 270. — So, die Geschichte „Unter Korsaren" hat Dir sehr gefallen? Das erfreut auch uns und ist der schönste Lohn für unsere Mühe. Gruß.

August Hoeck in **Karlsruhe, Luisenstraße 71** möchte Briefmarken gegen Naturalien, Pflanzen, Muscheln und Mineralien eintauschen. — „Otto Dammer, Der Naturfreund" ist als Lohn für Fleiß und Fortschritte eines der passendsten und interessantesten Bücher; es kostet in 2 Bänden elegant gebunden M. 6.75. — Die gewünschte Adresse lautet: Leipziger Lehrmittelanstalt von Dr. Oskar Schneider in Leipzig, Schulstraße 10 bis 12. — Deine Frage über Rankenpflanzen beantwortet sich durch unsere Schilderung in Nr. 23 „Ein hängendes Gärtchen".

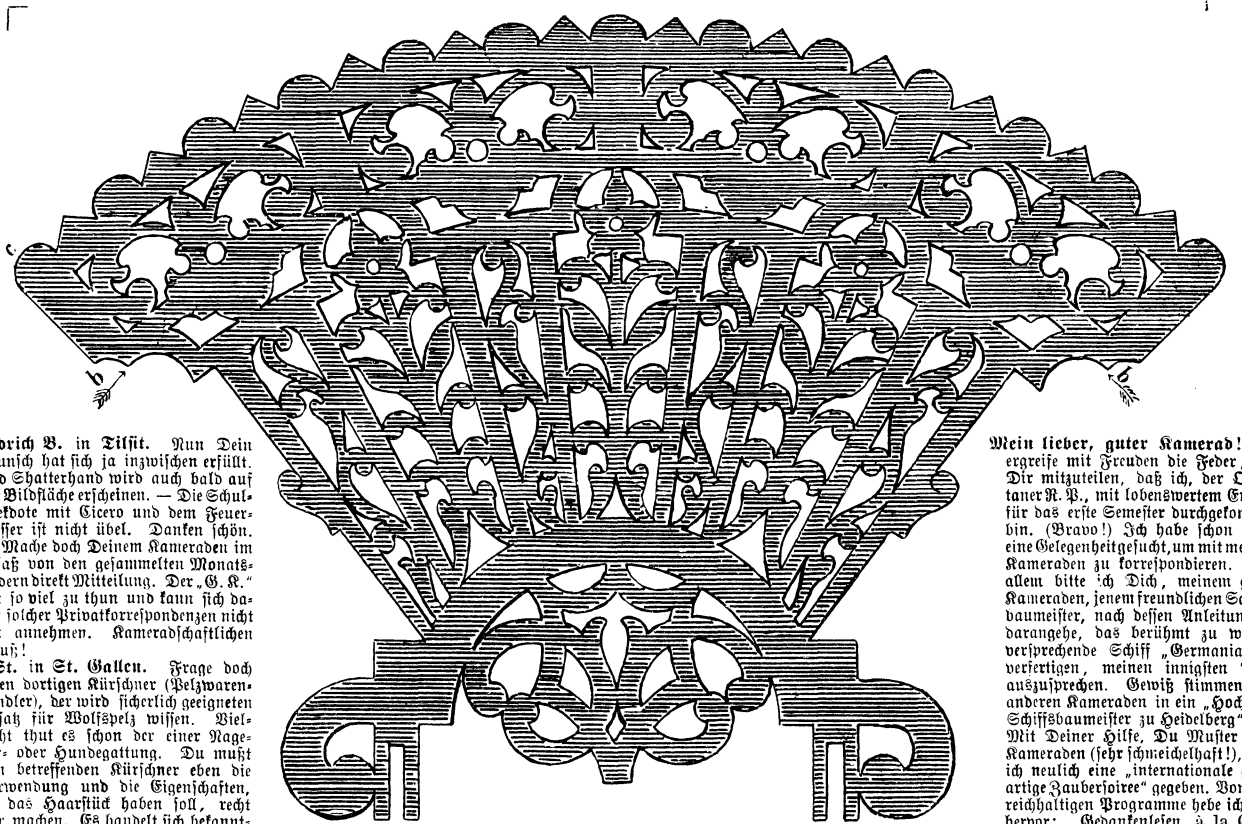


Fig. 18. Die Vorderwand zum Photographienträger.

Friedrich B. in **Tilsit.** Nun Dein Wunsch hat sich ja inzwischen erfüllt. Old Shatterhand wird auch bald auf der Bildfläche erscheinen. — Die Schulanekdote mit Cicero und dem Feuerwasser ist nicht übel. Danken schön. — Mache doch Deinem Kameraden im Elsaß von den gesammelten Monatsbildern direkt Mitteilung. Der „G. K." hat so viel zu thun und kann sich daher solcher Privatkorrespondenzen nicht gut annehmen. Kameradschaftlichen Gruß!

H. St. in **St. Gallen.** Frage doch einen dortigen Kürschner (Pelzwarenhändler), der wird sicherlich geeigneten Ersatz für Wolfspelz wissen. Vielleicht thut es schon der einer Nagetier- oder Hundegattung. Du mußt dem betreffenden Kürschner eben die Verwendung und die Eigenschaften, die das Haarstück haben soll, recht klar machen. Es handelt sich bekanntlich darum, daß sich die Schneeschuhe durch die nach rückwärts gerichteten Haarspitzen für den Aufstieg zu einem gewissen Widerstand befähigen, d. h. nicht rück- und abwärts gleiten können.

Karl v. G. in **B.** Dein nächster Brief wird also bedeutend besser ausfallen. Seltsam, so oft Du dem „G. K." schreibst, hast Du immer einen bösen Finger. Wir bedauern Dich; Du bist ein rechter — Pechvogel*). Wünschen baldige Besserung!

Liebe Kameraden! Wer will mit mir Marken tauschen? Ich brauche Marken von Japan, China, Korea, Shanghai, Kap der guten Hoffnung △. Ich habe zu tauschen: viele alte und neue Marken und Postkarten Italiens, Marken von Peru, Kanada u. s. w. Schreibet mir direkt. Pietro Studiati, Piazza S. Francesco, Pisa, (Italien).

Quartaner in **J.** Ob ein Briefmarkensammler auch die Privatpostmarken sammelt? So viel wir wissen, thun das sehr viele Deiner Kameraden. Wir würden die Privatpostmarken aber einem besonderen Album einverleiben.

O. P. in **W.** und **Hans v. F.** Ganz recht! Das illustrierte Briefmarkenjournal der Gebrüder Senf in Leipzig ist sehr gut und ist auch von uns schon mehrfach empfohlen worden.

Emil B . . . . r in **St. Ingbert.** „Rinne, Stilübungen", durch jede Buchhandlung zu erhalten.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings. „Na, na!"

Liebe Kameraden! Wer von Euch wünscht mit mir in Verbindung zu treten, um Marken zu tauschen? — Ich habe von diesen seltene, möchte mir aber noch seltenere dafür eintauschen. — Eure Briefe richtet gütigst an Sextaner Gerhard Ottendorff, per Adresse: Herrn J. Marle, Ratibor. Es grüßt Euch Euer Kamerad bestens.

Franz Sp. in **St.** sendet seinen Kameraden herzlichen Gruß und bittet, sie möchten ihm das Modell oder Zeichnungen zu einer Pappfestung schicken. Briefe sind ausnahmsweise an die Redaktion erbeten.

O. B. in **S.** Wir beantworten Deine Fragen in der Reihenfolge, in der Du uns dieselben vorgelegt hast: Ad I: Die Entwickelungsflüssigkeit kann nur einmal, Ton- und Fixierbad hingegen öfters benutzt werden. — Du findest genaue Beschreibung in der von Albert Glock & Cie. in Karlsruhe an Dich gesandten „Anleitung zur Photographie". — Ad II: Die Rückseite des Eastmann-Bromsilberpapiers ist immer glätter als die präparierte Seite. — Ad III: ccm ist die Abkürzung für die Bezeichnung „Kubikzentimeter" = 1 cbm = 1 gr. — Ad IV: Wie lange die Mischungen Kraft haben? Das ist ganz verschieden; bei kühlem Wetter länger als bei warmem. — Ad V: Wissen wir nicht, wird aber wohl gut sein. — Eine sehr gute Linse, 42 mm Durchmesser, 17 cm Brennweite ist die bei Glock & Cie. in Karlsruhe für M. 5 erhältliche.

Mein lieber, guter Kamerad! Ich ergreife mit Freuden die Feder, um Dir mitzuteilen, daß ich, der Quartaner R. P., mit lobenswertem Erfolge für das erste Semester durchgekommen bin. (Bravo!) Ich habe schon lange eine Gelegenheit gesucht, um mit meinem Kameraden zu korrespondieren. Vor allem bitte ich Dich, meinem guten Kameraden, jenem freundlichen Schiffsbaumeister, nach dessen Anleitung ich darangehe, das berühmt zu werden versprechende Schiff „Germania" zu verfertigen, meinen innigsten Dank auszusprechen. Gewiß stimmen alle anderen Kameraden in ein „Hoch dem Schiffsbaumeister zu Heidelberg" ein. Mit Deiner Hilfe, Du Muster aller Kameraden (sehr schmeichelhaft!), habe ich neulich eine „internationale großartige Zauberfoiree" gegeben. Von dem reichhaltigen Programme hebe ich nur hervor: „Gedankenlesen ‚à la Guter Kamerad', Produzierung der Teufelchen Fizibuzli, Ahriman und Hokupokius, welche aus einer Glasplatte hervorgezaubert wurden u. s. w. Nicht wahr, das muß ein köstlicher Spaß gewesen sein (möchten mal dabei sein!). Auch ein Puppentheater habe ich nach des „G. K." Anweisung verfertigt. Hier spricht der Heldendarsteller, einstimmig mit seinen sonstigen Feinden, den lustigen Hofnarren: „Es leben die guten Kameraden!" Es wäre mir sehr lieb, wenn Du mir und allen Deinen Lesern das Geheimnis eines Haustheaters mitteilen würdest. (Soll geschehen!) Denn ohne mich zu loben — das thut kein guter Bursche, und am allerwenigsten einer, der einen so vortrefflichen Kameraden besitzt — Theaterspielen kann ich! — Doch ich habe noch andere Freuden, davon ich nur eine nenne. Das ist, wenn ich mit den nach dem „G. K." verfertigten Skeas über die Schneefläche pfeilschnell dahinfahre; dann jauchzt in übergroßer Lust ein 17jähriges Knabenherz zum großen Erstaunen seines guten Papas in die Luft hinein, ein weithin schallendes: „Hoch dem G. K.!" — Deinen Gruß erwidert der „G. K." in herzlichster Weise.

Gregor K. in **Graz.** Ja, das Silbenrätsel nehmen wir dankend an. Es ist doch Deine eigene Erfindung?

Die Rufposten der Alten.

Die Rufposten der Alten waren streng genommen auch eine gewisse Fernsprecheinrichtung (Telephonie) und zwar die denkbar einfachste. — Diod. Siculus (XIX, 17) berichtet über diese Art der Nachrichtenmitteilung bei den Persern: „Obgleich einige von den Persern 30 Tagereisen entfernt waren, so hörten sie doch dasjenige, was berichtet wurde, noch selbigen Tages mit Hilfe der zweckmäßig aufgestellten Wachtposten. Das darf nicht übersehen werden: Persien ist nämlich ein vielfach durchschnittenes Land und hat in kurzen Zwischenräumen hohe Warten; auf denselben wurden einige von denjenigen Bewohnern postiert, welche die beste und stärkste Stimme hatten. Da die Orte nur so weit auseinander lagen, als man zu hören vermag, so schrieen diejenigen, welche die ihnen zugerufene Botschaft vernommen hatten, solche den anderen zu, und diese wiederum anderen, bis solche sich über die Provinz verbreitet hatte.“ Eine ähnliche Einrichtung muß auch bei den Galliern bestanden haben; denn Cäsar berichtet (de bello Gallico): „Wenn etwas Wichtiges und Bedeutendes vorfällt, zeigen die Gallier es durch ein die Felder und Fluren durchdringendes Geschrei an. Dieses nehmen dann andere auf und überliefern es dem Nächsten.“ Diese Form des Nachrichtendienstes kann bei einzelnen Völkerstämmen des Balkans noch heute beobachtet werden.

Spiel des Zufalls.

Zu den sonderbaren Spielen des Zufalls gehört es, daß Theodor, Baron von Neuhof, ein Westfale, König von Korsika (1734), und Jerome Bonaparte, ein Korse, König von Westfalen gewesen.

Je früher du aufhörst, kindisch zu sein;
Je früher sind größere Freuden dein;
Und je später du aufhörst, kindlich zu denken,
Je mehr wird das Leben an Glück dir schenken.

Alb. Roderich.

Auf Osterferien.

Aus den Tagebuchblättern eines ehemaligen Oberprimaners.

Ich bin seit einigen Tagen draußen, bei meinem Freunde, dem Oberprimaner Hans Grüter, zu Besuch. Grüters bewohnen ein Landgut, eine starke Stunde von der Stadt, worin sich unser Gymnasium befindet. Freund Hans hatte mich so häufig und herzlich zu sich eingeladen, daß ich in diesen Osterferien seiner Einladung nachkam. Er trat mir an der Freitreppe des Landhauses entgegen und schüttelte meine Hand so kräftig, als ob Hand und Arm der Schwengel einer Pumpe wären; dabei sagte er ein Mal über das andere: „Junge, das hast du recht gemacht! Das hast du recht gemacht, mein Freund Dorus Fröhlich!“ Auch Vater und Mutter Grüter haben mich so freundlich aufgenommen, daß ich mich wie zu Hause fühle, ja, in mancher Beziehung besser wie zu Hause. Denn so schöne weite Zimmer und einen so herrlichen Garten haben wir nicht in der Stadt, — um ganz zu schweigen von den ausgedehnten Feldern und Wiesen und den kleinen Gehölzen. Freilich ist draußen noch wenig zu sehen, die Natur erwacht erst eben aus ihrem Winterschlafe; aber an den mancherlei Zierstauden des Gartens schwellen doch schon die ersten grünen Knospen, in einem versteckten Winkel blühen weiße Schneeglöckchen und blaßrote Primelchen. Zwischen dem braunen, halbvermoderten Falllaube und auf den Feldern sproßt die köstlich grüne junge

Pfeifer und Trommler des 16. Jahrhunderts.

Roggensaat; Lerchen jubilieren unter dem blauen Himmelsgewölbe, und gelbe Schmetterlinge gaukeln in sonnigen Stunden wie flatternde Blüten durch die laue Luft. Ja, es ist schön hier draußen! Dabei hab' ich unerwartet eine neue Würde erlangt: ich bin „Onkel" geworden! Die vier kleinen Grüterchens, jüngere Brüder meines Freundes Hans, gaben mir nämlich bei meinem ersten Eintritte ins Haus der Reihe nach ein Händchen und sagten: „Guten Tag, Onkel!" Seitdem bin ich ihr Onkel geblieben, und da sie meine Teilnahme für Gegenstände der Natur mir längst abgelauscht haben, so hat mir Fritzchen bereits eine tote Feldmaus gebracht, Karlchen ein großes leeres Schneckenhaus, Ernstchen einen ausgegrabenen Maikäfer und Klein-Richard schleppte sogar den krummbeinigen Dachshund „Erdmann" an einem Strick in meine Stube, um mir den „Wauwau" zu schenken. Ich habe den Kindern für diese wohlgemeinten Gaben eine Tüte mit Bonbons aus dem nächsten Dorfe mitgebracht. Seitdem nennen mich die vier zur Erlustigung des ganzen Hauses nicht selten: „Onkel Bonbonkel".

Ich lebe hier recht wie der Vogel im Hanfsamen. Schon meine Stube gibt in ihrer gesamten Ausstattung Zeugnis davon, wie bequem und angenehm die Familie Grüter es mir in Grütersruh' (dies ist der Name des Landgutes) machen will. Mama Grüter hat ihre feinsten Betttücher und Kopfkissen nebst einer grünseidenen Steppdecke für mein Lager hergegeben; Papa Grüter hat mir einige sehr anziehende naturgeschichtliche Bücher mit herrlichen Bildern ins Bücherbrettchen gestellt, Fräulein Silvia, die einzige Tochter des Hauses, hat mir eine grüne Majolikavase mit Schneeglöckchen auf meine Kommode gesetzt, und Freund Hans, der gute Junge, hat den Fuchsfellteppich, der bisher in seiner Stube lag, in die meine getragen und vor mein Bett gelegt. Ich weiß dies zu würdigen, denn Hans hat selbst den Fuchs geschossen. Das Fuchsfell ist eine Trophäe, auf die er stolz ist. Und ich meine, er darf es sein, denn ich weiß — zwar weniger aus Erfahrung, als aus dem alten niederdeutschen Gedichte „Reineke Voß" — wie schlau so ein fuchsiger Hühnerdieb und Gänsewürger ist. Jeden Morgen, wenn ich aus dem Bette steige, treten meine Füße zuerst auf das weiche Fuchsfell, und während ich mich ankleide, betrachte ich die spitze Schnauze, die weißen Zähne, die starren graugrünen Glasaugen des Fuchses, auch die ausgezackte rote Tucheinfassung, welche Fräulein Silvia mit geschickter Hand um die Trophäe ihres geliebten Bruders gesetzt hat. Während ich mir die Krawatte umbinde, klopft Hans, der meiner Stube gegenüber schläft, an meine Thür, und auf mein „Herein!" tritt er mit seinem frischen, roten, runden, lachenden Gesichte in meine Stube, erkundigt sich, wie ich geschlafen, und erzählt mir, wenn ich ihm nur einen kleinen, ganz kleinen Anstoß gebe, vielleicht zum dreißigsten Male, wie er im vorigen Herbst den Fuchs geschossen. Meister Reineke ward in dem Föhrenwäldchen dort drüben, das man vom Fenster aus sehen konnte, erlegt. Man hatte den Eingang zu seinem Bau besetzt. Die Dachshunde „Pieper" und „Pauker" waren in den Bau gelassen und man hörte sie tief im Kessel bellen und heulen. Hans hatte vermutet, daß Meister Reineke noch einen zweiten Ausgang aus seinem Baue habe; Hans hatte deshalb in einer kleinen Schlucht, die quer durchs Föhrenwäldchen setzte, Posto gefaßt. Hinter einer alten Föhre stand er. Da hatte es in dem jungen Nachwuchs geraschelt, und da war etwas Rotes aufgetaucht — wahrhaftig der Fuchs, der, seine Lunte hinter sich her schleppend, ganz gleichgültig des Weges trabte. Im nächsten Augenblick blitzte der Schuß, und Meister Reineke purzelte ins Moos. Der große Jäger Hans wurde sehr lebhaft, während er mir diese Geschichte vortrug. Er machte es hinter dem hohen Säulenofen nach, wie er hinter der Föhre gestanden, und er ergriff einen alten Regenschirm, der in der Ecke lehnte, um auf mich zu zielen, als ob ich der Fuchs wäre. Es war das eigentlich etwas anzüglich, denn ich habe „hochblonde" Haare. Trotzdem heuchelte ich eine große Teilnahme für die Erzählung meines Freundes, ja, ich heuchelte, denn eigentlich interessierte mich die Jagdgeschichte durchaus nicht, da ich als eingeborenes Stadtkind, und wie es für so junge mitunter recht ungeschickte Hände auch ganz recht ist, noch niemals ein Jagdgewehr in der Hand gehabt, noch niemals an einem Jagen teilgenommen hatte. Schmetterlingsjagden, Käferjagden, Pflanzenjagden, ja, die sind meine Passion! Aber meine Heuchelei sollte ihre verdiente Strafe finden. Freund Hans nahm meine eifrigen Fragen: „Wie lief der Fuchs? Wo trafst du ihn hin? War er sofort tot?" für aufrichtige Zeichen meiner regsten Teilnahme, und plötzlich überraschte er mich durch die Frage, ob wir nicht morgen eine neue Fuchsjagd unternehmen sollten. „Du hast Anlage zum Jäger, mein Junge," versicherte der treuherzige Hans; „ich weiß in unserer Feldmark einen neuen Fuchsbau, und da will ich dich mitnehmen." Ich war betroffen von diesem Vorschlag und fühlte ein innerliches Widerstreben.

Ich hatte aber so lange geheuchelt, daß ich nicht zurück konnte, ohne mich in den Augen meines lieben, guten Freundes bloßzustellen, und deshalb setzte ich meiner Heuchelei die Krone auf, indem ich versicherte, daß es mir eine der größten Freuden meines Lebens sein würde, eine Fuchsjagd mitzumachen. „Topp, Freund Dorus!" erwiderte Hans, wobei ihm die helle Freude aus den blauen Augen leuchtete, „auf morgen also! Ich treffe alle Vorbereitungen und lasse noch einige Einladungen an gute Freunde und Nachbarn ergehen. Das wird eine lustige Gesellschaft geben. Im Laufe des Tages will ich dir auch einen Jagdanzug auf deine Stube legen, denn es wäre nicht allein schade, sondern auch unzweckmäßig, wenn du in deinem schönen, dunkelblauen Frühjahrsanzug die Fuchsjagd mitmachen wolltest."

Den langen lieben Tag hörte ich von nichts als vom Fuchse, von seinem Bau, seinem Kessel, seiner Lunte, von der Fähin oder Füchsin und ihrer Mordgier sprechen, und ich mußte mir dabei immer innerlich sagen, daß wir uns an den vorigen Tagen weit angenehmer unterhalten hätten. Endlich wurde es Abend, und wir gingen — auch das noch! — recht früh zu Bett, da die Jagdpartie schon um sechs Uhr am nächsten Morgen aufbrechen sollte.

Nach einem unruhigen Schlafe und einer Kette unruhiger Träume, in denen ich wohl ein halbes Dutzend Menschen mit meinem Jagdgewehre aus Unvorsichtigkeit verwundet und drei Familienväter erschossen hatte, erhob ich mich um ½6 Uhr von meinem Lager und kleidete mich an. Freund Hans hatte mir richtig einen Jagdanzug vors Bett gelegt. Da hing nun meine schöne dunkelblaue Cheviotjoppe, die ich täglich trug, verlassen und traurig über der Stuhllehne und schien mir ihre leeren geknickten Aermel flehend entgegen zu strecken, als wollte sie mich beschwören: „Spiele nicht mit Schießgewehr, denn es könnt' geladen sein!" Ich wandte meine Blicke von der Dunkelblauen ab und zog einen grauleinenen Kittel an, der mir in den Schultern viel zu eng war, versenkte meine Füße in ein paar steife, widerspen-

stige Wasserstiefel, stopfte meine Hosenpfeifen hinein, schlug, in den Spiegel sehend, meinen Hemdkragen um, schlang ein buntkariertes Tuch um den Hals, knöpfte mit unsäglicher Mühe die Aermel des Kittels zu, die so eng um die Handgelenke schlossen, daß von der Blutstauung meine zehn Finger sofort zu der Dicke von Frankfurter Knackwürstchen anschwollen, setzte eine graue, hohe Filzkappe (in welcher oben ein Stockwerk zu vermieten war) flott auf ein Ohr, steckte mein Schnupftuch in eine der fünfundzwanzig Taschen des Kittels (überzeugt, daß ich es niemals wiederfinden würde), betrachtete meine wunderlich ausstaffierte Person beim Schein einer flackernden Stearinkerze mit einer gewissen Verlegenheit im Spiegel und verließ mit einem angequälten Mute mein Zimmer.

Ich stampfte die Treppe hinunter, schleifte auf meinen dicken, unbiegsamen Sohlen wie auf Schlittschuhen durch die marmorene Hausflur und stieß mir die Zehen oder vielmehr die Schnaupen meiner Stiefeln an der Thüre des Speisezimmers, bevor ich in diesen Raum des Hauses trat. Da meine Schultern durch den zu engen Kittel in die Höhe und nach vorn gezwängt waren, da ferner meine Arme durch die zu kurzen und engen Aermel die Form von Topfhenkeln angenommen hatten, so muß mein Eintritt wohl recht komisch für die Augen der anderen gewesen sein.

Diese anderen waren der Herr des Hauses, Papa Grüter, mein Freund Hans und einige Herren aus der Nachbarschaft, die mir als Herr Müller, Herr Meyer, Herr Schmidt und Herr Lehmann vorgestellt wurden. Diese echtdeutschen Namen heimelten mich an, und so fühlte ich wenigstens keine Verlegenheit. Im Hintergrunde des Zimmers beim Büffett stand noch eine lange Gestalt, ganz grau vom Kopf bis zu Füßen, wie eine riesige Fledermaus — mehr konnte ich im Dämmerlichte des Morgens, durch das die Flämmchen des Kaminfeuers zuckten, nicht erkennen.

„Setz dich, Freund Dorus, und greif zu!“ sagte mir Freund Hans, indem er mich an den reichbesetzten Frühstückstisch geleitete; „die Zeit ist kostbar.“

Ich hatte, aufrichtig gestanden, zu dieser ungewohnten Stunde noch keinen Appetit; da ich aber sah, wie alle anderen eifrig mit dem Kaffeelöffel, dem Eierbecher, dem Rauchfleisch, den Brotschnitten und der Butter hantierten, so that auch ich mein Bestes und trödelte, meine Gähnlust bezwingend, solange als möglich mit dem Frühstück.

Die Unterhaltung war höchst einsilbig. Niemand schien aufgelegt zu sein; nur Freund Hans war geschäftig wie immer; er sprang alle zwei Minuten von seinem Stuhle auf, sah aus dem Fenster und erging sich in Wetterprophezeiungen.

Draußen war nichts zu sehen als grauer Nebel, der sich in schweren Wolken über die Felder wälzte und alles, ausgenommen die Gerippe der vor den Fenstern stehenden Bäume und die nasse, glitzernde Freitreppe, verhüllte.

Freund Hans, das sah ich jetzt, war ganz anders gekleidet als ich. Er trug eine dunkelgrüne Tuchjoppe, die statt mit Knöpfen mit großen Medaillen, Jagdszenen darstellend, verziert war. Seine Weste war von demselben grünen Tuch gefertigt und mit kleinen Medaillen (die aussahen, als wären sie die Kinderchen der großen) bis zu einem weißen, vorn offenen Stehkragen zugeknöpft. Seine Oberschenkel saßen in einer so engen hirschledernen Hose, daß es mir bis heute noch ein Rätsel ist, wie er hineingekommen, und seine Unterschenkel steckten in prallen, grauleinenen Gamaschen, die mit so vielen Perlmutterknöpfchen besetzt waren, daß er gewiß die halbe Nacht hatte aufsitzen müssen, um sie alle durch die Knopflöcher zu bringen. Ein grauer, schmalgerändeter Filzhut mit grünem Bande, worunter allerlei Federn steckten, und den er bald ungeduldig aufsetzte, bald wieder aufs Büffett warf, vollendete seinen Anzug, auf den er sehr eitel sein mußte, denn es fiel mir ein, daß sich Hans schon früher in diesem „Jagdkostüm“ hatte photographieren lassen.

„Wir werden eine gute Jagd bekommen,“ sagte Hans; „der Jäger Robert ist auch der Ansicht,“ und er zeigte auf die lange, graue Fledermaus am Büffett.

Ich erkannte jetzt in der Fledermaus einen Mann von mittlerem Lebensalter, der in einem grauen Anzug steckte, welcher dürftig und voller Flicken war. Er trug eine Jagdtasche um die Schulter und an der linken Seite eine stählerne Uhrkette, welche die Dicke einer Kuhkette hatte und mit weißen Eberzähnen geziert war; im Knopfloch des Rockes baumelte ein hölzernes Hundeflötchen und aus der geräumigen Brusttasche guckte die schwarze Hornspitze einer Tabakspfeife. Sein Gesicht war von gesunder roter Farbe, aber hier und da war die Haut gesprungen infolge der Einwirkung von Wind und Wetter; er hatte scharfe, durchdringende, blaugraue Augen, die unter buschigen grauen Brauen hervorleuchteten. Er stand da und kaute an einem Strohhalm und ließ sich nicht herab, etwas zu sagen oder irgend etwas anderes zu thun, als mitunter auf seine silberne Taschenuhr zu gucken, welche die Dicke einer Rübe hatte und drei Gehäuse besaß.

Wir erhoben uns vom Frühstückstische. Jeder wickelte ein paar Brötchen mit kaltem Braten in ein Papier, steckte sie in die Jagd- oder Rocktasche, hing eine Feldflasche, die der Diener am Büffett mit Rotwein füllte, um den Nacken, und so wurde die Gesellschaft allmählich fertig zum Aufbruch.

Einige der Herren hatten Gewehre von Hause mitgebracht; andere, worunter auch ich, erhielten ihre Waffen durch Herrn Grüter.

Die Gewehre standen, von dem Jäger und einem etwa vierzehnjährigen Burschen, den er mitgebracht hatte, geladen, gegen die Wand gelehnt. Jeder Unbewaffnete griff auf die Einladung des Hausherrn hin nach einer Waffe, setzte den Kolben an die Schulter, um die Handlichkeit der Flinte zu erproben — was ich auch mit einiger Anstrengung nachmachte, überzeugt, daß der gleichmütige Strohhalmkauer mich tief verachtete — und wir zogen ab, gefolgt von einer Anzahl Knechte mit Hunden und Knütteln.

An einem der oberen Fenster lauschte Fräulein Silvia; ich sah, wie ihr Vorhang sich bewegte. Ich wagte jedoch nicht, hinauf zu grüßen, in dem beschämenden Bewußtsein, welch komische Figur ich vorstellte; übrigens hätte ich meine Topfhenkelarme auch nur mit der äußersten Anstrengung an meine Filzkappe bringen können.

Der Gleichmütige hatte das Gewehr auf dem Rücken, beide Hände in den Hosentaschen und den Strohhalm noch immer zwischen den Zähnen; er schritt mit der Würde eines Indianerhäuptlings, der sich auf dem Kriegspfade befindet, auf dem Gartenwege dahin. Ich sagte mir, daß ich nichts Besseres thun könnte, und folgte seinem Beispiel.

Es glückte mir, nachdem ich mir selber dreimal meine Filzkappe vom Kopfe gestoßen hatte, mein Gewehr an dem grünen Tragbande über den Rücken zu bringen; ich steckte die Hände, wie mein Vorbild,

in die Hosentaschen und war sehr mit mir selbst zufrieden — auch etwas besser mit der Jagdpartie, nachdem ich vernommen, daß wir nur ein halbes Stündchen zu gehen hätten, um auf die eigentlichen Treiber zu stoßen.

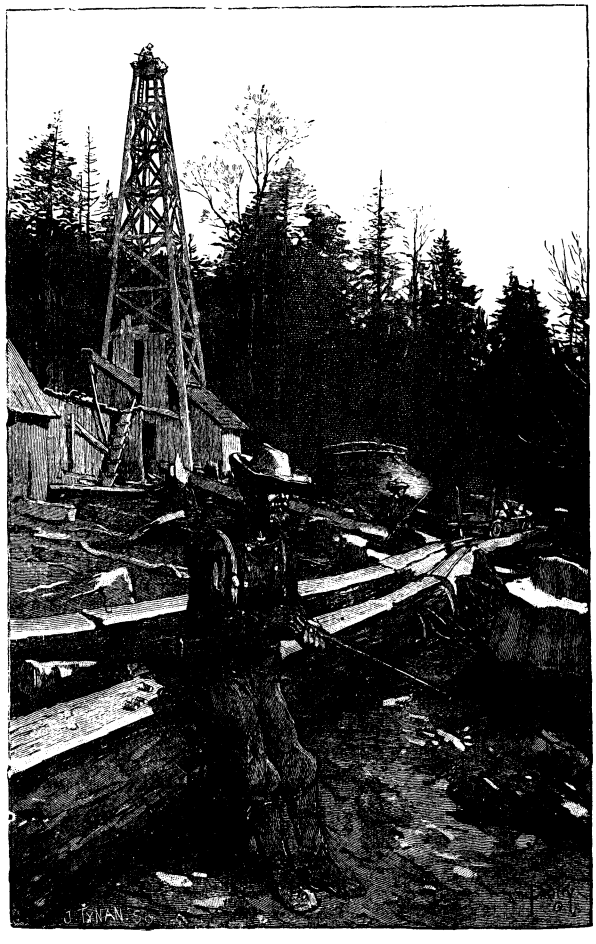
Aber schon in den nächsten Augenblicken fühlte ich, daß mein Gewehr, indem es schaukelnd gegen mein Schulterblatt stieß, mir wehe that. Ich überlegte, wie ich es am besten wieder vom Rücken herunterbrächte, ohne eine lächerliche Figur zu machen. Sobald wir den Garten hinter uns hatten, befanden wir uns auf einem lehmigen, schlüpfrigen Feldwege mit großen Wassertümpeln. Da erwachte mein Stolz auf die Wasserstiefel, und ich stapfte mutig hinter dem gleichmütigen Jäger drein, der weder sprach, noch sich umsah. Ich stapfte vielleicht allzu mutig hinterdrein, denn plötzlich glitschten meine herrlichen Wasserstiefel unter mir aus, und ich lag sofort, die Hände in den Hosentaschen, auf den Knieen in einer Schlammpfütze.

Da der Feldweg schmal war, und wir im Gänsemarsch einer hinter dem anderen schritten, so verursachte mein Fall einen plötzlichen Halt. Der Gleichmütige sah sich um, und während ich noch damit beschäftigt war, meine Hände aus den engen Hosentaschen zu befreien, warf der Mann einen flüchtigen Blick auf meine Flinte, sah, daß sie nicht naß geworden war, drehte sich auf dem Absatz herum und verfolgte seinen Weg.

Ich raffte mich mit einiger Anstrengung wieder auf; meine Kniee bebten von dem kalten, durchs Zeug geschlagenen Wasser; mein rechter Handschuh, mit dem ich mich auf den Boden gestützt hatte, um wieder aufzukommen, war voll Morast. Ich streifte ihn ab, steckte ihn hurtig in meine Jagdtasche und verfolgte unseren Weg, während ich mich zwang, über einen Witz von Hans zu lachen, der unmittelbar hinter mir trabte und mir zurief:

„Zieh lieber deine Wasserstiefel an die Hände, Freund Dorus, wenn du nun einmal durch den Morast kriechen willst. Uebrigens hat der Morast dich keineswegs vorteilhaft verändert: Du siehst gesprengelt aus wie eine Wachtel."

(Schluß folgt.)



Der Bohrturm oder Derrick einer Oelquelle, von den Unternehmern bewacht.

Wie man in Pennsylvanien das Erdöl oder Petroleum gewinnt.

Wenn meine lieben jungen Freunde am Abend bei ihrer Erdöllampe sitzen und den „Guten Kameraden" lesen, so ahnen sie kaum, welch eine Wohlthat dieses schöne helle und weißliche Licht ihrer Lampe ist, und welche ungeheueren Fortschritte in den jüngstvergangenen 70 Jahren die künstliche Beleuchtung gemacht hat. Noch vor 70 Jahren waren gute Lampen eine Seltenheit; man kannte nur Ampeln mit einem gedrehten baumwollenen Docht und brannte in denselben Rüböl und vielfach sogar noch Thran oder einfache Unschlittkerzen; dann kamen von Frankreich aus die künstlicheren Lampen auf, anfangs ohne Cylinder und Glasglocke, welche dann immer mehr vervollkommnet wurden. Die Herstellung von Stearin und Paraffin und deren Verwendung zu Kerzen ward erfunden und verdrängte die Talglichter, welche so trüb leuchteten und immer geschnuppt werden mußten, und das schon früher erfundene Leuchtgas ward für die Beleuchtung im großen immer mehr eingeführt. In den vierziger Jahren kam man auch auf den Gedanken, die da und dort natürlich vorkommenden Mineralöle oder sogen. Kohlenwasserstoffe, welche man auch künstlich aus bituminösen Schiefern zu gewinnen verstand, zur Beleuchtung zu benutzen, und brachte sie unter den verschiedensten Namen, wie Schieferöl, Solaröl 2c., in den Handel. Damit ward ein gewaltiger Fortschritt in der künstlichen Beleuchtung gemacht, denn die Leuchtkraft dieser Mineralöle war eine bedeutend größere als die des Rüböls und anderer Pflanzenöle, von denen sie noch den Vorzug der Billigkeit hatten; aber sie reichten noch lange nicht an die Leuchtkraft des raffinierten Petroleums oder Erdöls, welches heutzutage beinahe allgemein zur Zimmerbeleuchtung dient und zu dieser sogar dem Gaslicht vorzuziehen ist, wenn man eine gute Lampe mit einem Runddocht und einem Flammenspalter und Schirm hat und dieselbe reinlich hält und gut zu behandeln versteht.

Daß das Erdöl in Lampen brennbar ist, wußte man schon zu Anfang dieses Jahrhunderts, aber dasselbe kam in Europa so spärlich vor, daß man es nirgends in genügender Menge für einen allgemeinen Verbrauch fand. Man wußte, daß es in Baku am Kaspischen Meere, in Indien und in Nordamerika in größerer Menge vorkam. Am Fuße des Westabhangs des Alleghanygebirges, welches sich durch die Staaten Westvirginien, Pennsylvanien Ohio und New York hinzieht, trat schon seit Jahrhunderten das Erdöl in dem Wasser von kleinen Bächen zu Tage, durch deren Quellen mitgerissen. Die Indianer sammelten dieses Oel von alten Zeiten her und verwendeten es als Mittel gegen Rheumatismus zum Einreiben, und da es sich hiergegen als wirksam erwies, so machte sich in den fünfziger Jahren eine Gesellschaft spekulativer Kaufleute an eine systematische Gewinnung dieses Erdöls und ließ das Wasser von solchen ölführenden Bächen in künstliche Teiche leiten und dann das Oel abschöpfen. Da dieses Oel einen namhaften Preis erzielte, so kam ein Oberst Trake, welcher an dem sogen. Oil Creek, Oelbach, ein Gütchen besaß (1859), auf den naheliegenden Gedanken, durch Erbohrung eines artesischen Brunnens das Oel in größerer Menge zu gewinnen, indem dasselbe durch den Druck von unten mit einem starken springenden Wasserstrahl, wie er bei artesischen Brunnen immer vorkommt, zu Tage getrieben wurde. So

einfach und kunstlos diese Bohrung war, so erfüllte sie doch ihren Zweck vollkommen und förderte eine solche Menge Erdöl, daß man rasch gelungene Versuche machte, dasselbe zur Beleuchtung zu verwenden. Andere Grundbesitzer bohrten ebenfalls, und so wurde dem ganzen westlichen Fuß der Alleghanys entlang das in anscheinend unerschöpflicher Menge vorhandene Erdöl zu Tage gefördert und ist der allgemeine Beleuchtungsstoff für die ganze zivilisierte Welt geworden, denn gegenwärtig erzeugen die verschiedenen Brunnen der nordamerikanischen Oelregion jährlich im Durchschnitt über eine Million Hektoliter.

Unser erstes Bild zeigt einen Bohrturm oder Derrick, aus dem dortigen wohlfeilen Fichtenholze leicht aufgebaut. In demselben arbeitet der durch Dampf getriebene Erdbohrer so lange, bis er in den ölführenden Sandstein hinab und zu einer Quelle reicht, welche nun durch das Bohrloch emporsteigt und zu Tage tritt, das in den tieferen Schichten befindliche Erdöl mit sich reißend. Die Dampfmaschine, welche den Erdbohrer bewegt, ist gewöhnlich in einem Nebenschuppen untergebracht und muß später das Wasser heraufpumpen, wenn es nicht von selbst springt. Das Erdgeschoß des Bohrturmes ist gewöhnlich zu einer rohen Wohnung eingerichtet, welche die Arbeiter und die Wächter beherbergt, denn sowohl die Maschine, als die hölzernen Teiche oder Tanks, worin das Wasser des Bohrbrunnens gesammelt wird, müssen vor Beschädigung und Diebstahl sorgsam gehütet werden. In dem Wasser, welches in den Teichen stehen bleibt, tritt alsbald das leichtere Oel nach oben und sammelt sich an der Oberfläche, von wo es abgeschöpft oder abgezogen und in eiserne Teiche übergeführt oder sogleich in Fässer gefüllt und zu Wasser und zu Land nach den Raffinerien geschickt wird, wo man es reinigt und läutert, bevor man es in den Handel bringt, denn es müssen vor allem die äußerst brennbaren und gefährlichen, flüchtigen oder ätherischen Bestandteile davon abgeschieden und dann besonders verarbeitet werden. Von sehr vielen Oelbrunnen aus wird das rohe Petroleum, um den kostspieligen Transport zu ersparen, auch in eisernen Röhren viele Meilen weit zu den Raffinerien und von diesen das gereinigte Oel wieder nach den Einschiffungsorten geleitet. Viele Oelbrunnen fördern auch beinahe lauter Erdöl, d. h. solches, dem nur wenig Wasser oder Wasserdampf beigemischt und das ungemein entzündlich ist, so, daß die geringste Berührung zur Zündung hinreicht. Es schlägt dann in einem ungeheueren Feuerstrahl gen Himmel, wie in unserem zweiten Holzschnitt dargestellt, und kann oft monatelang nicht mehr gelöscht werden. Dem Eigentümer ist neben der großen Gefahr noch unberechenbaren Schaden zufügt, der ihm oft aus reiner Bosheit und Eifersucht angethan wurde.

Noch hat die Ergiebigkeit der nordamerikanischen Erdölbrunnen nicht nachgelassen, und wir haben auch auf der Lüneburger Heide und in Galizien Erdöl erbohrt. Allein eine neue kolossal ergiebige Oelregion ist in dem schon erwähnten Baku am Kaspischen Meer erstanden, wo nun das Erdöl ebenso leicht als massenhaft erbohrt wird, so daß das russische Erdöl bereits dem nordamerikanischen eine fühlbare Konkurrenz auf dem Weltmarkte macht.

Brennende Oelquelle.

Unter Korsaren.

Von **S. Wörishöffer.**

(Schluß.)

Während er die Worte sprach, stürzte sich Conchito wie ein Geier auf die Kette und hielt mit beiden Händen das Boot fest. „Hilfe!“ rief er. „Jim komm mir zu Hilfe, oder es ist alles verloren!“

Das Boot schaukelte hin und her, so daß sich Pablo und Matthias nur mit knapper Not auf den Füßen hielten. Einige Wilde versuchten an Bord zu gelangen, der Steuermann schlug mit dem Riemen dazwischen, und auch unser Freund that sein möglichstes, um den Weg in das offene Wasser frei zu bekommen, da, im Augenblicke der höchsten Gefahr erschienen auf dem baumlosen Uebergang der Landzunge die amerikanischen Matrosen mit den eingetauschten Früchten, die sie in Säcken auf den Schultern trugen.

Matthias sah die Retter in der Not und sein gellender Hilferuf lockte sie herbei. „Hierher!“ schrie er. „Hierher Kameraden!“

Die Matrosen standen still; eine Sekunde genügte, um ihnen zu zeigen, daß hier ein Angriff der Wilden beabsichtigt wurde; sie ließen also wie auf Verabredung ihre Lasten fallen und stürmten mit lauten Rufen dem Kampfplatz zu. „Haltet euch stramm, ihr beiden! Wir kommen!“

„Die Pest über diese Elenden,“ knirschte Conchito. „Weg da! zum zweitenmal will ich mir den Gewinn nicht rauben lassen!“

Er riß mit Hilfe mehrerer Eingeborenen das Boot ganz auf den Strand; zwischen Matthias, Pablo und ihm selbst entstand ein Handgemenge, das von den Wilden mit Geschrei und tollen Sprüngen begleitet wurde. Zwar wagte von den braunen Gesellen keiner, die beiden vermeintlichen Zauberer eigenhändig anzugreifen, aber doch schienen diese Leute entschlossen, die Feinde ihres Volkes nicht lebendig von der Stelle kommen zu lassen. Ein besonderer Ruf, öfter wiederholt, brachte binnen weniger Minuten Scharen von nackten Gestalten, zum größten Teil bewaffnet, aus der Umgebung herbei; mit wildem Geheul stürzten sich lanzenschwingende Insulaner den Soldaten entgegen, es wurde mit Pfeilen und aus Pistolen geschossen, — in ganz kurzer Frist war die stille Bucht zum Schauplatz des erbittertsten Kampfes geworden.

Matthias und Pablo mußten sich ihrer Haut wehren, sie konnten auf den mühsam zusammengesammelten Schatz im Augenblick nicht achten, und so gelang es einem rasch herzuspringenden Eingeborenen, den Beutel zu ergreifen und mit der ganzen Kraft seines Armes hinauszuschleudern in das Meer.

Wie ein Regen, in lauter einzelnen

schweren Tropfen fallend, ergossen sich die Perlen aus dem engen Behälter ins Freie und fielen klatschend auf Nimmerwiedersehen herab, um schon nach Sekunden, von der wogenden Flut verschlungen, den Blicken der entsetzten Männer zu entschwinden.

Matthias schrie laut auf vor Schreck. „Großer Gott — die Perlen!"

„Verfluchter Zauberer!" gellte ihm der Wilde in die Ohren. Du Kugeln zurückrufen? Du Leben nehmen von braunen Männern? — Da!" —

Und eine Lanzenspitze senkte sich in die Brust des Knaben, ein Blutstrom brach hervor, bewußtlos sank Matthias auf den zerstampften, feuchten Sand.

Pablo knirschte vor Wut; schwer sauste der Kolben seines Gewehrs herab auf die Köpfe der Wilden, denen trotz ihrer gewaltigen Ueberzahl doch von vornherein jegliche Aussicht auf den Sieg versagt schien. Die Kugeln der Amerikaner schlugen wie Hagel in ihre Reihen, ein Signal vom Dreimaster her gab das Versprechen sofort anrückender Verstärkung, — mehr und mehr schmolzen die Scharen der nackten Insulaner zusammen. Sterbende und Tote bedeckten den Boden, sämtliche Boote des „Washington" ruderten heran, im Sturmschritt kamen Soldaten angestürmt, um mit blanker Waffe den Kampf zum Austrag zu bringen.

In alle vier Winde zerstreuten sich die flüchtigen Wilden, jetzt mit dem Geheimnis der Kugelbüchsen genügend bekannt geworden, um so schnell als nur möglich den verderbenbringenden Geschossen entrinnen zu wollen. Die Stätte war leer, — den Amerikanern blieb nur die traurige Pflicht, ihre Toten und Verwundeten aufzulesen und letztere mittels der Boote so schnell als es die Umstände erlaubten, in das Schiffslazarett zu bringen.

Auch Matthias lag, immer noch ohne Bewußtsein, ausgestreckt im Boot, und neben ihm kniete Pablo, während vier Matrosen das Fahrzeug über die Wellen trieben. Der Steuermann hatte seinen Rock ausgezogen und denselben unter den Kopf des Verwundeten gelegt; mit der rechten Hand stillte er das rinnende Blut, bis endlich kräftige Arme den unglücklichen Knaben an Bord und in die Hängematte beförderten, wo ihn der Schiffsarzt sogleich in Behandlung nahm und nach der ersten Untersuchung die Wunde für ungefährlich erklärte. Matthias hatte viel Blut verloren und war aus Schwäche ohnmächtig geworden, aber sein Leben schien nicht ernstlich bedroht.

Pablo atmete auf, als er die gute Botschaft vernahm; der Verlust der Perlen däuchte ihm in diesem Augenblick geringfügig. Matthias würde leben, und er dankte Gott für diese, seine Gnade.

Mancher brave Mann fehlte beim nächsten Namensausruf, für manchen mußte am andern Morgen das Brett zur letzten Ruhestätte im unergründlichen Schoße des Oceans gerüstet werden. Unter diesen letzteren war einer, den sie mit dem Pfeil im Herzen aufgehoben hatten, tot und kalt von blutdurchtränkter, zerstampfter Walstatt, noch in den blaßen Zügen Groll und Hohn, um die Lippen ein böses Lächeln, — — Jim Lawrence, der Sohn des Millionärs.

Mitten durchstochen das Herz, gerade das Herz — da gab es keine Frage, keine Hilfe; er war tot.

Sie brachten ihn in die Leichenkammer des Schiffes, und am anderen Morgen wurde ihm mit mehreren Kameraden der letzte Segen gesprochen, hevor man das verhüllte, unten durch eine Kanonenkugel beschwerte Brett hinabließ in das große Grab, über welches das Weltmeer spät und früh seine flutenden Wogen dahinrollt, bis dereinst die Stunde kommt, in der Erde und Meer ihre Toten herausgeben werden, — alle, alle. —

Als Matthias erwachte, fühlte er die Bewegung des Schiffes und ein plötzlicher Schreck durchzuckte sein Inneres. „Die Perlen! Wo sind die Perlen?"

Und dann entsann er sich des Geschehenen; mit einem Aechzen legte er die Hände vor das Gesicht. „Verloren! Verloren! Ich komme mit leerer Hand nach Hause!"

Pablo tröstete ihn so gut als möglich. „Der Tod ist nahe an dir vorübergegangen, mein Junge," sagte er, „freue dich, daß du noch atmest."!

Matthias schluchzte vor Schwäche. „O Sir, Sir, alle diese kostbaren Perlen! Es war ein Vermögen, das wir gesammelt hatten!"

Pablo seufzte. „Gott wollte es anders," sagte er einfach. „Seinem Ratschluß müssen wir uns fügen."

Und Matthias bemühte sich, der ersten Verzweiflung Herr zu werden. Er war eine zu gesunde, tüchtige Natur, um den materiellen Wert als das Höchste zu schätzen, daher gelang es ihm auch bald, den Blick wieder auf andere Interessen zu richten und namentlich nicht immer nur an das eigene Schicksal zu denken. Also Jim, der übermütige, egoistische Jim war tot, — es erschütterte ihn doch tief.

„Und Conchito?"

Der Steuermann zuckte die Achseln. „Von ihm weiß man gar nichts," sagte er. „Ehe die Anker gehoben wurden, hat Kapitän Mac-Clellan die Insel, wenigstens soweit es die Umgebung des Kampfplatzes betraf, durchsuchen lassen, später sind Signale gegeben worden, die Conchito als Seemann verstehen mußte, aber er war und blieb verschollen; höchst wahrscheinlich ist er im Gedränge ins Meer gestürzt und von den Haifischen verschlungen worden."

Matthias schwieg. Diese beiden, die dem fremden Geheimnis so unablässig nachgespürt, die dann keinen Verrat und keine Unehre gescheut, um hinterlistig das Gut, welches ihnen nicht gehörte, an sich zu bringen, — sie mußten ihre Schuld mit dem Leben bezahlen.

„Gott sei den armen Seelen gnädig!" flüsterte Pablo.

„Amen! Amen! — Ich verzeihe ihnen gewiß aus vollem Herzen."

Matthias hatte den Gram um die verlorenen Schätze bald überwunden und ebenso auch in verhältnismäßig kurzer Zeit seine Gesundheit wieder erlangt. Die gute Pflege, das herrliche Wetter und unseres Freundes kräftige Konstitution halfen den Feind verscheuchen; ehe der „Washington" die Fahrt nach Valparaiso beendet hatte, war Matthias vollkommen geheilt und auch seine Stimmung eine bessere geworden. Er wollte das einmal ergriffene Fach des Seemannes behalten und sich sogleich eine neue Stellung auf irgend einem Kauffahrer wieder suchen, womöglich nach New York, denn Kapitän Mac-Clellan hatte ihm gesagt, daß doch wohl in nächster Zukunft ein zweites Kriegsschiff nach der Südsee gehen und von jener Insel für die Vereinigten Staaten förmlich Besitz ergreifen werde.

„Ich habe das kleine Eiland nach dem Namen, den ihm die Eingeborenen gaben, ‚Ualan' genannt," fügte er hinzu. „Vielleicht kommen Sie einmal als Matrose in die Marine der Vereinigten Staaten und können dann wieder nach Schätzen suchen."

Daran dachte Matthias, bis das Schiff in Valparaiso Anker warf. Es war am späten Abend, und nach herzlich dankbarem Abschied von der Besatzung des „Washington" eilten Pablo und Matthias durch

die wohlbekannten Straßen der Stadt, jener, um nach langer Trennung Weib und Kind wiederzusehen, dieser in das Haus seines alten Onkels. Zwar kam er mit leeren Händen; er besaß keinen Pfennig, um das Stück Brot, welches man ihm vorsetzen würde, zu bezahlen; aber dennoch hoffte er auf einen freundlichen Empfang. War nicht Johannes durch seine Vermittlung, sein Opfer in die Arme der Eltern zurückgekehrt? Und mußte nicht dies Geschenk des Himmels alles andere aufwiegen?

Wie ihm das Herz schlug, wie seine Brust schneller und immer schneller atmete! — Da lag schon das wohlbekannte alte Haus, da brannte in dem niederen Laden ein Licht, — Onkel Adam war noch bei der Arbeit.

Leise schlich Matthias zur Hausthüre. Er kannte den besonderen Griff, mit welchem man die Glocke erreichte und den Klang wirksam verhinderte, — das war so oft ausprobiert, wenn Tante Regine brummte oder, wie gewöhnlich, weinte, dann hatte sich Matthias in seine Kammer geschlichen, ohne der Gefürchteten erst zu begegnen.

Und heute?

Ihm hämmerte das Blut in den Schläfen, er hatte kaum volles Bewußtsein. Jetzt war die Vordiele erreicht; auf den Zehenspitzen schlich der Knabe zur Thüre des Ladens, wo ihm ein kleines Glasfenster den Durchblick gestattete. Mit heißen Augen, das Herz voll Erwartung, sah er hinein.

Da saß am gewohnten Platze Onkel Adam und hantierte mit Lupe und Zange; neben ihm am selben Tisch bückte sich ein jugendlicher Lockenkopf über die Arbeit, — Johannes, der langbeweinte, wiedergefundene Johannes, den er, Matthias, gerettet hatte aus höchster Not. Er war zu den Eltern zurückgekehrt, aller Wünsche Erfüllung den alten Leuten in den Schoß legend, — jetzt erst erkannte Matthias, wie viel unendliche Gnade ihm und den Seinigen der Vater im Himmel durch diese Reise hatte zu teil werden lassen.

Er legte die Hand an den Thürdrücker. Durfte er es wagen, so ganz plötzlich einzutreten?

Da fiel drinnen ein Gegenstand mit Gepolter zu Boden, die Stimme eines Hundes bellte, winselte, schrie; kleine Pfoten kratzten gegen die Thüre oder sprangen wie unsinnig im Zimmer umher. „Ami! Ami!“ ruft Onkel Adam, „was hat denn nur das Tier? Hierher, Ami! hierher!“

Johannes flog vom Sitz empor. „Das kann nur Matthias sein!“ rief er. „Der Hund erkennt ihn!“

Onkel Adam schüttelte seufzend den Kopf. „Wie wäre das möglich, mein Junge? Wie sollte wohl Matthias —“

Aber weiter kam er nicht. Da stand der Langverreiste schon mitten im Zimmer, umbellt und umsprungen von seinem Hunde, stumm vor Wiedersehensfreude, glücklich, überglücklich, als ihn Johannes in die Arme schloß und mit einem lauten Jubelschrei begrüßte. „Matthias! Matthias! — — O mein Gott, wie danke ich dir! — Du bist frei! — Matthias du bist frei!“

Und dann hatte sich auch der Alte von seinem Sitz erhoben, hatte die Arme ausgebreitet und beide Knaben zugleich umfaßt. „Matthias! Mein herzlieber Junge! Du guter, guter Matthias! — Jetzt kann ich sterben, nun die Stunde gekommen ist, in der ich dir danken durfte! Freiheit und Leben hast du meinem Sohne, mir selbst und deiner Tante geschenkt, das lohne dir Gott in Zeit und Ewigkeit!“

Matthias schüttelte lächelnd den Kopf; sprechen konnte er kaum. „Laßt das doch!“ stammelte er. „Ihr beschämt mich!“

Und dann kam Tante Regine in das Zimmer, dann mischte sich in all den Jubel noch eine Stimme mehr. „Gott sei gepriesen, Matthias ist wieder da!“

War das wirklich dieselbe Frau, welche damals aus hohlem bleichem Antlitz mit immer verweinten Augen in die Welt hineinsah? War das Tante Regine, die nur seufzte und schalt, so oft sie die Lippen öffnete?

Jetzt nahte sie mit gefalteten Händen ihrem Neffen und wäre ihm wohl aber zu Füßen gefallen, wenn er sie nicht mit beiden Armen aufgefangen hätte. Und wirklich, sie weinte auch in diesem Augenblick, aber Thränen der Freude, der innigsten Rührung. „Matthias,“ sagte sie nur: „Vergieb mir, ich bitte dich!“

Er küßte sie, — das war früher in den vergangenen dunklen Tagen niemals geschehen, aber jetzt that er's aus Herzensgrund. „Was soll ich dir denn vergeben, Tante Regine? Daß du glaubtest, ich hätte Ami in die Federn geschleudert? — Ja, wer weiß, ob mich nicht ein solches Gelüste hätte anwandeln können, wenn ich nur gerade zugegen gewesen wäre. Der Verdacht lag sehr nahe.“

Die alte Frau schüttelte den Kopf. „Das meinte ich nicht, Matthias, aber —“

„Kein aber, Alte!“ rief der Uhrmacher, indem er den grauen Scheitel seiner Lebensgefährtin liebevoll streichelte. „Kein aber! Es ist nun alles, alles gut, wir wollen uns hinsetzen und ganz ruhig werden, uns so recht aus Herzensgrund freuen, nicht wahr Matthias? — Lege die Arbeit hin, Johannes, und du, Alte, decke den Tisch, — Matthias muß erzählen, wie sich das alles zugetragen hat.“

Es geschah, wie er anordnete und lauschend saß die kleine Familie geschart um den, der ihr so unerwartet zurückgegeben worden war. Matthias berichtete, was die alten Leute noch nicht durch ihren Sohn erfahren hatten, und zuletzt fügte er, einen Seufzer unterdrückend hinzu: „Ich bin also, wie ihr euch denken könnt, mit ganz leeren Händen gekommen, aber —“

„Aber es könnte sein, daß du ein sehr reicher junger Mann wärest, Matthias! Es könnte sein, sage ich, denn wir wissen es nicht sicher. Jetzt magst du selbst dich überzeugen!“

Und der Alte ging zum Wandschrank, während ihm Matthias kopfschüttelnd nachsah. „Was sagst du da, Onkel Adam? Ich sollte plötzlich reich geworden sein?“

„Vielleicht, mein Junge, vielleicht!“

Der geschäftige alte Mann reichte seinem Neffen einen Brief und eine stählerne Kassette, deren Schlüssel sich in dem Couvert befand. „Du siehst, dies Schreiben ist an dich adressiert,“ sagte er. „Nimm es! Kapitän Heiraddin vom Schiff ‚Sultan‘ brachte es mir in der festen Ueberzeugung, dich selbst von Bengasi hierher befördert zu haben. Wir ließen ihn aus Gründen einfachster Lebensklugheit bei dieser seiner Annahme, aber wir verwahrten natürlich Brief und Kassette als dein Eigentum, denn wir vertrauten auf Gott, daß er den Schuldlosen aus seinem schrecklichen Schicksal erlösen und in unsere Mitte zurückführen werde.“

Matthias hatte kaum gehört, was sein Onkel sprach. „Von Hassan ben Ismael!“ rief er bei dem ersten Erblicken der Schriftzeichen. „Von ihm! — Was mag doch in dem Briefe stehen!“

„Und was mag die Kassette enthalten?“

Matthias zog den Schlüssel aus dem Couvert hervor und schloß auf. Eine leichte seidene Decke verhüllte kaum den Inhalt des Kästchens, — es funkelte und blitzte daraus hervor, es sprühte wie tausend Flammen!

„Edelsteine!“ sagte der Uhrmacher. „Ich dachte es! In dem engen Raume liegt ein kolossales, fürstliches Vermögen!“

Der Sieger im Turnier.

„Lies doch den Brief," fügte Johannes hinzu. „Der gibt dir Aufklärung."

Und Matthias las mit wachsender Erregung, las, bis Thränen seinen Blick verdunkelten:

„Nimm ruhig aus meiner Hand das Geschenk, welches bestimmt ist, dir die Sorgen und womöglich auch die Versuchungen des Lebens fernzuhalten," schloß Hassan den langen, im väterlichsten Tone geschriebenen Brief. „Glaube nicht, daß Du ein unrecht erworbenes Gut besitzest, daß Thränen an demselben haften. Mein zweiter Vater, Ismael ben Mullah schenkte mir die Steine, um sie dereinst als Schmuck meiner Braut ins Haar zu flechten, — du weißt, daß ich nie heiratete, und daß also die Diamanten unbenutzt liegen bleiben mußten. Jetzt sollst Du sie in bares Geld umsetzen und Dir durch dieses, Dein Vermögen, eine Existenz gründen.

„Das war es, was ich Dir sagen wollte — und nun noch ein Letztes, das Hauptsächlichste wohl: Halte Dein Gewissen von jedem Vorwurf frei! — Das ist mehr wert, als alle Güter der Erde.

Mit Liebe dein väterlicher Freund
Hassan."

Sie saßen stumm, die vier glücklichen Menschen, lange stumm, in Sinnen verloren. Wie seltsam hatte sich das alles gefügt! Die Perlen fielen in das Meer und von einer Seite, an die niemand gedacht hatte, kam überreicher Ersatz für das Verlorene.

Jetzt konnte Matthias die Schulden seines verstorbenen Vaters bezahlen, er konnte Kapitän Burns alte Mutter aus Not und Elend erlösen und auch seinem treuen Genossen Pablo ein hübsches Sümmchen als Geschenk überreichen. Kurz nach der Heimkehr ging die Familie Berghoff ganz aus Valparaiso fort und suchte Hamburg, ihren früheren Wohnort, wieder auf.

In dem Kästchen hatte sich auch ein Ring mit einem einzigen Edelstein von großem Wert befunden, ein Kleinod, das Hassan beständig getragen, und das er seinem jungen Freunde als persönliches Andenken schenkte, — von diesem Schmucke trennte sich Matthias, indem er ihn am Steinhöft in dem hochgiebeligen Hause mit der Firma Vollgold der weißhaarigen alten Frau überreichte, die nun, so still beglückt, so tief beruhigt, ihrem Ende entgegensah. Der Sklave Hamid — Pastor Baumgarten — war schon früher als Matthias zu ihr gekommen und hatte alles berichtet, wonach sich das Mutterherz seit Jahrzehnten unablässig gesehnt, alles, auch das Letzte, das Erlösende, das, welches die Hoffnung des seligen Wiedersehens in sich schloß.

Beide, Hamid und Matthias, blieben treue Freunde ihres Hauses und auch Johannes wurde in den vertrauten Kreis mit hineingezogen.

Die beiden Vetter gründeten ein Geschäft, das heute noch, wenn auch unter anderer Firma, fortbesteht; sie haben Kindern und Kindeskindern die Erlebnisse ihrer Jugend häufig erzählt, — von einem dieser Leute hat sie der Verfasser.

Ein Turnier in Berlin.

Ein im Jahre 1592 zu Berlin abgehaltenes Turnier schildert ein ungenannter Chronist, wie folgt: „Den zwanzigsten Tag Novembris 1592 des Morgens umb drey Uhr ist zu Cöln an der Sprew geboren Marggraf Sigismundus von Brandenburg, Herrn Johannis Georgii, Marggraffen und Churfürsten zu Brandenburg pp. Sohn. Die Kindtaufe aber ist hernach den zehenden Tag des Christmonats daselbst im Schloß ganz stattlich gehalten worden, in Gegenwart der dreyen Jungen Herren von Sachsen, Herzogs Ulrich von Mechelburg, des Herzogen von Holstein, Herrn Ladislai Poppel von Prag, Diedrichen von der Schulenburg, Grafen Brunonis von Manßfeld. Item der Churfürstin von Sachsen, der Herzogin von Mechelburg, der Gräfin von der Schawenburg und der Gräfin von Zöllern. Nach verrichteter Tauffe sind die folgenden 4 Tage über, bis an den funfzehenden Tag gemeldtes Monats allerlei Ritterspiel auff einer dazu gerüsten schönen Rennbahnen an der Sprew mit Thurnieren, Ringrennen, Schiffen, Fewerwerk und Schiessen gehalten worden. Zuforderst ward ein Patent an's Schloßthor geschlagen, darin zween Mandinatores oder Ritter am Churfürstlichen Brandenburgischen Hofe ernennet, welche allen rittermeßigen Personen mit Ringrennen und anderen ritterlichen Spielen im Namen der Chur Brandenburg und nach Inhalt gemeltes Patents wilfahren sollten und wollten. Die Rennbahn ward allermeist unter dem Schlosse bei dem Wasser, die Sprew genannt, zugerüstet und mit grünem Laub gezieret. Darauf waren fünf schöne Schweigbogen aufgerichtet und mit schönen Gemälden und Historien vorsetzet. Auf jeder Säulen stunden zu oberst zwo Schlangen, ein Paar Tauben und ein Hertz in der Wolken mit geschlossenen Händen, welche das Hertz hielten. Dadurch denn die Vorsichtigkeit und Liebe oder Trew bedeutet worden. Auf dem fünften Bogen, so mitten auf der Rennbahn gegen dem grünen Judicierhaus überstundt, hing der Ring, darnach man rennete, und darüber eine Königliche Kron. Zu oberst auf diesem Bogen stundt die Fortuna, von Holtz gemacht, auf einer runden Kugel, die hielt in der Hand eine Fahne, darin geschrieben Victoria. Zu beiden Seiten stunden zween Römer und zu ihren Füßen ein gemalter Greif. Es waren die gemalten fünf Schweigbogen überdem mit deutschen Reimen beschrieben."

Das Kindtaufsturnier schildert unser Chronist nun wie folgt:

„Am 11. Tage des Christmonats fing man an, allgemach sich auf der Bahn zu üben und zu versuchen. Den folgenden Tag aber, morgens umb zwölf Uhr, sind die zween Ritter oder Mandinatores, als nemlich Jobst von Oppen, damals Churfürstlicher Kammerjunker, und Caspar Schlesier, Kurfürstlicher Stallmeister, in schwarzem Sammet und mit gegossenen güldenen Rosen verbrämet, dessengleichen drey Spießjungen, auch im schwarzen Sammet und mit güldenen Ketten gezieret, und zween andere Ritter, jeder für sich selbst, so Patronirer genennet worden, aufgezogen. Vor ihnen her ritten zuvorderst vier Trometer mit schwarzen und weißen Fahnen: darauf bald neun Geleitsleute, je drey und drey in einem Gliede gefolgt. Item sonst andere neun Trommeter. Zuletzt hat man 12 schöne gesattelte und verdeckte Pferde an der Hand geleitet.

„Als nun die Mandinatores mit solchem Geleit auf den Rennplatz kommen, sind die neun Geleitsleute wieder abgezogen: die zwölf verdeckten Pferde aber in zwo dazu aufgeschlagene Zelte geführet, und darin, bis die andern vermüdet, verwahret worden. Bald ist eine andere Parthey, wie Türken gekleidet, aufgeführet worden, welche gegen die zween Ritter gerennet, und haben sich gemeldte Ritter gegen die vermummten Herren so tapfer gehalten, daß sie den besten Gewinn davon getragen. Am dreyzehnten Tage des Christmonats sind jetzt gedachte Ritter oder Mandinatores auf vorgemeldte Zeit und Weise wiederumb aufgezogen und wurden ihnen durch die Geleitsleute eine Parthey, auf türkische Art gekleidet, zugeführet, gegen welche sie sich ritterlich gehalten. Nach ihnen ist ein anderer Aufzug in schwarzem Sammet mit silbernen Strichen gezieret, kommen, welche sich auf Ringrennen wol verstanden und geübt. Zum dritten kam auf der Sprew herauf ein wohlgerüstetes Schiff mit drey Mastbäumen, alles roth und weiß gemalet, darin eine liebliche und schöne Musica war vor Herren und Edelleuten. Sobald die an die Brücke kamen, ließen sie ein herrlich Fewerwerk, auch etliche große Schlage, als duppelte Falckenetlein, abgehen, gingen darnach in rothen und weißen Kleidern zu Lande, zogen mit großer Herrlichkeit auf, renneten nach dem Ringlein, und sobald sie das getroffen, ward dem Schiffsmann ein

Zeichen gegeben, daß er ein groß Stück losbrennen sollte, wie denn auch geschehen. Im Wegfahren ließen sie auch etliche Freudenschüsse und Fewerwerk abgehen. — Zum vierten zog Einer in Gestalt eines Moskowiters auf die Bahn, der sich auch im Ringrennen wohl gebrauchet. — Zum Fünften kam eine Parthey in Grün gekleidet, sambt einem Postboten auf die Bahn, der so balde sein Herr getroffen, sein Horn gar lächerlich geblasen. Der sechste Aufzug war in grün Sammet mit Silber verbrämet stattlich gekleidet. Die im siebenten Aufzug waren in köstlich graw Gewand gekleidet und mit schönen Büschen und grawen Kranichsfedern auf ihren Haupten und Pferden gezieret. Zum Achten zog eine Parthey auf in alter Gestalt, ledern Schößlein, grawen Fischerhüten, darauf anstatt der Federn die Nadeln, darmit man die Fischergarn stricket. Sie hatten drey kleine Fischernetz und kurtze Stangen, welche sie als Regimentsstäbe geführet. Vor ihnen her ritten drey Einspänniger in gleicher Kleidung, welche anstatt der drey Reimsparren mit einer Fischerkrücke und zween Ruderriemen vor ihnen gerudert. Darauf ein ganzer Haufen Fischer gefolget, welche allerlei Fischergeräthe auf den Achseln getragen und ein Fischerlied mit gleichen Stimmen gesungen, als sie auf den Thurnierplatz gekommen. Es zogen auch zween Ochsen auf einem Schlitten einen Fischernachen, darin lebendige Fische und ein Schiffknecht, welcher sich gestellet, als wenn er ruderte, waren. Auf dem einen Ochsen saß ein Weib, einer Bärwin gleich, welche die Ochsen forttrieb. Ferner auf dem Nachen saß eine Meerkatze, an einer Ketten gebunden. Sind also in guter Ordnung und mit großem Gelächter des Volks auff die Rennbahn kommen, und haben Etliche gegen den Mandinatoren gerennet, und als sie den Ring getroffen, damit sie denn etliche Gewinne davon gebracht, haben sie darauf noch einen Vers von dem vorigen Fischerliede gesungen. — In dem neunten Aufzuge waren Heyducken, ihre Spielleute waren roth und weiß gekleidet, hatten Heyduckische Knüttelpfeiffen und eine kleine Pauken, die man auf beiden Seiten schlaget. Darauf drey gefolget, nach Heyduckischer Art, in Weiß gekleidet, so die Rennspieß geführet. Item drey Herren in rothem Sammet auf Heyduckische Weis gekleidet, welche sich auch im Ringrennen wohl gehalten. Als nun indessen der Abend mit eingefallen, hat man von dem Ringrennen abgesehen und sind alle obgemeldete Partheyen, so noch vorhanden gewesen, in guter Ordnung also vermumbt wiederum abgezogen und hat ein Jeder seinen Gewinn vor ihm getragen. Zuletzt sind auch Mandinatores in ihrer Ordnung, wie sie aufgezogen, mit den stattlichen Gewinnen gefolget.

Am 14. Tage des Christmonats ward nichts Sonderliches ausgerichtet, als daß man einem Junckern auf dem Schlosse Hochzeit gehalten. Gegend Abend aber ward auf der vorgedachten Rennbahn ein Frewdenfewer angestellet, welches zwischen vier und fünf Uhr angegangen. Erstlich war bei dem Judicierhaus ein wohlgemachter Adeler, welcher mit seinem linken Fuß auf einem dreyeckichten Pfosten stund und mit seiner rechten Klawe des Churfürsten von Brandenburg Kaiserlichen Scepter hielt, Alles voller Schüsse, darunter dem Chur- und Fürstlichen Hause Brandenburg zu Ehren ein Vers geschrieben war. Auf der andern Seite des Judicierhauses saß ein großer Held auf einem viereckichtem Postament, Alles voller Schüsse und ausfahrender Fewer, welcher Held in seiner linken Hand die Churfürst-

Ostereier: Fig. 1. Der Schafbock oder Widder.

lichen Wappen hielt, und in der rechten ein Schwert führete. Vor ihm stund ein klein erhaben Postament, daraus hiernach das Fewer kommen und die Hand sambt dem Schwert verbrennet. Hierdurch ward die alte römische Historie von dem Caji Mutio vorgebildet, welcher zu Rom über die Tyber geschwummen, des gänzlichen Vorhabens, den König Porsennam, so die Stadt mit Gewalt belagert, umbzubringen. Weil ihm aber sein Vornehmen mißrathen und er den Kantzler anstatt des Königs erstochen, hat er seine Hand sambt dem Schwert im Fewer verbrennet. Auf dem Postament, darauf der Held saß, stunden die Verse:

Cajus Mutius der Römische Held
Als Porsenn vor Rom lag zu Feld;
Durch die Tyber schwamm in des Feindes Heer,
Erstach des Königs Kantzeler,
Darauf alsbald aus tapferen Muth
Sein Hand strecket in Fewers Gluth,
Weil er Porsenn der Römer Feind
Nicht treffen, den er doch gemeint.
Durch solche große männigliche That
Den Feind Fried zu suchen beweget hat.
Für solche Trew die Römer schon
Viel Aecker C. Mutio geben zu Lohn.

Nicht weit davon waren auch fünfzehn Morselstücklein eingegraben. Item Fewermühlen, Schlagkugeln, Fewerstangen, fewrige Dusacken, fewrige Peitschen und etliche hundert Racketten. Als nun dieses Alles angeordnet, hat der Churfürst selber ungefährlich umb 8 Uhren vom Erker herab geruffen: Meister Hans, wenn ich rufe oder pfeiffe, so laß es gehen! — welches auch ein wenig vor 9 Uhren geschehen. Da nun das Fewerwerk angegangen und Cajo Mutio des Hand und Schwert erstlich angezündet ward, gab es viele Schläge, Schüsse und ausfahrende Racketten hin und wieder in dem Schlosse. Darnach kam es auch an den Adeler, welcher viel Schüsse und Schläge gab. Hierzwischen wurden allerlei Kurzweilen mit brennenden Rennstangen, Säbeln, Pausianen, Tartschen und Fewrigen Mühlwerk getrieben. Als nun diese Kurzweil eine ganze Stunde gewähret, ließ man auch die vorgemeldete fünfzehn Morsel-Stucklein nacheinander mit solcher Gewalt abgehen, daß der Erdboten davon erzitterte, viel Fenster im Schlosse zersprungen und der Schnee von den Dächern herabfiel, also daß die Heerpauker und Trommeter, so im obersten Erker stunden, ihr Amt vor dem Schnee nicht wohl verrichten kunnten. Doch ist durch Gottes Gnade Alles ohne Schaden und mit sonderlicher Kurtzweil allenthalben abgegangen. Endlich sind den funfzehnten Tag des Christmonats alle und jede Herrschaften wieder nach Haus gereiset."

Der Geist der Llano estakata.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

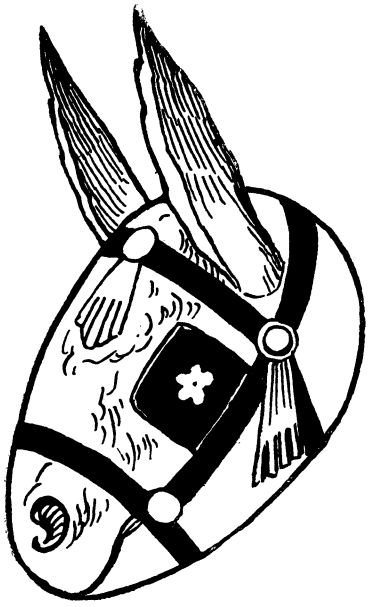
Der Tag hatte sich nämlich indessen zur Rüste geneigt, und die Dämmerung, welche in jenen Gegenden eine außerordentlich kurze ist, war hereingebrochen. Es war bereits so düster, daß man nicht mehr sehr weit zu sehen vermochte. Bob und Blody-Fox hatten trotz des sehr anregenden Gespräches den Mormonen stets im Auge behalten. Dieser war bemüht gewesen, sich so zu stellen, als ob er gar nicht auf das Gespräch achte, und da die anderen wohl der Meinung waren, daß ein Mormone, dessen ganzes Wesen ihn als Yankee erschienen ließ, die deutsche Sprache wenig oder gar nicht verstehe, so hatten sie so laut gesprochen, daß es ihm möglich war, jedes Wort zu verstehen.

Zu den Ueberschwenglichkeiten des Hobble-Frank hatte er keine Miene verzogen, und das war ganz geeignet, den Glauben

zu verstärken, daß er überhaupt nichts verstehe. Aber sobald die Rede auf die Diamantfelder gekommen war, war er auf seiner Bank langsam und unmerklich näher gerückt. Und als dann der Juggle-Fred von den sechs Männern sprach, welche er durch die Llano estakata führen sollte, hatten seine Züge den Ausdruck großer Spannung angenommen. Bei der Bemerkung, daß diese sechs viel Geld bei sich zu führen schienen, hatte ein Lächeln der Befriedigung um seine dünnen Lippen gespielt, was aber wegen der eingetretenen Dämmerung nicht zu bemerken gewesen war.

Zuweilen hatte er den Kopf erhoben, als ob er horche, und seinen Blick ungeduldig nach der Gegend gerichtet, aus welcher er gekommen war. Er wußte, daß er sich so ziemlich als einen Gefangenen zu betrachten habe, denn die Augen des Negers blieben beständig auf ihn gerichtet. Auch daß der Bloody-Fox ihn scharf fixierte, bemerkte er. Es wurde ihm von Minute zu Minute unheimlicher. Er mußte an die Drohung des Negers denken, und er traute dem Schwarzen die Ausführung derselben zu.

Jetzt nun, da es fast dunkel geworden war, schien es ihm möglich zu sein, sich schnell auf und davon machen zu können, was später sicher viel schwieriger auszuführen war, da Bob wohl bei völliger Dunkelheit irgend eine Maßregel ergreifen werde, welche geeignet war, ihn nicht entkommen zu lassen. Darum langte er jetzt nach dem Päckchen, welches er mitgebracht hatte, und zog es allmählich zu sich heran. Er wollte dann plötzlich aufspringen und mit schnellen Sprüngen um die Ecke des Hauses biegen. War er einmal hinter dem dort stehenden Gesträuch verschwunden, so hatte er irgend welche Verfolger wohl kaum mehr zu fürchten.



Ostereier: Fig. 3. Freund Langohr.

Aber er hatte sich in Bob verrechnet. Dieser war wie die meisten Neger, welche einen einmal gefaßten Entschluß mit größter Beharrlichkeit zu verfolgen pflegen. Der Schwarze hatte wohl bemerkt, daß der Mormone sich des Päckchens zu versichern strebte und erhob sich, eben als der letztere aufspringen wollte, so schnell von seinem Sitze, daß er Helmers fast umgerissen hätte. Daher die Frage des Wirtes an ihn, was es denn gebe. Bob antwortete:

„Masser Bob haben sehen, daß Dieb fort wollen. Greifen schon nach Paket. Wollen schnell entspringen. Masser Bob aber ihn auf anderem Grund und Boden niederschlagen, darum mit ihm gehen und ihn nicht aus den Augen lassen."

Er setzte sich auf das äußerste Ende der Bank, so daß er sich, obgleich der Mormone am anderen Tische saß, ganz nahe bei demselben befand.

„Laß den Kerl lieber laufen!" mahnte der Wirt. „Er ist es vielleicht gar nicht wert, daß du so auf ihn achtest."

„Massa Helmers haben recht. Er es nicht wert sein, aber Geld es wert sein, welches er haben gestohlen. Er nicht fortkommen, ganz gewiß nicht ohne Begleitung von Masser Bob!"

„Wer ist denn eigentlich dieser Kerl?" fragte der Juggle-Fred leise. „Er hat mir gleich im ersten Augenblick nicht gefallen. Er hat ganz das Aussehen eines Wolfes, welcher im Schafskleide umherläuft. Als ich ihn erblickte, war es mir ganz so, als ob ich diese scharfe, spitze Physiognomie schon einmal gesehen haben müsse, und zwar unter Umständen, welche nicht günstig für ihn sprechen."

Helmers erklärte ihm, weshalb Bob es so nachhaltig auf den Verdächtigen abgesehen habe, und fügte hinzu:

„Auch Bloody-Fox scheint sich mehr, als er merken lassen will, mit dem Manne zu beschäftigen. Oder nicht?"

„Well!" antwortete der junge Mann. „Dieser Heilige der letzten Tage hat mir etwas gethan, und zwar etwas sehr Schlimmes."

„Wirklich? Was denn? Warum stellst du ihn nicht zur Rede?"

„Weil ich nicht weiß, was es gewesen ist."

„Das wäre doch sonderbar. Wenn

Ostereier: Fig. 2. Der Affe.

du so überzeugt bist, daß er dir etwas so Böses zugefügt hat, so mußt du doch auch wissen, was es ist."

„Eben das kann ich nicht sagen. Ich habe mir fast das Gehirn zermartert, um mich zu erinnern, aber vergebens. Es ist mir, als ob ich das Entsetzliche geträumt und die Einzelheiten des Traumes wieder vergessen habe. Und wegen einer solchen unbestimmten, nebelhaften Ahnung kann ich mich doch nicht an den Kerl machen."

„Das begreife ich nicht. Was ich weiß, das pflege ich zu wissen. Von nebelhaften Ahnungen ist bei mir niemals die Rede. Uebrigens ist es dunkel geworden. Gehen wir hinein in die Stube?"

„Nein, denn das Haus ist diesem Kerl verboten, und ich muß ihn beobachten. Darum bleibe ich hier. Vielleicht fällt es mir doch noch ein, was ich mit ihm auszugleichen habe."

„So will ich wenigstens für genügende Beleuchtung sorgen, damit er sich nicht dennoch davonschleichen kann."

Er ging in das Haus zurück und kehrte bald mit zwei Lampen wieder. Diese bestanden sehr einfach aus blechernen Petroleumkannen, aus deren Oeffnungen ein starker Docht hervorsah. Glascylinder und Schirm gab es nicht dabei. Dennoch reichten die beiden dunkel lodernden und stark qualmenden Flammen vollständig aus, den Platz vor der Thür zu erleuchten.

Eben als der Wirt die Lampen an zwei Baumäste gehängt hatte, ließen sich Schritte hören, welche sich von daher näherten, wo die Maisfelder lagen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Osterei.

Das frohe Osterfest, von den Alten auch der König der Sonntage genannt, ist nicht allein durch den feierlichen Gottesdienst der Kirche und durch die sinnigen

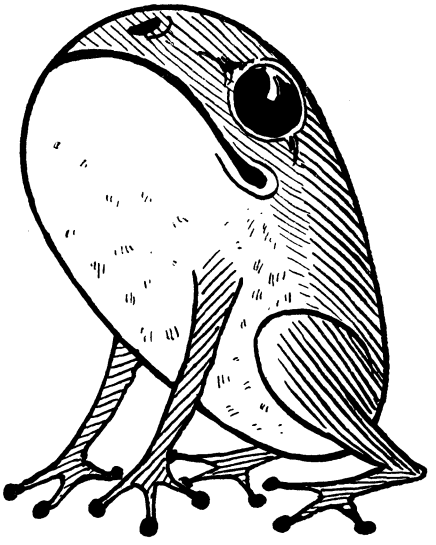
Ostereier: Fig. 4. Der Uhu.

Werke der christlichen Kunst, sondern auch durch die schönen Sitten des Volkes ausgezeichnet und verherrlicht worden.

Zu den Volkssitten am Auferstehungsfeste gehören namentlich die Osterfeuer und die Ostereier. Erstere sind Freudenfeuer und kommen namentlich in gebirgigen Gegenden vor; man zündet sie auf den Höhen an, daß sie weit hinein in die Thäler leuchten. Die Ostereier sind im Morgen- und Abendlande bekannt als Geschenke, die zur Osterzeit besonders unter die Kinder verteilt werden. Ein Kindermärchen schreibt die buntgefärbten Ostereier dem Osterhasen zu. Der Klang der Dorfglocken weckt den Osterhasen vom langen Schlafe; er richtet sich auf den Hinterläufen im hohen Waldgrase empor, spitzt die Löffel, wie man seine langen Ohren nennt, und lauscht. „Ei der Taus!" spricht er plötzlich vor sich hin und läßt verblüfft die Löffel hängen, „ei der Taus! das sind ja schon die Osterglocken, welche das frohe Fest einläuten; da ist es wirklich höchste Zeit, daß ich mich aufmache, die Kinder zu erfreuen." Dann macht er einen Luftsprung und weg rennt er, um nach altem Herkommen den Kindern Eier ins Nest zu legen. Das Nest aber haben die Kinder selbst aus Heu verfertigt und zwischen die Buchsbaumsträuchlein des Gartens gestellt. Welche Freude ist es dann am Ostermorgen, wenn die frühzeitig hinausgeeilten Kleinen die wunderbar roten, blauen und gelben Eier in den Nestern finden, wenn sie in hellem Jubel rufen: „O wie freigebig ist diesmal das Osterhäschen gewesen!" — Aber ihr, meine jungen Kameraden, ihr Quartaner, Tertianer und Sekundaner, ja, ihr lacht schon heimlich dazu, denn ihr wißt, woher die Eier stammen und woher sie die prunkende Farbe erhielten. Ihr habt sogar im vorigen Jahre selber Ostereier gefärbt und in der drolligsten Weise ausgestattet — nach einer Anleitung, die euch der „Gute Kamerad" in seinen Spalten gegeben. Und als ihr diese Eier in einer flachen, mit feinem Salz gefüllten Schüssel auf den Tisch brachtet, da hat es bei euren Eltern und Geschwistern, bei Onkel und Tante und sonstigen Festgästen lautes Lachen und herzlichen Jubel erregt, und alle riefen durcheinander: „O wie nett! Sind das aber komische Eier! Welcher Wundervogel hat die gelegt? Ritter und Schornsteinfeger, Bajazzos und Gelehrte, Männlein und Weiblein scheinen ja in diesen Eiern zu stecken! Wer hat das nette Kunststück nur fertig gebracht?" Und der Karl oder Felix, der Anton oder Bernhard antwortete, äußerlich zwar recht gleichmütig, innerlich aber doch ein wenig gekitzelt: „Oh — das hab' ich mit etwas Farbe, mit etwas Leim und Papier gemacht!"

Nun hört, meine jungen Freunde! Auch in diesem Jahre will euch der „Gute Kamerad", der allzeit bedacht ist, seinen Lesern Freude zu machen und angenehme Beschäftigung zu gewähren, eine Anleitung zur Herstellung von drolligen Ostereiern geben. Und zwar treten wir nunmehr in den „zweiten Kursus der Ostereierlehre", das heißt, die Sache wird ein wenig schwieriger als im vorigen Jahre. Stillstand ist Rückgang. Immer lustig voran! Immer höher hinauf! Eine ganze Menagerie von zahmen und wilden Tieren ist's, die er euch unter der Grundform des Eies vorführen und zur Nachbildung empfehlen will.

Fig. 1. Ein Schafbock oder Widder. Ihr seht in diesem Konterfei den ehr-



Ostereier: Fig. 6. Unser Laubfrosch.

würdigen Vater des jungen schneeweißen Osterlämmchens, das auf dem neuergrünten Anger unter rosigen Pfirsichbäumchen mit munteren Sprüngen umherrennt, um dann mit zartem, hochgestimmtem „Mähähä" zu seiner grasenden Mutter zurückzueilen, die den Liebling dann mit kräftigem, tiefgestimmtem „Mähähä" empfängt,

Ostereier: Fig. 5. Der Tiger.

während der strenge Vater dem kleinen Ausreißer drohende Bewegungen mit dem gewundenen Horne macht. Oder will der Alte nur schäkern? freilich schäkern auf seine Weise. — Wie stellt man nun aus einem Hühnerei das Abbild des Widderkopfes her? Man erwärme zunächst das Ei, was am einfachsten durch Kochen geschieht, und lasse es dann nur bis zu dem Grade sich abkühlen, daß man es, ohne sich die Finger zu verbrennen, anfassen kann. Das Erwärmen dient dazu, daß die aufgetragenen flüssigen Farben sofort trocknen, also nicht Zeit haben, auszulaufen, was die Zeichnung natürlich verderben würde. Maul, Nase, Auge und Stirn des Widders werden mit dickflüssiger schwarzer Tusche gezeichnet. Die Tusche reibt man in einem Porzellannäpfchen mit Hilfe einiger Wassertropfen an und tunkt dann eine Feder oder einen dünnen Pinsel mit haarfeiner Spitze hinein. Wir ziehen einen Pinsel zum Zeichnen vor, da die Feder leicht klext, wenn sie nur etwas zu voll genommen ist. Um den Pinsel besser handhaben zu können, empfiehlt es sich, ein langes dünnes Stöckchen in die Federspule zu stecken. Das Horn und Ohr des Widders zeichne man ebenfalls mit Tusche auf Zeichenpapier, schneide es mit einem scharfen Scherchen behutsam aus und klebe es mit etwas Leim (nachdem das Ei völlig erkaltet ist) an Stirn und Schläfe des Kopfes. Wie unsere Vorlage zeigt, bildet das stumpfe Ende des Eies den Oberkopf, das spitze die Schnauze. Unsere Vorlage zeigt ferner den Widderkopf nur einseitig; will man das Osterei in eine flache Schüssel mit Salz legen, so genügt die einseitige Bemalung; andernfalls verfahre man mit der entgegenge-

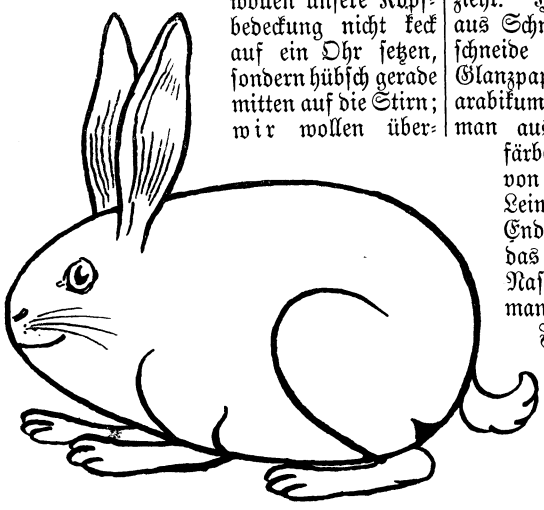
setzten Seite des Kopfes gerade so, wie oben angegeben.

Fig 2. Ein Affe. Das grinsende, fratzenhafte Gesicht wird keineswegs dadurch verschönert, daß sich sein Besitzer ein niedliches Hütchen mit breitem Bande keck aufs Ohr gedrückt hat. Wo hat Herr Affe das gesehen? Denn bekanntlich ist der Familie der Affen ein auffallender Nachahmungstrieb eigen. Sollte wohl — ja, sollte wohl Herr Affe das kecke Hütchen bei einem Studenten gesehen haben? Ich werde in dieser Vermutung durch eine Fabel des liebenswürdigen Dichters Robert Reinick unterstützt:

„Was doch die Menschen eitel sind!
Da denkt nun solch ein Menschenkind,
Es wäre nur allein gelehrt:
Ich seh' schon, was dazu gehört!
Mit Büchern, Heften, Schieferstein
Will ich Student wie andre sein.' —
So spricht der Affe, und im Moment
Steht er gerüstet als Student,
Bepackt mit Büchern allerhand,
Sein Schreibgerät in jeder Hand, —
Die Mütze keck aufs Ohr gedrückt,
Recht wie sich's für Studenten schickt."

— — — — — — — — —

Nicht wahr, liebe Kameraden, wir wollen unsere Kopfbedeckung nicht keck auf ein Ohr setzen, sondern hübsch gerade mitten auf die Stirn; wir wollen überhaupt in unserer Kleidung nicht „eitle Affen" sein — selbst nicht 'mal am hohen Osterfeste, wo wir den neuen Anzug anlegen. Einfach sei unsere Kleidung, natürlich unser Gebaren. — Wie verfertigt man nun aus einem Ei das Porträt des Affen? „Das Gesicht des Affen," so lehrt uns die Naturgeschichte, „bleibt meist unbehaart und ist fleischfarbig, schwarz oder auch grell gefärbt, z. B. zinnoberrot und himmelblau." Mit einer dieser Farben bemale man also die vordere Hälfte des Eies, dessen stumpfes Ende man nach unten (als Kinn), dessen spitzes Ende man nach oben (als Oberkopf) gerichtet hat. Die Farbe kann gewöhnliche Aquarellfarbe sein, wie man sie in den bekannten Farbkasten hat; man reibt sie in einem mit Wasser angefeuchteten Porzellannäpfchen und trägt sie dünnflüssig auf das erwärmte Ei. Ist die Farbe vollkommen trocken, so zeichne man die Gesichtszüge mit schwarzer Tusche hinein. Die hintere Hälfte des Eies, welche den Hinterkopf des Affen vorstellt, bemale man braun oder grau oder schwarz oder meergrün; denn die Naturgeschichte lehrt, daß der Körper des Affen mit kurzem, struppigem oder wolligem Haar von brauner, grauer, schwarzer oder gar seltsam meergrünlicher Farbe bekleidet sei. Ist die Farbe auf der Rückseite des Eies angetrocknet, so schattiere man sie durch einige schwarze Pinselstriche, welche die Haarbüschel wiedergeben sollen. Das Hütchen des Affen muß man sich aus schwarzem Glanzpapier zurechtkleben, vielleicht wählt man auch besser steifen Karton.

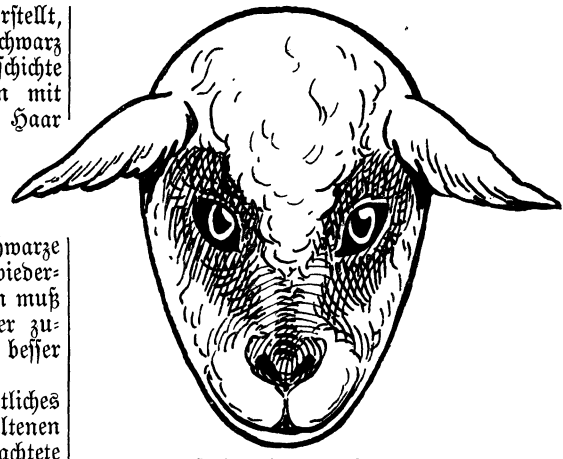


Ostereier: Fig. 7. Unser Stallhäschen.

Fig. 3. Ein Esel. Ein stattliches Aussehen haben die im Orient gehaltenen zahmen Esel. Bei uns ist das verachtete und verspottete Grautier durch rohe Behandlung bei schlechtem Futter und übermäßiger Arbeit herabgewürdigt; es ist nicht selten störrisch und träge, hingegen keineswegs so dumm, wie gemeinhin geglaubt wird. — Man stellt das Köpfchen her, indem man zunächst das ganze Ei gleichförmig mit hellgrauer Farbe überzieht. Hellgrau mischt man bekanntlich aus Schwarz und Weiß. Das Sattelzeug schneide man aus dünnem, schwarzem Glanzpapier und klebe es mit Gummi arabikum auf das Ei. Die Ohren stelle man aus gefaltetem Zeichenpapier her, färbe sie von außen grau, lasse sie von innen weiß und klebe sie mit Leim an die Eierschale. Das stumpfe Ende des Eies bildet den Oberkopf, das spitze die Schnauze des Esels. Nasenlöcher und Haarzotteln zeichne man mit schwarzer Tusche.

Fig. 4. Ein Uhu. „Die große Ohreule oder der Uhu, Strix bubo," so lehrt uns die Naturgeschichte, „trägt auf ihrem Kopfe zwei Zipfel von schwarzen Federn, welche Ohren gleichen. Das Gefieder der Oberseite ist rostbraun mit schwarzen Flammenflecken. Die Unterseite ist ähnlich befiedert mit schwarzen Schaftflecken. Die großen Augen sind von einem Federkranze umgeben und haben eine brennend gelbe, klare Iris und eine schwarze Pupille." Nach diesen Angaben bemale man das Ei, dessen Spitze man nach unten gerichtet hat. Das Schwänzchen muß man aus rostbraun bemaltem und schwarz schattiertem Papier ankleben. Die Füße verfertige man aus Draht, welchen man mit gelbem Wachs überzieht und auch unser „Uhu" ist fertig.

Fig. 5. Ein Tiger, und zwar der Königstiger, Felis tigris. „Er hat ein lebhaft rotbraunes, mit schwarzen Querstreifen prächtig gezeichnetes und dabei seidenweiches, geschmeidiges Fell. Sein runder Katzenkopf erhält durch die großen, gelben und leuchtenden Augen und den breiten Rachen mit elfenbeinweißen Reißzähnen einen grimmigen Ausdruck." Nach diesen naturgeschichtlichen Angaben trage man Farben und Zeichnungen auf das Ei, das man mit der Spitze nach unten gestellt hat. Die Ohren klebe man aus bemaltem Papier an. Einige Bürstenhaare, mit Leim befestigt, stellen den Schnurrbart her. — Kampflust, Mord, Grausamkeit, Blutdurst sprechen aus seinen Gesichtszügen.



Ostereier: Fig. 8. Das Lamm.

Fig. 6. Ein Frosch. Seht, da sitzt er wie ein Hündchen auf den Hinterbeinen, die Vorderbeine aufgestemmt; er ist soeben aus dem langen Winterschlafe erwacht und aus dem Schlamm des Grabens aufs grüne Ufer gestiegen! Hier blühen schon die weißen Gänseblümchen und die goldgelben Feigenranunkeln. Ist's denn wirklich schon Frühling? Ja, da läuft der Winter in schneller Flucht davon, erschreckt vom Brausen der Märzstürme, vom knisternden Lossspringen der Knospenschuppen, vom schmetternden Lustgesange der Lerchen:

„Und da's nicht fehlt an Spott und Hohn,
So quakt der Frosch vor Ostern schon."

Unsere Abbildung zeigt, wenn wir uns nicht täuschen, einen Laubfrosch; die runden klebrigen Ballen an den Spitzen der Zehen kennzeichnen ihn. Der Laubfrosch ist auf dem Rücken schön maigrün, am Hals und am Bauche weiß. Danach bemale man das Ei, dessen stumpfes Ende

Ostereier: Fig. 9. Der Schwan.

den Froschkopf abgibt. Das breite Maul und die dicken Augen werden mit schwarzer Tusche gezeichnet. Die Hinter- und Vorderbeine schneidet man aus steifem, grünbemaltem Papier und leimt sie an.

Fig. 7. Ein Kaninchen. Offenbar ein zahmes, wie man an seinem schneeweißen Pelze sieht. Denn die wilden Kaninchen haben eine rotbraune oder braungraue, fein gesprenkelte Pelzfarbe. Gleichwohl stammen die zahmen Kaninchen von den wilden ab; erstere sind aber in der Pelzfarbe sehr veränderlich, selbst kohlschwarz oder schneeweiß. Die schneeweißen Kaninchen haben rote Augen. Wenn man zahme Kaninchen in Freiheit setzt, so erhält deren Nachkommenschaft gar bald wieder die rotbraune oder braungraue Farbe der Wildlinge. — Unsere Vorlage stellt ein weißes Kaninchen mit roten Augen dar. Die Zeichnung besteht nur aus wenigen schwarzen Tuschstrichen. Die Ohren und Pfoten werden von Papier angeklebt, wobei man zu den Pfoten steiferes Papier wählen mag. Zum Schwänzchen nehme man womöglich ein Flöckchen echten weißen Pelzes.

Fig. 8. Ein Lamm. Dem Osterlämmchen haben wir schon oben, bei Fig. 1, unsere Aufmerksamkeit geschenkt. Sein Konterfei macht keine Schwierigkeiten: schwarze Tuschzeichnung auf dem natürlich weißen Grunde, und angeklebte Ohren.

Fig. 9. Ein Schwan. Welch schöner, majestätischer Wasservogel! Still und ernst zieht er seine Kreise auf dem blauen Spiegel des Teiches. Wie blendend schimmert sein schneeweißes Gefieder, wie prächtig hebt und biegt sich dieser Wellenhals mit dem roten, schwarzgehöckerten Schnabel! „Herrschen Löwe und Tiger auf der Erde, Adler und Geier in der Luft nur durch Krieg und Grausamkeit, so waltet auf den Gewässern der Schwan durch seine Größe, Majestät und Sanftmut. Sind jene blutige Tyrannen, so ist er ein Friedensfürst, der erste Bürger eines stillen Freistaates.“ — „Fühlt der Schwan den Tod nahen, so strömt er seine letzte Lebenskraft in erhabenen und entzückenden Melodien, dem ‚Schwanenlied‘, hin; dies ist zwar nur eine Fabel, aber eine der sinnigsten des Altertums, welches in diesem Vogel die ‚Psyche‘ ahnte und sich ein Bild schuf von der lebenweckenden Kraft, die aus den Pforten des Todes uns entgegenweht.“ — Darum scheint uns das Abbild des Schwanes recht gut zu den Eiern des Oster- oder Auferstehungsfestes zu passen. Die Zeichnung auf der Eierschale ist mit Leichtigkeit herzustellen; mehr Schwierigkeit bereitet Hals und Kopf: man fertigt diesen Körperteil von steifem weißen Karton, oder noch besser, man modelliert ihn von weißem Wachs.

Jam satis — doch nun ist's genug der Anweisungen zu Ostereiern. Ich wünsche meinen jungen Kameraden eine gute Verrichtung und von Herzen

„ein fröhliches Osterfest!“

Ovid.

Ovid.

Der „G. K.“ glaubt seinen jungen Freunden eine Freude zu bereiten, wenn er der bisher gegebenen Porträtgalerie berühmter Männer des Altertums auch das Bild des berühmten römischen Dichters Ovidius Publius, mit dem Beinamen Naso, anreiht. Dieser gefeierte Poet ist, wie vielen Kameraden bereits bekannt sein dürfte, zu Sulmo im Peligner Land im Jahre 43 v. Chr. geboren; er war der Sohn eines wohlhabenden Mannes, kam frühzeitig nach Rom und genoß daselbst eine sorgfältige Erziehung. Er bildete sich auf Wunsch seines Vaters für die Laufbahn des Staatsmannes, ward auch triumvir capitalis, dann Richter. Früh schon aber gab er seiner Neigung zur Poesie ganz nach. Talent und feine Kunst, Witz, Liebenswürdigkeit und die Gabe der Unterhaltung führten ihn an den Hof des Augustus und in den Kreis der kaiserlichen Familie. Aus Gründen, die uns dunkel und unbekannt sind, verwies ihn aber Augustus plötzlich nach Tomi in Mösien an die Küste des Schwarzen Meeres. Dort führte der Unglückliche acht Jahre lang ein trübseliges Leben, davon seine „Bücher der Trübsal“ (libri tristium) und die Episteln, die er an seine Freunde schrieb, ein beredtes Zeugnis geben. Obwohl seine Freunde sich redlich mühten, den Kaiser zum Wiederruf zu bestimmen, Augustus wie sein Nachfolger blieben unerbittlich. Ovid starb in der Verbannung im Jahre 17 n. Chr., 59 Jahre alt.

Physikalische Spielerei.

Man nimmt den Deckel einer Zigarrenkiste, legt ihn so auf den Tisch, daß der vierte Teil etwa über die Kante des Tisches hinausragt. Schlägt man auf den hervorstehenden Teil des Brettchens, so wird der Deckel herunterfallen. Bedeckt man aber das Brett, soweit es auf dem Tische liegt, und zugleich den Tisch mit einem ausgebreiteten Bogen Zeitungspapier und schlägt nun mit der Hand, ja sogar mit einem Hammer tüchtig auf das überstehende Stück des Brettes, so wird man nicht imstande sein, dasselbe herunterzuschlagen. Worauf beruht dies?

Etwas, um gelegentlich auch Mama zu imponieren.

Goldene Rahmen aufzufrischen, bedient man sich einer Auflösung von Salz in Eiweiß. Man nimmt ein Teil Salz und vier Teile Eiweiß. Mit dieser Auflösung befeuchtet man eine weiche Bürste und reinigt damit den Rahmen.

Rätsel im Volksmunde am Anfange dieses Jahrhunderts.

Vorn wie ein Kamm,
Und hinten wie 'ne Sichel;
's ist mein' Uhr und Wetterglas,
Spricht der Bauer Michel.

Logogryph.

Mit e gilt mir's dem Elternpaar,
Die Lehrer sind es mir.
Mit i sei immer Höflichkeit
Und Flinkheit seine Zier.
Mit o hab' ich es oft im Munde,
Zu jeder Tageszeit, zu jeder Stunde.

Geographierätsel.

Welche Inseln bei Amerika beherbergen einen komischen Kauz?

Auflösung des Geographierätsels in Nr. 23.

Bregenz (Regen).

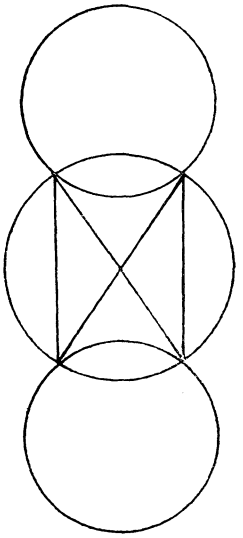
Auflösung des Umstellungsrätsels in Nr. 23.

Kram, Eisen, Rahm, Neger: Kern.

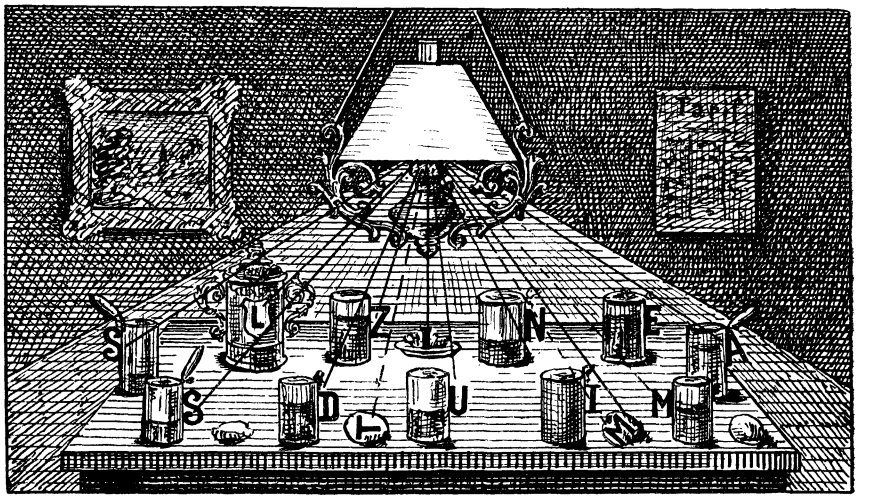
Auflösung des Rätsels in Nr. 23.

Eis — Leben: Eisleben.

Figur, in einem Zuge zu zeichnen.



Gesellschafts-Kryptogramm.



Fragen und Antworten.

Wir haben in unserer Nummer 20, S. 319, unter „Fragen und Antworten", Mittelspalte, auf die Anfrage, wie der im neuesten „Mentor" aufgestellte Satz: „Reifezeugnis eines Gymnasiums oder eines Realgymnasiums (nur für diejenigen, welche dasselbe bis 1889 erlangen)" hinsichtlich der geforderten Vorbildung für das Hochbaufach, das Ingenieurbaufach oder das Maschinenbaufach zu verstehen sei, mit der Auskunft beantwortet (s. S. 319), die uns vom Herausgeber jenes Notizkalenders auf unsere Anfrage zu teil wurde. Wir erhalten nun von seiten der Direktion eines preußischen Realgymnasiums die freundliche und als zweifellos dargestellte Mitteilung: daß die Auskunft des „Mentor" eine irrige ist. Es sind nicht die Realgymnasien, deren Abiturienten nur bis 1889 die Berechtigung für das Baufach genießen, sondern die (lateinlosen) Oberrealschulen; die Berechtigung ist seit Juli 1886 auf die Gymnasien und Realgymnasien beschränkt.

Ludwig H. in B. Nun, wir wollen Dir eine kleine Geschichte erzählen, die den erwünschten Rat enthalten soll. Es war einmal ein Quartaner und auch der klagte, er lese zwar Reiseschilderungen für sein Leben gern, aber die Landkarten, die Landkarten, die wollten sich seinem Gedächtnisse nicht einprägen. Fragte man ihn nach einem Flusse oder einer Stadt in Spanien, so suchte er sicherlich innerhalb der französischen Grenzlinien und natürlich umsonst. Da verfiel sein Papa, der ein Maler war, auf die Idee, ihn in die Konturen der Landesgrenzen charakteristische Figuren einsetzen zu lassen, und siehe da, indem Karlchen, so hieß der Quartaner, nach passenden Länderkonturen suchte, um die Erde mit den wunderlichsten Gesichtern zu bemalen, da prägten sich seinem Gedächtnisse auch die Grenzlinien ein, so daß er heute wirklich ein ganz gewaltiger Geograph ist. Als der „G. K." davon hörte, bat er Karlchen um einige seiner künstlerischen Leistungen, die er nun seinen Kameraden S. 384 vorführt. Weißt Du was? Mach's ebenso! Auch der „G. K." wird sich in seinen Mußestunden damit beschäftigen und seine jungen Freunde von Zeit zu Zeit mit den Produkten dieser künstlerisch-geographischen Entdeckungsreisen bekannt machen. Vielleicht ist auch mancher der anderen Kameraden mit von der Partie. Wollen sehen, wer's am besten kann! Kameradschaftlichen Gruß!

Th. Krauß in Heilbronn, Weinsbergerstraße 11, fragt seine Kameraden, ob ihm nicht einer die rote Dreipfennigmarke von Sachsen senden könnte, und welche Ansprüche dafür geltend gemacht würden. — Soeben erhalten wir die Mitteilung, daß Rudolf Horrak in Prag, Kleinseite, Fünfkirchengasse 5 I., dazu bereit wäre.

Eduard L. in T., Württemberg. Ob es für einen Jungen von 12 Jahren wirklich nicht mehr passend sei, „Indianerles und Alligatorles" zu spielen? Der „G. K." ist der Meinung, daß ein Junge, wenn er seinen Schulaufgaben und sonstigen Pflichten gerecht geworden, bei allen Spielen dabei sein soll, die leibliche Bewegung bedingen, die Mut und Kraft zu üben geeignet sind. Spiele, wenn es Deine Eltern erlauben. Dein „Indianerles", solange Du Vergnügen daran findest. Dein „Alligatorles" kann sich der „G. K." nicht recht vorstellen; zu erfahren, wie das zugeht, wäre ihm ganz interessant. Gruß!

Fr. Th. in Leipzig hat sich die interessante Aufgabe gestellt, zu ergründen, „was eigentlich ein Gymnasiast ist", und besingt dieses vielbeschäftigte Dasein, nach welcher Melodie, ist leider nicht anzugeben, wie folgt:

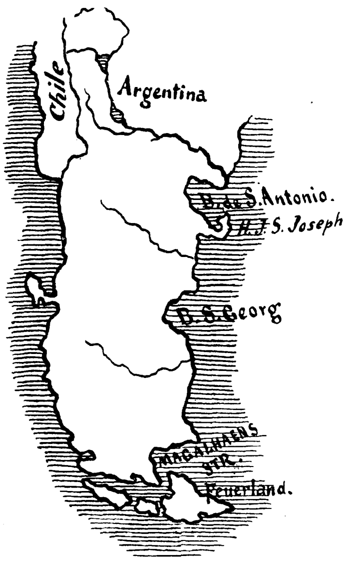
„Ein Gymnasiast ist ein
Aufs Gymnasium gekommenes,
Nach Sexta genommenes,
Extemporalien schreibendes,
Sammeln (!) betreibendes,
Auch sitzen bleibendes,
Stahlfedern quälendes,
Bei Repetitionen fehlendes,
Endlich versetztes,
Von Volksschülern gehetztes,
Bunte Mützen tragendes,
Am Federhalter nagendes,
Vor der Prüfung ochsendes,
Andere boxendes,
Auf der Promenade auftauchendes,
Doch niemals rauchendes,
Im Arrest gewesenes,
Bücher lesendes,
Klassenämter verwaltendes,
Journale haltendes,
Sich oft erhitzendes,
Angst ausschwitzendes,
Messer verlierendes,
Bei Licht studierendes,
Nächte durchwachendes,
Sein „Einjähriges" machendes,
Endlich abgehendes,
Nach einem Beruf sich umsehendes,
Medizin oder Jura studierendes
Auf Anstellung spekulierendes,
Kandidat ꝛc. werdendes
— — — — — Menschenkind!"

Ueber einige Stellen kann der „G. K." ohne Kopfschütteln nicht hinwegkommen; er tröstet sich jedoch damit, daß Wahrheit und Dichtung zweierlei Dinge sein sollen. Die dunkle Andeutung mit den Repetitionen, mit dem Arrest u. s. w. — na, so schlimm wird's doch auch nicht gemeint sein, wie?

H. M. in Thorn. Ein Verzeichnis der gewünschten Bücher wird Dir jede Buchhandlung sehr gerne verabfolgen; ja man wird Dir die Bücher auf Verlangen sogar zur Ansicht ins Haus senden. — Deine Uebersetzungen sind recht belustigend. Welches Sprachforschertalent hat denn die verbrochen: „Caesar omnibus impletis summa diligentia Romam profectus est. Cäsar reiste, da alle Omnibusse überfüllt waren, oben auf der Deligence nach Rom. — Omnibus fere Platonis libris Socrates expressus est. Sokrates ist von den Kindern des Plato fast aus dem Omnibusse herausgepreßt worden." — Na, wenn die ehrwürdigen alten Herren derlei zu Gesicht bekämen, die würden sich schön wundern.

Max Krause, 29 Boulevard de Plainpalais in Genf, schreibt: „Bitte, teile meinen lieben Kameraden im Auslande mit, daß ich eine neue Postkarte von Uruguay und eine neue von den Vereinigten Staaten Nordamerikas besitze. Ich habe auch einige Postkarten von Spanien, Schweiz, eine sehr seltene von der Türkei und eine große Auswahl von Schweizer Marken (alte, neue ꝛc.) und Postkarten, welche ich gerne gegen Monogramme aller Arten eintauschen möchte.

Fritz D. in Kassel. Lieber Freund! Die Krankheit Deiner Kaninchen ist die Räude, ein durch schmarotzende Milben erzeugtes, sehr ansteckendes Uebel, welches leichter zu verhüten als zu vertreiben ist und gewöhnlich von feuchtem, unreinlichem und zu engem Stall herrührt. Zunächst mußt Du also Deinen Kaninchenstall ganz vollständig und sorgfältig scheuern und mit frischem Grumt belegen lassen, unter welches Du dann im



Patagonien.
Ein Blatt aus Karlchens geographischer Zeichenmappe.]

Mai eine Handvoll Waldmeister streust. Sodann mußt Du Dir eine Salbe von vier Teilen Perubalsam, zwei Teilen Leinöl und einem Teil Kreosot machen und diese mittels eines steifen Pinselchens auf alle schorfigen Stellen am Kopf Deiner Kaninchen und besonders auf die Innenfläche der Ohren, wenn diese entzündet oder geschwürig, auftragen und alle paar Tage wiederholen, die Augen und die wunden Stellen von Zeit zu Zeit mit lauem Kamillenthee gut abwaschen, auch den Tierchen etwas mehlhaltiges Futter, Erbsen, Ackerbohnen 2c., reichen. Da aber diese Milben, wenn sie sich einmal in einem Stalle eingenistet haben, ungemein beharrlich sind, so ist die höchste Reinlichkeit notwendig und ein gelegentliches Auswaschen desselben mit Lauge oder Chlorwasser anzuraten. Solange noch Milbeneier vorhanden sind, wird die Räude unter Deinen Kaninchen nicht aufhören und bei jedem neuen Wurf wieder auftreten. Also Vorsicht und Sorgfalt!

H. D. in Duisburg. Unter den großen öffentlichen Münzsammlungen nehmen das Britische Museum, das Pariser und Berliner Münzkabinett den ersten Rang ein. — Die Grüße sind übermittelt und werden freundlichst erwidert.

Karlchens zeichnerische Studienreisen in und um Dänemark.

Auf die Frage in Nr. 20 unter F. F. in Arau, wie den Kühen das Schlagen abzugewöhnen ist, kann ich folgendes mitteilen: „Auf hiesigem Pfarrhofe befindet sich eine Kuh, welche sich, nachdem sie neumelk geworden war, nicht melken ließ und heftig mit dem rechten Hinterbein schlug. Man versuchte nach vielen vergeblichen Bemühungen folgendes Mittel, welches denn auch Erfolg hatte. Die Kuh wurde so gestellt, daß sie auf der linken Seite an die Wand zu stehen kam. Darauf wurde um das rechte Hinterbein ein Strick gebunden und dieser entweder an einem in die Mauer eingelassenen Ring befestigt oder von einem Knecht gehalten, so daß die Kuh nur auf drei Beinen stand. Nach dem Melken wurde der Strick natürlich wieder fortgenommen, nach und nach die Spannung desselben gelockert, bis er nur noch um das Bein gelegt und zuletzt ganz weggelassen wurde. Die Kuh ist jetzt beim Melken ganz ruhig. Herzliche Grüße C. v. S." — Ein Kamerad in Heilbronn schreibt über dieselbe Frage lakonisch: „Binde der Kuh den Schwanz an die Stalldecke; das habe ich sehr oft gesehen."

Die Michelsonschen Hörapparate sind sogen. „künstliche Trommelfelle" und helfen, wo das Trommelfell fehlt, in seltenen Fällen. Wenn der Hörnerv funktionsunfähig, ist die Taubheit unheilbar. Ob ersteres der Fall, kann nur genaue ärztliche Untersuchung feststellen.

H. S . . . . . latten in Leipzig. Elf junge Feuersalamander! Gratulieren! Wie Du jetzt die ganze Sippschaft behandeln sollst? Nach wie vor.

Walter D. in Dresden hat ein feinfühliges Geruchsorgan, das von seinem Ziegenbocke fortdauernd in empfindlicher Weise beleidigt wird. Weiß einer der Kameraden, wie man einem Bocke diese Ungezogenheit benehmen kann?

Gymnasiast E. Vogt, Narva (Rußland), Kirchenstraße, besitzt seltene Marken und möchte mit seinen Kameraden gerne tauschen. — Die beiden eingesandten Postwertzeichen sind: Belgien, 10 Cent., hier wenig selten. Gruß!

Bernhard H. in Frankfurt a. M. Deine Postkarte muß in ein Schneegestöber geraten sein oder sonst eine kleine Douche erhalten haben. Sie ist nur teilweise zu entziffern. Sind die Mitteilungen sehr wichtig?

M. Heiniger in Burgdorf, Kt. Bern, Schweiz. Per Adresse R. Heiniger, Kaufmann, schreibt: „Ich will meinen Kameraden Gelegenheit bieten, mit mir ein Tauschgeschäft anzuknüpfen. Ich tausche: 1. Eine Briefmarkensammlung von 1000 echten seltenen Marken. 2. Illustriertes Markenjournal von Geb. Senf in Leipzig. Band 1885 in Prachteinband, Bände 1886 und 1887 ungebunden. 3. Viele seltene Mineralien, z. B. Asbest, Bergkrystalle, Feuerstein, Jaspis, Achat, Granitarten u. a. 4. Verschiedene Pflanzen, z. B. Anemonen, Trifolium alpinum, montanum, diverse Orchideen, Liliaceen u. s. w. Alles das tausche ich gegen: Schädel oder Skelette verschiedener Tiere, Hauskatze, Marder, Igel, Meerschweinchen, Kaninchen (Hase), Fledermaus, Fisch, Vogel, Frosch, Schlange, oder gegen seltene Schweizer Pflanzen, aber nur solche. Zugesendete Arten müssen völlig unbeschädigt und richtig bestimmt sein. Der Absender sei so gut und wähle von meinen Tauschgegenständen aus, was ihm beliebt, und füge das Rückporto in Marken bei. Gerne mache ich mit einigen botanisierenden Kameraden Bekanntschaft. Also wer Lust hat, melde sich rechtzeitig. Wir können einander gewiß recht nützlich sein, und ich kann mit Euch noch viele andere Pflanzen und Mineralien tauschen. Also wollen wir miteinander Freundschaft schließen?" — Du wirst gar ein zweiter Linné werden. Doch so ist's recht; am meisten lernt man durch direkte Anschauung der Natur. — Wende Dich mit Deinen Wünschen an die oft genannte Lehrmittelanstalt von J. Bischof, Berlin N., Oranienburgerstraße 70.

H. Y. in U. Z. Man unterscheidet edle und unedle Metalle, je nachdem sie sich im Feuer verhalten. Zu den ersteren zählt man jene, welche im Feuer ihren Glanz, überhaupt die metallische Beschaffenheit behaupten, wie Gold, Silber, Platin; zu den unedlen aber diejenigen, welche im Feuer, bei Zutritt der Luft, die metallische Beschaffenheit verlieren, sich verkalken, das heißt oxydiert werden, wie Blei, Zinn, Zink, Eisen.

Elektriker in spe. Deine Frage haben wir den Gelehrten des Neuen Universums vorgelegt. Sie finden Deine Absicht, nach einer bloßen Beschreibung eine elektrische Lokomotive — und sei es mit Hilfe Deines kunstfertigen Maschinisten — anzufertigen, überaus kühn. Ob Du denn auch die übrigen elektrischen Gerätschaften, von denen Du redest, selbst hergestellt hättest? Leider sei auch ihnen die kleine Lokomotive nicht näher beschrieben worden, denn der Fabrikant habe die elektrische Bahn nicht gebaut, damit solche von angehenden Watts oder Stephensons, wie Du, einfach nachgemacht werden sollte, sondern um sie an junge Liebhaber zu verkaufen, also um ein Geschäft damit zu machen. Selbst aber wenn eine Beschreibung von der Lokomotive vorläge, so würde sie Dir ohne Detailzeichnungen doch nichts nützen können; ein eigenes Zeichenbüreau aber für solche Zwecke anzulegen, dazu hat's dem „G. K." bis jetzt noch nicht gelangt. Vielleicht wenn der 100 000ste Abonnent sich meldet, für den er übrigens auch schon ein besonderes Ehrenzeichen in Aussicht genommen. Solltest Du Dir die elektrische Eisenbahn anschaffen wollen, so kann jedes Spielwarengeschäft sie Dir aus Paris kommen lassen. Vorher orientiere Dich aber genau über den Preis.

James P. in Hamburg. Wie man sich ein Spinngewebe in einer Weise und unverletzt beschafft, daß man es aufbewahren könnte? Nimm ein entsprechend großes Stück Pappe, ziehe auf dieses mittels Buchbinderkleister dunkles Papier, das einigermaßen geleimt sein muß, d. h. beim Auftrag einer Flüssigkeit, was Du schon mit Deiner Zunge probieren kannst, nicht fließt. Nun bestreiche die Oberfläche recht gleichmäßig mit dünnflüssigem Gummi arabikum und nähere Deine Pappe, natürlich ehe der Klebestoff trocken geworden ist, in gleicher Lage, wie das Spinnengewebe hängt, dessen Flächenausdehnung, indem Du es gewissermaßen, doch vorsichtig, auffängst; etwa noch außerhalb der Pappe hängende Fäden werden mit Vorsicht abgetrennt. Befestige noch in die Mitte des Gewebes eine künstliche metallene oder eine mittels Wachs nachgebildete Spinne, so wird das ein gewiß hübsches Bildchen sein, vor dem alle Fliegen Reißaus nehmen.

Ein lustiger Bruder Studio G. S. in Breslau sendet seinen Kameraden einige französische Knackmandeln zum Aufgeben:

$$\frac{\frac{00000}{p}}{g}$$

J'ai soupé sous des oranges.
(G sous p sous des o ranges)

$$g\,\frac{\text{liers}}{\text{sans}}$$

J'a traversé Paris sans souliers.
(G traversé par i sans sous liers)

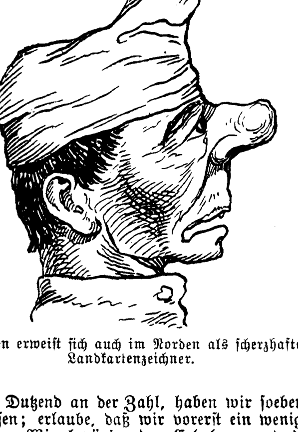
E. H. in Fürth. Die Ursache des berüchtigten Londoner Nebels ist teils in der Lage der Stadt, teils in deren ungeheueren Größe bezw. der zahllosen dampfenden Schornsteine und Fabrikessen zu suchen. Die meteorologischen Verhältnisse Englands bedingen überhaupt viel Nebel und Dunst, der die Rauchmassen aus den Schornsteinen niederhält. — Das Zeugnis der Reife für die Obersekunda eines deutschen (Real-) Gymnasiums berechtigt im allgemeinen zum Eintritt als Kadett in die kaiserliche Marine, zum Einjährig-Freiwilligendienst der Landarmee und Marine, den Einjährig-Freiwilligen zum Militär- und Marinezahlmeister, zur Anstellung bei der Reichsbank, zur Apothekerprüfung, zur Feldmesserprüfung und zum Büraudienst bei der Berg-, Hütten und Salinenverwaltung. Analog dem sind die Berechtigungen der Oberrealschulen und die einzelner durch das Reichskanzleramt anerkannten Privatlehranstalten. Eine über Latein abgelegte Ergänzungsprüfung gibt dem Oberrealschüler die Rechte des Realgymnasiasten.

Patagonien.
Karlchens geographische Randglosse.

Er und sie aus Frankfurt. Ja freilich, dieser Witz: „Ei, potzblitz! da haben wir den alten Fritz", ist prächtig! Wenn er nur nicht schon vor mehr als einem Dezennium in den lustigen Büchern von Wilhelm Busch gestanden hätte. Schade, daß er Euch zuvorgekommen!

Erich D. in Halle. Du stellst uns einen Brief Deines Bruders aus Kamerun zur Verfügung. Wir selbst und sicherlich auch alle Kameraden sind Dir für diese Liebenswürdigkeit sehr dankbar. Gewiß, solche Einsendungen werden uns stets willkommen sein.

Liebe Kameraden, die in Apolda, Barmen, Mainz, Köln, Heidelberg, Wiesbaden, Metz, Straßburg, Frankfurt a. M., Karlsruhe, Bochum und in solchen Städten wohnen, wo es Privatposten gibt, seid, bitte, so gut und schickt mir von den in Euren Städten befindlichen Privatposten Marken (Postkarten und Kouverts, aber ganz); ich werde Euch dann entweder andere Marken oder den Preis, den Ihr verlangt, in Briefmarken zustellen. Mit herzlichem Gruß Euer Kamerad Walther Heims, Kiel, Knooperweg 47a. — Deine Fragen,



Karlchen erweist sich auch im Norden als scherzhafter Landkartenzeichner.

etwa ein Dutzend an der Zahl, haben wir soeben auch durchgelesen; erlaube, daß wir vorerst ein wenig ausschnaufen. Wir bedürfen der Erholung und der — Sammlung.

Kaiser Wilhelm I. †

„Der Kaiser ist tot."

Diese Trauerkunde meldete am Morgen des 9. März der Telegraph aus der Reichshauptstadt und von Munde zu Munde lief sie, überall schmerzliche Bewegung erzeugend und tiefe, ernste Trauer in den Herzen Aller hinterlassend. Und wohl hat die gesamte deutsche Nation Grund, den greisen, nahezu 91 Jahre alt gewordenen Fürsten und Herrscher zu beweinen, denn sein ganzes langes Leben hat er ja nur ihr und ihrem Wohle geweiht, hat sie emporgehoben aus dem Staube der Mißachtung, hat sie geeint und zu dem gemacht, was sie jetzt ist: das mächtigste Volk Europas, der Schutz und Hort des Friedens. Darum ist's nur gerecht und billig, daß die durch ihn groß gewordene Nation ihn zum Danke dafür geliebt und verehrt hat, wie einen Vater, und daß sie den teueren Hingeschiedenen nun auch beweint wie einen solchen. Es ist das Geringste, wozu die Dankbarkeit das deutsche Volk verpflichtet.

Wir wollen versuchen, in gedrängter Kürze unseren jungen Freunden ein Bild seines Lebens, Schaffens und Wirkens zu geben: mögen diese Zeilen bewirken, daß ein jeder in seinem Herzen dem großen, edlen Fürsten ein Denkmal errichtet, unvergänglicher als alle, welche ihm aus Erz oder Marmor auferbaut werden, ein Denkmal der unverbrüchlichen Liebe und Treue für ihn und sein ganzes erlauchtes Haus.

Kaiser Wilhelm wurde geboren am 22. März 1797 zu Berlin als der zweite Sohn des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen und dessen edler Gemahlin, der unvergeßlichen Königin Luise, Tochter des Herzog Karls II. von Mecklenburg-Strelitz. Seine erste Jugendzeit fiel in jene unglückliche Periode der preußischen Geschichte, die Zeit der Schmach und Erniedrigung, welche infolge des Verlustes der Schlacht bei Jena am 14. Oktober 1806 über Preußen und dessen Königsfamilie hereinbrach. Mit seinen königlichen Eltern ward der neunjährige Prinz nach Memel geflüchtet und hier, wo er die heißgeliebte Mutter über die Not des Vaterlandes und das eigene Unglück weinen sah, lernte er zuerst den schweren Ernst des Lebens kennen. Preußens Demütigung und das Unglück seiner Eltern prägten sich tief seinem Gemüte ein und legten den Grund zu jenem sittlichen Ernst seines Charakters, der ihn durch sein ganzes Leben auszeichnete. Doch die große Zeit der Erhebung des preußischen und deutschen Volkes erhob auch ihn mit den Seinigen wieder und mit dem Feuer jugendlicher Begeisterung zog auch er im Beginn des Jahres 1814, 17 Jahre alt, als Offizier, wozu er schon 1807 ernannt worden war, zu Felde, erwarb sich bei Bar-sur-Aube das Eiserne Kreuz und zog sodann am 31. März mit den Alliierten seines königlichen Vaters in Paris ein. Auch am zweiten Einzug in Paris, nachdem der von Elba entflohene Korse

Napoleon bei Waterloo besiegt worden war, beteiligte sich Prinz Wilhelm, der unterdessen zum Major und Kommandeur eines Bataillons des 1. Garderegiments befördert worden war; er erkrankte jedoch daselbst an einer Brustfellentzündung und kehrte im Oktober 1815 nach Berlin zurück.

Während der nun folgenden langen Friedensjahre avancierte Prinz Wilhelm rasch von Stufe zu Stufe und ward bei seinem großen Verständnis für das gesamte Militärwesen und seinem hingebenden Fleiße schon im Jahre 1825 Generallieutenant und Kommandeur des Gardekorps. Nach dem am 7. Juni erfolgten Tode seines Vaters aber erhielt er, da sein älterer Bruder, König Friedrich Wilhelm IV. kinderlos war, als präsumtiver Thronerbe den Titel „Prinz von Preußen" und bald darauf seine Ernennung zum General der Infanterie. Als solcher warf er nach Ausbruch der Pariser Februarrevolution, die auch in Deutschland Lust zur Nachahmung fand, eine in Berlin am 18. März 1848 ausgebrochene Revolte nieder und dämpfte ebenso den im folgenden Jahre im Großherzogtum Baden ausgebrochenen Aufstand. In Zeit von wenigen Wochen war die Ordnung hergestellt.

Im Oktober 1849 zum Militärgouverneur am Rhein und in Westfalen ernannt, nahm der Prinz seinen Wohnsitz in Koblenz. Später, im Jahr 1854, ward er Generaloberst der Infanterie mit dem Range eines Feldmarschalls und Gouverneur der Festung Mainz. Am 23. Oktober 1857 aber sah sich Friedrich Wilhelm IV. durch seine Krankheit genötigt, den Prinzen von Preußen zum Stellvertreter und fast ein Jahr später, am 7. Oktober 1858, zum Regenten zu ernennen, und nun erst begann die Zeit seiner eigentlichen, für Preußen und ganz Deutschland segensvollen Thätigkeit.

Angesichts der mehr und mehr hervortretenden Eroberungspläne des französischen Kaisers Napoleon III. betrachtete der Regent als erste seiner Aufgaben, die Schaffung eines zahlreichen, starken und zuverlässigen Heeres. Obgleich seine Bestrebungen in dieser Beziehung vielfach verkannt wurden, hielt er, nachdem er durch den Tod seines Bruders am 2. Januar 1861 wirklicher König geworden war, fest an der Reorganisation des Heeres und glücklicherweise fand er einen tüchtigen Gehilfen an seinem Ministerpräsidenten Bismarck, welcher seine Pläne verstand und förderte. Trotz des Widerstandes seitens der Volksvertretung setzte König Wilhelm seinen Willen durch und — die bald ausbrechenden Kriege gegen Dänemark um den Besitz der deutschen Lande Schleswig und Holstein im Jahr 1864, sodann der Kampf gegen Oesterreich im Jahr 1866 und endlich der große Krieg der Jahre 1870 und 1871 gegen Frankreich bewiesen glänzend die Richtigkeit von des Königs Anschauungen, und wie durchaus notwendig die neue Heeresorganisation gewesen war. Aus allen diesen Kriegen ging der König als Sieger hervor und namentlich im letzten Kampfe gegen das militärisch bisher am höchsten geachtete Frankreich hatte das preußisch-deutsche Heer Erfolge errungen, wie sie die Weltgeschichte niemals verzeichnete, denn in ihrer Macht gebrochen und zerschmettert mußten die

Franzosen auf alle Bedingungen der Sieger eingehen, fünf Milliarden Kriegskosten zahlen und die einst dem deutschen Reiche entrissenen deutschen Provinzen Elsaß und Lothringen zurückgeben. Die schönste Frucht aber dieses blutigen Kampfes war die Wiederaufrichtung des im Jahre 1806 durch Napoleon I. zertrümmerten deutschen Kaiserthrones. Alle diese großartigen Erfolge verdankt das deutsche Volk der Thatkraft dieses seines großen, leider nun heimgegangenen Kaisers Wilhelm.

Seit seiner Heimkehr aus dem letzten, großen Kriege gab sich der edle Monarch mit rastlosem Eifer und wahrhaft bewundernswerter Gewissenhaftigkeit den Regierungsgeschäften hin und widmete, stets darauf bedacht, den Frieden in Europa zu erhalten, seine größte Sorge dem inneren Ausbau des Reiches und, gegenüber der Revanche-Gelüste der Franzosen, die Vollendung der militärischen Organisation desselben. Eine seiner letzten Verfügungen ist die Sanktionierung des im deutschen Reichstage debattenlos angenommenen Landwehr- und Landsturm-Gesetzes, kraft dessen das Deutsche Reich über sechs Millionen vortrefflich ausgebildeter, bewaffneter und geführter Soldaten verfügt. Es ist dies eine so formidable Kriegsmacht, daß wir wohl gegen jeden feindlichen Angriff gesichert sind. Diese uns gegebene Sicherheit ist das letzte Geschenk des großen Verblichenen.

Kaiser Wilhelm war von großer, imposanter Gestalt und schönen regelmäßigen Gesichtszügen, die ein Spiegel waren von der außerordentlichen Freundlichkeit und dem großen Wohlwollen seines Herzens. Geregelte Thätigkeit und einfache, mäßige Lebensweise bewahrten ihm bis ins höchste Greisenalter eine seltene körperliche Rüstigkeit und geistige Frische. „Einfach, bieder und verständig," so hatte ihn schon im Jahre 1810 seine Mutter bezeichnet, und einfach, bieder und verständig in all' seinem Thun und Lassen ist er sein ganzes langes Leben geblieben. Seine hervorragendsten Charaktereigenschaften waren seine Wahrheitsliebe, seine Treue und Dankbarkeit, sein hoher sittlicher Ernst und Mut, seine Standhaftigkeit in gefährlichen, seine Mäßigung in glücklichen Lagen, vor allem aber seine innige Religiosität, sein unerschütterliches Gottvertrauen. So standen bei unserem Kaiser die geistigen Anlagen und Fähigkeiten mit der grundedlen Natur des Menschen im schönsten Einklange. Dabei umfaßte seine Bildung die weitesten Gebiete und besonders ehrte und pflegte er Künste und Wissenschaften.

Deshalb ist es ein wahres Wort, das Fürst Bismarck einmal von ihm sprach: „Es hat niemals einen Fürsten gegeben, der mit einer so vollkommenen Herrschergabe ausgerüstet war, wie unser Kaiser!" Sein Bild wird für alle Zeiten ein leuchtendes und hehres sein!

Sein Andenken sei gesegnet!

Der Goldfisch und seine Behandlung.

Eine der schönsten Zimmerzierden ist ein Aquarium, umgeben von Tropfsteinen und Gewächsen aller Art. Der gewöhnliche Bewohner unserer Aquarien ist der Goldfisch, eine Miniaturkarpfenart von blendender Schönheit. Leider gehen in den Aquarien viele Goldfische vorzeitig zu Grunde, weil sie nicht richtig behandelt werden. Die Goldfische dürfen nicht zu eng beisammen sein; auf jeden Goldfisch rechne man gut ein Liter Wasser. Es ist gefährlich, mit dem Wasser zu wechseln. Ist es nur Brunnenwasser, so gebe man stets davon und nie Flußwasser, hat man gewöhnlich Flußwasser, so wechsle man nicht mit Brunnenwasser ab. Das Wasser sollte im Sommer täglich, im Winter alle zwei bis drei Tage erneuert werden. Das Gefäß soll tief sein, seichte Glaskugeln u. dergl. taugen nichts. Man halte es im Schatten, denn der Goldfisch liebt die starken Sonnenstrahlen nicht, und auch starke Zimmerwärme ist nachteilig. Der Boden des Gefäßes ist mit kleinen Kieselsteinchen und etwas Quarzsand zu bedecken. Hieran setzen sich die Exkremente der Fische an, und das Wasser bleibt rein. Wenn man das Wasser erneuert oder die Steinchen reinigt, müssen die Fische herausgefangen werden, aber nicht mit den Händen, sondern mittels eines kleinen Netzes. Die Fütterung geschehe nie mit Brot oder einer Nahrung mit Gerbstoff, sondern mit Oblaten, Ameiseneiern, Fliegen, Eidottern, Salat (Lieblingsspeise) u. s. w. und nur am dritten oder vierten Tag, weil das Ueberfüttern Brand und Verstopfung verursacht; November, Dezember, Januar und Februar füttere man jedoch nicht, was in der Natur des Fisches begründet ist, und März, April, Mai füttere man nur sehr mäßig, weil der Magen an den Futterstoff nur nach und nach sich wieder gewöhnt. Für Goldfische sind zehn bis zwölf Jahre das normale Alter.

Auf Osterferien.

(Schluß.)

Die anderen lachten aus vollem Halse, und ich lächelte ungefähr gerade so wie ein Bauer, der Zahnweh hat.

Endlich gelangten wir an die Ecke eines Wäldchens von Krüppelholz, wo in einem trockenen Graben sich etwa ein Dutzend flachshaariger Bauernjungen gegen den Wind, der uns gerade ins Gesicht blies, versteckt hielt. Die Geschichte schien feierlich zu werden, denn ich hörte, wie die Jagdgenossen nur mehr im Flüstertone zu einander sprachen. Der Strohhalmkauer übernahm, wie ich aus der Unterbrechung seines Gleichmuts erriet, das Kommando; er holte nämlich mit einem Ruck die Hände aus den Taschen, das Gewehr vom Rücken und richtete seine graublauen Augen forschend auf die Treiber, die ihre Stumpfnasen in die Luft stellten und den Mann in einfältiger Weise angafften. Einer der Jungen, der eine kleine, hölzerne Tabakspfeife im Munde hatte, auf die er sich offenbar recht viel zu gute that, kriegte von dem Jäger (der in diesem Augenblicke gar nicht mehr gleichmütig war) mit der geballten Faust einen tüchtigen Puff in die Rippen, was eine solche Wirkung auf unsere Jagdgesellschaft ausübte, daß die Müllers und Meyers, die Schmidts und Lehmanns sofort ihre Zigarren wegwarfen.

Während der Jäger damit beschäftigt war, seine Treiber zu verteilen und mit Winken und Worten und Rippenstößen anzuweisen, wie sie das Dickicht besetzen müßten, benutzte ich die Gelegenheit, meine schmerzende Schulter von der ungewohnten Last der Flinte zu befreien. Dies gelang, ohne daß ich mich und andere unglücklich machte. Aber wie sollte ich das Mordwerkzeug anjetzo tragen? Endlich stand ich da ungefähr wie eine Schildwache, die präsentiert, mit erstarrten Fingern, erwartend, was weiter geschehen würde.

Es standen einzelne dicke Bäume und hin und wieder ein noch kahler Strauch am diesseitigen Rande des Grabens, während am jenseitigen dichtes Krüppelholz wuchs. In Abständen von 50 bis 70 Schritten wurden die Jäger, gleich lauernden Straßenräubern, hinter den Baumstämmen und kahlen Sträuchern verborgen. Freund Hans ließ es sich nicht nehmen, mich selbst hinter einen Baum an der Ecke des Gebüsches zu führen.

„Du mußt gut aufpassen," flüsterte er mir zu; „wenn der Fuchs hier herauskommt, wird er wohl den Graben entlang laufen, und es wird dir leicht fallen, ihn gerade in den Kopf zu schießen. Aber du mußt, wie gesagt, gut aufpassen, denn wenn

Im europäischen Palmenlande: Garten von Monte Carlo.

er dort links herauskommt, wird er sogleich über den Weg laufen, und du mußt rasch sein, sonst kommst du nicht zum Schuß."

Er entfernte sich auf den Zehen, und ich stand allein auf meinem Posten. Ich suchte es so einzurichten, daß ich zugleich den Graben entlang und links um die Ecke sehen konnte; da ich aber keine scheelen Augen habe, so glückte mir dieses nicht, und ich begnügte mich, aufgeregt wie ich war, etwa alle drei Sekunden den Kopf herumzudrehen. Ich war um so mehr hierzu geneigt, als ich in einer Entfernung von kaum 60 Schritten links um die Ecke einen anderen Jäger postiert wußte, wobei ich berechnete, daß sein Schuß mich leicht treffen könnte, wenn der Fuchs zwischen uns beiden herauskäme.

Mit erstarrten Fingern holte ich den Hahn meines Gewehres über, hielt die gefährliche Waffe mit der äußersten Vorsicht im Arme, bereit, alles niederzuschießen, was mir vor den Lauf kommen würde, und fing an, mich recht blutdürstig und mutig zu fühlen, — als plötzlich mein Herz in ängstlicher Erwartung zu klopfen begann, indem die bisherige Totenstille durch das ferne Rufen der Treiber und das Schlagen ihrer Knüttel an die Baumstämme gestört wurde.

Ich blickte fieberhaft erregt nach dem Jäger um die Ecke und sah, daß er, bereit, um anzulegen, unerschütterlich nach dem Gehölz hin lauerte und dem Anschein nach meine Person gänzlich unbeachtet ließ. Ich nahm ein gleiche Haltung an und stand unbeweglich wie der Baumstamm, der meine Deckung bildete. So verharrte ich eine geraume Zeit. Das Geschrei der Treiber, das Getöse ihrer Knüttel und das Gebell der Hunde hielt sich immer noch in der Ferne, während vor mir alles totenstill war; plötzlich fiel mir ein schwerer, eiskalter Wassertropfen von einem der Zweige gerade auf die Nase und jagte mir für den Augenblick einen Schrecken ein, der die Schläge meines Herzens verdoppelte. Der Wassertropfen glitt am Nasenbein entlang, baumelte einige Sekunden an der Nasenspitze und wurde zuletzt von meinem Rockärmel abgewischt. Da hörte ich etwas rascheln. Rasch den Kolben an die Backe! Eine schwarzweiße Elster flog aus dem Gehölz, strich über den Weg, setzte sich, wippte mit dem Schwanze und rief mir ihr „Schakerakak" zu, als wolle sie den kühnen Jäger verspotten. Ich würde vor Ungeduld den Boden gestampft haben, wenn meine Füße nicht vor Kälte ganz erstarrt gewesen wären.

Wieder stand ich eine geraume Zeit und lauschte. Es liegt wirklich, mußte ich mir währenddessen sagen, etwas Anziehendes und selbst Wohllautendes in dem schwermütig klingenden Rufe: „Voß he! Voß he!" hier und dort widerhallend durch das Gebüsch, verbunden mit den dumpfen Schlägen der Knüttel gegen die Baumstämme und dem Gekläff der Hunde; das Ganze ist sozusagen eine eigenartige musikalische Begleitung der in der unmittelbaren Nähe des Jägers herrschenden Stille.

Während ich damit beschäftigt war, hierüber nachzudenken, hörte ich auf einmal in der Anpflanzung mir gegenüber etwas rascheln; dann war wieder alles still; hierauf raschelte es abermals, erst links, dann rechts, und endlich — huckelt ein mächtiger Hase aus dem Krüppelholz heraus. Am Rande des Grabens macht er Halt, sieht sich nach dem Krüppelholz um und richtet sich auf den Hinterbeinen, ich wollte sagen Läufen, auf, ohne mich gesehen zu haben. Offenbar ist er ungewiß, wohin er laufen soll. Meister Lampe ist keine zehn Schritte von mir entfernt; die Gelegenheit ist prachtvoll: ich werde wenigstens etwas mit nach Hause bringen, sag' ich zu mir selbst. Eine nie gekannte Mordlust durchrieselte meine Adern — und bestätigte das Goethesche Dichterwort:

„Der Mann, der beste selbst, gewöhnt sein Herz
An Grausamkeit, und macht sich auch aus dem,
Was er verabscheut, ein Gesetz."

Der arme Hase befindet sich gerade vor dem Lauf meiner Flinte; ich brauch' den Kolben nicht mal an die Schulter zu legen. In unbeschreiblicher Spannung bring' ich den Finger an den Hahn; beide Läufe brennen los; der Hase schlägt einen Purzelbaum in der Luft und fällt vor meinen Füßen nieder.

Ich werfe mein Gewehr hin, breche hinter dem Baum hervor und stürze mich auf den Leichnam meines Schlachtopfers. Der halbe Kopf ist weggeschossen und die zweite Schrotladung ist, bei diesem kurzen Abstand, gleich einer Kugel durchs Herz gegangen. Ich Grausamer bin stolz auf meine erste Waffenthat, ja, ich bin gewissermaßen ganz von Sinnen über mein Glück; ich habe die Schande meiner heute morgen wiederholt bewiesenen Unkunde getilgt; der Gleichmütige wird mich nicht mehr verachten . . . In diesem Augenblick tippt mir jemand sacht auf die Schulter; ich blicke verwundert um: es ist der Gleichmütige in höchsteigener Person, der mein Gewehr in der Hand hält. Er legt den Zeigefinger auf seine Lippen, lehnt mein Gewehr neben dem seinigen vorsichtig gegen den Baumstamm, spricht kein Wort, streckt aber die Hände aus und ergreift den Hasen, den ich ihm triumphierend entgegenhalte. Bevor ich noch weiß, was der Gleichmütige will, ist das Tier in seiner Jagdtasche verschwunden, und der unheimliche Mann beginnt, mein Gewehr zu laden.

„Dumme Geschichte, Herr!" flüstert er mir zu; „Hasen geschossen — in der Schonzeit — und dazu noch" (mit der tiefsten Geringschätzung sagte er's) „sitzend! Wenn der Herr Amtmann Schmidt, der da um die Ecke herum steht, etwas davon erfährt, so muß ich die Sache zu Protokoll geben, wirklich, eine dumme Geschichte, Herr!"

Wie ein Blitzstrahl zuckt mir nun alles durch den Kopf, was ich je von schwerer Buße und Strafe für Jagdfrevel gehört habe; ich — ich, der Oberprimaner Dorus Fröhlich, den seine Lehrer als Muster guten Betragens den übrigen Primanern aufzustellen beliebten — ich, der Oberprimaner Dorus Fröhlich, der im Herbst sein Abiturientenexamen zu machen und das Zeugnis der „Reife" zu erlangen gedenkt — ich bin in den Augen des unparteiischen Gesetzes ein Missethäter, ein Jagdfrevler, ein Wilddieb! Was ist da zu thun?

Der Gleichmütige hat den einen Lauf meiner Flinte schon geladen; er sucht in seiner Westentasche nach einem Propfen für den zweiten und zieht, zugleich mit altem Zeitungspapier, wie zufällig seinen Geldbeutel heraus, der auf das Gras fällt.

Das Unglück schärft meinen Verstand: ich beeile mich, den Geldbeutel aufzuraffen; der Gleichmütige fährt langsam (o, so langsam!) fort, den Pfropfen in den Lauf hinunter zu stoßen; als ich ihm seinen Geldbeutel wieder in die Hand stopfe, ist dieser merklich schwerer geworden als da, wo ich ihn aufraffte, während der meine —?

Seine Augen funkeln für den Moment wahrhaft teuflisch, wie die vom Kaspar im Freischütz; er befühlt die Börse, ohne ein Wort zu sagen, nickt mir zum Zeichen des Verständnisses und Einverständnisses zu und gibt mir das geladene Gewehr in die zitternde Hand zurück.

In diesem Augenblick tritt der um die Ecke postiert gewesene Jäger an uns heran.

„Haben Sie da gestanden, Herr Müller?" fragt der Gleichmütige; „ich dachte, daß der Herr Amtmann Schmidt da gestanden hätte."

„Der steht an der anderen Ecke," entgegnet Herr Müller; „haben Sie auf den Fuchs geschossen, Herr Fröhlich?"

Dabei richtet Herr Müller ein paar Augen, schwarz und tief wie Tintenfässer, auf mich.

„Er steckt nicht in diesem Gebüsch, der Fuchs," antwortet statt meiner der Gleichmütige; „der Herr hat nach einem Habicht vorbeigeschossen. Der Fuchs wird sich wohl in dem anderen Gehölze aufhalten."

Die Treiber, die Hunde, die Jäger kamen langsam heran; niemand hatte was gesehen; jeder war überzeugt, daß Meister Reineke irgendwo anders stecken müsse. Einzelne fragten, wer geschossen habe. Keiner schien über meinen Fehlschuß verwundert zu sein; man mußte diese Leistung wohl als etwas Selbstverständliches betrachten. Sehr schmeichelhaft für mich! Wir nahmen ein Schlückchen aus unseren Feldflaschen und zogen weiter.

Ich war recht niedergeschlagen; ich sagte mir, daß ich in der Hand des Gleichmütigen wäre; ich fühlte mich als elenden Heuchler und Missethäter; Jagdfrevel, Bestechung, Lüge und Verstellung lasteten seit gestern auf meinem Gewissen; ich hätte in diesem Augenblicke was darum gegeben, wenn ich wieder auf meinem stillen Studierstübchen im Elternhause gesessen hätte.

Plötzlich machten einige Jäger Halt; die übrigen schlossen sich an; es bildete sich ein Kreis, in dessen Mitte der Gleichmütige stand und auf den Boden starrte. Wir anderen hefteten unsere Blicke auf dieselbe Stelle, und ein Dutzend ehrbarer Männer stand da, mit der größten Aufmerksamkeit und dem tiefsten Ernst, und senkten die Nasen über den sicheren Beweis, daß jüngst ein Fuchs hier vorbeigelaufen sei.

Die jugendlichen Treiber aber sangen voll Begeisterung:

„Voß he! Voß he!
De Jäger, de kümmt!
De fall di wull packen,
De schütt di in'n Nacken:
Voß he! Voß he!
De Jäger, de kümmt!"

Es klang wie ein Schlachtgesang.

Das zweite Gehölz wurde besetzt und abgetrieben, aber mit ebensowenig Erfolg, als das erste. Ich langweilte mich greulich, und mein Mißmut stieg von Viertelstunde zu Viertelstunde.

Ich stand und zitterte vor Kälte; meine Mordlust war verraucht; doch hielt ich mein Gewehr bereit, aus Furcht, daß der Gleichmütige mich sonst noch mehr verachten würde, als er ohnehin schon that. Aber meine Stimmung war derart, daß der Fuchs mir hätte vorbeilaufen können, ohne daß ich auf ihn geschossen hätte.

Es zeigte sich nichts, und wir schritten über ein weites Feld. Auch hier wurde nichts entdeckt. Meine Stimmung blieb mißmutig; dazu fühlte ich, bei der scharfen Luft, starken Hunger. Aber ich schämte mich, ein Butterbrot hervorzuholen, bevor meine Jagdgenossen es thäten.

Endlich — es war schon ein Uhr mittags — machten wir Halt bei einem kleinen Föhrendickicht. Die Gewehre wurden gegen die Baumstämme gelehnt, und unter Plaudern und Lachen holte man seinen Mundvorrat ans Licht.

„Prost Gurgel, da kommt ein fröhlicher Durchmarsch!" sagte Herr Schmidt, indem er als der Erste seine Feldflasche an den Mund setzte.

Ich fühlte eine aufwallende Freude, endlich meinen Hunger stillen zu können; aber diese Freude war leider nur von kurzer Dauer. Vorhin hatte ich nämlich, ohne Ueberlegung, meinen morastigen Handschuh zu meinen Butterbroten in die Tasche gesteckt; nun waren Wasser und Morast bis in die Brötchen gedrungen; ich konnte nichts davon genießen, und der Gleichmütige verteilte mit sichtlichem Wohlgefallen meine Butterbrote unter vier krummbeinige Hunde, welche die Augen nicht von ihm abwandten und die zugeworfenen Brocken mit einem greulichen Zusammenklappen ihrer weißen Zähne, ohne zu kauen, verschlangen.

Wohl teilten mir meine Jagdgenossen von ihren Mundvorräten mit; aber indem ich die Gabe mit einer verschämten kriechenden Dankbarkeit annahm, fühlte ich, wie ich plötzlich in Parallele stände mit den verachteten Hunden, die sich auch von dem Abfall des Frühstücks sättigen mußten. So wurde mir das ganze Frühstück verleidet, und ich war froh, als wir wieder aufbrachen, um eine letzte Streife zur Auffindung des Fuchses zu machen.

Wieder umfing uns ein Wäldchen von Krüppelholz; wieder wurden dieselben Maßregeln getroffen; wieder umgab mich Totenstille und Langeweile, während ich wieder hinter einem Baumstamm mit müden, knickenden Knieen stand und fror.

Eine dumpfe Gleichgültigkeit bemächtigte sich meiner. Es war mir ganz egal, ob ein Elefant oder eine Maus zum Vorschein käme. Ich berechnete nur, wie lange die fatale Jagd etwa noch dauern würde, und wann wir wieder zu Hause sein könnten.

Da hörte ich wieder das Bellen und Schreien und Klopfen im Gehölz; ich stand wieder mit dem Gewehr im Arm, gleichgültig den Sandweg hinaufblickend, der an der einen Seite durch Tannengebüsch begrenzt war, an der anderen durch einen trockenen Graben, welcher den Weg von einer Heidefläche trennte. Auf einmal sehe ich, ungefähr 50 Schritte von mir entfernt, etwas Fuchsiges im Graben still und geräuschlos und auf die Erde geduckt daherlaufen. Es ist gewiß ein furchtsamer Bauernköter — nein, es ist wahrhaftig der Fuchs, der gerade auf mich zu läuft! Da packt mich die Aufregung von neuem und zwar ganz fürchterlich; ich raffe mein Gewehr an die Schulter; jetzt ist der Augenblick gekommen, um all meine Schmach zu tilgen! Meine Hand zittert; ich schließe (wie dumm!) die Augen und reiße an dem Hahn; beide Schüsse fallen, aber der Fuchs fällt nicht; er macht vielmehr einen Sprung aus dem Graben hinaus, scheint einen Augenblick unsicher zu sein, wohin er laufen soll, und schlägt dann denselben Weg ein, den er gekommen ist. Aber er läuft nicht weit. Es kracht ein Schuß; der Fuchs macht einen Purzelbaum, und der Gleichmütige tritt hinter einem Strauch hervor, geht an den Rand des Grabens, versichert sich, daß der Fuchs tot ist, läßt ihn liegen und macht sich daran, den abgeschossenen Lauf von neuem zu laden, als ich zu ihm trete.

„Ich hab' ihn sicher auch getroffen," ruf' ich in meiner Freude; „zweimal hab' ich auf ihn geschossen!"

„Ich weiß es, Herr!" antwortete der Gleichmütige.

Die ganze Gesellschaft läuft zusammen. „Wer hat ihn getroffen?" schallt es in der Runde.

„Der Jäger hat ihm den Garaus gemacht, ich aber hab' ihn zuerst getroffen!" ruf' ich in überwallender Freude. „Ich hab' ihm beide Ladungen gegeben. Der Fuchs kam längs des Grabens, und da legt' ich scharf auf ihn an, und meine beiden Schüsse —"

„Sitzen in diesem Baumstamm," sagt der Gleichmütige gleichmütiger denn je, leicht mit dem Finger auf einen Baumstamm zeigend, der an zwei Stellen in einer Höhe von mehr als zehn Fuß über dem Erdboden seiner Rinde beraubt ist und der ungefähr 15 Schritte von meinem Standorte steht.

Das schallende Gelächter, welches dieser Enthüllung des Gleichmütigen folgte, war

greulich. Ich that mein Bestes, um mit einzustimmen, aber es wollte nicht glücken. Eine durch die scharfe Luft verursachte Straffheit der Haut hatte sich meiner rechten Wange bemächtigt; mein rechtes Auge saß halb zugekniffen im Kopfe; mein Gesicht war nämlich an dieser Seite durch die Stöße des schlecht angelegten Gewehres so dick angeschwollen, daß ich unkenntlich war, wie Hans, mein Freund, versicherte. Kein Mensch hatte Mitleid mit mir; selbst Hans, der sonst so gute, zartfühlende Hans, ließ seinen Witz auf meine Kosten leuchten. O, die lange qualvolle Wanderung nach Hause, d. h. nach Grütersruh, werde ich nie vergessen, auch nicht das Schamgefühl, womit ich mich dort vor den Augen der Familie Grüter verbarg, sogleich zu Bette ging und heute morgen steif und an allen Gliedern wie gerädert aufstand, um dies mein erstes und letztes Jagdabenteuer ins Tagebuch zu schreiben — während Freund Hans im Nebenzimmer das Klavier bearbeitet und dazu mit seiner hellen Stimme die Worte singt:

„Der Fuchs ist tot, der Fuchs ist tot!
Laßt uns den Schelm begraben!
Kriegen ihn die Hunde nicht,
Dann fressen ihn die Raben.
Hoho, hallo!
Hängt den Schelm, hängt den Schelm!
Hängt ihn an die Weide!
Mir den Balg und dir den Talg,
Dann lachen wir alle beide.
Hängt ihn! Hängt ihn,
Den Schelm, den Schelm!“

Palmsonntag.

Die Städte an der Riviera, vornehmlich San Remo, das, wie allen Kameraden bekannt sein dürfte, monatelang unseren von Krankheit schwer geprüften, von seinem Volke so sehr geliebten und von aller Welt verehrten jetzigen deutschen Kaiser beherbergte — sie sind für Europa die Städte der Palmen.

Wir glauben unseren jungen Freunden Vergnügen zu bereiten, wenn wir ihnen mit unseren Illustrationen, heute am Palmsonntage, ein, wenn auch mattes Bild jener vegetabilischen Herrlichkeiten zu geben versuchen, — versuchen, — ja nichts anderes, denn welcher Künstler möchte ein naturgetreues Bild jenes paradiesischen Küstenlandes geben können. — Zu San Remo, im Palmenviertel, geht es alljährlich, wenn der Palmsonntag in Sicht, lebhafter zu denn sonst. Gilt es doch, ganze Schiffsladungen von Palmwedeln zur Palmenweihe nach Rom zu senden. Seit dem Jahre 1588 alljährlich diesen Auftrag auszuführen, steht traditionell der Familie Braska zu San Remo zu. Den Anlaß zu dieser eigentümlichen Berechtigung will Euch der „G. K.“ erzählen. Als nämlich Papst Sixtus V. den großen Obelisk aus dem Zirkus des Nero auf dem Petersplatze aufrichten ließ, und trotz der Anstellung von 800 Menschen und 140 Pferden, wobei die größtmöglichste Ruhe beobachtet werden mußte, ein plötzlicher und gefahrdrohender Stillstand im Aufziehen des mächtigen Obelisken eintrat, ertönte aus der versammelten Menschenmenge plötzlich der Ruf: „Wasser auf die Taue!“

Im europäischen Palmenlande: Zwischen den Gärten von Bordighera.

wodurch sich dieselben, nach Befolgung dieses Rates, denn auch straffer spannten. Nur dadurch wurde der Obelisk ohne Unfall schließlich aufgerichtet. Der Matrose, von dem der übrigens verbotene Ruf ausging, hieß Braska und war aus San Remo gebürtig; er erhielt vom Papste zur Belohnung für sich und seine Nachkommen das Recht der Palmenausfuhr zur Schmückung der Kirchen Roms am Palmsonntage.

Ein Schachdorf.

Was sagst du dazu, mein Junge, wenn ich dir erzähle, daß es in deutschen Landen ein Dörflein gibt, wo jung und alt, wo „Jan und alle Mann“, wie man zu sagen pflegt, das schwere Schachspiel betreibt und Meister darin ist? Du hast vielleicht bis jetzt geglaubt, daß dieses Spiel, welches Nachdenken und Sammlung des Geistes in hohem Grade erfordert, nur ein Spiel für „gebildete Leute“ sei, für „studierte Köpfe“ — wie du z. B. einer bist. O nein, in dem kleinen hübschen Dorfe, das ich kenne, spielt jeder Bauersmann, jeder Taglöhner, selbst der arme Dorfhirt Schach; sogar die Kinder lernen es und verstehen sich so vortrefflich auf die Feinheiten dieses Spieles, daß sie dir, dem „studierten Kopfe“, wahrscheinlich eine Partie abgewinnen würden, wenn du dich mit ihnen einließest.

Nun will ich dir auch sagen, wie das „Schachdorf“ heißt, und wo es liegt. Sein Name ist Ströbeck und seine Lage ist eine halbe Meile westlich von dem altehrwürdigen Bischofssitze Halberstadt. Ein Wald von Obstbäumen beschirmt das Dörfchen, und zwei schlanke Pappeln stehen am Eingang gleichsam Wache.

Wenn du auf einer Fußreise — ein echter Bursche reist gerne zu Fuß, das Ränzel auf dem Rücken — mal in die Gegend von Halberstadt kommen solltest, so versäume nicht, das Schachdorf Ströbeck und in demselben das malerische Wirtshaus zu besuchen. Gar leicht kann es geschehen, daß du im letzteren eine Gesellschaft von Dorfbewohnern — Männern — antriffst, welche um den runden Tisch in der Mitte der Gaststube sitzen und dem Schachspiele obliegen. Welch ungewohntes Bild! Wenn in anderen Dörfern, in anderen Wirtsstuben eine Schar von Bauern um die Tische hockt, welche schmutzige Kartenblätter in den Fingern hält, welche „Trumpf“ und „die Alte“ und „die Spitze“ mit den Knöcheln auf die Tischplatte haut, welche gar mächtig räsoniert, so siehst du im Ströbecker Gastzimmer Landleute mit intelligenten Gesichtszügen und von fast vornehmem Auftreten, — Männer, deren Benehmen ein äußerst wohlerzogenes und gemessenes, — Männer, deren Lippen kein roher Ausdruck, ja, nicht mal ein überlautes Wort entschlüpft; ernst und nachdenklich sitzen sie um die runde Tafel, über die Schachbretter geneigt und machen mit den Figuren ihre Züge; jede Meinungsverschiedenheit wird von den Zuschauern

geschlichtet, und die Spieler fügen sich gern und willig diesem Schiedsgerichte; das Getränk, mit welchem die Spieler von Zeit zu Zeit ihre Lippen befeuchten, ist meist das heimische Lagerbier, ein unschuldiges Labsal, doch wird von manchen auch Kaffee getrunken. Hast du schon mal in einer unserer illustrierten Zeitungen, z. B. in „Vom Fels zum Meer", die Bilder jener Oberammergauer Bauern gesehen, welche bei den berühmten Passionsspielen mitwirken? Siehe, an diese Bilder, an diese Gesichter erinnern einigermaßen die Ströbecker Schachbauern. So wahr ist es, daß geistige Beschäftigung die Gesichtszüge des Menschen veredelt.

Wenn es deine Zeit erlaubt, mein junger Fußwanderer, so verweile in der Ströbecker Gaststube doch bis zum Abend. Dann hast du leicht das Vergnügen, den Dorfgeistlichen und den Dorfschullehrer eintreten zu sehen, denn beide brauchen kein Bedenken zu tragen, in einem so anständigen Gastzimmer, in einem so ruhigen und wohlgesitteten Kreise von Gästen zu erscheinen. Wenn du dem Dorfpfarrer durch ein gesittetes, höfliches Benehmen Vertrauen und Wohlgefallen einflößest, so kann es wohl geschehen, daß dir der würdige Herr auf deine Bitte erzählt, durch welche Umstände das Schachspiel in dem Dorfe Ströbeck Eingang gefunden hat. Es knüpft sich eben „eine Geschichte" an das Dörflein und seine seltsame Vorliebe für das ernste Schachspiel. Da es aber vielleicht noch eine Zeitlang dauert, bis du deinen Wanderstab nach Ströbeck setzest, so will ich dir vorläufig mitteilen, was mir der Pfarrer an einem schönen Sommerabende, als rosige Wölkchen und die Töne der Vesperglocke über dem Dörflein schwebten, in liebenswürdiger Weise erzählte.

„Schon seit vielen hundert Jahren," sagte der Pfarrer, „sind die Bewohner dieses Dorfes eifrige Schachspieler. Die Eltern unterrichten ihre Kinder schon früh in dem das Nachdenken fördernden Spiele, und in der Dorfschule ist dasselbe unter die Zahl der Unterrichtsgegenstände aufgenommen. Hier in der Schule findet auch einmal im Jahre eine förmliche Prüfung der Kinder im Schachspiel vor einem Ausschuß von Männern des Dorfes statt. Achtundvierzig Schüler werden durch das Los bestimmt und einander gegenübergestellt, um ihre Fertigkeit zu messen. Die vierundzwanzig Sieger, die aus diesem ersten Spiele hervorgehen, unternehmen alsdann ein zweites Turnier. Darauf die zwölf Gewinnenden ein drittes. Die sechs aus diesem letzten Kampfe hervorgehenden Gewinner werden als Sieger verkündigt, je mit einem Schachbrett nebst zugehörigen Figuren beschenkt und, gleich den Siegern in den olympischen Spielen der alten Griechen, von ihren Eltern, Anverwandten und Freunden nach Hause geleitet. Später wird ihnen zu Ehren noch ein Fest veranstaltet, welches Angehörige und Freunde durch ihre Gegenwart verherrlichen.

„Die Einführung des Schachspiels in Ströbeck führt die Sage auf den Anfang des elften Jahrhunderts zurück. Damals soll der kriegerische Bischof von Halberstadt den Eingeborenen von Ströbeck einen slawonischen Edelmann, den er in einem Kampfe zum Gefangenen gemacht, zur Obhut übergeben haben. Es war im Dorfe ein fester Turm vorhanden, in welchem der Gefangene Unterkunft erhielt. Die Reste dieses Turmes stehen noch heute und bilden selbstverständlich eine Sehenswürdigkeit Ströbecks. Da nun den Gefangenen die Langeweile plagte, so brachte er den Bauern das Schachspiel bei. Jetzt hatte er wenigstens Spielgenossen und dadurch manche angenehme Stunde. Eine andere Sage erzählt, daß der Gefangene, welcher die Ströbecker im Schachspiel unterrichtete, ein ungehorsamer Kanonikus des Halberstädter Kapitels gewesen sei. Später hätte dieser Kanonikus seine Freiheit wieder erlangt und den Bischofsstuhl von Halberstadt bestiegen; er wäre den Ströbeckern, die sich ihm gütig erzeigt, in seiner hohen Stellung gewogen geblieben, so daß diese ihm wiederum aus Dankbarkeit ein silbernes Schachbrett nebst silbernen Figuren geschenkt hätten. Das Geschenk wurde freundlich angenommen, und infolgedessen ward es bei den Ströbeckern Brauch, dem jeweiligen Nachfolger auf dem Halberstädter Bischofsstuhle ein gleiches Geschenk als Zeichen der Ergebenheit und Treue zu verehren. Als durch den Wandel der Zeiten weiland Kaiser Wilhelm I. im Jahre 1861 anläßlich seiner Thronbesteigung als König von Preußen auch den Titel eines Bischofs von Halberstadt annahm, da ließen die Einwohner von Ströbeck es sich denn auch nicht nehmen, dem Landesherrn das althergebrachte Schachbrett aus gediegenem Silber zu überreichen.

„Wenn somit die Ströbecker erlauchten Herren Geschenke gaben, so empfingen sie andererseits auch solche von erlauchten

An der Riviera Abend am Strande.

Herren: im Ströbecker Rathaus zeigt man unter anderem ein silbernes Schachbrett, welches dem Dorfe vom Großen Kurfürsten zum Geschenk gemacht ist.

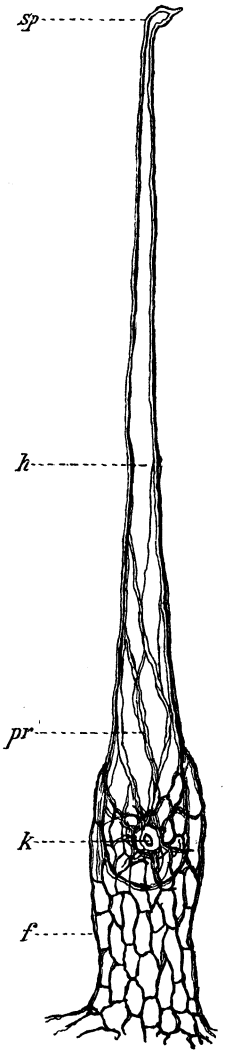
„Noch muß ich eines Brauches gedenken, ohne welchen kein Ströbecker Bräutigam in den Hafen der Ehe einlaufen kann. Wenige Stunden vor der kirchlichen Trauung muß er im Rathaussale mit dem Ratsältesten eine Schachpartie machen und aus dieser als Sieger hervorgehen. Falls ihm dieses nicht gelingt, so muß er eine Geldsumme für die Armen des Dorfes entrichten. Dem schachspielenden Bräutigam stehen mehrere Freunde zur Seite, die ihm ‚Vorsicht!' zurufen, wenn er im Begriffe stehen sollte, einen verhängnisvollen Zug zu thun; jeder anderweitigen Einmischung müssen sich die Freunde jedoch enthalten. Siegt der Bräutigam, was bei solch trefflicher Beratung meistens der Fall ist, so begrüßt ihn ein dreimaliges Hoch, und nun schreitet er stolz der Dorfkirche zu, um mit seiner Braut durch den Segen des Priesters fürs Leben vereinigt zu werden." —

So erzählte mir der Pfarrer von Ströbeck, und ich lauschte seinen Worten mit großer Aufmerksamkeit und Teilnahme.

„Welch eine unerschöpfliche Quelle geistiger Anregung," sagte ich, als der Erzähler geendet, „hat doch jener gefangene Edelmann oder Kanonikus diesen schlichten Dorfleuten durch das Schachspiel eröffnet! Abgehärteten Ackerbauern drückte er den Stempel geistigen Lebens auf, und reichen Segen brachte er der Sitte und dem Wohlanstande. Möchte die friedliche und bildende Beschäftigung der Ströbecker doch auch anderswo Liebhaber finden!"

Ein Haar der Brennessel.

Kaum hat die Märzsonne den Schnee von den Häusern der Dorfstraße, von den Hecken und Zäunen hinweggeleckt, so bemerkt das suchende Auge auch schon die grünen Spitzen der Frühlingskräuter, die ungeduldig warten, um mit ihren Blüten den Menschenkindern zu sagen, daß der Frühling vor der Thüre steht. Manche Menschenkinder, und zwar nicht bloß die gelehrten Botaniker, wissen ebenso genau wie die Blumen selbst, daß das Leben in Feld und Wald wieder reger wird; sie bewaffnen sich mit einem Messer und einem Körbchen und gehen hinaus auf die noch so grau erscheinenden Felder, um Suppenkräuter zu suchen. Wenn so ein schöner Sonntagnachmittag uns ins Freie lockt, sehen wir ärmlich gekleidete Frauen und Kinder die Felder durchstreifen, um die ersten Pflänzchen der Rapunzel und die Spitzen des Gundermanns, die jüngsten Blättchen der Schafgarbe und des Sauerampfers, samt den eben hervorbrechenden Trieben der Brennesseln zu sammeln. Das ist das Material für die Frühlingskräutersuppen und der erste Tribut, den die Felder dem Menschen geben.



Der Durchschnitt eines Brennesselhaars.

Unkräuter nennen wir die erwähnten Pflänzchen, weil sie ungehegt und ungepflegt an Rain und Straße wachsen und dem Menschen durch ihre Menge manchmal zur Plage werden. Aber die Natur kennt diese Einteilung, die der selbstsüchtige Mensch gemacht hat, nicht; sie pflegt die bescheidenen und die prächtigsten Blumen mit gleicher Liebe; für sie ist nichts unnütz und nichts zu klein und unbedeutend.

Nur wir kurzsichtigen Menschen sprechen von bedeutend und unbedeutend, von groß und klein, nützlich und nutzlos. Wenn wir aber an der Hand der Wissenschaft in die Geheimnisse der Schöpfung eindringen, werden wir immer stiller und bescheidener, immer erstaunter und immer andächtiger zum Schöpfer aufblicken; denn wir sehen, daß sich in dem scheinbar Unbedeutendsten Wunder an Wunder reiht und die Größe der Schöpfung in ihrer ganzen Majestät uns entgegentritt.

Wenn du, lieber Kamerad, ungläubig den Kopf schüttelst, so lade ich dich ein, in meine Arbeitsstube zu kommen und mit meinem Instrument, dem Mikroskop, ein wenig zu arbeiten. Nehmen wir von der eben hervorsprossenden Spitze einer Brennessel (Urtica urens) ein einziges Blättchen und von diesem Blättchen ein winziges Stück der feinen Oberhaut, um es bei stärkerer Vergrößerung zu betrachten.

Da erheben sich nebeneinander mehrere glashelle, zierliche Kegel aus Blattsubstanz; es sind die unscheinbaren Haare des Blattes, die, wie die Abbildung zeigt, an ihrer Spitze ein etwas umgebogenes Spitzchen tragen. Solch ein Haar ist wunderbar gebaut; es besteht an seiner Basis aus einem fleischigen Fuße f, der sich aus kleinen, einzelnen Kämmerchen zusammensetzt, die etwa aussehen wie die einzelnen Zellen der Bienenwaben, in welchen die unermüdlichen Bienen ihren Honig im Stocke aufspeichern. Die Botaniker nennen diese Kämmerchen, aus denen nicht bloß ein Haar, sondern auch das ganze Blatt, ja alle Teile jeder Pflanze zusammengesetzt sind, auch die Zellen.

Wir sehen also, daß das Haar der Brennessel an seinem Fuße aus einem zarten, fleischigen Polster von kleinen, etwa sechsseitigen Zellen besteht. Von diesem Polster erhebt sich nun die eigentliche Haarzelle h, ein langer, kegelförmiger, glashelle Schlauch mit seinem knopfartig angeschwollenen Spitzchen (sp).

Wer ahnt nun wohl in diesem zierlichen Gebilde unseren Feind? Und doch ist dies gerade der Brennapparat der Nessel. Wenn wir nämlich mit der Hand die Pflanze berühren, dringen eine Anzahl der feinen Haarspitzen in die Hautporen ein und brechen darin ab. In demselben Augenblick ergießt sich auch schon der farblose, wässerige Saft, der bisher meist als Ameisensäure bezeichnet worden ist, in die Wunde und veranlaßt das lang anhaltende Jucken der Haut. Jetzt wissen wir, wodurch die Brennessel brennt, und gleichzeitig

erklärt sich das Geheimnis, welches ein Kamerad dem anderen anvertraut, daß er recht mutig und fest die Nesselstengel von oben angreifen und sich nur hüten möge, daß die Blätter ihm lose um die Hand schlagen. Bei einem mutigen, festen Griff drückt die harte Innenhand die meisten Brennhaare seitlich um, so daß die Spitzen nicht in die Haut fahren können.

Der Mut schützt also hier vor Gefahr. Wenn wir älter werden, machen wir im Leben dieselbe Erfahrung, und das alte Sprichwort, daß dem Mutigen die Welt gehöre, ist ein gutes Wort. Freilich handelt es sich dabei um den wahren Mut der Seele, der auf das echte Gottvertrauen und Selbstvertrauen sich stützt. Und Selbstvertrauen erlangen wir nur durch das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht. Es ist ganz gleichgültig, ob wir arm oder reich sind, ob wir vornehm oder gering, klein oder groß sind; das Gebot „Erfülle deine Pflicht" gilt für alle in gleichem Maße und mit derselben Strenge. Die Pflichten sind natürlich nach Alter und Lebensstellung verschieden; sie sind aber den Kräften angemessen und bestehen für die Jugend im Lernen, für das Alter im Ausüben des Gelernten; aber die Freudigkeit am Bewußtsein treu erfüllter Pflicht ist bei uns allen dieselbe, und ebenso ist es der Stolz und das Selbstbewußtsein, das durch den Gedanken geweckt wird, wir haben ehrlich die Arbeit gethan, die von uns verlangt wird. Dann sehen wir jedermann klar in das Auge und fassen mutig und ohne Zögern die unbekannte Aufgabe an, um alsbald zu finden, es geht im Leben gar oft wie mit unserer Nessel: die drohenden Hindernisse legen sich bei mutigem Griff oftmals zur Seite.

Doch wir sind noch nicht zu Ende mit unserem Brennhaar der Nessel. Heben wir an einem Frühlingstage voller Sonnenschein, in welchem das Pflanzenleben in freudigster Entwickelung begriffen, mit einem Rasiermesser ein äußerst zartes Stückchen Oberhaut mit einem unverletzten Brennhaare ab und legen dasselbe nun in einem Tropfen Wasser zwischen zwei feinen Glasplatten unter ein recht stark vergrößerndes Mikroskop, dann bemerken wir in der langen, den Brennsaft führenden Haarzelle (h) noch mehrere feine, leicht gelbliche Schleimfäden (pr).

Die Fäden scheinen aus einer Substanz zu bestehen, die etwa Aehnlichkeit mit dem Eiweiß aus dem Hühnerei hat, und die von den Pflanzenforschern das Protoplasma genannt wird. Wenn wir nun recht genau die zarten Protoplasmafäden betrachten, können wir bemerken, daß dieselben von einer dünnen, schleimigen Schicht ausgehen, welche kaum bemerkbar der Wand des Haares anliegt, und daß sie nach einem kleinen, dichten, teigigen Körperchen, dem Zellkern (k) hinstrahlen, den sie in der Haarzelle schwebend erhalten, wie die Spinne in ihrem Netze schwebend erhalten wird. Dieser Zellkern ist ein wichtiges Glied in jeder jugendlichen Zelle; wir sprechen von ihm ein anderes Mal. Heute haben wir unser Augenmerk nur auf die Plasmafäden zu richten, in denen ganz feine, dunklere Körnchen bemerkbar werden. Sehen wir scharf und unverwandt auf ein einziges derartiges Körnchen, gewahren wir mit Staunen, daß dasselbe seinen Platz in den feinen Plasmafäden ändert. Ja, wir bemerken, daß ein Teil der Substanz der zarten Schleimfäden selbst in gleitender Bewegung begriffen ist, und jetzt, da das Auge einmal gewöhnt ist scharf zu sehen, finden wir dieselbe Bewegung auch in den anderen zarten Fäden.

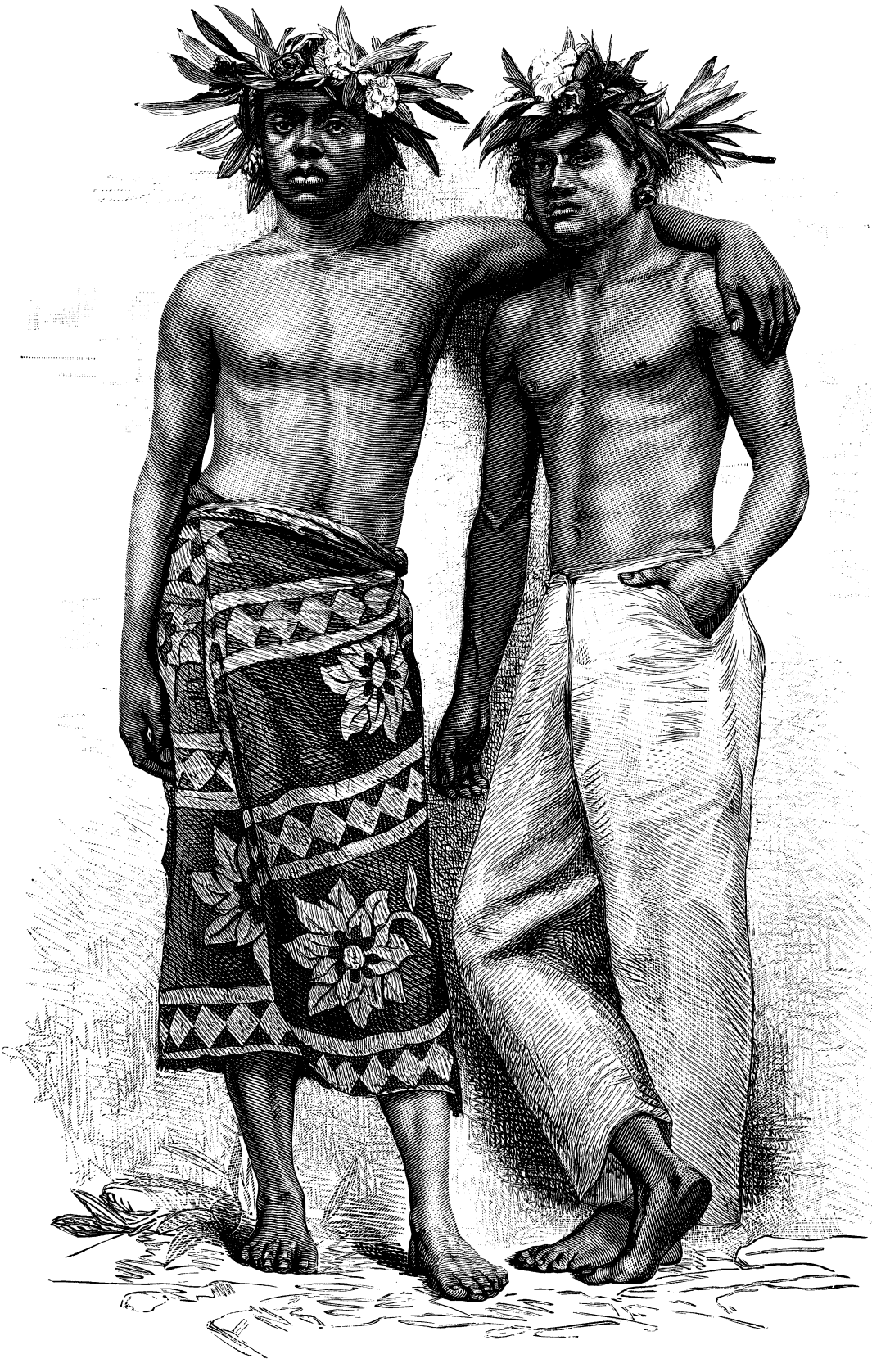
Was ist das? Die Bewegung ist in einzelnen Protoplasmafäden in der Richtung zum Zellkern hin bemerkbar, in anderen führt sie vom Kern nach der Wandung. Wir haben gesagt, daß wir im Zellkern (nucleus) ein für das Leben der Zellen sehr wichtiges Organ vor uns haben. Jetzt sehen wir, daß dieser wichtige Teil von Fäden einer eiweißreichen Substanz umspült wird, daß in diesen Fäden die Stoffe wandern und sich ändern, und wir können somit dies wunderbare Bewegungsspiel nicht anders deuten, als daß in diesen Fäden die Stoffe zugeführt werden, welche den Zellkern erhalten und ernähren sollen.

So haben wir denn einen Akt des Lebens belauscht, von dem wir früher geglaubt, daß ihn der Natur tiefste Schleier für immer decken werden. Wir sehen der Säfte wunderbaren Weg in den geheimnisvollen Werkstätten des Pflanzenleibes. In ernster Andacht stehen wir vor dem erhabenen Geheimnis, das uns das winzige Haar der unscheinbaren Brennessel geoffenbart hat.

Bilder aus Otahaiti.

Von den sogen. Georgischen oder Tahiti-Inseln und besonders von deren Hauptinsel Tahiti oder Otahaiti habt ihr gewiß schon manchmal gehört und gelesen, meine lieben jungen Kameraden, namentlich werden euch die Reisen des Weltumseglers James Cook sehr interessiert haben, welche ja für junge Leser eine solch spannende und lehrreiche Lektüre sind. Cook hat diese aus vier Hauptinseln bestehende Gruppe zwar nicht entdeckt*), wohl aber im Jahre 1769 besucht, nachdem 1767 Wallis und 1768 Bougainville auf ihren Seereisen schon hier gewesen waren. Diese Inseln sind besonders darum so merkwürdig, weil man sie für die schönsten und gesegnetsten unter den Tropen hält, und weil sie einen so schönen Menschenschlag, unbedingt den schönsten und sanftesten unter allen Völkerschaften der Südsee, beherbergen. Was für stattliche Leute diese Tahitier sind, das zeigt unseren lieben Kameraden der umstehende Holzschnitt, welcher ein Paar junger Männer nach einer Photographie darstellt. Die Hauptinsel Tahiti, in 17½° südl. Breite und 132° westl. Länge gelegen, mit einem Flächenraum von nahezu 19 geographischen Quadratmeilen und etwa 9000 Einwohnern, besteht aus zwei gebirgigen Halbinseln und bedeutenden Strichen flachen Landes, und ist fast rings von einem Korallenriffe umgeben, welches das Landen erschwert. Die Bodenbildung der Insel, welche ganz durch unterirdische plutonische Gewalten aus dem Meer emporgehoben worden zu sein scheint, obwohl man keine ausgebrannten Krater und keine Lavaströme, wohl aber trafytische Gesteine auf ihr findet, ist äußerst kühn und malerisch; über mächtige wall- und zackenartige Gebirge mit senkrechten, mehrere tausend Fuß tiefen Abstürzen erheben sich die höchsten Gipfel der Insel, der Aorai mit 2064 und der Orohena mit 2237 m Meereshöhe; beinahe 28 Prozent des Bodens sind bewaldet, 71 Prozent unkultiviert und nur ein Prozent Boden angebaut. Die Insel ist sehr fruchtbar, in Tier- und Pflanzenwelt mit den übrigen Inseln des tropischen Polynesiens übereinstimmend, und bringt alle Gewächse der heißen Zone hervor. Besonders gedeihen Bananen (von denen

*) Der eigentliche Entdecker der Insel soll der spanische Seefahrer Quiros gewesen sein, der sie im Jahre 1606 besuchte und Ragittaria nannte.



Junge Tahitier.

man 30 verschiedene Spielarten anbaut), Kokospalmen, der Brotfruchtbaum, Artocarpus incisa, welcher auf dieser Insel besonders schöne und große Früchte liefert, Orangen und Zitronen, Bambus und neuerdings auch Weinreben, die man aus Europa eingeführt hat, Zuckerrohr, Guaven, Avocados und andere tropische Obstarten und alle europäischen Gemüse. Schweine, wilde und zahme, Hühner und Hunde, sowie wilde und zahme Tauben und Papageien sind in Menge vorhanden, und die Gewässer um die Insel sind ungemein reich an Fischen, Schildkröten und eßbaren Mollusken und Meerestieren. Mit geringer Arbeit gewinnt man dem Boden Nahrungsmittel aller Art und besonders nahrhafte Wurzelgewächse ab, und so ist es nicht zu verwundern, daß auch der Menschenschlag auf Otahaiti, welcher sich in einige Kasten einteilt, ein besonders schöner, stattlicher und wohlgebauter ist. Die Hauptfarbe ist eine satte Olivenfarbe oder ein helles Kupferrot, und die Häuptlinge und vornehmeren Stände zeichnen sich von dem gemeinen Mann durch hellere Hautfarbe und einen höheren Wuchs aus; unter den Häuptlingen trifft man Männer von kräftigem Körperbau, wie die beiden auf unserem vorstehenden Holzschnitt, die 1,87 bis 2,06 m hoch sind. Auch die Weiber sind wohlgebaut und anmutig, heiter und aufgeräumt, und namentlich diejenigen der höheren Stände sind groß, schön gewachsen, mit schönen, regelmäßigen Zügen, haben eine zarte weiche Haut, die um einige Farbentöne lichter ist als diejenige der Männer, große ausdrucksvolle schwarze Augen, schöne weiße Zähne und ein reiches dunkelschwarzes Haar, welches sie gern mit Blumen und Kränzen verzieren, und einen leichten, anmutigen, schwebenden Gang. Sie sind äußerst reinlich, baden sich gern, schwimmen und tauchen vorzüglich und lieben den Tanz leidenschaftlich.

Der mehr als hundertjährige Verkehr mit den Europäern und die Wirksamkeit der Missionare, welche seit 1798 und 1800 hier thätig sind, haben die Tahitier schon etwas europäisiert und ihnen einige Kultur beigebracht, was sich teilweise in ihrer Kleidung und Lebensweise äußert. Jetzt kleiden sich wenige mehr in die früheren, durch Schlagen von Baumrinden hergestellten Zeuge; die europäischen Kattune und Baumwollwaren sind ja wohlfeiler zu haben. Die Kleidung der Männer aus dem Volke besteht aus einem langen Stücke bunten Zeugs, welches sie wie eine Schürze um die Lenden tragen und das bis auf die Mitte der Beine herabreicht, oder aus einer Schifferhose. Die Weibertracht besteht aus einer Art geschlossenem Hemd aus beliebigem farbigen oder bunten Stoff, das vom Hals bis zu den Knöcheln hinabreicht. Schuhe und Strümpfe trägt niemand; die Kopfbedeckung der Männer ist ein Laubkranz oder ein Strohhut, die der Weiber ein geschmackvoller Kranz von Blumen und Laub, oder einzelne duftige Blumen, die sie malerisch in ihr glänzend schwarzes Haar stecken.

Zusammenstellung von ursprünglichen Waffen und Geräten der Tahitier.

Früher lebten die Tahitier vorwiegend von Pflanzenstoffen und Fischen und brieten nur bei festlichen Gelegenheiten ein ganzes Schwein in Gruben, welche sie mit erhitzten Steinen ausgelegt hatten. Ihre Hauptspeisen waren Feï (eine Bananenart), Brotfrüchte und Tarowurzeln, Kokosnüsse und verschiedene Wurzelgewächse, die sie im Boden auf erhitzten Steinen kochten. Jetzt haben sie Eier, Geflügel, Gemüse und Früchte in Menge; sie werden nach europäischer Art zubereitet, und man verzehrt beinahe keine Mahlzeit mehr ohne Brot. Dagegen sind sie gern dem Branntwein ergeben, worin sie sich, wenn sie können, trotz der Strenge der Missionare öffentlich und heimlich berauschen. Auch ihre Häuser sind nach europäischer Form, wenn auch meist nur aus leichtem Flechtwerk erbaut und eingerichtet, meist so, daß man das ganze Haus auf einmal aufheben und an einen beliebigen anderen Ort versetzen kann.

Diese Tahitier erfreuen sich auf ihrer Insel gewissermaßen eines ewigen Frühlings und Sommers und gewinnen dem Boden ihren Unterhalt mit so geringer Mühe ab, daß sie nicht gern arbeiten und sich nur zu der nötigsten Handarbeit bequemen, die übrige Zeit lieber mit Essen und Trinken, Baden, Schwatzen, Singen und Tanzen hinbringen und für ihr Leben gerne sich mit der Mund- und Ziehharmonika unterhalten. Die Bodenkultur macht daher trotz der ungemeinen Fruchtbarkeit von Klima und Boden keine großen Fortschritte, und die Ausfuhr steigt nur langsam. Diese besteht in Kokosnüssen, namentlich Kobra (getrocknete Kokosnußkernen), Kokosnußöl, Zucker, Orangen, Limonen und Zitronensaft, etwas Baumwolle, Perlmutterschalen, Teipang (eine Art Holothurien) und getrockneten Pilzen nach China. Es würde sich verlohnen, hier Pflanzungen anzulegen, denn das tahitische Zuckerrohr liefert um ein Viertel mehr Saft und um ein Sechstel mehr kristallisierbaren Zucker, als die anderen Zuckerrohrsorten in den übrigen französischen Kolonien, und die Baumwolle ist ebenfalls sehr gut; allein die Pflanzer können kaum eingeborene Arbeiter bekommen und müssen ihre Ländereien meist mit Chinesen betreiben.

Die eigentliche Kultur, welche die Tahitier von den Missionaren angenommen haben, ist eine mehr äußerliche und weltliche als geistige und religiöse, und heutzutage eher im Rückschritt als im Vorschreiten begriffen. Der religiöse Erfolg

der Missionare war überhaupt jederzeit ein geringer, denn das ernste Christentum mit seiner Innerlichkeit, seiner Lehre der Entsagung und Demut vermochte dieses kräftige und wild leidenschaftliche Volk, das ohne Sorgen und Mühen in den Tag hineinlebt, nicht anzusprechen. Erst 1814 erfolgten die ersten Bekehrungen und zwar nicht auf Tahiti, sondern auf Eimeo, der Nebeninsel. Der König Pomaré war einer der ersten Bekehrten und ihm folgten viele Häuptlinge mit ihrem Anhang. Bald folgte auch die Menge diesem Beispiel, und in wenigen Jahren bekannte sich die Mehrheit zum Christentum, erlernte eine gewisse Art von Gesittung und machte nach verschiedenen Seiten hin Fortschritte. Die Missionare errichteten Schulen, worin sie alt und jung im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichteten; die Bibel wurde ins Tahitische übersetzt und gedruckt, um vom Volke gelesen werden zu können; die Sitten wurden gebessert; jede Familie bekam ihr eigenes Haus, anstatt wie früher in großen langen Hütten in buntem regellosem Durcheinander zu wohnen. Die Frauen der Missionare unterrichteten die Mädchen in weiblichen und häuslichen Arbeiten, und alles versprach den besten Erfolg. Da kamen die Walfischfänger- und Kauffahrteischiffe, um hier Lebensmittel einzunehmen, und tauschten diese gegen Branntwein ein, und dieses und das wüste Beispiel der europäischen und amerikanischen Matrosen wirkte entsittlichend. Endlich brach sogar ein Bürgerkrieg zwischen der Königsfamilie und einigen ehrgeizigen und herrschsüchtigen Hauptleuten aus, und brachte neben der Störung aller Ordnung auch eine furchtbare Verrohung mit sich. Es wäre sicher nicht so weit gekommen, wenn die Georgischen Inseln schon damals unter den Schutz einer europäischen Macht gestellt worden wären. England hatte dazu die größte Lust, allein es wurde daran durch die Franzosen verhindert, welche ältere Ansprüche an die Inseln zu haben behaupteten, weil französische Missionare das meiste zur Besiedelung beigetragen hatten, und so blieb alles beim alten.

Der Geist der Llano estakata.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

„Meine Hands kommen heim," sagte Helmers.

Unter „Hand" versteht der Amerikaner jede männliche oder weibliche Person, welche sich in seinem Dienst befindet. Er hatte sich geirrt. Als der Nahende in den Lichtkreis trat, sah man, daß er ein Fremder sei.

Er war ein langer, starker, vollbärtiger Kerl, vollständig mexikanisch gekleidet, doch ohne Sporen, was hier auffallen mußte. Aus seinem Gürtel blickten die Griffe eines Messers und zweier Pistolen hervor, und in der Hand trug er eine schwere, mit silbernen Ringen verzierte Büchse. Als seine dunklen Augen mit scharfem, stechendem Blicke über die einzelnen Personen der Gruppe flogen, machte er den Eindruck eines physisch starken, aber auch rohen Menschen, von welchem man zarte Regungen nicht erwarten dürfe.

Als sein Blick über das Gesicht des Mormonen streifte, zuckte er auf eine eigentümliche Weise mit der Wimper. Niemand als nur der Mormone bemerkte das. Es war jedenfalls ein Zeichen, welches diesem letzteren galt.

„Buenas tardes, Sennores!" grüßte er. „Ein Abend bei bengalischer Beleuchtung? Der Besitzer dieser Hacienda scheint ein poetisch angelegter Mann zu sein. Erlaubt, daß ich mich für eine Viertelstunde bei Euch ausruhe, und gebt mir einen Schluck zu trinken, wenn überhaupt hier etwas zu bekommen ist."

Er hatte in jenem spanisch-englischen Mischmasch gesprochen, dessen man sich an der mexikanischen Grenze häufig zu bedienen pflegt.

„Setzt Euch nieder, Sennor!" antwortete Helmers in demselben Jargon. „Was wollt Ihr trinken? Ein Bier oder einen Schnaps?"

„Bleibt mir mit Eurem Bier vom Leibe! Ich mag von solcher deutschen Brühe nichts wissen. Gebt mir einen kräftigen Schnaps, aber nicht zu wenig. Verstanden?"

Seine Haltung und sein Ton waren diejenigen eines Mannes, welcher nicht gewohnt war, mit sich scherzen zu lassen. Er trat ganz so auf, als ob er hier zu gebieten habe. Helmers stand auf, um das Verlangte zu holen und deutete auf die Bank, wo er dem Fremden Platz gemacht hatte. Dieser aber schüttelte den Kopf und sagte:

„Danke, Sennor! Hier sitzen schon viere. Will lieber dem Caballero Gesellschaft leisten, welcher da so einsam sitzt. Bin die weite Savanne gewohnt und habe es nicht gern, so eng bei einander zu kleben."

Er lehnte sein Gewehr an den Stamm des Baumes und setzte sich zu dem Mormonen, den er mit einem leichten Griffe an den breiten Rand seines Sombrero grüßte. Der Heilige des jüngsten Tages erwiderte den Gruß in ganz derselben Weise. Beide thaten, als ob sie einander vollständig fremd seien.

Helmers war in das Haus getreten. Die anderen verschmähten aus natürlicher Höflichkeit, ihre Blicke in auffälliger Weise auf den Fremden zu richten. Das gab demselben die willkommene Gelegenheit, dem Mormonen zuzuraunen:

„Warum kommst du nicht? Du weißt doch, daß wir Nachricht haben wollen."

Er sprach dabei das reinste Yankee-Englisch.

„Man läßt mich nicht fort," antwortete der Gefragte.

„Wer denn?"

„Dieser verdammte Nigger da."

„Der kein Auge von dir verwendet? Was hat er denn?"

„Er behauptet, daß ich seinem Herrn Geld gestohlen habe, und will mich lynchen."

„Mit dem ersteren kann er das Richtige getroffen haben; das letztere aber mag er sich aus dem Sinne schlagen, falls er es nicht riskieren will, daß wir ihm mit unseren Peitschen sein schwarzes Fell blutrot färben. Gibt es etwas Neues hier?"

„Ja. Sechs Diamond-boys wollen mit bedeutenden Summen über die Llano."

„Alle Teufel! Sollen uns willkommen

sein! Werden ihnen 'mal in die Taschen gucken. Bei der letzten, armseligen Gesellschaft war ja gar nichts zu finden. Doch still! Helmers kommt."

Der Genannte kehrte mit einem Bierglase voll Schnaps zurück. Er stellte es vor den Fremden und sagte:

„Da, wohl bekomme es, Sennor! Habt heut' wohl einen weiten Ritt hinter Euch?"

„Ritt?" antwortete der Mann, indem er fast den halben Inhalt des Glases hinuntergoß. „Habt Ihr keine Augen? Oder vielmehr, habt Ihr zu viele Augen, so daß Ihr seht, was gar nicht vorhanden ist? Wer reitet, muß doch ein Pferd haben!"

„Gewiß."

„Nun, wo ist denn das meinige?"

„Jedenfalls da, wo Ihr es gelassen habt."

„Válgame Dios! Ich werde doch wohl mein Pferd nicht 30 Meilen weit zurücklassen, um bei Euch einen Brandy zu trinken, der nicht für den Teufel taugt!"

„Laßt ihn im Glase, wenn er Euch nicht schmeckt! Uebrigens besinne ich mich nicht, von 30 Meilen gesprochen zu haben. So wie Ihr hier vor mir sitzt, seid Ihr ein Mann, der jedenfalls ein Pferd hat. Wo es steht, das ist nicht meine Sache, sondern die Eurige."

„Das denke ich auch. Ihr habt Euch überhaupt um mich nicht zu bekümmern. Verstanden!"

„Wollt Ihr mir das Recht bestreiten, mich um diejenigen zu bekümmern, welche hier auf meiner einsamen Farm einkehren?"

„Fürchtet Ihr Euch etwa vor mir?"

„Pah! Ich möchte denjenigen Menschen sehen, vor welchem John Helmers sich fürchtet!"

„Das ist mir lieb, denn ich möchte Euch nur fragen, ob ich in Eurem Hause für diese Nacht ein Lager bekommen kann."

Er warf bei diesen Worten einen lauernden Blick auf Helmers. Dieser antwortete:

„Für Euch ist kein Platz vorhanden."

„Caracho! Warum nicht?"

„Weil Ihr selbst gesagt habt, daß ich mich nicht um Euch zu bekümmern habe."

„Aber ich kann doch nicht noch in der Nacht bis zu Eurem nächsten Nachbar laufen, bei welchem ich erst morgen mittag ankommen würde!"

„So schlaft im Freien! Der Abend ist mild, die Erde weich und der Himmel die vornehmste Bettdecke, welche es nur geben kann."

„So weist Ihr mich wirklich fort?"

„Ja, Sennor. Wer mein Gast sein will, muß sich einer größeren Höflichkeit befleißigen, als Ihr uns gezeigt habt."

„Soll ich Euch etwa, um in irgend einem Winkel schlafen zu dürfen, zur Begleitung der Guitarre oder Mandoline ansingen? Doch, ganz wie Ihr wollt! Ich brauche Eure Gastfreundschaft nicht und finde überall einen Platz, an welchem ich vor dem Einschlafen darüber nachdenken kann, wie ich mit Euch reden werde, wenn wir uns einmal anderswo begegnen sollten."

„Da vergeßt aber ja nicht, bei dieser Gelegenheit auch mit an das zu denken, was ich Euch darauf antworten würde!"

„Soll das eine Drohung sein, Sennor?"

Der Fremde erhob sich bei diesen Worten und richtete seine hohe, breite Gestalt gebieterisch dem Wirte gegenüber auf.

„O nein," lächelte dieser furchtlos. „Solange ich nicht zum Gegenteile gezwungen werde, bin ich ein sehr friedlicher Mann."

„Das will ich Euch auch geraten haben. Ihr wohnt hier beinahe am Rande der Llano des Todes. Da erfordert die Vorsicht, daß Ihr mit den Leuten möglichst Frieden haltet, sonst könnte der Geist der Llano estakata einmal ganz unerwartet den Weg zu Euch finden."

„Kennt Ihr ihn etwa?"

„Habe ihn noch nicht gesehen. Aber man weiß ja, daß er am liebsten aufgeblasenen Leuten erscheint, um sie in das Jenseits zu befördern."

„Ich will Euch nicht widersprechen. Vielleicht sind alle diejenigen, welche man, vom ‚Geiste' durch einen Schuß in die Stirn getötet, in der Llano gefunden hat, einst aufgeblasene Wichte gewesen. Aber eigentümlich ist es doch, daß diese Kerls alle Räuber und Mörder gewesen sind."

„Meint Ihr?" fragte der Mann in höhnischem Tone. „Könnt Ihr das beweisen?"

„So leidlich. Man hat ohne eine einzige Ausnahme bei diesen Leuten stets Gegenstände gefunden, welche früher solchen gehörten, die in der Llano ermordet und ausgeraubt worden waren. Das ist doch Beweis genug."

„Wenn das so ist, so will ich Euch freundschaftlich warnen: Macht ja nicht einmal hier auf Eurer abgelegenen Farm einen Menschen kalt, sonst könntet Ihr auch einmal mit einem Loche in der Stirn gefunden werden."

„Sennor!" fuhr Helmers auf. „Sagt noch ein solches Wort, so schlage ich Euch nieder. Ich bin kein Mörder, sondern ein ehrlicher Mann. Viel eher könnte man denjenigen einer solchen That für fähig halten, der sein Pferd versteckt, um die Meinung zu erwecken, daß man es nicht mit einem Bravo, sondern mit einem armen, ungefährlichen Manne zu thun habe."

„Gilt das etwa mir?" zischte der Fremde.

„Wenn Ihr es Euch annehmen wollt, so habe ich nichts dagegen. Ihr seid heut bereits der zweite, der mir vorlügt, kein Pferd zu besitzen. Der erste ist dieser Heilige der letzten Tage. Vielleicht stehen eure beiden Pferde bei einander. Vielleicht stehen auch noch andere Pferde und auch noch Reiter dabei, um auf eure Rückkehr zu warten. Ich sage Euch, daß ich in dieser Nacht mein Haus bewachen und morgen mit Tagesanbruch die Umgegend säubern werde. Da wird es sich höchst wahrscheinlich zeigen, daß Ihr sehr gut beritten seid!"

Der Fremde ballte beide Fäuste, erhob die rechte zum Schlage, trat um einen Schritt näher an Helmers heran und schrie:

„Mensch, willst du etwa sagen, daß ich ein Bravo sei? Sage es mir deutlich, wenn du Mut hast; dann erschlage ich —"

Er wurde unterbrochen.

Bloody-fox hatte diesem Manne weniger Aufmerksamkeit geschenkt als dessen Gewehre. Als der Fremde sich erhoben hatte und dem Baume nun den Rücken zukehrte, stand der Jüngling auf und trat an den Stamm, um das Gewehr genau zu betrachten. Sein bisher gleichgültiges Gesicht nahm einen ganz anderen Ausdruck an. Seine Augen leuchteten, und ein Zug eiserner, gnadenloser Entschlossenheit legten sich um seinen Mund. Er wendete sich zu dem Fremden und legte demselben, ihn in der Rede unterbrechend, die Hand auf die Achsel.

„Was willst du, Junge?" fragte der Mann.

„Ich will dir an Helmers' Stelle Antwort geben," antwortete Bloody-fox in ruhigem Tone. „Ja, du bist ein Bravo, ein Räuber, ein Mörder. Nimm dich vor dem Geiste der Llano in acht, den wir den Avenging-ghost nennen, weil er jeden Mord mit einer Kugel durch die Stirn an dem Mörder zu rächen pflegt."

(Fortsetzung folgt.)

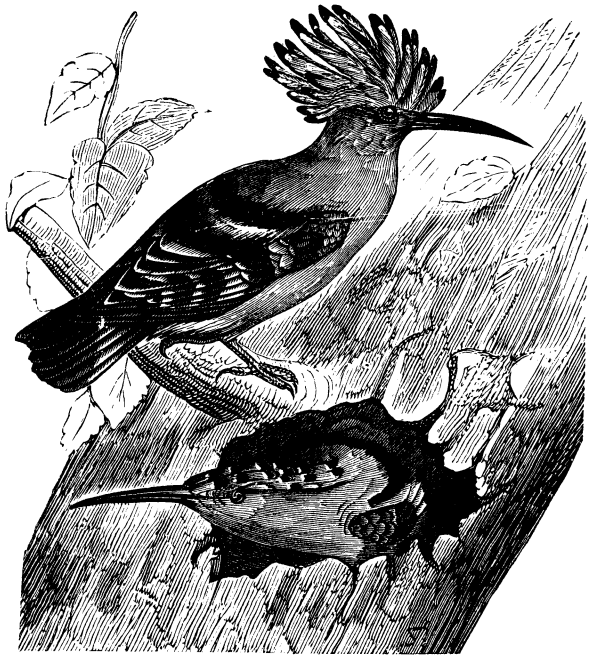
Vogelbilder von nah und fern.

1. Der Wiedehopf.

Stundenlang sind wir gewandert durch den Hochwald. Vom Schweigen des Waldes singt der Dichter und spricht auch der Naturkundige, aber beide dürfen wir des Irrtums zeihen — wenn wir nur eben den Lauten des Lebens im Walde mit vollem Verständnis zu lauschen vermögen. Auch wir haben bisher nur hie und da das Wispern einer Meise und das „zit, zit" einer Drossel oder den von fern her tönenden Ruf eines Raubvogels vernommen. Während wir auf einem grasigen Hügel vom angestrengten Marsch ein wenig ausruhen, hören wir, bald wie dicht neben uns, bald von weitem her tönend, seltsame Laute, die uns fast wie ein dreisilbiger Kuckucksruf aus weitester Ferne dünken. Mit äußerster Vorsicht dringen wir jetzt seitwärts vom Wege durch dichtes Erlengebüsch — und dann haben wir, plötzlich aus der Waldesdämmerung hervortretend, im vollen, lachenden Sonnenschein eine Idylle des Tierlebens inmitten des Waldes vor uns.

Eine sogenannte Liete oder Waldwiese ist es, die wir von hier aus überblicken, in der Mitte mit einem kleinen Wassertümpel, auf welchem sich kleine Wildenten, Kricken oder auch Wasserhühnchen munter umhertummeln. Am Rande des Weihers steht regungslos ein einsamer Storch, und in dem kurzen Grase der Liete trippeln Stare hin und her. Hier vernehmen wir nun aber auch Sang und Klang. Aus dem Weidengebüsch am Wasser her erschallt das wundersame Lied eines Sumpfrohrsängers, in welchem wir die Stimmen aller übrigen hier umwohnenden Sänger zu erkennen vermögen, die jubelvollen Triller der Himmelslerche, welche sich vom nahen Felde her oberhalb des Waldes emporschwingt, wie das süße Lullen der Heidelerche und den Schlag des Edelfinken, die beide im Vorholz heimisch sind, das schwermütige Waldabendlied der Schwarzdrossel, wie den flotten Gesang des Stieglitz und das Krähen des Zeisigs, das melodische Lied des Hänflings, wie die Strophe der Goldammer u. a. m. Sie alle leben und nisten in der Nähe und verkehren hier am Wasser, denn ihnen allen hat der bewundernswerte Gesangskünstler oder „Spötter", wie ihn die Vogelliebhaber bezeichnen, Laute und Weisen abgelauscht.

Doch wir haben nicht lange Muße dazu übrig, das schöne und seltsame Gesangsvielerlei (oder Potpourri, wie man menschlichen Künstlern gegenüber zu sagen pflegt) anzuhören, denn plötzlich zeigt sich vor unseren Blicken ein Naturschauspiel, das unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Wiederum ist es ein Vogel, den wir vor uns sehen, ein Wiedehopf, der von einer alten Eiche herab auf die Wiese kommt, ein ebenso hübscher, als seltsam erscheinender Bursche, in gelbrotem, schwarz und weiß gebändertem Gefieder mit einer großen, schwarzgespitzten Federtolle, die er auf und nieder klappen kann, und mit langem, spitzem, schwachgekrümmtem Schnabel. Unter wunderlichen Verbeugungen und fortwährendem Auf- und Zuklappen des Federbusches läuft er hin und her, hascht hie und da einen Käfer, staucht ihn auf, um die harten Flügeldecken zu entfernen, wirft ihn in die Höhe, fängt ihn im Schnabel auf und schluckt ihn hinab. Seine Nahrung besteht in allerlei schädlichen Kerbtieren, deren Larven und Maden, die er aus allem Unrat hervorsucht, ferner Würmern, Weichtieren u. a., und da er als verhältnismäßig großer Vogel viel von derartigem Getier verzehrt, so ist er, insbesondere für die Erhaltung und das Gedeihen der Anpflanzungen und Ansamungen im Walde, sehr nützlich. Bei harmlosem, komischem Wesen ist er außerordentlich ängstlich; ein über ihn hinflatternder kleiner Vogel oder gar eine Krähe kann ihn in tödlichstes Erschrecken versetzen. Wenn er von einem gefiederten Räuber, Habicht oder Sperber, überrascht wird, so übt er aber eine eigentümliche List, indem er sich platt auf die Erde legt, Flügel und Schwanz weit ausbreitet, den Kopf emporgebogen und den Schnabel in die Höhe gerichtet. So gleicht er täuschend einem Haufen vergilbter Blätter, und der Raubvogel zieht, ohne ihn zu eräugen, dahin. Nach geraumer Zeit flüchtet der Wiedehopf in einen dichten Baumwipfel und läßt hier seinen schwermütig klingenden Ruf „huphuphup" erschallen.



Herr und Madame Wiedehopf.

Während dieser Betrachtungen wird unsere Aufmerksamkeit erregt durch einen zweiten Wiedehopf, das Weibchen nämlich, welches dicht vor uns, kaum in Manneshöhe, in einem weiten Astloch der alten, am Waldrande stehenden Eiche verschwindet. Heiseres Krächzen vermeldet uns die Anwesenheit von jungen Vögeln. Treten wir nun aber neugierig herzu, fällt uns zunächst ein widerlicher Geruch auf, und wenn wir unseren Widerwillen überwinden und das Nest des Wiedehopfs besichtigen, so wird uns ein nichts weniger als angenehmer Anblick zu teil. Erst unmittelbar vor uns schlüpft das Weibchen mit glatt angelegtem Schopf aus dem Nestloch hervor und bei uns vorüber; dann sehen wir mitten in einem aufgetürmten Wall von Unrat vier junge Wiedehopfe und ein übriggebliebenes, bläulich-weißes Ei. Wir wenden uns voll Ekel ab und freuen uns über die Gewißheit, daß die Wiedehopffamilie, sobald die Jungen ausgeflogen sind, zusammenhaltend auf Triften, Wiesen und Aeckern umherstreichen, und bald den anhaftenden Gestank verlieren, wieder reinlich und sauber, wie alle anderen Vögel, erscheinen werden.

Viel Seltsames erzählt sich der Volksmund von dem „Kuckucksküster", dem er teils um seines wunderlichen Wesens, teils des schmutzigen Nestes wegen, zahlreiche Namen beigelegt hat, wie Kuckucksknecht, Küstervogel, Dreck-, Kot-, Stinkhahn oder -vogel, Kotkrämer u. a. Wir finden ein andermal wohl Gelegenheit, ihn auch nach dieser Seite hin zu schildern.

Während der Wiedehopf inmitten unserer einheimischen Vögel als einzige Art seiner Sippe dasteht, gibt es in fernen Weltteilen zahlreiche Verwandte mit bunt gefärbtem und in mannigfaltiger Weise unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmendem Gefieder.

Begeisterte Vogelliebhaber haben es sich mehrfach angelegen sein lassen, junge Wiedehopfe aufzufüttern, und dann entwickelt solcher Vogel eine außerordentliche Liebenswürdigkeit und Anmut bei komischem Wesen, und zugleich zeigt er sich ausdauernd und für die Pflege dankbar. Hätte der eine oder andere unserer jungen Leser Lust, sich dieser Aufgabe zu widmen, findet er Anleitung zu derartiger Erziehung dieses, eines unserer merkwürdigsten einheimischen Vögel, in dem „Handbuche für Vogelliebhaber von Dr. Karl Ruß, Band II." — Das komische Gebaren des Vogels würde die Mühe reichlich lohnen.

Des Zirkels Viereck.

Durch verschiedene Blätter lief vor kurzem die Nachricht, es sei endlich einem spekulativen Kopfe, und zwar einem italienischen Arbeiter, gelungen, die Quadratur des Kreises zu finden und der italienische Kultusminister habe den Mann nach Rom berufen, um diesen eminenten Kopf dort weiter zu bringen. Gewiß hat mancher, dem diese Nachricht zu Ohren kam, geglaubt, daß es sich hier um eine wichtige wissenschaftliche Entdeckung handle, denn die Quadratur des Kreises spielt in der Phantasie zahlreicher Menschen eine große Rolle. Zu aller Zeit hat es Leute gegeben, die des Zirkels Viereck gesucht haben, oft mit der größten Ausdauer und unter Aufbietung beträchtlicher geistiger und materieller Mittel, ja die Kreisquadrierer sind vielfach eine Plage der gelehrten Gesellschaften gewesen und sind es zum Teile noch. Es dürfte daher nicht unangebracht sein, an diesem Orte einmal die Sache etwas genauer zu betrachten und zu zeigen, um was es sich dabei eigentlich handelt.

Unter Quadratur des Kreises versteht man streng genommen die Konstruktion eines Rechtecks oder Quadrats, dessen Flächeninhalt geometrisch genau demjenigen eines gegebenen Kreises gleich ist. Die Mathematiker haben nun erklärt, es ist uns nicht möglich, eine solche Konstruktion anzugeben, ebensowenig gibt es eine Rechnungsvorschrift, die mit absoluter Genauigkeit den Flächeninhalt eines Kreises zu finden gestattet, dessen Durchmesser in einer bestimmten Maßeinheit, Meter, Fuß, Zoll, Meile oder dergl., angegeben ist. Der Grund hiervon liegt darin, daß das Verhältnis des Kreisumfanges zum Kreisdurchmesser nicht absolut genau durch eine ganze Zahl darstellbar ist, sondern nur näherungsweise. Hier ist es nun, wo vielfach die Kreisquadrierer einsetzen, indem sie sich darauf kaprizieren, eine Zahl aufzufinden, welche ganz genau das Verhältnis des Umfangs zum Durchmesser des Kreises ausdrückt. Ein solches Verhältnis, sagen sie, besteht, daran ist nicht zu zweifeln; weshalb sollte man nicht die Zahl auffinden können, die dieses Verhältnis angibt? Demjenigen, welcher mit den Anfangsgründen der Mathematik vertraut ist, kommt diese Frage ganz thöricht vor, da er weiß, daß es wirklich Größen gibt, die kein gemeinschaftliches Maß haben, und die gerade deshalb inkommensurable Größen genannt werden. Mit welcher Naivetät bei dem Suchen nach der Quadratur des Kreises bisweilen verfahren wird, beweist die Thatsache, daß einer der Unglücklichen, die auf dieser Fährte sind, allen Ernstes den Vorschlag machte, einen möglichst großen Kreis auf einer ebenen Fläche herzustellen und durch direktes Ausmessen mit dem Maßbande sowohl den Umfang als den Durchmesser aufs genaueste zu ermitteln, um auf diese Weise endlich die Frage zu lösen. Zweifellos ist dieser Mann nicht der einzige, der da wähnt, des Zirkels Viereck mit Hilfe eines Maßbandes finden zu können, und nicht weiß, daß man das Verhältnis des Kreisumfanges zum Durchmesser durch bloßes Nachdenken ohne alle Messung viel genauer gefunden hat, als jemals die genaueste Messung dasselbe ergeben könnte. Um das Prinzip, auf dem dieses Verfahren beruht, ganz gemeinverständlich zu machen, wollen wir die umstehende Figur zu Hilfe nehmen. Wir sehen hier einen mit dem Halbmesser A B geschlagenen Kreis. In denselben ist ein regelmäßiges Sechseck gezeichnet, um denselben ebenfalls. Es ist nun augenscheinlich, daß der Umfang dieses Kreises größer sein muß als die Gesamtlänge der Seiten des inneren Sechseckes, ebenso ist es aber auch augenscheinlich, daß der Kreisumfang kleiner sein muß als die Gesamtlänge der Seiten des äußeren Sechsecks. Zwischen diesen beiden Größen muß die Länge des Kreisumfanges notwendig liegen. Nun läßt sich zeigen, daß alle Seiten eines in einen Kreis eingezeichneten regelmäßigen Sechsecks genau 3mal so lang sind, als der Durchmesser des Kreises, und ebenso, daß die Seiten eines um einen Kreis beschriebenen regelmäßigen Sechsecks, wie solches die Figur zeigt, weniger als 3,4641mal so lang sind als der Durchmesser. Zwischen den beiden Zahlen 3 und 3,4641 muß also das Verhältnis des Kreisumfangs zum Durchmesser liegen. Geht man von einem Sechseck zu einem Zwölfeck über, so gilt natürlich auch hier, daß der Kreisumfang größer sein muß als das eingezeichnete Zwölfeck, aber kleiner als das umschriebene. Die sämtlichen Seiten des eingeschriebenen Zwölfecks sind nicht kleiner als 3,1057mal der Durchmesser, und die sämtlichen Seiten des umschriebenen Zwölfecks sind nicht größer als das 3,2153fache des Kreisdurchmessers.

Das wahre Verhältnis des Kreisumfanges zum Durchmesser muß also auch zwischen den Zahlen 3,1057 und 3,2153 liegen. Ueberhaupt erkennt man, daß dieses Verhältnis stets größer als das Verhältnis eines in den Kreis eingeschriebenen und kleiner als dasjenige des um den Kreis beschriebenen Vieleckes sein muß. Der Umfang eines eingeschriebenen 128-Eckes ist nahezu 3,140mal so groß als der Kreisdurchmesser, der Umfang des dem Kreise außen umschriebenen 128-Eckes ist dagegen nahezu 3142mal so groß als der Durchmesser. Zwischen diesen Zahlen muß also notwendig ein wahres Verhältnis des Kreisumfanges zum Durchmesser liegen. Es ist offenbar, daß man dieses Verhältnis in immer engere Grenzen einschließt, je größer die Seitenzahl des Vieleckes ist, die man in dem Kreise und an demselben berechnet. Bei einem regelmäßigen Vieleck, welches 131072 Seiten hat, erhält man für das in den Kreis eingeschriebene die Verhältniszahl 3,141592652 für das umschriebene aber 3,141592654. Zwischen diesen beiden Zahlen muß also auch das Verhältnis des Kreisumfanges zum Durchmesser liegen, und man kennt es bis auf den tausendmillionten Teil genau. Der kaiserliche Arzt und Kanonikus Adrianus Romanus, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts lebte, hat bereits die Genauigkeit noch viel weiter getrieben, indem er den Umfang eines dem Kreise eingeschriebenen und eines außenliegenden Vieleckes berechnete, von denen jedes 1073 Millionen 741824 Seiten hat. Damit wäre das Verhältnis des Kreisumfanges bis auf den tausendbillionten Teil der Länge des Durchmessers genau ermittelt. Ludolf von Ceuten ging noch viel weiter, indem er die in Rede stehende Verhältniszahl bis zur 35sten Dezimalstelle genau ermittelte. Man nennt die Zahl, welche das Verhältnis des Kreisumfanges zum Kreisdurchmesser angibt, deshalb auch häufig die Ludolfsche Zahl. Seitdem hat man mit Hilfe der höheren Mathematik diese Zahl sogar bis zur 250sten Dezimalstelle genau ermittelt, aber auch gefunden, daß diese Zahl überhaupt nicht durch eine geschlossene Zifferreihe absolut genau dargestellt werden kann. Die Kreisquadrierer, welche dieses nicht wissen, mühen sich nun vergeblich ab, eine solche Zahl zu finden, und übersehen dabei ganz, daß es praktisch überhaupt gar keinen Wert hat, die Ludolfsche Zahl genauer zu kennen, als man sie bereits kennt. Um dies an einem

Beispiel zu zeigen, wollen wir annehmen, man habe den Umfang eines Kreises zu berechnen, dessen Halbmesser so groß ist als die Entfernung der Erde von der Sonne, d. h. rund 500000 Millionen Fuß, und es sei dabei die Bedingung gestellt, diesen Umfang bis auf den millionten Teil einer Linie genau auszurechnen. In diesem Fall braucht man die Ludolffsche Zahl nur bis zur 21. Dezimalstelle genau zu kennen. Würde sogar die Aufgabe gestellt, bis zum tausendmillionten Teil einer Linie genau den Umfang oder auch die Fläche eines Kreises zu berechnen, dessen Durchmesser so groß ist, daß der Lichtstrahl, der in jeder Sekunde 40000 Meilen durchfliegt, tausend Billionen Jahre gebraucht, um ihn zu durchmessen, so würde man durchaus nicht auf die letzte berechnete Dezimalstelle der Ludolffschen Zahl zurückzugreifen brauchen. Man sieht also, daß die Quadratur des Kreises gar keine praktische Bedeutung hat, und die Leute, welche sich damit beschäftigen, nur den Versuch machen, offene Thüren einzurennen.

Sich einen Nagel durch den Finger zu schlagen

ist nicht jedermanns Sache, denn das muß doch gewiß schmerzhaft sein. Wenn das aber ohne diese unangenehme Zuthat und ohne Blutvergießen bewerkstelligt werden könnte, ja, das möchte mancher der Kameraden freilich können, nicht zum wenigsten, um seinen Zaubervorstellungen auch einen tragischen Effekt zu leihen. Nun wohl, unser Seite 400 befindliches Bild veranschaulicht diese neueste Programmnummer in einer Weise, daß eine weitere eingehende Beschreibung überflüssig erscheint, denn der technische „Schwindel", der bei allen diesen Zaubereien die Hauptrolle spielt, ist ja vom Zeichner bereits aufgedeckt. Es wird sich also nur noch um den glaubhaften und maßvollen Hokuspokus handeln, daß das Gruseln des Zuschauers erreicht, nicht aber am Ende in das Gegenteil umschlage. Da die Kameraden auf diesem Gebiete schon manches Geschick aufzuweisen haben, so wird ihnen auch diese Darstellung nach einiger Uebung sicherlich gelingen. Es ist ganz selbstverständlich, daß das Durchschlagen recht „natürlich" fingiert werden muß und dem Publikum nur die vordere Seite des „durchstochenen" Fingers sichtbar sein darf. Der Nagel, auf den Finger passend, wie im Bilde unter A gezeigt, kann von jedem Schlosser hergestellt werden.

Umstellungsrätsel.

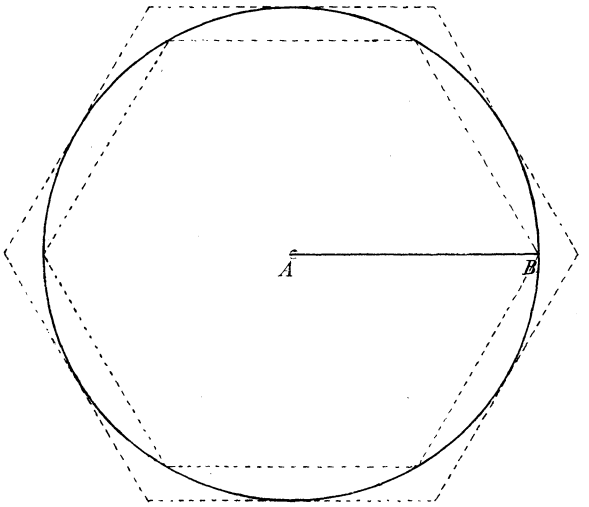
(Ersonnen von einem Kameraden.)

Thal, Mode, Leib, Lieb, Palme, Rebe, Schlafen, Dirne, Talar, Unart, Mark.

Aus diesen elf Wörtern kann durch Umstellen der Buchstaben je ein neues Wort zusammengesetzt werden. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen eine Hauptperson aus der Erzählung „Der Geist der Llano estakata".

Geographierätsel.

Reise von einer Stadt in der Rheinprovinz über eine Stadt in Schleswig, eine in Hannover, eine in Pommern, eine in Preußen, eine in der Mark nach einer Stadt der Provinz Sachsen, so daß die Anfangsbuchstaben aller Städte eine große Stadt ergeben, die zwischen 51./52.° n. Br. und 11./12.° östl. L. gelegen ist.



Des Zirkels Viereck.

Eine Aufgabe für unsere Botaniker.

Ein Baum mit dichtem Geäste trägt rundliche, am Stiele herzförmige Blätter, die bei einer Art kleiner und kahl, bei der anderen größer und weichhaarig sind. Am Grunde des Blattstieles steht eine Knospe, die auch jetzt im Winter noch zu sehen ist. Diese zeigt nur zwei Schuppen, eine große umschließende und eine kleinere; die Knospe steht schief über der Narbe, die der Blattstiel beim Abfallen zurückgelassen hat. Die schmutziggelblichen Blüten zeigen mehr als 20 Staubgefäße und einen Stempel. Sie stehen zu mehreren zusammen mit einem gemeinschaftlichen häutigen Deckblatte, mittelst dessen die kugelrunden Früchtchen vom Winde fortgetrieben werden.

Wie heißt der vielfach angesungene Baum?

Auflösung des Gesellschafts-Kryptogramms in Nr. 24.

(Die Buchstaben nach der Länge der Lichtstrahlen zusammengesetzt.)

Mit Maß und Ziel!

Auflösung des Rätsels im Volksmunde am Anfange dieses Jahrhunderts in Nr. 24.

Der Hahn.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 24.

Wert, Wirt, Wort.

Auflösung des Geographierätsels in Nr. 24.

Antillen (Till).

Fragen und Antworten.

Karl St. jr. in **Jena.** Nun, wir denken nächsten Herbst, soll auch dieses Problem daran kommen. Jetzt, da bereits laue Lüfte über Land ziehen, will der „G. K." keinen seiner jungen Freunde zum Stubenhocken verleiten. Unsere Parole soll lauten: „Hinaus in Feld, Wald und Au, in Gottes herrliche Natur, ihr köstliches Erwachen zu betrachten und zu bewundern!" —

Adolf Harms, briefpostlagernd, Hauptpost in **Frankfurt a. M.**, möchte sich die Marke „Sachsen 3 Pf., rot 1851" erwerben bezw. eintauschen und bittet um Mitteilung der Ansprüche.

G. F. in **D.** Deine Wünsche werden wir gerne wahrnehmen. — Dein Vorname Georg ist griechischen Ursprunges und bedeutet: Der Landbauer, Ackermann.

K. P. in **B.** Ja, diese beiden Bücher sind recht gut. Lerne tüchtig und experimentiere recht fleißig. Gruß erwidert!

Liebe Kameraden! Ich besitze mehrere alte Bayern, Baden, nordd. Postbezirk, ganze Kouverts Württemberg, und möchte gerne Ganzsachen, Marken von Malta, Gibraltar, Griechenland ꝛc., eintauschen. Anfragen erbitte direkt an Hermann Tafel, per Adr. Herr Direktor Tafel, Stuttgart, Marienstr. 7.

K. A. in **A.** Nach unserer Erfahrung ist die Toussaint-Langenscheidtsche Unterrichtsmethode zum Selbsterlernen (Dalen, Lloyd, Langenscheidt, Briefl. Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der englischen Sprache in 2 Kursen à M. 18) das Beste, das wir für Deinen Fall haben.

Y. L. in **Mödling.** Dank für die rätselhafte Inschrift.

Ernst in **Karlsruhe.** Was sich der „G. K." nicht doch alles gefallen lassen muß! Wenn Du ihn übrigens dermaßen ankalauerst, machst Du Deinem Vornamen wenig Ehre. Ernst behauptet: 1 Zahnarzt, 1 Bahnwärter, 1 Zuckerbäcker und 1 Kuchenbäcker, das seien zusammen nicht 4 Personen, sondern gäben 19.

Zusammen 19*)

1 Zahnarzt sieht	8
1 Bahnwärter gibt	10
1 Zuckerbäcker und ein Kuchenbäcker sind	1

Deine Plänchen schicke nur ein; was gut und nicht etwa schon vorhanden ist, wird angenommen.

Georg Eggers in **Berlin W** 35 hat eine große Anzahl Mexiko und möchte dagegen Peru und Chile eintauschen. Wer hat Lust?

Th. Klemm in **Pfullingen (Württemberg?)**, möchte mit seinen Kameraden Steine und Versteinerungen aus dem Juragebirge gegen alte Münzen tauschen.

K. F. in **H.** Es sind dies die Nr. 25 des ersten und Nr. 10 des zweiten Jahrganges. Schicke der Verlagshandlung W. Spemann 40 Pf. ein und nenne Deine volle Briefadresse, man wird Dir diese beiden Nummern sodann ausnahmsweise zustellen.

Joseph Jericka in **Gottliebenkof, Tägerweilen, Kanton Thurgau, Schweiz,** hat einige Tausend Schweizermarken und möchte gerne tauschen.

*) Anmerk. des Setzerlehrlings: Autsch! — selbst meine Lettern krümmen sich!

C. S. in **Marienburg.** Verschaffe Dir die bei E. S. Mittler & Sohn, Hofbuchhandlung in Berlin, Kochstraße 68 bis 70, erschienenen nach amtlichen Quellen zusammengestellten „Bestimmungen über die Dienstverhältnisse der Zahlmeister und Zahlmeisteraspiranten, 1875, M. 1. 60".

M. von Hirschfeld, Hannover, Schiffgraben 33, möchte mit seinen Kameraden Wappen tauschen.

A. Thannenberg in **Salzburg,** bekommt noch täglich Briefe, welche die Anbahnung von Tauschgeschäften bezwecken. Er läßt seinen Kameraden mitteilen, daß die große Menge seiner Dubletten indessen bereits erschöpft ist.

S. L. in **Freiburg.** Eine strengwissenschaftliche Fachzeitschrift wirst Du vermutlich nicht gemeint haben und eine solche für die Zwecke des jugendlichen Sammlers ist uns nicht bekannt. Sollte Dir nicht das „Taschenbuch für Mineraliensammler" von Emil Fischer, Leipzig, Verlag von Oskar Leiner, oder der „Katechismus der Mineralogie" von Prof. Dr. G. Leonhard, Leipzig, Verlag von J. J. Weber, Preis M. 1. 20., genehm sein? Lasse Dir diese Bücher von einer Buchhandlung zur Ansicht vorlegen.

Rudolf G. in **Wien.** Danken für Deine fleißige Arbeit.

Paul S. in **Plauen i. V.** Da gibt es leider nichts mehr zu retten. Tintenflecke lassen sich von Marken nicht entfernen! Die für solche Zwecke zwar existierenden chemischen Präparate greifen auch die Farbe der Marke an und machen dieselbe wertlos.

Rudolf P. in **Wien.** Ist die Sache jetzt in Ordnung? Bestehe energisch auf Deinem Recht; fest hinstehen! Je nachdem, wende Dich an eine andere Buchhandlung. Gruß kameradschaftlich erwidert!

Ein Wissensbedürftiger aus **W.** „Essay" ist die Bezeichnung für die Abhandlung eines litterarischen oder wissenschaftlichen Gegenstandes in allgemein verständlicher Form, die Hauptpunkte umfassend. — Essais = Muster. Bevor eine neue Briefmarke zur Ausgabe gelangt, werden Muster angefertigt, Essais genannt; aus diesen wählt man nun für den Umlauf nach Geschmack und Gefallen. Essais haben nur geringen Sammelwert. — Deine Sachsen, 1850, 3 Pfg., rot, ist wirklich eine Rarität; sie ist selten echt zu bekommen und kostet dann etwa 20 Mark. — „Denkst Du daran, mein tapferer Lagienka?" ist der Anfang eines Liedes in dem Singspiel von Holtei: „Der alte Feldherr", 1826 auf der Königsstädtischen Bühne zu Berlin zum erstenmal gegeben.

O. Domon, Montelier bei **Murten, Kt. Freiburg, Schweiz,** wäre seinen Kameraden sehr verbunden, wenn sie ihm Prospekte und Lehrplan von süddeutschen Pensionaten einsenden würden.

Hugo Franke in **Washington.** Im Verlage von A. Hartleben in Wien ist ein Buch erschienen, betitelt: „Die Kunst, ein Maler zu werden." Das wird, verstehen wir Dich recht, Deinen Wünschen entsprechen. Vorlageblätter für Aquarellmalerei kannst Du in und durch jede Kunsthandlung erhalten. Sollen sie deutschen Ursprungs sein, wende Dich an die Buchhandlung von Steiger in New York.

Fr. Baader, Tumblingerstr. 32 in **München X,** schreibt: „Möchte mit meinen Kameraden in Tauschverbindung treten. Ich habe Bayern alt und neu, Schweden, Löfen und Dienst, viele alte Schweden, Norwegen, Dänemark, Kolumbia, Peru △. Auch habe viele Ganzsachen. Tauschofferte bezw. Auswahlsendung direkt erbeten. Erwünscht: Orient, Spanien, Portugal, England.

Rich. Sch. in **Ludwigsburg.** Dank für das Selbstgemachte und Gruß.

O. T. in **Plauen** schreibt: „Lieber Kamerad! Erlaube, daß ich meinen lieben Kameraden eine kurze Beschreibung und Zeichnung eines kleinen Betriebswerkes vorlege, das ich mir selbst gemacht habe, und das mir — ich habe es auf eine große Strecke eingerichtet — viel Spaß macht. Beschreibung: a Triebrad, über welches eine Schnur c geht, welche nach Belieben verlängert werden kann, je nach der Triebkraft des Motors, des Wasserrades 2c., das mit dem Wagen in Verbindung gebracht wird. b Räder des Wagens A; d Gestelle, in denen das Triebrad a läuft; a1 ist ein Triebrad, welches an der Achse des Rades b befestigt ist. Der Wagen kann selbstverständlich nach Belieben durch Zieraten verschönert und durch fidele Passagiere besetzt werden. Es sollte mich freuen, wenn diese Erfindung bei meinen Kameraden Anklang und Nachahmung fände." — Der „G. K," ist der Meinung, Du hättest auch eine Beschreibung der an dem Wasserrad oder Motor anzubringenden „Uebersetzung" geben müssen; Dein Wagen muß doch nach beiden Richtungen fahren können, nicht? —

Sonnen-Kryptogramm.

X. Y. Z. in **Ulm.** Nun, unser Heidelberger Schiffsbaumeister hat gewiß auch Deinen Wünschen entsprochen.

C. K. in **Fürstenwalde.** Lieber Freund, das ist ein Mißverständnis. Die Einbanddecke des „G. K." kostet, wie richtig berechnet, 90 Pfennige.

Franz Zuhorn in **Osnabrück, Johannisstraße 55,** möchte mit seinen Kameraden Briefmarken tauschen. Ganzsachen zu erhalten, wäre ihm sehr erwünscht.

Friedrich Thomsen in **Leipzig, Härtelstr. 8,** möchte mit seinen Kameraden Briefmarken tauschen, namentlich Privatpostmarken. — Karl May lebt in Dresden, S. Wörishoffer in Altona. Freundlichen Gruß!

R. P. in **Wien.** 1. Die besten Briefmarkensammelbücher sind: Schwaneberger, Moschkau, Zschiesche, in jeder guten Ladenbuchhandlung käuflich. 2. Zur Anlage von Sammlungen liefert A. Beddig in Hannover 200 verschiedene Briefmarken ohne Deutschland und Oesterreich für 1 fl. 75 kr. — 100 verschiedene, nur Asien, Afrika, Australien, Amerika für 2 fl. 50 kr. — Dank für Deine übrigen Mitteilungen. Sie waren uns recht interessant. Gruß!

Pool S. in **Leipzig.** Gern erfüllen wir Deinen Wunsch. Doch hast Du übersehen, Deine volle Briefadresse anzugeben.

Hellmut Fr. in **Berlin.** Dank für Deine Rätsel. Nun, bist Du zufriedengestellt? Jede Nummer bringt doch mannigfaltige Anregung und Anleitung zur Beschäftigung. Wünschen baldige und völlige Genesung.

R. O. in **Krefeld.** Ganz richtig, das ist das Puffspiel und gewährt viel Unterhaltung. Gehe in die Spielwarenhandlung, in der das Brett gekauft wurde; daselbst sind sicherlich gedruckte Anleitungen vorrätig; lasse Dir eine solche geben, was recht gerne geschehen wird.

Hugo W. in **Hirschberg.** Gestempelte Briefmarken kauft A. Beddig, Briefmarkenhandlung in Hannover; doch sind vom Kauf ausgeschlossen die jetzigen deutschen Reichsmarken.

Erw. K. in **Heidelberg.** Verschaffe Dir doch mal auf eine Stunde das überall verbreitete „Schatzkästlein des Guten Rats" von W. Spemann und lese darin die Rubrik „Unsere Haustiere" nach. Da wirst Du sehr viel Belehrung und Anregung für Fang und Pflege aller jener Tiere finden, nach denen dich gelüstet, als da sind: Aquariumbewohner, Molche, Schnecken, Frösche, Nattern, Schildkröten, das Federvieh, Fasan, Pfau, Wachteln, Tauben, alle Singvögel, Papageien, Fuchs, Marderarten, Iltis, Eichhorn, Hermelin, Gartenschläfer, Murmeltier, Igel, Kaninchen, Meerschweinchen, Mäuse und Rattenarten, das Rotwild u. s. w., es ist da eine ganze Menagerie beisamm', mehr als Du zu fangen und zu halten im stande bist. Gruß!

Verehrer in **Hannover.** Wunsch ad notam genommen. Wollen sehen, was sich machen läßt!

Liebe, gute Kameraden! Da ich auch eine Markensammlung besitze und sehr viele Marken darin doppelt sind, so möchte ich diese gern vertauschen. Ich besitze vorzüglich Amerika, Spanien, Australien und andere ausländische Marken, besonders Frankreich und Niederlande, und möchte diese für Aegypten, Türkei und Kap der guten Hoffnung vertauschen. Mit Gruß und Handschlag Euer Kamerad Karl v. Felbinger, Brünn, Bahnring Nr. 18 u. 20 Mähren.

Gustav K. in **Darkehmen.** Lasse Dir doch einstweilen die erste Lektion, d. h. das erste Schreibheft von F. Soennecken in Bonn, Preis 50 Pf., senden. Wir werden, wie gesagt, sehr gern mal auf die Rundschrift zu sprechen kommen, doch einen förmlichen Unterrichtskursus zu eröffnen, kann unsere Aufgabe nicht sein und dazu mangelt es uns auch an Raum. Sieh Dir nur ein solches Soenneckensches Heftchen an, was da alles drin steckt! Gruß freundlich erwidert!

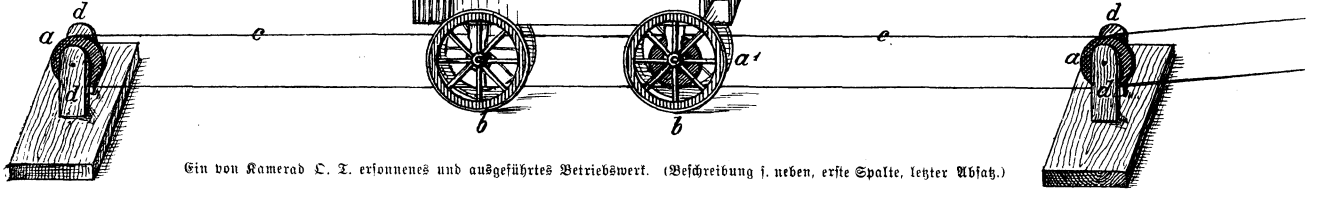
Liebe Kameraden! Da ich ein Markenalbum besitze, darin aber noch sehr wenige Marken sind, möchte ich einmal fragen, wer von Euch würde wohl die Güte haben, mir einige zu senden? Wenn ich dann einmal doppelte Marken besitze, so bin ich zur Revanche und zum Umtauschen gerne bereit. Mit kameradschaftlichem Gruß Euer Robert Hildenbrand, Mannheim, Neckarvorstadt 3. l. 1. 15.

Liebe gute Kameraden im Auslande! Wer von Euch will mit mir Briefmarken tauschen? Ich besitze dazu viele russische und andere Marken. Briefe natürlich direkt. Adressieren wie folgt: (Rußland, Orel. Россія, Орелъ. Г-ну А. Лютеру, Карачевская улица, домъ Бунакова. Mit vielen Grüßen Euer Kamerad Arthur Luther. — Lieber Freund, Du hättest bei Abfassung Deiner Adresse berücksichtigen sollen, daß es bei uns Nichtrussen mit dem „Russischen" übel bestellt ist.

A. W. in **Hamburg.** Du bist durch die Lektüre des Nibelungenliedes zweifelhaft geworden, ob die Helden desselben Christen oder Heiden seien. Diese Widersprüche des Liedes müssen jedem auffallen, der dasselbe mit Aufmerksamkeit liest. Der „G. K." ist diesmal außer stande — Du lächelst? — erschöpfende Aufklärung zu geben. Warum? Weil das von Dir Aufgedeckte selbst den größten Gelehrten bis heute ein Fragezeichen geblieben ist. Die angedeuteten Widersprüche lassen sich aber durch die wahrscheinliche Entstehung des Epos einigermaßen erklären. In demselben sind die alten Volkslieder von Etzel und Dietrich mit der Siegfriedsage zu einem Ganzen verarbeitet. In den frühesten Zeiten wurde die Volkspoesie meist durch die sogen. fahrenden Sänger geübt. Es waren Leute aus dem niederen Volk, die mit einem reichen Sagen- oder Liederschatz in der Brust von Gau zu Gau wanderten und bei Volksfesten, auf den Märkten und Straßen der Städte oder auch auf den Ritterburgen und zwar gegen Lohn ihre Lieder preisgaben. Sie sangen von unseren heidnischen Vorfahren, von der Herrlichkeit der alten Könige und ihrer Getreuen, von gewaltigen Recken aus der Zeit der Völkerwanderung, von einem Siegfried, Hagen, Etzel (Attila), Dietrich, (Theodorich, König der Ostgoten). Sangeskundige Dichter aber machten sich bald daran, aus Einzelgesängen der Fahrenden, größere Dichtungen — ganze Epen zu machen. Dabei erlaubten sie sich, Personen gleichzeitig leben und handeln zu lassen, die in der Wirklichkeit nie sich begegneten. So entstanden in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts unsere beiden großen Nationalepen, das Nibelungenlied und das von der Gudrun. Vergl. hiermit den Anfang des Nibelungenliedes: „Uns ist in alten Mären wunders viel gesait." Ursprünglich waren also die Hauptpersonen heidnische Helden, als aber eine spätere Zusammenstellung oder Umarbeitung, vielleicht durch christliche Mönche, stattfand, da wurden christliche Ideen eingeflochten und aus manchem heidnischen Helden ein christlicher Ritter gemacht, welche wiederum das Heidentum nicht ganz abgestreift hatten. — In ähnlicher Weise sind ja auch die Homerischen Gedichte, die Iliade und die Odyssee, entstanden. —

„Liebe Kameraden! Da ich in unserem Blatte schon mehrere Anfragen, betreff des Radfahrens, gelesen, seit 6 Jahren selbst Radfahrer bin und manche Erfahrungen gesammelt habe, könnte ich meinen Kameraden auf ihre diesbezüglichen Fragen manchen Wink und manche Auskunft erteilen. Wer also etwas fragen will, möge sich direkt an mich wenden unter der Adresse: Hans Roch, Dresden, Frauenstr. 13, N." — Allen Respekt, daß ist kameradschaftlich gedacht! Besten Gruß — Herr Kollege!

Franz Düring, Sekundaner in **Stettin, Löwestr. 6, II,** hat einige Tausend Dubletten Käfer und sucht dagegen Briefmarken einzutauschen. Verzeichnis gegen Verzeichnis, gegenseitige portofreie Zusendung. — Die gewünschte Adresse steht noch aus.



Ein von Kamerad O. T. ersonnenes und ausgeführtes Betriebswerk. (Beschreibung s. neben, erste Spalte, letzter Absatz.)

Alexander v. Ch. in **Meiningen.** Freuen uns sehr, daß Du wieder gesund bist und erwidern Deine freundlichen Wünsche in herzlicher Weise. — Ob Du Deinen Stieglitz hungern lassen sollst, bis er alles frißt? Nein, das sollst Du nicht; solche pädagogische Unternehmungen taugen nichts. Ist Dein Tierchen frisch gefangen, gib ihm Leinsamen und laß ihn daneben wählen unter Kanariengras, Birken- und Distelsamen. Nach einiger Zeit gib ihm Mohn, daneben Apfel- und Birnschnittchen, hier und da ein frisches Salatblättchen, Kletten und Distelköpfe, Nußkerne, auch etwas gequetschten Hanf.

A. B. in **Münnerstadt.** Deine Frage beantwortet sich durch den an Robert G. in St. Gallen, S. 63 dieses Jahrganges, gegebenen Rat.

Paul L. in **Langburkersdorf.** Ein Kamerad aus Prag schickt Dir in überaus freundlicher Weise mehrere Proben von Skizzentuch, Malpapier u. dergl. und zeigt sich bereit, Dir bei Deinen Malversuchen mit Ratschlägen an die Hand zu gehen. Schicke Deine Briefadresse ein, damit wir Dir diesen Beweis echt kameradschaftlichen Entgegenkommens senden können. Nach Prag: Gruß!

Karl Schröder jun. in **Graz, Steinzerhofgasse N. 2, 3. Stock,** hat sehr viele Marken, Dubletten, vorzüglich Aegypten und möchte dafür Montenegro, Persien, Bulgarien, Oldenburg, Hannover und Bremen eintauschen.

Liebe Kameraden! „Wer mir die Weltpostkarte seines Landes mit bezahlter Rückantwort sendet, dem schicke ich Doppelkarte, 3+3 Pfg. grün auf grau, Bayern, altes Wappen vom Jahre 1876, welche bereits außer Kurs ist, unter Poststreifband zu. Deutliche Adresse erbeten. Zu adressieren an Ph. Ehrlich, Zögling im Kunstschen Pensionat, Regensburg, L. 83, Bayern."

Walter E. in **Berlin.** Der Scherz mit dem Kater ist gut, aber das glaubt uns beiden kein Mensch!

Ein Abonnent in **Holstein.** Münzen, Maße und Gewichte der Römer, Griechen, Perser und Phönizier an dieser Stelle ausführlich zu behandeln, dazu ist diese Materie doch eine zu umfangreiche. Suche Dir aus irgend einer öffentlichen Bibliothek einschlägige Fachlitteratur zu verschaffen. Die Bibliothekskataloge erleichtern Dir die Suche.

O. H. in **Delitzsch.** Siehe unsere Anleitung S. 79 dieses Jahrganges, Fragen und Antworten, erster Absatz. Sollte Dir ein Elektrophor genügen, so findest Du Seite 207 dieses Jahrganges Auskunft.

O. Küllenberg, per Adr. Herr Albert Küllenberg in **Essen a. d. Ruhr, Rolandstraße 5,** bittet seine Kameraden um Mitteilung von chemischen und physikalischen Experimenten. Er ist ferner im Begriffe, sich eine Briefmarkensammlung anzulegen und würde sehr dankbar sein, wenn ihn einige großmütige Kameraden mit Marken bedenken wollten.

R. K. in **A.** Als leichtfaßliche Anleitung zur Erlernung des Schachspiels sei Dir „Der Schachmatador" von J. Mindwitz, Verlag von A. Hartleben in Wien, Preis M. 2.—, elegant gebunden, empfohlen. Beachtenswert ist auch unser Aufsatz: „Ueber die Kunst des Schachspielens" (für Schachjünger und solche, die es werden wollen) in Nr. 8 und 10 des vorigen Jahrganges.

Fr. Huhn in **Reutlingen, Württemberg, Kleingrabenstraße 338,** schreibt: „Guter Kamerad! Teile, bitte, den anderen Kameraden mit, daß ich einige verfügbare interessante Jugendschriften beliebter Schriftsteller habe, fast wie neu. Ich würde diese gerne gegen die 3 Pfg., rot, 1850 Sachsen, tauschen. Namentlich wären mit achteckige Preußen, alte Lübeck, Mecklenburg, Schleswig-Holstein 2c. erwünscht. Angebote direkt.

Franz N. in **K.** Das mußt Du nicht so schwer nehmen. Sei versöhnlich! Errare humanum est —

M. G. und **K. H.** in **M. . . . . a.** — Es kommt manchmal vor, daß Kaninchen die rohen Kartoffeln nicht sogleich fressen lernen, besonders wenn dieselben voll Erde sind und einen moderigen dumpfen Geruch haben. In diesem Fall wäscht man sie zuerst im Salzwasser und läßt sie dann lufttrocken werden. Wenn man gesottene Kartoffeln etwas zerquetscht, mit wenig Salz bestreut und den Kaninchen vorsetzt, gewöhnen sie sich bald daran und lernen auch den rohen Kartoffeln bald Geschmack abgewinnen; aber Grünzeug fressen sie natürlich lieber. Die Anleitung zur Anfertigung eines praktischen Kaninchenstalls werdet Ihr demnächst in einem besonderen Artikel vorfinden.

Herm. Propst zu **Annaberg** in **Sachsen, Bergstraße 650.** Der Kalender ist richtig. In der Belehrung steht, man solle Januar und Februar zum vorhergehenden Jahr rechnen. Also 1. Febr. 1888; suche 1. Febr. 1887. Der 1. März stimmt ohnedies: 0 über 1800; März über 88; dann steht 1 über Donnerstag, was doch stimmt, nicht? — Unser Freund und Kalendermacher ist seit kurzem auch Briefmarkensammler und würde sehr gern tauschen, wenn seine Mappe nur „mehr Wohlstand" aufweisen würde. Kameraden, welche ihm dennoch Gelegenheit geben, seine Sammlung zu bereichern, würde er sehr dankbar sein. — Albums erhältst Du zu diesem Preise in jeder Buchhandlung, und ein solches thut's vorläufig auch ganz gut. Große komplette Prachtalbums sind freilich ganz erheblich teurer. Gruß!

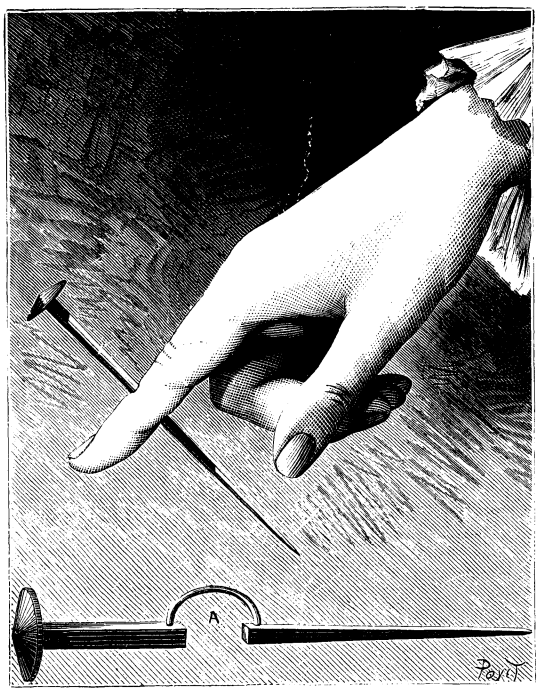
Ein Kamerad in **Frankfurt.** Dank für die Inschriften und für den wohlgemeinten Rat.

Eduard B. in **Wiesbaden.** Wenn Du mit Deinen Kameraden, um zu tauschen, in briefliche Verbindung treten willst, ist es doch unerläßlich, Deine volle Briefadresse anzugeben. Nicht?

Hans v. F. in **K.** Ist recht; schicke Deine Schneeballgeschichte ungeniert ein. Zuvor soll aber Dein Arm gesund werden. Senden beste Wünsche.

Egbert a. d. Oder in **Köslin.** Du meinst jedenfalls die europäische Dosenschildkröte oder die Sumpfschildkröte. Eine solche ist bei jedem Tierhändler, nicht selten auch von den italienischen Hausierern und umherziehenden Südfrüchtenhändlern zu haben. Ihre Nahrung besteht aus Wasserpflanzen, Fischen, Würmern, Kerbtieren, Fröschen; im Zimmer oder im umfriedeten Garten gehalten, gewöhnt sie sich bald an Brot, Fleisch und vegetabilische Küchenabfälle. — Ueber die Pflege des Zeisigs s. unsere Antwort an Kurt W. in Leipzig Nr. 38 des ersten Jahrganges, S. 592. — Gruß freundlichst erwidert.

Achter Weltweiser in der Haller Sudpfanne. Das hört sich ja ganz diogeneshaft an; wird denn die Temperatur zuzeiten nicht gar zu ungemütlich? — Lasse uns Deine Vorschläge immerhin wissen. Ein rechter Mann, und das will der „G. K." sein, hat niemals ausgelernt.



Sich einen Nagel durch den Finger zu schlagen.

Felix Ravenstein in **Frankfurt a. M., Wielandstraße 31,** wünscht mit seinen Kameraden Briefmarken zu tauschen. Er hat gegen 800, darunter seltene Dubletten und macht gern kleine Auswahlsendungen.

Max Gellert, Handelsschüler in **Chemnitz,** sucht Schmetterlinge, Münzen und Käfer; er kann Briefmarken dafür geben.

Gregor K. Du hast Deine Erfahrung als Mineraliensammler in einem Aufsatze niedergelegt und bietest uns denselben an. Sende doch! Wenn er gut ist, soll er auch gedruckt werden. Kleine Retouchen, das wollen wir schon besorgen.

Herrn Lehrer C. Grässli. Im besten Ruf als reeller Kanarienhändler in St. Andreasberg selbst steht Herr R. Maschke, welcher diese edlen Sänger nach allen Teilen Deutschlands und weit darüber hinaus versendet. Alle übrigen hervorragendsten Züchter und Verkäufer von guten Kanarienvögeln finden Sie in dem Buch von Dr. Karl Ruß, „Der Kanarienvogel" (fünfte Auflage) verzeichnet. Die Zeit für den Einkauf ist gegenwärtig aber keine günstige, wenigstens nicht bei den Züchtern, weil diese bereits alle überzähligen Vögel abgegeben und nur noch die Hecvögel und wohl auch einige Vorschläger zurückbehalten haben.

G. A. T., Postabonnent in **Schleiz.** Deine Kaninchen scheinen die Räude zu haben. Lies und befolge die Seite 384 dieses Jahrganges an Fritz D. in Kassel gegebenen Ratschläge.

A. B. in **P.** Wer wird denn gar so neugierig sein! — Freundlichen Dank für Deine Bemühung.

B. N. in **L.** Das wäre ja eine neue Auflage der alten Geschichte von den Kuckuckseiern. Nein, darauf lassen wir uns nicht ein!*)

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Die Schriftzüge des jungen Herrn sehen aus wie die wildverschlungenen Linien eines Krüppelholzwaldes. — Thäte er doch lieber, — na, ich will nichts gesagt haben!

Zwei Freunde in **Stuttgart.** Ihr seid seit einiger Zeit glückliche Besitzer eines eigenen Zimmerchens und der „G. K." soll nun raten, wie Ihr dasselbe einigermaßen herausputzen könntet. Er hat Euch gelehrt, wie man Gipsabgüsse macht, er zeigte Euch wie man die Laubsäge führt, ein hängendes Gärtchen anlegt, eine Ampel, einen Vogelbauer fertigt, Ihr habt mit ihm Korklandschaften gemacht, Bilder eingerahmt, Blumen aufgezogen und gepflegt, Ihr seid mit ihm in Wald und Feld gezogen, die schönsten Binsengräser u. a. zu sammeln, um Makartbouquets zu winden, er wird Euch in den nächsten Nummern lehren, wie man sich ein Süßwasseraquarium baut u. s. w. Sind das nicht die herrlichsten Dekorationsmittel?

W. P. in **Neuwied.** Dank für die schöne Dichtung.

Bernhard H. in **Frankfurt.** Wenn wir „einige Bücher" empfehlen sollen, so muß Du uns mit der erwünschten Richtung und mit Deinen Neigungen wenigstens andeutungsweise bekannt machen. So fehlt uns jeder Anhalt.

Benno D. in **O.** Dein Aufsatz ist nicht übel; schade nur, daß man nicht auch die ungeheuren Tintenklexe mit abdrucken kann. Du hast in Deiner Begeisterung „gar fürchterlich gewütet".

F. F. in **Aarau.** Schlägt die Kuh immer noch? Nachgerade muß ihr doch ganz angst werden, denn zu Deiner Anfrage schreibt auch noch Kamerad H. H. in London: „Ich erinnere mich einmal gesehen zu haben, daß eine Kuh, welche beständig den Milcheimer umtrat, davon abgehalten wurde, indem man sie auf drei Beine stellte. Hierzu ward ein Vorderfuß aufgehoben, am Knie gebogen, in die Biegung ein kurzes Stück runden Holzes gesteckt und ein starker Gummiring dahinter gelegt. Die Kuh konnte den Fuß also nicht mehr niedersetzen. Nach einiger Zeit war sie so daran gewöhnt, daß sie, wenn die Magd zum Melken kam, den Fuß ganz von selbst in die Höhe hob." —

Paul Wittichen, Obertertianer in **Frankfurt a. M., Adlerflychtstr. 7,** frägt: „Wer von meinen Kameraden kann mir folgende Marken verschaffen: 1. Die Taube von Basel; 2. Preußen, 1866, 30 Silbergr., dunkelblau, durchstochen; 3. England, 1840 2 Pence, blau, (ohne Stich über Two Pence); 4. Frankreich, Präsidentschaft 1852, 10 Cent., braun; 5. Frankreich, Republik 1849, 15 Cent., grün. Alle diese gebraucht. Dagegen kann ich hauptsächlich Südamerikaner (auch Neapolitaner) und verschiedene Siegel der österreich., bad. und preuß. Gesandtschaften am Bundestage bieten. Herzliche Grüße!

Willi in **G.** Du willst den „Stechschritt" kennen lernen. Schade, daß Du nicht in Stuttgart wohnst, und daß der „G. K." keine Lust dazu verspürt, sonst könnte er ihn ja Dir mal vormachen. Du schreibst zugleich, Dein Bruder sei bereits „Einjähriger"! Das trifft sich ganz gut, und es wird wohl am einfachsten sein, Du bittest ihn bei Gelegenheit, d. h. wenn er bei guter Laune ist, er möchte das thun, oder aber, er soll Dir einen Blick in sein Exerzierreglement gestatten. Daraus wird man ihn wohl auch lernen können. Gute Verrichtung!

X. X. in **Teplitz.** Diese Scherze sind freilich hochamüsant; doch dürfen wir dieselben nicht nachdrucken, denn Wilhelm Busch, der sie ersonnen, würde uns auf die Finger klopfen und bedeuten, daß es unschön und unerlaubt ist, sich mit fremden Federn zu schmücken. Also lassen wir's. Für Deinen guten Willen schönen Dank. — Die Theaterstücke kommen bald daran.

E. C. in **Hohenfeld a. Main.** Gib Deinem Eichhörnchen vorwiegend Milch und Weißbrot, öfters Hasel- und Walnüsse, auch Kastanien, Eicheln; wenn Du hast, kannst Du ihm als besonderen Leckerbissen auch einmal etwas Kiefern- oder Fichtensamen geben.

Junger Schwabe. Dreijähriges Studium auf Hochschulen, davon ein Jahr an einer Universität (dem allem natürlich das Abiturientenexamen eines [Real-] Gymnasiums vorauszugehen hat). Es erfolgt sodann die Prüfung und Ernennung zum Bergreferendar. Nach dreijähriger praktisch-technischer Ausbildung hat der Kandidat die zweite Prüfung abzulegen und wird nach Bestehen zum Bergassessor ernannt. Später Aufrücken zum Inspektor, Bergrat, Direktor u. s. w. — Die Ausbildung an den Bergschulen berechtigt zur Anstellung im niederen Betriebsdienste, zum Fahrsteiger, Markscheider, Obersteiger, Maschinenwerkmeister und zu Stellungen im Rechnungsfache der Direktionen. — Für jede Truppengattung existiert hinsichtlich der Körpergröße ein Minimal-, bezw. Maximalmaß; es kann deshalb mit Rücksicht auf diese verschiedenen Körpergrößen und das proportionale Verhältnis ein einheitliches Minimalmaß des Brustumfanges nicht angegeben werden.

Sextaner A. in **Iserlohn.** Dank für das Rätsel und Gruß.

Ad. Nizze, Ribnitz in **Mecklenburg,** möchte gegen ganze Couverts, Postkarten und Briefmarken ausgestopfte Vögel oder Bälge, Muscheln und Schmetterlinge eintauschen. — Deine Frage wirst Du demnächst in einem größeren Aufsatz beantwortet finden.

Eitelkeit.

Platon, der große Philosoph, war ein reicher Mann und liebte eine schöne häusliche Einrichtung. Eines Tages besuchte ihn Diogenes, der bekannte Mäßigkeitsapostel, und als derselbe die prachtvollen und kostbaren Teppiche in Platons Gemächern erblickte, trat er auf denselben herum und rief: „Ich trete die Eitelkeit des Platon!“ — „Ja,“ — erwiderte Platon — „aber mit einer anderen Art von Eitelkeit!“ — Diese Antwort vernahm eine schöne Athenerin und bemerkte dazu: „Der Pfau prahlt mit seiner Schönheit und Farbenpracht, aber unter allen Vögeln machen ihm die Spatzen seinen Stolz und seine Eitelkeit am meisten zum Vorwurf.

Die meistgeredeten Sprachen der Erde.

Professor Kirchhoff in Halle wurde unlängst von einigen Herren in Würzburg um Entscheidung einer Wette angegangen, die sich auf die Frage bezog, welche Sprache auf Erden von den meisten Menschen geredet würde. Das Ergebnis der Berechnung des Halle'schen Gelehrten für den genannten Zweck ist folgendes: Ohne jeden Zweifel ist die auf Erden von den meisten Menschen geredete Sprache (mindestens seit tausend Jahren) die chinesische, denn sie ist die einzige, die von mehreren Hundert Millionen, wahrscheinlich von mehr denn 400000000 geredet wird. In weitem Abstand folgt dann die Hindusprache (wohl über 100 Millionen), dann die englische (gegen 100 Millionen), die russische (über 70 Millionen), die deutsche (über 57 Millionen), die spanische (47 bis 48 Millionen). Portugiesisch reden nur etwa 16 Millionen, abgesehen von den auf etwa 10 Millionen geschätzten Negern der portugiesischen Kolonien, die sich aber größtenteils einheimischer Mundarten bedienen. Dem Französischen gebührt unter den europäischen Sprachen in dieser Beziehung erst die fünfte Stelle.

Soldatenblut.

„Der Herzog kommt, der Herzog kommt!“ Mit diesen im höchsten Enthusiasmus hervorgesprudelten Worten stürzte ein etwa fünfzehnjähriger, flachshaariger Junge eines Nachmittags in einen der schönsten Bauernhöfe zu Hartum an der Weser. Dann fügte er vor Freude tanzend hinzu:

„Ich habe hannöverische Husaren und englische Dragoner gesehen! Nun geht der Tanz los! Hurra!“

„Nun sieh einmal den Flegel an, Anne-Marie!“ bemerkte darauf der Bauer, „was der Bengel für Soldatenblut in den Adern hat, ist unglaublich!“

Herr Martin Meißner sah seine Ehehälfte gespannt an. Diese, Kords Mutter, verwitwete Runkel, warf ihrem Sohn nun keineswegs einen ganz unwilligen Blick zu, aber ermahnend sagte sie doch:

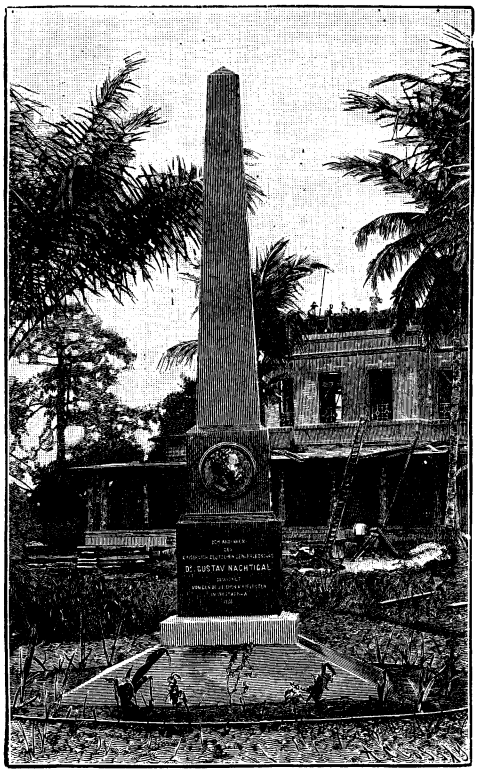
„Hast du sonst nichts zu thun, Kord? Sind die Schafe abgefüttert?“

Der Bauer konnte seinen Stiefsohn nicht gut leiden, doch durfte er dieses seinem Weibe auf keinen Fall zeigen.

„Geh auf den hohen Schafstall, Junge,“ befahl er deshalb gelassen, „und wirf das Heu vom Boden herab; Jochen soll es dann mit einem Wagen abholen! Halb haben es uns die verflixten Franzosen schon gestohlen; bringen wir's nicht in Sicherheit, so nehmen die Engländer wohl noch gar den Rest! Vorwärts!“

Kord besann sich eine Weile, dann ging er schweigend hinaus, bewaffnete sich mit einer Heugabel und trabte munter zum Dorfe hinaus, einer Anhöhe im Süden zu, auf welcher eine große Ulme stand, neben der ein Schober, der sogen. hohe Schafstall, errichtet war.

Von hier aus hatte man eine hübsche Aussicht auf das ganze liebliche Weserthal. In der Ferne blitzten die Turmspitzen



Das Nachtigal-Denkmal in Kamerun.

von Minden, am Fuße der Anhöhe lag Hartum, wo die Weser eine plötzliche, scharfe Biegung macht, — daher der Name — weiter nach Norden aber breiteten sich Friedenswalde und Petershagen aus. Von Soldaten war jetzt nicht eine Spur im Gefilde zu entdecken! Aergerlich kletterte Kord deshalb an einer Wandleiter hinauf bis zu einer Klappe, die er entriegelte, um sich sogleich zu der Oeffnung hinaufzuschwingen. Eifrig fing er nun an, die Heubunde in den Stall hinab zu stoßen, dann und wann aber warf er auch einen Blick durch ein Guckloch des Strohdaches auf seine Umgebung. Da trabte von Hille her ein Reiter heran, der sich vorsichtig umschaute, dann sein Pferd in den Weiden am Ufer der Weser festband und nun die Anhöhe zum Schafstall hinaufstieg. Es war der Uniform nach ein Franzose. Bald darauf glitt auf den rauschenden Wellen der nahen Weser pfeilschnell ein Boot stromab, aus welchem nach langer vorsichtiger Umschau ein Mann entstieg, dessen vom Trunke gerötetes Gesicht List und Verschlagenheit verriet; seine Kleidung war die eines Flußschiffers. Die beiden schienen sich zu kennen, denn sie eilten aufeinander zu und begrüßten sich. Der Schiffer nannte jenen Monsieur le brigadier Tissout, der Franzose dagegen, ein Dragoner vom Regiment Richelieu, der gebrochen deutsch sprach, nannte den Schiffer Monsieur le pêcheur. Kord kannte ihn unter dem Namen Fischer-Thies; er war aus Petershagen gebürtig und galt für einen wüsten Menschen. Die beiden setzten sich darauf in das Heidekraut am Fuße des Schuppens nieder und fingen an zu flüstern, aber Kord verstand in der dünnen Luft da oben jedes Wort. Nun, das waren schöne Dinge, die da zum Vorschein kamen! Zuerst erfuhr Kord Runkel, daß es der Fischer-Thies gewesen, der damals dem Marschall Contades die Furt gezeigt, nach deren Durchschreitung General Zastrow mit seinen Tapferen sich

und die Festung den Feinden ausliefern mußte; sodann fragte der Brigadier nach Herzog Ferdinand von Braunschweig.

„Wo ßein er jetzt?“ meinte er lauernd.

Fischer-Thies lachte: „Wenn der Herr Brigadier Geld haben, so —“

„Ah, je compris — ick begreifen — de l'argent, ßunäckst der Geld! — Voilà, da!“

Er gab ihm fünf Goldstücke.

Fischer-Thies steckte sie ein und sagte: „Der Herzog ist bei Stolzenau über die Weser gekommen und hat sich mit General Wangenheim vereinigt!“

„Ah, Stolßenau, Wankeneim! Ick verstehen! Mais monsieur le maréchal de Contades wollen wissen, ihn ßu ßein en fuite, auf die Flucht!“

Fischer-Thies lachte: „Dazu ist der Herzog zu tapfer!“

„C'est vrai, das ßein wahr! Mais combien de soldats — wie vieles Soldat aben er bei ßick?“

Fischer-Thies lachte: „Das alles für fünf Louisdor?“

Der Brigadier mußte sich bequemen, noch fünf Füchse springen zu lassen, und nun bekannte Fischer-Thies, daß er die Stärke des Herzogs auf 40 000 Mann anschlüge.

„Ah bah, il y a soixante-dix mille en notre armée — ick verkeß immähr — unsrer Armee ßählen ßiebenßicktausend Mann!“

„Deshalb habt ihr aber bei Roßbach doch Schmiere bekommen!“ hohnlachte jetzt Fischer-Thies; aber da sprang Tissout puterrot vor Zorn auf und schrie: „Roßback, Roßback? J'ai combattu au Rhin, j'ai été toujours brave! Vous êtes un misérable espion! Gardez-vous!“ *)

Und klirr — klirr, war er davon zu seinem Pferde hinab. Als er aufgestiegen war, ballte er nochmals die Faust und verschwand darauf in der Richtung nach der Festung, während der Fischer-Thies halb bestürzt, halb lachend sagte: „Ei was! Wozu hätte mir denn Colonel René de la Croce eine Paßkarte gegeben? Wenn sie mich gebrauchen, werden sie schon wieder gute Worte geben!“

Damit stieg er ein und ruderte davon.

Ganz bestürzt über das Gehörte schaute Kord nach Jochen und dem Wagen aus, denn seine Arbeit war schnell beendigt. Er stieg hinab und wunderte sich nicht wenig, als von der Ulme plötzlich ein hannöverischer Gardehusarenwachtmeister herabkletterte. Derselbe setzte den spitzen Husarenschako mit rotem Kolpak, der ihm zu entgleiten drohte, wieder auf, schüttelte den roten schnurbesetzten Dolman zurecht und lachte dann Kord an, der ihn verwundert wie eine Bildsäule anstarrte.

„Hast dein Lebtag noch keinen kurfürstlich hannöverischen Gardehusarenwachtmeister gesehen, Junge?“ sagte er, dabei den Schnurrbart drehend. „Wie du mich hier siehst, bin ich Joachim Kraut, wohlbestallter Wachtmeister vom Regiment, und die beiden Racker von vorhin, die soll der Teufel holen!“

„So hat Er vorhin alles gehört?“

„Alles; da oben hört man ebensogut, wie auf deinem Heuboden! Den Fischer-Thies, den Burschen, kennen wir schon lange, sein letztes Stündlein wird bald geschlagen haben!“

„Unser Schulmeister sagte immer, der Krug gehe so lange zum Brunnen, bis er breche!“

„Der hat recht! Bringe dein Heu nur beiseite, denn hier kommt's bald zum Schlagen!“

„Das freut mich, Herr Wachtmeister, die Franzmänner müßten ordentlich was bekommen!“

Der Wachtmeister lachte: „Ja, ihr Westfalen seid gut deutsch; euch können die Franzosen nicht bekehren! Na, der alte Fritz hielt auch was auf euch und uns!“ setzte er stolz hinzu. — „Haben's denn die Windbeutel hier arg getrieben?“

„Unter dem Richelieu ja; dieses Mal trauten sie sich wohl nicht so recht! Einige Hammel haben sie uns hier aus dem Stalle gemaust und auch etwas Heu. Dabei konnten sie ganz gut Deutsch, denn sie schrieen immer voll Lachen: ‚Kurasche, dä mutt woll!‘“ *)

Joachim Kraut wollte sich totlachen und meinte:

„Sie sagten wohl: „Fourrage des moutons“?“ **)

„Kann sein! — Wo hat Er denn sein Pferd?“

Der alte Schnauzbart lachte: „Da unten, und nun schweige darüber, daß du mich gesprochen hast! Auf Wiedersehen!“

Er war schnell hinunter, und dann sah Kord ihn durchs Feld traben, bis Jochen mit dem Wagen kam und das Heu verladen werden konnte.

Das war am 31. Juli des Jahres 1759. Spät abends noch erhielt der Hof Einquartierung: Fünfzig Husaren, unsern alten Freund Kraut an der Spitze, und ebensoviele hannöverische Jäger rückten dort ein und machten es sich zum Aerger der Bauern bequem.

Gegen Mitternacht fragte Kraut nach Kord. Meißner machte große Augen.

Kord war aber sogleich bei der Hand. Der Alte nahm den Jungen beiseite und sagte leise: „Ich weiß, daß du gut preußisch gesonnen bist. Du kannst dem Könige einen Dienst erweisen!“

„Von Herzen gern, Herr Wachtmeister.“

„So zeige dem Jägerlieutenant dort den Weg nach dem hohen Schafstall an der Weser entlang! Unser Geschütz kommt, da müssen wir vorauf! Ich ziehe mit den Husaren zur Vedette auf der anderen Seite hinaus! Willst du?“

„Von Herzen gern! — Vater,“ wandte er sich dann an den Bauern, „ich muß mit!“

„Du solltest lieber schlafen gehen!“ brummte jener, aber der Wachtmeister raunte ihm ein paar Worte ins Ohr, worauf Meißner alles brummend geschehen ließ. Der hohe Schafstall wurde besetzt, und Kord blieb bei dem Offizier, einem Herrn von Estorf, dem er die Lage der Ortschaften erklären mußte.

Bald wurde es Tag und nun wunderte sich Kord nicht wenig, als sechs blanke Geschütze neben ihnen auffuhren und das ganze Terrain vor und hinter ihnen von Truppen belebt war; an ein zu Hause gehen war jetzt nicht mehr zu denken. Die Jäger schwärmten aus, dafür erschien aber Kraut mit seinen Husaren und übernahm die Bedeckung des Geschützes, welches mit großer Sicherheit in die französischen Regimenter schoß.

War ein Schuß gelungen, so lachte Kraut jedesmal: „Wie sie brav schießen, unsere hannöverischen Artilleristen! — Sieh, Junge,“ wandte er sich dann an Kord, „der da auf dem nächsten Hügel mit der blauen Uniform und der Silberschärpe, den Stern auf der Brust, das ist Graf Wilhelm von Lippe, der versteht das Kanonieren; das ist unser Geschützmeister!“

„Und wo ist Prinz Ferdinand, der große Held?“ fragte Kord.

„Was weißt du denn von dem?“ fragte der alte Schnauzbart und lachte dabei heiter.

„Was ich von ihm weiß? Daß er ein Mann ist! Deshalb haben wir ihn uns von dem großen Fritz erbeten!“

*) Ich habe am Rhein gekämpft, ich bin immer tapfer gewesen. Sie sind ein erbärmlicher Spion! Hüten Sie sich!

*) Kurage, die müssen wohl!
**) Futter, Hammel.

„Hoho! Haben hier auch Männer! Da guck mal runter! Nicht zu weit vor; halte dich hinter meinem Braunen, daß du, wenn eine Kugel — —! Guck! Da kommen die französischen Dragoner und attakieren das Regiment Hammerstein von der hannöverischen Garde!"

Er betonte das letztere mit Stolz! Junge, sieh, das ist noch nicht dagewesen! Zum drittenmal schlägt jetzt das Regiment den Angriff der Dragoner im Carré ab! Hurra! Die Franzosen fliehen!"

Man sah jetzt durch den Pulverdampf eine rote Linie, tambour battant, Gewehr im Arm, einer langen roten Schlange gleich, lautlos vorrücken; kein Laut als derjenige der dumpfen Trommeln war zu hören. Plötzlich ertönten die Hörner, und die ganze Front machte Sturmschritt und warf sich mit Hurra so heftig auf die französischen Reiter, daß diese sogleich zur Flucht umwandten.

„Das sind die englischen Garden! Hurra, heute gibts ein zweites Roßbach, Junge!" schrie der alte Kraut. „Sieh, da erscheint neben dem Geschütz Herzog Ferdinand! — — Das ist er, der da mit dem Stern und den großen Augen! Nun kommt unsere Zeit; Leute, Achtung!"

Dann bückte er sich zu Kord nieder und sagte leise: „Lebewohl, Junge; hier hast du meine Brieftasche! Es ist Geld darin und ein Brief! Verwahr's, bis ich's wieder abhole! Sollte ich aber fallen, so sorge, daß Geld und Brief nach Uslar kommen; dorther bin ich gebürtig! Behüte dich Gott! Krieche hinter den Stall! Vorwärts, Leute!"

Da schmetterte die Trompete, und sie sausten den Berg hinab, dicht neben Kord aber schlug eine Kugel ein, so daß er eilends hinter den Stall kroch.

Hätte um diese Zeit Lord Sackville, Commandeur der englischen Reiterei, eingehauen, wie er es trotz dreimaligen Befehls des Herzogs Ferdinand nicht that, so wäre das ganze französische Heer vernichtet und ein zweites Roßbach erkämpft worden. So konnte sich aber der Marschall Contades mit Muße zurückziehen.

Lord Sackville ward deshalb später für seine Feigheit als infam kassiert. Aber nichtsdestoweniger waren die Franzosen in vollster Flucht. Es war erst elf Uhr vormittags und schon waren 6000 Gefangene gemacht, 22 Geschütze und 17 Feldzeichen erbeutet. Lange hatte Kord da oben ausgehalten, dann aber kletterte er hinab und suchte die Husaren auf. Bald stand er bei einer trostlosen Gruppe, die den schwerverwundeten Kraut transportierte. Sogleich bat Kord, den Wachtmeister in sein väterliches Haus zu bringen. Diese Bitte ward gewährt, und langsam folgte der Zug dem Jungen.

Da kreuzte ihren Weg plötzlich die Suite des Herzogs Ferdinand. Leutselig hielt er an und sagte: „Wen bringt ihr da, Leute?"

„Wachtmeister Kraut von den Gardehusaren, Königliche Hoheit, zu Befehl!" lautete die Antwort.

„Und wohin wollt ihr mit meinem braven Kraut?"

„Nach dem Hofe dieses Knaben, der die Schlacht sozusagen furchtlos mitgemacht hat!" entgegnete der Lieutenant von Estorf, der auch dabei war. Ferdinand schaute Kord durchdringend an und sagte: „Wer bist du, mein Sohn?"

„Kord Runkel, Königliche Hoheit, jetzt Schäferjunge auf unserm Hofe, aber —"

„Nun?"

„Wenn ich erst stärker bin, werde ich Soldat!"

„Bravo!" — Und wo gedenkst du zu dienen?"

„Nun, unter keinem anders als unter Ew. Königl. Hoheit, unter dem alten Ziethen oder dem großen Fritz!"

„Ei sieh!" lachte da der Herzog freundlich. „Das wird sich ja finden! — Nun, mein alter, braver Kraut," er reichte dem Verwundeten die Hand, „wie geht es?"

„Na, Königliche Hoheit, Gott sei Dank miserabel schlecht genug; ich glaube, die blaue Bohne, die ich geschluckt, ist unverdaulich! Indes, wir haben ein Viktoria zu verzeichnen und das tröstet mich!"

„Braver Alter!" rief nun der Herzog. „Nun, wir sehen uns wieder! Adieu!"

Fort war der ganze Zug, die andern aber zogen weiter, bis Meißners Hof erreicht war.

Noch grollte der Bauer über die Lasten des Krieges, als eines Tages der Herzog in höchsteigener Person erschien, um den braven Kraut, der übrigens nach Entfernung der Kugel bedeutend besser war, zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit ließ der Herzog auch den Bauern rufen.

Bleich und zitternd erschien derselbe.

„Er hat einen Sohn?" fragte der Herzog.

„Ja, Herr Herzog, ein Schlingel ist's und —"

„Ein braver, tapferer Junge, meine ich! — Der Bursche will Soldat werden, darf er?"

„Da müssen der Herr Herzog schon die Mutter —!"

Der Herzog sah ihn verächtlich an und nickte: „Es ist gut! Man rufe die Mutter!" Frau Anne-Marie war resolut genug, sofort einzuwilligen. So ging Kord, da er groß und stark genug war, nachdem Papa Kraut genesen, als Rekrut mit demselben ab. Er war mit achtzehn Jahren schon Wachtmeister, an des zum zweitenmal schwerverwundeten Kraut Stelle und hat hernach noch als Oberwachtmeister mit dem Range eines Lieutenants in der hannöverischen Armee gedient, wenn er es auch nicht bis zum General gebracht hat. Seinen Bauernhof hat er verkauft und später als Pensionär noch mehrere Jahre in Minden gelebt.

Der Fischer-Thies bekam auch seinen verdienten Verräterlohn, denn eines Tages fand man ihn an einer Pappel dicht vor der Festung aufgeknüpft. Es war auf Befehl des Kommandanten geschehen, als man ihn dabei ertappt hatte, wie er sich über die jetzt wieder deutsche Besatzung Aufzeichnungen gemacht.

Das Andenken des Gerechten bleibt im Segen, aber das des Ungerechten verweht wie der Wind.

Die Beisetzung der Leiche Doktor Nachtigals in Kamerun am 8. Januar 1888.*)

Doktor Gust. Nachtigal, der berühmte Afrikareisende und kaiserl. Kommissar bei den Erwerbungen der deutschen Kolonialgebiete an der Westküste Afrikas, starb bekanntlich am 20. April 1885 an Bord S.M. Kanonenboot „Möwe". Man hatte dem schwer am Fieber leidenden Mann ein Zelt auf dem Deck des Schiffes errichtet und war dann in die hohe See gegangen, um den verderblichen klimatischen Einflüssen der Küstengegenden zu entgehen, leider vergeblich. Der Körper, der so

*) Einem Privatbrief aus Kamerun entnommen, von einem jungen Kameraden freundlichst zum Abdruck mitgeteilt. Die Redaktion.

viele Entbehrungen, Mühen und Gefahren auf den Wanderungen durch die afrikanischen Binnenlande nördlich vom Aequator ertragen hatte, mußte dem schleichenden Fieber erliegen. Nach Kap Palmas an der Küste von Oberguinea führte die „Möwe" unter Trauerflagge die entseelte Hülle des großen Mannes zurück. Ein Bild im Kaiser-Diorama auf der Jubiläums-Ausstellung in Berlin (1886) zeigte in ergreifender Weise, wie die Offiziere und die Mannschaften des Schiffes dem im Dienste des Kaisers und des Reiches Verstorbenen die letzten Ehren erwiesen, als der Sarg hinübergefahren werden sollte an die Küste der Kru-Neger zum Kap Palmas. Dort ruhte bis vor kurzem die irdische Hülle des Afrikaforschers. Das Säuseln der Lüfte in den Kronen der Palmen und das Rauschen der nahen Meeresbrandung bildeten den unabläßigen Klagegesang um den so früh dem Leben Entrissenen.

Aber Kap Palmas ist nicht deutsches Schutzgebiet, und nur gastliche Gesinnung hat dort dem deutschen Manne die letzte Ruhestätte eingeräumt. Fern davon liegen die Gebiete, welche Nachtigals unermüdliche Thätigkeit erschloß oder in unmittelbare Beziehung zum Deutschen Reiche brachte.

Es war daher ein wohlbegründeter Wunsch, dem Forscher da ein würdiges Grab zu bereiten, wo der Haupterfolg seines Wirkens zu suchen ist — in Kamerun.

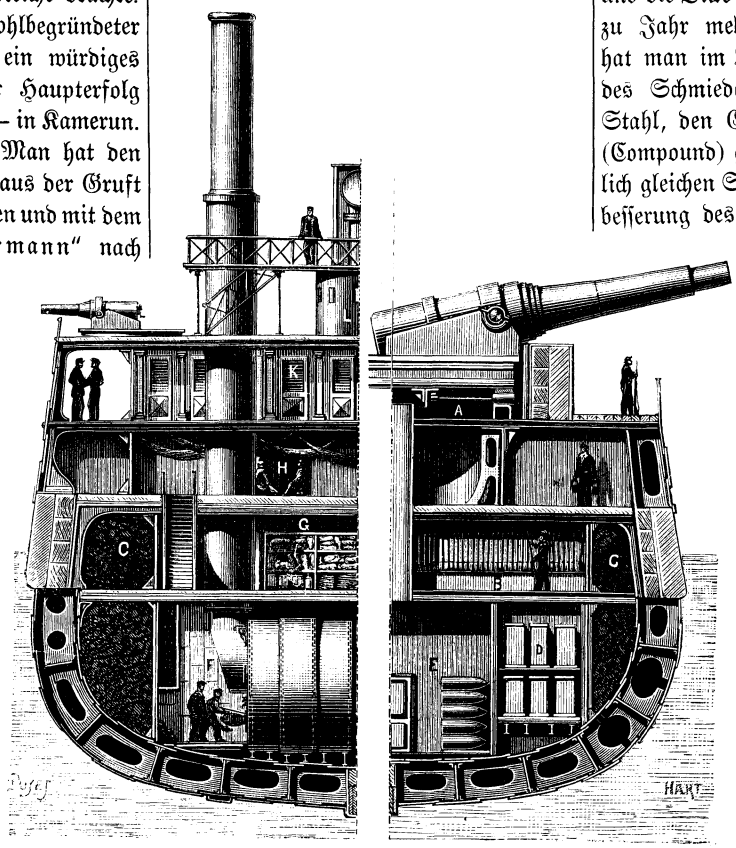
Das ist nun geschehen. Man hat den Sarg mit der Leiche wieder aus der Gruft bei Kap Palmas herausgehoben und mit dem Dampfer „Gertrud Wörmann" nach Kamerun geführt. Dort fand am 8. Januar d. J. die feierliche Beisetzung unter dem Denkmale statt, welches die deutschen Kaufleute Kameruns bereits früher dem verdienstvollen Manne errichteten. Dasselbe steht im Gouvernementspark unfern des Denkmals, unter welchem der im Kampfe 1884 gefallene Matrose Bugge begraben liegt. — Der Park besteht aus einer großen, stattlichen Anlage, welche die Gouvernementsgebäude einschließt, die weithin über die grünen Ufer herniederschauen.

Herrliches Wetter begünstigte den feierlichen Akt der Beisetzung. Morgens um 7 Uhr erschien der stellvertretende Gouverneur mit den Gouvernementsbeamten an der geweihten Stätte. S. M. Kreuzer „Habicht" hatte die Offiziere und etwa 40 Mann zur Teilnahme an der Feier abgesandt, auch sämtliche Kaufleute der Kolonie und die Bewohner der Missionsschule waren zugegen. Zwölf Zöglinge der Schule sangen in der Dualla-Sprache ein Lied nach der Melodie „Goldne Abendsonne". Der elegische Gesang in heimatlichen Tönen paßte ganz zu der ernsten und würdigen Feier. — Wie oft mag der Entschlafene als Knabe dies Lied gesungen haben! — Die Trauerrede hielt der Missionar Munz, dessen Frau, die einzige Weiße in Kamerun, auch der Feier beiwohnte. Dann wurde der Sarg von den Negern des Gouvernements in die Gruft hinabgesenkt. Wir aber warfen die letzten drei Erdschollen auf den Sarg, der die Asche eines treuen deutschen Mannes birgt, und schieden von der friedlichen Stätte.

Die moderne Kriegsmarine und die Panzerschiffe.

Da unsere jungen Leser sich binnen weniger Jahre vor die Wahl gestellt sehen werden, ob sie ihrer militärischen Dienstpflicht zu Wasser oder zu Lande Genüge leisten wollen, so wird ihnen gewiß eine kurze Belehrung über Militär- und Seewesen, die ihnen die erforderlichen Vorbegriffe gibt, nicht unwillkommen sein. Beginnen wir mit der modernen Kriegsmarine, welche ja vorwiegend aus Panzerschiffen und Torpedobooten besteht, und erörtern wir den Bau und die Bestimmung derselben zunächst an französischen Schiffen, und zwar an den neuesten Panzerschiffen „L'Indomptable" und „Le Marceau".

Die Panzerschiffe unterscheidet man zunächst nach ihrem Bau und ihren Bestimmungen in sogenannte Monitors, welche den Charakter schwimmender Batterien tragen und vorzugsweise zum Küstenkrieg dienen, und in Hochsee-Panzerschiffe, welche die Stelle früherer hölzerner Fregatten und Linienschiffe einnahmen. Beide sind zuweilen mit Panzer-Drehtürmen versehen, und die Dicke ihrer Panzerung ist von Jahr zu Jahr mehr gesteigert worden. Auch hat man im Laufe der Zeit an die Stelle des Schmiedeeisens zur Panzerung den Stahl, den Gußstahl und das Stahleisen (Compound) gesetzt, um so viel wie möglich gleichen Schritt mit der steigenden Verbesserung des groben Geschützes zu halten.



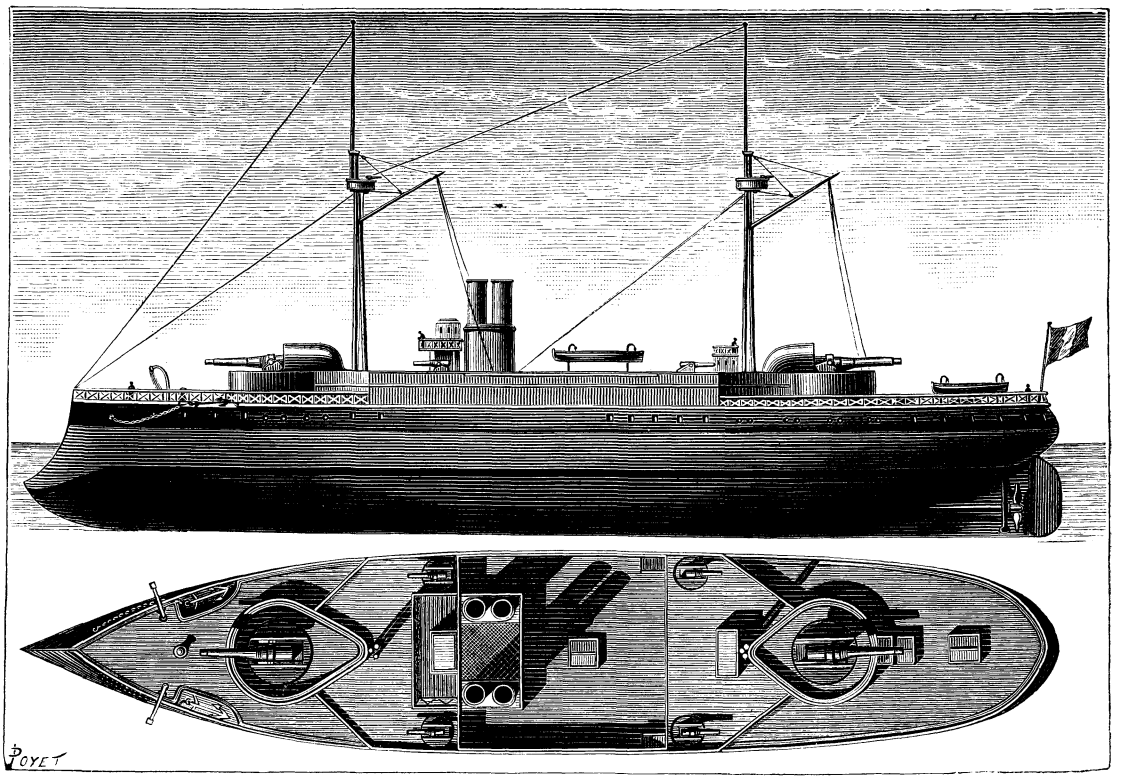
Das französische Panzerschiff „L'Indomptable". Querschnitt.
A. Drehscheibe des Turms. B. Waffenmagazin. C. Kohlenraum. D. Pulverkammer. E. Granatenmagazin. F. Feuerraum. G. Wohnräume der Mannschaft (Volkslogis). H. Wachtstube. K. Wohnräume der Offiziere. L. Gepanzerter Aufenthalt des Kommandanten und Projektor des elektrischen Lichts.

Während die deutsche Kriegsflotte ihr eigenes System hat und dieses unentwegt verfolgt, haben Frankreich und England seit dem Aufkommen der Schiffspanzerung untereinander gewetteifert, um immer stärkere Typen von Schlachtschiffen herzustellen. Man muß anerkennen, daß sie trotz der Ansichten der Ingenieure über die Rolle der verschiedenen Kriegswerkzeuge zur Bewaffnung der Panzerschiffe ziemlich gleich vorangeschritten sind und sich eigentlich nur im allgemeinen Anblicke ihrer Konstruktionen voneinander unterscheiden.

Der „Indomptable" ist eines der größten Panzer-

schiffe der dermaligen französischen Panzerflotte und bietet unbestreitbare Vorzüge dar, namentlich infolge der geschickten Verteilung seiner Geschütze, welche den ganzen Horizont bestreichen, und der gewaltigen groben Geschütze in seinen Panzertürmen, welche ein Kreuzfeuer veranstalten können. Jedes ihn angreifende Schiff müßte jedenfalls das Feuer von mindestens einem der Geschütze der Panzer-Drehtürme aushalten.

Der am 19. September 1883 vom Stapel gelassene „Indomptable" wurde nach den Plänen des Marine-Ingenieurs Tabatier erbaut; er hat eine Länge von 84,80 m, eine Breite von 18 m und eine Tiefe von 7,55 m. Der Tiefgang ist 10 m vorn und 7,50 m hinten, im Mittel also 7,25 m. Das Deplacement (Wasserver-



Gesamt-Seitenansicht und Grundriß des französischen Panzerschiffes „L'Indomptable"

drängung) des vollkommen armierten und belasteten Schiffes betrug über 7000 Tonnen, und die vorgesehene Fahrgeschwindigkeit 14 Knoten oder Seemeilen.

Die ganze Verschalung des Schiffes mit Inbegriff des Balkenwerkes ist von Stahl; der Schiffsrumpf ist nach dem Zellensystem erbaut und neun wasserdichte, bis zum gepanzerten Verdeck reichende Querwände nebst teilweisen Querwänden in der Längenachse scheiden das Schiff in eine große Anzahl wasserdichter Teilräume oder Gemächer.

Der Panzer, der sich von einem Ende des Schiffes zum anderen erstreckt, hat vorn und hinten eine Dicke von 30 und in der Mitte eine von 80 cm; er besteht aus Compoundmetall (Eisen mit stählerner Oberfläche). Die Drehtürme haben ebenfalls einen Compoundpanzer von 45 cm. Außerdem ist das Bodenstück der Geschütze der Türme durch eine kleine Stahlkuppel geschützt. Das Gesamtgewicht der Panzerung, sowohl der Seiten als der Türme, beträgt 1744 Tonnen. Das Verdeck selbst ist mit Stahlplatten von 8 cm Dicke gepanzert.

Die Maschinen müssen eine Kraft von 6000 Pferdekräften mit 85 Umläufen für den gewöhnlichen Schiffsgang und mit 90 Umläufen für die größte Geschwindigkeit entwickeln. Den Dampf liefern ihnen zwölf cylindrische Kessel mit zwei Feuerungen, welche auf zwei wasserdichte Heizräume verteilt sind. Die Kohlenräume bilden auf beiden Seiten des Schiffes vier große Abteilungen, welche die Maschinen und die Kessel schützen. Ueber dem gepanzerten Verdeck befinden sich die Mannschaftsräume, welche durch ein zweites stählernes Deck geschützt werden, über welchem ein Sparrdeck liegt und die beiden Drehtürme miteinander verbindet.

Die Bewaffnung des „Indomptable" besteht aus zwei Geschützen von 42 cm Kaliberdurchmesser, welche 77 Tonnen wiegen, ein Geschoß von 700 kg werfen und in zwei über Bank feuernden Panzer-Drehtürmen stehen; aus vier 10 cm-Geschützen, welche auf dem oberen Deck liegen und aus verschiedenen Hotchkiß-Kanonen, welche sowohl auf dem Deck als in den Marskörben verteilt sind. Die großen Geschütze werden mittels hydraulischer Apparate gehandhabt, und ihr Schußfeld hat an jedem Bord 135° von der Längenachse des Schiffes aus.

Die ganze Bemastung des Fahrzeugs besteht aus zwei dreifüßigen Masten zum Signalisieren, mit Marskörben, welche mit Hotchkiß-Kanonen armiert sind. An dem ganzen Schiffe hat man acht Jahre lang gebaut mit einem Aufwand von nahe an 11 000 000 Franken, nämlich beinahe 7 000 000 für den Rumpf nebst Zubehör, 1 066 000 Franken für die Maschinen, 533 000 Franken für die Ausrüstung und 1 520 000 Franken für das Geschützmaterial. Von der Gestalt und Einrichtung dieses Panzerschiffs vermögen unsere beiden Holzschnitte einen Begriff zu geben.

Das andere Schiff, welches wir beschreiben wollen, ist das Hochsee-Panzerschiff „Le Marceau", das nach den Plänen des Marineingenieurs Huin auf der Werft

der Schiffsbaugesellschaft für das Mittelländische Meer zu La Sague erbaut ward und am 16. Januar 1884 vom Stapel lief. Der „Marceau" hat eine Gesamtlänge von 100,60 m, eine größte Breite von 20,12 m und eine Kieltiefe von 7,80 m. Ein Metallpanzer von 0,35 m an der unteren und von 0,45 m an der oberen Schmalseite schützt seine Wassertracht, d. h. den über Wasser befindlichen Teil seines Rumpfes, und ein gepanzertes Deck von 8 cm Dicke Stahl verteidigt das Schiff gegen spitz auffallende Geschosse. Der „Marceau" hat vorn und hinten einen Drehturm je mit einem Geschütz von 34 cm Kaliber. Zwei andere mit 27 cm-Geschützen versehene Türme stehen in der Schiffsmitte, zwei 14 cm-Geschütze auf Back und Schanze, 18 andere Kanonen desselben Kalibers befinden sich in der Batterie und 30 Hotchkiß-Kanonen vervollständigen die artilleristische Ausrüstung. Die Türme sind mit Platten von 0,40 m gepanzert und mit einer weiteren schildartigen Schutzverkleidung aus Stahlblech von 0,02 m bedeckt. Das Schiff ist mit vier Apparaten zum Lancieren von Torpedos versehen, wovon zwei mittelschiffs und zwei am Hinterteile angebracht sind. Zwei seitwärts angebrachte Dampfmaschinen geben ihm eine Geschwindigkeit von 16 Knoten. Ein Kohlenvorrat von 600 Tonnen, den man allfällig bis auf 800 Tonnen steigern kann, gestattet ihm eine Fahrt von 1500 Seemeilen mit voller Geschwindigkeit und von 3500 Seemeilen bei einer auf 11 Knoten verringerten Geschwindigkeit zu machen.

Das Deplacement des „Marceau" beträgt plangemäß und theoretisch 10 581 Tonnen und derselbe führt in Wirklichkeit eine Last von 6840 Tonnen, was für ein Panzerschiff viel ist und jedenfalls für die großen Panzerschiffe, welche nur 36 bis 43 Prozent ihres theoretischen Tonnengehaltes tragen.

Der Kiel des „Marceau" ist nach dem Zellensystem konstruiert und hat eine doppelte Verschalung, die äußere von Eisenblech von den untersten Verkleidungsplanken bis zum Lager des Panzers; der obere Teil derselben, welcher sich bis zum gepanzerten Verdeck erstreckt, ist aus Stahlblech; die äußere Plankenverschalung ist einfach, mit übereinander laufenden Fugen. Die innere Verschalung ist doppelt und besteht aus Stahlblech. Da sich dieses unter dem Einfluß des Seewassers schnell zersetzt, so hat man an allen der Berührung mit dem Wasser ausgesetzten Teilen lieber Eisen als das Dauerhaftere verwendet. An allen anderen Teilen der Konstruktion hat man sich des Stahles bedient, um dadurch eine große Gewichtsersparnis zu erzielen.

Der Bewegungsapparat des „Marceau" besteht aus zwei gewaltigen Dampfmaschinen mit je drei nebeneinander liegen-Cylindern, und jede der beiden Maschinen bewegt eine Schraube. Die normale Dampfkraft der Maschinen des „Marceau" beläuft sich bei gewöhnlichem oder natürlichem Zuge auf 5548 Pferdekräfte, wird sich aber bei gezwungenem Zuge auf 12 000 Pferdekräfte steigern. Die Zahl der Umdrehungen der Schraube wird sich im ersten Fall auf 72 in der Minute, im zweiten Fall auf 90 in der Minute belaufen; die mit jeder Kraft vorgesehene Geschwindigkeit von 16 Knoten beläuft sich also auf eine Strecke von mehr als 25,5 km in der Stunde.

Der „Indomptable" und der „Marceau" sind gegenwärtig die stärksten, schnellsten und vollkommensten Panzerschiffe der französischen Flotte, welcher man im allgemeinen das Prädikat „sehr gut" nicht absprechen kann. Dennoch darf die deutsche Panzerflotte in jeder Hinsicht sich kühn mit ihr messen, dürfte sogar leistungsfähiger sein. Jedenfalls ist die heutige französische Flotte besser ausgerüstet und vollkommener als in den Jahren 1870/71, wo notorisch das vor Helgoland liegende französische Geschwader nicht einmal vollkommen armiert war, weil es einen Teil seiner groben Geschütze an die Pariser Forts hatte abgeben müssen und daher auch keine erheblichen Leistungen zu verzeichnen hat. Jedenfalls brauchen wir Deutschen, im Besitze einer der besten Flotten der Welt, uns in keiner Weise vor ihr zu fürchten.

Unsere Straßenflora.

Mein kleiner Neffe, der Quartaner Hermann, ist ein so eifriger Botaniker, daß er sogar auf seinem Schulwege Pflanzen sammelt. Nun muß man aber nicht glauben, daß sein Schulweg durch Felder, Vorstadtgärten und öffentliche Anlagen führt, wo es leicht ist, die eine oder andere wilde Blume anzutreffen; nein, mitten durch die Altstadt, durch Straßen und Gassen, zwischen Häusermauern und an Kirchenwinkeln vorüber führt sein Weg zum Gymnasium, und an den genannten Oertlichkeiten ist es, wo er im Vorbeigehen seine Pflanzen auflieſt, die er zunächst in die weiten und tiefen Taschen seiner Joppe versenkt, um sie später, zu Hause, zwischen grauem Fließpapier zu trocknen und dann auf die Innenseite eines weißen Papierbogens zu kleben.

Vor kurzem lud dieser Botaniker mich ein, doch einmal seine „Straßenflora" zu besichtigen. Gern willfahrte ich seiner Bitte, da es mir Vergnügen macht, meinen fleißigen Neffen in seinen löblichen Bestrebungen zu unterstützen. Neffe Hermann legte mir auf seinem Studierstübchen (das wir scherzhaft die „blaue Grotte von Capri" nennen, weil es mit einer blauen Tapete beklebt ist) eine dicke, grünmarmorierte Mappe vor, deren oberer Deckel ein weißes, zierlich ausgeschweiftes Papierschildchen trug, mit der Aufschrift: „Straßenflora". Diese Mappe hatte Hermann selbst zusammengeklebt, und ich konnte nicht umhin, die hübsche und ordentliche Arbeit zu loben. Das freute Hermann und mit gehobenem Selbstgefühle löste er die grünen seidenen Bänder der Mappe und klappte letztere auf.

Da lagen im Innern vielleicht an vierundzwanzig weiße Papierbogen, fein säuberlich gehalten und genau aufeinander geschichtet. Wenn man je einen dieser Papierbogen auseinander faltete, so erblickte man auf der weißen Papierfläche rechts eine gut getrocknete Pflanze, welche durch Gummi arabikum und zierliche Papierstreifchen auf der Unterlage festgehalten wurde. Bei einigen Pflanzen stand bereits in deutlichen Schriftzügen der lateinische Name geschrieben, bei anderen fehlte er noch. Die Bogenhälfte links diente einzig als Schutzdecke für die getrocknete Pflanze. Wenn mir schon das Aeußere der Mappe gefallen hatte, so befriedigte mich der Inhalt noch viel mehr, und ich trug kein Bedenken, meinem Wohlgefallen warme Worte zu leihen.

„Lieber Onkel," sagte Hermann leuchtenden Auges, „sei doch so gut und nenne mir die fehlenden plateinischen Namen! Auch wär' es mir lieb, wenn du mir sonst etwas von diesen Straßenpflänzchen erzählen wolltest."

„Den Gefallen will ich dir gern erzeigen, mein junger Linné," erwiderte ich; „und da es in eurem Nepos heißt: Sed ab initio est ordiendum, so wollen wir deine Sammlung von vorne an durchgehen."

Dienstwillig schlug Hermann den ersten Bogen auf. Die Innenseite zeigte die große gelbe Löwenzahnblume nebst den

dazu gehörigen schrotsägeförmigen Blättern. Zur Seite stand der lateinische Name: Leontodon taraxacum.

„Richtig!“ bemerkte ich. „Der Name Löwenzahn kommt von der zahnförmigen Aussägung des Blattrandes; der Löwe mag so ein furchtbares Gebiß besitzen. Uebrigens wiederholt sich der Name Löwenzahn für die Blume fast in allen Sprachen; im Englischen ist die französische Form, dent de lion, in englischer Aussprache ganz eingebürgert zum dandelion. Ein zweiter, volkstümlicher deutscher Name lautet Kuhblume. Unter diesem Namen kennen alle Kinder die überall verbreitete Blume, aus deren hohlen, bittermilchigen Stielen sie lange Ketten zu verfertigen wissen, indem sie die Stengelenden zum Kreise biegen und ineinander stecken. Dieses Spiel gab endlich der Blüte den Namen Kettenblume. Nach dem Verblühen der großen gelben Blume bildet sich an der Stengelspitze ein kugeliges, federkranzähnliches Köpfchen, das leicht abgeblasen werden kann. Der leiseste Windhauch entführt die gefiederten Sämchen und zerstreut sie nach allen Richtungen, bis sie sich irgendwo an einem festen Gegenstande zur Ruhe legen. Ist hier nur ein wenig Humus, ein wenig Feuchtigkeit und Sonne vorhanden, so vermögen die Sämchen sich zu entwickeln. Die einen gelangen zwischen die Ritzen eines Mauerrandes, und im nächsten Frühjahr grünen hier schöne Blattrosetten, aus deren Mitte bald die gelbe Blume steigt; die anderen betten sich hoch oben zwischen dem Gestein des gotischen Kirchturmes und treiben in den reinen Himmelslüften, ungesehen von Menschenaugen, Blätter und Blüten; wieder andere werden vom Winde tief unten, zwischen die Spalten der Pflastersteine, an den Häusern entlang getrieben, um hier später dem spielenden Kinde hohle Blütenstengel und goldgelbe Blumen darzubieten. Und das Kind allein weiß die Schönheit der von den Großen verachteten Blume zu würdigen. Es überraschte mich, als einst unser Nachbarkindchen, die kleine Hedwig, ihre gelbe Kettenblume liebkosend ein ‚Sönnchen‘ nannte. Es liegt in diesem Vergleich ein poetischer Zug. Die gelbe Kettenblume ist eine der ersten Erscheinungen des Lenzes: indem sie von der wiederkehrenden Sonne ins Dasein gerufen wird, trägt sie wie zum Danke auf ihrem Stengel ein kleines Abbild der flammenden Sonnenscheibe. Ein wunderschönes Kleinbild der Natur entsteht, wenn sich einer der ersten Schmetterlinge des Jahres, das dunkelweinrote Pfauenauge mit den vier bläulich schillernden Augenflecken, auf eine Löwenzahnblüte setzt und zierlich im Kreise dreht. Das sind so poetische Seiten der Blume, die andererseits auch eine sehr prosaische Seite hat. Ihre ersten, zarten, gelbgrünen Blätter, die der Lenz aus dem Boden lockt, lassen sich nämlich zu einem bitterwürzigen Salat verwenden. Letzterer wird namentlich in Frankreich und Italien allgemein genossen, während er in Deutschland bisher nur wenige Kenner und Freunde fand. Verschweigen wollen wir nicht, daß der Löwenzahn wegen seiner massenhaften Verbreitung auf Aeckern und Wiesen ein lästiges Unkraut werden kann, indem er dem Boden viele Kraft raubt und die zarteren Gräser unterdrückt. Schon deshalb wäre bei uns eine Benutzung der Pflanze als Salat zu empfehlen: diese Benutzung würde eben der massenhaften Verbreitung Einhalt thun.“

Jetzt gab ich Hermann ein Zeichen, daß er das zweite Blatt seiner Straßenflora aufschlagen möge. Er that es, und eine kleine Pflanze mit rosenroten helmartigen Blumen lag vor mir. „Lamium purpureum, purpurrote Taubnessel“, war daneben geschrieben.

„Die Blume stand, zwischen das Pflaster gepreßt, am Fuße einer Mauer,“ bemerkte Hermann.

„Ja, die rote Taubnessel ist uns ein getreues Blümchen,“ erwiderte ich; „sie wächst in gleicher Weise in den städtischen Straßen, in deren Ecken und Winkeln, wie draußen auf den Aeckern; fast das ganze Jahr hindurch bietet sie uns ihre purpurrote Lippenblume dar, indem sie selbst in milden Wintern auf dem Brachacker blüht. Auf jeden Fall gehört sie zu den ersten Frühlingsblüten; wenn kaum der Schnee aus den Ackerfurchen weggeschmolzen ist, wenn kaum die Wintersaat sich regt, und alles noch in tiefem Schlafe zu liegen scheint, dann entfaltet schon, neben himmelblauem Ehrenpreis und perlweißen Hungerblümchen, die rote Taubnessel die Wirtel ihrer rosenroten Blumen. Der Honigreichtum dieser Blumen zieht namentlich die Hummeln an, und eine rote Taubnessel, an welcher eine gelb und schwarz bepelzte Hummel hängt, ist ein niedliches Gegenstück zu der gelben Löwenzahnblume, auf welcher ein Pfauenauge sitzt. So gibt es allerlei reizende Kleinbilder in der Natur, man muß sie nur zu beobachten wissen. Die rote Taubnessel hat einen aufrechten, vierkantigen Krautstengel und gegenständige, herzförmige Blätter, die am Rande grob gesägt sind; die purpurrote Blumenkrone besitzt eine gewölbte Oberlippe und eine hängende Unterlippe.“

Da ich schwieg, so blätterte Hermann weiter. Ein zierliches, scharlachrotes Blümchen leuchtete mir entgegen. Ein Name stand nicht daneben verzeichnet.

„Kennst du das Blümchen nicht?“ fragte ich.

„Nein, Onkel,“ entgegnete Hermann; „ich fand das Blümchen am Fuße einer alten, zerbröckelnden Mauer, und es war mir seiner zierlichen Gestalt und leuchtenden Blütenfarbe wegen ein schätzenswerter Beitrag zu meiner Straßenflora. Uebrigens hab' ich das Pflänzchen auch schon draußen, im Kornfeld, gefunden.“

„Du hast recht,“ erwiderte ich; „zwischen dem Korn ist sein eigentlicher Wohnplatz, aber von dort folgte es dem Menschen treu und anhänglich in die Stadt. Der Name des zierlichen Gewächses ist Acker-Gauchheil, Anagallis arvensis, wenn du das niederschreiben willst, — und in einer Zeit, als die Arzneikunst noch in den Windeln lag, schrieb man dem Blümchen sogar Heilkräfte gegen den Wahnsinn zu.“

Hermann trug den Namen des Pflänzchens ein; dann entfaltete er den nächsten Bogen.

„Alsine tennifolia, feinblätterige Miere“, stand hier neben einem fast 10 cm hohen, vielästigen Kräutchen mit zierlichen eirunden Blättchen und weißen Sternblümchen.

„Ein echtes Straßenkindlein,“ bemerkte ich, „und ein überaus genügsames Ding! Wo nur ein Bröckchen Erde zwischen dem Pflaster des Straßenrandes offen liegt, da siedelt es sich an, ist froh und wohlgemut. Wenn wir es genau betrachten, so ist es auch eine allerliebste Erscheinung; sind nicht die grünen Blättchen so sauber wie mit der Schere in der Form von niedlichen Eiern ausgeschnitten, und stehen sie nicht so artig stets zwei zu zweien einander gegenüber? Uebertrifft nicht der Ring der weißen winzigen Blüte mit seinen zehn tiefen Kerben die Niedlichkeit einer fein gefältelten, sonntäglichen Halskrause?“

„Und mir,“ fiel Hermann eifrig ein, „war die Miere das erste Pflänzchen, das ich als ganz kleiner Knirps mit Namen nennen konnte, weil Großvater mir gesagt

hatte, daß ich es meinem Kanarienvögelchen als Zukost geben dürfe."

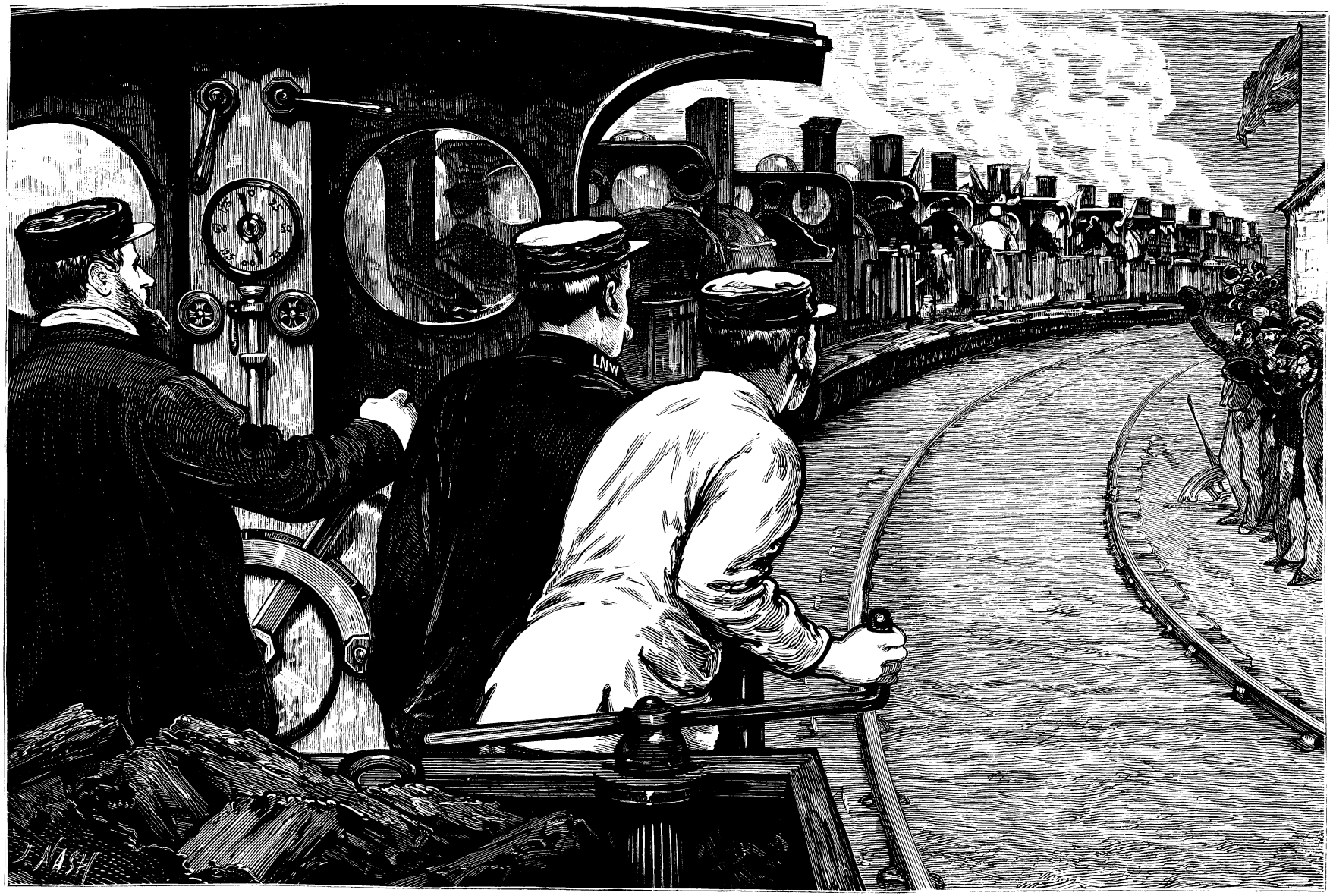
Auf die feinblätterige Miere folgte in Hermanns Straßenflora der Vogelknöterich, Polygonum aviculare, der als zähes, niedergestrecktes Kraut mit braunroten Stengeln, winzigen meergrünen Blättern und noch kleineren rötlichen Blümchen selbst oft betretene Wege überzieht. An den Vogelknöterich reihte sich der Wegerich, Plantago, dessen breite Blattrosette ebenfalls im Staub betretener Wege gedeiht. Hierauf kam eine Melde, Atriplex, mit trübgrünen Blättern und grüner Rispe; ein Fuchsschwanz, Amarantus, mit rötlich geäderten, rautenförmigen Blättern; selbst ein Gänseblümchen oder Maßliebchen, Bellis perennis, das zwischen sonnigem Pflaster an einer alten Klostermauer erblüht war. An jedes dieser Gewächse knüpfte ich zur Belehrung Hermanns einige Worte. Endlich kam ein Gräschen mit grünen Hälmchen, wie kleine Degenklingen, und mit einer Rispe, wie ein kleiner Schellenbaum. Neben diesem Gräschen fehlte der Name.

„Das ist das Straßengras oder jährige Rispengras," erläuterte ich, „mit gelehrtem Namen Poa annua. Vor all den anderen deutschen Gräsern, deren Arten nach Hunderten zählen, hat dieses kleine Rispengras sich in den Straßen unserer Städte heimisch gemacht; tausendmal vernichtet und ausgerupft, kommt es immer wieder zwischen den Pflastersteinen zum Vorschein. Kaum daß einmal eine andere Art sich zaghaft blicken läßt, etwa Poa trivialis oder Hordeum murinum, die Mäusegerste. Und ununterbrochen, das ganze Jahr hindurch, entfaltet das genügsame Rispengräschen seine Blüte, die, wenn die gelben Staubbeutel heraushängen, ein gar niedliches Gebilde ist. Das jährige Rispengras ist übrigens dasselbe Gras, das den gewöhnlichen Bestandteil kurzen Rasens an Wegen und auf Wiesen bildet."

Das jährige Rispengras machte den Schluß von Hermanns Straßenflora. Ich klappte die Mappe zu, knüpfte die Bänder zusammen und reichte meinem kleinen Neffen, dem eifrigen Botaniker, sein Herbarium mit den Worten zurück: „Du hast deine Sache gut gemacht, mein lieber Junge! Uebrigens verdienen die Straßenpflänzchen es auch, daß wir Menschen ihnen einmal eine liebevolle Beachtung schenken. Meist von uns verfolgt und verachtet, findet diese Flora sich doch immer getreulich wieder an unseren Häusern, in unseren Gassen ein. Was will sie dort? Sie erfüllt eine nicht unwichtige Aufgabe im Haushalte der Natur: in den Straßen, an deren Gossen und Ecken, an den Häusermauern und in den Kirchenwinkeln, lagern viele verdorbene, übelduftende, der menschlichen Gesundheit nachteilige Stoffe im Boden; diese Stoffe saugen die Straßenpflänzchen mit ihren feinen Faserwürzelchen auf, verteilen sie in ihre Blätter und Blüten. Nun vermögen die fauligen Substanzen uns Menschen nicht mehr zu schaden. Deshalb nennt ein sinniger Naturfreund die Straßenpflänzchen ‚kleine grüne Wohlthäter der Menschheit'. Auch wir wollen sie so nennen, nicht wahr, lieber Hermann?"

Eine Lokomotiven-Parade.

Eine Lokomotiven-Parade ist ein Schauspiel, von welchem wohl die wenigsten unserer lieben Kameraden etwas gehört haben, und das ihnen daher etwas ganz neues sein wird. Wir wollen ihnen daher dieses Schauspiel um so mehr vorführen, weil dasselbe an den Namen und das Andenken des großen britischen Erfinders George Stephenson anknüpft, welcher bekanntlich einer der Hauptbegründer des Eisenbahnwesens und ein Mann ist, der alles aus sich selbst geworden, und den wir daher unseren jungen Lesern mit vollstem Recht als ein Vorbild und nachahmungswürdiges Beispiel vorstellen dürfen. George Stephenson ist am 9. Juni 1781 in dem kleinen Flecken Wylam bei Newcastle am Tyne als der Sohn eines Kohlenarbeiters geboren, erlernte das Schlosserhandwerk und arbeitete sich von einem gewöhnlichen Maschinisten zum Direktor der Kohlenwerke des Lord Ravensworth bei Darlington empor. Im Jahre 1814 erfand und erbaute er die erste Lokomotive für das Kohlenwerk Killingworth und legte dadurch den Grund zum ganzen Eisenbahnwesen, das er später noch durch die erste Anwendung glatter gewalzter Eisenbahnschienen verbesserte. Wir brauchen unsere lieben Kameraden nicht erst zu fragen: „Was wäre heute die Welt, was wären Handel, Verkehr und alle Fortschritte, wenn wir noch keine Eisenbahnen hätten, welche der ganzen Welt eine andere Gestalt gegeben haben?" Jeder von unseren jungen Freunden wird bei einigem Nachdenken begreifen, was für einen ungeheuren Dienst Stephenson durch seine Erfindung der Welt und den Menschen geleistet hat, und wie es seinen Landsleuten, die ohnedem die Verdienste ihrer nationalen großen Männer höher werten und bereitwilliger anerkennen, als wir Deutschen diejenigen der unserigen, eine hohe Ehrenpflicht dünkte, die Verdienste dieses Mannes zu feiern. Stephenson ward ein reicher und berühmter Mann und starb am 12. August 1848 auf seinem Landgute Tapton House bei Chesterfield, worauf man ihm bei Newcastle ein Standbild errichtete und 1877 in Chesterfield zur Verewigung seines Andenkens die sogen. Stephenson-Hall erbaute, ein großes palastähnliches Gebäude, das, Lehranstalt und Museum zugleich, nur wissenschaftlichen Zwecken dienen sollte. In Wylam steht noch das bescheidene Häuschen, worin George Stephenson geboren ward, und ein Eisenbahnstrang führt hart daran vorüber. Nahe dabei, in West-Moor, steht auch noch das Haus, welches er als Maschinist mit seiner jungen Familie bewohnte. Als daher im Jahre 1881 die 100jährige Feier seines Geburtstages herannahte, trat ein großer Ausschuß von Gelehrten, großen Industriellen, Kaufleuten und angesehenen Personen aller Art nicht nur aus Newcastle, dessen Umgebung und der ganzen Grafschaft, sondern aus der ganzen britischen Nation zusammen, um über eine ebenso sinnige und würdige als großartige Säkularfeier seiner Geburt zu beschließen. Bei dieser Gelegenheit nun kam jemand auf den guten Einfall, in die Reihe der Aufzüge, Bankette 2c. dieser Feier auch eine Lokomotiven-Parade einzuführen, welche an dem Häuschen seiner Geburt und an seinem Standbild bei Newcastle zweimal, nämlich hin und her, vorüberfahren sollte. Der Vorschlag ward augenblicklich angenommen und dahin ausgearbeitet, daß 16 der schönsten und größten Lokomotiven neuester Konstruktion am Festtage des 9. Juni von der Zentralstation in Newcastle aus nach Wylam hinaus und an Stephensons Geburtshaus vorüberfahren und die Eiche passieren sollten, welche der Lordmayor oder Oberbürgermeister von Newcastle zum ehrenden Andenken an den großen Erfinder neben seinem Geburtshause hatte pflanzen lassen. Die sämt-



Eine Lokomotiven-Parade.

lichen großen Eisenbahnlinien von Großbritannien liehen dazu mit Vergnügen ihre schönsten Lokomotiven, und die allgemeine Stimme der Zuschauer ging dahin, daß diese Lokomotiven-Parade, von welcher unser vorstehender Holzschnitt auf Seite 409 eine bildliche Darstellung gibt, einer der großartigsten und denkwürdigsten Züge in der ganzen Reihe der Festlichkeiten dieser Säkularfeier und des gefeierten Mannes vollkommen würdig gewesen sei.

Der Geist der Llano estakata.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

Der Riese trat mehrere Schritte zurück, maß den Jüngling mit einem erstaunt verächtlichen Blicke und lachte dann höhnisch auf:

„Knabe, Bursche, Junge, bist du toll? Ich zerdrücke dich doch mit einem einzigen Griffe meiner Hände zu Brei!"

„Das wirst du bleiben lassen! Bloody-fox ist nicht so leicht zu zermalmen. Du hast geglaubt, Männern gegenüber unverschämt sein zu können. Nun kommt ein Knabe, um dir zu beweisen, daß du gerad' so wenig zu fürchten bist wie ein toter Mensch. Betrachte dich von diesem Augenblicke an als Leiche! Die Mörder der Llano werden vom Avenging-ghost mit dem Tode bestraft. Du bist ein Mörder, und da der Geist nicht anwesend ist, werde ich seine Stelle vertreten. Bete deine letzten drei Paternoster und Ave Marias; du hast vor dem ewigen Richter zu erscheinen!"

Diese Worte des jungen Mannes, welcher noch ein halber Knabe war, machten einen außerordentlichen Eindruck auf die Anwesenden. Er kam ihnen ganz anders vor als vorher. Sein Auftreten war noch mehr als dasjenige eines erwachsenen Mannes. Er stand da, stolz aufgerichtet, mit drohend erhobenem Arme, blitzenden Augen und einem unerschütterlichen Entschluß in den festen Zügen — ein Bote der Gerechtigkeit, ein Vollstrecker des gerechten Strafgerichtes.

Der Fremde war, trotzdem er den Jüngling fast um Kopfeslänge überragte, bleich geworden. Doch faßte er sich schnell, stieß ein lautes Gelächter aus und rief:

„Wahrhaftig, er ist verrückt! Ein Floh will einen Löwen verschlingen! So etwas hat noch niemand gehört! Mensch, beweise es doch einmal, daß ich ein Mörder bin!"

„Spotte nicht! Was ich sage, das geschieht, darauf kannst du dich verlassen! Wem gehört das Gewehr, welches da am Stamme des Baumes lehnt?"

„Natürlich mir."

„Seit wann ist es dein Eigentum?"

„Seit über zwanzig Jahren."

Trotz seines vorigen Gelächters und seiner geringschätzigen Worte machte die jetzige Haltung des Knaben einen solchen Eindruck auf den starken Mann, daß ihm gar nicht der Gedanke kam, ihm die Antwort zu verweigern.

„Kannst du das beweisen?" fragte Bloody-fox weiter.

„Kerl, wie soll ich das beweisen? Kannst du etwa den Beweis des Gegenteils erbringen?"

„Ja. Diese Büchse gehörte dem Sennor Rodriguez Pinto auf der Estanzia del Meriso drüben bei Cedar Grove. Er war vor zwei Jahren mit seinem Weibe, seiner Tochter und drei Vaqueros hüben in Caddo-Farm auf Besuch gewesen. Er verabschiedete sich dort, kehrte aber niemals heim. Kurze Zeit darauf fand man die sechs Leichen in der Llano estakata, und die Spuren im Boden verrieten, daß die Pfähle versteckt, also in falsche Richtung geordnet worden waren. Diese Büchse war die seinige; er trug sie damals bei sich. Hättest du behauptet, sie während der angegebenen Zeit von irgend wem gekauft zu haben, so wäre die Sache zu untersuchen. Da du aber behauptest, sie bereits zwanzig Jahre zu besitzen, so hast du sie nicht von dem Schuldigen gekauft, sondern bist selbst der Mörder und als solcher dem Gesetze der Llano estakata verfallen."

„Hund!" knirschte der Fremde. „Soll ich dich zermalmen! Dieses Gewehr ist mein Eigentum. Beweise es doch, daß es diesem Haziendero gehört hat!"

„Sogleich!"

Er nahm das Gewehr vom Stamme des Baumes weg und drückte an einer der kleinen Silberplatten, welche in den unteren Teil des Kolbens eingelegt waren. Sie sprang auf und unter ihr zeigte sich ein zweites Plättchen mit dem vollständigen Namen, den er vorher genannt hatte.

„Schaut her!" sagte er, das Gewehr den anderen zeigend. „Hier ist der unumstößliche Beweis, daß dieses Gewehr Eigentum des Haziendero war. Er hat es mir einigemale geborgt; daher kenne ich es so genau. Es ist höchst gefährlich für einen Mörder, einen geraubten Gegenstand, dessen Eigentümlichkeiten ihm unbekannt sind, mit sich umherzutragen. Ich will euch nicht fragen, ob ihr diesen Mann für den Mörder haltet. Ich selbst, ich halte ihn für denselben, und das genügt. Seine Augenblicke sind gezählt."

„Die deinigen auch!" schrie der Fremde, indem er auf ihn einsprang, um ihm das Gewehr zu entreißen.

Aber Bloody-fox trat blitzschnell einige Schritte zurück, schlug die Büchse auf ihn an und gebot:

„Stehen bleiben, sonst trifft dich die Kugel. Ich weiß genau, wie man mit solchen Leuten umzuspringen hat. Hobble-Frank, Juggle-Fred, legt auf ihn an, und wenn er sich bewegt, so schießt ihr ihn sofort nieder!"

Die beiden Genannten hatten im Nu ihre Gewehre erhoben und auf den Fremden gerichtet. Es handelte sich hier um das Prairiegesetz, welches nur einen einzigen, aber vollständig genügenden Paragraphen hat; da gibt es für einen braven Westmann kein Zaudern.

Der Fremde sah, daß Ernst gemacht wurde. Es handelte sich um sein Leben; darum stand er bewegungslos.

Bloody-fox senkte jetzt das Gewehr, da die beiden anderen Büchsen den Mann auf seiner Stelle hielten, und sagte:

„Ich habe dir dein Urteil gesprochen, und es wird sofort vollstreckt werden."

„Mit welchem Rechte?" fragte der Fremde mit vor Grimm bebender Stimme. „Ich bin unschuldig. Und selbst wenn ich schuldig wäre, brauche ich es mir nicht gefallen zu lassen, von solchen hergelaufenen Leuten gelyncht zu werden, am allerwenigsten aber von einem Kinde, wie du bist."

„Ich werde dir zeigen, daß ich kein Kind bin. Ich will dich nicht töten, wie ein Henker den Delinquenten tötet. Du sollst Auge in Auge mir gegenüberstehen,

jeder mit seinem Gewehre in der Hand. Deine Kugel soll ebensogut mich treffen können, wie dich die meinige treffen wird. Es soll kein Mord, sondern ein ehrlicher Kugelwechsel sein. Wir setzen Leben gegen Leben, obgleich ich dich sofort niederschießen könnte, da du dich in meiner Hand befindest."

Der junge Mann stand in aufrechter, selbstbewußter Haltung vor dem Fremden. Sein Ton war ernst und bestimmt, und doch klangen seine Worte so gelassen, als sei ein solcher Zweikampf auf Leben und Tod etwas ganz Einfaches und Alltägliches. Er imponierte allen Anwesenden, den einzigen ausgenommen, an den seine Worte gerichtet waren. Oder ließ dieser den Eindruck nicht merken, welchen das Verhalten seines Gegners auf ihn hervorbrachte? Er schlug ein lautes, höhnisches Gelächter auf und antwortete:

„Seit wann führen denn hier an der Grenze unreife Knaben das große Wort? Denke nicht etwa, daß ich mich wegen deines Mutes oder deiner Umsicht in deiner Hand befinde! Wenn diese Männer nicht da gewesen wären, um ihre Läufe auf mich zu richten, hätte ich dich bereits abgewürgt, wie man einem fürwitzigen Sparrow den Kopf abdreht. Bist du wirklich so verrückt, dich mit mir messen zu wollen, so habe ich nichts dagegen. Mache dich aber ja darauf gefaßt, heute dein letztes Wort gesprochen zu haben! Meine Kugel hat noch nie gefehlt. Du kannst auf Gift wetten, daß sie auch dir den Weg zur Hölle zeigen wird! Aber ich halte dich und die anderen bei dem, was dein großes Maul gesprochen hat. Ich verlange einen ehrlichen Kampf und dann ein freies und offenes Feld für den Sieger!"

„Du sollst beides haben," antwortete Bloody-fox.

„Hast du mich auch recht verstanden? Wenn du von meiner Kugel gefallen bist, darf ich gehen, wohin es mir beliebt, und keiner hat das Recht, mich zurückzuhalten!"

„Oho!" rief da Helmers. „So haben wir nicht gewettet. Selbst wenn du Glück im Schusse haben solltest, sind wohl noch einige Gentlemen da, welche dann ein Wort mit dir zu sprechen haben. Ihnen wirst du Rede stehen müssen."

„Nein, so nicht!" fiel Bloody-fox ein. „Der Mann gehört mir. Ihr habt kein Recht an ihm. Ich allein bin es, der ihn herausgefordert hat, und ich habe ihm mein Wort gegeben, daß der Kampf ein ehrlicher sein werde. Dieses Versprechen müßt Ihr halten, wenn ich falle. Es soll nach meinem Tode nicht heißen, daß mein Versprechen keinen Wert gehabt habe."

„Aber, Boy, bedenke doch — — —!"

„Es ist nichts, gar nichts zu bedenken!"

„Soll dich ein notorischer Schuft ungestraft niederschießen können?"

„Wenn es ihm gelingt, ja, denn es ist mein Wille gewesen, mich mit ihm zu schießen. Es ist wahr, er gehört unbedingt zu den Staked Plain Vultures und sollte eigentlich ohne langes Gerede mit Knütteln erschlagen werden. Aber so eine Henkerei widerstrebt mir, und wenn ich ihn eines anderen und besseren Todes würdige, so muß diese außerordentliche Vergünstigung auch nach meinem Tode Wirkung haben. Ihr versprecht mir also jetzt mit Wort und Handschlag, daß er sich ungehindert entfernen kann, falls er mich erschießt!"

„Wenn du nicht anders willst, so müssen wir es thun; aber du gehst mit dem Vorwurf von der Erde, durch deine ungerechtfertigte Milde dafür gesorgt zu haben, daß dieser Schurke sein Handwerk auch fernerhin betreiben kann!"

„Nun, was das betrifft, so bin ich sehr, sehr ruhig. Er hat gesagt, daß seine Kugel niemals fehle. Wollen sehen, ob die meinige wohl im Laufe steckt, um ein Loch nur in die Luft zu machen. Sage also, Kerl, auf welche Distanz wir uns schießen wollen!"

„Fünfzig Schritte," antwortete der Fremde, an welchen die letztere Aufforderung gerichtet war.

„Fünfzig!" lachte Bloody-fox. „Das ist nicht allzu nahe. Du scheinst deine Haut ganz außerordentlich lieb zu haben. Aber es soll dir doch nichts nützen. Weißt du, ich will dir die freundschaftliche Mitteilung machen, daß ich ganz genau so wie der Lowenging-ghost zu zielen pflege, nämlich nach der Stirn. Nimm also die deinige in acht! Ich befürchte, du wirst an dem heutigen gesegneten Tage einige Lot Blei durch den Verstand bekommen. Ob du das vertragen wirst, das ist nicht meine Sache, sondern die deinige."

„Immer schneide auf, Knabe!" knirschte sein Gegner. „Ich habe erhalten, was ich wünschte, das Versprechen des ungehinderten Weges. Machen wir die Sache kurz. Gib mir mein Gewehr!"

„Wenn die Vorbereitungen getroffen sind, sollst du es haben, eher nicht, denn es ist dir nicht zu trauen. Der Wirt mag die Distanz abmessen, fünfzig Schritte. Haben wir Posto gefaßt, so mag Bob sich mit der einen Lampe zu dir, Hobble-Frank sich mit der anderen zu mir stellen, damit wir beide einander genau sehen können und ein sicheres Ziel haben. Dann gibt Juggle-Fred dir dein Gewehr in die Hand, Helmers mir das meinige. Helmers kommandiert, und von diesem Augenblick an können wir beide ganz beliebig schießen, jeder zwei Kugeln, denn unsere Gewehre sind doppelläufig."

„Avancieren wir dabei?" fragte der Fremde.

„Nein! Du hast die Distanz bestimmt, und dabei hat es zu bleiben. Wer seinen Platz verläßt, bevor die Kugeln gewechselt worden sind, der wird von dem, welcher ihm das Licht hält, niedergeschossen. Zu diesem Zwecke werden Bob und Frank ihre gespannten Pistolen oder Revolver bereit halten. Erschossen wird auch derjenige von uns beiden, dem es einfallen sollte, sich zu entfernen, bevor sein Gegner die beiden Schüsse abgefeuert hat."

„Schön! So sein sehr schön!" rief Bob. „Masser Bob sofort geben Schuft eine Kugel, wenn er wollen laufen!"

Er zog die Waffe aus dem Gürtel und zeigte sie unter drohendem Grinsen dem Fremden.

Die anderen erklärten sich mit den Bedingungen Bloody-fox' einverstanden, und die Vorbereitungen wurden sofort getroffen. Sie waren damit alle so beschäftigt, daß es keinem einfiel, auf den frommen Tobias Preisegott Burton besonders acht zu geben. Diesem schien die Szene jetzt ganz gut zu behagen. Er rückte langsam von seinem Platze nach der Ecke der Bank und zog die Füße unter dem Tische hervor, so daß er am passenden Augenblicke die Beine sofort zur Flucht benutzen konnte.

Jetzt hatten die beiden Gegner ihre Plätze eingenommen, fünfzig Schritte voneinander entfernt. Neben dem Fremden stand der Neger, in der Linken die Lampe und in der Rechten die Reiterpistole, welche er schußbereit hielt. Bei Bloody-fox stand Hobble-Frank mit seiner Lampe und in der anderen Hand den Revolver, nur der Form wegen, da es sich voraussehen ließ, daß er nicht in die Lage kommen werde, ihn gegen den jungen, ehrlichen Mann zu gebrauchen.

Helmers und Juggle-Fred hielten die beiden geladenen Gewehre bereit. Es war selbst für diese kampfgewohnten Leute ein

Augenblick höchster Spannung. Die beiden im Luftzuge wehenden Flammen beleuchteten mit rußigrotem, flackerndem Scheine die beiden Gruppen. Die Männer standen still, und doch schien es bei dem unruhigen Lichte, als ob sie sich unausgesetzt bewegten. Es war unter diesen Umständen sehr schwer, ein ruhiges Ziel zu nehmen, besonders da die Beleuchtung nicht zureichend war, die Kimme des Visieres oder gar das noch weiter vom Auge entfernte Korn zu erkennen.

Bloody-fox stand in einer so unbefangenen, ja harmlosen Haltung da, als ob es sich um eine Partie Kricket handle. Sein Gegner aber befand sich in anderer Stimmung. Juggle-Fred, welcher ihm das Gewehr zu überreichen hatte und also nahe bei ihm stand, sah das gehässige Leuchten seiner Augen und das ungeduldige Zittern seiner Hände.

„Seid ihr fertig?" fragte jetzt Helmers.

„Ja," antworteten beide, wobei der Fremde bereits die Hand nach seiner Büchse ausstreckte.

Er hatte jedenfalls die Absicht, Bloody-fox, wenn auch nur um eine halbe Sekunde, mit dem Schusse zuvorzukommen.

„Hat einer von euch für den Fall seines Todes noch eine Bestimmung zu treffen?" erkundigte sich Helmers noch.

„Der Teufel hole deine Neugierde!" rief der aufgeregte Fremde.

„Nein," antwortete der Jüngling desto ruhiger. „Ich sehe es diesem Kerl an, daß er mich nur infolge eines Zufalles treffen würde. Er zittert ja. In diesem Falle würdest du in meiner Satteltasche finden, was zu wissen dir nötig ist. Und nun mach, daß wir zu Ende kommen!"

„Na, denn also hin mit den Büchsen! Gebt Feuer!"

Er reichte Bloody-fox das Gewehr hin. Der junge Mann nahm es gleichmütig hin und wiegte es in der rechten Hand, als ob er die Schwere desselben taxieren wolle. Er that gar nicht so, als ob sein Leben an einem kurzen Augenblicke hänge.

Der andere hatte seine Büchse dem Juggle-Fred fast aus der Hand gerissen. Er gab seine linke Seite vor, um ein möglichst schmales Ziel zu bieten, und legte an. Sein Schuß krachte.

„Halloo! Dash!" brüllte der Neger. „Masser Bloody-fox sein nicht troffen! Oh fortune! Oh pleasure! Oh delight!"

Er sprang mit gleichen Beinen in die Luft, tanzte um seine eigene Achse und gebärdete sich vor Freude wie ein Besessener.

„Willst du Ruhe halten, Kerl!" donnerte Helmers ihn an. „Wer soll denn da zielen, wenn du die Lampe in dieser Weise schwingst!"

Bob sah augenblicklich ein, daß sein Verhalten grad demjenigen, dem er den Sieg wünschte, zum Schaden gereiche. Er stand plötzlich kerzengerade und rief:

„Masser Bob jetzt still halten! Masser Bob nicht zucken! Massa Bloody-fox schnell schießen!"

Aber der andere hatte sein Gewehr nicht von der Wange genommen. Er drückte ab — auch dieser Schuß ging fehl, obgleich Bloody-fox noch immer so da stand wie vorher, ihm die ganze Breite seines Körpers bietend und die Büchse in der Rechten wiegend.

„Thousand devils!" fluchte der Fremde.

Er stand einige Augenblicke ganz starr vor Betroffenheit. Dann stieß er noch ein Kraftwort aus, welches nicht wiedergegeben werden kann, und that einen Sprung zur Seite, um zu entfliehen.

„Stop!" rief der Neger. „Ich schießen!"

Man hörte die That zu gleicher Zeit mit dem Worte. Er drückte ab. Aber nicht sein Schuß allein war gefallen.

Der kurze Augenblick, während dessen sein Gegner vor Schreck unbeweglich gewesen war, hatte Bloody-fox genügt, sein Gewehr empor zu nehmen. Er drückte so schnell ab, als ob er gar nicht zu zielen brauchte, drehte sich dann auf dem Absatze um, griff in den Munitionsbeutel, um der Gewohnheit jener Gegend gemäß den abgeschossenen Lauf sofort wieder zu laden und sagte:

„Er hat es! Geh hin, Frank! Du wirst mitten in seiner Stirn das Loch sehen."

(Fortsetzung folgt.)

Ueberwinternde und Frühjahrsschmetterlinge.

Alljährlich erscheinen in den Tageszeitungen in den Monaten Februar oder März Notizen, daß der Redaktion aus dem Leserkreise ein Zitronenfalter, ein Fuchs oder gar ein lebender Maikäfer zugeschickt worden sei und daß dieser „Frühlingsbote" den Eintritt des Frühlings als nahe bevorstehend verkünde. Diese in einzelnen Stücken früh erscheinenden Insekten sind nun aber keineswegs Frühjahrs-, sondern vielmehr Herbstboten, und die betreffenden Notizen beruhen lediglich auf Unkenntnis naturwissenschaftlicher Verhältnisse. Der „G. K." will seinen jungen Freunden erzählen, woher diese früh fliegenden Insekten kommen.

Schon im ersten Jahrgange ist (S. 110) von den überwinternden Käfern die Rede gewesen, jedoch nur mit Bezug auf diejenigen Arten, welche den ganzen Winter hindurch, und zwar oft während eines Zeitraumes von acht Monaten gefunden werden können. Nun gibt es auch einige Käfer, die im Freien nur während eines oder zweier Monate auftreten, dennoch aber bereits viele Monate hindurch in völlig ausgebildetem Zustande in wenig zugänglichen Orten verharren. Hierzu gehört z. B. auch der Maikäfer. Schon im Herbst findet er sich in völlig ausgebildetem Zustande in der Erde vor, verharrt aber hier noch so lange, bis die Strahlen der April- und Maisonne die Erde bis zu seiner Lagerstätte erwärmen, dann erst arbeitet er sich heraus. Wenn nun im zeitigen Frühjahr beim Ausroden alter Bäume mit der Erde auch ein solcher noch ruhender Maikäfer zu Tage gefördert wird, ist das Staunen gewöhnlich groß, und der „Frühlingsbote" wird nicht selten an die Redaktion einer Zeitung gesendet.

Auch bei den Schmetterlingen gibt es solche, welche regelmäßig in ausgebildetem Zustande überwintern. Sie gehören meist zu den Gattungen der Nachtschmetterlinge und vornehmlich zu den Eulen. Es gibt sogar einige Spannerarten, welche nur im November und Dezember erscheinen und trotz Eis und Kälte umherflattern. Das Ueberwintern der Tagfalter, obschon es häufig vorkommt, muß indessen als Ausnahme angesehen werden. Von den Tagschmetterlingen überwintern vorzugsweise der Zitronenfalter, der Fuchs, das Tagpfauenauge, der C-Falter und der Trauermantel. Wenn die im Oktober auskriechenden Tagfalter durch plötzlich eintretendes, kaltes Wetter überrascht werden, so suchen sie schnell ein Versteck auf, in dem sie erstarren. Jeder warme Sonnenstrahl belebt sie wieder. Der „G. K." hat wiederholt im Dezember und Januar auf Hausböden den kleinen Fuchs gefunden, welcher an den in das Dach eingesetzten Scheiben in den Strahlen der Mittagssonne lustig umherflatterte. Gelangt nun solch

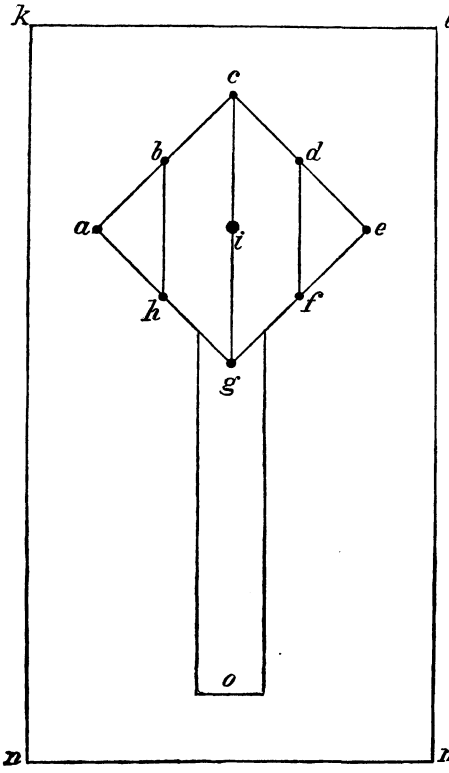
ein Füchslein durch eine Oeffnung ins Freie, so flattert es wohl noch eine Zeit lang umher, bis es ein neues Versteck auffindet oder von der Kälte übernommen in Erstarrung fällt. Da sich auf schneebedeckter Fläche der fliegende Schmetterling leicht bemerkbar macht, wird er, zumal seine Bewegungen in der Kälte sehr matt sind, meist schnell eingefangen und als „Frühlingsbote" angestaunt. Die meisten Schmetterlinge überwintern unter Brücken, in Zaunritzen, hohlen Bäumen und dergl. und erscheinen erst bei schönem, warmem Wetter Ende März oder im April, sobald die Sonne ihre Verstecke gehörig erwärmt hat. Um diese Zeit kriechen auch die Puppen derselben Arten aus, jedoch sind die frischen Schmetterlinge an ihrer schöneren, kräftigen Färbung von den überwinterten, die meist sehr ausgeblaßt sind, leicht zu unterscheiden.

Wer im Frühjahr mit dem Netz hinausgeht auf den Schmetterlingsfang, der wird bei schönem, warmem Wetter schon im März, sonst im April in Birkenwäldern einen Schmetterling erbeuten, der im Sonnenschein lustig mit eigentümlichem Zickzackfluge umherflattert. Es ist dies kein Tagfalter, sondern ein zu den Nachtfaltern gehörendes Tierchen, die Birkentageule. Ihre Vorderflügel sind braun mit grauer und weißlicher Zeichnung, die Hinterflügel schön orangegelb mit brauner Zeichnung. Wo sich ein mit Birken und Haseln untermischter Erlenbruch durch den Forst zieht, sehen wir ebenfalls am Tage mit Zickzackfluge einen größeren Schmetterling, der auch den Nachtfaltern angehört, dahinschweben. Es ist der prachtvoll rostbraune, weißgezeichnete Buntflügelspinner. Die weißlichen, braun gezeichneten und etwas größeren Weibchen hängen träge an den Zweigen und flattern nur abends schwerfällig umher. Wollen wir bei den Schmetterlingen von wirklichen Frühlingsboten sprechen, so könnten diese beiden letzten als solche gelten.

Das Kegelspiel.

Das Kegelspiel ist größtenteils ein Spiel für das männliche Geschlecht, bei jung und alt ist es beliebt.

Es ist aber auch ein gesundes Spiel, besonders für den, der oft stundenlang an den Studiertisch und durch Bücher gefesselt ist. Darum ist das Kegelspiel gerade auch meinen Freunden zu empfehlen. Denn die Bewegungen beim Kegelspiel sind der Gesundheit zuträglich und fördern das Wachstum des Körpers. Sobald wir ausholen, um die Kugel zu schieben, drücken wir die Brust hervor und atmen tiefer als gewöhnlich. Und ihr wißt ja, daß ab und zu tief Atemholen der Lunge sehr dienlich, da sie dadurch voll und ganz in Thätigkeit gesetzt wird. Das Kugelschieben stärkt aber auch die Armmuskeln, gewöhnt das Auge an einen sicheren Blick und



Konstruktion einer Kegelbahn.

läßt auch zum dritten den Geist nicht unthätig. Aus diesen Gründen nennen wir das Kegelspiel ein gesundes Spiel.

Das Kegelspiel ist deutschen Ursprungs; ein dem Kegelspiel ähnliches Spiel kannten auch schon die alten heidnischen Germanen. Doch verfertigten sie ihre Kegel aus den Beinknochen der dem Gotte Wodan geopferten Pferde. Dieses Spiel hat sich sehr lange erhalten; denn noch im 16. Jahrhundert wurde in Halberstadt nach Kegeln, welche Götzen darstellten, mit Kugeln geworfen.

Von Anfang an war das Kegelspiel ein Wurfspiel; man suchte die Kegel von weitem umzuwerfen. Früher hatte man hierfür besonders angelegte Kugelplätze. Im Mittelalter kam das Rollen der Kugel auf. Man rollte mit einer Kugel nach zwei Kugeln, die in ziemlicher Entfernung aufgestellt waren. Hierzu hatte man besonders angelegte Rollalleen und Kugelrollplätze.

Auch rollte man mit einer Kugel nach zwei, drei Kugeln, die in einer geraden Reihe hintereinander lagen. (Ein ähnliches Spiel spielen die Knaben in Schleswig-Holstein, mit dem Unterschiede, daß man hier mit Marmeln rollt.)

Das Kegelspiel hat sich von Deutschland über Frankreich, Belgien, Holland, England, Dänemark ꝛc. verbreitet.

Die Zahl der Kegel ist stets eine verschiedene gewesen. In alter Zeit, als unsere Vorfahren also noch heidnisch waren, hatte man drei Kegel, später sechs, acht und jetzt hat man gewöhnlich neun Kegel. Im Mittelalter wurden die Kegel in eine Linie gesetzt, jetzt dagegen werden dieselben bei den gewöhnlichen Spielen in ein schräg stehendes Quadrat, „den Kessel", gestellt.

Der Kessel ist in der Regel eine Steinplatte, oft auch ein festes Holzbrett, das ein wenig in den Boden eingelassen ist. Die neun Standorte der Kegel sind auf dem Kessel bezeichnet, bei einer Steinplatte durch kleine kreisförmige Vertiefungen und bei dem Holzbrett durch kleine runde Bleche. Dadurch können die Kegeljungen die Kegel stets regelmäßig aufsetzen. Derjenige Teil der Bahn, auf dem die Kugel aufgesetzt wird, auf dem sie läuft, heißt „die Bahn". Sie kann eine Kies-, Zement- oder Bohlenbahn sein. Zu beiden Seiten wird die Bahn durch Bretter abgegrenzt. Die Bretter sind etwa 20 cm hoch und heißen „Bande". (Daher „anbandeln", „randeln".) In nebenstehender Figur ist a c e g der Kessel; g o die Bahn; k n die linke und l m die rechte Bande. Im Kessel stehen neun Kegel, ein König und acht Bauern. Der König (i) steht in der Mitte und ist größer wie die übrigen Kegel; g und c sind die Gassenkegel; g der vordere und c der hintere; h und b, f und d sind die Seitenkegel, h der vordere linke, f der vordere rechte, b der hintere linke und d der hintere rechte Seitenkegel; a und e sind die Eckkegel, a der linke und e der rechte.

Die Größe der Kugeln richtet sich nach der menschlichen Hand. Damit die Kugeln beim Schieben von der Hand fest gefaßt werden, dürfen sie nicht zu groß sein; der Durchmesser sei zwischen 10 und 15 cm. Aus lichtem Holz dürfen die Kugeln ebenfalls nicht verfertigt werden. Auch die Kegel dürfen bei kleineren, leichten Kugeln nicht übergroß sein.

Beim Werfen muß man vor allen Dingen eine feste Stellung einnehmen; eine Seitenstellung, bei der der rechte Fuß in die Mitte der Bahn kommt und der linke Fuß vor den rechten gesetzt wird, ist wohl am meisten anzuraten. Bei einem Linkswerfer ist die Stellung entsprechend. Anlauf nehmen, der Kugel nachlaufen, Bewegungen mit Armen und Beinen u. s. w.: das sind üble Angewohnheiten und sind überflüssig.

Die Kugel darf nicht auf das Brett geworfen werden, sondern sie muß von der Hand abrollen. Man hüte sich aber auch vor niedrigem Werfen, sonst könnte leicht die Hand mit der Bahn in Berührung kommen und Splitter fangen. Ein mittelmäßiger Kraftaufwand genügt; ein allzu starkes Werfen ist nicht gut, besonders wenn die Kegel weit voneinander abstehen. Hauptsache ist das sichere Werfen, das erwirbt man sich durch einen sicheren Blick und eine feste Hand.

Wer das Kegelspiel erlernen will, dem rate ich auf einer Bohlenbahn anzufangen. Da dieselbe ein wenig ausgehöhlt ist, erleichtert sie das Werfen gerader Kugeln. Auch einen geringeren Kraftaufwand braucht man hier anzuwenden.

Nun etwas von den Würfen! Bei den meisten Spielen wird die Kugel bei jedem Wurf in die volle „Neun" geworfen. Fallen bloß einer bis fünf Kegel, so gelten sie so viel Points als Kegel fielen. Die anderen Würfe, die mehr Points gelten, als Kegel fielen, nennt man „Honneurs". Fallen bloß die drei Gassenkegel (g i c in unserer Figur), so gilt das (gewöhnlich) 6. Honneur 6 (wo 6 Kegel fallen) = 10; Honneur 7 = 20; Honneur 8 = 30; König (Kaiser) geschoren (wo dieser also allein stehen bleibt) = 40; alle 9 = 50; den König aus der Mitte herausgeholt = 100. Letzteres kommt sehr selten vor und kann nur mit sehr kleinen Kugeln geschehen. Die Wertbestimmungen der Ehrenwürfe, der Honneurs, sind übrigens in den verschiedenen Gegenden verschieden.

Die Kegelspiele lassen sich in zwei Arten einteilen. In der ersten Art spielt jeder für sich; da ist jeder auf sich selbst angewiesen. In der zweiten Art sind stets Parteien gebildet. Die eine Partei spielt gegen die andere. Die Spiele der letzteren Art sind die „Gesellschaftsspiele". Dieselben sind nur Unterhaltungsspiele — es wird nur des Vergnügens halber und bloß ums Bahngeld gespielt, wie solche Kegelspiele nie zu Geldspielen ausarten sollen.

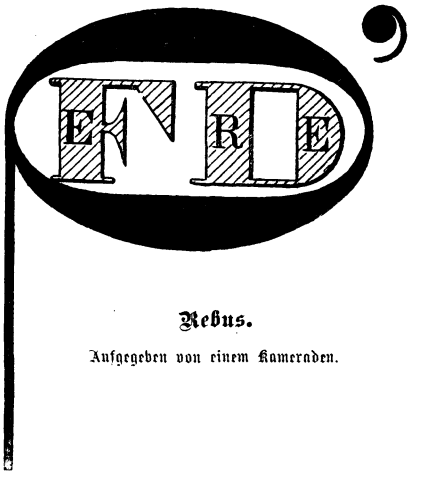
Der erste April.

Woher kommt das „In den April schicken"? — Auf dem Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530, wo von der deutschen Nation viel Geld und Hilfe gegen die Türken gefordert wurde, die im Jahre vorher sogar bis Wien vorgedrungen waren, wo man vor allen Dingen auch den Religionsstreit schlichten und vieles andere thun wollte, was nicht geschah, sollte ebenfalls das Münzwesen in Ordnung gebracht werden. Aber wegen so vieler wichtiger Dinge konnte oder — wollte man nicht dazu kommen; man setzte vielmehr einen besonderen Münztag aus, und zwar auf den nächsten 1. April. Dieser 1. April wurde deshalb das Ziel vieler und großer Spekulationen. Aber der 1. April kam — und an einen Münztag ward nicht weiter gedacht. Die Spekulanten, die auf den 1. April ihr Geschäftchen hatten machen wollen, verfielen natürlich dem öffentlichen Spott, denn — wer den Schaden hat, braucht für diese Beigabe nicht zu sorgen. Und so erhielt denn der 1. April im ganzen Deutschen Reiche eine ganz eigene Bedeutung — als Tag der Narren, die man — in den April schickt.

Ein merkwürdiger Kreisel.

Einen Kreisel, der sich von selbst in Drehung versetzt, kann man auf folgende Weise anfertigen.

Es gehört dazu ein Kork, eine Nähnadel und ein Stückchen Papier. Den Kork stellt man auf den Tisch, pflanzt die Nadel hinein, die Spitze nach oben, sucht den Mittelpunkt des Papierstückchens durch Zeichnung der Diagonalen und bringt dasselbe in die Schwebe, indem man die Spitze der Nadel mit dem gefundenen Mittelpunkt in Verbindung bringt. Vorher aber biegt man zwei sich gegenüberliegende Ecken des Papierstückchens um, so daß eine Ecke nach oben, die andere nach unten gerichtet ist. Nun kann's losgehen, d. h. wenn du deine Hand, wie auf der Figur angedeutet, hinter das Ding hältst, aber ziemlich nahe. Nicht lange, so setzt sich der Kreisel in Bewegung. Ziehst du die Hand weg, so bleibt er wieder stehen. Nur scheinbar setzt sich der Kreisel also von selbst in Bewegung. Offenbar ist es die Hand, von welcher die bewegende Kraft ausgeht. Wie aber die Erklärung? Du meinst, es sei Magnetismus? Das wäre ja nicht ganz undenkbar. Richtig ist aber die Erklärung nicht. Es handelt sich hier um eine ganz einfache mechanische Wirkung, hervorgebracht durch die Erwärmung der Luft. Durch die in die Nähe gebrachte Hand, vorausgesetzt, daß sie warm ist, entsteht ein aufsteigender Luftstrom, der sich an der nach unten gerichteten Ecke stößt und das Stück Papier, da es auf einer Spitze ruht, also eine reibende Fläche praktisch nicht vorhanden ist, in drehende Bewegung setzt. Je wärmer die Hand, um so rascher die Drehung. Wer an kalten Händen leidet, kann das Kunststück natürlich nicht fertig bringen, und dieser Umstand läßt sich benutzen, demselben den Anschein einer kleinen Hexerei zu geben.

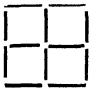


Rebus.

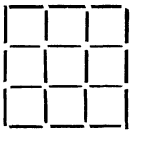
Aufgegeben von einem Kameraden.

Rätselaufgaben mit Streichhölzchen.

Aus 4 □ sollen 3 gemacht werden und zwar mit Verwendung derselben Hölzchen.



Vier Hölzchen sollen so weggenommen werden, daß fünf □ übrig bleiben.



Auflösung des Geographierätsels in Nr. 25.

Düsseldorf, Rendsburg, Emden, Stettin, Danzig, Eberswalde, Naumburg. } Dresden.

Auflösung der botanischen Aufgabe in Nr. 25.

Tilia, Linde.

Auflösung des Umstellungsrätsels in Nr. 25.

Halt	Flaschen	Hobble-Frank.
Odem	Rinde	
Beil	Alter	
Biel	Natur	
Lampe	Kram	
Eber		

Auflösung des Sonnen-Kryptogramms in Nr. 25.

(Das Lesen der Worte wird von unten bei den kurzen Spitzen im Kreise vorgenommen, und dann bei den längeren Spitzen fortgesetzt.)

Bist matt und müd,
So sing' ein Lied
Aus Herzenslust;
Das stärkt die Brust.

Arnhim von Arnim.

Fragen und Antworten.

Verehrer in B—g. bei T. Nachstehend die Firmen einiger Berliner Vogelhändler: P. v. Rozynski, SW., Wilhelmsstr. 105; Klippert, Friedrichsstr. 57; Michow, Friedrichsstr. 247; W. Brum, Markgrafenstr. 24. — Ein Paar Wellensittiche dürften 9 bis 12 M., ein Kakadu etwa 12 M. kosten.

E. H. in Karlsruhe. Um ein zusammenlegbares Schmetterlingsnetz zu fertigen, bedarf es größerer Geschicklichkeit. Unbedingt mußt Du auch in Schlosserarbeiten geübt sein und das nötige Handwerkszeug besitzen. Da wir dies nicht voraussetzen können, verweisen wir Dich auf „Bau's Handbuch für Schmetterlingssammler", erschienen in der Creutzschen Buchhandlung in Magdeburg, das eine genaue Beschreibung mit Abbildung enthält. — Wenn Dir ein gewöhnliches, nicht zusammenlegbares Netz genügt, kannst Du ein solches auf folgende Weise leicht und billig herstellen. Ein Messingdraht von 4 bis 5 mm Dicke wird ringförmig so zusammengebogen, daß der Durchmesser des Ringes etwa 35 bis 40 cm beträgt. Die beiden Enden biegt man etwa 5 cm lang im rechten Winkel nach außen und lötet sie an eine Messing- oder Blechhülse. Diese letztere wählt man so, daß sie auf einen Spazierstock paßt. An den Ring wird ein Beutel aus dünner Gaze, Mull oder Tüll genäht, doch muß der Stoff zuvor tüchtig in heißem Wasser ausgewaschen werden, daß der Beutel hübsch weich wird.

E. v. R. in Wiesbaden. Brauchbare Raupenzuchtkästen lassen sich sehr leicht und ohne nennenswerte Kosten aus alten Kisten herstellen. Wie man dabei verfährt, hat der „G. K." in Nr. 27, Seite 405 des vorigen Jahrganges ausführlich geschildert. Es ist, um schöne und wohlgebildete Schmetterlinge zu erziehen, an dieser Stelle auch der Behandlung und Fütterung gedacht.

H. M. in Th. Das für den Bau eines Aquariums nötige innere Ausstattungsmaterial selbst zu sammeln, gewährt viele Unterhaltung und Belehrung, so daß wir von einem einfachen Ankaufe fast abraten möchten. Gleichwohl seien nachstehend der Katalog 101 von N. L. Chrestensen, Hoflieferant in Erfurt, sowie der der Firma J. F. G. Umlauff, Hamburg, St. Pauli, Spielbudenplatz 8, genannt, die Dich über den Ankaufspreis der einzelnen Gegenstände ausreichend orientieren dürften.

Alfred E. in Kremsier. Ja, Freund, das gibt es; es ist das mehrfach genannte in A. Hartlebens Verlag zu Wien erschienene und durch jede Buchhandlung erhältliche Werkchen von Raphael Sanzio: „Die Kunst, ein Maler zu werden", Preis 1 Gulden. Du wirst diesem Buche allerdings manches Belehrende, beherzigenswerte Winke, auch die Antwort auf Deine übrigen Fragen entnehmen können; aber merke: nach Büchern und Rezepten kann und wird man nie malen lernen. Wende Dich gleichzeitig an einen Mann, der was kann!

Karl Fr. in P. Wie Du das machen sollst, daß Du von Papa „endlich" auch Taschengeld erhältst? Das ist für den „G. K." eine heikle Frage. Er denkt, Du sollst recht fleißig sein und Deinem Papa durch gute Zensuren recht viele Freude bereiten, vielleicht daß Dein Wunsch dann bald in Erfüllung geht. Wirst Du denn damit auch recht haushälterisch sein?

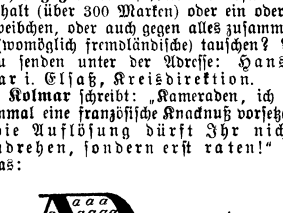
F. D. zu Weinheim a. d. Bergstraße. Lieber Freund, da heißt es eben, wenn Du überhaupt Lust dazu hast, studieren und probieren, bis die Aufgabe gelöst ist, sonst wäre es ja keine. Daß alle diese Figuren in einem Zuge gezeichnet werden können, darüber darfst Du sicher sein. Der „G. K." hat sich selbst daran versucht und alle fertig gekriegt.

Otto Lanz, per Adr.: **Lehrer Lanz** in **Kirn a. d. Nahe (Rheinprovinz),** möchte mit seinen Kameraden in Briefmarkentauschverbindung treten und erbittet sich Angebote.

Kuno Teufel in **Stuttgart, Neckarstraße Nr. 33, 3,** wünscht mit seinen Kameraden Briefmarken zu tauschen. Er besitzt zu diesem Zwecke viele seltene, auch ganze Postkarten, z. B. 25 Stück Japan, 1 Sou, blau. Ebenso sucht er für Siegel Marken zu erhalten.

Wer möchte gegen ein schönes Briefmarkenalbum mit Inhalt (über 300 Marken) oder ein oder zwei Kanarienweibchen, oder auch gegen alles zusammen, andere Vögel (womöglich fremdländische) tauschen? Anerbieten bitte zu senden unter der Adresse: Hans Böhm, Kolmar i. Elsaß, Kreisdirektion.

H. S. in Kolmar schreibt: „Kameraden, ich will Euch auch einmal eine französische Knacknuß vorsetzen. Aber NB. die Auflösung dürft Ihr nicht gleich herumdrehen, sondern erst raten!" Also was heißt das:



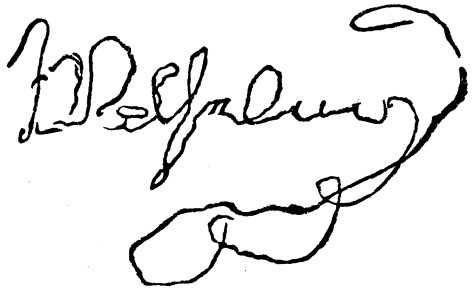
(Un grand Abbé rempli d'appétit a traversé Paris.

W. Sch . . . . . dorf in Swinemünde. Solche Karten kann Dir jede Buchhandlung, wenn nicht vorrätig, binnen wenigen Tagen besorgen.

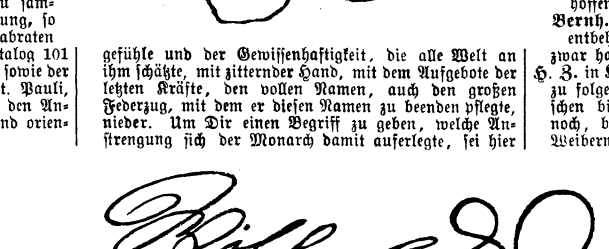
Adolf Schaeidt, stud. lit. in **Saargemünd, Großhafenstraße,** schreibt: Liebe Kameraden! Ich habe ungefähr 30 elsaß-lothringische Briefmarken (5 Cts. und 10 Cts.), welche ich Euch hiermit zum Tausch anbiete. Meldet Euch bald! — Wer der dreijährige Abonnent sei? Das können wir doch nur so verstehen, daß der betreffende junge Herr erst 3 Jahre alt, oder aber ein Spaßvogel ist. Wohl ihm!

Alfred Klein zu **Lugos** in **Ungarn** möchte mit Kameraden des Auslandes Briefmarken tauschen.

O. B. in S. Wir entsprechen Deinem Wunsche sehr gerne. Fürst Bismarck hatte den auf dem Totenbette liegenden Kaiser Wilhelm gebeten, die ihm vorliegende Urkunde, den letzten Staatsdienst, den der dahingeschiedene Monarch verrichten sollte, nur mit einem W zu unterzeichnen; der Kaiser aber schrieb in dem Pflicht-



gefühle und der Gewissenhaftigkeit, die alle Welt an ihm schätzte, mit zitternder Hand, mit dem Aufgebote der letzten Kräfte, den vollen Namen, auch den großen Federzug, mit dem er diesen Namen zu beenden pflegte, nieder. Um Dir einen Begriff zu geben, welche Anstrengung sich der Monarch damit auferlegte, sei hier



zur Vergleichung der Namenszug hergesetzt, wie ihn der Kaiser bis in sein spätestes Alter zu vollführen pflegte.

Konr. F. zu B. Das hieße einen Mohren weiß waschen wollen, und die dazu nötige Seife ist bekanntlich noch nicht erfunden. Also lassen wir's.

Ernst Ballin in **Hamburg, Laufgraben 35,** hat sehr viele Briefmarkendubletten der Hamburger Privatposten, und möchte mit seinen Kameraden gerne in Tauschverbindung treten.

Rich. N. in Reinowitz bei G. Der „G. K." zweifelt keinen Augenblick, daß Du durch den Besuch einer Handelsakademie einen ungleich größeren Fond theoretischen Wissens vor Dich bringst, als wenn Du nach Absolvierung der Bürgerschule sofort in eine kaufmännische Lehre treten würdest. Der akademisch gebildete Comptoirist wird zweifelsohne auch höhere Ansprüche stellen können. Dementgegen läßt sich wieder sagen, daß der Erfolg des Kaufmanns im wesentlichen von Energie und persönlicher kaufmännischer Intelligenz abhängt, die nicht wohl anerlernt werden kann. Wer das Zeug zum Kaufmann nicht hat, ob Akademiker oder nicht, der wird eben heutzutage von seinem rührigen Konkurrenten zur Seite gedrückt werden. Der „G. K." kann Dir einen positiven Rat nicht geben; es kommt auch ganz darauf an, welcher Branche Du Dich zuwenden, ob Dir nach Deinen Mitteln das bescheidene Dasein des Handlungsdieners genügen muß, oder ob Du, und nach welchem Maßstabe, ein selbständiger Kaufherr werden willst. Das alles will, den Verhältnissen, in denen Du stehst, entsprechend, wohlerwogen sein. Gruß freundlich erwidert.

Paul Hagewald, Eberswalde (Provinz Brandenburg), Jüdenstraße 4, schreibt: Liebe Kameraden! Da ich einen galvanischen Strom und einen Induktionsapparat habe, so bitte ich Euch herzlich, Ihr möchtet mir schreiben, was für Versuche man damit machen kann. Auch Versuche mit dem Elektrophor und der Leydenschen Flasche sind willkommen. Ich würde Euch sehr dankbar sein. Die besten Grüße an alle Kameraden.

Karl Brandl in Iglau (Mähren), Platz Nr. 9, möchte mit seinen Kameraden in Briefmarkentauschverbindung treten. Er hat viele doppelte, darunter sehr seltene.

Liebe Kameraden! „Wer kann mir von folgenden Briefmarken welche verschaffen: Braunschweig, vor 1865, Frankr., vor 1853, Engl., 1884, 9 d., Hannover, vor 1859, beide Mecklenburg, Ungarn, vor 1876, Oldenburg, Portugal, vor 1856, Rumänien, vor 1876, Sachsen, vor 1856, Serbien, vor 1881, indische Fürstentümer." Briefe erbitte direkt; biete dagegen viele Sorten, besonders Südamerika. Kameradschaftlichen Gruß von Manfred Eimer in Tübingen.

Otto Sch. in Berlin. Wie hoch das dortige Brandenburger Thor ist? 20 m; die Siegesgöttin mißt 6,3 m Höhe. Die Siegessäule auf dem Königsplatze hat eine Gesamthöhe von 51, die Viktoria fast 10 m.

Arthur M. in Wurzen. Du hast sehr große Lust, Dich der Marine zu widmen, und willst wissen, was man dabei alles werden kann. Obenan steht natürlich, ob Kriegs- oder Handelsmarine, das Seeoffizierkorps. Es folgt das Steuermannspersonal, dann nennen wir das Maschineningenieurkorps, das Feuerwerk- und Zeugpersonal, das Torpedopersonal, die Marineärzte, Schiffbau- und Maschinenbauingenieure, das Zahlmeister- und Lazarettpersonal, Büchsenmacher, Maschinisten und Heizer, das Lotsenpersonal; in der Beamtur: die Intendanten, Rendanten, Registratoren, Sekretäre; in den Werkstätten: die Konstruktionszeichner, Werkmeister, Werftverwaltungs- und Betriebsbeamten, die Magazinsbeamten u. s. w., selbst Stellen als Leuchtturmwärter sind zu haben. Wenn Du Dich über die Gliederung und Bedeutung der genannten Chargierungen eingehender unterrichten willst, die „Organisatorischen Bestimmungen für die kaiserliche Marine", erschienen im Verlage von E. S. Mittler & Sohn in Berlin SW., Kochstraße 68 bis 70, geben darüber erschöpfende Auskunft.

Hermann K. in Breslau. Dank für die Knacknüsse; hoffentlich findet sich ein Plätzchen.

Bernh. L. in O. „Genieße, was Dir Gott beschieden, entbehre gern, was Du nicht hast." Unter Umständen zwar hart, aber — empfehlenswert.

H. Z. in Karlsruhe ist durch die M-suche in den Psalmen zu folgender Epistel angeregt worden: „Bei allen Menschen bin ich gleich zu Anfang gewesen und bin es noch, beim Manne komme ich nur einmal vor, bei Weibern und bei Töchtern gar nicht, bei Kindern auch nicht, obwohl mich alle Frauenzimmer zweimal und die Mädchen einmal besitzen. Ich habe mich weder bei den Alten noch bei den Jungen eingestellt, auch die Tiere wissen nichts von mir. Im Himmel bin ich mehr als einmal anzutreffen, bei Gott indessen nie, die Verdammten besitzen mich doppelt, obwohl ich mich nicht in der Hölle befinde." Nun, wer mag denn dieser „Ueberallundnirgends" sein?

F. K. in O. Unechte Marken lassen sich nur durch Vergleichung mit echten erkennen, wozu in vielen Fällen große Erfahrung und Aufmerksamkeit erforderlich ist. Schlechte Fälschungen sind bei nur etwas Aufmerksamkeit verhältnismäßig leicht erkennbar.

Gustav B. in Budapest. Mit der größten Kanone wird es wohl so sein wie mit dem höchsten Turm, dem meisten Verstand oder der höchsten Stufe der Bildung. Jeder will sie besitzen. So rühmt sich auch jede Nation der größten Kanone: die Engländer, die Franzosen, die Italiener, die Russen, die Deutschen. Sicher ist nur, daß in der Fabrikation der Kanonen Krupp in Essen (Rheinpreußen) der Erste ist. Niemand außer ihm versteht die Rohre der Riesenkanonen aus einem einzigen Stück zu gießen. In der englischen Kanonengießerei zu Woolwich ist vor einiger Zeit zwar auch ein Rohr hergestellt worden, das 40 Fuß lang, 220 000 Pfund schwer und in der Bohrung 16 Zoll weit ist; es war aber nicht aus einem Stück, sondern war aus 42 Teilen zusammengeschweißt. So große Rohre hat aber Krupp schon mehrfach aus einem Stück gegossen. Neuerdings ist er damit beschäftigt, ein Rohr herzustellen, das eine Bohrung von 18 Zoll und ein Gewicht von 300 000 Pfund hat. Da der Rohguß davon wenigstens 400 000 Pfund wiegen wird, so sind dazu 5000 Ziegel zu 80 Pfund vonnöten. Dies wird nun sicher die größte Kanone der Welt sein. Für wen sie aber bestimmt ist, weiß man noch nicht. Vielleicht auch ist sie noch zu haben. Hast du vielleicht Lust?

A. Luther in Orel. Deine Fragen hinsichtlich der Wappen ist uns nicht völlig klar. Du mußt sie präziser fassen. — Ob Marokko, Tunis, Tripolis ꝛc. eigene Briefmarken hätten? Nein! Es sind dort französische, englische, auch österreichische Postämter etabliert, die aber die Marken ihrer Staaten benutzen.

Reimkünstler in T. Die liebliche Idylle, die Du uns einsendest, und damit Dir ein entwickelungsfähiges poetisches Talent gewiß nicht abzusprechen ist, beginnt mit den Worten:

„Mond, du gehst so leis und stille
Durch den linden Abendwind — —"

Wie wär's, Kamerad, wenn wir mit solchen Naturschilderungen doch noch warteten, bis wir in der Erdphysik etwas besser beschlagen sind?

Friedrich B. in Berlin. Teile uns doch Deinen vollen Namen mit, und ob Deine uns eingesendete „Weihnachtsgeschichte“ durchaus Dein eigenes Geistesprodukt ist.

Wer von meinen lieben Kameraden möchte mit mir in Briefmarkentauschverbindung treten? Ich habe besonders gute russische Dubletten, alte und neue, sowie auch Ganzsachen. Angebote bitte direkt an mich, E. Kullbach, Rußland, Livland, Dorpat, Scharrenstraße 7.

Schlesischer Quartaner. Du schreibst: „Wie lange muß ich schlafen, um meiner Gesundheit nicht zu schaden?“ Der „G. K.“ ist über diese Frage gar nicht „verwunderlich“, im Gegenteil, er hält sie für sehr wichtig. Der ärztliche Mitarbeiter von „Spemanns Schatzkästlein des Guten Rats“ sagt darüber: „Kinder im Alter von 6 Jahren schlafen der Regel nach 10 bis 11 Stunden, von 7 Jahren 10 ½ Stunden, von 10 Jahren 9 ½ Stunden; 12 Jahre alt geworden, schlafen sie 9 Stunden, von 14 Jahren an 8 ½ Stunden, vorausgesetzt, daß sie an sich gesund sind, daß sie Gelegenheit hatten, sich gehörig zu tummeln, und daß sie geistig nicht über ein mittleres Maß angestrengt wurden. Jünglinge und Erwachsene bedürfen keines längeren Schlafes als eines solchen von sieben Stunden; doch werden auch hier völlig normale Verhältnisse vorausgesetzt, wie sich dies von selbst versteht. Werden diese Maße verkürzt, so ist Schlaffheit, Unlust, nervöse Reizbarkeit die Folge, weil eben der Körper nicht die ausreichende Erholung gefunden hat. Andererseits ist aber auch ein Uebermaß von Schlaf zu vermeiden, da dasselbe zur Erschlaffung führt und Anlaß zu Fettbildung gibt. Nur schwächlichen Konstitutionen, blutarmen und bleichsüchtigen Individuen gestatte man einen etwas längeren Schlaf, weil ihr Organismus größerer Erholung bedarf, veranlasse sie sogar, auch am Tage eine halbe Stunde in horizontaler Lage auszuruhen. Es wird das sichtlich gut auf ihr Befinden einwirken.“

Liebe Kameraden! Ich besitze eine kleine, etwa 400 Stück zählende Privatmarken-Ganzsachen- und Briefmarkensammlung; sie trägt das Motto: „Markensammeln — Markenbetteln“. Und dies ist richtig, denn wer Briefmarken ꝛc. sammelt, muß sie erbetteln, weil keiner so unklug ist, ihm unaufgefordert solche zu schenken. Entschuldigt deshalb, daß ich nach obigem Motto verfahre. Gewiß sind einige unter Euch, welche noch Dubletten über haben, oder solche, die aus Gott weiß was für Gründen ihre Sammlung aufgeben; an diese hauptsächlich ist dieser in des Wortes richtigster Bedeutung „Bettelbrief“ gerichtet. Ich bitte Sie, mir doch ja etwas von Ihrem Vorrate zu schicken, damit meiner Sammlung aufzuhelfen und sich meines innigsten Dankes versichert zu halten. Ja wahrhaftig, ich kann vorderhand noch keine Vergeltung durch Markensendungen üben, da ich nur zwei Dubletten besitze. Aber hoffentlich kann ich später einmal das vergelten, was an mir Gutes gethan wurde. — Einen kleinen Gegendienst will ich aber doch jetzt schon erweisen: Ihr, die Ihr Euch ein Fadentelephon gemacht habt, werdet wohl schon oft gefunden haben, daß sich um eine Ecke sehr schwer telephonieren läßt; dem will ich abhelfen. Dort, wo die Leitung um die Ecke geht, leitet man dieselbe durch eine Blechbüchse. Es ist besser, beim Fadentelephon statt Faden dünne Violin- oder Zitherseiten zu benutzen. Letztere anzufeuchten, ist sehr ratsam; doch versagt die Leitung, wenn sie vollständig mit Wasser überschüttet ist; sie darf nur angefeuchtet, nicht übergossen werden. Mit brüderlichem Gruße und innigstem Danke im voraus verbleibe ich Euer allzeit treuer Kamerad G. Müller, Ludwigshafen a. Rh., Kaiser-Wilhelmsstraße 17. — Du hast ferner ein Figurentheater, alles prächtig eingerichtet, es fehlen Dir nur noch die Mittel, einen „Sturmwind“ loszulassen. Nichts einfacher als das. Nimm ein Kartenblatt, halte die Kante desselben vor den Mund, beginne erst langsam und leise, dann rascher und stärker, ab und zu wieder nachlassend gegen dieselbe zu blasen. Nach einiger Uebung wirst Du das eigentümliche Sausen eines ungestüm um die Häuserecken jagenden Sturmwindes so täuschend nachmachen können, daß Dein Publikum unwillkürlich die Mäntelkrägen in die Höhe ziehen wird.

Hans Weber in Leipzig, Mittelstraße 2, wünscht die Bekanntschaft gleichgesinnter, sternkundebeflissener Kameraden zu machen, zum Austausch von Meinungen über neue astronomische Errungenschaften, von Beobachtungen, namentlich über Sonnen- und Mondfinsternisse. — Der „G. K.“ kann die Bestrebungen, die Du in Deinem Schreiben kennzeichnest, nur lobenswert befinden und zweifelt nicht, daß sich bei diesem Fleiße zu vorgeschrittener Reife auch der Erfolg gesellen wird. Also ernst und fröhlich zugleich — weiterstudiert! Gruß freundlich erwidert.

A. L. in Oedenburg. Du fürchtest Dich vor der Aufnahmsprüfung? Das thut ein wackerer Junge nie, im Gegenteile, ein solcher hat stets mächtig Courage. Sieh nur zu, daß Du fest im Sattel sitzest — dann purzelst Du auch nicht in den Sand. Das thut ein Ungar übrigens nie!

P. F. in Landsberg. Das Berliner Adreßbuch, das doch in jedem größeren Orte der Provinz Brandenburg zu haben sein dürfte, wird Dir eine ganze Reihe der erwünschten Adressen nennen. Lasse Preislisten kommen!

Paul und Karl in A. Na, na, das ist doch ein wenig zu arg! Dagegen wäre Münchhausen ja der reine Waisenknabe.

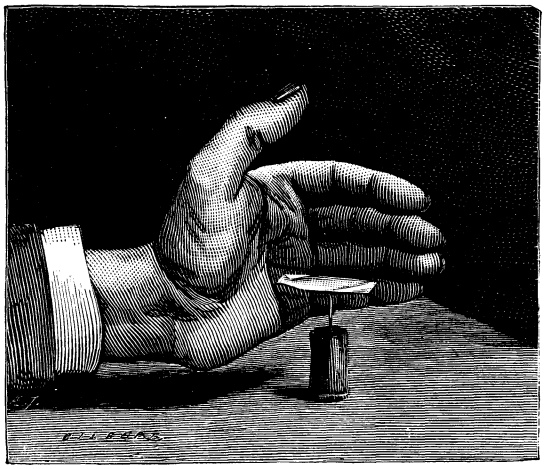
W. Hertz in Hamburg, Ernstmerkstraße 28, ist eifriger Briefmarken- und Münzensammler und lädt tauschlustige Kameraden ein, mit ihm in Verbindung zu treten. — Deine freundliche Karte hat auch dem „G. K.“ viele Freude gemacht. Ja, wenn wir Kameraden fest zusammenhalten, da können wir schon was fertig kriegen. Fast täglich erhält der „G. K.“ die Mitteilung, daß viele seiner jungen Freunde über die neugewonnenen Freundschaften und angebahnten Korrespondenzen ganz glücklich sind. Freundlichen Gruß!

Julius Herpich in Berlin, SW., Schönebergerstr. 25, I, hat eine Anzahl seltener Briefmarken, für die er gern Stempel eintauschen möchte. Angebote bald und direkt erbeten. — (Es fehlt uns leider der Raum, die aufgezählten Marken, wie erwünscht, einzeln wiedergeben zu können. Gruß.)

G. D. in Stade. Hast Du denn die Aufsätze, die der „G. K.“ im vorigen Jahrgang brachte: S. 364 über den Fang der Schmetterlinge, S. 404 über die Zucht aus Raupen, S. 526 über das Aufspannen ꝛc. nicht gelesen? Lies doch erst mal die genannten Stellen nach, und hast Du dann noch eine Frage zu stellen, wird sich der „G. K.“ gerne beeilen, Deinen Wünschen zu entsprechen.

W. W. in Marienburg bei Köln. — Als Bezugsquelle für Kobaltchlorür, davon Du für gedachte Zwecke nur für wenige Pfennige brauchst, nennen wir E. Leybolds Nachfolger in Köln, Schildergasse.

Langer Friedrich. Darin hat Dein Freund eine recht sonderbare frühreife Anschauung, die, wir wollen es hoffen, noch mancher Wandelung unterworfen sein wird. Wer nichts ist und auch nichts sein will, der ist zweimal nichts.



Ein merkwürdiger Kreisel.

Jos. P. in Br. Ob die Briefmarke Sachsen, 3 Pfg., rot, wirklich so viel wert sei? In Liebhaberkreisen freilich; sie fand auf der letzten diesmonatlichen Berliner Briefmarkenbörse für M. 75 leicht Käufer. Es ist Dir und vielen anderen Kameraden vielleicht interessant, bei dieser Gelegenheit auch einige andere Notierungen dieses Börsentages (der nächste findet am 29. März statt) zu erfahren. So standen Thurn und Taxis 2 Sgr. Couvert 1. Emission ungebraucht, auf M. 150; der nur mit dem Stempel frankierte Stadtbrief von Thurn und Taxis M. 100, Hannover Stadtpostcouverts Pferd links ungebraucht M. 30, gebraucht M. 40, Pferd rechts ungebraucht M. 40, Kleeblatt M. 25. Die Couverts des Wohnungskomitees für das 5. deutsche Bundesschießen in Stuttgart wurden gebraucht mit M. 150, ungebraucht mit M. 50 angeboten. Finnland, Portostempel 10 Kop. stand M. 30 im Werte; Braunschweig ½ Gr. grün, durchstochen, Spanier 1850 10 Reales ungebraucht, wurden je für M. 20 verkauft. Ein Satz Komagea gebraucht brachte M. 17. 50. Die neu emittierten Mexiko, 10 C. rot, Zahlentypus, wurden pro Hundert zu M. 10 ausgeboten. Rußland 20 Kop. blau, durch Aufdruck auf 7 Kop. reduziert, wurde mit M. 60 bewertet. In Privatmarken wurde nur geringer Umsatz erzielt. Albums waren im Werte von M. 6 bis M. 120 zur Stelle. Nun, wird's Dir bei solchen Ziffern nicht ganz schwindlig?

Alb. Sp. in Hamburg. Freilich wird diese Geschichte weiter geführt. Das wird sogar noch überaus lustig werden, denn wir werden im Reiche des „Zopfes“ und der geschlitzten Augen in sehr fidele Gesellschaft geraten. Nur noch etwas Geduld. Zunächst hat unser gemeinsamer Freund, Old Shatterhand, das Wort.

A. C. Es thut dem „G. K.“ recht wohl, solch eine männliche Sprache zu vernehmen. Wir sind ganz Deiner Ansicht. Jeder Gebildete, jeder human Denkende muß und wird das unschädliche harmlose Tier vor den Uebergriffen roher Menschen schützen. — Süße Früchte schaden Deinem Papagei keinesfalls; Fleischstückchen, Zucker, ebenso Hanf reicht man, denn reichlicher Genuß würde schädlich wirken, nur selten. Es empfehlen sich gekochter Reis, Hafer, türkischer Weizen, Kanariensamen, Milch und Weißbrot, ab und zu Salatblätter.

Ad. Nizze, Nibnitz in Mecklenburg. Ganz kleine und zarte Schmetterlinge, wie die kleinen Zünsler, Motten, Wickler und kleineren Spanner, sind leicht dadurch zu töten, daß man sie in eine kleine weithalsige Flasche bringt und diese durch einen Kork verschließt, an welchem mit einer Nadel ein Bäuschchen Watte befestigt ist. Auf letztere werden einige Tropfen Aether oder Chloroform gegossen, welche das kleine Tierchen alsbald töten. In Schmetterlingsbüchern findet man zu diesem Zweck öfter Tabakdampf empfohlen. Dieser ist, ganz abgesehen davon, daß junge Leute wegen der schädlichen und zerstörenden Einwirkung des im Tabakdampf enthaltenen giftigen Nikotins die Einatmung von Tabakrauch überhaupt vermeiden sollen, auch schon deshalb nicht zu empfehlen, weil er sich sofort als feiner, gelblicher Ueberzug niederschlägt und zart gefärbte Schmetterlinge verderben kann. Tagfaltern drückt man unter den Flügeln die Brust ein und sticht in letztere eine Nadel mit Tabaksaft. Diesen erhält man, indem man ordinären Rippentabak mit etwas Wasser in einem alten unbrauchbaren Topfe kocht, durch Leinwand seiht und in ein Fläschchen gießt. Es ist große Vorsicht damit nötig, weil die Flüssigkeit sehr giftig ist, deshalb darf man auch den Topf nicht wieder zum Kochen von Speisen benutzen. In dem Kork des Fläschchens ist innen eine Nähnadel befestigt, die so steckt, daß sie bei geschlossener Flasche in den Tabaksaft hineinreicht. Beim Oeffnen derselben bleibt ein Tropfen des Saftes an der Nadel hängen und dringt in den Körper des Schmetterlings, sobald die Nadel in diesen hineingestochen wird. Um ein leichteres Anhaften des Saftes an der Nadel zu erreichen, benutze eine stählerne Nähnadel, die Du vor dem Gebrauch mit Wasser befeuchtet und rosten läßt. Größere Schmetterlinge sterben ebenfalls durch Tabaksaft, müssen aber mehrere Tropfen davon erhalten. Die ganz dickleibigen Arten betäubt man am besten zunächst durch Chloroform oder Aether in einer großen, weithalsigen Flasche und tötet sie dann durch Brennen, indem man eine lange Stecknadel unterhalb des Saugrüssels in den Körper einsticht und das Ende der Nadel in einem Licht erhitzt. Man faßt dabei den Leib unter den Flügeln mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand und erhitzt die Nadel so lange, bis der Leib so heiß wird, daß ein ferneres Halten nicht mehr erträglich ist. Nach Erkalten der Nadel wird diese zunächst um sich selbst herumgedreht und dann erst herausgezogen, da sonst leicht der Kopf des Schmetterlings, der oft an der heißen Nadel festhaftet, abgerissen wird. Da der Schmetterling vor dem Brennen betäubt wird, ist jede Tierquälerei bei dieser Tötungsweise ausgeschlossen. Zur Brennnadel muß man eine große, lange Stecknadel benutzen, weil diese die Wärme besser leitet, als eine eiserne oder stählerne. Beim Brennen hat man besonders darauf zu achten, daß die Fühler und Beine des Schmetterlings der Flamme des Lichtes nicht zu nahe gebracht werden, da sie selbstverständlich sonst verbrennen. Vor dem Einatmen der Aether- oder Chloroformdämpfe müssen sich alle, die schwächlich oder herzleidend sind, recht sehr in acht nehmen. — Wer hat Lust, unserem jungen Freunde gegen Couverts Postkarten und einige Briefmarken — ausgestopfte Vögel oder Bälge, Muscheln und Schmetterlinge zum Tausche anzubieten?

H. P. in Altona schreibt: Lieber guter Kamerad! Du wirst es wohl nicht übel nehmen, daß ich Dir auch etwas schicke? Es ist ein Zauberkunststück, nämlich: Der Künstler hat einen leeren Becher und läßt sofort einige Geldstücke darin erscheinen. Diese Hexerei geht ganz natürlich zu, obwohl der Künstler die Hände und die Finger zeigt, daß er nichts darin oder dazwischen hat. Er streift die Aermel in die Höhe, so daß er während der Vorstellung nichts herausnehmen könnte, hat aber nämlich mittels etwas Wachs einige Münzen oder einige andere kleine, dünne Dinge im Aermel befestigt, welche er während des Aufstreifens der Aermel geschickt in die Hand zu bekommen weiß. Dann nimmt man den vorher untersuchten Becher, drückt die sich in der Hand befindenden Münzen an das Innere desselben und läßt aufs Kommando des Publikums die Münzen in den Behälter fallen. Tableau! — Zum Verkleinern und Vergrößern von Zeichnungen, Karten u. a. bedient man sich des „Storchschnabels“, im ersten Jahrgang des „G. K.“ beschrieben und abgebildet. Wenn Du Dir auch diesen Jahrgang nicht kaufen kannst, so wird Dir doch gewiß einer Deiner Altonaer Kameraden Einblick gestatten. Solltest Du Dir einen solchen kaufen wollen, jede Zeichenmaterialienhandlung hat deren vorrätig. Gruß erwidert!

A. S. Das wird wohl eine Rabenkrähe sein. Diese nähren sich von Kerbtieren, Schnecken, Würmern, Engerlingen, von rohem Fleisch, von Mäusen und tierischen Abfällen aller Art. Sie nehmen aber auch mit Getreidekörnern vorlieb. — Modelliergips erhältst Du in Stuttgart im „Stuttgarter Gipsgeschäft“, Wolframstraße 9.

W. B. in Z. So, das wußtest Du nicht. Gewiß, die meisten Vögel schlafen, den Kopf gegen den Wind gekehrt.

Selbstbeherrschung.

Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig (geboren am 9. Oktober 1771, gefallen am 16. Juni 1815 bei Quatrebras), war nicht immer seiner heftigen Leidenschaften Herr geblieben. Als er aber, nachdem die Franzosen vertrieben waren, im Jahre 1813 sein Erbland wieder erlangt hatte, sah man ihn höchst mäßig leben und besonders in betreff starker Getränke selbst in Feldzügen sich der Mäßigkeit befleißigen. Auch bei fröhlichen Gelagen trank er nie über vier, höchstens fünf Glas Wein. Auf dem ersten Zuge nach den Niederlanden (1814) wagte es ein alter Offizier, der den Herzog schon als Knaben gekannt und mit ihm seitdem auf vertrautem Fuße gelebt hatte, jene auffallende Enthaltsamkeit des Herzogs zur Sprache zu bringen. „Sie haben recht"! — versetzte der Fürst — „Ich achte streng auf mich selbst. In England that ich es nicht, und ich kenne ein gewisses Gerücht, auch ist es nicht ganz ohne Grund. Aber einen Eid habe ich mir von dem Augenblicke an, wo ich mein Erbland wieder betrat, geschworen: fortan nie mehr die Schranken der Mäßigung zu überschreiten!" Und er hat seinen Schwur gehalten.

Bei einem Wirte wundermild.

Der Hagener Zeitung schreibt man: „In der Sexta eines rheinischen Gymnasiums hatte der Lehrer des Deutschen in der vorigen Woche einen kleinen Aufsatz aufgegeben über das Thema: „Besuch auf einem Bauernhof im Herbst". Er hatte dabei die Schüler an das jüngst in der Klasse durchgenommene Uhlandsche Gedicht: „Bei einem Wirte wundermild" erinnert und sie darauf aufmerksam gemacht, daß sie manche poetische Wendung dieses Gedichtes für den Aufsatz verwenden könnten. Infolgedessen schließt ein Sextaner, nachdem er die Freigebigkeit der Hofbesitzerin in glühenden Farben geschildert, seinen Aufsatz mit den Worten: „Als wir die Frau nun nach unserer Schuldigkeit fragten, da schüttelt sie verneinend ihren Wipfel, dafür soll sie auch allezeit gesegnet sein."

Stilles Handeln.

Was du willst thun, du sollst es nicht mit Phrasen
Schönrednerisch in alle Winde blasen;
Biet' dazu auf den vollen, festen Willen,
Mach' deine Sache gut, doch — wirk' im Stillen!

Karl Cassau.

Kultus Potlatsch.

Unter den Alaska-Indianern.

1. Der Schlittendiebstahl.

Nikolai Nikoloff stand in Sitka am Strande und schaute betrübt den russischen Schiffen nach, die seinen Blicken immer mehr entschwanden und ihm seine besten Freunde entführten. Er wischte sich mit dem Rücken seiner feisten Hand eine Thräne aus den Augen und trat dann entschlossen den Heimweg nach dem Hause des Lotsen an. Es fiel dem armen Burschen sehr schwer, sich seiner kleinen lahmen Schwester zuliebe zu einem heiteren Aussehen zu zwingen.

Der Verkauf der russischen Besitzung Alaska an die Vereinigten Staaten von Nordamerika hatte sich vollzogen, und die damit verbundene Arbeit war gänzlich beendigt. Der russische Fürst Maksutoff und seine Ehefrau waren heute davongesegelt und hatten alle Russen mitgenommen — selbst diejenigen, die nur behaupteten, Russen zu sein — mit Ausnahme der sehr wenigen, die aus freier Wahl zurückblieben, weil sie ihre Heimat nicht verleugnen wollten.

Nikolai — oder Collia, wie man ihn zumeist nannte — setzte seinen Weg unter unterdrückten Seufzern, die sich schließlich in dumpfem Gestöhn Luft machten, nur mühsam fort. Wie sollte er nicht zornig sein und sich nicht einsam fühlen? Hatte doch seine russische Mutter, die er so innig liebte, und auf die er so stolz war, heute ihr Heim, ihren Gatten und ihre Kinder verlassen, um mit ihrer jungen Tochter Aliknida nach ihrem Rußland zurückzukehren!

Mit ungeduldigem Achselzucken schritt der Knabe die Straße entlang, die von dem verlassenen Hafen in die Stadt führte, dann bog er in einen offenen Platz ein. Rings um denselben waren solide Blockhäuser errichtet, die teils noch leer standen, teils bereits von amerikanischen Offizieren bewohnt waren. Auf dem Hügel zur Rechten erhob sich ein großes, plumpes Gebäude, das früher dem russischen Fürsten als Wohnsitz diente und jetzt den amerikanischen Kommandanten beherbergte.

Als Nikolai sich den rohen, eisbedeckten Treppen, die zu diesem „Palast" führten, näherte, rief ihn von oben eine frische Stimme an. Er blieb zögernd stehen, denn es war ihm peinlich, sich in seinem vergrämten Zustand sehen zu lassen. Doch gewöhnt, Befehlen widerstandslos zu gehorchen, blickte er auf.

„— Als Collia bemerkte, daß dieser Indianer sie verfolgte, faßte ihn wildes Entsetzen —"

Eine Pelzmütze wurde von einem blonden Lockenkopf gelüftet und ihm ungeduldig zugeschwenkt. „Heda, Collia! Hier ist mein Schlitten. Begleite mich zum Indianerfluß!“

Noch während er die Worte rief, kam der schmucke Knabe atemlos die Treppen herabgestürzt und stand im nächsten Augenblick neben Collia. Es war Paul, der Sohn des Kommandanten. Er lächelte Nikolai so offenherzig und freundlich zu, daß der betrübte junge Russe sich beinahe getröstet fühlte.

Nach Knabenart stürmten die beiden davon; ein rascher Wettlauf brachte sie bald an die griechische Kirche, deren Glockengeläute eben die Aleuten und Indianer zu einer der häufigen Andachtsübungen herbeirief. Hier trafen sie auf eine Gruppe von Indianern, die den offenen Platz halb füllten und die Seitenwege ganz versperrten. Sie waren nicht zu gottesdienstlichen Zwecken vereinigt, sondern kauerten mit unterschlagenen Beinen schwatzend oder spielend im Eis und Schnee.

Um an ihnen vorbeizukommen, lenkten Paul und Nikolai von ihrem Wege ab und trabten auf die unebene, hartgefrorene Straße. Der kleine Schlitten, den Paul hinter sich herschleifte, streifte den ausgestreckten Fuß eines Indianermädchens. Mit einem schrillen, zornigen Schrei sprang sie auf und jagte den Knaben nach, die, sich keiner Schuld bewußt, ihren Weg fortsetzten. Bald hatte sie Paul eingeholt, riß die Mütze von seinem Haupte und schleuderte dieselbe weit von sich in den tiefen Schnee, dabei den Knaben mit tschenukischen Schimpfworten überschüttend. Dieser drehte sich voll Zorn um; als er jedoch sah, daß sein Angreifer nur ein kleines Indianermädchen seines Alters war, verwandelte sich sein Aerger in ein fröhliches Lachen. Er ließ das Seil seines Schlittens fallen und watete durch den Schnee, um seine Mütze zu holen.

Das Mädchen beobachtete ihn mit einem boshaften Funkeln in ihren großen schwarzen Augen. Er war noch kaum mühsam einige Schritte vorwärts gedrungen, als sie mit einem plötzlichen Ruck ihre indianische Decke über den Arm zog, das Seil des verlassenen Schlittens erfaßte und mit diesem über dick und dünn davonsprang wie ein junges Reh, von Zeit zu Zeit über die Schulter weg einen herausfordernden Ruf ausstoßend. Gar bald war sie aus dem Bereich der verblüfften Knaben verschwunden. Nikolai war der erste, welcher ihr nachjagte, und er rief Paul zu, ihm zu folgen. Das Mädchen lief die Straße, auf der die beiden gekommen waren, wieder zurück. Auf dem offenen Platz angelangt, bog sie plötzlich nach rechts ein und rannte auf dieser Seite desselben, bis sie das in eine schwere Barrikade aufrecht stehender Klötze eingefügte Thor erreichte, welches das Indianerdorf mit der „weißen“ Ansiedelung verband.

Bei Sonnenuntergang wurden die Indianer, die sich tagsüber frei in der Festung bewegen durften, von einer Schildwache nach Hause geleitet, dann verschloß diese das Thor und bewachte es bis Sonnenaufgang.

2. In der Löwengrube.

Als Alunka, das Indianermädchen, mit einem letzten Jubelruf durch das Thor schlüpfte, fehlte noch eine ganze Stunde bis Sonnenuntergang, und es war daher weder eine Schildwache noch sonst ein Beobachter zu sehen. Ganz atemlos stürzte sie in das Markthaus, eine Art Schuppen, in welchem indianische Jäger jeden Morgen Wildbret feilzubieten pflegten. Auch verkauften hier Indianerweiber die ersten Lachs-, Blau- und Preißelbeeren; die Fischer Lachs, Hellbute und den öligen Eulachon oder Kerzenfisch*). Die Garnison war mit ihrem Bedarf an Lebensmitteln in erster Linie auf diesen Markt angewiesen. Die entfernteren Ecken des tiefen Gebäudes waren dunkel genug, um Alunka ein günstiges Versteck zu bieten; sie kroch mit dem Schlitten unter einen Haufen von Rehfellen und — harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Collia langte kurz nach dem Mädchen am Thore an, wartete aber auf Paul, um diesem, der als Fremdling die Falschheit und Hinterlist der dunkelhäutigen Nachbarn noch nicht kannte, zu erklären, welche Gefahr sie liefen, wenn sie das Dorf unbeschützt betraten, um gestohlenes Eigentum zurückzufordern.

Paul war jedoch zu ärgerlich und erregt, um auf den Rat seines aleutischen Freundes zu hören und rannte an demselben vorüber in das Dorf hinein. Einen Augenblick blieb er vor dem Markte stehen, ungewiß, was er beginnen sollte. Alunka war nirgends in Sicht. Vor ihm stand ein anscheinend leerer Schuppen, der mit dem Strande parallel lief, und dessen Hinterwand am Wasser lag, während die dunkle Offenseite sich dem Knaben gegenüber befand.

Die Küste entlang erstreckten sich weithin große, plumpe Gebäude aus gefällten Stämmen — es waren die Häuser der Indianer. Paul, der erst seit wenigen Tagen in Sitka weilte, hatte diesen sonderbaren Ort bislang nur vom Bord des Schiffes aus gesehen. Vor jedem Gebäude war ein ungeheuerer, sorgfältig geschnitzter Pfahl oder Stamm aufgepflanzt, den man „totem“ nannte.

Den ungewohnten Augen des Knaben erschienen die Pfähle wie schreckliche Ungeheuer, denn sie waren in allen Farben bunt bemalt: ein scheußlicher Kopf erhob sich hier aus dem einen Stamme, ein scheußliches Reptil entsprang aus dem anderen, immerfort in einer häßlichen, verworrenen Masse bis zur Höhe einer riesigen Alaskazeder. Diese Thürschwellenwächter standen so feierlich vor jedem runden Hauseingang und sahen so abscheulich und abschreckend aus, daß der kleine Amerikaner sich zögernd umwandte. Da sah er Nikolai neben sich stehen, bleich und still, aber fest entschlossen, seinen Kameraden nicht im Stiche zu lassen. Nach einer sorgfältigen Prüfung des verödeten Marktplatzes durchwanderten die Knaben das Dorf seiner ganzen Länge nach; sie wagten es nicht, ein Haus zu betreten, doch prüften sie, in der Hoffnung, Alunka zu finden, die verschiedenen umherlungernden Indianergruppen. Alsbald erregten die Knaben die Neugierde und das Interesse der Leute; ihr Weiterschreiten wurde von einer sie umringenden und scheel ansehenden Menge sehr erschwert. Krieger, Weiber und kleine Kinder drängten sich an sie heran und starrten ihnen verwundert ins Gesicht; zottige Wolfshunde schnüffelten und knurrten um die Neuankömmlinge herum, die sich nur mit Mühe ein tapferes Aussehen bewahrten.

Sie kehrten endlich zum Marktplatz zurück. Plötzlich vergaß Paul, als er Alunkas ansichtig wurde, das Gedränge. Das Mädchen schlenderte müßig am Strande entlang und schnellte Kieselsteine ins Wasser, augenscheinlich hatte sie von der Anwesenheit der Knaben keine Ahnung. Paul machte eine Bewegung, um sich ihr zu nähern, in demselben Augenblick drehte sie sich um und sah ihm ins Gesicht. Da sprach sie, zornig gestikulierend und auf Paul und Collia deutend, hastig einige

*) Ein kleiner Seefisch, der zur Salmfamilie gehört und an der nordwestlichen Küste Amerikas zu finden ist. Sein Fettgehalt ist so bedeutend, daß Oel daraus gepreßt wird, und man ihn auch als natürliche Kerze benutzt.

„— als sie mit einem plötzlichen Ruck ihre indianische Decke über den Arm zog, das Seil des verlassenen Schlittens erfaßte und mit diesem über Dick und Dünn davonsprang —"

Worte zu dem größten der Krieger. Noch ehe die Knaben im stande waren, die Situation zu begreifen, wurden sie angefaßt und roh zur Oeffnung eines Indianerhauses geschleppt. (Diese Oeffnungen bilden, außer dem Zutritt durchs Dach, die einzigen Eingänge und sind ziemlich hoch über dem Boden angebracht.) Die Knaben wurden in die Höhe gehoben und nicht gerade sanft durch dieselbe hineingestoßen, und befanden sich nun in einem großen Gemach oder viereckigen Hof. Am Fußboden brannte ein Feuer, dessen Rauchwolken durch eine große Oeffnung im Dache verschwanden. Eine hölzerne Plattform erstreckte sich an den Seiten des Hofes und auf diese mündeten viele kleine Thüren, welche, wie Nikolai seinem Freunde später erzählte, zu winzigen Zimmern führten, die von je einer Indianerfamilie bewohnt wurden.

Viele Indianer waren bereits versammelt, und eine noch größere Anzahl stürzte nach den Knaben herein, bis der Raum überfüllt war. Einige Minuten lang herrschte ein wahnsinniges Stimmengewirr. Alunka und der große Krieger machten sich durch einen Wortwechsel mit zwei mächtigen Indianern, die sich beim Eintritt des Mädchens und der Gefangenen von ihren Pfeifen erhoben hatten, bemerkbar. Diese beiden Indianer sprachen abseits mit Alunka, die sich fest in ihre scharlachrote Decke hüllte, die Schultern und Ellbogen in die Höhe zog, ein trotziges, mürrisches und spöttisches Gesicht schnitt und dreiste Antworten gab. Die Decke ging unten auseinander und ließ ein dunkelblaues, enges, baumwollenes Röckchen sehen. Unter diesem bemerkte Paul eine kleine Natter, die von Zeit zu Zeit ungeduldig den Boden schlug.

Collia hielt Paul fest an der Hand und sagte in gebrochenem Englisch: „Fürchte nichts! . . Dieses Mädchen macht ihren Vater minorga cultus (ganz verrückt). Warte . . . fürchte dich nicht!"

3. Unerwartete Wendung der Dinge.

Die aleutische Rasse ist klein von Gestalt, sanft und fast schüchtern; ihr Ursprung ist ungewiß, doch behaupten einige Gelehrte, daß sie aus Asien über den stillen Ozean oder die Beringsstraße herkamen. Die Aleuten selbst halten sich für Russen und sprechen einen russischen Dialekt, aber ihr Aussehen ist dem der Chinesen nicht unähnlich. Nichts beleidigt sie mehr, als wenn man sie mit den Indianern verwandt glaubt: Vater Nikol, der Lotse — wie ihn Russen, Aleuten und Indianer nannten — war nicht nur der einzige Lotse — und ein sehr tüchtiger — in Sitka, sondern auch Besitzer des russischen Bades, zu dem die ganze Bevölkerung strömte, und der einflußreichste Aleute in der Hauptstadt Alaskas.

Nikolai Nikoloff, sein einziger Sohn und sein größter Stolz, begleitete „Vater Nikol" immer in dem kleinen Lotsenboote, wenn dieses einlaufenden Schiffen entgegenfuhr. Kein Wetter war zu stürmisch für den Knaben, den man von frühester Kindheit daran gewöhnt hatte, es als lustigen Sport zu betrachten, auf den Kämmen hochgehender Wogen herumgeworfen zu werden. Collia hatte russischen Schulunterricht genossen und außerdem im häufigen Verkehr mit englischen und amerikanischen Schiffern etwas von deren Sprache aufgeschnappt, so daß er, als die Amerikaner von Sitka Besitz ergriffen, sie verstehen und sich ihnen in gebrochenem Englisch verständlich machen konnte.

Als Paul jetzt Collia ins Antlitz sah, bemerkte er, daß dieser bis an die Lippen erbleicht war. Pauls Hand in der seinen festhaltend, trat er auf den offenen Raum in der Nähe des Feuers hinaus und hob seinen Arm in die Höhe. In dieser Stellung stand er den erregten Indianern gegenüber, die auf ein Zeichen ihres Häuptlings Annahuz verstummten. Collia sprach nun in ihrer Zunge zu ihnen, seine Stimme klang fest und leise. Das wild pochende Herz Pauls begann, trotzdem er keine Silbe dieser sonderbaren Sprache verstehen konnte, ruhiger zu schlagen, als er den Worten seines tapferen Beschützers lauschte. Während Nikolai in gleichmäßigem Tone zu sprechen fortfuhr, bemerkte Paul, daß die Indianer beunruhigte Blicke wechselten. Einmal zeigte Collia auf Alunka; sie schlug die Augen nieder und wandte sich halb ab. Dann wieder richtete er sich stolz in die Höhe, blickte in die dunklen Gesichter der Umstehenden und betonte, während er rasch weiter sprach, die Worte „Kußki" und „Czär", schließlich zeigte er mit erregten Worten auf Paul und mit einer Gebärde des Entsetzens gegen die Festung.

Er zog Paul noch näher an sich heran, legte den Arm um seine Schulter und

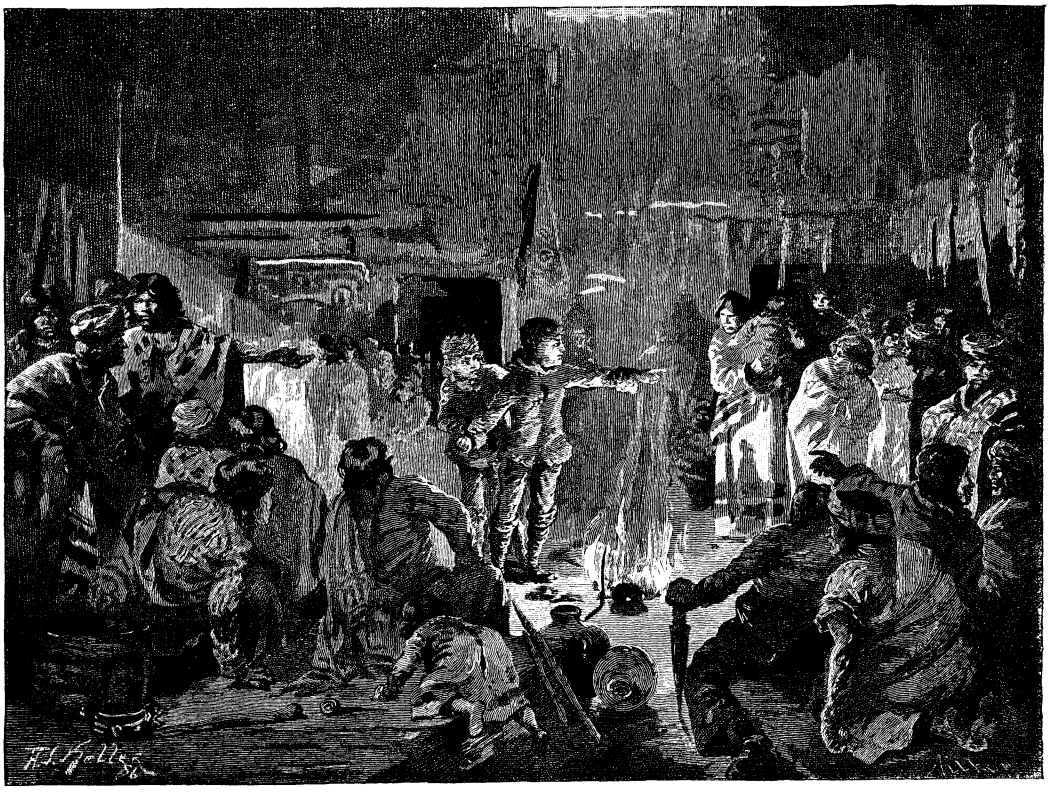
richtete seine Schritte durch das Gedränge nach dem Ausgang. Paul hatte einen solchen Erfolg nicht erwartet und war erstaunt, zu sehen, daß die Indianer ihnen Platz machten. Bald standen die beiden wieder unter freiem Himmel.

„Laß uns eilen, Paul! Sie könnten ihren Sinn ändern. Komm!“ sagte Nikolai, und sie schickten sich an, in raschem Lauf das Thor zu erreichen. Sie waren schon nahe am Ziele, als sie verfolgende Schritte hörten. Besorgt warfen sie einen Blick über ihre Schultern zurück und sahen zu ihrem Entsetzen dicht hinter sich das teuflische Gesicht Alunkas und das ihres mürrischen Vaters.

Dieser Mann, Namens Hintza, war der Sohn Annahuz', des Häuptlings von Sitka. Der friedfertige alte Annahuz wünschte, immer mit seinen Nachbarn in gutem Einvernehmen zu leben; aber seit seiner frühesten Jugend war es Hintza, der seinen Vater mit den Russen, den nachbarlichen und den entfernten indianischen Stämmen in Unannehmlichkeiten stürzte. Hintza erblickte in jedem Menschen einen Feind, und er selbst war der Schrecken seines Stammes, seit dieser fortwährend seinethalben mit anderen Stämmen Krieg führen mußte.

Als Collia merkte, daß dieser Indianer sie verfolgte, erfaßte ihn ein wildes Entsetzen, aber er hielt die Hand Pauls fest und trieb ihn zur Eile an. Die Knaben rannten aus Leibeskräften, galt es doch ihr Leben. Ihre Anstrengung war jedoch vergebens, denn der Indianer kam ihnen immer näher. Seine krummen Beine — die diese Mißgestalt durch das Sitzen mit unterschlagenen Beinen im Kanoe angenommen hatten — waren flink genug, um sich seine Beute nicht entrinnen zu lassen. In einer Entfernung von etwa 20 m vom Thore erfaßte er beide und bemühte sich, sie in das nächste Haus zu schleppen.

Die Knaben schrieen laut um Hilfe, doch es nützte ihnen nicht viel; denn selbst wenn die Schildwache schon zum Nachtdienst aufgezogen gewesen wäre, würde sie vermutet haben, daß die kläglichen Rufe von Indianerkindern, die von ihren Eltern gezüchtigt werden, stammen. Trotz ihres Sträubens und flehentlichen Bittens wurden die Knaben dem Eingange eines anderen Gefangenhauses immer näher gebracht.



„— In dieser Stellung stand er den erregten Indianern gegenüber —“

Statt aber ihrem Vater, wie dieser erwartete, bei der zweiten Gefangennahme behilflich zu sein, stand Alunka in größter Spannung seitwärts; es schien ihr etwas Besonderes begegnet zu sein. Sie atmete heftig; ihre Blicke waren nicht auf die Gefangennahme, die sie angestiftet hatte, gerichtet, sondern auf das Wasser, auf welchem sich parallel mit der Markthalle, die die Aussicht fast versperrte, ein großer, schwarzer Gegenstand, umgeben von einer Menge kleinerer Punkte, geräuschlos und schnell dem Lande näherte. Im nächsten Augenblicke wurde ihr Verdacht zur Gewißheit. Alunka stieß einen eigenartigen, schrillen Schrei aus, der die Situation wie durch einen Zauber verwandelte.

Auf Alunkas Schrei warf Hintza einen Blick auf das Wasser, und sofort gab er Paul und Collia frei. Im nächsten Augenblick hatte er ihrer vergessen, und nun ließ er denselben schrillen Warnungsruf ertönen, der sich bald wie ein tausendfältiges Echo am ganzen Strande fortpflanzte. Aus den Häusern stürzte ein Schwarm bewaffneter Krieger, die sich beeilten, ihre Plätze in den Kähnen einzunehmen, denn die Lage der Dinge erforderte rasches Handeln.

Eine Menge vollbemannter Kanoes stieß mit einem Schlage vom Strande ab, und ehe noch der einfallende Häuptling Kauklutz und sein ungeheueres tschilkatsches Kriegsboot mit den begleitenden Kanoes dem Marktplatz gegenüber war, erwarteten die Sitkas bereits gerüstet den ersten Angriff; beide Stämme beunruhigten durch ihr herausforderndes und drohendes Kriegsgeschrei die Garnison.

Für Paul und Nikolai bedeutete die ganze Geschichte Freiheit und Leben. Sie warteten nicht ab, um die sich sammelnden Krieger oder deren Abfahrt vom Strande zu sehen; auch die zurückgebliebenen heulenden Weiber, Kinder und Hunde und der heftige Kampf der beiden Flotten hielten sie nicht zurück. Sie eilten wie mit Siebenmeilenstiefeln davon und beachteten kaum die durch das Thor hereinstürmende Indianerschar, die der Schlachtruf ihres Stammes herbeilockte. Selbst als sie schon sicher den offenen Platz durchkreuzt hatten, verlangsamten sie ihren Schritt nicht, sondern liefen, als ob sie von beiden Stämmen verfolgt würden, über Stock und Stein,

bis sie atemlos in die Arme eines Artillerieoffiziers sanken, der gerade dabei war, die Wachen aufzujagen. Nikolai, dem sonst unbeholfenen und ruhigen Aleuten, entrang sich ein Strom von russisch-englischen Ausrufen: „Skurrai, o Excellenza! Skurrai! Minorga (viele) Kutzenus! Minorga Tschilkats! Minorga Stickines! Es sind viele auf einmal gekommen!"

4. Kultus-Potlatsch.

Dieser Offizier, Oberst Wendworth, war Pauls Vater und erst seit kurzem auf Alaska stationiert. Die amerikanische Garnison, der er vorstand, wußte so wenig, was sie von den dortigen Indianern zu erwarten hatte, daß deren lufterschütterndes Kriegsgeschrei sie in nicht geringe Aufregung versetzte. In der sich immer mehr verbreitenden Dämmerung konnte man nichts sehen, nichts erfahren. Oberst Wendworth erriet sofort, daß die beiden Knaben mit ihren eigenen Augen etwas gesehen haben mußten und ermutigte sie, während er rasch zum Wachthaus schritt, ihm ihr Erlebnis mitzuteilen. Als dies geschehen, war er sich sofort klar, wie er seine Garde zu postieren hatte, um im Falle eines Angriffs vorbereitet zu sein.

Für die Garnison folgte eine unruhige Nacht. Die Frauen und Kinder der Offiziere und viele andere schwache oder hilflose Leute strömten in den „Palast", weil sie sich auf dem Hügel, an dessen Fuße Soldaten Wache standen, geborgener fühlten als unten in der gefährlichen Nachbarschaft des Indianerdorfes.

Die beiden Knaben, die gemeinsam eine große Gefahr überstanden hatten, waren gute Freunde geworden. Der Oberst schickte sie sogleich auf den Hügel, wohin ihnen Vater Nikol, der Lotse und Oftotia, die kleine lahme Schwester Collias, folgten. Paul führte die drei Freunde gleich zu seiner Mutter, die wegen seines langen Fortbleibens schon in großer Sorge gewesen war, die Gäste jedoch herzlich willkommen hieß. Nikolai wurde der Held des Tages, als Paul mit großer Begeisterung über ihr Abenteuer berichtete.

An Schlaf war in jener Nacht nicht viel zu denken. Paul und Collia mischten sich unter die am Hügel versammelte Menge und beobachteten stundenlang die Tausende von Fackeln, die das Indianerdorf beleuchteten. Manchmal schien es, als ob die Fackeln, deren greller Schein sich im Wasser widerspiegelte, am Strande entlang hin und her jagten. Das schreckliche Kriegsgeschrei dauerte fast ununterbrochen fort. Paul sorgte aufmerksam für die Bequemlichkeit der kleinen Oftotia und wurde durch ein dankbares Lächeln des bleichen, geduldigen Kindes belohnt. Er und Collia gewöhnten sich schließlich an das unaufhörliche Getöse, ja sogar an den Zweifel und die Ungewißheit; ihre Augenlider wurden immer schwerer, und jeder von ihnen kauerte sich in einen Winkel, um bald in Morpheus' Arme zu sinken.

Bei Sonnenaufgang blieb das Thor in der Barrikade natürlich geschlossen. Mit Hilfe eines Fernglases konnte die Garnison leicht die Schlacht zwischen den Tschilkats und den Sitkas verfolgen.

Die Indianer zeigten keine Neigung, die weiße Ansiedelung zu belästigen, und es wurde daher beschlossen, sich auch nicht weiter in ihre Angelegenheiten zu mengen. Der Lotse berichtete dem Oberst, daß dieser Streit mit den Tschilkats schon auf frühere Jahre zurückzuführen sei. Hintza hatte einmal während eines Besuches, den er den Stickines machte, in heftigem Streite einen Tschilkatkrieger ermordet, und diese Beleidigung war noch nicht vergessen. In der Regel haben indianische Zwistigkeiten eine durch Jahre sich fortpflanzende Fehde zur Folge, und alle Gefangenen bleiben ewige Sklaven des Feindes; oder ein Kultus-Potlatsch beendet die Fehde. Der Kultus-Potlatsch ist ein Geschenk — gewöhnlich Decken — behufs Besänftigung des Zornes betrübter und gekränkter Verwandter: so und so viele Decken für den Mord eines Kriegers, so viele für den eines alten Weibes u. s. w.

Die Garnison fühlte sich vor jedem Angriff sicher, die Leute kehrten in ihre Behausungen zurück, aber drei Tage hindurch — so lange dauerte dieser kleine Krieg — war jederman beunruhigt. Die Angreifer unterbrachen ihre Belagerung, um zeitweilig auf der lieblichen Insel Japonska, die auf der anderen Seite des engen Kanals lag, auszuruhen. Am dritten Tage bemerkte der Lotse, daß sich ein amerikanisches Kriegsschiff der Küste nähere; als er es an seinen Ankerplatz, gerade dem indianischen Dorfe gegenüber, geleitet hatte, hörten plötzlich alle Feindseligkeiten auf.

Die schwarzen Kanonenmündungen an den Seiten des Schiffes eröffneten ein Feuer zum Gruß der Festungsflagge. Die Tschilkats und Sitkas waren jedoch überzeugt, daß dieser fürchterliche Lärm beiden mit Strafe drohe und veranlaßten daher schleunigst Vorbereitungen zu einem Kultus-Potlatsch.

Hintza machte sich in Anbetracht seiner letzten Heldenthat wohlweislich aus dem Staube. Der alte Annahuz schickte unter Aufwand von großen Förmlichkeiten Abgesandte an die „mächtigen Tyis," — den Befehlshaber des Forts und des Kriegsschiffes — um sie zu bitten, bei dem feierlichen Friedensschluß der beiden Stämme anwesend zu sein. Paul erhielt von seinem Vater die Erlaubnis, mit Collia dem Feste beizuwohnen. Unter den Klängen von Tamtams und indianischen Schnarren betraten die Knaben das Haus Annahuz', diesmal aber unter dem Schutz der „großen Tyis" — und erhielten mit feierlichem Gepränge Ehrenplätze angewiesen.

Während die bemalten und geschmückten Krieger unter schrecklichem Geheul und dem Geklapper ihrer lächerlich ausgeputzten Holzschnarren ihre Kultus-Potlatsch-Tänze vollführten — ein höchst sonderbarer, fast grauenhafter Anblick — schauten Paul und Nikolai, nachdem sie die erste Neugierde befriedigt, nach Alunka aus. Sie waren weit entfernt, dem seltsamen kleinen Mädchen zu grollen und fühlten sich enttäuscht, als sie es nirgends entdecken konnten. Ihre Aufmerksamkeit wurde bald wieder durch die großartige Ceremonie des Kultus-Potlatsch in Anspruch genommen, während welcher der Häuptling Kaukluţ und seine Getreuen sich mit großer Würde herbeiließen, einen Stoß mit Baststreifen zusammengebundener Decken entgegenzunehmen.

Paul, der alles Komische liebte, hatte eine Zeitlang einen besonders grotesken Tänzer angestarrt und wandte sich nun mit heiterem Lächeln zu Collia, erblickte aber nicht diesen, sondern die spitzbübischen schwarzen Augen Alunkas. Sie stand dicht an seiner Seite und überreichte ihm mit einer halb schüchtern-freundlichen, halb trotzigen Gebärde ein Körbchen. Nur die Alaska-Indianer verstehen es, derartige künstlich gewebte, feingeformte und farbenprächtige Kostbarkeiten zu verfertigen. Das Stroh wird Stich für Stich in allen Farben gefärbt und über unterlegte Wurzelfasern ebenfalls Stich für Stich in der Art der alten Goblins gewebt. Das Körbchen enthielt eine Menge Walroßelfenbein- und Schwarzhornschnitzereien, wegen deren die Alaska-Idianer einen großen Ruf genießen, und die niemand

zierlicher und geschickter auszuführen verstand, als der kleine Kobold Alunka. Paul errötete und zögerte, aber das Mädchen veranlaßte ihn durch ihr echt indianisches Lachen — halb Gurgelton halb kindliche Fröhlichkeit, im ganzen bezaubernd — die Gabe anzunehmen. Als er das Körbchen in Händen hielt, flüsterte sie ihm sanft zu: „Alunkas Kultus-Potlatsch."

Obgleich Paul noch während dieser Worte unwillkürlich die freigebliebene Hand nach dem Mädchen ausstreckte, um es zurückzuhalten, entschlüpfte es und verlor sich im Gedränge.

Wie finden sich die Zugvögel auf dem Meere zurecht?

Schon häufig ist die Frage aufgeworfen worden, wie sich die Zugvögel auf dem Meere zurecht finden, wie sie es überhaupt ermöglichen können, das Meer ungefährdet zu überfliegen. Wie euch bekannt, bringen die meisten der im Sommer bei uns weilenden Zugvögel, wie Schwalben, Bachstelzen, Wiedehopfe, Störche u. s. w., unseren Winter in Aegypten zu. Um dahin zu kommen, müssen sie das Mittelländische Meer kreuzen. Dasselbe ist aber gerade in der Richtung nach Aegypten zu sehr breit und arm an Inseln, welche den Vögeln als Ruhepunkt dienen könnten. So hoch können sie unmöglich steigen, daß sie stets Land im Gesicht behalten; denn schon in einer Höhe von 7 bis 8000 Fuß ist es empfindlich kalt. Wäre diese Möglichkeit aber auch nicht ausgeschlossen, so würde es ihnen doch nichts helfen. Denn wie groß auch die Sehschärfe der Vögel im allgemeinen sein mag: in größeren Fernen, wie 50 km, verschwimmt doch alles in Nebel und Dunst, der selbstverständlich auf dem Meere stärker ist, als auf dem Lande. Außerdem ist um die Zeit des Fortzuges der Zugvögel der Himmel nur selten klar. Im Gegenteil, das Wetter ist oft recht ungünstig, wenn nicht gar stürmisch.

Es müssen also den Zugvögeln noch andere Mittel, sich auf dem Meere zurechtzufinden, zu Gebote stehen, als das, was sich aus der Rundschau von bedeutender Höhe herab ergibt.

Eine Zeitlang nahm man das Gesetz der Erblichkeit der Eigenschaften zu Hilfe, wonach sich aus der Ausübung andauernder Thätigkeiten und Gewohnheiten entsprechende geistige Eigenschaften bilden und sich durch Forterbung von den Alten auf die Jungen erhalten und verstärken. Man sagte, die Vögel ziehen heute noch denselben Weg, den ihre Ahnen vor Jahrtausenden gezogen sind, als die Meeresbecken noch durch Länderbrücken verbunden waren. Als diese Brücken zum Teil sanken und vom Meere bedeckt wurden, blieben den Vögeln noch lange Zeit Wegweiser in den hervorragenden Inseln, und als endlich auch diese zum größten Teil vom Meere überdeckt wurden, war das Orientierungsvermögen bereits eine feste Eigentümlichkeit geworden, die während der immer wiederkehrenden Uebung nur verschärft werden konnte. Aus dem bereits oben Gesagten ergibt sich aber zur Genüge, daß auch diese Annahme nicht zur Lösung des Rätsels ausreicht. Erst neuerdings ist durch die Beobachtung des deutschen Korvettenkapitäns Sebelin das richtige Licht in die Sache gekommen.

Dieser knüpft an die Art und Weise, wie die Bewohner der Marschallinseln sich auf ihren weiten Seereisen zurechtfinden, die Vermutung, daß die wandernden Vögel dieselben Merkmale zu Hilfe nehmen dürften, wie jene. Die Marschallinsulaner sind sehr geschickte und kühne Seefahrer, die in ihren Kähnen oft Reisen auf 500 bis 1000 Seemeilen oder 800 bis 1600 km unternehmen. Zu einer solchen Reise vereinigen sich jedoch mindestens 15, oft aber bis 50 Fahrzeuge unter Leitung eines Häuptlings, dem mehrere Lotsen beigegeben sind. Die Lotsen beobachten ununterbrochen den Winkel, den das Fahrzeug mit der Richtung der Flutwelle bildet, und entnehmen daraus, in welcher Richtung die eigene Fortbewegung stattfindet. Im allgemeinen wird die Reise nur am Tage fortgesetzt, und das Geschwader bewegt sich, in einer möglichst langen Linie aufgelöst, dem Reiseziele zu. Die einzelnen Fahrzeuge sind so weit voneinander entfernt, daß sie mit ihren Nachbarn noch eben Signale austauschen können. Kommt daher auf der langgestreckten Linie etwas Bemerkenswertes in Sicht, so erfährt dies sogleich die ganze Linie, und da geschieht es nicht leicht, daß man das gesuchte Ziel verfehlt. Liegt nun nicht, wie Sebelin meint, die Vermutung nahe, daß die Zugvögel sich ebenfalls der Richtung der Flutwellen als Orientierungsmittel bedienen, wie die Lotsen der Südsee-Insulaner? In den Lüften schwebend, überschauen die Vögel weite Flächen des Meeres, dessen Flutwelle ihnen als parallele Streifen erscheinen, denen sie zu folgen oder die sie in bestimmter Richtung zu kreuzen haben, um ihr Ziel sicher zu erreichen. Damit stimmt auch die Thatsache, daß überall, wo im Ozean keine merkliche Flutwelle besteht, wie z. B. in den Gürteln zwischen den Passatwinden und den Regionen der nördlich und südlich am Pol wehenden Westwinde, auch nur selten oder nie Seevögel in größerer Entfernung vom Strande angetroffen werden.

Schließlich ist zu berücksichtigen, daß die Zugvögel in einem Tage durchschnittlich, also ungünstige Verhältnisse mit in Betracht gezogen, 700 km zurücklegen können. Die Entfernung von Unteritalien nach Griechenland beträgt in gerader Linie 400 km, von da nach Kandia 150 km. Kandia liegt von Unterägypten noch 600 km entfernt. Um also in zwei Tagen von Europa nach Aegypten zu kommen, hätten die Zugvögel keine ihre Leistungsfähigkeit allzusehr in Anspruch nehmende Anstrengung zu machen.

Der Asphaltsee auf Trinidad.

Der vom Korvettenkapitän Baron Benko verfaßte Bericht über die von der österreichischen Korvette „Zrini" 1885 bis 1886 nach Westindien gemachte Reise ist kürzlich erschienen. Die „Mitteilungen der k. k. österreichischen Gesellschaft in Wien" entnehmen diesem Werke eine anziehende Schilderung des berühmten Asphaltsees auf der Insel Trinidad. Die Oberfläche des fast kreisrunden Sees besteht aus eisenhaltigem, mit 32 bis 36 % Erdpech durchdrungenem Sand und ist in der Sonnenhitze so weich, daß sie nicht beschritten werden kann; zahlreiche Risse und Spalten sind mit braunem, aber geschmackvollem Wasser gefüllt. Das Erdpech ist von grauer Farbe und schmilzt wie Siegellack, bisweilen ist es schwarz und hart und bricht mit muschelförmiger, glänzender Bruchfläche in Stücke. Die Tiefe der Asphaltschicht des Sees ist nicht bedeutend, doch scheint eine fortwährende Erneuerung stattzufinden. Andererseits haben geognostische Untersuchungen zu dem Ergebnisse geführt, daß der See nicht etwa unerschöpfliche Zuflüsse aus dem Innern der Erde besitzt, sondern daß bei lebhafter Ausbeutung des Materials dasselbe etwa in einem Jahrhundert erschöpft sein dürfte. Wo der Asphalt sich mit der Erde verbindet, ist der Boden außerordentlich fruchtbar und erzeugt die besten Früchte; die Ananas dieser Gegend sind größer, aromatischer und von dunklerer Goldfarbe, als anderwärts. Auch dem tierischen Leben ist der Asphalt nicht nachteilig. In dem Wasser, welches die Spalten des Sees füllt, findet man zahlreiche kleine Fische. Der Asphalt läßt sich bekanntlich zur Gasbereitung, zum Kalfatern, zur Feuerung und Pflasterung benutzen. Nachdem er bis vor etwa 30 Jahren nur zum Kalfatern der Schiffe in den Häfen der Insel verwendet worden war, kam ein Deutscher, Konrad Stollmayer, auf den Gedanken, die Asphaltmengen der Insel zu einem Ausfuhrartikel zu machen. Obwohl die ersten Sendungen nach Deutschland und den Vereinigten Staaten Verluste brachten, ließ sich Stollmayer dadurch nicht abschrecken und erreichte es, daß der Trinidad-Asphalt in Europa wie in Nordamerika einen gesuchten Handelsartikel bildet. Heute werden, um die Beförderungskosten zu verringern, die wertlosen Bestandteile des Asphalts, Erde und Lehm, durch Auskochen ausgeschieden und dadurch der sogen. „Epure" gewonnen, der jetzt hauptsächlich verschifft wird.

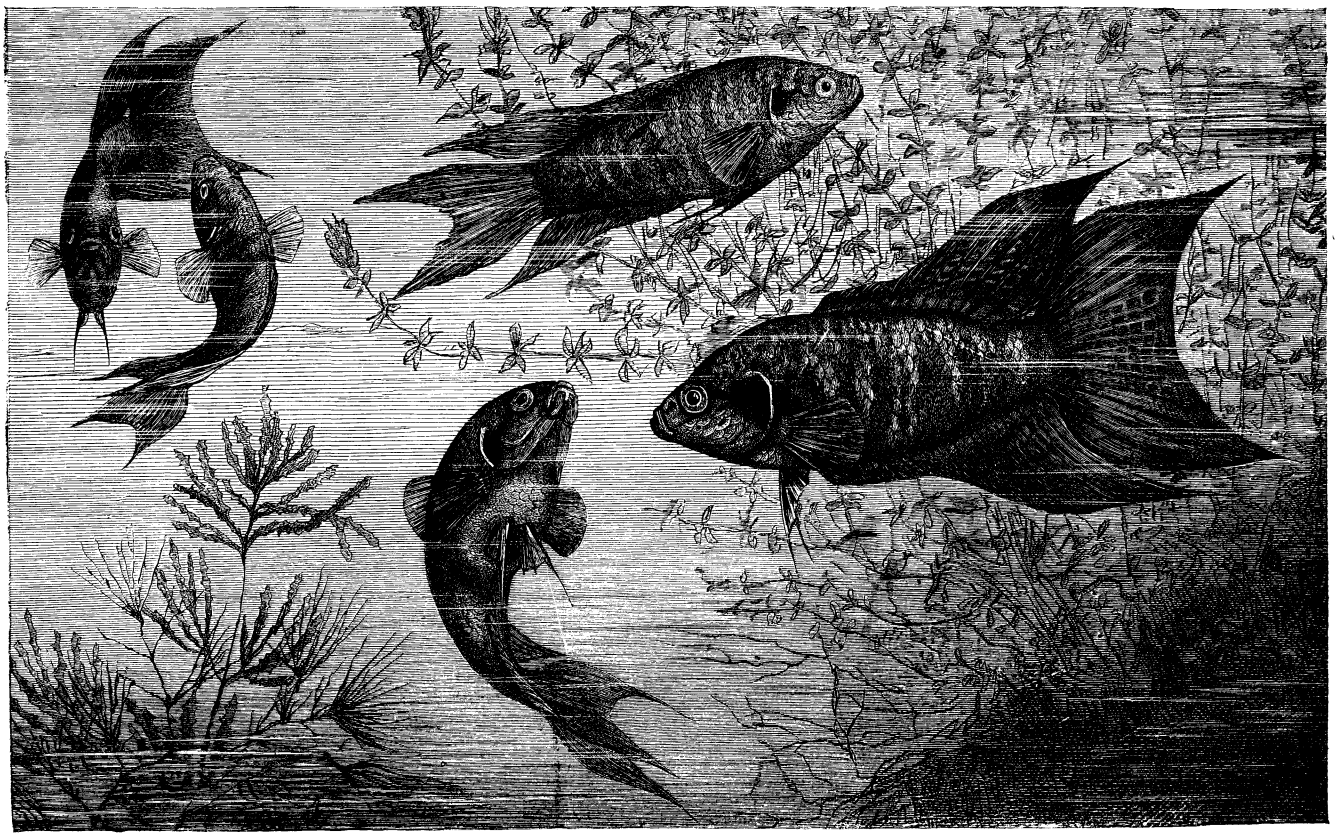
Etwas vom Süßwasser-Aquarium.

Da schreibt uns ein Kamerad aus Basel kurz und bündig:

„Es würde mir viele Freude machen, wenn Sie mir, ich rechne sicher darauf, schon in der nächsten Nummer eine ausführliche Beschreibung eines hübschen Aquariums abdrucken oder noch lieber schicken würden."

Oho, lieber Kamerad, entgegnen wir, schon in der nächsten Nummer? Und dazu noch eine ausführliche Beschreibung, und eines hübschen Aquariums obendrein? Das ist in einem Atem etwas viel verlangt. Eine ausführliche Beschreibung will zunächst von einem unserer Mitarbeiter reiflich bedacht und dann geschrieben sein; dann muß der Redakteur diese Beschreibung durchlesen, prüfen, da und dort mit seinem Blaustift eine Verbesserung, eine Kürzung oder sonst eine Veränderung treffen; dann wandert das Manuskript in die Druckerei, es wird vom Setzer gesetzt, dieser Satz auf einen Papierstreifen abgedruckt; hierauf muß der „Korrektor" diesen ersten Abdruck aufmerksam durchlesen und die Druckfehler ausmerzen, welche der Setzer gemacht hat; alsdann wandert der „Korrekturbogen" abermals in die Druckerei, und erst nachdem sich der Korrektor überzeugt hat, daß auf dem zweiten, dritten und vierten „Abzug" alles in Ordnung ist, gelangt der Artikel in die Nummer des „G. K." und damit in die Druckmaschine, d. h. wenn auch die beizugebenden Bilder schon fertig sind, denn diese müssen erst vom Zeichner entworfen, vom Holzschneider in Holz geschnitten, vom Clicheur galvanisiert werden u. s. w. Alle diese Manöver erfordern Zeit, viel Zeit, nicht wahr? Ja, ja, lieber Baseler Kamerad, eine Nummer des „G. K." wird nicht so im Handumdrehen angefertigt, wie du etwa deine „Baseler Leckerlis" verzehrst! Wir schmeicheln uns, daß du fortan die Nummern des „G. K." mit etwas mehr „Andacht" zur Hand nimmst, nachdem du die Zeit und Mühe kennen gelernt hast, welche die Herstellung nur eines einzigen Bogens erfordert.

Der Kamerad in Basel fährt in seinem zierlich geschriebenen Briefchen also fort: „Das Aeußere, nämlich den Glaskasten mit dem Blechboden, habe ich in einer Nummer unserer Zeitschrift bereits vorgefunden. Nun möchte ich aber wissen, mit was ich den Boden belegen, und was für



Makropoden, Zierfische unseres Aquariums.

Wasserpflanzen ich in diesen Belag hinein setzen soll. Ueber die Tiere bin ich auch nicht im klaren . . ."

Nun, verehrter Baseler Kamerad, diese Fragen wollen wir dir gern beantworten. Du sollst im Nachstehenden eine ausführliche Beschreibung eines hübschen Aquariums haben — aber in der „nächsten Nummer", nein, das ging beim besten Willen nicht!

Du hast also, lieber Baseler, den Glaskasten mit dem Blechboden. Nun höre zunächst, mit was*) du den Blechboden belegen sollst. Hierzu empfiehlt sich grober Kiessand, — am besten jener grobe, aus Granitkörnern und Quarzbröckchen bestehende Kiessand, den man an den flachen,

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Wir würden sagen: womit.

zuzeiten überschwemmten Uferstellen unserer Flüsse und Ströme findet. Sieh, du wohnst am schönen Rhein, mein lieber Baseler, und da hast du den herrlichsten Sand von der Welt aus erster Hand. Den herrlichsten Sand — denn ich nehme auch an, daß dieser Rheinsand durch wiederholte Ueberspülungen des Stromes vollkommen rein gewaschen ist. Rein muß nämlich in jeder Beziehung jener Kiessand sein, den man als Bodenbelag des Aquariums benutzt; er würde sonst das Wasser trüben, wodurch wiederum die Fische und sonstigen Tiere geschädigt würden, ebenso der freie Durchblick durch die Wassermenagerie beeinträchtigt wäre. Wer also über die Reinheit seines eingesammelten groben Kiessandes im Zweifel ist, der wasche ihn gehörig aus — was natürlich nicht mit Seife oder anderen ätzenden Dingen, sondern nur mit reinem Wasser geschehen darf. Weißt du, wie ich es mache? Ich schütte meinen Kiessand in einen alten, von Weiden geflochtenen Henkelkorb; diesen Henkelkorb hänge ich mit dem Henkel unter eine Pumpe, und dann pumpe ich darauf los, in den Korb und Kies hinein. Durch Kies und Weidengeflecht läuft das Wasser in Strömen wieder heraus und nimmt alle Unreinigkeiten mit.

Mit dem also gereinigten groben Kiessande bedeckt man den Boden des Aquariums zwei bis drei Finger hoch.

Es würde dies aber ein etwas kahler, „prosaischer" Belag sein. Deshalb verteilt man über den Kiessand Steine und Muscheln, nachdem man sie ebenfalls gründlich mit purem Wasser gereinigt hat. Aber nicht jede Steinart ist zu einem solchen Bodenbelag geeignet; manche sondert im Wasser Lehm oder Schlammteilchen ab und verursacht dadurch eine Trübung. Die Steine sind deshalb vorher zu prüfen. Am geeignetsten sind auch hier wieder Granit- und Quarzbrocken. Jene Heiden, die alter Meeresboden sind, wie z. B. die norddeutschen, sind besonders reich an den genannten Gesteinen, die ursprünglich den Gebirgen Schwedens und Norwegens angehörten.

Eine kunstfertige Hand mag die für den Bodenbelag bestimmten Steine in der Mitte des Aquariums zu einem kleinen Berge auftürmen, dessen Spitze später über den Wasserspiegel ragt. In diese Spitze setzt man auch wohl ein winziges Blumentöpfchen hinein, das, mit Lehm oder Erde angefüllt, einer Sumpfpflanze Nahrung bietet. Da der Lehm oder die Erde in Blumentöpfchen aber leicht das Wasser trübt, so hat man neuerdings seine Zuflucht zu einem großlöcherigen Badeschwamm genommen: man steckt die eine oder andere Wasserpflanze in die Löcher des Schwammes und verbirgt den mit Wasser vollgesogenen Schwamm zwischen den Steinen des Berges. Sehr munter nimmt sich auch ein kleiner Springbrunnen aus, dessen Mundstück aus dem Gipfel des Berges hervorragt, während ein hochgestelltes Wassergefäß nebst Röhrenleitung das Wasser zuführt und eine in der Höhe des Wasserspiegels angebrachte, schräg zur Erde geneigte Röhre das überflüssige Wasser wieder abführt.

Eine weitere Verzierung des aufgetürmten Steinberges besteht darin, daß man zu seinen Seiten, unterhalb des Wasserspiegels, von passend geformten Steinen, Grotten und Thorbogen baut. Indem die flinken Fischlein oder die langbeinigen Wasserkäfer oder die schlangenartig sich fortwälzenden Egel durch die Oeffnungen gleiten, entsteht im Aquarium ein munteres Spiel, das dem Beobachter eine angenehme Unterhaltung gewährt. Wohl in den meisten Aquarien sahen wir zu Grotten und Thorbogen sogen. Tuffsteine benutzt; wie malerisch nun auch diese Gesteinsart wirkt, so hat sie doch den empfindlichen Nachteil, porös, d. h. mit feinen Löchern durchbohrt zu sein; indem diese Löcher nun das Wasser einsaugen und festhalten, entsteht innerhalb des Gesteines leicht eine Fäulnis des Wassers, die sich wiederum dem Ganzen mitteilt und der eingesetzten Tierwelt zur Verderbnis gereicht. Wir ziehen es deshalb entschieden vor, die Thorbogen und Grotten aus anderem Gestein zu bauen; wenn die Bauten auch weniger malerisch erscheinen, so halten sie Wasser und Tiere doch gesund.

Nun weißt du, mein lieber Kamerad, „mit was" du den Boden deines Aquariums belegen sollst. Selbstverständlich machst du den Belag, bevor du das Wasser einfüllst.

Zweitens möchtest du wissen, lieber Baseler, welche Wasserpflanzen in den Bodenlag deines Aquariums einzusetzen wären.

Es läßt sich nicht leugnen, daß lebende Wasser- oder Sumpfpflanzen mit dem Saftgrün oder Braungrün ihrer Blätter eine herrliche Zierde des Aquariums bilden, mögen die Pflanzen nun untergetaucht wachsen, oder auf der Höhe des Wassers schwimmen, oder endlich, im Grunde wurzelnd, mit der bald weißen, bald grünlichen, bald lilafarbigen Blüte über die Oberfläche hervorragen; andererseits sind solche Pflanzen auch mit dem Gewirr ihrer Stengel und Blätter beliebte Schlupfwinkel für die Tiere, und drittens dienen sie sogar der kleinen bescheidenen Wassermenagerie zur Nahrung. Aber all diesen Vorteilen steht der eine, nicht geringe Nachteil gegenüber, daß die Pflanzen durch ihre absterbenden und danach faulenden Teilchen leicht das Wasser trüben und verderben. Die eingesetzten Pflanzen bedürfen mithin einer unausgesetzten Beobachtung; wo sich ein welkendes Blatt, ein absterbender Stengel zeigt, da entferne man ihn sofort, wozu man am besten eine Schere benutzt. Denn wollte man das räudige Glied abreißen, so könnte man leicht den ganzen Bodenbelag über den Haufen werfen. Scheut der Besitzer eines Aquariums vor den Schwierigkeiten, welche die Verwendung der Wasser- oder Sumpfpflanzen bereitet, oder hat er durch eine solche Verwendung wiederholt üble Erfahrungen gemacht, so nehme er ruhig von der Pflanzenausstattung Abstand, denn nötig ist dieselbe gerade nicht; bei der geringen Wassermenge, welche das Aquarium umschließt, kommt der Stoffwechsel zwischen Pflanzen und Tierwelt kaum in Betracht. Allenfalls verteile man einige Wasserlinsen, sogen. Entenflott, auf die Oberfläche des Wassers, das genügt vollkommen.

„Aber ich möchte doch gern," höre ich unseren Baseler sagen, „noch einige andere Pflanzen in meinem Aquarium haben."

Nun gut, so will ich wenigstens einige geeignete nennen. Du kannst sie dir aus unseren heimatlichen Gräben, Wassertümpeln, Teichen und Bächen mit leichter Mühe holen.

Da ist zunächst das Hornkraut, Ceratophyllum submersum. Dasselbe, unter Wasser wachsend, ist in ganz Deutschland zu finden. Es entwickelt lange Stengel, um welche ganz schmale, lineale Blätter dicht herum sitzen. Die Blätter sind sehr steif, wie Horn, daher der Name der Pflanze. Das büschelige Gewächs ist unten dunkelolivengrün, weiter oben an den frischen Knospen hellgrün. Man braucht es im Aquarium nur in den Kiesbelag des Bodens zu stecken, um es lustig weiter grünen zu sehen. Das Hornkraut, auch Igellack geheißen, blüht nur selten und zwar mit kleinen Blüten in den Blattachseln. Die Frucht ist eine ovale, oft in drei weiche Stacheln ausgehende Nuß.

Ferner eignet sich sehr gut fürs Aquarium das Tausendblatt, Myriophyllum. Es wächst ganz im Wasser, ist ästig und flutend, hat quirlige, in haardünne Abschnitte fiederig-zerteilte Blätter und mit Deckblättern gestützte rötliche Blüten, welche in Form einer Aehre über das Wasser hervorkommen. Bei uns in Deutschland finden sich zwei Arten von Tausendblatt: das ährenblütige, M. opicatum, mit sehr kleinen, und das quirlblütige, M. verticillatum, mit größeren kammartig gefiederten Deckblättern.

Aehnlich der vorgenannten Art im gefiederten Grün, aber einer ganz anderen Familie, nämlich jener der Primeln angehörig, ist die Hottonia palustris, die Sumpfprimel. Sie wächst in stehenden Gräben und Teichen, mit ihren Blättern untergetaucht; im Juni steigt indes der lange Blütenstiel mit den rosenfarbigen Blüten über das Wasser. Das herrliche Gewächs hält sich ganz gut im Aquarium, ist aber nicht überall in Deutschland anzutreffen; in vielen Gegenden Süddeutschlands gar nicht auffindbar, ist es im Gegenteil im nordwestlichen Deutschland eine gewöhnliche Erscheinung. Namentlich im Münsterlande sahen wir fast auf jedem Spaziergange einen Wassertümpel, der, von überhängendem Gesträuch beschattet, im Juni mit den rosigen, kegelförmigen Blütentrauben förmlich überblüht war — ein wundervoller Anblick!

1. Schilfeule. 2. Bachjungfer. 3. Schilfmotte. 4. Sumpfeule. 5. Seerosenzinsler. 6. Storpionwanze. 7. Wasserschreitwanze. 8. Teichhornschnecke. 9. Stabwanze. 10. Tellerschnecke. 11. Wasserkäfer. 12. Wasserwanze. 13. Köcherfliegenlarve. 14. Libellenlarve vor dem Ausschlüpfen. 15. Köcherfliege. 16. Schilfmotte. 17. Ausschlüpfende Libelle. 18. Rückenschwimmer. 19. Wasserlaufwanze 20. Rückenschwimmer. 21. Köcherfliegenlarve. 22. Tauchkäferlarve. 23. Wasserkolbenkäfer. 24. Tauchkäfer. 25. Tauchwanze.

Eine Pflanze, an welcher die Fische und Amphibien, namentlich aber die Wasserschnecken mit Vorliebe ihren Laich absetzen, ist Potamogeton natans, das schwimmende Laichkraut. Es wurzelt im Grunde der Gewässer, muß also, in das Aquarium übergeführt, zwischen die Kieskörner und Steine des Belags gesteckt werden; die Stengel sendet es aufwärts, und die eiförmigen, etwas dicken, olivengrünen bis grünbräunlichen Blätter legt es platt auf das Wasser; über den Wasserspiegel aber steigt die grünliche Blütenähre. Das schwimmende Laichkraut ist eine der gemeinsten Arten aus der Gattung Laichkraut. Die Laichkräuter sind, dem Wasser entnommen, von unangenehmem, schlammigem Geruch und werden als Ackerdünger benutzt; außerhalb des Wassers vertrocknen sie äußerst rasch.

Nur auf dem Wasser flutend ist der Froschbiß, Hydrocharis morsus ranae. Der sonderbare Name dieser Pflanze stammt daher, daß die Froschquappen mit Vorliebe die älteren markigen Blätter fressen. Die

niedliche und für das Aquarium recht geeignete Pflanze entwickelt nämlich nierenrunde Schildblättchen, die an ziemlich langen Stielen sitzen und zwar meistens nur fünf bis sechs an einer Pflanze. Vom Knotenpunkt der Stengel abwärts gehen in die Wassertiefe lange Wurzeln, die mit dichtgestellten, glashell durchscheinenden Faserchen besetzt sind. Diese Faserchen führen der Pflanze Nahrung aus dem Wasser zu. Im Juli und August entwickelt das Pflänzchen niedliche Blüten mit drei weißen rundlichen Blättchen.

Nur für größere Aquarien tauglich ist die am Grunde der Wassergräben wachsende aloeblätterige Krebsschere, Stratiotes aloides. Die in einem vielstrahligen Schopfe vereinigten dunkelgrünen Schwertblätter sind dreikantig, stachelig gesägt, bis 30 cm lang. Die im Juli und August aus einer krebsscherenähnlichen Scheide sprossenden Blüten sind groß, mit je drei weißen Blütenhüllblättern. Besonders in Norddeutschland trifft man das Gewächs in stehenden Gewässern, oft scharenweise.

Noch könnte ich, mein lieber Kamerad, dir manche andere zur Einsetzung geeignete Pflanze anführen, doch sollen die angegebenen genügen, da ich wünsche, daß du in der schönen Jahreszeit, wenn alles zu Wasser und zu Lande grünt und blüht, selbst im Freien umherstreifest und Umschau hältst an Teichen und Tümpeln, an Gräben und Bächen. Manche Pflanze wirst du dort entdecken, bei deren Anblick du ausrufst: „Ei, die wäre nett für mein Aquarium!“ Hebe sie sorgfältig mit den Wurzeln aus ihrem heimischen Elemente und trage sie, damit sie dir unterwegs nicht verwelke, in einem offenen, mit Wasser gefüllten Glasgefäße nach Hause. Ein sogen. Einmachglas wird dir gute Dienste leisten. — Gesetzt den Fall, daß du dir dein Aquarium anlegtest, wenn draußen noch alles in winterlicher Oede starrt, so kannst du dir vom Handelsgärtner geeignete Sumpf- und Wasserpflanzen beschaffen. Eine beliebte Pflanze ist z. B. die Valisneria spiralis, eine südliche Wasserpflanze mit schmalen grasähnlichen Blättern und einem Blütenstengel, der bis zum Aufbrechen der Blüten spiralig eingerollt ist, dann aber sich gerade streckt und die offene Blüte über dem Wasser zeigt. Die großen Erfurter Gärtnereien empfehlen in ihren Katalogen noch andere zahlreiche ausländische Pflanzen fürs Aquarium, darunter auch solche, welche, einfach in die Löcher eines nassen Badeschwammes gesteckt, munter fortwachsen.

Ich nehme an, mein lieber Baseler, daß du dein Aquarium nach obiger Anleitung mit Pflanzen ausgestattet hast. Nun wird es Zeit, daß diese Pflanzen — Sumpf- und Wasserpflanzen — in ihr eigentliches Lebenselement zurückversetzt werden, mit anderen Worten, daß das Aquarium seine Wasserfüllung erhalte. Doch bevor dies geschieht, haben wir noch wohl zwei bis drei Minuten Zeit, die wir dazu benutzen wollen, das Aquarium an geeignetem Platze aufzustellen; jetzt können wir den Glaskasten noch mit leichter Mühe handhaben und tragen; wenn erst das Wasser hineingefüllt ist, so wird er einerseits zu schwer sein, andererseits möchte bei der Bewegung des Transportes die innere Ausschmückung mit Steinen, Muscheln und Pflanzen in Unordnung geraten.

Also befördere dein Aquarium, mein werter Kamerad, in ein kühles, schattiges Zimmer; Kühle und Schatten sind Hauptbedingungen für die Erhaltung der gesamten Menagerie. „Je kühler ein Zimmer ist, und je weniger Sonnenstrahlen in dasselbe dringen,“ sagt Dr. Eduard Gräffe, der die Sache aus dem Grunde versteht, „um so besser eignet es sich zur Aufstellung unserer künstlichen Teiche. Daher sind vor allem nach Norden gelegene Zimmer zu wählen, dann solche, die nicht sehr hohe Fenster besitzen und die durch Jalousien oder dunkle Vorhänge gegen das zu intensive Sonnenlicht geschützt sind. Am allergeeignetsten sind solche Räume, die das ganze Jahr hindurch eine gleichmäßige Temperatur besitzen, wie Kellerwohnungen. Doch kann man zuletzt auch in allen Zimmern Aquarien halten, wenn man letztere durch umgehängte Tücher gegen das direkte Einfallen der Sonnenstrahlen schützt. Wer die Mittel besitzt, kann endlich auch in hochtemperierten Zimmern seine Wasserbehälter stehen haben, wenn er dieselben mit einer Wasserleitung in Verbindung setzt. Im allgemeinen ist zu beobachten, daß eine Temperatur von 10 bis 15 ° R. und wenig Licht am wünschenswertesten ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Geist der Llano estakata.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“.

(Fortsetzung.)

Er kehrte dem Platze, an welchem sein Gegner gestanden hatte, den Rücken zu, und seine Stimme klang so ruhig, als ob er soeben etwas ganz Alltägliches verrichtet habe.

Frank und Helmers eilten nach der Stelle, an welcher der Fremde niedergestürzt war. Bloody-fox folgte ihnen langsam, nachdem er geladen hatte.

Dort ertönte die triumphierende Stimme des Negers:

„Oh courage! Oh bravery! Oh valour! Masser Bob hat totschießen all ganz Spitzbuben! Hier liegen der Mann und sich nicht bewegen von der Stelle. Sehen Massa Helmers und Massa Frank, daß Old Bob ihn haben treffen in die Stirn? Es sein ein Loch vorn hinein und hinten wieder heraus! Oh, Masser Bob sein ein tapfer Westmann. Er überwinden tausend Feinde mit Leichtigkeit.“

„Ja, du bist ein außerordentlich guter Schütze!“ nickte Helmers, welcher bei dem Toten niedergekniet war und denselben untersuchte. Wohin hast du denn eigentlich gezielt?“

„Masser Bob zielen genau nach Stirn und ihn auch dort treffen. Oh, masser Bob to be a giant, a hero; masser Bob to be invincible, to be unconquerable and impregnable!“

„Schweig, Schwarzer! Du bist weder ein Held noch ein Riese oder gar ein Unüberwindlicher. Du hast gar nichts gethan, was ein Beweis von Mut sein könnte. Du hast auf einen Fliehenden geschossen und dazu gehört gar nichts. Uebrigens ist es dir gar nicht eingefallen, deine alte Haubitze auf die Stirn dieses Mannes zu halten. Da, schau seine Hose an! Was erblickst du da?“

Bob leuchtete nieder und betrachtete die Stelle, auf welche Helmers deutete.

„Das sein ein Loch, ein Riß,“ antwortete er.

„Ja, ein Riß, welchen deine Kugel gemacht hat. Du hast durch das Hosenbein geschossen und willst nach der Stirn

gezielt haben! Schäme dich! Und dabei betrug die Entfernung keine sechs Schritte!"

„Oh, oh! Masser Bob sich nicht schämen müssen! Masser Bob haben treffen in Stirn. Aber Massa Bloody-fox auch schießen und treffen nur in Hose. Masser Bob haben schießen ausgezeichnet, viel besser als Massa Bloody-fox!"

„Ja, das kennen wir! Aber welch ein Schuß! Bloody-fox, das macht dir wirklich keiner nach! Ich habe dich gar nicht zielen sehen!"

„Ich kenne mein Gewehr," antwortete der junge Mann bescheiden, „und wußte, daß es genau so kommen werde, denn der Kerl war zu erregt. Er zitterte. Das ist allemal eine Dummheit, zumal wenn das Leben an nur zwei Schüssen hängt."

Der Mann war tot. Das runde, scharfrandige Loch saß ihm mitten auf der Stirn. Die Kugel war hinten herausgegangen.

„Genau so, wie der Geist der Llano estakata schießen soll," meinte Juggle-Fred in bewunderndem Tone. „Wahrhaftig, das ist ein Meisterschuß! Der Kerl hat seinen Lohn empfangen. Was thun wir mit seiner Leiche?"

„Meine Leute mögen sie einscharren," antwortete Helmers. „Einen Getöteten vor sich zu haben, ist kein erfreulicher Anblick, denn selbst der ärgste Schurke bleibt doch immerhin ein Mensch; aber Gerechtigkeit muß sein, und wo das Gesetz keine Macht hat, da ist man eben gezwungen, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Und hier ist zudem von einem Orte der Lynchjustiz gar keine Rede, denn Bloody-fox hat ihm die gleichen Chancen gelassen. Es ist bewiesen, daß er ein Mörder ist, Gott sei seiner Seele gnädig! Und nun wollen wir — — — was ist's? Was gibt es denn?"

Bob hatte nämlich einen lauten Ruf ausgestoßen. Er war der einzige, dessen Augen jetzt nicht auf den Toten gerichtet gewesen waren.

„Heigh-ho!" antwortete der Schwarze. „Massa Helmers einmal dorthin sehen!"

Er streckte den Arm nach der Gegend aus, in welcher die Tische und Bänke standen. Dort war es jetzt finster, da die beiden Lampenträger sich hier bei der Gruppe befanden.

„Warum? Was ist dort?"

„Nichts, gar nichts sein dort. Wenn Massa Helmers und alle anderen Massas hinsehen, dann sie gar nichts sehen, denn er sein fort."

„Egad! Der Mormone ist entflohen!" antwortete Helmers, indem er von der Leiche emporsprang. „Schnell nach! Sehen wir, ob wir ihn erwischen!"

Die Gruppe löste sich augenblicklich auf. Jeder rannte nach der Richtung, in welche ihn der Zufall oder die momentane Vermutung trieb. Nur einer blieb zurück — — Bloody-fox. Er stand bewegungslos und horchte in das Dunkel des Abends hinaus. So blieb er, bis die Männer wiederkehrten, um, wie vorauszusehen gewesen war, zu melden, daß sie keine Spur des Gesuchten bemerkt oder gefunden hätten.

„Well, dachte es mir!" nickte er. „Wir sind dumm gewesen. Vielleicht ist dieser fromme Mormone ein noch viel gefährlicherer Mensch, als der Tote hier jemals gewesen ist. Ich habe ihn gesehen, weiß aber nicht wo, werde aber dafür sorgen, daß ich ihn wiedersehe und zwar sehr bald! Good evening, Mesch'schurs!"

Er hob das Gewehr auf, welches dem Toten entfallen war, und schritt zu seinem Pferde.

„Willst du fort?" fragte Helmers.

„Yes. Ich wollte ja schon längst weiter und habe mit diesem Fremden hier wohl eine kostbare Zeit versäumt. Die Büchse nehme ich mit, um sie den Erben des rechtmäßigen Besitzers zuzustellen."

„Wann sehe ich dich wieder?"

„Wann es nötig ist. Nicht eher und nicht später."

Er stieg auf und trabte davon, ohne jemand die Hand gereicht zu haben.

„Ein sonderbarer junger Mensch," meinte der Juggle-Fred, indem er den Kopf schüttelte.

„Lassen wir ihn!" antwortete Helmers. „Er weiß stets, was er thut. Ja, er ist jung, aber er nimmt es mit manchem Alten auf, und ich bin überzeugt, daß er über kurz oder lang diesen Master Tobias Preisegott Burton und vielleicht auch noch andere beim Kragen hat!" — —

Zweites Kapitel.

Die beiden „Snuffles".

Ungefähr zwei Stunden vor der Zeit, in welcher Hobble-Frank und Bob mit Bloody-fox zusammentrafen, kamen zwei andere Männer aus der Richtung von Koleman City geritten. Doch konnten sie diesen Ort wohl kaum berührt haben, denn sie hatten ganz das Aussehen von Männern, welche längere Zeit bewohnten Gegenden fern geblieben sind.

Die beiden Maultiere, welche diese Leute ritten, zeigten zwar Spuren von Ermüdung, schienen sich aber in guten Händen zu befinden und waren ziemlich wohlgenährt. Einen ganz entgegengesetzten Eindruck machten die Reiter; lange, außerordentlich schmächtige Gestalten, von denen man hätte annehmen mögen, daß sie wochenlang Gäste des Hungers gewesen seien. Daß dem aber nicht so sei, zeigte ihre gesunde Hautfarbe und kräftige Haltung, welche sie im Sattel behaupteten. Der Westen hat eine starke, austrocknende Luft, welche kein überflüssiges Fleisch auf den Knochen duldet, dafür jedoch die Sehnen stählt und den Gliedern jene ausdauernde Kraft und Widerstandsfähigkeit verleiht, ohne welche der Mensch dort bald zu Grunde gehen müßte.

Ueberraschend war die außerordentliche Aehnlichkeit, welche zwischen ihnen herrschte. Wer sie erblickte, mußte sie sofort für Brüder, vielleicht gar für ein Zwillingspaar halten. Diese Aehnlichkeit war so bedeutend, daß man sie, zumal beide ganz gleich gekleidet und bewaffnet waren, nur mit Hilfe einer Schmarre unterscheiden konnte, welche dem einen von ihnen quer über die linke Wange lief.

Sie trugen bequeme, dunkelgraue, wollene Ueberhemden und ebensolche Hosen, starke Schnürschuhe, breitrandige Biberhüte und hatten ihre schweren, breiten Lagerdecken wie Mäntel hinten von den Schultern herabhängen. Ihre ledernen Gürtel waren mit Klapperschlangenhaut überzogen und trugen die gewöhnlichen Kleinwaffen und sonstigen Requisiten des Prärienmannes. Flinten hatten sie auch, aber direkt aus dem Laden des Gewehrhändlers kamen dieselben jedenfalls nicht; ihr Aussehen war vielmehr ein solches, daß sie den Namen „Schießprügel" mit vollem Rechte verdienten. Wer jedoch weiß, was ein tüchtiger Westmann mit so einem alten Fire-lock zu leisten vermag, dem kann es niemals einfallen, über eine solche Waffe die Nase zu rümpfen. Der Westmann liebt seine Büchse, aber er kokettiert nicht mit derselben. Je unscheinbarer sie während des langen Gebrauches wurde, desto größer ist die Pietät, welche er ihr widmet.

Leider war diesen beiden Reitern keine allzu große männliche Schönheit zuzusprechen, was seinen Grund in dem Umstande hatte, daß der hervorragendste Teil ihrer Gesichter auf eine ganz ungewöhnliche Weise entwickelt war. Sie hatten Nasen und eben was für welche! Man

konnte getrost darauf schwören, daß zwei solche Geruchsorgane im ganzen Lande nicht wieder zu finden seien. Nicht die Größe allein, sondern auch die Form war außerordentlich, ebenso die Farbe. Um sich diese Nasen vorstellen zu können, müßte man sie gesehen haben. Denkt man sich den in Gestalt einer Weintraube verholzten Saftausfluß einer Birke, in allen möglichen Farben schimmernd, welche sich jemals auf einer Malerpalette befanden, so kann man sich einen ungefähren Begriff von diesen Nasen machen. Und dabei waren auch sie einander geradezu zum Erstaunen ähnlich. Es gab kein gleicheres Brüderpaar als diese beiden Männer, welche wohl bereits manchen Sturm erlebt hatten, da sie wenigstens in der Mitte der Fünfziger standen.

Nun darf man aber nicht denken, daß der Eindruck ihrer Gesichter ein abstoßender gewesen sei, o nein! Sie waren sorgfältig glatt rasiert, so daß kein Bart den wohlwollenden Ausdruck derselben verbarg. In den Mundwinkeln schien ein heiteres, sorgloses Lächeln sich für immer eingenistet zu haben, und die hellen, scharfen Augen blickten so gut und freundlich in die Welt, daß nur ein schlechter Menschenkenner behaupten konnte, man habe sich vor ihnen in acht zu nehmen.

Die Gegend, in welcher sie sich befanden, war ziemlich steril zu nennen. Der Boden trug nur knorriges Knieholz, zuweilen mit Yuccas und Kakteen vermischt. Einen Wasserlauf schien es in der Nähe nicht zu geben. Die forschenden Blicke der Reiter deuteten an, daß diese letzteren hier nicht bekannt seien. Zuweilen richtete sich einer von ihnen in den Bügeln empor, um einen weiteren Ausblick zu gewinnen, und setzte sich dann mit einer Miene in den Sattel zurück, welche besagte, daß es vergeblich gewesen sei.

„Verteufelt triste Gegend!“ sagte derjenige, welcher die Schmarre auf der Wange hatte. „Wer weiß, ob wir heute noch einen Schluck frischen Wassers finden. Meinst du nicht auch, Tim?“

„Hm!“ brummte der andere. „Wir nähern uns eben dem Gebiete der Llano estakata. Da ist es nicht anders zu verlangen. Oder meinst du, Jim, daß es in der Wüste Quellen von Eierpunsch oder Buttermilch geben soll?“

„Schweig, Bruderherz! Mach mir den Mund nicht wässerig! Eierpunsch ist das höchste der Gefühle. Wer ihn nicht hat, ist schließlich auch mit Buttermilch zufrieden. Hier aber gibt es selbst diese nicht, und ich befürchte, daß wir wohl gar gezwungen sein werden, mit Kaktussaft fürlieb zu nehmen.“

„Das wohl nicht. Noch befinden wir uns nicht in den Plains. Helmers Home, welches wir erst morgen erreichen, soll an einem Wasser liegen. Also haben wir das fruchtbare Land noch nicht hinter uns. Ich hoffe, die Old Silver Mine, welche für heute unser Ziel ist, liegt inmitten oder wenigstens in der Nähe einer Baum- oder Strauchinsel, wie man sie zuweilen selbst in wüsten Gegenden findet. Und du weißt, meine Hoffnungen täuschen mich nur selten, denn sie schlängeln sich gewöhnlich um die Wirklichkeit herum.“

„Magst du nicht lieber davon schweigen? Unsere Hoffnungen haben uns bisher zu nichts geführt.“

„Das darfst du nicht sagen, Jim. Wir haben kein Schlaraffenleben führen können, das ist wahr; aber wir tragen ein hübsches Sümmchen in der Tasche, und wenn wir jenseits der Llano und der Quadeloupe Glück haben, so sind wir gemachte Leute.“

„Ja, wenn! Ein Millionär zu sein, das ist das höchste der Gefühle. Zunächst aber haben wir nicht einmal was zu essen. Wir waren nur darauf bedacht, schnell vorwärts zu kommen, und haben uns also nicht Zeit genommen, uns nach irgend einem Braten umzusehen. Ich will gar nicht einen Turkey verlangen, aber wenigstens einer nicht gar zu alten Prairiehenne möchte ich doch zu gern begegnen. Vielleicht erlaubte sie mir, ihr mit meiner Büchse good day zu sagen.“

„Du hast zu leckerhafte Gedanken! Ich wäre schon sehr zufrieden, wenn ein gefälliger Mulehase auf den Einfall käme, sich von außen um uns herumzuschlängeln. Dann würden wir ~~I don't~~ have care! Da ist einer! Molly, stehe nur dieses einzige Mal still!“

Diese Aufforderung, welche er mit einem Rucke der Zügel unterstützte, war an sein Maultier gerichtet. Es stand bewegungslos, als ob es seine Worte genau verstanden habe. Gerade vor den beiden war ein Mulehase zwischen einigen einsamen Grasbüscheln aufgesprungen. Tim hatte sein Gewehr schnell an der Wange und drückte ab. Der Hase überschlug sich und blieb liegen. Die Kugel war ihm durch den Kopf gedrungen — ein Meisterschuß aus so einem Gewehre.

Der texanische Hase hat die Größe seines deutschen Verwandten; er findet sich in ziemlicher Menge und besitzt ein wohlschmeckendes Fleisch. Er hat sehr lange Ohren, welche denen eines Maultieres (Mule) ähnlich sind, und wird deshalb Mulehase genannt.

Tim ritt zur Stelle, an welcher der Hase lag, holte sich denselben und sagte, indem er dann weiter ritt:

„Der Braten ist da, und ich denke, daß sich wohl auch ein Wässerlein finden lassen werde. Du siehst, daß meine Ahnungen doch nicht ganz vergeblich sind. Zwei Kerls von unserer Art finden immer, was sie brauchen.“

„Ob aber auch Diamanten? Das müssen wir abwarten.“

„Auch Diamanten, sage ich dir!“ antwortete Tim in sehr bestimmtem Tone. „Natürlich setze ich da voraus, daß es da drüben wirklich welche gebe. Ist die Sache Schwindel, so geht es uns eben wie allen anderen, die auch nichts finden können. Ich wenigstens werde mir den Kopf nicht abreißen, wenn ich erfahren sollte, daß wir uns vergeblich von außen um das Glück herumgeschlängelt haben. Horch! War das nicht ein Schuß?“

„Ja, es war einer. Polly hat ihn auch gehört.“

Er meinte sein Maultier, welches jetzt die Luft durch die Nüstern sog und höchst energisch mit den langen Ohren wedelte. Es kommt sehr häufig vor, daß der Prairiejäger seinem Tiere einen Namen gibt. Diese beiden Maultiere wurden, wie aus den Worten ihrer Herren hervorging, Molly und Polly genannt, zwei Namen, welche so ähnlich lauteten wie diejenigen ihrer Herren, Jim und Tim.

Die Brüder richteten sich auf und blickten nach der Richtung, aus welcher sie den Schuß vernommen hatten. Er war weiter zu hören gewesen, als ihr Auge reichen konnte, da sie sich in einer muldenartigen Bodensenkung befanden; aber Tim deutete aufwärts in die Luft, wo ein großer Raubvogel schwerfällig seine Spirale zog.

„Ein Hühnergeier,“ sagte er. „Oder nicht, Jim?“

„Nein! Es ist ein Königsgeier, wie an der bunten Färbung zu ersehen ist. Er hat ein fahlgelbes Gefieder und hat bei einem Aase gesessen, denn er ist so vollgefressen, daß er nur mit Mühe zu fliegen vermag. Man hat ihn durch den Schuß von seinem Fraße aufgestört, und wir müssen sehen, was für Menschenkinder das gewesen sind. Es verlohnt sich hier gar

sehr, zu wissen, wen man vor sich hat. In der Nähe der Llano soll es nicht ganz geheuer sein. Wer das außer acht läßt, der kann leicht von so einem Geier gefressen werden, was ich keineswegs das höchste der Gefühle nennen möchte. Also vorwärts, Tim!"

Sie gaben ihren Tieren die Sporen. Nun ist es aber bekannt, daß Maultiere sehr störrische Geschöpfe sind. So eine Kreatur ist gewöhnlich gerade dann, wenn die größte Eile geboten ist, nicht von der Stelle zu bringen. Und um das wieder quitt zu machen, pflegt es gerade an dem Augenblicke in rasenden Galopp zu fallen, wenn der Reiter die zwingendste Veranlassung hat, halten zu bleiben. Molly machte leider keine rühmliche Ausnahme. Kaum hatte Tim ihr die Sporen fühlen lassen, so stemmte sie die vier Beine ein und stand fest wie ein Sägebock. Er drückte fester an, was aber nur die Wirkung hatte, daß sie den Kopf zwischen die Vorderbeine nahm und hinten in die Höhe ging, um den Reiter nach vorn abzuwerfen. Tim jedoch kannte seine langjährige Freundin so genau, daß er sich nicht aus dem Sattel bringen ließ. (Fortsetzung folgt.)

Allerlei Zauberei.

Die verwandelten Rosen. Brenne ein Stückchen Schwefelfaden an — aber nicht etwa im Wohnzimmer! — und halte in den Dampf einige rote Rosen; zuerst wird an einzelnen Stellen die rote Farbe verschwinden, so daß die Blüten gesprengelt erscheinen, dann überall, und die Rosen sind weiß. Tauchst du eine solche weiße Rose in ganz verdünnte Schwefelsäure, so wird sie wieder rot, eine zweite dagegen in Bleiessig (eine Lösung von essigsaurem Bleioxyd) getaucht, wird grün, und eine dritte, erst in eine Lösung von Soda in Wasser, dann in Eisenvitriollösung getaucht, wird so dunkel, daß sie wie schwarz gefärbt erscheint. So machst du aus roten Rosen weiße, grüne und schwarze, kannst auch der weißen Rose ihre rote Farbe wieder geben: ein hübsches Zauberstückchen für deine Vorstellungen!

In ähnlicher Weise bleichst du dunkelblaue Malven durch Schwefeldampf und färbst sie nun durch Eintauchen in verdünnte Schwefelsäure blutrot, mit Bleiessig grün, mit Sodalösung hellgrün, durch Schwefelsäure wieder rot. Gelbe Georginen tauchst du in Kalilösung und läßt sie dadurch erst rot gesprenkelt, dann völlig rot erscheinen; durch verdünnte Schwefelsäure machst du sie wieder gelb. Blaßrote Georginen läßt du durch Kalilösung ziegelrot, durch Schwefeldampf weiß erscheinen und gibst ihnen durch Schwefelsäure ihre ursprüngliche Farbe wieder.

Das bezauberte Bouquet. Auch im Winter kannst du an künstlichen Blumen deine Kunst zeigen. Deine Schwester versteht vielleicht das Anfertigen solcher künstlicher Blumen, und du bestellst dir bei ihr einen Strauß, dessen Blumen aber alle ganz aus weißen Stoffen (Papier), auch mit weißen Blättern hergestellt sind. Nun tauchst du einige der Blumen in verdünnte Schwefelsäure, andere in Essig, die Blätter und Stengel aber in Pottaschelösung, einige Blumen läßt du, wie sie sind. Dann werden sämtliche Blumen wieder gut getrocknet. Nun schneidest du einige Blätter von rotem Kohl oder Rotkraut in schmale Streifen und übergießest sie mit kochendem Wasser; nach einigen Stunden gieße die klare Lösung ab und mische auf je einen Raumteil derselben $^1/_8$ Raumteil Spiritus (also auf 1 l der Lösung z. B. $^1/_8$ l Spiritus). Diese frischbereitete Kohltinktur gieße in ein undurchsichtiges Gefäß — etwa eine Suppenterrine oder dergl. —, so daß dasselbe zur Hälfte damit gefüllt ist. Nun tauchst du vor deinen Zuschauern den vorbereiteten weißen Blumenstrauß ganz in die Tinktur, ziehst ihn über die Flüssigkeit wieder in die Höhe, schüttelst ihn in der oberen leeren Hälfte des Gefäßes ab, so daß die überschüssige Flüssigkeit abtropft, und zeigst nun den Blumenstrauß vor; die mit Schwefelsäure präparierten Blumen sind jetzt rot, die in Essig getauchten dunkelrot, die mit Pottaschelösung getränkten Blätter und Stengel grün und die vorher nicht zubereiteten Blumen violett.

Der verwandelte Regen. Den Triumph deiner Gärtnerkunst zeigst du durch den Beweis, daß du selbst über den Regen Macht hast, der so oft dem Gärtner zur ungelegenen Zeit zu häufig, zur passenden Zeit zu wenig kommt. Nimm etwas fein gepulverten Indigo, mische dazu dem Gewicht nach doppelt so viel hellgrünes, nicht etwa schon rostfarbenes Eisenvitriol und dreimal so viel ungelöschten Kalk. Darüber gieße viel Wasser und lasse es unter Umschütteln in einer gut verkorkten Flasche längere Zeit stehen, bis die blaue Farbe verschwunden ist und die Flüssigkeit rein gelb vorscheint. Nachdem sich die festen Bestandteile abgesetzt haben, gieße die klare gelbe Flüssigkeit tropfenweise in ein tief darunter gehaltenes Gefäß. Deine Zuschauer werden mit Staunen sehen, wie die gelben Regentropfen, die du fallen läßt, auf dein Geheiß nach ihrem Weg durch die Luft völlig dunkelblau im Gefäße anlangen.

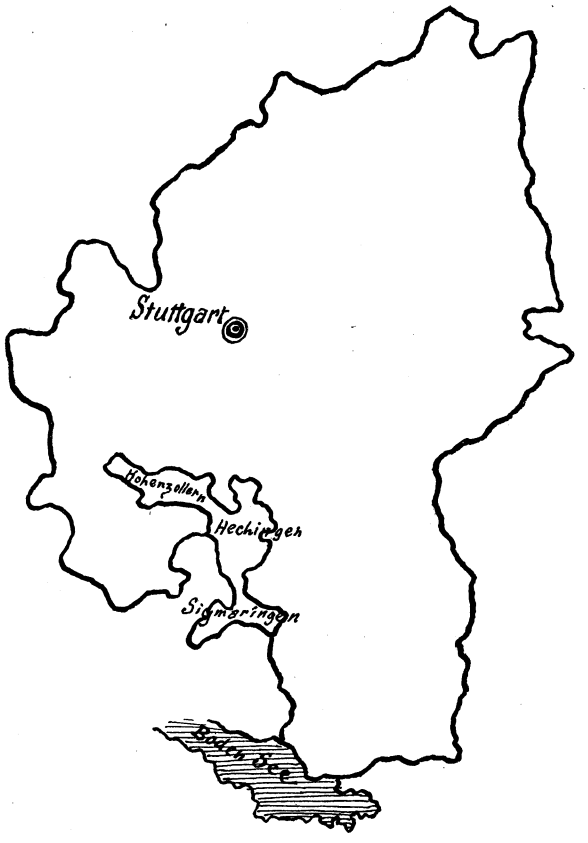
Sehr schöne Erscheinungen bietet die Kristallbildung gewisser Stoffe:

1. Löfest du reinen Alaun in heißem Wasser auf, läßt die Lösung ruhig stehen, so daß sich etwaige Trübungen absetzen, und die Lösung langsam erkaltet (etwa auf dem geheizten Ofen, der über Nacht ganz langsam wieder kalt wird), so scheiden sich aus der Flüssigkeit regelmäßige, große, durchsichtige Alaunkrystalle aus. Sollte dies nicht geschehen, oder sollten sich nur zahlreiche kleine Krystalle bilden, so hast du zu viel Wasser genommen und mußt alsdann die Lösung wieder erwärmen und noch mehr Alaun zusetzen. Nach einigen Versuchen wirst du bald das rechte Verhältnis treffen und wirst dich über den Erfolg deiner Mühe freuen. Fügst du zur heißen Alaunlösung Farbstoff, z. B. eine Abkochung von Gelbholz oder nur gewöhnliche Tinte, so kannst du auch gelbe oder blauschwarze Krystalle erzeugen, ein bedeutender Fortschritt in der Kunst, Edelsteine hervorzuzaubern.

2. Nun sollst du deine Kunst aber auch anwenden. Stelle dir eine heiß gesättigte, also reichlich Alaun enthaltende Lösung, oder wenn du willst, auch eine solche aus Kupfervitriol (Vorsicht!) für blaue Krystalle her, gieße sie in ein größeres Glasgefäß (eine Einmachbüchse), lege quer über den Rand desselben ein Holzstäbchen und hänge von diesem herab an einem feinen Seidenfaden mitten in die Lösung hinein eine aus Draht gebogene Krone oder ein ebensolches Kreuz, ein Körbchen u. dergl., welche Gegenstände mit Baumwollenfaden umwickelt sind und dadurch eine rauhe Oberfläche bekommen haben; nach ruhigem Erkalten werden diese Sachen mit Krystallen völlig überzogen sein, und du hast ein Edelsteinkreuz, eine Königskrone hervorgezaubert. Natürlich läßt sich dazu auch gefärbte Alaunlösung verwenden.

Der bereifte Blumenzweig. Nimm ein ganz großes Einmachglas, das sich über einen halben Ziegelstein stülpen läßt, lege ein Stück dickes Tuch oder Filz unter, darauf den stark erhitzten Stein und auf diesen einige Stücke Benzoeharz. Dann bringe in den oberen Teil des Glases einen frischen Zweig, der sich etwas gegen die Wand des Gefäßes anstemmt, so daß er nicht umfallen kann, und stülpe nun die Glasbüchse rasch über den Stein. Nach einiger Zeit ist der Zweig mit lauter feinen, glänzendweißen Nadeln überzogen, als wenn Reif darauf gefallen wäre.

Der Bleibaum. Löse 1 Teil Bleizucker in 30 Teilen reinem Regenwasser mit etwas Essig vermischt auf, lasse die Lösung durch Absetzen klar werden und gieße sie dann in ein Medizinglas. In den Kork desselben stecke nach unten einen Streifen dickes, blank geschabtes Zinkblech, noch besser ein Stäbchen aus reinem Zink, welches in die Flüssigkeit eintaucht, wenn du die Flasche zukorkst. Bald wirst du sehen, wie sich kleine glänzende Schuppchen aus Blei an das Stäbchen ansetzen; dieselben mehren sich, und nach einiger Zeit entsteht ein ganzer Baum mit abwärts gerichteten Aesten aus solchen Krystallblättchen. — Bei solchen Versuchen sei stets vorsichtig, führe nichts an den Mund, manipuliere nie mit wunden Händen, seife letztere nach Hantierung sorgsam ab.



Ein weiteres Blatt aus Karlchens kartographischer Mappe: „Das Königreich Württemberg".

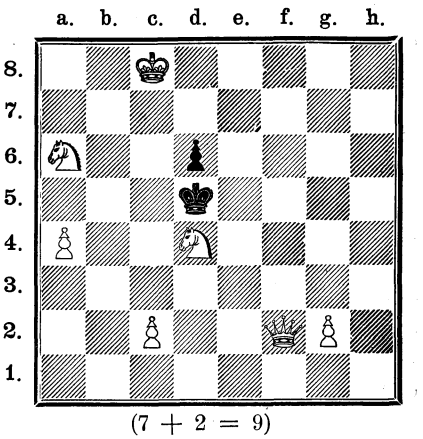
Deutsches Elchwild.

Ibenhorst, eine der königlich preußischen Oberförstereien in Litauen (2000 Morgen Kiefern-, Fichten- und Birkenwald, 6000 Morgen Torfmoor und 40 000 Morgen Erlenbruch mit eingesprengten Birken und Eschen), weist in den ihr zugehörenden Forsten, welche ein ganz eigenes charakteristisches Gepräge besitzen, mehrere Trupps Elchwild auf. Der vor 1848 noch sehr bedeutende Elchwildstand hat in jenem Jahre mehr gelitten, als durch ein ganzes Jahrhundert der fortschreitenden und zunehmenden Feld- und Waldkultur. Der Elch bedingt für sein Gedeihen weite, möglichst ungestörte Laubwaldbestände mit niederen, nassen Lagen, die also Moore und Brüche einschließen und einen ganz eigentümlichen Pflanzenwuchs entwickeln. Allerlei Rohrgewächse, selbst rauhe Binsen, der sogen. Werftstrauch, bilden eine zeitweilig diesem Wilde ganz unentbehrliche Aesung, der sich Erlen, Birken und andere minderwertige Holzarten, nicht weniger aber auch andere wertvollere anschließen. Ein einziger Elch allein verlangt ein ziemlich weites, ungestörtes Revier für sich, noch mehr also ein ganzer Trupp minderen Elchwildes, und selbst ohne daß eine Beunruhigung durch eine eigentliche Jagd stattfände, verläßt der Elch das Revier, wenn er aufgestört wird. Der Elch ist ein zu kapitales Wild, um nicht von einer Legion von Feinden zu leiden, andererseits wird dem Boden durch die Kultur immer mehr abzuringen gesucht und hierdurch der Elch verscheucht. Nichts ist natürlicher, als daß in einem Lande, in dem der Getreidebau von Natur aus beschränkt ist und nur kümmerliche Erträge liefert, der Wiesenwuchs zur Hauptsache wird. Brüche und Moore werden nach und nach entwässert, und schon die ersten Arbeiten vertreiben den Elch, der später durch den Mangel an passender Aesung gezwungen wäre, noch tiefer zu ziehen, in wildere Gegenden, die jedoch endlich auch ein Ende haben oder aber über die Grenze hinüber nach Rußland führen. Der Elch ist der ärgste Waldverwüster, denn nicht nur, daß er unglaubliche Mengen zu seiner Aesung bedarf, so sind es auch die jungen Teile und Sprossen an Bäumen, die ihm vor allem munden, und die Art, wie er äst, läßt ihn weit mehr vernichten, als äsen. Auch das alles würde noch nicht zu den größten Verwüstungen führen; diese bestehen vielmehr erst in den ungeheuren, rein unglaublichen Schäden, welche durch Schälen von Laubhölzern, namentlich im Frühjahre, geschehen, da zu dieser Zeit die Rinde saftig und leicht abschälbar ist. Wer nur einmal einen von den Zähnen eines Elches bearbeiteten jungen Stamm gesehen, der erhält einen Maßstab, was dieser eine Elch in einem Frühjahre an Schaden anrichtet. Die saftige Rinde eines jungen Stammes wird mit den scharfen, starken und breiten Schneidezähnen des Unterkiefers durchschnitten, gefaßt und in breiten Streifen bis zu der Höhe des mit erhobenem Haupte dastehenden Elches losgeschält, und so wird in wenigen Angriffen der Baum nach und nach rein skalpiert.

Ein aufgehobenes Verbot.

Die große französische Encyklopädie wurde durch ein Edikt Ludwigs XV. verboten. Alle Subskribenten mußten ihre Exemplare abliefern, und es schien, als sollte das Werk mitten in seinem Erscheinen für immer vernichtet sein. Da fragte eines Tages der König in seiner Umgebung, wie Schießpulver verfertigt werde. Keiner konnte die Frage gehörig beantworten; einer bemerkte jedoch, daß Ihro Majestät es in der Encyklopädie finden würden. Das Werk wurde herbeigebracht. Der Monarch las den Artikel und freute sich, ihn so belehrend zu finden, und in demselben Augenblicke gestattete er die Fortsetzung des Werkes.

Schachaufgabe Nr. 9.

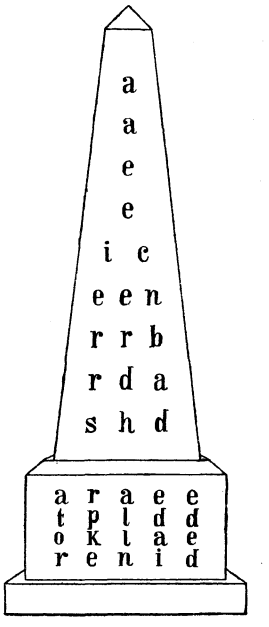


(7 + 2 = 9)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 8.

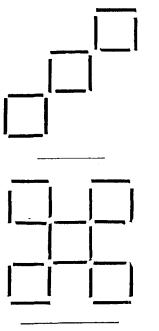
1. K b 4 — b 3 K d 5 — c 5.
2. D e 2 — e 5 ♯.



Obelisken-Kryptogramm.

(Richtig gelesen ergibt der Obelisk den Namen eines Sternbildes, der Sockel den Namen eines berühmten Kunstwerkes des Altertums.)

Auflösung der Streichholzrätselaufgaben in Nr. 26.



Auflösung des Rebus in Nr. 26.

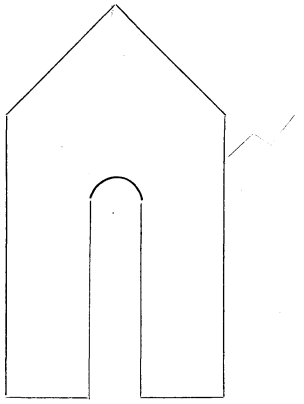
Ein Freund in der Not.

Fragen und Antworten.

Liebe Kameraden! Ich habe zum Umtausch viele Marken, darunter Vereinigte Staaten, 2 Cts., rotbraun, 3 grün, 5 braun, 5 blau, 1 blau, 4 dunkelgrün, 10 braun und 2 braun (letztere Couverts), auch Helgoland, 10 Pfg., rot, verschiedene Aegypten und sehr viele alte deutsche und preußische. Wer will mit mir in Verbindung treten? Mit bestem Gruß bin ich Euer Wilhelm v. Kleist in Einbeck, Provinz Hannover. — PS. Dem Heidelberger Schiffsbaumeister teile ich grüßend mit, daß ich mir nach seiner Anleitung ein hübsches Schiff gemacht habe.

Amicus in **Sch.** will seinen Kameraden mitteilen, wie man es machen muß, um sich als berühmter Hellseher produzieren zu können. Er schreibt: „Man nimmt eine vertraute Person der Gesellschaft zur Seite. Sie soll den Hellseher spielen. Sie begibt sich vor die Thüre, die andere wieder in die Gesellschaft. Nun berührt die letztere, der Gehilfe, irgend einen Gegenstand, z. B. den Tisch und ruft dem Hellseher zu: „Siehst Du den Tisch?“ Nach noch ein paar ähnlichen Fragen wird gefragt: „Siehst Du ‚aber‘ den Hut?“ Und der Hellseher bejaht es ebenfalls, merkt sich aber den Gegenstand genau. Nach wieder ein paar Fragen spricht der Rufer: „Wenn Du nun aber alles siehst, so sage mir, was berühre ich jetzt?“ Damit deutet er wieder auf den Gegenstand, bei dem er vorher „aber“ hinzugefügt hat, also den Hut. Der Hellseher weiß dadurch, auf was der Gehilfe deutet und errät es natürlich. Das geht so weiter, bis man genug hat.“ — Nun zu Deinen Fragen. Die Briefmarkenhandlungen senden solche Marken, wenn Aussicht auf Kauf vorhanden, sicherlich franko zu. — Der Vorname Emil ist lateinischen Ursprunges und bedeutet: der Artige, der Gefällige. — Dank für Dein Hellseherkunststückchen und Gruß.

Ernst L. in **Hamburg** behauptet und beweist, daß man sehr wohl im stande sei, ein „Schilderhaus mit Schildwache“ in einem Zuge zu zeichnen.



Lieber guter Kamerad! Heute bin ich im stande, Dir mitzuteilen, wie man im Winter die Stubenvögel mit Grünem versorgen kann. Man nimmt einen kleinen Teller, bedeckt ihn mit einem Flanelläppchen und streut ein wenig Vogelsamen darauf; dann stellt man ihn an einen mäßig warmen Ort und erst später ans Fenster. Es muß sehr darauf geachtet werden, daß das Läppchen niemals trocken wird. Nach weniger Zeit beginnt der Samen zu keimen, und in etwa 6 bis 8 Tagen ist derselbe zu 1½ bis 2 cm hohen Pflänzchen aufgeschossen. Jetzt rupft man die Pflänzchen los und steckt sie an das Bauer des Vogels. Vielleicht werden sich einige Leser des „G. K.“ freuen, diesen Rat zu hören. Mit Gruß A. St. in Dortmund.

Alfred Rauch in **Weilheim, Oberbayern,** ist im Besitze vieler älterer bayerischer und anderer Briefmarken, die er gerne vertauschen möchte. Auch alte Münzen werden gegen gute Briefmarken gegeben. Besitzt auch einige Ballonmarken, die während der Belagerung von Paris, 1870, gebraucht wurden, und gibt solche gegen andere wertvolle, z. B. Sachsen, 3 Pfg., rot; Württemberg, 70 kr., violett, ꝛc., ab. Beste Grüße an alle Kameraden!

Rud. L. in **Hamburg.** Dank für Deine Rätsel. Sie sollen daran kommen; das „wann“ zu beantworten, muß aber vorläufig dahingestellt bleiben. Die Einsendungen dieser Art türmen sich nachgerade berghoch vor uns auf.

Hans M. in **Berlin.** Wie man zu Werke geht, schöne und scharfe Gipsabgüsse zu fertigen, das ist in unserem Aufsatz „Der kleine Modelleur“ (s. Nr. 14 dieses Jahrganges) ganz ausführlich gesagt. Wo dort Modelliergips zu erhalten wäre? Das Berliner Adreßbuch gibt Dir zweifellos Auskunft.

Alfred B. in **Karlsruhe.** Du bist ein gewaltiger Rechenkünstler und Deine Aufgabe soll bei Gelegenheit Deinen Kameraden tüchtig zu schaffen machen. Gruß erwidert.

Viktor Z. in **Baya.** Wie Du Deine bereits abgeblühten Hyazinthen den Sommer über verwahren sollst? — Am besten, sie werden an einem geschützten Orte des Gartens ausgetopft und in Erde eingeschlagen. Sobald das Kraut abgestorben, nimm die Zwiebel heraus, um sie an einem schattigen luftigen Ort zu verwahren. Im September oder Oktober kannst Du die Knollen wieder ins Gartenbeet pflanzen. Für Topfkultur eignet sich die Zwiebel im zweiten Jahre aber nicht mehr. — Für Zulassung als Einjährig-Freiwilliger in der k. k. österr.-ungarischen Armee wird an Bildungsnachweis a) wenn der Dienst auf eigene Kosten abgeleistet wird, gefordert: Studienzeugnisse über den vollendeten letzten Jahrgang an einem Obergymnasium oder einer Oberrealschule oder einer diesen gleichgestellten Lehranstalt, wenn sie mindestens die erste Fortgangsklasse aufweisen, in deren Ermangelung die von den Prüfungskommissionen erteilten Zeugnisse der Befähigung, oder die von dem Aspiranten etwa abgelegte Prüfung zum Berufskadetten; b) wenn der Präsenzdienst auf Staatskosten abgeleistet wird: die in a bezeichneten Studienzeugnisse, wenn sie die allgemeine Vorzugsklasse ausweisen,

Maturitätszeugnisse,
Reifezeugnisse / Abgangszeugnisse } der den Obergymnasien und den Oberrealschulen gleichgestellten Lehranstalten.

Zeugnisse über eine mit dem Ergebnisse der Befähigung zurückgelegte Staatsprüfung, wenn diese Staatsprüfung Universitätsstudien, bezw. Studien an einer Hochschule bedingt. Für Mediziner, Veterinäre und Pharmazeuten existieren noch besondere Bestimmungen. — Dank auch für Dein Zauberkunststück. Soll gelegentlich verwendet werden. Gruß kameradschaftlich erwidert.

Commilito novus quidam Turicensis Tertianus. Lieber Freund, das wird so schlimm nicht sein. Tüchtigen Aerzten, mit einigen Mitteln ausgestattet, um die allenfalls kärglichen ersten Jahre der Praxis überdauern zu können, wird, wie in jedem anderen Berufe, Anerkennung und Erfolg nicht ausbleiben. Etwas Ehrgeiz, erlaubter Ehrgeiz, wird freilich auch da mithelfen müssen. — Für den Selbstunterricht im Englischen sei Dir die mehrerwähnte Toussaint-Langenscheidtsche Methode empfohlen. Siehe Antwort S. 398. — Du bezeichnest den „G. K.“ als einen „strammen und schneidigen Patron?“ Das muß man ja sein, wenn man an der Spitze einer solch strammen Kameradschaft marschiert! Prosit!

Georg L. in **Meerane.** Junge Leute, die deutsche Marinekadetten zu werden wünschen, dürfen nicht überschritten haben: a) im Falle die Abiturientenprüfung abgelegt ist, ein Lebensalter von 19 Jahren, b) wenn sie diese Prüfung nicht bestanden haben, ein Lebensalter von 18 Jahren. Der Chef der Admiralität ist befugt, in besonderen Fällen hinsichtlich des Lebensalters einzelne Ausnahmen eintreten zu lassen. Wer als Matrose (Seeoffiziersaspirant) mit Absicht auf Offiziersbeförderung weiter dient, wird hierzu nur vor dem vollendeten 20. Lebensjahre zugelassen. Doch werden auf Ansuchen Altersdispense gewährt. Die Eintrittsprüfung der Kadetten und Unteroffiziersaspiranten, welcher die Untersuchung durch einen Marinearzt vorauszugehen hat, wird vor der „Seeoffiziers- und Kadettenprüfungskommission“ der Marineschule zu Kiel abgelegt. Die Anmeldung zum Eintritt als Kadett hat bei der kaiserlichen Admiralität zu Berlin in den Monaten August und September zu geschehen. Die Einstellung als solcher erfolgt einmal im Jahre, in der Regel im Monat April. Ueber die näheren Bestimmungen, als da sind: Abfassung des Aufnahmegesuches, Anmeldungspapiere, Reverse über Gewährung von Zulagen und die Mittel zur Equipierung siehe „W. Spemanns Schatzkästlein des guten Rats“ S. 648.

B. Baumgärtel in **Plauen i. V., Moritzstr. 2,** hat seltene Briefmarken und möchte dagegen ein schönes Exemplar vom blauen oder roten Ordensband eintauschen. — Deine Wünsche sollen nach Möglichkeit berücksichtigt werden. Uebrigens können Dir landschaftliche Photographien aus Deinem Heimatsorte und der Umgebung sehr wohl als Vorlagen für Korklandschaften dienen; daß Du ein so geschickter Korklandschafter geworden bist, erfreut den „G. K.“ ungemein. Kameradschaftlichen Gruß!

K. H. Du meinst es gut mit dem „G. K.“; wir werden Deinen Ratschlägen, soweit uns das möglich, zu entsprechen suchen. Hast Du denn eine Ahnung davon, was ein ganzseitiger Holzschnitt im Formate unseres Journals kostet? Mit 300 M. kann man noch keine großen Sprünge machen. Zeichnung und Holzschnitte dieser Größe, künstlerisch ausgeführt, kosten nicht selten sogar das Doppelte.

Guter Kamerad! Bitte, teile meinen lieben Kameraden mit, daß ich gewöhnliche deutsche Briefmarken sammle, um, wenn ich so viele habe, eine Stube damit auszutapezieren. Ich habe erst 5000 und ist also noch nicht an das Tapezieren zu denken. Ich sage allen Kameraden jetzt schon meinen besten Dank, denn sie werden zu diesem Zweck doch gewiß welche schicken. Briefe bitte unter F. S. postlagernd Rostock in Mecklenburg zu senden.

Hiftoriker in **R.** Du möchtest wissen, ob der Erdspalte am Fuße des Parnaß, an der Stelle, wo früher das Heiligtum des Apollo stand, noch immer die Dämpfe, die die Pythien in Ekstase versetzten, entströmen. Ja, es finden sich an dieser Stelle noch immer entzündliche Ausströmungen von Kohlenwasserstoffgasen; auch die kastalische Quelle, jetzt von Epheu umrankt, sprudelt in ihrem alten Bassin. Gruß erwidert!

A. R. in **Wien.** Dank für Deine Anleitung, wie man sich eine Magnetnadel selbst machen kann. Sie soll den Kameraden bei Gelegenheit mitgeteilt werden. — Wie man Gipsabgüße aufbewahren könnte? Dem „G. K.“ sind sie ein willkommenes Dekorationsmittel. Seine Studierstube ist reich damit geschmückt. Sie hängen, mit Metallösen versehen, teils an den Wänden umher, teils zieren sie den Aufsatz des Schreibtisches und der Bücherregale. Um sie in Schränke zu packen, sind sie doch zu zerbrechlich und das ginge auch ganz ihrer Bestimmung zuwider. Vorausgesetzt freilich, daß sie von edel gebildeten Formen abgenommen, sind sie doch eine prächtige und schulende Augenweide.

Max Pohland, per Adresse Wilhelm Pohland, Uhrenhandlung in **Leipzig,** besitzt eine große Anzahl Dubletten von älteren und neueren Marken und Ganzsachen. Kameraden, die mit ihm tauschen möchten, bittet er, ihre Dubletten mit einem Verzeichnis der ungefähr gewünschten Sachen einzusenden, worauf er sehr schnell Gegensendung machen wird. Kameraden im Auslande bietet er gegen neue gestempelte Marken ihres Landes ebensoviel alte deutsche oder norddeutsche an.

R. Reis in **Karlsruhe, Baden, Bismarckstraße 27,** hat ein Pärchen weiße Lachtauben die er gegen einen jungen Kanarienhahn oder zwei männliche Distelfinken vertauschen möchte. Außerdem besitzt er viele seltene Rohrpostkarten und Couverts aus Paris, die er gegen seltene Marken zu vertauschen die Absicht hat.

W. D.; A. S.; W. S.; O. K.; Th. H. in **Moskau.** Laßt Euch die Grammatik von Schleyer, dem Erfinder des Volapük, kommen. Die dortige Buchhandlung J. Deubner wird Euch das Buch innerhalb weniger Tage besorgen. Freundlichen Gruß!

Fritz W. in **Leer.** Schönen Dank. Siehst Du, da haben mal zwei Köpfe den gleichen Gedanken gehabt!

Karlchens geographische Randglosse zur Karte „Königreich Württemberg“.

Paul S. in **Güstr.** Der „G. K." ist ein großer Freund unserer heimatlichen Singvögel und sieht es sehr ungern, wenn seine jungen Freunde — zum Glück recht vereinzelt — Lust bezeigen, sich eine Vogeleiersammlung anzulegen. Es gibt doch so viele andere interessante Gebiete, den Sammeleifer zu bethätigen. Aus diesem Grunde hat der „G. K." Dein früheres Ersuchen, welches eine Tauschverbindung bezwecken sollte, übergangen. Nichts für ungut! Kann er Dir einen anderen Gefallen erweisen?

Liebe gute Kameraden! Freundlichen Gruß zuvor! Ich besitze eine Sachsen, 3 Pf., rot, ungestempelt, freilich etwas schmutzig, aus dem Jahre 1850, erste Edition, und möchte sie an einen meiner Kameraden vertauschen oder billig verkaufen. Ich bin eifriger Briefmarkensammler und wünsche namentlich mit Kameraden im Auslande (so in Konstantinopel) gerne in Tauschverbindung zu treten, doch ebensogern mit Kameraden in Deutschland, Ungarn u. s. w. Angebote mögen recht bald gerichtet werden an: Rudolf Horrak, Quintaner in Prag, Kleinseite, Fünfkirchengasse Nr. 5, I. Stock.

Felix Dreyfuß in Karlsruhe, Baden, Leopoldstr. 10, hat sehr viele Dubletten und zwar: Alte Holland, auch Chiffre-Marken, alte Belgien, Luxemburg, auch 5 Pence Officiel, Holländ. Indien, alte Baden, Württemberg und noch viele andere Länder. Er wünscht dagegen: Braunschweig, Oldenburg, Bergedorf, Hamburg, alte Preußen, Sachsen 2c. Ganzsachen, vielleicht auch Schweiz, Rußland, und würde gerne unter seiner Adresse mit auswärtigen lieben Kameraden in Korrespondenz treten. — Deinem Herrn Papa danken wir sehr für beabsichtigte freundliche Empfehlung. Gruß, wünschen auch „gute Geschäfte!" daß das Album bald voll sei.

Karlsruher Gusti und **D. C.** in **Frankfurt.** Die heutige Epistel an unseren Baseler Kameraden (Etwas über das Süßwasseraquarium) beantwortet auch Eure Fragen.

M. Bartenstein. Deine Rätsel sollen in einer der nächsten Nummern schon erscheinen? Ja, wenn wir Platz finden, gerne! Einstweilen Gruß!

Karl Sommer. Es sollte Dich freuen, wenn Du das Richtige getroffen hättest? Also, Kamerad, freue Dich!

H. S. 2 III. Für Deine Dubletten an nordländischen Münzen wird es gewiß Liebhaber genug geben. Du mußt Deinen tauschlustigen Kameraden aber auch Deine Briefadresse angeben.

Karl S. in **Tarnow.** Zur Benutzung auf dem Wasser oder nur Spielerei? Für den letzteren Fall hätte ja schon unser Heidelberger Schiffsbaumeister (s. Nr. 18, dieses Jahrg.) in sehr hübscher Weise gesorgt.

E. J. in **Graz.** Die Chinesen teilen den Tag in zwölf Stunden ein, von Mitternacht an gerechnet; die Monate in Wochen einzuteilen, ist nicht gebräuchlich. — Dank für Deine französische Rätselaufgabe. Ist sie nicht gar zu leicht?

W. Höper zu Straßburg i. E., Schillerstraße 2, möchte wie schon S. 336 dieses Jahrgangs bekannt gegeben, seine Dampfmaschine mit Spiritusheizung gegen ein junges Eichhörnchen oder einen jungen Igel vertauschen. — Den Igel nimm aber nicht in Dein Schlafzimmer, der Bursche poltert die ganze Nacht hindurch und treibt die tollsten Allotrias. Namentlich lasse ihn keine Bücher oder Papier erreichen; es ist ihm ein Hauptvergnügen, derlei nächtlicherweile möglichst klein zu machen.

Eb. Ro. in **Bremen.** So, das Malen der Waldcoulissen macht Euch Schwierigkeiten. Da wird es wohl am besten sein, bei den dortigen Tapetenhandlungen Umschau zu halten, ob sie nicht auch passende landschaftliche Muster, d. h. Einsätze, wie solche neuerer Zeit öfters in Nischen, Gartenhäuschen und sonst verwendet zu werden pflegen, vorrätig haben. Wie solche Tapeten aufgezogen werden, das kann Euch sicherlich ein Familienmitglied sagen, denn derlei behält man vom letzten Tapezieren her sehr wohl im Angedenken. Viel Vergnügen und zur Vorstellung „donnernden" Applaus!

J. Stern in **Reutlingen, äußere Bahnhofzufahrtsstraße 345,** wünscht Briefmarken zu tauschen; er besitzt Marken von Spanien, Portugal, Sardinien, Japan, Niederl. Indien, Argentinische Republick, sehr schöne Brasilien, Chile, Haiti, Jamaika, Peru 2c. Am liebsten wären ihm alte Marken von Hannover, Oldenburg, 18, und 70 kr. von Württemberg; jedoch auch sonstige fremdländische Marken nimmt er gern dafür. Bittet auch Rückporto beizulegen.

Hans v. F. in **K.** So, der Arm ist jetzt heil? Das zu hören, freut den „G. K." sehr. — Wende Dich an A. Beddig, Briefmarkenhandlung in Hannover.

G. Friedel. Eastmanns Bromsilberpapier erhältst Du von Alb. Glock & Co, in Karlsruhe, Kaiserstraße 89. — Diese Firma wird Dir auf Verlangen Preisverzeichnis und kurze Anleitung zur Photographie für Dilettanten sehr gerne zustellen.

Max Braun in **Oehringen, am Markt,** schreibt: „Ich habe eine kleine Druckerpresse, die ich bisher nur sehr wenig benutzt habe und deshalb noch ganz gut erhalten ist. Dieselbe ist 25 cm lang und 17½ cm breit; der Setzkasten ist 15 cm lang und 9 cm breit. Hierzu gehören noch 110 bis 115 Lettern, eine Walze und noch ein wenig Schwärze. Ich wünschte dieselbe am liebsten gegen „Spemanns Schatzkästlein des guten Rats" umzutauschen. Andere Angebote nehme ich aber auch gerne entgegen, und mögen sich Tauschlustige direkt an mich wenden." — Was Du uns zur Ansicht vorlegst, das sind moderne Amtsstempel.

A.... Br. in B..... gibt seinen Kameraden ein geographisches Rätsel auf: „Die erste Silbe nennt eine Stadt in der Schweiz, die zweite eine solche in Deutschland, das Ganze ist eine Stadt in Anhalt." (Vanuaqq) — Der Vorname Alfred entstammt dem Angelsächsischen: der Allfriedliche, Edelfriedliche, der erhabene Beschützer. — Mit einem guten Putzpulver oder mit bayerischem Kalk mußt Du den Rostfleck herausbekommen; sonst aber nimm nicht allzu grobkörniges Schmirgelpapier und reibe damit.

B. E. in **Berlin.** Dank für Deine Einsendung. Sie soll bei Gelegenheit Verwendung finden. Grüßen schön.

J. N. in **Berlin.** Für Eintritt in die Unteroffizierevorschule wird gefordert: Geläufigkeit im Lesen und Schreiben, wie in den vier Spezies des Rechnens, Gesundheit, Vollbesitz gesunder Sinnesorgane, Alter nicht unter 15, nicht über 16 Jahre. Die Körpergröße ist im ersteren Alter auf 151 cm, der Brustumfang auf 70 bis 76 cm, bei 16 Jahren auf 153 cm zu 73 bis 79 cm festgesetzt. Der Unteroffiziersvor- und Unteroffiziersschüler übernimmt die Verpflichtung, in der Armee über die gesetzliche Dienstzeit hinaus nachzudienen.

Getreue Nachbildung der Momentphotographie eines laufenden Mannes.

Bernhard in **O.** Ja, diese Glimmbilder sind der allerneueste Scherzartikel, der auch hier in Württemberg Eingang gefunden, aber wohl ebenso rasch wieder verschwinden wird. Der Scherz ist nicht übel und sieht sich im Halbdunkel ganz hübsch an. Wie das zugeht? Solche Glimmbilder können wir ganz gut selbst machen; passe auf! Wir nehmen feines, nicht allzu sprödes Papier, zeichnen links in die Ecke beispielsweise eine Kanone, danebenstehend einen Artilleristen, der im Begriffe ist, das Geschütz abzufeuern. In die rechte Ecke, perspektivisch in die Ferne gerückt, zeichnen wir eine Festung. Wir können in Hinsicht auf die Zeichnung unserer Phantasie natürlich den größten Spielraum gewähren, z. B. einen Jäger, der auf ein Häslein zielt, den Jungle-Fred, der das Huhn zusammenpfeffert, oder sonst was hinsetzen. Doch bleiben wir für diese Erklärung bei unserer Kanone und der Festung. Haben wir die Zeichnung fertig, lösen wir etwas salpetersaures Bleioxyd (Vorsicht!) und reines Stärkemehl in heißem Wasser auf und beschreiben mit einem in diese Lösung getauchten Pinsel in einer scharfen Linie die Flugbahn des Geschosses, von der Mündung der Kanone an, bis zur Festung, und lassen das Papier nun gut trocknen. Ferner kleben wir an die Mündung der Kanone und an den Zielpunkt, also auf jenen Teil der Festung, wo unser Geschoß explodieren soll, eine ganz kleine Quantität Knallquecksilber. Nun kann's losgehen, die Festung wird bombardiert! Wir nehmen einen dünnen glühenden Holzspan oder dünnen Zunder und berühren die Mündung der Kanone. Der Schuß geht los, das Geschoß zeichnet sich durch einen kleinen fortschreitenden Funken, die Flugbahn darstellend, genau in der Linie, wo wir die Lösung aufgetragen haben, scharf ab und erreicht fortschreitend die Festung. Hier trifft der Funke auf die andere (ganz) kleine Quantität Knallquecksilber, dieses explodiert und stellt damit das Einschlagen unseres Geschosses dar. Haben wir mit unserem in die Lösung getauchten Pinsel auch die Umrisse der Festung besuchtet, wird auch diese, da gibt's keine Rettung mehr, in Flammen aufgehen. — Auch bei dieser Spielerei, die an und für sich ganz ungefährlich ist, sei, wie bei allem, das glüht oder brennt, doch Vorsicht empfohlen.

Archibald in **Wiesbaden.** Wenn Hobble-Frank wieder mal schreibt, sollst Du den Brief haben; aber nur dann, wenn Du versprichst, nicht wieder „rasend vor Ungeduld" zu werden. Da muß dem „G. K." ja ganz angst werden!

W. W..... Das ist recht unüberlegt von Deinem Freunde. Das geht über den Scherz hinaus. Doch sei großmütig, verzeihe ihm! — Ueber die Dressur des Hundes existieren eine ganze Reihe von Büchern, u. a. „Ehrenreutz, Vollständige Anleitung zum Erziehen und Dressieren der Hunde, 1855"; „v. Thüngen, Der Jagdhund, seine Erziehung, Dressur und Führung, Weimar 1873"; lasse Dir von Deiner Buchhandlung Vorschläge machen oder zur Ansicht vorlegen.

H. Gartmann in **A.** schreibt: „Lieber Guter Kamerad erlaube, daß ich meinen Kameraden ein hübsches Experiment für den Elektrophor mitteile. Man nehme eine kleine Glastafel und pudere etwas Staub vom Bärlapp (Samen) darauf. (In der Apotheke oder beim Drogenhändler erhältlich.) Dann lade man die den Konduktor vertretende Scheibe und lasse einen Funken auf die bepuderte Tafel springen. Es werden sich flugs verschiedene Sterne bilden."

Heinrich Lohr in **Saargemünd, Neubrückenstraße 7,** schreibt: „Liebe Kameraden! Ich bin zufällig in den Besitz einer Briefmarkensammlung (Album, enhaltend 240 Stück) gekommen, bin aber ein eifriger Münzensammler. Wer von Euch will mir nun Angebote in Münzen machen? Hoffend, daß recht viele von Euch an mich schreiben, grüße ich Euch kameradschaftlichst."

A. D. in **Lenney.** So jung und schon ein solch loser Spötter — ei, ei! Wie aber dann, wenn uns die kaffeeliebende Damenwelt auf Deinen Beitrag hin den Krieg erklärt und uns beide am Wickel nimmt? Du, das könnte arg werden! Die Damen im Bunde mit diesem „abgebrühten braunen Gesellen", damit ist nicht zu spaßen!

Franz Z. in **Osnabrück.** Du gibst auf Deiner Karte eine nur unvollständige Adresse an. Wie soll der „G. K." unter sothanen Umständen die erwünschte Tauschverbindung einleiten? Ob der „G. K." böse ist? Ah bah — er hält mit allen Kameraden dicke Freundschaft! Gruß!

Anton Bauer in **Sachsenhausen.** Das ist ja eine höchst fleißige und hübsche Arbeit. Dank und Gruß!

H. G. in **Altona.** Zu dieser Anleitung brauchen wir mehr Raum, als uns an dieser Stelle zur Verfügung steht. Wir werden diesen Gegenstand, so bald wie möglich, in einem ausführlichen Aufsatze behandeln.

K. F. in **D.** Non possumus!

Ein Kamerad auf der Osterferienreise. Gut, wir wollen dem Hobble-Frank das wissen lassen. Wenn aber dieser ehemalige Forschtbeamte sich am Ende beleidigt fühlt und wild wird, sieh selber zu, wie Du mit ihm fertig wirst. Vergnügte Ferien!

Ludwig Mösinger. Siehe die heutige Antwort an Georg L. in Meerane.

Gries, Sauce, Thee, Muß, Punsch, Uhu, Schuh, Stärke, Seele. Wir werden von dem Brief dieses schreibkundigen Schustergesellen gerne Akt nehmen, wenn Du uns versichern kannst, daß diese Leistung mit der Druckerschwärze noch nie in Berührung kam. Deinem Briefe nach scheinst Du übrigens eine fidele Haut zu sein; so ist's recht! Nur den Kopf nie hängen lassen. Gruß!

Y. Z. in **Fr.** Du wüßt blaue Tinte machen? Bon! Nimm 6 g Indigotin, löse dieses in 6 g heißem Regenwasser, unter Zusatz von etwas leichtflüssigem Gummi arabikum.

Euer Kamerad Wilhelm Kübler, Berlin W., Bellevuestraße 15, bittet noch einmal, ihm gewöhnliche, täglich vorkommende Briefmarken zu senden. Er dankt allen Kameraden herzlich, die ihm bereits solche Marken haben zukommen lassen.

M. v. N. in **Dresden.** Gewiß, der „G. K." wird zu rechter Zeit auch komplizeirtere Vorlagen sowohl für die Laubsägekünstler wie für sonstige Beschäftigungen bringen, zu allerlei nützlichen und Ziergegenständen; wie hübsch und traulich ist ein Zimmerchen, z. B. ein Studierzimmerchen, dessen Wände und Nischen mit allerlei selbstgefertigtem Zierat harmonisch geschmückt ist. — Dein Zauberkunststücklein legen wir zurück, bis wir wider mal eine große Vorstellung geben; es soll dann, wenn passend, in dem Programme eine Nummer bilden. Gruß!

M. B.....c in **Reval.** Liebe Kamerädin! Dein „Pfiffikus" wär' recht, das Rätsel ist allerliebst, wenn nur das Liedl nicht schon von allen Dächern gepfiffen würde. Aufgewärmte Gerichte dürfen wir den Kameraden nicht vorsetzen, sie langen nicht zu — sie sind schon zu „pfiffig". Dank und freundlichen Gruß!

Fidelius. Macht nichts! Und wenn's weiter nichts ist — solche Stilübungen können nur gut bekommen.

A. R. in **K.** Wo man Schmetterlinge zu kaufen bekommt? Wende Dich mit Deinen kleinen Schmerzen an Alexander Bau in Berlin, Hermannsplatz 4.

Verbreitung ansteckender Krankheiten durch öffentliche Bücherleihanstalten.

Auf die Gefahren, welche Bücher aus Leihanstalten durch Verschleppung ansteckender Krankheiten im Gefolge haben können, ist schon von vielen Seiten hingewiesen worden, und durch nachstehende Beobachtung eines englischen Arztes wird in recht schlagender Weise dargethan, daß diese Gefahr nicht nur in der Einbildung besteht. Beim Besuche eines Scharlachkranken bemerkte der betreffende Arzt, wie die Zeitschrift „Die Gesundheit" berichtet, ein Leihanstaltsbuch in den Händen des Kranken, und als er eine Woche später zu einem zweiten Scharlachkranken gerufen wurde, fand er auf dem Tische dasselbe Buch vor. Auf Befragen stellte sich heraus, daß die Krankheit sich zwei Tage nach Entnahme des Buches aus der öffentlichen Leihanstalt gezeigt hatte. Dieser Fall beweist aufs neue, wie vorsichtig man mit derartigen Büchern sein muß, und wie notwendig und nützlich die in einigen englischen Städten angeordnete Desinfektion von Bibliotheksbüchern ist, welche sich in den Händen ansteckender Kranken befunden haben.

Am Regenwürmer

von Gartentöpfen fern zu halten, empfiehlt es sich, die Töpfe auf eine Schicht Steinkohlenasche zu stellen, weil durch diese kein Wurm zu bringen vermag. Auch Schnecken u. s. w. werden durch die Asche ferngehalten.

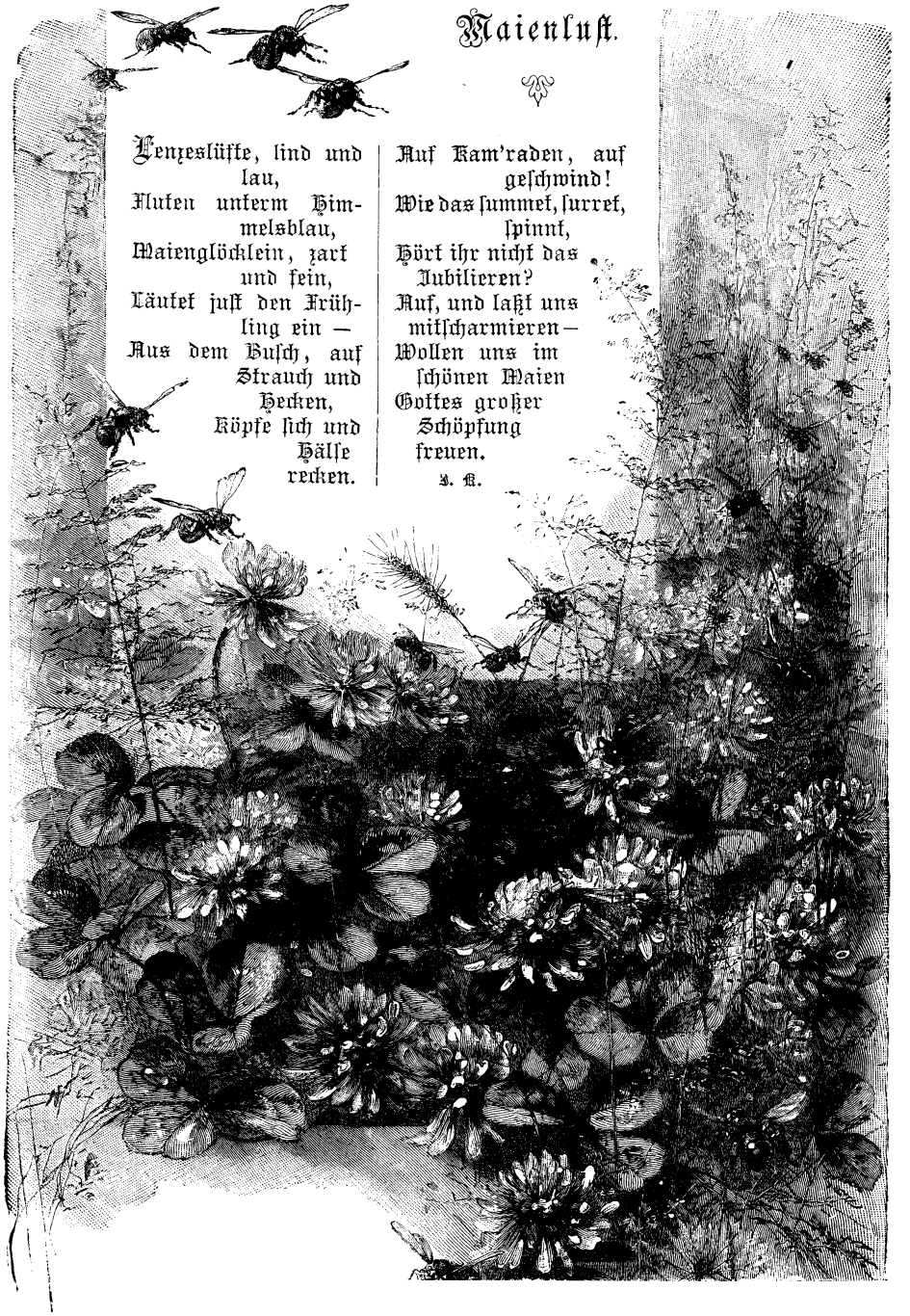
Der Seckendorf-Pokal.

Ein Märchen.

Aus dem Thore von Sobernheim, einem Städtchen in dem anmutigen und weingesegneten Nahethale, dicht an der Nahe selbst gelegen, schritt ein junger Student, das Ränzel auf dem Rücken, ein frohes Lied im Munde. War ein harmloser Bursch, dem die Welt freundlich entgegen und die Sonne ins Herz hineinlachte. Hatte gut singen, denn sein Gepäck drückte ihn nicht schwer und sein Gewissen schon recht nicht. Zudem war sein Sinn lebhaft angeregt von einem Abenteuer, zu dem er auszog, von der Entdeckung des Schloßkellers im Rohfelsen.

Das war nun freilich kein gewöhnlicher Keller. Nach des biedern Löwenwirtes Schilderung hatte er seit ungezählten Generationen die Neugier von ganz Sobernheim wachgehalten, aber so aufgeweckt die Bewohner dieser guten Stadt alleweil auch waren, so hatte ihre Schlauheit doch nicht ausgereicht, den Eingang zu diesem Keller aufzufinden. Sie hätten ihn wohl gern gewußt, denn drinnen im Felsen da lagerte, wie man sagte, seit 600 Jahren der edelste Wein von Monzingen und Weiler. Wie mochte der jetzt schmecken! Hatte man damals doch die Verfälschung des Weines noch nicht so sündhaft betrieben, wie in unseren Tagen, und hat doch wirklich reinem Wein das Ablagern noch nie geschadet, auch wenn es 600 Jahre gedauert.

Bei dem Gedanken an den deli-



Maienlust.

Lenzeslüfte, lind und lau,
Fluten unterm Himmelsblau,
Maienglöcklein, zart und fein,
Läutet just den Frühling ein —
Aus dem Busch, auf Strauch und Hecken,
Köpfe sich und Hälse recken.

Auf Kam'raden, auf geschwind!
Wie das summet, surret, spinnt,
Hört ihr nicht das Jubilieren?
Auf, und laßt uns mitscharmieren —
Wollen uns im schönen Maien
Gottes großer Schöpfung freuen.

L. M.

katen Trunk hatte der Wirt, selbst ein alter Weinbeißer, mit der Zunge geschnalzt und dem andächtig zuhörenden Studenten verständnisinnig zugeblinzelt.

„Gelt, das wäre etwas für einen rechtschaffenen Durst. Das wäre ein Weinchen! Aber Gott sei's geklagt, der liegt in einem verwunschenen Keller und Ihr könnt Euch denken, was das bedeutet. Die anderen Keller sind ja den Kauf- und Trinklustigen jederzeit gern zugänglich gemacht! Mit dem Nohfelsen ist's anders. Vor vielen hundert Jahren, in der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit, als es in unseres heiligen römischen Reiches gesegneten Gauen nicht Recht noch Gesetz gab, da hausten auf ihrer Burg an der Nahe die Seckendorfer — tapfere, allewege mit mächtigem Durst begabte Ritter, Freunde toller Gelage, streit- und raublustig, wie die Zeit es so mit sich brachte. Wenn sie ihren Weinkeller aufs neue bestellen wollten, dann zogen sie ihr Eisenwams an, setzten den eisernen Hut auf und trabten den Schloßberg hinab, um ihren Keller und gelegentlich auch ihren Geldsäckel wieder neu zu füllen. Konnten sie einen Weintransport der Thalbewohner aus dem Hinterhalt überfallen, so hieben und stachen sie die Begleitung nieder und führten die Beute auf ihr Felsennest in Sicherheit; gelang das nicht, so brandschatzten sie eines der benachbarten Dörfer, wohlweislich immer das, in dem sie den besten Wein wußten. Sie hatten dabei ihr eigenes wirksames Verfahren. Irgend ein harmloser Wanderer wurde von der Landstraße aufgegriffen und ihm die Botschaft aufgetragen, daß innerhalb drei Tagen so und so viel Fuder vom besten Jahrgange und aus der besten Lage am Burgthor abzuliefern seien. War dann der Wein nicht zur bestimmten Zeit zur Stelle, oder fiel er nicht nach Wunsch aus, so überrumpelten die Ritter das Dorf, setzten den Bewohnern den roten Hahn aufs Dach und nahmen den Wein, wo sie ihn fanden.

„Die edlen Herren auf Nohfels waren Schnapphähne, wie sie im Buch stehen, aber das war damals so ritterlicher Brauch.

„Eine Weile hatte das ganz gut gegangen auf Burg Nohfels; als aber die Grausamkeiten gegen Landleute und Bürger immer ärger und die Vermessenheit der Ritter gar zu toll wurde, da ging dem lieben Gott die Geduld aus, und eines Abends, als die Sippe gerade bei einem wüsten Gelage saß und der köstliche Wein in Strömen floß, da sollte die Frevelnden das Strafgericht treffen. Es war am Johannistage. Ein Gewitter war übers Nahethal heraufgezogen und lagerte in dunklen Wolken über dem Schloßberg. Statt nun, wie's guten Christenmenschen ziemt, ein fromm Gebetlein zu sprechen, tranken und fluchten die Ritter bei ihrem Würfelbecher nur um so toller, je lauter der Donner krachte. Da plötzlich traf ein flammender Blitz die Burg, ein Krachen, als ob die Erde aus den Fugen wich — Burg Nohfels war ein Trümmerhaufen, aus war's mit allen, die soeben noch vermessen weder nach Gott noch nach der Welt etwas gefragt hatten.

„Die ganze Umgegend bis nach Bingen hinab erfuhr alsobald das Ereignis; in Sobernheim, Naudernheim, Meddersheim, kurz, in weitem Umkreise hatte man das berüchtigte Raubnest brennen sehen, denn der Blitz hatte auch gezündet, und was nicht zerschmettert war, das verbrannte bis auf die nackten Mauern, von denen man jetzt noch die Ueberreste sieht. Mitleid mit den allbekannten Plagegeistern hatte übrigens niemand, und aus keiner Stadt rückte eine Feuerspritze nach der Burg, schon deshalb nicht, weil man dermalen noch keine hatte.

„Als aber am anderen Tage, nachdem die Feuersglut durch ausgiebigen Regen gedämpft war, das Volk zusammenströmte und um die Ruinen umherstand und Maulaffen feilhielt, da kam einer durstigen Seele der Gedanke an den Weinkeller. Da nun die Bewohner des Nahethales einem guten Trunk noch niemals abhold gewesen sind, so genügte angesichts der rauchenden Burgruine schon ein einziges Wort, um die ganze Zuschauerschaft zur Suche nach dem Weinvorrat der Seckendorfer zu veranlassen. Aber der Eingang zum Keller war nicht aufzufinden. Die Suchenden mußten mit durstigen Kehlen heimziehen, diejenigen, die in übergroßer Fürsorge schon Geschirre zum Abfüllen der Lagerfässer herbeigeschleppt hatten, verfolgt vom Spott der übrigen.

„Der famose Weinkeller blieb verschwunden bis auf den heutigen Tag. Ritter und Dienerschaft hausen verzaubert in dem Felsen, aber der Wein, mit dem sie in ihrem Leben so sündhaft umgingen, der ist ihnen versagt bis zu ihrer Erlösung. Einem Sterblichen ist das vorbehalten, aber erst dann, wenn ein Blinder den Eingang findet, ein Lahmer trockenen Fußes durch die Nahe geht und mit diesen beiden ein Bewohner des Nahethales zusammentrifft, der nie einen Tropfen getrunken, oder —"

„Hahaha!" hatte bei dieser Mitteilung der Student den Löwenwirt lachend unterbrochen. „Einen Nahethaler, der noch keinen Wein getrunken hat —"

Dem Wirte war ein beistimmendes Lächeln über das behäbige Gesicht geflogen. „Ihr glaubt, den fänd' man nicht? Möglich, wohl möglich! Aber hört mich zu Ende. Es gibt noch einen zweiten Weg, in den Keller zu gelangen. Wenn nämlich am Abend des Johannistages ein Wanderer unverdorbenen Gemütes am Ufer der Nahe einschläft, so können ihn die Berggeister in den Keller führen."

„Am Johannistage," hatte der Student wiederholt, „Johanni ist, merkwürdig genug, just heute!"

„Potz Kelter und Most! Das ist wahr."

„Was meint Ihr, wenn ich's versuchte?"

„Ihr scheint mir schon der Rechte dazu, aber habt Ihr Kourage?"

„Das wollte ich meinen — ein Korpsstudent, wie könnt Ihr nur so fragen?"

„Schon gut, schon gut, glaub's gerne. Aber der Verkehr mit Berg- und Kellergeistern, hm! ist doch eine Sache. Wenn Ihr den rechten Trinkspruch nicht findet, geht's Euch schief. Müßt dann mit Nahewasser vorlieb nehmen —"

„Brrr!" schüttelte sich der Student.

„Leider kennen die Geister in diesem Punkte keinen Spaß. Hat schon mancher dran glauben müssen. Erst in den letzten Jahren sind noch zwei Sobernheimer bei dem Wagnis ertrunken. Man sah sie morgens als Leichen am Ufer liegen."

Aber alle Warnungen des Löwenwirts wollten nicht verfangen, im Gegenteil, sie bestärkten den Studenten nur in dem Wunsche, den Seckendorfer Wein zu kosten.

Es war ein heißer Tag, als er zum Thore von Sobernheim hinauszog. Die Weiden am Ufer der Nahe boten schattige Ruheplätze, gerade als wollten sie zu einem Nachmittagsschläfchen einladen. Ringsum war alles still, nur hin und wieder drang aus der Stadt ein lauter Ton herüber.

Bruder Studio streckte sich gerade dem Schloßfelsen gegenüber ins Gras und war, von den leise murmelnden Wellen des Flusses eingelullt, bald in Schlaf gesunken. Da auf einmal stand ein kleines Männlein vor ihm mit einer Zipfelmütze und einem mächtigen Bart. Ein seltsames Aussehen hatte das Männlein. Der Kopf beinahe halb so groß als die ganze Gestalt, die Kleidung grau, der Bart grau

und das Gesicht, voller Falten und Runzeln, nicht minder grau. Das war ein Berggeist, ohne Zweifel einer, der den Schläfer zu einem Trunke holen wollte in den Weinkeller der Ritter vom Rohfels.

Freundlich winkte der Alte dem Studenten. Der reckte sich auf, dem Männlein neugierig zu folgen.

Der Weg ging über die Nahe gerade auf den Felsen los, wo dieser sich senkrecht aus dem Wasser erhebt. Hier klopfte es auf eigentümliche Weise an; mit leisem Geräusche verschob sich das Gestein und ein kunstvoll in den Felsen gearbeitetes Thor mit einem Wappen auf der Spitze öffnete sich vor den erstaunten Blicken des Studenten.

In einem gähnenden Schlunde verlor sich da eine Treppe, da ging der Weg hinunter. Mancher hätte nun gewiß Angst bekommen, aber der Student, der schon oft manchem Ungefähr gegenüber gestanden, ließ sich die Furcht nicht anwandeln; er folgte ohne Zögern seinem kleinen Führer, worauf, ohne daß er merkte, durch welche Kraft das geschah, der Felsen hinter ihm sich wieder schloß.

Drinnen war es nicht so dunkel, als man zuerst glauben mochte. Geradeaus erweiterte sich der Gang zu einem weiten Prachtraum — zum Weinkeller der alten Seckendorfer.

Das war ein Anblick, der freilich jedem Durstigen wohlthun mußte. Weithin, in stattlichen Reihen geordnet, lagen die Stückfässer mit den vielhundertjährigen Weinen, Reifen und Faßböden von dunklem Moose überzogen und in jedem ein Krahn, so daß man gleich abzapfen konnte. Zwischen den Fässerreihen hindurch schleppten Erdgeister, ähnlich gestaltet wie der Führer des Studenten, die Kannen zum Auffüllen bestimmter Sorten, oder trieben die Reifen eines alten Fasses an, gerade wie unsere Küfer es zu thun pflegen. Sie schienen bemoost wie die Weinfässer und ebenso alt wie sie.

Der Keller selbst war ein Wunderwerk der Steinmetzkunst, ganz in roten Sandstein gemeißelt, mit schön geformten Pfeilern und Spitzbogen.

Inmitten der Halle stand ein Tisch mit mancherlei Silberkannen in altertümlicher Form, und auf den hochlehnigen Eichenstühlen ringsherum saßen kraftstrotzende Gestalten — die Seckendorfer und ihre Kumpane. Sie nahmen eine ungezwungene Haltung ein, als ob sie noch beim Trinkgelage wären, aber diese Haltung änderten sie nicht, auch da nicht, als der Student dem Tische näher trat und, betroffen von ihrem Anblick, sich vor ihnen grüßend verneigte. Starr, unbeweglich saßen sie da in ihrer mittelalterlichen Gewandung, grau wie die Gnomen zwischen den Fässerreihen und wie der Fels, der sie umgab.

Bisher hatte der Student zu all dem Seltsamen, dem er hier begegnete, nichts gesagt; aber diese zu Stein gewordenen Männer, in denen, wie die Augen erkennen ließen, gleichwohl warmes Leben pulsierte, machten ihm die Geschichte etwas unheimlich, und er brach das Schweigen, um bei seinem Führer, ihn tiefer in den Keller hineinziehend, Auskunft zu erlangen. Dieser gab ihm auch bereitwillig Antwort.

„Die Sechs," erzählte er flüsternden Tones, „sind die gestrengen Ritter von Seckendorf nebst ihren Schwägern und Kampfgenossen, den wilden Sickingen. Sie sind, als vor 600 Jahren ihre Burg vom Blitz zerschmettert wurde, versteinert und hierher versetzt worden, umgeben von ihren fürtrefflichen Weinen, deren sie ehemals nicht geachtet und nach denen jetzt ihre Zunge vergeblich lechzet. Jetzt wissen sie, daß du sie erlösen kannst. Am Johannistage, sagt ihnen die Verheißung, soll durch den Trinkspruch eines braven Menschen wieder Leben in ihre erstarrten Glieder zurückkehren. Schon manchen Sterblichen habe ich in diesen Keller geführt, aber noch keiner hat den Spruch gefunden. So mußte der Erdensohn sein Wagnis mit dem Leben büßen, und die hartgestraften Ritter und wir, ihre mitgestraften Knechte, warteten ein neues Jahr auf die Erlösung. Du bringst allen neue Hoffnung, möchte sie sich erfüllen! Glück auf, du junges Blut, sieh zu, daß du den richtigen Trinkspruch findest, sonst ist's um dich geschehen."

Das ist ein kitzlich Ding, dachte der Student, hier kann's mir leicht an den Kragen gehen! Aber da er in Trinksprüchen wohl Bescheid wußte, so, meinte er, ließe sich das Wagnis schon unternehmen.

„Schenk ein von deinem besten, alter Kauz," sagte er zu dem Berggeist, und damit dieser nicht erst auf den Stuhl zu steigen brauchte, reichte er ihm einen der silbernen Humpen vom Tische herab.

Der Kleine ging damit zu dem nächsten Faß, drehte den Krahn auf, so daß der edle Wein wie flüssiges Gold in den Becher floß und ringsumher einen lieblichen Duft verbreitete. Voll bis zum Rande gab er die Kanne dem Studenten.

Dieser hob den köstlichen Trunk hoch, und mit seiner hellen, fröhlichen Stimme rief er, daß es laut im Keller widerhallte:

„Auf die Erlösung der Herren wie der Knechte! Prost, Seckendorf und Sickingen!"

„Fiduzit!" scholl es da in tausendfachem Echo zurück, die alten Fässer hoben sich auf ihren Lagern, rieben ihre Reifen aneinander, daß es immer scholl: „Fiduzit"; die Kannen hopsten zwischen den Fässern umher, und die Knechte, nicht mehr winzige Gnomengestalten, sondern zu robusten, reisigen Gesellen ausgewachsen, schrieen aus kräftiger Kehle wie toll: „Fiduzit, fiduzit!"

Der Student aber trank und trank, er konnte nicht satt werden des seltenen Labetrunks; er leerte den Becher bis zur Nagelprobe und setzte ihn dann nach alter deutscher Studentenart auf den Tisch, daß die Halle dröhnte.

Aber was war das? Die sechs steinernen Ritter hatten Leben und Bewegung erhalten, ihre Steinkoller hatten die alte Geschmeidigkeit des Leders wieder, und von den breitrandigen Hüten nickten die Federn wie ehemals; und sie strichen sich die mächtigen Bärte, thaten dem Studenten Bescheid und riefen mit schallenden Stimmen: „Fiduzit, fiduzit!"

Sie waren erlöst, der Student hatte den rechten Trinkspruch gefunden. Da saßen nun die alten Ritter, gerade wie sie beim Zechgelage gesessen, als sie das Strafgericht Gottes erreicht hatte. Aber jetzt war der Bann gebrochen, und sie waren keine wilden, frevelhaften Raubritter mehr, sondern durch die Strafe gebesserte Männer.

Unter den herzlichsten Dankesversicherungen drückten sie dem Studenten die Hände. Er mußte sich zu ihnen an den Tisch setzen, und dann perlte in den Humpen der duftige Wein, und der Burgvogt, der soeben noch als Berggeist der Führer des Studenten gewesen, sorgte immer für neuen köstlichen Ersatz. Aber der Becher des Studenten brauchte nicht gefüllt zu werden, der war immer wieder voll, wenn er erst eben ausgetrunken worden. So verstrichen die Stunden im Umsehen und mit ihnen das ganze geisterhafte Trinkgelage, denn nur noch für die Dauer des Johannistages währte das leibliche Dasein der Ritter.

Noch einmal wurde angestoßen, noch einmal hallte ein kräftig „Fiduzit" von den Gewölben nieder, da — plötzlich fühlte der Student ein kühles Lüftchen über seine Stirne streichen, und — er erwachte unter

den Weiden am Naheufer. Ringsumher herrschte nächtliche Stille. Der Fluß zog mit leisem Murmeln in seinem Bette dahin, Mondstrahlen wiegten sich auf den kleinen Wellen, und Johanniswürmchen glühten im Grase. Drüben ragte still und ernst der Schloßfelsen aus dem Wasser, wie er es immer gethan hatte. Von einem Eingang in den Felsen, von einem Steg durch den Fluß keine Spur. Eben schlug die Turmuhr in Sobernheim die zwölfte Stunde.

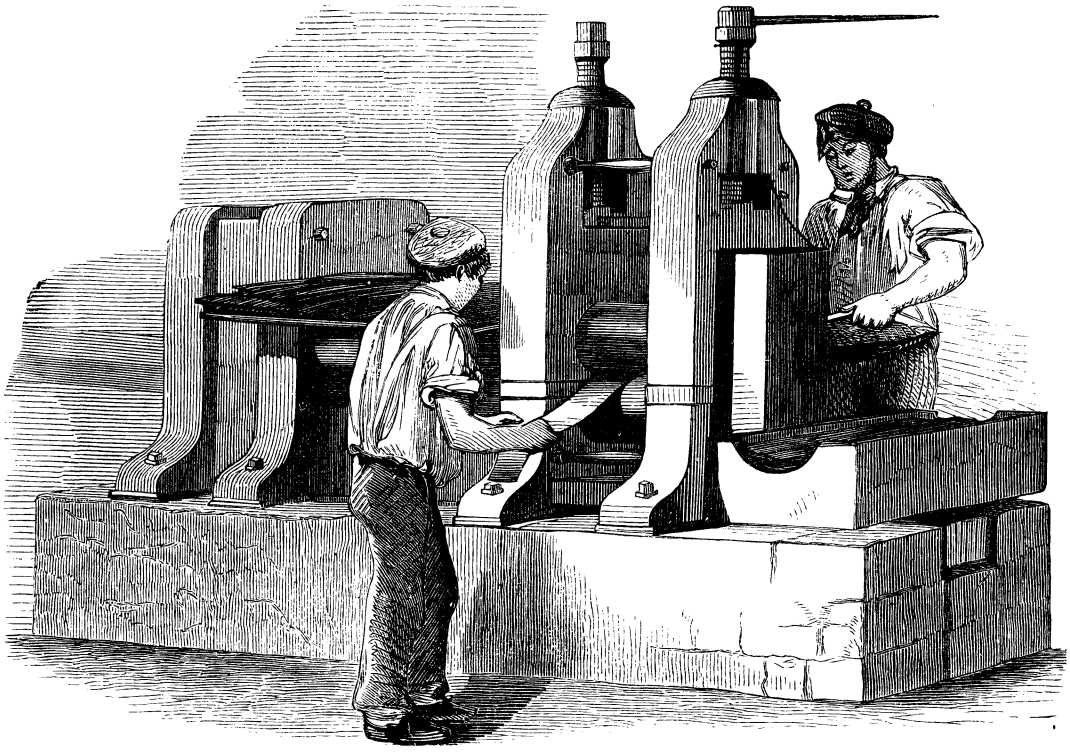
Der Student rieb sich die Stirn, um die Erlebnisse der letzten Stunden in sein Gedächtnis zurückzurufen.

Sollte es ein Traum gewesen sein? Aber das war ja kaum möglich; noch schmeckte er ja den Sechshundertjährigen auf der Zunge. Und da — ein freudiger Schreck fuhr ihm durch die Glieder — da lag ja auch sein Seckendorf-Pokal aus dem Schloßkeller. Rasch ergriff er ihn; bei Bacchus und Apoll! er war gefüllt bis an den Rand.

„Prost Seckendorf und Sickingen!“ rief der Student überglücklich und leerte den Wunderbecher aufs neue. Aber kein „Fiduzit“ scholl mehr zurück — alles blieb still. Da trollte der Student sich nach der Stadt, wo das Johannisfest an diesem Abend alles bis weit über die gewohnte Stunde auf den Beinen gehalten hatte. Auch der Löwenwirt war mit noch einigen Stammgästen auf. Man hatte eben von dem verwegenen Burschen gesprochen, der heute zur Nahe hinausgezogen war, um den verwunschenen Weinkeller aufzusuchen.

Da entstand großer Jubel, als der schon für tot Betrauerte mit heiterer Miene in die Gaststube trat, seinen Humpen schwenkte und ihn voll des blinkenden, duftenden Weines auf den Tisch setzte. Und dann gab es ein Erzählen und ein Verwundern, und dazwischen wurde die Schloßberger Auslese, wie der Student den Inhalt seines Pokals nannte, geprüft, und die gewiegtesten Kenner verdrehten die Augen und schlürften immer noch einmal und nickten bedächtig ob der köstlichen „Blume“ und des nicht minder köstlichen Geschmacks. Ja, das war wirklich ein Weinchen! Ein Trunk davon machte die Alten jung und munterte den bärbeißigsten Philister auf. War die Kanne leer geworden, so brauchte der Student sie nur wieder zur Hand zu nehmen, sie füllte sich im Augenblick von neuem.

Es konnte nicht fehlen, daß die Kunde von dem Abenteuer im Schloßkeller sich in dem kleinen Nest bald herumsprach, daß man auch weiterhin im Nahethal davon hörte und jeder unseren Studenten um den Besitz des merkwürdigen Bechers beneidete. Mancher besann sich darauf, daß er schon viel zu ungelegener Zeit geschlafen habe, aber noch nie zu so gelegener, wie der Student am Johannistage unter den Weiden am Naheufer. Zum nächsten Johanni wollte er damit sein Glück aber auch einmal versuchen. Und richtig! Am nächsten Johannistage entstand eine kleine Völkerwanderung nach dem Naheufer. Dem Schloßfelsen gegenüber wimmelte es von Leuten, die im Schlaf das Glück erwarten wollten, das sie wachend noch nicht zu erwischen vermocht hatten. Man warf sich zunächst feindselige Blicke zu, als aber immer mehr Abenteuerlustige kamen und der Schatten unter den Weiden für alle nicht hinreichte, da gab es eine allgemeine Prügelei um den besten Platz, den schließlich keiner so recht benutzen konnte, weil keiner bei der Unruhe und der Aufregung zum Schlafen kam.



Die Stahlfedernfabrikation. Fig. 1. Das Walzwerk.

Im folgenden Jahre hatten die Glücksjäger sich schon merklich vermindert, doch auch die wenigen, die sich am Naheufer einfanden, konnten sich nicht vertragen, und abermals kam es zu Streitigkeiten. Endlich, als Johanni zum drittenmal wiederkehrte, kam nur noch einer, ein wohlgenährter Sobernheimer Pfahlbürger, der einen guten Tropfen liebte, aber dafür nicht gern etwas ausgeben mochte. Der hatte gemeint, was der hergelaufene Student zuwege gebracht habe, das werde einem seßhaften Manne in der Heimat auch nicht fehlen können; war, nachdem er gut zu Mittag gegessen hatte, hinausgeschlendert und dort hinter den Weiden richtig in ein gesundes Schläfchen gefallen. Soweit ließ sich die Sache nun gut an, aber sie hatte doch einen Haken, und das war eben das Mittagessen. Es hatte die Leibspeise des guten Sobernheimers — Zuckererbsen und junge Möhrchen — gegeben, dabei er sich wohl ein wenig übernommen. Jetzt schlief er infolgedessen unruhig, träumte allerhand dummes

Zeug und wälzte sich dabei so lange im Grase umher, bis er dem Ufer zu nahe kam und — plumps ins Wasser fiel.

Zum Glück war die Nahe an dieser Stelle gerade nicht tief, sonst wäre der brave Mann am Ende elendiglich ertrunken, ohne je wieder ein Tröpfchen zu schmecken. Als er sich aber, naß wie eine Katze, wieder ans Ufer gekrabbelt hatte, war er von seiner Lust nach Abenteuern kuriert und blieb Johanni übers Jahr hübsch zu Hause.

Hin und wieder hat dann wohl noch einer in übermütiger Laune den Eingang zum Schloßkeller aufzufinden versucht, aber vergebens. Die berühmten Weinvorräte der Seckendorfer hat kein Sterblicher wiedergesehen, und was man uns heutzutage in Seckendorf-Pokalen vorsetzt, das ist gewiß nicht aus dem Nohfelser Schloßkeller.

Der Student aber, der bald nach seinem glücklich überstandenen Abenteuer Sobernheim Valet gesagt hatte, ist von seinem Wunderbecher bis an sein Lebensende mit stets bereitem Labetrunk und frohem Lebensmut erquickt worden. Als er, längst nicht mehr Student, sondern ein alter Herr in Amt und Würden mit einer etwas gerö teten Nase, starb, ging der Pokal in den Besitz fremder Erben über. Mit seiner Wunderkraft aber war es vorbei — es floß kein Tröpflein mehr aus ihm, man hätte es denn zuvor hineingegossen.

Ob die Erben des Sechshundertjährigen nicht würdig gewesen sind, oder ob der Verstorbene im Laufe der Jahre den ganzen Schloßkeller leergetrunken hat, daß ist eine Frage, welche den Lesern dieses Märchens zu lösen überlassen bleiben soll.

Etwas vom Süßwasser-Aquarium.

(Fortsetzung.)

Kleinere Aquarien mag man auf ein Tischlein stellen, das sich gerade im Haushalte vorfindet; für größere Aquarien lasse man sich lieber vom Tischler ein passendes und kräftiges Gestell anfertigen, dessen obere Platte so groß oder noch besser um einige Zentimeter größer ist als die Grundfläche des Glaskastens. Damit ein solches Untergestell auch angenehm fürs Auge wirke und allenfalls als Zimmerschmuck dienen könne, lasse man den vier Füßen vom Drechsler eine verzierte Gestaltung geben. Selbstverständlich darf diese Verzierung nicht so weit getrieben werden, daß darunter die Festigkeit leidet. Festigkeit, Kraft, das mit Wasser gefüllte Gefäß zu tragen, ist Hauptbedingung. Wie unangenehm, wenn das Gestell plötzlich zusammenbräche und sich eine Sündflut ins Zimmer ergöße! Eine Sündflut, welche den Teppich verdirbt, durch die Dielen sickert, die gemalte Decke bei Geheimerats ruiniert und auf die kostbare Plüschdecke des Tisches, auf Bilder, Bücher und Möbel tröpfelt! Die Festigkeit des Gestells wird auch dadurch gehoben, daß die vier Füße unten durch Querhölzer miteinander verbunden werden. Die Höhe des Gestells möge man nach der Höhe der Fensterbank, vor welcher gewöhnlich das Aquarium Aufstellung findet, bemessen.

Sieh, nun sind wir schon wieder einen Schritt weiter gekommen: das Aquarium steht mit seinem Kies, seinen Steinen, Muscheln und Pflanzen auf einem ebenso zierlichen als kräftigen Untersatz in der Nähe des Fensters. Jetzt möchte ich dir, mein lieber Baseler, die Verse aus Goethe zurufen:

Die Stahlfedernfabrikation. Fig. 2. An der Schneidemaschine.

„Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!“

Das große Geschäft des Wassereinfüllens ins Aquarium beginnt. Wir vollziehen es mit einer gewissen Feierlichkeit. Denn, wie sagt doch Wolfram von Eschenbach im Parzival?

„Das Wasser allbelebend waltet
In aller Erdenkreatur;
Das Wasser steigt empor mit Kraft
In Pflanz' und Baum als Lebenssaft;
Wasser wäscht manche Seele rein,
Daß reiner die Engel nicht mögen sein.“

Fürs Aquarium ist das Wasser die conditio sine qua non. So wie das Wasser eingefüllt ist, beleben sich die welk und schlaff erscheinenden Gewächse und greifen mit ihren grünen Fingern ins kristallene Element und wiegen wohlig die grünen Häupter. Zur Füllung ins Aquarium empfiehlt sich vor allem reines, kaltes Flußwasser; doch kann man auch Quellwasser nehmen, wofern es nicht zu hart ist. Da man sich dieses Fluß- oder Quellwasser wahrscheinlich im Freien in großen Behältern holen wird, z. B. in Eimern oder Gießkannen, so muß ich wohl eine kleine Belehrung bezüglich des Umfüllens ins Aquarium erteilen. Wollte man nämlich aus dem Eimer oder der Gießkanne einfach einen Guß (in der Alltagssprache „Plamsch“) in das Glasgefäß schütten, so könnten 1. leicht die Glasscheiben springen; 2. die Pflanzen losgespült werden; 3. die Steine, Muscheln, Grotten, Thorbögen und Berge über den Haufen geworfen werden. Es ist also notwendig, das Wasser langsam und vorsichtig einzufüllen. Man bediene sich daher eines kleinen Gefäßes, z. B. eines Milchtopfes (der aber gehörig rein sein muß!); noch bessere Dienste leistet ein sogen. Heber. Es ist dies eine Röhre aus Glas, oder Guttapercha, oder Blech, die so im Winkel gebogen ist, daß ein Schenkel länger als der andere. Man füllt diese Röhre mit Wasser und taucht, beide Endöffnungen zuhaltend, den kürzeren Schenkel in den Eimer, den man in die Nähe des Aquariums, aber etwas höher, gestellt hat; den längeren Schenkel richtet man in das Aquarium hinab. Entfernt man nun die Finger von den Oeffnungen des Hebers, so ergießt sich fortwährend ein nicht zu starker Strahl durch die Röhre in den zu füllenden Behälter. Aber auch in diesem Falle empfiehlt es sich, den Wasserstrahl auf einen Stein oder gegen eine Wand

des Glasgefäßes zu richten, damit er nicht etwa eine Pflanze losschwemme oder Löcher in den Kiesbelag spüle.

Ist das Aquarium mit Wasser gefüllt, so thut man gut, dasselbe noch einige Tage stehen zu lassen, bis sich eine etwaige leichte Trübung gesetzt und die Pflanzenwelt Wurzel gefaßt hat. Dann erst bringe man die Tierwelt in ihr neues Heim.

Was ziehst du vor, Kamerad: soll ich dir die für das Aquarium geeigneten Tiere einfach der Reihe nach aufzählen, oder willst du mit mir hinausgehen in Gottes freie Natur, nach Teichen, Gräben und Tümpeln, Umschau zu halten, und dort die kleinen Krebse und Würmer, die Schnekken und Wanzen, die Libellenlarven und Käfer, die Salamander und Fische in ihrem Leben und Weben, in ihrer Zweckmäßigkeit fürs Aquarium mit eigenen Augen zu beobachten? Ich nehme an, daß du ein richtiger Bursche bist und dich für das letztere entscheidest. Also hinaus in Gottes freie Natur! Sieh, wir haben einen köstlichen Sommertag (allerdings nur in unserer Phantasie) und das tierische Leben steht in dieser schönen Jahreszeit in seiner höchsten Entfaltung, in seiner reichsten Fülle. Vor allem reich bevölkert ist der Torfmoorteich, und wir treffen es aufs herrlichste, daß uns unser Weg nach nur halbstündiger Wanderung an den Rand eines solchen Teiches führt.

Wir lassen zunächst das Gesamtbild des Wasserbeckens auf uns wirken. Ruhig liegt es da im Glanze der Sommersonne, ruhig und starr, wie ein Spiegel aus blauem Stahl. Aber die Fläche dieses Spiegels ist hier und da unterbrochen durch schwimmende Blumeninseln: große, glänzendgrüne, nierenrunde Schildblätter liegen platt auf dem Wasser, und zwischen diesen Blättern ragen goldgelbe und weiße Seerosen empor. Blaue Libellen schwirren um diese herrliche Blumen und rasten ab und zu in ihren Kelchen, „als ob Schmucknadeln von Emaille in goldene und silberne Schalen fielen". Der Sonnenschein durchleuchtet an einigen Stellen das Wasser, und im grüngoldigen Schimmer der Flut sieht man das Gewirre langer, glatter Pflanzenstengel, wie Polypenarme umhertastend, und zwischen den Stengeln rudern silberschuppige, rotflossige Fischlein, langbeinige Wasserkäfer und orangefarbig gefleckte Molche. Auf einem der großen Schildblätter thront ein mächtiger Frosch, mit den Vorderbeinen aufgestemmt wie ein Hündchen, als wäre er der Beherrscher dieses kleinen Wasserreiches. Am Ufer starren gleich Schwertklingen die blaugrünen Blätter der Iris empor, darüber aber neigen sich flüsternd und nickend die hohen Halme des Rohres.

Indem wir uns aus der Betrachtung des köstlichen Bildes losreißen und näher an den Rand des Torfmoorteiches treten, hören wir — plumps, plumps, plumps, als knattere vor uns Kleingewehrfeuer — die am Ufer sitzenden Frösche ins Wasser springen. Geschwind hinzutretend, sehen wir die Flüchtlinge, mit den Hinterbeinen kräftig stoßend, unter das Ufergras und andere Verstecke rudern, aus denen sie alsbald die Köpfe vorsichtig herausstecken, um zu erspähen, was sich etwa weiter ereignen wird. Solcher Frösche gibt es verschiedene Arten. Die bekannteste vertritt der eßbare Wasserfrosch, Rana esculenta. Er ist 7,5 cm groß. Seine Farbe ist grün, — eigentlich fein gelb und blau punktiert — mit dunkleren Flecken und drei mehr oder minder gelblichen Längsstreifen. An den Kopfseiten des Männchens befinden sich zwei große Schallblasen. Der Wasserfrosch lebt stets im oder am Wasser. Die Männchen plärren und quaken stark, sowohl bei Tag als bei Nacht.

Moarks, Moarks, Moarks,
Wenn ehr wilt ji backen?
Wenn ehr wilt ji backen?
Moargen, Moargen, Moargen!
Denn will ik ok backen,
Ok backen, backen, backen!
Wreke, Uki, Koax, Keckek!

Aus dem anfangs Juni in Klumpen abgesetzten, gallertartigen Laich entstehen zunächst schwarze Kaulquappen, die einem geschwänzten Kügelchen gleichen; später sprossen die Hinterbeine hervor, dann die Vorderbeine; das Schwänzchen wird abgeworfen, und der junge Frosch ist fertig. Wer diese merkwürdige Verwandlung genauer beobachten will, versetze ein Klümpchen Laich in sein Aquarium. Der grüne Wasserfrosch ist durch ganz Europa bis nach Afrika verbreitet. Seine Schenkel werden in einigen Gegenden gegessen; man fängt ihn nachts bei Laternen- und Fackelschein, oder auch sehr leicht mit Angeln. Der Fischbrut wird er schädlich; mitunter verschlingt er sogar andere Frösche. Seine mannigfaltigen Künste zu Wasser und zu Lande schildert anschaulich ein mittelalterliches Gedicht, betitelt „Der Froschmäusler". Hier sehen wir die grünrockigen, langbeinigen Gesellen sich unterhalten:

Mit Wassertreten, Untersinken
Mit offnem Maul, doch nicht Vertrinken;
Ein Mück in einem Sprung Erwischen,
Künstlich ein rothes Würmlein Fischen;
Auf gradem Fuß aufrichtig Stehen
Und also einen Kampf angehen,
Einander mit Tanzen und Springen
Im großen Vortheil überwinden. ꝛc.

Nur zur Laichzeit, Ende Februar bis April, hält sich im Wasser der Land- oder Grasfrosch, Rana temporaria, auf; in den übrigen Sommermonaten weilt er auf Wiesen, Feldern, in Gärten, und macht sich dort durch Vertilgen zahlreicher Insekten nützlich. Der Landfrosch ist 7 cm groß, also etwas kleiner als der vorige, erdbraun, bis ledergelb gefärbt, mit dunkleren Flecken in der Schläfengegend. Man unterscheidet zwei Gattungen Landfrösche: eine mit spitziger, eine andere mit stumpfer Schnauze. Ihre Hinterschenkel sind ebenfalls eßbar.

Auch der oben schön maigrüne, unten weiße Laubfrosch, Hyla viridis, bewohnt als Quappe den Wassertümpel. Die Laichzeit fällt in den Mai. Später und bei gutem Wetter entsteigt das Fröschlein dem nassen Reiche, um auf Gebüschen und selbst auf Bäumen, lauernd an Blätter angeschmiegt, Insekten zu haschen. Der Laubfrosch ist in ausgewachsenem Zustand 3,5 cm groß. Er schreit bei bevorstehendem Regen anhaltend, laut und schnell: äpp, äpp, äpp. Von Leuten aus dem Volke wird der Laubfrosch gern in einem Glase gehalten, das zur Hälfte mit Wasser gefüllt ist, aus

Lochen.

Die Stahlfedernfabrikation.
Fig. 3. An der Lochmaschine.

dem ein Leiterchen hervorragt; hier dient das Fröschlein als Wetterprophet: vor einbrechendem Regenwetter steigt nach der Volksmeinung der Grünrock ins Wasser, klettert aber wieder auf das Leiterchen, wenn heiteres Wetter bevorsteht. Seltsamerweise fehlt der Laubfrosch in England. Laubfrösche sind beliebte Aquarientiere, verlangen aber guten Verschluß des Behälters und Fütterung mit Fliegen.

Wir haben das Glück an unserem Torfmoorteiche unter einem Ufersteine auch eine hübsche kleine Kröte, die Feuerkröte, zu entdecken. Sie ist oben am warzigen Rücken zwar nur unscheinbar grau gefärbt, am Bauche dagegen schön orange, rot und blau gefleckt. Sie lebt von Insekten und läßt sich recht gut in Aquarien mit kleinen hervorragenden Steingebirgen halten, da sie sich mit Vorliebe in stehendem Wasser aufhält. Von den Kröten überhaupt sind die Jungen als Kaulquappen für das Aquarium geeignet.

Den Fröschen nahe verwandt sind die Molche oder Salamander. Indem wir scharf in das grüne kristallene Reich unseres Teiches spähen, entdecken wir bald die größte und gewöhnlichste Art unserer Schwanzlurche, nämlich den Wassersalamander, Triton palustris. Er hat die Gewohnheit, alle zehn Minuten an die Oberfläche des Wassers emporzukommen, um nach Luft zu schnappen, worauf er sofort wieder in die Tiefe taucht, um auf dem Grunde mit Hilfe seiner vier kurzen Beinchen unbeholfen umherzukriechen. Der Wassersalamander, auch Wassereidechse genannt, ist 13—15 cm groß; seine Haut ist körnig, braun und schwärzlich gezeichnet; sein Bauch ist rotgelb und dunkel gefleckt. Das Männchen hat im Frühjahr einen gezackten Rückenkamm. Die Wassersalamander machen, aus dem Ei geschlüpft, eine ganze Verwandlung wie die Frösche durch: zunächst sehen sie aus wie Kaulquappen mit großem Kopf, einem kleinen Schwanz und zwei Kiemenbüscheln am Halse; später kommen allmählich die Beinchen hervor; die Kiemenbüschel fallen ab, der Schwanz bleibt; letzterer wird länger, dazu seitlich zusammengedrückt, wodurch er zum Schwimmen, Rudern und Steuern tauglich wird. Der Körper des erwachsenen Tieres ist nackt, der Kopf glatt und breit. Eine kleinere Art von Wassersalamandern ist Triton taeniatus. Die Wassersalamander sind für Aquarien sehr beliebt, sie gefallen durch ihr goldiges Auge und die lebhaft orangerote Unterseite; da sie jedoch nicht ausschließlich ans Wasser gebunden sind, so entweichen sie leicht aus unverschlossenen Aquarien, namentlich zur Nachtzeit. Will man ihnen ein Behagen bereiten, so lege man Stücke einer Korkfohle auf das Wasser: die Tiere werden sich gern auf diese schwimmenden Inseln zurückziehen. Die Nahrung der Salamander besteht aus kleinen Insekten, Mollusken, zuweilen auch aus Fischen; als gefräßige Raubtiere vergreifen sie sich auch an ihrem eigenen Geschlecht und verschlingen selbst ihre eigenen Jungen. Die Quappen nähren sich von Schleim und Infusorien.

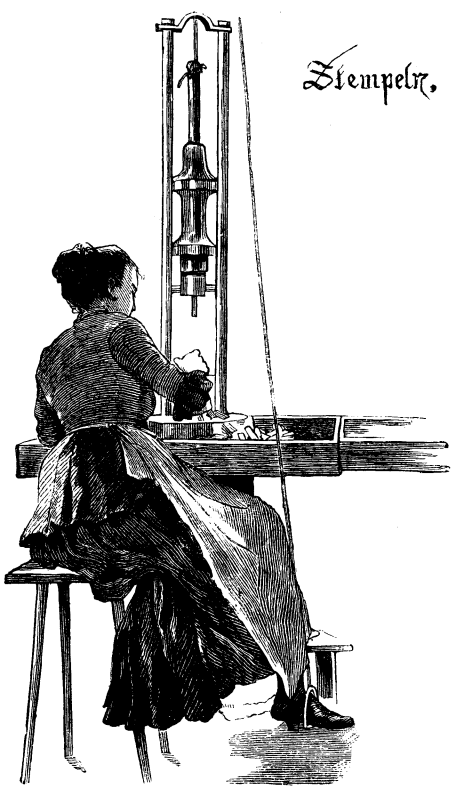
(Fortsetzung folgt.)

Mittel gegen das Zittern.

Der Prinz von Chimay, welcher im Siebenjährigen Kriege in der französischen Armee diente, besaß einen glühenden Mut, machte aber in der Schlacht bei Minden eine sehr unangenehme Erfahrung an sich selbst. Solange diese Schlacht dauerte, empfand er ein allgemeines Nervenzittern; es gelang ihm aber, dagegen anzukämpfen, indem er fest auf seinem Posten verblieb und, um seine Erschütterung zu vermindern, sich mit aller Macht auf die Flinte stemmte, die er zu seiner Bewaffnung bei sich trug. Er bat die Grenadiere, welche er befehligte, sogar wegen der unwillkürlichen Bewegung, die ihn ergriffen hatte, um Verzeihung und bekämpfte sie, bis eine Kanonenkugel ihn mitten voneinander riß.

Das Katzenauge als Uhr.

Als scharfsinnige Beobachter der Natur haben die Chinesen die Entdeckung gemacht, daß man sich des Katzenauges sehr wohl zur Bestimmung der Zeit bedienen könne. Der Augapfel der Katze zieht sich nämlich gegen Mittag mehr und mehr zusammen und verengt sich, wenn die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hat, so sehr, daß er nur noch wie ein dünner Strich aussieht, der senkrecht über das Auge läuft; nach Mittag erweitert er sich allmählich wieder. In chinesischen Dörfern kann man oft die Wahrnehmung machen, daß die Bauern die Augen der Katzen betrachten und danach die Zeit bestimmen.



Die Stahlfedernfabrikation. Fig. 4. An der Stempelmaschine.

Wie werden die Stahlfedern gemacht?

Diese gewiß von nicht wenigen der Kameraden schon im stillen aufgeworfene Frage soll euch heute durch den Augenschein beantwortet werden, denn die Firma Heintze und Blanckertz in Berlin hat euch die Erlaubnis erteilt, ihre Fabrik von A bis Z in Augenschein zu nehmen. Wer wollte diese Gelegenheit nicht mit Freuden und Dank benutzen! Und daß ihr etwa nicht etwas Gewöhnliches oder Geringfügiges werdet zu sehen bekommen, mag euch die Ausdehnung des Fabrikgebäudes bekunden, das sich zwei Straßen weit, von der Gollnowstraße, einer Abzweigung der Königsstraße, bis zur Georgenkirchstraße erstreckt. Etwa 450 Personen sind darin beschäftigt.

Während früher die Stahlfedernfabrikation ausschließlich in England betrieben wurde, trat zunächst Frankreich in den Wettbewerb ein und seit 32 Jahren auch Deutschland, indem im Jahre 1856 Herr Siegmund Blanckerts im Verein mit Herrn Heintze in Berlin eine Fabrik gründete, welche seitdem zu einem Weltgeschäft herangewachsen ist, da dessen Erzeugnisse sich weit über die Grenzen Deutschlands hinaus der höchsten Anerkennung erfreuen. Außer Stahlfedern erzeugt die Fabrik auch Federhalter in den mannigfachsten Formen.

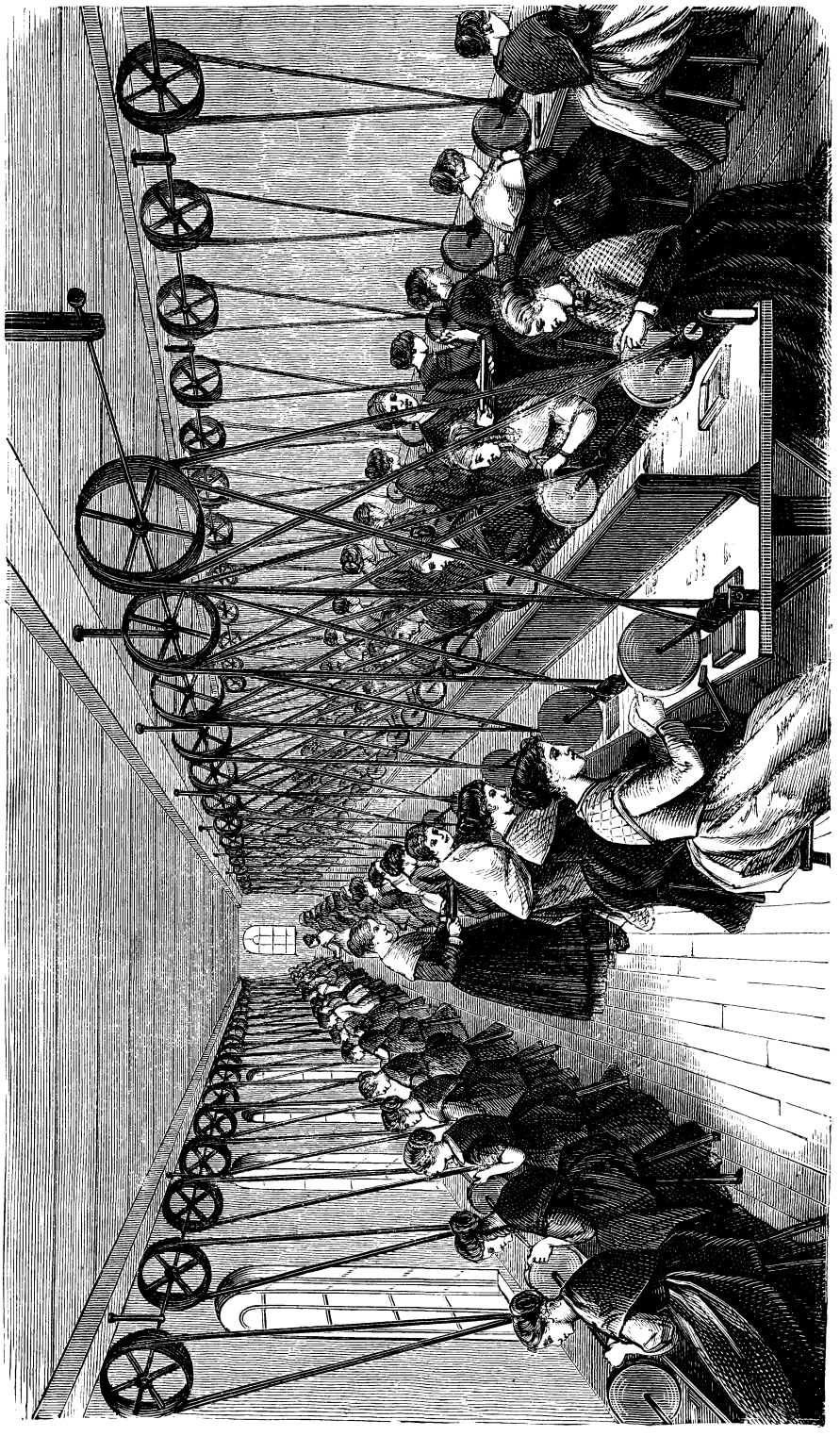
Für den Betrieb der zahlreichen Arbeitsmaschinen dienen zwei Dampfmaschinen von 80 und 20 Pferdekräften, welche den Dampf von drei Dampfkesseln erhalten. Doch treten wir ein!

Die Fabrikation der Stahlfedern beginnt mit dem Glühen des Stahls, der aus bestem schwedischem Holzkohleneisen hergestellt ist und eine außerordentliche Härte besitzen muß. Die Stahlplatten werden zu diesem Zweck in Streifen von 10 cm Breite geschnitten, dann in einem Steinofen (Muffel) in eiserne Kästen verpackt und zwölf Stunden lang geglüht, damit das Material die erforderliche Biegsamkeit erhält. Hierauf läßt man die Kästen erkalten, befreit die Stahlblätter von der anhaftenden Oxydschicht und streckt dieselben, wie ihr auf unserer Fig. 1 seht, auf Walzwerken zu Blechen, bis sie die für die Stahlfedern, bezw. Halterbeschläge erforderliche Feinheit besitzen.

Die jetzt beginnende eigentliche Fabrikation erfolgt mittels Maschinen, die meist von Arbeiterinnen bedient werden. Hier in dem ersten Saale sehen wir sie damit beschäftigt, mittels Schneidmaschinen aus den Stahlblechen Plättchen auszustoßen, welche die Grundform der Feder darstellen. Hei, mit welcher Geschwindigkeit das geht! Eine gewandte Arbeiterin ist aber auch im stande, in einem Tage bei neunstündiger Arbeit 250 Gros oder 36 000 Stück davon herzustellen. Die Plättchen fallen in einen Kasten unter der Maschine, während die ausgestanzten Bleche als Abfall verkauft werden.

Im zweiten Saal sehen wir, wie diese Plättchen mittels Schraubenpressen gelocht und mit Seiteneinschnitten versehen werden. Letztere dienen dazu, die Biegsamkeit der Feder zu erhöhen. Von hier folgen wir ihnen in den Stempelsaal, wo sie ihre Bezeichnung und Nummer sowie die Fabrikmarke erhalten. Es werden dazu Fallhämmer benutzt, welche die Arbeiterinnen mit dem Fuß in Bewegung setzen, während sie mit der Hand die Federplättchen unter den Stempelkopf schieben.

Für den weiteren Gang der Fabrikation ist es erforderlich, den Stahl wieder weich zu machen. Die Plättchen werden zu diesem Zweck in luftdicht verschließbare eiserne Kästen verpackt und mit diesen während einer Nacht in einen glühenden Ofen eingesetzt. Nach dem Erkalten sind sie fast so weich wie Blei und können nun in die halbrunde Form gebracht werden. Dies geschieht durch Handpressen, deren Stempel konvex geformt ist, während die Unterlage die entsprechende Höhlung besitzt. Dies macht, wie ihr leicht begreift, gar keine Schwierigkeit. Nun müssen die Federn aber wieder gehärtet werden, denn mit einer bleiweichen Feder kann niemand schreiben. Sie kommen zu diesem Zweck in kleine eiserne Kästen, mit lose aufliegendem Deckel und werden in einem Ofen der Weißglühhitze ausgesetzt. Sobald sie diese erlangt haben, werden sie in ein mit Oel gefülltes Blechgefäß gestürzt. Hierdurch kommen sie aber in den gerade entgegengesetzten Zustand, sie werden spröde wie Glas, so daß sie beim Drücken zwischen den Fingern zerspringen. So können sie also auch nicht bleiben, sie müssen daher abermals einem neuen Prozeß unterworfen werden. Es ist das sogen. Tempern. Es geschieht dies in cylindrischen Trommeln, die an einer Seite offen sind und über dem Feuer langsam gedreht werden, ähnlich wie man Kaffee brennt. Haben die Federn nach einiger Zeit den erforderlichen Grad von Elastizität wieder erlangt, so werden sie aus der Trommel genommen und an eine fernere Station



Die Stahlfedernfabrikation. Fig. 5. Im Schleifsaal.

übergeben, wo sie von anhaftendem Oxyd gereinigt werden. Dies geschieht ebenfalls in langsam rotierenden Trommeln, die aber innen mit kleinen Stiften besetzt sind und eine Lage feinen Sand enthalten, durch den die Federn beim Drehen blank gescheuert werden.

Nun folgen wir den Federn in den Schleiffaal, wo sie oberhalb der Spitze ein wenig abgeschliffen werden, damit die zum Schreiben erforderliche Biegsamkeit erhöht wird. Es geschieht dies, wie ihr seht, in der Weise, daß jede Feder mittels einer kleinen Zange gegen eine mit großer Geschwindigkeit sich drehende Schmirgelscheibe leicht angedrückt wird. Nun sind die Federn endlich so weit, daß das Spalten vorgenommen werden kann. Dies wird gleichfalls durch von Arbeiterinnen bediente Handpressen ähnlicher Konstruktion wie die Stempelmaschine bewirkt. Während die Arbeiterin das Federchen mit der einen Hand unter den Apparat schiebt, bewegt sie mit der anderen einen Hebel, bei dessen Drehung zwei feine scherenartig wirkende Messer in Thätigkeit kommen, welche den Spalt in die Spitze einschneiden. Durch geeignete Vorrichtungen ist dafür Sorge getragen, daß der Spalt immer genau in die Mitte der Spitze fällt.

Unsere Wanderung ist hiermit aber noch nicht zu Ende. In dem nun folgenden Arbeitsraume werden die Federn zunächst auf ihre Brauchbarkeit geprüft, was durch Aufdrücken der Spitze auf kleine, in den Arbeitstisch eingelassene Elfenbeinplättchen geschieht. Die fehlerhaft befundenen Federn kommen in den Abfall, während die tadellosen sich noch einem letzten Schliff unterwerfen müssen. Zu diesem Zweck werden sie wiederum in rotierende Trommeln gebracht, die aber statt des Sandes eine Lage Sägemehl enthalten. In diesen werden sie so lange gedreht, bis sie schön blank geworden sind und eine abgerundete, das Papier nicht mehr angreifende Spitze erhalten haben.

Für den Verkauf sind die Federn aber immer noch nicht fertig. Zur besseren Unterscheidung erhalten sie noch ein verschiedenartiges Aeußere. Die eine Sorte wird über dem Feuer braun oder blau angelassen, die andere mittels verdünnter Säure und darauffolgender Behandlung mit Cyankali dunkel oder hellgrau gefärbt, wieder andere werden galvanisch verkupfert, versilbert oder gar vergoldet. Erst nachdem sie schließlich mit einer dünnen Lösung von Gummi oder Schellack überzogen werden, sind sie zum Verpacken fertig. Dies geschieht durch junge Mädchen, welche die Federn vorher grosweise abwiegen. Um die Schächtelchen kommt ein Umschlag, auf dem die Eigenschaften und der Wert der jedesmaligen Federsorte genau angegeben ist.

Die Fabrik fertigt wöchentlich etwa 17000 Gros an, wozu annähernd 3000 Pfd. Stahl verwendet werden. Die Einrichtungen sind aber so, daß die Produktion auf 25000 Gros in der Woche gesteigert werden kann.

Nun noch einen kurzen Blick auf die Federhalterfabrikation, die, wie schon angedeutet, einen besonderen Zweig der Fabrik bildet und ebenfalls von dem Begründer, Herrn Blanckerts, in Deutschland eingeführt wurde. Sowohl zur Bearbeitung des Holzes, wie zu der der Metallbeschläge an den Haltern, kommen die mannigfachsten Maschinen in Anwendung, die meist von geübten Männern bedient werden. Es kommen bei einer wöchentlichen Produktion von durchschnittlich 5000 Gros etwa 300 Kubikfuß Holz und 2500 Pfd. Metall zur Verarbeitung.

Neben der Fabrik von Heintze und Blanckerts besteht in Deutschland nur noch eine Fabrik, die von F. Sönnecken in Bonn. In England ist Birmingham der einzige Fabrikationsort. Die Zahl der Fabriken beläuft sich aber auf 13, mit einer jährlichen Produktion von etwa sechs Millionen Gros. Frankreich soll drei Fabriken besitzen, eine in Paris, die andere in Boulogne-sur-Mer, die dritte in Laigle. Oesterreich-Ungarn hat eine Fabrik, in Wien, aufzuweisen, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika soll es zwei Fabriken geben.

Schließlich noch eine Mitteilung, die euch sicherlich Freude bereiten wird. Bisher hat man angenommen, und wahrscheinlich habt auch ihr geglaubt, die Stahlfedernfabrikation sei eine englische Erfindung. Dies ist ein widerlegter Irrtum. Es steht vielmehr fest, daß sie eine deutsche, und höchst wahrscheinlich Nürnberger Erfindung ist. In einer daselbst anno 1544 erschienenen Schrift von „Newdorfer, Burger un Schreiblehrer in Nürnberg" heißt es nämlich: „Die Ding aber, darauß man Federn macht, sind Genßkil, Pfawenkil, Schwanenkil, Ror, auch von harten Holtzlein und durchsichtig Horn, Eyserne und Kupfere Ror, auch Kupfere und Messine blechlein."

Daß diese „Kupfere und Messine blechlein" stahlfederartiges Schreibzeug gewesen, kann keinem Zweifel unterliegen. Freilich scheint die Erfindung damals keine weitere Folge gehabt zu haben, was bei der mangelhaften Entwickelung des Maschinenwesens zu jener Zeit auch nicht wunder nehmen kann; denn nur maschinenmäßig — und in welcher komplizierten und schwierigen Weise — lassen solche Dinger sich anfertigen, oder vielmehr sie müssen maschinenmäßig angefertigt werden, wenn sie allgemeine Verbreitung haben sollen; sonst wären sie zu teuer. Kosteten doch die ersten englischen Stahlfedern zwei bis vier Mark und noch lange nachher hielt sich der Preis auf einer Mark das Stück, ein Betrag, wofür man heute ein ganzes Gros guter Federn erhält. Der Beginn der englischen Stahlfedernfabrikation fällt ins Jahr 1808, doch kam sie erst gegen die dreißiger Jahre richtig in Gang; warum, darüber ein andermal.

Der Geist der Llano estakata.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

„Was fällt dir ein, old Joker!" lachte er. „Ich werde dir gleich die Mücken austreiben."

Er langte nach hinten, ergriff den Schwanz des Tieres und zog denselben mit einem scharfen Rucke nach vorn. Sofort flog Molly mit allen vieren zugleich in die Luft und schoß dann vorwärts, daß Jim auf seiner Polly kaum zu folgen vermochte. Dieses empfindliche Ziehen am Schwanze war das Geheimmittel, durch dessen energische Anwendung der Eigensinn der sonst ganz liebenswürdigen Molly sofort gebrochen werden konnte. Wer dieses Mittel nicht kannte, der war trotz Sporen und Peitsche gezwungen, sich ihren Launen zu fügen. Es macht sich eben jedes Tierchen gern sein Plaisierchen; nur gut, daß es auch Mittel gibt, welche zuweilen nicht nur bei einem bestimmten Individuum, sondern bei der ganzen Gattung wirksam sind. So gibt es z. B. Angehörige der berühmten Familie Equus asinus (Esel), welche störenderweise ganz darauf erpicht sind, gerade bei nachtschlafender Zeit ihren zweivokaligen Singsang hören zu lassen. Man binde so einem Tiere etwas Schweres an den Schwanz, einen Stein oder sonst ein Gewicht, so wird es sofort Schwanz und Ohren hängen und keinen Laut mehr hören lassen.

Als die beiden Reiter die Bodensenkung hinter sich hatten, erblickten sie zu ihrem Erstaunen eine eigentümlich zerklüftete Höhe, welche in einer Entfernung von ungefähr sechs englischen Meilen vor ihnen aufstieg, und die sie hier in der Nähe der Plains nicht erwartet hatten. Zugleich sahen sie eine Gruppe von Reitern bei einem am Boden liegenden Gegenstande halten, und zwar so nahe, daß sie kaum einer Minute bedurften, um zu ihnen zu gelangen. Sie zügelten sofort ihre Tiere. Es galt zunächst, zu erfahren, ob diese

Reiter, deren sie sechs zählten, sich vielleicht feindselig verhalten würden.

Sie wurden bemerkt. Der Kreis, den die Sechs bildeten, öffnete sich, doch war keine bedrohliche Bewegung zu sehen.

„Was meinst du?“ fragte Jim. „Wollen wir hin?“

„Ich denke es. Gesehen haben sie uns doch und wenn es ja Bushrunners sind, so kommt es auf alle Fälle zu einem Kampfe mit ihnen. Es ist also besser, wir schlängeln uns von außen her zu ihnen herum; aber vorsichtig, so daß es ihnen nicht gelingt, uns zu umzingeln. Wir wollen uns schußfertig halten.“

„Nun, Bushrunners sind sie wohl kaum. Sie haben vielmehr das Aussehen von Gentlemen, welche zu ihrem Vergnügen einen Ausflug unternehmen. Ihre Anzüge haben ganz gewiß vor kaum einer Woche noch im Tailorsshop gehangen. Von Waffen tragen sie ein ganzes Arsenal bei sich; aber das glänzt und flimmert gar zu sehr, als daß es bereits sehr in Gebrauch gewesen sein könnte. Und die Pferde sehen mir so frisch und nach geschrotenem Maisfutter aus, daß ich annehmen möchte, wir haben ganz unschädliche Pleasing-troopers vor uns. Es ist zwar nicht das höchste der Gefühle, mit solchen Gelbschnäbeln zusammenzutreffen, aber ich ziehe es doch einem Begegnen mit Leuten vor, welche ihre Taschen nur zu dem Zwecke haben, anderer Menschen Eigentum hinein zu stecken. Machen wir uns also an sie hinan!“

Es wäre ihnen auch wohl kaum eine andere Wahl geblieben, denn die Sechs setzten jetzt ihre Pferde in Bewegung und kamen ihnen entgegen.

„Kommt näher, kommt näher!“ rief man ihnen zu. „Ihr werdet etwas zu sehen bekommen.“

„Was denn?“ fragte Jim.

„Kommt nur! Macht schnell!“

Jetzt hatten sie einander erreicht. Waren bisher die Gesichter der Sechs höchst ernst und bedenklich gewesen, so nahmen sie jetzt plötzlich einen ganz anderen Ausdruck an. Die zwölf Augen richteten sich groß und erstaunt auf das Brüderpaar; dann begann es um die Lippen zu zucken, und endlich brach ein schallendes, sechsstimmiges Gelächter aus.

„All devils!“ rief einer aus. „Wen haben wir da? Two snub-noses!“

„Two snub-noses!“ stimmten die übrigen Fünf sofort ein.

„Two snouted baboons!“

„Actually, actually! Wonderful, wonderfully beautiful! Two snouted baboons!“ lachten und schrieen sie alle durcheinander.

„Ich bitte, Mesch'schurs, laßt euch genau betrachten!“ sagte der Wortführer. „So etwas haben wir noch niemals gesehen.

Biegen.

Die Stahlfedernfabrikation. Fig. 6 Die Biegemaschine.

Erlaubt, daß ich diese Nasen einmal angreife! Ich muß mich überzeugen, ob sie natürlich sind oder vielleicht noch von letzter Fastnacht stammen.“

Die Brüder hatten bis jetzt noch keine Miene verzogen; als aber der Mann wirklich seine Hand ausstreckte, um Jims Nase zu berühren, drängte dieser sein Maultier um einige Schritte zurück und sagte:

„Wollt Ihr mir nicht vorher einmal Euern Namen nennen, Sir?“

„Warum nicht! Ich nenne mich Gibson.“

„Danke! Also, Master Gibson, ich thue einem jeden gern den Gefallen, den er von mir verlangt. Ich will auch Euch zu Willen sein, muß Euch aber vorher sagen, daß meine Büchse augenblicklich losgeht, sobald jemand meine Nase berührt. Wenn Ihr sie trotzdem angreifen wollt, so habe ich nichts dagegen. Ich bitte aber Eure ehrenwerten Kameraden, mir dann die Folgen nicht entgelten zu lassen.“

Das klang so ernst, daß trotz der beiden sonderbaren Nasen das Gelächter sofort verstummte. Gibson machte aber doch noch einen Versuch zu scherzen, indem er lachend sagte:

„Aber, Master, wollt und könnt Ihr es denn übel nehmen, wenn wir über solche Rhinozeroshörner lachen müssen?“

„Was das betrifft, so bin ich der festen Ueberzeugung, daß ein wirkliches Nashorn viel zu wenig kultiviert ist, um sich dadurch, daß Ihr sein Horn anlacht, beleidigt zu fühlen. Aber Ihr müßt Euch hüten, irgend eine Verwechselung zu begehen. Ihr scheint sowohl in der Anthropologie wie auch in der Zoologie so grün und unwissend zu sein, daß es Euch leicht vorkommen kann, einen Säugling für ein ausgewachsenes Flußpferd zu halten. Und wo ich eine solche Unerfahrenheit bemerke, welche ein anderer vielleicht viel richtiger mit dem Ausdrucke Dummheit oder Albernheit bezeichnen würde, da erachte ich es für meine Pflicht, eine Warnung auszusprechen. Es kann kein Geschöpf anders sein, als wie der Herrgott es erschaffen hat und wenn er mich mit einer großen Nase und Euch mit einem kleinen, unzureichenden Hirn begabte, so müssen wir diese Mängel demütig hinnehmen, da wir es leider nicht anders machen können.“

„Donnerwetter!“ fuhr Gibson beleidigt auf. „Ist es etwa Eure Absicht, Euch an uns zu reiben?“

„Ganz und gar nicht! Reibt Euch nur selbst ab, wenn Ihr schmutzig seid, und nehmt gehörig Seife und Wasser dazu! Ich bin nicht das Dienstmädchen, welches Euch zu säubern hat.“

Da griff Gibson nach seinem Revolver und drohte:

„Mäßigt Euch, Sir! Meine Kugeln stecken nicht so fest, wie Ihr anzunehmen scheint.“

„Pah!“ lachte Jim. „Macht Euch nicht lächerlich. Eure Drohung klingt nach Kinderei.“

„Schweigt! Wollt Ihr etwa, daß wir Euch Mores lehren? Ihr seht, daß wir unser Sechs gegen euch beide sind.“

„Eben darum! Sechs von eurer Sorte

können uns doch nicht etwa aus der Fassung bringen! Hängt noch eine Null an die Sechs und dann wollen wir beide es uns überlegen, ob es sich verlohnt, einen Finger an dem Drücker krumm zu machen."

„Ihr scheint Euer Maul sehr gut in Uebung zu halten!"

„Die Gewehre ebenso. Das merkt Euch wohl!"

„So! Habt doch einmal die Güte, uns eure Namen zu nennen, damit wir wissen, mit welch berühmten Helden wir es zu thun haben!"

„Wir heißen Hofmann und sind Brüder."

„Daß ihr Brüder seid, beweisen eure Nasen. Auf euern Namen könnt ihr euch nicht das mindeste einbilden, denn so wie ihr kann nur ein Deutscher heißen, und ihr habt vielleicht bereits erfahren, daß Leute eurer Abstammung hier zu Lande gar nichts gelten."

„Das ist eine Ansicht, die ich Euch nicht rauben will. Wem es Spaß macht, den Drehwurm im Kopfe zu haben, der mag ihn behalten; ich bin kein Irrenarzt. Komm, Tim!"

Er setzte sein Maultier in Bewegung, und sein Bruder folgte ihm. Beide verschmähten es, noch einen weiteren Blick auf die Männer zu werfen und ritten nach der Stelle, an welcher die letzteren vorher gehalten hatten.

Dort erwartete sie ein entsetzlicher Anblick. Die Erde war mit Fuß- und Hufspuren bedeckt, als ob hier ein Kampf stattgefunden habe. Ein totes Pferd lag da, ohne Zaum- und Sattelzeug. Der Leib desselben war weit aufgerissen, und Fetzen des Eingeweides lagen zerstreut umher — eine häßliche Arbeit des Geiers, den Jim und Tim vorhin gesehen hatten.

Aber das war es nicht, wovor diese beiden erschraken, sondern in der Nähe des Kadavers lag ein menschlicher Leichnam, ein Weißer, welchem die Kopfhaut fehlte und dessen Gesicht durch kreuz und quer geführte Messerschnitte vollständig unkenntlich gemacht worden war. Sein wollener und sehr abgebrauchter Anzug ließ vermuten, daß er ein Westmann gewesen sei. Eine Kugel, welche ihm genau in das Herz gedrungen war, hatte ihm den Tod gebracht.

„Heiliger Gott! Was muß da geschehen sein?" rief Jim, indem er vom Pferde sprang und zu der Leiche trat.

Auch Tim stieg ab und kniete bei dem Toten nieder.

„Er ist schon seit Stunden tot," sagte er, als er die Hand und die Brust des Getöteten befühlt hatte. „Er ist kalt und das Blut rinnt nicht mehr."

„Durchsuche ihm die Taschen! Vielleicht findet sich etwas, irgend ein Gegenstand, welcher erraten läßt, wer er war."

Tim folgte der Aufforderung, gerade als die sechs Reiter, welche ihnen langsam gefolgt waren, bei ihnen anlangten.

„Halt!" rief Gibson. „Wir werden uns das Visitieren der Taschen streng verbitten. Ich kann die Beraubung der Leiche nicht dulden!"

Er sowohl wie seine Gefährten stiegen ab und traten herbei. Er ergriff Tim beim Arme und zog ihn empor, was dieser sich unerwarteterweise ganz ruhig gefallen ließ. Die Brüder wechselten einen Blick des Einverständnisses und dann fragte Jim:

„Wie kommt Ihr denn auf den höchst geistreichen Gedanken, daß wir eine Beraubung des Toten beabsichtigen?"

„Nun, Ihr greift ja in die Taschen!"

„Könnte das nicht auch einen anderen Zweck haben?"

„Bei euch jedenfalls nicht. Euch sieht man ja gleich auf den ersten Blick an, wessen Geistes Kinder ihr seid."

„Da entwickelt Ihr freilich einen ungeheuren Scharfsinn, Master Gibson. Eine solche imponierende Menschenkenntnis zu besitzen, muß das höchste der Gefühle sein!"

„Vermault Euch nicht auch noch, sonst machen wir kurzen Prozeß mit euch! Wir haben euch in flagranti ertappt. Euer Bruder hatte die Hände in den Taschen des Ermordeten. Das genügt vollständig. Ihr treibt euch hier in der Nähe herum. Das ist verdächtig. Wer sind die Mörder? Nehmt euch in acht, sonst kann es euch vielleicht gar an den Kragen gehen!"

Jim griff zornig nach seinem Messer; dieses Mal war Tim der Bedächtigere. Er warf ihm einen besänftigenden Blick zu und sagte:

„Alle Wetter, seid Ihr ein gestrenger Master. Ihr thut doch ganz so, als ob wir in Euch den höchsten Beamten der Staaten zu verehren hätten!"

„Ich bin Lawyer," antwortete Gibson stolz und kurz.

„Ah, Jurist! Also gehört Ihr zu den hochgelehrten Leuten, welche die Aufgabe haben, sich von außen her um die Paragraphen herum zu schlängeln? Here is my respect, Sir!"

Er zog in ironischer Unterwürfigkeit den Hut.

„Master Hofmann, treibt keinen Unsinn!" donnerte Gibson ihn an. „Ich bin in Wirklichkeit Advokat, oder wenn Euch das geläufiger sein sollte, obgleich Ihr ein Deutscher seid, attorney at law, und weiß sehr gut, mir Respekt zu verschaffen. Diese ehrenwerten Herren haben mich zum Anführer unserer Expedition gewählt, und also hat das zu gelten, was ich für gut befinde!"

„Schön, schön!" nickte Tim eifrig. „Wir haben ja gar nichts dagegen. Da Ihr Lawyer seid, so wird es Euch außerordentlich leicht werden, diesen Kriminalfall in der richtigen Weise zu behandeln."

„Das versteht sich ganz von selbst und ich muß darauf bestehen, daß ihr euch nicht entfernt, bevor ich alles genau untersucht und sodann meine Anordnungen getroffen habe. Der Fall ist himmelschreiend und kann euch in höchst unangenehme Verwickelungen bringen."

„O, das macht uns keine Sorge, denn wir sind überzeugt, daß es Eurem Scharfsinne gelingen werde, diese Verwickelungen wieder auseinander zu wickeln."

Gibson zog es vor, diese neue Malice unbeantwortet zu lassen, dafür aber seinen Begleitern den Befehl zu erteilen:

„Nehmt die beiden Maultiere fest, damit es diesen Verdächtigen nicht etwa einfällt, davonzureiten!"

Die Brüder ließen es auch ruhig geschehen, daß dieses Gebot ausgeführt wurde. Es gab ihnen offenbar Spaß, zu beobachten, was diese im fernen Westen unbekannten Menschen unternehmen würden.

Das Auffinden einer skalpierten Leiche war an sich natürlich keineswegs geeignet, die Brüder heiter zu stimmen. Der Prairiejäger ist in Beziehung auf dergleichen Vorkommnisse ziemlich abgehärtet; aber der Anblick, welchen der seiner Kopfhaut beraubte und im Gesicht geschändete Tote bot, wirkte grauenerregend. Dazu kam die Befürchtung, die sie in Betracht ihrer persönlichen Sicherheit hegen mußten. Es stand bei ihnen fest, daß der Mann von einem Indianer getötet und skalpiert worden sei, und da nicht anzunehmen war, daß eine einzelne Rothaut sich so weit nach Osten wagen werde, so stand zu vermuten, daß ein ganzer Trupp Indsmen sich in der Nähe befinde. Es galt also, vorsichtig zu sein, falls die späteren Beobachtungen nicht etwas anderes ergaben. Aus Gibson und seiner Gesellschaft aber machten die beiden sich so wenig wie möglich, also gar nichts.

Der Advokat untersuchte nun höchst eigenhändig die Taschen des Toten. Sie waren leer, ebenso der Gürtel.

„Er ist bereits ausgeraubt worden," sagte er. „Es liegt also ein Raubmord vor und es ist unsere Pflicht, den Mörder zu entdecken. Die Spuren beweisen, daß nicht ein einzelner Mann die That begangen hat. Es sind ihrer mehrere gewesen, und wenn ich bedenke, daß das böse Gewissen den Verbrecher nach dem Orte seiner Unthat zurückzutreiben pflegt, so vermute ich, daß wir gar nicht weit zu gehen haben, um die Mörder zu finden. Gebrüder Hofmann, ihr seid meine Gefangenen und werdet uns zur nächsten Ansiedelung begleiten; das ist Helmers Home. Dort werden wir den Fall mit aller Strenge untersuchen."

Er war in einer Haltung, welche imponieren sollte, vor die beiden hingetreten.

„Gebt also eure Waffen ab!" fügte er gebieterisch hinzu.

„Sehr gern," antwortete Jim. „Hier hast du mein Gewehr. Greif zu."

Er legte auf ihn an. Die Hähne knackten. Gibson sprang erschrocken zur Seite und rief:

„Schuft! Willst du dich widersetzen?"

„O nein," lachte Jim. „Von einer Widersetzung kann gar keine Rede sein. Ich will dich nur bitten, mir das Gewehr möglichst behutsam aus der Hand zu nehmen; es könnte sonst losgehen und dann wäre es mit deiner berühmten Advokatur zu Ende. Also greif fein säuberlich zu!"

„Auch noch Hohn? Mensch, ich lasse dich fesseln, daß du dich krümmen sollst vor Schmerzen!"

„Soll mir sehr angenehm sein, denn so ein richtiges Zusammenschnüren ist das höchste der Gefühle. Und damit die anderen Herren die Hände für diese Arbeit frei bekommen, wollen wir sie von unseren Maultieren erlösen. Polly, her zu mir!"

„Molly, komm!" rief auch Tim.

Die Tiere hatten sich bisher ruhig an den Zügeln halten lassen, sobald sie aber die befehlenden Stimmen ihrer Herren hörten, rissen sie sich los und kamen schnaubend herbei.

„Festhalten, festhalten!" rief Gibson; aber es war bereits zu spät.

„Bemüht euch nicht weiter!" lachte Jim. „Ihr könntet die Bestien nicht halten; sie würden euch vielmehr unter die Hufe treten. Es ist gar nicht so leicht, zwei richtige Westmänner festzunehmen."

„Wenn ihr nicht gehorcht, lasse ich auf euch schießen!"

„Oho! Das werdet ihr bleiben lassen! Wie wenig wir euch fürchten, mögt ihr daraus ersehen, daß ich mein Gewehr aus dem Anschlage nehme. Doch sage ich euch, daß jeder, welcher sich uns auf mehr als drei Schritte nähert, sofort die Kugel in den Kopf bekommt. Leute eures Kalibers gelten hier gar nichts. Man lacht sie höchstens aus. Was sind hier am Rande der Llano zehn Advokaten gegen einen einzigen tüchtigen Prairieläufer! Hier wird nicht in Worten, sondern mit Pulver und Blei gesprochen und in dieser Beziehung seid ihr ja doch nur Kinder gegen uns. Gegen unsere Guns kommt ihr mit euren Kolibriflinten nicht auf; das mögt ihr glauben. Wir brauchen keinen Lawyer aus dem Osten. Wir haben die Paragraphen der Prairie studiert und verstehen es auch genugsam, ihnen Geltung zu verschaffen. Wir sind ehrliche Leute und ihr habt euch in uns getäuscht; aber wir werden es euch nicht entgelten lassen, denn euer polizeilicher Scharfsinn hat uns großen Spaß gemacht. Ihr habt hier vor dem Toten gestanden wie ein Häuflein Primer boys vor einer ägyptischen Pyramide, und Eure Weisheit anzuhören, das war für uns das höchste der Gefühle. Einen solchen Fall aufzuklären, das lernt man auf keinem Kollege und auch auf keiner Universität. Merkt euch das. Die dazu nötigen Kenntnisse eignet man sich nur auf der hohen Schule der Prairie an und da ist ein jeder von euch wohl nur ein Cockney zu nennen. Jetzt werden wir beide die Sache nach unserer Weise in die Hand nehmen und da sollt ihr erfahren, welch ein anderes Resultat wir erlangen. Leider wißt ihr nicht, was in einem solchen Falle eine unbeschädigte Fährte zu bedeuten hat. Ihr habt eure Pferde hier nach Belieben trampeln lassen. Nun ist es freilich beinahe unmöglich, die eigentliche Spur zu lesen. Wir wollen aber versuchen, es fertig zu bringen. Suchen wir einen Kreis ab, Tim, du nach rechts und ich nach links. Drüben treffen wir dann zusammen."

(Fortsetzung folgt.)

Das Eichhorn

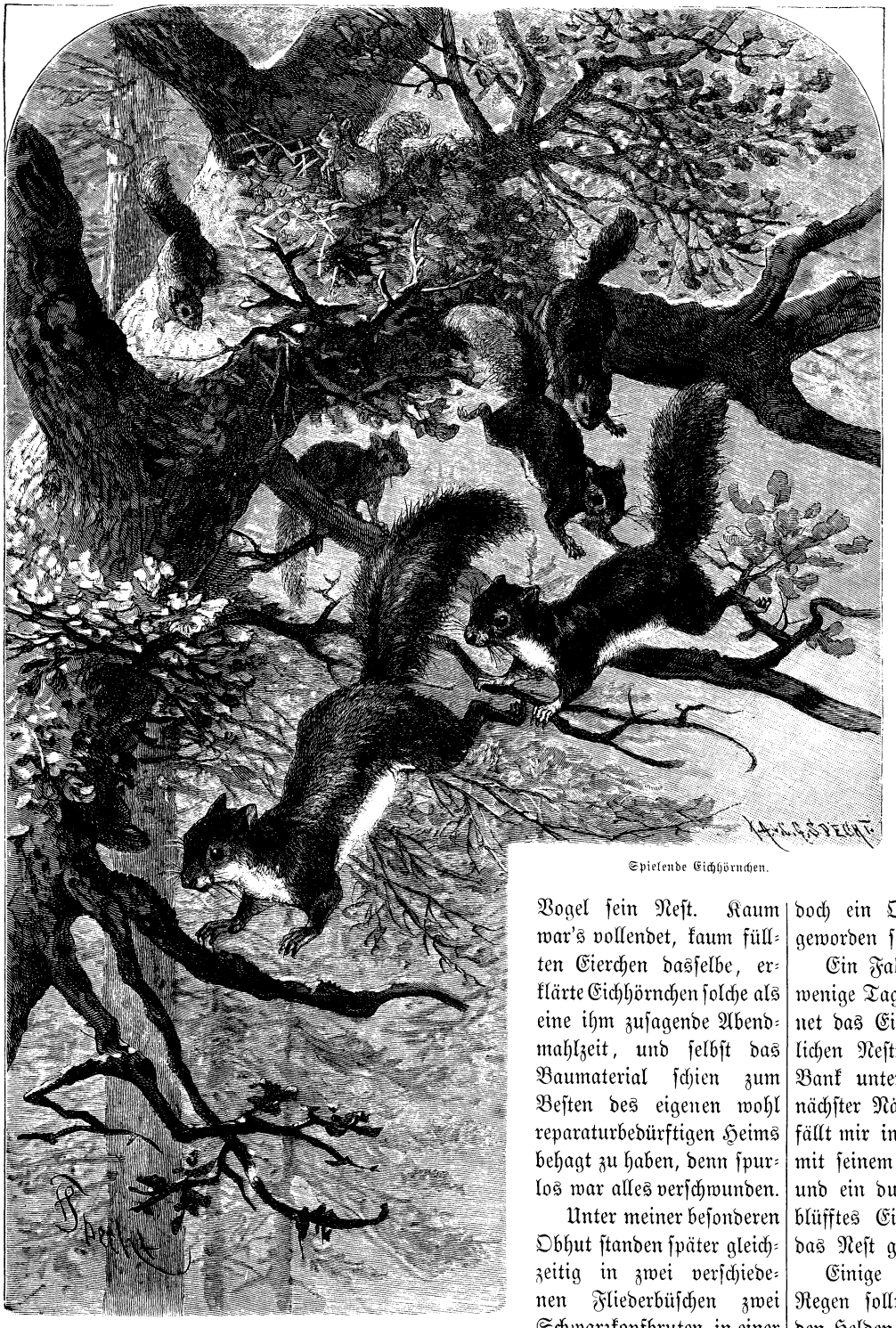
in seinem Verhältnis zur Kultur- und Vogelwelt.

Wer hätte diesem in der That allerliebsten Nager, der, ohne irgend einen Sippschaftsvetter neben sich zu haben, unseren heimischen Wäldern so eigenartig zur Zierde gereicht, keinen Platz in seinen Jugenderinnerungen einzuräumen? Welcher Naturfreund wird nicht angemutet seinen Wandel unter dem wohligen Blätterdache gern zu unterbrechen, wenn ihm ein überraschtes Eichkätzchen in gewaltigen Bogensätzen über den Weg rennt, oder wenn es, nach Affenart einen Tannenzapfen bearbeitend, sich aus nächster Nähe belauschen läßt? Wie jauchzt nicht die Kinderschar ihm nach, wenn es die Eiche ruckweise hinaufschießt und erst aus schützendem Geäst, den bekannten, buschigen Schwanz einmal glatt an die Rinde gelegt, dann wieder in Form eines Fragezeichens aufgerichtet, seine Störenfriede aus großen Augen verwundert betrachtet! Und falls sie nun in Wirklichkeit erst Störenfriede werden, wenn irgend einer mit einem Wurfe schnell bei der Hand ist, dann muß man diese jähe Flucht über schwanke Zweige, diese riesenhaften Luftsprünge von Baum zu Baum nur sehen, um unwillkürlich zum Beifallklatschen für den hurtigen Künstler hingerissen zu werden!

Aber der Schein trügt! All das wäre recht schön, wenn dieses Lichtbild nicht seine gar dunkle Kehrseite hätte.

Das sozusagen „sonntägliche" Eichhörnchen des Spaziergängers ist und bleibt mit Recht eine Lieblingserscheinung für jung und alt, aber sein Alltagsleben, mit dem der Mensch rechnen muß, zwingt überall zum feindlichsten und unaufhörlichen Entgegentreten, denn wo immer wir die geläufigen Pfade verlassen, stoßen wir im Walde, in Gärten und namentlich in Obstkulturen auf eine ununterbrochene Kette seiner Zerstörungswerke.

Vorgeschoben gleich einem verlorenen Posten, aber vom geschlossenen Buchenhochwalde nur durch eine breite Fahrbahn getrennt, steht einsam eine himmelhohe Tanne mit nur wenigen Zweigen in der äußersten Spitze. Das ist gerade der Platz, den sich, höhnend gleichsam, vor aller Augen unser Eichhörnchen klug und schlau zur Wohnstätte erkoren. Ist es doch ganz unmöglich, freikletternd oder mit Leiterhilfe dorthin zu gelangen; selbst der Sturm scheint da keine Handhabe zum Rütteln und Schütteln zu finden. Außerdem — Wipfel und Zweige der Buchen und Tanne reichen sich, wenn auch hoch über dem Wege, die schwankenden Hände. Solch eine Brücke genügt. Gewandt wird hinübergeturnt, wenn der Jagdzug in höheren Regionen beginnen soll. Auch nur ein kurzer Ausflug ist bis zu jener Gruppe



Spielende Eichhörnchen.

von Lärchen. Dort holt sich unser Nager in den ersten schwellenden Frühlingsknospen seine Leckerei und zwar sehr verschwenderisch, weiß er doch, daß dieser Schmaus nur der Anfang zu einer immer besser besetzten Tafel ist. Unten am Boden mögen sich vom reichen Abfall getrost andere sättigen.

Bald gibt es andere Kost. Im nächsten Gebüsch, kaum 20 Schritte vom Tannenstamme, baute sorglos und liederselig ein Vogel sein Nest. Kaum war's vollendet, kaum füllten Eierchen dasselbe, erklärte Eichhörnchen solche als eine ihm zusagende Abendmahlzeit, und selbst das Baumaterial schien zum Besten des eigenen wohl reparaturbedürftigen Heims behagt zu haben, denn spurlos war alles verschwunden.

Unter meiner besonderen Obhut standen später gleichzeitig in zwei verschiedenen Fliederbüschen zwei Schwarzkopfbruten, in einer Kastaniengabel ein Amselnest, in einer Thuja ein ebensolches, im Geisblatt ein Girlitznest, in einem hohlen Mirabellenstamm ein Meisennest, in einer Fliederhecke ein Girlitznest, teils mit Gelegen, teils schon mit zarten Jungen. Der Park war für das Publikum geschlossen, Ausheben durch Lotterbuben demnach ganz unmöglich und dennoch — innerhalb vier Tagen suchte man alle diese Heimstätten vergebens. Natürlich mochten außer diesen noch viele andere nicht beobachtete geraubt sein. Ein Schwarzkopfnest enthielt gelegentlich meines erstens Vorübergehens soeben dem Ei entschlüpfte Junge; eine halbe Stunde später — das Eichhorn hatte sich wiederholt in der Nähe gezeigt — war diese leichtgezimmerte Kinderwiege leer, aber doch so zierlich behandelt, daß ich sie meiner Nestersammlung einverleiben durfte.

Ein glaubwürdiger Nachbar berichtet, er sei sogar Augenzeuge gewesen, als ein Eichhörnchen die einzige in seinem Bereiche brütende Amsel angegriffen und das Nest unter den Schnabelhieben des todesmutigen Vogels flink ausgeplündert habe. Leider sei er so schnell nicht an Ort und Stelle erschienen, um schützend eingreifen zu können. Wäre ihm das auch einmal gelungen, so hätte sich daraus doch kein Rettungsfall ergeben, denn erfahrungsmäßig würde das ganze Nest, wahrscheinlich noch am selben Tage, doch ein Opfer des kühnen Attentäters geworden sein.

Ein Fall allein schon, der mir selbst wenige Tage nachher widerfuhr, kennzeichnet das Eichhorn zweifellos als unersättlichen Nestplünderer. Als ich auf einer Bank unter einer Kastanie sitze und in nächster Nähe Arbeiter eine Wiese mähen, fällt mir ins offene Buch ein Stieglitznest mit seinem natürlich zerbrochenen Inhalte, und ein durch diesen „Zufall" selbst verblüfftes Eichkätzchen sitzt genau da, wo das Nest gestanden.

Einige Stunden später nach starkem Regen sollte eine regelrechte Jagd uns den Helden lebend überliefern. Wir hatten ihn umstellt, die regenschweren Zweige, welche bei jedem Sprunge ihre Tropfen abgaben, kennzeichneten deutlich den Aufenthalt des Verfolgten; als wir aber denselben schon aus seinem luftigen Revier herniedergezwungen und erschöpft genug glaubten, rettete ihn noch ein letzter verzweifelter Kraftsprung vom Erdboden über eine Mauer.

Unter Plündern und Verfolgtwerden verstreichen den ungebetenen Gästen die Sommermonate, bis das Obst reift.

Hinaus zieht jetzt die Familie auf benachbarte mit Bäumen bestandene Felder und vernichtet hier die Ernte von namentlich feinsten Birnen vollständig. Mitunter fast fußhoch lagen sie halbdurchnagt am Boden, auch die ausgenagten Teile, wie grobe Raspelspäne. Nur auf die Kerne ist es abgesehen. Für das Auge ein allerliebstes Tierchen, sonst aber eine räuberische Spitzbuben- und Schleckerfamilie!

Der Apparat des jungen Mineralogen.

Mineralogie, Geognosie und Versteinerungskunde sind drei höchst wichtige Disziplinen oder Fächer der Naturwissenschaften, mit denen sich nicht nur der Gelehrte, sondern auch der praktische Fachmann, der Berg- und Hüttenmann, der Ingenieur, der Baumeister ꝛc. bekannt machen muß. Alle drei Zweige der Wissenschaft sind nicht allein im Hörsaal und Studierzimmer zu erlernen, sondern wer sich mit denselben gründlich vertraut machen will, der muß selbst Handstücke und Proben der verschiedenen Gesteins- und Gebirgsarten, Erze, Mineralien aller Art und jener Versteinerungen sammeln, welche für die einzelnen Perioden und Zeitalter des Aufbaues unserer Erdrinde so kennzeichnend und wichtig sind, daß man dieselben mit Recht die „Denkmünzen der Schöpfung" nennt. Wer den drei Reichen der Natur nähertreten will, der muß sich praktisch mit denselben beschäftigen, und namentlich ist keiner in der Lage, ein tüchtiger Mineralog oder Geognost zu werden, welcher nicht selbst Mineralien gesammelt und dabei Gelegenheit gehabt hat, den Bau unserer Erdrinde an Ort und Stelle zu studieren.

Gewiß sind auch unter unseren jungen Lesern viele, die sich um ihres erwählten Lebensberufes willen mit dem Studium der drei genannten naturwissenschaftlichen Fächer befassen und sich durch praktische Uebungen und Exkursionen darin vorbereiten wollen. Diesen sei mit dem Rat an die Hand gegangen, wie sie sich am besten den nötigen Apparat dazu anschaffen sollen, daß er verhältnismäßig einfach sei und auf Lebensdauer vorhalte.

Das erste Erfordernis ist ein Notizbuch von mäßigem Umfang und starkem Papier, damit man nicht nur alle erforderlichen Beobachtungen und Notizen darin eintragen, sondern auch Skizzen, Profile u. s. w. einzeichnen kann, welche besonders für geognostische Studien sehr wesentlich und förderlich sind.

Das nächste Erfordernis des eigentlichen Apparates ist die mineralogische Reisetasche (Fig. 1), welche man sich in der Art einer Jagdtasche aus gutem Kalb- oder Wildleder verfertigen läßt. Sie ist 35 bis 40 cm lang, 20 bis 25 cm hoch, 20 cm tief und durch eine Zwischenwand in zwei Fächer geteilt, deren jedes mittels eines in der halben Breite der Fächer angebrachten Riemens mit Schnalle geschlossen werden kann. Im innersten Fach, an der inneren Seite der Außenwand, sind einige kleine Taschen angebracht, in denen die verschiedenen Gegenstände des Apparates für Exkursionen untergebracht werden. An der Außenseite der oberen Außenwand sind ebenfalls noch zwei lederne Taschen von verschiedener Größe angebracht, welche zur Aufnahme kleinerer Hand- oder Fundstücke dienen; der Deckel oder die Klappe der ganzen Tasche muß 25 cm hoch sein, damit sie die ganze Tasche bedeckt, selbst wenn dieselbe stark gefüllt wäre. Der Deckel ist ebenfalls mittels eines oder zweier Riemen mit Schnallen verschließbar. Ein Bandelier oder Tragriemen, mittels einer Schraube verstellbar, dient zum bequemen Tragen der Tasche, die oft durch ihren Inhalt ein ziemliches Gewicht erhalten kann. Eine oder zwei Lederschleifen außen an der Seite der Taschen dienen zum Tragen der Hämmer, damit man dieselben beim Gehen nicht in der Hand zu tragen braucht.

Sobald man sich ein Handstück geschlagen hat, wird es etikettiert, d. h. man nimmt aus der blechernen oder hölzernen Schachtel (Fig. 2) Nr. 8 ein gummiertes Papierblättchen Nr. 11, schreibt eine Zahl darauf, trägt es mit dieser Ziffer und den erforderlichen Bemerkungen in das Notizbuch ein, und legt dann das Handstück in die Tasche. Hat dasselbe glatte Flächen, welche man zu erhalten wünscht, oder scharfe Spitzen oder Kanten, welche an anderen Fundstücken sich reiben oder ritzen könnten, so schlägt man das Handstück (was unter allen Umständen ratsam ist) in ein weiches Papier ein. Dies erleichtert die spätere Behandlung, Aufsuchung im Buche und Etikettierung des Minerals sehr.

Um Handstücke von zusammenhängendem Gestein abzulösen, bedarf man eines Hammers in der Gestalt von Nr. 1 in Fig. 2, in dessen Wahl man sehr vorsichtig sein muß. Jedenfalls muß das schneidende Ende desselben gut verstählt sein. Kann man im Handel keinen derartigen passenden Hammer finden, so thut man am besten, sich von einem geschickten Schmied einen solchen anfertigen zu lassen. Dieser Hammer, dessen Stiel ganz gerade ins Eisen einpassen muß, ohne Verengerung oder Eisenbeschläg, dient zu mannigfachem Gebrauch. Mit der Spitze arbeitet er als Hacke, spaltet die schieferigen oder spaltbaren Gesteine und dient zum Aufgraben des Sandes. Beim Besteigen von steilen Hängen oder Bergen wird er auch benutzt, um sich damit am Boden anzuklammern. Mit der stumpfen Seite dient er zum Zerbrechen harter Felsmassen und zum Zurechthauen (Fassonieren) der Handstücke. Der Stiel ist aus sehr trockenem Holze zu verfertigen, welches nicht mehr schwindet, und seine passende Größe ist die Länge vom Ellbogen bis zur äußersten Fingerspitze.

Findet man ihn zu groß zum Zurechtschlagen der Handstücke, oder ist er überhaupt zu schwer, so bedient man sich des kleinen Modells Nr. 2.

Die Tasche muß ferner ein kleines Sieb Nr. 9 enthalten, um Fossilien von dem Sande zu scheiden, der sie umschließt. Man kann dafür eine Menge Systeme adoptieren, und ein kleines viereckiges Stück Metalltuch kann seine Stelle nötigenfalls ersetzen; aber das Modell Nr. 9 leistet sehr gute Dienste.

Eine gute Lupe ist für den angehenden Mineralogen und Geognosten unerläßlich, und er muß eine solche beständig zur Hand haben. Am praktischesten ist eine Lupe mit drei Gläsern, wie sie in Nr. 6 abgebildet ist.

Wir haben noch ferner vier kleine Instrumente zu erwähnen, welche man zwar nicht absolut notwendig mit sich an Ort und Stelle zu nehmen braucht, deren man sich aber jederzeit zur Bestimmung der Handstücke bedienen müßte. Unter Nr. 5 geben wir die Ansicht eines magnetisierten Eisenstäbchens, mit welchem man die magnetischen Teilchen von dem künstlich zerriebenen Gestein oder dem Sande trennt. In dem Teil A von Nr. 4 des Etuis zum Verschlusse des Magnetstäbchens sieht man die Vorrichtung, mittels deren man dieses Stäbchen jeden Augenblick in einen wirklichen Kompaß verwandeln kann.

Nr. 7 zeigt das Säurefläschchen (Salz- oder Salpetersäure enthaltend), welches hauptsächlich dazu bestimmt ist, die kalkhaltigen Mineralien an ihrem Aufbrausen zu erkennen. Es ist sehr wünschenswert, daß der Glasstöpsel des Fläschchens eine kegelförmige Verlängerung habe, die in die Flasche hinunterreicht und in die Säureflüssigkeit eintaucht. Wenn man ihn dann herauszieht, nimmt er einen Tropfen Säure mit, den man bloß auf das zu untersuchende Handstück fallen zu lassen braucht. Wo es sich um Erze oder schmelzbare Mineralien und deren pyrognostische (ihr Verhalten gegen Feuer und Hitze betreffende) Untersuchung handelt, bedarf man eines Lötrohres (Nr. 3). Man hält das zu untersuchende Schüppchen oder Stückchen des Minerals mittels der kleinen Zange Nr. 10, deren eines Ende sich automatisch schließt, während das andere Ende dagegen sich von selbst öffnet und zu Handscheidungen, sowie insbesondere zur Isolierung der kleinen Fossilien dient.

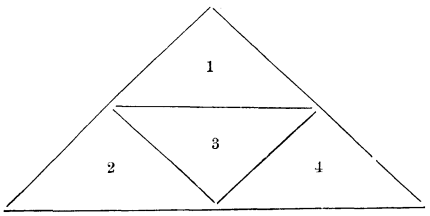
Zwei kuriose Zahlen.

Multipliziert einmal die Zahl 12 345 679 mit 9, und dividiert die Zahl 987 654 321 durch 8, so werdet ihr zwei Resultate erhalten, die euch höchlich überraschen.

Rätsel.

Ach, ich armer Schmiedeknecht,
Hab' keine Hand und zeig' doch recht,
Hab' keinen Fuß und muß doch gehn,
Tag und Nacht auf Schildwach stehn.
Leg' ich einmal mich zur Ruh,
Dann brummt jedermann dazu.

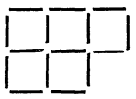
Aufgabe.



Die Buchstaben a, d, m, n, o und t sind derartig in die Winkel obiger Dreiecke zu verteilen, daß in jedem Dreieck ein Wort entsteht. Diese Wörter bezeichnen: 1. ein Bauwerk, 2. einen Stamm Israels, 3. einen Fluß in Rußland und 4. einen bedrückenden Zustand.

Streichholzrätselaufgabe.

3 Hölzchen sollen so weggenommen werden, daß 3 □ übrig bleiben.



Auflösung des Obelisken-Kryptogramms in Nr. 27.

I. Die Buchstaben der Pyramide werden unten rechts, mit d beginnend, im Dreieck gelesen:

Das Haar der Berenice.

II. Bei dem Sockel wird unten rechts mit d in schräger Richtung von links nach rechts gelesen:

Die Nadel der Kleopatra.

Fragen und Antworten.

Unterprimaner in **Frankfurt a. M.** Dank für freundliche Zeilen. Wir sind zu einer Entschließung in dieser Sache noch nicht gekommen; werden dann der geäußerten Wünsche gerne gedenken.

Konr. B. in **K.** Du kannst Deine Freude kaum ziegeln — na, das glauben wir.

Alfred Baß in **Wien IX, Lichtensteinstr. 17,** möchte eine Muschel, „australischer Seestier", äußerst groß und daher selten, gegen Mineralien vertauschen und bittet um Angebote.

Hugo Trager in **Prag, Leihamtsgasse 3,** möchte mit seinen lieben Kameraden Briefmarken tauschen. Er hat mehrere Sätze Samoamarken, dann fast alle Belgien, Niederlande und viele andere zum Tausche übrig.

Max F. in **Patschkau.** Vielleicht können Dir die Ratschläge Deines Kameraden G. Müller (s. Seite 416 dieses Jahrgangs, erste Spalte) dienlich sein. — Max ist die Abkürzung des Vornamens „Maximilian"; er stammt aus dem Lateinischen und bedeutet: der Größeste, der Allergrößeste. Gruß freundlich erwidert.

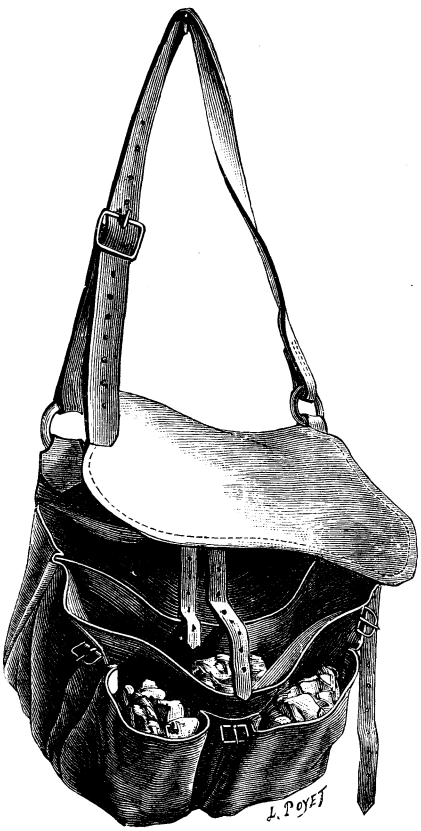
K. v. F. in **Neu-Ulm.** Einen Blasebalg willst Du Dir selber machen und zwar zur Glasbläserei. Der „G. K." kann sich die Aufgabe, die Du Dir gestellt hast, nicht recht vorstellen und ein gewöhnlicher Blasbalg, so schreibst Du, der thut's nicht. Der „G. K." will Dich indes in Deinem Beginnen nicht entmutigen, sondern ratet Dir, in irgend einer Schmiede oder bei einem Schlosser den Blasebalg zum „Treten" genau anzusehen und ihn im kleinen nachzubilden. Dieses wird Dir mehr nützen, als eine lange Epistel unsererseits, von der trotzdem nicht behauptet werden könnte, daß sie das Deinem Unternehmen Geeignetste veranschaulichte. Gruß und dem Unternehmen Gedeihen!

Martin B. in **A.** Dauerhafte Bogen und Pfeile sind in der Spielwarenhandlung für wenige Groschen zu erhalten, indes die Selbstherstellung manche technische Fertigkeit voraussetzt. Auch unser Raum erlaubt nicht, auf solche Anleitungen ausführlicher einzugehen. Reicht Deine Sparbüchse nicht, sieh zu, daß Du bei der nächsten Prüfung eine gute Zensur erhältst. Papa wird dann in seiner Freude gewiß auch gerne Deinen Lieblingswunsch erfüllen.

Sextaner in **Hamburg** und **D.** in **F.** Ihr habt die Absicht, Euren Mäusen ein hübsches Haus zu bauen. Wie man das anzustellen hat, steht in Nr. 18 des ersten Jahrganges, Seite 270, ausführlich beschrieben. Seite 172 zeigt einen Mäusepalast mit Turm und Wendeltreppe zu gemütlicher Ausschau, wie ihn die Sippschaft nicht hübscher haben könnte. Habt Ihr den ersten Jahrgang nicht? Sicherlich wird sich ein gefälliger Kamerad finden, der Euch die obengenannte Nummer auf kurze Zeit leiht.

Meine guten Kameraden! Da ich angefangen habe, mir eine Markensammlung anzulegen, ersuche ich Euch, wenn Ihr doppelte Marken von Sachsen, Thurn und Taxis, Schleswig-Holstein, Helgoland, Rußland, Persien, Hongkong und den Vereinigten Staaten von Nordamerika 2c. habt, so gut zu sein, mir welche einzuschicken. Ich habe noch wenig doppelte Marken, diene Euch aber mit England, Oesterreich, Serbien, Frankreich und Rumänien sehr gern. Mit freundlichem Gruß und Handschlag Euer treuer Kamerad Ernst Pollak, Wien II, Obere Donaustraße 37.

K. K. jr. in **Wien.** Dank für die jüngste Einsendung. Der „Rattenkäfig" soll verwendet werden, die „beiden Glockenzüge" in anderer Fassung vielleicht später und an besser passender Stelle. Gruß freundl. erwidert.

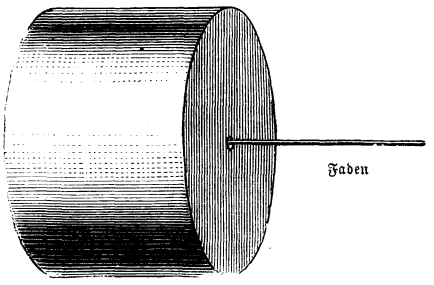


Der Apparat des jungen Mineralogen. Fig. 1.

Fritz A. in **Krefeld.** Die mit Verlosungen verbundenen Preisrätsel sind nach den neuerlichen gerichtlichen Entscheidungen gesetzwidrig und daher unstatthaft. Der „G. K." will aber gerne zusehen, ob sich an Stelle der bisherigen Preisrätselform nicht vielleicht doch ein anderer statthafter Modus finden läßt.

H. H. in **Duisburg.** Wie man sich selber einen Eichhörnchenkäfig machen kann, das will Dir der „G. K." demnächst in einem besonderen Artikel sagen. Unter „Fragen und Antworten" haben wir für solche Anleitungen doch zu wenig Raum. Also, etwas Geduld! Der Preis der Tierchen ist im allgemeinen ein geringer, ist der Ortslage nach aber auch verschieden Ist eine Försterei in Deiner Nähe, wende Dich dahin..

C. N. in **Oppeln.** Wenn der „G. K." deshalb gleich „böse" wäre, würde er seinem Namen wenig Ehre machen. Freilich, wenn er's würde, verübeln könnte man ihm das auch nicht, denn, „wie man sich ein Fadentelephon macht", das hat er schon gar zu oft erklärt (s. u. a. Nr. 1 dieses Jahrganges). Um Dir bewußt zu werden was „cylindrisch" ist, will er Dir die eine Endstation sogar zeichnerisch veranschaulichen. Sieh Dir die nachstehende Illustration mal an:



Der Cylinder des Fadentelephons.

Du hättest also zuerst einen nach beiden Seiten offenen „Cylinder" zu bilden, entweder aus Blech, Pappe oder Holz. Dann überziehe die eine Seite mit Pergament, wie Du etwa eine Trommel überziehen würdest, die andere Seite lasse offen. In die Mitte des Pergaments mache ein kleines Loch, ziehe das Ende eines dünnen Fadens durch und schlinge anderseits einen Knoten, daß unser Faden nicht mehr zurückschlüpfen kann. Den zweiten Cylinder forme ganz ebenso. Willst Du nun die Leistungsfähigkeit Deiner Telephonanstalt erproben, so nimm die eine Trommel ans Ohr, indes die zweite Person bei ziemlich straff gespanntem Faden in die zweite Trommel hineinspricht.

Willy W. in **Marienburg.** Ist diese Aufgabe nicht gar zu leicht? Fast will es uns so vorkommen. Gruß!

Fr. Sch. in **Lippstadt.** Du bist der Meinung, daß der Preis der arabischen Gummis „fast nicht zu erschwingen ist". Du hast also auch schon Sorgen. Nun wir sind in diesem Falle ganz Deiner Ansicht und teilen Dir gerne die einfache Bereitungsweise eines Dextrinkleisters mit: In ein cylindrisches Glas oder Gefäß gibt man gleiche Gewichtsteile Dextrin (in kleinen Stücken in jedem Materialwarengeschäft erhältlich) und reines kaltes Wasser und rührt dieses zur schnelleren Lösung mittels eines Holzspanes tüchtig durcheinander. In drei bis vier Tagen wird diese Masse mit Ausnahme einiger ungelösten Klümpchen, die man mit dem Holzspane zerdrücken kann, in einen gleichmäßig dicken Brei umgewandelt sein. Zur Verhinderung der Schimmelbildung und Gärung gibt man noch beiläufig 20 Tropfen Karbolsäure hinzu, mengt das Ganze nochmals tüchtig durcheinander und drückt es schließlich durch ein Leinenstück. Dieser Kleister hat eine bedeutend stärkere Bindekraft als Gummi und hält sich, in einem gut verkorkten Glase aufbewahrt, jahrelang. Trocknet er zu sehr ein, so wird er mit nachgegossenem Wasser wieder verdünnt. Zum „Umrühren" mußt Du Dir aber Ablösung schaffen, denn das ist ein tüchtig Stück Arbeit.

E. Schlick in **Koburg.** Du willst zu Deiner Laterna magica etliche Bilder malen, einige Gletscher und Geysire? Gut, das wollen wir gleich haben! Ueberziehe das gut gereinigte Glas auf einer Seite ein- oder auch zweimal mit dünner Gummiarabikum-Lösung und mische auch der angeriebenen chinesischen Tusche eine Spur von derselben bei. Die Tusche muß aber recht dickflüssig sein und stark aufgetragen werden, damit die Zeichnung in der Durchsicht nicht zu matt ausfällt. Man kann sich hierbei sowohl des Pinsels wie auch einer guten Zeichenfeder bedienen. Solltest Du aber die Bilder für Deine Laterna magica in Farben herstellen wollen, so nimm dazu Anilinlackfarben, welche auch unter dem Namen „Brillantlacke" bekannt sind. Man erhält mit denselben recht feurige und durchsichtige Bilder; sie trocknen rasch, bleiben aber durch Zusatz einiger Tropfen Lavendelöl längere Zeit in flüssigem Zustande. Sollten Dir diese Lackfarben nicht zugänglich sein, so löse trockene Anilinfarben in Alkohol auf, versetze dieselben mit Spirituslack, den man, falls er zu dick geworden ist, wieder mit Alkohol verdünnt. Die Pinsel müssen nach jedesmaligem Gebrauche mit Spiritus säuberlich ausgewaschen werden.

Sextaner W. Opp. Dank für das Rätsel. Kopfschmerz verursacht, wie?

B. K.....r in **N.** Onkel Gustav hat Dich eine „Thranlampe" geheißen. Hm, hm! Was das bedeuten soll? Onkel Gustav würde vielleicht gerne sehen, daß Du auf dem rechten Wege bist, ein lebhafter, intelligenter und strammer Bursche zu werden. Ihm diesen Gefallen zu erweisen wird Dir nicht schwer werden; versuch's mal.

A. v. K. in **Dresden.** Ueber den Bau des Kaninchenstalles im Freien und im geschlossenen Raum, wie über die rationelle Pflege der Bewohner, wird in kürzester Zeit ein Aufsatz erscheinen. Bitten um etwas Geduld. Gruß!

Karl Schöpperl, stud. litt. in **Regensburg, silberne Fischgasse C, 32/34,** schreibt: „Da ich mir nun auch ein Briefmarkenalbum getauft habe, so bitte ich meine guten Kameraden, mir einige Dubletten direkt zu sch . . . . .," (dieses Wort ist undeutlich geschrieben; soll es „schicken" oder „schenken" heißen? d. Red.) „natürlich gegen Einsendung des Portos in Briefmarken. Jede Marke nehme ich mit der größten Freude und mit Dank an. Grüße Euch alle herzlich!"

W. v. M. in **Prag.** Das Rechenexempel ist ganz niedlich. Aber meinst Du nicht, daß die Sorten zu schlecht sind, die Karl für den einen Gulden bringen soll? Lieber nicht!

A. L. in **Danzig.** Es ist im allgemeinen, soweit nicht für die höhere Laufbahn der Steueramtskarriere akademische Bildung gefordert wird, das Reifezeugnis der Prima eines (Real-)Gymnasiums oder einer Oberrealschule, ferner die Ableistung des Militärjahres und die günstige Aufnahmeprüfung bei einer Provinzialsteuerdirektion, sowie der Nachweis für dreijährigen Lebensunterhalt erforderlich. Nach vollendetem zweiten Ausbildungsjahre findet die Fachprüfung, nach Bestehen die Ernennung zum Grenzaufseher, später zum Steueramtsassistenten statt. Nun kann ein Aufrücken entweder in der Richtung Obergrenzkontrolleur, Obersteuerinspektor, Steuerrat — in der Kassenbeschäftigung bis zum Rendanten oder drittens im Büreaudienst bis zum Provinzialsteuersekretär stattfinden. Die Assistenten, Hauptamtskontrolleure und Rendanten haben Kautionen zu stellen. Du wirst übrigens, um ganz sicher zu sein, gut thun, den Rat eines in dem betreffenden Berufe stehenden orientierten Beamten einzuholen; sehr oft erscheinen Ministerialbestimmungen, die nicht unwesentliche Aenderungen schaffen, davon man in der Litteratur verhältnismäßig spät erst Kenntnis erlangt.

A. H. in **K.** Geduld, Geduld, das soll alles noch daran kommen! — Die wöchentlich erscheinende „Iris, Zeitschrift für alle naturwissenschaftlichen Liebhabereien", redigiert von Dr. Karl Ruß, erscheint in der Creutzschen Verlagsbuchhandlung zu Magdeburg und ist sowohl durch die Post als durch jede Buchhandlung zu beziehen. Sie kostet vierteljährlich 3 M. — Zum Ködern von Insekten verwendet man Bier, das mit Zucker und Honig gemischt wird, darauf in der Wärme einige Tage gären muß. Mit dieser Flüssigkeit werden kleine Schwämmchen getränkt, letztere überdies mit einigen Tropfen Apfel- oder Birnenäther besprengt. Viele Tagfalter kann man auch dadurch anlocken, daß man an trockenen Stellen Wasser ausgießt und etwas Apfeläther darauf sprengt. — Deinen Eichbaum laß nur hübsch in seinem gesunden Zustand und freue Dich seines Wachstums. Obige Schwämmchen leisten bessere Dienste als der Eichensaft. — Die Grüße an die Westmänner werden wir bei nächster Gelegenheit getreulich ausrichten.

Ein schneidiger Tertianer. Ob die in den Zeitungen empfohlenen Barterzeugungsmittel was nützen? Wir wissen's nicht; der „G. K." hat dergleichen noch nie probiert. Das beste Rezept wird sein: mit Geduld warten bis die Oberlippe von selber zu knospen beginnt. Wozu auch? Ein Tertianer, angethan mit einem Wachtmeisterschnauzbart, das würde gar nicht mal gut aussehen.

E. Schneider in **Freiberg i. S., Dresdnerstr. 9, part.,** wünscht eine Briefmarkensammlung von ungefähr 750 Marken zu vertauschen oder sonst zu verwerten. Das Album ist von Schwaneberger herausgegeben (Jahrgang 1886; Preis M. 6. 50).

Taurus in **Konstantinopel.** Ueber die Organisation der k. k. österr. Marine gibt die zuverlässigste Orientierung die über diesen Gegenstand im Verlage der k. k. Staatsdruckerei zu Wien erschienene Gesetzessammlung. Ob diese Broschüren allgemein käuflich sind, das wissen wir allerdings nicht; diejenige über die Aufnahmsbedingungen in die k. k. Marineakademie zu Fiume, überhaupt Verordnungen, die den Antritt von Dienstleistungen 2c. betreffen, dürften von jeder Buchhandlung, auch der dortigen, besorgt werden können.

Albert Neumerkel in **Gera (Reuß.), Promenadenstraße 8,** möchte mit seinen Kameraden in Tauschverkehr treten und ist bereit, gegen Briefmarken, Steine und Schmetterlinge wieder Briefmarken einzutauschen. So z. B. würde er einen Labrador, ein Tigerauge, 5 Achate und eine Versteinerung gern gegen eine Sachsen 3 Pfg. rot geben.

Hermann O. in **Freiberg.** Freilich findet sich ein Plätzchen. Nur etwas Geduld. — Mit dem 67. Psalm hast Du recht; doch, Freundchen, wir wollen keine Haarspalter sein. Kameradschaftlichen Gruß!

Kamerad aus **Frankfurt a. M.** Dein Erstlingswerk ist vielversprechend. Doch schickst Du dem „G. K." nur die Lösung; wo bleibt die Aufgabe? Willst Du's Deinen Kameraden gar so leicht machen?"

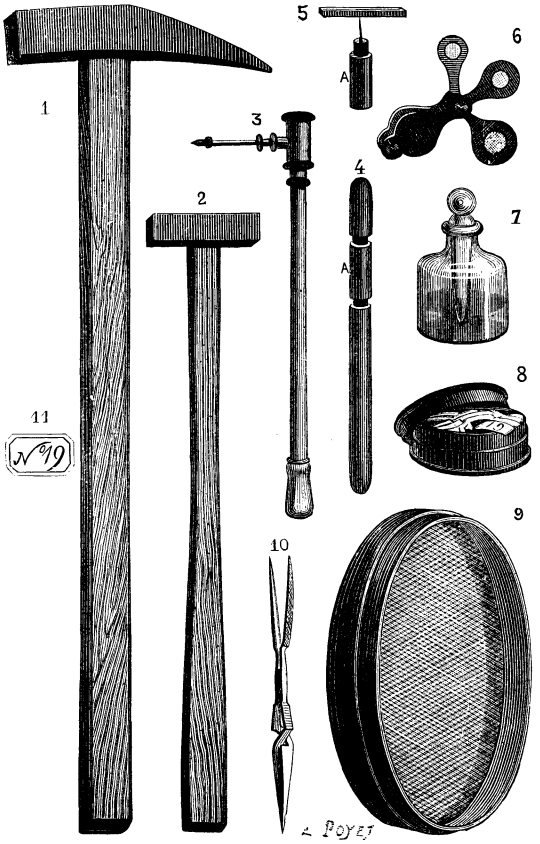
C. Soenson in **St. Petersburg, Vorstadtstraße 7,** möchte mit seinen Kameraden Briefmarken tauschen. Er hat sehr viele und seltene Dubletten, besonders russische (reingeordnet).

Liebe Kameraden! Ich möchte gerne viele schöne Mineralien gegen Marken, am liebsten gegen Costarica, China, Shanghai, Guatemala, Persien und alte Türken oder auch gegen Ganzsachen aller Länder vertauschen. Angebote bitte direkt zu machen an die Adresse: Oskar Nemetz, Wien V. Bez., Mariahilferstr. Nr. 7, 2. Stock.

Ivo G. in **Graz.** Das Rätsel gefällt uns sehr. Ob wir dasselbe aber zum Abdruck bringen können, das zu entscheiden müssen wir der Zukunft überlassen. Was jetzt vor uns liegt, dürfte auf etwa 10 Jahre hinaus gut reichen.

Ernst Eckhard in **Gießen, Bahnhofstr. 56,** bittet seine Kameraden um Zusendung von Privatpostmarken ihrer Vaterstadt; er will sich durch Uebersendung der Gießener Privatpostmarken revanchieren. —

Ernst Eckhard in **Gießen, Fritz Hergersberg** in **Berlin.** Die passendste Metallmischung für Münzenabgüsse besteht aus gleichen Teilen Blei und Zinn, dem sogen. Schnelllot der Klempner. Die zum Abguß notwendige Form wird am einfachsten erhalten, indem man mehrere



Der Apparat des jungen Mineralogen. Fig. 2

Seidenpapierstückchen mittels Kleister zusammenklebt und diese in noch feuchtem Zustande scharf auf die vorher ganz schwach eingeölte Münze preßt. Erst nach gänzlichem Trocknen, welches unter fortwährendem Drucke zu geschehen hat, wird die Form von der Münze abgenommen und kurz vor dem Metallgusse mit Kreidepulver eingestäubt, der Ueberschuß desselben aber wieder weggeblasen. Das Eingießen des Metalles in die nun stark zu erwärmende Form geschieht mit einem eisernen Löffel. Das Metall wird über einem Kohlenfeuer — ja nicht über der Petroleumlampe — nur bis zum Schmelzpunkte erhitzt, da es sonst oxydiert und unrein wird. Der Abguß wird erst nach gänzlichem Abkühlen, das durch eine kalte Steinunterlage beschleunigt werden kann, aus der Form genommen. In solcher Weise können auch Bleisoldaten und andere Spielwaren gegossen werden, wozu bei den Zinngüssen jedoch Formen aus Sandstein, Schiefer oder Serpentin in Verwendung kämen.

K. G. in **Mainz.** Das Gedicht ist gut und tief empfunden. Leider aber zu spät gekommen. Herzlichen Dank.

Theodor G. Ein Maschinchen soll der „G. K." beschreiben, das Du selbst machen könntest. Gerne und zwar in den nächsten Nummern schon. Einige Deiner Kameraden haben in letzter Zeit staunenerregende Erfindungen gemacht.

Alfred R. in **K.** Du wußtest Dir nicht anders zu helfen, als aus Freude a tempo ein paar Purzelbäume zu schlagen? Der „G. K." kann nicht finden, daß das „sehr oumm" war; in den Zeiten, als er selber noch auf der Schulbank saß, hat er's kein Jota anders getrieben und das hatte ihm stets recht gut bekommen. Jetzt freilich läßt er derlei Freudensäußerungen; es sähe doch auch gar zu possierlich aus, nicht?

A. B. in **Eschweiler.** Ein Kupferstecher dieses Namens findet sich in der kunsthistorischen Litteratur nicht. Kannst Du uns nähere Angaben machen? Wahrscheinlich ein moderner Dutzendarbeiter gewesen oder ist es noch.

D. H., Tertianer. Wir wollen Dir einige solche Tiere nennen und hast Du gewählt, gerne auch mit Rat an die Hand gehen, wie Du Deinen Pflegling verwahren und erziehen sollst. Da wäre, wenn passender Raum und sonstige Bedingungen gegeben, vor allem das bei sorgsamer Pflege sehr bald zutraulich werdende Reh, das muntere Kaninchen, der schlaue Fuchs (natürlich angekettet oder hinterm Gitter, daß er nicht zu Deinem Geflügel gelangen kann), dann der spitzbübische Igel, das Murmeltier, die zierliche Haselmaus, die scheue und wilde Fischotter, die beweglichen Wieselarten, das muntere Eichhörnchen, der Iltis, Marder u. s. w., nun ist das schon genug?

H. F. in **Welzheim.** Wir setzen voraus, daß Du mit der Stolzeschen Stenographie schon vertraut bist und Uebungsstoff zur Weiterbildung wünschest. Wir empfehlen Dir das „Stenographische Lesebuch von Dr. Adolf Claus, Breslau, Verlag von Hermann Kelsch", sowie ein Abonnement auf die „Stenographische Lesehalle", Berlin bei Siegfried Cronbach, (monatlich eine Nummer von 8 Seiten Stenographie; Preis halbjährl. M. 1. —). Solltest Du aber Anfänger sein, sei Dir die „Anleitung zur Stolzeschen Stenographie, Berlin S. Mittler u. Sohn", Preis M. 1. — empfohlen.

Robert Mannberger in **Frankfurt a. M.** Die Klicken (Schussen) — nun lächle aber ob der unglaublich klingenden Antwort nicht zu früh — werden in der Mühle gemahlen! Freilich darf man sich unter einer solchen Mühle keine gewöhnliche vorstellen. Sie ist um vieles einfacher und besteht aus zwei sehr dicken eichenen kreisrunden Scheiben, auf deren Innenseite schmälere und breitere konzentrische Rinnen eingedreht sind, welche bei dem Uebereinanderlegen dieser Scheiben genau zusammenfallen müssen. In der Mitte der unteren Platte befindet sich ein senkrechter Eisenstift, welcher durch das inmitten der oberen Platte eingebohrte Loch gesteckt wird. Außerdem enthält letzterer noch auf der Oberseite zwei aufrechtstehende Flügel, wie Du solche, selbstverständlich in unendlich kleinerem Maßstabe, an jeder Flügelschraube sehen kannst. In diese Rinnen der unteren Platte werden nun kleingeschlagene Stücke weichen Gesteines, meist Abfälle von Marmor oder Schiefer, darüber die obere Platte gelegt und das Ganze den erhöhten Punkten eines Sturzbaches ausgesetzt. Du solltest nun sehen, wie sich da die Flügel lustig im Kreise drehen und nicht ablassen, bis alle Ecken rein weggeschliffen sind und die blanken runden Kugeln zwischen beiden Scheiben liegen. Letztere werden dann wieder mit neuem Materiale bespickt. Kommst Du einmal in die Nähe einer solchen Mühle, so gehe ja nicht an ihr vorüber, ohne Dir dieses einfache, darum nicht minder interessante Werk angesehen zu haben.

Tertianer F. B. in **Düsseldorf.** Dein „Kacak", das soll wohl gleichbedeutend sein mit: Kanoe, Grönländer? Weißt Du, daß sehr viele Uebung dazu gehört, um in einem solchen wenig stabilen Boote zu fahren, daß man damit gar zu leicht umkippt und ins Wasser purzelt?! Verschaffe Dir Band V des Neuen Universums: Seite 334 findest Du das Gewünschte. Im übrigen: gehe in den dortigen oder Bonner Ruderverein und lasse Dir ein solches Boot und seine Konstruktion zeigen und erklären. — Für Stadtpostmarken ist bei Ernst Heitmann, Leipzig, ein Album erschienen, Preis M. 3. —, durch jede Buchhandlung zu beziehen. — Frankreich war es, das zuerst Freimarken einführte, und zwar 1653 Stadtpostmarken für Paris, darauf fogte Anno 1840 Großbritannien.

Egon Mensing in **Bonn, Obertertianer, Kirschallee 14,** teilt seinen Kameraden in sehr zuvorkommender und kameradschaftlicher Weise mit: Gegenwärtig hält sich in unserer Stadt ein Schmetterlingsverkäufer auf, welcher für wenig Geld schöne Schmetterlinge verkauft, die man kaum selbst fangen wird. Wenn einige meiner Kameraden sich einige Exemplare billig erwerben wollen, bin ich gegen Einsendung des Betrages und des Portos (50 Pf.) gerne bereit, solche für sie einzukaufen. Nachstehend folgen einige Preise: Totenkopf M. 1. —, bl. Ordensband 80 Pf., Segelfalter 60 Pf., Apollo (gr.) 50 Pf., Apollo (kl.) 40 Pf., W. Nachtpfauenauge M. 1. —, mittleres Nachtpfauenauge 50 Pf., br. Bär 20 Pf., Mondvogel 50 Pf., Windig 60 Pf., Ligusterschwärmer 40 Pf., Eisvogel (gr.) 50 Pf., amerikanischer Schwalbenschwanz 50 Pf., Oleander-Schwärmer (sehr selten!!) M. 3. —. — Der „G. K." ist sehr gerne bereit, Deinen Aufsatz entgegenzunehmen und denselben, wenn er den notwendigen Bedingungen entspricht, zu Nutz und Frommen der Kameraden zu verwenden. Gruß!

Fritz St. in **Chemnitz, Sachsen.** Der „G. K." kennt nur diejenigen Briefadressen, die jeweilig veröffentlicht werden. Die anderen Zuschriften erhält er zum überwiegenden Teile unter Angabe von Chiffern. Er kann Dir die gewünschten Adressen also nicht nennen.

Merkwürdige Funde.

Zu Owingen im ehemaligen Fürstentum Hohenzollern stießen neulich Arbeiter beim Umgraben eines Grundstückes zum Zwecke des Hopfenbaues in geringer Tiefe (1′) auf zahlreiche menschliche Gerippe — die männlichen stark und grobknochig mit mächtigen Schädeln, die weiblichen zart und zerbrechlich. Zugleich mit den männlichen Gerippen kamen fast regelmäßig je zwei Schwerter — ein zweischneidiges, 80 cm lang, und ein einschneidiges von etwa 40 cm Länge — zum Vorschein, sowie Pfeilspitzen, Dolche und Messer, natürlich alles vom Roste arg zerfressen. Die weiblichen Gerippe beschenkten den Eigentümer des Feldes mit prachtvollen Halsketten, deren Perlen aus Glas, Terrakotte, Perlmutter, Harz und Schmelz bestehen, und denen je drei Goldblättchen, in der Mitte mit einer Buckel geziert, zur besonderen Zierde gereichen. Zwei in Silber gefaßte Broschen enthielten in der kreisrunden Kapsel verwitterte Knochenteilchen — vielleicht Reliquien — und die Kapseln waren von kleinen roten Feldern fächerartig umgeben. Haarpfeil, Agraffen, räderförmige Oesen und Ringe von Bronze haben alle jene hübsche, grüne Färbung, wie sie der Grünspan diesen Gegenständen verleiht. Zwei Kupfermünzen sind durchlöchert und wurden ebenfalls als Schmuck am Halse getragen. Leider verrät uns weder Jahreszahl noch Umschrift die Zeit, aus welcher sie stammen. Vielleicht gelingt es der kundigen Hand des Altertumsforschers, dieselben zu reinigen und ihnen wertvolle Geheimnisse über die Vergangenheit zu entlocken. Zu Häupten der zarteren Gerippe stand mehrfach ein bauchiger Topf, der vielleicht die Zierpflanze des Grabes enthielt. Beim Ausgraben zerbrochen, wurden sie von der kundigen Hand eines Hafners wieder zusammengesetzt. Die Sachen, welche sämtlich vom fürstlichen Museum in Sigmaringen erworben wurden, sind allemannisch und stammen aus dem 5. bis 8. Jahrhundert. Aehnliche Funde in der Schweiz, in Bayern und Oesterreich beweisen, daß zu dieser Zeit genannte Länder nicht nur dieselbe Kultur, sondern auch dieselbe Mode besaßen.

Das Leben ist schwer, das will Bedacht,
Von dir besonders, nimm dich in Acht!

Fr. Th. Vischer.

Der Stolz von Föhr.

Eine Badekur brachte mich vor Jahren nach der freundlichen Insel Föhr und dem behäbigen Wyk und nach dem belebenden Seebade ging ich gewöhnlich auf die Dünen hinaus, lagerte mich im Sande und ließ mich von der warmen Sonne bescheinen. Von dem hervorgezogenen Buche schaute ich dann oft auf das tiefblaue Meer, auf dem die großen Dampfer, mit langen Rauchsäulen hinter sich, gleich Meerungeheuern und die Segelschiffe gleich großen Schwänen dahinzogen, hinaus und kehrte von diesem majestätischen Bilde nie ganz gesättigt stets angeregter zu meiner Lektüre zurück. Eines Tages war ich wieder in die Dünen hinausgegangen. Ich hatte den Heinrich Heine, der das Meer wie kein anderer Dichter beschrieben hat, eingesteckt und las ihn mit wahrem Hochgenuß. Aber als hätte ich damit den dreizackführenden Neptun und das Heer der ihn begleitenden Tritonen und Wassergeister aus der Tiefe heraufbeschworen, so begann das bis dahin ruhige Meer jetzt zu toben. Es war eine artige Bö, die jetzt heraufzog:

„Der Wind zieht seine Hosen an,
Die weißen Wasserhosen!
Er peitscht die Wellen, so stark er kann,
Die heulen und brausen und tosen.
Aus dunkler Höh', mit wilder Macht
Die Regengüsse träufen;
Es ist, als wollt' die alte Nacht
Das alte Meer ersäufen.

— — — — — — — — — — — —

Ein lebendes Wassergebirge
Bildet die tosende See;
Hier gähnt ein schwarzer Abgrund,
Dort türmt es sich weiß in die Höh'."

Ich hatte schon zu lange gezögert; ein Sturmwind entführte mir den Strohhut auf die See hinaus! Da schwamm er hin zur großen Reise, ich aber enteilte schleunigst dem Unwetter, dem alten, lieben, behäbigen Neste Wyk zu. Nach ein paar Stunden hatten die Meergeister ausgerast, und ich trat bei leidigem Sonnenschein einen Spaziergang an. Mein Weg führte mich an dem kleinen Friedhof vorbei und — ich trat hinein. Die meisten Gräber waren einfach, schlicht, mit wenigen Blümchen besetzt, die meisten verfallen. Hier und dort stand ein weißgestrichenes

Im Zeichen des Maibaumes.

Kreuz, selten fand man einen Stein. Unter diesen zog besonders einer meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war ein kleiner Obelisk von Sandstein, und mühsam entzifferte ich darauf den Namen: Wilm Brook, † den 4. April 1843. — Was auf der anderen Seite eingemeißelt gewesen, hatte der Zahn der Zeit weggenagt, der Regen abgewaschen. Es blieb unverständlich.

Da bemerkte ich einen alten Herrn mit grauen Haaren, der sich auch bei diesem Grabe zu schaffen machte. Er war städtischer gekleidet, als die Einwohner von Föhr sonst wohl zu sein pflegen; ich redete ihn an:

„Es ist wohl ein Verwandter von Ihnen, der hier ruht?"

Der Alte schüttelte das Haupt.

„Nein, es war mein Schüler!"

„Ah, so sind Sie der Lehrer?"

„Zu dienen!"

Ich stellte mich als Kollege vor und fragte dann:

„Was hat denn ursprünglich auf dieser, der Wetterseite des Obelisken gestanden?"

Der Alte sah auf:

„Wenn es Sie interessiert, mein Herr, dort stand geschrieben: ‚Hier ruht der Stolz von Föhr, gestorben im Dienste der Barmherzigkeit!'"

Das interessierte mich.

„Mein Herr," fuhr ich fort, „möchten Sie mir nicht etwas darüber erzählen?"

Der Alte nickte:

„Wenn Sie Anteil daran nehmen, gern! Aber es ist eine lange, traurige Geschichte!"

„Bitte, erzählen Sie!"

Wir setzten uns auf ein Bänkchen, welches neben dem Grabe unter einer verkrüppelten Trauerweide stand, und der alte Lehrer fing an zu erzählen:

„Wenn Sie nach Wyk hineinkommen, finden Sie dicht am Strande in der Kirchgasse ein weißes, einstöckiges Gebäude; es steht heute noch, ist aber in andere Hände übergegangen. Dort wohnte der alte, würdige Oberlotse Pieter Brook. Pieter und seine Ehefrau hatten nur ein Kind. Es war der Wilm, mein Liebling. Mit dem siebenten Jahre kam er unter meine Hände, und mit dem neunten war er bereits einer meiner besten Schüler. Mit dem zwölften Jahre saß er obenan und war ein für seine Jahre großer und starker Junge; ein echter Schleswiger, blond, blauäugig; er war von Gesicht schön, von Körper wohlgebildet, ein Meister im Rudern, Steuern und Lavieren, ein doppelter Meister aber im Schwimmen und Tauchen. Beim Badeamt hatte man Pieter Brook mit dem Posten eines Aufsehers betraut. Das war für Wilm auch eine herrliche Gelegenheit, sich nützlich zu machen, sobald im Hochsommer die Fremden aus aller Herren Länder zu uns kamen, um die Heilkraft unserer See zu erproben.

„Wie es beim Baden hier zugeht, wissen Sie ja! Da hatte nun bei einem etwas drangen Seegange ein Wärter die Badekarre zu weit in die Wellen vorgeschoben und dann nicht acht gegeben. In dem Häuschen war ein dänischer Kadett, ein Bürschchen aus einem uralten hochadeligen Hause, welches sogar auf königliches Blut Anspruch erhob. Der junge Herr stieg in die Flut und wurde sogleich von den Wellen fortgerissen. Einen entsetzlichen Schrei stieß der Unglückliche aus und war verschwunden. Ratlos stand der Wärter da. In diesem Augenblicke stürzte sich Wilm Brook, der beim Vater am Ufer gestanden und alles beobachtet hatte, in die Wellen, zerteilte sie mit wuchtigem Ruck und war mit einigen Stößen neben dem Verunglückten, den er bei den Haaren faßte und rasch dem nassen Element entriß. Beim Badekarren überlieferte er den fast Ertrunkenen dem Wärter und half den Ohnmächtigen durch Reiben mit einer Wolldecke ins Leben zurückbringen. Das war Wilms erste Heldenthat! Der Herr Badekommissär berichtete darüber nach Kopenhagen — wir waren damals noch dänisch — und erlangte für Wilm die — silberne Rettungsmedaille. Stolz trug sie unser aller Liebling seitdem bei festlichen Gelegenheiten, aber sein Herz, sein Fühlen und Denken blieb, wie es gewesen, einfach und bescheiden.

„Aber es sollte seine einzige That nicht bleiben!

„Wilm war konfirmiert und ging dem Vater zur Hand. Er versprach ein tüchtiger Fischer und Seemann werden zu wollen und hatte sich auch entsprechend körperlich entwickelt.

„Wieder war die Badesaison gekommen. Wir Wyker rechnen schon voraus auf diese und den Geldregen, welchen dieselbe über unseren Ort ausprüht.

„Unter den Badegästen war auch ein reicher Kaufmann aus Husum, der ein elfjähriges Töchterchen mit sich hatte. Eines Tages machte die Familie eine Vergnügungsfahrt nach Amrum in einem Kutter. Man war heiter und guter Dinge und trat bei Sonnenuntergang die Heimfahrt an. Im Angesicht des Nesselsandes, unserer schlimmsten Untiefe im Südwesten, beugte sich die kleine Lina zu weit über Bord und war in den Fluten verschwunden, ehe man eine Hand drehen kann. Ein furchtbarer Schrei der Mutter und das Fehlen des Kindes sagte Wilm Brook, der mit dem einen Ruder betraut war, alles. Wie der Blitz war er in die See hinein und, o Freude! er hatte das Kind an den langen blonden Locken erwischt. Es war ein besonderes Wagnis, denn der schmale Kanal am Nesselsand enthält scharfe Riffe und Felsen, an denen der kühne Springer hätte leicht zu Schaden kommen können. Wer beschreibt das Entzücken der Mutter, die Freude des Vaters, den Dank der Eltern, die ihr Kind gerettet an der Brust hielten? Pieter Brook hatte einstmals schon ein durch Sparsamkeit erworbenes Vermögen besessen, aber ein unredlicher Spekulant aus Husum hatte ihn darum schmählich betrogen; jetzt besaß er nicht einmal so viel, daß Wilms größter Wunsch, die Seefahrerschule in Husum besuchen zu können, Aussicht auf Erfüllung versprach. Herr Kaut aber, der Vater Linas, sagte in seinem Dankgefühl nun Wilm Brook zu, ihm die Mittel zur Realisierung dieses seines Lieblingswunsches gewähren zu wollen. — Er hielt Wort, und unser Liebling durfte nun zum Herbst zur Schule abgehen. Damals erhielt er von der Regierung die goldene Rettungsmedaille.

„Ganz Wyk war stolz auf Wilm Brook, und als er zum Frühjahr wieder zu uns kam, männlicher, schöner, klüger und erfahrener, bescheiden, wie er geblieben war, da schlug ihm jedes Herz offen und ehrlich entgegen.

„Zwei Jahre ging Wilm nun mit einem Grönlandsfahrer in das Nordmeer, besuchte dann die Schule wieder ein Semester und — machte das Steuermanns- und Lotsenexamen mit Nr. 1. Ach, und wie kindlich war er dabei geblieben, wie sittlich rein und tief gottesfürchtig! Herr Kollege, der Junge war mir ans Herz gewachsen, darum werde ich warm bei meiner Erzählung!"

„Das verstehe ich wohl, mein lieber Freund! Doch berichten Sie weiter!" forderte ich den alten Herrn auf und jener fuhr fort:

„Herr Kaut bestand darauf, den Lebensretter seiner Tochter in den besten Verhältnissen wissen zu wollen. Er schickte ihn auf die Schule nach Schleswig, wo der junge Mann auch das Obersteuermannsexamen für große Fahrt mit einer hübschen Nummer ablegte. Zum folgenden Früh-

jahr ging er als Obersteuermann mit einem Schiffe nach Indien ab, kehrte nach zwei Jahren zurück und legte nun in Schleswig auch die Kapitänsprüfung mit Glanz ab. Zu unserer aller Ueberraschung kam damals Wilm Brook plötzlich überselig heim: er hatte sich mit der jetzt sechzehnjährigen Tochter seines Wohlthäters verlobt. Selig hing er an der Vaterbrust, überströmend umarmte er die Mutter. Ich war damals gerade bei Pieter Brook zu Besuch im Hause und erhielt meinen Teil auch von dieser frohen Begrüßung in unzähligen Händedrücken. ‚Ihnen, Herr Bahnsen' — so ist mein Name — sagte er, ‚verdanke ich alles; sie gaben meinem Kopfe und Herzen die erste Grundlage; ohne Sie wäre ich nicht brav, nicht geschickt, nicht glücklich geworden!' — Ach, wären doch alle Zöglinge so gegen ihre Lehrer, unser Sorgen und Arbeiten würde uns in Hinblick auf solchen Lohn leichter!"

„Da haben Sie nur zu wahr gesprochen, mein Freund!"

„Ja, und so war es stets! Im Sommer kam die ganze Familie Kaut herüber, und ich sehe Wilm, den schmucken Jungen, damals 21 Jahre alt, noch mit seiner Lina in meiner Wohnung vor mir stehen, das glücklichste Paar der Welt!

„Mit Ende des Sommers reisten sie alle ab, nur Wilm blieb noch für ein paar Tage, denn der Vater lag bedenklich krank an einem Fieber danieder. Zwischen den Eltern des Paares war verabredet, daß Wilm seine erste Fahrt als Kapitän nach Surinam noch allein machen sollte, nach der Rückkehr würde die Hochzeit sein, und dann konnte Wilm sein eigenes Schiff in die See führen! Der Mensch denkt und Gott lenkt! Unser Vater im Himmel hatte es anders bestimmt; gelobt sei sein heiliger Name!"

„Amen!" sagte ich.

Der Alte schwieg eine Weile, schüttelte dann den Kopf und fuhr fort:

„Gottes Wege sind wunderbar! Pieter wurde kränker und kränker, der September brachte schlechtes Wetter und Sturm über Sturm. Dann ward das Wetter heiter und unsere ganze Fischer- und Schifferflottille zog zum ersten Herbstfang aus.

„Drei Tage waren schon alle Männer von Föhr auf und davon, nur Greise und schwächliche Knaben waren neben den Weibern zurückgeblieben, und, daß ich es nicht vergesse, Wilm, der junge Kapitän, welcher den kranken Vater nicht verlassen wollte.

„Da zieht plötzlich ein Sturm herauf, ein Unwetter, wie ich es selten erlebt habe. Ach, das war ein Toben und Wüten der Fluten, ein Strömen vom Himmel herab, daß das Meer und der Himmel eins zu sein schienen. Der Sturm blies so, daß niemand am Ufer das Stehen behalten konnte. Dazu war es dunkel wie zur Wintersonnenwende! Ach, Herr, manches hatte ich schon erlebt, niemals aber habe ich so auf der Insel beten hören, wie damals! Alles lag auf den Knieen, nur Wilm ging mit Anstrengung an den Strand und zog Jollen und Langböte, welche zurückgeblieben, sicher ans Ufer hinauf, damit die höhersteigende Flut sie nicht weglecke. Unsere Gedanken waren bei unseren Leuten auf der See! Was war aus der Flottille geworden? — Gott schütze Föhr!

„Da hallten Kanonenschüsse deutlich zu uns herüber.

„Ich eilte auf dieses Zeichen ebenfalls an den Strand, der alte Hendrik, einst Lotse der Insel, folgte mir.

„Wieder erschallte Kanonendonner.

„‚Es ist ein großer Dreimaster in Gefahr!' rief Wilm Brook uns beiden zu. ‚Ich sehe ihn; er laviert am Nesselsand! Wenn er nicht links abhält — bravo so! — sonst wäre er verloren gewesen!'

„Etwas ließ der Sturm jetzt nach, Weiber und Kinder stürzten an den Strand. Da rief es von drüben durchs Sprachrohr zu uns herüber:

„‚Ahoi, schickt ein Boot zu uns herüber! Ein Boot um Gotteswillen!'

„Der alte Hendrik schüttelte den Kopf:

„‚Durch die Brandung? Unmöglich!' Ich selbst sah die Unmöglichkeit auch ein, obwohl nur ein Stümper im Schifferhandwerk.

„Kapitän Wilm Brook aber eilte ins nächste Haus und kam mit einem dicken Seile zurück, welches er um die nächsten Pallisadenpfähle schlang. Dann griff er ein schmales Langboot an, warf zwei kräftige Riemen hinein und schrie, die Kapitänsmütze fest auf die blonden Locken drückend:

„‚Ihr da, ihr Weiber, Sie, lieber Bahnsen und Vater Hendrik, samt den Buben da; sobald ich glücklich an das Schiff bin, von dem ich ein Seil holen will, (womit wir dieses Tau an Bord bringen müssen, wo man es indessen befestigt), paßt auf; wenn wieder geschossen wird, zieht alle Mann fest an, dann hoffe ich die Mannschaft drüben mit Gottes Hilfe zu retten!'

„Da trat der alte Hendrik vor und rief:

„‚Wilm, Kapitän, Junge, das ist Wagehalsigkeit, ist Gotteslästerung, ist der sichere Tod! Das laß bleiben; um Gotteswillen, das laß!'

„Aber Wilm rief:

„‚Da müßte sich Föhr ewiglich schämen! Vorwärts!'

„In diesem Augenblicke legte sich eine weiche Hand auf des Kapitäns Arm. Agnate Brook, seine Mutter, stand vor ihm und sagte:

„‚Wilm, Kind, du darfst nicht! Denke an Vater und Mutter!'

„‚Und die da drüben?' fragte er, bleich wie eine Kalkwand. ‚Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht wert!'

„‚Aber du gehst in den Tod! Sieh, hier flehe ich dich auf den Knieen an: bleibe, wag's nicht!'

„Da tönte es von drüben:

„‚Schickt ein Boot! Ahoi, ein Lotse, ein Lotse!'

„Er ergriff die Riemen:

„‚Hörst du's Mutter? Ich bin ein Lotse; ich muß hin; ich habe geschworen!'"

„‚Du gehst in sicheren Tod!'

„‚Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, Mutter, sagt Gott der Herr, wer es aber verliert um meinetwillen, der wird es gewinnen! Bete, Mutter, bete!'

„Ein Stoß, ein Sprung, er war hinein und mitten in der Brandung, die er mit Blitzesschnelle geschickt durchschnitt.

„Frau Agnate lag bewußtlos am Strande, ich hob sie auf; der alte Hendrik aber rief:

„‚Bravo, seht, wie der Junge die Wellen durchschneidet und zum Weiterkommen benutzt! He, seht, wie er dahinschießt! Jetzt ist er verschwunden! Herr Gott, nimm den braven Kerl in deine Hut! Hurra, er ist wieder oben! Beim Neptun, der Teufelsjunge, da legt er bei! Sie werfen ihm den Strick zu, er faßt ihn! Hurra, gewonnen, gewonnen!'

„Ein Kanonenschuß donnerte übers Wasser:

„‚Ahoi,' rief des Kapitän Wilms kräftiges Organ, ‚ahoi, los!'

„Das Tau war schnell hinüber und befestigt:

„‚Ahoi, zieht an!'

„Und nun begann das Rettungswerk. Siebenmal steuerte das Großboot des Dreimasters am Tau entlang mit Menschen durch die Brandung, siebenmal setzte es die Geretteten an den Strand, während Kapitän Brook an Bord blieb. Jetzt

waren alle gerettet und die letzten stiegen ins Großboot.

„‚Seil los!‘ kommandierte Wilm und sprang —“

Der Erzähler schwieg plötzlich, wischte sich die Thränen aus den Augen und fuhr leise fort:

„Vor meinen Augen mußte es geschehen! Er sprang also, das Boot macht einen Schuß und Wilm Brook ist in den Wellen verschwunden! — Wir schrieen alle laut auf, drei Mann gingen sogleich über Bord, keiner kehrte wieder! Der Dreimaster zerschellte auf dem Nesselsand, die letzten Geretteten betraten den Strand.

„Lieber Herr, laßt mich schweigen von Frau Agnatens Jammer, vom Schmerz des alten Pieter Brook!

„Am anderen Morgen, als das Meer stille geworden, trieben die vier Leichen ans Land. Wilm sah aus, als ob er lebte, noch lag ein glückseliges Lächeln auf dem edlen Gesichte.

„An diesem Morgen starb Pieter Brook.

„Sehen Sie, da ruht er und daneben Frau Agnate. Hier schlafen die drei Matrosen, die Wilm retten wollten!

„Ach, das war ein Jammer, als die Flottille heimkehrte! Sie hatte den Sturm in einem sicheren Hafen, den man früh genug angelaufen, glücklich abgewartet!

„Das Ende ist kurz!

„Lina Kaut ist auf die Kunde von dem schrecklichen Unglück still und immer stiller geworden; ein Jahr lang kränkelte sie, kam ins Seebad, besuchte täglich ihres Verlobten Grab und verließ Föhr nicht wieder. Hier an seiner Seite haben wir sie eingebettet!“

„Ein trauriges Ende!“ seufzte ich. „Ja, das Leben ist oft nur eine Kette von Unglück!“

„Herr Kaut und Frau haben Föhr nie wieder besucht,“ begann der Alte nochmals, „aber geschrieben haben sie öfter. Mir ward die Pflege der Gräber aufgetragen, denn die ganze Inselgemeinde ließ bald darauf diesen Stein vom Festlande kommen und setzte ihn ‚dem Stolz Föhrs‘ zum ewigen Gedächtnis!“

Wir standen auf, und ich reichte dem alten Herrn mitfühlend die Hand.

„Ja, ja,“ sagte er dann tief bewegt, „sie sind nun alle tot, die Kauts, die Brooks, die meisten Männer von damals, und ich bin auch ein gebrechlicher Greis geworden! Wie lange wird es dauern, und ich werde auch dort oben zu Gericht gefordert! Nun, wie Gott will!“

Ich las noch einmal die Inschrift des Steines, der Alte aber zeigte mit dem Finger auf die bis jetzt übersehene Seite des Obelisken; dort waren die eingegrabenen Worte noch deutlich zu entziffern und ich las:

„Wer an mich glaubt,“ sagt Jesus, „der wird leben, ob er gleich stürbe!“

Der alte Bahnsen nickte und verschwand, wie es schien, weinend, hinter dem Gitterwerk des Friedhofes.

Eine Weile schaute ich auf die Gräber, die so viel Schönes und so viel Trauriges bargen, dann ging ich mit einem „Ruhet sanft!“ auf die Dünen hinaus, bis das Meer an meine Füße spülte. Ich dachte an Kapitän Wilm Brook und seine Großherzigkeit. „Wir Menschen sind doch wunderbare Mitteldinger zwischen Engel und Teufel!“ mußte ich unwillkürlich ausrufen. „Wer kommt diesem Manne, der mit Recht der ‚Stolz Föhrs‘ genannt wurde, gleich? — Hättest du's auch gethan?“

Ich nickte meinem Spiegelbilde in der Flut zu:

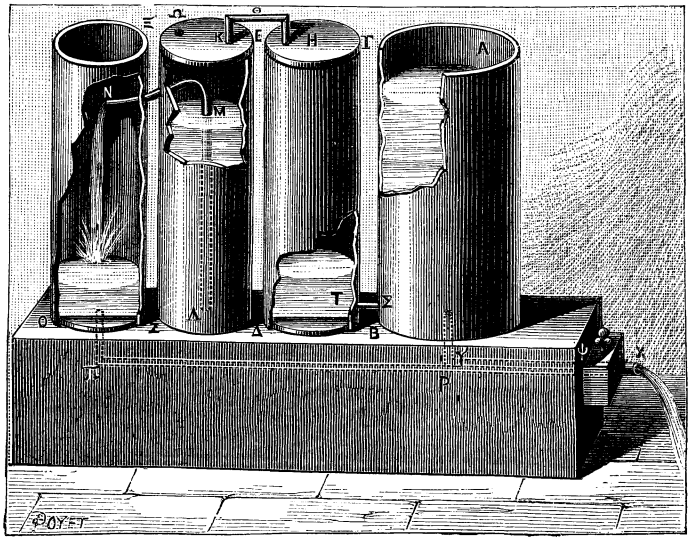
„Ja; jeder brave Mann hätte es auch gethan!“

Und mir fielen Heines heute früh gelesene Verse ein:

„Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Flut,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.“

Das in Wein verwandelte Wasser.

Mit dem Kunststück, Wasser anscheinend in Wein zu verwandeln, hat man sich im Altertum vielfach beschäftigt. Heron, Mechaniker und Mathematiker in Alexandria, um 100 v. Chr., beschreibt eine Anzahl von Apparaten, aus welchen man nach Belieben verschiedene Getränke konnte hervorfließen lassen. Einer der einfachsten ist in nebenstehender Abbildung dargestellt. Derselbe besteht aus vier cylindrischen Gefäßen, zwei offenen und zwei geschlossenen. Sämtliche Gefäße stehen durch Röhren in Verbindung, außerdem führen durch die Böden der offenen Gefäße Ablaßröhren nach einem am Vorderteil des Untersatzes angebrachten Behälter, der jedoch nur ein Ausflußrohr mit Krahnen hat. Der linksstehende der beiden verschlossenen Behälter wird durch eine im Deckel befindliche Oeffnung mit Wein gefüllt und die Oeffnung darauf luftdicht verschlossen. Hierauf wird das rechts stehende offene Gefäß mit Wasser gefüllt. Oeffnet man nun den Krahnen, so wird ein Gemisch von Wein und Wasser ausfließen, obwohl der Weinbehälter nicht mit dem Krahnen in Verbindung steht. Der Vorgang ist folgender:



Physikalische Apparate des Altertums: Wasser in Wein zu verwandeln.

Sobald ich das rechtsstehende offene Gefäß mit Wasser fülle, fließt durch die in der Nähe des Bodens (links) befindliche Verbindungsröhre Wasser in das benachbarte verschlossene Gefäß. Dadurch wird selbstverständlich ein Quantum Luft verdrängt, das durch das Henkelrohr im Deckel des Gefäßes in das benachbarte mit Wein gefüllte Gefäß gedrängt wird; die notwendige Folge ist nun, daß aus diesem Gefäße durch das Heberrohr, mittels dessen es mit dem benachbarten offenen Behälter in Verbindung steht, ebensoviel Wein herausgepreßt wird, als aus dem ersten Behälter in den zweiten Wasser geflossen ist. Hiermit ist die bei Oeffnung des Krahnens ausfließende Mischung von Wein und Wasser erklärt.

Zur Acclimatisierung exotischer Fischarten.

Man hört von den deutschen Freunden der Angelfischerei allgemein die Klage, daß unsere einheimischen Gewässer immer ärmer an Süßwasserfischen nach Arten und Individuen werden. Man hat daher schon seit einigen Jahrzehnten Sorge getragen, diesen Ausfall durch künstliche Fischzucht, durch Aussetzen von junger Fischbrut und durch Einführung und Acclimatisation neuer Fischarten, namentlich kalifornischer Lachse und Lachsforellen, zu decken. Der bekannte Fischzüchter M. von dem Borne in Werneuchen schlägt nun vor, noch zwei weitere amerikanische Fischarten in unseren Gewässern einzubürgern, welche aus der kälteren gemäßigten Zone stammen, nämlich aus den Stromgebieten des St. Lorenz und des oberen Mississippi und ihrer Nebenflüsse, was also für ihre Einführung bei uns die günstigsten Chancen zu versprechen scheint. Diese beiden Fische sind der Forellenbarsch, Trout-perch der Amerikaner, der Micropterus salmoides Lacép. der Naturforscher, auch großmäuliger schwarzer Barsch genannt, und der kleinmäulige Schwarzbarsch, Micropterus Dolomieu Lacép. der Naturforscher. Beide Arten sind unserem Flußbarsch und Zander nahe verwandt, haben ein zartes, saftiges, blätteriges, sehr wohlschmeckendes Fleisch und wenig Gräte, kommen in Flüssen, Seen und Teichen fort und erreichen in nördlicheren Gegenden eine ziemliche Größe, erstere Art von 8 bis 9, letztere von 3 bis 4½ Pfund und sind, wie die meisten Stachelflosser, vor den größeren Raubfischen ziemlich geschützt. Sie beißen leicht an der Angel an und werden in den Vereinigten Staaten und Kanada beinahe so hoch geschätzt wie unsere Forelle, mit welcher sie in der Lebensweise sehr viel gemein haben. Im Winter verfallen diese beiden Fische in eine Art Lethargie oder Winterschlaf. Sie pflanzen sich ungemein zahlreich fort, obwohl sie Raubfische sind, und werden daher für unseren deutschen Fischfang eine wertvolle Erwerbung sein, wenn sie sich erst bei uns eingebürgert haben werden.

Im Zeichen des Maibaumes.

Die zum Teil jetzt noch am Sonntage Lätare üblichen Gebräuche deuten auf die Feier eines Frühlingsfestes der heidnischen Vorfahren hin. Wenn wir die alten deutschen und polnischen Beschreibungen miteinander vergleichen, so bestand die ganze Feierlichkeit darin, daß man einen Popanz aus Stroh mit Lumpen bekleidete, an einer Querstange aufhing und ihn so, anfangs mit feierlichem Geleite, in der Folge bloß unter Kindertumult aus der Stadt oder dem Dorfe trug und dazu sang:

Nun treiben wir den Tod aus,
Den alten Weibern in das Haus.
Den Reichen in den Kasten,
Morgen woll'n wir fasten!

oder (in Böhmen):

Nun treiben wir den Tod aus dem Dorf,
Den Frühling in das Dorf,
Willkommen, lieber Frühling!

oder:

Der leidige Tod
Der frißt mein Brot!

oder:

Wir woll'n den Tod vertreiben,
Den Sommer bringen wir wieder,
Den Sommer und den Maien,
Der Blümelein mancherleien.

Dann warf man diesen Popanz in einen Fluß oder auf einen Kothaufen, auch wohl über die Ortsgrenze. Hierauf liefen alle wieder zurück. Darauf wurde im Orte selbst eine hohe, behauene Tanne aufgestellt und mit bunten Bändern, Federn, Wolle, Goldflittern u. dergl. ausgeputzt. Man nannte diesen Baum den Sommer oder den Mai. Jünglinge setzten jungen Mädchen gleichzeitig Bäumchen, meist junge Birken, vor die Hausthüren. Daß man unter dem Worte Tod besonders den Winter verstand, erhellt aus den Volksliedern jener Zeit, da dieses Fest gefeiert wurde, wie auch daraus, daß z. B. die Polen in den ältesten Zeiten diese Gebräuche zu Ehren der Göttin Marzana (Totengöttin, Kälte) feierten, und unter anderem ein Lied sangen, welches anfing:

Der Tod treibt sich um die Zäune herum,
Er sucht einem was anzuthun.

Das Todaustreiben war in Glogau lange Zeit üblich, und namentlich fand man den Umgang der Kinder mit geputzten Bäumchen fast überall und findet ihn zum Teil noch. Dabei wird beispielsweise in Schlesien gesungen:

Dort oben ist ein hohes Haus
Da sieht eine schöne Jungfrau 'raus,
Das Tüchel läßt sie fliegen,
Reichtum wird sie kriegen ꝛc.

oder mit anderen Worten:

Beschere Gott, beschere Gott,
Daß man tausend Thaler hat;

oder:

Der Herr hat eine hohe Mützen,
Er hat sie voll Dukaten sitzen.
Er wird mich wohl bedenken
Und wird mir einen schenken.

Etwas vom Süßwasser-Aquarium.

(Fortsetzung.)

Was ist das für ein seltsames Insekt, das schmalrückig, mit dünnen ausgespreizten Beinen rasch und stoßweise über den Wasserspiegel gleitet, während der Schatten unter dem luftig hochschwebenden Körper weg als dunkles Fleckchen auf das Wasser fällt? Das ist der Wassertreter oder die Schlittschuhläuferwanze, auch Wasserschreitwanze genannt, lateinisch Limnobates stagnorum. Der kuriose Schlittschuhläufer, der keines Eises zum Laufen bedarf, der selbst in der größten Sommerhitze seinem „Sport" nachgehen kann, ist eigentlich ein frecher Räuber, der öfters nach vorbeifliegenden Insekten Luftsprünge macht. Ihm ähnlich, nur größer, ist die Wasserlaufwanze, Gerris, und bedeutend größer als diese ist wiederum die seltsame Stabwanze, Ranatra linearis, die aus lauter Linien zusammengesetzt zu sein scheint, und langbeinig, fangarmig, gespenstig aus ihrem grasigen Verstecke am Ufer hervorschleicht, um eine Beute zu erspähen, die sie alsdann blitzschnell mit ihren Scherenfüßen packt. Mit der Stabwanze sind die Wasserwanzen unseres Teiches noch keineswegs erschöpft; dort taucht plötzlich eine Ruderwanze oder der sogen. Rückenschwimmer, Notonecta glauca, auf, ein hübsch gelblichrot und schwarz gefärbtes Insekt, mit auffallend langen, querausgestreckten, langwimperigen Hinterfüßen; das Insekt scheint einen Augenblick an der Oberfläche Luft zu schöpfen, und rudert dann rasch unter dem Wasserspiegel weiter. Im feinen Schlamm des Bodens reckt eine häßliche Skorpionwanze, Nepa cinerea, ihre Fangscheren und schleift den Schwanzstachel nach; sie geht auf Raub aus, der ihr in allerlei Insektenlarven des Wassers zu teil wird. Das unheimliche Tier hat schmutziggraue Flügeldecken und eine rosenrote Oberseite des Hinterleibes.

Am Ufer über das Wasser hin sehen wir die Uferspinne laufen, wie's im „Schwalbenmärchen" von Freiligrath heißt:

Auf dem stillen, schwülen Pfuhle
Tanzt die dünne Wasserspinn';
Unten auf krystall'nem Stuhle
Thront die Unkenkönigin.

Von der kleineren Uferspinne haben wir die größere und seltenere Wasser- oder Taucherspinne, Argyroneta aquatica, zu unterscheiden. Nach einigem Spähen

gelingt es uns, auch dieses merkwürdige Insekt zu entdecken. Die sammetbraune, rostgelb umrandete Spinne spannt mit ihren Beinen 6 cm und lebt an oder in unseren Teichen und Tümpeln. Unter Wasser erscheint sie wegen der an ihren feinen Härchen haftenden Luftschicht wie von glänzendem Quecksilber umgossen. Ihr luftdichtes, an Wasserpflanzen befestigtes Netz baut sie in Glockenform unter dem Wasserspiegel. Wenn sie zu diesem Netze hinabsteigt, streift sie mit den Beinen die Luft von ihrem Hinterkörper ab und füllt, dieses oft wiederholend, ihre Glocke mit atmosphärischer Luft. Durch diese Vorkehrung wird ihr die Atmung und somit ein längerer Aufenthalt unter dem Wasser ermöglicht. Vorderleib und Beine der Taucherspinne sind rötlichbraun, der Hinterleib ist mausegrau mit einigen eingedrückten Punkten. Das Insekt spinnt auch im Aquarium seine merkwürdige Taucherglocke.

Zahllos ist das Heer der Wasserkäfer in unserem Torfmoorteiche. Auf dem glatten Wasserspiegel dreht sich in glitzernden Kreisen ein Schwarm von schwarzblauen Taumelkäfern. Beunruhigt man sie, so tauchen sie mit einer Luftblase am Hinterleibsende auf kurze Zeit unter. Sie haben vier Augen, die unteren zum Sehen ins Wasser, die oberen für die Wasserfläche. Der Körper ist eiförmig, oben und unten gewölbt. Die Vorderbeine sind zum Ergreifen der Nahrung, z. B. einer auf das Wasser gefallenen Mücke, armartig verlängert; die vier hinteren Beine sind eigentliche Schwimmbeine mit festgewachsenen Hüften und sehr kurzen, rautenförmigen Schienen und Füßen. Die räuberischen, langgestreckten, mit langen Brustbeinen versehenen Larven leben im Wasser, aus welchem sie vor der Verwandlung herauskriechen, um an Stengeln von Wasserpflanzen ein aus verhärtetem Schleim bestehendes, graues, eiförmiges und an beiden Enden zugespitztes Gespinst zu befestigen.

Unter dem Wasserspiegel sehen wir bei aufmerksamem Hinabblicken zwischen den Pflanzenstengeln einen auffallend großen, schwarzen Käfer umherrudern. Es ist der Fischkäfer oder Kolbenwasserkäfer, Hydrophilus piceus, 4 cm lang, der größte unserer Wasserkäfer, gleichwie der Hirschkäfer der größte unserer Landkäfer ist. Der Fischkäfer hat einen hochgewölbten, kahnartigen, nirgends eingeschnürten Körper und gestielte, keulenförmige Fühler; die Beine sind durch Haarwimpern zum Schwimmen befähigt. Wegen seiner Größe und pechschwarzen Farbe hält man den Fischkäfer gern im Aquarium; er ist in seinen Gewohnheiten ziemlich unschuldiger Art und vergreift sich höchstens einmal an einer Schnecke.

Bedeutend räuberischer als er und daher im Aquarium nicht mit anderen Insekten, selbst nicht einmal mit Fischen und Weichtieren, zusammenzuhalten ist der ebenfalls in unserem Moorteiche vertretene Taucherkäfer, auch Raubwasserkäfer genannt, Dytiscus marginalis. Er unterscheidet sich von dem ebenerwähnten Fischkäfer

Tisch-Aquarium mit Blechwandung.

dadurch, daß er ganz platt und mit borstenförmigen Fühlern versehen, auch um 1 cm kleiner ist, also 3 cm mißt. Seine Oberseite ist grünlichschwarz, ölglänzend; die Ränder des Halsschildes und der äußere Seitenrand jeder Flügeldecke sind mit einer gelben Linie umsäumt. Von dieser Linie heißt der Käfer auch Gelbrand. Der Gelbrand erklettert bisweilen die Stengel der dem Wasser entragenden Pflanzen und fliegt davon, um sich günstigere Wasserstellen aufzusuchen. Bei solchen zur Nachtzeit unternommenen Ausflügen gerät er auch wohl in Fischteiche, wo er durch Vertilgung des Rogens und der jungen Fischbrut ein gefährlicher Gast wird. Ebenso räuberisch als der ausgewachsene Käfer ist seine häßliche, schlammgraue Larve, die sich auf sechs, am Vorderteile des geringelten Körpers befestigten Beinen fortbewegt und mit zwei gleich Zangen gestalteten Kiefern ihre Beute, z. B. Wasserschnecken und Larven der Eintagsfliegen, packt und erwürgt.

Die Familie Dytiscus zählt noch mehrere Angehörige in unserem Teiche, auf die wir hier jedoch nicht näher eingehen wollen.

Die mittelgroßen Wasserkäfer der Gattungen Agabus, Ilybius u. s. w., bräunlichschwarz, zuweilen mit farblosen Punkten auf den Flügeldecken, sind ebenfalls sehr gefräßig und greifen stark die Schnecken an. Die kleinen Wasserkäfer kann man getrost ins Aquarium versetzen, wo sie durch ihre munteren Bewegungen viel zur Belebung des künstlichen Teiches beitragen. Auch die roten Wassermilben, die mit ihren Beinen im Wasser auf und ab kriechen, sind ein netter Zierat.

Ganz auf dem Grunde unseres Torfmoorteiches sehen wir merkwürdige cylinderförmige Gehäuse aus Steinchen, Sandkörnern, grünen Halmenstückchen und winzigen Schneckenhäuschen zusammengesetzt. Diese Gehäuse bewegen sich langsam hin und her, und bei aufmerksamer Betrachtung gewahrt man am Vorderrande der Röhren Beine und einen lebhaft hervorguckenden Kopf. Die sechsbeinigen Larven der Langhörner, schmetterlingsartiger Netzflügler, sind's, welche in den Hülsen wohlgeborgen stecken. Die Larven kriechen mit ihrem Gehäuse auch an Pflanzen heran, um deren Blätter zu benagen. In den aus grünen Halmenstückchen gefertigten Hülsen stecken die Larven der Frühlingsfliegen, auch Köcherbolde oder Wassermotten, Phryganeae, genannt. Die entwickelten Fliegen, die auf den ersten Blick an Schmetterlinge — Eulchen oder Motten — erinnern, haben lange borstige Fühler und braune, heller gefleckte Vorderflügel, welche kleiner sind als die breiten, längsfaltigen Hinterflügel. Man findet die Tiere im Sommer sehr häufig auf dem Pflanzenwuchs des Ufers sitzend; in die Hand genommen, geben sie einen üblen Geruch von sich, der ihnen als Verteidigungsmittel dient. Abends tanzen sie in großen Schwärmen in der Luft, dringen in die offenen Fenster und verbrennen sich leicht am Lichte.

Die Larven der Köcherbolde und der übrigen Langhörner thun gut daran, daß sie sich mit jener panzerartigen Hülle schützen, denn in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft leben, im Schlamme des Wassers und zwischen den fauligen Resten der Wasser-

pflanzen verborgen, die räuberischen Larven der Libellen, sechsbeinig, plump, eckig und häßlich. Sie lungern nach allerlei kleineren Tieren des Wassers umher und schnellen, sobald sie ein Opfer entdeckt haben, eine Greifzange vor, welche den Bissen unbarmherzig packt. Die Larven verwandeln sich in eine ebenfalls sechsbeinige Puppe mit geschlossenem Maul, welche endlich aus dem Wasser an einem Schilfstengel emporkriecht und die fertige Libelle oder Wasserjungfer entläßt. Mit schlanken, bald grünen, bald blauen Leibern, mit dicken, stark gewölbten Augen und glasartigen Netzflügeln schießen die Libellen pfeilschnell an den Ufern unserer Gewässer — die große Wasserjungfer auch in Wäldern — umher und jagen nach Insekten. Sie sind also trotz des schönen Kleides Räuber geblieben.

Die Mücken- und viele andere Fliegenlarven füllen in großer Menge unseren Teich. Besonders kregel sind die Larven unserer Stechmücke; weißlich durchscheinend, vorn verdickt, mit Kiemenanhängseln versehen, fahren sie mit beständigen krampfartigen Krümmungen schlangenartig auf und nieder. Sie leben von Infusorien und dienen selber wieder den Molchen, Fischen und größeren Larven zur Nahrung. Deshalb versäume man nicht, mehrere in das Aquarium zu versetzen.

An Pflanzenstengeln und Steinen schwimmen und tasten unter dem Wasser mit allerlei seltsamen Bewegungen und Verrenkungen einige aus ihren Gehäusen guckende Wasserschnecken herum: diese hat ein plattes, tellerförmiges Haus, das ähnlich wie ein Widderhorn gewunden ist und eine kleine Mündung hat: es ist die Tellerschnecke, Planorbis corneus; jene hat ein tutenförmig gewundenes, an der Mündung bauchiges Haus von graubrauner oder schwärzlicher Farbe: es ist die Teichhornschnecke, Limnaeus stagnalis. Die Nahrung dieser beiden Schneckenarten bilden Pflanzenteilchen. Ein zartes durchscheinendes Gehäuse mit wenigen Wirbelwindungen und weitbauchiger Mündung haben die Bernsteinschnecken, welche an Kräutern in der Nähe süßer Gewässer kriechen. Namentlich die Tellerschnecken, darunter auch eine kleine, niedliche Art, bilden eine dankbare Bevölkerung fürs Aquarium; sie halten sehr lange aus und legen auch in der Gefangenschaft ihren Laich in Form von rundlichen, flachen Gallerthaufen ab. Auf dem Wassergrunde des Teiches liegen träge, fast unbeweglich einige größere Gehäuseschnecken oder Paludinen. Die Gehäuse sind meistens über und über mit den grünen schleimigen Fäden einer Alge bewachsen und an der Mündung mit einem platten Deckel verschlossen. Die größte und merkwürdigste Art der Paludinen ist die Paludina vivipara, welche lebende Junge gebärt. Die Schale ist ähnlich gewunden, wie bei einer gewöhnlichen Landschnecke, nur etwas turmförmiger und mit Streifen versehen; das Tier in der Schale ist schwarz und gelb marmoriert. Eine kleinere, in allen Teichen und Gräben sehr gemeine Art ist Paludina impura.

Indem wir, noch mit unseren Schnecken beschäftigt, in das Wasser hinabblicken, sehen wir plötzlich ein Geschöpf, das sich wie eine kleine Wasserschlange in kühnen Wellenlinien, aber frei im Wasser schwebend, daherwälzt. Das ist der Pferdeegel, Hirudo vulgaris, der nach Beute späht, um sich mit dem Saugnapfe des Maules daran festzusaugen. Mangelt es ihm im Teiche oder Tümpel an toten Körpern, so heftet er sich an lebende Schnecken, Kröten, Molche und Frösche. Die Pferdeegel, von denen zwei Arten in unseren Tümpeln und Pfützen leben, sind nicht zu medizinischen Zwecken zu verwenden, wie der medizinische Blutegel, Hirudo medicinalis, der ursprünglich auch in unseren stehenden Gewässern vorkommt, aber meist künstlich in Teichen gezüchtet wird. Hinsichtlich der Gestalt gleicht er dem Pferdeegel; doch während letzterer auf dem Rücken einfarbig schwarz ist, wechselt die Färbung des Blutegels sehr: in der Regel ist sie grünlichgrau mit sechs rostroten, häufig unterbrochenen Längsstreifen. Die Blutegel leben in der Jugend von Insekten- und Fischblut, später vom Blute höherer Tiere; sie saugen das Vierfache ihres Gewichtes, welche Nahrung 3—9 Monate vorhält. Einmal gesättigt, können sie sogar zwei Jahre lang fasten. Ihre Lebensdauer beträgt 18—20 Jahre. Sie bilden einen bedeutenden Handelsartikel. So verbraucht London 7 Millionen, Paris 6, Frankreich gegen 68 Millionen. In Hildesheim versendet eine einzige Handlung jährlich 3½ Millionen. Die genannte Anzahl Egel allein saugt gegen 3 Millionen Pfund Blut, welche Menge Blut dem Blutgehalte von 125 000 Menschen entspricht.

(Schluß folgt.)

Opfer der Pflichttreue.

Eine der wichtigsten Lehren, welche sich unsere jungen Kameraden auf ihren Lebensweg mitnehmen müssen, ist der Grundsatz einer treuen Pflichterfüllung, wenn sie es in irgend einem Berufe zu einem rechten Erfolg bringen wollen. Jeder muß sich in irgend einer Lebenslage recht klar darüber werden, was seine Pflicht gegen Gott und Menschen ist, und muß dieser Pflicht treu und unentwegt nachzukommen suchen; dann wird er innerlich ruhig und zufrieden sein und ein ruhiges, gutes Gewissen behalten, das höchste von allen Erdengütern. Daran gemahnen ihn Sprichwörter, welche unerschütterlich wahr und so alt sind wie die denkende Welt: „Erst die Pflicht, dann das Vergnügen!“ „Erfülle deine Pflicht, alles andere kümmere dich nicht!“ „Thu deine Pflicht und fürcht dich nicht!“ „Wer seine Pflicht thut, der hat genug gethan.“ Napoleon III. hatte sich zu seinem Wahlspruch gewählt: „Fais ce que dois, advienne que pourra (thue deine Schuldigkeit, komme auch, was kommen mag).“ Diese Lehre wollen wir durch einige kleine Geschichten illustrieren.

1. Auf Küstenwache.

Es sind nun reichlich siebzig Jahre her, da trat ein sogen. Küsten- oder Zollschutzwächter Namens John Brockenshaw an einem stillen Herbstabend aus seinem Häuschen, um seinen Rundgang auf den Meeresklippen zu beginnen. Die Sonne war im Untergehen begriffen, die Drossel sang ihr Abendlied und die von der Weide heimkehrenden Kühe blökten nach dem Stalle. Als er auf der Schwelle stand, kam sein treues Weib heraus und er wünschte ihr noch gute Nacht, bevor er seinen Rundgang antrat. Die gute Frau schaute ihm ängstlich ins Gesicht, er beugte sich zu ihr nieder. „Gute Nacht,“ sprach er in herzlichem Tone; „ich wollte, unsere Tochter Betti wäre hier und verplauderte noch ein paar Stunden mit dir!“

„Ich brauche keine Gesellschaft, John,“

versetzte die Frau. „Meine Gedanken werden bei dir sein. Mir schwant ein Unglück. Gebe Gott, daß bald die Zeit komme, wo es für Sünde und Schande gilt, daß man einem einzelnen Manne zumute, einem Dutzend verzweifelter Schurken gegenüberzutreten."

„Magst recht haben, liebes Weib," meinte John; „aber dann müßte es auch keinen Schmuggler mehr geben!" und über seinen eigenen Einfall lächelnd, drückte John seinem Weibe nochmals herzlich die Hand und sagte: „Einerlei, wir stehen all in Gottes Hand; gute Nacht!" Damit wandte er sich zum Gehen und stieg den Pfad hinab, um den Schleichhändlern entgegenzutreten, welche an diesem Abend draußen in See lauerten, um in dieser mondlosen stillen Nacht mit ihren Ladungen von verbotenen Waren zu landen.

Vielleicht wissen manche meiner jungen Leser nicht, was Schmuggel oder Schleichhandel ist. Je nun, schmuggeln hieß damals wie noch heute die Zollgesetze umgehen, indem man ausländische Waren ins Land brachte, ohne die darauf gesetzten Zölle oder Abgaben zu bezahlen. Wenn beispielsweise Damen ins Ausland gehen, so kaufen sie dort Seidenzeuge, Handschuhe, Spitzen, Bijouterien und ähnliche Sachen, auf welche unsere Regierung eine Steuer oder einen Zoll erhebt, erheblich billiger. Bezahlen die Damen den Zoll, so werden diese Waren ebenso teuer, wie bei uns im Inlande; verstecken diese aber, wie es schon öfter vorgekommen ist, diese Waren auf irgend eine Weise, so umgehen sie das Gesetz, d. h. sie schmuggeln.

Der Schmuggel aber, welchen John Brockenshaw verhindern helfen sollte, ward in einem weit größeren Maßstabe betrieben: Luggers, kleine schnellsegelnde Fahrzeuge, schifften damals wie noch heute in französischen Häfen Ladungen von Branntwein, Seidenstoffen, Spitzen 2c. ein, auf welchen in England hohe Zölle ruhen, wählten zum Landen an der englischen Küste just solche dunkle Nächte wie die eben beschriebene, fuhren so nahe wie möglich an die Küste heran und warfen dann ihre Fässerladung ins Meer. Darauf kamen auf gewisse vereinbarte Signale Boote mit umhüllten Rudern vom Lande herausgefahren, nahmen eine Reihe solcher mit Tauen verbundener Fässer ins Schlepptau, ruderten in aller Stille zum Lande zurück, bewerkstelligten eine Landung und brachten die geschmuggelten Waren entweder in Karren nach irgend einer Stadt, wo dieselben verkauft oder weiter befördert wurden, oder versteckten sie für einige Zeit in irgend einer Höhle oder irgend einem anderen geheimen Orte an der Küste, von wo sie dieselben dann gelegentlich abholten. Und um diesen Schmuggel zu unterdrücken, hatte die Regierung eine bewaffnete Küsten- oder Zollschutzwache von kühnen, erprobten Männern aufgestellt und zu diesen gehörte auch John Brockenshaw.

John und sein Kollege, der etwa 2000 Schritte von ihm auf den Klippen postiert war, hatten an diesem Abend die bedrückende Empfindung, daß die Nacht eine für die Schmuggler günstige sei und daß sie einen schweren Stand gegen eine zahlreiche Bande von verzweifelten Männern haben werden, wenn sie dem Treiben derselben zu steuern versuchen würden. Sie trennten sich also halbwegs zwischen ihren beiden Posten mit der Verabredung, sich jede Stunde bis Mitternacht auf diesem Platze wieder zu treffen. Es war nun sieben Uhr. Wenn einer von ihnen zu irgend einer Stunde nicht an dem verabredeten Stelldichein eintreffen würde, so sollte der andere sogleich zum Strande hinuntersteigen und bei allem, was kommen könnte, eine Hand mit anlegen, wie sie es nannten. Beide waren starke und kühne Männer, beide wohlbewaffnet.

Stunde um Stunde zog langsam vorüber, als die Männer ihren eintönigen Rundgang machten und an jedem Ende desselben den nächsten Posten trafen, um sich mit demselben über das zu besprechen, was vorging oder möglicherweise geschehen konnte.

Ein feuchter, grauer Nebel hatte sich über See und Land herabgesenkt und verbarg sogar das Licht des Leuchtschiffes, das in einer Entfernung von einigen englischen Seemeilen von ihnen verankert war, so vollständig, als ob es gar nicht vorhanden gewesen wäre. Am Lande fiel ein feiner, kalter, rieselnder Regen, welcher bis auf die Haut drang, den Wächter verstimmte und in ihm die Sehnsucht nach einem warmen Herdfeuer und der Gesellschaft rechtschaffener Menschen erweckte.

Als die Turmuhr im nächsten Dorfe elf Uhr schlug und mit einer überraschenden Deutlichkeit ihre Glockenschläge über Häuser, Bäume und Wiesen bis zu den Klippen hinaufsandte, stand John Brockenshaws Kamerad allein auf dem verabredeten Stelldichein zwischen den beiden Stationen. Als er lauschend wartete und ihm sein eigener Herzschlag beinahe hörbar klang, vernahm er einen leisen, zitternden Pfiff und ein Geräusch wie von dem Einziehen von Rudern in einem Boote. Rasch stieg er den steilen Pfad an den Klippen hinunter nach dem Strande unter Brockenshaws Posten. Als er den Grund erreichte, hörte er das Rauschen der aufspringenden Flut und sah mit Staunen, wie schnell die Flut hereingebrochen war; er erblickte die dunklen Umrisse von zwei oder drei Booten und die rührigen Gestalten einer Anzahl Männer. Dann ward er plötzlich von hinten an beiden Armen gepackt und ihm die kalte Mündung einer Pistole an die Schläfe gehalten und eine rauhe Stimme flüsterte ihm zu: „Mach Lärm und du bist ein toter Mann!" In der nächsten Minute ward er, an Händen und Füßen gebunden und mit einem Knebel im Munde, an den Klippen hinaufgeschleppt und ins Gras gelegt, wo einer der Schmuggler, mit einer schwarzen Kreppmaske vor dem Gesicht, ihn bewachte.

* * *

John Brockenshaw hatte schon vor seinem Kameraden einen anderen leisen, zitternden Pfiff gehört, der in dieser stillen kalten Nacht den aufmerksamen Wächter auf der einsamen Klippe mit einem leisen Schauer durchbebte. Dieser Pfiff genügte aber, um zu veranlassen, daß John den Pfad an den Klippen so schnell hinablief, als es seine behenden Glieder erlaubten.

Die Flut war aufgesprungen und kam herangerauscht, wie aus einer Schleuse. Er hatte noch keine fünf Minuten dagestanden, so hörte er deutlich den Schlag umhüllter Ruder; zwei dunkle Männergestalten rannten am Wasserrande über den Strand hin und wurden in diesem Augenblicke sichtbar; sie begegneten einander zu beiden Seiten des erschreckten Mannes und wollte ihn jeder bei einem Arm ergreifen. Aber seine beiden kräftigen Arme hoben sich und schmetterten die beiden Männer nieder wie Strohhalme. Dann ertönte ein neuer, hellerer Pfiff und einer der niedergeworfenen Männer sprang auf und rief ihm zornig zu: „Du wärest besser droben geblieben, John!"

Im Nu wimmelte der Strand von Männern und John sah sich umzingelt und überwältigt: jeder dieser Männer hätte um Johns willen selber gewünscht, derselbe wäre wohlbehalten zu Hause in seinem Bette geblieben; jeder hätte John gern entspringen lassen, wenn es mit seiner eigenen Sicherheit verträglich gewesen wäre. Aber John kannte sie alle — den einen

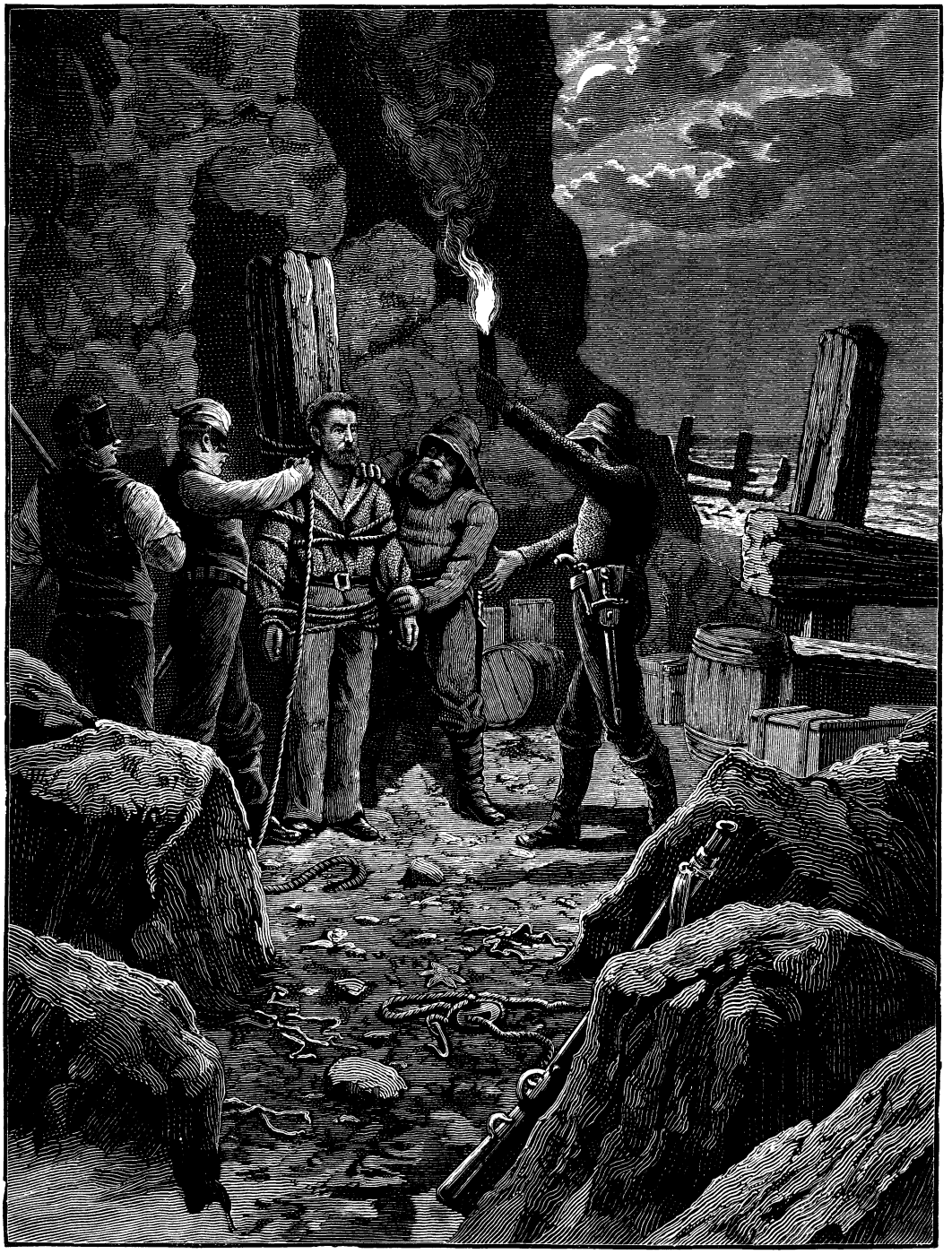
Mann, der ihm die Warnung zugeraunt hatte, an der Stimme, und die anderen, welche sich in wilder Aufregung um ihn drängten, trotz ihrer Masken von schwarzem Krepp an ihrer Gestalt; das wenige Licht, welches ihnen erlaubte, ihn zu erkennen, leistete John den gleichen Dienst.

„John," sagte der Anführer der Bande, „willst du Stillschweigen versprechen wie ein Mann, um dein Leben zu retten?"

„Niemals," versetzte entrüstet John, „ich wäre ein Verräter an meinem König und meinem Eid, wenn ich an euch den Hehler machen würde."

„Wie wollt ihr euch auf Versprechungen verlassen?" rief ein anderer; „wir wollen uns nicht um eines einzelnen Mannes willen an den Galgen bringen. Wenn John so thöricht war, hierher zu kommen, so muß er auch die Folgen tragen!"

Dies rief ein zustimmendes Gemurmel hervor, und als John plötzlich, so laut er konnte, über den Strand hin und an den Klippen hinaufrief: „Hilfe, Hilfe! im Namen des Königs!" da ward er von zwanzig Fäusten gepackt, niedergeschlagen, geknebelt und am Strande ein Stück weiter geschleppt bis zu einem starken aufrechten Pfosten, welcher hier in den Boden getrieben war, um die Fangleine von Booten daran zu binden, und dem man es an den hängengebliebenen Tangmassen ansah, daß er bei hohem Wasserstand regelmäßig vom Meere überflutet wurde. An diesen Pfosten ward er mit Stricken festgebunden. In einer halben Stunde mußte ihm die Flut schon bis an die Achselhöhlen reichen, die Schmuggler die Landung ihrer Waren bewerkstelligt haben und auf und davon sein. Tote Männer aber können keine Geschichten erzählen, und John war der einzige Zeuge ihres Treibens, außer seinem Kameraden, der gebunden droben auf der Klippe lag und niemand erkannt hatte.



„– Gib mir dein Wort, John, daß du unverbrüchlich schweigen willst und ich schneide dich selber los –"

„Ihr elenden, schuftigen Memmen!" rief John den Männern zu, als sie ihn mit dem mörderischen Strick an den Pfahl banden; „ein Dutzend von euch gegen einen einzelnen Mann, nicht wahr, das ist ein mannhaftes Spiel!"

„Gib mir dein Wort, John, daß du unverbrüchlich schweigen willst, und ich schneide dich selber los, was auch die anderen sagen mögen!" rief ihm der Rädelsführer zu.

„Nein, ich gebe niemals mein Wort, worüber ich mich schämen müßte und niemandem mehr in die Augen schauen könnte,

denn ich würde mein Wort selbst euch hündischen Schmugglern halten!" versetzte John. „Kommt nun und vollendet euer Werk! Meine Stimme reichte hinauf zu den Klippen und wird die Leute herbeibringen, welche euch das Handwerk legen werden, oder ich müßte mich sehr täuschen. Was mich anlangt, so ist mein Tod ein Mord, der euch allen auf der Seele brennen wird — euch, die ich als Knaben kannte und mit denen ich zur Schule gegangen bin. Der Mord kommt an den Tag! Ich habe mich bemüht, als ein ehrlicher Mann zu leben und fürchte den Tod nicht!"

Ein dritter Pfiff benachrichtigte die Männer, welche noch bei ihm verweilten, daß die Fässer mit den geschmuggelten Waren gelandet und bereit seien, an den Klippen hinaufgeschafft zu werden. Die Boote waren wieder abgefahren und der Schlag ihrer umwickelten Ruder erstarb in der Ferne; man hörte nichts mehr, als den heimlichen, gemessenen Schritt der Schmugglerbande auf dem Kiese, welche den armen John dem Ertrinken preisgab.

Allein der Hilferuf des Gefangenen war dem anderen Küstenwächter, welcher droben auf dem Gipfel der Klippe lag, ans Ohr gedrungen und war verstanden worden. Dieser sprengte mit Aufgebot übermenschlicher Kraft seine Bande, denn der verzweifelnde Schrei des Ueberwältigten lieh ihm Stärke; er befreite sich, sprang auf den überrumpelten Schmuggler zu, streckte denselben zu Boden, kniete ihm auf die Brust und band und knebelte ihn. Im nächsten Augenblick zündete er eine Leuchtkugel an, deren Schein von dem Posten am Wachthause an der Perlenspitze bemerkt wurde, worauf der Wachtkommandant sogleich seine ganze Mannschaft ausrücken ließ. Diese, etwa zwölf Mann stark, begegnete bald darauf dem befreiten Küstenwächter, der sie von dem Vorfall benachrichtigte und sie über die Kopfzahl der Schmugglerbande, über Beschaffenheit und Umfang der Ladung und über die Richtung belehrte, welche die Schmuggler eingeschlagen hatten. Dann setzte er hinzu, wolle er nach dem Ort der Landung zurückkehren, und nach seinem Gefährten sehen, von dem er fürchtete, daß er erschlagen worden sei.

Er sah sich auch sorgfältig nach demselben um und fand ihn endlich, aber nicht mehr am Leben. Nur Gott allein, welcher dem Unglücklichen in seinen letzten Augenblicken beistand, kann sagen, wie John Brockenshaw starb. Es ist traurig genug, mit einem schwachen, erschöpften Körper vom Leben zu scheiden; aber in der Fülle der Manneskraft und Gesundheit zu stehen und, an Händen und Füßen gebunden, fühlen zu müssen, wie der Tod immer höher und näher herankriecht, bis die erstickende Flut alle Quellen des Lebens überflutet und in ihrer kalten Umarmung lähmt, das ist fürchterlich. Ein Held, welcher wie ein Hund stirbt, ein unnützer, grausamer Mord, ein edler, braver Mensch, Gatte, Vater und Christ, welcher hingeopfert war, um die vorübergehende Sicherheit einiger faulen, grundsatzlosen Verbrecher zu sichern — das war das Ende des armen, ehrlichen John Brockenshaw!

Der Geist der Llano estakata.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

Diese Art, zu sprechen, verfehlte den beabsichtigten Eindruck nicht. Niemand entgegnete ein Wort, und selbst Gibson schwieg. Freilich machten sie höchst finstere Gesichter; aber als die Brüder sich jetzt nach verschiedenen Seiten entfernten, wagte es keiner, sie zu hindern oder sich ihrer Tiere wieder zu bemächtigen.

Jeder der beiden schritt, den Boden sorgfältig untersuchend, einen weiten Halbkreis ab, dessen Mittelpunkt die Leiche war. Als sie zusammentrafen, teilten sie sich ihre Ergebnisse mit und kehrten dann zurück. Nun untersuchten sie auch das Pferd, den Toten und den zerstampften Boden. Die Sorgsamkeit, mit welcher sie sogar einzelne Steinchen betrachteten, wollte den anderen fast lächerlich erscheinen. Zuletzt sprachen sie wieder eine Weile leise miteinander, bis sie zu einer festen Ansicht gekommen zu sein schienen. Dann wendete Tim sich an den Advokaten:

„Master Gibson, Ihr wolltet uns arretieren, weil wir uns hier befinden, und weil ich in die Taschen dieses Toten griff. Mit ganz denselben Rechten könnten wir Euch festnehmen, da Ihr Euch ja auch von außen um diesen Platz herumgeschlängelt und dann dieselben Taschen untersucht habt. Wir wissen aber, daß Ihr unschuldig seid, und Ihr habt also nichts zu befürchten."

„O, das wissen wir auch überdies. Was sollte uns von euch geschehen!"

„Alles, was uns beliebte. Ihr habt ja gar keine Ahnung von der Art und Weise eines Westmannes. Wenn es uns beiden beliebt, so bringen wir euch alle sechs trotz eurer Waffen gebunden nach Helmers Home. Ihr hättet die Wahl nur zwischen Gehorsam oder Tod. Gut für euch, daß es anders steht! Als wir ankamen, sahen wir euch bei der Leiche. Wir hatten also Veranlassung, Verdacht gegen euch zu hegen, während euer gegen uns gezeigtes Mißtrauen ein ganz unsinniges war. Schon daß der Mann skalpiert worden ist, mußte euch auf die Vermutung bringen, daß er durch die Kugel eines Indianers fiel. Wir dachten das sofort und haben es bestätigt gefunden. Uebrigens ist ihm wohl sein Recht geschehen. Erst bemitleideten wir ihn, doch ohne Grund, wie sich jetzt herausgestellt hat. Er ist ein schlimmer Kerl gewesen, das Mitglied einer Bande von Bushrunners, welche hier ihr Wesen zu treiben scheinen. Nehmt euch vor ihnen in acht!"

Seine Worte wurden mit dem größten Staunen entgegengenommen.

„Wie?" fragte Gibson. „Das alles wollt Ihr aus den Spuren ersehen haben?"

„Das und noch viel mehr."

„Das ist ganz unmöglich!"

„So sagt Ihr, weil Ihr ein Neuling seid. Man kann eine Fährte so gewiß lesen wie die Zeilen und Seiten eines Buches. Freilich gehört unbedingt dazu, daß man sich eine Reihe von Jahren von außen um den wilden Westen herumgeschlängelt hat. Das ist nicht bei Euch, aber bei uns der Fall. Der Mann ist nicht auf dem Platze, wo er sich jetzt befindet, erschossen worden. Habt Ihr bemerkt, daß die Kugel ihm den ganzen Körper durchbohrt hat und zum Rücken hinausgedrungen ist?"

„Ja."

„So kommt einmal mit zur Seite!"

Die anderen folgten ihm, bis er nach einigen Schritten stehen blieb und auf den Boden deutete, welcher aus hartem, nacktem Gestein bestand. Da lag eine große Lache geronnenen Blutes.

„Was seht Ihr hier?“ fragte er.

„Das ist Blut,“ antwortete Gibson.

„Bemerkt Ihr weiter nichts?“

„Nein.“

„So habt Ihr freilich keine Kriminalistenaugen, obgleich Ihr es wagtet, uns arretieren zu wollen. Seht Euch einmal diesen kleinen Gegenstand an! Für was haltet Ihr ihn?“

Er nahm den betreffenden Gegenstand aus der Lache. Derselbe war klein, fast wie eine Münze breit gedrückt und zeigte trotz des an ihm klebenden Blutes einen matten, metallischen Glanz. Alle betrachteten ihn, und Gibson sagte:

„Das ist eine breitgedrückte Bleikugel.“

„Ja, und zwar diejenige, welche diesem Manne den Tod gebracht hat. Sie ist ihm genau durch das Herz gedrungen; also ist er augenblicklich tot und bewegungslos gewesen. Er kann sich unmöglich noch dorthin, wo er liegt, geschleppt haben, sondern ist von anderen oder wenigstens einem anderen dorthin geschafft worden. Gebt Ihr das zu?“

„Wie Ihr es erklärt, erscheint es freilich wenn als nicht gewiß so doch wahrscheinlich.“

„Nun seht Euch einmal das trockene Hartgrasplätzchen hier neben dieser felsigen und blutigen Stelle an! Was seht Ihr da?“

„Das Gras ist niedergedrückt worden.“

„Wovon oder von wem?“

„Ja, wer soll das wissen!“

„Wir wissen es. Hier hat ein Mensch gelegen, und da nicht die mindeste Spur von Blut zu entdecken ist, so muß man annehmen, daß er unverwundet war. Geschlafen hat er nicht da, denn ein jeder, auch der ärmste Westmann hat eine Decke bei sich, welche er unbedingt unterlegt, wenn er am Boden ausruhen will. Auch ist in Anbetracht der Zeit, welche seit dem Morde vergangen ist, diese Spur so undeutlich, daß mit Sicherheit anzunehmen ist, er habe nur kurze Zeit hier gelegen. Hart daneben seht Ihr einen Strich im weichen Sandboden. Er ist oben breit und verengert sich nach unten. Womit ist dieser Strich gemacht worden?“

„Vielleicht mit dem Stiefelabsatze.“

„O nein! Ich werde Euch gleich beweisen, daß der Mann, welcher hier lag, keine Stiefel, sondern Moccassins trug. Dieser Strich würde eine ganz andere Gestalt oder Form haben, wenn er von einem Stiefel herrührte. Er würde muldenförmig sein. Man kann getrost tausend Eide darauf schwören, daß er mit der Ecke des Gewehrkolbens gemacht worden ist, und da er nicht gleichmäßig ist, sondern tief beginnt und am anderen Ende in einem flachen, seitlich gebogenen Haken ausläuft, so ist es gewiß, daß er nicht langsam, in ruhiger Bewegung, sondern äußerst hastig gemacht wurde. Endlich seht Euch einmal den Eindruck hier am unteren Ende der Spur an! Welchem Umstande verdankt sie ihre Entstehung?“

Erst nachdem Gibson die betreffende sandige Stelle genau betrachtet hatte, antwortete er:

„Es scheint fast, als ob jemand hier sich auf dem Absatze umgedreht habe.“

„Dieses Mal habt Ihr Recht. Der Eindruck ist aber auch so deutlich, daß man gar nichts anderes raten kann. Wenn Ihr die Stelle genau prüft, werdet Ihr sagen müssen, daß hier von einem Stiefelabsatze nicht die Rede sein könne, sondern von einem Schuhwerke mit stumpfer Ferse, also einem Moccassin. Ihr seht den Eindruck nur eines Fußes, nicht aber den des anderen, obgleich der Boden sehr weich ist. Was folgt daraus?“

„Das weiß ich freilich nicht.“

„Die Hastigkeit, welche ich bereits vorhin erwähnte. Der Betreffende hat sich hier in größter Eile niedergeworfen, so daß der zweite Fuß in der Luft schwebte und also gar keinen Eindruck im Sande machen konnte. Hätte der Betreffende Zeit gehabt, sich in aller Behaglichkeit hier auszustrecken, so müßte man unbedingt die Spuren beider Füße sehen. Es ist also mit voller Gewißheit anzunehmen, daß für ihn ein Grund vorhanden war, sich plötzlich hinzuwerfen. Und welche Ursache könnte das wohl sein?“

Der Advokat kratzte sich nachdenklich hinter dem Ohre.

„Sir,“ sagte er, „ich muß zugeben, daß es uns unmöglich ist, Euch in Eueren Vermutungen oder Berechnungen so schnell zu folgen.“

„Das beweist eben, daß ihr Greenhorns seid. In solchen Lagen hängt das Leben oft an der Zeit einer einzigen Minute. Da darf man nicht ewig grübeln und sinnen, sondern es kommt darauf an, daß der Blick hell, schnell und sicher ist. Ich werde euch sagen, welcher Grund vorhanden war. Blickt einmal um euch, und sagt mir, ob ihr nicht etwas Auffälliges hier in der Nähe bemerkt!“

Die Sechs schauten sich um, schüttelten aber die Köpfe.

„Nun,“ fuhr Tim fort, „so seht euch diese Yuccapflanze an! An ihr müßt ihr doch jedenfalls etwas bemerken.“

Die erwähnte Pflanze war eine Yucca gloriosa, welche hier im trockenen, sandigen Boden in ihrer Entwickelung zurückgeblieben war. Sie blühte noch und trug eine Rispe weißer, purpurn angehauchter Blumen. Mehrere ihrer steifen, schmalen, lanzettlich geformten und blaugrün gefärbten Blätter lagen an der Erde. Sie waren nicht von selbst abgefallen, sondern abgerissen worden.

„Es ist jemand hier gewesen und hat sich mit der Yucca zu schaffen gemacht,“ sagte Gibson in klugem Tone.

„So! Und wer ist dann dieser Jemand gewesen?“

„Das kann man nicht wissen.“

„Man kann es wissen, ja, man muß es sogar wissen. Ein Mensch hat die Pflanze nicht berührt, aber er hat ihr aus der Ferne eine Kugel zugesandt, welche die Blätter abgefetzt und dann dieses Loch hier durch den Stengel geschlagen hat. Seht ihr es denn nicht?“

Sie bemerkten es erst jetzt. Tim fuhr fort:

„Kein Mensch schießt aus Langeweile eine Pflanze nieder. Die Kugel hat demjenigen gegolten, welcher sich da hinter uns zur Erde warf. Wenn wir uns nun von der Yucca aus eine Linie denken, welche die Stelle berührt, wo der letzterwähnte Mann gestanden hat, und sie in gerader Richtung verlängern, so wissen wir genau, aus welcher Gegend die Kugel gekommen ist. Da sie durch den unteren Teil des Stengels schlug, hat sich die Mündung des Gewehres, aus welcher sie kam, beträchtlich hoch über dem Erdboden befunden, und ihr könnt mir jedenfalls sagen, was daraus zu schließen ist?“

Sie blickten ihn verlegen an, antworteten aber nicht. Darum erklärte er weiter:

„Derjenige, welcher geschossen hat, stand nicht auf der Erde, sondern er saß im Sattel. Das ist für mich so gewiß wie nur irgend etwas. Aus allem, was wir hier gesehen haben, ist also folgendes zu schließen: Ein mit einem Gewehre bewaffneter Indianer hat dort, wo wir die Spur betrachteten, auf der Erde gestanden. Ein Reiter, welcher ungefähr aus Nordosten kam, schoß vom Pferde aus auf ihn, worauf der Rote, ohne von der Kugel getroffen zu sein, sich augenblicklich platt auf den Boden niederwarf, und zwar so, daß er das Gesicht nach oben kehrte. Warum

aber that er das? Warum legt ein Unverwundeter sich nieder, wenn auf ihn geschossen wurde? Da gibt es nur eine einzige Erklärung, nämlich er will den Schützen heranlocken; er will ihn glauben machen, daß er tot sei. Der Reiter kam auch wirklich herbei — — —"

„Woraus seht Ihr das?" fragte Gibson erstaunt.

„Das will ich Euch zeigen. Kommt nur wieder zurück nach dem Platze, an welchem sich der Tote befindet! Ich kann mir den ganzen Verlauf des Ereignisses so klar und deutlich vorstellen, als ob ich Augenzeuge desselben gewesen sei. Wer ein scharfes und gut geübtes Denk- und Beobachtungsvermögen besitzt, der schlängelt sich von außen her mit größter Leichtigkeit um so ein geheimnisvolles Ereignis herum und weiß dann sehr bald, woran er ist. Mit Eurer Jurisprudenz aber würdet Ihr da nicht weit kommen."

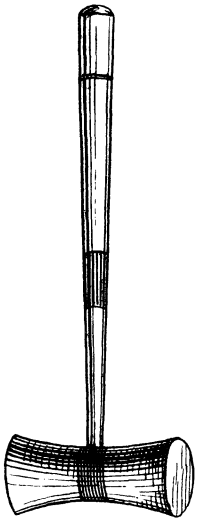
Er führte ihn an der Leiche vorüber, nach einer Stelle, an welcher sich dürftig belaubtes Knieholz befand, zwischen denen es kleine, freie Sandflecke gab. Hier gab es einen größeren Eindruck im Sande, und er fragte, auf welche Weise derselbe wohl entstanden sei.

„Es scheint auch hier jemand gelegen zu haben," antwortete Gibson.

„Mit dieser Vermutung habt Ihr recht; aber wer ist es gewesen?"

„Etwa der Tote, bevor er starb?"

„Nein, denn dieser wurde so gut in das Herz getroffen, daß er sich gar nicht mehr bewegen konnte. Es war ihm unmöglich, sich hierher zu schleppen. Uebrigens müßte sich eine Blutlache hier befinden, wenn er es gewesen wäre."



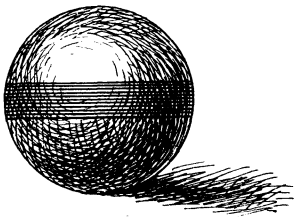
Das Krocketspiel: Der Hammer oder Schläger.

„So war es der Indianer, welcher sich bereits da drüben einmal niederwarf?"

„Auch dieser nicht. Es gab für ihn ja gar keinen Grund, sein schlaues Manöver zu wiederholen. Auch haben wir erfahren, daß er vollständig unverletzt war, während derjenige, welcher hier gelegen hat, schwer verwundet gewesen ist. Wir haben es also jedenfalls mit einer dritten Person zu thun."

„Aber," sagte Gibson im höchsten Erstaunen, „dieser Sand ist für euch wirklich ein aufgeschlagenes Buch. Ich könnte nicht eine Zeile desselben lesen!"

Auch auf den Gesichtern seiner Gefährten stand die größte Verwunderung zu lesen. Jim hatte die Erklärung bisher seinem Bruder überlassen. Jetzt ergriff er das Wort:



Das Krocketspiel: Der Ball.

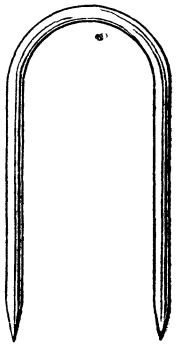
„Darüber braucht man Mund und Augen gar nicht aufzureißen, Mesch'schurs. Was euch so unglaublich erscheint, das macht uns jeder gute Westmann nach. Wer es nicht sehr bald fertig bringt, eine Fährte oder Spur zu lesen, der mag sich in Gottes Namen schleunigst wieder von dannen machen, denn er könnte hier im Westen gar nicht existieren. Alle berühmten Jäger haben ihre Erfolge neben ihrer Kühnheit, List und Ausdauer auch dem Umstande zu verdanken, daß jeder Fußstapfe, den sie sehen, für sie ein deutlich geschriebener Brief ist, welchen der Betreffende ihnen mit oder ohne Absicht zurückgelassen hat. Wer aber kein Verständnis für solche Briefe hat, der wird sehr bald eine Kugel oder einen guten Messerstich erhalten und an irgend einer Stelle verfaulen, an welcher es nicht gut möglich ist, ihm ein Denkmal zu errichten. Mein Bruder hat gesagt, daß sich hier keine Blutlache befinde, und er hat recht gehabt. Eine ganze, große Lache gibt es freilich nicht, aber ein wenig Blut ist doch zu sehen. Diese kleinen, dunklen Stellen im Sande rühren von Blutstropfen her. Derjenige, welcher hier lag, war also verwundet und zwar schwer, denn man ersieht aus der Spur, daß er sich vor Schmerz am Boden krümmte. Schaut euch nur das nebenan stehende Knieholz genau an und den Sand, welcher sich unter den niedrig kriechenden Zweigen desselben befindet! Der arme Teufel hat vor Schmerz die Aeste losgerissen und die Finger in die Erde gekrallt. Könnt ihr mir vielleicht sagen, an welcher Stelle seines Körpers er verwundet war?"

(Fortsetzung folgt.)

Das Krocketspiel.

Dieses Spiel hat sich wegen der dabei für den Spieler erforderlichen Treffsicherheit und der Berechnung halber, mit der der eine (mittels eines queueartigen Hammers getriebene) Ball den anderen zu treffen und in eine bestimmte Richtung zu bringen hat, den Namen „Rasenbillard" erworben. Es gibt dabei, wie beim feineren Billard, tiefe, hohe, kurze und lange Stöße, hier also Schläge, ebenso Schneider und Nachläufer resp. Zurückzieher. Ein Ball, vom Queue oder Schläger hoch getroffen, läuft dem Balle, auf den er getrieben wird, nach, sogar vor; tief getroffen, bleibt er nach der Begegnung mit einem zweiten Balle stehen; schief auflaufend, setzt er seinen eigenen Lauf seitlich oder schräg fort und teilt auch dem anderen Balle eine schräge Richtung mit. Die Theorie des Billards ist beim Krocketspiel gewissermaßen eine Voraussetzung, wie auch wir diese Voraussetzung bei unserer Darstellung machen, die nur mit den spezifischen Eigentümlichkeiten des Spiels und seinen Sondergesetzen sich beschäftigt.

Zwei technische Eigenheiten bei der Praxis des Rasenbillards sind das „Kippen" und „Wippen"; das Kippen besteht darin, daß man den eigenen Ball mittels eines Schlages mit dem Hammer (Schläger) so vorwärts treibt, daß er den Ball eines Gegners trifft und diesen in eine für sein weiteres Fortkommen auf einem vorgeschriebenen Wege vorteilhafte Position bringt. Dabei erhält man das Recht zu einem weiteren Schlage, bleibt also am Spiele, und zwar muß man zuvörderst den „gekippten" Ball auch „wippen". Um dies auszuführen, legt man den eigenen neben den gekippten Ball, setzt den Fuß auf den eigenen Ball (nach neuerem englischen Usus ist letzteres nicht mehr üblich) und schlägt nun gegen diesen (den eigenen Ball), so daß der feindliche Ball abermals davonfliegt und in eine für ihn noch unvorteilhaftere, für den eigenen Ball später abermals benutzbare Position gerät.



Das Krocketspiel: Die Form der Thore.

Dies ist so zu verstehen:

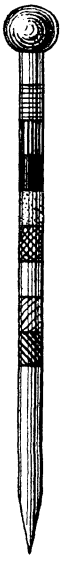
Beim Krocket kommt es darauf an,

seinen eigenen Ball durch eine Reihe von aufgestellten Thoren zu treiben, den Gegner aber daran zu hindern, daß er uns auf diesem selben Wege nach-, geschweige gar zuvorkomme. Da man nun des Gegners Ball diesseits eines zu passierenden Thores kippen und wippen, dann das Thor passieren und denselben gegnerischen Ball (oder einen anderen feindlichen Ball) abermals kippen und wippen kann (u. s. f.), so ist ersichtlich, daß im richtigen Treiben, Schneiden und Nachlaufenlassen der eigentliche Kern des Spieles liegt.

Eine fernere hervorragende Eigenschaft des Krockets, wodurch es zu großer Beliebtheit gelangte, ist die, daß sich Damen und Herren an demselben beteiligen können, eine Eigenschaft, die es mit dem Lawn Tennis teilt.

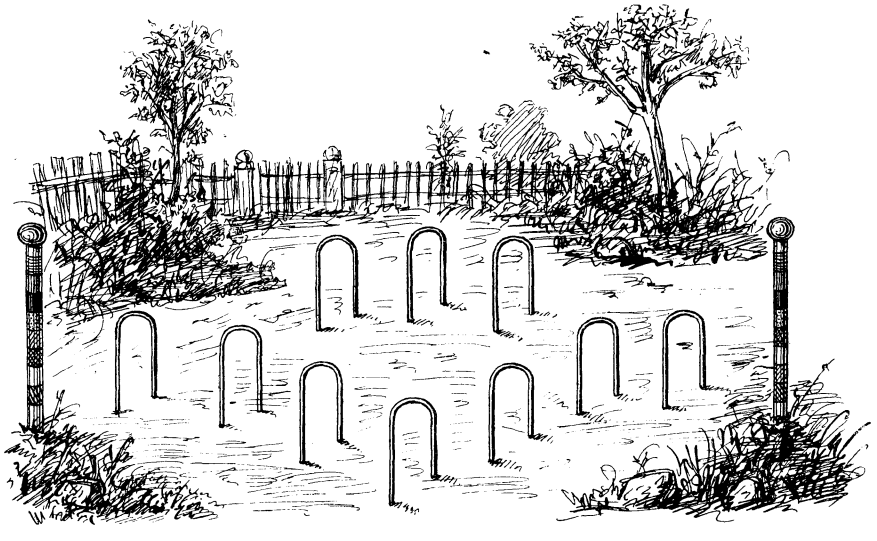
Nach diesen allgemeinen Bemerkungen dürften die folgenden Spielregeln leicht verständlich sein.

Der Krocketplatz sollte womöglich eine Länge von 30 m, eine Breite von 20 m haben. Die Thore werden in der Mitte des Krocketplatzes aufgestellt. Sie sind aus Stabeisen rechtwinkelig, auch rund gebogen, und haben unten zugespitzte Schenkel von etwa 40 cm Länge; die beiden Schenkel werden cirka 15 cm tief in den Boden gesteckt, so daß sie 25 cm hohe Thore abgeben. Geschickteren Spielern gewährt ein Thor von 20 cm Weite zu wenig Schwierigkeiten und Reiz, sie nehmen deshalb Thore von nur 10 cm Weite, die also nur wenig weiter sind, als der Ball an Durchmesser besitzt. Die „Pfosten" sind zwei, 3 bis 4 cm dicke und 50 cm aus dem Boden hervorragende Pfähle; der eine Pfosten heißt das „Schlagmal", der andere das „Kehrmal". Beide Pfähle haben acht Farbenringe in folgender Reihenfolge von oben nach unten: blau, rot, schwarz, gelb, braun, orange, grün, violett. Die Bälle, acht an der Zahl, sind aus Buchsbaum oder Birkenholz und haben 9 bis 10 cm im Durchmesser. Sie sind je vier gleichfarbig, und zwar blau und hellrot bemalt, und erhalten außerdem die Farbenringe, welche denen des Pfostens entsprechen, so daß jeder Mitspielende seinen Ball erkennt und die Folge, in der er ans Spiel kommt, vom Pfosten ablesen kann. Von den blauen Bällen erhält der eine einen schwarzen, der andere einen braunen und der letzte einen grünen Ring; dementsprechend wird die rote Partei gekennzeichnet. Die Schläger, gleichfalls acht an der Zahl, haben die Gestalt eines langgestielten Hammers. Der walzenförmige Kopf ist von sehr verschiedener Länge, und zwar pflegen bessere Spieler einen längeren Kopf vorzuziehen, weil er dem Schlage eine größere Kraft und Sicherheit des Zielens verleiht. Um sicher zu schlagen, faßt man den Schläger stets mit beiden Händen an und hält ihn dabei so, daß er dem Körper parallel steht. Farbige kleine Metallzwingen (Reiter) dienen dazu, dasjenige Thor zu bezeichnen, welches der gleichfarbige Ball zuletzt passiert hat. Die Aufgabe der kämpfenden Parteien besteht darin, ihre Bälle durch die in bestimmter Ordnung aufgestellten Thore hindurchzutreiben. Zwei bis acht Personen beteiligen sich am Spiel. Bei zwei Beteiligten spielt jeder zwei Bälle, und zwar jeden Ball abwechselnd mit dem des Gegners, als wären diese Bälle unter vier Spieler verteilt. Bei Wettspielen oder bei sechs bis acht Beteiligten empfiehlt es sich, einen Unparteiischen zu ernennen.



Schlag- und Kehrmal.

Die Spielgesellschaft wählt nun zuvörderst die beiden besten Spieler als Anführer, welche ihrerseits um den blauen und den hellroten Ball losen. Der Besitzer des blauen Balles darf sich zuerst einen der übrigen als Mitspieler aussuchen u. s. w. Die Bälle werden verteilt. Die Besitzer der Bälle Blau, Schwarz, Braun, Grün bilden die eine Partei, die von Rot, Gelb, Orange, Violett die andere, und zwar werden die Bälle in der Reihenfolge der Farbenringe am Schlagmal geschlagen. Jeder Spieler bringt zum ersten Schlage seinen Ball etwa $^1/_2$ m vom Schlagmal entfernt auf den Boden und schlägt ihn mit einem hörbaren Schlage so, daß er durch das erste und womöglich auch das zweite Thor hindurchfliegt. Er bleibt nun so lange am Schlage, als er ordnungsmäßig seinen Ball durchs nächste Thor treibt oder ordnungsmäßig einen anderen Ball „kippt" und „wippt". Hat er auf diese Weise der Reihe nach die Hälfte der Thore passiert, so muß er mit seinem Ball das Kehrmahl berühren und sich dann durch die andere Hälfte nach Hause begeben. Berührt er jetzt mit seinem Ball das „Schlagmal", so ist er „tot". Solange aber die übrigen Bälle der eigenen Partei noch nicht nach Hause gekommen sind, vermeidet er das Schlagmal zu treffen; vielmehr geht er nach dem Passieren des letzten Thores mit seinem Ball hinter dem Schlagmal herum und ist nun ein „Räuber". Als solcher steht er der eigenen Partei bei, ohne seinen Ball durch irgend ein Thor treiben zu müssen. Erst wenn dann sämtliche Bälle der eigenen Partei glücklich alle Thore passiert haben, bringt der „Räuber" seinen Ball durch Berührung desselben mit dem Schlagmal „außer Spiel", und diejenige Partei, welche zuerst alle ihre Bälle außer Spiel setzt, also „tot" gemacht hat, ist Siegerin.



Das Krocketspiel: Die Thore, das Schlag- und Kehrmal, aufgestellt.

Folgende Spielgesetze sind hauptsächlich noch zu beachten. Ueber die Größe und Form des Schlägers, sowie darüber, wo man ihn anfassen muß, bestehen keine Einschränkungen; nur darf nicht mit der Seite des Schlägerkopfes geschlagen werden, aus-

genommen in Fällen, wo ein regelrechtes Schlagen unmöglich ist. Kein Ball darf zweimal hintereinander gekippt (oder gewippt) werden; es sei denn, daß inzwischen ein Punkt (also ein Thor oder ein Mal)

Das Krocketspiel: Die Stellung beim Schlagen.

gemacht worden ist. Wenn eines Spielers Ball einen anderen berührt, sobald er an die Reihe kommt, so wird es angesehen, als habe er jenen bereits gekippt. Geht ein Ball durch ein Thor und kippt dann einen jenseits desselben liegenden Ball, so gilt beides. Aber wenn ein Ball beim Kippen durch ein Thor geht, so gilt das nicht, sondern es muß mit diesem Ball erst gewippt werden. Ein Ball, welcher über die Grenze des Spielplatzes geflogen ist, wird auf den Platz zurückgebracht und um die Länge des Schlägerstiels von der Grenze entfernt niedergelegt. Wenn es der Ball des an der Reihe befindlichen Spielers ist, so hat dieser Spieler die Wahl, den Ball auf diese Weise heranzubringen, oder ihn von dort aus zu spielen, wo er gerade liegt. Wenn ein Spieler beim Wippen einen der beiden Bälle über die Grenze des Spielplatzes schleudert, so verliert er den Schlag.

Der Spieler macht „einen falschen Schlag", wenn er einen anderen Ball schlägt statt seinen eigenen, oder wenn er einen unhörbaren Schlag macht, einen sogen. „Schieber", ferner wenn er seinen Ball zweimal schlägt, also einen Doppelschlag macht, oder seinen Ball, während er denselben spielt, mit irgend einem Körperteil berührt. Der Spieler verliert dann den Schlag, und die Bälle bleiben, wo sie sind.

Ebenso verliert der Spieler den Schlag („kommt ab"), wenn es ihm nicht gelingt, das nächste Thor zu machen (resp. das Kehrmal zu berühren), oder einen Ball zu kippen, oder wenn es ihm nicht gelingt, den vorderen Ball von der Stelle zu bringen. Ferner wenn er einen Ball über die Grenze schleudert, resp. einen falschen Schlag macht. Wenn ein Spieler außerhalb der Reihenfolge oder mit einem falschen Balle spielt, oder ein falsches Thor macht, so kommt er nicht nur vom Schlage, sondern verliert auch alle in diesem Gange gemachten Punkte (Thore). Ebenso ist alles nach dem Mißgriff gemachte Kippen und Wippen ungültig. Der Gegner hat die Wahl, die Bälle so liegen zu lassen, wie sie liegen, oder sie an den Platz zurückzubringen, wo sie vor dem letzten Schlage lagen. Merkt der Gegner aber den Mißgriff nicht, so kann nachträglich keine Remedur mehr eintreten. Wenn ein Spieler beim Kippen eines der eigenen Partei gehörigen Balles, der bereits Räuber ist, diesen gegen das Schlagmal treibt, so ist der Ball „tot", und der Spieler verliert den Schlag.

Kein Ball hat die Fähigkeit, eines Gegners Räuber tot zu machen, wenn er nicht selbst Räuber ist. Wenn ein Ball in einer Vertiefung liegt, kann er herausgeholt und in der Richtung, in der gespielt werden soll, hingelegt werden. Desgleichen kann man den Ball weiter als drei Fuß von der Grenze abrücken, wenn anders der Schlag nicht unbehindert gemacht werden kann. Ein Ball gilt für „durch", d. h. er hat das betreffende Thor passiert, wenn der Schlägerstiel sich zwischen das Thor und den Ball so legen läßt, daß er den Ball nicht berührt. Rollt der durchs Thor gegangene Ball durch dasselbe zurück, so daß der Schlägerstiel zwischen beiden Platz findet, so gilt der Ball nicht für „durch". — Von der Hinterseite durchs Thor zu gehen, ist nicht verboten, hat aber nicht die mindeste Gültigkeit. Trifft ein Ball nach dem Kippen noch einen zweiten Ball, so gilt nur das erste Kippen. Ein Spieler kann jederzeit seinen richtigen Weg verlassen, um einem Parteigenossen irgendwie behilflich zu sein. Spieler derselben Partei dürfen einander Rat geben, nicht aber an der Ausführung des einzelnen Schlages sich beteiligen.

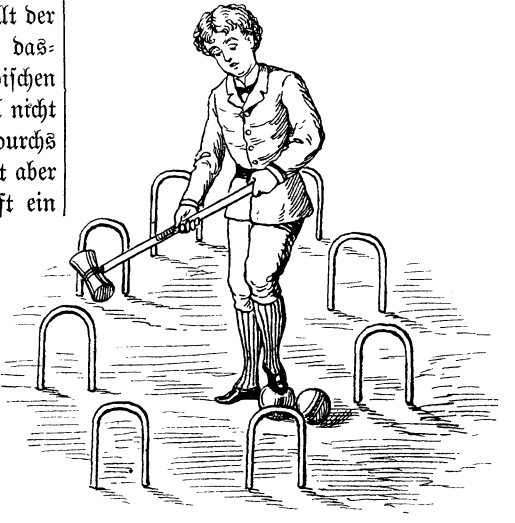
Krocket ist neuerdings durch Lawn Tennis ein wenig in den Hintergrund gedrängt worden, indessen bleibt es für größere Gesellschaften und garden parties nach wie vor ein empfehlenswerter Zeitvertreib. Vom sportsmännischen Standpunkte aus wird freilich das männliche Cricket, und bei Damenbeteiligung das Lawn Tennis vorzuziehen sein. Möchten sich auch bei uns diese Spiele mehr einbürgern, denn solcher Sport ist in seinen resultierenden Wirkungen eine segensreiche Uebung. In welcher Form er aber auch sonst betrieben werde, er wirkt erhebend auf das Gesamtbewußtsein, auf das individuelle Wohlbefinden und auf die nationale Kraft.

Bezahl dir's Gott!

Bruder Alex war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine der populärsten Figuren der Bevölkerung der schlesischen Hauptstadt. Dieses Original hatte seine eigentliche Wohnung bei dem heiligen Berge zu Oßwitz, hielt sich aber den ganzen Tag über in Breslau auf und erbettelte sich seinen Unterhalt. Bruder Alex trug stets die Kleidung eines Einsiedlers. Er nannte jedermann „du" und für eine Schmähung oder Spottrede bedankte er sich ebenso, wie für eine milde Gabe, nämlich mit einem „Bezahl dir's Gott!"

Das „Griechische" befreite vom Militär.

Der berühmte Johann Fechner (der 1686 als Rektor des Magdaleneums in Breslau starb) wurde in seiner Jugend, von der Straße weg, zum Soldaten ge-



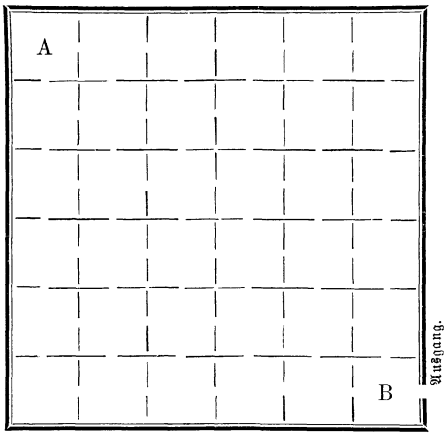
Das Krocketspiel: Das Wippen.

nommen. Da er aber nach einiger Zeit seinem Offizier einige griechische Inschriften verdeutschte, gab ihn derselbe sogleich wieder los.

Eine Aufgabe zum Kopfzerbrechen.

Die Zeitschrift „Knowledge" bringt eine hübsche Aufgabe zum Kopfzerbrechen, welche in folgender, veränderter Fassung wiedergegeben sei.

Ein Gefangener sitzt in einem Zellengefängnisse von beistehender Form, und zwar in der mit A bezeichneten Zelle. Es sind, wie die Figur zeigt, 36 quadratische Zellen, welche auf die angegebene Weise miteinander in Verbindung stehen. Das ganze Gefängnis ist mit einer Umfassungsmauer umgeben, die nur einen Ausgang aufweist, nämlich bei B, der Zelle A diametral gegenüber.



Zu dem Gefangenen in A tritt der Gefangenwärter. Kaum ist dieser in der Thüre erschienen, so ruft ihm der erstere zu, ob sein Begnadigungsgesuch angenommen worden sei. Der Wärter spricht: „Wohlan, kannst du in alle 36 Zellen, aber in jede nur einmal gehen bis zum Ausgange, dann bist du frei." — Sinnend schreitet der Gefangene in seinem engen Raume auf und ab. Plötzlich bleibt er stehen und ruft erfreut: „Ich hab's gefunden. Ich will jetzt in alle 36 Zellen — wie du gesagt hast — aber in jede nur einmal gehen, bis zum Ausgange." Es gelang ihm und er wurde entlassen.

Wie war das möglich?

Rätsel.

Bei hohen Bergen findest du mich,
Trägst mich auch in der Tasche fort;
Auf weiten Reisen begleit' ich dich,
Leih' Sicherheit an jedem Ort.

Geographierätsel.

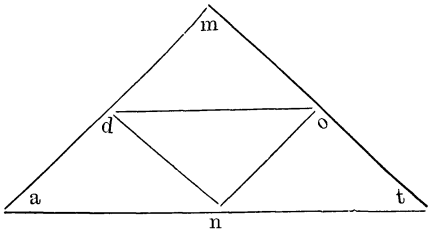
Die Reihen sollen ergänzt werden durch zwei Flüsse in Asien, einen in Afrika, einen in Provinz Preußen, einen in Südrußland, und eine Stadt am Rhein, so daß in den wagerechten Reihen sechs Worte entstehen, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ein großes Gebirge in Europa ergeben.

. . . . e
. . . . r
. . . . u
. . . t
. . . r
. . . s

Auflösung des Rätsels in Nr. 28.

Die Uhr.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 28.



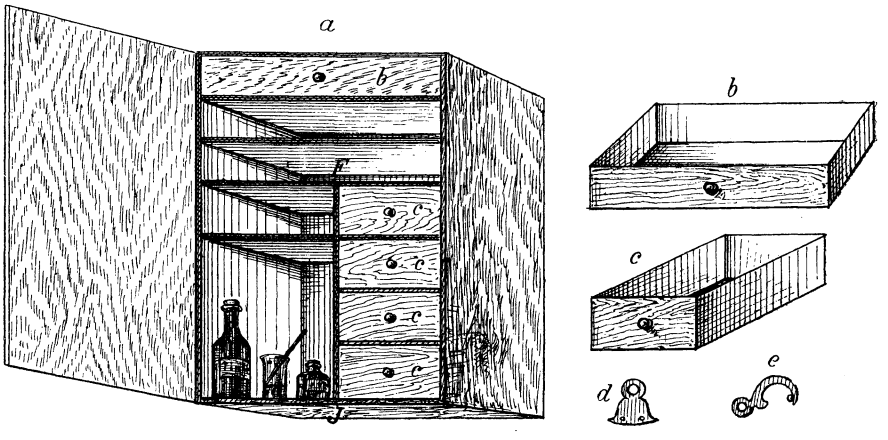
Auflösung der Streichholzrätselaufgabe in Nr. 28.

Die Rechnung der beiden kuriosen Zahlen in Nr. 28

ergibt die Zahlen:
111 111 111 und 123 456 789.

Fragen und Antworten.

„Liebe Kameraden! Viele von Euch haben schon dazu beigetragen, um uns allen lehrreiche und vergnügte Stunden zu bereiten. Ich möchte mich nun auch einmal nützlich erweisen und Euch die Herstellung eines kleinen Wandschrankes schildern. Jeder von Euch ist wohl im Besitze eines leeren Zigarrenkastens. Dieser wird, nachdem er ordentlich gereinigt ist, innen und außen mit hübschem, holzfarbenem Papier beklebt. Zum Kleben benutze man den in Nr. 2 des 2. Jahrganges beschriebenen Kleister, doch muß man acht geben, daß das Papier recht glatt aufgeklebt wird. Dann schreitet man zur Herstellung der Fächer. Hierzu schneidet man mittels der Laubsäge vier gleiche Bretter, von denen drei zu Fächer, das vierte aber schon zum Boden des Schiebekastens b dient. Diese drei Bretter werden mit demselben Papier beklebt, mit welchem der Schrank von innen und außen beklebet ist, und dann mit Tischlerleim in verschiedenen oder gleichen Entfernungen geklebt. Ist das geschehen, so wird von F nach J ein Brett geleimt, welches senkrecht auf dem Boden des Schrankes steht. Der dadurch entstehende schmale Raum wird in vier gleiche Teile geteilt und mit vier kleinen Schiebekästen versehen, welche die Gestalt haben, wie c es zeigt. Der Schiebekasten b besteht aus dem Boden, zwei langen und zwei kurzen Seitenwänden, die auf dem Boden im rechten Winkel geleimt und mit holzfarbenem Papier beklebt werden müssen. Mit dem Boden des Schiebekastens c^1 in gleicher Richtung läuft noch ein etwas kleineres Fach. Das große untere Fach dient zur Aufbewahrung von Tintenflaschen ꝛc. Figur d stellt eine Oese oder ein Hängsel dar, welches oben an das Schränkchen genagelt wird und zum Aufhängen desselben dient. Der Haken e bildet den Verschluß der Thüre. Statt der Schiebekästchen c kann man auch sogen. Apothekerschachteln benutzen, doch sind letztere aus Pappe verfertigt und darum nicht gerade sehr haltbar. — Ich habe schon mehr als sechs solcher Schränkchen gemacht und verschenkt, und sie haben immer allgemeine Zufriedenheit und Bewunderung erregt, und hoffe, daß sie Euch auch gefallen werden. Leicht findet sich eine Ecke oder eine Nische, wo ein solches Schränkchen untergebracht werden könnte und es ist doch viel besser, wenn alle die Fläschchen



ꝛc. sorglich darin aufbewahrt sind, als auf allen Tischen und Möbeln herumfuhrwerken. Mit Gruß und Handschlag Euer Paul Sch. in Güstrow.

Rudolf (Ludwig) Schlunck in **Kassel** schreibt: „Verzeihen Sie, daß ich Sie schon wieder belästige. Es ist aber ein sehr freudiger Grund, wenn ich diesmal schreibe. Ich kann Ihnen nämlich die Mitteilung machen, daß ich meine Wette, welche, wie Sie wohl noch wissen, auf 100 000 Marken lautete, am 1. April glänzend gewonnen habe! Ich besitze nämlich jetzt 140 000 Stück! Es war allerdings aber auch die höchste Zeit, denn mein Gegner hatte auch schon 90—95 000! Diesen Gewinn verdanke ich hauptsächlich meinen lieben Kameraden, die mich mit Marken förmlich überschüttet haben. Täglich empfing ich 3—4 Sendungen; im ganzen sind bis jetzt 74 eingelaufen. Daher trieb es mich, Ihnen und allen zu danken, und ich möchte Sie auch bitten, dies meinen Kameraden in Ihrem Blatte gütigst mitzuteilen, indem ich noch hinzufüge, daß ich allen denen, deren Schreiben eine Antwort verlangt und denen ich bis jetzt noch nicht antwortete, binnen kurzem schreiben werde. — Gerne auch möchte ich mich um den ‚G. K.', dem ich so viel verdanke, etwas verdient machen. Ich weiß nur nicht, in welcher Weise ich dies bewerkstelligen könnte. Nun, das wird sich doch wohl finden lassen. Bis dahin verbleibe ich mit freundlichem Gruß Ihr dankbarer R. S. NB. Ich hatte voriges Mal aus gewissem Grunde Ludwig unterzeichnet und, um lange Erklärungen auf den kleinen Postkarten zu vermeiden auch in den meisten Antwortschreiben an die Kameraden ‚Ludwig' unterschrieben; mache dies hiermit gut." — Gratulieren und grüßen!

Heinrich Lohr in **Saargemünd** ist im Besitze von etwa 40 seltenen asiatischen, auch elsaß-lothringischen Briefmarken und bittet, da er kein Markensammler ist, um Münzenangebote.

H. K. in Neuchatel. Der deutsche Kronprinz trägt im allgemeinen Husarenuniform. Bei Festlichkeiten ist das sehr verschieden, je nach den Satzungen des Hofzeremoniells; beim Empfange ausländ. Fürsten trägt er gewöhnlich diejenige des ihm verliehenen ausländischen Regiments. — Frage eine in schweizerischer Geschichte bewanderte Persönlichkeit nach dem vor 1798 bestandenen Unterschied der Staatsform der Länderkantone (Glarus, Uri, Appenzell u. s. w.) und jener der Städtekantone (Zürich, Freiburg, Bern ꝛc.), dann wird Dir bald klar sein, was man unter dieser Bezeichnung zu verstehen hat. Einen Deiner Frage entsprechenden geschichtlichen Abriß hier zu geben, das würde uns doch zu viel Platz wegnehmen. Gruß freundlich erwidert.

E. Berch in **Bromberg, Fischerstraße Nr. 9**, besitzt eine beträchtliche Anzahl Stempel von Aemtern, für die er gerne Briefmarken eintauschen möchte. — Feuerwerkskörper herzustellen, wollen wir lieber den berufenen Feuerwerkstechnikern überlassen; es könnte uns ergehen, wie dem Erfinder des Schießpulvers.

E. Sch. in **Hamburg.** Das glauben wir, daß Dein Papierschiff zum Eisbrecher nicht taugen würde. Gleichwohl sieht der „G. K." einer Beschreibung desselben mit Interesse entgegen. — Die magischen Handkoffer werden in zusammengelegtem Zustande in den Cylinderhut praktizirt und nehmen so nur verschwindend kleinen Raum ein. Herausgenommen werden sie aber, nachdem man dieselben, Stück für Stück, im Hute auseinandergezogen hat. Wie groß ist das Staunen des Publikums, daß der Cylinderhut so viele Raum in Anspruch nehmende Köfferchen enthält. Verstehst Du's jetzt? — Wann das große Jubelfest endlich gefeiert wird? Sobald sich, wie ja bedungen, der 100 000ste Abonnent meldet. Im Vertrauen gesagt, hat's damit noch gute Weile. Der „G. K." muß eine noch viel größere Kameradschaft um sich haben, als sich bisher zusammengefunden hat. Wir laden dann auch die two snubnoses, snouted baboons und den Juggle-Fred ein. Freund, das soll ein Gaudium abgeben!!

E. L., Sem. in **A.** Sehr hübsch gedacht und gereimt. Leider zu spät gekommen. Gruß freundlich erwidert.

Ch. Sp. in **L.** Du willst wissen, „wann das neunzehnte Jahrhundert anfängt"? Lieber Freund, noch 12 Jahre, und wir zählen dann schon das zwanzigste.

Gustav K. in **Hagen i. W.** Du bist ein loser Schäker. Oder hast Du wirklich an die Möglichkeit geglaubt, daß man den Spatzen Salz auf den Schwanz streuen könne? Das wird kaum fertig zu bringen sein, denn die graue Spitzbubengesellschaft ist im rechtzeitigen Durchbrennen doch gar zu geübt und flink. Mit einer Spatzenfalle wird auch kaum etwas auszurichten sein. Wenn es Deinem Zwecke entspricht, so suche eine Vogelscheuche aufzurichten; auf jedem Deiner Spaziergänge kannst Du die prächtigsten Modelle sehen.

Drei Sekundaner in **Wiesbaden.** Ihr werdet zusammen ein holländisches Werk übersetzen. Der „G. K." ist sehr begierig, von der Lösung dieser Aufgabe seinerzeit zu erfahren.

Gute Verrichtung, vergeßt darob Euer Schulstudium nicht!

Der Vater eines ihrer Leser. Gern!

Betti L., eine Kamerädin, singt:

Du drückst mir die Freude ins Herz,
Das stillte den stechenden Schmerz.

Daß der „G. K." auch ein Medizinmann ist, das hat er bis zur Stunde nicht gewußt. Gut, daß der Schmerz weg ist; war er arg? Doch nur ein sogen. Tanzstundenschmerzchen, wie? Ja, die thun, wie der „G. K." natürlich nur vom Hörensagen weiß, mitunter etwas weh; doch sind sie, wie erwiesen, ungefährlich, ganz ungefährlich.

Amigo N. in **Wien.** Das im Verlage von A. Hartleben in Wien erschienene Büchlein: „Raphael Sanzio, Die Kunst ein Maler zu werden." — Du willst uns eine Deiner Zeichnungen einsenden? Das soll uns sehr interessant sein. Kameradschaftlichen Gruß!

Georg Sch. schreibt: Ich möchte meinen Kameraden ein hübsches Experiment mitteilen, das man mit dem Elektrophor machen kann. Eine Person stellt sich auf eine Fußbank, deren Füße in Gläser stehen (Isolierschemel, Biergläser). Nun lädt man der Person eine Anzahl Funken ein und nähert sich ihr mit kleinen Stückchen Florpapier, lose in der Hand. Die Person wird diese Papierstückchen anziehen und abstoßen. — Gruß.

Theodor Lorenz in **Hamburg, Uhlenhorst, Körnerstraße 2,** möchte gerne mit seinen Kameraden Münzen tauschen. Derselbe hat u. a.: One Penny v. 1863; One Cent of United States v. 1862; 1 Sechsling und 1 Dreiling Schleswig-Holstein v. 1850; 1 chinesische Kupfermünze v. 1802; 1 Braunschweiger Münze v. 1803; 6 Kreuzerstücke Baden v. 1855; einen halben Silbergroschen (Preußen) v. 1867; 5 centesimi (Italien) v. 1861; 5 centimes (Frankreich) v. 1855; und wünscht dafür österreichische, ungarische oder russische gute Münzen.

Alb. K. in **N.** Musenkinder nennst Du die Dinger? Ein recht passender Titel für solch derbknochige und rauhborstige Rangen.

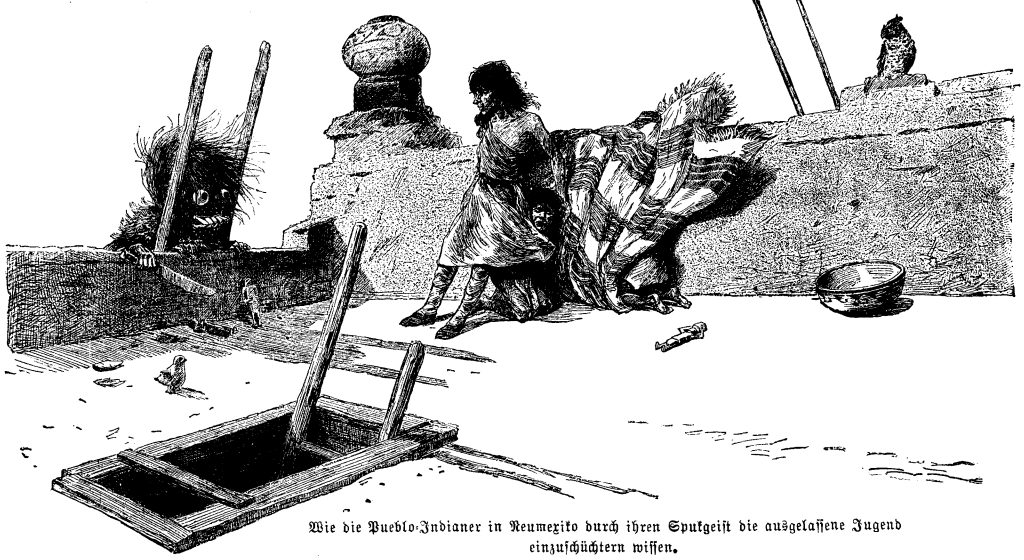
Ludwig Merz in **K.** Elektrische Apparate erhältst Du von den oftgenannten Lehrmittelanstalten zu Berlin (J. Bischof, Oranienburgerstr. 75) und Leipzig (Schneider). Neuerer Zeit befassen sich mit dem Verkaufe dieser Artikel auch alle besser assortierten Spielwarenhandlungen und die Optiker (in Stuttgart Optiker Geiger, Königsstraße). Hast Du nicht Lust und Zeit, Dir dergleichen selber zu bauen? An Anleitung fehlt es doch nicht. — Eine nur antiquarische Musikalienhandlung gibt es in Stuttgart nicht.

L. Oppenheim in **Berlin.** Du wünschest den Autographen Napoleon I. — Verschaffe Dir das überall verbreitete Journal: „Vom Fels zum Meer" vom Jahre 1885, Februarheft. Darin findest Du eine große Anzahl dieser Autographen, von der Zeit an, da N. noch Kadett in der militärischen Schule zu Paris war, bis zum Exil auf der Insel Elba.

M. B. in **B.** Auch Du bist auf die versprochene Rede des Hobble-Frank gespannt. Wir haben ihm seinerzeit sagen lassen, er müßte herüberkommen, wenn wir den 100 000sten Abonnenten gezählt hätten und daran müssen wir unbedingt festhalten. Der würde sein Maulwerk schön wund wetzen, wenn er uns nicht, wie versprochen, vollzählig vorfinden würde.

Wettende in **Berlin.** Die vornehmlich Berliner Redensart: „Auch eine schöne Gegend!" ist auf Glasbrenner und sein „Berlin, wie es ist und trinkt (1. Heft 1832)" zurückzuführen. Zwei Berlinerinnen fragen sich gegenseitig, wo ihre Söhne in den Freiheitskriegen gefallen seien. „Bei Leipzig," antwortete die eine. — „Ooch nee schöne Jegend!" entgegnete darauf die andere.

O. H. in **D. a. N.** Sehr hübsch gemacht. Man kann bei dieser Figur übrigens auch noch die Diagonale von 11 auf 1 ziehen; die Zeichnung wird dadurch gleichmäßig, Anfang und Ende liegt dann sogar in einem Punkte.



Wie die Pueblo-Indianer in Neumexiko durch ihren Spukgeist die ausgelassene Jugend einzuschüchtern wissen.

Hugo L. in **Bonn.** Missionäre, die gewöhnliche deutsche Marken nehmen, gibt es nicht. Die landläufigen Erzählungen, daß durch solche Marken Heidenkinder oder Sklaven losgekauft würden, gehören ins Reich der Fabel.

Paul Voelkel jun. in **Breslau, Schweidnitzerstraße 51,** möchte mit seinen Kameraden Marken tauschen; namentlich wären ihm Hamburg und Hannover sehr erwünscht. — Ueber die Selbstanfertigung einer Elektrisiermaschine wirst Du in einer der nächsten Nummern den Bericht eines Deiner Kameraden finden. Wir müssen nur noch die zum Verständnisse erforderliche Zeichnung dazu machen lassen.

W. G. in **Z., Anton Sch., Obertertianer, Otto B.** in **Schmalkalden, Wilhelm B.** in **Hagen i. W., Max St.** in **Stuttgart.** Eure „Selbstgemachten" sind hübsch ersonnen; da der „G. K." aber noch so viele andere schon früher eingegangene und noch nicht gedruckte Rätsel vor sich liegen hat, muß er Eure Einsendung vorläufig zum übrigen legen. Dank und kameradschaftlichen Gruß!

L. D. in **K.** Mit dem photographischen Apparate können natürlich auch für die Laterna magika Glasnegative hergestellt werden. Die Kassette des Apparates muß solche Dimensionen haben, daß sie eine Glasplatte von ca. 3 mm Dicke aufnehmen kann. Derartige Bromsilberplatten können durch Alb. Glock & Co. in Karlsruhe bezogen werden. Gangbare Größen sind 9×12 cm, 10×13, 12×15, 13×18 cm. Andere Formate müssen eigens angefertigt werden.

E. L. und **F.** in **H.** In Süddeutschland ist fast allgemein das Gabelsbergersystem verbreitet, in Norddeutschland das von Stolze. — Sie fragen, wie Brüderchen den braungestreiften Hals weiß bekommen könnte? Das kommt auf die Ursache an. Versuchen Sie's mit täglichen Schwefelseifewaschungen; besser jedenfalls, Sie fragen ihren Arzt oder Apotheker. Kameradschaftlichen Gruß!

Ein Tertianer in **Wien.** Es freut uns, daß Du an den Laubsägearbeiten Gefallen findest, und ist es sehr lobenswert von Dir, daß Du Deinen Kameraden ein Rezept zur Bereitung einer Politurflüssigkeit angeben willst. Dieselbe ist die bei allen Tischlern gebräuchliche Möbelpolitur. Das von Dir erwähnte Weglassen des Oeles beim Polieren ist jedoch bei dieser Politurflüssigkeit nicht immer ausführbar; das Oel dient nämlich dazu, ein Festkleben des Polierballens zu verhüten und soll freilich so wenig wie möglich angewendet werden. Falls die Laubsägearbeiten unter Deinen Kameraden Anklang finden, soll auch das Polieren genau beschrieben werden. Dies hat aber noch Zeit bis zum Wiedereintritt der rauheren Jahreszeit, die wir jetzt im Frühling beileibe nicht heranwünschen wollen. Die Brasilienspäne (Rothholz) sind in dem benötigten Quantum in allen Materialienhandlungen um wenige Pfennige zu haben. Gruß freundlich erwidert.

Sextaner A. v. H. in **W.** Dank für das Rätsel. Wünschen, daß Dir der „G. K." auch fernerhin viele Freude bereite. Gruß!

„Lieber guter Kamerad! Sage doch meinen lieben Kameraden, daß ich mein einmal gewundenes, guterhaltenes Signalhorn gegen Münzen vertauschen möchte. (Natürlich mit Einwilligung von Papa und Mama.) Auch habe ich eine Menge silberhaltige Steine aus dem Andreasberg im Harz, die ich ebenfalls gegen Münzen vertauschen möchte. Allen Kameraden richte einen herzlichen Gruß aus. Dein Paul Schondorf, Güstrow in Mecklenburg, Kleine Wallstraße Nr. 2."

Otto Uhlenhaut in **Essen a. d. Ruhr, Hochstraße 3,** bietet seinen Kameraden folgende Münzen zum Tausche an: III Stuber Gülich und Berg, u. z. 3 von 1792 1 von 1793; III Stuber (andere Prägung) Bergsche Landmünze, u. z. 5 von 1804, 2 von 1803 und je 1 von 1805 und 1802; sämtliche sind Silbermünzen. Dagegen ausländische Münzen zu erhalten, wäre ihm am liebsten.

N. L. in **Annaberg.** Du willst einige Bunsensche Elemente anschaffen. Die erhältst Du bei J. Bischof, Lehrmittelanstalt in Berlin N, Oranienburgerstraße 75.

Ernst K. in **M.** Wird man wo gut aufgenommen, muß man dann gleich wiederkommen?

Moritz in **Sangerhausen.** „Moritz" entstammt dem lateinischen Namen Mauritius (der Schwarze, Dunkelfarbige), der Vorname „Arthur" ist angelsächsischen Ursprunges und bedeutet: Der Kraftreiche, der Mächtige. — Du schreibst noch: „Auch lege ich Dir, lieber guter Kamerad, ans Herz, dem Onkel Setzerlehrling die Leviten zu geigen, daß er nicht gar zu übermütig wird." — Wir sind ganz Deiner Ansicht; aber meinst Du nicht, daß das eine Mohrenwäsche absetzen würde?

„Liebe Kameraden! Wer von Euch könnte mir eine oder mehrere der folgenden Marken verschaffen? Sachsen 3 Pf., rot; Kouvert 5 Ngr., Ueberdruck rechts; Mecklenburg-Schwerin 1/4 Schill. 1864, durchstochen punktiert; Kouvert 5 Sgr., grauer Durchdruck, blau; Oldenburg 1858 1/3 Sgr., grün! Hierfür könnte ich in Tausch geben: Preußen 10 und 30 Sgr.; Hannover 2, 3 Sgr. und 3 Sgr.-Kouvert; Corrientes; Falklandsinseln und noch verschiedene andere. Mit Gruß Euer G. Schlikker, zu Schüttorf, Provinz Hannover."

Willi C. in **H.** In den Bestimmungen über Zulassung zum königl. Forstverwaltungsdienst in Preußen heißt es: „Der Betreffende muß eine namentlich in bezug auf Seh-, Hör- und Sprachvermögen fehlerfreie Körperbeschaffenheit haben und deshalb bei seiner Meldung das Attest eines oberen Militärarztes beibringen, daß er frei von Gebrechen ist und ein scharfes Auge, gutes Gehör und fehlerfreie Sprache hat." Dies wird im ganzen auch sehr streng genommen, doch kommen hin und wieder Ausnahmen vor, namentlich wenn vom Arzte bescheinigt wird, daß sich das Auge im Walde kräftigen werde, was in der Regel ja der Fall ist. — In erhitztem Zustande kaltes Wasser trinken? Lasse das ja bleiben; das kann freilich schädliche Folgen haben. Auch für die Vogeleiersammlung ist der „G. K." ganz und gar nicht.

Prächtige Gastmähler.

König Karl VII. von Frankreich hatte einen Koch, Taillavart mit Namen, der durch seine Kunst, kostbare Diners zu arrangieren, zu einer Berühmtheit des 15. Jahrhunderts wurde. Die Schilderung einiger Gastmähler, welche er angerichtet, grenzt ans Wunderbare. Gewiß bedurfte es großer und starker Tische, damit alle Gerichte aufgesetzt werden konnten, ohne daß jene zerbrachen. Die Schüsseln waren nämlich Räderfuhrwerke von Gold und Azur, und jeder dieser Schüsselwagen enthielt 48 verschiedene Gerichte. Einige ausgesuchte Schüsseln waren mit einem Vorlegeschloß verschlossen und wurden vor die Person, welche man besonders ehren wollte, hingestellt, und diese erhielt allein den Schlüssel dazu. Vorzüglich merkwürdig aber waren die Tafelaufsätze und Schaustücke, die durch ihren kolossalen Umfang das Erstaunen der Gäste erregten. So erhob sich einst in der Mitte der Tafel Karls VII. eine Kirche von Marzipan, deren Glockenturm tönende Glocken besaß. Auf einem Tische nebenan war eine Pastete von kolossalem Umfange aufgesetzt. Als dieselbe aufgeschnitten wurde, enthielt sie nicht, wie gewöhnlich üblich, gebratenes Geflügel und Wild, sondern die drei Leibzwerge des Königs kamen aus derselben hervor. Einen weiteren Schmuck der Tafel bildete sodann ein aus Zuckerwerk gebildetes Schloß, dessen Graben voll Orangeblütenwasser umflutet war. Besondere Ueberraschungen aber wurden den Gästen beim Nachtisch zu teil. Ein künstlicher Walfisch wurde hereingefahren. Aus seinem Schlunde und aus seiner Nase ließ derselbe unaufhörlich Wein strömen, der in einem großen Silberbassin aufgefangen wurde. Endlich aber spie er aus seinem Rachen zwei Sirenen aus, sodann den Neptun und andere Meergötter, welche zu dem Gesange der Sirenen einen seltsamen Tanz aufführten.

Die stets sich erneuernden Triebe am Menschheitsbaume, das ist die Jugend. Soll der Baum seine edlen Früchte tragen, so müßt ihr den nachwachsenden Zweigen Raum zur freien Entfaltung, reines Licht und frische Luft gewähren, und alles von ihm abwehren, was die Edelsten aller Zeiten und Völker als Gift der Menschheit zu tilgen suchten — vor allem Aberglauben und Hader. A. Treu.

Walfischfang in den nördlichen Meeren.

Unser Schiff war im Ochozkischen Meere angelangt. Hie und da sprangen an der Oberfläche des Wassers große Blasen auf, welche uns das Vorhandensein von Walfischen verrieten. Unsere Boote begaben sich sogleich auf die Jagd, aber diese war nicht glücklich; mehrmals wurde die Harpune geworfen, die Walfische aber tauchten immer senkrecht unter, ohne daß sie getroffen wurden.

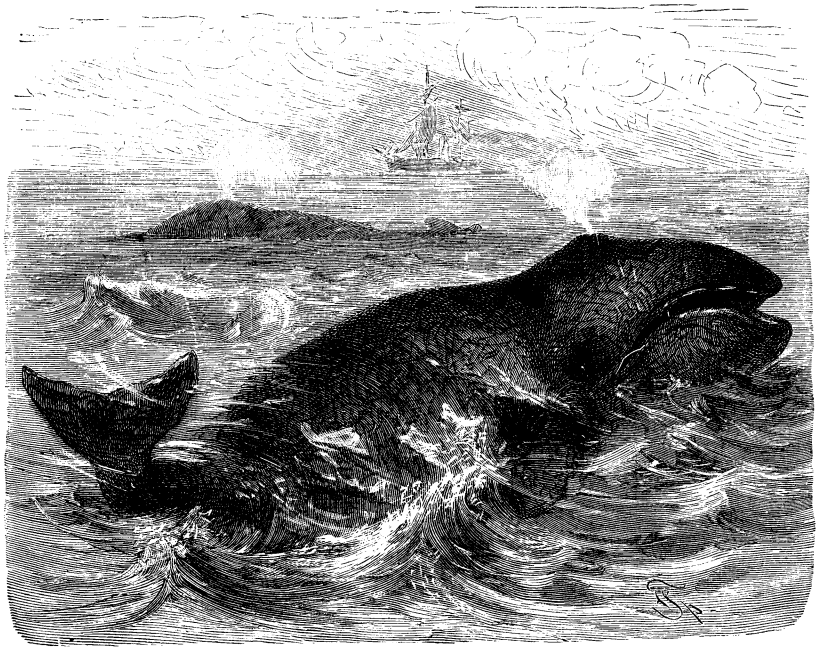
Gegen Mittag kehrten die Boote zurück, ein tüchtiges Mahl wurde eingenommen, und man begab sich nach Beendigung desselben von neuem ans Werk, da die Leute von der Wache nach allen Richtungen der Windrose Walfische signalisierten.

Alles besteigt die Fahrzeuge, an Bord des Schiffes bleiben nur zwölf Mann, die Kranken und der Koch samt dem Schiffsjungen. Ich stieg in den Mastkorb und verfolgte, mit meinem Fernrohr bewaffnet, alle Bewegungen meiner Kameraden.

Bald setzten sie einem Walfisch nach, der plötzlich wieder verschwand, bald gingen sie auf einen Blasenaufwurf los; jedes Fahrzeug strebte nach der Ehre, die erste Harpune zu schleudern, und sie wetteiferten an List und Behendigkeit, um das gewünschte Ziel zu erreichen. Endlich rief die Wache auf dem großen Mast: „Gebunden, ein Walfisch gebunden!"

„Auf welcher Seite?" fragte ich.

„Steuerbord, unter dem Wind."



Auf dem Walfischfang: Der Grönlandswal Länge bis 20 Meter.

Wirklich schäumte das Meer auf diesem Punkte. In großer Spannung, beinahe atemlos vor Erwartung, beobachtete ich mit dem Fernrohr die verschiedenen Phasen eines Kampfes, von dessen Schrecken sich unsere Sportsmänner vom Festlande keinen Begriff machen. Ich möchte einmal sehen, wie ein Löwen- und Tigerjäger einem Walfisch zuleibe geht und ihn ohne Furcht und Schwäche angreift, wie dies von unseren Fischern geschieht. Da hilft keine Büchse, um ihn aus der Ferne zu töten, da gibt es weder Felsen noch Bäume, hinter die man sich zurückziehen könnte, da giebt es kein Pferd, mit dem sich manövrieren oder fliehen läßt; selbst an Boden fehlt es, um sich darauf zu stützen. Das Meer mit seinem unermeßlichen Abgrund ist der Kampfplatz, ein Boot, dessen schwache Planken jede Woge zu zerschmettern droht, die Schutzwehr der Kämpfer. Sechs Mann haben hier Platz genommen, und unter diesen ist nur einer bewaffnet; die anderen führen die Ruder.

Bei jedem Abgange unserer Boote beschlich mich eine nicht zu bewältigende Unruhe und Besorgnis, denn ich konnte nicht vergessen, daß das Leben meiner Kameraden bei jeder Unternehmung dieser Art auf dem Spiele stand. Erst dann wurde ich meiner Besorgnis ledig, wenn nach der Rückkehr keiner beim Appell fehlte.

Von meinem hohen Aussichtspunkte herab beobachtete ich voller Aufregung den

sich entspinnenden Kampf. Drei unserer Boote rückten nebeneinander vor und wetteiferten an Geschwindigkeit, um das vierte einzuholen. Auf diesem befand sich der Kapitän. Hohe weiße Schaummassen wurden von einem verwundeten Walfisch vor demselben aufgeworfen und das Boot pfeilschnell von ihm fortgerissen. Diese Jagd dauerte ohne Abweichung und Aufhalt einige Minuten. Aber bald verdoppelte der Walfisch seine Anstrengungen, um sich von der Harpune loszumachen; er begann das Meer mit seinem Schwanze zu peitschen und drehte sich rings herum, mit dem halben Körper über die Wogen emporschnellend. Das Boot war dem Walfisch sehr nahe und lief große Gefahr, weshalb der Kapitän die Leine vorsichtig nachließ.

Das Tier, jetzt weniger gebunden, schoß von neuem davon und schleppte das Boot in raschem Laufe nach. Dies ist „eine Promenade mit Charabank" — wie die Matrosen sagen — nur ist das Fuhrwerk ohne Achse und Räder und das Pferd ohne Beine; doch gleicht die Geschwindigkeit des Laufes der einer Lokomotive. Die Fischer ruhen dabei aus und schlagen die Arme gemächlich übereinander.

Aber diese Zeit der Ruhe ist sehr kurz. Ungeachtet der Schnelligkeit, womit der Walfisch entflieht, kommt ihm das Boot doch näher und zwingt ihn, seinen Marsch zu verkürzen, sonst wäre das Schiff bald außer Sicht. Zu diesem Zwecke ist die Fischerleine an eine doppelte Rolle im Boote befestigt, und die Matrosen der zwei ersten Bänke halten dieselbe mit aller Gewalt an, während ein anderer Matrose sie sorgfältig in dem Maße als sie an Bord zurückkehrt in die „Balje" aufschlägt. Dieses Manöver erfordert ebensoviel Gewandtheit als Kraft. Der kommandierende Offizier legt das Boot von Zeit zu Zeit quer vor das Kielwasser des Walfisches, damit das Tau seine Pflicht besser thut und mehr Widerstand entwickelt. Die Matrosen halten dasselbe nur mittelst leinener mit Werg ausgestopfter Kißchen an, damit es ihnen nicht die Haut von den Händen reiße, und der Harpunier hält sich mit der Axt bereit, es zu kappen sobald dem Walfisch etwa einfallen sollte, auf den Grund zu tauchen und das Fahrzeug damit plötzlich in die Tiefe zu reißen. Inzwischen schöpft ein Schiffsjunge das Wasser aus, welches immer, auch in das bestgefügteste Fahrzeug eindringt.

Der Walfisch hält allmählich an, die Leine kommt ohne Hindernis an Bord zurück, die Matrosen greifen wieder zu den Rudern und das Boot bekommt, auf den Wogen hingleitend, bald sein Opfer vor den Wind. Jetzt überläßt der Offizier das Steuerruder dem Harpunier und tritt auf die Vorderschanze, um dem Walfisch mit einem guten Lanzenstoß das Herz oder die Lungen zu durchbohren. Der Offizier vom Dienst ist heute unser Kapitän selbst, ein unerschrockener und erfahrener Fischer, ein Amerikaner von Nantucket, — damit ist alles gesagt. Er ist der Sohn und Enkel von Walfischfängern; er ist auf dem Fischfang geboren, hat bei demselben gelebt und wird auch dabei sterben.

Ich traf im stillen Ocean oft auf amerikanische Kapitäne, welche ihr ganzes Leben mit dem Walfischfange zubrachten. Diese wackeren Yankees waren Eigentümer des Schiffes und segelten en famille: Brüder, Schwäger, Vetter u. s. w. bildeten die Mannschaft; ja die Verheirateten nahmen sogar ihre Frauen mit. Die Reise dauerte vier bis fünf Jahre und man kehrte in den Ausrüstungshafen zurück, den unteren Schiffsraum voll von Thran. Mein Kapitän hatte ein solches Fahrzeug zur väterlichen Wohnung gehabt und verleugnete seine Abstammung in keiner Weise.

Unser Walfisch stieß indessen noch kein Blut aus, und ich suchte mir zu erklären, warum der Kapitän, sonst so rasch und thätig, noch nicht den Todesstoß gegeben hatte, als auf einmal die Schaummasse, welche der harpunierte Walfisch aufwühlte, sich in zwei Teile auflöste. Der eine derselben wich nicht von unserem Boote, der andere aber wurde hinweggerissen und unsere drei dahingleitenden Boote entsagten sogleich dem Vorhaben, den Kapitän einzuholen und steuerten darauf zu. Was bedeutete das? Mein Fernrohr gab mir bald Aufklärung. Unser Kapitän hatte zwei Walfische getroffen und nur einen harpuniert. Die schwarzen Massen der beiden Seetiere erschienen anfänglich unserem Auge vereint.

Ein neuer Kampf sollte sich also entspinnen und ich wußte nicht, welchem von beiden ich meine Aufmerksamkeit zuwenden sollte. Die Ruderer des Kapitäns thaten Wunder. Bald legte sich ihr leichtes Fahrzeug dem Ungeheuer an die Seite, bald schoß es pfeilschnell vorüber; jeden Augenblick konnte es durch einen Schlag des Schwanzes zertrümmert werden. Aufrecht vorn im Boote stehend, das linke Bein in der Schanze, den rechten Fuß auf die erste Bank gestützt, die Hände fest am Griff der Lanze, beugte sich der Kapitän vor, den günstigen Augenblick erwartend, um sein Opfer zu fällen. Ich erwartete in jeder Sekunde eine Blutsäule aus den Luftlöchern des Walfisches aufspritzen zu sehen und schaute nur zuweilen flüchtig nach dem anderen Tiere, das von den übrigen drei Booten verfolgt wurde.

Da verkündete mir der Ruf der Wache einen neuen Erfolg.

„Der zweite Walfisch gebunden!"

Gut gespielt, dachte ich. Hatte der Kapitän seine Wahl nicht getroffen, so entwischte uns der zweite Walfisch, wie so viele andere! . . .

Ein Wort zur Erklärung von dem, was ich die Wahl des „Kapitäns" nenne. Da es der Zufall gefügt hatte, daß eines unserer Boote die Walfische trennte, war es gleichgültig, ob man die Harpune nach dem einen oder nach dem anderen schleuderte und nur den wählte, der hierzu den günstigsten Anhaltspunkt bot? Keineswegs. Die Walfischjäger haben tausendmal die Beobachtung gemacht, daß ein Männchen nie sein totes oder verwundetes Weibchen verläßt, während dieses im gegebenen Falle die Flucht ergreift. Ebensowenig aber läßt das Walfischweibchen von seinem Jungen, wenn dies in Gefahr ist.

Doch kehren wir zu unseren Booten zurück. Es war also das Weibchen, das der Kapitän getroffen hatte, und die anderen Fahrzeuge verfolgten das Männchen, das nun alle Anstrengungen machte, zu der von ihm getrennten Gefährtin zurückzukehren.

Endlich steigt eine Blutsäule am Horizont auf und zerstreut sich im Winde.

„Hurra, für den Kapitän!" rufen die Matrosen, „hurra, sein Walfisch ist tödlich getroffen!"

Da taucht er unter, erscheint wieder, springt über die Wellen empor, indem er neuerdings Blut auswirft. Jetzt flieht er nicht mehr, dazu fehlt es ihm bereits an Kraft. Er stürzt nur schnell vorwärts und hält plötzlich wieder an, taucht noch einmal auf den Grund und kommt wieder an die Oberfläche, die er nun nicht mehr verläßt, sondern seine letzten Kräfte verzehrt, indem er sich rasend rings herumdreht, bis das Leben erlischt.

Der andere Walfisch verteidigt sich energischer. Er flieht nicht, er kämpft, und man möchte sagen, er will den Tod seiner Gefährtin rächen. Man pflanzt

eine zweite Harpune auf seinen Rücken; er spielt mit seinen Flossen wie etwa eine Wäscherin den Wäschbläuel handhabt; er manövriert mit seinem Schwanz wie der Dreſcher mit dem Flegel; eine einzige seiner Flossen ist so groß wie das angreifende Boot, und sein Schwanz, der sich am Ende in zwei Lappen spaltet, richtet sich mehr als 6 m in die Höhe, dreht sich rechts und links und peitscht die Flut.

Nie wird man mit einem Lanzenstoß Meister über ein solches Ungetüm; es ist unüberwindlich, so lange sein schrecklicher Schwanz sich frei bewegen kann. Man muß also die Angriffsweise und die Waffen ändern und statt der Lanze zu dem Grabscheit greifen.

Die Lanze besteht aus einem 2 m langen Stabe von Eschenholz, an dessen einem Ende sich die Dille eines eisernen Schaftes von etwa gleicher Länge befindet. Dieser Schaft hat den Umfang eines kleinen Fingers und geht in einen Spaten aus, dessen Ränder so scharf wie Rasiermesser sind. So läßt sich das Eisen bis an den Handgriff in die Fleischmasse versenken und wieder ohne Schwierigkeit zurückziehen. Die Lanze wirkt also anders als die Harpune, deren beide Flügel, nach außen schneidend, nach innen stumpf, von den Fleischteilen zurückgehalten werden. Die Lanze mit dem Spatel, so leicht zu handhaben wie der Kolben eines Pumpenstiefels, bohrt die Längen eines Walfisches durch und durch, dringt bis in sein Herz, erscheint wieder und läßt sich zehnmal nach einander in diesen ungeheuren Brustkasten versenken, vorausgesetzt, daß man hierzu einen Punkt unter und rechts von jeder Flosse auswählt, wo nicht zu besorgen ist, daß sie an den Rippen ausspringt.

Die Klinge des Grabscheits, von trapezoidischer Form, wie die Lanze bestielt, hat nur einen kurzen Schaft und gleicht einer flachen Schaufel. Der Stahl ist so gehärtet und geschärft, daß er in einen Granitblock dringen und ein Haar im Fluge teilen würde.

Dies ist das Werkzeug, dessen sich der Lieutenant bedienen will, um der Wut des Walfisches ein Ende zu machen. Der Kampf mit dem Grabscheit ist unvermeidlich, wenn das harpunierte Tier nicht seine Kraft durch sein Ungestüm erschöpft.

Während also unser Kapitän ruhig dem Todeskampfe seines Walfisches zusieht, geht der Lieutenant dem seinigen zuleibe, und unsere beiden anderen Boote nähern sich, um demselben im Falle der Not Beistand zu leisten. Unerschrocken steht er vorn im Boote, der Harpunier führt das Steuer; er befehligt die Ruderer, und diese gehorchen mit mathematischer Genauigkeit, denn die Sicherheit, vielleicht aller Leben hängt davon ab. Es handelt sich darum, den Angriffen des Walfisches zu entgehen, während man zugleich seinen Schlägen ausgesetzt ist, das Grabscheit mit Erfolg zu schleudern.

Das Boot tanzt unter den Schwanzschlägen des Seetieres dahin, es voltigiert je nach dem Kommandowort des Harpuniers rechts, links, zwischen den Flossen des Ungeheuers hin; wehe, wenn eine derselben die zerbrechlichen Planken trifft.

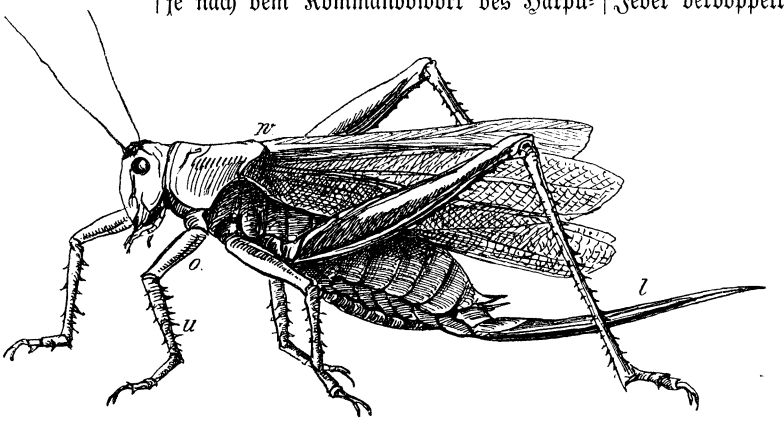


Fig. 1. Das grüne Heupferd (Locusta viridissima). w = Flügelwurzel, o = Oberschenkel, u = Unterschenkel, l = Legröhre.

Das ist der schrecklichste Augenblick des Kampfes, der jedoch nicht lange dauern kann. Man muß einen starken und raschen Stoß führen, um die Kräfte des Tieres zu erschöpfen, wenn die Ruderer nicht bald erlahmen sollen. Ein einziger Einschnitt des Grabscheites in dieses Bündel von Muskeln und Sehnen führt das Ende des Kampfes herbei. Dann wird der Lieutenant auf den Brustkasten des Riesen losgehen und seine Lanze darein versenken. Aber es gehört viel Kaltblütigkeit, Mut und Geschicklichkeit dazu, um diesen Gnadenstoß zu führen.

Man stelle sich einen Holzhauer vor, der, um die hohen Aeste eines Baumes abzuhauen, mit aller Macht seine Axt nach denselben schleudert. So verfährt unser Walfischjäger; er benutzt den Augenblick, in dem das Tier seinen Schwanz über das Fahrzeug emporhebt und schleudert seine Waffe nach demselben, wie einen Wurfspieß. Zehnmal verfehlt er das Ziel oder streift den Walfisch nur, und zehnmal weicht das Boot geschickt aus, während er das ins Meer gefallene Grabscheit mit Hilfe einer leichten, am Handgriff befestigten Leine wieder an sich zieht.

Von meinem Standpunkt aus betrachtete ich unruhig diese Manöver und wunderte mich, daß der Lieutenant, so gewandt und sonst so glücklich, heute so lange zögerte, den Sieg zu erringen; und in dem Maße, als die Minuten langsam wie Stunden verflossen, beschlich mich die Ahnung einer Katastrophe.

Der wackere Lieutenant ließ sich indes nicht entmutigen, und die Mannschaft, seiner würdig, zeigte ebensoviel Kraft und Ausdauer, wie bei dem Beginn des Kampfes. Jeder verdoppelte seine Anstrengung, getrieben von Eigenliebe, Stolz und dem Wunsch zu siegen, ohne den Beistand der anderen Boote, die auf den Kampfplatz zusteuerten.

In dem Schiffsjournal wird jeder Paragraph, in dem vom Fang eines Walfisches die Rede ist, mit einem Stempel, der in Schwarz das Bild eines Walfisches darstellt, bezeichnet. Nach diesen Dekorationen richtet sich nicht bloß die Zahl der Ehren, sondern auch die Ausgiebigkeit des Soldes für die Mannschaft.

Noch einige Minuten — und unsere Boote stießen ihre Ruderschaufeln zusammen, als der Walfisch in seiner Wut mit dem ganzen Körper horizontal über die Wogen aufsprang und zurückfiel . . .

Mein Auge umwölkte sich, ich zitterte, und kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, denn unten sah ich nichts mehr als — das Meer, das sich wie über einer Klippe brach, und die dahinten gebliebenen Boote, die jetzt auf die Stelle zustürzten, wo das im Kampf begriffene Boot eben verschwand. War es unter dem Bauche des Walfisches zerschmettert und versenkt worden? Waren die sechs Mann desselben mit einem Schlag getötet und in dem Abgrund begraben worden? Dies wurde immer wahrscheinlicher, als die Schaumwolke sich verteilte und die Wogen sich glätteten . . . Denn bald kamen Trümmer von Planken, Flaggenstücken, eine Hälfte des umgestürzten

Bootes, mit dem Kiel nach oben, zum Vorschein, mehrere schwarze Punkte tauchten auf und verschwanden wieder . . .

„Laß ganz abfallen, ganz!“ rief ich, — denn neben meinem Amte als Wundarzt versah ich auch das eines Piloten, wenn die Offiziere auf die Jagd gingen — „laß ganz abfallen!“ rief ich dem Manne am Steuer zu.

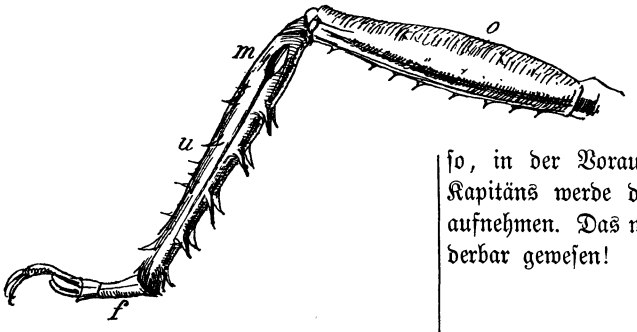


Fig. 2. Vorderbein des grünen Heupferdes (Seitenansicht). o = Oberschenkel, u = Unterschenkel oder Schiene, f = Fuß, m = Spalt, nach vorwärts gerichtet.

Derselbe gehorchte; ich stieg vom Mastkorb herab, um beim Aufhissen der Mars- und Bramstangen und dem Ausspannen des großen Segels mit Hand anzulegen; sodann schoß das Schiff nach dem Schauplatze des Unheils hin.

So lange ich der Entfernung wegen den Umfang des Unglücks nicht bemessen konnte, stellte ich mir die Zahl der Opfer nur um so größer vor. Ich hatte wirklich nichts als den außerordentlichen Sprung des Walfisches über die Fluten empor und den unmittelbar darauffolgenden horizontalen Sturz desselben ins Meer gesehen und konnte nicht behaupten, ob in diesem Augenblick unser Boot sich zwischen ihm und dem Wasserspiegel befand. Inzwischen glaubte ich sicher, daß keiner meiner Kameraden dem Tode entgangen wäre. Jene schwarzen Punkte, die ich auf dem Schaume der Wogen hatte treiben sehen, waren nicht Köpfe von Schwimmern — es waren Leichen oder Stücke von Leichen!

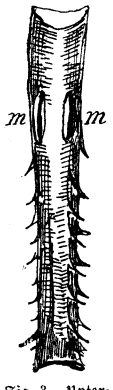


Fig. 3. Unterschenkel des Vorderbeines vom grünen Heupferd (Vorderansicht).

Ich traf also keine weiteren Vorbereitungen, um Verwundete aufzunehmen. Fischte man einen Unglücklichen auf, so geschah es nur, um ihm die letzte Ehre eines Matrosenbegräbnisses widerfahren zu lassen.

Aber Gott sei gelobt! Meine Freude war groß, als ich näher und näher rückend gewahr wurde, wie ein Boot zwei Schiffbrüchige an Bord nahm, das andere desgleichen, und diese vier Mann offenbar keine schwere Wunde davongetragen hatten, denn sie saßen aufrecht auf den Bänken und griffen bei dem Werke der Bergung bereits mit an. Sollten wir mit einem zerschmetterten Boote weggekommen sein? Schon dachte ich so, in der Voraussetzung, das Boot des Kapitäns werde die zwei noch fehlenden aufnehmen. Das wäre in der That wunderbar gewesen!

Aber ach, meine Hoffnungen schwanden schnell. Der Kapitän, der frei war, hatte das eben verendete Tier mit einer auf dessen Rücken aufgepflanzten Signalstange der Strömung überlassen und stieß zu den beiden anderen Booten und ich zählte nur fünf Matrosen an seinem Bord. . . Der Abgrund hielt also noch zwei unserer Brüder zurück, zerschmettert, ertrunken, oder vielleicht trieben sie auch nur betäubt umher. Ich hegte nur noch wenig Hoffnung.

(Schluß folgt.)

Der Gehörapparat einiger Insekten.

Wenn die warmen Sonnenstrahlen das im Winter schlummernde Leben der Natur wieder erweckt haben, wenn die Keime unter der Erde sich zu regen beginnen und die Knospen ihre schützende Hülle zu brechen trachten, dann beginnt das alte, wunderbare Lied der Lebenslust und Lebensfreude in mannigfachen Melodieen zu erklingen. Erst tönt es vereinzelt und schwach, dann immer lauter und lauter, bis es zum tausendstimmigen Chore anwächst, der Himmel und Erde erfüllt.

Mag der Gesang auch noch so verschieden sein, je nach den Stimmmitteln und den Apparaten, mit denen die Natur die bunte Tierwelt ausgestattet hat, der Inhalt des Liedes ist immer derselbe, und jedes Geschöpf, das seine Gefühle auf diese oder jene Weise auszudrücken vermag, ist von der Schönheit und Macht desselben überzeugt. So wie der Vogel im Frühling sein Liebchen durch die herrlichsten Töne seiner Kehle begeistert und magische Kreise um dasselbe zieht, denen es nicht entfliehen kann, so musizieren im Sommer Grillen, Heuschrecken und andere Insekten, so gut sie es eben vermögen, und locken die Weibchen herbei, für welche diese Klänge jedenfalls sehr gut verständlich und entzückend sein müssen; denn sie folgen den unwiderstehlichen Lockrufen. — Da drängt sich nun von selbst die Frage auf, wie diese Tiere zur Wahrnehmung jener Lockrufe gelangen mögen. Es muß offenbar ein Gehörorgan vorhanden sein, durch welches diese Töne aufgenommen und unter vielen anderen, die vielleicht gleichzeitig erschallen, sehr gut unterschieden werden können.

Die längst bekannte Thatsache, daß musizierende Männchen gewisser Insekten die selbst stummen Weibchen durch ihre Musik herbeizulocken vermögen, hat schon seit langer Zeit die Forscher angeregt, nach dem Gehörorgane jener Tiere zu suchen, um vielleicht einen Anhaltspunkt für das Auffinden des Gehörorganes der ganzen Insektenwelt zu erlangen. Zu welchen Resultaten diese langjährigen, wissenschaftlichen Untersuchungen geführt haben, soll im folgenden in gedrängter Kürze dargelegt werden.

Bei den Wirbeltieren unterliegt die Auffindung des Gehörorganes keinen Schwierigkeiten. Dasselbe läßt sich z. B. bei den Fischen leicht nachweisen, als ein freilich noch mangelhaft organisierter Apparat. Von ihnen angefangen erkennen wir durch alle Klassen der Wirbeltiere eine fortschreitende Verbesserung desselben bis hinauf zum Menschen, der es in einer höchst wunderbaren Vollendung aufweist. Anders ist es bei den wirbellosen Tieren. Hier sind wir von vornherein im Zweifel, an welcher Stelle des Körpers das Gehör, das wir bei den Wirbeltieren immer am Kopfe antreffen, zu suchen ist. Bei den Muscheltieren, z. B. bei unserer Teichmuschel, finden wir es in dem sogen. Fuße, dem zungen- oder beilförmigen Fortsatze des Körpers, mit welchem sie sich mühsam im Schlamme oder Sande fortbewegen, in Form von meist zwei Bläschen mit zitternden Körpern, mit denen natürlich ein Nerv in Verbindung steht: denn die Nerven müssen bekanntlich jede Wahrnehmung vermitteln. Bei unserem Flußkrebs dagegen haben wir es am Grunde der inneren

Fig. 4. Schiene des Vorderbeines vom grünen Heupferd. m = Trommelfell, nach Hinwegnahme des äußeren, gewölbten Deckels sichtbar.

Fühler zu suchen. Die sorgfältigen, wissenschaftlichen Untersuchungen des berühmten Physiologen Joh. Müller, welche später von Prof. K. Th. von Seebold und in

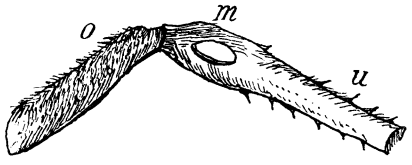


Fig. 5. Vorderbein der Eichenheuschrecke. o = Oberschenkel, u = Schiene, m = Trommelfell.

neuerer Zeit von Prof. V. Graber bestätigt und vielfach erweitert wurden, haben nachgewiesen, daß die Laubheuschrecken und Grillen an den Schienen der Vorderbeine, die Schnarrheuschrecken oberhalb der Ansatzstelle des letzten Beinpaares einen Apparat besitzen, der nach allen Erfahrungen und Vergleichen als zum Hören geeignet aufgefaßt werden muß.

Um nun eine Vorstellung von dem sogen. Ohre dieser Insekten zu erlangen, soll zuerst das grüne Heupferd, (Fig. 1, Locusta viridissima), eine sehr bekannte Art der Laubheuschrecken, deren großes Heer hüpfend und musizierend Gebüsche, Felder und Wiesen belebt, näher betrachtet und sein Gehörapparat allgemein verständlich erläutert werden. Das Männchen dieser Locusta, erkenntlich an dem Fehlen des Legestachels (Fig. 1, l) des Weibchens, konzertiert, indem es die zu diesem Zwecke besonders eingerichteten Wurzeln der Flügeldecken, deren rechte von der linken bedeckt wird, rasch aneinander reibt und dadurch die bekannten Töne erzeugt, die für das stumme Weibchen so entzückend klingen.

Es hört sich gewiß höchst sonderbar an, wenn behauptet wird, daß dieses Insekt, wie überhaupt die ganze überaus reiche

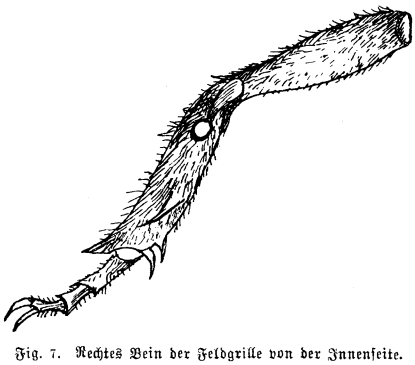


Fig. 7. Rechtes Bein der Feldgrille von der Innenseite.

Schar der Feldheuschrecken, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, mit den Vorderbeinen höre. Und doch ist es so, wenn auch sicher gestellt wurde, daß noch andere Einrichtungen zum Hören vorhanden sein müssen.

Schon mit unbewaffnetem Auge erkennt man an jeder Schiene der vordersten Beine (Fig. 1) unterhalb des Kniegelenkes zwei oval umschriebene, mäßig gewölbte Stellen, welche nach vorn je einen Spalt frei lassen (Fig. 2 und 3). Wenn wir diese ovalen Deckel vorsichtig wegschneiden, so finden wir unter ihnen je eine zarte Membran (Fig. 4). Es soll hier gleich bemerkt werden, daß die beiden Schlitze einer jeden Schiene gleichsam ein äußeres Ohr, eine Ohrmuschel darstellen, durch welche Schallwellen aufgefangen werden können, während die zarten Membranen im Innern mit dem Trommelfell des Gehörorganes höherer Tiere verglichen werden, da sie dieselbe Aufgabe auszuführen haben. Zum Verständnis der weiteren Einrichtung muß daran erinnert werden, daß die Atmung aller Insekten durch Luftröhren (Tracheen) geschieht, welche an den beiden Seiten des Körpers nach außen münden, und daß die Brust derselben aus drei Ringen besteht, an welchen je ein Paar der Beine angebracht ist.

Am ersten Brustringe des grünen Heupferdes befindet sich neben einer kleinen noch eine größere Atmungsöffnung — ein Stigma — von welcher eine Luftröhre durch den Oberschenkel in die Schiene hineingeht. An der Stelle der beiden genannten Häutchen erweitert sich diese Luftröhre zu einer Blase, an welcher ein besonderer Nerv liegt, der aus dem ersten Brustringe kommt. Dieser Nerv ist natürlich der wesentlichste Teil dieses Gehörapparates. Irgend ein Schall wird demnach von den Spalten der Schienen aufgefangen und bringt die Trommelfelle in schwingende Bewegungen, die sich der Luftröhrenblase und den Gehörsnerven mitteilen, so daß nun der Ton vom Tiere wahrgenommen wird.

Bei einigen Laubheuschrecken, z. B. bei der Eichenheuschrecke (Meconema varia), fehlt die kapselartige Bedeckung der Trommelfelle, somit auch die Spalten an den Vorderschienen, so daß man gleich die zarten, glänzenden Häutchen in einer ovalen Vertiefung unterhalb der Kniee erblickt (Fig. 5).

Wie könnte das Weibchen der allgemein bekannten Feldgrille (Gryllus campestris), das selbst keine Töne hervorzubringen vermag, das nichts weniger als angenehme, laute Ständchen des Männchens wahrnehmen und den Lockrufen folgen, wenn es kein Gehör hätte? Die Musik wird hier durch rasches Aneinanderreiben der Flügeldecken hervorgebracht. Den äußeren Teil eines Gehörapparates, der ähnlich dem der Laubheuschrecken angebracht und eingerichtet ist, zeigen die beistehenden Figuren 6 und 7.

Mit bloßem Auge sieht man die unbedeckten, weiß glänzenden Häutchen, die Trommelfelle der Vorderschienen, von deren dunkler Farbe sie scharf abstechen; das auf der Innenseite jeder Schiene befindliche Trommelfell ist viel kleiner, als das nach außen gekehrte.

Auch bei der Maulwurfsgrille (Gryllotalpa europaea), deren abendlicher Gesang leicht zu erkennen ist an den etwas gedämpften, rasch aufeinander folgenden, zirpenden Tönen, wurde zuerst von Prof. V. Graber das hier versteckt angebrachte Trommelfell aufgefunden.

Unmittelbar unter dem Kniegelenke der Vorderbeine sehen wir einen schmalen, aber tiefen Spalt (Fig. 8) mit dem Trommelfell, das aber am besten sichtbar wird,

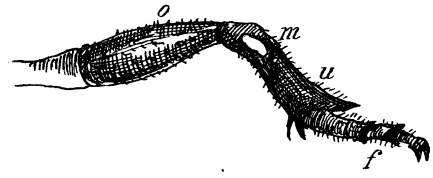


Fig. 6. Rechtes Vorderbein der Feldgrille (Gryllus campestris). (Seitenansicht.) Bedeutung der Buchstaben wie bei Fig. 1. m = eine zarte, weißglänzende Membran ohne einen Spalt.

wenn man an dieser Stelle einen Querschnitt durch die Schiene macht.

Wer würde nicht die Schnarrheuschrecken kennen mit ihren oft schön rot oder blau gefärbten Flügeln, die auf Wiesen und sonnigen, trockenen Hügeln entweder bloß sitzend jene schnarrenden Töne hervorbringen, indem die allein musikalisch gebildeten Männchen mit den rauhen Hinterschenkeln an dem Außenrande der Flügeldecken geigen, oder aufgescheucht im Fluge schnarren, wobei die Farbe ihrer Unterflügel sichtbar wird? Bei diesen Tieren befindet sich ein ähnlicher Gehörapparat, wie er schon erklärt wurde, am dritten Brustringe unmittelbar über der Ansatzstelle des letzten Beinpaares (Fig. 9). Wenn wir die Flügeldecken in die Höhe heben, wie es die Abbildung zeigt, so sehen wir an der bezeichneten Stelle jederseits eine ziemlich tiefe Grube, von einem Hornringe gebildet, welcher am Grunde mit einer weiß glänzenden Membran, dem Trommelfell, geschlossen ist. Hinter diesem Häutchen befindet sich ein Bläschen, welches mit den Gehörnerven in Verbindung steht.

Somit sind hier wieder alle Bedingungen erfüllt, welche zum Hören erforderlich sind. Als die ersten Entdeckungen des Gehörapparates der besprochenen Insekten bekannt geworden waren, war man allgemein fest überzeugt, daß auch bei den übrigen Insekten ein ähnlicher Apparat in der Folgezeit gefunden werden würde, nachdem man einmal mit der veralteten Ansicht gebrochen hätte, das Gehör immer nur am Kopfe zu suchen. Diese Ansicht wurde aber von Prof. V. Graber widerlegt, welcher durch die gründlichsten Untersuchungen und eine große Menge von Experimenten nachgewiesen hat, daß der besprochene Apparat zwar zum Hören geeignet ist, daß aber noch ein anderes Gehörorgan vorhanden sein muß, da Heuschrecken und Grillen mit abgeschnittenen Vorderbeinen, und Schnarrheuschrecken mit überklebten Trommelfellen ganz gut hören können, ja selbst noch musizieren. Man ist daher geneigt, die frühere Auffassung der Gelehrten zu teilen und die Fühler als Vermittler von Schallempfindungen aufzufassen, so daß sich bei allen Insekten das eigentliche Gehörorgan doch am Kopfe befinden würde.

Von dem übrigen so großen und mannigfachen Heere der Insekten ist bis jetzt nichts von einem besonderen Gehörapparat bekannt, obwohl noch viele derselben verschiedenartige Töne hervorzubringen vermögen. So wissen wir von einigen Bock- und Mistkäfern, daß sie feine Töne erzeugen können, die mit dem Streichen eines Kammes über eine scharfe Kante Aehnlichkeit haben. Der unter dem Namen „Totenuhr" allgemein bekannte Käfer (es sind Anobiumarten) dokumentiert sich durch sein Klopfen nicht etwa als Verkünder des Todes, sondern als Zerstörer des Kiefern- und Eichenholzes unserer Hausgeräte. Männchen sowohl wie Weibchen bringen zum Zwecke gegenseitiger Annäherung jenes klopfende Geräusch hervor, indem sie die harten Kiefer an das Holz anschnellen. Dieses Klopfen des kleinen Käfers ist bekanntlich sehr gut vernehmbar, pflanzt sich leicht durch das Holz fort und wird von einem anderen Individuum gehört und beantwortet. Ich klopfte mit einer Pinzette leise auf meine Tischplatte, in welcher eine Totenuhr viele Wochen hindurch sich hören ließ, und konnte ganz deutlich unterscheiden, wie der Käfer antwortete. Stellte ich das Klopfen eine Zeitlang ein, so ließ sich der Käfer andauernder und lauter, gleichsam erregter und mit ganz kurzen Unterbrechungen vernehmen. Daß hier ein Gehörorgan vorhanden sein muß, ist wohl außer allem Zweifel. Man könnte nun weiter annehmen, daß das Klopfen eines Männchens von dem eines Weibchens verschieden sei, welcher feine Unterschied von unserem Gehörorgane nicht empfunden werde, weil es doch sonst geschehen könnte, daß nach mühevoller Arbeit im Holze zwei Männchen oder auch zwei Weibchen unangenehm überrascht zusammenträfen.

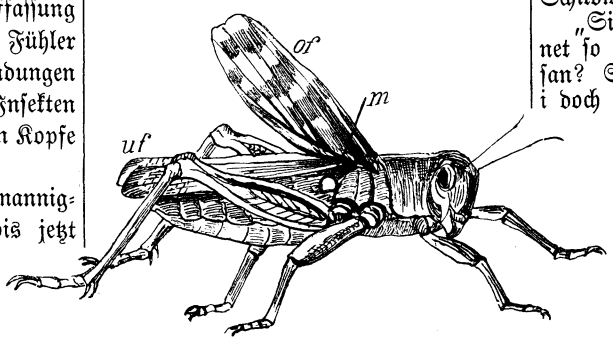


Fig. 8. Eine Schnarrheuschrecke. of = Oberflügel, uf = Unterflügel, m = Grube mit dem Trommelfell.

König Ludwig I. und die Schildwache.

König Ludwig I. traf einst auf seinem Spaziergang im Schloßgarten an einsamer Stelle eine Schildwache, die bei seinem Anblick rasch etwas unterm Waffenrock verbarg. Die einfache Kleidung des Königs und sein leutseliges Wesen benahmen aber dem Soldaten bald das Mißtrauen.

„Na, Sie hab'n mich aber schön erschreckt!" redete er den König in vorwurfsvollem Tone an.

„So?" erwiderte dieser; „hab'n S' denn vielleicht ein böses G'wissen?"

„Na, dös grad net," meinte der Soldat; „aber schau'n S', i bin erst ganz kurz hier in München un kenn noch niemand. Un der König thut manchmal da 'raus spazier'n; da hab' i's halt unter die Jack'n g'schob'n. Aber jetz eff i glei weiter, 's wird ja net wieder aaner kämma; was meinen S'?"

„I glaub net," antwortete der König. „Aber sagen S' mal, was hab'n S' denn Guts zu essen?"

„Wissen S' was, rat'n S' mal," antwortete die Schildwache.

„Na," meinte der König, „vielleicht hab'n S' 'n Schweinsbrat'n?"

„Ja, Schweinsbrat'n — dös is was Gut's, aber so hoch steig' i net! herab!"

„Hab'n S' vielleicht aan Kalbsbrat'n?" frug weiter der König, den die Treuherzigkeit des Soldaten ergötzte.

„Is auch was Gut's, aber herb, sag i, rat'n S' nur weiter."

„Vielleicht aan Schinken?"

„Schinken lass' i mir schon g'fall'n, aber heut net! herab!"

„Da hab'n S' g'wiß aan Schweizerkaas?"

„O geh'n S' mit Ihrem Schweizerkaas!" lachte der Soldat; „was i hab', is weit besser; aber weiter!"

„Na, da hab'n S' vielleicht gar aan Rettig?"

„I natürlich, fast g'rat'n, — zwoa Radi san's; den einen hab' i schon beinah gess'n un den andern hab' i noch; kann i dienen? nur zugegriffen un net geniert!"

„Dank vielmal," erwiderte der König, „lass'n S' sich die Rettig gut schmecken, i muß jetzt zum Mittagessen und will mir'n Appetit net verderben, adje!" — Als der König einige Schritte weg war, rief die Schildwache:

„Sie, hör'n S' noch amal! Woll'n S' net so gut sein un mir sag'n, wer Sö san? Sie waren so freundlich, da möcht i doch auch wissen, mit wem i die Ehr g'habt hab'."

„Da bleibt nix anderst übrig, als daß auch Sie rat'n," erwiderte der König. „Sie hab'n mich auch rat'n lassen." — Die Schildwache that einen kräftigen Biß in den Rettig, sah den König scharf an und fragte:

„Na, Sie san a Kanzlist oder so was?"

„A Kanzlist is was ganz Schönes," erwiderte der König; „aber hinauf!"

„Leicht san S' wohl 'n Herr Assessor?"

„Auch was ganz Schönes, aber hinauf, sag' ich!"

„San S' vielleicht goar a Herr Rat?"

„A Herr Rat is ganz was Schönes, aber hinauf!"

„Die G'schicht' gefallt mir," meinte die Schildwache; „i freu' mi, daß i die Ehre hab', so 'n hohen Herrn kennen zu lernen; drum will i jetzt aber 'mal was Tüchtiges rat'n: Sie san gewiß a Herr Exlenz?"

„Is was recht Schönes, aber i sag' Ihnen: hinauf!"

„Da san S' am End goar der — König?"

„Grad recht g'rat'n!" lautete die Antwort.

„Jessas!" rief der Soldat — „da halt'n S' um Gotteswill'n nur glei den Radi, daß i präsentieren kann."

Der König nahm den Rettig, die Schildwache präsentierte. — König und Schildwache schieden wahrscheinlich unter sehr gemischten Empfindungen.

Opfer der Pflichttreue.

(Schluß.)

2. Im Bergwerke.

Esra Collins war ein einfacher Häuer in einem Bergwerk in Cornwallis, ein ungebildeter schlichter Mann aus dem Volke, aber ein Mann, welcher durch die That, die wir nachstehend von ihm berichten wollen, sich mehr als irgend einer eine marmorne Gedenktafel mit goldener Inschrift verdient hat.

Es sind nun über vierzig Jahre her, als eines Morgens, sobald der Tag über den öden Umgebungen eines Bergwerks in Cornwallis anbrach, eine Gruppe von Männern und Knaben um die Mündung eines Fahrschachts versammelt stund. Sie wollten zu ihrem Tagewerk, ihrer Schicht, einfahren und warteten auf den Kübel oder eisernen Korb, welcher an einem schmierigen Seil, das über einer Haspelwalze verläuft, auf und ab bewegt wird, um die zur Arbeit einfahrenden oder von derselben ausfahrenden Häuer zu befördern, der aber nicht alle auf einmal aufnehmen kann.

Die Männer und Knaben standen entblößten Hauptes im sogen. Huthause um das Mündloch des Fahrschachtes und sangen ein geistliches Lied, denn es ist fast überall üblich, daß die Bergleute nicht eher zur Schicht einfahren, als bis der Steiger ein Gebet gesprochen und die Leute einen Choral gesungen haben. Und wenn dann der Kübel wieder erscheint und von einer Abteilung von Häuern bestiegen ist, so fahren diese noch im Hinuntergleiten fort, ihr Lied zu singen, und es macht dann auf die Zuschauer einen eigentümlichen, tiefergreifenden Eindruck, diesen ernsten Gesang immer ferner und schwächer zu hören und den gedämpften Schein ihrer Grubenlichter, der Davy'schen Sicherheitslampen, allmählich in die Tiefe verschwinden zu sehen, bis Lichter und Töne gewissermaßen von den Eingeweiden der Erde verschlungen worden sind.

Endlich waren alle eingefahren, Esra Collins und drei von seinen Söhnen, welche alle auf derselben Strecke arbeiteten, unter den letzten. Nun ward es stille am Fahrschachte und nur in den Förderschachten gingen die Kübel mit einer überraschenden Regelmäßigkeit auf und nieder und brachten das gebrochene Erz zutage, und ebenso arbeiteten die „Kunstgezeuge" regelmäßig fort und setzten die Pumpen in Bewegung, welche das zusammenlaufende unterirdische Wasser aus Stollen und Sumpfbecken zutage schaffen müssen, damit die Grube nicht ersaufe.

So schwand Stunde um Stunde und die Zeit nahte heran, da die zwölfstündige Schicht ablief und die Besatzung der Strecken wechselte. Es war drei Uhr und oben am Mündloch des Fahrschachts bereitete man sich schon auf den Schichtwechsel vor, welcher um vier Uhr nachmittags stattfinden sollte, als auf einmal von der Sohle des Bergwerks ein Notsignal gegeben wurde, und der im Huthause anwesende Obersteiger auf den Vorplatz herausstürzte mit dem Ruf: „Barmherziger Gott! Das Wasser ist eingebrochen! Laßt schnell den Kübel hinunter!"

* * *

Esra Collins und einer seiner Söhne arbeitete an diesem Tage in einem Stollen beinahe an der Sohle des Bergwerks. Zwei andere von seinen Söhnen waren in verschiedenen Nachbarstollen vor Ort, d. h. an der Arbeit. Wenige Minuten, ehe der Unglücksruf erscholl, hatte eine Abteilung Häuer in der Nähe noch ein Lied angestimmt, um sich damit bei der Arbeit zu begleiten, und Esra und sein Sohn waren in den Chor eingefallen wie

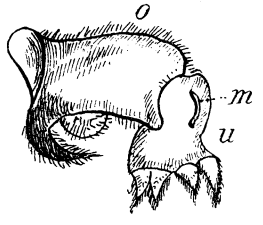


Fig. 9. Vorderbein der Maulwurfsgrille (Gryllotalpa europaea). o = Oberschenkel, u = Unterschenkel oder Schiene, m = schmaler, tiefer Spalt mit dem Trommelfell.

ein Echo, das mit geisterhafter Lieblichkeit durch die verschiedenen Stollen und Strecken des Bergwerks hinscholl.

Plötzlich schlug ein ferner Schrei, ein Schreckensruf, welcher das anmutige Echo des Gesanges übertönte, an das Ohr von Esra Collins und seinem Sohn, und gleich darauf brach mit wildem Brausen und Rauschen ein Wasserstrom aus einem der Stollen hervor und brachte den Kadaver eines der Maultiere mit, welche in jenem Stollen die Erzkarren zogen, und den zuckenden Körper eines Knaben, welcher beinahe vor Esras Füßen niederfiel und vom abprallenden Wasser an die entgegengesetzte Felswand geschleudert wurde.

„Himmlische Barmherzigkeit! Das Wasser ist eingebrochen!" rief nun auch Esra, erfaßte mit der einen Hand sein Grubenlicht, mit der anderen den Arm seines Sohnes und riß ihn mit sich fort zu der Mündung des Stollens, wo das Wasser ihm schon bis auf die halbe Wade reichte und noch immer in einem breiten Strom herunterdonnerte. In allen Stollen und Strecken ertönten Angst- und Schreckensrufe, und die Bergleute ließen ihre Arbeit stehen und suchten sich zu retten.

Esra hielt sein Grubenlicht in die Höhe und leuchtete in die verschiedenen Stollen hinein, welche hier mündeten, um den Umfang der Gefahr zu ermitteln.

„Rette dich, mein Junge," rief er seinem Sohne zu. „Klettere zu jener Leiste hinauf, wo du vorerst sicher bist, bis Hilfe kommt!" und schob den Sohn empor, um ihm beim Klettern zu helfen. Man hörte schon das Jammergeschrei der Häuer und Hundejungen (Karrenschieber) aus den einzelnen schwarzen Stollen.

„Komm, Vater! steig du ebenfalls herauf!" rief der Sohn aus seiner verhältnismäßig sicheren Lage auf der schmalen Leiste des Gesteins, die er erklettert hatte, herab.

„Mit nichten, Junge, ich muß hier bleiben und den anderen armen Jungen und Häuern ein Licht zeigen, damit sie sich retten können. Der liebe Gott ist uns auch hier nah; mit seiner Hilfe wird mein Grubenlicht ihnen den Weg zur Rettung zeigen, und wir alle können noch zutage kommen. Wenn ich aber dort hinaufsteige, wird hier unten alles dunkel, und das wäre sicherer Tod für alle, die da drinnen rufen!"

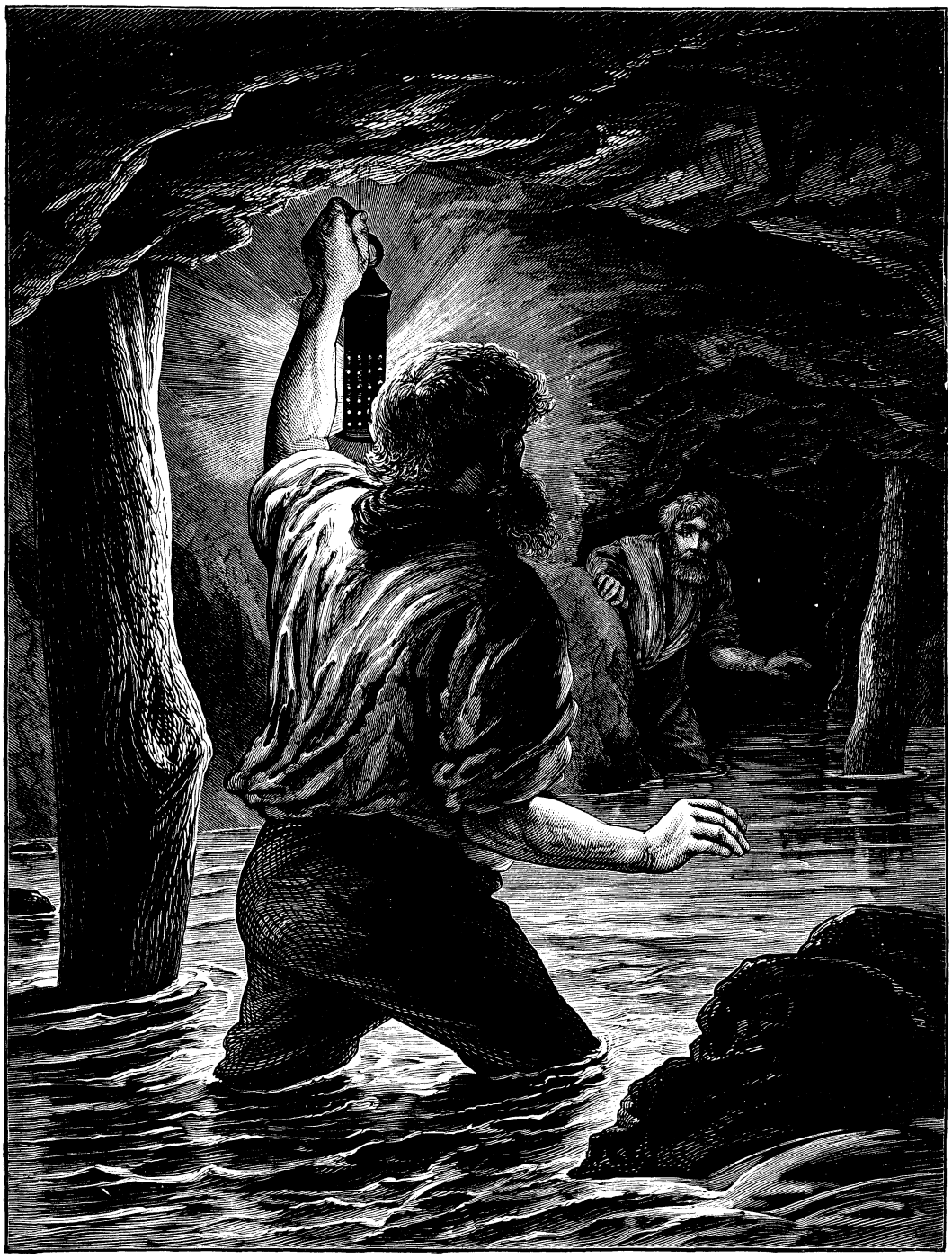
„Vater! Vater!" rief der Sohn dringend, „steig' wenigstens etwas höher herauf, sonst ertrinkst du vor meinen Augen! Sieh, das Wasser reicht dir schon bis an die Kniee!"

„Stille, mein Junge! Dein Vater dürfte den Kopf nicht mehr aufrecht tragen, wenn er die Leute ertrinken ließe aus Mangel an einem Licht, das ihnen den

Weg zeigte, und du wärst ein schlechter Sohn von mir, wenn du dies verlangen wolltest. Fall' auf die Kniee nieder, Junge, und bitte den lieben Gott, daß mein Grubenlicht das Mittel werde, die anderen zu retten, und selbst wenn deines Vaters tote kalte Hand es noch emporhält."

„Dann will ich wenigstens mit dir ertrinken, Vater!" rief der Sohn, sprang von der Leiste herab, watete ins Wasser hinein und stellte sich an seines wackeren Vaters Seite.

„Zurück, mein Sohn! klettere an deinen Platz zurück!" befahl Esra streng. „Unser Herrgott verlangt nicht dein Leben zum Opfer. Zurück! und sei deiner Mutter ein wackerer Sohn, wenn mir nicht gestattet sein sollte, mein Heimwesen wieder zu sehen. Gott sei Dank, da kommt einer!" und in der That tauchte nun, im Wasser watend und sich an den Vorsprüngen des Gesteins haltend, der erste Mann aus der Dunkelheit hervor, welchem der Schein des Grubenlichts den Weg gezeigt hatte.



— „Gott sei Dank, da kommt einer!" —

„Es sind noch sechs oder sieben drinnen in der Strecke, welche das Licht gesehen haben," sagte der Mann atemlos und mit schwacher Stimme: „Aber ich weiß nicht, ob sie es erreichen können, denn das Wasser schießt um die Ecken herum wie aus der Schütze eines Mühlgrabens; es hat mich zweimal niedergerissen .... Willst du denn hier aushalten, um die anderen zu retten, Esra? Du wirst ertrinken, Mann!"

„Na, wie Gott will, Kamerad! Hast du nichts von meinen beiden Jungen gesehen?"

„Nein, gar nichts!"

Gerade in diesem Augenblicke kamen ein zweiter Mann und gleich darauf ein dritter aus dem Stollen heraus und traten aus der Dunkelheit in den Lichtkreis, und als sie ihren Retter erkannten, sagte jeder: „Gott segne dich, Esra!" und mit ihrem letzten Aufgebot von Kraft kletterten sie auf die Felsenleiste hinauf. Allein sie hatten bitter um ihr Leben ringen müssen, und sie flehten zwar Gottes Segen auf den Mann herab, welcher in der Förderung seiner menschenfreundlichen Aufgabe vor ihnen zu ertrinken drohte, aber keiner erbot sich, seine Stelle einzunehmen.

Esra ging unbekümmert von einer Stollenmündung zur anderen, leuchtete hinein und rief: „Hieher, hieher, Kameraden! Kommt hieher! Rettet euch!"

Das Wasser stieg rasch und ging Collins schon bis an die Achselhöhlen; es herrschte außer dem Rauschen des einbrechenden Wassers eine tiefe Stille in der Grube; keine Spur von einer menschlichen Stimme übertönte mehr das Ge-

plätscher des Wassers in den dunklen Stollen. Die geretteten Männer auf der Leiste des Gesteins flüsterten untereinander, das steigende Wasser werde bald Esras Grubenlicht auslöschen und es sei ja doch niemand mehr zu retten.

„Esra, Kamerad, willst du denn dein Leben mutwillig wegwerfen?“ rief einer der Männer herunter. „Komm doch herauf, es ist ja alles umsonst, du kannst niemand mehr retten! Horch, es ist nirgends eine Stimme mehr zu hören, wie schon seit zehn Minuten. Steig' doch herauf zu uns!“

„Nein, nein! Hört nur! da erklang eben noch ein Schrei, schwach und fern!“ sagte Esra, und in der That hörte man eine verzweifelte, herzerschütternde, schwache Stimme „Vater! Vater! Vater!“ rufen. Esra, welcher seither mauerfest dagestanden hatte, schrak zusammen, warf die Arme in die Höhe und rief: „Barmherziger Gott, hilf mir mein Kind retten!“ und schwamm in den dunklen Stollen hinein, aus welchem der Hilferuf seines ertrinkenden Sohnes erschollen war, und da drunten war alles finster.

Ich brauche nur wenig mehr zu sagen. Als nach langem Verzug der Kübel endlich mit einer zeitweiligen Maschinerie im Fahrschacht hinuntergelassen wurde, enthüllte sich der Rettungsmannschaft ein grauenhafter Anblick und sie bekamen eine erschütternde Geschichte zu hören. Drei Männer und ein Junge waren die einzigen Ueberlebenden von dreißig Köpfen, welche diesen Morgen gesund und wohl eingefahren waren, und verdankten ihre Sicherheit der edlen, aufopfernden Handlungsweise Esras, welcher später verschwunden war, um nach einem seiner Söhne zu suchen, dessen Hilferuf sie alle gehört hatten.

Der Kübel berührte beinahe das Wasser, als die Ueberlebenden hineinstiegen oder vielmehr hineingehoben werden mußten, um zu Tage gebracht zu werden. Schon begann sich der Aufzug wieder zu heben, da nahm einer von der Rettungsmannschaft ein Grubenlicht und hielt es auf das Wasser hinaus.

„Da ist er!“ riefen zwei oder drei Stimmen zu gleicher Zeit; und so war es in der That auch — da schwammen sie, Esra Collins mit seinem Sohn in seinen Armen, beide tot. Ihre Leichen trieben steigend und fallend in der dunklen Flut, welche sie und so viele andere ertränkt hatte.

Gewiß, jenes war ein kostbares Leben, so tapfer und selbstlos hingegeben im Dienste dessen, welcher es gegeben hatte. Und fürwahr, an jenem Tage, wo der Herr jedem vergelten wird nach seinen Werken, wird Esra Collins zuvorderst in der Heerschar jener edlen Geister stehen, welche mit der Märtyrerkrone geschmückt den Weltenschöpfer preisen!

Der Geist der Llano estakata.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“.

(Fortsetzung.)

„Um dies sagen zu können, müßte man geradezu allwissend sein.“

„O nein! Eine Wunde im Kopfe oder im Oberkörper läßt mehr Blut laufen, als hier vorhanden ist. Die Verletzung wurde ihm am Unterleibe zugefügt, woraus sich auch die Qualen, welche er litt, erklären lassen. Und nun seht weiter, wie nebenan das Holz zerstampft ist, und wie die Zweige auseinander gerissen sind bis dort hinüber, wo der unverwundete Indianer lag! Und betrachtet einmal diesen unscheinbaren Gegenstand, welcher hier am Boden liegt und von euch noch gar nicht beachtet wurde! Könnt ihr mir vielleicht sagen, was es ist?“

Er nahm ein Stückchen Leder vom Boden auf. Es war früher hell gegerbt gewesen, von der Zeit aber dunkel gefärbt worden und wurde durch Einschnitte in lange, sehr schmale Streifen geteilt. Die sechs betrachteten es genau, schüttelten aber die Köpfe.

„Das ist,“ erklärte Jim, „das losgerissene Stückchen einer ausgefransten Hosennaht, indianische Arbeit. Derjenige, welcher hier lag, war also auch ein Indianer. Er trug Leggins, deren Leder mit dem Gehirn eines Hirsches gegerbt worden war. Er hat vor Schmerz die Finger in die Leggins gekrallt und dieses kleine Fransenstück losgerissen. Ein Schuß in den Unterleib ist keineswegs das höchste der Gefühle. Wenn euch eine Kugel im Eingeweide sitzt, so werdet ihr euch wie Würmer krümmen. Sollte mich wundern, wenn dieser Indsman sich nicht bereits in den ewigen Jagdgründen befände. Er kann die Fortsetzung des Rittes unmöglich lange ausgehalten haben, zumal er zu zweien auf einem Pferde sitzen mußte!“

„Er ist fortgeritten?“ fragte Gibson. „Und zwei auf nur einem Pferde?“

„Jawohl, Master, ganz gewiß ist es so. Kommt nun einmal ein Stück von hier fort, in der Richtung, aus welcher diese Leute gekommen sind!“

Er verließ den Platz und schritt nach Nordost zu. Die anderen folgten ihm, neugierig, auf was er sie noch aufmerksam machen werde. Er schritt bis zur Kreislinie fort, welche er vorhin beschrieben hatte. Dort blieb er stehen und sagte:

„Mesch'schurs, ihr erhaltet gegenwärtig so zu sagen Unterricht im Spurenlesen. Wenn ihr Gelegenheit findet, das bald auch anderwärts geboten zu erhalten, so wird man euch nicht mehr lange „grün“ nennen können, vorausgesetzt natürlich, daß ihr Anlagen habt, Westmänner zu werden. Wollte ich nur euern Vorteil berücksichtigen, so könnte ich euch eine sehr lange Rede halten, um euch die hiesigen Spuren ausführlich zu erklären. Aber dazu habe ich keine Zeit. Ich muß mich sputen, denn wir haben eine sehr gefährliche Räuber- oder Mörderbande vor uns, und zugleich gilt es, einen oder doch vielleicht zwei Indianer zu retten, welche von dieser Bande verfolgt werden. Ich will mich also so kurz wie möglich fassen. Hier, wo wir stehen, sind die beiden Indianer vorübergekommen, von denen wir sprachen, der verwundete und der unverwundete. Der erstere hat die Wunde nicht erst dort am Platze erhalten, wo er lag, sondern er hat sie bereits hier gehabt. Ich schließe das daraus, daß die beiden ihre Pferde Kopf an Kopf gehalten haben, wie ich aus der Fährte ersehe. Sie sind eng nebeneinander geritten, und der Unverwundete hat das Pferd des anderen am Zügel gehabt. Dieser letztere brauchte also seine Hände, um sie auf seine Wunde zu legen oder um sich im Sattel zu halten, da er abgemattet war.“

Einige Schritte zurückgehend und dann auf den Boden deutend, fuhr er fort:

„Daß wir es wirklich mit Indianern zu thun hatten, zeigen die Hufeindrücke, aus denen zu beweisen ist, daß die beiden Pferde barfuß waren. Hier könnt ihr sehen, daß das eine Pferd, welches den Verwundeten trug, einen weiten Satz

machte. Hier an dieser Stelle erhielt es seitwärts von hinten her einen Schuß, der ihm durch die vordere Weiche in die Brust und zwar so in das Leben drang, daß es nur noch eine kleine Strecke weiter konnte und dort, wo es noch jetzt liegt, niederstürzte. Dabei wurde der verwundete Indianer aus dem Sattel geworfen und seitwärts in das Knieholz geschleudert, wo wir die Stelle, an welcher er lag, untersucht haben."

Jetzt ging er nach rechts hinüber und deutete abermals nieder, indem er weiter erklärte:

„Hier befindet sich die Spur eines einzelnen Reiters, desjenigen, welcher auf das Pferd und dann auch auf den unverwundeten Indsman geschossen hat. Sein Pferd trug Hufeisen. Er war ein Weißer. Auf das Pferd schoß er, bevor er hier ankam, wie ich euch beweisen könnte, wenn ich Zeit dazu hätte. Aber ganz genau von der Stelle aus, an welcher wir uns jetzt befinden, schoß er auf den unverletzten Indsman — — —"

„Das könnt Ihr doch nicht mit solcher Bestimmtheit sagen!" fiel Gibson ein.

„O, ich kann es sogar beschwören! Blickt doch einmal vorwärts, so werdet ihr sehen, daß unser jetziger Standpunkt mit dem Orte, an welchem der Indianer sich niederwarf und mit der Yuccapflanze, in welche die Kugel drang, sich in einer ganz geraden Linie befindet. Es ist da gar kein Zweifel möglich. Und weiter! Nur acht oder zehn Schritte von hier seht ihr eine weitere Fährte vorüberkommen. Da sind fünf Weiße geritten, um dann am Platze anzuhalten, dessen Boden so zerstampft ist. Jetzt bitte ich euch, mir zurück zu folgen. Wir werden dann gleich fertig sein."

Er führte sie nicht nur nach dem Platze zurück, sondern noch ein Stück über denselben hinaus und machte sie dort auf drei Spuren aufmerksam, deren eine seitwärts führte. Von dieser letzteren sagte er:

„Sie stammt von einem einzelnen Pferde, welches einem Weißen gehörte. Die Hufe haben sich tief eingewühlt; das Tier hat sich im Galoppe befunden. Ein Pferd aber, welches zwanzig Schritte von dem Punkte entfernt, an welchem es stand, bereits galoppiert, ist sicherlich ausgebrochen. Es wurde scheu und lief davon. Wollten wir seiner Spur folgen, so würden wir es ganz gewiß finden mit leerem Sattel und an irgend einer Pflanze knuspernd. Hier, links davon seht ihr die zweite Fährte. Sie ist ruhig ausgetreten und zwar von einem unbeschlagenen Pferde. Da sie trotz des langsamen Schrittes tiefer ausgetreten ist als die zurückliegende Spur der Indianerpferde, so hat dieses Tier unbedingt eine schwerere Last getragen als vorher. Der unverletzte Indianer hat im Sattel gesessen und seinen verwundeten Gefährten vor sich liegen gehabt. Und nun seht ihr genau neben dieser letzteren Fährte die Spuren der fünf Weißen. Sie folgten derselben, ritten aber nicht auf ihr, um sie nicht zu verwischen. So, jetzt bin ich fertig. Ich hätte viel ausführlicher sein und euch noch auf anderes aufmerksam machen können, aber, wie gesagt, ich habe keine Zeit dazu. Nun faßt einmal alles zusammen, was ihr gehört habt, und sagt mir, in welcher Weise sich das Ereignis hier zugetragen hat!"

„O, das werden wir am besten Euch überlassen, Master," antwortete Gibson, jetzt freilich in einem sehr bescheidenen Tone.

„Nun," meinte Jim, „ich bin ja deutlich genug gewesen, so daß ihr nun wohl wissen könntet, woran ihr seid. Ich hoffe aber, ihr werdet mir zugeben, daß es das höchste der Gefühle ist, eine Fährte richtig lesen zu können. Unsere Nachforschung hat folgendes ergeben: Sechs Weiße sind im Nordosten von hier mit zwei Indsmen zusammengetroffen und haben Streit mit ihnen angefangen, wobei der eine der Indianer einen Schuß in den Leib erhielt. Die Roten flohen, und die Weißen nahmen die Verfolgung sofort auf. Die Pferde der Indsmen aber waren denen der Weißen überlegen und erhielten einen sehr bedeutenden Vorsprung. Seht das Pferd an, welches dort liegt. Es ist von feinstem mexikanischen Schlage und stammt wohl gar von echt andalusischen Ureltern. Das Totem, das heißt das Zeichen seines Besitzers, ist ihm auf der linken Seite des Halses in die Haut geschnitten. Der verwundete Indianer ist kein gewöhnlicher Krieger gewesen, denn nur Häuptlinge und angesehene Männer des Kriegsrates dürfen sich eines Totem bedienen. Auch seht ihr, daß dem Tiere die feindliche Kugel in die Vorderweiche gedrungen ist. Nur ein einziges Tier der Weißen ist schnell genug gewesen, den beiden Indianerpferden auf den Hechsen zu bleiben. Dieser Weiße hat die Verfolgung wütend fortgesetzt. Er durfte es wagen, seinen Kameraden so weit vorauszueilen, da die Roten nichts gegen ihn unternehmen konnten, weil der Gesunde von ihnen den Verwundeten zu stützen und zu halten hatte. Die beiden armen Teufel konnten ihr Heil fast nur in der Flucht finden. Freilich, hätte ich mich an der Stelle des Unverwundeten befunden, so wäre ich aus dem Sattel gesprungen und hätte stehenden Fußes den Weißen erwartet, um ihn vom Pferde zu schießen. Daß er das nicht gethan hat, muß einen Grund gehabt haben, den ich nicht kenne, oder es läßt vermuten, daß dieser Indsman noch ziemlich jung und unerfahren war. Die Sorge um den anderen hat ihn verwirrt. Aber listig und verwegen ist er gewesen, wie sich gleich herausstellen wird. Der Weiße hatte ein geladenes Doppelgewehr. Er kam den beiden Verfolgten so nahe, daß er dem Pferde des einen dort an der Stelle, an welcher wir standen, eine Kugel in die Weiche schickte. Es that einen Sprung, schoß noch eine Strecke fort und überschlug sich dann, seinen Reiter in das Knieholz schleudernd, wo er liegen blieb. Sofort hielt der andere Rote sein Pferd auch an und sprang ab, um den Gefährten zu schützen. Der Weiße sandte ihm eine Kugel zu; aber da sein Pferd sich noch im vollen Laufe befand, hatte er unsicheres Zielen, und seine Kugel traf die Yuccapflanze anstatt des Indianers. Dieser letztere hätte nun sein Gewehr auf den Feind richten können; aber er war aufgeregt; er zitterte vor Grimm, Sorge und Anstrengung. Es galt sein Leben, welches an der Sicherheit des Schusses hing. Darum eben schoß er nicht, sondern er that, als ob er getroffen sei und warf sich nieder, das Gewehr aber fest in der Hand behaltend. Dabei strich er mit dem Kolben den Sand auf, wie wir gesehen haben. Nun wartete er auf den Weißen, um demselben aus allernächster Nähe die Kugel in das Herz zu jagen. Dieser Weiße sprang aus dem Sattel und eilte zunächst zu dem verwundet am Boden liegenden Indianer, welcher sich natürlich tot stellte. Von da trat er zu dem anderen Indsman. Dieser sprang blitzschnell auf, schleuderte ihn zu Boden und schoß ihm in das Herz. Er hat ihm dabei die Mündung des Gewehrs so nahe an die Brust gehalten, daß die Wolle des Kleidungsstückes versengt wurde und die Kugel hinten wieder aus dem Leibe drang und sich auf dem Steine platt drückte. Durch diesen Schuß wurde das Pferd des Weißen scheu gemacht; es ging durch und brach

da nach rechts hinüber aus, wie wir an der zurückgelassenen Spur gesehen haben. Der Rote aber schleppte die Leiche seines erlegten Feindes hin zu seinem verwundeten Gefährten, um demselben den Anblick der Rache zu gewähren. Dort skalpierte er sie. Dabei bemerkte er das Nahen der übrigen fünf Gegner. Er durfte nicht länger hier verweilen; darum hob er schnell den Verwundeten auf das noch unverletzte Pferd, stieg auch mit auf und ritt von dannen. Als die fünf herbeikamen und ihren toten Gefährten liegen sahen, stiegen sie ab, um zu sehen, wie es mit ihm stehe. Sie besprachen sich. Sie sind Räuber, und er war ihr Genosse. Vielleicht gibt es hier in der Nähe, wahrscheinlich auf Helmers Home, Leute, die ihn kennen. Wurde er gefunden und erkannt, so war dadurch ihre Anwesenheit verraten, welche sie natürlich geheim halten müssen. Darum kamen sie auf den Gedanken, durch Messerschnitte sein Gesicht unkenntlich zu machen. Ihr habt gesehen, daß sie das in wahrhaft schändlicher Weise ausgeführt haben, Mesch'schurs. Sie hielten sich dann nicht länger auf; sie mußten die Verfolgung der beiden Indianer, welche bereits wieder einen guten Vorsprung hatten, fortsetzen. Vorher aber nahmen sie alles, was der Tote bei sich trug, an sich. Auch die Pferdeleiche sattelten und zäumten sie ab, da ein Lederzeug, welches einem bedeutenden roten Krieger gehörte, eine sehr wertvolle Beute ist. Sie verließen diesen Ort und folgten der Fährte der Roten, sich immer neben derselben haltend, wie wir gesehen haben. Es steht zu erwarten, daß sie trotz der Langsamkeit ihrer Pferde die Indsmen doch erreichen werden, da deren Tier eine doppelte Last zu tragen hat. — Als Ihr dann hier ankamt, Master Gibson, war bereits ein Geier bei dem Kadaver des Pferdes. Ihr habt ihn durch einen Schuß vertrieben, den wir hörten und der uns herbeilockte. So! Das ist das Ereignis, wie ich es mir zusammensetze. Ich glaube nicht, daß meine Vermutungen bedeutend von der Wirklichkeit abweichen, und es wird für mich das höchste der Gefühle sein, Euch sagen zu hören, daß ich das Richtige getroffen habe."

„Nun, wenn Euch das so großes Vergnügen macht, so wollen wir Euch dasselbe nicht verderben," meinte Gibson. „Es scheint mir allerdings, daß die Sache sich so zugetragen hat, wie Ihr sie Euch vorstellt. Ich vermute, daß Ihr ein gutes Auge und einen ebenso guten Kopf habt."

„Was meinen Kopf betrifft, so muß ich eben mit ihm zufrieden sein, weil ich ihn nicht mit einem besseren vertauschen kann. Hoffentlich habt Ihr nun eingesehen, daß es ein purer Unsinn von Euch war, uns arretieren zu wollen. Jetzt möchte ich Euch fragen, was Ihr in dieser Angelegenheit nun weiter zu thun gedenkt."

„Gar nichts. Sie geht uns nichts mehr an. Es handelt sich ja nur um Indianer."

„Nur um Indianer?" fragte Jim. „Nur? Sind die Indsmen etwa keine Menschen?"

„Daß sie Menschen sind, bestreite ich ihnen nicht; aber sie stehen so tief unter uns, daß es eine Beleidigung wäre, uns mit ihnen verglichen zu sehen."

Jim machte eine etwas geringschätzige Handbewegung. Tims große Nase wackelte auf und nieder; sie bewegte sich nach rechts und links; sie gebärdete sich wie ein ganz selbständiges Wesen, welches in Zorn geraten ist. Er rieb sie leise mit dem Zeigefinger, als ob er sie beruhigen wolle, und sagte dabei in einem zur Freundlichkeit gezwungenen Tone:

„Wenn das so ist, Master, dann kommen wir freilich nicht in die Lage, euch zu beleidigen, denn es kann uns gar nicht einfallen, einen Vergleich zwischen euch und ihnen zu ziehen. Diese beiden Roten haben sich geradezu wie Helden benommen, wenigstens der eine von ihnen, den wir für den jüngeren halten. Es ist gar nicht möglich, so unerfahrene Leute, wie ihr seid, mit ihnen zu vergleichen. Sie stehen hoch, sehr hoch über euch. Haltet euch um Gottes willen nicht für bessere Menschen als sie! Die Weißen sind in das Land gekommen, um die eigentlichen Besitzer desselben, die Indianer, aus demselben zu verdrängen. Es sind Ströme von Blut und Brandy vergossen worden, unter denen der Nationenmord bewerkstelligt wurde. Gewalt, List, Betrug, Wortbrüchigkeit haben unausgesetzt daran gearbeitet, die Scharen, welche die Prairien bevölkerten, zu dezimieren. Man jagt sie von Ort zu Ort, von Station zu Station, von Territorium zu Territorium. Kaum hat man ihnen ein neues Gebiet angewiesen, auf welchem sie in Ruhe und Frieden leben dürfen sollen, findet man irgend einen Grund, sie wieder auf- und fortzujagen. Man verkauft ihnen Schwerspat als Mehl, Kohlenstaub als Pulver, Kinderflinten als Bärenbüchsen. Wollen sie sich das nicht gefallen lassen, so nennt man sie Empörer und schießt sie in Masse nieder. Diese Armen haben nur die Wahl, entweder sich bis zur Stupidität bedrücken zu lassen oder bis zum letzten Lebenshauche gegen die vernichtende Habsucht der Eroberer zu kämpfen. Ergeben sie sich in ihr Schicksal, so nennt ihr sie stumpfsinnig und indolent. Wehren sie sich ihrer Haut, so heißt ihr sie Räuber und Mörder, welche man ohne Gnade und Barmherzigkeit ausrotten müsse. Es geht hier gerade wie unter den wilden Tieren zu: eins frißt das andere auf, und das stärkste sagt: ‚Ich habe recht!' Ich aber sage euch, Mesch'schurs, daß ich unter diesen Verachteten und Verfolgten Männer kennen gelernt habe, von denen einer zehnmal mehr wert war, als ihr alle sechs und noch hundert Dutzend eurer Art dazu. Ihr selbst habt die Roten zu dem gemacht, was sie jetzt sind; ihr habt alles das, was ihr an ihnen tadelt, auf dem Gewissen. Redet mir also ja nicht gegen sie, sonst kann mich der Grimm übermannen, und ihr habt es dann mit mir zu thun!"

Er hatte sich in einen heiligen Zorn hineingeredet und legte bei seinen letzten Worten die Büchse auf Gibson an, als ob er ihn erschießen wolle. Dieser sprang schnell zur Seite und rief erschrocken:

„Halt, Sir! Wollt Ihr mich etwa ermorden?"

„Nein, jetzt noch nicht. Aber wenn Ihr noch einmal sagt, daß die Indsmen verachtet werden müssen, so kann es leicht geschehen, daß meine alte Flinte losgeht, ohne mich vorher um Erlaubnis zu fragen. Wenn Ihr Euch mit solchen übermütigen Redensarten von außen um mich herumschlängelt, so könnt Ihr auf alles rechnen, nur auf meine Freundschaft nicht!"

„Was das betrifft, so haben wir Euch auch noch gar nicht um dieselbe gebeten," antwortete Gibson trotzig. „Wir brauchen Euch nicht, denn wir sind freie, selbständige Männer, welche sehr gut wissen, was zu ihrem Besten dient."

„Das scheint mir aber gar nicht so! Ihr sagt z. B., daß Ihr nicht nötig habt, Euch um das, was hier geschehen ist, weiter zu bekümmern. Wenn Ihr so denkt, so könnt Ihr sehr bald gezwungen werden, in einen Grashalm zu beißen, an dem Ihr sterben müßt."

„Oho! Meint Ihr, daß wir uns vor anderen Leuten fürchten sollen?"

„Ja, das meine ich. Ihr seid für den Westen noch viel zu grün."

„Hört, solche Beleidigungen müssen

wir uns auf das strengste verbitten! Wir sind von New Orleans bis hierher gekommen, und ich denke, daß wir auch noch weiter kommen werden."

„Von New Orleans bis hierher?" lachte Jim. „Soll das etwa eine bedeutende Leistung sein? Das thut jeder zwölfjährige Knabe. Ich sage Euch, daß die Gefahr erst hier beginnt. Wir befinden uns an der Grenze, wo allerlei Volk sein Wesen treibt, welches sich aus fremdem Eigentum zwar sehr viel, aus dem Leben anderer aber desto weniger macht. Und jenseits der Llano beginnt das Gebiet der Komantschen und Apatschen, welche um so mehr zu fürchten sind, als sie untereinander in Unfrieden leben und gerade jetzt die Kriegsbeile ausgegraben haben. Wer sich leichtsinnig zwischen solche Mühlsteine wagt, der wird leicht zermahlen. Hier an dieser Stelle sind weiße Räuber und rote Krieger zusammengetroffen. Das kann uns ganz und gar nicht gleichgültig sein. Sehen wir auch von den Weißen ab, so müssen wir uns doch fragen, was die Indianer hier gewollt haben. Wenn zwei Rednen sich so allein ins Land hereinwagen, so steht in zehn Fällen neunmal zu erwarten, daß sie Kundschafter seien, welche die Aufgabe haben, für einen Kriegszug das Terrain zu rekognoszieren. Mir kommt die Sache gar nicht so geheuer vor wie Euch. Ich kenne weder den Zweck noch das Ziel Eures Rittes; wir aber wollen über die Llano hinüber, und da gilt es nun, die Augen aufzumachen, sonst kann es einem passieren, daß man sich des Abends lebendig niederlegt und dann früh nach dem Erwachen als traurige Leiche nach Hause laufen muß."

„Was unseren Weg betrifft, so wollen auch wir über die Llano."

„So? Und wohin dann?"

„Nach Arizona."

„Ihr waret jedenfalls noch nie drüben?"

„Nein."

„Hört, nehmt es mir nicht übel, aber das ist eine Unvorsichtigkeit von euch, welche gradezu ihresgleichen sucht! Ihr haltet die Llano wohl für eine hübsche, allerliebste Gegend, über welche man sich nur so hinüberschlängeln kann?"

„O nein, so dumm sind wir freilich nicht. Wir kennen ihre Gefahren ganz genau."

(Fortsetzung folgt.)

Etwas vom Süßwasser-Aquarium.

(Schluß.)

Von den Fischen, welche unser Teich beherbergt, fesseln vor allen die Stichlinge unsere Aufmerksamkeit. Zwar sind sie nur klein, nicht einmal fingerlang, aber sie machen sich dadurch merkwürdig, daß sie gleich den Vögeln Nester zur Aufnahme ihres Laiches erbauen. Und zwar vollführen die Männchen allein den Bau, der aus Pflanzenfasern besteht und die Form einer eiförmigen Röhre oder Tonne mit zwei gegenüberliegenden Oeffnungen hat. Während der Bauzeit prangt der Körper des Männchens in den schönsten Farben: der Rücken ist blau und grün, der Bauch orangerot. Der Stichling, Gasterosteus pungitius, führt seinen Namen daher, daß er auf dem Rücken und am Bauche spitze, bewegliche Stacheln trägt. Man sieht die Fischlein häufig in Scharen regungslos im durchsonnten Wasser stehen. Sie gehören zu der räuberischen Familie der Makrelen. Im Aquarium darf man die Stichlinge deshalb nicht mit anderen Fischen zusammenhalten: sie verfolgen beständig ihre Gefährten und beißen ihnen gern Stücke aus der Schwanzflosse weg. Merkwürdigerweise vermögen die Stichlinge auch im Meerwasser fortzuleben.

Zwischen den Pflanzenstengeln der Wasserlilien sehen wir im grüngoldenen Feuer des einfallenden Sonnenlichtes kleine muntere Weißfische spielen. Silberglänzend ist ihr Schuppenkleid, und grau bis gelblich sind ihre Flossen. Hin und wieder steigt eins der Fischlein nach oben, um ein auf den Wasserspiegel gefallenes Mückchen zu erhaschen. Jene Fischlein mit roten Flossen sind junge Barsche, die schon die Raubtiernatur der Alten offenbaren. Eine eigentümliche Gewohnheit hat der schwarz, orangegelb und dunkel gestreifte Schlammpitzker, Cobitis fossilis; in ruhigen Gewässern lebend, pflegt er den Kopf in den Schlamm zu stecken und mit dem emporgerichteten Schwanze zu schlagen. An seinem Maule stehen sechs bis zehn Bartfäden, seine Flossen sind schwarz gefleckt.

Doch nun, Kamerad, wollen wir unsere Umschau nach Wassertieren beschließen. Ich meine, wir hätten in unserem Torfmoorteiche schon so viel gesehen und beobachtet, daß wir ein Aquarium so groß wie eine Regentonne damit bevölkern könnten. Während wir unseren Rückweg antreten, erzähle ich dir, wie du die Tiere fangen mußt und wie du sie später in das Aquarium zu versetzen hast.

Ich nehme an, mein junger Naturfreund, daß du ein Schmetterlingsnetz besitzest oder wenigstens kennst — und zwar jene einfache Form, wo an einem runden Drahtreife ein Sack von Gaze befestigt ist. Sieh, ein solches Netz ist gerade recht für den Fang der Wassertiere! Nur muß die Gaze ziemlich fest und kräftig sein, damit sie beim Aufziehen aus dem Wasser, wo die schwere Last des nassen Elementes den Sack anfüllt, nicht zerreißt. Außer diesem Netze, das, wie gesagt, zum Fange dient, bedarfst du zum vorläufigen Aufbewahren deiner Gefangenen einiger großer Gläser mit weiten Oeffnungen. Sogenannte Einmachgläser thun hier gute Dienste. Da du sie, namentlich wenn sie nachher mit Wasser und Tieren angefüllt sind, unmöglich allein nach Hause tragen kannst, so mußt du deinen Jagdausflug diesmal „in Compagnie" machen; deine jüngeren Geschwister oder einige von deinen Schulkameraden werden dich gewiß recht gern begleiten.

Wenn ihr an dem Ort des Fanges, dem „Jagdgrunde", angelangt seid, so füllt zunächst eure Gläser reichlich mit Wasser und stellt sie so, daß nicht die Sonnenstrahlen das Wasser treffen und in einen lauwarmen Zustand versetzen. Kühl und schattig ist auch hier die Parole wie später beim fertigen Aquarium. Liegt der Jagdgrund frei und offen, so kann man den Gläsern durch einige Sträucher (die man aus der Nachbarschaft holte) gar leicht den nötigen Schatten bereiten. Da es im Eifer der Jagd nun leicht geschieht, daß man hin und her läuft, um hier oder dort ein Tier zu erhaschen, das der eine oder andere entdeckt hat, so kann es auch geschehen, daß man ein Glas umstößt, wodurch dann oft die schönste Beute verschüttet wird. Um diesem Unheil vorzubeugen, stelle man die Gläser recht fest, etwa zwischen Steine oder aber in eine Erdhöhlung, was zugleich das Wasser kühl erhält.

Sind diese Vorbereitungen mit Ruhe und Umsicht getroffen, so trete man an den Rand des Wassers und ziehe das an einem langen und kräftigen Stock be-

festigte Netz ein paarmal durch die Tiefe, und zwar am besten dort, wo die Wasserpflanzen stehen, denn hier pflegt sich das tierische Leben am meisten anzusammeln. Darauf hebe man das Netz wieder empor, aber so, daß es mit der unteren Hälfte noch im Wasser bleibt, damit die gefangenen Tiere nicht ihres Lebenselements beraubt werden. Wenn man nun in den Sack hineinblickt, so wird man in demselben ohne Zweifel ein reges Gewimmel von Käfern, Wanzen, Schneckenhäusern u. s. w. gewahren. Suche dir das, was dir am besten gefällt, mit den Blicken heraus, schöpfe es sodann vorsichtig mit der hohlen Hand (die zugleich ein wenig Wasser faßt) aus dem Netze und versetze es hierauf in eins der bereit gehaltenen Gläser. Doch mußt du wohl darauf acht haben, daß du die gefräßigen Raubtiere, wie z. B. die garstigen Libellenlarven oder den Wasserkäfer Dytiscus, nicht unter die harmloseren Geschöpfe bringst; weise den Räubern vielmehr ein besonderes Gefäß an. Auch die harmlosen Geschöpfe mag man in gewisser Ordnung in ihre Behälter bringen: z. B. setze in ein Gefäß die Schnecken, in ein anderes die Käfer, in ein drittes die kleinen Fische und Kaulquappen. Das Netz wird so oft durchs Wasser gezogen und geleert, bis man Beute genug zu haben glaubt. Doch überfülle nie die Gläser. Und nun noch eins! Vor allem thue keine Stöpsel auf die Gläser! Der Luftmangel würde die armen Gefangenen töten, und der ganze Jagdzug wäre — pro nihilo!

Mit reicher Beute beladen, kehren wir nach Hause zurück, wo das mit Wasser, Pflanzen, Steinen und Kies versehene Aquarium der Jäger wartet. Doch noch ist nicht der Moment gekommen, daß der kleine künstliche Teich seine Bevölkerung erhalte. Wir holen vielmehr zunächst eine große flache Schüssel herbei, in welche wir den Inhalt der verschiedenen Gläser behutsam ausleeren. Dadurch gewinnen wir einen Ueberblick über die gesamte Beute. Wir müssen nun überlegen, welche Tiere wir für das Aquarium auswählen wollen. Es müssen solche sein, die sich miteinander vertragen. Der in unserem Aufsatz schon einmal genannte Dr. Graeffe kommt uns in diesem Falle zu Hilfe; der gründliche Kenner des Aquariums führt folgende tabellarische Zusammenstellungen der leicht bei einander zu haltenden Tiere auf:

1) Zwei bis drei Wassersalamander (Triton).

Einige Kaulquappen.

Ein ganz junger Aal (höchstens 4 Zoll lang).

Einige Schlammpitzker (Cobitis).

Ellritzen (Phoxinus laevis).

Von Insekten: ein paar jener großen schwarzen Fischkäfer (Hydrophilus piceus).

Kleinere Wasserkäfer aus den Gattungen Hydroporus, Laccophilus u. s. w.

Larven von Wasserlibellen und Köcherfliegen. Verschiedene Blutegelarten.

Von Mollusken alle Arten.

2) Verschiedene Arten Wassersalamander.

Stichlinge oder einige junge Weißfische, aber nicht beide zusammen, denn die Stichlinge sind arge Räuber.

Verschiedene Wasserwanzen (Nepa cinerea, Ranatra linearis etc.).

Kleine Krebsarten.

Verschiedene Wasserschnecken.

Die Hydra oder der Süßwasserpolyp, in vielen Exemplaren an Wasserpflanzen.

3) Keine größeren Tiere, hingegen viele kleine Krebse, sogenannte Flohkrebse (Cypris, Daphnia, Cyclops).

Libellenlarven.

Weichtiere aller Art.

Blutegel, Plattwürmer (Planaria).

Hat man sich für eine dieser Zusammenstellungen entschieden, so hebe man die Tiere mittels eines kleinen Netzes schnell und behutsam aus der flachen Schüssel und versetze sie ins Aquarium. In ihr heimisches Element, zu Wasserpflanzen, Steinen, Sand zurückgelangt, werden sie bald ihre Gewohnheiten wieder aufnehmen und sich in munterem Spiele tummeln.

Damit nun keines der Tiere entweiche, wie es z. B. der Salamander thut, lege man oben auf das Aquarium zwei schwere Glasplatten, doch so, daß ein fingerbreiter Spalt zwischen ihnen den Zutritt der Luft ermöglicht.

So, jetzt ist das Aquarium fertig und du magst dich seiner freuen!

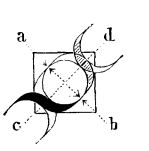
Damit die Freude aber eine anhaltende sei, versäume nicht, folgende Vorschriften zu beobachten.

Erstens halte Sonnenstrahlen und Wärme vom Aquarium fern; kühl und schattig sei der Stand des künstlichen Teiches. Die größeren Tiere, wie z. B. die Fische, füttere bisweilen mit feinen Krümchen alten Weißbrotes oder mit winzigen Stückchen Krebsmuskeln oder — was noch am besten ist — mit eingesetzten lebenden Insektchen. Große und viele Brotkrumen würden das Wasser versäuern und verderben. Nach der Fütterung schöpfe die nicht verzehrte Nahrung aus dem Wasser, damit sie nicht in Fäulnis gerate und das reine Element in ein trübes, das gesunde in ein ungesundes verwandle. Die kleineren Tiere ernähren sich schon selbst von mikroskopischen Pflanzen und Tieren. Tote Tiere und absterbende Pflanzenteile sind sofort zu entfernen. Trübt sich das Wasser trotz alledem, so führe frisches zu, oder erneuere es gänzlich. Im letzteren Falle müssen sich die Tiere eine zeitweilige Zurückversetzung in die bewußte flache Schüssel gefallen lassen.

Und nun wünsche ich dir, mein lieber Baseler Kamerad, der du Anlaß zu diesem Aufsatze gegeben, sowie allen anderen Kameraden recht viel Vergnügen an dem selbsterbauten Aquarium und — durch fortgesetzte Beobachtung der kleinen Wassermenagerie — viel Belehrung!

Rundschrift

Heute geht's auch noch in die Schreibstunde zum Rundschriftmeister Herrn Sönnecken! Da nehmt euch zusammen, denn das ist ein gar strenger Herr; aber das schadet nichts, man lernt etwas bei ihm. Viele von euch haben übrigens eine Aufbesserung ihrer Handschrift sehr nötig, denn unter den an den „Guten Kameraden" gerichteten Briefen gab es Handschriften — — — na, gut Ding, was sich bessert. Jedenfalls wird die Lektion, die euch Herr Sönnecken erteilt, nichts schaden. Vor allen Dingen merkt euch, daß es auch für die an einer schlechten Handschrift Leidenden ein Leichtes ist, die Rundschrift gut zu schreiben, da hier die Schönheit der Schriftzüge mehr von der Kenntnis der Konstruktionsregeln, als von der Geschicklichkeit des Schreibenden abhängt. Es ist Thatsache, daß viele, die in der Kurrentschrift sehr schwach sind, in der Rundschrift als wahre Kalligraphen glänzen.



Die Rundschrift. Fig. 1.

Die Rundschrift, der in ihr vorherrschenden runden Formen wegen so genannt, vereinigt in sich nicht nur Deutlichkeit, Schönheit, sondern auch Leichtigkeit der Ausführung wie keine andere

Schrift. In Frankreich und Belgien, wo sie zu Hause ist, gibt es denn auch sehr viele Personen, welche sich der Rundschrift ausschließlich bedienen. Während aber die Buchstaben der lateinischen und auch der deutschen Schreibschrift meist aus dünnen Strichen bestehen und durch ihre Schreibweise auf Kosten der Deutlichkeit die verschiedenartigsten Abweichungen zulassen, sind die Buchstaben der Rundschrift, die in die Augen springenden Verbindungsstriche abgerechnet, ausschließlich aus starken Strichen gebildet, in denen eben ihre Deutlichkeit besteht, ohne daß sie aber der Hand größere Anstrengungen auferlegte; eher das Gegenteil!

Die Rundschrift. Fig 2.

Die Buchstaben der Rundschrift entwickeln sich nach einer festen Regel aus einzelnen, unter sich in einem bestimmten Größenverhältnisse stehenden Grundzügen, nach der Grundregel gleichmäßiger Federhaltung, d. h. paralleler Richtung aller Haarstriche und gleichmäßiger Hauptrichtung der Grundstriche. Die elegante, vollendete Ausführung derjenigen Züge, welche nicht unbedingt zur charakteristischen Form der Buchstaben gehören, als namentlich der Spirallinien, wird immer von einem gewissen Grade von Geschicklichkeit und dem Geschmacke des Schreibenden abhängig bleiben. Es sind dazu auch besonders konstruierte Federn erforderlich, die aber nicht viel teurer sind als andere Federn, und die man in den spitzeren Sorten auch zur gewöhnlichen Kurrentschrift, am besten freilich der aufrechtstehenden (lotrechten), benutzen kann. Herr Sönnecken liefert sie, denn er besitzt in der schönen Stadt Bonn a. Rh. eine große Stahlfeder- und Schreibmaterialienfabrik.

Die Rundschrift. Fig. 4. Einspaltige Feder.

Das Schreiben der Rundschrift ist im großen und ganzen ein Konstruieren und Anreihen von Halbkreisen und geraden Linien. Es erscheinen die Buchstabenformen als: 1. Kreise, Halbkreise, Viertelkreise (halbierte Halbkreise) und Dreiachtelkreise; 2. Spirallinien; 3. geschweifte Linien senkrechter und wagerechter Richtung, und 4. senkrechte und wagerechte gerade Linien.

Alle gebogenen (runden) Linien (s. Fig. 1) werden aus Halbkreisen gebildet, deren Durchmesser die Richtung der Diagonale c d eines liegenden Quadrates hat.

Die Spirallinien (Fig. 2) entstehen durch Aneinanderreihung verschieden großer Halbkreise, die geschweiften Linien durch umgekehrte Zusammenstellung gleicher oder verschieden großer Viertelkreise.

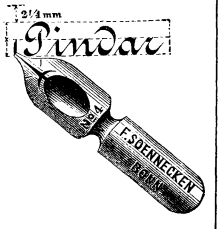
Die einzelnen Teile eines Buchstabens sind bei verschiedener Lage auch an Breite verschieden. Diese Verschiedenheit, sowie die Ab- und Zunahme der Breite der einzelnen Striche beruht indes nicht auf der Willkür des Schreibenden, sondern sie hängt ab von der Richtung der Züge und von der Spitzenbreite der bandartig wirkenden Rundschriftfeder. Man vergleiche Fig. 3, 4 und 5.

Diese Feder bringt Haar- und Grundstriche hervor, ohne daß es bei letzteren eines besonderen Druckes auf die Feder, wie bei der gewöhnlichen Schrift, bedarf; Bedingung ist nur, daß sie nach der weiter unten gegebenen Anleitung für die Federhaltung richtig geführt werde.

Die einfachen Rundschriftfedern, in acht verschiedenen Spitzenbreiten, bringen einfache (nicht geteilte) Striche, die doppelten, in neun verschiedenen Spitzen, der Länge nach geteilte (doppelte) Striche hervor. Der Hauptunterschied zwischen den Rundschriftfedern und den gewöhnlichen Schreibfedern besteht darin, daß letztere die Grundstriche mit, erstere dieselben ohne Druckanwendung und vermöge ihrer Konstruktion sowohl von unten nach oben, als auch von oben nach unten hervorbringen. Und darin beruht eben die schon erwähnte Leichtigkeit der Rundschrift. Während man aber mit gewöhnlichen Schreibfedern nach Belieben groß oder klein, dick oder dünn schreiben kann, ist an jede einzelne Spitzenbreite der Rundschriftfedern sowohl eine bestimmte Schriftstärke als auch eine Buchstabengröße, die Normalschriftgröße, gebunden, von der man ohne Beeinträchtigung der Schönheit, d. h. der harmonischen Verhältnisse des Schriftbildes, nicht abweichen kann.

Ein nicht unwesentlicher Vorteil der Rundschrift besteht darin, daß man dabei eine gerade Körperhaltung annehmen muß, während diese Haltung bei der schrägen Kurrentschrift eine mehr oder weniger schiefe ist. Alle Personen, welche von der Feder leben, d. h. viel oder gar den ganzen Tag schreiben und sich der schrägen Schrift bedienen, hängen deshalb auch, wie die Schneider zu sagen pflegen, nach der Feder, indem sich bei ihnen mit der Zeit eine förmliche Verkrümmung der Wirbelsäule und eine mehr oder weniger bemerkbare ungleichmäßige Gestaltung des Rumpfes herausbildet.

Einige Winke hinsichtlich der Körperhaltung werden hier nicht überflüssig sein. Man setze sich so, daß die linke Seite etwa einen Finger breit, die rechte eine Hand breit vom Rande des Tisches entfernt ist. Der rechte Fuß stehe senkrecht, der linke etwas nach vorn gestreckt auf dem Boden flach auf. Der linke Vorderarm liege ganz und ungezwungen auf dem Tische, um das mit dem Tischrande parallel liegende Buch an der Stelle, wo es beim Schreiben nötig ist, mit den Spitzen der gebogenen Finger ohne Anstrengung festhalten zu können, diene jedoch nie dazu, bei fehlerhafter Haltung des Oberkörpers diesen zu stützen. Der etwas nach links gerichtete rechte Vorderarm liege nur zur Hälfte auf, aber leicht, damit die Fortbewegung desselben beim Schreiben keine Mühe verursache.



Die Rundschrift. Fig. 3. Einspaltige Feder.

Der Federhalter wird so gefaßt, wie es auf Fig. 6 ersichtlich ist. Goldfinger und kleiner Finger sind so an die Hand zu ziehen, daß sie dem leichten Gleiten der Feder über das Papier kein Hindernis bereiten. Niemals darf der Zeigefinger auf dem Rücken des Halters ruhen, wie bei der gewöhnlichen Schrift. Der Stiel des Halters liege vor dem Handknöchel des Zeigefingers und habe beim Schreiben in ungefährer Richtung der Diagonale c d etwa 45° Neigung zur Papierfläche. Man halte den Federhalter lose in der Hand und vermeide streng, ihn krampfhaft festzuhalten, wozu die hergebrachte Gewohnheit, mit Druckanwendung zu schreiben, so leicht verleitet.

Richtige, leichte und unveränderte Federhaltung, aufmerksame Beobachtung der Schriftwirkung der breiten Federspitzen, sowie Verwendung nicht zu dickflüssiger Tusche oder Tinte und sorgsame Reinhaltung der Feder von Verdickungen der Schreibflüssigkeit sind Grundbedingungen, von deren Beachtung der Erfolg wesentlich abhängt.

Die Rundschrift. Fig. 5. Zweispaltige Feder.

Silbenrätsel.

Ersonnen von einem Kameraden.

Aus folgenden 34 Silben: „a, ber, bot, ca, chal, dri, e, e, gleü, gum, ham, hec, il, ir, kutsk, lan, le, ler, mer, mer, mi, nat, ne, o, pold, ren, rö, saac, san, se, si, ter, tuff, zych" sollen 16 Wörter gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben die Namen zweier deutscher Dichter ergeben. Diese 16 zu bildenden Wörter bezeichnen:

1. Den Namen des Entdeckers von Neufundland, 2. ein Werkzeug, 3. eine Stadt in der Rheinprovinz, 4. eine Stadt in Sibirien, 5. eine Stadt in Böhmen, 6. einen Berg in Krain, 7. einen Nebenfluß der Donau, 8. eine Festung in Kaukasien, 9. eine Stadt am Mississippi, 10. ein Requisit zum Zeichnen, 11. ein wildes Tier, 12. einen männlichen Taufnamen, 13. eine Stadt in der Schweiz, 14. einen gelehrten Geographen, 15. einen Volksstamm im Altertum, 16. ein Mineral.

Rätsel.

Ich bin fürwahr ein armer Tropf;
Man schlägt mir grausam auf den Kopf,
Und streck' ich mich, so muß ich's leiden,
Daß Scher' und Messer an mir schneiden.
Doch zieh' ich meinen Kopf zurück,
Trifft mich ein neues Mißgeschick;
Oft wirft man dann zum Zeitvertreib
Ins kalte Wasser meinen Leib.

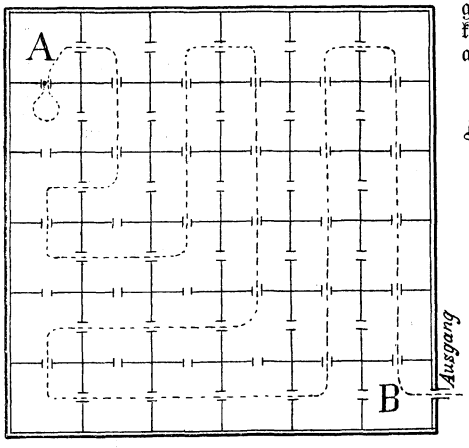
Buchstabenversetzungsrätsel.

Es prunkt in dem Garten in buntester Pracht,
Sein Duft hat schon viele ergetzt;
Doch seid ihr es selber, wenn ihr mit Bedacht
Die sämtlichen Laute versetzt.

Auflösung der Aufgabe zum Kopfzerbrechen in Nr. 29.

Der Gefangene stellt sich in die Thür einer der beiden Nachbarzellen und ruft alsdann: „Ich hab's gefunden; ich will jetzt in alle 36 Zellen, aber in jede nur einmal gehen bis zum Ausgange."

Er geht zuerst in die Nachbarzelle, dann erst durch seine eigene und hierauf beispielsweise so, wie auf nebenstehender Figur angegeben ist. Nachdem aber die ersten Schwierigkeiten überwunden sind, gibt es auch eine Reihe anderer Wege, welche gewählt werden können.



Auflösung des Geographierätsels in Nr. 29.

B o n n e
A l l e r
L e n a u
K u r t
A m u r
N i l s

Balkan.

Auflösung des Rätsels in Nr. 29.

Paß.

Fragen und Antworten.

Rom. P. in Kl. Ei der Tausend, das nennt man Pech! Wir wollen hoffen, daß sich das Programm Deiner nächsten Zaubervorstellung glatter abwickelt. Der „G. K." wird Dir bis dahin wahrscheinlich wieder mit einer Anleitung zu Hilfe gekommen sein. — Vielleicht kann Dir das bei Oskar Leiner in Leipzig erschienene „Taschenbuch für Mineraliensammler" von Emil Fischer, geb. M. 2. 80. (dazu Etiketten für Mineraliensammlungen M. 1. 50.) die erwünschten Dienste leisten. — Deine andere Frage dürfte durch die Seite 223 des ersten Jahrganges, mittlere Spalte, über die Anfertigung einer Camera obscura gegebene Anleitung beantwortet sein. Gruß freundlich erwidert.

Seefahrer in spe. Ein Faden, als Längenmaß, entspricht der früher für andere Messungen üblichen Klafter. Mit dem Faden mißt man die Tiefe des Fahrwassers, die Länge des Tauwerks, auch Distanzen; 120 Faden geben eine Kabellänge. Der Wert des Fadens beziffert sich bei allen seefahrenden Nationen anders; im allgemeinen wird er, wie schon gesagt, zu 6 Fuß angenommen. Der englische (Fathom) mißt 1,828 m, der hamburgische 1,719 m.

Ferd. L. in Ch. „Faiseur" nennt man denjenigen, der eine Sache eigentlich ausführt, während ein anderer den Namen dazu hergibt.

G. K. in Stade. Das wären die Theateragenturen von Felix Bloch in Berlin, Mittelstraße 21, von Emil Drenker ebendaselbst, Franzensstraße 62, und A. Entsch, Berlin, Mittelstraße 25.

A. A. in Stuttgart. Die zu Laubsägearbeiten nötigen Werkzeuge und Apparate erhältst Du in guter und solider Ausführung bei W. Leo in Stuttgart, Paulinenstraße 22.

A. L. in Amsterdam. Der „G. K." möchte Dir mitteilen, wie viel der Inhalt Deiner Postkarte Fehler aufweist? Du hast Dich wacker gehalten, es ist keiner zu entdecken.

Vogelfreund. Einen sprechenden Vogel zu besitzen, ist allerdings sehr amüsant; bis man aber solch ein Bürschchen abgerichtet hat, das bedarf vieler Geduld und sorgsamer Pflege. Es taugen dazu auch nur diejenigen Vögel, welche eine breite Zunge haben, z. B. die Papageien, Stare und einige Krähenarten, wobei aber — was man Dir gesagt hat ist Unsinn und Tierquälerei — niemals nötig ist, die Zunge zu lösen, vielmehr zu verstümmeln. Leider ja wird dieses einfältige Zungenlösen auf dem Lande noch häufiger ausgeübt, als man denkt, nämlich mit einer Schere der unter der Zunge liegende bandartige Muskel durchschnitten, und — es ist mehr als einfältig — der arme Tropf von Vogel soll nun mit dieser verstümmelten Zunge sprechen! Besonders sind es die Stare, welche von Bauernschustern und Schneidern zu diesem Märtyrertum ausersehen werden. Wir bitten bei dieser Gelegenheit nicht nur Dich, sondern alle Freunde des Tierschutzes und unsere Vogelfreunde insonders, diesem grausamen Unsinn kräftigst entgegenzuwirken. — Soll ein Vogel das Sprechen erlernen, so muß man sein Bauer an einen einsamen stillen Platz setzen, den Käfig sogar mit einem Tuche dicht verdecken, daß er durchaus von aller Zerstreuung abgeschnitten ist, und in solcher Gefangenschaft spricht und pfeift man ihm nun deutlich und in öfterer Wiederholung die Worte und kleinen Sätze vor, die er lernen soll. Sogar nachts wiederholt man diese Uebungen, bis man sich endlich überzeugt, daß der Schüler seiner Aufgabe gewachsen ist. Unsere Einheimischen, darunter der Star, lernen das Sprechen nur in frühester Jugend, einzelne Papageienarten aber, wenn sie schon ausgewachsen sind.

A. Kettenberg in Hamburg, Besenbinderhof 18, möchte mit seinen Kameraden Briefmarken tauschen und bittet um direkte briefliche Mitteilung.

E. K. in Karlsruhe. Du bist mal ein findiger Kopf, alle Achtung und bist — nimm's nicht übel, denn es ist ja eine gute Eigenschaft — wahrscheinlich auch mit kräftigem Appetit gesegnet. Unser Karlsruher Kamerad stellt sich als Maschinentechniker vor. Er hat sich ausgedacht, wie man sich aus einer cylindrischen Kakaobüchse eine „Buttermaschine" macht, und wie man diese mit einer Spiritusdampfmaschine oder sonst einer Triebkraft in Betrieb setzt. Die Dampfbutterfabrik ist also erfunden, seine Buttermaschine für angehende Landwirtschaftler und spätere Käsereibesitzer ein empfehlenswertes Vorstudium. Wer diese feudale Erfindung kennen lernen will, der melde sich.

W. G. in D. Für das Maschinenbaufach wird, wenn in den Staatsdienst einzutreten beabsichtigt ist, das Reifezeugnis eines Gymnasiums oder Realgymnasiums und fünfjähriges Fachstudium an einer technischen Hochschule gefordert, währenddem eine Vorprüfung und am Schlusse eine Hauptprüfung abzulegen ist. Es folgt die Ausbildung und Verwendung als Bauführer in mehrjähriger praktischer Beschäftigung und darauf die Ernennung zum Regierungsmaschinenmeister.

Hans K. Du wartest noch immer auf die Verlosung des Irrgartenrätsels? Freundchen, wir bewundern und beneiden Dich um Deine Geduld, denn diese Verlosung hat vor bereits acht Monaten stattgefunden. Wenn Du Dich überzeugen willst, schlage doch Seite 430 des ersten Jahrgangs auf. Vielleicht bist Du gar unter den glücklichen Gewinnern.

R. Felbinger in Brünn hat von sehr vielen Kameraden Tauschangebote erhalten, so viele, daß sein Dublettenbestand total erschöpft ist. Er sendet seinen Kameraden diese Mitteilung und Grüße.

W. H. in Hamburg. Tauschgeschäfte für Sammelobjekte einzuleiten, dazu wird der „G. K." immer bereit sein; Kaufgeschäfte aber zu vermitteln, lieber Freund, das würde manchem Sparhafen an den Leib gehen und dazu will der „G. K." die Hand nicht bieten.

G. K. in Frankfurt a. O. Ja, die Nr. 1 bis 13 des vorigen und des laufenden Jahrganges können noch nachgeliefert werden. Bestelle bei der nächstgelegenen Buchhandlung oder direkt bei der Verlagshandlung W. Spemann in Stuttgart. — Dank für Dein Rätsel. Das hat man sich schon zu Zeiten Noahs aufgegeben.

F. F. A., Sekundaner. Danken für Ihre Bemühungen. — Steht es um Ihre Gedächtnisschwäche wirklich so schlimm, werden Sie gut thun, Ihren Arzt zu konsultieren. Es muß diese Erscheinung eine Ursache haben, und es wird sich darum handeln, wenn möglich, dieser zu Leibe zu gehen. Im allgemeinen gilt, daß maßvolle und regelmäßige Uebung die einzelnen Glieder, auch das Sinnesvermögen und den jugendlichen Organismus im ganzen stärkt. Mit fortgesetzter Uebung, so sagt uns unsere übrigens unmaßgebliche persönliche Erfahrung, mag auch für Erziehung und Festigung der Geisteskräfte vieles zu erreichen sein. Viele Berufe sprechen sehr für diese Anschauung, z. B. derjenige des Malers, der anders sieht und anders urteilt wie wir, der niedere Postbeamte, der mit seiner Gedächtniskraft, die er durch Schulung gesteigert, oft Erstaunliches leistet. Fragen Sie aber, wie gesagt, einen Arzt.

A. Lesbus. Als Du die Ostereier bemalen wolltest, blieb die Tusche am Ei nicht sitzen. Die Eier sind jedenfalls fett geworden. Sie müssen in reinem, nicht fettem Wasser gekocht und dürfen auch nicht mit fettigen Händen berührt werden. Die Tusche soll nicht zu wässerig, sondern ziemlich dick sein. Sollten die Eier dennoch an manchen Stellen die Tusche nicht annehmen, so reibe die Schale vorher mit feinem Glas- oder Sandpapier, oder mit pulverisiertem Bimsstein ab, damit die Oberfläche des Eies rauh wird.

Kamerad Fr. Jenßen. Vor allem mußt Du einen Unterschied machen darin, ob Du Deine Vögel in einem Gesellschaftskäfig zusammen, oder ob Du sie nisten lassen willst. Im ersteren Fall können die genannten Finkenvögel: Zeisig, Stieglitz, Hänfling, Buchfink immerhin zusammen sein, denn sie werden sich, abgesehen von kleinen harmlosen Zänkereien, ganz gut vertragen. Sobald Du aber das Kanarienweibchen hinzu bringst, gibt es Eifersucht und vielen Zank und Streit. Willst Du mit dem Kanarienweibchen dagegen eine Hecke einrichten, und hoffst Du, eines Morgens sogen. Mischlingsnachkommenschaft vorzufinden, so darfst Du das Kanarienweibchen nur mit einem der genannten Männchen zusammenwohnen lassen, und da raten wir zum Stieglitz oder Hänfling. Der Heckkäfig darf dann auch nicht in derselben Stube stehen, in welcher Deine anderen Männchen sind, sondern in einem entfernten Zimmer. Nähere Anleitung zur Einrichtung einer solchen Hecke findest Du in dem Buch „Der Kanarienvogel" von Dr. Karl Ruß, durch jede Buchhandlung für 2 M. zu beziehen. — Ueberponnenen Kupferdraht erhältst Du in jeder Handlung für elektrotechnische Artikel, deren es in Hamburg zweifellos mehrere gibt. Dank auch für Dein Rätsel und Gruß.

Hugo in Wien. Zum Zeichnen mit Tusche benutzt man sowohl Stahlfedern als auch Haarpinsel, darunter sogen. Waschpinsel. Die „Zeichenfeder" ist eine bedeutend verkleinerte Form der Schreibfeder und unter diesem Namen in jeder Zeichenmaterialienhandlung mit oder ohne Stiel zu erhalten. Es gibt harte und weiche Sorten; erstere geben haarfeine Striche, letztere verhältnismäßig derbere. Welche Sorte sich für Deinen Zweck am besten eignet, das mußt Du eben ausprobieren.

„Liebe Kameraden! Ich sammle Marken, und meine Sammlung beträgt 1200 Stück. An Tauschmarken besitze ich hauptsächlich 70 Türkei, 70 Bulgarien, 25 Monaco, 100 Serbien ꝛc. — Kameraden aus Deutschland und Oesterreich wollen ihre Briefe mit Marken nach Gandersheim im Herzogtum Braunschweig an den Untersekundaner Christian Jenßen senden. Mir wären besonders Schleswig-Holstein, Guatemala, Russische Levante-Post, Hamburg, Oesterreich Soldi, Frankreich 1870 Fünffranks, Französische Kolonien, England höhere Werte, Niederländisch Indien, Mauritius, Oranje-Republik, Natal, Azores, Madeira, Aegypten, Kuba, Puerto-Rico Uruguay, Kolumbia, Sandwichinseln, Westaustralien, Viktoria- und Fidschi-Inseln erwünscht. Nur gut erhaltene Exemplare finden Berücksichtigung."

Magdalaine de V. Ah — sieh da — das zierliche Briefchen unserer kleinen Freundin, mit der Versicherung, daß sie, seit sie den „G. K." bekommt, viel viel braver geworden. „Man hat Dir gesagt, Du hättest sonst alles, was Du Schlimmes gethan, dem „G. K." zu sagen, und das wäre doch gar zu demütigend?!" Ei, solchen Stolz, das loben wir! Es wäre aber auch gar zu arg, vor einer solch großen Kameradschaft alle Schelmenstreiche laut auffagen zu müssen, das möchte selbst dem „G. K." nicht gefallen. Darum wollen wir für die Folge auch recht brav sein, nicht wahr? Denn sonst könnte es am Ende doch spuken, und der „G. K.", ja, das muß man erst gesehen haben, welch ein Bärenbeißergesicht der gegebenen Falles ausstecken kann. — Eine solche Zeitschrift für Deine Schwester wissen wir nicht; sie wird zu Buchausgaben greifen müssen. — Schönsten Gruß und fröhliche Maienzeit!

Karl F. in R. Als Zimmerturnapparat von erprobter Wirkung sei Dir der in unserem vorigen Jahrgang unter Beigabe von Illustrationen erläuterte „Arm- und Brustkräftiger von Largiadèr empfohlen. Zu Preisen von 5 Mark an zu beziehen von der Fabrik Georg Engler, vormals Engler & Weber in Stuttgart.

Arthur T. in **Wien, Ernst Kl.** in **Hamburg, Visarion R.** in **Hermannstadt, Rudolf** und **Fritz L., Karl v. B.** in **Stuttgart, H. W. . . . .** in **Hamburg, Hans Sch., Untertertianer** in **Berlin, Wilhelm A.** in **Bamberg, Robert Str., Primaner** in **Prag, H. Sch.** in **Aarau, H. Z.** in **Wien, O. v. d. M.** in **Düsseldorf.** Herzlichen Dank für die selbstgemachten Rätsel und Beschreibungen. Wir überantworten die fleißigen Arbeiten unserer Mappe. Ob und wann sie mit der Druckerschwärze Bekanntschaft machen, das können wir bei der Unmenge Rätsel, die jetzt vor uns liegen, mit dem besten Willen nicht sagen. Freundliche Grüße.

„Liebe Kameraden! Ich sammle nun schon lange Briefmarken und habe nur 120 erhalten können. Ich habe aber seltene doppelte, u. a. auch sehr viele Postkarten von Bayern, Luxemburg, Frankreich, Schweiz, Italien u. s. w., auch einige Briefmarken von den französischen Kolonien. Wer von Euch, liebe Kameraden, will nun mit mir tauschen? Alle Briefmarken sind mir erwünscht. Meine Adresse ist: Robert von Hofen, Metz, Felix Marschallstaden 23."

? ? in R. Deine Uebersetzung wär' schon recht, wenn das Tierchen, von dem darin die Rede, nur nicht zu den unappetitlichsten zählte. — Verschaffe Dir aus einer Bibliothek eines der nachgenannten Werke: „v. Liliencron und Müllenhoff, Zur Runenlehre" (Halle 1852); „Kirchhof, Das gotische Runenalphabet" (Berlin 1854). — Du hast den Aufsatz: „Der Apparat des jungen Mineralogen" inzwischen jedenfalls gelesen. Zum Einordnen der „bestimmten" Minerale bedient man sich viereckiger, flacher, gleich großer Pappkästchen ohne Deckel, mit einem hübschen, ja nicht zu hellen Glanzpapier überzogen. Sind eine gewisse Anzahl solcher Pappkästchen gefüllt, sammelt man diese in einem größeren, flach aus Holz gebauten, mit gut schließendem Deckel versehenen Sammelkasten. Diese Sammelkästen können, wenn die Sammlung eine umfangreiche geworden und Deine Sparbüchse eine solche Auslage erlaubt, wieder in einem Mineralienschrank mit praktisch angeordneten Ausziehfächern untergebracht werden. Erden, Sandarten u. dergl., die Luft auffangen und an der Luft zerbröckeln, verwahrt man in gut verschlossenen Glasfläschchen. Für die naturwissenschaftlich richtige, gruppenweise Einordnung — die Minerale müssen selbstverständlich vorher zweifellos bestimmt sein — ist die naturwissenschaftliche Ordnung überhaupt maßgebend und jedes Lehrbuch der Mineralogie kann Dir Führer sein. Ein sehr praktisches Hilfsmittel in dieser Hinsicht aber sind „die Etiketten für Mineraliensammler", erschienen bei Oskar Leiner in Leipzig, Preis M. 1. 50. — Es sind sowohl die Pappschächtelchen mit der Ueberschrift, das Mineral (um Verwechslungen beim zeitweiligen Abstäuben zu vermeiden) mit der korrespondierenden Nummer, die Angabe der Fundzeit und des Fundortes zu verzeichnen. Diese einheitlich gedruckten Etiketten geben die für die systematische Einordnung ausreichende Orientierung, der Sammlung aber ein sauberes, hübsches Aussehen. — Nun noch einen Wink: Bist Du in einer bergbauenden Gegend zu Hause, so suche Verbindung mit Bergleuten, das wird Dir prächtige Schätze zuführen und damit „Glück auf!"

E. Schoop zeigt seinen Kameraden, mit denen er bisher in Korrespondenz gestanden, an, daß er seit einiger Zeit in Lausanne ist und seine Briefadresse: E. Schoop, per Adr.: Mlle. Clément, Lausanne (Waadt), Rue de Chêne, lautet. Er besitzt neuerdings eine echte Tigerkralle, die er auch gegen Briefmarken vertauschen möchte.

Fr. K. in **Hamburg.** Der „Sonnenblick" zählt zu dem großartigen Gebirgszuge der Hohen Tauern; über seinen mächtigen Rücken zieht sich die salzburg-kärntnerische Landesgrenze. Er umschließt mit dem Goldberg, dem Hochnarr u. a. das enge Rauristhal, in dem das Pochwerk und Wirtshaus Kolm-Saigurn liegen. Du wirst diese Spitze nur auf neueren oder auf Karten größeren Maßstabes vermerkt finden. Willst Du heuer 'rauf? Eine lohnende Partie, ohne sonderlich große Anstrengungen und Gefährlichkeiten!

„Lieber Guter Kamerad! Ich bitte Dich, allen meinen Kameraden mitzuteilen, daß ich mit ihnen gern Briefmarken tauschen möchte; am liebsten wäre es mir, wenn ich Sachsen drei Pfennige, rot, eintauschen könnte. Ich kann entweder wieder Briefmarken oder seltene Schmetterlinge dagegen geben, z. B. blaue Ordensbänder, desgleichen rote, schwarze Apollos u. s. w. Lieb wäre es mir auch, wenn mir alle diejenigen Kameraden, welche in Städten wohnen, wo es Privatposten gibt, Marken, Karten und Streifbänder zuschicken, wenn sie können. Am liebsten hätte ich ganze Sätze. Ich würde dagegen wieder die Briefmarken, welche gewünscht werden, senden, d. h. wenn ich sie besitze. Mit kameradschaftlichem Gruß Albert Neumerkel, Gera (Reuß) Promenadenstr. 8."

Hans H. in **Potsdam.** Ah — famos, auch Du machst künstlerisch-geographische Entdeckungsreisen. Das sind Prachtskerle, aber merkwürdig, alle hochrückig. Von denen konnte man beim Garde du Corps keinen brauchen. — Deine Wünsche sind ad notam genommen.

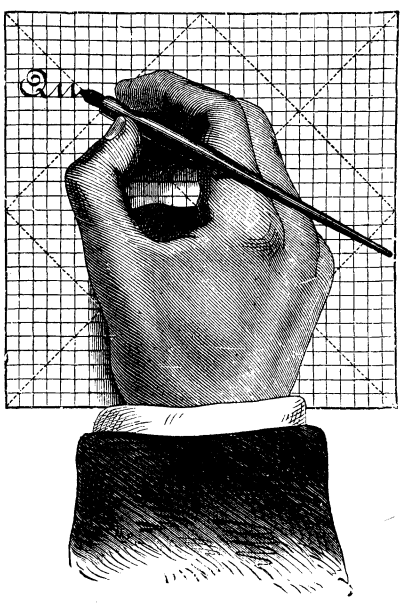
„Lieber Guter Kamerad! Ich wäre Dir sehr dankbar, wenn Du meinen Kameraden mitteilen wolltest, daß ich viele seltene norwegische Stadtpostmarken besitze, die ich gegen andere Marken umtauschen möchte. Nichtbelie-bendes werde ich dankend zurückschicken. Mit Gruß an alle Kameraden Karl Duncker, Hamburg, Uhlenhorst, Hofweg Nr. 6."

E. M. in **Berlin.** Du wirst ein Terrarium bauen wollen. Ist dem so? Wie Du Dir ein „Territorium" zulegen könntest, dafür Rat zu schaffen, würde ungleich schwieriger sein.

„Weidmanns Heil Nr. 2." Gerne! Wenn das Buch als Geschenk für einen älteren Bruder oder Verwandten sein soll, wäre zu empfehlen: „Praktische Forstwissenschaft von Karl von Fischbach." Preis M. 8. — „Anleitung zur Regelung des Forstbetriebes von G. Wagener." Preis M. 8. — Die anderen größeren Werke, z. B. „Burkhard, Säen und Pflanzen," sind alle bedeutend teurer. Soll das Buch aber Deinem eigenen Gebrauche dienen, so würden sich höchstens: „Die Lehren der Forstwissenschaft von Ebermayer", Preis M. 3, eignen, aber auch das nicht ohne einige Vorkenntnis der elementaren Lehren von den Waldverhältnissen.

„Guter Kamerad! Ich teile meinen Kameraden mit, daß ich eine Menge alte österreichische, ungarische und andere Postkarten habe. Ich besitze auch eine Menge schöner Marken. Als Gegenleistung möchte ich gerne seltene Marken und Ganzsachen von verschiedenen Ländern haben. Es grüßt Euch Euer Kamerad Karl Schröder, Graz (Steiermark) Stainzerhofgasse 2."

„Lieber Guter Kamerad! Bitte, teile doch meinen Kameraden mit, daß ich gern ein paar weiße Mäuse oder Meerschweinchen kaufen möchte. Briefe mit Preisangabe sind erbeten an den Untertertianer Männich, Herrnstadt, Provinz Schlesien."



Die Rundschrift. Die Haltung der Hand und der Feder.

„Lieber Kamerad! Sei so gut und teile meinen Kameraden mit, daß ich mit ihnen Briefmarken tauschen möchte. Ich habe folgende Marken zum Tausch anzubieten: Thurn und Taxis, 1 Kr., 3 Kr. und 6 Kr.; zwei alte Bayern, 3 und 6 Kr.; eine alte Baden 1 Kr. Ferner Uruguay, Brasilien, Mexiko, Kapland, Indien, Nordamerika, Rußland und Oranje-Freistaat. — Es grüßt freundlich Eugen Forstner, Pforzheim, Leopoldstraße 20."

A. W. in **Liegnitz.** Du willst eine kleine Werkstätte, z. B. eine Schmiede, die sich durch eine ziemlich kräftige Dampfmaschine betreiben läßt. — Weißt Du was? Sieh Dir mal zunächst eine Hammerschmiede genau an und überlege dabei, was Du üben und erzeugen willst und ob Dampfkraft wirklich vonnöten. Bist Du darüber klar geworden, dann wollen wir wieder ein Wörtlein drüber reden. Kameradschaftlichen Gruß!

Wer von meinen lieben Kameraden will mir Kouverts ablassen? Sehr lieb wären mir Hannover, Preußen, Asien, auch einige asiatische Marken. Ich habe dagegen zu geben: 1 Spanisch-Westindien, 1/2 R. Plata, blau, 1 Portugal, 25 Reis, braun, 1 Ost-Indien Half Anna, blau, 1 Argentina 8 Centavas, Belgien 10 Cents, grau u. s. w. Kameradschaftlichen Gruß. Briefe direkt an den Schüler E. Büschert, per Adr. Herrn Lehrer Almeling, Hildesheim, Biederstr. 11.

L. F. in **G.** Potz Sack und Bändel — nur nicht gar so hitzig! Eins nach dem anderen. Was würden die Kameraden sagen, die schon vor Dir geschrieben haben?

G. F. in **D.** Wir wüßten nicht, warum Gummischuhe als „Ueberschuhe" getragen ungesund sein sollten!?

Obertertianer Fritz Schroeter in **Lippstadt, Kappelthor,** besitzt über 1000 Briefmarken und möchte damit Mineralien und Käfer eintauschen. — Du willst Deinen Kameraden mitteilen, wie man sich für Minerale Aufbewahrungskästchen selbst herstellt, daß die Sammlung ein sehr schönes und geordnetes Aussehen erhält. Ein solcher Aufsatz wird dem „G. K.", wiewohl er Aehnliches bereits in seiner Mappe hat, sehr willkommen sein. Gruß freundlich erwidert.

An die wettenden Etymologen M. und **H.** in **Hamburg.** „Manch" und „mannig" kommen von dem Gotischen manags, althochdeutsch manac, manc, manch, mittelhochdeutsch manec, manich, manch her und bedeuten: einzeln, doch nicht nur ein oder wenige Male, sondern in öfterer Wiederholung sich findend. Sie bezeichnen also eine größere Zahl als „einige" oder „wenige", dagegen eine geringere als das nicht auf Einzelnes gehende, sondern Massenhaftigkeit ausdrückende „viel". — Daß „manch" und das engliche „many" in naher Verwandtschaft stehen, unterliegt keinem Zweifel.

„Lieber Guter Kamerad! Ich sammle schon seit langer Zeit Briefmarken, kann aber wenig bekommen, habe nur 850. Ich lese eben in dem „G. K.", daß auswärtige Kameraden auch Privatpostmarken sammeln. Nun sei doch so gut, und setze in Dein liebes Blatt die Frage, ob mir von den Kameraden nicht einige Marken senden wollten. Ich sende dagegen alle Privatpostmarken von Hannover doppelt. (Auch Postkarten ganz). Mit Gruß Dein Kamerad Fritz Dannenberg, Hannover, Lessingstr. 6. p."

Ευνστρατιώτης. Eine Dampfmaschine mit Spiritusheizung willst Du machen und der „G. K." soll Dir sagen, wie Du das anzustellen hättest. Nur noch etwas Geduld, und auch dieser Wunsch soll befriedigt sein.

Alois B. in **M.-Gladbach.** An anderer Stelle ist doch gesagt, daß Hassan ben Ismael als ursprünglicher Christ und Hamburger Flüchtling zum Mohammedanismus übergetreten sei; er hatte sich also vom Christentum losgesagt. Vor seinem Tode trat er aber wieder zum Christentum über, daher notwendig ein nochmaliger Taufakt vollzogen werden mußte. Verstehst Du's jetzt?

„Lieber Guter Kamerad! Sei so gut und teile meinen Kameraden mit, daß ich gegen Schädel von Raubvögeln, Igel, Frosch, Fledermaus, Meerschweinchen, Fuchs, Hund, Dachs und Biber, Marken und Schmetterlinge tauschen möchte, auch eine ausgestopfte Fledermaus nehme ich gern an. Zugesandte Arten müssen völlig unbeschädigt sein. Zusender bestimme die Marken oder Schmetterlinge, die er für die Gegenstände verlangt und füge das Rückporto in Marken bei. Mit freundlichem Gruß Wilhelm Horn, Kassel, Fünffensterstr. 16."

A. M. in **Rostock.** Hast Du das Bändchen erhalten? Wenn Deine Buchhandlung nicht pünktlich liefert, dann übertrage die Zustellung einer anderen. — Du wünschest, der „G. K." möchte ein Preisrätsel bringen, an dem „wir Kameraden unsere Köpfe zerbrechen können". — Ei, das will er doch lieber nicht thun.

„Ich habe viele alte Marken deutscher Länder (Württemberg, Bayern 2c.), sowie auch einige alte Postkarten und Kouverts und möchte solche an ausländische Kameraden gegen Postkarten und Kouverts ihres Landes eintauschen. Mit Gruß Karl v. Fischer, Neu-Ulm (Bezirksamt) Bayern."

Paul D. in **Hamburg** hat sich auf den Pegasus gesetzt und einen Klapphornvers gemacht:

Zwei Knaben liefen um die Wett',
Der eine war schlank, der andre fett,
Der schlanke kam zuerst ans Ziel,
Der fette in einen Graben fiel.

Meinst Du nicht, daß es komischer wirkte, wenn der Schlanke in den Graben fallen würde und der fette ans Ziel käme?

W. v. d. M. aus **Uhlenhorst.** Bei Euch sind alle Wiesen überschwemmt und der „G. K." soll Dir nun helfen ein Floß bauen. Kommt er mit seinem Rat nicht zu spät? — Inzwischen sind die Wasser sicherlich wieder abgelaufen.

„Lieber Guter Kamerad! Ich möchte Dich hierdurch freundlichst ersuchen, meinen lieben Kameraden mitzuteilen, daß ich eine große Markensammlung besitze und mit ihnen in Tauschverbindungen treten möchte. Ich habe sehr viele Marken doppelt, z. B. sehr seltene Portugal, Italien, Griechenland, Rußland, auch Ueberseeische. Mit kameradschaftlichem Gruße Eduard Lohmann, Eppendorferlandstr. 132, Hamburg."

Karl B. in **Hannover** ist ein Gedächtniskünstler und will seinen Kameraden guten Rat erteilen. Er schreibt: „Lieber Guter Kamerad! Ich konnte früher gar nicht behalten, daß im Jahre 102 v. Chr. die Teutonen bei Aquä Sextiä und 101 v. Chr. die Cimbern bei Vercellä von den Römern geschlagen wurden, sondern verwechselte stets die beiden Ereignisse, indem ich z. B. die Teutonen bei Vercellä oder die Cimbern im Jahre 102 besiegt werden ließ. Als ich darüber nachdachte, wie ich diese wichtigen Zahlen in den Kopf kriegen könnte, und mir daher die Worte und Zahlen näher ansah, fiel mir folgendes auf: Aquä Sextiä wird in 2 Wörtern geschrieben und hat in der vorletzten Silbe ein „t"; daher 102 die Teutonen. Vercellä dagegen wird in 1 Worte geschrieben und hat in der zweitletzten Silbe ein „c", daher 101 die Cimbern. Und seitdem habe ich mich niemals wieder geirrt! Teile dieses, bitte, meinen Kameraden mit, denn es wird wohl gar mancher unter ihnen sein, dem es so geht, wie's mir gegangen ist." — Gruß freundlich erwidert!

Hans Neupert in **Plauen, Schulstraße 3,** hat eine in etwa 250 Briefmarken bestehende Sammlung und würde dagegen gerne seltene Steine, Münzen, ausgestopfte Tiere oder sonst Naturwissenschaftliches eintauschen. — Deinen anderen Wünschen soll entsprochen werden. Gruß.

Kuno v. Hahn in **Kiel.** So? Teile uns mit „wann", daß der „G. K." einen Straußbuschen schicken kann.

Ueber die Moskitos,

jene schreckliche Plage der heißen Länder, wurde unlängst in Madras ein Vortrag gehalten, in welchem nachgewiesen wurde, daß auch diese uns nur von ihrer ungünstigsten Seite bekannten Tierchen nicht ohne Nutzen für den Menschen sind. Das Leben eines Moskito währt — so führte der Vortragende aus — im ganzen 29 bis 30 Tage, von welchen derselbe aber nur drei in der Gestalt eines fliegenden Insekts verbringt. Das Geschöpf verbringt drei Tage in der Eiform, 21 Tage in Larven- und zwei Tage in Puppenform. Sein natürlicher Aufenthalt während dieser 26 Tage vor seiner Verwandlung in ein fliegendes Insekt ist faules, verdorbenes Wasser, und es ist seine hauptsächlichste Bestimmung, zur Reinigung dieses Wassers beizutragen. Die Nahrung der Larven besteht in verwesten pflanzlichen und tierischen Stoffen, und da eine der charakteristischen Eigenschaften der Larven ihre außerordentliche Gefräßigkeit ist, so werden alle Kräfte ihres Daseins auf die Klärung und Reinigung faulen Wassers verwendet. Es ergibt sich daraus, daß der Moskito den schlechten Ruf, in welchem er steht, durchaus nicht verdient, da er während der bei weitem größten Zeit seines Lebens nützlich wirkt.

Rattenplage in China.

Die „Peking Gazette" enthält eine vom Gouverneur in Uliassutai an den Kaiser von China gerichtete Denkschrift, worin mitgeteilt wird, daß die Route der Regierungskuriere zwischen drei Poststationen im Distrikt Khalkha in der Mongolei habe geändert werden müssen, wegen des Ueberhandnehmens der Ratten. Seit zwei Jahren haben diese Tiere daselbst solche Verheerungen angerichtet, daß fast alle Grashalme abgefressen sind. Das ganze Land hat von der Plage zu leiden. Die Pferde und Kamele haben kein Futter, und es ist unmöglich, Tiere zur Beförderung der Post aufzutreiben.

Ein grader Weg, ein ehrlich Wort
Nicht Winkelzüge hier und dort!
Zwar nennt die Welt das manchmal derbe,
Doch ist's und bleibt's des Deutschen Erbe!

Nur Treue sei damit gepaart,
Sonst ist es nimmer deutsche Art!
Merk', die das Deutschtum so erfassen,
Hat Gott der Herr noch nie verlassen!

Karl Cassau.

Walfischfang in den nördlichen Meeren.

(Schluß.)

Die Boote trennten sich wieder, um auf der Wasserfläche Umschau zu halten. Das eine steuerte gegen den Wind, das andere unter demselben, das dritte kreuzte zwischen beiden, und sie beschrieben große Kreise. Die Matrosen ruderten langsam und neigten sich über den Plattbord, um mit den Augen in das durchsichtige Wasser zu dringen. Die, welche nicht ruderten — wie die Harpunierer und Führer der Boote — standen aufrecht auf den Schanzen und Bänken, um ihre Blicke so weit als möglich umherschweifen zu lassen, und ich meinerseits machte mit dem Schiffe Halt und schickte zwei Mann zur Wache nach jeder Mastspitze.

Mehr als eine Stunde überwachte man jede Bewegung der Wellen, jeden hervorragenden Punkt auf denselben, las alle Trümmer des Bootes und was zu seiner Ausrüstung gehört hatte, auf; aber von der Fischerleine und den beiden fehlenden Matrosen zeigte sich keine Spur.

Und wie zum Hohn für unser Unglück erhob sich auf einmal der Walfisch, der Urheber desselben, in der Nachbarschaft und begann von neuem seine Sprünge zu machen und das Meer mit dem Schwanze zu peitschen. Die Harpune steckte noch in seinem Rücken, aber der eiserne Schaft war umgebogen und die Spitze des Handgriffs schleppte mit etlichen Klaftern der Leine im Wasser. Noch immer gebärdete er sich so wütend, als ob das Fahrzeug ihm auf dem Nacken wäre; indessen beruhigte er sich plötzlich und schien zu begreifen, daß man ihn nicht mehr verfolge. Er öffnete seinen Rachen, atmete geräuschvoll, blieb einige Sekunden über die einzuschlagende Richtung unschlüssig, steuerte aber dann mit aller Geschwindigkeit dem auf der See treibenden Leichnam seiner Gefährtin zu.

Unter allen anderen Umständen hätten wir das gefühlvolle Benehmen des Tieres bewundert, welches um das tote Weibchen schwamm und sich nicht von ihm trennen konnte.

Die Gelegenheit war sehr günstig, ihm einen Lanzenstoß zu versetzen; es hätte sich nunmehr ohne Widerstand töten lassen, aber konnten wir jetzt schon unsere Nachforschungen aufgeben? Gewiß nicht! Die Todesohnmacht, von welcher der Ertrinkende befallen wird, ist nicht immer tödlich. Die drei Boote fuhren also fort, das Meer zu durchkreuzen. Eine Stunde

Was bei den Heiden und Wilden Mode ist:
Chinesischer Schauspieler in der Garderobe, sich schminkend.

verfloß und noch eine weitere, aber nichts kam zum Vorschein.

„Hier! hierher — drei Viertel gegen den Wind!“ rief endlich die Wache auf dem Fockmast und deutete mittels des schwarzen Signalballons an, auf welchem Punkte sie etwas entdeckte.

Die Boote flogen sogleich nach der bezeichneten Stelle. Ich sah die Matrosen ihre Ruder aus der Hand legen, sich über den Plattbord hinausbeugen und aus der See einen Gegenstand, eine träge Masse, heraufholen und mit Vorsicht auf die Bank im Boote legen. Einer der Vermißten war also gefunden. Das Boot brachte mir ihn schleunigst; auf den ersten Blick erkannte ich jedoch, daß Wiederbelebungsversuche fruchtlos sein würden; schon seit lange war das Leben von ihm gewichen. Der Brustkorb war eingeschlagen und die Rippen waren zerbrochen.

Man legte ihn auf ein Bramsegel am Fuße des Fockmastes und breitete bis zur Begräbnisstunde die Nationalflagge über ihm aus.

Geraume Zeit noch wurden die Nachforschungen fortgesetzt, aber der Ozean gab sein zweites Opfer nicht heraus. Aufrichtig bedauerten wir das Los dessen, den wir nicht auffinden konnten, nicht weniger desjenigen, der dort auf dem „Oberlof“ lag. „Er hat nicht lange leiden dürfen“, war das einzige Trosteswort.

„Getötet von einem Walfisch“, schreibt man in der Mannschaftsliste unter den einen Namen; der andere aber treibt noch in den Wogen, und die Fische beginnen vielleicht in dem Augenblicke an ihm zu nagen, in dem er aus einer Ohnmacht wieder zum Leben erwacht. Aber alles läßt uns glauben, daß er schon lange tot ist; der Beweis fehlt nur dafür, und hinter seinen Namen kommt zu stehen: „Verschwunden im Meer.“ Erst nach zehn Jahren wird er als wirklich tot betrachtet.

Gegen halb drei Uhr gab der Kapitän das Zeichen, weiteres Suchen einzustellen. Eines der Boote brachte die vier Geretteten an Bord des Schiffes; der Kapitän und der Lieutenant aber machten sich auf, an dem Walfisch Rache zu nehmen, der übrigens seiner toten Gefährtin nicht mehr von der Seite wich.

Die letztere glich von fern einer Klippe oder einem schwarzen, mit einer Bojenfahne bezeichneten Felsen. Man bemächtigte sich also bald mit einem Bootshaken des an dem Handgriff der Harpune befestigten Taues, und während dasselbe von kräftigen Armen angeholt wurde, näherte sich unser Kapitän — immer der erste an dem Werk — dem Tiere bis auf eine Ruderlänge. Hier glaubte er als Vorsorge, und ehe er zur Lanze griff, sich überzeugen zu müssen, ob der Walfisch noch mit dem Schwanze spiele. Er bewaffnete sich also mit dem Grabscheit und befahl den Bootsleuten, auf einmal ein großes Geschrei zu erheben und mit den Ruderschaufeln ins Wasser zu schlagen. Es geschah; aber das Tier rührte sich nicht. Der Kummer schien bei ihm den Instinkt der Selbsterhaltung betäubt zu haben.

So legte denn das Boot an, wie wenn es vor einem Felsen wäre, und der Kapitän stieß die Lanze tief in den Brustkasten bis zum Handgriff, zog sie zurück, stieß noch einmal . . . das arme Tier kam erst zur Besinnung, als ein Blutstrom hervorbrach. Schnell wie ein Pfeil schoß es jetzt dahin, entfernte sich auf etwa hundert Schritte, hielt an, tauchte unter, legte sich nach neuerlichem Auftauchen zur Seite und verendete.

Der Todeskampf der Walfische trägt nicht immer denselben Charakter; die einen verkaufen ihr Leben teuer, die anderen lassen sich wie Schafe abschlachten. Dies hängt ohne Zweifel von der Art ab, wie man sie angreift, und von der Oertlichkeit der Verwundung. In der Zeit, da das Weibchen ihr Junges um sich hat, ist es fast unbezwingbar.

Die furchtbarste Verteidigungswaffe des Walfisches ist der Schwanz. Seine Flossen schützen ihn kaum; seine Schnauze, spitz und voll Fett, kann es gegen ein Boot nicht aufnehmen, und ein Kiefer mit Barten so biegsam wie Schilf, ein Rachen, von einer ungeheuren Zunge versperrt, hat für seine Gegner nichts Bedrohliches. Die Fischer suchen ihn immer an der Seite, oder — wenn dies fehlschlägt — am Kopf zu harpunieren; denn dieser ist nicht beweglich und geht unmerklich in den Rumpf über.

„Kinder!“ rief der Kapitän, als die beiden Walfische längs des Schiffes an der Kette lagen, „es ist jetzt nicht Zeit, die Toten zu beweinen. Wir haben noch sechs Stunden Tages vor uns; benutzen wir die Zeit, um die Walfische abzuhäuten. Dann ist es immer noch Zeit, den armen Franz (so hieß der verunglückte Matrose) zu beerdigen. Um ihn ins Wasser zu werfen, sind wir zu nahe an der Küste; das Meer ist nicht tief genug, und die Flut würde ihn morgen ans Ufer werfen. Vorwärts, Kinder! Die Hebebäume her!“

Die Matrosen drückten mit aller Kraft ihre Arme auf die Hebebäume, die Verzahnung der Ankerwinde rasselte, die Taue des Takelwerks, mit einem Ende auf die Bratspille gerollt, schlüpften in die an der Spitze des großen Mastes angebrachten Blöcke und hoben mit Hilfe eines großen eisernen Hakens die dicken Speckstreifen, welche der Kapitän und der zweite Lieutenant mit dem Grabscheit aus der Körperdecke des Walfisches herausschnitten.

Gewöhnlich trägt ein eigens berufener Sänger aus der Zahl der Matrosen, der zum Lohn dafür zwei gutgemessene Mäßchen über seine Ration erhält, während dieser Arbeit mit lauter Stimme ein nach dem Takt bemessenes Lied vor, von dem jede Phrase von der Mannschaft im Chor wiederholt wird. Heiter oder düster, schnell oder langsam — paßt dieser Gesang zur Arbeit wie Trommel und Zinke zum Marsch eines Regiments; er leitet, unterstützt, treibt die Kräfte und bringt sie in Harmonie. Mit ihm reichen zwei Stunden hin, einen Walfisch abzuspecken; ohne ihn würde die Arbeit sich ins Unendliche schleppen.

Es war nicht recht schicklich, singend zu arbeiten und die Weisen eines launigen Matrosenliedes im Chor zu wiederholen, wenn der Leichnam von einem unserer Brüder am Fuße des Fockmastes lag und die Erinnerung an den im Meere Verschwundenen noch schmerzte. Aber was macht die Gewohnheit! Heute dir, morgen mir! Der Tod, ein unvorhergesehener, gewaltsamer, gehört in das Lebensprogramm eines Walfischjägers. Die Schiffsreeder garantieren ihm sein Leben nicht, wie es mit seinem Teile Thrans bei der Heimkehr geschieht.

Jeder von uns, vom Schiffsjungen bis zum Kapitän, dachte so, und andere Passagiere, die zufällig an uns vorübergesegelt wären, würden nie sich eingebildet haben, was uns die beiden längs des Bordes befindlichen Walfische kosteten; ruhiger als sonst, doch die Matrosen wiederholten laut den Bratspillengesang.

Die Sonne verbarg sich hinter den Spitzen der Stanowoi-Chrebet, als das letzte Speckstück vom zweiten Walfisch in das Zwischendeck gebracht wurde. In einigen Minuten waren die Boote wieder an ihren Ort bugsiert, die verschiedenen bei der Abhäutung gebrauchten Geräte kehrten in das Magazin zurück, alle Unreinigkeiten

von der Arbeit, die Fleischfetzen, Bartenreste u. s. w. fegte man weg, das mit Thran gesättigte Oberlof bestreute man mit Sägmehl, und wir stiegen sodann zum Abendessen hinab.

Jetzt trat ein Umschwung in unserer Stimmung ein: zu fünf saßen wir stumm am Offizierstisch; keiner wandte die Augen von seinem Teller weg; es sah aus, als ob wir äßen, und wir aßen doch nicht. Mechanisch reichten wir dem Speisemeister unsere Tasse zum Thee; er füllte sie, und wir leerten sie nicht.

Ich weiß nicht, wie lange diese Scheinmahlzeit dauerte; ich erhob mich zuerst von der Tafel und ging aufs Deck. Die Nacht war finster; ich stützte mich auf das Barkholz der Landseite und horchte auf das ferne Brüllen der am Ufer sich brechenden Wogen. Auf einmal kam es mir vor, als ob das Rauschen der an das Sandufer schlagenden Wellen zu stark für einen so verhältnismäßig großen Abstand wäre, und ich dachte, Strömung oder Flut hätten das Schiff nach der Küste abgetrieben. Die Brise wehte stark, und unsere ausgespannten Segel boten dem Winde vielen Raum. Das Rauschen der Flut war so stark, das Land schien mir so nahe, daß ich an dieser unwirtlichen Küste Schiffbruch zu leiden fürchtete und hinabeilte, den Kapitän aufmerksam zu machen.

Er stieg sogleich auf das Deck, die Lage des Schiffs wurde mit dem Kompaß aufgenommen, ich hatte mich nicht getäuscht. Wir waren nur hundert Schritt von einer Felsbank entfernt; man mußte so schnell als möglich die Segel beisetzen, die Mannschaft eilte ans Werk, und das Schiff machte mit dichtgebraßten Segeln einen Schlag nach der hohen See.

Es ist elf Uhr nachts: das Schmelzen des Walfischfettes hat begonnen. Auf dem Ofentritt sind ein Offizier und zwei Harpuniere mit Picke, Gabel und Pfanne in der Hand eifrig beschäftigt. Der eine schürt das Feuer, der andere rührt die kochenden Speckschnitten in den Kesseln durcheinander, der dritte schöpft den Thran ab und gießt ihn auf den Kühlapparat. Von Zeit zu Zeit zuckt eine Flamme aus dem Rauchfang, beleuchtet die Bewegungen der Leute grell und zeichnet auf dem dunklen Hintergrunde des Raumes wunderliche Schattenrisse.

Neben dem Treppendach der großen Schiffskammer knieen der Koch, der Segelmacher und Zimmermann bei dem Leichnam. Das zitternde Licht einer Laterne fällt auf dieselben. Sie ziehen der Leiche die Kleider aus, waschen sie und legen dann dem toten Freunde die besten Kleider an, die sie in seiner Truhe finden: das geblümte Hemd, die weite, blauleinene Hose — an den Hüften mit einem rotwollenen Gürtel gehalten — die blaue Weste, das blaue Wams mit Ankerknöpfen, weiße Strümpfe und seine besten Schuhe. Selbst der lackierte Hut fehlt nicht, auf das Haupt gesetzt.

Auf offener See näht man den völlig angekleideten Toten in einen Sack von neuem Segeltuch, beschwert seine Füße mit altem Eisen u. dergl. und läßt ihn von einer Planke herab sanft ins Wasser gleiten. Zu Land oder hart an der Küste hat der Tote Anspruch auf einen Sarg und auf ein Grab.

„Jetzt ist die Reihe an dir, Meister

Was bei den Heiden und Wilden Mode ist: Botokude aus Brasilien.

Zimmermann," sprach der Koch, sich erhebend, „Franz ist angezogen."

„Nein," antwortete dieser, „es kommt an den Segelmacher."

„Der Segelmacher ist kein Sargschreiner."

„Und ich," erwiderte der Zimmermann, „arbeite nur in Brettern. Es ist nicht eines an Bord."

„Kein Brett an Bord?"

„Nein, ich habe überall nachgesucht; im ganzen Zwischendeck ist nur eine einzige Tanne zum Ausbessern der Boote, und sie taugt hierher nicht."

Jedes hölzerne Gerät auf dem Schiffe wurde in Gedanken durchgemustert; zu einem Sarg war nichts brauchbar. Guter Rat kommt über Nacht; — so entschloß man sich endlich, Franz auf seinen Posten zu bringen. Der Platz eines Toten ist auf einem Walfischfänger bis zur Stunde der Beerdigung in dem Boot des Kapitäns, Steuerbord. Dorthin legte man ihn quer über die Bänke, das Gesicht gegen den Himmel gewendet, und breitete statt eines Leichentuches die große Nationalflagge über ihm aus. Ich hatte die Laterne ergriffen und leuchtete zu diesem Trauerzuge.

Wir waren kaum damit fertig, als der Kapitän, der seiner Gewohnheit nach um Mitternacht aufstand und auf das Verdeck kam, zu uns stieß. Der Koch begann wieder seine Klagen über die Schrecken eines Begräbnisses ohne Sarg; allein der Kapitän wußte, alles wohl überlegt, ebensowenig Rat wie wir und meinte am Ende, man müsse es eben bei einem guten Stücke Segeltuch bewenden lassen. Eben wollte er wieder nach der Kajütte zurückkehren, als mir ein Gedanke plötzlich durch den Kopf schoß.

„Kapitän," rief ich, „ich habe einen ganz fertigen Sarg!"

„Nun, das wäre?" erwiderte er im Fortgehen.

„Ja, mein Kapitän," fuhr ich fort, ihn noch an der Leiter aufhaltend, „eine wahrhaftige Totentruhe."

Er wandte sich wieder nach mir um.

„Nun was?" fragte er halb ungläubig.

„Ich habe einen Sarg gefunden und wir haben deren eine sehr große Menge an Bord . . . ."

„Wohl, so erklären Sie sich!"

„Warum legen wir die Leiche nicht in ein neues Faß, in eine jener großen Thranpipen, die sich im Zwischendeck befinden. Es bedürfte nur einiger Hackenhiebe mehr, um das Grab groß genug zu machen."

„Meiner Treu, der Doktor hat recht!" rief der Meister Koch.

„Den leeren Raum füllt man mit Werg aus. Was halten Sie von meiner Idee, Kapitän?"

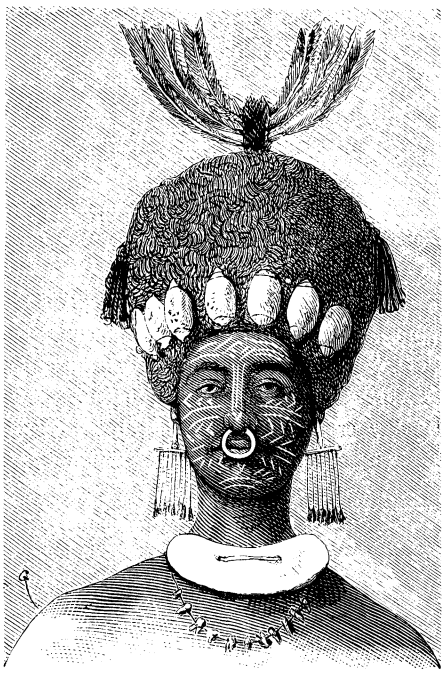
„Gut, sehr gut!" murmelte er.

Nach kurzem Besinnen sprach er:

„Zimmermann, sage dem Böttcher, daß er Schlag vier Uhr zu mir kommt!"

Es war schon hoch am Tage, als ich auf das Verdeck zurückkehrte. Die Landbrise wehte, das Schiff machte, alle Segel beigesetzt, Schlag auf Schlag, um den Wind zu gewinnen, und bald konnten wir Anker werfen.

Wir waren etwa vier Meilen von der Küste entfernt, aber trotz Sonnenscheines und des blauen Himmels erschien mir die Landschaft äußerst traurig, ja noch trauriger als die Tage vorher. Nichts, was dem Auge wohlthut, wenn es sich vom Ozean wegwendet: die Sanddünen, dort Büschel vergilbten Grases, weiterhin verkrüppeltes Gesträuch mit dunklen Blättern. Um acht Uhr morgens legten wir an.



Was bei den Heiden und Wilden Mode ist:
Häuptling von San Cristobal (Salomonsinseln).

Die Tonne war auf dem Deck; der Tote wurde, die Füße voran, hineingesteckt, dann mit sanftem Druck auf die Schultern nachgeschoben. Um das Hin- und Herstoßen zu verhüten, wurde der leere Raum ringsum mit Werg ausgefüllt.

„Nun," rief der Meister Böttcher, der, auf einem Schemel stehend, sich eben anschickte, das Faß mit einem Deckel zu schließen, „ist alles fertig?"

„Noch eine Minute!" antwortete der Koch, eilte nach der Küche und kam mit einem kleinen, aus zwei weißen Holzstückchen geformten Kreuz zurück. „Ohne dies christliche Erkennungszeichen soll der arme Franz nicht zur Grube fahren!"

Mit diesen Worten drückte er das Kreuz an des Toten Brust.

Jetzt wurde die Tonne verschlossen.

Um neun Uhr abends wurde das Zeichen zum Leichenzug gegeben. Drei Boote, nahezu mit der gesamten Schiffsmannschaft besetzt, fuhren in die kleine Bai, die Tonne im Schlepptau.

Wir hatten keine Laternen angezündet und beobachteten das tiefste Stillschweigen. Ans Land gestiegen, schlossen wir einen Halbkreis, und vier Mann machten sich an die Arbeit.

In einer Stunde war das Grab fertig und langsam wurde die Tonne an Stricken hinabgelassen; das Spundloch war uns zugewendet und deutete an, daß der Tote noch immer sein Gesicht dem Himmel zugewandt habe. Der Sand wurde wieder aufgeschaufelt, wir traten ihn mit den Füßen fest und verbargen unter einer neuen Sandschicht unsere Fußstapfen, damit das Grab nicht etwa von den Eingeborenen aufgefunden werde. Gesang und lautes Gebet fand nicht statt; jeder betete still für sich. Mancher Seufzer hob sich aus gepreßter Brust, und Thränen flossen.

Der Kapitän gab das Zeichen zur Rückkehr, indem er sich, ohne ein Wort zu sagen, dem Boote zuwandte. Einer der letzten — ich weiß nicht warum — stieg ich in das Boot des Lieutenants, das allein noch nicht abgestoßen war.

„Auf wen warten Sie noch?" fragte ich.

„Auf unseren alten Koch und den Schiffsjungen," war die Antwort.

„Da bin ich," flüsterte der ehrliche Bursche, indem er mit dem anderen Nachzügler eilig im Boote Platz nahm.

„Verzeihung, Lieutenant, ist es nicht eine Schande einen Christen zu beerdigen, ohne ein Kreuz auf das Grab zu setzen? Ich weiß wohl, hätten wir ein solches dort aufgerichtet, so wäre es ein Zeichen für die Koriaken gewesen. So half mir denn der Joseph (der Schiffsjunge) vier große Steine auf das Grab des armen Franz ins Kreuz zu legen, und ich hoffe, der liebe Gott wird der Flut wehren, wenn sie darüber hingeht, sie fortzunehmen . . ."

Am anderen Morgen vor Tagesanbruch verließen wir mit frischer Brise die Gewässer von Taïnskoï.

Was bei den Heiden und Wilden Mode ist:
Hand eines vornehmen Annamiten.

Was bei den Heiden und Wilden Mode ist.

„Die Geschmäcker sind verschieden," sagte der Berliner, als er von seiner Reise um die Welt zurückkehrte; überall aber, meinte er, sei die Mode derselbe Tyrann, und wenn „wir Wilden" vielleicht auch bessere Menschen seien, so habe er doch von ihrem Geschmack keine sonderliche Meinung bekommen. Würde bei uns in Europa auch manches in der Geschmacklosigkeit geleistet, so verstümmelten oder verunstalteten wir wenigstens nicht den Körper oder Teile desselben. Da sind die Papuas auf Neuguinea und verschiedenen benachbarten Inseln, die durch Einschnitte oder Einritzungen in die Haut Wunden hervorbringen, welche durch Einstreuen von verschiedenen Pflanzenpulvern oder durch Kohle so lange in Eiterung gehalten werden, daß sich ein bis zwei Zoll dicke Narben bilden. Diese Einschnitte geschehen an den verschiedensten Körperteilen. Oft gehen diese Aufschwulstungen hinten vom Nacken bis auf die Brust; oft werden durch dieselben besondere Figuren gebildet. Bei den amerikanischen wilden Stämmen werden diese „Verschönerungen" durch Brennen hervorgerufen. Sehr verbreitet ist diese Mode auch in Afrika, wo fast jeder Stamm ein besonderes Zeichen hat. Die bekannteste Art der Verunstaltung besteht in dem Tätowieren. Mittels einer Nadel, die auf einem Brett befestigt ist, macht man auf der Haut Stiche, die mit Kohle oder Pflanzensaft eingerieben werden und häufig die schönsten und buntesten Figuren darstellen. Die Operation ist schmerzhaft und dauert oft monatelang, denn viele werden ohnmächtig dabei, manche bekommen starke Hautentzündungen, so daß eine Unterbrechung stattfinden muß. Das Tättowieren wird besonders von den polynesischen Völkerschaften, auf Neuseeland, den Philippinen und den Marquesasinseln ausgeübt. Nordische Völker, wie die Eskimos, Tschuktschen, Tungusen, bringen dadurch Figuren auf der Haut hervor, daß sie Fäden darunter herziehen. Bei den Negern ist das Bemalen der Haut mit den grellsten Farben an der Mode. Weiß, gelb, blau, braun, rot wechseln oft im buntesten Durcheinander; oft ist ein Arm weiß, der andere rot gefärbt. Besonders kultiviert findet sich diese Manier bei den nordamerikanischen Indianern. Einige Völker, wie die Malaien und die Aino, färben die Zähne schwarz, auch bei den Japanesen ist es Sitte, daß die jungen Frauen unmittelbar nach der Hochzeit sich die Zähne schwarz färben; sie bekommen deshalb als Hochzeitsgabe auch gleich eine Tinktur und ein Rasiermesser zur Beseitigung der Augenbrauen mit. Das Färben der Zähne und Nägel ist bei den Orientalen allgemein üblich und findet sich auch bei den Fullah in Afrika.

Recht merkwürdig sind die Toilettengewohnheiten der Damen von Wadai. Sie umhüllen sich mit großen Stücken Zeug, die sie am Boden nachschleifen lassen, ihre Haare tragen sie teils in ganz kleine Zöpfchen geflochten und dicht am Schädel anliegend, im übrigen herunterhängend, und so stark mit Butter und Rötel eingeschmiert, daß die Frisur einen wirklich abschreckenden Eindruck (auch auf den Geruchssinn) macht. Im rechten Nasenflügel tragen sie ein großes Stück Koralle, Hals und Hüften schmücken sie mit Glasperlen verschiedenster Art. Auch die Männer von Wadai haben eine merkwürdige Verschönerungsgewohnheit. In der Gegend des Genicks ziehen sie sich mittels Schröpfung zwei Beulen auf, in denen sie dann eine Menge vertikaler Schnitte anbringen. Das sieht in der That reizend aus.

Eine sehr verbreitete Sitte ist das „Verschönern" der Zähne. Es wird in der mannigfachsten Weise bei den Australiern, Papuas, Negern und den Battas auf Sumatra geübt. Gewöhnlich werden die Zähne so bearbeitet, daß das ganze Gebiß einer Säge gleicht. Auch hierbei hat jeder Stamm seine besondere Mode, so daß er an dieser gleich zu erkennen ist.

Zum Anhängen von Schmuck ist von allen Körperteilen die Nase das beliebteste Organ. Die Papuas durchbohren ausschließlich die Nasenscheidewand und stecken entweder zwei mit Spitzen nach oben gerichtete Schweinshauer hinein oder auch ein mehrere Zoll langes Knochenstück, die sogenannte Sprietsegelstange!

Nicht minder gern werden zu diesem Zweck die Lippen durchbohrt. Selbst die Eskimos thun es, obwohl sie der Kälte wegen den Metallschmuck der Lippen nur in der Hütte oder im Sommer tragen können. Das Durchbohren der Lippen findet man sowohl in Afrika als auch in Amerika sehr verbreitet. Einige Völkerstämme durchbohren sogar die Wangen und stecken in die Lippen- und Wangenlöcher Federn, Stachelschweinstacheln und Pfeile. Bei den Botokuden wie bei einigen südamerikanischen Negern, wie bei den Mandingos, wird das Loch der Ober- und Unterlippe allmählich so weit ausgedehnt, daß eine Scheibe von der Größe eines Zweithalerstückes daran befestigt werden kann. Daß auch die Ohren dazu dienen, um Schmuckgegenstände daran zu hängen, ist selbstverständlich. Wenn aber bei uns nur das Ohrläppchen dazu verwendet wird, so durchbohren verschiedene wilde Stämme auch die Ohrmuschel und den ganzen Oberrand. Bei den Kaffern wird die Oeffnung in den Ohrläppchen so ausgedehnt, daß sie ihre Schnupftabaksdöschen darin tragen. Bei einigen südamerikanischen Negerstämmen wird das Ohr durch mehrere Zoll große Holzscheiben so ausgedehnt, daß es bis auf die Schultern herabhängt, wie bei einem Jagdhunde.

Die sonderbarste Verschönerung ist aber jedenfalls die Umformung des Schädels, wie sie bei einigen Indianerstämmen vorkommt. Diese Art Verschönerung besteht besonders in der Verlängerung des Schädels nach oben; sie geschieht in der frühesten Kindheit, solange die Knochen noch weich sind, und wird durch Binden und Bretter, die man um den Scheitel legt, hervorgebracht. — Eine ähnliche Verunstaltung kommt übrigens in mehreren Gegenden Frankreichs, in der Normandie, bei Toulouse, in Limousin, in der Bretagne und Gascogne vor.

Was bei den Heiden und Wilden Mode ist: Kopf eines Skalpierten.

Die Tagesordnung der Singvögel.

Zuerst bei Tagesgrauen läßt die Singdrossel ihr Lied erschallen, und zwar mit vollem Feuer. Dann folgt die Schwarzdrossel und gewöhnlich mit dieser gleichzeitig der Pirol. Hierauf beginnen die Grasmücken, Laubsänger, Finken und Nachtigallen, bis dann allmählich die ganze Vogelgesellschaft gleichzeitig musiziert. Das währt von Sonnenaufgang etwa bis gegen fünf Uhr morgens. Von fünf bis neun Uhr früh tritt die erste große Pause ein, in der die Vögel ihr Futter suchen. — Gegen neun Uhr fängt dann zuerst wieder die Singdrossel mit ihrem Gesange an, und es folgen die anderen Vögel in derselben Reihenfolge wie am frühesten Morgen. Es wird dann etwa bis elf oder zwölf Uhr gesungen und es tritt die zweite große Pause, die des Mittags, ein, die etwa bis drei Uhr währt. Völlig rasten die Vögel auch dann nicht; man hört immer noch einzelne kleine Lieder oder Locktöne. Von drei Uhr mittags fangen die Vögel schon wieder leise und spärlich an zu singen bis fünf Uhr, aber erst nach fünf Uhr wird der Gesang allgemein und stärker, bis er gegen sieben Uhr oder halb acht am stärksten ist und dann mit zunehmendem Abenddunkel nachläßt und bei den meisten Vögeln aufhört. Den Rotkehlchen und Gartenrotschwänzchen bleibt der Nachgesang überlassen; wenn diese verstummen, schließt der Hausrotschwanz das Konzert. In der Nacht singt nur die Heidelerche und die Nachtigall.

Was bei den Heiden und Wilden Mode ist: Papua im Kriegsschmuck.

Ein Vogelnest aus Stahlspiralen.

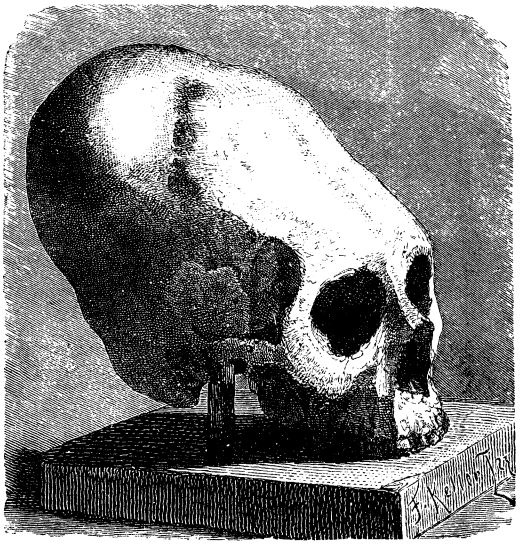
In Solothurn in der Schweiz, wo sich große Ateliers von Uhrenfabrikanten befinden, hat — wie die „Isis" mitteilt — eine Bachstelze aus feinen, langen, spiralförmig gewundenen Stahldrehspänen ein schönes Nest gebaut, und zwar ohne jede Hinzunahme von pflanzlichen oder tierischen Fasern. Die Stahlspiralen sind etwa 0,5 mm dick und bis zu 12 cm lang. Das Nest wird im naturhistorischen Kabinett in Solothurn aufbewahrt.

Haselnuß und Vielliebchen.

Wenn im März oder später die gelben langen Kätzchen unserer allgemein verbreiteten Haselnuß, vom Winde bewegt, lustig hin und her schaukeln und bei der geringsten Erschütterung den Blütenstaub wie einen Goldregen ausstreuen, als sollte die Erde für den Empfang des Frühlings geschmückt werden, wenn die zierlichen, roten Fäden, die Narben der Stempelblüten, hier und da aus den knospenartigen Erhebungen hervorschauen: dann denken wohl sehr viele Menschen nicht mehr, als das: „Hier wird es reichlich Haselnüsse geben.“ Denn sie fragen bei jeder Pflanze meistens nur nach der Frucht oder allgemein danach, ob sie sich essen läßt oder nicht, und teilen die ganze Pflanzenwelt in Genießbares und Ungenießbares. Auf derselben Stufe stehen alle unkultivierten Völker, und auch unsere lieben Tiere auf der Weide kennen meistens dieselbe systematische Einteilung, indem sie das Unbrauchbare stehen lassen. — Der Geist des nach Bildung strebenden Menschen verlangt zu seiner vollen Befriedigung etwas mehr.

Warum gibt es hier zweierlei Blüten, die langen Kätzchen aus vielen Staubblüten mit je acht Staubgefäßen und die Stempelblüten, leicht erkenntlich an jenen schönen, purpurroten Fäden, die unter zierlichen Schuppen sich hervordrängen? Die meisten Pflanzen, wie das Schneeglöckchen, die Primeln, Veilchen u. a. m. haben Staubgefäße und Stempel in einer Blüte vereinigt (vollkommene Blüten). Was für einen Zweck verfolgt die Natur mit der Trennung der Blüten bei der Haselnuß und manchen anderen Pflanzen? Bekanntlich ist es zur Entwickelung des Samens notwendig, daß der Blütenstaub auf den Stempel gelange; aber durch vielfache Beobachtungen und Versuche ist nachgewiesen worden, daß es für die Samenbildung durchaus nicht günstig ist, wenn der Blütenstaub einer Blüte auf den Stempel ebenderselben Blüte fällt, d. h. wenn Selbstbestäubung eintritt. Das muß von einer anderen Blüte derselben Art besorgt werden. — Sind nun Staubgefäße und Stempel in gesonderten Blüten vorhanden, dann ist der angestrebte Zweck vollkommen erreicht. Bei vielen vollkommenen Blüten, so bei den Orchideen, unseren Himmelsschlüsseln u. a. macht die Natur auf verschiedene, sehr wunderbare Weise eine Selbstbefruchtung unmöglich.

Zu dem Ungenießbaren unseres Strauches gehört der sogen. Haslinger, das biegsame, feste Stämmchen, das einst als Erziehungsbehelf eine Rolle spielte und in mancher Familie jetzt noch im Gebrauch ist. Entschieden angenehmer schmecken die Haselnüsse. Dort, wo jetzt die purpurroten Griffel sichtbar sind, finden wir im Herbste drei, höchstens vier reife Nüsse, jede mit einem Samenkorn, bisweilen aber auch mit zweien, und solch ein edles Paar, umschlossen von einer gemeinsamen Hülle, wird ein Vielliebchen genannt. Jeder Fruchtknoten, die Anlage der künftigen Frucht, besitzt nämlich ursprünglich zwei Fächer mit je einem Eichen, so daß in jeder Nuß eigentlich zwei Samenkerne sein sollten; da aber das eine Eichen regelmäßig zu Grunde geht, so wird die Nuß einsamig, ausnahmsweise kommen beide Samen zur Entwickelung. Daß die Vielliebchen nicht gerade oft zu finden sind, weiß jeder, der häufig Nüsse knackt. —



Künstlich deformierter Schädel aus einem altperuanischen Grabe. Nach einem Gipsabguß im Stuttgarter Nat.-hist. Museum. (Original in Bonn.)

Wer so glücklich ist, ein solches Pärchen unter der harten Schale zu finden, wird es nicht etwa gleich in seinem Munde verschwinden lassen, sondern falls er etwas von der großen Bedeutung eines Vielliebchens versteht, der Gesellschaft die Frage vorlegen: „Wer ißt mit mir ein Vielliebchen?“ Bald wird sich jemand bereit erklären, den einen Kern zu essen, während der Fragende den anderen verspeist. Dabei werden gewisse Bedingungen festgesetzt, an welche sich beide Teile zu halten haben. Wer sie außer acht läßt, wird von seinem Partner mit dem schönen Gruße „Guten Morgen, Vielliebchen!“ oder „Prosit, Vielliebchen!“ darauf aufmerksam gemacht und zur Spendung eines Geschenkes verhalten. — Ich will die gebräuchlichsten Bedingungen anführen:

1. Bei allem, was man sich reicht (z. B. ein Glas Wasser, ein Buch 2c.), muß von dem Empfänger irgend ein vorher festgesetzter Satz (z. B. „Ich denke daran!“) ausgesprochen worden.
2. Diejenigen, die gewöhnlich „Sie“ zu einander sagen, müssen sich mit „Du“ ansprechen; im umgekehrten Falle verpflichten sie sich, anstatt „Du“ — „Sie“ zu sagen.
3. „Sie“ wird mit Großmutter oder Tante, „er“ mit Großvater oder Onkel angeredet.
4. Ein bestimmtes Abzeichen, z. B. ein Epheublatt oder eine bestimmte Blume muß stets sichtbar getragen werden.
5. Es müssen die Namen verwechselt werden. Heißt der eine Bernhard und der andere Paul, so muß der erstere den zweiten immer nur mit Bernhard anrufen und der zweite den ersten mit Paul. — Diese Bedingung gewährt wohl die meiste Unterhaltung.

Aus dem Leben eines fahrenden Schülers des 16. Jahrhunderts.

Thomas Plattner, ein vaterloser Ziegenhirt aus Grenchen im Kanton Wallis in der Schweiz, der es nach mancherlei Fahrt aus einem Betteljungen und Seilergesellen zu einem hochgelehrten und angesehenen Mann in seinem Vaterlande brachte, schildert das Leben der „fahrenden Schüler“ seiner Zeit nicht nur ergötzlich, sondern vor allen Dingen wahr.

In seinem zehnten Lebensjahre, nachdem er schon viel in der Welt herumgeworfen worden und zuletzt bei einem zornmütigen Anverwandten statt Unterricht jämmerlich Schläge bekommen, nahm ihn ein anderer Verwandter, ein „fahrender Schüler“, mit sich, um ihn in Deutschland „der Schule“ zuzuführen. „Fahrende Schüler“ waren umherziehende Studenten. Damals, zu Anfang des 16. Jahrhunderts, ums Jahr 1510 etwa, hatte man noch nicht allenthalben Schulen, und junge Leute, die etwas lernen und sich zu einem geist-

lichen Amte vorbereiten wollten, zogen einzeln oder in größeren Haufen berühmten Lehrern nach, die da oder dort ihre Schulen aufgeschlagen hatten. Da es meistens arme Burschen waren, lebten sie unterwegs von Almosen, wie auch nicht selten von mancherlei Erwerb, der heute höchst verwerflich und strafbar wäre. Als schließlich die Sache ausartete, nannte man die älteren „Bachanten", weil sie mit dem Erbettelten nicht haushielten und ein sehr unregelmäßiges Leben führten, die kleinen aber „A B C-Schützen" oder bloß „Schützen", weil sie, wo das Betteln nicht hinreichte, sich auch aus dem „Schießen", d. h. aus Diebereien, nichts machten. Insgemein aber wurden sie „fahrende Scholastici" oder „fahrende Schüler" benannt. Erst der Geist der Reformation führte eine Wendung zum Besseren herbei.

Hätten unseres Thomas Plattners Vetter und dessen Reisegenossen nur die Absicht gehabt, Schulen aufzusuchen, wo man etwas lernen konnte, sie würden solche in größerer Nähe gefunden haben, z. B. in Schlettstadt im Elsaß, zu Freiburg im Breisgau u. a. O., allein es steckte in ihnen der Wandertrieb wie er von alters her der deutschen Jugend eigen ist — und es zog sie nach den Fleischtöpfen Aegyptens, oder richtig gesagt, Breslaus, das damals in großem Ansehen stand über weite Lande hinaus.

„Unterwegs" — so erzählt Plattner in seiner eigenen Lebensbeschreibung — „mußten wir viel Hunger leiden, also daß wir mehrere Tage nichts als Zwiebeln, roh, gesalzen aßen, etliche Tage gebratene Eicheln, Holzäpfel und Holzbirnen. Manche Nacht lagen wir ‚unter heiterem Himmel', weil man uns nirgends bei den Häusern wollte leiden, wie frühe wir auch um Herberge bitten mochten, und dann und wann hetzte man die Hunde auf uns. Da wir aber gen Breslau kamen, da war die Hülle und Fülle: ja es war so wohlfeil, daß sich die armen Schüler überaßen und oft in große Krankheit fielen. Wir gingen," erzählt er weiter, „da zuerst in Thumm (Dom) zum heiligen Kreuz in die Schule (in die Kreuzschule auf dem Dome); als wir aber vernahmen, daß in der obersten Pfarrei, zu St. Elisabeth, etliche Schweizer wären, zogen wir dahin. Da waren zwei von Bremgarten, zwei von Wellingen, und andere, und viele Schwaben. Da war kein Unterschied zwischen Schwaben und Schweizern, sie sprachen einander zu wie Landsleute und beschützten einander. Die Stadt Breslau hat sieben Pfarreien, jegliche eine besondere Schule, und durfte kein Schüler in eine andere Pfarrei singen gehen, oder man schrie gleich: ‚Ad idem! ad idem!' Da liefen dann die Schützen zusammen und schlugen einander gar übel. Es sind, wie man sagt, damals auf einmal etliche Tausend Bachanten und Schützen in der Stadt gewesen, die sich alle des Almusen (von Almosen) nährten. Man sagte auch, es seien etliche 20, 30 und mehr Jahre dagewesen, die ihre Schützen hatten, welche ihnen präsentierten (aufwarten mußten). Ich hab' meinen Bachanten oft eines Abends 5 oder 6 Trachten Speisen heim auf die Schul' getragen, wo sie wohnten; man gab auch mir gar gerne, weil ich klein war und ein Schweizer; denn man hatte die Schweizer ungemein lieb und darum auch ein großes Mitleiden mit ihnen, weil sie gerade zu der Zeit in der großen Mailänder Schlacht übel gelitten hatten, daß der gemeine Mann sagte: ‚Jetzt haben die Schweizer ihr bestes Paternoster verloren!' denn vorher meinte man, sie seien schier unüberwindlich. Eines Tages kam ich auf den Markt zu zwei Herren oder Junkern — hörte nachmals, daß der eine

Kinderpuppe aus Inner-Afrika.

Bentzenauer hieß, der andere Fucker (aus dem berühmten Augsburger Geschlecht der Fugger, die mit Breslau in vieler Verbindung standen und daselbst Häuser und Handelscomptoire besaßen, die von Familiengliedern verwaltet wurden). Die spazierten da. Ich begehrte ein Almusen von ihnen, wie arme Schüler da im Brauch hatten. Sprach der Fucker zu mir: ‚Wennenhar bist?' (Woher bist du?) Und wie er hörte, daß ich ein Schweizer sei, verwunderte er sich samt dem Bentzenauer; sprach hernach zu mir: ‚Bist aber gewiß ein Schweizer? Dann will ich dich aufnehmen als meinen Sohn, will dir das vor dem Rat hier zu Breslau versichern. Mußt mir versprechen, dein lebenlang bei mir zu bleiben, wo ich bin, mir aufzuwarten.' — Ich sprach: ‚Ich bin in meiner Heimat einem zur Aufsicht übergeben worden, den will ich darum fragen.' — Als ich aber meinem Vetter Paulus darum fragte, sprach er: ‚Ich han dich von Heimat geführt, will dich den Deinen wieder überantworten; was sie dich dann heißen das thu.' — Also schlug ich's dem Fucker ab.

„Aber so oft ich vor sein Haus kam, ließ man mich nicht leer weggehen.

„Blieb also eine Zeitlang in Breslau, war eines Winters dreimal krank, daß man mich in den Spital führen mußte, denn die fahrenden Schüler hatten einen besonderen Spital und eigene Doktores. Man gab von dem Rathaus für einen Kranken wöchentlich 16 Haller (Heller), dafür man ganz gut erhalten werden konnte. Man hatte gute Wartung und gute Betten, aber viel Ungeziefer darin, wie's kaum zu glauben, groß wie zeitiger (reifer) Hanfsamen, daß ich, wie noch mancher, viel lieber in den Stuben auf dem Herd (auf dem Boden, dem Estrich) lag, denn in den Betten. Die Schüler und Bacchanten, ja auch zuzeiten der gemeine Mann, sind so voll Getier, daß es nicht glaubbar ist; ich selbst hätte schier, so oft man gewollt hätte, ekles Tierwerk aus dem Busen gezogen. Bin auch oftmal, besonders im Sommer, aushin an die Oder, das Wasser, das da fürfleußt, gegangen, hab' mein Hemdlein gewäschen, an eine Staude gehängt, getröchnet (getrocknet), dazwischent (inzwischen) den Rock gereinigt, ein' Grub' gemachet, die Unreinigkeit darein geworfen, zugedecket, ein Herd (Erde) und ein Gedenkstein darauf gesetzt.

„Den Winter über lagen die Schützen auf dem Estrich in der Schule, die Bacchanten aber in den Kämmerlein, deren zu St. Elisabeth etliche hundert waren. Den Sommer aber, wenn es heiß war, lagen wir auf dem Kirchhof, trugen Gras zusammen, das man im Sommer am Sonntag in der Herren Gassen (Herrengasse) vor die Häuser spreitet, und lagen darin wie Säu' in der Streue. Wann es aber regnete, liefen wir in die Schul' und wenn es Ungewitter war, so sangen wir schier die ganze Nacht mit dem Subkantor Responsorien und anderes. Dann und wann gingen wir im Sommer nach dem Nachtmahl (Abendessen) in die Bierhäuser gen Bier heischen (Bier betteln); da ließen sich die Polackenbauern nit lang drumb bitten. Kurz, da war Nahrung genug, zum Studieren fast zu viel. In der Schule zu St. Elisabeth lasen auf einmal zu gleicher Stunde und in denselben Stuben neun Baccalaurei;*) doch war die griechische Sprache noch nirgends im Lande, desgleichen hatte niemand gedruckte Bücher; nur der Präzeptor hatte einen gedruckten Terentius. Was man las, mußte man zuerst diktieren, dann distinguieren, dann konstruieren, zuletzt exponieren, daß die Bacchanten große Scartecken (dicke Bände) mit sich heimzutragen hatten."

Wir hoffen, diese Schilderung des Lebens fahrender Schüler wird genügen, ein anschauliches Bild der Vorbereitungsperiode so manches deutschen Gelehrten des 16. Jahrhunderts zu geben. Das Schulwesen lag im Mittelalter zeitenweise so sehr im argen, daß uns, die wir heute in den Begriffen einer hohen Kultur leben, dergleichen fast unglaublich und verabscheuungswürdig klingt.

*) Das Baccalaureat war die unterste Stufe des Lehramts; der Baccalaureus durfte noch nicht selbständig lehren, sondern mußte sich an die Bücher der oberen Lehrer, der Magistri, halten.

Der Geist der Llano estakata.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

„Woher denn?"

„Wir haben davon gehört und auch darüber gelesen."

„So, so! Hm, hm! Gehört und gelesen! Das ist grad' so, wie wenn einer gehört und gelesen hat, daß Arsenik giftig sei, und dann glaubt, ohne Schaden ein ganzes Pfund davon verschlingen zu können. Seid ihr denn nicht wenigstens auf den klugen Gedanken gekommen, euch einen Führer zu nehmen, welcher mit den Plains und ihren Gefahren vertraut ist?"

Jim meinte es sehr gut mit den Fremden; dennoch rief Gibson zornig:

„Ich bitte Euch sehr, uns nicht in dieser Weise schulmeistern zu wollen! Wir sind Männer, verstanden! Uebrigens haben wir einen Führer."

„Ach so! Wo denn?"

„Er ist uns vorausgeritten."

„Das ist freilich eine ganz eigenartige Weise, jemanden zu führen. Wo wartet dieser Mann denn auf euch?"

„In Helmers Home."

„So! Wenn das der Fall ist, so mag es ja sein. Helmers Home werdet ihr sehr leicht finden. Und wenn es euch recht ist, so könnt ihr euch uns anschließen, denn auch wir wollen dort hin. Dürfen wir vielleicht erfahren, wer dieser euer Führer ist?"

„Er ist ein sehr berühmter Westmann, wie uns versichert wurde, und hat die Llano bereits mehrere Male durchkreuzt. Seinen eigentlichen Namen hat er uns nicht gesagt; er wird gewöhnlich nur der Juggle-Fred genannt."

„Good lack, der Juggle-Fred!" rief Jim. „Ist das wahr, Sir?"

„Gewiß! Kennt Ihr ihn?"

„Persönlich nicht, aber gehört haben wir sehr oft und sehr viel von ihm."

„Was ist er für ein Mann?"

„Ein höchst tüchtiger Kerl, dessen Führung ihr euch ruhig anvertrauen könnt. Ich freue mich darauf, ihn endlich einmal von Angesicht zu Angesicht sehen zu können. Jedenfalls reiten wir dann zusammen, denn auch wir beide wollen hinüber nach Arizona."

„Auch ihr? Weshalb?"

„In einer Privatangelegenheit," antwortete Jim zurückhaltend.

„Bezieht sich diese Angelegenheit etwa auf die Diamanten, welche jetzt dort gefunden werden?"

„Vielleicht."

„So passen wir nicht zusammen."

„Wieso?"

„Weil wir in derselben Angelegenheit hinüber wollen. Ihr seid also unsere Konkurrenten."

„Folglich wollt ihr nichts von uns wissen?"

„So ist es!"

Er sagte dies in einem sehr bestimmten Tone und betrachtete die Brüder dabei mit einem beinahe feindseligen Blicke. Jim lachte laut auf und rief:

„Das ist lustig! Ihr seid eifersüchtig auf uns? Das ist wieder ein sehr klarer Beweis, daß ihr grün im Westen seid. Meint ihr denn, die Diamanten liegen in Arizona nur so auf der Erde herum, daß man nichts zu thun hat als sich zu bücken, um sie aufzuheben? Schon die Goldsucher müssen sich zusammenthun, wenn sie gute Erfolge erzielen wollen, und die Diamond-Boys haben es noch viel nötiger, sich zusammenzuschließen. Ein einzelner geht zu Grunde."

„Wir sind bereits sechs und haben genug Geld bei uns, um nicht zu Grunde zu gehen."

„Hört, sagt das keinem anderen! Wir sind ehrliche Leute, von denen ihr nichts zu fürchten habt. Andere aber würden wohl dafür sorgen, daß ihr euer vieles Geld nicht weit zu schleppen braucht. Wenn ihr aber meint, es sei das höchste der Gefühle, mit leeren Taschen umkehren zu müssen, so erzählt es in Gottes Namen weiter; ich habe nichts dagegen. Daß ihr nichts von unserer Begleitung wissen wollt, ist uns sehr gleichgültig. Wir wollen es euch anheimstellen, uns wenigstens bis nach Helmers Home Gesellschaft zu leisten. Ihr könnt diesen Ort heute nicht erreichen und müßt also im Freien übernachten. Da ist es gut, Leute bei sich zu haben, welche im wilden Westen zu Hause sind."

„Wann brecht ihr hier auf?"

„Sofort natürlich."

„Ich will meine Kameraden fragen."

„Das ist eigentlich eine Beleidigung für uns, gleichviel, ob ihr es aus Mißtrauen oder aus geschäftlicher Eifersucht thut. Doch mögt ihr immerhin eine heimliche Konferenz halten; wir werden euch nicht stören. Macht, was ihr wollt."

Er ging langsam zu seinem Pferde und stieg auf. Tim that dasselbe; dann ritten sie in ruhigem Schritte fort, den Spuren nach, welche nach Westen führten.

Die anderen blieben eine kurze Weile zurück, um zu beraten, dann folgten sie den beiden nach. Als sie diese erreicht hatten, drehte Jim sich nach ihnen um und fragte:

„Nun, was habt ihr beschlossen?"

„Wir reiten bis Helmers Home mit euch, aber auch nur bis dorthin."

„Sehr gütig von euch. Mit so herablassenden Leuten zu reiten, ist das höchste der Gefühle."

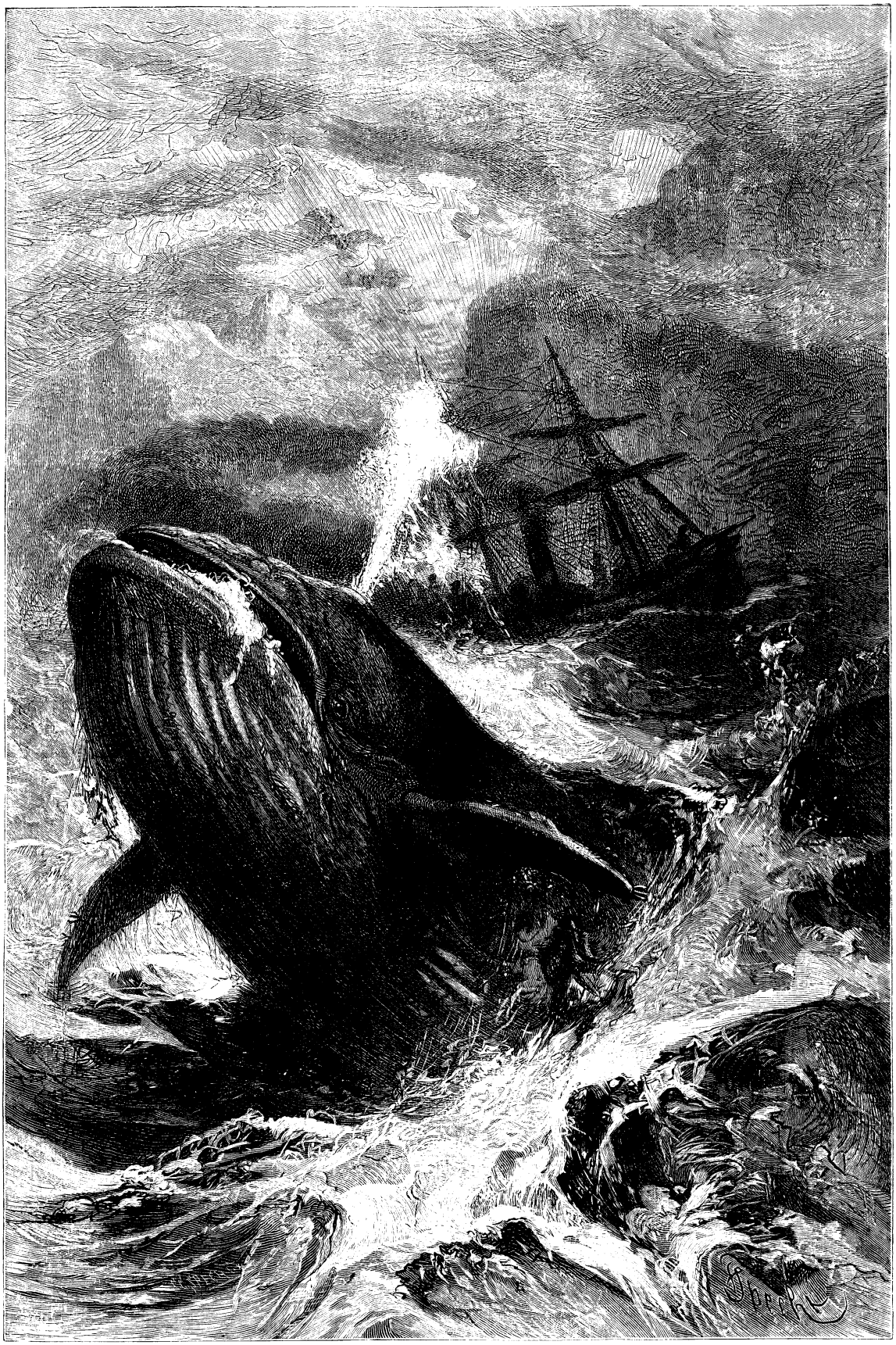
Er wendete sich wieder ab, und von jetzt an thaten die Brüder ganz so, als ob sie gar niemand hinter sich hätten.

Sie ließen ihre Pferde schneller ausgreifen und hingen dabei nach echter Westmannsart im Sattel, vornüber gebeugt, scheinbar schläfrig und laß, als ob sie gar nicht reiten könnten. Die sechs anderen Reiter hingegen befleißigten sich einer so regelrechten Haltung, als ob sie Schulpferde einzureiten hätten.

„Seht nur die beiden Kerls!" sagte Gibson zu seinen Begleitern. „Sie können nicht reiten; das sieht man doch deutlich genug. Und da wollen sie Westmänner sein? Ich mag es nicht glauben."

„Ich auch nicht," stimmte ein anderer bei. „Wer so im Sattel sitzt wie sie, der darf mir nicht weismachen, daß er den Westen kennt. Die Geschichte von dem Spurenlesen, welche sie uns vormachten, war jedenfalls nur Schwindel. Seht nur ihre Gesichter an! Diese Nasen! Ich habe noch nie so abstoßende Physiognomien gesehen. Und da soll man diesen Kerls Vertrauen schenken?"

„Davon ist keine Rede! Und nun gar sie mit uns nach Arizona nehmen! Daß



Zu Tode getroffen!

wir dumm wären! Der Kerl fuhr förmlich auf, als ich von unserem Gelde sprach. Er stellte sich so unendlich ehrlich, jedenfalls nur, weil wir sechs sind und sie zwei. Wollen uns beim Schlafen in acht nehmen, damit sie nicht etwa früh mit unserem Gelde fortreiten, und wir als Leichen liegen bleiben. Ihr ganzes Auftreten läßt ja vermuten, daß sie vor nichts zurückschrecken."

„Vielleicht ist's doch besser, wir reiten auch nicht einmal bis Helmers Home mit ihnen. Warum wollen wir uns in eine Gefahr begeben, wenn wir das gar nicht nötig haben?"

„Ganz richtig! Wenn es zu dunkeln beginnt, bleiben wir zurück. Des Nachts wachen wir dann abwechselnd, um nicht überfallen zu werden. Das wird das allerbeste sein. Es war geradezu eine Frechheit von ihnen, uns ‚grün' zu nennen. Wir sind es unserer Ehre schuldig, ihnen zu zeigen, daß wir nichts mit ihnen zu thun haben wollen."

Indessen traten die bereits erwähnten Höhen immer näher. Der Boden wurde steinigt, und Jim und Tim beugten sich immer tiefer, weil die Fährte nun nicht mehr leicht zu erkennen war. Da plötzlich hielt der erstere sein Pferd an, deutete mit der Hand vorwärts und sagte:

„Schau einmal dort, alter Tim! Was für Geschöpfe mögen die wohl sein, welche da beisammenstehen?"

Tim beschattete seine Augen mit der Hand, obgleich die Sonne ihn nicht blenden konnte, denn sie war hinter dem westlichen Horizonte verschwunden. Nachdem er den betreffenden Punkt eine Zeit lang scharf fixiert hatte, antwortete er:

„Das sind zwei sehr bekannte Arten von Kreaturen, nämlich fünf Pferde und ein Mensch, welche ersteren wohl mehr wert sind als der letztere."

„Ja, ja, fünf Pferde. Dazu gehören natürlich auch fünf Reiter, und da nur einer zu sehen ist, möchte ich gerne wissen, wo die anderen vier stecken."

„Ich rechne, daß sie wohl nicht weit entfernt sein werden. Wenn wir noch ein Stück weiter reiten, können wir sie vielleicht sehen. Jetzt ist die Entfernung noch zu groß, einen einzelnen Menschen genau und deutlich zu erkennen."

„Ja, machen wir also noch ein Stückchen vorwärts!" Und indem er sein Pferd wieder in Bewegung setzte, fügte er hinzu: „Daß es gerade fünf Pferde sind, gibt uns zu denken. Meinst du nicht auch?"

„Natürlich! haben mich meine Augen nicht getäuscht, so sind es jene Fünf, welche die Indianer verfolgen. Wir haben also wohl die Weißen vor uns, von denen einer erschossen wurde. Und jetzt ist es mir auch ganz so, als ob ich da draußen und da drüben so etwas Menschliches am Boden umherkrabbeln sähe. Betrachte einmal die sich bewegenden Punkte dort!"

Was er Punkte nannte, waren vier Männer, welche, in gleichmäßigen Distanzen voneinander entfernt, eine gerade Linie bildeten und sich langsam nach derselben Richtung fortbewegten.

„Das sind die anderen Vier, welche zu den Pferden gehören," meinte Jim. „Sie befinden sich auf felsigem Boden und suchen die Spur der Indianer, welche ihnen ausgegangen ist. Nach dem Vorsprunge zu urteilen, welchen sie vor uns hatten, müssen sie schon längere Zeit damit beschäftigt sein. Das ist ein sicheres Zeichen, daß sie keine allzu guten Fährtenleser sind. Jetzt haben sie uns gesehen. Siehst du, daß sie nach ihren Pferden rennen? Es sollte mich freuen, wenn die Indianer ihnen entkämen. Was ich dazu beitragen kann, wird gern geschehen."

„Und wie verhalten wir uns gegen sie?"

„Hm! Schurken sind sie; das ist sicher und gewiß; wir müssen ihnen um unserer eigenen Sicherheit willen ein wenig auf die Finger sehen; doch scheint es mir nicht geraten zu sein, uns gar zu eifrig um ihre Angelegenheit zu kümmern. Es ist besser, wir lassen es ihnen gar nicht merken, was wir von ihnen denken. Solange sie sich uns nicht feindlich zeigen, können auch wir friedfertige Gesichter machen. Vorwärts also! Sie erwarten uns."

Auch die sechs Diamond-Boys hatten jetzt die Pferdegruppe gesehen und hielten sich infolgedessen nun wieder nahe zu den beiden Brüdern. Sie fühlten sich also doch in Gesellschaft derselben sicherer als allein.

Die fünf fremden Männer standen bei ihren Pferden und hielten die Gewehre schußfertig in den Händen. Einer von ihnen rief den Nahenden, als dieselben auf vielleicht sechzig Schritte herbeigekommen waren, in gebieterischem Tone zu:

„Halt, sonst schießen wir!"

Jim und Tim ritten trotzdem weiter; die sechs anderen aber hielten gehorsam an.

„Halt, sage ich!" wiederholte der Mann. „Noch einen Schritt, so bekommt ihr unsere Kugeln!"

„Unsinn!" lachte Jim. „Ihr werdet euch doch nicht vor zwei friedfertigen Menschen fürchten. Behaltet eure Kugeln! Wir haben auch welche in unseren Läufen."

Die Fünf schossen nicht, vielleicht weil sie wirklich keine Besorgnis hatten und mit ihrer Drohung nur bramarbasieren wollten, vielleicht aber auch weil die ruhige, sichere Haltung der beiden Brüder einen imponierenden Eindruck auf sie machte. Sie ließen die beiden herankommen, legten aber ihre Gewehre nicht ab.

Derjenige von ihnen, welcher den Befehl ausgesprochen hatte, war eine breitschulterige, untersetzte Gestalt. Ein dichter, schwarzer Vollbart bedeckte den unteren Teil seines Gesichtes, so daß die Lippen nicht gesehen werden konnten; doch war seiner Aussprache anzuhören, daß er eine Hasenscharte haben müsse.

Als die Snuffles nun vor ihm anhielten, sagte er in zornigem Tone:

„Wißt ihr nicht, was hier im Westen Regel und Sitte ist? Wer angerufen wird, hat stehen zu bleiben, verstanden! Ihr verdankt es nur unserer Nachsicht, daß ihr noch lebt."

„Schneide nicht so auf, Mann!" antwortete Jim. „Wem habt denn ihr es zu verdanken, daß ihr noch lebt? Auch wir haben Gewehre. Die Sitte des Westens kennen wir sehr genau; sie lautet: Schieße jeden, der das Gewehr auf dich anlegt, sofort nieder! Ihr habt eure Schießhölzer gegen uns erhoben, und wir haben euch nur deshalb nicht nach der Regel geantwortet, weil wir gleich gesehen haben, daß ihr nicht die Leute seid, denen man einen guten, sicheren Schuß zutrauen kann. Eure Kugeln wären ganz gewiß meilenweit an uns vorüber geflogen."

„Thunder-storm! Da irrt ihr euch gewaltig. Wir schießen auf hundert Schritte einer Fliege den Kopf vom Rumpfe; das laßt euch gesagt sein! In welcher Absicht treibt ihr euch denn eigentlich in dieser Gegend herum?"

„Das könnt ihr euch doch denken! Wir wollen die nächste Sonnenfinsternis sehen, welche hier am besten zu beobachten sein soll."

Der Bärtige wußte nicht, wie er diese in sehr ernstem Tone vorgebrachte Antwort aufzunehmen habe. Er machte ein sehr zweifelhaftes Gesicht und fragte:

„Wann soll sie denn sein?"

„Heute abend zwölf Uhr fünf Minuten elf Sekunden. Ich sage euch, so eine Sonnenfinsternis um Mitternacht ist das höchste der Gefühle!"

„Mann, wollt ihr uns foppen?“ brauste der andere auf. „Wir werden euch die Lust dazu sehr schnell vertreiben. Wir stehen nicht hier, um uns von euch an den Nasen ziehen zu lassen. Die eurigen sind geeigneter dazu als die unserigen. Nehmt euch in acht, daß wir euch nicht daran fassen!“

„O,“ lachte Jim, „das mögt ihr immerhin thun. Wir haben nichts dagegen. Nur muß ich euch da warnen: Unsere Nasen sind nämlich geladen, wie ihr ihnen leicht ansehen werdet. Sie gehen bei der geringsten Berührung los und sind in dieser Beziehung weit und breit gefürchtet. Oder solltet Ihr noch nichts von den beiden Snuffles gehört haben, Sir?“

„Snuffles? Die beiden Snuffles seid ihr?“ rief er aus. „Alle Teufel! Ja, wir haben viel von euch gehört. Jim und Tim, Tim und Jim, das sollen ein paar so verteufelt drollige Burschen sein, daß ich mich immer gesehnt habe, ihnen einmal zu begegnen. Es freut mich ungemein, diesen Wunsch jetzt in Erfüllung gehen zu sehen. Eure Nasen sollen die allerschönsten Affensprünge machen können. Hoffentlich macht ihr uns den Spaß, uns hier eine Komikervorstellung zu geben. Ihr werdet an uns ein aufmerksames und dankbares Publikum finden. Wir bezahlen gut, fünf Cents pro Mann und einen Cent pro Pferd.“

„Das läßt sich hören! So eine Einnahme konnten wir hier in diesem Zirkus kaum erwarten. Wir produzieren uns aber stets nur bei Sonnenfinsternis. Ihr werdet also wohl bis zwölf Uhr nachts zu warten haben. Wollt ihr euch aber nicht bis dahin gedulden, so schlagt euch selbst einige Purzelbäume. Das dazu gehörige Talent besitzt ihr sicher, denn euer Aussehen läßt vermuten, daß ihr erst ganz kürzlich aus einem Affenhause entsprungen seid.“

„Mann, wagt nicht zu viel! Einen Spaß machen wir uns zwar gern, uns selbst aber geben wir nicht dazu her!“

„So, dann gehört ihr also zu den feineren Pavians. Das sieht man euch aber leider nicht an, und ihr werdet mich also wohl entschuldigen. Darf man vielleicht erfahren, welche Namen ihr von euern geehrten Eltern erhalten habt?“

Diese Worte wurden mit so herzgewinnender Freundlichkeit gesprochen, daß der Bärtige darauf verzichtete, noch gröber als bisher zu werden. Er antwortete:

„Ich heiße Stewart. Die Namen meiner Genossen mögen ungenannt bleiben. Ihr würdet sie Euch doch nicht merken können, da Euer Kopf in einer sehr traurigen Verfassung zu sein scheint. Wo kommt ihr denn eigentlich her?“

„Aus der Gegend, welche hinter uns liegt.“

„Und wo wollt ihr hin?“

„Nach der Gegend, welche vor uns liegt.“

„So! Das ist sehr geistreich geantwortet. Ich habe mich also in Beziehung auf Euer armes Gehirn nicht geirrt. Wie es scheint, wollt ihr nach Helmers Home reiten?“

„Ja, da es nicht zu uns kommt, müssen wir zu ihm. Wollt ihr mit?“

„Danke sehr! Es wäre sehr unvorsichtig von uns, mit euch zu reiten, da Dummheit ansteckend sein soll.“

„Nur dann steckt sie an, wenn die Anlage dazu bereits vorhanden ist, was ich bei euch ganz und gar nicht bezweifle. Wir sahen von weitem, daß ihr euch den Erdboden so genau betrachtetet. Was habt ihr denn gesucht? Sind hier vielleicht Hundertdollarsnoten zu finden?“

„Das nicht. Wir suchten Esels und haben nun in euch zwei ganz riesige gefunden. Denn nur ein Esel kann in der Weise fragen wie ihr. Habt ihr denn die Fährte nicht gesehen, welche immer gerade vor euren Nasen hergelaufen ist?“

„Was geht uns diese Fährte an! Wir haben nichts mit ihr zu schaffen. Sie stammt jedenfalls von Leuten, welche nach Helmers Home geritten sind. Wir werden diesen Ort auch ohne die Spuren finden.“

„Seid ihr an der Leiche vorüber gekommen, welche dort hinten liegt?“

„Ja.“

„Was denkt ihr über diesen Fall?“

„Daß sie tot ist. Und was tot ist, das beißt uns nicht. Wenn andere sich die Hälse brechen, so mögen sie es immerhin thun; uns stört das nicht.“

Stewart warf einen langen, forschenden Blick auf Jim und Tim. Er schien der Gleichgültigkeit, welche der erstere in Beziehung auf die Leiche zeigte, doch nicht recht zu trauen. Die Snuffles waren als sehr tüchtige Westmänner bekannt; sollten sie wirklich an dem Toten vorüber geritten sein, ohne denselben genau untersucht zu haben und ohne dann Mißtrauen und Verdacht zu hegen? Als er in ihren offenen, ehrlichen Gesichtern auch nicht die leiseste Spur einer üblen Meinung bemerkte, sagte er:

„Auch wir haben den Mann und sein Pferd liegen sehen. Es wäre schade um den Sattel und das Zaumzeug des Pferdes gewesen, es liegen und verfaulen zu lassen. Darum haben wir beides mitgenommen. Ihr werdet das wohl nicht für einen Diebstahl erklären?“

„Fällt uns gar nicht ein! Wären wir vor euch gekommen, so hätten wir ganz dasselbe gethan.“

„Ganz recht. Wir folgten dann der Pferdespur, obgleich sie nicht nach unserer Richtung führte. Hier haben wir sie verloren und uns bisher vergeblich bemüht, sie wieder zu finden.“

„Das wundert mich. Ein Westmann muß doch eine verlorengegangene Fährte wieder finden können!“

„Das ist freilich wahr. Wäre der Felsboden von geringerem Umfange, so könnte man ihn umreiten und müßte die Spur da finden, wo sie wieder weiche Erde berührt; aber der Stein erstreckt sich von hier aus stundenweit nach Süd, West und Nord. Die Untersuchung würde mehrere Stunden erfordern, und dazu gibt es jetzt nicht mehr die Zeit, da die Nacht bald hereinbrechen wird. Wir haben uns also entschlossen, die Nachforschung aufzugeben und werden unseren früheren Weg einschlagen.“

„Wohin führt euch derselbe?“

„Wir wollen hinunter nach Fort Chadburne.“

„Das liegt am Rande der Llano. Wollt ihr dann vielleicht hinüber?“

„Ja. Wir möchten nach El Paso und dann weiter ins Arizona.“

„Um Diamanten zu holen?“

„O nein. Von diesem Fieber lassen wir uns nicht ergreifen. Wir sind ehrliche und bescheidene Farmer und haben Verwandte drüben, welche bemüht gewesen sind, uns gutes Land zu besorgen. Das werden wir bebauen; die Edelsteine mögen andere suchen. Eine Farm bringt langsamer aber desto sicherer Früchte.“

„Jedem nach seinem Belieben! Da ihr nur Farmer seid, so wundert es mich nicht, daß ihr die Fährte nicht wiederfindet. Ein tüchtiger Scout würde wohl nicht lange vergeblich nach ihr suchen.“

„Nun, ihr seid ja als Scouts bekannt. Sucht doch einmal! Ich bin neugierig, zu sehen, ob ihr sie finden werdet.“

Er sagte das in höhnischem Tone; aber Jim antwortete ruhig:

„Das können wir leicht thun, obgleich wir uns für die Sache sonst gar nicht interessieren. Ihr sollt nur den Beweis bekommen, daß wir finden, was wir suchen.“

(Fortsetzung folgt.)

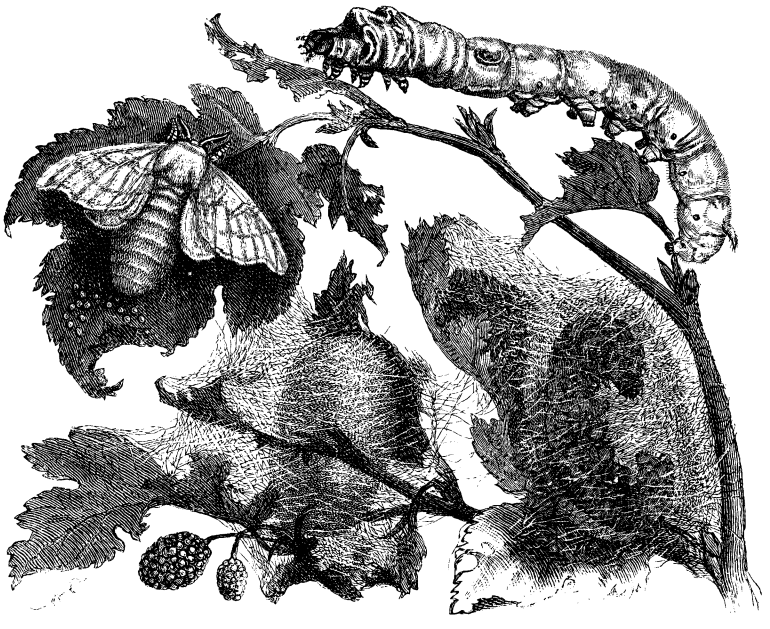
Der Maulbeerbaum-Seidenspinner (Bombyx mori, L.)

Dieser Seidenspinner stammt aus dem östlichen Asien. Er ist gelblich- oder graulichweiß, auf den Vorderflügeln oft mit matten, gelblichen Querlinien. Die gelben Rippen scheinen unter der weißen Beschuppung der Flügel stark durch. Die Länge der Vorderflügel beträgt 29 bis 38 mm; sie sind am Außenrande unter der Spitze bogig ausgeschnitten. Die Fühler sind stark gekämmt; das Weibchen, auf unserem Bilde dargestellt, zeichnet sich durch sehr dicken Leib aus.

Unser Seidenspinner überwintert im Eizustande. Die Eier, deren ein Weibchen bis 400 Stück legen kann, sind etwas über 1 mm lang, oval, etwas flachgedrückt; nach dem Ablegen sind die Eier gelb, gehen aber später in Grau über. Dem Gewicht nach gehen über 1000 Eier auf 1 g.

Die im Frühjahr aus den Eiern hervorgehenden Raupen sind schwärzlich. Nach fünf Tagen häuten sie sich und erscheinen graubräunlich oder graugelblich, nach weiteren vier Tagen häuten sie sich zum zweiten, nach vier oder fünf folgenden zum dritten, nach sechs oder sieben Tagen zum vierten Male. Während der Häutungen geht die Farbe in Gelblichweiß oder Grauweiß über. Auf dem elften Leibring haben die Raupen einen Hautzapfen, einige Rassen auf einigen vorderen Ringen halbmondförmige Flecke. Zur Fütterung der Raupen dienen ausschließlich die Blätter des Maulbeerbaumes. Die Zucht der Raupen wird im großartigen Maße in der eigentlichen Heimat des Maulbeerbaum-Seidenspinners, in China, und zwar schon seit 5000 Jahren betrieben. Im sechsten Jahrhundert wurden die ersten Eier des Spinners nach Konstantinopel gebracht, und es breitete sich die Seidenraupenzucht von dort zuerst in Griechenland, dann später in Italien, Spanien und Frankreich aus; viel später wurden die Raupen auch in Deutschland eingeführt. Züchtungen in größerem Maßstabe finden nur in den südeuropäischen Ländern, hauptsächlich in Italien, statt. Letzteres liefert fast zwei Drittel so viel Seide, als von Asien (China, Japan, Indien) aus importiert wird.

Acht oder neun Tage nach der vierten Häutung hat die Raupe ihr völliges Wachstum erreicht und ist dann 7 bis 9 cm lang. Sie beginnt sich nun einzuspinnen, was im Freien zwischen Blättern, in den großen Züchtereien gewöhnlich zwischen trockenen Reisern geschieht, die in den Zuchträumen hierzu angebracht werden. Die Raupe fertigt zunächst rings um sich ein lockeres Netz von Gespinstfäden und dann in diesem ein längliches, in der Mitte etwas eingeschnürtes, festes Gespinst, welches man Kokon nennt. Dieser ist 30 bis 35 mm lang und 16 bis 17 mm dick; er besteht aus einem einzigen Faden und ist weiß oder blaß- bis goldgelb. Der Faden ist sehr fest, nur 1 1/2 bis 2 Hundertstel mm dick, 1 g des Fadens genügt, um eine halbe Meile damit zu überspannen. Der einzelne Faden trägt ein Gewicht von 10 g. Nach der Herstellung des Kokons ruht die Raupe einige Tage und beginnt zusammenzuschrumpfen; nach sieben oder acht Tagen reißt die Haut im Genick der Länge nach auf und die Puppe geht daraus hervor. Diese liefert acht bis zehn Tage später den Schmetterling. Im Augenblicke des Ausschlüpfens tritt aus dem Munde desselben eine Flüssigkeit aus, durch welche der Kokon so erweicht wird, daß der Schmetterling denselben leicht durchbrechen kann. Hierdurch wird indessen der Seidenfaden an Hunderten von Stellen zerrissen und kann später nicht mehr abgehaspelt werden. Man läßt daher nur jene Kokons auskriechen, deren Schmetterlinge man zur Ablage der Eierchen, d. h. also zur Weiterzucht benutzen will. Die anderen zur Gewinnung der Seide bestimmten Kokons werden in besonderen Heizungsvorrichtungen bis auf 75 ° C. erhitzt, um die darin befindlichen Puppen durch die Einwirkung dieser Wärme zu töten und so das Auskriechen der Schmetterlinge zu verhindern. Die Kokons werden darauf in heißes Wasser gelegt und in Beuteln oder rauhen Körben geschüttelt, damit sich der Anfang des Gespinstfadens löst. Ist derselbe gefunden, so kommen die Kokons in warmes Wasser, welches den leimartigen Stoff, mit dem die einzelnen Fäden zusammenkleben, auflöst. Auf diese Weise lassen sich die Kokons leicht abhaspeln. Von den Fäden werden beim Aufwickeln mehrere zu einem dickeren Faden vereinigt, letztere wieder je nach Erfordernis mehrfach zusammengedreht oder gezwirnt.



Der Maulbeerbaum-Seidenspinner, natürl. Größe.
Eier, erwachsene Raupe, sich einspinnende Raupe, Kokon und Schmetterling auf einem Maulbeerzweige.

Der Maulbeerbaum-Seidenspinner ist der kleinste aller Seidenspinner; mit den größeren und größten Arten hat man wiederholt Züchtungsversuche angestellt, welche zwar, besonders in südlichen Ländern, zu einem günstigen Ergebnis geführt haben, jedoch sind die Fäden der von den größeren Arten stammenden Kokons grob und nur sehr schwer abzuhaspeln.

Magische Quadrate.

Unter einem „magischen Quadrat" versteht man eine Zusammenstellung von Zahlen einer arithmetischen Reihe in Form eines Quadrates, derart, daß die Summe der Zahlen in jeder senkrechten, in jeder wagerechten und in jeder diagonalen Reihe dieselbe ist.

Aus 4 Feldern läßt sich kein solches Quadrat bilden, das kleinste ist das, welches

aus den Zahlen 1 bis 9 gebildet ist (Fig. 1). Die Summe der Zahlen in jeder Reihe beträgt hierbei 15. Dann kommt das von 16 Feldern (Fig. 2), welches die Summe 34 ergibt.

Für die Bildung magischer Quadrate mit ungerader Seitenlänge gibt es eine

Fig. 1.

8	1	6
3	5	7
4	9	2

S = 15.

sehr einfache Regel, die wir an einem Beispiel von 25 Feldern zeigen wollen.

Wenn wir jede horizontale Reihe und jede vertikale Reihe mit einem Buchstaben bezeichnen, so erhält jedes Feld einen Namen, der aus 2 Buchstaben besteht; so heißt in Fig. 3 z. B. das Feld in der unteren linken Ecke a m, das darüber liegende a n, das mittelste Feld c o u. s. w. Um die Darstellung der Regel zu erleichtern, fügen wir unserem Quadrate noch eine horizontale Hilfsreihe M und eine vertikale Hilfsreihe A hinzu, welche nur eine Wiederholung der mit den gleichen kleinen Buchstaben bezeichneten Reihen m und a sind, so daß z. B. das Feld A n dasselbe bedeutet wie a n.

Die Regel lautet nun:

1. Man schreibt die Zahlen der Reihe nach, in dem mittelsten Feld der oberen Reihe beginnend, in der Richtung des

Fig. 2.

1	15	14	4
12	6	7	9
8	10	11	5
13	3	2	16

S = 34.

Pfeilstrichs, d. h. von unten links nach oben rechts, in die einzelnen Felder.

2. Ist man hierbei auf ein Hilfsfeld gelangt, so bezeichnet man das diesem entsprechende Hauptfeld mit der gleichen Zahl, und fährt von hier aus weiter fort.

3. Ist die schräge Zeile zu Ende, d. h. kommt man ins Freie oder auf ein schon besetztes Feld, so beginnt man eine neue Zeile unmittelbar unter dem zuletzt beschriebenen Felde.

Bei unserem Beispiel schreiben wir also die Zahl 1 auf das Feld c q, die 2 kommt auf d M zu stehen. Dieses Feld ist aber nur ein Hilfsfeld und entspricht dem Hauptfeld d m; wir bezeichnen demnach auch dieses Feld mit der Zahl 2. Gehen wir nun in der Richtung des Pfeilstrichs weiter, so kommt 3 auf e n, und 4 auf A o zu stehen. Letzteres Hilfsfeld entspricht wieder dem wirklichen Feld a o, auf welches wir daher gleichfalls die Zahl 4 setzen. Nun fahren wir wieder in der „nordöstlichen" Richtung weiter und besetzen das Feld b p mit der Zahl 5. Das nächste Feld c q ist bereits besetzt, die Zeile ist also zu Ende, wir müssen in die darunter liegende Zeile gehen, und so kommt die Zahl 6 auf b o zu stehen. Die Zahlen 7, 8, 9 folgen in der alten Richtung, da wir aber hierbei auf das Hilfsfeld e M gekommen sind, müssen wir durch Besetzung von e m

Fig. 3.

M		18	25	2	9	
q	17	24	1	8	15	17
p	23	5	7	14	16	23
o	4	6	13	20	22	4
n	10	12	19	21	3	10
m	11	18	25	2	9	
	a	b	c	d	e	A

S = 65.

mit 9 wieder in das Quadrat zurückkehren; 10 kommt auf A n zu stehen, mithin auch auf a n, dann aber ist der Weg versperrt, und die 11 muß eine Zeile tiefer auf a m Platz nehmen. Ohne Hindernis geht es nun mit 12, 13, 14, 15 in der alten Richtung weiter; jetzt kämen wir aber ins Freie und müssen daher mit 16 abermals eine Zeile tiefer nach e p gehen. 17 kommt der Richtung nach auf A q, d. h. a q, und 18 auf b M, oder was dasselbe ist, auf b m. 19 und 20 folgen der allgemeinen Richtung, 21 muß dagegen wieder eine Zeile tiefer gehen. 22 und 23 schlagen wieder den nordöstlichen Cours ein, 23 wird von A p auf a p übertragen, 24, 25 folgen abermals der Hauptrichtung, und wenn wir nun 25 von c M auch nach c m gebracht haben, dann ist das letzte freie Feld besetzt, und das magische Quadrat vollendet.

Löschen wir jetzt die Hilfsfelder weg, so daß nur das Hauptquadrat bleibt, und ziehen dann die einzelnen Summen, so finden wir überall das gleiche Resultat; sowohl in den horizontalen und vertikalen als auch in den diagonalen Reihen erhalten wir durch Addition die Zahl 65.

Fig. 4.

24	31	8	15	22
30	12	14	21	23
11	13	20	27	29
17	19	26	28	10
18	25	32	9	16

S = 100.

Nach derselben Regel lassen sich magische Quadrate von jeder beliebigen ungeraden Seitenlänge bilden, und ein Versuch mit 7 mal 7, d. h. 49 Feldern wird zeigen, wie leicht die Herstellung ist.

Fängt man anstatt mit 1 mit einer höheren Zahl an, so erhält man entsprechend höhere Summen, und zwar um so oft die Zahl der Seitenlänge mehr, als man höher als 1 angefangen hat.

Beim 25felderigen Quadrat erhält man z. B., wenn man mit 8 beginnt, die alte Summe 65 + 7 × 5, d. h. 100 (siehe Fig. 4).

Anstatt der einfachen Reihe 1, 2, 3, 4 u. s. w. kann man auch jede andere arithmetische Reihe nehmen, z. B. 2, 4, 6, 8 . . . . . oder 3, 6, 9, 12 . . . . . u. s. w., und auch hier mit einer beliebigen Zahl beginnen, z. B. 6, 10, 14, 18, 22 . . . . ,

Fig. 5.

34	6	26
14	22	30
18	38	10

S = 66.

was beim 9-Felderquadrat die Summe 66 ergibt (siehe Fig. 5).

Spruch.

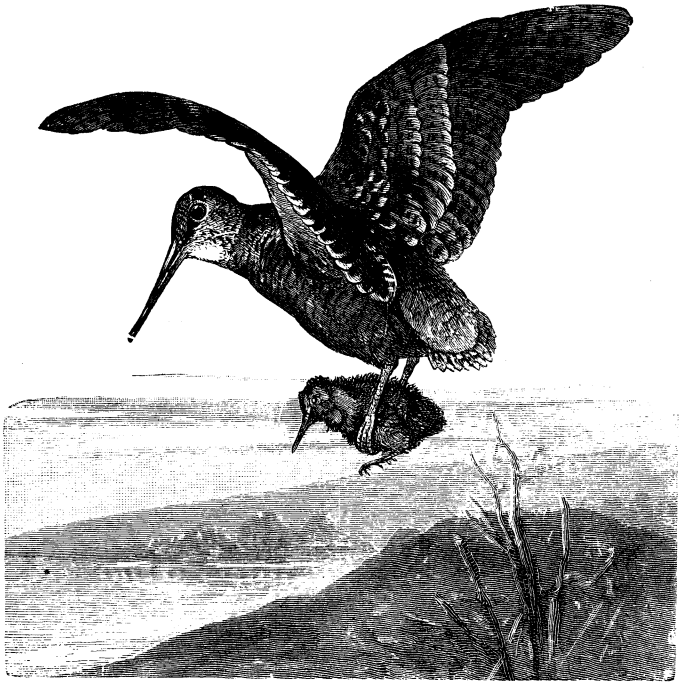
Die kleinste Sache kannst du gut verrichten,
Die kleinste schlecht. Aus lauter kleinen Dingen
Besteht der Tag, bestehen alle Tage,
Besteht das Leben.

Auf Okuli, da kommen sie,

nämlich die Schnepfen! Diesen altbekannten Jägerspruch kennt jeder Jünger Dianas besser, als einst auf der Schulbank die Namen der Sonntage nach Sexagesimä bis Ostern. Das einzig Fatale bei der Sache ist nur, daß die Herren Langschnäbel sich gar wenig um diesen Vers kümmern, wie beispielsweise in diesem Jahre, da der Winter schier kein Ende nehmen wollte. Je regelmäßiger nun aber diese Schnellflügler ihre Zeit innehalten, desto freudiger schlagen die Jägerherzen; denn dann verweilt die Schar auf ihrem Zuge vom Süden nach dem Norden meist längere Zeit. Erfolgt der Durchzug aber spät, wie es diesmal wieder der Fall war, so geschieht es meist in einem großen Fluge, ohne vielen Aufenthalt an einzelnen Punkten, dann aber in großer Menge und engen Bahnen. Wenn die Blattknospen der Erlen aufspringen, sagt man wohl, daß keine Schnepfe mehr auf dem Zuge zu erwarten sei, was auch ungefähr zutrifft. Die Zeit der Rückwanderung aus den kalten nordischen Gefilden nach dem wärmeren Süden findet regelmäßiger, nämlich fast stets im Oktober statt. Aber nicht alle verlassen unsere Wälder, sondern allenthalben bleiben sie in solchen Gegenden, wo sich günstiges Terrain findet, wie Moor-, Bruch- und Sumpfland, vereinzelt zurück, um zu brüten. Die Anzahl dieser richtet sich wohl nach den Witterungs- und Temperaturverhältnissen; in besonders milden Wintern sind sie zahlreicher beobachtet worden, als in anderen Jahren. Man muß daher diese Vogelgattung als teilweise in Deutschland einheimisch betrachten, wenngleich die Mehrzahl derselben nur Durchzügler sind. Es sind in Deutschland zwei besondere Arten speziell heimisch, die Schnepfe und die Bekassine; ihr wesentlichstes Unterscheidungsmerkmal ist die Größe. Sagt man schlechthin „Schnepfe", so versteht man darunter meist die Waldschnepfe (Scolopax rusticola), welche die Größe etwa einer Holztaube hat, während die Bekassine (Sc. gallinago) drosselförmig ist. Von beiden gibt es wieder eine kleinere Art: (Sc. major oder media) die Pfuhl- oder Mittelschnepfe und (Sc. gallinula), die kleine oder stumme Bekassine, etwa von Lerchengröße. Von überwiegender Bedeutung namentlich für die Jagd sind nur die ersten beiden, von den kleineren dürfte es genügen, den Namen zu wissen.

Die eigentliche Schnepfe nun, die wir uns näher betrachten wollen, macht sich oft schon von weitem bemerkbar durch einen sonderbaren Ton, den die Jäger „Murksen" oder „Quarren" nennen. Gewöhnlich fliegt eine solche, laut murksende, träg, fast eulenartig, so daß der ihrer harrende Schütze Gelegenheit hat, einen wohlgezielten Schuß anzubringen. „Tiro", d. h. „aufgepaßt", ruft schon der Nachbar herüber, „also fertig gemacht!" „Ha, dort kommt sie, na warte! — Riz! ein Versager, schnell das andere Rohr — pauz! — getroffen, such Nimrod, hui faß, mein Hund! — Was? vorbeigepafft? Wahrhaftig! Zurück Nimrod, hierher! — Aha, wieder eine, diesmal stumm; die heißt es aber doppelt gut aufs Korn nehmen, denn sie fliegt wie eine Schwalbe. — Jetzt losgedrückt — schnell einen Wunsch, denn die erste ist's, die ich dieses Jahr erlegte, — brav, — hui faß, Nimrod! — hat sie schon!" Betrachten wir uns nun die Beute etwas näher! Es ist ein Weibchen, sogen. „Eulenkopf", die in der Regel etwas größer sind, als die selteneren Männchen; eine murksende Schnepfe ist fast immer ein Weibchen. Das charakteristischste Merkmal, wodurch sie sich schon weithin von einem Rebhuhn, dem sie sonst ähneln, unterscheiden, ist der eigentümlich gebaute lange Schnabel, der mit dem Halse meist einen rechten Winkel bildet. An der Spitze ist derselbe weichhäutig und besitzt ein empfindliches Tastorgan, vermittelst dessen der Vogel im Schlamm seine Nahrung, Larven und Würmer, schnell findet, was man weidmännisch „Stechen" nennt. Bei dem Tastorgan reicht der Oberschnabel über den unteren und kann bei sonst geschlossener Haltung von da an nach oben gehoben werden. Von sonstigen Kennzeichen sind noch die großen Augen zu erwähnen, welche nach oben und hinten zu stehen, sowie die kleinen sogen. „Malfedern", welche sich der glückliche Schütze als Trophäe aneignet. Die Schnepfen bauen ihr Nest auf den Boden, in welches sie meist vier birnförmige Eier legen, die sich in der Farbe wenig von dem Erdboden abheben, so daß man sie äußerst selten findet.

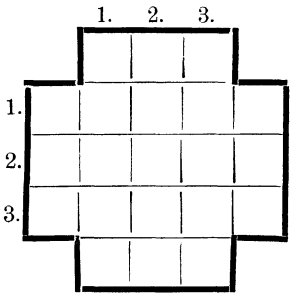
Außer der Jagdart, „dem Sichanstellen auf dem Strich zur Dämmerzeit", gibt es noch eine zweite Jagdmethode, welche zwar nicht so interessant ist, meist aber größeren Erfolg aufzuweisen hat, nämlich die Suche mit einem guten Hunde. Freilich gehört dazu einige Uebung und Sicherheit im Schießen, denn blitzschnell fährt die Schnepfe aus ihrem Lager und meist in entgegengesetzter Richtung, als man es erwartet hatte. Manche gestrengen Weidmänner verwerfen den „Strich" wenigstens im Frühjahr ganz, und „suchen" nur, was das Bedauerliche mit sich bringt, daß durch vieles Suchen der Bestand an Schnepfen in einem Reviere oft genug ganz ruiniert wird. Fast ausschließlich dagegen wendet man die „Suche" auf die Bekassine an, da sie auf dem „Strich" so pfeilschnell dahinsaust, daß man kaum zu Schuß kommen kann. Auch sie macht sich schon aus der Ferne bemerkbar durch einen meckernden Ton, weshalb man sie auch „Himmelsziege" nennt. Derselbe wird dadurch hervorgebracht, daß der unter die Flügelmulden nach hinten entweichende Luftstrom in die Außenfahne der äußersten Steißfeder fährt, was sich experimentell leicht nachweisen läßt. Diesen Ton gibt aber nur das Männchen auf seinem Balzfluge von sich.



Flüchtende Schnepfe, ihr Junges mitführend.

während das Weibchen etwa antwortet: „dicke.. dicke.. tick" oder „tickük.. tickük.. tickük". Bei plötzlichem Aufsteigen stoßen beide auch oft einen anderen eigentümlichen Schrei aus, ungefähr wie „kätsch-är-schät", ein Warnungsruf, der oft viele ihrer Nachbarn zu gemeinsamer Flucht veranlaßt. Außer der geringeren Größe, auch kleinerem Schnabel unterscheidet sie sich von der Schnepfe durch den tiefbraunen Scheitel mit gelbem Längsstreifen in der Mitte. Die Bekassinen lieben weniger Wald, sondern offene, feuchte, nur niedrig bewachsene Stellen, kleine Tümpel und dergl. Ihre Verbreitung ist eine weit größere wie jene der Schnepfe. Der Frühlingszug fällt meist in den April, während im September, Oktober die Rückwanderung geschieht; bei letzterem ist sie gewöhnlich weniger flüchtig wie im Frühling und fliegt ungewandter, für den Jäger die beste Jagdzeit.

Aufgabe.



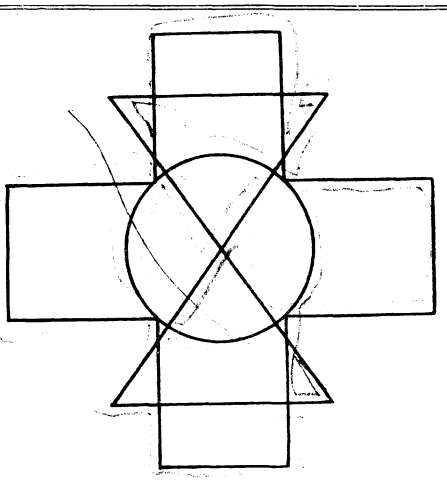
Die Buchstaben, welche die Wörter Eden, Elis, Gera, Metz und Trier bilden, sind derart in die Felder der obigen Figur zu verteilen, daß in den senk- und wagerechten Reihen sechs neue Wörter von je fünf Buchstaben entstehen. Die senkrechten Reihen nennen: 1. einen Raubvogel, 2. einen Baum und 3. eine Blume. Die wagerechten Reihen nennen: 1. einen Vogel, 2. ein Schreibmaterial und 3. einen ausländischen Baum.

Abstrichrätsel.

1. Ein Gegenteil von 4.
2. Ein bekannter Tyrann.
3. Ein Mann aus der Bibel.
4. Ein frohes Ereignis.

Streicht man diesen Wörtern die Anfangs- und Endbuchstaben ab, welche zusammen „Sand, Zoll" ergeben, so erhält man ein Tischgerät übrig bleibend; dasselbe bekommt man, wenn man von folgenden Wörtern End- und Anfangsbuchstaben abstreicht, die zusammen „sehr, Renz" ergeben.

1. Eine löbliche Eigenschaft.
2. Ein wichtiger Körperteil.
3. Ein schädliches Jagdtier.
4. Ein Schneiderinstrument.



Figur, in einem Zuge zu zeichnen.

Auflösung des Rätsels in Nr. 30.

Nagel — Angel.

Geographierätsel.

Welche angrenzende Staaten in Nordamerika ergeben mit ihren Anfangsbuchstaben der Reihe nach Alma, Minka und Mimik?

Auflösung des Silbenrätsels in Nr. 30.

1. Cabot.
2. Hammer.
3. Rense.
4. Irkutsk.
5. Saac.
6. Tergleü.
7. Iller.
8. Achalzych.
9. Nathec.
10. Gummi.
11. Eber.
12. Leopold.
13. Lausanne.
14. Edrisi.
15. Römer.
16. Tuff.

Christian Gellert — Friedrich Rückert.

Auflösung des Buchstabenversetzungsrätsels in Nr. 30.

Nelke — Enkel.

Fragen und Antworten.

Naturforscher in spe. Warum in spe? Du bist es schon, wenn auch noch auf den ersten Sprossen der immerhin hohen Leiter stehend. Nur frisch hinangeklettert! — Also Du willst ein Froschhaus bauen, das übliche enghalsige Fläschchen, mit der dürftigen Leiter, das genügt Dir nicht. Wir sind ganz derselben Ansicht, daß Deinem Frosch, aber auch Deinen anderen Reptilien eine bequeme Häuslichkeit zukommen soll. Ein hübsches, ja geschmackvolles, nicht minder auch praktisches Froschhaus beschreibt Dr. Karl Ruß in der bekannten Zeitschrift „Vom Fels zum Meer". Das wäre so was! Es bietet den Tieren wohnlichen Aufenthalt, nicht sowohl den Froschlurchen, als auch Deinen Kröten, Schwanzlurchen, Kamm- und Teichmolchen, den Salamanderarten, Unken und anderem Getier. Wenn Du Dir Mühe gibst, vielleicht auch die Hilfe eines Handwerkers in Anspruch nehmen kannst, ein solches Haus zu bauen (s. die anderseitige Abbildung), ist so schwer nicht. Dr. Karl Ruß beschreibt seine kleine Naturanstalt folgendermaßen: „Es ist ein länglich-viereckiger Glaskasten von 30 cm Länge und 22 bis 24 cm Tiefe, bis zu 16 cm Höhe, dicht verkittet, mit Wasser gefüllt und noch bis zu 15 cm Höhe mit feiner Drahtgaze abgeschlossen. Das Wasser soll den Sumpf bilden, in welchem die Lurche zeitweise sich aufhalten und namentlich ihren Laich absetzen. Vom Grunde aus bis weit über den Wasserspiegel empor erhebt sich ein vielfach zerklüfteter, zackiger, höhlenbergender Felsen; an diesen gelehnt, gleichsam frei schwebend, doch fest an der Gazewand ruhend, liegt eine große Muschelschale, welche Gartenerde und, in dieser wurzelnd, Doldenriesche und andere Blattgewächse enthält. Inmitten der letzteren steht, etwas in die Erde eingesenkt, ein Glastäfelchen von 8 cm Länge, 4,5 cm Breite und 3 cm Höhe mit steilen Wänden, welches etwa zum Dritteil mit reiner Weizenkleie gefüllt ist und reichlich Mehlwürmer enthält. Der ganze oberhalb des Wassers emporragende Teil des Tuffsteinfelsens ist mit hübschen Muscheln und Schalenstücken von einem Straußenei hohl überdeckt, so daß er für die Frösche und Molche gar wohlige Verstecke und Herbergen bietet. Der Glaskasten ist mit einem dachartigen Deckel aus Blechgestell und Drahtgazewänden verschlossen. In einer der letzteren befindet sich an der oberen Vorderseite eine kleine Blechklappe, durch deren Oeffnung die anderweitige Nahrung, bestehend in Fliegen und allerlei anderen lebenden Kerbtieren, hineingegeben wird. Das Wasserbecken ist reichlich ausgestattet mit Pflanzenwuchs, Wasserpest, Hornkraut, Tausendblatt, Froschlöffel, Entenfloß u. a. m., und es muß ein so dichtes Pflanzengewirr bergen, daß die Einwohner in demselben ihre Brut, d. h. die Lurche ihren Laich absetzen können. An einer Schmalseite des Froschhauses ist ein viereckiger Holzkasten angehängt und befestigt, zu welchem der ganzen Länge nach eine entsprechende Oeffnung hineinführt. Der Boden desselben ist mit feinem trockenen Sand etwa dreifingerbreit bedeckt, darüber kommt eine gleiche Lage von weichem Moos und zwischen diesem sind wiederum einige hohlgelegte Steine und Muscheln angebracht. Diese letztere Vorrichtung dient zur Winterherberge, welche nach Belieben von diesem oder jenem Bewohner des Froschhauses aufgesucht werden kann. Auf dem Holzkasten steht ein Blumentopf mit üppiger Doldenriesche, Epheu oder einem anderen herabhängenden Gewächs, welches diese Seite des Froschhauses malerisch verschönt. Da die Frösche und Kröten ein bedeutendes Nahrungsbedürfnis haben, so ist einerseits ihre Ernährung in der Gefangenschaft nicht ganz leicht, andererseits aber lassen sie sich durch das Futter immer bald und leicht zähmen. In den beschriebenen gläsernen Futterbehälter gibt man jahrein und jahraus vornehmlich Mehlwürmer, sodann auch zeitweise kleinere Regenwürmer, ferner gleiche, nackte Raupen, Käfer und allerlei Kerbtiere, die man beim Spazierengehen auf Wegen und Stegen erbeutet und in einer vorsorglich mitgeführten Schachtel nach Hause bringt. Die ganze warme Jahreszeit hindurch fangen wir in der Häuslichkeit, besonders aber in der Küche, Fliegen. Die großen Schmeiß- oder Brummfliegen bilden für jeden einzelnen der Gesellschaft, insbesondere aber für die Molche die größte Leckerei. Um das Wasser immer recht rein zu halten und jede Fäulnis hineingefallener Fliegen, Mehlwürmer u. a. zu verhindern, halten wir darin stets einige kleine Fische, besonders Aale, namentlich aber eine beträchtliche Anzahl Schnecken, welche sich in jedem Sommer zahlreich vermehren." Nun, gefällt Dir dieses Froschhaus?

Hermann S. zu Charlottenburg. Du hast eine Gipsfigur, die der Reinigung bedürftig ist. Ein sehr einfaches Mittel soll sein, einen ziemlich starken Kleisterauftrag zu machen. Der Kleister trocknet alsbald, und nimmt, indem er abfällt, die Unreinigkeiten mit fort. Sicherer aber ist jedenfalls ein Anstrich mit einer Mischung von Gummiwasser und Zinkweiß. Selbstverständlich muß die Gipsfigur zuvor säuberlich abgestäubt werden. — Ueber die Pflege der Aquariumbewohner siehe den jüngst erschienenen Aufsatz: „Etwas über das Süßwasser-Aquarium". — Dafür gibt es kein Rezept, sondern das beruht auf Erfahrung und Aufmerksamkeit im Vergleichen der unechten mit zweifellos echten Briefmarken. Schlechte Fälschungen sind natürlich verhältnismäßig leicht erkennbar. Gleichfalls herzlichen Gruß!

Karl Heine in Bonn. Um Oberförster werden zu können, ist in Preußen folgendes erforderlich: 1. Abiturientenzeugnis eines (Real-) Gymnasiums oder einer Realschule I. Klasse. 2. Ein Jahr Lehrzeit auf einer königlichen Oberförsterei. 3. Zwei Jahre Studium auf einer der beiden preußischen Forstakademien. 4. Ein Jahr Studium der Jurisprudenz auf einer Universität. 5. Absolvierung des ersten forstlichen (Referendar-) Examens. 6. Zwei Jahre Praktizieren auf verschiedenen Revieren und in verschiedenen Arbeiten. 7. Absolvierung des zweiten forstlichen (Assessor-) Examens, zu welchem mindestens noch eine halbjährige Vorbereitung nötig ist. — Vorher muß auch noch der Militärpflicht genügt sein, sonst wird man nicht zugelassen. 8. Bis zur definitiven Anstellung währt es in der Regel dann noch 4 bis 7 Jahre. Rechnest Du das Militärjahr ein, so umfaßt die eben geschilderte Ausbildung und Karriere, vom Schulabgang an gerechnet, eine Zeitdauer von 12 bis 15 Jahren. Weidmanns Heil!

Anton Seibt, stud. lit. in Wien, Reichsratstr. 7, teilt seinen Kameraden mit, daß sich in seinen Mitteilungen S. 367 dieses Jahrganges ein Druckfehler eingeschlichen hat. Sein Name ist: Seibt, nicht wie dort irrig gesetzt: Seibl. — Bitten um Entschuldigung; wahrscheinlich ist der schwatzhafte Setzerlehrling daran schuld. Er hat seinen Rüffel abgekriegt!*)

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: „Danke!"

Walter H., jr., in **Remscheid**, und **E. L.** in **Düsseldorf.** Die am wenigsten jetzt in Deutschland gebräuchliche Breitengradbestimmung ist die von Greenwich (London); die von der Insel Ferro, früher am meisten üblich, wird neuerdings immer mehr durch die Pariser Einteilung verdrängt. Das Nätsel ist nach letzterer gemacht, und diese, wie gesagt, meist auch in den Atlanten eingeführt, wenigstens bei den Spezialkarten von Deutschland, wiewohl der Ferrograd freilich auch noch vielfach zu finden ist. In dem Schulatlas von Lichtenstein und Lange z. B. haben wir auf den Karten 8, 11, 12 die Pariser Einteilung, auf dem Blatt 7 die von Ferro. Es hätte sich bei Lösung dieses Geographierätsels empfohlen, daß Ihr eine Spezialkarte von Sachsen und nicht eine generelle größere zur Verfügung gehabt hättet. Nun, als tüchtige Geographen habt Ihr Euch auch so zurecht gefunden. Gruß!

Obertertianer in **H.** Jügels Sprachlehrbücher: Schwedische Grammatik von Schmitt, gebunden M. 2,50, Schlüssel dazu M. 0,95; italienische Grammatik von Frühauf, gebunden M. 2,90, Schlüssel dazu M. 0,95. — Daß Du so großes Vertrauen zum „G. K." hast, das ist recht schmeichelhaft. Er will es rechtfertigen. Gruß!

Eine Mutter. Wenn's irgend geht, thun Sie das nicht. Zu früh aus der Lehr', ersetzt sich schwer!

Heinrich Helmle in **Karlsruhe, Stephanienstr. 96,** ist in der Lage, einigen Anfängern die Reste einer Briefmarkensammlung gegen Einsendung des Portos zuzustellen. — Das ist ja recht großmütig gedacht! — Handbuch für Schmetterlingssammler von Alexander Bau, erschienen in der Creutzschen Buchhandlung in Magdeburg. — Auf den Weckapparat sind wir sehr begierig. Einen solchen sich zu fertigen, dürfte bei dem bevorstehenden Frühlingswetter, das uns so viele genußreiche Morgenstunden bringen wird, manchem der Kameraden ernstlich anzuraten sein. Natürlich nicht nur, um den Apparat des Morgens rumoren zu lassen und sich dann gemächlich auf die andere Seite zu legen, sondern um auch wirklich „aufzustehen". Du lächelst? Ja, ja, wir kennen das!

Egon Mittenhuber in **Wien, IV. Bezirk, Kleine Neugasse 10,** würde sich sehr freuen, wenn es ihm gelänge, mit einigen seiner Kameraden in einen lebhaften Briefverkehr zu treten. — Deine Grüße an die Westmänner werden wir bei Gelegenheit getreulich ausrichten. — Dein Vorname Egon bedeutet: Der Rechtliche, Treue. — Freundlichen Gruß!

x. y. z. in **Frankfurt a. M.** Wie Du Dir ein Terrarium bauen könntest? Ja, Freundchen, das erschöpfend zu beantworten, hat sein Häkchen. Warum nennst Du die Tiere nicht, für die Dein Bau bestimmt sein soll? Die Ausstattung und die Arten der Einrichtung von Terrarien können, je nachdem man eine Bewohnerschaft in Aussicht genommen, sehr verschiedene sein, weil es vor allem gilt, eine Häuslichkeit zu schaffen, die möglichst jenen Bedingungen entspricht, unter denen die Tiere im Freien leben. Im allgemeinen würde das Haus dem heute beschriebenen Froschpalast ähneln können, der Boden aber einen schiebbaren, mit Oelfarbe gut überstrichenen Zinkkasten für Sand oder Erde, die Wände ganz aus Drahtgaze oder das Dach eine Ventilationsvorrichtung erhalten müssen. Auf diese Erdschicht placiert man gewöhnlich grobwandiges Gestein, turmartig, nicht sowohl zum Klettern, als auch weil sich manche Tiere, besonders zur Zeit der Häutung, mit Behagen daran reiben. Je nachdem Du eine Bewohnerschaft wählst, kann ein solches Terrarium gleich einem Zimmergewächshaus bepflanzt werden, was hübsch aussieht und, wenn sauber gemacht und malerisch arrangiert, einen prächtigen Zimmerschmuck abgibt. — So, das Schiff ist bald fertig? Nun, da kannst Du ja nächsten Monat die dortige Regatta mitmachen!

„Liebe Kameraden! Ich besitze eine Mineraliensammlung von ca. 80 seltenen Steinen, darunter fast sämtliche Erze, viele Versteinerungen, Bernstein, Bergkristalle, Achat 2c., und gegen 80 fremde Münzen, die ich mit meinen Kameraden gerne gegen andere umtauschen möchte. Herzlichen Gruß von Heinrich Gries, jr., in Solingen."

„Den ‚Guten Kameraden' bitte ich, in unserer Zeitung mitteilen zu wollen, daß ich mehrere Schmetterlinge gegen Mineralien umtauschen möchte. Ich habe 6 Schwalbenschwänze, 2 Schillerfalter, 2 Tau, 2 Trauermäntel, 1 Wolfsmilchschwärmer, 1 echte goldene Acht, 2 Ligusterschwärmer, 1 Pappelschwärmer, 1 Fichtenschwärmer und 2 Admirale. Mit bestem Gruße an Dich und alle Kameraden Max Huldschinsky, **Königshütte** (O.-S.), Kaiserstraße 7."

Sekundaner in **Bretlum.** Du willst Dein „Einjähriges" in der Marine machen. Die Berechtigung hierzu wird durch Erteilung des Berechtigungsscheines seitens der Prüfungskommission erworben, bei jungen Seeleuten von Beruf durch Ablegung des Steuermannsexamens, dessen Bestehen durch Zeugnis einer Prüfungskommission der Seesteuerleute auf deutschen Handelsschiffen über die Befähigung zum Steuermanne auf großer Fahrt nachgewiesen werden muß. Ebenso können Maschinisten, welche die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienst erlangt haben und eine zwölfmonatliche Fahrzeit nachweisen, der aktiven Dienstpflicht in der Flotte durch einjährigen, freiwilligen Dienst genügen, ohne, in beiden Fällen, zur Selbstverpflegung und Bekleidung verpflichtet zu sein.

„Liebe Kameraden! Ich möchte sehr gerne mit Euch Marken tauschen. Ich bin zwar noch ein Anfänger, ich habe aber schon einige doppelte Marken. Wer Lust hat, schreibe an Martin Auerbach in Posen, Wilhelmsplatz 8 II." — Dank für Deine Rätsel und Gruß!

Fedor M. in **R.** O Du Schelm! Böse? Ach warum nicht gar. Aber wenn's wieder vorkommt, dann schützt Dich selbst Deine Offenherzigkeit nicht, dann werden wir's, obwohl wir sonst nichts weniger als ein Freund der Angeberei sind — nun, wir werden überlegen, wo die Klage angebracht werden soll. Gruß!

„Würden mir einige meiner Kameraden für Briefmarken Schmetterlinge geben? Ich besitze zum Tauschen eine Briefmarkensammlung von etwa 1000 Stück. Angebote direkt erbeten von Euerem Euch grüßenden Kameraden Fritz Carpentier, Zürich, Beatengasse 15."

J. St. in **Köln a. Rhein.** Wie man sich für seine Laterna magika Bilder malt, d. h. mit welchem Material, das hat der „G. K." in Nr. 28 dieses Jahrgangs, Seite 447, dritte Spalte, ausführlich beantwortet. Bist Du aber als Farbenkünstler noch nicht so weit, so kann Dir vielleicht die seinerzeitige Mitteilung eines Gießener Kameraden dienlich sein. Er schrieb damals an den Fragesteller: „Ich habe mir auch solche gemacht, und wenn Dir's recht ist, teile ich Dir mit, wie: Zuerst läßt Du Dir von einem Glaser einige Gläser, wie sie zu Deiner Laterna magika passen, schneiden. Hast Du einen Glaserdiamanten, kannst Du es auch selbst, behüte dabei aber Deine Finger. Dann kaufst Du Dir Abziehbilder. Für zehn Pfennig bekommt man ein ganzes Büchlein voll. Diese ziehst Du sauber auf das Glas ab. Am besten eignen sich hierzu Schiffe. Du kannst Dir auf diese Weise eine ganze Flotte herstellen. Um das Bild noch schöner zu machen, malst Du mit hellblauer Farbe das Meer, aber Du darfst keine schlechten Farben nehmen, da Du Dir Dein Bild leicht verderben kannst; am besten eignen sich die flüssigen Farben, die man, in Gläschen geschlossen, für etwa 40 Pf. per Glas in jeder Farbenhandlung erhält. Auf diese Weise kann man auch eine Karawane oder eine Jagd herstellen." — Wie man Pflanzen und Blumen preßt und trocknet und in die Herbarien einordnet, das hat der „G. K." an dieser Stelle schon oft beantwortet. Siehe auch die Schilderung „Unsere Straßenflora" Seite 406 dieses Jahrgangs.

Otto Döri in **Budapest, Waitzner Boulevard 76,** besitzt etwa 1500 österr. und ungar. Briefmarken, die er gegen ausländische vertauschen möchte. Er sendet kameradschaftliche Grüße!

Leop. L. in **K.** Warum aber auch immer so viel auf einmal? Wenn man den Mund voll hat, dann kann man natürlich nicht blasen.

G. Eggers in **Berlin, Karlsbad 15,** möchte eine Tigerporzellanschnecke, eine Anzahl Muscheln und Schnecken gegen Briefmarken tauschen. — Sehr erfreut, Eure Bekanntschaft zu machen. Euch selbst, Vetter Georg und Fritz, selbstverständlich auch Herrn P. P. freundlichen Gruß!

Hans von Alten, per Adresse: **Herr Major von Alten** in **Berlin NW., Kirchstraße 27,** möchte mit seinen Kameraden Briefmarken tauschen. Seine Sammlung ist leider noch eine sehr kleine zu nennen. Freundliche Zusendung einiger Seltenheiten würde er mit großer Freude und Dank begrüßen. — Ja, der erste Jahrgang des „G. K." kann noch nachbezogen werden und zwar durch jede Buchhandlung, auch direkt von der Verlagshandlung W. Spemann in Stuttgart. Er kostet gebunden 8 Mark.

Alex. Thannenberger in **Salzburg, Kaigasse Nr. 1 II,** bittet seine deutschen Kameraden um Zusendung von Amtsstempeln, sowohl der Gemeindevorstehungen, als der Amtsgerichte. Er ist in der Lage, sich durch Zusendung der 2- bis 20fachen Anzahl Stempel zu revanchieren. Freundlichen Gruß!

Feodor M. in **Berlin.** Ist im Grund nicht übel, aber fast zu bekannt. Der „G. K." kennt eine ähnliche Leistung, etwas weniger abgenutzt, und da er gerade bei Laune ist, will er Dir's erzählen. Einst hieß es in einem Schulaufsatze: „Nach der Hinrichtung der Maria Stuart kam Elisabeth in das Parlament, in der einen Hand das Schnupftuch, in der anderen die Thräne." Ist das nicht auch tragisch?

„Lieber Guter Kamerad! Sei so gut und teile den anderen Kameraden mit, daß ich mit einigen derselben gerne in Briefmarkentauschverbindungen treten möchte. Ich habe viele alte Oesterreicher, auch Korrespondenzkarten und wünschte andere alte dafür zu erhalten. Meine Adresse lautet: Franz Hoffmann, Reichenberg i. B., Lindenplatz 3."

L. B. 157, stadtpostlagernd Würzburg. In Tauschgeschäften, die nicht zum wenigsten auf gegenseitigem Vertrauen beruhen, sollte man keine anonyme Anerbietungen machen oder Zusendungen verlangen. Bisher haben alle tauschlustigen Kameraden stets auf volle Namensnennung gehalten, und so soll es auch ferner sein; nicht wahr, Kameraden? Offenes Visier!

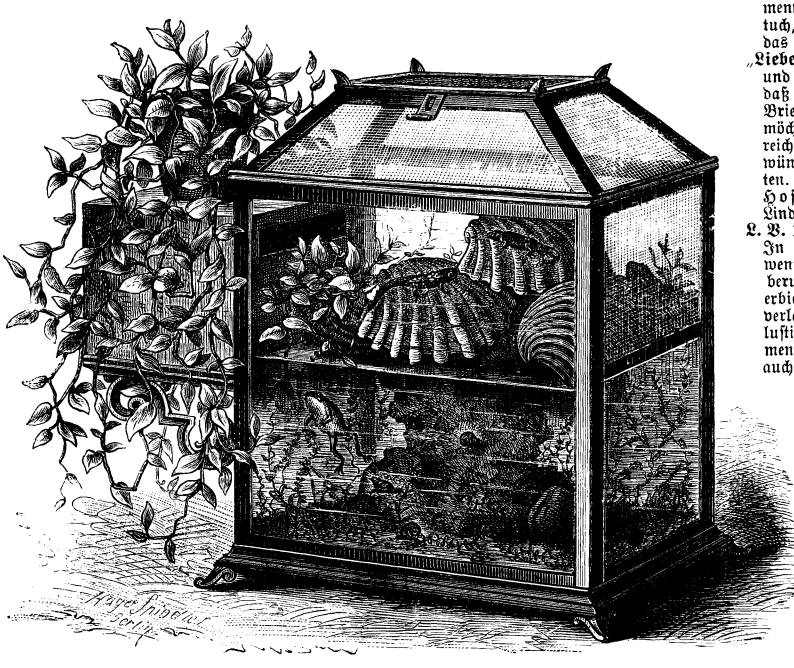
J. G. W. „Taschenbuch für Käfersammler" v. Karl Schenkling, gebunden M. 2,80., Verlag von Oskar Leiner, oder, wenn Deine Sparbüchse gut bestellt ist: „Die deutsche Käferwelt" von demselben Verfasser und in dem gleichen Verlage erschienen, gebunden M. 16,50. — Jede Buchhandlung kann Dir diese Bücher liefern.

„Liebe Kameraden! Sollte einer von Euch etwa Briefmarken (wenn auch nur ganz gewöhnliche) übrig haben, so bitte ich ihn, mir dieselben zu schicken. Ich wäre demselben ungeheuer dankbar, da ich jemand bis zum 1. Juli 4000 Briefmarken zu geben versprach. Es hängt viel davon ab. Gebe gerne Mineralien dagegen. Meine Adresse: C. Ayrer, Dresden, Reitbahnstraße 3 II. Herzliche Grüße und Dank im voraus!"

„Liebe Kameraden! Wer von Euch kann mir die Marke von Nordamerika: „braun, Freiheitskopf, farbiger Druck auf weißem Papier", schicken? Ich will demjenigen der mir die Freude macht, dafür eine seltenere zukommen lassen. Mit kameradschaftlichem Gruß und Handschlag Euer Kamerad Arthur Fenz, Wien, IV. Bezirk, Plößlgasse 10."

„Lieber Kamerad! Bitte, sei so gut und teile meinen Kameraden mit, daß ich mit ihnen gern Briefmarken tauschen möchte. Ich habe viele seltene, und zwar: „Hawai, 5 Keneta, blau, 1866; Costa Rica, 5 Centavos, violett, 1882; Honkong, 5 Cents, blau, 1880, 2 Cents, rot, 1880; Japan, 5 Sen, blaulila, 1883 und 1 Sen, grün, 1883. Da ich aber von Afrika und Asien (besonders China, Shanghai, Philippinen) fast nichts besitze, wären mir solche sehr erwünscht. Angebote direkt erbeten von Paul Erdmann, M.-Gladbach, Regentenstraße 10."

„Lieber Guter Kamerad! Ich besitze 77 russische Postkarten, davon sind 20 zu 3 Kop., die jetzigen roten, dann 50 vom Jahr 1885 zu 3 Kop. (rot). Die ältesten sind jedoch die hellgelben mit schwarzer Schrift, auch zu 3 Kop. Wenn sich jemand findet, der mit mir tauschen will, so bitte mir zu schreiben unter: Ст-Петербургъ. В.-О. 14 линія, домъ № 73, передать Евгеній Розенбергъ.



Eine kleine Naturanstalt für Frösche und Reptilien. (Beschreibung unter Fragen und Antworten.)

Da die Gänse

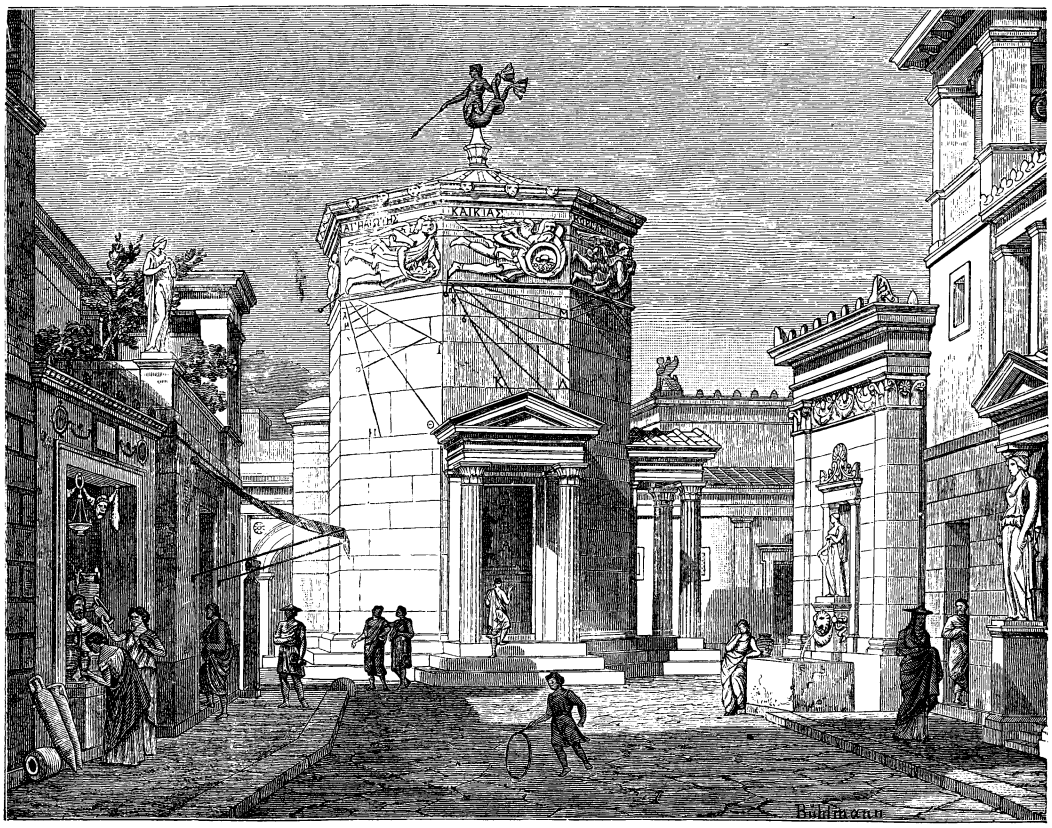
durch Rettung des Kapitols berühmt geworden sind, so ist es billig, daß auch den Schweinen Gerechtigkeit widerfahre. Als Philibert, Prinz von Oranien, 1539 Florenz belagerte, ereignete es sich, daß die Belagerten einen plötzlichen Ausfall auf die Gegend des Lagers, wo das kaiserliche Zelt sich befand, machten. Glücklicherweise zerschlugen sie, indem sie hier durchbrachen, einen Stall, worin die Schlächter des Heeres eine Menge Schweine aufbewahrten, und diese stürzten nun mit ungeheurem Geschrei hervor, liefen den stürmenden Feinden zwischen die Beine, warfen um, was ihnen entgegenkam, richteten Schreck und Verwirrung an und brachten überdies das ganze Lager auf die Beine, so daß der feindliche Anschlag gänzlich mißglückte und das kaiserliche Quartier und Lager gerettet wurde.

Der elendeste Mensch.

Der persische König Chosron Nouschirvan hatte in einer gelehrten Versammlung die Frage vorgelegt, welches wohl der höchste Grad des menschlichen Elends sein könnte. Die anwesenden Gelehrten brachten mancherlei vor, wie das bei solchen Versammlungen gewöhnlich der Fall ist. Den größten Beifall fand die Meinung, welche ein sehr hohes, dabei ganz kraftloses und gebrechliches Alter, gepaart mit großer Armut, als den höchsten Grad menschlichen Elends bezeichnete. Aber nun fragte der König auch den Erzieher eines Prinzen, Hornuz (einen geheimen Christen), um seine Antwort. „Herr," erwiderte Hornuz, „nach meiner Ueberzeugung ist derjenige von allen Menschen der elendeste und unglücklichste, der sich keiner einzigen That erinnert, auf die er mit Wohlgefallen zurückzublicken vermag."

Der Großschmied von Athen.

Es war im Jahre 399 v. Chr. Geburt und zur schönsten Zeit des Jahres. Intensiv blau strahlte der ewig heitere Himmel Griechenlands über dem glänzenden, weltberühmten Athen, in dem das Leben schon ein recht buntes und rühriges war, obwohl der Tag noch nicht weit vorgeschritten. Das lauteste und bunteste Treiben entfaltete sich um diese Zeit auf dem Oelmarkte, zwischen dem Prytaneion (Rathause) und dem Turm der Winde, an dem jeder sich Rats aus dem bildlich dargestellten Kalender erholte. Von diesem Platze aus hatte man eine hübsche Aussicht auf das große Theater des Dionysios, auf das Odeon und im Hintergrunde auf die weithinschimmernde, aus weißen Marmorquadern aufgerichtete Akropolis hoch oben auf den Felsen, auf das wundervolle Thor der Propyläen, den Tempel der Athene und deren Riesenbildsäule, die mit drohend erhobener Lanze weit über die Stadt und deren Umgebung hinaus sichtbar war, während die Weiße des Marmors, seltsam im Sonnenschein blendend, mit der Bläue des Himmels kontrastierte. Um den Turm und auf dem Markte in langen Reihen waren die Zelte der Verkäufer, die vor dem sengenden Stich der Sonne schützen sollten, aufgerichtet und darunter hatten die Händler mit Wein, Mandeln, Feigen, Reis, Brot und Fleisch, die Sandalenmacher und Bottichfabrikanten ihre Plätze eingenommen, während Sklaven und Sklavinnen mit Körben von Stand zu Stand gingen und feilschten, hier und dort ein Maultier schwer belastet dahintrottete, Archonten und Ratsherren in Amtstracht dem Rathause zueilten, dort ein Trupp städtischer Krieger die Wachen bezog und Müßiggänger im Schatten der Budenreihen lustwandelten. Nahe am Turm der Winde befand sich eine Schmiede, in deren Halle Meister Alkimos mit den Gesellen, wie Cyklopen geschwärzt, am Amboß hantierte; sie schmiedeten Waffen und Gerät und hatten es dem Anschein nach sehr eilig. Gegenüber standen Dorios, der Böttcher, und Timon, der Fleischer, wie Mylos, der Oelhändler, in ihren aufgeschlagenen Ständen, so daß sie, wenn nichts hinter dem Zahlbrett zu schaffen war, zuschauen konnten, wenn bei Alkimos die Funken unter den Schlägen der gewichtigen Häm-



Straße in Athen mit dem Turm der Winde.
Im Innern desselben ist eine Wasseruhr aufgestellt. Außen an den Mauerflächen sind Sonnenuhren und darüber die Reliefs der Winde angebracht. Der bronzene Triton auf dem Dache dreht sich nach der Windrichtung und weist mit dem Stabe auf das betreffende Relief hin.

mer umherstoben. Eben war es vor diesen drei Verkaufsständen etwas leer, als Timon den Dorios anrief:

„He, Dorios, hast du soeben den Ritter Adoleskos, den schwatzhaften, nach dem Prytaneion rennen sehen?"

Der Angeredete lachte:

„Ei freilich, er hat sich wohl wie gewöhnlich verspätet!"

„Gibt's heute etwas Wichtiges dorten?" fragte Mylos hierauf.

„Wie? Das weißt du nicht?" gegenfragte Dorios.

„Freilich," erklärte Timon, „das saubere Trifolium Melytos, Anytos und Lykon will heute die Anklageschrift gegen unseren Sokrates einreichen!"

„Beim Hades," entgegnete Dorios, „das ist unerhört! Gegen den?"

„Freilich," lachte Timon, „Melytos sollte lieber seine Verse verbessern!"

„Und Anytos, der Gerber, seines Vaters Geldsäcke hüten und seine Häute zählen!"

„Gewiß," stimmte der Fleischer bei, „und Lykon lieber das Recht studieren, welches von ihm als Sachwalter so oft verdreht wird!"

Sie lachten alle drei, Dorios aber meinte:

„Den Sokrates, den Reinsten der Reinen, sollen sie in Ruhe lassen; es kann ihm gewiß keiner etwas Uebles nachsagen!"

„Und doch behaupten jene Frechen," brach Timon im Unwillen aus, „er leugne die Götter, und verführe die Jugend!"

„Nun, daß die Minerva da oben nur ein Bild ist, wissen wir doch alle!" gestand Mylos. „Wenn Sokrates an einen unsichtbaren Gott glaubt, so stimmen wir Aufgeklärten ihm doch alle bei!"

„Und die Jugend hat an ihm ein erhabenes Vorbild!" versetzte Dorios.

„Man wirft ihm auch Verrat der Stadt an Sparta vor!" berichtete Timon weiter.

„Verrat?" rief der Oelhändler empört. „Wenn er Spartas Abhärtung und Nüchternheit preist, feuert er unsere Jünglinge nur an, bei den Symposien weniger zu trinken, wie es in Athen leider nicht Sitte; wenn er sie gern zu Helden machte, so thut er es aus Liebe zum Staat!"

„Wenn er ein Verräter wäre," fügte der Böttcher voll Eifer bei, „so hätte er nicht bei Potidäa und Delium tapfer gekämpft und dem Alkibiades und Xenophon das Leben gerettet!"

Timon zuckte die Achsel:

„Eben den Alkibiades gebraucht man als einen Beweis gegen ihn; er sei der Lehrer des Verräters gewesen, und des Kritias, des Abscheulichen, ebenso; wie der Lehrer, so der Schüler!"

„Das ist empörend!" rief Mylos.

„Seht, da kommen die drei Ankläger!" zeigte Dorios in die Ferne. „Was gilt's, sie eilen in das Archontenkollegium!"

„Man müßte sie durchbleuen!" meinte der Fleischer.

„Nein, aus Athen verweisen!" rief Mylos.

„Schaut, und dort kommt Aristophanes, der Dichter, welcher Sokrates zuerst in seiner Komödie ‚Die Wolken' lächerlich gemacht hat!" bemerkte Dorios. „Er strebt auch dem Rathause zu!"

Timon machte ein sehr ernstes Gesicht:

„Sokrates wird seine Not haben, wenn sich der Schwarm der Sophisten und Redner, der Dichter und Dichterlinge gegen ihn wendet!"

Der Oelhändler aber fragte ungläubig:

„Er, den das Orakel selbst für den Weisesten der Griechen erklärt?"

Timon zuckte die Achseln:

„Wenn seine Feinde ehrlich wären, nicht, aber so —! Diese Leute wissen aus Schwarz Weiß, aus Weiß Schwarz zu machen, wie es ihnen eben in ihren Kram paßt!"

„Das ist wahr!" gab der Böttcher zu.

„So muß man seine Freunde zusammenrufen!" riet der Oelkrämer. „Da ist der riesige Alkimos, der Grobschmied, drüben, bei dem Sokrates öfter einkehrt; ihn wollen wir aufrufen, denn er versteht das Dreinschlagen!"

Aber Timon schüttelte das Haupt:

„Fürerst warten wir's ab! Später kommt Rat, wenn — doch halt, ein Kunde!"

Auch die beiden anderen Bürger eilten bei Annäherung von Sklaven an ihre Stände; in demselben Moment, als Hippon, der Sklave des reichen Adoleskos, ein Zweigespann vor die Schmiede brachte. An dem Wagen war die Achse gebrochen, die der Grobschmied reparieren sollte.

Der Meister, in der That ein riesiger Mensch, kam aus der Halle heraus und untersuchte den Schaden, worauf er erklärte, eine neue Achse müsse eingefügt werden, der Wagen sei sonst nicht zu gebrauchen.

„Ei, das wäre!" lachte Hippon. „Der Ritter will ihn beim Spiele in Olympia fahren!"

„Um so mehr!" erwiderte Alkimos. „Bringe deine Rosse heim, Freund! Das Geschirr aber fahren wir in die Halle. He, Gesellen!"

So geschah es, und während Hippon die Gäule forttrieb, trat der Schmied zu Timon hinüber und brachte ihm den Morgengruß.

Diese Gelegenheit benutzte der Fleischer, dem Freunde das Gespräch von vorhin mitzuteilen, worauf der Schmied lächelnd erwiderte:

„Wenn's ans Dreinschlagen geht, wohlan, so bin ich da; aber unser lieber Meister ist ein viel zu beredter Mann, als daß ihm seine Feinde etwas anhaben könnten!"

„Sage das nicht, Alkimos!" bat Timon. „Die Sache ist gefährlich!"

„Bei der Krone des Zeus, so möchte man die Königshalle der Heliäa (des Gerichtes) in Trümmer zerschlagen, wenn die Richter kein Einsehen hätten!" platzte da der Schmied heraus. „Aber noch glaube ich es nicht, Timon! Doch siehe, da kommt der Wolf der Fabel, Sokrates mit seinen Schülern! Ich will hinüber, denn er wird bei mir vorsprechen."

Timon nickte und rief dann verwundert:

„Was sehe ich? Auch Xenophon, sein früherer Schüler, der sich als Führer der Zehntausend auf dem Rückzuge nach der Schlacht von Kunaxa unvergänglichen Ruhm gewonnen, ist in seinem Gefolge! Ich hörte, daß er vom König Sauthes aus Thrakien heimkehrte, um seinen geliebten Lehrer und die einstigen Mitschüler zu besuchen!"

In diesem Augenblicke trugen vier Sklaven eine offene Sänfte vorbei, in welcher eine junge Frau saß, deren geputztes Haupt ein von einem fünften Sklaven getragener Sonnenschirm vor den Sonnenstrahlen schützte.

„Wer ist das?" fragte Dorios den Nachbar.

„Rhodia ist's, des Lykon Weib, die mit ihrer Zunge viel Unheil stiftet, weil sie sich in Staatsgeschäfte mischt!" entgegnete Timon. „Sie soll die Archonten beeinflussen und ihren Mann durch die Verschwendung seines Gutes zu Grunde richten!"

„Da sollte sie sich lieber um den Kochtopf als um die Politik bekümmern!" lachte Dorios.

In diesem Augenblicke erreichte Sokrates mit dem Haufen seiner Schüler den Stand des Timon, grüßte den alten Be-

kannten und ließ die Sänfte passieren. Darauf klopfte er dem jüngsten der Schüler, einem Lockenkopf, auf die Schulter und sagte:

„Liebster Apollodor, du schaust ihr nach! Das Weib gehört ins Haus und nicht auf die Gassen; aber es geht dieser wie den Spinnen, welche Fäden ziehen, die Kreuz und Quer, um darin Fliegen zu fangen! In dem Netze ihrer Zunge zappeln denn in der That selbst hohe Personen!"

„Pfui!" rief einer der Schüler.

Sokrates aber bemerkte:

„Recht so, Kebes! Aber richte nicht mit ihr, sie ist in der Jugend schlecht erzogen!"

„Wie so?" fragte hier ein dritter Begleiter des Meisters, eine gedrungene Männergestalt mit sonnverbranntem Gesichte. Es war der vorbenannte tapfere Xenophon.

„Mein Xenophon," belehrte ihn darauf Sokrates, „erinnerst du dich des Bäckers, bei dem wir heute früh für zwanzig Obolen unser Frühstück kauften?"

„Allerdings, Meister!"

„Womit beschäftigte er sich?"

„Er knetete Brot!"

„Du meinst den Teig, nicht wahr?"

„Allerdings!"

„Und wo ließ er die geformte Masse?"

„Er schob sie zum Rösten in den Ofen!"

„Richtig!"

„Aber wie lange konnte er das Gebäck nur formen?"

„Solange es weich war!"

„Ganz richtig! — Wir gingen dann über den Kerameikos nach dem Quell der Jugend, wo wir unter den Myrtenbäumen ruhen wollten. Gegenüber arbeitete ein Gärtner! Womit war der beschäftigt?"

„Er schulte Bäume!"

„Wie das, Simmias?" fragte der Meister einen anderen Schüler.

„Er schlug Pfähle daneben und band die Stämmchen daran fest!"

„Daß sie gerade wachsen, ja! Aber wie waren die Stämmchen alle beschaffen?"

„Sie waren noch jung!"

„Ganz recht, alte Bäume lassen sich nicht mehr gerade ziehen! — Schauet auch den Freund Schmied drüben an! Was macht er, mein Platon?"

Der angeredete Schüler trug von allen das edelste Gesicht; gegen den Meister, der sehr häßlich war, durfte man ihn einen Adonis nennen.

„Wie mir scheint," entgegnete der junge Mann, „so schmiedet er eben Eisen."

„Ganz richtig!" lautete die Bestätigung, „aber wann schmiedet er dasselbe?"

„Wenn es glühend ist, Meister!"

„Sehr richtig, wenn es glühend und somit weich ist! Sieh, so ist's auch mit dem Menschen: in der Jugend, wenn sein Herz wie ein unbeschriebenes Blatt ist, wenn die ersten Eindrücke am festesten haften, soll man den Knaben ziehen, das Mädchen bilden!"

„Also ist es mit dem Menschen wie beim Teige, beim Baum und beim Eisen!" entgegnete wieder ein anderer Schüler namens Kriton.

„Du hast es getroffen!" nickte der Meister. „Aber kommt, wir wollen ins Gymnasium, den Ringkämpfern auf der Arena zuzuschauen!"

Er nickte Timon zu und lenkte dann seinen Weg an der Schmiede vorbei, wo er kurze Zeit verweilte, mit dem befreundeten Alkimos plauderte und dann mit dem Haufen dem Gymnasium des Anippos zuschritt.

Als sich das Marktgewühl verlaufen, traten die drei Händler wieder zusammen und diesmal vereinigte sich der Schmied mit ihnen:

„Wenn Sokrates schuldig ist," rief Timon begeistert aus, „so ist es die ganze Welt! Ihr hättet hören müssen, Freunde, wie er seine Schüler lehrte, daß dem Menschen das Gute früh eingeimpft werden müsse! Wahrlich, er ist einer der Edelsten der Nation!"

Alkimos nickte und rief dann:

„Ei, da kommt Glaukon, der Gefängnisdiener aus dem Rathause; ich will ihn anrufen, wie es steht." Daher schrie er laut:

„Glaukon, Glaukon, höre!"

Der Angeredete trat heran.

„Wie steht's mit der Anklage gegen Sokrates?" fragte der Schmied.

Der Bote holte tief Atem und entgegnete dann:

„Ich bin geeilt, daß mir die Brust zu enge wird; ich soll einen Zeugen holen! Die Klageschrift ist leider angenommen! Gehabt Euch wohl!"

Er enteilte, Timon aber meinte:

„Sagte ich es nicht? Diese Sophisten fallen nun über ihn her, wie die Wölfe über ein Lamm!"

Alkimos ballte dazu die Fäuste und murmelte:

„Geduld, wir werden ja sehen!"

* * *

Am Fuße des Kerameikos entfloß dem Felsenboden ein Sprudelquell, der als Bach durch einen Myrten-, Lorbeer- und Platanenhain murmelnd dahineilte und als „Quell der Jugend" bekannt und für des Sokrates Lieblingsaufenthalt erklärt wurde. — Es war zehn Tage nach der zuerst erzählten Szene unserer Erzählung. — Die Schüler des Greises Sokrates hatten sich unter den Bäumen gelagert, der Meister war sanft entschlummert. Der lockige Apollodor behütete den Schlaf des geliebten Lehrers.

„Wie habt Ihr es nur angefangen," fragte Xenophon leise, „dem Meister die Haft im Gefängnisse zu ersparen?"

„Das ist sehr einfach," entgegnete Platon, „Kriton, Kritobulos, Apollodoros und ich, wir haben unser bißchen zusammengeworfen und die geforderten 30 Minen Bürgschaft bei den Archonten hinterlegt; so kam es, daß Glaukon ihn nicht ins Gefängnis abführen durfte!"

„Möchte auch die Anklage hinfällig werden und der Prozeß gut verlaufen!" seufzte Apollodor.

„Das geben die Götter!" wünschte Eukleid. „Und zur Not, mein Platon, können wir dann den Meister nicht aus dem Gefängnisse befreien, sei es mit Gewalt, sei es mit List?"

„Du wärest dazu im stande, Eukleid," lächelte Kritobulos, „hast du doch einst, als wir Athener uns mit deinen Landsleuten im Kriege befanden, dem Verbot, Athen bei Todesstrafe zu betreten, getrotzt und bist in Weiberkleidern zu uns gekommen!"

Das schöne Gesicht des sinnigen Jünglings verklärte sich lächelnd, Kriton aber sagte hastig:

„Eukleid, die Götter mögen dich für den Rat küssen! Ich werde mit dem geizigen Glaukon reden und ihn uns geneigt machen; für die Mittel muß mein Ohm Karion aufkommen! Geht es aber zu Gewalt, so haben wir die starken Arme Alkimos', des Grobschmiedes, auf die wir in jedem Falle rechnen können!"

„Leise, leise," mahnte Apollodor, als der Meister sich regte, „stört des Lehrers Schlaf nicht; noch auch ist sein Mantel, der dort hängt, nicht trocken!"

„Was ist's damit?" fragte Kebes. „Ich traf Euch erst hier an, da ich das Frühstück einkaufen mußte."

„Ei," lachte Simmias, „als wir den Meister vom Hause abholten, hatte seine Gattin Xanthippe einmal wieder die bösesten Laune. Da sie Sokrates nicht zu halten vermochte, goß sie beim Weggehen einen

Krug Wasser vom Dache herab über seinen Leibrock!"

„Die Garstige!" murmelte der Frager. „Und Sokrates ward sehr böse?"

„Wann sahest du ihn einmal seine göttliche Gelassenheit verleugnen?" antwortete Platon. „Nein, er lächelte und meinte, bei einem Gewitter pflege es stets zu regnen. Und da hängt der Mantel; wir haben ihn derweilen mit dem meinigen zugedeckt."

Xenophon beugte sich über den Schlafenden:

„Wie gut doch dieses so oft verlachte häßliche Gesicht, durchgeistigt von der Güte und Milde des Herzens, dem Edelmut des Charakters und der Schärfe des Kopfes, aussieht! O teurer Greis Sokrates, für dich thäte ich in ungemessener Dankbarkeit ja alles, alles!"

Er wandte sich an die übrigen:

„Wißt ihr noch, wie er mich dem Müßiggang und des Reichtums Gefahren entriß, als er mir den Stock vorhielt und fragte: ‚Weißt du, Jüngling, wo man weise wird?' — Ich verneinte, worauf er ernst hinzusetzte: ‚Folge mir, ich will dir's zeigen!' — Und die gnädigen Götter fügten es, daß ich's that! Und wie danke ich den Olympischen, daß sie mich als Griechen geboren werden ließen und zwar zu der Zeit des Sokrates!"

„Wenn doch auch die Obrigkeit so von ihm dächte!" setzte Platon tiefsinnig hinzu.

Hier regte sich der Meister, schlug die Augen auf und sagte:

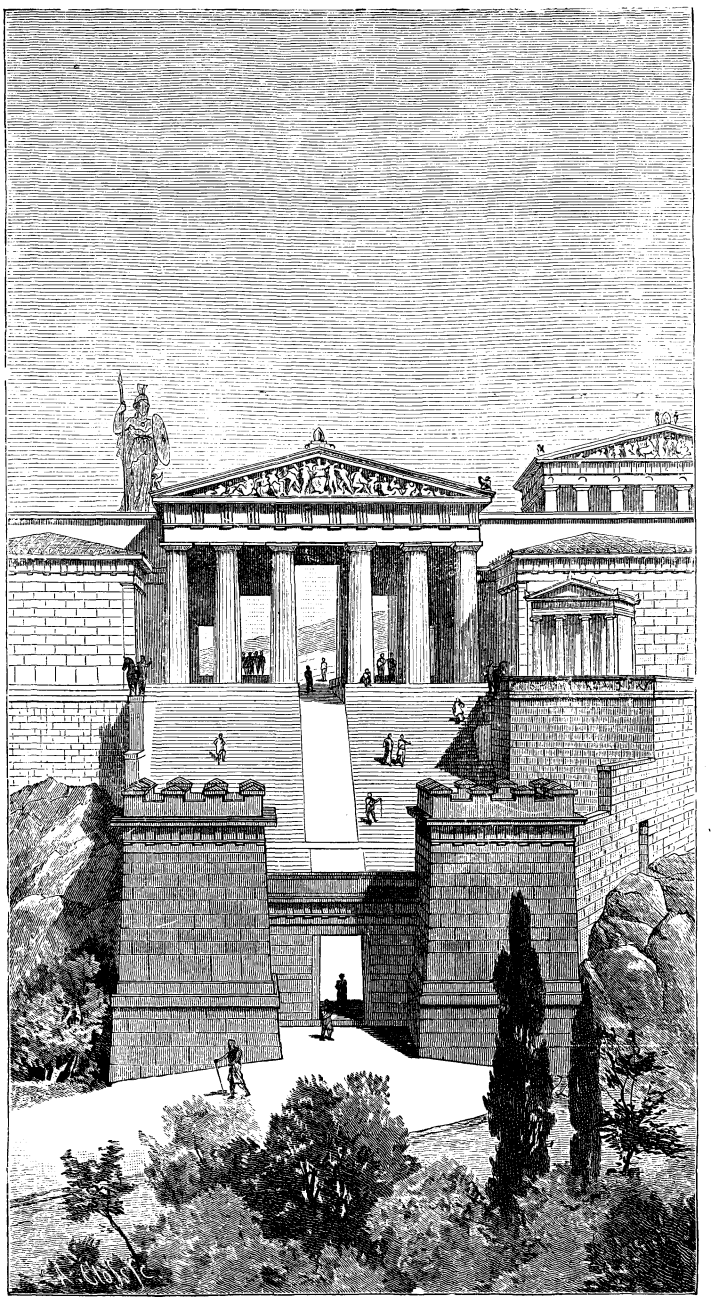
„Wo bin ich?"

Apollodoros richtete ihn sogleich auf und sagte schmeichelnd:

„Am Quell der Jugend, liebster Meister!" Sokrates schaute sich verwundert um:

„Ja, jetzt wache ich! Ach, ich träumte so süß! Ich war nämlich im Geiste am Fuße des Olymp und hörte die Götter mich dreimal rufen! Meine Zeit, ihr Lieben, ist um, ich werde bald in ein besseres Jenseits übergehen!"

„Das verhüten die gnädigen Götter!" rief da Apollodoros bestürzt. „Die Welt ist so schön; bleibe noch bei uns, liebster Meister!"



Die Propyläen in Athen. Rekonstruktion.

„Ach, mein Liebling," lächelte Sokrates, „du kennst die Welt noch nicht! Indes, einen Trost hinterlasse ich Euch! Höret also weiter: Als der Ruf der Himmlischen verklungen, sah ich aus meinem Schoße einen orangeblütenweißen Schwan sich erheben und mit wunderbarem Gesange, der mich feierte, auf zu den Göttern schweben. O, ich erkannte den Schwan!"

Er erhob sich dabei und Platon reichte ihm den jetzt getrockneten Mantel. Da fragte Apollodoros, der sich dieses allein erlauben durfte:

„Und wer war es, Meister?"

Da schaute sich Sokrates leuchtenden Blickes um und sagte:

„Meine Lieben, habt Euch untereinander lieb: Ihr alle, beneidet ihn nicht; du, Platon, überhebe dich nicht! Du warst, du bist der Schwan, der einst meine Lehre über die Erde bis an den Himmel tragen wird!"

Er küßte ihn auf die hohe Stirn und die anderen schwiegen ehrfurchtsvoll; still bewegte sich der Zug der Stadt zu.

Xenophon war der letzte. Er erfaßte Kritons Arm und sagte leise zu ihm:

„Ich beneide Platon nicht, gaben ihm doch die Götter den hohen Sinn, den kühnen Geist, den scharfen Blick; ich aber fühle in meinem Kopf und Arm auch Kraft und werde sie nützen!"

Kriton drückte ihm die Hand und schneller folgten sie den übrigen.

* * *

Der große Saal der Königshalle war mit Menschen gefüllt. In der Mitte saßen auf schwarzen Polstern die Richter der Heliäa (des Geschworenengerichts) im Halbkreise, etwas erhöht der vorsitzende Archont. Vor ihm stand der Angeklagte, der Greis Sokrates, der so unbefangen dreinschaute, als ginge ihn das alles nichts an. Links saßen die Ankläger und die Sachwalter des Gerichtes, rechts die Zeugen, die Schüler des Meisters, der Dichter Aristophanes und etliche hervorragende Persönlichkeiten der Stadt.

Zuerst gab der Vorsitzende eine allgemeine Uebersicht des Prozesses, worin er die Persönlichkeit des Sokrates als eine sehr einflußreiche schilderte und hervorhob,

daß bei dem allgemeinen Niedergange der Sitten ein Prozeß wie dieser um so bedeutungsvoller sei, als die wiederhergestellte Verfassung des Solon nach der Niederwerfung Athens durch Sparta im unheilvollen peloponnesischen Kriege und die übeln Erfahrungen, die man mit den Elfern und Dreißigern gemacht, einer strengen Stütze durch Handhabung der Gesetze verlange, indem ihr Einfluß allein im stande sei, den wankenden Staat zu retten. Hierauf erhielten die Ankläger das Wort, in deren Namen Melytos in gedrehter, oft überschwenglicher Rede Sokrates' Treiben mit den schwärzesten Farben schilderte, wie er durch Leugnung der Götter das Volk, durch seinen Einfluß die Jugend verderbe und daher dem Staate gefährlich sei, dessen Ansehen verlange, daß ein solcher Mensch unschädlich gemacht werden müsse.

Hinter der Galerie und der ersten Säulenreihe drängte sich das Volk Kopf an Kopf; im vordersten Haufen stand der riesige Grobschmied, und neben ihm hatten Timon, Dorios und Mylos Posto gefaßt. Bei dieser Anklage ging ein drohendes Gemurmel von dem Volke aus, welches der Präsident durch die Erklärung stillte, daß er die Halle werde durch städtische Krieger räumen lassen, sobald man die Verhandlungen störe. Darauf erteilte er Sokrates das Wort.

Dieser winkte dem Volke, zu schweigen und begann dann heiter und ruhig:

„Väter des Staates, Richter über Leben und Tod! Man hat mich angeklagt, ich verderbe das Volk und die Jugend, ich lehre andere Götter! Ich bin ein Greis, über siebzig Jahre alt, und des Todes Schatten winken mir nach dem Gesetze der Natur zur baldigen Einkehr in den Orkus! Sollte ich am Rande des großen Etwas, welches nach dem Tode folgt, lügen wollen? — Zwar habe ich gelehrt, daß die Götter, welche man aus Stein, Elfenbein, Holz, Silber und Gold herstellt, nichts als leblose Bilder seien —"

Hier rief Melytos überlaut:

„Höret, Athener, höret!"

Sokrates aber fuhr ungestört fort:

„Leblose Bilder, doch sagte ich auch, daß sie daneben menschliche Darstellungen eines Wesens seien, welches das All umfaßt, Verkörperungen von dessen Eigenschaften, welche der menschliche Geist nicht so leicht begreift, es sei denn, daß ihm der unsichtbare, ewige Daimon selbst die Gnade des Verständnisses in das Herz gelegt. Dieser Daimon steht über den Bildsäulen des Zeus, der Minerva, des Apoll und Mars; er ist aber in uns und wir sind ein Teil, ein Ausfluß seiner selbst! — Was nun aber den Punkt anlangt, daß ich die Jugend und mein Volk verderbt hätte, so straft nicht allein mein Leben, sondern auch meine Lehre diese Anklagen der Lügen. Hier steht ein Teil des Häufchens, welche ich zu erziehen und lehren das Glück hatte; fragt diese hier, ob sie Böses oder Gutes von mir gelernt!"

Der Archont winkte Platon herbei und gebot ihm:

„Rede du, Aristokles-Platon; du bist von edlem Stamme und dein Geschlecht ist als wahrheitsliebend bekannt!"

Platon trat unverzüglich vor, blickte sich in der Versammlung mutig um, sah voll Liebe den angeklagten Greis an und sprach dann voll Würde:

„Väter des Staates, der Greis Sokrates ist der edelste Mensch, den ich je kennen gelernt, voll Wahrheit, Treue und Güte; stets hat er uns gelehrt den Göttern und den Gesetzen zu gehorchen, die Eltern und die Alten zu ehren, die Menschen zu lieben und dem Vaterlande zu dienen! So wie ich, werden diese hinter mir — er zeigte auf seine Mitschüler — sprechen und bestätigen, daß unser Meister uns in allem, was er lehrte, selbst stets das beste Beispiel gab! Sprecht, ihr, meine Freunde, ist es nicht so?"

Da erhoben sich alle und riefen:

„Es ist so!"

Xenophon aber fügte hinzu:

„Auch mein Lehrer war und ist er; ihm danke ich alle Tugenden und die Tapferkeit!"

„Aber auch die Vorliebe für Sparta!" rief Lykon dazwischen.

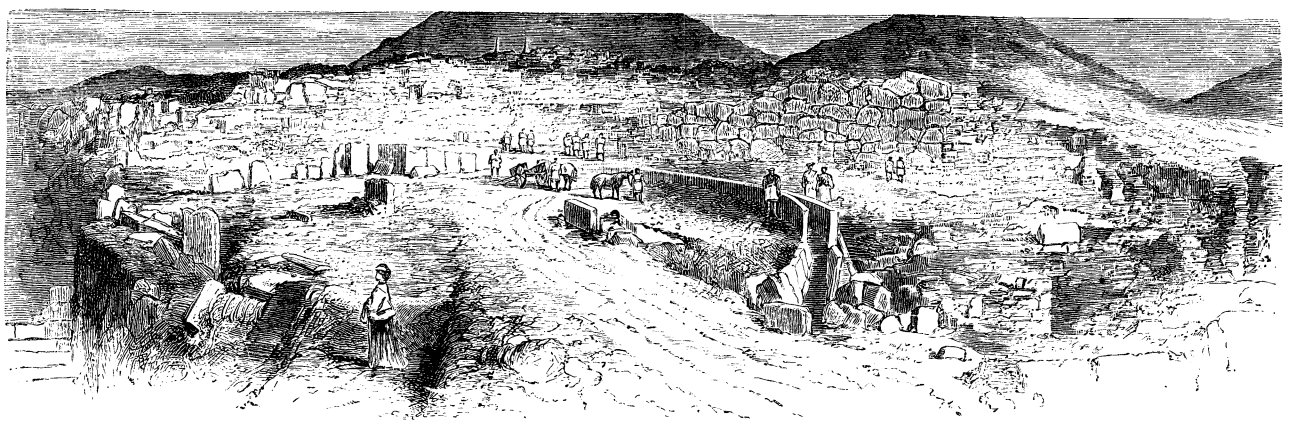
Apollodoros hörte es und seufzte, eilte zu dem wankenden Greise, umschlang ihn und rief den Richtern zu:

„Wollt ihr ihn töten, o, so laßt mich mit ihm sterben!"

(Schluß folgt.)

Ein kluger Höfling.

Ein König saß einst beim Mahl und mit ihm die Geladenen, Würdenträger des Reiches, Ratgeber und Vertraute des Monarchen. Als die Mahlzeit beinahe zu Ende war, ward noch eine Schüssel mit süß duftendem Kuchen herumgereicht. Auch der König nahm ein Stück davon, zerbrach es mit Behagen und während er im Begriffe stand, einen Bissen zum Munde zu führen, sah er mit Schrecken einen toten Käfer, einen Bäckerschwaben, der in den Teig gebacken war. Zornig gebot er, den Bäcker, der dies gethan, hereinzuführen. Der Meister erschien und trat an die Tafel, dicht an den König, sich demütig vor ihm neigend. „Unglückseliger! hast du dies gethan?" herrschte dieser ihn an und hielt ihm den Kuchen mit dem toten Schwaben vor die Augen.



Panorama der Schliemannschen Ausgrabungen in Mykenä.

„Den Kuchen gebacken? Ja, Majestät," antwortete der Bäcker unbefangen. — „Siehst du nicht das schwarze Ding darin?" schrie der König. Ruhig griff der Bäcker zu, zog rasch das Tierchen aus dem Gebäck, verschlang es und rief: „Eine Rosine, Majestät! Eine süperbe Rosine!"

Betroffen schaute der König auf die Tischgenossen ringsum, die von der Antwort des Hofbäckers gleichfalls aufs höchste überrascht waren und vor Erstaunen stumm vor sich niederblickten. Bald jedoch glätteten sich die Mienen des Fürsten wieder und lächelnd sprach er, indem er dem Bäcker gnädig Entlassung zuwinkte: „Wahrlich, eine geschicktere Ausrede hörte ich nie!" — Der Hofmarschall aber flüsterte den Anwesenden leise zu: „Der hat uns übertroffen!" Und stilles Kopfnicken derselben spendete ihm Beifall.

Am Wegesrand.

Wandermüde hatten wir uns mit gefüllten Botanisierbüchsen und Schmetterlingsschachteln am Wegesrand ins Gras gesetzt, wobei wir die Füße recht bequem an der abwärts geneigten Schrägung eines ausgetrockneten Grabens herabhängen ließen. Vor uns lag die aufsteigende Schrägung des Grabens, im Rücken die Landstraße. „Es wäre ein recht prosaischer Sitz, der durchaus keine Augenweide böte," meinte mein kleiner Neffe Hermann, worauf er seine scharfen, weißen Zähne begierig in das zweifingerdicke Butterbrot schlug, das er von Hause mitgenommen und seitdem in der Botanisierbüchse zwischen aromatischen Kräutern getragen hatte.

Die geringschätzige Bemerkung Hermanns erregte meinen Widerspruch, allerdings nur einen freundlichen Widerspruch, denn Neffe Hermann und Onkel Theodor sind die besten Freunde von der Welt.

„Durchaus keine Augenweide?" fragte ich. „Ist das nicht zu geringschätzig gesprochen, Hermann? Hat denn die Schnabelweide des Butterbrotes ‚die Seele dein so ganz genommen ein' (wie's im Volksliede heißt), daß du nicht das anziehende Gewimmel der Millionen Grashälmchen, der zierlichen Blättchen, der niedlichen Blümchen an der Schrägung des Grabens gewahrst? Und siehst du nicht über der Schrägung den Streifen Ackerland sich hinziehen, wo prächtige Blumen — azurblaue Kornblumen, feuerroter Klatschmohn, weiße Hundskamillen und dergl. — auf schlanken Stengeln schweben, als wollten sie das Wort des Dichters erfüllen:

> ‚Und wo der Mensch sich hart und schwer
> Mit saurer Müh sein Brot erringt,
> Blüht eine Blume nebenher,
> Die einen Gruß aus Eden bringt —'

siehst du den Blumenstreifen nicht, Hermann? Schau, jetzt kommen auch allerlei Tierchen, den kleinen Graswald und das schwebende Gärtchen darüber zu besuchen! Schenke dem Kleinleben nur deine Aufmerksamkeit, Neffe Hermann, und du wirst Augenweide genug an unserem Gegenüber finden."

Neffe Hermann verlangsamte ein wenig seine Schnabelweide und sagte, daß er den Käfer sähe, auf den ich mit vorgestrecktem Zeigefinger deutete. Es war ein 12 bis 18 mm langer, kräftig gebauter Bursche, schwarz von Farbe, die Flügeldecken dicht, weißgrau behaart.

„Was ist's für einer?" fragte Hermann.

„Es ist ein Angehöriger der Familie ‚Bockkäfer'", erwiderte ich; „und zwar bildet er mit noch einigen anderen die Sippschaft der ‚Wegböcke'. Wie letzterer Name andeutet, halten sich die Käfer dieser Sippschaft an Wegen auf. Ihre sonstige Lebensweise ist noch wenig ermittelt. Bisweilen findet man die Tierchen in dem Gras der Wegsäume und auf Grasplätzen mit halbem Leibe, den Kopf voran, im Boden stecken; zu welchem Zweck, ist nicht ermittelt. Sollten sie vielleicht Aerger gehabt haben, lieber Hermann, und sich den Kopf ein wenig kühlen wollen? Oder denken sie in dieser Lage über einen deutschen Aufsatz nach, den sie für die hohe Käferschule zu machen haben — wie du deinen Krauskopf in beide Hände zu stützen pflegst, wenn du den Anfang deines deutschen Aufsatzes nicht finden kannst? Du lachst, mein Junge, und sagst, daß die glücklichen Käfer nichts mit Gelehrten zu schaffen haben; du hast recht; aber statt dessen haben die Gelehrten sich mit unserem Käfer zu schaffen gemacht, und sie haben ihm den hochtönenden Namen Dorcadion fuliginator gegeben. Auch haben die Gelehrten ergründet, daß es noch ein paar andere Arten von Wegböcken gibt: schwarz mit braunen, unbehaarten Decken und roten Beinen ist Dorcadion fulvum; schwarz mit braunen, unbehaarten Decken und schwarzen Beinen ist Dorcadion mario. Zweifarbige Decken haben Dorcadion molitor; Dorcadion rufipes und Dorcadion lineatum."

Von dem Wegbock richtete sich unsere Aufmerksamkeit auf eine stark bepelzte, braune Bärenraupe, welche sich hurtig durch die kleinen Kräuter wand. Hermann kannte sie sofort, und ich brauchte diesmal nicht den Unterweiser zu spielen. Vielmehr übernahm Hermann im Professorenton den Vortrag: „Die Bärenraupen haben Wärzchen mit langen Haaren und verpuppen sich in einem leichten Gespinst an der Erdoberfläche. Aus den Puppen, welche in diesen Gespinsten stecken, schlüpfen große und mittelgroße Spinner mit meist lebhaft gefärbten, bunt gezeichneten Flügeln. Der braune Bär, Arctia caja, dessen lange, zottige Raupe oft auf Salatbeeten kriecht, hat grobfleckig braun und weiß marmorierte Vorderflügel, aber scharlachrote, schwarzbetropfte Hinterflügel. Manche Bärenarten gehören wegen ihrer lebhaft bunten Färbung zu den Prunkstücken der Schmetterlingssammlungen, z. B. die spanische Flagge, der Purpurbär. Den Bärenspinnern schließen sich die hübschen Jakobäenspinner an (Callimorpha jacobaea), welche schiefergraue Oberflügel und purpurrote Unterflügel —"

Hier wurde der Vortrag Hermanns durch ein erdbräunliches Vögelein unterbrochen, welches sich zutraulich in unsrer Nähe niederließ und am Wegesrande auf flinken Füßchen herumtrippelte, wobei es artig mit dem spitzen Kopfhäubchen nickte. „Haubenlerche", sagten wir beide aus einem Munde.

Das Wort, wie leise es auch gesprochen war, verscheuchte den Vogel; er entfaltete die breiten Flügel und flog in schwebendem Fluge weiter, doch nur eine kleine Strecke, worauf er sich niederließ und wieder am Wegesrande dahintrippelte.

„Ein echter Wegvogel, diese Haubenlerche," bemerkte ich zu Hermann, „bei uns auch ein Standvogel, den man namentlich in strengen Wintern auf den Straßen der Dörfer und Städte sieht, wo er harmlos und zutraulich aus dem Pferdemist ein unverdautes Körnchen liest. Im Sommer und Herbst liefern dem niedlichen Tierchen einige echte Wegkräuter, wie z. B. die Wegwarte, der Vogelknöterich und der Wegerich, ihre Samenkörnchen zur Nahrung. Die Haubenlerche, mit gelehrtem Namen Alanda cristata, sieht man nirgends anders als auf Straßen und Wegen, oder höchstens einige hundert Schritte davon. Sobald irgendwo Chausseen neu angelegt werden,

stellt sich die Haubenlerche sofort als Brut- und Standvogel ein. Sie setzt sich nie auf einen Baum oder Strauch, wohl aber zur vorübergehenden Ruhe auf alte Mauern, auf Dachfirste, kleine Hügel und Erdschollen. Man findet Männchen und Weibchen stets zusammen. Ihr Nestchen stellen sie mit Vorliebe in die Nähe der Ortschaften auf wüste Plätze, Schuttstellen u. s. w., selten auf bebautes Land. Die sonst so zutraulichen Vögel zeigen sich beim Neste sehr scheu und gehen, sobald sie einen Störenfried wittern, nie zu den Jungen. Der Gesang, welchen das Männchen vom Frühjahr bis Jakobi immer nur hoch in der Luft und gerade nicht häufig erschallen läßt, ist sehr schön, sanft und flötend, mit lieblichen und abwechselungsvollen Strophen. Das Schwirlen, welches die jungen Männchen im Herbst, und das Präludieren, welches die alten, auf einer Gartenmauer oder Dachfirst sitzend, hören lassen, muß man nicht für den vollständigen Gesang nehmen."

Während meiner Erörterung hatte die Haubenlerche sich aus unserem Gesichtskreise entfernt; aber schon bot ein kleiner Tagfalter, der dicht vor uns flatterte, neue Augenweide. Der Bau des Falters verriet uns sofort, daß er zur Sippschaft der Dickköpfe, Hesperidae, gehöre. Es sind dies kleine, kurzflügelige Tagfalter mit dicker Brust, dickem Leibe, gestreckten Fühlerkolben und langem Rüssel (lang, wenn er entrollt ist); sie bilden den Uebergang zu den Dämmerungsfaltern, d. h. hinsichtlich ihres Baues. Die Hesperiden fliegen am Tage, wie z. B. die Komma-Hesperie, Hesperia comma, mit ockerbraunen Flügeln, deren vordere in ihrer Mitte einen schwarzen Kommastrich haben. Die Fälterchen flattern zahlreich um allerlei Gekräut und Strauchwerk, an dem sie mit halb aufgerichteten Flügeln zu ruhen pflegen. Auf Wegen ist besonders Hesperia linea sehr häufig; auch diese Art ist lebhaft ockergelb gefärbt mit einem schwarzen Strich auf den Vorderflügeln. Letztere Art war es, welche vor uns dahingaukelte.

Nach dem Malvenfalter (wie Hesperia linea in unserer Muttersprache heißt) kam eine mittelgroße Spinne in unseren Gesichtskreis. Da Hermann sie nicht kannte, so nannte ich ihm den Namen: Wegspinne, Thomisus viaticus, und machte ihn auf die feinen helleren Zackenlinien aufmerksam, welche die Oberfläche dieser überall herumstreichenden Wegspinne schmücken.

„Onkel, sieh, was für ein prachtvoller Käfer!" rief Hermann plötzlich, indem er auf eine bestimmte Stelle der grasigen Böschung zeigte, wo ein großer goldglänzender Käfer mit langen Beinen flink dahinrannte.

„Aha, Carabus auratus!" entgegnete ich und langte mir den kräftig zappelnden Gesellen für meine Sammlung. „Es ist in der That ein prächtiges Insekt, dieser Carabus auratus oder Gold-Laufkäfer oder Goldschmied," fuhr ich, zu Hermann gewandt, fort. „Seine Oberseite ist goldiggrün, glänzend; die Flügeldecken sind von drei stumpfen, niedrigen Längsrippen gestriemt; die Furchen zwischen diesen Rippen sind fein gekörnt; die Beine sind rot oder schwärzlich. Der Goldkäfer rennt am Tage hastig auf dem Ackerboden, besonders hügeliger, lehmiger Gegenden, umher und überfällt Regenwürmer, Raupen, Schnecken und andere Käfer, die er mit seinen Freßzangen erwürgt und dann verzehrt. Nicht selten machen einige solcher Laufkäfer gemeinschaftliche Sache bei der Bewältigung eines größeren Käfers. Ja, ja, förmliche Raubritter und Wegelagerer sind sie, wenn sie auch einen goldenen Harnisch tragen."

„Onkel, ich weiß ein Gedichtchen über diesen Goldkäfer," bemerkte Hermann.

„So sag es 'mal her!" forderte ich ihn auf. Und Hermann deklamierte in frischem, munterem Tone:

„Goldkäferlein, du stolzer Mann,
Hast ja ein goldnes Röcklein an;
Was laufst du denn so schnelle zu,
Rennst wie ein Dieb, — gewiß hast du
Dein Röcklein dir gestohlen,
Sag mir's nur unverhohlen!

Goldkäferlein, gib Antwort mir:
Was willst du mit der Zange hier
In deinem Maul? — Jetzt seh' ich's hell,
Du bist ein kleiner Schmiedgesell
Und mußt zur Schmiede springen
Und flugs den Hammer schwingen.

Herr Goldschmied, ei, so eile dich
Und schmiede hurtig auch für mich
Vom feinsten Gold ein Ringelein,
Und mach es nur recht gut und fein,
Es soll nicht sein dein Schaden,
Ich geb' dir zwei Dukaten."

„Das sind so Dichterphantasien," bemerkte ich lachend, als Hermann geendet. „Mit dem Schmiedgesell und dem Schmieden eines goldenen Ringleins ist's nichts, wie wir vorhin gesehen haben: ein Räuber und Wegelagerer ist und bleibt der Goldkäfer."

Nachdem wir ein wenig gewartet — welche Pause Hermann zur Vertilgung seines letzten Butterbrotrestes benutzte — kam ein zweiter Laufkäfer in unseren Gesichtskreis. Er war bedeutend kleiner als der Goldkäfer, hatte aber einen schönen Kupferglanz auf den erzgrünen Flügeldecken. Als ich ihn zwischen Daumen und Zeigefinger faßte, sah ich, daß er dunkle Beine hatte. Es war der gemeine Poecilus cupreus. Während ich ihn noch betrachtete, hatte Hermann an einer anderen Stelle unserer Aussicht einen dritten Laufkäfer gefangen, welchen er mir jetzt zutrug. Er war ein wenig kräftiger als der vorige, und ich erkannte in dem schwarzbraunen, feinbehaarten, hellfüßigen Gesellen den Harpalus ruficornis, der auf Wegen sehr häufig ist.

Schon wieder hatte Hermann eine Entdeckung gemacht: eine rotbraune, dicht behaarte Raupe. Ich konnte meinem Gefährten das Tierchen als die Raupe des Brombeerspinners, Bombyx rubi, bezeichnen; zugleich bedeutete ich Hermann, die Raupe nicht anzufassen, da ihre Haare sehr leicht an den Händen fest haften und starkes Jucken erregen. Die junge Raupe ist hochgelb geringelt, später ist sie mit schwarzblauen Einschnitten versehen.

Nun flog ein reizender Bläuling, Papilio alexis, vorüber. Das rosige Blütenzweiglein einer Hauhechel verlockte ihn zur Rast. Zierlich setzte er sich auf den Blütenpfühl und wippte mit den blauseidenen Flügelein; dann klappte er diese Flügelein zusammen, so daß ihre graublaue, mit zahlreichen schwarzen Fleckchen oder Aeuglein bestreute Unterseite sichtbar ward. Gewiß hätten wir diesem Flügelspiel noch länger zugesehen, wenn nicht plötzlich ein großer dunkler Falter dahergerauscht wäre. Er durchkreuzte ein paarmal die Luft und ließ sich dann, nicht viele Schritte von uns, an der warmsonnigen Grabenschrägung nieder, worauf er die auseinandergeklappten zackigen Schwingen flach an den sandigen Boden schmiegte. Es war an der Schrägung nämlich eine Stelle, wo der gelbe Sand nackt zu Tage lag. Die vier großen, bläulich schillernden Augenflecke auf dunkelweinrotem Grunde kennzeichneten den Falter sofort als das Tagpfauenauge, Papilio Jo.

„Ein alter Bekannter von dir!" flüsterte ich Hermann zu.

Hermann nickte beistimmend und gab mir flüsternd die Antwort: „Findet sich auf Wegen, Kornfeldern, blumigen Wiesen und an Waldrodeplätzen. Namentlich besucht der Falter gern die fleischfarbigen Blütensträuße des Wasserdostes, auf denen er honigsaugend rastet und wohlig die bunten Schwingen entfaltet und schließt. Seine schwarzen, weiß gepunkteten Raupen sind mit Dornen besetzt und leben im Sommer gesellig auf Nesseln. Sie eignen

sich sehr dazu, an ihnen die Verwandlung der Schmetterlinge zu beobachten. Man füttert eine Gesellschaft dieser Raupen in einem nicht zu kleinen, mit Gaze überspannten Glase auf. Bald verpuppt sich die Sippschaft, indem sie sich an der Gaze köpflings aufhängen. Hiernach schlüpft der Falter aus."

Die letzten Worte hatte Hermann wieder laut gesprochen, da sich mittlerweile der scheue Falter empfohlen hatte.

Ein braunes Käferlein, das neben mir im Grase haspelte, wurde aufgehoben. Sofort zog das Tierchen seine Beine derartig in Rinnen an der unteren Leibesseite zurück, daß es aussah wie eine Pille. Hermann schaute aufmerksam zu, und ich sagte ihm, daß der Käfer von jener Eigenschaft den Namen Pillenkäfer, Byrrhus pillula, führe. Solcher Pillenkäfer gibt es mehrere Arten. Ihre rundliche, pillenförmige Körpergestalt wird uns so recht bemerkbar, wenn wir sie mit der schlanken Gestalt der kleinen Laufkäfer vergleichen, von denen am Wegesrande besonders häufig die eiförmigen, dunkelgrünen oder erzfarbigen Arten der Gattung Amara vorkommen. Nach einigem Suchen waren wir so glücklich, eine Amara trivialis in unserem Umkreise zu entdecken.

Da wir uns dabei von unserem Ruheplatze erhoben hatten, so schlug ich Hermann vor, unseren Weg nach Hause fortzusetzen. Er war damit einverstanden, da er sich hinreichend ausgeruht und auch sein Butterbrot verzehrt hatte. Indem er sich von neuem mit Botanisierbüchse und Schmetterlingsnetz bewaffnete, bemerkte er:

„Du hast recht, Onkel, unser Ruheplätzchen am Wegesrande, so öde und prosaisch es mir auf den ersten Blick erschien, bot genug der Augenweide. Hab' Dank dafür, daß du mir die Augen geöffnet! Ich werde sie fortan überall offen halten."

Persischer Gebrauch.

Wenn in früheren Zeiten ein persischer Dichter eine Ode zum Lobe des Schahs gedichtet hatte, so bekam ein Großer des Hofes den Auftrag, den Dichter auf den Mund zu küssen und ihm diesen hierauf mit Goldstücken zu füllen. Später wurden zu diesem Zwecke Silberstücke verwandt. In neuerer Zeit ist man auch von diesem Gebrauche abgekommen, doch soll das Lob des Schahs zu singen auch noch heute kein schlechtes Geschäft sein.

Bilder aus Otahaiti.

Unsere jungen Freunde erinnern sich unserer letzten Schilderung, die damit schloß, daß die Tahitier infolge der Berührung mit wüsten Matrosen und durch Bürgerkriege in ihre alten Gewohnheiten und Sitten zurückgefallen waren. Namentlich hatte der Branntweingenuß so überhand genommen, daß die Missionäre mit Mäßigkeitsgesellschaften dagegen einwirken mußten, welche von der Königin und den angesehensten Häuptlingen unterstützt wurden und einige Abhilfe schafften. Im Jahr 1836 zählte man auf Tahiti ungefähr 2000 zum Christentum bekehrte Eingeborene, Katholiken und Protestanten; etwa zwei Drittel der gesamten Bevölkerung konnten lesen und sehr viele schreiben; die Kirchen und Schulen waren wieder in gutem Zustande, und es gab trotz der in der Rasse liegenden Trägheit viele Handwerker unter ihnen, namentlich Zimmerleute, Tischler, Drechsler, Schiffsbauer, Seiler oder Schmiede 2c., auch eine Art Verfassung war eingeführt, um eine geordnete Regierung anzustreben. Bald aber ward der Friede aufs neue gestört, und zwar durch religiöse Streitigkeiten. Durch die Bemühungen eines auf Tahiti ansässigen belgischen Kaufmanns Moerenhout (Mohrenholz) waren eine Menge katholischer Geistlichen, besonders Franzosen, eingeführt worden, welche auf viele eingeborene Häuptlinge großen Einfluß gewannen. Unruhen und Konflikte waren die nächsten Folgen, so daß die Königin Pomare Wasine I. diese schließlich gewaltsam vertrieb. Die französische Regierung nahm sich der Missionäre an, erklärte sich beleidigt und verlangte durch den Kapitän Dupetite Thouars, der mit einigen Kriegsschiffen vor der Hauptstadt Papeïti erschien, Genugthuung und Entschädigung. Die Königin ward zur Nachgiebigkeit gezwungen und mußte die Niederlassung katholischer Missionäre auf den Inseln wieder gestatten. Diese Missionäre und Moerenhout veranlaßten nun einige Häuptlinge zu einer Bitte an die französische Regierung, die Schutzherrschaft über die Insel Tahiti zu übernehmen, und so erschien am 1. September 1842 Kapitän Dupetite Thouars mit der Fregatte Reine Blanche wieder vor Papeïti und zwang die Königin durch Drohungen, die Schutzherrschaft Frankreichs anzuerkennen, worüber es beinahe zum Krieg zwischen Frankreich und England gekommen wäre, welches die von Dupetite Thouars verfügte Absetzung der Königin nicht zugab. Der Streit wurde endlich durch ein Uebereinkommen geschlichtet, wonach die Königin wieder eingesetzt wurde und Frankreich nur das Protektorat behielt, das aber im Lauf der Zeit allmählich in eine völlige Herrschaft umgewandelt wurde. Französische Sprache und französische Gesetze wurden eingeführt, die Richter nur aus der Zahl der französischen Zivil- und Militärbeamten genommen und der Einfluß der protestantischen Missionäre, welchen die Insel doch hauptsächlich ihre Zivilisation verdankt, so beschränkt, daß er fast ganz beseitigt wurde. Allein die Insel gedieh unter der französischen Herrschaft nicht, weil die Franzosen überhaupt kein Talent zum Kolonisieren haben und die eingeborenen Häuptlinge immer gegen ihre Königin aufhetzten, so daß im Jahr 1852 ein Aufstand gegen die Königin Pomare ausbrach und sie vertrieben wurde. Aber sie erhielt durch französische Vermittelung ihren Einfluß und ihren Scheinthron wieder und regierte noch bis an ihren Tod am 17. September 1877. Sie war 1811 geboren und durch den Tod ihres Bruders Pomare III. am 11. Januar 1827 an die Regierung gekommen. Sie hatte sich schon 1822 mit einem gewissen Tapoa verheiratet, von demselben aber wieder getrennt, um einen der stattlichsten Männer der Insel zu heiraten, den Ariifaáite, der sie überlebte. Wir geben auf beistehendem Holzschnitte die Bildnisse beider nach einer Photographie, welche im Jahr 1874 aufgenom wurde. Die Königin Pomare Wasine I. war eine Frau von fast riesigen Verhältnissen und in ihren späteren Jahren sehr dick. Unser Bild stellt beide in der landesüblichen Tracht dar, die sie nur selten mit europäischer Modetracht vertauschten. Ihr Nachfolger ist ihr ältester Sohn Ariiaue, geboren 1839, welcher nun als König Pomare V. den tahitischen Scheinthron bestieg. Allein schon 1880 wurde Tahiti nebst der benachbarten ebenso schönen Insel Eimeo von Frankreich völlig annektiert, indem am 29. Juni in der Hauptstadt Papeïti eine Proklamation des Königs Pomare V. verlesen wurde, worin derselbe erklärte, daß er im Einverständnis mit den Häuptlingen der 21 Distrikte der Insel und mit dem Kommandanten der französischen Kolonien 2c. in Ozeanien seine Herrschaft an Frankreich abgegeben und dieses nun die schon seit vierzig Jah-

Die Königin Pomare Wasine I. von Tahiti und ihr Gemahl Arifaaite.

ren unter ihrer Schutzherrschaft stehende Insel Tahiti samt Zubehör ihrem Reiche einverleibt habe. In einer weiteren Proklamation that der französische Regierungskommissar den Tahitiern kund, ihre Insel werde nach der Durchstechung der Landenge von Panamá der natürliche Zufluchts- und Rastort der Dampfschiffahrt in der ganzen Südsee werden und zu einer hohen Blüte und Wohlfahrt gelangen. Pomare V. durfte den Königstitel nebst allen Vorrechten und Ehren behalten und trat in den Genuß eines reichen Jahresgehalts, welchen ihm Frankreich seither bezahlt. Nach der letzten Volkszählung betrug die gesamte Einwohnerzahl von Tahiti 9551, die von Eimeo 1427, zusammen also 10978 Seelen.

Wir zweifeln nicht, daß die lernbegierigen und denkenden unter unseren jungen Kameraden diese Kulturbilder aus dem Leben in der Südsee mit Interesse gelesen haben werden, und gedenken ihnen mit Zeit und Weile noch einige ähnliche vorzuführen.

Der Geist der Llano estakata.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

Er stieg ab, und Tim that dasselbe. Beide begannen, den Platz in einem weiten Kreise zu umschreiten. Ein leiser Pfiff rief die Maultiere hinter ihnen her, welche ihren Herren wie Hunde folgten. Die Brüder trauten der Gesellschaft zu wenig, als daß sie ihre Tiere hatten zurücklassen mögen.

Die Diamond-Boys waren nach den ersten gewechselten Worten auch herangekommen und hatten der Unterredung schweigend zugehört. Jetzt, nachdem die Snuffles sich entfernt hatten, fragte Stewart:

„Ihr seid mit diesen zwei Nasenmenschen gekommen, scheint aber nicht zu ihnen zu gehören. Wollt ihr uns darüber eine Aufklärung geben?"

„Gern," antwortete Gibson. „Wir trafen mit ihnen an der Leiche zusammen, doch hat ihr Betragen uns keineswegs veranlaßt, Freundschaft mit ihnen zu schließen."

„Daran habt ihr recht gethan. Die Snuffles stehen keineswegs in gutem Rufe. Natürlich hüte ich mich, ihnen das ins Gesicht zu sagen. Man hat uns vor ihnen gewarnt. Sie sollen die Zubringer machen für die Raubgesellschaften, welche die Reisenden in der Llano überfallen. Erst kürzlich sind wieder vier Familien getötet und ausgeraubt worden, und zwar ganz hier in der Nähe. Daß die Snuffles sich hier herumtreiben, läßt sehr vermuten, daß sie an dieser Unthat beteiligt waren und nun nach neuen Opfern suchen. Uns aber sollen sie nicht bekommen!"

„Dachte es mir! Ich habe ihnen gleich vom ersten Augenblicke an nicht getraut. Sie wollten uns verlocken, mit ihnen zu reiten."

„Wohin?"

„Nach Helmers Home und dann durch die Llano bis nach Arizona."

„Das laßt ja bleiben, Sir! Ihr würdet nicht hinüber kommen. Geht ihr nach Arizona, um nach Diamanten zu suchen?"

„Kaufen wollen wir welche, suchen aber nicht."

Stewart warf seinen Gefährten einen schnellen, bezeichnenden Blick zu und bemerkte dann in möglichst gleichgültigem Tone:

„Da werdet ihr keine großen Geschäfte machen, Sir. Ein Diamantenkäufer muß Geld haben, und zwar sehr viel Geld."

„Das haben wir natürlich."

„Aber die Verbindung zwischen Arizona und Frisco*) ist sehr unzuverlässig. Ich nehme natürlich an, daß ihr euer Geld von Frisco aus geschickt bekommt. Da könnt ihr es sehr leicht gerade dann nicht haben, wenn ihr es am notwendigsten braucht. Auch wir haben bedeutende Summen für das angekaufte Land zu bezahlen; aber anstatt es uns von Frisco aus anweisen zu lassen, haben wir es lieber gleich bar mitgenommen. Das ist viel sicherer."

„Nun, ihr seid nicht die einzigen, welche so klug gewesen sind. Auch wir tragen unser Geld bei uns."

„Das ist sehr gescheit. Man muß es aber sehr gut verbergen, denn man weiß nicht, was geschehen kann. Wir haben es in unsere Kleider genäht; da soll es einmal ein Llano-Mann finden! Ich traue, wie bereits gesagt, diesen Snuffles nicht. Sie wissen, wohin wir wollen und werden sich beeilen, es ihren sauberen Kumpanen mitzuteilen, um uns auflauern zu lassen. Wir werden aber so klug sein, nun nicht nach Fort Chadburne zu reiten, sondern eine ganz andere Richtung einschlagen. Ich rate euch, dasselbe zu thun und euch einem tüchtigen und umsichtigen Führer anzuvertrauen."

„Das haben wir bereits gethan. Er wartet in Helmers Home auf uns."

„Wer ist er?"

„Er wird Juggle-Fred genannt."

„Juggle-Fred?" rief Stewart in gut gespieltem Schreck. „Seid Ihr des Teufels, Sir?"

„Wieso des Teufels?"

„Weil dieser Mensch ein anerkannter Gauner ist. Sein Name muß es Euch ja schon sagen! Er treibt allerlei betrügerische Künste und ist als falscher Spieler weit und breit bekannt. Ich schwöre sogar darauf, daß er ein Verbündeter der beiden Snuffles ist."

„Diese behaupten aber, ihn noch gar nicht gesehen zu haben!"

„Und das glaubt Ihr ihnen? Sir, nehmt es mir nicht übel, aber das ist kein Zeichen großer Klugheit von Euch! Natürlich verleugnen sie ihn; aber er befindet sich in Helmers Home, und sie wollen auch dorthin. Es ist doch klar, daß sie sich dort treffen wollen! Dann reitet ihr mit ihnen fort, und in der Llano estakata werdet ihr dann kalt gemacht. Ihr geht uns gar nichts an, aber ich will meine Pflicht thun und euch warnen."

Er sagte das in so treuherziger und besorgter Weise, daß Gibson sich täuschen ließ. Der letztere schüttelte verlegen den Kopf und sagte:

„Das ist uns freilich unangenehm. Wir sind Euch dankbar für die Warnung und wollen auch glauben, daß dieselbe be-

*) San Francisco.

rechtigt sei; aber nun stehen wir ohne Führer da. Wo nehmen wir jetzt einen anderen und zuverlässigen her!"

„Das ist freilich schlimm. Ich begreife überhaupt nicht, daß ihr euch habt nach Helmers Home weisen lassen. Welcher Mensch legt seine Farm so nahe an die gefährliche Llano! Daß er es gethan hat, muß euch doch auf den Gedanken bringen, daß dieser Helmers mit den Bravos in Verbindung steht, welche die Llano unsicher machen! Er hat einen Laden. Er nimmt ihnen ihren Raub ab, und sie tauschen dafür bei ihm alles ein, was sie brauchen. Das ist doch selbstverständlich. Mich brächte kein Mensch nach diesem Hause, welches so gemütvoll und verlockend Helmers Home genannt worden ist. Hinter dieser hübschen Maske verbergen sich die Gesichter einer ganzen Mörderbande."

„Zounds, Sir, von dieser Seite haben wir uns die Sache freilich nicht betrachtet. Es bleibt uns nichts übrig, als umzukehren und einen anderen Führer zu suchen, denn von diesem Juggle-Fred wollen wir nun freilich nichts mehr wissen. Aber sagt, habt denn ihr einen Führer?"

„Wir brauchen keinen, weil zwei meiner Gefährten da sehr gut Bescheid in der Llano wissen. Auf sie können wir uns verlassen."

„Well! Könnten wir dann da nicht vielleicht mit euch reiten?"

„Das ginge wohl, aber ich mache euch darauf aufmerksam, daß das wieder eine Unvorsichtigkeit von euch ist. Ihr kennt uns nicht."

„O, man sieht es euch doch sofort an, daß ihr es ehrlich meint, wenn auch die Snuffles uns weismachen wollten, daß ihr Räuber seiet."

„Haben sie das?"

„Ja."

„Aus welchem Grunde denn?"

„Sie haben den Ort, an welchem die Leiche lag, sehr genau untersucht. Sie sagten, ihr hättet die beiden Indsmen verfolgt; einer von ihnen sei ermordet worden; der andere habe dann euern Gefährten erschossen, und dieser letztere sei von euch im Gesicht unkenntlich gemacht worden."

„Alle Teufel! Das sagten sie?" fragte Stewart betroffen. „Und uns machten sie weiß, sich gar nicht um die Leiche bekümmert zu haben. Da habt ihr den Beweis, daß diesen Lügnern nicht zu trauen ist! So versteckt und hinterlistig handelt kein ehrlicher Mann. Wir sind ganz zufälligerweise an dem Orte vorüber gekommen. Daß wir Sattel und Zaum an uns genommen haben, kann uns niemand verdenken; das ist das Recht der Prairie. Dann habt ihr gesehen, daß wir hier die Fährte untersuchten. Das thut man doch nur der Vorsicht halber. Würden wir es also thun, wenn wir die Mörder wären?"

Deutscher Postreiter im Mittelalter.

„Nein, gewiß nicht. Ihr braucht euch gar keine Mühe zu geben, euch zu verteidigen. Wir sehen, daß ihr ehrliche Leute seid, und schenken euch unser vollstes Vertrauen. Sagt also, ob ihr uns erlauben wollt, mit euch zu reiten!"

„Hm!" brummte Stewart nachdenklich und die Achsel zuckend. „Ich will aufrichtig sein. Wir kennen euch ebensowenig wie ihr uns. Es ist nie geraten, hier im Westen so schnell und ohne vorherige Prüfung Bekanntschaft zu schließen. Es freut uns ja, daß ihr uns Vertrauen schenkt, aber besser ist es doch, wir bleiben für uns, und ihr bleibt für euch. Daraus mögt ihr abermals erkennen, daß wir keine Räuber sind, wie die Snuffles uns genannt haben. Wären wir wirklich solche Spitzbuben, so würden wir euch sehr willkommen heißen und euch mitnehmen, um zu euerm Gelde zu gelangen. Freilich ist mir eure Verlegenheit nicht gleichgültig. Ihr könnt sehr leicht abermals einem Schurken in die Hände fallen, und so will ich euch einen guten Rat erteilen. Wir trafen nämlich auf eine zahlreiche Gesellschaft Auswanderer, welche durch die Llano estakata wollen, um sich drüben anzukaufen. Es sind meist Deutsche aus Böhmen und Hessen. Sie sind bereits gestern von uns fort und wollten heut abend gar nicht weit von hier lagern, weil dann morgen früh an diesem Lagerplatze ihr Führer zu ihnen stoßen will. Es ist das der berühmteste und zuverlässigste Kenner der Llano, ein bescheidener und auch sehr frommer Mann, namens Tobias Preisegott Burton. Schließt euch dieser Karawane an, so seid ihr sicher aufgehoben. Dieselbe besteht aus so vielen wohl bewaffneten Leuten, daß niemand es wagen wird, sie zu überfallen."

„Meint Ihr? Hm! Sehr gut! Aber wie finden wir diese Leute?"

„Sehr leicht. Wenn ihr von hier aus gerad nach Süden reitet und eure Pferde ein wenig anstrengt, so seht ihr nach ungefähr einer halben Stunde einen einzelnen Bergkegel vor euch liegen, von welchem ein Wässerchen niederläuft, um unten in

der kleinen, ostwärts von ihm gelegenen Ebene im Sande zu versiechen. An diesem Wasser lagert die Karawane. Selbst wenn es unterdessen finster wird, könnt ihr sie nicht verfehlen, da ihr aus bedeutender Ferne ihre Lagerfeuer sehen müßt. Wenn ihr diesem Rate folgt, so weiß ich euch in guten Händen."

„Ich danke Euch, Sir! Ihr befreit uns aus einer bedeutenden Verlegenheit. Wir werden natürlich sofort aufbrechen, um uns diesen Deutschen anzuschließen. Der Deutsche pflegt zwar albern, aber auch ehrlich zu sein. Wir reiten auf der Stelle."

„Was soll ich den Snuffles sagen, wenn sie mich fragen, wohin ihr seid?"

„Sagt, was Ihr wollt und was Euch grad' in den Sinn kommt!"

„Gut! Aber ich will euch darauf aufmerksam machen, daß ihr sie über die Richtung, welche ihr einschlagt, täuschen müßt. Thut ihr das nicht, so folgen sie euch nach, und ihr fallt ihnen doch noch in die Hände. Reitet also zum Scheine eine Strecke wieder zurück, bis sie euch nicht mehr sehen können; dann biegt ihr nach Süden um. Wenn sie mich fragen, warum ihr umgekehrt seid, so werde ich schon eine Antwort finden, welche sie zufriedenstellt."

So war die Sache abgemacht. Die beiden Parteien nahmen so freundlich Abschied von einander, als ob sie alte, langjährige Bekannte seien. Die Diamond-Boys ritten auf ihrer eigenen Fährte zurück, ohne den beiden Snuffles noch ein Wort oder einen Blick zu gönnen. Als sie weit genug fort waren, um die Worte Stewarts nicht mehr hören zu können, wendete sich dieser höhnisch lachend zu seinen Gefährten:

„Die habe ich sehr gut instruiert; sie werden uns sicher in die Hände laufen. Diamanten kaufen! Dazu gehören wenigstens fünfzigtausend Dollars. Ein ganz hübsches Sümmchen, wenn wir es in unsere Taschen stecken! Und was sagt ihr zu diesen Snuffles?"

„Halunken!" antwortete einer.

„Ja. Was sie für scheinheilige Gesichter machten! Sie thaten ganz so, als ob sie nicht bis drei zählen könnten, und haben doch alles, alles erraten. Das heißt, tüchtige Kerle sind sie! Sie haben die ganze Geschichte auf das Deutlichste aus den Spuren gelesen. Sie wissen sogar, daß es zwei Indianer waren und daß wir unsern Kamerad unkenntlich gemacht haben. Ihr Scharfsinn ist uns sehr gefährlich. Wir müssen sie auf die Seite schaffen."

„Aber wie, wann und wo? Es bleibt uns ja gar keine Zeit dazu. Wir müssen fort, um die Stangen umzustecken und die Karawane irre zu führen."

„Hm, ja, viel Zeit haben wir nicht. Wenn wir uns die Beiden jetzt entkommen lassen, ist die schönste Gelegenheit vorüber. In Helmers Home treffen sie den Juggle-Fred und vielleicht gar auch zufälligerweise diesen immer und ewig unerreichbaren Bloody-fox, welcher unser größter und ärgster Gegner ist. Diese vier zusammen sind ganz wohl imstande, uns den Braten, auf den wir rechnen, noch im letzten Augenblicke aus der Pfanne zu nehmen."

„Schießen wir sie ganz einfach nieder!"

„Das Beste wäre es freilich; aber — —"

Er brummte nachdenklich und unbestimmt vor sich hin.

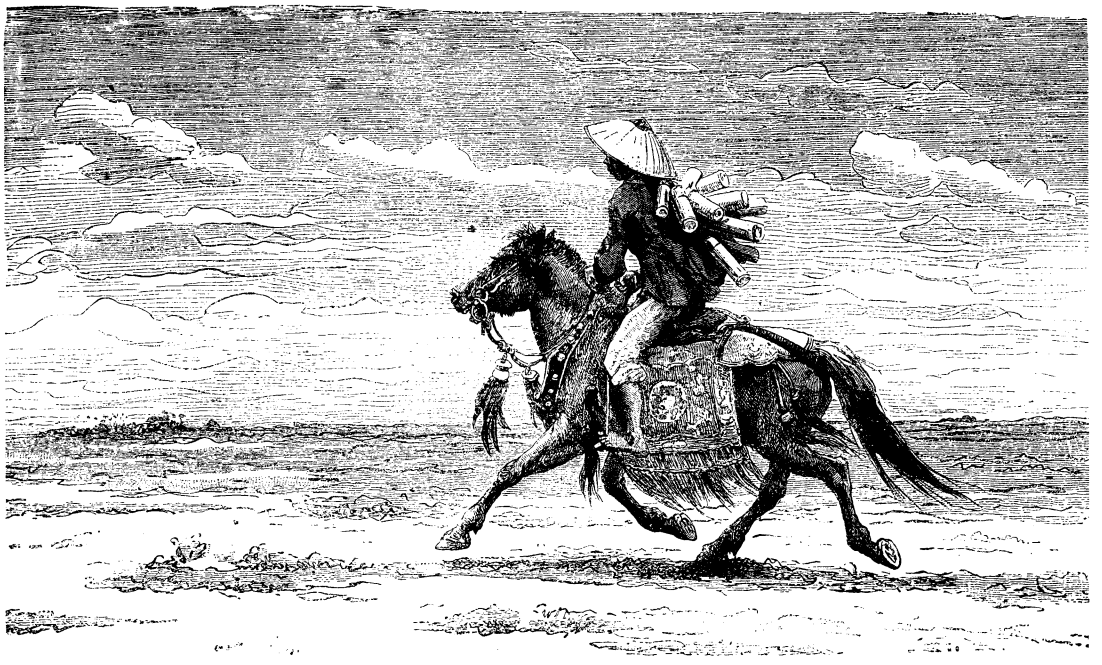
„Was, aber?" fragte der Andere. „Meiner Ansicht nach können wir gar nichts Klügeres thun. Wir sind fünf Personen und sie nur zwei. Sie können sich ja überhaupt gar nicht wehren. Sie fallen von unseren Kugeln, ohne nur Zeit zu finden, ihre Gewehre auf uns anzulegen."

„Meinst du? Da schau doch einmal hin zu ihnen, und sei so gut, auf sie zu schießen! Ich bin neugierig, wie du das anfangen willst."

Er deutete auf die Brüder, welche noch immer sehr eifrig nach der Fährte zu suchen schienen, ohne sich um die ihnen so gefährliche Gruppe der Anderen zu kümmern. Auch dem Fortreiten der Diamond-Boys hatten sie scheinbar nicht die geringste Aufmerksamkeit zugewendet.

„Verteufelt!" fluchte der Mann. „Du hast recht. Ich beobachte es erst jetzt, wie schlau die Halunken es anfangen, um nicht von uns getroffen zu werden."

„Ja, sie halten ihre Tiere Schritt um Schritt so genau zwischen sich und uns, daß wir nur die Bestien treffen müßten, wenn wir schössen. Sie sind in genau dieser Weise im Kreise herumgegangen. Und siehst du nicht, daß sie die rechte Hand stets am Gewehrschlosse haben, während sie mit der Linken die Büchsen zum Anschlage bereit halten. Es darf nur einer von uns auf sie zielen, so fällt er augenblicklich von ihren Kugeln. Das sind teufelsschlaue Kerls. Und ihre Maultiere haben ebenso hundert Satans im Leibe. Es ist, als ob die Tiere es wüßten, daß sie die Aufgabe haben, ihre Herren zu decken. Sie halten ganz von selbst gleichen Schritt mit ihnen und lassen uns



Postreiter in Anam.

keinen Augenblick aus ihren boshaften Augen."

Es war genau so, wie sie sagten; sie konnten nicht zum Schusse kommen. Und als die beiden Snuffles jetzt ihre Kreissuche beendet hatten, hielten sie im langsamen Näherschreiten ihre Gewehre noch immer so, daß sie augenblicklich schießen konnten. Die Maultiere kamen, als ob sie darauf dressiert seien, was wohl auch der Fall war, hinter ihnen dreingelaufen.

„Was sehe ich? Die Boys sind ja fort!" rief Jim erstaunt, als ob er das Verschwinden derselben erst jetzt bemerke.

„Schon längst," antwortete Stewart. „Da hinten sieht man sie noch reiten."

„Wohin denn?"

„Zurück, wie Ihr seht."

„Das sehe ich freilich. Aber sie wollten doch mit uns nach Helmers Home! Warum kehren sie denn um?"

Brandenburgische Personenpost im 17 Jahrhundert.

„Weil sie dumme Kerls sind. So eine Unvorsichtigkeit sollte man doch nicht für möglich halten. Denkt Euch nur, sie haben ihr Geld verloren."

(Fortsetzung folgt.)

Die Briefmarke.

Von der Bedeutung der Briefmarke soll zunächst die Rede sein. Wäret ihr an Stelle eurer Väter oder Großväter, so wäre das nicht nötig, denn alsdann hättet ihr die briefmarkenlose Zeit noch mit erlebt und ihr hättet den nötigen Anhaltspunkt zur Vergleichung des Einst und Jetzt. Dazumal, sagen wir vor 40 Jahren, mußte alles Porto noch am Schalter bezahlt werden. Welche Umständlichkeit! Freilich hatte damals der Briefverkehr noch nicht den zehnten Teil des Umfanges wie heute. Aber ohne die Briefmarke (und ohne die Postkarte, auf die wir ein andermal kommen), würde er auch nicht die Entwickelung genommen haben, wie sie heute vorliegt. Die Briefmarke nahm dem Postverkehr die ihm früher anhaftende Umständlichkeit; die durch sie geschaffene Bequemlichkeit hat aber wesentlich dazu beigetragen, daß jetzt so viel korrespondiert wird. In erster Linie natürlich die Vereinfachung und Ermäßigung der Portosätze. Aber denkt euch nur einmal, die Freimarke bestände nicht und es müßte alles Porto am Schalter u. s. w. entrichtet werden. Es wären dazu wohl die doppelte Zahl der Büreaubeamten erforderlich als jetzt. Und wäre der Weltpostverein möglich ohne die Freimarke? Wohl kaum!

Was nun den Ursprung der Freimarke betrifft, so reicht ihr Alter, wenn man die Sache allgemein ins Auge faßt, weit höher hinauf als oben angedeutet wurde. Schon um 1650 wurden in England und auch in Frankreich Postkouverts eingeführt, welche den Briefen Portofreiheit sicherten; doch ist Näheres nicht bekannt, da zu jener Zeit noch kein Briefverkehr nach unseren Begriffen bestand, weshalb die Sache bald wieder in Vergessenheit geriet. Die nächste Nachricht über Einführung von Postwertzeichen datiert aus dem Jahre 1818, in welchem Sardinien mit einem einfachen Stempel versehene Postkouverts ausgab, doch weiß man nicht, wie lange dieselben in Gebrauch waren. Zu der nämlichen Zeit soll auch China Postwertzeichen eingeführt haben.

Die eigentlichen Briefmarken kamen zuerst in England in Gebrauch und zwar im Jahre 1841. Der Erfinder ist der Reformator des englischen Postwesens, Generalpostmeister Sir Rowland Hill, geb. 3. Dezember 1795 zu Kidderminster, gest. 27. August 1879 zu Hampstead. Hill ging dem Portotarif gleich mit der Axt zu Leibe, denn er führte die Ermäßigung von 9 zu 1 Pence für den einfachen Brief durch und schuf dabei die Bequemlichkeit der Freimarke. Auf England folgte mit dieser Einrichtung zuerst 1843 Brasilien, dann 1844 Genf, 1845 Finnland, 1846 die Vereinigten Staaten von Nordamerika und 1848 Rußland. In Deutschland gebührt Bayern der Ruhm der ersten Einführung einer Briefmarke, welche daselbst 1849, allerdings nur für bestimmte Zwecke, ausgegeben wurde. Im Jahre 1850 führten dann Hannover, Oesterreich, Preußen und Sachsen ziemlich zu gleicher Zeit Briefmarken ein.

Für Preußen ist das Datum der Einführung der Marken der 15. November 1850; die Veröffentlichung des Handelsministers v. d. Heydt, durch welche diese Neuerung bekannt gemacht wurde, datiert vom 30. Oktober 1850 und ist höchst interessant wegen der Vorschriften über die Verwendung u. s. w. Die Marken sollten stets in der linken (nicht wie jetzt in der rechten) oberen Ecke des Briefes befestigt werden, und die Benutzung war vorderhand nur im inländischen Verkehr und auch hier nur für einfache und rekommandierte Briefe gestattet. Zuerst waren die mit dem Kopfe des Königs Friedrich Wilhelm IV. versehenen Marken auf farbigem Papier schwarz gedruckt, von 1856 ab wurden sie auf weißem Papier in farbigem Drucke hergestellt. Vom Jahre 1851 ab wurden auch gestempelte Briefkouverts eingeführt, die in den ersten Jahren mit zwei in das Papier verarbeitete orangefarbige Seidenfaden, die ein Schutz gegen Fälschungen sein sollten, versehen waren. Solche Kouverts sind von Sammlern sehr gesucht und werden teuer bezahlt, in einzelnen Fällen bis zu 150 Mark — wer's hat.

Im Jahre 1861 trat auf den preußischen Marken an Stelle des Königskopfes der preußische Adler, so daß wir also Briefmarken mit dem Bildnisse unseres verstorbenen Kaisers nicht besitzen. Allmählich führten sämtliche deutsche Staaten Postwertzeichen ein, zuletzt das sonst an der Spitze der Zivilisation marschierende Mecklenburg, im Jahre 1864. Ein Glück war es, daß die Post in fast sämtlichen Kleinstaaten unter Fürstlich Thurn und Taxisscher Verwaltung stand, sonst wäre die Zahl der Marken Legion geworden. Aber auch so erreichte sie eine Höhe, von der wir heute keinen Begriff haben. 1866 bis 1867 bestanden in Deutschland über 170 Postwertzeichen. Selbst die damals noch

Hamburg und Lübeck gemeinsam gehörige Landherrenschaft Bergedorf hatte eine Zeitlang ihre Briefmarken.

Der 1. Januar 1868 schaffte den größten Teil derselben aus der Welt; die norddeutschen Marken herrschten seitdem und nur Bayern, Württemberg und Baden behielten ihre eignen Marken. Nach Wiederherstellung des Deutschen Reiches und Einführung der neuen Währung wurde die Zahl der Postwertzeichen wiederum vermindert, indem der Unterschied zwischen den süddeutschen Kreuzer- und den norddeutschen Groschenmarken fortfiel; vorher schon hatte Baden seine eigenen Marken aufgegeben und es blieben nunmehr nur noch Württemberg und Bayern mit besonderen Postwertzeichen übrig, die sie bis auf den heutigen Tag behauptet haben, zur Befriedigung der Philatelisten, deren größter Kummer — natürlich vom Standpunkte des Sammeleifers — die Einigung Deutschlands ist.

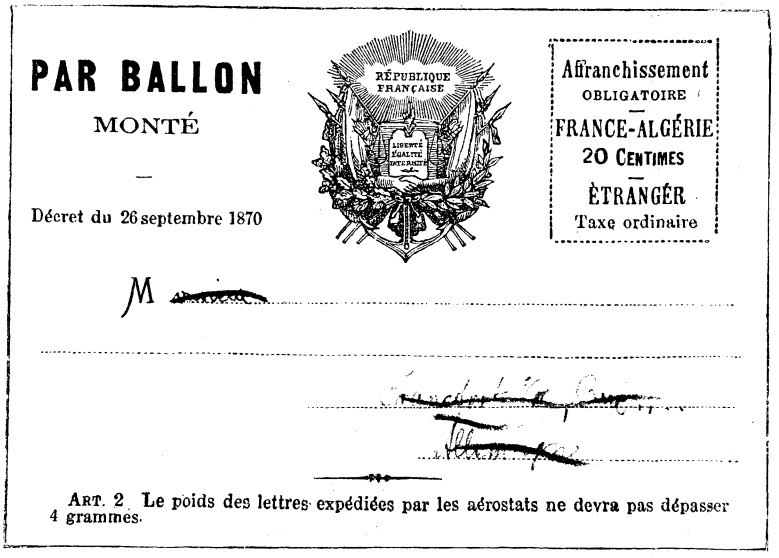
Nun zur Herstellung der Briefmarken übergehend, könnten wir diesen Teil unseres Aufsatzes mit drei Worten abmachen: Der Druck geschieht durch Stahlstich, das Lochen durch eine Maschine und das Gummieren durch Handarbeit. Aber gerade darüber wünscht ihr gewiß etwas Näheres zu wissen, und so wollen wir denn diesem Wunsch entsprechen.

Wir beginnen also mit dem Druck der Briefmarken. Dazu ist vorerst erforderlich die Gravierung und Herstellung der Druckplatte. Man nimmt dazu den besten Stahl, den man zur Erleichterung der Gravierung vorher weich macht. Wie dies geschieht, habt ihr schon in dem Aufsatz über die Herstellung der Stahlfedern (in Nr. 28) erfahren. Nach der Gravierung wird die Platte wieder gehärtet, sie selbst zum Drucken aber nicht verwendet; sie dient nur als sogenannte Matrize oder Urform zur Herstellung von Patrizen oder Facsimiles und von diesen werden erst die Drucke genommen.

Die Patrize besteht in einer Gußstahlwalze, deren Oberfläche genau derjenigen der Matrize entspricht; diese wird wieder erweicht und in der Uebertragungspresse mit größter Gewalt gegen die Matrize angepreßt und darüber gerollt. Auf diese Weise drückt sich der weiche Stahl in alle eingravierten Linien ein, so daß man auf der Walze ein genaues Abbild der Originalplatte, aber mit erhöhter Zeichnung, erhält. Nachdem die Patrize wieder gehärtet ist, führt man sie in der Presse über beliebig viele erweichte Platten hinweg und zwar so viele Male, wie man die Marke auf einer Platte zu haben wünscht, und hat zum Schluß eine Anzahl der Originalplatte genau entsprechender Platten, die in eine einzige Platte vereinigt, nun für den Druck bereit ist.

Die Druckplatten können auch auf galvanoplastischem Wege hergestellt werden, indem durch Ablagerung von aufgelösten Metallen (in Form von Salzen) zuerst eine erhöhte, dann von dieser wieder eine vertiefte Patrize gewonnen wird. Man druckt neuerdings sogar mehr von Galvanos als von Stahlpatrizen.

Die Druckpresse ist wie folgt beschaffen: Zwischen zwei Ständern, die fest durch Querhölzer miteinander verbunden und auf einem schweren Fuße befestigt sind, befinden sich zwei übereinander liegende horizontale Walzen. Zwischen ihnen liegt das Laufbrett, welches in der Nute zweier am Ständer befestigter Latten bewegt werden kann. An der oberen Walze ist außerhalb des Ständers eine Kurbel befestigt, mittels deren die Walze gedreht werden kann; diese selbst ist fest mit elastischem Tuch umwickelt.



Adreßseite eines französischen Ballonbriefumschlags 1870/71.

Das Papier, das verwendet wird, muß von ganz besonders guter Beschaffenheit sein. Es ist durchaus holzstofffrei, von kurzer Faser, zäh, dabei wenig geleimt und sehr fein und glatt.

Wie das Papier, so müssen auch die zur Verwendung kommenden Farben von der allerbesten Beschaffenheit sein.

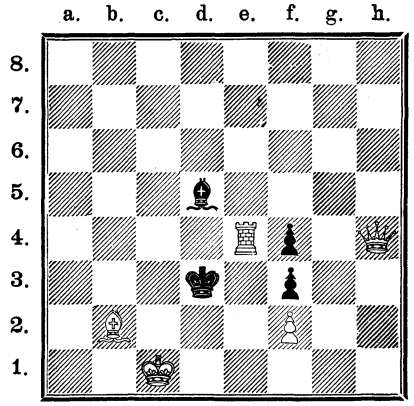
Nun geht's ans Drucken. Jede Presse wird von vier Personen, drei Männern und einer Frau (Mädchen), bedient. In einer Art Schachtel von Eisen liegt die Druckplatte, die möglichst genau hineinpaßt und mittels Keilen unbeweglich festgemacht ist und durch Gasflammen von unten gelinde erwärmt wird. Mit einer Gelatinewalze wird die Farbe aufgetragen und in alle Linien eingerieben; nun wischt ein zweiter Arbeiter die Farbe mit einem feuchten Leinenlappen ab und poliert die Platte mit dem bekreideten Ballen der Hand. Jetzt befindet sich also die Farbe nur noch in den gravierten Linien. Die Platte wird nun auf dem Laufbrett auf eine Unterlage von Filz und weichem Papier gelegt, die Zeichnung nach oben. Auf diese legt das die Maschine bedienende Mädchen sorgfältigst das angefeuchtete Papier, das sie wieder mit einer Lage von weichem Papier bedeckt. Nunmehr dreht der dritte Arbeiter die Kurbel, so daß das Laufbrett mitsamt der Platte zwischen den Walzen durchgedrängt wird; dabei drückt sich das Papier in die gravierten Linien ein und nimmt zugleich die Farbe an. Der Stich, so nennt man diesen Abdruck, ist fertig. — Bei jedem solchen Abdruck muß die Farbe wieder frisch aufgetragen werden. — Die fertigen Stiche werden in Ballen à 100 aufgestapelt, je zwei durch einen Bogen Fließpapier getrennt. Nun kommen die Bogen in die Trockensäle, woselbst sie auf Schnüre gehangen werden; die Luft wird mittels Wasser- oder Dampfrohrheizung auf eine hohe Temperatur gebracht, so daß die Farbe nach 1 bis 2 Tagen ganz eingetrocknet ist. Alsdann kommen die Bogen zuerst zwischen heiße Cylinder, sodann in Ballen à 100 in eine starke hydraulische Presse, deren Druck die durch die Stahlplatte hervorgerufenen erhabenen Linien der Zeichnung ebnet und mit der unbedruckten Fläche ausgleicht.

Jetzt kommt das Gummieren an die Reihe. Es wird selbstverständlich nur das reinste Material verwendet, zumal da es ja beim Befeuchten mit der Zunge zum Teil in den Mund gelangt. Früher wurde Gummi arabikum in Anwendung gebracht; neuerdings aber, da dieses zu teuer geworden ist, nimmt man Stärke, die chemisch behandelt und solange gekocht wird, bis sie eine klare durchaus gleichmäßige Masse bildet. Jeder Bogen wird einzeln auf ein großes Brett gelegt, ein Rahmen zum Beschweren auf die Kanten gestellt, und der Arbeiter trägt den Klebstoff mit einer großen, weichen Tapezierbürste rasch und gleichmäßig auf. Die nassen Bogen werden auf Gefache von Drahtnetz gelegt und auf Rollwägelchen in andere Räume zum Trocknen spediert. Aus den Trockenräumen gelangen sie zunächst wieder in die hydraulische Presse, dann zum Lochen, das die Schlußoperation ausmacht. Die Maschine hierzu besteht aus zwei Walzen, die horizontal übereinander liegen (wie bei der Kupferdruckmaschine). Um die obere Walze herum gehen etwas erhöhte Bänder, die im Abstand der Breite resp. Länge einer Briefmarke voneinander stehen. Auf diesen Bändern sind viele kleine Stifte, wie bei einer Walzenspieldose, eingeschlagen. Auf der anderen Walze

sind entsprechende Löcher in die Oberfläche eingestochen, in die die Stiftchen bei der Umdrehung der Walzen eindringen.

Durch diese Maschine läßt man die einzelnen Bogen laufen, und zwar natürlich so, daß die Zahnreihen auf die Zwischenräume zwischen den Marken kommen. Die Stiftchen stanzen die Zahnlöcher aus; das ausgestanzte Papier fällt in die Walze, die hohl ist, woraus es beseitigt wird. Jetzt folgt nochmalige Pressung in der hydraulischen Presse und die Marken sind fertig.

Schachaufgabe Nr. 10.



(5 + 4 = 9)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 9.

1. S d 4 — c 6	K d 5 — c 6.
2. S a 6 — b 4 ‡.	
1.	K d 5 — e 6.
2. S a 6 — c 7 ‡.	
1.	K d 5 — c 4.
2. D f 2 — c 4 ‡.	
1.	K d 5 — e 4.
2. D f 2 — f 3 ‡.	

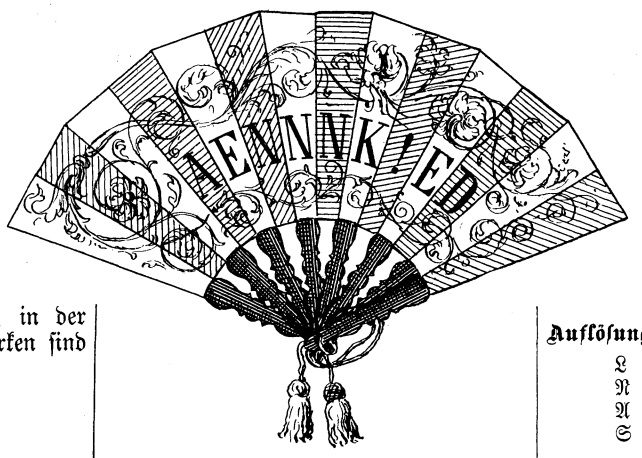
Zahlenrätsel.

Ersonnen von einem Kameraden.

1 2 3 4 5 6 ein hebräischer Name,
5 6 7 2 ein weiblicher Vorname,
8 9 5 4 3 ein deutscher Strom,
10 5 8 11 ein Markgraf der sächs. Ostmark,
5 6 12 5 ein anderer deutscher Strom,
4 6 4 2 7 ein Werk Homers,
7 13 14 8 15 9 14 13 eine Giftpflanze,
13 2 15 4 3 2 linker Nebenfluß des Rheins,
1 2 3 5 16 5 8 17 eine ehemalige Grenzbefestigung,
5 6 6 2 ein weiblicher Vorname,
8 2 18 18 11 8 13 ein Fremdwort für Meldung,
19 11 8 7 4 19 2 eine Insel im Mittelmeer.

Wenn obige Zahlen durch Buchstaben ersetzt werden, so ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen einer Erzählung des „Guten Kameraden".

Fächerkryptogramm.



Geographierätsel.

Welche Stadt von Zentralamerika birgt ein asiatisches Reich?

Auflösung der Aufgabe in Nr. 31.

	1.	2.	3.		
		g	l	a	
1.	m	e	i	s	e
2.	t	i	n	t	e
3.	z	e	d	e	r
		r	e	r	

Auflösung des Abstrichrätsels in Nr. 31.

L e i d r e i n
N e r o H e r z
A b e l E b e r
S c h e r z S c h e r e
E i e r b e c h e r.

Auflösung des Geographierätsels in Nr. 31.

Arkansas, Louisiana, Mississippi, Alabama; Montana, Idaho, Nevada, Kalifornien, Arizona; Minnesota, Jowa, Missouri, Illinois, Kentucky.

Fragen und Antworten.

Salem aleikum! Danken für das sinnige Prädikat. Federkiel zu heißen — wie poetisch! Auch das Poem mutet uns sehr an; wir werden eine schöne Melodei erfinnen, um uns das Liedl in schweren Stunden, je nach der Stimmung, entweder unter Augenrollen oder unter stiller Seufzerbegleitung, vorzusingen. Der Singsang soll ja das Herz erfrischen und die gepreßte Brust erleichtern. Habe Dank!

„Nee, jetzt ist mir's mol doch gar zu viel,"
Brummt der Redakteur, Herr Federkiel.
„Do wird's jo ei'm ganz wirr und kraus,
Zur Zimmerdecke möcht' mer 'naus!
Isch des passiert, seit Stuttgart steht?!
Fragt ener wo d'r Wind her weht!
En anerer d' Feder wisse wott,
Mit der er 's G'schmier geschmieret hott!
Nu, saget Leut', kann des au sein?
Da schlag doch glei e Wetter drein!
Und wieder schreibt e groß' Genie,
Der Hering sei e Säugevieh!
E anerer fragt, wer Marke hott
Und was dafür er wieder wott!
Und en, den soll ich 's Reiten ler'n,
En anerer möcht' e Dichter wer'n —
Isch des e Wunner, wird's ei'm z'dick?
Potz Trommelschlegel, Nickelstück!
Drauf wieder einer: D' Kuh thät' schlage!
Dem soll mer auch e Mitt'l sage,
Und ener schreibt, sei' Haj' wär' krank,
Der andre grüßt de Hobble-Frank;
Der spendet mir gewaltig Lob,
Der Fritzle fragt nach Stinking-Bob,
Der Töffel will wisse, wo 's Töffele wär',
Dem wieder wär's die größte Ehr',
Wenn ich sei' Rätsel nehme thät';
Der fragt, wie's unsrem Lehrling geht,
Der mit dem böse Schnabel
Witz' macht, miserabel!!!
Und so geht's fort noch stundelang;
Wenn's do net soll ei'm werde bang,
Wenn's do net soll ei'm werde heiß,
Wenn do net rinne soll der Schweiß,
Do g'hört Geduld dazu, und sehr!
Ost rutsch' ich stundelang umher
Auf meinem Stuhl und danke Gott,
Wenn's endli Zwölfi g'schlage hott!
Ihr Kinners, sag' halt numme euch,
's gibt kein schlimmer Amt im Reich,
— O wie des druckt — kein's isch so schwer
Als des von so 'nem Redakteur!"

Oßegregnaveo in **Köslin.** Zum Selbststudium ist sehr zu empfehlen die Toussaint-Langenscheidtsche Unterrichtsmethode zum Selbsterlernen (Dalen, Lloyd, Langenscheidt, Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der englischen Sprache in zwei Kursen à 18 M.). — Eine billige Grammatik ist die von Gands (2 M. 50 Pf.) mit Schlüssel (1 M. 25 Pf.), auch die Ahnschen Sprachlehrbücher sind nicht teuer. — Weiße Mäuse erhält man bei fast allen Tierhändlern, auch in zoologischen Gärten. Wissen vielleicht die Kameraden bestimmte Adressen und Preise anzugeben?

„**Wer von meinen Kameraden** wünscht 1 Penny aus dem Jahre 1860 gegen eine Anzahl alter Briefmarken einzutauschen? Ich bitte Euch, Angebote mit Verzeichnis und Anzahl der Marken, die Ihr dafür geben wollt, direkt an mich einzusenden. Uebrigens habe ich eine ziemliche Anzahl von japanischen, türkischen und schweizerischen Marken zu vergeben und wünsche dagegen alte und neue Marken aller Länder, namentlich von Baden, Hannover, Württemberg, Hamburg, Preußen, Elsaß-Lothringen und Sachsen einzutauschen. Ich bitte Euch, den Briefen Rückporto beizulegen. Mit vielen Grüßen Max de Terra, Zürich (Schweiz), Bahnhofstr. 90."

„**Ich besitze eine Muschelsammlung,** bestehend aus 60 großen und 30 bis 50 kleinen Exemplaren, die ich nebst einer weißen Koralle gegen Mineralien und Versteinerungen vertauschen möchte; tauschlustige Kameraden wollen ihre Anträge adressieren an: Hugo Steiner in Königshütte, O.-Schl., Kreuzstraße 4." — Für die Früchte Deiner Mußestunden herzlichen Dank. Werden sie näher besehen und eventuell verwenden. Gleichfalls freundlichen Gruß!

Young Englishman. The Good Comrade congratulates you upon your intention of learning German. Go into a bookshop there and ask for Otto's First German Book and the same author's German Conversation-Grammar. You find the German language to be rather difficult? Never mind; when we learned English, we found this difficult. We will be pleased to get the letter you speak of.

„**Liebe Kameraden (besonders Kamerad Alfred B.** in **Wien,** welcher voriges Jahr auf Seite 432 über die Herstellung einer galvanischen Batterie geschrieben hat)! Bitte, schickt mir freundlichst die genaue Angabe von Experimenten, welche sich mit einem Ruhmkorff-Apparat mit einem schwachen Element anstellen lassen. Auch Experimente mit einem Element sind erwünscht. Geislersche Röhren habe ich schon. Bitte, sendet recht viele Euerem unerfahrenen Kameraden Georg Sucker. Briefe bitte direkt an Georg Sucker, Breslau, Neue Gasse 20, zu senden."

P. Pf. in **Bremen.** Du leidest an heftigem Nasenbluten! Freilich gibt es eine Reihe Mittel, dagegen einzuschreiten, die müssen aber von einem Arzte verordnet werden. Wir raten dringend, einen solchen alsbald aufzusuchen. — Dank für Deine Rätsel und „gute Besserung!"

U. J. in **Breslau.** Du gratulierst uns zum Neuen Jahr. Danken schön und erwidern bestens!*) — Du fragst, wer den „Schnaps" erfunden hat? Die Geschichte spricht davon, daß die alten Inder ein Getränke gekannt hätten, das ungefähr unserem heutigen Rum gleichgekommen wäre. Doch wird das von vielen Seiten bezweifelt, denn es setzt die Destillation voraus, deren Kenntnis erstmals von dem arabischen Arzte Abul Kasim in Cordova (gest. 1106 n. Chr.) ausgesprochen wurde. Raymund Lullus scheint im Abendland die Branntweinbereitung zuerst gekannt zu haben; er sammelte seine Erfahrungen auf Reisen und aus arabischen Schriften.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Uje! — Pro 1888 oder 1889?

J. F. in **Innsbruck**. Nun müssen wir aber schnell einmal das uns angedichtete Liedchen singen! — Ei, der Tausend, ist das eine Frage! „Da ich weiß," schreibt unser Tiroler, „daß Du niemand eine Bitte abschlägst, wage ich mich, auch eine hervorzubringen. Ich möchte gern wissen, wie man sich selbst eine große Orgel mit Pfeifen und Blasebalg einfach verfertigen kann." — J, du meine Güte, wie fangen wir das nur gleich an? Und tonrein muß sie natürlich auch sein, sonst läuft uns alles davon. Weißt Du, Freundchen, daß jahrelanges Studieren und Probieren, technisches und musikalisches Wissen, ja daß die Erfahrungen eines halben Menschenalters dazu gehören, um endlich ein anerkannter Orgelbaumeister zu sein? Geh mal in die dortige Hofkirche und sieh Dir die Orgel an. Meinst Du, daß wir beide, ohne jenes Wissen und ohne jene Erfahrung, ein solches Instrument fertig kriegen?

R. M. in **St. Pölten**. Du freust Dich wohl auf den großen Krach? Lieber Freund, daraus wird nichts. Der Bielasche Komet wird weder in der Silvesternacht 1933 noch am 26. Dezember 2155 mit unserer Erde zusammenstoßen. Die betreffende Angabe ist völlig aus der Luft gegriffen. — Ein arithmetisches Werk zum Selbstunterricht ist Lübsens Lehrbuch der Arithmetik und Algebra. Leipzig, Brandstetters Verlag. Gruß freundlich erwidert.

„**Die lieben Kameraden**, die in solchen Städten wohnen, wo es Privatposten gibt, bitte ich, mir von deren Wertzeichen möglichst viele zu schicken. Ich gebe dagegen Marken und Siegel. Von letzteren besitze folgende doppelt: v. Bülow, v. Criegern, Entreß v. Fürstenek, v. d. Crone, v. Miller, v. Wiethaus. Marken habe ich von allen Ländern. Briefe erbitte direkt. Mit kameradschaftlichem Gruß Euer Kamerad Wilhelm Wilberg, Leipzig, Sophienstraße 31, p."

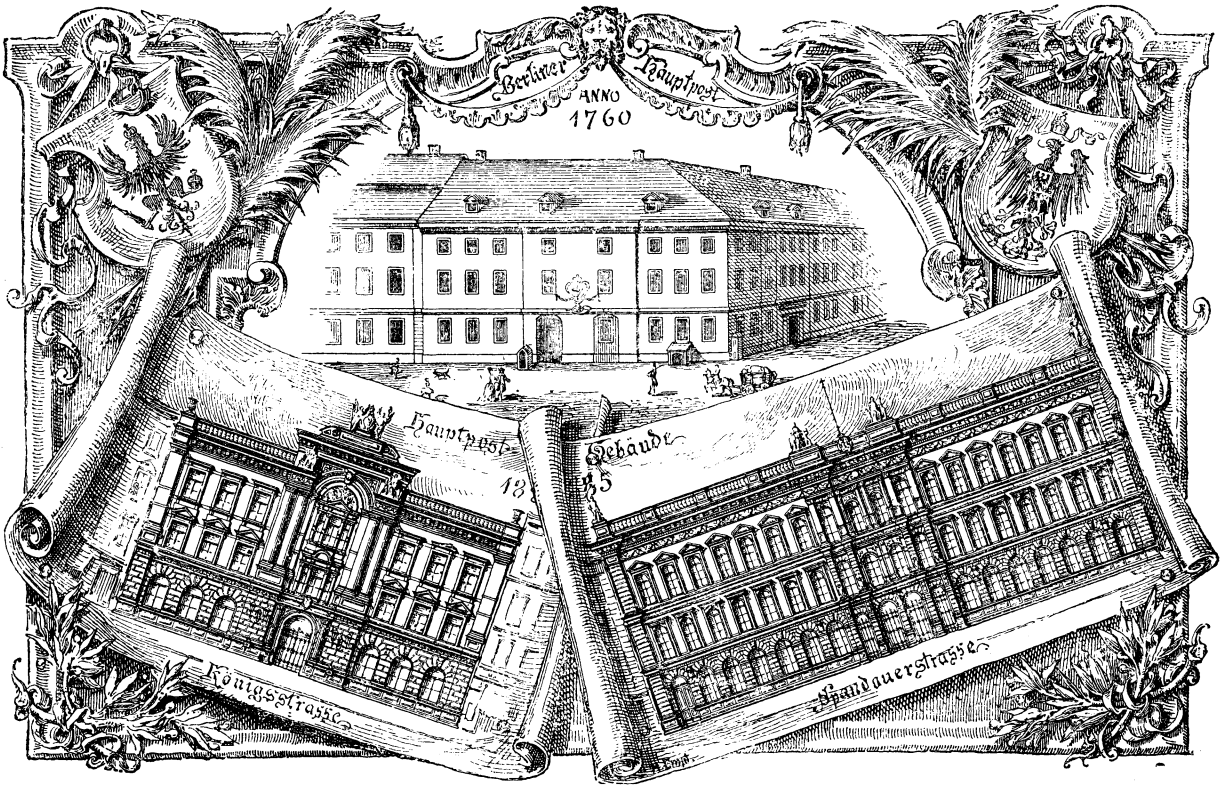
Max Schr. in **Gotha**. Deinem Wunsch soll alsbald entsprochen werden. Noch ist's mit dem zwanglosen Gartenaufenthalt nichts; der Boden ist feucht und könnte uns mit einem argen Schnupfen beschenken.

Karl Sch . . . . . in **Mannheim**. Schaubeck.

Zukünftiger Marine-Ingenieur in **Flensburg**. Du hast sechs Kameraden angeworben und bis heute keinen Lohn erhalten. Gib uns Deine Briefadresse an, wie können wir Dich sonst finden? — Die beiden Bände „Dammer, Naturfreund", kosten elegant gebunden 13 M. 50 Pf. — Nr. 17 dieses Jahrganges erschien am 28. Januar. — Das Ingenieurwesen umfaßt gar viele Fächer. Wende Dich mit Deinen Wünschen an eine Buchhandlung; man wird Dir sehr gerne raten und solche Werke zur Ansicht vorlegen. — Ei, das ist ja eine stattliche Reihe physikalischer Apparate. Hut ab!

Unterzeichneter will mit seinen Kameraden ein Tauschgeschäft beginnen. Er tauscht: a) Eine Münze aus dem Jahre 1659 (echt); b) einen ausgestopften Paradiesvogel im Glaskasten; c) mehrere entbehrliche Bücher; alles das gegen Briefmarken. Angebote erbeten von Hermann Schlüter, Oberhausen (Rheinland).

Obertertianer in **C.** Du hast mit Deiner Frage wahrscheinlich das höhere Lehramt im Auge. Ist dem so? Dieser Beruf erfordert im allgemeinen das Abiturientenexamen und Fachstudium auf einer Universität, je nachdem sechs bis acht Semester. Es erfolgt die Ausübung des Lehramts durch ein Jahr, darauf die Ablegung der Staatsprüfung und die Verwendung als Hilfslehrer. Gewöhnlich bethätigen sich die Herren, je nachdem sie ein Fach gewählt haben, nebenbei auch auf irgend einem Gebiete der Industrie, z. B. die Physiker, Chemiker, Mathematiker, Zeichner; andere wenden sich der litterarischen Produktion zu. — Was Du Deinem Hunde lehren könntest? „Aufwarten", „Bitten", „Hochspringen", „Apportieren", „das Tragen von Gegenständen", „Wie spricht der Hund?", „Tot sein" u. a. m.; vor allem aber soll er „folgsam sein", auf den „Wink" gehorchen, kurzum alle jene Eigenschaften und Tugenden zeigen, die man von einem gut erzogenen Hunde erwartet. — Dank für Deine Rätsel.



Berliner Postgebäude alter und neuer Zeit.

„**Lieber Guter Kamerad**! Erlaube, daß ich Dir auch einmal schreibe: Da verschiedene Kameraden, wie ich gelesen habe, ein Puppentheater haben, so will ich ihnen mit Rat und Hilfe beistehen. Nämlich ich habe auch ein Theater, und zwar muß ich sagen, ohne mich zu rühmen, ein großes, denn es hat an jeder Seite sechs Kulissen. Vorige Weihnachten nun ist ein Buch erschienen, betitelt ‚Das Puppentheater', in welchem alles steht, was nötig ist, vom Bau des Kastens bis hinab auf die Geistererscheinungen. Das Buch ist herausgegeben von Hugo Elm, Verlag von Schreiber in Eßlingen; ich empfehle es allen Kameraden, die ein Theater haben. Sollte aber einem unserer Theaterdirektoren der Preis des Buches zu hoch sein oder aus irgend einen anderen Grund sich das Buch nicht kaufen wollen, so bin ich gern bereit, Auskunft zu geben und mit Rat an die Hand zu gehen. Auch will ich bemerken, daß mein Theater nicht fertig gekauft ist; es wurden nur der Kasten und die Holzteile vom Tischler gemacht, während meine Dekorationen, Proszenium, Hauptvorhang und Zwischenaktsvorhang u. s. w., alles mit Hilfe meines Papas, von mir selber hergestellt wurde, daher der Preis auch ein viel geringerer gewesen, als bei einem fertig gekauften. Da ich das alles praktisch durchmachte, so könnte ich und will gerne manchem raten. Vielleicht ist den Theaterfreunden auch neu, daß man die Hintergründe nicht ganz auf Pappe klebt und dann die freigelassenen Stellen mit verschiedenfarbiger Gelatine hinterklebt. Nun für heute viele Grüße und verbleibe Dein treuer Kamerad Paul Weber, Berlin W., Krausenstraße 2."

Norbert G. in **H.** Froschschenkel? O, Freundchen, da bist Du im Irrtum; die schmecken sogar sehr delikat!

Albert Kr. in **B.** Eine der nächsten Nummern wird die Anleitung zum Baue eines elektromagnetischen Läutewerks bringen, von einem Deiner Kameraden ersonnen, beschrieben und durch Zeichnungen erläutert. — Danebengreifen? Nun, das wird diesem flüchtigen Insekt sehr erwünscht sein. Gruß freundlich erwidert.

Freibeuter in Pflanzen und Insekten. Ordnung ist für Anlage eines Herbariums freilich erstes Gebot. Die Emil Fischersche Etikettensammlung ist sehr zu empfehlen. Von demselben Verfasser existiert auch ein „Taschenbuch für Pflanzensammler", doch auch das genannte Buch soll gut sein. Freundlichen Gruß!

Th. P. in **Freiburg**. Das preußische Kadettenkorps enthält etatsmäßige „königliche" Stellen und gewährt auch außerdem „Pensionären" Aufnahme. Für die etatsmäßigen Kadetten sind Freistellen, sowie Stellen mit einem jährlichen Erziehungsbeitrage von 90, 180, 300 und 450 Mark bestimmt. Die volle jährliche Pension beträgt 780 Mark. Alles Nähere siehe in der von Ernst Siegfried Mittler & Sohn in Berlin, Kochstraße 68 bis 70, erhältlichen Broschüre: „Aufnahmebestimmungen und Lehrplan des königlichen Kadettenkorps". Alles dies hier wiederzugeben, gebricht es uns an Raum.

„**Liebe Kameraden**! Da ich viele und seltene Marken und Stempel besitze, möchte ich mit Euch in Tauschverbindung treten. Briefe und Angebote erbitte direkt. Meine genaue Adresse ist: Oskar Gatnar, Iglau, Pragerstraße 3."

„**Lieber Guter Kamerad**! Bitte, sei so gut und teile meinen Kameraden mit, daß ich mit ihnen Marken tauschen möchte. Ich besitze zu diesem Zwecke etwa 500 doppelte, darunter sehr viele seltene, z. B. Neufundland, grün (dreieckig); Mexiko, 10 Centavos (braun); Peru, un Dinero (grün) u. a. Briefe bitte direkt und so bald als möglich. Mit herzlichem Gruße Rich. Heß, Werden a. d. Aller, Provinz Hannover."

F. L., Tertianer in **Frankfurt**. Der Blechkasten soll nicht rosten? Dann müssen wir ihn mit Oelfarbe gut anstreichen.

William Pr. in **Altona**. Dein Vorname (englisch) = Wilhelm; der letztere Name ist altdeutschen Ursprunges und bedeutet: der mächtige Beschützer, der Schützende, der behelmte Mächtige. — Auf den Aufsatz über die Tauben, deren Zucht und Pflege, werden wir nicht vergessen; aber um Geduld müssen wir bitten, recht viel Geduld! Gruß herzlich erwidert.

Walter H. in **Düsseldorf** will wissen, wie es zu beginnen wäre, sich selbst einen kleinen Leiterwagen herzustellen. Der „G. K." muß zu seiner Schande gestehen, daß er sich in der Wagenbauerei noch nicht versucht hat, will aber zusehen, ob er nicht doch was Rechtes vor sich bringt. Wie groß soll der Wagen sein? Nur eine Zimmerspielerei oder wird Dein Ziegenbock vorgespannt?

Eibe.

Als letzter Rest des Urwaldes, der einst die Stelle des heutigen Berlins bedeckte, gilt bei den Baumkundigen eine auf ein Alter von 800 Jahren geschätzte Eibe (taxus) im Garten des Herrenhauses. Allen Untersuchungen zufolge ist sie wild gewachsen und stand in dem bis hierher sich erstreckenden Tiergarten, als die Gegend unter König Friedrich Wilhelm I. bebaut wurde. Der Erbauer des Palais, Herr von der Gröben, schonte glücklicherweise den alten Baum. Als das Palais für das Herrenhaus ausgebaut wurde, sollte der Baum fallen; aber König Friedrich Wilhelm IV. ließ eigens den Bauplatz des Baumes wegen ändern. In England hat man noch Eiben, deren Alter man auf 2000 Jahre schätzt. Die nächstgrößte Eibe steht am Stern, wo Knobelsdorf vier solcher Bäume pflanzen ließ, von denen jedoch drei verstümmelt wurden. Wenn die Eibe bei uns als Waldbaum ausgestorben ist, so liegt dies daran, daß man die Bogen aus ihrem zähen Holz verfertigte.

Unter Friedrich II.

lebte zu Jeschkenberg bei Brieg der General von Reppert, ein alter braver Herr. Er war Kürassieroffizier gewesen und behielt bis an sein Lebensende eine besondere Vorliebe für die Kavallerie. Er besuchte den Gottesdienst regelmäßig. An den hohen Festtagen erschien er stets in dem Küraß in der Kirche, den er als aktiver Offizier getragen hatte. Und wenn dann daselbst das Kirchenlied: „Herr Gott, dich loben wir u. s. w.“ gesungen wurde, so sang er dasselbe stehend mit, nahm den Federhut unter den Arm und legte die Hand an seinen Pallasch. Dann aber verwandelte er die in diesem Gesange vorkommende Stelle: „Die ganze Christenheit auf Erden lobe dich“ in die Worte: „die ganze Christenheit zu Pferde lobe dich“, und legte auf die Stelle „zu Pferde“ einen ganz besonderen Nachdruck mit seiner mächtigen Stimme, die dann die Stimmen der übrigen Kirchenbesucher übertönte. Man kannte diese Eigentümlichkeit des alten sehr beliebten Kriegers und nahm hieran weiter keinen Anstoß.

Der Grobschmied von Athen.

(Schluß.)

Die Richter sahen sich groß an, die Sachwalter aber flüsterten zusammen, und einer von ihnen erhob sich, indem er darauf aufmerksam machte, daß Lykon das Wort begehre. Er erhielt es und begann:

„Väter des Staates! Laßt Euch nicht durch die Zauberkunst dieses Greises täuschen, denn wie uns eben alle, so hat er durch die Zauberkraft, die in seiner Rede liegt, auch diese seine Zöglinge und Schüler bethört, daß sie für ihn in den Tod gehen wollen! Was aber sein Treiben verdient, das lehrt uns der Verräter Alkibiades — er sei verflucht! — und Kritias — die Götter mögen ihn im Orkus peinigen! — die seine hervorragenden Schüler waren! Der erstere verriet uns an Sparta und Persien, der zweite knechtete Athen und mordete, was angesehen war, lehrte auch öffentlich, es gäbe keine Götter! Seht da die Früchte der Lehren dieses Greises, den Ihr jetzt bemitleidet!“

In den Mienen der Richter malte sich Bedenken; der präsidierende Archont aber erteilte Aristophanes das Wort, welcher ausführte, daß er Sokrates wohl für einen rechtlichen Mann halte, aber für einen Freund Spartas, der hiervon unwiderlegliche Beweise zu vielen Malen gegeben und durch seine Lehre die Ehrfurcht vor den Göttern erschüttere. Er halte denselben deshalb für staatsgefährlich.

Botanikers Mißgeschick.

Hierauf entblößte der Vorsitzende sein Haupt und führte in längerer Rede aus, was für und gegen die Anklage sprach. Dann schritt man zur Abstimmung. Glaukon, der Magistratsdiener, sammelte die Stimmen, deren Zählung ergab, daß von den 556 abgegebenen Steinchen 248 weiße und 308 schwarze waren, daß mithin der Greis für schuldig erklärt war.

Der Archont hieß nun Sokrates, dem man seines Alters wegen ein Polster gebracht, aufstehen und vortreten, indem er sagte:

„Du hast es gehört, o Sokrates, daß die Heliäa dich für schuldig der Versündigung an der Staatsreligion, der Verleitung der Jugend und des Verrates am Staate erklärt; doch darfst du nach Landessitte dir selbst deine Strafe wählen! Rede!“

Sokrates blieb unbewegt und entgegnete fest:

„Der angeklagten Verbrechen fühle ich mich nicht schuldig! Wenn ich die Tugenden der Spartaner lobte, so haßte ich doch ihre Laster und stellte jene, nicht diese der Jugend zur Nachachtung auf; wenn ich an der Lehre von den alten Göttern der Sage rüttelte, so verwies ich doch auf den Gott, der auch jetzt durch meinen Mund redet; wenn ich die Jugend erzog, so war es zur Tugend! Zu belohnen wäre, was ihr, Väter, jetzt strafen wollt, und so wüßte ich denn nur die einzige, richtige Strafe: mich den verdientesten Helden gleich auf Staatskosten für den Rest meines Lebens im Prytaneion zu unterhalten! Ich rechne nicht auf diese Ehre, denn wann hätte Athen je seinen großen Männern anders gelohnt als mit Undank?"

So ruhig es bis dahin unter dem zuhörenden Volke gewesen, so stürmisch brach jetzt das Evoe aus, daß der Vorsitzende kaum den Aufruhr stillen konnte.

Dieser Umstand und der Spott des alten Mannes erbitterte die Richter, und als nun über die Strafe des Verurteilten abgestimmt ward, war der einstimmige Beschluß: schuldig des Todes durch den Giftbecher.

Der Präsident verkündigte dieses Urteil sogleich, zerbrach das Stäbchen vor Sokrates, den seine Schüler jammernd umdrängten, und trug die Vollstreckung des Urteils dem Ritter Adoleskos auf, der sogleich Hand an den Greis legte.

Schon stand ihm aber der riesige Grobschmied zur Seite und wollte den Pöbel zur Hilfe aufrufen, als Sokrates winkte, er wolle reden:

„Meine Freunde," sagte er vernehmlich, „geht ruhig nach Hause; meinen Feinden und dem Gerichte vergebe ich ihr Unrecht, aber selbst noch im Tode schulde ich den Gesetzen Gehorsam! Hier bin ich, führt mich ab."

In diesem Augenblicke trat feierlichen Schrittes ein Zug bekränzter Priester in die Königshalle ein, voran Lykanor, der Oberpriester des Apollotempels. Derselbe begann mit lauter Stimme also:

„Im Namen des pythischen Gottes verkünde ich die Gnade eines vierzigtägigen Aufschubes jedes Todesurteiles, welches von der Heliäa gefällt, jedem Verurteilten, wes Standes er auch sei, nach der alten Tradition und dem Vorrechte meines Heiligtumes!"

Alkimos stieß einen Freudenschrei aus, Apollodor umfaßte die Knie seines geliebten Lehrers, Timon, Mylos und Dorios jubelten und nur mit Mühe konnte der Archont zu Worte kommen:

„Richter und Bürger von Athen," sagte er gemessen, „ich halte diesen Aufschub für sehr angemessen, damit in ganz Griechenland erkannt werde, daß Sokrates parteilos und ohne Vorurteil gerichtet ist. Das Urteil ist von hier ab am vierzigsten Tage erst zu vollziehen! Ritter Adoleskos, du wirst dessen eingedenk sein; und nun, Glaukon, führe den Verurteilten ins Gefängnis!"

Es geschah; das Volk strömte nach, die Richter entfernten sich; nur die Ankläger blieben mit enttäuschten Gesichtern zurück und umringten den vorsitzenden Archonten, indem sie vorstellig wurden, wie leicht die Stimmung für den Angeklagten umschlagen könne. Jener sah sie verachtend an und entgegnete:

„Der Götter Wille geschehe! Wäre der Greis weniger ironisch gewesen, ihr Herren, so hättet ihr vielleicht erleben können, daß er freigesprochen worden wäre! Gehabt euch wohl!"

Er ging und ließ die drei allein stehen.

* * *

An den Berg Pnyx gelehnt stand ein aus den dicksten Marmorquadern erbauter hoher Turm mit Seitenflügel, der „Turm des Areopag" genannt. Hier bewachte Glaukon als Oberaufseher die Staatsgefängnisse. In diesem Turme hatte auch Sokrates ein Gelaß bezogen, jedoch blieb er ungefesselt, da er dem Adoleskos, der zuweilen nach ihm sah, die beruhigenden Worte gesagt:

„Ich entfliehe von diesem Orte nicht! Wohin sollte ich gebrechlicher Greis mich auch wohl wenden?"

Seitdem durften die Schüler des Meisters aus- und eingehen, wie sie wollten, während Glaukon, mehr durch den Unterricht des Sokrates, als durch das von Kriton empfangene Geld zur Milde geleitet, den Greis mehr wie einen Gast, denn als Gefangenen behandelte. Dieser Ergebenheit des Wächters war es auch zuzuschreiben, daß derselbe in dunkler Nacht den Meister weckte und sagte:

„Deinem Lieblinge Xenophon droht Gefahr! Es haben sich unehrliche Menschen gefunden, die ihn beim Archontenkollegium angeklagt, daß er im Dienste und Solde Spartas stehe; infolgedessen ist seine Verhaftung beschlossen. Möge er, der Tapfere, fliehen, ehe es zu spät ist!"

„Ich danke dir, Glaukon," entgegnete Sokrates, „unter die besten Thaten der Menschheit werden die Götter einst rechnen, was du heute gethan!"

Er ließ Xenophon durch Kriton sogleich benachrichtigen, nahm von ihm Abschied und sagte:

„Mein Xenophon, ziehe ruhig deine Straße! Zwar thut es nie gut, dem engeren Vaterlande untreu zu werden; da dein Herz aber in Sparta weilt, warum wolltest du da Rücksicht auf den Leib nehmen! Eile, die Götter geleiten dich!"

„Und du, Meister?" fragte jener bestürzt. „Du weißt doch wohl schon von Kriton, daß alles zu deiner Flucht bereit ist? Alkimos, der riesige Grobschmied, wird die Gitterstangen dieses Kerkerfensters einschlagen, Glaukon aber, der durch vier Talente gewonnen ist, wird schlafen; dem Soldaten draußen werden mit zwei Talenten die Ohren verstopft werden! Da steht Kriton, er wird dir alles bestätigen!"

Kriton nickte wehmütig:

„Obwohl es eine schimpfliche Flucht ist, mein Sokrates, so bleibt doch nur dieses eine Mittel, dein teures Leben zu retten!"

Sokrates sah ihn ernst an:

„Und du kennst mich so schlecht, daß du glaubtest, ich würde in diese Flucht willigen? — O, niemals!"

„Auch wenn ich dich fußfällig bitte?" Er umklammerte dabei die Kniee des Greises.

Aber Sokrates blieb fest:

„Auch dann nicht! Siehe, wäre ich schuldig, ich entliefe doch der Strafe des Gewissens nicht, weder in Sparta noch in Theben; da ich aber unschuldig bin, sollte ich der guten Sache solchen Makel anthun und durch meine Flucht mich als schuldig bekennen?"

Die beiden senkten die Köpfe, Xenophon bat dann um den Segen des Greises und eilte, nach schnellstem Abschiede von allem, was er noch in Athen liebte, auf Schleichwegen aus den Mauern der Stadt. Kriton jedoch gab die Hoffnung, den Sokrates umzustimmen, noch nicht auf; er hatte für sich einen ganz besonderen Plan entworfen.

Inzwischen verflossen die vierzig Gnadentage und Ritter Adoleskos erschien, Sokrates in Gegenwart des Glaukon anzuzeigen, daß er übermorgen den Giftbecher trinken müsse, wobei er sich zugleich entschuldigte, daß er der Ueberbringer solcher Botschaft sein müsse.

Der edle Greis nahm sie heiter auf und entgegnete:

„Du bringst mir Genesung von der Krankheit des Alters; ich danke dir!"

Damit war die Sache abgethan; Adoleskos ging kopfschüttelnd.

Am anderen Morgen erschienen alle Schüler des Verurteilten im Gefängnisse und nahmen seine Abschiedsworte entgegen. Gleich zu Anfang vermißte Sokrates aber den Platon und fragte:

„Wo ist denn mein Platon?"

Da meldete Kriton seine Erkrankung.

„Kummer und Gram um dein Schicksal, teuerster Meister, haben ihn auf das Siechenlager geworfen!" setzte er hinzu.

Da wehrte Sokrates den Kriton mit der Hand ab und sagte:

„Mein Weg ist nur bis an die Pforte des Lebens, Tod genannt, dunkel; von da an wird es licht und zuletzt göttlich klar. Sendet dem guten Platon aber den Arzt Machaon, der geschickt ist und die Fieber stets mit Erfolg bekämpft!"

Am Nachmittage schickte Kriton Xantippe, Sokrates' Gattin, mit dem ältesten Sohne, Lamprokles, und dem jüngsten, Menexenos, der kaum gehen konnte, in den Turm des Areopag. Welch ein Abschied! Sokrates blieb gelassen, Xantippe raste. Der edle Greis hieß sie fortschaffen und küßte das Söhnchen auf die Stirn, dem Lamprokles gab er die Hand und sagte: „Du bist ein tüchtiger Bildhauer geworden, wie dein Großvater Sophroniskos war! Werde auch meiner würdig und sorge für deine Mutter und jüngeren Geschwister, wenn ich nicht mehr bin!"

Dieser Abschied hatte den großen Mann weich gemacht.

So brach der Abend herein. Kriton, Kritobulos, Apollodoros, Kebes und Simmias waren bei dem Meister, der heute zum letztenmal die Sonne untergehen und die Akropolis in ihrem rötlich-goldenen Widerschein schimmern sah, denn am morgenden Tage mit dem frühesten sollte der Schierling in den Becher eingerieben werden.

Da erklärte Kriton plötzlich:

„Meister, wir können dich nicht sterben lassen, und wenn du nicht freiwillig fliehst, so entführen wir dich mit Gewalt! Tritt ein, Alkimos!"

Sogleich war der Grobschmied bei der Hand, küßte dem Sokrates die Rechte und fragte dann:

„Ist's so weit? Wenn ich die Stangen zerhauen, so daß es aussieht, als wäre der Gefangene durchs Fenster entflohen, trage ich unseren göttlichen Meister auf diesen meinen starken Armen, wohin ihr wollt!"

Und er griff zum schweren Hammer, den er mitgebracht.

„Also das ist's?" fragte Sokrates. „So wisset denn, meine Lieben, wer mich gewaltsam von hier entführt, den trifft mein — Fluch!"

Alkimos taumelte zurück; Sokrates aber sagte sanft wie sonst:

„Gehe heim, Meister; bleibe treu und übertrage deine Freundschaft auf diese meine Lieben! Lebewohl!"

Jener wankte hinaus; die Schüler aber standen beschämt da, bis Apollodoros sagte:

„So willst du denn sterben, Teuerster? Ach, wenn du nur nicht so unschuldig stürbest!"

„Wäre es dir denn lieber, Apollodor," entgegnete nun Sokrates und streichelte seinen Lockenkopf, „wenn ich schuldig stürbe? — Dieses Leben gehört dem Gesetze, was drüber hinausliegt, der Gottheit! — Setzt euch aber zu mir, daß ich euch meine letzten Gedanken über den Daimon und jenes Leben sage!"

Er redete nun die ganze Nacht, bis die Sonne aufging, von den letzten Dingen des Menschen, was nach Kritons Mitteilungen Platon später in seinem göttlichen Buche „Phaidon" der Welt überliefert hat. Als Kriton ihn erinnerte, daß es bald Zeit sei, noch einmal der Ruhe zu pflegen, entgegnete der mutige Greis lächelnd:

„Liebster Freund, ich werde demnächst das Versäumte nachholen!"

Nun ging die Sonne auf und kopfschüttelnd erschien Glaukon, den Becher des Urteils und der Vernichtung in der Hand.

Sokrates ergriff ihn und sagte:

„Warum noch mit dem Leben geizen, da die Sanduhr abgelaufen? — Wie muß ich ihn nehmen, Glaukon?"

Dieser küßte dem Greise die Hand:

„Verzeihe mir, göttlicher Mann, daß ich dir den Becher reichen mußte! Trinke ihn rasch aus und gehe dann auf und ab, bis dir die Füße den Dienst versagen!"

Er verhüllte sein Angesicht und wankte hinaus.

Da hob Sokrates den Becher froh wie beim Mahle empor und sagte:

„Dir Zeus, Erschaffer, gebe ich die unsterbliche Seele zurück!"

Er leerte den Becher mit einem Zuge, so daß die Schüler laut jammerten, der Greis aber rief tadelnd:

„Ich meinte, ich hätte die Weiber fortgeschickt? — Höret lieber mein letztes Wort!" Damit fuhr er fort:

„Du, Kriton, der du ein mutiges Herz besitzest, sollst meinen letzten Willen vollziehen, den ich hier auf diese Wachstafeln gesetzt! Willst du?"

Kriton schluchzte laut auf und umschlang den geliebten Lehrer.

Dieser machte sich sanft los und wanderte schweigend auf und ab.

Da faßte sich Kriton ein Herz und fragte:

„O Tag des Jammers, daß ich es fragen muß: wie soll ich deinen geliebten Leichnam, Meister, begraben?"

„Thue, wie du willst!" lächelte der Greis. „Was ihr begrabt, ist nur der schlechteste Teil meines Ich; der bessere enteilt in die Heimat der Götter! — Doch, ich will mich setzen!"

In diesem Augenblicke ging die Sonne auf. Noch einmal erhob sich Sokrates, blickte durchs Fenster auf die strahlende Burg und rief leise:

„Die Götter wollen mein Athen segnen! Vergiß es nicht, Kriton, dem Aeskulap für meine Genesung einen Hahn zu opfern!"

Er sank auf das Ruhelager und verhüllte sein Haupt. Damit entfloh die Seele dem gebrechlichen Körper ohne jeglichen Klagelaut.

Als Adoleskos kam, um nachzusehen, ob das Urteil vollstreckt, fand er die Schüler des Meisters betend bei der Leiche. Er übergab diese dem Kriton, der sie sogleich auf dem Hofe des Gefängnisses verbrennen ließ, die Asche in eine Urne that und diese in Gegenwart Xantippens und der Söhne des Toten in einem Garten des Kerameikos, der einem Verwandten Apollodors gehörte, in einem Cypressenhain beisetzte. Nachtigallen singen nun über seinen sterblichen Ueberresten süße Schlummerlieder.

Tags darauf zerstreuten sich die Schüler des großen Meisters nach allen Strichen der Windrose über Griechenland.

* * *

Es waren fünf Jahre vergangen. Der lastende Druck des spartanischen Uebergewichtes war durch den tapferen Konon, der bei Knidos die spartanische Flotte mit Mann und Maus in den Grund bohrte, trotz des Sieges des lakedämonischen Löwen

Aegesilaos bei Koroneia von Athen genommen. Die Städte Griechenlands schlossen sich an ihre alte Vorkämpferin wieder an, und die herrschende Partei hatte durch Konons Einfluß einen gewaltigen Stoß empfangen und wurde in der Folge ganz beiseite geschoben.

Xenophon hatte indes an den Siegen des Aegesilaos teilgenommen. Zu Skillos endlich zur Ruhe gekommen, verfaßte er die Verteidigung seines gemordeten Meisters Sokrates, die „Apologie". Fast gleichzeitig erschien Platons großartiges Werk „Phaidon", in welchem er den Sokrates malte, wie er wirklich gewesen und nicht wie ihn die Welt seit der ersten Aufführung der „Wolken" angesehen. Beide Schriften hatten Erfolg: die öffentliche Meinung wandelte sich vollkommen um, die Gymnasien wurden geschlossen und Trauer bemächtigte sich der attischen Nation.

In dieser Zeit war es, daß Hippo abermals ein Fuhrwerk seines Herrn, des Ritters Adoleskos, zu dem Schmied Alkimos brachte. Gerade wie zu Anfang unserer Erzählung treffen wir denselben geschwärzt wie einen Cyklopen mit den Gesellen am schweren Ambos schaffend, daß die Funken sprühen. Endlich tritt eine Pause ein.

„Wie geht es deinem Herrn?" fragte Alkimos.

„Er läßt den Kopf hängen!"

„Ei, warum?"

„Ach, du erinnerst dich der schönen Frau Rhodia, der Gattin Lykons?"

„Des verhaßten Anklägers des gemordeten Sokrates? Ganz wohl, Hippo!"

„Du weißt auch, daß in ihrem Hause die einflußreichsten Männer der Stadt zusammenströmten, wie einst bei der Aspasia!"

„Sehr wohl!"

„Unter diesen präsidierte sie dann wie eine Königin!"

Ansicht eines Pfahlbaudorfes.

„Haha!"

„Meinen Herrn hat sie sonst stets bevorzugt, jetzt aber besucht er diese Gesellschaften nicht mehr! Ich glaube, das ist sein Kummer!"

„Hm! Wer hat ihn denn verdrängt?"

„Eine ganze Partei, die es mit Sparta halten soll!"

„Ei!"

Alkimos dachte darüber nach, beriet sich mit Timon, Dorios und Mylos, seinen intimen Freunden, und zog dann auch den reichen Karion, den wir schon kennen, ins Geheimnis. Lykons Haus ward nun Tag und Nacht mit Argusaugen bewacht, und bald wußte man, daß ein Spartaner heimlich aus und ein ging. Dann verschwand dieser und nun übernahm Melytos für reichen Lohn die Beförderung der Wachstafeln. Von Sparta aus wurde nämlich die Gewinnung einer Partei zur Ueberraschung der Stadt Athen angestrebt.

Als die fünf Verbündeten alles sicher erkundet, traten sie eines Tages vor die Archonten. Alkimos, als der Mutigste, führte das Wort, Karion, der Rede nicht besonders mächtig, mußte vermöge seines Reichtums den anderen Ansehen verschaffen, also daß das Archontenkollegium die Anklage gegen Melytos, Anytos und Lykon annahm. Zu der Gerichtsversammlung in der Königshalle strömte viel Volk zusammen, unsere fünf Freunde aber waren als Zeugen innerhalb der Schranken.

Nach der Verlesung der Anklage ward den Angeklagten, die gefesselt vorgeführt wurden, das Wort erteilt. Sie brachen alle unter der Last der Anklage zusammen, nur Melytos meinte frech, wer denn seine Verkläger seien? Ein Fleischer, ein Oelhändler, ein Bottichmacher, ein Grobschmied und ein — Wucherer — damit meinte er Karion, der indes gar keine Geldgeschäfte machte; — aber es sei ja bekannt, daß sich der Gerichtete stets nur mit Schustern, Gerbern, Eseltreibern und solchem Gesindel abgegeben, und dieser Bekanntschaft und daß er Sokrates einst angeklagt im Interesse des Staates, danke er heute die gehässige Beschuldigung, obwohl er rein sei wie das Wasser einer Felsenquelle. Aber die Zeugenaussagen erdrückten ihn, noch mehr jedoch das Bekenntnis des Lykon und Anytos. Das Gericht war bald seines Spruches schlüssig: Lykon und Anytos mußten das bittere Brot der Verbannung fortan essen, Melytos aber, als der Anstifter des ganzen Handels mit dem verhaßten Sparta, ward zum — Tode durch den Schierlingsbecher verurteilt.

Als dieser Spruch abgegeben ward, stieß Alkimos einen Jubelruf aus und rief:

„Väter des Staates, Mitglieder der Heliäa, nun hat der Schatten des Sokrates Ruhe! Wohl dem Staate, in dem Gerechtigkeit blüht!"

Zwar mußte der vorsitzende Archont dem Redner Schweigen auferlegen, wie es die Würde des Ortes verlangte; doch beantragte er zweierlei: erstlich dem Grobschmiede von Athen den Dank des Staates zu votieren, sodann aber zweitens zur Versöhnung der Manen des einst infolge gehässigen Neides unschuldig Verurteilten demselben auf dem Markte eine Bildsäule auf Staatskosten zu setzen.

So geschah es und Alkimos verließ stolzen Schrittes die Versammlung. Melytos starb feige; alle Welt aber sprach von dem braven, mutigen Grobschmied von Athen.

Ueber Pfahlbauten.

In der Kulturgeschichte der Menschheit und im gesamten Völkerleben gibt es gewisse Entwickelungsstufen, welche alle Völker in den verschiedensten Weltteilen zu durchlaufen hatten, — Perioden, wo der Mensch noch nicht die Kunst der Metallbearbeitung kannte und sich seine Waffen und Werkzeuge aus Feuerstein und anderen harten Steinarten verfertigte, wo er scharenweise in Höhlen wohnte oder wo er am Ufer von Flüssen und Seen sich Hütten auf Pfählen erbaute, die er in eine künstlich gefestigte Uferstrecke eingetrieben hatte, und wo er nun von Landbau, Jagd und Fischfang zehrte und lebte. Meine lieben Kameraden, in dieser Weise leben heutzutage im sog. Indonesien, Sunda-Inseln, auf Uruguinea und in Ozeanien noch viele Millionen Menschen von halbwilden Völkerschaften, und ganz in derselben Weise haben vor einigen tausend Jahren unsere deutschen Vorfahren, die alten keltischen Pfahlbauer, an unseren deutschen Seen, vom Fuße der Alpen bis an die Küsten der Ostsee hinauf, auch gelebt, wie wir nun seit ungefähr 35 Jahren wissen. Im Winter 1853/54 entdeckte man bei Meilen am Züricher See auf einer trockengelegten Stelle des Seebeckens in der sandigen Bodenschicht eine Menge regelmäßig eingerammter Pfähle von ziemlich gleicher Höhe und zwischen denselben eine sogen. „Kulturschicht" von dunkelgefärbtem Letten, untermischt mit vielen meist noch wohlerhaltenen organischen Stoffen und einer Menge Abfälle von menschlicher Nahrung und Thätigkeit, und darunter und dazwischen Knochen von Tieren und von menschlichen Schädeln. Aehnliche Pfahlbauten wurden auch anderwärts an den schweizer Seen gefunden und genau untersucht; sie bewiesen zur vollen Gewißheit, daß diese Pfahlbauten die Ueberbleibsel der Wohnungen der alten lakustrischen Helvetier waren. Diese Pfähle waren teils junge Stämme, teils Spälter von Eichen, Buchen, Birken und Fichten, meist 12 cm dick und 2—3 m lang, und reihenweise, parallel zu einander oder zum Ufer und in Zwischenräumen von etwa 40 cm gerade ins Wasser hinein verlaufend; die Pfähle waren an den unteren Enden entweder durch Abbrennen oder durch Behauen mit Steinbeilen zugespitzt. Diese Pfähle bildeten Röste, auf denen Querschwellen als Unterlagen zu Stegen oder zu Hütten lagen, in denen die Pfahlbauer wohnten, wie sie unser nebiger Holzschnitt veranschaulicht. Wer diese Pfahlbauer waren und woher sie kamen, ja selbst von welcher Statur sie waren, das vermögen wir heute nicht mehr zu sagen. Aber so viel geht aus ihren genau untersuchten Reliquien hervor, daß sie schon eine gewisse Kultur besaßen, Getreide, nämlich Weizen und Hirse bauten, auf Handmühlen mahlten und zu Brot verbackten, daß sie Holzäpfel und Holzbirnen, Schlehen und Waldkirschen dörrten und verspeisten, Hülsenfrüchte kannten, den Bären, Urochsen, Wisent, Elentier, Damhirsch und Steinbock jagten, von deren Fleisch lebten, sich in deren Häute kleideten, aus deren Knochen ihre Geräte verfertigten. Außerdem hatten sie Kähne, sogen. Einbäume aus ausgehöhlten Baumstämmen, strickten Netze aus Hanf, flochten Angelleinen, Körbe und Matten, spannen Garn aus Hanf und Flachs und wußten dasselbe teils zu verflechten, teils zu glatten und gemusterten Zeugen zu verweben. Allein außerdem trieben die Pfahlbauer auch Viehzucht, hatten Rinder, Ziegen, Katzen und Hunde und verstanden sich auf verschiedene technische Fertigkeiten: auf Zimmerkunst, auf Verarbeitung von Knochen zu Fischangeln, Waffen, Spinnwirbeln, Werkzeugen 2c., bedienten sich des Feuersteins, des Nephrits, des Diallag und der Hornblende zur Anfertigung von Beilen, Pfeil- und Lanzenspitzen, Dolchen 2c. Später lernten sie die Bronze kennen und hübsch verarbeiten, und so sind wir in den Stand gesetzt, mit Grund zu vermuten, daß die Periode der Pfahlbauer gerade zwischen die sog. Stein- und die Bronzezeit fällt, worauf auch die Technik ihrer Töpferei deutet. So ist die Periode der Pfahlbauer eine der interessantesten Entwickelungsstufen in der Kulturgeschichte der Menschheit, und es sei allen Kameraden empfohlen, sich in den größeren wissenschaftlichen Sammlungen und Museen mit den Ueberbleibseln aus den Pfahlbauten genauer bekannt zu machen, um jene wichtige Uebergangszeit in der Kultur der Menschheit in allen Einzelheiten kennen zu lernen.

Schutzmittel der Raupen.

Wer von meinen jungen Kameraden lebende Raupen sammelt, um Puppen und Schmetterlinge daraus zu züchten, wird bald die überraschende Entdeckung machen, daß einige Raupen sich nicht so ohne weiteres ergreifen lassen — daß sie sich vielmehr gegen den Angriff auf ihre Freiheit zu schützen und zu verteidigen suchen. Die Art und Weise, wie dies geschieht, ist recht mannigfaltig. Uebrigens bringen jene Raupen ihre Bemühungen, sich gegen Angriffe und Gefahren zu verteidigen, auch gegen ihre natürlichen Feinde, als da sind Raubinsekten und insektenfressende Vögel, in Anwendung. In der freien Natur, wo der „Kampf ums Dasein" sich in jeder Minute mit unerbittlicher Grausamkeit abspielt, haben die schwachen Würmlein mehr als hinreichend Gelegenheit, ihre natürlichen Schutzmittel und Waffen gebrauchen und erproben zu lernen.

Die meisten Raupen lassen sich, sobald sie beunruhigt werden, an einem selbstgesponnenen Faden sofort von der Pflanze, auf der sie gerade saßen, hinabfallen. Auf dem Boden, zwischen Gräsern, Blumen und Moosen, entgehen sie dann leicht den Blicken des Feindes.

Andere Raupen schlagen, sobald sie eine Gefahr in ihrer unmittelbaren Nähe wittern, mit dem Kopfe oder dem Schwanze

hin und her. Die schwarze, weißgepunktete, mit Dornen besetzte Raupe des Tagpfauenauges z. B. schlägt mit dem Kopfe um sich und gibt zudem noch einen grünlichen Saft von sich. In gleicher Weise verfährt die schwarze, mit gelben Punkten und Streifen gezeichnete Dornenraupe des kleinen Fuchses oder Brennnesselfalters, Vanessa urticae.

Die grüne, mit schwarzen Querstreifen und roten Tüpfeln geschmückte, im Uebrigen nackte und feiste Raupe des Schwalbenschwanzes oder Fenchelfalters, Papilio Machaon, vermag es, hinter dem Kopfe zwei gelbe, übelriechende Fleischhörner aufzustülpen. Sie scheint dadurch für Vögel ein unschmackhafter Bissen zu werden.

Die lange, platte, kräftig geringelte, fast nackte, schmutzig kirschrote Weidenbohrerraupe (Cossus ligniperda), welche ihre Anwesenheit durch einen bisamartigen Duft verrät, verteidigt sich durch ihre kräftigen Freßzangen und weicht langsam zurück; dabei spritzt sie einen rötlichen Saft aus dem Munde.

Aehnlich wie die vorgenannte Art, verfährt die unbehaarte, schön grün gefärbte, mit dunklem, hellfarbig umrandeten Längsbande (auf dem Rücken) gezeichnete Raupe des Bandweidenspinners (Bombyx s. Harpya vinula), die sogenannte Gabelraupe; sie spritzt, wenn sie beunruhigt wird, fußweit einen scharfen Saft von sich, wobei sie rötliche Fäden aus ihren zwei Schwanzspitzen hervorschießt.

Die nackten, langsamen Spannerraupen, von denen viele eine täuschende Aehnlichkeit mit den knotigen, braunen, grauen oder grünlichen Holzreisern haben, auf denen sie sitzen, verharren, wenn sie eine Gefahr merken, in einem der Erstarrung ähnlichen Zustande, wodurch sie dem Holzreis noch ähnlicher werden. Doch ist ihnen diese starre Haltung auch zur Zeit der Ruhe eigen. Sie halten sich nämlich mit den beiden letzten Beinpaaren an einem Zweige fest und strecken den vorderen Körperteil stabförmig empor, in welcher Stellung sie genau dem Teile eines Zweiges gleichen.

Ueberhaupt gibt es viele Raupen, die durch ihre Färbung, verbunden mit einer eigentümlichen Gestalt und Haltung, ihrer Umgebung in hohem Grade ähnlich sehen und dadurch vor Entdeckung geschützt sind. Sie gleichen der Baumrinde, den Baumflechten, einem zusammengerollten Blatte ꝛc. Alle diese pflegen sich bei Annäherung eines Feindes unbeweglich und sehr fest an derselben Stelle zu halten, während die mit der Umgebung in Gegensatz stehenden, besonders die durch dichten und auffälligen Haarpelz sich von derselben stark abhebenden Arten, bei verdächtiger Erschütterung ihres Ruheplatzes sich sofort von demselben herabfallen lassen.

Die dicht- und langpelzigen Bärenraupen stellen sich bei der geringsten Berührung tot, indem sie sich zusammenrollen und bestrebt scheinen, ihren Kopf zu schützen.

Die grauschwarze, oben hellere und mit schwarzen Flecken, dunklen Linien und roten Warzen gezeichnete Raupe des Pflaumenflechtenspinners (Bombyx s. Lithosia quadra) vermag durch einen Sprung einen ziemlich entfernten Punkt zu erreichen, aber nur einen solchen, der tiefer liegt.

Dieselbe Fähigkeit besitzt die grauweiße, schwarz punktierte, mit drei gelben Längslinien gezeichnete Raupe der Rainfarneule (Noctua tanaceti), doch macht sie den Sprung nur dann, wenn sie von einem Feinde belästigt wird.

Sehr viele Raupen sind nur des Nachts munter und gehen dann ihrer Nahrung nach, während sie am Tage in Borkenritzen, unter abgefallenen Blättern, in der Erde, in Gespinnsten u. s. w. ruhend sich verborgen halten.

So besitzt fast jede Raupenart ihre merkwürdigen Schutz- und Verteidigungsmittel, und dem aufmerksamen Beobachter eröffnet sich hier ein anziehendes Feld neuer Entdeckungen.

Die „gute, alte Zeit“.

Es ist eine landläufige Redensart, daß Liebe, Treue und Freundschaft unter den Menschen nicht mehr zu finden sei. Ohne die rührenden Beispiele hingebenden Opfermutes und edler Selbstverleugnung eines Hartmann von Sieben eichen, der sich für seinen Kaiser opferte, eines Stallmeisters von Froben, der für seinen Herrn, den großen Kurfürsten von Brandenburg, starb, einer Johanna Sebus, die für ihre alte Mutter, die sie retten wollte, freudig den Tod erlitt, und viele andere herrliche Beweise von Liebe und Anhänglichkeit aus der Vergangenheit herabsetzen zu wollen, darf doch auch die Gegenwart von zahlreichen Großthaten und erhebenden Beispielen echter Kindes-, Vaterlands- und allgemeiner Menschenliebe berichten.

Wie viel Edelmut ist nicht allein in den letzten deutschen Kriegen offenbar geworden. Nach der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866 fand man am Abend spät noch einen schwer verwundeten westfälischen Krieger auf dem Kampfplatze. Als er auf den Wagen gehoben werden sollte, auf dem nur noch für einen Mann Platz war, erklärte er, auf einen neben ihm in tiefer Ohnmacht liegenden und eines Fußes beraubten Oesterreicher deutend: „Nicht von der Stelle ohne diesen, denn er ist es gewesen, der mir zuerst meine Wunden notdürftig verbunden hat.“

Vor einigen Jahren ging eine Erzieherin im Posenschen einem tollen Hunde, welcher die von ihr ins Freie geführten vier Kinder bedrohte, mutig entgegen, rang mit dem wütenden Tiere, wurde gebissen, hielt es aber fest, solange es den Kindern gefährlich werden konnte. Darauf ging sie selbst in das Hospital und erwartete den Ausbruch der schrecklichen Krankheit, welcher denn auch bald erfolgte. Der Tod machte ihrem Leben ein Ende.

Und also ließen sich dicke Bücher schreiben. Wenige Schritte nur von meinem Hause befindet sich ein tiefer Weiher, der „Schwanenteich“ genannt, der sich im Winter mit seiner ausgedehnten Eisfläche den Kindern zum Schlittschuhlauf und anderen Eisvergnügungen darbietet und von dem munteren Völkchen denn auch fleißig besucht wird. So war es auch am 9. Dezember des Jahres 1883, einem Sonntagnachmittag, als ein Häuflein Kinder sich über eine noch nicht ganz tragfähige Stelle bewegte, einbrach und unterging. Ein Soldat, der zufällig vorüberging und das Unglück sah, sprang entschlossen die Böschung hinab und beantwortete die Abmahnung der Nahestehenden, daß hier Rettung unmöglich sei, mit den Worten: „Laßt mich! Ich muß helfen, und wenn es mein Tod wäre!“ Und es war sein Tod. Zwar gelangte er bis zu der Stelle, wo vier Kinder unter das Eis geraten waren, brachte auch zwei davon ein Stück völlig leblos dem Ufer näher, versank dann aber selbst und ward erst in der Nacht mit den vier Kindern, um die er sein junges Leben dahingegeben hatte, aus den kalten Fluten herausgezogen.

Der Sagamann

erzählte in Prosa, was der Skalde in Versen besang und half mit letzterem die Geschichte von Generation zu Generation fortpflanzen, die einzige Ueberlieferung bis zu dem Zeitpunkte, wo man anfing, Bücher zu schreiben. Freilich bewegte er sich nicht nur auf historischem Boden, auch das Märchen hörte man gerne — eine Eigentümlichkeit der Skandinavier, die sie mit den Orientalen und den wilden Völkerschaften Amerikas gemein haben.

Ein Pfingststrauß.

Wer geht mit mir hinaus, um einen Pfingststrauß zu pflücken?

Alle, alle wollt ihr mit — ja, so ist's recht! Wenn zu irgend einem Feste, so haben wir gern zum frohen Pfingstfeste einen frischen Strauß von Grün und Blumen im Hause.

Pfingsten ist das Fest der Freude,
Das da feiern Wald und Heide —

und einen Abglanz dieser Feier, ein Zeugnis des wiedergekehrten, vollentfalteten Frühlings gibt uns der frische, üppige Strauß, der am Pfingstfeste in unseren Wohnungen, auf dem Tisch oder Fensterbrette prangt. Pfingstwonne, Maienwonne strahlt und duftet uns aus den grünen Blättern, den bunten Blüten entgegen.

Was pflücken wir aber am besten zu diesem Strauße? Aus der reichen Fülle von jungem Grün und bunten Blumen, womit die freie Natur, dieser Garten Gottes, zur Pfingstzeit überfäet ist, wählen wir diesmal solche Pflanzen, welchen alte Volkssitte, alte Volksanschauung irgend eine Beziehung zum Pfingstfeste gegeben hat. Echte „Pfingstblumen" also sind's, nach denen wir uns bücken, nach denen wir die Hand ausstrecken.

Zunächst brechen wir einige Zweige von der Birke — Zweige mit hellgrünen, zarten, harzduftigen Blättchen. Denn die Weißbirke, Betula alba, wird mit altem Namen geradezu Pfingstmaie genannt, und nach altem Brauch werden in vielen deutschen Städten zu Pfingsten abgeschnittene „Maien" vor die Hausthüren gepflanzt, auch vor die Stubenthüren gestellt, damit sie als rechte Frühlingsboten Maienwonne hineintragen in die Häuser. „Wunnebaum", „Wonnebaum", „Maienbaum" heißt deshalb auch die Birke in alten Liedern und Aufzeichnungen. Die Birke trägt zuerst den Frühling in den Wald und auf die Heide; kaum wehen nach eisigen Wintermonden lindere Lüfte, so brechen aus den hängenden Birkenzweigen die zarten, gerippten, balsamisch duftenden Blättchen, die im Zustand voller Entwickelung niedliche Dreiecke bilden, und, vom Strahl der Sonne durchleuchtet, wie grüne Glastäfelchen über dem silberweißen Stamme funkeln. Wie Schneeglöckchen, Primeln und Veilchen unter den Blumen, so gilt die Birke unter den Bäumen recht eigentlich als Frühlingszeichen. Deshalb besitzt sie jedermanns Zuneigung. „Nächst der Linde liebt das Volk keinen anderen Baum so wie die Birke ... Bei den Brunnenfesten, z. B. im westlichen Thüringen, spielen die „Maien" eine große Rolle; sie werden um die Brunnen gesetzt und mit Bändern geschmückt. Jemand eine Maie setzen, ist ein Zeichen der größten Verehrung und Liebe, und die Redensart: „dem oder der wird eine Maie gesteckt", hat eine tiefe Bedeutung. Diese Maien sind so beliebt, daß sogar Birken und Birkensträuße aus dem Thüringerwald weit hinab nach Franken zum Verkauf gebracht werden, besonders von Riechbirken, welche einen viel kräftigeren Geruch haben. Festsäle und Kirchen werden mit Maien geschmückt, und den Weg für den Festzug zur Kirche sieht man oft damit besetzt. Daß auch dieser Gebrauch aus der germanischen Vorzeit stammt, geht daraus hervor, daß Bonifacius, der Apostel der Deutschen, dagegen eiferte, weil es teuflisch sei. Das Peitschen mit grünen Birkenzweigen nach Dampfbädern beruht sicher auf Resten von Aberglauben, weil es das Landvolk gegen äußere Entzündung und Gliederschmerz thut. Kranken Rindern und Pferden bindet man hie und da frische Birkenkränze um den Hals. Die deutschen Volkslieder und Dichter erwähnen die Birke selten, desto mehr die nordslawischen, lettischen, esthnischen Volkslieder*).

Zu den grünen Birkenzweigen in unserem Pfingststrauße fügen wir die mit großen, goldgelben Schmetterlingsblüten vollbehangenen Ruten des Besenginsters, Spartium scoparium, denn dieser wird infolge seiner Blütezeit in vielen Gegenden Deutschlands Pfingstpfriemen genannt. (Die Bezeichnung „Pfriemen" rührt von der pfriemenartigen Form der scharfkantigen grünen Ruten her.) Das ganze Jahr hindurch steht der Strauch mit kahlen grünen Ruten da, an denen kaum die winzigen Blättchen zu sehen sind; wenn aber die Pfingstzeit kommt, dann brechen tausend und aber tausend gelber Blüten aus jedem Strauche, hundert und aber hundert aus jedem Zweige, — eine Blütenüberschwenglichkeit, wie kein anderer deutscher Strauch sie aufzuweisen hat. Dabei wächst der Pfingstpfriemen gern gesellig. In Westfalen und Rheinland sind ganze Hügelreihen davon so bedeckt, daß sie zu Pfingsten stundenweit gelb leuchten; die sandigen Heidewege, die Ränder der Kiefernwälder sind von den blühenden Sträuchern so umsäumt, als loderten gelbe Flammen empor:

Wie Feuerflammen loht's entlang
Am Waldessaum und Wegesrand,
Bis in die blaue Ferne wallt
Der lichterlohe Blütenbrand.

Tausende von Insekten umschwirren die reiche Honigweide, und ein angenehmer Duft erfüllt ringsum die Lüfte, durch welche die Töne der Pfingstglocken freudig hin und her wogen.

Pfingsten ist das Fest der feurigen Zungen — darum wollen uns die feuergelben Blüten gar wohl zu unserem Strauße gefallen.

Dort am Grabenrande leuchtet noch eine gelbe Blüte, groß und herrlich, welche das Volk mit dem Namen Pfingstblume oder Pfingstlilie getauft hat. Es ist die Blüte der gelben Schwertlilie, Iris Pseudacorus. Wie Schwertklingen starren die breiten, platten, zweikantigen Laubblätter von bläulichgrüner Farbe, und dazwischen erheben sich zwei bis drei Fuß hohe stielrunde Blütenstengel, von denen jeder mehrere große, hellgelbe, regelmäßige Blumenkronen trägt. Nach alter deutscher Sitte wurde am Pfingstfeste ein bekränztes Mädchen, eine sogen. Pfingstbraut, umhergeführt, mit Laub und Blumen verhüllt, wie ein großer Blumenstrauß; das Gesicht aber bedeckte ein Schleier von „Siebenfarbenblumen". Diese Siebenfarbenblumen sind aber nichts anderes, als die gelben Schwertlilien, denn der lateinische Name der letzteren, Iris, heißt „Regenbogen", der ja sieben Farben zeigt. Jener Umzug der Pfingstbraut wird, nebenbei gesagt, von den Kennern deutscher Vergangenheit als ein Ueberbleibsel der alten Umzüge der Frühlingsgöttin Ostara gedeutet.

Jetzt haben wir aber Gelb genug in unserem Strauße, und begierig bücken wir uns nach den blaßlilafarbigen, hochgestengelten Blüten des Wiesenschaumkrautes, Cardamine pratensis, welches wegen seiner Blütezeit in Westfalen vieler Orten Pfingstblume genannt wird. Die ganze Wiese steht voll davon, und es ist nicht anders, als hätten hochgehende Wellen weißlichen Schaum zurückgelassen. Daher auch wohl der Name Schaumkraut. Nach anderer Angabe soll diese Bezeichnung daher rühren, daß sich an dem

*) Deutsche Bäume und Wälder. Von Hermann Jäger. Leipzig. K. Scholtze.

Tod des Sokrates.

Stengel nicht selten ein weißer Schaum vorfindet, der durch die kleinen Larven der Schaumcikade entsteht. Diese Larven leben nämlich am Stengel verschiedener Gewächse (an Grashalmen, Weidenzweigen u. s. w.) und bohren Löcher in denselben; der herausfließende Saft wird durch Beimischung von Luft zu einem weißen Schaumklümpchen, worin sich das Tierchen vor seinen Feinden versteckt. Der Volksglaube nahm an, der Kuckuck (der den Schaumcikaden nachstellt) habe diesen Schaum hingespieen, daher nennt man denselben bis auf den heutigen Tag „Kuckucksspeichel".

„Zahme" Blumen — wie wir die in den Gärten gepflegten Blumen im Gegensatze zu den „wilden" der freien Natur nennen — nehmen sich nicht harmonisch zu unserem Wildblumenstrauße aus; sonst würden wir uns dort aus dem Bauerngarten die Pfingstrose oder Päonie erbitten, die über einem kugeligen Busch von kräftigem Grün ihre dicken blutroten Blumenbälle entfaltet. Sie ist in China der allgemeine Liebling; auch bei uns ist sie neben Feuerlilien und Eisenhut das Hauptstück im bäuerlichen Blumengarten. Uebrigens sehen die ursprünglichen einfachen Formen der Pfingstrose weit hübscher aus, als die gefüllten, welche der Blume etwas Plumpes, Steifes verleihen. Wildwachsende Arten kommen in Süddeutschland vor, ferner in den mittleren Ländern Asiens, in Sibirien, der Tartarei und China.

Den Namen Pfingstrose führen auch zwei wilde Rosenarten, die als Heckenrosen in Dorfgärten nicht selten verwendet werden und früher blühen als die meisten anderen Rosen; diese zwei Rosenarten sind: Rosa bicolor und Rosa cinnamomea.

Wären wir im Nahethale, so könnten wir unserem prächtigen Pfingststrauße auch noch eine wildwachsende Pfingstnelke, Dianthus plumarius, hinzufügen. Und in Oberösterreich würde die herrlich duftende Pfingstviole, auch Pfingstveigel genannt (Hesperis matronalis), unseren Strauß zieren.

Aber es ist auch gut so. Kaum vermag unsere Hand den Strauß von grünen Birkenzweigen, goldgelben Ginsterruten, hellgelben Schwertlilien und blaßlilafarbigen Schaumkräutern zu umspannen. Heimische Pflanzen sind's, und herrliche Pflanzen, in die wir unsere Blicke und Gedanken liebevoll versenken, und die wir jetzt von freier Flur in unsere stille Wohnung tragen wollen. Am Pfingstfeste werden sie dort mit hundert Zungen zu uns reden von der Liebe und Allmacht des Schöpfers, und wir werden in ihren lieblichen Düften einen Hauch spüren vom Geiste des Herrn, der die Welt erfüllt.

Der Geist der Llano estakata.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

„Ah! Sie hatten Geld?"

„Ja freilich! Der Eine hatte die Brieftasche mit den Scheinen in der Satteltasche stecken. Indem wir auf Euch warteten, bemerkte er, daß die Naht der Satteltasche aufgegangen und das Portefeuille herausgefallen war. Das gab natürlich einen heillosen Schreck. Sie sind augenblicklich umgekehrt, ohne vorher noch mit Euch zu reden. Im Fortreiten riefen sie uns noch zu, Euch zu sagen, daß sie morgen Abend oder spätestens übermorgen Mittag in Helmers Home eintreffen würden, um dann sofort mit dem Juggle-Fred nach der Llano aufzubrechen."

„Schön! Ueber den eigentlichen Grund ihres Verschwindens will ich mir den Kopf nicht zerbrechen."

„Meint Ihr etwa, daß sie uns belogen haben?"

„Sie Euch nicht, aber Ihr uns. Ich habe keine Lust, an die verlorene Brieftasche zu glauben. Unsere Nasen sind groß genug, man braucht uns nicht noch welche dazu zu drehen. Ich bin sehr überzeugt, daß sie eine ganz andere Richtung einschlagen, sobald wir sie aus den Augen verloren haben."

„Master, Ihr werdet wieder beleidigend!"

„O nein. Ich sage Euch nur meine Gedanken, und Gedanken können niemals beleidigen. Uebrigens will ich Euch einen guten Rat erteilen, Master Stewart. Wenn Ihr wieder einmal jemandem eine Weisung gebt, von welcher andere nichts wissen sollen, so fechtet nicht so sehr dazu mit den Armen in der Luft herum, denn unter Umständen sind Gestikulationen ebenso leicht zu verstehen wie Worte!"

„Hätte ich wirklich gestikuliert? Ich weiß nichts davon."

„Sogar sehr. Ihr habt Eure Arme in der Luft herumgeschleudert, daß ich einige Male befürchtete, sie möchten fortfliegen."

„So schlimm wird es nicht sein. Uebrigens konntet Ihr meine Bewegungen immerhin beobachten. Was wir sprachen, durfte jedermann hören. Es war kein Geheimnis dabei. Wir sprachen von der Fährte, welche wir verloren haben."

„Ach so! Und da meintet Ihr wohl, daß man sie da unten im Süden wiederfinden werde?"

„Da unten im Süden? Wie kommt Ihr zu dieser Ansicht?"

„Eben infolge Eurer Windmühlenarme. Ihr zeigtet mit der Linken nach Süden und machtet dann mit der Rechten eine Bewegung, als ob Ihr die Umrisse eines Berges zeichnen wolltet. Dann schobt Ihr wieder die Linke so geradehin von Euch ab, was natürlich eine Ebene bedeutete. Später dann deutetet Ihr nach Osten zurück und von da nach Süden hinab. Das war alles so deutlich, daß ich Euch die ganze Geschichte erzählen will."

„So thut es doch!"

„Sehr gern! Die Boys sind nach Osten zurück und wenden sich jetzt, da ich sie nicht mehr sehen kann, dem Mittag zu. Dort steht rechts ein Berg, an welchen zur linken Hand eine Ebene stößt, nach welcher die Boys reiten sollen. Da sie hier unbekannt sind und Ihr sie trotz der nahenden Dunkelheit hinweiset, kann diese Ebene nicht sehr weit von hier entfernt sein. Ich kenne so einen kleinen, sandigen Plan dort unten. Es fließt ein Wasser vom Berge herab und verschwindet dann im Sande. Man kann von hier aus binnen drei Viertelstunden hinkommen, und ich habe große Lust, für diese Nacht dort mein Lager aufzuschlagen."

Er sah bei diesen Worten scharf in Stewarts Gesicht; dieser konnte sich nicht ganz beherrschen; es war ihm anzusehen, daß er erschrack.

„Thut, was Ihr wollt, Master, aber erzählt uns keine Romane!" rief er in grobem Tone. „Wo Ihr schlafen werdet, das ist uns sehr gleichgültig. Ihr thut doch gerade, als ob Ihr die Allwissenheit gepachtet hättet! Sagt uns doch lieber zunächst, ob ihr die Spuren gefunden habt!"

„Natürlich haben wir sie."

„Wo denn?"

„Kommt mit! Ich werde sie Euch zeigen. Es ist noch hell genug, sie zu erkennen."

„So geht voran!"

„Das werde ich thun. Aber Tim, mein Bruder, geht hinterdrein."

„Warum?"

„Um darauf zu achten, ob eure Gewehre nicht etwa auf den Gedanken kommen, eigenmächtige Dummheiten zu machen. Nehmt also eure Schießhölzer in acht! Sollte eins derselben Lust haben, loszugehen, so würde Tims Kugel unbedingt und sofort den Besitzer der Flinte treffen."

„Master, Ihr werdet uns wirklich fast zu verwegen!"

„O nein. Ich meine es ja nur gut mit euch, indem ich euch warne. Also kommt!"

Er schritt voran, gerade in der Richtung des bisher zurückgelegten Rittes; die anderen folgten, und am Ende schritt Tim, das Gewehr schußbereit im Arme und die Augen scharf auf jede Bewegung der Fünf gerichtet.

Nach kurzer Zeit blieb Jim stehen, deutete zur Erde und fragte:

„Master Stewart, was seht Ihr hier?"

Der Genannte bückte sich, um die bezeichnete Stelle zu betrachten, und antwortete:

„Hier hat ein Steinchen auf dem Fels gelegen und ist unter einem Pferdetritte zermahlen worden."

„Kann ein solches Steinchen unter einem beschlagenen Hufe so zu Mehl zerrieben werden?"

„Nein. Dieses Pferd ist barfuß gewesen."

„Also ein Indianerpferd. Kommt weiter!"

Die Erscheinung eines zerriebenen Steinchens wiederholte sich in ganz derselben Weise.

„Das ist natürlich die Spur," sagte Jim. „Die gerade Linie zwischen den beiden Steinchen zeigt nach West. Dorthin also ist der Indianer geritten."

„Indianer? Wie könnt Ihr wissen, daß es ein Indianer war?" fragte Stewart in sehr anzüglichem Tone.

„Pshaw!" antwortete Jim. „Die albernen Diamond-Boys werden euch sicher gesagt haben, daß ich euch vollständig durchschaue. Wir brauchen also nicht länger Komödie zu spielen. Ihr seid Llano-Raben, und wir sind ehrliche Jäger, denen ihr weder etwas weiß machen noch etwas anhaben könnt. Wodurch ihr es so weit gebracht habt, daß die Boys euch ihr Vertrauen schenken, das will ich nicht fragen. Jedenfalls habt ihr sie riesig angelogen. Was ihr weiter mit ihnen vorhabt, das ist uns sehr gleichgültig. Wir werden auch nicht nach Süden reiten, um sie abermals zu warnen. Sich in die Llano locken und dort töten zu lassen, das scheint für sie das höchste der Gefühle zu sein, und es kann uns nicht einfallen, ihnen dieses Vergnügen zu rauben. Wir haben unsere Pflicht gethan und müssen nun für uns selbst sorgen. Hier an dieser Stelle gehen euer Weg und der unserige auseinander. Ihr werdet eher aufbrechen als wir, und zwar sofort! Reitet eurem Indianer nach; aber hütet euch, einen Gewehrlauf auf uns zu richten! Wir verstehen es sehr wohl, mit Männern eures Schlages umzugehen. Wir haben die Mündungen oben. Noch ein Wort von euch oder gar eine verdächtige Bewegung, so schießen wir! Dreht euch ab von uns; hängt die Gewehre an die Sattelknöpfe, und steigt auf! Lebt wohl, und hütet euch, uns wieder vor die Augen zu kommen!"

Er hatte sich neben Tim gestellt, und beide legten ihre Gewehre an.

„Master Jim!" rief Stewart in höchstem Zorne. „So bringt ihr uns nicht fort! Wir sind — — —"

„Schurken seid ihr!" unterbrach ihn Tim mit starker Stimme. „Wir haben vier Schüsse, und ihr seid fünf; den letzten schlagen wir mit dem Kolben nieder. Und nun sage auch ich euch: Demjenigen, der nur noch ein einziges, ein allereinziges Wort sagt, jage ich eine Kugel in den Kopf! Schlängelt euch von außen herum also nur schleunigst weiter! Sehen wir euch in einer Minute noch hier, so ist's um euch geschehen!"

Das war in einem Tone gesprochen, welcher gar keinen Zweifel zuließ, daß es den beiden ernst sei und daß sie schießen würden. Die Fünf sahen ein, daß ein jeder von ihnen bei der kleinsten Bewegung, welche auf die Absicht des Widerstandes schließen lasse, eine Leiche sein werde. Sie gehorchten in ohnmächtigem Grimme dem an sie ergangenen Befehle, indem sie sich umdrehten, die Flinten an die Sattelknöpfe hingen, aufstiegen und dann, ohne ein weiteres Wort gesagt zu haben, davonritten. Einer von ihnen hatte hinter sich das mehrfach erwähnte Zaum- und Sattelzeug aufgeschnallt.

Erst als sie ihre Pferde eine ganze Strecke weit im scharfen Trabe fortgetrieben hatten, ließen sie die Tiere im Schritte gehen und drehten sich um. Sie sahen Jim und Tim noch an derselben Stelle stehen, jedoch mit jetzt abgenommenen Gewehren.

„death!" knirschte Stewart. „So etwas ist mir noch nicht passiert! Müssen fünf Männer, welche sich vor dem Teufel nicht fürchten, vor diesen beiden langnasigen Affen ausreißen! Aber ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß diese Hunde wirklich beim nächsten Worte auf uns geschossen hätten! Meint ihr nicht?"

Sie stimmten ihm bei.

„Es war wirklich ganz genau so, als ob sie allwissend seien. Sogar aus meinen Handbewegungen errieten die Halunken das Richtige! Wenn man nur wüßte, was sie nun beginnen werden."

„Das ist doch sehr leicht zu erraten," sagte einer.

„Nun, was?"

„Sie werden den Boys nachreiten, um sie abermals zu warnen."

„Das bezweifle ich sehr. Ihre Warnung wurde bereits einmal in den Wind geschlagen, und die Snuffles sind nicht die Kerls, welche ihren Rat und ihre Hilfe zweimal anbieten. Dennoch aber müssen wir unsere Vorkehrungen treffen. Wir müssen uns nach Süden wenden. Sobald wir die Feuer der Karawane erblicken, halten wir an und ziehen eine Postenlinie, welche nur unser frommer Preisegott Burton passieren darf, wenn er von Helmers Home kommt. Die Auswanderer dürfen natürlich von unserer Anwesenheit nichts ahnen. Kommen die Snuffles ja ganz wider mein Erwarten, so werden sie einfach erschossen. Den Indianer müssen wir nun freilich entkommen lassen, obgleich ich ihm fürs Leben gern sein Pferd abgenommen hätte. Es war unter Brüdern dreihundert Dollars wert, vielleicht gar noch mehr."

„Eigentlich war es Unsinn, der beiden

Pferde wegen mit den Roten anzubinden. Das eine ist nun erschossen und das andere entkommen. Dafür aber haben wir die Snuffles auf unserer Fährte. Sie werden sich in der Nähe niederlegen und morgen früh, sobald es hell geworden ist, unseren Spuren folgen. Da treffen sie auf die Karawane und machen uns das ganze prächtige Geschäft zu nichte."

„Nein, das werden sie nicht. Sie sind von den Boys beleidigt worden und werden sich nicht weiter um sie kümmern. Jedenfalls reiten sie nach Helmers Home, wo sie ihr Zusammentreffen mit uns erzählen werden. Was dann dort beschlossen wird, das können wir nicht wissen. Es bleibt uns nichts übrig, als Burton zu veranlassen, gleich schon in der Morgendämmerung aufzubrechen und einen tüchtigen Tagemarsch zurückzulegen, damit die Karawane möglichst schnell und weit von hier fortkommt. Wir aber verschwinden natürlich noch viel eher."

Sie ritten noch eine Strecke geradeaus nach Westen und wendeten sich dann nach Mittag.

Jim und Tim hatten ihre Gewehre nicht eher abgelegt, als bis die Reiter sich außerhalb Schußweite befanden. Dann wendete sich der erstere an den letzteren, zog den Mund noch viel breiter, als er so schon war, und fragte, vergnügt lachend:

„Nun, mein alter Tim, wie gefiel dir das?"

„Grad so ausgezeichnet wie dir," antwortete der Gefragte mit einem eben solchen vergnügten Grinsen.

„Ist das nicht das höchste der Gefühle?"

„Das allerhöchste! Wenn solche Kerls vor zwei wackeren Jägern sich von außen herum davonschlängeln müssen wie die Pudels, die in den Milcheimer gefallen sind, so kann man seine Freude darüber haben. Es sollte uns wirklich an das Leben gehen."

„Ganz sicher! Man sah es ihren Blicken und Bewegungen gar zu deutlich an. Du glaubst doch nicht, daß die Boys ihr Geld verloren haben?"

„Fällt mir nicht ein. Sie sind fort, da hinab nach Süden; warum und wozu, das geht uns nun nichts mehr an. Wir haben sie gewarnt; weiter gibt es keine Verpflichtung für uns. Sie hielten sich für außerordentlich klug und weise. Dieser Gibson hat sogar Jurisprudenz studiert; da sehe ich nicht ein, warum wir ihnen unseren Beistand förmlich nachschleppen sollen. Rennen sie in ihrem Uebermute mit den Köpfen in eine Wand, so mögen sie zusehen, ohne unsere Hilfe vollends hindurch und drüben heraus zu kommen. Ich denke, der arme Indsman ist unseres Beistandes bedürftiger und auch würdiger."

„Gewiß! Suchen wir ihn also auf?"

„Ja. Wir wissen, nach welcher Richtung er ist, da nach rechts hinüber nach der Gegend der alten Silbermine. Die Faxe mit den beiden Steinchen, welche wir selbst zertreten haben, diente ja nur dazu, diese Halunken irre zu leiten. Ich habe die Blutstropfen deutlich gesehen, und es sollte mich wundern, wenn wir den Indsman nicht in der Mine fänden."

Sie verließen den Ort, jeder sein Maultier hinter sich. Sie stiegen nicht auf, um den Boden genau betrachten zu können, was jetzt seine Schwierigkeit hatte, da der Abend sich schnell niederzusenken begann.

Als sie eine Strecke gegangen waren, sahen sie einen kleinen Gegenstand an der Erde liegen; es war der rote, sorgfältig geschnittene Kopf einer Friedenspfeife. Jim hob denselben auf, steckte ihn zu sich und sagte in befriedigtem Tone:

„Wir befinden uns auf dem richtigen Wege. Dieser Pfeifenkopf ist vom Rohre losgegangen und unbemerkt herabgefallen. Ob er dem alten, verwundeten oder dem jungen Indianer gehört hat, das werden wir bald erfahren."

„Jedenfalls dem alten. Ein junger Mensch ist schwerlich schon da oben in Minnesota gewesen, um sich in den heiligen Steinbrüchen den Thon zu seinen Pfeifen zu holen."

„Er kann diese Pfeife auch erbeutet haben. Eine solche darf er in Gebrauch nehmen, nur eine ererbte nicht."

„Hat jemals ein Indianer eine Pfeife geerbt? Sie wird doch stets mit dem Besitzer begraben."

„Es gibt Stämme, bei denen das leider nicht mehr so genau genommen wird. Der beglückende Einfluß der lieben, gutherzigen Bleichgesichter macht sich auch in dieser Beziehung geltend. Uebrigens dem Totem nach, welches dem Kopfe eingeschnitten ist, scheint der Besitzer ein Komantsche und zwar ein Häuptling zu sein. Gut, daß wir den Dialekt dieser Nation deutlich verstehen. Wir können die beiden anrufen, sonst müßten wir gewärtig sein, bei unserem Nahen von einigen Kugeln begrüßt zu werden, und das ist keineswegs das höchste der Gefühle."

Der Felsen begann jetzt anzusteigen. Die Beiden hatten links die Bergeswand und rechts eine weithin reichende Menge von Felsentrümmern, zwischen denen kaum ein Mensch, viel weniger aber ein Pferd fortkommen konnte. Da, wo sie schritten, war die einzige passierbare Stelle, und so konnten sie mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß auch die Indianer hier geritten seien.

Dann standen sie vor einer hohen, finsteren Halde klaren Gesteines. Es war der Schutt, welchen man aus der Mine geschafft und vor derselben aufgeworfen hatte. Wie hoch diese Halde sei, konnte man nicht erkennen, da es indessen dunkel geworden war.

Sie schnallten die Zügel lang und befestigten dieselben um zwei schwere, am Boden liegende Steine. Dann begannen sie langsam an der Halde emporzuklettern. Sie gaben sich dabei keine Mühe, Geräusch zu vermeiden, sondern sie sorgten ganz im Gegenteile dafür, daß das Knirschen des Schuttes unter ihren Füßen gehört werde. Aber nach jedem Schritte blieben sie halten, um zu lauschen. Es galt ja, zu erfahren, ob jemand oben sei, der angerufen werden mußte, bevor er sich seines Gewehres bediente.

Während einer solchen Pause des Lauschens vernahmen sie das Geräusch eines Steinchens, welches von oben herabgerollt kam.

„Horch!" flüsterte Jim. „Es war also ganz richtig, die Indianer da oben zu vermuten. Sie sind auf ihrer Hut. Der Verwundete wird, wenn er überhaupt noch lebt, im Inneren der Mine liegen; der junge Indsman aber hält auf der Halde Wache. Rede ihn an, Tim!"

Tim folgte dieser Weisung, indem er mit vernehmlicher, aber nicht allzu lauter Stimme nach oben rief:

„Tuquoil, omi gay nina; tau umi tsah!" — (junger Krieger, schieße nicht. Wir sind deine Freunde!)

Jetzt warteten sie auf Antwort. Es verging eine Weile, dann hörten sie die Frage:

„Haki bit?" — (wer kommt?)

Das waren nur drei kurze Silben, aber sie reichten vollständig aus, wissen zu lassen, wer da oben stand, denn die beiden Worte waren dem Idiom entnommen, dessen sich die mit ihren früheren Feinden und jetzigen Verbündeten, den Keïowehs, wild umherschweifenden Komantschen bedienen.

„Gia ati masslok akona" — (zwei gute, weiße Männer), antwortete Tim.

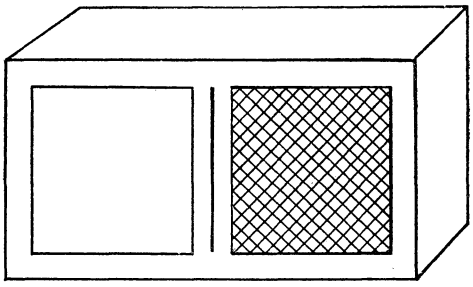
(Fortsetzung folgt.)

Die Wohnung und Pflege der Kaninchen.

Da einige meiner jungen Kameraden mich aufgefordert haben, ihnen eine Anleitung zum Bau von Kaninchenställen und zum Kaninchengehege zu geben, so will ich das, was dieselben zu erfahren wünschen, mit einigen allgemeinen Bemerkungen über Kaninchenzucht zusammenfassen. Ich kann meine lieben Kameraden nur ermutigen, sich einige Kaninchen zu halten. Abgesehen davon, daß weder der Ankauf noch die Unterhaltung derselben kostspielig sind, ist es für einen wackeren Knaben immer nützlich, sich mit einem Tiere zu beschäftigen. Der Verkehr mit der sogen. „stummen Kreatur" ist ein angenehmer Zeitvertreib, veredelt das Gemüt, erhält es weich und mitfühlend gegen alle Mitgeschöpfe und lehrt beobachten. Die Beobachtungsgabe aber ist für das spätere Leben eine sehr nützliche und wichtige Eigenschaft, welche wohl beizeiten geschärft werden darf, denn sie gewährt uns vor allem einen klaren und tiefen Einblick in die ganze Natur und in die Dinge unserer Umgebung.

Es handelt sich für unsere jungen Kameraden natürlich zunächst nur um das zahme Kaninchen in seinen verschiedenen Spielarten, wie das angorische Kaninchen (den Seidenhasen), das Maultier- oder Schlappohr-Kaninchen u. a. m. Wir brauchen das Tier unseren Kameraden nicht erst zu beschreiben, denn sie kennen es ja schon von Ansehen, allein das müssen wir doch hervorheben, daß unser gewöhnliches deutsches Kaninchen oder Karnickel das kleinste, unscheinbarste und verwahrloseste von allen Spielarten ist und daß es sich daher wohl verlohnt, sich eine bessere und schönere Spielart anzuschaffen. Es kann das Halten von Kaninchen als Teil der Landwirtschaft gar nicht lebhaft genug empfohlen werden, da sie unter allen Umständen einen bedeutenden Nutzen abzuwerfen geeignet sind. Die Kaninchen liefern einen guten Braten, ein nutzbares Fell und die Angorakaninchen oder Seidenhasen ein sehr wertvolles Haar, Kaninchenwolle genannt, wenn man sie alle 8—10 Wochen rupft und ihnen nur am Bauche die Haare stehen läßt.

Wir wollen daher eine kurze Belehrung über die verschiedenen Kaninchenrassen vorausschicken. Da haben wir zuerst die französischen Kaninchen, welche zu den schönsten und nützlichsten gehören und von denen wir drei Sorten unterscheiden, welche seit dem letzten Kriege sich auch in Deutschland verbreitet haben. Da ist 1. das alte französische Kaninchen, lapin clapier, welches ganz die Farbe des Feldhasen hat und demselben an Größe nur wenig nachsteht; man kann dasselbe im Hause und auch im Garten und Gehege halten, jedoch nur da, wo keine jungen Apfelbäume stehen. Ferner ist anzuführen 2. das neuere französische Kaninchen oder das normännische (Normandiner), welches



Der Kaninchenkasten.

ursprünglich in der Normandie durch veredelnde Zuchtwahl und Kreuzung des wilden Kaninchens (lapin garenne) mit dem Widderkaninchen (lapin bélier) gewonnen wurde; es hat die Farbe des Wald- oder Feldhasen, liegende oder stehende Ohren, meist stehend, lange Haare, kurze Vorder- und lange Hinterbeine und einen vorstehenden Hals (Kropf); es ist ein sehr lebhaftes, kräftiges und possierliches Tier, erreicht bei guter Mästung ein Gewicht von 10—15 Pfund und hat ein zartes, festes Fleisch; da es auch zugleich unsere klimatischen Verhältnisse gut verträgt, so sei es den Kameraden ganz besonders empfohlen. Endlich 3. das Lyoner Kaninchen, von schlankem Bau, stehenden Ohren, gelbem Balg und großer Mastfähigkeit, da es ebenfalls ein Gewicht von 15 Pfund erreichen kann.

Von afrikanischen Kaninchen unterscheiden wir zwei Spielarten. Das Widderkaninchen, lapin bélier, über Frankreich neuerdings auch bei uns in Deutschland eingeführt*), ist eine von den übrigen Kaninchen ganz verschiedene Rasse und äußerlich leicht als solche zu erkennen, denn seine Ohren, 16—20 cm lang, hängen zu beiden Seiten des dicken Kopfes ganz schlaff herab (daher auch der Name Schlappohr- oder Maultierkaninchen), und das Weibchen hat in der Regel unter der Kehle einen dicken Fettansatz oder Kropf, so daß der Kopf von vorn gesehen einem sehr großen Widderkopfe gleicht, was ihm den Namen Widderkaninchen gegeben hat. Der langgestreckte Leib erreicht manchmal ohne Kopf eine Länge von 50 cm, also beinahe die Länge eines Feldhasen, die Vorderbeine sind kurz, die Hinterbeine aber lang und die hinteren Pfoten stark behaart. Die Farbe des afrikanischen Kaninchens, welches nun auch in England eingeführt ist und dort häufig gezüchtet wird, ist sehr verschieden; man gibt aber denjenigen den Vorzug, welche an Kehle, Bauch und Innenseite der Beine weiß, sonst hasenfarbig, im Nacken mit kurzem, rostrotem Haar, oder welche isabellfarben sind. Das afrikanische Kaninchen gehört zu den größten und erreicht eine Schwere von 12, und bei guter Mästung von 15 bis 16 Pfund, dieses Kaninchen wirft selten über 4 bis 6 Junge und kümmert sich wenig um dieselben. Eine Abart davon ist zweitens das sogen. Bulldoggkaninchen, nur eine Spielart des afrikanischen und neuerdings sehr gesucht.

Das amerikanische Kaninchen, lapin américain, ist von der Größe unseres gemeinen deutschen, mit hasenfarbigem, braun gemischtem Haar, Nacken, Füße und Schwanz rostgelb, mit sehr zartem schmackhaftem Fleisch. Das neuerdings aus Amerika kommende Widderkaninchen ist mit dem afrikanischen übereinstimmend und nur dort gezogen.

Das zierliche silbergraue andalusische Kaninchen, welches übrigens in der zahmen Zucht alle möglichen anderen Farbennuancen zeigt, ist selten geworden. Es wurde meist durch das afrikanische Kaninchen verdrängt; wer es aber noch echt bekommen kann, der sollte sich eifrig darum bemühen.

Das chinesische Kaninchen, häufig auch polnisches Kaninchen genannt, kennzeichnet sich durch langes Seidenhaar und ist am Körper meist rein weiß mit braunen oder schwarzbraunen Extremitäten und gleicht in der Behaarung einigermaßen dem Seidenhasen.

Das Schweizer-, das russische oder Himalaya-Kaninchen und das belgische Riesenkaninchen kenne ich nicht

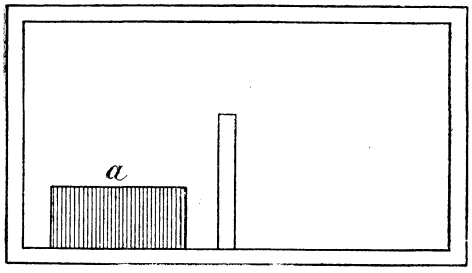
*) Diese und andere Kaninchenarten sind echt zu beziehen durch die Kaninchenzüchtereien von M. Schuster in Wasselnheim im Elsaß und von A. Lossow in Berlin.

aus eigener Anschauung und kann sie daher auch meinen jungen Kameraden nicht schildern. Dagegen kann ich ihnen sagen, daß die größeren Kaninchenrassen in allen Farben in Belgien und Holland in Masse gezogen werden und zwar namentlich von kleinen Leuten, und daß man sie von dort in Masse nach England ausführt.

Eine weitere und zwar sehr empfehlenswerte Kaninchenrasse ist der Halbhase, das Hasenkaninchen oder der Leporide, lapin léporide, aus dem gewöhnlichen Feldhasen und den großen Kaninchen (z. B. Normännern) entstanden; ist die Mutter eine Häsin, so gleichen die Jungen mehr dem Hasen; ist die Mutter ein Kaninchen, so schlagen die Jungen mehr diesem nach. Der Halbhase pflanzt sich ausgezeichnet fort, eignet sich für das Gehege und zum Aussetzen und ist die zweckmäßigste Kaninchenart, um sie in Gärten zu erhalten, welche mit Mauern umgeben sind, da sie nicht graben. Sie haben ein besonders gutes Fleisch und liefern ihrer Größe wegen auch viel Fleisch, da sie sich leicht mästen. Auch haben sie schöne Pelze und sind daher die lohnendsten Haustiere. Wir möchten sie daher besonders denjenigen unserer Kameraden empfehlen, welche mehrere Kaninchen halten wollen und denselben einen freien Lauf in einem ummauerten Hofe geben können.

Schließlich führen wir noch das Angorakaninchen oder den echten Seidenhasen, lapin riche, an, eine bekannte merkwürdige Kaninchenart mit sehr langen seidenweichen Haaren, aus welchen Garn gesponnen und zu allen möglichen leichten warmen Handschuhen, Shawls, Hals- und Pulswärmern, Krägen 2c. verstrickt wird. Diese Spielart von Kaninchen stammt gleich der Angorakatze und Angoraziege aus der Stadt Angora oder Nucyra in Kleinasien, von wo sie vor etwa 80 Jahren nach Europa eingeführt wurde. Haare und Pelz werden gut bezahlt, und da man, wie schon erwähnt, die Seidenhasen alle acht oder zehn Wochen ohne Schaden rupfen kann, wenn man ihnen nur die Haare am Bauche stehen läßt, so lohnt sich ihre Zucht einigermaßen. Das Fleisch derselben ist aber nicht so gut wie das der übrigen Kaninchen, zwar weiß und zart, aber trocken und fade. Man hat die Zucht der Angorakaninchen im Großen längst als minder lohnend aufgegeben, aber sie sind dermalen unter allen Kaninchen noch diejenigen, welche von Knaben am meisten gehalten werden, und liefern die meisten sogen. Stallhasen. Für solche unter unseren jungen Kameraden, welche nur wenige (zwei bis drei) Kaninchen halten wollen und in der Lage sind, denselben im Winter einen wärmeren Stall zu geben, möchten wir die Angorakaninchen besonders anempfehlen.

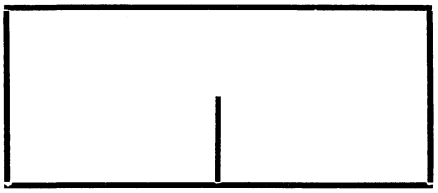
Das wilde Kaninchen ist kleiner und schlanker als das zahme, hat schwarze Ohrenspitzen, eine rötlichgraue Farbe und graue Augen; es ist scheuer und rühriger als das zahme, läßt sich aber nur mit einiger Mühe und nur dann zähmen, wenn man das frischgefangene Tier in einen geräumigen Stall zu schon gezähmten bringt. Es ist ein gesellig lebendes Tier und kommt gewöhnlich um, wenn man es einzeln einsperrt. Zahme Kaninchen ertragen eher die Einzelhaft, leben aber auch nicht lang in derselben. Da sie sich gern herumtummeln, darf man ihnen keinen zu engen Stall geben. Am besten hält man die zahmen Kaninchen in gepflasterten Räumen und Ställen, wo sie nicht graben können; da sie aber immer wühlen und graben wollen, so wirft man ihnen einen oder zwei Karren voll sandiger Erde auf einen Haufen in ihren Stall und legt darunter eine oder zwei Schlupfröhren. Diese verfertigt man sich aus alten Brettern, von denen man drei im rechten Winkel in Form eines ⊔ zusammennagelt; über diese legt oder nagelt man mit zwei Drahtstiften ein viertes Brett als Deckel, aber so, daß man dasselbe gelegentlich abnehmen kann,



Der Kaninchenkasten. (Durchschnitt.)

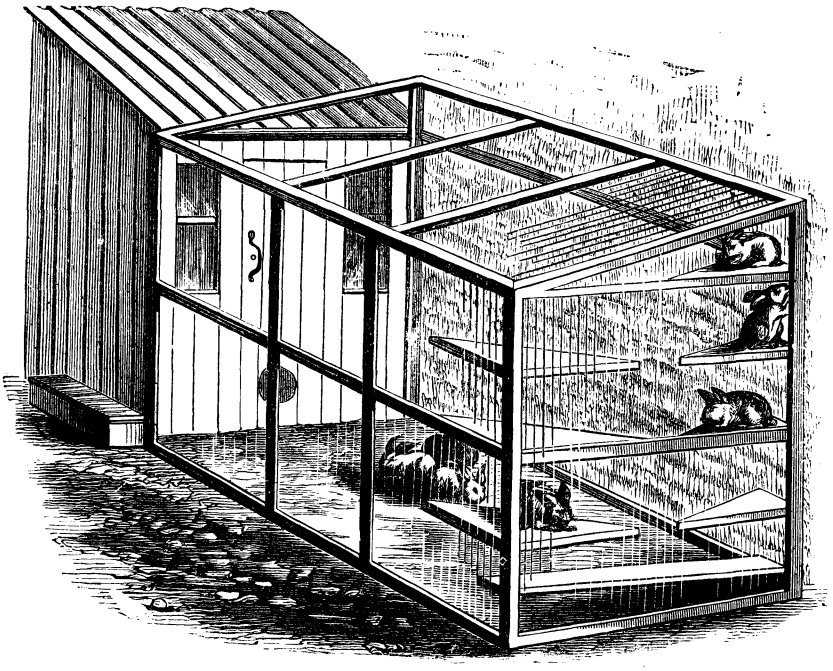
um die Schlupfröhre zu reinigen, denn wenn die Kaninchen auch an sich reinlich sind, so verunreinigen sie doch ihre Wohnung sehr und verpesten die Luft durch ihren Harn. Man muß daher ihre Wohnungen von Zeit zu Zeit säubern und ihre Streu erneuern, wenn sie gesund bleiben sollen. In feuchten, kalten und dumpfigen Ställen sterben die Jungen alle, und an dumpfige, dunkle Keller gewöhnen sich auch die alten Kaninchen nie. Kartoffeln, Kohl und anderes Grünzeug, welches nach einem dumpfen Keller moderig riecht, fressen die Kaninchen nur dann, wenn man dieses Futter vorher gewaschen hat, um ihm den Modergeruch zu benehmen.

In allen Räumen aber, in welchen man Kaninchen halten will, seien es nun Ställe, Schuppen, Verschläge u. dergl., muß man ihnen Kaninchenkästen einstellen, welche unsere jungen Kameraden sich bei einiger Geschicklichkeit selbst verfertigen können. Man sucht sich eine gute alte Kiste aus weichem Holz zu verschaffen, welche 70 bis 85 cm lang, 40 bis 45 cm hoch und etwa 60 cm breit ist. Von dieser nimmt man den Deckel ab, setzt aber in die Mitte eine halbe Zwischenwand ein, so daß die Kiste, von oben gesehen, folgende Gestalt hat.



An der Vorderwand der einen Abteilung kann man auch ein viereckiges Loch von 20 cm ins Gevierte ausschneiden, welches mit einem großmaschigen Drahtgeflecht geschlossen wird. Jede Abteilung sollte eine Thür von 20 cm im Gevierte haben, welche sich entweder in Angeln oder einem Scharnier bewegt, oder eine Schiebethür ist. Ob man den Deckel der Kiste wieder aufnagelt, damit der Kaninchenkasten auch einen Boden habe, kommt darauf an, ob der Raum, worin der Kasten steht, feucht oder kalt oder gepflastert ist. Unter allen Umständen ist es gut, wenn der Kasten auch einen Boden hat, und für die empfindlicheren Seidenhasen ist ein hölzerner Boden unerläßlich. Die halbe Scheidewand (sie kann auch ganz sein, wenn man in dieselbe ein Loch von 25 auf 20 cm hineinschneidet), welche den Kasten in zwei Räume teilt, dient dazu, daß man die Kaninchen in den einen Raum einsperren kann, während man den anderen reinigt, was sehr häufig geschehen muß, wenn die Tiere nicht krank werden sollen. Namentlich muß die Streu aus Stroh, Laub oder Oehmd, welche man in den Kasten legt, sehr häufig erneuert und der Raum dann sorgfältig gescheuert werden, daß sich kein Ungeziefer ansetzen und keine Pilzbildung stattfinden kann. Das Futter wird durch die bewegliche Thür in die eine Abteilung gesetzt und zwar in einem Gefäß von Blech, Zinn oder Thon, aber ja nicht in einer hölzernen Schüssel, weil die Kaninchen sonst dieselbe benagen würden. Dieses Gefäß, worin man ihnen

hie und da auch Wasser reicht, muß immer reinlich gehalten werden. Das Grünfutter, wie Klee, Gras, Kohl 2c. und die Wurzeln und Knollen kann man auf den Boden legen. Ein solcher Kaninchenkasten von der angegebenen Größe genügt für eine Kaninchenfamilie, welche aus einem Männchen und 6 bis 7 Weibchen besteht. Hat man mehrere Familien, so muß man auch für mehrere Kästen sorgen, welche man an der Wand herum aufstellt, wo die Kaninchen in einem Stall frei herumlaufen dürfen. Kann man den Kaninchen den freien Lauf aus Raummangel nicht geben, was aber ein Schaden und beinahe eine Grausamkeit gegen sie ist, und sind sie nur auf ihren Kasten beschränkt, den man dann allenfalls auch in einem Hofe oder Durchgang aufstellen kann, dann wird man gut thun, den Kaninchenkasten nicht an die Erde zu stellen, sondern in einer Höhe von einigen Fuß vom Boden anzubringen.



Kaninchenhaus mit Laufkäfig.

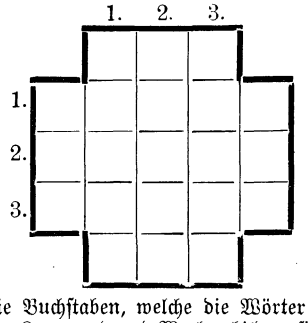
Es ist nicht rätlich, Kaninchen gleichzeitig mit Rindvieh, Pferden, Ziegen und Schafen zu halten. Sie nähren sich in diesem Falle allerdings von dem Futter, welches die größeren Tiere fallen lassen und das ohne sie verloren gehen würde; allein diesem Vorteil stehen manche Nachteile gegenüber. Da die Kaninchen mittelst ihrer scharfen Nägel ziemlich gut klettern und zugleich ziemlich hoch springen, so gelangen sie leicht zu den Krippen und Raufen des Viehs und verunreinigen dann das Futter derselben teils durch ihren Unrat, teils durch ihre Haare, wodurch sie häufig unerklärliche Krankheiten, ja selbst den Tod des Viehes herbeiführen. Ich möchte dringend raten, keine Kaninchen in den Viehställen zu halten. Hat man aber einen anderen Stall mit gemauertem, gepflastertem oder gedieltem Boden, oder einen solchen Raum in einem Vorkeller 2c., wo die Kaninchen nicht wühlen können, so ist dies der geeignetste Aufbewahrungsort für sie; ich habe jahrelang in dem Keller eines Gartenhauses, welcher ungefähr 4 m ins Gevierte hatte, eine recht gedeihliche Kaninchenzucht betrieben. Man belegt den Boden in einer solchen Rüfe etwa zwei Spannen hoch mit Stroh und legt an die Wände des Raumes einen oder mehrere sogen. Kaninchenschlüpfe, d. h. röhrenförmige Behälter, aus dreischuhigen Brettern unter rechtem Winkel zusammengenagelt und ein Brett als Deckel leicht darüber geheftet, wie wir es schon früher beschrieben haben, so daß man den Deckel gut abnehmen kann, um die Kaninchenschlüpfe sorgfältig zu reinigen. Sind die Schlüpfe nicht über einen Meter lang, so läßt man sie nur an beiden Enden offen; sind sie aber länger, so bringt man an der Vorderwand, je nach der Länge, eine oder mehrere Thüröffnungen an, daß die Kaninchen aus- und einschlüpfen können, denn diese Schlüpfe ersetzen ihnen die Röhren an ihren natürlichen Bauen. Ist ein derartiger Stall etwas kalt, so muß man denselben im Winter mit vielem Stroh oder Moos vor der Kälte zu schützen suchen, dann gedeihen bei der geeigneten sorglichen Pflege und Reinlichkeit die Kaninchen darin sehr gut. Man füttert sie je nach der Jahreszeit mit Klee, verschiedenen Gräsern, Laub, Kohl- und Krautblättern, Kohlstrunken, Rüben, Kartoffeln, Knollen und Wurzeln aller Art, im Winter namentlich mit Heu, Kartoffeln und Rüben, auch mit Brot und Hafer. Man sorge nun dafür, daß alles Futter, das man ihnen reicht, auch reinlich, frisch, von Erde, Sand und Lehm, von faulen Blättern frei sei, nicht moderig rieche, weil sie es sonst nicht anrühren und vieles Futter verderben. Namentlich die Kartoffeln muß man erst rein waschen, damit sie die Erde und den Erdgeruch verlieren, ehe man sie den Kaninchen reicht. Manche Kaninchen gewöhnen sich nur langsam an die Kartoffeln und Topinambur; am ehesten, wenn man die Knollen kocht, zerquetscht und mit etwas Salz und Grünfutter bestreut. Auf ähnliche Weise gewöhnt man sie auch an Kleie und Spreu.

(Schluß folgt.)

Im Frühlingswalde.

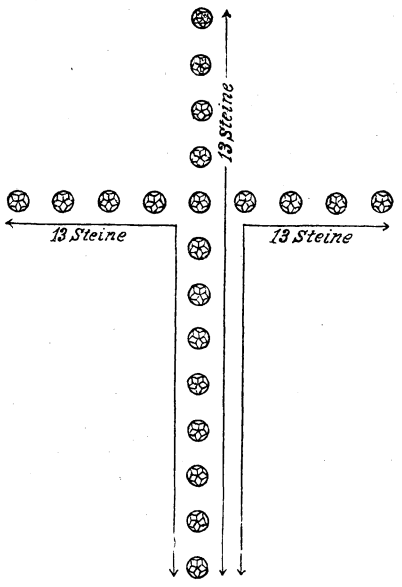
Wahrlich dem keck-sten, wanderlustigsten Gesellen wird das Herz weich, und er zögert weiter zu schreiten, wenn an einem sonnigen Frühlingstage die jungen, lichten Bäume, zitternd vor Wonne über die Gabe des erneuten Lebens, miteinander reden, wenn alles ringsum säuselt und lispelt. Der Wanderer wirft sich dann ins Gras, daß die duftigen, grünen Wellen über seinem Haupte zusammenschlagen, die herzigen Blumen sich neigen, ihn auf die Wangen zu küssen, und er schaut lauschend in den grünen Blätterhimmel hinein, träumend von seiner Heimat, von dem Vater- und Mutterherzen, von den Gespielen der Jugend.

Aufgabe.



Die Buchstaben, welche die Wörter Hera, Kehle, Leopard und Walze bilden, sind derartig in die Felder der obigen Figur zu verteilen, daß in den senk- und wagerechten Reihen sechs neue Wörter von je fünf Buchstaben entstehen. Die senkrechten Reihen nennen: 1. einen römischen Dichter, 2. einen Schmuckgegenstand, 3. einen männlichen Namen. Die wagerechten Reihen nennen: 1. ein großes Raubtier, 2. ein geistiges Getränke, 3. eine deutsche Universität.

Aufgabe.



Ein reicher Kaufmann übergibt einem Juwelier eine Anzahl Diamanten zur Anfertigung eines kleinen Halskreuzes. Zur Kontrolle legt der Kaufmann die Steine auf den Tisch in der Form des anzufertigenden Kreuzes und zählt die Steine, in drei Richtungen, wie in der Zeichnung angegeben.

Nach einiger Zeit überbringt der Juwelier das fertige Kreuz. Der Kaufmann zählt die Steine wieder in oben angedeuteter Weise und findet die Summen in Ordnung, trotzdem zwei Diamanten zurückbehalten wurden.

Wie hat nun der Juwelier die Steine angeordnet?

Charade.

(Zwei Silben.)

Verneinen kann die erste nie;
Was nur das Herz begehrt,
Wird allen Bittenden durch sie
Nach ihrem Wunsch gewährt.

Die zweite stand in alter Zeit
Bei vielen hoch in Ehr';
Die Herden waren ihr geweiht
Und Wald und Flur umher.

Wenn beide Silben ihr vereint
Zu enggeschloss'nem Bund,
So macht das Wort, das dann erscheint,
Ein fernes Land euch kund.

Auflösung des Zahlenrätsels in Nr. 32.

Daniel — Elsa — Rhein — Gero — Elbe — Ilias — Sturmhut — Tamina — Danewerk — Ella — Rapport — Corsika.

Der Geist der Llano estakata.

Auflösung des Fächerkryptogramms in Nr. 32.

Zuerst liest man die Buchstaben der horizontal schattierten Teile: AND, dann jene der weißen unschraffierten: ENKE und zuletzt die schräg schraffierten: N!

Andenken!

Auflösung des Geographierätsels in Nr. 32.

Panama (Anam).

Fragen und Antworten.

Willi E. in **Edinburgh.** Du hast gelesen, daß sich mehrere Kameraden Elektrisiermaschinen machen möchten, und Du willst ihnen insofern nützlich sein, als Du ihnen schilderst, wie Du Deine eigene hergestellt hast. Das ist sehr liebenswürdig von Dir. Du schreibst: „Auf einer Glashütte ließ ich mir aus grünem Flaschenglase einen Cylinder (A) blasen. Derselbe muß eine möglichst glatte Oberfläche und wenigstens 2 dm Länge zu $1\frac{1}{2}$ dm Durchmesser haben, frei von Blasen und Knoten sein. Jede Endfläche hat eine viereckige Vertiefung von etwa 2 cm Durchmesser, damit beiderseits ein Holzstab, gut verkittet, in den Cylinder gesteckt werden kann. Diese Stäbe müssen von möglichst trockenem Holze sein. Der Stab muß nämlich auch in dem Cylinder festsitzen und darf sich nicht verschieben lassen. Der soweit fertige Cylinder wird mit der Holzwelle auf ein festes Gestell aus Holz mit 2 festen Ständern (BB) gelegt, ähnlich wie bei einer drehbaren Blechtrommel zum Kaffeebrennen. An einem Ende von dem durchgesteckten Stab befestigen wir eine Kurbel (C), was ich in beifolgender (unten stehender) Zeichnung näher veranschauliche. Den Cylinder (E) wollen wir den Reiber nennen. Den Körper, an dem sich der Reiber reibt, das Reibzeug, bringen wir auch an dem Fußbrette an. Bei der Herstellung des Reibzeugs nehmen wir ein Brett, das etwas kürzer und etwa halb so breit ist, wie der Cylinder im Durchmesser, und stellen dasselbe auf einen Glasfuß (Glasröhre). Die Brettfläche auf der Zeichnung, weil hinter dem Cylinder, nicht sichtbar, welche an dem Reiber anliegen soll, versehen wir mit einem Polster, weshalb wir einige übereinander gelegte Juchtstreifen annageln; auf diesem Polster befestigen wir ein Katzen- oder Hasenfell von solcher Größe, daß wir es um die Kante des Brettes schlagen und auf der Rückseite desselben annageln können. Das Reibzeug muß stets gleichmäßig und kräftig an den Reiber angedrückt werden. Auf die Oberfläche des Reibers leimen wir einen Streifen Seidenzeug von einer Breite, daß der Cylinder in seinem oberen Teile davon bedeckt wird. Nun fehlt aber noch der Konduktor (J), d. h. der Teil, in welchem die Elektrizität gesammelt werden soll. Von einem Klempner lassen wir uns einen Blechcylinder von 3 dm Länge und 1 dm Durchmesser anfertigen, welcher an den Enden durch gewölbte Blechstücke geschlossen ist. Der Konduktor ist an einer Glasstange (G) festgemacht. An dem Konduktor entlang werden kleine Metallspitzen festgelötet, Stecknadeln oder Spitzen, die man ja von einer alten Drahtstahlbürste nehmen könnte. Bemerken will ich nur noch, daß der Konduktor mit den Spitzen dicht an den Reiber stehen muß, und daß das auf dem Reiber liegende Seidenzeug nur bis an die Spitzen reichen darf. So, das wär's, die Kameraden werden mich schon verstehen; es wäre freilich noch vieles genauer zu beschreiben und zu erklären, doch weiß gewiß jeder schon so viel davon, daß er sich zurechtfindet." — Nötigenfalls wird der „G. K." gerne ergänzende Auskunft geben. Dank und Gruß. — Apropos! Unser Elektriker beschwert sich, daß er einigen Kameraden seltene Briefmarken geschickt und keine Erwiderung erhalten hätte. Das soll in unserer deutschen Kameradschaft doch nicht vorkommen! — Hoffentlich nur eine unverschuldete Verspätung die Ursache, nicht wahr?

B. S. in **Frankfurt a. M.** Dieses allerdings ergötzliche Spielzeug, das Du auf dem dortigen Juxplatz gesehen, ist der sogen. Kartesianische Taucher. Wie das zugeht? Wir wollen uns im kleinen gleich mal selbst so eine Spielerei zurechtbauen. Wir brauchen dazu, wie Du aus umstehender Abbildung ersiehst, eine passende Flasche, eine Nuß, ein possierliches Porzellanpüppchen, etwas Faden und ein Stück Kautschuk, etwa von einem verunglückten Gummiball. Die Nuß spalten wir, nehmen den Kern heraus (essen ihn natürlich) und kitten dann die Schalen mit Siegellack wieder zusammen. Oben machen wir in die hohle Frucht ein kleines Loch und nun verbinden wir diese und das Püppchen durch einen Faden. Mit Korkscheiben, die je nach Bedarf zwischen Nuß und Figur eingeschaltet werden, helfen wir uns so lange, bis die Nuß so im Wasser sitzt, wie in unserer Zeichnung dargestellt, und binden die Flasche schließlich mit unserem Kautschukstück zu. Drücken wir jetzt mit dem Finger auf den Deckel, steigt der Taucher zu Boden, läßt der Fingerdruck nach, hupp! ist das Kerlchen wieder oben. Wieso? Versuche durch Beobachtung, ob Du die Erklärung selber finden kannst. Der „G. K." versichert Dich, daß sie sehr einfach ist.

Просятъ: нѣсколько изъ ващихъ молодыхъ абонне-ментовъ изъ Прибалтійскщъ Провинцій. B. K. 20 Февраля 1888 года. Im französischen Heere dienen nur Franzosen oder naturalisierte Franzosen. Ausländer können nur in die Légion étrangère eintreten.

„Lieber Guter Kamerad! Bitte, teile doch meinen Kameraden mit, daß ich gesonnen bin, meine Briefmarkensammlung (479 Stück seltene, meist überseeische, im Album mit Goldschnitt) einem noch jungen Sammler zu überlassen. Zuschriften erbeten an die Adresse: O. v. Schramm zu Ratibor (O.-S.)."

Jul. W. in **Wismar.** Als der „G. K." Deinen Brief öffnete, ist er im ersten Augenblick fast erschrocken, mußte aber bei genauerem Zusehen herzlich lachen. Das sind ja kreuzfidele Figuren, die Du nach Karlchens berühmten Mustern in die Umrisse von Australien und Candia einzuzeichnen wußtest. Sitzt auf der Nase des Englishman eine Mücke oder ist das gar ein Kaninchen?

„Liebe Kameraden! Ich bitte Euch herzlich, mir Privatpostmarken von Eurer Stadt zu senden, ich werde Euch dafür Frankfurter Privatpostmarken schicken. Meine Sammlung ist leider noch recht klein. Mit herzlichem Gruß Euer Kamerad Gustav Wüst, Frankfurt a. M., Grüneburgweg 96."

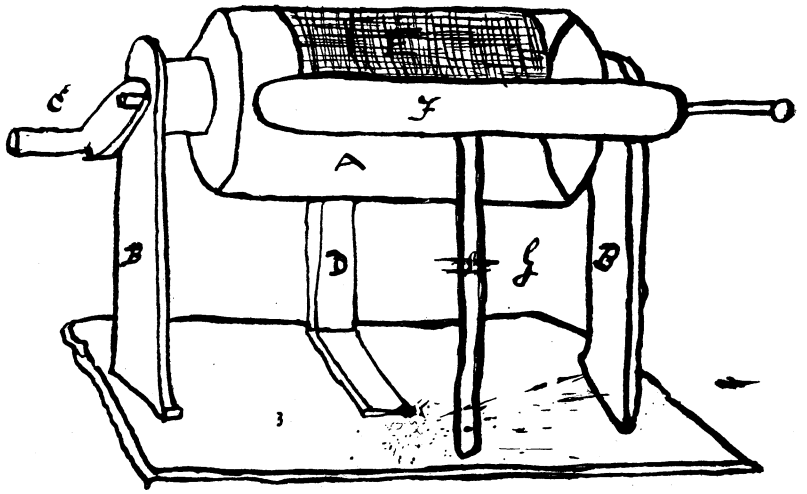
G. v. J. in **Görlitz.** Du wünschest Autographen zu besitzen von Bob, Bloody-Fox und Helmers. Gut; wenn wir welche erhalten können, sollst Du sie haben. Von Bob, das allerdings mag ein schwieriger Fall sein. Wir glauben fast — nun seinen Namen wird er hoffentlich doch wohl hinkritzeln können. — Ein 827 verstorbener Graf Egbert von Sachsen ist uns nicht bekannt, wohl aber ein König Egbert von England, aus der sächsischen Dynastie, der 827 die Heptarchie vereinigte und 837 starb. Von den Walrams, nassauischen Grafen, sind nur wichtig Walram I., der Stammvater und Walram IV., der Stifter der Walramischen Linie. In welcher Weise der genannte Egbert mit Wittekind verwandt sein könnte, wissen wir ebenfalls nicht. Wittekind ist seit 785 geschichtlich verschollen, d. h. man weiß von ihm seitdem nur Sagenhaftes. Egbert war 799 am Hofe Karls d. Gr., den er nach Rom begleitete, kehrte aber gleich darauf wieder nach England zurück.

„Ich möchte sehr gerne mit meinen Kameraden im Auslande in Briefmarkentauschverbindung treten. Sammle ferner deutsche 10, 5, 3, 20, 25 und 50 Pfennigmarken und möchte meine Kameraden bitten, mir solche zu schicken. Mit Gruß Euer Kamerad Oskar Hackenberg, Oberhausen in Deutschland."

H. K. in **H.** Oldenburg ist die seltenere, Wert ca. 15 M.; Sachsen Wert ca. 5 M.

B. v. Cz. in **Berlin.** Besten Dank für die Einsendung. Soll bei Gelegenheit Verwendung finden.

H. Männich, per Adr. Frau Bast in **Rawitsch,** besitzt Siegel und Münzen und bietet solche zum Tausche an.



Herstellung einer Reibungselektrisiermaschine, von einem Kameraden erläutert und gezeichnet (s. unter Antworten).

Paul Schondorf in **Güstrow i. M.** möchte mit seinen Kameraden Siegel gegen Münzen tauschen. Er hat: Siegel von Solms-Braunfels (selt.), Mecklenb.-Schwerin; preuß. Polizeipräsidium, Berlin; Teterow; Lübz; Pfarrkirche zu Güstrow; Groß-Niebühr; Schwastorf; Kloddram; Zierow; Groß-Bernstorf und viele andere. Möchte dagegen am liebsten Münzen freier Städte (alte), doch nur europäische.

O. R. in **Karlsruhe.** Ja, die prophetische Aeußerung, daß vielen der Kameraden eher ein Schnurrbart gewachsen, als daß sein unter Mühe und Kopfschmerz erdachtes Rätsel gedruckt sei, das wird sich zu unserem Leidwesen in den meisten Fällen wohl oder übel ereignen müssen, denn die Selbstgemachten füllen nachgerade ein respektables Schränkchen. Aber keine Regel ohne Ausnahme. Wurden Deine drei Scherze schon einmal gedruckt?

Robert v. Hofen in **Metz, Feliz Marschallstaden 23,** besitzt Briefmarken-Dubletten und möchte mit Kameraden des In- und Auslandes in Tauschverbindung treten.

Kamerad H. in **Berlin.** Du hast zwar keinen „Dat-terich" (daß Du ein Berliner Kind bist, merkt man), Dir „schwant" aber, daß Du dieses Jahr „durchfallen" würdest. — Freund, das scheint die Sprache des Gewissens zu sein. Um dieses zu salvieren und um gewiß „nicht" durchzufallen, weiß der „G. K." ein wohlerprobtes Rezept: „Pflege die Absicht, Deinen guten Eltern und Lehrern Freude zu machen, trete an jede Arbeit mit dem ernsten Willen, sie zu bewältigen, sei fleißig und ausdauernd, sei in allen diesen Absichten ehrgeizig!"

„Liebe Kameraden! Bin im Besitz seltener Briefmarken-dubletten; Neufoundland, China, Argentinien, San Marino, Norddeutscher Postbezirk, Schleswig-Holstein, Kolumbia u. s. w., besitze u. a. auch eine japanesische Postkarte. Mir fehlen besonders Madeira, Postkarten aus Italien und Bremen. Wer will mit mir in Tauschverbindung treten? Kameradschaftlichen Gruß. Sekundaner Paasch, Berlin W, Derfflingerstr. 19 A."

Sekundaner in **Br.** Ei was, laß ihn machen. Es muß auch solche Käuze geben!

M. A. in **L.** Der ärztliche Mitarbeiter von „Spemanns Schatzkästlein des Guten Rats", eine Autorität, sagt über diese Frage in gedrängter Kürze: Für ältere Kinder, Jünglinge und Mädchen, bietet das Bewegungsspiel in seinen zahlreichen Variationen das trefflichste Mittel der Muskelübung. Es sollte besonders auch im schulpflichtigen Alter, von Knaben sowohl als von Mädchen, mit Fleiß geübt werden. Während vieler Stunden des Tages sind sie gezwungen, ruhig zu sitzen, zahlreiche Muskeln in Unthätigkeit zu halten, wenig gute Luft einzuatmen. Deshalb ist es nötig, daß sie nach Beendigung der Unterrichtszeit gehörig in freier Luft sich tummeln, alle Muskeln des Körpers gleichmäßig gebrauchen und so die unvermeidlichen Nachteile des Sitzens möglichst ausgleichen. Allerdings gibt die heutige Schule ja auch Gelegenheit zum Turnen. Aber so hoch man diese Muskelübung auch schätzen muß, so ist sie für sich allein doch nie und nimmer ausreichend. Kann es denn genügen, wenn ein Schüler zweimal in der Woche eine Stunde an dem Turnunterricht teilnimmt? Nein, täglich soll er mehrere Stunden hindurch seine Muskeln üben. Das ist eine Forderung, an der wir unbedingt festhalten müssen und die auch zweifellos durchgesetzt werden wird, wenn erst allgemein der große Nutzen der körperlichen Uebungen gebührend gewürdigt werden wird. Vortrefflich eignen sich für Schüler zu diesem Zwecke die im Freien vorgenommenen Spiele, speziell das Ball-, das Kricket- und das Krocketspiel, von denen besonders die ersteren beiden sämtliche Muskeln des Körpers in Thätigkeit versetzen. Sehr empfehlenswert ist auch das Schwimmen, welches gleichfalls das gesamte Muskelsystem in Anspruch nimmt und außerdem eine kräftige Ausdehnung des Brustkorbes fördert. Dasselbe gilt vom Schlittschuhlauf; er ist für Knaben wie für Mädchen eine sehr treffliche Uebung, namentlich der Muskeln, welche in der Schule stundenlang unthätig verharren, nämlich derjenigen der unteren Extremität, und ist außerdem ein vorzügliches Mittel zur Lungengymnastik. Eine ungemein empfehlenswerte Uebung der Arm-, Brust- und Rückenmuskeln ist endlich die fleißige Benutzung von Strickleitern oder schwebenden Ringen zum Hängen und Schwanken, durch welches man der drohenden seitlichen Verkrümmung der Wirbelsäule sehr mächtig vorzubeugen und eine gute Haltung wesentlich zu fördern vermag.

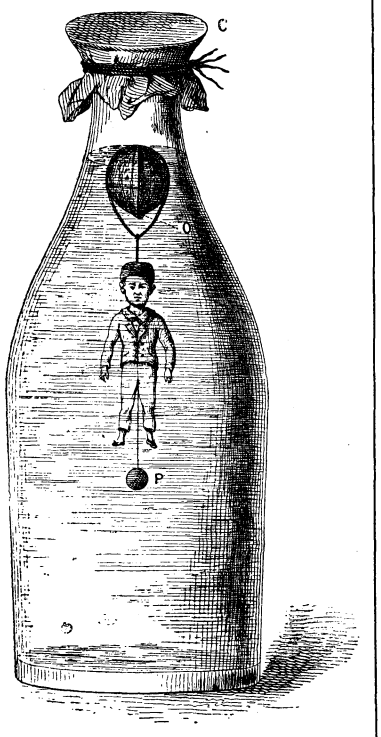
„Liebe Kameraden! Ich besitze eine sehr große Anzahl seltener ausländischer Marken und möchte dagegen andere, am liebsten alte deutsche, wie Baden, Bayern, Hannover, Württemberg, Sachsen 2c., eintauschen. Eugen Baedeker, Dortmund, Viktoriastraße 16."

C. R., Obertertianer in **Altona.** In Hamburg, bei einem der Reeder, dürfte auf diese Frage die zuverlässigste Auskunft zu erhalten sein. Der Suezkanalzoll berechnet sich pro Tonne Nettogewicht. In den Jahren nach der Eröffnung war diese Gebühr auf 10 Franken festgesetzt. — Du hast die Absicht, einen Taubenschlag zu bauen. Du findest eine sehr ausführliche und durch Zeichnungen erläuterte Anleitung im „Neuen Universum", Band VI.

„Liebe Kameraden! Wir haben uns eine Schädelsammlung angelegt und möchten dieselbe etwas vervollständigen. Würde nicht einer von Euch, liebe Kameraden, uns hierzu behülflich sein? Wir würden uns durch Mineralien hiesiger Vorkommnisse revanchieren. Im voraus besten Dank. Mit kameradschaftlichem Gruß A. u. O. Troeger, per Adr. Herrn Bergdirektor Troeger, Schneeberg, Erzgebirge."

F. Zuhorn in **Osnabrück** möchte gerne Briefmarken tauschen. Er besitzt Hannover, Preußen, Sachsen, Thurn und Taxis, alte deutsche.

R. Mäurer: Einen Dompfaff oder Gimpel zum Nachflöten einer Liederweise abzurichten ist kein leichtes Beginnen. Vor allem gehört dazu viel Verständnis für das Wesen des Vogels, genaue Kenntnis seiner Bedürfnisse, dann Liebe und Lust zur Sache und ungemein viel Geduld. Bist Du Dir aller dieser Eigenschaften nicht bewußt, solltest Du den Versuch lieber unterlassen, denn er kann nicht gelingen. Auch außerdem hat die Abrichtung des Gimpels noch ein bedeutsames Hindernis, nämlich daß der abzurichtende Vogel dieser Art ein jung aus dem Nest gehobener und aufgepäppelter Gimpel sein muß, weil ein anderer sich nicht in ausreichendem Maße gelehrig zeigt. Der „G. K." ratet Dir daher, Deinen Papa zu bitten, Dir einen schon abgerichteten, sogen. gelernten Gimpel zu kaufen, und wenn Du denselben in seinem vollen Wert erhalten willst, so mußt Du die Ratschläge befolgen, welche in dem Werkchen „Der Dompfaff" von F. Schlag gegeben sind.



Der Kartesianische Taucher, mit Hilfe einer Nußschale hergestellt (s. unter Antworten).

Max Gellert in **Chemnitz, Sachsen, Herrenstr. 26,** möchte Münzen, Steine, Käfer und Schmetterlinge tauschen, sendet Gruß und bittet um baldige Zuschrift.

Ludwig L. in **Stuttgart.** Stolz lieb' ich den Spanier! Recht so! Die Mitteilung an Kamerad M. in H. ist besorgt.

„Liebe Kameraden! Wenn ich Abends mit den Schularbeiten fertig bin, so macht uns unser Onkel sehr oft kleine Zauber- und Vexierstücke vor, die uns sehr gefallen. Nun möchte ich auch ihm gerne einmal ein hier noch nicht bekanntes Zauberstück vormachen und bitte deshalb meine Kameraden, mir ein solches mitzuteilen. Indinger, Realschüler, Löbau im Königreich Sachsen."

Otto Fuchs in **Stockerau.** Der „G. K." weiß sehr wohl, daß auch der Weißfleckfuchs (Vanessa album L.) zuweilen überwintert. Wenn diese Art nicht mit aufgeführt war, so lag es daran, daß nur die am häufigsten überwinternden Schmetterlinge genannt wurden. Jedenfalls zeigt Dein Brief von einer sorgfältigen Naturbeobachtung, was sehr lobenswert ist. — Den Kanarienvogel hast Du leider völlig unzweckmäßig verpflegt. Hanf ist geradezu Gift für denselben; man reicht nur Rübsamen, dem pro Tag eine Messerspitze Spitzsamen (Glanz) beigegeben ist. Daneben etwas Vogelmiere (Sternkraut) oder Kreuzkraut, reines, frisches Trinkwasser und ein besonderes Näpfchen mit Badewasser. Der Boden wird mit reinem, gewaschenem Flußsand bestreut.

„Werteste Kameraden! Ich habe viele hunderte Marken, Dubletten (auch Ganzfachen), und möchte mit Euch tauschen. Ferner wäre mir sehr erwünscht, wenn mir ausländische Kameraden (auch Badenser, Bayern 2c.) Posteinzahlungs- u. Postkarten, Kouverte, Streifbänder 2c. schickten; ich würde es mit gleichem beantworten. Mache auf Verlangen gerne Auswahlsendungen. Mit Hochachtung und 3e Euer Otto Kirn, Stuttgart, Paulinenstraße 9."

Obersekundaner Th. Heuß: Jedenfalls wird der Distelfink die Papafreuden in Anspruch nehmen können. Wenn dem so ist, fängst Du den anderen heraus, doch mit der Vorsicht, das Pärchen nicht zu beunruhigen und zu stören. Dann gibst Du während der Brut wenig und, sobald die Jungen aus den Eiern kommen, allmählich immer mehr Eifutter, d. h. ein Gemisch aus gleichen Teilen von hartgekochtem, fein zerriebenem Eiweiß und Eigelb mit ebenfalls zerriebenem Weizenbrot (Semmel oder Wecken), dazu reichst Du einen Teil des Rübsamens mit heißem Wasser überbrüht und gut abgetrocknet. Nähere Anleitung, wie Du diese Vorschriften ausführen sollst, findest Du in dem öfters genannten Buch „Der Kanarienvogel" von Dr. Karl Ruß (fünfte Auflage). Die jungen Vögel müssen seiner Zeit, sobald sie ganz selbständig fressen können, also etwa vierzehn Tage nach dem Ausfliegen, von den Alten entfernt werden.

„Lieber Guter Kamerad! Da ich viele Dubletten von Marken, Siegeln und Wappen habe, will ich meinen Kameraden, die ich alle herzlich grüßen lasse, Gelegenheit geben, mit mir ein Tauschgeschäft anzuknüpfen. Ich nehme wieder Marken, Mineralien oder Münzen. Ferner, wer sich selbst Kristalle machen will, der soll sich nur an mich wenden. Mein Name ist: Bébé Rudolf in Wien, I. Bez., Walfischgasse Nr. 5, 3. Stock."

Obertertianer in **W.** Meinst Du? Der „G. K." ist anderer Ansicht. Kennst Du die Lehre: „Wer Pech angreift, besudelt sich!?"

W. Batz in **Leipzig, Peterskirchhof 4. II,** ist im Besitze einiger wertvoller Steine und möchte dafür gerne Münzen (Mittelalter) eintauschen. Hoffend, daß recht viele von Euch an mich schreiben, grüße ich Euch herzlichst als treuer Kamerad!

Fritzchen. Mag sein! Dem „G. K." gelüstet aber nicht danach und er will's auch niemand anraten. **Brr —!**

„Liebe, gute Kameraden im Auslande! Ich sammle schon seit mehreren Jahren Briefmarken, kann aber nur österreichische und ungarische bekommen; davon habe ich, besonders von früheren Emissionen, zahlreiche Exemplare. Ich sende Euch gern von meinem Vorrate, wenn Ihr mir Marken Eures Vaterlandes oder auch anderer Länder schickt. Sehr erwünscht wären mir ältere Marken. Mit kameradschaftlichem Gruß Euer Karl Winkler, Gymnasiast in Brünn (Mähren), Großer Platz Nr. 21."

Anton H. in **Hamburg.** Du bist für den „G. K." „ungeheuer" begeistert; der „G. K." fühlt sich durch diese Aeußerung „ungeheuer" geschmeichelt. — Ja, die Anleitungen für einfache, doch hübsche Tischlerarbeiten kommen ganz sicher daran. Jetzt im Frühling aber, da es allerwärts knospet und blüht, im Sommer dann, wenn uns Wald und Feld mit ihren lauschigen Plätzchen einladen, Gottes große Schöpfungswunder zu schauen, wenn die Sonnenstrahlen in das tauige Grün niederleuchten und die köstlichsten Farben vor unser Auge zaubern, wenn es allerorten singet, summet und zirpt, die Feldblumen, umgaukelt von farbenprächtigen Schmetterlingen und goldglänzenden Käfern, ihre duftigen Köpfchen auf- und niederneigen, wer möchte da in seiner Klause hocken und tannene Brettchen abhobeln? Das hieße dem jugendlichen Auge, dem jugendlichen Empfindungsvermögen, das alles Schöne dieser Welt schauen, kennen und verstehen lernen soll, einen Sarg zimmern! Aber wenn der Herbst ins Land geht, wenn der kalte Nord wieder übers Feld streicht, dann wollen wir es uns zu Hause wohnlich machen; dann ist's Zeit, dann wollen wir auch das Hobeleisen wieder schärfen und den Leimtopf kochen lassen, daß es seine Art haben soll! Einverstanden? — (Der erste Jahrgang des „G. K." kann durch jede Buchhandlung und direkt von uns bezogen werden; er kostet elegant gebunden 8 M.)

Erich Ka..... in **Berlin.** Der durchschnittliche Preis für ein Paar Wellensittiche dürfte 10 M. betragen. Ist Deine Sparbüchse zu einer solchen Auslage bestellt genug, können wir Dir zu einer solchen Anschaffung nur raten. Es sind reizende Vögelchen, die Pflege nicht so schwierig, als man gewöhnlich annimmt. — Womit man Oelfarben verdünnt? Mit gereinigtem Leinöl, in jeder Handlung für Kunstmalerutensilien zu erhalten.

Karl Sch. in **Rostock.** Dieses Instrument führt ziemlich allgemein den Namen: Storchschnabel. Siehe Seite 143 des ersten Jahrganges. In den folgenden Nummern befinden sich unter „Fragen und Antworten" einzelne Ausführungen, die die Selbstanfertigung betreffen. Gruß freundlich erwidert.

„Lieber Guter Kamerad! Ich bitte Dich, meinen Kameraden mitteilen zu wollen (aber schnell!), daß ich ungefähr 60 asiatische Marken habe und französische Ganzsachen. Besonders Nachportomarken von Niederländisch-Indien. Erwünscht wären mir alte Spanien und Departementsmarken von den Vereinigten Staaten, Amerika, China und Persien. Meldet Euch bald! Mit kameradschaftlichem Gruß und Handschlag Euer Willy Grottke in Saargemünd (Post)."

Roman Puschnigg im **Römerbad zu Klagenfurt** besitzt eine neue gute Armbrust samt beweglicher Scheibe und kann diese eines Augenleidens halber nicht benutzen. Wer tauscht dagegen ein Paar Tauben oder Meerschweinchen? Angebote direkt. — Herzlichen Dank für die Einsendung und Gruß!

Leop. G. in **N.** Sehr geistreich: „Du, Poldi, nimm den Ellbogen aus dem Gesicht!" — Wie hast Du dieses Gebot denn nur ausgeführt?

York,

der tapfere Kriegskamerad des alten Blücher und einer der Hauptzertrümmerer der Macht des ersten Napoleon, wohnte eines Tages dem Unterricht seiner beiden Söhne bei, während der Lehrer die Geschichte von Mucius Scaevola vortrug, der in das Lager der die Stadt Rom belagernden Etrusker geschlichen war, um den König Porsena zu ermorden, aber ergriffen wurde und nun, um seine Unerschrockenheit zu beweisen, die rechte Hand in ein Opferfeuer streckte. — Nach der Lektion fragte York: „Nun, Jungens, würdet ihr in gleicher Lage wohl dasselbe thun, wie der alte Römer, von dem ihr eben hörtet?“ „Gewiß,“ gaben die Knaben schnell entschlossen zur Antwort. „Nun gut, das wollen wir mal probieren,“ sagte der Feldmarschall, ballte einen Bogen Papier zusammen und legte diesen angezündet dem ältesten, neunjährigen Knaben auf die Handfläche. Obgleich eine ziemlich bedeutende Brandwunde entstand, rührte der Knabe doch keine Muskel. Das Gleiche wurde bei dem jüngeren sechsjährigen gemacht, und obgleich der Schmerz dem Knaben Thränen aus den Augen preßte, gab er doch keinen Laut von sich. Befriedigt sagte darauf York: „So Jungens, nun glaube ich, daß ihr vor keinem feindlichen Degen erzittern und bei keiner Wunde weibisch jammern werdet, denn das Feuer ist stärker als das Eisen.“

Eine wie große Menge von Raubzeug

sich in manchen Plätzen zur großen Gefahr für die Vogelwelt einnistet, kann man beurteilen, wenn man hört, daß bei einer einzigen Rattenjagd bloß in der Pfauen-Volière im Kölner Zoologischen Garten nicht weniger als 205 Ratten erschlagen wurden; im Zoologischen Garten zu Düsseldorf wurden in zwei Jahren 50 Katzen, 12 Iltisse, 10 Hermeline, 2020 Mäuse, aber wenige Ratten erlegt.

Haltet nichts für nebensächlich, sondern betrachtet alles mit Aufmerksamkeit, suchet alles zu verstehen und zu begreifen, denn auch das Unscheinbarste kann euch im späteren Leben einmal von großem Nutzen sein.

Alexander Bau.

Das Gespenst von Ellerbeck.

In Ellerbeck, wie wir ein gewisses Dörfchen des Münsterlandes nennen wollen, erzählen sich die Knechte und Mägde, wenn sie an dunklen, stürmischen Abenden um das flackernde Herdfeuer sitzen, noch heute, daß einmal, etwa vor 20 Jahren, in einer trüben, regnerischen Nacht der Osterwoche ein Gespenst in langem, schneeweißem Gewande um Mitternacht durch das Dorf geschritten sei, doch so, daß man nicht den geringsten Widerhall seiner Schritte vernommen habe; an alle Hausthüren habe es mit seinen gelben Knochenhänden angepocht, und wenn ein Ahnungsloser ihm geöffnet habe, so habe es mit dumpfer Grabesstimme eine unverständliche Frage gestellt und dabei aus dunklen Augenhöhlen in das Haus gestiert; auch einen kleinen schwarzen Sarg habe es unter dem linken Arm getragen. Einige beherzte Männer seien ihm nachgeeilt; aber da habe man gesehen, wie das Gespenst ganz klein geworden sei, wie die Figur eines Knaben, und als es die drohenden Rufe seiner Verfolger und das Gebell der losgelassenen Dorfhunde hinter sich vernommen habe, da sei es wie ein Wirbelwind die Landstraße hinauf geflogen und in der finsteren Nacht urplötzlich verschwunden.

An dieser Gespenstergeschichte ist, ohne es gewollt zu haben, niemand anders schuld, als der Quartaner Anton Haverkamp.

Anton Haverkamp, der mittlerweile ein zweiunddreißigjähriger Mann und vielbeschäftigter Arzt geworden ist, hat seit einer Reihe von Jahren mit mir, dem Schreiber dieser Zeilen, ein inniges Freundschaftsverhältnis geknüpft. Neulich erzählte er mir in der Dämmerstunde eines kalten Februartages am behaglichen Kaminfeuer die drollige Art und Weise, wie er in seiner Gymnasialzeit wider Willen die Rolle eines Gespenstes gespielt und das ganze Dorf Ellerbeck in Aufregung versetzt habe. Obgleich er später manchen guten Ellerbecker über die Geschichte aufgeklärt hatte, so sei es ihm doch nicht gelungen, den Glauben an diese Gespenstererscheinung auszurotten, so daß die Geschichte noch heute, auf mancherlei Weise ausgeschmückt, in den Spinnstuben und an den Küchenfeuern erzählt werde. Da Freund Haverkamp weiß, daß ich ein wenig schriftstellere, so gab er mir die Erlaubnis, seine Gespenstergeschichte zu Papier zu bringen und an Spemanns Knabenzeitung zu schicken. Vielleicht zöge mancher Junge eine nützliche Lehre daraus, meinte er. Man müsse nur die Geschichte als einen Beitrag zu der Wahrheit betrachten, daß all die sogen. Geister- und Gespenstergeschichten sich auf ganz natürliche Weise aufklären.

Ich erzähle nun die Geschichte des Gespenstes von Ellerbeck mit den Worten meines Freundes.

„— Näher hinzutretend, glaubte ich erkennen zu müssen, daß das kleine Volk soeben ein regelrechtes Kaninchenhürdenrennen abgehalten hatte. —“

Ich war in meiner Jugend Schüler des Gymnasiums zu Münster, erzählte Freund Haverkamp, aber meine Eltern wohnten nicht in der westfälischen Hauptstadt, sondern im Städtchen Bocholt, das eine starke Tagereise von Münster entfernt ist. Ich hatte Kost und Wohnung bei einer alten grämlichen Dame, welche ihre etwas dürftigen Verhältnisse durch „Halten von Studenten" aufzubessern suchte. Schmalhans war dort Küchenmeister, und das Wort „Fleisch" mußten wir uns mit Kreide auf den Tisch schreiben: dann hatten wenigstens unsere Augen Fleisch, wenn die Zähne feierten. Welche Freude war es für mich, wenn die Herbst- oder Osterferien erschienen, wo ich der trauten Heimat zueilen und einige Wochen bei den lieben Angehörigen und den Fleischtöpfen Aegyptens zubringen durfte! Ich machte die Reise nach Hause fast immer zu Fuß, denn eine Eisenbahnverbindung gab es damals noch nicht zwischen Münster und Bocholt, und das Postgeld war mir zu teuer. Ueberhaupt reisten die Studenten und Studentchen damals mehr zu Fuß als heute.

Im Jahre 1868 saß ich auf der Quarta, versenkt in des Cornelius Nepos' „Berühmte Männer" und in die Geheimnisse der Kongruenz der Dreiecke. Die Osterferien standen vor der Thüre. Dieselben begannen am Münsterschen Gymnasium Paulinum am Karfreitag; unmittelbar nach Beendigung des Gottesdienstes empfingen wir in den Klassenzimmern die Censuren und dann ging's hinaus in die Freiheit! Gaudete juvenes, vacatio imminet, patriam intrare licebit! Zu Ostern 1868 hatte ich eine besonders gute Censur zu erwarten; es fiel also kein Tropfen Wermut in den Becher reiner Freude, den mir die wie eine Lichtgestalt heranschwebende Vakanz kredenzte.

Am Morgen des Karfreitags erhielt ich auf meiner „Bude" durch den Postboten einen Brief „von Hause". Es lag ein ziemlich abgegriffener Papierthaler darin, und meine liebe Mutter schrieb:

„Teurer Sohn!

Hiermit schicken Vater und ich Dir einen Thaler Reisegeld. In Coesfeld oder sonstwo mußt Du Dir einen guten warmen Kaffee machen lassen; iß auch ein tüchtiges Butterbrot und allenfalls zwei gekochte Eier dazu. Wir freuen uns alle sehr auf Deine Ankunft, und Klein-Aennchen zählt schon die Stunden, wo der Anton wieder bei uns ist. Selbst der alte Karo scheint zu ahnen, daß etwas in der Luft liegt; er ist seit drei Tagen schon nach der Giebelstube gelaufen, wo Du zu schlafen pflegst, und hat mit den Pfoten an der Thüre gekratzt, als wenn Du drinnen wärest. Hoffentlich bringst Du eine so gute Censur mit, wie wir es an Dir gewohnt sind, mein lieber Sohn. Aber was ich eigentlich sagen wollte: sieh doch Deine Wäsche, ich meine Deine weißleinenen Hemden, nach und packe diejenigen, welche einer Ausbesserung bedürfen (und sollte auch nur ein Knöpfchen fehlen!), zusammen; thu' sie in ein Paket und bringe sie mit nach Bocholt! Ich bessere sie Dir in den Osterferien aus, damit Du im Sommersemester wieder heile Wäsche hast. Vergiß es nicht, mein Sohn! Und wenn Du von den übersponnenen Hemdknöpfchen wieder welche haben willst, so mußt Du sie von Münster mitbringen, denn in Bocholt sind, wie Du weißt, nur die gelben Knochenknöpfchen zu haben, welche beim Mangeln immer spleißen. Auch von dem starken ungebleichten Zwirn könntest Du mir ein paar Bindchen mitbringen. Und wenn Du billig eine gute Schere bekommen kannst, so kaufe sie nur; ich statte Dir Deine Auslagen zurück; Du hast ja vorläufig den Thaler. Und wie viel englische Nähnadeln bekommt man in Münster für fünf Groschen? Fräulein Lammers sagte mir, in Münster bekäme man 100, von allen Sorten, fein und grob; hier bekommt man nur 50. Aber die Lammers ist nicht immer glaubwürdig; alles, was aus Münster kommt, ist bei ihr nun einmal großartig. Nun, mein lieber Sohn, lebe wohl! Vergiß vor allem nicht die Hemden und eile bald in die Arme

Deiner Dich innigst liebenden Eltern."

Die in diesem Briefe mir gewordenen Aufträge erfüllte ich aufs gewissenhafteste, sobald der Gottesdienst beendet und die Verteilung der Censuren erfolgt war. (Ich hatte wirklich eine Censur mit Numero Eins davongetragen!) Meine schadhaften Hemden schloß ich in einen Umschlag von schwarzer Wachsleinwand und umschnürte das Päckchen mit einem starken Bindfaden. Knöpfe, Zwirn, eine Schere erhandelte ich nach bestem Wissen und sorglichster Prüfung, und ich hatte sogar die Freude, 150 (nicht 100) englische Nähnadeln für fünf Silbergroschen zu bekommen. Fräulein Lammers stand also nicht allein gerechtfertigt, sondern in vollster Glorie da. Besagte Nähgeräte that ich zu einem besonderen Päckchen zusammen, das ich in die innere Brusttasche meiner Joppe steckte. Aber eigentlich haben diese Nähgeräte nichts mit meiner Geschichte zu thun, nur die Hemden sind darin von Wichtigkeit.

Nach dem Mittagessen machte ich mich, mit meinem schwarzen Wachstuchpacke unter dem linken Arm, mit einem kräftigen Stocke in der rechten Hand, frohgestimmt auf den Weg. Ich wußte, daß ich Bocholt bis zum Abend nicht mehr erreichen würde, sondern erst am nächsten Morgen; aber ich wußte auch, daß der herrliche Frühlingsvollmond die Nacht erleuchten und mir Weg und Steg im klarsten Lichte zeigen würde. Und dann waren es ja bekannte, oft gewanderte Pfade! Ich wanderte allein, aber ich verspürte keineswegs Langeweile. Ich blickte mit aufmerksamem Auge in die freie Natur, die, aus dem Winterschlafe erwacht, die ersten grünen Knospen, die ersten Veilchen, die ersten Lerchenlieder, die ersten Sonnenstrahlen dem kleinen Wanderer vor die Füße streute; ich jagte den ersten Schmetterlingen des Jahres, dem gelben Zitronenfalter, dem braunroten Fuchse, dem dunkelweinroten Pfauenauge nach; ich sang allerlei muntere Studentenlieder vor mich hin; ich knüpfte mit den Bauern, die mir begegneten, Gespräche an; ich ging eine ganze Strecke zwischen Bauernkindern, die aus der Dorfschule kamen, und scherzte und plauderte mit ihnen — kurz, meine einsame Wanderung verlief in der angenehmsten Weise.

Leider verdüsterte sich gegen Abend der Himmel mit dunklem Regengewölke. Der Vollmond, auf den ich gerechnet hatte, versteckte sich griesgrämig, und endlich rieselte gar ein feiner Regen nieder. Nun, des Mondes gelbe Scheibe mochte bleiben, wo sie wollte; verirren konnte ich mich nicht, da ich nur den Lauf der Landstraße zu verfolgen hatte und fast jede Stunde durch eine bekannte Ortschaft kam, die mir gewissermaßen als Wegweiser diente; aber der Regen war doch sehr fatal! Es war zwar nur ein feiner Staubregen, aber kein Regen näßt auf die Dauer mehr als dieser. Er dringt durch die feinsten Poren der Kleidung und geht bis aufs Hemd, bis auf die Haut. Anfangs trotzte ich dem „feuchten Niederschlag" — wie ich

den Regen anzusehen mir vorredete — mit Gleichmut, als ich aber die Nässe mehr und mehr in meinen Kleidern fühlte, wurde auch mein Gleichmut immer wässeriger, und ich nannte nun den feuchten Niederschlag voll Ingrimm einen „dummen Regen". Alle Poesie der Wanderschaft löste sich nach und nach in Wasser auf. Zudem war's dunkel, graugrieslich dunkel, so daß dem Blicke sich keine Augenweide zeigte und der Geist sich grämlich in sich selbst versenken konnte. „Wie schütz' ich mich gegen den dummen Regen?" das war schließlich der einzigste Gedanke, der mich beherrschte.

Mein linker Arm war mir wieder einmal vom Tragen des schwarzen Wachstuchpackes müde geworden; als ich nun das Paket zur Abwechselung unter den rechten Arm beförderte, kam mir plötzlich eine Antwort auf die Frage, die ich so lange schon, um mit Vater Homer zu reden, in meinem Gemüte gewälzt hatte. „Die münsterländischen Bauern," so sprach es in meinem Inneren, „ziehen, wenn sie sich vor dem Regen schützen wollen, einen blauleinenen Kittel oben über ihre Kleider; also ziehe du eins der weißleinenen Hemden über, die du in deinem Packe bei dir trägst — es wird dieselben Dienste leisten wie ein Kittel. Ringsum herrscht die dunkle Nacht, und kein sterbliches Auge kann dich ob des sonderbaren Kleidungsstückes spottend betrachten. Sobald der Tag zu grauen beginnt, kannst du die sonderbare Hülle wieder abstreifen und in der gewöhnlichen Kleidung der Sterblichen unter den ‚brotessenden Menschen' wandeln." Gedacht, gethan. Ich machte auf meinem Wege Halt, und in wenigen Minuten war die Ovidsche Metamorphose vollzogen. In besserer Stimmung setzte ich nun meine nächtliche Wanderung fort. Der „Regenkittel" erwies sich als probat. Da er sich nicht fest an den Körper schmiegte, im Gegenteil, in lockeren, bauschigen Falten vom Körper abstand, so fühlte ich die von der Leinwand aufgesogene Nässe fast gar nicht. Zudem entwickelte sich unter der schützenden Hülle eine angenehme Wärme meines Körpers. Es wurde mir viel behaglicher zu Mute; ich summte sogar die alten Studenten- und Wanderlieder von neuem vor mich hin. Darüber aber vergaß ich völlig — ein Umstand, der für meine Geschichte von größter Wichtigkeit ist — was für ein sonderbares Kittelchen meine äußere Hülle bildete.

Von den Türmen der Dorfkirchen hörte ich nacheinander zehn Uhr, elf Uhr, halb zwölf Uhr schlagen. Die Nacht ward immer finsterer. Indem ich mit meinem Wanderstabe an die Pappeln und Steine der Landstraße schlug, überzeugte ich mich, ob ich auch nicht vom rechten Wege abgewichen sei. Endlich betrat ich das Dörfchen Ellerbeck. Alles lag daselbst in tiefem Schlafe. Hier und dort bellte ein Hund, den der Widerhall meiner Wanderschritte aus seinem Schlafe aufgestört haben mochte. Es war ein eigentümliches, düsteres Bild, dieses stille, schlafende Dorf. Ich spähte nach rechts, ich spähte nach links, ob sich nicht irgendwo noch ein Lichtlein hinter den Fenstern zeige und wenigstens die Anwesenheit eines Menschen verrate. Aber alles blieb dunkel. Ich wußte, daß ich am entgegengesetzten Ende des Dorfes wieder auf die Landstraße kommen würde; ein langgestrecktes niedriges Haus lag da zur rechten Hand, das konnte mir als Merkzeichen dienen. Aber das Haus wollte nicht erscheinen. Sollte ich mich im Wege geirrt haben? Ich schritt gleichwohl weiter, aber ich kam überhaupt aus dem Dorfe nicht heraus, und es wurde mir plötzlich klar, daß ich von der Hauptstraße des Dorfes abgewichen sein mußte. Ein Labyrinth von Gassen und Gäßchen durchwanderte ich nun, immer nach dem Ausgang und dem langen Hause suchend. Endlich hielt ich in höchster Verwirrung inne und sagte zu mir selber: „Das geht so nicht länger; du hast dich verlaufen, Anton, und wenn du nicht den richtigen Weg wieder unter die Füße bekommst, so kann es geschehen, daß du morgen früh wieder vor dem Aegidii-Thore zu Münster stehst. Wer aber zeigt dir den richtigen Weg? Da ist kein anderer Rat als dieser: Du mußt spähen, ob du nicht doch in irgend einem Hause Licht erblickst; hier pochst du an und läßt dir Auskunft erteilen." Ich lief also nun aufs Geratewohl die Gassen auf und ab, links und rechts und geradeaus nach einem Lichte spähend. Schon wollte ich, des langen Suchens müde, auch diese Hoffnung fahren lassen, als mir endlich, zwar nicht aus einem Stubenfenster, aber doch aus dem Oberlichte einer Hausthüre ein matter Lichtschein entgegenglänzte. So begrüßt der Schiffer auf pfadlosem Meere das Licht des Leuchtturmes, wie ich armer müder Junge diesen matten Lichtschein einer Dorfhütte begrüßte. Ich näherte mich dem Häuschen und tastete mich an die Hausthüre. Im nächsten Augenblicke pochte ich mit den Knöcheln der rechten Hand an die Pforte. Dann lauschte ich gespannt. Drinnen wurde ein Stuhl geschoben; schlurrende Tritte näherten sich der Thüre; dann machten sie plötzlich Halt, als wollten sie sich zaghaft zur Umkehr wenden. Mein Herz pochte lebhaft, und mit flehentlicher Stimme bat ich „doch um Gotteswillen aufzumachen". Nun setzten sich die schlurrenden Tritte wieder in Bewegung — Gott Dank, nach der Hausthüre zu! Der Lichtschein über der Hausthüre wurde immer heller, und im nächsten Augenblicke fragte eine Stimme — es schien eine weibliche zu sein — wer da sei? „Ein harmloser Wanderer, der sich verirrt hat und nach dem rechten Wege fragen möchte," antwortete ich mit meiner knabenhaften Stimme. Ob der Ton dieser Stimme der Person da drinnen wohl Vertrauen eingeflößt hatte? Ich mußte es annehmen, denn im nächsten Augenblicke wurde ein Riegel weggezogen und die Thür ging auf. Auf der Schwelle stand eine alte Frau, welche in der linken Hand ein Oellämpchen hielt, dessen Strahl in der dunklen Nacht voll und hell auf meine kleine Figur fiel — auf meine Figur in jenem langen weißen Hemde, das ich völlig vergessen, und an das ich auch in diesem Augenblicke nicht dachte. Im nächsten Moment hörte ich einen gellenden Schrei; die Lampe fiel zur Erde und erlosch, die Thür wurde mir vor der Nase heftig zugeschlagen. Die alte Frau hatte offenbar geglaubt, ein Gespenst zu sehen, zumal in demselben Augenblick, wo sie in die Hausthür getreten war, die Turmuhr der Dorfkirche mit dumpfen Schlägen die Mitternachts- und Geisterstunde verkündet hatte. Ich konnte mir indes erst im Morgengrauen, als mir plötzlich mein übergezogenes weißes Hemd in die Augen fiel, die Szene mit der erschreckten alten Frau erklären; in dem Augenblick, wo die Alte schreiend die Lampe fallen ließ und mir die Thür vor der Nase zuschlug, war mir die Szene völlig unbegreiflich, da ich, wie gesagt, mich meines geisterhaften Anzuges durchaus nicht erinnerte. Da stand ich nun wieder auf der dunklen Dorfgasse, völlig ratlos, nachdem auch der letzte Hoffnungsstern erloschen war. Plötzlich wurde es drinnen in dem dunklen Hause lebendig: Ich hörte die Alte um Hilfe rufen, Männerstimmen redeten darein, und ein Hund bellte laut und grimmig. Ein unbestimmtes Gefühl, daß mir hier etwas Unangenehmes erblühen könne, veranlaßte mich, „den Rücken zu wenden", wie der

Römer sagt, oder Reißaus zu nehmen, wie der ehrliche Deutsche sich ausdrückt. Ich lief aufs Geratewohl die Gasse hinauf und — bemerkte plötzlich zu meiner Wonne, daß ich mich auf der Landstraße, an dem langgestreckten Hause, und also auf dem rechten Wege befand. Laut jauchzte ich auf mit einem lustigen Juchzer — um im nächsten Augenblicke zu vernehmen, daß ich vom Dorfe aus verfolgt wurde. Ich hörte die Schritte laufender Männer und ihre Stimmen. Da faßte ich mein schwarzes Wachstuchpäckchen und meinen Wanderstab fester und rannte, als tüchtiger Turner, im schönsten Dauerlaufe die Landstraße hinauf. Als ich nach einigen Minuten erschöpft innehielt, war alles hinter mir still und stumm: meine Verfolger hatten die Verfolgung aufgegeben. In ruhigem Tempo setzte ich jetzt meine Wanderung fort, unablässig in meinem Gemüte die Frage wälzend: „Warum stieß die alte Frau den gellenden Angstschrei aus, und warum schlug sie dir die Thür vor der Nase zu?"

Endlich graute die Morgendämmerung, und als meine Blicke einmal zufällig an meinem Körper heruntersahen, erschrak ich vor mir selber, d. h. vor dem langen, weißen Hemde, das ich des Regens wegen übergezogen hatte. Nun war mir das nächtliche Abenteuer mit einem Schlage klar, und ich mußte herzlich lachen. „Wie werden sie zu Hause lachen, wenn du die Geschichte erzählst," dachte ich und streifte hurtig das Hemd herunter, das ich, naß wie es war, zu den übrigen Hemden in das schwarze Wachstuchpäckchen steckte. „Vielleicht hat die Alte das schwarze Päck-

Fig. 1. Aeußere Ansicht des Wunderschrankes.

chen gar für einen kleinen Sarg angesehen," dachte ich, indem ich sein längliches Format betrachtete.

Als es hell geworden war, erreichte ich das Dörfchen Gemen, wo ich mir in einem Wirtshause einen guten, heißen Kaffee brauen ließ, bei dem ich mich völlig erquickte und ausruhte. Die Wirtin wird sich von dem kleinen, sonderbaren Burschen, der mindestens alle fünf Minuten laut vor sich hinlachen mußte, wohl einen kuriosen Begriff gebildet haben. Zur Beruhigung sagte ich ihr endlich, daß dieses Lachen nicht ihrem vorzüglichen Kaffee und dem vortrefflichen Butterbrote gelte, sondern einem kleinen Abenteuer, das ich erlebt hätte. Mehr zu sagen, hielt ich nicht für nötig.

Gegen Mittag sah ich den Turm meiner Vaterstadt vor mir auftauchen, und ein Stündchen später lag ich in den Armen meiner Eltern und Geschwister. Auch der treue Karo war zur Stelle und legte seine steifen, alten Vorderpfoten auf meine Brust. Der Vater lobte meine Censur, die Mutter lobte die Schere, die Hemdknöpfchen, den ungebleichten Zwirn und die englischen Nähnadeln, und Klein-Aennchen machte das Wachstuchbündel offen, wo sie zwischen den Hemden mit lautem Jubel eine kleine Puppe entdeckte. Die Mutter gewahrte, daß eines der auseinander geworfenen Hemden völlig durchnäßt sei, und sie fragte mich, woher das komme. Da hatte ich denn sofort Gelegenheit, meine Gespenstergeschichte zu erzählen.

Ja, eine richtige Gespenstergeschichte entwickelte sich aus meinem kleinen nächtlichen Abenteuer. Nach drei Tagen war sie im ganzen Münsterlande verbreitet und sogar bis nach Bocholt gedrungen. Ich hörte sie selbst von einer Bauersfrau erzählen, die uns die Butter brachte. Die Mägde erzählten sich die gruselige Geschichte beim Spinnrade, und die Knechte, wenn sie mit ihren kurzen Tabakspfeifen am Herdfeuer saßen, zerbrachen sich die harten Köpfe darüber, was das Gespenst von Ellerbeck eigentlich gewollt hätte. Die Postillone auf dem Bock unterhielten ihre Passagiere mit der neuen Gespenstergeschichte, die sich in der Gegend ereignet, und die Kinder von Bocholt, Rehde, Dingden, Velen, Gemen, Raesfeld u. s. w.

wollten nicht mehr allein zu Bette gehen. Was hätte es mir da geholfen, die Geschichte aufzuklären?

Als ich nach Ablauf der Ferien wieder durch das Dörfchen Ellerbeck kam — diesmal am lichten Tage und in einem „vernünftigen" dunkelbraunen Anzug — konnte ich es nicht unterlassen, im „Gasthaus zum weißen Hahnen" vorzusprechen und bei einem Glase Frischbier den Wirt nach der Gespenstergeschichte zu fragen. Der dicke rote Mann nahm eine äußerst feierliche Miene an und bestätigte mit flüsternder Stimme, daß vor 14 Tagen in einer dunklen regnerischen Nacht ein Gespenst in schneeweißem Gewande um Mitternacht durch das Dorf geschritten sei, doch so, daß man nicht den geringsten Widerhall seiner Schritte vernommen habe; an alle Hausthüren habe es mit seinen bleichen Knochenhänden angepocht, und wenn ein Ahnungsloser ihm geöffnet habe — wie z. B. die arme Anna Maria Kreihenbäumer, die bei ihrer kranken Tochter gewacht — so habe es mit dumpfer Grabesstimme eine unverständliche Frage gestellt und dabei aus großen schwarzen Augen in die Küche nach den geweihten Palmzweigen gestiert; auch einen kleinen schwarzen Sarg habe es unter dem Arme getragen. Einige beherzte Männer seien ihm nachgelaufen, aber da habe man gesehen, wie das Gespenst immer kleiner geworden wäre, bis es endlich wie ein Punkt in der dunklen Nacht verschwunden sei.

Ich hatte Mühe, das Lachen zu unterdrücken, und dankte meinem Schöpfer, als der Wirt nach draußen gerufen wurde. „Wenn hinter allen Gespenstergeschichten so wenig steckt, als hinter dieser," dachte ich für mich, „so sind die Menschen, die an Gespenstergeschichten glauben — Narren."

Der Wunderschrank.

Wir besuchten die Zaubervorstellung des Professors und Schwarzkünstlers M. zu O. Nachdem der Vorhang sich gehoben, präsentierte der Künstler einen auf der Bühne stehenden, stattlichen, mit zwei Thüren verschlossenen Schrank. Derselbe war, auf vier Füßen ruhend, auf Rollen beweglich. Durch zeitweiliges Fortschieben des Schranks zeigte der Künstler, daß da, wo derselbe stand, nicht etwa eine Versenkung im Boden oder Löcher vorhanden wären. Alsdann öffnete er die beiden Thüren und zeigte das Innere des Schrankes, welches durchaus normal war. Er erbat sich den Spazierstock eines der Anwesenden, und zeigte durch Messung, daß die Tiefe und Breite des Schrankes durchaus mit der äußeren Wandung korrespondiert, wovon sich auch die Zuschauer, welche er gebeten hatte, auf die Bühne zu treten, näher überzeugen konnten. Es erschien nun eine junge Dame im Kostüme einer Tänzerin, welche sich in den Schrank begab, worauf die Thüren geschlossen wurden. Nach wenigen Augenblicken öffnete der Künstler dieselben wieder und die Dame war aus dem Schranke verschwunden. In gleicher Weise wird auch das Wiedererscheinen der Dame bewerkstelligt.

Wie ging das zu?

Die Zeichnung (Fig. 2) gibt uns darüber näheren Aufschluß. In dem Wunderschranke befinden sich nämlich auf den beiden Seiten G G zwei Spiegel von der Höhe des Schrankes, welche bei O O an Scharnieren beweglich sind. Solange dieselben an den Seitenwänden des Schrankes liegen, sind sie natürlich nicht sichtbar, und sind nach der Außenseite, im Innern des Schrankes, mit einem farbigen Stoff bedeckt, welcher mit dem Hintergrunde korrespondiert. Sobald nun die Dame in den Schrank getreten und die Thüren geschlossen sind, bewegt sie die Spiegel nach dem dünnen Pfeiler P, welcher sich in der Richtung der Thürleiste befindet, und läßt hinter demselben die Spiegel zusammenstoßen. Somit also befindet sie sich in dem Raume A vor den beiden Spiegeln jetzt nach O P—O P verdeckt. Da dieselben in dem Winkel, welchen sie einnahmen, die Seitenwandungen des Schrankes reflektieren und diese wiederum mit der Hinterwand und der jenseits der Spiegel befindlichen Farbe korrespondieren, so erscheint es, als ob der Schrank leer sei, während dies nur eine optische Täuschung ist. Somit wird also das Verschwinden und Wiedererscheinen in gleicher Weise bewerkstelligt.

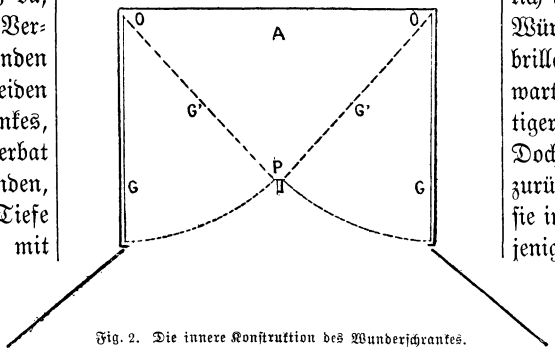


Fig. 2. Die innere Konstruktion des Wunderschrankes.

Das Gebot der kindlichen Ehrfurcht.

Napoleon I., der gewaltige Korse, der eine Welt zu seinen Füßen zwang, verlangte selbst von seinen nächsten Blutsverwandten Ehrfurcht und Unterordnung. Die einzige Ausnahme machte er bei seiner Mutter, Frau Lätitia Buonaparte, die er nach seiner Thronbesteigung unter dem Titel „madame Mère" zur Protektorin aller Wohlthätigkeitsanstalten Frankreichs erhob. Nur ein einzigesmal versuchte er auch bei dieser den Halbgott zu spielen, der selbst über die kindliche Ehrfurcht hinwegschritt. Es geschah dies kurz nach seiner feierlichen Krönung in der Kirche Notredame. Umringt von goldstrahlendem Gefolge durchschritt die neugeschaffene Majestät eben einen Saal der Tuilerien, als er seiner Mutter begegnete, die sich eben in ihre Gemächer zurückziehen wollte. Unter der Maske des Scherzes, aber sichtlich im Uebermaß des Stolzes seiner neuen Würde, streckte er der alten Dame die brillantfunkelnde Rechte entgegen, als erwarte er, daß dieselbe einen Kuß ehrerbietiger Huldigung darauf drücken werde. Doch ernst und strenge trat Frau Lätitia zurück; „an Ihnen, Sire, ist es," sagte sie in würdevoller Haltung, „die Hand derjenigen zu küssen, die Sie Ihre Mutter nennen." Ein tiefes Schweigen folgte, aller Blicke richteten sich auf Napoleon, eine Wolke beschattete die marmorne Stirn des Imperators und die schmalen Lippen waren fest aufeinander gepreßt. Aber schon im nächsten Augenblick hatte er die Kränkung seines Eigendünkels überwunden. „Sie haben recht, Madame," erwiderte er mit lauter Stimme, „man wird erst Sohn, ehe man Kaiser wird. Respekt vor der Mutter, so weit meine Herrschaft reicht!"

Mit diesen Worten beugte sich der Kaiser auf die Hand der alten Dame und berührte sie leicht mit seinen Lippen, dann

entfernte er sich rasch, und eingedenk der erhaltenen Lehre versuchte er niemals wieder vor den Augen der Welt die Schranken kindlicher Ehrfurcht zu verletzen.

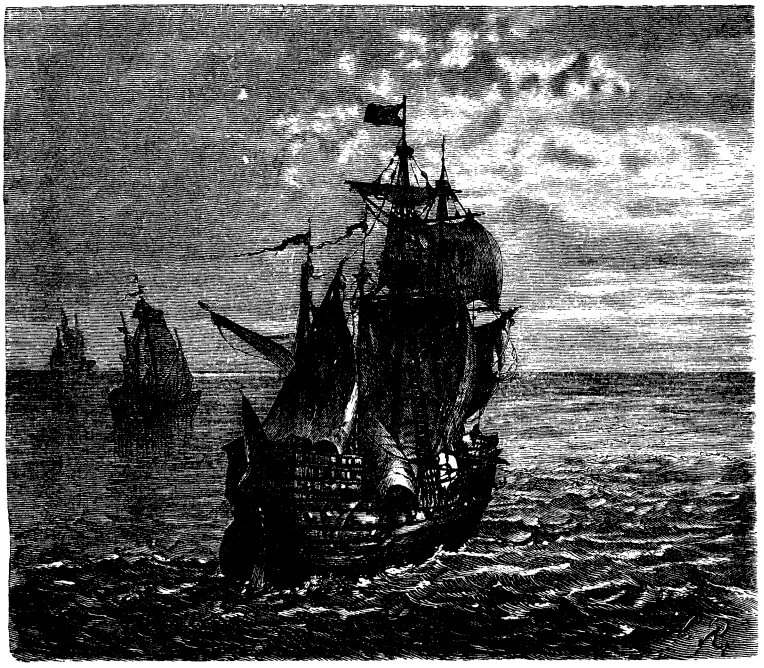
Brief des Christoph Kolumbus an den König von Spanien.

Jamaika 1503.

Majestät!

Diego Mendez und diese Papiere, die ich ihm übergebe, werden Eurer Majestät sagen, welch reiche Goldminen ich in Veragua entdeckt habe und wie ich mir vorgenommen, meinen Bruder am Berlinflusse zurückzulassen, wenn nicht die größten Mißgeschicke dieses Lebens mich daran verhindert hätten. Es genügt übrigens, daß Eure Majestät und deren Nachfolger den Ruhm und die Vorteile von allem ernten, daß die Entdeckung sich vollende und die ersten Niederlassungen von einem Glücklicheren, als der arme Kolumbus war, gegründet werden. Wenn Gott mir gnädig genug ist, um den armen Mendez ungefährdet nach Spanien zurückzuführen, dann wird er ohne Zweifel Ihrer Majestät der Königin, sowie Eurer Majestät mitteilen, daß es sich nicht etwa um eine Festung, ein Schloß handelt, sondern um eine Welt von Reichtümern, Besitzungen, Ländereien, Gegenständen, umfangreicher, zahlloser, als die Einbildung sich es vorzustellen und der Geiz sich es je wünschen könnte. Aber weder die Feder noch die Sprache eines Sterblichen vermöchte die Qualen, die Leiden meiner Seele und meines Körpers zu beschreiben, noch das Elend, die Gefahren meines Sohnes, meines Bruders und meiner Gefährten auszumalen. Seit mehr als zehn bis zwölf Monaten kampieren wir unter freiem Himmel, auf dem Deck unserer an der Küste gescheiterten Schiffe. Diejenigen meiner Mannschaft, welche gesund geblieben, haben sich unter Perras von Sevilla empört; meine Freunde — das heißt die wenigen, welche mir treu geblieben — sind krank oder sterbend. Wir haben die Vorräte der Indianer vernichtet, deshalb verlassen uns diese und werden wir wahrscheinlich Hungers sterben. Alle diese Mißgeschicke sind von so mannigfachen Umständen, welche sie noch erschweren, begleitet, daß sie mich zum unglücklichsten, beklagenswertesten Menschen, den die Erde trägt, gemacht haben, gerade als ob die Unzufriedenheit des Himmels den Neid Spaniens unterstützen und das Unternehmen, die verdienstvollen Leistungen als ein Verbrechen bestrafen wolle.

O, du Himmel und ihr Heiligen, die ihn bewohnt, gebt, daß mein erhabener König und meine erhabene Herrin Donna



Die Schiffe des Kolumbus.

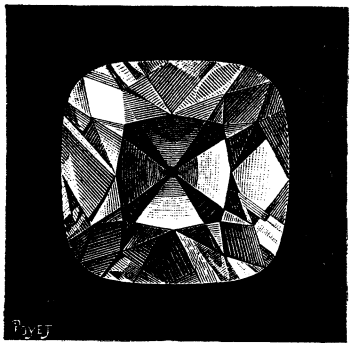
Isabella erfahren, daß mein Eifer und meine Treue für Ihren Dienst und Ihre Interessen mich zum unglücklichsten unter den Lebenden gemacht haben, denn es ist unmöglich zu leben und ähnliche Erfahrungen, wie ich sie mache, zu ertragen. Ich ahne, ich sehe mit Entsetzen meinen Untergang und den der braven Männer voraus, welche aus Anhänglichkeit zu mir zu Grunde gehen werden. Ach, die Gerechtigkeit und das Mitleid haben sich abgewendet, und es ist heutzutage ein Verbrechen, der Menschheit zu viel Gutes zu thun oder ihr zu viel versprochen zu haben. Meine Schicksale haben mir das Leben zur Bürde gemacht und ich befürchte, daß die eitlen Titel: Vizekönig, Admiral mich der spanischen Nation verhaßt gemacht haben. Man möchte vor Entrüstung lachen über die Mittel und Methoden, die man angewendet hat, um ein Leben zu vernichten, das am — Erlöschen ist, denn ich bin hoch an Jahren, die Gicht verursacht mir unerträgliche Schmerzen; hinsiechend, dem Tode nahe, bin ich ohne Heilmittel für mein Leiden, ohne Nahrung für den abgematteten Körper, ohne Priester und Sakramente für die Seele, mitten unter wilden Völkerhorden. Meine Leute sind rebellisch, mein Sohn und meine Freunde erschöpft — wie ich, dem Tode nahe. Die Indianer haben mich verlassen, und der Gouverneur von St. Domingo hat zwar einen Abgesandten geschickt, aber wohl mehr in der Absicht, zu erfahren, ob ich gestorben, oder um mich lebendig zu begraben, als mir Beistand zu leisten, denn die Schiffsmannschaft hat nicht mit uns verkehrt, hat weder Briefe abgegeben, noch von uns entgegengenommen. Ich muß daraus schließen, daß Eurer Majestät Offiziere die Absicht hegen, daß meine Entdeckungen und mein Leben — hier ihren Abschluß finden!

O, heilige Mutter Gottes, die du Mitleid mit den Unglücklichen und Unterdrückten hast, warum hat mich Cenallo Bovadilla nicht getötet, als er mich und meine Brüder des Goldes beraubte, das uns so teuer zu stehen kam, und uns mit Ketten belastet nach Spanien schickte, ohne Untersuchung, ohne Vergehen, ohne den Schatten eines Unrechtes! Ach, diese Ketten sind meine einzigen Schätze und sie sollen mit mir begraben werden, wenn mir das Glück zu teil wird, einen Sarg oder ein Grab zu erhalten, denn es ist mein Wille, daß die Erinnerung an diese so ungerechte, so traurige That mit mir sterbe und daß um der Ehre des spanischen Namens willen sie auf ewig vergessen werde, und möchten die kommenden Jahrhunderte nimmer erfahren, daß es Schurken gegeben, niederträchtig genug, um glauben zu können, daß sie sich ein Verdienst bei Ferdinand erwerben würden, indem sie den unglücklichen Kolumbus vernichteten, nicht eines Verbrechens wegen

sondern weil er Spanien eine neue Welt entdeckt und geschenkt hat! Du großer Gott bist's, der mich begeistert und geführet hat. O, du wolleſt dieſem unglücklichen Unternehmen deine Gnade zuwenden, daß die ganze Erde und alles, was auf dem Universum Gerechtigkeit und Menſchlichkeit liebt, mit mir weine. Und ihr, heilige Engel des Himmels, die ihr meine Unſchuld kennt, vergebt dieſem Jahrhundert, das zu neidiſch und zu hart iſt, um mit mir Bedauern zu fühlen! Gewiß werden die kommenden Generationen eines Tages weinen, wenn man ihnen ſagt, daß Kolumbus mit ſeinem eigenen Vermögen und wenig oder keinen Unkoſten ſeitens der Krone, ſein und ſeiner Brüder Leben aufs Spiel ſetzend, in zwanzig Jahren und vier Reiſen Spanien größere Dienſte geleiſtet hat, als ſie ein König oder Reich von einem ſeiner Unterthanen erhalten, und daß trotzdem, ohne daß man ihn des geringſten Unrechtes überführen konnte, man ihn arm und elend zu Grunde gehen ließ, nachdem man ihm alles — ſeine Ketten ausgenommen — abgenommen hat, ſo daß derjenige, der Spanien eine neue Welt gegeben, weder in dieſer, noch in der alten eine Hütte für ſich und die Seinigen ſein eigen nennen kann!

Aber wenn der Himmel mich noch ſchwerer prüfen oder unzufrieden über das, was ich gethan, ſein ſollte — gleichſam als ob die Entdeckung der Neuen Welt verhängnisvoll für die Alte Welt wäre — wenn er zur Strafe meinem armen Leben hier in dieſem Elend ein Ziel ſetzen ſollte, ſo bitte ich euch, Engel des Himmels, laßt dieſes Schreiben in die Hände meiner erhabenen Herrin und Königin Iſabella gelangen. Sie weiß, was ich für ihren Ruhm gelitten, ſie weiß, daß ich mit ebenſoviel Eifer und Treue gedient habe, als wenn ich mir das Paradies hätte erringen wollen, und daß, wenn ich irgend etwas verfehlt habe, dies daher rührt, daß mein Geiſt und meine Kräfte nicht ſtärker waren.

Ich weiß gewiß, Iſabella hat Gerechtigkeit und Mitgefühl genug, um nicht zu geſtatten, daß die Brüder und Kinder des Mannes, der Spanien Quellen unermeßlicher Reichtümer erſchloß, der ſeinen Beſitzungen neue ausgedehnte Reiche, unbekannte Länder anfügte, ſo weit herunterkommen, daß ſie des Brotes mangeln und Almoſen erbetteln müſſen! Und ſie



Der „Regent". (Natürliche Größe.)

wird, wenn ſie am Leben bleibt, ſehen, daß Undankbarkeit und Grauſamkeit den Zorn Gottes herausfordern, daß die Nation eines Tages vielleicht für die Verbrechen, welche heute Bosheit, Undank und Neid an mir verüben, wird büßen müſſen. (Folgt Schluß und Unterſchrift.)

Freiheitsliebe des Spechtes.

Der berühmte amerikaniſche Vogelkenner Wilſon erzählt hierüber:

Das erſte Mal, als ich dieſen Vogel in Nord-Karolina beobachtete, verwundete ich ihn leicht am Flügel, und als ich ihn fing, ſtieß er ein Geſchrei aus, ganz wie ein Kind; aber ſo ſtark und jammervoll, daß mein davor entſetztes Pferd mich beinahe abgeworfen hätte.

Ich nahm ihn mit nach Wilmington. Als ich durch die Straßen ritt, zog das fortwährende Geſchrei des Vogels eine Menge Perſonen, beſonders Frauen, zu den Fenſtern und Thüren. Ich ritt weiter, und als ich in den Hof des Gaſthauſes kam, ſah ich den Wirt und viele Leute herbeilaufen, die ſich über das Geſchrei beunruhigten. Man denke alſo, wie ihre Unruhe ſich noch ſteigerte, als ich beſtellte, was ich für mein Kind und für mich nötig habe. Der Wirt blieb erſtaunt und verſtört ſtehen, und die anderen konnten vor Verwunderung kaum ſprechen.

Nachdem ich mich auf ihre Koſten ein oder zwei Minuten beluſtigt, deckte ich meinen Specht auf, und nun brach ein allgemeines Gelächter aus.

Ich nahm ihn mit auf mein Zimmer und brachte ihn dort unter, indem ich nun nach meinem Pferde ſehen und für dieſes ſorgen mußte.

Ich kehrte nach einer Stunde wieder, und als ich die Thür öffnete, hörte ich wieder jenes durchdringende Geſchrei, als wolle er mich dadurch abhalten, ihn bei ſeinem Fluchtverſuche zu ſtören. Er war nämlich am Fenſter gerade in die Höhe gegangen bis beinahe zur Decke, unterhalb welcher er angefangen hatte, zu minieren. Das Bett lag voll großer Stücke Kalk, der Balken der Decke war in einer Ausdehnung von 15 Quadratzoll bloßgelegt, und eine Oeffnung ſo groß, daß man die Hand hindurch ſtecken konnte, bereits in den Fenſterladen gearbeitet: mit einem Wort, es bedurfte nur einer Stunde und es wäre ihm gelungen, ſich freien Ausgang zu verſchaffen.

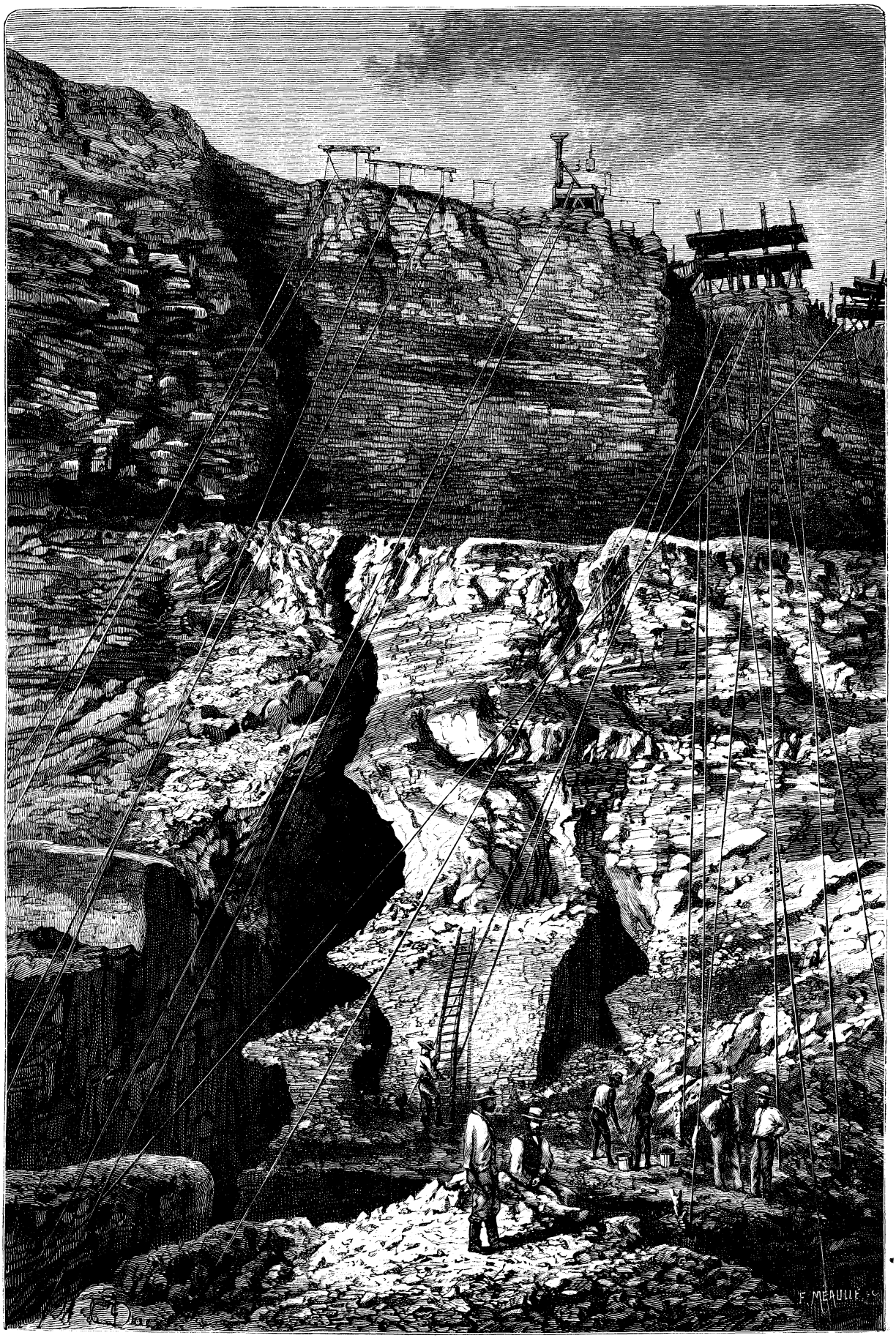
Ich wand ihm um den Hals einen Bindfaden, den ich an dem Tiſche feſtband; und ſo ließ ich ihn; ich wollte ihn am Leben erhalten und ihm Futter ſuchen.

Als ich zurückkam, hörte ich ihn ſchon wieder arbeiten und ſah beim Eintritt ins Zimmer, daß er faſt den Tiſch zerſtört hatte, an den ich ihn angebunden, und den nun ſeine ganze Wut traf. Als ich dieſen ſeinen Zorn prüfen wollte, ſtach er mich mehreremale ſtark in den Finger und entwickelte einen ſo edlen, unbezähmbaren Mut, daß ich faſt Neigung fühlte, ihn ſeinen heimatlichen Wäldern wieder zu geben.

Er lebte beinahe drei Tage bei mir und wies alle Nahrung zurück, bis ich ihn in Freiheit ſetzte.

Diamanten und Diamantfelder.

Einen Diamant hat gewiß jeder von euch ſchon geſehen und ſeinen herrlichen Glanz, ſein blitzendes Farbenſpiel, ſein wunderbares Feuer bewundert. Euer Vater, eure Mutter, euer Onkel, eure Tante tragen ihn am Fingerring, an der Buſennadel, im Ohrring. Ihr wißt auch, daß es ein außerordentlich teurer Gegenſtand iſt, weit, weit teurer als Gold. Ja, ein Vergleich mit dem Golde läßt ſich gar nicht aufſtellen, denn Gold hat ſtets einen Einheitspreis. Koſtet das Pfund 1500 Mark, ſo koſtet der Zentner das Hundertfache, alſo 150 000 Mark. Ganz anders ſtellt ſich der Preis der Diamanten (natürlich der geſchliffenen), die nach Karaten (1 Karat = 205½ mg) berechnet werden. Koſtet ein Diamant von 1 Karat 200 Mark, ſo iſt der Preis eines zehnkarätigen Diamanten nicht das Zehnfache, ſondern das Hundertfache, er koſtet alſo 20 000 Mark; denn das Quadrat des Gewichtes wird mit dem Preis des Karats multipliziert. Nun gibt es aber Diamanten, die über 100 Karat wiegen. Ei, da ſchwindelt's einem ja, denn da geht es gleich in die Million. Solche große Diamanten kommen aber gar nicht in den



In den Diamantminen von Kimberley.

Handel, denn sie sind sehr selten; es gibt ihrer vielleicht ein Dutzend und sie bilden fast nur die kostbarsten Stücke im Kronschatz der Regenten. Der schönste von diesen Riesen unter den Diamanten ist der zum französischen Kronschatz gehörende „Regent", von dem wir S. 535 eine möglichst naturgetreue Abbildung geben; er wiegt 136 7/8 Karat. Der größte Diamant ist jedoch der Orlow, der die Spitze des russischen Zepters schmückt und dessen Gewicht 194 3/4 Karat beträgt. Im Besitz des Kaisers von Oesterreich befindet sich ein 133 1/2 Karat schwerer Diamant, im Besitz der Königin Viktoria ein 106 1/16 schwerer. Doch wird der Regent für den wertvollsten gehalten. Er hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Er wurde in Ostindien gefunden und von Pitt, der Anfangs des 18. Jahrhunderts Statthalter von Madras war, für 20 000 Pfund Sterling erworben. Pitt verkaufte ihn an den Regenten, Herzog von Orleans (daher der Name Regent) für drei Millionen Franken (wieviel hatte er dabei verdient?); für welchen Preis ihn Luwig XV. für den königlichen Schatz übernahm. Zur Revolutionszeit wurde er gestohlen und in Berlin versetzt, wo ihn Napoleon I. aber wieder einlöste und ihn auf dem Knopf seines Galadegens trug. Im Jahre 1848 war er abermals gestohlen, wurde aber auf anonyme Anzeige wiedergefunden.

Ein roher Diamant verliert beim Schleifen in der Regel 30 bis 40 % seines Volumens.

Die Diamanten finden sich im angeschwemmten Lande, besonders im Sande von Flüssen oder in Ebenen, die früher vom Wasser bespült wurden, und zwar in Ostindien (Golconda, Ellora 2c.), in Australien, am Ural, in Brasilien und in Südafrika.

Die brasilianischen Diamantgruben liegen in der Provinz Minas Geraes, in einem weiten, von Felsbergen umstarrten Becken. Der Zutritt ist strenge verboten und die Zugänge zu dem Thalbecken werden durch Militär bewacht. Es werden ausschließlich Neger beschäftigt. Die Zahl der Aufseher ist ungewöhnlich groß; trotzdem wird ihre Wachsamkeit oft durch die Neger getäuscht, die mit erstaunlicher Geschicklichkeit und stets neuem Erfindungsgeiste Diamanten beiseite zu schaffen wissen. Diese verkaufen sie Schmugglern, die sich von Zeit zu Zeit bei Nacht und Nebel unter Lebensgefahr einzuschleichen wissen und sich oft mehrere Tage lang in den Hütten der Neger verborgen halten müssen, bis eine Gelegenheit zum Entwischen sich bietet.

Die Lage dieser Neger ist im Ganzen höchst traurig. Bei kärglichem Lohne fristen sie ihr Leben mit schmaler Kost, die sie erst abends zu sich nehmen dürfen, nachdem sie den ganzen Tag ununterbrochen gearbeitet. Dabei müssen sie beständig im Wasser stehen und schweben stets in Gefahr, von Erdstürzen verschüttet oder von sich loslösenden Felsstücken erschlagen zu werden. Dennoch ziehen sie diese Arbeit jeder anderen vor, im Hinblick auf den Extragewinn, den sie sich durch den Verkauf gestohlener Diamanten zu verschaffen wissen, oder in der Hoffnung auf Befreiung, die erfolgt, wenn sie einen Diamanten von 13 oder mehr Karat finden.

Hat ein Neger einen Diamanten gefunden, so muß er ihn, zwischen Daumen und Zeigefinger emporhaltend, dem Aufseher zeigen und ihn dann in ein am Waschhaus angebrachtes hölzernes Gefäß legen. Bei Einbruch der Nacht wird dieses Gefäß dem Oberaufseher übergeben, der die Diamanten wägt und sie in einen ledernen Beutel steckt, den er stets bei sich trägt. Allmonatlich werden dieselben einem Schatzmeister übergeben, der sie ebenfalls abwiegt und sie einzeln in einem Buche verzeichnet. Am Schlusse des Jahres werden sie dann, nachdem sie mittels zwölf verschieden gelochter Siebe sortiert worden, nach den zwölf verschiedenen Größen geordnet und in eine Kiste verpackt, die, nachdem sie von den drei obersten Beamten versiegelt worden, nach Villa Rica und von da nach Rio de Janeiro gesandt wird.

Weitaus die ergiebigsten Diamantfundorte hat jedoch Südafrika aufzuweisen, das Brasilien mit der Zeit fast ganz in Schatten gestellt hat. Entdeckt wurde das dortige Vorkommen im Jahre 1867 durch einen Händler, der zufällig in den Besitz eines 22 1/2karätigen Diamanten gelangt war. Dies gab Veranlassung zur Durchsuchung des Schwemmgebietes des Orange- und Vaalflusses. Schon 1869 wurde ein 83 1/2karätiger Diamant gefunden und nun ging man zu den Tagebauen im größeren Maßstab über. Die wichtigsten derselben werden zwischen 28 und 30 ° südlicher Breite auf einer nach den Thälern des Vaal, Modder und Orange abfallenden Hochebene betrieben. Auf dieser Hochebene erheben sich Grünsteinkuppen, in deren Nähe flachgewölbte, aus tuffartigem Gestein bestehende Hügel das Vorkommen der Diamanten bezeichnen. Das diamantführende Gestein wird zunächst einige Monate lang der Verwitterung ausgesetzt, so daß es in Brocken zerfällt, die durch hölzerne Hämmer weiter zerkleinert werden. Das Kleingut passiert sodann rotierende Sortiersiebe und verschiedene andere Vorrichtungen, durch welche die Diamanten der Größe nach ausgeschieden werden. Von den Diamantgruben der Kapkolonie ist die bei Kimberley gelegene die ergiebigste.

Der Geist der Llano estakata.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

„Bite uma yepe!" (kommt herauf!) ertönte es nach einer Pause des Ueberlegens von oben herab.

Sie stiegen vollends empor. Als sie den oberen Rand der Halde erreichten, sahen sie trotz der Dunkelheit eine menschliche Gestalt, welche aufgerichtet vor ihnen stand und das Gewehr auf sie im Anschlag hielt.

„Naba, o nu neshuano!" (steht, sonst schieße ich!) gebot der Komantsche.

Die beiden erkannten an der Gestalt, daß sie wirklich, wie sie erwartet hatten, einen jungen Indianer vor sich sahen. Tim beruhigte ihn:

„Mein junger, roter Bruder braucht nicht zu schießen. Wir sind gekommen, ihm zu helfen."

„Sind meine weißen Brüder allein?"

„Ja."

„Haben sie die Fährte meines Pferdes verfolgt?"

„Wir sind zufälligerweise an den Ort des Kampfes gekommen und haben aus den Spuren gelesen, was geschehen ist. Wir folgten dann deiner Fährte und derjenigen eurer Feinde, um euch gegen sie zu beschützen. Ihr seid tapfere rote Krieger, sie aber sind feige Räuber, welche beschämt vor uns fliehen mußten, obgleich sie mehr Personen waren als wir."

„Mein Bruder sagt die Wahrheit?"

„Ich lüge nicht. Zum Zeichen, daß wir als deine Freunde kommen, werden wir jetzt alle unsere Waffen vor dir niederlegen, und du magst dann bestimmen, ob wir sie wieder zu uns nehmen sollen oder nicht."

Sie legten die Messer und Büchsen ab. Er hielt das Gewehr noch immer auf sie gerichtet und sagte:

„Die Bleichgesichter haben Honig auf den Lippen, aber Galle im Herzen. Sie legen die Waffen fort, um Vertrauen zu erwecken; dann aber kommen ihre drei Gefährten nach, um den Tod heraufzubringen."

„Du hältst uns für zwei von denen, welche euch verfolgt haben. Wir sind sie nicht; du täuschest dich."

„So sagt mir, wo diese fünf Männer sich befinden! Da ihr der Fährte gefolgt seid, müßt ihr das wissen."

„Wir haben sie getroffen, als sie unten auf dem Felsen deine Spur suchten, welche sie verloren hatten. Wir sprachen erst freundlich mit ihnen, um sie zu täuschen. Sie vermochten nicht, die Fährte wieder zu entdecken. Wir aber fanden sofort die Blutstropfen, welche der Wunde deines Begleiters entfallen waren; aber wir sagten es nicht, sondern wir machten eine falsche Spur, auf welcher sie dann nach Westen geritten sind. Wir sagten ihnen, daß wir sie für Räuber und Mörder halten, und richteten unsere Gewehre gerade so auf sie, wie du das deinige jetzt auf uns richtest. Da mußten sie schmachvoll von dannen weichen."

„Warum habt ihr sie nicht getötet?"

„Weil sie uns nichts gethan hatten. Wir schießen nur dann einen Menschen nieder, wenn wir dazu gezwungen sind, um unser Leben zu verteidigen."

„Ihr redet die Worte der guten Menschen. Mein Herz gebietet mir, euch Vertrauen zu schenken; aber eine andere Stimme fordert mich auf, vorsichtig zu sein."

„Folge nicht dieser Stimme, sondern derjenigen deines Herzens! Wir meinen es gut mit dir. Frage dich selbst, warum wir zu dir gekommen sein können! Du hast uns nichts gethan; wir können also nicht die Absicht hegen, dir Böses zu erweisen. Wir wissen, daß du verfolgt wirst; wir haben aus den Spuren ersehen, daß dein Begleiter verwundet ist; darum kamen wir hierher, um dir unsere Hilfe anzubieten. Ist dir dieselbe nicht willkommen, so werden wir sofort wieder gehen, denn wir sind es nicht gewöhnt, unseren Beistand jemanden aufzuzwingen."

Es verging eine kurze Zeit, ohne daß er antwortete. Er schien nachzudenken. Dann sagte er:

„Ich brauche eure Hilfe nicht. Ihr könnt gehen."

„Gut, so werden wir dich verlassen und wünschen dabei, daß du es nicht bereuen mögest."

Sie nahmen ihre Waffen wieder auf und begannen, an der Halde abwärts zu steigen. Sie waren noch nicht weit gekommen, so hielt Tim den Schritt an und fragte leise:

„Hast du nichts gehört, alter Jim? Es war mir ganz so, als ob da drüben, rechts von uns, ein Stein hinabgekollert sei."

„Ich habe nichts vernommen."

„Aber ich sehr deutlich. Sollte sich dort irgend ein Mensch heimlicherweise von außen her um die Halde herumschlängeln? Wir wollen vorsichtig sein."

Sie stiegen weiter. Als sie dann unten am Fuße der Aufschüttung ankamen, erhob sich plötzlich eine dunkle Gestalt hart vor ihnen vom Boden.

„Halt, Bursche!" rief Jim, das Gewehr anlegend. „Keinen Schritt von der Stelle, sonst schieße ich!"

„Warum will das Bleichgesicht schießen, da ich doch in freundlicher Absicht gekommen bin?" ertönte es ihm entgegen.

Er erkannte die Stimme des jungen Indianers, mit welchem sie soeben gesprochen hatten.

„Du bist es?" fragte er. „Du bist zu gleicher Zeit mit uns herabgestiegen? Also darum hörte Tim den Stein! Dein Fuß hatte ihn aus seiner Lage gestoßen. Was willst du hier?"

„Ich wollte sehen, ob die Rede der weißen Männer Wahrheit sei. Wäret ihr Feinde gewesen, so hättet ihr mich nicht verlassen. Da ihr meiner Weisung gefolgt seid, ohne etwas gegen mich zu unternehmen, so habt ihr die Probe bestanden. Ihr gehört nicht zu meinen Verfolgern, und ich bitte euch, mit mir wieder empor zu steigen, um Tevua-schohe zu sehen, der mein Vater ist."

„Tevua-schohe, der ‚Feuerstern', der berühmte Häuptling der Komantschen, ist da?" fragte Tim erstaunt.

„Ja, er ist da. Er ist tot. Ich bin Shiba-bigk*), sein jüngster Sohn, und werde sein Blut über seine Mörder bringen. Die Bleichgesichter mögen mir folgen."

*) Eisenherz.

Er klimmte voran, und sie stiegen hinter ihm her, wieder die Halde hinauf.

Oben angekommen schritt er auf die Felswand zu und trat in ein in derselben befindliches Loch, welches die beiden kannten, da sie sich nicht zum erstenmale hier befanden. Es war der Eingang zu der alten, verlassenen Silbermine.

Ein dünner Rauch kam ihnen entgegen. Als sie vielleicht dreißig Schritte weit in den Gang eingedrungen waren, sahen sie ein kleines Feuer brennen. Ein kleines Häuflein mühsam zusammengesuchten Holzes lag daneben. Die Flamme hatte den alleinigen Zweck, den Toten zu bescheinen, welcher in sitzender Stellung aufgerichtet war, so daß er mit dem Rücken an der Wand lehnte.

Eisenherz legte sein Gewehr weg und setzte sich dem Toten gegenüber nieder. Er schob ein Aststück in das Feuer, zog die Kniee hoch empor und legte sein Kinn darauf. In dieser Stellung starrte er die Leiche wortlos an.

Die beiden Westmänner standen ebenso schweigend dabei. Sie kannten die indianische Sitte genau und wußten, daß sie den Schmerz des Sohnes durch Worte beleidigen würden. Die Gesichter beider Indianer waren unbemalt, ein sicheres Zeichen, daß sie nicht in einer feindlichen Absicht unterwegs gewesen seien. Der Tote war ein schöner Mann gewesen, wie ja die Komantschen sich überhaupt durch körperliche Vorzüge vor vielen anderen Indianerstämmen auszeichnen. Selbst noch im Tode glänzte sein Angesicht wie helle Bronze. Seine Augen waren geschlossen und seine Lippen fest zusammengekniffen, denn er hatte einen sehr qualvollen Tod gehabt. Der untere Teil seines indianischen Jagdhemdes war geöffnet, so daß man die Stelle des entblößten Leibes sah, an welcher die feindliche Kugel eingedrungen war. Die Hände lagen zusammengekrampft auf den Oberschenkeln, ein weiterer Beweis der Schmerzen, welchen er in seinen letzten Augenblicken ausgesetzt gewesen war.

Erst nach längerer Zeit ließen auch Jim und Tim sich auf den Boden nieder, leise, ganz leise, als ob sie befürchteten, den Ermordeten durch ein Geräusch in seiner Ruhe zu stören. Die Nähe eines aus dem Leben Geschiedenen wirkt ja fast stets wie der Anblick eines Heiligtums: Ein Andachtsschauer erfaßt den Sterblichen, sobald er den Hauch der Ewigkeit empfindet.

Da hob Shiba-bigk seinen Kopf, blickte die beiden an und sagte:

„Ihr habt von ‚Feuerstern', dem Häuptling der Komantschen, gehört? So wißt ihr, daß er ein tapferer Krieger war?"

„Ja," antwortete Jim. „Wir haben den Häuptling sofort erkannt, als wir ihn hier erblickten. Wir haben ihn droben am Rio Roxo kennen gelernt, wo er uns beistand, als wir von einer Schar Paunihs überfallen wurden."

„So werdet ihr überzeugt sein, daß er in den ewigen Jagdgründen über viele Krieger gebieten wird. Aber Manitou hat ihn nicht im Kampfe abgerufen. Der Häuptling der Komantschen ist ermordet worden."

„Von denen natürlich, die euch verfolgten?"

„Ja."

„Wie ist das geschehen und wie seid ihr denn eigentlich hierher gekommen?"

„Wir waren tief im Lande der Bleichgesichter. Die Krieger der Komantschen haben ihre Kriegsbeile vergraben und lebten in letzter Zeit in Frieden mit den Weißen. Sie brauchten sich nicht zu scheuen, in die Städte des bleichen Mannes zu gehen. ‚Feuerstern' jagte mit seinen Leuten am Flusse, welcher Rio Pecos genannt wird. Dort trafen sie auf weiße Männer, welche nach der fernen Stadt wollten, deren Name Austin ist. Da der Weg von dort nach da von anderen roten Männern unsicher gemacht wird, so baten sie den ‚Feuerstern', ihnen einen kundigen Führer mitzugeben. Er beschloß, sie selbst zu begleiten und mich mitzunehmen, damit ich die Städte und Häuser der Weißen sehen möge. Wir kamen glücklich in Austin an und ritten dann allein zurück. Heute, als das letzte Drittel des Tages begann, begegneten uns die Mörder. Sie verlangten unsere Pferde; als wir ihnen dieselben nicht gaben, schoß einer von ihnen den ‚Feuerstern' in den Leib. Das Pferd des Häuptlings wurde scheu und rannte davon. Ich mußte ihm folgen, weil er verwundet war, und konnte also nicht mit den Bleichgesichtern kämpfen. Wenn ihr die Fährte gesehen habt, so werdet ihr wissen, was dann noch geschehen ist."

„Ja. Du hast einen von ihnen getötet und ihm den Skalp genommen."

„So ist es. Die Kopfhaut hängt hier an meinem Gürtel. Aber ich werde mir auch die Häute der anderen holen. Während der Nacht werde ich den Vater beklagen und den Todesgesang der Häuptlinge anstimmen; am Morgen begrabe ich ihn einstweilen zwischen diesem Gestein, um dann die Krieger der Komantschen zu holen, welche dem Helden ein Grabmal errichten werden, seiner Tapferkeit und Würde angemessen; aber sobald ich den Toten vor den Augen der Sonne verborgen habe, werde ich die Spur der Mörder aufsuchen, und ich sage euch, Shibabigk ist noch kein berühmter Krieger; es sind seit seiner Geburt nicht viele Winter vergangen; aber er ist der Sohn eines berühmten Häuptlings, und wehe den Bleichgesichtern, auf deren Fußstapfen er seine Augen richtet! Sie sind verloren!"

Er stand auf, trat zu seinem Vater, legte demselben die Hand auf den Kopf und fuhr fort:

„Die Bleichgesichter schwören; ein Komantsche aber spricht ohne Schwur. Und so merkt euch meine Rede: Wenn der Grabeshügel des ‚Feuersternes' errichtet wird, so sollen von der Spitze desselben alle sechs Skalpe seiner Mörder hängen. ‚Eisenherz' hat es gesagt, und also wird es geschehen! — — —"

Drittes Kapitel.

Ghostly hour.

Um die Mittagszeit des darauffolgenden Tages saß Helmers mit dem Juggle-Fred und dem Hobble-Frank wieder an einem Tische vor dem Hause. Bob, der Neger, war nicht bei ihnen. Er steckte mit dem schwarzen Diener des Farmers im Stalle.

Die drei Masters unterhielten sich über das gestrige Erlebnis, über das Duell zwischen Bloody-fox und dem Fremden, über den Tod des letzteren, und so war es gar kein Wunder, daß sie auch auf Verschiedenes, was mit dem Tode zusammenhängt, endlich sogar auf Gespenster zu sprechen kamen.

Helmers und Fred erklärten ganz entschieden, es sei unmöglich, daß die Seele eines Verstorbenen wiederkehren und gesehen werden, sogar ohne im Besitze der physischen Sprachwerkzeuge zu sein, reden könne. Frank aber verteidigte auf das energischeste den Gespensterglauben, und als die beiden anderen dennoch bei ihrem Zweifel blieben, rief er ganz zornig aus:

„Ihr seid eben alle beede dumm, und sogar hochdumm! Euch kann nich geholfen werden, denn was nutzt der Kuh die Muschkate. Für die höhere Muschkatennuß des widersinnigen Lebens, also für alles, was über- und zugleich ooch unterirdisch ist, hat nur derjenige die richtigen Zähne, der sich schon in seiner frühsten Jugend mit den diesseitigen und jenseitigen Geistesinsolvenzen befaßt hat. Das aber ist bei euch eben nich der Fall gewesen und darum brauche ich mich eegentlich ooch gar nich dadrüber zu wundern und zu ärgern, daß eurem vernachläßsigten Denkvermögen sogar die Geister und Geschpenster abhanden gekommen sind. Wäre ich een Geschtorbener, was aber glücklicherweise nich der Fall ist, so huckte ich euch zwee beeden heut um die Mitternachtsschtunde off. Das würde euch schon eene andere und bessere Meenung beibringen!"

„Gib uns nur einen Beweis, einen einzigen!" lachte Fred. „Dann wollen wir dir glauben."

„Eenen Beweis? Unsinn! Beweise beweisen gar nischt! Wenn für irgend was een Beweis vorhanden ist, so brauche ich es doch eben nich mit eenem Beweise zu beweisen! Gesehen muß mersch haben, gesehen mit seinen eegenen zwee beeden Oogen; das ist der sogen. italienische Oculierbeweis, gegen den etwas anderes gar nich offkommen kann. Dadrüber sind wir Gelehrten sehr eenig, daß — — —"

„Nicht Oculier- sondern Ocularbeweis willst du wohl sagen?" fiel Fred ihm in die Rede.

„Schweigste gleich schtille, du Hebräisch-verderber!" brauste Frank auf. „Mir wirschte doch nich etwa die submarinen Schprachkenntnisse beibringen wollen, die ich schon vor dreißig Jahren an den Schtiefelsohlen abgeloofen habe! Mir sind freilich die Sonnenprotuberanzen der anonymen Schprachwissenschaften gleich angeboren gewesen. Ich habe als Wickelkind chinesisch geschrieen, aramäisch geschlafen und aus eener sanskritischen Saugflasche polynesische Milch getrunken. Sagt da dieser Mensch, ich hätte mich verschprochen! Weeß der Kerl nich mal, was für een Unterschied zwischen Ocular und Oculier ist! Oculieren heeßt pfropfen. Das weeß ich als Lumen des Forschtwesens sehr genau. Und wenn ich dir nun eenen Beweis offpfropfe, so ist es eben een Oculierbeweis. Verstande vous, mong Ami? Und mit solchen Oculierbeweisen kann ich die karthagische Beschtätigung bringen, daß es Geschpenster gibt."

„Hast du denn eins gesehen?"

„O, nich nur eens, sondern mehr als een halbes Schock. Um mich sind die Geister nur immer so rumgeloofen, eben weil ich een geistreicher Myrmidone bin.

Uebrigens beweise ich die Sache, wie sich ganz von selbst verschteht, absolut philologisch. Wenn een Wort da ist, so muß doch ooch dasjenige da sein, als dessen Bezeechnung das Wort dienen soll. Wenn also der Harlekin im Cirkus singt:

„David, öffne mir das Fenster!
Heute ist keen Mondenschein.
Zu der Schtunde der Geschpenster
Schteigt der schöne August ein,"

so muß es eben absolut Geschpenster geben. Das Wort Geschpenst ist da, folglich geht es off dem Heuboden um. Das ist so klaar wie Seefenwasser. Der Moritzburger Schulmeester, dem ich meine geniale Ausbildung zu verdanken habe, gloobte ooch an Geister."

(Fortsetzung folgt.)

Die Wohnung und Pflege der Kaninchen.

(Schluß.)

Will man Kaninchen schlachten, so mästet man sie zuvor mit Brot, Hafer und Kleie. Gewöhnlich reicht man ihnen dreimal des Tages ihr Futter. Wenn sie Grünfutter bekommen, so brauchen sie kein Wasser zum Trinken, wie sie überhaupt wenig trinken und unter Umständen ohne Trinken leben können. Allein wenn man sie mit Heu, Häcksel, Kleie ꝛc. füttert, befinden sie sich doch wohler, wenn man ihnen etwas zum Trinken reicht, nämlich entweder frisches reines Wasser, oder solches, worin einiges grobes oder Nachmehl mit etwas Salz zerrührt worden ist. Namentlich die Weibchen, welche Junge haben, trinken sehr gern und sehr viel, und lieben auch etwas Milch und Wasser. Die Probe für ihre Gesundheit ist der Kot, der bei gesunden Tieren nicht zu feucht sein darf.

Die Kaninchen vermehren sich stark, die Familie vergrößert sich mindestens viermal im Jahre, auch sechs- bis siebenmal, vier bis sechs Junge auf einmal, zuweilen auch mehr. Die Jungen sind 12 Tage blind und behaaren sich nur allmählig; sie bleiben etwa drei Wochen lang bei der Mutter, so daß man sie nur wenig zu sehen bekommt; dann aber kommen sie mit der Mama zum Vorschein und beginnen an deren Futter zu nagen. Man muß ihnen daher jetzt das Beste und Zarteste von dem allgemeinen Kaninchenfutter geben, damit die Jungen ihre Zähnchen nicht an dem harten Futter beschädigen. Sobald die Jungen selbst fressen, reicht man ihnen dreimal des Tages etwas Milch und andere gute kräftige Nahrung, aber nicht zu viel Grünfutter.

Wenn ein Weibchen Stroh und Heu ꝛc. zusammenträgt und in einem der Schlüpfe ein Nest zu bauen beginnt, so ist dies ein Zeichen, daß bald Junge ankommen werden. Sind sie eines schönen Morgens nun da, so muß man das Männchen oder die Männchen von ihnen fernhalten, also womöglich abseits unterbringen oder die Mutter mit den Jungen absperren, weil sonst die Männchen die Jungen totbeißen. Sind bei einem großen Wurfe schwächliche oder verkrüppelte Junge, was nicht selten vorkommt, so muß man diese beseitigen; erfahrene Kaninchenzüchter lassen der Mutter meist nur fünf Junge vom Wurf. Sind die Jungen endlich sechs Wochen alt geworden, so kann man sie nun von der Mutter trennen, muß sie aber von da ab gut nähren. Nachdem die Jungen ein Vierteljahr alt sind, werden die Rammler oder Männchen unter ihnen herausgesucht und besonders gehalten oder als entbehrlich verkauft.

Die Kaninchen sind sanfte, harmlose Tiere, die man durch liebreiche Behandlung trotz ihrer Schüchternheit so zahm machen kann, daß sie auf den Ruf herbeikommen. Wenn man sie vom Boden aufhebt, so kratzen sie zwar anfangs mit ihren scharfen Nägeln, um sich zu verteidigen, aber nur aus Angst und nur anfangs, denn sobald sie gemerkt haben, daß man ihnen nichts zuleide thut, wenn man sie aufhebt, so verlieren sie ihre Angst. Sie lernen die Stimme dessen kennen, der sie füttert, und flüchten dann bei seiner Annäherung nicht mehr.

Der Stall muß recht oft und zu jeder Tageszeit geöffnet und gut gelüftet werden; Winters bei strenger Kälte lüfte man wenigstens in den Mittagsstunden etwa 5 bis 10 Minuten die Thüre oder ein Fenster, und lasse den Tierchen jederzeit so viel mäßigen Sonnenschein zu gute kommen, als man kann.

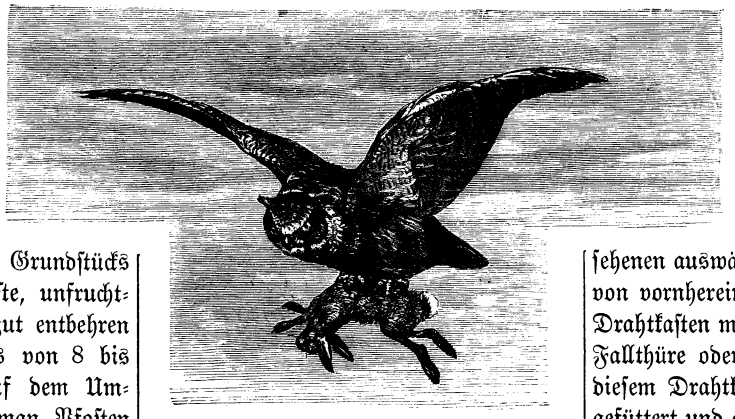
Die Jungen der Kaninchen müssen besonders vor Katzen, Wieseln und Ratten geschützt werden, welche ihnen sehr gefährlich sind. Den Alten sind nur Füchse, Marder und Wiesel schädlich, welche man abhalten muß.

Alles, was wir von den Kaninchen im allgemeinen gesagt haben, gilt auch von dem Angorakaninchen oder Seidenhasen, dessen ungemein weiches, glänzendes, krauses Haar manchmal einen Stapel (Länge) von 10 bis 11 cm hat und ein schönes Gespinnst für Handschuhe, Pulswärmer ꝛc. gibt. Wenn man sie rupft, so bekommt man von jedem jährlich im Durchschnitt ein Pfund Wolle, welche sehr gesucht ist. Ich kann meinen lieben Kameraden, welche nur einige wenige Kaninchen hegen wollen, dazu die Seidenhasen sehr empfehlen, um so mehr, da deren Zucht immer mehr in Abgang kommt, und empfehle ihnen besonders die ganz weißen mit den roten Augen (Kakerlaken), die ganz schwarzen, welche namentlich in England sehr gesucht sind, und die blauen oder vielmehr grauen. Sie verlangen Winters einen warmen Stall. Die Kaninchen können bei guter Pflege ein Alter von 5 bis 6 Jahren erreichen.

Manche unserer jungen Kameraden möchten vielleicht auch ihre Kaninchen im Garten halten, und das ist leicht möglich, wenn derselbe mit Mauern umgeben und vor Raubzeug (Füchse, Marder, Katzen, Habichte ꝛc.) geschützt ist, so daß man sie frei laufen lassen kann; allein man muß dann eine Kaninchenrasse nehmen, welche nicht auf das Annagen der Rinde von Obstbäumen erpicht ist, wie die wilden Kaninchen und Hasen. Die zahmen Kaninchen gedeihen in Gärten besser und sie sind weit rühriger und munterer. Um ihnen einen passenden Aufenthalt zu schaffen, legt man vier Schlüpfe von je $1\frac{1}{2}$ m Länge kreuzweise so auf den Boden, daß zwischen ihren inneren Mündungen ein Zwischenraum von $1\frac{1}{2}$ bis 2 m bleibt, dann wird über denselben ein Haufen von sandiger Erde oder sonstigem rohem Boden aufgeschüttet, daß derselbe einen Durchmesser von $4\frac{1}{2}$ bis 5 m und eine Höhe von $2\frac{1}{2}$ bis 3 m hat, wobei aber die äußeren Mündungen der Schlüpfe nicht verschüttet werden dürfen. Den Erdhaufen besäet man mit Luzerne und setzt auch ein Dutzend bewurzelte Akazienstecklinge darauf und man hat nun einen kleinen Kaninchenberg. Die Kaninchen benützen sogleich die Schlüpfe; da dieselben ihnen aber bald nicht mehr genügen, so graben sie nach dem Innern des Haufens weiter und höhlen in dessen Mitte einen ganzen

Kessel aus, von dem sie manchmal sogar noch besondere Fluchtröhren nach außen stoßen. In diesem halbkünstlichen Baue befinden sich die Kaninchen ganz behaglich und vermehren sich zusehends.

Da aber nicht alle Eltern meiner lieben Kameraden einen verfügbaren, hinreichenden Gartenraum für einen solchen Kaninchenberg haben, oder die wenn auch nicht bedeutenden Kosten der Errichtung eines solchen aufwenden wollen, oder in der Sorge um ihre Apfelbäume, Ziersträucher und Gartenbeete es nicht darauf ankommen lassen mögen, ob die gekauften Kaninchen wirklich keine Rindenschaber sind, so will ich meinen lieben Kameraden die Anleitung zu einem anderen Kaninchengehege im kleinen geben, das leichter ausführbar und in jedem Obstgarten oder Hof oder sonstigen Grundstück anzulegen ist. Man wählt irgend eine beliebige Stelle des Grundstücks aus, wo vielleicht der magerste, unfruchtbarste Boden ist, den man gut entbehren kann, und steckt einen Kreis von 8 bis 10 m Durchmesser an. Auf dem Umfang dieses Kreises schlägt man Pfosten aus hartem Holz und von 2 m Höhe über dem Boden, in Entfernung von je 3 m voneinander ein, rückt zwei von diesen Pfosten bis auf 60 bis 80 cm Entfernung gegeneinander, daß sie hier eine Thüröffnung bilden. Nun verschafft man sich, durch die Güte der lieben Eltern, so viel von jenem weitmaschigen Drahtgeflecht von etwa 1 m Breite, als dazu erforderlich ist, um den ganzen Kreis in einer Höhe von 2 m damit zu umspannen, d. h. man zieht zwei Breiten von diesem Drahtgewebe, wie man es für die Umfriedigung von Hühnerhöfen ꝛc. verwendet, übereinander um diesen Kreis und befestigt dasselbe an den Pfosten durch Kopfnägel und Drahtschleifen und verstrickt beide Breiten an ihrem Berührungspunkte mit Draht, überzieht auch den Thürrahmen mit solchem Geflecht und hat nun ein solides Gehege. Wenn man nun in die Mitte dieses Geheges einige Karren Sand und Erde schüttet und eine Familie von 6 bis 7 Leporiden oder anderen Kaninchen einsetzt, so hat man weiter nichts zu thun, als dieselben zu füttern und vor Raubzeug zu schützen. Am besten eignen sich für eine solche Einrichtung nächst den Halbhasen die wilden Kaninchen. Da man dieselben aber nicht immer nach Wunsch haben kann, so mag man sich auch mit zahmen Kaninchen irgend einer Art begnügen, denn bei dieser Lebensweise entarten die zahmen nach wenigen Generationen wieder zu wilden. Ein solches Gehege zu beobachten und zu überwachen, ist nicht nur lehrreich und unterhaltend, sondern auch lohnend, denn dasselbe liefert Wildbret genug für die Küche und zum Verkauf, und da ein erwachsenes Kaninchen außer dem Fell noch einen Marktwert von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Mark beim Wildbrethändler hat und die Tiere in einem solchen Gehege sich erstaunlich vermehren, so machen sich die Anlagekosten bald bezahlt.



Uhu mit einem erbeuteten Kaninchen.

Wenn einer unserer lieben Kameraden dagegen in einer geeigneten Gegend auf eigenem Grund und Boden, z. B. in einem Buschwalde, auf einer Heide oder an einer nördlich gelegenen Berghalde, einen wirklichen Kaninchenberg anlegen will oder seine Eltern zur Anlage eines solchen bestimmen kann, so verfährt er am besten folgendermaßen: Zuerst werden 4 bis 8 Schlupfröhren in der schon früher angegebenen Weise gezimmert, indem man drei Bretter von je 30 bis 40 cm Breite und von je 2 bis 3 m Länge unter rechtem Winkel zusammennagelt und ein viertes Brett als Boden einschiebt. Diese Schlupfröhren legt man strahlenförmig an den Boden, daß sie in der Mitte oder auch in einer Kiste zusammentreffen; dann schüttet man Schutt, Steine, Erde, Asche, Schlacken ꝛc. zwischen diese Röhren und über diese und trete sie fest an, so daß die Röhren eine unverrückbare Lage bekommen. Ist dann diese Röhrenlage etwa 50 bis 60 cm hoch mit Erde und Steinschutt bedeckt und geebnet worden, so kann man noch eine zweite und nach einem weiteren Zwischenraum von Erde eine dritte Lage von Röhren anbringen, aber in der Weise, daß die darüberliegenden Röhren immer etwas kürzer werden und terrassenförmig ansteigen, bis sie einen Hügel bilden und die Kaninchen leicht zu den Eingängen der höher liegenden Röhren gelangen können. Der ganze angeschichtete Hügel von Erde wird dann mit Klee und Gras besäet und etwa noch mit einigen Haselnuß-, Akazien- oder Kreuzdorn-Sträuchern bepflanzt, so daß die Kaninchen hier einen hübschen Tummelplatz und angenehmen Aufenthalt haben. Wird dann noch der ganze Kaninchenberg samt Umgebung mit Mauer, Gitter oder Zaun gegen tierische und menschliche Feinde und Räuber umgeben und im Winter auf Marder und Wieseln Jagd gemacht, so hat man das erwünschteste Kaninchengehege, das keinen unbedeutenden Gewinn abwirft. Um nun unter den im Kaninchenberg gezüchteten Tieren die zum Verkauf oder zum Schlachten ausersehenen auswählen zu können, wird gleich von vornherein außerhalb des Berges ein Drahtkasten mit gutem Verschluß und einer Fallthüre oder Fallgatter angebracht. In diesem Drahtkasten werden die Kaninchen gefüttert und gewöhnt, auf einen Pfiff zur Fütterung herbeizukommen. Sind sie nun im Kasten, so läßt man die Fallthüre fallen und kann durch ein kleineres Thürchen in den Kasten hineingreifen und die gewünschten gesunden und feisten sowie auch die etwa kranken, räudigen ꝛc. auslesen, die möglichst schnell von den anderen getrennt werden müssen.

Den hübschesten Kaninchenberg habe ich einst bei einem Jugendfreund gesehen, dessen Vater Oberst und Kommandant einer halb entfestigten kleinen Festung war. Die Wallgräben waren schon zum großen Teil als Gärten angelegt und bepflanzt; nur an der Nordseite waren an einem halbverfallenen Bastion die Gräben noch unbenützt, aber die Eskarpen und Kontreeskarpen (Futtermauern nach innen und außen) noch gut erhalten. In einem dieser Gräben nun, der von den benachbarten durch ein Gewölbe abgeschlossen war, hatte der Oberst einen Kaninchenberg errichten lassen und mit wilden Kaninchen besetzt, die hier vortrefflich fortkamen. Wenn man so auf der Eskarpe stehend, das muntere Treiben der Kaninchen in dem tiefen Graben drunten und auf ihrem Berge beobachtete, gewährte es eine sehr angenehme und lehrreiche Unterhaltung, welcher man sich stundenlang hingeben konnte. Der

Herr Oberst soll aus dem Verkauf seiner Kaninchen und ihrer Felle ein schönes Stück Geld erlöst haben, denn die Fütterung der Tiere kam ihm nicht hoch zu stehen: sie wurden gewöhnlich nur dann in einem kleineren Drahtkäfig gefüttert, wenn man die zum Schlachten oder zum Verkauf bestimmten herausfangen wollte.

Zum Schluß sei den Kameraden noch ein allerliebstes Erlebnis erzählt. Auf einem meiner täglichen Spaziergänge hatte ich einstmals Gelegenheit, ein ebenso liebliches, als possierliches Schauspiel zu sehen. Vertieft in den Anblick des herrlichen Blütenschmucks, der rechts und links in prächtiger Fülle meinen Weg säumte, trifft mein Ohr glockenhelles, jubelndes Lachen. Aufblickend, gewahrte ich in einem naheliegenden Garten, der zu einem hübschen villenartigen Gebäude gehörte, einige Knaben und ein Mädchen, welche glühend von Fröhlichkeit und Lust den anmutigen Kabriolen einiger Kaninchen zu folgen schienen. Näher hinzutretend glaubte ich zu meiner Ueberraschung erkennen zu müssen, daß das kleine Volk soeben ein regelrechtes Kaninchenhürdenrennen abgehalten hatte. Die Sache interessierte mich, der Besitzer des Anwesens war mir bekannt, ich betrat den Garten. Als ich mich umsah, bestätigte sich meine Vermutung. Die Knaben hatten einen nicht allzutiefen bogenförmigen Graben aufgeworfen, an dessen einem Ende der Hasenstall, an dem anderen eine Handvoll frisches Futter gestreut war. Die ganze Strecke des Grabens entlang liefen querliegende Springstäbchen, feste Hürden und weite Gräben. Ich sah dem Treiben lächelnd eine Weile zu und sprach dann die munteren Kinder an. Gerne erfüllten diese meinen Wunsch um Wiederholung des amüsanten Schauspiels. Die Kaninchen waren bald in den Stall zurückgetrieben und siehe da, kaum hatte einer der Knaben die Stallthür wieder geöffnet und einen schrillen Pfiff ertönen lassen, stürmten drei muntere Kaninchen mit graziösen Sprüngen über die Rennbahn und überwanden die Hindernisse mit Leichtigkeit. Noch einige Male mußten die Tierchen die Bahn durchlaufen und immer wieder erfolgte fröhliches Händeklatschen über den überaus possierlichen Anblick, von dem namentlich das Töchterchen des Hauses ganz entzückt war. „Sicherlich," frug ich, „ist es euch recht schwer geworden, den Tierchen das beizubringen?" — „Ja, es hat wohl ziemlich lange gedauert, bis wir unsere Renner so weit gebracht haben," entgegnete der größte der Knaben, „aber wir haben die Geduld nicht verloren und," indem er lächelnd auf das frischgestreute Futter hindeutete, „das spielt dabei nicht die unbedeutendste Rolle". Die munteren Kaninchen ließen sich's am Ziele denn auch trefflich schmecken. — Selbst vergnügt über das ergötzliche Treiben, drückte ich den Kleinen herzlich die Hand und ging meines Weges. Das anmutige Bild blieb aber in meinem Gedächtnisse haften und da ich mitunter den Pinsel zu führen versuche, hab' ich's meinen jungen Freunden zuliebe zu Papier gebracht.

Ludwig XI. und der Zeichendeuter.

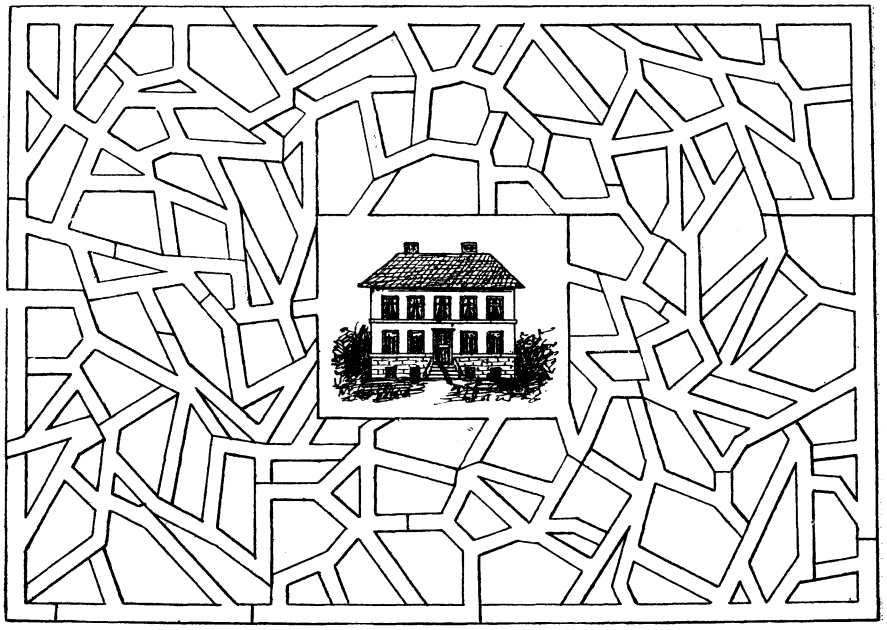
Am Hofe König Ludwig XI. von Frankreich, der von 1461 bis 1483 regierte, lebte eine Hofdame, die sich von seiten des Monarchen großer Gunst zu erfreuen hatte. Als sie eines Tages bei einer Festlichkeit vermißt wurde, prophezeite ein Höfling, der im Rufe geheimer Wissenschaften stand, den Tod der Dame genau nach acht Tagen. Als nun zufälligerweise diese Vorhersagung eintraf, wurde der König überaus zornig und ließ den Wahrsager vor sich kommen. Seinen Dienern aber hatte er bereits den Befehl gegeben, daß sie ihn auf ein bestimmtes Zeichen vor seinen Augen ergreifen und sofort aus dem Fenster stürzen sollten. Der zum Tode Verurteilte erschien. Bei seinem Eintreten sprach der König finster zu ihm: „Der du das Schicksal anderer so sicher vorher verkündigest, so sage mir auch, wie lange wirst du noch leben?" Dem Angeredeten erschien diese Frage unheilvoll, er mochte ahnen, was ihm bevorstehe; doch faßte er sich schnell und antwortete mit großer Zuversicht: „Sire, ich werde gewiß drei Tage vor Ew. Majestät sterben." Der König fuhr einen Augenblick erschrocken zusammen. Er ließ sich jedoch nichts merken, hütete sich aber, den Dienern das verabredete Zeichen zu geben.

Die Lieblingsblume

der deutschen Kaiserin Viktoria ist die Gardenia. Diese kostbare Blüte von eigentümlichem, sehr starkem Wohlgeruch, der an eine Mischung von Orangeblüten, persischem Jasmin und der weißblühenden Kunthia (bekannt in unseren Gärten) erinnert, hat die trichterförmige Gestalt einer starkgefüllten Azalee; die Farbe ist ein elfenbeinartiges Weiß. Die Gardenia stammt aus China, hat ihren Namen nach einem englischen Arzte, Mr. Garden, der seiner Zeit in Carolina lebte, und ist seit etwa 1754 zuerst in England durch Fortune — daher auch der Speciesname der gefüllten Art: Gardenia florida var. Fortuneana — in Europa bekannt geworden. Der Strauch wird auch in China selbst kultiviert, erfordert auch bei uns eine sehr eigene Kultur, große Aufmerksamkeit, während die Vermehrung selbst eine solche nicht zu sehr beansprucht. Man kann auch eine Reihenfolge des Blütenflors erzielen und gesunde Pflanzen liefern Stecklinge im Ueberfluß. Im Wildpark bei Potsdam soll der Kultur dieser anziehenden Blume seit einiger Zeit eine besondere Stätte eröffnet worden sein.

Wer gelangt, ohne eine Hecke zu überspringen, in das Gartenhaus?

Ersonnen und gezeichnet von einem Kameraden.

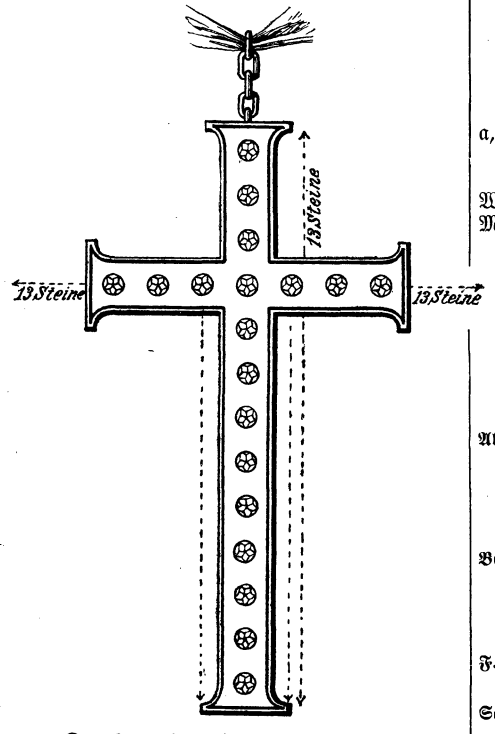


Walnüsse zu Kriegszwecken.

Als am 30. September 1813 der russische General Tschernytschew den Jerome Bonaparte, König von Westfalen, aus Kassel vertrieb und damit dem kurzen Herrschertum dieses Emporkömmlings ein Ende machte, fanden die Russen unter den hinterlassenen Staatseffekten auch unter anderem — drei Kisten, worin 6000 Stück welsche Nüsse waren. Diese Nüsse ließ — nach der Versicherung eines Journals damaliger Zeit — der westfälische General Allix in der Absicht aus Bamberg kommen, sie zu stecken und daraus Nußbäume zu ziehen, um aus dem Holz derselben die für den Staat benötigten Flintenschafte zu gewinnen, damit künftig das Geld für dieselben im Lande bleibe.

Da nun der Nußbaum wenigstens 50 Jahre alt sein muß, um ihn zu Schaftholz benutzen zu können, so geht daraus hervor, daß man sich das verfrühte Ende des neuen Königreichs nicht hatte träumen lassen.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 33.

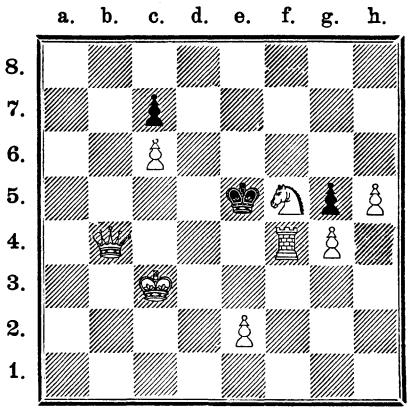


Der Juwelier nimmt von der ursprünglichen Form die beiden Eckſteine der Kreuzarme und setzt dafür den oberen Eckstein (vom Kopfe) an den Fuß des Kreuzes. Auf diese Weise hat er zwei Steine — natürlich nur im Scherz, da er mit dem Auftraggeber befreundet war — zurückbehalten, und die Summen in angedeuteter Art bleiben unverändert 13.

Auflösung der Charade in Nr. 33.

Japan.

Schachaufgabe Nr. 11.



(8 + 3 = 11)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 10.

1. D h 4 — f 6 — L d 5 — e 4:
2. D f 6 — a 6 ‡.

1. . . . . — K d 3 — e 4:
2. D f 6 — g 6 ‡.

Rebus.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 33.

	1.	2.	3.
		h	p	e
1.	l	o	e	w	e
2.	a	r	r	a	k
3.	h	a	l	l	e
		z	e	d	

Ergänzungs-Silbenrätsel.

a, ar, born, du, in, ja, Kon, mal, pa, ser, te, thyst.

Mittels obiger Silben sind sechs dreisilbige Wörter dadurch zu bilden, daß immer die Mittelsilbe ergänzt wird.

Die zu bildenden Wörter bezeichnen: 1. einen Edelstein, 2. ein Raubtier, 3. eine Stadt in Preußen, 4. eine frühere Goldmünze, 5. einen Hohenstaufen, 6. einen bekannten Ritterorden.

Werden die gefundenen Wörter anders geordnet, so nennen die ergänzten Mittelsilben einen Freund der Jugend.

Fragen und Antworten.

Alfred B. in M. Deine Frage beantworten wir, da dieser Gegenstand allseitiges Interesse in Anspruch nehmen dürfte, durch umstehende Illustration, die die Wanderungsformen der genannten Zugvögel getreulich darstellt. Du findest darauf außerdem den Ibis, Kranich, Austernfischer, Taucher und Strandläufer. Gruß freundlich erwidert!

Berlin W. Du willst „dem Scharfsinn des ‚G. K.' zu Hilfe kommen". Sehr gütig! Leider muß er diesmal wider Willen Spielverderber sein, denn — etsch! — er kennt die Auflösung dieses Rätsels schon. (Siehe Seite 398 dieses Jahrganges, Antwort an Ernst in Karlsruhe.)

F. R . . . . in K. Gewiß sehr gerne! Sie haben übrigens recht; nicht immer ist das, um mit den two snubnoses zu sprechen, „das höchste der Gefühle"

Salamander in Koblenz. Wird Dir jede Buchhandlung zur Ansicht und Auswahl vorlegen können. Wir wissen ja nicht, ob die Vorlagen einfach sein sollen oder schon etwas kompliziert sein dürfen.

H. S. in B. Ja, wie sollen Dir die Tauschanerbietungen Deiner Kameraden zukommen, wenn Du keine Briefadresse angibst? — Der Einjährig-Freiwillige der deutschen Marine ist weder zur Selbstverpflegung noch zur Selbstbekleidung verpflichtet. Ueber die allgemeinen Bedingungen der Aufnahme siehe die Antwort an Sekundaner in Brekum, Seite 496 dieses Jahrgangs, mittlere Spalte. — „Wann Du Dich niederlegen und zu welcher Tageszeit aufstehen sollst?" Das kommt zunächst doch auf die Hausordnung an, die Deine Frau Mama innehält. Dabei sei Dir seitens Deines „G. K." das Sprüchlein empfohlen: „Morgenstund' hat Gold im Mund!" Kennst Du seine Bedeutung? — Für das Alter von 18 Jahren genügen 7 bis 8 Stunden täglichen Schlafes völlig; Schwächlinge, Blutarme u. a. sollen ein Stündchen zugeben.

A. C. in Berlin C, Fischerstraße. Für den eingesendeten Scherz besten Dank. Jedenfalls eigene Erfindung, oder nein?

„Wer von meinen lieben Kameraden ist so freundlich und schickt mir einige Marken oder Stempel; ich werde mich später revanchieren. Adresse: John Siemsen in Hameln, Pyrmonterstraße 46. — Auch sei die Frage erlaubt: Wie legt man am besten Aalschnüre, zu welcher Jahres- und Tageszeit?"

Heinrich B. in Kaufbeuren. Oettel, Der Hühner- und Geflügelhof, Weimar 1874; Wegener, Hühnerbuch, Leipzig 1861; Korth, Zucht, Pflege und Wartung in- und ausländischer Hühner, Berlin 1868; Baldamus, Illustriertes Handbuch der Federviehzucht, Dresden 1876. — Jede Buchhandlung kann Dir solche Werke zur Ansicht und Auswahl vorlegen

Michael Sakellarios in Wien, Mariahilferstr. 45, 3. Hof, Thür Nr. 101, ein jugendlicher Asienreisender, besitzt viele Briefmarken und möchte mit seinen Wiener Kameraden in Tauschverbindung treten. — Richtiges Deutsch, das Du beinahe vergessen, wirst Du, wenn Du jetzt recht fleißig bist, bald wieder im Kopfe haben. Wir sehen Deiner Beschreibung vorderasiatischer Sitten und Gebräuche, von Land und Leuten gern entgegen. Prosit!

Ernest Jenny, per Adresse Prof. Dillon, rue Déribas, Maison S. Lorenzo in Odessa, ist eifriger Briefmarkensammler und gerne bereit, mit Kameraden zu tauschen. — Den beiden Aufsätzen sehen wir gerne entgegen. Gruß!

Max N. in Elmshorn. Als erster Versuch ist Deine photographische Leistung nur lobenswert. Der junge Herr (bist Du's gar selbst?) sieht etwas niggerhaft aus. Mit Uebung und fleißiger Beobachtung wirst Du aber bald Besseres zustandebringen. Gruß!

Ein langjähriger (?) Abonnent. Die schon öfter empfohlene Toussaint-Langenscheidtsche Unterrichtsmethode zum Selbsterlernen (Dalen, Lloyd, Langenscheidt, Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der englischen Sprache in zwei Kursen à 18 M.). — Das Buch allein thut's freilich nicht; Fleiß und Ausdauer müssen auch dabei sein.

Zdenko Neumann in **Prag, Postgasse 37** bei **Stein**, möchte gerne einige Sätze alte und neue österr.-ungar. Briefmarken tauschen, am liebsten „mit Kameraden aus Baden". Mitteilungen wollen auf Postkarten gemacht werden. — Dank für das neuerdings übersandte Rätsel.

W. F. R..... in **Hamburg.** Der „G. K." hat diese Preisnotierungen den jeweiligen Berichten über die Berliner Briefmarkenbörse entnommen. Wer die Käufer sind, das besagen jene Berichte nicht.

A. Levy in **Hamburg, Pferdemarkt 56**, schreibt: „Ich habe mir eine Käfersammlung angelegt und kann hier aber leider nur sehr wenige bekommen; daher bitte ich diejenigen von Euch, die im südlichen Deutschland oder in der Nähe der Alpen wohnen, mir einige von ihren doppelten zu überlassen; ich hoffe, ihnen später einige andere ‚hiesige' senden zu können." — Und nun Deine Frage. Käfer werden am besten in eine weithalsige Flasche geworfen, in welcher sich ein Bäuschchen Watte, mit Chloroform, Aether, Schwefelkohlenstoff oder Benzin beträufelt, befindet. Am schnellsten und sichersten davon tötet Schwefelkohlenstoff; derselbe ist aber, wie auch Aether und Benzin, entzündlich und explosibel, deshalb mit großer Vorsicht zu behandeln.

Hermann Wendenburg in **Sagan.** Krebse werden in siedendes Wasser geworfen, nach einigen Minuten herausgenommen und darauf der Inhalt entfernt, wobei man den Krebs auseinanderbricht. Die Schalen werden darauf mit Watte fest ausgestopft, die einzelnen Teile mit Fischleim fest zusammengeleimt und das Tier mit seiner ursprünglichen Farbe, die durch das Kochen bekanntlich rot wird, übermalt. Zarte Krebse werden dann auf Kartonpapier geklebt, damit sie nicht zerbrechen. Auch wird geraten, daß man die Tiere 6 Stunden lang in eine 30 bis 40° R. warme Lösung von reiner Gerbsäure (Tannin) lege und sie dann an der Decke eines luftigen Zimmers aufhänge. Nimmt man statt des Wassers verdünnten Weingeist, so wird der Gerbstoff noch leichter aufgesogen, die Wirkung ist eine kräftigere. — Auch eine gesättigte Lösung von Zinkvitriol (10 Teile Wasser auf 14 Teile Zinkvitriol) dürfte helfen. Diese Lösung soll jegliche Fäulnis vollständig ausschließen. — Hinsichtlich der Wahl Deines Schulatlas wendest Du Dich doch besser an Deine Herren Lehrer. — Böse? Nein!

J. St. in **W. i. W.** Deine Frage lautet: „Welche Plätze empfiehlt der ‚G. K.' als geeignet, um gute Käfer zu sammeln?" Lieber Freund, Käfer finden sich in der freien Natur überall, viele Arten auch in unseren Häusern; wenn Du dem „G. K." genau angibst, welche Arten Du meinst, oder wenn Du es auf besondere Gattungen und Familien abgesehen hast, wird er Dir gerne die genauen Standorte angeben.

„**Liebe Kameraden!** Da ich eifriger Markensammler bin, bitte ich Euch, mir folgende zu schicken: Bayern, 1849, 1 kr., schwarz und 18 kr., gelb; 1867, 12 kr., lila (ungez.) und 1870, 12 kr., lila (gez.); Frankreich, 1852, 10 Cent., braun und 25 Cent., blau (Präsidentschaft); ferner 1853, 1 Fr., karmin; Schweiz nehme ich alle an und werde dafür alte Briefmarken vom Kirchenstaat, von Preußen, Elsaß, England und noch andere, auch überseeische geben. Briefe bitte direkt und zwar an Karl Graf Pocci, Straßburg, Münstergasse 5."

C. Svenson in **St. Petersburg, Vorstadtstraße 7**, teilt seinen lieben Kameraden mit, daß er vom 18. Mai bis 20. August alten Stiles auf Reisen geht, daher seine Korrespondenz auf diese Zeit einstellen muß. — Sich solchermaßen zu entschuldigen, findet der „G. K." sehr richtig; jedenfalls bleiben mögliche Mißverständnisse ausgeschlossen. Glückliche Reise und schönes Wetter!

Junger Zeitungsleser in **Berlin.** „Wenn junge Leute über Politik sprechen wollen," sagte mal eine Genie in der Zerstreutheit, „so müssen sie entweder sehr alt sein oder ganz darüber schweigen!" Daß dieser Satz verunglückte, ist ein Malheur; worauf der Mann aber zielte, was er sagen wollte, ist unverkennbar. Und darin hat er recht!

K. v. L. in **Str.** Ende vorigen Jahrhunderts sang ein deutscher Poet:

Ein Mensch, der ewig sitzt daheim,
Der kriegt zuletzt die Staupe,
Sein Blut wird ihm zu Haferschleim
Und sein Gehirn zu Graupe.

Schreiben Sie ihm das Verslein übers Schreibpult. Zwar derb, aber ebendrum, vielleicht hilft's!

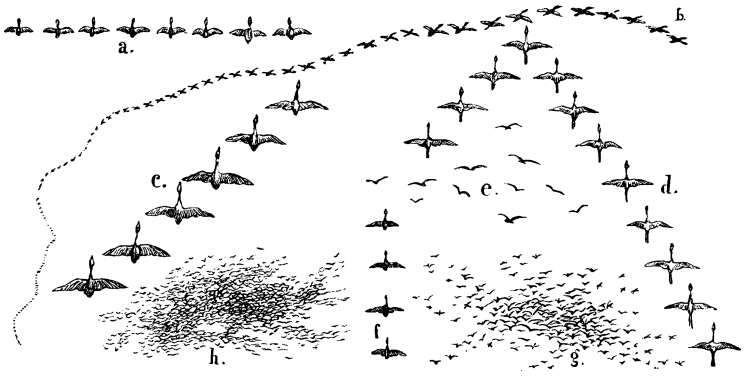
„**Liebe Kameraden!** Habe sehr viele Dubletten von Briefmarken, aber besonders alte Oesterreich, 1200 Karten von 1876, Marken von Italien, Frankreich, England, alte von Ungarn, Amerika 2c. Wünschte dafür Marken und Ganzsachen zu erhalten. Mit herzlichem Gruße Euer Karl Schröder, Gymnasiast in Graz, Stainzerhofgasse 2."

Bruno K. in **St.** Sokrates starb am „Schierlingsbecher"?! Das ist uns neu!

G. K. in **Hamburg.** Das höhere Postwesen teilt sich in vielerlei Ressorts, die alle eine bestimmte Vorbildung voraussetzen. Sie müßten Ihre Frage nach dieser Richtung hin präzisieren. Uebrigens raten wir, solche Auskünfte von einer Persönlichkeit zu erbitten, die in Ausübung des betreffenden Berufes steht.

„**Liebe Kameraden!** Ich möchte gerne mit folgenden Gegenständen gegen solche derselben Art oder auch gegen andere tauschen: 1. Mit Siegel (Adels-, Familien-, Städten- und Kirchenwappen — alle müssen genau bestimmt sein); 2. mit Marken, Karten, Kouverts 2c.; 3. mit gut gespannten Schmetterlingen; 4. mit Käfern; 5. mit hiesigen Pflanzen, Muscheln, Amphibien und Reptilien; alles das gegen Sachen von 1 bis 4 oder auch Münzen. Es grüßt Euch Kamerad B. Knoch, Gymnasiast zu Danzig (Westpr.), Langgarten 92."

Ein Kamerad aus Bonn. Lieber Freund! Es ist ganz recht, Verstöße gegen Gesittung und Rechtschaffenheit gebührend zu brandmarken, sobald wir uns, sei es im eigenen oder im öffentlichen Interesse, auf den Standpunkt des öffentlichen Klägers, des Beleidigten, Beschädigten u. s. w. stellen können oder nach unserem Rechtsgefühl stellen müssen. Daraus ergibt sich aber von selbst, daß wir die gute Sache mit unserem vollen Namen vertreten und nach Kräften verfechten werden. Ohne aber auf solchen Füßen zu stehen, sondern, wie man zu sagen pflegt, schlechtweg „den Angeber machen", das ist mit dem Begriff der ritterlichen Gesinnung wenig vereinbar. Denunziation ist unmännlich, verwerflich! Das soll, Freundchen, durchaus keine Zurechtweisung, sondern nur eine Lehre für die Zukunft sein; wir sind von Deiner wohlmeinenden Absicht völlig überzeugt. Gruß!



Wanderungsformen der Zugvögel. (Siehe unter Antworten.)

a Enten, b Europäischer Ibis, c Gänse, d Kraniche, e Bussarde, f Taucher, g Austernfischer, h Strandläufer.

„Fest auf!! –"

Theod. Lieschke in **Dresden, Annenstraße**, ist gewillt, seltene echte Autographen gegen Münzen zu tauschen und ladet seine Kameraden zu Angeboten ein. — Reisvögel gehören zu den Prachtfinken, welche leider keineswegs leicht zu züchten sind — obwohl sie in ihrer Heimat China wahrscheinlich schon seit Jahrhunderten gezogen werden, bekanntlich sogar in bunten und reinweißen Spielarten. Solltest Du eine von diesen letzteren und nicht den gemeinen blauen Reisvogel haben, so würde der Erfolg leichter zu erreichen sein. Für alle Fälle aber mußt Du Dir eine Belehrungsquelle verschaffen, nach der Du den Käfig einzurichten, die Nestvorrichtung herzustellen, Nestbaustoffe zu gewähren und die entsprechende Fütterung zur Aufzucht der Jungen zu bieten hast. Wir raten Dir das kleine billige Buch „Die Prachtfinken" von Dr. Karl Ruß oder besser noch dessen „Handbuch für Vogelliebhaber I" anzuschaffen. Ueber Wartung und Pflege des Kanarienvogels siehe die Antworten in den letzten Nummern.

O. H. in **M.** Du bist ein Tausendsassa! Aber erst den Kopf abschlagen, und dann sich schneuzen — das wäre was.

Hermann H. Schröder, Guttenberg, Clayton Cr., Jowa. Daß sich hinsichtlich Angabe der Schneehöhe in die Reproduktion Deines Schreibens ein Druckfehler eingeschlichen hat, ist kein großes Unglück; so viel steht fest, daß es diesen Winter sehr viel Schnee gegeben hat, hüben wie drüben. Die genauen Messungen wollen wir den berufenen Männern der Wissenschaft überlassen. — Unser Kamerad von jenseits des großen Wassers schreibt ferner: „Ich erscheine wieder, um den „G. K." und meine anderen Kameraden zu trubeln. Da es auch eine Wette gilt, so versuche ich auf die Art, wie es Ludwig Schlunk jun. in Kassel gethan, die Wette zu gewinnen. Es handelt sich darum, daß ich zuerst 1500 verschiedene Marken bekomme, und erhalte dann von meinen Gegnern eine schöne Belohnung. Ich hoffe, daß mir doch mancher der Kameraden die Freundschaft thun werde und möchte sie bitten, dieselben sobald wie möglich zu schicken, denn mein Gegner hat bereits über 500, während ich nur 350 habe. Allen Kameraden aber rufe ich einen herzlichen deutschen Gruß aus Amerika zu."

E. C. und A. Z., Mülhausen i. E. Elektrische Batterien und ähnliche Apparate erhält man am besten von den Adressen: Lehrmittelanstalt von Dr. Oskar Schneider in Leipzig, Schulstraße 9, oder von J. Bischof, Lehrmittelanstalt in Berlin, Oranienburgerstraße 75.

Karl und Max. Böse? Warum denn? Solche Schelmereien hat der „G. K.", solange sie nicht an das Boshafte oder Unschöne streifen, sogar recht gerne. Ob er aber 's nächst mal solche Mitteilungen auch noch für bare Münze nimmt, das ist eine andere Frage. Gruß!

W. F. Robertson in **Hamburg.** Daß diese Preisnotierung der roten 3 Pf. Sachsen in dem Bericht der Berliner Briefmarkenbörse gestanden hat, ist Thatsache. Wer der betreffende Käufer war, ist jedoch nicht gesagt. Eine bekannte Briefmarkensammlung versichert uns, daß solche Preise nur vereinzelt bezahlt würden; im Handel ist diese Briefmarke für 25 bis 35 M. stets zu haben. Ein Inserat in einem Briefmarkenjournal oder die Verbindung durch eine Briefmarkenhandlung kann Sie zu dem erwünschten Ziele führen.

Rob. G. in **Broos.** Die Erdflöhe sind keine wirklichen Flöhe, sondern kleine Käferchen, die durch ihre verdickten Hinterschenkel hoch im Bogen springen können. Besondere Aufmerksamkeit ist den jungen Samenpflanzen zu widmen, da diese durch den Fraß der Tiere gänzlich zu Grunde gehen. Handelt es sich um Samenbeete, so besorge Dir gesiebte Holzasche, begieße des Abends die Pflanzen mit einer Brause, so daß dieselben wie beregnet erscheinen und streue nun Holzasche über. Wenn heiße trockene Tage folgen, muß allabendlich nach Sonnenuntergang das Beet gut bespritzt werden. Größere Pflanzen beschützest Du mit Erfolg, wenn du an heißen Abenden nach Sonnenuntergang gießest und zwischen die Pflanzen lange Hobelspäne legst, die vorher in heißen Steinkohlentheer getaucht worden sind.

Josef Egert, Student in **Innsbruck, Müllerstraße 7.** Der diese Uebersetzung leistete, der ist allerdings nichts weniger als sattelfest. O, Jammer! — Schaubeck-Album, von oder durch jede Buch- oder Papierhandlung zu beziehen. — Du bist der Meinung, „daß wenn der ‚G. K.' ein gutes Wort für Dich einlegt, daß das mehr hilft, als Tausende von Dir." Wollen sehen. Kameraden! wer ist großherzig genug, unserem Tiroler Kameraden von seinem Ueberfluß einige Briefmarken zu senden, daß er damit eine Grundlage für seine Markensammlung bilden kann?

Drei Kameraden in **Plauen i. V.** — Eurem Wunsche soll baldigst entsprochen werden. Bei trübem und kaltem Wetter sitzen die Tagfalter mit angelegten Flügeln an der Unterseite der Blätter, an den Stengeln, Baumstämmen u. s. w.

„**Meine Lieben Kameraden** möchte ich freundlich bitten um alte Bilder (Kupferstiche, Holzschnitte) zu meiner Sammlung. Ich besitze viele schöne Briefmarkendubletten, welche ich dafür in Tausch anbiete; auch anderes gebe. Seht also gefälligst nach! Viele Grüße! Adresse: M. J. Kummer, Landshut (Neustadt 496), Niederbayern."

F. Beck Sohn, Brunnenhof 37 zu **Bern (Schweiz)** sucht für sein Aquarium und Terrarium in den Besitz von Ringelnattern, Molch- und Salamanderarten, Kröten, Fröschen und sonstigen Reptilien zu gelangen. Er bittet seine Kameraden, ihm zur Verwirklichung dieses Wunsches mit Rat und That an die Hand zu gehen. Kosten werden gern vergütet.

Die Zaunwinde als Zierpflanze.

Ueber dieses Thema schreibt die „Allgem. Ztg. für Landwirtschaft und Gartenbau“ folgendes: Die an Hecken, an Ufern, im Gebüsch überall wild wachsende Zaunwinde (Calystegia sepium) verdient in der That Beachtung für Dekorationszwecke. Ihr ungewöhnlich rascher Wuchs, der sich noch um ein bedeutendes verstärkt, wenn sie in sorgsame Kultur genommen wird, macht sie zu allen denkbaren Verwendungen geschickt: zur Bekleidung hoher Pyramiden, Laubengänge, Bäume, Wände u. s. w. Zur Erprobung ihres Wachstums wurde folgender Versuch gemacht: Man pflanzte im Herbste eine im wilden Zustande vorgefundene starke Pflanze, welche unzählige, federkieldicke, queckenartige Wurzeln besaß, in einen mächtigen, 40 cm weiten Topf mit kräftiger, lehmhaltiger Lauberde, versah mittels eingesteckter 4 m langer Bohnenstangen den Topf mit einer hohen Pyramide und senkte ihn bis an den Rand in die Erde ein. Im Frühling begann sich ein reges Wachsen zahlreicher Triebe bemerkbar zu machen, die sich, sobald sie zu ranken anfingen, von selbst um die Stangen ringelten und mit einer wie abgezirkelt erscheinenden Regelmäßigkeit emporrankten und fortwuchsen. Im Juli konnte man die Winde vor lauter Ueppigkeit kaum wieder erkennen; nicht allein, daß ihr elegantes Laubwerk dicht anliegender, großer, pfeilförmiger Blätter im saftigsten Grün entzückte, auch ihr überreicher Flor großer, schneeweißer Blumen in weitgeöffneter, schöner, glockig-trichterförmiger Kronenform rief täglich neue Freude hervor. Und im Herbste erregte sie ein neues Erstaunen, indem sie das ihr gesteckte Maß von 4 m weit überschritten hatte und ihre freudig weiterwachsenden Ranken in der Krone eines nahestehenden Apfelbaumes kletternd sich fortbewegten, nunmehr auch diese mit Blumen schmückend. Fürwahr ein Anblick, der auf eine sehr zierende Verwendbarkeit hindeutet, die in Gärten, wo Obstbäume gepflegt werden, statthaben kann. Da sich die Wurzeln der Pflanze im Boden jedoch stark verästelnd ausbreiten, so empfiehlt es sich, um einer zu starken Verbreitung vorzubeugen, die Pflanze stets in geräumige Gefäße zu setzen.

Ein Schabernack.

Mit dem Geiz ist es eine üble Sache, da scharrt und häuft man einen blanken Thaler auf den anderen, zählt und bewacht sie sorgsam und kann selbst des Nachts aus Furcht, daß der Schatz geraubt werden könnte, kein Auge zumachen. Wenn nun gar der Geiz und die Habsucht in das Herz eines alten Mannes gefahren und sich dort auf Lebenszeit festgenistet hat, so ist es um so übler, und wenn ein solcher Mann hin und wieder von einigen Nachbarn gerupft und gezupft wird, so lacht man sich wohl gern ins Fäustchen. Ob auch mit Recht? Ich glaube, wenn das Necken und Zupfen nicht mit böser Absicht geschieht und in lustiger Weise ausgeführt wird, so mag man wohl aus Herzensgrund einmal recht darüber lachen, wie es mir selber passiert ist, als ich von dem Streiche hörte, den man dem alten Ruppert in meiner Vaterstadt spielte.

Der alte Ruppert und seine Frau hatten seit Jahren ein recht gut gehendes Wirtshaus in unserer kleinen Stadt und sie hätten sich gewiß die Liebe und Achtung allerwegen erworben, wenn nur der Geiz und die Habsucht auf Erden nicht wären. Sie selbst hatten keine Kinder und doch war ihr Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet, Geld und wieder Geld zusammenzuscharren, gleichsam als könnten sie es, wenn sie die letzte Reise machten, mitnehmen und als gält's droben vor dem ewigen Richter ebensoviel als echter, rechter Glaube, den sie freilich nicht hatten. Des alten Rupperts Wahlspruch war, wenn ihm jemand seines Geizes wegen ins Gewissen reden wollte: „Jedes Vöglein, das über mein Haus fliegt, läßt mir eine Feder als Steuer freiwillig zurück.“ Aus diesem Grunde rupfte er die Fremden, die in sein Wirtshaus einkehrten, daß es eine Art hatte, lieh armen Leuten geringe Summen auf Sachen, die er aber stets durch heimtückische Kniffe für sich verwendete, und nahm auf geliehene Gelder Zinsen, daß ein Wucherer dabei rot geworden wäre, kurz und gut, er war ein Blutsauger und Schröpfer der schlimmsten Art. Er und seine Frau hatten eine Menge blutarmer und darbender Verwandten, die überdies noch mit einer Anzahl kleiner Kinder gesegnet waren, und wenn bei ihnen manchmal der Hunger zum Fenster hineinsah, so dachten sie wohl an ihren reichen Vetter Ruppert, doch von dem bekamen sie keinen Heller. „Arbeiten soll der Vater,“ pflegte er dann zu den bittenden Kindern zu sagen, „arbeiten sollt ihr alle, aber da ist jeder zu faul, was zu thun. Geht nach Hause und plagt euch, ich hab's auch thun müssen!“ Betrübt und traurig und mit leerem Magen schlichen sich die Kinder dann aus dem Hause ihres hartherzigen Onkels.

Das Brockengespenst.

In der Nähe unserer Stadt befand sich ein Heilbad, aus dem gar häufig vornehme Leute herüberkamen, um sich die Altertümer dort anzusehen. Kommt da auch einmal ein Badegast zu dem alten Ruppert nach dem Wirtshause, um sich zu erfrischen. Er fordert ein Gläschen Wein, der Alte setzt ihm eine Flasche vor und geht nach einem anderen Zimmer. „Deinem kranken Magen,“ dachte der Badegast, „thut ein Gläschen guten Weines recht wohl!“ Doch kaum hat er das Glas an die Lippen gebracht, so setzt er es auch schon auf den Tisch zurück. „Brrrrr!“ ruft er aus, „das ist ja der reine Gedärmzerreißer“ — denn der

Wein war sauer wie Essig und herb wie Gerberlohe. Da er den Wein nicht trinken kann, so läßt er sich Kaffee machen, aber das war erst eine Brühe, lauter Zichorie und getrocknete gelbe Rüben und so schlecht zusammengebraut, daß man es nicht trinken konnte, ohne krank zu werden. Der Gast ruft den Wirt und fordert die Rechnung und muß für Wein und Kaffee, die er nicht genießen konnte, einen harten Thaler zahlen.

Der Badegast hätte das Wirtshaus wohl gänzlich vergessen; aber er hatte seinen schon kranken Magen so abscheulich verschlechtert, daß ihn der Badedoktor fast gar nicht mehr in Richtigkeit bringen konnte.

„Bei dem alten Ruppert sind Sie gewesen?" fragte der Doktor, nachdem er den Grund hörte, „na wart', dem alten Geizhalse wollen wir einen Streich spielen, daß er lange daran denken soll."

Der Herr Doktor war ein Schelm durch und durch und schon lange über die Gaunerei des alten Ruppert sehr erbittert. Es machte ihm nun eine große Freude, dem Wucherer in der nahen Stadt einen ordentlichen Denkzettel anzuhängen.

Es mochten wohl etwa acht Tage verstrichen sein, als eines Morgens eine elegante Equipage vor dem Hause des alten Ruppert vorfuhr, aus der ein vornehmer Herr stieg und den Besitzer des Gasthauses zu sprechen verlangte. Der Ruppert kam und machte Knixe bis zur Erde und sagte in der demütigsten Weise: „Gnädiger Herr haben mich befohlen; ich glaube, ich hatte schon einmal die hohe Ehre, Excellenz gehorsamst zu bedienen, und bitte um gütige Entschuldigung, wenn die Aufwartung damals nicht so standesgemäß gewesen."

„Lassen wir das," erwidert der Badegast und setzt sich nachlässig auf den Stuhl; „ich war neulich bei Ihnen und habe das Ihrer Königlichen Hoheit, dem Prinzen von Z. mitgeteilt, dessen Hofmarschall ich zu sein die Ehre habe. Seine Hoheit gedenkt nun einen größeren Ausflug zu unternehmen und hat bestimmt, auf meine Empfehlung hin, am nächsten Sonntag mit seinem Gefolge, das aus etwa vierzig Personen besteht, bei Ihnen die Mittagstafel abzuhalten."

Der alte Ruppert wußte sich vor Freude nicht zu halten, er eilte nach der Küche, um seiner Frau von diesem guten Treffer Mitteilung zu machen. Mit dem kostbarsten Wein, den er hatte, wartete er dem Hofmarschall auf und erkundigte sich aufs sorgfältigste nach den Speisen und Leckereien, die Seine Hoheit besonders zu essen wünsche. Mit großer Genauigkeit gibt der Hofmarschall den Küchenzettel an und es waren wahrlich nicht die billigsten Speisen, die auf die Tafel kommen sollten. Dem Alten wurde es grün und blau vor den Augen, als er, nachdem er den Hofmarschall unter vielen Knixen und Verbeugungen zum Wagen begleitet hatte, noch einmal alle die Namen durchliest, die, mit wenigen Ausnahmen, er in seinem Leben noch gar nicht gehört hatte. Es blieb ihm nach langem Ueberlegen nichts weiter übrig, als den Koch aus der Stadt kommen zu lassen, und zwar für schweres Geld. Als der Koch kommt und den Küchenzettel sieht, sagt er gleich: „Ja, ja, das sind alles Speisen, die zur fürstlichen Tafel gehören, die aber viel, viel Geld kosten; na, da könnt Ihr einmal Euren verschimmelten Thalern Flügel geben."

„Thut nichts, thut nichts," fiel der alte Ruppert voller Freude ein, denn er überzählte schon im Geiste den großen Verdienst, den er dabei zu machen hoffte. Ha, dachte er, das wird ein Geschäft werden und ich will dem Prinzen eine Rechnung machen, die mir mehr in einem Tag einbringen soll, als ich das Jahr hindurch von dem gewöhnlichen Menschenpack verdiene.

Als der Koch mit all den schönen Waren aus der Stadt zurückkehrte, da ging es an ein Hacken, Kochen, Protzeln und Backen, wie es wohl selten in des Rupperts Hause passierte. Ueberall steckte der Alte seine Nase hinein und erging sich in Selbstgesprächen und stillen Betrachtungen über das Sattwerden, Sichgenügenlassen, Magenverderben und dergleichen mehr; dabei war er stets auf seinen Vorteil bedacht und hatte wohl schon zehnmal die Rechnung, die er dem Prinzen vorlegen wollte, aufgesetzt, und es war ja zweifellos, daß dieselbe ein stattliches Sümmchen aufwies.

Des Sonnabends Nacht war an kein Schlafen zu denken, da wurden die oberen Zimmer gescheuert und gefegt, Gardinen wurden neu aufgesteckt und dann die Tafel zierlich aufgestellt. Und was da nicht alles gehörte zu einer Tafel, an der nur Fürsten und Prinzen speisen würden: silberne Löffel mußten besorgt werden und da der alte Ruppert diese nicht hatte, so mußte wiederum nach der Stadt gefahren werden, um solche gegen Unterpfand und Kosten zu leihen und das kostete wieder Geld über Geld. „Schadet nichts, schadet nichts!" sagte er, als er einen Thaler nach dem anderen aus dem engen Raume der wohlverwahrten Rollen herausholte, „nur genaue Rechnung geführt und all die blanken Lieblinge werden zehnfach wieder hineinmarschieren. Ha, das wird eine Freude sein, daß einem das Herz im Leibe lacht!"

Der Sonntag war gekommen. Hell erleuchtete die Sonne mit ihren Strahlen die Erde, lustig sangen die Vögelein ihre Lieder auf den Bäumen und ebenso lustig und fröhlich ging der alte Ruppert im Hause umher. Als zur Kirche geläutet wurde, kommt der Hofmarschall noch einmal, um alles zu besichtigen, ob es auch recht ausgeführt sei. Er findet alles gut und schön und zeigt dem Herrn Ruppert einen Brief von des Prinzen Hand geschrieben. „Seine Hoheit," sagt er dann, „hat sich gestern abend etwas erkältet und ist von einem bösen Schnupfen heimgesucht, es wäre daher möglich, daß Hoheit nicht zum Mittag erscheinen werde. Ich müßte dann selbstredend, da ich ja um seine Person sein muß, ebenfalls fehlen. Lassen Sie sich indessen dadurch nicht abhalten, die Tafel um zwölf Uhr zu decken und die Schüsseln aufzutragen. Diejenigen dürfen nur an der Tafel speisen, die sich durch Karten, welche mit meinem Namen und Stand unterzeichnet sind, als eingeladene Gäste legitimieren können. Das ist des Prinzen Befehl, nach dem Sie sich genau zu richten haben. Er wird Ihnen noch weitere Anordnungen mündlich sagen, da er auf alle Fälle zum Kaffee kommen wird. Nun adieu!"

Der alte Ruppert schüttelt mit dem Kopfe und denkt bei sich: es ist doch eine wunderliche Sache mit diesen vornehmen Herren, doch was geht dies mich an, ich erhalte mein Geld, und jeder kann thun was ihm beliebt!

Nun ging es weiter an die Arbeit, da mußten noch Stühle geborgt werden, Teller, Servietten und Gabeln waren zu wenig vorhanden, alles Fehlende mußte, mitunter mit größter Schwierigkeit, herbeigeschafft werden. Punkt ½12 Uhr kommt sein Vetter, der arme Maurer, mit Frau und sieben Kindern zu ihm. „Vetter!" ruft der Ruppert im höchsten Zorne aus, „seid Ihr von Sinnen? Mit all dem ganzen Kindergezappel kommt Ihr heute zu mir? Euch muß der Böse in die Haut gefahren sein. Ihr wißt, daß ich Euch am liebsten zehn Meilen von meinem Hause habe."

„Mäßigt Euch," sagte in mildem Tone der arme Vetter, „ich würde wahrhaftig

nicht Euer Haus aufgesucht haben, wenn mich nicht andere Gründe dazu bewegten. Seht hier diese Einladungskarte von dem Hofmarschallamt des Prinzen von Z., durch die ich aufgefordert werde, mich mit all den Meinen um zwölf Uhr bei Euch zum Mittag einzufinden."

„Wa-a-as! Ihr!" schrie der alte Ruppert, unfähig ein Wort weiter zu sagen, denn er sah mit Schrecken, daß die Karte vollkommen richtig war, die Unterschrift, die Zeit, alles stimmte genau. Ihm war es ein vollkommenes Rätsel, wie sein von ihm verachteter Vetter zu dieser Auszeichnung gekommen und dann noch mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel. In seinem fassungslosen Zustande geht er zum Koch und erzählt ihm die Geschichte. „Regen Sie sich nicht so auf," sagt dieser, „Herr Ruppert, die Sache wird wohl ihre Richtigkeit haben; es gibt unter den großen Fürsten und Potentaten Leute, die ganz absonderliche Ideen haben. Da könnte ich Ihnen wunderbare Dinge darüber erzählen. Der Prinz hat den Maurer eingeladen, und was geht es Sie an, wer an der Tafel sitzt! Es wird bezahlt und damit basta!" Kaum war ein Weilchen verflossen, so fährt ein Wagen vor; aus demselben steigen: der Schneider Ruppert mit sechs kleinen Kindern und Frau, der Tagelöhner Michel mit ebenso vielen nebst Frau, alle so arm wie die Kirchenmäuse und mit ausgehungertem Magen. Und da kommt ja auch der arme Schuhmacher mit Frau und seinen neun Kindern aus dem nächsten Dorfe! Das war ein Aufzug, daß Gott erbarm! Alle waren es seine Verwandten und alle hatten Karten von dem Hofmarschall bei sich.

Dem alten Ruppert schwindelt, dicke Angsttropfen treten ihm auf die Stirn; aber der Herr Koch kennt ja die wundersamen Eigenheiten der Fürsten und Potentaten, das tröstet ihn.

Mit dem Schlage zwölf setzt sich die ganze Gesellschaft zu Tische und nun hättet ihr nur die Arbeit sehen sollen! Das war ein Kauen, ein Schnalzen, ein Lecken von den armen Kindern, daß ein jeder Christenmensch seine wahre Freude daran gehabt hätte. Sie hieben ein, wie unsere tapferen Deutschen anno 70 auf die Franzosen und kaum war eine Schüssel leer, so mußte schon wieder eine neue volle bereit stehen und der kostbare Wein, den der Hofmarschall als „exquisit" bezeichnet hatte, er verschwand bei diesen Essern wie der Tropfen Wasser auf dem heißen Ofen. Als abgespeist war, kam der Nachtisch und nun hättet ihr wiederum die Kinder sehen sollen, wie sie alle die schönen und kostbaren Leckerbissen von der Tafel nach dem Munde und, als derselbe voll, in die Taschen verschwinden ließen.

Mittlerweile war es zwei Uhr geworden. Dem alten Ruppert stiegen doch ganz eigene Gedanken auf, ihm wurde es in dem Zimmer zu enge und er begab sich vor die Thür seines Hauses, um dort den Prinzen sogleich empfangen zu können. Schon lange hatte die alte Kuckucksuhr in dem Zimmer drinnen die zweite Stunde geschlagen und noch immer ließ sich der Erwartete nicht sehen. Dem Ruppert begann es bald heiß, bald kalt zu werden. Der Gedanke, daß ihn jemand geprellt haben könne, kam immer mehr und mehr bei ihm zum Durchbruch; doch es konnte nicht möglich sein, der Hofmarschall war doch selbst bei ihm noch heute gewesen. Es währte nicht lange, so kam ein Bote und übergab dem Ruppert einen Brief. Aha, dachte er, gewiß von dem Prinzen. Er öffnete ihn, doch kaum hat er angefangen zu lesen, so zeigt sich auf seinem Gesicht Verzweiflung und Wut. „Wa, was!" ruft er aus, „es ist gar kein Prinz im Bade, ich bin angeführt und geprellt worden, ich habe dem verfluchten Bettelvolk, meinen Verwandten, dieser Brut, die auf meinen Tod schnappt wie eine Spinne auf die Mücke, ein Gastmahl gegeben und das alles für mein sauer erworbenes Geld?" Er konnte es noch nicht glauben, er mußte noch einmal den Brief durchlesen, da stand's richtig Schwarz auf Weiß, daß er ein Geizhals und Wucherer gröbster Art wäre, ein Knicker gegen seine armen Verwandten, die er mit allem unterstützen sollte, als daß er sie darben sehe. Daß er heute seine armen Vettern und Basen auf das beste ohne seinen Willen bewirtet, sei nur eine gelinde Strafe für einen Blutsauger wie er es ist, der Tag und Nacht nur an sein Geld denkt, und der durch seinen Geiz und seine Habsucht nur Unglück stifte.

Der alte Ruppert stand eine Weile wie versteinert da, dann warf er fluchend den Brief in die Ecke. Nun sah er erst mit voller Gewißheit, wie er hintergangen worden, wie man ihn um so schweres Geld geprellt hatte. Er schalt sich selbst einen Thoren, einen Narren, der es nicht besser verdiente, dann lief er wütend nach dem Zimmer hinauf, begann dort mit dem Koch einen Streit und wollte ihm sein wohlverdientes Geld nicht auszahlen. Da ihn dieser sofort zu verklagen drohte, so dachte er wenigstens den Aerger an seinen Verwandten auszulassen, doch auch diese hatten gleich, nachdem sie sich samt und sonders vollgegessen, das unliebsame Haus verlassen. Was war zu thun? Er mußte den Schmerz über den Verlust seines Geldes, so schwer es ihm auch wurde, ruhig ertragen.

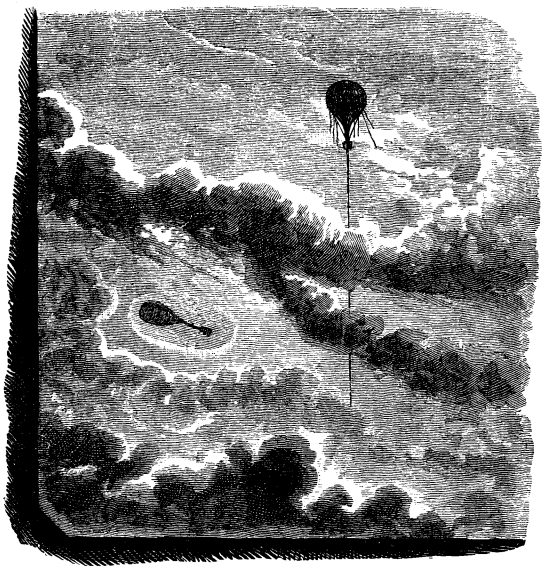
Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen, sagt ein altes Wort, welches auch hier seine Bestätigung fand. Sobald sich Herr Ruppert irgendwo sehen ließ, wurde er von allen Seiten nach dem Wohlbefinden des Prinzen von Z. und ob derselbe bald wieder in seinem Hause eine Mittagstafel abhalten würde, gefragt. Ihr könnt euch denken, daß der Alte dann schimpfte und wetterte, was das Zeug halten wollte.

Als ihm aber gute Bekannte seinen geizigen Sinn und seinen Wucher vor Augen führten und er selbst sah, wie wenig Freundschaft und Achtung er sich dadurch allerseits erworben, da wurde er doch etwas kleinmütig und als er eines Tages dem Herrn Badedoktor die ganze Sache erzählte, um sich Rats bei ihm zu holen, da lachte der Erzschelm, daß ihm die Thränen über die Backen liefen. „Ruppert," sagte er, „da hat Euch einer einmal ordentlich hineingelegt, der Eure Knickerei gegen Eure armen Verwandten gründlich kennt und, offen gestanden, geschah Euch diese kleine Lehre ganz recht. Ihr solltet doch in Euren alten Tagen daran denken, den Geiz, der Euch vollkommen in seiner Gewalt hat, zu besiegen und anstatt überall Unfrieden und Unglück zu stiften, solltet Ihr lieber Gutes thun, um Euch die Liebe und Achtung Eurer Mitmenschen zu erwerben und zu erhalten."

Der alte Ruppert nahm sich diese Worte zu Herzen und wurde von dieser Zeit an ein wohlthätiger Mann und ein gern gesehener Mitbürger unserer kleinen Stadt.

Wo Barthel den Most holt!

Es war in den Tagen des Markgrafen Hans von Küstrin, eines sehr sparsamen Fürsten, an dessen Tafel es recht bürgerlich bescheiden herging. Für gewöhnlich gab es nur Krossener Landwein oder die berühmte „Gubener Schattenseite". Nun hatte einmal seiner Kurfürstlichen Gnaden unterthänigster Diener und Geheimer Rat, Herr Barthel von Mandelslohe, ein Herr mit sehr aristokratischen Neigungen, den Markgrafen zu Tische ein-



Seitliche Spiegelung eines aufsteigenden Ballons.

geladen und da das „adlige Frauenzimmer", wie es in der Sprache jener Zeit heißt, — will sagen, die Hofdamen, auch mitspeisten, so hatte der Herr von Mandelslohe feinen, süßen, spanischen Wein aufgesetzt. Der Markgraf kostete und kostete. „Barthel, wo hast du den Most her?" fragte er. Barthel wurde feuerrot und schwieg. — Endlich aber mußt' es doch heraus; ein französischer Gesandter, der gern beim Markgrafen Audienz gehabt hätte und doch nicht zugelassen worden war, hatte, um seine Sache schneller zu fördern, dem Rat von Mandelslohe ein Fäßlein Malvasier geschenkt und — war doch nicht zum Markgrafen gekommen. „Das ist schön, daß ich dem Wälschen nicht den Willen gethan habe!" rief der Markgraf. „Aber nun weiß ich auch, wo Barthel den Most holt!"

Die Fata Morgana.

Wenn in der Sahara die Karawanen der Handelsleute oder die nach der heil. Stadt Mekka zur Andacht Wallfahrenden von dem Unglücke getroffen werden, daß ihnen das Trinkwasser ausgeht und von ihren letzten Rettern in der Not, den Kamelen, keines mehr geopfert werden kann, dann erfaßt wohl Verzweiflung die Reisenden, denn weit noch ist der Weg bis zur nächsten Oase und Hilfe auf andere Weise aus dieser schrecklichen Lage kaum zu erwarten. Die braunen Wüstensöhne sind niedergedrückt, die sonst lustig erklingende Musik ist verstummt und träge nur schleppt sich der lange Zug durch das fast ewige Einerlei des grauen Wüstensandes dahin. Unbarmherzig fallen die heißen Glutstrahlen der Sonne auf die gepeinigten Menschen. Die Not steigt von Stunde zu Stunde, schon ist sie auf das Aeußerste gestiegen und immer erscheint die ersehnte Hilfe noch nicht.

Doch dort! — dort ist Rettung!

Von dem Anblicke, der sich jetzt dem Auge der Verschmachtenden bietet, atmet jedes Herz erleichtert auf. Alle Not und alle ausgestandenen Qualen sind vergessen, denn vor ihnen breitet sich, zwar noch in weiter Ferne, im lachenden Grün eine Oase aus.

Dattelpalmen, Feigen- und Oelbäume geben erquickenden Schatten und saftige, süße Früchte. Auch ein frischer Quell, so malt die lebhafte Phantasie es sich aus, sprudelt lustig hervor und tränkt die Insel der Wüste.

Neuer Mut beseelt die bis zum Tode Ermatteten und auch der Schwächste sucht durch Aufbietung der letzten Kräfte mit dem in schnelleren Schritt fallenden Zuge fortzukommen, um sobald als möglich den sicheren Zufluchtsort zu erreichen. Doch was ist das — die Oase ist wie durch einen Zauberschlag vor dem Auge der Karawane plötzlich wieder verschwunden. Schreckliche Täuschung. Die Oase war ein Trugbild, es war die Fata Morgana, das fürchterliche Gespenst der Wüste, dessen Namen niemand auszusprechen wagt. Die Enttäuschten, bis zum Tode Ermatteten schlagen bald darauf die Zelte auf, vielleicht zum letztenmal, denn morgen schon kann ihnen, ehe sie dem Tode des Verschmachtens anheimfallen, der Wüstensturm mit seinem Sande ein sicheres Grab bereiten.

Aehnlich ergeht es auch den Schiffern auf dem Meere. Häufig sehen diese vor sich die herrlichsten Küstenländer mit Städten und Dörfern. Bäume und Felsen, sogar Menschen und weidende Herden werden erkannt. Beim Näherkommen aber wird das Bild undeutlich, oft verzerrt und riesengroß. Andere verworrene Bilder treten an Stelle der ersteren, bis das Ganze auf einmal wieder verschwindet.

Die Fata Morgana, von der hier die Rede ist, gehört zu den optischen Lufterscheinungen. Sie zeigt sich gewöhnlich vor Auf- und Untergang der Sonne und besteht darin, daß durch Brechung der Lichtstrahlen Bilder von Gegenständen verkehrt, oder auch aufrecht in der Luft sichtbar werden. Manche dieser Gegenstände liegen unter dem Horizonte, oft meilenweit außerhalb des Gesichtskreises der Beobachter. Ihre Luftbilder aber, wie auch diejenigen von den Dingen, die im Gesichtskreise liegen, erscheinen bedeutend näher gerückt. Sucht man sich der Erscheinung zu nähern, oder nimmt man, um sie zu beobachten, einen höher gelegenen Standort ein, so werden sie undeutlich oder verschwinden ganz. Die Luftspiegelungen werden teils unter, teils über dem betreffenden Gegenstande, den sie abspiegeln, wahrgenommen. Ist das erstere der Fall, so beruht die Erscheinung in folgendem: auf großen Länderstrecken, in Asien oder in der afrikanischen Sahara wird die Erde durch die fast senkrecht fallenden Sonnenstrahlen glühend erhitzt. Die Glutwärme strahlt zum Teil wieder vom Erdboden aus und teilt sich der über der Erde zunächst liegenden Luftschicht mit, wodurch diese bei weitem mehr erwärmt und dadurch dünner wird, als alle anderen über dieser ersten Schicht liegenden Luftschichten. Erkennbar ist die unterste Schicht an der leise zitternden Bewegung, in der sie sich fortwährend befindet. Sie erscheint als ein glänzender Streifen und hat ganz das Ansehen wie der Spiegel eines großen Sees. Der Erdboden scheint in bestimmter Entfernung zu verschwinden, an seine Stelle ein leerer Raum zu treten, der durch seine glitzernde Bewegung gewöhnlich für Wasser gehalten wird. Der napoleonischen Armee bereitete dieses Wasser während der ägyptischen Expedition oftmals schmerzliche Enttäuschungen. Durch anstrengende Märsche ermüdet und durch die ungewohnte Hitze dem Verdursten nahe gebracht, eilten die erschöpften Krieger nach jenen Seen, um sich an ihrem Wasser zu erquicken. Doch die scheinbare Wasserfläche wurde bei der Annäherung immer schmäler und verschwand schließlich ganz.

Stellen wir uns nun einen Gegenstand vor, z. B. einen Baum. Die unteren Teile desselben stehen in der sehr verdünnten Luftschicht, seine oberen Teile ragen durch die Luftschichten, welche nach oben hin stufenweise weniger dünn sind. Der Beobachter darf, wenn er dieses Phänomen wahrnehmen will, nicht in der untersten der Luftschichten seinen Standort haben, sondern muß etwas oberhalb derselben stehen. Geht nun ein Lichtstrahl, beispielsweise von dem Gipfel des Baumes aus, so wird dieser, gelangt er in eine dünnere Luftschicht, von seiner Richtung

abgelenkt, gebrochen. Die darunter liegende, mehr verdünntere Luftschicht bricht ihn noch stärker und so fort, bis er endlich an einer Stelle so schief auffällt, daß eine weitere Brechung nicht mehr möglich ist, sondern er ganz zurückgeworfen wird. Da nun dasselbe von allen übrigen von dem Baume ausgehenden Lichtstrahlen gilt, so wird das in der Richtung des zurückgeworfenen Strahles befindliche Auge unterhalb des Baumes ein umgekehrtes Bild desselben, außerdem aber auch noch durch direkt einfallende Lichtstrahlen den Baum selbst in seiner natürlichen Stellung erblicken. Erklärlich ist es nun auch, warum das Bild bei Annäherungen oder beim Besteigen eines Berges verschwindet, weil nämlich dann das Auge von den schräg austretenden Lichtstrahlen nicht mehr getroffen werden kann.

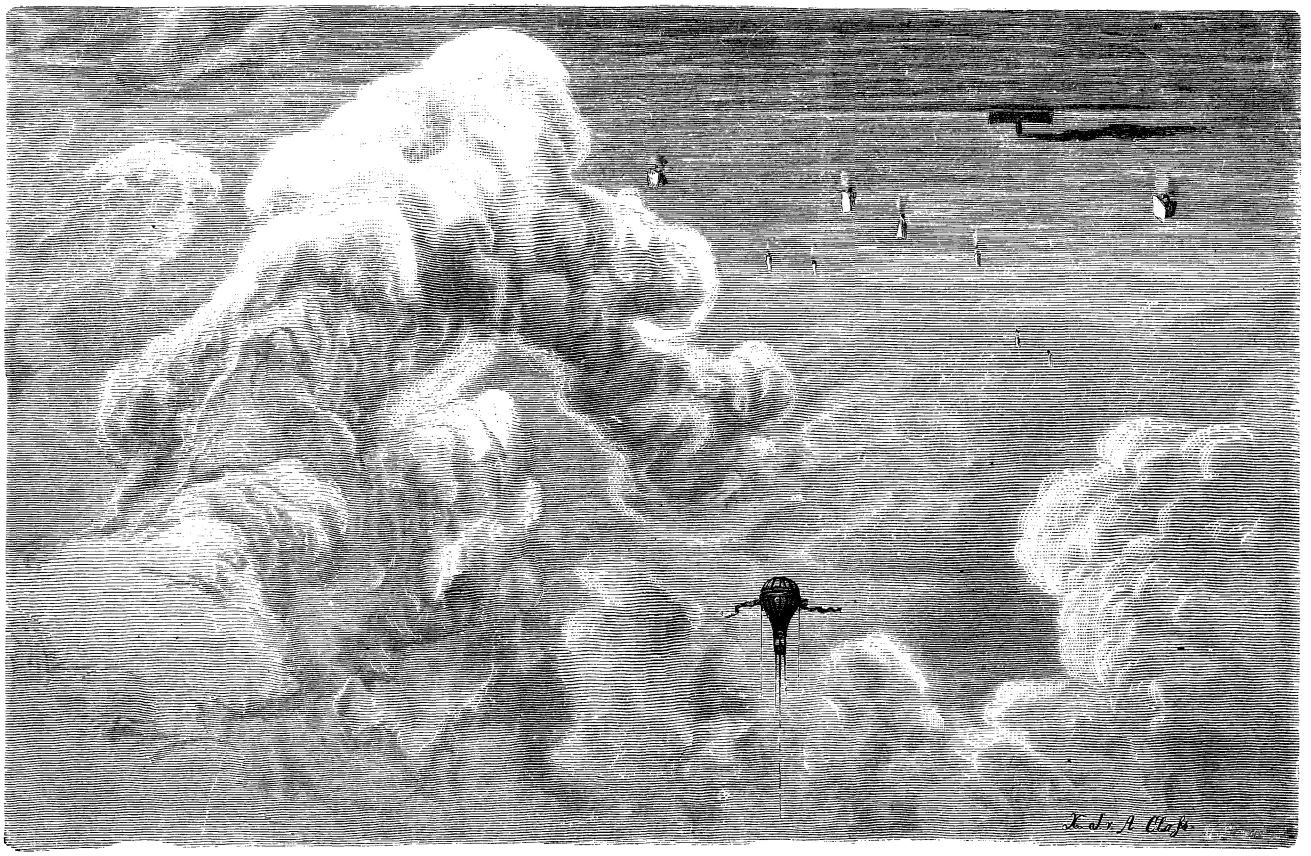
Auf dem Meere und in den Polargegenden zeigt sich — dies ist der andere Fall — die Lufterscheinung unter anderen Bedingungen, als in den heißen Ländern. Die unterste Luftschicht ist hier durch den Einfluß des Wassers kühler als die höher lagernden, also gerade das Umgekehrte, als bei der Luftspiegelung auf dem Lande. Befindet sich nun das Auge und der Gegenstand innerhalb dieser und sonach unter der wärmeren, spiegelnden Luftschicht, so erblickt der Beobachter in der Luft, wie in einem darüber gehaltenen Spiegel, ein Bild von dem in der kalten Luftschicht befindlichen Gegenstande. Bisweilen steht das Spiegelbild so dicht über dem Gegenstande, daß z. B. bei Schiffen die Masten sich berühren.

Sehr oft bringt das Spiegelbild ein zweites Luftbild hervor, welches die Stellung des Originals einnimmt, wenn wir uns einmal so ausdrücken wollen. So kann also, wie es dem englischen Seefahrer Scoresby (ßko'rsbi) 1822 auf dem Walfischfange mit dem Schiffe seines Vaters erging, der Fall vorkommen, daß ein Schiff noch unter dem Horizonte segelt, durch die Luftspiegelung aber schon gesehen und erkannt ist. (Hiermit hängt jedenfalls auch die Sage vom fliegenden Holländer zusammen.) In dem britischen Kanale hat man oft schon ganze Landschaften der französischen Küste erblickt, und zwar auf Stellen, von denen aus die Küste noch nie gesehen worden.

Auf Malta nahm man einst in der Richtung nach Sizilien hin eine neue Insel wahr. Mehrere Schiffe eilten dahin, um sie in Besitz zu nehmen; doch je näher sie kamen, desto undeutlicher wurde die Insel, bis sie ganz verschwand. Diese sonderbare Erscheinung wußte man sich nicht zu erklären, bis ein Astronom in La Valetta, der Hauptstadt Maltas, die Entdeckung machte, daß es eine Luftspiegelung gewesen und das Bild, das man gesehen, der Aetna sei, was um so mehr Verwunderung erregen mußte, da man von Malta aus nicht einmal die Südküste Siziliens, noch weniger aber den mehrere Meilen weiter nach Norden gelegenen Vulkan gesehen zu haben sich erinnerte.

Von der sizilianischen Küste aus, an der Meerenge von Messina, von Reggio (Ru'ddscho) namentlich und ferner auch von Neapel aus werden in der Luft Bilder von unbekannten Palästen, Schlössern, Ruinen ꝛc. angestaunt, die das Volk mit dem Namen Fata Morgana, d. h. Schlösser der Fee Marigena, d. i. „Meergeborene", bezeichnet. Diese Bezeichnung wird auch bei uns dafür gebraucht. Die deutschen Seeleute nennen die Erscheinung „Kimmung"; die Indier „Bild" oder „Schlösser der kalten Zeit" und die Araber „Geheimnisvolles Wasser" oder „Sohn des Teufels".

Es kommt vor, jedoch selten, daß ein Luftbild neben oder seitlich eines Gegenstandes gesehen wird, was seinen Grund darin hat, daß Luftschichten verschiedener



Luftspiegelung. Von G. Tissandier bei Gelegenheit einer Luftreise am 16. August 1868 beobachtet.

Beschaffenheit nebeneinander lagern. Hierher gehört auch das Brockengespenst, eine interessante Erscheinung unseres engeren Vaterlandes.

Nur durch den oben beschriebenen ungewöhnlichen Zustand der Atmosphäre tritt die Luftspiegelung für unser Auge in Erscheinung.

Auf Leben und Tod.

„Das war aber ein Ritt, Doktor, wie noch keiner in unserem Leben! Wir haben doch schon manche Stunde wacker im Sattel gesessen und sind im Wettrennen mit den besten Sportsmännern Sieger geblieben, aber so haarscharf wie diesmal ist's noch nie gegangen!"

„Hast recht, Ery, aber dafür war dies auch ein ‚Ritt ums Leben'; es galt ja, dem Tode zu entlaufen und die Verfolger, die uns den Garaus bereiten wollten, selbst in die Ewigkeit zu schicken," antwortete der Angeredete.

Er sprang bei diesen Worten vom Pferde und warf sich zu dem Freunde ins hohe Gras, um nach der überstandenen Anstrengung einige Stunden der Ruhe zu pflegen, deren beide so sehr bedürftig waren. Auch die Pferde waren überaus erschöpft; sie blieben, ohne angebunden zu sein, vor den Reitern ruhig stehen und bückten sich nicht einmal nach Futter hernieder. Mit dem Ritte aber hatte es folgende Bewandtnis.

Die beiden Reiter waren Engländer, Ery, ein reicher Privatmann, und sein Freund, der Doktor Smeils. Sie hatten teils zu ihrem Vergnügen, teils auch um wissenschaftliche Studien zu machen, mehrere Jahre in Ostindien verlebt und waren jetzt auf der Heimkehr begriffen, wobei sie ihren Weg über Persien und durch die Kaukasusländer zu nehmen beabsichtigten. Daß sich die kaukasischen Gebirgsvölker im hellen Aufstande gegen Rußland befanden und die Sicherheit in der ganzen Gegend aufs äußerste gefährdet erschien, schreckte sie von dem Wagnis nicht ab. Sie ritten über hohe Gebirgsrücken und durch tiefe Schluchten und stießen, je weiter sie westlich vordrangen, bald auf einen größeren Trupp tscherkessischer Reiter, von welchen sie indes keineswegs feindlich behandelt wurden und denen sie sich daher freiwillig auf unbestimmte Zeit anschlossen, weil ihnen die wechselnden Ereignisse und die Aussicht auf allerlei Abenteuer einen besonderen Reiz boten.

In den ersten Zeiten ging alles gut. Da gelangten sie eines Tages mit dem Tscherkessentrupp, bei dem sie sich befanden, hart ans Meer. Die Reiter schlugen ihre einfachen Zelte hier auf und bereiteten die Nächtigung an dieser Stelle. Bei sinkender Sonne kamen zwei kleine Fahrzeuge auf dem Meere in Sicht. Dieselben näherten sich dem Ufer, warfen Anker und machten gleichsam Anstalten, die Nacht in dem kleinen Naturhafen zuzubringen. Eine Flagge war nicht aufgehißt; nichts deutete die Nationalität an, der die Schiffe angehörten.

Die Tscherkessen zerbrachen sich den Kopf darüber und forderten von den Engländern Aufschluß; doch diese wußten ebenso wenig und äußerten nichts als Vermutungen. Am Morgen waren die Fahrzeuge unbemerkt verschwunden; gleichzeitig wurde aber auch die schöne junge Frau des Tscherkessenführers im Lager vermißt, und alles Suchen nach ihr war umsonst.

Da zufällig die beiden Engländer in der Nacht auf eine Jagdstreiferei ausgeritten waren und erst spät am Morgen in den Zelten wieder eintrafen, so stand es bei den Kaukasiern fest, daß die Fremden bei ihren nächtlichen Ausflügen jene Schiffe auf irgend eine Art verständigt hätten und der Frau zur Flucht behilflich gewesen wären. Vergebens beteuerten sie ihre Unschuld; vergebens gaben sie an, daß sie sicherlich nicht ins Lager zurückgekehrt sein würden, wenn sie sich wirklich einer Handlung schuldig gemacht hätten, deren man sie bezichtigte. Der Anführer kommandierte eine ganze Abteilung zu ihrer sicheren Bewachung.

Gegen Mittag wurden die Zelte abgebrochen, es ging über die Berge, der Steppe zu, wo man — wie es hieß — die Hauptmacht der Aufständischen und bei ihnen auch den Emir, der den Oberbefehl führte, antreffen würde. Dieser sollte über das Schicksal der Engländer, die inzwischen vollständig als Spione behandelt wurden, entscheiden. Was ihrer wartete, sagten sich die Gefangenen selbst; außerdem machten ihnen aber die Tscherkessen die ganz unzweideutige Eröffnung, daß sie sicherlich erschossen werden würden. Das klang wenig tröstlich. Zum Unglück hatte man ihnen auch ihre Waffen, Dolch, lange Büchsflinte und Karabiner abgenommen, nur einen sechsläufigen Revolver mit der dazu gehörigen Munition hatte jeder von ihnen vor den Spähern gerettet und unter den Kleidern möglichst sicher verborgen. Dieser Umstand erregte in ihnen den Gedanken an Flucht und verlieh ihnen den Mut, den Strohhalm voll Hoffnung freudig zu erfassen, der sich ihnen zur Rettung darbot. Es brach nämlich die Nacht herein, ohne daß die Hauptmacht der verbündeten Gebirgskrieger erreicht wurde, obgleich man bereits so weit vorgedrungen war, daß die Berge ihre Ausläufer schon in die Steppe schickten. In später Nacht wurde Halt und an Ort und Stelle bis zum Tagesgrauen eine kurze Rast gemacht. Die meisten Krieger hatten sich neben ihren Pferden dem Schlummer überlassen, nur Ery und der Doktor saßen munter beieinander, denn der Schlaf blieb ihren Augen fern, weil ihr Inneres zu bewegt war. Da tauchte plötzlich ein Mann von hohem Wuchse, ein junger Tscherkesse, neben ihnen auf und flüsterte ihnen zu, nachdem er sich vergewissert hatte, daß die Wächter im Schlafe waren: „Ich lebe in Blutrache mit dem Anführer, die ich aber nicht ausführen darf, so lange dieser Krieg währt. Ihr könnt entfliehen, denn einige Stunden von hier nach Süden zu liegen die russischen Regimenter an der Steppe. Unser Aufbruch ist nur darum erfolgt, weil wir uns einem möglichen Angriffe ihrerseits ihnen gegenüber nicht stark genug fühlten. Im Laufe des Tages werden wir den Emir erreichen. Reitet gut, so seid ihr gerettet!"

Noch ehe die Freunde dem Manne für seine für sie so wichtige Mitteilung danken konnten, war er in der Dämmerung auch schon wieder verschwunden.

Jetzt galt es, einen schnellen Entschluß zu fassen und rasch zu handeln. „Ery," flüsterte der Doktor dem Freunde zu, „wir jagen von dannen, aber sofort, ehe der Platz lebendig wird; der Morgen ist ohnedies nicht mehr fern, schon lichtet sich's im Osten."

„Was wird mit unseren beiden Dienern?" fragte Ery. „Ermuntere sie und gib ihnen die Weisung, gleichzeitig mit uns nach Sonnenaufgang zu fliehen. Reiten wir nach entgegengesetzten Richtungen, so führt dies möglichenfalls unsere Verfolger irre und erleichtert unsere Flucht. Sie werden, wenn wir glücklich entkommen, uns später bei den russischen Truppen schon finden," antwortete der Doktor. „Gut, mein Revolver ist in Ordnung; sofort aufbrechen!" rief Ery, indem er aufsprang.

Im Nu waren die Diener geweckt und verständigt; mit einem Satz saß man so leise als möglich im Sattel, und nun begann ein Jagen auf Leben und Tod; denn augenblicklich war auch die Tscherkessenabteilung munter, warf sich auf die Pferde und suchte auf ihren schnellen Rossen die Flüchtigen, die nur einen geringen Vorsprung hatten, einzuholen.

Zum Glück war ihre Bewaffnung keine gute; wenige hatten Feuerwaffen, die meisten führten nur Pfeil und Bogen, um so gefährlicher wurden sie aber durch ihre schnellen Pferde und durch ihre guten Säbel. Schon waren die ersten heran, da schoß Ery den einen, der Doktor den anderen nieder.

Ohne Aufenthalt ging es mit Windeseile weiter. Sie wurden aufs neue eingeholt; und wieder wehrte der Revolver die Feinde ab. Dies wiederholte sich zum dritten-, zum viertenmal; es schien, als ob die Zahl der Verfolger mit jeder Minute wüchse. Da gellte plötzlich ein langer, durchdringender Pfiff durch die Reihen der Tscherkessen; im Nu wandten sie die Rosse und brachen die Verfolgung ab. Erst jetzt bemerkten die Engländer, daß in geringer Entfernung die Russen vor ihnen standen. Sie waren gerettet.

Kaiser und Bauer.

Kaiser Wilhelm I. war einmal bei Hubertusstock auf der Jagd, der König von Sachsen und der Großherzog von Mecklenburg waren auch dabei und standen in seiner Nähe auf dem Anstand.

Da wurde es dem Kaiser unwohl und er wollte unbemerkt nach Hubertusstock zurückgehen. Der König und der Großherzog sahen es aber und wollten den Kaiser nicht allein lassen, daher gingen beide mit. Sie waren alle drei als Jäger gekleidet.

Da kam ein Bauersmann auf einem Bernerwägele des Wegs daher, und weil's dem Kaiser schwach war, fragten sie ihn, ob er sie mitfahren lassen wollte, nach Hubertusstock.

„Warum nicht?" sagte der Bauer, „setzt euch nur hinten drauf —" hielt an und die drei Herren setzten sich jetzt aufs Bernerwägele.

Der Bauersmann hätte aber nun auch gern gewußt, wer die drei Jäger wären; er drehte sich also von seinem Bocksitz links um und fragte den, der dort saß: „Sagen Sie einmal, wer sind Sie denn eigentlich?"

„Ich bin der Großherzog von Mecklenburg."

„Daß dich das Mäusle beiß!" sagte der Bauer; „da könnt jeder kommen und einem das weiß machen." Dann drehte er den Kopf nach rechts um und fragte: „Und wer sind denn Sie?"

„Ich bin der König von Sachsen."

„Stockschwerenot! So, so! Das wird ja immer schöner. — Und jetzt, wer sind Sie denn?"

„Ich bin der Kaiser von Deutschland!"

„Jetzt aber hört alles auf! Zum Kukkuck! ich hätt' nicht gedacht, daß so alte Herren einen einfachen Bauersmann noch foppen möchten. — Nun will ich Ihnen aber auch sagen, wer ich bin; daß Sie's wissen: Ich bin der Schah von Persien."

Da lachten die drei Herren laut auf; aber sie waren gerade in Hubertusstock und da kamen Lakaien mit goldenen Tressen aus dem Jagdschloß herausgesprungen und halfen den drei Jägern ehrerbietigst vom Wägele herab. Da machte der Bauer ein sehr verdutztes Gesicht. Der Kaiser aber hat sich über den Spaß gesund gelacht.

Tropische Schmetterlinge.

Ja, diese fröhlichen, sorglosen Gaukler, die still von Blume zu Blume flattern, im Sonnenschein sich wiegen und wie sinnend den süßen Atem der Blüten einschlürfen, sie sind wohl so recht geeignet, zu Märchendichtungen anzuregen! Der „G. K." erinnert sich noch aus seiner Kindheit eines hübschen, schlichten Liedchens, das er mit seinen Kameraden sang, wenn er auf dem Schmetterlingsfang durch Wald und grüne Fluren strich. Hier ist es; ich glaube, es wird euch auch gefallen, wenn ihr es nicht gar schon kennen solltet:

„Es war einmal ein hübsches Ding
Von Farben und Gestalt,
Ein kleiner bunter Schmetterling,
Erst wenig Stunden alt.

Sein breit und doppelt Flügelpaar
War purpurrot und blau,
Gesäumt war es mit Golde gar,
Das trug er recht zur Schau.

Zu allen Blumen flog er hin
Und, wie mein Märchen spricht,
Rief er: Seht doch, wie schön ich bin!
Gefall' ich euch denn nicht?"

Diesmal sei euch nun von tropischen Schmetterlingen etwas erzählt und aus der Abbildung hierzu werdet ihr ersehen, welche schöne und eigenartige Exemplare sie sind. Die tropischen Arten übertreffen ja durch Zahl, Größe und Schönheit diejenigen unseres gemäßigten Klimas. Die Wärme erzeugt eben das höchste Leben in der Natur, die höchste Vollkommenheit jeder Art von Geschöpfen im Tier- wie im Pflanzenreich, im Wasser, wie in der Luft. Denkt an Krokodile, an Palmen und Bananen, an Strauß und Kondors. Die auf unserer Tafel abgebildeten Schmetterlinge sind aus Peru, aus dem heißen Lande von Sansipata.

Es ist ein besonders lustiges Volk, das sich fort und fort in den sonnigen Lüften tummelt und daher gar nicht leicht zu fangen. Indessen bei dem höchsten Stand der Sonne kann man in Peru ganze Schwärme niedergelassen an einer Felswand finden, wo sie unbeweglich hocken und sich die Sonne auf den Leib scheinen lassen. Man meint, sie müßten da verbrennen; denn die Hand kann man auf solch durchglühtes Gestein nicht halten. Und doch fühlen sich die Tierchen, die einen fleischigen Leib haben, äußerst wohl in diesem Bratenbade. Sie rücken und rühren sich nicht.

Wenn ich sage Tierchen, so ist dies bezüglich einiger nicht ganz richtig, insofern sie nicht so klein und zierlich sind, um so benannt zu werden, sondern es sind Riesen ihrer Art, in Flügelspannweite oft einen halben Fuß groß und mehr, zumeist der Klasse der Tagfalter angehörend und als Pieriden bezeichnet. Sie funkeln förmlich in dem wundervollen Farbenspiel ihrer Flügel. Es gibt weiße mit goldenen und farbigen Punkten, zitrongelbe, goldgelbe, lilafarbene; ihre Flügel schwer wie Samt und andere wieder mit solchen fein wie Flor und durchsichtig wie Kristall, herrlich in abstechenden Farbenstreifen gerändert, schwarz oder grau. Außer Pieriden erkennt man „Argusvögel" an ihrem seltsamen Himmelblau, matt im Schatten und gleich Silberatlas funkelnd im Sonnenglanz; ferner „Colias" in dunkles Gelb mit vielen Punkten gekleidet; „Satyriden", braun oder fahl, mit einem Ring von Pfauenaugen auf den Flügeln; „Vanessas", weiß und grün; „Polyommaten", braun mit einer Purpurbesäumung; „Apaturas" in einer in allen Farben schillernden Uniform.

Eine solche sich sonnende Gesellschaft zu betrachten, erregt immer wieder Entzücken wegen der Farbenprächtigkeit, die sie darbietet und die gerade diesen Insekten in einer so wunderbaren Mannigfaltigkeit und wie ein angehauchter Schmelz gegeben ist. Man muß annehmen, daß bei diesem Färberspiel der Natur die Pflanzennahrung der Raupe die Hauptrolle spielt, wie ja auch in der Färbung der Pflanzenblüten. Die Salze, Eisen und chemische Bestandteile, welche der Blume wie der Raupe zugeführt werden, bringen unter dem

Einfluß der Luft und der Sonne diesen bunten Zauber hervor.

Um auf unseren sich sonnenden Schwarm zurückzukommen, so bleibt er natürlich nicht stundenlang auf dem Fleck, wo er sich am heißen Felsen versammelte. Der Schmetterling ist nicht faul; er ist über seine Zeit, sei es bei Tag oder Nacht, oder nur während der kurzen Dämmerung, ein geschäftiger Gesell, der durch die Luft sich tummelt. Schaden verursacht er nicht; Nutzen aber, so viel wir erkennen, auch keinen. Ihm aber ist es offenbar sehr gleichgültig, was wir von seinem Wert in der Natur halten. Er freut sich seines Lebens, solange er es hat, und pflegt sich nach seiner Weise, die ja bescheiden genug ist. Haben diese Pieriden, Argus, Vanessas, Satyriden und Apaturas sich genügend gesonnt, so flattern sie dem Fluß oder irgend einem Wasser in der Nähe zu, um sich auf dem feuchten Uferrande ersichtlich abzukühlen. Sie spreizen sich dort wohlgefällig und behaglich aus und senken ihren Rüssel in die feuchte Erde, Beweis, daß sie Durst haben und einer Erfrischung durch die Feuchtigkeit bedürfen.

Was sie an Nahrung begehren, suchen sie in den Blüten. Aber es gibt deren nicht immer, und sie finden sie nicht immer in dem Bezirk, den sie als ihren heimatlichen nicht verlassen. Wie gesagt, die Schmetterlinge trifft man auch in Einöden, Wüsten und pflanzenlosen oder -armen Gebirgen. In Peru gibt es solcher Gegenden, in den Kordilleren, genug. Wovon nährt sich nun da der Schmetterling? Ihr werdet euch nicht wenig wundern, wenn ihr vernehmt, daß er Aas und Unrat verspeist.

Pfui! höre ich euch ausrufen. Wie, dieser artige, feingekleidete Schwärmer, der uns nur als ein Feinschmecker in allerhand Blütenstaub bekannt ist, der sich mit gemeiner Kost gar nicht abgibt, und den wir als poetischen Vagabunden uns vorstellen, zum Frühstück Morgentau zu schlürfen, der sollte bis zum Genuß höchst unappetitlicher Dinge, verwesenden und stinkenden Tierfleisches sich erniedrigen?

Ja, meine Freunde, er ist in dieser Beziehung längst schon erkannt worden und zwar in solchen Gegenden, wo er keinen Saft der Bäume und keinen Blütenstaub findet. „In der Not frißt der Teufel Fliegen," sagt ein derbes Sprichwort, und der vornehme Schmetterling wird ein ganz gemeiner Aasfresser, wenn er nichts andres hat. Nicht einmal dann. Man hat beobachtet, und in den Tropen zumal, daß er mit Vorliebe solch übelriechenden Gerichten nachgeht und mit besonderer Gier sich daran mästet. Dann zucken die Flügel vor Lust beim Mahl, und er wühlt mit seinem Rüssel so rührig hinein, trotz einem kleinen Schweinchen. Diese schönen Apaturas, Vanessas und Limenitis sind es ganz besonders, welche solche Gelüste haben, und das soll denn doch nicht, zur Ehre der menschlichen Wissenschaft von dem Leben der Natur und ihrer Geschöpfe, verheimlicht werden. Man ersieht daraus, wie leicht die Not zum schlechten Geschmack führt, und daß selbst ätherische Wesen, denen man so etwas nicht zutrauen sollte, ihn, einmal darauf gekommen, mit Leidenschaft zu pflegen vermögen. Man könnte freilich auch zu ihrer Entschuldigung das Sprichwort anführen: „Ein jedes Tierchen hat sein Pläsirchen", und wenn es den in jeder Art so begünstigten und in ihrer körperlichen Entwickelung so bevorzugten Tropenschmetterlingen beliebt, solche absonderlichen Genüsse aufzusuchen, so mögen sie es thun. Kriegen wir sie nur für unsere Sammlung, uns ist es dann ganz „egal", wie man zu sagen pflegt, wovon sie sich genährt haben, nicht wahr?

Stein und Goethe.

Der Minister Reichsfreiherr von Stein machte mit Goethe bei Pyrmont einen Spaziergang. Der Himmel überzog sich mit Wolken, so daß ein Regen zu befürchten war. Stein bat Goethe, der in seiner Neigung für Gesteinskunde hin und wieder Steine aufhob, sich zu beeilen, damit sie nicht vom Regen überrascht würden. Goethe, der bei seinen Studien die schon fallenden großen Regentropfen nicht beachtete, richtete sich zwar nach den Schritten Steins, konnte aber nicht umhin, noch diesen und jenen Stein aufzunehmen, um sich in Erörterungen einzulassen, worauf Stein etwas ungehalten sagte: „Bleiben Sie mir jetzt mit Ihren Steinen vom Halse! Sie sehen ja, daß wir, bevor wir Pyrmont erreichen, ganz durchnäßt werden; lassen Sie daher die Steine am Wege liegen und sagen Sie mir lieber, was für ein ‚Stein' ich bin." — „Excellenz," entgegnete Goethe, „Sie sind ein Kalkstein; fällt ein Tropfen Wasser auf ihn, braust er auf."

Der Geist der Llano estakata.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

„So! Wie hieß denn dieser illustre Mann?"

„Sein Name war Elias Funkelmeier."

„Ach so! Nomen et omen!"

„Bitte, rede nur du nich portugiesisch! Es paßt gar nich zu deinem Gesichte! Wie kannst du diesen Helden des euphemistischen Wissens eenen illustren Mann nennen! Illustrierter Mann muß es heeßen; das weeß heutzutage jeder Buchdruckerlehrjunge. Du aber scheinst den großen Fortschritt des letzten Jahrhunderts gar nich mitgemacht zu haben. Du bist am Kleister des vorchristlichen Mittelalters hängen geblieben und an deiner Wiege hat keen freundlicher Troubadour gesungen:

Gaudeamus, Igelkur,
Juvenal kaut Humus!"

Da begann Fred zu lachen, daß ihm die Thränen über die Wangen rannen, und Helmers stimmte ein.

„Was gibt's denn da zu lachen?" fragte Frank, „die Troubadours waren doch nich etwa lächerliche Erscheinungen der lappländischen Kreuzzüge. Sie haben unter Gottfried von Oleum Jerusalem erschtürmt und zwee Jahre schpäter, als Parmenio sagte: ‚Schtralsund muß ich kriegen, und wenn es mit Ketten am Himmel hing', da antworteten sie: ‚Mach dich nich lächerlich, alter Schwede! Die Garde schtirbt, aber sie gibt nischt her!' Und über solche Helden lacht ihr? Habt ihr denn gar keenen Sinn für die grimmigen Geschtalten der insultierten Welt- und Kriegsgeschichte?"

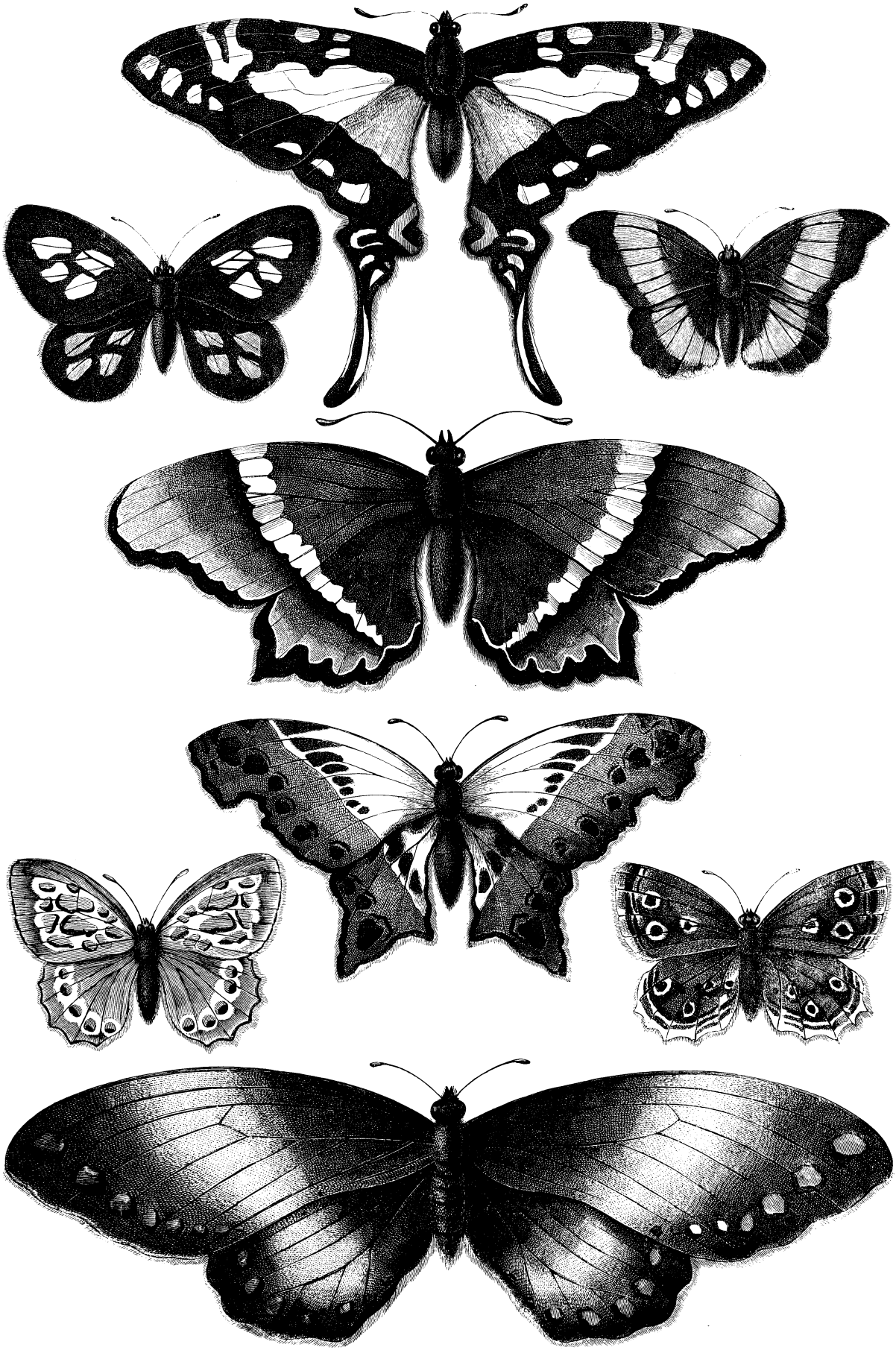
„O, über die Troubadours lachen wir nicht," antwortete Fred, „sondern über dein Gaudeamus."

„Das muß ich mir verbitten! Dieses Lied habe ich schtudiert wie meine Mütze. Der zweete Versch lautet:

Gaugamela, Inventur,
Pflaumenboom ist Prunus.

Uebrigens bringst du mich mit deinen überflüssigen morphologischen Bemerkungen ganz von unserem urschprünglichen Thema ab. Wir schprachen von den Geschpenstern und — — —"

Er hielt inne, denn er sah einen Reiter kommen, der die Uniform der Vereinigten-Staaten-Dragoner trug. Die Abzeichen derselben ließen ihn als Offizier erkennen.



Peruanische Schmetterlinge.

Dieser Mann kam von Süden her, in scharfem Galopp, und hielt sein Pferd vor den drei Männern an.

„Good day!“ grüßte er. „Ich bin doch so richtig bei der Farm, welche Helmers Home genannt wird?“

„Yes Sir!“ antwortete Helmers. „Ich bin der Mann, welchem dieses Haus gehört.“

„Helmers selbst? Ich freue mich, Euch zu treffen, denn ich komme, um eine Erkundigung einzuziehen.“

„Worüber?“

„Das läßt sich nicht so schnell sagen. Erlaubt mir, ein wenig bei euch niedersitzen zu dürfen!“

Er stieg ab und nahm bei ihnen Platz. Sie betrachteten ihn genau, und er that gar nicht, als ob er das bemerke. Er war von starker, untersetzter Statur und trug einen dichten, schwarzen Vollbart. Sein Blick war scharf und stechend; seine Lippen konnte man nicht sehen, da er den Schnurrbart gerade herabgekämmt hatte.

„Ich bin, so zu sagen, als Eklaireur hier,“ sagte er in leichtem Tone. „Wir halten oben bei Fort Sill und wollen in die Llano hinein.“

„Weshalb?“ fragte Helmers.

„Es ist der Bundesregierung berichtet worden, welche Menge von Unthaten in letzter Zeit da drin in den Plains verübt worden sind. Das erfordert natürlich schnelle und strenge Ahndung. Es steht mit aller Sicherheit zu erwarten, daß die einzelnen Thäter sich miteinander in Verbindung befinden. Die einzelnen Verbrecher stehen miteinander in einem so offenbaren Zusammenhange, daß man annehmen muß, man habe es mit einer sehr wohlorganisierten Bande zu thun. Gegen diese soll ein kräftiger, vernichtender Schlag geführt werden. Zwei Schwadronen Dragoner sind beordert, denselben auszuführen und die Plains und deren Umgegend von allem verdächtigen Gesindel zu säubern. Diese Leute halten jetzt, wie bereits gesagt, bei Fort Sill, und ich wurde vorausgesandt, Erkundigungen einzuziehen und mit den braven Anwohnern Beziehungen anzuknüpfen. Wir gehen natürlich von der Ueberzeugung aus, daß jeder ehrliche Mann uns unterstützen werde.“

„Das versteht sich ganz von selbst, Sir! Es freut mich sehr, daß Ihr bei mir vorgesprochen habt, und Ihr dürft überzeugt sein, daß ich Euch aus allen Kräften Vorschub leisten werde. John Helmers ist als ein Mann bekannt, auf den sich jeder brave Kerl verlassen kann.“

„Das habe ich gehört, und darum komme ich zu Euch.“

„Schön! Aber Fort Sill liegt im Norden von hier, und Ihr kommt von Süden her. Wie stimmt das zusammen?“

„Ich komme nicht direkt von Fort Sill, sondern ich bin bis fast hinab an den Fluß geritten und dann am Rande der Llano heraufgekommen, um diese Gegend zu inspizieren.“

„So allein! Warum hat der Kommandierende Euch nicht mehrere Leute mitgegeben?“

„Weil er, grad so wie ich, das nicht für vorteilhaft hielt. Ein größerer Trupp erregt Aufsehen, was wir natürlich vermeiden müssen.“

„Aber zwei, drei Reiter kommen ebenso unbemerkt hindurch wie ein einzelner. Wie leicht kann Euch etwas Menschliches passieren! Dann kehrt Ihr nicht zurück, und Eure Leute wissen nicht, woran sie sind.“

„O, was das betrifft, so weiß der Major sehr genau, was er von mir zu halten hat und daß er sich auf mich verlassen kann. Ihr wißt doch, daß man zum Aufklärungsdienste nur Leute nimmt, die zu demselben befähigt sind, weil sie den Westen genau kennen.“

„So habt Ihr Euch schon früher in demselben befunden?“

„Eine ganze Reihe von Jahren lang.“

„Hm! Daher kommt es vielleicht, daß es mir ganz so ist, als ob wir uns bereits einmal gesehen hätten. Kommt es Euch nicht vielleicht auch so vor?“

Der Offizier betrachtete Helmers mit einem langen, nachdenklich prüfenden Blicke und antwortete:

„Nein, Sir.“

„So war't Ihr wohl noch nicht so weit unten?“

„O, eigentlich war ich noch viel weiter unten, nur nicht auf dieser Seite der Llano. Drüben bin ich bis nach Chihuahua und noch weiter gekommen.“

„Als Soldat?“

„Nein. Ihr wißt ja, daß es verboten ist, in Uniform über die Grenze zu gehen.“

„Das ist richtig. Also seid Ihr als Privatmann bis hinein ins Mexico gegangen. Nun, ich war auch mehrere Male drüben, und da mag es ja wohl sein, daß ich Euch flüchtig sah, ohne daß Ihr mich bemerkt habt. Wann müßt Ihr zu Eurer Truppe zurück?“

„Das kommt ganz auf die Verhältnisse an. Sobald ich die nötigen Daten beisammen habe, solle ich kommen; so lautete der Befehl. Vermöge ich aber nichts Wichtiges zu erfahren, so werde man aus freier Hand nach der Llano gehen. In diesem Falle solle ich nach Verlauf einer Woche mich in Helmers Home einfinden, wo die beiden Schwadronen kurze Rast machen wollen.“

„Also bei mir? Das ist mir sehr, sehr interessant. Und wann ist denn diese Woche zu Ende!“

„Uebermorgen. An diesem oder dem nächsten Tage werden die Kameraden hier eintreffen.“

„Also steht, da Ihr nicht zurückgekehrt seid, zu vermuten, daß Ihr nichts Wichtiges erfahren habt?“

„Ja. Ich muß zu meinem großen Leidwesen gestehen, daß mein beschwerlicher Ritt fast ganz unnütz gewesen ist. Ich habe keinen Erfolg zu verzeichnen, denn ich bin in der einsamen Gegend keinem Menschen begegnet, von dem ich hätte etwas erfahren können.“

„Das ist freilich großes Pech. Die Anwohner der Llano hätten Euch mehr als genug erzählen können, und ich begreife nicht, daß Ihr sie nicht aufgesucht habt.“

„Ich hielt das nicht für klug, Sir. Man sagt, daß gerade diese Anwohner mit dem Treiben der Bande einverstanden seien. Eine Erkundigung bei einem solchen Farmer hätte also nur die Folge gehabt, daß die Verbrecher von der Nähe des Militärs unterrichtet worden wären, was den Erfolg unseres Handstreiches natürlich ganz in Frage gestellt hätte.“

„So habt Ihr eben, nehmt es mir nicht übel, Sir, einen sehr großen Fehler begangen!“

„Welchen?“

„Den, daß Ihr nicht Eure Uniform ablegtet. Wenn es Euch darum zu thun war, daß niemand die Anwesenheit Eurer Truppe ahnen solle, so mußtet Ihr in Zivilkleidern reiten.“

„Da habt Ihr recht. Aber ich bin Soldat und muß thun, was mir befohlen wird. Uebrigens hoffe ich, wenigstens zu guter Letzt bei Euch einiges über das Treiben der Llano-Geier zu erfahren.“

„Das könnt Ihr. Erst vor zwei Wochen sind vier Familien von hier fort, um über die Plains zu gehen. Man hat sie in der Llano überfallen und ermordet.“

„Alle Teufel! Wißt Ihr das gewiß?“

„Ja. Ein Trader, Namens Burton, kam gestern und erzählte es. Er hatte

die Leichen gesehen und war darüber vor Entsetzen so angegriffen, daß er sich bei mir erholen mußte."

„Wo ist der Mann? Ich muß natürlich sofort mit ihm sprechen!"

„Das ist unmöglich, denn er ist heute früh wieder fort, Sir. Uebrigens ist es nicht notwendig, daß Ihr gerade nur mit ihm redet. Er hat uns alles erzählt, und wir können es Euch also ebenso genau sagen wie er. Uebrigens scheint eben jetzt etwas im Werke zu sein. Es wäre recht gut, wenn Eure Dragoner baldigst kämen."

„Warum vermutet Ihr einen neuen Streich?

„Weil gestern abend zwei Kerls da waren, welche jedenfalls nur die Absicht hatten, irgend etwas auszukundschaften."

„Wie? Was? Es sind doch nicht etwa Kundschafter der Llano-Geier gewesen?"

„Höchst wahrscheinlich waren sie nichts anderes, Sir. Dem einen gelang es, uns zu entweichen; dem anderen aber ist es desto schlechter bekommen. Er hat ins Gras beißen müssen."

„Das ist wichtig, sehr wichtig. Erzählt doch, Sir, erzählt!"

Helmers hatte zu dem Offizier volles Vertrauen gefaßt. Er erzählte zunächst, was er von dem Trader gehört hatte, und berichtete dann weiter über das gestrige Duell und den Tod des Fremden.

Der Offizier hörte ihm sehr aufmerksam zu. Seine Züge bewegten sich nicht, aber seine Augen funkelten. Helmers glaubte dies dem Interesse zuschreiben zu müssen, welches der Soldat an dem Zweikampfe nahm. Ein aufmerksamerer Beobachter aber hätte vielleicht bemerkt, daß dieses intensive Aufglimmen der Augen nichts anderes sei als das Funkeln des Zornes, des Hasses. Seine Faust ballte sich um den Griff des Säbels, und einmal war es sogar, als ob seine Zähne ein leises Knirschen hören ließen. Sonst aber blieb er sehr ruhig und gab sich alle Mühe, nichts zu zeigen als nur die gespannte Aufmerksamkeit, welche die Erzählung bei jedem Zuhörer erwecken mußte.

Als Helmers mit derselben geendet hatte, verbreitete er sich noch über die allgemeinen Zustände dieser Gegend, über die Gefährlichkeit der Llano estakata, und schloß hieran die Erklärung, daß er es für höchst schwierig, wenn nicht gar für unmöglich halte, daß zwei Schwadronen Kavallerie sie durchreiten könnten; es fehle an Futter und, was die Hauptsache sei, an Wasser. Wolle man das mitnehmen, so brauche man sehr viele Lasttiere, welche den Zug erschweren und die mitgenommenen Vorräte für sich selbst in Anspruch nehmen würden.

„Ihr mögt recht haben," meinte der Offizier. „Mich geht es nichts an, denn das ist Sache des Kommandierenden. Aber sagt mir doch einmal, Herr, was es eigentlich für eine Bewandtnis mit dem Geiste der Llano estakata hat! Ich habe so viel über dieses unbegreifliche Wesen gehört, etwas Sicheres noch nie erfahren können."

„Da ergeht es Euch gerade so wie mir und allen anderen. Jedermann hört von dem Geiste sprechen, aber niemand weiß etwas Genaues über denselben. Meine Kenntnisse über ihn kann ich Euch in wenigen Worten mitteilen. Der Geist der Llano estakata ist ein geheimnisvoller Reiter, den noch keiner, der lebend geblieben ist, in der Nähe gesehen hat. Jeder der sein Angesicht zu sehen bekam, hat es sofort mit dem Tode bezahlen müssen und ist an einer Kugel gestorben, welche ihn mitten in die Stirne traf. Auffälligerweise sind diese Toten stets Verbrecher gewesen, welche die Llano unsicher gemacht haben. Der Geist scheint also eine Person zu sein, welche sich die Aufgabe gestellt hat, die in der Llano begangenen Verbrechen zu bestrafen."

„Also ein Mensch?"

„Natürlich!"

„Aber wie fängt er es an, überall und überall zu sein, ohne doch gesehen zu werden? Er muß doch Speise und Trank für sich und Futter und Wasser für sein Tier haben! Woher nimmt er das?"

„Das eben ist es, was kein Mensch begreifen kann."

„Und wie fängt er es an, niemanden zu begegnen?"

„Hm! Ihr fragt mich da wirklich zu viel, Sir. Er ist ja gesehen worden, aber nur von weitem. Da sieht man ihn, wie vom Sturmwinde getragen, vorübersausen. Oft sprühen Funken vor und hinter ihm her. Ich habe einen Bekannten, der ihn des Nachts gesehen hat. Dieser Mann behauptet, mit tausend Eiden beschwören zu können, daß der Kopf, die Schultern, die Ellbogen, der Gewehrlauf des Reiters und ebenso das Maul, die Ohren und der Schwanz des Pferdes mit kleinen Feuerflammen besetzt gewesen sind."

„Das ist Unsinn!"

„Man sollte es denken. Aber mein Bekannter ist ein wahrheitsliebender Mann, aus dessen Munde ich noch keine Lüge oder Aufschneiderei vermuten konnte."

Jetzt da dieses Thema berührt wurde, ergriff der Hobble-Frank das Wort. Es wurde englisch gesprochen; darum war seine Rede nüchtern und glatt wie die jedes andern. Nur wenn er deutsch sprach, begannen die bunten Raupen, welche in seinem Kopfe lebten, sich zu bewegen.

„Da haben wir es!" rief er aus. „Niemand will an die Natürlichkeit des Uebernatürlichen glauben. Ich behaupte, der Geist der Llano estakata ist kein Mensch, sondern ein gespensterhaftes Wesen, welches von den Furien Griechenlands übrig geblieben ist und sich in die einsame Llano zurückgezogen hat wie ein alter Auszügler in seine Dachkammer. Daß er Flammen und Funken sprüht, glaube ich sehr gern. Wir sterbliche Menschen blasen den Tabaksrauch in Massen aus dem Munde; warum soll da ein Geist nicht Feuer speien können?"

„Aber kann ein Geist mit einem Gewehre schießen?" fragte der Offizier, indem er dem Hobble-Frank einen verächtlichen Blick zuwarf.

„Warum denn nicht? Ich habe in einer Jahrmarktsbude eine Henne gesehen, welche eine kleine Kanone abschoß; ein Hase that ganz dasselbe. Was eine Henne oder ein Hase vermag, das muß einem Geist doch erst recht möglich sein!"

„Ihr bedient Euch einer ganz sonderbaren Art von Beweisen, Sir! Viel Klugheit und Scharfsinn verratet Ihr dabei freilich nicht!"

Diese Worte mußten Frank beleidigen. Er antwortete in scharfem Tone:

„Das ist freilich wahr. Aber ich habe meinen Grund dazu, nicht so gelehrt zu reden, wie ich eigentlich könnte. Ihr habt nämlich so ein dummes Gesicht, daß ich befürchte, Ihr würdet mich gar nicht verstehen, wenn ich Redewendungen brächte, welche nur ein ganz klein wenig über den Horizont eines Schulknaben hinausgehen."

„Master!" brauste der Offizier auf. „Was fällt Euch ein, einen Kapitän der Vereinigten Staaten-Truppen in dieser Weise zu insultieren!"

„Pshaw! Regt Euch nicht auf! Ob Ihr Kapt'n seid oder Lampenputzer, das ist mir gleichgültig. Ihr selbst habt mit der Beleidigung begonnen und müßt nun meine Antwort ruhig einstecken. Wollt Ihr das nicht, nun, so bin ich bereit, die Sache mit einer guten Büchsenkugel aus-

zugleichen. Euer Rang imponiert einem Westmanne nicht."

Es war dem Offiziere anzusehen, daß es ihm Mühe kostete, seinen Zorn zu be-

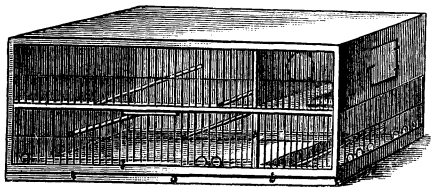


Fig. 1. Der Finken- oder Meisenkäfig.

herrschen; doch gelang es ihm, in ruhigem Tone zu antworten:

„Sollte mir leid thun, Euch niederschießen zu müssen. Ich verstehe gar wohl mit einem Gewehre umzugehen, bin aber kein Rowdy und schlage mich nur mit Offizieren. Uebrigens wäre es eine Rücksichtslosigkeit gegen Master Helmers, bei ihm Blut zu vergießen. Ich habe die Absicht, hier zu bleiben, bis meine Truppe eintrifft, und darum liegt mir daran, in seinem Home Frieden zu halten."

„Dafür bin ich Euch dankbar, Sir," sagte Helmers. „Wollt Ihr bei mir bleiben, so werde ich Euch eine Extrakammer anweisen lassen, und Euer Pferd soll einen guten Platz im Stalle finden."

„Ist mir lieb. Ich werde das Tier also sofort in den Stall schaffen. Wo befindet sich derselbe?"

„Werde Euch führen und Euch dann zu meiner Frau bringen, die Euch die Kammer anweisen kann."

Er stand auf, der Offizier auch, und beide begaben sich mit dem Pferde zu dem Stalle. Später kehrte der Wirt allein

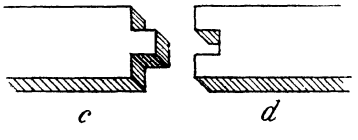


Fig. 3 Stäbchen mit Zapfen.

zurück und meldete den beiden anderen, daß der Kapt'n in seiner Kammer geblieben sei, um sich dort auszuruhen. Helmers freute sich der Anwesenheit dieses Gastes und des Eintreffens der Dragoner. Frank aber sagte kopfschüttelnd und zwar jetzt deutsch:

„Mir gefällt dieser Mann gar nich. Er hat was im Gesicht, was mein zartes Sympathetengefühl verletzt. Seine Oogen kommen mir vor wie zwee Fettoogen off eener magern Bulljong; sie gucken Eenen so tückisch an, und es ist nischt Gescheites dahinter. Ich möchte ihn nich off die Probe schtellen, ob er een ehrlicher Kerl ist. Ich gloobe nich, daß er das Erkennungswort ‚Schiebebock' ausschprechen könnte."

„Schiebebock? Warum dieses Wort?" fragte der Juggle-Fred.

(Fortsetzung folgt.)

Die Behausungen unserer gefiederten Lieblinge.

Eines der unschuldigsten, ja selbst ein Vergnügen, das das Gemüt veredelt, ist die Pflege eines gefiederten Sängers. Eine treue Wartung dieser in Gefangenschaft gehaltenen zutraulichen Tierchen kann nicht im Ernste den Tadel der Tierquälerei verdienen, das ist nur bei einer nachlässigen Pflege am Platze. Da aber, wir glauben dessen versichert zu sein, keinem unserer Kameraden solches zugemutet werden kann, nehmen wir keinen Anstand, eine genaue Anleitung zu geben, in welcher Weise die Behausungen unserer lieblichen Sänger am zweckmäßigsten selbst herzustellen sind.

In der Voraussetzung, daß die hierzu notwendigen Werkzeuge, nämlich Säge, Hammer, Zange, Bohrer, Schnitzmesser, Leimtöpfchen u. dergl. sich in den Händen unserer Kameraden befinden, können wir uns also sofort an die Arbeit begeben.

Nicht eine Käfigform kann zugleich für alle Vogelarten dienen, denn es verlangt jede derselben einen eigenartigen Bau. Da sich aber deren Herstellung im allgemeinen ziemlich gleich bleibt, so soll vorerst jene des gewöhnlichen Käfigs und hierauf, aus diesem abgeleitet, die Form jeder einzelnen Art erklärt werden.

Der Finken- oder Meisenkäfig (Fig. 1) hat, wie es bei den meisten Holzkäfigen der Fall ist, eine länglich viereckige Form; er erhält eine Länge von 35 cm, eine Breite von 22 cm und eine Höhe von 26 cm. Da Gitterstäbe von Holz plump aussehen, auch den Innenraum zu sehr verdunkeln, so fertige man sie lieber aus verzinntem Eisendraht. Messingdraht ist aus dem Grunde nicht zu wählen, weil er gerne Grünspan ansetzt und hierdurch die Gesundheit des Vögelchens schädigt. Aus gleicher Ursache vermeide man ein Bemalen des Käfigs und belasse ihn entweder in Naturfarbe oder reibe die Holzteile nach dem Fertigstellen mit gepreßtem Leinöl ein, wodurch der Käfig neben hübschem Aussehen auch weniger Schmutz und Staub annimmt. Alles zur Verarbeitung gelangende Holz soll recht trocken und gut gehobelt sein, auch setze man die Wände und Stäbchen nicht bloß mittels Leim, sondern auch mit Schräubchen oder Nägeln zusammen. Als passendste Holzart wäre Buchen-, Ahorn-, Eichen-, Nuß- oder Kirschholz zu nehmen.

Für den Ober- und Unterboden benötigen wir zwei glatte, 1 cm dicke Brettchen, je von 35 cm Länge und 22 cm Breite, ferner vier quadratische Eckpfosten von 26 cm Höhe und 1½ cm im Querschnitt. An den Enden derselben wird je ein quadratischer Zapfen mit einer Länge von 1 cm und in Dicke von ½ cm angeschnitten. Fig. 2a zeigt einen Pfosten mit Zapfen in seitlicher Stellung, Fig. 2b denselben von oben besehen. Nun wird ein solcher Pfosten an einer Ecke des Bodenbrettes derart und senkrecht aufgestellt, daß die Kanten beider genau in gleicher Linie liegen, dann, ohne diese Stellung zu verändern, der Umriß des Zapfens auf dem Bodenbrette mittels eines Bleistiftes gezeichnet und hierauf in Mitte dieses kleinen Quadrates im Boden ein entsprechend großes Loch vorgebohrt, in welches der Pfostenzapfen, nachdem dessen Ecken etwas weniges abgestumpft wurden, späterhin recht stramm hineinpaßt. Der gleiche Vorgang ist hierauf bei den anderen Ecken der Bodenbretter einzuhalten.

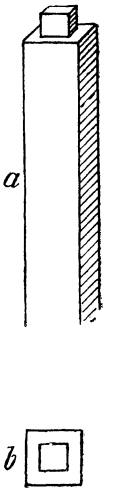


Fig. 2. Pfosten mit Zapfen.

Die Rückwand des Käfigs kann aus einem ½ cm starken Brette mit einer Länge von 35 cm und Höhe von 26 cm geschnitten werden. Hierauf werden zwei Eckpfosten auf die 26 cm langen Kanten gelegt und die Dicke letzterer auf dem Brette mittels Bleistift angezeichnet. Diese Linien markieren die äußeren Seiten der Thürchenausschnitte für die Futternäpfe, und erhält jeder solcher Ausschnitt, von der Marke nach innen zu, eine Breite von 6 cm und Höhe von 4 cm.

Nun verfertigt man zwei viereckige Stäbchen für die Mitte der Vorderwand mit je einer Länge von 33 cm, und zwei Stäbchen für die Seitenwände mit einer Länge von 20 cm; die Dicke aller vier Teile beträgt je 1 cm, die Breite 1½ cm. Bei einem langen und den zwei kürzeren Stäbchen wird ein ½ cm starker Zapfen angeschnitten und derselbe im Eckpfosten versenkt. Fig. 3 zeigt in c den vorstehenden Zapfen eines Stäbchens, in d das im Pfosten eingestemmte Loch. Zu diesem Zwecke ist in Mitte aller vier Pfosten, also in der Höhe von 13 cm, die den Zapfen aufnehmende Vertiefung auszustemmen. Durch genaues Betrachten von Fig. 1 wird dieser Vorgang jedem unserer Kameraden bald klar sein.

Wir kommen nun zur Anfertigung der Vergitterung. Man nehme den Draht

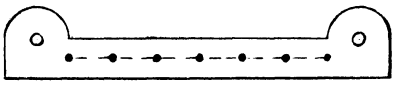


Fig. 4. Holzstab zum Schiebethürchen.

hierzu in ungefährer Dicke einer starken Stricknadel. Derselbe ist, da er nur in Ringen zum Verkaufe kommt, anfänglich gebogen, und lasse man ihn, um gerade

Stäbchen zu erhalten, bei einem Klempner oder Schlosser durch einen Drahtzug ziehen. Da der Abstand der Stäbchen nicht zu groß sein soll, so nehme man nur 1 cm Weite an; in dieser Voraussetzung benötigen wir zur Vorderwand beiläufig 22 Drahtstäbchen mit einer Länge von 23 1/2 cm und ober dem Mittelthürchen 7 Stück mit einer Länge von 12 1/2 cm; für die zwei Seitenwände aber 34 Stück mit 25 cm Länge.

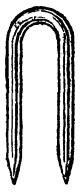
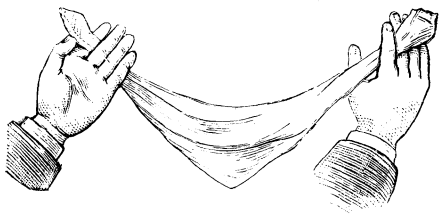


Fig. 5. Drahtschlinge zum Verschluß der Napfthürchen.

Der schwierigste Teil der ganzen Arbeit besteht nun darin, die Drahtstäbchen in senkrechter Stellung einzufügen; wird aber die Anweisung verständig befolgt, so kann trotzdem das Gelingen nicht fehlen. Beginnen wir also vorerst mit einer Schmalseite des Käfigs und legen zwischen beide Bodenbretter die betreffende Mittelleiste in der Weise, daß die Kanten derselben genau in einer Höhe liegen und sich die Enden der Mittelleiste in gleichem Abstande beider Bretter befinden. Diese Richtung aller drei Stücke wird an der Kante mit einem querstehenden Bleistiftstrich markiert, damit man nach dem Auseinandernehmen die genaue Lage der Teile ohne Zeitverlust wiederfindet. Nun wird das obere Brett hinweggenommen und das Leistchen unter Beobachtung der Marke mittels zwei in beliebiger Entfernung einzuschlagender dünner Drahtstifte am unteren Brette befestigt, dann in Mitte des Leistchens in der Länge eine Bleistiftlinie gezogen, an



Kunststücke mit dem Taschentuche. Fig. 1.

welcher nun die Einteilung der Sprossen in gleichen Abständen von 1 cm Weite mit dem Zirkel aufzutragen ist. Die an den Enden befindlichen Zapfen dürfen hierbei nicht eingerechnet werden.

Um dem oftmals eintretenden Zerspringen des Holzes bei dem Einbohren der Löcher mittels des gewöhnlichen Handbohrers vorzubeugen, bedient man sich eines Drillbohrers, welcher bei dem Gebrauche stets in senkrechter Stellung aufzusetzen ist. Am Bodenbrette dürfen die Löcher nur bis zur halben Holzdicke gebohrt, und sollen diese nicht weiter gemacht werden, als es zum Einstecken der Drähte unumgänglich notwendig ist.

Schließlich wird das Leistchen vom Bodenbrette getrennt und unter Beobachtung der vorhin angedeuteten Marke auf dem noch ungebohrten zweiten Brette befestigt, um hierauf den soeben erklärten Vorgang wieder einzuhalten. Geschieht dies mit Genauigkeit, so müssen sich zuletzt alle Bohrlöcher der drei Teile in regelmäßiger Lage befinden, sonach übereinstimmen. Das Bohren der Löcher an den Vorderwandteilen hat in gleicher Weise, aber mit dem Unterschiede zu geschehen, daß man an Stelle des zum Boden bestimmten Brettes die lange Leiste nimmt, deren Enden keine Zapfen erhielten, und ein Ende derselben derart verkürzt, daß sie genau zwischen die zwei vorderen Eckpfosten hineinpaßt, wenn letztere auf dem Boden an ihrem Platze stehen. Die Löcher dieser Querleiste dürfen ebenfalls nur bis zur Hälfte eingebohrt werden, da sie die Stelle des Bodenbrettes vertritt.

Die praktischten Käfigverschlüsse sind die Fall- oder Schiebethürchen, da bei denselben ein unvorsichtiges Offenlassen nicht vorkommen kann. Bei Fig. 1 hat der Zeichner ein gewöhnliches Thürchen dargestellt.

Zur Anfertigung des Schiebethürchens nimmt man zwei glatte Leistchen in der Dicke von 1/2 cm, Breite mit 1 1/2 cm und in einer Länge von 10 cm, markiert die Längenmitte einer Seite ebenfalls mit einem Bleistiftstrich, nimmt die halbe Breite in den Zirkel, trägt sie an beiden Stäbchenenden mit einem Halbbogen auf und sägt endlich diese Bogen in Verbindung mit der Mittellinie aus.

In dieser Weise erhalten wir zwei Holzstäbchen in Form nebiger Fig. 4. Hierauf legt man ein solches Thürchenteil in die Mitte des durchbohrten Langstabes (also zwischen dem 10. und 20. Bohrloch) derart, daß die Bohrlöcher des Langholzes, 12 bis 18, außerhalb der geraden Linie des Thürchenteiles zu liegen kommen, demnach sichtbar sind, und zeichnet dieselben in Mitte des letzteren an (siehe Fig. 4). Nach genauem Aufeinanderlegen beider Türchenteile werden die Löcher gebohrt.

Die Verschlüsse für die zwei Rückwandöffnungen zum Einschieben der Futternäpfe werden aus 1/2 cm starken Brettchen je 7 cm lang und 5 cm hoch geschnitten und von außen angebracht. Zum Anschlagen dienen kleine Drahtschlingen von nebengezeichneter Form (Fig. 5), welche mittels eines Rundzängelchens mühelos gefertigt werden können.

Endlich sägen wir noch eine schmale Leiste von 1/2 cm Dicke, 35 cm Länge und 2 1/2 cm Höhe; sie hat als Deckel des unteren Schlitzes der Vorderwand zu dienen und wird ebenfalls mit den vorhin erwähnten Drahtschlingen angeschlagen. Von letzteren werden für die Leiste 6 Stück und für die Futternapfthürchen je 4 Stück, daher zusammen 14 Drahtschlingen, benötigt.

Das Zusammenfügen aller vorgerichteten Teile geschieht folgenderweise: Vorerst werden die Enden der für das Mittelthürchen bestimmten sieben Drahtstäbchen spitzig zugefeilt, an einer Seite mit der Rundzange häkchenförmig gekrümmt, dann durch die Löcher der Leisten gesteckt und endlich die Spitzen mittels eines kleinen Hammers in das Holz getrieben (siehe Fig. 6). Durch die an den abgerundeten Ecken der Leisten befindlichen zwei Löcher werden keine Drähte gezogen. Das Gleiche ist dann bei dem zweiten Thürleistchen vorzunehmen.

(Schluß folgt.)

Kunststücke mit dem Taschentuche.

„Geschwindigkeit ist keine Hexerei!" versichert uns der Taschenspieler, wenn er uns durch seine Künste belustigt; meist aber können sie nur mit Hilfe eines mehr oder weniger künstlichen Apparats ausgeführt werden. Dennoch gibt es auch viele Experimente der Taschenspielereikunst, welche nur mittels Geschwindigkeit und Handfertigkeit ausgeführt werden und dennoch großen Effekt machen. Wenn wir nun unseren „guten Kameraden" eine kurze Anleitung geben, wie sie sich im kleineren oder größeren Kreise durch solche Kunststückchen belustigen können, so thun wir es, weil dazu einige Gewandtheit, Uebung, Handfertigkeit und Schnelligkeit gehört, welche auch für ernstere Zwecke und Geschäfte nützlich ist, aber um so leichter erlernt oder angeeignet wird, wenn es sich dabei zugleich um eine Unterhaltung, um ein anmutiges Spiel handelt, wie mir die „lieben Kameraden" gern zugeben werden. Jeder, der schon einer Vorstellung von Taschenspieler-Kunststücken angewohnt hat, wird bemerkt haben, eine wie bedeutende Rolle bei diesen Experimenten das harmlose unentbehrliche Taschentuch spielt, wie bei jeder Vorstellung irgend ein unglückliches Schnupftuch zerrissen, verbrannt, mit Tinte beschmutzt oder sonst mißhandelt wird und dann aus all diesen Trübsalen unverletzt und häufig frisch gewaschen, gebügelt und sogar parfümiert hervorgeht, — ein glänzendes Beispiel von dem endlichen Triumph, welcher der gekränkten Unschuld zu teil wird.

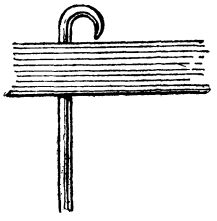
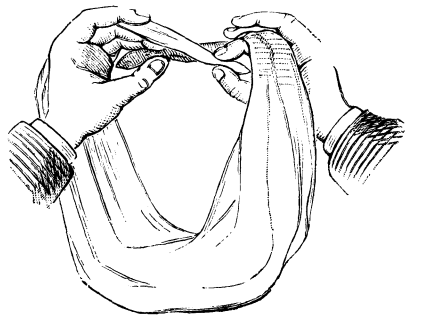


Fig. 6. Das Krümmen und Einschlagen der Drahtstäbchen.

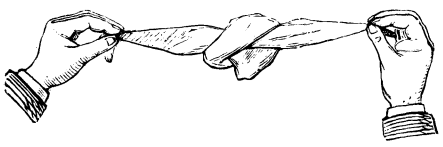
Ehe wir „unseren Kameraden" nun die verschiedenen Kunststückchen mit Taschentüchern lehren, wollen wir einige kleine Experimente als Einführung vorausschicken,



Kunststücke mit dem Taschentuche. Fig. 2.

die gewissermaßen einen Teil der Anfangsgründe der Taschenspielerei bilden. Eines derselben ist:

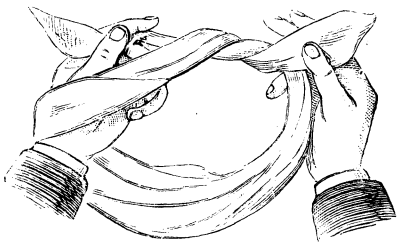
Der plötzlich geschürzte Knoten. Der Taschenspieler entlehnt von einem der Zuschauer ein Taschentuch, ergreift es



Kunststücke mit dem Taschentuche. Fig. 3.

an den beiden diagonal entgegengesetzten Ecken und wickelt es in einen losen Knäuel oder Rolle; er bläst es in der Mitte an, läßt darauf eine rasche Bewegung der Hände und eine wellenförmige Bewegung des Taschentuches folgen, und alsbald sieht man einen Knoten im Mittelpunkte des Taschentuches erscheinen. Es erscheint unmöglich, daß der Taschenspieler wirklich in einer so sehr kurzen Zeit, ohne daß man den Hergang sehen konnte, einen Knoten in das Tuch geknüpft haben könne, und doch ist dies thatsächlich der Fall gewesen.

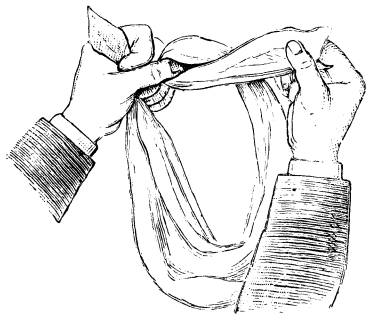
Das ganze Geheimnis liegt hauptsächlich in der Art und Weise, wie das Taschentuch gehalten wird. Aber selbst wenn man dies weiß, erfordert das Kunststück noch eine ziemliche Uebung, bevor man es hübsch ausführen kann, und ohne daß man die Art und Weise kennt, wie es gemacht wird, könnte man es ein ganzes Jahr lang üben, ohne das gewünschte Ergebnis zu erreichen. Das Taschentuch muß so gehalten werden, wie es der umstehende Holzschnitt (Fig. 1) zeigt. Man muß darauf achten, daß dasjenige Ende des Tuches, das man mit der rechten Hand erfaßt, zwischen dem Zeige- und Mittelfinger nach außen, und daß das in der linken Hand befindliche Ende zwischen den beiden genannten Fingern nach innen läuft. Dies ist der Schlüssel zu der ganzen Stellung. Wenn der Taschenspieler auf das Taschentuch bläst, bringt er zugleich seine Hände rasch aneinander und ergreift mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand das linke Ende und mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand das rechte Ende des Taschentuches,



Kunststücke mit dem Taschentuche. Fig. 5.

wie es in Fig. 2 dargestellt, und entfernt dann schnell die Hände voneinander. Die Enden des Taschentuches sind dann zwischen den Fingern aus ihrer seitherigen Lage gezogen und der Anfang eines Knotens geschürzt. Man braucht also dann nur die Hände auseinander zu ziehen, um das endliche Ergebnis zu erreichen, wie es Fig. 3 zeigt. Das Einzige, worauf man dabei sorglich achten muß, ist: nicht merken zu lassen, daß man die beiden Zipfel zwischen Zeigefinger und Daumen hält, und diese Zipfel zugleich nicht loszulassen, wenn man das Tuch zu einem Knäuel ballt. Das entgegengesetzte Kunststück ist:

Das verhexte Taschentuch, das sich nicht zu einem Knoten schürzen läßt. Man fragt den Besitzer eines entlehnten Taschentuches, ob man einen Knoten in dasselbe machen dürfe, um es wieder zu erkennen (oder unter irgend einem anderen Vorwand, der einem gerade einfällt). Wenn man nun die Erlaubnis erlangt hat, so kreuzt man die beiden Enden und beginnt sie zu binden, allein in dem Augenblick, wo man an dem Taschentuch zu ziehen fortfährt, wird das Tuch ganz gerade gestreckt. Man wiederholt den Versuch noch zwei- oder dreimal, aber immer mit demselben Erfolg, und endlich gibt man es entweder mit der Bemerkung zurück, es sei verhext, und entlehnt statt dessen ein anderes, mit welchem man auf dieselbe Weise ver-



Kunststücke mit dem Taschentuche. Fig. 4.

fährt, oder gibt den Versuch verzweifelnd auf und fährt mit dem wichtigeren Kunststück fort, zu welchem das Taschentuch in Wirklichkeit entlehnt wurde.

Um die fragliche Wirkung hervorzubringen, gibt es mehrere Mittel und Wege. Der einfachste ist: wenn man den Knoten schürzt, den Daumen der linken Hand an dem Punkte, den unsere Fig. 4 zeigt, unter das Ende der rechten Hand zu legen. Wenn man dann mit der rechten Hand zieht, wird man finden, daß das Tuch gerade ausgestreckt wird.

Eine andere Art ist: ein Ende des geknoteten Taschentuches zwischen Zeigefinger und Daumen der linken Hand zu halten, die übrige Schleife des Tuches mit einer raschen Wendung über das Handgelenk der linken Hand hinauszuwerfen, ehe man den Knoten zusammenzieht (Fig. 5). Auch in diesem Falle wird das Tuch gerade gestreckt, sobald man mit der rechten Hand zieht. Allein man muß dabei gewandt und schnell sein, um dieses Stückchen graziös auszuführen und die Zuschauer nicht bemerken zu lassen, daß man die Schleife des Tuches über den Rücken der linken Hand hinausgestreift hat.

Das Schreibmaterial der Altgriechen.

In der Zeit, da in Alt-Griechenland das präparierte Papyrusblatt aus Aegypten noch nicht eingeführt war, bediente sich der Schreibkundige für schriftliche Mitteilungen des Wachstäfelchens. Der „Gute Kamerad“ ist in der Lage, seine jungen Freunde mit einem solchen in getreuer Nachbildung bekannt zu machen. Das Original dieses interessanten Zeugen einer altgriechischen Kulturepoche befindet sich im Besitze des Museums zu Marseille. Die darauf befindliche Inschrift besagt: „Der Weinstock erhält von seinem Herrn blasses Wasser zu trinken und lohnt ihm dafür mit doppeltem Dank.“ Zu dem Papyrus gesellte sich später der aufgerollte Pergamentstreifen. Das, was wir also heute unter der Bezeichnung Buch verstehen, hatte bei den Griechen die Form einer Rolle, die der Leser mit fortschreitender Lektüre aufrollte. Diese eine oder mehrere solcher Rollen waren von einer größeren Kapsel umschlossen und verrichtete somit den Dienst, den uns unser heutiger Bücherschrank leistet. Solche Rollen oder Bücher fehlten bei den Altgriechen in keiner gebildeten Familie. Nach Alexander des Großen Zeit erwuchs auch das Interesse für Anlage großer Staatsbibliotheken. Aristoteles besaß bereits eine ansehnliche Privatbibliothek.

Ein Sägewerk.

Erfunden, beschrieben und illustriert von einem jungen Kameraden.

Nimm ein Stück Holz (A), 12 cm lang, 5 cm breit und 3 cm dick. Sodann fertige aus Zigarrenkistenholz 2 Rinnen bebeziehungsweise Säulen (B), welche an das Fußstück angenagelt werden. In diesen Rinnen bewegt sich die Säge (C). Das Gestell derselben wird aus 2 längeren und 2 kürzeren Stäbchen, in deren Mitte die Säge (a) angebracht ist, gefertigt. Durch eine von den Rinnen wird ein Loch gebohrt, in welchem die Welle (b) läuft. Vorn an dieser Welle wird ein Rädchen (c) befestigt, an dessen Rand ein kleiner Nagel einzuschlagen wäre. Dieser Nagel wird durch ein Holzstäbchen (e) mit der Säge verbunden, wodurch dieselbe in Bewegung gesetzt wird. Selbstverständlich muß in den Rinnen zum Auf- und Niedergehen des Sägegestells der nötige Spielraum da sein. Das Sägewerk kann durch Dampf oder Wasser betrieben werden, je nachdem sich die Gelegenheit bietet. Natürlich kann man damit keine baumstarken Balken zu einem Hausbau sägen, sondern es ist mehr eine Spielerei.

K. C. in St.

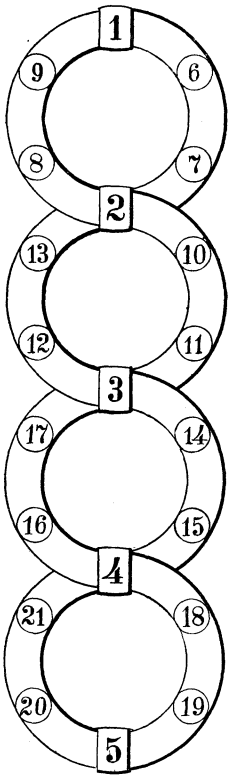
Auflösung des Ergänzungssilbenrätsels in Nr. 34.

1. Paderborn, 2. Jaguar, 3. Malteser, 4. Dukate, 5. Amethyst, 6. Konradin.

Auflösung des Rebus in Nr. 34.

Rosine.

Kettenrätsel.



1 2 3 4 5 Ein deutscher Dichter.
1 6 7 2 8 9 Eine Stadt in der Schweiz.
2 10 11 3 12 13 Eine Stadt in Frankreich.
3 14 15 4 16 17 Eine Stadt in Nordamerika.
4 18 19 5 20 21 Ein Monatsname.

Abstrichrätsel.

1. Ein Sohn Jakobs.
2. Ein türkischer Titel.
3. Ein jüdischer Prophet.
4. Name vieler Päpste.

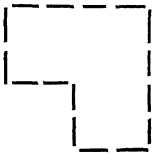
Streicht man diesen Wörtern die Anfangs- und Endbuchstaben fort, so erhält man einen weiblichen Vornamen übrig bleibend; ordnet man die abgestrichenen acht Buchstaben, so erhält man ein Haustier und einen römischen Gott oder eine Ernteart und eine römische Stadt.

Rätsel.

Von meinem frischen Grün ergötzt,
Weilt gern dein Aug' auf mir;
Wird Kopf und Fuß noch beigesetzt,
Bin ich ein Säugetier;
Wenn dich mein zagend Aug' erschaut,
Ergreif' ich rasch die Flucht.
Veränderst du den dritten Laut,
So nenn' ich eine Frucht.
Und nimmst du mir dann noch den Fuß,
Empfängt mich froh die Welt;
Des Vogels Lied tönt mir zum Gruß,
Mir schmückt sich Wald und Feld.

Rätselaufgabe mit Streichhölzchen.

Mit 8 Hölzchen sollen in diese Figur 4 ähnliche gelegt werden.



Fragen und Antworten.

„**Liebe Kameraden!** Ich habe mir ein Briefmarkenalbum gekauft und ersuche Euch, mir doch Dubletten zukommen zu lassen. Ich werde mich bei Gelegenheit revanchieren. Dank im voraus! Mit Gruß und Handschlag Euer Hugo Fox, München, Ludwigstraße 13, II."

Erw. K. in **Heidelberg.** Schönen Dank für Deine hübschen Rätsel. — Schmetterlingsnetze, Scheren, Insektennadeln, Schmetterlingskästen und Aehnliches erhältst Du sehr praktisch und in guter Qualität in der Naturalienhandlung von Alexander Bau in Berlin, Hermannsplatz 4. Freundlichen Gruß!

J. P. in **Hagen i. W.** Wegen des Vögelchens kommen wir mit unserem Rat jedenfalls zu spät. — Du schreibst ferner: „Ich habe eine Flohbeerbüchse auf meinen Geburtstag bekommen und habe damit die Spiegelscheibe eines Ladens eingeschossen. Guter Kamerad, was macht man da?" Lieber Freund, da können wir beide nichts, sondern das wird der Glaser machen müssen.

„**Liebe Kameraden!** Habe über 1000 Marken und möchte gerne tauschen. Ich mache Euch zu diesem Zwecke kleine Auswahlsendungen von gereinigten und gut erhaltenen Marken und bitte um Gegensendungen. Mit Gruß Euer Wilhelm Ament, Bamberg, Jakobsplatz 1."

E. B. in **Hamm i. W.** Die erwünschte Schrift (Allerhöchste Verordnung über die Ergänzung des Seeoffizierkorps nebst Ausführungsbestimmungen des Chefs der kaiserlichen Admiralität, Preis 50 Pf.) erhalten Sie bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin SW, Kochstraße 68—70. — Die erwünschten Auskünfte über die Handelsflotte erteilt Ihnen gewiß sehr gerne die „Direktion der deutschen Seemannsschule bei Hamburg".

„**Liebe Kameraden** in den Städten, wo es Privatposten gibt! Bitte, schickt mir die Privatpostmarken Eurer Vaterstädte, ich werde mich durch Uebersendung der Marken der Privatstadtpost in Straßburg (Elsaß) revanchieren. Grüßend Euer G. Trommsdorff in Schleiz (Reuß)." — Wenden Sie sich wegen der anderen Sache an die Briefmarkenhandlung von A. Beddig in Hannover.

Stenograph in **Z.** Siehe die Antwort S. 448, dritte Spalte. Auch der „Stenographische Erzähler", Berlin, Enslin, 12 Nummern 3 M., ist zu empfehlen.

Getreuer Abonnent in **Rußland!** Wir werden Deinem Wunsche gerne entsprechen, doch müssen wir um etwas Geduld bitten.

Otto Welle in **Arolsen (Waldeck)** möchte mit seinen Kameraden Briefmarken tauschen. — Sende Deinen Aufsatz ein.

„**Lieber Guter Kamerad!** Sage doch meinen lieben Kameraden, daß ich eine guterhaltene Dampfmaschine mit Spiritusheizung und liegendem Kessel gegen Briefmarken (am liebsten gegen Sachsen, 3 Pf., rot) oder gegen eine Camera zum Photographieren tauschen möchte. Allen Kameraden richte einen herzlichen Gruß aus. Dein E. C. H. Offerten erbitte ‚postlagernd Mülhausen i. Elsaß'."

Johann Erbe in **Bocholt.** Fragen Sie wegen den erwünschten weißen Mäusen bei der Direktion der zoologischen Gärten zu Frankfurt a. M. oder Köln an. Kann und wird übrigens jeder Tierhändler besorgen.

K. Schwabacher in **Hof, Luitpoldstraße,** bittet um Adresse und Zuschrift eines Kameraden in Württemberg, der gegen Vergütung geneigt wäre, ihm die württembergischen Postwertzeichen zu beschaffen.

„**Ich habe kürzlich zum Geburtstage** Deine Zeitung bekommen und komme nun auch schon mit der Bitte, doch dieses in den ‚G. K.' zu setzen: Fritz Stammer in Chemnitz in Sachsen, äußere Johannisstraße 14, hat eine Laubsägemaschine, noch wie neu, zu vertauschen und möchte Silbermünzen (alte römische), seltene Mineralien, Erze, eine Käfer- oder Schmetterlingssammlung in untadelhaftem Zustande dafür haben."

Leander M. in **Wien** und **O. F. W.** in **A.** Eure Rätsel gefallen uns freilich. Früher oder später wird der Setzer hoffentlich ein Plätzchen dafür zu finden wissen. Augenblicklich sind aber noch viele früher eingesandte Geistesprodukte Eurer Kameraden an der Reihe.

„**Liebe Kameraden!** Ich habe einige alte Münzen und möchte dafür Briefmarken haben. Am liebsten wären mir: Peru, Shanghai, alte Lübeck, auch Bergedorf und alte Bayern, 1 Kreuzer, schwarz. Meine Adresse ist: H. v. Schaumberg, Dresden-Neustadt, Böhmische Straße 8, I."

Arthur K. in **Z.** Daß die Auflösung richtig war, hat sich ja inzwischen bestätigt. Grüße herzlich erwidert.

„**Guter Kamerad!** Ich wohne in der schönsten Gegend Ungarns am Fuße der Karpathen; ich bitte Dich, teile meinen Kameraden mit, daß ich geneigt wäre, mit ihnen in Tauschverbindung zu treten, und zwar kann ich ihnen die verschiedenen bei uns vorkommenden Mineralien, Pflanzen, Käfer, Schmetterlinge, auch Marken nach Wunsch schicken, für die sie mir bei uns Nichtvorkommendes schicken wollen. Briefe mit der Angabe des Gewünschten und der Gegenleistung wären an Joseph Gronner, Schüler der IV. Gymnasialklasse, Iglo, Zips (Ungarn), zu richten. Postporto beilegend."

Rudolf M., Tertianer in **Graz.** Freundchen, Du wirst gut thun, Dich mit Deiner Frage an eine dortige Spielwarenhandlung zu wenden. Solche Stahl- und Ahornbogen bekommt man zu hohen und niederen Preisen, je nach der Qualität.

„**Liebster, hochverehrter Guter Kamerad!** Da bin ich schon wieder, ich alter Plagegeist; aber bitte, sei doch noch einmal so gut und schreibe in die Zeitung, damit es unsere Kameraden wissen: 1. Ich habe mehrere Bestandteile für eine Dampfmaschine und möchte dafür gerne einen Hirschkäfer von 80 bis 93 mm haben oder einen Totenkopfschwärmer, aber d. h. unlädiert. 2. Auch habe ich ein lustiges Unterhaltungsspiel, die Athleten Herkules mit Geräten und Vorlage, gelenkige Kerle. Dafür möchte ich gern 1 Moschusbock, 1 Nashorn oder Eichenbock haben. Das Schwungrad der Dampfmaschine hat im Durchschnitt 15 cm. Bitte, drucke alles das ab. Briefe direkt, da Du genug geplagt bist. Viele Grüße an Dich und alle Kameraden von Max Gellert in Chemnitz (Sachsen), Herrenstraße 26."

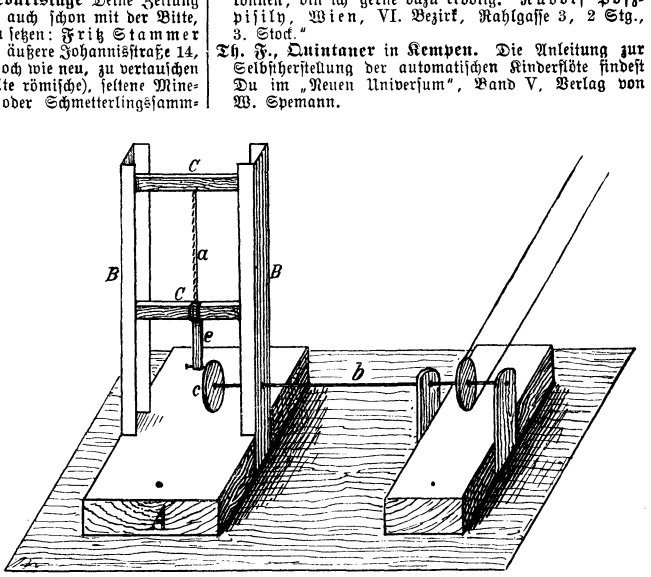
Ein Turner. Daß Du ein frisch-fromm-fröhlich-freier Jüngling bist, das beweist Deine mehr als naive Bitte: „Der ‚G. K.' soll, da Du zu dieser Stunde mündliche Schulaufgaben hättest, am 25. April, vormittags von 8 bis 9 Uhr an, die beiden Daumen halten." Nun, der „G. K." hat Dir, wiewohl ihm die Sache anfänglich gar komisch vorkam und ihm einiges Kopfschütteln verursachte, diesen Kameradschaftsdienst gerne erwiesen, freilich nur so lange, bis er in beiden Handgelenken den Krampf bekam; hat's dennoch genützt? — Und was die Geldnot betrifft, wie Du der abhelfen könntest, merke: „Sei sparsam, Dein Papa wird es nicht anders haben wollen; besehe jeden Kreuzer, ehe Du ihn ausgibst, zweimal; überlege, wenn ein Wunsch in Dir sich regt, stets in gewissenhaftester Weise, ob diese oder jene Ausgabe wirklich Deinen Taschengeldverhältnissen angemessen, erlaubt, notwendig oder überflüssig ist. Handle danach, dann wird's schon langen."

A. St. in **Barnstorf.** Du willst Deinem Köter eine Reihe Kunststücke lernen. Bücher dieses Inhalts gibt es die Menge und zu verschiedenen Preisen. Siehe unsere Antwort Seite 432, dritte Spalte. Gruß herzlich erwidert!

S. R. in **Berlin.** Ein gewaltiger Lateiner, dieser Untertertianer! Seine Leistung soll den Kameraden gelegentlich vorgesetzt werden.

„**Guter Kamerad!** Zu meinem Namenstage habe ich das große Schaubeckalbum bekommen. Da ich Marken erst zu sammeln angefangen habe, so ist mein Besitz ein noch sehr kleiner. Ich wäre Dir dankbar, wenn Du mich durch Dein Blatt meine Kameraden bitten ließest, sie möchten mir einiges von ihrem Dublettenvorrate ablassen. Leider bin ich außer stande, mich zu revanchieren. Sollte ich aber meinen Kameraden einen Wunsch erfüllen können, bin ich gerne dazu erbötig. Rudolf Poszpisily, Wien, VI. Bezirk, Rahlgasse 3, 2 Stg., 3. Stock."

Th. F., Quintaner in **Kempen.** Die Anleitung zur Selbstherstellung der automatischen Kinderflöte findest Du im „Neuen Universum", Band V, Verlag von W. Spemann.



Ein Sägewerk. Illustriert von einem jungen Kameraden.

E. L. in **Luxemburg.** Unsere einheimische gemeine Eidechse ist durchaus harmlos. — Ja, der „G. K." weiß ein Mittel, die Warzen an den Händen zu vertreiben, doch will die zur Anwendung kommende Flüssigkeit mit äußerster Vorsicht gebraucht sein. Betupfe die Warze täglich ein- bis zweimal mit einem winzig kleinen Tröpfchen rauchender Salpetersäure (mit einem spitzen Holzstäbchen aufgefangen), achte aber darauf, daß die normale Haut unberührt bleibe! Die Warze wird alsbald vertrocknen und abfallen. Sie vergehen übrigens nicht selten von selbst wieder. — Dank für den Scherz und die Rätsel.

„**Lieber Guter Kamerad!** Ich möchte sehr gerne mit meinen Freunden und Kameraden Briefmarken tauschen. Ich habe nicht sehr viele doppelte, aber die ich habe, sind ziemlich selten. Wenn einer von den guten Kameraden Lust hat, mit mir zu tauschen, bitte, so schreibe er an Hans Lindau, Berlin W, v. d. Heydstraße 1, II."

„**Wer von Euch Kameraden** möchte eine kleine Sammlung von Münzen, zumeist aus dem 18. Jahrhundert, für Mineralien erwerben von Alfred Bajs, Wien, IX, Lichtensteinstraße 17, 2 St., Th. 16."

Hugo Kanegießer in **Köln a. Rh.** Schuld an dem Mißlingen Deiner Bilder ist — vorausgesetzt, daß Du das Verfahren mit Bromsilberpapier richtig angewandt — wahrscheinlich die nicht lichtsichere Anfertigung entweder der Kassette oder des Apparates. Denn sonst müßte das Bild unter allen Umständen erscheinen, sei es nun scharf oder nicht. Prüfe also Deinen Apparat in dieser Beziehung genau. — Dank für das geographische Rätsel.

„**Liebster Kamerad!** Infolge einer Wette bin ich gezwungen, Dir ein Anliegen vorzutragen. Habe ich 10000 täglich vorkommende Marken, so bekomme ich Spemanns Schatzkästlein des Guten Rats. Ich bitte also meine Kameraden, mir welche zu schicken. Ich gebe dafür ausländische Marken, z. B. Postkarten aus Japan f. f., Peru, Brasilien, Aegypten, alte Hamburg 2c. Es grüßt und dankt Euch im vorhinein Euer J. Matheis, München, Veterinärstr. 8. II."

Ludwig Hamburger in **Guben.** Siehe die Beschreibung des Reptilienhauses Seite 495/496 dieses Jahrganges.

„**Möchtest Du meinen lieben Kameraden** nicht mitteilen, daß ich eine kleine Muschelsammlung besitze und selbe gegen Schmetterlinge umzutauschen die Absicht habe? In der Sammlung befindet sich u. a. eine Feuerofenmuschel, eine Tigerschnecke, ein kleines Seepferd 2c. Am liebsten wäre mir eine Tannen- oder Kupferglucke. Meine Adresse: Wilhelm Seyfferth, Lateinschüler in Hof i. B., Karolinenstr. 228."

Marga S. Du, ein Mädchen und eifrige Briefmarkensammlerin, willst mit den Kameraden in Tauschverbindung treten? Ist Deine Mama damit einverstanden? Dank für das Rätsel und freundlichen Gruß!

„**Bitte, meinen lieben Kameraden** mitzuteilen, daß ich einige alte römische Münzen, eine österreichische von 1800, auch eine Polen, 10 Groszy, von 1840, gegen Briefmarken vertauschen möchte. Erwünscht wäre mir: Preußen, ganze Kouverts mit Seidenfaden, 4, 5, 6 und 7 Sgr. (1852). Sachsen: Kouverts, 5 Neugr., violett, 10 Neugr., grün. Philippinen: 1851, 2 rs., grün. Tasmania: 1853, 1 Penny, blau; sämtlich gebraucht. Auch ganze gebrauchte Kouverts von Oldenburg, Mecklenburg und Hannover. Mit herzlichem Gruße an Dich und alle Kameraden James Wollmann, Berlin W, Mohrenstraße 8."

Gustav D. in **Prag.** Ah, Du bist die „Kratzbürste" von damals! Bravo! Du schreibst jetzt wie „gestochen". Ja, mit Ernst und Fleiß erreicht man vieles. Gratulieren! — Gerstenkörner vergehen sehr oft binnen wenigen Tagen ganz von selbst. Ist die Geschwulst jedoch hartnäckig oder bildet sich ein Eiterstock, frage Deinen Arzt. Der „brüderliche" Gruß sei kameradschaftlich erwidert!

Fr. Hahn in **Reutlingen, Kleingrabenstraße 338,** teilt, um Mißverständnissen zu begegnen, seinen Kameraden mit, daß sein Name: „Hahn" und nicht „Huhn" ist. — Die Bezugsquellen solcher Explosivstoffe sind dem „G. K." unbekannt. — Mitteilung an B. in W. ist besorgt. Gruß!

Franz Pres in **Pirmasens, Hauptstraße 76,** möchte gegen einen Schmetterlingskasten, eine Pflanzenpresse mit Riemen und einen Pflanzenstecher (beide zum Umhängen und noch ganz neu) eine kleine Dampfmaschine mit Dampfpfeife eintauschen. Angebote direkt erbeten.

E. Hülsmann in **Berlin SW, Hagelsbergerstraße 48,** bittet seine lieben Kameraden um Ratschläge, wie, wo und wann man am besten Eidechsen und Ringelnattern fängt. — Dank für das Rätsel; recht niedlich!

Rafael. Aquarellfarben decken nicht. Wohl aber unterscheidet man die Oelfarben nach Deck- und Lasurfarben. Die Oeldeckfarben, vom Kremserweiß bis zum Elfenbeinschwarz, decken absolut. Die Selbstherstellung dürfte Dir kaum gelingen. Es gibt übrigens im Handel ganz billige Skizzenfarben (Tuben). — Adele, Adela ist altdeutschen Ursprungs und bedeutet: „Die Edle".

„**Lieber Kamerad!** Ich bin eifriger Briefmarkensammler, habe aber trotz meiner Bemühungen nicht viele zusammengebracht. Ich besitze an Dubletten aber fast 1300 österreichisch-ungarische Marken, alte und neue, und möchte diese mit meinen Kameraden im Auslande tauschen. Meine Adresse ist: Emil Schreiner, per Adresse: Herrn Karl Schreiner, Landes- und Wechselgerichtsadvokat in Oedenburg (Ungarn)."

O. L. in **R.** Der Stud. theol. absolviert auf der Universität in der Regel sechs Semester. Bei ökonomischem Leben dürfte mit jährlich 1000 Mark, die Kollegiengelder nicht gerechnet, durchzukommen sein. Es erfolgt im darauffolgenden Jahr die erste mündliche Prüfung, nach wieder Jahresfrist das zweite Examen; dann hat der Kandidat die Qualifikation zur Amtsbekleidung erworben.

Rudolf Bébé in **Wien, 1. Bezirk, Walfischgasse 5, 3. Stock,** möchte mit seinen Kameraden Pflanzen gegen Marken tauschen, besonders mit seinen Kameraden in Tirol, Italien und Ungarn.

Fidelissimus. Du schreibst: „Der chemische Prozeß ging ganz gut von statten, doch ein Bild ist nicht erschienen" — ei, wie ging denn das zu? — Spanische Grammatik von Funck (Jügels Sprachlehrbücher) 3 M. 80 Pf., Schlüssel dazu 1 M. 35 Pf. — — Deiner Beschreibung der selbsterbauten Schiffe sehen wir mit Interesse entgegen. Gruß!

„**Lieber Guter Kamerad!** Ich bitte Dich, meinen Kameraden mitzuteilen, daß ich eine große Markensammlung und sehr viele Seltenheiten besitze, die ich mit meinen Kameraden vertauschen möchte, darunter eine Sachsen, 3 Pf., rot. Erwünscht sind alte europäische und seltene überseeische Marken. Briefe (oder Auswahlsendungen mit Rückporto) erbeten unter: ‚Ernst X. R. Goltmahnn', hauptpostlagernd Hamburg."

Alchemist und **Sterngucker.** Solche Kalauer sollte man eigentlich nicht drucken. Aber sei's drum. Unser „Edelmetallmacher" ist ein loser Schelm und will seine Kameraden lehren, wie man auf leichte Art Silber gewinnt, das ja manchem „nicht unwillkommen sein möchte". Die Sache ist sehr einfach. „Man geht," sagt er, „regt sich ein leichtes Lüftchen, in einer Allee von Silberpappeln spazieren und gebietet Schweigen. Folge: Das ‚Pappeln' hört auf und das Silber wird frei."

Carl Albrecht in **Bremen, Breitenweg 8,** bittet den Karlsruher Kameraden um die Beschreibung seiner Dampfbuttermaschine. Brief direkt.

„**Guter Kamerad!** Da auch ich ein leidenschaftlicher Markensammler bin, möchte ich gerne mit den lieben Kameraden in Tauschverbindung treten. Ich besitze viele alte Schweizermarken, Honduras, Straits-Settlements, namentlich Ceylon und andere. Angebote bitte direkt an Karl Arbenz, Fluntern-Zürich (Sonnenbühl), Schweiz."

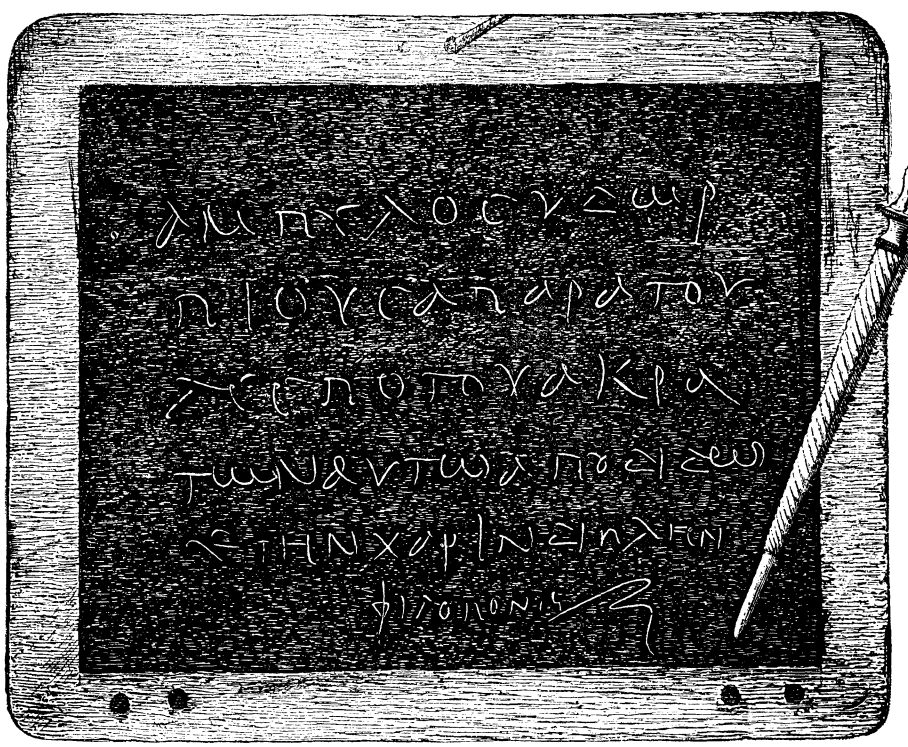
Kamerad H. in **Bern.** Bilder über die Bauart altgriechischer Schiffe findest Du in illustrierten Werken geschichtlicher Richtung, u. a. in „Falkes Hellas und Rom". Sie hatten im großen und ganzen bereits die Form unserer heutigen kleinen Küstenfahrer, ihre Konstruktion in Hinsicht auf das Verhältnis von Länge zur Breite war aber eine wesentlich ungeschlachtere, schwerfällige; Bugspriet ging in einen hohen schnabelhaften, ebenso der Steuerrumpf in einen mit Schnitzwerk verzierten Aufbau über. Das treibende Mittel war das Ruder; es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, daß sie auch schon eine, wenn auch noch nicht zum Kreuzen geeignete Takelage führten. — Umgekehrt, Freund! Es kann nicht nachgewiesen werden, wo und wann Tell gelebt habe.

„**Liebe gute Kameraden** im **Auslande!** Ich besitze ein Markenalbum. Wollt Ihr nicht so gut sein und mir ein paar Marken schicken? Gruß und Dank im vorhinein von Eurem Kameraden Robert Gohn, Broos, Herrengasse 54."

„**Liebe gute Kameraden!** Da ich ein eifriger Sammler bin, biete ich Euch meine Dubletten gegen Marken und Ganzsachen. Besten Gruß von Eurem Raphael Levy, Posen, Untere Mühlenstraße 5, bei Frau Rektor Herzberg."

„**Der zoologische Garten** in **Breslau** (Tiergartenstraße) verkauft weiße Mäuse, das Stück zu 25 Pf. excl. Verpackung (die Kosten hierfür sind sehr gering). Zu weiterer Auskunft ist kameradschaftlich grüßend gern bereit Fritz Reche, Breslau, Breitestraße 23/24."

Max Gellert in **Chemnitz, Herrenstraße 26.** Die für Deine Insektensammlung nötigen Requisiten erhältst Du bei Alexander Bau in Berlin, Hermannsstr. 4. — Du schreibst ferner: „Welcher der Kameraden in Rußland ist so gut und teilt mir den vollständigen Namen und Titel des jetzt regierenden Zaren mit?"



Das Schreibwachstäfelchen der Altgriechen.

Franz K. in **Wien.** Das Hauptnahrungsmittel des chinesischen Volkes ist freilich der Reis, bei den Besitzenden und Großen wird aber der Tisch mit allerlei fuxerben Gerichten gedeckt. Der „G. K." kann Dir sogar den echten Speisezettel eines Festessens mitteilen. Da gab es: „Haifischflossen mit Hummer. Pilze mit gehacktem Geflügel. Omelette aus Taubeneiern. Seehundshirn in Sauce. Gebackenes Ochsenfleisch mit Klöschen. Seeschnecken. Gebratene Wurst von geröltem Schweinefleisch. Spinat mit gehacktem Geflügel. In Eiermehl gebackene Krabben. Mandelthee mit Schwammkuchen. Pilze in Sauce. Gebratenes Geflügel. Geschmorter Salm in Sauce. Gedämpfte Hammelsbrust. Gerösteres Spanferkel. Gebratene Enten." Wenn man von alledem einen tüchtigen Happen nimmt, nun da kann man wohl satt sein. Schlecht geht's also den bezopften Mandarinen nicht. Als Getränk genießen sie bekanntlich Thee und Reisbranntwein, „Samtschu" genannt; der Wein ist ihnen unbekannt, ebenso die Butter. Die Stelle dieser ersetzt — ja, staune nur — das bekannte Ricinusöl. Hm, Freundchen, das wäre was für uns — ein Ricinusbrötchen — wie?

Ferdinand B. in **F.** Das ist mehr wie naiv! Wenn Du die gefangenen Fische in übermütiger Weise einfach mit Deiner Taschenuhr totschlägst, potz Sack und Bändel! da wunderst Du Dich, daß sie auf einmal nicht mehr gehen will? —

Appetit der Vögel.

Eine Drossel verzehrt auf einmal die größte Schnecke. Ein Mann würde in demselben Verhältnis eine ganze Rindskeule zu Mittag essen. Auch das Rotkehlchen ist sehr gefräßig. Man hat ausgerechnet, daß, um ein Rotkehlchen bei normalem Gewicht zu erhalten, eine Menge tierischer Kost täglich erforderlich ist, die einem 14 Fuß langen Regenwurm gleichkommt. Nimmt man einen Menschen von gewöhnlichem Gewicht und vergleicht man seine Maße mit derjenigen des Rotkehlchens, so läßt sich berechnen, wie viel Nahrung er in 24 Stunden verbrauchen würde, wenn er in demselben Verhältnis wie der Vogel äße. Gesetzt, eine Wurst, 9 Zoll im Umfang, stellte den Regenwurm dar, so würde der Mensch 27 Fuß von solcher Wurst alle 24 Stunden verzehren. Dies ist besonders erwähnenswert, um die Thätigkeit zu beweisen, welche von insektenfressenden Vögeln entwickelt wird.

Schattige Stellen des Gartens,

an den Mauern, Zäunen u. s. w. sieht man vielfach unbenutzt und dem Unkraut überlassen. Als Grund dafür wird dann angegeben, daß dort doch keine Nutzpflanzen gedeihen, wie die Erfahrung gezeigt habe. In solchen Fällen hat man indes nur nicht die richtigen Pflanzen angebaut, denn es gibt in der That eine ganze Reihe von Nutzpflanzen, die im Schatten fortkommen und eine Ausnutzung der schattigen Stellen ermöglichen. Als solche nennen wir in erster Linie Spinat, sodann Salat, auch Rapunzeln und schließlich Rhabarber. Diese kommen erfahrungsgemäß bei sonstiger richtiger Pflege an den schattigen Stellen fort. Kein Gartenbesitzer sollte daher solche Stellen dem Unkraut überlassen, werden doch dadurch auch die anderen Beete mit Unkraut verunreinigt.

Jedem das Seine.

Schiele nicht nach andrer Thür,
Welch ein Glück und welche Größe
Aus- und eingegangen sei,
Laß sie wandern wie sie wandern;
Sorge, daß du ohne Blöße,
Deiner selbst gewiß und frei
Aus der eignen trittst herfür,
Und das andre laß den andern.

J. G. Fischer.

Im hohlen Baum.

Georg und Heinrich waren Zwillingsbrüder, die einzigen Söhne des Herrn Selchow, eines vermögenden Fabrikanten in einer größeren Stadt Norddeutschlands. Nicht weit von der Stadt lagen ziemlich ausgedehnte Laub- und Nadelholzwaldungen, welche den Städtern eine Menge beliebter Sommerfrischen und Ziele zu Landpartien darboten. Auch die Zwillingsbrüder benutzten die schöne Zeit der Schulferien zu allerlei interessanten Streifzügen und Ausflügen in die benachbarten Forsten und Dörfer. Oft blieben sie dann bei einem ihrer Klassenfreunde auf dem Lande zur Nacht, gewöhnlich kehrten sie aber noch vor Abend in ihr Elternhaus zurück. Der Vater der Knaben, der sehr beschäftigt war, hatte nicht viel Zeit, sich beständig um die Unterhaltungen seiner Jungen zu kümmern, und die Mutter gehörte gerade nicht zu den ängstlichen Frauen, welchen jede Abwesenheit ihrer Kinder Kummer und Angst bereitet. Sie mußte ein großes Hauswesen leiten und hatte ihren Knaben schon früh eine gewisse Selbständigkeit eingeräumt, welche bisher keine schlechten Früchte getragen hatte. Die Knaben kannten die Umgegend genau und waren körperlich gewandt und abgehärtet gegen die Einflüsse der Witterung. —

Es war im Juli und ein recht heißer Tag; da erhielt Georg von einem Freunde aus einem benachbarten Städtchen eine Einladung zu dessen Geburtstag. Der Freund schrieb, es würden außer den beiden Brüdern noch mehrere Knaben dort sein, und man wolle im Walde recht nach Herzenslust „Weiße und Indianer" spielen. —

Junge Holzschläger auf der Heimkehr.

Die Knaben erhielten Erlaubnis, die Einladung anzunehmen, etwas Reisegeld und dampften am folgenden Tage nach ihren Bestimmungsort ab. In einer halben Stunde waren sie bei ihrem Freunde und trafen dort noch mehrere Kameraden an, mit welchen sie nach Tisch in den Wald zogen. Die Brüder beabsichtigten, gegen Abend bis zu einem Dorfe zu gehen, welches durch die Pferdebahn mit der Hauptstadt in Verbindung stand, und ihre Freunde wollten sie bis dahin begleiten.

Das Spiel begann. Die beiden Brüder wurden durch das Los verschiedenen Parteien zugeteilt, und Georg zog sich mit den übrigen „Rothäuten" in das Dickicht des Waldes zurück, um sich zu verstecken; während Heinrich zum Anführer der „Pflanzer" erwählt wurde, deren Aufgabe es war, die Indianer aufzutreiben und zu Gefangenen zu machen.

Georg war fast am weitesten von allen seinen Freunden gelaufen und hatte sich mit noch einem Knaben in eine Vertiefung hinter einem Brombeerstrauche gelegt, wo er kaum entdeckt werden konnte, wenn die Jäger nicht ganz nahe herankamen.

Bald näherte sich der Lärm der Verfolgung ihrem Lager, und der kleine Adolf, Georgs Genosse, ergriff vor der Uebermacht der Feinde die Flucht. Georg blieb noch ein Weilchen liegen, dann aber, als er die Jäger in großer Anzahl direkt auf sich zukommen sah, sprang er auf, drückte sich durch das Gebüsch und entfloh. Die Jäger mußten ihn noch nicht bemerkt haben; aber jetzt galt es für ihn, sich ein neues Versteck zu suchen, wenn er nicht alsbald entdeckt werden wollte. Er eilte also, so schnell er konnte, in den Wald hinein und stand bald an dem Abhange, welcher verabredetermaßen nach der einen Richtung die Grenze des Spielreviers bilden sollte. Hier sah er, ziemlich alleindastehend, eine alte vom Blitz gespaltene Eiche, und plötzlich kam ihm der Gedanke, daß dieselbe hohl sein müsse und ihm ein vorzügliches Versteck bieten könne. Aber wie hinaufkommen? Der niedrigste Aststumpf war mindestens vier Meter hoch über dem Boden, und gleich darüber schien eine etwa einen halben Meter im Durchmesser haltende Höhlung in den Baum zu gehen. Georg ging um den Baum herum und bemerkte nun, daß von der Höhlung am Stamme ein ziemlich breiter Spalt herablief. In diesen Spalt klemmte er die Füße und hielt sich mit den Händen darin fest. So kam er ohne große Mühe in die Höhe der Oeffnung und stand bald bis zum Oberkörper in der Höhlung des Baumes, indem er sich rechts und links gegen die Wandungen des Baumes stemmte. Die Höhlung lief, wie es schien, bis auf den Erdboden hinab, wurde aber nicht weit unter der oberen Oeffnung schmaler und war mit Blättern und verfaultem Holze gefüllt. Georg hatte, wie er glaubte, einen ziemlich festen Stand und konnte sich bei Annäherung der Jäger soweit ducken, daß kaum sein Kopf noch etwas hervorragte. Da brach auch schon die Schar der Weißen mit lautem Geschrei durch das Gebüsch heran, und Georg bog sich hinab. Die Jäger verfolgten zwei unglückliche Rothäute und stürmten vorüber. Endlich waren sie verschwunden, und Georg richtete sich empor, um ihnen nachzusehen. Da — plötzlich fühlte er den Boden unter sich weichen. Er brach durch die Masse von Strauch und Blätterwerk, welche den Boden seines Versteckes gebildet hatte, hindurch und sank wenigstens zwei Meter hinab, ehe er noch mit den Händen den oberen Rand der Baumhöhlung erfassen konnte.

Im ersten Augenblicke war Georg keines Gedankens mächtig. Er hatte einen Schrei ausgestoßen, als er hinabrutschte. Er empfand Feuchtigkeit und eine gewisse Wärme an den Beinen und besann sich, daß es in der letzten Woche stark geregnet hatte, und daß er gehört hatte, Fäulnis erzeuge Wärme. Schmerzen fühlte er anfangs nicht, aber ein gewaltiger Ekel ergriff ihn, wenn er bedachte, daß er bis zur Brust in vermorschtem Holze und vermodernden Blättern begraben sei. Er dachte an die Würmer, welche sicher in der faulenden Masse umherkriechen mußten. Alle diese Gedanken durchzuckten seinen Kopf in wenigen Sekunden, dann raffte er sich zusammen und versuchte sich emporzuarbeiten. Er bemerkte die Spalte, welche er zum Ersteigen des verhängnisvollen Baumes benutzt hatte, in einiger Entfernung über seinem Kopfe und hoffte, dieselbe als Anhalt für seine Rettung benutzen zu können. Er suchte sich etwas emporzuarbeiten, indem er den Boden unter sich feststampfte, doch er sank dabei nur um so tiefer ein und konnte nun die Spalte gar nicht mehr erreichen. Die Angst preßte ihm Hilferufe aus, doch keine Antwort ließ sich vernehmen. Er dachte: „deine Freunde werden dich suchen; aber," mußte er sich erwidern, „werden sie dich hier suchen? Vielleicht kommen sie in die Nähe, so daß sie dich hören können." Er rief laut und anhaltend, pfiff auf den Fingern — keine Antwort. Er sagte sich, daß hier im Baume seine Stimme verhallen müsse und nicht weit hinausdringen könne, aber er fuhr fort zu schreien, bis er heiser und matt war. Zuweilen war es ihm, als höre er in der Ferne seinen Namen rufen, Hunde bellen oder dergleichen; aber auch dann blieben seine Schmerzensschreie ohne Antwort. Allmählich schwanden seine Kräfte, seine Füße waren völlig durchnäßt und schmerzten ihn. Er konnte den Gedanken nicht los werden, jetzt würden die Würmer kommen, um ihn bei lebendigem Leibe zu verzehren. Er mußte schon eine halbe Stunde in seinem Gefängnis zugebracht haben, und noch immer kamen seine Freunde nicht, um ihn zu erlösen. Der schreckliche Gedanke, hier die Nacht zubringen zu müssen, vielleicht auch am nächsten Tage nicht befreit zu werden und am Ende zu verhungern und von Würmern und Ameisen gefressen zu werden, preßte dem sonst so mutigen Knaben bittere Thränen aus. Was würden die Eltern sagen, wenn ihre Kinder nicht nach Hause kämen, denn Heinrich würde ohne ihn sicher nicht zurückkehren und nicht eher ruhen, als bis er ihn gefunden hätte, das wußte Georg.

Inzwischen machten sich noch andere Unannehmlichkeiten bemerkbar. In der Nähe des Baumes befand sich ein Ameisenhügel, und die Tiere schienen in dem gefangenen Knaben eine willkommene Beute zu wittern, denn sie begannen in ganzen Scharen durch den Spalt in das Innere des Baumes zu marschieren. Georg hatte Mühe, sich vor den Bissen dieser grimmigen Feinde zu bewahren. Einige hatten sich bereits unter seine Kleider eingeschlichen und peinigten ihn entsetzlich. Die Zeit verging, und schon schien der schmale Lichtstreif, der durch die obere Oeffnung in das Innere des Baumes fiel, matter zu werden. Die Angst des Knaben wuchs mit seiner Erschöpfung. Sein Kampf gegen die Ameisen rieb ihn völlig auf, zudem stellte sich bereits der Hunger ein. Vergeblich hatte Georg sich heiser geschrieen, vergeblich waren alle Versuche, die erstarrten Füße hervorzuziehen, keine Rettung schien zu nahen, und schon senkte sich die Sonne im Westen unter den Horizont. —

Die übrigen Knaben hatten sich, als weder Weiße noch Indianer eine Spur von Georg entdecken konnten, versammelt und sprachen darüber, wo ihr Spielkamerad wohl stecken möge. Zuerst waren die meisten geneigt, Georgs List zu bewun-

dern, weil er ein so gutes Versteck gefunden habe. Da man aber nichts von ihm hörte, so begann man ein neues Spiel und teilte ihn der einen Partei zu. Als man ihn aber auch während dieser neuen Partie nicht auffinden konnte, wurden die Knaben besorgt und stießen die grellen Pfiffe aus, welche sie miteinander als Zeichen zum Sammeln verabredet hatten; aber auch diese Pfiffe verhallten umsonst. Einige waren der Ansicht, Georg wolle ihnen einen Streich spielen und sei aus dem Jagdreviere, welches übrigens sehr groß und nach der einen Richtung gar nicht durch eine bestimmte Grenze abgeschlossen war, hinausgelaufen; ja man war sogar auf den Gedanken gekommen, Georg sei nach dem Dorfe vorausgegangen, wo die Knaben aus der Hauptstadt abends die Pferdebahn besteigen wollten. Der kleine Adolf sagte endlich: „Laßt ihn doch laufen. Wenn er denkt, wir werden ihn den ganzen Nachmittag suchen, so irrt er sich. Wenn er sieht, daß ihm keiner folgt, wird er schon zurückkommen."

„Hört mal, Jungen," sagte Heinrich, „wenn er nur nicht in den Bach gefallen ist, der nach Norden zu unser Revier begrenzt! Kommt mit, wir wollen einmal zusehen."

„Ach, in die erbärmliche Rinne wird er doch nicht fallen, darin kann ja nicht einmal eine Katze ertrinken," erwiderte ein anderer Knabe.

Nichtsdestoweniger liefen die Jungen zu dem Bache und sahen dort in der That den kleinen Steg, welcher hinüberführte, im Wasser liegen. Heinrich erschrak und glaubte hierin ein Zeichen von einem Unglück zu sehen, welches seinen Bruder betroffen hätte; aber Leopold, der Knabe, dessen Geburtstag gefeiert wurde, gestand die Reviergrenze überschritten und das Brett ins Wasser geworfen zu haben, um mehreren kleinen Skalpjägern, welche ihn verfolgten, den Weg abzuschneiden. Auf dem Rückwege war er ohne große Mühe über das schmale Gewässer gesprungen. Damit beruhigten sich die Knaben und nahmen es für ausgemacht an, daß Georg, der in dem Walde ja recht gut Bescheid wisse, nach dem Dorfe vorausgegangen sei und sich dort wohl recht langweilen werde, während er sie allein erwarte. Nur Heinrich konnte sich nicht beruhigen, er glaubte nicht, daß sein Bruder sich so ohne allen Grund aus dem Staube gemacht habe, und konnte keinen anderen Gedanken fassen, als den, daß Georg über das Revier hinausgelaufen sei und sich im Walde verirrt habe. Zwar wunderte er sich darüber, denn sein Bruder kannte die Gegend recht gut und hatte auch eine kleine Karte bei sich, nach welcher die Knaben auf Landpartien mit Eltern und Lehrern sich ganz gut zu orientieren gelernt hatten. Er trennte sich also von den anderen Knaben und beschloß, allein seinen Bruder zu suchen. In der Ueberzeugung, Georg werde die bestimmten Grenzen des Spielreviers nicht überschritten haben, wandte er sich jener Seite zu, welche durch kein bestimmtes Terrainobjekt abgeschlossen war, und eilte in den Wald hinein, indem er zuweilen stehen blieb, einen lauten Pfiff ausstieß und den Namen seines Bruders rief. Nichts ließ sich vernehmen, als das Rauschen des Waldes und hin und wieder das Zwitschern eines Vogels. Den Knaben überfiel Bangigkeit. Zwar war seinem Herzen Furcht vor Spukgestalten fremd, der Wald war ihm von jeher ein Tummelplatz für seine Spiele und ein lieber Vertrauter gewesen; aber so einsam, verlassen und ängstlich hatte er sich noch nie gefühlt. Wie, wenn dem Bruder ein Unglück zugestoßen war? Wenn er ihn mit gebrochenen Gliedmaßen an einem Baume liegend fand? Wenn er in einem Sumpfe oder dem nahen See ertrunken war? Was mußten die Eltern denken, wenn der kleine Adolf, der ihnen gegenüber wohnte, nach Hause kam und von dem Verschwinden Georgs erzählte. Wieder und wieder rief er den Namen des Bruders, aber keine Antwort ließ sich hören.

Allmählich waren die Rufe der spielenden Knaben, die sich anfangs noch in der Ferne hatten vernehmen lassen, völlig verstummt, und Heinrich bemerkte, daß die Sonne im Untergehen war. Was sollte er thun? Er lief in der Richtung nach dem alten Spielplatze zu und bemerkte mit Stolz, wie ihn der kleine Kompaß, nach welchem er seinen Weg nahm, getreulich führte. Als er den Sammelplatz erreichte, waren die übrigen Knaben bereits aufgebrochen, und nur seine Botaniertrommel und die seines Bruders lagen noch auf dem Rasen. Jetzt wollte ihn fast der Mut verlassen. Er setzte sich verzweifelnd mit Thränen in den Augen auf einen Baumstumpf und begann darüber nachzudenken, ob auch er nun nach Hause aufbrechen und den Bruder vielleicht in Lebensgefahr zurücklassen sollte.

Da wurde er plötzlich durch rasch sich nähernde Schritte aufgeschreckt, die Büsche bogen sich auseinander, und zwei Hunde sprangen schweifwedelnd an ihm empor. Bald darauf folgte ihnen ihr Herr, der Förster, ein alter freundlicher Weidmann, den die Knaben heute schon in seinem Häuschen aufgesucht hatten, um Milch bei ihm zu trinken.

„Was machst du denn noch hier?" fragte der Alte erstaunt, „es ist schon acht Uhr. Ich denke, es ist Zeit, dich nach Hause zu trollen. Du hast noch eine gute Stunde zu gehen bis zum nächsten Dorfe, und es wird dunkel sein, ehe du dort ankommst. Haben dich denn deine Kameraden hier allein zurückgelassen?"

Heinrich erzählte, was sich zugetragen hatte. Der alte Förster schalt die anderen Knaben, die ihren Freund so treulos im Stiche gelassen hätten, riet aber dann Heinrich, ebenfalls sich auf den Heimweg zu machen. „Was sollte deinem Bruder denn hier passieren? Wilde Tiere gibt es nicht, Sümpfe ebenfalls nicht, der kleine Bach ist nicht der Rede wert. Wahrscheinlich wird euch der Junge haben zum Narren halten wollen und vorangegangen sein. Komm nur mit mir, ich muß noch die Schonung hier links vom Wege ansehen und gehe dann auch ins Dorf, da kannst du mir Gesellschaft leisten." Heinrich gewann bei dem freundlichen Zuspruch des Alten die Ueberzeugung, daß seine Kameraden und der Förster wohl Recht haben möchten, hängte beide Botaniertrommeln über die Schultern und folgte dem Alten, welcher rüstig voranschritt. Sie gingen der Schonung zu, einen Berghang hinab, welchen der letzte Schimmer des roten Abendhimmels mit mattpurpurnem Lichte übergoß. Drüben dehnte sich die Schonung ziemlich weit aus.

Die Hunde waren auf einer Fährte etwas abseits gelaufen; da blieb der Förster plötzlich lauschend stehen und bat Heinrich, ruhig zu sein. Jetzt vernahm auch der Knabe ein leises Wimmern wie aus großer Entfernung, und ihm stieg das Blut zu Herzen, daß er vor Schreck kein Wort hervorbringen konnte, sondern nur den Förster bang und erwartungsvoll anstarrte. Da stieß der Alte einen Pfiff aus, der seine Hunde sogleich herbeirief. Der Förster legte sich nun auf den Boden und lauschte. Der Ton schien von einer verwitterten, vom Blitz getroffenen Eiche herzukommen, auf welche auch jetzt die Hunde kläffend und heulend losstürzten. Am Stamm der Eiche lag auf der den Hinzutretenden abgewendeten Seite Georgs

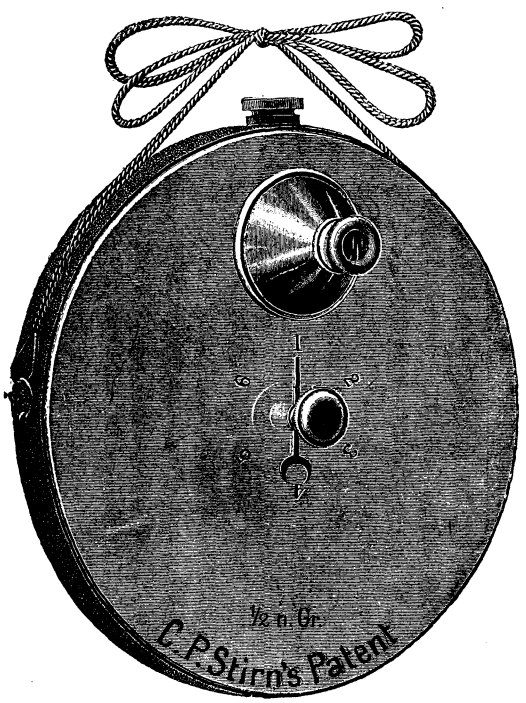
Hut. Jetzt hörte auch Heinrich aus dem Innern des Baumes seinen Bruder klagen, der schwach um Hilfe rief. Ein Jubelschrei rang sich aus Heinrichs Brust, als er seines Bruders Stimme erkannte. Georg schrie jetzt mit dem Aufwande seiner letzten Kräfte: „Rette mich, Heinrich, rette mich, ich werde von den Ameisen bei lebendigem Leibe gefressen. Laß mich nicht die Nacht hier an diesem entsetzlichen Orte."

„Wir retten dich, mein Junge," rief ihm der Förster zu, „nur wenige Minuten mußt du dich noch gedulden!" Die Rettung war aber keineswegs so leicht ausgeführt. Zwar stieg der alte Förster schleunigst auf den hohlen Baum und gab sich alle Mühe, aber weder gelang es ihm, Georgs Hand zu ergreifen, noch auch war Georg stark genug, sich an einem ihm dargereichten Aste festzuklammern, um sich so emporziehen zu lassen. Schon war beinahe eine Viertelstunde mit vergeblichen Rettungsversuchen verflossen, und die hereinbrechende Dunkelheit erschwerte naturgemäß alle ihre Bemühungen. Endlich geriet der alte Förster auf den Gedanken, aus dem Riemen seiner Jagdflinte und den Gurten der Botanisiertrommeln eine Schlinge zu verfertigen, welche Georg sich unter den Armen um die Brust legen konnte. Auf diese Weise gelang es endlich, den armen Knaben aus seinem Gefängnisse zu befreien. Sein Kopf und sein Oberkörper tauchten jetzt aus der Höhlung des Baumes auf, und der alte Förster stieg mit ihm behutsam am Stamme der Eiche hernieder. Als Georg den Boden erreicht hatte, war er außer stande zu stehen und sank nieder. Seine Füße und Beine waren ihm wie abgestorben und versagten ihm völlig den Dienst. Der alte Förster bettete ihn auf einer moosbewachsenen Erhöhung und machte sich alsdann daran, mit seinem Jagdmesser mehrere starke Zweige zu einer Tragbahre abzuschneiden. Bald war er mit seinem Werke fertig und legte Georg, der sich immer noch nicht erholen konnte, auf das roh gezimmerte Lager. Nun ergriff er die Tragbahre am Kopfende, während Heinrich das Fußende, auf welchem die geringere Last ruhte, erfaßte, und man trat den beschwerlichen und mühevollen Marsch nach dem Dorfe an.

Unterwegs erholte sich Georg soweit, daß er schließlich im stande war, die Pferdebahn zu besteigen, welche die beiden Knaben denn auch glücklich, wiewohl sehr spät, zu ihren, bereits sehr um ihr Ausbleiben bekümmerten Eltern führte.

Die Geheimphotographie.

Es ist wahrlich weit in der Welt gekommen mit den Erfindungen, und es wird täglich bunter damit. Fast kein Tag vergeht, an dem nicht etwas Neues erfunden wird. Und was für Erfindungen manchmal! Von den Riesengeschützen, Torpedos und anderen Mordinstrumenten wollen wir dabei ganz absehen, die sind notwendig für Kriegsfälle. Aber man ist vor den neuen Erfindungen sogar auf der Straße — wenn auch gerade nicht seines Lebens, so doch seines Gesichtes — nicht mehr sicher; wir meinen: vor der Geheimphotographie.



Der Apparat für Geheimphotographie. Natürliche Größe.

Es hat heutzutage einer schön sagen (und solche Leute sind gar nicht so selten): „ich mag von der Photographie nichts wissen, ich lasse mich nicht photographieren" — es hilft ihm nichts! Er mag es anstellen, wie er will, er kann nächstens zu seinem Geburtstag oder zu Neujahr seine Photographie geschenkt bekommen, wozu er nie gesessen hat, wovon er bis dahin gar nichts wußte.

Das macht die Geheimphotographie!

Eine Worterklärung brauchen wir zu dieser neuen Erfindung nicht zu geben, dieselbe liegt in der Benennung selbst; wohl aber zu der Art und Weise, wie sie ausgeführt wird.

Es gibt nichts Einfacheres in der Welt, als diese Art zu photographieren. Man trägt den Apparat unter dem Rock oder unter der Weste und läßt nur durch ein Knopfloch das Objektiv, d. h. den röhrenförmigen Vorsprung, der die Glaslinsen enthält und hinter welchem die Trockenplatten angebracht sind, hervorgucken, damit es Luft und Licht hat. Man zieht an der an dem Apparat hängenden Schnur, und der Gegenstand oder die Person, auf welche das Objektiv gerichtet war, ist photographiert, denn es bedarf dazu nur eines Augenblicks.

Wie ihr ebenfalls schon werdet erraten haben, handelt es sich hier um eine Art Augenblicksphotographie. Früher dauerte es immer eine gewisse Zeit, bis eine photographische Aufnahme beendet war, sagen wir $^1/_2$ Minute. Durch die Erfindung der Trockenplatten, die mit den gegen das Licht empfindlichsten Stoffen getränkt sind, ist es möglich geworden, die Aufnahme in einem Augenblick — sagen wir $^1/_{10}$ Sekunde — zu bewirken. Es ist dadurch möglich geworden, selbst Bewegungen, denen das Auge nicht mehr zu folgen vermag, aufs Papier zu bannen.

Ein vorüberfausender Schnellzug erscheint dem Auge als eine verschwommene Masse, in der sich alles in Streifen auflöst. Die Augenblicksphotographie fängt das Bild des Zuges auf und gibt alle Einzelheiten des Bildes deutlich wieder. Eine Person, die im Augenblick der Aufnahme aus dem Fenster schaute, würde auf dem Bildchen als gut erkennbares Porträt erscheinen. Der Lauf eines Rennpferdes, der Flug eines Vogels, der Sprung eines Turners, kurz alle Bewegungen von Menschen und Tieren lassen sich durch diese Kunst darstellen und zerlegen.

Selbstverständlich ist die Augenblicksphotographie auch im stande, das Mienenspiel zu verfolgen und in seinen wechselnden Gestalten festzuhalten. Lachen und Lächeln in seinen mannigfachen Abstufungen, die Ausdrücke des Erstaunens, der Bewunderung, der Verachtung, des Nachdenkens,

des Zornes, des Schreckens, mit den entsprechenden Ausdrücken des Blickes: alles dies vermag die Augenblicksphotographie aufs Papier zu zaubern mit einer Treue und Genauigkeit, an die auch nicht der allergeringste Zweifel sich heranwagen darf, denn das Licht hat das Bild gezeichnet.

Durch Herstellung kleinerer leicht tragbarer Apparate ist die Photographie schon seit längerer Zeit auch Liebhabern zugänglich geworden, wenn auch der verhältnismäßig hohe Preis die Apparate nur Gutbemittelten zugänglich machte, während auch eine nicht unschwierige Vorübung zur Erlangung der nötigen Fertigkeit erforderlich war. Diesen Uebelständen hilft die von Rudolf Stirn in Berlin hergestellte Geheimcamera ab, die ohne Plattenwechsel sechs Aufnahmen nacheinander ermöglicht, gerade wie man mit einem sechsläufigen Revolver hintereinander sechs Schüsse abgeben kann.

Unsere erste Abbildung stellt den Apparat, den man an einer Schnur um den Hals hängt, in natürlicher Größe dar. Das Objektiv befindet sich am oberen Teil, in der Mitte ist ein Knopf mit Zeiger angebracht, den man jedesmal, wenn man photographieren will, um eine der Nummern 1 bis 6 weiterrückt.

Angenommen also, du hast den Apparat umgehängt, das Objektiv guckt durch ein Knopfloch, der Zeiger des Drehknopfes steht auf Nr. 1, und es begegnet dir eine Person, deren Bild du aufnehmen möchtest — es kann sich auch um einen beliebigen Gegenstand handeln, dessen Abbildung du als Andenken besitzen willst — so brauchst du nur richtig zu zielen und an der Schnur zu ziehen, und du hast deinen Zweck erreicht. Um nun weiterphotographieren zu können, mußt du den Zeiger auf Nr. 2 stellen, wieder an der Schnur ziehen und so fort, bis Nr. 6, worauf du, um eine neue Reihe von Bildern erzielen zu können, wieder sechs neue Trockenplatten einzulegen hast.

Auf Fig. 2 seht ihr verschiedene Bildchen, die mittels der Stirnschen Geheimcamera hergestellt sind. Links oben ein Soldat, dessen Gesicht sich gerade zum Lächeln anschickt; rechts eine Gruppe von Herren, von denen die beiden vordersten recht vergnügt dreinschauen (es ist wahrscheinlich bei einer öffentlichen Schaustellung), während der dritte sich anschickt, näherzutreten und der vierte, im Hintergrund, ein Geldstück aus seinem Portemonnaie nimmt. Das Bild in der Mitte ist eine Vergrößerung von der natürlichen Größe. Es stellt einen Soldaten in dem Augenblick dar, wo er einen Sprung übers Seil macht. Köstlich ist der Ausdruck seiner Dienstmiene im Gegensatz zu dem Gesichtsausdruck der rechts und links zuschauenden Kameraden. Der hinterste Mann rechts nimmt übrigens auch die Dienstmiene an, denn er kommt jetzt an die Reihe. Unten links sieht man die Köchin zu Markte gehen. Man erät an ihrer nachdenklichen Miene, daß sie vielerlei mitzubringen hat und in diesem Augenblick vielleicht alle die Gegenstände im Gedächtnis wiederholt, damit sie nur ja nichts vergißt. Das fünfte Bildchen, unten rechts, stellt eine Winterlandschaft dar.

Die Vergrößerung der Bildchen kann bis zum Fünfzehnfachen genommen werden. Den Apparat dazu liefert ebenfalls Herr R. Stirn.

Resultate der Stirnschen Geheimcamera.

Eine sonderbare Begebenheit aus der Raupenwelt.

Im Sommer 1854, erzählt der Präsident des entomologischen Vereins zu Stettin, Herr C. A. Dohrn, kam ich von Wien nach Prag über Brünn. Zwischen diesen letzten beiden Städten ging plötzlich der Zug auffallend langsamer, ohne daß an das gewöhnliche Bremsen bei einer Station zu denken war, weil wir erst kurz vorher eine solche verlassen hatten. Aus dem langsamen Tempo wurde sofort ein schleppendes, und gleich darauf hielt der Zug vollständig still. Natürlich sah die Mehrzahl der Reisenden aus den Fenstern, um sich über die Gründe des unvermuteten Anhaltens zu überzeugen. Als ich mehrere der Eisenbahnbeamten vorn neben der Lokomotive stehen, die Räder derselben prüfend betrachten, auch mehrere Reisende die Waggons verlassen und kopfschüttelnd und lachend mit den Beamten plaudern sah, wollte auch ich gern den Grund der Störung erfahren und begab mich nach der Spitze des Zuges. Da sah ich denn den allerdings ebenso unvermuteten als unglaublichen Grund der „Lähmung eines Eisenbahnzuges in voller Fahrt". Was einem Elefanten, einem Büffel nicht gelingen würde — etwa den Fall ausgenommen, daß ihre zerschmetterten Leichen den Zug aus den Schienen gebracht hätten — das hatte die unbedeutende Raupe des Kohlweißlings glorreich durchgesetzt.

Auf der linken Seite des Schienenstranges befanden sich nämlich einige Felder, an deren abgefressenen Kohlstrünken die Freßleistung besagter Raupe deutlich genug zu erkennen war. Da sich nun in einiger Entfernung rechts von den Schienen einige Kohlbeete wahrnehmen ließen, deren Pflanzen noch in reichem Blätterschmucke prangten, so war offenbar kurz vorher in einer Raupen-Volksversammlung einstimmig beschlossen worden, nach der Regel ubi bene ibi patria das engere Vaterländchen des Kleinherzogtums Linksstrang mit dem Großherzogtum Rechtsstrang zu vertauschen. Infolgedessen waren gerade im Momente, als unser Zug mit voller Geschwindigkeit heranbrauste, die Schienen auf mehr als zweihundert Fuß Länge mit den Kohlraupen dicht bedeckt. Daß auf den ersten sechzig bis achtzig Fuß die unglücklichen Fuß- und Afterfußwanderer durch die tölpischen Räder der Lokomotive in einer Sekunde zerquetscht waren, das war natürlich; aber die schmierige Masse der Tausende von kleinen Fettkörpern legte sich auch gleich mit solcher Cohäsion an die Räder, daß diese in den nächsten Sekunden kaum noch Reibung genug besaßen, um vorwärts zu kommen. Da aber jeder Schritt vorwärts durch neues Raupenquetschen neues Fett auf die Räder schmierte, so versagten diese vollständig den Dienst, noch ehe die marschierende Kolonne der Raupen durchbrochen war. Es dauerte länger als zehn Minuten, ehe mit Besen die Schienen vor der Lokomotive gekehrt und mit wollenen Lappen die Räder der Lokomotive und des Tenders so weit geputzt waren, daß der Zug wieder in Bewegung gesetzt werden konnte.

Die Möweninsel.

Dicht an der Stadt Schleswig liegt eine mit Schilf und Gras bewachsene Insel in einem seichten Winkel der Schlei, auf welcher große Scharen Möwen ihre kunstlosen Nester und Brutplätze haben. Diese Vogelkolonie erregte von je die Jagd- und Beutelust der Bürger, und noch heute spricht man vom „Möwenpreis“, einem Volksfest, welches in einem Möwenschießen bestand, das der dortigen Bürgerschaft alljährlich einmal erlaubt war. Die heutige Regierung hat dieses Fest jedoch, der Nützlichkeit dieser Vogelgattung wegen, abgestellt. Auch schon früher war der Magistrat der Stadt darauf bedacht, die gänzliche Ausrottung dieser Vögel zu verhüten. Er bestimmte eine Schonzeit und stellte die Insel unter den Schutz eines Wächters, des „Möwenkönigs“. Während der Schonzeit durfte niemand die Insel betreten. War jedoch die dritte Brut ausgekrochen und flügge geworden, was ungefähr Mitte Juli der Fall war, so machte der Möwenkönig dem Magistrat die Anzeige, daß der Möwenpreis abgehalten werden könne. Der Magistrat machte nun bekannt, daß an einem bestimmten Tage mittags 12 Uhr der Möwenkönig in voller Uniform die Insel betreten und durch Abfeuern seines Gewehres das Zeichen zum Beginn des Möwenpreis geben werde. Damit waren die bis dahin geschützten Vögel für vogelfrei erklärt.

Ein Zeitgenosse schildert dieses Fest also: „Schon am frühen Morgen sieht man dann ehrwürdige Philister, kaum erwachsene Buben, Ratsherren und Schneiderlehrlinge mit Doppelflinten, Pistolen, Musketen, Entenbüchsen und ähnlichen Geräten verdächtige und gar gefährliche Uebungen anstellen. Hier ladet ein dicker Bierbrauer ein Pfund Schrot auf eine Handvoll Pulver, dort sucht ein Seifensieder das Piston abzuschrauben; hier werden alte Feuerschlösser repariert, dort verzweifelte Anstrengungen gemacht, den eingerosteten Ladestock auszuziehen. Dazwischen laufen Weiber und Kinder mit enormen Pulverhörnern, schweren Schrotbeuteln und ganzen Schachteln voll Zündhütchen ab und zu. Hunde aller Gattungen und Größen werden an Stricken festgehalten oder mit Prügeln und Schmeichelreden in die bereitstehenden Boote gezerrt; was schwimmen und apportieren kann — ob die Bestie es thut, ist eine andere Frage, — muß mit: der Bello und der Karo, der Neufundländer und der Dachs, der Hühnerhund und der Pudel. Unendlich scheint die Zahl der Boote, die bereit liegen, um die Jäger aufzunehmen, unendlich die Zahl derer, welche auf Möwenmord ausgehen. Schon mehrere Stunden vor der festgesetzten Zeit ist ein dichter Kreis um den Möwenberg gebildet; es ist noch kein Schuß gefallen, aber gezielt und probiert haben die Jäger; Wetten sind gemacht, Hunde sind über Bord gesprungen und dem Lande zugeschwommen; Kähne sind aneinander gerannt, und die älteren Möwen, die von früheren Jahren her wissen, was es bedeuten soll, schweben kreischend über ihren Nestern und suchen vergebens ihre Brut vor den Jägern zu warnen. Die armen Unerfahrenen tummeln sich tüchtig umher und verlassen sich, wie es scheint, auf den Schutz ihres Königs.

„Da erschallt ein tausendstimmiges Hurra. Der Möwenkönig hat seinen Kahn bestiegen und läßt sich auf die Schlei hinausrudern; in wenigen Minuten hat er das Ziel seiner Seereise erreicht: er springt ans Land, knallt in die Luft — und Tausende und aber Tausende von Möwen erheben sich wehklagend und bereuen zu spät ihr Vertrauen. Kaum hat der Möwenkönig seine Ceremonie beendet, so ergreift alles, was Hände hat, die Ruder, um desto eher die Insel betreten zu können; das ist eine Wettfahrt, als gälte es Tod und Leben; da hört jeder Standesunterschied auf — der Bürgermeister und der Schusterjunge streben mit vereinten Kräften vorwärts zu kommen; stößt der Kahn auf eine Sandbank, so springt der Fischer ins Wasser und macht ihn wieder flott, oder er trägt die Schützen einen nach dem anderen ans Land; Buben, mit Säcken und Körben versehen, mischen sich unter die Väter der Stadt, um ‚Kajapper‘, das sind junge Möwchen, zu fangen; Hunde aller Farben und Rassen springen winselnd und bellend ins Wasser, und piff! paff! erschallt es von allen Seiten; der Ratsherr sitzt auf den Schultern des Möwenkönigs, der unter der Last im Moraste stecken geblieben ist, und knallt ins Blaue; der Handschuhmacher feuert seinen Ladestock in die Wolken; der Bierbrauer verliert die Zündhütchenschachtel; dem Metzger wird ein Gewehr hart am Ohre abgeknallt, daß er rückwärts taumelt; Ami und Cartouche beißen sich im Wasser um eine Möwe; der Schneider wendet den letzten Odem an, um seinen Lehrling zu rufen, der mit dem Pulverhorn in die Schlei gefallen ist; der Nachbar fällt über den Nachbar her, weil jeder behauptet, die Möwe geschossen zu haben, die ein dritter getroffen; dazwischen kreischen die Möwen aus tausend Kehlen — kurz, es ist ein so lebendiges Volksfest, wie es kaum ein zweites geben dürfte, und wer davon kommt, ohne bis unter die Arme ins Wasser gefallen oder sonstwie beschädigt zu sein — hat sich vortrefflich amüsiert.“

Ein Feldzug unter tropischer Sonne.

Afrika ist jetzt kein „dunkler Erdteil“ mehr. In den letzten zwanzig Jahren ist es von mutigen Männern der Wissenschaft kreuz und quer erforscht worden und wir wissen bis auf das tiefste Innere jetzt so ziemlich genau, was wir davon zu halten haben. Sind doch die Deutschen ebenfalls dahin ausgezogen, um große Kolonialstaaten an den Küsten und bis weit ins südliche Land hinein zu gründen und am Ende bringt uns dies einmal greifbareren Vorteil, als sich bisher davon spüren ließ.

Altbekannt ist das abessinische Land im östlichen Afrika, aber wenig mehr als dem Namen und seinen allgemeinen Verhältnissen nach. Von den besonderen weiß man noch immer wenig; denn es ist wegen seiner hohen und schroffen Gebirge schwer zugänglich und die Abessinier sind eben keine gastfreundlichen Leute, so daß Reisende sich nicht zum Besuch derselben besonders hingezogen fühlen. Christen sind die Ureinwohner zwar schon seit alten Zeiten, doch nach ihrer Weise, und sie verfolgen ebenso fremde Christen, die zu ihnen kommen, wie Mohammedaner, Juden und Heiden. Immer wurde das Land gegen äußeren Verkehr hin abgeschlossen

gehalten, aber im Innern gab es Kriege der Stämme gegeneinander genug von alters her bis in die neueste Zeit. Jahrhundertelang war es unter einem Fürsten, der sich Negus, König der Könige, nannte. Nachdem die alte Herrscherfamilie, die ihren Ursprung fabelhafterweise auf Salomons Zeit hinaufführt, gestürzt worden war, regierten verschiedene Häuptlinge im Lande und bekriegten sich. Einem derselben gelang es in neuerer Zeit, die Nebenbuhler zu besiegen und sich wieder zum Negus aufzuschwingen. Das war der König Theodorus, der Sohn eines Statthalters, ein tapferer, kriegslustiger, despotischer Mann, der viel Grausamkeiten beging, doch edlen Regungen nicht immer unzugänglich war. Seit dem letzten Jahrzehnt etwa regiert ein Negus, namens Johannes, der mit den Italienern in Streit geriet, nachdem sich dieselben an der Küste des Roten Meeres eine Kolonie angelegt und dabei in abessinisches Abhängigkeitsgebiet eingedrungen waren. Es kam deshalb zu einem offenen Kriege zwischen beiden Staaten; die Italiener wollten sich mit großer Macht für die Niederlage rächen, die ihnen 1887 die Abessinier durch einen verräterischen Ueberfall bereitet hatten. Aber es war ein so gefährliches Unternehmen, mit einer europäischen Armee in Abessinien selbst vorzudringen, daß die Italiener sich begnügten, den Angriff in ihren Küstenbefestigungen abzuwarten. Die Abessinier ihrerseits hüteten sich wohl davor, und so standen sich lange die beiden Heere gegenüber, ohne loszuschlagen und endlich verlief die ganze Geschichte in nichts, da die Abessinier in ihre Berge zurückkehrten und die Italiener sie daran nicht hinderten, auch friedliche Unterhandlungen mit ihnen eingingen.

Nun, das sind Ereignisse der allerneuesten Zeit, von denen ihr wohl auch schon gehört und gelesen habt und die hier nur mit erwähnt sein sollen, um euch zu überzeugen, daß ein Krieg europäischer Mächte gegen Abessinien ein schwieriges, kostspieliges und undankbares Unternehmen ist. Man weiß dies von den Engländern her, die 1868 sich veranlaßt fühlten, um ihre Ehre aufrecht zu halten, einen Feldzug gegen den damaligen Negus Theodorus zu unternehmen, ihn auch mit ungeheuren Kosten und Anstrengungen durchführten, ins Felsenland vordrangen bis zur Hauptstadt, den Feind besiegten, und schließlich nichts weiter als diesen Triumph hatten, ohne das Land etwa behaupten zu können, noch sonst dauernde Vorteile sich zu erobern. Von diesem Feldzug, der vielfach merkwürdig war, will euch der „Gute Kamerad" erzählen.

Die Ursache davon war die Grausamkeit und der Trotz des Negus Theodorus, der sich als der mächtigste König Afrikas dünkte und in seinem wilden Felsenlande wähnte unangreifbar zu sein. Um sich vor seinen inneren Feinden und ihren Verschwörungen zu sichern, veranstaltete er zahllose Hinrichtungen verdächtiger oder ihm mißliebiger Menschen; Kriegsgefangenen wurden Hände und Füße abgehauen, ihrer zu Hunderten in schauerliche Abgründe gestürzt, ganze Provinzen der Wut seiner barbarischen Kriegshorden preisgegeben. Als er es nun auch wagte, gegen englische Reisende feindlich aufzutreten und den englischen Konsul, der zu ihm in die Hauptstadt gekommen, in Ketten zu legen, verlangte England Genugthuung. Der stolze Negus aber wies es mit dieser Forderung ab, annehmend, daß ihm die Engländer mit ihrer Flotte in seinen Bergfesten nicht beikommen könnten.

Das vermochten sie in der That auch nicht, denn das abessinische Land lag im Innern Afrikas. Doch von der Küste bei Massaua am Roten Meere, wo die Abessinier ihren Hafenplatz hatten, konnten sie mit einer Armee vordringen in die Berge, und so wurde in England beschlossen: Koste es, was immer; England will der Welt zeigen, daß es sich nichts bieten lasse und seine Beleidiger zu züchtigen vermöge.

In Indien hatte es eine große Armee, welche Erfahrungen im Krieg mit wilden, orientalischen Völkern besaß und den Strapazen eines Feldzugs im tropischen Klima auch gewachsen war. Lord Napier wurde also zum Befehlshaber eines indischen Heeres ernannt, welches auf Schiffen nach der ostafrikanischen Küste bei Massaua sich begeben und von da nach Abessinien und bis zur Hauptstadt Magdala vorgehen sollte, um diese zu erobern und zu zerstören, die Macht Theodors zu brechen und ihn tot oder lebendig in seine Gewalt zu bekommen. Sorgfältig wurden alle Vorbereitungen zu dem Unternehmen getroffen, dessen Wagnis und Gefährlichkeit man nicht unterschätzte. In gewöhnlicher Art Kanonen mitzuführen, mit deren Geschossen ja die Soldaten und Festungen des Negus sicher ihre Vernichtung finden mußten, ging bei dem Mangel von Heerstraßen und fahrbaren Gebirgswegen in Afrika nicht an. Alles, was die Armee brauchte, auch die Kanonen, mußte mittels geeigneter Tiere transportiert werden. Für diese eigens konstruierten Geschütze wurden indische Elefanten zu Lastträgern bestimmt, für die Munition und Bagage Ochsen, die man im Lande selbst beschaffen konnte; die Truppen marschierten zu Fuß, nur die Offiziere nahmen ihre an das heiße Klima gewöhnten Pferde mit sich.

Ende des Jahres 1867 landete diese englische Armee bei Massaua, ohne Widerstand zu finden und setzte sich in dieser kühleren Jahreszeit guten Mutes, wohl geordnet und mit allem wohl versehen in Marsch nach den abessinischen Felsplateaus. An Eingeborenen, die sich zu Treibern und Führern hergaben, fehlte es nicht; denn sie, anderen Negerstammes, haßten die sie beherrschenden Abessinier, und das Volk im Lande des Negus selber begrüßte die Fremdlinge mit ihrer furchtbaren Waffenmacht als Befreier von der Despotie und der Grausamkeit seiner Herrschaft. Trotzdem ließen die Engländer keine Vorsicht gegen Verrat und Ueberfall in den kahlen, hohen und schroffen Gebirgen und auf den engen Pässen, die sie übersteigen mußten, meist an klaffenden Abgründen vorüber, außer acht. Immer zogen dem Heereszuge spürende Wachen voraus. Mühselig zwar, doch sicher und ohne viel Aufenthalt bewegten sich die Engländer vorwärts; unsere Illustration gibt ein sehr anschauliches Bild, wie auf den engsten und beschwerlichsten Felswegen der Transport der Bagage, Munition und Geschütze stattfand. Die Bevölkerung, wie erwähnt christlichen Glaubens, sah mit ehrfurchtsvoller Bewunderung auf solchen großartigen Aufzug kriegerischer Macht und, da sie durch die Engländer sich nicht bedroht sah, empfing sie dieselben mit Freundlichkeit und oft mit christlichen Chorgesängen am Eingang ihres Dorfes. Die klugen, majestätisch würdig daherschreitenden Elefanten mit dem Geschütz, seiner Lafette, seinem Radgestell und den Führer auf dem Rücken, erregte vor allem Erstaunen.

Der Negus erfuhr alles, was in seinem Lande geschah, durch seine Kundschafter, und so schwer es ihm wurde, daran zu glauben, daß die Engländer ihn inmitten seiner Felsenfesten aufsuchen würden, so sah er von Tag zu Tag doch mehr es sich verwirklichen. Er bekam Furcht; er erkannte in den weißen Männern, welche so zuversichtlich gegen ihn marschierten, die überlegeneren Eigenschaften und er hätte gern, wenn er es vor seinen Kriegsführern nur gedurft hätte, mit den Eindringlingen

Englische Truppen auf dem Marsche nach Magdala in Abessinien.

seinen Frieden geschlossen. Um sie versöhnlicher zu stimmen, ließ er die europäischen Gefangenen frei, die er seit langer Zeit als Geiseln aufgesammelt hatte, und die englischen entließ er mit förmlichen Ehrenbezeigungen. Aber die Boten, die er an die Engländer schickte, um ihnen ehrenvolle Unterhandlungen anzubieten, kehrten mit dem bestimmten Bescheid zu ihm zurück, daß er sich ihnen auf Gnade und Ungnade ergeben müsse. Dann lieber sterben, sagte er zu den Seinen; denn für ihn wäre es ja auch das Ende seiner Herrschaft gewesen, hätte er sich dem Gebote der Feinde unterworfen, noch dazu, ohne ihnen einen Kampf angeboten zu haben.

Verzweiflungsvoll warf er sich ihnen endlich vor Magdala, wo er seine Residenz genommen, am 10. April 1868 mit seinen tapferen Scharen entgegen. Seine Armee war tüchtig; sie verfügte selbst über Festungskanonen, und die wilde afrikanische Kampfesleidenschaft seiner Reiter machte den Engländern viel zu schaffen. Aber gegen deren Ueberlegenheit in den Feuerwaffen und in der europäischen Kriegführung vermochten sich die Abessinier nicht zu behaupten. Die Schlacht ging für sie verloren und sie ergriffen zuletzt die Flucht.

Von seinen Häuptlingen verlassen, rettete sich Theodorus mit einem Häuflein Getreuer nach dem festen Magdala. Er war entschlossen, hier noch den letzten Widerstand zu versuchen, und wenn vergeblich, so mit seiner Hauptstadt und seiner königlichen Macht auch selber zu fallen. Am Ostermontage, am 13. April, gingen die Engländer im Sturm auf die Feste los. Sie mußten einen wohl dreihundert Meter hohen Felspfad erklimmen, um an das erste Thor zu gelangen und teilweise benutzten sie Leitern dazu. Widerstand fanden sie zu ihrer Ueberraschung so gut wie gar keinen; alles, was hatte flüchten können, war aus Magdala verschwunden. Die Artillerie der Engländer hatte die Wachen getötet, welche noch auf ihrem Posten geblieben waren. Als die Sieger ein zweites geschlossenes Thor erstürmt hatten, stießen sie auf die Leiche des Negus. Er hatte sein Gelöbnis gehalten und sich, um nicht lebend in die Hände seiner Feinde zu fallen, als er mit dem Erscheinen der englischen Uniformen vor sich alles verloren sah, durch einen Pistolenschuß getötet. Die Engländer bereiteten ihm am nächsten Tage ein einfaches Begräbnis in der Kirche der Stadt. Dann verbrannten sie dieselbe und räumten das Land, das besetzt zu halten sie nicht gelüstete.

Der Geist der Llano estakata.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

„Das weeste nich? Nun ja, zu verwundern ist das grade nich, denn ich habe noch keenen einstmaligen Gymnasiasten getroffen, der sich viel gemerkt hätte. Es ist nur gut, daß der Hobble-Frank so een koloßzurhodusales Gedächtnis besitzt und euch Miniaturschtudenten mit seinen Kenntnissen aushelfen kann! Was das Wort ‚Schiebebock' betrifft, was eegentlich eenen Schubkarren bedeutet, so hat dasselbe damals, als die Hunnen zur Zeit des Kaisers Themistokles die Elbe erobern wollten, eene gewaltige Rolle geschpielt. Die Hunnen waren bekanntlich keene Reiter, sondern nur eene Rotte von fußgängerischen Infanteristen. Sie führten ihre Ausrüstung off Schiebeböcken bei sich. Als sie nun über die Elbe wollten, gedachten sie, inkognito hinüber zu kommen, und gaben sich für brasilianische Araber aus. Da aber schtand der alte Feldmarschall Derfflinger am Wasser und ließ eenen jeden das Wort Schiebebock ausschprechen. Wer das nich fertig brachte, dem wurde eenfach der Kopf abgesäbelt. Weil nun aber die Hunnen nich die nötigen Gutturalwerkzeuge besaßen, um das ‚Sch' behaglich ausschprechen zu können, so sagten sie alle ‚Siebebock' und verloren so viel Köpfe, daß der Maharadscha von Delhi bei Torgau an der Elbe mit diesen Köpfen die berühmte Schädelpyramide errichtet hat, dieselbige Pyramide, welche schpäter Timurlenk wieder umgerissen hat."

Die beiden Zuhörer guckten den Sprecher groß an. Sie wußten dieses Mal nicht, ob sie lachen oder heulen sollten.

„Aber Frank!" rief Fred endlich. „Wohin gerätst du denn eigentlich! Schiebebock! Du meinst wohl das Wort Schiboleth, welches die Gileaditer den Kindern Ephraim abforderten, wie im Buche der Richter*) zu lesen ist?"

„Tacet! Oder weil du nich lateinisch verschtehst, so will ich es deutsch sagen: Klappe deine Schpeiseöffnung zu! Du wirscht mir doch nich etwa mit dem Buch der Richter kommen wollen! Ich sage dir, ich kenne die Namen und Lebensumschtände sämtlicher Schtadtrichter und Dorfgeistlichen der Kinder Israel sehr genau. Der erschte Richter kam gleich nach Moses und hieß Josua. Er war derjenigte, welcher der Sonne und dem Monde eenen so großen Schreck einjagte, daß sie absolut nich weiter konnten. Das war in der Schlacht bei Tours und Poitiers gegen Karl Martell, dem Fürschten der Edomiter. Die Sonne wollte hinter dem Himalaja verschwinden, und der Mond war schon über dem Chimporasso herauf. Damit es noch länger Tag bleiben solle, streckte Josua seine Hand aus, machte den beeden Himmelsgeschtirnen eene drohende Faust und rief:

„Oribus pictus, Coa constrictus,
spiritus rectus, genua flectus!"

Sofort schtanden Phöbus und Lunette schtille und warteten gehorsam, bis die Schlacht gewonnen war. Siehste, Fred, ich kenne die Geschichte so genau, als ob ich damals selber der Mond gewesen wäre. Solche weltgeschichtliche Oogenblicke bleiben mir fehre fest im Rückenmarke sitzen, was bekanntlich der anatomische Sitz des Gedächtnisses ist. In dieser Wissenschaft bin ich dem Rotteck, dem Becker, dem Schlosser und sogar dem Töchter-Nösselt überlegen. Ihre Bücher sind leidlich gut, ja; aber den richtigen, begeisterten Schmiß haben sie nich, und die vielen Lücken, die sie offgelassen haben, hätte nur alleene ich ausfüllen können, wenn sie so gescheidt gewesen wären, sich an mich zu wenden."

„Ja," lachte Fred, „das glaube ich gern. Aber diese Geschichtsschreiber haben dich vielleicht gar nicht gekannt!"

„So brauchten sie nur nach Moritzburg zu kommen, wo ich zu finden war. Nachloofen thue ich keenem Geschichtsschreiber,

*) Siehe Buch der Richter 12, 6.

der doch ooch weiter nichts als nur das schreibt, was er in Büchern und Urkunden gefunden hat. Das kann jeder! Ich aber setze mir die rhetorisch lexikale Weltgeschichte durch eegenes Ingenium zusammen; ich prüfe, wer sich ewig bindet, und der Feldherr oder Schtaatsmann, der Moltke oder Bismarck, welcher diese Prüfung beschteht, wird in die Annalen meiner kritischen Inschpiration offgenommen. Aber ja keen anderer nich, denn mit der Weltgeschichte muß man ungeheuer vorsichtig sein. Man darf keenen hineinbringen, der es nich verdient, in die Zahl der schterblichen Götter und unschterblichen Helden offgenommen zu werden, sonst ist man blamiert für alle Zeit. Denk da nur mal an den Geschichtsschreiber Rafael Sanzio! Dieser unbegreifliche Kerl ist so unvorsichtig gewesen, den Brandstifter Herodias durch seine Weltgeschichte unschterblich zu machen. Das war doch een Schwabenschtreich allererschter Sorte!"

„Herodias? Ein Brandstifter?" fragte Helmers.

„Ja. Da reichen eure chronikalischen Gedächtnisoffschlüsse wohl wieder mal nich aus? Herodias war derjenige mexikanische Hallunke, welcher in der berühmten Hafenschtadt Ephorus die Sommervilla der Göttin Diana in Brand geschteckt hat, und zwar nur aus dem triftigen Grunde, daß sein Name von dem Posaunenschall der Nachwelt geflüstert werden solle."

„Da ist wohl Herostratos gemeint, welcher den Tempel der Diana zu Ephesus niederbrannte? Herodias war kein Mann, sondern eine Frau, nämlich das Weib des Herodes Antipas."

„Ach? So! Was ihr nich alles wißt!" antwortete der Hobble-Frank in ziemlich höhnischem Tone. „Herostratos! Ephesus! Antipas! Nee, was da alles unternander gequirlt wird! Das sollte man gar nich für möglich halten! Herodes Antipas hat gar nich geheiratet; er ist unvermählt zu seinen Urvätern entschlafen und hat noch in seiner Todesschtunde das schöne Opernlibretto gedichtet:

„Ich hinterlasse keene Leibeserben
Und kann also frisch hinüberschterben,"

was nachher von dem belgischen Tonkünstler Schlagintweit Sakuntalawynsky im Sechsachteltakt komponiert worden ist. Dieser elegisch-pharmaceutisch ausgerüstete Reim beweist doch bis zur Konsistenz, daß Herodes als unvermählter Erbonkel ins geschteigerte Jenseits hinübergeschlummert ist. Und den Herodias kenne ich beinahe noch genauer. Als er die Villa weggebrannt hatte, floh er nach Aegypten. Dort wurde er Vizekönig und ließ die Molukken ermorden."

„Mameluken willst du wohl sagen?" verbesserte Fred.

„Unsinn! Die Mameluken sind Inseln, welche sich von Japan nach Schottland hinüberziehen. Die Molukken aber waren die Leibwächter des ägyptischen Selbstbeherrschers aller Reußen und Preußen. Herodias ließ sie abschlachten, weil sie ihm unbequem wurden, und ihre unteren Extremitäten ins Wasser werfen, woher das bekannte Schpruchwort kommt: „De mortuis nil nisi bene," zu deutsch: von den Ermordeten warf man die Beene in den Nil. So, da habt ihr die unterminierte Ausbesserung eurer fehlerhaften Ansichten! In Zukunft aber bringt mir ja nichts Aehnliches wieder, sonst lasse ich euch abfahren wie den bekannten Astrologen Juvenis Mendax."

„Wieso denn?"

„Das fragst du ooch noch? Juvenis Mendax war der Astrologe Wallenschteins; aber er hielt es mit der alten Schule und hatte so verkehrte Ansichten über das Schternenfirmament, daß er schließlich abgefahren wurde. Als am nächsten Tage Wallenschtein nach ihm gefragt hatte, antwortete er mit der geflügelten Charade: ‚Juvenis Mendax homo fur', Juvenis Mendax fuhr heeme. Und grad so werde ich euch nach Hause leuchten, wenn ihr so fortfahrt, mit eurer Unwissenheit meine wissenschaftliche Inferiorität zu beleidigen."

„Nun, die wird sich wohl nicht beleidigt fühlen können," meinte Fred, indem er lustig mit den Augen blinzelte. „Wir erkennen sie vielmehr sehr gern an."

„Das will ich mir ooch ausgebeten haben!"

„Ich denke nur, du hast nicht Inferiorität sondern Superiorität sagen wollen."

„Fällt mir nich mal im Troome ein! Ich weeß schtets sehr genau, welchen assyrischen Gefühlsausdruck ich meinen Worten zu geben habe. Meine etymologische Rapidität schteht mir zu jeder Schtunde und Minute mit solcher oogenblicklicher Momentanheet zu Verfügung, daß es zu eener Verwechslung der Begriffsverbildungen gar keene Zeit nich gibt. Deine Behauptung von wegen der Superiorität war eben wieder eene Beleidigung, die ganz geeignet ist, meine moralische Anwesenheet offzuregen. Wenn du mich in dieser Weise weiter verbalinjurierst, so ist es ewig schade, daß ich gestern mit dir Bruderschaft gemacht habe, und wir können dieselbige wieder offheben. Ich werfe meine Perlen nich gern vor diejenigen Tierchen, von denen Johannes Parricida, der schtotternde Minstrel, so ergreifend gesungen hat:

‚Ich kenne een li—li—li—liebliches Tier,
Dem schenk' ich a—alle A—Achtung.
Es lebt off jedem Ba—Bauernhof hier
Und ooch off jeder Pa—Pachtung.'

Ich will dich warnen, Fred. Verdirb es ja nich mit mir! Lasse ich mal meinem Zorne die Zügel schießen, so kann es sehr leicht kommen, daß dir die Haare zum Gebirge schtehen. Wenn meine Worte nich mehr helfen, so schreite ich zur That. Bei der nächsten beleidigenden Sophonisbe schieße ich mich mit dir. Meine Kugel wird dich niederschtrecken, und dann wird es dir ergehen wie dem oberbayrischen Holzknecht, der abends tot nach Hause kam."

„Den kenne ich nicht."

„Das gloobe ich, denn du kennst ja überhaupt nischt. Dieser Holzknecht war von eener Eiche, die er hatte fällen wollen, erschlagen worden. Der Dorftischler machte ihm die Gedenktafel, schtrich sie hübsch mit grüner Farbe an, malte ihn und die Eiche droff und schrieb darunter:

‚Beglückt und ohne Sorgen
Ging ich am frühen Morgen
Off meine Arbeit aus.
Da traf mich eene Eiche,
Und ach, als eene Leiche
Kam abends ich betrübt nach Haus.'

Dieser majestätische Versch muß off die Melodie: ‚Nun ruhen alle Wälder' gesungen werden. Nimm dich in acht, daß wir dieselbe nich ooch bei deinem abgeschiedenen Leichnam anschtimmen! Dein Maß ist voll; kommt noch een eenziger Tropfen dazu, so läuft's über, und dann ist es sofort zu Ende mit deiner individuellen Lebensmöglichkeet. Ich versammle deine subtellurischen Ueberreste zu ihren Großvätern, und deine arme, vom Tageslichte abgeschnittene Seele kann nachher ooch als Avenging-ghost in tragödischen Jamben über die Llano estakata hinschwirren."

Frank hatte sich in Zorn gesprochen und hätte seine Strafrede wohl noch nicht beendet, wenn er nicht unterbrochen worden wäre. Helmers deutete nämlich nach Norden, und als die beiden anderen ihre Blicke dieser Richtung folgen ließen, sahen sie drei Reiter, welche sich langsam näherten. Der Hobble-Frank stieß einen Ausruf der Freude aus und erhob sich schnell von seinem Sitze.

„Kennst du die Männer?" fragte Fred.

„Na, und ob!“ antwortete der Gefragte. „Das sind — — hm, ich will ihre Namen lieber noch nich nennen und es abwarten, wie sie euch gefallen.“

Von den drei sich Nähernden war der eine sehr dick und kurz, der zweite sehr dünn und lang. Der dritte hatte mittlere Gestalt und ritt einen herrlichen Rappen. Der Juggle-Fred beschattete seine Augen mit der Hand, blickte scharf nach ihnen hin und rief dann aus:

„Frank, du verschweigst die Namen, um uns zu überraschen. Aber ich müßte kein Westmann sein, wenn ich nicht sofort erraten könnte, wer diese drei Männer sind.“

„Nun, wer denn?“

„Zwei, von denen der eine so dick und der andere so dünn ist, der kleine auf einem hohen Klepper und der lange auf einem winzigen Maultiere, das kann nur der lange Davy mit dem dicken Jemmy sein. Und der dritte ist sicher Old Shatterhand.“

„Ach, wie kommst du zu dieser Vermutung?“

„Hast du nicht selbst gesagt, daß er mit Jemmy kommen werde? Reitet nicht Old Shatterhand stets einen Rapphengst, wie jeder hören kann, der sich nach ihm erkundigt?“

„Hm! Ja, du bist alleweile een gescheiter Kerl, obgleich du in schprachlicher und wissenschaftlicher Beziehung es noch nich bis zu den Anfangsgründen des Contrabasses gebracht hast!“

„So sage, ob ich recht habe!“

„Ja, du hast dieses Mal recht. Sie sind es. Sie kommen viel eher, als ich dachte. Ich hoffe, daß ihr sie mit gebührender Achtung und Untergebenheit bewillkommnen werdet.“

Die drei Reiter waren jetzt herangekommen, hielten ihre Tiere an und stiegen ab. Sie trugen ganz dieselben Waffen und Anzüge, wie damals auf ihrem Ritte nach dem Nationalparke. Die Augen von Helmers und Fred waren besonders auf Old Shatterhand, diesen berühmtesten unter den Jägern, gerichtet. Er trat, ohne Frank nach den beiden Personen gefragt zu haben, zu Helmers, streckte ihm die Hand entgegen und sagte, und zwar gleich in deutscher Sprache:

„Ich darf annehmen, daß wir bei Ihnen angemeldet sind, Master Helmers. Hoffentlich sind wir Ihnen nicht unwillkommen.“

Helmers schüttelte ihm die Hand und antwortete:

„Der Hobble-Frank hat mir freilich gesagt, daß Sie kommen werden, Sir, und diese Nachricht hat mir unendliche Freude bereitet. Ich stelle Ihnen mein ganzes Haus zur Verfügung. Machen Sie es sich bequem, und bleiben Sie so lange wie möglich bei mir!“

„Nun, lange Zeit können wir uns nicht verweilen. Wir müssen über die alte Llano hinüber, um da drüben einen zu treffen, welcher uns erwartet.“

„Wohl Winnetou?“

„Ja! Hat Frank es Ihnen gesagt?“

„Er sagte es, und ich wollte, ich könnte mit Ihnen hinüber, um den Häuptling der Apachen zu sehen. Aber, sagt einmal, Sir, woher Sie mich kennen! Sie haben mich sofort bei meinem Namen genannt.“

„Meinen Sie etwa, daß ein so außerordentlicher Scharfsinn dazu gehört, Sie für den Besitzer von Helmers Home zu halten? Sie tragen den Hausanzug und gleichen ganz genau dem Bilde, welches man mir von Ihnen gemacht hat.“

„So, haben Sie sich nach mir erkundigt?“

„Natürlich! Im fernen Westen ist es ratsam, die Leute, welche man aufsucht, möglichst vorher kennen zu lernen. Ich erfuhr, daß Sie ein Deutscher sind, und habe Sie infolgedessen gleich in Ihrer Muttersprache angeredet. Darf ich vielleicht erfahren, wer der andere Master ist.“

„Man nennt mich gewöhnlich den Juggle-Fred,“ antwortete der einstige Taschenspieler. „Ich bin ein einfacher Prairieläufer, Sir, und darf nicht annehmen, daß mein Name Ihnen bekannt ist.“

„Warum nicht? Wer sich so lange Zeit wie ich im Westen herumgetrieben hat, der wird doch wohl von dem Juggle-Fred gehört haben. Sie sind ein tüchtiger Fährtensucher und, was noch besser ist, ein braver Mann. Hier ist meine Hand. Wollen gute Kameradschaft halten, solange es uns erlaubt ist, beisammen zu bleiben. Oder nicht, Sir?“

Obgleich im fernen Westen keine Rangesunterschiede gelten, ist man doch gewöhnt, hervorragenden Siegern mit besonderer Achtung zu begegnen. Auf dem glücklich lächelnden Gesichte Freds sprach sich der Stolz aus, welchen er empfand, von Old Shatterhand in dieser Weise ausgezeichnet zu werden. Er ergriff die dargebotene Hand, drückte sie herzlich und antwortete:

„Wenn Sie von Kameradschaft sprechen, so ist das eine Ehre für mich, welche ich erst verdienen muß. Ich wollte, ich könnte recht lange bei Ihnen sein, um von Ihnen lernen zu dürfen. Auch ich will über die Estakata. Wenn Sie mir erlauben wollten, mich Ihnen anzuschließen, so würde ich Ihnen außerordentlich dankbar sein.“

„Warum nicht? Durch die Llano reitet man am liebsten so zahlreich wie möglich; darum ist es mir sehr lieb, daß Sie sich uns anschließen wollen. Natürlich setze ich voraus, daß nicht der eine auf den Aufbruch des anderen zu warten hat. Wann wollen Sie reiten?“

„Ich bin von einer Gesellschaft von Diamondboys als Führer engagiert. Diese Leute wollen heute hier eintreffen.“

„So paßt es gut, denn ich will morgen von hier aufbrechen. Da Sie von Diamondboys reden, so darf ich wohl annehmen, daß Sie hinüber ins Arizona wollen?“

„Allerdings, Sir!“

„Nun, so werden Sie wohl auch Winnetou sehen. Der Ort, an welchem ich mit ihm zusammentreffen werde, liegt in Ihrer Richtung. Jetzt aber will ich Ihnen meine beiden Begleiter vorstellen, damit Sie auch diese kennen lernen.“

„Kenne sie bereits, denn ihre Gestalten sind die deutlichsten Visitenkarten, welche man sich denken kann. Uebrigens hat Frank uns bereits ihre Namen genannt.“

Indessen hatte Helmers auch Jemmy und Davy begrüßt. Der Neger Bob kam herbei, um die Pferde in seine Obhut zu nehmen; dann setzte man sich nieder, und Helmers ging in das Haus, um einen guten Imbiß für seine Gäste zu bestellen. Einen Trunk brachte er gleich selber mit, und dann saßen die Männer beisammen, um die Ereignisse des gestrigen Tages zu besprechen, welche natürlich und vor allen Dingen erzählt werden mußten.

Der Dragoneroffizier hatte gesagt, daß er ausruhen wolle. Er that dies aber, als ihm die eine Giebelstube angewiesen worden war, keineswegs. Er hatte den Riegel vorgeschoben und schritt nachdenklich in dem Raume auf und ab. Dieser letztere lag nach Norden zu, und so kam es, daß er die Ankunft der drei Reiter bemerkt hatte. Er war an das Fenster getreten und betrachtete sie sehr genau.

„Wer mögen diese Kerls sein, und wohin mögen sie wollen?“ fragte er sich. „Höchst wahrscheinlich haben sie auch die Absicht, durch die Llano zu gehen. Das ist bedenklich. Der eine ist außerordentlich gut beritten. Er macht den Eindruck eines erfahrenen Westmannes. Wenn diese Leute auf die Fährte der deutschen Einwanderer geraten, so können sie uns sehr leicht den famosen Streich verderben. Schon vor

dem Juggle-Fred hat man sich in acht zu nehmen. Ein Glück, daß die Diamondboys nicht nach Helmers Home kommen werden! Da wird er auf ihre Ankunft so lange hier warten, bis er uns nicht mehr schaden kann. Ich muß versuchen, auch diese drei zu veranlassen, hier zu bleiben, bis wir unseren Coup ausgeführt haben. Meine Uniform ist echt, und wenn Helmers keinen Verdacht geschöpft hat, so werden auch diese Neuangekommenen nicht auf den Gedanken kommen, daß ich der verkleidete Anführer der „Llano-Geier" bin."

Er wartete noch eine Weile und ging dann hinab, um sich zu den Männern zu gesellen, welche jetzt essend vor dem Hause saßen.

Dieser verkleidete Dragoner war kein anderer als jener Stewart, welcher gestern mit seinen Leuten die beiden Komantschen angegriffen und verfolgt hatte und dann mit den beiden Snuffles zusammengetroffen war. Die kleine Hasenscharte konnte man heute nicht sehen, weil er sie durch den niederhängenden Schnurrbart verdeckt hatte.

Als er unten ankam, war Old Shatterhand von den gestrigen Vorkommnissen bereits unterrichtet, und Helmers hatte eben erwähnt, daß ein Offizier angekommen sei. Als der Wirt den letzteren erblickte, fuhr er fort:

„Da kommt der Kapt'n. Er kann also selbst erzählen, in welcher Absicht er sich hier befindet. Holla, Frau, noch einen Teller für den Offizier!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Behausung unserer gefiederten Lieblinge.

(Schluß.)

Hierauf werden am Dachbrette, welches man mit der gebohrten Seite auf den Tisch oben legt, die vier Ecklöcher mit

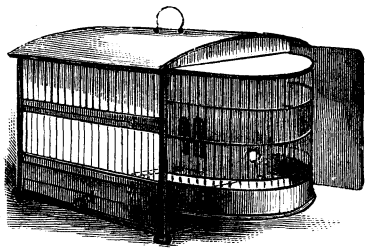


Fig. 8. Der Lerchenkäfig.

heißem aber nicht zu dickem Leim ausgestrichen und in selbe die vier Pfosten mittels leichter Hammerschläge eingetrieben, worauf in letztere die drei Mittelleisten einzusetzen sind. Die Pfosten müssen nun senkrecht stehen. Jetzt kann das Einsetzen der Drähte vorgenommen werden.

Bei den zwei Seitenwänden ist dieses sehr leicht, bei der Vorderwand werden vorerst die langen Drähte des Loches 1 bis 10, dann vom 20. bis 29. in ganzer Länge und hierauf die oberen kurzen vom 12. bis 18. Loche eingesetzt. Diese kurzen Drähte werden unten spitzig gefeilt und häkchenförmig gebogen, und wie es beim Thürchen geschah, auf der unteren Seite der Mittelleiste eingetrieben. Nun sind die langen Drähte bei 11 und 19 einzusetzen, wobei eine Thürchenleiste oberhalb der Mittelleiste gelegt wird, damit die Thüre gegen das Dachbrett geschoben werden kann. Diese zwei Langdrähte müssen daher bei dem Einsetzen zugleich durch die Bohrlöcher der runden Eckansätze des Thürchens gesteckt werden. Hierauf wird die untere lange Leiste, welche genau in den Zwischenraum der zwei Vorderpfosten passen muß, eingeschoben und, nachdem die Drahtenden in dessen Löcher gesteckt und eingetrieben sind, an den Außenseiten der Pfosten mittels eingesetzter Schräubchen befestigt.

Jetzt kommen wir zur Rückwand, bei welcher vorerst die zwei Napfthürchen mittels der vorgerichteten Drahtschlingen angeschlagen werden, indem man links und rechts an der oberen Kante je eines Thürchens die Drahtschlinge in die etwas schwächer vorgebohrten Löcher schlägt, das Brettchen dann derart über die Oeffnung legt, daß sie verdeckt wird und in dieser Lage je eine Schlinge in entgegengesetzter Richtung einschlägt; Fig. 7 zeigt diese einfache Vorrichtung von vorn und von der Seite. Diese Wand ist dann über der noch offenen Käfigseite, mit den Napföffnungen nach unten gekehrt, anzuleimen und festzuschrauben. Den Beschluß bildet das Aufsetzen des Bodens, welches nach den bekannten Vorgängen keiner weiteren Erklärung bedarf.

Der an der Vorderseite über dem Boden offengebliebene Schlitz dient zum Einschieben eines Brettchens behufs der Reinigung des Käfigs und wird mit der übriggebliebenen langen Leiste bedeckt. Das Anschlagen derselben geschieht mit drei Drahtschlingen wie bei den Napföffnungen. Uebrigens kann diese Leiste auch am Einschiebebrette angenagelt werden und in der Mitte zum Herausziehen einen Ring erhalten. Größerer Dauerhaftigkeit wegen unterlasse man es nicht, alle aneinanderstoßenden Wände mittels Nägel oder Schrauben noch mehr zu festigen, da der Leim durch die von den Vögeln öfters vorgenommenen Bäder erweicht und der Käfig aus den Fugen geraten könnte.

Betreffs der inneren Einrichtung ist zu bemerken, daß sich zu den einzusetzenden Springstangen am zweckmäßigsten solche von Schilf oder Holunderstauden eignen, bei welchen das Mark herausgebohrt wurde. Sie sollen etwa 1 cm dick und auf der Unterseite mit einigen Bohrlöchern versehen sein, damit vielleicht sich einfindendes Ungeziefer in diese verkriechen kann. Zeitweilig ersetzt man sie durch reine Stäbchen, die infizierten werden verbrannt. Der

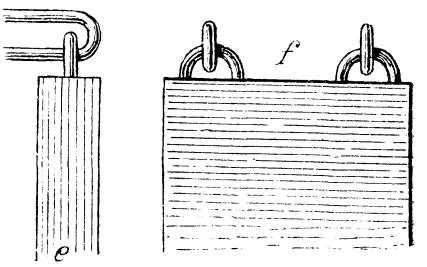


Fig. 7. Drahtschlingen zum Befestigen der Napfthürchen.

Käfig soll je eine Springstange in Mitte der Längen- und Querachse erhalten.

Es bleibt dem Belieben des Verfertigers anheimgestellt, die obere Hälfte der Seitenwände, wie Fig. 1 zeigt, aus Holz zu fertigen und an die Rückseite ein zweites Thürchen anzubringen. Die nun gegebene Erklärung ist auch für alle andern Käfigarten mustergültig, da die kleinen Abänderungen auch ohne besondere Anweisungen bald herausgefunden werden können.

Wir beginnen daher mit dem Kanarienkäfig. Er erhält ein gewölbtes Dach mit darunterhängendem Schaukelring; die Länge desselben ist 33 cm, die Tiefe 27 cm, die seitliche Höhe 27 cm und die mittlere 30 cm. Die Rückwand wird gleich der Vorderseite vergittert, die Napfplätze können entweder an den äußeren Seitenwänden angebracht werden, wobei sie zu vergittern und mit schrägen Dächern zu versehen sind, oder man bringt sie wie bei dem Finkenkäfig innen seitlich an und macht die Oeffnungen auf der Vorderseite ähnlich dem Thürchen. Die zwei oberen Bogenleisten der Vorder- und Rückwand sind mit der Laubsäge zu sägen und werden seitlich und in der Mitte je mit einer Holzsprosse verbunden, damit sie nicht auseinanderweichen. Das Einsetzen der Drahtstäbe geschieht in bekannter Weise. Gegenüber dem Trink- und Futternapf ist je eine Querstange und in der Mitte darüber eine Längsstange zum Springen einzufügen.

Die Käfige für Zeisige und Blutfinken (Dompfaffen oder Gimpel) sind gleich jenen für Kanarienvögel.

Der Lerchenkäfig erhält eine Länge von mindestens 44 cm, eine Breite von 22 cm und eine Höhe mit 30 cm und wird statt des Dachbrettes mit grünem Tuche überspannt. Nebenstehende Fig. 8 zeigt an Stelle des flachen ein gewölbtes Dach und einen halbrunden Anbau nebst einer verschiebbaren Scheidewand. Beide letztere Vorrichtungen sind zur Aufnahme nur eines Vogels nicht nötig und werden nur bei Brutkäfigen angebracht.

Der Grasmücken- und Mönchplattenvogelkäfig erhält die Form des vorigen und besitzt nur etwas geringere Maßverhältnisse; das Dach wird ebenfalls mit grünem Stoff überspannt.

Amsel- und Schwarzdrosselkäfige werden in der Form wie jener für die Finken, jedoch in größeren Maßverhältnissen gebaut. Das in der Fig. 9 ersichtliche Giebeldach dient zur Zierde und kann durch ein flaches ersetzt, der Zwischenraum der Gitterstäbe mit 1½ cm Weite angenommen werden. Ob die Futterkästen außen oder innen gemacht werden, steht im Belieben des Verfertigers. Im letzteren Falle kann durch Anbringung von Bodenleisten mit 5 cm Höhe der Futtervergeudung vorgebeugt werden.

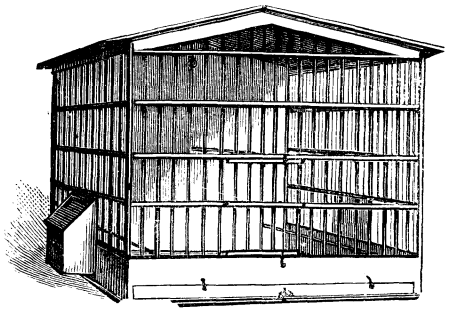


Fig. 9. Käfig für Amsel und Schwarzdrossel.

Der Wachtelkäfig erhält die Größe des vorigen, wird aus dünnen Brettern gebaut und erhält vergitterte Fenster und Thürchen. An einer oder auch den zwei Schmalseiten kann, wie bei dem Lerchenkäfig, ein halbrunder Anbau angefügt werden, zu welchem eine offene Thüre führt. Bei manchem Wachtelkäfig wird auch gern im Nebenhäuschen ein Trillrad angebracht.

Der Nachtigallkäfig, Fig. 10, soll eine Länge von 45 cm und eine Tiefe von 24 cm erhalten, an den Seiten 36 cm, und in der Mitte 43 cm hoch sein. Die Seitenwände stellt man entweder ganz aus Holzbrettchen her und bringt dann an einer derselben das Thürchen an, oder man läßt sie, am Boden beginnend, nur bis zur halben Höhe reichen und vergittert den oberen Raum. Die gewölbte Decke wird mit grünem Tuche überspannt und erhält in der Mitte eine schmale Querleiste. Im Innern des Käfigs werden noch zwei bis drei Springstangen quer angebracht.

Die Nist- oder Heckkäfige unterscheiden sich von den anderen nur durch größere räumliche Ausdehnung und durch die einzuschiebende Zwischenwand, wie solche bei dem Finkenkäfig in geschlossenem, bei dem Lerchenbauer aber in zur Hälfte ausgezogenem Zustand ersichtlich ist. Deutlicher noch ist diese Zwischenwand bei der inneren Einrichtung in Fig. 11 gekennzeichnet. Die Rückwand und beide Seitenwände sind auch hier von Holz; in letzterer befinden sich auch die Thürchen. Auf der vergitterten Vorderseite ist an Stelle der unteren schmalen Bodenleiste eine breitere, A, an welcher die Futternäpfe, hier von Glas, auf der Außenseite nebst zwei kleinen Schiebeläbchen BB angebracht sind; unter A ist die schmale, an dem Bodenbrette befestigte Leiste C mit einer kleinen Handhabe in der Mitte zum Herausziehen des Brettes. Der Innenraum ist im ungefähren Drittel durch die Scheidewand D abgeteilt, welche an der Rückwand ausgezogen werden kann. Sie darf nicht den Boden berühren, sondern soll von demselben mindestens ½ cm weit abstehen und läuft oben und unten in einem Falze. Die Giebelverzierung dient nur zum Schmucke des Käfigs. Zur Vervollständigung desselben gehören noch zwei Nester in Form von Fig. 12, welche aus Holz, Leder oder einem anderen festen Stoffe hergestellt, mit weicher Watte gefüttert und im Innern des Käfigs aufgehängt werden.

Das Barlaufen.

Ein Spiel im Freien.

Eine Art Kriegsspiel, bei welchem es nicht nur auf gutes Laufen, sondern auch auf genaue Aufmerksamkeit, sowie List und Schlagfertigkeit ankommt, ist das Barlaufen, zu welchem mindestens zehn Teilnehmer notwendig sind — je mehr, desto besser! Es werden zunächst von allen durch Abstimmung zwei Führer gewählt, welche dann ebenfalls durch abwechselnde Wahl ihre Partei aus den übrigen bilden; ist die Zahl der Spieler eine ungerade, so wird darum gelost, auf welche Seite der übrigbleibende kommen soll. Hierauf werden die beiderseitigen Grenzlinien und Entfernungen auf dem Spielplatze gezogen, oder wenn sie für immer festgelegt sind, einer Revision unterzogen. Umstehende Zeichnung erläutert am besten die erforderliche Beschaffenheit des Platzes. Die Eckpunkte, sowie die beiden Malzeichen werden thunlichst durch Pflöcke markiert, die Linien, soweit nicht im Terrain natürliche Grenzen — Wege, Raine oder Gräben — vorhanden sind, der Schnur nach durch tiefe Furchenstriche hergestellt.

Die Distanzen sind nur beispielsweise gewählt und können nach Uebereinkunft beliebig der Oertlichkeit entsprechend genommen werden, nur müssen sie auf beiden Seiten gleich sein. Ist alles in Ordnung befunden, begeben sich die Parteien auf ihre Plätze; die gegenseitige Stellung wird vorher ebenfalls ausgelost und nach einer Partie gewechselt, was oft wesentlich mitspricht, wenn z. B. die Sonne der einen Seite ins Gesicht scheint. — Hinter ihrer Grenzlinie verteilen sich nun die Mitglieder jeder Partei möglichst so, wie es in der Figur durch Punkte angegeben ist; die Anführer stellen sich am besten in der Mitte gegenüber auf, daß sie das Feld gut überschauen können. Haben sich beide Teile als „fertig" erklärt, so beginnt das Spiel, indem einer der Anführer, was auch ausgelost wird, den inneren Platz betritt, wo und soweit er will. Auf diesen muß nun der andere Anführer Jagd machen, indem er auf ihn zugeht und ihn vermittelst eines leichten Schlages zu erreichen sucht, jedoch vor der feindlichen Grenzlinie, hinter die der erste allmählich zurückweichen darf. Gelingt dem Verfolger dieses, so ist der betreffende sein Gefangener, sonst nimmt das Spiel seinen Fortgang in folgender Weise. Es wird beiderseitig in den gemeinsamen Spielraum hineingelaufen und aufeinander gejagt, wobei stets die Regel gilt: der später von seiner Grenzlinie herauslaufende darf jeden, der dies früher gethan hat, innerhalb des Platzes durch Anschlagen zum Gefangenen machen; es heißt also dabei richtig aufzumerken und sein Auge auf die ganze Gegenpartei wachsam zu halten.

Von dem Moment ab, wo jemand geschlagen wurde, ist Waffenstillstand und ruht das Spiel, so daß also eine etwa kurz darauf erfolgte Eroberung nicht mehr gilt. Bei entstehenden Streitigkeiten haben zunächst die Anführer zu verhandeln, deren Einigung maßgebend für alle ist, erfolgt zwischen ihnen jedoch keine Verständigung, so entscheidet die Gesamtmajorität über den Fall. Während des Waffenstillstandes wird der erbeutete Gefangene auf das Malzeichen der Partei geführt, die ihn erobert hat. Dort muß er mit dem linken Fuß an den Pflock anstoßen, darf den rechten Fuß, so weit er kann, ausspreizen und den rechten Arm ausstrecken. Nach beiderseitig erklärtem „fertig" geht der Kampf weiter, welcher sich nunmehr außer weiterem Gefangennehmen auf das Verteidigen des Gefangenen durch die eine Partei und das zu Befreiensuchen desselben durch die andere ausdehnt. Die Befreiung erfolgt, wenn die ausgestreckte Hand von einem Freunde berührt wird, ohne daß dieser natürlich von einem später ausgelaufenen Feinde geschlagen worden ist. Der Gefangene darf aber nicht entgegenkommen; sowie sich sein linker Fuß vom Pfahl entfernt hatte, gilt die Erlösung nicht. Ist sie aber regelrecht erfolgt, so tritt damit sofort wieder Waffenstillstand ein, während welchem der Befreite zu seiner Partei zurückkehren darf, um wieder mitzuspielen. Auf „fertig" geht es dann von neuem los. Wird von einer Partei ein zweiter

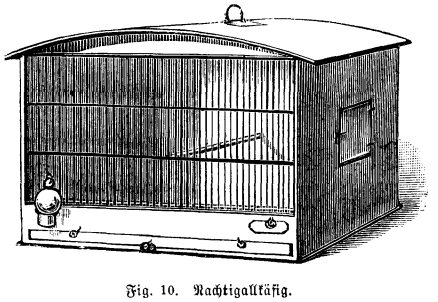


Fig. 10. Nachtigallkäfig.

gefangen, so wird derselbe an den ersten angereiht in der Weise, daß er seinen linken Fuß und Arm an die des schon dastehenden berührend anstellt, während

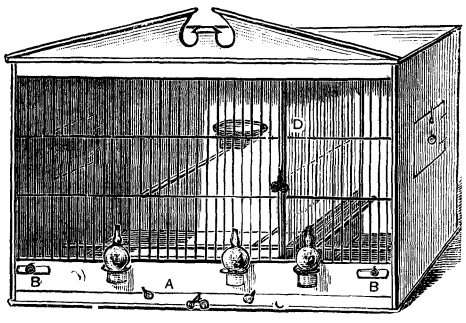
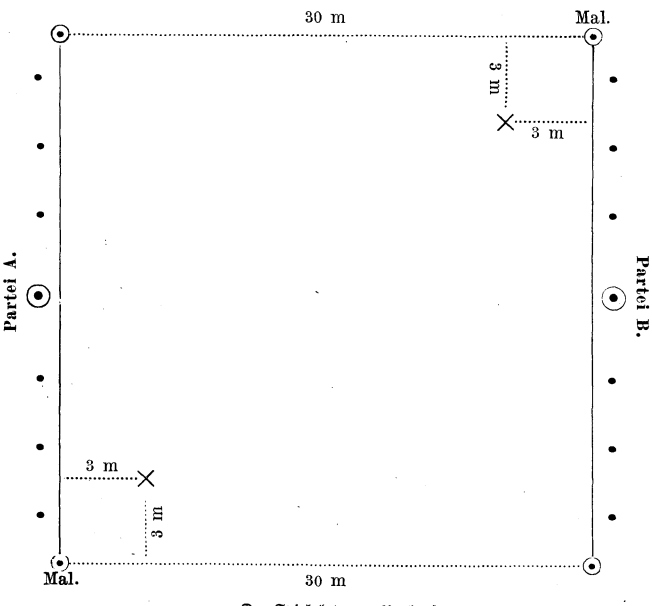


Fig. 11. Der Nist- und Heckkäfig.

er wieder den rechten Fuß und Arm ausstrecken darf.

Die Erbeutung gilt nur, wenn sie innerhalb des abgegrenzten Terrains erfolgt ist; hinter einer Linie aber ist jeder Schlag nichtig. Man kann sich also dem Gegner außer dem Zurückweichen hinter die eigene Linie auch dadurch entziehen, daß man seitwärts über die punktierte Linie ausbricht, doch ist dies für jeden nur einmal gestattet, im Wiederholungsfalle muß man sich als Gefangener stellen. Sowie ein Ausbruch erfolgt ist, ruht das Spiel wieder, ebenso wenn es bei der Verfolgung oder sonstwie einem gelingt, ohne geschlagen zu werden, über die feindliche Grenzlinie zu kommen, was gleich einem halben Gefangenen für die Partei zählt, welche das nicht verhindert hat, d. h. also



Der Spielplatz zum Barlauf.

zweimaliges Hindurchpassieren rechnet für die Partei, welche das erreicht hat, so, als hätte sie einen Gefangenen gemacht. Bei Verteidigung der Gefangenen ist es ratsam, daß der Anführer die Mehrzahl seiner Leute hinter dem Verteidigungsflügel postiert und dort das Auslaufen selbst regelt, was einige Umsicht erfordert, während die anderen besonders das Durchlaufen der Grenze von seiten eines Feindes zu hindern und Jagd auf Beute zu machen haben. Ist ein Anführer zum Gefangenen gemacht, so darf er an seiner Stelle irgend einen anderen der Partei dafür an das Mal schicken, doch zählt es dann für die Gegner so viel wie anderthalb Gefangene, während es nur einen rechnet, wenn er sich selbst hinstellt und einen Stellvertreter für sich ernennt.

Hat eine Partei zu zwei bereits dastehenden Gefangenen noch den dritten erobert oder sechsmal die feindliche Grenze passiert, resp. ergibt die Summe der dastehenden Gefangenen — die etwa früheren und wieder befreiten gelten nichts — und der erfolgten Grenzpassierungen den Wert von drei Gefangenen, so ist das Spiel beendet und hat diese Partei den Sieg errungen, ganz gleichgültig, ob die Feinde auch Gefangene gemacht und die Grenze durchlaufen haben oder nicht. Soll eine zweite Partie gespielt werden, müssen die Plätze gewechselt werden, doch findet keine neue Wahl statt. Ist die Revanche aber auch verunglückt, dann wird neu gewählt. — Und nun die Kameraden zusammengetrommelt und losgerannt! Schon nach dem ersten Versuch werdet ihr finden, daß das Spiel bei Aufmerksamkeit und Geschick ein sehr amüsantes ist.

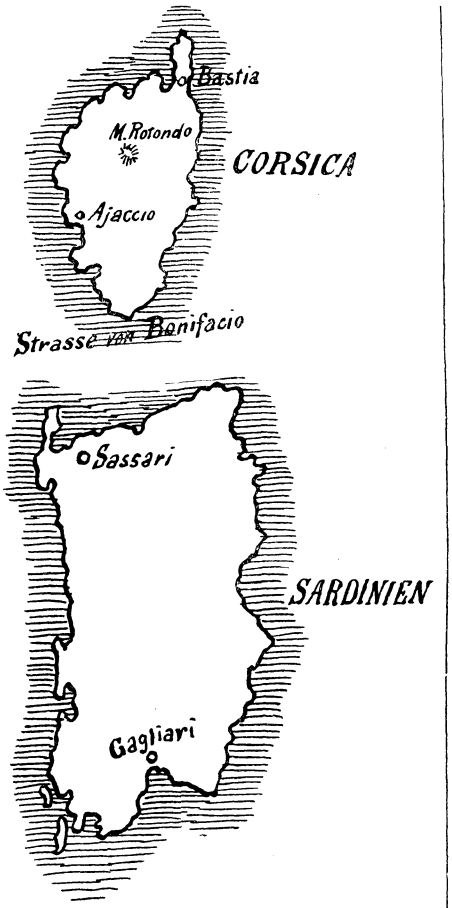
Fig. 12. Nestchen für den Heckkäfig.

Der Skalde.

So wenig als „der Wein von Sikelo“ (Sicilien) durfte bei einem rechten Königsschmause während des nordischen Heldenalters der Skalde fehlen. Auf einen Wink vom Hochsitze her griff er in die Saiten und sang von den Heldenthaten seines Herrn und dessen Vorfahren, oder von den Wanderungen ihrer Vorväter, kurz von allen großen Ereignissen der Vergangenheit. Im und durch den Gesang verewigten sie die Gesetze, die religiösen Gebräuche und Dogmen und feuerten die Krieger zum Kampfe an; denn sie begleiteten den König ihren Herrn in die Schlacht und kämpften an seiner Seite — waren also Sänger und Helden zugleich. Ein heiliger Charakter war mit diesem Stande verknüpft. Sie versahen das Amt von Gesandten zwischen gekrönten Häuptern, von Vermittlern zwischen zwei feindlichen Stämmen. So sehr standen sie in Ehre und Ansehen, daß sie manchmal Prinzessinnen heirateten, und ein Skalde wurde nach dem Tode Frodes III. im 4. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung auf den jütischen Thron erhoben. Freilich verloren die Skalden durch das Christentum an Ansehen; doch hat sich selbst Olaf der Heilige immer noch ihrer bedient, als er schon Christ war.

Das Steppenhuhn.

An alle Jagdbesitzer, Jagd- und Vogelschutzvereine richtet der Vorstand der Allgemeinen Deutschen Ornithologischen Gesellschaft zu Berlin folgenden Aufruf: „Aus allen Teilen Deutschlands kommt die Kunde, daß asiatische Faust- oder Steppenhühner, welche schon einmal, im Jahre 1863, in unserem Vaterlande sich gezeigt, wiederum in zahlreichen Scharen eingetroffen seien. Durch irgend welche Ursachen aus ihrer östlichen Heimat, den Steppen Centralasiens, vertrieben, suchen diese Vögel geeignete Wohnstätten in den deutschen Gefilden. Mögen sie gastliche Aufnahme bei uns finden! Die Steppenhühner (Syrrhaptes paradoxus) führen eine Lebensweise, die derjenigen unserer Rebhühner ähnlich ist, halten sich in trockenen Ebenen, auf Aeckern und Brachfeldern auf, nisten auf dem Erdboden und nähren sich in der Hauptsache von Sämereien. Sie sind Strichvögel, d. h. sie wandern nicht regelmäßig zur Winterszeit nach dem wärmeren Süden, sondern streichen während des Winters, durch örtliche Verhältnisse, Schneefall und damit verbundenen Nahrungsmangel veranlaßt, innerhalb weiterer Grenzen ihres Heimatgebietes umher. Aus diesen Umständen ergibt sich die Möglichkeit, die Vögel an geeigneten Oertlichkeiten Deutschlands heimisch zu machen und somit, dem Weidmann zur Freude und zum Nutzen, ein neues schätzbares Flugwild bei uns einzubürgern. Um diese Einbürgerung zu erreichen, ist aber ausgedehntester Schutz der Vögel während der ersten Jahre ihres Hierseins dringendes Erfordernis. Wir richten deshalb an alle Grund- und Jagdbesitzer in deren eigenem Interesse die dringende Bitte, den Steppenhühnern durch Vermeiden jeglicher Nachstellung und durch Fütterung im Falle schneereichen Winters Schutz angedeihen zu lassen. Die Jagd- und Vogelschutzvereine insonderheit mögen diese Angelegenheit zu der ihrigen machen und durch geeignete Schritte auch den Schutz der Behörden für unsere gefiederten Gäste erwirken. Da es von wissenschaftlichem Interesse ist, die Verbreitung der Steppenhühner in Deutschland, die Zeit ihrer Ankunft, etwaigen Brütens und dergl. festzustellen, so bitten wir alle Ornithologen und Jäger, bezügliche Beobachtungen mit genauen Orts- und Zeitangaben an den stellvertretenden Sekretär der unterzeichneten Gesellschaft, Dr. Reichenow, Kustos am Königl. zoologischen Museum



Ein weiteres Blatt aus Karlchens kartographischer Mappe: „Corsica und Sardinien".

in Berlin, gelangen zu lassen. Ueberlassung etwaiger Exemplare, welche durch Anfliegen gegen Telegraphendrähte getödtet wurden, ist behufs Aufstellung derselben in der vaterländischen Sammlung des königl. zoologischen Museums sehr erwünscht."

Experiment zur Veranschaulichung des Trägheitsprinzips.

Ein unterhaltendes Experiment, das ich in meiner Jugend oft gemacht habe, will ich meinen jungen Freunden als leicht ausführbar empfehlen. Es besteht darin, daß man den Arm in der Weise zurückbiegt, daß der Vorderarm ganz horizontal zu stehen kommt. Auf den Ellbogen selbst setzt man nun eine kleine Säule aus größeren Geldstücken, so wie es in unserer Figur dargestellt. Wenn man nun in dieser Stellung rasch den Arm herabbeugt, fehlt der Säule von Geldstücken der Stützpunkt; sie bleibt vereinzelt im Raume und man kann sie mit der schnell sich herabbeugenden Hand ganz auffangen. Bei nur einiger Uebung und Geschicklichkeit kann man auf diese Weise zehn aufeinanderliegende größere Münzen in der Hand auffangen, ohne daß nur eine einzige zu Boden fällt.

Rätsel-Distichа.

I.

Frankreich besitzt mich als Stadt in entzückender, fruchtbarer Landschaft;
Wird mir ein Zeichen geraubt, bin ich ein griechischer Gott.

II.

Hellaufleuchtend entström' ich dem Munde des dampfenden Kraters;
Aendert ein Zeichen ihr nur, lieg' ich im wogenden Meer.

III.

Nachbarlich wachsen empor zwei Bäume am Rand des Gewässers;
Wenn ihr ein Zeichen vertauscht, seht ihr zwei Vögel vor euch.

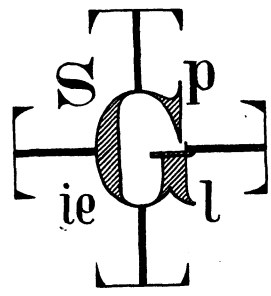
Zahlenrätsel.

1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.
8	14	8	4	2	10	12	16	7
4	**13**	11	**5**	13	**13**	3	**13**	8
2	6	**6**	15	4	6	**4**	9	13
11	**7**	7	**7**	9	**1**	15	**11**	9
8	15	8	8	**8**	8	8	8	**8**

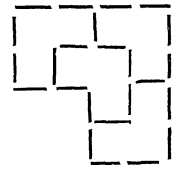
Werden die hier eingetragenen Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so nennen die senkrechten Reihen: 1. eine Frucht, 2. eine Krankheit, 3. einen Baum, 4. ein Züchtigungsmittel, 5. eine Baumfrucht, 6. eine Futterpflanze, 7. eine Zierpflanze, 8. eine Frucht, 9. einen deutschen Dichter.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so erscheinen an den durch fetten Druck hervorgehobenen Stellen von oben nach unten vier Namen aus dem Pflanzenreiche.

Rebus.



Auflösung der Rätselaufgabe mit Streichhölzchen in Nr. 35.



Auflösung des Abstrichrätsels in Nr. 35.

S e m
E mi r
E l i a
L e o
Emilie.

Esel, Amor, Lese, Roma.

Auflösung des Kettenrätsels in Nr. 35.

Luzern, Epinal, Nevada, August.
Lenau.

Auflösung des Rätsels in Nr. 35.

Au, Maus, Mais, Mai.

Fragen und Antworten.

Egon Geefehlneg, Budapest, IX. Bez., Sorokšárergasse, Nr. 49, 1. St., Nr. 17, ist Briefmarkensammler und möchte mit seinen Kameraden tauschen. Er besitzt alte Ungarn, Rumänien und Aegypten, wünscht dagegen alte Russen und Australien. Er ist auch Seidenwurmzüchter und besitzt abgesponnene Kokons. Er kann solche Gespinste in Tausch geben und möchte dafür gerne alte deutsche Marken. — Gruß und beste Wünsche für Genesung.

„Mein lieber Guter Kamerad! Will Dir mitteilen, daß ich die rote 3 Pfennigmarke von Sachsen doppelt besitze und gerne für andere Marken mit einem Kameraden tauschen möchte. Nichtbeliebendes werde ich dankend zurückschicken. — Mit Gruß an alle Kameraden verbleibe ich Dein **Karl Duncker**, Quintaner zu Hamburg, Uhlenhorst, Hofweg 6."

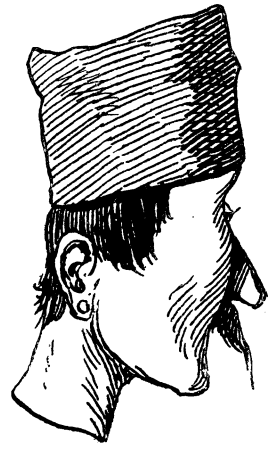
„Da viele meiner Kameraden sich mit Papparbeiten beschäftigen, teile ich Ihnen das Rezept eines Klebemittels mit, das s. Z. im ‚Briefkasten' des ‚Hamburger Korrespondenten' stand, wie folgt: ‚Ein ausgezeichnetes Klebemittel, welches überdies sehr wohlfeil ist, erhält man, wenn man gewöhnliche Weizenstärke mit 5% doppelkohlensaurem Natron trocken mischt, in eine Pfanne thut, in einer Bratröhre auf eine Unterlage stellt und es so lange der Einwirkung der Hitze aussetzt, bis die Stärke anfängt, gelblich zu werden. Während des Erhitzens muß das Gemenge von Zeit zu Zeit umgerührt werden, um eine gleichmäßige Erhitzung zu erzielen. Hierauf wird das Gemenge in Wasser aufgekocht. Durch diese Behandlung wird die Stärke in geruchloses Dextrin umgesetzt, welches sich wie Gummi arabikum in kaltem und warmem Wasser löst, ebenso wie dieses klebt und sich nicht mit einer Schimmelhaut überzieht.' Seit Monaten habe ich dies Klebmittel angewendet und es hält sich sehr gut. Mit Gruß H. W. H."

„Liebe Kameraden im Auslande! Kameradschaftlichen Gruß zum voraus! Ich biete Euch eine Anzahl österreichischer Marken verschiedener Art an und bitte Euch um Marken aus Eurer Heimat. Tauschlustige wollen adressieren an Herrn Dr. **Großmann**, für dessen Sohn Max zu Bielitz, Deutsch-Schlesien."

„Lieber Guter Kamerad! Zeige meinen Kameraden bitte an, daß ich eine große Anzahl Briefmarken zu vertauschen bereit bin: Brasilien, 100 Reis grau, 32 Stück; Brasilien, 50 Reis, blau, 10 Stück; 200 Reis, rosa, 20 Stück 2c.; jedenfalls habe ich 100 Brasilien zu vertauschen, viele Peru, Kolumbien, Japan, Jamaica, Barbados 2c. Mit bestem Gruß. der schneidige Tertianer **Alfred Kettenburg**, Hamburg, Besenbinderhof 18."

Edmund v. L. in **N.** Du erwartest mit Ungeduld das Jubelfest des 100 000sten Abonnenten. Wir auch, lieber Freund; doch „wir sehen," um bewußtermaßen einen Sprachschnitzer in den Mund zu nehmen, „wir sehen noch so viele Fehlende."

O. Carstens in **Brekkum.** Wir liefern Dir die verloren gegangenen Nummern gerne nach. Es kosten dieselben einzeln 20 Pf.



Karlchens geographische Randglosse zur Karte: „Corsica und Sardinien".

„Kameraden! Ich besitze schon seit einiger Zeit einen photographischen Taschenapparat, mit dem ich überraschende Erfolge erzielte. Ich habe mich aber entschlossen, einen größeren Apparat, wozu ich schon das Objektiv besitze, anzuschaffen und möchte zu diesem Zwecke meinen jetzigen abgeben. Es zählen dazu zehn Stück Trockenplatten, ein Satz Chemikalien, photographisches Papier, Schale, Meßcylinder, Kopiervorrichtung, zwei Kassetten, Goldbad, Schablone, Kartonkarten und außerdem „Haugk's Repetitorium der Photographie". Sollten Angebote einlaufen, bin ich gerne bereit, einige Proben zu senden und meine Erfahrungen zur Verfügung zu stellen. Mit Gruß R. Lorentz, per Adresse: Lorentz und Keil, Hofbuchhandlung, Konstantinopel, Grande Rue de Péra 457."

„Bitte alle meine Kameraden des Auslands, mir die Postkarten Ihres Landes (für Ausland) senden zu wollen und dabei zu bemerken, was sie selbst dafür wünschen. Am liebsten wären mir Postkarten mit Rückantwort. Meine Adresse: Gymnasiast Th. Kissinger, Worms a. Rh., Rheinstraße 44."

„Liebe Kameraden! Habt recht herzlichen Dank für alle Marken, die Ihr mir geschickt. Gegen 100 Sendungen habe ich erhalten und auch alle Briefe beantwortet. Hoffentlich habt Ihr sie richtig erhalten. Bitte, mir vor dem 1. September nicht mehr zu schreiben, da ich aufs Land, so recht in die Einöde Finnlands gehe, wo keine Post zu finden ist. Also aufs Wiedersehen im Herbst, meine lieben Kameraden! Einen fröhlichen Sommer wünscht Euch Euer Kamerad P. v. Gerich, Helsingfors."

Oskar Titscher jun., **Plauen im Vogtl., Syrauerstraße,** hat jüngst seinen Bekannten eine ebenso interessante als staunenerregende Zaubervorstellung gegeben, betitelt: „Eine Stunde bei der Hexe von Endor". Die Geistererscheinungen, die er u. a. mit Hilfe seiner Laterna magika unter Blitz und Donner vor den schaudernden Zuschauern zauberte, erregten den größten Schrecken und Beifall zugleich. Unser Zauberkünstler und Magier erbietet sich, einzelne seiner Kameraden, die eine Laterna besitzen, in die Arrangements dieser grauenerregenden, doch leicht ausführbaren Programmnummer einzuweihen. Briefe direkt. (Lieber Freund! Leider haben wir heute zu wenig Raum, um Deinen ganzen Bericht abzudrucken. Freundlichen Gruß.)

„Liebe Kameraden! Möchte mit Euch gerne Briefmarken und zwar namentlich Ganzsachen tauschen gegen andere Marken oder Ganzsachen. Hätte auch Schmetterlinge abzugeben. Freundlichen Gruß von Gustav Wipprecht, Mannheim B. 5. 5."

„Lieber Guter Kamerad! Sei so gut und teile meinen Kameraden mit, daß ich zwei noch wenig gebrauchte Malerkasten besitze und gerne gegen Freimarken umtauschen möchte. Schund wird nicht berücksichtigt. Auch möchte ich gerne die Dampfbuttermaschine kennen lernen. Meine Kameraden mögen ihre Adresse an Oskar Hackenberg, Oberhausen, Marktstr. 163 1/3 richten. Allen Kameraden Gruß!"

Hch. Sch. in **Kitzingen.** Ja, der erste Jahrgang des „G. K." ist noch in einzelnen Exemplaren vorrätig; er kostet elegant gebunden 8 M. und ist durch jede Buchhandlung oder direkt von der Verlagshandlung W. Spemann in Stuttgart zu beziehen. — Taschenbuch für Mineraliensammler von Emil Fischer geb. 2 M. 80 Pf. Etiketten für die Sammlung 1 M. 50 Pf. — Bist Du nicht in der Lage, zum Bestimmen Deiner Minerale Rat und That eines sattelfesten Mineralogen auszubitten? Das ist dem Anfänger und jungen Mineralogen sehr anzuraten.

F. Brinkmann, Sekundaner in **Braunschweig, Echternstraße 30,** bittet um Ueberlassung einer „Herbstzeitlose" gegen eine Anzahl anderer Pflanzen seiner Heimat. — In der Handelsmarine muß man wohl oder übel von der Pike auf dienen; erst die spätere Absolvierung einer Navigationsschule, deren Besuch gewöhnlich als Vollmatrose angetreten wird, eröffnet die Aussicht auf die höhere seemännische Laufbahn, um also Steuermann oder Kapitän zu werden. — Ueber die Bedingungen des Eintritts in die kaiserliche Kriegsmarine geben die bei E. S. Mittler und Sohn in Berlin S.W., Kochstraße 68—70 über die einzelnen Personale und Verwaltungszweige erschienenen amtlichen Spezialvorschriften die beste Auskunft. Lassen Sie sich Verlagskatalog senden.

K. K. jun., **Wien.** Wir wissen Ihre Freundlichkeit zu schätzen. Mit solchen Aufsätzen sind wir jedoch auf lange Zeit hinaus versorgt. Danken sehr.

Z. N. in **Prag.** Deine Arbeit eine Patzerei? — Ei, beileibe! Wir haben nur leider keinen Platz. Vielleicht später.

Karl Br. in N. Wer bei größeren Ausflügen während des Marsches an Trockenheit des Mundes leidet, dem sei empfohlen zwischen Zähne und Lippen ein Strohhälmchen oder Holzspänchen zu nehmen. Unwillkürlich wird man damit ein wenig spielen; das reizt die Speicheldrüsen in hinreichender Weise, die Trockenheit des Mundes zu benehmen. — Wir sollen ein Auge zudrücken ob Deiner schlechten Schrift? Sei's drum! *)

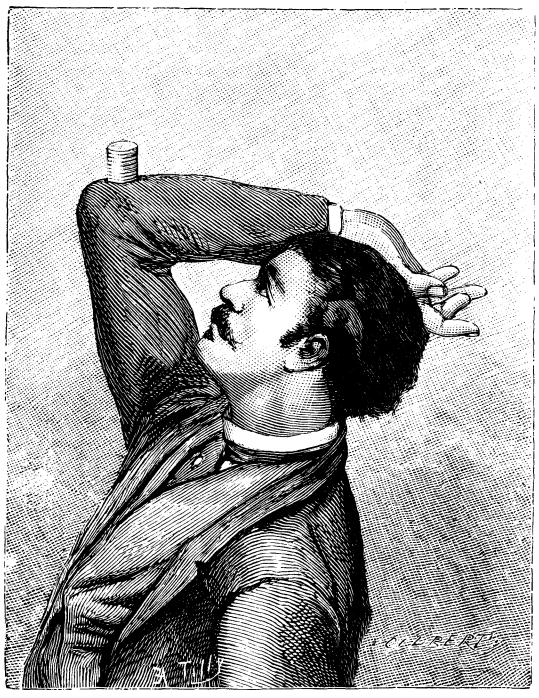
*) Anmerkung des Setzerlehrlings. Das ist ein nettes Gekritze-Gekratze, i du meine Güte! — wie mit einem Reisbesen geschrieben.

Tertianer in T. Siehst Du, junger Freund, die Frage, „wie man sich auf die billigste Weise einen photographischen Apparat macht", das wissen die älteren Abonnenten des „Guten Kameraden" schon lange zu beantworten; ihrer viele haben sich sogar schon einen solchen selbst gebaut. Verschaffe Dir von einem Schulfreunde den ersten Jahrgang; Seite 379 desselben wirst Du einen reich illustrierten Aufsatz: „Anleitung, sich selbst einen photographischen Apparat zu verfertigen" finden. Lese auch die in Nr. 10 des laufenden Jahrgangs aufgeführte „Gebrauchsanweisung zu Eastmanns Bromsilberpapier".

„Guter Kamerad! Bitte, teile doch meinen Kameraden mit, daß ich eine noch ziemlich gut erhaltene Laterna magika und ein Buch, betreffend „Anweisung zur Schnell- und Geheimschrift", gegen Marken vertauschen möchte. Besonders erwünscht wären mir: Peru, Chile, Mexiko, Costa Rica und Kap der guten Hoffnung (△). Angebote erbeten an Gustav Koritzki, Darkehmen, Ostpreußen."

Hans H. in **Kitzingen.** Lieber Freund! Mit der Anbahnung von Verkäufen will sich der „G. K." nicht befassen. Nichts für ungut und Gruß freundlich erwidert.

„Liebe Kameraden! Ich habe viele schöne Marken und möchte dieselben gegen Mineralien vertauschen. Briefe bitte zu richten an Ernst Maier, Frankfurt a. M., Neue Mainzerstraße 43, I."



Experiment zur Veranschaulichung des Trägheitsprinzips.

Hammonensis. Die Briefmarkenhandlung A. Beddig in Hannover

E. B. in **Wien.** Deine Anweisung, wie man sich einen Leiterwagen herstellt, haben wir dem Düsseldorfer Kameraden zugestellt. Leider gibst Du Deine Briefadresse nicht an, daß er Dir für Deine Mühewaltung danken könnte.

X. Y. in **Z.** Die Fahrpläne der dortigen Bahnhöfe beantworten Deine Frage am zuverlässigsten. Gewiß auch gerne wird Dir einer der dortigen Schalterbeamten Auskunft geben. — Wie lange in Deinem Alter des täglichen Schlafes zu pflegen wäre? Siehe unsere Antwort an den „Schlesischen Quartaner" S. 416 dieses Jahrganges. — Der Einjährig-Freiwilligendienst in der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine kann unseres Wissens im allgemeinen nur von Berufseleuten angestrebt werden; sonst haben zu dem einjährigen Dienste in der Kriegsmarine nach Bedarf nur solche Freiwillige Zulaß, welche als Maschineningenieure oder als Mediziner zu dienen beabsichtigen. Der einjährige Dienst der Berufseleute und der einjährige Dienst im Maschinenbau und -betrieb wird auf Staatskosten abgeleistet. Ueber Gesuche entscheidet das Hafenadmiralat in Pola.

„Lieber Guter Kamerad! Sei so gut und teile meinen Kameraden mit, daß ich für das Skelett einer Eidechse viele schöne Marken gebe, für ein Hirschkäfermännchen auch. Mit besten Grüßen. Graf R. Czernin, Graz, Albertstraße 14."

Fritz in **Nizza.** Dein Brieflein hat uns viele Freude gemacht. Wünschen gute Besserung und glückliche Reise. — Ob es in Stuttgart im Mai auch schon so heiß ist? Na ob, man möchte zuweilen wahrhaftig — mit Verlaub! — einen Rock aus lauter Knopflöchern haben.

W. W. in **Marienburg.** Ja, Dein Rätsel gefällt dem „G. K." sehr.

„Lieber Guter Kamerad! Sage doch meinen Kameraden, daß ich etwa 50 Münzen besitze, darunter einige China und Japan. Auch habe ich eine kleine Dampfmaschine. Beides möchte ich gegen eine Camera zum Photographieren vertauschen. Tauschlustige mögen adressieren an: Emil Kristmann, Mülhausen i. E., Bäckergasse 9."

E. R. in **Hamburg.** Der dortige Reiherstieg ist erst in neuerer Zeit angebaut worden, so daß auf diesem Platze eine Werft für Kriegsschiffe nicht bestanden haben kann. In der Neuzeit wurde in Hamburg, außer einigen Kanonenbooten, der Bau von Kriegsschiffen überhaupt nicht kultiviert.

Rudolf Geiger in **Frankfurt.** Ja, die einzelnen Nummern (Preis pro Exemplar 20 Pf.) können noch nachgeliefert werden. Bitten bei Bestellung um Angabe Ihrer Buchhandlung oder der Nennung Ihrer Briefadresse. — Dank für die Rätselaufgabe.

Pechvogel. Das soll Dich nicht mißmutig machen; wer fleißig und redlich strebt, wird sich im Leben nicht selten plötzlich wieder als Anfänger fühlen müssen. Glaubst Du, daß es einem Menschenkinde in unseren heutigen bewegten, schnell eilenden Tagen vergönnt ist, eines Tages plötzlich stille zu stehen und auszurufen: „Viktoria! jetzt kenne ich, jetzt weiß ich alles?" Mit nichten! Wir alle müssen uns dem heute geltenden Prinzip der Arbeitsteilung, das Du seinem Wesen und seinen Wirkungen nach noch kennen lernen wirst, unterordnen. Wenn wir nur in dem richtig erwählten Berufe tüchtig sind, dann kann uns ganz wohlig sein. Gruß und ein herzlich Glück auf!

A. St. in **G.** Daß Kameraden, denen auf ihre Aufforderung hin in kameradschaftlicher Weise Marken und Auswahlsendungen zugeschickt wurden, nicht antworten, das ist freilich nicht hübsch. Hoffentlich sind solche Fälle nur ganz vereinzelt vorgekommen.

Albert Neumerkel in **Gera, Promenadenstraße 8,** bittet einen Stuttgarter Kameraden um Zusendung der Privatpostwertzeichen dieser Stadt. — Die 31. Nummer des „G. K." wurde in Stuttgart am 5. Mai verschickt.

Heinrich Langner in **Arnau.** Wir glauben, daß alle besser assortierten Spielwarenhandlungen kleine Dampfmaschinen vorrätig haben, jedenfalls aber binnen kurzer Zeit besorgen können. Die öfters genannten Lehrmittelanstalten in Leipzig und Berlin haben solche Motoren sicherlich auch auf Lager. Gruß kameradschaftlich erwidert!

K. B. in **Kassel.** Schwimmen lernen willst Du. Gut! In einer der nächsten Nummern schon wird der „G. K." nicht nur darüber, sondern auch über eine ganze Reihe leicht ausführbarer Schwimmkunststücke wörtliche und bildliche Unterweisung geben. Sind Dir die beiden Schwimmlektionen im ersten Jahrgange nicht bekannt? — Die Landschildkröte hält man in der Gefangenschaft in erwärmten Räumen in einer mit Sand oder Erde gefüllten Kiste, im Sommer auch im eingefriedeten Garten. Man füttert sie mit Fleisch, Mehlwürmern, milchigen Pflanzen, mit süßen Früchten, auch mit Weißbrot in Milch geweicht. Trinkwasser darfst Du nie fehlen lassen. Süßwasserschildkröten nehmen gehackte Fische, Fleischabfälle, Mehlwürmer 2c. Sehr gut bekommt namentlich den letzteren die Gelegenheit zu einem erwärmten Bad. Sie wollen schwimmen wie Du. Hältst Du Deine Schildkröte im Garten, wird sie sich etwa im November vergraben und kommt im April wieder hervor. Im Sommer sind die Thiere weit mehr gefräßiger als im Frühjahr und Herbst. Also warte nur zu, der Appetit wird sich schon einstellen.

„Liebe Kameraden! Ich tausche für eine bayrische schwarze 1 Kr.-Marke (entwertet durch einen Strich) alte Kupferstiche ein. M. Kummer in Landshut (Niederbayern), Neustadt 496."

Italiano. Danken für Ihre freundlichen Mitteilungen und Ratschläge. Ganz unsere Ansicht! Wir werden Ihren Wünschen und damit auch unseren eigenen Anschauungen für die Folge mehr nachgehen. Sie dürfen uns aber glauben, daß nicht wenige Leser des „G. K." gegenteiliger Ansicht sind.

O. Mang, Obersekundaner in **Gebweiler (Oberelsaß),** sammelt seit 9 Jahren Briefmarken, möchte nun aber sein 950 Marken umfassendes Album abgeben. — Daß die Handschriftendeutung an dieser Stelle gleichfalls beifällige Aufnahme finden würde, daran zweifelt der „G. K." keinen Augenblick; aber, Freund, es ist ein Ding der Unmöglichkeit, insofern, als die seitens der Kameraden eingehenden Schriftzüge zu 9/10 überhaupt noch keinen festen Zug, keinen ausgebildeten Charakter tragen. Sie zeigen vielmehr fast alle noch, wenn man so sagen darf, den „Typus der Schulbank". Es ist damit naturgemäß wie mit dem „Flaum unter der Nase", von dem spaßhafte oder mißgönnerische Leute, wenn er sich für das unbewaffnete Auge endlich bis zum Stadium der Wahrnehmbarkeit entwickelt hat, doch noch zu sagen pflegen: „Na, na, — man weiß noch immer nicht, was mal draus werden wird!"

Quartaner O. R. in **M.-Gladbach.** Dank für Dein Rätsel. Famos!

Zu den nützlichsten Vögeln

zählt das Rebhuhn. Es vertilgt eine Menge Würmer, Schnecken, Kohlraupen, Unkrautsamen u. s. w. Für das leider von vielen noch scheel angesehene Tierchen tritt neuerdings W. J. Schuster in der „Zeitung des Vereins nassauischer Land- und Forstwirte" ein, indem er unter anderem schreibt: „An Körnern verzehrt das Rebhuhn nur die ausgefallenen oder bei der Saat zu tage liegenden, die für den Landmann keinerlei Bedeutung mehr haben können. Aufrechte Aehren greift es nie an; dieser Diebstahl ist ein Vorrecht des Sperlings. Es ist demnach unbegreiflich, wie man diesem nützlichen und niedlichen Vogel nachstellen, seine Eier ausheben und die Nester zerstören kann, teils aus Egoismus und Unverstand, teils aus Bosheit gegen den Jagdpächter. Es dürfte neben dem Rebhuhn kaum ein zweiter Vogel zu nennen sein, bei dem die Interessen des Landmannes und Jägers so zusammentreffen. Weid- und Landmann sollten deshalb im strengen Winter dieser gefiederten Lieblinge, die ich ihre Mitarbeiter nennen möchte, gedenken. Wie leicht ist es, ihnen durch einfache Hütten von Fichtenzweigen Schutz gegen Raubvögel und Unwetter zu bieten und ihnen an dieser Stelle einen gedeckten Tisch zu bereiten."

Die drei Edelsteine.

Zu Kaiser Ferdinand II. Zeit gab es ein Sprichwort, worin es hieß, daß der Kaiser sechs besondere Lieblinge habe, nämlich drei Edelsteine und drei große Berge. Die letzteren waren Fürst Eggenberg, Graf Werdenberg und Baron Questenberg; die drei Edelsteine waren die Fürsten Liechtenstein, Dietrichstein, und Wallenstein. Hierauf beziehen sich, wie die „Dramatischen Blätter" schreiben, die Verse in Schillers Wallenstein, und zwar in den „Piccolomini": „Albert Wallenstein, so hieß der dritte Edelstein in seiner (Ferdinands) Krone."

Nicht einem Einzigen zu Schad,
Den Freunden treu in Rat und That,
Das ist ein guter Kamerad!

Alb. Roderich.

Eine Schülerreise in die Schweiz

von

Dr. Steinbart.

In den letzten Jahren sind von dem Realgymnasium zu Duisburg regelmäßig während der großen Ferien Gebirgsreisen mit Schülern der oberen Klassen unternommen worden. Das Programm der Anstalt im Jahre 1885 giebt eine genaue Beschreibung der Vorbereitung und Ausführung solcher Reisen.

Im Anschluß an dieses Programm sollen im Nachstehenden die Daten der im Sommer 1886 von Lehrern und Schülern der Anstalt ausgeführten, zwölftägigen Schweizerreise gegeben werden.

Für die leitenden Lehrer ist es zunächst von großer Wichtigkeit, sich genaue Kenntnis der Abschnitte zu verschaffen, in welche nach den verschiedenen Eisenbahnverwaltungen und deren Verfahren bei Gewährung von Preisermäßigungen für Schülerfahrten die zu durchfahrende Eisenbahnstrecke zerfällt.

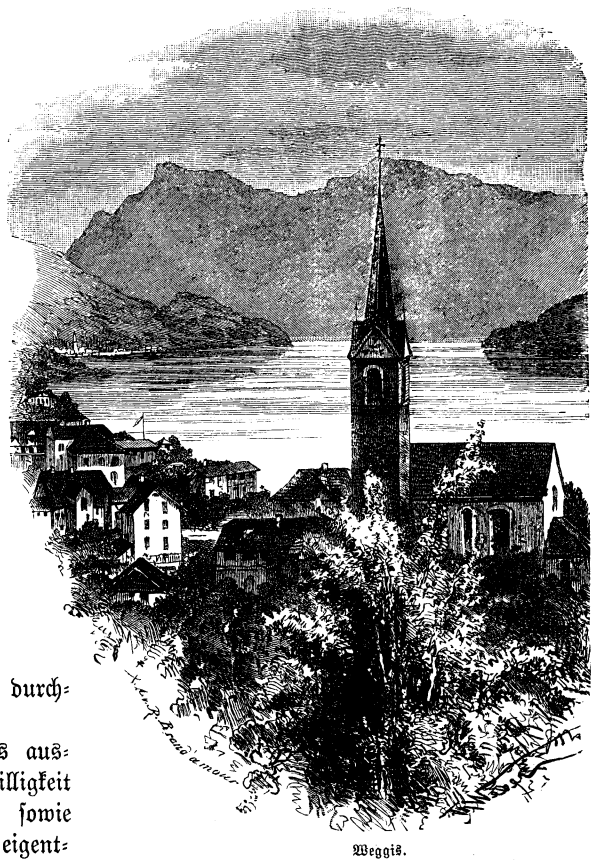
Man ist, mit dieser Kenntnis ausgerüstet, im stande, den nach Billigkeit und Schnelligkeit besten Weg, sowie auch den genauen Voranschlag der eigentlichen Fahrkosten aus dem Kursbuche zu ermitteln.

Wir fuhren zunächst nach Köln, welches wir um 3 Uhr nachmittags verließen, um über Mainz, Worms, Straßburg, Basel bald nach 10 Uhr des andern Vormittags nach Luzern zu gelangen. Einschließlich der Kosten für einige in der Schweiz während der Reise und zur Rückfahrt benutzten Eisenbahn- und Dampfschifffstrecken brauchten wir genau entsprechend dem gemachten Voranschlag an reinen Fahrkosten 34,40 Mark pro Person.

Zu diesem ersten Teil der Kosten gesellten sich zweitens die Ausgaben für die Vorbereitung, für Besichtigungen, sowie einige Extraordinaria (Depeschen 2c.) zusammen 3,10 Mark pro Person.

Der wichtigste und schwierigste Teil der Kosten blieb der für die Verpflegung und die Nachtquartiere.

Ja, die Verpflegung und die Nachtquartiere in der Schweiz! Man hat mich ausgelacht, als ich meinte, mit 5 M. durchschnittlich täglich auskommen zu können und dabei doch auf Rigikulm, auf der Furka, auf dem Faulhorn zu logieren! Aber wer zuletzt lacht, lacht am besten; es ist doch gelungen! Freilich, als ich etwa drei Wochen vor Beginn der Reise meine Anfragen an die Hotels abgesandt hatte, und erst nach acht Tagen eine, und zwar eine abschlägige Antwort eintraf, ward ich kleinmütig; doch bald folgten die Zusagen, teils bedingungslos, teils mit Bedingungen, auf die wir eingehen konnten, und selbst die eine Ablehnung (Furka) ward nach nochmaligem Angebot zur Zusage.



Weggis.

Es hatten sich nachbenannte Hotels erboten, uns 1. ein reichliches Abendbrot, welches die Stelle des Mittagbrotes ersetzen und mindestens aus Suppe, Braten mit Kartoffeln und Gemüse bestehen sollte, 2. für jeden ein Bett, im Notfall Matratze mit Decke, und 3. am nächsten Morgen Kaffee mit Zuthat zu den nebengesetzten Preisen zu liefern:

1. Rigikulm	3,50 M.
2. Göschenen, Rößli . .	3,20 „
3. Furka	4,00 „
4. Guttanen, Bär . . .	2,80 „

5. Rosenlauibad . . . . . 3,00 M.
6. Faulhorn . . . . . 5,20 „
7. Grindelwald, Hôtel du Glacier 3,00 „
8. Lauterbrunn, Staubbachhotel . 2,80 „

Summa 27,50 M.

und 9. Bern, Storch 3,20 M.

Unser erstes und letztes Nachtquartier war der Eisenbahnwagen. Warum ich das Nachtquartier im Storch zu Bern besonders setzen ließ und die Summe vorher gezogen habe, will ich sogleich erklären.

Nach unserem ursprünglichen Plane wollten wir von Interlaken nach kurzem Aufenthalt direkt bis Duisburg zurückfahren. Ein Freund jedoch unserer Anstalt und insonderheit unserer Reisen sandte mir einen nahmhaften Beitrag mit dem Ersuchen, das Geld für einen unbemittelten Schüler oder sonst beliebig für die Reise zu verwenden. Nun waren mir von abgegangenen Schülern, gewesenen Reisegenossen, schon so reichliche Beiträge geschenkt worden, daß ich 4 Schüler halbfrei mitnehmen konnte; ein Bedürfnis zu weiterer gleicher Unterstützung lag nicht vor; wir glaubten im Sinne des freundlichen Gebers, des Herrn Emil Hösch in Düren, zu handeln, wenn wir den anstrengenden Rückweg durch Einlegung eines Tages mit dem Nachtquartier Bern behaglicher machten. An dem Höschtage, wie wir ihn nannten, sollte vom Schänzli in Bern auf das herrliche Oberland zurückgeschaut und abends im Storch in Reden, Dichtungen und Aufführungen ein geistiger Rückblick auf die Erlebnisse der ganzen Reise geworfen werden.

Das Nachtquartier in Bern mit der Verpflegung des vorletzten Tages belastete unseren Etat also nicht.

Zu den Kosten der Nachtquartiere traten nun noch die an Trinkgeld und für Getränk am Abend, dies ergab für Nachtquartiere mit Verpflegung zusammen 34,50 Mark.

Ich will hier gleich mein Urteil abgeben, wie wir es gefunden. Auf der Furka, deren Hotel wegen starken Schneefalls überfüllt war, mußten sieben von uns mit sehr dürftigem Matratzenlager vorlieb nehmen, sonst haben wir überall in ordentlichen Betten prächtig geschlafen. Die uns gewährte Verpflegung war gut, zum Teil vorzüglich; mehrfach erhielten wir einen, ja zwei Gänge mehr, als ausgemacht war, nur im Staubbachhotel zu Lauterbrunn reichte man die spärlich gefüllten Schüsseln nur einmal herum, und es blieb uns nichts anderes übrig, als in einer nahegelegenen Kantine noch Brot und Käse zu fordern, um satt zu werden. Dieses „Striken" trug indessen ungemein zur Heiterkeit bei.

Endlich ist noch die Ausgabe für zweimalige Rast im Laufe eines jeden der zehn Marschtage mit 1,50 Mark pro Tag, also 15 Mark anzusetzen.

Ich rekapituliere:

Vorbereitung, Extraordinaria, Zehrgeld am letzten Tage	3,10 M.
Eisenbahn und Dampfschiffahrt .	34,40 „
Nachtquartiere mit Verpflegung .	34,50 „
Verpflegung im Laufe des Tages .	15,00 „
Summa	87,00 M.

Aus den Namen der Hotels wird jeder Kundige sich unsere Marschroute selbst konstruieren können. Ich gebe indessen die Aufstellung derselben nochmals, um mit derselben die Angabe der Zeit zu verbinden, die wir für die einzelnen Wegstrecken wirklich gebraucht haben. Wo dieselbe die sonst sehr zuverlässigen Angaben von Baedecker übersteigt, liegt es daran, daß wir die Wege unter besonders ungünstigen Verhältnissen zurücklegen mußten, so beispielsweise von der Furka nach der Grimsel im Schnee, oder von Im Hof zu den Reichenbachfällen bei nassem Wetter, das den an sich schon recht schlüpfrigen Pfad sehr schwer passierbar machte.

Unsere Marschroute mit Stundenetat war also folgende:

1. Tag.

Basel—Luzern mit der Eisenbahn,
Luzern—Weggis auf dem Dampfschiff,
Weggis—Rigikulm . . . . . 3¾ Std.

Summa zu Fuß 3¾ Std.

2. Tag.

Rigikulm—Vitznau . . . . . 3 Std.
Vitznau—Brunnen auf d. Dampfschiff,
Brunnen—Altdorf . . . . . 3 „
Altdorf—Göschenen mit der Bahn,

Summa zu Fuß 6 Std.

3. Tag.

Göschenen—Andermatt . . 1½ Std.
Andermatt—Hospenthal . . 40 Min.
Hospenthal—Realp . . . 1 „ 20 „
Realp—Tiefenbachschirmhaus 2 „
Tiefenbachschirmhaus—Furka 1½ „

Summa zu Fuß 7 Std.

4. Tag.

Furka—Rhonegletscherhotel . . . 2½ Std.
Rhonegletscherhotel—Grimselhospiz . 2¾ „
Grimselhospiz—Handeckfall . . . 2¼ „
Handeckfall—Guttanen . . . . 1¼ „

Summa zu Fuß 8¾ Std.

5. Tag.

Guttanen—Im Hof . . . . . 2½ Std.
Im Hof—Reichenbachfälle . . . 2 „
Reichenbachfälle—Rosenlauibad . . 1¾ „

Summa zu Fuß 6¼ Std.

6. Tag.

Rosenlauibad—Große Scheidegg . 2¾ Std.
Große Scheidegg—Faulhorn . . 4¼ „

Summa zu Fuß 7 Std.

7. Tag.

(Halber Ruhetag) Faulhorn—Grindelwald . . . . . 3 Std.

Summa zu Fuß 3 Std.

8. Tag.

Grindelwald—Kleine Scheidegg . . 3¼ Std.
Kleine Scheidegg—Lauterbrunn . . 3 „

Summa zu Fuß 6¼ Std.

9. Tag.

(Höschtag) Lauterbrunn—Interlaken 2½ Std.
Interlaken—Därlingen mit d. Bahn,
Därlingen—Scherzlingen m. d. Bahn,
Scherzlingen—Bern mit der Bahn,

Summa zu Fuß 2½ Std.

Alles, was ich bisher mitgeteilt, stand schon mehrere Tage vor unserer Abreise auf dem Papiere fest. Meldungen waren zahlreich eingegangen. Die Maximalzahl der Schüler, 15, war erreicht; aus unserem Kollegium wollten wir unsrer 5 teilnehmen, so waren wir zusammen 20, an die sich als 21ster der Onkel eines mitreisenden Schülers mit Rundreisebillet anschloß. Jeder Schüler erhielt der Rangordnung nach eine Nummer, wir Lehrer bezeichneten uns mit α, β, γ, δ, ε, „Onkel Emil" mit ζ.

Es wurden 5 Abteilungen zu je 3 Schülern und einem Lehrer gebildet, die abwechselnd „Dienst" haben sollten.

Die diensthabende Abteilung, oder kurzweg „der Dienst" hat folgende Obliegenheiten zu erfüllen:

Er übernimmt sein Amt mit dem Abmarsch vom Nachtquartier. Er muß genau über den Weg unterrichtet sein; besonders der Leiter des Dienstes muß Bescheid wissen, auch die Raststellen, soweit dies möglich, bestimmt haben.

Ist Mundvorrat mitzunehmen, so hat der Dienst denselben einzukaufen und zu tragen. Wird Rast in einem Wirtshause gemacht, so hat er zu bestellen, auch bei Herbeischaffung des Bestellten Hilfe zu leisten.

Er empfängt die für den betreffenden Tag ausgeworfene Summe und hat den ganzen Tag die Zahlungen zu leisten und die Rechnung zu führen. Der leitende

Lehrer zahlt, der älteste Schüler notiert die Ausgaben.

Kommt eine zweifelhafte Wegstelle, so hat der Dienst jemand zur Kundschaft abzuschicken.

Er marschiert, wenn thunlich, in der letzten halben Stunde voraus und verteilt die Reisegesellschaft in die Zimmer. Kommen die übrigen an, so heißt es: Nr. 1, Nr. 2, Nr. 4 in Zimmer 17! α und β in Zimmer 20! u. s. f. Die schlechtesten Zimmer, die unbequemsten Betten hat immer der Dienst für sich zu nehmen. Er ist mit den Ausgaben an den Etat gebunden; es gereicht ihm zu besonderer Ehre, wenn er trotz guter Verpflegung eine Ersparnis abliefern kann.

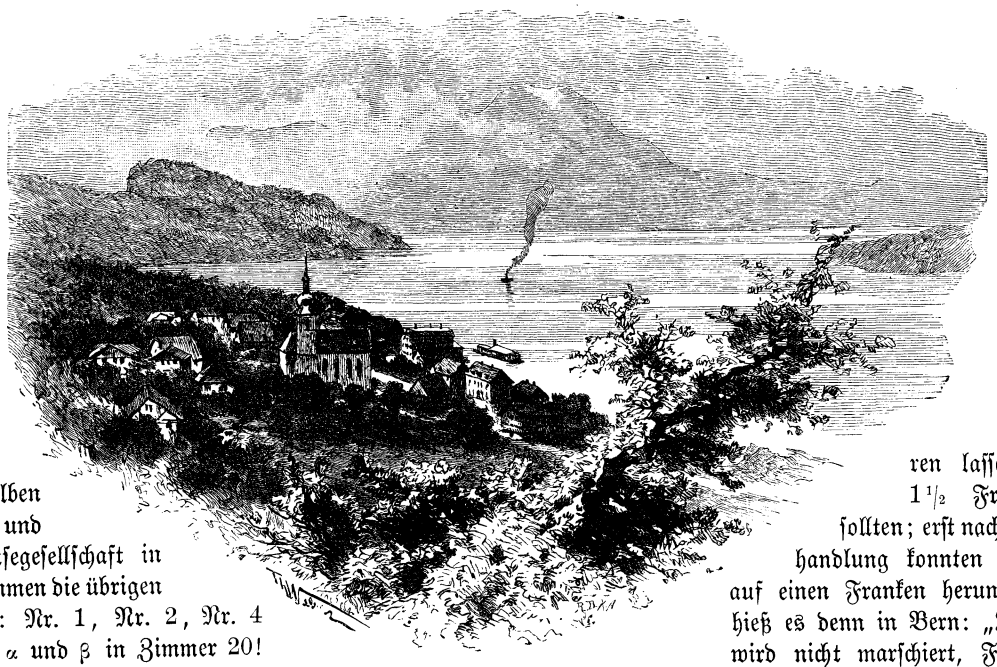
Bei dem Abmarsch vom Quartier, beim Verlassen des Rastplatzes hat er die Zimmer, bezw. den Lagerplatz nachzusehen, ob nicht etwas liegen geblieben.

Endlich hat er bei der ersten Rast nach Abgabe der Leitung genaue Abrechnung an den Zahlmeister der Gesellschaft abzuliefern.

Dem Leiter des Dienstes liegt während des Tages jede Art von Aufsicht ob, wo dieselbe zu leisten. Insonderheit hat er darauf zu sehen, daß die Schüler ordnungsmäßig zu Bett gehen und nicht noch Lärm in den Schlafzimmern machen.

Es liegt auf der Hand, daß durch diese Anordnung die Kollegen, welche nicht Dienst haben, bedeutend entlastet werden; andererseits hat jeder von uns immer einen besonderen Ehrgeiz darein gesetzt, daß, wenn er Dienst hatte, alles klappte, und jeder mit Verpflegung und Führung wohl zufrieden war. Dieser Wetteifer übertrug sich auch auf die Schüler, so daß man oft hören konnte, wie sie diesen oder jenen Ort mit dem Zusatze priesen: „Da hatten wir auch Dienst."

Für besondere Unterhaltung brauchten wir diesmal am Tage nur selten zu sorgen. Unsere lange Eisenbahnfahrt verging schnell, der Rhein präsentierte sich so prächtig, daß wir den Blick nicht von ihm wenden konnten, und in der Schweiz



Vitznau.

selber gab es erst recht viel zu sehen, viel zu bewundern, oder, wenn das nicht der Fall, mußten wir so genau zusehen, wo wir den Fuß hinsetzten, daß auch hier auf dem eigentlichen Marsche nie gespielt worden ist.

In den Quartieren haben wir einmal, in Erwartung des Abendbrotes, in zwei Gruppen das Geographiespiel vorgenommen, während eine dritte Gruppe sich an dem Buchstabenspiel ergötzte. (Ich heiße Abraham, komme aus Amsterdam, handle mit Aalen und gehe nach Antwerpen.) Dagegen haben wir auf dem Marsche, sowie besonders nach dem Abendbrot in den Quartieren viel gesungen und gedichtet: letzteres meist nach dem Wechselgesang „Freut euch des Lebens!" In Göschenen und Guttanen wurde Wettreimen abgehalten; jede der 5 Abteilungen mußte auf ein gegebenes Wort binnen 10 Minuten 3 sinnvolle Reimpaare machen. Wir Lehrer bildeten das Schiedsgericht. Einmal hatten wir „Luzern" als Stichreim gegeben; die eine Abteilung dichtete als schlaue captatio benevolentiae: „Hoch leben die fünf edeln Herrn, — Die mit uns zogen gen Luzern!" Eine andere sang: „Seit wir verließen die Stadt Luzern, — Hat uns geleuchtet des Glückes Stern!" — Bei dem nächsten Zwangsreim „Rhone" brachte eine dritte Abteilung ihre geographische Kenntnis zur Geltung: „Wir sahen heute den Gletscher der Rhone, — In die sich in Frankreich ergießet die Saone!"

In Bern war in 35 Versen die ganze Reise besungen, kein merkenswertes Ereignis ward vergessen. So gab zu vielen Scherzen der Vorfall Veranlassung, daß 2 von uns sich an dem halben Ruhetage in Grindelwald hatten rasieren lassen und dafür $1\frac{1}{2}$ Franken bezahlen sollten; erst nach längerer Unterhandlung konnten wir den Preis auf einen Franken herunterdrücken. Da hieß es denn in Bern: „In Grindelwald wird nicht marschiert, Für einen Frank wird man rasiert!" — Daß wir nicht ohne alle Unterbrechung Sonnenschein gehabt, lehrte der Reim: „Von Andermatt zum Furkapaß, — Da wurden wir gehörig naß!" — Die ganz außergewöhnliche Leistung eines warmen Frühstücks bei der ersten Rast am Tage fand die gebührende Anerkennung in den Worten: „In Interlaken zwischen den Seen, — Da schmeckte das warme Frühstück so schön!" und den Eindruck, welchen die Gotthardstraße unseren jungen Gefährten gemacht hatte, bewiesen die Verse: „Die Gotthardbahn, ein Meisterwerk, — Zeugt von des Menschen Geist und Stärk'!"

Auch eine Aufführung veranstalteten wir in Bern. Es galt, unserem liebenswürdigen, stets heiteren und anregenden Musikkollegen (δ) eine Huldigung zu bringen. So stellten wir denn seinen Namen durch die einzelnen Buchstaben, die ihrerseits die Anfangsbuchstaben der Namen bekannter Personen oder Sachen waren, dar, und zwar folgendermaßen:

Guttanen (Quartier im Bären, der alte Rufibach mit seinen Vatermördern).
Rigi (Sonnenaufgang).
Übungsmarsch (ein Vorbereitungsmarsch, welcher vor der Reise bei anhaltendem Regen unternommen ward).
Tanz (auf der großen Scheidegg).
Engländer (ein Prachtexemplar, welches wir vor der Wengernalp mit Glacéhandschuhen auf einem Maultier reitend getroffen und dem wir vergeblich in verschiedenen Sprachen „Guten Morgen" zugerufen).
Rendezvous (beim Aufstieg z. Faulhorn).

Spitze (die Spitze oder Tête, welche von dem Dienste zum Verhüten des Vorauslaufens gegeben wird).

Man sieht, wir waren eine heitere Schar. Nun bitte ich den Leser, einen ganzen Tag mit uns zu verleben, den 20. August 1886.

In Rosenlauibad waren wir sehr gut aufgehoben gewesen. Unsere Schüler hatten am Abend im „Salon" den übrigen Gästen, Engländern und Franzosen, einige Lieder vorgesungen und waren nicht wenig stolz darauf, daß die fremden Damen immer noch ein neues verlangt hatten. Die Zimmer waren sehr behaglich gewesen; leider nutzte die schöne Lage derselben nichts, da ein feiner Nebel am Morgen alles mit dichtem Schleier umhüllte. Die ganze Gesellschaft saß pünktlich um ½6 Uhr beim Kaffee; allerhand Wetterprognosen wurden angestellt, denn heute sollte der höchste Punkt auf unserer Tour, das Faulhorn, erreicht werden. Hinauf mußten wir, es war alles mit dem Wirte dort oben vereinbart, und wenn es wieder wie auf der Furka fußhohen Schnee gab, wir mußten hinauf!

Wir hatten schon vom Rhonegletscherhotel an einen Führer genommen; die Kosten verteilen sich auf viele, der Vorteil ist für alle vorhanden. Er besteht nicht bloß in der richtigen Wegführung, sondern auch in manchen interessanten Daten, mancher belehrenden Mitteilung über Land und Leute aus dem Munde des kundigen Mannes. Unser „Nägli", das war sein Name und seine Heimat Innertkirchen, machte auch ein bedenkliches Gesicht zum Wetter. Doch unverdrossen schnallte er sich etliche Tornister auf, was eine erkleckliche Einnahme an die Nebenkasse gab, denn die „Schlemmer", welche sich ihren Tornister tragen ließen, mußten pro Wegstunde 15 Centimes Abgabe entrichten.

Der Dienst hatte die Zimmer nachgesehen und zum drittenmal die Cigarrentasche von ε gefunden, auch ein Taschentuch von Nr. 11, das gab wiederum 20 Centimes Strafgelder. Punkt 6 Uhr erscholl das Kommando „Gepäck aufnehmen!", sodann „Nummern abzählen!" Alles war zur Stelle.

Dem schönen Quartiere ward ein Hoch zum Abschied gebracht, und mit einem frohen Liedlein gings hinaus in die neblige Landschaft. Nach wenigen Minuten ward Halt gemacht, ε übergab α den Dienst. Wir hätten, sagte α bei der Uebernahme, schon so viel Glück gehabt, daß wir uns nicht wundern dürften, wenn die Sonne uns heute nicht lächelte, was aber der „Dienst" vermöchte, auch diesen Tag würdig seinen Vorgängern anzureihen, das würde er thun. „Die Gegend mag hier recht schön sein", meinte ∂, als die Rede beendet war, und da lachten wir in den Nebel hinein.

Schnurtobelbrücke.

Der Weg steigt von Rosenlauibad bis zur Scheidegg beständig, aber allmählich, nur an wenigen Stellen ist er steil und mitunter schlüpfrig. Obwohl wir die Bergriesen nicht sahen, auch nicht weit blicken konnten, so ging es sich doch ganz gemütlich am Reichenbach entlang durch den kühlen Tannenwald; erquickend und duftig war die Luft. Hin und wieder glaubten wir den Donner der Lawinen zu hören, sahen uns aber arg enttäuscht, als auf dem halben Wege zur Scheidegg die quickenden Töne eines Alpenhornes zu uns drangen und uns lehrten, daß wir uns einem Echoerzeuger nahten, dessen Mörser das Donnergetöse hervorbrachte.

Indessen war es nach und nach heller geworden, manche sehr hübsche Scenerie bot sich dem Auge dar; prächtige alte Ahornbäume standen bei der Brücke über dem Gemsbach mit seinem niedlichen Falle, einige recht freundlich dreinschauende Sennhütten passierten wir, und als wir am Schwarzwaldgletschhotel vorbei waren, stieg der Nebel immer höher, und wir konnten die Scheidegg sehen, wenn auch das Wirtshaus noch verborgen blieb.

Das letzte Stück ging's recht steil empor; wir waren ganz froh, daß die Sonne nicht schien. Kurz vor 9 Uhr waren wir oben.

Das Wirtshaus erinnerte von allen Gebirgsherbergen, die wir getroffen, am meisten an eine „Baude" im Riesengebirge, nur die Harfnerinnen fehlten. Ein großer Holzsaal bot uns nebst einigen Amerikanern, die dort übernachtet hatten und eben ihren Frühlunch zu sich nahmen, hinreichend Platz. Der Dienst bestellte Bouillon und Brot mit Käse.

(Schluß folgt.)

Eine klassische Höhle

ist vor kurzem in Algerien festgestellt worden, nämlich die Höhle, in welcher sich der Dichter des „Don Quixote", Cervantes, der mehrere Jahre als Gefangener in Algier zugebracht hatte, einst nach einem Fluchtversuch einige Wochen hindurch verborgen hatte. Nach Cervantes' eigener Beschreibung war die Höhle einige tausend Schritte südwärts von der Piratenstadt gelegen. Man war spanischerseits längere Zeit damit beschäftigt, das ehemalige Versteck des berühmten Landsmannes ausfindig zu machen; doch paßte keine von den in der Nähe der Stadt befindlichen bekannten Höhlen auf Cervantes' Beschreibung. Kürzlich gelang es nun, dank den fortgesetzten Bemühungen des spanischen Vizekonsuls Don Adriano Rotondo, den Ort mit Gewißheit festzustellen. Es ist eine ganz kleine Höhle am Abhange einer ziemlich steilen Anhöhe, ein vortreffliches Versteck für Flüchtlinge. Jetzt ist zur Erinnerung an Cervantes über dem Eingange der Höhle eine Inschrift in spanischer Sprache angebracht worden.

Die Jugendgeschichte der Eisenbahnschiene.

„Deine Geschichte ist höchst einfach," sprach die Schiene zur eichenen Schwelle, „denn du hast vom Walde, deiner Heimat, bis hierher eigentlich gar keine Wandlungen durchgemacht. Nur dein rauhes Kleid hat man dir ausgezogen und dich ein bißchen die Bekanntschaft mit der Säge (beiläufig gesagt, einer meiner Verwandten) machen lassen, und dann hat man dich hierhergebracht, um dich mit mir zu fester Freundschaft auf immer zu verbinden. Du bist geblieben, was du warst, das kernige, Waldfrische duftende, treue alte Haus — aber ich! So wie du mich hier siehst, bin ich die letzte Gestalt zahlreicher Wandlungen, die mit einem tief aus dem Erdenschoß hervorgeholten Gestein vorgenommen worden sind. Darum muß ich dich um etwas Geduld bitten, denn so kurz wie deine Geschichte wird die meine nicht werden."

Hier wurde die Erzählerin durch ein dröhnendes, von einer zitternden Bewegung begleitetes Geräusch unterbrochen, das, mit der Schnelligkeit des Windes näher kommend, sich in einen grellen Donnerton verwandelte, und sich dann ebenso rasch wieder in der Ferne verlor. Ein Schnellzug war über die Häupter der beiden weggerollt, und nun war es wieder totenstill, wie vorher.

„Also höre," nahm die Schiene ihre Rede wieder auf. „Tief in dem dunklen Schoß der Erde ist meine Heimat. Dort lagert ein Gestein, das durch seine eigentümliche dunkle Färbung und seine Schwere die nahe Verwandtschaft mit mir anzeigt. Schwarzgekleidete, mit kleinen Lampen versehene Männer graben mit schweren spitzigen Hacken Gruben und Gänge in die Erde, um dieses Gestein aufzusuchen und zu Tage zu fördern. Dort ist aber seines Bleibens nicht. Die Reise geht weiter und findet ihr erstes Ziel angesichts einer Reihe turmartiger Gebäude, aus denen oben Rauch und Feuerglast emporsteigt. Eine schreckhafte Ahnung überkommt es beim Anblick dieser feuersprühenden Ungetüme (Hochöfen genannt), um die sich zahlreiche Männer mit allerlei Geräten zu schaffen machen. Einige derselben kommen jetzt heran, laden das Gestein in einen eisernen Wagen und bringen es auf eine Halde, wo sich schon eine ganze Sammlung von ähnlichem Gestein vorfindet, um mit dem neuangekommenen vermengt zu werden. Nachdem dies geschehen, wird das Gestein wieder in einen eisernen Wagen geladen und auf eine brückenartige Platte geschoben, mit welcher der Wagen plötzlich in die Höhe steigt, bis er sich vor jenen feuersprühenden Ofenmündungen befindet, die bereits unten aus der Ferne sichtbar waren. Fast in demselben Augenblick ist auch der Inhalt des Wagens mitten in die flammende Glut ausgeleert.

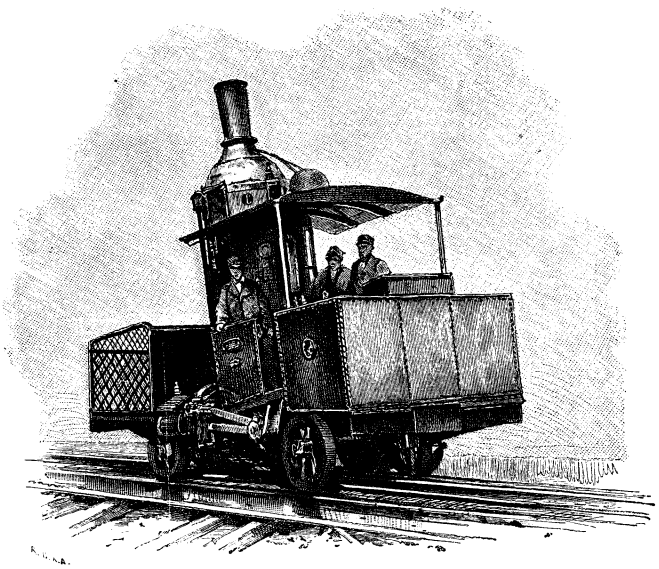
„Acht lange Stunden blieb das Gestein in der feurigen Gefangenschaft, dann wurde unten am Fuße des Ofens ein Loch geöffnet und heraus schoß ein weißer Glutstrom mit der Gewalt eines Wasserfalles und verbreitete sich in einer Reihe nebeneinanderliegender Rinnen.

„Das war mein erstes Dasein."

„Folgte denn darauf noch ein anderes?" frug hier fast kleinlaut die Schwelle.

„Freilich! Es kam noch ganz anders!" erwiderte lachend die Schiene. „Nach einigen Stunden, nachdem ich mich von der grausamen Hitze abgekühlt, kamen Männer mit Haken, rissen mich aus dem engen Lager, luden mich auf einen flachen Wagen, und fort ging's in raschem Lauf einem niederen schwarzen, von zahlreichen Schloten überragten Gebäude zu, von dessen Dach aus Röhren in kurzen Zeitabständen weiße Dampfwolken hervorschossen. Im Innern des schwarzen Gebäudes, aus dem mir zahlreiche Feuerungen entgegenglotzten, wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen, und ein Getöse ließ sich vernehmen, das fast sinnverwirrend wirkte. Es war ein sonderbares Gemisch von Schnurren, Knattern, Klopfen und Donnern, aus dem dies Geräusch sich zusammensetzte. Herankommend, sah ich mich in der Mitte von zwei Reihen einander gegenüberliegender herdförmiger Oefen, vor denen je an den Seiten Männer standen, die mit langen Stangen im Innern der Oefen, die durch auf- und niederziehbare Thüren geschlossen werden konnten, herumarbeiteten. Nicht lange, und der Sinn dieser Hantierung sollte mir recht handgreiflich zum Verständnis gebracht werden. Kaum gesehen, so wurde ich mit den auf dem Karren mitbefindlichen Genossen zu Boden geworfen, worauf das Fuhrwerk sich wieder rasch entfernte.

„‚Du kommst mir gerade recht!' rief der Mann am Ofen (Puddelofen nannte er ihn), indem er mich ergriff und mich mit elegantem Schwung durch die von seinem Gesellen emporgezogene Schiebethür in den Ofen hineinwarf. Zwei, drei, vier meiner Genossen kamen in rascher Aufeinanderfolge nachgeflogen und, klapp! wurde die Thür wieder geschlossen. Aus einem Nebenraume schlugen die Flammen herein und wirbelten uns um die Köpfe, daß uns Hören und Sehen schier verging. Allmählich wurden wir wieder glühend, erst rot, dann weiß und schließlich, etwa nach Verlauf einer Stunde, fingen wir an zu zergehen und ineinanderzufließen. In diesem Augenblick wurde die Thür wieder halb emporgezogen und herein fuhr die Stange, deren ich schon Erwähnung gethan, und fing an, uns kreuz und quer durchzurühren, was nach einiger Zeit zur Folge hatte, daß wir zu einem einzigen glühenden Klumpen vereinigt wurden. Diese Vereinigung war so innig, daß auch unser Bewußtsein eins ward, daß die zeitweilige Vielheit unseres Wesens der Ichheit wieder Platz gemacht hatte. Es ist daher nicht unstatthaft, im weiteren Verlauf der Erzählung wieder das ‚Ich' zu gebrauchen, obwohl nichts im Wege steht, auch das pompösere ‚Wir' beizubehalten, dessen manche sich so gerne



Rigi-Lokomotive mit vertikalem Kessel.

bedienen, um zu zeigen (oder sich einbilden zu können), daß sie große Herren sind.

„Ich war also zum Klumpen geworden, sollte es jedoch nicht lange bleiben; denn der Puddler (so nannte sich der Arbeiter) ergriff mich plötzlich mit einer großen Zange, zerrte mich hinaus und ließ mich auf ein schüsselförmiges Wägelchen fallen, mit dem sein Geselle eilenden Laufes nach einem Ding lief, das auf drei Beinen stand und das sie Dampfhammer nannten. Davor angelangt, hob sich das mittlere der drei Beine und fing an, auf mir herumzutrampeln, daß die dicken Blutstropfen (Schlacken nannte man sie) an mir hinunterliefen, wobei der davorstehende Mann mich mit der Zange fortwährend herumdrehte, so daß schließlich ein cylinderförmiger Körper aus mir wurde. Wiederum kam der schüsselförmige Wagen heran, nahm mich auf und fuhr mich einem anderen Gegenstande zu, der aus zwei übereinanderliegenden gezahnten Rollen bestand, so daß es aussah wie ein ungeheuer in die Breite gezogenes Maul. Rechts, am Ende der Maschinerie (Luppenwalze nannte man sie), bewegte sich mit ungeheurer Geschwindigkeit ein Rad von riesigem Durchmesser, das von einer sogenannten Dampfmaschine in Umdrehung versetzt wurde. Ebenso schnell drehten sich auch die beiden gezahnten Rollen, mit denen ich jetzt nähere Bekanntschaft machen sollte. Ich muß einschalten, daß die Zahnung in den Rollen ungleich war, indem sie von einem Ende zum anderen an Weite abnahm. Bei der weitesten Zahnung wurde ich niedergeworfen und hindurchgeschoben. Auf der anderen Seite durch einen zangenbewaffneten Mann in Empfang genommen, ward ich oben über die Rollen hinweg wieder nach der vorderen Seite befördert, worauf ich die zweite Zahnung passierte und so fort, bis zur letzten. Bei jeder Zahnung wurde ich etwas schmäler und dementsprechend länger, so daß ich beim Verlassen der letzten zu meiner jetzigen Länge ausgestreckt war."

„Und da hatte doch die Qual ein Ende?" meinte aufatmend die Schwelle.

„I bewahre! Höre nur, wie es mir weiter ging. Nachdem ich mich etwas abgekühlt, hoben mich zwei Männer mit Haken in die Höhe und trugen mich zu einem dicken langen Arm, der sich wie ein Kinnbacken auf und ab bewegte und Schere genannt wurde. Dieser Kinnbacken zerbiß mich in sechs gleich lange Stücke, die gleich zu zwei in der Nähe befindlichen langen horizontal nebeneinanderliegenden Balken gebracht wurden, wo schon eine große Menge ähnlicher, auch breiterer, Stäbe lagerten, aus denen nun große viereckige Pakete von etwa 30 cm Höhe und 18 cm Breite und 1 m Länge zusammengesetzt und mit Draht fest zusammengebunden wurden.

„Meine sechs Teile blieben glücklich beisammen. Kaum war das Paket fertig, so wurde es seitwärts nach einer anderen Reihe von Oefen geschoben, die ziemlich wie die Puddelöfen aussahen, aber etwas größer waren und Schweißöfen genannt wurden. Da mein Ich solcherweise wieder mit einer ziemlichen Anzahl anderer Ichheiten vereint war, so ist es geboten hier das ‚Wir' wieder aufzunehmen. An Ort und Stelle angekommen, näherten sich uns vier Mann, schoben zwei Stangen unter, trugen uns an die Mündung eines der Oefen und beförderten uns ins Innere, wo bereits fünf ähnliche Schicksalsgefährten versammelt waren. Die Thür wurde heruntergelassen, und wieder wirbelten um uns in wildem Tanze die Feuerflammen. Abermals wurden wir glühend, erst rot und endlich weiß, und je mehr die Glut zunahm, um so mehr fühlten wir uns wieder zu einem einzigen Wesen vereinigt. Abermals hatte die Vielheit dem Ich Platz gemacht. Ob die anderen Teile ebenfalls das Ichbewußtsein erlangt hatten, weiß ich nicht, kurz, meine Wenigkeit hatte es, und da sie gerade auch das Wort hat, so wird sie es auch wohl behalten dürfen ...."

Die Schwelle erhob hier ein leises Hüsteln, das sie dann auch in ein gutmütiges Lachen zu verwandeln suchte; aber es mißlang ihr. Offenbar war es ihr bei der Erzählung der Schiene allmählich unheimlich geworden, denn sie mußte sich sagen, daß nur eine halbe Minute Verweilens in einer dieser Gluten ihr Dasein in ein unscheinbares Häufchen Asche würde verwandelt haben.

Die Schiene merkte, wie sehr sie der Schwelle imponiere; auch glaubte sie einen feinen Witz gemacht zu haben, deshalb fuhr sie in etwas geringschätzendem Tone fort:

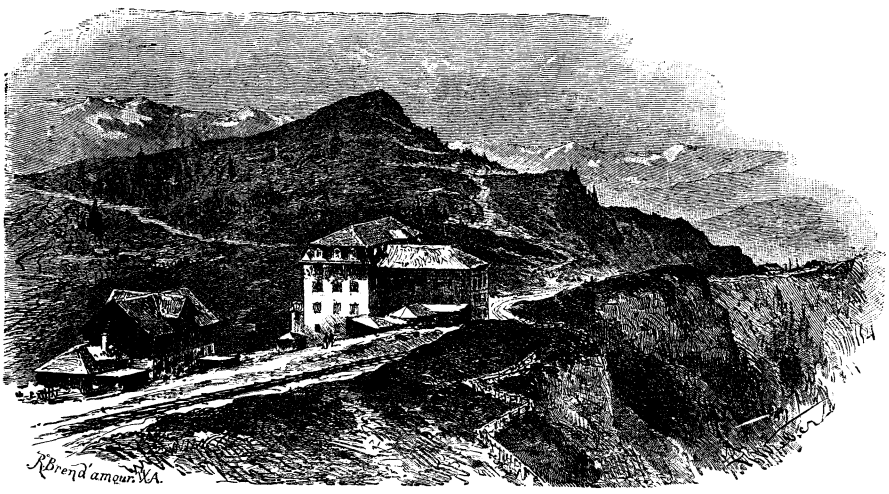
„Na, brauchst dich nicht zu ängstigen, das war für mich eine Kleinigkeit, und was jetzt kommt, hat mit dem Feuer weiter nichts mehr zu schaffen. Freilich mußte ich mich auch jetzt wieder den Fußtritten eines dreibeinigen Ungeheuers aussetzen — und mit welch anderer Wucht regneten sie auf mich nieder! Ebenso war da wieder ein in die Breite gezogenes Maul, dessen Kiefer von einem ungeheuren Rade in rasende Umdrehung versetzt wurden und durch dessen immer enger werdende Rinnen ich wohl zehnmal hin und her gezogen wurde, bis ich endlich, immer noch glühend, in ungeheurer Länge dalag."

„Nun endlich warst du doch fertig?" frug rasch die Schwelle.

„Bis auf die Säge und einige andere Kleinigkeiten, die nicht von Belang sind."

„Die Säge?" frug neugierig die Schwelle.

„Freilich! Das Instrument ist dir ja auch bekannt. Ich war nämlich ungefähr 2 m zu lang, und da mußte auf jeder Seite ein entsprechendes Stück abgeschnitten werden, und das geschah durch eine in rascher Umdrehung befindliche Doppel-Kreissäge. Geschmerzt hat's freilich etwas, dafür ging es aber um so rascher von statten, denn ehe du hättest drei zählen können, war die Abtrennung geschehen."



Rigi-Staffel.

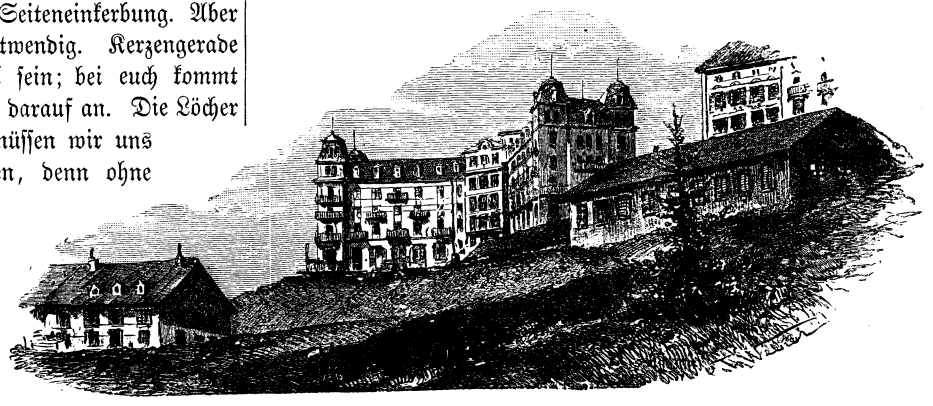
„Nun warst du also wirklich fertig?“ frug die Schwelle, und man konnte es ihr ordentlich anmerken, daß ihr ein Stein vom Herzen ging.

„Bis auf die Kleinigkeiten: Geradestreckung, Lochung, Seiteneinkerbung. Aber alles das war notwendig. Kerzengerade müssen wir einmal sein; bei euch kommt das so genau nicht darauf an. Die Löcher an beiden Seiten müssen wir uns auch gefallen lassen, denn ohne diese könnten wir nicht zu festen Strängen vereinigt werden, mittels der Laschen nämlich. Die Seiteneinkerbungen betreffen unser gegenseitiges Verhältnis und gutes Einvernehmen, denn da werden die langen Nägel hindurchgetrieben, die unser beider Geschick zu einem vereinigen. Nicht unterlassen will ich, nebenbei zu bemerken, daß jetzt auch viele Schienen aus gegossenen Paketen hergestellt werden. Die nennen sich Bessemerschienen, dünken sich etwas mehr zu sein, weil es heißt, sie seien besser und haltbarer als wir; na, meinetwegen! Ich beneide sie nicht darum.“

Die Schwelle hatte offenbar die letztere Bemerkung ganz überhört. Sie weilte im Geiste noch bei den Worten der Schiene, welche die Vereinigung von deren Geschick mit dem ihrigen betrafen.

„Wie verschiedenartig ist doch unser Lebenslauf und Schicksal!“ ließ sie sich nach einer Pause mit einem herzhaften Seufzer vernehmen.

„Das geht anderen Leuten auch oft so,“ meinte die Schiene.



Die Rigi-Kulm-Hotels

Der spitzbübische Kosak.

Vor dem Wirtshause eines Städtchens im inneren Rußland machte jüngst ein zur Fahne eingerufener Kosak auf seinem langen Marsche Halt, band sein Pferd an einen Pfosten vor der Herberge, reichte ihm einen Korb voll zerkleinerten Brotes, tränkte dasselbe und begab sich dann in die Gaststube, wo er sich wie ein wohlsituierter Mann vom Allerbesten auftischen und den Speisen und Getränken des überraschten Wirtes alle Ehre angedeihen ließ. Als er sich nun aber, ohne seine Zeche bezahlt zu haben, entfernen wollte und der Wirt ihn mit der Bitte um Entrichtung seiner Schuld auf die Straße hinausbegleitete, seufzte der arme Reiter tief auf, zog seine abgenutzte Börse hervor und stellte sich, als suche er in derselben nach einem Geldstück, welches zur Bezahlung der eingenommenen Mahlzeit ausreiche. Aber, o weh! nur einige große Kupfermünzen fanden sich in der Börse vor. Wieder seufzte der Kosak und schüttelte bedenklich mit dem Kopfe, als müsse sein Reisegeld verloren gegangen sein oder als wisse er nicht, wohin er es gesteckt haben könnte. Das kluge Pferd hatte seinen Herrn aufmerksam beobachtet. Jetzt, als demselben der dritte Seufzer entschlüpfte, stieß der Gaul plötzlich einen Schmerzensschrei aus und fiel zum gewaltigen Schrecken des armen Kosaken und der dabei stehenden Leute wie tot zu Boden. Damit hatte sich die Situation des Bedrängten bedeutend verändert; er hatte den Wirt ohne Frage prellen wollen und war dafür auf der Stelle unverhältnismäßig schwer bestraft. Jammernd rang er seine Hände, zerraufte sein Haar, warf sich auf den Körper des geliebten Tiers, liebkoste es zärtlich und strengte sich vergeblich an, dasselbe durch freundlichen Zuspruch und Aufrichtung des Kopfes wieder auf die Beine zu bringen. Aber nichts half, das Pferd blieb starr und regungslos liegen. Die den Kosaken umgebende Menge wuchs von Minute zu Minute. Alle empfanden herzliches Mitleid mit dem armen Rekruten, selbst der nichtbezahlte Wirt vergaß darüber die Absicht, seine Forderung einzutreiben. Niemand zweifelte, daß das Pferd wirklich tot sei und daß der Kosak mit dem Tiere alles verlöre, was er besäße. Mit der den Russen eigenen Gutmütigkeit veranstalteten die Umstehenden sofort eine freiwillige Sammlung, zu welcher auch der geringste sein Scherflein mit beitrug, selbst auf die Häuser der Nachbarschaft erstreckte sich die Beisteuer, und vorübergehende Knaben eilten schnell nach Hause, um sich zum Besten des Unglücklichen wenigstens einen halben Rubel von ihren Eltern zu erbitten. Mit Thränen in den Augen empfing der Kosak die wohlgespickte Börse, welche ihm ein eleganter Herr überreichte, dankte seinen Wohlthätern, machte natürlich umsonst den Versuch, den Wirt zur Annahme des Betrages für seine Zeche zu bewegen und schickte sich dann zum Abschied an. Dem gefallenen Pferde nahm er Gurt, Decke und Zügel ab, warf alles auf seine Schulter, küßte seinem Liebling zum letztenmal die Stirn und wanderte als Fußgänger zum Thore hinaus. Aber kaum war er fünf Minuten fort, da sprang zur Verwunderung der Menschenmenge das gutgeschulte Pferd urplötzlich empor, ließ ein kurzes mutiges Wiehern hören und stürzte mit Blitzesschnelle die Straße entlang, auf welcher sein Herr das Thor des Städtchens passiert hatte. Einige wollen gehört haben, daß der schlaue Kosak, am Ende der Straße angelangt, einen kräftigen Pfiff ertönen ließ, um sein Pferd zu benachrichtigen, daß es an der Zeit sei, die Verstellung aufzugeben.

Eine Zählung der Wörter

in den besten englischen Wörterbüchern hat ergeben, daß in der englischen Sprache 13 330 Wörter sächsischen, und 29 354 Wörter romanischen Ursprunges sind. Es scheinen aber die ersteren volkstümlicher zu sein; denn in den Werken der besten englischen Schriftsteller hat das sächsische Element das Uebergewicht.

Wie man Flußpferde fängt.

Das plumpste, schwerfälligste und ungeschlachteste unserer Landsäugetiere ist ohne allen Widerspruch das Fluß- oder Nilpferd, der Hippopotamus amphibius der Naturforscher, den wir als ein Ueberbleibsel der Tierschöpfung der Vorwelt betrachten dürfen, da er in dieser mehrere ihm sehr nahe Verwandte hatte, obwohl er in unserer heutigen Tierwelt für sich allein dasteht. Seinen Namen Nilpferd hat dieser gewaltige Dickhäuter daher, daß er früher im Nil bis nach Unterägypten vorkam; heutzutage beginnt sein Verbreitungsbezirk erst oberhalb Khartûm in Nubien, da wo der weiße und der blaue Nil sich miteinander vereinigen. Es ist dort nicht selten, aber unendlich zahlreicher ist es in den großen Strömen und Seen Zentralafrikas, wo es zuweilen massenhaft vorkommt, denn es ist förmlich an das Wasser gebunden und bringt die längste Zeit in demselben zu. Wohl die meisten der Kameraden haben in den großen Menagerien das schwerfällige Flußpferd gesehen. Von seiner Schwerfälligkeit vermag man in den heimatlichen Gefilden wenig zu entdecken. Es taucht und schwimmt dieses ungeschlachte Geschöpf vermöge einer Fettschicht von 3 bis 6 Zoll Dicke, die unter der Haut den ganzen Wanst umgibt und bei dem gewaltigen Umfang des Tieres dessen Gewicht wesentlich erleichtert, vorzüglich und sucht meist, wenn es angegriffen wird, sein Heil in der Flucht im Wasser oder unter demselben.

Das Flußpferd ist ein reiner Pflanzenfresser und lebt vorzugsweise von Wasserpflanzen und von den niederen Gewächsen des Urwaldes; allein wenn es in die Fruchtfelder der Eingeborenen gelangt, so fällt es verheerend in dieselben ein und vernichtet in einer einzigen Nacht oft ein ganzes Feld und läßt sich auch nicht verscheuchen, außer etwa durch Schüsse, denn weit entfernt, den Menschen zu fürchten, der nur mit einem Speere bewaffnet ist, fällt es denselben, wie jedes andere Geschöpf, das ihm begegnet, wütend mit seinem furchtbaren Gebiß an und zerstampft ihn nachher mit seinen harten Hufen. In Gegenden, wo es schon in irgendwelche Berührung mit dem Menschen kam, feindet es sogar diesen noch mehr an als anderwärts und attackiert ihn sogar ungereizt im Wasser in seinem Kahne. Es wird daher von vielen wilden Völkerschaften, welche noch kein Schießgewehr haben, sehr gefürchtet, und diese müssen ihre Felder zur Reifezeit der Ernte bei Nacht durch Feuerzeilen schützen, welche bis zum Morgen unterhalten werden müssen. In Nubien z. B. war das Flußpferd noch im ersten Drittel dieses Jahrhunderts ziemlich häufig; seither aber ist es durch die allgemeinere Verbreitung der Schießgewehre auch dort ausgerottet.

Der Schaden, den das Flußpferd dem menschlichen Haushalte zufügt, und der Nutzen, den seine Jagd gewährt, locken die mutigeren Stämme Innerafrikas zur Verfolgung desselben. Das Fleisch und der Schmer werden allgemein gegessen und als Leckerbissen betrachtet, der Speck sogar höher geschätzt als derjenige der Schweine, und auch die Haut wird zu Schildern, Peitschen ꝛc. verwendet. Die Eingeborenen fangen das Flußpferd teils in Fallen, die sie in den Boden graben, teils indem sie die schlafenden Tiere oder wenn sie zu Wasser gehen, angreifen, und mit ihren Wurfspießen ordentlich bespicken. Man muß aber dem Tier immer eine Harpune, woran ein Strick und ein Schwimmer aus Holz befestigt sind, in den Leib werfen, damit man es hernach, wenn es verendet ist, wieder finden kann. Europäische Reisende, welche die Ströme und Seen Innerafrikas befahren, schießen gewöhnlich auf jedes Flußpferd, das sie in Sicht bekommen, erlangen aber selten eines, weil diese Tiere, selbst wenn sie tödlich von einer Büchsenkugel getroffen sind, im tiefen Wasser verenden und die Beute der Krokodile werden. Viele wilde Völker Zentralafrikas fangen es klüger an und legen auf den „Wechseln" des Flußpferds, die an den tiefen Fußspuren und dem im Schlamm zurückgebliebenen breiten Streifen des hingeschleppten Bauches leicht zu erkennen sind, eine Art Klotzfallen mit Harpunen, wie sie unser nebenstehender Holzschnitt darstellt. Hart am Boden wird quer über den Weg, den das Tier immer treulich einhält, ein Spannstrick gespannt, in welchem an einem leichten Haken ein anderer Strick eingehängt ist, welcher über einen Baumast läuft und an seinem anderen Ende eine eiserne Harpune mit starkem Holzschaft und Widerhaken trägt, die noch überdies mit Steinen beschwert wird. Sobald das zu Wasser gehende Flußpferd nun mit Fuß oder Schnauze an den Spannstrick stößt, löst sich der Haken aus, die beschwerte Harpune fällt herab und trifft das Tier in den Rücken, in den sie tief eindringt. Wenn nun das Flußpferd zu Wasser geht, wickelt sich ein am Harpunenschaft befestigter und mit einem langen Strick umwickelter Schwimmer ab und zeigt die Stelle, wo sich das Tier befindet. Dasselbe geht sogleich unter Wasser, muß aber mindestens alle fünf Minuten auftauchen, um wieder Luft zu schöpfen, und wird dann von den Jägern, welche in der Nähe lauern, in Kähnen verfolgt und bei jedem Auftauchen entweder mit Wurfspießen beworfen oder mit Flintenkugeln begrüßt, bis es durch die im Wasser beschleunigte starke Blutung schwach und endlich durch einen Speer oder Fangschuß den Todesstoß erhält. Dann wird es auf die nächste Sandbank bugsiert, mit Tauen ans Land gezogen und zerlegt.

Man hat schon mehrfach Flußpferde in unseren zoologischen Gärten und großen Menagerien gehalten, namentlich junge, deren Mütter aber man erst töten mußte, bevor man sich derselben bemächtigen konnte, denn das Weibchen des Flußpferdes ist gegen ihr Junges äußerst zärtlich und anhänglich und verläßt es unter keinen Umständen. Das Flußpferd ist der Behemot der Bibel, war schon den alten Israeliten und den Arabern bekannt und ist von ihnen beschrieben worden. Die alten Römer in der Kaiserzeit verschafften sich auf eine noch heute unbegreifliche Weise alte und junge Flußpferde und führten dieselben in ihren Kampfspielen dem Volke vor. Von jener Zeit aber bis zum Jahre 1850 ist kein Flußpferd mehr nach Europa gekommen. Seither aber hat man sich sogar überzeugt, daß dieselben die Gefangenschaft in Europa leicht und dauernd aushalten.

Verkannte Tiere.

Die Hilfstruppen des Landwirts und Obstzüchters, schreibt die „Geraer Zeitung" unter anderem, sind diesen leider noch viel zu wenig bekannt. Sie zertreten die rüstigen Laufkäfer, welche Raupen in Masse vertilgen und selbst mit der großen Maulwurfsgrille siegreich kämpfen, ebenso gleichgültig, wie die schädlichen Maikäfer; sie verfolgen und töten die unschätzbaren Eulen und Bussarde ebenso gierig, wie die verderblichen Sperber und Habichte. Am häufigsten vergreift sich der menschliche Unverstand an der Klasse der Lurche und Reptilien, gegen die sich so viel grund-

loser Widerwillen und Abscheu geltend macht, z. B. wider die Kröten. In England versteht man dies besser zu würdigen, als bei uns, und läßt alljährlich ganze Fässer voll Kröten aus Frankreich kommen. Die Laub-, Gras- und Wasserfrösche erwerben sich ähnliche Verdienste, ebenso die im Wasser lebenden Molche und die schwarz und gelb gefleckten Salamander, welche wegen ihrer Jagden auf Raupen, Würmer, Larven alle Schonung und Hegung verdienen. Auch die Eidechsen und Blindschleichen, von denen diese nackte Schnecken und Würmer, jene besonders Ameisen, Käfer und Fliegen verzehren, verfolgt der menschliche Mutwille und Unverstand. Ebenso erstreckt sich das blinde Vorurteil und die Verfolgungssucht des Menschen auch auf die besten Ungeziefervertilger unter den Säugetieren und zwar zunächst auf die Fledermäuse, welche mit geöffnetem

Wie man Flußpferde fängt.

Maul durch die Luft streichen und eine Menge der schädlichen Nachtschmetterlinge, Käfer und anderes Ungeziefer fangen. Währenddessen spürt der Maulwurf im Boden dem unterirdischen Ungeziefer nach, der uns den einzigen, sehr geringfügigen Nachteil durch das Aufwerfen der Erdhaufen verursacht, sonst aber nicht im stande ist, Pflanzenkost irgend welcher Art zu genießen; durch genaue Berechnung festgestellt, verzehrt ein Maulwurfspärchen im Laufe eines Jahres wenigstens 22 000 Stück Würmer, Engerlinge und Maulwurfsgrillen. Ein weiterer nützlicher Freund des Landwirts ist die niedliche Spitzmaus und der Igel, welcher selbst den giftigen Schlangen auf den Leib geht. Nicht weniger Nutzen bereitet das Wiesel, welches weit mehr Mäuse wegfängt als die beste Katze. Möge der Landwirt wie der Obstzüchter auch diese durch die weise Naturordnung ihm zur Seite gestellten Hilfstruppen nach Kräften unterstützen.

Der Geist der Llano estakata.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

Dieser Ruf galt der Hausfrau, welche am Fenster erschienen war, um nach den Gästen zu sehen. Der Teller wurde gebracht, und der Offizier setzte sich mit zum Essen nieder. Er erschrak nicht wenig, als er die Namen der drei zuletzt Gekommenen hörte, gab sich aber alle Mühe, seinen Schreck nicht bemerken zu lassen. Nichts konnte ihm so unwillkommen wie die Anwesenheit Old Shatterhands sein. Er musterte denselben mit scharfem Blicke; der berühmte Jäger sah das sehr wohl, that aber ganz so, als ob er es nicht bemerke, und gab sich den Anschein, als ob er der Person des Offiziers nur eine ganz gewöhnliche Aufmerksamkeit widme.

Dieser letztere wiederholte seinen Bericht, den er bei seiner Ankunft gegeben hatte. Es entging ihm dabei, daß Old Shatterhand seinen Hut tiefer in das Gesicht zog und unter der Krempe desselben hervor den Sprecher heimlich betrachtete. Als dieser geendet hatte, fragte der Jäger in sehr harmlosem Tone:

„Und wo sagt Ihr, daß Eure Truppe liege, Sir?"

„Bei Fort Sill da oben."

„Von dort aus habt Ihr Eure Rekognoszierung begonnen?"

„Ja!"

„Also seid Ihr in Fort Sill gewesen und kennt die Gegend und die dortigen Verhältnisse genau?"

„Natürlich!"

„Ich war bereits vor längeren Jahren einmal dort, als Colonel Olmers dort kommandierte. Wie heißt der jetzige Kommandant?"

„Es ist Colonel Blaine."

„Kenne den Mann nicht. Habt Ihr ihn gesehen und mit ihm gesprochen?"

„Das versteht sich ja ganz von selbst."

„Und Eure Dragoner werden dieser Tage hier ankommen? Wie schade, daß sie nicht bereits heute oder morgen kommen! Wir könnten mit ihnen durch die Llano reiten, was wegen unserer Sicherheit von sehr großem Vorteile für uns wäre."

„So wartet doch ihre Ankunft ab!"

„Dazu habe ich leider weder Zeit noch Lust."

„Nun, einen Tag könnt Ihr doch wohl versäumen. Dieser Zeitverlust wird jedenfalls reichlich aufgewogen durch den Vorteil, den Euch eine solche Bedeckung bietet."

„Einen Tag? Hm! Meint Ihr wirklich, daß es sich um nur einen Tag handeln würde?"

„Ja, allerhöchstens um zwei Tage."

„Da sind wir freilich sehr verschiedener Meinung!"

„Wieso?"

„Weil ich überzeugt bin, daß Eure Dragoner niemals hier ankommen werden."

„Wie kommt Ihr auf diesen eigentümlichen Gedanken, Sir?"

„Ich weiß sehr genau, daß in oder bei Fort Sill sich keine Truppe befindet, welche die Aufgabe hat, sich in die Llano zu begeben."

„Oho! Soll ich etwa annehmen, daß Ihr mich Lügen strafen wollt?" fragte der Offizier in aufbrausendem Tone.

„Ja, das sollt Ihr! Ich erkläre allerdings, daß Ihr ein Lügner seid," antwortete Old Shatterhand ebenso ruhig wie bisher.

„Alle Teufel! Wißt Ihr, daß dies eine Beleidigung ist, welche nur mit rotem Blute abgewaschen werden kann?"

„Ja, eigentlich müßten wir uns schlagen; das ist wahr, nämlich wenn Ihr wirklich ein Offizier der Vereinigten Staaten-Truppen wäret, was aber keineswegs der Fall ist."

„Auch das noch!" rief Stewart, indem er sich drohend erhob. „Ich gebe Euch mein Ehrenwort, daß ich es bin, und übrigens muß Euch meine Uniform beweisen, daß Ihr einen militärischen Gentleman vor Euch habt. Glaubt Ihr es aber selbst nun noch nicht, so muß ich Euch ersuchen, zur Waffe zu greifen!"

Old Shatterhand blickte ihm lächelnd in das Gesicht und antwortete:

„Regt Euch nicht auf, Sir! Wenn Ihr jemals meinen Namen gehört habt, so werdet Ihr wissen, daß ich ein Mann bin, der nur sehr schwer zu täuschen ist. Ich schlage mich mit keinem Schurken, und wenn Ihr es dennoch auf einen Kampf ankommen lassen wollt, so bin ich bereit, Euch mit einem einzigen Griffe den Hals umzudrehen."

„Mensch!" schrie Stewart, indem er eine seiner beiden Pistolen aus dem Gürtel riß. „Sagt noch ein solches Wort, so schieße ich Euch über den Haufen!"

Er hatte diese Drohung noch nicht ganz ausgesprochen, so stand Old Shatterhand schon vor ihm, riß ihm die Pistole aus der Hand und zugleich die andere aus dem Gürtel und sagte, dieses Mal aber in einem ganz anderen Tone:

„Nicht so vorwitzig, Mann! Gewöhnlich pflegt derjenige, welcher eine Waffe auf mich anlegt, verloren zu sein; für dieses Mal aber will ich Euch noch schonen, da ich keinen direkten, sondern nur einen indirekten Beweis gegen Euch habe. Zunächst will ich Eure Schießdinger unschädlich machen."

Er schoß beide Pistolen ab und fuhr fort:

„Und sodann will ich Euch sagen, daß ich von Fort Sill komme und den Kommandanten sehr genau kenne. Der vorige hieß allerdings Blaine, ist aber vor drei Wochen abberufen und durch Major Owens ersetzt worden, was Ihr noch nicht zu wissen scheint. Ihr wollt vor noch nicht ganz einer Woche von Fort Sill weggeritten sein und müßtet, wenn dies wahr wäre, Major Owens kennen. Da dies nicht der Fall ist, so seid Ihr also nicht dort gewesen, und die Geschichte von Euren Dragonern und ihrem Zuge in die Llano estakata ist Schwindel!"

Stewart befand sich in größter Verlegenheit; er versuchte, dieselbe zu verbergen, und sagte:

„Nun gut, so will ich zugeben, daß meine Truppe nicht bei Fort Sill steht. Aber ist das hinreichend, die Sache für Schwindel zu halten? Ich bin zur Vorsicht genötigt und darf den eigentlichen Aufenthaltsort meiner Leute nicht verraten."

„Schwatzt mir nicht solches Zeug vor! Gegen mich braucht Ihr nicht so verschwiegen zu sein. Ich denke, daß jeder Offizier froh sein würde, Old Shatterhand zum Vertrauten zu haben. Uebrigens

sehe ich Euch jetzt nicht zum erstenmal. Seid Ihr nicht einmal in Los Animas wegen Ueberfall eines Bahnzuges in Untersuchung gewesen? Es gelang Euch, mit Hilfe einiger Schurken ein Alibi beizubringen; schuldig waret Ihr aber doch. Ihr wurdet zwar freigesprochen, entginget aber nur durch schleunige Flucht dem Richter Lynch."

„Das war ich nicht!"

„Leugnet es nicht! Euer Name war damals Stuart oder Stewart oder so ähnlich. Wie Ihr Euch jetzt nennt, und welchen Zweck Eure gegenwärtige Maskerade hat, das weiß ich nicht und will es auch nicht untersuchen. Hebt einmal Euren Schnurrbart empor! Ich bin überzeugt, daß da ein kleines Hasenschärtchen zu sehen sein wird."

„Wer berechtigt Euch, ein solches Verhör mit mir anzustellen?" fragte Stewart in ohnmächtigem Zorne.

„Ich selbst. Uebrigens brauche ich Euren Mund nicht zu sehen. Ich weiß ohnedies, woran ich mit Euch bin. Hier habt Ihr Eure Waffen. Trollt Euch aber schleunigst von dannen und seid froh, für dieses Mal noch so leicht weggekommen zu sein! Hütet Euch aber, mir wieder in den Weg zu kommen! Die nächste Begegnung könnte unangenehmer für Euch ablaufen."

Er warf ihm die abgeschossenen Pistolen vor die Füße. Stewart hob sie auf, steckte sie zu sich und sagte:

„Das, was Ihr gegen mich vorbringt, ist einfach lächerlich. Jedenfalls verwechselt Ihr mich mit einem anderen. Darum will ich es Euch verzeihen. Ich habe meine Papiere oben in der Stube und werde sie Euch herabbringen. Ich bin überzeugt, daß Ihr mich um Verzeihung bitten werdet."

„Das bildet Euch nicht ein! Ein Westmann lacht Eurer Papiere, welche höchst wahrscheinlich gestohlen sind. Macht es Euch aber Spaß, so holt sie herab und zeigt sie diesen anderen. Ich brauche sie nicht zu sehen."

Stewart ging.

„Welch ein Auftritt!" sagte Helmers. „Seid Ihr Eurer Sache wirklich gewiß, Sir?"

„Ganz und gar," antwortete Old Shatterhand.

„Habe ich es mir nich gleich gedacht!" fiel der Hobble-Frank ein. „Der Kerl hat een vollschtändig ehrenbürgerrechtswidriges Angesicht. Ich hab' ihm ooch schon meine Meenung successive beigebracht; aber er zog sich mit eleganter Präterpropter aus der Schlinge. Unsereener ist doch ooch in Arkadien gewesen und hat den Hippokrates beschtiegen, um in den dichterischen Menschenkenntnissen seinen wichtigen——"

„Hippogryph, Hippogryph, und nicht Hippokrates!" rief ihm Jemmy zu.

„Schweig, altes, dickes Hippodrom! Siehste, kaum biste da, so geht der Schtreit wieder los! Du kannst's eben nich lassen, dich dadrüber zu ärgern, daß ich gescheiter bin als du. Alle Wörter, die mit Hippo anfangen, schtammen aus dem Sanskrit, und in diesem bin ich dir weit und breit über."

„Nein! Hippo ist griechisch!"

„Griechisch? Haben Sie die Güte, Herr Jemmy Pfefferkorn! Was verschtehst denn du vom Griechischen! Du weeßt vielleicht nich mal, wie Alexander dem Großen sein Schimmel geheeßen hat."

„Nun, wie denn?"

„Minotaurus natürlich!"

„Ach so! Ich denke Bukephalos!"

„Da biste freilich schief gewickelt. Das mit dem Bukephalos ist eene euphemistische Konjugation der olympischen Gebirge mit der karthagenienfischen Justiz. Bukephalos war derjenige Besitzer eener Nähmaschinenfabrik in Karthago, welcher seinem Kassierer, als dieser ihm mit dem feuerfesten Geldschrank durchgegangen war, die telegraphische Depesche nach Cincinnati nachschickte: „Carus, Carus, gib mir meine Millionen wieder! Nee, der Schimmel hieß Minotaurus. Es ist das ganz derselbige Schimmel, off welchem kurze Zeit schpäter in der Schlacht bei Cannä der Stallmeester Froben erschossen wurde."

„Aber, Frank, das geschah doch in der Schlacht bei Fehrbellin!"

„Unsinn! In der Schlacht bei Fehrbellin besiegte Andreas Hofer die Westgoten, weshalb es in dem schönen Hoferliede heeßt:

‚Den Tod, den er so manches Mal
Von Fehrbellin gesandt ins Thal;
Kanonen sind schtets hohl,
Leb' wohl mein Land Tirol!'

Und wenn du meiner inklusiven Intelligenz keen Vertrauen schenken willst, so frage unseren Herrn Old Shatterhand. Der ist in allen Künsten und Wissenschaften au plaid und mag entscheiden, wer recht hat, du oder ich."

„Beschäftigen wir uns nicht mit solchen wissenschaftlichen Dingen," lächelte der Genannte. „Es gibt jetzt andere Sachen, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen."

„Ganz richtig! Die Schlacht von Fehrbellin ist zwar von ziemlicher Wichtigkeet, aber hier an der Llano estakata hat sie doch nich die Bedeutung allererschter Hofrangsordnung höchsten Grades. Wir schtehen hier off derjenigen teleskopischen Peripherie, von welcher die Geistesfunken unterirdischer Gedankenblitze ganz genau nach dem bekannten Gesetze abprallen müssen, daß der Einfaltspinsel genau gleich dem Ausfaltspinsel ist, was jeder Billardschpieler an seinen Bällen ersehen kann. Wir als Westmänner dürfen nich in eener höheren epileptischen Sphäre schwärmen. Wir müssen uns den Grausamkeeten des schwefel- und salpetersauren Erdenlebens anbequemen und dürfen ja nich denken, daß uns jede Schtunde een Sonett vom alten Dessauer oder gar eenen Monolog der Gebrüder Toussaint-Langenscheidt bringen muß. Wir müssen vielmehr die Gelegenheet bei den Hörnern ergreifen. Wir sind fürs praktische Leben beschtimmt, wie Schiller in seinem Nokturne vom Moskauer Glockenturme sagt:

‚Der Mann schtürzt sich blind ins feindliche Leben,
Muß schtoßen und schtreben,
Erraffen und gaffen,
Um Geld anzuschaffen,
Muß wetten und wagen
Mit hungrigem Magen
Und schtickt mit der häuslich schnurrenden Schpindel
Zu Tod alles Mord- und Galgengesindel!'

Grad so, wie wir es mit den Geiern der Llano estakata machen werden."

Vielleicht hätte er noch mehrere dieser schauderhaften Reime verbrochen, wenn ihm nicht der dicke Jemmy zugerufen hätte:

„Halt ein, halt ein! Willst du uns alle dem Verderben weihen! Gönne dem armen Dichter die ewige Ruhe; wir haben von ganz anderen Dingen zu reden, wie du gehört hast."

Frank rüstete sich zu einer zornigen Erwiderung, doch Old Shatterhand schnitt ihm das Wort ab:

„Ganz richtig! Unser guter Hobble-Frank hat sich zwar wieder einmal als ausgezeichneten Kenner der deutschen Nationallitteratur bewährt; aber so bedeutend die in seinem Gedächtnisse aufgespeicherten Schätze sind, in unserer gegenwärtigen Lage können wir nicht aus ihnen schöpfen. Wir haben keine Zeit dazu, sondern wir sind gezwungen, alle schönwissenschaftlichen Betrachtungen aufzugeben, um uns mit den Notwendigkeiten der gegenwärtigen Lage zu beschäftigen."

So wurde nun die Unterhaltung auf ernstere Gegenstände geleitet. Old Shatterhand erkundigte sich eingehender nach dem Geschehenen, besonders nach Bloody-Fox, für den er sich sehr zu interessieren schien.

Er fragte auch nach den Diamond-Boys, welche der Juggle-Fred erwartete, um sie durch die Llano zu führen. Sodann wurde von dieser letzteren ausführlich gesprochen. Jeder hatte Schreckliches von ihr erfahren, und so hätte sich die Unterhaltung wohl noch lange hingezogen, wenn nicht der Neger Bob mit Helmers' Schwarzen erschienen wäre und mit demselben eine Unterbrechung gebracht hätte. Dieser letztere erkundigte sich nämlich bei seinem Herrn:

„Massa Helmers fragen, wohin thun viel Pferde, wenn nachher kommen?"

„Welche Pferde?" fragte der Wirt.

„Pferde von Soldaten, welche Offizier fortreiten und holen."

„Ah! Er ist fortgeritten?"

„Ja, sein fort. Haben vorher sagen, daß will holen viele Reiter nach Helmers Home."

„Er hat sich also heimlich entfernt! Das beweist, daß er kein gutes Gewissen hat. Wo hinaus ist er denn?"

„Haben legen Sattel auf Pferd, Pferd aus Stall ziehen, sich auffetzen, um Stall hinum reiten und dann fort, dahin."

Beim letzten Worte deutete der Neger nach Norden.

„Das ist verdächtig. Man sollte ihm nachreiten. Er sagt, daß sie gewiß kommen werden, daß er sie hier erwarten soll, und reitet ihnen doch entgegen. Ich habe große Lust, ihn einzuholen, um ihn zu fragen, warum er es uns nicht vorher gesagt hat, daß er fort will."

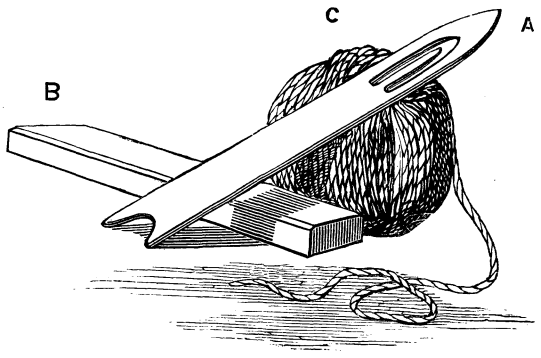
„Thut es immerhin," sprach lächelnd Old Shatterhand. „Ihr würdet nicht weit nach Norden kommen!"

„Warum?"

„Weil diese Richtung jedenfalls nur eine Finte von ihm ist. Der Mann ist kein Offizier und trägt doch die Uniform eines solchen. Er führt also nichts Gutes im Schilde. Da er sich durchschaut sah, so hielt er es für geraten, zu verschwinden, und schlägt natürlich eine ganz andere Richtung ein, als diejenige ist, nach welcher er eigentlich will."

„Aber wohin sollte er wollen? Im Westen und Südwesten liegt die Llano; im Süden ist er gewesen, denn dort kam er her; im Osten hat er nichts zu suchen, also bleibt nur der Norden übrig, wohin er auch geritten ist."

„Master Helmers, nehmt es mir nicht übel, wenn ich behaupte, daß Ihr Euch irrt. Ich nehme das gerade Gegenteil von dem an, was dieser Mensch gesagt hat. Er ist aus dem Süden gekommen und reitet nach Norden; gut, so bin ich überzeugt, daß er nach dem Süden will. Ich wette, wenn wir seiner Fährte folgen, so werden wir sehr bald bemerken, daß sie die Richtung in die entgegengesetzte ändert.



Netzstricken. Fig. 1.

Das, was er vom Militär erzählte, war Schwindel."

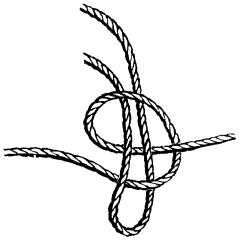
„Das glaube ich nun selbst auch. Aber warum habt Ihr ihn denn fortgelassen?"

„Weil ich ihm ganz und gar nichts zu befehlen habe, und weil ich ihm nichts Unrechtes beweisen kann."

(Fortsetzung folgt.)

Wie macht man Fischernetze und Hängematten?

Unser nächster Nachbar in meinem Heimatsorte war ein alter Fischer, der wegen seines leutseligen Wesens von allen Kindern „Vater Klaus" genannt wurde, und dem ich oft bei dem Stricken und Ausbessern von Netzen zusah, wohl auch hie und da hilfbereit meine kleinen Dienste anbot. Ob letztere ihn bei seiner Arbeit



Netzstricken. Fig. 2.

gerade unterstützten oder, was wahrscheinlicher ist, eher hinderlich waren, konnte ich in meinem sorgenlosen Knabengemüt nicht unterscheiden; daß er sich aber meine Gesellschaft gerne gefallen ließ, war außer allem Zweifel. Die Thatsache stand fest, daß ich ihn öfters während der großen Ferien, wenn ich mich besonders recht anstellig erwiesen hatte, auf seinen Fischergängen im stolzen Selbstgefühle mit meinen selbstgefertigten Fischergerätschaften begleiten durfte. Unter seiner Anleitung wurde ich bald ein nicht ungeübter Fischer, der mit dem Hamen und Fangnetze manchen erfolgreichen Zug vollführte. Stundenlang ruhig am Bache sitzen zu bleiben, um dem nassen Elemente mit der Angelschnur ein ängstlich zappelndes Fischlein zu entreißen, war nicht nach meinem Geschmacke, obwohl auch dieses, wie ich gerne zugeben will, immerhin ein nicht zu unterschätzendes Vergnügen sein mag.

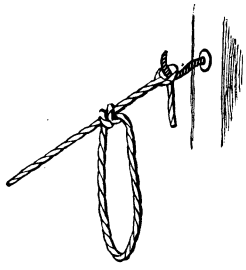
Obschon seit dieser meiner Knabenzeit manch Jahrzehnt verflossen ist, erinnere ich mich doch noch recht gerne dieser lustigen Beutezüge, und da sich wahrscheinlich auch unter meinen jungen Kameraden so manche befinden werden, die meine damalige Vorliebe teilen, so will ich zum Nutzen derselben gerne meine damaligen erprobten Kenntnisse mitteilen. Nicht nur zur Herstellung von Fischnetzen kann diese Geschicklichkeit dienen, sondern auch z. B. für Aquariumnetze, Hängematten u. s. w. Anwendung finden, nur müßten bei ersteren dann die Maschen kleiner gestrickt werden.

Der schon erwähnte Hamen besteht aus einem Beutelnetze, welches an einem Holzreifen von mindestens 30 bis 40 cm Durchmesser befestigt wird und der sich an einem langen Stabe befindet, welcher in Mitte des Reifes durchgesteckt ist. Damit nicht etwa kleinere Fische aus dem Netze entweichen können, sollen die Maschen desselben nicht zu weit sein. Bei dem Senknetz sind die zwei gegenüberstehenden mit je einem biegsamen Rohr oder Weidenstabe bogenförmig verbunden; die Kreuzungsstelle beider Stäbe wird mit starkem Bindfaden verschnürt und das so erhaltene Netz an das Ende seiner langen Stange derart gebunden, daß es an letzterer sich frei bewegen kann.

Dieses Senknetz wird an von der Sonne erwärmten Stellen des Wassers in die Tiefe gehalten und, wenn Fische darüber stehen, rasch in die Höhe gezogen, wobei dieselben im Netze hängen bleiben. Das Sprichwort „Im Trüben ist gut fischen" hat besonders bei dieser Fangweise seine volle Berechtigung.

Es gibt noch mehrere andere Arten von Fischernetzen, als Zugnetz, Reuse 2c., von denen wir aber füglich Umgang

nehmen wollen, da ersteres nur beim Fischen im Großbetriebe, letzteres meist zum Krebsfange zur Verwendung kommt. Ueber das Fischen mit der Angelrute,



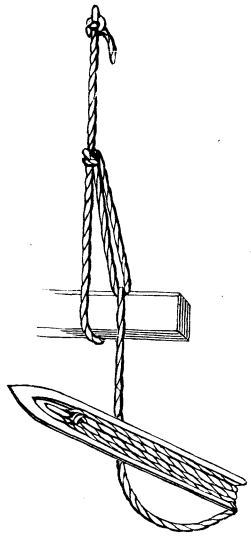
Netzstricken. Fig. 3.

ebenso die Anfertigung der letzteren werden wir später noch sprechen.

Der zur Herstellung eines Netzes notwendigen Gerätschaften und Materialien sind es sehr wenige und derart einfach, daß man erstere leicht mit dem Messer oder mittels Hobel und Säge anfertigen kann; letztere bestehen außer den Stäbchen, Reifen und Stöcken noch aus einem festen Bindfaden, welcher bei jedem Seiler zu erhalten ist und je nach der Größe des Netzes von stärkerer oder schwächerer Gattung genommen werden muß.

Bei Fig. 1 erblicken wir in A das sogenannte Schiffchen, oder die Nadel, in B den Stab, zum Schlingen der Maschenweite dienend, und in C den Bindfadenknäuel.

Für Schiffchen und Stab nehme man



Netzstricken. Fig. 5.

Ahorn oder sonstiges Hartholz mit einer Länge von 15 bis 20 cm; der Stab kann eine Dicke von 1 bis 1,5 cm im Gevierte haben und wird an demselben die obere Kante abgeschrägt. Die Dicke dieses Netzstabes ist überhaupt nach der gewünschten Maschenweite zu richten, und es wird dienlich sein, daß die Maschen die doppelte Stabbreite erhalten, d. h. bei 1 cm Stabdicke 2 cm, bei 1½ cm Breite 3 cm 2c. groß werden.

Das Aufwinden des Bindfadens geht sehr rasch von statten; das Ende desselben wird um die Spitze des Schiffchens geschlungen, dann der Faden nach dem unteren halbrunden Ausschnitte geleitet, von rückwärts wieder bis zur Spitze oder Zunge (auch Zinke genannt) geführt, über letztere geschlungen und in solcher Weise bis zu Ende fortgefahren.

Das Verknüpfen zweier Enden geschieht mittels des sogenannten Weberknotens (Fig. 2), indem man das anzuknüpfende Ende zur Schlinge a biegt, das zweite, am Schiffe befindliche hinter dem ersteren Ende von oben nach unten zieht und festhält, hierauf den Faden nach links über die erste Schlinge leitet und endlich durch die Schlinge a führt. Zuletzt werden beide fest zusammengezogen und die vorstehenden Enden am Knoten mittels der Schere nicht zu kurz abgeschnitten. Bei genauer Besichtigung der Fig. 2 kann eine Irrung nicht vorkommen, sowie überhaupt leichteren Verständnisses wegen auch das Betrachten der weiteren Figuren nur anempfohlen werden kann.

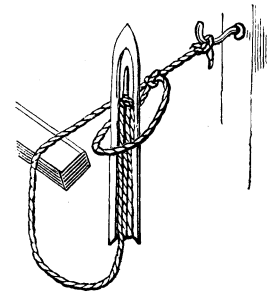
Bei den nun folgenden Vorgängen wird das Schiffchen stets mit der rechten Hand geführt, während die Linke nur zur Unterstützung ersterer, z. B. Festhalten des Stabes und zeitweilig auch des Fadens u. s. w., Beihilfe leistet.

Nun wird der Bindfaden um einen in die Wand geschlagenen Haken geschlungen und in demselben eine beliebig große Schlinge geknotet (Fig. 3.), dann über die nach oben gerichtete stumpfe Kante des Netzstabes gelegt (Fig. 4), das Schiffchen rückwärts des letzteren durch die Schlinge geführt und der Faden derart angezogen, daß der Stab fest umschlungen ist und das Ende der vorhergehenden Schlinge an der schiefen Kante festliegt (Fig. 5).

(Schluß folgt.)

Der Schmetterlingsfang.

Wie der „G. K." seinen jungen Freunden wiederholt mitgeteilt hat, sind ausgebildete Schmetterlinge nicht allein vom frühen Frühjahr bis zum Spätherbst, sondern selbst überwinternd anzutreffen. Die ergiebigste Zeit für den Fang ist indessen von Mitte Juni bis Anfang August, und da wir somit am Beginn dieser Zeit stehen, will der „G. K." seinen lieben Schmetterlingsjägern noch schnell einige gute Ratschläge mit auf den Weg geben. Das Haupterfordernis für den Fang der Tagfalter ist das Netz. Dieses besteht aus einem Messingdraht von 4 bis 5 mm Dicke, der zu einem Ringe von 30 bis 35 cm Durchmesser gebogen und dessen Enden an eine Messinghülse angelötet werden. Letztere wird beim Fange auf den Spazierstock aufgesteckt. In der neueren Zeit sind die zusammenlegbaren Netze üblich geworden, die man wie folgt herstellt. 4 mm starker Stahldraht wird zu einem Ring von 35 cm Durchmesser gebogen



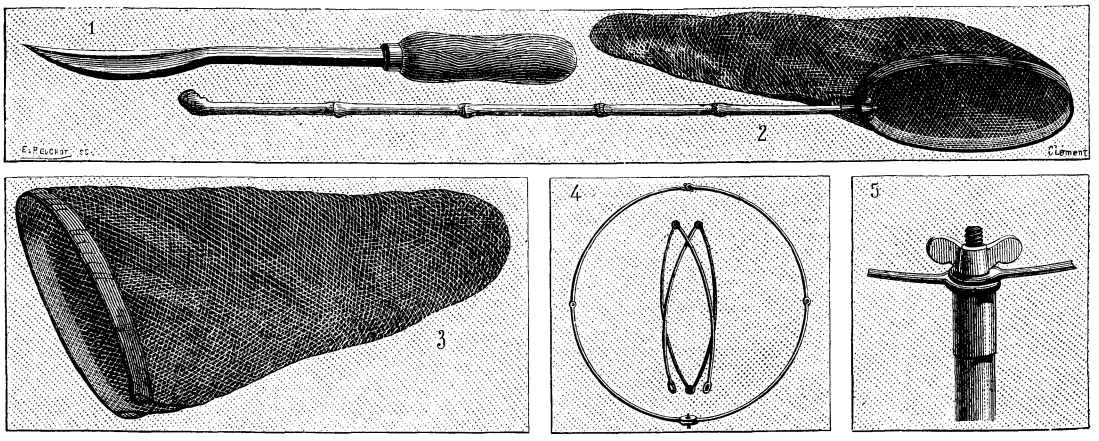
Netzstricken. Fig. 4.

und dann in vier gleiche Teile zerschnitten. Die Enden werden rotglühend gemacht und platt geklopft, jedoch so, daß die platten Flächen jedes Teiles senkrecht zu einander stehen, d. h. also, wenn man einen Teil auf den Tisch legt, so muß die eine platte Endfläche aufliegen, die andere senkrecht zum Tische stehen. Aus Fig. 4 ist nun ersichtlich, wie diese flachen Flächen durch Nieten miteinander verbunden werden. Die Nieten dürfen nicht festgeklopft sein, sondern müssen den beiden Flächen eine freie, scharnierartige Beweglichkeit gestatten. Zwei Enden werden nicht miteinander verbunden, sondern erhalten ein viereckiges Loch zur Aufnahme eines genau hineinpassenden Stiftes, der auf der unteren Seite obiger Figur sichtbar ist. Auf diese Weise entsteht ein Ring, der, wie aus der Mitte der Fig. 4 ersichtlich, vierfach zusammengelegt werden kann und so sehr leicht in der Rocktasche zu verwahren ist. Der den Ring haltende Stift wird (Fig. 5) in das untere Ende eines Spazierstockes fest eingeschlagen und über dem vierkantigen Ansatz mit einem Gewinde versehen, auf welches eine Flügelmutter paßt. Bringt man die beiden Enden mit

den viereckigen Löchern auf den Vierkant des Stockes und schraubt die Flügelmutter darauf fest, so erhält man einen sehr festen Ring. Um das Aufreißen des Stockes beim Hineinschlagen des Stiftes zu vermeiden, wird auf ersteren, wie aus Fig. 5 ersichtlich, eine Messinghülse fest aufgetrieben.

Das Netz wird aus dünner Gaze oder Mull genäht und zwar so, daß oben ein hohler, zur größeren Festigkeit mit Band eingefaßter Ring entsteht. Der Umfang dieses Ringes entspricht dem des Stahlringes. Der Beutel des Netzes wird 1½- bis 2mal so lang gemacht, als der Durchmesser des Stahlringes, und zwar wird er nach unten, wie aus Fig. 3 ersichtlich, rund genäht. Vor dem Gebrauch muß das Netz stark gekocht werden, damit die Stärke daraus entfernt und das Netz schön weich wird. Das getrocknete Netz zieht man dann auf den Stahlring. Ist es einmal schmutzig geworden, so kann man es leicht abziehen und auswaschen. Fig. 2 gibt eine Ansicht des auf dem Stocke befestigten Netzes.

Ueber den Fang selbst möchte der „G. K." folgende Winke erteilen. Einem sitzenden Schmetterling nähert man sich so, daß er durch den Schatten des Schmetterlingsjägers



Die Ausrüstung des Schmetterlingsjägers: 1. Messer zum Aufsuchen der kleinen Schmetterlinge im Versteck. 2. Vollständiges Fangnetz. 3. Gazebeutel. 4. Zusammenlegbarer Rahmen. 5. Schraube und Mutter.

oder seines Netzes nicht erschreckt wird und davonfliegt. Man deckt das Netz schnell über ihn, hebt den Beutel hoch und greift diesen unter dem in den Beutel emporflatternden Falter zusammen. Fliegende Falter fängt man, indem man mit dem Netz dem Fluge folgt und den Falter durch einen schnellen Zug in dasselbe zu bringen sucht. Dabei schwingt man das Netz so, daß der Beutel mit dem gefangenen Falter über die eine Seite des Ringes schlägt. Durch sanftes Zusammendrücken des Beutels hält man den Falter fest, greift dann hinein und sucht ihn unter den Flügeln zu fassen, wie aus Fig. 10 ersichtlich. Nun sieht man nach, ob der Schmetterling noch gut erhalten und nicht verletzt ist, in welch letzterem Falle man ihn fliegen läßt. Ist er hingegen gut, so drückt man ihm die Brust zusammen, wodurch Tagfalter leicht sterben. Zum Töten kann man auch Tabaksaft, der sich in den Pfeifenabgüssen absondert oder der mit wenig Wasser aus starkem Tabak in einem alten, unbrauchbaren Topf gekocht wird, benutzen. Er wird in einem Fläschchen mitgeführt, in dessen Kork nach innen eine Nähnadel steckt, die in den Tabaksaft hineinreicht. Beim Herausnehmen des Korkes mit der Nadel bleibt ein Tropfen Saft hängen, der in den Schmetterling eindringt, sobald man die Nadel in das Bruststück des Falters sticht. Letzterer stirbt davon sehr bald.

Der getötete Schmetterling wird gespießt, indem man eine Insektennadel von oben senkrecht durch das Bruststück sticht, wie aus Fig. 11 ersichtlich ist. Der Schmetterling wird an der Nadel so hoch emporgeschoben, daß über ihm noch ein Drittel der Nadellänge frei bleibt.

Die Insektennadeln (Fig. 7) sind scharfspitzige elastische Nadeln von 35 bis 37 mm Länge und dem Körper des Schmetterlings entsprechend verschiedener Dicke. Man spießt Bläulinge auf Nr. 1, Feuerfalter auf Nr. 2, Weißlinge und gleichgroße Falter auf Nr. 3, Eulen auf Nr. 4, Schwärmer auf Nr. 5, die größten (Totenkopf) auf Nr. 6 oder 7. Die Nadeln sind zum Preise von 20 Pf. für 100 Stück in den Naturalienhandlungen käuflich.

Beim Fange kann man ein Nadelkissen (Fig. 6) benutzen, welches mit einem Bande zum Anhängen versehen ist. In dieses steckt man verschiedene Nadelsorten, jede Sorte zusammen, so daß man leicht die passende finden kann. Zur Aufnahme der Schmetterlinge dienen Schachteln, deren Boden mit Kork oder Insektentorf belegt ist (Fig. 13 u. 14, s. Nr. 38). Zweckmäßig ist es, solche Sammelschachteln mit mehreren Fächern zur gleichzeitigen Aufnahme von Raupen und Schmetterlingen, sowie mit einem Bande zum Umhängen zu versehen. Ist der Fang sehr ergiebig, so daß die Schachtel zur Aufnahme desselben nicht ausreichen würde, so kann man 5 bis 6 Schmetterlinge seitwärts auf eine Nadel spießen, wie aus Fig. 12 zu ersehen ist.

Nachtschmetterlinge, die sehr häufig in Rindenspalten, an Zäunen, Steinen, unter Brücken u. dergl. sitzen, werden gleich angespießt, ohne das Netz zu gebrauchen. Da der Rücken derselben oft sehr hornig und glatt ist, benutzt man, um ein Abgleiten der Nadel zu verhüten, einen Stecher, den man sich nach Fig. 9 aus sehr dünnen Nähnadeln herstellt. Diese werden in ein Stückchen Holunderzweig parallel zu einander eingestochen und darauf ein festes Holzstäbchen in ersteren hineingedrückt, so daß also die Spitzen vorn vorstehen, während die Enden auf dem Kopfe des Stäbchens aufsitzen. (Schluß folgt.)

Der König Ludwig Philipp und die Marseillaise.

In der „Histoire Contemporaine" von C. A. Dauban, einem — wohlgemerkt — in den Lyceen Frankreichs eingeführten

Werke, findet sich eine Anekdote über den König Ludwig Philipp, welche ebenso ergötzlich als für den Zeitpunkt kennzeichnend ist.

Ein Engländer war zur Zeit der Juli-Revolution nach Paris gekommen und hatte sich in den Hof des Palais Royal begeben, in welchem die Deputationen, die von allen Punkten des Reiches gesendet worden waren, sich zu versammeln pflegten. Der Engländer fragte, ob der König sich bereits gezeigt habe.

„Gewiß," antwortete man ihm, „er hat sich eben zurückgezogen."

„Ah, das thut mir leid; ich bin eigens nach Paris gekommen, um ihn zu sehen."

„Wenn es Ihnen darum zu thun ist," sagte ihm ein Nebenstehender, „so will ich ihn Ihnen zeigen." Und er erhob aus Leibeskräften den Ruf: „Vive Louis Philippe! Vive la Charte!" in welchen die Menge einstimmte.

Bald darauf öffnete sich ein Balkonfenster. Der König trat heraus, grüßte und zog sich zurück.

„Ich bin sehr zufrieden," sagte der Engländer, „sehr zufrieden; aber man hat mir gesagt, daß man ihn mit der trikoloren Fahne in der Hand, umgeben von seiner Familie, sehen könne."

„Das ist sehr leicht," sagte der Franzose. „Geben Sie mir 5 Frank, und ich will Ihnen diesen Anblick verschaffen."

„Sehr gern," sagte der Engländer, „hier sind sie."

Der Franzose steckt das Geld ein und stimmt mit heller Stimme folgenden Gesang an, in den sofort zahlreiche Stimmen einfallen:

„Soldat du drapeau tricolore
D'Orléans, toi qui l'as porté" etc.

und das Singen hört nicht eher auf, als bis der König, umgeben von seinen Kindern und die Trikolore in der Rechten, auf dem Balkone erschienen ist.

Während es nun allmählich stille wird, neigt sich der gefällige Franzose an das Ohr des Engländers und sagt: „Wollen Sie ihn nun singen hören? Das ist etwas schwerer, und Sie müssen mir dafür 10 Frank zahlen."

„Ich bin's zufrieden," sagt der Engländer. Und nun beginnt der Mann und alle, die um ihn stehen, so laut und so hartnäckig zu rufen: „Vive le Roi! Vive la Charte! La Marseillaise!" daß nach etwa zehn Minuten Louis Philipp sich nochmals auf dem Balkon zeigt. In diesem Augenblicke bricht wie ein Sturm die Marseillaise los, und der König singt mit dem Volke, indem er mit dem Fuße den Takt schlägt.

Der Engländer war entzückt. Als aber sein Nachbar ihm nun sagte: „Geben Sie mir 100 Frank und Sie sollen ihn tanzen sehen," da meinte er, es sei genug des grausamen Spiels und ging seiner Wege.

Geographisches Zahlenrätsel.

19	5	**12**	12	20	5	**7**	16	2	2	**4**	4	17
10	**9**	4	**1**	13	**4**	2	**9**	5	**1**	20	**6**	2
1	13	18	10	**3**	8	4	14	**12**	5	21	6	**6**
12	**10**	2	**13**	11	**1**	12	**11**	2	**13**	4	**4**	2
11	4	**6**	3	9	6	**2**	4	13	6	**3**	18	3

Werden die hier eingetragenen Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so nennen die 13 senkrechten Reihen:

1. Einen Fluß in Osteuropa.
2. Einen Fluß in Westeuropa.
3. Einen Staat der amerikanischen Union.
4. Eine Stadt in Italien.
5. Einen Fluß in Südeuropa.
6. Eine Stadt an der Oder.
7. Eine Stadt in Italien.
8. Einen Zeitabschnitt.
9. Ein Gebirge in Asien.
10. Eine sagenberühmte Stadt des alten Hellas.
11. Eine Stadt in der Provinz Hannover.
12. Eine englische Grafschaft.
13. Eine Stadt in Rußland.

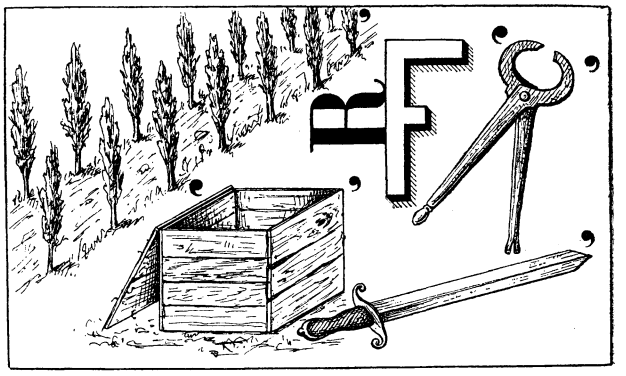
Ist alles richtig gefunden, so erscheinen an den durch fetten Druck hervorgehobenen Stellen, von oben nach unten gelesen, die Namen von sechs Städten.

Ordnungsrätsel.

ma, na, ne, se, sen, an, i, rie, ton, es, bis, gel.

Diese Silben lassen sich in zweifacher Weise zu je sechs zweisilbigen Hauptwörtern zu einander fügen; das eine Mal ergeben die Anfangsbuchstaben, wenn man die richtige Reihenfolge herstellt, einen Truppenteil.

Rebus.



Auflösung der Rätsel-Distichа in Nr. 36.

I. Arles, Ares. II. Lava, Java. III. Erle und Weide, Eule und Weihe.

Auflösung des Rebus in Nr. 36.

Angeführtes Beispiel.
(An G vier Ts bei Spiel.)

Auflösung des Zahlenrätsels in Nr. 36.

1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.
e	g	e	r	**b**	w	m	l	**h**
r	**i**	s	**u**	i	**i**	y	**i**	e
b	c	**c**	t	r	c	**r**	n	i
s	**h**	h	**h**	n	**s**	t	**k**	n
e	t	e	e	**e**	e	e	e	**e**

Die vier Namen aus dem Pflanzenreiche sind: Eiche, Buche, Birke und Hirse.

Fragen und Antworten.

„Liebe Kameraden! Ich habe nach der Anleitung unseres ‚G. K.' einen **Brotteller** ausgesägt; er war sehr gut und schön geraten. Nun hat aber unsere liebenswürdige Küchenfee, da der Teller etwas schmutzig war, geglaubt, sie thue ein gutes Werk, wenn sie ihn abscheuere. Selbiges hat diese Unglücksseele denn auch gethan, ohne mein Wissen, und hat ihn dann in den Ofen gelegt. Nun hat sich da der Teller **sehr** verzogen, er hat Höcker und Beulen bekommen, als wenn er in einer Schlägerei gewesen wäre. Nun nehme ich zu Euch meine Zuflucht, damit Ihr mir einen guten Rat erteilet, wie ich dem Uebel abhelfen kann. Briefe ausnahmsweise durch die Redaktion, im voraus dankend. Kameradschaftlichen Gruß von Eurem E. M., Großenhain i. S."

Johannes Gundlach, Wismar i. M., Lindenstr. 22 p. Die Vorbildung der Architekten (Regierungsbaumeister) umfaßt Reifezeugnis eines Gymnasiums oder eines Realgymnasiums und mehrjähriges Fachstudium auf einer technischen Hochschule. — Der Name Johannes stammt aus dem Hebräischen (der Huldreiche, das Geschenk Gottes, das Gnadenkind).

Willy G. in A. Du hast nun ein Buch über die Dressur des Hundes, und Dein „Schnauzl" will absolut nicht parieren? Die Schnauzer sind doch sonst ganz gelehrige Köter. Uebe Geduld und wieder Geduld, dann wird's allgemach schon gehen.

Albert K. in N. Dein Ziegenbock riecht so sehr. Ja, das ist so ihre Art! Müssen eben Tier und Stall so **rein** wie möglich halten.

Ludwig Fücher. Wozu die Auflösungen der Rätsel einsenden, wenn dieselben doch regelmäßig in der darauffolgenden Nummer stehen?

H. F. in **K'lautern.** Der Ausdruck: „nach Adam Riese" ist ein geflügeltes Wort und gilt soviel wie eine Bekräftigung, daß diese oder jene Rechnung zweifellos richtig sei. Adam Ries (fälschlich: „Riese") verfaßte in Deutschland die ersten methodischen Anleitungen der Rechenkunst. Er wurde 1492 zu Staffelstein bei Bamberg geboren, war Bergbeamter und Rechenmeister zu Annaberg im Erzgebirge, † 30. März 1559. — Hast Du die erwünschten Nummern erhalten? Es werden für dieselben à 20 Pf. berechnet. 7 Nummern × 20 = 1 M. 40 Pf., zuzüglich 30 Pf. Porto, macht nach Adam Riese: 1 M. 70 Pf.

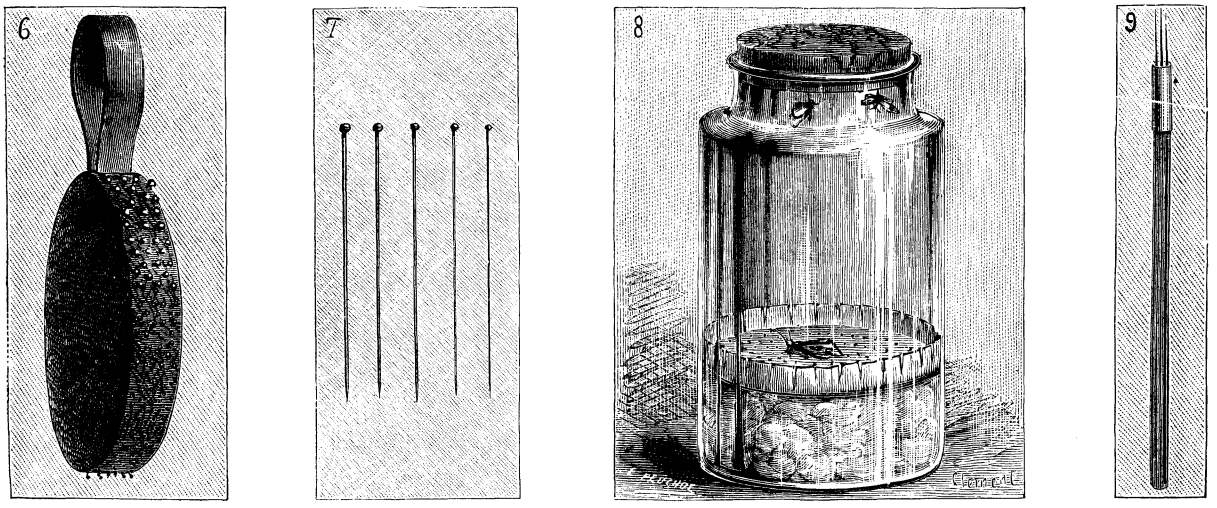
Albert Küllenberg in **Essen a. Ruhr** schreibt: „Lieber Guter Kamerad. Ich habe ein sehr schönes Wasserwerk verfertigt, welches eine Mühle treibt. Es ist sehr schön. Wer von meinen Kameraden ein eben solches machen will, der soll sich melden. Viele sollen sich bei mir melden, jeder bekommt Antwort." — Das Kunststück: ein Geldstück an der Wand, am besten an einer glatten Holzwand, platt hängen zu lassen, muß gelingen, wenn Du mit der Hand, bezw. mit dem Geldstück, wie in der Beschreibung gesagt, von oben rasch nach abwärts fährst. Versuch's nur noch einmal. — Unser junger Freund sagt dem Schreinermeister Paul Sch. in Güstrow für die Beschreibung des hübschen Wandschränkchens besten Dank. — Bist Du jetzt zufrieden? — Ist alles eingedruckt?

Albert L. in **R.** In solche Sachen willst Du auch schon drein reden? Lieber Freund, geh nach Jericho und laß Dir den Bart wachsen!

J. Planer. Ein böser Irrgarten das. Wahrlich, der wird den Kameraden tüchtig zu schaffen machen. Schönsten Dank. — Dein Papa soll sich wegen des erwünschten Mittels an einen Apotheker wenden. Das in der Regel gegen Sommersprossen angewendete Sublimat ist sehr giftig. Ohne ärztliche Verordnung wird es wahrscheinlich gar nicht zu erhalten sein.

Julius Landmann in **Mannheim.** Du wirst die spezielle Landesgeschichte oder auch die Familiengeschichte zur Hand nehmen müssen.

Viktor Sch. in **Lugov.** Wollen uns den Vorschlag überlegen. Ist nicht übel. Dank und Gruß!



Die Ausrüstung des Schmetterlingsjägers: 6. Nadelkissen. 7. Nadeln. 8. Giftflasche. 9. Fangnadel.

Alfred von B. in **W.** Das Prädikat für diese Eigenschaft? Der „G. K." ist in diesen Dingen ein grader Michel; sagen wir also grade raus, das ist — naseweis.

Ein treuer Abonnent. Knigge — kennst Du Knigge? — sagt: Suche keinen Menschen, auch den schwächsten nicht, lächerlich zu machen. Ist er dumm, so hast Du wenig Ehre von dem Witze, den Du an ihn verschwendest; ist er es weniger, als Du glaubst, so kannst Du vielleicht Gegenstand seines Spottes werden; ist er gutmütig und gefühlvoll, so kränkst Du ihn, und ist er tückisch und rachsüchtig, so kann er dir's vielleicht auf eine Rechnung setzen, die Du früh oder spät auf irgend eine Art bezahlen mußt. — Also lassen wir derlei Spöttereien. — Deine übrigen Fragen wirst Du alle in den letzten Nummern beantwortet finden. Gruß freundlich erwidert.

Leopold K. in **F.** Es drängt Dich, mit dem „G. K.", der Dir so viele Freude bereitete, „Schmollis" zu machen. — Sehr angenehm. Prost!

H. Lücke in **Altendorf.** Unsere Sendung hat Dich nicht erreicht. Bitten um Angabe der Briefadresse. — Wie und womit Du Deine „Wassermolche, Feuersalamander und anderes Ungeziefer" füttern sollst? Man setzt ihnen, damit das Wasser von Fäulnisstoffen rein bleibt, die Nahrung gewöhnlich in einem gläsernen Futtertröchen oder dergl. vor. Diese Nahrung besteht vornehmlich aus Mehlwürmern, Fliegen, dann aus Raupen und Kerbtieren aller Art, aus Regenwürmern, letzteres Getier auf Spaziergängen fleißig gesammelt und in einem geeigneten Schächtelchen nach Hause verbracht. Kannst Du Deinem Ungeziefer gar eine große Brummfliege vorsetzen, dann sollst Du sehen, die ganze Gesellschaft zappelt vor Vergnügen.

Gustav Fibiger in **Wien.** Dank für Deinen hübschen Beitrag. Haben augenblicklich keinen Platz; spaziert einstweilen in unsere Mappe.

A. von G. in **R.** Füge Dich! Papa hat immer recht, auch wenn er unrecht hat. Was in diesem anscheinend unmöglichen Satze liegt, wirst Du hoffentlich begreifen.

Sekundaner in **Harburg.** Soll im Herbst geschehen. Jetzt ist es im Laboratorium gar so sehr — heiß!

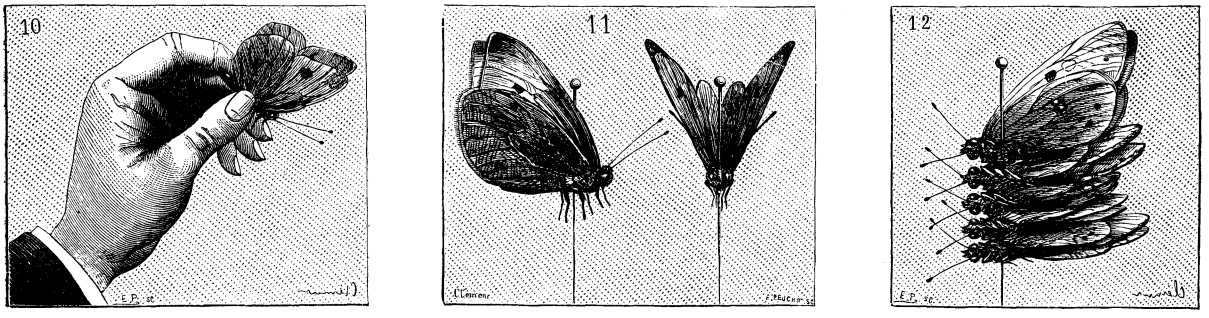
Arthur von Felbinger in **Brünn.** Lasse Dir von der Buchhandlung C. Daberkow in Wien VII, Mariahilferstraße 12/16 den Prospekt (Kostenverzeichnis) senden. Das Schwaneberger Album ist in vielen verschieden reichen Ausstattungen und zu sehr unterschiedlichen Preisen zu haben; von 5 Gulden an bis zu 40. — Gruß!

Abonnent in **R.** Die Lösung dieses Rätsels soll schon zuzeiten Methusalems allgemein bekannt gewesen sein. Würden wir damit kommen, lachten uns die Kameraden jedenfalls weidlich aus.

Tauschmarkt.

Alfred Schreiber in **Bromberg, Schlosserstraße 5,** tauscht Schmetterlinge, Pflanzen.

Felix Commichau in **Buchau-Magdeburg, Thiemstraße 14 II,** erbittet Monatsbilder.



Die Ausrüstung des Schmetterlingsjägers: 10. Art den Schmetterling zu fassen. 11. Das Aufstechen. 12. Aufgereihte Schmetterlinge.

Fritz Hermann in **Erfurt, Louisenstraße 13 B, p.,** tauscht Briefmarken.

G. Walther in **Rastatt, Rheinischer Hof,** gibt Briefmarken gegen Mineralien und Briefmarken.

Roman Puschnigg in **Klagenfurt** gibt Armbrust und Scheibe für einen kleinen Druckapparat.

Alfred Rackhausen in Karlsruhe, Bismarckstraße 79, tauscht Siegel und Monogramme.

Th. Lorenz in **Hamburg, Körnerstraße 2,** gibt Mineralien gegen Münzen.

Franz Aggermann von **Bellenberg** in **Prag, Kleinseite 331,** tauscht Briefmarken.

Oskar Balthasar in **Luzern, Kasernenplatz,** tauscht Briefmarken.

Ringold Kalning in **Riga, Große Jakobistraße 4,** tauscht Briefmarken (Ganzsachen).

Karl Strobel in **Lindau a. B., Maximiliansstraße,** gibt einige weiße Mäuse.

Otto v. Schramm, per Adresse: Herr Oberstlieutenant v. Schramm in **Ratibor O./S., Sandstraße 1,** gibt Wappen, wünscht Briefmarken.

Erich Büschert, per Adresse: Herrn Lehrer Almeling, Hildesheim, Binderstraße 11, tauscht Briefmarken, wünscht Ganzsachen.

Bruno Heitmann in **Leipzig, Plagwitzerstraße 36, p.,** tauscht Privatpostmarken und Ganzsachen.

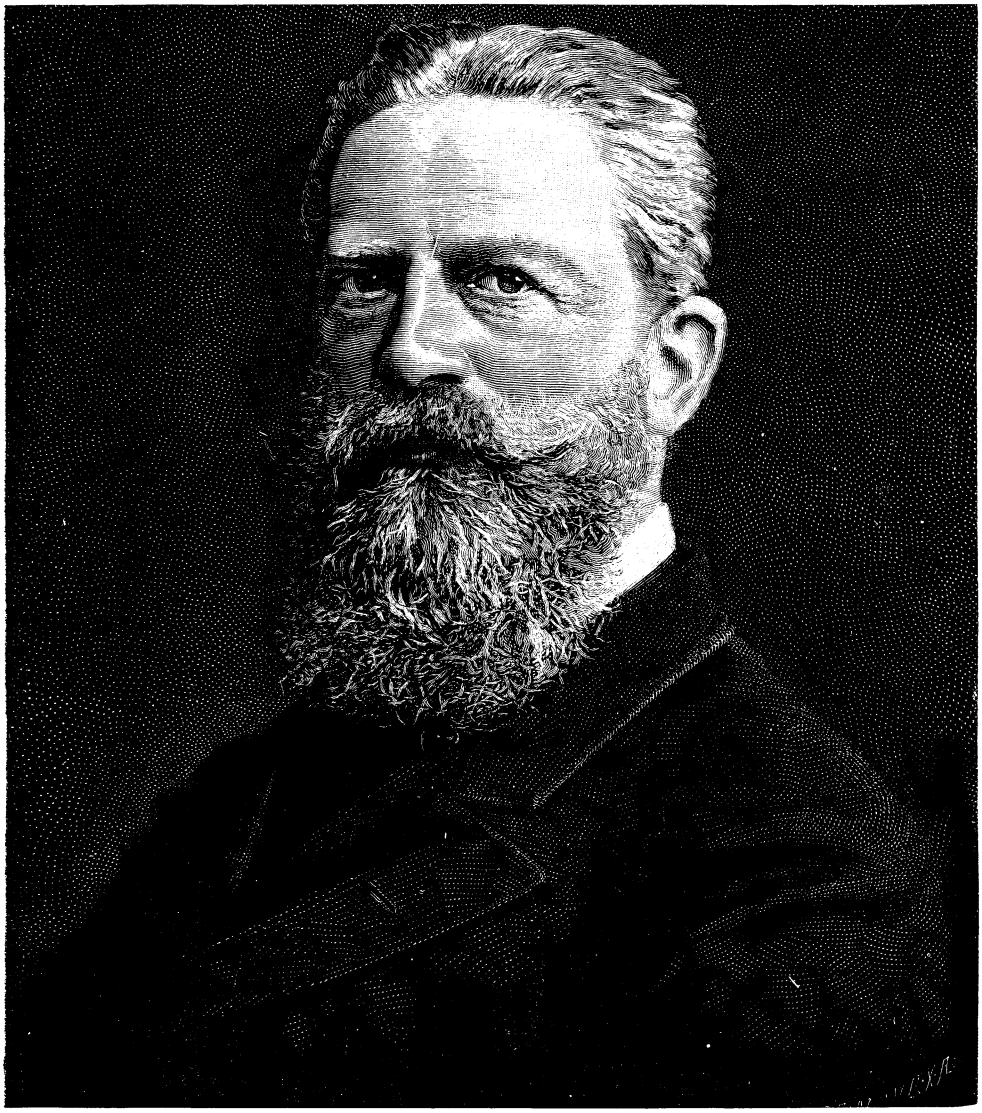
Hans Kirsch, Quartaner in **Striegau, Schlesien,** gibt Steine, wünscht Raubtierschädel, ausgestopfte Tiere.

H. Rothe in **Frankfurt a. O., Fürstenwalderstraße,** gibt Münzen, wünscht Briefmarken.

Johannes Gundlach in **Wismar i. M., Lindenstr. 22, p.,** gibt Marken gegen Käfer.

Hans Bernhard, Buchhändlerssohn in **Chur, Kanton Graubünden,** tauscht Briefmarken.

Ernst Kollenberg in **Stuttgart, Gymnasiumsstraße 12, III.,** legt eine Markensammlung an und bittet um Markenzusendung.



Kaiser Friedrich †.

Kaiser Friedrich.

Schwer sucht in diesem Jahre das Schicksal unser deutsches Vaterland heim. Noch ist die tiefe Trauer um Kaiser Wilhelm nicht aus den Herzen des Volkes, und abermals wird es in eine neue und nicht minder schmerzliche versetzt.

Kaiser Friedrich ist tot. Der Sohn ist drei Monate nach seinem Vater von dieser Erde abberufen worden. Kaum daß er den Thron bestiegen, mußte er ihn mit dem Sarge vertauschen. Wen erfaßte darüber nicht herbes Weh, wen von deutscher Art ergriffe dieses düstere Geschick des kaiserlichen Herrscherhauses nicht und wer ehrte nicht die Klagen, daß der Tod in Kaiser Friedrich so viel Herrlichkeit und Hoffnung erbarmungslos vernichtete? Von Jugend auf war er seinem Volke ein besonderer Liebling gewesen, und als er berufen wurde, sein Herrscher zu sein, da war er bereits ein von heimtückischer Krankheit gebrochener, todwunder Mann, der aus Italiens sonnigen Gefilden in den rauhen Norden eilte, in eiserner, heldenhafter Pflichterfüllung das hohe Amt zu übernehmen, das das Geschick ihm übertragen. Wehmütig blickte das deutsche Volk auf dieses Schauspiel, wie die Geschichte ergreifendere wenig gesehen; heute steht es an seiner Bahre, weint aufrichtige Zähren, segnend, tief trauernd und bewundernd zugleich.

Friedrich, in der Familie „Fritz", seit dem neunten Jahre für die Oeffentlichkeit auch noch Wilhelm dazu, wurde er genannt. Nach Hohenzollernart reihte man ihn früh dem Soldatenstande ein und suchte ihm spielend die Vorliebe dafür beizubringen. Sein Vater, Prinz Wilhelm, war ja überdem Soldat mit Leib und Seele. Die fürstliche Mutter Augusta, eine geborene Prinzessin von Weimar, Enkelin Karl Augusts und stolz darauf, wirkte mit ihrer empfänglichen, für das Schöne und Hochgesinnte gestimmten Natur auf den Kindersinn des Prinzen ein. Die ersten Lehrer für ihn wurden sorgfältig von ihr gewählt. Der klassisch gebildete Baumeister Professor Strack gab den Unterricht im Zeichnen; die späteren Oberlehrer Ernst und Heller erteilten jenen im Deutschen und Lateinischen, beide feingebildete Männer, welche von ihren späteren Schülern in der königlichen Realschule zu Berlin wahrhaft verehrt wurden. Ersichtlich ließen es sich die Eltern eifrig angelegen sein, ihrem kräftig heranwachsenden Erstgeborenen eine vielseitige, Körper, Geist und Herz veredelnde Erziehung zu geben. Er war auch eine Hoffnung für sie mit seiner Anwartschaft auf den Thron. Bestieg er ihn einmal, so sollte er ein Stolz seines königlichen Geschlechts, seines Volkes und seiner Zeit sein. Was noch besonders hoch anzuschlagen, war die Leutseligkeit, welche er von früh auf bezeigte. Er scherzte unbefangen mit dem braven Unteroffizier Bludau, der ihn im Saal des Neuen Palais zum Rekruten drillen mußte; er spielte frohmütig mit der Dorfjugend von Paretz bei Potsdam, wo der König Friedrich Wilhelm III. öfter seine Sommerfrische suchte. Unter all seinen Lehrern, die ihm auch später gegeben wurden, fand man keinen, der seiner geistigen Ausbildung die Einwirkung auch der Ideen der Zeit gewahrt hätte. Im Gegenteil; Männer wie der kunstgelehrte Curtius, wie der Mathematiker Schellbach, der Musikdirektor Taubert, wohl bekannt und geehrt in Berlin, waren besonders geeignet, ihren fürstlichen Zögling mit hoher Empfänglichkeit für die Ideale der Jugend zu erfüllen. Und gern vernahm man es ebenso, daß der Prinz nach der Sitte der Hohenzollern, um das Handwerk auch ehren zu lernen, bei Meister Kimrath der Tischlerei, bei Meister Moßner der Buchbinderei, bei Hähnel der Buchdruckerkunst, und mit Vergnügen, oblag. So faßte er ja Fühlung mit dem Volke und dessen Geist, dessen Wünschen, dessen Hoffnungen, dessen Idealen, und er wurde nicht durch Einschränkungen kastenmäßiger Art abgehalten, sich als ein Kind seiner bewegt gewordenen Zeit zu entwickeln.

Er bezog die Universität Bonn mit seinem Gouverneur im Jahre 1850 und wählte die juristische Fakultät. Unter den Professoren, die hier von tiefer Wirkung auf seinen bildsamen Geist und sein empfängliches Gemüt sein mußten, ist namentlich der kerndeutsche Dahlmann, der Historiker, zu nennen. Ein solcher Lehrer der Geschichte, der auch dem Prinzen von Preußen ein Freund geworden war, bot eine starke Gewähr für Erstarkung des edlen Idealismus, von welchem der Charakter „unseres Fritz" erfüllt war. Er saß auch im Kollegium des alten Arndt, des Freundes seines Königs, des edlen Patrioten nationalen Sinnes, der unser „Was ist des deutschen Vaterland" gedichtet hatte.

Der fürstliche Student in Bonn genoß auch das freie Leben in vollen Zügen; die Eltern, die eine reiche Entfaltung seines Geistes und eine Vielseitigkeit desselben nach wie vor im Auge hatten, wollten seinen zwanglosen Verkehr mit den Kameraden nicht beeinträchtigt wissen. So hielt er denn auch mit ihnen Kommers und sang die alten, lieben Burschenlieder, und was man mit jungen, froh bewegten Herzen singt, das bleibt darin.

In den Ferien des Jahres 1851 hatte er die Freude, in Gesellschaft seiner Eltern und seiner Schwester eine Reise nach London zu unternehmen, um da auf der ersten Weltindustrieausstellung die Fülle der Arbeiten menschlichen Fleißes und Unternehmungsgeistes kennen zu lernen. Wißbegierigen Charakters, war es sein Wünschen, fremde Länder, fremde Sitten kennen zu lernen. Schon deshalb bildete diese Reise für ihn eine Aussicht hoher Genüsse, und im besonderen mußte sie tiefe Einblicke in die neu aufgethane und in riesigen Verhältnissen schnell sich entwickelnde Industrie der europäischen Kulturwelt gewähren. — Am englischen Hofe lernte er als Kind die Prinzessin Viktoria kennen, die er sich später zur Lebensgefährtin erwählte.

Ein Letztes sollte noch geschehen, um vor Ablauf der Jugendjahre seine so sorgfältig geplante und so glücklich bisher durchgeführte geistige Ausbildung zu vollenden: eine Studienreise nach Italien. Mit Ungeduld erwartete der Prinz den Winter von 1853, um dann über vier Monate im schönen, lockenden Süden mit der Freiheit und den Genüssen eines Künstlers leben zu können, in der Gesellschaft von Männern, welche ihn mit Kennerblick auf die herrlichen Werke der italienischen Malerei und Bildhauerei der altrömischen Bauten und Denkmale aufmerksam machen würden. Sein alter Lehrer Strack, der erprobte Meister der Baukunst, gehörte zu dieser Begleitung; tüchtige Maler, feingebildete Offiziere, zogen

mit in dem prinzlichen Gefolge. Mit Mappe und Stift wurde von ihnen Italien bis nach seinen südlichen Paradiesen durchwandert.

Mit Eifer widmete er sich nach der Rückkehr in die Heimat dem militärischen Dienst, in dem er nach und nach zu hohen Graden emporgestiegen war. Anfangs 1858 vermählte er sich mit Viktoria, der princess royal von England. In dem umgebauten und vergrößerten alten Königspalais gegenüber dem Zeughause in Berlin richtete sich das neuvermählte Paar die Räume behaglich und zum Teil prächtig ein. Man konnte überall wahrnehmen, daß feiner Geschmack und kunstliebender Sinn dabei maßgebend gewesen waren. Geradezu neu und überraschend erschien in Berlin eine so vornehm und zugleich traulich ausgestattete Häuslichkeit, selbst in dem Vergleich mit den Einrichtungen der königlichen Wohnungen. Es war ein erstes und nachwirkendes, anregendes Beispiel des Prinzen, in diesem Hause auch den Künsten und den Fortschritten des Gewerbefleißes zu huldigen, sich das Dasein darin zu verschönen. Seine früheren Reisen und sein Studium der Industrieausstellung in London, ebenso der Museen Italiens hatten seinen Geschmack verfeinert, den Kunstsinn vertieft.

Dieses edle Heim des Kronprinzen erhielt einen neuen Reiz durch die Geburt des ersten Kindes ein Jahr nach der Hochzeit. Am 27. Januar 1859 kam Prinz Wilhelm zur Welt. „Es ist ein tüchtiger, derber Rekrut!“ soll der alte Wrangel gleich nach der Geburt der vor dem Palais harrenden Menge zugerufen haben. Er faßte natürlich das Ereignis nur militärisch auf.

Dreißig Jahre hatte der Kronprinz erreicht und zu einem ungewöhnlich schönen Manne sich entwickelt. Die Liebe, die ihm von Kindheit auf das Volk entgegengebracht; die Hoffnungen, die er mit dem Aufstieg zum Mannesalter fort und fort in den Herzen desselben aufgerufen, — sie erhöhten sich durch seinen Anblick so gewinnender und eindrucksvoller Art.

Verehrungsvoll für seinen regierenden Vater, ein trefflicher Sohn, fand man ihn immer an der ihm gebührenden Stelle zunächst demselben, wenn es die Pflicht und die militärische oder königliche Würde gebot, auf welche der greise Monarch bei jeder Gelegenheit großes Gewicht legte. Der Kronprinz sollte bei allen diesen Vorgängen Zeuge vor allem Volke sein und in die Auffassungen des königlichen Vaters und in sein ihm überkommendes Amt eingewöhnt werden. Er war Statthalter von Pommern geworden und Generallieutenant.

Im schleswig-holsteinschen Kriege 1864 erhielt er zwar noch kein Kommando, aber er wurde dem Stabe des Feldmarschalls Wrangel, des Oberbefehlshabers, beigegeben und war auch mitten unter den Soldaten, bei ihren Märschen, ihren Strapazen, in ihren Lagern, trotzte Wind und Wetter in der abscheulichsten Winterzeit, und zeigte im Scharffeuer den leutseligen Humor und die Dienstfreudigkeit, welche ihn schon von den Manövern her bei den Truppen beliebt gemacht hatten. Bei Nübel, nahe Düppel, kam er am 22. Februar zum erstenmal ins Feuer, indem er einem Gefecht seines Vetters Friedrich Karl mit den Dänen beiwohnte.

Dann kam der österreichische Krieg im Juli 1866. In drei großen Armeen rückte die preußische Macht schnell durch Sachsen und Schlesien nach der böhmischen Grenze. Der Kronprinz hatte den Oberbefehl über die zweite Armee in Schlesien erhalten. Zum Chef seines Generalstabs war ihm der General von Blumenthal beigegeben.

Glücklich und glänzend in den ersten Siegen drangen seine Kolonnen durch die böhmischen Pässe. Wenige Tage nach seinem Einmarsch in das österreichische Kronland ward der Tag von „Königgrätz“ genannt, der seinesgleichen nicht hatte seit Waterloo.

Ruhmreich war der Anteil des Kronprinzen im Kriege gegen Frankreich 1870. Er schlug den Feind bei Weißenburg und Wörth, und wieder, daß er mit diesen ersten Siegesnachrichten aus Frankreich die bangen Erwartungen des deutschen Volkes in beschwingtes Hoffen verwandelte. Durch seine geniale Schwenkung nach Norden trieb er Mac Mahons Armee in den Kessel von Sedan, wo keine Rettung für sie mehr war. Sie mußte sich mit Kaiser Napoleon an der Spitze ergeben.

Der Kronprinz marschierte sofort auf Paris los und während der Belagerung desselben wohnte er mit dem König in Versailles. Er war in hohem Maße volkstümlich bei den Soldaten. „Unser Fritz“, anders hieß er bei den Süddeutschen nicht, die er mitbefehligte. Sein Vater ernannte ihn in Versailles zum Feldmarschall. Als „Kronprinz von Deutschland und Preußen“ kehrte er aus diesem Kriege nach Berlin zurück; Deutschland war ja durch die Siege das Kaiserreich der Hohenzollern geworden.

Unter den nachfolgenden Friedensjahren war der Kronprinz vielfach nach außen hin des greisen Kaisers Stellvertreter. Er war glücklich, der Liebling des preußischen und deutschen Volkes zu sein, in allen Ländern, wo er die Höfe besuchte, wahrhaft verehrt. Viel erhoffte man dereinst von ihm, wenn er den Thron bestiege.

Da stellte sich 1887 ein so gefährliches Halsleiden bei ihm ein, daß er den Winter über in San Remo in Italien leben mußte. Dort traf ihn die Nachricht vom Tode seines hochbetagten kaiserlichen Vaters. Er selbst, den Tod im Herzen, eilte nach Berlin nnd übernahm als Kaiser Friedrich die Regierung. Erst Charlottenburg, dann Schloß Friedrichskron zu Potsdam war seine Residenz.

Tag um Tag kämpfte er wie ein Held mit seiner schweren Krankheit; aber mehr und mehr schwanden seine Kräfte. Drei Monate nach seiner Thronbesteigung erlag der schwergeprüfte Monarch seinem schleichenden, heimtückischen Leiden. Mit ihm sank eine der edelsten Fürstennaturen zu früh in das Grab, viel zu früh war er seinem großen Vater dahin gefolgt. Aber was er an Thaten geleistet, ehe er die Krone trug, und was er mit derselben noch an schönen Hoffnungen erweckte, das wird sein Andenken in den Herzen seines Volkes heilig erhalten. Wenn einer, so zwang er durch die Güte und den Adel seines Wesens Herz zu Herzen.

Eine Schülerreise in die Schweiz

von **Dr. Steinbart.**

(Schluß.)

In Erwartung dieses Genusses wurden die Schnitzwaren betrachtet, die gerade hier in sehr sauberer Ausführung zu haben waren. Etliche hatten noch Geld genug, Einkäufe zu machen. — Käse und Brot wird ordnungsmäßig vom Dienst in 21 Teile zerschnitten, und als die Bouillon eintraf, setzten wir uns mit dem besten Appetit zu Tisch. Es schmeckte vortrefflich. Erhöht ward das Behagen durch die Versicherung des Wirtes, es werde zu Mittag noch klar werden.

Vier Stunden Steigung standen uns noch bevor. Eine Verpflegungsstation befand sich nicht auf dem Wege; Wasser war unterwegs zu haben.

So sorgte denn der Dienst dafür, daß die Zuthaten zu einem einfachen Imbiß mitgenommen wurden. Es war das eine Flasche Rum, eine große Düte Stückenzucker, 1½ Brote, und heimlich steckte sich α selbst noch eine kleine Flasche Honig ein; die Kosten betrugen 4,80 Mark.

Nachdem dieser Einkauf besorgt, die Rechnung bezahlt war, ward herausgetreten. Auf dem Platz hinter dem Hause war eine Tenne zum Tanzen. Die günstige Gelegenheit konnte nicht unbenutzt gelassen werden, und schnell wurden einige Françaisetouren getanzt; dann erst hieß es: „Gepäck aufnehmen!" und als beim Appell sich alle Nummern als anwesend erwiesen hatten, zogen wir ab.

Nach Bädeker hatten wir noch 720 m in die Höhe zu klettern, also nur 100 m mehr, als wir heute schon gemacht hatten; aber ach! es ging erst eine halbe Stunde bergab in großen Bogen einen schmalen Pfad am Hang der Matten entlang, für dicke Leute die ungemütlichste Art zu gehen. Rechts hatten wir die Berglehne, links Hinabblick in die sich senkenden Wiesen mit manchen Hütten, dahinter im halben Rückblick die Scheidegg selbst. — Zwar sind die Firnen noch nicht frei, doch ist der Rundblick schon großartig. Wenn nur nicht der Weg so schauderhaft wäre! Es sollte aber noch schlimmer kommen!

Interlaken mit der Jungfrau.

Nachdem wir die Hintergrindelhütten passiert hatten, erblickten wir genau nach der Angabe von Berneck (weiland Berlepsch) „Herden kapitalen Rindviehes". Nun aber zog das biedere Vieh denselben Weg hinauf wie wir. Erst war es hinter uns, aber es ging schneller als wir, und bald befanden wir uns inmitten der zahlreichen Zweihufer. Wir kletterten zur Seite, um sie vorüber zu lassen, aber da nahte der Bull. Solch ein Bull ist immer eine unangenehme Begegnung, wenn noch dazu, wie hier, die Hirten weit außer Rufweite sind. Unser Bull war aber offenbar in sehr gereizter Stimmung, den Kopf zur Erde gesenkt, in kurzen Pausen anhaltend und mit dem einen Vorderfuß den Boden aufkratzend, grimmig brummend, so kam er uns näher. Was machte ihn so böse? Es war ein roter Regenschirm. Zum Ergötzen aller Reisegenossen hatte ô von Duisburg aus ein seltenes Exemplar der Art, unter welchem eine ganze Familie Platz finden konnte, mitgenommen, er diente ihm zugleich als Alpenstock. Oft hatte das knallrote Institut unseren Witz herausgefordert und Stoff zu einem Verslein gegeben. Sein heiterer Träger bemerkte jetzt die Gefahr; schleunigst wickelte er das corpus delicti in seinen Ueberzieher und verschwand leichtfüßig vor der Spitze. Wir folgten im Eilschritt, aber wir waren gerade auf einer Platte faulen, losen Gesteins angelangt, die schräg in die Höhe ging und außerordentlich schwer zu passieren war; α hatte die größte Mühe, vorwärts zu kommen, sein Regenschirm, der ihm sonst als Stütze gedient, versagte den Dienst; Nr. 8 reichte ihm den so oft verhöhnten Alpenstock, und mit dessen Hilfe gelangte auch er aus der Nähe des gefürchteten Tieres, nicht ohne große Sorge um den Honigtopf in der Tasche. Aber der Bull folgte immer noch, und erst, nachdem wir einen kleinen Bach übersprungen, blieb er vor diesem Hindernis stehen, uns noch

ein „Quos ego!“ nachbrummend. — Wir kletterten den Bach entlang etwa 10 Minuten steil in die Höhe.

Die Sonne war mit einmal hervorgebrochen und beleuchtete prächtig die grünen Matten. Wir waren über 2 Stunden von der Scheidegg unterwegs, und alles lud zur Rast ein. Die Männer des Dienstes hatten ihre Vorräte glücklich bis zur Stelle gebracht. So ward denn das Brot in Teile geschnitten, auf jeden Teil eine Portion Honig, dessen Erscheinen freudigst begrüßt worden war, gethan; Wasser wurde aus dem Bache geschöpft und in einem Gläschen mit je drei Stück Zucker und einem Schluck Rum ein kalter Grog für jeden bereitet. Eine Rationenverteilung im Bivouak hätte nicht prompter vor sich gehen können.

Der Dienst bediente sich zuletzt. Die anderen lagerten schon; die meisten lang ausgestreckt, den Tornister unter dem Kopfe, den aufgespannten Regenschirm als Schutzdach gegen die Sonne darübergestellt, ein reizendes Genrebild. Unter den Regenschirmen der Alten kräuselten sich die Wölkchen der Cigarren hervor oder erscholl fröhliches Lachen, das den harmlosen Witzen folgte, die jetzt in Menge sich drängten. Einige wenige dagegen versuchten ein Schläfchen zu machen, doch das ließ der Uebermut der anderen nicht zu; es regnete Geschosse auf sie, der Leiter des Dienstes mußte warnend eintreten, damit nicht die vollen Tornister als Wurfgeschosse gebraucht wurden.

So vertrödelten wir in Behaglichkeit eine Stunde.

Indessen hatte das Wetterhorn schon hin und wieder über die Wolken geguckt, aber von den sonstigen Bergriesen war immer noch nichts zu sehen. Ja, als wir aufbrachen, schien es, als wenn es von neuem etwas regnen wollte.

Wir zogen jetzt wieder am Abhange auf Matten entlang, doch war der Weg bequemer, weil breiter, auch machte uns das kapitale Rindvieh ihn nicht streitig. Wieder ging's im großen Bogen herum und dann etwa 25 Minuten hinab in die Senke des Bachalpsees, vor uns das düstere Simelihorn. Noch immer sahen wir unser Ziel, die Kuppe des Faulhorns, nicht. Der Weg hinauf vom Bachalpsee ist steinig und steil, von Zeit zu Zeit mit Schneestangen versehen, aber „Nägli“ versicherte, wir hätten höchstens noch $1\frac{1}{2}$ Stunden zu gehen. In recht ansehnlicher Höhe winkte eine Hütte, die wir im scharfen Steigen in $\frac{3}{4}$ Stunden erreichten, auf der letzten Strecke angezogen durch die Töne eines Alpenhornes, welches dem Simelihorn ein prachtvolles Echo entlockte. Hier erblickten wir auch den Gipfel des Faulhorns, der mit dem gastlichen Wirtshause ganz klar vor uns lag. Als besondere Freudenstiftung mußte der Echomann zwei Mörserschüsse abgeben, dann rückten wir bis zu dem Fuß des eigentlichen Faulhorns vor und nahmen die letzten Windungen mit kräftigen Schritten. So waren wir denn oben. Prächtig lagerte die Sonne auf der Kuppe, kein Lüftchen rührte sich. Von den Unserigen zeigte keiner Ermüdung, war doch das Wetter, gerade wegen des Fehlens der Sonne, überaus günstig für den Marsch gewesen. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er sich der mit körperlicher Kraftanstrengung erreichten Errungenschaften besonders freut. 2680 m waren wir hoch; zu Fuß, mit dem Ränzel auf dem Rücken, hatten wir diese Höhe erklommen, und wenn auch wieder schlechtes Wetter würde, mit Genugthuung konnte man später sagen: „Ich war auf dem Faulhorn, ich habe im dritthöchsten Gasthofe Europas logiert.“

Vater Feuz empfing uns mit freundlichem Willkommengruß. Der Dienst ließ sich die für uns reservierten Zimmer, oder richtiger die Holzkajüten zeigen, die im ersten Stock nebeneinander lagen. Sie wurden verteilt. Es war noch nicht 4 Uhr, eine Tasse Kaffee ohne Zuthat durfte die Kasse als dritten Imbiß leisten. Er schmeckte natürlich sehr gut, besonders dem langen A., der sich heimlich ein großes Stück trockenen Brotes dazu erstanden hatte und dafür als „Schlemmer“ besteuert werden sollte.

Rheinquelle

Unterdessen ward der Blick immer freier. So warm und windstill war es draußen, daß wir ohne Ueberzieher daselbst

sitzen konnten. Immer mehr verzog sich das Gewölk nach Süden, und als die Sonne zur Rüste ging, da war der ganze Horizont frei, und in voller Klarheit zeigte sich rings um uns das herrliche Panorama.

Der Nebel und der Regen, den wir beim Aufmarsch gehabt hatten, war als frischer Schnee auf die Häupter der Berge gefallen, und sie glänzten und glitzerten in zauberhafter Pracht. Was uns auf dem Rigi in verheißungsvoller Schönheit aus der Ferne gewinkt, hier hatten wir es zum Greifen nahe vor uns.

Der Giesbach.

Das Wellhorn und das Wetterhorn, das prächtige Schreckhorn, die hohe Pyramide des Finsteraarhorns, am gewaltigsten in großer Nähe der Eiger, hinter ihm halb versteckt der Mönch und seitlich die hehre Jungfrau, dann links und rechts anschließend ein unendliches, wunderbares Gewirr von weißen Zacken und Spitzen, Kuppen und Kegeln. Die Strahlen der scheidenden Sonne trafen die hohen Massen immer schräger, allmählich bildeten sich mehr und mehr Schattenflächen, während die Gipfel noch hell flimmerten.

Fast großartiger noch war das Schauspiel, das sich unseren Blicken darbot, wenn wir uns nach Nordosten wendeten. Zuerst hatten wir den Brienzer und einen Teil des Thuner Sees tief unter uns erblicken können, und hintereinander gelagert eine große Anzahl Berge mittlerer Höhe, bald aber war alles ein großes, schneeweißes Wolkenmeer geworden, aus dem nur noch die höheren Kuppen hervorragten. Der Führer nannte uns einzelne Namen, auch der Pilatus und der Rigi schauten im Hintergrunde hervor. Wie erstarrt lag die blendende Masse vor uns. Ein Gefühl des Entzückens und doch banger Ehrfurcht erfüllte den Beschauer, jauchzend mochte man rufen: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren!“ und doch mit welch packender Gewalt lehrte zugleich die riesenhafte Gestaltung die Nichtigkeit menschlichen Messens, menschlicher Kraft.

Solch einen Anblick vergißt man nie. Das einzige Bedauern, das wir fühlten, war, daß wir die Lieben aus der Heimat nicht bei uns hatten, damit sie sich mit uns freuen konnten.

Allmählich verschwand auch der letzte Schimmer der Abendröte, die Wolken wurden düsterer, noch leuchteten im Süden die höchsten Schneewipfel, aber höher, weit höher noch als sie erglänzten am Firmamente schon einige Sterne, die hell funkelten und in ihrem intensiven Lichte hin und her zu flackern schienen.

Die Luft war kühler geworden, wir begaben uns ins Haus.

Hier fanden wir zwei neuangekommene Gäste, zwei junge Männer aus Brüssel; vor uns waren schon die Amerikaner, welche auf der großen Scheidegg übernachtet hatten, fünf sehr liebenswürdige Herren, eingetroffen, welche mit unseren Schülern, teils englisch, teils deutsch sich verständigend, beim Sonnenuntergang Bekanntschaft gemacht hatten. Der Speisesaal reichte gerade aus, diese 28 Vertreter dreier Nationen zu fassen.

Selten wohl hat eine Mahlzeit solchen Anklang gefunden, als das treffliche Abendbrot des Herrn Feuz. Wir hatten es uns ja redlich verdient, aber nicht allein der Marsch in der frischen Luft hatte uns den Hunger geschärft, auch die geistige Erregung, die Freude über das prächtige Schauspiel, das wir genossen, die Genugthuung, nicht vergeblich dem Nebel getrotzt zu haben, hatten das ihrige gethan, den Appetit zu erhöhen. Immer neue Berge von Bratkartoffeln, immer neue Schüsseln mit Braten erschienen und verschwanden wieder; doch selbst A. war zuletzt satt, und der Dienst fing an zu überlegen, wie er aus dem spärlichen Reste des Etats dem offenbar noch vorhandenen Durste entsprechen könne. Den Wein hatten wir zwar zu 1½ Franken die Flasche uns schon von Duisburg her ausbedungen, aber den Rheinländern wollte die Sorte nicht recht munden; Bier gab es zu 1,60 Franken, das war zu teuer; da verfielen wir wieder auf leichten Grog. Ohne jede Entschädigung lieferte Vater Feuz das warme Wasser, zu 50 Centimes das Pfund Zucker, zu 2½ Franken die Flasche Rum; so waren wir in der Lage, für 9½ Franken das Getränk in hinreichender Menge für 21 Personen zu liefern; es ist uns allen vorzüglich bekommen.

Die Amerikaner baten uns, ihnen doch einige deutsche Volkslieder vorzusingen, besonders wünschten sie die Loreley zu hören. Sie kamen damit unserer Sangeslust entgegen. Sie erfreuten uns ebenfalls durch mehrere Lieder, die sie sehr schön vortrugen, und auch die Brüsseler stimmten auf allgemeines Verlangen ein französisches Lied an. Wir kamen bald in eine reizend behagliche Stimmung. Dem allgemeinen Wunsche, welchem ∂ beredten Ausdruck gab, den Aufbruch zum Nachtlager um eine Stunde zu verschieben, mußte α nachgeben. Manch heiteres und treffendes Wort ward noch geredet, der Lieben zu Hause gedachte β; manch Liedlein ward noch gesungen, doch als der Zeiger der großen Wanduhr ½11 wies, da suchten wir unsere Kajüten auf, und in wenigen Minuten war's mäuschenstill auf dem Faulhorn.

Nur etwa 5 Stunden Schlaf waren uns beschieden; gleich nach 4 Uhr erscholl die große Lärmglocke; ein prächtiger Sonnenaufgang kündigte sich an; auch den bot uns das Faulhorn noch.

Aus vollem Herzen konnten wir beim Abschied danken und sagen, daß uns das Faulhorn unvergeßlich bleiben werde.

Kräftig tönte das Hurra, das wir, als es unseren Blicken entschwand, ihm noch zuriefen.

Ein Knabenschützenfest.

Es war unmittelbar nach dem Feldzuge 1870/71, als Kaiser Friedrich ein Armbrustschießen veranstaltete, an dem seine Söhne, die damals noch im Knabenalter stehenden Prinzen Wilhelm und Heinrich von Preußen, 15 Kadetten und ebenso viele kleine Zivilisten der Stadt Potsdam sich beteiligen sollten.

Für den Hof und die ansehnlichsten Einwohner der schönen Stadt waren auf dem Bornstätterfelde, wo sonst die Uebungen des Militärs abgehalten wurden, Tribünen errichtet worden; aber nicht nur die Honoratioren des märkischen Neapel, sondern auch viele Berliner, meist Angehörige der Potsdamer Kadetten, und eine große Volksmenge wohnten diesem Schützenfeste bei. Man war gespannt, zu wissen, wer durch den damaligen Kronprinzen als Schützenkönig gekrönt werden würde. Das Los bestimmte die Reihenfolge, in welcher die einzelnen Schützen zum Schuß gelangten. Auf jeden der Teilnehmer fiel eine Serie von fünf Schüssen, und kaum hatten die 32 kleinen Scharfschützen den ersten Schuß gethan, so entrierten die Zuschauer hohe Wetten, deren Ertrag teils zur Verherrlichung des Festes, teils zu wohlthätigen Zwecken verwandt werden sollten. Es bildeten sich drei Parteien, die Militärpartei, welche sich für die Kadetten, die Zivilpartei, die sich für die dem Gymnasium oder der Realschule angehörenden Knaben entschied, und die prinzliche Partei, welche zwischen den beiden erstgenannten in der Mitte stand; die Kadettenpartei zählte die meisten Anhänger; zu ihr hatte sich auch der Kronprinz, weiland Kaiser Friedrich, bekannt, während die Frau Kronprinzessin ihren Erstgeborenen als König zu begrüßen hoffte, da Prinz Wilhelm der hohen Frau schon mehrfach Proben seiner Kunstfertigkeit im Schießen abgelegt hatte und, wenngleich er nächst Prinz Heinrich auch der jüngste unter allen Schützen war, auch bis jetzt zu den drei ersten Schützen zählte, die gleich gut geschossen hatten.

Nach Abgabe des zweiten und dritten Schusses schien es, als ob die Zivilpartei den Sieg davontragen würde. Dem Sohne eines Hofbeamten, der als ziemlich bemooster Tertianer auf die Spuren eines Schnurrbartes stolz zu sein schien und der schon das Gardemaß erreicht hatte, glaubte man die Königswürde zusprechen zu können. Auch nach dem vierten Schusse blieb dieser Longinus Primus, doch als zum fünften und letzten Male sein Pfeil durch die Luft schoß, verstummte das Bravorufen der Zivilpartei. Der bärtige Knabe hatte das Ziel verfehlt und versteckte sich nun hinter einem Pfeiler, wo er seinen Thränen freien Lauf ließ. Von seinen Kameraden verhöhnt, war er dennoch kühn genug, bei der später stattfindenden Preisverteilung, die dem Schützenkönig zugedachte Krone für sich zu beanspruchen. Wie einst der Riese Goliath von David, so wurde dieser Longinus vom kleinen Grafen Waldersee besiegt, welchem als erster Gratulant der zweitbeste Schütze,

Grindelwald — Wetterhorn.

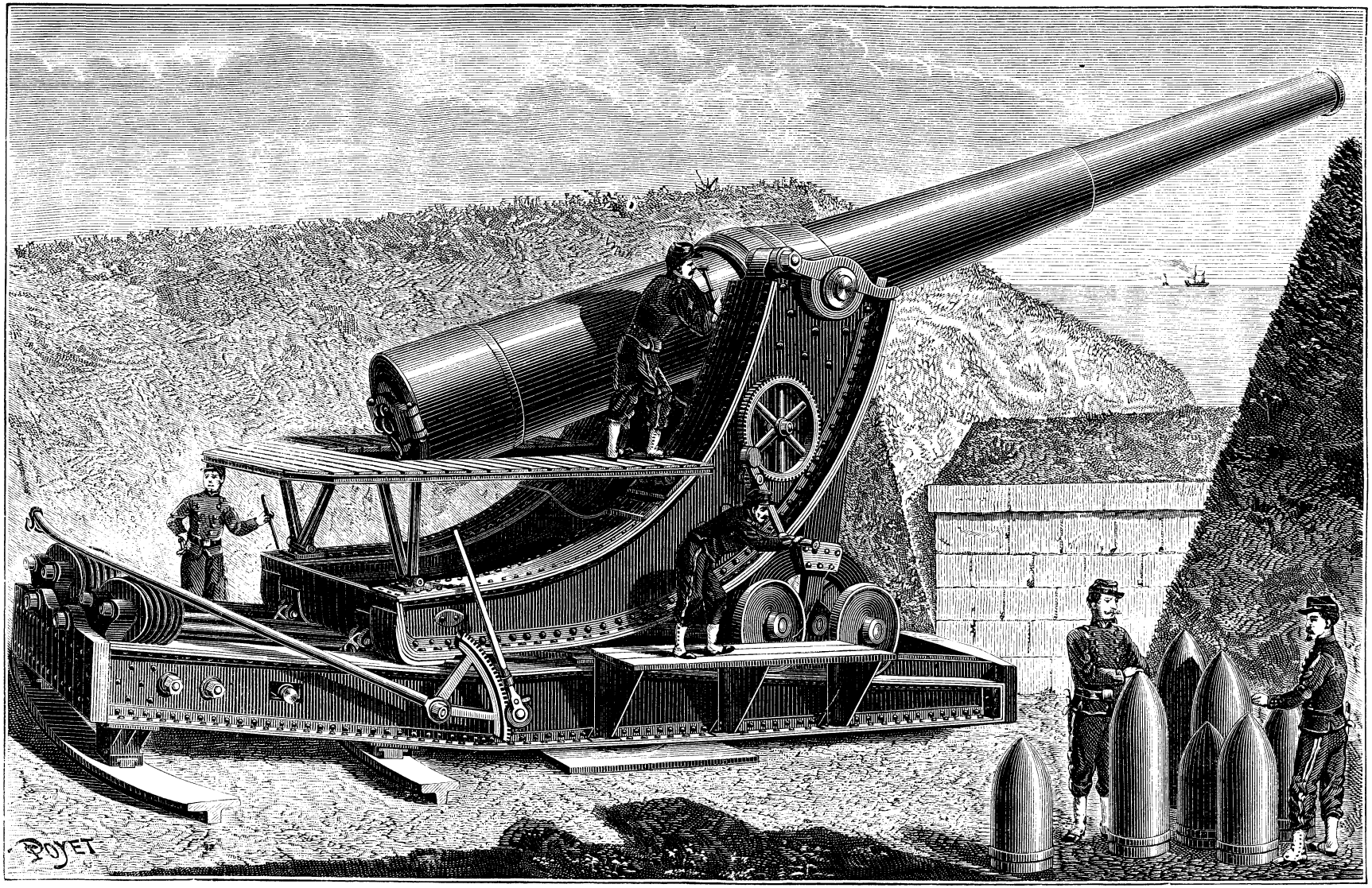
Prinz Wilhelm, sich nahte. „Mein lieber Waldersee", sagte der Prinz, „es freut mich, daß gerade Sie der primus omnium geworden sind, und daß nur Sie mich übertroffen haben. Papa hat ganz recht gehabt, als er meinte: ‚Du, Wilhelm, hast in dem Waldersee einen gefährlichen Konkurrenten.'" Dem Prinzen Wilhelm schlossen sich Prinz Heinrich und sämtliche Kadetten an, während die kleinen Zivilisten mit neidischen Blicken den jungen Schützenkönig betrachteten. — Nach einer kurzen Beratung des Schiedsrichterkollegiums fand der Krönungsakt und die Preisverteilung an die sechs besten Schützen statt. Beide Prinzen, drei Kadetten und zwei Zivilisten, darunter auch der erwähnte Longinus, der seine langen Arme nach dem ersten Preise, einer goldenen Uhr, ausstreckte, erhielten mehr oder minder wertvolle Uhren für ihre an den Tag gelegten Leistungen. Da nahte ein sogen. fliegender Konditor, ein Konditor; er hielt auf dem provisorischen Schießplatze seine Waren feil; auf einer riesenhaften Torte war in Zuckerguß zu lesen: „Für zehn Mann oder einen Kadetten." In der That leisteten die Kadetten an diesem Tage im Essen etwas ganz Außerordentliches, aber auch die kleinen Zivilisten hieben tapfer in die Kuchen ein. Mit Eintritt der Dunkelheit erreichte die Festlichkeit ihr Ende. Unter patriotischen Liedern marschierten die Kadetten, ihren König an der Spitze, von einer großen Schar Schlachtenbummler begleitet, in rechts abmarschierter Sektionskolonne nach dem Kadettenhause.

Die italienische Küstenverteidigung.

So vorteilhaft die außerordentliche Küstenentwickelung Italiens für den Handel und Schiffahrt, so ungünstig ist sie es für den Seekrieg, denn die unendlich lange Küstenlinie wimmelt von Punkten, welche eine feindliche Landung gestatten würden und deren Befestigung durch Forts oder auch nur durch Erdwerke dem Lande unerschwingliche Opfer auferlegen würde. Die italienische Flotte und namentlich die Panzerflotte ist zwar gegenwärtig schon eine höchst achtbare und noch immer in großartiger Entwickelung begriffen, allein sie steht noch lange in keinem entsprechenden Verhältnis zur Küstenentwickelung des Reiches. Italien ist neuerdings ein thätiger Rivale Frankreichs in Angelegenheiten des Mittelländischen Meeres geworden, und es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß Italien über kurz oder lang Frankreich zum Feinde bekommen kann. Die französische Mittelmeerflotte würde dann sicher keine Gelegenheit versäumen, Angriffe auf geeignete Küstenpunkte in Italien zu machen und Landungen zu versuchen; die italienische Flotte aber würde dann kaum in der Lage sein, sich der Angriffe der überlegenen französischen Flotte auf die Dauer zu erwehren. Allerdings soll die Regierung Italiens für den Fall eines Krieges mit Frankreich oder Rußland einen Schutzvertrag mit Großbritannien eingegangen haben; allein es hat trotzdem auch für unerläßlich erachtet, seinerseits alles Erforderliche zu einer organisierten Küstenverteidigung zu thun. Zu diesem Behufe sind an allen Küstenpunkten, welche die Möglichkeit einer feindlichen Landung zulassen, an beherrschenden Punkten des Strandes Feldbefestigungen nach Art derjenigen errichtet worden, von welcher unser nebenstehender Holzschnitt eine Ansicht gibt. Jede dieser Feldschanzen ist mit einer schweren Kruppschen Stahlkanone auf zweckmäßigst konstruierter Lafette besetzt und mit einem so vollständigen und wirksamen mechanischen Apparat versehen, daß 10 bis 12 Mann zur Bedienung eines derartigen Geschützes hinreichen. Die meisten dieser Geschützbettungen sind überdies von der See aus kaum sichtbar, ihre Oertlichkeiten unbekannt, jedes Geschütz mit den erforderlichen bombensicheren Unterständen und Munitionsräumen versehen, daß sie im ernsten Kriegsfall von einer gewaltigen Wirkung werden. Diese Kruppschen Geschütze sind genau nach dem Prinzip derjenigen unserer deutschen Küstenverteidigung konstruiert, aber unter Ausnützung der allerneuesten mechanischen Hilfsmittel von italienischen Ingenieuren so angeordnet, daß sie zu ihrer Handhabung und Bedienung nur ein Minimum von menschlicher Körperkraft bedürfen und hinsichtlich ihrer Tragweite und der Zerstörungskraft ihrer Geschosse den höchsten Anforderungen der artilleristischen Kunst genügen. Sie gehören zu dem Vorzüglichsten, was das bis jetzt zu den größten Kalibern und Rohrlängen konsequent durchgeführte Kruppsche Geschützsystem geliefert hat. Die Geschosse sind Panzergranaten in zwei verschiedenen Längen, von 2,8 und 3,5 Kalibern, von ungeheurer Tragweite (18 bis 20 km) und furchtbarer Durchschlagskraft, so daß sie den französischen Geschützen von Bange in jeder Hinsicht überlegen sind. Was eine solche Kanone, von tüchtiger Mannschaft bedient und einem geschickten und gewissenhaften Offizier geleitet, gegen einen Landungsversuch feindlicher Schiffe zu leisten vermag, wird denjenigen deutlich genug sein, welche Augenzeugen der zerstörenden Wirkung Kruppscher Kanonen im Kriege 1870/71 waren, und um vieles sind diese Geschütze seither verbessert worden! Unter den Granaten der italienischen Küstenverteidigung befinden sich auch solche mit Ladung von Förstersche komprimierter Schießbaumwolle, von deren furchtbarer Wirkung die erwiesene Thatsache einen Begriff geben mag, daß eine derartige (21 cm) Granate mit einer Ladung von 26 kg Schießbaumwolle 4 m tief in den Boden einschlägt und aus demselben einen Trichter von 2,40 m Tiefe und 4,80 m oberem Durchmesser, im ganzen einen körperlichen Inhalt von 15 cbm, herausschleudert. Man denke sich eine derartige Wirkung auf ein Panzerschiff übertragen, so wird man wohl zweifeln dürfen, ob ein von solchem Geschoß getroffenes Panzerschiff nicht mit Mann und Maus verloren ist. Daß wir über die speziellen Raum- und Maßverhältnisse dieser Küstenverteidigungskanonen keine Einzelnheiten geben können, erklärt sich genügend aus dem notgedrungenen Geheimnis, welches noch über diese Verhältnisse beobachtet wird.

Das Vorhandensein von Kochsalz

in der Luft am Meeresstrande hat bisher, wie die „Post" schreibt, als eine unanfechtbare Thatsache gegolten. Durch äußerst sinnreiche Untersuchungen auf der Insel Sylt hat jedoch nunmehr Dr. Paul Knuth in Kiel festgestellt, daß die Seeluft zwar stark ozonhaltig ist, daß aber Kochsalz unter normalen Verhältnissen in derselben fehlt. Die Luft nimmt Salzwasserteilchen nur aus dem Gischt der Brandung und nur in niederen Schichten auf, dieselben fallen aber schon nach ganz kurzer Zeit, sowie eine Verminderung der Windgeschwindigkeit, veranlaßt durch den Anprall an die Dünen, eintritt, nieder. Nur bei sehr starken Stürmen kann Salzwasser durch die Luft über die Dünen getragen werden. Die Seeluft enthält also nur in unmittelbarer Nähe der Brandung Salzwasserteilchen, und die schöne Mär über die Heilkraft der salzhaltigen Seeluft fällt. Daß ein Seebad so wohlthätig wirkt, ist dem kaum unterbrochenen Aufenthalte in der reinen, ozonreichen Luft, dem dadurch bedingten starken Stoffwechsel und dem wochenlangen Fernsein von den Geschäften des Alltagslebens zuzuschreiben.



Die Kruppsche Stahlkanone für Küstenverteidigung.

Der Geist der Llano estakata.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

So sagt mir wenigstens, in welcher Absicht er zu mir gekommen ist!"

„Ihr scheint mich für allwissend zu halten. Ich kann eben auch nichts anderes als nur Vermutungen hegen. Für mich steht so viel fest, daß er hierher gekommen ist, um sich über irgend etwas zu unterrichten, um irgend etwas zu erfahren. Was kann das sein? Euer Home ist für viele der Ausgangspunkt der Reise durch die Llano. Ich vermute, daß er hat nachschauen wollen, ob es gegenwärtig hier bei Euch Leute gibt, welche diese Reise unternehmen wollen. Er muß ein Interesse für solche Leute haben, einen Nutzen von ihnen erwarten. Nun sagt einmal, welcher Art dieses Interesse, dieser Nutzen sein könnte."

„Hm!" brummte Helmers. „Ich weiß, Ihr haltet den Mann für einen Savannengeier."

„Allerdings thue ich das."

„So hätten wir ihn nicht fort lassen, sondern unschädlich machen sollen. Aber freilich war das ohne Beweise gegen ihn unmöglich. Er hat erfahren, daß Juggle-Fred die Diamond-Boys erwartet. Vielleicht ist er jetzt fort, um die Vorbereitungen zum Ueberfalle derselben zu treffen."

„Das erscheint mir nicht nur als wahrscheinlich, sondern als gewiß. Dieser Mann befindet sich nicht allein in dieser Gegend. Er hat jedenfalls noch andere bei sich, welche irgendwo auf seine Rückkehr warten. Wir haben ihm nichts thun dürfen; ich durfte ihn nicht halten, obgleich ich wußte, daß er sich fortschleichen werde. Nun er aber fort ist, werde ich mich wenigstens überzeugen, ob ich richtig oder falsch vermute. Ich werde jetzt einmal seiner Spur folgen. Seit wann ist er fort?"

„Es sein eine Stunde und eine halbe vielleicht," antwortete der Neger, an welchen diese Frage gerichtet war.

„So muß man sich sputen. Hat jemand Lust, mitzureiten?"

Sie meldeten sich alle. Old Shatterhand wählte sich den Juggle-Fred aus, jedenfalls um ihn besser kennen zu lernen. Während eines solchen Rittes mußte es Gelegenheit geben, ihn einer kleinen Prüfung zu unterwerfen. Mit dieser Entscheidung war Frank sehr unzufrieden. Er sagte zu dem berühmten Westmanne:

„Aber, Verehrtester, eenen andern mitzunehmen, das is keene große Offmerksamkeet für eenen Mann von meinen Meriten! Oder haben Sie etwa die Ansicht, daß ich mich bei der Beurteelung eener Schpur nich ooch nützlich machen könnte? Wenn ich mitreiten dürfte, so würde ich das als eene ganz besondere geographische Gratifikation betrachten."

„So?" fragte Old Shatterhand lächelnd. „Womit haben Sie sich denn diese Gratifikation wohl verdient?"

„Zunächst im allgemeinen durch meine irdische Existenz überhaupt. Zweetens durch den Umschtand, daß ich nich weniger neugierig bin als andere. Und drittens dadurch, daß ich vielleicht doch noch etwas lernen könnte, wenn Sie die Gewogenheet haben wollten, mich mitzunehmen."

„Meinen Sie wirklich, noch etwas lernen zu können? Das ist eine Bescheidenheit, welche belohnt werden muß. Sie sollen also mit."

„Schön!" nickte Frank. „Ich widme Ihnen hiermit meinen geneigtesten ‚Merci, Monsieur!' Mit meiner anerkennenswerten Bescheidenheet habe ich den anderen een leuchtendes Beischpiel zur geduldigen Nachahmung geben wollen, quod Eduard demonschtrandus!"

Er stieg mit stolzen Schritten davon, um sich nach dem Stalle zu seinem Pferde zu begeben. Helmers machte Old Shatterhand darauf aufmerksam, daß er ihm zu diesem Ritte einige gute und ausgeruhte Pferde zur Verfügung stellen könne, und der letztere nahm dies Anerbieten gern an. Die beiden Schwarzen mußten drei Tiere von der Weide holen, um sie zu satteln, und dann ritten Old Shatterhand, Fred und Frank davon, gleich vom Stalle aus der Spur des Offizieres folgend.

Diese führte allerdings nach Norden, aber nur eine kurze Strecke; dann bog sie über Osten nach Süden um und nahm endlich gar eine südwestliche Richtung an. Auf diese Weise war Stewart fast drei Vierteile eines Kreises geritten, und zwar hatte dieser Kreis einen auffällig kleinen Durchmesser.

Old Shatterhand ritt voran, weit nach vorn gebeugt, um die Spuren fest im Auge zu haben. Als er sich überzeugt hatte, daß dieselben nicht mehr aus der Richtung wichen, sondern von nun an eine schnurgerade Linie bildeten, hielt er sein Pferd an und fragte:

„Master Fred, was sagt Ihr zu dieser Fährte? Werden wir ihr trauen dürfen?"

„Jedenfalls, Sir," antwortete der Gefragte, welcher wohl merkte, daß Old Shatterhand ihn ein wenig ins Examen nehmen wolle. „Von hier an bekennt der Kerl Farbe. Er reitet schnurstracks nach der Llano, und — — —"

Er hielt bedenklich inne.

„Nun, und — — —?"

„Es scheint, daß er es sehr eilig hat. Der Kreisbogen, den er um Helmers Home geschlagen hat, ist sehr eng! er hat sich nicht Zeit genommen, einen größeren Umweg zu machen. Auch ist er in gestrecktem Galopp geritten. Es muß ihn irgend etwas sehr schnell vorwärts treiben."

„Und was mag das sein?"

„Ja, wenn ich das sagen könnte, Sir. Da bin ich aber leider mit meinen Kenntnissen zu Ende. Vielleicht erratet Ihr es leichter als ich."

„Aufs Erraten will ich mich nicht einlassen. Es ist besser, wir gehen sicher. Wir haben ja Zeit und können einige Stunden riskieren. Folgen wir der Fährte möglichst schnell."

Sie setzten ihre Pferde nun auch in Galopp. Das konnten sie sehr wohl, da die Spur so deutlich war, daß das Lesen derselben nicht den geringsten Aufenthalt machte.

Es war sehr bald zu sehen, daß Helmers Home sich auf der Grenze des kulturfähigen Landes befand. Die Gegend veränderte sehr schnell ihren Charakter.

Nördlich von der Niederlassung hatte es noch Wald gegeben. Südlich von ihr sah man nur noch einzelne Bäume, welche auch verschwanden. Das Gesträuch wurde dünner und seltener; das Büffelgras hörte auf, und an seine Stelle trat Bärengras, ein untrügliches Zeichen, daß der Boden an Sterilität zunahm. Dann zeigte sich immer häufiger der nackte, trockene Sand, und die bisher wellenförmige Oberfläche der Steppe ging in die Form der ununterbrochenen Ebene über.

Nun gab es Sand und überall Sand, nur zuweilen unterbrochen von einer Bärengrasinsel, überragt von den dunkelbraunen Kolben der Blütenstengel.

Später gab es selbst dieses Gras nicht mehr, und an die Stelle desselben traten dichter Stachelrasenkaktus und lang gestreckte, schlangenartig kriechende Cereusarten. Stewart hatte diese mit Kaktus bewachsene Stellen vermieden, da die Stacheln dieser Pflanzen den Pferden leicht gefährlich werden können. Er hatte nur zuweilen seinem Tiere eine kurze Zeit zum Verschnaufen gegeben; dann war es, wie die tief eingegrabenen Tapfen zeigten, wieder gezwungen worden, in Galopp zu fallen.

So ging es weiter und weiter. Ueber zwei Stunden waren vergangen, seit die drei Reiter Helmers Home verlassen hatten. Es waren von ihnen wenigstens fünfzehn englische Meilen zurückgelegt worden, und doch wollte es ihnen nicht gelingen, den Reiter zu sehen, welchem sie folgten. Helmers Pferde waren nicht im stande, den Vorsprung, welchen er hatte, einzuholen.

Da bemerkten sie einen dunklen Streifen, welcher sich von links her spitz in die sandige Ebene schob. Es war eine Erderhöhung, welche aus fruchtbarerem Boden bestand, aber doch nur anspruchslose Mezquitesträucher trug. Die Spur zog sich nach dieser zungenartigen Einschiebung hin, welche die drei Reiter in weniger als zwei Minuten erreichen mußten. Da aber hielt Old Shatterhand sein Pferd an, deutete vorwärts und sagte:

„Vorsicht! Dort hinter den Sträuchern scheinen Menschen zu sein. Habt ihr nichts gesehen?"

„Nein," antwortete Fred.

„Mir aber war es ganz so, als ob sich Wer oder Was bewegte. Wollen uns nach links halten, um das Mezquitegebüsch dazwischen zu bringen."

Sie schlugen einen Bogen und trieben ihre Pferde an, um die offene Strecke, auf welcher sie so deutlich gesehen werden konnten, möglichst schnell hinter sich zu legen. Als sie dann das Gebüsch erreichten, stieg Old Shatterhand ab.

„Bleibt hier zurück und haltet mein Pferd!" sagte er. „Ich will rekognoszieren. Nehmt aber die Waffen zur Hand und seid vorsichtig. Sollte ich schießen müssen, so kommet schnell nach!"

Er bückte sich nieder und schob sich zwischen die Büsche, hinter denen er verschwand. Noch waren kaum drei Minuten vergangen, so kehrte er zurück. Ein vergnügtes Lächeln spielte um seine Lippen.

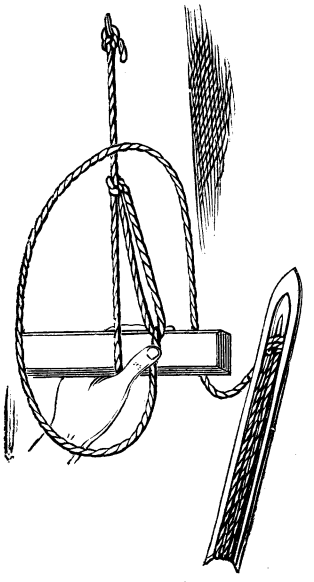
„Der Offizier ist es nicht," sagte er. „Auch sind es nicht Kumpane desselben, welche sich da jenseits der Sträucher befinden. Ich glaube, wir machen eine sehr interessante Bekanntschaft. Master Fred, habt Ihr vielleicht einmal von den beiden Snuffles gehört?"

„Von denen? Nicht bloß gehört habe ich von ihnen, sondern ich kenne sie sogar."

„Wirklich? Nun, so steigt einmal ab und kommt mit! Ich habe sie noch nie gesehen, aber den Nasen nach müssen sie es sein."

„Wie sind sie denn gekleidet?"

„Wollene Hosen und Oberhemden, Schnürschuhe und Biberhüte, Gürtel aus Klapperschlangenhaut, und die Decken



Netzstricken. Fig. 6.

haben sie wie Mäntels von den Schultern hängen."

„Das sind sie! Habt Ihr ihre Pferde gesehen?"

„Es sind nicht Pferde, sondern Maultiere."

„So ist es gar kein Zweifel; sie sind es, Jim und Tim mit Polly und Molly. Hei, wird das eine Ueberraschung geben! Ich habe — — —"

„Leise, leise!" warnte Old Shatterhand. „Sie sind nicht allein. Es ist ein junger Indsman bei ihnen."

„Thut nichts, Sir! Wer bei den beiden Snuffles ist, der ist mir nicht gefährlich. Ich war mit ihnen monatelang droben in den schwarzen Bergen, um Biber zu fangen. Wir hatten ein Zeichen verabredet, um uns schon aus größerer Ferne zu erkennen. Ich werde es ihnen jetzt hören lassen und will sehen, wie sie sich dabei benehmen. Was machen sie denn?"

„Sie sitzen im Schatten des Gebüsches und ruhen sich aus."

„Und ihre Maultiere?"

„Knappern sich die wenigen Blätter von den Zweigen."

„Sind nicht angehängt?"

„Nein."

„So werdet Ihr gleich erfahren, daß Polly und Molly ebenso klug sind wie Jim und Tim. Ich wette, daß die beiden Maultiere ebenso schnell hier bei mir sind wie ihre Herren. Paßt einmal auf, Sir!"

Er steckte zwei Finger in den Mund und ließ einen lang gezogenen, trillernden Pfiff hören. Es ertönte keine Antwort.

„Sie sind zu überrascht," meinte Fred. „Also noch einmal!"

Er wiederholte den Pfiff, und kaum war das geschehen, so ließen zwei Tierstimmen ein schmetterndes, trompetenartiges Eselsgeschrei hören; es prasselte in den Büschen, und alles, was ihnen im Wege stand, niederreißend, kamen die beiden Maultiere quer durch die Sträucher herbeigesprungen. Hinter ihnen ertönte eine laute Stimme:

„Hallo! Was ist denn da los! Dieser Pfiff in der einsamen Llano! Sollte es möglich sein? Fred, der Juggle-Fred!"

„Ja, der Juggler! Kein anderer ist's!" rief eine andere Stimme. „Mach voran! Ich komme auch. Er ist's, denn das Viehzeug hat ihn schon erkannt und sich zu ihm hinübergeschlängelt."

Es prasselte abermals in den Büschen und dann brachen die beiden Brüder aus denselben hervor, Jim voran und Tim hinter ihm her. Als sie Fred sahen, eilten sie, ohne auf die anderen zu achten, auf ihn zu und umarmten ihn, einer von vorn, der andere von hinten.

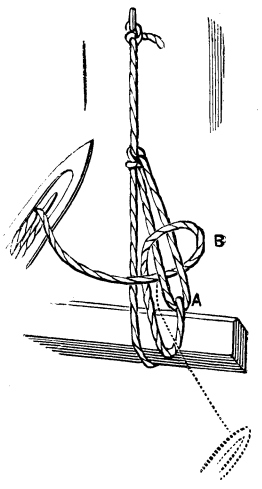
„Halt, Kerls, drückt mich nicht tot!" wehrte der einstige Kunstreiter sie von sich ab. „Ich will mich wohl gern umärmeln lassen, aber einzeln, einzeln, nicht von zwei solchen Bären, wie ihr seid, zu gleicher Zeit!"

„Keine Sorge! Wir erdrücken dich nicht!" meinte Jim. „Nein, der Juggle-Fred so unerwartet hier! Das ist wahrhaftig das höchste der Gefühle! Aber wie kommst du denn auf den Gedanken, zu pfeifen? Wußtest du, daß wir da hinter dem Gebüsche steckten?"

„Jawohl. Ihr seid mir die richtigen Westmänner! Laßt euch beschleichen und betrachten und beobachten, ohne das Geringste zu bemerken! Hoffentlich seid ihr ganz erstaunt, mich hier an der Llano zu sehen?"

„Gar so sehr nicht, alter Freund. Zwar überrascht es uns, dich hier zu treffen; aber daß du dich in der Nähe befindest, haben wir gewußt."

„Gewußt? Wie denn, von wem denn?"



Netzstricken. Fig. 7.

„Ah, nicht wahr, da wunderst du dich? Sind dir nicht sechs Männer bekannt, deren Anführer Gibson heißt und ein Lawyer ist?"

„Ja. Ich erwarte sie in Helmers Home, denn ich soll sie durch die Llano führen. Seid ihr etwa mit ihnen zusammengetroffen?"

„Freilich. Sie nannten uns deinen Namen. Wir hielten es nicht für nötig, ihnen zu sagen, daß wir dich so genau kennen, sondern wir teilten ihnen nur mit, daß wir von dir gehört hätten."

„So verleugnet ihr mich, ihr Schlingels! Wo stecken die Kerls denn? Und was treibt ihr hier hinter diesen Büschen?"

„Davon später. Jetzt möchten wir vor allen Dingen wissen, wer die beiden Masters sind, welche du bei dir hast."

„Das könnt ihr sofort erfahren. Dieser berühmte Sir mit dem Amazonenhute auf dem Kopfe heißt Hobble-Frank und ist — — —"

„Doch nicht etwa der große deutsche Gelehrte, welcher sich mit Winnetou und Old Shatterhand damals um den Yellowstonepark herumgeschlängelt hat?" fiel Tim ihm in die Rede. „Der hat doch wohl Hobble-Frank geheißen."

Der „große deutsche Gelehrte", das hatte Tim scherzhaft gemeint; aber Frank nahm es sehr ernst und antwortete infolge dessen selbst:

„Ja, der Hobble-Frank bin ich, Sir. Woher kennt Ihr mich denn?"

„Wir haben droben im Blackbird-River von Euren Erlebnissen gehört, Sir, und Eure Thaten sehr bewundert. Und der andere Herr, Fred, wer ist er?"

Der Blick des Fragers war auf Old Shatterhand gerichtet.

„Dieser Sir?" antwortete Fred. „Seht ihn euch einmal an! Wer mag der wohl sein?"

Sie brauchten nicht zu raten; es wurde ihnen gesagt. Eisenherz, der junge Komantsche, war auch herbeigekommen. Eben trat er zwischen den Sträuchern hervor. Er sah Old Shatterhand stehen, hörte die Worte Freds und sagte:

„Nina-nonton, die ‚zerschmetternde Hand'! Shiba-bigk, der Sohn der Komantschen, ist zu jung, einem so berühmten Krieger in das Antlitz schauen zu dürfen."

Er wendete sich nach indianischer Sitte zur Seite. Old Shatterhand aber trat rasch auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Ich erkenne dich, obgleich mehrere Winter vergangen sind und du größer geworden bist, seit ich dich sah. Du bist der Sohn meines Freundes Tevua-shohe, des Häuptlings der Komantschen, mit welchem ich die Pfeife des Friedens rauchte. Er war ein tapferer Krieger und ein Freund der Weißen. Wo hat er sein Zelt jetzt aufgeschlagen?"

„Sein Geist ist unterwegs nach den ewigen Jagdgründen, welche er erst dann betreten darf, wenn ich seinen Mördern die Skalpe genommen habe."

„Tot? Feuerstern ist tot? Ermordet?" rief Old Shatterhand. „Sag, von wem?"

„Shiba-bigk spricht nicht davon. Frage meine beiden weißen Freunde, welche seine Leiche gesehen und heute früh mit begraben haben!"

(Fortsetzung folgt.)

Wie macht man Fischernetze und Hängematten?

(Schluß.)

Hierauf ist der Bindfaden in der bei Fig. 6 ersichtlichen Weise am Stabe festzuhalten, wird dann links über die Hand gelegt, rechts nach B geleitet und das Schiffchen von rückwärts zwischen dem Bindfaden und der schon bestehenden Schlinge hindurchgesteckt. Dieser Vorgang ist in Fig. 7 deutlich ersichtlich gemacht.

Wird zuletzt das Schiffchen in der durch die punktierte Linie genau angegebenen Richtung scharf angezogen, so entsteht hierdurch der Knoten. Bei diesem Vorgange darf der mit B bezeichnete Faden nicht über das mit A bezeichnete Schlingenende hinausgleiten, da dies die Festigkeit des Knotens beeinträchtigte. Eine bedeutende Erleichterung bei dieser die Finger anstrengenden Arbeit gewährt es, wenn man den Bindfaden vor dem Anziehen einigemal quer über das Schiffchen schlingt, und dieses zum Anziehen benützt.

Nun wird das Netzholz herausgezogen und unter Beobachtung der schon erklärten Vorgänge die nächstfolgende Masche geknüpft, wobei die vorhergehende an Stelle der ersten zu dienen hat.

In dieser Weise werden nun eine solche Anzahl von Maschen genetzt, als man nötig hat. Sie haben dann, noch am Haken hängend, die in Fig. 8 ersichtliche Form, — scheinbar nur eine Reihe Maschen —, vom Haken aber herabgenommen, und nachdem die erste Hilfsschlinge gelöst wurde, das Aussehen von Fig. 9, nämlich zwei Reihen Maschen.

Das Abschließen der Netzränder wird bei dem Knotenschürzen der letzten Reihe durch Einlegen von stärkeren Schnüren vorgenommen.

Netzstricken. Fig. 8.

Bei beutelförmigen Netzen, beispielsweise bei dem Hamen, schlägt man so viele Maschen auf, als die letzte Reihe besitzen soll, oder macht einen Anschlag von einer dem Umfang entsprechenden Anzahl Maschen und setzt bei jeder neuen Reihe eine Masche zu, bis die erforderliche Zahl erreicht ist. Hiebei wird in der Weise vorgegangen, daß die beiden neuen Maschen stets in die hinzugenommene der vorigen Reihe eingestrickt werden.

Kann durch einfaches Zunehmen nicht die benötigte Weite erhalten werden, so wird das Zunehmen in einer Reihe mehreremal wiederholt und bei dieser Netzart überhaupt spiralförmig um den Mittelpunkt, d. i. die Hauptschlinge gearbeitet.

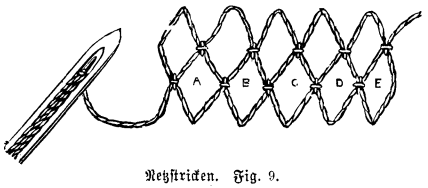
Am Beginn dieser ungewohnten Netzarbeit werden wohl manchem jungen Kameraden die Finger schmerzen, auch wird das erste hergestellte Netzwerk kaum als Kunstprodukt angestaunt werden. Doch was schadet dies? Man probiere vorerst im kleinen, um sich für größere Netze die

notwendigen Fertigkeiten anzueignen und dann wird zuletzt bei einiger Ueberwindung doch etwas Rechtes herauskommen; ergo: Bange machen gilt nicht!

Der Schmetterlingsfang.

(Schluß.)

Da die meisten Abend- und Nachtschmetterlinge sehr dickleibig und schwerer zu töten sind, als die Tagfalter, so bringt

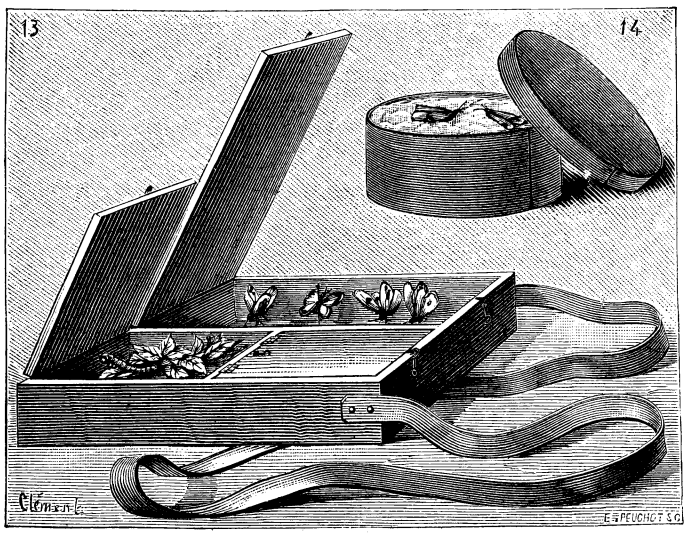


Netzstricken. Fig. 9.

man sie in die Tötungsflasche (Fig. 8). Diese muß sehr weithalsig und mit einem dicht schließenden Kork versehen sein. Auf den Boden der Flasche wird vor ihrem Gebrauch etwas Gipsbrei gegossen, der nach dem Erstarren dazu dient, das Tötungsmittel aufzunehmen. Als solches dienen einige auf den Gips gegossene Tropfen Chloroform, Schwefeläther, Benzin oder Schwefelkohlenstoff. Am wirksamsten ist der zuletzt genannte, jedoch wie Aether und Benzin äußerst feuergefährlich; auch darf der Dunst dieser Stoffe nicht eingeatmet werden. Viele Sammler töten die dickleibigen Schmetterlinge durch Brennen (Fig. 15), wobei die Fühler durch ein vorgeschobenes Blech vor dem Versengen geschützt werden müssen. Obgleich diese Tötungsweise schnell zum Ziele führt, kann sie der „G. K." seinen jungen Freunden doch nur allein dann empfehlen, wenn die Falter zuvor in der Tötungsflasche durch die oben genannten Stoffe vollkommen betäubt sind. Einen Schmetterling ohne vorhergehende Betäubung zu brennen, ist eine arge Tierquälerei und mit Tierquälern mag der „G. K." keine Freundschaft halten.

Wie die gefangenen Schmetterlinge nach dem Töten aufgespannt werden, hat der „G. K." schon in einem Artikel des ersten Jahrgangs eingehend behandelt. Auf vielfache Anfragen sei im Interesse der im zweiten Jahre neu hinzugetretenen Abonnenten diese Unterweisung hier nochmals gegeben. Vielfach werden Brettchen verwendet, wie ein solches Fig. 18 darstellt. Das in Fig. 19 dargestellte, schon voriges Jahr empfohlene Spannbrettchen ist aber, besonders wenn man es sich selbst herstellen will, weit einfacher und praktischer.

Zwei Klötzchen (a) aus Lindenholz, etwa 8 bis 12 cm lang, 2 cm breit und 3 cm hoch, dienen als Unterlage für 2 Brettchen (b), welche je 4 bis 9 cm breit und 30 bis 35 cm lang sind. Die Brettchen b müssen sehr sorgfältig gehobelt sein und zwar muß ihre Oberfläche schräg nach innen abfallen. Letzteres hat den Zweck, die Flügel des Schmetterlings während des Trocknens aufrecht zu erhalten; da sich nach dem Trocknen die Flügel immer etwas senken, so werden sie sich bei Anwendung solcher schräg gehobelter Brettchen nach dem Trocknen genau wagerecht stellen. Die Brettchen (b) werden auf die Klötzchen (a) so aufgeleimt, daß in der Mitte zwischen beiden Brettchen eine offene Rinne bleibt. Diese ist bei kleinen Faltern 4 bis 5 mm, bei mittelgroßen 6 bis 10 mm und bei den größten Arten 10 bis 18 mm breit. Auch die Breite der Brettchen b ist je nach der Größe der Falter veränderlich. Unter die Rinne leimt man gegen die Brettchen einen Streifen Insektentorf oder Korkstücke, welche zur Aufnahme und zum Festhalten der Nadel des zu spannenden Falters dienen. In den Naturalienhandlungen sind zum Preise von 1 M. 25 Pf. verstellbare Spannbretter vorrätig, deren Brettchen durch Schrauben festgehalten werden, und deren Rinne daher beliebig eng oder weit gestellt werden kann.



Die Ausrüstung des Schmetterlingsjägers: 13. Jagdbüchse. 14. Büchse für kleine Schmetterlinge.

Um einen Schmetterling zu spannen, muß man ihn in vollkommen frischem Zustand verwenden. Ist er bereits getrocknet, so wird er aufgeweicht. Dies geschieht leicht auf folgende Weise. Man nimmt einen Teller mit stark angefeuchtetem (fast nassem) Sand, steckt darauf die aufzuweichenden Falter und deckt über letztere eine Glasglocke oder ein großes Glas (Fig. 17). Das im Sande befindliche Wasser verdunstet, und da es nicht entweichen kann, wird der Inhalt des Glases derart mit feinsten Wasserteilchen gefüllt, daß die Schmetterlinge dadurch erweicht werden, ohne irgend welche Beschädigung zu erleiden. Kleine Spanner, Bläulinge u.s.w. erweichen in 6 bis 8 Stunden, große Tagfalter und Eulen in 10 bis 12 Stunden, große Schwärmer und dickleibige Spinner haben oft 24 Stunden nötig. Den frischen oder aufgeweichten Falter steckt man auf das Spannbrett, indem man die Nadel in die Mitte der Rinne so durch den Kork sticht, daß der Leib des Falters in die Rinne kommt und seine Flügel beiderseits auf den Brettchen b aufliegen. Ueber die rechte Seite wird ein Streifen festen, glatten Papiers von 3 bis 4 mm Breite mit 2 Nadeln so fest gesteckt, daß diese Flügel vorläufig festgehalten werden, um ein Drehen des Falters zu vermeiden. Nun beginnt man mit dem Spannen der linken Seite. Ueber die Flügel wird ein gleicher Papierstreifen gelegt und oberhalb des Falters, etwa 5 bis 6 mm von der Rinne entfernt, mittels einer Stecknadel festgesteckt. Darauf schiebt man mit der Spannnadel den Vorderflügel so weit empor, daß sein unterer Rand rechtwinkelig zur Rinne steht, und zieht den Papierstreifen leicht an, wodurch der Vorderflügel festgehalten wird. Jetzt wird mit der Spannnadel der Hinterflügel nachgeschoben, der Streifen fest angezogen und unter dem Falter mit einer zweiten Nadel festgesteckt. Die Spannnadel stellt man leicht her, indem man eine Nähnadel mit dem Oehr in ein rundes Hölzchen (alten Federhalter oder ein Stück Weidenrute) feststeckt. Beim Einsetzen der Spannnadel gebrauche man die Vorsicht,

diese stets unter einer Rippe und lieber an einer hellen als an einer dunklen Stelle einzusetzen. Die rechte Seite wird nun in gleicher Weise gespannt und die Fühler durch Nadeln so festgesteckt, daß sie mit dem Vorderrand der Flügel parallel laufen. Unter den Leib schiebt man ein Stückchen Kork, damit derselbe wagerecht steht und so trocknet. Ueber die Flügel steckt man darauf noch zwei breitere Streifen Papier fest, um erstere recht glatt zu pressen. Ein richtig gespannter Falter muß eine solche Flügelstellung haben, wie die Abbildung Fig. 16 es zeigt.

Das Spannbrett wird an einen vor Staub geschützten Ort gestellt. Kleine Falter trocknen im Sommer in 6 bis 8 Tagen, sehr dickleibige in 2 bis 3 Wochen. Wenn man den Leib vorsichtig mit einer Nadel berührt und sich derselbe noch bewegen läßt, so darf man den Falter noch nicht abnehmen.

Im Redaktionszimmer

des „G. K." befindet sich ein Schreibtisch, nahe dem stets offenen Fenster, an dem der Schreiber dieser Zeilen Tag für Tag arbeitet. Dieser Tisch hat im Hintergrunde, wie üblich, einen Aufbau verschließbarer Schubladen, auf halbe Armslänge vom Arbeitenden entfernt. Schlüsselloch und Schloß einer dieser Schubladen nun hat sich seit etwa Mitte Mai eine Wespe zur Behausung auserkoren. Das Tierchen fliegt, ohne den Schreibenden jemals belästigt zu haben (was in Ansehung seiner Waffe keineswegs angenehm sein soll), den ganzen Tag äußerst geschäftig ab und zu. Der Zufall will nun auch, daß die Wespe im Schlosse jener Schublade ihr Heim aufgeschlagen, hinter dem alle jene Rätsel verwahrt liegen, die seitens unserer jungen Freunde im Lauf der Zeit eingesendet wurden. — Um der Wespe den Weg zu verlegen, würde genügen, einfach den betreffenden Schlüssel ins Schloß zu stecken. Wir wollen sie aber in ihrem Behagen vorläufig nicht stören, sondern ruhig weiter bauen lassen. Daß wir, wenn wir bei diesem Entschlusse verharren, zu den mühsam und mit Fleiß ersonnenen Rätselaufgaben ꝛc. nicht gelangen, und daher auch keine derselben zum Druck geben können, ist freilich fatal; das aber werden die lieben Kameraden um dieses wirklich interessanten Begebnisses willen einige Wochen hindurch doch wohl ertragen oder verschmerzen. Wie doch mitunter so ein kleines und unscheinbares Insekt die Pläne und Wünsche der Menschen zu kreuzen vermag.

Kampf ums Dasein.

So wild und räuberisch die Spinnen im allgemeinen sind, so gibt es doch nur einige wenige Arten, welche sich an

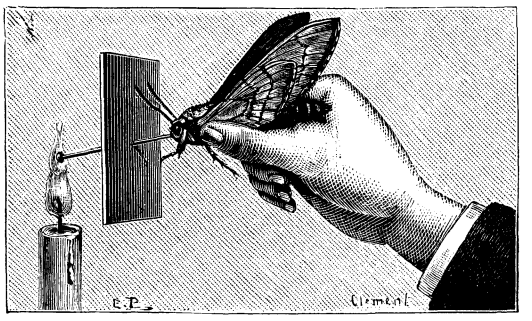


Fig. 15. Barbarisches Verfahren, Schmetterlinge zu töten.

Ameisen heranwagen. Meistens werden dieselben von ihnen gemieden, und wenn sie einmal von ihrer Gewohnheit abgehen und die kleinen mutigen Insekten angreifen, so trägt die Ameise im Kampfe nicht selten den Sieg davon, indem die Spinne, übel gezwickt, ihr Heil in eiliger Flucht sucht. Eine kleine Spinne aber, Theridium riparium, welche unlängst Dr. Henking in ihrer Lebensweise beobachtet hat, lebt fast nur von Ameisen, und sie pflegt sich ihrer Opfer auf höchst sinnreiche Art zu bemächtigen. Diese Spinne lebt vorzugsweise in Gärten unter Rosenbüschen, Lebensbäumen u. dergl. und baut sich dort ein aus kleinen Erdkrümchen bestehendes tütenförmiges Nest, das in einem Netz aus Spinnenfäden, die nach den benachbarten Zweigen laufen, aufgehängt ist. Die breite Oeffnung der Tüte ist nach unten gekehrt und einige Zentimeter vom Boden entfernt. Dr. Henking beobachtete die Spinne beim Nestbau und sah, wie sie sich an einem Faden herabließ, mit dem Vorderbein geschickt ein Erdstückchen losbrach, mit dem Hinterbein einige Fäden darüber warf und es in die Höhe zog. Am Häuschen angekommen, wurde das Erdstückchen an den unteren Rand desselben von der Spinne angeheftet. Von der nach unten gerichteten Oeffnung des Nestes führt eine Anzahl von straff gespannten Fäden nach dem Erdboden. Dieselben sind stark klebrig und außerdem nur wenig in die Augen fallend. Kommt nun eine Ameise des Weges daher, so gerät sie leicht mit einem dieser Fangfäden in Berührung, und zwar, wie leicht begreiflich, mit einem der langen Fühler. Dieser haftet ungemein fest am Faden. Infolge ihrer cholerischen Natur benimmt sich die Ameise sofort sehr ungebärdig und reißt den Faden von seiner Anheftungsstelle am Boden los. Nun rennt sie umher, so weit es die Länge des oben unerschütterlich fest haftenden Fadens und die Elastizität des etwas nachgebenden Netzes gestatten. Spannt sie letzteres zu stark und hält sie sich einmal nicht ganz fest am Boden, so schnellt das Netz zurück und reißt sie im Bogen bis zu einem näheren Punkte fort, so daß sie nunmehr in der Luft schwebt. Auf die geschilderte Weise meldet die Ameise nach oben wie durch einen Klingelzug, daß sie gefangen sei. Und die Spinne? Sie kommt alsbald aus ihrem Häuschen hervor und findet rasch den Faden, an welchem die Beute zu gewaltsam zerrt. Den Vorderkörper nach unten, prüft sie nun, indem sie mit ihren Vorderbeinen den Faden anzieht, den Widerstand der Ameise und haspelt dann den Faden und die Beute zu sich heran, wie der Maurer einen Eimer an einem Seil auf das Gerüst zieht. Indem sie sich nun sorgfältig hütet, ihrem verzweifelten Opfer zu nahe zu kommen, bewirft sie dasselbe aus ihren Spinndrüsen mit Fäden und legt auf diese Weise seine Widerstandskraft nach und nach völlig lahm. Sobald sie von der gefesselten Feindin nichts mehr zu fürchten hat, gleitet sie nahe an dieselbe heran und versetzt ihr den tödlichen Biß, worauf sie sich wieder entfernt, um das Ende des Todeskampfes ihrer Beute abzuwarten. Die Wirkung des Giftes, das bei dem Biß aus dem Oberkiefer der Spinne in die Wunde strömt, wird sofort in dem beginnenden Starrkrampf des Opfers sichtbar, und die Spinne kennt genau den Augenblick, wo es mit diesem zu Ende ist und sie sich der Beute bemächtigen kann, um sie in Ruhe zu verzehren.

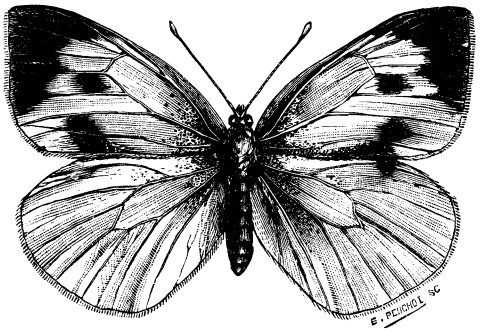


Fig. 16. Richtig aufgespannter Falter.

Eine eigenartige Telephonie

besteht nach dem Berichte des Dr. Reichenow in Kamerun. Nach jenem Berichte werden die telegraphischen Zeichen mittels einer Trommel hergestellt. Diese Trommel wird ndimbe genannt. Sie besteht aus einem länglichen, eiförmig ausgehöhlten Holzstück von etwa 3 Fuß Länge und 1½ Fuß Höhe, welches an der oberen Längsseite eine schmale, spaltförmige Oeffnung hat, die durch einen Steg in zwei ungleiche Teile geteilt wird. Je nachdem man nun mittels eines Holzklöppels auf das eine oder andere Ende des Spaltes schlägt, werden verschiedene Töne hervorgebracht. Durch diese und verschiedene

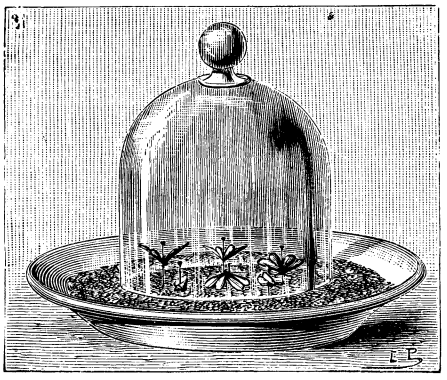
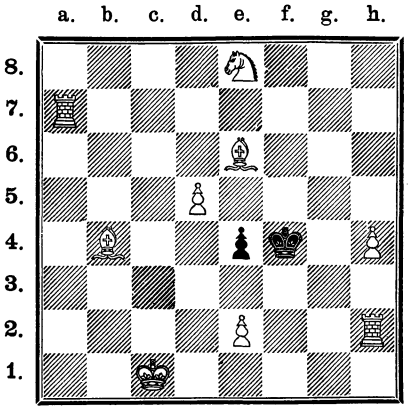


Fig. 17. Die Ausrüstung des Schmetterlingsjägers: Der Aufweichungsapparat.

Rhythmen des Trommelns erhält man eine Anzahl Signale, welche ganz bestimmte Bedeutung haben, und dieses Signalsystem ist derartig ausgebildet, daß man jeden Gedanken durch die Trommel zum Ausdruck bringen kann. Zwei Orte können sich auf diese Weise in einer Entfernung, in welcher die menschliche Simme nicht mehr vernommen wird, miteinander unterhalten. Jedes Ereignis in einem Dorfe wird ausgetrommelt. Das Signal wird sogleich im nächsten Orte weitergegeben und in kurzer Zeit ist die ganze Kamerungegend von dem Vorfall unterrichtet. In der That, eine beachtenswerte, urwüchsige Spezies der akustischen Telephonie!

Schachaufgabe Nr. 12.



(9 + 2 = 11)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 11.

1. Kc3 — c4 Ke5 — f4:
2. Kc4 — d5 ǂ.

1. . . . . g5 — f4:
2. Db4 — e7 ǂ.

1. . . . . .
2. Db4 — e7 ǂ.

Geographierätsel.

a, va, a, ka, al, sal, lau, ne, go, dri, ti, der, dor, les, tan.

Durch die Ergänzung eines Flusses in Oesterreich lassen sich die Silben zu sechs Wörtern zusammensetzen, die bedeuten eine Stadt in Rußland, Italien, Spanien, der Schweiz, Nordamerika, Südamerika; wie heißen dieselben?

Worträtsel.

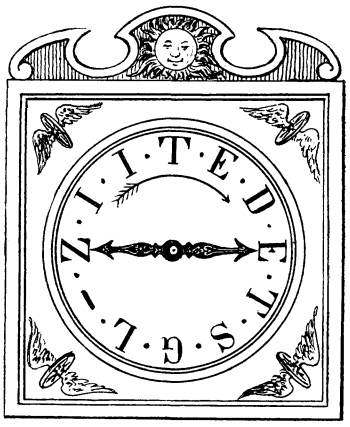
Zeug, Tier, See, Werk, Weg, Mann, Stück, Stein, Bein, Markt, Land, Feld, Kram, Fisch, Bruch, Haus.

Diese Wörter lassen sich in dreifacher Weise zu je acht zweisilbigen Hauptwörtern zu einander ordnen; wie lauten dieselben?

Auflösung des Rebus in Nr. 37.

„Aller Anfang ist schwer".

Die sprechende Uhr.



Die Buchstaben, richtig aufgesucht und zusammengestellt, ergeben einen beherzigenswerten Sinnspruch.

Auflösung des geographischen Zahlenrätsels in Nr. 37.

p	l	**t**	t	m	l	**g**	w	a	a	**e**	e	k
r	**o**	e	**u**	i	**e**	a	**o**	l	**u**	m	**s**	a
u	i	x	r	**n**	b	e	c	**t**	l	d	s	**s**
t	**r**	a	**i**	h	**u**	t	**h**	a	**i**	e	**e**	a
h	e	**s**	n	o	s	**a**	e	i	s	**u**	x	n

Tours, Tunis, Genua, Gotha, Eutin, Essen.

Auflösung des Ordnungsrätsels in Nr. 37.

Marine.
Mane, Anton, Riegel, Ibis, Nase, Essen | oder:
Anna, Marie, Igel, Bissen, Esse, Tonne.

Fragen und Antworten.

Kurt F. in Oppeln. Es wurden im Jahr 1885 in den deutschen Bergwerken gewonnen: Bleierze 15 093 000 M. 621 400 Tonnen, Braunkohlen 40 378 000 M. 15 355 100 T., Eisenerze 33 914 000 M. 9 157 900 T., Kalisalze 11 130 000 M. 920 900 T., Kupfererze 19 255 000 M. 621 400 T., Schwefelkies (einschl. anderer Vitriol- u. Alaunerze) 978 000 M. 123 400 T., Silber- und Golderze 4 290 000 M. 24 600 T., Steinkohlen 302 942 000 M. 58 320 400 T., Steinsalz 1 955 000 M. 377 500 Tonnen, Zinkerze 7 647 000 M. 680 600 T., Sonst. Bergwerksprodukte (Antimon- und Arsenikerze, Asphalt, Bittersalze, Borazit, Graphit, Kobalt-, Mangan-, Nickel-, Quecksilber-, Uran-, Wismut-, Wolfram-, Zinn-Erze) 2 294 000 M. 78 200 T., zusammen also 85 817 900 T. Bergwerksprodukte im Werte von 439 876 000 M.; dabei waren nicht weniger als 350 000 Mann beschäftigt. — Die höhere Bergkarriere bedingt dreijähriges Studium auf Hochschulen, davon ein Jahr an einer Universität. Es erfolgt die erste Prüfung, nach Bestehen die Ernennung zum Bergreferendar. Nach dreijähriger praktisch technischer Ausbildung ist die zweite Prüfung abzulegen; es erfolgt die Ernennung zum Bergassessor. Was man werden kann? „Inspektor, Bergrat, Oberbergrat, Berghauptmann, Vortragender Rat, Ministerialdirektor u. s. w." — Bergakademien, nicht zu verwechseln mit Bergschulen, sind in Berlin, Clausthal, Freiberg i. S.

E. G. in Stuttgart. Die Bestimmungen für Erlangung der Qualifikation zum Reserveoffizier sind in Bayern im allgemeinen die gleichen wie in Württemberg und im übrigen Deutschland. Diese Bestimmungen haben wir an dieser Stelle wiederholt aufgezählt.

Julius Schuch in Graz. Du findest Deine Frage in letzter und dieser Nummer durch den Aufsatz „Der Schmetterlingsfang" beantwortet.

J. H. Innsbruck. Dank für Deine Aufgabe. Gruß erwidert!

Felix Commichau in Buchau. Die Erzählung „Kong Kheon" wird alsbald an die Reihe kommen, mit vielen Illustrationen geschmückt. Wir wollen Dir auch noch verraten, daß uns der „blaurote Methusalem" in einer an interessanten Abenteuern reichen Fahrt durch das ganze Land des Tamtams und der geschlitzten Augen führen wird, daß wir auf dieser Fahrt die Bekanntschaft einiger langbezopften Mandarinen mit dünnen langhängenden Schnauzbärten machen werden, fidele, alte, wampige und wacklige Herren, die unser Zwerchfell weiblich in Anspruch zu nehmen redlich die Absicht haben. Freuen wir uns also darauf! — Deine geographische Randglosse ist brav gemacht. Le roi hält nur die Kinnbacken etwas weit auseinander; es ist wohl bald Mittagszeit! — Dank für Deine Beiträge, die wir für passende Gelegenheit aufheben.

Hans L. in Hamburg. Die „Ramme" kommt noch dran, nur Geduld! — Was soll das für ein Wetterhäuschen sein, das Dir der „G. K." beschreiben soll? Er kennt eins; wird's schön, schreitet aus dem Häuschen ein anmutig und sommerlich gekleidetes hübsches Mädchen mit Sonnenschirm; wird's schlecht, erscheint ein hagerer, melancholischer alter Herr, einen riesigen roten Regenschirm über das kopfschüttelnde Haupt gespannt. Meinst Du so was?

Allé Ferdinand. Für das hübsche Rätsel besten Dank. Gelegentlich!

A. M., Sekundaner in Rostock. Das Schillersche Drama deckt sich in seinem großen Zuge mit jenem der Geschichte. — Die Verschwörungen und Mordanschläge kamen von außen; doch steht fest, daß die Fürstin, die wenig streng bewacht war, von den Aufhetzungen und Parteiumtrieben Kunde hatte und lebhaften Anteil an ihnen nahm. — Freundlichen Dank für Deine Schachaufgaben.

Karl Strobel in Lindau, Maximiliansstraße, bittet seinen Karlsruher Kameraden um Beschreibung der Buttermaschine.

K. Hauer in W. Deine Zeichnungen verraten freilich Talent; erhältst Du dereinst Unterricht, sieh zu, daß Du Dir selbst und Deinem Lehrer Ehre und Freude machst. Du versprichst, später „Gratisillustrator des ‚G. K.' zu werden? Der „G. K." hat ein gutes Gedächtnis; eines schönen Tages vielleicht, nimmt er Dich beim Wort!

G. L., Meerane. Natürlich! Das Drahtgeflecht des Kaninchenkastens darf nicht so großmaschig sein, daß Ratten und andere unerbetene Gäste aus- und einspazieren können.

Paul G. Sie scheinen recht raufluftig! Aber so ist's recht. Nur immer raus, was man nicht verschlucken mag. Böse? Ei warum nicht gar.

S. M. in Hamburg. Ja, es kann Dir diese Nummer nachgeliefert werden; sie kostet 20 Pf., das Kreuzbandporto 3 Pf.

R. Heymann. Onyx (Meernagel), Deckel der Stachelschnecken, in Indien geschätzt als Teilbestand eines Räuchermittels. — Kasperltheaterlitteratur verlegt und erhält man von der Verlagsbuchhandlung J. F. Schreiber in Eßlingen. Gruß und gleichfalls kräftigen Handschlag.

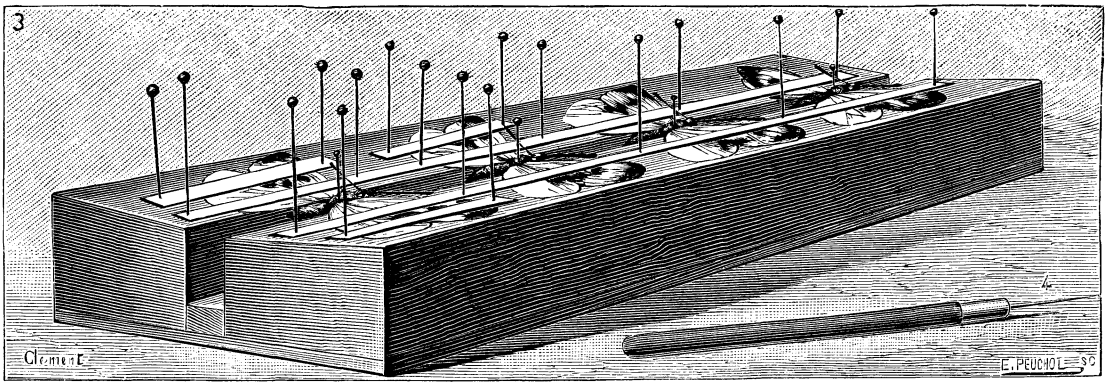


Fig. 18. Die Ausrüstung des Schmetterlingsjägers: Das Spannbrettchen, veraltete Form.

Untertertianer B. L. in D. Wer es in einer fremden Sprache zu etwas bringen will, der darf, wenigstens auf den ersten Stufen seines Studiums, sich keiner fremden Uebersetzung bedienen, wenn sie auch noch so gut ist, so lange er das Glück hat, den Unterricht eines Lehrers zu genießen. Es ist sicherlich hart, stundenlang an wenigen Zeilen herumzupräparieren, um so mehr, wenn der Stoff ein interessanter ist, wie Cäsars Bellum gallicum, von dem man bald recht viel erfahren möchte. Aber die im Anfang aufgewandte Mühe lohnt sich später reichlich; man kommt bald zu einiger Selbstständigkeit und lernt gerade das, was man lernen soll, nämlich gegebene Schwierigkeiten mit den gegebenen Hilfsmitteln überwinden. Diese Aufgabe stellt das Leben nur zu oft. Eselsbrücken — und das sind die allzu frühzeitig benützten Uebersetzungen — sind nie förderlich. — Eine gute Präparation besteht nicht darin, daß man jedes einzelne Wort, das man nicht zu wissen glaubt, im Lexikon aufschlägt und seine verschiedenen Bedeutungen vollständig aufschreibt, sondern darin, daß man den gegebenen Uebersetzungsstoff aus der fremden Sprache zunächst wörtlich zu übersetzen sucht und dann, wo das eigene Wissen nicht hinreicht, das Lexikon zu Hilfe nimmt, um die wörtliche Uebersetzung in besseres Deutsch zu verwandeln. Jedem Lehrer wird es Freude machen, an schwierigen Stellen einem strebsamen Schüler zu Hilfe zu kommen, von dem er überzeugt ist, daß er sein möglichstes gethan hat. Er wird auch nie zu viel für eine gute Präparation aufgeben. — Also nur frisch darauf los! Langsam, aber sicher vorwärts! Ueberwundene Schwierigkeiten stärken die Kraft, und schon das Bewußtsein, daß man das Seinige gethan und sich nicht unerlaubter Hilfsmittel bedient hat, gibt innere Befriedigung und Stärke. Daß fremde Uebersetzungen, mögen sie auch noch so gut sein, unerlaubt sind, geht schon daraus hervor, daß der Lehrer den Gebrauch derselben seinen Schülern empfehlen würde, wenn sie irgend eine Förderung brächten. — Mut, Ausdauer und Selbstständigkeit sind die besten Hilfsmittel; der Gebrauch von Eselsbrücken aber, — das auf solchen Wegen angelernte Wissen verschwindet nach kurzer Zeit wieder, weil es eben nur flüchtig anhaftet und kein selbst erworbenes Gut ist. — Gruß freundlich erwidert!

A. R. in M. An der Akademie der bildenden Künste kann ein jeder aufgenommen werden, der zum Nachweise seines Malertalentes eine oder mehrere Handzeichnungen eigener Hand vorzeigen kann. Es sind dies gewöhnlich Probezeichnungen nach Antiken. Zur genaueren Ueberzeugung muß der betreffende sodann eigenst eine Zeichnung anfertigen. Entspricht sie und wird der Kandidat aufgenommen, so hat er auf der Akademie vorerst die Antikenschule durchzumachen, darauf die Naturklasse, Malschule, Komponierschule ꝛc. folgt. Je nach Talent und Neigung des einzelnen verbleibt er in diesen Klassen kürzere oder längere Zeit. Ein Einjährigenzeugnis zur Aufnahme an der Akademie, ist, wenn immerhin eine solche Schulbildung wünschenswert, doch nicht unbedingt erforderlich.

? ? ! Abonnent in B. Für 25 M. erhält man schon eine ganz hübsche, solide, neue Hobelbank. — Freundchen, was willst Du polieren? Das kommt ganz darauf an. Holz oder Metall, und welches?

An die trauernden Kameraden P. Sch. und A. Th. Das liegt leider an Eurer Buchhandlung; der „G. K." bittet Euch, auf pünktlichere Lieferung fest zu bestehen. Hier in Stuttgart geht die Zeitschrift allwöchentlich pünktlich zur selben Stunde ab. — Ueber Charakterdeutung der Handschrift haben wir uns in einer der letzten Nummern ausgesprochen. — Unter der Bezeichnung Appretur (französ. Apprêt) versteht man die Bearbeitung der Gewebe, sobald sie vom Webstuhl abgenommen sind, um den Stoffen für den Handel die erwünschte Qualität und das äußere Ansehen zu geben. Das Bleichen und Färben versteht man darunter in der Regel nicht; wohl aber das Sengen oder Scheren, also dem Gewebe das flaumige, rauhe Ansehen zu benehmen, das Glätten der hervorragenden Fäserchen, das Aufpressen von Zeichnungen, das Dekatieren, um dem Stoffe durch Glattstreichen des Tuchhaares einen gewissen Glanz zu geben. — Ueber die verschiedenen Baustile kann Euch jedes Werkchen über Baukunst oder jedes Lexikon orientieren; darauf an dieser Stelle einzugehen, mangelt es uns an Raum. Freundlichen Gruß!

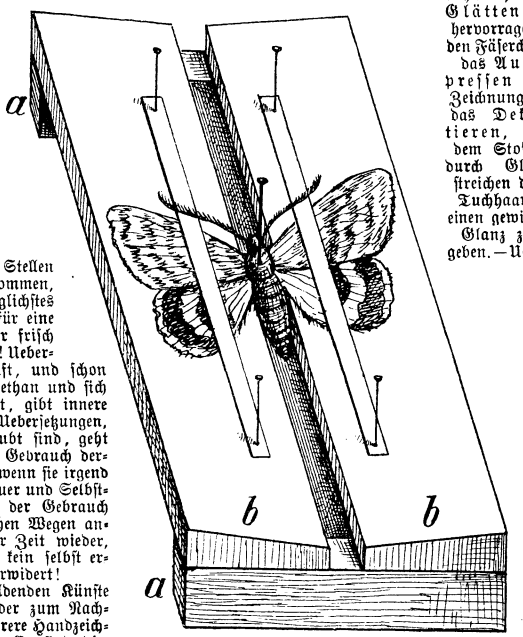


Fig. 19. Die Ausrüstung des Schmetterlingsjägers: Das Spannbrettchen, eine neuere Form.

Walter O. in Dresden, Eliasstr. 8. Gib Deine volle Briefadresse an. Für Deine weißen Mäuse werden sich jedenfalls viele Liebhaber finden.

Abonnent aus Köln (× × ×). Die bei Ernst Siegfried Mittler und Sohn in Berlin, Kochstraße 69. 70 erschienenen Vorschriften über das „Hieb- und Stoßfechten".

„Lieber Guter Kamerad! Bitte, sei doch so gut und frage einmal bei meinen lieben Kameraden an, ob sie mir keine Anleitung geben könnten, Geistererscheinungen aufzuführen. Ich habe schon einige großartige, spektakulöse, internationale Zauberfoireen gegeben, aber noch immer ist es mir nicht gelungen, diese Hauptbedingung und zur Zufriedenheit meiner Zuschauer zur Ausführung zu bringen. Dein **Br. Hirzel, Essen** a. d. Ruhr, Akazienallee 7."

Wurst, Ferkelmarkt 11. Bitten uns mit dieser neugegründeten Institution etwas eingehender bekannt zu machen. Wir können nur empfehlen, was sich mit unserer uns wohlbewußten Verantwortlichkeit deckt.

Felix. Frischgebackene Pfingstplätzchen und die sauber gedruckte Nummer des „G. K.", freilich, die beiden Dinge sollen stets in achtungsvoller Entfernung bleiben. Den Ersatz wirst Du inzwischen erhalten haben.

F. B. in Düsseldorf. Die kameradschaftliche Hilfe soll Dich nicht im Stiche lassen. Die Temperatur der Flußbäder soll beim ersten Bade wenigstens 16° R. betragen, späterhin aber nie unter 13° R. messen. Im Seebade genügen für Erwachsene bei sehr bewegtem Wasser schon 12° R.; für das kindliche Alter muß dieses Bad aber mindestens 15½ bis 16° R. zeigen. — Wie man Pilze für die Sammlung präpariert, das haben wir erst jüngst, S. 336 dieses Jahrgangs, unter C. B. in Altona, gesagt. Gruß freundlich erwidert!

Tauschmarkt.

Otto Welle in **Arolsen (Waldeck)** tauscht Briefmarken.

Wilhelm von Gilgenheimb, Tertianer in Ratibor, Niederzbeistr. 4 b, tauscht Wappen gegen Wappen.

G. Neudörfer in Thenningen bei Emmendingen in Baden erbittet alte Briefmarken vor 1870.

Obertertianer James Hagenberg in Hildesheim, Kaiserstr. 46, sucht eine Sachsen, rot, 3 Pfennige.

Hermann Rensburg in Bonn a. Rh., Poppelsdorfer-Allee 59, tauscht Briefmarken.

A. H. 133, Dresden, postlagernd Postamt 1, tauscht das Buch: „Der jugendliche Laubsägearbeiter".

Hans Gruschka, Gymnasiast zu Beuthen, Oberschlesien, tauscht einen echten englischen Mops, 2 Jahre alt, gegen seltene Briefmarken.

Egon Mittenhuber in Wien, IV. Bez., Kl. Neugasse 10, Thür 15, bittet **Julius K. in Düsseldorf** um Briefadresse und Mitteilungen über Hechtfischerei.

Wilhelm Neumann in Berlin N, Elsäßerstraße 25, Hof III, gibt Siegelabdrücke und eine Briefmarkensammlung für eine Dampfmaschine.

Albert Alsbach in Dortmund, Viktoriastr. 16, tauscht Briefmarken (hat selt. Ausl.).

Max Herberts in Barmen, Unterbarmen, Besenbruchstr. 30, tauscht Briefmarken.

Wilhelm Amant in Bamberg, Jakobsplatz 1, sucht eine Sachsen, 3 Pf., rot.

M. Luther in Stettin, Kronenhofstr. 29, gibt Stempel gegen alte Münzen und Briefmarken. Angebote, keine Auswahlsendungen.

Wohlfeile Zeit.

Als im Jahre 1452 der Herzog Wilhelm von Sachsen mit einem ansehnlichen Gefolge und 92 Pferden mehrere Tage in Saalfeld (a. S.) verweilte, betrug die gesamte Zeche — laut Amtsrechnung — mit Einschluß der Trinkgelder und der Anschaffung von 4 Fässern Wein, 90 Schock Broten und 64 Scheffeln Hafer, nebst Fleisch, Fischen und anderem Mundvorrat, nicht mehr als 7 Thaler 14 Groschen und 7 Pfennige. In Judenbach reichte derselbe Herzog anno 1457 gar mit 8 Groschen aus und war doch ein so angesehener Fürst, daß man, wie das Sprüchwort lautete, den Klang seiner Sporen durch ganz Thüringen hörte. Als sein Kanzler sich im Jahre 1417 zwei Tage lang in Saalfeld aufhielt, kostete seine Bewirtung der Stadt 3 Groschen 7 Pfennig und 2 Zinshühner. In jenen Zeiten galt ein Kalb 7 Groschen, ein halbes Rind nicht volle 2 Thaler, ein Schock Eier 14 Pfennige, 1 Pfund Hecht einen Groschen, das Faß Bier 2 Thaler und 12 Groschen, das Fuder Kohlen 16 bis 20 Groschen, das Fuder Heu 15 Groschen, ein Scheffel Salz 14 Groschen, ein Schock Heringe 10 Groschen. Eine Elle Leinwand für den Herzog 1 Groschen, ein Paar Schuhe 5 Groschen, ein Pelz mit rauher Mütze 12 Groschen, ein Hufeisen 6 Pfennige. Das Pfund Zucker hingegen 1 Thaler 8 Groschen. Auch wurde bei einem fürstlichen Mahl kaum ein halbes Pfund verbraucht. Die Trinkgelder, welche der Herzog gab, betrugen selten über 2 Groschen. Zehn Groschen erhielt bei jenem Aufenthalte des Herzogs in Saalfeld der Bürgermeister als Gratifikation, der Kämmerer zwei. Der Jahreslohn einer Magd betrug damals 1 Thaler und sechzehn Groschen.

Die Söhne des Markgrafen.

I.

Ein sonniger Herbstmorgen des Jahres 1075 überstrahlte das wohlbefestigte Schloß des Markgrafen Dodo von Eichsberg, in einer fruchtbaren Gegend des Sachsenlandes gelegen. Es war ein prächtiger Herrensitz, der den Mittelpunkt eines stattlichen Eigentums bildete. Felder und Wiesen, Dörfer und Waldung nannte Markgraf Dodo sein, aber der höchste Schatz des sächsischen Edelherrn war ihm sein holdes Weib und seine blühenden Knaben Dodo und Heinrich; zwölf Jahre zählte der ältere, der zweite nur ein Jahr minder.

Durch die geöffneten Erkerfenster eines reich ausgestatteten Gemachs im oberen Stockwerk des Schlosses drang das Himmelslicht in seiner ganzen Fülle, es umwob das blondlockige Haupt Dodos mit dem feinen sinnigen Antlitz, und das Dunkelhaar des rotwangigen jüngeren Bruders mit Purpurschein, aber es beleuchtete zugleich die ernsten sorgenvollen Züge der hochgewachsenen edlen Frau in den Dreißigern, in schlichtem dunklen, aber wertvollen Gewand, die an der Seite des Schloßkaplans im Erker stand und spähenden Blickes in die Gegend hinausschaute. Das war Frau Bertha, die Gattin des Markgrafen Dodo, und ein genauer Beobachter hätte den Widerschein des Leides, das sich in den milden Zügen der Mutter ausprägte, auch im Antlitz der Söhne entdecken können. Nun schlich Heinrich, der jüngere Knabe, leise zur Markgräfin heran. „Lieb Mütterlein," sagte er, „was spähst du so eifrig in die Ferne? Sollte unser armer lieber Vater heimkehren? O sag, ich bitt' dich, — daß wir ihm Kränze winden!"

„Aber Heini!" mahnte der Bruder, „mach' unsere Mutter nicht trauriger als sie schon ist; du weißt ja, der Vater kommt noch lange, lange nicht. Der muß sich verbergen vor dem Zorn unseres Herrn Kaiser Heinrich, gegen den er das Schwert erhoben für sein Recht, das der Kaiser ihm gekränkt, und wer weiß, wann er wieder zu uns kommt."

Morgenimbiß

„Ich will den Kaiser für lieb Vater bitten!" rief Heinrich eifrig, „ich heiße ja wie er, und er wird mir glauben, daß lieb Vater gewiß nichts Unrechtes gethan."

Mit beiden Armen umfaßte die Markgräfin ihre Kinder. — „Hätte ich nicht der teuren Pfänder unseres Eheglücks zu hüten, ich wäre längst meinem Gatten in die Verbannung gefolgt," wandte sich Frau Bertha an den Geistlichen, der bewegt auf das erhebende Bild der Liebe blickte. — „Gebe der Allmächtige, daß ihre Kindesunschuld, da sie nicht zur kaiserlichen Majestät Heinrich IV. zu dringen vermag, wenigstens das Herz seines Boten rührt, von dem ich den Spruch des Kaisers über meinen Gatten, die Bedingungen seiner Gnade für ihn und die Meinen empfangen soll."

Dann, zu ihren Söhnen geneigt, fuhr die Markgräfin fort:

„Dodo hat recht, liebe Kinder, nicht ist es euer Vater, den ich

erwarte; und doch vielleicht sind noch nicht alle Reiser im Walde verdorrt, ehe er heimkehrt; sein Schicksal zu erfahren, harre ich des Herrn Grafen Eberhard von Wolfseck, des Freundes und Boten unseres Kaisers; ihr werdet den edlen Herrn sehen, seid freundlich zu ihm und ehrerbietig, es kommt unserem geliebten Fernen zu gute."

Im sanften Blicke des blauen Auges Dodos leuchtete es plötzlich auf. „Graf Eberhard?" wiederholte er, „ist das nicht der Mann, dem der Kaiser unseres Vaters Eigentum geschenkt?"

„Still, Knabe!" mahnte der Geistliche; „zu dulden lehrt uns die heilige Schrift; zu richten, zu erwägen, ist eines Kindes Sache nicht. Begegne dem Grafen Eberhard freundlich, denn er ist Gast des Schlosses deiner Väter."

„Euer hochwürdiger Lehrer hat das Rechte getroffen, wie immer," sagte die Markgräfin; „bis der Graf Eberhard eintrifft, bis ich mit dem Herrn die ernste Verhandlung erledigt, mag noch gute Zeit verrinnen; benutzt sie im Garten und Hain; wer weiß, ob wir noch viele Sonnentage erleben wie der heutige; der Herbst ist trügerisch, — wie Hofesgunst," fügte sie halblaut, gegen den Kaplan gewandt, hinzu.

Sich im Freien herumzutummeln, bedurfte es für die lebhaften Knaben keine erneute Aufforderung. — Die federgeschmückten Kappen auf dem Haupte, eilten sie durch den Schloßgarten in den Hain, der durch ein Holzgitter von einem sich weit ins Land erstreckenden Walde abgegrenzt war.

Die von innen verschlossene Pforte, die zum Forst führte, zu öffnen, war den Knaben verboten, und in Gehorsam erzogen, trugen beide kein Verlangen, das weite Gebiet des ihnen bewilligten Tummelplatzes noch zu überschreiten. — Heute aber führte Dodo den jüngeren Bruder an den Ausgang; „erwarte mich hier, Heini," sagte er hastig; „ich habe einen Gang in den Wald vor, von dem Mütterlein und Hochwürden nichts zu wissen brauchen. Ganz nahe hier, du kennst es ja, steht das alte Bild der lieben Mutter Gottes, und so manches Gebet, das dort an die heilige Jungfrau gerichtet wurde, ist erhört worden. Dahin will ich heimlich, — geschwind bin ich wieder zurück. Ich will bitten, daß der Graf gut sein möge zum lieben Mütterlein, und frohe Kunde bringen möge für den Vater."

Die dunklen Augen Heinrichs blitzten; „das sollst du nicht allein, Dodo," sagte er eifrig; „der liebe Gott hört doch gewiß noch besser, wenn zwei recht innig zu ihm bitten; es sucht uns ja keiner — und der liebe Gott denkt am Ende, daß ich die Eltern weniger lieb habe, weil ich nicht mitkomme?"

Die Beweisführung des Jüngeren leuchtete Dodo vollkommen ein; mit vereinter Kraft schoben die Knaben den schweren Holzriegel der Pforte zurück, die sie anlehnten, und dann ging's hastig vorwärts durch das duftende Waldesgrün, dem erstrebten Ziele zu.

Kaum zehn Minuten vom Schloßhain entfernt, stand, von einer weitästigen Linde beschattet, das kunstlos geschnitzte uralte Muttergottesbild, dem aber der fromme Glaube der Gegend eine wunderthätige Kraft beimaß. Der geistliche Lehrer der markgräflichen Knaben hatte stets den blinden Aberglauben von seinen Zöglingen fern gehalten, ohne die holden Blüten zu zerstören, die inniges Vertrauen zu den Schützern über den Sternen schon in der Kindesseele erweckt.

Obgleich der Weg von den nahen Dörfern an der heiligen Stätte vorüber führte, war doch eben zu dieser Stunde die Gegend unbelebt; nur die Vögel zwitscherten zu häupten der betenden Knaben ihre Lieder, Abschiedsweisen vielleicht, denn es war Zeit zu scheiden, um wärmeren Zonen zuzueilen, bis des Maienglöckchens Läuten sie neu zur Waldesheimat rief. — Für die gefiederten Gäste des Waldesherrn gab es Wiederkehr, — wann für ihn selber? — —

Die edlen Knaben hatten sich erhoben, sie fühlten sich wunderbar gestärkt, es war ihnen, als ob der bunte Sänger auf dem Schutzdache des Bildwerks „ja, ja" gezwitschert aus voller Kehle, und dazu bewegte der leichte Herbstwind die Lindenblätter, das deutete ihre Zuversicht: „gewiß, gewiß!"

Schon hatte sich der Fuß der markgräflichen Söhne heimwärts gerichtet, als ein immer näher kommender Lärm ihre Aufmerksamkeit fesselte. Ein Schreien und Johlen tönte aus der Gegend des nächsten zum Schloßbesitz gehörenden Dorfes — und nun zeigte sich, von einem Rudel halbwüchsiger Buben verfolgt, denen sich sogar einige erwachsene Personen angeschlossen hatten, eine seltsame Erscheinung zwischen den hochstämmigen Waldesbäumen. — Es war eine alte Frau, in der Gegend unter dem Namen die „graue Ursel" bekannt, von der der Volksmund allerlei Geheimnisvolles berichtete, als ob sie nicht allein die Luft, sondern auch die Macht habe, den Menschen durch allerlei Schabernack Aergernis zu bereiten. — Die Knaben aber hatten von Eltern und Lehrern bereits gelernt, daß die graue Ursel eine etwas geistesschwache, aber ganz harmlose Person sei, die sich nach vielen Schicksalsschlägen am Waldesrand ein Hüttchen gebaut, und niemand auf der Welt mehr besaß, als einen einzigen Enkel; der Pate desselben hatte das Kind schon in früher Jugend mit an den Main genommen, um ihn in die Fischerzunft aufzunehmen, der er selber angehörte, und an ihrem Eckart hing Ursels Liebe mit ganzem Verständnis. — Auf den Knieen hatte sie es der Schloßherrschaft gedankt, da Graf Dodo, der eine Botschaft nach Mainz zu bestellen hatte, wo der Erzbischof Siegfried, der Oheim seiner edlen Gattin, die Herrschaft führte, der Alten die Gelegenheit verschaffte, ihren Enkel zu sehen und sich seines bescheidenen Glückes zu erfreuen. Eckarts Bitte, bei ihm zu bleiben, hatte sie abgelehnt, sie wollte ihm nicht im Wege sein und hatte sich in der sächsischen Heimat eingelebt; so war sie wiedergekommen, obwohl sie wußte, daß ihr das rohe Bauernvolk nicht hold sei, und mehr als einmal, seit Graf Dodo, ein Flüchtiger vor dem Zorn Kaiser Heinrichs IV., in der Ferne weilte, hatte Frau Bertha ernst jede Kränkung der alten Frau untersagen müssen.

Als ob Ursel Schutz bei dem Bilde der Mutter Gottes suche, eilte sie der heiligen Stätte entgegen, in wirren Strähnen flatterte das graue Haar, das runzelige Gesicht war vor Angst entstellt; nun aber, da sie die markgräflichen Kinder erkannte, änderte sie ihren Lauf. — „Schützt mich, ihr edlen Jungherren," rief sie mit flehend ausgestreckten Händen, „sie haben mir aufgelauert auf dem Wege zu meiner Hütte; sie schreien, ich habe der Kuh des Altbauern Gift eingeträukt, und wollen mir Böses anthun."

Die Rotte der Verfolger hatte die Söhne des Schloßherrn nicht erkannt; jetzt kam die rohe Schar näher; „reißt die Zauberin vom Muttergottesbild!" schrie sie in wüstem Durcheinander, „ins Wasser mit ihr!"

Sofort hatten sich die Knaben vor die Greisin gestellt. — „Rührt sie nicht an!" rief Dodo, so laut er vermochte, „sie steht unter markgräflichem Schutz."

Jetzt erst wurden die Näherkommen-

den gewahr, wem sie gegenüberstanden; überrascht ob der unvermuteten Begegnung wichen die Burschen zurück, denn die Ehrfurcht vor der Herrschaft war allgemein, und selbst die Entfernung des Schloßherrn, deren Grund allgemein bekannt war, hatte dieselbe nicht gemindert. Zudem flößte die feste, ruhige Haltung des Aeltesten, dem sein jüngerer Bruder mit dem Ausdruck der Furchtlosigkeit zur Seite stand, der ungebildeten Schar Bewunderung ein. — Die alte Ursel aber blickte wie verklärt auf ihre Retter: „Herrisch Blut, — edel Blut," sagte sie wieder und wieder, „Gott schütze sie!"

Einer der Bauern hatte sich den Knaben genähert, und redete sie, die Kappe in der Hand, an:

„Mit Verlaub, Ew. Gestrengen, — die Alte da steht mit dem Bösen im Verkehr; sie hat die Kuh des Altbauern bezaubert; das Tier war gestern abend, da die Ursel sich Milch aus dem Stall holte und die Schecke streichelte und lobte, gesund und über Nacht ist sie nah ans Krepieren gekommen. Die Dorfleni aber versteht aus den Eiern die Wahrheit zu erforschen, und da hat sie gesehen — —"

„Die Dorfleni ist ein böses Weib," unterbrach Dodo eifrig den Redenden, „das selbst über unsere gute Mutter böse Reden führt, so sagen die Mägde im Schloß. Ihr aber, Nickes, und ihr anderen alle, solltet euch schämen, eine arme, gebrechliche Frau zu verfolgen, um loser Rede willen. Alles Gute und alles Schlimme kommt von Gott allein, und kein Mensch hat Macht über seine Kreaturen als der Schöpfer, — so lehrte uns der Herr Kaplan, und auch, daß es keine Zauberer gibt. Die gute Ursel aber ist gut und fromm, sonst wäre sie nicht zum Muttergottesbild in ihrer Not gelaufen, — ihr aber hättet ‚unserer lieben Frau' bald Schimpf angethan durch eure Roheit."

Der Eindruck, den die Worte des vornehmen Knaben bei den Verfolgern der Mutter Ursel hervorbrachten, war ein überwältigender. — „Der Jungherr hat recht," meinte einer hier, und dort ein anderer; — „sagt's nicht im Schloß, Gnaden," bat der Anstifter der wüsten Schar, „die Frau Gräfin Mutter könnt' es uns übel gedenken."

Froh über den ersten Erfolg ihres ritterlichen Mutes, versprachen die markgräflichen Knaben gern Schweigen unter der Bedingung, daß fortan Mutter Ursel von jeder Ungebühr frei bleibe. Sie thaten es um so lieber, da ja ihr eigener Ausflug zum Marienbilde für Mutter und Erzieher Geheimnis bleiben sollte.

Wenige Minuten später hatten sich die Bauern entfernt; mit freundlichen Worten mahnten Dodo und Heinrich die Alte zur Heimkehr, um selber den Rückweg anzutreten, aber so rasch ließ Ursula ihre Beschützer nicht los.

Unter Thränen flehte sie Gottes Segen auf das Haupt der Söhne ihrer guten Herrschaft, — dann aber, wie einer plötzlichen Eingebung folgend, rief sie mit lauter Stimme: „Ich kann euch so nicht lassen, ihr edlen Jungherren; ein Andenken müßt ihr von der alten Ursel nehmen, das euch euer lebenlang an diese Stunde mahne. — Wäre ich so mächtig, als die Bauern meinen," fuhr sie traurig fort, „ich schaffte euch die Herrlichkeit aller Welten, aber ich bin ja nichts als ein armes altes Weiblein, das nur einen Schatz hütet, den sie euch geben will.

„Seht dieses Silberstück!" redete sie eifrig weiter; „mein Großvater hat es einst mit heimgebracht von einer Romfahrt, die er mit seinem Ritter glücklich vollbracht. Aus der eigenen Hand des heiligen Vaters hat er's erhalten, und mit ihm einen frommen Spruch als Segen. — Seht, ihr Knaben," endete sie, und die gebrechliche Gestalt schien sich zu heben, „mit diesem Talisman auf der Brust fand ich Kraft, die weite Reise zu meinem lieben Enkelsohn zu machen, die Gabe des heiligen Vaters leitete mich sicher heim. — Nun aber müßt ihr sie nehmen, von der alten Ursel — ihr müßt," — schrie sie fast kreischend auf, da Dodo zögerte, die mittelgroße, völlig blind gewordene Silbermünze von seltsamem Gepräge der ausgestreckten knochigen Hand der Alten zu entnehmen, „oder seid ihr zu stolz, zu berühren, was die Ursula getragen?"

„Nicht doch, Mutter," beruhigte Dodo die Erregte. „Aber ich meine, daß Ihr die köstliche Gabe doch lieber Eurem Enkelsohn, dem Eckart, aufheben solltet."

„Der Eckart ist ein kräftiger Bursch, der gute Fäuste und einen harten Kopf hat, auch ist er, wenn auch kein Höriger, doch nur ein niederes Kind des Volks. Ueber die Menge geht das Schicksal hin wie der Wind über ein Aehrenfeld; die hohen Halme aber, die prangendsten trifft er am liebsten; ihr seid solche Aehren, schon eine knickte der Grimm Kaiser Heinrichs, euren Herrn Vater, wer weiß, was euch bevorsteht, — nehmt, nehmt," wiederholte sie noch einmal fast gebieterisch, „vielleicht ist's euer Glück, wenn die alte tolle Ursel längst schon vermodert ist."

Teils um die Alte nicht noch in stärkere Aufregung zu bringen, denn ihr Wesen begann die Knaben doch ein wenig zu ängstigen, teils um ohne weiteren Verzug zum Schlosse heimzukehren, wo sie vielleicht gar schon vermißt wurden, nahm Dodo die Gabe der Mutter Ursel und barg die seltsame Münze, die überdies noch mit kreuzartigen Einschnitten versehen war, in die Tasche seines Gewandes. Dann eilten die markgräflichen Söhne in raschem Lauf dem Elternsitze zu; die kleine Pforte, die zum Hain führte, war angelehnt, wie die Knaben sie verlassen, und kaum hatten sie den Riegel aufs neue befestigt, als schon ein Diener erschien und die Jungherren sofort zu der gnädigen Frau Mutter beschied.

Auf ihr Befragen vernahmen die Knaben, daß Graf Eberhard, von Herrn Leonhard, seinem alten Waffenmeister, und einer Anzahl Reisigen begleitet, bereits seit einer halben Stunde im Schloß angelangt sei und noch zu ernster Verhandlung im Gemach der Frau Markgräfin verweile; der Mann wunderte sich, daß das Geräusch der Ankunft vom vorderen Schloßhofe her nicht bis zu dem stillen Hain gedrungen war; Dodo und Heinrich wußten besser, warum ihnen die Kunde vom Nahen des erwarteten Gastes entgangen. Nun betraten sie das Vorgemach des Empfangsraumes der Gräfin. Hier fanden sie den hochwürdigen Herrn Kaplan, und mit ihm in eifriger Unterredung einen eher klein als groß gewachsenen Mann mit grauen Haaren und kurz gestutztem Bart in schmuckem Waffenkleid; so freundlich strahlten die blauen Augen im vollen geröteten Angesicht des Fremden, so herzgewinnend war sein Gruß, daß die Knaben sich sofort zu dem biederen Alten hingezogen fühlten.

Herr Leonhard, der vertraute Waffenmeister des Grafen Eberhard, der seinem Gebieter mehr als Freund denn als Diener galt, war es, wie der Geistliche den Kindern mitteilte, die er zugleich beschied, hier des Rufes der Mutter zu harren. Es wollte Dodo bedünken, als spiegele sich ein Ausdruck hoher Traurigkeit in den milden Zügen des greisen Lehrers; dem jüngeren Heinrich entging freilich diese Wahrnehmung, der hatte rasch Freundschaft mit dem Graubart geschlossen, und

auch Dodo lauschte unwillkürlich der halblauten von Scherz und Ernst durchwobenen Erzählung des Vielgewanderten, von lustiger Turnierfahrt und ernstem Kampf. Die Zeit verstrich rasch, und fast erschreckt, daß er den Ernst des Augenblicks vergessen, fuhr Dodo empor, als sich die Thüre des mütterlichen Gemaches öffnete, und Frau Bertha auf der Schwelle erschien, die ihre Söhne näher treten hieß.

Mit Schrecken gewahrten die Knaben, wie bleich und entstellt die geliebte Mutter aussah, wie ihre Augen von vergossenen Thränen zeugten, wie trotz alles Bemühens die liebe Stimme zitterte.

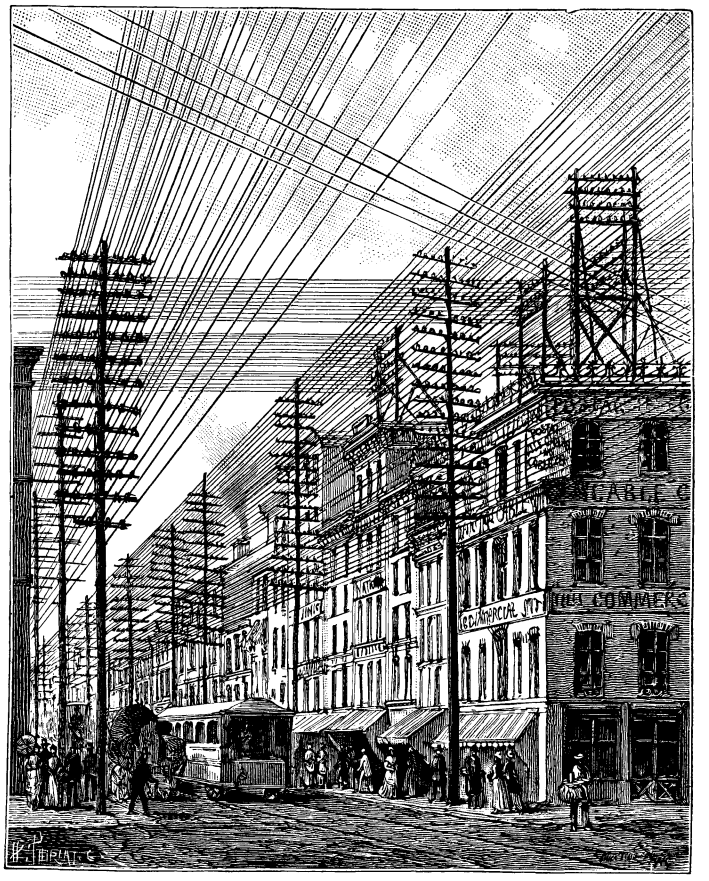
Der im Hintergrunde des mittelgroßen Gemaches weilende Herr hatte sich von seinem mit goldgepreßtem Leder bezogenen Holzsitz erhoben; das mußte der Graf Eberhard von Wolfseck sein, der Mann, dem Kaiser Heinrich IV. in der Macht des Herrn der deutschen Lande Güter zugeteilt, die des Markgrafen Dodo Eigentum waren, und um dessenwillen der geliebte Vater jetzt, ein Flüchtiger, in der Ferne weilte, weil er umsonst versucht hatte, sein Recht von der Majestät zu ertrotzen.

Der bevorzugte Freund des jungen Kaisers stand in der Mitte der dreißiger Jahre; die halb ritterliche, halb höfische Tracht, ein dunkles Samtgewand mit einem zierlich gearbeiteten Brustharnisch von Silberketten darüber, paßte trefflich zu der hohen schlanken Gestalt und dem bleichen von dunklem Bart umrahmten Antlitz des Edelmannes.

Durch die offen gebliebene Thür konnten die im Vorgemach weilenden Männer deutlich wahrnehmen, was im Nebenraum verhandelt ward.

Im Ausdruck innigster Liebe und hoher Würde zugleich hatte Gräfin Bertha die Hände ihrer Knaben erfaßt. „Hört mich an, meine Söhne," nahm sie mit feierlichem Tone das Wort; „in einem Alter, wo andere Edelkinder euresgleichen ihr Dasein verbringen, das Wissen zu vermehren und im Schutz der Eltern der Jugend Glück sich zu erfreuen, tritt an euch schon schwere Prüfung heran. Ihr werdet sie tragen, sie bestehen um eures Vaters willen, als würdige Sprossen des Grafen Dodo, wie ich sie tragen muß als des edlen Mannes Gattin, in Gott ergeben und unseres Kaisers Gebot. Kinder, meine lieben Kinder," die Stimme drohte Frau Bertha zu versagen, „wir müssen uns trennen!"

(Fortsetzung folgt.)



Straßenbild aus Philadelphia.

Die größte Stadt der Welt.

Unsere Leser werden vielleicht denken, wir wollten sie von London oder vielleicht einer der fabelhaften Millionenstädte des himmlischen Reiches der Mitte, wie der Chinese sein Vaterland nennt, unterhalten. Keineswegs! Die Stadt, die wir im Sinn haben, ist Philadelphia in den Vereinigten Staaten. Seit wann ist denn, wird man fragen, Philadelphia die größte Stadt der Welt, da es bei der Zählung von 1880 nur 847 000 Bewohner zählte und jetzt vielleicht auf 900 000 gestiegen ist? Und doch darf Philadelphia sich rühmen, die größte Stadt der Welt zu sein, denn sie bedeckt 6 Quadratmeilen oder 330 Quadratkilometer, eine Fläche, die das Fürstentum Reuß ältere Linie an Ausdehnung übertrifft. Es hat dies seinen Grund in der weitläufigen Bauart der Stadt und in dem Umstande, daß dort fast jede Familie ihr eigenes Haus bewohnt. Aus diesem Grunde hat Philadelphia auch die doppelte Anzahl Häuser, wie Paris mit seiner mehr denn zwei Millionen zählenden Bevölkerung. Die Zahl derselben ist etwa 160 000. Den besten Begriff von der ungeheuren Ausdehnung dieser Stadt gibt die Broadstreet, die sie von Norden nach Süden in schnurgerader Richtung durchschneidet und deren Länge 35 km oder neun Wegstunden mißt.

Darf Philadelphia sich also mit Fug und Recht die größte Stadt der Welt nennen, so muß es sich anderseits den Vorwurf gefallen lassen, daß es von allen Großstädten die langweiligste ist. Es kommt dies jedenfalls von der übertriebenen Sektiererei und dem damit in Verbindung stehenden Scheinwesen, das hier herrscht. Ohne die deutsche Bevölkerung, die sich etwa auf 60 000 Seelen beläuft, würde es dem Europäer gar nicht möglich sein, hier länger als einen Tag zu weilen.

Ein Sonntag in Philadelphia gehört erst recht nicht zu den Annehmlichkeiten. Die 900 000 Bewohner sind zu Hause, die Straßen sind beinahe gänzlich leer; die Stadt gleicht einem ungeheuren Kirchhofe. Nur in den Hauptstraßen sind die Pferdebahnen noch im Gange, hie und da kommen vereinzelte Personen aus den Kirchen, deren diese Stadt nicht weniger als 500 zählt. Die Lufttemperatur ist übrigens angenehm, auch bei Sonnenhitze, denn man bewegt sich beständig im Schatten. Freilich, von Bäumen wird dieser Schatten nicht hervorgebracht; es ist vielmehr die höhere Zivilisation, welche ihn verursacht. Man geht hier im Schatten der Telegraphen- und Telephonleitungen

spazieren, so dicht ziehen sich deren Netze über den Köpfen der Wanderer hin. Und doch könnte man diese Leitungen ganz gut mit einem Walde vergleichen. Die Telegraphenstangen sind die Stämme der Bäume, die Querstangen, die von ihnen bis sechzehn an der Zahl getragen werden, sind die Aeste, die zahllosen Isolatoren sind die Blätter u. s. w. Am dichtesten erfüllen diese Leitungen die Luft auf Chestaut- und Thirdstreet. Bis über die Dächer hinaus spannen sie sich in schwindelnder Höhe. Einen ungefähren Begriff davon gibt die beigefügte Abbildung.

Vielleicht aber vermehrt das in diesen Straßen herrschende, schattenhafte Licht das Seltsame derselben am Sonntage. Man fühlt sich hinausgedrängt und atmet bald angesichts des herrlichen Delaware, der hier 1240 m breit ist, auf. Aber auch hier macht sich der amerikanische Sonntag geltend. Inmitten einer Menschenmenge am Ufer des Stromes läßt ein Bußprediger seine Stimme erschallen und große Haufen reuigen Volkes umstehen ihn und lauschen seinen eindringlichen Lehren und Ermahnungen.

Wenn man nach Anhörung dieser Bußpredigten, insbesondere als Fremder, einiges Bedürfnis nach Ruhe und einer Erfrischung verspürt, so kann einem das, selbst vom Standpunkt des Philadelphiers, nicht zum Vorwurfe gereichen. Wo aber eine Erfrischung erhalten? Alle Wirtshäuser (bars) sind ohne Ausnahme geschlossen. Doch halt! Der praktische Sinn der Amerikaner ist auch hier nicht um Aushilfe verlegen gewesen. Man braucht nur bei einem Apotheker einzukehren, und man hat, was man zur Erfrischung bedarf, Sodawasser, Selterswasser u. s. w., oft auch unter fremdem Namen etwas Gehaltvolleres.

In Europa mag man verwundert den Kopf schütteln über solche Auswege; der Amerikaner ist aber einmal so, und schließlich, was kümmert's den Ausländer? Man hatte Durst, man hat ihn gelöscht, der Zweck ist erreicht. Die erwünschte Erholung und Ruhe bietet uns jetzt der herrliche Fairmountpark, der vielleicht die größte und herrlichste Parkanlage der Welt ist. In einer Ausdehnung von 1100 Hektaren breitet er sich zu beiden Seiten des anmutigen Schuylkill aus. Zu seiner Herrichtung sind sechs Millionen Dollars (etwa 25 Millionen Mark) verwendet worden und er bietet durch seine mannigfaltige Abwechselung von Thal und Hügel, freien Plätzen und herrlichen Baumgruppen die schönsten Scenerien, Durchblicke und Aussichtspunkte. In ihm fand 1876 die Weltausstellung statt, von deren Gebäuden mehrere der schönsten, insbesondere das Hauptgebäude, in welchem sich seit 1877 die permanente Gewerbeausstellung befindet, als bleibende Denkmäler stehen blieben.

Die großen Manufakturgeschäfte auf Chestautstreet und anderen Hauptstraßen geben an Glanz und Größe den ersten Pariser Magazinen nichts nach. Sie übertreffen dieselben in mancher Hinsicht sogar. So sahen wir im Laden der Gebrüder Scharpleß eine Vorrichtung, die den Fremden anfangs etwas wunderlich berührt, ihn bald aber durch die Nützlichkeit und Bequemlichkeit, welche sie auszeichnet, für sich gewinnt. Bekanntlich leistet man in solchen großen Geschäften Zahlung an einer besonderen Kasse. Hierbei kommt es aber sehr häufig vor, daß das Publikum sich drängt und die meisten mehr oder weniger lange Zeit warten müssen. Durch die erwähnte Vorrichtung wird diesem Uebelstande vollständig vorgebeugt.

Dieselbe besteht im wesentlichen aus Rinnen, wie sie auf Kegelbahnen gebräuchlich sind. Diese Rinnen durchlaufen in gewisser Höhe und in erforderlicher Anzahl den Ladenraum. Die obere Hälfte derselben mündet in den beiden Kassenbüreaus, die in halber Höhe der Decke angebracht sind, aus, die untere Hälfte nimmt von dort ihren Ausgangspunkt nach den Ladenräumen zurück.

Der Käufer, er mag sich nun befinden, wo er will, zahlt an die gerade ihn bedienende Person. Diese stellt die Rechnung aus, steckt diese mit dem empfangenen Geldbetrag in eine hölzerne, mit einer Nummer versehene Dose in Form einer Kugel, befördert dieselbe durch eine Aufzugsvorrichtung nach der Rinne, wo die Kugel zunächst auf eine Art Rost fällt, dessen vorderer Teil sich unter ihrem Gewicht alsbald senkt und die Kugel in die Rinne fallen läßt, ihr gleichsam einen Anstoß zur Beschleunigung ihres Laufes erteilend. Die Rinnen sind mit Leder gefüttert, damit die Kugeln sich geräuschlos darin fortbewegen. Dieselben werden von dem Kassierer in Empfang genommen und geöffnet, der Inhalt reguliert, quittiert, gebucht, das etwa auf den gezahlten Betrag herauszugebende Geld beigefügt, wieder in die Kugel gesteckt und auf einer der unteren Rinnen an seinen Ausgangspunkt, der durch die Nummer der Kugel angezeigt ist, zurückbefördert. Der ganze Vorgang dauert nur einige Minuten, während welcher der Käufer ruhig an seiner Stelle sitzen bleiben kann.

Unser Schwan.

Ein Herrschaftssitz wäre undenkbar ohne mehr oder weniger umfangreiche Parkanlagen, und diese wiederum, wie lebendigtot wären sie, hätten sie nicht gerade an der verborgensten Stelle ihr tief geheimnisvolles Naturauge, den idyllischen, schilfbewachsenen Weiher, diesen immer willfährigen Spiegel für die Morgentoilette uralter Baumriesen. Ein zierlicher Nachen fehlt nicht, und wenn die Herrin des Hauses allein, wenn sie weltentrückt sein will, hier schaukelt sie sich in Träumen, während ihre Lieblinge, die Schwäne, majestätisch sie umkreisen, wenn das Mondlicht seinen silbernen Schleier zauberisch über alles gelegt.

Die Geschichte der Vögel, klagt ein noch lebender Freund, muß einst zur Beschämung der Jetztzeit davon sprechen, daß nahe dem Ende des 19. Jahrhunderts der zivilisierte Europäer aus der ganzen Reihe der wilden Vögel nur den Schwan allein in seinem Dienste hatte, und noch mehr, daß dieser einzige Gefährte dem Menschen diente, ohne daß es dieser gewahr wurde oder wissen wollte, denn sogar noch viele naturwissenschaftliche Werke der Neuzeit verargen dem Dichter seine Bewunderung für ihn, weil er wohl eine Zierde unserer Gewässer, aber darüber hinaus weiter nichts sei. Auch eine mir eben in neuer Auflage vorliegende weitbekannte Naturgeschichte des Wildes sagt wörtlich: daß er mehrfach auf Teichen und Seen gezähmt „zur Belebung der Gewässer und wegen der schönen Farben" gehalten werde. Damit ist er abgefunden.

Nun, einen — Schwanengesang im vollkommen poetischen Begriffe gibt es nicht, hat es nie gegeben, diese unstichhaltige Schmeichelei der Alten gegen den doppelten Göttervogel hat die trockene Wissenschaft längst mit Recht beseitigt; im übrigen aber ist unser Schwan ein gar intelligenter Vogel, der Angenehmes und Nützliches vereinigt, der ein Recht auf die allgemeine Dankbarkeit der Menschen hat, denn ihm ist im unfehlbaren Naturhaushalte die Aufgabe geworden, jeden Herd ansteckender Ausdünstungen, welche aus dem Verfaulen

Abendpromenade.

von Wasserpflanzen entstehen, zu zerstören. Er ist der furchtbarste Feind des Sumpffiebers, welches nur durch die Zersetzung von Pflanzen verursacht wird, die den Lauf unserer Teiche, Festungsgräben u. s. w. hemmen. Er hat keine andere Beschäftigung als die, solche Giftpflanzen abzumähen. Würde man in alle stehenden Gewässer, in denen Wasserpflanzen wuchern, Schwäne in hinreichender Anzahl setzen, so würden sie nach Verlauf einiger Monate den Platz gereinigt und noch so übelriechende, trübe, fiebererregende, durch Vegetabilien verstopfte Gewässer in klare Spiegel umgewandelt haben. In Gewässern, von Schwänen bewohnt, hat nie die Wasserlinse Zeit gehabt, ihren grünpockigen Mantel über die ruhige Oberfläche auszubreiten, während in Gärten, wo der Wasserraum kleiner ist, und wo durch das Spielen großer, strahlenwerfender Fontänen ständig Wellen erregt werden, welche der Kräuterbildung mächtig entgegenwirken, es der Vegetation der Wasserpflanzen oft doch gelingt, festen Fuß zu fassen und das ganze Bassin zu verunstalten. Ein Tier somit, welches die Fieber vernichtet, den pestilenzialischen Ausdünstungen aller Sümpfe des Erdballs vorbeugt, in kurzer Zeit faulen Schlamm in trinkbares Wasser umwandelt, ist im Schöpfungsganzen wahrlich mehr als nur eine Augenweide.

Ruhiges Wasser mit seichtem, schlammigem, kräuterreichem Boden und flachem Ufer, wenn es zumal eine größere Fläche bildet und womöglich sumpfige, schilfreiche, mit einzelnen Inselchen wechselnde Stellen hat, bildet des Schwanes Lieblingsaufenthalt. Gewässer, wo das Laichkraut in dichten Massen bis zur Oberfläche wächst, behagen ihm nicht. Auf trockenen Ufern sonnt und putzt er sich gern, geht aber daselbst nie weit umher. Dem Schlafe überläßt er sich teils bei Tag, teils bei Nacht, teils schwimmend, teils am Ufer.

Einige Schriftsteller behaupten geradezu, daß der Schwan nie Fische verzehre, andere meinen, gesunde Fische erwische er nicht leicht, dagegen wohl matte oder frisch gestorbene. Zur Beförderung der Verdauung verschluckt er kleine Kieselsteinchen. Die vorwiegende Nahrung besteht aber überall aus Vegetabilien, wie junges Rohr, Gras, Getreide. Niemals wird er sich ganz unter das Wasser tauchen, sondern nur mit dem Kopfe und Halse, wobei der übrige Körper aufgerichtet steht, um vermittelst des langen Halses aus dem Grunde des Teiches allerlei Zwiebeln und Wurzeln herauf zu holen.

Die Jungen gehen, nachdem sie sich erst 24 Stunden im Neste gewärmt, mit den Alten auf das Wasser und erhalten sich da, wenn Meerlinsen, andere zarte Gräser und Kerbtiere in Menge vorhanden, selbständig, sonst hilft man mit Brot, gequellter Gerste, klein gehacktem Salat, Kohl, gekochten Kartoffeln nach. Die Alten wenden ihnen die zärtlichste Sorge zu, tragen sie bei rauher Witterung unter den hochgehaltenen Flügeln, greifen, fordert's die Familiensicherheit, mit gleicher Heftigkeit Menschen, Hunde, Pferde an, wissen geschickt den Feind bestürzt zu machen und verjagen ihn endlich mit Schimpf von ihrem Wasser. Zuerst braungrau mit hellfleischfarbigem Schnabel und ähnlichen Füßen, bekommen die kleinen Schwäne schon bei der zweiten Mauser so viele weiße Federn, daß sie wie gescheckt aussehen, und im dritten Jahre werden sie rein weiß.

Solange der Schwan im Winter einen stürzenden Wasserfall oder warme Quellen finden oder bei schwachem Froste das Eis um sich her leicht zerbrechen kann, läßt man ihn gern im Freien, friert aber das Wasser ganz zu, so bringt man ihn in einen luftigen Stall und füttert täglich zweimal mit Hafer, Gerste, Erbsen, Brot, gekochten Kartoffeln, daneben Salat und Kohl.

Wilde Schwäne wandern allwinterlich südwärts. Damit zahme nicht entfliegen können, bindet man ihnen im Alter von etwa acht Wochen schon einen dünnen, aber starken Faden recht fest in das Gelenk der Handwurzel; das abgebundene Stück fällt einen Monat später ab.

Junge Schwäne geben wohl eine gute Mahlzeit. Irre ich nicht, ist es Plutarch, der außerdem berichtet, daß sie ehemals in dunklen Kellern, mit ausgestochenen Augen und ohne Möglichkeit der Bewegung aufgehängt, gemästet wurden. Das Fleisch alter Vögel ist anerkanntermaßen überaus hart und muß erst lange in Essig liegen, daß man es überhaupt genießen kann.

Dagegen ist um so begehrter das Gefieder, von dem die Schwung- und Körperfedern und namentlich auch das Fell mit den darauf sitzenden Dunen als äußerst schmückendes, sauberes und wärmendes Pelzwerk für Frauen Verwendung finden. Die Dunen selbst liefern eine vortreffliche Bettfütterung. Will man den erwachsenen Schwan ein- oder zweimal jährlich wie eine Gans rupfen, so liefert er einen ganz bedeutenden Federertrag.

Lenz erzählt: „Auf den Gewässern, welche sich von Berlin bis Spandau erstrecken, wurden gegen 3000 Schwäne gehalten. Zweimal im Jahre ließ man die alten Schwäne durch Fischer einfangen, welche die Tiere in Kähnen umzingelten, sie in Buchten trieben und mittels langer um die schlanken Hälse gelegter Hakenstäbe heranzogen. Dann band man ihnen die Füße, legte sie reihenweise in die Boote und brachte sie nach dem königl. Bauhofe in Berlin, wo man sie vorläufig in große Schuppen einsperrte. Das Rupfen wurde von einer großen Anzahl Frauen besorgt, welche zu beiden Seiten eines langen Tisches sich gegenüberstanden. Je zwei von ihnen packten nun immer einen Schwan, die eine bei den gebundenen Füßen, während die andere den langen Hals mit dem tüchtig sich wehrenden Kopfe nach unten legte und mit den Knieen festhielt, so daß sie dann die Bauchseite bequem rupfen konnte. Man gewann etwa 280 kg Federn und 90 kg der kostbarsten Dunen. Die gerupften Tiere brachte man wieder zurück; sie suchten dann schleunigst das geliebte Wasser zu erreichen, allein da die Bauchseite der schützenden Federn beraubt war, kältete das sonst so wohlige Naß jetzt sehr unangenehm, und jeder Schwan eilte daher, schleunigst das gegenüberliegende Ufer zu erreichen. Sie verhielten sich hier tagelang gar trübselig und ruhig, bis sie endlich wieder ihre liebgewordenen Heimstätten aufsuchten."

Dem Begießen der Blumen- und Gemüsebeete

wird in Hausgärten sehr oft nicht die nötige Beachtung geschenkt. Damit soll nicht gesagt sein, daß in solchen Gärten die Pflanzen nicht genügend bewässert werden, im Gegenteil wird des Guten oft zu viel gethan, aber das Begießen wird leider vielfach in unzweckmäßiger Weise ausgeführt. Häufig wird nämlich das kalte Wasser, so wie es vom Brunnen kommt, zum Begießen verwendet. Das ist zu vermeiden, denn die Erde wird durch so kaltes Wasser zu sehr abgekühlt, was das Wachstum namentlich junger Pflanzen in hohem Grade behindert. Zum Bewässern sollte daher in jedem Falle wenigstens abgestandenes Wasser verwendet werden, welches womöglich 24 Stunden im offenen Gefäße sich befunden hat. Am besten ist freilich zum Begießen der Gartenbeete das Wasser aus Gräben, Teichen und Flüssen, und zwar nicht allein, weil es die naturgemäßeste Wärme hat, sondern weil solches Wasser eine Menge pflanzlicher Nährstoffe enthält, welche den Pflanzen vorzüglich zu statten kommen.

Im Urwalde.

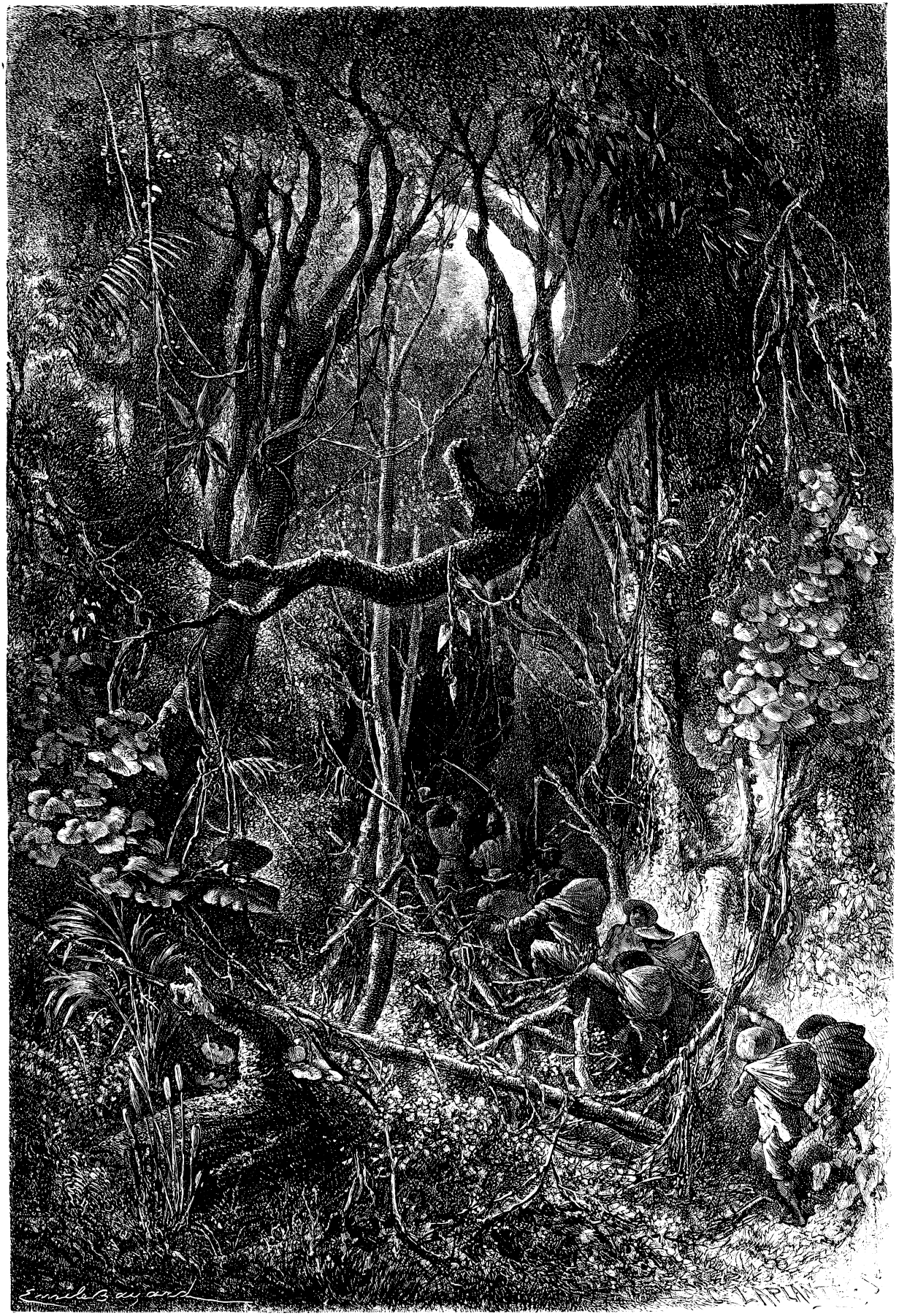
Wir hatten auf unserer Reise in Peru die Goldminen von Platabamba besucht und gesehen, mit welcher Mühseligkeit die Schatzgräber dort arbeiteten, um in möglichst vielen Besitz des Mammons zu kommen. Manchen gelang es, manchen so wenig, daß sie nach Jahr und Tag die schwere Plackerei einstellten und mit geringer Ausbeute die schlimme, neidische, raufboldige Gesellschaft des einsamen Lagers inmitten des Andengebirgs verließen. Es waren Spanier, die es errichtet hatten, und wir bemitleideten sie eigentlich, weil sie ärger schafften und ein trostloseres Leben mitten in ihrem Golde führten, als Galeerensträflinge. Zog sich der und jener von ihrer Kompanie auch mit reichen Schätzen zurück — wie man hörte, so hatte sich keiner das erträumte Glück damit erworben. Der eine ging als Verschwender bald zu Grunde; der andere wurde von Räubern ermordet; ein dritter war so geizig geworden, daß er zu seinem Leben der so schwer erworbenen Goldmenge nicht bedurft hätte, und ein siecher Mann außerdem.

Um unsere Reise fortzusetzen, mußten wir einen großen Wald durchschreiten, durch welchen aber kein Weg führte. Unsere Gesellschaft bestand aus vierzehn Mann, acht Diener darunter, die das Gepäck und die Lagerzelte trugen; ferner zwei Axtschläger, welche uns einen gangbaren Durchzug schaffen mußten, wenn wir in das Walddickicht gerieten, wie es beim Bereisen des unkultivierten Landesteils, das wir zu wissenschaftlichem Zweck unternommen hatten, häufig sich ereignete.

Diesmal sollte es besonders mühevoll sein, durch den Wald vorzudringen. Kaum zehn Minuten nach dem Beginn desselben befanden wir uns in einer Pflanzenwildnis, die durch Eingriffe der Menschen wohl noch gar nie gestört oder beschränkt worden war. Riesenbäume, Mahagonis, Balsamen, Eichen, umgaben uns, und überall hielten unseren Marsch zusammengestürzte, mächtige Stämme auf, welche die Wut der Orkane gebrochen, nachdem sie das höchste Alter erreicht hatten. Modernd und auch wie in Asche zerfallend, wenn man sie betrat, bildeten diese zahllosen Baumleichname oftmals unübersteigbare Barrikaden, so daß wir kreuz und quer einen anderen Durchschlupf suchen mußten. Auf dem Stamme trocken gewordene Baumriesen standen zwischen dem neuen Anwuchse und massig war der Humus aufgehäuft, der reichliche Nahrung für die üppigste Vegetation gab. Lianen zogen sich von den verschlungenen Kronen der Bäume nach allen Seiten hin und ragten bis auf den Boden, wo sie mit dem wuchernden Unterholze und liegenden Stämmen einen natürlichen Verhau geschaffen hatten, den unsere Axtschläger nicht leicht gangbar machen konnten.

In dieser ungeheuren, majestätischen, und doch auch bedrückenden, beängstigenden Todesruhe des Urwaldes hallten die Axtschläge schauerlich und das Gekreisch der von ihnen aufgescheuchten Vögel in den Wipfeln erhöhte diesen unheimlichen Eindruck. Dicke Nachtfalter, groß wie Fledermäuse, welche platt an den Rinden der Bäume geklebt hatten, flogen taumelnd und blind uns ins Gesicht. Je mehr wir vordrangen, desto kühler wurde die feuchte, unsere Lungen beengende Luft, und unsere Kleider wurden davon schwerer. Es war ein fahles Dämmerlicht unter dem Laub hoch oben, auf welches doch heiß die südliche Sonne schien, fast Finsternis zu nennen in manchem großen Dickicht. Wir sprachen kein Wort, als fürchteten wir uns vor solchem Laut, oder als sei die Zunge zu träge, es auszustoßen. Gesicht und Hände waren eiskalt, aber der Schweiß rieselte uns von der Stirn unaufhörlich herab. So kletterten wir hinter den Bahnbrechern her mit schmerzenden Gliedern, selten daß uns verstattet war, einige Schritte ohne Hindernisse zu thun.

Drei Stunden lang währte diese unsägliche Strapaze, dann schimmerte uns ein helleres Licht entgegen, das uns ein



Quer durch den Urwald.

Ende des Waldes anzeigte. Aber es dauerte wohl noch zwanzig Minuten, ehe wir wirklich an die letzten Bäume gelangten. Mit welchem Dankgefühl begrüßten wir die Sonne und den Anblick des Himmels! Nicht überwältigender kann dieser die Seele erhebende Eindruck auf einen Unglücklichen sein, der der Nacht des dumpfen Kerkers wieder entstiegen. Wir atmeten auf, wir sahen uns mit leuchtenden Augen an, und dann kamen jauchzende Töne über unsere Lippen.

Als wir nach dem Stand der Sonne uns wegen der Richtung vergewissern mußten, die wir einzuschlagen hatten, fanden wir, daß wir trotz aller Vorsicht durch das Kreuz- und Querlaufen im Urwalde doch merklich fehl gegangen waren. Es galt, unsere Richtung wieder zu finden und dazu mußten wir zur Rechten abermals in den Wald hinein, der sich da noch weiter längs der von uns betretenen Oeffnung hinzog. Aber dieser Ausläufer des Waldes war gelichtet und ohne Schwierigkeit zu passieren. Bald sahen wir auch sein Ende und durch die Lücken der spärlich stehenden Bäume auf eine sonnige Ebene und weit im Hintergrunde derselben, an einem Gebirgszug, ein Dorf mit einem Kirchlein.

Zugleich vernahmen wir Gesang vor uns, von rauher Männerstimme, aber so recht von Herzen kommend. Wir hielten an und lauschten.

Es hat wohl ein jeder sein Bündel zu tragen,
Der Mutige weiß sich durchs Leben zu schlagen;
Ein Gott und ein Rock, ach, wie bin ich so reich!
Wir alle sind Brüder, wir alle sind gleich.

Das war ein richtiges deutsches Lied, und unsere heimatliche Sprache im frohen Gesange hier beim Austritt aus einem großartigen Urwalde mitten in Peru zu vernehmen, machte uns natürlich höchlich und aufs freudigste betroffen. Wir horchten weiter, denn der Sänger fuhr fort:

Ich habe zwei Menschen am Wege gesehen,
Die konnten einander kein Wörtchen verstehen;
Doch mich versteht jeder, wie bin ich so reich!
Wir alle sind Brüder, wir alle sind gleich.

Es klimpert der Geizhals mit Schätzen im Keller,
Was hilft einem Satten der silberne Teller?
Doch mir schmeckt es immer, wie bin ich so reich!
Wir alle sind Brüder, wir alle sind gleich.

Erst als das Lied zu Ende war, traten wir aus dem Walde und befanden uns nun dem munteren Sänger gegenüber, der vor einem kleinen Rindenhäuschen auf einem Holzblock saß und eine verschlungene Leine auseinander schlug. Es war ein schon alter Mann, graubärtig, mit freundlichen grellen Augen, mit denen er uns verwundert ansah. Wir begrüßten ihn traulich und in deutscher Sprache, da war er über die Maßen vergnügt und schüttelte uns die Hände, lud uns auch ein, nachdem wir ihm von unseren Waldstrapazen erzählt, bei ihm auf dem Rasenboden vor der Hütte zu rasten; denn anderen Platz könne er uns nicht anbieten, da seine Hütte nur sein Schlafgemach enthalte. Aber auch frisches Quellwasser konnte er uns geben, das wir, erschöpft und durstig, mit Dank annahmen, um damit aus unseren Vorräten ein trefflich mundendes Mahl zu verbinden.

Wohl eine Stunde hielten wir vor seiner Hütte auf dem Rasen unsere Rast und plauderten mit ihm. Von unserem Essen, unserem Wein nahm er durchaus nichts. Er war ein Philosoph, der sich im Klausnerleben glücklich fühlte, und lustiger Dinge dabei, lustiger wie sein zottiger Hund neben ihm.

„Einst," sagte er, „war ich Goldgräber und schaffte mir ein schönes Vermögen zusammen. Das holte aber in allerhand Spekulationen hier im Lande der T... sich wieder. Als er es vollständig hatte, baute ich mir meine Hütte, bestellte mir mein bißchen Land und das nährt mich, habe zur Gesellschaft eine Kuh und eine Ziege und einen Hund, und will weiter nichts."

Wir sagten ihm, daß wir eben von den Goldminen herkämen.

„Hier ist's besser!" meinte er. „Von mir kann ich sagen, durch Reichtum wird man klug, nämlich, daß Gold nicht glücklich, sondern viel Sorgen macht. Hier habe ich in meiner Armut keine. Und das ist doch ein gutes und ein weises Leben!"

Der Geist der Llano estakata.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

Er zog sich wieder zwischen die Büsche zurück. Als Old Shatterhand sich zu den anderen wandte, sah er die Augen der beiden Snuffles mit achtungsvollen Blicken auf sich gerichtet. Er gab beiden die Hand und sagte:

„Es scheint, daß ihr uns Interessantes zu erzählen habt. Feuerstern war einer meiner roten Freunde; ich muß wissen, wer ihn ermordet hat. Hier brennt die Sonne. Suchen wir den Schatten auf, in welchem ich euch vorhin sitzen sah. Dort könnt ihr mir berichten, was geschehen ist."

Jim und Tim schritten direkt quer durch die Büsche. Die drei anderen führten ihre Pferde um das Gesträuch herum. Dort hatte der junge Komantsche sich bereits wieder niedergesetzt. Die Weißen thaten dasselbe und Jim begann das gestrige Erlebnis zu erzählen.

Es wurde englisch gesprochen. Aus diesem Grunde kam der Erzähler ohne Störung an das Ende seines Berichtes. Hätte er sich der deutschen Sprache bedient, so wäre der Hobble-Frank jedenfalls bemüht gewesen, hier und da eine seiner berühmten Bemerkungen anzubringen. Als Jim sein Zusammentreffen mit dem jungen Komantschen erzählt hatte, fuhr er fort:

„Als der Morgen anbrach, haben wir dem toten Häuptling ein interimistisches Grab bereitet, wo er liegen soll, bis seine Krieger kommen, ihm ein würdiges Mal zu errichten. Dann aber machten wir uns an die Verfolgung der Mörder."

„Ich dachte, ihr wolltet nach Helmers Home!" bemerkte Old Shatterhand.

„Ja, das war unsere ursprüngliche Absicht. Aber es gab keinen Grund, welcher uns zwang, dieses Vorhaben auszuführen. Wir hatten mit Eisenherz, dem jungen, wackeren Krieger Freundschaft geschlossen, und natürlich seine Sache zu der unsrigen gemacht; er brannte darauf, sich sofort auf die Fährte der Mörder zu legen, und so sahen wir von Helmers Home ab und ritten mit ihm."

„Das kann ich nur loben. Ist es euch gelungen, der Fährte zu folgen?"

„Ja. Es hatte freilich seine Schwierigkeiten. Die Kerls waren südwärts geritten, bis zu einer Stelle, an welcher sie sich geteilt hatten, um eine Art Postenkette zu bilden, welche den Zweck hatte, ein dort befindliches Lager zu bewachen."

„Wer lagerte dort?"

„Das können wir nicht genau sagen. Vermutlich waren es Auswanderer. Wir sahen die Geleise von Ochsenwagen und vielen Pferden und schätzen die Zahl der Menschen, welche die Nacht dort zugebracht haben, auf ungefähr fünfzig."

„Sie waren nicht mehr da? Nach welcher Richtung sind sie?"

„Nach Südwest."

„Also nach der Llano? Mit Ochsenwagen? Alle Teufel! Sie sind entweder von außerordentlich tüchtigen Führern begleitet, oder man hat die Absicht, sie in eine entsetzliche Falle zu locken. Was denkt Ihr, Jim?"

„Das Letztere."

„Warum?"

„Weil diese fünf Mörder Feuersterns die Hände dabei im Spiele haben. Auch die Diamondboys sind zu dieser Karawane gestoßen, welche, nach den Spuren zu beurteilen, bereits kurz nach Mitternacht aufgebrochen sein muß. Das ist auffällig. Man hat die Leute aus der Nähe von Helmers Home schnell entfernen wollen."

„Hoffentlich seid ihr dieser Karawane gefolgt?"

„Nein, Sir. Wir hatten es nur mit den Mördern des Häuptlings zu thun. Diese aber hatten sich, wie aus den Spuren zu ersehen war, nicht der Karawane angeschlossen, sondern waren grad nach West geritten. Ihrer Fährte folgten wir natürlich. Uebrigens fanden wir die Spur eines einzelnen Reiters, welcher noch am Abend aus der Gegend von Helmers Home zu der Karawane gestoßen sein muß."

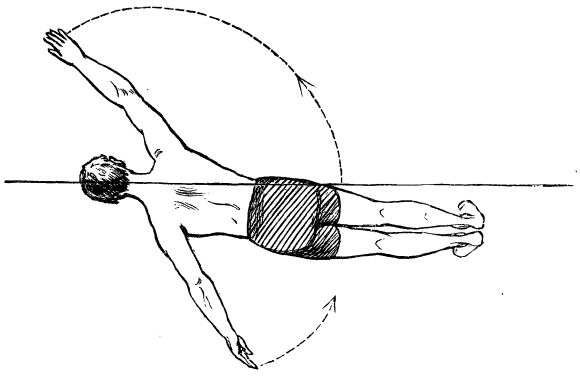
„So! Noch am Abend? Das ist jedenfalls jener sehr ehrenwerte Mormonenmissionar Tobias Preisegott Burton gewesen. Die ganze Angelegenheit beginnt durchsichtiger zu werden. Weiter, Master Jim! wie wurde es mit eurer Fährte?"

„Die Kerls waren sehr schnell geritten, und darum war die Spur sehr lesbar. Dann aber machte uns der Umstand zu schaffen, daß einer der Fünf sich von den anderen vier getrennt hatte. Seine Spur führte grad nach Nord. Wir mußten ihr eine Strecke folgen, um unserer Sache gewiß zu sein."

„Hm! Das gibt zu denken. Ich möchte vermuten, daß wir es hier mit dem Offizier zu thun haben."

„Offizier?" fragte Jim. „Es war kein Offizier dabei."

„Weiß schon! Aber vielleicht haben die Kerls eine Uniform bei sich gehabt. Wir werden schon noch Klarheit bekommen. Ihr habt mit diesen Leuten gesprochen.



Schwimmkünste: Fig. 1. Das Matrosenschwimmen.

War nicht einer dabei von untersetzter Gestalt, das Gesicht von einem dunklen Vollbarte eingerahmt?"

„Diese Beschreibung paßt auf den Anführer."

„Er hatte den Schnurrbart abwärts gestrichen, als ob er die Lippen verdecken wolle. Habt Ihr nicht vielleicht in Beziehung auf seinen Mund irgend eine Bemerkung gemacht?"

„Natürlich! Er hatte eine kleine Hasenscharte. Ich sah es sehr deutlich."

„Schön! Da haben wir den Kerl! Er ist es! Er ist nach Helmers Home geritten, um zu erfahren, ob ihm und seinem Unternehmen von dort vielleicht Gefahr droht. Weiter!"

„Eigentlich möchte ich nicht weiter erzählen. Seine eigene Dummheit eingestehen zu müssen, ist keineswegs das höchste der Gefühle. Spinne lieber du die Geschichte weiter, alter Tim."

„Danke!" meinte dieser. „Wer das gute Fleisch gegessen hat, der mag auch dann den harten Knochen beißen. Warum soll grad ich von da anfangen, wo die Dummheit beginnt?"

„Weil du so eine hübsche Art und Weise hast, auch das Mangelhafte als vortrefflich erscheinen zu lassen."

„Weiß schon! Ich bin stets derjenige, welcher die Sünden der anderen zu büßen hat. Aber da du mein Bruder bist, will ich gutmütig sein und es einmal versuchen, ob es mir möglich ist, mich so ein wenig von außen her um die dumme Geschichte herum zu schlängeln. Wißt ihr, Mesch'schurs, die Sache ist nämlich die, daß uns später die Fährte verloren ging, und wir haben sie trotz alles Suchens auch nicht wieder gefunden."

„Unmöglich!" rief Old Shatterhand.

„Ich sage Euch aber, daß es wahr ist, Sir!"

„Die beiden Snuffles hätten eine Fährte verloren? Wenn mir das ein anderer sagte, würde ich ihn unbedingt Lügen strafen."

„Ich danke Euch, Sir! Aber da es Euch der Tim Snuffle selber sagt, so müßt Ihr es glauben!"

„Allerdings. Aber wie ist das denn eigentlich zugegangen?"

„Auf die einfachste Weise von der Welt. Da vorn, wo das Mezquitegesträuch aufhört, beginnt felsiger Boden, der sich meilenweit nach Ost und Süd erstreckt. Diesen Boden solltet Ihr sehen, Sir, um zu begreifen, daß einem eine Fährte verloren gehen kann."

„Ich kenne ihn. Die Mexikaner, welche bekanntlich spanisch sprechen und zu deren Gebiet diese Gegend gehörte, nannten und nennen heute noch diese Gesteinsstrecke el plano del diablo, die Teufelsplatte."

„Richtig! Ihr kennt sie? Ihr waret schon dort?"

„Zweimal sogar."

„Nun, das beruhigt mich, denn da werdet Ihr uns nicht für Greenhorns halten, wenn ich Euch aufrichtig gestehe, daß die Spur für uns wie weggeblasen war."

„Hm! Aber vier Reiter bläst doch niemand weg!"

„Nein. Doch wenn die Pferde auf diesem eisenharten, glatten Gestein keine Spuren machen, so ist eben keine Fährte zu sehen, Sir. Unser Komantsche ist trotz seiner Jugend ein famoser Fährtenleser; aber ich sage Euch, daß auch er am Ziele seiner Weisheit stand."

„So möchte ich wissen, ob es mir auch so ergangen wäre wie Euch!"

„Ja, Ihr! Ihr seid denn doch ein ganz anderer Kerl als so ein Snuffle! Ihr und Winnetou würdet selbst dann die Fährte entdecken, wenn die Kerls durch die Luft geritten wären! Und fast möchte man glauben, daß dies geschehen sei. Ich sage Euch, es war nicht das kleinste ausgetretene Steinbröckchen und nicht das armseligste Ritzchen zu sehen, welches ein Hufeisen in den Fels geschnitten hätte.

Natürlich haben wir genau dasselbe gethan, was jeder andere gute Westmann in diesem Falle unternommen hätte: wir sind längs der Gesteinsgrenze hingeritten, um die Stelle zu finden, an welcher die Kerls vom festen Fels wieder auf sandigen Boden gekommen sind. Das ging so langsam, daß wir bis jetzt noch nicht ganz fertig sind, obgleich wir uns jedenfalls bereits nördlich von dem Punkte befinden, an welchem der eine die vier anderen verlassen hatte, um nach Helmers Home zu reiten, wie Ihr sagt. Uebrigens sahen wir, als wir da drüben herüberkamen, einen einzelnen Reiter, welcher an unserem Horizonte südwärts galoppierte, und als wir dann dieses Gebüsch erreichten, bemerkten wir, daß er hier angehalten hatte."

Old Shatterhand horchte auf. Er schien eine kleine Weile lang nachzudenken, dann erhob er sich von seinem Platze, untersuchte die verschiedenen Hufeindrücke, welche sich am Rande des Mezquitegebüsches befanden, und entfernte sich dabei eine ziemliche Strecke von den anderen. Dann hörten sie ihn rufen:

„Master Tim, seid Ihr oder Jim auch hier gewesen, wo ich jetzt stehe?"

„Nein, Sir," antwortete der Gefragte.

„So kommt einmal alle her!"

Sie folgten seiner Aufforderung. Als sie zu ihm kamen, deutete er auf das Gebüsch und sagte:

„Hier seht ihr ganz deutlich, daß jemand in die Sträucher eingedrungen ist. Da ist ein Aestchen abgebrochen, und die Bruchfläche ist noch nicht vertrocknet. Es ist also vor noch nicht langer Zeit geschehen. Folgt mir nach, Mesch'schurs!"

Er schob sich, jedes Zweiglein und jeden Zollbreit des Bodens genau betrachtend, immer weiter in das dichte Gebüsch hinein, bis er vor einer sandigen Stelle stehen blieb. Sie war mehrere Schritte lang und breit und zeigte keine Spur von Vegetation. Nicht der kleinste, ärmste Halm war da zu sehen. Da kniete er nieder, und es schien, als ob er jedes Sandkörnchen einzeln untersuchen wolle. Endlich erhob er sich mit einem Lächeln der Befriedigung im Gesichte und betrachtete auch die übrigen Seiten des Gebüsches, welches das Plätzchen umgrenzte. Dann deutete er auf eine Stelle und sagte:

„Auch hier ist jemand herein in dieses Versteck gekommen; ich wette, daß der Betreffende da draußen vor den Büschen auf dem felsigen Boden vom Pferde gestiegen ist. Und nun sagt mir zweierlei, Master Tim: Südlich von hier ist es gewesen, wo sich der eine von den vier anderen trennte?"

„Südost, Sir."

„Schön! Hatte der Mann, den Ihr dann von hier fortreiten sahet, Uniform an?"

„Nein."

„So ist für mich folgendes gewiß: Der Anführer der Fünf ist, nachdem er die anderen verlassen hatte, hierher geritten, um sich die Uniform zu holen und als Offizier nach Helmers Home zu gehen. Dann, als er sich dort heimlich entfernt hatte, ritt er wieder hierher, um die Uniform ab- und seinen vorigen Anzug wieder anzulegen."

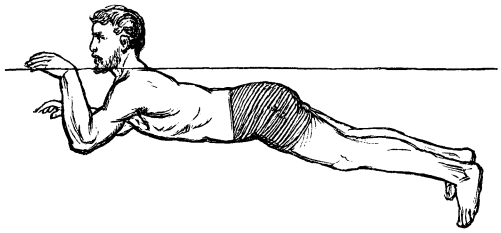
„Was Ihr sagt, Sir! Haltet Ihr diesen Ort hier für einen Kleiderschrank?"

„Ja, wenigstens für ein Versteck, für eine ‚Cache', wie bekanntlich der Biberjäger die Grube nennt, in welcher er seine Felle verbirgt. Nehmt eure Messer heraus und grabt gefälligst nach! Man sieht es dem Sande ganz deutlich an, daß er vor kurzem sehr sorgfältig geebnet worden ist."

Die beiden Snuffles sahen ihm erstaunt in das Gesicht; der Hobble-Frank aber warf sich zu Boden und begann den Sand so eifrig gleich mit den bloßen Händen aufzuwühlen, als ob er alle Schätze von Golkonda da zu finden erwarte. Das eiferte die anderen an, seinem Beispiele zu folgen.

Der Sand flog nach allen Seiten davon. Noch war Frank kaum zehn Zoll tief gekommen, so rief er, und zwar deutsch:

„Ich hab's, Herr Shatterhand! Meine



Schwimmkünste: Fig. 2. Wellenschlagen mit den Händen.

Finger sind off was Hartes geschtoßen."

„Nur weiter, weiter!" mahnte Jim, auch in deutscher Sprache. „Das Harte kann auch Fels sein."

„Was!" rief Frank. „Sie bedienen sich ooch des deutschen Mutterdialektes? Sind Sie etwa ooch zwischen dem Montblanc und Vegesack geboren?"

„Ich heiße Hofmann. Das genügt einstweilen. Grabt nur weiter!"

„Ich grabe ja wie een Maul- und Werwolf. Es is keen Fels, sondern Holz. Da habt Ihr's! Lauter dünne Schtangen."

„Das sind jedenfalls Kaktusstangen," erklärte Old Shatterhand, „welche so miteinander verbunden sind, daß sie eine breite Fläche und als solche die Decke des Versteckes bilden."

Diese Ansicht erwies sich als richtig. Die linealgeraden Stengel waren mit Flechtwerk so verbunden, daß sie einen viereckigen Deckel bildeten, welcher ein tiefes, quadratisch gegrabenes Loch von oben vollständig verschloß. Dieses Loch war wohl über zwei Ellen lang und breit und bis an den Rand mit allerlei Gegenständen angefüllt.

Das erste, was man sah, war ein Säbel und eine — — Uniform, auf welcher ein altes, zusammengebrochenes Zeitungsblatt lag.

„Die Montur des Offiziers, und ooch sein Raubritterschildknappensäbel!" sagte Frank, indem er die Klinge aus der Scheide zog und mit derselben durch die Luft schlug. „Wenn der Halunke da wäre, würde ich ihm eene tüchtige Pfrieme off den Kopp versetzen."

„Du meinst wohl eine Prime!" verbesserte der Juggle-Fred.

„Ich meene gar nichts, wenigstens für dich nichts, alter Offschneider und Besserwisser! Ich werde doch wohl wissen, was die fechtbaren Kunstausdrücke zu bedeuten haben. Ich habe mir schon als knabenähnlicher Junge hölzerne Säbels geschnitzt und schpäter alle daroff bezüglichen Kunst- und Fachwörter, was der Lateiner thermopylus polytechnicus nennt, im Koppe auswendig gelernt. Een Hieb von oben heeßt Pfrieme, und eener von unten heeßt polnische Schwarte, weshalb man eben oft sagt: ‚er kriegt Schwarte' anstatt ‚er kriegt Prügel'. Ich als forschtamtlicher tempus passatus werde wohl besser wissen als du, was — — —"

„Bitte, lieber Frank, das Papier!" unterbrach ihn Old Shatterhand.

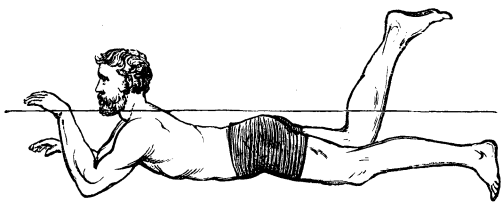
„Schön! Gleich! Ich kann dem Fred die Leviten ooch später lesen, wenn wir diese Mördergrube ausgeräumt haben."

Er gab Old Shatterhand das Zeitungsblatt. Dieser öffnete dasselbe. Es enthielt einen mit Bleistift beschriebenen Zettel. Der Jäger las die Zeilen vor:

„Venid pronto en nuestro escondite! Precaution! Old Shatterhand esta en casa de Helmers."

„Das heißt?“ fragte Fred. „Nun, Frank, du bist ja Sprachkenner!“

„Jawohl,“ antwortete der Angeredete. „Es is von Old Shatterhand und Helmers die Rede. Aber dieses Hebräisch is so mit indianischen Präflixen und Sufflixen



Schwimmkünste: Fig. 3. Wellenschlagen mit Händen und Füßen.

verschimpfiert und von solchen indogermanischen Trichinen durchfressen, daß sich mir gleich beim erschten Wort das Herz im Leibe umdreht. Ich wasche meine Hände in Unschuld und beschäftige mich lieber da mit der Uniform.“

Er begann die Taschen der Uniform sehr angelegentlich zu untersuchen. Old Shatterhand übersetzte die spanischen Zeilen:

„Kommt rasch in unser Versteck! Vorsicht! Old Shatterhand befindet sich bei Helmers.“

Von einer Erklärung dieser Worte wurde zunächst abgesehen. Man wollte wissen, was alles sich in dem Loche befand. Dasselbe enthielt getragene, aber noch brauchbare Kleidungsstücke in verschiedenen Formen, Farben und Größen, Flinten, Pistolen, Messer, Blei, blecherne Schachteln mit Zündhütchen und endlich gar ein Fäßchen, welches noch halb voll Pulver war. Sämtliche Taschen der Anzüge waren leer.

„Die Kleider verbrennen wir,“ sagte Old Shatterhand. „Das andere ist gute Beute, und jeder mag sich davon nehmen, was ihm beliebt. Das Uebrigbleibende wird mit zu Helmers genommen. Ich bin überzeugt, daß die Llanorunners noch mehrere solcher Verstecke haben, in denen sie ihre Vorräte aufbewahren. Die Uniform gehörte wahrscheinlich einem Offizier, welcher von ihnen ermordet worden ist. Von allen diesen Fundgegenständen hat für mich nur der Zettel Wert. Was würdet Ihr aus dem Inhalte desselben schließen, Master Jim?“

„Zweierlei,“ antwortete der Gefragte. „Erstens, daß der Kerl einen Heidenrespekt vor Euch hat. Er wäre jedenfalls noch länger in Helmers Home geblieben, wenn er nicht Euch dort getroffen hätte. Zwar weiß ich nicht, was dort geschehen ist, aber ich denke so.“

„Und zweitens?“

„Zweitens sind noch Genossen hinter ihm, welche er durch diesen Zettel warnen will. Auch sie wollen in die Estakata; auch sie kommen hierher, um die Grube zu öffnen. Er bestellt sie an einen Ort, den er auch mit dem Namen Versteck bezeichnet. Wie mir scheint, ist damit ein Versammlungsort gemeint.“

„Eure Vermutung ist auch die meinige. Ihr ersteht aus dem Stande der Dinge, daß Ihr die verlorene Fährte nun nicht aufzusuchen braucht. Dieser Mann stößt ganz gewiß wieder zu seinen vier Gefährten. Um zu ihnen zu kommen, braucht Ihr nur ihm zu folgen. Seine Spur wird von hier an sehr deutlich sein. Sie führt jedenfalls nach dem Verstecke, von welchem er in diesen Zeilen schreibt. Ihr könnt Euch doch wohl denken, weshalb er die Leute dorthin beordert?“

„Natürlich, Sir! Er will mit ihnen über die Auswanderer her.“

„Das vermute auch ich. Und zwar beabsichtigt er, dies sehr bald zu thun, wie seine Eile beweist. Er hat Angst vor mir. Er weiß, mit welchem Argwohn wir ihn behandelt haben. Er muß befürchten, daß wir hinter seine Schliche kommen und ihm dieselben vereiteln. Darum wird er die Ausführung seines Vorhabens so viel wie möglich beschleunigen.“

„So müssen auch wir uns beeilen, Sir! Ich darf doch annehmen, daß wir auf Euere Hilfe rechnen können?“

„Gewiß. Zunächst habe ich mit diesen Leuten wegen der Ermordung des Häuptlings ein Wort zu reden, und sodann gilt es, neues Unglück zu verhüten. Wie ist das anzufangen? Welchen Vorschlag macht Ihr uns?“

„Ich Euch? Hm! Jim Snuffle soll Old Shatterhand einen Vorschlag machen! Das ist wirklich das höchste der Gefühle! Wir haben uns nur nach Euch zu richten, Sir, nicht wahr, alter Tim?“

„Yes!“ antwortete der Gefragte. „Old Shatterhand sitzt jedenfalls längst im richtigen Zentrum, während wir uns noch lange Zeit nur so von außen um dasselbe herumschlängeln. Oder möchtest du Vorschläge machen, Fred?“

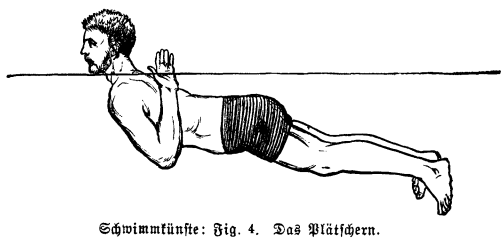
„Nein,“ antwortete dieser. „Dazu bin auch ich der Richtige nicht. Aber eine Meinung darf man haben. Wäre es nicht das Allerklügste, wir ritten dem Kerl gleich jetzt nach? Er ist der Anführer, die Seele des Unternehmens. Wenn wir ihn erwischen, unterbleibt die That.“

„Schwerlich!“ meinte Old Shatterhand. „Er war der Wortführer unter fünf Genossen. Ob er aber wirklich das Oberhaupt aller Llanogeiers ist, das wissen wir nicht. Mit ihm sind auch die anderen unschädlich gemacht. Uebrigens glaube ich nicht, daß wir ihn einholen könnten. Unsere Pferde sind nicht die besten, und die Sonne neigt sich dem Untergange zu. Bevor wir ihn erreichen könnten, wird es Nacht. Nein, lassen wir ihn für heute reiten; seine Fährte ist morgen auch noch zu sehen. Ihr kampiert hier an dieser Stelle, ihr alle, um diejenigen, an welche dieser Zettel gerichtet war, festzunehmen, falls sie kommen. Ich reite mit den drei Pferden allein nach Helmers Home zurück und hole Jemmy, Davy und Bob. Mit Tagesgrauen brechen wir von hier auf, und ich denke, daß unser Ritt nicht vergeblich sein wird. Wir sind dann neun Mann, und ich hege die Ueberzeugung, daß wir es mit einer Bande von zwanzig bis dreißig Geiern recht wohl aufnehmen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Schwimmkünste.

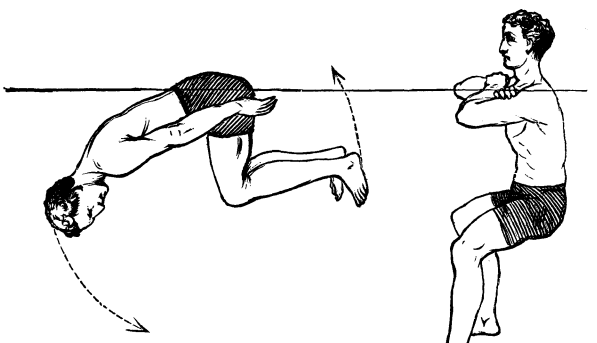
Wer die Schilderungen des „G. K.“ mit Aufmerksamkeit und der Absicht, etwas daraus für sich zu „profitieren“, liest — und dies werden hoffentlich recht viele seiner jungen Freunde thun — der erinnert sich gewiß zweier solcher in den Nummern 23 und 26 des vorigen Jahrgangs, in welchen Fritz, der Sohn des Herrn Hauptmanns mit dem großen Schnurrbart, schilderte, wie er vor einigen Jahren als Sextaner nebst seinem zwei



Schwimmkünste: Fig. 4. Das Plätschern.

Jahre älteren Bruder Bertl schwimmen lernte. Durch Eifer, Fleiß und Beharrlichkeit brachten es beide, nach vorausgegangenen Vorübungen auf dem Lande, unter der tüchtigen Anleitung eines Schwimmmeisters dahin, daß sie schon nach

wenigen Lektionen vom Wasser „getragen“ und nach vier Wochen mittels Ablegens der Schwimmprobe, welche in 20 Minuten langem freiem Auf- und Abschwimmen bestand, zu Freischwimmern erklärt wurden, während der Obertertianer Willi, der Sohn des Amtmanns, welcher sich als echtes Muttersöhnchen vor dem Wasser fürchtete, wieder zu den — warmen Wannenbädern zurückkehrte.



Schwimmkünste: Fig. 5. Purzelbaum vorwärts.

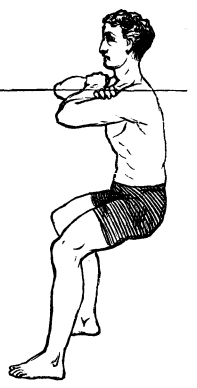


Fig. 6. Wassertreten.

Seit jener Zeit ist aus dem Sextaner Fritz, dank seiner fortwährenden körperlichen Uebungen, ein kräftiger junger Mann geworden und ein „Schwimmkünstler“ dazu, dem — wenn er in der Schwimmschule seine Sprünge und sonstigen Künste macht — alle übrigen Schwimmer nicht ohne Neid, aber jedenfalls mit Bewunderung zusehen. Schreiber dieses hat ihm einiges davon abgelauscht und will nun in Nachstehendem versuchen, seinen jungen Freunden eine kurze Anleitung für einige der schönsten „Schwimmkünste“ zu geben, so daß sie jeder — nach einigen vielleicht mißglückten Versuchen — wird nachmachen lernen.

Wir beginnen mit einigen Künsten in verschiedenen Schwimmlagen und zwar zunächst solchen, die in der Lage auf der Brust ausgeführt werden.

Das einfachste und am leichtesten von allen auszuführende Kunststück ist das Schwimmen mit wechselndem Vorgreifen der Hände, das sogenannte „Matrosenschwimmen“. Während eines kräftigen Stoßes mit den Beinen wird zuerst die rechte Hand nach vorwärts gestreckt, wobei der Körper mit angelegtem linken Arm sich vollständig auf die rechte Seite legt. Dann greift in der gleichen Weise die linke Hand vor, wobei der Körper sich rasch auf die linke Seite wirft. Nach jedem einzelnen Stoß wird eine kurze Pause gemacht, während welcher der Körper einen Raum von reichlich 2 m Länge durchschießt. In dieser Weise fährt man zu schwimmen fort, oder man verbindet damit nach einiger Zeit das Armschwingen. Während nämlich der Körper z. B. auf der linken Seite liegt, schwingt sich die rechte Hand mit gestrecktem Arm im Bogen außerhalb des Wassers nach vorwärts, wobei gleichzeitig die linke, flach auf das Wasser drückend, sich im Bogen nach rückwärts bewegt und an den Körper anlegt (Fig. 1). Im Moment des Eintauchens der rechten Hand wirft sich der Körper blitzschnell herum auf die andere Seite; das gleiche Verfahren wird dann auch mit der linken, bezw. rechten Hand beobachtet. Je länger man im stande ist, die zwischen den einzelnen Stößen eintretenden Pausen, während welcher der Körper vorwärts schießt, auszudehnen, desto hübscher sieht diese Art des Schwimmens aus.

Ein weiteres hübsch aussehendes, leichtes Schwimmkunststück ist das Wellenschlagen mit den Händen, wie dies Fig. 2 darstellt. Während mit den Händen abwechselungsweise kräftige, rasch sich folgende Schläge auf die Wasserfläche gegeben werden, machen die Beine entweder ruhig ihre Bewegungen zum Vorwärtstreiben des Körpers weiter, oder sie bleiben — was aber nur nach wiederholter Uebung möglich sein wird — aneinander angeschlossen und gestreckt völlig bewegungslos, so daß der Körper allein durch die auf das Wasser geführten Schläge vor Sinken bewahrt und zugleich vorwärts getrieben wird. Es ist dies schon etwas schwieriger, aber „nur Mut, die Sache wird schon gehen!“

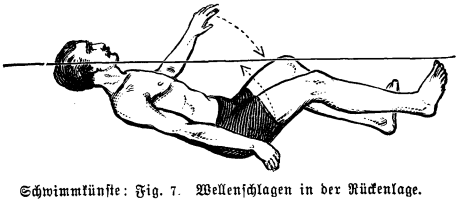
Aehnlich ist das Wellenschlagen mit Händen und Füßen, das unsere Fig. 3 veranschaulicht. Es ist hierbei zu beobachten, daß Hände und Füße zum Schlag auf das Wasser stets sich kreuzend, also beispielsweise die linke Hand und das rechte Bein, erhoben werden müssen, weil es sonst unmöglich wäre, den Körper im Gleichgewicht zu erhalten. Diese Art des Schwimmens ist etwas anstrengend und ermüdend, besonders wenn die Schläge in rascher Aufeinanderfolge ausgeführt werden. Sie kann daher stets nur von kurzer Dauer sein.

Sehr hübsch aussehend, aber auch sehr schwierig ist das Plätschern. Hierbei werden beide Arme so gebogen und nach rückwärts über dem Rücken zusammengeführt, daß sich die äußeren Handflächen unmittelbar über den Schulterblättern berühren, wie dies aus Fig. 4 ersichtlich ist. Durch fortwährende Bewegung der Handgelenke wird sodann das Wasser zum Plätschern gebracht, während die Beine allein für das Ueberwasserhalten und die Fortbewegung des Körpers durch kräftige Stöße zu sorgen haben.

Des Hauptmanns Fritz kann dies Kunststück sehr gut, manch anderer aber, der ebenfalls Fritz heißt, wird's nicht zustandebringen — wenigstens nicht aufs erstemal.

Hübsche, leichte Kunststücke sind auch der Purzelbaum vorwärts und das Wassertreten. Das erstere geschieht nach Fig. 5, indem beide Beine geschlossen zur Brust, die Arme an die Seite geschnellt und der Kopf mit einem starken Schwung unter das Wasser gedrückt wird, so daß sich der Körper überschlägt. Beim Wassertreten wird der Körper in eine vertikale Lage nach Fig. 6 gebracht. Die Beine werden auseinander gespreizt, die Hände aber entweder in die Hüften gestemmt oder vor der Brust verschränkt. Um den Kopf über Wasser zu halten, werden sodann mit den Beinen kräftige Stöße nach abwärts vollführt, entweder gleichzeitig mit beiden oder abwechselnd mit dem einen um das andere Bein. Letztere Art des Wassertretens ist die schwierigere.

Auch in der Rückenlage lassen sich sehr hübsche Kunststücke ausführen. Das leichteste derselben ist wieder das Wellenschlagen mit den Händen. Während die Beine ununterbrochen ihre regelmäßigen Bewegungen machen, erheben sich die Hände wechselweise an der Seite des Körpers und führen nach Fig. 7 kräftige, rasch aufeinanderfolgende Schläge gegen die Wasserfläche. Es bringt dies bei dem Zuschauer den Eindruck hervor, als ob der Schwimmer Räder am Leibe habe.

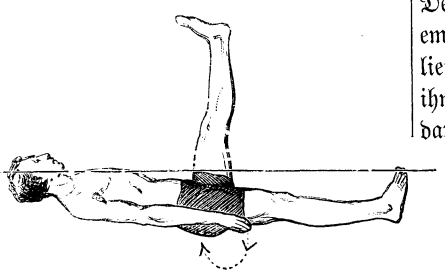


Schwimmkünste: Fig. 7. Wellenschlagen in der Rückenlage.

Ein sehr schönes Kunststück, welches des Hauptmanns Fritz als sein Leib- und Paradestückchen mit besonderer Vorliebe ausführt, ist der Mastbaum. Er legt sich hierzu flach, mit gestreckten und aneinander angeschlossenen Beinen aufs Wasser

und erhebt nun plötzlich, wie dies aus Fig. 8 ersichtlich ist, ein Bein, daß es senkrecht, wie ein Mastbaum emporragt, während das andere bewegungslos auf dem Wasser ausgestreckt liegen bleibt. In dieser Lage bleibt er entweder ruhig auf derselben Stelle, indem er nur einfache, kaum sichtbare Druckbewegungen mit den Händen macht, oder aber er rudert sich mit den letzteren zugleich vor- oder rückwärts, gleich einem stolz segelnden Schiffe.

(Schluß folgt.)



Schwimmkünste: Fig. 8. Der Mastbaum.

Ein Zug aus dem Leben Karls des Großen.

Karl der Große, der, wie bekannt, zeitweise seine Residenz in Aachen hatte, machte sich eines Tages zu Pferde auf den Weg nach Köln, woselbst große Streitigkeiten zwischen der Geistlichkeit und der Bürgerschaft um den vakant gewordenen Bischofshut herrschten. Beide Parteien hatten sich wieder in viele kleine gespalten, wo denn eben jede ihren Kandidaten zum Bischof gewählt wissen wollte. Kaiser Karl hatte beschlossen, durch sein Dazwischentreten diesem Streite ein Ende zu machen. Ohne jede Begleitung bestieg er sein Pferd und ritt gen Köln, und war so in Gedanken versunken, daß er Königsdorf erreichte, er wußte nicht wie. Ein helles Glöcklein weckte ihn aus seinem tiefen Sinnen und als er erstaunt, wie aus einem Traume erwachend, um sich schaute, gewahrte er eine Menge Volkes sich zu einer kleinen Kapelle hindrängend, die zwischen dichten Baumgruppen gar malerisch dastand und förmlich zum Eintritt einlud. Kaiser Karl, gottesfürchtig wie er war, folgte dieser Einladung gern, ohne Säumen. Er band sein Pferd an einen Baumstamm und schloß sich den Andächtigen an. Nach dem Schlusse der heil. Messe ging er zu dem Geistlichen hin und bot ihm einen blanken Gulden als Opfer dar. Aber dieser schüttelte das ehrwürdige Haupt, wies mit der Hand das Opfer zurück, und sagte in mildem aber ernstem Tone: „An dieser Stätte opfert man kein Silber und kein Gold; Herr, ich bedarf auch des Geldes ganz und gar nicht!“ Staunen malte sich auf dem Antlitz des Kaisers, auch eine leichte Enttäuschung und Unzufriedenheit, und dies bemerkend, sagte der Geistliche, denn es leid that, den Geber gekränkt zu haben: „Ich nehme grundsätzlich niemals Geld, Herr, darf also keine Ausnahme machen; da ich aber sehe, daß Ihr gerne ein Opfer spenden möchtet, nun, so mach' ich Euch den Vorschlag, macht diesem Gottestempel die Haut eines Rehleins oder Hirschleins zum Geschenk, das Meßbuch ist nämlich sehr abgenutzt,“ erklärte er lächelnd, das Staunen des Kaisers auf dessen Gesicht lesend, „ein neuer Einband thut not, und nach Eurem Aeußeren zu schließen, seid Ihr ein Weidmann — hab' ichs erraten?“ Der Kaiser nickte lachend und versprach, dieser Bitte eingedenk, die Haut des ersten erlegten Rehleins für das Meßbuch zu senden. Die Bitte machte aber zugleich einen tiefen Eindruck auf den Kaiser, er war gerührt und gelobte sich, dieselbe nicht zu vergessen. In Köln angelangt, beschied er die Geistlichkeit und Vertreter des Volkes sofort vor sich, erklärte ihnen seinen festen, unabänderlichen Entschluß, die Wahl persönlich zu leiten — zu diesem Zwecke sei er eigens hergekommen — und falls man sich nicht in Frieden einigen könne noch wolle, werde er selbst einen Bischof ernennen und so dem Hader ein Ende machen. Nun versuchte jede Partei den Kaiser mit Künsten der Schmeichelei, ja sogar mit Geldsummen und kostbaren Geschenken zu gewinnen. Dem Kaiser ging aber die Geduld aus; empört, voll Verachtung gegen die Geber, ließ er alles, Gold und Geschenke, die man ihm geboten, herbeischaffen und gab Befehl, damit die Schulden des Stiftes zu tilgen.

Dann sprach er zu den versammelten, seiner Entscheidung mit Spannung harrenden Parteien: „Der Versuch, euren Kaiser durch Schmeichelei und Bestechung zu gewinnen, ist mißglückt — ich habe euch alle durchschaut und kenne euch so gut, daß ich keinen des Bischofshutes würdig erachte. Dagegen habe ich einen Mann kennen gelernt, der ihn verdient, ja, der in den Augen Gottes wohl noch höherer Würde wert ist: dieser Mann ist der Priester der Waldkapelle in Königsdorf. Er verschmähte mein Geld, denn er dachte nicht an sich, nur sein Meßbuch war ihm am Herzen gelegen, und darum erbat er sich keine andere Gabe, als das Fell eines Hirsches oder Rehes, um sich damit einen neuen Einband herstellen zu lassen! Geht,“ befahl er, mit königlicher Hoheit in Blick und Ton, „holt diesen würdigen Mann herbei, er soll euer Bischof werden, so ist's eures Kaisers Wille!“

Alle verstummten und verbissen ihren Grimm, und verbargen ihre Enttäuschung hinter der Maske gehorsamer Unterwerfung. Dann wurden Boten abgesandt, den Priester zu holen. Der schlichte Mann konnte sich kaum von seinem Staunen erholen; er glaubte, es müsse ein Mißverständnis obwalten, es sei ja nicht denkbar, daß er zu solch hoher Würde bestimmt; erst als man ihm sagte, daß der vermeintliche Jägersmann Kaiser Karl sei, da vermochte er sich die auf ihn gefallene Wahl zu erklären, wenngleich er sich in seiner Demut derselben nichts weniger als würdig erachtete.

Gottes Gnade ruhte ersichtlich auf ihm; er wußte sich ganz gut in seine neue Stellung zu finden und sein Name ist noch heutigestags hochgeehrt: es war der Bischof Hildebold, Gründer jenes St. Peterdomes, an dessen Stelle sich der jetzt vollendete herrliche Dom von Köln erhebt.

Die Seifenblase als Transportmittel. Fig. 1.

Experimente mit der Seifenblase.

Jeder unserer lieben jungen Freunde hat schon Seifenblasen fliegen lassen und weiß, daß dieselben nur steigen, weil sie mit der erwärmten Luft aus unseren Lungen gefüllt sind, welche durch ihre Temperatur leichter als die umgebende atmosphärische Luft ist. Man kann, wenn man den entsprechenden Apparat dazu hat, Seifenblasen allerdings auch mit Wasserstoffgas füllen. Es genügt, diese Blasen einen Durchmesser von 4 bis 5 cm annehmen zu lassen, um zu sehen, wie sie dann rasch zur Zimmerdecke emporsteigen. Ballons von Gelatine, die mit Wasserstoffgas oder Leuchtgas gefüllt auf allen Jahrmärkten zu haben sind, werden ja allen unseren jungen Lesern bekannt sein; doch bleiben wir bei unserem einfachen, nicht minder interessanten und belustigenden Experiment. Man nimmt eine Glasröhre von 2 cm Durchmesser auf 20 cm Länge, oder verfertigt sich in Ermangelung einer Glasröhre eine derartige Röhre aus gewöhnlichem Schreibpapier, was uns in den Stand setzen wird, leicht Seifenblasen von der Größe eines Menschenkopfs herzustellen. Tauche das Ende dieser Röhre in eine Lösung von Seife und blase rasch und stark von oben nach unten. Deine Seifenblase wird schnell groß werden und die warme Luft aus deinen Lungen, welche du in dieselbe hineinbläsest, wird sie bald steigen machen. Ohne die Blase loszulassen, folge der aufsteigenden Bewegung derselben, indem du das Ende der Röhre allmählich nach oben drehst, bis dasselbe den am Boden der Blase hängenden Tropfen erreicht; auf diese Weise wirst du den letzten Teil der Flüssigkeit gegen die Wände der Blase zurücklaufen lassen und dein nun ganz aufgeblasener Ballon wird nur den Befehl zum Loslassen erwarten, wenn er sich nicht bereits selbst losgelöst hat, wie es mir oft begegnet ist.

Wenn die umgebende Temperatur etwas niedrig ist, so wird die Blase am Plafond platzen; im entgegengesetzten Fall wird sie langsam herabsinken, sobald sie sich etwas abgekühlt hat.

Da ich Röhren von verschiedenem Durchmesser anwandte, so habe ich auch minder große Seifenblasen steigen lassen; aber bei Röhren von kleinem Durchmesser wird das Experiment schwierig. Die papierenen Röhren müssen durch andere ersetzt werden, sobald sie etwas feucht und weich geworden sind. Man bedient sich daher besser so viel wie möglich der Glasröhren.

Meine Versuche, große Seifenblasen mit heißer Luft steigen zu lassen, haben mich auf den Gedanken gebracht, das Bild eines kleinen Luftschiffers an denselben zu befestigen, was mir zwar erst nach einigen Schwierigkeiten gelang, aber gelingen muß, wenn das Experiment gut ausgeführt wird.

Man schneidet aus sehr dünnem Seidenpapier von 3 bis 3½ cm Länge ein Männchen, das etwa 2½ cm groß ist, knüpft dasselbe an einen feinen Faden, an dessen anderem Ende eine 7 mm breite Scheibe, von dünnem, weißem Schreibpapier befestigt ist, welche sich durch bloße, doch achtsame Berührung an die Seifenblase anhängen läßt, wie es unsere Fig. 1 zeigt. Gibt man dann der Röhre eine kleine Schwingung, so löst sich die Seifenblase ab und steigt nach Art eines Luftballons mit seinem Luftschiffer in die Höhe (Fig. 2), was den Zuschauern vielen Spaß macht. Das papierene Männchen und die kleine Papierscheibe werden durch einen einfachen, in den Faden geschlungenen Knopf mit diesem verbunden.

Auflösung des Geographierätsels in Nr. 38.

Kasan, Alessandria, Santander, Lausanne, San Salvador, Santiago.

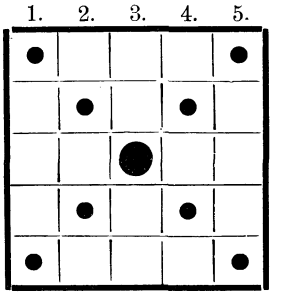
Auflösung des Worträtsels in Nr. 38.

Seemann, Fischbein, Bruchstück, Werkzeug, Haustier, Feldstein, Krammarkt, Landweg.
Landmann, Seefisch, Beinbruch, Stückwerk, Zeughaus, Feldtier, Marktkram, Wegstein.
Landhaus, Seeweg, Beinwerk, Tierstück, Kramzeug, Feldmann, Fischmarkt, Steinbruch.

Scherzrätsel.

Ersonnen von einem spaßhaften österreichischen Kameraden.

Quadraträtsel.



Aus den Buchstaben a, a, a, b, d, e, e, e, e, e, g, h, i, i, k, l, l, l, m, r, r, s, v, t sollen fünf Wörter von je fünf Buchstaben gebildet werden. Dieselben bezeichnen: 1. einen Fluß in Deutschland, 2. eine Stadt in der Schweiz, 3. einen Fluß in Deutschland, 4. ein bei uns nicht heimisches Säugetier und 5. ein großes Raubtier. Werden die einzelnen Buchstaben der aufgefundenen Wörter untereinander in die senkrechten Reihen der obigen Figur eingetragen, so erscheinen an den mit Punkten bezeichneten Stellen zwei Wörter, die etwas Unangenehmes bedeuten. Aendert man dann den mittelsten Buchstaben, dessen Stelle durch einen dickeren Punkt angegeben ist, so entstehen in den Reihen, welche diesen Buchstaben gemeinschaftlich haben, drei neue Wörter.

Auflösung des Buchstabenrätsels „Die sprechende Uhr“ in Nr. 38.

Liest man dem Zeiger folgend, der in der vom Pfeil angedeuteten Richtung springt, die von ersterem berührten beiderseitigen Buchstaben ab, so erhält man:

Z. E. I. T. I. S. T. G. E. L. D

Zeit ist Geld.

Fragen und Antworten.

Paul B. in **Moskau.** Fragliche Briefmarke ist eine Norwegen, Lokalpost, Stadt Tromsö. — Was Dein Vorname **Paul** bedeutet? Das zu erfahren, wird Dich nicht sonderlich stolz machen; er besagt in seiner Ursprünglichkeit so viel wie: der Schlichte, Geringe, Niedere, Einfache.

Reinhold R. in **Gr.** Ob uns das viele Antwortgeben wirklich „Spaß“ macht? Ja, es ist uns, um mit den two snub-noses zu reden, das **höchste der Gefühle.** Hier und da überkommen uns freilich Stimmungen, da man sich zur Abwechselung mal gerne, wie Jim und Tim zu sagen pflegen, **drumrumschlängeln** möchte.

Edmund von B. Ja, ein fideles Liedl. Singen wir beim Jubelfest.

O. L., Oberseekundaner in Köln a. Rh. Sie finden Ihren Bericht in heutiger Nummer, unter der Chiffer „Teerjacke“, einem Ansbacher Kameraden mitgeteilt. — Dank auch für die übrigen Mitteilungen.

Bébé Rudolf. Daß man einen Isolierschemel einfach mit vier Bierflaschen und einem Brettchen herzustellen vermag, Freundchen, das ist den Lesern des „G. K.“ nicht mehr neu. Gruß!

Alex. Claffen. Du hast bereits eine Schmetterlings-, Käfer-, Stein-, Briefmarken-, Wappen- und Siegelsammlung; der „G. K.“ soll raten, was Du noch sammeln könntest. Da gibt es noch vieles; da Du demnächst aufs Land gehst, wie wäre es mit einer **Pflanzensammlung** (Blumen, Blätterpflanzen, Farne, Halme, Flechten, Pilze, Moose, Algen u. s. w.). Dieses Gebiet ist unerschöpflich. Aber Du kannst es ja auch mit einer Muschel- oder Schneckensammlung, mit Raupen, mit Schädeln und Skeletten, mit einem Insektarium, mit Münzen und Autographen versuchen. Wähle! wir kämen sonst mit unseren Vorschlägen zu keinem Ende.

Martin Böttner in **Nordhausen.** Was thut man gegen das Schimmeln der Käfersammlung? Nimm einen Pinsel, tauche denselben in gereinigtes Terpentinöl und pinsle alle schimmeligen Käfer damit ab. Schimmelbildung tritt stets dann ein, wenn die Käfer an einem feuchten Ort stehen; Du mußt also Deiner Sammlung einen anderen Standort geben. — Welche Nahrung Deiner Schildkröte vorzusetzen wäre? Das haben wir erst jüngst an K. B. in Kassel, Seite 576 dieses Jahrgangs, dritte Spalte, ausführlich beantwortet. Deine Grüße erwidern bestens.

X. X. Lieber Freund, es ist doch so! Deine Verwunderung wird noch wachsen, wenn wir Dich versichern, daß die genannten Stahlfedern unter deutscher Marke in England angefertigt werden. — Danken für Deine kartographischen Scherze; wir werden gelegentlich darauf zurückkommen. Freundlichen Gruß.

B. v. G. in Wiesbaden. Zu Giftgläsern für Schmetterlinge kann man außer Cyankalium (nicht Ciankali, wie Du schreibst) nur noch die von Dir teilweise genannten Flüssigkeiten verwenden, unter denen Schwefelkohlenstoff am wirkungsvollsten, aber wegen überaus leichter Entzündlichkeit auch sehr gefährlich und nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen ist.

E. Schlegel. Goldfische sind, wie fast alle Fische überhaupt, Fleischfresser, indem sie sich in der Freiheit von allerlei Wassertieren und nur verhältnismäßig wenig mit Pflanzenstoffen ernähren; wenn man sie also mit Oblaten, Semmelkrümchen u. a. füttert, so ist das nicht naturgemäß. Daher solltest Du das Aquarium oder selbst ein gewöhnliches Goldfischglas, in welchem Du sie hältst, tüchtig mit Pflanzenwuchs ausstatten; dann brauchst Du nämlich gar kein frisches Wasser zu geben, denn dasselbe hält sich Jahr und Tag vortrefflich. Die Fütterung besteht am besten abwechselnd in trockenen oder besser frischen Ameisenpuppen, Weißwurm und ein wenig von geschabtem frischem Fleisch. Dabei erhalten sich die Goldfische jahrelang in bester Weise.

Karl Schöperl in Regensburg. Mit Ausnahme von Rußland, Deutschland Pfennig, Bulgarien, sind alle Briefmarken farbenecht — lassen sich also behufs Reinigung ins Wasser legen und so leicht säubern. — Mit Deinem Tauschangebot wirst Du schlecht ankommen; ein Bayern, 1 Kreuzer, schwarz, ist etwa 15mal soviel wert, wie ein Satz von 14 Thurn und Taxis.

J. Stern. Dein hübscher Beitrag kommt uns in dem Augenblicke zu, da uns über die gleiche Frage ein Aufsatz aus der Feder eines Fachmannes vorliegt. Daß wir dem letzteren den Vortritt lassen, wirst Du uns sicherlich nicht übel nehmen. Diese Arbeit gelangt demnächst zum Druck und wird hoffentlich auch Deinen Beifall finden. — Terrariumbewohner zu erlangen, ist vor allem zu raten, sich diese Tiere, soweit die Kameraden die Gelegenheit dazu finden können, im Wald, auf Wiese und Feld selbst zu fangen, mit Hilfe einer guten Naturgeschichte festzustellen und sie dann in die Terrarien zu setzen. Warum? Einmal aus Ersparnisgründen, um des Vergnügens und der Belehrung willen, die die Jagd bietet, sich im Freien herum zu tummeln, denn das stärkt Leib und Seele, nicht zum letzten um sein Selbstbewußtsein zu heben, denn wir sind weit mehr auf eine Kreatur stolz, die wir kraft unseres Scharfsinnes und unserer Gewandtheit selbst gefangen, als auf eine, die wir mühelos um ein paar Groschen erworben haben. Willst Du Dir indessen auch seltenere Tiere schicken lassen, so wende Dich an die Naturalien-, bzw. Tierhandlungen von Anton Mulser in Bozen in Tirol, H. Daimer in Berlin, Kochstraße und A. Lehl in Stralsund.

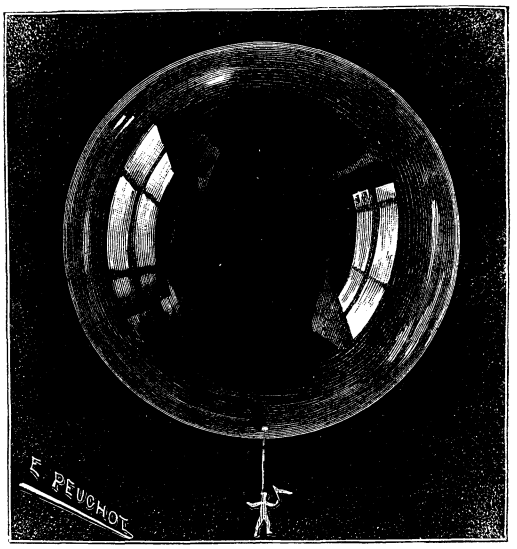
Willy Benz: Wenn Du an den verschiedenen Tieren, die Du dort fangen kannst, rechte Freude haben willst, so mußt Du ihnen vor allem entsprechende Behausungen zu bieten suchen. Sodann darfst Du sie natürlich nicht alle zusammenbringen, denn die Nattern fressen die Eidechsen und Salamander, die beiden letzteren wiederum die Grillen u. a. auf u. s. w. Du mußt Dir also mehrere Kasten als Terrarien einrichten; dazu aber, wie dies am zweckmäßigsten geschehen kann, sollst Du im „G. K." demnächst Anleitung finden. Um Dir und Deinen Freunden nun aber einen „riesigen Gefallen" zu thun, wollen wir Euch allerdings kein „Mittel", sondern vielmehr sogleich das Verfahren angeben, wie Ihr Euer ganz kleines Getier behandeln und am Leben erhalten könnt. Die kleinen Salamander sind, zumal solange sie im Wasser bleiben, sehr leicht groß zu füttern. Ihr bringt sie in ein recht flaches, mit allerlei Pflanzenwuchs: Wasserlinsen oder Entengrütze, sogen. Wasserpest, Hornkraut, Froschbiß u. a. reichlich ausgestattetes Becken und wenn das Wasser darin mindestens acht Tage gestanden und die Gewächse in bester Entwicklung begriffen sind, so brauchen die kleinen Salamander vorläufig keine besondere Fütterung, denn sie finden dieselbe in ausreichendem Maß an mikroskopisch kleinen Geschöpfen. Späterhin zieht Ihr nach dem nächsten Sumpf hinaus und fangt mit einem Gazekescher auch anderes Futter: Flohkrebschen und andere winzige Wassertiere. — Schwieriger sind die ganz kleinen Eidechsen zu ernähren. Für sie müßt Ihr einen flachen Glaskasten mit Moos, Muscheln, unter welche sie schlüpfen können und dichte Pflanzenstauden in kleinen Töpfen herrichten. Die E. füttert Ihr dann mit ganz kleinen Mehlwürmern, Blattläusen und anderen winzigen, wenn möglich sich lebhaft bewegenden Kerbtieren. — Was das Geschenk betrifft: Für zehn Mark erhält man schon ganz artige Vergrößerungsapparate, Taschenmikroskope. Da Du nach dem Obigen ohnehin kleine, fast mikroskopische Geschöpfe zu fangen die Absicht hast, dürfte Dir ein solches Taschenglas viele Unterhaltung und Belehrung bieten.

Vater und Abonnent. Sie haben das Gewünschte inzwischen hoffentlich erhalten. — Ja, es ist wahrhaftig wahr; mitunter fragt einer der jungen Herren mehr, als zehn gescheite Leute zu beantworten vermögen. Nun, den „G. K." soll es nicht verdrießen.

O. H. Erdmannsdörffer. Anleitung zur Errichtung eines Terrariums, sowie zur Pflege seiner Bewohner, werden wie demnächst aus der Feder eines sehr geschätzten Fachmannes bringen. Also noch ein klein wenig Geduld!

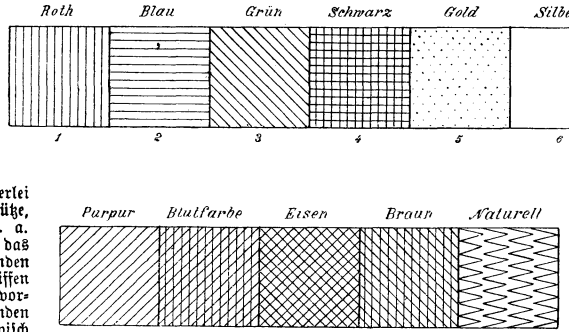
Julius Caspar. Eine Dame? Ei, wer wird denn gar so neugierig sein!

H. Männich, Nawitsch. S. die Antwort an J. Stern in dieser Nummer. Weiße Mäuse und Ratten, Meerschweine und ähnliches Getier findest Du bei jedem Tierhändler und fast in allen zoologischen Gärten. Lies doch auch die Angebote in unserem Tauschmarkt.



Seifenblase mit Passagier. Fig. 2.

A. Luther in Orel. Die heraldischen „Tinkturen", d. h. die in der Heraldik angewandten „Farben und Metalle" werden gegenwärtig allgemein nach Colombières System in der Zeichnung durch Schraffierung angedeutet. Die „eigentlich" heraldischen Tinkturen bestehen aus vier Farben und zwei Metallen, doch kommen noch weitere fünf Tinkturen, vier Farben und ein Metall vor, welche jedoch nicht streng heraldisch sind. Die Schraffierungen nun bedeuten: Fig. 1, senkrecht: rot; Fig. 2, wagrecht: blau; Fig. 3, schräg, von rechts oben nach links unten: grün; Fig. 4, wagrecht und senkrecht gekreuzt: schwarz; Fig. 5, mit Punkten übersät: Gold oder gelb; Fig. 6, leeres Feld: Silber oder weiß; Fig. 7, schräg, von links oben nach rechts unten: purpur; Fig. 8, schräg, von links oben nach rechts unten mit senkrecht gekreuzt: Blutfarbe; Fig. 9, schräg rechts mit schräg links gekreuzt: Eisen; Fig. 10, schräg von rechts oben nach links unten mit senkrecht gekreuzt: braun; Fig. 11, Zickzack-Schraffierung von oben nach unten: Naturell; d. h. der also schraffierte Gegenstand wird in jener Farbe gemalt, die er im natürlichen Zustand zeigt, z. B. ein Menschenrumpf, ein Baum und dergl. Noch muß bemerkt werden, daß die Heraldik unter „rechts" und „links" nicht rechts und links vom Beschauer des Bildes gerechnet versteht, sondern es so aufgefaßt wissen will, wie z. B. bei einem gemalten Porträt. Bei einem solchen ist auch dessen rechte Hand vom Beschauer links und umgekehrt. Also, was die Heraldik „rechts" nennt, liegt links vom Beschauer, und was sie „links" nennt, liegt von diesem rechts.



Die Schraffierungen in der Heraldik. (S. nebenstehende Antwort.)

Fr. H. in L. Ja, auch der „G. K." findet, daß das sehr unrecht ist. Früher oder später wird das übel bekommen. Es wird sich an ihm das alte Sprichwort bewahrheiten: Wer sein Kleid mit Lügen flickt, der befindet doch, ob er immer flickt und flickt, da und dort ein Loch.

Ein Raupenzüchter für viele. — Ei, sieh einmal, so viele Raupenzüchter gibt es in Sagan? Darüber ist der „G. K." sehr erfreut und entspricht Deinen Wünschen gern. Nimm eine recht feste Holzkiste von ungefähr 20 cm Höhe und schneide mit einer Säge den oberen Rand etwa drei Finger breit ab. Nagle dann an die Seite dieses Randes an jeder Ecke einen vierkantigen, fingerdicken Holzstab, so, daß derselbe unten etwas über den abgeschnittenen Rand vor-, und nach oben etwa 30 cm emporragt. Durch das unten vorragende Stück wird der Rand auf dem Unterteil der Kiste festgehalten, über die oberen Stäbe wird Drahtgaze, oder in Ermangelung desselben Mull oder Tüll, auch feste Zeuggaze gespannt. Unten in die Kiste kommt feuchter Sand mit Moos überdeckt, in die Mitte ein weithalsiges Fläschchen mit Wasser, in welches die Stengel der Futterpflanzen gestellt werden, damit dieselben frisch bleiben. Einzelne Raupen oder kleine Arten können auch in großen Einmachgläsern oder unter großen Glasglocken gezüchtet werden.

Teerjacke, d. h. Sie wollen erst eine solche werden. Ihre Frage zu beantworten, sei der Brief eines Kölner Kameraden abgedruckt, der da schreibt: „Ich will Ihnen von einem traurigen Ereignisse berichten. Sowohl mein Bruder, als ich selbst hatten vor, zur Kriegsmarine zu gehen. Alles klappte; mein Bruder sollte vorige Ostern von Obersekunda mit Primareife abgehen und ich selbst, ein Jahr jünger, nächste Ostern nachfolgen nach Kiel. Beide hatten wir einen vollkommen gesunden Körper; beide im Turnen das Prädikat „recht gut"; beide konnten wir schwimmen, Velocipedfahren, rudern und was sonst ein kräftiger Gymnasiast alles können soll. Mein Bruder reiste also nach Kiel; bestand das geradezu „kinderleichte" Examen gut, da wurden plötzlich alle Hoffnungen zerstört, weil die Sehschärfe nicht zureichend war. Auf 6 m Entfernung sollen 1 bis 2 cm große Buchstaben gelesen werden. Meine Sehschärfe war nicht besser bestellt, mithin: ade, Marine! Ich möchte Sie nun im Interesse aller Kameraden, die Kadettenaspiranten bei der Marine werden wollen, bitten, diese meine letzten Zeilen über die Sehschärfe abdrucken zu wollen, damit nicht auch sie Enttäuschungen anheimfallen."

M. H. in Barmen. Wenn Du uns etwas Gedichtetes einschickst, ob uns das recht sei? — Jawohl!

Salem aleikum. Hand auf den Tisch! So thut der „G. K." nicht mit. Wessen Geisteseigentum ist das?

Tauschmarkt.

Ernst Schlegel zu **Hagen** in **Westfalen, Volmestr. 62,** erbittet Zusendung gebrauchter deutscher 25 und 50 Pf.-Marken. (In dessen Brief sich die 1000ste Marke befindet, erhält eine sehr schöne Briefmarke.)

C. Geißler in **Augsburg, Mathildenstr. 91,** bittet die Kameraden in Ungarn um Schmetterlinge. Gibt Briefmarken.

Alexander Claaßen in **Warschau, Alexanderplatz,** tauscht Briefmarken.

Arthur Fenz in **Wien, IV. Bez., Plößlgasse 10,** möchte Mineralien gegen Briefmarken tauschen.

Johannes Pusch in **Dessau, Zerbsterallee,** erbittet Münzen, gibt Steine.

A. Beck, stud. litt. in **Münnerstadt,** gibt einige Korallen gegen Marken oder Mineralien.

Karl Felsch in **Hersfeld** im **Stift (Hessen),** tauscht Stempel.

E. J. C. K. 4033, postlagernd Duisburg, hat gewettet, 2000 Marken zuerst zu haben. Bittet um Hilfe!!!

F. v. Malotki zu **Stolp** in **Pommern, Wilhelmsstraße 23b,** gibt Markensammlung (darunter seltene) gegen Schmetterlinge.

E. Rosenberger in **St. Petersburg, W. O. 14, Lin. 73.** (**Rußland**), tauscht Briefmarken. Gibt 10 Münzen für Sachsen, 3 Pf., rot.

O. Meyer in **Hamburg, Uhlenhorst, Goethestraße 19,** gibt sein zu klein gewordenes Tricycle ab. Vorderräder 75 cm hoch, Neuwert 125 M.

H. Toussaint in **Berlin, Wilhelmstr. 36 III,** sucht ein großes Terrarium gegen Entschädigung.

Otto Lohse in **Auerbach i. V., Hainstraße 7,** gibt zahme weiße Mäuse.

James Payne jr. in **Hamburg, Hohenfelde, Lübeckerstraße 134,** erbittet Monogramme, Briefköpfe, Bilder. Muß 5000 haben. Große Wette!!

H. Uhde in **München** wohnt jetzt bei Herrn Naue, Promenadeplatz 6/4. Dublettenvorrat hat sich sehr vermehrt. Ist auch Siegel- und Autographensammler.

H. Pflug in **Battersbacherhof** bei **Ottweiler, Rheinprovinz,** gibt Mineralien für ein paar Tauben.

Edelweiß.

Anläßlich der Nachricht, daß im Riesengebirge die Ansiedlung von Edelweiß versucht werden soll, wird in der „Köln. Volksztg." erzählt, daß in der Eifel bereits seit Jahren dieses Alpenblümchen gedeiht. Auf der mit umfangreichen Burgruinen gekrönten Stürburg, zwei Stunden südwestlich der Hohen Acht, und ebenso weit von dem Städtchen Adenau (in der Nähe der Landstraße von Adenau nach Kelberg), habe der dortige Oberförster außer vielen anderen, für die Gegend seltenen Pflanzen und Blumen, auch Edelweiß mit Erfolg gezogen. Es ist nur die Frage, ob es nicht ausartet. Auch in Oesterreich wurde auf tiefer gelegenen Punkten der Versuch gemacht, aber das Edelweiß verlor nach einiger Zeit seinen schönen, vegetabilischen Pelz und erschien nicht mehr weiß, sondern grünlich. — Der Bergführer Franz Pfnür, vulgo Rock von Königsee, hatte am 30. Juli mit einem Mitglied der Sektion „Berchtesgaden" eine Partie in das Gebiet der Funtenseetauern unternommen, und haben diese beiden je ein siebenfaches, prächtiges Edelweiß in einer Blume an der Kuhscheibe in der Nähe der Röth gefunden. Diese höchst seltene, prächtige Abnormität von vollkommen reinem Edelweiß wurde dem Prinzen Luitpold zum Geschenk gemacht. Das Riesenedelweiß wurde photographiert.

Es wird erzählt

daß Einwohner von Arkadien so einfältig gewesen wären, daß sie bei einer Mondfinsternis einen Esel beschuldigten, den Mond gefressen zu haben, und das Tier deshalb öffentlich durchprügelten. Der Esel trank nämlich aus einem Teiche, gerade als die Finsternis eintrat und infolgedessen das Spiegelbild des Mondes auf dem Wasser verschwand.

In schlechten Tagen
Nicht verzagen,
In guten nicht stolz und übermütig,
Zum Armen, Gedrückten sanft und gütig,
Zur Arbeit stets entschlossen,
Im Spiele nie verdrossen,
Die Augen leuchtend — den Kopf nach oben:
So werd' ich meine jungen Freunde loben.

Oskar Justinus.

Die Söhne des Markgrafen.

(Fortsetzung.)

„Mutter, lieb Mütterlein!" schrieen die Knaben in tödlichem Schreck auf, der jüngere von ihnen, Heinrich, klammerte sich an das Gewand der Schloßherrin und barg das Haupt in die Falten desselben; „ich geh' nicht!" sagte er trotzig. Mit sanfter Hand machte sich Frau Bertha los. „Es muß sein, Kinder; vielleicht erweicht unser Gehorsam den strengen Sinn Kaiser Heinrichs und in kurzer Zeit vereint uns seine Gnade aufs neue mit Gatten und Vater. Der Kaiser will nicht Reichsacht verhängen über seinen Vasallen, der seinem Befehle zu trotzen wagte, er will den Markgrafen Dodo nicht an Leib oder Gut oder Ehre kränken, aber er will sich eines Pfandes versichern, daß der Begnadigte nicht neue Pläne des Aufstandes hinter seinem Rücken schmiedet. Und dies Pfand der Treue in des Kaisers Hand — das sollt ihr sein, meine Kinder! Der Hut des Grafen Eberhard von Wolfseck soll ich euch übergeben; auf dem Schlosse Siebeneichen, nicht weit der Stadt Mainz, wo euer Ohm, Herr Siegfried, als Erzbischof thront, will er euch ritterliche Gastlichkeit bereiten, unter seinen Augen sollt ihr heranwachsen nach des Kaisers Wille zu würdigen Männern, zu echten deutschen Edlen. So versprach mir Graf Eberhard, er wird sein Gelöbnis halten, denn Gott war Zeuge!" endete Frau Bertha; sie hatte kaum die Kraft, die letzten Worte hervorzubringen.

Graf Eberhard von Wolfseck war der schweigenden Gruppe langsam näher getreten.

„Der Ewige war Zeuge, er wird es ferner sein!" sagte er ernst. „Ihr aber, ihr Knaben," fuhr er zu Dodo und Heinrich gewendet fort, „sollt nicht das Elternheim in meiner Hut vermissen. Inmitten meiner Herrschaft im Hessenlande liegt Schloß Siebeneichen, euer künftiger Aufenthalt; in hohen Sälen, in prächtigen Gärten, in stärkender Waldluft beut sich eurer Jugend geziemende Lust und würdige Männer tragen Sorge für eures Geistes Bildung. Zu eurem Lehrer aber in ritterlichem Brauch das Schwert zu führen und das Roß zu tummeln, habe ich den Mann bestimmt, der einst mir die eigne Jugend leitete — diesen da," die feine Rechte des Grafen wies ins Nebengemach, „den wackeren Meister Leonhard, ein grauer Kopf, ein junges Herz, ihr werdet Freunde sein! Und mit Gottes Hilfe auch wir!" fügte er mit herzlichem Tone hinzu, den Knaben seine Hand entgegenstreckend.

Scheu und mißtrauisch starrte Heinrich, der Jüngere, unter strömenden Thränen auf den fremden Mann, — Dodo aber, nicht minder bleich als Frau Bertha, warf einen Blick

Der erste Morgenspaziergang.

auf die geliebte Mutter; ach, das Unabänderliche las er in den milden, gramdurchfurchten Zügen.

Dann legte er langsam seine Kindeshand in die ihm gebotene Rechte des Grafen. „Um unseres Vaters willen!“ sagte er, mit Mühe seine Thränen unterdrückend, „seid uns hold und helft uns, brav und edel zu werden, wie unser lieber Vater, und wir wollen Euch ehren und Euch gehorsam sein.“

II.

„Brav gegeben, lieber Jungherr, — hei! das war ein echter Ritterhieb, nur den Arm ein wenig runder gebogen, — gelt, Jungherr Dodo, Euer Jüngerer macht dem Blut der Eichsberg Ehre?“

Diese Worte rief Herr Leonhard, der greise, immer muntere Waffenmeister des Grafen Eberhard, dem jungen Dodo zu, der in einer der geräumigen, luftigen Hallen des Schlosses Siebeneichen, in der Nähe des heutigen Ortes Hofheim am Main belegen, seine Fechtstunde beendet hatte und nun dem Waffengange des Meisters mit seinem Bruder zuschaute.

Zwei Jahre waren verstrichen, und wiederum war der Herbst über die Lande gezogen, seit der zürnende Kaiser die Söhne des Markgrafen als Pfand der Treue des Vaters verlangt. Die Knaben hatten sich prächtig entwickelt, und Frau Bertha hätte ihre Freude an der äußeren Erscheinung ihrer Lieblinge gehabt, der auch die geistige Bildung entsprach; nur ein Schatten trübte das Glück und den jugendlichen Frohsinn der Brüder, ein Schatten, der zumal in letzter Zeit ihre Seele und Stirn umwölkte, und den selbst Meister Leonhards Scherzreden nicht hinwegzuscheuchen vermochten, und der Alte, Getreue kannte nur zu wohl die Ursache desselben.

Er las sie abermals in dem Antlitz des Knaben, da Dodo seine Frage unbeantwortet ließ und wie in Gedanken verloren durch das geöffnete Bogenfenster hinaus in die Weite starrte; eine ausgedehnte Landschaft, vom Mainstrom durchzogen, umfaßte sein Blick, eine meist bewaldete Gegend, zumal in der Richtung des benachbarten Mainzer Gebietes, dem Oheim der Knaben, Herrn Siegfried, dem ritterlichen und frommen Erzbischof Siegfried unterthan.

Leonhard machte den Versuch, den trüben Sinn des jungen Freundes auf lichtere Bilder abzulenken. „Ihr hört mich nicht, Jungherr?“ sagte er, „ei, denkt Ihr an die lustige Jagd, die uns in wenigen Stunden erwartet, und an der Graf Eberhard Euch gestattet teilzunehmen, um Euch Ergötzlichkeit und fröhlichen Ritt ins Grüne zu gewähren?“

Ernst schüttelte Dodo das Haupt. — „Nein, Meister Leonhard,“ erwiderte er, „Ihr wißt es wohl, daß Eure Frage nicht zu Eurer Meinung stimmt. Wohl haben wir dem Grafen Eberhard dankbar zu sein, daß er unserer Jugend sorgend hütete, daß er uns der Jugend Lust und Spiel vergönnt, aber, Leonhard, mit jedem Mond, mit jedem Tag da regt es sich stärker in meiner und in der Brust meines Bruders; unser Dasein gleicht dem Leben eines Vogels in goldenem Käfig, eines Vogels, der sich zum Elternnest sehnt aus der ganzen Fülle seines Herzens, und dem man die Flügel beschnitten, aber mit Zuckerbrot dafür seine Schmerzen heilen will.“

„Ei, Dodo,“ rief Heinrich, der Zwölfjährige, „gestutzte Flügel wachsen wieder, und wenn der Vogel nicht länger im Bauer sein mag —“

„Still!“ — ein bedeutungsvoller Warnungsruf des greisen Freundes unterbrach den Allzueifrigen. Eine zu den inneren Gemächern führende Thür hatte sich geöffnet und Graf Eberhard erschien auf der Schwelle. Der Hüter der markgräflichen Söhne erfüllte als Edelmann die übernommene Pflicht; er hatte die Knaben gehalten wie Sprossen seines eigenen Blutes, aber eine engere Annäherung hatte er nie gesucht; auch widerstrebte solche seinem kalten, verschlossenen Wesen. Zu jeder Zeit war er seinen jungen Pfleglingen freundlich, aber mit einer gewissen Zurückhaltung begegnet, heute wollte es den Brüdern dünken, als streife sie ein Blick des Zornes aus den dunklen Augen im bleichen Angesicht ihres gräflichen Hüters.

Graf Eberhard war in vollständiger Jagdkleidung, und Jagdvorbereitung tönte durch die offen gebliebene Thür vom Innenhofe her bis zur Halle; das Bellen der Hunde, das Wiehern der Rosse, eine kurze Fanfare der Bläser. — „Ihr dehnt Eure Stunde lange aus, Meister Leonhard,“ wandte er sich an den greisen Dienstmann, „jeden Augenblick können die Gäste eintreffen und die Knaben sind noch nicht jagdbereit. Macht euch fertig, Jungherren,“ fuhr er gegen die Brüder fort, „Meister Leonhard, an dessen Seite ihr bleiben werdet, erwartet euch hier zum Aufbruch. Ich hoffe, ihr seid mir dankbar für die Lust, die ich euch gönne.“

Dodo verneigte sich leicht. „Wir sind es, hochgräflicher Herr,“ erwiderte er, „wie für alles, was Ihr für uns gethan; als unseren edelsten Schützer aber würden wir Euch preisen, wenn Ihr, der Freund des Kaisers, dessen Wort Herr Heinrich allzeit achtet, wenn Ihr uns unseren Eltern wiedergeben möchtet, oder wenigstens unserem guten Oheim, Herrn Erzbischof Siegfried, den nach seiner Schwester Söhnen heiß verlangt.“

Die dunklen Brauen des Grafen zogen sich zusammen. „Dem Pfaffen am wenigsten,“ sagte er kurz; „versucht er doch ohnehin beim Kaiser, meine Pläne zu durchkreuzen. Man hat Mainzer Sendlinge in dieser Gegend schleichen sehen,“ fuhr er fort, „wer weiß zu welcher Kundschaft? Von euch aber, ihr Knaben, hoffe ich, daß ihr mir das Versprechen ablegt, euch nicht aus dem Bereich meines Gebietes zu entfernen; würde ich euch je auf einem Fluchtversuch ertappen, ich würde die Schwingen beschneiden, daß sie euch nimmer wieder wachsen möchten!“

Es war kein Zweifel, Herr Eberhard hatte die Worte des unbedachtsamen Heinrich vernommen und deshalb die Forderung an die Knaben gestellt. Nun galt es für Dodo zu erwidern. „Man hat uns gelehrt, die Lüge zu hassen, Herr Graf,“ sagte er bescheiden, aber furchtlos; „das Versprechen, das Ihr uns abverlangt, das kann ich Euch nicht geben.“

„Nicht?“ Drohend flammte es in den dunklen Augen des Schloßherrn auf. „Und warum nicht?“

„Weil man uns schon diesen Sommer versprach, uns den Eltern oder unserem Oheim zurückzugeben, weil wir freie Ritterssöhne sind und uns hinaussehnen aus der Gefangenschaft, und koste es unser Leben. Unsere Eltern haben ihr Gelöbnis gehalten, keinen Versuch zu machen, um uns zu befreien gegen des Kaisers Willen, gegen den Euren, Herr, — warum hat man ihnen das Versprechen nicht erfüllt? — Wir aber, wir Knaben, haben nichts gelobt, und, Herr Graf Eberhard, zürnt uns nicht darob, wir können nichts geloben!“

Herr Eberhard preßte die schmalen blassen Lippen zusammen; aber nicht auf ihn schaute der begeisterte Knabe, sondern auf den treuen Freund, den alten Leonhard. Der stand abseits und nickte mit dem

grauen Kopf; in den klaren blauen Augen des biederen Gesellen da leuchtete es gar wunderbar, aber über die gebräunten Wangen da perlte langsam eine Thräne nieder in den Bart. „Starken Arm, starkes Herz!" sagte der greise Mann halblaut, „Gott schütze sie!"

Sein edler Gebieter hatte sich von Dodo abgewandt. „Wir sprechen noch ein Weiteres nach der Jagd darüber," sagte er finster; „jetzt rüstet euch, daß ihr bereit seid."

Die Knaben verließen die Halle, und kaum waren sie außer Hörweite, als Graf Eberhard das Wort nahm. „Mir deucht, Meister Leonhard," sagte er, „ich las in Eurem Antlitz Wohlgefallen statt Tadel, da die Buben mir geradezu Ungehorsam ansagten; es wäre gut, Ihr hättet auch verstanden, den wilden Sinn zu bändigen, statt ihnen nur des Schwertes Führung beizubringen."

„Nennt nicht Auffätzigkeit, was nichts ist als die Regung edlen Blutes, Graf Eberhard," entgegnete der Waffenmeister. „Wahr redet der Knabe; an ihnen, an den Seinen ist man wortbrüchig geworden; alle Welt sagt es, ein offenes Geheimnis ist es: längst hätte Kaiser Heinrich IV. dem Markgrafenpaar die Söhne zurückgegeben, wenn nicht der Knaben Hüter immer neue Gründe fände, den Willen der Majestät zu ändern."

„Ja, Leonhard, ich habe Gründe," rief Eberhard; „und du, seit Jahren mein Vertrauter, sollst sie erfahren. Daß ich kein Feigling bin, das weißt du wohl, aber ich hänge am Leben und vermeide jeden Zweikampf ohne Not, denn eine Wahrsagung kündete mir in einem solchen den Tod. Ich fürchte eine Ausforderung des Markgrafen Dodo, der in dem mir vom Kaiser verliehenen Geschenk einen an ihm begangenen Raub sieht; solange seine Kinder in meiner Hand, bin ich seiner sicher, sicher, daß weder er selber noch der Erzbischof Siegfried Ansprüche auf seinen Besitz zu erheben wagen. Darum lasse ich die Knaben nicht, und um sie jeder Nachstellung zu entziehen, ihren eigenen Sinn zu beugen, sollen sie morgen schon fort von Siebeneichen."

Bestürzt fuhr Leonhard auf. „Und wohin, wenn's zu fragen erlaubt?"

„Auf meine bayerischen Güter," lautete die Antwort; „Ludbert, der Schloßverwalter, soll sie geleiten, und wir kommen mit Anbruch des Winters nach." Ein Trompetensignal vom Schloßturm unterbrach Graf Eberhards weitere Rede. „Die Jagdgäste ziehen ein," sagte er hastig, „mich ruft die Pflicht. Du magst heute zur Nacht den Knaben ihre Bestimmung künden, jetzt aber vertraue ich sie deiner Hut. Bei deinem Diensteid, Leonhard, nehme ich dich in Pflicht, daß du, sobald ihr Fuß die Schwelle dieses Schlosses überschritten, der Treue gegen mich gedenkst, und ihre eigenen kinderhaften Pläne oder die Absichten ihrer Helfer vereitelst. An deinen Eid mahne ich dich, Leonhard, an deine Ehre!"

Ohne die Antwort des Waffenmeisters abzuwarten, verließ der Edelmann das Gemach; betroffen blickte der Greis ihm nach, er fühlte sich gebunden, und doch stand es fest bei ihm, daß er sein möglichstes thun mußte, die Uebersiedlung der Knaben auf die tief in Bayern gelegenen Güter des Grafen Eberhard zu verhindern. Er wußte, daß sich sein Gebieter nie einer unehrenhaften Handlung schuldig machen würde, aber er kannte den Grundsatz desselben, jede Rücksicht, jedes weichere Gefühl seinen als vorteilhaft erkannten Zwecken aufzuopfern.

Das Mainzer Gebiet, an dessen Grenze die Macht Eberhards endete und die Herrschaft des Erzbischofs Siegfried, des Oheims der markgräflichen Knaben, begann, war kaum zwei Wegstunden vom Schlosse Siebeneichen entfernt; wenn es nur gelänge, die jungen Freunde in den mächtigen Schutz des Kirchenfürsten gelangen zu lassen, der, wie dem Alten wohlbekannt war, alles aufbot, seine Neffen in seine Hut zu gewinnen! Aber durfte er eine Gelegenheit zur Flucht befördern, der eben noch in Pflicht genommen war, jede Veranlassung einer solchen zu hindern?

Sinnend, ratlos stand der Alte da; plötzlich schien ihn ein Gedanke mächtig zu erfassen, fast triumphierend lachte er vor sich hin. „So geht es, und Gott möge das Weitere besorgen," redete er halblaut zu sich selber; „meine Pflicht beginnt erst *außerhalb* dieser Mauern, mein Herr Graf Eberhard, sagtest es ja selber; was zwischen diesen vier Wänden verhandelt wird, das brauchst du nicht zu wissen, ehe es Zeit ist."

Der Eintritt der Knaben unterbrach jede fernere Erwägung; zur Jagd gerüstet, die zierlichen federgeschmückten Kappen auf dem Haupt, die leichte Armbrust auf der Schulter, stellten Dodo und Heinrich sich ihrem Freunde vor.

Das lebhafte Treiben im Schloßhof hatte sich unterdessen immer reger entfaltet. Die zum Abritt festgesetzte Stunde nicht zu verfehlen, hatten sich die zwei benachbarten Edelleute, die Graf Eberhard zur Jagd in seinen Waldungen geladen, fast gleichzeitig eingefunden. Während der Schloßherr seine Gäste in der Empfangshalle begrüßte, rüstete sich die Jagdbegleitung in buntem, fröhlichem Durcheinander zum Aufbruch.

Dodo schritt dicht an den Waffenmeister heran. „Vater Leonhard," sagte er hastig, „Ihr seid der einzige, da unsere Eltern, unser Oheim fern von uns, dem wir vertrauen, o sagt, habe ich recht geredet?"

„Ihr habt geredet, junger Herr," lautete die Antwort des Waffenmeisters, „ohne vorher die Folgen Eures Wortes zu erwägen. Wer eure Schwingen stutzt, weil sie, entfaltet, euch zur Freiheit tragen könnten, der hat auch die Macht, sie zu lähmen, die Macht, die Vögel in einen Käfig zu bannen, aus dem kein Entweichen möglich."

Die Knaben verstanden. „Leonhard!" riefen beide wie aus einem Munde, „was will Graf Eberhard thun?"

„Heute nichts!" Bedeutsam kam das Wort aus dem Munde des Graubartes. „Heute sollt ihr der Jagd folgen; die edlen Herren werden sich freilich ein wenig in verschiedenen Richtungen zerstreuen, des Wildes Fährte zu verfolgen, und leicht kann es kommen, daß man meines Dienstes bedarf, und wenn einer der hohen Herren meiner begehrt, muß ich dem Rufe folgen. Dann rate ich euch, am Steinkreuz bei der Eichengruppe, ihr kennt den Platz, Junghherren, meiner zu harren. Der gerade Weg, etwa eine halbe Stunde weit, führt an den Main; ganz nahe liegt ein freundliches Dörflein, Hofheim genannt; meist hält ein Boot am Strand, gerüstet, den Wanderer zum anderen Ufer zu tragen; auch dort umfängt den Kommenden dichter Wald, aber leicht wird's ihm, auf gebahntem Stege seinen Weg zu finden; kaum eine halbe Stunde braucht er zu schreiten und ein hoher weißer Stein leuchtet ihm hell entgegen. Ein Krummstab ist über dem Wappen eingegraben, das dieser Stein aufweist, ein Zeichen, daß hier ein Fürst der heiligen Kirche waltet; an dieser Stätte beginnt das Gebiet des hochwürdigsten Herrn Siegfried, Erzbischof von Mainz."

(Fortsetzung folgt.)

Siamesische Kunstwerke.

Die zahlreichen Völkerschaften, welche Hinterindien bewohnen, und von denen die Siamesen die bedeutendste politische Macht bisher besaßen, sind auf keinem geringen Grade der Kultur, und ihre Bauwerke beweisen dies vor allem. Gewiß habt ihr, liebe Kameraden, schon von Pagoden gehört und in Abbildungen solche gesehen. Es sind die Tempel der Siamesen und der ihnen verwandten Völker zu Ehren ihrer Religion und dessen Stifter Buddha. Die Indier bauten solche buddhistischen Tempel in Felsen von ungeheuerlicher Größe, und staunend steht man heute noch vor den Ruinen derselben. Die Siamesen führen ihre Pagoden gemeinhin von Holz auf, zu riesiger Höhe, viele Stockwerke übereinander, in feinem, reichem Stil, gekrönt mit spitzen Türmen. Diese leichte und doch so großartige Werke schaffende Baukunst ist in ihrer Art bewundernswert, und es gibt in Hinterindien, in Kochinchina, Anam und Siam Paläste und Pagoden, ebenso Grabmäler mit Kuppeln, Türmen, steinernen Pfeilern, Hallen, Gewölben, Grotten und Treppen, vor denen unsere europäischen Baumeister Respekt haben.

Nicht nur diese, oft eine ganze türmereiche Stadt darstellenden Tempelbauten zeugen von der seit alten Zeiten bei den Siamesen vorhandenen Kultur, sondern auch die Kunstwerke, womit die Bauten außen und innen geschmückt sind. Oft ist dies überreich geschehen, und wenn auch in einer gewissen Einförmigkeit, so doch von kunstvoller Ausführung in Schnitzerei, Bronzeguß, Ziselierung und Farbenaufwand. Durchweg ist es Buddha, der den Gegenstand dieser künstlerischen Verherrlichung bildet, sein Kopf, seine thronende oder sitzende Gestalt. Man findet ihn ein- und mehrköpfig aus Bronze, aus Stein, aus Holz, in Silber und Elfenbein. Auch sind es phantastische Tiere, wie Drachen, Vögel, Schlangen, deren Bildnisse die Former, Schnitzer und Maler jener Völker als Zierat an Thüren, Sitzen, Gefäßen und Geräten im Allerheiligsten der Tempel, auf Vasen und in großen, prächtigen Wandreliefs anbringen. Ebenso werden auch schöne Arabesken, Blumen und Sprüche des Buddha geschnitzt, ziseliert und gemalt.

Diese Werke der künstlerischen Hände mahnen lebhaft an diejenigen, welche wir in unseren alten, romanisch gebauten Kirchen haben, wo die geschnitzten Figuren der Heiligen, mit Gold ausgeschmückt, die ersten, noch naiven Versuche der christlichen Skulptur darstellen. Seit einem Jahrtausend, kann man sagen, hat sich die siamesische Kunst in dieser Beziehung nicht weiter entwickelt, nur die Ausführung im einzelnen hat an Geschicklichkeit und Feinheit gewonnen. Es gibt Schnitzarbeiten wie Ziselierungen, die von europäischen Künstlern kaum übertroffen werden könnten,

Geschnitzte Elefantenstoßzähne.

zumal in Elfenbein, welches ja in jener Heimat der Elefanten vorzugsweise zu künstlerischen Zwecken von jeher in Gebrauch genommen wurde.

Unsere Illustration stellt z. B. drei Elefanten-Stoßzähne dar, die sich in einer Pagode des Laosstammes, mit den Siamesen verwandt, befinden und von seltener Länge, und zwei davon vollständig und gut erhalten sind. Der eine derselben mißt 1,85 m, der andere 1,65 m. Sie sind in saubersterArt ausgeschnitzt, und zwar ringsum, gleichmäßig sich wiederholend, mit Buddhafiguren, in Nischen der eine, mit ebensolchen auf Säulen der andere, während der dritte in Schriftzeichen fromme und weise Sprüche zeigt.

Große Kunstfertigkeit entwickeln die Siamesen auch in Herstellung von Waffen, Säbeln, Lanzen, Bogen, Messern, Gongs und Tamtams; in Schmucksachen aus Kupfer für die Vornehmen und die Frauen; ferner in Weberei und Stickerei, die sie mit Vorliebe in den pomphaften Sonnenschirmen, in ihren Fahnen und Bannern aufwenden. In Verarbeitung des Bambusholzes zu Tischen und Sesseln sind sie Meister, und ebenso bietet ihnen die heimische Palme Material zu einer Menge zierlicher Arbeiten, wie Fächer, Spielzeug, Körben und musikalischen Instrumenten, Flöten und Pfeifen.

Die Regenzeit in Ostindien.

Wer an die Witterungsverhältnisse des mittleren Europa und an den Lauf von vier Jahreszeiten gewöhnt ist, kann sich nur eine unvollkommene Vorstellung von jenen Ländern machen, in denen acht Monate hindurch die Sonne kaum von einer Wolke verdeckt wird, wo Frost und Schnee fast unbekannt sind und ein periodischer Regen die ausgedörrte Erde wieder durchnäßt. Wenn nun auch die Vegetation in den Tropenländern so lange Zeit den Regen entbehren muß, so wird sie doch daselbst hinlänglich durch jene Feuchtigkeit ernährt, welche die Pflanzen von einer Regenzeit zur anderen bei sich zu behalten fähig sind, und von dem starken Tau, der jede Nacht auf die meist breiten, ausgestreckten Blätter fällt.

Die periodische Regenzeit beginnt in Bombay mit dem Monat Mai und hört auf gegen Ende August. Drei Wochen oder einen Monat vor ihrem Beginn ziehen einige leichte Regenschauer über das Land, halten aber selten länger als zwei Tage an und werden wieder durch die gewöhnliche Hitze verdrängt. Die Eingeborenen nennen diesen Vorregen „Mangonschauer", weil sie annehmen, daß die Mangons, diese köstlichen Früchte Indiens, ohne ihn nicht zur vollen Entwickelung gelangen können.

Für die Bewohner sind diese Regenschauer eine Mahnung, ihre Häuser instandzusetzen, denn bald kann der Sturm losbrechen. Daher ist in dieser Zeit jeder eifrig bemüht, das Ziegel- oder Strohdach seines Hauses zu teeren oder sonst zu

überstreichen und auszubessern, überhaupt jede nötige Vorkehrung gegen den Regen zu treffen. Die Abzugskanäle in den Straßen werden untersucht und nötigenfalls instandgesetzt, und die weiten künstlichen Bassins werden frisch verkittet und ausgebessert. Die Zelte und Schutzdächer werden abgebrochen und bis zur Wiederkehr der trockenen Jahreszeit in Magazinen aufbewahrt.

Der Kaufmann hält es für nötig, alle seine Landsendungen in Oel- oder Wachspapierkisten einzupacken, da er weiß, daß die Flüsse bald aus den Ufern treten werden, und daß der „Tapall" oder Postbote mit den Paketen, die er dann auf seinem Kopfe trägt, durch so manches Gewässer schwimmen oder waten muß. In den Kokosnuß- und Dattelpflanzungen sind die Palmweinzapfer sehr geschäftig, die herabgefallenen Blätter dieser wertvollen Bäume aufzulesen, um damit Veranden und Viehställe zu bedachen oder Regendecken für die ärmeren Klassen der Bevölkerung daraus zu machen. Von den Pferde- und Ochsenfuhrwerken werden die Sonnendächer entfernt; sie werden jetzt mit gefirnißter Bedeckung versehen und ihre Fugen sorglich mit Gips verstopft.

Endlich kommt der Tag, an dem sich die Schleusen des Himmels aufthun. Dunkle Wolken sammeln sich am südwestlichen Horizont und steigen allmählich am Himmel herauf, einen tiefen Schatten auf die Erde werfend. Ein Strom kalter Luft verkündet nun eine merkliche Veränderung in der Atmosphäre. Das Meer ist ungewöhnlich aufgeregt, die Brandung heult schäumend gegen das Ufer. Donnerschläge erschüttern das Erdreich, und grelle Blitze erhellen die Häupter der Berge. Die dürren Blätter der Palmen werden herabgewirbelt, und die Wälder erdröhnen und erbeben, wenn der Sturm durch ihre Dome braust. Die hoch sich schwingende Weihe wird fortgerissen von dem Orkan; das Vieh auf den Weiden rottet sich zusammen, legt sich zu Boden, die Köpfe auf die Erde gedrückt, als ob es eine Gefahr ahne. Der arme Hindu hüllt sich dichter in seinen Musselinshawl, und seine zartgebauten Glieder schauern im frostigen Zugwinde.

Mehr und mehr verdunkelt sich der Himmel; Blitz und Donner wechseln in beängstigender Schnelligkeit miteinander. Dicke Regentropfen fallen und regen durch ihre Schwere Staubwolken auf. Kurze Zeit vergeht noch, und die strömenden Fluten ergießen sich auf das durstige Land. Das Unwetter bietet einen schrecklichen Anblick, und der Mensch erzittert in dem Aufruhr der Elemente. Er sucht eilig den Schutz seiner Lehmhütte und murmelt ein Stoßgebet zu dem Steingötzen, den er darin aufgestellt hat. Die hohen Häuser in Bombay erbeben bei jedem Donnerschlage. Von jedem Dache stürzt das Wasser in Strömen herab und führt allen möglichen Unrat dem Meere zu.

Im Grunde genommen ist jedoch die Furcht vor solchem Unwetter nicht gerechtfertigt. Gelegentlich hört man wohl, daß freistehende Gebäude auf der Insel oder alte Palmbäume vom Blitz getroffen, und daß Blätterdächer nach allen Himmelsgegenden zerstreut wurden; aber im ganzen ist wenig Gefahr zu besorgen.

Manche Unannehmlichkeit ist freilich mit dem Eintritt der Regenzeit verbunden. Myriaden Moskitos erfüllen, von dem Regen hereingetrieben, das Innere der Häuser, und wenn der Glasschirm der Lampe nicht fest ist, kann wohl die Flamme durch einen summenden Käfer ausgelöscht werden. Fliegende Wanzen verpesten durch ihren stinkenden Saft die Luft und verderben die Speisen, mit denen sie in Berührung kommen. Die Hauseidechse, jenes schnellfüßige und wirklich nützliche Tier, erklettert die Wände nach allen Richtungen und findet sich nach dem Essen gewöhnlich am Speisetische ein, um die dahin gelockten Fliegen zu fangen. Es ist ein wahres Vergnügen, dieses behende Tierchen in seinen Bewegungen zu beobachten.

Ekelhafte Hundertfüßer dringen in die Küchenräume, garstige Spinnen mit stark behaarten Leibern und erstaunlich langen Beinen schlagen ihr Quartier in jedem Winkel auf. Letztere begnügen sich nicht — wie unsere Spinnen — ihrer Beute im Netz aufzulauern, sondern sie unternehmen allerlei Ausflüge in den Zimmern umher. In der That ist in dieser Zeit die ganze indische Insektenlandplage in den Wohnungen heimisch. Ein fortwährendes Summen umgibt dich Tag und Nacht. Ameisen kriechen dir an den Beinen herauf, während anderes Ungeziefer dich peinigt, und du wirst vergeblich den Schlaf erwarten, wenn du nicht die Gazevorhänge deines Bettes sorgfältig geschlossen hast.

Die schwingenden Fächer, die im Zimmer aufgehängt sind, ruhen von ihrer Arbeit, denn jetzt ist die Luft hinlänglich kühl. Alles ist im Innern des Hauses verändert.

Die armen, dünn gekleideten Arbeiter sind äußerst empfindlich für die Kälte, und anstatt die Monsune als eine von Gott verliehene Wohlthat zu begrüßen, murren sie bei deren langen Dauer und freuen sich, wenn die heiße und trockene Zeit wieder beginnt.

Es ist wahr, die Eingeborenen leiden viel in der rauhen Jahreszeit, namentlich am Fieber. Besonders sind die Palankinträger, die sich unausgesetzt draußen im Regen aufhalten müssen, sehr zu bedauern; nicht wenige fallen der Ruhr oder der Cholera zum Opfer.

Verlassen wir einmal — unbekümmert um den strömenden Regen — unter dem Schutze der prächtigen Pisangblätter, die über den Fußpfad herüberhängen, unser Bungalow (Villa), und werfen wir einen Blick auf die Landschaft. Welch eine wunderbare Veränderung ist in verhältnismäßig so kurzer Zeit mit derselben vorgegangen. Die trockene und verdörrte Wiese, die früher unter unseren Tritten gleich einem Stoppelfelde knirschte, ist jetzt mit zartem Grase bedeckt und mit jenem prachtvollen Grün geschmückt, auf dem das Auge so gerne ruht. Wärme und Feuchtigkeit haben gemeinschaftlich diese Umänderung bewirkt. Jeder Baum und jeder Busch hat neue Blätter oder zarte Sprossen getrieben, und der Gummi, der diese so lange bedeckte, ist nun abgelöst und verbreitet einen köstlichen Duft.

Das außerordentlich schnelle Wachstum der Pflanzen erscheint wie Zauberei. Der Kürbis, die Melone, die Gurke haben sich bis ans Dach der Hütte hinaufgerankt und verheißen in ihren prangenden Blüten eine reiche Ernte der kühlenden Frucht. Kräuter, welche während der trockenen Monate ihre Poren geschlossen hatten, um nicht durch Ausdünstung ihres Saftes beraubt zu werden, und Wurzeln, die tief im Sande oder im harten Lehmboden begraben lagen, entwickeln plötzlich eine erstaunliche Fülle von Triebkraft.

Die Wälder beleben sich mit ihren gefiederten Bewohnern, und das sanfte Girren der Turteltaube — eines in Indien heilig gehaltenen Vogels — ertönt ringsumher durch den ganzen Wald. Der goldgelbe Oriol und der himmelblaue Häher laben sich an den köstlichen süßen Früchten, und der stattliche Jungelhahn weckt mit seiner lauten Stimme das Echo, wenn er schreiend durch den Wald fliegt.

Die See, deren Wasser vorher so durchsichtig und klar war, ist jetzt schmutzig ge-

färbt durch die ihr zugeschwemmten Massen von Erde. Jeder Küstenhandel hat aufgehört, und die Fischerkähne sind in irgend einer landumschlossenen Bucht untergebracht. Auch der innere Verkehr ist gehemmt; die Postpakete bleiben wochenlang auf den Stationen liegen, bevor es möglich ist, die angeschwollenen Flüsse zu durchschwimmen. (Schluß folgt.)

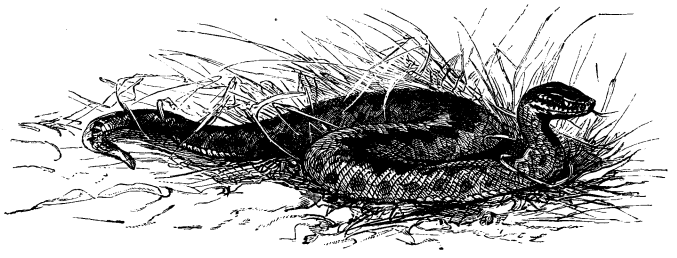
Das sparsame Karlchen.

„Was machst du denn da, Karlchen?“ fragte die verwitwete Frau Rätin ihren zwölfjährigen Sohn, als dieser mit einer ausrangierten alten Wichsbürste eine dickflüssige, honigfarbene Masse seinen Stiefelsohlen aufschmierte. „Liebe Mama, ich will den Sohlen eine doppelte Dauer verleihen. Denke dir, in dem ‚Briefkasten‘ des Berliner Lokalanzeigers las ich, daß man noch einmal so lange auf den Sohlen der Stiefeln und Schuhe laufen könne, wenn man 10 g Bleiessig und 20 g Firnis in eine Flasche thut und mit dieser Mischung die Sohlen beschmiert. Das habe ich gethan, nun lege ich meine Stiefel mit den Sohlen nach oben, lasse sie acht Tage lang in der warmen Stube liegen und wenn ich sehe, daß sich das Mittel bewährt, wenn ich statt zwei vier Monate die Schuhe nicht besohlen zu lassen brauche, dann teile ich meinen Mitschülern dieses Konservierungsmittel mit.“ Die Frau Rätin lachte, erzählte ihren Bekannten die Geschichte von ihrem sparsamen Sohn; mehrere Knaben des kleinen Städtchens thaten es Karlchen nach und — das Mittel bewährte sich zum größten Aerger aller Schuster, die Karlchen und den Lokalanzeiger verwünschten.

Die Kreuzotter.

Die Giftschlangen gehören zu den schlimmsten Feinden der Menschen, und in der That fallen auch jährlich viele Tausende von Menschenleben diesen Ungeheuern zum Opfer. Ihre eigentliche Heimat ist die heiße Zone, aber auch die gemäßigten Himmelsstriche sind davon nicht ganz frei. In Deutschland gibt es zwar nur eine einzige Giftschlange, die Kreuzotter; diese gehört aber dafür auch zu den gefährlichsten ihrer Art, da ihr Biß unfehlbar tötet, wenn nicht rechtzeitig Hilfe durch Gegenmittel geschaffen wird.

Man kann eine Kreuzotter bei oberflächlichem oder flüchtigem Zusehen leicht mit einer Blindschleiche verwechseln, bei genauerer Beobachtung läßt sie sich aber leicht davon unterscheiden. Auf ihrem Kopfe, der dreieckig gestaltet ist und vom Halse deutlich absetzt, hat sie zwei X-förmig nach auswärts gebogene dunkle Linien, die, oberflächlich betrachtet, Aehnlichkeit mit einem Kreuze haben; daher denn auch ihr Name. Da, wo sich diese beiden Linien nach hinten öffnen, ist ein dunkler Flecken eingelagert, dessen Form sich über den Hals hin verjüngt und sich in ovalen oder länglich viereckigen, durch schräge Linien miteinander verbundenen dunklen Flecken zickzackförmig über den Rücken bis zur Schwanzspitze hinzieht. Von der Nase aus um die Augen herum bis dahin, wo der Hals seitlich eingedrückt ist, läuft auf beiden



Kreuzotter (Pelias berus), Länge 60 bis 90 cm.

Seiten ein anderer dunkler Streifen hin, der vom Halse an unterbrochen ist und nur noch als Tupfen den Buchtungen des Zickzackstreifens gegenüber auftritt. Die Blindschleiche hat drei unterbrochene dünne Wellenlinien auf dem Rücken. Der Schwanz der Kreuzotter beträgt bloß den neunten Teil ihrer Länge, ist in seinem letzten Dritteil auffällig verdünnt und endigt in einer harten Spitze. Uebrigens ist es unzuverlässig, Kreuzottern nur an der Farbe erkennen zu wollen, da sie bald weißlich, bald grau oder bräunlich, bald auch schwärzlich aussehen; ein frisch gehäutetes Männchen zeigt ein so schönes Hellgrau wie die ungefährliche Ringelnatter, während beide Schlangenarten auch ganz ähnliche dunkle Farben zeigen. Die Weibchen sind in der Regel etwas dunkler gefärbt als die Männchen.

Die Kreuzotter hat ein sehr zähes Leben; vier Stunden hält sie unter Wasser und zwei im Branntwein aus, ohne zu sterben; mit Kirschlorbeersaft kann man sie sofort, mit Tabakssaft nach einigen Minuten töten. Ihr Gaumen ist mit zwei hakenartigen Giftzähnen versehen, womit sie um sich schlägt. Man hüte sich, den abgehauenen Kopf voreilig zu berühren, da derselbe noch einige Zeit fähig ist, zu verwunden.

Die Gefahr des Bisses hängt ab von der Größe des Tieres, von der Tiefe und auch der Lage der Wunde, sowie von der Tageswärme; an gewitterschwülen Tagen ist der Biß am gefährlichsten.

Wird man von einer Kreuzotter gebissen, so unterbinde man den gebissenen Teil gleich hinter der Wunde nach dem Herzen zu, unterhalte das Bluten durch Drücken und Pressen, brenne die Wunde womöglich mit glühendem Eisen aus und bringe das verwundete Glied bis zur Erreichung eines Arztes in feuchte Erde oder kühles Wasser.

Hat man ätzende Mittel zur Hand, so betupfe man die Wunde damit; Ammoniakgeist ist am besten, weil dadurch das Schlangengift zerstört wird; auch das sofortige Aufsetzen eines Schröpfkopfes thut gute Dienste, kräftiges Aussaugen ebenfalls. Der Genuß von Branntwein, selbst in reichlichem Maße, ist in diesem Falle gut. Geht man im Sommer im Wald spazieren, so sei man vorsichtig, besonders an Stellen, die klüftig und steinig sind.

Ein delikater Schluck.

Eine Bande Zigeuner sollte bei einem Gutsherrn zum Tanze aufspielen. Man tanzte im Saale und die Zigeuner wurden im Vorzimmer untergebracht, wo der Baßgeiger alsbald eine Flasche hinter dem Ofen aufgespürt hatte, welche die Aufschrift trug: „Szegszarder“. Kein Zweifel, irgend ein Diener hatte diese Flasche mit dem kostbaren Inhalte für sich beiseite geschafft. — Ein Blick des Einverständnisses und der Beschluß war gefaßt, die Flasche als gute Beute zu behandeln. Der Baßgeiger nahm einen tiefen Schluck, riß weit die Augen auf und — reichte die Flasche schweigend dem Nebenmann. Der Klarinettist erstickte beinahe an dem Zug, den er aus der Flasche that, verlor aber nicht die Geistesgegenwart. Der Primgeiger entwand ihm rasch die Flasche; von diesem war es bekannt, daß er die Flaschen bis auf den Grund zu leeren pflegte, ohne Rücksicht auf die etwa noch durstigen Hintermänner. Der Zimbelspieler maß ihn auch mit wütenden Blicken, als jener sich des kostbaren Nasses bemächtigte, und war nicht wenig überrascht, als auch für ihn noch ein guter Tropfen übrig blieb. Als sie alle getrunken hatten,

wechselten die Zigeuner wieder schweigend einen Blick; dann wendete sich der Baßgeiger an den Klarinettisten und sagte: „Nun, Kamerad, essen wir nicht etwas Bürste dazu?“ (In der Flasche war nämlich flüssige Stiefelwichse gewesen).

Ein berühmt gewordenes Seegefecht.

Nicht wahr, meine jungen Kameraden, ich irre mich nicht, wenn ich annehme, daß ihr ebenso gern von Seegefechten, Seeabenteuern, Schiffbrüchen, von den Gefahren zur See und von den Wundern des Ozeans leset, wie das bei mir in meiner fröhlichen Knabenzeit vor bald sechzig Jahren der Fall war? Uebt ja der weite, unbegrenzte Ozean und das Leben auf demselben einen unbeschreiblichen geheimnisvollen Reiz auf jeden wackeren Knaben aus, und ihr, meine jungen Freunde, habt noch einen Grund mehr, euch dafür zu interessieren, denn unser liebes Deutsches Reich hat ja nunmehr eine Flotte und Kolonien und hat seine Handelsverbindungen zur See unendlich weiter ausgedehnt, als das vor sechzig Jahren der Fall war; ihr könnt nun sogar eure Wehrpflicht gegen das Vaterland, wenn ihr wollt zur See abdienen, auf der stolzen Flotte, deren erste Aktionen schon im Kriege von 1870, in der Havaña und bei Rügen, so vielversprechend waren. Ich will euch daher zur Abwechselung auch einmal etwas von einem merkwürdigen, berühmt gewordenen Seegefecht erzählen, wenn auch die deutsche Flagge nicht dabei war.

Im Jahre 1812 und 1813 waren die Vereinigten Staaten im Kriege mit England, welches auf die rasch aufstrebende Macht seiner früheren amerikanischen Kolonien sehr eifersüchtig war. Die nordamerikanische Fregatte „Essex“, befehligt vom Kapitän David Porter, hatte im Jahre 1813 der britischen Marine an der atlantischen Küste von Südamerika großen Schaden zugefügt und segelte nun um das Kap Horn herum in den Stillen Ozean. Porter hatte sich vorgenommen, dort einen neuen Wirkungskreis und ein größeres Operationsfeld aufzusuchen; er führte die erste amerikanische Flagge, welche je von der Mastspitze eines Kriegsschiffes geweht hatte, in den Stillen Ozean ein, fiel über die britischen Kauffahrteischiffer und Walfischfänger her und verursachte unter ihnen eine gewaltige Bestürzung. Niemand hatte sich träumen lassen, daß die Yankees es wagen würden, ein Kriegsschiff in jenes ferne Meer zu schicken, während die britischen Fregatten den wenigen amerikanischen Kauffahrern, welche im Stillen Ozean Handel trieben, das Leben recht sauer machten. Mit der Ankunft des „Essex“ änderte sich aber alles gewaltig. Binnen Jahresfrist hatte der „Essex“ verschiedene britische Schiffe mit einem Gesamtinhalt von 4000 Tonnen gekapert und 400 britische Seeleute gefangen genommen. Man kann sagen, der „Essex“ habe nur vom Feinde gelebt, da das Schiff nicht allein alles, was es zur Ausbesserung und Unterhaltung von Takelwerk, zur Reparatur ꝛc., ferner an Munition, Kleidung und Lebensmitteln bedurfte, den dem Feinde abgenommenen Schiffen entnahm, sondern sogar die Löhnung seiner Bemannung mit dem Gelde bezahlte, welches es an Bord eines der gekaperten Schiffe gefunden hatte.

Da gab die britische Admiralität den Befehl, der „Essex“ müsse um jeden Preis und auf jeden Fall durch jedes britische Kriegsschiff zerstört werden, welches so glücklich sein sollte, denselben aufzubringen. Allein die amerikanische Fregatte war flink und schwer zu fangen. Endlich, im Februar 1814, warf die Fregatte in Begleitung eines kleineren Schiffes, Namens „Essex junior“, eines Kreuzers, den Porter sich aus einem der abgenommenen britischen Fahrzeuge hergerichtet hatte, im Hafen von Valparaiso die Anker, welches damals noch zu Peru gehörte. Peru war dazumal noch kein unabhängiger Freistaat, sondern noch eine spanische Kolonie unter einem eigenen Vizekönig, und Valparaiso, welches heutzutage die Hauptstadt der Republik Chile ist, war damals nur die Residenz eines spanischen Gouverneurs, welcher dieses Land als die südlichste Audiencia oder Generalcapitania von Peru verwaltete, die aber schon halb im Aufstand begriffen war, um sich von der Krone Spaniens loszureißen. Valparaiso aber war ein neutraler Hafen, die Einwohner von Peru jedoch und die Spanier waren den Amerikanern abgeneigt und hielten es lieber mit den Engländern. Als daher zwei britische Kriegsschiffe, die Fregatte „Phoebe“ und die Brigg „Cherub“, in den Hafen einliefen, war es ziemlich gewiß, daß es zu einem Seegefechte kommen werde, sobald der „Essex“ in See zu stechen wagen würde.

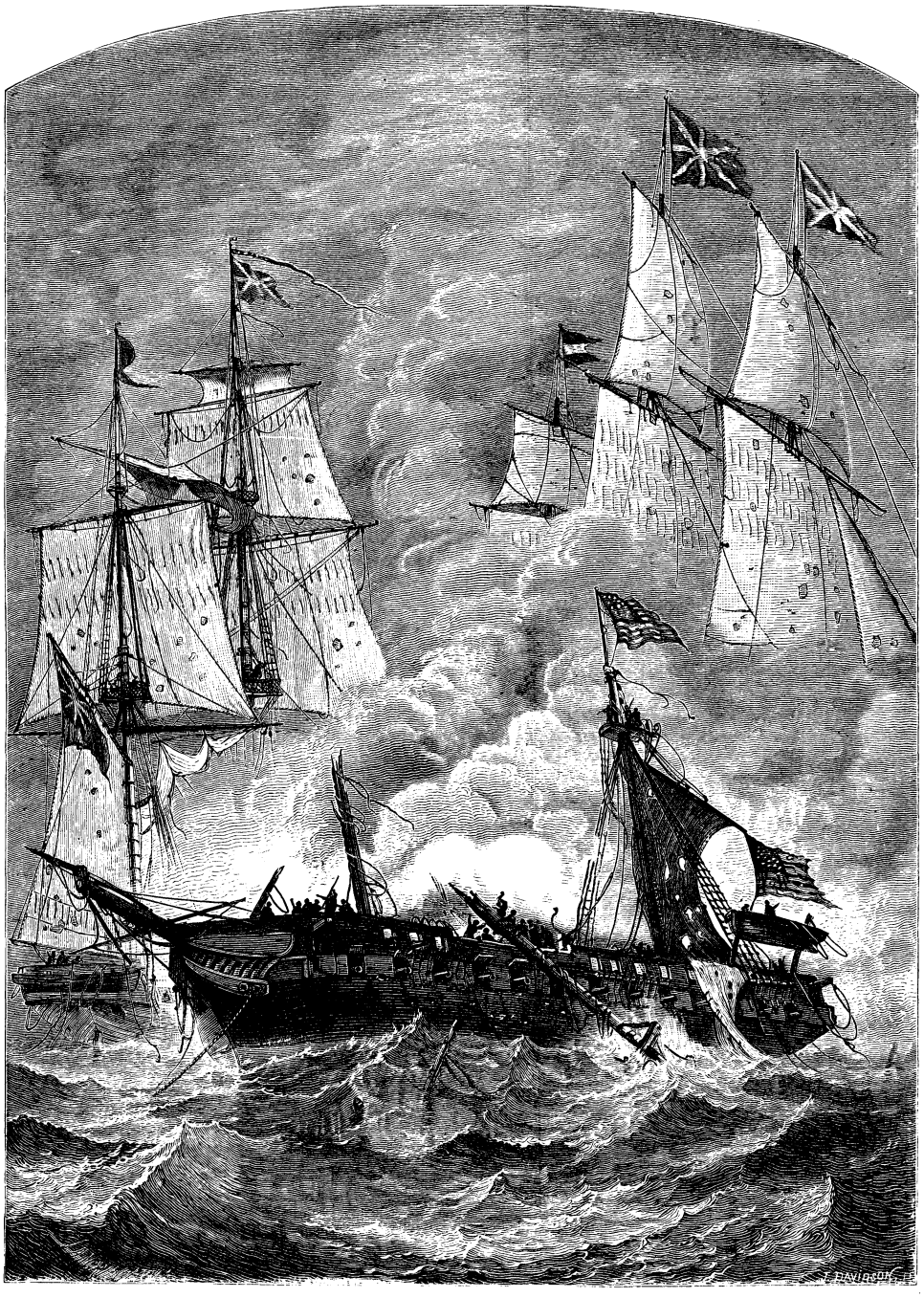
Die Engländer hatten also den gefürchteten „Essex“ und seinen kleinen Begleiter gleichsam in der Falle. Sechs Wochen lang hielten die beiden britischen Kriegsschiffe eine genaue Wacht über die Amerikaner und kreuzten unmittelbar vor dem Hafeneingang. Endlich am 28. März ging der „Essex“ unter Segel, denn Kapitän Porter glaubte imstande zu sein, die britischen Schiffe überholen und von Valparaiso hinweglocken zu können, so daß der „Essex junior“ zu entkommen vermöge. Die amerikanische Fregatte verließ daher ihren Ankergrund; allein, als sie die Landspitze am Hafeneingang umfuhr, wurde sie von einer Bö (einem plötzlichen, heftigen Windstoße) erfaßt, die ihr die oberste Stange des Hauptmastes und mehrere Leute über Bord nahm. Kapitän Porter kehrte daher auf die Reede zurück und ankerte drei Meilen von der Stadt und etwa eine Pistolenschußweite vom Strande. Die „Phoebe“ und der „Cherub“ hatten Signale miteinander gewechselt und beabsichtigten offenbar, das amerikanische Schiff anzugreifen, obwohl die Fahrzeuge alle noch in neutralem Gewässer waren.

Die „Phoebe“ führte 30 lange Achtzehnpfünder- und 16 Zweiunddreißigpfünderkarronaden als Bewaffnung, außer sieben kleineren Kanonen in den Marskörben, und hatte im ganzen eine Bemannung von 320 Köpfen. Der „Cherub“ führte 28 Geschütze von verschiedenem Kaliber und 180 Mann Besatzung. Um dieser furchtbaren Uebermacht zu begegnen, hatte der „Essex“ nur eine Besatzung von 255 Mann, und seine Bewaffnung bestand aus 26 Dreißigpfündern und 6 langen Zwölfpfündern. Der „Essex junior“, der sich auch an dem Gefecht beteiligte, hatte 20 Kanonen und 60 Mann Besatzung. Trotzdem beschloß Porter, sich nicht eher zu ergeben, als bis er nicht mehr genug Leute haben würde, um seine Kanonen zu bedienen, und diesen Entschluß verwirklichte er mannhaft.

Die „Phoebe“ eröffnete ihr Feuer um 4 Uhr nachmittags, während sie beinahe gerade hinter dem Stern des dienstunfähigen „Essex“ lag. Die langen Achtzehnpfünder der englischen Fregatte richteten großen Schaden an Bord des „Essex“ an, welcher aber trotz seiner unvorteilhaften Lage das Feuer tapfer und mutig erwiderte.

Gleich darauf eröffnete auch der „Cherub", der genau dem Steuerbordbug des „Essex" gegenüber Stellung nahm, sein Feuer, ward aber durch die Kanonen des Amerikaners vertrieben. Nun wurden drei von den langen Zwölfpfündern des „Essex" nach dem Stern des Schiffes geschoben und schossen auf die „Phoebe" mit solch furchtbarem Erfolg, daß auch sie sich der Ausbesserung wegen zurückzog, denn viele der amerikanischen Kugeln hatten sie unter der Wasserlinie getroffen.

Die beiden Briten rückten aber bald wieder fest an den „Essex" heran, griffen von der Steuerbordseite an und eröffneten ein solch verheerendes Feuer auf ihn, daß seine Spieren und Takelwerk bald zerschmettert und zerrissen waren. Porter ließ nun sein Ankertau fahren, hißte seinen Außenklüver auf, fuhr dem Feinde auf den Leib und sandte ihm Breitseiten zu, während sein Schiff sich langsam drehte. Der „Cherub" ward hierauf zum zweitenmal zurückgetrieben, und die „Phoebe" zog sich aus dem Bereich der Kanonen des „Essex" zurück, blieb aber noch nahe genug, um ihn mit ihren weittragenden Geschützen zu erreichen. Nach zweistündigem Kampfe versuchte Porter, sein Schiff aufs Land auflaufen zu lassen, um zu verhindern, daß es in Feindeshand falle; aber ein Umschlagen des Windes vereitelte dies und er warf wieder Anker, aber diesmal mit einem Notanker und einem dünneren Ankertau.



Ein berühmt gewordenes Seegefecht.

Kurze Zeit darauf riß das Ankertau und zur Steigerung der Not der verzweifelten Kämpfer brach im Zwischendeck Feuer aus. In dieser äußersten Gefahr forderte Kapitän Porter seine Leute auf, sich nach Möglichkeit zu retten. Mehrere sprangen über Bord und schwammen nach der Küste, einige ertranken und viele wurden, an Holzstücke und Trümmer sich anklammernd, von den feindlichen Booten aufgefischt. Allein der größere Teil der Bemannung blieb auf dem Schiffe und fuhr fort, mitten in Flammen und Rauch auf den Feind zu feuern. Endlich war der Brand zum größten Teil gedämpft und es war noch Mannschaft genug zur Bedienung der beiden langen Zwölfpfünder vorhanden, um ein lebhaftes Feuer zu unterhalten.

Allein weiterer Widerstand war vergeblich; es waren nur noch 75 Mann imstande, Dienst zu thun, die anderen waren getötet, verwundet oder wurden vermißt. Nachdem der Kampf volle drittehalb Stunden gedauert hatte, mußte Porter betrübten Herzens die amerikanische Flagge niederholen, und das Wrack des wackeren „Essex" wurde dem Feinde übergeben. Die Briten hatten keinen Toten und sieben Verwundete auf der „Phoebe" und einen Toten und vier Verwundete auf dem „Cherub". Beide Schiffe waren schlimm zugerichtet und ihre Segel und Takelwerk zerschossen und zerrissen. Die „Phoebe" hatte achtzehn Kugeln unter der Wasserlinie von den langen amerikanischen Zwölfpfündern bekommen. Tausende von Zuschauern waren an der Küste versammelt, um sich den

blutigen Kampf zu betrachten. Der amerikanische Konsul drang vergebens in den spanischen Gouverneur, er solle einschreiten, um die Neutralität des Gebiets geltend zu machen; aber der Spanier wollte sich nicht in die Sache mischen.

So endete eines der merkwürdigsten Seegefechte der neueren Zeit, zwar zu Ungunsten der amerikanischen Sache, aber zu Ehren von deren Seeleuten. Die heldenmütige Verteidigung des „Essex", in welcher Offiziere und Mannschaft an Ausdauer, Opfermut und Entschlossenheit, das Schiff nicht aufzugeben, miteinander gewetteifert hatten, erfüllte alle diejenigen, welche die Geschichte ihres tapferen und hartnäckigen Kampfes erfuhren, mit neuer Begeisterung und machte der jungen amerikanischen Flotte alle Ehre. Selbst die Engländer mußten die heldenhafte Verteidigung des Kapitäns und seiner Mannschaft lobend anerkennen.

Der Geist der Llano estakata.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Jeder suchte sich von den vorgefundenen Waffen und der Munition aus, was ihm beliebte. Die Kleider wurden heraus auf das freie Terrain geschafft und mit Hilfe dürrer Mezquitezweige verbrannt. Dieser Scheiterhaufen qualmte noch, als Old Shatterhand das Pferd bestieg. Er versprach, für Proviant und auch einen kleinen Wasservorrat zu sorgen, und bemerkte im Davonreiten, nach Westen deutend:

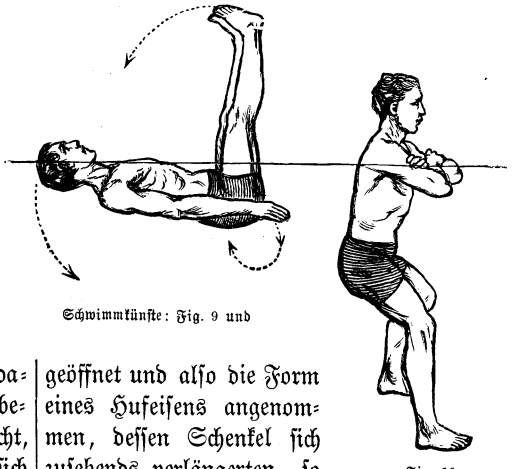
„Mir scheint, von dorther kommt etwas, Sturm oder ähnliches. Das ist ein Wetterloch, welches aber der Llano leider niemals Regen bringt."

Er trabte mit seinen drei Pferden davon, nach Norden zu. Die anderen betrachteten, von ihm aufmerksam gemacht, den westlichen Himmel, an welchem sich über der Sonne ein leichtes Gewölk zeigte, rötlichgrau gefärbt und eine Art Ring bildend, in dessen Mitte sich goldene Reflexe sammelten. Das sah gar nicht gefährlich aus, und Old Shatterhands Worte wurden als eine Bemerkung hingenommen, welche wohl keine weitere Bedeutung hatte. Nur der Komantsche hielt den Blick bedenklich auf das Wölkchen gerichtet und murmelte für sich hin:

„Temb metan, der Mund des Blitzes!"

Die Männer setzten sich wieder nieder und erzählten den beiden Snuffles, was in Helmers Home geschehen war. Das wurde natürlich auf das ausführlichste behandelt. Die Zeit verging wie im Fluge, und die Männer achteten nicht auf den Himmel, welcher jetzt eine ganz andere Färbung angenommen hatte. Nur der Komantsche, welcher schweigend seitwärts saß, achtete genau auf diese Veränderung.

Der kleine Wolkenring hatte sich unten geöffnet und also die Form eines Hufeisens angenommen, dessen Schenkel sich zusehends verlängerten, so daß sie zwei langgestreckte, schmale Schichten bildeten, welche fast den mitternächtigen Horizont erreichten. Zwischen ihnen sah man den reinen, klaren Himmel. Die eine, näherliegende Schichte senkte sich, und da färbte sich der südliche Horizont mit einem staubigen Orangerot. Es sah ganz so aus, als ob dort ein Sturm wüte, welcher den feinen Sand bis empor zum Himmel wirbele.



Schwimmkünste: Fig. 9 und Fig. 10. Purzelbaum rückwärts und Wassertreten.

Im Osten wurde es dunkel wie von schweren Wolken, und doch waren keine Wolken zu sehen. Da plötzlich sprang der Komantsche auf und schrie, die höchste Tugend des Indianers, die Selbstbeherrschung ganz vergessend, indem er nach der im Osten liegenden schwarzen Wand deutete:

„Maho-timb-yuavah — der Geist der Llano!"

Die anderen sprangen erschrocken auf. Sie bemerkten erst jetzt die Veränderung des Himmels; aber der Schreck erstarrte ihre Blicke, als sie dieselben dahin richteten, wohin Eisenherz zeigte.

Wohl drei scheinbare Manneshöhen über der Linie des Horizontes jagte ein Reiter am Himmel dahin. Die schwarze Wand zeigte da, wo die Gestalt sich befand, einen runden, hell erleuchteten Fleck, welcher sich mit dem Reiter in ganz gleicher Geschwindigkeit fortbewegte, so daß der letztere wie eine dunkle aber sich bewegende Silhouette in lichtem Rahmen erschien. Seine Gestalt und ebenso diejenige des Pferdes war übermenschlich groß. Alle seine Glieder waren deutlich zu erkennen. Er hielt mit der Rechten die Zügel und mit der Linken den Hut an der Krempe fest. Das auf seinem Rücken hängende Gewehr schlug auf und nieder. Mähnenhaar und Schweif des Pferdes wehten wie im Sturme hinterwärts. Das gespenstische Tier flog dahin, als ob es von der Hölle gehetzt werde.

Und das geschah am hellen Tage, eine volle Stunde vor Untergang der Sonne! Es machte einen unbeschreiblich grauenhaften Eindruck auf die Beschauer. Keiner von ihnen ließ ein Wort, einen Laut hören.

Die schwarze Wand brach im Süden fast schroff und senkrecht ab. Dieser Stelle jagte der Reiter zu. Er näherte sich ihr mehr und mehr. Noch zehn Sprünge des Pferdes, noch fünf, noch drei, noch einer — das Tier schoß hinaus in die Leere und war mit samt dem Reiter verschwunden. Auch der lichte Rahmen war nicht mehr zu sehen.

Die Männer standen noch immer wortlos bei einander. Bald blickten sie dorthin, wo das Phänomen erschienen und verschwunden war, bald sahen sie einander an. Da schüttelte sich Jim, als ob er friere, und sagte:

„Alle guten Geister! Wenn das nicht der Geist der Llano estakata war, so will ich mich niemals wieder Snuffle heißen lassen! Habe wirklich immer geglaubt, daß es ein Unsinn sei; jetzt aber wäre man ja geradezu verrückt, wenn man noch zweifeln wollte. Mir ist innerlich ganz unreell zu Mute. Wie befindest du dich, alter Tim?"

„Grad so, als ob ich ein alter Geld-

beutel wär', in welchem auch nicht ein einziger armer Cent zu finden ist. Ich bin leer, ganz leer, vollständig nur Haut und Luft! Und seht nur, wie schnell sich der Himmel verändert! Das ist ja noch nie dagewesen!"

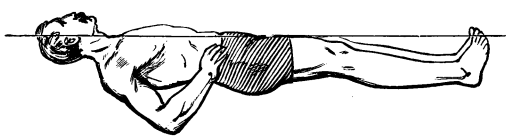
Die obere Kante der erwähnten schwarzen Wand färbte sich blutrot; Flammenbüschel zuckten auf und nieder. Der eine Schenkel des noch hoch am Himmel sichtbaren Hufeisens senkte sich nieder. Und je tiefer er herabstieg, desto breiter und dunkler wurde er. Im Süden wirbelte es wie ein vom Sturme gepeitschtes Meer von Staub und Rauch. Es kam näher und näher. Ueber die Sonne legte sich ein düsterer Vorhang, welcher von Sekunde zu Sekunde immer höher und breiter wurde. Der dunkle Wolkenstreifen schien jetzt förmlich vom Himmel zu fallen. Mit einem Male wurden die entsetzten Männer von einer ganz ungewöhnlichen Kälte ergriffen. Ein schrilles Heulen ließ sich in der Ferne hören.

„Um Gotteswillen, zu den Pferden!" schrie Juggle-Fred. „Schnell! Sonst gehen sie durch! Reißt sie nieder! Sie müssen sich legen. Haltet sie fest, aber legt auch euch selbst ganz platt auf die Erde!"

Alle fünf sprangen zu den drei Pferden, welche angstvoll schnauften und sich gar nicht weigerten, als sie niedergezerrt wurden. Sie lagen hart am Gebüsch und steckten die Köpfe unter die Zweige. Und kaum lagen auch die Männer da, so brach es los. Das war ein Pfeifen, Stöhnen, Heulen, Sausen, Brausen, Krachen und Brüllen, welches jeder Beschreibung spottet. Die Männer hatten das Gefühl, als ob eine zentnerschwere Decke plötzlich auf sie geworfen werde. Sie wurden mit solcher Gewalt zu Boden gedrückt, daß es ihnen unmöglich gewesen wäre, sich jetzt zu erheben, selbst wenn sie den Versuch dazu hätten wagen wollen. Eiseskälte strich ihnen durch die Gebeine. Alle Oeffnungen, Augen, Nase, Mund und Ohren wurden ihnen wie mit erstarrendem Wasser geschlossen. Sie vermochten nicht zu atmen, sie waren dem Ersticken nahe. Und da plötzlich strich es wieder glühend heiß über sie hin, und die heulenden Stimmen der Llano estakata verklangen in der Ferne. Die Pferde sprangen auf und wieherten laut. Der plötzlich hereingebrochenen, tief dunklen und erstarrend kalten Nacht folgte heller Sonnenschein und belebende Wärme. Man konnte den Mund öffnen; man vermochte wieder zu atmen. Die fünf Gestalten begannen sich zu bewegen. Sie befreiten ihre Augen von dem hindernden Sande und sahen um sich.

Sie waren von einer fußhohen Schicht kalten Sandes bedeckt. Das war die Decke, welche der Tornado über sie geworfen hatte.

Ja, ein Tornado war es gewesen, einer jener mittelamerikanischen Cyklone, welche von einer Kraftentwicklung sind, die kaum anderswo ein Seitenstück findet. Die Zerstörungen, welche so ein Tornado anrichtet, sind ganz furchtbarer, fast unglaublicher Art. Er erreicht eine Geschwindigkeit von bis hundert Kilometer in der Stunde und ist meist von elektrischen Erscheinungen begleitet, welche oft noch lange nachhalten. Selbst der Samum der afrikanischen Wüste ist nicht von solcher Wucht, und nur der entsetzliche Sand- oder Schneesturm der wilden Gobi entwickelt eine elementare Macht, welche sich mit derjenigen eines Tornado vergleichen läßt.



Schwimmkünste: Fig. 11. Das bewegungslose Liegen auf dem Wasser.

Die fünf Männer erhoben sich und schüttelten den Sand von ihren Gewändern. Das Gesträuch hatte dem Flugsande ein Hindernis geboten, so daß er wie eine zwei Ellen hohe Sandwehe vor demselben aufgeschichtet lag.

„Gott sei Dank, daß es so gnädig vorübergegangen ist!" sagte Jim. „Wehe denen, welche sich während dieses Tornado in der offenen Llano befunden haben! Sie sind verloren."

„Nicht so unbedingt, wie Ihr meint," entgegnete Fred. „Diese schrecklichen Winde haben zum Glücke oft nur eine Breite von einer halben englischen Meile; um so größer aber ist ihre Gewalt. Dieser wütende Luftstrom hat uns nur mit seinen Seitenwellen überflutet. Hätten wir uns in seiner Mitte befunden, so wären wir mit samt den Pferden wer weiß wie weit mit fortgerissen und irgendwo zerschellt worden."

„Ganz richtig!" nickte Tim. „Ich kenne das. Habe drüben am Rio Contschos mal die Verwüstungen angesehen, welche so ein Tornado dort anrichtete. Er hatte sich so von außen herum in einen Urwald hineingeschlängelt und durch denselben sozusagen eine schnurgerade Straße gerissen. Baumriesen von einem Durchmesser, welcher bei einigen wohl an die zwei Meter betrug, waren entwurzelt worden und lagen wirr über und durch einander. Diese Straße, welche aber natürlich vollständig unpassierbar war und auf welcher kein einziger Baum sich stehend erhalten hatte, besaß eine so scharfe Seitenabgrenzung, daß rechts und links die Bäume nur ganz leicht verletzt waren. Der Yankee nennt diese Art Stürme Hurricane und gibt auch den von ihnen niedergeschmetterten Waldesstrecken ganz denselben Namen."

„Schrecklich genug war's!" meinte der Hobble-Frank. „Der Atem war mir so vollschtändig ausgegangen, daß meine Klarinette beinahe nur noch off dem letzten Loche pfiff. Wir haben in Sachsen doch ooch zuweilen unsere Schtürme gehabt, aber so wilde und unkultiviert wie hier, sind sie nich. So een sächsischer Hauptorkan is gegen eenen amerikanischen Tormenado das reene Kinderschpiel, das reene Mailüftchen, grad zureichend, den heeßen Kaffee kalt zu blasen. Und dazu haben mich eure Maulesel halb tot geschtrampelt. Sie wollten zuletzt nich mehr liegen bleiben und hielten meine edle Geschtalt sonderbarerweise für — — —"

„Maultiere, wollen Sie wohl sagen," unterbrach ihn Jim.

„Nee, Maulesel sage ich! Wenn sie so in dieser Weise off mir herumstampfen, sind sie eben die größten Esel, die es nur geben kann. Sie haben mir die ganze künstlerische Konschtruktion meines ostgotischen Körperbaues auseenander getreten. Ich sollte euch eegentlich off Schadenersatz verklagen; aber wer so eenzig in der Welt daschteht wie ich, der is doch gar nich zu ersetzen. Deshalb will ich dieses Mal Gnade für Recht ergehen lassen, muß mir aberst für das zukünftige Futurum solche Mauleselei off das allerschtrengste verbitten. Fixi et salvavi animal!"

„Dixi heißt es, und animam!" rief Fred.

„Schweigste schtille! Wenn ich arabisch schpreche, so is mir deine Meenung vollschtändig schnuppe," schrie Frank ihn zornig an. „Das fehlte grade noch, daß so een verflossener Taschenschpieler, wie du bist, sich solche Randbemerkungen erlooben dürfte! Lerne was, so kannste was! Ich will ja gerne alle Freundschaft mit dir halten; aber wennste mich in dieser Weise offbläfest,

so zerplatze ich und werfe dich ins Weltall hinaus, daß du in alle Ewigkeet als Lichtputze unter den Schternschnuppen herumfliegst! Fixi und noch dreimal fixi, das heeßt: Ich hab's gesagt, ich, der Hobble-Frank. Merke dir's!"

Er warf sein Gewehr über und schritt würdevoll von dannen — ein zürnender Achilleus. Die anderen nickten sich lächelnd zu und sagten kein Wort, ihn zu versöhnen. Fred wußte, daß der kleine Sachse sehr bald wiederkommen werde.

Die Sonne, welche vorhin vollständig verdunkelt worden war, warf jetzt wieder ihre Strahlen hernieder. Dieselben waren ganz eigentümlich gefärbt, fast safrangelb, hätte man sagen können. Der Horizont verschwamm in dieser Färbung, und die Erde schien gegen ihn hin sich rundum zu erheben. Das hatte ganz das Aussehen, als ob die fünf Männer sich am tiefsten Punkte des Innern einer großen Hohlkugel befänden.

Die drei Reittiere waren noch keineswegs beruhigt. Sie schnauften ängstlich und stampften den Boden. Sie wollten fort und mußten fest angebunden werden. Es lag etwas in der Luft, was einzuatmen die Lunge sich sträubte. Das waren nicht mikroskopisch feine Sandteilchen, welche die Atmosphäre noch schwängerten, sondern es war etwas nicht zu Bestimmendes, nicht zu Bezeichnendes.

Der Komantsche hatte seine Decke über den Sand gebreitet und sich darauf niedergestreckt. Selbst jetzt, nach einem solchen Naturereignisse, bewahrte er die schweigsame Zurückhaltung, welche ein Charakterzug des Indianers ist. Die drei Weißen setzten sich in seine Nähe, und Jim fragte ihn:

„Hat mein junger, roter Bruder bereits einmal so einen Sturm mit erlebt?"

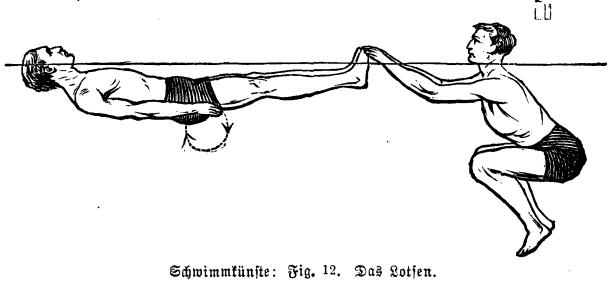
„Mehrere," antwortete der Gefragte. „Eisenherz ist von dem Nina-yandan*) weit fortgerissen und dann im Sande begraben worden; aber die Krieger der Komantschen haben ihn doch gefunden. Er hat ausgerissene Bäume gesehen, deren Stamm von sechs Männern kaum umspannt werden konnte."

„Aber den Geist der Llano estakata sahst du wohl noch nicht?"

„Eisenherz hat auch diesen gesehen, vor drei Wintern, als er mit seinem Vater durch die Llano ritt. Sie hörten einen Schuß. Als sie sich der Stelle näherten, an welcher er gefallen war, sahen sie den Geist auf einem schwarzen Pferde davonjagen. An dem Orte aber lag ein Bleichgesicht, in dessen Stirn sich das Loch der Kugel befand. Der Häuptling der Komantschen kannte diesen Toten, der ein gefürchteter Mörder gewesen war."

„Welches Aussehen hatte der Geist?"

„Er hatte den Kopf und den Leib des weißen Büffels, um dessen Hals sich die zottige Mähne sträubte. Es war schrecklich anzusehen. Aber dennoch ist er ein guter Geist, sonst würde er nicht die Gestalt dieses heiligen Tieres annehmen. Auch wissen die Komantschen sehr gut, daß er nur böse Männer tötet, während alle guten unter seinem Schutze stehen. Eisenherz kennt zwei Komantschen, welche sich in der Llano verirrt hatten und dem Verschmachten nahe waren. Der Geist ist des Nachts zu ihnen gekommen, hat ihnen Fleisch und Wasser gegeben und sie dann auf den rechten Weg gewiesen."



Schwimmkünste: Fig. 12. Das Lotsen.

„Sprach er auch mit ihnen?"

„Er redete mit ihnen in ihrer Sprache. Ein guter Geist spricht alle Sprachen, denn der große Geist hat sie ihm gelehrt, Howgh!"

Er wendete sich ab. Mit dem letzteren Worte deutete er an, daß er nun genug gesprochen habe und jetzt schweigen wolle.

Frank hatte abseits gestanden und, als er bemerkte, daß die beiden miteinander sprachen, sehnsüchtig zu ihnen herüber geschielt. Es war ihm ganz unmöglich, in der Ferne zu schmollen, während andere so glücklich waren, miteinander reden zu können. Darum kam er jetzt langsam herbeigeschritten und sagte zu Fred:

„Ich habe dir Zeit gegeben, an deinen Busen zu schlagen und dich zu bessern. Hoffentlich hast du eingesehen, daß du dich sehr schwer an dem Schpektrum meiner pomologischen Methode versündigt hast. Willst du das offrichtig eingeschtehen?"

„Ja," antwortete Fred in künstlichem Ernste. „Wir gestehen ja gern zu, daß du uns allen weit überlegen bist."

„So halte in Zukunft ergebenst an dich, und laß dich nich so oft von deinem hemisphärischen Temperamente hinreißen. Dieses Mal will ich dir noch verzeihen, denn nach solchen Erlebnissen wie das soeben überschtandene is der Mensch doppelt zur Versöhnung subdominiert. Am hellen Tage een leibhaftiges Geschpenst zu erblicken, das geht beinahe an Kopf und Kragen. Meine Gänsehaut is mir angeschwollen wie een Luftballon!"

Er setzte sich zu Fred. Dieser meinte lächelnd:

„So groß braucht dein Entsetzen nicht zu sein. Die Erscheinung, welche wir hatten, läßt sich vielleicht auf ganz natürlichem Wege erklären. Denke doch nur an das Brockengespenst, dessen Entstehung der Brockenwirt Nehse so überzeugend nachgewiesen hat!"

„Nehse? Den kenne ich ooch. Sein Sohn is een berühmter Civilingenieur und wohnt in Blasewitz. Er hatte die Ehre, mich off eener Landpartie nach Moritzburg zu treffen und mir grad über das Brockengeschpenst seinen achtungsvollsten Vortrag zu halten. Das is eene harzreiche Lufterscheinung, halb Ozon und halb Sauerschtoff, die sich in der Atmosphäre niederschlägt und dann vom Nebel in glühende Hagelkörner offgelöst wird. Hier aber in der Llano haben wir es mit eenem wirklichen Geiste zu thun. Wir sahen ihn am Himmel hinreiten; es war keene Luft, es war ooch keen Nebel, sondern es war die greifbare Geschtalt eenes wirklichen übernatürlichen Wesens. Wie kann da eene optische Täuschung vorliegen?"

„Hm! Ich selbst habe früher als Taschenspieler künstliche Gespenster produziert."

„Davon magste nur lieber schweigen, denn künstliche Geschpenster herzuschtellen, das is die reene Schwindelhaftigkeeterei! Off welche Weise hast du das denn fertig gebracht?"

„Entweder durch eine schief liegende Glasscheibe oder durch die Camera."

„Das kann ich ooch. Ich habe mir ja selbst mal so eene Camera obscuriosa gebaut; sie war mir so weit ooch ganz gut gelungen, aber leider hatte ich vergessen, das Loch anzubringen, wo die Okularlinsen hineingeschüttet werden. Uebrigens konnte ich von keenem Gemüsehändler diese Sorte von Linsen bekommen, und so habe ich die Sache bis off weiteres einstweilen liegen lassen."

*) Mordwind.

Da brachen Fred und die beiden Snuffles in ein so schallendes Gelächter aus, daß der Ernste Komantsche sich schnell herumwendete und sie erstaunt ansah. Frank aber machte sein zornigstes Gesicht und rief:

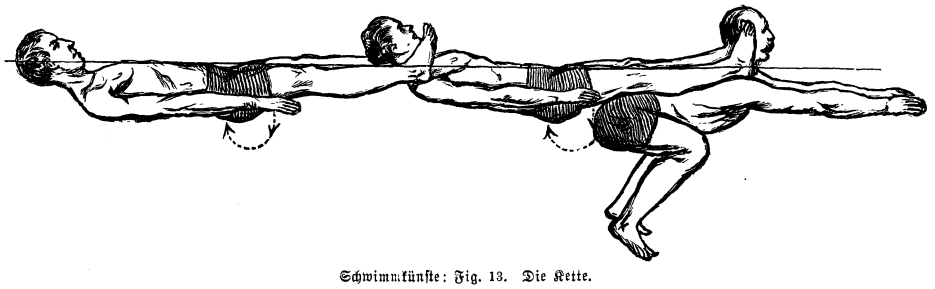
„Silicium! Schweigt schtille! Hört euer Hohngelächter nich sofort off, so richte ich unter euch Semmelbrüdern een Blutbad an, wie Muhammed der Zweete unter den Karthagern! Ihr haltet euch wohl für klug und weise? Ich sage euch, an eurer fadenscheinigen Philosophie sind ooch schon die Knopplöcher offgerissen, und eure ganze Klugheet schmeckt nach Rizinusölpomade! Ihr habt über meine Camera procura gar nichts zu lachen! Sie war ganz richtig konsterniert, und ich als Forschtbeamter hatte keene Zeit, mir die Linsen selber zu erbauen. Ich habe euch zwar längst durchschaut, aber eure mangelhafte Frequenz mit Großmut ertragen, weil ich hoffte, aus euch doch noch was Ordentliches machen zu können; aber jetzt kommt mir die Ueberzeugung, daß an euch Hopfen und Malz verloren ist. Ich verlasse euch abermals und schüttle den Schtoob von meinen Füßen. Euer Hohn erfordert Rache. Ich gehe, aber — manus manum lavendat, zu deutsch: Meine Hand wäscht euch schon noch die Köpfe mit Lavendel. Wartet es nur ab! Ho—ho—ho—howgh!"

Er hatte sich in den größten Grimm hineingesprochen, stampfte sich den Sand von den Füßen, warf ihnen das letzte, indianische Wort mit wütender Gebärde zu und eilte dann fort, um hinter dem Gebüsch zu verschwinden und sie auf diese Weise durch die Entziehung seines Anblickes exemplarisch zu bestrafen.

In einen solchen Zorn war er noch nie geraten. Das Gelächter schwieg, und Fred meinte in bedauerndem Tone:

„Ich dachte nicht, daß er es gar so übelnehmen würde. Das müssen wir durch ganz besondere Höflichkeit ausgleichen. Er ist eine Seele von einem Menschen, und sein famoses Sophistisieren macht ja nur Spaß und keinen Schaden."

Er erzählte den beiden Snuffles alles, was er über den Hobble-Frank wußte, und stimmte dieselben günstig für den kleinen Sonderling. Dann kam die Rede natürlich wieder auf den Tornado und die demselben vorhergehende Erscheinung des Geistes der Llano. Die Drei waren keineswegs ungebildete Männer; besonders besaß Fred mehr als gewöhnliche naturwissenschaftliche Kenntnisse; sie waren überzeugt, es nur mit einer optischen Erscheinung zu thun zu haben, aber sie verstanden es nicht, dieselbe wissenschaftlich genau zu erklären. (Fortsetzung folgt.)



Schwimmkünste: Fig. 13. Die Kette.

Ueber Schwimmkünste.

(Schluß.)

Viele Schwimmer versuchen ihm dieses Kunststückchen nachzumachen, aber nur einigen wenigen gelingt es. Den meisten sinkt entweder bei dem Versuche, das Bein über den Wasserspiegel zu heben, der Kopf gänzlich unter Wasser, oder sie sind trotz aller Anstrengung nicht im stande, das Bein höher als einige Zoll zu heben, so daß der Mastbaum, statt senkrecht emporzuragen, wie gekippt auf einem Wrak liegt. Fritz erklärt, im ersteren Falle drücke der Schwimmer nicht kräftig genug mit den Händen auf die Wasserfläche, der zweite Fehler aber rühre daher, daß man versuche, das Bein langsam bis zur senkrechten Stellung zu heben. Dies sei, wenn auch gerade nicht unmöglich, doch immerhin sehr schwierig. Mit einem raschen Ruck dagegen lasse sich das Bein leicht in die gewünschte Lage bringen und ebenso unschwer sei es dann, es während des Vor- und Rückwärtssegelns in dieser senkrechten Mastbaumstellung zu erhalten.

Fritz selbst mißlingt das Kunststück nie; er hat es sogar so weit gebracht, daß er beide Beine senkrecht emporstreckt. Hierbei muß er aber, wie er selbst sagt, gewaltig mit den Händen arbeiten, um nicht zu sinken. Auch kann er höchstens zwei bis drei Sekunden lang in dieser Lage schwimmen; die Anstrengung ist zu groß, als daß sie länger ertragen werden könnte.

Noch ein weiteres hübsches, jedoch ebenfalls nicht ganz leichtes Kunststück ist der Purzelbaum rückwärts. Mit einem sehr kräftigen Ruck muß der flach auf dem Rücken liegende Schwimmer beide Beine gleichzeitig aus dem Wasser erheben und mit den Händen ebenfalls kräftig auf das Wasser drücken, so daß der Kopf eine rasche Bewegung nach abwärts macht und der Körper sich überschlägt, worauf dann Wasser getreten wird. Die Fig. 9 u. 10 veranschaulichen dies.

Eigentümlich aussehend, aber kein eigentliches Kunststück ist noch das bewegungslose Liegen auf dem Wasser. Es kann dies nicht von jedem Schwimmer ausgeführt werden, da die Möglichkeit, ganz ohne Druck der Hände auf der Wasserfläche zu schwimmen, bewegungslos sozusagen wie ein Stück Holz, lediglich von der Körperbeschaffenheit, dem spezifischen Gewicht des Schwimmers abhängt. Manche Menschen können, wie Fig. 11 dies zeigt, regungslos, flach, mit gestreckten Beinen und hervorragenden Zehenspitzen liegen, solange es ihnen gefällt; andere vermögen es nur mit abwärts hängenden Beinen und noch andere gar nicht auszuführen. Einigermaßen nachhelfen hierzu läßt sich jedenfalls dadurch, daß man möglichst viel Luft einatmet und sie nur sehr langsam wieder ausströmen läßt. Gleichwohl aber wird es vielen auch mit diesem Hilfsmittel nicht möglich sein, den Kopf über Wasser zu halten, wenigstens nicht für längere Zeit.

Sehr hübsche Kunststücke führt Fritz auch im Verein mit seinem Bruder Bertl und einigen Kameraden aus, die gleich ihm treffliche Schwimmer und Turner sind.

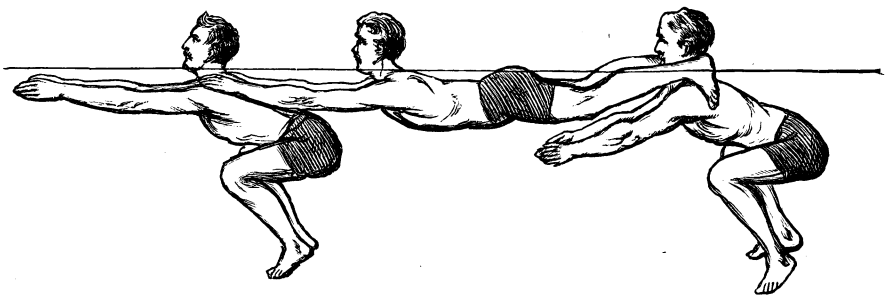
Bei einem derselben, das er das Lotsen nennt, legt sich Fritz flach auf den Rücken und hält sich nur durch leichte Handbewegungen über Wasser. Sein Bruder Bertl aber faßt leicht, wie Fig. 12 veranschaulicht, seine Zehenspitzen mit beiden Händen und dirigiert ihn, mit den Füßen rudernd, vorwärts und rückwärts. Dies Kunststückchen sieht hübsch aus, ohne schwierig zu sein.

Noch hübscher und ebenfalls nicht schwierig ist die Kette, wozu mindestens drei Schwimmer gehören. Fritz und Bertl pflegen sich bei Ausführung dieses Kunst-

stückes flach auf den Rücken zu legen, wobei Fritz seinem Bruder die Füße so auf die Schultern legt, daß er zugleich im stande ist, sich mit denselben durch einen leichten Druck am Kopfe des letzteren festzuhalten. Bertl legt alsdann seine Füße in gleicher Weise auf die Schultern eines dritten Schwimmers, der jedoch nicht in der Rückenlage, sondern auf der Brust schwimmt und seine Bewegungen als Leiter und zugleich Steuermann der verbundenen Kette sehr langsam und ja nicht stoßweise vollführen muß, weil diese sonst leicht zerrissen werden könnte. Fritz und Bertl helfen hierbei, wie aus Fig. 13 hervorgeht, durch leichte Ruderbewegungen mit den Händen mit.

Eine andere Art von Kette führen die drei Schwimmer in der Weise aus, daß der in der Mitte befindliche, auf der Brust Schwimmende, seine Hände auf die Schultern des vor ihm Schwimmenden, die Füße aber auf die Schultern des hinter ihm Schwimmenden legt, wie Fig. 14 zeigt. Der erste und der dritte machen dann ruhig und gleichmäßig ihre Schwimmbewegungen, während der Obenliegende flach und gestreckt auf dem Wasser liegen bleibt.

Auch das gegenseitige Abstoßen im Wasser führen Fritz und Bertl recht hübsch aus. Sie legen sich hierzu, wie in Fig. 15, so auf den Rücken, daß sich die Fußsohlen bei gekrümmten Knieen berühren. Dann zählt Fritz „eins — zwei — drei!" worauf beide gegenseitig fest abstoßen, indem sie die Beine wieder strecken, so daß ihre Körper völlig ausgestreckt rückwärts durch das Wasser schießen. Beide durchmessen auf diese Weise ohne Schwimmbewegungen einen Raum von circa 5 bis 8 m, wenn sie nämlich, um beim Durchschneiden des Wassers so schmal wie möglich zu sein, die Arme fest an den Leib legen. Die vom Körper abgestreckten Arme vermehren natürlich den Widerstand und heben die Bewegungskraft früher auf.



Schwimmkünste: Fig. 14. Die Kette.

Alle bisher angeführten Kunststücke sind eigentliche Schwimmkünste, d. h. sie werden im Wasser während des Schwimmens ausgeführt. Fritz und Bertl verbinden mit dem Schwimmen aber auch solche Kunststücke, die ins Gebiet der Gymnastik gehören, nämlich die verschiedensten Sprünge ins Wasser. Doch darüber, meine lieben jungen Freunde, ein andermal.

Der Blitz als Maler.

Im Jahre 1786 wurde der Pariser Akademie berichtet, daß ein Mann, der einem Baume gegenüberstand, während dieser vom Blitz getroffen wurde, ein deutliches Abbild dieses Baumes auf seiner Brust erhielt. Im Jahre 1812 erschlug der Blitz in einer Waldlichtung bei Bath sechs Schafe. Als man die Häute abzog, fand sich auf der Innenseite derselben eine deutliche Zeichnung dieser Gegend. Die Häute wurden öffentlich ausgestellt. Im Jahre 1825 traf der Blitz einen Matrosen; man fand bei dessen Untersuchung ein Hufeisen auf der Brust abgezeichnet. Bei einem anderen Falle fand sich auf der Haut des Erschlagenen die Zahl 44, welche die Hausnummer eines gegenüberstehenden Hauses war. Ein anderes Mal zeichnete der Blitz auf der Rückseite des Kleides einer Dame die Lehne des Sessels ab, auf dem sie, während es einschlug, gesessen hatte. Im Jahre 1852 zeichnete der Blitz auf die trockenen Blätter eines Palmbaumes eine Gruppe Pinien ab, die in einer Entfernung von 439 Fuß gestanden hatten. Als im Jahre 1857 eine Kuh und ihre Hüterin durch Blitzschlag getötet worden, fand man auf der Brust der Bäuerin ein Abbild der getöteten Kuh.

Am 5. November 1755 schlug der Blitz in das 800 Fässer Pulver enthaltende Magazin zu Maromme bei Rouen. Er zersplitterte zwei der Fässer in kleine Stücke und schleuderte den Inhalt umher, ohne aber zu zünden. Im Jahre 1857 schlug der Blitz in das alte Fort bei Livorno, tötete den neben einer Kanone stehenden Artilleristen und warf zwei andere betäubt zu Boden. Ringsherum lagen Pulver, Granaten, Raketen, doch unterblieb auch hier die Zündung. Diese zwei Beispiele legen die Frage nach der Ursache von sogen. kalten und heißen (nicht zündenden oder zündenden) Schlägen nahe. Der Blitz ist keineswegs das, was wir gewöhnlich Feuer nennen. Er ist an sich weder kalt noch warm. Er ist eine Entladung zwischen zwei elektrischen Wolken oder einer elektrischen Wolke und der durch Verteilung ebenfalls elektrisch gewordenen Erdoberfläche. Dieser elektrische Strom wird sichtbar als Lichterscheinung, weil er in der nicht leitenden Luft eine Verlangsamung erleidet. Ein unverlangsamter elektrischer Strom ist für unser Auge nicht wahrnehmbar. Die gleichwohl ungeheuer rasche Bewegung dieses Stromes teilt sich nun selbstverständlich beim Einschlagen den getroffenen Gegenständen mit und erzeugt dadurch, je nach der Beschaffenheit der Gegenstände, hauptsächlich aber je nachdem die Leitung verschiedenartig und zu mehreren Malen unterbrochen ist, Entzündung oder nicht. Werden z. B. trockene, mit eisernen Nägeln befestigte Bretter vom Blitze getroffen, so bildet er um jeden Nagel eine zündende Flamme. Metalle werden oft vom Blitz geschmolzen, aber gewöhnlich nur da, wo die Leitung unterbrochen ist. Dieser Fall kann aber auch bei einer in der Dicke ungleichmäßigen Leitung eintreten.

Zum Schluß noch einige Beispiele, welche zeigen, wie die Bahn beschaffen ist, welche der Blitz verfolgt. Im Mai 1844 traf im Park der Villa Borghese ein Blitz zwei dicht nebeneinanderstehende Pinien. Nachdem der Strahl in spiralförmigen Windungen eine Strecke weit an dem Stamm des einen Baumes herabgegangen war, sprang er auf den anderen über und verfolgte an diesem in der nämlichen Weise seinen Weg bis zur Erde. Ein anderer Blitz, der einige Telegraphenstangen der Taunusbahn traf, splitterte dieselben so aus, daß die getroffenen Stellen in spiraligen Windungen um die Stangen liefen. Am 29. August 1866 schlug ein Blitz bei Stettin in einen Oderkahn. Der Strahl folgte dem Mast, riß 10 bis 12 Fuß lange Splitter ab,

derart, daß Schlangenwindungen um den Mast entstanden. Auch die Höhlungen der Blitzröhren zeigen eine gewundene Form. Diese Thatsachen berechtigen zu dem Schlusse, daß die Form des Blitzes überhaupt eine Spirale darstellt.

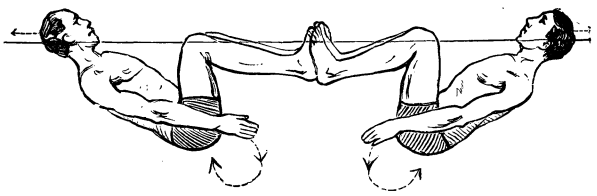
Pfeife als Lötrohr.

Ein Lötrohr ist ebenfalls ein unentbehrlicher Apparat des Chemikers und Mineralogen; er bedient sich desselben, um durch Zublasen von atmosphärischer Luft, in die Flamme hinein, deren Heizkraft zu verstärken. Unsere Illustration stellt einen Operateur dar, welcher eine gewöhnliche Thon- (kölnische) Tabakspfeife als ein treffliches Lötrohr gebraucht, mittels dessen und mit einer gewöhnlichen Kerzenflamme er ein Funkensprühen hervorbringt. Er wirft nämlich in das spitze Ende der Flamme etwas Hammerschlag oder Eisenfeilspäne, welche weißglühend werden, brennen und unter der Einwirkung der höheren Temperatur oxydieren: ein hübscher Versuch über die Verbrennungsfähigkeit von in der Luft verteiltem Eisen.

Antwortschreiben an O. Erdmann zu Hofgeismar bei Kassel.

Siehste, so biste! Wennste, so könntste! Nu brauchste den Hobble-Frank ooch, um aus dem Fundamundum zu erfahren, wie een Lasso eegentlich konschterniert wird! Advokatorisch betrachtet hab ich's gar nich nötig, off so eene merkantilische Sonnabendsfrage eene meiner berühmten metaphystischen Feiertagsantworten zu schtipulieren, denn ich sitze jetzt off meiner byzantinischen Sommerlogis-Villa, die ich mir von dem Goldklumpen gekooft habe, von dem du ooch noch lesen wirscht, und ruhe nach den Anschtrengungen des Prairielebens off meinen Pfefferkörnern und Lorbeerblättern aus. Aber weil ich als unbewußter Mitarbeiter und Ehrenritter des „G. K." alle Abonnenten desselben mit meiner Gnade und Barmherzigkeet beschtrahlen und zu mir erheben möchte, so sollst ooch du off der Ruine von Schönburg oder Schöneberg bei Hofgeismar mal wonnevoll in meiner beglückenden Protektion schwelgen, falls mir nämlich das bekannte polygonisch-obschtinate Setzerlehrlingelchen nich meine geistvolle Orthographie und Konterpunktion verdirbt. Also trawalljeh, mosjeh!

Wer sich eenen Lasso machen will, der koofe sich eene junge Kuh, lasse sie schlachten, reenige das Bauchschtück des Felles sorgfältig von allen Schpuren des irdischen Fleesches und schneide fünf zwanzig Ellen lange und federmesserklingenbreete Riemen aus demselben. Das muß aberst in eener sogenannten Konschpirallinie geschehen, sonst werden die Riemen nich lang genug. Dieselben werden dann fünf Tage lang in eene konzentristische Lauge von Aqua und Holzasche gethan und nachher ebenso lang schtraff ausgeschpannt und täglich zweemal tüchtig mit Rindsgehirn durchsäuselnd eingerieben. Nun kann man ans Zusammenflechten gehen, was eene bedeutend intelligente Konferenz der Fingerfertigkeet erfordert, wenn die fünf Teele eene so ästhetisch-hochwürdige Alliangs bekommen sollen, daß sie eenen festen, tadellos runden Riemen bilden. Das eene Ende bekommt eenen Knoten gewidmet, mit dem es an den Sattelknopf befestigt wird; in das andere muß man gleich anfangs eenen Ring flechten, der eenen solchen



Schwimmkünste: Fig. 15. Das Abstoßen.

Radius mal Radius mal Bibi hat, daß der Riemen mit hellespontischer Leichtigkeet hindurchgleiten kann. Nun endlich wird der Lasso geräuchert, wozu man grad unter dem Zenith ein Loch in den Erdboden des Meridianes machen muß. In diesem Loch brennt man verfaultes vegetabilisches Holz an, das vielen Rooch und keene Leuchtturmflamme gibt. Rundum werden nach Art der Zeltpfähle Schtangen eingeschteckt und oben zusammengebunden, um hieran den Lasso offzuhängen. Ueber diese Konschtruktion kommt eene Decke, daß der Rooch nich entweichen kann. Hat der Lasso eenen Tag lang die Annehmlichkeeten dieses Qualmes genossen, so wird er herausgenommen, möglichst reenlich gereinigt und is nu zum Gebrauche fertig. So een Riemen kann eene Last von vielen Zentnern aushalten und verliert selbst in der größten Nässe weder seinen zuverlässigen Charakter noch sein geschmeidiges Temperament.

Also off diese Weise werden bei den Indianern die Lassos ang detalch gefertigt. In Hofgeismar aber werden zusammengeflochtene Schnuren oder wohl gar een Schtrick genügen, an den man eenen Ring befestigt. Off dem Anger meines gegenwärtigen Existenzpunktes schpielen die männlichen Knaben fast täglich „Old Shatterhand und Winnetou". Ich habe ihnen Lassos aus Zuckerhutschnuren geflochten; des Nachbars Kurt bringt seine Ziegenböcke, was die wilden Bisons sind, die gefangen werden sollen. Das gibt een Tummeln wie bei den olympischen Schpielen, wo das Schwert geschwungen und der Fiskus geworfen wurde. Selbst die Ziegenböcke haben ihre Freede dran, zumal die Bubens sich sehre in acht nehmen, sie oder etwa gar sich selbst mit den Lassos zu verletzen.

Wie nun aber so een Lasso geschlungen und geschwungen wird, darüber schweigt des Sängers Höflichkeet einstweilen noch. Old Shatterhand wird es dir in der Llano estakata sehr bald so genau zeigen, daß du es ihm nach eeniger Uebung wirst nachmachen können.

Uebrigens conschtratiere ich bei dieser plusquamperfekten Gelegenheet, daß der Verfasser der beeden Erzählungen meine weltgeschichtliche Persönlichkeet nich mit der wünschenswerten aquäbukten Genauigkeet geschildert hat. Er läßt noch viel zu wenig von meiner imposanten Geisteskarbonate schpüren. Er zeechnet mich nur mit Bleischtiftkonturen und malt mich nich mit Sepia an. Ich verlange hiermit dickere Farben ins Gesicht! Ich bin noch viel gescheiter, als ich da im „G. K." schtehe. Wenn er das richtige Geschick nich hat, een wirklich naturdiagonales Porträt von mir in die Unendlichkeet zu rikoschetieren, so mag er sich ergebenst zur Thür hinaus empfehlen, und ich schreibe in Zukunft meine Erlebnisse für den „G. K." höchst eegenhändig selber! Womit ich alle lieben Kamerädchens meiner ferneren malayischen Huld versichere und mich in aeternum unterschreibe als ihren wissenschaftlichen Gönner und Minotaurus

Hobble-Frank,
früher Forschtgehilfe zu Moritzburg in Saxen.

Rätsel im Volksmunde am Anfange dieses Jahrhunderts.

Wer es trägt, der will es nicht,
Wer es macht, der braucht es nicht,
Wer es kauft, behält es nicht,
Wer es braucht, der weiß es nicht.

Auflösung des Scherzrätsels in Nr. 39.

Dominikaner.
Dominik aner (einer).

Auflösung des Quadraträtsels in Nr. 39.

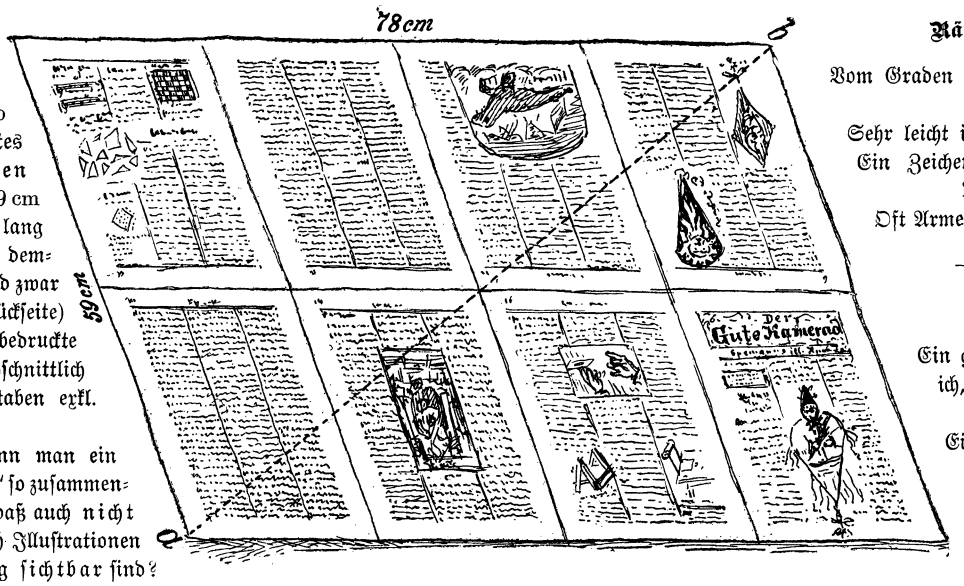
1.	2.	3.	4.	5.
h	b	e	k	**t**
a	**a**	**i**	**a**	i
v	s	**d**	m	g
e	**e**	**e**	**e**	e
l	l	**r**	l	**r**

Setzt man statt des mittelsten Buchstabens (d) ein **f**, so entstehen in den betreffenden Reihen die Worte: Hafer, Tafel und Eifer.

Aufgabe.

Ein unaufgeschnittenes und nach a b auseinandergebreitetes Exemplar des „Guten Kameraden" ist 59 cm hoch und 78 cm lang oder breit, enthält demnach 5 602 □cm, und zwar 2mal (Vor- und Rückseite) = 11 204 □cm bedruckte Flächen, diese durchschnittlich circa 51 200 Buchstaben exkl. Illustrationen.

Frage: Wie kann man ein Exemplar des „G.K." so zusammengelegt überreichen, daß auch nicht ein Buchstabe noch Illustrationen bei der Ueberreichung sichtbar sind?



Rätsel.

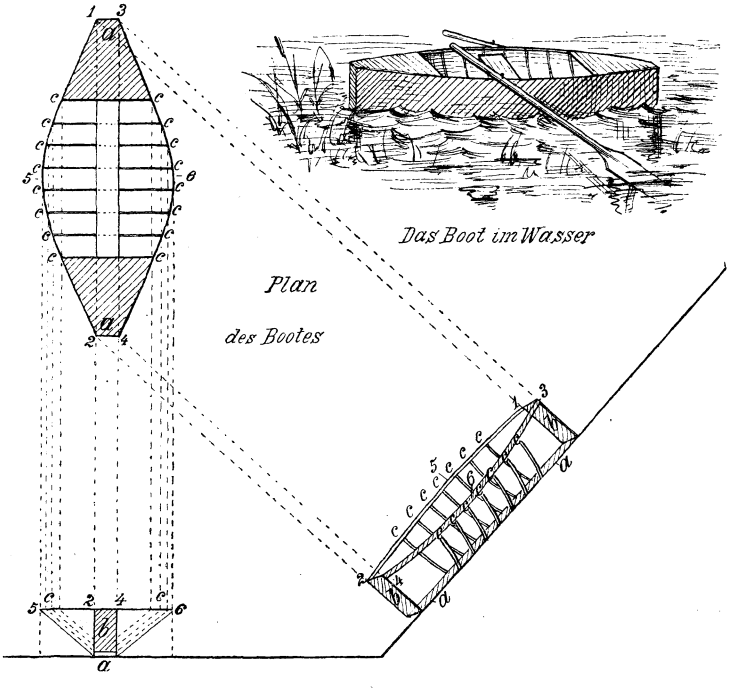
Vom Graden grad das Gegenteil,
Sehr leicht ist es zu raten.
Ein Zeichen weg, ein „e" dafür —
Oft Arme dich drum baten.

Rätsel.

Ein großer Strom bin ich, bekannt im Altertum;
Ein hohes, wichtiges Buch verkündet meinen Ruhm.

Fragen und Antworten.

P. Landmayer. Unseres Wissens sind die in Deutschland üblichen Grönländer (Einriems, Doppelschaufel) in der Regel nur einsitzig. Ein Buch über den Bau dieser Fahrzeuge ist uns nicht bekannt; möglich, ja wahrscheinlich, daß die in Berlin erscheinende Wochenschrift „Wassersport" dieser Bootsart schon Besprechungen gewidmet hat. — Vielleicht ist Dir der Inhalt eines Briefes von Interesse, den uns ein Kamerad aus Amerika, Harry Jeschke, 42 Public Square, Cleveland, O., sendet. Er schreibt: „Das Boot, welches ich meinte, sollte kein Spielzeug sein, sondern ein wirkliches Boot, mit dem ich auf den See hinausfahren kann. Nun hat sich inzwischen ein Kamerad von mir ein solches gebaut, ein ‚Indianerbot', wie er es nennt, und ich habe dabei geholfen. Wir haben es schon versuchsweise gebraucht, es läuft herrlich. Ich will Dir beschreiben, wie ich das meinige, welches ich jetzt in Arbeit habe, bauen will. Es besteht (vergl. Zeichnung) aus einem 4 × 2 Zoll starken Brette (aa), das eine Länge von ungefähr 10 Fuß hat. Auf die Enden dieses Brettes (aa) werden zwei 1 Fuß lange Brettchen (b) geschraubt. An diese werden dann zwei nicht zu dünne, gebogene Latten (1 5 2) und (3 6 4) befestigt. An diese kommen jetzt die Enden der Halbreifen (cc) mit der Mitte derselben unter das Brett (aa) befestigt. Damit hätten wir das sogen. Skelett des Bootes fertig. Es muß sehr sorgsam gemacht werden, damit es nicht wackelig wird. Dann kauft man 5 Yard Segeleinen von ungefähr 1½ Yard Breite und überzieht das Gestell mit diesem, natürlich sehr straff. Dies gemacht, bestreicht man die Leinwand auswendig und inwendig möglichst dick mit haltbarer Oelfarbe. Wenn das gut gemacht ist, so kann niemals Wasser durchdringen. Wenn der „G. K." denkt, daß meine Beschreibung wert ist, einen Platz in der Zeitung zu finden, so möchte sie vielleicht manchem Kameraden von Nutzen sein." — Wir danken Dir für Deine Mitteilung, die, aus dem Lande der Rothäute kommend, zweifellos Interesse erregen wird. Dein „Indianerboot", das man hier mit dem schmeichelhaften Namen: „Spazierkübel" belegen würde, hat den Vorzug, daß es sehr einfach ist und bei bescheidenen Ansprüchen gewiß gute Dienste leistet. Warum machst Du den Bug (das äußerste Vorderteil) nicht scharf, d. h. zugespitzt? Es würde erstens das Wasser besser durchschneiden, das Boot also eine größere Geschwindigkeit entwickeln können und würde dadurch zugleich stabiler. Freundlichen Gruß und fröhliche Fahrten. (Nicht umkippen!)



Hermann B. in Hameln. Es kommt nicht sowohl auf die Maschine, als auch auf die Leistungsfähigkeit des Fahrers an. Ein Radfahrer, der kurze Beine hat, wird auf der Maschine größter Konstruktion nicht wohl zurecht kommen. Uebrigens drängen sich auf diesem sportlichen Gebiete die Neuerungen; wenn Du Deine Frage einer der nachgenannten Niederlagen und Fabriken vorlegst, wird Dir wohl die erwünschte Auskunft werden: Gustav Hummel in Stuttgart, Karl Marschütz und Komp. in Nürnberg, Heinrich Kleyer in Frankfurt a. M., Siemon und Werner in Berlin SW., Zimmerstraße 87. — Die elektrische Hausglocke kommt bald an die Reihe; Geduld, Geduld!

Th. F., Quintaner in Kempen. Ist in dem illustrierten Aufsatze „Etwas vom Süßwasseraquarium", Seite 423 u. ff. dieses Jahrgangs, ausführlich gesagt.

A. J., Tertianer in B. Du bittest, der „G. K." möchte Dir raten, wie Du Dein Segelboot auftakeln sollst. Freundchen, frage lieber einen dortigen Bootbauer, der das Boot in Augenschein nehmen und auf seine Tüchtigkeit prüfen kann. Jedes Boot läßt sich zum Segeln nicht benützen; es müssen gewisse Bedingungen gegeben sein, die in der Bauart u. versch. a. liegen. Was Dir der „G. K." alles zu raten wüßte, das würde sich auf dem Papier zwar ganz schön machen, in der Praxis aber doch manches Häkchen zeigen. Und daß Dein stolzer Dreimaster am Ende kentert, daß Du Wasser schlucken mußt, das möchte der „G. K." nicht auf dem Gewissen haben.

Abonnent in Koblenz. Es gibt so viele Insekten, die unsere Obstbäume angreifen, daß man Dir ohne nähere Angabe, welcher Art die Feinde sind, auch kein bestimmtes Gegenmittel empfehlen kann. Wespen, Käfer, Blattläuse, Milben können ganz beträchtlichen Schaden verursachen. Aus der Notiz, daß kein Blatt mehr am Baume zu finden ist, schließen wir, daß es sich um Raupenfraß handelt und zwar wahrscheinlich um den in diesem Jahre besonders stark verbreiteten Frostspanner (Geometra brumata). Diese Raupe ist gelblichgrün, auf dem Rücken weiß gestreift und geht jetzt zur Verpuppung in die Erde. Im Oktober und November kriechen die Schmetterlinge aus und das nur mit kurzen, zum Fliegen untauglichen Flügelstumpfen. Die Weibchen kriechen an den Stämmen in die Höhe, um ihre Eier in die Nähe der Knospen zu legen. Die Räupchen kriechen im Frühjahr aus und bespinnen die Knospen und Blätter, die sie fressen. — Zunächst also sind die Bäume täglich abzuschütteln; dann müssen dieselben abends bespritzt und mit Asche bestreut werden. Zur Vermeidung der Wiederkehr des Raupenfraßes im nächsten Jahre sind von Ende Oktober bis Dezember frische Teerringe um den Stamm zu legen. (Fest anliegende Streifen von starkem Papier werden am Stamm halsbandartig angelegt und stets durch Teer klebrig erhalten; es fangen sich daran die vom Boden aus aufwärts kriechenden Schmetterlingsweibchen.) Zu Beginn des Herbstes ist auch der Boden um die Bäumchen fußtief umzugraben.

L. R. in K. Hm! Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen. —

L. F. in **Br.** Richtig. Sehr brav!

P. Pf. in **Bremen.** Daß sich Dein Uebel gehoben hat, erfreut den „G. K." sehr. Für das Bilderrätsel besten Dank und Gruß!

Albert N. Zuerst müssen der edle Old Shatterhand und sein tapferes Gefolge doch die Llanogeier erwischt und, wie gebührlich, exemplarisch bestraft haben, ehe wir Deinem Wunsch entsprechen können. Der Mensch denkt und der — Verfasser lenkt.

P. E. in **Glauchau.** Anleitung zum Angeln wirst Du schon in einer der nächsten Nummern vorfinden. Also noch ein klein wenig Geduld. Gruß freundlich erwidert.

Ein Prager Kamerad an den **Alchimisten** und **Sterngucker** in Nr. 35 dieses Jahrgangs: „Lieber Kamerad! Schmücke Dich nicht mit fremden Federn! Was Du uns da zum besten gibst, das stand schon im Jahre 1874, Nr. 1533, Seite 183 in den Fliegenden Blättern." — Dein Gedächtnis reicht weit zurück, in eine Zeit, da unser heutiger „Sterngucker" wahrscheinlich noch in den Windeln lag. Uebrigens Du versprichst dereinst ein streitbarer Litteraturhistoriker zu werden.

Obertertianer H. L. Das ist freilich sehr unrecht: Auswahlsendungen zu erbitten, diese anzunehmen und nichts mehr von sich hören zu lassen. Beschwere Dich bei seinem Papa! — Dank für die Knacknuß!

Füchslein II, G. Eine vorzügliche Uebersetzung wurde, wie Du schreibst, auf eurem Gymnasium fertig gebracht: Triste lupus stabulis, zu deutsch: „Traurig stand der Wolf im Stall!"

R. H. in **N.** Ei, warum nicht gar! Die rauhborstigen Gesellen würden sich vor Vergnügen Locken brennen lassen.

J. P. in **Dessau.** Wenn der „G. K." genaue Auskunft geben soll, mußt Du ihm bezeichnen, ob Du Werkmeister, ob Du Regierungsbaumeister, also in den Staatsdienst eintreten oder Privatarchitekt werden willst! Uebrigens, wenn Du gefälligst nachschlagen wolltest, der „G. K." hat diese Fragen wiederholt beantwortet. Gruß freundlich erwidert!

H — — — — k Karl, IV. Gymnasialklasse. Du kannst die Klasseneinteilung der deutschen Gymnasien und Realgymnasien nicht verstehen. Sie bestehen aus neun Klassen und zwar: Prima (Ober- und Unterprima, die oberste, höchste Klasse). Sekunda (Ober- und Untersekunda) und Tertia (Ober- und Untertertia) mit je zweijährigem Lehrplan, Quarta, Quinta und Sexta mit je einjährigem Lehrplan. Der vollständige Besuch einer solchen Lehranstalt dauert also neun Jahre; er beginnt, um recht deutlich zu sein, mit Sexta und schließt mit Prima. — Du schreibst ferner: „Ohne mich zu loben — denn Eigenlob st . . . . — gestehe ich, daß ich schon ziemlich viele Gedichte komponiert habe, doch nur einige wenige fertig machte. Drum hole ich mir bei Dir Rat, wie ich beim Dichten ausharren könnte; denn schon nach einigen Stunden wird mir das Pegasusſitzen zu fade." — Wenn's das ist, Dein Klepper wird Dir nur dankbar sein, so Du bei eintretender Ermüdung alsogleich absteigst. Nur nicht dem gutmütigen Tierchen auch noch das letzte Härchen herunterschinden. Mit anderen Worten: Quäle Dich nicht! Innerlicher Drang, echte und rechte Verse, kommen und sprudeln ganz von selber.

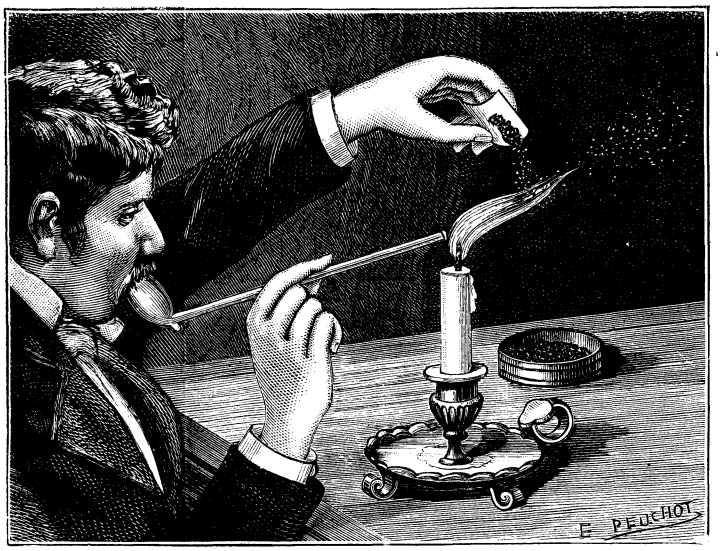
Robert L. in **Heidelberg.** Die Beschreibung Deines selbsterdachten elektrischen Läutewerkes ist uns ein willkommener Beitrag zu einer Arbeit, die wir uns langher selbst schon zur Aufgabe gestellt haben. Hoffentlich kommen wir bald daran. — Der erste Jahrgang wird Dir ebenfalls sehr gefallen, insbesondere die Erzählung von Karl May: „Der Sohn des Bärenjägers". Freundlichen Gruß.

Kurt Sch. in **Rh.** bei **M.-Gl.** Wie man einen jungen Dackel- (Dachs-?) hund, erst zehn Tage alt, erziehen muß? — Ueberlasse dieses Amt vorläufig seiner Frau Mama.

R. in **St. Petersburg.** Schwaneberger.

H. Pflug, Baltersbacher Hof. Neben der genannten Pfauentaube würden wir Dir empfehlen: Die Trommeltaube, Kropftaube, Haubentaube, die Schleier- oder Perückentaube, die Purzel- oder Tummeltaube, die türkische und die orientalische Taube, die Brieftaube, Mövchentaube, Turteltaube, Mondtaube, die Maskentaube u. s. w. Es gibt heutzutage zahllose Varietäten; sie einigermaßen erschöpfend an dieser Stelle aufzuführen, ist raumeshalber unthunlich. Leihe Dir von einem Bekannten das öfters genannte Spemannsche „Schatzkästlein des Guten Rats"; darin findest Du über die Ziertaubenzucht, über Arten, Pflege und Behausung mancherlei gesagt, das Dir willkommen sein möchte. Gruß freundlich erwidert.

Leopold R. in **Gr.** Du hast schon davon gehört, daß das deutsche Reichspostmuseum eine große Briefmarkensammlung besitzt und wünschest, es möchte Dir der allwissende „G. K." „einiges" darüber mitteilen. Um seine Allwissenheit würde es diesmal herzlich schlecht stehen, wenn er nicht zufällig wüßte, daß über diesen Gegenstand vor nicht allzulanger Zeit ein bekannter Philatelist, Landrichter Lindenberg, im „Archiv für Post und Telegraphie" einen interessanten Aufsatz veröffentlicht hat, dessen teilweise Widergabe nicht nur Dich, sondern auch die Mehrzahl Deiner Kameraden lebhaft interessieren dürfte. Also — Du hast ganz recht, die genannte Sammlung ist einzig in ihrer Art und enthält Postwertzeichen fast aller Länder der Erde in meist noch unverworteten (unabgestempelten) Exemplaren, die bis in die sechziger Jahre zurückreichen. 1873 wurde sie auf der Wiener Weltausstellung zum erstenmale gezeigt und fand dann Aufnahme in dem 1874 gegründeten Postmuseum. Da in Liebhaberkreisen für einzelne Marken oft über 300 M., ja für besonders seltene Stücke 1000 bis 2000 M. gezahlt werden, so kannst Du ermessen, welchen hohen Wert die vollzählige Sammlung des Reichspostamts darstellt, wenn sie auch hinter den übrigens ganz anders gestalteten Sammlungen einiger Pariser und Londoner Aristokraten zurückbleiben muß. Im Postmuseum sind die Marken nicht in Albums gesammelt, wie Du vermutest, sondern auf Kartontafeln befestigt, diese in Rahmen gespannt und durch Glas geschützt. Die Rahmen sind der Reihe nach in eine Säule eingespannt, die sich um sich selbst dreht. Die Sammlung enthält zur Zeit vier solcher Säulen, deren jede 25 auf beiden Seiten mit Postwertzeichen besetzte Glastafeln faßt. Damit die Farbe



Eine Thonpfeife als Lötrohr.

der Marken nicht leidet, wird der Saal nur durch künstliches Licht erhellt. Die Sammlung ist nach einem bestimmten geographischen System geordnet. Die erste Abteilung wird aus den Postfreimarken gebildet und nimmt Säule I ein. Es sind hier 6561 verschiedene Marken, ohne Mitzählung der Nuancen, vorhanden, die sich auf 216 Länder verteilen. Die meisten Marken (261) sind solche Spaniens, dann kommen die Vereinigten Staaten mit 184, die Türkei mit 167, Mexiko mit 164, Frankreich mit 121; die Deutsche Reichspost hingegen hat nur die bescheidene Zahl von 51 Marken aufzuweisen. Von den indischen Staaten Holkar und Jhodawar ist nur je eine Marke vorhanden. Die zweite Abteilung, an Säule II geordnet, enthält die Briefumschläge und Streifbänder; sie zählt im Ganzen von 89 Staaten 1446 Stücke, ist aber in starkem Wachstum begriffen. Die dritte Abteilung, räumlich am umfangreichsten, enthält die Postkarten und nimmt Säule III und einen Teil von Säule IV ein; die 1116 vorhandenen Karten verteilen sich auf 130 Staaten. Der vierte Teil der Sammlung umfaßt 391 Formulare für den Geldverkehr und sonstige Formulare mit Markenstempeln, wie Paketadressen 2c. Die fünfte Abteilung — 291 Stücke mit großen Seltenheiten — enthält die Wertzeichen des Telegraphenwesens. In letzter Linie gehören zu der Sammlung noch eine große Zahl von Versuchs- und Probemarken, sogen. Essais. Ist das nicht großartig? Da mal mit beiden Händen dreist zulangen dürfen, das wäre was, wie?

F. von L. in **W.** Ja, man sollte das meinen. Wenn jedoch die Militärzeitung, der wir die nachstehenden Daten entnehmen, recht hat, wäre das nicht der Fall. Aus dieser Statistik ergibt sich, daß die Preußen bei Kollin und Kunersdorf 40 und bei Zorndorf 38 % der Truppen durch Tod oder Verwundung verloren haben; bei Leipzig verlor das Kleistsche Korps in zwei Tagen 33, das Yorksche Korps 25; bei Lützen fielen von den Preußen 30, bei Belle-Alliance von den Engländern 25 %; dagegen betrugen die Verluste der Deutschen bei Mars-la-Tour 22, bei Spichern 18, bei Wörth 12, bei Gravelotte 10 und bei Sedan 4½ %. Die Schlacht bei Königgrätz kostete den Preußen 4, den Oesterreichern 11 % an Toten und Verwundeten. Aus alledem darf gefolgert werden, daß seit Einführung der Schnellfeuerwaffen eine Steigerung der Gefechtsverluste nicht stattgefunden hat.

Auf viele Anfragen. Die gewünschte Adresse lautet: Rudolf Stirn, Berlin, Sebastianstraße 34. — Die billigsten, also die Engrospreise der Stirnschen ingeniösen Geheimcamera, in hübschem Etui mit 1 Karton von 6 Trockenplatten, zu 36 Aufnahmen, sind bei Abnahme von mindestens 5 Apparaten 22 M. 50 Pf., bei 21 Stück 20 M. — Nähere Auskünfte erteilt die genannte Adresse.

M. P. in **Rostock.** Annahme als Zahlmeisterapplikantanwärter in der deutschen Marine finden in der Regel nur Leute des Dienststandes, welche die Qualifikation zum Einjährig-Freiwilligen oder das Reifezeugnis für die Obersekunda eines Gymnasiums oder einer Realschule erster Ordnung besitzen. Nach 6- bis 10monatlicher Dienstleistung auf den Zahlmeisterbüreaus erfolgt die definitive Annahme als Applikant und weitere Ausbildung, schließlich das Examen. Die ganze Ausbildungszeit bis zu dieser Prüfung beträgt etwa 3½ bis 4 Jahre, der bei Vakanz die Ernennung zum Zahlmeisteraspiranten folgt. Die Beförderung zum Zahlmeister bedingt mindestens einjährige Fahrzeit als Aspirant an Bord S. M. Schiffe und die erfolgte Wahl durch die Zahlmeister der Station. Der Marineunterzahlmeister genießt den Rang eines Unterlieutenants zur See. Zahlmeisteraspiranten können auch zu der Intendanturſekretariatskarriere zugelassen werden, wofern sie das Qualifikationsattest „gut" oder „sehr gut" besitzen. — Die europäische Türkei zählt zum Weltpostverein; die Postkarten innerhalb desselben kosten 10 Pf.

Alfred B. in **Baden** bei **Wien.** Geldwetten abzuschließen, das würde der „G. K." nicht genug tadeln können; wenn der Staat als Hüter der guten Sitte und Moral sogar den Erwachsenen dieses Unternehmen verbieten will, umsomehr ist es für Dich und Deine Altersgenossen als durchaus verwerflich zu bezeichnen. An dem Sporte als solchem und an den jeweiligen Resultaten reges Interesse nehmen, Kraft, Mut und Ausdauer zu bewundern, darin kann der „G. K." nichts Unpassendes erblicken, im Gegenteil. Uebrigens folge nur Deinen Eltern und Herren Lehrern; sie werden schon recht haben.

Kurt D. in **J.** Sehr schön gesagt, doch der „G. K." will's nicht glauben. Anno dazumal, frage nur Deine Großmama, gab es ja noch gar keine Streichhölzer.

Sauerteig. Ein schöner Spitzname. Die kleinen Schmerzen dreist ausgepackt; wollen sehen, ob wir nicht alles zum Guten führen können. Gruß!

O. B. 87, Koblenz. Du bist ein großer Rätselkünstler! Schönen Dank.

Ernst B. in **N.** Diese Streichhölzchenaufgabe ist nicht übel, aber bekannt, sehr bekannt.

Franz. O Du Schäfer! Nein, daraus wird nichts!

A. H. in **Dresden.** Du findest das Gewünschte auf Seite 336 dieses Jahrgangs unter C. B. in Altona.

Tauschmarkt.

Karl Horz in **Ludwigsburg, Alleenstraße 9,** tauscht seltenere Briefmarken.

Max Gellert in **Chemnitz, Herrenstraße 26,** gibt Versteinerungen, Käfer, Muscheln, Raupen, Münzen, wünscht Erze, Kristalle, Käfer, Schmetterlinge, Münzen.

Franz Heiner, zur Zeit Pension Haage in **Eßlingen a. N.,** tauscht Schmetterlinge; hat viele.

A. H., Dresden, postlagernd Postamt I, tauscht ein Lehrbuch der Laubsägearbeiten.

E. Tiedke in **Schwerin, Steinstraße 20,** ist als Briefmarkensammler noch Anfänger; bittet großmütige Kameraden herzlich von ihren Dubletten zu senden.

J. Matheis, stud. litt. in **München, Veterinärstraße 8 II,** dankt für freundliche Zusendungen. Antworten folgen.

Ernst Becker in **M.-Gladbach** fragt: Wo sind ein Pärchen junge, schwarze oder braune Zwergziegen zu haben?

E. Büschert, per Adresse Herrn Lehrer Almeling in Hildesheim, Binderstraße 11, tauscht Briefmarken.

F. Cohn in **Berlin N, Soldinerstraße 30 I,** tauscht Briefmarken. Hat zahlreiche Dubletten.

E. Thorell in **Hamburg, Glockengießerwall 15,** tauscht Briefmarken.

T. K. H. C. 31263a, postlagernd Duisburg, öfters auf Reisen, bittet die Kameraden um Hilfe, ein Markenalbum zu gewinnen. Muß zuerst 2000 verschiedene Marken haben.

Alfred Lange in **Berlin C, Weinmeisterstraße 18,** möchte eine Schildkröte größerer Art kaufen.

H. Stolzmann in **Spandau, Lengefelderstraße 54,** gibt 100 amtliche Stempel gegen ausl. Briefmarken.

Etikette.

Die höfische Artigkeit (Etikette) wurde bekanntlich unter dem „Roi Soleil“ (Louis XIV. von Frankreich) bis ins kleinste ausgebildet und peinlichst gewahrt. Der damalige englische Gesandte in Paris galt als unübertreffliches Muster eines Hofmannes in dieser Beziehung und der Hof beschloß eines Tages, sein Feingefühl auf die Probe zu setzen. Demnach lud der Herrscher den Gesandten ein, in der königlichen Karosse mit zur Jagd zu fahren und überließ ihm sogar mit huldvoller Handbewegung den Vortritt beim Besteigen des Wagens. Gespannt warteten die umstehenden Höflinge, wie der feine Engländer sich benehmen würde. Doch sie hatten nicht lange zu warten, denn nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung bestieg der Gesandte rasch den Wagen vor dem Könige. Ein beifälliges Murmeln der Versammlung fand, daß derselbe sich vortrefflich aus der bisher unerhörten Affaire gezogen, indem er die Zuvorkommenheit des Königs als einen sofort und widerspruchslos auszuführenden Befehl aufgefaßt hatte.

Wenn auch in unsern Zeiten das Benehmen eines fremden Gesandten am Hofe keineswegs mehr jene, oft welterschütternde Bedeutung hat, wie dies ehemals der Fall war, so sind doch Artigkeit, Feinheit und Geistesgegenwart auch heute noch gangbare Münzen, mittelst welcher der strebsame Mann die Anerkennung der Gesellschaft leicht erwirbt. Quod erat demonstrandum!

Klage nicht darüber, daß die Rosen Dornen tragen; freue dich vielmehr über den Dornenstrauch, daß er Rosen trägt.

Johannes Wille.

Die Söhne des Markgrafen.

(Fortsetzung.)

Lautlos, mit verhaltenem Atem lauschten die Knaben den Worten Meister Leonhards; nur zu wohl fühlten sie, daß er besondere Gründe zu dieser Weisung haben mußte.

„Sagt mir eines, lieber Meister,“ hob Dodo an, „wenn einer, der gern das Mainzer Gebiet gewinnen möchte, sich jenseits des Mainstromes befindet, ist es leicht, ihn von hüben aus zu verfolgen?“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Nicht doch,“ erwiderte er; „der Umweg ist ein so bedeutender, daß selbst ein Reiter den rüstigen Fußgänger mit gutem Vorsprung schwer einzuholen vermöchte. Und nun noch eines,“ unterbrach er sich, „hört ihr das Zeichen zum Aufbruch? Wir müssen hinunter; man kann aber nicht wissen, was sich auf einer Jagd ereignet, seid ihr mit Geld versehen?“

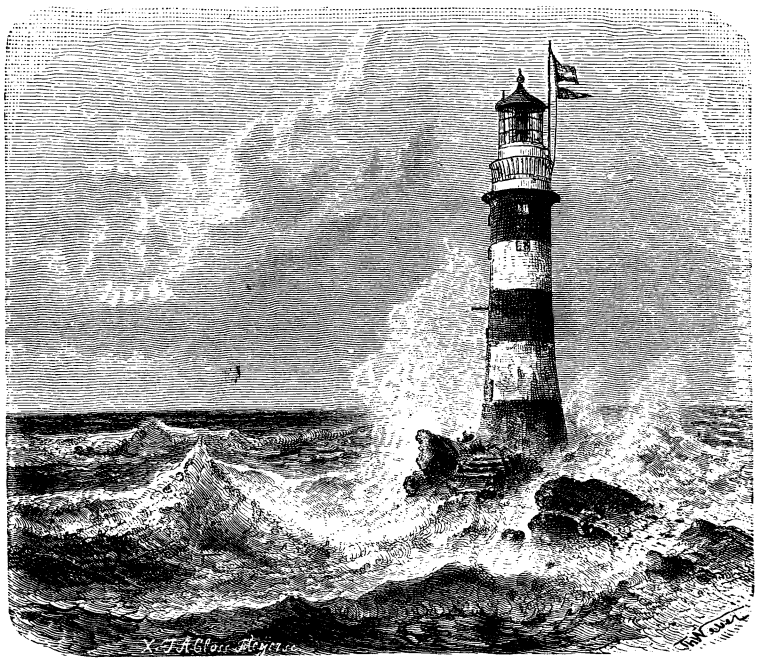
Die Knaben verneinten, und ein gefülltes Beutelchen glitt in die Hand des älteren. „Nehmt, Knaben,“ beinahe rauh klang des getreuen Mannes Stimme, „und Gott sei mit euch! Amen.“

„Leonhard, lieber, lieber Vater Leonhard!“

Fast gewaltsam machte sich der Waffenmeister von den ihn umschlingenden Knaben los. „Fort!“ sagte er gebieterisch, „und draußen kein Wort, keinen Blick, oder wir haben ein gefährlich Spiel verloren!“

Hei, wie das Hifthorn schallte, bald hier, bald dort im herbstlich bunten Wald, wie die Jagdlust die edlen Herren und ihr Geleite in Verfolgung des flüchtigen Hirsches immer tiefer ins Waldesdickicht zog; die Jäger hatten ihre Rosse verlassen, die starke Knechte auf einer Lichtung zusammengekoppelt hielten und folgten dem von der Meute gehetzten flüchtigen Hirsch zu Fuß, weiter, immer weiter entfernt von dem verwitterten hohen Steinkreuz, von dem Meister Leonhard seinen edlen Zöglingen so bedeutungsvoll gesprochen.

Die beiden Knaben verständigten sich untereinander; sobald sie die Nähe dieses Platzes erreicht hatten, teilten sie ihrem Begleiter mit, daß sie sich außer stande fühlten, dem immerhin anstrengenden Vordringen der übrigen Jagdgesellschaft zu folgen. Graf Eberhard, der sich schon in ganz anderer Richtung befand, kümmerte sich natürlich in diesem Augenblick wenig mehr um die seiner Obhut Anvertrauten. Kam es doch oft genug vor, daß er den markgräflichen Söhnen gestattete, an weiteren Ritten innerhalb seiner Gebietsgrenzen teilzunehmen und außerdem wußte er sie nach dem Vorgefallenen unter Meister Leonhards Aufsicht doppelt geborgen. Aber diese Aufsicht erwies sich heute als recht unzuverlässig; vielleicht hatte der alte Waffenmeister durch gewisse Andeutungen gegen den Grafen Ellenbach, einen der Gäste seines Gebieters, über eine der Stellung des Wildes günstige Fährte



Der Leuchtturm von Eddystone.

selber veranlaßt, daß der Genannte ihn zu seiner Begleitung rufen ließ; seines Gebieters Gast zu gehorsamen, war Schuldigkeit. Der Greis verließ die Seite der Knaben, mit denen er weit hinter den übrigen zurückgeblieben war, statt sich, was keiner wohl ihm mißdeutet hätte, mit der ihm übertragenen Pflicht zu entschuldigen.

Jetzt, die Knaben fühlten es, jetzt war der günstige Augenblick gekommen; sie suchten noch einen letzten Blick des getreuen Mannes zu erfassen; Meister Leonhard aber wandte nicht einmal sein greises Haupt hinter sich.

Die zierlichen Pferde, auf denen Dodo und Heinrich ihre Ausritte unternahmen, waren Eigentum des Grafen Eberhard; leicht an einen Eichstamm gebunden, ließen die Flüchtlinge die ihnen lieb gewordenen Tiere zurück. Denn Flüchtlinge waren es, wer mochte noch zweifeln, der die jugendlichen Gestalten in hastigem Lauf den Weg dahineilen sah, den der vorsorgliche Leonhard ihnen genau bezeichnet; von Zeit zu Zeit lauschten sie, ob hinter ihnen oder im eng verschlungenen Waldesdickicht seitwärts irgend ein Anzeichen darauf hindeute, daß Graf Eberhard ihr Verschwinden bemerkt und Anstalten zu ihrer Verfolgung getroffen habe; aber sie brauchten vorerst keine Sorge zu haben, nichts regte sich, als höchstens ein Eichkätzchen oder ein Häschen, das über den Weg schlüpfte; nur aus weiter Ferne drang, vom Winde getragen, der Ton eines Hifthorns zu ihnen herüber.

Vorwärts, vorwärts, den geraden Pfad, der nach Leonhards Angabe zum Main führen mußte; wenn nur ein Boot am Strande lag, und nur der Ferge willig sei, sie ohne vieles Fragen an das andere Ufer überzusetzen, wenn nur erst mainzisch Gebiet erreicht, das alles waren Bedenken und Sorgen, die der Brüder Gespräch bildeten während des hastigen Laufes, der, hielt er lange an, ihre Kräfte erschöpfen mußte; allein was that's? Lag erst der Main zwischen den Flüchtigen und ihren etwaigen Verfolgern, konnte man sich schon eher eine Weile der Rast im Waldesschatten vergönnen. Und da, immer freier, immer heller leuchtete es den markgräflichen Söhnen entgegen; da traten sie plötzlich aus dem grünen Waldesdom in die Lichtung, seitwärts erhoben sich einige Hütten, dem Anschein nach Fischern und Schiffern angehörig, vor ihnen aber lag vom Sonnengold überstrahlt der helle Wasserspiegel des Main, und jenseits seiner Ufer erhob sich abermals Waldung; kaum eine Viertelstunde mochte ein guter Fährmann gebrauchen, das jenseitige Ufer zu gewinnen, während erst in weiter Entfernung eine plump gezimmerte Brücke den Uebergang auf dem Landwege vermittelte.

Nach einem Ziel suchten die Blicke der Brüder zugleich, ein freudiger Ausruf entfuhr ihren Lippen, sie hatten es gefunden. Ganz in ihrer Nähe schaukelte ein stattliches Segelboot auf den leicht bewegten Wellen, es diente augenscheinlich zum Fischfang, denn der hintere Teil des Fahrzeugs war mit Netzen, Reusen und Körben angehäuft; am Strande aber saß ein kräftig gebauter Mann von etwa 30 Jahren; das Antlitz, von Wind und Wetter gebräunt, sah hart und eckig, aber nicht unfreundlich aus; das war sicher der Eigentümer des Schiffes, von seinem Willen hing die Rettung der Flüchtlinge ab; ein Trost war den Knaben, daß sie durch Vater Leonhards Fürsorge mit Geld versehen waren, um den geforderten Dienst reich zu belohnen, und sie waren so alt genug, hatten in ihrem Stande schon hinreichend Erfahrung gesammelt, um zu wissen, welche Macht das Geld auf den Menschen ausübt, und wie vieles sich „erkaufen" läßt, was der bloßen „Bitte" versagt bliebe.

Die Brüder hatten sich dem Schiffer genähert, der sich aus seiner ruhenden Lage ein wenig emporrichtete, und mit Verwunderung auf die beiden Knaben in Jägerkleidung schaute, die sichtlich edlem Stande angehörten.

„Gott grüß Euch, lieber Mann," nahm Dodo als der Aeltere das Wort, „wollt Ihr uns wohl in Eurem Kahn über das Wasser setzen, daß wir auf kürzestem Pfade die Stadt Mainz erreichen? Wir wollen es Euch gut lohnen."

Allein trotz der versprochenen Aussicht zeigte sich der braune Geselle nichts weniger als dem Verlangen der Knaben willfährig. Er musterte die Brüder vom Scheitel bis zur Sohle.

„Was haben denn Buben eures Alters, und gewiß edlem Stand angehörend, ohne alles Geleit so weite Wanderschaft zu unternehmen?" meinte er bedächtig, während den Flüchtlingen der Boden unter den Füßen brannte. „Wer seid ihr denn eigentlich und woher kommt ihr?"

Das dunkle Auge des Schiffers musterte bei dieser Frage seine jungen Fahrgäste so durchdringend, daß die Knaben rot und bleich vor innerer Angst wurden. Was sollten sie thun? So gutherzig der Mann auch aussah, hatten sie bei einem offenen Geständnis doch zu fürchten, daß er die Flüchtlinge des Grafen Eberhard anhalten und sie ihrem Hüter aufs neue zuführen könne. So vermied er klüglich die Antwort, um dagegen abermals Zuflucht zu der Macht des Geldes zu nehmen.

„Wir sind guter Leute Kinder, lieber Mann," sagte Dodo endlich; „seid gewiß, wir haben nichts Unrechtes gethan, und nichts Unrechtes belastet Euch, wenn Ihr uns hilfreich seid. Im Gegenteil, noch reicherer Lohn als wir Euch heute bieten können, wird Euch ein hoher Herr in Mainz spenden, und eine Mutter wird Euch segnen, daß Ihr Euch den Söhnen hold erzeigt."

„Das ist ein sonderbarer Fall," meinte der Schiffer, aber sein Ton war dabei schon weit freundlicher und sein Blick viel wohlwollender als zuvor. Auch hatte er sich vollends erhoben und machte eine Bewegung, als wolle er dem Fahrzeug zuschreiten.

Mit leuchtenden Blicken sahen sich die Brüder an, aber zugleich durchrieselte es sie wie mit kaltem Schauer. In weiter Entfernung hatten sie Hifthornklänge vernommen; wenn die Jagd den Grafen Eberhard eben zu dieser Stätte führte, oder wenn gar schon die Abwesenheit der Knaben entdeckt und Verfolgung auf der Fährte der Flüchtigen sei?

Eile that not; sie zu verstärken, sollte der Lohn wirken. „Wir sind mit Geld versehen," fuhr Dodo fort, „und zahlen gut, aber es muß schnell gehen, Mann. Sollen wir einsteigen?"

„Nun meinetwegen," entschied der Bootsherr, „was habe ich mich am Ende darum zu kümmern, wen ich fahre, und meine arme Alte in der Ferne daheim, der kann der gute Lohn wohl frommen; es ist doch ehrliches Geld, das einem nicht die Hand verbrennt, ihr jungen Herren?"

Dodo antwortete nicht; eine fahle Blässe hatte das feine Antlitz des Knaben überzogen; mit hastigem Griff durchsuchte er alle Taschen des Wamses und der kurzen Beinkleider, aus denen die engschließenden Wollstrümpfe bis in die Lederschuhe reichten; „Heinrich," sagte er abgebrochen, „ich habe Leonhards Beutelchen im Laufe verloren!"

Laut schrie der jüngere Bruder auf, dann aber faßte er die rauhe Hand des Schiffers; „fahrt uns um Gottes willen hinüber, lieber guter Mann," bat er, „unser Herr Christus wird es Euch lohnen."

Schmeichelnd erfaßte Dodo die andere Hand des sichtlich Gerührten. „So wahr der liebe Gott uns sieht," sagte er, „Ihr thut Gutes; man verfolgt uns, um uns widerrechtlich zu bewahren; hört Ihr die Hörner, sie gelten uns, drüben ist Rettung, und reicher Lohn wird Euch zu teil, dessen seid gewiß. Ich will Euch ein Pfand geben," fuhr er dringender fort, „eine seltsame alte Münze, die uns daheim ein gutes altes Weib aufdrang, weil wir sie vor bösen Buben geschützt; der Papst hat sie geweiht, und sie sollte uns Glück bringen, sagte sie; bis heute habe ich das Kleinod treu auf meiner Brust geborgen, jetzt soll es sich weisen, ob die Alte recht gehabt. Nehmt," fuhr er fort, dem Schiffer das alte Silberstück reichend, das einst Mutter Ursel vor dem Muttergottesbilde aus Dankbarkeit ihren jugendlichen Verteidigern übergeben, „und mit Gold wird es Herr Siegfried, der Erzbischof von Mainz, von Euch lösen!"

Eine nicht zu beschreibende Bewegung zeigte sich plötzlich in dem sonst so ruhigen, von Wind und Wetter gebräunten Antlitz des Schiffers; einige Augenblicke starrte er wie sprachlos auf das ihm dargebotene Silberstück, dann aber stieß er hastig hervor: „Die Münze kenne ich, und auch die alte Frau, die sie mir einst als einziges Erbteil zugesagt. Und auch ihre Botschaft ist mir durch einen fahrenden Gesellen geworden, daß sie die Gabe den Söhnen ihrer edlen markgräflichen Herrschaft geschenkt, die ihr Alter vor Leid und Schande bewahrt — —"

„Die gute Mutter Ursel ist's," rief Dodo jubelnd, „und Ihr seid Eckart, ihr lieber Enkelsohn am fernen Main, von dem sie so gern erzählte. Ja, Heinrich," fuhr er fort, und Freudenthränen standen in den hellen Augen des Knaben, „ja der liebe Gott hat geholfen und die Mutter Gottes, zu der wir um Schutz gefleht, Mutter Ursels Segen ist erfüllt. Eckart," wandte er sich an den Schiffer, „wir sind die Söhne des Markgrafen, Gewalt bedroht uns, wollt Ihr uns Hilfe versagen?"

„Eher lasse ich mich totschlagen!" schrie Eckart auf, „das hieße ja Gottes wunderbare Fügung verleugnen. Geschwind ins Boot" — „und was ist das?" unterbrach er sich aufhorchend.

Ein Zittern überflog die Gestalten der Knaben; in gar nicht weiter Entfernung tönte Rossesgewieher und Stimmenklang, es war kein Zweifel, in wenigen Minuten war diese Stätte von Menschen belebt, die sofort, selbst wenn der Kahn auch vorher vom Strande abgestoßen, die Insassen desselben gewahren mußten.

„Zu spät!" kam es tonlos über Dodos Lippen.

„Nein!" Eine kaum geahnte Entschlossenheit und Beweglichkeit war über den anscheinend phlegmatischen, besonnenen Schiffersmann gekommen; — „rasch, ins Boot," fuhr er fort, mit starker Hand die Knaben an das Fahrzeug ziehend und hastig vom hinteren Teil desselben die dort gelagerten Netze, Säcke und Körbe entfernend, „kauert nieder, macht euch so unscheinbar als möglich, und keinen Laut, keine Neugier, oder alles ist verloren."

Ohne zu zaudern, gehorchten die Knaben der Weisung ihres Beschützers. Eng aneinandergeschmiegt, legten sich Dodo und Heinrich, so wenig Raum als möglich einnehmend, auf die Planken des Decks, und nun türmte Eckart aufs neue die eben entfernten Gerätschaften so hoch über seine Schützlinge, daß sie kaum zu atmen vermochten, aber dafür jedem menschlichen Blick unzugänglich waren. Rasch war das Werk gethan, und Eckart hatte nur noch so viel Zeit, um ohne Verdacht vom schwankenden Fahrzeug zu springen und sich in anscheinender Sorglosigkeit in möglichst bequemer Lage im Sonnenschein am Strande auszustrecken, als die immer näher kommenden Verfolger ihr Ziel erreicht hatten und ein Reitertrupp aus dem Walde trabend — denn der Weg verwehrte schnellen Ritt — am Rande des Flusses sichtbar ward.*) Graf Eberhard selber war ihr Führer, und hinter seinem Gebieter ritt Meister Leonhard, der Waffenmeister, der aber sehr unruhig und ängstlich aussah, während Herr Eberhard noch bleicher und verschlossener erschien, als es ohnehin bei dem kalten, unzugänglichen Charakter des Edelherrn der Fall war. Seine Umgebung wußte genau, daß diese Marmorblässe ein sicheres Anzeichen des höchsten Grolls, der äußersten Erregung war.

„Schiffer, steht Rede dem Grafen Eberhard von Wolfseck, wenn Ihr ihn etwa nicht kennen solltet," herrschte der Graf den braunen Gesellen an, der sich langsam erhob, um den Herrschaften seine Ehrfurcht zu bezeigen; „wir sind zweien entlaufenen Buben auf der Spur, die, von einem treuvergessenen Graubart beschützt, der Zucht ihres Hüters entronnen. Könnt Ihr uns auf ihre Fährte bringen, soll's Euch gelohnt sein, wie ein Edelmann lohnt."

Aber noch ehe der Gefragte zu antworten vermochte, hatte Leonhard das Wort ergriffen. „Nennt den Graubart nicht treulos, Herr Graf," rief er in ehrerbietigem, aber festem Ton; „was ich Euch erklärte, da Ihr früher, als ich erhoffte, die Knaben vermißtet, das wiederhole ich hier unter Gottes Sonnenlicht. Ja, ich habe den edlen Falken Gelegenheit geboten, ihren Flug zur Freiheit zu nehmen, ehe sie des Bezwingers Hand in engeren Käfig bannt, in dem sie vielleicht leiblich und geistig verderben. Aber treulos scheltet mich nicht darum. Wenn ich mich von der Seite meiner Zöglinge entfernt, so geschah es, weil Euer Gast mich berief, und Gastes Willen muß man ehren; der Ruf des Grafen Ellenbach kam mir eben recht. Von dem Augenblick an, da ich mit den Knaben die Thore des Schlosses Siebeneichen verließ, ward kein Wort zwischen uns gewechselt, denn Ihr hattet mich in Pflicht genommen; daß ich innerhalb des Schlosses Rat und Hilfe bieten durfte, das, Herr Eberhard, das habt Ihr mir nicht verboten."

(Schluß folgt.)

*) Historisch.

Ein zuverlässiger Wetterprophet.

Gewiß wünscht jeder unserer Kameraden einen zuverlässigen Wetterpropheten zu besitzen, den er bei Plänen für Spaziergänge und Ausflüge zu Rate ziehen kann. Nicht jeder von unseren jungen Kameraden ist in der Lage, sich ein Aneroid- oder Quecksilber-Barometer oder ein Hygrometer für seine Beobachtungen anschaffen zu können, und wenn er es daher noch nicht weiß, daß es auch in der Tier- und Pflanzenwelt manche Geschöpfe gibt, welche ein sehr feines Vorausgefühl für bevorstehende Wetterveränderungen haben, so wollen wir unsere jungen Freunde hiermit darauf aufmerksam machen, daß es in der uns umgebenden Natur gar viele Dinge gibt, an denen wir durch Beobachtung ihrer Erscheinungen und Lebensäußerungen sichere Anzeichen oder Vorzeichen davon erhalten können, ob wir Regen oder Sonnenschein, Wärme oder Kälte bekommen werden. Wir erinnern nur an den Laubfrosch, der in dieser Hinsicht nicht unverdient ein großes Ansehen genießt, obwohl auch er nicht unfehlbar ist.

So viel aber hat die Erfahrung erwiesen, daß es großen Nutzen und viel Vergnügen gewährt, die verschiedenen Uebergänge der Erscheinungen zu beobachten, welche ein Individuum der Tier- oder Pflanzenwelt beim Herannahen einer Wetterveränderung durchmacht.

Zu den eigentlichsten und merkwürdigsten Werkzeugen der Wetterbeobachtung gehört der echte Blutegel, der Hirudo medicinalis der Naturforscher. Um ihn zu unserem Wetterpropheten zu machen, genügen einige einfache Vorkehrungen und Vorsichtsmaßregeln.

Mein lieber junger Freund, wenn du ein derartiges Barometer machen willst, so verschaffe dir einen cylindrischen Kolben oder eine Flasche von weißem Glas mit weiter Mündung, welche ungefähr ein starkes halbes Liter faßt, fülle es zu drei Vierteilen mit Flußwasser und setze einen gesunden Blutegel hinein. Binde ein Stück Spitzengrund oder groben Musselin über die Mündung des Gefäßes her und wechsle im Sommer allwöchentlich einmal das Wasser. Nur bei sehr warmer Witterung muß das letztere zwei oder dreimal in der Woche erneuert werden; im Winter und bei kühlem Wetter braucht man es sogar nur alle vierzehn Tage oder drei Wochen zu wechseln und zwar immer in der Temperatur, welche das Flußwasser hat.

Wenn man nun die verschiedenen Bewegungen des Blutegels genau beobachtet, soll man zu den folgenden Schlüssen gelangen:

1. Wenn das Wetter heiter und schön ist, infolge des hohen barometrischen Druckes (oder mit anderen Worten: wenn das Quecksilber-Barometer sehr hoch steht), so bleibt der Blutegel zusammengekrümmt und regungslos am Boden des Glases.

2. An einem Tage, da Regen fallen will, was gewöhnlich einer Verminderung des atmosphärischen Druckes (dem Sinken des Quecksilber-Barometers) entspricht, kommt der Blutegel an die Oberfläche des Wassers herauf und bleibt hier, bis das Wetter wieder schön wird.

3. Wenn windiges Wetter im Anzuge ist, so schwimmt der Blutegel sehr schnell im Wasser herum und hält nicht eher an, als bis der Wind zu wehen beginnt.

4. Wenn der Blutegel außer dem Wasser bleibt und mehrere Tage lang heftige Aufregung und krampfhafte Zuckungen zeigt, so ist ein heftiges Gewitter oder ein Sturm im Anzug.

5. Während andauernden Regenwetters oder Schnees setzt sich der Blutegel in die Nähe der Mündung des Glases.

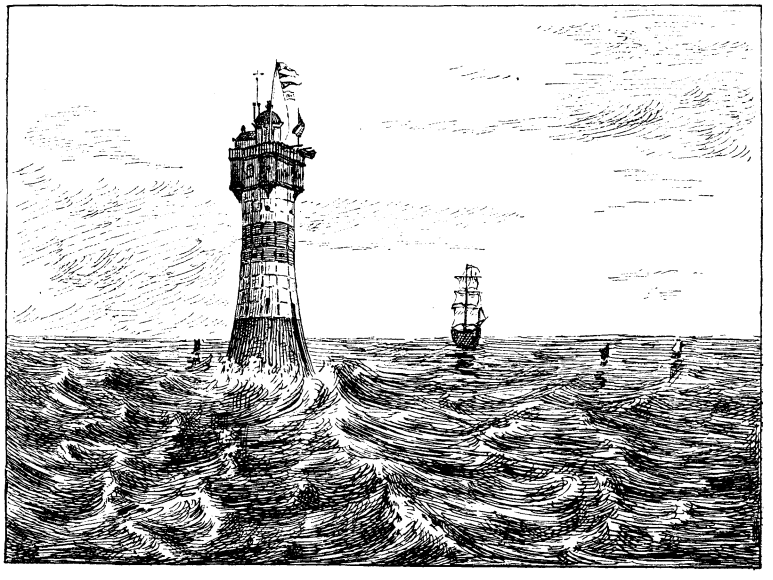
6. Bei Frost bleibt der Blutegel beständig dicht zusammengerollt am Grunde der Flasche.

Das Glas oder die Flasche mit dem Blutegel muß in ein stilles reines Zimmer gestellt werden, da dieses Tier von einer sehr empfindlichen und sogar reizbaren Natur ist. Zu viel Lärm, grelles Licht und unangenehme Gerüche würden seine Wirksamkeit als Wetterprophet sehr beeinträchtigen.

Wir laden unsere Kameraden ein, mit diesem Tiere, dessen Beobachtung eine sehr lehrreiche und interessante ist, einen Versuch zu machen.

Eine Fahrt nach dem Leuchtturm auf dem Roten Sande.

Meine beiden Neffen, Karl und Walter, ein Paar liebenswürdige, wißbegierige Jungen, hatten sich für die großen Ferien zum Besuch bei mir in Bremerhaven angemeldet, um, wie sie schrieben, ihre Sehnsucht nach dem Meere, den vielen großen Schiffen und all dem Sehenswerten einer Hafenstadt zu befriedigen. Ihre Erwartungen schienen hochgespannt zu sein, wurden aber nicht enttäuscht. Die drei gewaltigen Häfen, die die alte Hansestadt Bremen hier an der Unterweser mit einem Aufwand von vielen Millionen hat anlegen lassen, die mannigfaltigen, kunstreichen Vorrichtungen zum Entlasten und Beladen der Schiffe, die prächtigen ungeheuren Dampfer des norddeutschen Lloyd, die Unzahl der aus- und einlaufenden Fahrzeuge, die den breiten, majestätisch dahinrauschenden Weserstrom auf das wechselvollste beleben, all dieses erregte die Aufmerksamkeit der Knaben aufs höchste und ich hatte Mühe den tausenden Fragen, besonders des lebhaften Walter, Antwort zu stehen.



Der Leuchtturm auf dem Roten Sande.

Wie steigerte sich aber erst ihre Freude, als ich ihnen eine Fahrt nach dem Leuchtturm in See in Aussicht stellte. Für Freitag Morgen war sie angesetzt. Aber o weh! — das heitere Blau des gestrigen Tages war mit dichten grauen Wolken verhangen, sausender Wind peitschte den Regen an die Scheiben.

Als ich in die Wohnstube trat, standen meine jungen Freunde schon reisefertig da und blickten unmutig auf das rücksichtslose Treiben des Wetters draußen, das ihnen einen so feuchten Strich durch ihre Freude machte.

Meine Trostgründe fanden wenig Beifall; haben sich so junge Leute etwas in den Kopf gesetzt, so hält es gewöhnlich sehr schwer, sie von der Unmöglichkeit augenblicklicher Ausführung zu überzeugen.

Aber der Himmel hatte doch Einsicht, die graue Wolke war nicht ohne Ende und mit einem Male rief es wie aus einem Munde: „Oh, die Sonne!“ Während Walter vor Jubel in die Hände klatschte, Mantel und Mütze hastig ergriff, hatte mir auch der sonst ruhigere Karl Hut und Stock überreicht, und ohne auf eine Weigerung zu warten, stürmten sie, mich mitreißend, zum Hause hinaus.

Die Fluten waren wild erregt; soweit das Auge reichte, sah man die weißschäumen-

den Häupter der dunkeln Wellen sich heben und stürzen. Unruhig schaukelte sich das ebenso fest als zierlich gebaute Passagierboot „Willkommen" auf den Wogen. Aber weder der Anblick der sturmbewegten Wasser noch die Furcht vor einem Etwas (Seekrankheit genannt) vermochten in meinen Begleitern den heißen Wunsch nach einer Fahrt abzukühlen. Sie standen schon oben auf der Kommandobrücke neben dem Kapitän, mit dem sie in ihrer treuherzig dreisten Weise Freundschaft schlossen. Die Dampfpfeife tönte als Zeichen zur Abfahrt, ich eilte an Bord zu kommen.

Das Schiff hatte beim Ablaufen mit aufsteigender Flut zu kämpfen und stampfte daher nicht unbedeutend, jedoch als es die rechte Straße gefunden, ließ die Bewegung nach und der Verlauf der Fahrt war ein vortrefflicher. Für mich war es wirklich ein Genuß, zu sehen, mit welcher Lebendigkeit die Knaben alles wahrnahmen, was ihnen neu war. Keine Möwe flog vorüber, kein Seezeichen wurde berührt, kein Schiff glitt vorbei, das sie nicht entdeckten und zum Gegenstand ihrer Fragen und Bemerkungen machten.

„Ihr wollt aber auch alles wissen," ließ ich lächelnd einfließen.

„Ja wohl!" entgegnete Karl, „wir würden schön ausgelacht werden von unseren Schulkameraden, kehrten wir so unklug wieder nach Hause zurück, als wir nach hier gekommen sind." „Und" — fügte der jüngere wichtig hinzu — „Papa hat uns gesagt, wenn wir ihm nichts ordentliches zu erzählen wüßten, sollten wir nie wieder reisen. Ach! und hier ist alles viel schöner als bei uns; auf unserem schmalen Flüßchen giebt es nur kleine Boote ohne die hohen Masten und die schönen weißen Segel — und wie selten sieht man eins — Sieh Onkel! was ist das?" — unterbrach er sich und wies auf einen dunklen Körper auf dem Wasser.

„Das ist ein Seezeichen — Tonne nennt man es oder Boje, aus Eisen gefertigt und auf dem Grunde mit schweren Steinen verankert."

„Wozu ist sie dort angebracht?" — „Zur Bezeichnung der Fahrstraße; ihr müßt wissen, die Weser ist hier nicht überall gleich tief; aus dem Lande, den Bergen, her schleppt sie viel Geröll und Sand mit sich, der hier ablagert. Auch reißt die Flut dort drüben vom linken Ufer Erde weg und schwemmt sie hier an. So kommt es, daß die Tiefe des Wassers sich stetig verändert. Damit nun die Schiffe nicht auf diesen Sandbänken festfahren, bringt man bei dem Anfang der Bänke diese Tonnen an, die bis ins Meer fortgeführt werden und die, damit sie der Schiffer leicht erkennen kann, mit Buchstaben oder Zahlen versehen sind."

Dabei machte ich sie auf den Wechsel in der Farbe des Wassers aufmerksam. Wir hatten schon eine Stunde Fahrt hinter uns, das Meerwasser gewann bereits das Uebergewicht; jenes trübe Graugelb, das bei Bremerhaven vorherrscht, verlor sich schon mehr und mehr in dem prächtigen Grün der Nordsee.

Die Ufer traten schneller zurück, als wir die vier mächtigen auf Watten *) errichteten Forts passiert hatten; die blühenden Ortschaften, deren Kirchtürme uns noch lange hinter den hohen Deichen hervor nachblickten, verloren sich in grauer Ferne; das immer noch düstere Wetter trug dazu bei, das Land in kürzerer Zeit unsichtbar zu machen, als es sonst wohl der Fall war — und nun wirklich nichts als Himmel und Wasser!

Als die Knaben in sprachlosem Entzücken sich geraume Zeit an dem völlig neuen und bei dieser Beleuchtung unsagbar schönem Bilde geweidet hatten, kam zuerst Walter vom Bug des Schiffes, wo er zuletzt sich aufgehalten, zu mir und bat, ich möchte doch, da jetzt nichts weiter zu sehen sei, erzählen, von wem und wie und warum der neue Leuchtturm auf dem Roten Sande, auf den wir jetzt lossteuerten, gebaut worden sei. Dabei legte er seinen Arm um den meinen und blickte mich so recht an, als wollte er sagen: „Nun schieß mal los!"

Und ich schoß los: „Ihr wißt, daß schon die alten Völker Leuchttürme auf dem Land am Meere errichteten, in der Absicht, den Schiffen bei Nacht zu zeigen, wie weit sie fahren dürfen, um nicht zu scheitern an den ins Meer ragenden Klippen.

„Der Pharus bei Alexandria" flocht Karl eifrig ein.

„Recht so! aber unsere Zeit geht weiter, sie baut die Türme ins Meer, gleichfalls um die Schiffe vor dem Stranden an einem weit schlimmeren Feinde zu hüten. Das sind die vom Wasser bedeckten Sandbänke und Riffe. Zuerst haben die Engländer bei Eddystone solch einen Turm errichtet und gewaltig Geschrei erhoben über den Wunderbau. Doch wir Deutsche haben sie geschlagen, Jungens! ihr sollt stolz sein, das Bauwerk betreten zu können, das durch die Kühnheit seines Entwurfs und seiner Ausführung alle Welt in Erstaunen gesetzt und den Ruf deutscher Ingenieure weithin verbreitet hat. Wie der Name schon besagt, steht es auf dem Sande, dem Rest jenes Landes, das das wütende Meer vor vielen Jahrhunderten hinwegspülte. Schon 1881 beabsichtigte man, um den Eingang in die Weser bei Nacht kenntlich zu machen, der bisher der vorgelagerten Watten wegen schwer oder gar nicht zu finden war, dort einen Turm zu bauen. Denn der auf dem Hohen Wege stehende Turm, den ihr gleich erblicken werdet, genügte nicht, die erschreckenden Verluste von Schiffen gerade an dieser Stelle zu mindern. Noch vor zwei Jahren ging ein herrliches Schiff, das mit Waren reich beladen nach zweijähriger Fahrt den Heimathafen nahezu erreicht hatte, in stürmischer Nacht mit Mann und Maus zu Grunde, weil es am Abend nicht mehr hatte den richtigen Weg finden können. — Der erste Versuch mißglückte also, wie ich sagte. Der große eiserne Caisson (Kiste), der das Fundament geben sollte und bereits versenkt war, verschwand bei einem furchtbaren Sturme spurlos in den Wellen.

Trotz des großen Verlustes an Geld und Zeit, den dieser Unfall für die Beteiligten mit sich geführt hatte, ließ man den Mut nicht sinken. Baurat Hanckes lieferte einen neuen Entwurf, der, durch die Bremer Behörden genehmigt, der Aktiengesellschaft Harkort in Duisburg in Ausführung gegeben wurde. Der Bau hat nahezu 2½ Jahre in Anspruch genommen und fast 900 000 Mark verschlungen. Alles an ihm ist deutsch, von der Besatzung bis zum kleinsten Nagel."

„Dort ist er!" rief hier Walter aus. Er hatte den Leuchtturm auf dem Hohen Wege bemerkt.

(Schluß folgt.)

*) Watten sind Sand- und Thonbänke, die zur Ebbezeit bloßliegen.

Die Regenzeit in Ostindien.

(Schluß.)

Dennoch bleibt die Wohlthat der Regenzeit ungemindert. Denn würde sie nur einmal ausbleiben, so wäre das größte Verderben über Menschen und Tiere hereingebrochen. Man kann den hohen Wert, den das Wasser in Indien hat, an den unzähligen öffentlichen und Privatzisternen ermessen, die überall im ganzen Lande an-

gelegt sind. Dieselben müssen sich während der Regenzeit jedesmal füllen, wenn sie dem Bedarfe der Bevölkerung genügen sollen. Niemals haben die Herrscher des Landes die wichtige Pflicht, solche Zisternen anzulegen und im stande zu halten, vergessen. Es war dies seit undenklichen Zeiten ein Liebesakt der hindostanischen Rajahs, die dadurch ihre Namen auf die Nachwelt brachten. Oft setzen reiche Eingeborene zur Sühne eines Verbrechens bedeutende Summen zur Anlegung von Zisternen in wasserarmen Distrikten aus.

Eine solche, die in Guzerat angelegt wurde, kostete bei ihrer Einrichtung 900 000 Rupin (ein Rupin ungefähr zehn Thaler). Sie enthält selbst in der trockenen Jahreszeit einen hinlänglichen Vorrat des kühlsten, reinsten Wassers. Bullfrösche und kleine Schildkröten wimmeln in demselben. Man sagt, daß diese Tiere dort gehegt werden, weil sie durch die stete Bewegung des Wassers dazu beitragen, dasselbe rein und frisch zu erhalten.

Der Temperaturwechsel, welcher während der Dauer des Südwestmonsuns eintritt (von 100 oder 120° bis herunter zu 65 oder 70° F.) ist für den Europäer wahrhaft erquickend. Jeder grüßt mit Wonne die frisch wehende, kräftigende Luft. Der Schlaf ist wieder süß und erquickend, und anstatt eines unklaren Appetites, der mit allerhand köstlichen Gerichten befriedigt wird, stellt sich wieder ein gesunder Geschmack ein. Wasser und Wein braucht nicht künstlich gekühlt zu werden, und das frische Fleisch hält sich längere Zeit, ohne zu verderben.

Jetzt kommt auch der lang herbeigesehnte Mangoeschmaus. Die Gäste haben eine lange Serviette unter das Kinn geknüpft und die Aermel bis an den Ellenbogen aufgestreift. Jeder hat eine große Schachtel voll Früchten vor sich auf dem Tische und schmaust. Die Anzahl der äußerst aromatischen Mangoes, die ein geübter Esser ungestraft verzehren darf, ist bedeutend. Sicherheitshalber wird nach dem Genuß dieser Frucht ein wenig weißer Branntwein getrunken, und ein Bad ist empfehlenswert, damit man nicht gelbsüchtige Gesichtsfarbe darauf bekomme. —

Gegen das Ende des Monsuns ist der Regen leicht und mild, und heller Sonnenschein wechselt mit einzelnen Schauern. Ueberhaupt ist der Regen in der ersten Hälfte des Monsuns stärker als in der zweiten. Im Anfange gießt er in Bombay stunden- ja zuweilen tagelang herab. Nach Sonnenuntergang jedoch klärt sich das Wetter gewöhnlich wieder auf, und während der Nacht regnet es in der Regel nur mäßig.

Infolge der schnellen Zersetzung von Pflanzenstoffen entsteht nach der Regenzeit in Bombay eine Krankheits- und Prüfungszeit, die von den in den Junglen wohnenden Europäern sehr gefürchtet wird.

Die Luft ist mit giftigen Miasmen angefüllt, die zerstörend auf die Gesundheit wirken. In den Niederungen, wo infolge des heftigen Regens weite Landstriche tief unter Wasser standen, lagert nach demselben lange Zeit ein dicker Nebel. Fieber und Ruhr grassieren daselbst, wozu wohl auch der unmäßige Genuß des Obstes beiträgt. Die größte Vorsicht ist während dieser Zeit in jeder Beziehung nötig.

Nach dem Schluß der Regenzeit wird in Bombay ein großes Hindufest gefeiert, welches den Namen „Kokosnußtag" führt und auf den 18. August fällt. Von diesem Tage an rechnet man die Zeit, in welcher der Küstenhandel wieder eröffnet werden kann und sich die Eingeborenen wieder auf die See wagen. Es ist dies ein Tag ungewöhnlicher Freude und Regsamkeit; ganz Bombay zieht hinaus an den Strand der Backbay. Lastträger und sonstige Leute aus dem niederen Volke tragen vergoldete Kokosnüsse, Blumen, nachgebildete Tempel, Götzen, Pakete von Zinnober u. dergl. zum Ufer und bringen diese Gaben dem Ozean zum Opfer. Fakire und ein Haufe müßigen Gesindels treiben ihr Wesen, indem sie die Rolle des Hanswurst in der lächerlichsten Weise übernehmen.

Nach diesen Zeremonien und Belustigungen strömt die Menge nach den Dörfern, woselbst das Fest seine Fortsetzung findet. Von dem Pöbel wird die Nacht in Saus und Braus zugebracht, während der ehrbare Hindu, nachdem er sich im Tempel zur Erde geworfen oder in dem geweihten Wasserbassin gebadet hat, frühzeitig heimkehrt, um dem weiblichen Teile seiner Familie die Erlebnisse des Tages mitzuteilen; denn die Frauen dürfen selten an solchen Vergnügungen teilnehmen.

Wenn man am Tage nach der Festlichkeit an dem Seeufer entlang geht, so findet man dasselbe stundenweit mit Haufen bemalten Holzes, mit Blumen und Flitter bedeckt. Es ist, als habe der Ozean unmutig den ganzen Trödel wieder ans Land geworfen.

Von diesem Tage an wagen sich auch schon einige Tollkühne auf ihre Fischerausflüge, obwohl der Sturm noch tobt. Der Monsun ist nicht eher vorbei als Ende September, und kein vorsichtiger Kaufmann wird sein Schiff unter Segel gehen lassen als bis die sogenannten „Elefantawinde" aufgehört haben, die in der Regel sehr stürmisch sind. Nach jenen Opferzeremonien halten sich jedoch die Hindumatrosen für geschützt, und wenn doch einer von ihnen zu Grunde geht, so schieben sie die Schuld nur auf die Vernachlässigung irgend eines wesentlichen Sühnopfers.

So ist nun auf lange Zeit das Land geschmückt mit all der Pracht, welche die Vegetation Indiens, das man wohl das Land der Blumen und des Sonnenscheins nennen kann, zu entfalten vermag. Es gibt wohl aber auch wenige Länder, wo die Blumen mehr gehegt und gepflegt werden als hier. Bei allen Festen sind sie ein unentbehrlicher Schmuck. Der Turban wird mit Sträußen des Jasmin, eine Rose in der Mitte, geziert, und in allen Tempeln und an allen geweihten Plätzen ist der Blumenschmuck zu finden.

Der heilige Ibis.

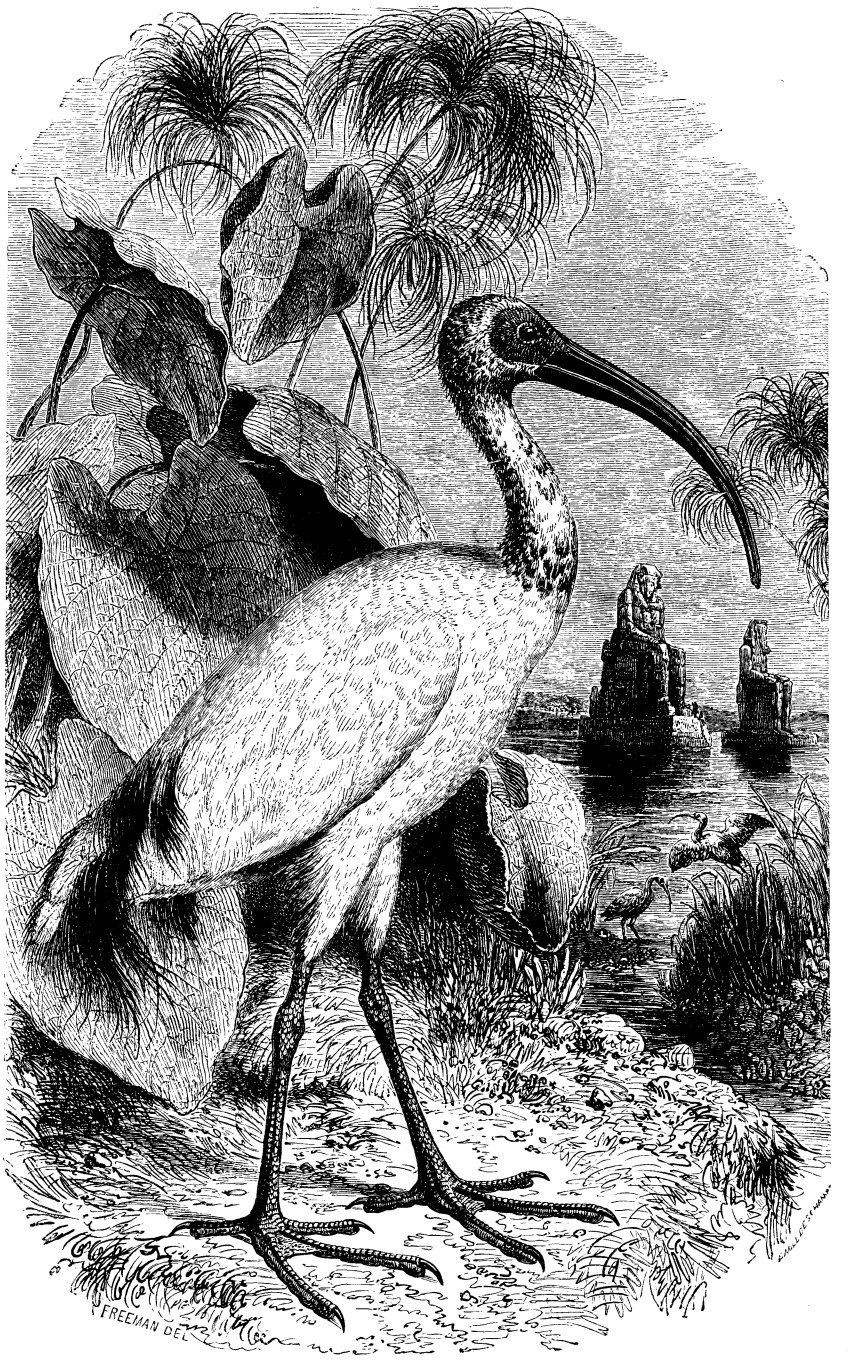
Mit dem Schwellen des Nils erschienen nach den Angaben der Schriftsteller des Altertums die Ibise, und so wie das wohlthätige Kommen der Flut Fruchtbarkeit und Segen bedeutete, erklärte man auch den Vogel, der sie gleichsam ankündete, als heilig. Daher wurde sein Körper nach dem Tode einbalsamiert und solche Mumien bewahrte man zu tausenden in einer Pyramide zu Sakhara entweder in Urnen oder in Kammern schichtenweise auf.

Blicken wir uns bei allen Völkern und zu allen Zeiten um, so werden wir finden, daß immer solche Tiere für heilig gehalten wurden, welche in irgend einer Beziehung zum Volksleben oder richtiger gesagt zu den Dingen oder Vorgängen standen, die für das Volkswohl von höchster Bedeutung waren. So also wurden zuallererst die wirklichen oder vermeintlichen Feinde und Vertilger giftiger Schlangen und anderer derartigen, das menschliche Leben bedrohenden Tiere heilig gesprochen; in zweiter Reihe geschah dies sodann mit den Verkündigern von frohen, für das Volksleben wichtigen Ereignissen; in dritter Reihe spielte dabei allerdings der Aberglaube die bedeutsamste Rolle, indem wirkliche Tiere oder auch Schöpfungen der Einbildung im Heiligenschein der Verehrung erschienen, insofern sich an sie religiöse Bräuche knüpften oder wenn sich ihrer der Volksglaube bemächtigt hatte.

Von den beiden ersteren Gesichtspunkten aus galt der Vogel Ibis als heilig. Zunächst verkündete er, wie erwähnt, das Kom-

men des befruchtenden Wassers, dann sollte er ein stets siegreicher Feind nicht allein thatsächlich der Giftschlangen, sondern auch nach der Sage ein Bekämpfer von Drachen, fliegenden Schlangen und anderen Untieren sein; schließlich wurden ihm auch noch allerhand andere wunderbare Dinge zugeschrieben, so namentlich, daß er unsterblich sei oder vielmehr ein solches Alter erreiche, daß er gar nicht sterben könne.

Im übrigen ist er selbstverständlich ein harmloser Vogel, der zu den Stelz- oder Sumpfvögeln gehört und unserem altbekannten weißen Storch nahe steht. Als seine besonderen Kennzeichen erscheinen: zunächst der verhältnismäßig starke, am Grunde ziemlich dicke, schwachgebogene Schnabel, der nackte Kopf und Hals und die weichen, zerschlissenen Federn an den Schultern. Kopf nebst Schnabel und Hals sind schwarz, die Augen karminrot und der ganze Körper ist weiß, mit Ausnahme der Flügel-, Schwanzspitzen und Schulterdecken, welche bläulichschwarz sind. In der Größe bleibt er hinter dem Storch erheblich zurück. Seine Verbreitung erstreckt sich über einen großen Teil von Afrika, und besonders häufig ist er in Nubien und im Sudan. Hier erscheint er im Juli und mit dem schwindenden Wasser; etwa nach zwei Monaten geht er schon wieder fort; doch soll er kein eigentlicher Zug-, sondern nur ein Strichvogel sein. In allen seinen Bewegungen, Gang und Flug zeigt er sich ruhig, gleichsam würdevoll und unserem Storch ähnlich. Seine schwachen Rufe erschallen wie: krah krah. Er lebt gesellig, auch mit anderen Vögeln, wie den kleinen Reihern zusammen an den Ufern von Strömen und anderen Gewässern. Allerlei kleine, lebende Tiere, insbesondere Insekten, zeitweise ausschließlich Heuschrecken, doch auch Kriechtiere u. a. bilden seine Nahrung. Das Nest steht auf kleinen Inseln, oder an anderen schwer zugänglichen Stellen, auf niedrigen Bäumen, vornehmlich dornigen Mimosen. In der Weise der Reihervögel ist es aus Reisern und Stengeln flach und kunstlos geschichtet, innen aber mit Gräsern ausgelegt. Auch die Nester stehen zu vielen beisammen, zu mehreren auf einem Baum. Jedes enthält drei bis vier Eier, welche weiß und sehr rauhschalig sind.



Der heilige Ibis.

Da der Ibis in der Heimat noch zahlreich vorkommt, indem die Bewohner ihn niemals verfolgen, sondern nur essen, wenn sie einen zufällig erlangen, und da er von den dort weilenden Europäern unschwer gefangen werden kann, so wird er bei uns ziemlich häufig lebend auf den Tiermarkt gebracht und in den zoologischen Gärten, seltener in großen Parks u. a. gehalten. Hier zeigt er sich sehr ausdauernd, indem er bei entsprechender Pflege viele Jahre hindurch am Leben bleibt. Und stets ist er an solchen Plätzen Gegenstand lebhafter Neugierde — für alle, welche seine Bedeutung im hohen Altertum kennen.

Mit und ohne Schuß.

Vetter Franz war ein großer Jäger vor dem Herrn und er erzählte uns Kindern gern seine Abenteuer, die er in verschiedenen Ländern im edlen Weidmannsspiel erlebt hatte, wobei es denn auch manchmal nicht an dem bekannten Jägerlatein fehlte. Man mußte das Gesicht und das Mienenspiel des alten, verwetterten Knaben beobachten, um zu erkennen, ob er seine Geschichte ernsthaft oder als einen neckischen Spaß genommen haben wollte. In beiden Fällen lauschten wir mit Spannung seinen Erzählungen, denn er konnte uns ebenso unterhaltend wahre Erlebnisse schildern, wie mit liebenswürdigen Münchhausiaden auf den Leim führen.

Einmal, als wir um ihn saßen und er uns von seiner Jagdbüchse, die er in der Hand hielt, eine lehrreiche Erklärung gab, schloß er dieselbe mit der Bemerkung:

„Ja, Jungens, daraus ist schon mancher gute Schuß gefahren, und doch, ich habe mein bestes Jagdglück eigentlich gehabt, ohne einen Schuß zu thun."

Wir sahen ihn erstaunt, fragend und zweifelnd zugleich an.

„Wie, Vetter Franz! Willst du uns etwa wieder einen Bären aufbinden?“

„Das mögt ihr nachher beurteilen, ich werde euch die Geschichte erzählen. Sie spielte in Rußland vor fünfzehn Jahren, als ich da zu Besuch bei meinem Bruder war. Der Winter hatte viel Schnee gebracht. Im Schlitten fuhren wir eines Tages durch einen ziemlich lichten Wald. Plötzlich hielt mein Bruder mit einem Ruck die Pferde an und sagte, nach einer Stelle im Walde deutend:

‚Siehst du da den Wolf?‘

‚Ja, wahrhaftig!‘ rief ich.

„Ein gewaltiger zottiger Bursche schritt gemächlich auf eine Lichtung zu. Er schlich wie ein Sünder mit bösem Gewissen vorsichtig unter den Bäumen hin. Er mußte uns nicht gesehen noch gehört haben, bog seitwärts ab und nahm von uns, wie gesagt, keine Notiz. Das ärgerte mich.

‚Und was hat die Bestie da im Rachen?‘ hob mein Bruder wieder an.

„Ich konnte es auch nicht unterscheiden; aber es war eine große Last, die der Wolf mit sich schleppte.

‚Das muß ich wissen!‘ stieß ich heraus und sprang auch dabei schon vom Schlitten herunter, die Peitsche in der Hand.

„Gebückt watete ich im Graben am Walde, zur Seite des Weges, im fußhohen Schnee. Den Wolf hatte ich im Auge, der noch immer langsam forttrottelte und wegen seiner Beute im Rachen nicht vermochte schneller zu laufen. Ich birschte mich bald in den Wald hinein, so daß ich der Bestie den Weg abzuschneiden vermochte. Im Eifer dachte ich an keine Gefahr und auch nicht daran, daß ich keine Waffe als die Peitsche bei mir führte, womit man Wölfen gewöhnlich nicht zu Leibe geht. Mein Bruder rief mir zu, nicht tollkühn zu sein, aber ich winkte ihm, ruhig zu sein und auf mich zu warten. Dann sah ich ihn und den Schlitten vom Wald aus, hinter jungen Tannen, nicht mehr.

„Glücklich, und ungesehen von dem Wolfe, erreichte ich die ins Auge gefaßte Stelle, wo er, wie ich annahm, von der Lichtung wieder in den Wald herein wechseln würde, und drückte mich dort an einen Baum. Etwa fünf Schritte von mir entfernt blieb der Wolf stutzig stehen und sah mich mit seinen großen, grün funkelnden Augen starr an. Es war ein alter, starker Kerl, wie ich noch keinen gesehen hatte. Ich gestehe, daß mir nun, Angesicht zu Angesicht mit ihm, in solcher Nähe doch nicht gut zu Mute war. Was er im Maule hielt, war ein junges Schwein, und das wollte er jedenfalls nicht fahren lassen, um sich auf mich zu stürzen. Sein Fell sträubte sich indessen empor, und ich begriff, daß er nicht lange mehr zögern werde, auf mich loszugehen. Da stieß ich vor Angst, oder richtiger in Verzweiflung, wie mein verwegenes Abenteuer enden werde, einen furchtbaren Schrei aus und hieb zugleich mit der Peitsche nach der Bestie. Das mußte sie in Schrecken versetzen, denn sie ließ das Schwein fallen und ergriff mit eingezogener Rute die Flucht. Natürlich ließ ich sie laufen und atmete tief auf. Das Schwein nahm ich als gute Beute auf die Schultern und trug es so zum Walde hinaus. Wie mich mein Bruder sah, kam er schnell mit dem Gefährt heran. Er hatte den Schrei von mir gehört und das Schlimmste befürchtet, ohne sich raten zu können, wie er mir Hilfe bringen könne, denn er hatte ebenfalls keine Waffe bei sich, und seine schon unruhig gewordenen Pferde, die Witterung vom Wolf bekommen haben mußten, konnte er auch nicht allein lassen. In seiner Ratlosigkeit kam ich zum Glück wieder heil und gesund zum Vorschein und noch dazu mit einem prächtigen Schwein. Wie ich ihm den kurzen Verlauf meines Abenteuers erzählte, lachte er mit mir. Ich lud mein Jagdstück auf den Schlitten, setzte mich wieder hinein und fort ging's nun in flottem Trabe. Seht ihr, Jungens, das war doch eine glückliche Jagd ohne einen Schuß, und die Geschichte ist nicht etwa von mir erfunden.“

Wir sahen ihn an und glaubten ihm, denn er hatte keinen pfiffigen Zug im Gesicht.

„Und nun,“ fuhr er fort, „werde ich euch eine andere Geschichte erzählen, die mit einem Schuß endigt.“

Jetzt sah er pfiffig aus.

„In Amerika war's. Ich hatte dort eine Eisenbahnlinie abzustecken und verschiedene Leute begleiteten mich auf dieser Reise durch das Land. Einmal machten wir Nachtquartier mitten in einem sumpfigen Gebiet. Der Mond schien vom wolkenlosen Himmel, die Nacht war heiß.

„Da sagte ich wie von ungefähr zu meinen Leuten:

‚Das ist eine schöne Gelegenheit, um auf Schnepfen zu jagen.‘

„Zwei meiner Gefährten, die in ihrem Leben noch keine Jagd mitgemacht hatten und von Schnepfen und ihrer Jagd am allerwenigsten etwas wußten, waren von meinen Worten wie elektrisiert.

‚Was?‘ riefen sie, ‚Schnepfen jagen? Ei, das wäre! Wie gern möchten wir dies einmal thun! Aber dazu brauchen wir doch Flinten!‘

‚Gott bewahre!‘ rief ich übermütig. ‚Wozu braucht ihr da Flinten! Das ist nicht nur nicht nötig, sondern sogar gegen alle Ordnung. Der richtige Schnepfenfang geschieht mit den Händen, und das macht in einer solchen Nacht ein köstliches Vergnügen. Etwas Geduld freilich muß man haben. Aber das lohnt sich auch, und ich sage euch, ein Schnepfenfrühstück morgen sollte euch wohl schmecken.‘

„Die beiden Jagdlustigen waren vor Freude aufgeregt.

‚O,‘ rief der eine, ‚das müssen Sie uns zeigen!‘

‚O ja,‘ rief der andere, ‚wenn wir nur einmal Schnepfen essen könnten!‘

‚Gut,‘ erwiderte ich, ‚euren Wunsch werde ich erfüllen. Nehmt eure Korbsäcke und ein Talglicht.‘

‚Wozu denn das?‘

‚Thut nur, wie ich euch angebe.‘

„Dazu waren sie mit Vergnügen bereit. Sie nahmen ihre Korbsäcke und ein Licht; ich führte sie durch die hohen Binsen an ein Sumpfgewässer, welches sich nahe bei unserem Wagenlager befand, und versicherte sie, in diesem Wasser gebe es eine Menge Schnepfen. Sie sollten nur ihre Säcke dahinein halten und mit dem angezündeten Licht auf die Oeffnung derselben leuchten, damit die dummen Schnepfen den Weg dahin fänden. Als ich sie nebeneinander im Wasser postiert hatte und sie sich mit dem brennenden Licht zu ihrer Fischerei leuchteten, machte ich, daß ich davon kam, denn unsere Anwesenheit im Sumpf und der Lichtglanz hatte tausende von Schnaken aus ihrem Schlummer gescheucht; sie erfüllten die Luft und überfielen ihre Störenfriede mit ihren bösen Rüsselstichen.

„Im Lager, wo die anderen verstanden hatten, welchen Jagdspaß ich den zwei Gläubigen bereitete, malte ich ihnen aus, wie dieselben geduldiglich mit Sack und Licht auf die Schnepfen warteten und derweil von den Schnaken sich stechen lassen mußten. Es ging eine Stunde darüber hin und die tapferen Schnepfenfänger blieben ruhig auf ihren Posten. Da hatte ich doch Mitleid mit ihnen, nahm meine geladene Pistole, brach mit meinen lachen-

den Leuten durch die Binsen und unter dem gräßlichsten Indianergeschrei feuerte ich meine Pistole ab. Dieser Schuß und dieses Geschrei, das helle Gelächter von uns dazu, ließen die beiden Jäger endlich einsehen, daß man sie zum besten gehalten. Beschämt steckten sie ihre Sumpffischerei auf und retteten sich vor den Schnaken.

„Seht ihr," schloß Vetter Franz diesen Schwank, „das war eine Schnepfenjagd mit Schuß."

Und er lachte herzlich in seinen Bart hinein.

Wau, Wau!

Ein englischer Fabrikant wurde in Peking von einem Mandarin zum Mittagessen eingeladen. Der Gast ließ sich die zum Teil fremdartigen Gerichte ausgezeichnet schmecken. Eben war ein herrlicher Braten aufgetragen, als ihm der unheimliche Gedanke kam, derselbe könne vielleicht von einer Katze sein, da die Chinesen bekanntlich gern Katzenfleisch essen. Er beschloß, sich darüber Aufklärung zu verschaffen. Dies war aber nicht so leicht, denn der Chinese verstand kein Englisch und der Engländer kein Chinesisch. Endlich kommt ihm ein Gedanke. Auf die Schüssel zeigend, machte er in fragendem Ton: „Miau, Miau?" Der Chinese antwortete kopfschüttelnd: „Wau, Wau!"

Doppelter Durchfall.

Im Koburgischen ereignete sich im Oktober 1840 der merkwürdige Fall, daß bei einem Examen die Geprüften und der Prüfende, Beide durchfielen. (Der Fußboden brach nämlich ein. Ein Paar der dummsten Schüler bekamen dabei offene Köpfe.)

Der Geist der Llano estakata.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

Darüber verging die Zeit, und die Nacht brach an. Es wurde so dunkel, daß man nicht fünf Schritte weit zu sehen vermochte.

„— Da hatte ich doch Mitleid mit ihnen, nahm meine geladene Pistole, brach mit meinen lachenden Leuten durch die Binsen —"

Nun kam Frank wieder herbei. Er wollte in solcher Finsternis und an solchem Orte nicht allein sein; aber sein Zorn war noch nicht vollständig verraucht. Er sprach kein Wort und streckte sich auch nicht neben den anderen, sondern in gewisser Entfernung von ihnen nieder, lauschte aber sehr aufmerksam auf ihre Reden. Sie hörten es seinen Bewegungen an, daß er zuweilen auffuhr, um einen Einwand loszulassen, wenn einer etwas geäußert hatte, was er besser zu wissen und zu verstehen vermeinte; aber er legte sich doch immer wieder nieder.

Die Lust, zu schmollen, war bei ihm doch noch größer als der Hang, mit seinen eingebildeten Kenntnissen zu prahlen.

Die Luft war mittlerweile rein geworden und ließ sich leichter atmen als vorher. Eine leichte Prise hatte sich aus Südwest erhoben und war nach der Hitze des Tages von sehr angenehmer Wirkung. Einige Sterne standen am Himmel, welche den an der Erde Liegenden die Zeit andeuteten.

Sie sprachen nicht mehr miteinander. Sie gaben sich Mühe, einzuschlafen. Eine Störung durch irgend ein feindliches Wesen war nicht wahrscheinlich, und Old Shatterhand konnte jetzt noch nicht erwartet werden. Die Weißen schliefen auch wirklich ein; aber der Komantsche starrte mit offenen Augen gegen den Himmel, obgleich er während der letzten Nacht keine Minute lang geschlafen hatte. Der Tod oder vielmehr die Ermordung seines Vaters beschäftigte seine junge, nach Rache lechzende Seele.

So verging Viertelstunde um Viertelstunde. Da plötzlich wurden die Schlafenden durch einen lauten Ausruf des Indianers geweckt. Sie fuhren in sitzende Stellung empor.

„Mava tuhschta — seht dorthin!" sagte er, nach Süden deutend.

Sie sahen trotz der Dunkelheit seinen ausgestreckten Arm und blickten in die angegebene Richtung. Dort, wo der Himmel am Horizonte auflag, zeigte sich in Gestalt eines schmalen, langen Kreisabschnittes eine dämmernd helle Stelle. Sie machte gar nicht den Eindruck von etwas Außergewöhnlichem, erregte aber doch die volle Aufmerksamkeit der Männer.

„Hm!" brummte Jim. „Wenn das im Osten wäre, so würde ich glauben, wir hätten so lange geschlafen, daß dort der Tag zu grauen beginne."

„Nein," meinte sein Bruder Tim. „Das Tagesgrauen ist ganz anders. Die Grenzlinien dieser hellen Stelle sind zu scharf."

„Eben weil es dunkle Nacht ist."

„Aber eben weil es dunkle Nacht ist, kann der Morgen noch nicht grauen. Tag und Nacht fließen ineinander; dort aber giebt es feste Konturen."

„Es müßte ein Feuer sein?"

„Ein Feuer in der Llano, in welcher es kein Holz gibt? Hm! Was sollte da brennen? Der Sand etwa? Das wäre etwas mir ganz Neues."

„Das ist freilich wahr. Wenn nun gar noch der Sand zu brennen anfangen wollte, das wäre für uns freilich das höchste der Gefühle. Da könnten wir uns nur schleunigst aufsetzen und davonreiten. Aber wie willst du dir die Sache sonst erklären?"

„Weiß es auch nicht. Uebrigens wird die helle Stelle immer größer. Und dabei dreht sich der Wind. Er kam aus Südwest. Jetzt kommt er gerade aus West und wird stärker und kälter. Was hat das zu bedeuten?"

„Ein Nordlicht ist's auf keinen Fall," sagte Fred. „Und von Südlichtern hat man hier ja wohl noch nichts wahrgenommen."

Frank hatte bisher geschwiegen; nun aber mußte er reden, sonst hätte es ihm das Herz abgedrückt.

„Diese lichte Schtelle des Horizontes hat was zu bedeuten," sagte er. „Sie hängt jedenfalls mit dem Avenging-ghost zusammen. Vorhin is er nach Süden geritten. Vielleicht hat er dort sein Wigwam und sitzt bei seinem Lagerfeuer."

Die anderen hätten am liebsten wieder gelacht; sie bezwangen aber den Reiz dazu. Fred antwortete:

„Meinst du, daß ein Geist sich ein Lagerfeuer anbrennt?"

„Warum nich? Bei so eenem kalten Winde, wie er jetzt weht?"

Die Luft wurde allerdings schärfer. Sie folgte der Windrose immer weiter nach Norden. Und da unten im Süden stieg die Helligkeit höher und immer höher. Es war, als ob dort die Scheibe eines mächtig großen Gestirnes aufgehe. Sie bildete jetzt beinahe einen Halbkreis, welcher im Innern einen blutig roten Kern hatte, der sich nach außen hell und heller färbte und dann von einer Bogenlinie eingeschlossen wurde, an welcher sich dunkle Wolkenmassen und sprühende Feuerballen durcheinander zu wälzen schienen.

Das Ganze gewährte einen schaurig-prachtvollen Anblick. Die fünf Männer standen staunend. Sie wagten kaum zu sprechen.

Der Wind kam jetzt genau aus Norden. Er hatte sich in Zeit von einer Viertelstunde um den halben Horizont gedreht. Doch gab es dabei kein Sausen und Brausen; er strich vielmehr mit heimtückischer Stille nach der so großartig erleuchteten Himmelsgegend zu. Und dabei war er so kalt, daß man sich hätte in einen Pelz hüllen mögen.

„Das sollte Old Shatterhand sehen!" sagte der Juggle-Fred. „Leider kann er noch nicht zurück sein, denn es ist jetzt gerade Mitternacht."

„Mitternacht!" stieß der Hobble-Frank hervor. „Das is die Geisterschtunde. Da wird gewiß dort, wo es brennt, was Grausiges passieren!"

„Was soll da, außer dem Feuer, Schreckliches geschehen?"

„Frag doch nich so verkehrt! Um Mitternacht öffnet sich der Orkus, und die Geschpenster schteigen heraus. Da treiben sie eene ganze Schtunde lang allerhand Unfug. Ich kenne das, denn ich habe sogar des Nachts die Oogen offen. Wie jedes Land und Volk seinen Charakter hat, so haben ooch die Geschpenster jeder Gegend ihr besonderes Temperament und ihre besonderen Liebhabereien. In der eenen Gegend drehen sie den Menschen den Hals um, und in der anderen würgen sie die Leute an den Kreuzwegen ab. Die Sachsen sind die gemütlichsten Leute, und darum gibt es dort die urgemütlichsten Geschpenster. Ueber das, was sie treiben, singt der Dichter des Elbgaues zu seiner Apolloharmonika:

‚Am dunkeln Rabenschteen da drüben
Bei Königschteen und Pärne,
Da thun die Geister Kegel schieben;
Das sieht mer gar nich gerne.'

Wer aber weeß denn, was die hiesigen Geister für eene besondere Passion haben. Es können gerade die allergefährlichsten und allerschlimmsten sein, die es gibt. Darum wollen wir uns in acht nehmen und — — Herr Jemerschnee, habe ich nich recht gehabt? Guckt mal hin! Dort kommt er geritten!"

Er rief die letzteren Worte im Tone des Entsetzens aus. Und das, was jetzt geschah, konnte allerdings selbst dem furchtlosesten Menschen ein Grauen einjagen. Der Geist der Llano estakata erschien abermals.

Wie bereits gesagt, bildete die fremdartige Lichterscheinung jetzt einen gewaltigen Halbkreis am südlichen Himmel. Da, wo der Bogen dieses Halbkreises links auf dem Horizonte lag, erschien jetzt plötzlich die Gestalt eines riesigen Reiters. Das Pferd war schwarz, aber der Reiter war weiß. Er hatte die Gestalt eines Büffels. Man sah ganz deutlich den Kopf mit den beiden Hörnern, den Nacken mit der struppigen, halblangen Mähne, welche hinterher flatterte, und den Leib, welcher sich nach rückwärts mit dem Hinterteile des Pferdes vereinigte. Die Konturen dieses Bildes waren von lichtfunkelnden Linien eingefaßt.

Das Pferd befand sich in geradezu rasendem Galopp. Es bewegte sich nicht etwa auf einer ebenen Linie, also auf dem Durchmesser dieses lodernden Halbkreises, sondern es stieg innerhalb des Kreisbogens empor und galoppierte längs desselben weiter. Es hatte ein Stück Boden unter sich, der ihm auch stets unter den Füßen blieb.

So jagte es in runder Linie aufwärts bis zum höchsten Punkte und dann an der rechten Seite der glühenden Halbscheibe wieder herab bis da, wo der Kreisbogen den Horizont berührte. Dort verschwand es so plötzlich, wie es erschienen war.

Den Zuschauern war es trotz der kalten Luft, welche sie umwehte, glühend heiß geworden. War da an Täuschung zu denken? Nein, das war die reine, unbestrittene Wahrheit. Sie fanden keine Worte, ihren Gefühlen Ausdruck zu geben. Selbst der bedächtige Komantsche ging aus sich heraus und rief ein „Uff" nach dem andern. Was sie sprachlos machte, das

öffnete ihm den Mund zu diesen Ausrufungen.

Sie standen da und warteten, ob die Erscheinung sich vielleicht wiederholen werde — vergebens. Eine Zeitlang loderte der Halbkreis noch in gleicher Stärke fort; dann verlor sein Bogen die bisherige Schärfe und seine Lichter begannen zu verdunkeln.

Da ertönte hinter ihnen weicher Hufschlag im Sande. Reiter kamen, hielten bei ihnen an und sprangen von den Pferden. Der vorderste von ihnen war Old Shatterhand.

„Gott sei Dank, daß ihr noch lebt!" rief er aus. „Ich glaubte euch verloren und war vollständig überzeugt, eure Leichen aus dem Sande graben zu müssen."

„So schlimm hat der Tornado uns denn doch nicht mitgespielt," antwortete Fred. „Wir sind von ihm nur gestreift worden, Sir. Ihr müßt euch außerordentlich beeilt haben; wir konnten euch jetzt noch nicht erwarten."

„Ja, wir haben einen wahren Parforceritt gehabt. Es galt, euch zu retten. Darum ist auch Master Helmers mit seinen Knechten mitgekommen, wie ihr seht. Wir hatten große Sorge um euch. Der Tornado ist hart an Helmers Home vorübergegangen. Wir sahen die Verwüstungen, welche er angerichtet hat, und mußten aus der Richtung, welche er zurückgelegt hatte, mit Bestimmtheit vermuten, daß er auch euch getroffen habe. Glücklicherweise ist er ziemlich gnädig mit euch umgesprungen."

Auch die anderen gaben ihrer Freude Ausdruck. Es waren Jemmy, Davy, Bob und Helmers mit einigen Knechten. Die zwei Erstgenannten hatten von Old Shatterhand die Anwesenheit der beiden Snuffles erfahren. Sie freuten sich des Zusammentreffens mit ihnen, machten aber wenig Worte darüber, denn es gab Wichtigeres zu besprechen.

Fred berichtete in Kürze über das zweimalige Erscheinen des Geistes. Jemmy und Davy schüttelten still die Köpfe. Sie wollten den Erzähler nicht durch die Aeußerung eines Zweifels beleidigen. Helmers meinte:

„Was Ihr da berichtet, Sir, muß wahr sein, denn zehn Augen haben es gesehen; aber begreifen und erklären kann ich es nicht. Es wird wohl keinen Menschen geben, welcher unumstößlich nachzuweisen vermag, ob wir es mit einem Trugbilde oder einem wirklich existierenden Wesen zu thun haben."

„O ja, diesen Menschen gibt es freilich, und der bin ich selber!" antwortete der Hobble-Frank. „Von eener trügerischen Kompression kann keene Rede sein, denn die Geschtalten sind von uns in perplexer Vollendung gesehen worden. Der Geist is een überirdisches Wesen, welches durch die Luft zu reiten vermag. Wir schtehen in diesem Oogenblicke mitten in der mitternächtigen Geschpensterschtunde, was der Yankee Ghostly-hour nennt; dieser Umschtand erklärt die ganze Erscheinung und is der sicherste Beweis, daß wir es mit eener abgeschiedenen Seele aus der jenseitigen Himmelsgegend zu thun haben. Ich gloobe nich, daß jemand es wagen wird, mir zu widerschprechen!"

Er hatte sich geirrt, denn Old Shatterhand klopfte ihm auf die Achsel und sagte, allerdings in freundlichem Tone:

„Was hätte man denn zu erwarten, wenn man einen Widerspruch wagte, lieber Frank?"

„Hm, das wäre verschieden, je nach der Persönlichkeet. Jeden anderen würde ich mit meinen Beweisen förmlich niederschmettern, so daß seine wissenschaftliche Existenz für immer und ewig vernichtet wäre. Aber wenn Sie selbst mal eene kleene, bescheidene Frage riskieren, so bin ich ausnahmsweise bereit, Ihnen den gewünschten Aufschluß in möglichster Freundlichkeet zu erteilen."

„Einen Aufschluß fordere ich nicht von Ihnen. Daß die Erscheinung das zweite Mal in der Mitternachtsstunde stattgefunden hat, ist kein Beweis ihres überirdischen Ursprunges, denn vorher war sie ja am hellen Tage zu sehen. Wollen Sie mir eine ausführliche Beschreibung des ganzen Vorganges geben, so bin ich überzeugt, ihn zur Genüge erklären zu können."

„Das möchte ich beschtreiten; aber da Sie es sind, so will ich Ihnen die Schilderung liefern, denn Sie sind von allen Anwesenden der eenzige, der mir komponieren kann."

Der kleine Sachse gab eine ganz vorzügliche und sehr ausführliche Beschreibung der zweimaligen Geistererscheinung. Old Shatterhand warf zuweilen eine Frage dazwischen.

Indessen sank im Süden der Lichtschein immer tiefer und erbleichte mehr und mehr. Er schien ganz verschwinden zu wollen. Einige Minuten lang lag er nur noch wie ein blasser Schimmer auf dem Horizonte; dann aber wurde er plötzlich wieder heller, stieg aber keineswegs zunächst wieder zur früheren Höhe empor, sondern lief wie an einer funkensprühenden Lunte immer weiter nach Westen hinüber. Dort blieb er halten und bildete sich mit ungeheurer Schnelligkeit zu einem Flammenmeere aus, welches den halben Himmel erleuchtete.

„Alle Teufel!" rief Frank aus. „Da geht die Geschichte schon wieder los! So eene Geisterschtunde habe ich noch nich erlebt. Diese Feuer sind übernatürlichen Urschprunges, denn — — —"

„Unsinn!" unterbrach ihn Old Shatterhand. „Die Sache ist sehr leicht zu erklären. Das Feuer dort ist ein ganz natürliches."

„Was sollte denn da brennen?"

„Verdorrter Kaktus. Es gibt bekanntlich in der Llano meilenweite Strecken, welche so dicht mit Kaktus bedeckt sind, daß kein Reiter hindurchkommen kann. Sind die Pflanzen vertrocknet, so genügt ein einziger unvorsichtiger Funke, um in wenigen Augenblicken ein wahres Feuermeer zu erzeugen."

„Das ist wahr," stimmte Helmers bei, „und ich weiß ganz gewiß, daß im Süden und Westen von hier sehr bedeutende Kaktusstrecken liegen."

„Nun, so haben wir also zunächst eine Erklärung für das Feuer, und die beiden vermeintlichen Gespenster werden wir auch bald beim Kragen nehmen."

„Oho!" fiel der Hobble-Frank ein. „Vermeintliche Geschpenster? Es waren wirkliche. Und wie kommen Sie off die Idee, daß es zwee Geister waren?"

„Das ist aus den Gestalten zu ersehen. Das erste Gespenst, welches am Tage erschien, war der sogenannte Dragoneroffizier. Wer das zweite gewesen ist, kann ich freilich noch nicht sagen. Ich kenne niemand, der ein weißes Büffelfell trägt."

„Jetzt lassen Sie mich mal in Ruhe, Herr Old Shatterhand! Ich habe zwar gesagt, daß Sie der eenzige sind, von dem ich mir komponieren lasse, aber doch nur eenigermaßen. Keen Mensch kann da oben am Himmel hinreiten, und das is doch geschehen, wie wir fünf mit deutlichen Oogen gesehen haben."

„Ja, die Bilder haben sich in der Luft bewegt; die Originale aber sind unten auf der Erde geritten."

„Die Bilder? Na, jetzt hört alles und verschiedenes off! Ich hab all mein Lebtage noch nich gehört, daß Bilder reiten können, noch dazu durch den sauern Stoff der Atmosphäre! Wie sollen denn diese Bilder eegentlich entschtanden sein?"

„Durch mehrere verschieden erwärmte Luftströmungen, wie sie z. B. dort bei dem Feuer entstehen."

„So! Also Bilder entschtehen durch Schtrömungen der Luft! Das is mir was ganz Neues. Bisher gloobte ich, sie könnten nur mit Hilfe des Bleischtiftes, des Kontramarineblau oder der Photographie entschtehen."

„Nicht auch durch einen Spiegel?"

„Ja, das hatte ich vergessen."

„Nun, die Luft wirkt unter Umständen gerade so wie ein Spiegel."

„So! Ja, das leuchtet mir eher ein, denn in der Lehre von den Luftspiegelungen bin ich der bedeutendste unter den Meestern."

„Schön! dann werden Sie auch zugeben, daß Ihre Geister nur Luftspiegelungen waren, gerade so, wie — — — —"

Er hielt inne. Seine Aufmerksamkeit wurde jetzt auf das Feuer gelenkt, welches in dunkelroter Glut am Horizonte stand, und eine Decke durcheinanderwogender Wolken über sich trug. Und höher noch als diese Wolken, aber diesseits des Feuers und frei schwebend im Luftraume entwickelte sich jetzt das verkehrte Bild einer ebenen, glühend rot erleuchteten Landschaft. Da, wo sie links begann, kam ein Reiter aus dem Dunkel hervor, ganz genau derselbe, welchen die Männer vorhin gesehen hatten, mit einem Büffelfelle, aber eben in verkehrter Stellung, mit dem Kopfe nach unten.

„Gerade so, wie diese dort!" fuhr Old Shatterhand fort, indem er auf die Spiegelung deutete.

Er hatte noch nicht ausgesprochen, so ließ sich ein zweiter Reiter sehen, welcher dem ersten nachjagte.

„Herrjemineh!" schrie der Hobble-Frank. „Das is doch der von heute Nachmittag, der beim Tormenado offtauchte!"

„So! Ist er es?" antwortete Old Shatterhand. „Sie werden mir nun recht geben, daß es sich um zwei ganz verschiedene Erscheinungen handelte. Und da kommen auch noch mehrere!"

Hinter der letzterwähnten Gestalt folgten jetzt noch fünf oder sechs Reiter, alle im Galopp, aber verkehrt, mit den Köpfen nach unten.

„Jetzt wird mir's bald zu bunt!" meinte der Hobble-Frank. „Befände ich mich alleene, so gloobe ich, ich ferchtete mich riesig. Ich danke och schäne für solche Ghostlyhours! Ich habe zwar von Geschpenstern gehört, welche durch die Nacht reiten und dabei ihren Kopp unterm Arm tragen; aber daß sie nun gleich gar alle off den Köppen reiten, das is mir denn doch zu bunt."

„Das ist gar nichts so Schreckhaftes. Die vorigen Bilder wurden mehrere Male, das jetzige aber nur einmal gebrochen. Uebrigens werden wir sofort die Bekanntschaft dieser Geister machen. Schnell auf die Pferde, Mesch'schurs! Ganz gewiß ist der vorderste Reiter der sogenannte Geist der Llano estakata. Er wird von den anderen verfolgt, und da er ein braver Kerl ist, wollen wir uns seiner ein wenig annehmen."

„Sind Sie toll!" rief Frank. „Das wäre die reene Versündigung an der Geisterwelt. Bedenken Sie doch nur was der unschterbliche Goethe spricht:

Der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen
Die Geister mit ihren Kindern und Frauen!"

Aber die anderen hörten nicht auf ihn; sie gehorchten der Aufforderung Old Shatterhands. Ihr Vertrauen zu diesem Manne sagte ihnen, daß er weder etwas Gefährliches, noch etwas Lächerliches von ihnen verlangen werde.

„Nehmen wir auch die Packpferde mit?" fragte Helmers.

„Ja, wir werden wohl schwerlich alle nach hier zurückkehren. Ihr solltet uns allerdings nur bis hierher begleiten; unter den jetzigen Umständen aber werdet Ihr uns wohl gern noch eine Strecke begleiten."

„Natürlich! Möchte doch gar zu gern ein Wort mit dem Avenging-ghost sprechen."

Die zwei Packpferde, welche Helmers mitgebracht hatte, wurden von den Knechten an den Leitzügeln genommen. Auch Frank stieg auf. Es war nicht die Furcht, sondern nur sein alter Widerspruchsgeist, welcher ihn zu seinem Sträuben veranlaßt hatte. Die Truppe setzte sich in Bewegung und jagte in Karriere über die Ebene dahin.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wurfkegelspiel.

Dasselbe erfordert wenig Raum und ist auch in einem kleineren Garten anzubringen. Ein kleiner, ebener, sandiger Platz, auf demselben einen Pfosten von etwa 15 cm Breite und Dicke und einer Höhe von 2,5—3 m, sowie oben mit einem Querarm von ungefähr 1,25 m Länge, an dem äußersten Ende desselben an einer starken Schnur eine Kugel mit einem Durchmesser von 10—12 cm, und senkrecht unter der Schnur ein Kegelbrett mit dem König, rings um ihn seine acht Genossen —: das ist alles, was man zu diesem Spiele benötigt. Angenehm ist es für die Spieler, wenn in unmittelbarer Nähe Bänke mit schützendem Strauchwerk oder ein Blätterdach sich befinden.

Die Schnur muß so lang sein, daß sie in hängender Lage wider den Köpfen der Kegel liegt. Der Abstand zwischen den einzelnen Kegeln muß so groß sein, als der Durchmesser der Kugel lang ist. Beim Spielen stellt man sich so weit von den Kegeln entfernt, daß man die Kugel an der straff gespannten Schnur in der Nähe des Gesichtes halten kann; dann kann sie, abgestoßen, nicht unsicher umherfliegen. Gezielt muß werden. Gut ist es, wenn man die Kugel in die beiden Gassen fliegen läßt, da dann mehr Kegel umfallen. Uebung macht auch hier den Meister, und wer schon längere Zeit an diesem Spiel sich vergnügt hat, weiß auch, wie die Kugel abzustoßen ist, um Honneurs zu bekommen.

Die Spielweise ist dieselbe wie beim gewöhnlichen Kegelspiel. Honneur 7 = 10 Points, Honneur 8 mit König = 12 Points, Honneur 8 ohne König = 16 Points, alle neun = 24 Points, König allein = 8 Points, Mittelgasse = 6 Points. Die Kegel zählen nur beim Vorwärtstreffen. Trifft die Kugel nichts, so wird 1 Point abgeschrieben. Jeder wirft für sich. Das Spiel geht gewöhnlich von 100 „Holz" ab. Jeder hat drei Kugeln. Durch die drei ersten wird die Reihenfolge bestimmt. Wer am wenigsten geworfen, kommt oben hin. Zum Schlusse muß sich das Plus und Minus der Spieler ausgleichen. Einige andere interessante Spielweisen in einer der nächsten Nummern.

Die Spinnen im Walde.

Doktor C. Keller in Zürich behauptet, daß die Spinnen eine wichtige Arbeit für die Erhaltung des Waldes verrichten, indem sie die Bäume gegen die Verwüstungen der Blattläuse und anderer Insekten schützen. Keller hat viele Spinnen durch Oeffnung ihrer Eingeweide untersucht und gefunden, daß sie die gefräßigsten Feinde der schädlichen Insekten sind, so daß sie nach seiner Ansicht mehr Nutzen schaffen, als alle insektenfressenden Vögel des Waldes zusammen.

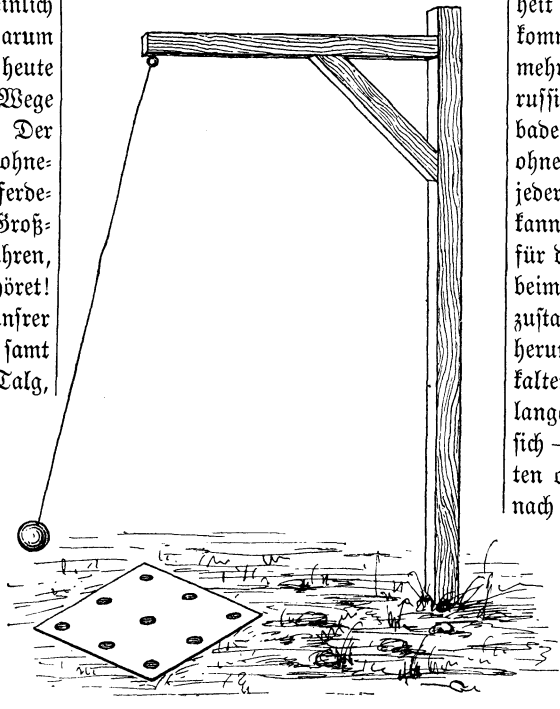
Zum Bad, Kameraden, zum Bad!

Eltern und Lehrer, darauf bedacht, die Pflege des Geistes wie die des Leibes gleichmäßig zu betreiben, haben euch stets gerne Gelegenheit zum Gebrauche von Flußbädern gegeben, und ihr habt euch niemals lange bitten lassen, sondern eilet fröhlich dem Badeplatze zu und tummelt euch in den kühlen Wellen. In der That, wie sehr erfrischt das Bad Körper und Geist gleichzeitig, reinigt und erregt unsere Haut zu erhöhter Thätigkeit.

Aber damit es den gewünschten Nutzen stifte, sollte nach gewissen Regeln gebadet werden, die — so einfach und so klar begründet sie sind, — doch augenscheinlich vielfach ganz unbekannt blieben. Darum will euch ein erfahrener „Wassermann" heute zum Flusse begleiten und auf dem Wege dahin diese Baderegeln darlegen. Der sonnenreiche Nachmittag mahnt uns ohnehin langsam zu gehen, und weder Pferdebahn noch Badeextrazug, die den Großstädter so bequem dem Badeplatze zuführen, stehen uns zur Verfügung. Also höret!

Das Flußbad hat den Zweck, von unsrer Haut Staub, Schmutz und Schweiß samt andern Absonderungen derselben (Talg, Oberhautfetzchen) zu entfernen, die sich um so mehr darauf ansammeln, je mehr die Luft des Wohnortes verunreinigt ist und je mehr die Absonderung durch Luftwärme und Thätigkeit gesteigert wurde. Das Wasser erweicht, es löst diese Hautschlacken und reibt sie zugleich mechanisch ab. Dadurch wird die Haut zu ihren wichtigsten Verrichtungen als Schutzorgan, als Tastorgan, als Wärmeregulator, als Ausscheidungsweg unterstützt und zu denselben tüchtig erhalten. Es wirkt aber ferner durch seine Temperatur sehr erfrischend auf unser Nervensystem, und weil dadurch die zahllosen, mit dem Körperinnern in Verbindung stehenden haarförmigen Hautblutgefäße in Zusammenziehung und Wiederausdehnung versetzt werden, auch mächtig anregend auf die Blutverteilung im Gesamtkörper. Es erhöht endlich, wie ihr alle wißt, den Appetit ungemein (ich wette: jeder von euch trägt sein Butterbrod bei sich, sei es in natura, sei es im Portemonnaie). Dies beruht darauf, daß der Körper die Wärme, die er im kalten Bade an das Wasser abgegeben hat, rasch wieder zu ersetzen strebt, und zwar durch nachherige, d. h. durch vermehrten chemischen Umsatz der Nahrungszufuhr. Denn was die Kohlen für den Ofen sind, das sind die Nahrungsmittel für den Körper; sie liefern ihm Verbrennungsmaterial und damit Wärme. Durch die niedere Temperatur, den Druck und die Bewegung der Wassermasse wirkt das Flußbad weit energischer als ein Wannenbad.

Schon daraus könnt ihr ersehen, daß das kalte Bad durchaus nicht für Jedermann paßt, daß es unter Umständen auch schaden kann, und ich nehme deshalb an, daß die Eltern oder selbst der Hausarzt euren heutigen Gang ausdrücklich billigen.



Der Apparat des Wurfkegelspiels.

Sehr blutarme, hochgradig nervöse, lungen-, herz-, oder gehirn- und rückenmarkskranke Personen sind ganz davon auszuschließen; viele andre Zustände erfordern eine ärztliche Begutachtung, ob das Flußbad zulässig sei oder nicht.

Unterscheidet ferner wohl zwischen „erhitzt sein" und „schwitzen"! In erhitztem Zustande, d. h. bei aufgeregter Lungen- und Herzthätigkeit (rasches Atmen, Herzklopfen, roter Kopf) soll man durchaus nicht in ein kaltes Bad gehen. Solches könnte sehr schlimme Folgen haben! Wer aber nie mit warmem, selbst mit schwitzendem Körper (wobei jedoch Herz wie Lunge ruhig arbeiteten) gebadet hat, der kennt einfach die volle Wohlthat des Flußbades gar nicht! Kommt ihr also nach einem Eilmarsche zum Badeplatze, so setzet ihr euch in den Kleidern 10 Minuten ruhig hin, hierauf entkleidet ihr euch und geht rasch ins Wasser, solltet ihr auch noch so sehr schwitzen! Auf jeden Fall soll euer Körper warm sein, ehe ihr ihn der Flut übergebt, damit ihr der Kälte des Wassers Widerstand leisten und auch ohne Nachteil länger verweilen könnt. Fehlt euch diese Wärme, so verschafft ihr sie euch durch Zuknöpfen des Rockes, durch langsames Auf- und Abgehen. Lasset euch durch die Fabel vom „zurückgetretenem Schweiße" u. dgl. ja nicht abhalten, meinem Rate zu folgen! Wo die Benutzung der Dampfbäder oder der Heißluftbäder Volksgewohnheit geworden, in jeder Wasserheilanstalt kommt der ruhig Schwitzende alsbald in mehr oder minder kaltes Wasser, und der russische Bauer wälzt sich, vom Dampfbade aus schweißtriefend, selbst im Schnee, ohne daß nachteilige Folgen einträten, ja jeder, der solche Badformen versuchte, bekannte nachher, wie sogar sehr angenehm für die Empfindung sie seien. Erkältungen beim Baden kommen umgekehrt viel leichter zustande, wenn man nackt herumsteht oder herumgeht und dann den kalten Körper dem kalten Wasser übergibt, oder wenn man zu lange im Bade verweilt, oder wenn man sich — vielleicht noch dazu im kühlen Schatten oder in windiger Abendluft — sogleich nach dem Bade oder durchnäßt niedersetzt. Unbehagen, Gänsehaut, blaurote Färbung der Haut, Zittern, Steifigkeit zeigen unverkennbar ein Stadium der „Erkältung" an, das durch Trockenreiben und energische Körperbewegung schleunigst bekämpft werden muß, wenn nicht förmliche Erkrankung nachfolgen soll.

Wichtig ist, daß ihr gleich anfangs den Kopf im Wasser kühlet, damit nicht das von der Körperoberfläche durch Zusammenziehung der Blutgefäße zurückgedrängte Blut dahin zusammenströme. Denn der Kältereiz verursacht erst eine beträchtliche Verengung der Adern, welcher bei richtiger Anwendung desselben eine Wiedererweiterung unter Wärmeempfindung und samtartiger Auflockerung der Haut nachfolgen muß (Aktion und Reaktion). Wer nicht frisch tauchen kann oder soll, der schöpfe daher schon beim Eintreten in das Bad mit den Händen Wasser über den Kopf.

Da der Schwimmer durch die Muskelbewegung seine Wärmeentwickelung steigert, so darf ein solcher auch länger im Bade

verweilen als ein Nichtschwimmer. Alle aber müssen ans Land, ehe sie frieren, wenn sie das Gefühl der Abkühlung und Erfrischung gewonnen haben. Denn mehr als zeitweise Kühlung kann man von einem Bade ja nicht verlangen, und wer durch ein verlängertes Bad eine verlängerte Kühlung erzwingen wollte, der handelte ebenso unvernünftig und schädlich, als derjenige, der sich etwa auf eine Woche voraus satt essen wollte. Der erstere würde durch eine Erkältungskrankheit, der zweite durch eine Verdauungsstörung bestraft werden.

Es ist geradezu unrecht, wenn auf einem Badeplatze auch Douchen der allgemeinen Benutzung zugänglich sind. Da solche nur in der Hand des Arztes irgend nützen, sonst aber ganz gewaltig schaden können, so bleibet durchaus weg von solchen! Eher möget ihr euch einer flüchtigen Regenbrause aussetzen.

Durchaus anständiges Betragen setze ich bei euch allen auch im Bade voraus; aber ich bitte noch, jeden Mutwillen, sei es vor euch selbst, sei es gegen mitbadende Kameraden zu unterlassen. Mut ist eine Zierde, Uebermut eine Verirrung. Waget daher nicht, die euch gesteckten Grenzen des Badeplatzes zu überschreiten, ahmet nicht ohne weiteres die Kunst- und Kraftstücke eines älteren und geübteren Schwimmers nach, gehorchet sofort den Mahnungen der mit der Aufsicht betrauten Personen und holet deren Rat bei besonderen Vorfällen ein, lasset das Ringen im Wasser und tauchet niemals schwächere Kameraden gewaltsam unter! Solche Spielereien haben schon manchmal den Tod eines hoffnungsvollen Knaben verschuldet. Beobachtet ferner alle andern, im Interesse der Sicherheit und Schicklichkeit gegebenen Vorschriften!

Während die Behörden für eine günstige Lage des Badeplatzes, für Reinheit des Wassers von den Auswurfstoffen der Städte, von Glasscherben u. dgl., für Abschluß von gefährlichen Strudeln und Tümpeln sorgen, habet ihr selbst die günstigen Badetage auszuwählen, d. h. solche Tage, an denen die Luft warm und windstill, der Fluß doch auf mindestens 15 Grad R. temperiert ist. Stieg die Wasserwärme auf über 21 Grad, so gewährt das Bad kaum mehr Erfrischung; wo man die Gelegenheit dazu hat, suche man an solchen Hitzetagen dann die frischeren, raschfließenden Seitenzuflüsse des Hauptstromes auf.

Im allgemeinen bilden die Stunden des Spätnachmittags die günstigste, hinter des Tages Last und Hitze liegende Badezeit. Nur ausnahmsweise, bei großer Schwüle, mag man zweimal des Tages baden, und dann jedesmal nur kurz.

Weil das natürliche Haarfett dabei ausgewaschen wird, empfehle ich, die Haare wöchentlich mehrmals mit reinem Olivenöle (leicht parfümiert) einzusalben.

Daß man in Teichen, worin Blutegel vorkommen, nicht baden dürfe, versteht sich bei der Blutgier dieser Tiere von selbst. Ueberhaupt kann man sich, aufs Geratewohl außerhalb der bestimmten Badeplätze badend, leicht an Balken, Dornen, Aesten, Nägeln, Scherben, Blechabfällen, scharfen Steinen, u. s. w. empfindlich verletzen.

Sich unmittelbar vom Bade weg in einen Wirtschaftsgarten zum Essen und Trinken niederzusetzen, ist ganz unrätlich. Vorher sollte die Haut ihre normale Wiedererwärmung und Spannung, der Blutkreislauf seinen normalen Gang wieder erreicht haben, was am sichersten durch einen kürzeren oder längeren Weg zu Fuße geschieht. Daß es gefährlich ist, mit angefülltem Magen zu baden, habt ihr wohl alle schon gehört. Auch bei ganz nüchternem Magen bekommt das Flußbad, besonders blutärmeren Personen, nicht sonderlich gut.

Ganz schädlich wäre es, sich in durchnäßten Kleidern ruhig hinzusetzen.

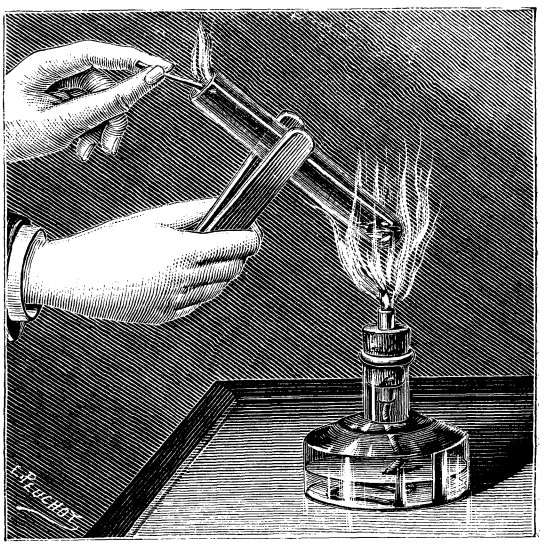
Und somit viel Vergnügen und Nutzen vom Flußbade, liebe Kameraden!

Eine Weingeistlampe aus einem Tintenfäßchen herzustellen.

Wohl die meisten unserer jungen Freunde und Leser erlernen Physik und Chemie und wissen, wie lehrreich, anregend und unterhaltend es ist, in beiden Wissenschaften selbst Experimente zu machen, welche oft nur unversucht bleiben, weil unsere Kameraden keine Apparate dazu haben. Nun kann man aber viele Apparate selbst herstellen, oder es gibt eine Menge von chemischen und physikalischen Experimenten, die man ohne eigens dazu erforderliche Apparate machen kann, und die nicht nur eine höchst anregende und befriedigende Unterhaltung gewähren, sondern auch wesentlich zum besseren Verständnis der Prinzipien und Grundlehren dieser wichtigen Wissenschaften beitragen, so daß sich auch hier des Dichters Wort bewährt: „Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel."

Einer der nötigsten Apparate zu chemischen wie zu physikalischen Experimenten ist z. B. die Weingeistlampe, welche zwar nur einige Mark im Laden kostet, die man sich aber leicht selbst anfertigen kann. Man kauft sich nämlich, so es daran mangeln sollte, ein rundes oder viereckiges Tintenglas, wie es in unserem nebenstehenden Holzschnitte zu sehen ist, das aus gegossenem Glase etwa 40 bis 50 Pfg. kostet. Einem Glase mit flachem Boden ist der Vorzug vor einem solchen mit gewölbtem Boden zu geben, weil jenes fester steht als dieses. Man sucht sich dann einen guten Flaschenkork, welcher genau in den Hals des Tintenglases paßt, bohrt mit einer runden Feile, einem sogenannten Rattenschwanz, durch die Mitte der Längenachse des Korks ein rundes Loch, befestigt darin eine messingene Röhre von einem Federhalter und zieht durch diese Röhre einen Docht aus grobem, baumwollenem Strickgarn. Füllt man nun das Tintenglas mit Alkohol oder gewöhnlichem Brennweingeist, steckt den Kork so auf, daß das eine lange Ende des Dochts in den Weingeist hinabreicht und das obere Ende nur 5 mm weit über die Dille (Röhre) aufragt, so braucht man dieses nur anzuzünden, um eine brauchbare Weingeistlampe zu haben, die man zu den verschiedensten Experimenten verwenden kann.

Eines der einfachsten, lehrreichsten und interessantesten Experimente ist z. B. die Entbindung von Sauerstoffgas. Wollen wir also beispielsweise die Eigenschaft eines brennbaren Gases zeigen und ein noch kohlendes oder glimmendes Zündhölzchen im Sauerstoffgas wieder zu heller Flamme anfachen, so brauchen wir nur



Die Entbindung von Sauerstoffgas.

etwas Chlorkali und Manganoxyd in einer Glasröhre oder einem sogenannten Probegläschen über der Weingeistflamme zu erhitzen, wobei wir das Probegläschen oder die Glasröhre in eine hölzerne Waschklammer stecken (siehe unsere Illustration), um uns nicht die Finger zu verbrennen. Das Chlorkali und das Manganoxyd verbinden sich unter dem Einfluß der Wärme miteinander, ein Teil des Sauerstoffs in dem Manganoxyd wird frei und entweicht in Gasform, und wenn wir nun ein brennendes Zündholz ausblasen, so daß nur ein Funke daran noch nachglimmt, dieser Funke wird alsbald zur leuchtenden Flamme aufschlagen, sobald wir ihn in das Sauerstoffgas halten, das sich aus der Glasröhre entbindet.

Dem Verräter keinen Dank!

Der Graf Czernitschew war vom Zaren Alexander I. mit dem Auftrage nach Frankreich gesandt worden, so viel als möglich von dem Operationsplane Napoleons I. über den beabsichtigten Einfall in Rußland zu erforschen. Es glückte Czernitschew auch, Verräter in Bonapartes Kriegsministerium zu finden, unter denen sich auch ein gewisser Michel befand, der, als der Verrat an den Tag kam, enthauptet wurde. Beim siegreichen Einzuge der Verbündeten in Paris bat jemand den Zaren um eine Anstellung für seine Dienste, welche er früher in des Zaren Auftrag dem Grafen Czernitschew geleistet habe; allein Alexander erklärte: Ich bezahle die Spione und Verräter — Dank bin ich ihnen nicht schuldig!

Auflösung des Rätsels im Volksmunde aus Nr. 40.

Der Sarg.

Auflösung des Rätsels in Nr. 40.

Krumm — Krume.

Auflösung des Rätsels in Nr. 40.

Nil.

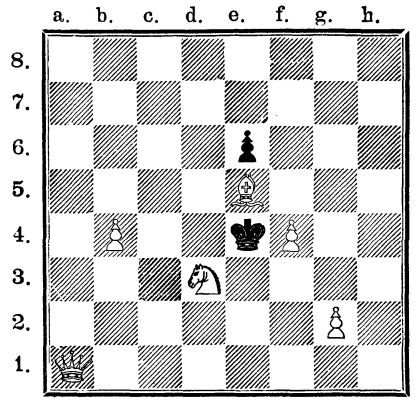
Moos zu färben.

Dazu bedarf man einer Mischung von $^1/_4$ l kochendem Wasser, 30 g Alaun, 15 g aufgelöstem Indigokarmin. Das Moos, welches zuvor sorgfältigst gereinigt wurde, wird hineingetaucht, die Flüssigkeit abgeschüttet und das Moos (oder Gras) an einem luftigen Ort oder am warmen Ofen getrocknet. Gefärbtes Moos darf weder zum Trocknen noch nachher den Sonnenstrahlen direkt ausgesetzt werden, weil es dann seine Farbe verliert. Will man ein helleres Grün, so setzt man der obigen Mischung mehr oder weniger Pikrinsäure zu.

Scharade.

Die beiden Ersten:
An Othello mußt du denken,
Willst du wissen, wer wir sind.
Die beiden Letzten:
Zu den Reinigungsprozessen
Zählen wir, nenn' uns geschwind.
Das Ganze:
Ich möcht' gleichfalls gerne säubern,
Hab' indes kein Glück darin;
Sprichwörtlich werd' ich genommen
Und nun rate, was ich bin.

Schachaufgabe Nr. 13.



(7 + 2 = 9)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

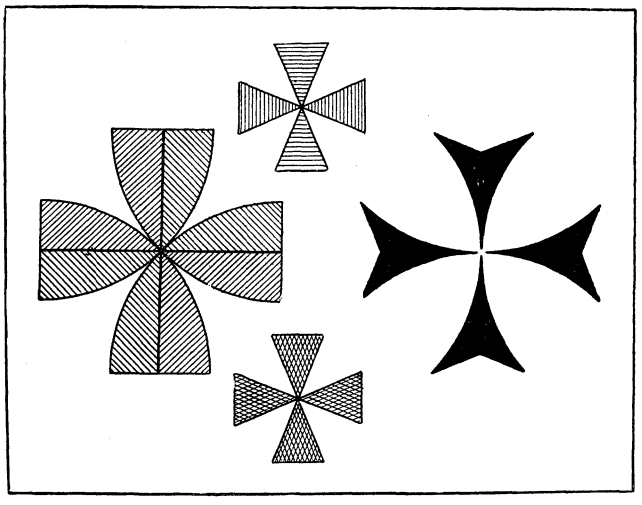
Lösung von Nr. 12.

1. T a 7 — a 4 K f 4 — e 5, g 3:
2. L b 4 — d 6 ‡.

1. . . . . K f 4 — e 3:
2. L b 4 — d 2 ‡.

1. . . . . e 4 — e 3:
2. L b 4 — d 6 ‡.

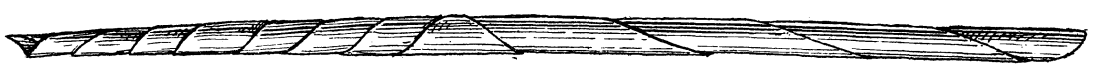
Zusammenleg-Problem.



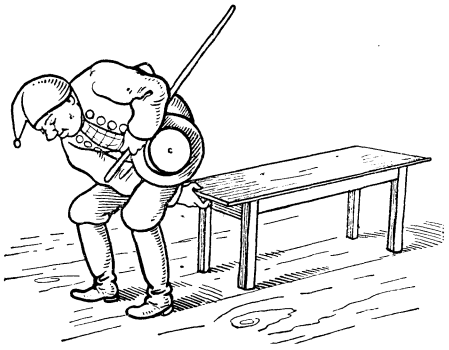
Aus obigen 20 Teilen soll ein Quadrat gebildet werden.

(Es ist dabei natürlich nicht gemeint, daß die vorstehenden Figürchen ausgeschnitten werden sollen; wer den Versuch unternehmen will, wird, um die Nummer zu schonen, gut thun, Pausen anzufertigen.)

Auflösung der Aufgabe aus Nr. 40.



Man rollt die Nummer des „Guten Kameraden" (natürlich sorgsam, daß das Exemplar keinen Schaden leide) nach der Diagonallinie a—b so eng und fest als möglich auf (oder sagen wir ein), daß am Schlusse die Gestalt, wie sie in unserer Illustration beiläufig gegeben, vor uns liegt. Es werden auf diese Weise nur die unbedruckten Ränder der Nummer sichtbar bleiben.



I.

Fragen und Antworten.

H. Piest in **Altona.** Ob der Ausruf des sterbenden Nero: „Welch ein Künstler stirbt in mir!“ Anspruch auf geschichtliche Berechtigung besitzt, ist ebenso schwer beweislich, wie angebliche letzte Aeußerungen der meisten berühmten und berüchtigten Persönlichkeiten. Man sollte indessen zur Glaubwürdigkeit durch den Umstand veranlaßt werden, daß dieser Kaiser den Gipfel seines Ruhmes erreicht zu haben glaubte, da er sich Griechenlands Lorbeerkronen und die theatralischen Ehren seiner eigenen Hauptstadt als — schlechter Komödiant erzwungen hatte. Uebrigens bestätigen nicht nur die meisten römischen Geschichtschreiber jener Zeit die bedeutungsvollen Worte des Tyrannen, sondern auch neuere Geschichtsforscher, von denen wir u. a. den Engländer Goldsmith (History of the Roman Empire) nennen.

ad 2 und 3. Die Ermordung Agrippinas durch Neros Henker geschah im Jahre 59 v. Chr. — Der Brand Roms, dessen Anstiftung durch den kaiserlichen Tyrannen übrigens ebenfalls kaum mit Sicherheit nachzuweisen, ereignete sich im Jahre 64, vier Jahre vor seinem durch die Umstände gebotenen freiwilligen Tode. Galba, der sich schon unter früheren Herrschern als Konsul und Statthalter verschiedener Provinzen ausgezeichnet hatte, ward durch Julius Vindex schon bei Lebzeiten Neros aufgefordert, das römische Volk von seinem Unterdrücker zu befreien; doch nicht eher, als er, der Zustimmung der Prätorianer gewiß, durch Neros Argwohn sein eigenes Haupt bedroht sah, erhob er unter dem Namen eines „Legaten Roms“ die Fahne des Aufstandes wider seinen kaiserlichen Herrn, und erst bei der Todeskunde des Allverlassenen nahm er auch den Titel des Imperators an.

Vater eines Kameraden. Danken herzlich für freundliche Gesinnung; wir werden Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie den „G. K.“ in Ihrem Bekanntenkreise empfehlen. Es ist uns unzählige Male schon mitgeteilt worden, daß die Lektüre einer Nummer allein schon hinreichte, unserer Jugendschrift Freunde zu gewinnen. Nochmals Dank!

J. G. in **Mülhausen i. E.** Du schreibst: Du hättest gute Witze, um unser Blatt zu würzen. Her mit der Würze!

Robert O. in **M.** Das Gedicht verdient als erster Versuch alle Anerkennung.

A. Müffel in **Loewensen.** Wir empfehlen Dir den Apparat für Schmetterlingssammler von Jul. Hoffmann. Du findest darüber im „G. K.“ demnächst eine ausführliche Besprechung. Er kann durch jede Buchhandlung bezogen werden. Dort, wo sich eine solche nicht befindet, liefert die Verlagshandlung direkt per Post franko gegen vorherige Einsendung des Betrags von M. 7. 50.

Joseph G. in **München.** Mut, Mut und nochmals Mut! Sei kein Schwarzseher! Mit ernstem Fleiß und mit Ausdauer mußt Du durchkommen. Gott gibt Schultern zu der Bürde! Nur fest hinsitzen — thust Du's nicht, allerdings, dann kann Dir's leicht ergehen, wie dem Bäuerlein daneben, und das soll freilich sehr unangenehm sein; sieh' nur, wie ihm sogar die Zipfelhaube vor lauter Schreck zu Berge steht.

Ein werdender Dichter. Du hast Phantasie und bereits auch Form. Aber z. B. der groteske Satz:

— und mein munteres Gemüt
Wie ein Meteor erglüht —*)

überlese ihn nochmals; findest Du nicht, daß das im Grunde heller Unsinn ist? Auch der kühnste Gedankenflug darf sich nicht natürlichen Fühlens und natürlicher Anschauung begeben.

Wilh. Wolff in **Marienburg** bei Köln. Alle Negativ- und Positivpapiere, ebenso Trockenplatten, überhaupt alle photographischen Utensilien und Apparate sind bei Alb. Glock und Cie. in Karlsruhe i. B. in reicher Auswahl zu haben. Frage dort an, man wird Dir die Preisliste zusenden.

Lina R. in **M.** Was wir mit Ihrem Gedichtchen gemacht haben? Es ruhet sanft im Papierkorb. Schenken Sie ihm stilles Beileid.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Dabei muß ihm sehr warm gewesen sein!

Max R. in **G.** Wir haben diese Frage wiederholt beantwortet. Zigarrenkisten sind, da die Deckel nicht fest schließen, zur Aufbewahrung von Insekten ungeeignet, weil sowohl Staub, als auch schädliche Staubinsekten sehr leicht eindringen können. Man benutzt diese Kisten nur zum Versenden. Für die Sammlung muß man sich staubsicher schließende Kästen fertigen. Solche eigens für diese Zwecke hergerichtete Kästen sind in vorzüglicher Beschaffenheit von A. Bau, Berlin S. 59, Hermannsplatz Nr. 4, 1 Tr., zu erhalten.

H. O. in **Wiesbaden.** Die Anleitung zur Selbstanfertigung eines photographischen Apparates steht in Nr. 25 des ersten Jahrganges. — Ein guter Apparat für Platten 9 × 12 cm kostet 33 M.; ein solcher für Platten 13 × 18 cm mit 2 Doppelkassetten, Stativ, Objektiv und Taschen 65 M. bei Alb. Glock und Cie. in Karlsruhe. — Rudolf Stirn, Berlin S., Sebastianstraße 34, führt eine photographische Camera „Tourist“ zu 8½ × 12 cm Platten, die mit allem Zubehör und Tragkasten 12 M. kostet.

O. Sch. in **Berlin.** Seite 624 d. J., dritte Spalte, unter der Chiffre „Ein Raupenzüchter für viele“ findest Du die gewünschte Auskunft. Lese auch den Artikel „Schmetterlingsfang“ Seite 589 und Folge.

Hermann Oe. in **Freiberg.** Die Adresse jenes Münchener Kameraden ist uns unbekannt. — Der „G. K.“ soll Dir ein Buch empfehlen, aus dem Du das „Zeichnen, Aquarell- und Oelmalen“ lernen kannst. — Freundchen, Du bist wohl der Meinung, das ginge wie beim Kaffeebrennen, dazu das Rezept in jedem Kochbuche steht. Vertraue Dich, wenn Du etwas Tüchtiges werden willst und wenn es Deine Verhältnisse gestatten, einem tüchtigen Lehrer an. Nebenbei die Lektüre eines einschlägigen Buches zu genießen, kann freilich weiter nicht schaden. Eines der besten ist das in A. Hartlebens Verlag zu Wien erschienene: „Raffael Sanzio, die Kunst ein Maler zu werden“, broschiert Preis 2 M., durch jede Buchhandlung zu beziehen.

H. G. in **A.** Was Du da schreibst, hat den „G. K.“ recht verdrießlich gemacht. Das Unschöne an der Sache liegt auf seiten des betreffenden Verfassers, der diese Erzählung uns und dem genannten Journale zugleich eingereicht hat.

Lehmann. Zu den photographischen Bädern kann auch filtriertes Regenwasser genommen werden, besser ist aber immerhin aqua destillata.

Gregor K. in **Graz.** Herzlichen Dank für Deine Rätsel. Du bekommst einen Fleißzettel.

Franz B. in **Wien.** Die einfachste Methode, Eisen zu magnetisieren, ist die: Lege den Eisenstab, den Du magnetisch machen willst, es sei z. B. eine Stricknadel, wagrecht vor Dich hin, setze mit dem einen Pole eines kräftigen Magneten in der Mitte ein und streiche gegen das eine Ende. Diese Operation wiederhole mehrmals. Dann nimm den anderen Pol des Magneten, setze diesen wiederum auf die Mitte der Nadel und streiche ebenso wiederholt von hier aus gegen das andere Ende. Die mit dem Nordpol gestrichene Hälfte der Stricknadel erhält einen Südpol und umgekehrt. — Du darfst heuer ins Salzkammergut!? Ei, da ist's schön? Glückliche Reise und schönes Wetter!

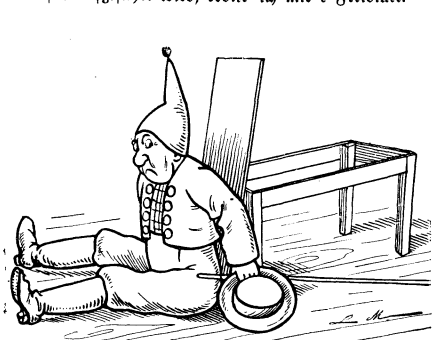
M. G. Eifriger Abonnent und Turner. Einzelne Nummern sind noch zu haben. Wende Dich deshalb an Deine Buchhandlung oder direkt an uns. — Die Frage, wieviel Stirns Geheime Camera kostet, haben wir in letzter Nummer beantwortet.

P. M. in **Hamburg.** Jeder Sammler sucht seinem Album nur gut erhaltene Briefmarken einzuverleiben; beschnittene sind wertlos.

Adolf C. in **Berlin C.** Dein Wunsch ist ad notam genommen. — Adolf (altdeutsch), edler Held, edler Helfer.

R. K. in **Leipzig.** Du willst eine Oper für eine Trompete komponieren. Ei, das wird schön werden!*) Welchem Einfluß oder Begebnis verdankt denn die Welt diese wirklich originelle Idee? Deine Frage: „wie man das machen muß,“ vermag der „G. K.“ nicht zu beantworten; er ist diesmal in der That ratlos. Wende Dich an einen Musiker; frage aber zuvor Deinen Papa oder Deine Frau Mama, ob Du von diesem kühnen Unternehmen nicht vielleicht doch lieber Abstand nehmen solltest.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Wenn die Oper aufgeführt wird, erbitt' ich mir e Freibillet.



III.

Heinrich Schulte in **Meppen.** 1) Der „G. K.“ hat wiederholt Anweisung zur Herstellung von Raupenzuchtkästen gegeben. Lies nur die Antwort an den „Raupenzüchter in Nr. 39“. In die Kästen wird ein Fläschchen mit reinem Wasser gestellt und in dieses die Stengel der Futterpflanze. Jeden zweiten Tag wird den Raupen frisches Futter gereicht, wobei man die frischen Stengel in das Fläschchen, die alten mit den Raupen in den Kasten daneben stellt. Die Raupen kriechen ohne Dein Zuthun auf das frische Futter. Der Raupenkasten muß stets Licht und frische Luft haben, dieses und frisches Futter sind die drei Hauptbedingungen, gute Erfolge zu erzielen. 2) Dohlen füttert man in der Gefangenschaft mit gehacktem Fleisch, etwas gekochten Kartoffeln und nebenbei mit Käfern, Würmern, Heuschrecken, Engerlingen, Regenwürmern u. dergl. Da Würmer und Insekten im Sommer ihre Hauptnahrung ausmachen, sind von diesen möglichst viel zu reichen. Auch kann man ein Mischfutter bereiten aus folgenden Bestandteilen: Gekochtes Rinderherz, Semmel, Möhren, diese drei in zerriebenem Zustande mit Ameisenpuppen gemischt. 3) Nachtfalter werden am besten mit einem Köder gefangen. Dieser besteht aus gebackenen Aepfeln, welche auf einen Bindfaden gezogen und mit Honig beschmiert sind. Sie werden an die Zweige gehängt und vor dem Gebrauch mit Aepfel- oder Birnenäther beträpfelt; die anfliegenden Schmetterlinge werden in das darunter gehaltene Netz geklopft. Man kann statt des Honigs auch Bier verwenden. Man hätte dieses mit Zucker zu versetzen, muß die Mischung dann einige Tage in der Sonne gären lassen.

N. in **N.** Werke über Hundedressur haben wir wiederholt genannt. Jede Buchhandlung kann in dieser Hinsicht mit Vorschlägen dienen. Die besten Erfolge aber wirst Du zweifellos erzielen, wenn Du an Deinem Platze und in der Umgebung Umschau hältst nach einem leistungsfähigen Manne, der sich mit eben dieser Dressur „auf den Mann“ befaßt. Der dortige Tierarzt, vielleicht auch der Wasenmeister wird Dir sicher eine solche Adresse sagen können.

II.

Tauschmarkt.

Ernst Meyer in **Zürich, Löwenstraße 5,** gibt seltene Schweizersiegel; tauscht einen gotischen Baukasten und ein eisernes Pumpwerk (um eine Hammerschmiede zu treiben) gegen eine photographische Camera.

Willi Akermann in **Leipzig, Sophienstraße 47 I,** ist Münzensammler; bittet großherzige ausl. Kameraden um Zusendung der Münzen ihres Landes.

Alfred Baß in **Baden** bei **Wien, Alleegasse 2 I** (nach dem 10. September in Wien IX., Lichtenfelsgasse 17 II), tauscht einen gut präparierten Elefantenkiefer und wertvolle Muscheln gegen Mineralien.

Alfred Backhausen in **Karlsruhe, Bismarckstraße 79,** ist Siegelsammler und tauscht solche. Gibt auch seine Monogrammsammlung gegen Siegel ab.

Karl Graf Perci in **Straßburg, Münstergasse 8,** gibt einige seltene Münzen gegen Briefmarken.

Heinrich Libboner, per Adresse: Andreas Libboner, Großhandlung zu **Speyer a. Rh.,** bittet ausl. Kameraden um Zusendung der Marken ihres Landes. Ersetzt Portokosten.

Max Haller in **Innsbruck, Museumsstraße 22 I,** will eine Markensammlung anlegen; bittet herzlich um Zusendung von Dubletten.

Philipp Eid jun. in **Kirn (Nahe), Rheinpreußen,** tauscht Briefmarken; hat 800 Dubletten.

G. Ollendorf, per Adresse: Herr J. Marle in **Ratibor,** sucht eine kleine Markensammlung (circa 200) zu erwerben.

E. Pollack in **Görlitz, Grüner Graben 5 I,** gibt zwei Berliner Privatpaketpostkarten (eine davon selten, hat nur 4 Wochen kursiert) gegen Briefmarken ab.

Egbert von der Osten, per Adresse: Herr Hauptmann von der Osten, Köslin, Friedr.-Wilh.-Vorstadt, tauscht ein paar Meerschweinchen, reinweiß mit roten Augen, gegen schwarze oder isabellenfarbene.

A. H. postlagernd in **Dresden,** gibt 20 Oleanderschwärmer ab.

Ein Naturspiel.

Zu Anfang der dreißiger Jahre befand sich zu Newcastle in der Grafschaft Northumberland ein geborener Wolfs-, Löwen-, Leopard- und Hundedarsteller, dessen Füße nur bis ans Knie reichten und dessen Schienbeine ganz fehlten. Das Gehen auf diesen äußerst kurzen Füßen fiel ihm ungemein beschwerlich, daher sah sich dieser Mensch von Kindheit an genötigt, auf den Händen und Füßen umherzukriechen. Durch fortwährende Uebung erhielt er eine solche Fertigkeit im Laufen, daß er in einem Alter von 12 Jahren im stande war, mit anderen Knaben um die Wette zu laufen. Was die Länge anbetraf, so standen die Hände und Füße in gleichem Verhältnis. In eine Tierhaut eingenäht, war er daher im stande, das menschliche Auge auf eine ganz ungewöhnliche Weise zu täuschen.

Vom Lumpenpapier.

Einer der ausgezeichnetsten Schwabenstreiche ist die erstmalige Herstellung des Papiers aus Leinenlumpen seitens der Familie Holbein in Ravensburg in Schwaben. Die eigentliche Erfindung ist auf den Orient, die Einführung auf die Kreuzritter zurückzuführen. Die älteste Urkunde, welche auf dem Holbeinschen Papier geschrieben steht, ist vom Jahre 1301 datiert. Das Wappen der Holbeins zeigte einen Ochsenkopf und dieses Sinnbild ist als Wasserzeichen in allen Fabrikaten jener alten Ravensburger Papiermühle angebracht. In Pommern, in Friesland, in Paris, in Böhmen besitzt man Skripturen auf dem sogenannten „Ochsenkopfpapier", dem ältesten Leinenpapier, das es gibt. Fust und Schöffer gebrauchten dieses Papier zu ihren ersten Drucken. Auf manchem Bogen kommt auch eine Schnurre vor, wie sie ehemals die Siechen oder Aussätzigen getragen haben, um jeden vor ihrer Nähe zu warnen. Dieses Zeichen deutet auf das Holbeinsche Siechenhaus in Ravensburg hin, welchem ein Anteil an den Papiermühlen am Flatterbache zustand. Von jener ältesten Papiermacherfamilie stammten übrigens die beiden Maler Holbein ab, von denen Hans eine der größten Zierden der deutschen Malerschule wurde.

Wer nicht den Mut besitzt, jederzeit für sein Thun mannhaft einzustehen, ist ein verächtlicher Feigling.

Neumann.

Die Söhne des Markgrafen.

(Schluß.)

Ein halb unterdrücktes Lachen tönte bei diesen Worten Leonhards aus den Reihen der Begleitung des Grafen. Herr Eberhard aber preßte die blutlosen Lippen zusammen. „Ich habe nicht geglaubt," sagte er scharf, „daß der biedere Leonhard plötzlich zum Wortklauber wird, Ihr habt mir die Verantwortung zu tragen. Ihr aber, Mann," wandte er sich aufs neue zu Eckart, „sprecht, wißt Ihr von den Gesuchten zu künden?"

„Ich meine, Herr," erwiderte der Schiffer bedächtig, „ich habe vor kurzer Frist ein paar kleine Gestalten am Waldesrand auftauchen sehen; es dünkte mich, als hegten sie die Absicht, zu mir heranzukommen, allein sie müssen sich doch wohl nicht getraut haben, denn sie verschwanden bald wieder hinter den Bäumen, und ich sah ihre Kleider auf dem Wege gen Hofheim durch die Zweige schimmern."

Auf die Mensur!

„Hofheim ist mir zu Schutz in Lehen, es wird nicht gegen meinen Willen Entlaufenen Schutz bieten!" rief Graf Eberhard; „Heinz und Marten," befahl er zweien der Reisigen, „auf und haltet sie fest, sobald sie dorthin ihren Weg gelenkt; ich meine aber," fuhr er fort, „wir sind auf sicherer Fährte, wenn wir die Flüchtigen in der Richtung nach Mainz suchen;

da sie nicht über den Fluß zu setzen gewagt, kann ihr Vorsprung nicht so groß sein, als daß unsere Rosse sie nicht erreichen, ehe der Grenzstein unseres bischöflichen Herrn Nachbars uns Hindernis bereitet. Euch aber, Mann," wie Dolche bohrten sich die dunklen Augen des Grafen in das Antlitz des Schiffers, der ihnen furchtlos begegnete, „Euch sage ich, Leib und Leben habt Ihr verwirkt, wenn Ihr den Buben Fährmann seid, falls sie sich dieser Stätte nahen. Wollt Ihr mir das beschwören?"

Der Schiffer hob die Hand. „Ich gelobe es, Herr," sagte er feierlich, „daß, seit ich Eures Willens kundig, den Knaben, von denen Ihr redet, keinen Unterstand auf meinem Fahrzeug gewähren will, wenn sie solchen noch von mir heischen. Euch aber ganz sicher zu stellen," fuhr er fort, „will ich sogleich unter Euren Augen abstoßen, und, statt an diesem Ufer, am jenseitigen meine Netze werfen. Erwarte ohnehin Hofheimer Männer, die aus Mainz kommen und einen Fährmann brauchen."

Graf Eberhard nickte befriedigt. „Thut das, Mann," sagte er, und ein Geldstück flog in den Sand zu den Füßen des Schiffers. „Und stellt sich Euch drüben zufällig das flüchtige Wild, so legt die Hand darauf; ich löse es in purem Gold. Und nun vorwärts, gen Mainz, Ihr Herren und Leute," wandte er sich an seine Begleitung, „auf daß man nicht am Kaiserhofe spotte, zwei Kinder und ein Graubart haben den Grafen Eberhard am Narrenseil geführt."

„Ich meine," prommelte der „Graubart" unhörbar vor sich hin, „es könnte noch ein vierter dabei sein, mein Graf Eberhard; dieser Schiffersmann gefällt mir, und dein Geld hat er auch nicht vom Boden aufgenommen. Umsonst verlegst du die Fährte, wenn Gott Führer sein will."

Während Graf Eberhard und seine Begleiter ihre Rosse aufs neue in den Wald lenkten, um die Jagd nach dem „Edelwild", wie der Schloßherr die markgräflichen Söhne bezeichnet hatte, fortzusetzen, glitt Eckarts Fahrzeug beinahe unter des Verfolgers Augen, mit seiner kostbaren Ladung an Bord, dem gegenüberliegenden Ufer zu, wo ein Anstieg zu dem erhöht liegenden Waldwege gebahnt war. Erst als es mit voller Sicherheit geschehen konnte, befreite Eckart die Knaben von ihren Hüllen.

„Fort, fort," sagte er, jeden Dank abwehrend, „auf daß ihr ohne Säumen Mainzer Grund und Boden betretet; den weißen Grenzstein zu überschreiten, dürfte Graf Eberhard sich doch wohl bedenken. Uebrigens hat er einen so großen Umweg zu machen, daß eure jungen Beine leicht den Sieg über seine Pferde gewinnen."

Dodo und Heinrich waren verständig genug, um einzusehen, daß jeder Aufenthalt ihnen verderblich sei. Unter Segenswünschen und Versprechen reichen Lohnes, wenn Gottes Schutz sie glücklich an das ersehnte Ziel gelangen lasse, schieden die Knaben von dem Enkel der alten Mutter Ursel, der auf eine fast wunderbare Weise die Prophezeiung der Großmutter zur Wahrheit gemacht, daß der Armen Gabe den Söhnen des Adels und des Reichtums einst Glück bringen werde.

Und nun vorwärts in unaufhaltsamer Eile, in der Richtung, die ihnen der getreue Leonhard im Schloß zu Siebeneichen beschrieben, und Eckart beim Scheiden der Knaben wiederholt hatte. — Durch den dunklen, majestätischen Wald schritten die Brüder, ängstlich auf jedes Geräusch lauschend, das ihnen das Nahen der Verfolger offenbare; aber nichts regte sich, nur der Herbstwind trieb sein loses Spiel mit den welkenden Blättern.

Ein Reiter tauchte vor ihnen auf dem schmalen Waldweg auf, sichtlich kam er von Mainz, und keine Gefahr drohte den Flüchtlingen von ihm; dem Aussehen nach schien es ein Reisiger, den ein Geschäft oder eine Botschaft zu einem Nachbarort führte. Die Knaben fürchteten eine Anfrage, aber der Reitersmann warf kaum mehr als einen flüchtigen Blick auf sie und trabte ruhig vorüber.

Erleichtert atmeten die Brüder auf; sie hatten, um nicht Verdacht zu erregen, ihren Lauf verlangsamt, jetzt nahmen sie ihn mit verdoppelter Hast auf; wie leicht konnte nicht der Reiter ihren Verfolgern begegnen und ohne Absicht zum Verräter der sicheren Spur der Gesuchten werden. Da tönte plötzlich ein lauter Schmerzensruf aus dem Munde Heinrichs, des jüngeren. Eine moosbezogene Baumwurzel, an der er strauchelte, hatte dem Knaben jähen Fall bereitet. Mühsam, seinen Schmerz mit Willenskraft unterdrückend, erhob sich der Gestürzte mit des jungen Bruders Beistand. „Es ist nichts," sagte er mit mattem Lächeln im bleichen Antlitz, „nichts, Dodo, nur weiter, weiter; wir können nicht weit vom weißen Grenzstein des Oheims sein, meine ich. Nur weiter, weiter!"

Aber ach, der Wille heischte mehr, als die Kraft zu leisten vermochte; immer zögernder ward der Schritt Dodos des geliebten Bruders halber, der, sonst so rüstig wie ein junges Hirschlein, sich nur noch mit Mühe vorwärts zu schleppen schien.

„Heinrich, um Gotteswillen, lieber Bruder, du leidest Schmerzen!" sagte er angstvoll; „laß uns rasten, laß mich sehen, ob ich dir helfen kann."

„Nicht jetzt, Dodo," lautete des Bruders Antwort, „noch kann ich weiter, nur erst den Stein hinter uns, den Stein!"

Und da, da leuchtete es auf vor den Augen der Knaben, eine weiße Säule über Manneshöhe war es, die sich in unbeträchtlicher Entfernung ihren Blicken zeigte; hell fiel das Sonnenlicht darauf, ein leuchtendes „Willkommen" den Flüchtlingen, eine Rast, ein Asyl: der Markstein der Herrschaft des hochwürdigsten Erzbischofs Siegfried von Mainz.

In einem Jubelruf vereinigten sich die Stimmen der Knaben, dann ging es vorwärts, dem erstrebten Ziel entgegen; vergessen war Schmerz, vergessen Mattigkeit, die freudige Aufregung der Flüchtigen ließ beides vergessen; nun waren sie jenseits, sie hielten den Schritt an, an des Bruders Brust sank der Bruder, ihre Thränen mischten sich und ein vereintes stummes Dankgebet stieg empor zum Ewigen droben über dem tiefblauen, wolkenlosen Himmelsdom. Aber noch sollte die Prüfung nicht ihr Ende erreicht haben. Dodo fühlte, wie plötzlich der Körper des Bruders schwerer in seinen Armen hing, sah wie Totenblässe des geliebten Knaben Antlitz überzog; „ich kann nicht weiter," flüsterten Heinrichs Lippen, „flieh, Dodo, laß mich hier, mir ist's, als höre ich sie in der Ferne; flieh, daß einer geborgen ist."

Er verstummte; eine Ohnmacht umnachtete den Geist des armen Knaben, der so mutig den Strapazen des Körpers Trotz geboten; der furchtbare Schmerz des verstauchten Fußes hatte den Bedauernswerten, dem Ziel der gänzlichen Freiheit, den Mauern der alten Bischofsstadt Mainz so nah, übermannt.

Mit Aufbietung aller Kräfte trug Dodo den Bewußtlosen zu einer kleinen naheliegenden Lichtung, die sich seinen Blicken bot; dort zweigten sich zwei Pfade von der breiteren Straße ab, die zum Mainzer Weichbild führte; dort mußten früher oder später Vorübergehende sich zeigen, um von ihnen Beistand zu heischen.

Wenn es nur nicht zu spät war, um die

jungen Flüchtlinge der Gewalt ihrer Verfolger zu entziehen, denn auch Dodos Ohr vernahm jetzt wie Rosseswiehern und Stimmenklang; der Graf Eberhard und seine Begleiter mußten ihre Rosse zu äußerster Schnelligkeit angespornt haben, wer konnte es sonst sein, der mit berittenen Genossen sich schon aus der Ferne hörbar machte? —

Mochte es kommen, wie es wollte, Dodo konnte seinen geliebten Bruder nicht allein lassen; nur für den Ohnmächtigen hatte er Sinn und Denken, was kümmerte ihn die Welt? Er hatte den hochgeschwollenen Fuß Heinrichs der Bekleidung entledigt und versuchte, ihn aus seiner Starrheit zu erwecken; „Heinrich," rief er mit schmerzerfüllter Stimme, „hör' mich, Bruder! —"

Ein Gefühl unaussprechlicher Freude durchzuckte ihn. Langsam öffneten sich die Augen des Jüngeren, aber mit dem Ausdruck des Schreckens blickte er auf den Reitertroß, der eben langsam den Hauptweg daher kam; — „verloren!" murmelte er, — „schütze uns Gott!" Wäre Dodo nicht eben so verwirrt gewesen als der eben von seiner Ohnmacht Erwachte, hätte er sofort erkennen müssen, daß die Kavalkade sich von Mainz her, also in entgegengesetzter Richtung, ihnen näherte, aus der sie ihre Verfolger erwarten mußten. — Und der stattliche Herr im violetten, talarartigen Gewand auf milchweißem Roß an der Spitze des Zuges, so ehrwürdig und herzgewinnend zugleich von Aussehen, — nein, das war nicht der schmale, verschlossene Graf Eberhard. Nun fiel sein Blick auf die Gruppe der Knaben, — „allmächtiger Gott," sagte er, „ist hier ein Unglück geschehen? Rasch, den armen Kindern zu Hilfe!"

Ohne den Beistand eines seiner Begleiter abzuwarten, schwang sich der sichtlich den vornehmsten Ständen angehörende Reiter aus dem Sattel. Er schritt auf Dodo und Heinrich zu, die ihn anstaunten wie eine Lichtgestalt, — und plötzlich quoll es im Jubelschrei aus beider Munde: „Herr Siegfried ist's, unser hochwürdigster Herr Oheim! Der liebe Gott hat uns gerettet; nun sind wir gerettet aus der Macht des Grafen Eberhard!"

Einen Augenblick lang sah der Helfer staunend auf die Knaben im Jagdgewand, dann ward ihm alles klar. Ja, Herr Siegfried selber war es, den ein Morgenritt bis an die Grenzen seines Gebietes geführt, — die markgräflichen Söhne hatten auf den ersten Blick das Urbild des Konterfeis erkannt, das ihnen die geliebte Mutter im elterlichen Schlosse so oft als das Bild des hochwürdigsten Oheims gewiesen. —

Mit wenigen Worten berichtete Dodo in Hast, wie es den Brüdern gelungen, sich der zwingenden Fessel der Gefangenschaft zu entziehen, ehe Graf Eberhards Vorsicht dieselbe noch enger schmiedete. — In tiefer Bewegung vernahm der Kirchenfürst die schlichte Mitteilung seines jungen Neffen, dann sagte er, den klaren Blick nach oben richtend: „Gott und die Heiligen haben ihre Hand über euch gehalten; nun seid ihr in Sicherheit; euch schützt der Oheim, die heilige Kirche in ihrem Würdenträger. An meiner Seite sei euer Platz, in meinem Palast zu Mainz eure Heimstätte, bis es mir gelungen, vom Kaiser zu erwirken, daß ihr aufs neue jenen wieder gegeben werdet, mit denen Gottes Bande euch vereinten, euren Eltern. Graf Eberhard aber wird nimmer wagen, erzbischöflich Gebiet zu überschreiten, um Erzbischof Siegfrieds Schwestersöhne vom Oheim zu begehren!"

Und doch, Graf Eberhard wagte es; eben hatte Dodo ein Pferd bestiegen, von dem der Reiter abgesessen, um zu Fuß heimzukehren, während ein zweites, frommes Tier für den verletzten Bruder gerichtet ward, als Graf Eberhard mit seiner Begleitung sichtbar ward. Der Edelmann wußte genau, daß die gesuchten Knaben sich ihm voraus befanden; der Reiter, dem die Brüder vorhin begegnet waren, hatte sie, wie Dodo gefürchtet, ohne Bewußtsein der Folgen, ihre Spur verraten; nun hatte der Graf sein Roß angespornt, — er wollte die Flüchtlinge erreichen, ehe ihr Fuß Mainzer Gebiet betrat, und selbst wenn dies schon geschehen, gab es für ihn, der Milde des kaiserlichen Freundes sicher, kein Bedenken, Grenzverletzung auszuüben.

Aber stutzig hielt er sein Roß an, da er hinter dem Markstein seines fürstlichen Nachbars der Reitergruppe ansichtig ward und in dem Führer derselben den Erzbischof Siegfried in eigner Person erkannte. Meister Leonhards Seele aber jubelte hell auf; der alte Getreue war nicht von seines Gebieters Seite gewichen, um, wie es auch kommen möge, den teuren Pfleglingen Schutz und Schirm zu sein, — jetzt wußte er die Knaben von jeder Gefahr geborgen.

Ingrimmig versuchte Graf Eberhard das letzte Mittel, das ihm blieb: die Drohung. Im Namen des Kaisers forderte er die Herausgabe der seiner Hut anvertrauten Sprossen des Markgrafen Dodo; Gewalt sollte ihm die Knaben verschaffen, wenn der Erzbischof die gutwillige Auslieferung verweigere.

Da ritt der Kirchenfürst bis dicht an den Markstein seiner Herrschaft, dem grollenden Edelmann gegenüber; das sonst so milde Auge des Hochwürdigsten flammte in gerechtem Zorn. „Wagt es, Graf Eberhard," sprach er mit lauter Stimme, „für gerechte Sache weiß auch der Apostel des Friedens das Schwert zu führen, aber hütet Euch, Herr," fügte er hinzu, „mit drei Mächten habt Ihr zu rechnen: mit dem Kaiser, der nach altgermanischem Recht Landfriedensbruch gleich Todschlag zu ahnden hat, mit der Kirche, die Ihr in meiner Würde bedräuet, — und mit Gott," — endete er bedeutungsvoll — „der diese Knaben wunderbar geleitet!"

Und wie überwältigt von höherer Macht, verstummte Graf Eberhard; mit einem unterdrückten Fluch riß er sein Pferd rückwärts, der erzbischöfliche Zug aber bewegte sich gen Mainz, der goldenen Stadt am Rhein, wie Volksmund noch heute sagt, der Erzbischof Siegfried zwischen seinen beiden blühenden jugendlichen Neffen an der Spitze!

Kaiser Heinrich IV., eben in Hader mit dem Papste Gregor VII., hatte gute Gründe, sich nicht das Wohlwollen des deutschen Kirchenfürsten zu verscherzen. Er zögerte nicht, dem Wunsche des Erzbischofs Gehör zu geben, und die markgräflichen Söhne, die sich selber so kühnlich ihrem Zwang entzogen, den hochbeglückten Eltern unter der Bedingung zu übergeben, daß Graf Dodo nichts Feindliches gegen Deutschlands kaiserlichen Oberherrn unternehme, noch auf gewaltsame Sühne gegen den Grafen Eberhard sinne. —

Der letztgenannte entging dennoch dem ihm prophezeiten Schicksal nicht. Ein Edelmann, der sich von dem Stolz des kaiserlichen Freundes beleidigt glaubte, stach ihn im Zweikampf nieder. Nach dem Tode seines Gebieters aber eilte der greise Waffenmeister desselben zu jenen Stätten, wohin sein Herz ihn zog, wo Liebe und Dankbarkeit ihn längst erwarteten: nach Sachsen zum markgräflichen Schloß des Geschlechts der Eichberg, wo die jugendlichen Sprossen des Besitzers, seine einstigen Pfleglinge, zu frommen und mannhaften Rittern erblühten.

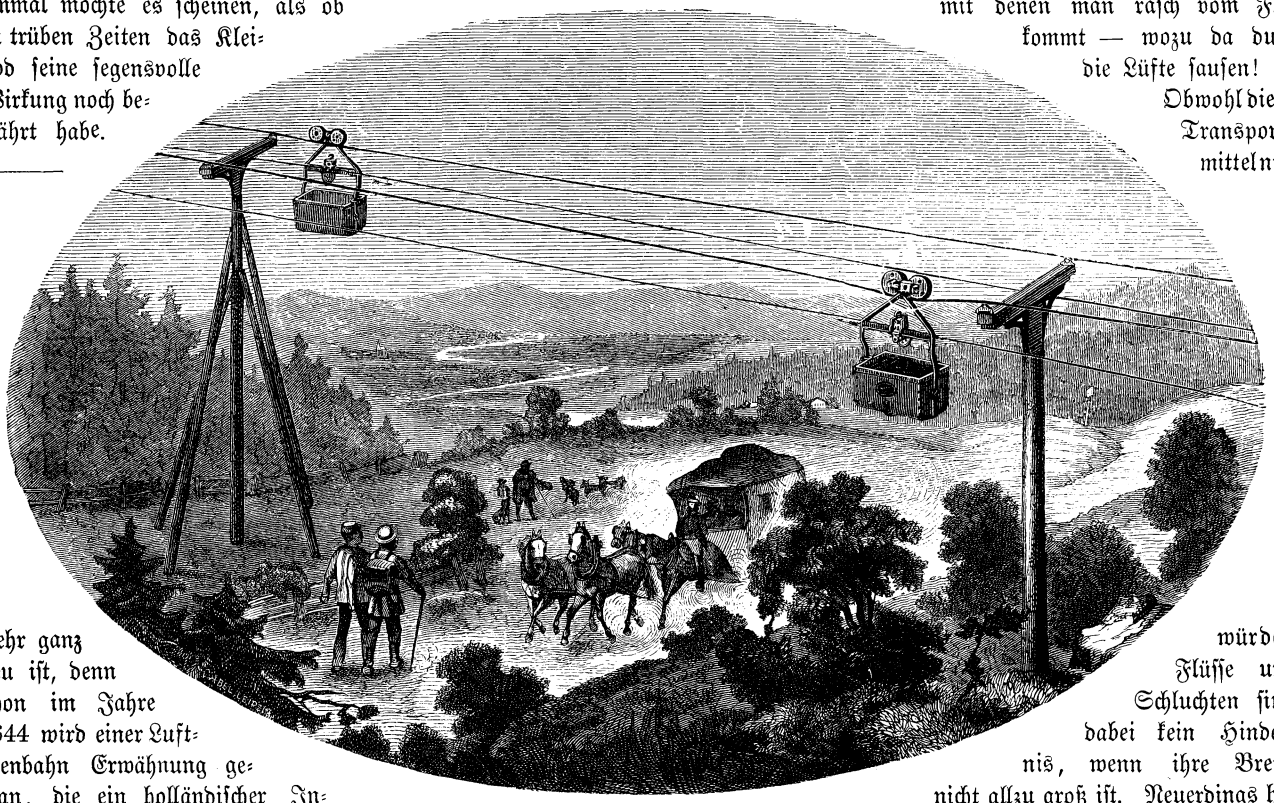
Daß auch der hilfreiche Enkel Mutter Ursels reich belohnt wurde, bedarf wohl

kaum der Erwähnung; die seltsame Münze aber, die päpstliches Wort geweiht, der Talisman des Glücks, den einst das bedräuete Mütterchen ihren jugendlichen Schützern aufgedrungen, erbte sich im ritterlichen Hause fort vom Sohn zum Enkel, und mehr als einmal mochte es scheinen, als ob zu trüben Zeiten das Kleinod seine segensvolle Wirkung noch bewährt habe.

Lufteisenbahnen.

Das ist etwas für die Kameraden, die an Schwindel leiden ... Schon die Ueberschrift wird sie mit einem Gruseln erfüllen! Oder nicht? Ist auch gar nicht so gefährlich, denn diese Art Bahnen sind bis jetzt noch nicht für den Personenverkehr eingerichtet. Und wenn dies auch der Fall wäre, die Schwindeligen brauchten sie ja gar nicht zu besteigen. Es gibt noch genug Fahrgelegenheit zu ebener Erde, mit denen man rasch vom Fleck kommt — wozu da durch die Lüfte sausen!

Obwohl dieses Transportmittel nicht mehr ganz neu ist, denn schon im Jahre 1644 wird einer Lufteisenbahn Erwähnung gethan, die ein holländischer Ingenieur, Namens Adam Wybe, bei Danzig gebaut hatte, so gehört es in seiner eigentlichen Verwendung doch erst den letzten zwanzig Jahren an. Die Fabrik von Adolf Bleichert und Komp. in Gohlis-Leipzig hat allein über 360 solcher Anlagen mit einer Gesamtlänge von 360 000 m gebaut.



Ansicht einer Lufteisenbahn. Fig. 1.

Die Lufteisenbahnen dienen größtenteils zum Transport von Bergwerks- und Hüttenprodukten, und können bei allen Terrainverhältnissen angewendet werden. Sie überschreiten mit Leichtigkeit Flüsse, Abgründe, Thäler, steigen bergauf und bergab, gehen über Chausseen, Eisenbahnen hinweg, ohne die geringste Störung zu verursachen. Wo andere Transportmittel nicht möglich oder doch nur mit den größten Geldopfern herzustellen wären, da helfen die Lufteisenbahnen bequem und billig aus.

Die Fahrbahn dieses Transportmittels befindet sich, wie schon der Name andeutet, in der Luft. Sie ruht auf hölzernen oder eisernen Pfosten, die, je nach Bedürfnis, eine Höhe bis zu 25 m haben. Der Abstand der Pfosten voneinander richtet sich ebenfalls nach dem Bedürfnis oder vielmehr nach den Terrainverhältnissen. Sie besteht aus zwei in einem Abstand von 1½ bis 2 m nebeneinanderliegenden oder vielmehr gespannten Drahtseilen, statt denen auch Rundeisen genommen werden kann. Sie heißen Laufdrähte und sind an der einen Station fest im Erdboden verankert und an der anderen durch Spannvorrichtungen derart gehalten, daß sie trotz der wechselnden Belastung stets stramm bleiben und die Spannung auch nicht durch Temperaturwechsel beeinträchtigt wird. Wie ihr wißt, erleidet das Eisen durch die Wärme eine kleine Ausdehnung, durch Kälte dagegen eine entsprechende Zusammenziehung.

Ist das Terrain nahezu horizontal und regelmäßig, so wählt man zur Herstellung der Fahrbahn Rundeisen, bei unregelmäßigem von Hebungen und Senkungen, sowie von Wasserläufen unterbrochenem Terrain wird dagegen Drahtseil genommen. Letzteres ist auch anzuwenden, wenn die Belastung stärker ist und daher die Durchbiegung zwischen den Unterstützungspfosten zu stark sein würde. Flüsse und Schluchten sind dabei kein Hindernis, wenn ihre Breite nicht allzu groß ist. Neuerdings hat man sogar freie Spannungen bis zu 500 m hergestellt.

Auf diesen Laufbahnen bewegen sich mittels Zugseilen, natürlich schwebend oder hängend, in gewissen, nicht zu kleinen Abständen die Transportwagen, auf der rechten Seite die beladenen, auf der linken die leeren. Sie sind in der Regel ganz aus Eisen und Stahl hergestellt. Die Zahl der Räder ist zwei. Dieselben haben einen doppelten Spurkranz (sind ausgekehlt) und befinden sich ziemlich nahe hintereinander (Fig. 1). Das Zugseil ist ein Seil ohne Ende, d. h. es läuft an beiden Stationen um eine horizontale Scheibe (Fig. 3) und ist stets in Bewegung, d. h. so lange überhaupt der Dienst dauert. Die Wagen werden daran durch eine Kuppelung (Klemmvorrichtung) befestigt. Unterhalb dieser Kuppelung ist eine Leitrolle angebracht, über die das Zugseil läuft.

Die Transportwagen bestehen im Wesentlichen aus dem Gehänge (mit Rad und Kuppelungsapparat nebst Leitrolle) und dem Behälter oder Kasten. Das Gehänge besteht aus einem unteren und einem oberen

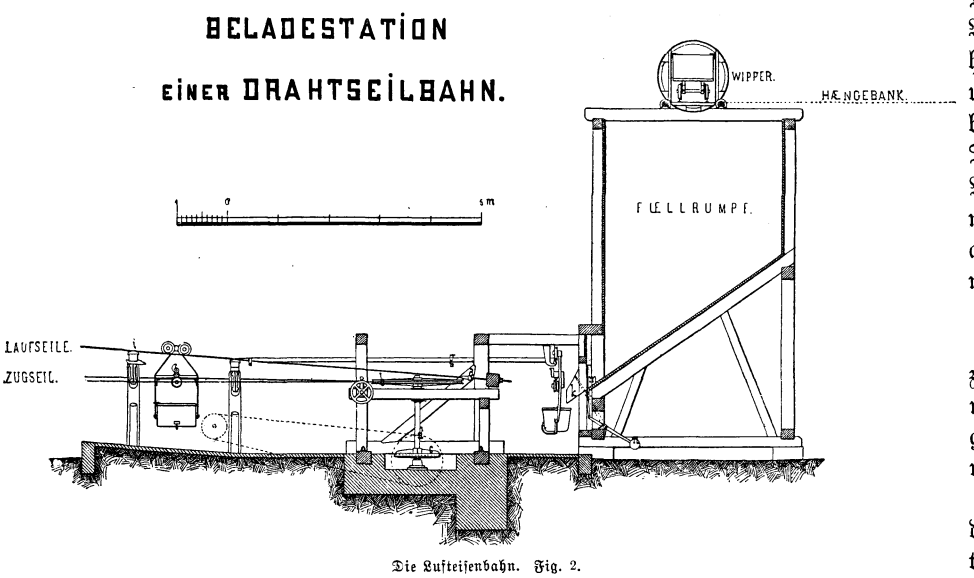
Teil. Der untere hat die Form eines Rechtecks, dessen Schenkel sich um den Wagenkasten legen und unten in einem Haken endigt, zur Aufnahme des Wagens (mittels Zapfen). Der obere Teil ist die Fortsetzung des unteren und hat die Form eines abgestumpften Dreiecks. Der Wagenkasten ist von Eisenblech und schwebt mittels Zapfen frei in den Haken des Gehänges und kann daher leicht gekippt (entladen) werden. Bei Betrachtung von Fig. 1 wird die Sache anschaulich werden. Zum Transport von Fässern, Ballen, Holz dienen besondere Vorrichtungen, bei denen das Gehänge meist in einen entsprechenden größeren oder kleineren Haken endigt.

Begeben wir uns nun zur Beladestation, von der Fig. 2 eine Anschauung in Querschnitt gibt. Sie besteht im wesentlichen aus drei Teilen: dem Förderturm, dem Füllrumpf und der Dampfmaschine. Im Förderturm werden die beladenen Wagen aus der Tiefe gehoben und über die Hängebank (Brücke) durch Arbeiter nach dem Füllrumpf, und zwar auf die über die Mitte desselben gespannte Brücke geschoben. Der Füllrumpf besteht einfach aus Gebälk und ist in seinem Innern mit einer geneigten Ebene versehen (s. Fig.), auf welche das Fördermaterial (Steinkohlen, Erze 2c.) gestürzt und auf der geneigten Ebene nach dem Auslauf geleitet wird, unter dem, wie der Querschnitt zeigt, die leeren Transportwagen aufgehängt werden.

Ist der Kasten beladen, so schiebt ihn ein Arbeiter auf dem Laufseil g rechts herum bis zu der Stelle, wo das Laufseil in eine Ebene mit dem Zugseil tritt, kuppelt den Wagen an letzteres fest und fort gehts nach der Entladestation, wo er, wie auf Fig. 3 ersichtlich, in Eisenbahnwagen (nach Umständen auch in Frachtwagen oder Schiffe) entladen wird, was durch einfaches Umkippen des Kastens geschieht. Daß der Wagen vorher vom Zugseil abgekuppelt werden muß, ist selbstverständlich. Es geschieht dies ganz selbstthätig durch eine Ausrückvorrichtung.

Nun nimmt der Wagen wieder seinen Weg bis zu der Stelle, wo das Zugseil in Thätigkeit tritt; er wird angekuppelt und nimmt nun seinen Weg nach der Beladestation zurück.

Es ist der Betrieb dieser Bahnen also ein beständiger Kreislauf, der seinen Antrieb durch die auf der Beladestation aufgestellte Dampfmaschine erhält.



Die Luftseisenbahn. Fig. 2.

Eine Fahrt nach dem Leuchtturm auf dem Roten Sande.

(Schluß.)

„Den lassen wir links liegen, er ist auf Pfählen errichtet und ganz in Stein aufgeführt, zur Ebbezeit liegen mehrere tausend Schritt um ihn die Watten ganz trocken, so daß man frei umhergehen und Seetiere sammeln kann. Davon kann dort, wohin wir nun kommen, nicht die Rede sein. Der Sandboden tritt nie zu Tage, sondern tiefe Wasser gehen über ihn hinweg. Also an Einrammen von Pfählen in den lockeren Grund war nicht zu denken. Man fertigte daher einen gewaltigen Caisson (Kiste) aus Eisenplatten von kreisrunder Form, der in der Nacht vom 26. Mai 1883 von zwei Dampfern aus dem Kaiserhafen hinausgeschleppt wurde. Da während der Fahrt ein heftiges Gewitter heraufzog, mußte man mit der Versenkung auf ruhig Wetter warten, welches auch am 28. Mai eintrat. Als man an diesem Tage die Baustelle erreicht hatte, öffnete man wenige Minuten nach elf Uhr die Ventile; schnell drang das Wasser in den Caisson, der sich ein wenig neigte, um bald darauf in das feuchte Element hinabzutauchen. Natürlich wurde das bedeutende Ereignis gebührend gefeiert; dann aber begannen sofort die ferneren Arbeiten. Damit die Wellen den noch leichten Kasten nicht umstießen, umgab man ihn sofort mit 15 Meter breitem Faschinenwerk*), das mit großen Granitblöcken beschwert wurde. Pumpen hoben das Wasser aus dem Caisson, der nun im Innern mit Beton gefüllt und durch Lösung des gewonnenen Bodens tiefer abgesenkt ward, so daß der Boden des Turmfundaments 22 Meter unter dem Ebbespiegel der Weser liegt. Nachdem diese schwierigsten Arbeiten, die im Winter der furchtbaren Stürme und des Eisgangs wegen unterbrochen wurden, beendet waren, schritt man zur Errichtung des eigentlichen Turmes, zu dem als Baumaterial durchweg Eisen und Eisenblech verwendet wurden." —

Während meiner Schilderung waren wir unmerklich dem Turme nahe gekommen, die beiden Knaben gewahrten ihn zu gleicher Zeit.

„Wie schön! — Wie hoch!"

„Sieh, schwarz-weiß-rot angestrichen!"

„Da! Die Flagge wird aufgezogen!"

Unser Schiff erwiderte den Gruß. Dann wurde ein Boot in die See hinabgelassen, das uns zum Turm bringen sollte. Trotzdem das Wasser bei weitem nicht so unruhig als in der Weser war, hatten wir mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe wir, dank der geschickten Führung unseres Bootsmannes, das Ziel erreichten.

An der Treppe empfing uns einer der Leuchtturmwärter mit biederem Gruße, eine mächtige Gestalt mit hellem Auge, blondem Haar und wettergebräuntem Gesicht. Während ich nach dem ersten Wärter fragte und

*) Flechtwerk aus Aesten und Zweigen.

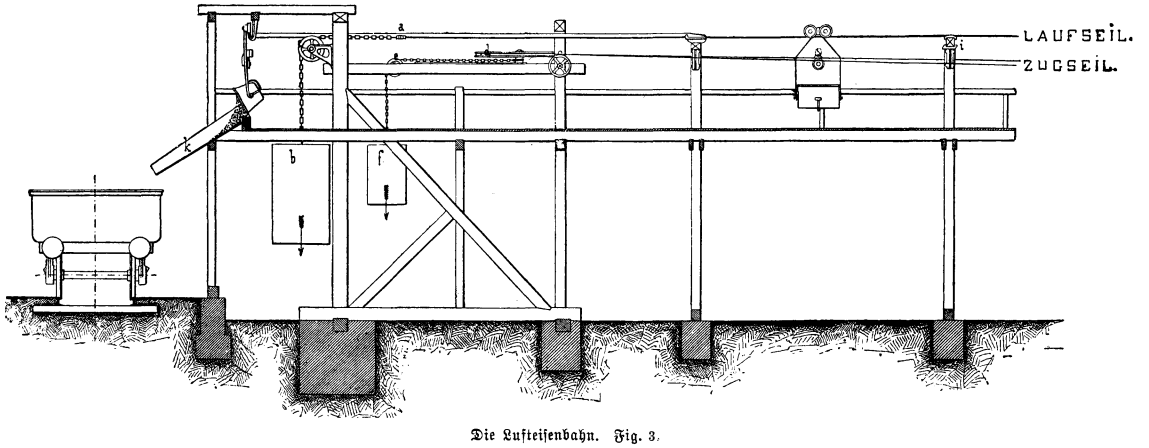
aufwärts stieg, behielt der freundliche Mann meine wißbegierigen Gesellen bei sich, um sie meiner Bitte gemäß mit den wenigen Räumen des Turmes bekannt zu machen. Zunächst wies er sie auf die beiden Süßwasserzisternen unten im Turmfuß, die die Bewohner mit dem nötigen Trinkwasser auf mehrere Monate hinaus versorgen. Sodann führte er sie in den Lagerraum, der im Innern wie die beiden oberen Räume mit Holz ausgeschlagen ist, damit die Kälte nicht allzu sehr verspürt werde. Hier standen große Tanks (eiserne Behälter) mit dem für die Laterne nötigen Oele, lagen Ketten, Taue, Werkzeuge jeder Art und unter besonderem Verschlag der Proviant. Hierauf ging es zur darüber liegenden Küche, einem Urbilde von Sauberkeit, wo auf dem blinkenden Herde schon das Wasser siedete für einen kräftigen Kaffee. Auf dem weißgescheuerten Tische von Tannenholz standen schon die großen Tassen und Teller mit tüchtigen Schnitten Schwarzbrot. Doch erst noch zur Wohnstube im dritten Stockwerke, die zu gleicher Zeit Schlafstätte ist. Die schmalen Betten an der Wand sind wie in Schiffskajüten übereinander gebaut und tags über mit braunen Vorhängen verdeckt. Schränke und Kommoden, zur Aufnahme der Wäsche u. s. w. bestimmt, waren gleichfalls mit weiser Sparsamkeit in der Benützung des Raumes aufgestellt. Das helle Licht, das durch die kleinen Fenster hereinbrach, die große Ordnung, die hier herrschte, gaben dem Ganzen ein höchst wohnliches Ansehen.

Und nun traten wir hinaus auf die Galerie, die rings um den Turm läuft und nach allen Seiten unbeschränkte Ausschau gewährt.

Draußen stand der erste Wärter und lugte mit dem Fernrohr nach den am Horizont auftauchenden Schiffen aus, deren Ansegeln, soweit es der Weser gilt, durch den Kabel*) sofort nach Bremerhaven und Bremen zu melden ist. Auf das eingehendste ließen sich meine Neffen über die Einrichtung der gewaltigen Leuchte unterrichten, die in einer Höhe von 26 Meter über dem (Ebbespiegel) Wasserstand zur Zeit der Ebbe nächtlicherweile ihr Licht viele Meilen weit hinaus sendet. Besonders lenkten die starken, geschliffenen Gläser, welche, in zylindrischer Form um die Lampe herumgestellt, dazu dienen, das Licht zu vervielfältigen, die Aufmerksamkeit der Knaben auf sich. Auch die in den drei Erkern untergebrachten Nebenfeuer, deren nördliches für die nach Helgoland und der

*) Unterseeischer Telegraph.

ENTLADESTATION EINER DRAHTSEILBAHN.



Die Luftseilbahn. Fig. 3.

Elbe steuernden Schiffe von großer Bedeutung ist, wurden nicht außer acht gelassen.

Und nun genossen sie den weiten, herrlichen Blick auf den Himmel über ihnen, an dem die Wolken jagten, auf das grüne Wasser unter ihnen, das wie eine gleißende, gierige Schlange verderbendrohend den Turm umgab. Da zeigten sich weiße und dunkelrote Segel der vom Fang heimkehrenden Fischerflottille, Dampfer mit den Flaggen der verschiedensten Nationen berührten flüchtig unsern Gesichtskreis, dazwischen die gewandten Kaperboote und Lotsenschoner, alles in allem: das Bild gewaltig schöner Einsamkeit, in die nur vorüberziehende Boote Kunde von dem fernen Treiben der Welt tragen.

Unsere Betrachtungen wurden unterbrochen durch die Einladung unsres Führers, zum Kaffee zu kommen. Wir stiegen zur Küche hinab, wo sich nun zwischen der Mannschaft des Turmes und Karl und Walter eine lebhafte Unterhaltung entspann.

„Seid wann sind Sie denn hier?“ begann Walter sein Forschen.

„Seid nahezu zwei Jahren,“ entgegnete der Angeredete, „der Turm, der am 19. Oktober 1885 vollendet wurde, ist seit dem 1. November desselben Jahres in Dienst gestellt.“

„Und sind Sie in dieser langen Zeit nie wieder am Land gewesen, haben Sie Ihre Frau und Kinder nicht gesehen?“

„Doch! Wir haben jedes Jahr ein oder auch zwei Monate Urlaub, die ich zu einem Besuch in Bremerhaven benutze.“

„Wird es Ihnen nicht manchmal langweilig hier?“ fragte jetzt Karl seinen Nachbar, den Koch.

„Langweilig!“ lachte er, „wir haben Arbeit vollauf zu jeder Tages-, zu jeder Jahreszeit. Denke, daß ich für alle Mahlzeiten aufkommen, alle Geräte blank halten, die Küche und mich selbst in Ordnung halten muß. Und was die andern zu thun haben, das laß dir von ihnen erzählen.“ —

Die Knaben sahen neugierig auf ihren Führer.

„Am meisten Thätigkeit,“ berichtete dieser, „erfordert von uns die Laterne. Ihr zu dienen müssen wir Tag und Nacht bereit sein. Natürlich lösen wir uns in bestimmten Zeiträumen ab. Das Füllen und Putzen der Lampe wiederholt sich täglich, das Blankhalten der Glasscheiben während der Nacht stündlich. Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang wird die Lampe angezündet und eine geraume Zeit ihr Gang beobachtet. Bei einbrechender Nacht werden dann die Rouleaus der Laterne aufgezogen. Ist nebliges Wetter und die

Tragweite des Lichtes beschränkt, so muß alle 2—3 Minuten geläutet werden. Am schlimmsten ist der Dienst im Winter. Dann können wir uns vor der grimmen Kälte nur schützen, indem wir uns in doppelte Schafpelze hüllen. Ueber alles, was an der Laterne, im Turme und um ihn herum passiert, haben wir genau Buch zu führen, und die Wünsche der vorüber- oder einsegelnden Schiffe, die uns durch Signalflaggen mitgeteilt werden, nach Bremen telegraphisch zu berichten. Auch will der Turm täglich gereinigt und das, was wir an Utensilien gebrauchen, instand erhalten sein. Ihr seht, wenig Zeit bleibt uns zur Erholung wenigstens im Sommer; im Winter, wo die Schiffahrt nicht so großen Umfang annimmt, lesen wir uns wohl auch aus Büchern und Zeitungen, die uns hie und da zugehen, etwas vor. Unser Leben ist nicht eintönig, sondern reicher an Abwechslung als manch eines in großer Stadt. Es läßt sich hier wohl aushalten."

Mit diesen Worten schloß der seefeste Mann seine Darstellung. Für uns war aber die Zeit der Trennung gekommen; schon ward unser Dampfer gemeldet, der uns, auf der Heimfahrt begriffen, wieder ans Land bringen sollte. Schnell verabschiedeten wir uns von den neuen Freunden mit herzlichem Händedruck, und bestiegen unten unser kleines Boot, das uns in Kürze an Bord des „Willkommen" brachte. — Als dieser sich in Bewegung setzte, grüßten wir die Männer auf dem Turme mit Schwenken der Hüte und Tücherwinken; von dort aber scholl zum Abschied aus kräftigen Kehlen ein kräftiges Hurra.

Eine Punschbowle.

Bei einem großen Punsche, welchen der englische Admiral Russel den Offizieren seiner Flotte und anderen geladenen Gästen gab, wurde statt der Punschschale ein marmornes Bassin verwendet. Den darin enthaltenen Punsch hatte man aus 600 Flaschen Kognak, 600 Flaschen Rum, 1200 Flaschen Malaga, 4 Tonnen kochenden Wassers, 600 Pfund Zucker, 200 geriebenen Muskatnüssen und 2600 Zitronen bereitet. Auf dieser süßen Flüssigkeit schwamm ein Kahn von Acajouholz herum, in welchem sich ein sehr wohlgestalteter, als Hebe gekleideter, 26 Zoll hoher Zwerg befand, der den Punsch schöpfte und den Gästen darreichte.

Die Ritterburg.

Wer von euch, ihr guten Kameraden, hätte nicht schon eine Burg gesehen, eine noch erhaltene oder eine in Ruinen! Das erstere dürfte seltener vorgekommen sein, denn viel erhaltene Ritterburgen gibt es nicht mehr. Aber Burgruinen desto häufiger. Und wo ihr eine gesehen habt, auf stolzem Bergkegel, da habt ihr gewiß mit einem ganz eigenen Gefühl das alte, verwitterte Mauerwerk aufgesucht und seid mit Neugier und Schauer dazwischen herumgeklettert, vor allem nach dem Turmrest, wo noch das tiefe, finstere Verlies vorhanden war, in dem einst — so etwas kommt einem dann doch in den Sinn — so mancher Gefangene geschmachtet haben mag. Dann habt ihr auf dem Hof zwischen den verfallenen Mauern gestanden und da sind eurer Einbildung Ritter und Knappen erschienen, die ein- oder ausgeritten sind zum Turnier oder in die Fehde, oder gar auf Raub und Mord, wie es zur Raubritterzeit noch bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts reichlich vorgekommen ist. Und da sind noch die Reste des großen Bankettsaals, wo die Ritter gezecht und gelacht haben. Ist es nicht, als wenn solch ein Lachen noch an den modrigen Mauern hinzitterte? Genug, ihr versucht euch aus den Ruinen die Burg, wie sie einst war, wieder aufzubauen und euch das Leben und Treiben darin klar zu machen. Man müßte kein Junge sein, wenn man nicht gern dergleichen Romantik triebe, wozu der Besuch einer Burg aus alten Zeiten nur zu sehr verführt.

Warum es solche Burgen in zahlloser Menge gab, könnt ihr euch wohl denken. Sie sollten ja ein fester, sicherer Platz sein, wo die Edelleute, die Vornehmen mit ihrer Familie wohnten und sich gegen ihre Feinde möglichst geschützt wußten. Deswegen erbaute man die Burg in der Regel auf einer die Gegend beherrschenden, vorspringenden Höhe und je nach Rang und Reichtum mehr oder minder groß. Eine sogenannte Hofburg war eine sehr weitläufige Baulichkeit hinter Mauer- und Pfahlwerk, wohin man mittels einer oder zweier, selten mehrerer Thoreingänge gelangte, um dann zunächst einen geräumigen Vorhof zu betreten, den Zwinger oder Zwingelhof. Die Thore selbst waren neben oder zwischen niederen, zur Verteidigung des Eingangs bestimmten Türmen angebracht. Im Vorhof standen die Ställe und Wirtschaftsgebäude; da trieben die Knechte ihr Wesen. Ein Graben schied diesen Raum von der eigentlichen Burg, wenn nicht erst noch von einem anderen Hof, auf dem Platz für Turniere und Waffenspiele war. Ueber den Graben führte eine Zugbrücke, die sich nicht senkte, wenn der Wächter auf dem Mauerturm oder von der hohen Warte des inneren Burgturmes nicht das Zeichen durch sein Horn gegeben hatte.

Dann gelangte man an das innere steinerne Thor, über welchem die Wallmauer mit Zinnen versehen war, und dahinter mit einem Gang nach dem Innern der eigentlichen Burg. Gab es Kampf, so rückten hier die Knappen mit ihrer Armbrust oder Steinschleuder auf, womit sie durch die Luken zwischen den Zinnen die Feinde draußen beschossen. Hatte man die Pforte hinter sich, so war man auf dem Burghof und da erhob sich das Hauptgebäude, der Palas und der Berchfrit. Der Palas mit seinem bunten, weithin schimmernden Dach aus gebrannten Ziegeln nahm gewöhnlich die eine Seite des Hofes ein, hatte zwei Stockwerke und bot in den Wohnsitzen mächtiger Herren oft für Hunderte von Rittern Raum. Das gewölbte Erdgeschoß enthielt Vorratskammern, Bier- und Weinkeller und derselbe Raum darüber im anderen Stockwerk war der eigentliche Saal oder Palas, in dem der tägliche gesellige Verkehr stattfand, wo geschmaust und gezecht wurde. Vom Hofe führte eine Treppe direkt dahin und damit zugleich in die Gemächer des Burgherrn, welche an den Saal stießen. Die Burgfrau kam nach alter Sitte nicht in den Palas. Sie hatte ein eigenes Gebäude im Burghof, im besonderen die Kemenate genannt, die gewöhnlich aus drei Abteilungen bestand, eine für die Herrin, die andere für ihre Dienerinnen, die dritte war das Gadem, wo weibliche Arbeiten, Spinnen, Sticken, Nähen verrichtet wurden. Auch die Küche war in einem eigenen Gebäude, und ein anderes enthielt die Schnitz- und Waffenkammer.

Der Berchfrit aber war ein hoher, freistehender Turm, auf dem vorspringendsten Teil des Berges, wohin der Eingang meist vom ersten Stockwerk der Burg aus führte. Der untere Turmteil war von außen gar nicht zugänglich, enthielt entweder den Brunnen mit Zugmaschine,

oder diente zum Gefängnis (daher: man warf ihn in den Turm), hatte kein Fenster, das dahin Licht gebracht hätte, nicht einen Sonnenstrahl. Im oberen Turmteil waren kleine Gemächer, in die sich in der äußersten Not der bedrohte Burgherr zurückzog und ganz oben unter dem Dach war des Turmwarts Platz, der von da auslugte ins Land hinein und die Ankunft jedes Kommenden melden mußte. Außerdem befand sich wohl in jeder größeren Burg noch eine Kapelle. Vielfach, zumal bei kleineren Felsburgen, den Burgstallen, gab es noch einen zweiten oder dritten Turm für Wächter und Gefangene. Der Burgherr besaß oft eigene Gerichtsbarkeit; dann erhob sich auch ein Galgen am äußersten Felsvorsprung und der arme Sünder wurde so daran gehängt, daß er tief unter sich den Abgrund hatte, in den er schließlich, wenn die Raben ihm das Fleisch abgefressen und die klappernden Gebeine bleich geworden waren, hinabstürzte. Uebrigens waren in der Zeit der Ritterherrlichkeit und des Faustrechts die trutzigen Burgherren auch ohne regelrechte Gerichtsbarkeit nicht blöde, ihre Gefangenen in den Verliesen verschmachten zu lassen, sie zu foltern, zu verstümmeln, wenn nicht gar heimlich zu töten, oder zum abschreckenden Beispiel hinaushängen zu lassen, daß von unten und von weitem schon ihre baumelnden Leichname gesehen werden konnten.

Der Zweck der Burgen war ein so bestimmter und überall, wo es Ritter gab, so übereinstimmender, daß, wie sehr auch im einzelnen Verschiedenheit der Bildung und des Klimas abändernd wirkten, sich doch gewisse Gleichartigkeiten in der Anlage der Burgen einerseits von Skandinavien bis nach dem südlichen Frankreich und Italien, andererseits vom 9. Jahrhundert an bis zur Zeit der Reformation finden, da diese befestigten Wohnsitze durch die vielstockigen Schloßbauten verdrängt wurden. In der Raubritterzeit kamen überdem viele Ritterburgen zumal in Süddeutschland zu Fall. Die Städte und die Fürstenbünde gingen den wilden Gesellen, die alles Recht verhöhnten, die wandernden Kaufleute ausplünderten und sich dann mit ihren Gefangenen, die gegen Geld ausgelöst werden sollten, in ihre festen Burgen zurückzogen, endlich siegreich zu Leibe. Die Geschichte vom Ritter Hans Thomas von Absberg, der von 1510 bis 1530 im Frankenlande hauste, bildet ein greuelvolles Schlußkapitel dieses Raubrittertums. Was hatte der nicht geraubt, gebrandschatzt und gemordet mit seinen fränkischen und schwäbischen Genossen und Helfershelfern, ehe man eine ganze Armee gegen ihn aufbot und namentlich die schwer von ihm heimgesuchten Nürnberger ihm den Tod schwuren! Alle seine und seiner Verwandten sowie Genossen Burgen wurden niedergebrannt, einmal ihrer 23 auf einmal. Trotzdem fing man den Absberger selber nicht; er fand immer wieder in einer Burg Unterschlupf, überfiel Nürnberger Kaufleute, wo er konnte, und hackte ihnen die eine Hand ab. Dann schickte er sie nach Nürnberg, damit man dort sehe, daß er noch obenauf sei mit seiner Raubritterbande, so viel man in derselben auch schon gelichtet hatte. Ging's ihm zu scharf zu Leibe, so rettete er sich nach Böhmen. Da hatte er einen Hehler in Altenzedlitz, Namens Salomon, bei dem er immer sichere Unterkunft fand. Die Nürnberger erfuhren dies und ließen es sich schwer Geld kosten, den Juden zu bestechen, damit er den Absberger umbringe. Und richtig, als dieser einmal im Jahre 1531 wieder zu Salomon kam, machte ihn derselbe betrunken und schoß ihn dann mit einer Pistole nieder. Die Leiche des Ermordeten wurde auf einen Kornacker geschleift. „Allda," heißt es in der Nürnberger Chronik, „er den 3. Juli stinkig und madig von Hunden gefunden und zu Altenzedlitz auf dem Kirchhof in einer Ecke begraben worden. Und dies ist das End und der Ausgang gewest des tyrannischen und gottlosen Mannes, der vielleicht nit würdig gewest, daß er in der Obrigkeit Hand gerathen, sondern hat aus Gottes rechtmäßigem Urtheil seinen verdienten Lohn empfangen müssen." So eine alte Ritterburg in Ruinen mahnt eben an dergleichen Geschichten nur zu lebhaft und damit an eine wilde und gewaltthätige Zeit.

Der Geist der Llano estakata.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

Sobald die Reiter ihren bisherigen Standort verlassen hatten, verschwand die Lufterscheinung. Nur noch das hochlodernde Feuer war zu sehen.

Voran ritt Old Shatterhand, hart hinter sich die beiden Snuffles, deren Maultiere wie besessen dem Rappen des berühmten Jägers folgten. Dieser letztere nahm seine Richtung nicht direkt nach dem Feuerscheine, sondern mehr nördlich desselben hin. Er konnte sein Ziel nicht sehen; er mußte dasselbe berechnen. Und das war sehr schwierig, da die Spiegelung, welche zudem nun verschwunden war, ihm keinen sicheren Anhalt bot, und die Reiter, welche er suchte, sich mit großer Schnelligkeit fortbewegten.

Die kleine Schar flog wie die wilde Jagd dahin. Old Shatterhand mußte seinem Rappen Einhalt thun, sonst hätten die anderen ihm nicht folgen können. In zehn Minuten wurden wohl drei englische Meilen zurückgelegt. Dennoch war nicht zu bemerken, daß man sich dem Feuer nähere, dessen Helligkeit sich eher zu verstärken als zu vermindern schien.

Noch zehn Minuten vergingen. Da stieß Old Shatterhand einen lauten Ruf aus und erhob den Arm, um von der jetzigen Richtung ab ein wenig nach rechts zu deuten.

Von dorther näherten sich zwei Punkte, voran ein hellerer, welchem ein dunklerer folgte. Weiter zurück gab es eine Mehrheit solcher dunkler Punkte, welche das Bestreben hatten, sich in gleicher Schnelligkeit mit den beiden anderen fortzubewegen. Das waren lauter Reiter.

Der Schein des Feuers fiel von seitwärts hinten auf sie und ließ die zottige Gestalt des vordersten schon von weitem ziemlich deutlich erkennen. Old Shatterhand hielt sein Pferd an und sprang aus dem Sattel.

„Steigt ab!" rief er den anderen zu. „Da wir aus dem Dunkel kommen, hat

Die Ritterburg im Mittelalter.

man uns noch nicht gesehen, während wir sie gegen das Licht hin deutlich vor Augen haben. Unsere Pferde mögen sich legen. Aber sobald ich wieder aufsteige, thut ihr dasselbe."

Sie gehorchten seiner Aufforderung.

Old Shatterhand hatte wohlweislich eine etwas vertiefte Stelle gewählt, welche im Schatten lag. Als die Pferde lagen und die Reiter sich neben denselben niedergekauert hatten, war es für einen, welcher, aus dem Feuerscheine kommend, in die Dunkelheit hineinritt, gar nicht möglich, sie eher zu sehen, als bis er bei ihnen anlangte.

Sie hingegen konnten das vor ihnen liegende Terrain bequem überblicken. Der vorderste Reiter war vielleicht noch sechshundert Schritte von ihnen entfernt; halb so weit hinter ihm folgte der zweite, und in gleicher Entfernung kamen dann die anderen sechs.

„Was thun wir mit ihnen, Sir? Schießen wir sie nieder?" fragte Helmers.

„Nein. Sie haben uns nichts gethan, und ich vergieße Menschenblut nur dann, wenn ich gerechte Ursache dazu habe. Nur mit dem ersten Verfolger möchte ich ein Wörtchen reden. Laßt mich vorerst meine Sache allein machen. Ihr habt dann nichts anderes zu thun, als die sechs davonzujagen."

Er wand den Lasso los, welchen er sich um die Hüften geschlungen hatte. Das eine Ende desselben, an welchem sich ein Knoten befand, befestigte er an dem Sattelknopfe seines ruhig im Sande liegenden Pferdes. Das andere Ende mit einem Ringe formte er zu einer Schleife, groß genug, sich um den Körper eines Menschen zu legen. Den übrigen Teil des fünffach geflochtenen und wohl zwanzig Ellen langen Riemens wand er sich zwischen dem Daumen und Zeigefinger hindurch und über den Ellbogen weg in Schlingen, die er in die linke Hand nahm, während er die vorderste Schleife in der rechten behielt, so daß er den Ring mit Daumen und Zeigefinger gefaßt hatte.

Das war so schnell gegangen, daß er mit dieser Vorbereitung noch vor dem Erscheinen des ersten Reiters fertig war. Die Nahenden ritten nämlich gerade auf die Vertiefung zu.

Jetzt hörte man den Hufschlag des ersten Pferdes. Es war ein hochgebauter Rappe. Der Reiter trug den Schädel eines weißen Büffels auf dem Kopfe, von welchem das zottige Fell weit über die Kruppe des Pferdes herunterhing. Sein Gesicht steckte so tief im Schädel, daß es nicht zu erkennen war.

Als er sich ungefähr noch zehn Schritte von der Vertiefung befand, erhob sich Old Shatterhand. Der Reiter sah ihn augenblicklich, konnte aber sein Pferd nicht schnell genug halten, so daß es erst stand, als er sich kurz vor Old Shatterhand befand.

„Halt! Wer bist du?" fragte der letztere.

„Der Geist der Llano," erklang es dumpf unter dem Büffelschädel hervor. „Und du?"

„Ich bin Old Shatterhand. Steige getrost ab. Wir beschützen dich!"

„Der Avenging-ghost bedarf keines Schutzes. Ich danke euch!"

Nach diesen Worten trieb er sein Pferd weiter. Das Wechseln der wenigen Worte hatte nur einige Augenblicke in Anspruch genommen. Dennoch war infolgedessen der zweite Reiter schon nahe herangekommen. Old Shatterhand stellte sich über den Leib seines am Boden liegenden Pferdes, den einen Fuß rechts und den anderen links vom Sattel, den Lasso in beiden Händen. Ein leichtes Schnalzen seiner Zunge und das vortrefflich dressierte Pferd sprang mit einem Rucke empor. So hielt er jetzt da, gerade wie aus der Erde gewachsen.

Der zweite Reiter erschrak vor der sich ihm so plötzlich in den Weg stellenden Gestalt. Auch er konnte sein Pferd nicht so schnell parieren, wie er wollte; er hatte es bedeutend weniger in der Gewalt, wie der „Geist" das seinige. Es schoß bis nahe zu Old Shatterhand heran.

„Haltet an!" gebot dieser. „Wer seid Ihr?"

„Thunderstorm! Old Shatterhand!" entfuhr es dem Manne. „Hol' Euch der Teufel!"

Er gab seinem Pferde die Sporen, um fort zu eilen.

„Ihr bleibt, sage ich!" gebot ihm der Jäger. „Ich möchte mir Euer Gesicht einmal ansehen."

„Später, wenn es mir besser paßt!"

Damit schoß er fort. Aber Old Shatterhand war sofort hinter ihm her.

Als der Reiter seine letzten Worte im Tone des Hohnes ausgesprochen hatte, war der junge Komantsche von der Erde aufgesprungen.

„Uff!" rief er aus. „Diese Stimme kenne ich. Auch Eisenherz hat mit diesem Manne zu sprechen."

Er erhob sein Gewehr, legte an und zielte, doch ließ er es sofort wieder sinken, indem er sagte:

„Old Shatterhand hat ihn schon!"

Der Flüchtige war kaum zehn Pferdesprünge weit gekommen, so wirbelte Old Shatterhand, der ihm auf der Ferse war, die Schleife des Lasso vier-, fünfmal um den Kopf und schleuderte sie dann nach dem Reiter. Der Riemen lief leicht von den Schlingen ab, welche Old Shatterhand locker in der linken Hand hielt, und die Schleife fiel dem Fliehenden genau um beide Schultern. Sofort hielt Old Shatterhand sein Pferd an. Da der Lasso am Sattel befestigt war, so lief der Riemen schnell ab, die Schlinge zog sich um den Reiter zusammen, und der letztere wurde vom Pferde gerissen.

Sofort sprang Old Shatterhand von dem seinigen und eilte hin zu ihm. Der am Boden Liegende konnte sich nicht befreien, da ihm die beiden Arme fest an den Leib gezogen worden waren.

Inzwischen gab es hinter diesen beiden eine weitere Szene. Die übrigen sechs Reiter waren nahe herbeigekommen, und darum hatten die Gefährten Old Shatterhands ihre Pferde aufspringen lassen und sich schnell aufgesetzt. Die sechs Männer staunten oder vielmehr erschraken nicht wenig, als sie so plötzlich eine so überlegene Anzahl von Reitern vor sich halten sahen. Sie bogen zur Seite ab, um an ihnen vorüber zu kommen. Da aber sahen sie, daß ihr Anführer durch den Lasso vom Pferde gerissen wurde. Sie fühlten sich zu schwach, ihm zu helfen, und stoben sofort auseinander und in verschiedenen Richtungen davon.

Dieses letztere Manöver führten sie aus, um die Verfolgung zu erschweren; aber es fiel keinem ein, dieselbe aufzunehmen. Old Shatterhand hatte es ja nicht gewollt. Uebrigens daß sie flohen anstatt halten zu bleiben, das war ein sicheres Zeichen, daß sie kein gutes Gewissen besaßen. Man ließ sie ungehindert fort und begab sich zu ihrem noch am Boden liegenden Anführer.

Dieser war inzwischen von Old Shatterhand entwaffnet worden. Nun sagte derselbe zu ihm:

„Ihr hättet klüger gethan, meinem Befehle Folge zu leisten, Sir. Derjenige, dem ich zu halten gebiete, der hält unbedingt bei mir an, ob freiwillig oder gezwungen, eins von beiden. Wollt Ihr mir sagen, wer Ihr seid?"

Der Gefragte antwortete nicht.

„Auch diesen Gefallen wollt Ihr mir nicht thun?“ Ihr scheint Euch nicht recht sicher zu fühlen. Werden Euch also einmal in das Gesicht sehen.“

Er faßte ihn mit kräftigen Armen, hob ihn empor und stellte ihn so auf die Füße, daß sein Gesicht gegen den Feuerschein gerichtet war.

„Alle Wetter!“ rief Helmers. „Das ist ja der famose Dragoneroffizier! Freut mich, Euch so bald wieder zu sehen! Euer Kleiderschrank da hinten zwischen den Büschen ist entdeckt und ausgeräumt worden, Sir! Ihr hattet ihn schlecht verwahrt; auch Eure Uniform ist gefunden worden. Was meint Ihr wohl, was man mit Euch machen wird?“

„Nichts könnt ihr mir thun!“ antwortete der Mann wütend. „Wer von euch will mir nachweisen, daß ihm das Geringste von mir geschehen ist?“

„Ja, darauf verlaßt Ihr Euch. Ausgeführt habt Ihr gegen uns direkt noch nichts. Die Pläne, welche Ihr hegtet, waren schlimm, und infolgedessen könnten wir Euch nach dem Gesetze der Prairie schon ein wenig scharf vornehmen. Aber wir sind keine Henker und lassen Euch also laufen.“

„Das müßt ihr, denn ihr könnt mir nichts beweisen.“

„O, beweisen könnten wir Euch doch einiges; doch ist das gar nicht nötig. Ich sage also, daß wir Euch laufen lassen, nämlich wir Weißen. Da aber steht ein Roter, welcher wahrscheinlich eine Rechnung mit Euch auszugleichen haben wird. Seht ihn Euch einmal an!“

Der Komantsche trat vor. Der Mann sah ihn an und sagte:

„Diesen Kerl kenne ich nicht.“

„Lüge nicht, Halunke!“ rief Tim ihn an. „Kennst du etwa auch mich und meinen Bruder nicht? Habt ihr nicht die beiden unschuldigen Komantschen überfallen, den einen getötet und den anderen dann verfolgt, bis es uns gelang, euch von der Fährte abzubringen? Wir haben euch dann verfolgt, und es war sehr klug von dir, uns jetzt geradezu in die Hände zu laufen. Du ersparst uns dadurch viele Mühe, und hoffentlich bildest du dir nun nicht mehr ein, dich von außen herum durch Lügen fortzuschlängeln. Mache es kurz und gestehe deine Schuld ein!“

„Ich weiß von keiner Schuld!“ knirschte der Gefangene.

Da legte Old Shatterhand ihm die Hand schwer auf die Schulter und sagte:

„Ihr seht, wie es steht, und ich nehme an, daß man mich Euch als einen Mann geschildert hat, mit welchem nicht zu scherzen ist. Was habt Ihr mit den Auswanderern vor, welche Euer frommer Master Tobias Preisegott Burton durch die Llano führen soll? Wo befinden sich jetzt diese Leute, und warum habt Ihr den Kaktus angebrannt? Wenn Ihr mir diese Fragen der Wahrheit gemäß beantwortet, habt Ihr ein mildes Urteil zu erwarten.“

Der Mensch war so verstockt, trotz dieses Versprechens beim Leugnen zu verharren.

„Ich weiß nicht, was Ihr wollt. Ich kenne diesen Indianer nicht, auch nicht diese beiden Kerls mit den fürchterlichen Nasen, am allerwenigsten aber einen Mann, welcher Tobias Preisegott Burton heißt. Von Auswanderern ist mir auch nichts bekannt.“

„Warum verfolgtet Ihr den Geist der Llano estakata?“

„Geist? Lächerlich! Der Kerl ist ein Halunke, welcher vorhin einen unserer Männer erschossen hat, mitten unter uns heraus und grad vorn in die Stirn.“

„Weiter habt Ihr uns nichts zu sagen?“

„Kein Wort.“

„So bin ich also mit Euch fertig. Eure Pläne werden zu schanden gemacht werden, denn wir nehmen die Auswanderer unter unseren Schutz. Ihr leugnet also nur zu Eurem eigenen Schaden. Jetzt mag mein junger, roter Bruder sagen, wessen er diesen Mann anzuklagen hat.“

„Dieses Bleichgesicht hat den Häuptling Feuerstern, meinen Vater, in den Leib geschossen, woran er gestorben ist. Howgh!“

„Ich glaube dir. Darum gehört der Mörder von diesem Augenblicke an dir. Thue mit ihm, was dir gefällt!“

„Donnerwetter!“ rief der Gefangene. „Das ist kein großes Heldenstück von Euch. Ich bin vom Lasso zusammengeschnürt; da wird es dem Halunken freilich ein Leichtes sein, mich auszulöschen!“

Der Komantsche erhob den Arm zu einer verächtlichen Bewegung und sagte:

„Eisenherz nimmt keinen Skalp geschenkt. Er wird den Mörder richten; aber er wird dabei so handeln, wie es sich für einen tapferen Krieger geziemt. Meine Brüder mögen eine kleine Zeit verweilen!“

Er eilte fort, in das Dunkel der Nacht hinein, und kehrte bald darauf mit dem Pferde Stewarts zurück. Es war nach kurzem Laufe stehen geblieben, und die scharfen Sinne des Indianers hatten ihm gesagt, wo es zu finden sei.

Dieser letztere legte alle seine Waffen ab und behielt nur das Messer bei. Dann bestieg er sein Pferd und sagte:

„Meine Brüder mögen diesen Mann losbinden und ihm auch sein Messer geben. Dann mag er sich auf sein Pferd setzen und davon reiten, wohin es ihm beliebt. Eisenherz wird ihm folgen und mit ihm kämpfen. Die Waffen sind gleich: Messer gegen Messer, Leben gegen Leben. Ist Eisenherz nach einer Stunde noch nicht zurückgekehrt, so liegt er tot im Sande der Llano estakata.“

Der tapfere Jüngling wollte es so, und also mußte man ihm den Willen thun. Stewart erhielt sein Messer, wurde vom Lasso befreit und sprang in den Sattel. Er jagte mit den Worten davon:

„Hallo! Die Dummen werden nicht alle. Meinen Plänen könnt ihr nun nichts anhaben. Wir sehen uns wieder, und dann genade euch allen Gott!“

Eisenherz stieß den schrillen Kampfesruf der Komantschen aus und schoß auf seinem Pferde wie ein Pfeil hinter ihm drein.

Die anderen blieben schweigend halten. Zwar wurden, als sie sich niedergesetzt hatten, einige Bemerkungen ausgesprochen, aber die Situation bedrückte jeden so, daß man lieber schwieg.

Eine Viertelstunde verging und noch eine. Das Feuer nahm an Stärke ab. Da hörten die Wartenden den galoppierenden Hufschlag mehrerer Pferde. Der Komantsche kehrte zurück, das Pferd seines Feindes am Zügel führend. An seinem Gürtel hing ein frischer Skalp. Er selbst war unverwundet.

„Einen der Mörder hat Eisenherz seinem Vater nachgesandt,“ sagte er, indem er zu den Männern trat. „Die anderen werden diesem bald folgen. Howgh!“

Das war der blutige Schluß der heutigen Ghostly-hour. — — —

---

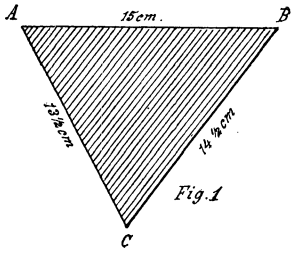
4. Kapitel.

Im „Yuaoh-Kai“.

Da, wo die südöstliche Ecke von Neu-Mexiko in das Gebiet von Texas hereinstößt, befindet sich einer der gefährlichsten Winkel des fernen Westens. Dort berühren sich die Streifgebiete der Komantschen und Apatschen, ein Umstand, welcher die

immerwährende Unsicherheit der Gegend zur natürlichen Folge hat.

Es kann zwischen diesen beiden Völkerschaften, so lange sie überhaupt noch bestehen, niemals zu einem aufrichtigen, dauernden Frieden kommen. Der gegenseitige Haß ist zu tief eingewurzelt, und selbst in



Anfertigung einer Sandmühle.

Zeiten, in denen der Tomahawk des Krieges tief vergraben liegt, glimmt das verderbliche Feuer unter der Asche fort und kann bei der geringsten Veranlassung von neuem zu blutigem Rot aufflammen.

Diese stets nur auf kurze Zeit ruhende Feindschaft fordert die meisten Opfer natürlich da, wo die beiden Gebiete aneinander stoßen oder vielmehr ineinander laufen. Die Grenze bildet weder eine gerade Linie noch ist sie überhaupt fest bestimmt; darum kommen gegenseitige Anschuldigungen wegen Grenzverletzung außerordentlich häufig vor, und dann gehen gewöhnlich, um einen Ausdruck des Fürsten von Bismarck anzuwenden, „die Flinten ganz von selber los".

„The shears" nennt der Westmann diese gefährlichen Gegenden, eine Bezeichnung, welche sehr zutreffend ist. Die Grenzlinien sind beweglich; sie öffnen und schließen sich wie Scherenklingen, und derjenige, welcher zwischen sie gerät, kann sich seines Glückes rühmen, wenn er heiler Haut entkommt. Der Weiße, welcher sich dort sehen läßt, ist entweder ein kühner oder ein sehr unvorsichtiger Mann; in beiden Fällen kreist der „Geier des Todes" beständig über seinem Haupte. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Regimentsgans.

Von Regimentshunden, -Katzen 2c. habt ihr wohl schon gehört, von einer Regimentsgans werden aber nur wenige außer den „Beteiligten" Kunde haben. Die Beteiligten sind nämlich die Stuttgarter Ulanen. Als das Regiment aus seinem früheren Garnisonsorte Eßlingen nach Ulm übersiedelte, schloß sich ihm eine Gans an, die den ganzen Weg mitmachte und auch in Ulm nicht mehr von ihm wich. Es wurde beschlossen, ihr fortan Unterkunft zu gewähren; ein eigener Stall ward ihr gebaut, eine Futterration ausgesetzt und jeder mit strenger Strafe bedroht, der ihr etwas zuleide thun würde. Die Gans blieb seitdem 23 Jahre hindurch die unzertrennliche Gefährtin des Regiments. Wenn es zum Exerzieren auszog, so war sie dabei und flog auf dem Exerzierplatze über die Truppen weg, um sich beim Abmarsch wieder an ihre Spitze zu stellen. Im übrigen ging sie den Tag über vor dem Thore der Kaserne mit der Schildwache auf und ab. Bei den späteren Versetzungen des Regiments von Ulm nach Ludwigsburg und wieder zurück nach Ulm zog auch die Gans getreulich mit, und sie hätte auch zum zweitenmale den Weg von Ulm nach dem Unterlande glücklich zurückgelegt, wenn nicht versäumt worden wäre, ihr in ihren Käfig, in dem sie hinten an einem Bagagewagen untergebracht war, frisches Wasser zu geben. Man ließ sie, nachdem man in Ludwigsburg angekommen war, noch die Nacht im Käfig, und anderen Morgens als man nachsah, war sie tot. Sie wurde nun ausgebälgt und als Reliquie aufbewahrt. Den sterblichen Ueberresten des treuen Tieres war bei der 200jährigen Jubelfeier des Regiments über dem Hauptportal der Kaserne ein Ehrenplatz angewiesen und mancher grau gewordene Kamerad grüßte die alte Bekannte und gedachte bei ihrem Anblick vergangener Tage.

Meine Sandmühle.

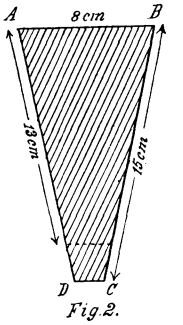
Ersonnen von R. D., dem Heidelberger Schiffsbaumeister.

Wer hätte sich nicht schon ergötzt an einem wildrauschenden Bergbache, der schäumend und strudelnd in kleinen, schaumweißen Wasserfällen dahinbraust; und wer hätte sich nicht schon erfreut an einer klappernden Wassermühle? Der tosende Bach, das Getriebe der Räder, das Summen der umlaufenden Mühlsteine im Innern der Mühle, sie verursachen ein einförmiges, aber mir immer liebes Geräusch, und oftmals stand ich vor einem mächtigen Wasserrade und schaute dem herabstürzenden Bächlein und den abtröpfelnden Perlen zu, die, im tiefen Mühlgraben wieder vereinigt, ihre Wanderschaft munter fortsetzen und den nickenden Gräsern von ihren Erlebnissen zuflüstern.

Ist's da ein Wunder, wenn sich in mir der Gedanke regte, auch eine Mühle zu bauen, ein wirbelndes Rad, getrieben vom stürzenden Bächlein?

Nachdem ich wieder einmal dem eintönigen Geklapper zugehört hatte, ging ich nach Hause mit dem Entschluß, ein Müller zu werden, und zwar in meiner eigenen selbstverfertigten Mühle. Da ich jedoch keinen Bach am Hause oder in der Nähe desselben zur Verfügung hatte und doch meine Mühle schnurren lassen wollte, so dachte ich mir eine andere bewegende Kraft aus und wählte mir statt des Wassers den Sand; ich baute also eine Sandmühle. Und weil mir dieselbe viel Vergnügen bereitete und mancher meiner Kameraden vielleicht sich auch eine solche bauen möchte, so will ich euch mitteilen, wie ich es anfing, ohne Wasser mein Mühlrad drehen zu sehen und das Schnurren zu hören.

Ich wählte mir ein Cigarrenkistchen, das 30 cm hoch, 15 cm breit und 8 cm tief, das überdies nirgends beschädigt und mit einem starken Boden und Deckel versehen war. Dies sollte das Gehäuse für das Mühlrad geben. Ich löste sorgfältig die eine Längs- und Seitenwand ab und zwar die, auf welche der Deckel zu liegen kam, wenn die Kiste geschlossen wurde. In die Längsseite sägte ich ein Loch, 3 cm hoch und 2 cm breit, und zwar fiel die Ecke ab, die vorher an die eine Breitseite und den Boden gestoßen hatte. Das viereckige, ausgefallene Stück wurde als verschließbare Thüre wieder angeleimt. An Stelle der ausgebrochenen Schmalseite kam ein aus 4 Brettchen oder Kartonstückchen zusammengefügter Trichter. Bei seiner Anfertigung ist darauf zu sehen, daß die Innenwände desselben möglichst glatt sind, also das Rutschen des Sandes begünstigen; dann daß die Ausflußöffnung genau über die Kästchen des später zu verfertigenden Rades zu stehen komme. Nimmt man ein Kästchen in den nachstehend angegebenen Dimensionen, so macht man den Trichter am besten folgendermaßen:



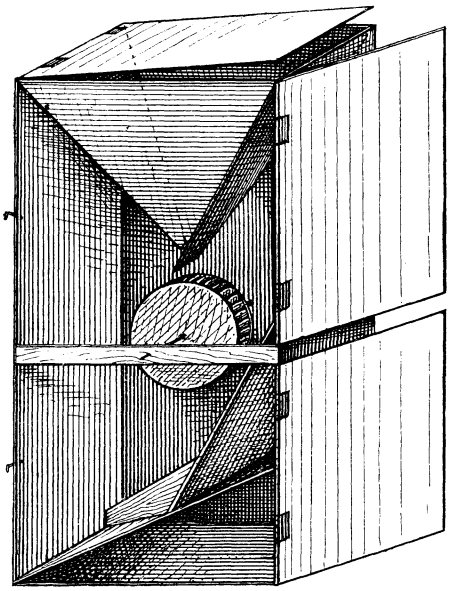
Anfertigung einer Sandmühle.

Es werden 4 Brettchen gesägt (möglichst dünne) 2 von der Form der Fig. 1. Die Seite A B ist nicht ganz 15 cm lang, da sie genau in das Innere des Kästchens einpassen muß, die Seite A C 13½, B C

14½ cm lang, also im ganzen kein ganz gleichschenkeliges Dreieck. Ferner 2 Brettchen (Fig. 2), von denen die Seite A B bei beiden ungefähr 8 cm lang und ebenfalls in das Innere des Kästchens genau passend ist; die beiden Seiten A D und B C jedoch sind an dem einen 13 am anderen 15 cm lang. Aufeinander gelegt müssen sich beide nur durch ihre Länge unterscheiden. Diese 4 Teile werden zusammengeleimt und die innere Fläche mit glattem Papier verklebt, mit Ausnahme des kleinen Spaltes, der an dem schmalen Ende der Röhre ungefähr 2 cm breit ist. Dieser so angefertigte Trichter muß, in das Kästchen gesetzt, die obere Schmalseite mit seiner Mündung ersetzen und zwar wird er so befestigt, daß die ausgebrochene Seite wieder aufgesetzt werden kann, ohne daß man von dem Vorhandensein des Gefäßes im Innern des Kästchens etwas merkt. Bis das auf das Holz geklebte Papier getrocknet ist, verfertigen wir das Triebrad. Dies ist der hauptsächlichste Bestandteil der Mühle und von seinem Ausfallen hängt der gute Gang derselben ab. Also mit Ruhe und Akuratesse zu Werke gegangen, sonst steht am Ende die Mühle fertig da und das Rad bewegt sich entweder gar nicht oder nur ruckweise! Nimm den Zirkel zur Hand und schlage mit 10 cm als Durchmesser einen Kreis auf dünne Pappe, etwa eine Postkarte und schneide ihn sorgfältig aus, nachdem du ihn in 32 gleiche Sektoren zerlegt hast. Dies ist die eine Seite des Triebrades; ebenso wird eine zweite angefertigt.

Dann schneidet man wieder 2 kreisrunde Scheiben aus dickerem Karton aus mit 3½ cm Radius und leimt dieselben auf die dünneren Scheiben so auf, daß die Mittelpunkte beider aufeinander zu liegen kommen und die Einteilung der größeren Scheibe auf derselben Seite liegt, auf welcher die kleinere geklebt wird. Als Radkranz dient ein zirka 12 cm langer und 1,8—2 cm breiter Papierstreifen, der auf die dickere und kleinere Scheibe aufgeleimt wird. Nun schneidet man 32 Papierstreifen, 5 cm lang, 1,8 cm breit, die je in der Mitte geknickt werden. Man klebt sie auf, wie es die Fig. 3 angibt. Ist alles gut getrocknet, dann steckt man durch die Mitte des Rades eine ungefähr 10 bis 15 cm lange Drahtstange (Stricknadel) und sieht zu, ob das Rad im indifferenten Gleichgewicht ist, d. h. ob es in jeder Lage ruhig verharrt. Ist irgendwo ein Ausschlag vorhanden, so muß sorgfältig das Gleichgewicht wieder hergestellt werden und so, daß das Rad, in Bewegung versetzt, langsamer und langsamer geht und endlich ohne pendelnde Bewegung stehen bleibt. Dann ist das Triebrad richtig ausgeführt.

Als Achsenlager dienen 2 Löcher, die in die Boden- und Deckelwand des ursprünglichen Kistchens gebohrt wurden und zwar 13 cm von dem Boden und 7 cm von der rechten Seite entfernt. Es ist darauf zu achten, daß beide Löcher genau einander gegenüber stehen und daß die Achse wagrecht zu liegen kommt. Um die Reibung möglichst zu vermeiden, schiebt man in die Löcher der Holzwände zuerst ein Stückchen Federkiel oder ein dünnes Glasröhrchen und durch diese die Radachse.



Meine Sandmühle in fertigem Zustand.

Damit sich die Kästchen des Rades immer unter der Ausflußöffnung des Trichters befinden, müssen an der Außenseite der Wände kleine Wachs- oder Siegellackkügelchen befestigt werden, jedoch so, daß das Rad 1—2 mm Spielraum hat. Nun noch der Abflußkanal für den Sand! Zu dem Zwecke sind 3 Brettchen nötig, die gleich den obigen mit Papier überzogen werden. Eines als schiefer Boden 17 cm lang und so breit wie das Innere des Kästchens, also ungefähr 8 cm. Auf dieses kommt ein an die rechte Wand gelehntes, gleich breites, 10 cm langes Brettchen, das hinter dem Rad aufsteigt, um etwaigen Sand aufzufangen und der Oeffnung links unten zuzuführen. Dann kommt auf das schiefe Bodenbrett ein Brettchen, dessen Gestalt Fig. 4 zeigt (A B 20½ cm, B C 10 cm, C D 14 cm und A D 3 cm lang) und das von rechts vorn nach links hinten geleimt wird, um einen Kanal zu bilden, der in dem Loch links unten endet und mit dem bereits erwähnten Thürchen geschlossen werden kann.

Nun wäre die eigentliche Mühle fertig und die Probe kann beginnen. Läuft zu viel oder zu wenig Sand durch die Trichteröffnung, läuft er auch ein wenig neben das Rad, diese kleinen Uebelstände kann man leicht beseitigen durch Kleiner- oder Größermachen der Oeffnung. Auch hier ist zu beobachten, daß alles genau paßt, wenn nicht die Mühle mitten im Gange einmal unerwarteterweise stehen bleiben soll.

Um das Werk beim Aufheben vor Staub zu schützen, benütze man eben den Deckel, der in 3 Teile zerschnitten wird. Der eine (oberste) ist 16 cm lang und wird wie der Deckel des Kistchens zum Auf- und Zumachen eingerichtet, so wie er von Anfang an gesessen, wenn er überhaupt beim Auseinandersägen abgenommen wurde. In der Mitte kommt dann ein 2 cm breiter Streifen, in dem die Achse ruht und der fest angenagelt wird. Unten bleibt dann noch eine Thüre übrig, 12 cm hoch, die ebenfalls drehbar ist. Links in die Mitte der Höhe schlägt man ein Nägelchen, das, von einem in Fig. 5 abgebildeten Häkchen gehalten, den Deckel vor dem Aufgehen schützt. Ebenso wie die vordere Seite wird der Deckel auf dem Trichter hergerichtet, so daß die Mühle in Gang gesetzt werden kann, ohne daß man etwas anderes merkt als das Surren im Kästchen und den zur Oeffnung ausfließenden Sand. Nun kann dieser Motor zu mancherlei Kurzweil dienen, indem er, wenn alles in Ordnung ist, eine kleine Dampfmaschine gut ersetzen kann und dabei gar nicht gefährlich ist. Da kann man ein Hammerwerk in Thätigkeit setzen, dessen Herstellung ein jeder aus der Lektüre eures „Guten Kameraden" kennen muß; optische Scheiben lassen sich an der Achse anbringen, die ein buntes Farbenspiel geben.

Nur eins will ich erwähnen, das ich mir verfertigt und das mir am besten gefiel, nämlich: einen verwegenen Turner wollen wir die schwierigsten Produktionen ausführen lassen mit einer staunenswerten Grazie und Eleganz, die alles übertrifft.

Die Größe des Helden muß natürlich in gewissen Verhältnissen zur Größe des Triebrades stehen.

Für vorstehende Mühle kann ein Riesenmann in der Höhe von 10 cm dienen. Er wird am besten aus dünnem Blech ge-

schnitten, mit beweglichen Armen und Beinen, schön mit Lackfarben gemalt. Die Hände müssen groß sein, die ihm in unerhörter Barbarei von der Stricknadelachse durchbohrt werden. Dreht sich nun das Rad, so macht der Künstler Kunststücke, die gewiß eure Verwunderung erregen. An das vordere Ende der Achse kann zur Täuschung noch eine senkrecht stehende Stange befestigt werden, gleich wie wenn er am Reck seine Kunststücke ausführte. Ist die Nadel blank, so gewahrt man ihre Umdrehung nicht; man weiß weiter nichts von dem Werk im Innern des Kästchens, und so sieht es gelungen aus, den Künstler turnen zu sehen. Auch hier lassen sich noch manche hübsche Aenderungen treffen und hoffentlich kommen meine Kameraden selber auf derlei Gedanken. Wenn dann so ein glücklicher Mühlenbesitzer auf seinem Spaziergange eine Wassermühle klappern hört und den behäbigen Müller aus dem Fenster schauend gewahrt, dann kann er ihm zurufen: „Guten Tag, Herr Kollege!"

Mit kameradschaftlichem Gruß!

Euer R. D.

Ein wahres Geschichtchen

aus dem Leben eines unserer höchstgestellten Männer wurde unlängst den „Neuesten Nachrichten" (Berlin) von vertrauenswerter Seite mitgeteilt. Vor Zeiten bestand die Vorschrift — die übrigens mit einigen Modifikationen noch

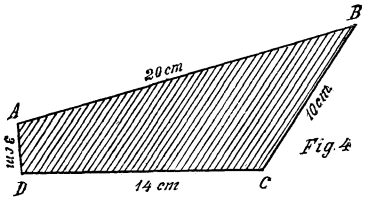


Fig 4

Anfertigung einer Sandmühle.

heute zum Teil in Geltung ist — daß man bei Entnahme eines Giftes aus der Apotheke seinen Namen aufzuzeichnen hatte, um für den richtigen Gebrauch Bürgschaft zu leisten. Der Held unseres Geschichtchens (wir werden seinen Namen noch erraten müssen) bedurfte einst eines Giftes gegen die Ratten und verlangte es in einer Apotheke. Nachdem er das Gewünschte erhalten, bat der Verkaufende um die Unterschrift. Dabei überreichte er Papier und eine Feder, die er aber nur ganz oberflächlich mit der Spitze in die Tinte tauchte. „Na, das wird wohl nicht genügen," bemerkte der Käufer, „wollen Sie nicht gefälligst noch einmal und etwas tiefer eintauchen?" — „Nein," war die lakonische Antwort, „das reicht für Ihren Namen." — „So? nun, wir wollen sehen," sagte der also Abgefertigte lächelnd und schrieb auf das Blatt: Erich von Cap ... „Bitte" — dabei hielt er dem Apotheker die Feder hin. — „Was, ist die Feder schon trocken?" Richtig, er überzeugte sich, es war in der That keine Spur von Tinte mehr in der Feder. Aergerlich tauchte er dieselbe wieder in das hinter dem Tisch befindliche Schreibzeug und gab sie zurück. — „Es wird wieder nicht reichen," bemerkte der Käufer

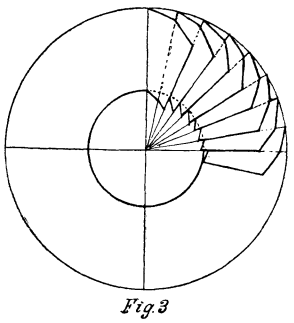


Fig 3

Anfertigung einer Sandmühle.

lächelnd. — „Was?! Schreiben Sie doch mal zu Ende," replizierte der Apotheker. Und der Herr schrieb weiter: ... rivi de Cap ... „Hier, sehen Sie, die Spitze ist trocken, und ich bin noch nicht fertig." — „Noch nicht fertig?" schrie der Apotheker und tauchte von neuem ein, nun aber erst recht oberflächlich. Der Käufer schrieb gelassen weiter: ... rera de Cap ... — „Bitte!" — Wieder war die Tinte verbraucht. — „Herr, machen Sie keine Witze!" — „O nein, aber ich bin noch nicht fertig." — „Darf ich bitten?" — Dabei gab der Apotheker die Feder, die er heftig ins Tintenfaß gestoßen hatte, zurück, und ein dicker Klecks fiel auf die Erde. Mit dem Rest der Flüssigkeit, die an der Feder haftete, schrieb der ausdauernde Herr ruhig weiter: ... rava de Monte ... Und wieder versagte die Flüssigkeit. — „Herr, nun zeigen Sie erst mal, was Sie da geschrieben haben." — „Bitte erst noch einen Tropfen Tinte, ich brauche ihn und Sie wissen, ich muß hier unterschreiben." Wütend beugte sich der Apotheker nach dem Tintenfaß und rief: „So, sind Sie nun fertig?" — „Nur noch drei Silben ... cu—cu—li ..." buchstabierte der Herr mit dem langen Namen und reichte dann das Papier hinüber. Der Apotheker stammelte nach: „Erich von Caprivi de Caprera de Caprava de Montecuculi. — Herr, den Spaß sollen Sie mir teuer bezahlen, ich werde Sie verklagen wegen falscher Namensunterschrift!" — „Bitte, thun Sie das, aber merken Sie sich für künftig, daß Sie sich viel Zeit sparen können, wenn Sie gleich tiefer eintauchen, sobald man Sie darum bittet." — In der That reichte der Apotheker eine Klageschrift beim Gericht ein, aber nach kurzer Feststellung wurde er abgewiesen. Der Name lautete wirklich Erich von Caprivi de Caprera de Caprava de Montecuculi. Der Held unseres Geschichtchens ist unser heutiger Marineminister General von Caprivi.

Wunderliche Stellungen,

wenn man bei einem so traurigen Gegenstande einen derartigen Ausdruck gebrauchen darf, bieten oft die auf dem Schlachtfelde durch die Kugel plötzlich dahingerafften Krieger, indem sich noch im Tode diejenige Thätigkeit bei ihnen ausspricht, in der sie beim Eintreffen des tödlichen Geschosses gerade begriffen waren. Eines der merkwürdigsten Beispiele in dieser Hinsicht wird durch unsere Abbildung vorgeführt. Es ist die Stellung eines französischen Infanteristen, wie sie von Dr. Roßbach aus Würzburg auf dem Schlachtfelde von Beaumont bei Sedan im Jahre 1870, etwa 24 Stunden nach stattgehabtem Kampfe, vorgefunden wurde. Offenbar hatte der Soldat sich einen Augenblick hingesetzt, um sich durch einen Trunk zu laben, als eine Kanonenkugel ihm den Kopf wegriß. Vermöge der bei dergleichen gewaltsamen Todesfällen plötzlich eintretenden Starrheit der Muskeln blieben sämtliche Glieder genau in der Stellung und Lage, in der sie sich im Augenblick des Todes gerade befanden. Uebrigens ist als gewiß anzunehmen, daß der Mann einen durchaus schmerzlosen Tod gehabt hat, da der Kopf im Nu in seine Atome zersplittert war.

Der Pflasterzieher.

Einen Beweis für die Adhäsion der Körper, den Luftdruck und das Prinzip, welches die Erscheinung bei den Würmern und des Schröpfkopfs erklärt, kann man mit dem sogenannten Pflasterzieher führen, welcher, als ein sehr verbreitetes Kinderspielzeug, den meisten unserer lieben Kameraden bekannt sein wird. Er besteht aus einer Lederscheibe, in deren Mittelpunkt ein Bindfaden befestigt ist. Diese Lederscheibe wird feucht gemacht und mit der Fußsohle an den Boden oder irgend einen Körper von einiger Schwere angedrückt, worauf dort ein luftleerer Raum entsteht und die Lederscheibe fest anhaften macht. Zieht man nun den Bindfaden straff an, so kann man beispielsweise einen lockeren Pflaster- oder Backstein, eine

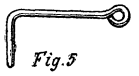


Fig 5

Anfertigung einer Sandmühle.

Schieferplatte und ähnliches mittels der Schnur emporheben und erhält daher eine Veranschaulichung der Lehre von der Adhäsionskraft, welche der einseitige Luftdruck hervorruft.

Ein starker Prinz.

Der Prinz Bogislaw, dritter Sohn des Herzogs Erich von Pommern, der ums Jahr 1474 lebte, war ungemein groß und stark. Er trank ungeheuer und aß einen ganzen Schinken auf einmal auf. Sein Umgang bestand aus ebenso dicken und starken Leuten, beispielsweise stand ein gewisser Krakow in seinem Dienste, der zugleich zwei Tonnen unter den Armen und zwei in den Händen trug. Prinz Bogislaw selbst schlug einmal in der Türkei einen ganzen Haufen Türken, die ihn überfallen, mit einem Bratspieß in die Flucht, an dem noch die Hühner steckten. Ein nicht minder starker Prinz jener Zeit war Georg, Herzog von Anhalt-Zerbst, der einen welschen Ringer einfach bei den Schultern nahm und in einen Klumpen zusammendrückte, ein andermal einem Bären auf einem schmalen Stege begegnete und ihn hinunterwarf.

Kaltblütigkeit und Großmut.

Als der ehemalige französische Marschall Bugeaud noch ein algierisches Kavallerieregiment kommandierte, fand er eines Tages Veranlassung, dem Lieutenant X. vor der Front desselben einen derben Verweis zu erteilen. Außer sich durch die Schroffheit desselben riß letzterer eine Pistole aus dem Halfter und drückte sie auf den Oberst ab. Glücklicherweise explodierte nur die Kapsel, worauf sich Bugeaud zu seinem Adjutanten mit den kaltblütigen Worten wandte: „Notieren Sie diesem Herrn drei Tage Zimmerarrest wegen schlechter Instandhaltung seiner Waffen!“ Hierdurch zur Besinnung gebracht, stürzte sich der Uebelthäter seinem Vorgesetzten, dessen Großmut er ja das nach den Militärgesetzen auf der Stelle verwirkte Leben verdankte, zu Füßen, erwarb sich Verzeihung und wurde später der ergebenste Adjutant des Marschalls.

Im Interesse der militärischen Disziplin darf man sich nur darüber freuen, daß sowohl derartige Attentate als derartige leichte Verzeihung zu den allergrößten Seltenheiten gehören.

Wörterspiele.

Aus jedem der nachstehenden 15 Wörter ist ein anderes Wort zu bilden. Wenn diese neuen Wörter richtig untereinander gesetzt werden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben ein deutsches Sprichwort.

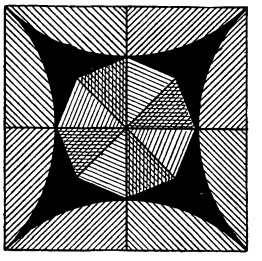
Palme	Emma	Turne
Made	Nie	Sein
Neige	Rede	Not
Halm	Herum	Amsel
Amen	Trug	Rot.

Rätsel.

Es kehren viele Gäste
Alljährlich bei mir ein,
Probat soll ja mein Einfluß
Auf Hochdieselben sein;
Wenn die drei letzten Laute
Vorn hingesetzt du hast,
Kann ich dir nichts mehr bieten,
Dann bin ich selbst ein Gast.

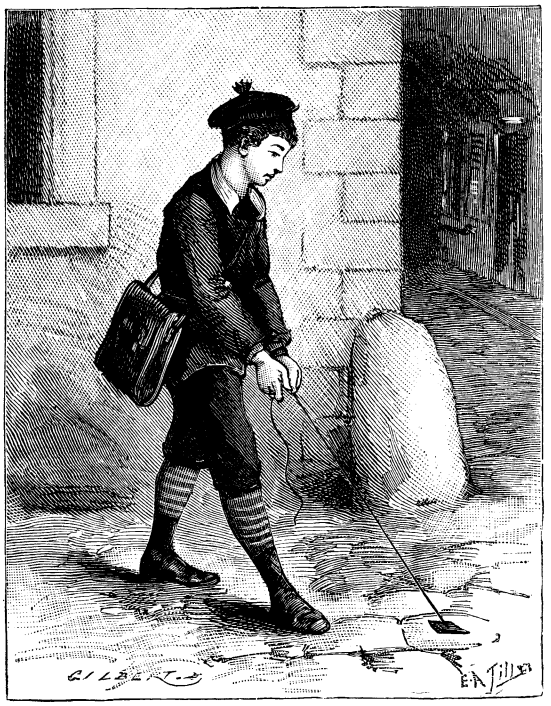
Rätselhafte Inschrift.

Auflösung des Zusammenleg-Problems in Nr. 41.



Auflösung der Scharade in Nr. 41.

Mohrenwäsche.



Der Pflasterzieher.

Fragen und Antworten.

H. W. H. Im Gegensatz zur Nordsee trägt die Ostsee den ausgesprochenen Charakter eines Binnenmeeres. Die zahlreichen einmündenden Flüsse, die häufigen und starken Niederschläge schwächen bei der geringen Verbindung mit dem offenen Ozean den Salzgehalt der Ostsee auf zwei Prozent, ein nur halb so großer Salzgehalt als in der Nordsee. Wenn Nordwinde wehen, taugt das Ostseewasser sogar zum Trinken. Nach der gewöhnlichen Annahme hat die Ostsee keine Ebbe und Flut. Sie hat indessen schwache, nicht ganz regelmäßige Gezeiten. — Einen Apparat zur Bewegung des Wassers, wie Du ihn für Dein Aquarium wünschest, kennen wir nicht. Ein lebhafter Springbrunnen würde dem gedachten Zwecke doch wohl auch entsprechen. Jüngst sahen wir in dem Auslagefenster eines hiesigen Wasserleitungsgeschäfts in einem allerliebsten Bassin eine Partie automatischer Enten (aus Eisenblech getrieben und mit Lackfarben bemalt) herumrudern, die einen für die kleinen Verhältnisse ganz ansehnlichen Wellenschlag verursachten. Das wäre was! Gruß kameradschaftlich erwidert!

R. S. in **S.** Warum so zimperlich? Senden Sie ein. **Othmar von L.** Sehr schön. Leider zu spät. Besten Dank.

Paul F. in **H.** Wind? Ja, Freundchen, das Rätsel ist ein wenig „windig.“ Vor allem zu leicht, viel zu leicht. Freundlichen Gruß und nicht böse sein, hörst Du!?

S. Z. in **B., Rußland.** Wer bei diesem Rätsel nicht Krämpfe, zum wenigsten aber eine Gänsehaut kriegt, dessen Nerven müssen recht treffliche sein. — Unser nordischer Mitarbeiter frägt: Wie hieß des Herkules Frau?

Gräßlich! Gesundheitsschädlich!

F. O. in **Melsungen.** Um die königlich preußische Forstkarriere einschlagen zu können, ist erforderlich: das Zeugnis der Reife eines Gymnasiums des Deutschen Reiches oder eines preußischen Realgymnasiums mit einer (Deine Frage legt darauf das Hauptgewicht) unbedingt genügenden Zensur in Mathematik. Das weitere ist in früheren Nummern wiederholt und ausführlich gesagt worden. — Wie soll diese gewisse Schule heißen? „Presse“? — Gruß freundlich erwidert.

Fritz H. in **Elberfeld.** Du bist ja ein riesiger Baukünstler. Was Deine Frage betrifft: Sollte das Bassin vielleicht den heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen sein? Künstliche Aquarien müssen vor allem kühl und schattig gehalten werden. Oder solltest Du die Fische mit Brotkrumen gefüttert haben? Diese versäuern das

Wasser, das dadurch für die Fische tödlich wirkt. In dem jüngst gebrachten Artikel des „G. K.“: „Etwas über das Süßwasseraquarium“ findest Du übrigens hinreichend Winke, wie man die Fische und sonstigen Wassertiere behandeln muß. Statt der „kleinen Stichlinge“ versuche es 'mal mit kräftigeren Fischlein!

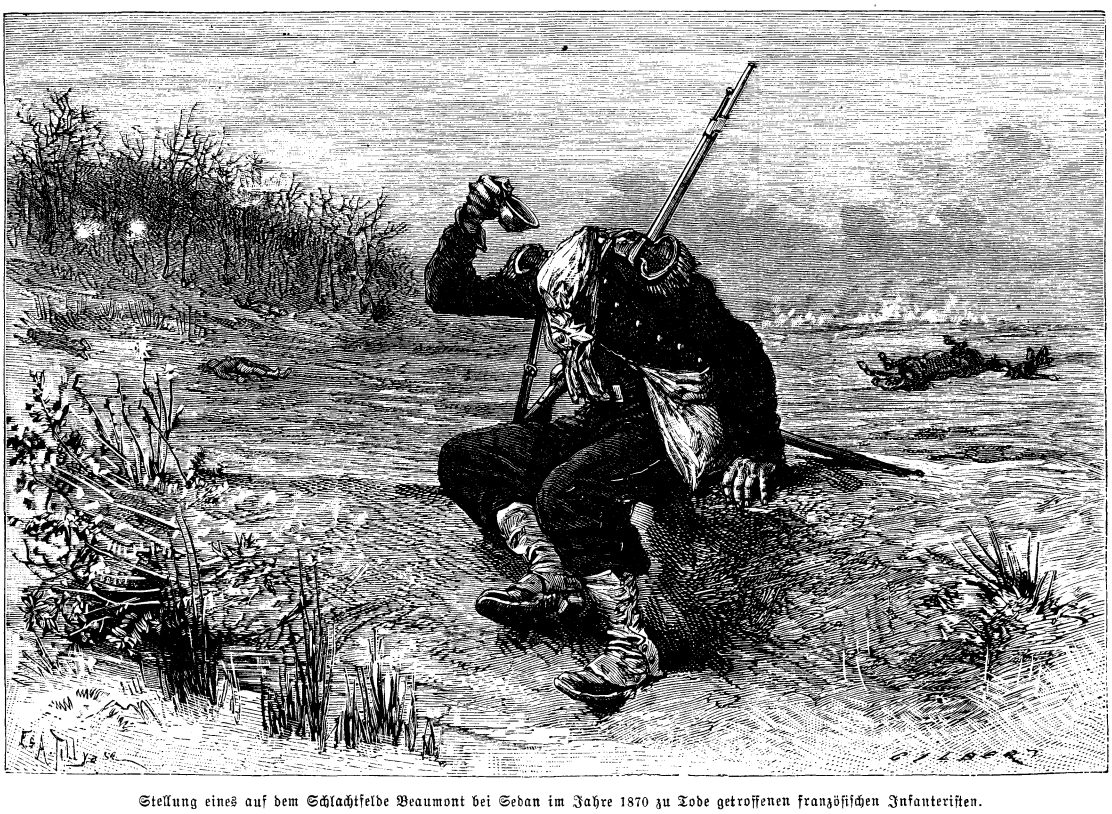
A. F. in A. Du fragst: Wie man kleine Objekte dauerhaft versilbern kann, nicht teuer, da das Geld so rar ist. Es gibt vornehmlich zweierlei Arten: Das Versilbern im Feuer unter Anwendung von Quecksilber und das nasse Verfahren, wozu der Fachmann Cyankalium gebraucht. Es eignet sich schon der mangelnden Apparate wegen zum Experimentieren weder die eine noch die andere Art. Ein anderes ist es auch, welcher Art Metall die Gegenstände sind. Du wirst also, abgesehen von der Unsicherheit des Gelingens, so Du die Sache selbst in die Hand nehmen wolltest, jedenfalls am billigsten fahren, wenn Du die beabsichtigte Versilberung einem Gürtler überträgst. — Ganz recht! „Mir“, nicht „mich“.

H. O., Mainzerstraße, W. Ihr Sohn muß ein Jahr in Sekunda gesessen haben, ehe er das Zeugnis für den Einjährigfreiwilligendienst erhalten darf. Das genannte Gymnasium konnte ihn zwar wohl nach einem halben Jahre nach Obersekunda versetzen, sollte ihm aber das Zeugnis erst jetzt mit Schluß des Sommersemesters, nachdem der Schüler thatsächlich ein Jahr in Sekunda war, erteilen. Derartige Fälle sind selten. Es ist uns bekannt, daß häufig Schüler, die privatim vorbereitet worden sind, im Herbst in die Untersekunda aufgenommen worden sind, an Ostern nach Obersekunda versetzt wurden und das Zeugnis erhielten, nachdem sie im ganzen also ein Jahr in Sekunda zugebracht hatten. Ihr Sohn soll also den Schein zurückgeben und sich für Schluß des jetzigen Semesters einen neuen erbitten; dieser letztere wird von der Militärbehörde zweifellos respektiert werden.

F. in **Straßburg i. E.** Die gebräuchlichsten Vervielfältigungsapparate sind der Hektograph und der Cyklostyl. Ersterer wurde in Nr. 19 d. J., Seite 303, an dieser Stelle beschrieben. Leider besitzen die mit demselben hergestellten Abzüge die unangenehme Eigenschaft des Verbleichens. Der Cyklostyl ist ein komplizierter Apparat und verhältnismäßig sehr teuer. Das Schreiben geschieht mit einem äußerst kleinen, am Umfange geränderten Stahlrädchen auf einem zwischen zwei Rahmen festgespannten mit Paraffin präparierten Seidenpapiere. Es wird unter letzteres ein reines Papierblatt gelegt, und die Oberfläche des beschriebenen Blattes mittels dünner Druckerschwärze überfahren. Hierzu bedient man sich einer Leimwalze. Die Schrift erscheint dann auf dem weißen, untergelegten Papiere in engzusammengerückten Pünktchen ausgeführt und ist haltbar. Bei vorsichtiger Behandlung können von einer Matrize einige hundert Abzüge gemacht werden. Den Cyklostyl erhält man in drei verschiedenen Formaten, nämlich für Oktav-, Quart- und Foliopapier. Wegen der beanspruchten möglichsten Genauigkeit kann er aber nur von Fachleuten hergestellt werden, die Selbstanfertigung werden wir also wohl oder übel bleiben lassen müssen. — Ueber die Erkennbarkeit der Pilze, ob eßbar, ob giftig, haben wir einen Aufsatz fix und fertig; sobald es der Raum gestattet, soll er zum Abdruck kommen. Gruß freundlich erwidert!

Egon Seefehlner (nicht Gerfehlneg) in **Budapest IX. Soroksarerg. 49. I. St. 17** schreibt: „Ich bin jetzt in Bad Hall, trotzdem sollen meine Kameraden nach Budapest schreiben. Bitte, lieber „G. K.“, sage ihnen, sie sollen mir viele Briefe schicken, ich werde ihnen sogleich antworten. Ich bin krank und wenn sie mir schreiben, thun sie mich zerstreuen und dadurch meine Krankheit erleichtern.“ Wünschen baldige und völlige Genesung! Gruß.

Τεσπανεφ Εγον in **Wien.** Um in die K. K. Marineakademie aufgenommen zu werden, muß durch Studienzeugnisse nachgewiesen werden, daß der Aspirant nachbezeichnete Jahreskurse einer Realschule oder eines Gymnasiums oder einer diesen Schulen gleichgehaltenen Lehranstalt der österreichisch-ungarischen Monarchie mit befriedigendem Gesamterfolg absolviert hat, und zwar behufs Aufnahme für den I. Jahrgang: die vier unteren Klassen; für den II. Jahrgang: die sechs unteren Klassen; für den III. Jahrgang: eine öffentliche Realschule, ein Gymnasium oder eine diesen Schulen gleichgehaltene Lehranstalt vollständig. Nach befriedigender Absolvierung des



Stellung eines auf dem Schlachtfelde Beaumont bei Sedan im Jahre 1870 zu Tode getroffenen französischen Infanteristen.

IV. Jahrganges wird der Zögling zum Seekadetten II. Klasse ernannt. — Die Adresse von Stirn in Berlin haben wir in den letzten Nummern wiederholt genannt. — Die konfusen (!?) Reden des Hobble-Frank verursachen Deinem älteren Bruder öfters Lachkrämpfe. Soll sich in acht nehmen! wenn „der kleine Westmann mit der großen Schwarte“ zum Jubelfest herüberkommt und davon erfährt — nun Du kennst den Hitzkopf, wir können für nichts einstehen. Uebrigens ist der ehemalige „Forschdgehilfe aus Moritzburg bei Dräsdn“ doch ein gutherziges, biederes Kerlchen; er will zum Schlusse des Jahrganges allen Kameraden eine große Ueberraschung bereiten.

G. K. in Landau. Herzlichen Dank für die pompejanische Inschrift. Doch noch nicht gedruckt, wie? — Am 16. Dezember 1837 erfochten die Holländer einen entscheidenden Sieg über Dingaan, den Kaffernhäuptling. An derselben Stelle begründeten die Sieger die heutige Stadt Pieter-Moritzburg und benannten dieselbe nach ihren damaligen Anführern.

Paul B. in **Halberstadt.** Du willst deutscher Offizier werden. Der Eintritt in die Armee erfolgt gewöhnlich als sogen. Avantageur. Nach § 3 der Verordnung über die Ergänzung der Offiziere des Friedensstandes vom 11. März 1880 ist die wissenschaftliche Bildung desselben durch ein vollgültiges Abiturientenzeugnis oder durch die Portepeefähnrichsprüfung nachzuweisen, die in Berlin bei der „Obermilitärexaminationskommission“ anzumelden und abzulegen ist. Die Zulassung zur Portepeefähnrichsprüfung ist abhängig von der Beibringung des Reifezeugnisses für Prima oder des Entlassungszeugnisses von hierzu berechtigten Lehranstalten. Nach mehrfachen Avancements wird der Avantageur im sechsten Monate Fähnrich, besucht circa zehn Monate die Kriegsschule, besteht die Offiziersprüfung, um dann zum Sekondelieutenant befördert zu werden. — Bringe nur erst das alles fertig; die Bestimmungen für die Versetzung zum reitenden Feldjägerkorps, wer weiß, wie die bis dahin lauten.

Tauschmarkt.

Othmar von Link in **Lemberg (Galizien), Marienplatz Nr. 9,** bei **Herrn Dr. von Link,** tauscht Briefmarken. Hat viele und hübsche Dubletten.

Roman Puschnigg, Römerbad zu Klagenfurt, sucht ein Meerschweinchenpaar. Seine Armbrust ist bereits vergeben.

Rudolf Bébe in **Wien** ist vom 28. Juni ab auf dem Lande; bittet zu adressieren: Mauer bei Wien, Station Atzgersdorf, Langegasse 50.

Paul Vollrath in **Halberstadt, Magdeburgerstraße 1 a,** ist Münzensammler. Bittet ausl. Kameraden um Zusendung.

Hugo Fischer in **Bergedorf, Reinbecherweg 8,** tauscht Briefmarken.

B. B. postlagernd in **Dresden, Postamt 9,** will das Buch „Die Zucht unserer Kanarienvögel“ vertauschen.

Hugo Steiner, Königshütte, O.-Schl., Kreuzerstraße 4, tauscht: 1 elektrische Glühlichtlampe; 1 Elektrophor; 1 Bunsen-Element (Batterieglas, Thonzelle, Kohle und Zink); 1 Elektromagnet; 1 Stereoskop mit 21 Photographien und Bildern. Erwünscht: Physikalische oder chemische Apparate, am liebsten eine Elektrisiermaschine.

August Möller, Güstrow in **Mecklenburg, Gleviner-straße 31 I,** wünscht Sachsen, 3 Pf., rot. Gibt: ein Herbarium (200 Pflanzen, davon 25 außereuropäische).

Kameraden! Wer von Euch will mit mir tauschen? Ich habe viele schöne Mosaiks aus dem verfallenen Justinianspalast, die ich selber ausgegraben habe. Ich möchte sie gegen ausländische Schmetterlinge vertauschen; am liebsten wären mir: Nachtpfauenauge, Oleanderschwärmer, Apollo, Ordensbänder, Ligusterschwärmer und Totenköpfe. Für einen Oleanderschwärmer gebe ich 50, für einen Totenkopf 40, für einen Apollo auch 40, für die übrigen 30 Mosaiks, vorausgesetzt, daß sie gut ankommen. Ich hoffe, daß Ihr mir bald antworten werdet; mit kameradschaftlichem Gruß und Händedruck Hans Belart aus Konstantinopel, per Adresse: Herrn J. Belart-Lanz, Constantinople.

Von den Achselschnüren.

Der Ursprung der Achselschnüre des Militärs soll, so wird erzählt, der folgende sein: Beim Ausbruch des Krieges in den Niederlanden im 16. Jahrhundert verließ ein tapferes Korps der Niederländer die spanischen Fahnen, um sich mit den holländischen Landsleuten gegen Philipp zu vereinen. Hierüber ergrimmt, befahl der Herzog Alba jeden, der von diesem ihm abtrünnig gewordenen Korps in spanische Gefangenschaft geraten würde, ohne Ansehen der Person und des Ranges, sofort aufzuknüpfen. Aber das Regiment verhöhnte des Herzogs Befehl und ließ ihm melden, daß Offiziere wie Mannschaften künftig gleich mit einem Stricke und Nagel versehen sein würden, um den Spaniern das Henkergeschäft recht bequem zu machen, wenn sie jemals einen vom Regimente lebendig fangen würden. Von dieser Zeit an trug denn auch wirklich jeder einzelne einen Strick mit einem daran befestigten Nagel mit sich und da sich das Korps bei jeder Gelegenheit ganz verzweifelt schlug und seine Leute sich durch unübertreffliche Tapferkeit auszeichneten, so wurde der Strick bald das ehrende Abzeichen jedes braven Kriegers. Im Laufe der Zeit verwandelte sich jedoch der hänfene Strick in eine wollene oder seidene Schnur und der eiserne Nagel in goldene oder silberne Stifte, und statt wie ehedem um den Hals geschlungen, wurde die Schnur auf der Achsel befestigt getragen; daher der Name Achselschnur.

Die Jungen sind die künft'gen Alten,
Die einst der Menschheit Gut verwalten.
Möchten sie sich's bei Zeiten merken:
Nur großer Sinn schafft Dauer den Werken.

Wilh. Berger.

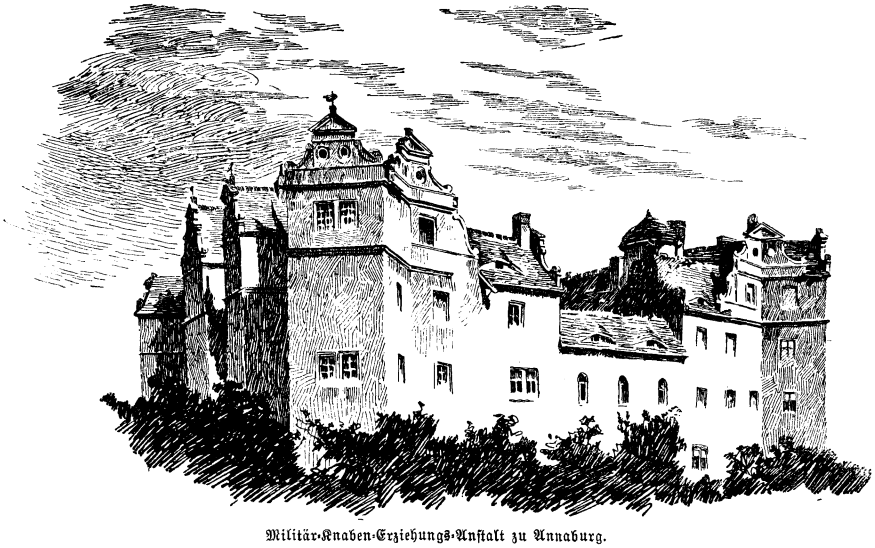
In des Königs Rock!

Nun kommt einmal her, meine jungen Freunde, ich will euch etwas fragen! — Was wollt ihr einmal werden? — „Soldat!" klingt es einstimmig von euren Lippen zurück, — ich habe mir's gleich gedacht. Sah ich euch doch schon oft unter Führung eines selbstgewählten Kommandeurs strammen Schrittes an mir vorbeimarschieren und hatte meine Freude an der Hingebung, mit der ihr euch spielend in der Kriegskunst übtet.

Aber wißt ihr, meine Freunde, wie schön ihr auch eure Exerzitien ausgeführt habt, eins fehlte euch, um euch den rechten kriegerischen Schein zu geben: der Rock des Königs, der bunte Waffenrock! „Ja, wenn wir den hätten!" seufzet ihr. Kopf hoch! auch ihr werdet einst das ritterliche Kleid tragen.

Da ihr mir aber durch euren Eifer im Waffenhandwerk große Freude gemacht habt, so soll auch eure Belohnung nicht ausbleiben. Eure Sommerferien stehen vor der Thüre: Wir wollen miteinander eine kleine Reise machen! Nicht wahr, das paßt euch? Laßt euch also euren Tornister von den lieben Eltern feldmarschmäßig packen, vergeßt nicht, euch einige Butterschnitten und ein wenig Geld in die Tasche zu stecken und dann folgt mir zum Bahnhofe.

Aber wohin soll die Reise gehen? werdet ihr neugierig fragen. Nur Geduld! Vorläufig lösen wir uns ein Billet nach Wittenberg oder nach Falkenberg in der Provinz Sachsen. Nachdem wir uns die geschichtlich merkwürdigen Punkte der freundlichen alten Lutherstadt angesehen haben, fordern wir uns Fahrkarten nach Annaburg (nicht etwa mit Annaberg im Königreich Sachsen zu verwechseln, das euch als Hauptort der Spitzenklöppelei bekannt sein wird), und weiter geht's durch trostlos sandige Ebene. Bald aber hört die Einförmigkeit auf; der Zug überbraust ein Flüßchen, die schwarze Elster, kleine Waldbestände wechseln mit Hügelketten, auf denen die Rebe grünt, und endlich nimmt ausgedehnte Kiefernwaldung uns auf. Nun schaut recht aufmerksam aus! Nach längerer Fahrt hört plötzlich der dunkle Tannenwald auf und das Auge schweift über eine kleine waldlose Fläche von grünen Wiesen und wogenden Saatfeldern, die am Horizont wieder von blauschimmernden Waldungen malerisch umkränzt wird. Inmitten dieses Naturidylls seht ihr langgestreckt die Häuserreihen eines Städtchens und was eure Aufmerksamkeit gewiß sofort fesseln wird: zahlreiche Türmchen und Zinnen, die zwischen uralten Eichenstämmen und Laubkronen hervorlugen und deren teils geschieferte Dächer im scharfen Sonnenlicht blitzen, verraten euch die Anwesenheit eines Schlosses. Aber bevor ihr noch fragen könnt, läuft der Zug schon auf dem Bahnhofe ein; der Ruf „Station Annaburg" mahnt uns daran, daß wir am Ziele unserer Reise sind, und froh, kühle Waldesluft atmen zu können, entsteigen wir dem heißen, stickigen Eisenbahnwagen.



Militär-Knaben-Erziehungs-Anstalt zu Annaburg.

Aber was ist das?

Trommelschlag und Hörnerklang dringt an unser Ohr. Wir schauen nach dem nahen Waldwege aus und: „Da marschieren Soldaten!" kommt es erstaunt aus eurem Munde. „Ach, das sind ja gar keine richtigen Soldaten, das sind ja Jungens, wie wir!" ruft ein besonders Scharfsichtiger unter euch.

Seht nur, seht, diese Menge uniformierter Jungen, wohl mehr als 500 an der Zahl, wie stramm und exakt sie marschieren, vorweg ein Herr in Zivil, wahrscheinlich ihr Lehrer, der mit ihnen einen Ausflug gemacht hat. Jetzt hört das Trommeln auf, die Hörner schweigen und „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!" klingt es aus hundert jugendlichen Kehlen. Wollen wir mitsingen? —

Der Zug, dem wir folgen, ist in einen schattigen Waldweg eingebogen. Plötzlich öffnet sich derselbe, und vor uns liegen die Gebäude, deren Türmchen wir vorhin von der Bahn aus sahen. Noch einige hundert Schritte, und wir stehen vor dem ehrwürdigen Schlosse Annaburg.

Von der Geschichte dieses alten Schlosses, das in den Jahren 1572 bis 1575 von der Kurfürstin „Anna" (vom Volke „Mutter Anna" genannt), der Gemahlin des Kurfürsten „August von Sachsen" erbaut wurde, erzähle ich euch wohl ein andermal. Heute habt ihr doch nur Augen und Ohren für eure munteren Altersgenossen im Soldatenrock. Diese sind auf einen mächtigen freien Platz geführt worden, der ringsum von riesigen Kastanien und schattigen Linden, unter denen sich Ruhebänke befinden, eingefaßt ist, und der Herr, welcher die Knaben führte, belehrt uns freundlich, daß dies der Spielplatz der Knaben sei. „Wir haben soeben einen fast vierstündigen Spaziergang durch den Wald gemacht," erzählte er uns, „und nun sehen Sie einmal, ob den Jungen irgendwelche Müdigkeit anzumerken ist! Das macht die gute Luft und die gute Pflege!" Und wirklich: wohl hatten sich einige zur Ruhe auf den Rasen gestreckt, der bei weitem größere Teil aber tummelte sich in frohem, teilweise sogar anstrengendem Spiel auf dem Platze umher. Wie vortrefflich die Jungens den Ball zu treffen vermögen, der wie eine kleine schwarze Kugel pfeilgeschwind die Luft durchschneidet, wie geschickt ihn dort drüben der kleine Soldat aufzufangen weiß! Ja, ja, hier könnt ihr noch etwas für euer Ballspiel daheim lernen! Hier sind einige Gruppen eifrig einem selbsterdachten, einfachen Krocketspiel ergeben, dort wird um „Himmel und Hölle" um die Wette gehüpft, und nun gar erst die Turnerstückchen an Reck und Barren, und die Klimmzüge an den Gletterstangen: geschickte Akrobaten könnten's kaum besser machen.

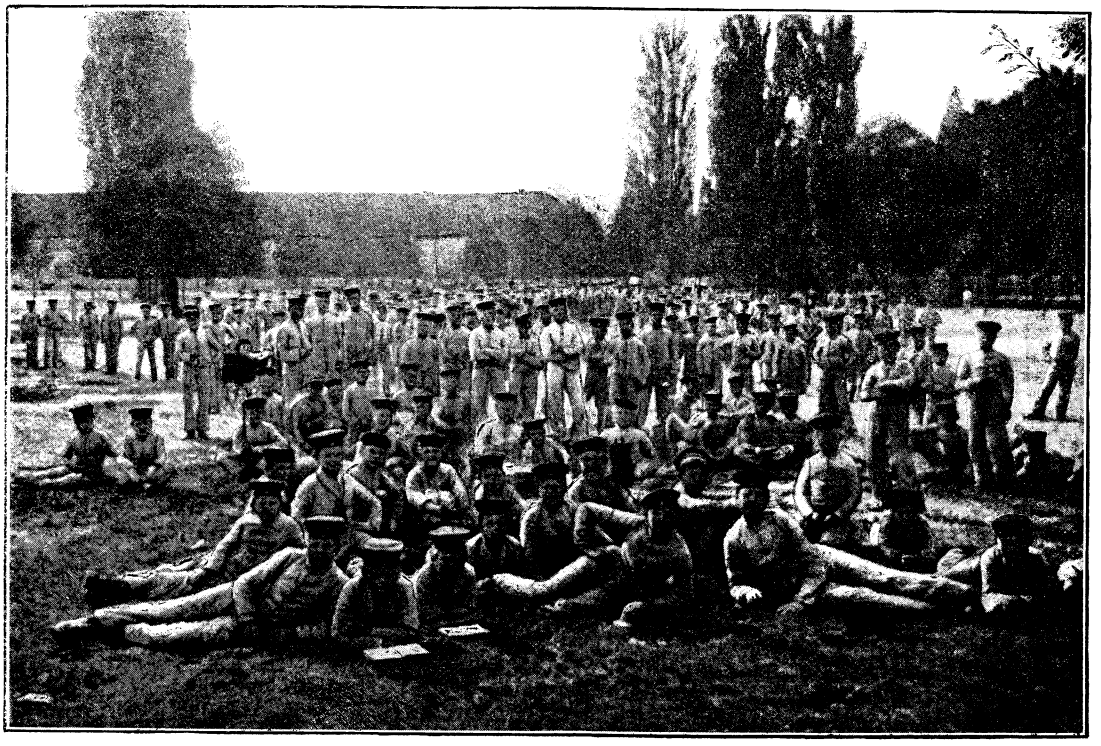
Aber ich sehe eure Gesichter enttäuscht und lese aus euren Augen die Frage: Warum exerzieren die Jungen denn gar nicht, das würde sich doch mit den Uniformen so hübsch machen und muß für sie doch die größte Freude sein, eine viel größere, als für uns! Meint ihr wirklich? O nein! Diese Knaben sind eben schon kleine Soldaten und da bedürfen sie zu ihrer Erholung und Zerstreuung ganz anderer Spiele, als ihr. Das Exerzieren, das ihr freiwillig zu eurem Vergnügen übt, ist für sie ein gewohnter täglicher Dienst, bei dem wir sie auch noch beobachten werden. Also wundert euch nicht, wenn ihr jetzt keine Exerzierübungen seht.

Doch bei uns stellt sich allmählich Hunger ein, den wir in einem nahen Gasthause befriedigen wollen. Bevor wir jedoch dorthin gehen, machen wir erst einen Rundgang durch die alten Schloßräume, bewundern den üppigen Epheu, der dicht die altersgrauen Wände überkleidet und bis auf das hohe Dach klettert, erkennen aus den zahlreichen, gewölbten Bogengängen mit den mächtigen Säulen das Altertümliche der Bauart und steigen endlich eine Wendeltreppe empor, die ohne eine einzige Stufe in der Art eines Bergweges den Turm hinaufführt. Auch werfen wir noch einen Blick in die niedliche kleine Kirche, die einem Schmuckkästchen gleicht, beschauen uns die beiden französischen Kanonen aus dem letzten französischen Kriege, die als kriegerische Zierde drohend auf dem großen Schloßhofe stehen und dann erst suchen wir unsere leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen. Wir werden uns heute früh ins Bett begeben, da der beaufsichtigende Lehrer uns den Rat erteilt hat, morgen rechtzeitig, so gegen 5 Uhr früh auf dem Platze zu sein, damit wir einmal einen ganzen Tag in dem „Königl. Preußischen Militär-Knaben-Erziehungs-Institut zu Annaburg" verleben können. Und nun: gute Nacht, meine kleinen Reisekameraden! —

„Frühmorgens eh' die Hähne kräh'n" müßt ihr euch diesmal aus den Federn machen, was gewiß um so leichter gelingt, als der junge Tag mit seinem frischen, rosigen Morgengesichte euch bereits durch die Scheiben zulächelt. Würzige Waldluft dringt durch die schnell geöffneten Fenster in das Zimmer und im nahen Eichenwald rufen „der Kuckuck und sein Küster" (der Wiedehopf) um die Wette ihr melancholisches und wohlklingendes: „Kuckuck!" und „huphuphup!" Ein farbenprächtiger Fink singt gerade vor unserem Fenster unverdrossen seine muntere Weise, während sich in dem üppigen Weinspalier eine ganze Schar ruppiger Sperlinge in echter Gassenjungenart zaust und dazu mit durchdringender Stimme „tschilp! tschilp!" schreit.

Als wir in die taufrische Natur treten, meldet soeben die Uhr vom Schloßturm die fünfte Morgenstunde. Ein Bediensteter der Anstalt läßt uns durch das soeben geöffnete Hauptthor auf den geräumigen Schloßhof treten. Noch ist alles ruhig, nur die Vögel singen in den Linden und das Dienstpersonal des Schlosses eilt geschäftig hin und her, hier eine Thüre öffnend, dort die Treppen und Gänge reinigend oder sonstige Arbeiten des Tages ausführend. Jetzt schlägt es 1/4 6 Uhr. Kaum hat sich der Glockenschlag vernehmen lassen, so tritt ein kleiner Tambour auf den Hof und schlägt einen kurzen Wirbel. Sofort ändert sich das Bild. Aus den zweiten und dritten Stockwerken vernehmen wir leise Kommandorufe und bald kommen aus den verschiedensten Treppen Zöglinge hervorgeeilt, die geschwind in die Waschsäle laufen, in aller Eile ihre Morgentoilette machen und bald mit großen Kästen in der Hand geschlossen nach dem großen Speisesaal marschieren. Es sind dies die „Decker", welche ihren Kameraden den Tisch zum Morgenimbiß bereiten. Die Hauptmasse der Zöglinge weilt noch „schlafend" in den ungeheuren Schlafsälen, in welchen oft 150 Betten stehen, aber das unterdrückte Geräusch von allen Seiten beweist uns, welcher Art der „Schlaf" ist. Kaum hat denn auch der kleine Tambour um 1/2 6 Uhr mit großer Präzision die Reveille getrommelt, so beginnt sofort das bunteste Leben. Aus allen Schlafsälen kommen nun die geschlossenen Trupps in Laufschritt über den Hof geeilt, um sich möglichst schnell durch ein Kaltwasserbad die letzte Spur des Schlafes aus dem von Gesundheit strotzenden Gesichte zu vertreiben und dann die ordnende und säubernde Hand an die Uniform zu legen. Denn unordentlich geht kein wohlerzogener Junge an den Frühstückstisch, besonders nicht, wenn er schon so früh die Auszeichnung genießt, des Königs Rock tragen zu dürfen! Nachdem alles blitzblank und untadelig ist, gibt ein neues Trommel-

zeichen den auf dem Schloßhofe spazierenden Zöglingen zu erkennen, daß der Tisch für sie bereit steht. Wie es da kribbelt und wimmelt! Schaut man vom Turm auf dieses Treiben hinab, so kommt man fast zu der Annahme, man habe einen Haufen großer Ameisen vor sich, die, von ruchloser Hand gestört, nun in kopflosem Wirrwarr durcheinander rennen. Während die Knaben erst draußen nach Tischen geordnet antreten müssen, gehen wir schon vorweg in den geräumigen, mit den Büsten der deutschen Kaiser gezierten und mit allen Waffen geschmückten Speisesaal, der von dem Dampf der kräftigen Brot- oder Mehlsuppe wie mit einer Wolke erfüllt ist. Wir haben gerade noch so viel Zeit, einen Blick auf die marmornen Ehrentafeln zu werfen, auf welche mit Goldschrift die Namen derjenigen früheren Zöglinge des Instituts graviert sind, die



Die Zöglinge der Militär-Knaben-Erziehungs-Anstalt zu Annaburg auf dem Spielplatze im Sommeranzuge. Nach der Natur aufgenommen.

sich im französischen Kriege das Eiserne Kreuz erwarben — bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch, daß selbst die höchsten militärischen Chargen aus dem Institut hervorgegangen sind, — da öffnen sich an drei Seiten die großen Flügelthüren und herein strömt lachend und schwatzend das ganze kleine Volk und eilt auf den bestimmten Platz. Ein kurzes Gebet und bald hört man nur noch das emsige Klappern der Löffel, die vollauf zu thun haben, den knurrenden Magen zu befriedigen. Habt ihr Lust, mit zu essen? Eine dampfende Schüssel ist bald für euch bereit und lachend sehen die munteren Jungen zu, wie ihr's ihnen gleich zu thun versucht. Ganz so wird es euch freilich nicht gleich gelingen; denn alles will gelernt sein, selbst das Essen von Mehlsuppe!

Jetzt hat die Tafelfreude ihr Ende erreicht und nun beginnt die Tagesarbeit. Zunächst geht es pünktlich um 7 Uhr zur Schule. Ein Zuspätkommen gibt's da nicht. In die Klassen können wir nun freilich unseren jungen Freunden nicht folgen, das würde nur stören. Und nebenbei: habe ich nicht recht geraten, wenn ich meine, daß ihr wohl sehr wenig Lust verspüren werdet, in euren schönen Ferien euch so nebenbei noch gehörig den Kopf an Rechenexempeln, die durchaus nicht aufgehen wollen und an endlosen Reihen von Geschichtszahlen zu zerbrechen? Und das glaubt mir: wenn die Annaburger Zöglinge auch nicht in die Geheimnisse der lateinischen, griechischen, französischen und englischen Sprache eingeweiht werden, tüchtig arbeiten müssen sie in der Schule doch; denn ein zukünftiger deutscher Krieger muß viel mehr können, als nur exakte Gewehrgriffe machen und sicher schießen!

Soeben ist die Schule geschlossen und der ganze Strom der Knaben hat sich wieder zwanglos über den Schloßhof ergossen. Ein neues Trommelzeichen bringt aber sofort wieder militärische Ordnung in die Menge, die sich an gesonderten Stellen sammelt. Die Unteroffiziere, welche nun den Dienst führen, sagen uns, daß der größere Teil der Knaben augenblicklich im Institut bleibt, um zu turnen, zu exerzieren oder in dem großen Institutsgarten leichte gärtnerische Arbeit zu verrichten, ein kleinerer Teil dagegen nach dem circa 20 Minuten entfernten, herrlich inmitten des Waldes gelegenen Schwimmbassin geführt werden würde, um daselbst im Schwimmen unterwiesen zu werden. Da wir noch am Nachmittag Gelegenheit haben werden, die turnerische Kunstfertigkeit der Knaben zu bewundern, schließen wir uns den Schwimmern an, die sich soeben mit einem fröhlichen Marschliede in Bewegung setzen. Ein heiteres, durch viele Neckereien und Späße gewürztes Treiben beginnt bald nach der Ankunft in dem geräumigen Bassin. Ein „Rekrut" erhebt ein fürchterliches Lamento im Wasser, weil ein älterer Kobold ihn mehrmals abgetaucht hat, erzielt dadurch aber nur einen wahren Sturzregen von seiten seiner Kameraden, die ihn lachend umringen. Dort purzelt ein Ungeschickter von dem mächtigen Holzrohr, auf dem er wie ein Poseidon durch die Flut ritt — ein neckischer Wassernix war unbemerkt unter dies Rohr getaucht und hatte es heimtückisch in rollende Bewegung versetzt — und hier wird von einer Anzahl geschickter Schwimmer

eine elegante Polonaise geschwommen. Daneben zappelt ein Lernbegieriger an der Angel, oder setzt ein Mutiger seine ganze Kraft und Geschicklichkeit ein, um „sich frei zu schwimmen" oder gar „die Fahrt" zu machen. Auch die Tauchergeschicklichkeit unserer Freunde können wir erproben; das zum Preistauchen von uns ins Bassin geworfene Fünfzigpfennigstück wird unfehlbar gefunden und strahlenden Auges als Lohn in Empfang genommen. Schnell verstreicht auf diese Weise die Zeit und um 12 Uhr geht's unter Gesang mit erfrischtem Körper wieder dem Mutterhause zu. Wieder wird ein wenig Toilette gemacht und mit mehr oder weniger offen ausgedrückter Sehnsucht wartet jetzt jeder auf das Trommelzeichen, das zum Mittagessen rufen soll; denn Schwimmen und Turnen macht großen Appetit, der auch ohne dies, wie ihr wohl an euch selber gespürt habt, solchen Jungen niemals fehlt. Endlich ruft die Trommel, und möglichst noch eiliger, als am Morgen, geht's zum „Antreten". Da der junge Lehrer, welcher jetzt die Aufsicht führt, uns freundlich zum Eintreten auffordert, nehmen wir auch an der Mittagstafel teil. Heut wird's aber den Jungen schmecken! Es gibt frische Mohrrüben mit jungem Gemüse und dazu gutes Rindfleisch in ausreichender Menge. Sie hauen auch tapfer ein, doch obgleich sie selber Hunger haben, gestatten sie euch recht gern, mit von ihrer „Viere" (so genannt, weil aus dieser Schüssel vier Knaben schöpfen) zu naschen. Eine halbe Stunde wird den Tafelgenüssen gewidmet, und nun geht's wieder auf den Spielplatz. Es ist recht warm. Die meisten haben sich ein schattiges Plätzchen aufgesucht, um sich dort etwas zu ruhen. Einige schlafen fest wie die Murmeltiere, denn selbst wiederholtes Rütteln vermag sie nicht zu erwecken; die meisten aber lesen irgend eine der beliebten Indianergeschichten oder sonstige Abenteuer, oder sie erzählen sich etwas. Wovon mögen sie wohl sprechen? Sie haben eben ihren „Urlaub" hinter sich liegen, und da gibt es so viele, viele tausend Dinge von Hause zu berichten, und selbst das allerkleinste Detail scheint den aufmerksamen Zuhörer zu interessieren. Aber noch etwas anderes erfüllt den Geist der kleinen Soldaten und hält sie in freudiger Aufregung: am 3. August, dieses Jahres wird nämlich das Institut das Fest seines 150jährigen Bestehens in großartiger Weise feiern. Das ist allerdings ein freudiges Ereignis, dem auch wir unsere Teilnahme nicht versagen können. Wir setzen uns also zu einem besonders geweckten, älteren Knaben und lassen uns kurz etwas über die Geschichte des Instituts erzählen. So erfahren wir, daß dasselbe am 21. November 1738 von August III. von Sachsen in Dresden gegründet worden ist (der 3. August als Tag der Jubelfeier ist der besseren Jahreszeit wegen angesetzt worden), um armen Soldatenkindern eine gute und kostenlose Erziehung zu gewähren, daß es durch die Not des siebenjährigen Krieges an den Rand des Verderbens gebracht und deshalb 1762 von Dresden nach Annaburg verlegt wurde. Hier ging es nach den Freiheitskriegen 1815 in preußische Verwaltung über. Die Bestimmung des Instituts wurde dadurch in keiner Weise geändert und noch heute genießen Kinder von tüchtigen Soldaten hier bis zu ihrer Konfirmation eine vollständig kostenlose Erziehung, ohne dadurch eine andere Verpflichtung zu haben, als im späteren Leben dem Mutterhause Ehre zu machen.

Unter solchen Gesprächen ist aber die Erholungszeit verronnen und die Trommel ruft zur Nachmittagsschule, die von 1/4 3 bis 1/4 4 Uhr währt, an die sich aber gleich eine Arbeitszeit bis 5 Uhr zur Erledigung der Schulaufgaben schließt. Ach, wie mancher Schweißtropfen perlt da von der Stirne; denn das Lernen, ja das Lernen ist doch ein recht saures Stückchen Arbeit! Um 5 Uhr schlägt aber die Erlösungsstunde, und nach der ausgestandenen Mühe stärken sich nun unsere Freunde erst an einer zolldicken Schnitte Brot, die nebst einigen Schlucken klaren Brunnenwassers mit Wohlbehagen verzehrt wird. Nun aber wollen wir auch die militärischen Exerzitien sehen. Mit besonderem Eifer wird jetzt auf dem Spielplatz der Jubelfeier wegen der Parademarsch geübt; denn die abzuhaltende große Parade soll und muß glatt verlaufen. Noch sind die Frontreihen etwas gebogen und die Kleinen müssen ihre Beine sehr recken, um mit ihren großen Kameraden gleichen Schritt halten zu können. Aber nur noch einige Tage Geduld und alles klappt vorzüglich. Eine neue Ueberraschung aber wartet eurer. Plötzlich erscheint eine ganze Militärkapelle, gebildet aus circa 50 bis 60 Anstaltszöglingen, setzt sich an die Spitze des Bataillons und nach dem Takte der Märsche geht das ermüdende Ueben des Parademarsches noch einmal so leicht von statten. Kurze Zeit darauf können wir in dem Musiksaal die künstlerischen Leistungen der kleinen Musikanten noch weiter bewundern und kommen zu dem Ergebnis, daß dieselben recht achtenswert sind.

Spaßeshalber werfen wir jetzt auch einen Blick in die sogenannte „Flicke". Hier hocken die munteren Kerle schwatzend auf den Bänken und lernen unter Anleitung einiger Militärschneider ihre Anzüge kunstgerecht ausbessern. Nicht wahr? was so ein deutscher Soldat doch alles lernen muß!

Nachdem die Knaben um 1/2 8 Uhr ihr reichliches und kräftiges Abendessen eingenommen haben, das zu den verschiedenen Jahreszeiten auch die verschiedensten Nahrungsmittel bietet, geht's nochmals auf den Spielplatz hinaus, um hier in der angenehmen Abendkühle den Körper durch Spiel für die Nacht zu ermüden. Das erwünschte Resultat wird denn auch in vollstem Maße erzielt, denn nachdem um 9 Uhr der Zapfenstreich verklungen und das ganze Bataillon auf die Schlafsäle marschiert ist, herrscht wenige Minuten darauf im alten Schlosse dieselbe Ruhe, welche wir am frühen Morgen fanden.

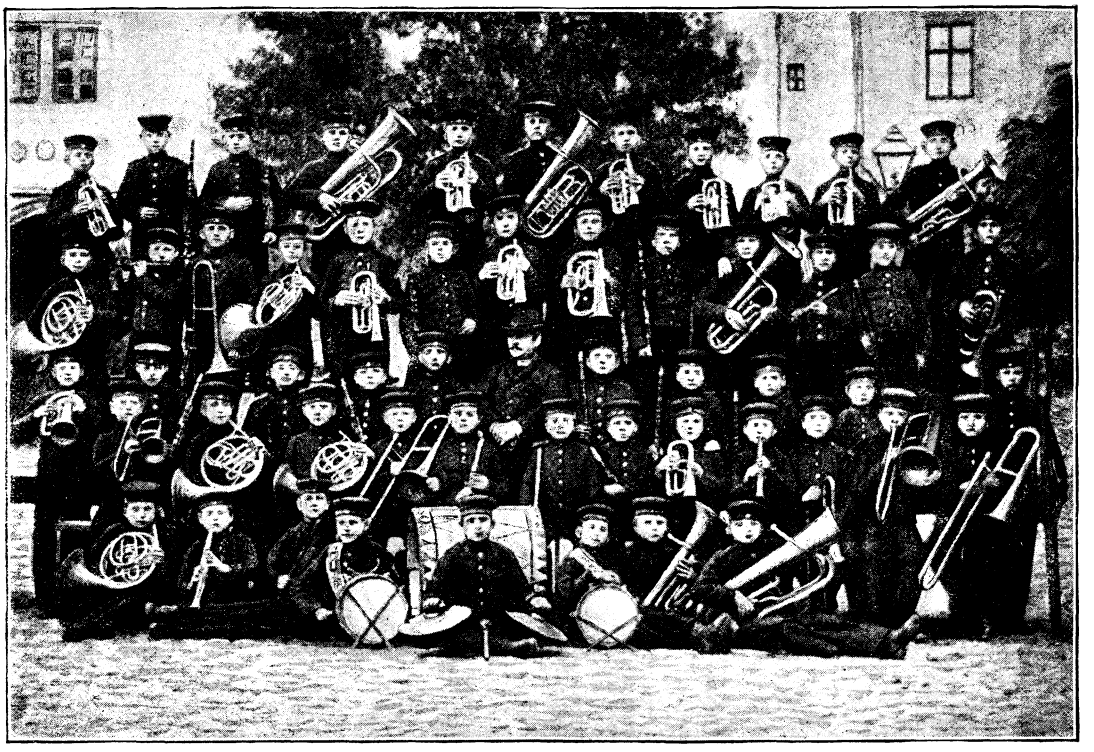
Nun müßt ihr aber nicht etwa denken, daß den Zöglingen ein Tag wie der andere verstreiche. Soldatenleben bringt stets reiche Abwechselung. Schon die Jahreszeit bedingt einen Wechsel in der Lebensweise und eine Abwechselung in der Zerstreuung. Im Winter z. B. huldigen die Knaben mit Vorliebe dem Eissport, und in kühnen Bogen schweben sie pfeilgeschwind über die spiegelglatten Eisflächen dahin. Dann erheben sich auch auf dem Spielplatze wahre Wunderfestungen aus undurchdringlichen Schneeschanzen, auf denen griesgrämige Schneemänner die Wache halten, bis die Frühlingssonne sie in Thränen auflöst. Schneebälle sausen durch die Luft und manches „Au!" zeugt davon, daß sie ihr Ziel nicht verfehlten. Im Herbst dominiert der langgeschwänzte Drache, während die Kirschenzeit zahlreiche Klassenausflüge in die Umgegend bringt, damit die Leckermäuler mit den Spatzen um die Wette naschen können. Auch an größeren Festlichkeiten ist kein Mangel. Da sind zunächst die großen Nationalfeiertage: Kaisers Geburtstag und Sedan, die durch Spiel und Tanz, erhöhte Tafelfreuden und Theatervorstellungen gefeiert werden. Auch der beliebte Zapfenstreich nebst Fackelzug fehlt nicht und geschmackvolle Riesentransparente, von der geschickten Hand der Zöglinge gefertigt,

schmücken dann die Fenster des alten Schlosses und geben ein leuchtendes Zeugnis von der Dankbarkeit der Insassen. Fastnacht ist dem frohen Narrenscherz gewidmet, der bei der strenge geübten Aufsicht aber nie die Grenzen des Erlaubten überschreiten kann. Den Glanzpunkt aller Feste aber bildet die Feier des Weihnachtsfestes. Dann zeigt die Anstalt so recht, wie mütterlich sie um ihre Zöglinge besorgt ist. Bei der kalten Winterszeit reisen nämlich nur wenige von den Knaben in ihre Heimat zu den Eltern. Haben doch manche eine Reise von 150 Meilen zurückzulegen! Da sorgt nun die Anstalt, daß den Zurückgebliebenen die entgangene Freude, mit den lieben Eltern das heilige Fest feiern zu können, etwas ersetzt wird. In dem großen Speisesaal wogt ein Meer von Licht, das von mehr als 12 riesigen Christbäumen herniederstrahlt, und unter den Bäumen liegen zahlreiche schöne und nützliche Geschenke für jeden einzelnen Zögling aufgebaut, oft viel, viel mehr, als die Eltern ihm hätten geben können, und Kuchen, Aepfel und Nüsse sorgen dafür, daß nur der Mund während der Feiertage nicht zu feiern brauche. Trifft dann gar noch die sehnsüchtig von Hause erwartete Kiste ein, so ist das Glück vollständig. —

Nun, meine lieben, kleinen Freunde, habt ihr gesehen, wie's ist, wenn man in eurem Alter nicht nur Soldat spielt, sondern wirklich ein kleiner Soldat ist. Wir wollen uns nun wieder auf die Heimreise begeben, und es soll mich freuen, wenn euch diese kleine Ferienreise gefallen hat und im Angedenken bleiben wird.

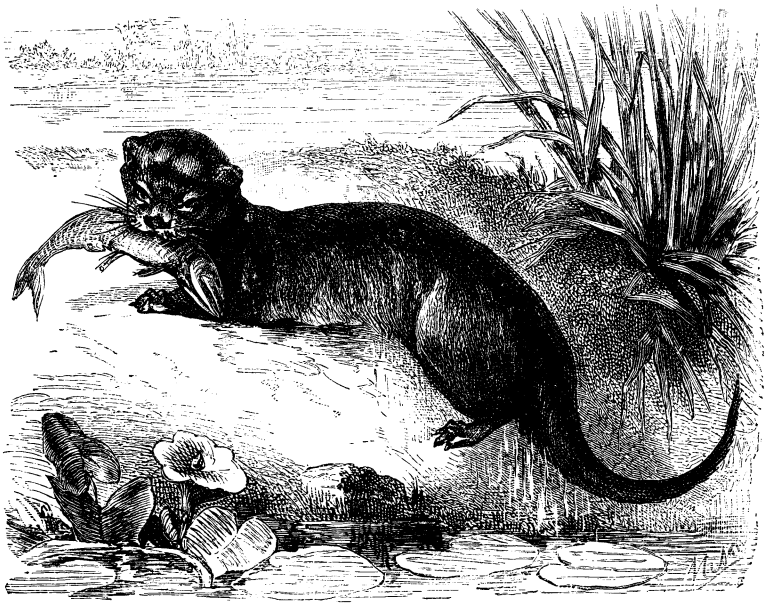
Etwas vom Marder.

Unter unseren Raubtieren zählen wir einige, welche beinahe über alle Länder der gemäßigten und kalten Zone verbreitet und dem menschlichen Haushalt sehr schädlich sind. Zu diesen gehören in erster Linie die Marder, von denen der Baum- oder Edelmarder, Martes abietum, und der Stein- oder Hausmarder, Martes Foina, über die ganze nördliche Erdhälfte der Alten und Neuen Welt verbreitet sind und unter der Vogelwelt und den kleineren Vierfüßlern wie Hasen, Kaninchen, Haselmäusen, Eichhörnchen 2c. große Verheerungen anrichten, dagegen aber durch ihren schönen, weichen und glänzenden Pelz, welcher zu den gesuchtesten Rauchwaren gehört, auch dem menschlichen Haushalte wieder einigen Nutzen gewähren. Beide Marderarten sind die größten unserer Wiesel und haben mit ihnen denselben Charakter, den Blutdurst, die List, die Vorsicht und Scheu, die Gewandtheit und Behendigkeit der Bewegung im Springen, Klettern und Schwimmen, die verhältnismäßige Kraft, die Kühnheit und Frechheit und den Mut im Widerstande gemein. Beide leben vorwiegend im Walde, wo der Edelmarder am liebsten in Baumhöhlen, der Steinmarder dagegen in Erdlöchern unter Wurzeln und in Steinklüften lebt und beide eine mehr nächtliche



Die Knaben-Kapelle der Militär-Knaben-Erziehungs-Anstalt. Nach der Natur aufgenommen.

Lebensweise führen oder wenigstens bei Tage mehr in den Baumwipfeln sich mit ihren raschen und stillen Bewegungen umhertreiben. Beide Marderarten haben ungefähr die Größe einer halbwüchsigen Katze, einen langen, gestreckten Leib, kurze Läufe, welche selbst unten an der Sohle behaart sind; der Steinmarder ist etwas kleiner und seine Sohle weniger behaart als bei dem Edelmarder. Beide unterscheiden sich deutlich durch die Färbung: beim Edelmarder ist der Pelz schön kastanienbraun, die Wollhaare gelblich, die langen glänzenden Stichelhaare kastanienbraun, die Kehle gelb. Der Balg des Steinmarders ist mehr dunkelbraun, die Kehle weiß. Ihr Verbreitungsbezirk umfaßt ganz Europa und die gemäßigte und kalte Zone von Asien und Nordamerika, wo sie einen namhaften Teil des dort gesammelten Pelzwerks bilden, besonders in den Winter-



Der Edelmarder auf dem Raubzuge.

bälgen. Während der Baummarder am liebsten in großen, ruhigen Waldungen liegt, bei Tage in hohlen Bäumen steckt oder in großen Nestern und Raubvogelhorsten liegt und nur bei heftigem Hunger oder im tiefen Winter sich in die Häuser der Walddörfer wagt, bevorzugt der Steinmarder bei uns mehr die bewohnten Gegenden und hält sich gern in Holzhaufen, alten Gebäuden und im Mauerwerk, in Felsritzen und gefüllten Scheunen auf, fällt gelegentlich in Hühnerhöfe und Taubenschläge ein und würgt dann unerbittlich unter unserem Hausgeflügel. Beider Arten Nahrung besteht in Geflügel jeder Art, dem sie aber nur das Blut aussaugen und den Kopf abbeißen, in Eiern, Hasen, Kaninchen, Eichhörnchen, Ratten, in Baumfrüchten und allen Arten wilden und zahmen Obstes. Die Weibchen werfen in den Monaten Februar oder März drei bis fünf Junge, welche in zwei Jahren erwachsen sind. Da ein Paar Marder mit ihren Jungen an einem ihrer Standorte, die sie übrigens häufig wechseln, ungemein Zerstörungen anrichten kann, so stellt man ihnen emsig mit Flinte und Fallen nach, welch letztere sie aber oft schlau vermeiden. Ihre Anwesenheit verrät der bisamartige Geruch ihrer Exkremente. Im Norden kommt der Steinmarder häufiger vor als der Edelmarder und man stellt ihm auf das leidenschaftlichste nach und zwar meist lieber mit sogen. Klotzfallen, wie wir nebenseitig eine darstellen, als mit Tellereisen, Schwanenhälsen und Eisenfallen, welche meist mit einem frischen Vogel beködert werden, oder mit hölzernen Klappfallen. Die nordischen Pelzjäger der Alten und Neuen Welt stellen dem Marder um so eifriger nach, weil er häufig die in den Fallen gefangenen Tiere anfrißt, und noch erbitterter auf ihn sind die Vogelsteller, weil ein einziger Marder in einer Nacht sämtlichen in einem Dohnenstrich gefangenen Vögeln, namentlich Drosseln und Kramtsvögeln, die Köpfe abbeißt und so die gefangenen Vögel unverkäuflich macht. Ebenso stellt der Bauer, welchem der Marder in den Hühnerstall oder Taubenschlag gefallen ist, ihm um so erbitterter nach, als er sicher annehmen kann, daß der Marder seinen Besuch bald zu wiederholen pflegt.

Eine Uhr von der Größe einer Erbse.

In einem Schweizer Museum befindet sich eine Uhr von nur $^3/_{16}$" im Durchmesser. Sie ist auf dem Ende eines Bleistiftes angebracht. Das Zifferblatt gibt nicht allein Stunden, Minuten und Sekunden an, sondern auch die Tage des Monats. Die Uhr ist ein Ueberbleibsel aus einer Zeit, als derartige Kunstwerke in Schnupftabakdosen, Hemdknöpfe oder Fingerringe eingesetzt wurden. Man machte solche in verschiedenen Formen, oval, achteckig, kreuzförmig.

Ein Erlebnis auf den afrikanischen Missionsstationen.

Aluka war der Häuptling eines Kongo-Negerstammes an der Westküste von Afrika, wo eine deutsche Missionsgesellschaft seit einiger Zeit mit einigem Erfolg ihr christliches Bekehrungswerk betrieb. Dazu war der Missionär Bernhard der rechte Mann; er kannte Land und Leute, verstand ihre Sitten und Sprache und wußte geschickt Gelegenheiten und ungewöhnliche Ereignisse zu benutzen, um das schwarze Heidenvolk zu belehren, daß er der überlegenere Geist war und die christliche Religion besser als der Fetischdienst. Auch stand er schon wegen seiner ärztlichen Kenntnisse und der Hilfe, die er damit den Eingeborenen leistete, in großem Ansehen in der Landschaft, und wenn die Neger doch noch nicht rechte Christen geworden waren, so deshalb, weil sie eben nicht leicht von ihren Sitten und barbarischen Auffassungen lassen konnten und mit Gewalt dagegen doch nichts zu machen war. Zumal Aluka, obgleich er sich von Bernhard hatte bekehren und taufen lassen, konnte seinen alten Gewohnheiten nicht entsagen und führte eigentlich ein lästerliches Leben. Er war eine junge, verwegene und gewaltthätige Kriegernatur, der mutigste Jäger auf Elefanten und Tiger, auf Strauße und Krokodile, und als Gebieter seines Stammes ein gelegentlicher Tyrann, der sich kein Gewissen daraus machte, ein paar Menschen im Zorne niederzuschlagen oder grausam zu behandeln, wogegen alle Vorwürfe und die Entrüstung Bernhards ohnmächtig blieben.

Ein Fluß trennte das Gebiet des Stammes Alukas von dem angrenzenden. Nun war Aluka einmal auf einem seiner Jagdzüge in dies Nachbargebiet geraten und hatte den Sohn des Häuptlings daselbst, weil dieser ihn deshalb zur Rede gestellt, mit seinem alten Steinschloßgewehr, das er besaß und mit Stolz als eine besondere Auszeichnung betrachtete, niedergeschossen.

Der Vorfall machte so böses Blut in dem beleidigten Stamme, daß ein Krieg zwischen ihm und Alukas Stamm auszubrechen drohte, obwohl der erstere wegen seiner Schwäche in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis vom anderen stand. Da war nun Bernhard bald hüben, bald drüben für Erhaltung des Friedens thätig, und den Sitten der Neger weislich Rechnung tragend, brachte er es dahin, daß der Häuptling von jenseits des Flusses sich wegen der Ermordung seines Sohnes zufrieden geben wollte, wenn Aluka dafür zwei Sklaven und drei Ziegen an ihn liefere.

Bernhard berief Aluka zu sich, um ihm diesen Vergleich vorzuschlagen; der Häuptling des Nachbarstammes mit einigen Begleitern wurde auch zu dieser Beratung geladen und kam.

„Aluka," redete Bernhard den Schuldigen mit Strenge an, „du hast eine schwere Sünde auf dein Gewissen geladen, denn du hast einen Menschen im ungerechten Zorne das Leben genommen und der Gott der Christen ist durch diesen Mord schwer beleidigt."

Aluka rührte dies nicht. Er hatte offenbar noch gar kein so christliches Verständnis für seine Unthat, die nach seinen heidnischen Auffassungen mit höchstens zwei Sklaven und drei Ziegen zu sühnen war. Und dazu war er nicht abgeneigt, um sich Bernhard gefällig zu bezeigen, nachdem ihm dieser davon gesprochen.

„Aber," sagte er, „wir haben jetzt keine Sklaven. Wir müssen erst wieder einen Zug in das Innere unternehmen. Die drei Ziegen will ich geben."

„Gut," entgegnete der friedfertige Gegner, „so stelle mir nach Recht und Brauch eine Geisel für die zwei Sklaven."

„Wen willst du?"

„Deine alte Mutter."

„Meine Mutter?" wiederholte Aluka etwas betreten. „Was sagst du dazu, weiser Bernhard?"

„Du mußt sie stellen," erwiderte dieser ohne Zögern, „da es der Vater des von dir Getöteten verlangt und er es nach eurem Recht und Brauch so verlangen kann."

„Gut denn, er soll meine Mutter mit sich in sein Dorf nehmen und behalten, bis ich ihm die zwei Sklaven schicke. Du sollst sehen, weiser Bernhard, daß ich den Mord sühnen will."

„Nach deiner Art wohl, Aluka, aber Gott ist damit nicht zufrieden."

„Warum denn nicht? Gebe ich nicht zwei Sklaven und drei Ziegen für den Sohn, den ich getötet?"

„Damit will sein Vater und dessen Stamm sich zufrieden geben," entgegnete Bernhard, „aber Gott ist damit noch lange nicht versöhnt."

„Was will Gott?"

„Reue, mein Sohn, aufrichtige Reue, die dich so tief erfaßt, daß du gelobst, niemals wieder einen Menschen in Streit oder Zorn zu töten. Dann verzeiht dir Gott deine schwere Schuld."

Das begriff Aluka wieder nicht.

„So machen wir die Sache ab," sagte er indessen demütig. „Ich bereue und will keinen Menschen mehr töten. Nun wollen wir meine Mutter holen."

„Aluka! Aluka!" nahm Bernhard darauf mit Feierlichkeit das Wort, und so laut, daß es alle vor dem Kral Versammelten hörten, „du kennst wahre Reue nicht und versprichst mir wie so oft, was ich als Gottes Priester von dir verlange, ohne daß du doch den festen Vorsatz hast, danach zu handeln. Bedenke, daß es eine Vergeltung für deine Verbrechen gibt und daß Gott es oft so einrichtet, sie hier auf Erden schon vollziehen zu lassen. Du fürchtest Gott nicht aufrichtigen Herzens und darum bist du vor ihm wegen deines Mordes noch immer schuldbeladen."

Auf Aluka übten diese Worte weiter keinen Eindruck. Es war wie immer; er that demütig und gehorsam; aber Bernhard hatte recht, daß er sich im Innern darum nicht änderte und mit seinem schwarzen Gewissen sich keine Not machte. Für ihn war der Handel nunmehr ausgetragen; seine Mutter und drei Ziegen gingen über den Fluß hinüber ins andere Lager, und die Leute drüben wie hüben waren nach ihrer ererbten Auffassung der Ueberzeugung, daß der christliche Gott nun auch zufrieden sein könne.

Aluka plante sogleich einen Raubzug in das entfernte Gebiet eines Stammes, der wenig kriegerischen Charakters war und von wo er sich schon öfter, wenn er deren bedurfte, Gefangene geholt und als Sklaven an andere Stämme der Nachbarschaft verhandelt hatte. So sehr Bernhard auch immer dagegen eiferte, er mußte es geschehen lassen. Mit all seinen lanzenbewaffneten Kriegern brach der Häuptling auf. Was er tags zuvor dem Missionär gelobt, war längst vergessen. Er dachte vielmehr an die von ihm zu überfallenden Hirten, die ihm doch nichts gethan hatten und die keine Veranlassung gegeben, daß er sie mit Waffenmacht anfalle. Er hielt es für selbstverständlich, daß er diejenigen des anderen Stammes, welche sich wehren würden, gefangen zu werden, tötete, und daß er über die Sklaven, welche er heimbringe, Herr über Tod und Leben sei.

Am zweiten Tage dieser schändlichen Kriegsfahrt kam Aluka mit seinen Leuten in ein Gefilde, wo Wald mit Busch und üppigstem Graswuchs wechselte; in dem weichen, feuchten Erdboden entdeckte er frische Spuren von Elefantentritten. Da hätte er nicht der leidenschaftliche Jäger sein müssen, diese Spuren unverfolgt zu lassen und begierig zu werden, einige Elefanten zu erlegen, deren Stoßzähne ja einen so wertvollen Handelsartikel bildeten.

Er ließ seine Leute lagern und ging mit seinen gewöhnlichen Jagdgenossen den Spuren nach. Bald auch lohnte sich die schnellfüßige Suche, da er im Buschwerk eine kleine Herde der gewaltigen Tiere weidend erblickte. Er machte seine alte Flinte zum Schuß fertig und schlich sich mit seinen Genossen vorsichtig heran. So kam er am nächsten einem sorglos sein Futter suchenden Paar junger Elefanten und knallte auf einen davon seinen Schuß ab. Die Folge war, daß die Herde sogleich die Flucht ergriff, und auch das junge Tier lief davon, auf welches Aluka geschossen. Er mußte es entweder nicht getroffen haben, oder es war nur leicht verwundet. Allen seinen Leuten voran machte er sich an die Verfolgung durch den Grassumpf und lud dabei seine Flinte von neuem. Richtig gelang es ihm auch, wieder in die Nähe der Fliehenden zu kommen und denselben jungen Elefanten aufs Korn nehmen zu können. Aber der Schuß versagte diesmal.

In demselben Augenblick brach mit schnellen, wuchtigen Tritten ein großer Elefant durch das Buschwerk. Es war die Mutter des bedrohten Jungen; sie hatte ihre Scheu und Furcht überwunden, daß sie sich umwandte und entschlossen, mit Grimm in den Augen, ein schnaufendes Geschrei ausstoßend, ihrem Feinde entgegenging.

Aluka erschreckte dies nicht. Er war schon hundertmal in solcher gefährlichen Lage gewesen. Er legte an, um die Alte in die Augen zu treffen. Abermals jedoch versagte das Gewehr. Und ehe er noch dasselbe abgesetzt hatte, stürzte schon die Elefantin auf ihn los und riß ihn mit einem ihrer Stoßzähne zu Boden. Dann setzte sie ihren gewaltigen Fuß auf seinen Leib, so daß er unter diesem gewaltigen Druck das Bewußtsein verlor. Nicht genug damit, hob sie ihn mit ihrem Rüssel empor und schleuderte ihn hoch in die Luft als einen aufgeschlitzten, blutigen Körper, der in letzten wilden Zuckungen aus der Höhe wieder zu Boden fiel. Die Elefantin hatte ihre Rache ausgeübt; triumphierend stand sie da, und ohne sich weiter um ihr Opfer zu bekümmern, folgte sie schnellen Laufes ihren flüchtenden Jungen.

Die Jagdgefährten Alukas waren inzwischen herangeeilt und fanden ihren Häuptling in dem gräßlichen Zustande noch lebend, aber dem Verröcheln nahe.

Die Marder-Klotzfalle.

Sie wurden bald einig darüber, daß nunmehr von dem Raubzug keine Rede mehr sein könne, sondern daß sie mit dem sterbenden Häuptling in ihr Heimatsdorf zurückkehren wollten. Sie errichteten eine Bahre aus Flechtwerk, Aluka war inzwischen eine Leiche.

So brachten sie mit allen anderen Genossen, die im Lager auf ihre Wiederkunft gewartet hatten, den Toten nach Hause.

Als Bernhard die Kunde vernahm, begab er sich in den Kral Alukas, in dem alles Volk des Dorfes sich versammelte. Er begriff, daß er dies Ereignis benutzen müsse, um es zu Gunsten der christlichen Lehre den Schwarzen zu Gemüte zu führen.

„Seht," rief er deshalb vor der Leiche der Versammlung zu, „hier liegt Aluka, der wähnte, er könne Gott spotten und sich nicht darum beunruhigen in seinem Gewissen, daß es schon hienieden eine Vergeltung für das Verbrechen gebe, welches er durch den Mord des Häuptlingssohnes auf sich geladen. Hier habt ihr den Beweis, daß Gott solche Schuld rächt. Laßt euch diese Lehre also zu Herzen gehen! Ein Elefant hat Aluka so schrecklich um sein Leben gebracht. So hat es Gott gewollt, der sich oft in wunderbarer Art die Werkzeuge erwählt, mit denen er Vergeltung an sündhaften Menschen übt."

Der Eindruck des Ereignisses wurde durch diese Worte außerordentlich. Bernhards Ansehen stieg noch höher, und er hatte richtig vorausgesehen, daß fortan seine Lehre viel mehr Verständnis bei den von ihm bekehrten Negern fand und das Christentum unter ihnen sich stärker befestigte.

Ein geistreicher Knabe.

Chateauneuf, Großsiegelbewahrer Ludwigs XIII., war neun Jahre alt, als ihm bei einer Schulprüfung verschiedene verfängliche Fragen vorgelegt wurden, die er aber schnell und richtig beantwortete. „Du sollst eine Orange von mir erhalten," sagte schließlich der Examinator, „wenn du mir sagst, wo Gott ist?" — „Und ich", versetzte der aufgeweckte Knabe sofort, „will Ihnen zwei Orangen geben, wenn Sie mir sagen, wo er nicht ist."

Der Geist der Llano estakata.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

Da, wo der von den Teufelsbergen kommende Togahfluß in den Rio Pekos mündet, bildete zur betreffenden Zeit der letztere die Grenze zwischen dem Gebiete der Komantschen und Apatschen. Westlich von ihm steigt das Terrain zur Sierra Guadelupe, Sierra Pilaros und Sierra del Diablo empor, während im Osten von ihm die Staked Plains liegen — die berüchtigte Llano estakata.

Aber die Llano beginnt nicht sofort an seinem Ufer; sie ist vielmehr durch eine Bergkette von ihm getrennt, welche entweder als einfacher Höhenzug, oft aber auch in mehrfachen Zügen mit ihm nach Südosten streicht. Diese Züge schließen Längsthäler ein, welche meist ein sehr tristes Aussehen haben und von engen, schluchtartigen Querthälern durchschnitten werden, die sich nach der Llano öffnen.

Die Nähe des Flusses hat da, wo die Bodenverhältnisse es gestatten, eine zuweilen sogar üppige Vegetation zur Folge. Das Wort Wüste ist, gerade wie bei der Gobi und Sahara, so auch hier nicht im strengsten Sinne des Wortes zu nehmen. Da, wo der westliche Rand der Llano estakata sich zu den erwähnten Bergen erhebt, kommen verschiedene kleine Wasserläufe von den letzteren herab, welche zwar meist im Sande versiegen, aber auf ihrem Wege doch so viel Feuchtigkeit verbreiten und den angrenzenden Boden so durchtränken, daß an ihren Ufern Sträucher und sogar Bäume recht gut zu existieren vermögen. Diese grünen Stellen ragen gleich Halbinseln oder Landzungen in das Sandmeer der Llano hinein und bilden zwischen sich breitere oder schmälere, tiefere oder seichtere Busen, in denen Gras und Kräuter Nahrung finden.

Es geht sogar die Sage, daß es in der Mitte der Llano eine starke Quelle köstlichen Trinkwassers gebe, welches tief aus dem Erdinnern emporsteige und eine kleine, seeartige Fläche bilde, deren Ufer mit schattengebendem Baum- und Buschwerke eingefaßt sei. Alte Jäger hatten davon gesprochen, die Quelle und den See aber niemals selbst gesehen! Gelehrte Leute, welche davon gehört hatten, waren der Ansicht gewesen, daß das Vorhandensein von Wasser mitten in der Llano keineswegs als eine hydrographische Unmöglichkeit zu bezeichnen sei.

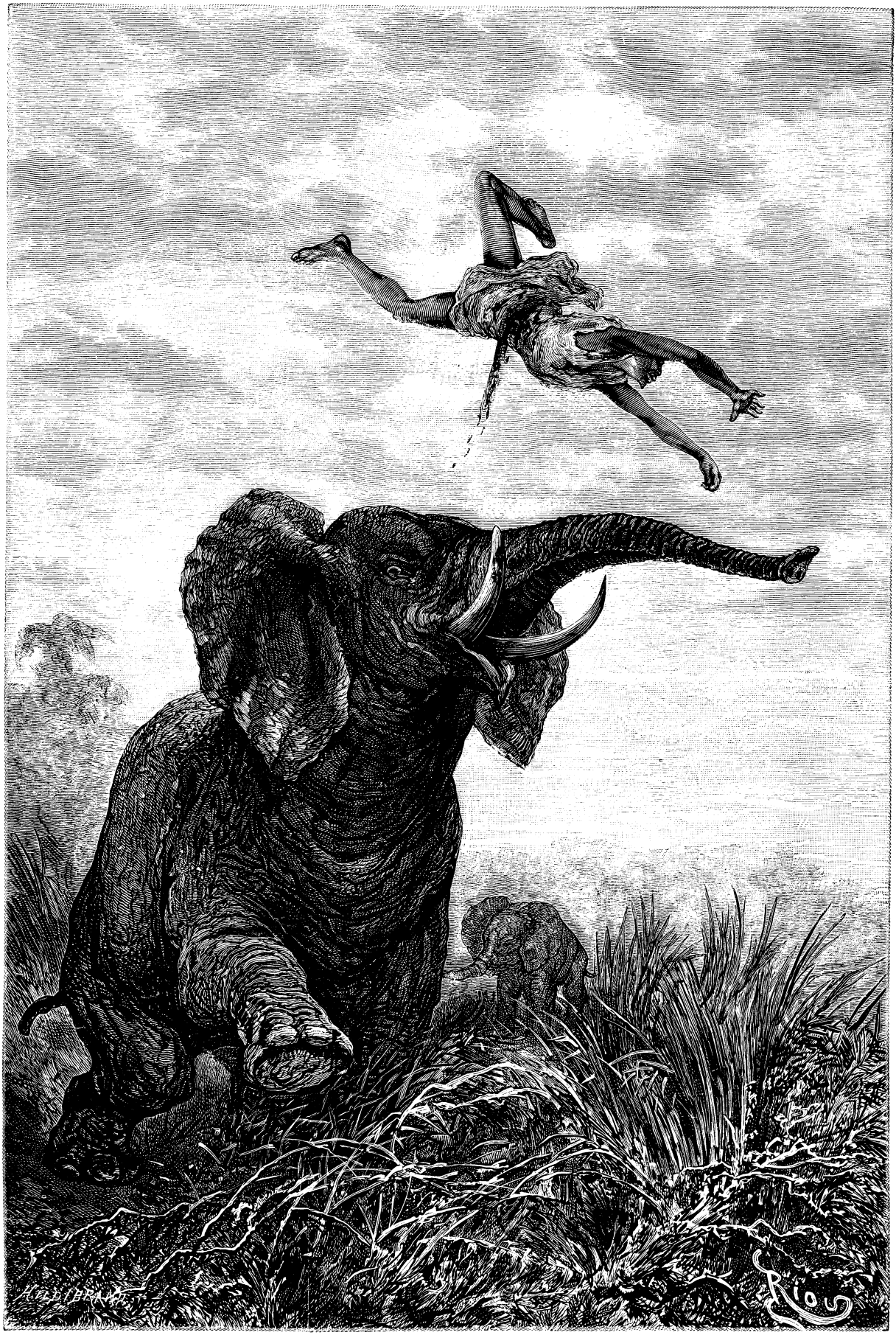
Am Ufer des Togahflüßchens saßen vier Männer, deren Aussehen nicht eben sehr vertrauenerweckend war. Ihre wirren, struppigen Kopf- und Barthaare hatten lange Zeit der Pflege entbehrt; ihre Anzüge befanden sich in einem Zustande, welchen jeder Flickschneider für unverbesserlich erklärt hätte, und ihre braunen Hände und vom Wetter gegerbten Gesichter schienen monatelang mit keinem Tropfen Wasser in Berührung gekommen zu sein. Desto besser aber waren sie bewaffnet, denn jeder von ihnen hatte einen Hinterlader neben sich liegen und neben dem Messer zwei Revolver im Gürtel stecken.

Drei von ihnen waren ganz gewiß Yankees. Ihre langen, hageren Gestalten, ihre nach vorn gebeugten, schmalbrüstigen Oberkörper und ihre scharfgeschnittenen Gesichtszüge bewiesen das. Aber welcher Nationalität der vierte angehöre, das war schwerer zu bestimmen.

Dieser Mann hatte eine untersetzte, breitschulterige Figur, außerordentlich große, breite Hände und ein ebenso in die Breite gehendes Gesicht mit sehr großen, weit abstehenden Ohren. Wer nur einen kurzen, oberflächlichen Blick in sein Gesicht warf, der konnte ihn leicht für einen Neger halten, denn sein Gesicht war schwarz oder vielmehr körnig blauschwarz, aber nur bis in die Gegend der Augen. Er pflegte den Hut so tief hereinzuziehen; sobald er ihn aber in den Nacken schob, konnte man sehen, daß die Gesichtshaut bis über die Nasenwurzel herab weiß war. Der Mann war jedenfalls durch explodierendes Pulver verbrannt worden.

Trotz der dadurch hervorgebrachten Entstellung seiner Züge hatte das Gesicht nichts geradezu Abstoßendes. Wer ihn genauer betrachtete, kam gewiß zu der Ueberzeugung, einen „guten Kerl" vor sich zu haben.

Ganz ebenso war es mit den drei anderen. Wer sie in ihrem jetzigen Aufzuge in einer zivilisierten Gegend hätte sitzen sehen, der wäre ihnen gewiß weit ausgewichen, bei näherer Bekanntschaft aber mußte diese Scheu verschwinden.



„— Nicht genug damit, hob sie ihn mit ihrem Rüssel empor und schleuderte ihn hoch in die Luft —“

Die vier Pferde weideten im Grase, welches reichlich zwischen den grünen Büschen stand. Man sah es ihnen an, daß sie sehr strapaziert worden waren. Das Sattel- und Zaumzeug war alt und an vielen Stellen nur notdürftig ausgebessert.

Ihre Herren hatten gegessen. Den in der Nähe zerstreuten Knochen nach war anzunehmen, daß sie sich ein Racoon *) an dem kleinen Feuer gebraten hatten, dessen Reste nur noch leise glimmten. Während sie sich nun unterhielten, unterließen sie es nicht, die Gegend öfters mit scharfen Blicken abzusuchen. Sie befanden sich eben in den „Shears“, wo die größte Aufmerksamkeit geboten ist.

„Nun wird es Zeit, uns zu entscheiden“, sagte derjenige Yankee, welcher der älteste von ihnen zu sein schien. „Reiten wir durch die Llano, so kommen wir eher ans Ziel, laufen aber mancherlei Gefahr und haben an diesem alten 'Coon hier für Tage hinaus unser letztes Fleisch gegessen. Reiten wir aber am Rio Pekos hinab, so brauchen wir weder Hunger noch Durst zu leiden, machen aber einen Umweg von beinahe einer Woche. Was ist deine Meinung, Blount?“

Blount, welcher neben ihm saß, strich sich nachdenklich den Bart und antwortete dann:

„Wenn ich alles genau abwäge, so möchte ich vorschlagen, daß wir durch die Llano reiten, und ich denke, du wirst mir recht geben, Porter.“

„So laß uns deine Gründe hören!“

„Eine Woche ist eine lange Zeit, welche ich nicht gern versäumen möchte. Am Rio Pekos hinab haben wir die Apatschen und Komantschen zu fürchten, in den Plains aber die Llanogeier; das hebt sich gegenseitig. Wir haben nicht nötig, die ganze Breite der Plains zu durchmessen. Halten wir uns nach Südost, etwa gegen den Rio Contscho hin, so kommen wir auf die Karawanenstraße, welche von Fort Mason nach Fort Leaton führt, und haben weder eine schlimme Begegnung noch Hunger oder Durst zu fürchten. Das ist meine Meinung. Was sagst du dazu, Falser?“

„Ich stimme dir bei,“ antwortete Falser, der dritte Yankee. „Ich bin überhaupt der Ansicht, daß die Estakata nicht halb so gefährlich ist, wie sie zu sein scheint. Wer sie einmal durchquert hat, der schildert, um sich nur recht rühmen zu können, die Gefahren in einer Weise, als ob sie die reine Hölle sei. Ich bin mit Vergnügen bereit, sie kennen zu lernen.“

„Eben weil du sie noch nicht kennst!“ meinte Porter, der erste Yankee.

„Hast etwa du schon ihre Bekanntschaft gemacht?“

„Nein; aber ich hörte Leute, an deren Wahrheitsliebe nicht zu zweifeln ist, in einer Weise von ihr reden, daß mich ein Schauer überlief. Jetzt, da wir uns an ihrer Grenze befinden, sehe ich erst ein, welches Wagnis wir unternehmen wollen. Keiner von uns kennt die Llano. Wenn wir uns verirren, wenn uns das Wasser ausgeht, wenn — — —“

„Wenn, wenn und abermals wenn!“ unterbrach ihn Blount. „Wer so viele Wenns zu sagen hat, der mag überhaupt nichts unternehmen. Du bist doch sonst ein mutiger Kerl; fürchtest du dich etwa jetzt?“

„Fürchten? Fällt mir nicht ein! Zwischen Vorsicht und Furcht ist ein ungeheurer Unterschied, und ich glaube nicht, daß ihr mich jemals ängstlich gesehen habt. Wir sind vier Personen. Dem, was die Mehrheit beschließt, muß Folge geleistet werden. Bevor man einen Beschluß faßt, muß man überlegen. Das habe ich gewollt, und das ist doch kein Grund, mich zu fragen, ob ich mich fürchte. Zwei haben ihre Meinung abgegeben; sie sind entschlossen, durch die Llano zu gehen. Jetzt sage du, Ben New-Moon, ob du dich ihnen anschließen willst oder nicht!“

Diese Aufforderung war an den Mann mit dem Pulvergesicht gerichtet. Er legte die Hand salutierend an die Hutkrämpe, gerade wie ein Soldat, welcher vor seinem Offiziere steht und antwortete:

„Zu Befehl, Master Porter! Ich reite überall mit hin, selbst wenns ins Teufels Küche wäre“.

„Das ist nichts gesagt. Ich will eine bestimmte Antwort. Den Rio Pekos hinab oder durch die Llano?“

„Dann bitte, durch die Llano, wenn's Euch beliebt. Ich möchte diese alte Sandgrube doch gar zu gern kennen lernen.“

„Sandgrube? Täusche dich nicht, alter Mondonkel! Bildest du dir etwa ein, hüben hineinspringen und dann gleich drüben wieder herausteigen zu können? Das Ding ist etwas größer, als du es dir vorzustellen scheinst. Du kannst vier oder auch fünf Tage lang reiten, bevor du dieses Sandfaß hinter dir hast. Und gerade wenn wir den südlichen Teil desselben durchschneiden, ist es sehr wahrscheinlich, daß wir auf Indianer treffen.“

„Mögen sie kommen! Ich habe noch nie einem Roten etwas zuleide gethan und brauche diese Leute also nicht zu fürchten. Und würden sie sich feindselig gegen uns verhalten, nun, so haben wir unsere guten Waffen. Vier kräftige Kerls, welche so viel Pulver gerochen haben wie wir, nehmen es gut und gern mit zwanzig und auch noch mehr Indianern auf.“

„Das ist sehr richtig. Was aber das Pulverriechen betrifft, so bist du uns um eine ganze Pferdelänge voraus. Es muß ja ein ganzes Pulverfaß vor deinem Gesichte explodiert sein!“

„Beinahe ist es so.“

„Wie ging das zu? Du hast es uns noch nicht erzählt. Ist eine Heimlichkeit dabei?“

„Gar nicht; aber ich habe keine Veranlassung, mich über die Sache zu freuen; darum spreche ich nicht von ihr. Es ging mir damals hart an das Leben. Wenigstens war es auf das Licht meiner Augen abgesehen, und wenn mein alter Freund, der Juggle-Fred, nicht gewesen wäre, so wäre ich jetzt geblendet oder gar tot.“

„Wie? Du kennst den Fred? Habe viel und oft über diesen Mann gehört.“

„Wir waren gute Kameraden und haben manchen Koup miteinander ausgeführt, bei welchem es anderen Leuten angst und bange geworden wäre. Möchte ihn gern einmal wiedersehen! Er scheint aber verschollen zu sein. Wer weiß, in welcher Prärie seine Gebeine bleichen. Habe ihm sehr viel zu verdanken von damals, als er den Plan des Stealing-Fox zu nichte machte.“

„Stealing-Fox?“ fragte Porter überrascht. „Also bist du auch mit diesem berüchtigten Spitzbuben zusammengetroffen?“

„Leider! Lernte ihn sogar genauer kennen, als mir lieb sein konnte. Der Kerl hieß Henry Fox, wenigstens nannte er sich so. Ob dies sein wirklicher Name war, weiß ich nicht, denn es ist zu vermuten, daß er sich verschiedener Namen bedient hat. Wo er auftauchte, war kein Mensch seines Pferdes, seiner Biberfallen, überhaupt seines Eigentums sicher, und niemals gelang es, ihm das Handwerk zu legen, denn er entwickelte eine Schlauheit, welche geradezu ihresgleichen suchte. Er verschwand stets so schnell, wie er gekommen war. Sollte ich ihm einmal begegnen, so würde ich augenblicklich mit ihm abrechnen. Eine Kugel wäre ihm sicher, denn ich habe — — — horcht!“

Er unterbrach seine Rede, richtete sich

*) Waschbär.

halb auf und horchte nach der Seite, nach flußaufwärts hin. Die in der Nähe befindlichen Pferde spitzten die Ohren. Man hörte Huftritte nahen.

Die vier Männer sprangen auf und nahmen ihre Gewehre schußbereit in die Hände.

„Sollten es Rote sein?“ flüsterte Blount.

„Nein, es sind Weiße, und zwar nur zwei,“ antwortete Ben New-Moon, welcher hinter dem Busche, welcher ihn deckte, nach den Nahenden hervorlugte. „Mexikanisch gekleidet. Sie halten an und betrachten unsere Fährte, welcher sie bis hierher gefolgt zu sein scheinen.“

Porter trat zu ihm, um die beiden auch zu sehen. Sie hielten auf ihren Pferden, weit herabgebeugt, um die Spuren im Grase zu betrachten. Ihre Kleidung und Ausrüstung war diejenige der Mexikaner: weite Schlitzhosen, bunte Westen, kurze, weite, mit Silberschnüren verzierte Jacken, flatternde, rote Halstücher, ebensolche Schärpen, aus denen die Griffe der Messer und Pistolen hervorblickten, breitkrämpige Sombreros und, last not least, ungeheure Sporen an den Fersen.

Ihre Pferde befanden sich, wie es schien, in einem vortrefflichen Zustande, was an diesem Orte wohl befremden konnte.

„Die sind nicht zu fürchten,“ sagte Porter leise. „Mexikanische Caballeros, welche wir gern willkommen heißen können.“

Er trat hinter dem Busche hervor und rief den beiden zu:

„Hier sind diejenigen, welche ihr sucht, Mesch'schurs. Hoffentlich hängt ihr nicht in schlimmer Absicht an unserer Fährte!“

Die Mexikaner erschraken sichtlich, als sie sich so plötzlich angeredet hörten und die lange Gestalt des Yankee erblickten. Sie rissen schnell die Gewehre von den Sattelknöpfen, an denen sie gehangen hatten.

„Laßt das sein!“ riet Porter. „Wir sind ehrliche Leute, von denen ihr nichts zu fürchten habt.“

„Wie viele Personen?“ fragte der eine.

„Vier. Eure Gewehre würden euch also nichts nützen, falls wir Lust hätten, euch feindlich zu empfangen. Kommt also getrost herbei!“

Sie wechselten einige leise Worte miteinander und trieben dann ihre Pferde langsam herzu. Erst als sie die anderen drei Yankees betrachtet und den Ort mißtrauisch gemustert hatten, stiegen sie ab.

„Ihr seid verteufelt vorsichtig, Meschschurs,“ meinte Porter. „Sehen wir aus wie Räuber?“

„Nun,“ antwortete der eine lachend, „viel Staat macht ihr mit euren Anzügen nicht. Und was eure Pferde betrifft, so sind dieselben wohl schwerlich für eine Zirkusvorstellung geeignet. Caramba, seht ihr herabgekommen aus, Sennores!“

„Könnt Ihr es in dieser Gegend anders verlangen? Man hat bis zur nächsten Ansiedelung fast eine Woche zu reiten. Wenn man sich so lange unterwegs befindet wie wir, so ist man freilich nicht in der geeigneten Verfassung, der Frau Präsidentin in Washington eine Staatsvisite zu machen. Wenn ihr uns trotzdem die Hände reichen wollt, so sollt ihr uns willkommen sein.“

„Eine Begegnung mit ehrlichen Leuten ist immer angenehm, zumal in dieser gefährlichen Gegend. Wir schlagen also gern ein. Erlaubt aber, euch unsere Namen zu nennen. Wir sind Brüder und heißen Kortejo. Nennt mich Karlos und meinen Bruder Emilio!“

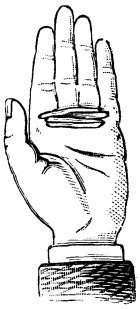


Fig. 1. Verschwindenlassen eines Taschentuches.

Die Yankees nannten ihre Namen auch und gaben den Angekommenen ihre Hände. Porter erkundigte sich weiter:

„Wir kommen aus dem alten Kalifornien herüber und wollen nach Austin, Sennores. Vielleicht dürfen wir erfahren, welche Angelegenheit euch so nahe an die Llano treibt?“

„Wir wollen uns ihr nicht nur nähern, sondern wir müssen sie durchreiten. Wir sind in einer Estanzia nahe bei San Diego als Oberhirten angestellt und wurden vom Estanziero beauftragt, drüben in Neu-Braunfels Gelder einzukassieren. Eine gefährliche Sache, nicht wahr? Darum reiten wir zu zweien.“

„Gefährlich wird es erst auf dem Rückwege, wo ihr das Geld bei euch habt. Es ist immer eine heikle Aufgabe, anderer Leute Geld durch die Llano zu schleppen. Das, was wir uns in Kalifornien gespart haben und jetzt bei uns tragen, ist unser Eigentum. Wir haben also keine Verantwortlichkeit zu tragen und sind besser daran als ihr. Trotzdem muß man euren Mut bewundern. Wir sind vier Personen und haben es uns doch überlegt, ob es nicht geratener sei, einen Umweg zu machen. Ihr wollt euch zu zweien über die Plains wagen. Das ist kühn!“

„Nicht allzusehr, Sennor,“ antwortete Karlos. „Kennt Ihr die Llano genau?“

„Keiner von uns hat sie gesehen.“

„Das ist freilich etwas anderes. Wer sie nicht kennt, der mag von ihr lassen. Wir beide aber haben sie bereits wohl über zwanzigmal durchritten und sind also so vertraut mit ihr, daß von einer Gefahr eigentlich nicht die Rede sein kann.“

„Ah, steht es so! Hm! Nach Neu-Braunfels wollt ihr? Das liegt ja fast genau in unserer Richtung! Also könnten wir uns euch anschließen, wenn ihr nichts dagegen hättet.“

Als er vorhin unvorsichtigerweise das Geld erwähnte, welches er und seine Gefährten mit sich führten, hatten die beiden Mexikaner einen schnellen Blick miteinander gewechselt. Jetzt antwortete Karlos fast allzuschnell:

„Wir haben nicht das mindeste dagegen. Ihr seid uns im Gegenteile sehr willkommen, denn je zahlreicher wir sind, desto besser sind wir Gefahren gegenüber gewappnet.“

„Dann gut, Sennor! Wir reiten mit, und ihr werdet es nicht bereuen, uns hier getroffen zu haben. Wie aber steht es da nun mit eurem heutigen Tagesritte?“

„Wir wollten noch bis zum Rio Pekos hinab, vielleicht gar bis zum Anfange des Yuavh-Kai.“

„Was ist das?“

„Das Wort ist aus der Sprache der Yutahs und Komantschen und bedeutet so viel wie „singendes Thal“. Man erzählt, daß sich in diesem Thale nächtlicherweile oft überirdische, ganz unbegreifliche und unerklärliche Stimmen hören lassen. Wir beide aber haben, obgleich wir oft durch dasselbe geritten sind, noch nie etwas davon vernommen. Ihr hattet euch hier wohl schon zur Abendrast gelagert?“

(Fortsetzung folgt.)

Naiv oder grob.

An den Markgrafen von Brandenburg Johann V. schrieb einst ein Büchsenmacher folgenden naiven oder richtiger groben Brief: „Guten Tag, Herr Markgraf! — Eure Büchse ist fertig. Schickt mir das Geld, so schick ich Euch die Büchse. Schickt Ihr mir das Geld nicht, so schicke ich Euch die Büchse nicht. Hiermit Gott befohlen!“ — Der Markgraf sandte dem ungeschlachten Menschen selbstverständlich sogleich das Geld.

Kleine Taschenspieler-Kunststücke.

Die in einer früheren Nummer des „G. K." angegebenen Kunststücke sollten, wie schon erwähnt, nur Vorübungen zu den eigentlichen Kunststücken mit dem Taschentuche sein, nämlich zu dem

Zerschneiden, Verbrennen und Wiederherstellen des Taschentuches.

Der Taschenspieler entlehnt von einer Dame das Taschentuch, und bittet um Erlaubnis, es zu bezeichnen, daß er es wiedererkennen möge. Wenn ihm diese Erlaubnis erteilt wird, schickt er sich an, es demgemäß zu kennzeichnen, aber in einer ziemlich unerwarteten Weise, denn er nimmt eine Schere und schneidet ein Stück aus der Mitte desselben heraus. Die Eigentümerin beginnt natürlich etwas unbehaglich drein zu schauen; der Taschenspieler fragt, was sie aufrege, und findet, daß die Dame eine solch nachdrückliche Bezeichnung ihres Taschentuches nicht erwartet habe und zu bedauern beginnt, daß sie ihm die Erlaubnis gegeben. Der Taschenspieler erschöpft sich nun in Entschuldigungen. „In der That, Madame, es thut mir ungemein leid, wenn ich Sie beunruhigt habe... Ich kann Sie versichern, daß ich unter keinen Umständen Ihr Taschentuch beschädigen möchte... Ich mache es mir zu meiner Ehrenpflicht, keinen Gegenstand zu beschädigen, den man mir anvertraut hat" u. dgl. m. Und je zuversichtlicher sich der Taschenspieler dabei benimmt, desto sicherer ist die Wirkung. Die Dame schaut noch immer sehr zweifelnd drein, aber der Taschenspieler fährt fort: „Je nun, auf jeden Fall, wenn ich jemandem einen Schaden zufüge, bin ich immer erbötig, denselben zu vergüten. Gestatten Sie mir, daß ich Sie von Ihrer Angst befreie, Madame!" Mit diesen Worten reibt er das Taschentuch zwischen den Händen, faltet es auseinander und zeigt, daß es noch unversehrt ist.

Das Geheimnis liegt in der Thatsache, daß, wie unsere scharfblickenden Kameraden schon erraten haben werden, das entlehnte Taschentuch in Wirklichkeit gar nicht zerschnitten worden ist. Der Taschenspieler hat sich im voraus mit einem kleinen Stück Battist versehen, das ungefähr vier Zoll ins Gevierte hat. Dies faßt er in der Mitte, läßt die Ecken herabhängen, klemmt sie zwischen den untersten Fingerwurzeln und dem fleischigen Teil der Handfläche ein und läßt die gefaltete Ecke aufwärts, d. h. in der Richtung gegen den Daumen, sehen, wie dies in Fig. 1 gezeigt ist. Er ergreift nun das entlehnte Taschentuch in der Mitte mit der andern Hand und überträgt es auf die Linke, so daß der Mittel-

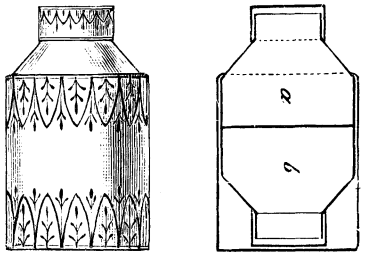


Fig. 2. Verwandlungsapparat für Kunststücke mit dem Taschentuche.

punkt genau über dem Stückchen Battist liegt. Dann zieht er mit der rechten Hand anscheinend die Mitte des Taschentuches durch die Finger, aber in Wirklichkeit das Stückchen Battist und etwa anderthalb Zoll über den Handrücken empor und schneidet dies mit der Schere ab. Um daher das Taschentuch wieder herzustellen, braucht er nur den übrigen Teil des Stückchens Battist zu verbergen, was eine leichte Sache ist.

Dieses soeben geschilderte Kunststück ist schon uralt und ungemein leicht auszuführen und daher weitverbreitet. Wenn es daher von einem unserer lieben Kameraden dargestellt wird, wäre es nicht unwahrscheinlich, daß einer seiner Zuhörer schon damit bekannt wäre. Man wird daher nichts einbüßen, wenn man zeigt, wie es gemacht wird, und man kann sich zugleich den Weg bahnen für eine Wiederholung des Kunststückes in einer noch überraschenderen und verwunderlicheren Weise. Man zeigt den Zuschauern die verstümmelten Ueberreste des Battiststückchens, erklärt den Hergang und erbietet sich schließlich das Kunststück zu wiederholen, um der Gesellschaft genau zu zeigen, wie es eigentlich gemacht wird. Man tritt daher beiseite, um sich ein andres Stückchen Battist zu verschaffen, und benützt die Gelegenheit um das entlehnte Taschentuch mit einem Ersatz zu vertauschen, indem man das ursprüngliche Tuch in den Händen seines Gehilfen (falls man einen solchen hat) oder einfach „hinter der Szene" läßt. Wenn man zurückkehrt, zeigt man die Art und Weise, wie man das Battiststückchen in die linke Hand legt, aber im kritischen Augenblicke läßt man, wie aus Versehen, das Battiststückchen auf den Boden fallen, zieht das unterschobene Taschentuch hinter den Fingern heraus und schneidet ein Stückchen davon. Man stellt sich an, als habe man seinen Irrtum gar nicht bemerkt, und fährt fort: „Ich werde nun das Taschentuch zwischen meinen Fingern reiben, mittlerweile den Rest des Battiststückchens in meinen Aermel praktizieren, und das Taschentuch wird natürlich ganz unversehrt sein wie beim ersten Mal!" Man beginnt also das Taschentuch zu reiben, anfangs gleichgültig, gibt sich aber allmählich den Anschein eines gewissen Unbehagens und betrachtet ängstlich das Tuch, welches man zwischen den Händen hat. Endlich breitet man es aus und findet nun, zum Entsetzen der Eigentümerin und zur Belustigung der übrigen Zuschauer, daß das Tuch ein großes Loch in der Mitte hat. Hier ergibt sich nun eine Gelegenheit, sein dramatisches Talent zu zeigen. Je erschrockener und verlegener das Aussehen ist, welches man sich geben kann, desto mehr wird sich die Heiterkeit der Zuschauer steigern. Plötzlich aber beginnt man sich wieder aufzuheitern und erklärt, man sei noch nie geschlagen worden und wolle sich womöglich auch diesmal nicht schlagen lassen. Man gesteht, daß mit dem Taschentuche der Dame allerdings ein kleiner Unfall begegnet sei, allein wenn man den Schaden nicht ausbessern könne, so vermöge man der Eigentümerin jedenfalls ein anderes Taschentuch zu machen. Mit diesen Worten wirft man das beschädigte Tuch auf den Tisch und tritt auf einen Augenblick hinter die Szene, um angeblich seine Wiederherstellungsbüchse oder irgend ein anderes passendes Stück von Verwandlungs-Apparat, das man besitzt, zu holen. In diesen Apparat legt man, wenn es der Gehilfe nicht schon gethan hat, das richtige Taschentuch, kehrt mit demselben zu den Zuschauern zurück und „vertauscht" mittelst dieses Verwandlungs-Apparats das verstümmelte Tuch mit dem richtigen.

Es gibt vielerlei Apparate und Hilfsmittel, welche zu dem vorerwähnten Zweck gebraucht werden können. Einer der einfachsten ist die soeben erwähnte Büchse (Fig. 2), welche das Aussehen einer gewöhnlichen lackierten Büchse von Blech, etwa einen halben Fuß hoch, hat. In Wirklichkeit aber ist die eigentliche Büchse an beiden Enden gleich und hat in der Mitte eine wagerechte Scheidewand, so daß sie aus-

zwei Fächern a und b besteht und sich in einer Röhre oder einem offenen Cylinder (Fig. 2) auf und ab bewegt, so daß beide Enden der Büchse nach Belieben das „obere Ende" darstellen können. Jedes Ende hat eine Kappe oder einen Deckel, und in das Ende, welches zeitweilig das untere ist, wird das echte Taschentuch gelegt. Der Taschenspieler tritt nun vor die Gesellschaft, öffnet das entgegengesetzte (nun obere) Ende und legt in dieses das verstümmelte Taschentuch. Er zeigt, daß das Taschentuch wirklich in die Büchse gesteckt worden ist, setzt dann den Deckel auf dieselbe, kehrt zu seinem Tische zurück, stellt die Büchse auf denselben, schwingt seinen Zauberstab darüber und macht noch verschiedenen passenden Hokuspokus, öffnet dann die Büchse wieder und zeigt aus derselben das angeblich wiederhergestellte echte Taschentuch. In Wirklichkeit aber hat er, während er den Zuschauern den Rücken wandte und zu seinem Tisch zurückkehrte, unter dem Schutz seines eigenen Körpers die Büchse umgedreht und das Fach b herausgeschoben, so daß dieses zu oberst zu stehen kommt, wenn man die Büchse auf den Tisch stellt. Die „Wiederherstellung" des Taschentuches wird unter solchen Umständen zu einer sehr leichten Sache.

Der Preis einer derartigen umdrehbaren Büchse ist gewöhnlich zwischen drei und vier Mark. Es ist sehr leicht damit zu arbeiten, aber sie ist ein ziemlich altväterischer Apparat. Von neuerem Geschmack und größerer Wirkung ist die sogen. „brennende Kugel", ein messingenes Gefäß in Kugelgestalt auf einem Fußgestell, wie es in Fig. 3 dargestellt ist. Auf unserem Bilde ist nur eine einzige Oeffnung an der Kugel zu sehen, allein in Wirklichkeit sind es zwei Kugeln, eine in der andern. Die innere Kugel ist in zwei Fächer geteilt, jedes mit einer eigenen Oeffnung, und je nachdem der Fuß nach rechts oder nach links gedreht wird, kommt die eine oder die andere derselben unter die äußere Oeffnung zu liegen. Wenn nun das echte Taschentuch in eines der beiden Fächer gelegt worden ist, dann wird der Fuß so umgedreht, daß das andere Fach nach oben kommt. Hat man nun das verstümmelte Taschentuch in dieses Fach gelegt, so wird eine umgekehrte Drehung des Fußes die gewünschte Wiederherstellung des Taschentuches zuwege bringen. Der Preis der „brennenden Kugel" ist, je nach Größe und Vollendung, fünf Mark oder mehr.

Der neueste Apparat für diese Wiederherstellung eines Taschentuches ist ein blecherner Schmortopf, welcher ungefähr denselben Preis hat wie die alte Verwandlungsbüchse, welche er ersetzen soll, und von dem wir umstehend in Fig. 4 eine Ansicht geben. Der Schmortopf faßt ungefähr zwei Liter und seine Einrichtung ist in unserem Holzschnitte veranschaulicht. Er hat eine senkrechte Scheidewand, welche sich beinahe bis zum Rande erstreckt und den Schmortopf in zwei Fächer teilt, welche wir beziehungsweise a und b nennen wollen. Diese werden durch eine Federklappe c verschlossen, welche in normalem Zustande über a liegt, aber zurückgeschlagen werden kann und durch eine Feder so zurückgehalten wird, daß sie abwechselnd auch b verschließt. Das später wieder vorzuzeigende unversehrte Taschentuch wird in das Fach b gelegt und dieses mit der Federklappe verschlossen. Nun kann der Topf umgekehrt werden, ohne daß man befürchten muß, daß etwas herausfalle. Das verstümmelte Taschentuch wird dann in das Fach a gelegt, dieses mit der Federklappe verschlossen und der Topf über eine brennende Kerze oder über ein Stück brennendes Papier auf einem Teller gehalten und das echte Taschentuch als wiederhergestellt vorgezeigt. Um die Federklappe auszulösen, so daß a und b sich öffnen, braucht man nur den Deckel schräg zu stellen, wie

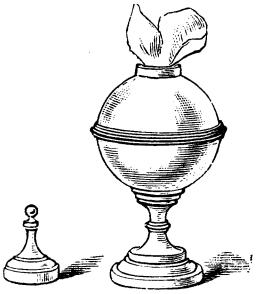


Fig. 3. Die brennende Kugel.

es in der Zeichnung angegeben ist. So lange er senkrecht gehalten wird, kann er geschlossen oder geöffnet werden, so oft es dem Taschenspieler gefällt, ohne daß man die Klappe auslöst.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß der Taschenspieler die Zuschauer nicht in den Topf hineinsehen läßt.

Keines der beiden oben beschriebenen Apparatstücke läßt sich ebensogut als Zaubermittel zum Wiederherstellen des Taschentuches verwenden. Das Ersatztuch wird in diesem Falle zuvor in das eine Fach gesteckt und das entlehnte Taschentuch unter irgend einem Vorwand offen in das andere Fach gelegt. Das Ersatztuch wird dann wieder herausgenommen und der Apparat mit dem echten Tuche hinter die Szene getragen, um so behandelt zu werden, wie es für die Zwecke des Kunststückes notwendig ist.

Pflanzen als Mörder.

Daß es in der Tierwelt Fleischfresser gibt, ist allgemein bekannt, zählen doch manche unserer Haustiere zu denselben; weniger bekannt dürfte es sein, daß es auch fleischfressende Pflanzen gibt. Freilich sind sie keineswegs sehr zahlreich, sonst könnten sie hier auch nicht als mehr oder minder unbekannt Gegenstand der Beschreibung sein.

Als die hervorragendste und zum Fangen und Töten von Insekten wohl am besten eingerichtetste verdient unstreitig die Venusfliegenfalle (Dionae muscipula) den ersten Platz. Sie ist in Nordamerika, in Sümpfen wachsend, heimisch. Aus der Wurzel entwickeln sich gleichmäßig die Blätter, aus deren Mitte sich der Blütenstengel erhebt. Die Blätter haben einen 5 bis 7 cm langen, geflügelten Blattstiel, der sich in den Mittelnerv fortsetzt. Die Blattspreite (also das eigentliche Blatt) besteht aus zwei Hälften, jede dieser Hälften besitzt an ihrem Rande 15 bis 20 stachelspitzige Wimpern und außerdem noch in der Mitte drei Drüsenhaare. Die beiden Hälften können sich um den Mittelnerv scharnierartig zusammenlegen, und das geschieht jedesmal, wenn ein Insekt eines dieser Drüsenhaare berührt. Die Blattzähne greifen ineinander, auf welche Art ein Gefängnis gebildet wird, aus welchem das gefangene Insekt nicht mehr entweichen kann, die Blattdrüsen schwitzen dabei einen Saft aus, welcher die Beute vollständig auflöst. Sobald davon nichts mehr vorhanden ist, öffnet sich wieder das Blatt, zu neuem Fange bereit.

Der in Deutschland heimische und daselbst auf Torfmooren wachsende Sonnentau (Drotera rotundifolia) ist ebenfalls ein Insektenmörder der schlimmsten Art. Die rundlichen, rötlichbraunen Blätter sind auf ihrer ganzen Oberfläche mit Drüsen und feinen Haaren besetzt, welche an ihren Enden kleine, kugelige Köpfchen tragen, die besonders bei warmem Wetter eine klebrige Flüssigkeit ausscheiden, daher der

Name „Sonnentau“. Aus der Mitte der Blätter entwickelt sich gleich der vorigen der Blütenstiel, besetzt mit kleinen weißen Blüten. Kriecht ein Insekt über ein solches Blatt, so biegen sich die Haare nach innen um, umschließen so den Vorwitzigen nach und nach und klappen auch die Blattränder zusammen, so daß ein Entrinnen nicht mehr möglich ist. Der aus den Drüsen hervorquellende Saft löst den zarten Insektenleib auf und macht ihn so zur Ernährung fähig.

Insbesondere im tropischen Asien (Ceylon, Java, Borneo, Sumatra, u. s. w.) sind die Kannenträger (Nepenthes) zu Hause. Es sind dies rankende Gewächse, welche an anderen Gegenständen, als Stengeln, Zweigen u. s. f., emporklettern. Wir müssen bei diesen Pflanzen zweierlei Blätter unterscheiden, und zwar Blätter mit Ranken und Blätter mit Kannen, letztere meist an den unteren Teilen der Pflanze. Die zweitgenannten laufen an ihren Enden in Gebilde aus, welche große Aehnlichkeit mit Kannen oder Krügen haben, die nach oben mit einem sich scharnierartig bewegenden Deckel geschlossen sind. Die Blüten entspringen an einer Rispe zwischen den Blattachseln, sind schmutzig braungrün und unscheinbar. Die meist mit Wasser gefüllten Krüge sind je nach der Art, und wir kennen bereits gegen 40, verschieden gefärbt und von verschiedener Größe. Dieselbe schwankt zwischen 2 bis 20 cm Länge. Die Untersuchungen des Botanikers Hooker haben ergeben, das die Nepenthes ebenfalls zur Sippschaft der insektenfressenden Pflanzen gehören. Nach demselben sind sowohl an der Unterseite der Deckel als auch am oberen Wulste der Kannen honigabsondernde Drüsen vorhanden, welche dazu bestimmt sind, Insekten anzulocken. Die inneren Kannenwände sind vollkommen glatt, so daß, wenn ein Insekt hineinfällt, es nicht mehr heraus kann. Am Kannenboden endlich sind sekretabscheidende Drüsen vorhanden. Das in den Kannen vorhandene Wasser wird durch das abscheidende Sekret sauer und ist so im stande, das Insekt aufzulösen.

Aehnliche solche kannenbildende Pflanzen gibt es noch mehrere. So die in Nordamerika heimischen Sarazenien. Es sind dies niedrige, krautartige Pflanzen, deren Blätter schlauchartig aufgetrieben sind und an den Spitzen in den schönsten Farben, wie rot, gelb, prangen. Die in Australien wachsende Cephalotus foliculatis bildet gleichfalls Kannen von 3 bis 4 cm Länge. Dieselben tragen an ihren äußeren Flächen einen in zwei Teile sich spaltenden Ansatz, welcher mit nach allen Seiten gerichteten Haaren besetzt ist, ein ähnlicher Auswuchs ist auch an den beiden Seiten vorhanden; die zwischen diesen Ansätzen sich befindenden Kannenteile sind vollkommen glatt. Der obere Rand ist mit zahlreichen, krallenähnlichen Zähnen besetzt, die gegen die Kannenmitte zu eingebogen sind und in der Mitte eine kleine Oeffnung frei lassen. Ein auf diese Zähne kriechendes Insekt fällt durch diese Oeffnung, kann aber nicht mehr heraus, da die Zähne den Ausgang versperren. Die Zerstörung des Tieres ist gleich wie bei den übrigen genannten Pflanzen.

Am eigentümlichsten geformte Schläuche besitzt Darlingtonia californica. Die 15 bis 20 cm langen Blattstiele sind hohl aufgeblasen und wenden durch spiralige Umdrehung des Schlauches die Oeffnung

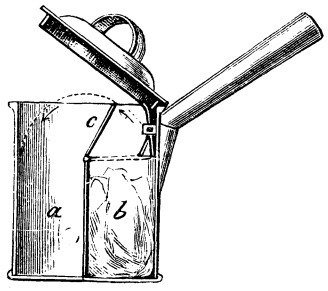


Fig. 4. Der Schmortopf.

desselben nach unten, so daß diese Schläuche große Aehnlichkeit mit einem Helme besitzen. An der Mitte der Oeffnung sind noch zwei lange Zipfel angebracht, welche wahrscheinlich dazu bestimmt sind, den Insekten den Anstieg zu erleichtern.

Nach dem Gesagten ersieht man also, daß es auch im Pflanzenreiche Räuber gibt. Fragen wir uns nun, warum diese Gewächse die Insekten töten. Ist es bloß Mordlust? Liegt die Pflanzenwelt in meuchlerischem Kampfe mit der Tierwelt aus Rache, weil viele Tiere dieselbe als Nahrungsstoff benötigen? Gewiß nicht. Der Grund dieser eigentümlichen Erscheinung ist jedenfalls darin zu suchen, daß diese Pflanzengattungen einer sehr großen Nahrungszufuhr bedürfen, die ihnen die Wurzeln allein nicht zu bieten im stande sind, so trachten sie denn anderwärts ihren Hunger zu stillen, und das ist durch Raub, zu dem sie denn auch durch ihre Gestalt und Eigenschaften besonders geeignet sind

---

Hadschi!!

Der „G. K.“ will euch heute ein schnurriges Stücklein erzählen, das von A bis Z nicht gelogen ist, denn der Verfasser war selbst dabei.

Kommt da auf das Büreau einer Maschinenfabrik der Obermeister, Beck hieß er, um den Betriebsführer zu sprechen.

„Guten Morgen, Herr Beck — eine Prise?“ tönte es ihm vom Pult des Büreauschreibers beim Eintreten entgegen.

„Guten Morgen! Was haben Sie denn Gutes?“ frug der Obermeister, an das Pult herantretend.

„Einen echten Schneeberger! Schärft das Gedächtnis, stärkt die Augen, benimmt den Schwindel, bringt den verlorenen Geruch wieder!“

„Ha! ha! ha! Ist der Herr Betriebsführer zu sprechen?“ fragte weiter der Obermeister, indem er sich abmühte, aus dem engen Döschen mit seinen dicken Fingern eine Prise hervorzuholen.

„Er wird gleich kommen!“ lautete die Antwort. — „Noch eine? Nichts Besseres als der Schneeberger, um einen klaren Kopf zu bekommen.“

„Hadschi!“ machte der Obermeister — „und wie!“

„Gesundheit!“ nickte der Schreiber.

„Hadschi! Hadschi! Zum Kuckuck mit Eurem Schneeberger!“ raunte er dem Schreiber zu, als er jetzt den Betriebsführer aus seinem Kabinett treten sah.

„Guten Morgen, Herr Be— Be— Betriebsführer!“

„Guten Morgen, Beck! Bringen Sie was Neues?“

„Nicht viel, H— H— Herr Be— Be— triebsführer — Hadschi! Ich wollte nur melden — Hadschi! daß die neue Maschine — Hadschi! Hadschi! Verwünschter Schneeberger — Hadschi! Entschuldigen der H— H— Herr — Hadschi!“

„Ich heiße nicht Hadschi,“ warf der Betriebsführer launig ein. Aber kommen Sie später zurück, wenn Sie mit Ihrem Hadschi fertig sind; die Sache wird sich wohl so lange verschieben lassen.“ Damit ging er schmunzelnd in sein Kabinett zurück.

Der Obermeister stand eine Weile wie angewurzelt; die, wie er glaubte, spöttische Antwort des Betriebsführers schien ihn gewaltig zu wurmen; dann nieste er nochmals aus Leibeskräften, und als ob diese Erschütterung seine ganze Energie wieder geweckt, streckte er gegen das Pult, hinter welchem der Schreiber mit einem Lachkrampf kämpfte, wütend die Faust und verschwand.

Draußen blieb er wie überlegend noch eine Weile stehen. „Pech!“ sagte er, langsam weiter gehend, — „aber den Kopf wird's wohl nicht kosten! — Ein Schoppen Bier könnte jetzt nichts schaden, ohnehin ist es gleich Mittag —“ murmelte er, seinen Gang beschleunigend und seine Schritte nach der in der Nähe befindlichen Restauration lenkend.

Vor der Thüre war ein Bauer eben

beschäftigt, von seinem eselbespannten Karren einen offenen Zuber mit Milch abzuladen. Einen großen Korb mit Eiern hatte er, in der Absicht, ihn ebenfalls abzuladen, hinten ans äußerste Ende des Karrens gestellt. Der Zuber wurde mit Hilfe des Hausknechtes glücklich heruntergebracht und auf den Boden in die Nähe des Langohrs gestellt.

Der Obermeister war herangekommen, und gerade, als er sich in der Nähe von des Esels Kopf befand, nieste er, und zwar so stark, daß das Grauchen heftig erschrocken einen Seitensprung machte und mit den Vorderbeinen in den Milchzuber zu stehen kam. Der Korb aber, der hinten auf dem Karren stand, wurde von dem Ruck herabgeschleudert, so daß sämtliche Eier zerbrachen.

„Hadschi! Das nenne ich einen Eierkuchen!" rief der Obermeister, halb erschrocken, halb belustigt.

Der Händler hatte nicht übel Lust, an dem Obermeister seine Fäuste zu erproben, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht der Wirt dazwischen gekommen.

„Pech! Pech!" murmelte der Obermeister. „Aber an allem ist der verflixte Büreauschreiber mit seinem Schneeberger schuld."

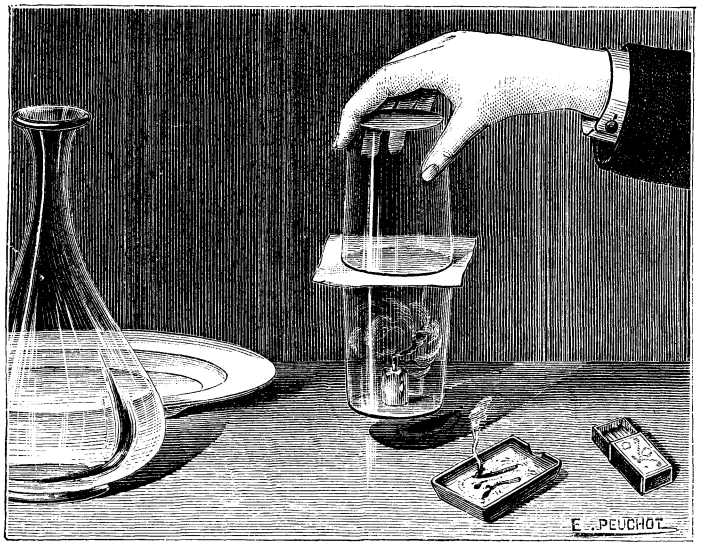
Der Bauer hatte sich inzwischen beruhigt, da er schließlich einsah, daß es sich lediglich um einen unglücklichen Zufall handelte.

„Kein Unglück ohne Glück!" sagte er in einem Anflug von Galgenhumor, indem er die Füße des Esels aus dem Milchzuber befreite. „Wenigstens ist doch die Milch gerettet!"

„Hadschi! Aber nicht für mich," dachte der Obermeister, indem er sich mit dem Wirt hineintrollte, um von den Schrecknissen dieses Vormittags Erholung zu suchen.

Wie man Otto v. Guerickes Versuch mit den Halbkugeln nachahmen kann.

Ein hübsches Experiment besteht darin, daß man aus zwei Trinkgläsern eine Art Guerickescher Halbkugeln herstellt. Man nimmt zwei Trinkgläser von gleicher Größe und überzeugt sich, daß sie genau zusammenpassen, wenn man sie Rand auf Rand aufeinander stellt. Man setzt dann das eine Glas, auf dessen Boden man ein Stümpfchen Wachskerze angebracht hat, auf den Tisch und zündet das Wachskerzchen an, worauf man das Glas mit einem Stück starken und mit Wasser angefeuchteten Papiers bedeckt. Alsdann stülpt man das zweite Glas darüber, wie es in unserer Abbildung veranschaulicht ist. Die Adhäsion zwischen den beiden durch das Papier geschiedenen Gläsern muß vollständig sein. Das Kerzchen erlischt, aber es hat durch sein Brennen die in dem unteren Glas enthaltene Luft



Otto v. Guerickes Versuch mit den Halbkugeln mittels zweier Trinkgläser nachgeahmt.

ausgedehnt, und diese Luft ist nun verdünnt. Der äußere atmosphärische Druck erhält nun die beiden Trinkgläser so fest aneinander geleimt, wie in dem klassischen Experiment mit den luftleer gemachten Halbkugeln. Wenn man dies obere Glas anfaßt, kann man das untere mit demselben aufheben. Das Papier platzt allerdings zuweilen im Innern, aber das Experiment gelingt nichtsdestoweniger, wenn es entsprechend ausgeführt worden ist.

Künstler und Fürsten in früheren Zeiten.

Im Mittelalter, als die bildenden Künste wieder zu erwachen begannen, waren es nicht bloß geistliche und weltliche Fürsten in Welschland, welche an ihren Höfen den Künstlern Asyl und Muße gewährten, ihrer Kunst leben und den Idealen ihrer Phantasie Form und Gestalt verleihen zu können; wir sehen vielmehr auch, daß germanische Fürsten die Kunst und die Künstler zu schätzen und zu ehren verstanden. Während erstere einem Leonardo da Vinci, Tizian, Correggio, Raffael, Michelangelo ꝛc. freundliche Aufnahme boten, finden wir ganz ähnliche Verhältnisse in unserem Vaterlande, ebenso in England. So stand Lukas Kranach bei seinem Fürsten in hoher Gunst.

Am Hofe Heinrichs VIII. von England stand der deutsche Maler Hans Holbein in großem Ansehen. Als einer der ersten Lords Holbein nicht die ihm gebührende Ehre erwies, sprach der König in seinem Zorn die denkwürdigen Worte: „Wisset, daß ich aus sieben Bauern leichtlich ebenso viele Lords machen kann, aber aus sieben Lords nicht einen Holbein!"

Als sich ein Höfling weigerte, auf Kaiser Karls V. Befehl Albrecht Dürer die Leiter zu halten, als dieser den Platz zu einem Gemälde ausmaß, sprach Karl: „Dürers Kunst ist mehr wert als dein ganzer Adel; ich kann wohl aus jedem Bauern einen Edelmann, aber aus keinem Edelmann einen Dürer machen!"

Dürer war ebenfalls Ratsherr, wozu ihn Kaiser Rudolph II. ernannt hatte, später auch Bürgermeister von Nürnberg und Hofmaler Maximilians I. und Karls V.

Karl I. von England betraute Peter Paul Rubens mit ehrenvollen politischen Sendungen, schlug ihn vorm Parlamente zum Ritter, schenkte ihm seinen eigenen Degen und einen kostbaren Brillantring, den er von seinem Finger zog. Philipp IV. von Spanien erteilte ihm gleichfalls die Ritter- und dann die Kammerherrnwürde und machte ihn zum Sekretär des Staatsrates in den Niederlanden. Ein anderer berühmter Maler endlich, Anton van Dyck, verlebte seine Jugend zum Teil am Hofe Friedrichs von Oranien und Nassau. Karl I. von England zog später auch ihn an seinen Hof und ehrte ihn durch Verleihung des Bath-Ordens und durch eigenhändiges Umhängen einer goldenen Kette mit seinem in Diamanten gefaßten Bildnisse. Häufig besuchte er den Maler in seinem Atelier und gab ihm ununterbrochen Beweise seiner Huld.

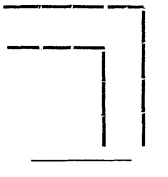
Homonym.

(Zweisilbig.)

Mich kann der Schuster nicht entbehren,
Will er befriedigen die Kunden;
Feinschmecker halten mich in Ehren,
Weil sie gar köstlich mich erfunden;
Ich bin ein Franke edlen Blutes,
Erstreckt an sonnigen Geländen;
Und wieder nagelt guten Mutes
Der Schreiner fest mich an den Wänden;
Ich dien' als Stütze manchen Dingen,
Siehst oft auch mich in goldnem Glanze;
Kann einer was er will vollbringen,
Sagt man: „Der kann was —", kann das Ganze.

Aufgabe mit Streichhölzchen.

Wie kann man diesen Graben mit zwei Brettern (Hölzchen) überschreiten, von denen keines länger ist, als der Graben breit?



Aus Karlchens kartographischer Mappe.

Logogryph.

Steht ein „R" an meiner Spitze,
Ist mein Reich sehr groß und weit,
Doch mit „S" an jener Stelle
Siehst du's oft auf manchem Kleid.
„Z" ist Mittel, um zu zähmen
Wildheit und auch rohe Kraft.
„B" hingegen ist gar nützlich,
Blüten und auch Früchte schafft.

Auflösung des Wörterspiels in Nr. 42.

Eins	Amme
Name	Lahm
Dame	Lampe
Ein	Eder
Gurt	Selma
Umher	Genie
Thon	Unter
	Thor.

Ende gut — Alles gut.

Auflösung des Rätsels in Nr. 42.

Gastein — Ein Gast.

Auflösung der rätselhaften Inschrift in Nr. 42.

Edel macht das Gemüth, nicht das Geblüth.

Fragen und Antworten.

E. Rosenberg in St. Petersburg, A. N. und Eugen D. in Pforzheim. Es können in ein und demselben Aquarium nur solche Tiere eingesetzt werden, die sich miteinander vertragen. Findet sich unter der Bewohnerschaft nur eine einzige, räuberisch angelegte Natur, kann und wird sie namentlich unter den kleineren Tieren arge Verwüstungen anrichten. S. 477 d. J., in dem Aufsatze: „Etwas vom Süßwasseraquarium", finden sich mehrere tabellarische Zusammenstellungen, welche Tiergruppen und welche Pflanzen den in Frage stehenden Bedingungen entsprechen. Auch wie wir den Bau des Aquariums vorbereiten und ausführen sollen, welche Nahrung gereicht wird, das alles ist an jener Stelle ausführlich gesagt.

F. u. E. in Celbau. Gib Deinem Dachse lebende oder tote Mäuse, Schlangen womöglich lebend, Regenwürmer, Pflaumen, Aepfel und Birnen, Kerbtiere verschiedener Art. Du wirst wahrscheinlich die Erfahrung machen, daß er des Tages die besten Leckerbissen unberührt läßt, dagegen des Nachts (die Zeit, da er im Freien auf die Jagd geht) mit dem größten Appetite zulangt. Setze auch frisches Wasser vor. Sehr behaglich würde ihm wohl sein, wenn Du ihm einen künstlichen Bau herzustellen wüßtest, etwa eine hufeisenförmig angelegte Röhre, in der Mitte beträchtlich erweitert.

Robert v. H. in Metz. Danken sehr für Deine Bemühung. Deiner Meinung nach sollte sich jeder deutsche Junge auf eine so schöne Zeitung abonnieren. Ganz unsere Ansicht! — Das andere mit direktem Brief besorgt. Gruß!

O. R., Sekundaner in Hamme. Wilde Kerle, die Du in diese Länderumrisse eingezeichnet hast. Solchen Gesellen möchte man spät abends auf einsamer Landstraße nicht begegnen. Gut, daß sie nur auf dem Papier stehen. Auf die Bilderrätsel, die Du für den „G. K." erdenken willst, freuen wir uns. Gruß!

Franz Stiller in Rostock, Friedrich-Franzstraße 89, bittet seine Kameraden, ihm zu sagen, aus welchem Material und durch welche Zubereitungen er sich ein schönes Makart-Bouquet sammeln und fertig stellen könnte. — Unseres Wissens ist die gewünschte Blume sehr teuer und nur von renommierten Handlungen zu erhalten. Frage mal bei Schmidt in Erfurt (Blumenschmidt) an.

A. Waßler in Kolmar. Du bist erst seit jüngerer Zeit Abonnent des „G. K." und fragst, ob und wie man sich selbst einen gut funktionierenden photographischen Apparat machen kann. Es wird Dich ein Brief interessieren, den wir dieser Tage aus Berlin erhalten haben. Kamerad A. C., Lanckwitzstraße, dort schreibt: „Lieber ‚G. K.,'! Ich muß Ihnen jetzt danken und thue dies von ganzem Herzen, und zwar für die Anleitung, sich selbst einen photographischen Apparat zu bauen. Es ist mir vollständig, ja glänzend gelungen; ich habe jedoch eine kleine Aenderung an Ihrem Modell vorgenommen. Ich photographiere nämlich nicht auf photographisches Papier, sondern auf Trockenplatten; der Apparat funktioniert großartig, ich habe meine helle Freude daran. Ich würde Ihnen gern ein Bild gesendet haben, daß Sie sich durch Augenschein davon überzeugen können, aber ich habe noch keine fertigen positiven Bilder, sondern komme soeben aus der bewußten dunklen Stube mit der roten Laterne, wo ich entwickelt und fixiert habe. Ich fühle mich so von Dank durchdrungen, daß ich sogleich schreiben muß. Ich verbleibe Ihr — — —" Die in Rede stehende Anleitung findest Du Seite 379 des ersten Jahrgangs. Dem Berliner freundlichen Gruß. Ja, mit Fleiß, Aufmerksamkeit und Beharrlichkeit geht alles. Nur so fortgemacht, das Kopieren ꝛc. wird auch gehen.

Paul B. in Barmen. Du willst Eisenbahnbillets sammeln und bittest Deine Kameraden um Zusendung. Wie willst Du und wie sollen Deine Kameraden denn das machen? Die Eisenbahnfahrkarten sind Kontrollemarken, die nicht in den Händen des Passagiers bleiben; sie müssen doch überall, so lauten die Betriebsvorschriften, nach beendeter Fahrt an den Kondukteur abgegeben werden.

Naturaliensammler. Ausgestopfte Vögel vor Motten u. s. w. zu schützen, thut man am besten, dieselben unter Glas zu stellen, andernfalls so, daß sie stets in kühler Temperatur, staubfrei, luftig und sogar dem öfteren Luftdurchzug ausgesetzt sind. Im Frühjahr sollst Du sie mittels Insektenpulver tüchtig einpudern, mit einem weichen Haarpinsel in das Gefieder gestäubt. Täglich frische Luftzufuhr ist unter allen Umständen wesentlich. Freundlichen Gruß!

Theaterdirektor in Dresden. Recht so! man muß sich nur zu helfen wissen. Uebrigens lassen sich auch aus Zitronen ganz drollige Köpfe herstellen. Es werden Augen, Nase, Mund, Bart ꝛc. einfach mit dem Taschenmesser leicht eingeritzt und diese Ritze sodann mit Tinte, durch eine Stahlfeder aufgetragen, getränkt. Nimmt man dann eine Wasserflasche mit entsprechender Halsweite, deckt über die Oeffnung ein Taschentuch, legt auf das letztere die bemalte Zitrone, nimmt die Zipfel des Tuches zwischen die Finger und läßt den Zitronenkopf in dieser Stellung (durch leichten Druck auf das Taschentuch bewerkstelligt) zu einem passenden Liede gar köstliche Neigungen und Beugungen machen, jetzt aufblickend zum Himmel, nun mit dem Tonfall düster zur Erde starrend — Freund, Du sollst sehen, Deine Zuschauer kriegen Krämpfe vor Lachen.

K. v. G. in Hamburg. Dank für Deine Rätsel und Gruß!

Tauschmarkt.

H. Wasmuth in Livorno, Via Roma Nr. 24, wünscht mit seinen Kameraden Briefmarken zu tauschen.

Otto Döri in Reihenau, Schloß Nr. 1, via Wien-Payerbach (N.-De.), hat viele Briefmarkendubletten, möchte dafür besonders Ganzsachen eintauschen.

Albert Ungard in Szegedin, Szabadkai sugárút Nr. 9, gibt Käfer, Schmetterlinge und Briefmarken gegen Mineralien.

Walter Osborne in Dresden, Eliasstraße 8 p., hat weiße Mäuse zu vergeben.

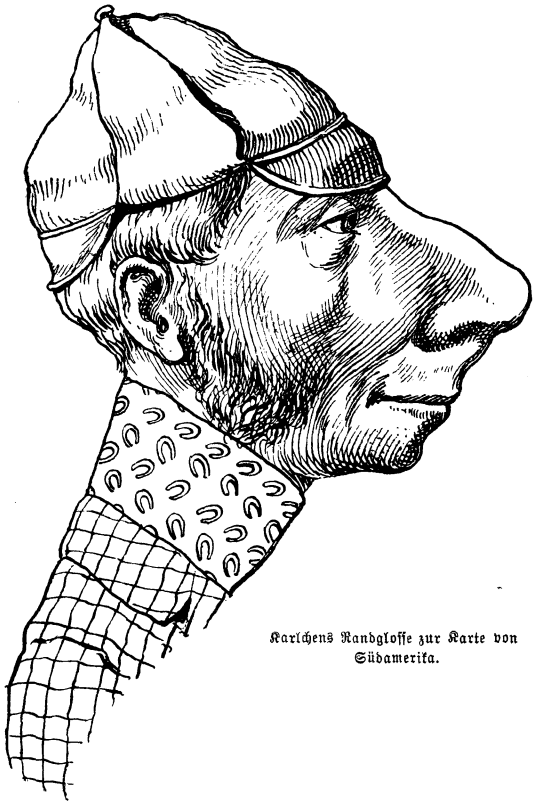
Otto Uhlenhaut in Essen a. d. Ruhr, Hochstraße 3, tauscht Stempel gegen Münzen.

Gustav Koritzki in Tarkehmen (Ostpr.) möchte zwei Bücher: Bosko, oder der perfekte Zauberkünstler und Mephisto le plaisant, oder der Kartenkünstler gegen Briefmarken vertauschen.

Viktor Keldorfer in Salzburg, Postgebäude III. St., tauscht Briefmarken und Stempel.

A. Kettenburg in Hamburg teilt seinen Kameraden mit, daß er ihre Briefe wegen Reise erst in 5 Wochen beantworten könne.

Emil Uellenberg jun. in Bohwinkel bei Elberfeld hat gewettet, bis zum 1. August 1000 außerdeutsche verschiedene Briefmarken zu besitzen und bittet um Hilfe. Jeder, in dessen Brief sich jedesmal die hundertste Marke befindet, erhält eine sehr seltene Briefmarke.



Karlchens Randglosse zur Karte von Südamerika.

Es paßt sich nicht für einen König, so schlecht zu bauen.

Friedrich II. quartierte sich einsmals in Brieg bei einer armen Witwe ein, ohne von dieser erkannt zu sein. Der baufällige Zustand des Hauses fiel ihm auf und durch Fragen erfuhr er ihre Not. Darauf verordnete er, daß ihr das Haus auf seine Kosten hergestellt werden solle, und als er wieder nach Brieg kam, besah er alles, ob es auch gut sei. Da bemerkte er, daß der Glaser ordinäre grüne Scheiben in die Fensterrahmen eingesetzt hatte, und sofort stieß er dieselben mit seinem Krückstock ein und befahl, jener solle hübsch ordentliches Glas nehmen, durch das man sehen könne, es passe sich nicht für den König, so schlecht zu bauen.

Ein Ehrenmann.

Der Vicomte d'Hortes, Gouverneur einer Grenzprovinz, schrieb an den König Karl IX. von Frankreich, als er von ihm den Befehl erhalten hatte, alle Protestanten ermorden zu lassen: „Sire, ich habe den Befehl Euer Majestät Dero getreuen Unterthanen und den Garnisontruppen bekannt gemacht; allein ich habe überall rechtschaffene Bürger, tapfere Soldaten, aber keinen einzigen Scharfrichter darunter gefunden."

Altmodische Spiele.

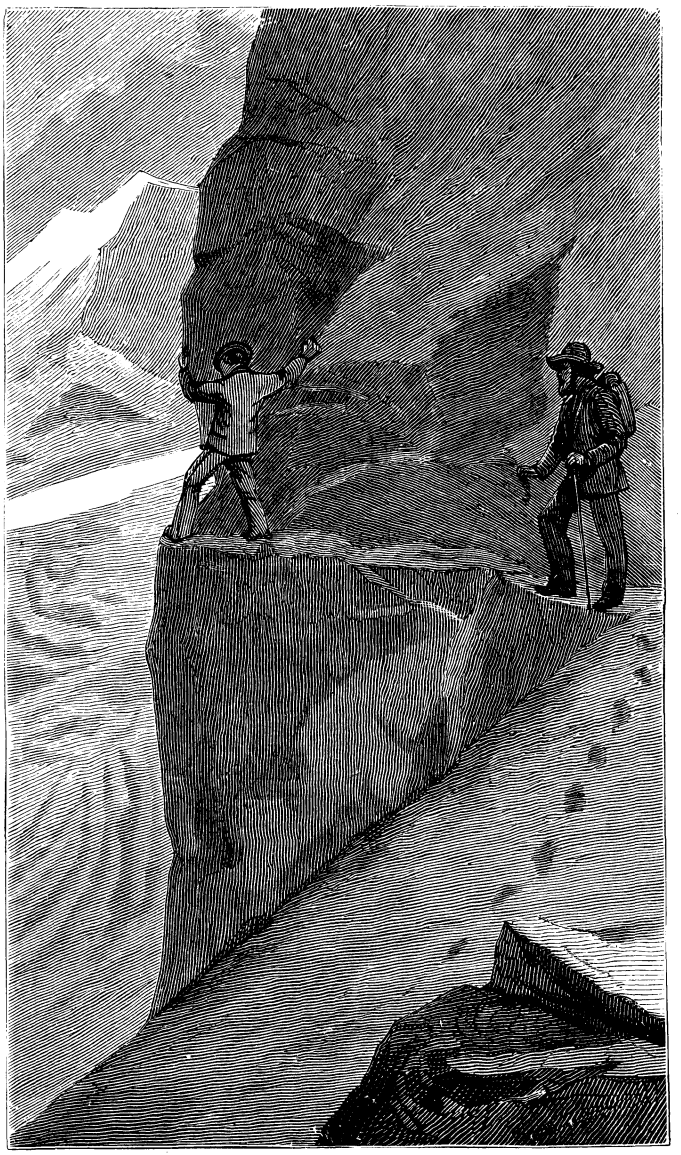
Unter der Kurzweil, die in früheren Zeiten bei Gelegenheit der Schützenfeste vorkam, wird bei dem im Jahre 1614 in Breslau abgehaltenen auch folgende erwähnt: das Hahnenwerfen, das Narrenwerfen ins Maul mit hölzernen Kugeln, das Narrenschieben mit Kaulen auf der Erde, mit der halbrunden Kugel schieben, und Rasselbänke.

Schlaflos.

Man hat mich hierher, nach Tippelskirchen, aufs Land geschickt, damit ich in Stille und Einsamkeit den verlorenen Schlaf wiedergewinne. Schlaflos sein bei vierzehn Jahren — der Arzt schüttelte ungläubig den Kopf, als ich ihm mein Leiden klagte; nachdem ich jedoch dem alten, liebenswürdigen Herrn „die Geschichte" meiner Schlaflosigkeit entwickelt hatte, lachte er so kräftig, daß die weiße Locke auf seinem Scheitel wackelte, und mit einer Stentorstimme, die ich seinen alten Sprachorganen nimmermehr zugetraut hätte, rief er aus: „Ja, davon sollte der Kuckuck nicht schlaflos werden!"

Die Geschichte aber, welche ich dem guten Doktor erzählte, lautete folgendermaßen:

„Ich schlafe, Herr Doktor, mit meinem älteren Bruder, dem Primaner, auf einer Stube. Bruder Karl findet ein außerordentliches Vergnügen an der Naturgeschichte und er hat sich umfassende Sammlungen aus allen drei Reichen, dem Tier-, Pflanzen- und Mineralreiche, angelegt. Unsre Studierstube, die zugleich unsre Schlafstube ist, gleicht einem kleinen Museum. Da stehen in den oberen Fächern eines Bücherschrankes Spiritusgläser mit Schlangen, Eidechsen und Kröten, säuberlich mit Papier verschlossen und etikettiert, als wären es der Mutter Einmachegläser mit Essiggürkchen, Perlzwiebeln und roten Rüben; da prangt auf einem Tischlein am Fenster ein mit allerlei scheußlichen Fischen, Käfern, Larven und Salamandern bevölkertes Aquarium, so groß wie eine mäßige Pferdeschwemme; da steht auf einem Stuhle ein mächtiger, mit schwarzer Gaze umkleideter Raupenkasten, in welchem kahle und langhaarige, kleine und große, dicke und dünne Raupen durcheinander wimmeln und sich an Salat und Brennesseln gütlich thun. An einer Wand hängen drei Glaskasten mit Schmetterlingen — aufgespießten und aufgespannten Schmetterlingen, die sich wenigstens ruhig verhalten. In einer Stubenecke steht ein mit feuchtem Moose zugedecktes Kästchen, in welchem einige Schlangen hausen; der Bruder versichert zwar, es seien ganz harmlose, ungefährliche Blindschleichen, ich hege jedoch die Ueberzeugung, daß es junge Klapperschlangen oder Brillenschlangen oder zum wenigsten Kreuzottern sind. Oben auf dem Kleiderschranke paradiert ein Käfig mit weißen Mäusen, und wie niedlich die Tierchen auch sind, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß sie einen höchst empfindlichen Geruch ausströmen. Mit diesem Geruch vermischen sich die Ausdünstungen der mächtigen Herbarien, welche vier Fächer in einem zweiten Bücherschranke einnehmen und lange zum Schlupfwinkel verschiedener Mausefamilien dienten. Diese



Eine Ersteigung der Jungfrau im Berner Oberlande: Passieren des Engi-Felsens.

Mausefamilien hatte mein Bruder ebenfalls „eingeführt", damit sie einem Stacheligel, der auf dem Fußboden, namentlich unter dem Bette, sein Wesen treibt, zur Nahrung dienen sollten. Daß die kleinen Nagetierchen es sich in seinen Herbarien bequem machen würden, hatte Karl allerdings nicht vorausgesehen. Doch ich will mit der Schilderung von meines Bruders Menagerie nicht zu weitläufig werden und nur noch erwähnen, daß eine Schildkröte, zwei Kaninchen, zwei Lachtauben, ein Eichhörnchen und vier Kanarienvögel die Mitbewohner unseres Stübchens waren. Auf diesem Stübchen schlief ich, wie gesagt, mit meinem älteren Bruder, dem Primaner, zusammen.

Aber was für ein Schlaf war das, Herr Doktor! Das schöne Liedchen: „Komm, süßer Schlaf, erquicke —!" war offenbar für mich nicht gedichtet. Nein, mein Schlaf war nicht süß, nicht erquickend. Und daran waren die Tiere meines Bruders schuld. Wenn ich mich abends ausgekleidet hatte und müde in den Hafen des Bettes fahren wollte, dann geschah es wohl, daß ich mit dem nackten Fuße plötzlich auf den Stacheligel trat, der, auf der Mausejagd begriffen, unter dem Bettgestell hervorschoß. Natürlich schrie ich bei dem Schmerze, den mir die spitzen Stacheln verursachten, laut auf und flog wie eine Bombe kopfüber ins Bett — mit blutendem Fuße. Ich verwünschte den Igel in den bittersten Ausdrücken, um von meinem Bruder zu vernehmen, daß der Igel ein ganz harmloser Geselle sei, der sich durch Vertilgung von Ratten und Mäusen überaus nützlich mache und deshalb alle Schonung verdiene.

„Aber die jungen Küchlein frißt er auf!" warf ich ärgerlich ein.

„Die haben wir nun nicht, mein Junge, auf unserer Stube," entgegnete mein Bruder gelassen.

„Ja, das fehlte auch noch!" antwortete ich mit gesteigerter Gereiztheit. „Als ob hier nicht schon genug Getier durcheinander krimmelte und wimmelte und einem den Aufenthalt verleidete!"

Ich drückte mich in die Kissen und suchte meinen Aerger zu verschlafen.

Aber kaum hatte der Schlafgott die ersten Mohnkörner in meine Augen gestreut, als die verschiedenen Mausefamilien in den Herbarien lebendig wurden. Das war ein Huschen und Rascheln, ein Kribbeln und Krabbeln, ein Wispern und Knuspern, ein Piepen und Zwitschern, daß mein schon halb erloschenes Gehör wieder in einen wachen, gereizten Zustand geriet und meine schon halbgeschlossenen Augen sich wieder öffneten. „Die verwünschten Mäuse!" knurrte ich und klopfte mit dem Stiefelknecht, den ich vom Fußboden aufraffte, an den Pfosten des Bettes. Eine viertel Minute waren die kleinen Nager ruhig, dann aber legten sie von neuem mit ihrem unruhigen Treiben los.

„Sie fressen dir deine getrockneten Alpenrosen und deine seltene Orchis fusca auf!" bemerkte ich dem Bruder, um ihm einen Nadelstich zu versetzen.

„Hat nichts zu sagen," erwiderte der Bruder zwischen Schlaf und Wachen, „die Mäuse sitzen gar nicht in den Herbarien."

„Da will ich nun jede Wette mit dir machen, daß dies doch der Fall ist," gab ich triumphierend zur Antwort; „denn ich habe es noch heute nachmittag mit meinen eigenen Augen gesehen."

„Ich begreife nicht, wie du so gereizt gegen die niedlichen Tierchen sein kannst," bemerkte der Bruder, meiner Beteuerung ausweichend. „Das Mäuschen, lehrt die Naturgeschichte, ist harmlos, ja gutmütig, und dort, wo es sich ungefährdet weiß, zutraulich, so daß es in der Nähe der Menschen seine Spiele treibt, ja auf den Klang der Musik, für welche es Neigung hat, aus seinem Schlupfwinkel herbeikommt. Mit großer List und Gewandtheit — —"

„Macht es sich über deine getrocknete Campanula latifolia, diese seltene Glockenblume, her!" fiel ich dem Bruder ins Wort.

„Komm, laß uns schlafen!" schnitt Karl meine Rede ab und legte sich auf die andere Seite.

„Schlafen, schlafen!" entgegnete ich höhnisch. „Wenn man unter diesen Amphibien überhaupt schlafen könnte!"

„Die Maus ist ein Säugetier, keine Amphibie," bemerkte mein Bruder noch mit schwerer Zunge, um schon in den nächsten Augenblicken durch Nase und Kehle jene unromantische Musik zu erzeugen, welche man im gewöhnlichen Leben „Schnarchen" nennt.

Die Mäuse rumorten weiter, aber schließlich übermannte mich die Müdigkeit und ich schloß die Augen. Noch hatte ich so viel Besinnung, um das wohlthuende Versinken in den Schlummer mit stiller Freude begrüßen zu können, als ich plötzlich jäh zusammenfuhr: etwas Rauhes hatte meine Hand gestreift, die oben auf der Bettdecke lag.

„Was mag das nun wieder für ein Vieh gewesen sein?" sagte ich ärgerlich zu mir, indem ich mich im Bette aufrecht setzte.

Im nächsten Augenblicke hörte ich sowohl auf der Bettdecke als auf den Tapeten der Wandflächen ein seltsames Knistern und Wispern. Jetzt war es hier, jetzt war es dort. Ich lauschte fünf Minuten, zehn Minuten — das Knistern und Wispern nahm nicht ab, sondern zu. Ich konnte es mir nicht versagen, meinen schnarchenden Bruder, der im Traume jetzt vielleicht im zoologischen Garten von Köln herumwandelte, etwas unsanft anzustoßen und ihm zuzurufen:

„Da höre! Was ist das nun wieder für ein Spektakel?"

Bruder Karl brummte etwas von Rücksichtslosigkeit, richtete sich aber im Bette auf und lauschte.

„Das ist mir auch ein ungewohntes Geräusch," bemerkte er nach einigen Augenblicken. „Warte, ich habe die Streichhölzchen hier auf dem Nachttisch liegen; ich will eins anreiben und leuchten."

Im nächsten Augenblick zuckte die Flamme auf, und indem mein Bruder die kleine Fackel über die Bettdecke und über die Tapetenwand am Kopfende des Bettes führte, rief er plötzlich aus:

„O weh, meine Bärenraupen sind mir sämtlich aus dem Kasten gebrochen! Da muß jemand die Klappe losgelassen haben!"

„Ich bitte mir aus," entgegnete ich gereizt, „daß du mich nicht mit dem ‚jemand' meinst. Ich wäre fähig, deine garstigen Raupen zu vergiften, aber ich würde ihnen niemals den Weg zur Freiheit öffnen."

„Nun, ich kann auch selbst die Klappe losgelassen haben," lenkte mein Bruder besänftigend ein.

„Besänftigend — denn was er nun that, war wohl geeignet, meinen Verdruß zu steigern, sintemal und alldieweil es mir eine weitere halbe Stunde von meiner Nachtruhe raubte. Bruder Karl stand nämlich auf, zündete eine Kerze an, leuchtete damit auf dem Bette und an den Wänden umher und fing seine flüchtigen Bärenraupen wieder ein. Dabei belehrte er mich, daß die Füße der Raupen, indem sie die Tapete oder den Kattun der Bettdecke berührten, unzweifelhaft das knisternde Geräusch von vorhin erzeugt hätten. Alle Raupen besäßen drei Paare horniger Brustfüße; dann folgten, nach einem Zwischenraume von zwei Leibrin-

geln, die fleischigen Bauchfüße, meist vier Paare; das letzte Leibesglied aber ende in kräftigen, fleischigen Füßen, welche Nachschieber hießen. Hiernach hätten die Raupen niemals mehr als sechzehn Füße, in manchen Fällen aber weniger.

Ich muß gestehen, daß ich bei diesen Erörterungen meines Bruders allmählich süßsauer lachen mußte. Das Bild, wie er so im Hemde in der Stube herumhantierte, beleuchtet vom Schein der flackernden Kerze, wie er so auf Stühle und Tische stieg, um die dunkel- und langhaarigen Bärenraupen — vierundzwanzig an der Zahl waren ihm ausgebrochen! — von den Wänden herabzuholen, wie er so seine Rede mit nachdrücklichen Bewegungen des Kopfes begleitete, dies Bild war gar zu komisch! Endlich hatte er seine Herde wieder beisammen; sie wurde von neuem eingesperrt und diesmal wurde die Klappe des Raupenkastens durch eine aufgelegte griechische Grammatik beschwert. Das Buch, an welchem wir Studenten uns die Köpfe zerbrachen, sollte — freilich in etwas anderem Sinne — doch wohl auch schwer genug sein für die Köpfe der Bärenraupen.

„Nun möchte ich aber wünschen, daß ich endlich Ruhe hätte!" war der Seufzer, mit dem ich mich von neuem in die Kissen drückte.

Der gute Morpheus, der ja bei uns lateinischen Schülern noch immer, gleichwie der Jupiter Pluvius, eine Rolle spielt, mußte wohl den Wunsch des gequälten Untertertianers erhört haben, denn ich sank in einen süßen Schlummer, in welchem ich auf rosigen Wolken wandelte — „hoch über der Tiere Geschlechtern". Ich hatte einen köstlichen Traum. Eine freundliche Fee kam auf einem Purpurwölkchen herangeschwebt und überreichte mir einen mit bunten Mohnblumen umkränzten Zauberstab, mit welchem ich alles Getier, sowohl das wilde als das zahme, sowohl das kriechende als das fliegende, in tiefen Schlummer versenken könnte. Hocherfreut nahm ich den herrlichen Stab aus den Händen der gütigen Fee entgegen und beschloß, sogleich seine Zauberkraft an der Menagerie meines Bruders (den ich aus meinen lichten Höhen tief auf der Erde in seinem Bette liegen sah) zu erproben. Ich streckte den Stab und meine Hand, die denselben hielt, in wagerechter Linie aus und sprach: „Hocus pocus in arabico" — als ich plötzlich an meinem ausgestreckten Arm ein eisiges Gefühl empfand. Ich fuhr zusammen — und erwachte. Der schöne Traum war verflogen; die Rosenwolken waren verduftet und ich lag in einem höchst irdischen Bette. Geblieben war indes das eisige Gefühl an meinem Arm: es saß unter dem Hemdärmel auf der nackten Haut und machte sich gerade in der Armbeuge höchst fühlbar. Im nächsten Augenblicke wußte ich, wodurch diese Empfindung erzeugt wurde:

„Eine Schlange! Eine Schlange!" schrie ich voll Entsetzen und schleuderte das Reptil, indem ich mit meinem Arm eine kräftige Bewegung vom Körper ab und aus dem Bette hinaus vollführte, auf die Stubendielen. Klatsch! da lag es.

Bruder Karl war von meinem Geschrei erwacht.

„Eine Schlange hatte sich um meinen Arm geringelt!" schrie ich noch immer voll Schrecken auf.

„Du weckst ja die ganze Nachbarschaft mit deinem Geschrei!" entgegnete mein Bruder ärgerlich.

„Eine Klapperschlange — sie hat mich gewiß gebissen!" schrie ich ebenso laut wie vorhin.

„Unsinn!" erwiderte mein Bruder mit Nachdruck. „Schon hundertmal habe ich dir gesagt, Theodor, daß es ein paar ganz ungefährliche Blindschleichen sind, welche ich in dem Kasten habe. Die Blindschleiche —"

„Ach, komm mir nicht wieder mit deinen naturgeschichtlichen Vorträgen!" erwiderte ich im höchsten Grade gereizt. „Es ist nicht zum Aushalten hier auf der Bude! Keine Stunde hat man Ruhe. Ich werde es den Eltern sagen, damit diese Menagerie auf unserer Schlafstube endlich aufgehoben wird."

„Pfui, schäme dich!" entgegnete Karl nun ebenfalls gereizt. „Du willst doch nicht den Angeber und Hetzer spielen? Du willst ein deutscher Jüngling sein und ein deutscher Mann werden, und machst dich vor ein paar harmlosen Tieren bange? Unsere Vorfahren, die alten Germanen, wohnten in den Wäldern, mitten unter Auerochsen —"

„Das fehlte auch noch, daß du dir einen Auerochsen hier auf der Stube hieltest! Freilich, wenn du einen bekommen könntest, so würdest du keine Rücksicht auf mich nehmen."

„Da sprichst du wieder einen Unsinn, der deinen Reden so oftmals eigen ist. Du weißt ganz gut, daß ein Auerochs anderer Lebensbedingungen bedarf, als ich ihm hier auf der Stube gewähren kann. Außerdem solltest du als Untertertianer wissen, daß der Auerochs in Deutschland ausgestorben ist; er wird nur noch in dem Urwalde von Bialowicza in Litauen gehegt."

„Meinethalben in Buxtehude!" knurrte ich und kroch wieder unter die Bettdecke.

Die Ereignisse der Nacht hatten indes mein Nervensystem so erregt, daß ich mindestens zwei volle Stunden mit offenen Augen da lag.

Doch ich will Sie, mein hochverehrter Herr Doktor, nicht mit der ausführlichen Schilderung all meiner nächtlichen Abenteuer langweilen. Ich will mich darauf beschränken, Ihnen mitzuteilen, daß nächst der Schlange mich das Eichhörnchen in dem kaum gewonnenen Schlummer störte, indem das Tierchen mich in die große Zehe biß, die unten aus der Bettdecke hervorguckte. Auf das Eichhörnchen folgte ein Salamander, der, wie es die Gewohnheit dieser Tiere ist, das Aquarium verlassen und einen Spaziergang in der Stube angetreten hatte, bis ich ihn in meiner Herzgrube auf der nackten Haut verspürte. Als ich auch diesen Schrecken überwunden und kaum wieder etwas Schlaf gewonnen hatte, graute schon der Morgen und die Lachtauben ließen ihr verzweifelt langweiliges „Kumm Fru! Kumm Fru!" ertönen. Bald darauf stimmten die vier Kanarienvögel ihr Liedchen an — so ein Lied, das Stein' erweichen, Menschen rasend machen kann. Sehen Sie, Herr Doktor, das war meine Nachtruhe, mein Schlaf in einer Nacht! Die geschilderten Abenteuer wiederholten sich aber viele, viele Nächte, nur in etwas abgeänderter Reihenfolge, indem das eine Mal das Eichhörnchen, das andere Mal der Salamander, das dritte Mal das Karnickel anfing. Zuletzt habe ich infolge der fortgesetzten Aufregungen die Fähigkeit zu schlafen ganz verloren — ich bin schlaflos geworden!"

„Ja, davon sollte der Kuckuck nicht schlaflos werden!" lachte der alte gemütliche Herr. „Ich werde mit deinen Eltern sprechen, mein armer junger Freund, daß sie dich irgendwohin aufs Land schicken, wo du in frischer Luft und vor allem in tiefster Ruhe schon deinen Schlaf wiedergewinnen wirst."

Der gute Herr hat Wort gehalten — und so befinde ich mich seit acht Tagen in Tippelskirchen, einem reizenden Oertchen inmitten eines herrlichen Waldgebir-

ges. Der Förster ist mein Hausherr, die kinderlose Frau Försterin meine Pflegerin. Gott Dank, hier herrscht zur Nachtzeit die tiefste Ruhe und ich fühle den verlorenen Schlaf allmählich wiederkehren. Ich hätte in der letzten Nacht gewaltig geschnarcht, sagte mir heute Morgen mein Hausherr beim Frühstück.

Die modernen Riesenhotels.

Im Altertum gab es bei dem geringen Reisebedürfnis der damaligen Zeit noch keine eigentlichen Hotels, auch kam die Gastfreundschaft dem Reisebedürfnis in weit höherem Maße entgegen als heute. An den großen Handelsstraßen, besonders an den karawanenmäßig bereisten, hatte man jedoch Logierhäuser, die aber außer der Gelegenheit zum Uebernachten für Mensch und Tier nichts boten; Lebensmittel und Futter mußte man mit sich führen. So sind heute noch im Orient die Chans oder Karawansereien beschaffen. Erst in der römischen Kaiserzeit kamen Gasthäuser auf, und zwar als Deversoria für die höheren Stände, als Tabernä oder Camponä für die niederen. Daneben bildeten sich Garküchen (Popinä). Von Taberna haben Städte wie Zabern, Rheinzabern, Bergzabern ihren Namen erhalten. Die spätere Entstehung der Wirtshäuser knüpft sich an das Aufblühen des Handels im Mittelalter. Die eigentliche Entwicklung des Hotelwesens fällt aber in die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts, wo die rasche Ausbreitung der Eisenbahnnetze über die civilisierte Welt dem Reisen eine nie geahnte Erleichterung und Ausdehnung gab. Wie die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika mit der größten Schnelligkeit sich ausbreiteten, so gelangte dort auch das Hotelwesen am ersten auf einen großen Fuß. Dort baute man zuerst jene Riesenhotels von über 500 Zimmern, die man seit einigen Jahren auch in Europa, wenn auch meist in etwas kleinerem Maßstabe, nachgeahmt hat. Lange Zeit galt das Palace-Hotel in San Francisco (Kalifornien) als das größte der Welt, das auch jetzt noch, obwohl übertroffen, immer noch mit in erster Reihe steht. Es ist 114 Meter lang, 89 Meter breit und 38 Meter hoch, hat 7 Stockwerke und zählt außer den Empfangs-, Billard-, Speise- und sonstigen Sälen 750 Zimmer und 377 Badezimmer. Das Parterre wird, wie das ja jetzt bei fast allen großen Hotels der Fall ist, von Verkaufsmagazinen aller Art eingenommen, so daß der Reisende alle seine Einkäufe besorgen kann, ohne unter dem Dache fortzugehen. Das größte aller Gasthäuser soll das Riesenhotel in Atlantic City sein, einem nordamerikanischen Seebad von 40 000 Personen Frequenz. Es soll 1000 Zimmer enthalten. Aber jede große Stadt in Nordamerika hat jetzt ihre Riesenhotels. New York weist 15 derartige Etablissements mit zusammen 4662 Zimmern auf, so daß also auf jedes durchschnittlich 311 Zimmer kommen.

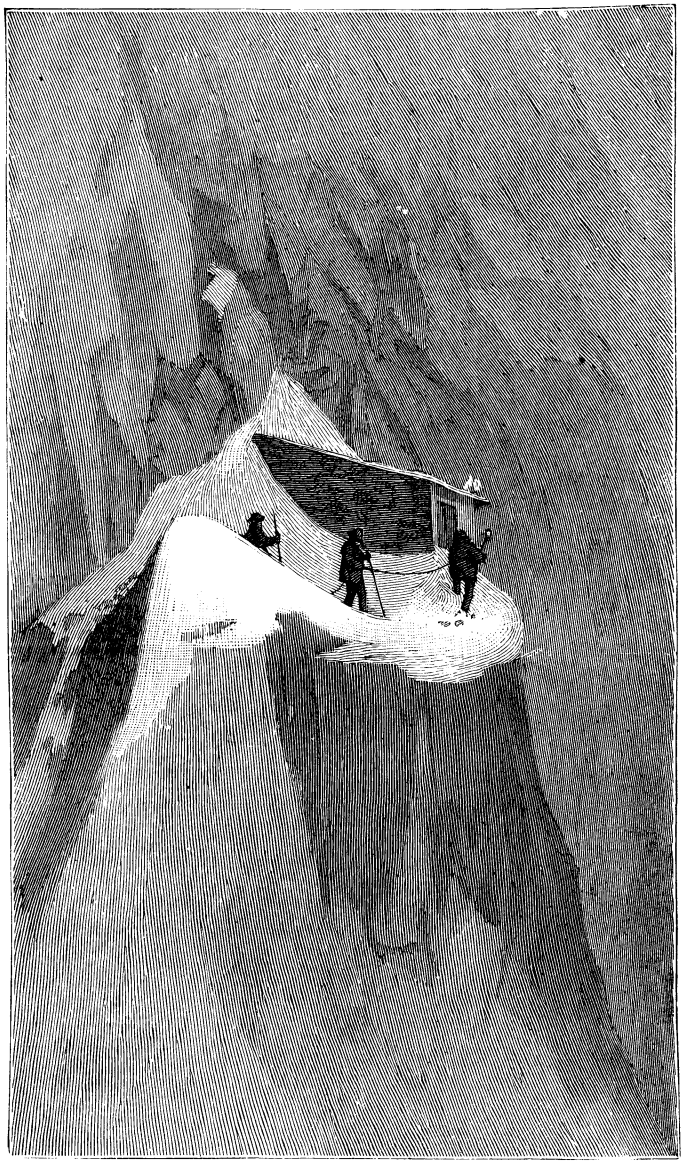
Billig wohnt es sich aber in diesen — allerdings auch überaus eleganten und den höchsten Ansprüchen gerecht werdenden Häusern nicht. Unter den New Yorker Hotels befindet sich auch das von einem der reichsten Kaufleute Amerikas, dem berühmten Alexander Turney Stewart (gest. 10. April 1876) gebaute, ursprünglich nur für Frauen bestimmte Hotel von 502 Zimmern. In Chicago ragt besonders das Grand Pacific Hotel hervor. Ueberall, wo sich in den Vereinigten Staaten ein erhöhtes Reisebedürfnis geltend macht, werden Riesenhotels gebaut, an den Niagarafällen, im Yellowstone Nationalpark, an Sommerfrischseen. So z. B. steht an dem durch seine lieblichen Umgebungen berühmten See Minnetonka in der Nähe der Doppelstadt Saint Paul-Minneapolis das vierstöckige, 230 m lange, 33 m breite Hotel Lafayette.

Daß Großbritannien ebenfalls Riesenhotels aufzuweisen habe, ist fast selbstverständlich. Besondere Erwähnung verdienen das London und North Western Hotel in Liverpool, sowie in London das Midland Grand Hotel und das neue Grand Hotel, bei dessen Bau und Einrichtung man von dem Gesichtspunkt ausging, alles in dieser Art Vorhandene zu überbieten. Die größten Hotels auf dem europäischen Kontinent haben Paris und Berlin. Paris besitzt drei Riesenhotels mit 600 bis 700 Zimmern: das Grand Hotel du Louvre (600 Zimmer), das Grand Hotel und das Hotel Continental. Letzteres soll das prachtvollste überhaupt existierende Gasthaus sein. Berlin hat in neuester Zeit in dem Kaiserhof, dem Hotel Continental und dem Zentralhotel drei Etablissements erstehen sehen, die sich ebenfalls dem obersten Rang beizählen dürfen. Das Zentralhotel verdient einer besonderen Erwähnung. In der Länge 109, in der Breite 82 und in der Höhe 30 m messend, enthalten seine drei oberen Geschosse 400 Logierzimmer. Unterhalb dieser befinden sich die verschiedenen Salons, sowie Wohnungen von 6 bis 8 Zimmern und endlich auch Zimmer zu billigen Preisen. Das Erdgeschoß enthält 30 elegante Läden. Einer der an den 30 m langen und 19 m breiten Hof sich anschließenden Säle hat eine Länge von 60 und eine Breite von 11 m. Das Ganze nimmt seinen Abschluß in einem 75 m langen und 23 m breiten, von einer Glaskuppel überdeckten Wintergarten.

Der Hirschkäfer.

Der Hirschkäfer oder Feuerschröter, Lucanus cervus, ist der größte unserer einheimischen Käfer, indem er bis 8 cm mißt; auch an Stärke sucht er vergeblich seines gleichen unter den deutschen Deckflüglern. Er ist geradeso das Hauptstück, die Hauptzierde in unseren Käfersammlungen, wie der Totenkopfschwärmer in unseren Schmetterlingssammlungen. Doch ändert der Hirschkäfer in seiner Größe sehr ab; verkümmerte Larven bringen uns den sogenannten Rehkäfer, Lucanus capreolus, eine niedliche Verkleinerung des regelrechten.

Seinen Namen erhielt der Hirschkäfer von den einem Hirschgeweih ähnlichen, gewaltigen Oberkiefern, welche jedoch nur das Männchen zieren. Diese Oberkiefer sind lang, vorragend, mit zweien Zinken am Oberende und einem Zahne nebst Kerben am Innenrande eines jeden Kieferastes. Die Unterkiefer sind klein, pinselartig; die Fühler kammförmig. Die Kieferäste, sowie Kopf, Nackenschild und Beine sind mattglänzend schwarz gefärbt, die Flügeldecken schön rötlichbraun, also kastanienbraun. Der Kopf ist größer und breiter als das Brustschild. Der Körper ist flach gewölbt, die runden Augen sind bis zur Hälfte vom Stirnrand durchsetzt. Die Beine sind lang. Die ganze Erscheinung ist äußerst stattlich und durch die geweihförmigen Oberkiefer höchst eigenartig. Das Weibchen hat ganz kleine Kiefer oder Freßzangen, welche kaum die Länge des Kopfes erreichen; darum ist das Weibchen auch viel weniger ansehnlich als das Männchen.



Eine Ersteigung der Jungfrau im Berner Oberlande: Die Bergli-Hütte. – Das Freimachen der Thüre

Die Hirschkäfer halten sich in Eichenwäldern auf. Hier findet der Wanderer bisweilen am Fuße alter, modernder Eichen die von Ameisen ausgefressenen Reste der stattlichen Käfer. Die Flugzeit des Hirschkäfers fällt in den Juni: an schönen Abenden fliegt er, unter fast senkrechter Körperhaltung, mit starkem Gesumm um die Kronen der Eichen, durchschneidet die Luft aber auch in etwas niedrigeren Regionen; ist letzteres der Fall, so kann man den Käfer dadurch fangen, daß man einen belaubten Birkenbusch an eine Vizebohnenstange bindet und den schnurrenden Flieger damit unsanft berührt: der Käfer schließt sofort die Flügel und fällt schwerfällig zu Boden. Diese Fangweise haben wir in den Thüringer Walddörfern von den Knaben gelernt; die Thüringer Dorfjungen sind im Juni förmlich auf „Schrotmänner" (wie sie die Hirschkäfer nennen) erpicht; sie bewahren ihre Beute eine Zeitlang zu Hause in Schachteln oder Töpfen auf: meist sah ich, wie man den Gefangenen dicke Klumpen von „Kirschenklaber" (Kirschbaumharz) als Futter zwischen die Geweihzangen gesteckt hatte. Die Jungen meinten es gut, nur hatten sie die verkehrte Nahrung gewählt: Zuckerwasser und süße, zerquetschte Beeren wären das Richtige gewesen. Damit läßt sich der Hirschkäfer in der Stube längere Zeit am Leben erhalten.

Die Thüringer Dorfjungen waren zu ihrer irrigen Idee durch folgende, von ihnen beobachtete Gewohnheit des Hirschkäfers gelangt: am Tage pflegt der stattliche Käfer an den Stämmen und Zweigen der Eichen zu sitzen und den ausfließenden, flüssigen*) Saft mit seiner Pinselzunge aufzulecken. Am Stamm der Eiche finden sich solche Stellen, aus denen Saft ausfließt, aus natürlichen Ursachen; man trifft daselbst im ersten warmen Sommer außer Hirschkäfern auch Metallkäfer (Cetonien), Hornissen und eckflügelige Schmetterlinge (Vanessen) in Menge; an den jungen Eichenzweigen aber reißt der Hirschkäfer mit seinen gewaltigen Oberkiefern die Rinde auf, um sich eine Saftquelle zu eröffnen. Nimmt der Käfersammler ihn von einer solchen Stelle ab, so versucht der Käfer mit seinen zackigen Geweihzangen wiederholt zu kneifen. Darum Vorsicht!

Nicht selten findet man auch an den Flügeldecken eines gefangenen männlichen Hirschkäfers Spuren von Kneifwunden, die ohne Zweifel von einem heftigen Kampfe mit einem anderen Hirschkäfermännchen herrühren. Weil nämlich bei diesen Käfern die Anzahl der Männchen jene der Weibchen drei- bis viermal übersteigt, so entspinnen sich im Juni unter den Männchen heftige Kämpfe um den Besitz eines Weibchens.

Zu Ende des Juni ist die Lebenszeit des Hirschkäfers vorbei: sie hat nur an vier Wochen gedauert. Das Weibchen hat seine Eier schon in das Moderholz alter Eichen gelegt, nachdem es mit seinen scharfen Freßzangen in den Mulm der Bäume sich eingegraben hat. Dabei benutzte es zunächst solche Stellen, die bereits äußerlich anbrüchig waren; aber auch durch Oeffnungen, Ast- und Spechtlöcher, klaffende Ritzen u. s. w. arbeitete es sich in den faulen Kern hinein. Das Aeußere solcher Bäume wird deshalb nicht verletzt von den Larven, die nach einiger Zeit aus den Eiern schlüpfen; sie leben überhaupt mehr in dem erdigen Holzmulm als in dem stockigen Holze. Die dicken, fleischigen, gekrümmten, hinten abgerundeten, augenlosen, sechsbeinigen Larven sehen den bekannten Maikäferengerlingen sehr ähnlich, wachsen indes recht langsam; erst im fünften Jahre haben sie ihre volle Größe erreicht: sie sind nunmehr fingerlang. In diesem Stadium verfertigt sich jede Larve aus faulen Holzteilchen oder Erde und Speichel ein großes, eiförmiges Gehäuse (Cocon) und verwandelt sich darin zur Puppe. Diese läßt schon die Formen des Käfers erkennen, wobei die Hörner zur Bauchseite gekrümmt sind. Nach etwa einem Vierteljahre entsteht aus der Puppe der Käfer. Dieser bleibt jedoch noch in der Hülle verborgen, so daß, vom Ei an gerechnet, der Käfer erst im sechsten Jahre ans Tageslicht kommt. Dieser Zeitpunkt fällt etwa in den Anfang des Juni.

Zumeist halten sich die Hirschkäfer in alten Eichen auf, doch auch in Erlen und Buchen. Der bekannte Naturforscher Altum erzählt folgenden Fall: „In meiner Heimat rodete ein Bauer bei Bentlage am 22. November einen alten, mit Erde bedeckten Buchenstock von etwa 0,16 m Höhe nebst seinen auch bereits faulen Wurzeln aus. Bei dieser Arbeit fanden sich 60 bis 80 völlig ausgewachsene Hirsch-

*) Das Baumharz ist bekanntlich verhärteter Saft.

käfer, sämtlich lebendig, und noch zwei oder drei Larven. Die Wurzeln, sogar schwächere von 3 cm Durchmesser, waren durchfressen und voller Gänge. Da der Baum etwa 15 Jahre vorher gefällt war, so wußte der Bauer mit Sicherheit, daß der Stock von einer Buche herrührte. Dieser merkwürdige Fall läßt zugleich erkennen, daß die Anfang Sommer fliegenden Käfer bereits im Herbste vorher, also ähnlich wie die Maikäfer, zur Entwicklung kommen."

Wegen Fällen des alten morschen Holzes in den Wäldern wird der Hirschkäfer allmählich seltener.

Als nahe Verwandte des Hirschkäfers kommen bei uns noch vor Lucanus parallelepipedus und der kleine, aber kräftige Platycerus caraboides, bei welchem Männchen und Weibchen fast gleiche Kiefer haben. In Amerika und Mittelasien leben noch manche verwandte Arten, z. B. Lucanus Gazella und Lucanus bicolor.

Das Geschenk eines Taschendiebes.

An dem Stammtische des Gasthauses „Zum goldenen Löwen" in der kleinen industriellen Stadt F.... wurden allerlei Reiseerlebnisse zum besten gegeben, und dabei war wiederholt der Verlegenheiten gedacht worden, welche die bedauerliche Geschicklichkeit der Taschendiebe auf der zwei Stationen von F. entfernten Hauptstation O., einem Kreuzungspunkte verschiedener Hauptbahnen, schon vielen Reisenden verursacht hatte. Ja, in O. war wegen des enormen Verkehrs von Reisenden aus drei Reichen ein wahres Eldorado für die Herren Langfinger, und trotz der angeschlagenen Warnungen, trotz der schärfsten Aufsicht der Polizei kamen immer und immer wieder die unglaublichsten Taschendiebstähle vor.

Der Buchbindermeister Wilh. Schwenke, ebenso geschätzt wegen der Güte seiner Arbeit, wie wegen seiner lustigen Einfälle, hatte der Unterhaltung bisher ruhig zugehört; endlich sagte er: „In allen Ihren Erzählungen, meine Herren, sind stets die Reisenden die Ueberlisteten gewesen, und haben stets sie die Kosten getragen; ich will Ihnen dagegen ein Stücklein erzählen, wo der Dieb den Schaden hatte.

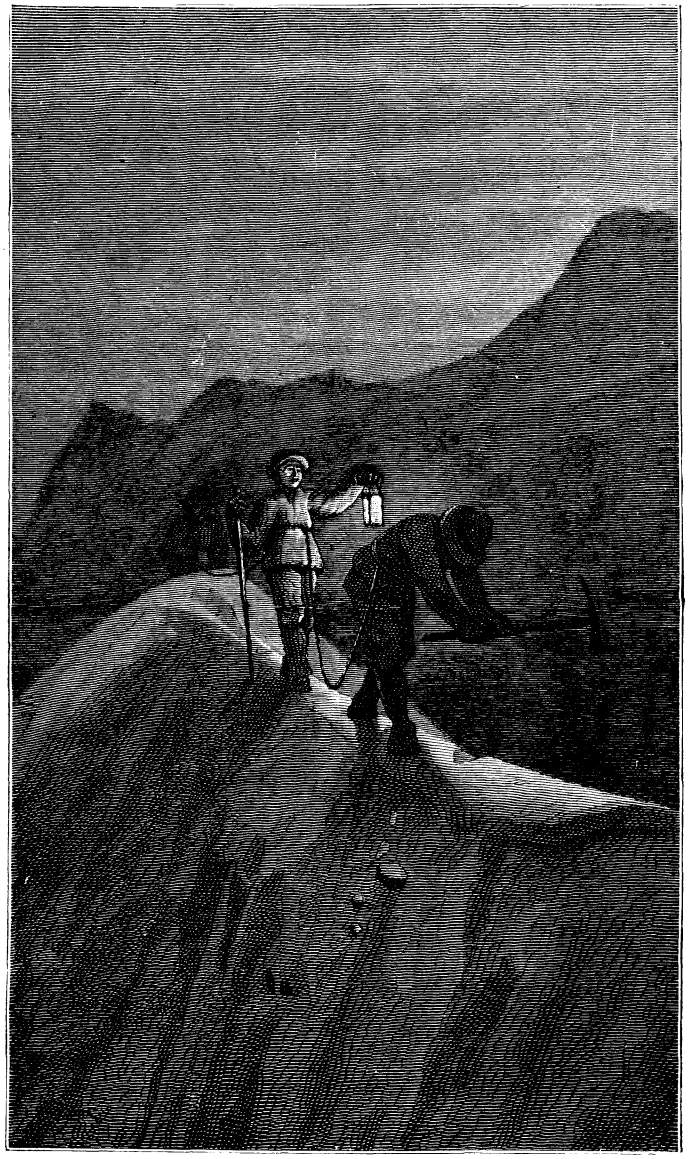
„Ich war in meiner Lehrlingszeit — mein Freund, der Bäcker Flach hier, und dort der Herr Schneider Köhler werden es ja noch wissen — ein sogenannter Tausendsassa, lustig und zu jedem waghalsigen Streiche aufgelegt."

„Jawohl," bestätigte Herr Köhler und that einen langen Zug aus seinem Weichselrohre. „Daß ich zuweilen mitgehalten habe, hat mir manchen handgreiflichen Denkzettel von meinem Meister eingetragen."

„Das war dir nur zum Heile," scherzte Meister Schwenke und fuhr dann fort: „Der Sohn meines Lehrherrn, ein geschickter Werkmeister in einer Fabrik, sollte mit seiner Braut zu uns auf Besuch kommen. Die junge Dame kam aber nicht aus derselben Stadt wie der Bräutigam, sondern sollte mit diesem erst auf dem Bahnhofe zu O. zusammentreffen; weil aber das Fräulein mit einem eine Stunde früher anlangenden Zuge ankam, so wurde ich abgeschickt, um die junge Dame auf der Station zu empfangen und ihr etwas behilflich zu sein. Ich war natürlich von der Wichtigkeit meines Auftrages vollständig erfüllt und hatte mir vorgenommen, dem Fräulein eine hohe Meinung von meiner Unterhaltungsgabe beizubringen. — Ich empfing also das Fräulein und schwatzte wahrscheinlich dummes Zeug genug, denn sie lachte ein paarmal herzlich. Eine Stunde später kam der Bräutigam an; selbstverständlich wurde ich nun meines Ritterdienstes entlassen und bekam nur noch eine feste Anstellung als Gepäckswächter. Das war natürlich langweilig und ich begann mich nach Unterhaltung umzusehen. Wir hatten ja eine und eine halbe Stunde zu warten, bis der Zug kam, den wir zur Fahrt hierher benutzen konnten.

„Kurze Zeit vorher hatte ich in unserem Kultur verbreitenden Lokalblättchen eine Geschichte gelesen, wie ein unvorsichtig sein Geld zählender Reisender von einem Taschendiebe um seine Barschaft geprellt worden war. Die Geschichte war mir vor meiner Abreise eingefallen, und darauf hatte meine abenteuerlustige Seele einen Plan gebaut, der, wenn er gelang, mir und meinen Kameraden für lange Unterhaltungsstoff bieten konnte.

„Ich hatte mich mit dem Reisesacke der Braut



Eine Ersteigung der Jungfrau im Berner Oberlande: Passieren eines Schneerückens über dem Bergli.

und mit dem gehörig schweren Handkoffer des Bräutigams in die Nähe eines Verkaufsstandes von Büchern und Zeitungen placiert. Nebenan auf der Bank saß ein gutmütig aussehendes Bauernweib, dem ich, während ich auf dem Perron etwas auf und ab spazierte, die Beaufsichtigung unserer Effekten übertrug. Nach und nach füllte sich der Perron mit Leuten. Da zog ich aus der inneren Seitentasche meines Ueberziehers eine rote Brieftasche, die ich mir in einigen Mußestunden selbst angefertigt hatte, trat zu einer Laterne und begann ein dickes Päckchen Banknoten zu zählen.

„Plötzlich näherte sich mir ein elegant gekleideter ältlicher Herr, klopfte mir auf die Schulter und sagte wohlwollend: ‚Seien Sie nicht so unvorsichtig, junger Freund. Sie scheinen viel Geld bei sich zu haben und könnten, wenn Sie es so offen sehen lassen, die Aufmerksamkeit eines Taschendiebes erregen.‘

„‚Ach,‘ sagte ich unbefangen, ‚ich will schon achtgeben, daß mir nichts fortkommt. ’s ist freilich viel Geld; es ist für meinen Meister eingegangen. Es sind 50 Zehnguldennoten; ich habe sie eben jetzt noch einmal durchgezählt.‘“

„O du Flunkerer!“ fiel der Schneidermeister ein, „sag einmal, woher hattest du denn so viel Geld? Gewöhnlich steckten in deinem ‚Portemonnaie‘ nicht die notwendigen fünf Kreuzer für ein Glas Bier am Sonntagnachmittag!“

„Ganz richtig,“ nickte Herr Schwenke. „Ich bin deinem Vater heute noch dankbar, daß er dafür sorgte, daß dein Portemonnaie meist so gut gefüllt war, daß du mit Leichtigkeit für uns beide zahlen konntest. — In meiner Brieftasche aber steckten wirklich 50 Zehnguldennoten. Freilich waren es nichts als ‚Neujahrswünsche‘ in der ansprechenden Form von Banknoten. Sie waren schon seit einigen Jahren unverkauft geblieben und meinem Meister daher fast wertlos geworden. Diese Noten hatte ich aus dem Kasten mit den Ladenhütern geholt und in die Brieftasche gesteckt. — Doch weiter! Der elegante Reisende schien sich lebhaft für mich zu interessieren; denn er fragte mich allerlei aus und warf dann und wann einen sonderbaren Blick auf die rote Brieftasche, die ich in die äußere Brusttasche meines Ueberziehers gesteckt hatte. Jetzt kamen wir an dem Bücher- und Zeitungsstande vorüber. ‚Welch ein merkwürdiger Einband das ist!‘ bemerkte der Fremde plötzlich und zeigte auf ein ziemlich hochstehendes Buch. ‚Ich sehe schlecht; können Sie vielleicht den Titel erkennen?‘

„‚Sommerausflug nach Norwegen‘ las ich gefällig.

„‚Wollten Sie die Güte haben, einmal zu fragen, was das Buch kostet?‘ bat der Fremde weiter. Ich that ihm auch diesen Gefallen und kam bald mit der Antwort zurück: ‚Das Buch kostet vier Mark fünfzig Pfennige.‘

„‚Bitte, kaufen Sie mir das Werk,‘ ersuchte mich der Reisende mit honigsüßer Stimme. ‚Ich muß rasch noch dem Stationsvorstande eine Mitteilung machen; ich komme gleich wieder.‘ Damit gab er mir ein Fünfmarkstück und wandte sich zum Gehen. Wir standen gerade jetzt ziemlich im Gedränge, so daß ich mich nicht wunderte, als der Fremde plötzlich heftig an mich stieß. ‚O verzeihen Sie!‘ rief er höflich und eilte, so rasch er konnte, davon. Mein ‚Bitte, es thut gar nichts,‘ hat er gewiß nicht mehr gehört. — Ich schaute ihm lächelnd nach und griff in die Brusttasche. Sie war natürlich leer! Der feine Herr war richtig auf den Leim gegangen. Na, dachte ich, der wird Augen machen, wenn er anstatt echter Zehnguldennoten in der alten Brieftasche fünfzig Neujahrskarten findet. — Getreu dem erhaltenen Auftrage kaufte ich das Buch. — Sie können sich wohl denken, meine verehrten Herren, daß der Mann nicht zurückkam, um den ‚Sommerausflug nach Norwegen‘ zu holen.

„Als wir eine Viertelstunde später im Coupé saßen, da fragte der Sohn meines Meisters ganz erstaunt, woher ich denn das schöne Buch hätte. ‚Das hat mir ein fremder Herr zum Andenken geschenkt,‘ erklärte ich lachend und erzählte die lustige Geschichte, wie ich von einem Spitzbuben, anstatt von ihm bestohlen zu werden, noch ein Geschenk erhalten hatte. — Der Sohn meines Meisters lachte herzlich, aber die junge Dame schüttelte ernsthaft den Kopf und meinte, ich hätte doch unrecht gethan, denn man dürfe einen Dieb nicht in Versuchung führen. — Das meine ich heute zwar auch, aber ich muß doch immer lachen, wenn ich das Werk ‚Sommerausflug nach Norwegen‘ gelegentlich unter meinen Büchern erblicke.“

Eine Ersteigung der Jungfrau im Berner Oberland.

In unserer Zeit, wo Alpenwanderungen und Ersteigungen hoher Berge etwas Allgemeines und gleichsam eine Mode geworden sind, haben unsere lieben Kameraden gewiß schon viel von diesem sogenannten „alpinen Sport“ gehört und darüber Näheres zu erfahren gewünscht. Wir wollen nun heute ihren Wunsch zu erfüllen suchen und ihnen an der Hand einer Reihe von guten, anschaulichen und lehrreichen Bildern eine solche Alpenwanderung vorführen, und zwar eine Ersteigung der „Jungfrau“, des höchsten Gipfels der Berner Alpen, welcher eine Höhe von 4167 m über der Meeresfläche erreicht und namentlich von der Wengernalp aus „mit ihrem schönen Pyramidenbau, ihrem weiten Schneemantel, ihrem leuchtenden Diadem von Firn (gefrorenem Schnee), mit ihren Gletschern und ihren von Lawinenzügen durchfurchten Felsengliedern einen Anblick voll unbeschreiblicher Majestät gewährt“. Unsere lieben Kameraden können sich einen ungefähren Begriff von dieser erhabenen, unvergeßlichen Großartigkeit machen, wenn sie unsere Illustration auf S. 697 betrachten, welche „die seit Ewigkeit verschleierte Jungfrau“ darstellt, wie sie sich vom Lautenbrunnenthal aus dem Blicke darbietet.

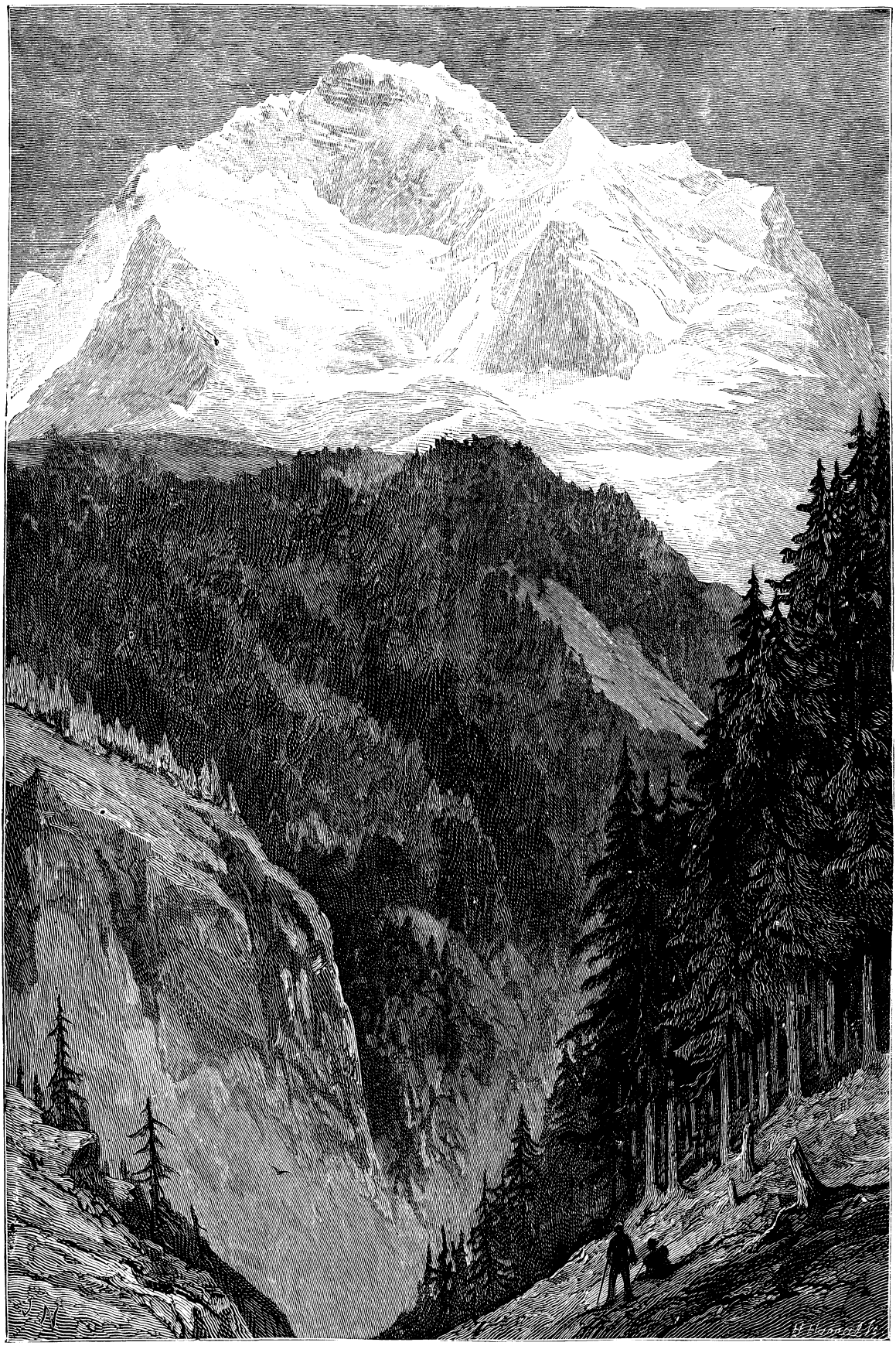
Die Ersteigung der Jungfrau ist eine großartige und höchst interessante Bergpartie, welche heutzutage häufig und selbst von Damen gemacht wird und für geübte ausdauernde Bergsteiger mit tüchtigen und kundigen Führern nicht schwierig, aber sehr anstrengend ist. Allerdings können sich nur reiche Leute diesen Genuß erlauben, da die Ausgaben sehr bedeutend sind. Man bedarf nämlich mindestens zwei Führer, welche für diese Tour von Grindelwald aus je 80 bis 100 Franken, vom Eggischhorn aus je 80 Franken bekommen, und die erforderlichen Träger erhalten ebenfalls für diese Partie je 40 Franken, wozu noch die Kosten für die Ausrüstung, die mitzunehmenden Lebensmittel u. s. w. kommen. Seit am „Bergli“, südlich vom Mönch, ein Pavillon oder eine Unterkunftshütte errichtet worden, ist die Ersteigung von Grindelwald aus sehr erleichtert, denn man übernachtet nun in der Hütte am Bergli und kann, wenn Witterung und Schneeverhältnisse günstig sind, die

Ersteigung in zwei Tagen abmachen. Ein anderer häufig benutzter Weg zum Aufstieg ist der vom Eggischhorn-Hotel und der Niederalp aus über den Aletschgletscher, wo man in einem allerdings beschwerlichen Marsch in 4½ Stunden zur Faulberghütte in 3870 m Meereshöhe aufsteigt und in dieser übernachtet. Am andern Morgen steigt man dann zu dem großartigen Amphitheater empor, wo die fünf Firnströme des Aletschgletschers sich vereinigen; von hier geht es dann durch weite Gänge und treppenartige Kamine zwischen Jungfrau und Kranzberg und dann über steile Firnhänge und an vielen Schründen vorüber, welche man an ein Seil angebunden umgehen oder mittels Leitern passieren muß, zum Rotthal-Paß und -Sattel hinan, worauf man an einem grausigen Abgrund vorbei sehr steil in zwei Stunden zur Spitze der Jungfrau emporklettert.

Die unmittelbare Umgebung der Jungfrau gehört zum Großartigsten und Erhabensten, was die Hochgebirgswelt der Alpen darbietet: kühne Spitzen und Höhen, zum Teil kahl und felsig, zum Teil mit ewigem Eis bedeckt, ragen am Horizont in erstaunlicher Mannigfaltigkeit empor und die tieferen Regionen sind eine ununterbrochene Masse von Schnee, Firn, Eis und Gletschern. Man steht hier vor einem der großartigsten Werke des ewigen Schöpfers, man schaut gleichsam dem lieben Gott in seine Werkstatt hinein, wie einmal ein großer Dichter sagte. Viele Jahrhunderte hindurch galten diese Bergspitzen für unnahbar und unersteiglich. Erst im Jahre 1811 erklimmten die Gebrüder Meyer aus Aarau den Gipfel der Jungfrau, und neuerdings ist, wie schon erwähnt, die Ersteigung so wesentlich erleichtert, daß sie mehrfach schon von Damen gewagt worden ist. Das nordwestlich von der Jungfrau liegende Silberhorn (11 359 Fuß hoch) galt lange Zeit ebenfalls für unersteiglich und ist erst am 4. August 1863 von Eduard v. Fellenberg und Karl Bädeker, dem Herausgeber der berühmten Reisehandbücher, erstiegen worden.

Derartige Bergpartien im Hochgebirge erfordern mancherlei Vorbereitungen: wer einen dieser höchsten Berge ersteigen will, der muß im Bergsteigen und Klettern geübt, gesund, ausdauernd sein und einen eisernen Willen haben, welcher alle Anwandlungen von körperlicher Schwäche und Ermüdung zu beherrschen und zu unterdrücken vermag. Er muß leicht, bequem, aber warm gekleidet und absolut schwindelfrei sein und strenge Mäßigkeit beobachten können. Solides Schuhwerk, Schneebrille, Kompaß, Schneegamaschen, gute Handschuhe, wollene Pulswärmer, ein tüchtiger Bergstock mit eiserner Spitze und einem Eisbeil zum Aufschrauben 2c. gehören zu den notwendigsten Ausrüstungsgegenständen. Vor allem aber muß sich der Bergsteiger mit erprobten, kundigen und tüchtigen Führern zu seiner Begleitung und einigen ausdauernden Trägern versehen, da man zum Zweck des Uebernachtens wollene Decken, Speisen, Getränke, Brennholz u. s. w. mitnehmen muß. Unsere lieben Kameraden mögen sich daher eine solche Expedition ins Hochgebirge ja nicht als so leicht vorstellen, denn sie ist eine ernste Sache, will wohl erwogen und vorbereitet sein und erfordert Mut, Beharrlichkeit, Uebung und vor allem Kenntnisse in Naturkunde und Alpenleben, welche man nicht aus Büchern allein erwerben kann. Dafür aber gewährt eine solche Bergfahrt auch einen unbeschreiblichen Hochgenuß, übt einen unsäglichen Reiz aus, gibt hohe innere Befriedigung und hinterläßt lebenslang unvergängliche Erinnerungen.

Die Ersteigung der Jungfrau, welche wir unseren lieben Kameraden schildern wollen, ward im Oktober 1880 ausgeführt und wahrscheinlich die letzte in dem genannten Jahre. Besser wählt man für solche Fahrten allerdings den Monat Juni, weil dann die Tage länger sind und noch reichlicherer Schnee liegt; aber auch der September ist noch sehr günstig für Hochgebirgsfahrten und bietet die schönste Beleuchtung und die klarsten Fernsichten. Wir hatten uns aber in jenem Jahre verspätet und waren erst im Oktober nach dem Berner Oberland gekommen. Am 15. Oktober morgens traten wir zu zweien die Wanderung nach dem Gipfel der Jungfrau an unter der Leitung des erfahrenen Peter Schlegel und eines andern Führers und mit zwei Trägern. Es hatte geschneit und der Schnee lag bis tief herunter, beinahe bis in die Thäler herab, und so mußten wir uns anfangs der Schneegamaschen bedienen. Der Anstieg war nicht so schwierig, als ich mir gedacht hatte, bis wir an den Engifelsen kamen, aber auch dieser war, wenn auch gefährlich aussehend, nicht so mühsam zu passieren (vergl. unser 1. Bild), und dann folgte ein stetiger Marsch über den schneebedeckten Vieſcher Gletscher, welcher uns beinahe unter den Berglifelsen brachte. Mehrere Stunden lang kletterten wir über den rohen, vielfach zerrissenen und an Gletscherschründen reichen Gletscher hinan, welcher so tief eingeschneit war, daß wir manchmal bis um die Hüften im Schnee wateten. Die Sonne ging herrlich unter, der Mond kam herauf und schien glänzend, bis wir die Berglihütte erreichten, welche so eingeschneit war, daß wir uns erst einen Weg zu derselben bahnen mußten, um die Thür öffnen zu können (vergl. unser 2. Bild). Wir waren sehr froh, daß wir nun ein Obdach vor dem schneidend kalten scharfen Wind erreicht hatten und uns unter Dach und Fach befanden, denn wir waren sehr ermüdet und ganz ausgetrocknet in der Kehle und den Atmungsorganen von der kalten dünnen Luft und hatten uns nicht einmal durch einen Trunk laben können, denn der Thee, welchen wir von Grindelwald mitgenommen hatten, war gefroren. Trotz der Kälte und des schneidenden Windes aber waren wir ganz durchschwitzt und unsere Unterkleider ganz durchnäßt, so daß das Feuer im Ofen uns ungemein wohl that. Die Führer bereiteten uns nun Thee und ein Abendbrot, welche beide wir mit Begierde zu uns nahmen, rauchten dann eine Cigarre und streckten uns, gut in Wolldecken gehüllt, zum Schlafe nieder. Ich konnte aber lange nicht einschlafen, weil ich vielleicht übermüdet und meine Nerven zu sehr aufgeregt waren. Nach zwei Uhr wurden wir von den Führern geweckt, machten uns schnell reisefertig und tranken noch einige Becher heißen Thee. Die Sterne funkelten hell am Himmel, als wir ins Freie traten und mit Hilfe einer Laterne über das Dach und an den Berglifelsen hinankletterten. Nachdem wir am Seil einen eisbedeckten Schneerücken und Felskamm überklettert hatten (siehe unser 3. Bild), wurden die Laternen ausgelöscht und wir stampften nun fünf oder sechs Stunde nlang durch einen beinahe knietiefen Schnee, passierten den Vieſcher Grat und das Mönchsjoch und überquerten dann den oberen Teil des Aletschgletschers, wo wir recht froh waren, wieder auf festes Eis zu kommen. Dann folgte der Anstieg zum Rotthalsattel, wo der Gletscher sehr steil geneigt und schwierig ist und es einer solch furchtbaren Mühe bedurfte, um auf Stufen, welche ins Eis gehauen werden mußten, an den steilen eisigen Wänden hinanzuklettern (siehe unser 4. Bild), daß wir mehr als eine Stunde brauchten, um eine Strecke von etwa hundert Meter zurückzulegen. (Schluß folgt.)



Die Jungfrau und das Lauterbrunnerthal.

Der Geist der Llano estakata.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

„Nein. Das würde ja die unverzeihlichste Zeitverschwendung sein. Auch wir wollten den Pecos erreichen und vielleicht dem Laufe desselben folgen, um die Llano zu umgehen. Da wir aber euch getroffen haben und ihr uns mitnehmen wollt, so werden wir also quer durch die Wüste gehen. Meint ihr, daß wir da auf Indianer treffen werden?"

„Schwerlich. Ein solches Zusammentreffen haben wir hier mehr zu fürchten als in den Plains. Da wir bisher keinen Roten sahen, so haben wir auch für später keine dergleichen Begegnung zu erwarten. Die Kerls schwärmen jetzt nicht, da zwischen den beiden Völkerschaften erst kürzlich die Kriegsbeile vergraben wurden."

„Das hört man gern. Aber wie steht es mit den sogenannten Llanogeiern? Diese sollen weit gefährlicher als sogar die Indianer sein."

„Pah! Das laßt euch ja nicht weiß machen! Ihr wißt nun, wie oft wir in der Llano waren, aber es ist uns noch nie geglückt, einen dieser Geier zu sehen, welche nur in der Phantasie dummer und furchtsamer Menschen leben."

„Aber der sogenannte Geist der Llano estakata?"

„Ist auch ein Hirngespinst, welches seinesgleichen sucht. Kindermärchen! Die Llano ist eine Sandstrecke wie jede andere auch. Es gibt da viel Sand und kein Wasser. Der Boden ist so unfruchtbar, daß nicht einmal Gespenster auf demselben wachsen. Und was den Wassermangel betrifft, so ist demselben sehr leicht abzuhelfen, denn es gibt Kaktuspflanzen genug, welche einen ganz trinkbaren Saft absondern. Es ist also gar keine Veranlassung vorhanden, sich vor den Plains zu fürchten."

„Habe mir das Gegenteil sagen lassen; aber da ihr die Gegend kennt, so glaube ich natürlich euren Worten. Wenn ihr euch nicht etwa ein Weilchen hier niederlassen wollt, so sind wir bereit, gleich aufzubrechen."

„Am besten ist's, wir reiten weiter. Hoffentlich halten eure Pferde es aus?"

„Sie sind weit besser, als sie aussehen; ihretwegen brauchen wir gar nicht zu säumen."

Das Aussehen der beiden Mexikaner war allerdings nicht geeignet, Mißtrauen zu erwecken, dennoch aber mußte es als eine Unvorsichtigkeit bezeichnet werden, daß die Yankees sich so schnell und ohne alle Prüfung entschlossen, mit ihnen zu reiten. Nur einer von den Vieren schien nicht ganz vertrauensselig zu sein, nämlich Ben New-Moon.

Er hatte diesen Beinamen erhalten, weil sein schwarzes, rundes Gesicht an dasjenige des treuen Trabanten unserer Erde erinnerte. Vielleicht war er erfahrener und auch scharfsinniger als seine drei Gefährten. Er ritt, als die Reiter sich nun flußabwärts in Bewegung gesetzt hatten, hinter den anderen her und hielt seinen Blick beobachtend auf die Mexikaner gerichtet. Einen offenbaren Grund, ihnen zu mißtrauen, fand er nicht; aber ein instinktives Gefühl sagte ihm, daß ihnen gegenüber Vorsicht doch am Platze sei.

So ging es am rechten Ufer des Toyah hinab. Von der Nähe der Llano estakata war nichts zu spüren. Gras, Sträucher und Bäume gab es genug; ja, gegen Abend traten die Bäume sogar so eng zusammen, daß sie einen Wald bildeten, durch welchen der Fluß seine Wasser in den Rio Pekos sandte.

Der Toyah führte viel erdige und sandige Bestandteile mit sich, welche er in der Weise in den Rio Pecos, der jetzt nicht viel Wasser besaß, abgelagert hatte, daß sich eine Barre quer und schief abwärts über den letzteren zog. Diese Barre wurde nur an wenigen schmalen Stellen, welche dem Wasser den Abfluß gestatteten, unterbrochen. Sie bildete eine Furt, auf welcher man den Uebergang unschwer bewerkstelligen konnte, da nur die erwähnten schmalen Stellen zu überschwimmen waren.

Es war noch nicht spät am Nachmittage, und so wurde beschlossen, den Uebergang noch heute zu bewerkstelligen und dann das Nachtlager drüben im Yuavh-Kai aufzuschlagen. Die Pferde schwammen ausgezeichnet, und so kamen die Männer wohlbehalten, wenn auch mit durchnäßten Beinkleidern hinüber. Von da aus wurde nach Norden geritten und die Stelle berührt, an welcher die Texaspacificbahn jetzt über den Rio Pecos geht. Dann hielt die kleine Gesellschaft auf einen Höhenstrich zu, dessen Fuß mit grünem Gebüsch bestanden war, während die Kuppen nackt und kahl erschienen.

Dort öffnete sich eine enge Schlucht, in welcher ein schmales, seichtes Wasser floß. Die beiden Mexikaner lenkten hinein und sagten den anderen, daß dies das „singende Thal" sei, welches weiter aufwärts bedeutend breiter werde.

Dieses Thal war sehr tief eingeschnitten. Es stieg nicht steil an und das Wasser hatte wenig Fall. Der Boden war grasig, doch zu beiden Seiten hatten sich Beifußarten am Felsen angesiedelt, ein sicheres Zeichen, daß man sich einer pflanzenfeindlichen Region nähere. Später traten die Seitenwände des Thales weiter zurück; die Sohle war mit lockerem Geröll bedeckt, und nur in unmittelbarer Nähe des Wassers gab es einen spärlichen, dünnen Rasen.

„Wäre es nicht besser gewesen, unten im Thale des Pecos zu übernachten?" fragte Ben. „Dort hatten wir Futter für die Pferde und auch dürres Holz und Gezweig zu einem Feuer. Hier in der Schlucht aber scheint es davon desto weniger zu geben, je weiter wir hineinkommen."

„Wartet es nur ab, Sennor!" antwortete Carlos Cortejo. „Weiter oben gibt es eine Stelle, welche sich so vortrefflich zum Lagern eignet, daß Ihr es uns dank wissen werdet, Euch dorthin geführt zu haben. In einer Viertelstunde sind wir dort."

Nach der angegebenen Zeit wurde das Thal plötzlich breiter und bildete einen beinahe kreisrunden Kessel, welcher einen Durchmesser von vielleicht tausend Fuß hatte. Er war von steilen Felswänden umschlossen, welche keinen Ausgang offen zu lassen schienen. Bald aber sahen die Yankees, daß es gerade ihnen gegenüber eine schmale, tiefe Ritze gab, durch welche man wohl weiter gelangen konnte.

Hier in diesem Kessel entsprang der Bach. Die Stelle, an welcher der Quell aus der Erde trat, lag tiefer als die Umgebung, und darum bildete das Wasser einen kleinen Weiher, welcher von einer dichten Hecke von Gesträuch eingefaßt wurde. Jenseits dieses Teiches, ganz in der Nähe des Felsenhintergrundes erblickte man eine fremdartige Pflanzengruppe. Dort standen zwei bis drei Meter hohe Gebilde, welche riesigen Kandelabern glichen; einige derselben waren sogar noch ein-

mal so hoch. Sie schienen weder Zweige noch Blätter zu haben, und ihre gerade emporgerichteten Arme trugen zahlreiche feigenartige Knollen. Das war eine Ansiedelung des Säulenkaktus, dessen feigenähnliche Früchte gegessen werden können. Emilio Cortejo deutete dorthin und sagte:

„Dort pflücken wir unser Abendmahl, und am Weiher gibt es genug Gras und grüne Blätter für unsere Pferde. Ich denke, ihr werdet zufrieden sein. Kommt, Sennores!"

Er setzte sein Pferd in Trab und ritt auf das Wasser zu; die anderen folgten ihm. Sie befanden sich ungefähr noch sechs Pferdelängen von den Büschen, da tönte ihnen ein lautes „Halt" entgegen. Natürlich hielten sie ihre Pferde an.

„Wer da?" fragte Porter, indem er ebenso wie die anderen, doch ohne jemand zu sehen, nach der Stelle des Gebüsches blickte, von welcher aus der Ruf erklungen war.

„Weiße Jäger," lautete die Antwort. „Wer seid ihr?"

„Reisende."

„Woher kommt ihr?"

„Aus Kalifornien."

„Wohin wollt ihr?"

„Hinüber ins Texas, nach Austin."

„Ueber die Llano?"

„Ja."

„Einige von euch haben ehrliche Gesichter, die anderen nicht. Doch wollen wir es mit euch versuchen, Mesch-schurs."

Die Büsche teilten sich. Zwei Gewehrläufe waren zu sehen, und dann traten die beiden hervor, welchen die Gewehre gehörten. Der eine war ein vollbärtiger, breitschulteriger Mann und der andere ein blonder, bartloser Jüngling, welcher wohl noch nicht zwanzig Jahre zählte. Sie waren ganz in Leder gekleidet und trugen breitkrämpige Biberhüte auf den Köpfen.

„All devils!" sagte Porter. „Wieviel Truppen habt Ihr denn da am Wasser liegen?"

„Keine, Sir."

„So seid Ihr allein?"

„Ja."

„Und wagt es, sechs gut bewaffneten Männern mit angeschlagenen Gewehren entgegenzutreten?"

„Pah!" antwortete der ältere. „Wir haben Doppelläufe. Vier von euch hätten wir mit den Gewehren aus dem Sattel genommen, und für die beiden letzten hätten die Revolver ausgereicht. Wir sahen euch kommen. Einige eurer Gesichter sind ganz leidlich. Darum lassen wir euch herein. Käme es auf uns an, so müßten die anderen umkehren."

„Bedenkt Ihr nicht, daß dies eine Beleidigung ist?"

„Aufrichtig ist's, beleidigen will ich nicht. Uebrigens habe ich diejenigen, welche mir nicht gefallen, nicht bezeichnet. Haltet also Frieden und kommt an das Wasser."

Eine Ersteigung der Jungfrau im Berner Oberland: Die Ostseite des Rotthalsattels.

Die sechs Reiter thaten das und stiegen am Ufer des Weihers ab. Dort weideten die Pferde der zwei Fremden, denn es gab da einen saftigen Rasen. Eine Stelle, an welcher Asche lag, deutete an, daß hier ein Feuer gebrannt habe. Dort ließen sich die beiden nieder, welche einander so ähnlich sahen, daß man in ihnen Vater und Sohn vermuten mußte.

Sie sahen nicht aus, als ob sie Neulinge im fernen Westen seien. Der Vater machte den Eindruck eines erfahrenen, mutigen Jägers, und auf dem jugendlichen Gesichte seines Sohnes lag ein so ruhiger, bedachtsamer Ernst, daß man gleich vermutete, er sei trotz der geringen Zahl seiner Jahre bereits in einer guten Schule gewesen.

Sie wurden von den anderen halb neugierig, halb mißtrauisch gemustert. Dann setzten sich diese zu ihnen hin und zogen ihren Proviant hervor, welcher aus gedörrtem Fleische bestand. Dieses muß man dort, wo von einer ergiebigen Jagd keine Rede ist, stets bei sich führen.

„Wollt Ihr uns wohl sagen, Sir, wie lange Ihr Euch schon hier befindet?" fragte Porter, welcher die Führung des Wortes übernahm.

„Seit gestern Abend", antwortete der ältere Jäger.

„Schon! Das hat ja den Anschein, als ob ihr lange hier verweilen wolltet."

„Ist auch der Fall."

„Aber, Sir, diese Gegend ist gefährlich. Sie ist zum Aufschlagen eines Wigwams nicht geeignet."

„Aber sie gefällt uns und liegt uns recht, Master. Wir haben droben in den Bergen ein Stelldichein. Diejenigen, welche wir erwarten, kommen über die Llano und durch dieses Thal. Da wir zu früh eingetroffen waren, so wurde uns die Zeit zu lang, und wir ritten unseren Freunden bis hierher entgegen."

„Wann werden diese kommen?"

„In zwei oder drei Tagen."

„Wenn ihr so lange warten wollt, so könnt ihr sehr leicht die Bekanntschaft der Apachen und Komantschen machen!"

„Thut nichts. Wir leben mit ihnen in Frieden."

„Wir auch. Aber den Roten ist ja niemals zu trauen. Sie kommen stets in hellen Haufen, und wenn man nur zu zweien ist wie ihr, so ist eine solche Begegnung sehr gefährlich."

„Mag sein, macht uns aber keine Sorge. Wir haben einen bei uns, welcher eine ganze Schar Indianer aufwiegt."

„So seid ihr also nicht allein, sondern zu dreien! Wo ist der Mann?"

„Er ritt fort, um zu rekognoszieren, wird aber bald wiederkommen."

„Er soll so viel wert sein wie eine ganze Schar Indsmen, sagt Ihr? Da müßte er ein ganz außerordentlicher Jäger sein, etwa wie Old Shatterhand. Kennt ihr den?"

„Ja, doch ist er es nicht."

„Wer denn?"

„Werdet es sehen, wenn er kommt. Er mag sich euch selbst vorstellen. Mein Name ist Baumann, und dieser junge Westläufer ist Martin, mein Sohn."

„Danke, Sir! da ihr uns eure Namen nennt, sollt ihr auch die unserigen erfahren. Ich heiße Porter; Blount und Falser sind diese beiden, und das dunkle Mondgesicht hier wird natürlich Ben New-Moon genannt. Die übrigen zwei Masters trafen heute Mittag auf uns. Sie kommen von einer Estancia aus der Gegend von San Diego und Cobledo und wollen über die Llano, um Gelder einzukassieren für ihren Herrn, dessen Ober-Vaqueros sie sind. Sie heißen Carlos und Emilio Cortejo."

So oft er einen Namen nannte, deutete er auf den Träger desselben, welchen Baumann dann genau betrachtete. Am längsten blieb der Blick des Jägers auf den beiden Mexikanern haften. Seine Brauen zogen sich zusammen und sein Bart zuckte leise um den Mund. Carlos mochte das bemerken und sich darüber ärgern, denn er sagte:

„Nun ihr unsere Namen wißt, möchte ich Euch fragen, Sennor Baumann, wer diejenigen sind, deren Gesichter Euch so wenig gefallen?"

„Das brauche ich wohl nicht zu sagen, da die Betreffenden es ohnedies sehr bald bemerken werden. Also in der Gegend von San Diego und Cobledo liegt eure Estancia? Darf man erfahren, wie sie heißt?"

„Es ist die Estancia del Cuchillo."

„Und der Besitzer?"

„Heißt Sennor — — Sennor Montano."

Er hielt, bevor er den Namen nannte, inne, als ob er sich auf denselben besinnen müsse. Das mußte auffallen. Ein Angestellter muß doch wissen, wie sein Prinzipal heißt. Baumann fragte, ohne sein Mißtrauen jetzt schon in Worten auszudrücken, weiter:

„Und ihr seid die obersten Vaqueros oder Peons von Sennor Montano?"

„Ja."

„Hat er noch weitere solche Oberbeamte?"

„Nein. Wir sind die einzigen."

„Nun", meinte der Jäger jetzt, „so will ich euch eure vorige Frage beantworten, indem ich euch aufrichtig sage, daß ihr beide es seid, deren Gesichter mir nicht gefallen."

Die beiden Mexikaner legten ihre Hände sofort an ihre Messer.

„Sennor, das ist eine direkte Beleidigung. Vorhin war sie nur indirekt; da konnten wir sie mit Schweigen übersehen!"

„Ihr werdet sie auch jetzt ertragen müssen. Ich bin gewöhnt, einem jeden zu sagen, was ich von ihm denke, und es fällt mir nicht ein, mit euch eine Ausnahme zu machen."

„Nun, was denkt ihr denn von uns?"

Baumann zog seinen Revolver aus dem Gürtel, als ob er mit demselben nur spielen wolle, und antwortete, indem sein Sohn auch zu dem seinen griff:

„Ich denke, daß ihr Lügner seid, wenigstens Lügner, wenn nicht noch mehr."

Da sprangen die beiden Mexikaner auf und rissen ihre Messer aus dem Gürtel.

„Das widerruft auf der Stelle, Sennor, sonst zwingen wir Euch dazu!" gebot Carlos.

Baumann blieb ruhig liegen, richtete aber den Lauf der kleinen und doch so gefährlichen Schießwaffe auf den Sprecher und sagte:

„Tretet mir nicht etwa einen Schritt näher, Master Cortejo! Meine Kugel würde Euch treffen und diejenige meines Sohnes Euern Bruder. Sobald ihr etwa nach euren Pistolen greift oder sonst eine verdächtige Bewegung macht, werdet ihr ohne Sang und Klang aus dieser Welt befördert. Ich heiße Baumann, der Name wird Euch unbekannt sein. Die Sioux nennen mich Mato-poka, die Komantschen Vila-yalo, die Apachen Schoschinsik, die spanisch sprechenden Jäger El cazador del oso, und die englisch Redenden Bear-hunter, was alles ganz dasselbe bedeutet, nämlich „der Bärenjäger". Vielleicht erinnert Ihr Euch jetzt, einmal etwas von mir gehört zu haben."

„Wie? Was? Der „Bärenjäger" seid Ihr, Sir?" rief Ben New-Moon. „Ich meine nämlich den Deutschen, welcher droben in der Nähe der schwarzen Berge einen Store hatte und nebenbei den Grizzlys das Leben so sauer machte?"

„Ja, der bin ich, Sir."

„Dann habe ich freilich viel von Euch gehört. Wart Ihr nicht von den Sioux gefangen genommen und hinauf in den Nationalpark geschleppt worden?"

„Das passierte mir allerdings; aber Old Shatterhand und Winnetou haben mich wieder geholt. Mein Sohn hier war bei ihnen."

„Das hat man mir erzählt. Es soll das eine der bedeutendsten Thaten Old Shatterhands gewesen sein. Wenn Ihr dieser Mann seid, so freut es mich außerordentlich, Euch getroffen zu haben, und ich hoffe, daß die kleine Differenz zwischen Euch und diesen Sennores sich ausgleichen lassen wird. Vielleicht nehmt Ihr Euer Wort zurück?"

„Das Wort Lügner? Nein."

„Aber könnt Ihr es beweisen?"

„Ja. Ich pflege nie etwas zu behaupten, was ich nicht beweisen kann. Ein Estanciero schickt nicht gerade seine beiden Oberknechte in die Llano; darauf könnt Ihr Euch verlassen. Einen von ihnen braucht er stets auf der Estancia. Soll der andere wirklich Geld kassieren, so gibt er ihm einen oder wahrscheinlich mehrere Vaqueros mit. Ueberdies haben wir uns gerade jetzt zwei Monate lang in der Gegend zwischen El Paso und Albuquerque aufgehalten. Wir sind in jeder Estancia und Hacienda eingekehrt, haben aber gerade bei San Diego und Cobledo weder eine Estancia del Cuchillo noch einen Estanciero Namens Montano gefunden."

„So seid Ihr an unserer Besitzung vorüber geritten", erklärte Emilio.

(Fortsetzung folgt.)

Schlittenfahren im Sommer.

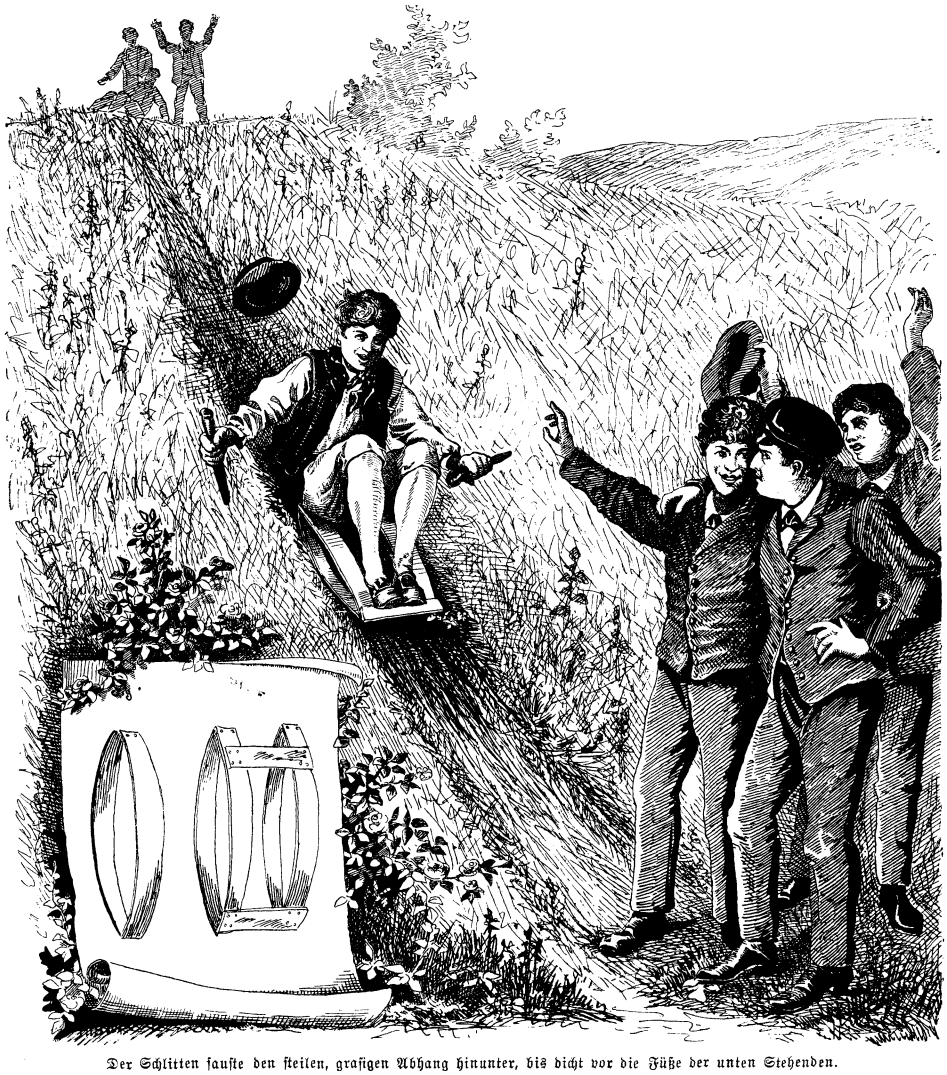
Vor dem Neuthor der alten Bischofsstadt Münster liegt auf dem Wege nach dem Dörflein Kinderhaus ein Hügel, welcher den Namen „Nubbenberg“ führt. Da ringsherum nur Flachland ist, so mochte dieser Hügel den Umwohnern wohl als ein Berg erscheinen. Im weiteren Umkreise ziehen sich um den Hügel Kornfelder, durchschnitten von münsterländischen „Wallhecken“, während den engeren Umkreis Heideland und Ginsterwildnis bilden. Die Abhänge des Hügels sind teils mit kurzem Heidekraut, teils mit saftlosem Sandgras bewachsen; auch Stellen gibt es, wo der nackte gelbe Sand zu Tage tritt. Den abgeplatteten Gipfel des Hügels krönt eine verkrüppelte Linde, eine sogenannte Kopflinde, an welcher im Frühjahr die roten Knospen gleich Blutstropfen hängen.

Ehemals war der Nubbenberg eine Hinrichtungsstätte — aber das ist schon lange her. In unseren Tagen hallt er wider von den munteren Spielen und den fröhlichen Zurufen harmloser Knaben.

Auch ich habe in meiner Jugend dort gespielt und gejubelt.

Wir Schüler des Gymnasium Paulinum hatten am Dienstag- und Donnerstagnachmittag die Schule frei. Dann zogen wir Studentchen des Stadtteils „Ueberwasser“, der zunächst dem Neuthor liegt, hinaus ins Freie und wanderten unter Sang und Klang zum Nubbenberg. Dort angelangt, bestiegen wir zunächst den Gipfel und blickten, an die alte Linde gelehnt, hinaus ins Land, das mit den grünen, gelben oder braunen Vierecken seiner Fruchtfelder wie ein ausgespanntes buntes Tuch zu unseren Füßen lag. Die grünen oder braunen Buschhecken bildeten Säume und Borten an diesem Tuche. In der Ferne winkte das schieferblaue Türmchen der Kinderhäuser Dorfkirche und ließ mit hellem Glöcklein die Stundenschläge durch die stille Weite erzittern. Hier und dort blickte aus krausen Eichenwipfeln der graue Brettergiebel eines Bauernhauses hervor. Denn noch heute wohnen die Münsterländer, diese Nachkommen der altgermanischen Brukterer, einzeln und zerstreut. „Colunt discreti ac diversi — suam quisque domum spatio circumdat“ — so lasen wir vor einigen Tagen während des lateinischen Unterrichts in betreff unserer Altvordern in der Germania des Tacitus.

Hatten wir die Aussicht zur Genüge genossen und dabei nach der halbstündigen Wanderung frische Kräfte gesammelt, so ging's ans Spielen. Ganz zwanglos machte sich das. Zunächst stürmte einer mit lautem Juchheschrei den Abhang des Hügels hinunter; ein zweiter, ein dritter folgte ihm; die anderen blieben oben. Die unten Angelangten wollten den Hügel wieder hinaufstürmen. Nun aber fühlten sich die oben Gebliebenen plötzlich als Herren und Besitzer der ragenden Erdburg; mit lautem Hurra warfen sie sich den Anstürmenden entgegen und stießen diese den Abhang hinunter, daß sie purzelnd und sich überschlagend über das weiche Heidekraut oder den noch weicheren Sand rollten. „Nächstens bringt ein Säckchen mit, worin ihr eure Gebeine heimtragen könnt!“ riefen die übermütigen Sieger den Besiegten zu. Vae victis! Aber siehe da, die Besiegten rappelten sich aus Sand und Heidekraut wieder auf, schüttelten die blonden germanischen Locken, warfen aus ihren bläulichen Augen trotzige Blicke nach der Höhe, ballten die Fäuste und stiegen, die Füße fest aufgestemmt, den Oberkörper vorgebeugt, wieder die Hügelwände empor. Ein neuer Kampf begann, diesmal erbitterter als der erste, und nicht selten geschah es, daß nunmehr die Sieger von vorhin den Abhang hinunter torkelten. Waffenstillstand wurde geschlossen, und die zeitweiligen Sieger schmückten ihr Haupt mit Kränzen aus



Der Schlitten sauste den steilen, grasigen Abhang hinunter, bis dicht vor die Füße der unten Stehenden.

Eichenlaub, das aus der nahen Buschhecke geholt wurde.

Besonders herrlich war's zur Zeit der Ginsterblüte auf dem Nubbenberg. Dann leuchteten die bis dahin kahlen, dunkelgrünen Ruten des Besenginsters oder Brams am Fuße des Hügels von Millionen großer goldgelber Schmetterlingsblüten, daß ein Saum von gelben Flammen den Hügel zu umlohen schien. Wenn wir durch die Blütenbüsche stürmten, dann streckten die hohen, dichten, reichbeladenen Zweige sich nach unserer Hand, sie schmiegten sich an unsere Brust, sie streichelten uns Wange und Haar und würzten die Luft, die wir atmeten, mit ihrem angenehmen Duft. Von der Spitze des Hügels blickten wir entzückt auf die leuchtende Blumenherrlichkeit, um dann mit lautem Juchhe den Hügel wieder hinabzukollern, mitten in die Blütenherrlichkeit hinein, wo die straffen, elastischen Ruten des Ginsters uns trugen und wiegten gleich den Sprungfedern einer Matratze, — wo tausend Blüten uns vor den Augen tanzten, leuchteten und funkelten.

O Ginsterblüte, Ginsterblum',
Kein Strauch der Heid' ist bunter,
Und lieblich ist's, am Sommertag
Zu liegen mitten drunter!

War die Ginsterblüte vorbei, dann suchten wir zwischen dem Heidekraute die kleinen karminroten Federnelken, welche nirgends bei Münster wuchsen als nur hier.

„Räuber und Gendarm" und andere Fang- und Kriegenspiele füllten die schöne Jahreszeit bis zum Herbste aus. Im September und Oktober ließen wir den Papierdrachen steigen, wobei wir es so einzurichten wußten, daß wir nach vielem Hin- und Herlaufen unseren letzten Standort auf der Kuppe des Hügels nahmen. Die Höhe des Hügels kam auch der Höhe des Drachens zu gute, und wie ein winziger, schwarzer Punkt erschien das papierene Ungeheuer in der stillen, grauen Herbstluft.

Im Winter lag der Nubbenberg, mit blendendweißem Schnee bekleidet, wie ein riesiger Block von karrarischem Marmor da. Keuchend und schwitzend — ja schwitzend trotz der Winterkälte — bahnten wir uns mit unseren kleinen Handschlitten den Weg zur Höhe. Der nach dem Dorfe Kinderhaus gelegene Abhang zeichnete sich besonders durch eine sanft verlaufende, weit ins Thal hinuntergreifende Schrägung aus: hier setzten wir oben die kleinen Handschlitten an, kauerten uns, die Kniee gegen die Brust gezogen, auf den Bretterstitz und sausten dann pfeilschnell den Abhang hernieder ins Thal. War der Schnee von den Kufen der Schlitten erst festgedrückt, so wurde er glatt und glätter, und damit stieg auch die Geschwindigkeit der Schlitten. Mühevoll war allerdings der Rückweg zum Hügel wieder hinauf; man mußte ihn auf „Schusters Rappen" machen, den Schlitten am Seile hinter sich herziehend; aber um so müheloser war das Hinuntergleiten — herrlich war es und köstlich, nur leider allzuschnell rauschte es vorüber — — wie alle Freuden des Lebens!

Die Erinnerung an die fröhlichen Spiele meiner Jugend hat mich fortgerissen. Da stecke ich weitschweifiger Mann wahrhaftig mitten im Winterschnee, während ich doch vom Schlittenfahren im Sommer erzählen wollte. Nun will ich aber schleunigst zur Sache kommen. Das heißt, einen ganz kleinen Umweg muß ich doch noch machen.

Auf der Obertertia erhielten wir einen Mitschüler, welcher aus England kam. Harry Osborne hatte eine deutsche Mutter und sprach deshalb das Deutsche ganz geläufig. Der Vater war in England gestorben, deshalb war Frau Osborne wieder nach Münster, ihrer Heimat, gekommen. Harry war ein prächtiger Junge, groß, schlank, kräftig, blau von Augen, blond von Haaren, mit einer Hautfarbe wie Milch und Blut, oder, wie die Dichter sagen, wie Lilien und Rosen; Harry war auch ein Meister in allen körperlichen Uebungen, im Laufen und Springen, im Turnen und Schwimmen, im Rudern und Schlittenfahren, denn in England liegt man dem „Sport", worunter alle körperlichen Uebungen begriffen sind, weit mehr ob als in Deutschland. Gar bald hatten wir Harry an schulfreien Nachmittagen mit hinausgenommen zum Nubbenberg, und mit Lust und Liebe, mit unschuldigem Frohsinn und großer Geschicklichkeit beteiligte er sich an unseren Spielen. Höchst willkommen war uns auch der Umstand, daß Harry einen kleinen schwarzen Affenpinscher besaß, „Bob" geheißen, der immer mit uns hinauslief und springend und kläffend unsere Spiele begleitete. Nach den Herbstferien war Harry auf unsere Klasse gekommen; Spätherbst, Winter und Frühjahr hatte er sich mit uns auf dem Nubbenberge getummelt; der Ginster war abgeblüht und die kleinen karminroten Federnelken begannen schon aus dem olivengrünen Heidekraute hervorzulugen; da überraschte uns eines Nachmittags unser Freund, als wir uns am Neuthor trafen, durch ein sonderbares Gerät, welches er am Arme trug: ein viereckiges Gerüst aus Faßdauben schien's zu sein, mit zwei Querbrettchen versehen; durch das viereckige Loch in der Mitte hatte Harry den gekrümmten Arm gesteckt und so trug er das sonderbare Ding, das übrigens seiner geringen Bestandteile wegen nicht schwer sein konnte, mit leichter Mühe.

„Was hast du da für ein sonderbares Gestell?" fragten wir.

„Das will ich euch sagen, wenn wir auf dem Nubbenberge sind," antwortete unser Freund mit geheimnisvollem Lächeln.

Wir waren recht begierig auf die Erklärung, aber Harry ließ sich durch unsere wiederholten Fragen nicht erweichen. Voller Spannung und deshalb schneller als sonst legten wir trotz der sommerlichen Wärme unseren Weg zurück. Am Nubbenberg angelangt, warfen wir uns zunächst, um ein wenig zu verschnaufen, ins weiche Heidekraut. „Harry, so sag' uns endlich, was für ein Gestell das ist, was du da mit dir führst?" lautete unsere erneute Bitte.

„Ihr sollt es sehen mit eigenen Augen," entgegnete Harry, „wenn ihr hier unten bleiben wollt, während ich den Hügel hinaufsteige. Eine demonstratio ad oculos, wie der Lateiner sagt, werd' ich euch vorführen."

Harry stieg alsbald den Hügel hinauf, sein rätselhaftes Werkzeug am Arme tragend. Wir anderen blickten ihm mit Spannung nach. Oben angelangt, legte der junge Engländer sein hölzernes Gestell auf den grasigen Abhang. Das Gestell erinnerte lebhaft an jene breiten, stählernen, elliptischen Sprungfedern, die man unter den Kästen unserer Kutschwagen sieht; denkt man sich zwei dieser elliptischen Sprungfedern in einem geringen Abstand aneinander gekoppelt, so hat man die Form des Gestelles, das dort oben auf dem Rasenabhang lag. Harry warf seine Jacke ab, steckte seine graue Sommerhose in die langen, blauen Strümpfe, die er mit einem Riemchen unterband, und schwenkte dann seinen Strohhut wie zum Gruße nach uns herüber. Hierauf zog er aus der Hosentasche zwei kurze hölzerne Pflöcke, von denen er in jede Hand einen nahm, und im nächsten Augenblicke saß er auf dem liegenden Gerüste, die Kniee gegen die Brust gezogen. Ein leichter Ruck mit dem Körper — und der Schlitten (ja, als einen Schlitten erkannten wir in diesem Augenblicke das

Gestell!) sauste, erst langsam, dann schneller und immer schneller, den steilen, grasigen Abhang hinunter, bis dicht vor die Füße der unten Stehenden. Diese begrüßten mit lautem Hurra den kühnen Sportsman.

„O, das ist herrlich — ein kleiner Schlitten — ein Schlitten im Sommer — das ist ganz was Neues!“ jauchzten wir durcheinander.

(Schluß folgt.)

Wie der Name „Mansfeld“ entstanden ist.

In Deutschland gab es lange Zeit das Geschlecht der Grafen von Mansfeld und eine Grafschaft Mansfeld, aus welcher letzteren man die beiden preußischen Kreise gebildet hat, den Mansfelder Gebirgs- und den Mansfelder Seekreis; aber auch in England existiert der Name Mansfield-Mansfeld, und noch heute besteht dort das Geschlecht der Mansfields, das seinen Hauptsitz in Cannewood in Middlesex hat. In dem deutschen, wie in dem englischen Geschlechte der Mansfelds findet sich der Vorname Hoyer häufig. So wird ein deutscher Graf Hoyer als kaiserlicher Feldhauptmann genannt, der in der Schlacht am Welfesholze fiel und um den sich die Sage vom „verworrenen Steine“ dreht. Die Engländer datieren die Entstehung des Namens „Mansfeld“ bis zu König Artus' Tafelrunde zurück. An letzterer zeichnete sich nach ihrer Sage ein stattlicher, aber rothaariger Ritter, mit Namen Hoyer der Rote, aus, den der König Artus wegen seiner Tapferkeit und Mannhaftigkeit ehrte, ehrliche Männer achteten und Feiglinge und Hofschranzen haßten und beneideten. Von ihm sagte Artus: „Das ist der rechte Mann im Felde!“ und — siehe da! — alsbald wurde Hoyer der Rote „Hoyer der Mansfelder“ genannt.

Ein wenig anders, aber verwandt ist die deutsche Sage von der Entstehung des Namens der Grafschaft und der Grafen Mansfeld. Sie lautet: Der Stammvater der Mansfelder hatte seinem kaiserlichen Herrn viele Schlachten gewonnen. Als nun einmal Kaiser Heinrich sein Hoflager auf der Burg bei Wallhausen in der goldenen Aue abhielt, forderte er seinen getreuen Feldhauptmann auf, sich eine Gnade auszubitten. Sofort bat ihn dieser um ein Stück Land zum Eigentum, welches er mit einem Scheffel Gerste umsäen könne, und das an die „goldene Aue“ grenze. Ohne sich zu bedenken, gewährte ihm der Kaiser die Bitte. Da nahm der tapfere und dabei kluge Rittersmann einen Scheffel Gerste vor sich aufs Roß, und indem er im Galopp das von ihm gewünschte Land umritt, ließ er aus einem Loch im Sacke die Körner ziemlich einzeln und allmählich fallen, und als der Sack leer war, hatte er die Grenzen der nachmaligen Grafschaft Mansfeld umsät und ein Stück Land mit „zweihundert und zwei Dörfern“ gewonnen.

Das erregte natürlich den Neid der übrigen Mannen, und man ließ ihn durch den kaiserlichen Rat des Betruges beschuldigen. Der Kaiser aber lächelte und sprach: „Gesagt ist gesagt! Kaiserliches Wort muß gehalten werden, wie man es auch deuten mag! Das ist des Mannes Feld!“ Daher rührt der Name Mansfeld und nicht allein der Name, sondern auch die Gerstenkörner im Wappen der Grafen von Mansfeld.

Trauriger Ruhm.

Benedikt Carpzow, der Professor der Rechtsgelahrtheit in Leipzig war und den man lange Zeit den Vater der Kriminalisten nannte, hat, wie Oldenburger erzählt, gegen 20 000 Todesurteile veranlaßt, ein trauriger Ruhm, der in der That mit lauter Blut bezeichnet ist. Wie unzählige Unschuldige mögen sich darunter befunden haben, denn er verurteilte Hexen, Ketzer u. s. w. zum Tode. Zugleich konnte er sich rühmen, die Bibel über fünfzigmal ganz durchgelesen zu haben.

Gegen das Nachäffen des Französischen,

das namentlich um die Mitte des dreißigjährigen Krieges begann, erhoben sich, es sei dies zu Ehren der Deutschen gesagt, schon damals die Stimmen deutscher Dichter. So richtet Johann Grob (1643 bis 1697) gegen die Nachahmungssucht des Französischen seinen Spott in folgenden Versen:

„Was für Grillen kommen jetzt von dem Alamodeleben?
Frankreich muß die Ueberschrift auf die deutschen Briefe geben,
Die ein Deutscher einem Deutschen auf dem deutschen Boden send't,
Und dazu durch deutsche Boten, die dies Narrenwerk oft blend't.
Wenn ein Franzmann Gleiches thät innert seines Landes Grenzen,
Würde man mit Alberlaub ihm das blöde Haupt bekränzen;
Aber Deutschland scheint bezaubert, daß es mit der Kleidertracht,
Samt dem Gehen, Thun und Treiben sich zu Frankreichs Affen macht.“

Die Stockschleuder.

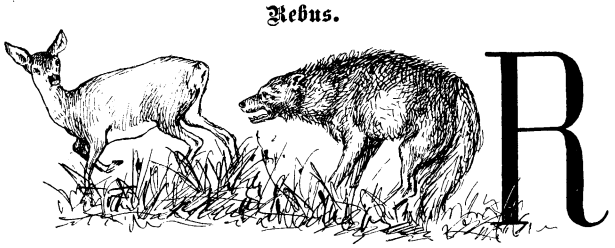
Wenn sich unsere lieben Kameraden einen deutlichen Begriff von der Centrifugal- und der Anziehungskraft der Erde machen wollen, so dient dazu nachstehendes kleine Experiment mit der Stockschleuder, welche unsere nebenstehende Figur veranschaulicht. Man nimmt einen dünnen Spazierstock oder ein spanisches Rohr, steckt an das dünnere Ende desselben eine Kartoffel oder eine Lehmkugel so, daß sie ziemlich fest an der Spitze anhaftet. Dann behandelt man den Stock oder das Rohr wie eine Schleuder, d. h. man führt damit einen tüchtigen Hieb nach oben oder eine Rotation von rückwärts nach oben aus, in welcher man rasch innehält, wenn das Ende so ziemlich gen Himmel weist, die Kartoffel oder Lehmkugel fliegt dann im Bogen weit hinaus, erreicht infolge der Centrifugalkraft einen ziemlich hohen Punkt in der Luft und senkt sich, von der Erde angezogen und dem Gesetz der Schwere gehorchend, in schön gebogener Kurve, einer sogenannten Parabel, wieder zur Erde herab, bis sie auf derselben auffällt.

Die Stockschleuder.

Logogryph.

Nimm einem Held der Feder
Die letzten Laute fort,
Ein Held wird dir dann bleiben
Dereinst der Freiheit Hort;
Entferneſt du indessen
Die ersten Laute vorn,
Geliebt hat's über alles
Der edlen Tonkunst Born.

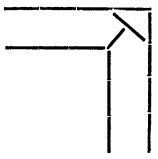
Rebus.



Homonym.

Entsetzen dich wohl packen mag,
Kommt das Verbrechen an den Tag,
Das frevelnd ich begangen.
Doch läßt man ruhig es geschehn,
Daß noble Herren mit mir gehn;
Wie mag's zusammenhangen? —

Lösung der Streichhölzeraufgabe in Nr. 43.



Auflösung des Homonym in Nr. 43.

Leisten.

Auflösung des Logogryph in Nr. 43.

Raum, Saum, Zaum, Baum.

Fragen und Antworten.

Hans v. D. Man hat Dir gesagt, daß es ein sehr einfaches Verfahren gäbe, eine Ellipse zu konstruieren, und man hat Dich recht berichtet. Warum aber hat Dir Dein Gewährsmann dasselbe nicht gleich demonstriert? Muß eben wieder Dein „G. K." Auskunft geben. Also höre: Eine Ellipse hat bekanntlich 2 Achsen, eine größere (s. Fig. 1) a b und eine kleinere c d. Sind die Längen der beiden Achsen bestimmt, so nimm einen Faden, genau so lang, als die beiden Achsen zusammen messen, und knüpfe ihn an beiden Enden zusammen. Wenn also die Achse a b 12 cm und die Achse c d 8 cm lang sind, so muß der geknüpfte Faden 20 cm doppelt genommen, die Hälfte also 10 cm messen. Nun suche die beiden Brennpunkte der großen Achse. Nimm die Hälfte der großen Achse a b in den Zirkel, setze diesen im Punkt c ein und schneide damit die Linie a b auf beiden Hälften, wodurch die Brennpunkte f f gefunden sind. In jeden dieser beiden Brennpunkte stecke eine Nadel, ziehe den Faden um und setze den Bleistift innerhalb desselben ein. Nun fährst du mit leichtem Druck, den Bleistift an dem gespannten Faden nach außen ziehend, rundum (Fig. 2) und die Ellipse ist fertig.

F. L. in K. Du denkst wohl: Doppelt genäht hebt gut. Der „G. K." hat nichts dagegen; siehe unter Tauschmarkt. So recht?

Akrobat. Wer wird denn aber auch gleich alles nachmachen, Du Närrchen! Wünschen gute Besserung!

Einjährig-Freiwilliger in spe, Graz. In Oesterreich-Ungarn fordert man für Zulassung als Einjährig-Freiwilliger im allgemeinen einen höheren Schulbildungsnachweis als in Deutschland und zwar: a) wenn der Dienst auf eigene Kosten abgeleistet wird: Studienzeugnisse über den vollendeten letzten Jahrgang an einem Obergymnasium oder einer Oberrealschule oder einer dieser gleichgestellten Lehranstalt, wenn sie mindestens die erste Fortgangsklasse ausweisen, in deren Ermangelung die von den Prüfungskommissionen erteilten Zeugnisse der Befähigung oder die von dem Aspiranten etwa abgelegte Prüfung zum Berufskadetten; b) wenn der Präsenzdienst auf Staatskosten abgeleistet wird: die in a bezeichneten Studienzeugnisse, wenn sie die allgemeine Vorzugsklasse ausweisen,

Maturitätszeugnisse, Reifezeugnisse, Abgangszeugnisse } der den Obergymnasien und den Oberrealschulen gleichgestellten Lehranstalten.

Zeugnisse über eine mit dem Ergebnisse der Befähigung zurückgelegte Staatsprüfung, wenn diese Staatsprüfung Universitätsstudium, bezw. Studien an einer Hochschule bedingt. Mediziner haben ferner die amtliche Bestätigung des Dekans des betreffenden Professorenkollegiums, daß er als ordentlicher Hörer inskribiert ist und die Kollegien thatsächlich besucht, oder das Doktordiplom vorzulegen. — Das Aufnahmsgesuch ist bei dem Kommando des gewählten und zur Aufnahme von Einjährig-Freiwilligen berechtigten Truppenkörpers einzubringen. Diesen Gesuchen hat beizuliegen: Das Eintrittscertifikat, bei Minderjährigen die Zustimmung des Vaters oder Vormundes, der Nachweis der wissenschaftlichen Befähigung.

Karl D., Sekundaner in Hamburg schreibt: „In der vorletzten Nummer Ihres, von mir so gern gelesenen Blattes, Nr. 36, fand ich eine Anzeige unter meinem vollen Namen und richtiger Adresse, die eine besonders wertvolle Freimarke zum Tausche ausbot. Infolgedessen liefen über zwanzig Briefe, größtenteils mit Einsendung von Freimarken an mich ein, die ich zu beantworten hatte. Die ganze Anzeige ist nicht von mir, sondern vermutlich ein sehr schlechter Scherz, den man sich mit meinem Namen erlaubt hat. Ich möchte Sie nun höflichst ersuchen, dieser von mir privatim schon ausgesprochenen Behauptung durch eine öffentliche Rüge in Ihrem Blatt Nachdruck zu verleihen und dem unbekannten Thäter zu beweisen, wie völlig er dadurch das gegenseitige Vertrauen untergraben kann." — Der „G. K." unterschreibt jedes Wort. Ein solches Verhalten ist höchst unschön. Diese Zurechtweisung ist noch viel zu glimpflich.

W. B. in A.-Th. Das ist brav; sieh', daß Du immer solche Zensuren einheimst! — Ob der „G. K." nicht einige seltene ausländische Marken für Dich hätte? Wäre das der Fall, so würde sie kein anderer als Du bekommen, schon wegen der guten Zensur. Aber der „G. K." hat leider keine; er ist an solchen Dingen arm wie eine Kirchenmaus.

Albert Uhl ..... Ob Hobble-Frank thatsächlich einen Goldklumpen gefunden hat? und was für einen, der Glückspilz! so groß wie ein Kürbis.

Leopold M. in O. Damit wird der Storchschnabel gemeint sein, ein Apparat zur Vergrößerung von Zeichnungen. Es ist derselbe in jeder besser assortierten Zeichenmaterialienhandlung erhältlich; eine Beschreibung und Aufmunterung zur Selbstanfertigung haben wir in unserem ersten Jahrgange gegeben. Gruß freundlich erwidert.

Rudolf R. in J. Zündschnüre willst Du haben, um Deine und anderer Leute Finger und Nasenspitzen zu verbrennen? Der allwissende „G. K." weiß leider nicht, wie man sich solche Dinger macht. — Mit dem Kegelspiele, das ist was anderes, da möchte er sogar mitthun. Der Kegeljunge hätte dann auch was zu schaffen; auf jeden Schub alle neun! Gilt's was? Doch was Deine Frage betrifft: genügt die Anleitung Seite 413 dieses Jahrganges denn nicht?

Karl der Kräutersammler. Insektenfraß, ja Freund, das ist eine böse Geschichte! Es können getrocknete Pflanzen gegen dieses Uebel, wie wir schon einmal mitteilten, nur durch ein Bad von Sublimat, gelöst in Spiritus, (ein Gewichtsteil Sublimat in fünfzig Gewichtsteilen Spiritus) gesichert werden. Die Pflanzen werden zu diesem Zwecke, nachdem sie getrocknet, in die Lösung getaucht, dann zwischen Löschpapier wieder getrocknet und nun erst in das Herbarium eingelegt. Leider ist dieses Verfahren sehr zeitraubend und gesundheitsgefährlich, da der Sammler beim Durchsehen der Mappen den giftigen Staub des Sublimats einatmet. Wer ein nicht zu großes, d. h. umfangreiches Herbarium besitzt, soll zu diesem Mittel nicht greifen. Der beste Schutz ist und bleibt fleißiges Durchsehen der Sammlung.

Alfred Kr. in M. Du möchtest wissen, wo und wie Du Deine Meerschweinchen pflegen sollst. Wenn's Mama erlaubt, in einer Stube oder besser in einem Stall. Man füttert sie, ebenso wie Kaninchen, mit Gras, Heu, Klee, Kohl, Rüben, Salat, Baumblättern u. dergl. Diese Tierchen sind recht munter und verträglich; Männchen und Männchen stehen sich zwar zuweilen feindlich gegenüber. Man thut also gut, nur ein Männchen und einige Weibchen zu halten. Fast alle zwei Monate kommen ganz ausgebildete Junge zur Welt, die schon am dritten Tag zu nagen beginnen. Du kannst also in Kürze eine ganze Herde solcher Tiere zusammenhaben, für viele ein begreiflicher Grund, die Tierchen wieder abzuschaffen. Kameradschaftlichen Gruß!

Longinus. Bereits 1,50 m groß und noch so kindisch, wie reimt sich das zusamm'? Uebrigens möchten wir nicht mißverstanden werden. Kindlich und kindisch sind Begriffe, die sehr wohl unterschieden werden können.

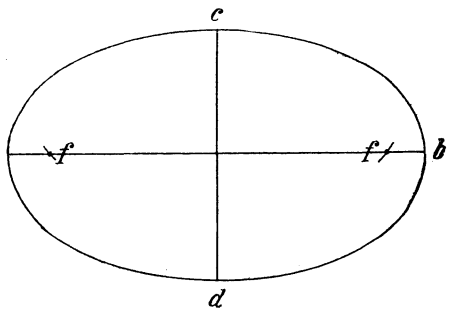


Fig. 1.

Eine Ellipse zu entwerfen. (S. unter Antworten.)

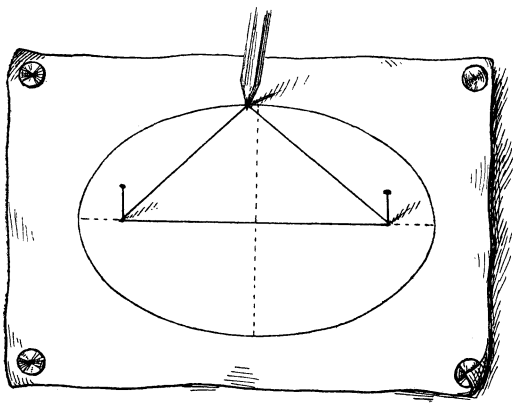


Fig. 2.

Eine Ellipse zu entwerfen. (S. unter Antworten.)

Bibulus, frater commilitonis. Gerne! Der Besuch der deutschen Universitäten beläuft sich im Winterhalbjahre 1887/88 auf 26 945 Studierende (gegen 26 253 im Sommer 1887). Von diesen hat Berlin 5478 (4478 im Sommer), München 3414 (3367), Leipzig 3288 (3076), Halle 1501 (1534), Breslau 1314 (1357), Tübingen 1254 (1462), Bonn 1119 (1329), Greifswald 1041 (1103), Göttingen 1021 (1056), Straßburg 886 (807), Freiburg 884 (1197), Erlangen 879 (865), Heidelberg 832 (897), Marburg 863 (960), Königsberg 807 (856), Gießen 513 (531), Jena 581 (687), Münster 467 (503), Kiel 463 (572), Rostock 340 (346) Studenten. Am meisten wird Philosophie studiert, denn von den 26 945 gehören 5791 der theologischen, 5769 der juristischen, 6650 der medizinischen und 8735 der philosophischen Fakultät an. Die Zahl der Ausländer unter den Studierenden beträgt 1644, von denen auf Berlin allein 601 kommen.

Tauschmarkt.

O. von Bippen in München, Schrandolfstraße 13, bei Herrn R. Hofmann, tauscht Briefmarken. Möchte gern Sachsen 3 Pf. rot und Bayern 1 Kreuzer schwarz. Adresse während August und September: Kolbermoor bei Rosenheim.

L. Kunkel in Berlin W., Wilhelmsplatz 1 III, tauscht Stempel. Verzeichnisse erbeten.

Fritz Kuhtz in Berlin W., Kurfürstenstraße 84 I, hat drei Bücher zu vergeben und erbittet Angebote: „Durch Urwald und Wüstensand", „Auf dem Kriegspfade", beide von Wörishöffer, ferner den „Jugendfreund" vom Jahre 1882.

Erich Sengenwald in Zabern i. E., Mauerngasse 10, möchte Siegel und Briefmarken tauschen.

Feri Lőrinczy in Mattersdorf (Ungarn) will 57 Münzen aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert gegen eine photographische Camera geben.

C. Gramm, per Adresse: Herrn Rektor Alpers in Stade, hat viele Briefmarkendubletten, besonders südamerikanische und alte deutsche. Wünscht dafür Ganzsachen und afrikanische Marken einzutauschen.

Blücher und York.

Bekannt ist, daß das Verhältnis der beiden großen preußischen Feldherren, Blücher und York, zu einander nicht das freundschaftlichste war.

Beim Vormarsch der schlesischen Armee aus Schlesien nach der Elbe nach dem Waffenstillstande hatte Blücher den strengsten Befehl erlassen, daß keine Kutschen von den höheren Offizieren mitgeführt würden, damit der Marsch der Kolonnen auf den Straßen, die ja damals in schlechtem Zustande waren, nicht gehemmt werde durch Steckenbleiben oder Umwerfen der Wagen. Auf seinem Inspektionsritte von einer Truppenabteilung zur anderen gewahrt der Feldmarschall nun zu seinem Erstaunen eine Kutsche mitten in den marschierenden Kolonnen und erkennt sie beim Näherkommen als Yorks Eigentum. Sofort gibt er den Befehl, die Kutsche zu verbrennen, und freut sich im stillen über den Aerger, den er York zugefügt hatte. Doch seine Freude verwandelte sich bald in Verdruß, als er von York einige Tage darauf folgendes Schreiben erhielt:

„Ew. Exzellenz haben neulich Befehl gegeben, meine Kutsche zu verbrennen. Ich führte dieselbe mitten in den marschierenden Kolonnen, weil darin die Papiere und Rechnungen aus dem Feldzuge in Rußland aufbewahrt waren. Ich sage nun Ew. Exzellenz meinen unterthänigsten Dank dafür, daß Sie mich durch das Verbrennen jener Papiere der lästigen Mühe überhoben haben, dieselben durchzusehen und darüber Bericht zu erstatten.

York."

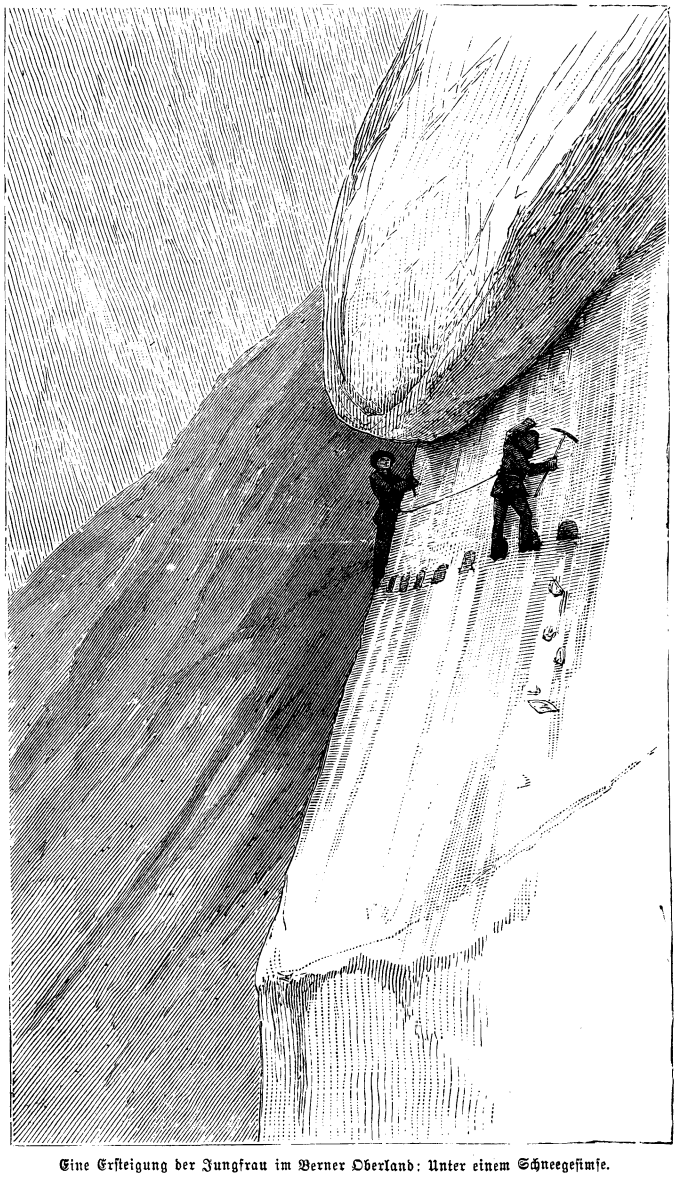
Ein Reiseabenteuer in Peru.

Am Anfange unseres Jahrhunderts wurde Sir John Methburn mit den zwei englischen Gefährten Warton und Linkoln nach Peru gesendet, um geognostische Untersuchungen, besonders in Beziehung auf Anlegung von Bergwerken, anzustellen. Diese Herren haben auf ihren Wanderungen im fernen Westen viel Interessantes, aber auch viel Schreckhaftes erlebt, welches sie in ihren Tagebüchern gewissenhaft verzeichnet haben. Unter diesen Aufzeichnungen befindet sich auch das nachfolgende Abenteuer, das wir, mit Weglassung einzelner Zwischenfälle und der wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, nach den Aufzeichnungen Sir John Methburns, getreu wiedergeben.

Hören wir nun Sir John Methburn selbst erzählen:

Eines Tages, nachdem wir in einem indianischen Dorfe übernachtet hatten und unser Weg sich um den weiten Fuß des Riesen der Anden, des Chimborasso, schlängelte, bemerkte ich, daß der Glanz des ewigen Schnees, der den Gipfel deckt, nach und nach unter einem dichten Nebel verschwand.

Die Indianer*), die uns als Führer dienten, warfen bestürzte Blicke auf diese Dünste und versicherten kopfschüttelnd, daß ein heftiges Gewitter über uns ausbrechen werde. Ihre Besorgnis ging bald in Erfüllung; schnell entfaltete sich der Nebel, und indem er sich über den ganzen Berg ausbreitete, umgab uns eine tiefe Finsternis.



Eine Ersteigung der Jungfrau im Berner Oberland: Unter einem Schneegesimse.

Die Luft war drückend schwül und doch so feucht, daß sich der Lauf unserer Flinten mit Rost überzog. Der Bach, neben dem wir gingen, ergoß sich mit verdoppelter Gewalt; wir hörten das Geprassel niederstürzenden Gußregens, und wie durch Zauberei strömten plötzlich von den Felsen zu unserer Linken unzählige Gießbäche, welche Baumstämme, Steine, Gesträuche mit sich fortrissen, sogar eine ungeheure Schlange erfaßt hatten, die umsonst ihre Kräfte anstrengte, der Gewalt der Wasser zu entgehen.

Jetzt begann auch der Donner zu rollen, und der ganze Widerhall der Berge antwortete ihm auf einmal; blendende Blitze zerrissen die Wolken über uns, unter uns und an unserer Seite; es war, als ob wir in ein Flammenmeer tauchten.

Wir flüchteten unter einen großen Baum, während einer unserer Führer ein sicheres Obdach für uns suchte. Er kam bald mit der Nachricht zurück, daß er eine geräumige Höhle entdeckt habe, wo wir den erforderlichen Schutz gegen die Heftigkeit der Elemente finden würden. Wir übergaben unser Gepäck den In-

*) Obwohl die Eingeborenen von Peru hier Indianer genannt werden, so haben sie doch nur wenige Aehnlichkeiten mit den Ureinwohnern von Nordamerika; sie besitzen deren Stärke, Mut und Charaktergröße durchaus nicht.

dianern, schlugen den Weg dahin ein, erreichten die Höhle jedoch nur mit Mühe und Gefahr.

Der Sturm wütete indes mit so fürchterlichem Getöse, daß sich keiner dem andern verständlich machen konnte. Ich hatte mich an den Eingang der Höhle gestellt und beobachtete durch die schmale Oeffnung die Scene außerhalb. Die höchsten Cedern sah ich stürzen oder wie Rohr sich niederbeugen; Affen und Papageien, durch herabschmetternde Aeste getötet, lagen auf dem Boden; die Bäche waren zu Strömen geworden und durchschnitten in allen Richtungen den Bergabhang. Umsonst würde ich mich bemühen, dieses große Schauspiel zu beschreiben; nur wer Südamerika kennt, kann sich eine Vorstellung davon machen. In dieser mit Recht so genannten „Neuen Welt" sollte man glauben, die Natur besitze noch alle Kraft und Jugend, während sie in Europa zu schlummern und erschlafft scheint.

Als endlich die Heftigkeit des Sturms etwas nachgelassen hatte, gingen unsere Führer hinaus, zu sehen, ob es möglich sei, unsern Weg fortzusetzen. Während dem unterhielten wir uns über die Verlegenheiten unserer Lage; Warton saß auf einem Felsblock nicht weit vom Eingang der Höhle und goß das Wasser aus seinen Stiefeln aus; Linkoln und Franke hatten sich etwas weiter zurück auf den nassen Boden gelegt, um sich von den Anstrengungen des beschwerlichen Marsches zu erholen.

Plötzlich wurde unsere Aufmerksamkeit durch Geschrei und wunderliche Klagelaute gefesselt, die aus der Tiefe der Grotte zu uns drangen. Warton und ich hörten mit einem Gefühle von Entsetzen jenen Tönen zu; aber Linkoln, unser junger, allzu mutiger Freund, kroch tiefer in die Höhle hinein, um den Grund des Lärmens zu entdecken.

Nach kurzer Zeit hörten wir ihn einen Ruf der Verwunderung ausstoßen und er kehrte zurück, in jeder Hand ein wunderbar geflecktes Tier von der Größe einer Katze, mit fürchterlichen Schneidezähnen in den Kinnladen, Augen, die zwischen gelb und grün spielten, und mit langen Krallen an den ungestalteten Pfoten. Das Scheußliche ihres Aussehens wurde noch durch die blutroten Zungen vermehrt, die lang aus ihren Rachen heraushingen.

Kaum hatte sie Warton betrachtet, als er ausrief: „Gerechter Himmel, wir sind in der Höhle eines . . . .!"

Aber er wurde durch die Stimme unserer Führer unterbrochen, die mit dem Schrei: „Ein Tiger! ein Tiger!" am Eingang der Höhle vorbei und nach einer Ceder liefen, welche sie trotz ihres dicken und sehr hohen Stammes mit unglaublicher Geschwindigkeit erstiegen und in ihren Zweigen sich verbargen.

Der erste Eindruck des Entsetzens und der Ueberraschung hatte uns beinahe erstarrt; aber Warton, sich mit gewohnter Kaltblütigkeit gleich wieder fassend, rief uns zu, den Versuch zu machen, jenen in der Nähe des Höhleneingangs liegenden großen Stein gegen die Oeffnung zu wälzen. Wir stemmten uns an denselben, und das Bewußtsein der näher kommenden Gefahr verstärkte unsere Kräfte; Gott sei Dank! der Felsblock bewegte sich und ließ sich, wenn auch nur mit großer Mühe, fortwälzen. Schon hörten wir deutlich das Brüllen des Tigers, als sich der mächtige Stein in den engen Zugang hineinlegte; wir waren noch beschäftigt, ihn fest hineinzudrücken und durch zwischengeschobene kleinere Steine ihm noch mehr Halt zu geben, als wir durch eine zwischen dem Block und der Höhlenwand freigebliebene kleine Oeffnung den Tiger draußen in großen Sprüngen ankommen sahen. Er blieb vor der Höhle stehen und schoß wütende Blicke auf uns, während er ein Brüllen ausstieß, welches in den Tiefen der Höhle wiederhallte. Die Jungen, die Linkoln bei der plötzlich eingetretenen Gefahr hingeworfen hatte, und die wieder in den Hintergrund der Höhle gekrochen waren, antworteten mit einem jämmerlichen Klageheul. Dies schien unsern furchtbaren Feind in Wut zu setzen, er stürzte sich brüllend gegen den Stein und würde ihn zurückgedrückt haben, wenn wir uns nicht von innen mit vereinter Anstrengung dagegen gestemmt hätten. Das Nutzlose seiner Bemühungen vermehrte noch seine Wut, und seine Flammenaugen schienen Licht in die Dunkelheit unseres Zufluchtsortes zu werfen. Dabei scharrte er mit seinen mächtigen Pranken an der Höhlenwand oder auf dem Boden, als wolle er neben dem hemmenden Felsstück einen Eingang gewinnen.

„Es wird Zeit sein auf ihn zu schießen", sagte Warton mit der ihm eigenen Ruhe.

Allein wir pflegten unsere Gewehre gewöhnlich von den Eingeborenen tragen zu lassen, um selbst weniger beschwert bei dem mühevollen Bergsteigen zu sein; so war es denn auch dieses Mal geschehen, und nur Franke hatte seine Büchse bei sich, deren Feuerschloß aber der Nässe nicht genug Widerstand geleistet hatte, denn trotz mehrmaligen Abdrückens entzündete sich das Pulver auf der Pfanne nicht. Franke schüttelte es deshalb ab und ging nach dem Hintergrunde der Höhle, um seine Jagdtasche zu suchen, in welcher unsere Pulverhörner staken. Unterdes riefen wir den Eingeborenen zu, sie möchten doch auf den Tiger schießen. Diese verstanden uns, trotz der Entfernung; aber wenig mit dem Gebrauch der Feuergewehre bekannt, wagten sie es nicht, ungeachtet unseres vielfältigen Aufforderns, sich derselben zu bedienen, sondern wandten ihre Bogen an. Allein die leichten Pfeile prallten unschädlich ab; endlich blieb einer in der Nähe des Auges sitzen und schien dem wilden Tiere viel Schmerz zu verursachen, denn es brüllte entsetzlich, sprang nach der Ceder und schlug seine Tatzen in den glatten, dicken Stamm ein, als wolle es, so sich festhaltend, ihn erklettern. Während wir noch ängstlich den Verlauf abwarteten, wurde unsere Aufmerksamkeit auf Franke gelenkt, der laut fluchend aus dem Hintergrunde der Höhle hervorkam; er schleppte die beiden jungen Tiger und seine Jagdtasche, welch letztere jämmerlich zerfetzt war. Die kleinen Tiger hatten sich über dieselbe hergemacht, wahrscheinlich durch den Geruch einigen in ihr enthaltenen Fleisches angelockt, hatten dieses verzehrt und den übrigen Inhalt der Tasche zerrissen und zerknauscht. Dieses Schicksal hatten besonders die Pulverhörner erfahren, welche vollständig zerbissen waren, so daß ihr Inhalt auf dem feuchten Boden der Höhle zerstreut war oder zum Teil an den ebenfalls ganz durchnäßten übrigen Fetzen der Tasche klebte.

Das war in der That eine furchtbare Entdeckung, denn die letzte Hoffnung, uns von dem entsetzlichen Wächter zu befreien, schwand. Franke besonders ließ seiner Verzweiflung freien Lauf, und selbst Warton blickte starr und bleich. Da löste Franke einen Jagdstrick, den er um seine Hüften geschlungen hatte, los, und ehe wir begriffen, was er damit thun wollte, oder ihn hindern konnten, hatte er ihn um den Hals der jungen Tiger geschlungen und erwürgte diese. Wir warfen ihm diese unnütze Grausamkeit heftig vor, aber Franke, alle Hoffnung auf Rettung aufgebend, antwortete kurz und abweisend, indem er uns zu verstehen gab, daß er unter solchen Um-

ständen das Verhältnis von Herr und Diener für gelöst halte. Warton brauste auf, und wir würden vielleicht Streit und Kampf in unserer Mitte zu all der Not noch hinzu bekommen haben, hätte sich die äußere Gefahr nicht von neuem bemerklich gemacht.

Der Tiger hatte den unterdrückten Schrei seiner Jungen gehört und kam mit erneuter Wut zur Höhle zurück, alle seine Kräfte gegen den Stein verschwendend. Er war des Pfeils ledig geworden, aber dicke Blutstropfen besudelten sein Gesicht, das dadurch einen noch entsetzlicheren Anblick gewährte. Wir glaubten in der That, dem Andrange dieses starken Tieres nicht widerstehen zu können, und Warton ergriff deshalb die erwürgten Jungen und warf dieselben durch die enge Oeffnung hinaus. Der Tiger untersuchte sie aufmerksam und schweigend, drehte sie behutsam von allen Seiten um, und endlich von ihrem Tode überzeugt, stieß er einen fürchterlichen Schrei der Wut aus. In der That, ich empfand Mitleid mit dem königlichen Tiere; obwohl es unser Leben durch seine konsequente Wache bedrohte, sah ich ja doch, daß ihn hauptsächlich die Vaterliebe dazu trieb.

Der Donner hatte aufgehört, und ein kühler, erfrischender Wind war auf den Sturm gefolgt; der Gesang der Vögel ertönte wieder in dem Walde und im Strahle der wiederkehrenden Sonne glänzten die Regentropfen auf den Blättern wie tausend Diamanten. Ich sah durch die kleine Oeffnung das Erwachen der Natur, und der Kontrast dieser Scene mit unserer furchtbaren Lage machte diese noch peinigender. Waren wir doch in einem Grabe, aus dem kein Entkommen möglich schien, denn ein Ungeheuer, gräßlicher als der Cerberus in der Fabel, hütete den Eingang. Der Tiger hatte sich zu seinen Jungen gelegt. Es war ein großes, herrliches Tier, dessen Glieder, in ihrer ganzen Länge ausgestreckt, die Kraft ihrer Muskeln zeigten. Aus seinem mit furchtbaren Schneidezähnen bewaffneten Rachen floß der Schaum in großen Flocken.

Plötzlich ließ sich in der Ferne ein langes Brüllen hören, worauf der Tiger mit einem klagenden Aechzen antwortete, und ein Schrei der Indianer verkündigte uns eine neue Gefahr. Unsere Besorgnis bestätigte sich; schon nach wenigen Minuten sahen wir einen zweiten Tiger, etwas kleiner als den ersten, sich in großen Sprüngen nähern. Es war die Tigerin.

Ihr Brüllen, nachdem sie die Leichname ihrer Jungen betrachtet hatte, übertraf alles, was wir noch gehört. Doch endlich hörte ihr Geheul auf und ward zu einem dumpfen Gemurmel. Dann stürzten sich beide Tiere mit gleichem und plötzlichem Sprunge nach dem Steine, aber glücklicherweise war der Eingang zur Höhle zu klein, als daß beide Tiere zu gleicher Zeit hätten gegen unsere Steinthüre anprallen können. Nach mehreren vergeblichen Versuchen schienen sie es auch eingesehen zu haben; denn abermals murrten sie dumpf, als berieten sie sich. Dann plötzlich begannen beide zu laufen, und entfernten sich schnell, so daß sie in wenigen Sekunden unsern Blicken entschwunden waren. Jetzt eilten die Eingeborenen von ihrer Ceder herab, kamen zur Höhle und drangen auf schnelle Flucht, als einzige Rettung, da die Tiere jedenfalls noch einen Eingang zur Grotte kennen müßten, weil sie sonst gewiß ihre Wache nicht würden aufgegeben haben. Wir schoben in Eile den Stein hinweg und traten aus der Höhle, von der wir schon gefürchtet hatten, wir würden in ihr lebendig eingemauert und begraben sein. Die Führer eilten auf einem beschwerlichen Pfade voran, den das Gewitter noch unwegsamer gemacht hatte; wir folgten so schnell es uns möglich war. Auf diese Weise mochten wir unsern Weg eine Viertelstunde atemlos fortgesetzt haben, als wir plötzlich das Brüllen der Tiger wieder vernahmen.

„Sie haben die Höhle leer gefunden," sagte Warton, „und werden uns nun verfolgen. Also vorwärts!"

Es bedurfte dieser Mahnung kaum, denn wir spannten jede Sehne zur größtmöglichen Eile an.

Die Führer deuteten seitwärts und schienen Hoffnung zu hegen, und nach wenig Minuten standen wir an einer tiefen Schlucht, über welche ein wenig weiter unten eine schwankende Schilfbrücke hing.

„Vorwärts! Vorwärts!" rief Warton, nachdem er einen Moment gelauscht hatte. „Die Tiger sind uns nahe!" Mit diesen Worten zog er sein Jagdmesser und stellte sich an das Ende des Zuges.

Eben schritten die Indianer über die Brücke. Wir hatten alle gelernt, diese Brücke zu benutzen, wozu freilich etwas Seiltänzergeschick gehört, und zögerten nicht, den gefährlichen Weg anzutreten. Unter uns, mehrere hundert Fuß in der Tiefe, brauste schäumend ein Gießbach. Eben als ich an die Brücke gelangte, schaute ich mich um und sah die beiden schrecklichen Tiere, das kleinere um etwa zwanzig Schritte vor dem größeren, aus dem Walde kommen und sich uns mit entsetzlicher Geschwindigkeit nähern. Ich beeilte meinen Gang. Warton betrat hinter mir die Brücke, welches ein großes Wagnis ist, weil sie, um nicht in ein ungleiches Schwanken zu geraten, immer bloß von einem auf einmal überschritten werden darf. Aber dieser kaltblütige Mann ließ seine Schritte so mit den meinigen zusammenfallen, daß ich ohne alles Schwanken am Rettungsufer anlangte. Als ich mich umschaute, sah ich die Tigerin kaum noch zwei Sprünge vom jenseitigen Rande entfernt. Eben erreichte Warton unser Ufer und, sich umwendend, schnitt er die Bänder entzwei, welche die aus Rohr geflochtene Brücke an einer mächtigen Baumwurzel befestigt hatten, hoffend, hierdurch unseren Feinden ein unübersteigliches Hindernis in den Weg zu stellen. Aber die Tigerin ließ sich nicht irren, sondern setzte mit einem mächtigen Sprunge über die Schlucht.

Es war ein merkwürdiger Anblick, das furchtbare Tier über der Schlucht schweben zu sehen; aber die Scene ging wie ein Blitz vorüber; die Kraft des Tieres war der Entfernung nicht gewachsen, und es fiel in den Abgrund. Wir hörten weder einen Schrei noch einen Fall; aber wahrscheinlich hatten die spitzen Felsen das Tier zerschmettert, ehe es noch in den unten fließenden Strom sank. Indes war auch der Tiger herbeigekommen und machte denselben Versuch. Er hatte den Sprung besser berechnet, erreichte mit den Vordertatzen unser Ufer und bemühte sich, vollends festen Fuß zu fassen. Warton, der ihm ganz nahe war, erkannte die ganze Größe der Gefahr. Er ging mutig auf den Tiger zu und stieß ihm sein Jagdmesser in die Brust. Wütend über alle Beschreibung sammelte das Ungeheuer seine Kräfte, klammerte sich mit den Hinterpfoten an den Felsen und schlug mit der einen Vorderpfote nach Warton. Dieser wankte. Ein Wanken neben dem abschüssigen Rande eines solchen Abgrundes ist Todesgefahr. Ich eilte hinzu und empfing meinen Freund. Kaum fühlte dieser sich wieder feststehend, als er sich bückte und sein Messer tiefer in die Brust des mächtigen Tieres drückte. Aber das Messer war zu kurz; der Stich, statt tödlich zu sein, reizte nur des Tigers Wut, und seiner wilden Anstrengung gelang es, eine Hinterpfote heraufzuziehen.

Schon hob er sich mehr und mehr, schon sahen wir ihn fast ganz vor uns, als ein scharfer Knall erschallte und das Echo weithin donnernd weckte. Ein zweiter folgte: Der Tiger warf seinen Kopf zurück, seine Glieder brachen zusammen, er sank und verschwand im Abgrund.

Linkoln und Franke hatten sich die Gewehre von den Indianern geben lassen, waren dann zu uns herabgestiegen und hatten die Schüsse zu rechter Zeit auf das Untier abgefeuert.

Hätten die Perkussionsschlösser der Feuchtigkeit nicht glücklich widerstanden, so wären wir wahrscheinlich alle verloren gewesen. Indes ging das Abenteuer doch nicht ohne alle üble Wirkung vorüber. Warton wurde plötzlich matt; der Schlag der Tigertatze hatte ihm eine lange und sehr tiefe Wunde in den Unterschenkel beigebracht. Das Blut floß heftig. Die Indianer sammelten zwar Kräuter, welche es stillten; aber unser mutiger Freund war doch zu unwohl, um den weiten Weg weiter fortsetzen zu können.

So blieben wir die Nacht obdachlos an der nämlichen Stelle; am folgenden Morgen befand sich Warton noch weit übler; wir mußten uns entschließen, ihn in das zuletzt verlassene Dorf zurückzutragen. Damit brachten wir fast einen Tag zu, und mein Freund befand sich in einem Zustande, der alles fürchten ließ. Meine Pflicht zwang mich, ihn zu verlassen; aber Linkoln, der ohnehin durch die lange und entsetzliche Gemütsbewegung sehr angegriffen war, blieb bei ihm. Durch diesen erfuhr ich kurz vorher, ehe ich Peru verließ, daß es sich mit unserem Gefährten bessere, daß er aber einen steifen Fuß behalten werde. Er hat in dem Gießbache durch die Indianer nachsuchen lassen, um das Fell der Tiger zu erhalten. Allein

Ein neues Dampf-Tricycle.

dasselbe war teils durch den Fall, teils durch Raubtiere allzusehr zerstört; doch erhielt er die Schädel der Tiere, von denen er mir den einen durch Linkoln zusandte, mit den Begleitworten, ich würde bald in Alt-England am Kamin sitzen und von unsern Abenteuern berichten; dann möchte ich den Schädel des grimmigen Feindes zur Bestätigung herbeiholen und dem Kreise der Zuhörer zeigen.

Ein neues Dampf-Tricycle.

Seit einigen Jahren ist das Problem der Fortbewegung mittels Dampfes auf gewöhnlichen Straßen in ein neues Stadium getreten. An Stelle der schweren und schwerfälligen Straßenlokomotiven, welche nur langsam von der Stelle kommen und hauptsächlich zur Fortschaffung von Waren benutzt werden, sind neuerdings kleine Gefährte, sogenannte „Automotiven" getreten, welche, leichter gebaut und von großer Geschwindigkeit, zum Transport von Reisenden und zu Vergnügungstouren benutzt werden können. Zu dieser Klasse gehört das Dampf-Tricycle von Dion, Bouton und Trepardoux.

Mit Hilfe eines kleinen Dampfkessels ihrer eignen Erfindung erreichen die genannten Herren eine Geschwindigkeit von 25 englischen Meilen pro Stunde. Sie bauten zunächst ein einfaches Modell, aber aus diesem ist alsbald eine praktische Maschine hervorgegangen, welche den von ihr erwarteten Anforderungen vollkommen entspricht. Es sind Wagen verschiedener Konstruktion mit Dampfbetrieb von dieser Firma hergestellt worden; zu den neueren Produkten derselben gehört das Dampf-Tricycle mit einem und mit zwei Sitzen.

Dasjenige, welches von unserer Abbildung gezeigt wird, hat einen einzelnen Sitz und einen einsitzigen Wagen, der nach Belieben an- oder abgeschraubt werden kann. Es hat die gewöhnlichen Stahldrahträder mit Gummifelgen. Es wird durch die beiden Vorderräder gesteuert, welche 30 englische Zoll im Durchmesser haben. Das Hinterrad ist das Treibrad; es hat 23 Zoll im Durchmesser. Auf dem Wagen und zwischen den Rädern befindet sich ein kleiner Dampfkessel, der 5 Quart Wasser faßt, und an der Vorderseite desselben ist das Wasserreservoir, welches neun Gallonen aufnehmen kann. Hinten sind auf jeder Seite des Treibrades die cylindrischen Behälter für die Feuerung angebracht. Der Sitz des Radfahrers schwebt auf elastischen Federn über dem Hinterrade. Seine linke Hand ruht auf dem Dampfventil und seine rechte hält die Steuervorrichtung. Alle Teile, welche während der Fahrt zu benutzen sind, lassen sich leicht erreichen. Die Bremse ist sehr kräftig; sie wird durch den Fuß in Thätigkeit gesetzt, drückt gegen das Treibrad und hemmt die Bewegung mit großer Schnelligkeit.

Der Dampfcylinder befindet sich direkt unter dem Fußbrette des Radfahrers. Die Kolbenstange bringt das Treibrad mitttes einer doppelten Kurbel direkt in Bewegung, ohne Vermittelung einer Kette oder von Zahnrädern. Der aus Stahlplatten gearbeitete Dampfkessel ist geschweift, nicht genietet und wird einem Probedruck von 44 englischen Pfunden unterworfen; es wird für einen Druck bis zu 26 Pfunden garantiert. Er kann 31 Quart Wasser pro Stunde in Dampf verwandeln und entwickelt in diesem Falle die Stärke einer Pferdekraft. Eine Dampfpfeife und einige andere Nebenapparate brauchen nicht erwähnt zu werden. Der Dampfkessel wird mit Hilfe einer Pumpe mit Wasser gefüllt, welche durch die Kolbenstange getrieben wird. Der entweichende Dampf vom Cylinder geht in den Schornstein, welcher eine wagerechte Lage hat. Man kann die stillstehende Maschine verlassen, ohne fürchten zu müssen, daß der Druck die normale Grenze überschreitet. Koks ist das hier bevorzugte Feuerungsmaterial; er gibt keinen Rauch. Nachdem das Holz zum Anzünden in Brand gesetzt ist, wird die Feuerung in eine zentrale Röhre geworfen, von wo aus es von selbst weiter geht, sobald sich der Koks verzehrt. Diese Einrichtung nach dem Systeme der Chouberský-Oefen hat den Vorteil, daß man drei Viertelstunden fahren kann, ohne neue Kohlen nachzulegen.

Das Tricycle läßt sich sehr leicht handhaben. Man braucht niemand zur Entwicklung des Dampfes und Leitung der Maschine. Es erfordert nur eine kurze Lehrzeit, um damit ohne Bedenken fahren zu können. Eine Vorsicht muß man beobachten, nämlich die, daß man nicht zu große Geschwindigkeit erlangt, ehe man bestimmt die Richtung festgesetzt hat, welche einzunehmen ist. Sportfreunde können selbst mit wenig Uebung auf dieser Maschine auf einem guten Wege leicht 18 bis 20 englische Meilen pro Stunde fertig bringen.

Dies Tricycle geht auch sehr leicht etwas bergan und zwar überwindet es eine Steigung von 1 zu 20 bei einer Geschwindigkeit von 6 englischen Meilen in der Stunde, mit dem Beiwagen im Gesamtgewichte mit Ladung zu 175 englischen Pfund gerechnet.

Der Vicomte de la Tour-du-Pin-Verclause erzählt in der Zeitung „La Nature“, daß er eine Maschine dieser Beschreibung konstruiert habe, und fügt hinzu, er habe sie nun ein halbes Jahr gebraucht und damit mehrere 100 Meilen zu seiner vollkommenen Befriedigung zurückgelegt.

Es ist sehr amüsant, sagt er, diese kleine Lokomotive fahren zu lassen, die mit der größten Bereitwilligkeit jeder Laune ihres Lenkers gehorcht. Will der Radfahrer seine Partie nicht allein unternehmen, so kann er einen Reisegefährten zu sich in den Wagen nehmen. Der Vicomte kommt zu dem Schlusse, daß das Tricycle von Dion, Bouton und Trepardoux eines der gelungensten und praktischsten Dampfgefährte ist, die jemals konstruiert worden sind.

Soldatenhunde.

Wir lesen manchmal in den Zeitungen, daß verschiedenen Truppenteilen, namentlich Jägern, Hunde zur Ausbildung für Kriegszwecke überwiesen wurden. Das ist keineswegs eine neu erfundene Ausnutzung. Von jeher gab es solche jedem Civilisten feindliche Tiere, welche nur mit der Waffe verkehrten, der sie angehörten, auch wenn sie gar keinen persönlichen Gebieter hatten, so daß sich ein Batteriehund nie mit einer Schwadron oder Infanteriecompagnie abgab und umgekehrt.

Schon Philipp V., König von Spanien, ließ zu Porto Hercole einigen Hunden, die sich um die Festung herum aufhielten, ordentlich Kommißbrot geben, weil sie so gute Dienste wie die besten Schildwachen und Patrouillen leisteten. Sobald sich die Feinde nur im geringsten regten, machten die Hunde Lärm und wenn Streifpartien ausgeschickt wurden, gingen sie voraus und machten alle Orte ausfindig, wo sich etwa Feinde versteckt hatten.

Pyrrhus, König von Epirus, traf einst auf der Reise einen Hund an, der bei dem toten Körper seines Herrn lag und ihn sorgfältig bewachte. Er hatte schon drei Tage Hunger und Durst ausgestanden. Pyrrhus ließ den Leichnam begraben und dem Hunde zu fressen geben, der nun eine große Zuneigung zum Könige faßte. Kurz nachher wurde der Hund bei einer Musterung die Mörder seines Herrn gewahr und so sanft und gehorsam er auch sonst war, geriet er doch bei diesem Anblicke in eine solche Wut, daß es nicht möglich war, ihn zurückzuhalten. Er lief von dem Monarchen zu den Mördern und von diesen zu jenem und hörte nicht auf, sie mitten unter den übrigen Soldaten zu verfolgen. Der König ließ sie in Verhaft nehmen und sie gestanden das Verbrechen, dessen sie der Hund gleichsam angeklagt hatte.

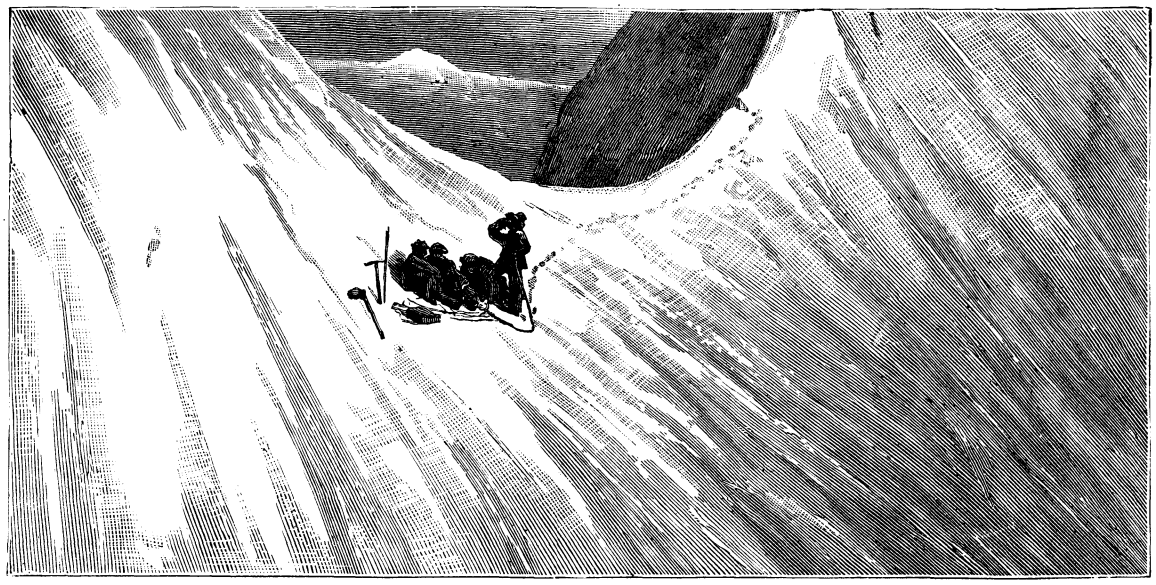
Moustache, der Pudel der Marketenderin Radis, zeichnete sich in den ersten italienischen Kriegen aus und sein Mut erregte in der Schlacht von Marengo die Bewunderung der Soldaten. Er war gewöhnlich bei der Avantgarde und wußte die Bewegungen des Feindes zu entdecken und die Hinterhalte, welche dieser den Franzosen legte. Die Zeichen, die er gab, waren immer so sicher, daß die Soldaten ihm blind und ohne Zaudern auf allen Wegen folgten, die er sie führte. Oft überraschten sie, von diesem Hunde geführt, den Feind auf seinen nächtlichen Wegen und brachten ihn in Unordnung. — Verwundet in einem Scharmützel, starb er ungeachtet der aufmerksamsten Pflege und die Truppen erwiesen ihm militärische Ehren.

Die große Trommel des 54. österr. Infanterieregiments wurde von einem Hunde gezogen, den die Soldaten „Zuavenschrecker“ nannten. Im Sturm auf Solferino fiel dieser Hund mit Wägelchen und Trommel in die Gewalt zweier Zuaven, konnte sich aber losreißen und erschien mit beiden plötzlich im Lager von Valeggio. Die Regimentsmusik zierte ihn mit einem schönen Halsbande und einem Medaillon und legte für eine tägliche ganze Portion Menage für ihn zusammen. Acht Jahre später wurde er von der Hundswut befallen und mußte erschossen werden.

In Chatam wurde der Hund Snob „mit militärischen Ehren“ begraben, der, an der Alma bei der Leiche eines russischen Offiziers gefunden, seitdem bei der 11. Compagnie des englischen Ingenieurkorps blieb, die Treffen von Balaklava, Inkermann, sowie die Belagerung von Sebastopol mitmachte und mit einer Medaille an blauem Bande dekoriert wurde. In England nahm er sein Quartier in der Kaserne der Compagnie und kannte die Hornsignale ganz genau, fand sich namentlich pünklich ein, wenn zum Essen geblasen wurde.

Als Napoleon I. nach der Schlacht von Castiglione, welche er am 5. Aug. 1796 gegen die Oesterreicher unter Wurmser ge-

wonnen hatte, nachts über das Schlachtfeld ritt, begegnete ihm etwas, das er folgendermaßen beschreibt: „Eine tiefe Stille herrschte rings umher. Beim hellen Schein des Mondes erblickten wir einen Hund, der, als er uns witterte, unter den Kleidern eines erschlagenen Mannes hervorstürzte, grimmig auf uns ansprang und dann heulend und winselnd umkehrte, das Gesicht seines toten Herrn leckte und mit neuer Wut gegen uns kam. Dieses arme Tier schien zugleich Hilfe und Rache zu fordern. Schreibe man es der augenblicklichen Stimmung, dem Orte, der Stunde oder der Handlung zu, so viel ist gewiß, daß nie eines meiner Schlachtfelder einen ähnlichen Eindruck auf mich machte. Dieser Mann, dachte ich bei mir selbst, hat viel-



Eine Ersteigung der Jungfrau im Berner Oberland: Das Frühstück auf dem Sattel.

leicht Freunde und liegt hier von allen verlassen, nur nicht von seinem Hunde. Welche Lehre gibt uns die Natur durch dieses Tier!“

Jedermann in Mailand kannte die Geschichte des Pudels Moffino. Dieser war seinem Herrn, welcher zur Armee des Prinzen Beauharnais gehörte, bei dem Zuge nach Rußland gefolgt. Beim Uebergang über die Beresina wurden die beiden Freunde getrennt und der Mailänder Korporal kam nach seiner Vaterstadt zurück, nachdem er das treue Tier verloren gegeben hatte. Ein volles Jahr war verflossen, als eines Tages der Schatten eines Hundes erschien, welchen der Korporal nicht sofort als seinen Reisebegleiter aus Rußland wieder erkannte. Das arme, ganz verwilderte Geschöpf stürzte sich auf seinen Herrn, leckte ihm die Füße und stieß dumpfe Seufzer aus, während dieser es rauh von sich stieß. Aber nach und nach kam ihm die Erinnerung zurück und als er den Namen „Moffino“ rief, erhebt sich der Hund, bellt freudig und fällt sodann, von Hunger und Aufregung erschöpft, nieder. Sein Herr, der ihn jetzt endlich sicher erkannt, nimmt ihn auf und rettet ihn vom Tode. —

Soldaten sind ja immer im eigenen wie in Feindes Lande die geborenen Freunde von Knaben und Hunden. Letztere finden, und wären es die struppigsten Exemplare ihrer Rasse, bei Soldaten immer ihr Brot. Wie oft habe ich es — erzählt ein Augenzeuge — während der Belagerung von Paris, wo die aus dem Zwinger von Meudon befreiten Hunde in den dortigen Wäldern ein schweres Dasein fristeten, erlebt, daß die mitleidigen Soldaten ihre damals sehr karg bemessene Mahlzeit mit den zur Essenszeit sich einfindenden halbverhungerten Kötern teilten und lieber selbst ein bißchen mehr hungerten, als die wehmütig bittenden Tiere zurückzuweisen. Ein solcher nach und nach im Walde verwilderter Hund, der eine gegen den Feind abgeschickte Patrouille begleitet hatte und bei dieser Gelegenheit von einer französischen Patrouille durch eine Kugel verwundet war, wurde sorgsam aus dem kleinen Gefechte zurückgetragen, von einem unserer Aerzte verbunden und behandelt und von unseren Leuten zärtlich gepflegt, bis er wieder hergestellt war. Dabei versäumten die Pfleger nicht, ihren Schützling, wenn sie wieder auf Vorposten ziehen mußten, trotz der schweren Last des Gewehres und Tornisters auf dem Arme mitzuschleppen. Bis die Vorposten erreicht waren, hatte das kranke Tier wohl die Arme der ganzen Compagnie durchgemacht, beim Soutien der Compagnie fand es dann seine Lagerstätte, bis es nach 4—6 Tagen denselben Weg auf dieselbe Weise wieder zurücklegte.

Ein großer brauner Wasserhund hatte eine wahre Passion für Schlachten und Gefechte und mußte bei Beginn des Schießens stets an die Leine gelegt werden, weil er sonst ohne weiteres auf den Kampfplatz lief. Bei seinem Herrn in der Schützenlinie aber rannte er wie besessen auf und ab und ihr weit voraus, wenn es vorwärts ging. Dabei bellte er nur dann, wenn die Truppe bei ihrem Sturm „Hurra“ schrie. Bei Alsen wurde er schwer verwundet, bis zum Rückmarsch seines Truppenteils nach Westfalen zwar wieder hergestellt, bei Kissingen aber, wo er eben so manövrierte, abermals verwundet. Trotz seiner ihn ehrenden Wunden und der an seinem Halsbande befestigten drei Medaillen konnte er nicht den Charakter eines eigentlichen Soldatenhundes beanspruchen, da ihm die Fähigkeit, seinen eigenen Truppenteil zu erkennen und nur ihm seine Anhänglichkeit zu widmen, vollständig abging. Das aber muß stets als das Hauptkennzeichen des echten Soldatenhundes betrachtet werden, daß er sich nur „seinem“ Truppenteile, nicht jedem widmet, seinen Dienst nur bei diesem verrichtet und ihn unter allen anderen immer schnell herauszufinden weiß. (Schluß folgt.)

Verfehlter Schabernack.

Bekanntlich ging mehr als einer jener Männer, die man zu den besten ihres Zeitalters rechnet, aus niederem Stande hervor. So war es auch bei dem vor mehreren Jahren hochbetagt verstorbenen Bischof K. der Fall, dessen Verlust Wissenschaft und Armut gleich betrauerten. Es wäre demselben vielleicht niemals möglich gewesen, seine geistigen Kräfte zu fruchtbringender Entfaltung reifen zu sehen, hätte nicht ein drolliger Vorfall in seiner Jugendzeit ihm den Weg erleichtert.

Joseph, so lautete der Taufname des Knaben, war der Sohn schlichter, mehr mit Kindern, als mit Glücksgütern gesegneter Landleute. Um seinen Eltern eine Stütze zu gewähren, hatte sich der dreizehnjährige Knabe einem wohlhabenden Gutsbesitzer seines Heimatortes nach beendeter Schulzeit als Wächter der stattlichen Hammelherde desselben verdungen.

Treu erfüllte der jugendliche Hirt sein Amt. Nachmittags führte er seine Schar auf das von dichtem Gesträuch und Bäumen umgebene Feld und unter seiner Aufsicht gediehen die Pfleglinge auf das beste. Aber der Wissensdrang, der den Knaben schon während der Schulzeit ausgezeichnet und die Aufmerksamkeit des Herrn Pfarrers und Lehrers erregt, verließ ihn auch bei seiner jetzigen Beschäftigung nicht. Wußte er seine Herde wohlgeborgen in der Obhut des treuen Hundes, gab es für den jungen Hüter keine größere Freude, als sich im Schatten eines Baumes hinzustrecken und sich in das Studium eines lehrreichen Buches zu vertiefen, das ihm die obengenannten Herren gern aus ihrer Bücherei zum Studium liehen.

Obwohl man Joseph im Dorfe scherzhaft stets „der Gelehrte" nannte, meinte es fast jeder gut mit dem Knaben. Nur zwei gleichaltrige Genossen, die reichsten, aber auch die faulsten der Schule, suchten jede Gelegenheit, ihn zu necken und zu verunglimpfen; es war eben der Haß und Neid der Roheit, die leider so oft im Leben Sittlichkeit und Bildung bekämpfen möchte.

Mehr als einmal hatten Franz und Jakob versucht, dem pflichttreuen Hirten bei seinen Tieren Schaden zu bereiten, aber Wächter und Hund vereitelten stets durch Wachsamkeit die elende Absicht der Buben.

So leicht indessen gaben Josephs Feinde ihre Pläne nicht auf, einen Schabernack auszuüben, der in seinen Folgen zugleich den Gehaßten schmerzlich traf. — Endlich schien das Rechte gefunden. Sie hatten sich beredet, daß einer von ihnen sich im nahen Gehölz verstecken, der andere aber, vom Hirten und Hund unbemerkt, zur Herde schleichen solle, um ein Stück derselben heimlich zu entführen. Die Beute rasch dem verborgenen Freunde zuführend, der sie an einen nahen sicheren Versteck schleppte, kehrte dann der Thäter, als ob völlig harmlos des Weges kommend, zurück. Am nächsten Morgen wollten sie dann den inzwischen vermißten Hammel als verirrt angetroffen dem Gutsherrn abliefern, was den Buben ohne Zweifel eine Belohnung und Joseph als lässigem Hirten eine derbe Rüge eintrug.

Eines Abends schien die Gelegenheit günstig; obwohl der lauernde Franz noch des Bundesgenossen harrte, durfte er sie nicht vorübergehen lassen. Joseph ruhte an seinem Lieblingsplatze, einer schattenreichen Linde; der Knabe schien völlig der Außenwelt vergessen und sich mit allen Sinnen in das vor ihm liegende Buch vertieft zu haben; er konnte es; ruhig weidete die Herde im Abendsonnenschein, und ringsum war kein menschliches Wesen zu erblicken; von dem rachsüchtigen Knaben, der in einiger Entfernung im Gesträuche verborgen des passenden Augenblickes harrte, konnte der Hirt natürlich keine Ahnung haben, um so weniger, da auch der treue wachsame Hund unbekümmert sich zu seinen Füßen zum Schlaf ausgestreckt hatte. Jetzt mußte es geschehen; eben trottete ein prächtiger Hammel bei dem Versteckten vorüber — ein Griff und das überraschte Tier hatte eine Binde über den Kopf, die jeden Laut erstickte, dann seine Beute bei den Beinen fassend, warf sie der kräftige Knabe wie einen Sack über die Schulter und wollte davon. — Sein Herz pochte in hellem Jubel, — Hirt und Hund hatten nichts von dem Vorgang gemerkt. — Aber, o Schrecken! Kaum hatte er das Gesträuch zwischen sich und dem Weidefeld, als es hinter ihm herstürmte, wie die wilde Jagd; sämtliche Vierfüßler hatten sich in Bewegung gesetzt und folgten der Spur des Entführers. Hastiger wollte Franz ausgreifen, aber ebenso schnell waren die Verfolger. Das brüllte, das quiekte, das blökte und drängte sich um ihn, daß es dem ertappten Diebe beinahe den Atem benahm, — mit wütendem Gebell fuhr zum Ueberfluß der mächtige Schäferhund an ihm empor; der unglückliche Hammel aber rächte sich durch eine immer engere Umarmung für die Fessel, die ihn verhinderte, in den Jammerruf seiner Getreuen einzustimmen; denn ach, der Dieb hatte zu seinem Verderben aus der ganzen Hammelschar just den — Leithammel auserlesen, und jeder Versuch, sich von seiner Bürde zu befreien, hatte den Erfolg, daß sich das geängstigte Tier nur um so fester an seinen Nacken klammerte. — Der Angstschweiß brach ihm aus. „Zur Hilfe!" schrie er, — „ich ersticke!" — Natürlich war Joseph durch den Lärm sofort aufmerksam gemacht herzugeeilt; mit Mühe brach er sich durch die dichtgedrängte Herde Bahn und half dem Halberstickten, sich der selbst aufgebürdeten Fessel zu entledigen. Dann löste er dem Hammel das Tuch und ließ das in hellem Jubel blökende Oberhaupt unter seine Getreuen gleiten, mit denen es, vom Hunde überwacht, aufs neue dem Schauplatze seiner Entführung zueilte. Der beschämte Dieb aber legte sich aufs Bitten, daß Joseph seine That nicht kundbar mache. Er schob alle Schuld auf die Verführung durch seinen Genossen Jakob, und der großmütige Knabe versprach ihm Schweigen zu bewahren, „denn," sagte er, „einmal hast du Angst genug ausgestanden, und dann trage ich selber einen Teil deiner Schuld, weil ich meine Augen mehr im Buche hatte, als auf der mir anvertrauten Schar."

Der junge Hirt hielt treu sein Versprechen, aber wie es meist geschieht, kam bei einem Streit zwischen Franz und Jakob, bei dem sie einander ihre Missethaten vorhielten, auch dieser Streich an das Tageslicht. Durch den Joseph wohlgesinnten Pfarrer erhielt der Gutsherr Kunde von dem drolligen Ereignis, zugleich aber auch von der hohen geistigen Anlage seines Untergebenen. — Der Ehrwürdige war zu guter Stunde gekommen, — der Gutsherr ließ Joseph kommen und gewann Freude an dem sinnigen, offenherzigen Knaben.

Am nächsten Tage siedelte der bisherige Hirt zur Stadt über, seine wissenschaftliche Ausbildung auf Kosten seines neuen Gönners zu beginnen; es war der erste Schritt auf der ehrenvollen Bahn, die mit dem Hirtenstab begann — und mit dem Krummstab endete!

Eine Ersteigung der Jungfrau im Berner Oberland.

(Schluß.)

An einer Stelle mußten wir an entsetzlich steiler Wand unter einem überhängenden Gesimse von Schnee und Firn vorüber, wo ebenfalls Stufen in den Schnee gehauen werden mußten (siehe unser 5. Bild) und wo wir in großer Sorge waren, die Firnwand über uns könnte sich ablassen, wodurch wir unfehlbar in den Abgrund gerissen und verschüttet worden wären. Endlich erreichten wir den Sattel, ließen uns ein Frühstück schmecken (siehe unser 6. Bild) und nahmen dann den letzten Abhang, welcher allerdings eine kolossale Anstrengung erforderte, wie unser 7. Bild zeigt, und erreichten um drei Uhr nachmittags den Gipfel. Der Himmel der Sonne gegenüber war sehr dunkel, von intensivem Blau, die Aus- und Fernsicht unbeschreiblich schön und großartig, aber der Wind so schneidend und kalt, daß er uns nach kurzem Aufenthalt droben wieder herunter trieb. Der Abstieg war ein rascher und glücklicher, wir passierten ohne Gefahr sicher den schwierigen Weg unter dem Firngesims des Rotthalsattels und kamen dann wieder auf den großen Aletschgletscher, welchen wir langsam hinabstiegen, denn die Dunkelheit überraschte uns schließlich, so daß Peter Schelling fortwährend seinen Eisbeilstock in den Schnee stoßen mußte, um zu verhüten, daß wir in Eisspalten gerieten (vergl. unser 8. Bild). Die steigende Dunkelheit der Nacht nötigte uns endlich, ein Obdach in der Faulberghütte zu suchen, welche wir um acht Uhr abends sehr müde und erschöpft erreichten. Wir waren des tiefen Schnees wegen an diesem Tage fünfzehn Stunden lang auf den Beinen gewesen, und schliefen daher vorzüglich. Den folgenden Tag wanderten wir auf dem nächsten Wege hinunter zu dem „Hotel Jungfrau" auf dem Eggischhorn, wo wir uns bei dem freundlichen Wirt von den Strapazen unserer Tour ausruhten und uns die Einzelheiten unserer Fahrt noch einmal ins Gedächtnis zurückriefen.

Aber nicht immer geht eine Ersteigung der Jungfrau so glücklich von statten. Erst vor fast genau einem Jahre, am 14. Juli 1887 war es, daß der Telegraph von Bern aus die erschütternde Kunde verbreitete, eine Gesellschaft von sechs Herren, darunter vier geübte Bergsteiger, hätte von Lauterbrunn aus die Jungfrau bestiegen und wäre allen Anzeichen nach wahrscheinlich verunglückt. Mehrere Tage blieben die sofort angestellten Nachforschungen erfolglos und endlich, fast eine Woche später, nach unsäglichen Anstrengungen und Aufopferungen aller Führer der Umgegend, wurden die Unglücklichen am Fuße des Jungfraugipfels zerschmettert aufgefunden. Die Führer berichteten darüber folgendes:

„Wir verließen Grindelwald am Dienstag, nachts elf Uhr, stiegen zur Berglihütte am Mönchsjoch hinauf und blieben dort bis Donnerstag früh wegen ungünstigen Wetters. Am Donnerstag erreichten wir schon um sieben Uhr den Rotthalschrund und mit uns zwei Engländer und zwei andere hiesige Führer, die ebenfalls im Bergli übernachtet hatten und die Jungfrau ersteigen wollten. Der brückenlose, hoch überbordige Schrund verhinderte aber diese Besteigung, die Engländer entschlossen sich zum Rückweg. Wir blieben beim Schrund, um denselben nochmals genau zu untersuchen, jene traten den Heimweg nach Grindelwald an. Auf diesem Heimwege, etwa eine halbe Stunde unter dem Rotthalsattel, sahen sie links unmittelbar unter der Jungfraufpitze, in der sogenannten ‚Chelle', dunkle Körper im Firnschnee liegen. Es waren die Leichen der Verunglückten, nahe bei einander liegend, teilweise tief eingekeilt und eingefroren, Körper und Kleidung zerschunden, zerschmettert und zerrissen, ein grausiger Anblick! Wir wurden durch laute Rufe avisiert und begannen alsbald, fortwährend in Gefahr, von abstürzenden Eis- und Steinschlacken getroffen zu werden, mit der Hebung der Leichen."

Eine Ersteigung der Jungfrau im Berner Oberland: Der letzte Abhang.

Was die Ursache des Absturzes gewesen, wird wohl niemals ganz genau festgestellt werden können. Wahrscheinlich nahmen sie den Abstieg nach dem Rotthalsattel zu weit links, traten, der Richtung nicht ganz sicher, auf eine Gwächte der abschüssigen Gipfelwand über und stürzten ab, über Felsstücke hinweg, dann nahezu 300 Meter in die fast senkrecht gähnende Tiefe.

Eine ernste Mahnung, Hochtouren niemals ohne wohlerprobte Führer zu wagen!

Der Geist der Llano estakata.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

„Das glaube ich nicht. Und selbst wenn es so wäre, würde ich von derselben und ihrem Herrn gehört haben. Steckt eure Messer ein und setzt euch ruhig nieder! Ich lasse mir nicht drohen. Ich will euch nicht von meinem Lager treiben, da ihr mit Männern gekommen seid, welche ich für ehrliche Leute halte. Wie ihr euch betragt, so werdet ihr behandelt. Am Rande der Llano kann man nicht vorsichtig genug sein, und jedermann weiß, daß man die Weißen viel mehr zu fürchten hat als die Roten."

„Haltet Ihr uns vielleicht für Llanogeier?"

„Diese Frage werde ich euch beantworten, wenn wir uns trennen; dann habe ich euch kennen gelernt, während sich mein Urteil jetzt nur auf Vermutungen stützen kann. Seid ihr wirklich brave Leute, was ich allerdings gern wünschen möchte, so werden wir gewiß als Freunde scheiden."

Die beiden Mexikaner blickten einander fragend an. Zur Förderung ihrer geheimen Absichten war es geraten, sich versöhnlich zu zeigen. Darum sagte Carlos:

„Diese Eure letzten Worte machen das Vorhergehende wieder gut. Da wir ehrliche Leute sind, so können wir uns mit der Ueberzeugung beruhigen, daß Ihr sehr bald einsehen werdet, wie unrecht Ihr uns beurteilt habt."

Er setzte sich wieder nieder und sein Bruder that dasselbe. Baumann schickte seinen Sohn, den vielbesprochenen „Sohn des Bärenjägers" nach der Kaktusgruppe, um Früchte dieser Pflanzen zu holen, welche zum Nachtisch gegessen werden sollten.

Während man dieselben genoß, wurde es Nacht, und die Männer brannten ein Feuer an. Material dazu war genug vorhanden.

Außer dem Uebergange des Tages in

Eine Ersteigung der Jungfrau im Berner Oberland: Der Abstieg vom Aletschgletscher bei Nacht; Suchen von Eisspalten.

die Nacht war noch eine andere Veränderung vorgegangen. Der Thalkessel war durch die hohen Felsenwände von der Ebene abgeschlossen. Die Luftströmungen, welche draußen ihre volle Macht entfalten konnten, fanden auf drei Seiten den Zugang verschlossen. Nur von der vierten Seite, von welcher die Yankees und Mexikaner gekommen waren, konnte eine atmosphärische Strömung in den Kessel treten, was aber nur dann möglich war, wenn der Wind ganz genau aus dieser Richtung blies und stark genug war, sich nicht im unteren Teile des Thales zu verfangen.

Nun gab sich jetzt seit Eintritt der abendlichen Dunkelheit eine Luftbewegung kund, welche aus der erwähnten Richtung kam. Sie stieg natürlich an den Felswänden empor und nur ein verschwindend kleiner Teil konnte durch die enge Spalte Abzug finden, welche die Neuangekommenen heute bemerkt hatten und die in der That gegen die Llano hin den Ausgang aus dem Thale bildete. Diese Luftströmung kam nicht stoßweise, sondern sie war gleichmäßig; sie wurde deutlich empfunden und wirkte doch nicht bewegend auf die Flamme des Feuers ein. Sie veranlaßte keinen hörbaren Ton, am allerwenigsten das Pfeifen und Heulen des Sturmes, und dennoch wurde sie vom Ohre vernommen. Dabei atmeten die Lungen ganz anders als vorher, ob schwerer oder leichter, das war eigentümlicherweise nicht zu sagen.

Die Kaktusfeigen waren alle geworden und Martin Baumann ging, um neue zu holen. Kaum hatte er die Sträucher hinter sich, so hörten die anderen seine Stimme:

„Was ist das? Kommt einmal her, Mesch-schurs! So etwas habe ich noch nie gesehen!"

Sie folgten seiner Aufforderung. Als sie zwischen dem Wasser und dem Gebüsch hindurch waren, bot sich ihnen ein höchst überraschender Anblick dar. Der ganze Thalkessel lag in tiefem Dunkel, denn der Schein des Feuers, welches nur klein war, drang nicht durch die Büsche; aber dort, wo die Kaktus standen, sah man zahlreiche Flammenbüschel, welche in eigentümlich bleichem, farblosem Lichte erglänzten. Jeder dieser Pflanzenkandelaber trug mehrere solcher Büschel; jeder Leuchterarm schien ein solches Flämmchen auf seiner Spitze zu haben. Es war eine wunderbare, fast geisterhafte Erscheinung.

„Was mag das sein?" fragte Porter.

„Ich habe es nie gesehen!" antwortete Falser. „Man möchte sich beinahe fürchten."

Da ließ sich hinter ihnen eine tiefe, klare Stimme hören, hinter ihnen, innerhalb der Sträucher, also am Feuer, wo sie soeben gewesen waren und wo außer ihnen sich doch kein Mensch befinden konnte:

„Das ist Ko-härstesele-yato, die Flämmchen des großen Geistes, welche er anbrennt, wenn er seine Kinder warnen will."

„Cáspita! Wer ist da hinter uns?" rief Emilio Cortejo erschrocken. „Befinden wir uns etwa in einem Hinterhalte?"

„Nein," antwortete der Bärenjäger. „Es ist mein Gefährte, den wir erwarteten. Er ist, wie das so in seiner Weise liegt, angekommen, ohne daß er es uns merken ließ."

Sie wendeten sich zurück. Und richtig, da hielt gerade neben dem Feuer ein Reiter. Wie hatte er, noch dazu zu Pferde, in das Innere des Gebüschkreises kommen können, ohne gehört zu werden? Er saß auf einem prachtvollen Rappen, welcher auf indianische Weise aufgeschirrt und gesattelt war. Indianisch war auch der Anzug des Mannes, indianisch sein Gesicht, welches keine Spur von Bart zeigte. Dafür aber hing ihm eine Fülle langen, schwarzen Haares weit über den Rücken herab; in der Hand hielt er eine zweiläufige Büchse, deren Holzteile mit silbernen Nägeln beschlagen waren.

Die Yankees und Mexikaner ließen Ausrufe des Erstaunens, der Bewunderung hören.

„Wer ist das?" fragte Porter. „Ein Indianer! Sind noch andere hier?"

„Nein, er ist allein," antwortete Baumann. „Es ist Winnetou, der Häuptling der Apachen."

„Winnetou, Winnetou!" ertönte es aus aller Munde.

Er stieg vom Pferde ohne auf die bewundernd auf ihn gerichteten Blicke zu achten, trat aus dem Gebüsche hinaus, deutete auf die Flämmchen und sagte:

„Weil die Bleichgesichter sich in diesem abgeschlossenen Thale befanden, haben sie nicht bemerkt, was außerhalb desselben vorgegangen ist. Damit sie es erfahren, sendet der große Manitou ihnen dieses feurige Totem. Winnetou weiß nicht, ob sie es lesen können."

„Was ist denn geschehen?" fragte Blount.

„Der 'ntch-kha-n'gul *) ist über die Llano gegangen. Winnetou sah den schwarzen Leib desselben im Norden. Wehe denen, welche ihm begegnet sind; der Tod hat sie gefressen!"

„Ein Tornado, ein Hurricane?" fragte der Bärenjäger. „Hat mein roter Bruder den Lauf desselben genau beachtet?"

„Winnetou berechnet den Lauf des kleinen Käfers, den er erblickt. Wie sollte er vergessen, sich um die Richtung des großen Sturmes zu bekümmern!"

„Welche Richtung war es?"

„Gerade im Osten von hier erhob sich die Llano in die Luft, so daß es dort finster wurde wie mitten in der Nacht. Die Sonne umarmte die Finsternis mit Strahlen roten Blutes. Die Nacht rückte schnell nach Nordosten vor, wo Winnetou sie dann verschwinden sah."

„So ging der Tornado gerade von Süd nach Nord?"

„Mein Bruder sagt es."

„God bless my soul! Er wird doch nicht unsere Freunde getroffen haben!"

„Winnetous Ahnungen sind schwarz wie das Angesicht des Sturmes. Unsere Freunde sind klug und erfahren, und Old Shatterhand kennt die Bedeutung jedes Lufthauches; aber der 'ntch-kha-n'gul kommt plötzlich und sendet keinen Boten voraus, welcher ihn verkündet. Kein Pferd ist schnell genug, ihm zu entgehen. Old Shatterhand muß ungefähr heute die Llano erreicht haben, und die Hufe seines Rosses haben den Sand derselben gerade in der Gegend berührt, nach welcher der Geier des Windes flog. Vielleicht liegt er mit seinen Genossen unter den Wogen des Sandes begraben."

„Das wäre schrecklich! Wir müssen fort. Wir müssen hin, und zwar augenblicklich! Steigen wir schnell zu Pferde!"

Winnetou machte eine abwehrende Handbewegung.

„Mein Bruder mag sich nicht übereilen," sagte er. „Hat Old Shatterhand sich mitten im Pfade des Sturmes befunden, so ist er tot, und unsere Hilfe kommt zu spät. Befand er sich aber zur Seite dieses Pfades, so blieb er unverletzt, und es droht ihm nur die Gefahr des Verirrens, da der Sturm das Angesicht der Llano so verändert, daß ihr Antlitz ein ganz anderes wird. Wir müssen ihm entgegen, aber nicht jetzt bei Nacht, denn auch uns blickt die Llano mit anderen Augen an, und nur das Tageslicht darf unser Führer sein. Wer einen Verirrten finden will, muß darauf achten, sich nicht

*) Verheerende Sturm, Tornado.

selbst zu verirren. Darum mögen meine Brüder sich wieder an das Feuer setzen. Das erste Licht des Morgens wird unseren Aufbruch sehen."

Er streckte sich am Feuer nieder, und die anderen thaten ebenso. Sie ließen dabei unwillkürlich einen Abstand zwischen sich und ihm, eine Folge der Ehrerbietung für den berühmten Häuptling. Diese letztere war auch der Grund, daß sie sich eine Zeitlang schweigend verhielten. Endlich aber siegte bei Ben New-Moon das Verlangen, etwas über die erwarteten Gefährten des Apachen zu vernehmen. Er wendete sich an Baumann:

„Wie ich höre, ist es gar Old Shatterhand, mit dem Ihr zusammentreffen wollt, Sir?"

„Ja, er ist es, aber nicht allein. Es wollten noch andere mit ihm kommen."

„Wer sind diese Leute?"

„Der dicke Jemmy und der lange Davy, deren Namen Ihr vielleicht bereits gehört habt."

„Natürlich kenne ich die beiden famosen Westmänner, wenn auch nur aus den Erzählungen und Berichten anderer. Sind sie es allein, welche Old Shatterhand begleiten?"

„Nein. Es befinden sich noch zwei bei ihnen, welche Ihr vielleicht auch kennt, da Ihr von Old Shatterhands Zug nach dem Nationalpark gehört habt, nämlich Hobble-Frank und der Neger Bob. Frank wollte nicht mit uns, sondern mit Old Shatterhand reiten, um von ihm zu lernen, und Bob schloß sich ihm an. Das ist der Grund, weshalb sich beide nicht bei mir befinden. Es steht zu erwarten, daß auch noch andere die Gelegenheit benutzt haben, unter Führung des berühmten Jägers durch die Llano zu reiten. Vielleicht hat er eine ansehnliche Gesellschaft beisammen, und das beruhigt mich. Je größer der Trupp ist, desto eher und leichter kann einer dem anderen in der Gefahr, welche so ein Tornado mit sich bringt, Hilfe leisten."

„Schade, jammerschade, daß wir sechs schon morgen früh unseren Weg fortsetzen! Ich hätte diese Eure Freunde so gern gesehen und kennen gelernt!"

„Das ist nicht gut möglich, da Ihr hinüber nach Austin wollt. Uebrigens brechen ja auch wir mit dem frühesten Morgen auf. Aber sagt mir doch einmal, Sir, wie Ihr zu Eurem schwarzen Gesicht und infolgedessen zu Eurem Namen gekommen seid!"

„Beides habe ich einem der größten Schurken zu verdanken, den es im fernen Westen gegeben hat und vielleicht noch gibt, nämlich dem Stealing-Fox."

„Diesem? Ah! Habe lange Zeit nichts von dem Kerl gehört. Möchte ihm einmal begegnen!"

„Habt auch Ihr schon mit ihm zu schaffen gehabt?"

„Er mit mir. Er stahl meine Kasse und hat mich um alle meine damaligen Ersparnisse gebracht. Damals nannte er sich Weller; aber ich konnte aus Verschiedenem, was ich später hörte, schließen, daß es der berüchtigte Stealing-Fox gewesen sei. Ich konnte nie auf seine Fährte kommen, habe aber erst kürzlich drüben im Neu-Mexikanischen gehört, daß er noch leben soll. Er hat sich Tobias Preisegott Burton genannt und unter der Maske eines frommen Missionars der Mormonen eine Reisegesellschaft in die Llano locken wollen. Einer dieser Leute hat ihn aber erkannt und zur Rede gestellt, worauf er schleunigst verschwunden ist."

„'s death! Wäre ich dabei gewesen! Er wäre mir nicht verschwunden; ich hätte ihm ein regelrechtes Eisenbahntunnel durch den Kopf geschossen! Fast hätte ich Lust, mich länger hier zu verweilen, da er sich in dieser Gegend befinden soll. Möchte gar zu gern Abrechnung mit ihm halten!"

„War es denn auf Euer Leben abgesehen?"

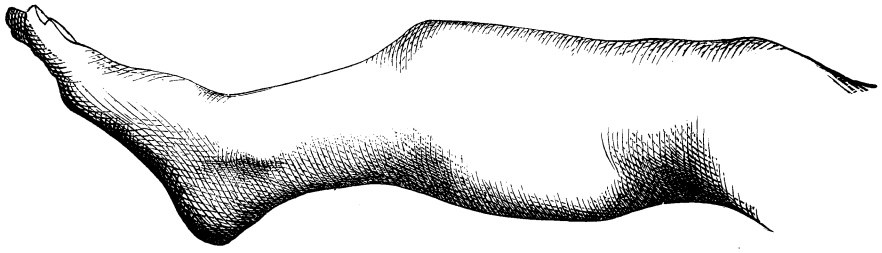
„Auf mein Leben und mein Eigentum. Das war nämlich droben am Timpa-Fork in Colorado. Ich kam aus Arizona herüber, wo ich als Goldgräber an den Limestone-Springs ein ziemlich gutes Geschäft gemacht hatte, und trug ein hübsches Päckchen Banknoten bei mir, in welche ich den Goldstaub und die Nuggets umgewechselt hatte. Unterwegs stieß ein Fallensteller zu mir, welcher gerade so wie ich nach Fort Abrey wollte, welches am Arkansas liegt. Das Aussehen und Auftreten dieses Mannes war sehr vertrauenerweckend, und da man niemals gern so ganz allein durch den wilden Westen reitet, so war mir seine Gesellschaft sehr willkommen."

„Ihr sagtet es ihm wohl, daß Ihr Geld bei Euch hättet?"

„Fiel mir gar nicht ein; aber er mochte es erraten haben, denn ich ertappte ihn einmal des Nachts dabei, daß er leise meine Taschen untersuchte, wobei ich glücklicherweise erwachte. Er machte die Ausrede, ich hätte im Schlafe so gestöhnt, daß er auf den Gedanken gekommen sei, mir den Rock aufzuknöpfen, damit ich leichter atmen könne. Natürlich glaubte ich ihm nicht und war von nun an außerordentlich auf meiner Hut. Was das heißt, könnt Ihr Euch denken!"

„Gewiß! Man befindet sich mit einem Spitzbuben ganz allein in der Wildnis. Man will und muß doch schlafen, und soll doch alle Aufmerksamkeit darauf richten, nicht zu Schaden zu kommen. Das ist eine schwierige Aufgabe. Ein Messerstich, eine Kugel — — und Leben und Eigentum sind weg!"

„Was das betrifft, so konnte ich ruhig sein. Ich hatte den Kerl bald durchschaut. Er war im Grunde genommen ein Feigling. Stehlen und betrügen, ja; aber Blut zu vergießen, da fehlte ihm der Mut. Am Timpa-Fork machten wir Kamp. Es war ein heißer Tag, aber der Wind wehte stark und machte die Hitze erträglich. Ich rauche leidenschaftlich und hatte mir die Pfeife neu gestopft, wißt Ihr, eine kurze Pfeife mit einem sehr großen Veinedkopf, welcher einen Viertelbeutel Tabak faßte. Ich hatte einen so großen Kopf gewählt, um nicht immer stopfen zu müssen. Als ich anbrennen wollte, sagte der Mann, er habe die Stimme eines Turkey im Gebüsche gehört. Ich legte sofort die Pfeife weg, griff zum Gewehr und machte mich davon, um den Vogel vielleicht vor den Schuß zu bringen. Aber ich fand keine Spur von ihm, traf aber dafür ein Opossum, welches ich schoß. Als ich mit demselben zurückkam, war wohl eine halbe Stunde ver-



Das gebrochene Bein. Fig. 1. Beinbruch.

gangen. Der Kerl machte sich gleich daran, das Tier aufzubrechen und abzuhäuten; ich aber griff nach meiner Pfeife, um den Tabak in Brand zu stecken. Das wollte mir wegen des Windes nicht gelingen. Ich legte mich also lang nieder, mit dem Gesichte gegen die Erde, zog den Hut gegen die Windseite vor und schlug Feuer auf den Schwamm. Diesmal gelang es. Ich drückte den Schwamm auf den Tabak, that einige Züge und — — ein Zischen, ein Knall, Feuer schlug mir ins Gesicht und um den Kopf. Zu gleicher Zeit packte mich der Kerl von hinten im Genick, drückte mir den Kopf nieder und fuhr mir mit der anderen Hand unter die Brust und in die Tasche. Ich war so erschrocken, daß es ihm gelang, mir das Pocketbook zu entreißen. Aber ich erwischte seinen Arm und hielt denselben fest. Ich war stärker als er, aber für den Augenblick geblendet. Er hielt das Buch fest; ich erfaßte es auch; er zog hin und ich her; es zerriß, denn es war aufgegangen; wir kamen auseinander; er hatte die eine Hälfte und ich die andere. Da sprang ich auf und zog das Messer. Glücklicherweise hatte ich die Augen, als der Feuerstrahl mir ins Gesicht zuckte, für einen Moment geschlossen gehabt, sonst wäre ich sofort erblindet. Die Lider waren aber doch verletzt. Ich konnte sie nur ganz wenig öffnen; das genügte aber, den Kerl zu sehen. Ich drang mit dem Messer auf ihn ein. Das gab ihm den Mut, sein Gewehr vom Boden aufzuraffen und auf mich anzulegen.

(Fortsetzung folgt.)

Das gebrochene Bein.

Von Prof. Dr. J. F. A. Esmarch.

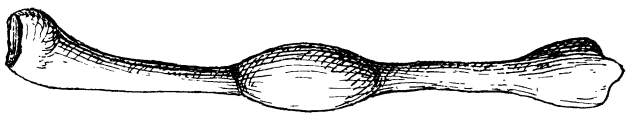
Ich war nach N. gefahren, um einen alten Universitätsfreund zu besuchen, fand ihn aber nicht zu Hause. Sein Sohn Hermann, ein aufgeweckter Bursche von zwölf Jahren, empfing mich an der Hausthüre mit den Worten: „Vater ist in Geschäften abgerufen und kommt erst in einer Stunde zurück. Er hat mir aufgetragen, Sie so lange zu unterhalten, und läßt Sie bitten, sich es einstweilen in seinem Zimmer bequem zu machen.“ Ich steckte mir eine Cigarre an und nun entspann sich folgende Unterhaltung.

Ich: „Zunächst erzähle mir, mein kleiner Freund, wie es dir ergangen ist, seitdem wir uns zuletzt gesehen.“

H.: „Mir ist es, Gott sei Dank, immer gut gegangen, aber mein Freund, der kleine Wilhelm, den Sie ja auch kennen, hat gestern ein großes Unglück gehabt und hätte leicht sein Leben verlieren können.“

Ich: „Wie war das, erzähl's mir!“

H.: „Wir waren mit noch drei anderen Knaben am Sonntagnachmittag in den Wald gegangen und wollten uns im Klettern üben. Wilhelm, der immer uns allen



Das gebrochene Bein. Fig. 2 Knochenkitt.

voran sein muß, war hoch in den Wipfel einer Buche hinaufgestiegen und forderte uns mit Jauchzen auf, ihm nachzufolgen, als plötzlich ein morscher Ast brach und er aus der Höhe herabstürzte. Als wir herabgestiegen waren, lag er stöhnend auf der Erde und als wir ihn aufheben wollten, schrie er laut: ‚Mein Bein, mein Bein! es muß abgebrochen sein! Laßt mich liegen! Rührt mich nicht an!‘ Es sah schrecklich aus. Sein Bein war zwischen Fuß und Knie ganz krumm, und als ich es gerade ziehen wollte, schrie er noch lauter.

„Wir waren in großer Angst. Der Wald ist fast eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Ich lief fort, um Hilfe zu holen, und traf auch bald auf der Landstraße einen Leiterwagen, auf welchem ein paar Bauern der Stadt zufuhren. Auf meine Bitte fuhren sie mit mir in den Wald zu der Stelle hin, wo Wilhelm lag. Wir luden nun mit vereinten Kräften den armen Jungen auf den Wagen und legten ihn der Länge nach auf den Boden desselben, wobei ich auch das Bein gerade richten konnte. Er schrie fürchterlich dabei und als nun der Wagen fortfuhr, jammerte er bei jedem Stoß auf dem holperigen Waldweg über sein Bein. Erst als wir auf die Chaussee kamen und sehr langsam fuhren, ging es etwas besser. Aber der arme Junge ward ganz ohnmächtig, als wir in die Stadt auf das holperige Steinpflaster kamen. Wir fuhren gleich vor das Haus des Doktors, der ihn vorsichtig heraushob und in sein Haus trug. Er schnitt die Stiefel, Strümpfe und Hosen ab, fand, daß das Bein gebrochen war und daß der scharfe Knochen durch die Haut gedrungen war und eine Wunde gemacht hatte, die etwas blutete. Er wusch die Wunde mit Karbolwasser und legte dann einen Verband an, wobei wir aber nicht zugegen sein durften. Danach legten sich die Schmerzen und jetzt soll es ihm schon wieder ganz gut gehen, sagte heute der Doktor.“

Ich: „Wußtest du denn gar nicht, wie man sich in solchen Fällen zu benehmen hat?“

H.: „Nein, wie sollte ich das wissen? In der Schule wird das nicht gelehrt und Vater wußte es mir auch nicht zu sagen. Aber er hat mir geraten, Sie danach zu fragen, wenn Sie kämen. Sie würden mir gern Auskunft geben, denn Sie seien ein Samariter.“

Ich: „Ich will das gerne thun, mein lieber Freund, aber zuerst sage mir, wie denkst du dir einen solchen Beinbruch?“

H.: „Ja, früher hatte ich mir eingebildet, das Bein bräche ganz ab, so daß es sich vom Körper ganz ablöste, aber jetzt weiß ich, daß nur der Knochen abbricht, der inwendig im Bein sitzt, und daß die Haut ganz bleiben kann. Aber recht klar ist mir die Sache doch nicht.“

Ich: „So will ich versuchen, sie dir deutlich zu machen. Sieh, die Knochen, welche im Innern unserer Glieder sitzen, geben denselben ihre Festigkeit. Sie sind umgeben von dem Fleisch, d. h. den Muskeln, welche die Bewegungen machen und diese sind wieder eingehüllt von der sehr dicken und festen Haut. Wenn nun ein Knochen durch einen Fall oder Schlag abgebrochen ist, woran wird man das wohl erkennen können?“

H.: „Hauptsächlich wohl daran, daß das Bein an einer Stelle beweglich ist, wo es sonst fest ist und eine ganz verkehrte Stellung einnimmt. Denn so war es bei Wilhelm und ich dachte mir gleich, das Bein muß wohl gebrochen sein. Dann aber auch die großen Schmerzen, über die er jammerte, als wir das Bein anfaßten.“

Ich: „Hast du nicht noch etwas Besonderes gefühlt, als du deinen Freund in den Wagen legen halfest und dabei das gebrochene Bein anfaßtest?“

H.: „Ja, ein ganz eigentümliches knirschendes Geräusch bei jeder Bewegung und jedem Schrei, was mir durch Mark und Bein ging.“

Ich: „Nun, dieses rührt davon her, daß sich die Bruchenden des harten Knochens aneinander reiben, und in der That hast

du mir jetzt die Zeichen genannt, an denen man einen Knochenbruch erkennen kann. Aber wie denkst du dir nun, daß ein solcher gebrochener Knochen wieder zusammenheilt?"

H.: „Ich habe durchaus keine Vorstellung davon."

Ich: „Was würdest du denn thun, wenn du einen zerbrochenen Glasstab wieder zusammenfügen wolltest?"

H.: „Ich würde etwas Kitt nehmen, und damit die gebrochenen Enden wieder aneinander kitten."

Ich: „Schon recht, auf dieselbe Weise heilt auch ein gebrochener Knochen wieder zusammen. Es bildet sich nach einiger Zeit im Innern des Beines um die Bruchenden herum eine Art von Kitt (wir nennen ihn Callus), welcher zuerst weich ist, aber allmählich immer härter wird, bis er nach 4 bis 6 Wochen ebenso hart ist wie der Knochen selbst und die beiden Enden fest miteinander verbindet. Du wirst ihn bei deinem Freunde noch lange Zeit nach der Heilung als eine harte Anschwellung durch die Haut durchfühlen können."

H.: „Was kann man denn aber thun, um diesen Kitt hervorzubringen?"

Ich: „Dieser Kitt entsteht von selbst, ohne unser Zuthun. Die Aufgabe des Arztes ist es allein, die gebrochenen Knochenenden in die richtige Stellung zu einander zu bringen und sie in derselben zu erhalten, bis der Kitt ganz hart geworden ist. Wie dies geschieht, kannst du dir leicht vorstellen, wenn du einmal gesehen hast, wie der Gärtner es macht, wenn er einen hochstämmigen Rosenstock, den der Sturm geknickt hat, verbindet."

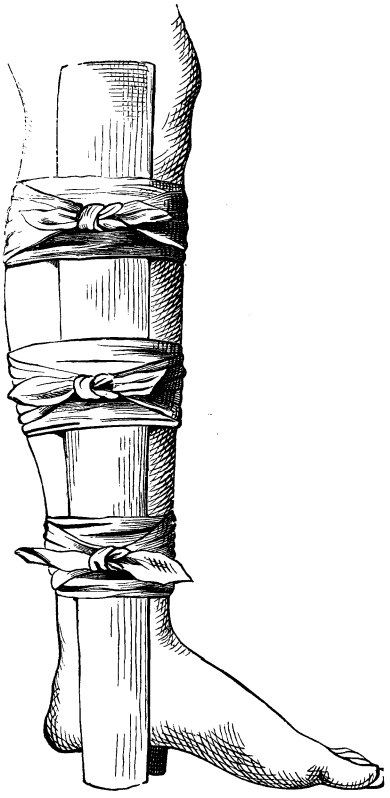
H.: „O ja, er nimmt zwei schmale Brettchen, legt sie zu beiden Seiten der geknickten Stelle an und umwickelt sie so lange mit Bast, bis die Stelle ganz unbeweglich geworden ist. Mit der Zeit heilt dann unter diesem Verbande die Knickung wieder und es bleibt nur ein harter Wulst zurück. Wir haben in unserem Garten mehrere Rosenstöcke, an denen man solche Wülste deutlich sehen kann."

Ich: „Nun gut, wir Aerzte machen es ebenso mit den gebrochenen Knochen. Wir legen Brettchen an beide Seiten des gebrochenen Beines und umwickeln dieselben so lange mit Binden, bis sich die Bruchstelle nicht mehr rühren kann. Vorher aber müssen wir die beiden Bruchenden durch Ziehen und Drücken in die richtige Stellung zu einander bringen. Wir nennen das: ‚den Bruch einrichten', und es macht dem armen Verletzten einen sehr heftigen, wenn auch kurz dauernden Schmerz. Würde dies nicht geschehen, so würde das gebrochene Glied nach der Heilung schief und krumm oder zu kurz bleiben. Die Brettchen aber nennen wir Schienen und das ganze Verfahren heißt: einen Beinbruch schienen. Hast du mich verstanden?" (Schluß folgt.)

Schlittenfahren im Sommer.

(Schluß.)

„Ja, das ist Schlittenfahren im Sommer," antwortete Harry, durch unsere Zurufe offenbar befriedigt; „und zwar ein Schlittenfahren, bei welchem einem nicht die Ohren frieren, die Finger steif werden und die Füße erstarren. Zudem kostet so ein Som-



Das gebrochene Bein. Fig. 3. Geschientes Bein.

merschlitten nur wenige Groschen — denn ihr müßt wissen, daß ich ihn selber gemacht habe."

„Du hast ihn selber gemacht?" fragten wir erstaunt — und freudig zugleich, daß wir nun die Sache unsererseits nachmachen könnten. „Wir dachten, Harry, daß du den Sommerschlitten aus England mitgebracht hättest."

„Das Schlittenfahren im Sommer ist auch ein englischer Sport," entgegnete Harry selbstbewußt; „wir wohnten, als mein lieber Vater noch lebte, auf einem Landgute zwischen den grünen Hügeln von Berkshire, und da pflegten die Jungen der ganzen Gegend an schönen Sommertagen auf ihren kleinen Sommerschlitten die ziemlich steilen Rasenhügel hinabzurutschen. Man setzt sich auf das hintere Sitzbrettchen, stemmt die Füße gegen das Vorderbrettchen und gibt sich einen leichten Ruck, dann macht sich das Hinuntergleiten von selbst. Mit solchen Pflöcken, wie ich sie hier in den Händen halte, kann man den Lauf des Schlittens hemmen, indem man beide Pflöcke in die Erde stößt, oder auch dem Laufe eine beliebige Richtung geben: wenn man einen der Pflöcke in die Erde stößt, so wendet sich der Schlitten nach jener Seite, wo der hemmende Pflock die Erde berührt hat. Auch weiterschieben kann man sich mit Hilfe der Pflöcke, wenn der gleitende Schlitten irgendwo auf ein Hindernis gestoßen ist."

„Und den Schlitten hast du selbst gemacht?" fiel einer von uns dem Freunde in die Rede.

„Ich sagte es schon," entgegnete Harry, „und es ist die reine Wahrheit. Vom Küfer besorgte ich mir einige Dauben, und zwar richtete ich mein Augenmerk darauf, daß ich recht breite, recht tief gebogene und recht unbiegsame bekam. Von diesen Dauben machte ich fünf gleich lange Abschnitte. Dann legte ich je zwei Abschnitte so aufeinander, daß sie zwischen sich eine elliptische Oeffnung ließen — wie man es an den Sprungfedern unserer Kutschen sieht. Da, wo die Dauben sich mit den Enden berührten, trieb ich ein paar Schmiedenägel mit dem Hammer durch und klopfte ihre herausstehenden Spitzen um, so daß sie sich seitwärts in das Holz legten. So, nun hielten die Dauben aneinander, und ich erhielt dadurch eine Figur, wie ich sie euch hier in den Sand zeichne (s. Ill. S. 701). Wären die Dauben nicht stark genug gewesen, so hätte ich an beiden Enden zwischen die obere und untere Daube einen keilförmigen Klotz gelegt: der hätte Festigkeit gegeben und zugleich einen besseren Halt für die Nägel geboten; aber er hätte auch die Elastizität der elliptischen Figur geschwächt. Deshalb, und auch weil meine Dauben stark genug waren, hab' ich die Klötze beiseite gelassen. Aus der dritten und vierten Daube bildete ich alsdann dieselbe Figur, wie aus der ersten und zweiten. Hierauf nahm ich die fünfte Daube und zerteilte sie mit der Säge in

zwei gleiche Teile. Mit diesen beiden Teilen verband ich die elliptischen Figuren, nachdem ich letztere in geringem Abstande parallel neben einander gelegt hatte; die eine Hälfte von Daube fünf nagelte ich auf das untere Ende, die andere Hälfte von Daube fünf auf das obere Ende der beiden Ellipsen. Ich erhielt dadurch den kleinen Schlitten, den ihr hier vor euch seht (s. Ill. S. 701). Die gebogenen und gegen einander gestellten Dauben geben auf ihrer oberen Fläche einen elastischen Sitz ab, während sie mit ihrer unteren Fläche hurtig über das Gras hingleiten."

„Den Schlitten, den ich euch beschrieben habe," fuhr Harry fort, nachdem wir sein Meisterwerk nach allen Seiten hin betrachtet, „nenne ich einen einfachen. In Berkshire hatte ich auch einen doppelten. Derselbe hat vor dem einfachen den Vorzug, daß er elastischer ist und daher mit größerer Leichtigkeit den grasigen Hügelhang hinuntergleitet. Der doppelte Schlitten besteht aus zwei aufeinander gelegten und mit Nägeln verbundenen einfachen Schlitten; der untere braucht selbstverständlich kein Fuß- und Sitzbrett zu haben. Man thut gut, bei dem doppelten Schlitten die keilförmigen Klötze an den Enden einzufügen. Eine böse Sache sowohl beim einfachen wie beim doppelten Schlitten ist das Spleißen der Dauben, wenn man die Nägel eintreibt; diesen Uebelstand kann man dadurch verhüten, daß man zwischen die Dauben eine starke Stütze legt; dieselbe wird später weggenommen."

Hiermit beendigte Freund Harry seine Vorlesung über den „Gras- oder Sommerschlitten". Dann gingen wir zu praktischen Uebungen über. Einer nach dem anderen durfte den Schlitten besteigen und den steilen Abhang hinuntergleiten. Hei, welche Lust war das! Kühle Lüfte fächelten während der pfeilschnellen Fahrt unser sommerheißes Antlitz und die Haare sausten im Luftzug. Wir waren Harry sehr dankbar für diese Bereicherung unserer Spiele und wir erklärten am Ende der Fahrt, daß wir einen so vergnügten Nachmittag seit langem nicht genossen hätten. —

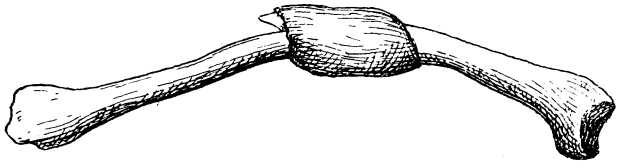
Die Beschreibung, welche uns unser Freund von der Anfertigung eines Sommerschlittens gegeben, war so deutlich gewesen, daß wir uns in den nächsten Tagen mit leichter Mühe ähnliche Sommerschlitten herstellten. O, was war das für ein Jubel, als wir uns am nächsten freien Dienstagnachmittag mit nicht weniger als acht Schlitten auf dem Nubbenberge einfanden! Ich überlasse es der Phantasie meiner jungen Leser, sich die fröhlichen Fahrten, die nun statthatten, mit den glänzendsten Farben auszumalen. Mit dieser Ausmalung wird sich unzweifelhaft auch die Lust einstellen, die Sache nachzumachen. Ich kann zur Nachahmung nur anraten, denn das Schlittenfahren im Sommer ist ein ebenso gesundes als unterhaltendes Bewegungsspiel im Freien. Es gehört nicht gerade ein „Nubbenberg" dazu, sondern ein jeder Hügel mit etwas steilen, grasigen Abhängen ist geeignet. Ganz vorzüglich macht sich die Sache auch auf einer abschüssigen Waldstraße, die mit glatten Kiefernnadeln bestreut ist.

Die Reitkamele.

Es bestehen hinsichtlich der Leistungsfähigkeit der Kamele viele Fabeln, wie z. B. die, daß ein Reitkamel (Mehari) mit der Schnelligkeit eines Eisenbahnzuges marschieren könne. Die folgenden Mitteilungen, welche einem in der „Revue du Cercle militaire" veröffentlichten Aufsatz entnommen sind, dürften geeignet sein, richtigere Vorstellungen an die Stelle jener übertriebenen Annahmen zu setzen.

Im Tell (Algier) und der algerischen Sahara, wo die Wasserstellen selten mehr als 2 bis 3 Tagereisen voneinander entfernt sind, haben die Karawanen keine große Eile nötig. Die Tiere haben die Freiheit, auf dem Wege zu grasen, und sie können beträchtliche Lasten schleppen. In diesen Gegenden findet man daher riesige Kamele, mit niedrigen Beinen und von starkem Muskelbau, welche Lasten von 200 bis 250 kg tragen können.

In der großen Wüste andererseits, wo wasserlose Strecken von 6 bis 8 Tagemärschen nicht selten sind, muß das Kamel eine genügend große Marschgeschwindigkeit haben. Hier sehen wir daher Kamele mit hohen und dürren Beinen und verhältnismäßig kleinem Körper. Das Tier marschiert mit erhobenem Kopfe, frißt niemals während des Marsches und hält einen gleichmäßigen Schritt inne; es trägt nur 150 bis 200 kg im Winter und höchstens 150 kg im Sommer. Dieselben Eigentümlichkeiten wie dieses Kamel, nur in verstärktem Maße, zeigt das Mehari oder Reitkamel. Es hat einen schnelleren und gleichmäßigeren Gang und seine Belastung darf 100 kg nicht übersteigen; sie begreift in sich den Sessel, den Reiter und seine Lebensmittel, d. h. etwa 15 l Wasser und 6 bis 8 kg Datteln und Mehl. Im Tell machen die Karawanen nicht mehr als 4 km in der Stunde, in der Sahara 4 bis 6 km. Das Mehari dagegen macht im Schritt 6 km in der Stunde; im Paßgang kann es Geschwindigkeit von 12 bis 20 km erreichen; die mittlere Geschwindigkeit beträgt 10 km. Was den Galopp anbetrifft, so ist derselbe ebenso ermüdend für das Tier wie für den Reiter und hat keinerlei praktische Bedeutung. In der großen Wüste kann das Kamel im Winter täglich 6 bis 8 Stunden marschieren. Das macht einen Weg von 25 bis 50 km, mit einem mittleren Gewicht von 160 kg. Als mittlere Länge eines Tagemarsches bei einer Reise von langer Dauer kann man 30 km rechnen, wobei vorausgesetzt ist, daß die Tiere alle 5 Tage Wasser und fast alle Tage Futter finden. Durch Mangel an Nahrung leiden die Kamele mehr als durch Mangel an Wasser; unter sonst gleichen Bedingungen schwächen 3 Tage ohne Futter ein Kamel mehr als 8 Tage ohne Wasser. Ein gutes Mehari kann im Winter 7 bis 8 Tage hintereinander Märsche von 8 bis 9 Stunden machen, also täglich einen Weg von 80 bis 90 km zurücklegen. Bei kaltem Wetter kann es 15 Tage ohne Wasser bleiben, im Mittel kann es 10 Tage lang sehr gut ohne Trinken bestehen. Für einen Marsch von langer Dauer kann man nicht mehr als 60 km auf den Tag rechnen, wobei die Tiere alle 8 Tage zu trinken haben müssen; im Sommer sind sogar nur 50 km anzunehmen mit Tränkungen alle 4 bis 5 Tage. Uebrigens sind ausnahmsweise bedeutende Leistungen von Meharis bekannt. So haben im Mai 1880 zwei Meharis der Chaambatbau-Ronba einen Marsch von 360 km in 52 Stunden bewerkstelligt. Rechnet man 12 Stunden auf die Ruhe und das Packgeschäft, so bleiben 40 Marschstunden übrig, d. h. 9 km für die Stunde. Die Gangart der Meharis ist nicht ermüdender, als die des Pferdes. Man gewöhnt sich sehr leicht daran; indessen ist die Führung des Tieres schwierig, da seine Gelehrigkeit mittelmäßig und in keiner Weise mit der des Pferdes zu vergleichen ist.



Das gebrochene Bein. Fig. 4. Krumm geheilter Knochenbruch.

Gebaut, wie ein kluger Kaufmann.

Eines Tages besuchte König Friedrich II. in Berlin zwei reiche jüdische Kaufleute, welche große Bauten aufgeführt hatten, der eine an Speichern u. dergl.,

der andere in einem palastartigen Wohngebäude. Vom Marquis d'Argens befragt, wie ihm die Bauwerke gefielen, erwiderte er: „Der eine hat gebaut, wie ein kluger Kaufmann, der andere wie ein närrischer Edelmann."

Morgenländische Sage vom Wein.

Als Noah den ersten Weinstock gepflanzt hatte, trat in der Nacht darauf der Böse heran und sagte:

„Liebe Pflanze, ich will dich düngen." Und er schlachtete zuerst ein Lamm, dann einen Löwen und zuletzt eine Sau und goß das Blut aller drei Tiere rings um das Gewächs. Darum macht der Wein, mäßig genossen, des Menschen Herz mild wie ein Lamm, trinkt er mehr, wird er aufgeregt wie ein Löwe, überschreitet er endlich das Maß gar so sehr, so verliert er seine Sinne und — nun dieses dritte Bildnis näher zu beleuchten, sei uns erspart.

Napoleons I. Edelmut gegen einen Gefangenen.

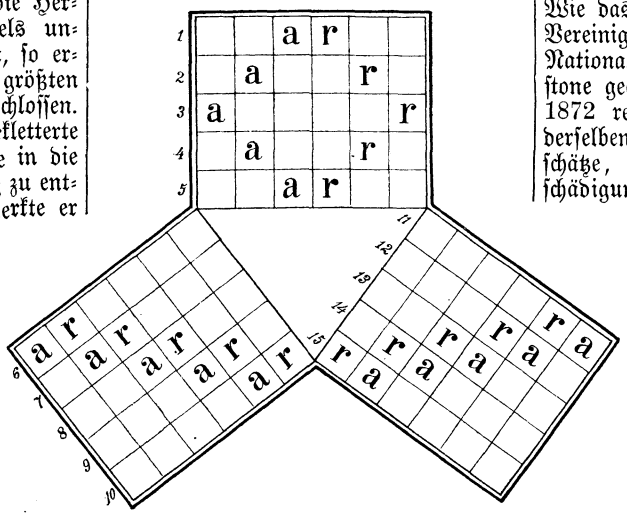
Gerade zur Zeit, als Bonaparte am heftigsten gegen die englische Regierung erbittert war, hatte ein englischer Gefangener einen Fluchtversuch unternommen und auch glücklich das Meeresgestade erreicht. Die Wälder hatten ihm als Versteck gedient. Darin hatte er sich aus Baumrinde einen Kahn lediglich mit seinem Messer angefertigt. Hatte nun die Herstellung eines solchen Fluchtmittels unsägliche Mühe und Arbeit gekostet, so erforderte dessen Anwendung den größten Mut; der Flüchtling war dazu entschlossen. Sobald der Himmel heiter war, erkletterte er die höchsten Bäume und schaute in die Ferne, um ein englisches Fahrzeug zu entdecken. Eines Tages endlich bemerkte er ein englisches Schiff, welches auf dem Meere kreuzte. Sogleich stieg er vom Baume herab, lud die Barke auf seine Schultern und eilte damit dem Ufer zu. Man hatte indessen den Flüchtling bemerkt, und in dem Augenblicke, als er seine Befreiung für gelungen halten mochte, wurde er ergriffen und verhaftet. Man klagte ihn als Spion an, obgleich die Anklage auf sehr schwachen Füßen stand. Napoleon hörte davon und trug Verlangen, den kühnen Mann sowohl, wie die von ihm nur mit einem einfachen Messer hergestellte Barke zu sehen. Er ließ den Angeklagten vorführen und fragte ihn, was er beabsichtigt habe, und erhielt nicht bloß eine aufrichtige, einfache Antwort, der Gefangene bat ihn vielmehr auch noch unumwunden, sich in seinem Fahrzeuge einschiffen und seinen Plan ausführen zu dürfen. Den freimütigen Mann bewundernd, fragte der Kaiser: „Du trägst wohl ein großes Verlangen nach deinem Vaterlande? Du hast vermutlich eine Geliebte dort zurückgelassen?" — „Nein!" — versetzte der Engländer — „Ich habe eine unglückliche Mutter, die ich wiedersehen will!" — „Du sollst sie wiedersehen!" sagte Napoleon. — „Das muß eine gute Mutter sein, weil sie einen so braven Sohn hat!" und reich beschenkt entließ er ihn aus seiner Gefangenschaft.

Das gebrochene Bein. Fig. 5. Der Gipsverband.

Ueber den Untergang wild lebender Tiere

gibt die „Natur" eine interessante Mitteilung. Wie die Ankunft einer höheren Menschenrasse in Amerika die Indianer aus ihrer angestammten Stellung vertrieben hat, so ist es auch mit den Tieren. Die neuen und höher organisierten Rassen haben oft vorher existierende andere ersetzt. So ist das Opossum in Kanada der einzig überlebende Repräsentant der Beuteltiere, die sich einst als leitendes Geschlecht, vielleicht über die ganze Erde, verbreitet haben. In Nordamerika sind während der letzten 30 Jahre zwei Vögel ausgestorben: der große Alk, welcher namentlich an den Bänken von Neufundland und Labrador seine Brutplätze hatte, und die Eiderprachtente, von welcher eins der letzten Exemplare im Halifaxer Hafen 1852 getötet wurde. Von den großen Säugetieren gehen Moostier und Bison ihrem Untergang entgegen, der in wenigen Jahren zu erwarten ist. Wo sonst Tausende von Bisons getroffen wurden, ist es jetzt ein Ereignis, ihrer ein- oder zweihundert zu sehen. In den Vereinigten Staaten ist er fast ausgerottet. Auf den Ausgang der Verwüstung wurde 1879 hingewiesen, als dem Parlament von Kanada ein Entwurf vorgelegt wurde, welcher während der Wintermonate Schonzeit für den Bison verlangt. Würde diese den Tieren entzogen, heißt es darin, so würden nach zehn Jahren alle Indianer des Nordwestens, die jetzt vorwiegend von Bisonfleisch leben, der Regierung zur Last fallen, oder, von Hunger getrieben, sich Ausschreitungen gestatten, die zu einem Indianerkrieg führen müßten. Im Jahre 1877 wurden in Kanada allein über 100 000 Büffel getötet. Das Moostier, welches einst südlich bis zum Ohio ging, ist jetzt aus den Vereinigten Staaten fast vertrieben. Nach R. Williams Ansicht reichen Jagdgesetze zum Schutze der Tiere nicht aus, vielmehr müsse ihnen ein Gebiet in natürlicher Wildnis und von hinreichender Ausdehnung angewiesen werden. Solche Territorien ließen sich jetzt noch leicht schaffen. Wie das Problem zu lösen ist, haben die Vereinigten Staaten durch die Anlage des Nationalparks im Gebiet des oberen Yellowstone gegeben, der durch Kongreßakte von 1872 reserviert wurde. „Es sind nach derselben alle Holzbestände, alle Mineralschätze, alle Naturseltenheiten vor Beschädigung oder Beraubung zu bewahren, es ist alle mutwillige Vernichtung von Fischen und Wild im besagten Park zu verhüten, sowie ihr Wegfangen oder Abschießen zum Zweck des Handels zu verhindern." Neuerdings ist sogar das Tragen von Schießwaffen im Gebiet des Nationalparks verboten worden.

Ausfüll-Quadrate.



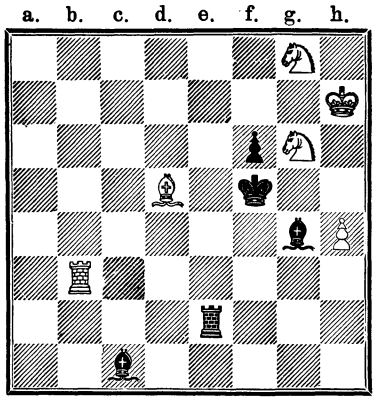
Die zu bildenden Worte bezeichnen:

1. Einen ägyptischen König.
2. Eine ostindische Stadt.
3. Ein Schaltier.
4. Einen berühmten modernen Maler.
5. Einen musikalischen Ausdruck.
6. Einen Operntitel.
7. Eine Vertragsform.
8. Eine Muskelkrankheit.
9. Einen berühmten Tondichter.
10. Eine altberühmte deutsche Stadt.
11. Eine Frauengestalt a. Mozarts Oper.
12. Eine musikalische Kompositionsform.
13. Eine Terrainformation.
14. Eine Frucht.
15. Einen militärischen Ausdruck.

Buchstabenrätsel.

Denkst du in ein Gewässer
Verdoppelt einen Laut,
So trittst du es mit Füßen,
Was dann dein Auge schaut.

Schachaufgabe Nr. 14.



(6 + 5 = 11)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 13.

1. Sd3 — b2 Ke4 — e3:
2. Da1 — e1 ♯.

1. . . . . Ke4 — f5:
2. Da1 — b1 ♯.

1. . . . . Ke4 — d5:
2. Da1 — a8 ♯.

Charade.

Lautlos in der Dämmerstunde
Macht das erste Paar,
Beute suchend, seine Runde;
Ist verschleiert gar.
Schönheit mit dem letzten Paare
Gerne kokettiert;
Ob's gleich noch so sehr bestürmt,
Nie zum Schmeichler wird.
Drollige Rede floß zur Zeit
Aus des Ganzen Munde,
Reicher Anekdotenschatz
Gibt dir davon Kunde.

Logogryph.

Einem Waldeskinde häng' an
Einen einz'gen Laut,
Und die Frucht, die es dir beut,
Dann dein Auge schaut.

Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 44.

Gestern — Gestirn.

Auflösung des Rebus in Nr. 44.

Revolver.

Auflösung des Homonyms in Nr. 44.

Vatermörder.

Fragen und Antworten.

Oskar B. in Wien. Das ist durchaus keine Fabel, sondern Thatsache. Unter einem sogen. Rattenkönig ist aber nicht eine Ratte, sondern es sind eine Gruppe von Ratten zu verstehen, die mit ihren langen, dünnen Schwänzen dermaßen verschlungen, ineinander verflochten und verwachsen sind, daß sie sich mit der größten Anstrengung, deren diese Tiere fähig, nicht zu trennen vermögen. Der Rattenkönig, dem unsere Zeichnung zu Grunde liegt, wurde vor nicht langer Zeit zu Lüneburg auf dem Grundstücke des Herrn Ohlert an der großen Bäckerstraße entdeckt; Deine dortigen Kameraden werden Dir das bestätigen. Es waren ihrer acht Tiere, die Köpfe nach außen gerichtet, mit den Schwänzen völlig unlöslich verschlungen. Der Rattenkönig ist eine höchst merkwürdige Erscheinung und findet sich selten. Im Jahre 1822 fand man zu Döllstadt bei Gotha einen solchen aus nicht weniger als achtundzwanzig Stück gebildet. Der Tragbalken des Dachbodens einer alten Scheuer, von den Tieren selber wannenförmig ausgenagt, war mit quiekenden Ratten dicht gefüllt.

Willy Benz in Jena. Die Deutung der Sitte, daß man bei höfischen freudigen Ereignissen oder auch bei Trauerfällen stets 101 Kanonenschüsse abgibt, haben wir schon in Nr. 29 des ersten Jahrgangs gegeben. Siehe dort unter Fragen und Antworten.

Obertertianer in Berlin. Um das Experiment mit Deinem selbstkonstruierten Elektrophor zu machen, reibe den Harzkuchen mit einem trockenen Fuchsschwanz oder Katzenpelz und setze dann den Deckel auf. Um den letzteren zu laden, berühre denselben mit dem Finger. Hebe nun den Deckel sorgsam und parallel vom Kuchen mit Hilfe der Schnüre ab, so ist die positive Elektrizität frei auf demselben vorhanden, und Du kannst sie auf einen Leiter überführen. Nicht wahr, so einfach hast Du Dir dieses Experiment nicht vorgestellt!

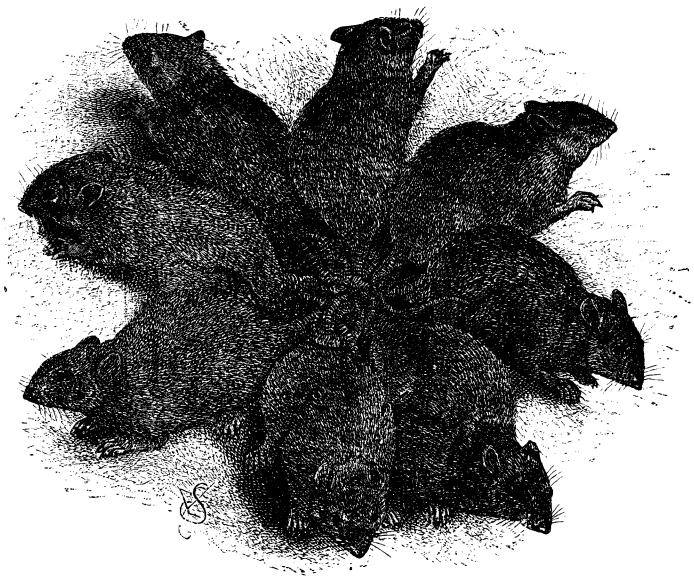
Wer wissen will, wie man sich eine schöne Ramme macht, der wende sich an unseren freundlichen Kameraden Karl Albrecht in Bremen, Breitenweg 8.

Nazi! Ja, warum auch so hoch hinaus? Darauf paßt das beherzigenswerte Sprüchlein, das Du schon einmal im „G. K." gelesen:

„Mancher Kleine wäre gern
Groß und spielt' den großen Herrn,
Bringt sich um die schönste Zeit;
Später thut's ihm sicher leid."

N. E. in Hannover, Schlägerstraße 15. Für Deine weißen Mäuse werden sich viele Liebhaber finden; gib doch Deine volle Briefadresse an.

Reginald W. in Straßburg. Lieber Freund, gerne möchte Dir der „G. K." einen Gefallen erweisen, aber



Der Rattenkönig.

das geht zu weit, viel zu weit! Du willst ein großartiges internationales Tauschinstitut begründen, das mehr als Deine ganze Arbeitskraft in Anspruch nehmen würde. Wo willst Du denn dann die Zeit zum Studieren hernehmen? Freundchen, laß ab davon, sammle wie bisher!

John Bocke in Reval, Narwsche Straße 263/30 Rußland bittet seine Kameraden um freundliche Mitteilung, wie er sich selbst eine elektrische Batterie machen könnte.

Rätselmacher in K. Pflegen wir solch leichte Rätsel zu erhalten, kommen wir immer wieder in Versuchung, zu fragen: „Außen rund und innen ein Zwetschenstein, was ist das?"

Karl G. in W. In unserer Redaktionsmappe befindet sich mehr als eine solche Schilderung, jede zum Lachen, nicht minder belehrend. Wir haben aber noch keinen Platz dafür, Du sollst Dich noch etwas gedulden.

Albert Ungard. Herzlichen Dank für Deinen Zeitungsausschnitt. Freundchen, das darf man nicht ohne weiteres nachdrucken. Das ist Eigentum des betreffenden Verfassers, und wer sich durch unerlaubten Nachdruck daran vergreift, ist straffällig. Gruß freundlich erwidert.

Waldläufer und Wasservogel. Dein Aufsatz wurde von uns mit Freuden begrüßt. Werden im Herbste Zeichnungen dazu machen lassen und die Arbeit dann dem Setzer überantworten.

Tauschmarkt.

K. Goebel in Mainz, Quintiusg. 11 I, bittet um Angebote einheimischer Schlangen.

Franz Düring in Breslau, Klosterstraße 10, tauscht Briefmarken. Für Sachsen 3 Pf. rot gibt er 250 verschiedene Käfer; für Bayern 1 kr. schwarz 100 dto. Hat auch eine Camera obscura zu vergeben.

Georg Schmitt in Darmstadt, Kasernenstraße 18, möchte eine kleine Druckpresse gegen seltene Briefmarken vertauschen.

R. Heymann in Braunschweig, Wolfenbüttlerstraße 9, bittet um Zusendung von sämtlichen Arten Freimarken der Deutschen Reichspost.

Karl Schwabacher in Bayreuth, Friedrichstraße, bittet seine Kameraden um Unterstützung bei Neuanlegung einer Briefmarkensammlung.

Neumann, per Adresse: C. Neumann in Schwarzkosteletz (Böhmen), tauscht ältere österreichische Stempelmarken gegen Briefmarken.

Alfred Reichelt in Berlin S. W., Neuenburgerstraße 18 a II, gibt Briefmarken für Münzen.

Viktor Zawrzel, per Adresse: Herrn Rittmeister Hager Baja in Ungarn (Banat), tauscht Käfer, Schmetterlinge und Pflanzen.

W. Eberhardt in Stuttgart, Alleenstraße 27 I, möchte seine vielen Briefmarkendubletten, gute Siegel und Stuttgarter Stadtpostmarken gegen andere Briefmarken umtauschen.

G. Friedel in Lennep wünscht für seine vielen Briefmarken und Mineraliendubletten Schmetterlinge einzutauschen.

A. Bollacker in Schiltigheim bei Straßburg i. E. bittet großmütige Kameraden, ihm von ihrem Ueberfluß an Schmetterlingen etwas zukommen zu lassen.

Albert Klensch in Luxemburg, Amalien-Avenue Nr. 1, tauscht Briefmarken.

E. Rosenberger in St. Petersburg W. O. 14. Linie 73, bittet H. K. in St. Louis um Briefadresse, da er mit ihm Marken tauschen möchte.

Aug. Richard in Karlsruhe, Westendstraße 22 I, tauscht Briefmarken.

K. Kolesa jun. in Wien VIII, Schlösselgasse 28, wünscht Postwertzeichen Oesterreichs gegen solche des Auslandes zu vertauschen. Offerten mittels Postkarte erbeten.

M. Klar in Weimar, Rittergasse 3, bittet um Zusendung der Dienstmarken, -postkarten und Weltpostkarten von Bayern und Württemberg.

Julius Faas in Mannheim C. 7, Nr. 7, ist, weil darüber hinausgewachsen, in der Lage, eine Hobelbank 1,11 m lang, 0,73 m hoch und 0,42 m tief abzugeben.

J. Gundlach in Wismar, Lindenstraße 22, tauscht Briefmarken und Stempel gegen Insekten und Münzen. Erbittet Angebot auf das Taschenbuch für Käfersammler.

S. Hartog, per Adresse: Herrn Jos. Hartog in Norden (Ostfriesland), tauscht Briefmarken.

Berthold Spitzer in Wien IX, Halmgasse 24, tauscht Briefmarken gegen physikalische und chemische Apparate.

Karl Cords in Olszewice bei Inowrazlaw (Prov. Posen) tauscht Münzen gegen Briefmarken.

Mart. Nicolaus in Striegau möchte mit einem Breslauer Kameraden wegen einer wichtigen Auskunft in Korrespondenz treten.

Johannes Becker, Quintaner in Dirschau, bittet großmütige Kameraden, ihm von ihrem Markenüberfluss zukommen zu lassen.

Heiße Sommer.

Im Jahre 627 war die Wärme in Deutschland so stark, daß die Quellen versiegten und eine große Menge Menschen vor Durst starb. — 870 mußten die Feldarbeiten längere Zeit der Hitze halber eingestellt werden. — 903 waren im Sommer die Wiesen wie vom Feuer verbrannt. — 1000 versiegten die kleinen Flüsse, die Fische faulten, es entstand eine Pestilenz. — 1022 und 1132 war die Hitze sehr arg, der Rhein trocknete im letzten Jahre im Ober- und Mittellauf fast aus. — 1139 hatte Italien eine schreckliche Trocknis zu bestehen. — 1260 fielen in der Schlacht von Bela mehr Menschen durch die Hitze als durch die Waffen. — Die Sommer von 1277, 1303, 1304, 1615, 1705 waren enorm heiß. — 1718 war gewaltiger Wassermangel. Es regnete den ganzen Sommer keinen Tropfen. — 1779 starben in der Gegend von Bologna viele Personen vor Hitze. — 1793 wurde im Juli die Hitze unerträglich, die Pflanzen verdorrten, die Baumfrüchte vertrockneten. Fleisch faulte innerhalb einer Stunde. — 1822, ein Erdbebenjahr, namentlich für das Elsaß, herrschte große Hitze. — 1832 war die Hitze von der Cholera begleitet, welche namentlich in Westdeutschland und Frankreich viele Opfer forderte, in Paris allein 20,000. Seitdem sind wohl warme, aber keine übertrieben heiße Sommer zu verzeichnen gewesen. Die größte Hitze brachten die Sommer von 1846, 1853, 1860, 1870, 1874.

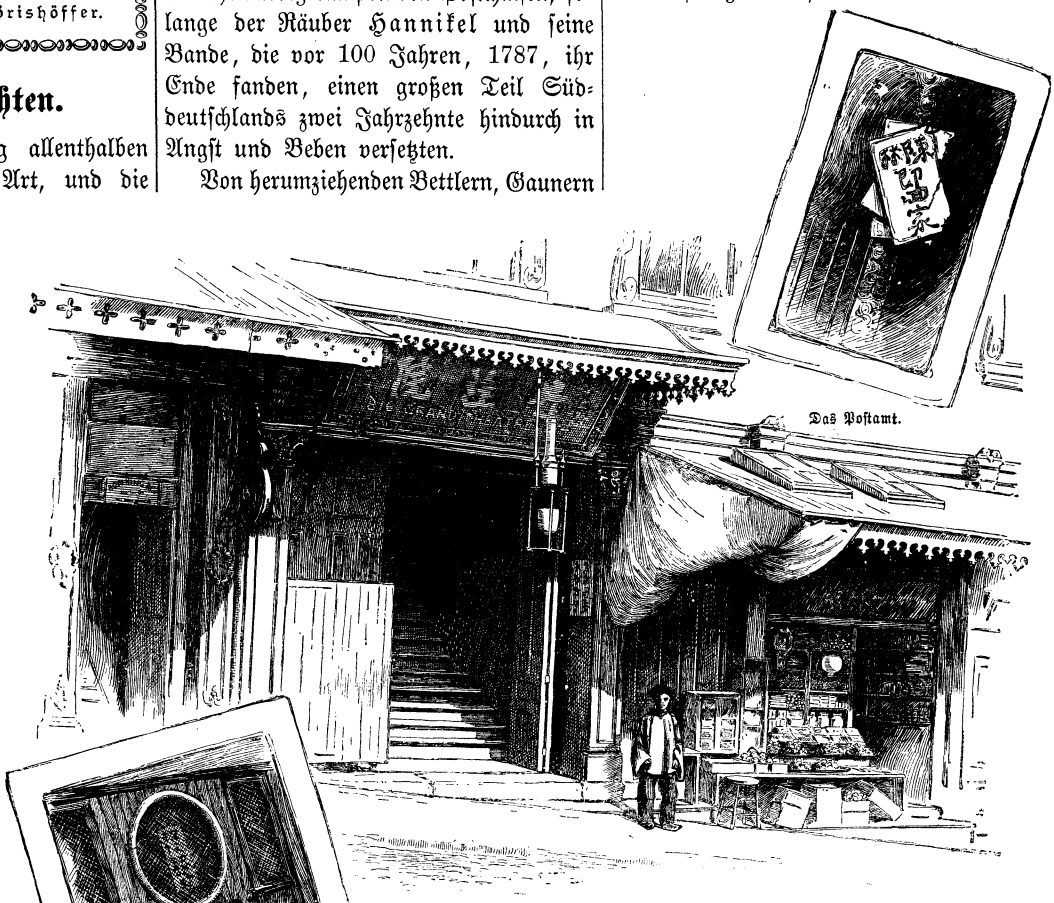
Eins wisse! Die Lüge ist eine Fußangel, welche Du auf Deinen Lebensweg legst. Du siehst sie nicht, aber eines Tages trittst Du hinein.

S. Wörishöffer.

Räubergeschichten.

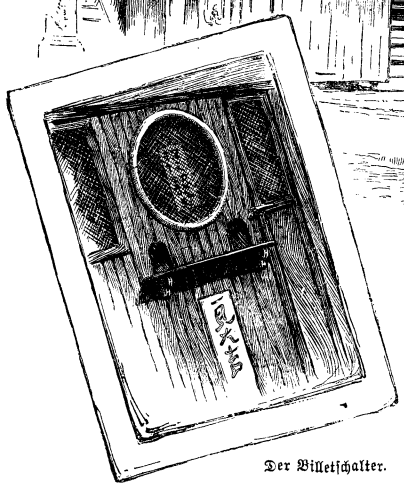
Wir hören gegenwärtig allenthalben von Jubiläen aller Art, und die hundertjährige Wiederkehr des Geburts- oder Todestages der verschiedensten Menschen, Dichter, Gelehrten, Erfinder und Entdecker wird festlich begangen und ihr Andenken geehrt. An keine dieser Eigenschaften kann der Mann, von dem ich euch hier erzählen will, Anspruch machen, und über seine Geburt freut sich niemand, sein Ende war eine Befreiung von Furcht und Schrecken für die Menschen. Wenn ich euch jetzt, wo 100 Jahre seit seinem Tode verstrichen sind, an ihn und seine Thaten erinnere, so geschieht es, damit wir sehen, wie unsere vielgeschmähte neue Zeit doch recht viel vor der gerühmten guten alten voraus hat; wie geordnetere Verhältnisse, bessere Rechtspflege, größere Staatsverbände uns von schweren Plagen befreit haben. Es war übel bestellt um das friedliche Wohnen in der idyllischen Landeinsamkeit schwäbischer Dörfer und Bauernhöfe, um das genußreiche Wandern durch die Herrlichkeit des Schwarzwaldes und der Vogesen oder um das Reisen in den ehrwürdig rumpelnden Postchaisen, solange der Räuber Hannikel und seine Bande, die vor 100 Jahren, 1787, ihr Ende fanden, einen großen Teil Süddeutschlands zwei Jahrzehnte hindurch in Angst und Beben versetzten.

Von herumziehenden Bettlern, Gaunern und Diebsbanden in Deutschland wird uns sehr früh schon berichtet und zu diesem zahlreichen Heere der ‚fahrenden Leute' gesellte sich ein neues Element, als unter der Regierung des Kaisers Sigismund (1387—1437) die Zigeuner ins Abendland kamen, „ein vngeschaffen, schwarz, wüst vnd vnflätig Volk", wie uns der Basler Chronist Seb. Munster erzählt, „das sonderlich gern stiehlt. Es hat kein Vatterland, zeucht also müssig im Land vmbher, lebt wie ein Hund, ein seltzams, wüst Volk; kan vil Sprach und ist dem Baversvolk gar beschwerlich."



Das Postamt.

Das chinesische Theater in San Francisco.



Der Billetschalter.

Wenn die Fremden sich auch mit den

Einheimischen nie ganz vermischten, so kamen sie doch in viele Berührung miteinander und die Zigeuner fanden gelehrige Schüler unter den „fahrenden Leuten" für ihre tausenderlei Künste im Stehlen, Betrügen, Wahrsagen und Schatzgraben, in denen sie Meister waren.

Zu furchtbarer Macht schoß diese gefährliche Menge empor während der grausen Wirren des Dreißigjährigen Kriegs. Zigeunerhorden, entlaufene oder dienstlose Soldaten, „gartende" Knechte rotteten sich scharenweise zusammen; den Bauer, dem Haus und Hof niedergebrannt war, den Handwerker, dem niemand mehr Arbeit und Verdienst gab, trieben Hunger und Elend zu den Rechtlosen, die im allgemeinen Elend sich mit List und Gewalt ihren Beuteteil zu sichern suchten; Kinder, für die sich kein Lehrer, hungernde und bettelnde Scholaren, für die sich keine Schule mehr fand, schlugen sich zu den Diebsbanden, die lange, nachdem das erschöpfte Land nominell den Frieden hatte, die Schrecken des Krieges durch Raub, Mord und Plünderung fortsetzten. Der ermattete Arm der niedergeschlagenen Gerechtigkeit vermochte nicht dem schrecklichen Treiben Einhalt zu thun — erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts raffte sich die Justiz auf und suchte durch furchtbare Strenge, Folter und Massenhinrichtung der eingefangenen Gauner dem Treiben ein Ende zu machen, ohne freilich das Uebel dadurch ganz ausrotten zu können.

Zur ganz besonderen Plage waren diese Diebsbanden in Schwaben geworden. Das Land war in zahllose einzelne Herrschaften gespalten; Fürsten, Grafen, reichsunmittelbare Prälaten und Reichsstädte teilten sich darein, so daß der verfolgte Verbrecher fast mit einem Sprunge sich von einem Gebiet ins andere flüchten konnte. War man ja in all diesen Herrschaften nicht mehr sicher, so war die Schweiz, die französische Grenze und Oesterreich leicht zu gewinnen. Da und dort suchte ein thatkräftiger Regent oder Beamte dem Unheil zu steuern; aber wenn er von der Nachbarregierung, mit der man dazu noch häufig in Fehde war, nicht genügende Hilfe erfuhr, so war sein Bemühen, mit einer Handvoll Hatschiere gegen die oft 2—300 Mann starken Truppen der Gauner zu Felde zu ziehen, ein sehr vergebliches. Die einzelnen Banden hielten fest zusammen als eine zähe Masse und gegen die Obrigkeit unter allen Umständen als gemeinsamen Feind vorzugehen, war erstes Gesetz. Ein besonderes Band, das alle umschlang und im Gegensatz zu der übrigen Bevölkerung stand, war das „Rotwelsch", ein aus den verschiedensten Sprachen, hauptsächlich dem Hebräischen, zusammengemengtes Idiom, mit dem sie untereinander verkehrten und doch den Uneingeweihten unverständlich blieben. Aber auch wo persönliche Mitteilung nicht möglich war, fehlte es ihnen nicht an Mitteln, sich zu verständigen. Wo eine Gaunerbande oder auch ein einzelner von ihnen an einem Kreuzweg, einer hohen Mauer, einem bekannten Wirtshaus, oder sonst an einer Vielen zugänglichen und besuchten Stelle vorbeikam, wurde der Zinken angebracht, das besondere Zeichen, das jedes hervorragende Glied der Gesellschaft hatte. Fremde verstanden und beachteten es nicht; der Bauer umging sorgfältig mit abergläubischer Scheu diese Zeichen; den etwa nachkommenden Eingeweihten gaben sie aber deutliche Fingerzeige. Der Zinken des einen durfte nie von einem anderen gebraucht werden, und als schwerste Beleidigung galt, einen solchen an den Galgen oder sonst einen bösen Ort zu zeichnen. Der eigentliche Zinken war in der Regel noch mit Zeichen versehen, welche die Richtung, die die Bande genommen und, ihre Anzahl ausdrückten. Der Pfeil zeigt die Richtung, die beiden Striche auf demselben die Zahl seiner Begleiter. Auch kleine Zweige, Steine in besonderer Form auf den Weg gelegt, dienten als Erkennungszeichen, so daß selbst ein von den Genossen Versprengter bald erfahren konnte, wo er sie zu suchen hatte.

Im Lande selbst hatte das Gesindel zahllose Verstecke; kaum ein Dorf, wo sich nicht, aus Furcht oder Gewinnsucht, ein Haus fand, das als Herberge für die Räuber und ihre gestohlene Beute diente; und einsame Höfe und Wirtshäuser konnten sich vor dem Ausplündern häufig nur dadurch schützen, daß sie gemeinsame Sache mit den Dieben machten, und sie, wenn auch widerwillig, doch als Gäste duldeten.

Der Schwarzwald mit seinen engen Thälern und undurchdringlichen Waldungen; die Alb mit ihren Höhlen, zahlreichen Thalschluchten und einsamen Ortschaften; der ausgedehnte Welzheimer Wald und die reichen Höfe im schwäbischen Oberland zwischen den vielen Waldparzellen boten dem Gesindel bequeme Verstecke und genügende Beute. Zumal an Lebensmitteln fehlte es in dem fruchtbaren Lande nie. In den katholischen Gegenden gaben die zahlreichen Wallfahrten und Prozessionen einen beliebten Sammelpunkt, den die Gauner nie ohne reiche Beute verließen. An Poststraßen, auf denen die Chaisen wohlhabender Herrschaften oft recht langsam die steilen Höhen erklimmen mußten, fehlte es nicht, und die Ueberfälle dort mehrten sich bedenklich, so daß das Reisen ein gefährliches Vergnügen wurde und wir die Bitten für Reisende zu Wasser und zu Land in alten Gebetbüchern wohl verstehen.

Es war also damals, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in Schwaben eine gute Zeit für böses Gesindel, und es kann uns nicht wundern, eine Rotte von ihnen, meist aus Zigeunern bestehend, in größter Lustigkeit auf einer geschützten Wiese in den Ausläufern des Schwarzwaldes anzutreffen. Der Siebenjährige Krieg, der kürzlich zu Ende gegangen, hatte durch allerlei entlassene und entlaufene Soldaten die Bande vermehrt, und heute war eine alte Bekannte mit vielversprechenden Söhnen zu ihnen gestoßen, welcher die Festlichkeit galt. Jakob Reinhard, der Mann der „Geißin", wie sie auf zigeunerisch hieß, war Soldat gewesen, aber früh gestorben, und das Weib hatte sich elend, bettelnd und hungernd mit ihren Buben eine Zeitlang herumgetrieben. Als ehrenvolle gesicherte Stellung begrüßte sie es, als man ihr und ihrem Hannikel und Wenzel in Lahr das Amt des Gänse- und Schweinehütens übertrug, das sie doch vor der äußersten Not schützte, wenn es auch den unbotmäßigen Buben lästig genug war.

Da kamen eines schönen Sommermorgens, als die Familie mitten unter ihren Unterthanen ihres Amtes waltete, ein paar Zigeuner, Stammesgenossen der Geißin, des Weges; man unterhielt sich und gefiel sich gegenseitig, und es bedurfte keines langen Zuspruches der Zigeuner, um die Familie zum Mitgehen zu bewegen. Wenzel und Hannikel warfen Stecken und Peitsche, die Insignien ihrer Würde weg und liefen unbekümmert um die schnatternde, grunzende, schutzlose Herde den neuen Kameraden und dem lockend geschilderten Leben derselben zu, als gälte es die Reise ins Schlaraffenland. Die Mutter ging mit; sie hatte das ruhige Leben im Grund auch satt, und als sie nach längerem Wandern auf dem Lagerplatze der Bande mit Jubel begrüßt wurde, da wachte das Zigeunerblut in ihr wieder auf

und sie sagte der seßhaften bürgerlichen Existenz gern und für immer Valet. Sie setzte sich mit den anderen ums Feuer und sang lustig den Schluß des Zigeunerliedes mit:

Oft wurde schon der liebste Gast,
Blieb er zu lang, zuwider;
Wir bleiben nirgends Tag und Nacht,
Gleich trollen wir uns wieder.

Wir suchen unser Stücklein Brot
Wie andre durch's Hausieren,
Drum lasse man Zigeunerleut'
Als brave Leut' passieren.

Die Buben lärmten und tanzten mit; in der herrlichen Sommernacht, im duftenden Walde, bei so heiterer Gesellschaft versprach das ja ein Herrenleben zu werden. Die Bande freute sich besonders an Hannikel, dem kecken, verwegenen Aeltesten und schloß feste Freundschaft mit ihm. Dies war der Anfang von Hannikels Laufbahn als Räuber, deren Verlauf für andere, deren Ende für ihn selbst grausig war.

Die Bande, zum großen Teil aus Zigeunern bestehend, trieb sich unter dem Vorwand eines Handels mit böhmischem Glas und Porzellan umher; neben dieser legalen Beschäftigung liefen aber eine ganze Menge anderer her, die mit weit größerem Eifer betrieben wurden. Die Weiber verdienten ein schönes Stück Geld mit Wahrsagen, die Männer lockten durch vorgebliches Schatzgraben den Leichtgläubigen große Summen ab. Das kranke Vieh wurde durch Besprechen geheilt, mitunter auch einem leidenden Kinde sein Uebel durch ein Amulett abgenommen, und bei all diesem war die Hauptsache das Stehlen und Ausspionieren zu gelegentlichen Einbrüchen. Ging zu Zeiten das „Geschäft" weniger, so nahm Hannikel für eine Weile eine Stelle als Jägerbursche an; keiner konnte wie er den Wilddieben auf alle Schliche kommen und ihnen die Beute abjagen, sei sie noch so gut verborgen. Aber immer fand er sich nach kurzem wieder bei der Bande ein, die ihn immer weniger entbehren konnte; allmählich von den anderen als Hauptmann anerkannt, wagte er so große Unternehmungen, daß er sich mit keiner weiteren Arbeit zu plagen brauchte. Sein erstes Weib, die schöne Feddricho, hatte er fortgejagt, und befand sich besser bei der Frankenhauser Käthe, der Witwe eines unlängst gehängten Hauptbösewichts, des Ossio. Keine konnte wie sie neben dem Wahrsagen dem ahnungslosen Bauernweib die schönste Henne, die fetteste Ente wegstibitzen und sie nachher so vortrefflich braten; keine brachte mehr mit rührendem Betteln zusammen und verstand besser, sich, wenn je ertappt, durch gewandte Lügen hinauszureden.

Die Bande war im ganzen 400 Mann stark und so verwegene Kerle darunter, daß Hannikel einen großen Schlag planen konnte. Sie waren im Elsaß, als ein zufällig zu ihnen stoßender Betteljude sich bitter beklagte, welch geringes Almosen ihm der reiche Löwel Levi in Ingweiler gegeben; dem würde er es gönnen, wenn er auf andere Weise um ein gut Stück Geld käme. Ein wandernder Handwerksbursche, der auch des Juden Klagen hörte, versprach Hannikel, den Nachtwächter des befestigten Städtchens zu gewinnen. Richtig wartete dieser in der nächsten Nacht mit dem gefälligen Handwerksburschen, als die Diebe sich herschlichen, und ließ ihnen eine Leiter über die Mauer, mit deren Hilfe sie leicht in die Stadt kamen. Der Nachtwächter, dieser ungetreue Schützer der schlafenden Stadt, zeigte ihnen das Haus des Juden. Die Fenster wurden eingeschlagen und schwer bewaffnet stiegen sechs in das Haus, während die anderen Wache hielten. Die unglücklichen Bewohner wurden an den Haaren aus den Betten gerissen, Füße und Hände mit Schnüren zusammengebunden und nun das ganze Haus ausgesucht und, was wertvoll war, in Säcke gestopft. Wohl war das alles nicht lautlos vor sich gegangen, und das Jammergeschrei der Ueberfallenen, wie der Lärm der Räuber hatte die Nachbarn geweckt und herbeigerufen. Aber von ihnen hatte die Rotte nichts zu fürchten — sie freuten sich der Mißhandlungen des Juden, denen dieser wenige Tage darauf erlag, und schrieen den Dieben noch zu, gewiß auch die Schuldscheine zu verbrennen, die sie fänden, was mit Lust geschah. Eilig wurde die Beute dann fortgeschleppt. Das Städtchen liegt am Fuße des waldigen Abhangs der Vogesen; ein tüchtiger Marsch brachte sie noch in der Nacht in das in tiefster Waldeinsamkeit gelegene schmale, wilde Bärenthal, wo beim Schein der Fackeln die reiche Beute ausgepackt und verteilt wurde. Die Räuber selbst waren über ihren Wert erstaunt — er betrug wohl 10 000 Gulden.

Diese unverhoffte Beute machte sie vollends frech — das wohlhabende Elsaß hatte noch mehr reiche Judenhäuser, auf die es von jetzt an Hannikel besonders abgesehen hatte. Ohne besondere Heimlichkeit zog die Bande bald darauf in einem anderen Dorfe ein; ein paar mußten die Glockenseile in der Kirche abschneiden, damit nicht Sturm geläutet werden konnte; dies wagten die erschrockenen Bauern aber gar nicht, da ihnen die Räuber zuriefen, sie seien französische Soldaten von Straßburg, die bei dem Juden nach gestohlenen Sachen, die er gekauft, suchen müßten, und als sie vollends hörten, wie der mit gewaltiger Stimme Kommandierende als Herr Oberst von den anderen angeredet wurde, da konnte kein Zweifel mehr sein — es waren Soldaten — und ängstlich zogen sie sich zurück.

Im Hause wüteten die Verbrecher schrecklich; als sie trotz aller Mißhandlung von dem alten Juden und seinem Weibe den Versteck von vermeintlichen 1000 Dukaten, die nicht vorhanden waren, nicht erfuhren, schleppten sie die junge Tochter an den Haaren auf den Dachboden und wollten ihr, indem sie ihr Tropfen ihrer brennenden Pechfackel auf den Kopf fallen ließen, das Geständnis abpressen. Auch als sie ohne diese Summe abziehen mußten, war die Beute noch groß genug.

Einen besonders tragischen Ausgang hatte der Einbruch bei dem reichen Moses Hirsch, der in der Nähe von Pfalzburg in einem freundlichen Dorfe lebte. Als Spielmann verschaffte sich Hannikel Eingang in das Haus, und da er dort genug Begehrenswertes wahrnahm, so wurde in der nächsten Nacht der Einbruch unternommen. Die Kirchthüren wurden zugenagelt, das Haus mit Wachen umstellt, und als die Bewohner unter Anführung eines Jägers den Räubern entgegentreten wollten, so schrie sie Hannikel an, daß sie ein Pfalzburgisches Kommando seien, das den Juden wegen Schmuggels arretieren müsse. Nun ließ man sie ungestört machen und mit ihrem Raub abziehen. Als sich der schwer verwundete Jude so weit erholt hatte, daß er mit den Seinen verhört werden konnte, gab er mit aller Bestimmtheit an, daß sieben Männer aus dem benachbarten Dorfe, deren Namen er nannte, bei dem Einbruch beteiligt gewesen; ob er sich nur getäuscht, ob er aus Bosheit wissentlich falsche Angaben gemacht, weiß man nicht. Die Männer behaupteten bei allen Verhören, trotz harter Folterqualen, ihre Unschuld; aber ebenso fest blieben der Jude und seine Familie bei ihrer Angabe; und so kam es, daß vier der Unglücklichen, schuldlose brave Bürger, hingerichtet, drei andere zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt wurden. Achtzehn Jahre später, bei Hannikels Gefangennahme und Ver-

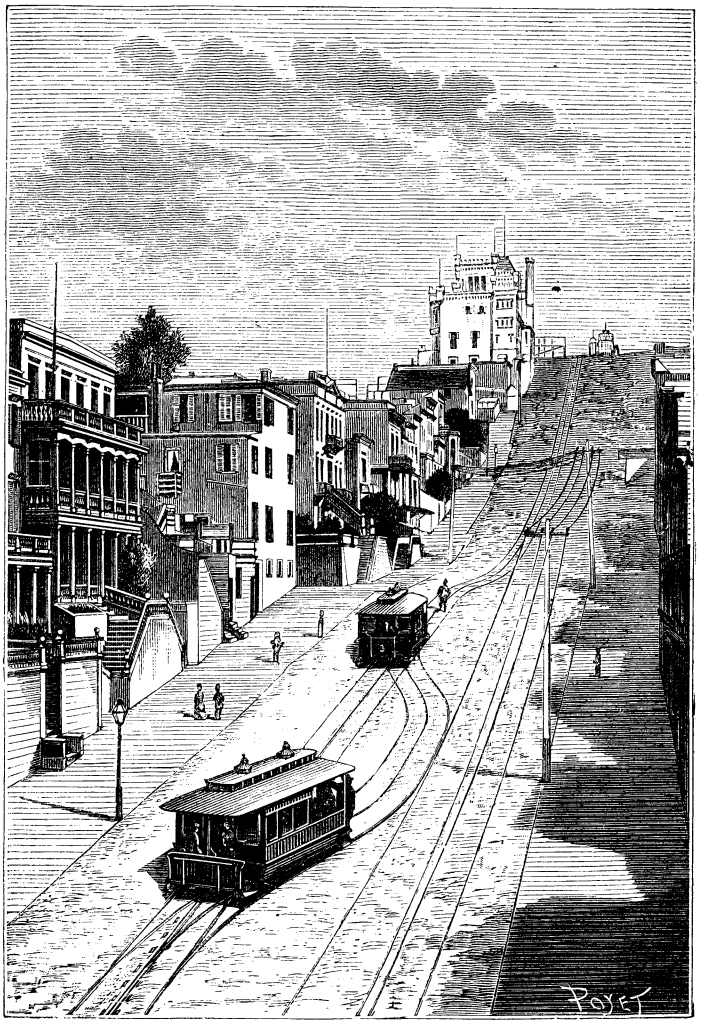
hör, kam ihre Unschuld klar zu Tage; ob einer der Armen dadurch die Freiheit wiedererlangt oder ob ein barmherziger Tod sie vorher schon erlöst — davon hat man keine Kunde. (Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in San Francisco.

Die Stadt San Francisco gehört zu den wenigen nordamerikanischen Städten, denen ein poetischer Schimmer anhaftet. Es vereinigen sich hier verschiedene Elemente, welche diesen Schimmer hervorgebracht haben und ihn auch ferner erhalten werden. Zunächst ist es die herrliche Lage der Stadt auf dem nördlichsten Ende einer die San Francisco-Bai von dem Stillen Ozean trennenden Landzunge und an einer von zwei hervorspringenden Landspitzen gebildeten halbkreisförmigen Bucht, welche einen der schönsten und geräumigsten Häfen der Welt bildet. „Golden Gate", goldene Pforte, der Name der Durchfahrt, welche die Bai mit dem Ozean verbindet, ist gleichzeitig eine Anspielung auf diese herrliche Lage wie auf die Reichtümer, welche durch sie ihren Weg hinaus in die Welt nehmen. Und diese Reichtümer, insbesondere das Gold Kaliforniens, ist das zweite Element, dem jener poetische Schimmer seinen Ursprung verdankt. Dazu kommt ferner das bunte Völkergetreibe, das sich in dieser den Verkehr zwischen Asien und Amerika vermittelnden Welthandelsstadt, wie wohl kaum in einer andern Stadt, in engem Rahmen drängt. Nicht wenig mag dazu auch beigetragen haben das fabelhaft rasche Aufblühen der Stadt, die im Jahre 1847 nur erst ein Dorf von 459 Einwohnern war, fünf Jahre später aber schon 35 000 Seelen zählte, 1863 bereits die Zahl von 100 000 Bewohnern überschritten hatte und gegenwärtig über 300 000 Seelen aufzuweisen hat. Endlich kommt in Betracht das herrliche gleichmäßige kalifornische Klima, das durch keinen Winter unterbrochen wird, wo das Thermometer fast nie unter 3 Grad fällt und selten über 23 Grad steigt!

Eine Reise nach San Francisco gehörte für den Europäer früher zu den sogenannten Weltreisen. Man mußte das Kap Horn, die Südspitze von Südamerika, umschiffen und die Reise dauerte so lang, wie jetzt kaum eine Reise um die Erde. Seit der Eröffnung der Union- und Central-Pacificbahn, welche den nordamerikanischen Kontinent von Osten nach Westen durchschneidet, seit dem Jahre 1869 ist San Francisco dem Europäer in beispielloser Weise näher gerückt. Die Stadt, die vorher kaum unter neun Wochen erreicht werden konnte, erreicht man jetzt in weniger als drei Wochen. Zwölf bis dreizehn Tage nimmt die Fahrt über den Atlantischen Ozean in Anspruch, sieben Tage die Eisenbahnfahrt von New York nach San Francisco.

Die Pacificbahn endet in Benicia, an der tief ins Land einschneidenden Bai San Pablo, einem Teil der Bai von San Francisco. Man verläßt jedoch nicht den Zug, dieser wird vielmehr vollständig von einem kolossalen Trajektboot aufgenommen, das ihn nach der gegenüberliegenden Station San Costa bringt. Hier setzt sich der Zug wieder in Bewegung und ist kurze Zeit darauf in Oakland, an der eigentlichen Bai und gerade gegenüber der Stadt San Francisco angelangt. Hier besteigt man ein zweites Trajektboot, das jedoch nur dem Personen- und Paketverkehr dient. Die Fahrt, die etwa zwanzig Minuten in Anspruch nimmt, ist im wahren Sinn des Wortes ein Hochgenuß. In goldiger Ferne leuchtet uns schon die Stadt entgegen. Allmählich werden die Umrisse klarer und endlich liegt sie mit ihren Palästen und Türmen ausgebreitet vor dem trunkenen Blicke da. Der Anblick, den die Stadt von der Seeseite bietet, ist in der That bezaubernd. Amphitheatralisch, auf Hügeln, die sich bis zu 100 Metern erheben, ist sie aufgebaut.



Die Straßen-Drahtseilbahnen in San Francisco.

Wir steigen ans Land. Es empfängt uns Palace Hotel, eines jener Riesenhotels, die in Amerika zuerst gebaut wurden. Es bedeckt eine Fläche von 9481 Quadratmetern, ist 114 Meter lang, 89 Meter breit und 38 hoch und besitzt neun Stockwerke, davon zwei unter der Erde. Es umfaßt drei mit Glas gedeckte Höfe, in denen sich Gärten mit Statuen und Springbrunnen befinden. Außer einer Anzahl von Speise-, Billard- und Empfangssälen enthält das Gebäude 750 Zimmer und 377 Badezimmer. In jedem Stockwerke sind Löschapparate angebracht und außerdem liegt zwischen je zwei Fenstern, von jedem derselben erreichbar, ein Wasserschlauch auf einem Mauervorsprung. Ueberdies enthält jedes Zimmer eine Vorrichtung, wodurch sich eine verdächtige Erhitzung desselben mittels Glockensignals dem Wächter bemerklich macht. Das Parterre wird fast ganz von Kaufläden aller Art eingenom-

men, die ihren Eingang vom Innern des Gasthofs haben, so daß jeder Reisende seine Einkäufe besorgen kann, ohne das Haus zu verlassen. Die Länge des für die Klingeln verwendeten Kupferdrahts beträgt fast 200 Kilometer, die der aufliegenden Teppiche 450 Kilometer.

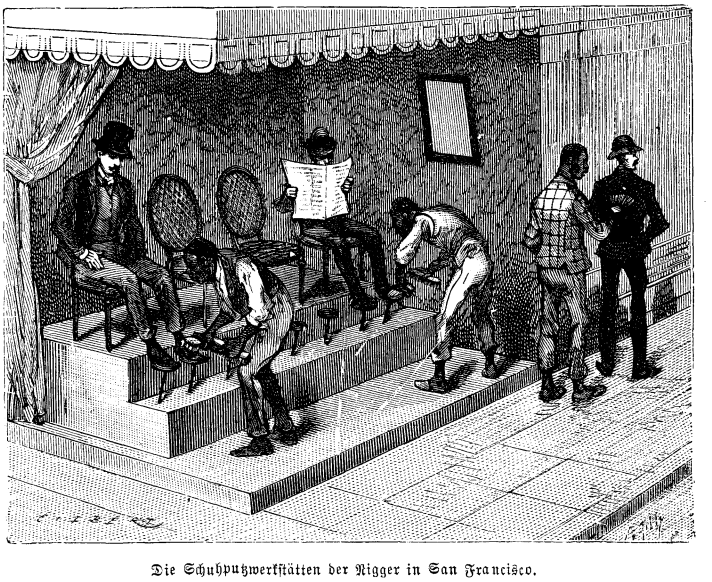
Nachdem wir uns etwas ausgeruht und eine Stärkung zu uns genommen, ist unser erster Wunsch, der Stadt einen Besuch abzustatten und vor allen Dingen einen der Höhenpunkte zu gewinnen, um die herrliche Aussicht zu genießen, die sich dort vor dem Auge entfaltet. Hundert Meter ist zwar keine gewaltige Höhe, aber fünf Cents ist auch kein Gegenstand, und wenn wir diese anwenden, können wir in wenigen Minuten oben sein, denn ganz San Francisco ist, soweit es auf den Hügeln erbaut ist, von Drahtseilbahnen durchzogen, die Tag und Nacht im Betriebe sind. Zu warten brauchen wir auch nicht, denn jeden Augenblick fährt ein Wagen ab.

Diese Drahtseilbahnen sind eine der Merkwürdigkeiten von San Francisco, wohlverstanden für den Europäer, denn in Amerika sind sie schon etwas Altes und in vielen großen Städten eingeführt.

Das Drahtseil ist „ohne Ende" und stets am Laufen, und zwar mit einer Geschwindigkeit von etwa 15 Kilometern in der Stunde, also dem Vierfachen der gewöhnlichen Marschgeschwindigkeit. Es läuft in einer offenen Rinne auf Rollen, aber unmittelbar unter dem Straßenpflaster. Jeder Wagen ist mit einer Fangvorrichtung versehen, bestehend aus einem eisernen Hebel, an dessen unterem Ende sich ein Bremsbacken befindet. Ist der Hebel geöffnet, so steht der Wagen still, wird er geschlossen, so erfaßt der Bremsbacken der Fangvorrichtung das Seil und der Wagen setzt sich sofort in Bewegung. Diese Wagen machen auf den Unkundigen einen wunderlichen Eindruck; denn auf den ersten Blick scheint es, als bewegten sie sich ohne jede Betriebskraft von der Stelle.

Natürlich statten wir auch dem berühmten Chinesenviertel unsern Besuch ab. Chinesenviertel ist eigentlich kein zutreffender Ausdruck, denn die Zahl der in San Francisco wohnenden Chinesen beläuft sich auf etwa 25 000; Chinesenstadt wäre also richtiger, um so mehr, als es sich um eine scharf abgegrenzte Gesamtheit handelt. Dazu die durchaus fremdartige Welt, die man hier betritt: China in Amerika, das unverfälschte Chinesentum inmitten des ausgeprägtesten Amerikanertums. Uebrigens finden wir den Schauder, mit dem wir nach den amerikanischen Schilderungen dieses Viertel betreten, durchaus nicht gerechtfertigt. Zwar ist hier alles klein, eng, beschränkt, oft in solcher Weise, daß man nicht begreift, wie Menschen sich in solchen Verhältnissen bewegen und darin leben können; auch gibt es Teile des Chinesenviertels, die abscheulich sind; im allgemeinen ist aber der Eindruck nicht so abschreckend, wie die Amerikaner ihn hervorrufen möchten. Die Hauptstraße macht mit ihren bunten Verkaufsläden und ihrem lebhaften Treiben sogar einen ganz heiteren Eindruck. Zu den Schattenseiten dieser Chinesenstadt gehören die Opiumkneipen; diese lassen wir aber unbeachtet; dagegen besuchen wir das Theater, wo gerade ein sogenanntes Zugstück gespielt wird. Der Saal faßt ungefähr 500 Personen und ist bis auf den letzten Platz besetzt, aber ausschließlich von männlichen; das weibliche Geschlecht ist hier gänzlich ausgeschlossen. Natürlich verstehen wir von dem ausgezeichneten Stück nichts; aber die bunten Kostüme, die hochkomischen Figuren und drolligen Kapriolen ergötzen weidlich das Auge. Freilich findet das Ohr weniger Befriedigung. Das aus Tamtams, Guitarren und äußerst stark tönenden Holzblasinstrumenten zusammengesetzte Orchester macht fast gar keine Pause und läßt eine Musik erschallen, die mit dem, was man in Europa Katzenmusik nennt, eine verzweifelte Aehnlichkeit hat, für chinesische Ohren aber viel Anziehendes zu besitzen scheint. Dazu das laute Geschrei und der grelle Singsang auf der Bühne! Freilich hätte man bei dem Lärm, den das Orchester verursacht, von einer weniger lauten Bethätigung der Schauspieler nichts vernommen; es ist mithin das eine durch das andere notwendig bedingt und folglich ganz in der Ordnung.

Auch eine chinesische Zeitungsdruckerei nehmen wir in Augenschein. Die Räumlichkeiten sind zwar nach europäischen Begriffen sehr beschränkt, doch scheinen sie den chinesischen Ansprüchen zu genügen. Sie bestehen aus einer oberen und einer unteren Abteilung. Unten befindet sich der Druckraum. Eine einzige Person ist darin beschäftigt. Oben hat der Redakteur sein Heiligtum, das ihm gleichzeitig als Wohn- und Schlafraum dient. Daneben findet sich eine Art Alkoven zum Opiumrauchen. In den Druckraum steigt man auf einer Leiter hinunter. Von den vielen Zeitungen und Büchern, die man sonst in Redaktionslokalen aufgestapelt findet, gewahrt man hier nichts. Der Redakteur kauft sich eine Anzahl amerikanischer Blätter, schneidet die Artikel, die ihm für seine Zeitung geeignet erscheinen, heraus und übersetzt dieselben ins Chinesische und kopiert sie dann auf chemisch präparirtes Papier oder mit chemischer Tinte. Die Kopie wird dann in den Druckraum und auf die Presse gebracht, die aus einem einfachen lithographischen Stein besteht. Nachdem sich die Schriftzüge auf den Stein übertragen haben, wird dieser mit einem Schwamm benetzt. Nun fährt der „Drucker" mit einer mit Druckerschwärze getränkten Walze darüber und endlich werden die zum Druck bestimmten Papierbogen einer nach dem andern auf den Stein gebracht, wieder abgenommen und die „Zeitung" ist fertig. Auf diese Weise stellt der chinesische Drucker etwa drei Exemplare in fünf Minuten her. Nebenbei sei bemerkt, daß das Redaktionsbureau bisweilen auch als Barbierstube dient.



Die Schuhputzwerkstätten der Nigger in San Francisco.

Bei unserer Rückkehr nach dem Palace Hotel machen wir eine neue merkwürdige Erfahrung. Kein Amerikaner gibt sich als Stiefelputzer her. Allen Arbeiten unterzieht sich der Bürger der Vereinigten Staaten willig und mit Freuden; das Stiefelputzen aber hält er unter seiner Würde. Keine Dienstmagd, kein Hausknecht putzt euch die Stiefel — das ist Sache der Neger, und der Neger wird trotz aller amerikanischen Gleichheitsgrundsätze nicht als ebenbürtig betrachtet, obwohl er politisch dieselben Rechte besitzt wie der Yankee. In den Souterrains der Gasthöfe und an den Straßenecken hat der Neger seine Schuhputzwerkstatt aufgeschlagen, und nach der Eleganz zu schließen, womit seine Buden ausgestattet sind (man überzeuge sich davon durch einen Blick auf unsere Abbildung), macht er keine schlechten Geschäfte dabei. Man läßt sich auf einem eleganten Sessel nieder, stellt seine Füße auf zwei davor angebrachte eiserne Ständer, liest, während der Neger das Verschönerungsgeschäft der Unterthanen besorgt, eine Zeitung, die er uns anbietet, zahlt fünf Cents und setzt in gehobener Stimmung seinen Weg fort.

Um den Tag würdig zu beschließen, lenken wir unsere Schritte nach Woodwards Gartenanlagen außerhalb der Stadt, wo wir im Freien ein Konzert anhören und uns bei einer Erfrischung — es gibt hier kalifornischen Wein und Milwaukeer Bier — von des Tages Last und Hitze erholen. Diese Anlagen sind einer der besuchtesten Vergnügungsorte der Bewohner von San Francisco. Der Besitzer veranstaltet oft Nachtfeste (sogenannte italienische Nächte) und weiß auch auf andere Weise sein Publikum anzulocken. Eine Menagerie, ein Aquarium, eine Sammlung ausgestopfter Tiere und sonstige Sehenswürdigkeiten gibt es in Menge. Ein niemals versagender Anziehungspunkt für die Kinderwelt ist das Wasserkarussell. Es ist dies wieder eine echt amerikanische Eigentümlichkeit. Der Name besagt schon, um was es sich handelt, doch soll mit einigen Andeutungen das selbstgemachte Bild vervollständigt werden. Das Wasserkarussell ist ein ringförmiges, mit einer Anzahl von Bänken ausgestattetes Fahrzeug, das ein Wasserbassin von etwa 25 Meter Durchmesser umschließt, in dessen Mitte ein starker Pfosten eingerammt ist, an welchem durch verschiedene sternförmig von demselben ausgehende Drahtseile das Fahrzeug befestigt ist. Bewegt wird dasselbe durch Ruder. Man besteigt es von einer hölzernen, sich sanft abdachenden Rampe, die rings mit Bänken besetzt ist. Etwa 50 Personen können in dem Karussell Platz finden. Es gewährt ein eigenes Vergnügen, die Kinder jubelnd und lachend das sonderbare Fahrzeug in Bewegung und mit aller Kraft in immer raschere Umdrehung setzen zu sehen.

Soldatenhunde.

(Schluß.)

Ein wahres Muster eines Soldatenhundes war dagegen „Schnauz" der Pinscher, der nur für seine 12. Compagnie Sinn hatte, sie in Krieg und Frieden, zu Wasser und zu Land, Tag und Nacht überallhin begleitete und sie aus dem größten Gewirr aller möglichen Gattungen stets mit Sicherheit herausfand. Er kannte ganz genau die Momente, in welchen seine Compagnie durch seine Gegenwart hätte entheiligt werden können und — ohne sie je aus den Augen zu verlieren — hielt er sich doch immer in so achtungsvoller Entfernung und zeigte eine so gänzlich gleichgültige Miene, daß auch der grimmigste Vorgesetzte ihm nicht hätte beweisen können, daß er zur 12. Compagnie gehörte. Mit stoischem Gleichmute saß er bei Besichtigung der Compagnie einige hundert Schritte von ihr entfernt, mit einem Gesichte, als wollte er sagen: hier kann ich sitzen wie ich will. Nur bei Parademärschen hatte er sich gewöhnt, seine Compagnie auf 100 Schritte Seitendistanz zu begleiten. Allerdings fiel er dabei manchem Vorgesetzten in die Augen, blieb aber auch hier unverdächtig. Beim Ausmarsche nach Frankreich wurde Schnauz selbstverständlich auch mobil gemacht. Zeigte er in den verschiedenen Bivouacs schon eine außerordentliche Pflichttreue, bei Bewachung der Effekten in seinem Revier, das er nie verließ, so bewährte er sich auch im Kugelregen als unerschrocken. Als sein nomineller Herr bei Wörth schwer verwundet fortgetragen wurde, begleitete ihn Schnauz bis zur Verbandstelle, dann aber machte er sofort wieder Kehrt und eilte nach dem Schlachtfelde zu seiner Compagnie zurück. Dem Schmerze, den er hier beim Anblick manches toten Freundes empfand, konnte er nur durch teilnahmvolles Lecken von Gesicht und Händen der Leiche Ausdruck geben. Nie irrte er sich in den Personen, für die Gefallenen anderer Compagnien hatte er nur ein leichtes Schnüffeln und bedauerndes Anschauen übrig. Mit Ausnahme einer nur unbedeutenden Wunde kehrte Schnauz unbeschädigt wieder nach Deutschland zurück. Er sah sich hier nach einer Art Civilversorgung um und glaubte sie am besten in der Regimentsschreibstube seiner Kaserne zu finden. Von nun an blieb er der stete Begleiter der Ordonnanz auf allen ihren Gängen. In richtiger Selbsterkenntnis, daß sein struppiges Fell in kein anderes Haus als eine Kaserne passe, ging er nur in diese mit hinein, in andere Gebäude war er trotz der freundlichsten Lockungen nicht zum Eintritt zu bewegen. Beim Wechsel der Ordonnanz ging er erst dann mit der neuen, wenn diese ihm als solche durch den Regimentsschreiber vorgestellt war. Eine zur Reserve entlassene Ordonnanz wußte ihn mit auf den Bahnhof zu nehmen und in das Coupé zu eskamotieren, um sich seiner auch ferner in der Heimat zu erfreuen. Schnauz aber schien, als der Zug sich in Bewegung setzte, den Braten zu riechen; er benutzte den Halt auf der nächsten Station, um zum Coupé hinauszuspringen und trotz der auf ihn angestellten Verfolgung zurückzulaufen und sich wieder auf seinem Posten einzufinden.

Ein anderes Ideal eines Soldatenhundes soll „Pietsch" geheißen haben. Er war zwar auf dem Lande geboren aber nur teilweise erzogen, denn ein Hauptmann bei der Infanterie fand Gefallen an dem munteren, geweckten Hunde, nahm ihn zu sich und bewahrte ihn vor dem Geschick, in seinem heimatlichen Dorfe Schweine- oder Schafhund zu werden. Hiermit begann sein Beruf. Täglich kam er mit seinem Herrn auf den Exerzierplatz und lernte da bald jede einzelne Persönlichkeit seiner Compagnie kennen und je nach ihrer Charge, wie man dies an den Bewegungen des Schwanzstummels erkennen konnte, schätzen. Gegen andere Truppenteile blieb er völlig zugeknöpft und für alle Freundlichkeiten, sie mochten noch so fett sein, unempfindlich. Nur eine Schwäche besaß Pietsch: er drängte sich immer gern an höhere inspizierende Vorgesetzte mit Schwänzeleien heran, als ob er Carrière machen wollte.

In seinem größten Glanze als Soldatenhund zeigte er sich immer beim Manöver, wenn viele Truppenteile auf einem Platze vereinigt waren. Der Gunst des ihn sehr verehrenden Regimentskommandeurs hatte er es zu verdanken, daß er zu

allen Uebungen mitgenommen werden konnte. Während des Regiments- und Brigadeexerzierens blieb er stets hinter der Front des Bataillons, in der Nähe der Spielleute oder des Adjutanten, sowie aber das ihm bekannte Signal, auf welches die Schützen seiner Compagnie auszuschwärmen hatten, ertönte, dann jagte er zum Gaudium des ganzen Bataillons in Carrière um die Flügel herum nach vorn, um hier die Schützenlinie seiner Compagnie zu erwarten, in der er so lange blieb, bis das Signal „Ruhe" oder „Sammeln" auch ihn wieder an seine Stelle hinter das Bataillon rief.

Auch die Pferde des Regiments kannte er ganz genau, wie auch diese ihn immer sehr gern hatten und, wenn er sie auf dem Rendezvousplatze begrüßte, stets beschnupperten.

Alljährlich bei Entlassung der Reserven wurde von diesen der Versuch gemacht, sich mit ihrem treuen Gefährten, dem Soldatenhunde, zusammen photographieren zu lassen. Doch vergeblich. Bei allen Vorbereitungen dazu blieb er zwar ruhig an der ihm regelmäßig bestimmten Stelle auf einem im Vordergrunde stehenden Bierfäßchen, sobald aber der Photograph den Kopf unter das Tuch des Apparates steckte, um hier zu visieren, mochte der kluge Hund wohl denken, es ginge los — kurz, mit einem Satze sprang er jedesmal herunter und jagte nach der Kaserne zu. Schließlich war diese sein Lieblingsaufenthalt nicht mehr, sondern das Schilderhaus vor der Wohnung seines Herrn, bei dem er sich bald die neue Dienstpraxis angeeignet hatte. Sobald ein Offizier sich dem Posten näherte, erinnerte er diesen durch ein kurzes Bellen an seine Pflicht. Bei schlechtem Wetter trat er mit dem Posten ins Schilderhaus ein, streckte aber fortwährend seine gelbe Schnauze daraus hervor, um vor etwaiger Dienstversäumnis bewahrt zu bleiben.

Eines Radmachers Sohn.

Der erste Kurfürst von Mainz, Willigis, war der Sohn eines Radmachers aus Meiningen. Um sich nun an seinen Ursprung oft zu erinnern, ließ er Räder an die Wände seiner Gemächer malen und die Umschrift herum setzen:

„Willigis, Willigis, nicht vergiß,
Daß dein Vater ein Radmacher is!"

Daher soll auch das Rad im Mainzer und Erfurter Wappen stammen.

Die Fischotter.

Die Fischotter gehört zweifelsohne zu den anziehendsten Tieren unseres Erdteiles. Einer der größten Naturforscher der Jetztzeit sagt: „An ihr ist alles merkwürdig, ihr Leben und Treiben im Wasser, ihre Bewegungen, ihr Nahrungserwerb und ihre geistigen Fähigkeiten."

Wohl alle kennen die Fischotter. Wer niemals Gelegenheit hatte, das Tier in der Freiheit zu beobachten, sah dasselbe gewiß schon in den Tierbuden oder im zoologischen Garten. Die Fischotter zählt zu den Raubtieren und gehört zu der Familie der Marder und der Unterfamilie der Ottern. Sie hat einen gestreckten, niedrigen Leib, einen dicken und abgerundeten Kopf, eine stumpfe Schnauze, ein scharfes Gebiß, kleine hervorstehende Augen, kurze und runde Ohren, welche fast ganz im Pelze versteckt und durch Klappen verschließbar sind, einen langen, kräftigen, zugespitzten und am Ende plattgedrückten Schwanz, kurze Beine, deren fünfzehige Füße mit großen Schwimmhäuten versehen sind, und zwei Absonderungsdrüsen neben dem After. Der Pelz ist kurz, dicht anliegend und für das Wasser undurchdringbar. Die Wollhaare sind fein, die Oberhaare derb und starr, von oben nach unten etwas zusammengedrückt, so daß sie an langgezogene Fischschuppen erinnern. Was die Farbe des Pelzes anbetrifft, so ist die Oberseite des Körpers glänzend dunkelbraun, die Unterseite etwas heller; unter dem Halse und an den Kopfseiten ist die Behaarung am hellsten, am Kopfe entdeckt man meistens sogar weiße Flecken.

Die Größe der gemeinen Fischotter beträgt 90 cm, mit Einschluß des etwa 40 bis 45 cm langen Schwanzes ungefähr 1,3 m, die Höhe 30 cm und ihr Gewicht 15 bis 20 kg.

Die Fischotter bewohnt fast ganz Europa, sowie den größten Teil von Nord- und Mittelasien. In Lappland kommt sie nur vereinzelt vor; in Sibirien wird sie noch bei Tobolsk gefunden. In Deutschland lebt sie fast an allen Bächen und Flüssen, ganz besonders an waldigen Flußufern, gleichviel ob im Gebirge oder in der Ebene, an Teichen und Seen dagegen trifft man sie seltener. Sie lebt in unterirdischen Gängen, welche 45 bis 60 cm unter dem Wasser münden und, schief aufwärtssteigend, zu dem geräumigen trockenen Kessel führen, während ein zweiter Gang den Luftwechsel vermittelt. In der Regel besitzt jedes Tier mehrere Baue, bisweilen bezieht es verlassene Dachs- und Fuchsbaue in der Nähe des Wassers, und bei Ueberschwemmungen flüchtet es auch wohl auf nahe Bäume oder in hohle Stämme. In diesem Bau verbringt die Fischotter den Tag in der Regel in träger Ruhe. Bricht der Abend an, so kommt sie hervor und geht auf Raub aus. Diese Jagdzüge werden oftmals sehr weit ausgedehnt, und im blinden Jagdeifer wagt sich das Tier manchmal in die unmittelbare Nähe seiner erbittertsten Feinde, der Menschen, von welchen es sich sonst in respektvoller Entfernung zu halten pflegt.

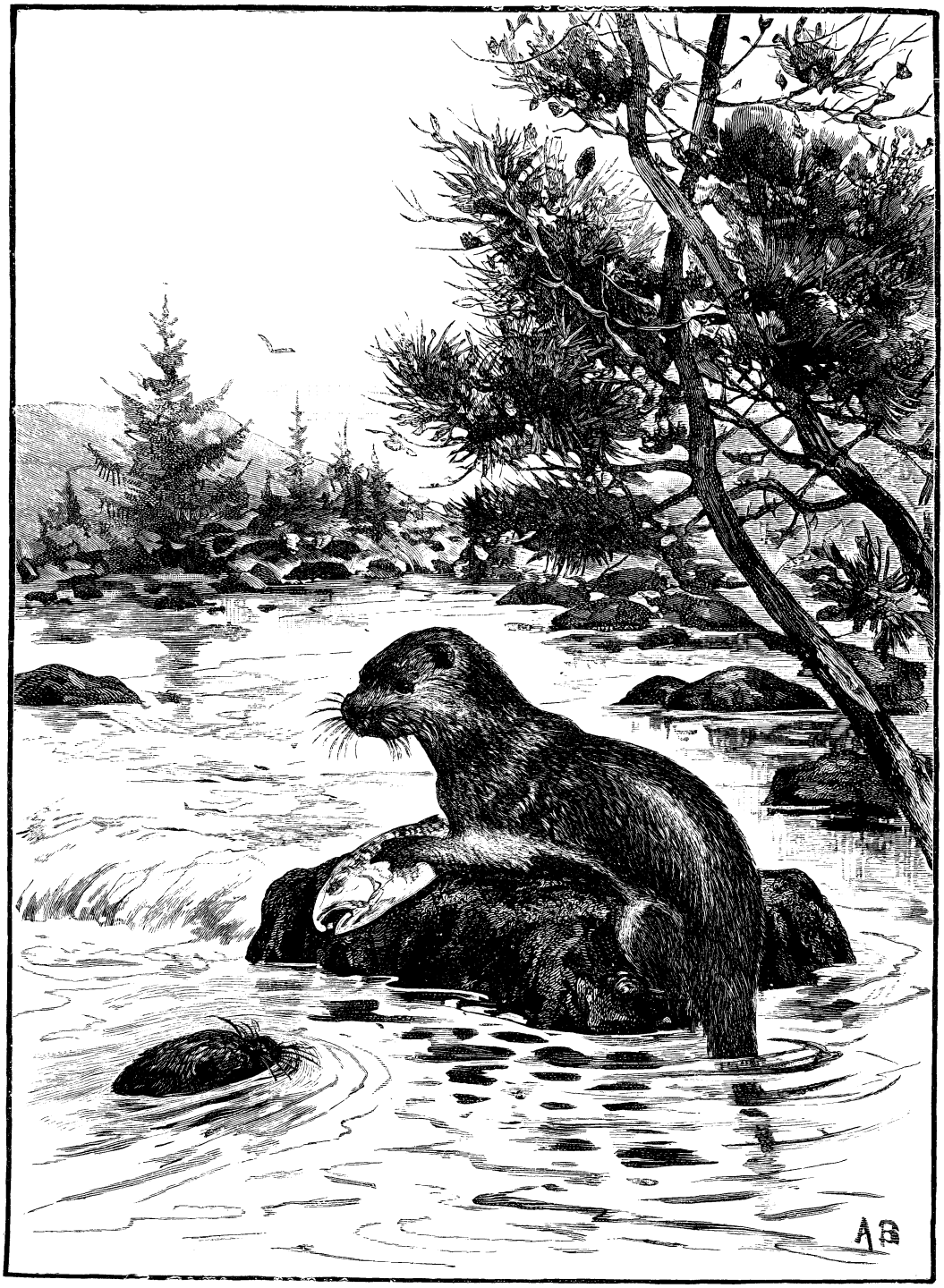
An sonnigen Tagen verläßt die Fischotter auch wohl ihren Bau, um sich zu sonnen, auszuruhen und zu schlafen. Gewöhnlich sucht sie sich zu dieser Siesta Felsenvorsprünge, alte Baumwurzeln und Sandbänke aus, welche von der Sonne beschienen werden. In einsamen, völlig unbewohnten Gegenden soll das Tier auch am Tage auf Beute ausgehen. Allein dieser Fall gehört doch wohl zu den Ausnahmen.

Mit der größten Vorsicht kommt die Fischotter aus ihrem Bau hervor. Hin und wieder legt sie sich auf hervorragenden Steinen und Baumwurzeln auf die Lauer und paßt auf, ob ein Fisch vorüberschwimmt; kaum erblickt sie ihn, da stürzt sie sich pfeilschnell auf ihre Beute. Doch gewöhnlich begibt sie sich sofort ins Wasser und jagt stromaufwärts schwimmend; sie schwimmt und taucht mit der größten Meisterschaft und mit wunderbarer Beweglichkeit des geschmeidigen Körpers. Wenn sie sich an der Oberfläche des Wassers befindet, so schwimmt sie so hoch, daß der obere Teil des Kopfes und des Rückens über dem Wasser sichtbar ist. Aber sobald sie Gefahr wittert, taucht sie blitzschnell unter, schwimmt unter dem Wasser und steckt nur von Zeit zu Zeit die Spitze ihrer Schnauze hervor, um Luft zu schöpfen.

Die Hauptnahrung besteht in Fischen. Kleinere Fische verzehrt sie im Wasser, größere am Ufer. Eine besondere Vorliebe hat sie für Forellen. Im Winter genügt ein Loch im Eise, durch welches sie auf den Fischfang ausgeht. Sie mordet, solange sie etwas Lebendes im Wasser erblickt, nicht nur aus Hunger, sondern

auch aus Mordgier. Auch Krebse, Wasserratten, Frösche und Vögel verschmäht sie nicht und greift selbst Hühner, Gänse und Schwäne an.

Der Gang der Fischotter ist verhältnismäßig schnell, schlangenartig kriechend. Dazu ist das Tier ungemein schlau und listig und mit außerordentlich scharfem Geruch und Gehör begabt; das Gesicht verdient weniger Lob. Wenn die Fischotter Hunger hat, so stößt sie ein gellendes Geschrei aus; ist sie zornig, so kreischt sie laut auf, und will sie anlocken, so gibt sie einen durchdringenden Pfiff von sich. Von Natur aus ist sie sehr scheu und



Die Fischotter.

flieht, so schnell sie kann, wenn sie verfolgt wird. Ist ihr die Flucht abgeschnitten, so setzt sie sich mutig und energisch zur Wehr, sowohl gegen Hunde, wie gegen Menschen, und wegen ihres scharfen Gebisses ist sie ein durchaus nicht zu verachtender Gegner.

Die Jungen, welche im dritten Jahre erwachsen sind, liegen auf einem weichen Polster von Gras und Moos und werden von den Alten, welche mit der größten Vorsicht alles vermeiden, was zur Entdeckung ihres Baues führen könnte, mit der zartesten Sorgfalt gepflegt. Nach acht Tagen öffnen die Jungen die Augen

und nach ungefähr zwei Monaten gehen sie mit der Fehe (Weibchen) hinaus, um den Fischfang zu lernen, und die Mutter hat keinen Grund, über die Anstelligkeit und die Fassungsgabe ihrer Kleinen Klage zu führen. Jung eingefangene Fischottern lassen sich leicht zähmen und werden zutraulich wie die Hunde; sie kennen ihren Herrn, sie hören auf den ihnen beigelegten Namen, gehorchen ihm aufs Wort, zeigen Liebe und Anhänglichkeit, lernen allerlei Kunststücke und sind auch zum Fischfang abzurichten. Bei alten Fischottern stößt der Zähmungsversuch auf nicht unbedeutende Schwierigkeiten, da dieselben sich wild, bösartig, heimtückisch und trotzig benehmen.

Wohl keinem Tiere wird in neuester Zeit mehr nachgestellt, als der Fischotter. Einmal gewährt die Jagd zu Wasser und zu Land einen schon an und für sich eigentümlichen Reiz, und sodann zwingt das Tier durch den unberechenbaren Schaden, welchen es der Fischzucht und der Fischerei zufügt, alle Fischer und Fischereibesitzer, mit Aufgebot aller verwendbaren Mittel seiner sich zu erwehren. Viele verlockt auch wohl die auf Erlegung einer Fischotter gesetzte Prämie, sowie der kostbare Pelz, welcher im Sommer und im Winter gleich wertvoll ist.

Die erlegte Fischotter gewährt keinen unbedeutenden Nutzen. Das Fleisch ist zähe und schwer verdaulich und gilt bei den Katholiken als Fisch. Früher stand dasselbe, namentlich in Bayern und Schwaben, ziemlich hoch im Preise, da es in den Klöstern als beliebte Fastenspeise sehr gesucht war; man verkaufte das Pfund bis zu einem Gulden. Heute wird auch in jenen Gegenden das Fischotternfleisch nur wenig noch gegessen und ist um die Hälfte des früheren Preises käuflich. Blut, Fett und Eingeweide betrachtete man ehemals als Heilmittel. Sehr geschätzt dagegen und sehr teuer ist das Pelzwerk, welches zu Mützen, Muffen und als Besatz benutzt wird, ganz besonders in China. Im Handel unterscheidet man vielerlei Arten oder Sorten von Otterfellen, ostindische, spanische, französische, deutsche, russische, dänische, schwedische, nordamerikanische und kanadische. Die Produktion beträgt alljährlich ungefähr 45000 Stück, wovon etwa die Hälfte aus Nordamerika stammt. Aus den Oberhaaren endlich, welche ziemlich steif sind, besonders aus den starken Schwanzhaaren verfertigt man Pinsel, aus den weichen und feinen Wollhaaren Hüte.

Der Schaden, welchen die Fischotter in unseren Gewässern anrichtet, ist ein ungemein beträchtlicher. Erst vor kurzer Zeit sollen im Lüneburgischen zwei Fischottern einen Karpfenteich vermöge ihres ausgezeichneten Geruchssinnes aufgefunden und schnell völlig leer gefischt haben. Man hat berechnet, daß ein Fischotternpaar täglich 2½ bis 3 kg Fische und Krebse verzehrt und in ihrer entsetzlichen Jagd- und Mordlust in fischreichen Gewässern mehr als das Doppelte erwürgt und angefressen liegen läßt. Nach dieser Berechnung würde also eine ausgewachsene Fischotter jedes Jahr einen Schaden von ungefähr 1000 Mk. anrichten. Kann es uns unter solchen Umständen wundernehmen, wenn die Fischereibesitzer einen reinen Vernichtungskrieg gegen diesen so gefährlichen Feind führen?

Am besten fängt man die Fischotter in Tellereisen. Das Tellereisen wird bei den Ausstiegen des Tieres, welche an den Gräten und Krebsschalen leicht zu erkennen sind, mit oder ohne Köder, aber behutsam mit Schlamm und Wasserpflanzen bedeckt, aufgestellt. Man muß oftmals einige Zeit auf den Fang geduldig warten, da die Fischotter vielfach ihr Revier wechselt und zuweilen erst in acht bis vierzehn Tagen nach ihrem früheren Standquartier zurückkehrt. Der Fang der Fischotter mittels eines Netzes, dessen Schnur ein Wächter im rechten Augenblicke zuziehen muß, ist heute aus der Mode gekommen. Man hat in letzterer Zeit wiederholt den Versuch gemacht, dies gefährliche Tier mittels vergifteter Fische, welche nach Sonnenuntergang auf dem Wechsel der Fischotter an einem Stabe befestigt wurden, zu töten, und zwar nicht ohne Erfolg. Ferner wird die Fischotter auf dem Anstande geschossen. Allein das Tier hat eine gewaltig feine Nase und wittert in der Regel den Jäger bereits in einer Entfernung von mehreren hundert Schritten, weshalb diese Art der Jagd sehr mühsam und zeitraubend ist. Vorzuziehen ist daher die Jagd mit Otternhunden, welche die Fischotter in ihrem Schlupfwinkel aufspüren und heraustreiben, worauf der Jäger sie erlegt. Hierbei wollen wir nicht vergessen, zu bemerken, daß die meisten Otternjäger den deutschen Otternhunden wegen ihrer Schnelligkeit und Sicherheit vor den englischen den Vorzug geben.

Allein trotz allseitiger und eifriger Verfolgung dürfte im allgemeinen wohl kaum eine Abnahme des Tieres zu konstatieren sein. Solange der Krieg gegen diesen gemeingefährlichen Feind nicht mit vereinten Kräften geführt wird, kann von nachhaltigen Erfolgen keine Rede sein. Denn wenn in der einen Gegend mit größter Mühe die Fischottern vertilgt sind, so wandern andere wieder ein aus Gegenden, in welchen sie ungestört sich vermehren können. Erst ein überall gleichzeitig geführter, ganz allgemeiner Vernichtungskrieg wird die Fischerei gegen diesen gefährlichen Feind zu schützen im stande sein. Allein ob es so leicht gelingen dürfte, ihn gänzlich auszurotten, das ist wohl eine große Frage.

Der Geist der Llano estakata.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

Ein stechender Schmerz zog mir die Augen zu; ich war verloren; der Schuß fiel, oder vielmehr ein Schuß fiel, aber zu meinem Erstaunen wurde ich nicht getroffen. Ich wischte mir die Augen, riß sie mit Anstrengung auf — — ich sah den Kerl nicht; aber von jenseits des Wassers drüben ertönte eine Stimme, welche ein gebieterisches „Halt, Mörder!" rief. Darauf hörte ich den Hufschlag eines sich schnell entfernenden Pferdes. Der Halunke war zu seinem Pferde gesprungen, um mit der halben Brieftasche, in welcher sich auch ziemlich die Hälfte meines Geldes befand, zu entfliehen."

„Sonderbar!" sagte Baumann. „Er ist also gestört worden?"

„Ja. Ein sehr bekannter Westläufer, der Juggle-Fred, hatte sich in der Nähe befunden und, als ich das Opossum erlegte, meinen Schuß gehört. Er war jenseits des Flüßchens dem Schalle nachgegangen und hatte uns gerade in dem Augenblicke gesehen, als der Halunke auf mich anlegte. Er schoß auf denselben und traf ihn in den Arm, infolgedessen der Spitz-

bube die Büchse fallen ließ und nach seinem Pferde rannte, um schleunigst fortzujagen. Der Juggle-Fred holte sein Pferd und kam zu mir herüber. Sein rechtzeitiges Erscheinen hat mir das Leben gerettet. Von einer Verfolgung des Diebes konnte keine Rede sein, denn ich konnte nicht fort und Fred durfte mich nicht verlassen, denn mein Gesicht mußte Tag und Nacht mit Wasser gekühlt werden. Ueber eine Woche kampierten wir dort am Timpa-Fork. Ich hatte große Schmerzen auszustehen und eine bedeutende Summe verloren, war aber froh, das Augenlicht gerettet zu sehen."

„Wie nannte sich denn der Mensch gegen Euch?"

„Weller. Aber als wir dann nach Fort Abrey kamen und ihn genau beschrieben, erfuhr ich, daß dies ein falscher Name sei. Es war der Stealing-Fox gewesen."

„So hat er während Eurer Abwesenheit den Pfeifenkopf mit Pulver gefüllt?"

„Ja, und nur oben darauf, um mich zu täuschen, ein wenig Tabak gethan. Um Zeit dazu zu bekommen, machte er mir weiß, einen Turkey gehört zu haben. Er wußte, daß ich sofort nach demselben suchen werde, da ich ein besserer Jäger war als er. Er war ein langer, hagerer Mensch und hatte Gesichtszüge, die ich nie vergessen werde. Ich weiß, daß ich ihn sofort erkennen werde, falls ich ihm begegnen sollte."

Die beiden Mexikaner waren dieser Unterhaltung mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt. Sie hatten sich oft bedeutungsvoll angesehen, unbemerkt, wie sie meinten; aber es gab einen, der sie genau beobachtet hatte — Winnetou.

Scheinbar den Blick nach einer ganz anderen Richtung gewendet, hatte er sie doch keine Minute lang aus den Augen gelassen. Er sah ihre Blicke und erkannte infolge seines ausgebildeten Scharfsinnes aus denselben, daß sie zu demjenigen, von welchem die Rede war, in irgend einer Beziehung stehen müßten.

Und Winnetou wurde seinerseits wieder von Baumann, dem Bärenjäger, beobachtet. Dieser kannte seinen roten Freund, welcher ganz plötzlich und unerwartet zu Pferde am Feuer hinter ihnen gehalten hatte. Wie das zugegangen sei, das konnte Baumann sich leicht erklären. Der Apache war von seinem Rekognoszierungsritte zurückgekehrt und hatte seiner Gewohnheit gemäß das Pferd in einiger Entfernung stehen lassen, um sich heranzuschleichen. Wahrscheinlich hatte er sogar aus irgend einem Umstande geschlossen, daß sich jetzt Fremde hier befanden, und war infolgedessen heimlich herangekommen, um dieselben zu betrachten, bevor er sich von ihnen sehen ließ. Als er sie genügend beobachtet hatte, um sich ein Bild von ihrem Charakter machen zu können, hatte er sich leise entfernt, um nun zu Pferde zurückzukehren und zu thun, als ob er noch nichts von ihnen wisse. Während sie alle nach der einen Seite gegangen waren, um die Flämmchen zu sehen, wobei sie natürlich ein solches Geräusch gemacht hatten, daß die Tritte seines Pferdes von ihnen nicht gehört wurden, war er von der entgegengesetzten Seite her zum Lagerplatz gekommen.

Nun saß er da, die Augen scheinbar gleichgültig auf die schimmernde Wasserfläche des Weihers gerichtet; aber Baumann sah deutlich, daß von Zeit zu Zeit unter seinen langen, dichten Wimpern ein scharfer Blick auf die Mexikaner schoß. Der Apache mißtraute ihnen. Das war gewiß.

Der Sohn des Bärenjägers hatte vorhin Kaktusfeigen holen wollen, war aber aus Erstaunen über die wunderbaren Lichtbüschel nicht auf diesem Vorsatze stehen geblieben. Das war den Mexikanern lieb. Sie strebten danach, heimlich einige Worte miteinander sprechen zu können. Das war nur dann möglich, wenn sie sich vom Feuer entfernten. Darum stand Emilio Cortejo jetzt auf und sagte:

„Wir wollten noch Kaktusfrüchte haben; sie sind aber nicht geholt worden. Gehst du mit, Carlos? Wollen sehen, ob wir welche finden."

„Natürlich gehe ich mit," antwortete der Gefragte, indem er sich schnell erhob. „Komm!"

Baumann wollte Einspruch erheben. Er erriet, daß die beiden nur die Absicht verfolgten, sich heimlich zu verständigen. Das wollte er vereiteln. Schon schwebte das Wort auf seinen Lippen; da sah er eine gebieterische Handbewegung des Apachen, welche ihm zu schweigen befahl.

Die Brüder entfernten sich. Kaum hatten die Büsche sich hinter ihnen geschlossen, so sagte Winnetou leise:

„Diese weißen Männer haben keine ehrlichen Augen, und ihre Gedanken trachten nach Bösem; aber Winnetou wird erfahren, was sie wollen."

Er huschte nach der entgegengesetzten Seite durch die Büsche.

„Traut auch dieser ihnen nicht?" fragte Porter. „Ich wette, daß es ehrliche Leute sind!"

„Du würdest die Wette wahrscheinlich verlieren," antwortete Ben New-Moon. „Sie haben mir gleich vom ersten Augenblicke an nicht gefallen."

„Darauf gebe ich nichts. Mißtrauen darf man einem Menschen nur erst dann, wenn man Beweise hat, daß er es verdient."

„Diese zwei Männer verdienen es," erklärte der Bärenjäger. „Kein Estanciero schickt seine zwei Oberknechte zugleich fort. Und betrachtet ihre Pferde, Sir! Sehen sie so aus, als ob sie einen Marsch von San Diego aus bis hierher hinter sich hätten. Das sind, wenn ich richtig schätze, wenigstens dreihundert englische Meilen. Pferde, welche eine solche Strecke durch eine fast ganz wilde Gegend zurückgelegt haben, sehen ganz anders aus. Ich vermute sehr, daß diese Tiere gar nicht weit von hier ihr eigentliches, ständiges Unterkommen haben, und möchte tausend Dollar setzen, daß diese beiden Kerls nichts sind als Zubringer für die Geier der Llano estakata."

„Storm of thunder and lightning!" rief Porter. „Meint Ihr das wirklich, Sir?"

„Ja, das meine ich."

„Da wären wir freilich in eine ganz vortreffliche Gesellschaft geraten! Diese Leute sollen uns durch die Llano führen."

„Davon seht um Gotteswillen ab! Es würde ganz gewiß zu eurem Verderben sein. Glaubt es mir! Ich bin ein alter Bärenfex und habe gelernt, in den Gesichtern der Leute zu lesen."

„Nun, ein Greenhorn bin ich auch nicht! Ich werde in demselben Alter stehen als Ihr und habe mich seit meiner Bubenzeit stets nur in der Prairie umhergetrieben. Doch ist es ja möglich, daß diese Männer unser Vertrauen nicht verdienen."

Da ließ sich auch einmal die Stimme Martin Baumanns hören, welcher in Anbetracht seiner Jugend sich schweigsam verhalten hatte:

„Sie verdienen es wirklich nicht, Master Porter. Ich bin bereit, es ihnen ins Gesicht zu sagen."

„So? Welchen Grund habt denn Ihr, so schlimm von ihnen zu denken, junger Mann?"

„Habt Ihr denn nicht die Blicke bemerkt, welche sie sich zuwarfen, als von dem Stealing-Fox erzählt wurde?"

„Nein. Ich habe auf die Erzählung gehört, aber nicht auf diese Leute gesehen."

„Man soll im Westen nicht nur hören, sondern auch sehen, denn es ist — — —"

„Good lack!" unterbrach ihn Porter. „Wollt Ihr mir altem Burschen etwa gute Lehren erteilen?"

„Nein, Sir! Ich wollte nur von mir, nicht aber von Euch sagen, daß ich während der Erzählung nicht nur die Ohren, sondern auch die Augen offen gehabt habe. Da mein Vater mißtrauisch gegen sie war, habe ich sie scharf beobachtet. Das konnte ich leicht und unbemerkt thun, weil sie so einem jungen, unerfahrenen Kerl, wie ich doch bin, nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkten. Ich sah da Blicke, welche sie sich gegenseitig zuwarfen, aus denen zu schließen ist, daß sie den Stealing-Fox wohl kennen."

„Meint Ihr? Hm! Dieser Fuchs soll sich jetzt hier aufhalten, um Leute in die Llano zu locken; diese Kerls sollen ihn kennen; daraus könnte man sich freilich einen Reim machen, wenn er auch nicht allzu schön klingen würde. Mir scheint, es sind Dinge im Anzuge, welche uns höchst fatal werden können. Die gespenstigen Flammen dort auf den Kaktussen sind mir auch nicht recht geheuer. Ich bin nicht abergläubisch; aber solche Erscheinungen kommen nicht von ungefähr; sie haben stets etwas zu bedeuten."

„Natürlich haben sie etwas zu bedeuten", meinte der Bärenjäger lächelnd.

„Was denn aber?"

„Daß die Atmosphäre sich in elektrischer Spannung befindet."

„Elektrisch? Spannung? Das verstehe ich nicht. Das ist mir zu gelehrt. Ich weiß zwar, daß man sich elektrisieren lassen kann; aber Feuer, Flammen, noch dazu auf Kaktuspflanzen? Wollt Ihr das wirklich der Elektricität in die Schuhe schieben?"

„Allerdings, Master Porter."

„O, die ist jedenfalls höchst unschuldig daran!"

„Ist der Blitz etwa nicht auch eine feurige Erscheinung!"

„Jedenfalls, und was für eine!"

„Nun, die Ursache des Blitzes ist die Elektricität, wie man wohl nicht zu erklären braucht. Was die Flämmchen betrifft, welche wir vorhin sahen, so werden dieselben sehr oft von den Seeleuten an den Masten, Raaen und Stengen der Schiffe bemerkt; man sieht sie an Kirchturmsspitzen, an den Wipfeln der Bäume, an den Spitzen der Blitzableiter. Man nennt diese Lichtbüschel Sankt Elmsfeuer oder auch Kastor und Pollux. Sie entstehen durch ausströmende Elektricität. Ihr habt doch wohl vom Geiste der Llano estakata gehört?"

„Mehr, als mir lieb ist."

„Hat man Euch auch erzählt, daß des Nachts die Gestalt dieses geheimnisvollen Wesens zuweilen mit feurigen Flammen erscheint?"

„Ja, aber ich glaube es nicht."

„Das könnt Ihr getrost glauben. Es ist mir einmal droben in Montana passiert, daß ich mich auf einer weiten Ebene befand, und zwar des Nachts. Es wetterleuchtete rundum, kam aber nicht zum wirklichen Gewitter. Da erschienen plötzlich an den Ohrenspitzen meines Pferdes kleine Flämmchen. Ich hielt die Hände empor, und siehe da, an meinen Fingerspitzen zeigten sich ähnliche Flämmchen, wobei ich ein ganz merkwürdiges Gefühl in denselben hatte. Ganz dasselbe ist es mit dem Avenging-Ghost. Wenn er durch die Llano reitet, so bildet sein Körper den höchsten Punkt derselben. Ist es Nacht und ist dabei eine bedeutende elektrische Spannung vorhanden, so zeigt sich das Sankt Elmsfeuer an seinem Körper."

„Ihr glaubt also wirklich an die Existenz dieses Geistes der Estakata?"

„Ja."

„Und haltet ihn für einen Menschen?"

„Für was anderes sonst?"

„Hm! Ich habe viel über ihn gehört, aber mir keine Mühe gegeben, darüber nachzudenken. Nun ich aber gegenwärtig die Llano vor mir habe, möchte ich freilich sehr gern wissen, was ich von ihm zu halten habe. Es ist ja sogar möglich, daß er einem während des Rittes erscheint. Was hat man da zu thun?"

„Wenn er mir begegnete, würde ich ihm die Hand geben und ihn als einen ganz vortrefflichen Kerl behandeln. Es ist nämlich — — —"

Er wurde unterbrochen. Winnetou kehrte zurück. Er kam eilig, aber ganz geräuschlos, wie eine Schlange, herbeigehuscht, setzte sich auf seinen Platz und nahm da eine so unbefangene Miene an, als ob er denselben gar nicht verlassen habe.

Vorhin, während die Mexikaner langsam durch die Dunkelheit nach den Kaktussen schritten, hatte er, sich auf Händen und Füßen am Boden fortbewegend, sich erst eine kleine Strecke von ihnen entfernt und war dann, sich wieder aufrichtend, in eiligem Laufe nach der Pflanzengruppe gerannt. Infolge der Weichheit seiner Mokkassins und der großen Uebung, welche er besaß, waren seine Schritte nicht zu hören gewesen. Er kam noch vor den Mexikanern am Ziele an und versteckte sich so zwischen den hohen Pflanzenkandelabern, daß er nicht gesehen werden konnte. Es war überhaupt so dunkel, daß die beiden gezwungen waren, die Kaktusfeigen mit Hilfe des Tastsinnes zu sammeln. Die Flammenbüschel an den Leuchterarmen waren jetzt verschwunden.

Eben als er sich versteckt hatte, kamen die Brüder herbei. Sie sprachen miteinander, und zwar das reinste Amerikaenglisch. Daraus war zu ersehen, daß sie sich zwar für Mexikaner ausgaben, aber keine waren. Winnetou konnte jedes Wort hören. Jedenfalls hatten sie schon unterwegs miteinander verhandelt, denn was sie sich jetzt noch sagten, war die Fortsetzung eines bereits begonnenen Gespräches.

„Diesem sogenannten ‚Bärenjäger' werde ich seine Beleidigungen ehrlich bezahlen", sagte Carlos. „Freilich werden wir schwerere Arbeit haben, als wir erst dachten. Das Erscheinen des Apachen gibt der Sache eine ganz andere Wendung."

„Leider! Denn der läßt sich durch falsch gesteckte Stangen nicht in die Irre führen."

„Hast du sein Pferd genau betrachtet?"

„Natürlich. Es ist das schönste, was ich bisher sah. Nur Old Shatterhand soll ein ebensolches haben. Wir müssen es unbedingt bekommen!"

„Das versteht sich ganz von selbst. Aber wie?"

„Das klügste ist, wir lassen die Kerls fest einschlafen und machen sie nachher kalt."

„Denkst du, daß das möglich ist? Wir werden mit Mißtrauen betrachtet, und sie passen also auf. Ich glaube nicht, daß einer von uns beiden die Wache bekommen wird."

„Da gebe ich dir freilich recht; sie werden sich hüten. Wollen aber dennoch sehen, ob es zu ermöglichen ist. Vorher läßt sich nichts bestimmen. Gelingt es uns, sie sicher zu machen, so dürfen wir nur mit den Messern arbeiten, still und geräuschlos, gerade nach dem Herzen stoßen."

„Und wenn dieser Plan nicht auszuführen ist?"

„Das wäre dumm! Denke dir, sieben

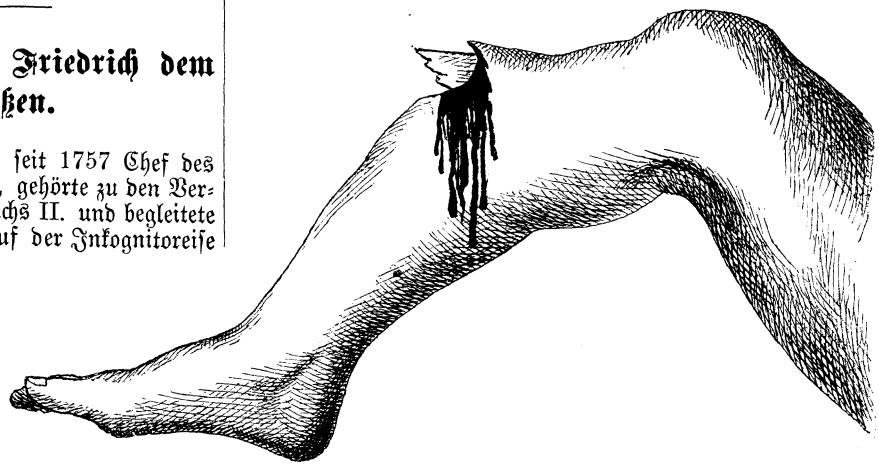
Pferde, dabei dasjenige des Apachen, dazu sämtliche Waffen und alles Geld! Nur wir beide hätten zu teilen. Das wäre ein Koup! Gelingt er aber nicht, so müssen wir die Kameraden zu Hilfe rufen. Im offenen Kampfe zögen wir beide die böseste Niete. Wir suchen irgend einen Vorwand, uns von ihnen zu trennen. Winnetou reitet mit den beiden Bärenjägern Old Shatterhand entgegen und die Yankees werden sich ihnen anschließen, weil sie in uns ihre Führer verloren haben."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zug von Friedrich dem Großen.

Oberst von Balbi, seit 1757 Chef des Ingenieurkorps, gehörte zu den Vertrauten König Friedrichs II. und begleitete ihn unter anderem auf der Inkognitoreise nach Amsterdam. Nach der Schlacht bei Kollin ging er, als Amtmann verkleidet, in das Lager des Herzogs von Richelieu, um ihn mit einem Geschenke von 100000 Thalern für den Frieden zu gewinnen, was ihm bei dem Hasse des französischen Hofes gegen Friedrich zwar nicht gelang, jedoch zur Folge hatte, daß die Provinzen des Königs möglichst geschont wurden. Nach der fehlgeschlagenen Belagerung von Olmütz fiel Balbi auf kurze Zeit in Ungnade, gehörte indes später wieder zum näheren Umgange des Königs. —

Im Alter schon etwas vorgerückt, hatte er sich um eine junge, schöne und geistreiche Dame beworben, die auch willens war mit ihm den Ehebund zu schließen. Er verlobte sich mit ihr und bat den König um den Heiratskonsens; aber wider Erwarten versagte ihm Friedrich denselben nicht nur, sondern verspottete sogar bei Tafel die Neigung des alten Obersten, der dies ruhig mit anhören mußte. Einstmals, als ebenfalls davon gesprochen worden war, kam die Rede auf einen Gegenstand, über welchen von Balbi genaue Notizen in seiner Schreibtafel besaß. Er zog letztere hervor, öffnete sie, und in demselben Augenblicke griff auch der König halb im Scherz danach. Balbi aber, der einige Briefe der Braut darin hatte und fürchtete, daß der König sie finden und laut und rücksichtslos seine Glossen darüber machen würde, vergaß sich und riß sie dem Monarchen ziemlich heftig aus der Hand. „Das ist zu viel!" rief Friedrich entrüstet aus, verließ die Tafel und begab sich in das anstoßende Kabinett. Eine allgemeine Verlegenheit bemächtigte sich der Gäste. Sie hielten Balbi für einen verlorenen Mann und gingen stumm auseinander. In dem Moment trat der Geheimkämmerer Zeising herein, der beim König viel galt; der unglückliche Oberst machte ihn sogleich zum Vertrauten in seiner Angelegenheit und bat ihn, sich für ihn zu verwenden, namentlich, daß er ihn nur noch einmal sprechen und ihn um Verzeihung bitten könne; er sei fest entschlossen, wie ein Hund so lange vor der Schwelle der Thüre zu liegen, bis der König ihn höre oder über ihn hinwegtrete. Zeising versprach sein Bestes zu versuchen und ging in das Kabinett. Nachdem letzterer dem Könige die Worte des Obersten hinterbracht, schien sich derselbe zu besänftigen und erlaubte, den Supplikanten hereinzulassen. Gleich nach seinem Eintritt warf Balbi sich dem Könige zu Füßen. „Sire!" rief er, „ich habe mich schwer vergangen; aber mit tiefer Reue erkenne ich mein Unrecht. Hier ist meine Schreibtafel; sie ist noch so unberührt wie vorher, als ich sie so unbescheiden aus Ihren Händen riß. Sie enthält nichts, was mich strafbar machen könnte; nichts, als die Briefe meiner Braut." Friedrich besah die Schreibtafel, als wollte er die Wahrheit der Beteuerung des Obersten erforschen, lächelte und gab sie ihm mit den Worten zurück: „Schon gut; es ist alles vergeben und vergessen!" Dann ließ er noch eine Tasse bringen, und der Oberst mußte — eine hohe und seltene Ehre! — Kaffee mit ihm trinken. — Am Abende erstaunten die wiederkehrenden Gäste nicht wenig, den Obersten wieder im Saale zu finden. Man hielt sich scheu von ihm zurück, einzelne bewunderten sogar seine Dreistigkeit, und einsam ließ man ihn in einem Winkel des Saales stehen. Da trat Friedrich ein und übersah sofort die Lage der Dinge. Schnell ging er auf den Obersten zu, faßte ihn am Arme, zog ihn in ein Fenster, unterhielt sich lange mit ihm und wandte sich dann erst zu den übrigen.



Das gebrochene Bein. Fig. 6. Knochenbruch mit Hautwunde.

Der Adlerfang im Algäuer Hochgebirge.

Der Steinadler ist in den Algäuer Alpen keine seltene Erscheinung. Seinen Horst legt er am liebsten auf den höchsten Spitzen der Dolomiten an. Wegen des empfindlichen Schadens, den er insbesondere den Ziegen- und Schafherden zufügt, wird ihm von jeher mit Drahtschlingen, Fuchseisen und mit dem Stutzen eifrig nachgestellt, und vor allen Dingen lassen es sich die Alpenbewohner angelegen sein, dem Adlerhorste nachzuspüren, um die Brut lebendig in die Hände zu bekommen.

Diese Nachforschungen beginnen in der Zeit, wenn das Vieh in die Seitenthäler und auf das untere Berggelände zur Weide geschickt wird. Ist der Steinadler während des vorangegangenen Sommers der Brut verlustig geworden, so meidet er in der Regel den alten Horst im nächsten Jahre. Ist dies jedoch nicht der Fall, so klagen die Hirten bereits in den ersten Tagen der Weidezeit über den Verlust von Lämmern und jungen Ziegen, die dem Räuber zur Beute gefallen sind.

Eigentümlich ist die Art und Weise, wie er der armen Opfer habhaft wird. In raschem Fluge braust er daher, dann drückt er die Flügel an den Leib. Ist er der Beute nahe genug, so beschreibt er einen Viertelkreis, schlägt die Fänge in das Tier und entführt es, ohne seinen Flug zu unterbrechen, nach seinem Horst.

Der Adlerhorst ist in der Regel unter einem überhängenden Felsen an einer stets unzugänglichen Wand in seichter Vertiefung nachlässig gebaut. Die Mitte desselben hat eine weiche Unterlage, der Rand ist aus dürrem Reisig gebildet. In dem Horst und rings um denselben befinden sich die widerlichen Ueberreste des Raubes: Pelzwerk und Gebeine von Vierfüßern, Federn und Hautstücke von Federvieh. Ballen von Haaren und Federn werden vom Steinadler verschlungen, erstere schichtenweise vom Magensafte aufgelöst und

gänzlich verdaut, letztere gewöhnlich in faustgroßen Ballen wiederum ausgespieen.

Ein Augenzeuge erzählt uns, wie man im Oberillerthal dem Insassen eines solchen Horstes zu Leibe ging.

Wiederholt hatte man den Flug eines Steinadlers beobachtet und endlich die Stelle entdeckt, wo der Räuber horstete. In der Nacht vom 3. auf den 4. Juli stiegen vier erfahrene Bergführer auf den Kamm der Felswand, unter dem der Adlerhorst geborgen war. Sie führten ein langes und dickes Seil mit sich, mittels dessen der Waghals herabgleiten sollte, der auf den jungen Vogel im Neste Jagd machen wollte. Die Männer trafen ihre Zurüstungen zur Befestigung des Seiles und der Rolle, in welcher ersteres zu laufen hatte, und warteten nun der Dinge, die da kommen würden.

Beim Morgengrauen am 4. Juli stieg ein schmucker Jägerbursche zwischen den Wänden gegen den Horst hinauf und näherte sich demselben bis auf etwa 40 Schritte; eine weitere Annäherung war unmöglich. Ein Berberitzenstrauch verbarg den kühnen Burschen.

Daß derselbe bei so früher Tageszeit aufgebrochen war und sich nun hinter dem Strauche verbarg, hatte seinen Grund darin, daß die Adler erfahrungsgemäß bei anbrechendem Tage und fast gewiß gegen 12 Uhr mittags zur Aesung der Jungen in den Horst streichen. Daraus erwuchs die Möglichkeit, einen der Alten mit der Büchse zu erlegen.

Das kühne Wagnis des Jägerburschen war schon geraume Zeit geplant und daher kam es, daß sich bereits im Laufe des Vormittags eine beträchtliche Anzahl Zuschauer aus den Thälern des Algäus am Fuße der Felswand eingefunden hatte. Eine kleine Schankwirtschaft ward in einem Fichtenwäldchen aufgeschlagen, in Zwischenräumen ertönte Blechmusik, — man konnte meinen, es werde ein Volksfest gefeiert.

Gegen Mittag mochten wohl anderthalb tausend Zuschauer versammelt sein, und immer noch mehrte sich die Zahl derselben. Alle harrten zunächst des Adlers, wie er zum Horst fliegen würde. Plötzlich, 20 Minuten nach 12 Uhr, entstand lautlose Stille in der vorher so lauten Menge. Majestätisch zog der Adler daher, und langsam senkte sich der königliche Vogel nach dem Horste herab.

Mit einemmal bemerkten jedoch die Zuschauer, wie der Adler gleichsam einen Stoß erhielt, der ihn kaum merklich rückwärts warf. Aus dem Berberitzenstrauche wirbelte ein weißes Wölkchen empor und bald darauf hörte man den Knall der Büchse. Der Adler jedoch hatte seinen Kurs verlassen und beschrieb einen mächtigen Halbkreis durch die Breite des Thales.

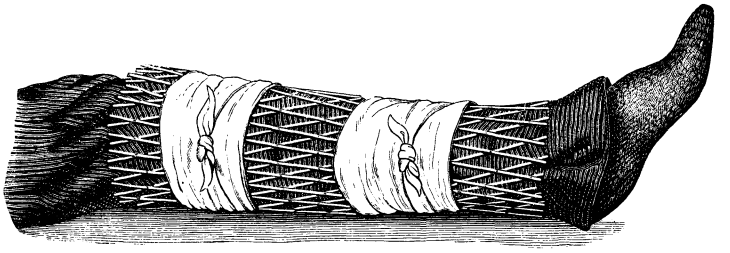
„Fehlgeschossen! Wie schade!" erscholl es bedauernd. Doch sieh! plötzlich sind die Flügel des königlichen Vogels gelähmt und leblos sinkt er in den Wald hinab.

Lauter Jubel ertönte nunmehr aus der Menge, und als der glückliche Schütze unten anlangte, wurde er mit schmetterndem Tusch der Musikanten begrüßt. Nach etwa einer halben Stunde war der Adler gefunden, und somit hatte das Vorspiel zu dem eigentlichen Drama sein Ende erreicht. Um so gespannter war nun die Menge auf den Beginn des letzteren.

Gegen 3 Uhr erschien auf dem höchsten Punkte des Kammes der Jägerbursche. Er hatte ein weißleinenes Gewand angelegt, daher hob sich seine Gestalt von der dunklen Felsenwand deutlich ab. An dem Ende des schon erwähnten Taues war ein Querholz befestigt, darauf setzte er sich; langsam begann jetzt die Fahrt in die grausige Tiefe. Während er sich mit der einen Hand am Taue festhielt, hielt er in der anderen eine Hakenstange, mittels deren er sich von den Vorsprüngen der Wand abstieß. Da sah man wiederholt, wie sich die weiße Gestalt im Kreise drehte, bis sie endlich vor dem Horst angelangt war. Der Jägerbursche machte jetzt eine schaukelnde Bewegung und bald darauf war er in der Höhle verschwunden. Nach einigen Minuten jedoch wurde er wieder sichtbar; er hielt den jungen Adler an den Fängen hoch empor und bestieg dann wieder seinen Sitz am Tau, schnürte den Oberleib mit Stricken an demselben fest, unter dem linken Arme hielt er seine Beute und mit dem rechten handhabte er die Hakenstange. Die Männer ließen jetzt abermals das Seil über die Rolle gleiten, und so ging die Fahrt vom Horste abwärts glücklich von statten. Bald verschwand die weiße Gestalt zwischen dunklen Tannen, und nach Verlauf einer halben Stunde stand der unerschrockene Jägersmann mit dem geraubten jungen Adler unter der Menge im Thale.

Der junge Vogel mochte vor etwa 4 Wochen das Ei durchbrochen haben. Die Deckfedern desselben waren von schwarzbrauner Farbe, dazwischen quoll üppiger weißer Flaum hervor, was dem Vogel ein scheckiges Ansehen gab. Sein braunes klares Auge irrte ängstlich umher, und er stieß mitunter einen kläglichen, piependen Ton aus, welcher dem kecken „Hyer — Hyer" der Alten gar nicht ähnelte. An Größe und Schwere kam der junge Adler einem starken Haushahne gleich.

Im Triumphe wurde nun der junge Räuber ins Dorf gebracht und in einen geräumigen Ziegenstall gesperrt, woselbst man ihn fütterte, bis im Spätherbste ein Tiroler aus dem Lechthale den zahmen Adler erhandelte, um mit demselben eine Reise in die weite Welt zu machen.



Das gebrochene Bein. Fig. 7. Benutzung eines Blumentopfgitters als Schiene.

Napoleons I. Schutzbrief für Goethe.

Am 14. Oktober 1806 hatte Goethe eine Audienz bei Napoleon I., in welcher diese beiden großen Männer ihrer Zeit sich gegenseitig hochachten lernten. Zwei Tage darauf wurde dem Dichter auf Befehl Napoleons folgender Schutzbrief ausgefertigt:

6) Grande armée.
5. Corps.
État-Major Général.
Au Nom de Sa Majesté
L'Empereur et Roi.

Il est défendu, à qui que ce soit des officiers, sousofficiers et soldats de la Grande armée française d'inquiéter Monsieur de Goethe, Savant distingué habitant la ville de Weimar, et il leur est ordonné au contraire de le protéger ainsi que Sa famille.

Au Quartier-Général à Weimar le 16 Oct. 1806.

Le Général de Division, chef de l'État-Major Général
(L. S.) Victor.

Les officiers, sousofficiers et soldats de l'armée française traiteront avec égard et protégeront au besoin Monsieur de Goethe, homme recommandable dans toutes les acceptions du mot.

Donné à Weimar le 16 Octobre 1806.
Le Maréchal d'Empire,
Commandant du 7. Corps de la Grande armée.
Augereau.

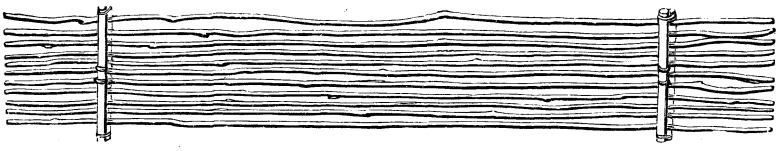
Das gebrochene Bein.

Von Prof. Dr. J. F. A. Esmarch.

(Schluß.)

H.: „Ich habe Sie ganz gut verstanden, aber bei Wilhelm ist, wie ich gehört habe, gar kein Schienenverband angelegt worden, sondern ein Gipsverband. Was heißt denn das?"

Ich: „Die Anlegung eines Gipsverbandes hat ganz denselben Zweck wie der Schienenverband. Er erhält die Bruchenden der Knochen bis zur Heilung in derselben richtigen Lage zu einander, wie es die Schienen thun. Er wird in der Weise gemacht, daß man Gipspulver mit Wasser zu einem Brei mischt, in diesen Brei Binden taucht und mit denselben das gebrochene Glied einwickelt. Noch besser ist es, die Binden vorher mit Gipspulver einzureiben und dann in Wasser einzutauchen. Da der Gipsbrei in wenigen Minuten steinhart wird, so bildet der Verband dann eine harte Schale, in welcher das Glied regungslos in der richtigen Stellung verharrt, bis die Heilung zustande gekommen ist. In ähnlicher Weise kann man aus Kleister, in welchen die Binden getaucht werden, einen solchen festen Verband herstellen. Weil es aber mehrere Tage dauert, bis der Kleister trocknet und hart und der Verband ganz fest wird, so ist in neuerer Zeit der Kleisterverband durch den Gipsverband fast vollständig verdrängt worden."

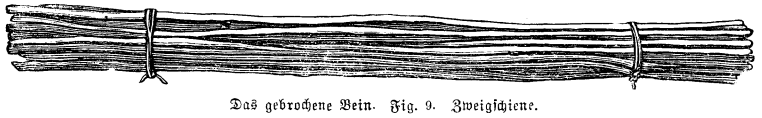


Das gebrochene Bein. Fig. 8. Zweigschiene.

H.: „Es ist mir jetzt ganz klar geworden, zu welchem Zwecke die Schienen- und die Gipsverbände bei Knochenbrüchen von den Aerzten angelegt werden, und ich hätte nur den einen Wunsch, einmal zusehen zu dürfen, wenn der Doktor einen solchen Verband anlegt, um bei einem Beinbruch helfen zu können, wenn kein Arzt zur Stelle ist, wie es bei meinem Freunde Wilhelm der Fall war. Aber — das hätte mir doch auch nichts geholfen, denn ich hätte ja doch weder Schienen noch Binden, noch Gips oder Kleister gehabt. Wie hätte ich also dem armen Jungen helfen können?"

Ich: „Das will ich dir gleich sagen, mein lieber Freund, und wenn mich dein Vater einen Samariter genannt hat, so will das bedeuten, daß ich darauf ausgehe, die Menschen, welche nicht Aerzte sind, zu belehren, wie sie bei solchen plötzlichen Unglücksfällen ihren Nebenmenschen helfen können, solange kein Arzt anwesend ist. Ich habe zu diesem Zwecke Schulen eingerichtet, in welchen solcher Unterricht erteilt wird und diesen den Namen ‚Samariterschulen' gegeben, weil der barmherzige Samariter, von dem du in der Religionsstunde gehört hast, dem armen Verwundeten, den er auf der Landstraße fand, so schön geholfen hat."

„In diesen Schulen werden nun vor allem die Schüler darin unterrichtet und geübt, wie man Beinbrüche erkennen und wie man sie behandeln könne, bis ein Arzt zur Stelle ist. Denn, wie du es an deinem Freunde Wilhelm selbst erfahren hast, kann der Transport eines solchen Verunglückten bis zum Arzte demselben nicht nur sehr große Schmerzen verursachen, sondern auch den Schaden ganz bedeutend verschlimmern, weil die scharfen Enden der gebrochenen Knochen bei jedem Stoß des Wagens in das Fleisch hineinschneiden und selbst die Haut durchbohren können, und wenn dies letztere geschieht, dann ist die Verletzung eine zehnmal gefährlichere geworden, als wenn die Haut unversehrt geblieben ist. In den Samariterschulen wird nun gelehrt, wie man aus den verschiedenartigsten Gegenständen sogenannte Notverbände herstellen kann, welche die gebrochenen Glieder so weit fest machen, daß der Transport ihnen nicht schadet. Man sieht sich also zunächst nach irgend welchen Gegenständen um, welche als Schienen zu verwenden sind, und sinnt danach auf Mittel, durch welche dieselben an dem gebrochenen Gliede befestigt werden können. Hat sich der Unfall im Hause oder auf der Straße einer Stadt ereignet, so finden sich leicht Brettchen oder Stöcke, Pappstücke, Regenschirme, Besenstiele oder irgend welche Haushaltungsgegenstände, als Feuerzangen, Blumentopfgitter und dergleichen, welche man als Schienen verwenden kann, und Binden sind in manchen Häusern vorhanden oder lassen sich leicht aus alten Betttüchern oder Tischtüchern reißen oder schneiden. Ist man aber auf der Landstraße, auf dem Felde oder im Walde, fern von jeder menschlichen Wohnung, dann muß man sich auf andere Weise zu helfen suchen. Welche Dinge hättest du nun wohl im Walde finden können, um deinem armen Freunde einen solchen Notverband anzulegen?"



Das gebrochene Bein. Fig. 9. Zweigschiene.

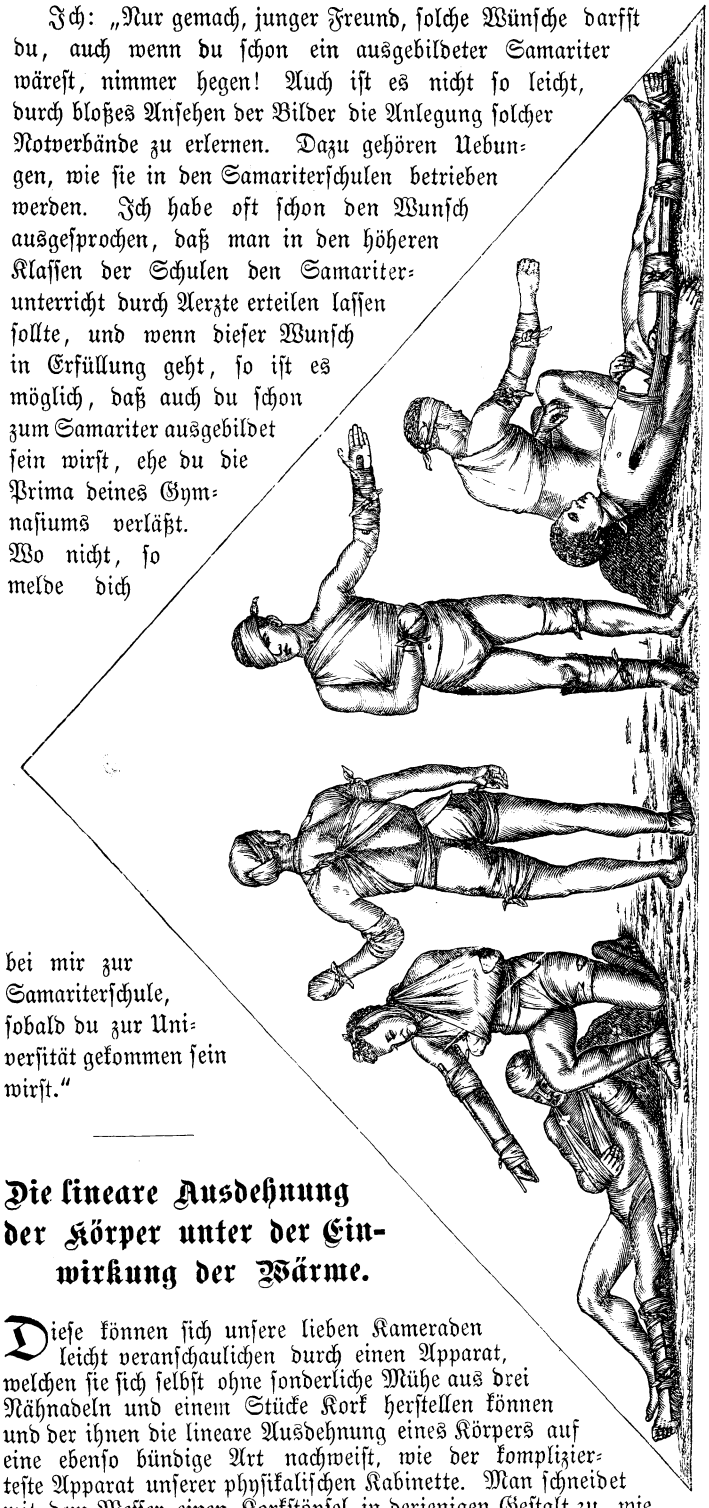
H.: „Ich denke mir, daß man wohl Zweige und Aeste von den Bäumen oder von Unterholz als Schienen hätte verwenden können, aber auf welche Weise hätte man dieselben an dem gebrochenen Beine befestigen sollen, da doch niemand von uns eine Binde in der Tasche hatte. Vielleicht hätte man zur Not sein Hemd ausziehen und zu Binden zerschneiden können, aber die Stücke wären doch wohl gar zu kurz ausgefallen."

Ich: „Ganz recht, mein Freund, aber das wäre auch nicht nötig gewesen. Gewiß hatte doch jeder von euch, Wilhelm mit eingerechnet, ein Schnupftuch in der Tasche, und wenn dieselben auch nicht mehr ganz sauber gewesen sein mögen, so ließen sich dieselben doch ganz gut zur Befestigung der aus Zweigen gemachten Schienen verwenden. In den Samariterschulen wird denn auch vor allem gelehrt und geübt, auf welche Weise das Schnupftuch, als Dreieck oder als Halstuch zusammengefaltet, für den ersten Verband bei den verschiedensten Verletzungen verwendet werden kann. Ich habe hier ein dreieckiges Tuch bei mir, welches ich dir schenken will, auf welchem die verschiedenen Anwendungsweisen desselben abgebildet sind, und du siehst leicht, wie hier zum Schienen eines gebrochenen Unterschenkels Zweige, dort zum Schienen des Vorderarms ein Infanteriesäbel mit Scheide verwendet worden ist, und bei jenem hat man sogar ein Gewehr mit vielen Tüchern an seinem Körper befestigt, weil der Oberschenkel gebrochen sein soll."

H.: „Ach ja, und wie gut sich das drei-

eckige Tuch auch zum Verbinden an allen andern Körperstellen gebrauchen läßt, sieht man ja auf einen Blick, und jetzt wünschte ich nichts mehr, als daß einmal wieder einer meiner Freunde einen tüchtigen Fall thäte, damit ich ihn mit diesem Tuche, das ich nun immer bei mir tragen werde, verbinden könnte."

Ich: „Nur gemach, junger Freund, solche Wünsche darfst du, auch wenn du schon ein ausgebildeter Samariter wärest, nimmer hegen! Auch ist es nicht so leicht, durch bloßes Ansehen der Bilder die Anlegung solcher Notverbände zu erlernen. Dazu gehören Uebungen, wie sie in den Samariterschulen betrieben werden. Ich habe oft schon den Wunsch ausgesprochen, daß man in den höheren Klassen der Schulen den Samariterunterricht durch Aerzte erteilen lassen sollte, und wenn dieser Wunsch in Erfüllung geht, so ist es möglich, daß auch du schon zum Samariter ausgebildet sein wirst, ehe du die Prima deines Gymnasiums verläßt. Wo nicht, so melde dich bei mir zur Samariterschule, sobald du zur Universität gekommen sein wirst."



Das gebrochene Bein. Fig 10 Dreieckiges Verbandstuch.

Die lineare Ausdehnung der Körper unter der Einwirkung der Wärme.

Diese können sich unsere lieben Kameraden leicht veranschaulichen durch einen Apparat, welchen sie sich selbst ohne sonderliche Mühe aus drei Nähnadeln und einem Stücke Kork herstellen können und der ihnen die lineare Ausdehnung eines Körpers auf eine ebenso bündige Art nachweist, wie der komplizierteste Apparat unserer physikalischen Kabinette. Man schneidet mit dem Messer einen Korkstöpsel in derjenigen Gestalt zu, wie sie die obere Zeichnung in unserer Abbildung aufweist, d. h. man schafft eine ebene Fläche mit einem halbcylindrischen Ausschnitt. In den einen der Vorsprünge, A, steckt man eine Nähnadel AB, welche mit ihrem Kopf sich auf den anderen Vorsprung B stützt, der in einem um 1 bis 2 mm minder hohen Niveau gehalten wird. Durch das Oehr der Nadel steckt man eine zweite Nähnadel BD, deren Größe so gewählt wird, daß die Spitze um 2 bis 3 mm hervorragt. Man steckt sie in den Pfropfen so weit ein, daß die liegende Nadel nur noch einen Viertelmillimeter von der Oberfläche des Korks entfernt ist. Damit diese Entfernung sich ohne Regulierung aufrecht erhalte, kann man der Oberfläche von AB noch einen leichten Fall von innen nach außen geben und die Nadel stützt sich dann auf die Schneide. Parallel der aufrechten Nadel und hinter derselben steckt man dann eine dritte Nadel BC von derselben Länge in den Kork ein.

Wenn man nun die liegende Nadel in den unteren Teil einer Kerzenflamme bringt — bei einem derartigen Erhitzen wird der Kork nicht von der Hitze erreicht und brennt nicht an — sieht man die Nadel BD sich nach außen neigen und mit der festen Nadel BC einen Winkel von mehreren Graden bilden. Man hält den Kork an einem der Enden und schaut mit dem Auge in der Richtung der beiden Nadeln. Wenn man die liegende Nadel erkalten läßt, so kehrt sie in ihre ursprüngliche Lage zurück. Dieser kleine Apparat ist sehr empfindlich und man kann an demselben binnen wenigen Minuten die beiden wechselseitigen Erscheinungen der Ausdehnung und Zusammenziehung beobachten.

Sprüche an alten hessischen Bauernhäusern.

In der interessanten Zeitschrift für hessische Geschichte und Litteratur: „Hessenland", findet sich ein Artikel von M. Herbert, der obigen Titel trägt. Der Verfasser bewährt sich als fleißiger Sammler und die Beispiele von Volkshumor und Volksweisheit, die er persönlich auf Reisen durch die Dörfer Hessens zusammengesucht hat, sind zum Teil höchst charakteristisch für die kräftig-derbe Sinnesart und das stolze Selbstgefühl mancher bäuerlichen Vertreter des alten Chattenstammes. So findet sich im Gebälk eines Hauses des Dörfchens Schwarzenberg die trotzige Herausforderung eingeschnitten:

Ich achte meine Hasser — Ob sie mich gleich beneiden —
Gleichwie das Regenwasser — So müssen sie doch leiden —
Das von den Dächern fließt — Daß Gott mein Helfer ist.

In Körle liest man:

Wer Uebels redet von mir und den Meinen,
Der gehe nach Haus und betrachte sich die Seinen —
Find't er an denen kein Gebrechen —
So kann er frei von Mir und den Meinen sprechen.

Dann:

Wenn doch Gott und der Bauer nicht wär —
Ständen Länder und Scheuern leer —
Drum danke Gott ein jeder Mann,
Daß Scheuer und Land Gott „sägnen" kann.

Mißtrauen gegen den Nachbarn und kräftiges Selbstbewußtsein — scheint die Philosophie dieser Bauern zu sein, doch kommen auch oft sehr komische Betrachtungen vor. So liest man im Kirchhof von Körle:

Blumen machen ist sehr gemein —
Aber den Duft geben kann Gott allein.

Und dann:

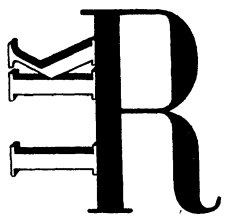
Die Leite sagen immer: Die Zeiten bleiben immer!
Die Zeiten werden schlimmer! Die Leite werden schlimmer.

Bittere Sachen sagt ein Mann in Obermelsungen seinen Mitbürgern:

Da es mir wohl ging auf Erden —
Da wollte ein Jäder mein Freund werden —
Da ich aber kam in Not —
Da waren meine Freunde tot. —

Diese Sprüche, schließt M. Herbert seine Betrachtung, verschwinden mehr und mehr — die neuen Häuser wollen nichts mehr davon wissen. Der Bauer — sonst so konservativ — sagt: „sie sind altmodisch" und kehrt ihnen stolz den Rücken. Und doch ist manches, was sie sagen, das Beste, was er hat.

Bebus.



Auflösung des Logogryphs in Nr. 45.

Eiche — Eichel.

Rätsel.

Mit „R" bedeckt es weithin Thal und Höh'n,
Der junge Lenz es freundlich stets erneut.
Wer's that mit „r", hat bitter oft bereut,
Daß er der Leidenschaft nicht konnte widersteh'n.

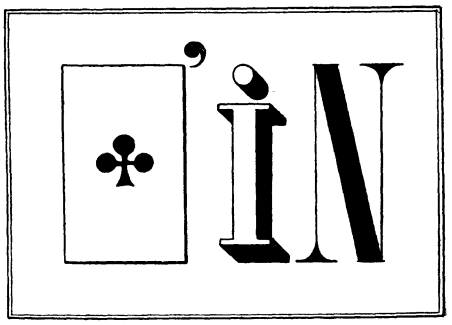
Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 45.

Te(pp)ich.

Auflösung der Charade in Nr. 45.

Eulenspiegel.

Rebus.



Fragen und Antworten.

R. E. in **Hannover.** Unsere Antwort hat sich leider etwas verspätet. Du wirst dem „G. K." darum nicht böse sein, oder ja? — Die Versuche mit einer Elektrisiermaschine lassen sich durchaus nicht ohne weiteres mit einem galvanischen Elemente wiederholen. Die elektrische Kraft, welche von diesen beiden Apparaten erzeugt wird, befindet sich hierbei in sehr verschiedenen Zuständen, die in den Namen dynamische und statische Elektrizität ihren Ausdruck gefunden haben. Die Elektrisiermaschine erzeugt Elektrizität im Zustande großer Spannung; diese kann zwar auch auf galvanischem Wege erzeugt werden, aber erst mit Zuhilfenahme besonderer Apparate, so daß die sogenannte Influenzelektrizität entsteht. Alsdann kann man verschiedene Experimente, welche mit der Elektrisiermaschine gemacht zu werden pflegen, auch auf diesem Wege ausführen.

O. von K. in **Wien.** Der „G. K." hat Dir mit dem Bilde weiland Kaiser Friedrichs große Freude gemacht! Seinen Kameraden Freude zu bereiten wird Eurem „G. K." stets die liebste und schönste Aufgabe sein. — Briefmarken, die durch Stahlstich hergestellt sind, sehen weitaus sauberer und feiner aus, als lithographierte, deren Druck immer etwas verschwommen ist. Lasse Dir von einem in dieser Frage orientierten Kameraden oder von einem Briefmarkenhändler je eine dieser Marken vorlegen; Du wirst den Unterschied sofort bemerken, denn er ist bedeutend.

Ein lustiger Jünger der Natur- und Markenkunde. Nur immer heiter und fröhlich, das ist recht und gefällt dem „G. K." — Deinen Wünschen entspricht: „Dr. Alfred Moschkau's illustriertes Handbuch für Postmarkensammler."

Otto Becker in **Hanau.** Preußische Marke von 1850, Wert 20 Pf.

Erich F. in **Br.** Die Steinbildung, die Du in Deines Vaters Schacht gefunden, ist Kalkspath.

Hannes —. Als Bezugsquelle für chemische Apparate und Reagentien nennen wir Dir E. Leybold's Nachf. in Köln. Diese Firma liefert ihren Katalog gegen Einsendung von 1 M. 50 Pf. in Briefmarken; dieser Betrag wird bei einem größeren Auftrage gutgeschrieben.

Kurt von K. in **A.** Woran es gelegen hat, daß Deine Versuche, wirksame Leidener Flaschen herzustellen, wiederholt mißglückten, läßt sich brieflich schwer verhandeln. Dergleichen muß man sehen. Werden die exakten Beschreibungen physikalischer Apparate ganz genau befolgt, so müssen dieselben die gewünschten Erscheinungen zeigen.

Kadett in spe. Also eine echte, rechte Teerjacke willst Du werden? Wünschen viel Glück und schönes Wetter! Deine Fragen beantwortet die Allerhöchste Verordnung über die Ergänzung des Seeoffizierkorps nebst Ausführungsbestimmungen des Chefs der K. Admiralität, Preis 50 Pf., erschienen bei E. S. Mittler und Sohn in Berlin. — Ob man sich den Schwindel abgewöhnen kann? Mit einiger Energie allerdings, indem von den leichtesten Aufgaben allmählich zu den schwereren übergegangen wird. Zunächst sollst Du nur vor Dich auf den Boden, nicht aber in die Ferne oder Tiefe blicken. Ganz nüchtern begehe gefährliche Stellen niemals.

G. N. in **J.** Die Kohle, die zur Herrichtung von galvanischen Batterien verwendet wird, nennt man: Gaskohle; sie wird bei der Leuchtgasbereitung gewonnen, indem sie sich in den Retorten absetzt. Du kannst sie demnach von jeder Gasfabrik erhalten. — Gruß freundlich erwidert.

Max Gellert. Schreiben Sie uns darüber später wieder. Jetzt leben wir ja doch noch im Sommer. Gruß!

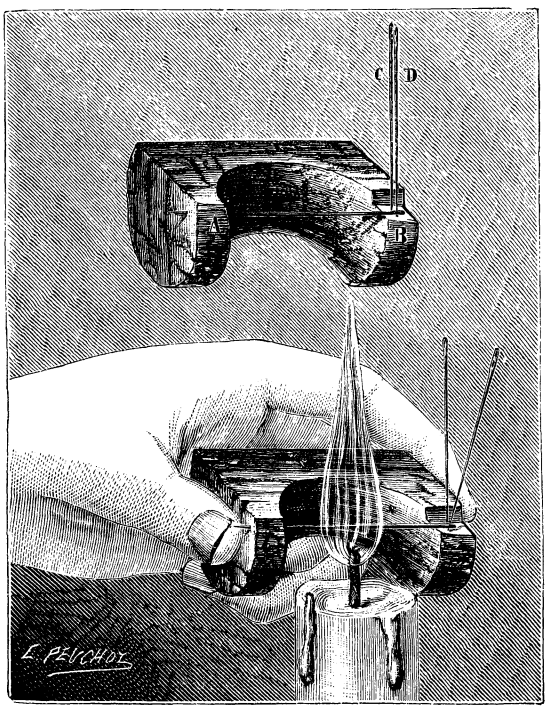
Waldemar Hecker zu Reichelsheim im **Odenwald** frägt seine Kameraden: „Wie verpackt man Käfer, um sie mit der Post zu verschicken?"

Franz Düring. Freundlichen Dank für die Mitteilung dieser praktischen Rezepte. Sobald eine einschlägige Frage vorliegt, werden wir davon Gebrauch machen. Sie sind ja ein Tausendkünstler!

K. G. in **Mainz.** Wo Du für Dein Terrarium am besten einheimische Schlangen fangen könntest? Frage Deinen Professor der Naturgeschichte oder einen doctigen Förster; lasse Dich aber auch über die schädlichen und unschädlichen Arten und über die Verhaltungsmaßregeln belehren.

Strandläufer. Potz Wetter, wer hat Dir den Bären aufgebunden? Das ist ein arger Schalk!

Walter L. in **Köln.** Wollen sehen, ob sich das machen läßt; kostet eben viel, viel Geld. Wenn der „G. K." erst nur seinen 100000sten Abonnenten zählte, ja dann könnte er viel, viel tiefer in die Tasche greifen. Gruß!



Die lineare Ausdehnung der Körper unter der Einwirkung der Wärme.

Wasservogel. Ja, das Rudern ist, da dabei der ganze Körper in Anspruch genommen wird, eine der gesündesten Leibesbewegungen und kräftigt das Muskelsystem außerordentlich. Willst Du es jedoch sportsmännisch betreiben, sollst Du Dich zuvor von einem Arzte untersuchen lassen und seinen Rat einholen, denn dazu gehört eine kräftige Körperkonstitution, kräftige Lungen und ein gesundes Herz. Unter 17 Jahre alt zu sein, wird Dir der Arzt das sportsmännische Rudern, das eine hohe Technik, bei einfacher Lebensweise großen Kraftaufwand und Ausdauer erheischt, wohl kaum erlauben.

Oskar von Bippen in **Kolbermoor** bei **Rosenheim** schreibt: „Könnten mir nicht meine lieben Kameraden schreiben, wie man Geistererscheinungen und ähnliches Spektakelwerk macht? Ich möchte an dem Geburtstage meiner Mutter gar zu gern eine große Vorstellung geben. Herzlichen Dank schon im voraus." — Knallquecksilber dürfte in jeder besser assortierten Spielwarenhandlung zu erhalten sein. — Dein „Schmollis" nimmt der „G. K." freudig und kameradschaftlichst an. Prost!!

Quälgeist. Diese selbstkritische Chiffre gefällt uns und wäre es nicht zu verwundern, wenn sie öfter genannt würde. — Ob in eine Stempelsammlung auch Poststempel gehören? Nein. — Der Autographensammler sammelt je nach Liebhaberei nur Namenszüge oder größere Handschriften oder beides. — Ob es deutsche Kreuzbänder mit aufgedruckter 10-Pfennigmarke und Kouverts mit ebenso 20 Pfennigen gibt? Nein, werden aber auf Bestellung von nicht unter 10000 Stück von der Post angefertigt.

K. K. jun. in **Wien.** Lieber Freund, das darf Sie nicht beunruhigen. Daß man des Abends nach neunstündiger Kontorarbeit wenig mehr zu litterarischem Schaffen disponiert ist, das geht anderen Leuten auch so, namentlich im Sommer. Das Denkorgan ist ebensowenig wie die anderen Organe des menschlichen Körpers im stande, allzu anhaltende Thätigkeit zu verrichten und bedarf nach geleisteter Arbeit, so gut wie unser Muskelsystem, gründlicher Erholung, namentlich in Ihrem Alter, sollen nicht früher oder später bedenkliche Störungen sich einstellen. Lesen Sie doch, wenn es denn sein muß, leichte Lektüre. — Womit Messing geputzt wird? Mit sogenanntem Trippel, versetzt mit etwas Petroleum; Wienerkalk und Stearinöl haben sich auch trefflich bewährt. — S. Antwort an F. in Straßburg i. E. Seite 672 dieses Jahrganges

Tauschmarkt.

Louis A. Falk in **Luzern** erbittet Briefmarkenauswahlsendungen zu Tauschzwecken.

Erich Foense in **Bromberg** ist gegen Portovergütung erbötig Minerale abzugeben.

Karl Bühring zu **Schwerin, Bismar'sche Straße 55 A b,** gibt Siegeloblatendubletten gegen alte und ausländische Münzen.

B. A. 1 postlagernd Uhlenhorst in **Hamburg,** ist willens ein Bicycle, das zu klein geworden, abzugeben.

Alfred Hammeran zu **Frankfurt a. M., Schützenstraße 7 I,** tauscht vier junge Kropftauben und eine gut erhaltene Sammlung von 800 bis 1000 schön gepreßter und bestimmter Pflanzen. Ferner ein kleines Aquarium, Mineralien und Muscheln, alles das gegen eine photographische Camera mit Stativ und Zubehör, oder gegen einige elektrische Apparate, auch gegen eine Dampfmaschine. Gibt auch einzelne Teile ab.

Der Kamerad E. Cords in einertadt in **Posen** wird hiermit gebeten, den Namen seiner Stadt dem Schüler Christian Jenssen in Gandersheim mitzuteilen, behufs Zusendung von Marken. Der Name ist in seinem Briefe nicht leserlich. Mit Gruß Dein Kamerad Christian Jenssen.

Die tiefsten Wasserfälle der Erde

sind noch nicht zusammengestellt. Einen ersten Versuch dazu macht Dr. Wertsch in Hofmann's Zeitschrift für mathematischen Unterricht. Danach wären die allerhöchsten respektive allertiefsten die drei Krimbsfälle in Obergönzgau mit einer Gesamthöhe von 350 m. Die drei nächsten Fälle gehören dem skandinavischen Norden an: der Vermefoß im Romsdal, 300 m; der Vettisfoß am Sognefjord, 260 m; der Riukanfoß in Thelemarken, 245 m. Mit einem Abstand von 65 m folgen dann die drei Velinofälle bei Terni, dem Geburtsort des Historikers Tacitus, die drei Tosafälle im Val Formazza, 165 m. Die Gasteinerfälle im Gasteiner Thal, 143 m, sind in der Mitte zwischen Skjäggedalfoß am Hardanger-Fjord, 160 m, und dem beim nämlichen Fjord befindlichen Vöringfoß. Gering nimmt sich daneben die große Anio-Kaskade bei Tivoli mit 96 m aus, aber immer noch stattlich neben dem Elbfall im Riesengebirge, der nur 45 m hoch herabfällt. Zieht man die Breite mit in Betracht, dann steht allen voran der nur 120 m hohe, aber 2500 m breite Victoriafall des Zambesistromes in Südafrika, in zweiter Reihe kommt der Niagarafall in Nordamerika mit 54 m Höhe und 600 m Breite, erst in dritter der Rheinfall bei Schaffhausen mit 45 m Breite bei einer Höhe von 10 m. Die obenbenannten höchsten Wasserfälle können mit diesen Riesen an Kubikinhalt bei weitem nicht wetteifern.

Räubergeschichten.

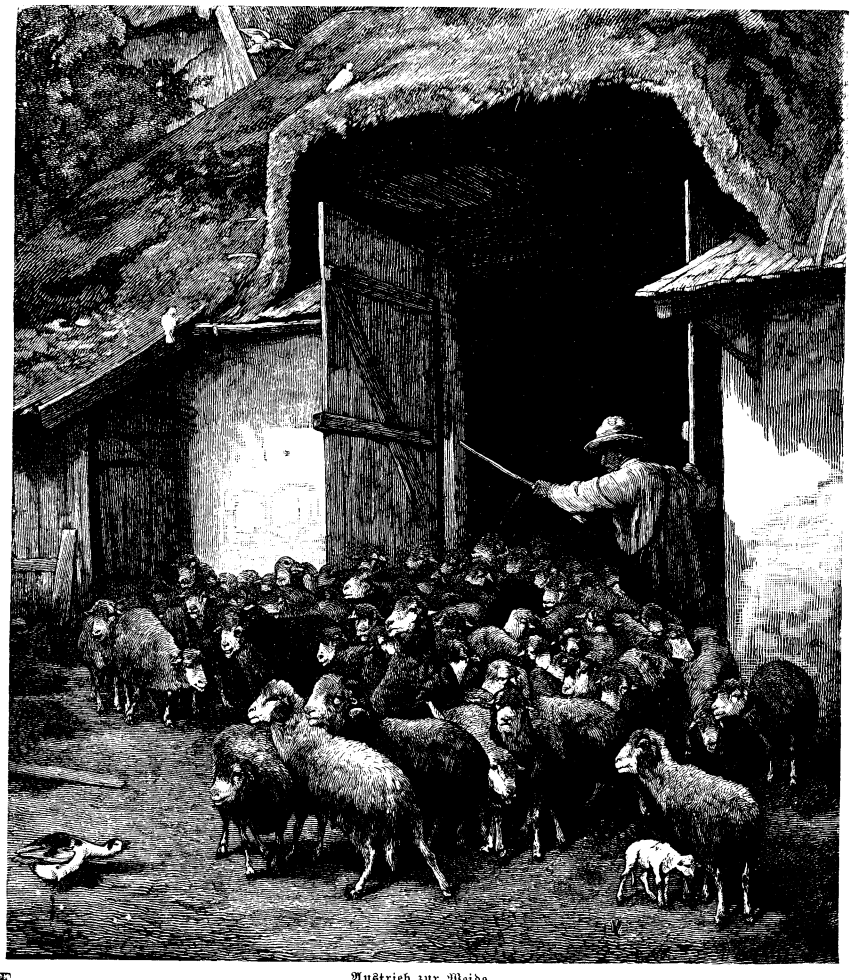
(Fortsetzung.)

Den straflos ausgegangenen Verbrechern selbst brachte dieser Raub eine Beute von über 18000 Gulden.

Doch nicht nur die Häuser reicher Handelsjuden suchte Hannikel heim — in Württemberg war eine Reihe von Dörfern, in denen er bei den Bauern Einbrüche verübte, so besonders in Eltingen, wo er u.a. auch das Pfarrhaus ausplünderte. Die ungeheuren Summen, welche die Räuber auf diese Weise zusammenbekamen, ließen sie das üppigste Leben führen. War's gute Jahreszeit, so bot der Schwarzwald, die Alb oder die Vogesen prächtige Logis- und Versteckplätze; im Winter erzwang man sich in den Häusern und Herbergen der seßhaften Freunde Quartier; an Geld zum Bezahlen fehlte es ja nie. Der Schrecken in den heimgesuchten Gegenden wuchs — keiner war seiner Habe, seines Lebens mehr sicher; aber es schien unmöglich, der verschlagenen Verbrecher habhaft zu werden, die überall und nirgends waren.

Endlich sollte aber doch ihre Stunde schlagen.

Vor Jahren schon war einer aus der Bande, Christoph Pfister oder Toni, wie er bei den Genossen hieß, dem das Zigeuner- und Diebsleben nicht mehr gefiel, ausgeschieden. Als stattlicher, gewandter Mann hatte er bald eine Stelle unter den herzoglich württembergischen Grenadieren à cheval bekommen und man war mit seinen Diensten zufrieden. Schon seinen Abgang hatten die Zigeuner nicht gern gesehen, daß ihm aber des Wenzels Weib, die Mantua, gefolgt war, machte sie wütend. Besonders Hannikel schwur Toni blutige Rache und vergaß sie nicht, obwohl Jahre verstrichen, ohne daß sie mit dem früheren Genossen zusammentrafen oder an ihn kommen konnten. Ganz leicht war das selbst für die geübten Verbrecher nicht einem Manne gegenüber, der des Herzogs Rock trug.



Austrieb zur Weide.

Es kam der Frühling 1786. Die Bande war in Württemberg, wo sie sich seit dem Einbruch im Eltinger Pfarrhause herumtrieb, im Schönbuch und an der Alb zerstreut. Pfister, der auf Urlaub mit Porzellan handelnd herumzog, wurde in der Gegend von Reutlingen von einigen der

Zigeuner bemerkt. Ursule, Hannikels Stieftochter, „ein kühnes, braunes Weib“ benachrichtigte die anderen davon und bekam von Hannikel Verhaltungsbefehle. Sie mußte dem ehemaligen Kameraden möglichst freundlich begegnen und unter dem Vorgeben, daß Mantua ihn erwarte, ihn an ein abgelegenes Feldhüttchen locken. Dort überfielen ihn Nottele, Duli und Wenzel mit Hannikel an der Spitze, und schlugen ihn unter gräßlichen Martern halbtot, wobei der zwölfjährige Dieterle, Hannikels Bube, mithalf. Die Mörder liefen endlich davon; das unglückliche Opfer wurde anderen Tages sterbend aufgefunden, konnte aber vor dem Verscheiden die Namen seiner Feinde stammeln.

Das rief keinen geringen Sturm hervor. Ein Grenadier à cheval, im unmittelbaren Dienste des Herzogs stehend, so ruchlos ermordet! Von derselben Bande, die schon so viel Schaden und Elend angestellt! Das ganze Land war erfüllt von dem Ereignis und die Räuber und Mörder in aller Munde. Nun wurde mit Eifer der Feldzug gegen das Gesindel eingeleitet und besonders war es der energische Oberamtmann Schäfer in Sulz am Neckar, der die Sache in die Hand nahm. Mit einer Schar beherzter Leute, deren Mut er in einigen derartigen Unternehmungen erprobt hatte, zog er im Laufe des Sommers auf weite Streifzüge, bei denen ihn zwei übergelaufene Zigeuner leiteten, und es gelang ihm, etwa 40 Personen von Hannikels Bande einzufangen — die Hauptschuldigen aber waren nicht darunter. Sie schienen verschwunden zu sein — keine Spur von ihnen zeigte sich den eifrig Fahndenden.

Es war Anfang August, daß in Graubünden — einem altem Schlupfwinkel für Gesindel — der Reichsgraf Salis mit dem Junker Jost und anderen Kavalieren auf die Jagd zog. Durch einen dicken Rauch im Walde aufmerksam gemacht, vermutete er irgend welche unliebsame Gäste in seinem Revier und schlich mit seinen Begleitern vorsichtig der Stelle zu. Die Gesellschaft, die er hier ums Feuer versammelt fand, schien ihm sehr verdächtig, obwohl der breite untersetzte Mann mit den mächtigen Gliedern, dem schwarzen Bart und den unheimlich blitzenden Augen, den er fragte, was er mit einer Flinte thue, sehr barsch erwiderte, daß er ein ehrlicher Jäger, Kilian Schmidt mit Namen, sei und nur ein bischen Vogeldunst im Gewehr stecken habe, mit dem er sich hier und da einen Braten aus der Luft schieße.

Als aber der Graf den Schuß aus der Flinte ziehen ließ, so zeigte sich, daß viele starke Fuchsposten darin steckten; es schien ihm immer weniger geheuer mit diesen Leuten und er befahl ihnen kurz, aufzupacken und ihm nach Chur zu folgen. Der Schwarze erklärte zwar erst trotzig, wenn man ein so gutes Gewissen habe, brauche man sich das von niemand befehlen zu lassen, er bleibe. Als aber der Graf die Flinte anlegte und jeden, der sich widersetze, niederzuschießen drohte, fand er es doch für besser, weitere Erörterungen, die ihm nicht paßten, abzuschneiden und mit seinen Begleitern dem Herrn, der kein gewöhnlicher Jäger sein konnte, zu folgen. Was schadete es, ein, zwei Tage in einem der gemütlichen Schweizer Gefängnisse zuzubringen. Dann folgte selbstverständlich die Freisprechung der harmlosen Wanderer und wenn's zum Schluß auch eine Tracht Prügel gab — bah, daran starb man nicht.

Diese braven Jäger aber waren, wie Graf Salis, der kürzlich ihre Beschreibung gelesen, gleich vermutet, Hannikel und die drei anderen Mörder Tonis. Augenblicklich wurde nun eine Botschaft an den Oberamtmann nach Sulz geschickt, damit er die Verbrecher, die in Württemberg verurteilt werden mußten, abhole.

Als Hannikel davon hörte, wurde es ihm zum erstenmal angst; mit dem Sulzer war nicht zu spaßen, das wußten alle Gauner. Er versuchte in der nächsten Nacht einen Ausbruch, indem er mit dem zentnerschweren Torturstein in seinem Gefängnisse die eisernen Stangen am Fenster zu durchbrechen suchte. Aber der Lärm wurde gehört und er nun in den Bock geschlossen.

Wenige Tage darauf traf Oberamtmann Schäfer in Chur ein; die Reise von Sulz bis dorthin war damals keine leichte Sache und er berichtete dem Herzog die Erlebnisse derselben und den hochbefriedigenden Empfang, den ihm die Schweiz bereitet, ausführlich.

„Ich kann es nicht genug anpreisen, mit welcher großen Distinktion man mich aller Orten, besonders aber die redlichen und edlen Schweizer, behandelt haben, damit mir meine beschwerliche Reise einiger Masen erleichtert werden solle, ja die geringste Leute in der Schweiz und dem Bündner Land schienen es sich zur Pflicht gemacht zu haben, durch ihr Gebärden und Bezeugen mir an den Tag zu legen, welch große Devotion und Ehrfurcht sie vor Euer Herzogliche Durchlaucht und auch Achtung gegen mich hegten, das sonst ihre Sache gegen Raisende nicht allemal sein solle .... Das Gerücht, als würde ich mit Husaren kommen, hat mir bei Chur ein Spalier von einigen tausend Zuschauern zugezogen, um die schöne herzogliche Husaren als etwas äußerst seltenes im Bündner Lande auch zu sehen, die Bauern kamen dieser zu lieb 12 bis 15 Stunden von ihren Alpen, und viele Standespersonen raisten sechs, acht und mehrere Stunden mir entgegen, ja selbst der große und verehrungswürdige ReichsGraf von Salis empfing mich eine halbe Stunde von Zizers mit Französischen Officiers und anderen hohen Cavalliers und Dames auf denen Wiesen sehr freundschaftlich.“

Nachdem der Herr Oberamtmann also festlich in Chur eingezogen, begann gleich anderen Tags das Verhör. Die Zigeuner, erkannt und überführt, gestanden alle bis auf Hannikel, der sogar seinen Brüdern ins Gesicht behauptete, er sei der Jäger Kilian Schmidt, und von einem Hannikel wisse er nichts. Aber es half nichts mehr; mit den anderen sollten sie ein paar Tage darauf nach Sulz abgeführt werden. Der Herr Oberamtmann überzeugte sich selbst am Abend vor der Reise, daß alles in bester Ordnung sei und besonders Hannikel an Händen und Füßen gefesselt und in den Block geschlossen war. So konnte er sich noch ein paar Stunden Ruhe gönnen, ehe die frühe Fahrt angetreten wurde. Da klopfte es um zwei Uhr an seine Thür und — wer beschreibt seinen Schrecken, als er mit dem Ruf: „Hannikel ist ausgebrochen!“ aufgeweckt wurde. War's möglich? Wie konnte er, von allen Seiten bewacht, aus dem festen Gewahrsam entronnen sein? — Danach zu forschen war jetzt keine Zeit; erst später stellte sich heraus, daß die biederen Stadtknechte, erbost, daß von ihren unverschämt hohen Forderungen für Beköstigung der Gefangenen von dem genau nachrechnenden gestrengen Herrn Oberamtmann die Hälfte gestrichen worden war, ihm zur Flucht verhalfen. Als sie nachts Hannikel in seine Fesseln schlossen, hatten sie die rechte Handschelle nicht fest ins Schloß gedrückt; löste er sie und brach aus, nun so gönnten sie dem fremden knickerigen Richter, mit dem der ganze Rat so viel Wesens machte, den Aerger wohl. Hannikel hatte die Nachlässigkeit wohl bemerkt, wenn er sich auch nichts anmerken ließ. Sobald er allein war, machte er seine rechte Hand frei, die

linke konnte er aus der etwas zu weiten Fessel herausziehen, und nun den Stift, welcher den Block zusammenhielt, entfernen, so daß die Füße frei wurden. Das Schloß an der Halsfessel, mit welcher er an die Mauer geschlossen war, vermochte er nach einigen Versuchen mit dem eisernen Stift aufzumachen — nun war er wenigstens der Ketten los. Unter den neugierigen Menschen, die in den letzten Tagen ins Gefängnis zugelassen wurden, um den berüchtigten Verbrecher anzustarren, war auch ein Mädchen gewesen, das in sehr mißverstandenem Mitleid ihn mit einem leisen Wink auf einen lose vor eine größere Fensteröffnung in der Mauer eingesetzten Stein aufmerksam gemacht. Hannikel hatte sich das wohl gemerkt; nun gelang es ihm mit einem von dem Block losgerissenen Stück Eisen den Stein zu beseitigen; die Oeffnung war groß genug, ihn durchzulassen, der zwölf Fuß tiefe Sprung in den Garten eine Kleinigkeit und er war frei, frei! Mit Windeseile rannte er ohne einen Augenblick anzuhalten stundenlang fort in die Berge hinein, die er hoffte in der nächsten Nacht zu überschreiten — bei Tag mußte er sich natürlich verborgen halten.

Die Bestürzung im Gefängnis, bei den Beamten und Richtern, in der ganzen Stadt, war nicht geringer als die des Herrn Oberamtmanns, und alles wurde aufgeboten, um den gefährdeten Ruf der Schweizer Justiz zu retten und den Flüchtling einzufangen. Schäfer selbst „stolperte inn- und auser der Statt, auch an einige Bergen mit vielen Leuten herum, die, als ganz entrüstet über die schlechte Aufsicht der Obrigkeit, sich alle erfinnliche Mühe gaben, um den entwichenen wieder zu bekommen". Alle ausgesandten Streifen kehrten aber am Abend todmüde, ohne eine Spur Hannikels, zurück.

Der hatte sich den Tag über im wildesten Teile der nahen Berge verborgen gehalten; in der nächsten Nacht fiel Schnee, so war zu seinem Schrecken an eine Flucht nicht zu denken — er hätte es seinen Verfolgern zu leicht gemacht. Andern Tages trieb ihn aber doch der Hunger aus seinem Versteck, zumal da der Schnee über Mittag geschmolzen war. Mit einer Baumstütze als Stock in der Faust, in den Teppich, den er aus dem Gefängnis mitgenommen, gewickelt, um seine Gefangenenkleider zu verbergen, kam er möglichst unbefangen auf eine Anzahl Bauersleute zugeschritten, die auf ihrer Alm geöhmdet hatten und jetzt um die Schüssel gelagert ihr Mittagsmahl hielten und dabei sich die greulichen Churer Räubergeschichten und die Entweichung des Hauptbösewichts erzählten.

„Prosit," grüßte der Wanderer; „gibt's auch ein paar Bissen für mich?" Bereitwillig machte man ihm Platz an der Schüssel, der Nachbar lieh ihm den Löffel und alles freute sich, wie es ihm schmeckte. „Ihr habt grad von den Zigeunern gesprochen," mischte Hannikel sich ins Gespräch; „ja, das sind Spitzbuben! Ich hätt' sie nur auch sehen mögen. Der Durchgebrannte soll der allerärgst' sein; packt ihn nur fest, wenn ihr ihn kriegt!" und eifrig stimmten die Leute bei.

Nachdem er sich reichlich gesättigt, entfernte sich der Fremde mit einem Großdank und die freundlichen Bauern gaben ihm gute Wünsche für seine fernere Wanderung mit. Kaum war eine halbe Stunde verstrichen, so stürzte ein Mann des Weges her, der Jäger des Grafen Salis: „Kam hier jemand vorbei?" stieß er hervor, „ein Kerl, braun, mit schwarzem Bart, in einen Teppich gewickelt? So sprecht doch, schnell!"

„Wohl, wohl, so einer hat gerad mit uns gegessen," war die gleichmütige Antwort. Aber wie fuhren die Leute auf, als sie hörten, daß sie den vielbesprochenen Räuberhauptmann bewirtet! Alle erklärten sich bereit, zu seiner Entdeckung mitzuhelfen, drohte doch der ganzen Gegend das Schlimmste, wenn er entkam.

Wie zu einer Bärenjagd verteilte nun der Jäger seine Leute, — so hoffte er, den Flüchtling in weitem Bogen zu fassen. Und richtig — nach einer Stunde etwa sahen sie ihn, in seinen Teppich gehüllt, über die Wiesen laufen, ohne die Verfolger gewahr zu werden. „Auf ihn, er ist's, der Mörder!" schrie der Jäger, der schon bei seiner ersten Gefangennehmung gewesen. Hannikel wandte sich um und schrie den Bauern grob entgegen: was das für eine Art sei, ruhige Leute zu belästigen! Er sei gelernter Jäger und ein friedlicher Reisender; sie müßten für dieses Betragen schön büßen.

Aber nun half ihm alle Frechheit nichts mehr; die Bauern fuhren auf ihn ein und schlugen ihm seinen Prügel aus der Hand. Er sah wohl, daß sein einziges Heil in der Flucht bestand; mit der ganzen Schnellkraft seines gewandten Körpers machte er einen Satz, der ihn seinen Verfolgern aus den Händen brachte und flog den Berg hinan. Im Begriffe, den jenseitigen turmhohen Abhang hinunterzujagen, wurde er aber von den vordersten der Nacheilenden an der Kehle gepackt; anhalten konnte keiner, so rollten und purzelten sie, fest zusammengeklammert, über Steine, Hecken und Stauden den steilen Berg hinab, gerade vor die Füße der im Thal unten Mähenden, welche die seltsame Walze verwundert ankommen sahen und auseinander lösten.

„Packt ihn!" schrie der Bauer, als er wieder Luft hatte, und ein paar feste Fäuste faßten Hannikel an den Armen und schleppten und zerrten ihn fort, während er ihnen keuchend auseinandersetzte, um wen und was es sich handle. Nun also war der Schreckliche gefangen!

Nein — doch noch nicht! Es gelang ihm, beim Ueberschreiten eines Grabens mit Aufwand seiner ganzen Riesenkraft seine Begleiter auf die Seite zu werfen, und davonzujagen wie die Windsbraut. Abermals eingeholt, hatte ihn sein Verfolger schon an den Haaren gepackt. Ein Ruck — die Haare blieben ihm in der Hand, der Gefangene war weg!

Eine immer größere Kette von Menschen stürzte hinter ihm her und trieb ihn auf einen hohen Zaun zu. „Ho, meint ihr, so den Hannikel fangen zu können! Ihr wißt nicht, wie der springen kann," dachte er. Ein staunenswertes Kunststück von einem Satz sollte ihn über das Hindernis weg, und seinen Verfolgern aus den Augen bringen; aber — es mißlang. Er bleibt hängen, stürzt und nun ist die ganze Schar über ihm, die nicht sanft mit ihm umgeht. An Händen und Füßen gebunden, wird er fortgeschleppt und in Sargans dem schon auf dem Heimweg befindlichen Oberamtmann Schäfer übergeben, der mit ihm und den anderen sicher auf Wagen verwahrten Gefangenen sich nun Sulz zuwandte.

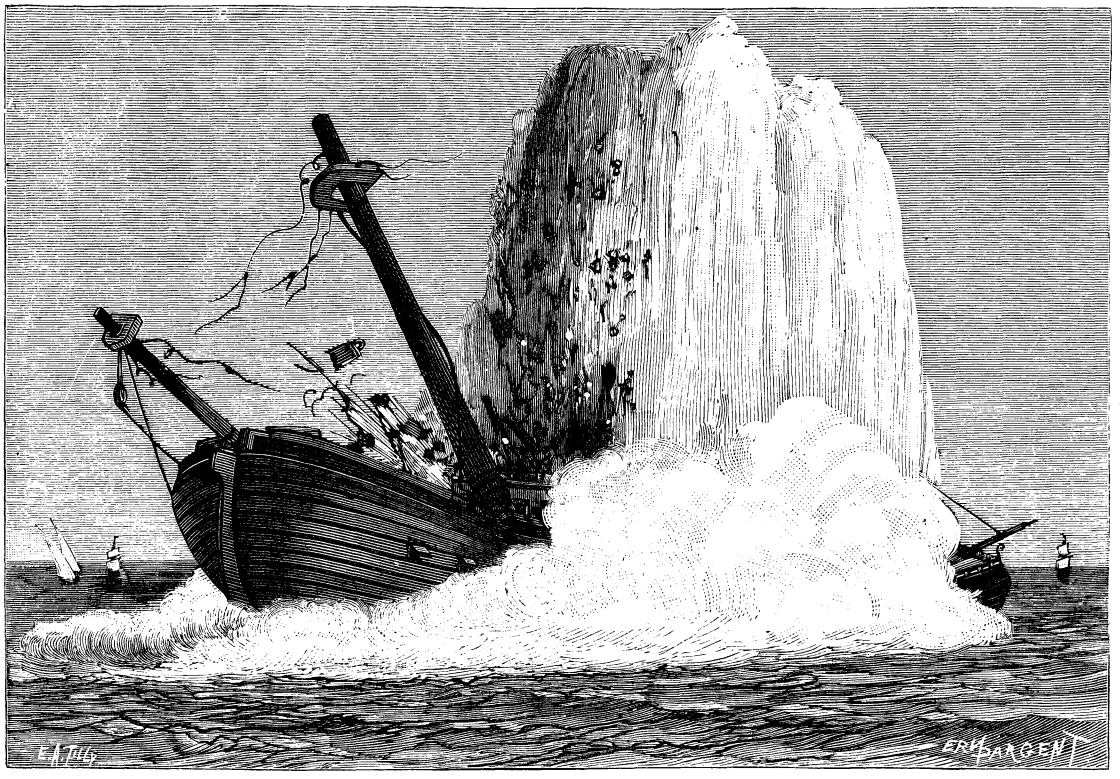
Noch versuchte Hannikel vom Wagen herab in einer rührenden Anrede an das Volk seine Unschuld zu beteuern und Hilfe aufzurufen. Aber nun täuschte er niemand mehr. Ein eifriges Bäuerlein kam sogar zum Landvogt um ihn zu fragen, ob er nicht geschwind zu dem Bösewicht laufen und ihm mit seinem Messer den Garaus machen dürfe? Er sei ja ein Mörder und ein solcher müsse umgebracht werden, je eher, je besser.

Unter dem sicheren Geleite der württembergischen Husaren zog nun der Herr Oberamtmann mit seiner gefährlichen Ge-

fellschaft ab. Bis Vaduz waren die Wege so ungebahnt und ein Ueberfall von Gaunern zur Befreiung ihrer Genossen gar nicht ausgeschlossen, so daß noch eine Abteilung der Gegend kundiger Schweizersoldaten den Zug begleitete. Hannikel gab noch immer die Hoffnung aufs Entkommen nicht auf, und erklärte seinen Schweizer Wächtern in Vaduz, er sei sicher in acht Tagen wieder da. Um ihm alle Verständigung mit etwa sich nahendem Gesindel unmöglich und ihn selbst unkenntlich zu machen, ließ Schäfer ihm eine schwarze Ledermaske anfertigen und umbinden. Das ganze württembergische Gebiet, das man durchzog, war in nicht geringer Aufregung aber auch großer Erleichterung, als man die Schreckgestalt des gefürchteten Hannikels unschädlich gemacht sah, und Tausende strömten zusammen, um den merkwürdigen Zug anzustaunen. Von allen Orten, durch die der Oberamtmann kam, hatte er gefällige Hilfe und „Attentionen" der Behörden zu rühmen; „nur die Ulmer allein zeichneten sich als wahre grobe Reichs-Städtler aus. Ein Corporal meldete mit einem Compliment von seiner Herrlichkeit, das ein Burgermeister sein solle; die Gefangenen dörfften nicht in die Stadt herein, sondern zu dem Frauenthor geführt und alldorten von der Haubt Wache allein verwacht werden". Der beleidigte Herr Oberamtmann wandte sich aber schleunig von der unliebsamen Reichsstadt, der alten Feindin des Herzogtums ab, um bald darauf in stolzem Triumph mit seinen Gefangenen in Sulz einzuziehen.

Ueber ein Jahr währte die schwierige und mühsame Untersuchung; die meisten der Angeklagten gestanden ihre Verbrechen und zeigten Spuren von Reue; Hannikel leugnete am hartnäckigsten, verweigerte beharrlich den Besuch des Geistlichen und blieb roh und verstockt bis ans Ende.

Die Genossen bei den Diebstählen wurden teils zu Festungs-, teils zu Zuchthausstrafen verurteilt, Hannikel und die anderen Mörder Tonis zum Tode durch den Strang. Die Hinrichtung am 17. Juli 1787 war ein grausiges Schauspiel für Tausende von Zuschauern. Selbst die Weiber und Angehörigen der Verbrecher wurden gezwungen, ihr anzuwohnen, und ihr wildes Gebaren, wie sie heulend und verzweifelt schreiend die Arme zum Himmel streckten und sich die langen schwarzen Haare ausrauften, vermehrte die Schrecken des Ganzen. Hannikel, an den die Reihe zuletzt kam, redete fortwährend mit ihnen, aber rotwelsch, so daß man nicht verstand, ob es reuevolle Bekenntnisse oder ohnmächtige Wutausbrüche waren. Grausige Beschwörungen seien es gewesen, behauptete das entsetzte Volk, da im Augenblick, als er den Galgen bestieg, ein Gewitter losbrach, wie man es schrecklicher nie erlebt. Der klare Sommertag verwandelte sich in schwarze Nacht, und unter zuckenden Blitzen und unablässigem Donner prasselten faustgroße Hagelstücke hernieder, in Klumpen geballt durch die ausgerissenen Haare der Zigeunerinnen, wie die angstbethörte Menge glaubte. So stolz die Sulzer auf ihren berühmten Oberamtmann Schäfer und ihre festen Gefängnisse waren, so begehrten sie doch keine zweite Zigeunerhinrichtung in ihrer Stadt. — So



Die Wirkung der pneumatischen Dynamitkanonen.

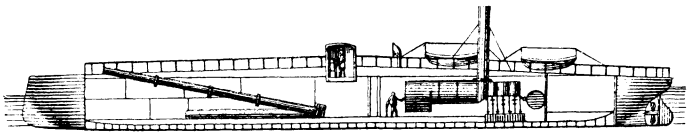
endete die schlimmste Räuberbande Süddeutschlands — daß sie noch in unserem Jahrhundert ein Nachspiel hatte, werden wir später sehen.

Während der Kriegsjahre zu Anfang des Jahrhunderts waren viele ohne allen Unterricht, ohne Zucht und Ordnung aufgewachsen und hatten sich auf die eine oder andere Art, die mit den Zeitläuften zusammenhing, durchgeschlagen als Soldaten, als Marketender, unter dem Troß, ja auch als Spion hatte da mancher aus dem Heere der Zigeuner und Vaganten sein Brot gefunden, mehr oder weniger ehrlich; aber von was sich im Frieden ernähren, besonders während der bösen Hungerjahre 1816 und 1817? Harte Arbeit sagte den unter fahrendem Volk oder gar in einer

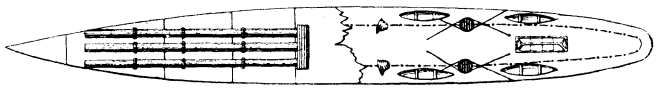
der früheren Räuberbanden Großgewordenen wenig zu; so versuchten sie es mit einem Hausierhandel und wandernden Gewerbe, mit Musikmachen oder als Quacksalber — alles nur ein Vorwand zu müßigem Bettelleben.

Das wohlhabende Oberland — die zum Teil an den Bodensee grenzenden südlichen Landesteile Württembergs mit ihren ausgedehnten Waldungen, den wenigen, weit auseinanderliegenden Ortschaften und vielen reichen „Einödhöfen", war besonders beliebt bei diesem Volk. Der Bauer gab das oft unverschämt Geforderte her, um das böse Gesindel los zu werden, das mit der Drohung, den roten Hahn aufs Dach zu setzen, schnell bei der Hand war. Und die besonders abgelegen Wohnenden ließen sich, um einigermaßen sicher zu sein, häufig herbei, dem Gesindel Schutz und Obdach zu geben, oder als Hehler des Gestohlenen zu dienen, was dem Uebel bedeutend Vorschub that.

Im einsam auf dem Hochgeländ gelegenen Benzenhaus, im malerischen Storchenhäusle am Altdorfer Wald, in Speck, einem sigmaringischen Dorf, beim Wirt Fischer, war man gewiß, immer Gesellschaft zu treffen, lustige Leute, die, wenn sie etwas hatten, sich und anderen Gutes gönnten, und in den Mitteln, sich wieder Geld zu verschaffen, nicht skrupulös waren. (Fortsetzung folgt.)



Aufriß.



Dynamit-Kreuzer. Grundriß.

Die Dynamit-Kreuzer.

Die Zalinskische pneumatische Kanone hat seit jüngerer Zeit im Seewesen der Vereinigten Staaten eine praktische Verwendung gefunden. Nachdem eine Reihe gelungener Versuche mit dem neuen Geschütz, welche in Anwesenheit verschiedener hervorragender Militär- und Zivilingenieure und höherer Offiziere der Flotte und des Landheeres stattgefunden, die unbedingte Brauchbarkeit und Verwendbarkeit dieser Erfindung dargethan hatten, war am 19. September 1887 in der Bucht von New York noch ein großes definitives Experiment unter der Leitung des Erfinders angestellt, welchem der Staatssekretär (Minister) der Marine der Vereinigten Staaten, Mr. Whitney, und mehrere höhere Offiziere von verschiedener Nationalität anwohnten. Es galt zunächst Schußweite und Wirkung der pneumatischen Kanone, respektive ihres Geschosses zu ermitteln. Zum Ziele wurde ein seit mehreren Jahren außer Dienst gestellter Schoner, der „Sullivan", gewählt, welcher früher zur Küstenwache verwendet worden war. Die Entfernung des „Sullivan" vom Geschütz betrug genau 1680 m, der Winkel, den das Geschütz mit dem Horizonte bildete, 15 Grad. Der Druck für den ersten Schuß betrug 590 Pfund auf den Quadratzoll = 41,3 kg auf den Quadratcentimenter. Das Geschoß, 62 kg wiegend, war einfach ballastet und blind geladen, weil man nur die Tragweite des Geschützes ermitteln wollte; es fiel 10 m vom „Sullivan" ein und brachte eine Schaumwolke hervor. Das zweite Geschoß, ebenfalls blind abgefeuert mit einem Druck von 600 Pfund auf den Quadratzoll = 42 kg auf den Quadratzentimeter, fiel zu kurz und schlug hinter dem Ziel ein.

Erst beim dritten Schuß wurde das mit Sprengstoff geladene Geschoß im Gewicht von 62 kg, welches 25 kg Nitroglycerin enthielt, mit einem Druck von 710 Pfund auf den Quadrant abgegeben; es erreichte das Hinterteil des Schoners und explodierte unter dem Wasser. Die Wirkung war eine furchtbare: der hintere Teil des Schoners wurde, wie von einer riesigen Welle erfaßt, in die Luft gesprengt, und man konnte einen Augenblick das Tageslicht unter dem Kiel sehen. Der große Mast stürzte auf das Bugspriet und zerschmetterte es; der auf seiner ganzen Länge beschädigte Schiffsrumpf zog auf allen Seiten Wasser. In unserer nebenseitigen Abbildung ist diese erste und riesenhafte Explosion veranschaulicht.

Das zweite, unter denselben Verhältnissen geworfene Geschoß explodierte mit einem dumpfen Knall unter Wasser; der Schoner ward emporgehoben und fiel in Stücken herab. Gerade dieser Schuß hat einen deutlichen Begriff und Beweis von dem genauen sicheren Schuß der pneumatischen Kanone und der Sprengkraft des Geschosses geliefert. Der fünfte Schuß, welcher das dritte Geschoß mit einem Druck von 610 Pfund auf den Quadratzoll warf, riß den Schiffsrumpf vollends in Stücke, welche ein sechster und letzter Schuß dann über die Meeresfläche zerstreute. Die verhältnismäßig große Zeit, welche die verschiedenen Schüsse voneinander trennte, rührte von einer rein zufälligen Thatsache, für welche die Zalinskische Kanone in keiner Weise verantwortlich ist; es trat nämlich am Tage der Versuche eine Verzögerung im Empfang des Sprengstoffs ein, so daß die vier Geschosse nur in dem Zwischenraum von zwei Schüssen hintereinander gefüllt werden konnten. Hätten die Geschosse im voraus gefüllt werden können, so würde der ganze Versuch nur acht Minuten gedauert haben.

Man kann sich nun fragen, welchen wahrscheinlichen Einfluß diese neue Kanone auf die modernen Kriegsschiffe haben wird? Wenn ein Schiff durch schwache Ladungen von Sprengstoff zerstört werden kann, welche mit Genauigkeit und Sicherheit geworfen werden, welchen Nutzen können dann noch die riesigen Panzerungen unserer gegenwärtigen Kriegsschiffe haben?

Gerade so wie der „Monitor" den Bau der Kriegsschiffe modifiziert und die hölzernen Schiffe durch die eisernen ersetzt hat, so wird die nur Sprenggeschosse werfende pneumatische Kanone im stande sein, den Bau der heutigen Schiffe zu modifizieren und in der nächsten Zukunft schon die Anwendung schnellfahrender, leicht gepanzerter und mit pneumatischen Geschützen versehener Kreuzer als eine Notwendigkeit darthun. Anstatt der Torpedoboote und Panzerschiffe wird man die entschieden nützlicheren und wirksameren Dynamit-Kreuzer bauen, mit deren Bau die Vereinigten Staaten bereits vorangegangen sind und deren Hauptbestimmung die Vernichtung der Panzerschiffe ist.

Die angestellten Versuche haben dargethan, daß das Verfahren, Sprenggeschosse mittels verdichteter Luft zu werfen, vollkommen sicher und gefahrlos ist und unter der absoluten Kontrolle des Zielenden steht, welcher die Tragweite nach Belieben

vermehren oder vermindern kann, indem er den anfänglichen Druck steigert oder verringert, während er gleichzeitig eine konstante Neigung von 15 Grad beibehält. Auch die Leistungsfähigkeit des elektrischen Zünders ist nachgewiesen worden, da derselbe so geregelt werden kann, daß er die Entzündung unter Wasser in irgend welcher beliebigen Tiefe oder beim Aufschlag des Geschosses gegen das Ziel bewerkstelligen kann.

Wenn die Explosion einer Ladung von 45 kg Nitroglycerin, Sprenggelatine ꝛc. auch nicht hinreicht, ein Panzerschiff absolut in Grund zu bohren, so wird es wenigstens die Wirkung hervorbringen, daß ein Panzerschiff sich so rasch wie möglich aus dem Schußbereich eines solch gefährlichen Gegners machen wird.

Der neue „Dynamit-Kreuzer“ (auch Dynamit-Torpedoboot genannt), den die Regierung der Vereinigten Staaten nach dem Gelingen der vorgemeldeten Versuche bestellt und von dem wir vorseitig einen Aufriß und einen Grundriß geben, wird die Stelle eines Torpedobootes vertreten. Das Fahrzeug erhält eine Geschwindigkeit von 20 Knoten oder 37 km in der Stunde und bekommt drei pneumatische Geschütze, jedes von 18,5 m Länge und 37,5 cm Kaliber, und die Geschosse werden je 270kg Nitrogelatine enthalten. Obige Figur zeigt die Einteilung und Anordnung dieser Kreuzer, welche einen möglichst geringen Tiefgang bekommen und nur für eine sehr sparsame Bedienungsmannschaft eingerichtet sind. Wie wir schon früher erwähnten, hat sich in den Vereinigten Staaten bereits eine Aktiengesellschaft zum Bau derartiger Schiffe und Geschütze gebildet, welche in Kürze in allen Kriegsflotten eingeführt werden dürften.

Ein schwacher Greis!

Der berühmte Reitergeneral Favrat, der wegen seiner Riesenstärke berühmt war, lag im hohen Alter krank zu Bette und hatte den Arzt holen lassen müssen. Als der nun neben ihm am Bette saß, fing der Alte zu klagen an: „Ach, Herr Doktor, Sie glauben gar nicht, wie schwach ich bin, alle meine Kräfte sind hin; sehen Sie, lieber Herr Doktor, das“ — dabei faßte er mit der Rechten das Bein des Stuhles, auf welchem der Arzt saß, und hob Stuhl und Arzt langsam in die Höhe — „das wird mir förmlich sauer!“

Ein Fläschchen Tinte um zehn Pfennige.

Wir sind auf einer Fußwanderung im Gebirge vom Regenwetter überfallen und zu einer unwillkommenen Rast gezwungen worden, denn draußen regnet es Bindfäden, und um die Bergspitzen hängen graue Nebelkappen. Da fällt uns ein, daß wir diese gezwungene Muße am besten benutzen könnten, um einige Briefe zu schreiben, und wir verlangten Tinte, Feder und Papier von der Wirtin des bescheidenen Bauernwirtshauses, worin wir abgestiegen sind. Papier ist wohl da, denn zufälligerweise hat einer von uns unter seinem Reisegepäck auch seine Schreibmappe mitgebracht; aber mit Tinte und Feder hapert es; die ehrliche Wirtin gesteht offen, daß sie diese Kulturmittel nicht besitze und nicht gebrauche, da sie wahrscheinlich selbst nicht schreiben kann, aber sie will zum Herrn Pfarrer oder zum Herrn Schullehrer schicken und Tinte und Feder borgen. Allein wir äußern die Hoffnung, daß diese beiden Artikel auch beim Krämer zu bekommen sein werden, was sie bestätigt, und so haben wir eine der Mägde im Regen zu dem Krämer geschickt, von wo sie uns ein kleines Fläschchen Tinte, einen Federhalter und eine Stahlfeder mitgebracht und für dies alles zehn Pfennige ausgelegt hat.

Der Brief wird geschrieben und liegt zur Absendung bereit, und da es noch fortwährend in Strömen regnet und Bücher, Zeitungen und sonstige Unterhaltung und Beschäftigung in dem abgelegenen Gebirgsdorfe nicht zu haben sind, so müssen wir uns mit der Musterung des sehr bescheidenen Mobiliars unserer Stube und der paar Heiligenbilder, Rehgehörne und Gemskrickeln an den Wänden begnügen. Als alles in dem kleinen Raume durchgemustert und innen und außen erforscht ist und uns ein Gefühl halb von Mitleid halb von Bewunderung für die Genügsamkeit und Einfachheit dieser Gebirgsleute eingeflößt hat, betrachten und erwägen wir auch unseren jüngsten Einkauf, der noch vor uns steht. Ein Fläschchen Tinte um zehn Pfennige! Es kann doch nichts Merkwürdiges an einem solch alltäglichen Artikel sein. Haben wir diese kleinen, plumpen, unscheinbaren Flakons nicht schon hundertmal an den Schaufenstern unserer Schreibmaterialienhändler unter den hunderterlei anderen ausgestellten Gegenständen gesehen, von deren eleganterer Erscheinung sie vielleicht unschön abstachen? Warum einen Augenblick unsere Zeit oder auch nur einen flüchtigen Gedanken an eine solche Ware verschwenden? Allein der Regen bannt uns ins Zimmer und liefert uns, in Ermangelung jeder anderen Unterhaltung, eine Entschuldigung dafür, daß wir uns diesem bescheidenen Gegenstande zuwenden.

Wie diese Ware auch sein mag, so kann gerechterweise doch nicht behauptet werden, daß sie teuer sei. Der Krämer nimmt voraussichtlich auch einen kleinen Gewinn für den Verkauf, der Fabrikant sucht ebenfalls seinen Vorteil, und wahrscheinlich geht die Ware noch durch die Hand eines Mittelsmannes, welcher auch nicht umsonst arbeitet. Es hat daher den Anschein, daß unser Kauf dieses Fläschchens mindestens zwei, wo nicht drei Geschäftsleuten einen Gewinn an Geld eingetragen hat. Wenn wir aber darüber nachdenken, so müssen noch andere an unseren zehn Pfennigen verdient haben. Wenn wir es der Reihe nach untersuchen, so finden wir: das Fläschchen, die Tinte, welche schwarz und leichtflüssig und sehr angenehm zum Schreiben ist, einen Kork, der mit Wachs versiegelt ist, eine gedruckte Etikette, über einen Falz im Fläschchen hergeklebt, worin ein hölzerner Federhalter mit einer guten Stahlfeder steckt. Auf diese Weise haben wir sechs Artikel, von denen jeder aus einer anderen Quelle kommt, zusammen gestellt und im Detail um zehn Pfennige verkauft. Wie kann dies alles für so wenig Geld geliefert werden? Vielleicht bekommen wir, wenn wir die Sache genauer untersucht, einige Einsicht in die Sache, obschon wir darauf verzichten müssen, dieselbe ganz zu ergründen.

Das Glas an dem Fläschchen ist von der wohlfeilsten Qualität; es ist offenbar aus „Bruchglas“ gemacht — aus jenen Trümmern und Scherben von zerbrochenen Scheiben, Flaschen, Trinkgläsern und zerbrochenem Glas aller Art, welches von den Lumpensammlern und anderen armen Leuten gesammelt und sorgfältig von den besseren Scherben von feinerem Tafel- und Spiegelglas gesondert wird. Diese Scherben oder dieses sogen. Bruchglas wird von den Sammlern an die kleineren Glashütten verkauft, worin die Glasbläser um den Tag und Nacht geheizten Ofen stehen und im Schweiße ihres Angesichts das geschmolzene Glas in die erhitzten Formen

gießen, welche den Flaschen ihre Gestalt geben. Die Formen selbst aber haben zu ihrer Entstehung eine mehr als gewöhnliche Intelligenz in Anspruch genommen. Es bedarf einer seltenen mechanischen Geschicklichkeit, um auch nur eine gewöhnliche Flaschenform herzustellen. Der Modelleur, der Eisengießer, der Mechaniker, welcher den rohen Guß ausarbeitet — sie alle mußten ihr ganzes Geschick und ihre ganze Kunst zur Geltung bringen, bevor eine einzige Flasche hergestellt werden konnte. Die Form kommt in die Glashütte, wo abwechselnde Ablösungen von Arbeitern beständig mit dem Blasen und Abkühlen der Flaschen beschäftigt und von einem Vorarbeiter oder Aufseher geleitet werden, die alle mit den vorerwähnten Modelleuren, dem Fabrikanten und Verkäufer in den Gewinn an unseren zehn Pfennigen sich teilen.

Nun kommen wir zur Tinte selbst, von welcher unser Fläschchen allerdings nur zwei Eßlöffel voll enthält; aber wer vermag uns zu sagen, wie viele Personen mittelbar oder unmittelbar an der Herstellung dieses kleinen Quantums Flüssigkeit beteiligt sind? Wir sprechen nicht einmal von dem armen Türken, der ferne hinten in der Türkei die Eichenbäume nach ihren Galläpfeln absucht, aus welchen alle dieses Namens werten Tinten hergestellt werden, noch von dem armen nordbritischen Bergmann am Tyne, welcher den Eisenvitriol bricht, den besten, welchen man kennt, noch von dem Neger im fernen Afrika, welcher das Gummi arabikum sammelt, — es gibt ja bei uns noch Leute genug, welche mit dieser Tinte zu schaffen haben: die Droguisten mit Reisenden, Kommis und Packer, die Agenten, die Fuhrleute, die Schiffer, die Hafenarbeiter — sondern von dem Chemiker, welcher die chemischen Ingredienzen mischt, den Tintenkochern in den Laboratorien, den Männern, Knaben und Mädchen, welche die Tinte in diese Fläschchen ausfüllen, dieselben verkorken, siegeln, mit Etiketten bekleben oder sie sonst für den Verkauf fertig machen, — auch jeder von diesen hat wieder einen Anteil an unseren zehn Pfennigen.

Der Korkstopfen auf dem Fläschchen ist so klein, daß er beinahe der Beachtung entgeht. Arbeiter in Spanien und Frankreich haben ihn mit der Rinde von der Korkeiche abgestreift, nachdem er etwa zehn Jahre an derselben gewachsen war. Händler und ihre Mäkler und Trabanten haben den Kork auf dem Wege des Privatvertrags oder der öffentlichen Versteigerung in den Handel gebracht; der geschickte Korkschneider hat die Stopfen mit seinem scharfen Messer geschnitten, — und alle diese haben ebenfalls ihren Lohn in einem Teile unserer zehn Pfennige gefunden.

War schon der Korkstopfen klein, was sollen wir erst von dem Siegel auf demselben sagen? In diesem Tröpfchen Siegellack haben wir Harz aus Amerika, Schellack von Indien, einen Farbstoff für die Farbe und andere Ingredienzen, welche zu den Geheimnissen der Siegellackfabrikation gehören. Diese alle sind — den Gewinnanteil des Fabrikanten nicht zu vergessen — aus unseren zehn Pfennigen bezahlt worden.

Die Etikette auf dem Fläschchen erinnert uns an den Papiermacher und, wenn wir noch weiter gehen wollten, an den Schriftgießer, Setzer, Drucker und Ankleber, welche alle an unseren zehn Pfennigen beteiligt sind.

Endlich kommen wir noch zu dem Federhalter und der Stahlfeder. Wir haben da einen Stiel von hartem Holze, eine Zwinge, um die Feder aufzunehmen, und eine Stahlfeder. Es wäre schwer zu sagen, woher das Holz kommt — vielleicht aus Ungarn oder Kroatien, vielleicht auch aus Amerika? — oder darüber nachzugrübeln, durch wie viele Hände es gegangen ist, bevor es in die Spalt- und dann in die Hobelmaschine kam, welche dem Stückchen Holz seine gegenwärtige cylindrische Gestalt gaben. Die Zwinge oder der eigentliche Federhalter ist jedenfalls gleich der Stahlfeder das Ergebnis eines bedeutenden Aufwands an Geist und Erfindungsgabe von Seite des Mechanikers, welcher die Maschinen und die Anwurfspressen u. s. w. erfunden hat, auf denen man mit einem einzigen Wurfe aus dünngewalztem weichem Stahlblech die Feder und den Federhalter ausstanzt und ihm die geeignete Krümmung gibt. Der Stahl selbst ist, wie den Kameraden bekannt, durch viele Hände gegangen, bevor er unter die Stanzmaschinen und Anwurfspressen kam, und muß dann noch durch weitere Hände gehen um gehärtet zu werden. Namentlich die Feder verdankt ihr Dasein dem Zusammenwirken einer ähnlichen Menge von Arbeitern, von denen jeder natürlich wieder seinen Anteil an unseren zehn Pfennigen beansprucht.

Obwohl der von jedem dieser Arbeiter beanspruchte Anteil von dem Preise dieses Fläschchens Tinte ein winzig kleiner sein muß, so steht doch die Thatsache fest: aus unseren zehn Pfennigen werden sie alle bezahlt. „Die Menge bringt den Gewinn", ist der Wahlspruch der Industrie und der Grundsatz, welcher für ein Tausend Gros gilt, regelt in seinem Grade auch das einzelne Fläschchen in der Masse. Wie viele Gewinne können unsere zehn Pfennige gewährt haben? Wer vermag das zu sagen? Vom ersten bis zum letzten sehen wir hier, dort und überall die Arbeiter mittelbar und unmittelbar dabei beteiligt, daß unser Fläschchen Tinte hergestellt werden konnte. Was lernen wir daraus, meine jungen Freunde? Den Segen der Teilung der Arbeit, die Vorteile des allgemeinen Gewerbefleißes, des Handels. Dieses Fläschchen Tinte um zehn Pfennige gibt uns einen Begriff vom Werte der Industrie, von dem Nutzen unserer heutigen Zivilisation, welche darauf hinwirkt, uns alle unsere Lebensbedürfnisse billiger zu verschaffen, als dies früher der Fall war, und uns eine Menge Annehmlichkeiten und Behaglichkeiten zugänglich zu machen, welche unseren Vorfahren unbekannt oder unzugänglich waren. Dies unscheinbare Fläschchen Tinte hat uns gezeigt, wie im heutigen Leben alle Menschen und Stände wechselseitig aufeinander angewiesen sind und auf Einen großen Zweck hinarbeiten! —

Sieh! Der Regen ist vorüber, der Himmel hellt sich auf und lockt uns ins Freie. Wir schließen unser Fläschchen Tinte und schieben es als unnütz zurück. Unnütz? Nicht doch! Wir wollen es mitnehmen und ihm einen Ehrenplatz auf unserem Schreibtisch oder unserer Kommode geben, denn es verdient einige Berücksichtigung. Hat es uns nicht über ein halbes Stündchen hinüber geholfen, welches vielleicht langweilig gewesen wäre? Hat es uns nicht mancherlei gelehrt, woran wir seither nicht gedacht hatten, z. B. den Grundsatz von der Solidarität unserer allgemein menschlichen Interessen? Und haben wir unsererseits dadurch nicht auch einigen Gewinn aus unseren zehn Pfennigen gezogen? —

Aufsatzblüte

aus einem Aufsatze über das Thema: Der Wechsel alles Irdischen. „. . . Heute noch legt er sich fröhlich und guter Dinge in sein Bett, und morgen wacht er auf — als Leiche und ruft seinen Mitmenschen ein warnendes „Memento mori!" zu . . ."

Heiligtum der Dioskuren, Tempel des Apollo.
Grabmal des Eumides.
Altar des Herkules.

Statue des Pollux, genannt
Hüter der Schranken.

Platanistas.

Gymnasium.
Statue des Kastor, genannt
Hüter der Schranken.

Odeon.

Der Dromos in Sparta.

Das Turnwesen in Sparta.

Im ganzen Altgriechenland wurden die leiblichen Kraftübungen in hohen Ehren gehalten; bestanden doch die olympischen Spiele wesentlich daraus, nämlich aus Wettlauf, Ringen, Faustkampf, Scheibenwerfen, wohinzu erst später Reit- und Wagenkämpfe kamen. Und der Sieger in diesen Spielen genoß die höchste Auszeichnung, galt für einen Volkshelden, und es ist ja sogar der Wettläufer Korübus gewesen, der im Jahre 776 v. Chr. den Preis im Wettlauf zu Olympia davontrug, nach welchem von dieser Zeit an die Olympiaden gerechnet wurden, das heißt nach Zeitfristen der Wettsiege bei jenen großen griechischen Volksfesten. Der Wettlauf war damals noch der einzige dort ausgeschriebene Preiskampf, und es blieb auch Sitte, bloß die Sieger dieses Kampfes — und auch Knaben konnten es werden — aufzuzeichnen und ihn für den ehrenvollsten zu halten. Die Kraft schneller Füße war den Griechen ein Zeichen kriegsgewandter Behendigkeit; denn dies in allen Leibesübungen von Kindesbeinen an sich herumtummelnde Volk wußte jedweden Teil des Menschenkörpers nach seinem eigentlichen Wert für die Mannkraft zu würdigen. Darum führt der Tapferste aller Hellenen und das Muster freier und mutiger Heldenrüstigkeit, Achilleus, die gewöhnliche Bezeichnung bei Homer: „der fußstarke".

Auf diesen Zweck, die Manneskraft zu üben und zu heben, war im besonderen die Erziehung der Jugend in Sparta berechnet, wo Abhärtung und Vorbereitung zum Kriege ja allen Bürgern zum obersten Gesetz gemacht worden. Vom siebenten Jahre an waren die spartanischen Knaben unter öffentliche Aufsicht gestellt und wurden in Turnkünsten, Gewöhnung an Gehorsam und Ausdauer in Beschwerden geübt. Daher denn auch für die Turnübungen die Plätze förmlich geweiht waren durch prächtige und umfängliche Bauten, Bildsäulen und Denkmäler, so die Rennbahn für Läufer oder der Dromos, der mit Platanen besetzte und mit einem Graben umgebene Ringplatz, und außerhalb der Stadt der Hippodromos für Reit- und Wagenrennen.

Wie euch, liebe Kameraden, unsere Illustration zeigt, befanden sich dicht bei dem Dromos in Sparta das Gymnasium, was wir Turnschule nennen möchten, sowie das Odeon, die Singhalle. Ebenso auf der anderen Seite des länglichen Rennplatzes das Grabmal des Eumides und der Tempel des Apollo, ferner ein Tempel für die Dioskuren Kastor und Pollux, deren Bildsäulen mit Rossen zur Seite die Einfassung der Bahn schmückten. Apollo, auch Pallas, Kastor und Pollux, Achilles, galten insgesamt als obenanstehende Turnhelden und Schutzgeister der edlen Gymnastik, und Herkules, der angebliche Stifter der olympischen Kampfspiele, entbehrte als Hauptheld aller Leibesübungen auf einer ihr geweihten Stätte ebenfalls nicht eines Altars und einer Bildsäule.

Entsprechend dem olympischen Stadium, war die Rennbahn in Sparta, welche von der etwas erhöhten, halbkreisförmigen Richterschranke auslief und dahin nach einer Biegung an ihrer Hälfte wieder zurückführte, von 625 römischen Fuß Länge und aus gestampftem Sand hergestellt. Von der Bildsäule des Pollux an unternahmen die Knaben unter Aufsicht und beim Zeichen der Vorsteher ihren Wettlauf und endigten ihn bei der Bildsäule des Kastor, wo die Vorsteher sie empfingen und ihr Urtheil abgaben, den Sieger bezeichneten. Bürger sahen gern solchem Schauspiel zu, die Väter der Schüler, die sich da in der Schnellkraft ihrer Beine zeigten. Bei dieser Uebung, die sich nicht auf einmaliges Abrennen der Bahn beschränkte, sondern vielmals wiederholt wurde, waren die Knaben nackt, denn eine Verordnung bestand, wonach in Olympia die Wettläufe nur bei unbekleidetem Körper stattfinden durften, und danach richtete man sich auf allen Dromos der verschiedenen griechischen Städte. Führte doch der sechzehnjährige Sophokles auch unbekleidet den Reigentanz der jungen Mannschaft auf, der zur Siegesfeier der Schlacht von Salamis gehalten wurde. In dem Eifer, es im Wettrennen zur höchsten Leistung bringen zu können, gingen manche so weit, daß sie sich die Milz auszutrocknen suchten, indem sie Schachthalm aßen; ebenso fehlte es bei den Uebenden nicht an eng schnürenden Gürteln, auch unter deutschen Fuhrleuten und Reitern üblich, um bei leerem Magen durch das Fahren und Reiten nicht allzuviel Luft einzuatmen, sogenannte Schmacht- oder Hungerriemen. Es war ja nicht nur eine Anstrengung der Füße und daneben natürlich der Brust, die Rennen auszuführen, sondern sie wurde noch dadurch erhöht, daß der Läufer im Sande waten mußte oder auf unebenem Boden, auch auf geglättetem sich zu bewähren hatte.

Zum Behuf des Springens, was mit dem Rennen in nächstem Zusammenhang stand, wurden oft Gräben und Senkungen bis zu 50 Fuß Breite oder Tiefe hergerichtet, über die man hinüber oder in die hinab man sich schwingen mußte. Auch nach oben zu springen wurde als eine unerläßliche Geschicklichkeit zugemutet. Diese beiden Aufgaben wußte man auch noch durch den beiden Händen anhangende Gewichte von immer sich steigernder Stärke willkürlich zu erschweren. Andere Spiele waren der Diskus oder Scheibenwurf. Eine bald linsenförmig gewölbte, bald gleichmäßig dichte Rundscheibe aus Stein oder Metall, von einer Schwere, wie sie heute die stärksten Turner kaum aufzuheben, geschweige denn fortzuschleudern sich getrauen dürften, wurde mittels eines durch ein Loch in der Mitte hindurchgezogenen Riemens von unten hinauf in erstaunenswürdige Entfernungen fortgesendet. Unstreitig die ernsthafteste und bedenklichste aller dieser Kraftproben wurde im Faustkampf abgelegt. Auch dazu hielt man schon die Knaben an. Was endlich die Ringkämpfe betraf, so kam hierbei oft mehr Geschicklichkeit und List, als körperliche Kraft in Betracht. Für diese Spiele war ein ebener, weicher, nachgiebiger Erdboden ausgewählt, ja sogar ein schlammiger. Die Ringer salbten sich vor ihren Angriffen mit Olivenöl oder auch mit einer Salbe, Ceroma genannt. Dann bewarfen sie sich mit dem Staube der Ringschule, wofür ein gesonderter Staubplatz vorhanden war, in dem sie gelegentlich sich auch mit dem ganzen Körper wälzten. Dies geschah, um beim Zugreifen doch etwas festen Halt am Körper des Gegners zu finden.

Welch eine hohe Bedeutung diesen körperlichen Leistungen gegeben war, erhellt schon daraus, daß die Helden Homers die Leichenfeier des Patroklus mit sämtlichen Spielen der Gymnastik begingen. Solche Leichenspiele, als die würdigste Verherrlichung, mit welcher man das Andenken tapferer Männer den Nachlebenden empfehlen konnte, zeigen sich daher auch als die unmittelbarste Veranlassung, der-

gleichen Künste emporzubringen. Der Mann sollte durch das Edelste, was er hat, seinen Männerwert, versinnbildlicht werden.

Alle vier Jahre fanden die olympischen Spiele statt, wohin sich zahlloses Volk aus allen Teilen Griechenlands und aus Kleinasien begab. Wer da um einen Preis sich bewerben wollte, wie er für besondere Turnleistungen erteilt wurde, der hatte zehn Monate vorher sich bei den Hellanodiken, den Hellenenrichtern, zu stellen, welche die Aufsicht über die Spiele in Olympia hatten. Der Wettrenner zu Fuß mußte daselbst die Bahn von 625 Schuh Länge zwölfmal durchlaufen. Jeder Tag der Olympien begann mit den Knabenspielen, die ganz mit demselben Ernst und nach denselben Regeln behandelt wurden, wie die Männerkämpfe. Der Dichter Pindar hat Knaben genug, die sich in diesen Spielen auszeichneten, in seinen Liedern verherrlicht und ihnen ausdrückliche Preisgesänge gewidmet. In der 37. Olympiade ward der erste Sieg eines Knaben im Lauf und eines anderen im Ringen erkämpft, während bis dahin lediglich Erwachsene den Kampfraum betreten hatten. Pausanias erzählt auch, daß in der 38. Olympiade ein Fünfkampf der Knaben vor sich ging, den man später jedoch nicht wieder zugelassen habe.

Der Sieger im Kampfspiel erhielt einen grünen Oelkranz, und durch einen Herold wurde dies laut der ungeheuren Menschenmasse verkündigt, die darauf mit nicht endenwollenden Beifallsrufen antwortete. Er lebe! Er lebe! war schon im Altertum der Ausdruck für solche Freudenbezeigung. Damit war aber die Ehrenbezeigung für einen Olympiasieger noch nicht erschöpft. Alle erdenkliche Teilnahme, Beglückwünschung, Verehrung wurden ihm an Ort und Stelle erwiesen. Gleich am Tage, da er seinen Kranz gewonnen, ward er von den Seinigen und seinen näheren Landsleuten in festlichem Pompe umhergeführt und hatte vor allen Dingen dem Geber des Sieges, dem olympischen Zeus, am großen Altar ein Dankopfer zu bringen, sowie es sich von selbst verstand, daß er bei den Schlußopfern der ganzen Feier und den dabei beobachteten Herkömmlichkeiten eine Hauptrolle spielte. Aber eine die olympischen Festherrlichkeiten wo möglich noch überbietende Einholungsfeier ward ihm in der Heimat bereitet. Die ganze Stadt zog ihm entgegen zu Fuß, zu Roß, zu Wagen. Seinem Einzuge folgte ein festliches Mahl nach dem anderen, Dichter feierten seinen Namen. Wer dreimal den nämlichen Olympiasieg davongetragen hatte, der durfte ein Bildnis von sich anfertigen lassen und in Olympia aufstellen. Die Kosten solcher Ehre trug meist der Staat, aus welchem der Sieger stammte; denn auch an Geldfreigebigkeit, wenn ein solcher an sich ohne Mittel war, ließ man es nicht fehlen. Knabenstatuen wurden gewöhnlich von den Eltern bestritten.

Das war damals wohl eine schöne Turnerei!

Der Geist der Llano estakata.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

Wir reiten voran bis zu unserer Murding-Bowl, wo wir sicher einen unserer Posten finden, der die Kameraden herbeiholt. Dann bekommen wir die Kerls ganz sicher, auch Old Shatterhand und alle, welche bei ihm sind. Jetzt aber dürfen wir uns nicht länger verweilen, sonst wird ihr Mißtrauen größer. Mein Hut ist voller Früchte."

„Der meinige auch."

„So komm!"

Sie gingen; aber noch vor ihnen huschte Winnetou fort. Jedes Geräusch vermeidend, schlug er einen Bogen, erreichte glücklich das Feuer, setzte sich, wie bereits erwähnt an demselben nieder, und so war der Gedanke, belauscht worden zu sein, geradezu eine Unmöglichkeit für sie. Sie begannen die Kaktusfeigen zu verteilen. Alle nahmen davon, nur Winnetou nicht. Er wies die Früchte mit den Worten zurück:

„Der Häuptling der Apachen genießt nichts, was von der Pflanze des Sumach kommt."

„Sumach?" fragte Emilio Cortejo verwundert. „Kennt Winnetou denn die Kaktusfeigen nicht?"

„Er kennt alle Pflanzen und deren Früchte."

„Und doch verwechselt er den Kaktus mit dem Giftsumach, was doch eigentlich ganz unmöglich ist!"

„Winnetou kennt keine Verwechselung. Er gibt diesen Früchten den Namen des Sumach, weil sie giftig sind."

„Giftig? Warum sollen sie jetzt plötzlich schädlich sein, was sie vorher doch nicht waren?"

„Weil sie sich in Händen befunden haben, welche Unglück und Tod zu spenden pflegen."

Er sagte diese Worte, welche eine schwere Beleidigung enthielten, so ruhig, als ob es sich um einen ganz gewöhnlichen Ausspruch handle.

„Ascuas!" rief Carlos Cortejo. „Sollen wir uns das gefallen lassen? Ich verlange, daß diese Worte zurückgenommen werden."

„Winnetou spricht stets nur solche Worte, welche er vorher genau überlegt hat. Er hat noch nie ein Wort bereut und wird auch jetzt keins zurücknehmen."

„Aber wir sind beleidigt!"

„Pshaw!"

Der Apache machte bei diesen Worten eine wegwerfende Armbewegung. Es lag in dem Worte ebenso wie in der Bewegung eine so ausgesprochene Sorglosigkeit, ein solcher Ausdruck des Selbstbewußtseins, daß die beiden es für geraten hielten, zu schweigen. Selbst wenn der Häuptling sich ganz allein ihnen gegenüber befunden hätte, wären sie nicht geneigt gewesen, sich in einen offenen Kampf mit ihm einzulassen. Hier nun waren noch andere zugegen, die sich jedenfalls auf die Seite des Apachen stellen würden. Aus diesem Grunde meinte Emilio in beruhigendem Tone zu seinem Bruder:

„Sei still! Wozu Uneinigkeit! Die Worte eines Indianers darf man nicht auf die Goldwage legen."

„Hast recht. Wollen um des Friedens willen annehmen, als ob sie nicht gesprochen worden seien!"

Winnetou sagte nichts dazu. Er legte sich lang in das Gras, schloß die Augen und gab sich den Anschein, als ob er zu schlafen beabsichtige.

Diese kurze Szene hatte, obgleich sie nun beigelegt zu sein schien, einen beunruhigenden Eindruck auf die anderen gemacht. Wenn Winnetou solche Worte sprach, so hatte er sicherlich Böses von den beiden erlauscht. Was hatten sie vor? Er sagte nichts davon. Das war ein Beweis, daß wenigstens für jetzt nichts Feindseliges von ihnen zu erwarten sei. Das bereits vor-

handene Mißtrauen hatte sich aber doch vergrößert, und die ganz natürliche Folge davon war, daß niemand die Neigung zeigte, wieder ein Gespräch anzuknüpfen. Es trat ein Schweigen ein, welches ebenso beredt war, als wenn man sich über den Argwohn ausgesprochen hätte.

Der Bärenjäger und sein Sohn folgten dem Beispiele Winnetous, indem sie sich auch niederlegten, und die anderen thaten dann dasselbe.

Nach kurzer Zeit hatte es infolgedessen den Anschein, als ob alle schliefen. Das war aber keineswegs der Fall. Die beiden Mexikaner wurden durch das, was sie planten, abgehalten zu schlafen, und die anderen Weißen blieben infolge ihres Mißtrauens wach.

So verging wohl über eine halbe Stunde.

Die Männer hätten, selbst wenn unter ihnen die Entfremdung nicht eingetreten wäre, doch nicht zu schlafen vermocht. Die Spannung, in welcher sich die Atmosphäre befand, war fühlbar gewachsen. Es ging ein leises, kaum hörbares Knistern durch die Büsche. Es hatte sich ein sanfter Wind erhoben, welcher nach und nach stärker wurde und die Zweige bewegte, so daß sie sich gegenseitig berührten. Es war, als ob dabei kleine, kaum sichtbare Fünkchen an den höchsten Spitzen der Aeste übersprängen.

Und jetzt richteten sich plötzlich alle auf, es war ein Ton erklungen, ein ganz eigenartiger Ton, wie von einer Glocke, welche hoch, hoch über ihnen angeschlagen worden sei. Er hielt wohl eine halbe Minute nach, senkte sich, immer mehr anschwellend, auf die Büsche nieder und war dann über dem Wasser verklungen.

„Was war das?" fragte Ben. „Es gibt doch hier keine Kirchen mit Glocken! Wenn ich nicht wüßte, daß — — —"

Er hielt inne. Ein zweiter Ton erklang höher als der erstere. Es war, als ob er aus einer mächtigen Posaune geblasen werde. Er schwoll langsam an, wieder ab und verhauchte in einem Diminuendo, welches selbst ein Posaunenvirtuos nicht fertig gebracht hätte.

„Das ist Yalteh yuavh-kai, die Stimme des singenden Thales," erklärte der Häuptling der Apachen.

„Das ist's, also das!" sagte der Bärenjäger. „Horch!"

Es ging wie ein leiser Seufzer durch die Luft. Dieser Seufzer wurde zum bestimmten Tone von außerordentlicher Reinheit. Er hatte die Klangfarbe der achtfüßigen Prinzipalpfeife einer Orgel, hielt eine Weile aus, und dann erklang über ihm ein zweiter, sanfterer Ton, welcher noch aushielt, als der erstere nicht mehr zu hören war.

Diese Schallerscheinung war ganz sonderbarer Art. Es konnte einem dabei grauen, und doch war sie von einer Erhabenheit, welche das Gemüt ergriff. Es

Diskobolos im Wurf.
Statue im Palast Massimi in Rom.

war, als ob ein unsichtbarer, riesenhafter Bläser sein Instrument probiere, aber freilich ein Instrument, welches in keiner Orchestrologie verzeichnet ist.

Still lauschten die Männer, ob das Phänomen sich wiederholen werde. Und wirklich, es strich ein fühlbarer Luftzug über und durch das Buschwerk und brachte eine ganze Reihe von Tönen getragen, welche sich schnell folgten und in außerordentlicher Reinheit miteinander harmonierten. Sie waren von verschiedener Zeitdauer. Die tieferen hatten eine größere Länge und bildeten mit den höheren, schneller verklingenden eine Harmoniefolge, welche stets aus denselben Tönen der natürlichen Tonleiter bestand, aber in den verschiedensten Umkehrungen des Dreiklanges, Sept- und Nonakkordes.

Es gab nichts, was man mit diesen Klängen in einen Vergleich stellen konnte. Kein bekanntes Instrument konnte Töne von dieser erhabenen Majestät erzeugen, zu denen sich andere gesellten, welche der zartesten Kehle, den sanftesten Lippen zu entstammen schienen.

Bald klang es im tiefsten Majestoso, wie aus einer sechzehn- oder gar zweiunddreißigfüßigen Orgelpfeife; darüber hinweg schwebte es hoch, mild und klar wie eine Vox humana oder Aeoline, und zwischen diesen beiden wechselten in verschiedener Höhe und ergreifendem Ausdrucke die Stimmen des Kornett, der Posaune, der Gambe, des Akkordion ab. Bald klang es offen und hell, bald in leisem Gedackt, und doch sind alle diese Kunstbezeichnungen nicht im stande, einen Begriff von der Natur, Farbe und Wirkung dieser Töne zu geben, welche das ganze Thal erfüllten und bald, wie zu einem tiefen, schmalen Strome vereint, hoch über demselben hinfluteten.

Die Lauschenden wagten nicht zu sprechen. Selbst die beiden gewissenlosen Mexikaner fühlten sich gepackt. Sie befanden sich unter der mächtigen Domeskuppel des Himmels, welchen die umstehenden, gerade aufragenden Felsen zu tragen schienen. Von einem unsichtbaren Orgelchore erklangen Töne, jetzt wie Donner-, dann wieder wie Engelsstimmen, hier wie der tiefe, grollende Ruf der Brandung, dort wie Sphärentöne in einer besseren und reineren Welt entstanden. Selbst das roheste Gemüt hätte sich eines heiligen Schauderns nicht zu erwehren vermocht.

Und dazu trat jetzt eine andere Erscheinung, welche nicht mit dem Ohre, sondern mit dem Auge wahrgenommen wurde.

Es war, als ob der Himmel höher, entfernter geworden sei. Die wenigen Sterne, welche an demselben standen, schienen kleiner als sonst zu sein. An diesem Himmel, da wo er südwärts scheinbar auf dem Felsen ruhte, erschien jetzt plötzlich eine hellgelb strahlende Scheibe von der Größe des Vollmondes. Ihr Umfang war zunächst scharf abgegrenzt. Sie bewegte sich, scheinbar langsam und nicht

bogenförmig über den Himmel hin, sondern sie schien aus der Sternenwelt hervorzubrechen und in schnurgerader Richtung und immer größer werdender Geschwindigkeit gerade auf das Thal loszukommen.

Je weiter sie sich näherte, desto mehr vergrößerte sie sich und desto deutlicher war zu sehen, daß es nicht eine flache Scheibe, sondern eine volle Kugel war.

Die Umrisse derselben verloren ihre Schärfe; es brachen blitzförmige, zuckende Strahlen hervor, und es bildete sich ein Schweif, welcher bei weitem heller und lebhafter als derjenige eines Kometen leuchtete.

Die Kugel selbst war nicht mehr gelb allein. Sie schien aus flüssigem Feuer zu bestehen, dessen bewegte Glut in allen möglichen Farben funkelte und sprühte. Man sah, daß sie sich um ihre eigene Achse bewegte, oder wenigstens gaben die wirbelnden Farben ihr diesen Anschein. Ihre Schnelligkeit nahm wirklich furchterweckend zu. Dann war es, als ob sie einige Augenblicke lang im Fluge innehalte, gerade hoch über der Mitte des Thales. Dann that es einen Krach, als würden mehrere Kanonen zu gleicher Zeit losgeschossen; die Kugel zerplatzte in unzählige Stücke, welche im Niederfall ihr Licht verloren; der Schweif war noch einige Sekunden lang zu sehen; in dem kleinen Weiher that es einen Schlag, und das Wasser desselben spritzte hoch auf, als ob etwas Schweres aus mehr als Turmeshöhe hineingeworfen worden sei. Die Männer wurden mit Wasser überspritzt.

Nun war das Firmament wieder dunkel wie vorher; man sah die Sterne wieder wie verschwindend kleine Punkte, doch ein voller, gewaltiger Ton, welcher aus mehreren übereinanderliegenden Oktaven bestand, brauste unisono über die Köpfe der erschrockenen Männer hin.

Nur Winnetou hatte auch jetzt seine gewohnte Ruhe beibehalten; es gab eben kein Ereignis, welches ihm dieselbe rauben konnte.

„Ku-begay, die Feuerkugel," sagte er. „Der große Manitou hat sie vom Himmel geworfen und auf die Erde geschmettert."

„Eine Feuerkugel?" fragte Blount. „Ja, es sah wie eine Kugel aus. Aber habt Ihr den Schwanz gesehen? Es war ein Drache; es war der Teufel, der böse Geist, welcher um Mitternacht sein Wesen treibt."

„Pshaw!" antwortete der Apache, indem er sich von dem abergläubischen Manne abwandte.

„Ja, das war der Drache!" stimmte Porter seinem Gefährten bei. „Ich habe ihn noch nie gesehen, aber ich hörte andere von ihm erzählen. Meine Großmutter hat ihn in die Feuereſſe des Nachbars fahren sehen, welcher den Teufel hatte und ihm für Geld seine Seele verschrieb."

„Laßt Euch nicht auslachen, Sir!" sagte der Bärenjäger. „Wir leben doch nicht mehr im dunklen Mittelalter, in welchem man noch an Drachen und Gespenster glaubte, oder in welchem vielmehr den Dummen dieser Glaube beigebracht wurde, damit die Klugen ihre Ernte dabei fänden."

„Was es damals gegeben hat, gibt es auch jetzt noch! Oder wollt Ihr klüger sein als ich?" fragte Porter scharf.

„Pah! Ich bilde mir auf meine Klugheit gar nichts ein. Früher hielt man alle die Erscheinungen, welche man sich nicht zu erklären vermochte, für Teufelswerk. Jetzt aber ist, gottlob, die Wissenschaft so weit vorgeschritten, daß sie des Beelzebubs und seiner berühmten Großmutter sehr wohl entbehren kann."

„Ach so! Ihr gehört wohl auch zu diesen Aufgeklärten und sogenannten Gelehrten?"

„Ich bin nicht gelehrt; aber daß eine Feuerkugel kein Teufel ist, das weiß ich doch."

„Nun, was ist sie denn sonst?"

„Nichts als ein kleiner, brennender, entweder im Entstehen oder im Vergehen begriffener Himmelskörper, welcher auf seiner Bahn der Erde so nahe gekommen ist, daß er von derselben angezogen und auf sie herabgerissen wird."

„Ein Himmelskörper? Also ein Stern?"

„Ja."

„Welcher Dummkopf hat Euch das denn weiß gemacht?"

„Einer, dem das Wort Dummkopf in das Gesicht zu werfen Ihr wohl nicht wagen würdet, nämlich Old Shatterhand."

„Der? Ist das wahr?

„Jawohl! Wenn wir des Abends am Lagerfeuer saßen, haben wir uns sehr oft über solche scheinbar unerklärliche Dinge und Erscheinungen unterhalten, und er hat für alles eine ganz natürliche Erläuterung gehabt. Wenn Ihr klüger sein wollt, als dieser Mann, so habe ich nichts dagegen. Habt Ihr denn nicht gehört, daß hier etwas in das Wasser gefallen ist?"

„Gehört, gesehen und auch gefühlt. Wir sind ja alle naß geworden."

„So ist also, wenn Eure Ansicht richtig wäre, der Teufel hier in den Teich gestürzt, und da wir vergessen haben, ihn herauszuziehen, so ist er jedenfalls ertrunken."

„Der ersäuft natürlich nicht. Er ist gleich hinunter in die Hölle gefahren."

„So kann er sich dort am Feuer trocknen, nachdem er hier naß geworden ist, damit er sich nicht gar erkältet und einen Schnupfen bekommt. Könnten wir das Wasser entfernen, so würden wir ein Loch im Boden sehen, in welchem der Aerolith steckt, ein Stück des Meteorsteines, aus welchem die Feuerkugel bestanden hat."

„Ein Stein? Hm! Der hätte uns ja erschlagen können!"

„Allerdings. Es ist ein Glück für uns, daß er ins Wasser fiel."

„Ich will nicht mit Euch streiten; aber hat Euch Old Shatterhand vielleicht auch die Töne erklärt, welche wir vorhin hörten?"

„Vom Yuavh-kai haben wir nicht gesprochen; aber ich entsinne mich jetzt, daß er von dem bekannten Sackbut-Paß gesprochen hat, welcher droben in den Rattlesnake-Bergen liegt. Wenn der Wind in gerader Richtung durch die so enge, tief eingeschnittene Schlucht bläst, so sind Töne zu hören, welche wie von einer Posaune klingen. Der Hohlweg ist das Instrument und der Wind der Musikant."

(Fortsetzung folgt.)

Nimm vom Flügel

des Schmetterlinges, der dort von Blume zu Blume gaukelt und die glanzvollen Augen seiner Schwingen im Sonnenlichte spielen läßt, ein Staubkörnchen, so klein, daß es das unbewaffnete Auge kaum wahrnimmt und von seiner Farbe nur ein schmutziges trübes Grau oder Braun, von seiner Gestalt nichts bemerkt — lege es unter das Mikroskop, und der schmutzige gestaltlose Staub erscheint dir als zierliche Schuppe oder wenn du willst als Federchen von so schöner Regelmäßigkeit und so prachtvollem Farbenschimmer wie nur immer die Feder eines Kolibri. Und nun ermiß, wie viele Millionen solcher Schuppen oder Federchen ineinander greifen müssen, um nur die Augenflecken eines einzigen Schmetterlingsflügels zu bilden und sinke in anbetender Demut zusammen vor dem unerforschlichen großen Werkmeister der Welt, der auch in das Kleinste und Unscheinbarste den Abglanz seiner Unendlichkeit gelegt hat!

Wannenspringen.

Ein Bewegungsspiel im Freien.

Wir saßen unter den Bäumen eines ländlichen Kaffeehauses. Auf Feld und Heide glühte die Sonne eines heißen Sommertages, aber unter den Buchen war's schattig und kühl. Das Klingen und Singen der Insekten füllte die Luft; grüngoldene Lichter fielen durch die Zweiglücken der Buchen und lagen wie feurige Kugeln auf dem grünen Rasenplatze; im Garten glänzten buntfarbige Sommerblumen, rote und gelbe, dicke und runde, wie sie der Landmann in seinem derben Geschmacke liebt. Wir sprachen nicht viel, sondern ließen die Blicke träumerisch durch den stillen Garten schweifen, bis sie zu dem Völklein bunter Hühner zurückkehrten, das dicht vor unseren Füßen in dem Rasen scharrte und pickte.

Da wurden in der Ferne Stimmen laut, viele Stimmen und frische jugendliche Stimmen dazu. Sie sangen ein Lied. Was war's für ein Text? Wir lauschten angestrengt. Die Stimmen kamen näher und näher:

„Das ist" —

„Das ist Lützows wilde verwegene Jagd, Hurra!" erklang es zwischen den Büschen und im nächsten Augenblicke ergoß sich eine Schar von munteren, in helle Turnanzüge gekleideten Knaben in den Garten. Und hinter ihnen tauchte ein gelber Strohhut auf, die Turnmützen um mehr als Hauptesläuge überragend; unter dem Strohhute funkelten ein Paar Brillengläser, ein blonder Vollbart wurde sichtbar und ein bekanntes Gesicht grüßte freundlich zu uns herüber. Oberlehrer Müller war es, der mit seiner Klasse einen „Exitus" gemacht hatte.

Nun entwickelte sich auf dem Rasen nnter den Buchen ein buntbewegtes Bild, ein fröhliches Leben und Treiben. Die Tische wurden von den geschäftig herbeigeeilten Bauersleuten durch aufgelegte Wagenbretter und Fensterladen vergrößert, und einen gewaltigen Jubel der munteren Jugend erregte es, als zwei Schüler — der lange Peters, zubenannt „der Goliath", und der starke Deichmann, zubenannt „Monsieur Herkules" — mit dem aus den Angeln gehobenen halben Scheunenthorflügel anmarschiert kamen. Das gab allein einen Tisch für mindestens zwanzig Mann! Die vorhandenen Bänke wurden mit einer Geschwindigkeit „von Null Komma fünf" dadurch vermehrt, daß man auf leere Ankerfäßchen Bretter legte. Bald saß die ganze fröhliche Schar wohlgeordnet um die Tische, und nachdem der Herr Oberlehrer, dem ein „Senat" von vier Schülern zur Seite stand, dem ländlichen Philemon und seiner Baucis die nötigen Aufträge bezüglich der Verpflegung gegeben hatte, wurde im Hinblick auf die schattigen Buchen das schöne Lied gesungen:

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?

Wir stummen Zuhörer meinten, das Lied habe noch niemals so mächtig zu unserm Herzen gesprochen, als diesmal. Andere Lieder folgten. Es war ein genußreiches Waldkonzert, das indes ein plötzliches „Finale" erreichte, als der „Senat" aus der ländlichen Küche tretend, verkündete, der Kaffee sei fertig. Jetzt entwickelte sich ein Bild, das lebhaft an jene Strophen erinnerte, worin die gemütvolle, westfälische Dichterin Annette v. Droste-Hülshoff eine Bauernhochzeit schildert:

Nun ein schallend Vivat bricht
In dem Schwarme aus,
Wo sogar die Tiere nicht
Weigern den Applaus:
Ja, wie an der Krippe fein
Brüllen Ochs und Eselein
Ueber'n Trog hinaus.

Alle Frauen, schweißbedeckt,
Junge Mägd' im Lauf,
Spenden, was der Korb verdeckt,
Reihen ab und auf.
Sieben Tische kann man sehn,
Sieben Kaffeekessel stehn
Breit und glänzend drauf.

— — — — —

Was an Kaffee und Butterbroten verzehrt wurde, haben wir nicht gesehen, oder vielmehr nicht sehen wollen, denn es verstößt gegen die gute Sitte, essenden Leuten unablässig nach dem Munde zu blicken. Aber Hekatomben von Butterbroten werden's wohl gewesen sein, die hier geopfert wurden — wenigstens wurden Hekatomben aus dem ländlichen Wirtshause hinausgetragen, und als wir später unsere Blicke über die verlassenen Tische schweifen ließen, war dort nicht mal eine Rinde mehr zu entdecken!

Nach dem Kaffee war nämlich die ganze Schar hinaus auf die nahe Heide geeilt, um dort zu spielen. Das Jubeln, Lachen und Händeklatschen, welches in den nun wieder stillen Garten herübertönte, verlockte meinen Freund und mich, der munteren Jugend zu folgen, um zu sehen, was sie denn so Fröhliches treibe. Als wir auf die Heide traten, mußte gerade ein Spiel zu Ende sein, denn wir sahen die Knaben in lebhafter Beratung um den Lehrer gedrängt. Endlich ertönte es vielstimmig aus dem Kreise: „Wannenspringen!

„— Das Wassernäpfchen flog in die Höhe und goß seinen kühlen Inhalt auf das fuchsige Haupt des ungeschickten Springers —"

Wannenspringen!" und da der Kreis sich alsbald auflöste, schlossen wir, daß das Spiel angenommen sei. Wir lehnten uns an eine stämmige Kiefer und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Drei der Knaben begaben sich hurtigen Laufes nach dem ländlichen Wirtshause; schon nach wenigen Minuten kehrten sie zurück; zwei trugen zwischen sich eine „Wanne", wie man in Westfalen ein großes, muschelförmiges, aus Weiden geflochtenes Gerät bezeichnet, worin der Landmann das eingeschüttete Getreide durch einfaches Auf- und Niederwerfen von Staub und Unrat säubert; der dritte Knabe trug einen Eimer mit Wasser, worauf ein hölzernes Näpfchen schwamm. Die drei Träger wurden von ihren Mitschülern mit lautem Hurra begrüßt. Dann setzten sie die Wanne auf die Erde nieder, füllten das hölzerne Näpfchen aus dem Eimer mit Wasser und stellten es auf den vorderen, etwas flachen Rand der Wanne. Der Eimer wurde ganz beiseite gestellt. Hierauf ordneten sich die Schüler in langer Reihe hintereinander, und zwar in kurzer Entfernung von der Wanne; das Gesicht der Spieler war der vorderen Kante der Wanne, wo das Wassernäpfchen stand, zugekehrt; die hintere, mehr gewölbte Kante der Wanne blickte auf die freie Heide hinaus. Wir Zuschauer begriffen schon, was da werden sollte: die Spieler wollten, einer nach dem anderen, über die Wanne hinwegspringen; wer zu kurz sprang, trat auf die hintere Kante der Wanne; dadurch kippte die Wanne um, das Wassernäpfchen flog in die Höhe und schüttete seinen Inhalt auf den ungeschickten Springer. Da die Knaben alle Turnanzüge trugen, die „was vertragen" konnten und da zugleich die heiße Sommersonne brannte, so konnte die kalte Douche weder den Kleidern, noch der Gesundheit nennenswerten oder dauernden Nachteil bringen.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen, gab der Lehrer das Zeichen zum Anfang des Spieles.

Ein schlanker hochbeiniger Knabe, mit gebräuntem Gesicht und schwarzem Kraushaar, war der erste, welcher einen Anlauf nahm und — elegant über die Wanne hinwegsprang. „Der schnellfüßige Achill hat seine Sache gut gemacht!" hörten wir die anderen sagen. Der Umstand, daß der Springer jenen Spitznamen führte, verriet uns, daß er vom Turnplatze her ein Meister im Laufen und Springen sein mußte.

Ein zweiter Knabe, kleiner und dicker, mit rotem Gesicht und flachsblonden Haaren, nahm seinen Anlauf. „Karl der Dicke wird hereinplumpsen," hörten wir die anderen sich zuraunen. Aber nein, der Dicke kam glücklich hinüber und blickte sich triumphierend nach seinen Mitschülern um.

Der dritte Springer, welcher rannte wie ein junges Fohlen, kam ebenfalls glücklich hinüber, doch stolperte er, von der Wucht des Sprunges fortgerissen, und fiel auf die Nase, was ein homerisches Gelächter der übrigen erregte.

Der vierte Springer erregte schon, bevor er den Anlauf nahm, einen allgemeinen Jubel, denn der Junge war offenbar der kleinste Kerl der Klasse. „Alloh, Pippin der Kleine, mach' voran!" riefen ihm die Mitschüler zu und stießen den Zögernden in den Rücken. Pippin der Kleine setzte seine kleinen Beinchen in Bewegung — alles reckte gespannt den Hals, um Pippin hereinfallen zu sehen. Pippin lief, daß es eine Freude anzusehen war, die kleinen Beinchen zappelten förmlich in der Luft. Jetzt näherte er sich der Wanne, jetzt holte er zum Sprunge aus, jetzt — ein allgemeines „Ah!" der Enttäuschung erfüllte die Luft, und Lachen und Pfeifen zugleich wurde hörbar — — denn Pippin der Kleine hatte plötzlich vor der Wanne gestutzt und war, statt zu springen, um das gefährliche Ding herumgelaufen. „Das gilt nicht! Das gilt nicht! Pippin muß springen!" riefen dem Kleinen seine Mitschüler zu. „Das nennt man Geistesgegenwart!" antwortete ihnen Pippin und machte sich lachend aus dem Staube.

Das Spiel nahm seinen Fortgang.

Der fünfte, der sechste Springer kam glücklich hinüber. Numero sieben stolperte, noch bevor er den Sprung that, und küßte die mütterliche Erde.

Nun kam Numero acht: ein großer, stämmiger Bursche, der eher in ein Kürassierregiment, als in die Untersekunda eines Gymnasiums gepaßt hätte. „Still, still, der Peter in der Fremde will springen!" hieß es unter den Mitschülern. Peter rannte los, pustend und keuchend wie eine Lokomotive; Gras und Erde flog unter seinen Absätzen in die Luft. Jetzt war Peter vor der Wanne angelangt, jetzt duckte sich der große Bursche möglichst klein zusammen und jetzt sprang er — auf die hintere Kante der Wanne! Die Wanne kippte um, das Wassernäpfchen flog in die Höhe und goß seinen kühlen Inhalt auf das fuchsige Haupt des ungeschickten Springers. Ein schallendes „Bravo!" der Zuschauer begrüßte dieses komische Ereignis; Gelächter und Händeklatschen erfüllte die Luft. Peter in der Fremde schlich sich triefend davon und rieb sich mit seinen großen Händen die Wasserrinnsale von den Kleidern.

Das hölzerne Näpfchen wurde wieder aus dem Eimer gefüllt und auf die vordere Kante der Wanne gestellt. Das Spiel nahm seinen Fortgang. Dem unglücklichen Springer Peter folgten so lange glücklichere, bis mal wieder ein ungeschickter kam und das Gelächter der Zuschauer entfesselte. Man vergnügte sich köstlich — und einer von den beiden erwachsenen Zuschauern, die am Kiefernstamme lehnten, dachte: „Dies Wannenspringen willst du den Lesern des ‚Guten Kameraden' schildern, vielleicht daß sie das amüsante Spiel gelegentlich einmal nachmachen."

Daß ich meinen Vorsatz gehalten habe, bezeugen die vorstehenden Zeilen.

Auch ein Geschichtsfälscher.

Ein Gymnasiallehrer hatte vor nicht allzu langer Zeit seinen Schülern die Sage vom König Kodrus und dessen Opfertod als Thema einer Schularbeit gegeben. Bei der Korrektur fiel ihm besonders folgende Darstellung auf, die sich in dem Hefte eines seiner besten Schüler vorfand, eines kleinen, blondlockigen, sehr braven Jungen im Alter von elf Jahren, der in Wien geboren und mit seinen Eltern vor einigen Jahren in die deutsche Hauptstadt übergesiedelt war: „Die Athener und Spartaner führten lange Zeit miteinander erbitterten Krieg. Beide schickten deshalb zu dem Orakel nach Delphi, um zu fragen, welches Volk den Sieg erringen werde. Die Antwort lautete: ‚Jene Schar wird siegen, deren König den Opfertod für das Vaterland erleidet.' Als dies der Athenerbeherrscher Kodrus vernahm, schlich er sich in das Kriegslager der Spartaner, versuchte dort Hühner zu stehlen, wurde dabei ertappt und erschlagen. Darauf gewann sein Volk den Sieg." Wie man sieht, ein recht netter Aufsatz, in welchem dem Professor, wie auch gewiß unseren Lesern, nur die Worte auffielen, denen zufolge König Kodrus Hühner zu stehlen versucht. „Wie dachtest du dir das eigentlich?" fragte der Professor bei der Zurückgabe der Hefte. „Wie kam dir die Idee vom Hühnerdiebstahl?" Schüchtern erwiderte der Knabe: „Sie hatten uns ja gesagt, daß der König ins Lager der Feinde ging, um Händel (im wienerischen Deutsch gleich Hühner) zu suchen." Selbstverständlich erfolgte auf diese Erklärung ein homerisches Gelächter der ganzen Klasse.

Experiment mit einer Säule von Münzstücken.

Wenn unsere jungen Kameraden sich selbst und anderen die Trägheit der Materie vergegenwärtigen wollen, so sei im nachstehenden wieder ein hübsches Experiment angegeben, obwohl es deren eine Unzahl gibt. Die unserigen haben aber den Vorteil, keines Apparates zu bedürfen und überhaupt keine Kosten zu verursachen. Nämlich der Experimentierende setze ein Dutzend Münzen, silberne Zweimark- oder Zwanzigpfennigstücke aus Nickel auf den Boden eines Tellers und fordere die Zuschauer auf, dieselben mit einem Ruck in derselben Ordnung auf den Tisch zu setzen. Die Nichteingeweihten versuchen dies vergeblich. Das Kunststück gelingt aber leicht, wenn man den Teller ungefähr 30 Centimeter über den Tisch emporhebt, dann lebhaft um etwa 20 Centimeter senkt und an sich zieht; die Geldstücke, denen nun der Stützpunkt entzogen ist, fallen auf den Tisch und behalten dabei ihre Stellung. Einige wenige Versuche werden unsere Kameraden in den Stand setzen, dieses kleine Kunststück sicher und elegant auszuführen.

Logogriph.

Wenn von des Geschickes Macht
Du warst mitgenommen,
War mit t zur rechten Zeit
Sicher ich willkommen;
Von erhöhtem Standpunkt schau'
Ich mit i herab,
Doch mit u da ruhe ich
Längst im kühlen Grab.

Homonym.

In mancher trauten Stunde
Ist sie die Freundin dein,
Die Arbeit dir ermöglicht
Daheim im Kämmerlein;
Mit ihm, ein muntrer Bursche,
Stehst du auf Kriegesfuß,
Er flieht dich, schlau bedenkend:
Weit ab ist gut vorm Schuß.

Auflösung der Rebus in Nr. 46.

Amerika — Asien.

Auflösung des Rätsels in Nr. 46.

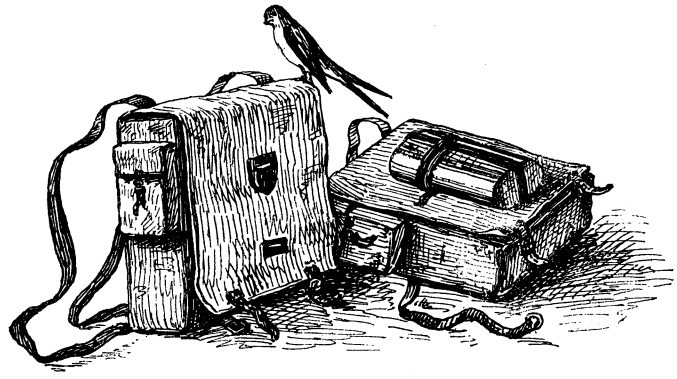
Rasen — rasen.

Rätsel.

Wem ist ein französisches Wort bekannt,
Mit dem man ein menschliches Glied benannt,
Zugleich auch, wenn man's recht erkennt,
Eines deutschen Flusses Namen nennt?

Scherzrätsel.

Ersonnen von einem jungen Kameraden.



Wie viele Tornister sind das?

Fragen und Antworten.

L. Kunkel in **Berlin.** Der Ursprung des heutigen Velocipeds läßt sich bis in das 17. Jahrhundert verfolgen. In einem 1703 erschienenen Buche findet sich folgende Bemerkung: „Stephan Torflers aus Altdorf hat einen kleinen dreiräderigen, mit einem Räderwerk versehenen Wagen hergestellt, welchen er ganz allein in Gang setzt, um zur Kirche zu fahren." Im Jahre 1774 konnte man in einem englischen Park einen vierräderigen hölzernen Wagen sehen, den zwei Männer mit ihren Beinen in Bewegung setzten, indem sie die Füße gegen den Erdboden stießen. Fünf Jahre später wurde eine mit Federn versehene Fahrmaschine, deren Fortbewegung mittels der Hände und Füße erfolgte, dem Versailler Hofe vorgeführt. Im Jahre 1816 sah man auf den Pariser Spazierwegen die sogen. „Draisine" fahren, die nach ihrem Erfinder, dem badischen Forstmeister Drais von Sauerbrunn, benannt ist. Die Zwei- und Dreiräder verdanken einem Schlosser Vichaux (Michaux) ihre 1855 erfolgte Entstehung. Natürlich haben die Fahrräder inzwischen, wie Du weißt, ganz eminente Verbesserungen erfahren. — Es kommt darauf an, welche Art Lack es ist, den Du verdünnen willst: Weingeistlack, Bilderlack, Anilinlack, Lederlack, Fußbodenlack u. s. w.?

Liebe Kameraden! Gern möchte auch ich, wie so viele meiner Kameraden mit anderen munteren Genossen in regen Briefverkehr treten; am liebsten mit solchen, welche mir irgend ein selbst ausführbares Maschinchen, ein Experiment, ein Hammer-, Säge-, Stampfwerk u. s. w. (welches im „G. K." bis jetzt noch nicht erläutert ist) beschreiben können. Erwünscht sind mir auch nur Zeichnungen (Durchschnitte) größerer Maschinen (Lokomotive) oder Maschinenteile. Natürlich möchte ich auch die Dampfbuttermaschine kennen lernen. Kameraden, welche irgend eine Erklärung nebst Zeichnung einer Maschine, zu denen ich freilich auch Pumpen, Säge-, Hammer-, Stampfwerke u. s. w. rechne, wünschen, erteile ich gerne Auskunft. Und, Kameraden, eins nicht vergessen, frankiert alle Briefe. Mit kameradschaftlichem Prosit Euer Kamerad Ernst Damme in Dresden, Zahnsgasse 22 I.

Lupus in **Graz.** Die Vogelflügel trocknest Du am besten auf einem Ofen oder einer Herdplatte möglichst scharf aus, das Anbrennen jedoch verhütend. Durch tägliches Biegen kannst Du ihnen leicht die gewünschte Ausbreitung oder Zusammenfaltung geben. — Die Haare der Fahne (Schwanz) des Eichhörnchens kann man zu Malerpinseln gebrauchen, das behaarte Fell überhaupt wohl auch zu kleinen Ledergalanteriearbeiten. Man hat zuweilen reizende Portemonnaies u. dergl. aus behaarten Maulwurfsfellen. — Vor allem verhüte man durch sofortiges fleißiges Putzen nach dem Schießen den Rostansatz im Gewehre (auch nach Naßwerden oder Anlaufen desselben im warmen Zimmer). Eine Mischung von gleichen Teilen Petroleum und Olivenöl dient dazu und zum Ausreiben der Rostflecken. Letztere schießen sich, bei fleißigem Gebrauche des Laufes, auch wieder aus. Verbleibte Läufe reinigt man durch Anfüllen mit metallenem Quecksilber, welches das Blei aufnimmt, das Eisen aber nicht angreift. Drahtwischer und Säuren dagegen haben diesen Nachteil. Zum Ausreiben feiner Flobertläufe nimm Watte, für gröbere Gewehre gesäubertes Hanfwerg (Heede).

A. F. G. zu Frankenhausen am Kyffhäuser. Wie das gemacht wird, wenn man „Tischrücken" will? Setze oder lasse die Personen, die das Experiment mitmachen wollen, um ein leichtes Tischchen stehen, lasse alle Teilnehmer die Hände auf den Tisch legen, so daß sie gespreizt sind und die kleinen Finger sich berühren, die Hände also um den ganzen Tisch herum eine Kette bilden. Nun sollen sämtliche Tischrücker sich des Schweigens befleißigen, was in der Regel nicht gelingt, sondern gewöhnlich einem lebhaften Gekicher weichen muß, und mit dem Tischrücken ist's aus. Bleiben wir aber ernst und seien wir in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen werden! Da kann es denn der Fall sein, daß der Tisch nach längerem Verharren wirklich in eine leise, fortrückende Bewegung gerät und in eine bestimmte Richtung gelenkt werden kann. Wenn Du nun aber glauben solltest, daß das mit nichtirdischen geisterhaften Dingen zugehe, so werden Dich alle vernünftigen und wahrhaft gebildeten Leute weidlich auslachen. Die Erscheinung beruht auf Selbsttäuschung, insoweit als die Personen, die die Hände auf den Tisch legen, gewöhnlich alsbald beginnen unruhig und aufgeregt zu werden und in dieser Verfassung unbewußt einen sich steigernden beträchtlichen Druck auf die Tischplatte auszuüben vermögen, der ein Verrücken oder Drehen des Tisches im Gefolge haben kann. Nicht selten aber bleibt der Tisch fest stehen, wie ein Fels im Meer.

L. L. in **B.** Du willst wissen, wieviel Deutschland öffentliche Denkmäler zählt. Lieber Freund, wir glauben nicht, daß darüber eine Statistik existiert.

H. M. in **Koblenz.** Wie Du Deinen Hirschkäfer halten und pflegen sollst? Hast Du denn unseren Aufsatz in Nr. 44 dieses Jahrganges übersehen? Ei, ei!

X. Y. Ein Kamerad aus Frankfurt a. M. teilt mit, daß die Verwaltung des zoologischen Gartens daselbst Schildkröten, das Stück zu 50 Pfennig, und auch weiße Mäuse abgibt. — Wir haben erst jüngst Deine Frage beantwortet. Als die Holländer am 16. Dezember 1837 über ihre Gegner, geführt durch den Kaffernhäuptling Dingaan, einen entscheidenden Sieg erfochten hatten, gründeten sie an derselben Stelle eine Stadt und benannten sie nach ihren damaligen Anführern (das heutige) Pieter-Moritzburg.

M. C. in **Mauer, Mittelgasse 1.** An diesem Druckfehler ist sicherlich wieder der übergescheite Setzerlehrling schuld. Soll selbstverständlich „nach" und nicht „v. Chr." heißen. Werden den Herrn Naseweis wieder einmal tüchtig abkanzeln müssen.

Ein Ratloser. Beim Alten bleibe, wenn es gut, Veränderung oftmals schaden thut; Doch wähle, wo Du sicher bist, Das Neue, das noch besser ist.

Rudolf K. in **B.** Thut uns leid, Hobble-Frank hat noch nicht geantwortet. Vielleicht hat die etwas rauhe Sprache Deines Briefes den biederen Westmann ein wenig verschnupft; Du weißt, das eitle Herrchen darf man nur mit Glacehandschuhen anfassen. Aber, nur Geduld, kann noch kommen!

F. R. in **L.** Nur das Zeugnis der Reife aus der Prima berechtigt zum Studium auf den technischen Hochschulen. Der dereinstige Marineingenieur besucht am besten diejenige in Berlin und zwar den Lehrgang der „Sektion für Schiffbau". Die Berliner technische Hochschule ist für die erste Staatsprüfung des Marineingenieurs vom Chef der Admiralität anerkannt und vorgeschrieben.

Julius C. in **Hannover.** „Man soll nichts aus der Schule plaudern", lautet ein volkstümliches Sprichwort und der „G. K." will sich gegen dieses Gebot nicht vergehen. Wenn der betreffende Autor vorzieht sich zu verstecken, nun so wird er jedenfalls seine guten Gründe haben. Gruß bestens erwidert.

Walter K. in **R.** Freundlichen Dank für Deine beiden Charaden. Recht gut!

G. H. in **Wilhelmshaven.** Herzlichen Dank für die Bemühungen um den neuen Abonnenten. — Wessen

Ursprunges der Mädchenname Else ist? Eine Verstümmelung von Elisabeth.

P. Meinhold in Hamburg. Die Paradiesvögel bewohnen Neu-Guinea und die Nachbarinseln. In neuerer Zeit ist es wiederholt gelungen, diese Schmuckvögel in unseren zoologischen Gärten lebend zu erhalten. Gruß freundl. erwidert!

Lieber „guter Kamerad"! Ja, Du bist wohl ein prächtiger, herrlicher Kamerad! Mein elfjähriger Bruder hat den ersten Jahrgang zu Weihnachten erhalten und bekommt auch jetzt noch den zweiten Jahrgang; ich konnt' es nicht lassen, mein Näschen auch hineinzustecken und ich krieg' es nun gar nicht wieder heraus. Ich lese alles und probiere auch die meisten Experimente. Den Schneckenwettlauf habe ich auch nachgemacht und habe mich dabei fein amüsiert. Ich hatte mir Gartenschnecken gesammelt: zwei größere und zwei ganz kleine. Die größeren krochen eine Strecke von 19½ cm in 8 Minuten und hatten dabei als Hindernis eine sechseckige Bleifeder. Die kleineren krochen dieselbe Strecke in 7 Minuten. Ihr Hindernis war ein dicker Wollfaden. Ist das langsam oder rasch gekrochen? — Aufgepaßt! Ich schicke euch heute, liebe Kameraden, ein selbstgemachtes Scherzrätsel. Frage: „Wer besitzt Flügel und kann doch nicht fliegen?" Nun ratet! (und seht nicht gleich die Auflösung an!) Aber hinschreiben werd' ich sie doch: [illegible] — Es grüßt alle Kameraden Eure Kamerädin Hedwig aus Petersburg.

F. Fastenrath, Primaner in Osnabrück, wünscht Kameraden kennen zu lernen, die sich in der Gabelsbergerschen oder noch lieber in der Merkesschen Stenographie unterrichten lassen wollen. Für den Unterricht beansprucht er nur Vergütung der Portoauslagen.

Fritz G. in Würzburg. Gewiß, durch Willenskraft und vernünftige systematische Gewöhnung kann man sich vom „Schwindel" befreien, doch soll er sich, wie man sagt, nach längeren Pausen nicht selten wieder einstellen. S. auch unsere Notiz für Kadett in spe Seite 736. — Die Antwort auf Deine zweite Frage findet sich in der mehrgenannten allerhöchsten Verordnung über die Ergänzung des Seeoffizierkorps.

Willy W. in M. Du willst für die Folge das englische Pflaster selber machen. Nun, warum auch nicht!? Du zählst wahrscheinlich zu den ganz Wilden, die immer was an sich zu flicken haben, und da mag die Apothekerrechnung freilich etwas hoch zu stehen kommen. Nimm also Taft — weißt Du, was Taft ist? ansonsten frage Deine Frau Mama — und bestreiche die eine Seite mit Hausenblasenlösung. Dann lasse 10 Teile zerschnittene Hausenblase in 120 Teilen warmem Wasser sich lösen, nimm davon die Hälfte und bestreiche damit wiederholt den straff gespannten Taft. Unter die andere Hälfte mische 1 Teil Glycerin und 40 Teile guten Spiritus, und nun trage auch diese Mischung auf den Stoff auf. Die Rückseite des Verbandmittels wird mit Benzoetinktur getränkt.

Arthur mit die Puste. Reizende Prädikate, die Ihr Euch beizulegen wißt! — Willst Du im kommenden Winter zu vollem Genusse kommen, sollst Du die Schneeschuhe womöglich schon im Spätherbst machen, daß Du, tritt der erste Schneefall ein, allsogleich losbusten kannst. Du willst Wolfsfell in die Sohlen einkerben lassen und hast keines! Je nun, frage einen Pelzhändler, ob er nicht in dem Balg einer einheimischen Bestie Ersatz weiß. Es handelt sich, wie Du weißt, darum, daß die Haare, nach hinten zu, so viel Widerstand leisten, daß ein Rückwärtsgleiten der Schuhsohle unmöglich ist.

H. W. H. in Hamburg. Freund, Du hast recht. Die Sache ist aber doch recht geringfügig, wir wollen darüber nicht zum Haarspalter werden.

A. von B. Du willst die Klarinette blasen lernen und fragst, ob Dir diese Uebung etwa gesundheitlich schaden könnte *). Das kommt auf das zeitweilige körperliche Befinden und auf die Körperkonstitution im allgemeinen an; frage Deinen Arzt. Gruß kameradschaftlich erwidert.

Trostloser Kamerad. Trostlos? Das hört sich nichts weniger als männlich an; Kopf hoch, Freund! — Wie groß dieses Wasserrad werden soll, das mußt Du selber ausprobieren; es wird sehr auf das Gefälle, also auf die Flußgeschwindigkeit, mit anderen Worten auf die Höhe des Wasserdruckes und auf die Größe des Schiffchens ankommen. Ohne daß Du uns mit diesen Faktoren bekannt machst, können wir eine Berechnung nicht anstellen.

Carl Schw. in Hof. Schwaneberger.

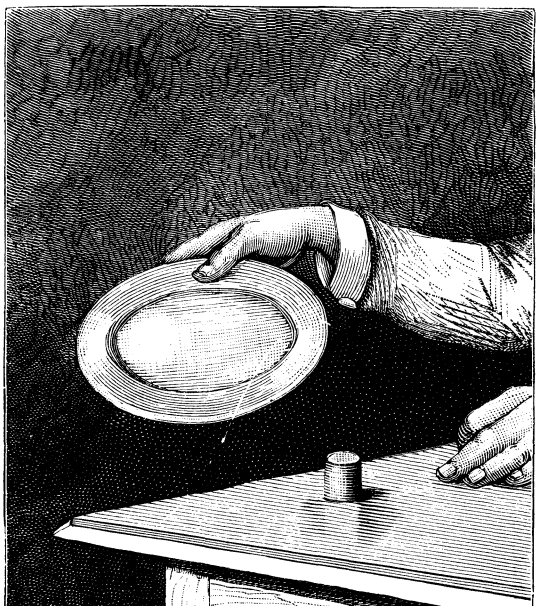
K. in L. Ueber Ihre Fragen geben die bei C. S. Mittler u. Sohn in Berlin erschienenen „Bestimmungen über den einjährig freiwilligen Dienst im stehenden Heer und in der Marine", M. 1. 20, und die „Bestimmungen über die Dienstverhältnisse und Dienstfunktionen des Feuerwerks- und Zeugpersonals bei den Werften und Artilleriedepots der kaiserl. Marine", M. 0,75, Auskunft.

Alfred Reichelt. Die Anleitung, wie man sich ein Fadentelephon macht, findest Du unter Fragen und Antworten S. 16 dieses Jahrganges. — Du hast Dir einen Drachen gemacht, den „fliegenden Holländer"; einige dem G. K. bekannte Stuttgarter Abonnenten haben sich die „Frau Bürgermeisterin" zurecht gemalt und zurecht gekleistert; auch sie steigt, so korpulent sie ist, leicht, elegant, fürtrefflich! — Viel Vergnügen!

Student in Schwaz. Besten Dank für die Einsendung. Wir sollen dieselbe begutachten? Nun denn, da wollen wir mit der Thatsache nicht zurückhalten, daß uns die Lösungen dieser Aufgaben schon bekannt waren, als wir noch auf den Schulbänken der Quarta herumrutschten. — Nichts für ungut; Gruß und Handschlag kameradschaftlichst erwidert.

R. Engelhard in Rußland. Ueber die Pflege der Kanarienvögel haben wir in dem vorliegenden Jahrgang so oft schon berichtet. Willst du nicht so freundlich sein und Dich ein wenig danach umsehen? — Du willst einen Aufsatz über den Adel der Ostseeprovinzen, auch über den ausgestorbenen Adel. Recht gerne würden wir Deinem Wunsche entsprechen, doch schlucken solche historische Abhandlungen an dieser Stelle zu viel Raum. Jedes Lehrbuch der Geschichte und speziell der Geschichte der Ostseeprovinzen wird Deinen Wissensdurst, der Hauptsache nach, befriedigen können.

Hans Smith in Hamburg, Uhlenhorst, Bleicherstraße 21. Walnußbäume ziehst Du am besten durch Auslegen reifer schöner Walnüsse an die Stellen, wo später der Baum stehen soll. Als günstigen Standort dafür suche einen mehr trockenen als feuchten Punkt Deines Gartens mit lehmigem Boden. Ist irgendwo ein sehr kalkreicher Ort, dann pflanze dorthin den Baum, da auf Kalkboden die Früchte am wohlschmeckendsten werden. In den ersten Jahren schneide nicht an dem jungen Bäumchen; später, wenn der Baum 4 bis 5 Jahre alt ist, muß er veredelt werden, wenn man recht gute Sorten haben will. Es gibt nämlich eine ganze Anzahl von Varietäten, die sehr große oder sehr dünnschalige Früchte produzieren, oder sich durch andere Vorteile auszeichnen und deshalb besonders gern in Gärten gezogen werden. Andere Varietäten blühen sehr spät und sind deshalb in Gegenden, in denen die Nußbäume durch Frühjahrsfröste leiden, wegen ihrer Fähigkeit, dem Frost zu widerstehen, den gewöhnlichen Arten vorzuziehen. Diese besonderen Sorten werden auf die jungen Samenstämmchen okuliert oder angeplattet. Wie diese Veredlungsarten ausgeführt werden, wirst Du im „G. K." noch beschrieben finden. — Haselnüsse werden auch am besten durch Samen vermehrt; nur thut man gut, dieselben vor der Aussaat zu „stratifizieren". Man versteht darunter ein Einschichten der Nüsse in nassen Sand vom Herbst bis zum Frühjahr. Am besten eignen sich dazu flache Holzkisten, deren Boden mit 3 cm Sand bedeckt wird. Auf diesen Sand legst Du die erste Schicht Nüsse und darauf wieder eine Lage Sand und wiederum Nüsse u. s. w. Der Kasten steht am besten im Keller bis zum April; dann nimmst Du die Haselnüsse heraus und legst sie in den Garten, wo sie alsbald keimen werden. Wenn die jungen Pflänzchen ein Jahr alt sind, werden sie an die für sie bestimmte Stelle gepflanzt. — Hast Du schon eine gute Sorte im Garten, dann biege einige Zweige zur Erde und lege sie in eine etwa 10 cm tiefe Rinne. Der eingelegte Zweig wird, nachdem er an der Stelle, wo er in die Rinne kommt, etwas eingeschnitten worden ist, wieder mit Erde bedeckt und macht im Laufe des Jahres, wenn der Boden nicht sehr trocken ist, gute Wurzeln. Der bewurzelte Zweig wird später abgeschnitten und als selbständiger Strauch für sich gepflanzt. Der Haselnußstrauch verlangt frischen Boden.



Eine Säule von Münzstücken in derselben Ordnung von einem Teller auf die Tischplatte zu setzen.

Hermann Hollan in Wien, Josephstadt. Das beste Mittel, Deinem Epheu wieder zur Gesundheit zu verhelfen, ist das Verpflanzen in eine frische, lockere Erde. Wähle aber dazu einen neuen irdenen Blumentopf oder wieder einen Holzkübel. Glasierte Töpfe sind für alle Pflanzen schlecht, weil sie die Luftzufuhr zu den Wurzeln sehr einschränken. Laß das Verpflanzen von einem Gärtner ausführen; denn die richtige Behandlung der Wurzel ist für das künftige Gedeihen der Pflanzen maßgebend. Gruß!

„An den Dicken," postlagernd in Hameln. Sei's drum, wir wollen Deinem Angirufe Aufnahme gewähren. Ihro Wohlbeleibtheit schreibt: „Liebe Kameraden! Ein gräßliches Malheur ist mir passiert. Bei meiner enormen Körperfülle krachte nämlich vor einigen Tagen die eine Bank unserer Klasse durch. Ihr könnt Euch vorstellen, welche Grimassen wir selber und welche Gesichter natürlich auch von oben dazu geschnitten wurden. Der Unglücksfall war bei einer großen Klopperei gekommen, an der ich mich jedoch wenig(?) beteiligte. Trotzdem mußte ich als Primus die Schelte tragen und ebenso die Schuld. Sagt mir nun, Kameraden, wie verteidige ich mich? Da die Herren Lehrer in der nächsten Zeit über den Fall zu Gericht sitzen werden, so beeilt Euch, bitte, mit Euern Ratschlägen. Lebt wohl und vergeßt nicht Euern unglücklichen Dicken."

Y. Z. in X. Du hast das in „Vom Fels zum Meer" empfohlene Verfahren zur Vervielfältigung von Photographien zur Anwendung gebracht und kannst über einige Schwierigkeiten nicht hinwegkommen. Wohlan, höre! ad 1). Bezüglich des Bedenkens wegen Ausscheidung von Kreide aus dem neutralen Goldbad: Das Kreidepulver läßt man ruhig im Ueberschuß am Boden der Flasche liegen, die Lösung bleibt dann stets was sie soll, neutral. NB.: Nur „reine" Kreide zu verwenden! Probe auf Reinheit: Löst sich ein Probestückchen in verdünnter Salpetersäure vollständig auf, so ist die betreffende Kreide rein und brauchbar; hinterläßt sie aber einen reichlichen Rückstand, so ist sie unrein und muß verworfen werden (keine Salpetersäure auf die Haut bringen; sie macht gelbe Flecke, die mehrere Tage anhaften). ad 2). Welche Farbe durch das Tonbad erreicht wird? —: Neutrale Bäder (wie das in „Vom Fels zum Meer" angegebene) färben violett, alkalische blauviolett, saure braun, Rhodangoldbäder schwarz. ad 3). Wann soll vergoldet werden, vor oder nach dem Fixieren? —: Es heißt, an betreffender Stelle in „Vom Fels zum Meer" ausdrücklich: „Vor dem Fixieren" kommen die Photographien ins Goldbad. — ad 4). Nachstehend einige Rezepte für braun färbendes Goldbad —: Rezept Nr. 1 (Dr. Liesegang): Chlorgoldkalium 1 g, Wasser, destilliertes, 1 l versetzt man mit einer Lösung von kohlensaurem Natron (Soda), bis die Lösung rotes Lackmuspapier bläut. Dann wird unter Umschütteln so lange Essigsäure zugetröpfelt, bis das eingetauchte blaue Lackmuspapier sich eben wieder rötet. Nach einer Stunde mit einer gleichen Menge Wasser verdünnt zu verwenden! Mehrere Tage hindurch haltbar! — Rezept Nr. 2 (Dr. Schnauß): Chlorgoldkalium 1 g, Natron, essigsaures, 15 g, Wasser destilliertes ½ l. Erst 24 Stunden nach Mischung zu verwenden! Bei starkem Gebrauch zu verstärken durch Zusatz einiger Körnchen Chlorgoldkalium, sobald die eingelegten Kopien nach 2 bis 3 Minuten die gewünschte braune Tonung nicht mehr annehmen!

Tauschmarkt.

Kamerad E. K. in Karlsruhe. Bitte, schicke mir die Beschreibung Deiner Dampfbuttermaschine. Einstweilen besten Dank von Fritz Knoll in Augsburg, Königsplatz B, 235.

Liebe Kameraden! Haben die eingegangene Wette, weil verspätet angezeigt, nun auf 1. Oktober ausgemacht. Brauche 1000 Marken. Bitte dringend, sendet mir, Revanche später. Adresse bis 15. September: Emil Uellenberg jr., bei Herrn Friedrich Reinarz am Fahr, Königswinter a. R., spätere Briefe erbeten nach Bohwinkel.

Jean Meyer in Frankfurt a. M., Bettinastraße 14, will Markensammler werden und bittet großmütige Kameraden um Zusendung einiger Dubletten.

Gustav Trommsdorff in Schleiz i. V., tauscht Briefmarken und Stadtpostmarken gegen Briefmarken. Hat viele ausländische.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings. J, wo! — Aber, ick bitte, nur nich in meine Nachbarschaft. —

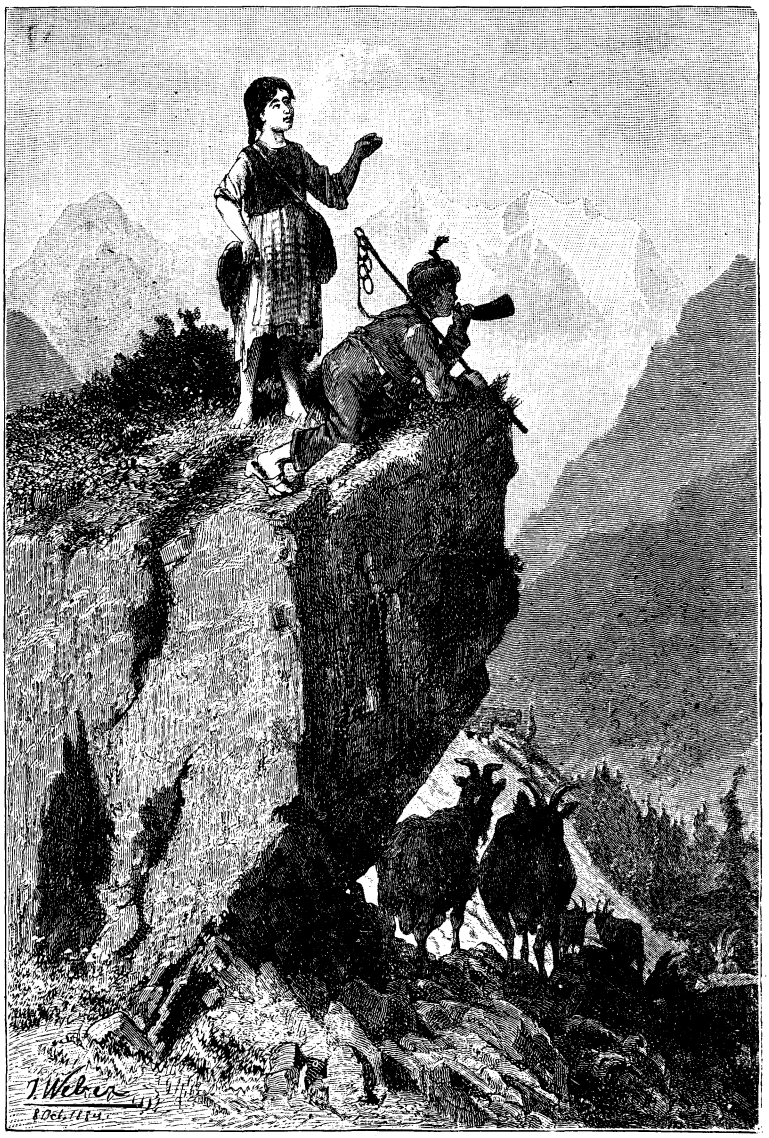
Ueberlistete Indianer.

Bei der ersten Einführung des elektrischen Telegraphen in Chili bediente man sich einer wohlgelungenen Kriegslist, um die Stangen und Drähte der die einzelnen Grenzforts verbindenden Telegraphenanlagen gegen Beschädigungen von seiten der araukanischen Indianer zu schützen. In dem chilenischen Lager befanden sich zu jener Zeit etwa 40 bis 50 gefangene Indianer. Eines Tages ließ General Pinto dieselben zusammentreten, dann zeigte er ihnen die Telegraphendrähte und richtete folgende Frage an sie: „Seht ihr jene Eisendrähte?“ — „Ja wohl!“ ertönte die Antwort. — „Nun gut,“ fuhr der General fort, „dann will ich euch nur warnen, zu nahe an die Drähte heranzugehen oder sie gar anzufassen; es möchte sich sonst ereignen, daß ihr nicht wieder davon los könntet.“ Die Indianer antworteten durch ein ungläubiges Lächeln. Darauf hieß der General einen nach dem anderen zwei an die beiden Pole einer starken Batterie gelegte Drähte anfassen; sodann befahl er, die Drähte wieder loszulassen, doch — „ich kann nicht, meine Hände sind erstarrt“, war die traurige Antwort der Indianer. Die Verbindung wurde nun unterbrochen und die Gefangenen damit wieder frei gegeben. Nicht lange danach ließ der General sie überhaupt in Freiheit setzen, jedoch mit dem strengen Befehl, das ihnen anvertraute Geheimnis gegen Niemand zu verraten, auch auf keinen Fall ihren Landsleuten davon Mitteilung zu machen. Dies hatte den gewünschten Erfolg; denn, wie man erwartet hatte, wurde der Vorfall jedem Stammesgenossen „im engsten Vertrauen“ mitgeteilt und — die Telegraphenanlagen sind seitdem unberührt geblieben.

Räubergeschichten.

(Schluß.)

Bei einem Fastnachtsgelage in Speck (1818) strömte das Gaunervolk von allen Seiten herbei und ein Teil davon, darunter frühere Bekannte, schloß sich hier enger zusammen. Da war der „alte Bregenzer Seppel“, ein ergrauter Landstreicher, der neben dem Siebmachen auch verstand, bei lustigen Gelegenheiten die Schwegelpfeife und das Klarinett zu spielen, mit seinen Söhnen und seiner noch jungen Frau, die als Soldatenkind mit den Eltern von klein auf gewandert, durchs Welschland, nach Italien bis Rom gekommen war; dann die Familie Gebhard, wenig schmeichelhaft als die „dreckete Partie“ bezeichnet; der einäugige Fidelis, ein entlaufener Maurersgeselle; der „Baste“ Kellermann, früh verwaist, als Hirtenbube seinen Unterhalt dürftig gewinnend, erst Bettler, dann von einem Dieb, der ihn zum erstenmal im Leben mit sauberen Kleidern versah, für sich gewonnen, und nun ein Genosse von ihm. Sie alle ordneten sich ganz von selbst dem schwarzen Veri — Xaver Hohenleiter — unter, einem großen riesenstarken Manne mit gebräunten Zügen, funkelnden Augen und prachtvollen schneeweißen Zähnen, das lange schwarze Haar zierlich geflochten und gelockt, stets gut, fast elegant gekleidet, als lustiger Spaßmacher bei den Kameraden beliebt, aber von furchtbarer Wildheit und Verwegenheit, bald „der Schrecken der Gegend“. Sein verschlagenster ebenbürtiger Genosse war Klump, der „schöne Fritz“, besserer Leute Kind, aber durch eine arbeitslose Zeit als Bäckergeselle heruntergekommen, und nun bis zum Verbrecher gesunken. Nach und nach schlossen sich andere Männer und Weiber an — „jetzt konnte man etwas anfangen“.



Hirtenleben in den Alpen.

In der Gegend spürte man bald, daß es in den Wäldern nicht geheuer war und ängstliche Gerüchte verbreiteten sich von einer „Einöd“ zur anderen. Auf einem Hofe hatte man morgens den Rauchfang geleert gefunden; der Schmalzkübel war fort, die Mehltruhe leer. Auf dem anderen war das Schwein lebendig aus dem Stalle geholt worden und von dem schönen jungen Rind fanden sich nur noch Haut und Füße in der Nähe vor.

Ein Bäuerlein, das seinen Ochsenwagen am Rande des Waldes stehen hatte, so lange er das fortzuführende Holz herbeiholte, fand, als er zu-

rückkam, den Wagen wohl, aber weit und breit keinen Ochsen! und wie er auch suchte und fahndete, nicht einmal die Spur seiner Tritte zeigte sich. — Nur die Eindrücke von Männerstiefeln waren auf dem weichen Boden sichtbar. Das konnte ja gar nicht mit rechten Dingen zugehen! — Freilich schien es so. Der Bauer hatte ja nicht gesehen, wie der schwarze Veri und ein Genosse sich hergeschlichen, dem Tiere die eigenen Stiefel an seine vier Füße gezogen hatten und er nun als gestiefelter Ochse weitermarschieren mußte so rasch als möglich. Die unmäßigste Heiterkeit der Bande, als das Tier in dem ihm sehr unbehaglichen Schmucke vor ihnen stand, belohnte die beiden für den glücklichen Gedanken.

Kein Zweifel, daß es sich um eine völlig organisierte Räuberbande handelte. Fanden sich sogar da und dort in Wald und Feld Zettel, auf denen in ungefügen Lettern stand:

„Wer den Galgen nicht scheut,
Wen die Arbeit nicht freut,
Der komme zu mir,
Ich brauche Leut!

Der Hauptmann."

Es war Frühling geworden, so ließ es sich gut im Freien kampieren. Auf einer Anhöhe bei Ostrach hatte sich die Bande angesiedelt. Im Dickicht, kaum von den Gebüschen zu unterscheiden, hatten sie Hütten aus Zweigen gebaut, sauber mit Moos tapeziert. Von dort zogen die Männer zu ihren in der weitesten Umgegend ausgedehnten Unternehmungen aus, die Weiber blieben zurück, richteten die Kleider der Mannsleute aus den Beutestücken her, wuschen und bereiteten die Lebensmittel zu, bis die Hungrigen kamen und Neues brachten. Oft sahen sie aus diesen sicheren Verstecken die Jäger, ihre Todfeinde, ganz nahe vorüberziehen, oder die Holzhacker aus dem Walde friedlich zur Kirche gehen, ahnungslos, daß die Gesuchten, Gehetzten, denen fast übernatürliche Macht angedichtet wurde, wenige Schritte von ihnen weg unter den Zweigen hockten.

Bei Tag kundschaftete man so viel als möglich das Ziel des nächsten Ueberfalls aus; dann schlich man sich nachts in die Nähe, Blüse und der Einäugige mußten Wache stehen; die anderen hoben eins der niederen Fenster aus oder drangen in den leicht zu öffnenden Stall. Zuerst wurde Küche und Keller nach Eßbarem durchsucht; dann was sich von Kleidern und Betten fand, zusammengepackt und meist ohne daß die Bewohner etwas merkten, entkamen die Diebe. Die Beute wurde alsdann verteilt. Für das Ueberflüssige fand sich bald ein gefälliger Hausierer als Käufer.

Geld aber mußte man auch haben, und das zu stehlen war nicht so leicht. Es wird auf dem Lande oft an den wunderlichsten Orten versteckt; das Suchen danach war zu mühsam und zeitraubend, die Eigentümer mußten mithelfen.

In einem Hause, wo nicht viele oder keine Männer waren, riskierte man den Einbruch nachts. Der schwarze Veri, der kaltblütigste, härteste, mußte es auf sich nehmen, die Bewohner aufzuwecken durch Drohungen, indem er die Pistole auf sie richtete, und, wie eine der bestohlenen Weiber angab, „ganz räuberische Augen hinmachte", auch durch Mißhandlungen ihnen das Geständnis abzupressen, wo ihr Geld sei. Schwer verletzt oder getötet durfte niemand werden. Selten nur war es eine große Ausbeute, die man den zum Tod Geängsteten abnahm.

Galt es einem Hof, in dem ein kräftiger Hausherr, Söhne und Knechte waren, so wartete man am liebsten den Sonntagvormittag ab, wo in einem rechten Bauernhause höchstens die alte Ahne oder ein paar Kinder daheim blieben, während alle anderen in die oft weit entfernte Kirche zogen. Mit einer Bitte um Brot oder Milch kam einer in das abgeschlossene Haus, das er für die schnell folgenden Gefährten offen ließ und nun mußten die erschrockenen Kinder oder die vor Angst halb wahnsinnige Alte Kisten und Kasten öffnen.

Wohl suchten die Behörden der Gauner habhaft zu werden, aber mit den wenigen zu Gebote stehenden Gendarmen ließ sich in den weiten Wäldern unmöglich nach ihnen fahnden und die zur Hilfe aufgebotenen Bauern schadeten fast mehr als sie nützten — die Strolche wußten wohl, daß sie jene wenig zu fürchten brauchten.

Ganz unversehens standen sie einst einer solchen Bauernstreife gegenüber, die sich laut und eifrig über die Heldenthaten unterhielten, die jeder bei der Entdeckung der Spitzbuben vollbringen wollte. Schnell besonnen trat ihnen einer der Räuber entgegen und schrie sie grob an: wie sie sich unterständen, zu krakehlen als ob sie von der Kirchweih kämen! So fange man die Gauner nicht. Sie (die Gauner) bemühten sich dagegen, mäuschenstill einherzuschleichen, um auf ihre Spur zu kommen. Die Soldaten dort hinten, die werden's ihnen schön sagen!

Beschämt und verstummt zogen die Bauern einen anderen Weg; wie beschämt erst, als sich später herausstellte, daß sie die Gesuchten vor sich gehabt!

Es kam einst zum wirklichen Zusammenstoß mit Jägern und Gendarmen. Aber bei der großen Ueberzahl der Räuber gelang es diesen, durchzubrechen, nachdem sie die tapferen Angreifer zum Teil schwer verwundet hatten. Die bäuerliche Hilfstruppe war geflohen, sowie sie sah, daß es zum Kampf kam. Dadurch wurden die Diebe frecher; sie wagten sogar Raubanfälle auf offener Landstraße und Einbrüche mitten in großen Ortschaften.

In den Wäldern bei Königseggwald und Laubbach nahe der badischen und sigmaringischen Grenze hatte sich im April 1819 nach einigen schnell aufeinander folgenden Diebstählen das Gesindel zusammengezogen, und die Bewohner einer sehr ausgesetzt gelegenen Mühle baten flehentlich um Schutz. Das gräflich Königseggsche Forstpersonal, das schon lange den Verbrechern nachstellte, begab sich dorthin. Mit aller Vorsicht wurden die Anordnungen getroffen, und als man nachts am Rande des Waldes beim Schein eines Feuers viele Menschen sich bewegen sah, war man der Nähe und eines Ueberfalles der Gefürchteten gewiß. Diese schickten aber erst einen Kundschafter nach der Mühle, der am Boden hinkriechend plötzlich im Gebüsch flüstern hörte — es waren die dort versteckten Forstleute, die sich über den erwarteten Kampf unterhielten. Nun unterblieb natürlich der Angriff und wurde verschoben, bis die Forstleute abgezogen waren.

Der junge Förster Langen traute der Sache nicht recht und stellte, als er wegging, einen Knecht als Wache auf, damit er ihn bei verdächtigen Anzeichen gleich benachrichtige. — Und richtig — noch nicht lange in seiner Wohnung, sieht er den Knecht daherrennen; wie der Blitz sitzt er wieder auf seinem gesattelt gebliebenen Pferde. „Sie sind in der Mühle, sie bringen unsere Leut' um," stößt der Botschafter mit letztem Atem hervor. „Und so viele! Herr, gehen Sie nicht hin! 's ist Ihr Tod!" „Folgt mir!" war die einzige Antwort des Davonsprengenden.

Aber die Räuber hatten vorsichtigerweise auch Wachen ausgestellt, die sie nun warnten; das Enteilen des Knechtes war bemerkt worden. Eben dabei, die Müllersleute zu binden, mußten sie nun schnell mit den erbeuteten Lebensmitteln fliehen,

über die „Grünstäudler“ und ihre vergebliche Verfolgung lachend und fluchend.

So fand Langen die Mühle leer, weit konnten die Einbrecher aber nicht gekommen sein; er sprengte ihnen nach, den Befehl zurückrufend, daß ihm das Forstpersonal folgen solle. Er war noch nicht weit im Walde geritten, als er fünf Männer vergnüglich schmausend im Dickicht sitzen sah — das mußten allem nach die Gesuchten sein!

Um sie nicht aufmerksam zu machen, ritt er ruhig, als sei er auf einem Geschäftsgange, Bäume zum Fällen zeichnend, weiter, und näherte sich ihnen nur langsam, in der Hoffnung, bald von seiner Hilfsmannschaft unterstützt zu werden. Plötzlich ließ er sein Pferd vor den fünfen halten. „Was thut ihr im Wald?“ rief er sie an.

„Ausruhen,“ war die gleichmütige Antwort.

„Wer seid Ihr?“

„Handwerksbursche, ehrliche Handwerksbursche,“ versicherte man ihn treuherzig; „da sind die Wanderbücher, sehen Sie selbst.“ Langen aber befahl ihnen kurzweg, ihm nach Königseggwald zu folgen: „jeder, der sich widersetzt, wird über den Haufen geschossen.“

Nun warfen die ehrlichen Handwerksbursche die Maske ab, fielen dem Pferd in den Zügel und suchten den Reiter abzureißen. Mit Heldenmut nahm dieser den Kampf mit fünfen auf, verwundete einen mit seinem Gewehr, den zwei andere, fliehend, mitschleppten. Die beiden Zurückbleibenden aber, den schwarzen Veri und den schönen Fritz, trieb er, mit seinem Hirschfänger ihre Streiche abwehrend, ins Dickicht, laut um Hilfe rufend. Ein Bauernweib und ihr Sohn, die in der Nähe arbeiteten, hörten ihn endlich und eilten herbei. Es gelang Langen, ihnen einen Strick zuzuwerfen, mit dem sie den zu Boden geworfenen Klump banden. Nun kam wirksame Hilfe, Forstmannschaft mit Hunden, welche den ins Gebüsch geflüchteten schwarzen Veri aufspürten, der nach wilder Gegenwehr endlich auch gebunden mit seinem Genossen dem Gericht überliefert wurde.

Wohl hatte man nun zwei der gefährlichsten Räuber unschädlich gemacht; aber bald zeigte sich, daß damit das Uebel keineswegs ausgerottet war.

In Boshasel, einem Weiler bei Heiligenberg, fanden sich die übrigen versprengten Glieder der Bande zusammen. Die meisten waren in den Händen eines Schultheißen oder einer bäuerlichen Streife gewesen, aber auf lügenhafte Angaben hin freigelassen worden, aus den sehr einfachen Gefängnissen entsprungen, oder hatte sie gar beim Transport ein gutmütiger Büttel auf rührende Bitten hin laufen lassen. Veri und der schöne Fritz wurden durch zwei neu Hinzugekommene vollständig ersetzt. Der eine, der „Küferhannes“, der erst sehr imponierte durch sein feines Aeußere, das rotseidene Halstuch und unter dem blauen Spenzer die gelbseidene Weste, wurde bald von den eigenen Genossen gefürchtet, als roh und zu entsetzlichen Wutausbrüchen geneigt. Beständig fühlten sich die anderen von ihm bedroht, und bei den späteren Verhören zeigte sich bei allen ein tiefer Haß gegen den bösartigen schrecklichen Menschen. Viel beliebter war der andere, der „Schleifertoni“. An Körperkraft und Klugheit den meisten überlegen, war er auch der Besonnenste der Bande, der stets das Schlimmste zu verhüten suchte, keinen Kirchen- und Straßenraub, keinen Mord duldete, und von Mißhandlungen bei den Diebstählen nichts wissen wollte. Es war ganz richtig, wenn er im Verhör sagte:

„Ich hab' den Leuten, wenn sie arm waren, oft etwas geschenkt; den Bettlern hab' ich oft einen Sechser gegeben oder einen Dreibätzner zu einem Bier. Ich hab' gedacht, wenn ich was hab', müssen die anderen auch was haben.“

Eine der ersten Thaten der neu zusammengesetzten Bande war der Einbruch ins Haus einer Witwe. Die habe gewiß Geld, versicherte der alte Bregenzer Seppel, sie verdiene mit ihren zwei Töchtern durch Stricken arg viel. Die jammernden Frauen aber konnten den schrecklich Tobenden kein Geld geben, und mußten nun sehen, wie ihre sorgfältig geordnete reinliche Habe aus Kisten und Kasten gerissen wurde. Laut aufweinend bat die Jüngste, ein siebzehnjähriges Mädchen, man möge ihnen doch nicht gar alles nehmen; es sei ihre sauer verdiente Ausstattung. Scheinbar barsch lud ihr Toni einen Sack mit dem Gestohlenen auf: „Allons, mir nach!“ machte es aber unten im Haus möglich, den Inhalt unbemerkt hinter einen Schrank zu leeren und anderes noch dazuzustecken. Als im Walde die Beute verteilt wurde, schimpften die anderen, weil es so wenig war und bezichtigten den Schleifertoni, er habe seinen Teil unterschlagen. Der gestand aber offen, was er gethan und erklärte, er gehe nie mehr in solche Häuser wo die Leute ihre Sach' selber so gut brauchen können.

Das hielt ihn freilich nicht ab, in einer der nächsten Nächte, nach ein paar anderen Einbrüchen, den Laden eines Uhrmachers auszuräumen. Das war ein reicher Fang, und nun sollte es auch hoch hergehen.

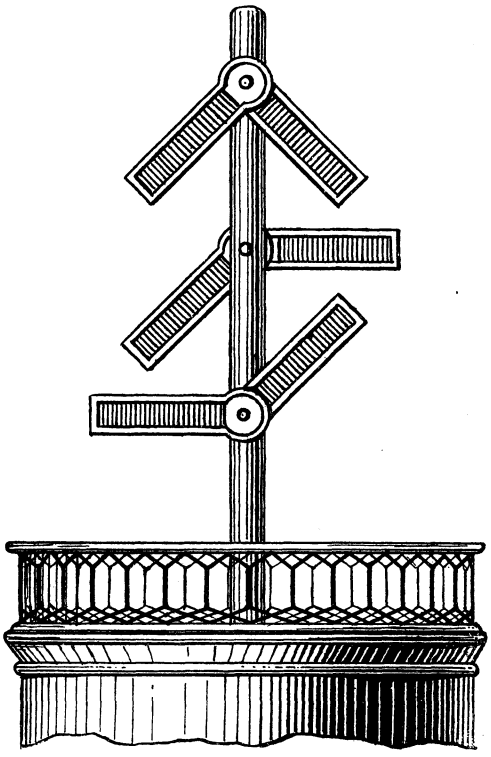
Jeder von ihnen mit einer oder zwei Uhren versehen, in neuen bunten Halstüchern, sauber gekleidet und Geld genug in der Tasche, trafen sie vereinzelt und scheinbar miteinander unbekannt in Michelwinnenden, einem großen Dorfe, zusammen, wo sie sich für Krämer ausgaben. Es wurde flott gegessen, Musik bestellt, Dienstmägde, Nähterinnen aus der Nachbarschaft geholt, die gleich einen Sechsbätzner für den versäumten Tagelohn erhielten, und nun wurde lustig getanzt. Die soliden Bürger und Bauersmänner, die ihr Schöpplein im Wirtshaus tranken, fanden Gefallen an der heiteren Gesellschaft und thaten mit. Der Herr Schultheiß hörte von der Sache und kam herbei, da es ihm nicht so recht geheuer schien mit den Fremden, wurde aber so überaus höflich von ihnen empfangen, daß er, geschmeichelt und geehrt, jeden Verdacht schwinden ließ, ja sogar die „Schemmerberger Walpurg“, einen wahren Grenadier von einem Weibsbild, und den Küferhannes, „der so geschickt schwätzte“, auf den anderen Tag zum Essen einlud. Freilich, als der wahre Charakter der Sippschaft bekannt wurde, trug das ihm und den anderen Teilnehmern am Räuberball nicht wenig Spott ein.

Aber die Kehrseite des Verbrecherlebens, Mangel, Elend, Furcht und Unsicherheit brach auch bei dieser Gaunersippe bald wieder hervor. Drei Wochen war die Bande nun beisammen gewesen und hatte so viele Diebstähle verübt, daß die ganze Gegend in Todesschrecken lebte, und die Rufe um Hilfe immer dringender wurden. Mit der gewöhnlichen Mannschaft ließ sich diese nicht beschaffen; so erbat sich der Oberamtmann von Biberach ein paar hundert Soldaten aus, die nun unablässig in den Wäldern streiften. Wie gehetztes Wild mußten sich die Räuber verbergen, stunden- oft halbe Tage lang auf hohen Bäumen aushalten, Tag und Nacht keine Minute sicher. Lange anhaltendes kaltes Regenwetter machte dies Leben vollends elend.

Ein paar der Gauner beschlossen, um

jeden Preis sich wieder einmal trocknen und satt essen zu wollen. Soldaten hatte man in den letzten Tagen weniger wahrgenommen, und mit den Bauernstreifen — bah, da wurde man schon fertig. Kamen sie diesmal davon, dann sollte Württemberg verlassen werden; ein Teil gedachte ins Tirol, ein anderer ins Badische sich zu wenden, um dort einen ehrlichen Handel anzufangen, wieder andere wollten nach Frankreich unter die Soldaten. — Zuerst aber wollten alle ins „Storchenhäusle", um sich gründlich zu wärmen.

Sie schlichen sich hinein; der Storchenmann empfing aber diesmal seine Gäste wenig erfreut, und verkündete ihnen, daß sein Haus fortwährend scharf bewacht werde, und daß — o Schrecken! der Schleifertoni und noch andere in den letzten Tagen gefangen genommen worden. Alles was die Halbverhungerten erbeuteten, war eine Schüssel Milch, mit der sie rasch wieder in den Wald flüchteten. Kaum aber hatten sie sich gelagert, so wünschte ihnen eine Abteilung Soldaten guten Appetit. Aus allen Büschen, hinter jedem Baum brachen sie hervor und hatten im Nu diesen Rest der Bande bewältigt und gefangen.



Telegraphenmast der im Jahre 1833 in Preußen etablierten optischen Telegraphie.

In der alten schönen Reichsstadt Biberach, wo sonst ein behaglich freundliches, fleißiges Stillleben herrschte, ging es Ende Mai 1819 wunderbar zu, alles war von einer ungewohnten Aufregung ergriffen. Halb mit Befriedigung, halb mit Furcht sah man Tag für Tag Wagen voll von Verbrechern und verdächtigem Gesindel einliefern. Die ganze Bevölkerung, die Landleute aus der Gegend strömten zusammen, um mit schreckensvollem Staunen die wilden braunen Gesellen, die frechen Weiber anzustarren, die unter schwarzem, struppigem Haar finstere, wütende Blicke auf die neugierige Menge warfen. Die gewohnte Arbeit blieb liegen, und alle anderen Interessen waren verdrängt, durch die Unterhaltungen über diese Ereignisse, die am Brunnen und in der Werkstatt, in der Schule und im Wirtshause unerschöpflichen Gesprächsstoff abgaben.

Die festen Gelasse der Stadt waren auf eine so zahlreiche Bevölkerung — 75 Personen waren schließlich beisammen — nicht eingerichtet und allerlei Notgefängnisse mußten in der Eile hergestellt werden.

Schreckensvolle Gerüchte durchliefen fortwährend die erregte Stadt von drohenden Ausbrüchen der Gefangenen; von Feuersbrünsten, welche die noch freien Genossen der verhaßten Stadt zugedacht; verdächtiges Gesindel, das sich von außen mit den Gefangenen durch Zeichen und auf rotwelsch verständigte, wurde beobachtet und vergeblich verfolgt. Es war eine gruselige Zeit für den ruhigen Bürger, dessen Nachtruhe jetzt häufig durch wüstes Schreien und Singen der Eingesperrten, durch Zurufe von einem Gefängnisse zum anderen, durch die nächtlichen Patrouillen und den festen Tritt wachehaltender Soldaten gestört wurde. Nur schwer ließ sich nach und nach einige Ordnung unter dem unbändigen frechen Gesindel herstellen, bei einem Teile von ihnen erst durch äußerst strenge Maßregeln. Ausbrüche und Versuche auszubrechen konnten trotz aller Wachsamkeit nicht vermieden werden; mit so geriebenen Verbrechern hatten es Schließer und Gefängniswärter eben bis jetzt noch nie zu thun gehabt. Die Entkommenen wurden zum Teil gleich wieder eingefangen, zum Teil bei der Begehung neuer Verbrechen, von denen sie nicht abzulassen imstande waren. Es währte zwei Jahre, bis die Stadt von der unliebsamen Einquartierung befreit wurde, da das freche Leugnen und falsche Angaben der Gauner die Untersuchung immer wieder verlängerten.

Für manche kam allerdings das Ende früher. Im Februar 1820 starb der Schleifertoni an der Auszehrung; auch ein Bruder des schwarzen Veri und ein weiterer Genosse erlagen dieser Krankheit. Das grausigste Ereignis dieser Zeit war der erschütternde Tod des schwarzen Veri, den wir als einen der schlimmsten der Verbrecher kennen gelernt haben.

Am Abend eines drückend heißen Tages im Juli 1820 zogen schwere Gewitterwolken über der Stadt zusammen und ließen ein erfrischendes Gewitter hoffen. In den schwülen überfüllten Räumen des Siechenturmes, in dessen vier Stockwerken sich Gefangene befanden, drückte sich wer konnte, an die vergitterten Fensteröffnungen, um etwas Luft zu schöpfen. Der schwarze Veri, angefesselt mit einer Kette, welche durch die Mauer ging und außerhalb derselben im Gang befestigt war, konnte sich wenigstens so weit dem Fenster nahen, um sich mit den Weibern im oberen Stock zu unterhalten. Unter wüsten Reden sahen sie dem nahenden Gewitter zu. „Wenn doch der Blitz nur einmal in dies verwünschte Loch schlüge!" stieß er in wütendem Grimme aus — da — ein greller Feuerschein, ein betäubender Schlag! Steine prasselten vom Turm, erstickender Schwefeldampf füllte das Gebäude. „Feuer! Feuer!" gellte es unten in der Stadt zwischen das verzweifelte Schreien und Toben der Gefangenen hinein.

Man drang in den Turm und fand, daß der Blitz in wunderlichem Zickzack durch das ganze Gebäude gefahren war. Niemand schien verletzt; man kam an die Stelle des dicksten Qualmes, der aus des schwarzen Veri Zelle drang, und rief nach ihm. Keine Antwort. Mit Mühe ward die Thür geöffnet, man löste die Kette und zog ihn heraus — eilig geholte Fackeln und Laternen beleuchteten den entsetzlich verbrannten leblosen Körper des Verbrechers. Der Blitz, an der Kette entlang fahrend, hatte ihn getötet und so den freventlichen Fluch grausig erfüllt.

Die übrigen gingen langjährigen Kerkerstrafen entgegen. — Der schwarze Veri und der Küferhannes hatte keine Nachfolger, und von Räuberbanden hat man seither gottlob nichts mehr gehört in Schwaben, so daß Ihr die Freuden einer Wanderung durch den Schwarzwald und die Alb ohne Aengsten jetzt genießen könnet.

Alte und moderne optische Telegraphie.

Die optische, mittels weithin sichtbarer Signale operierende Telegraphie ist uralt. Zu den ältesten Arten gehörte jedenfalls die Feuertelegraphie, d. h. das Abgeben von Signalen durch brennende Holzstöße. Man hatte zu diesem Zweck auf den die Gegend beherrschenden, am weitesten sichtbaren Bergen und Höhen Stationen eingerichtet, wo Stöße trockenen mit Reisig vermischten Holzes in Bereitschaft standen. Dort war in Kriegszeiten, oder wenn ein Krieg oder Einfall drohte, eine ständige Wache eingerichtet, die, wenn auf einem der benachbarten Berge die Flamme auffloderte, den Holzstoß sofort in Brand zu setzen hatte und so fort.

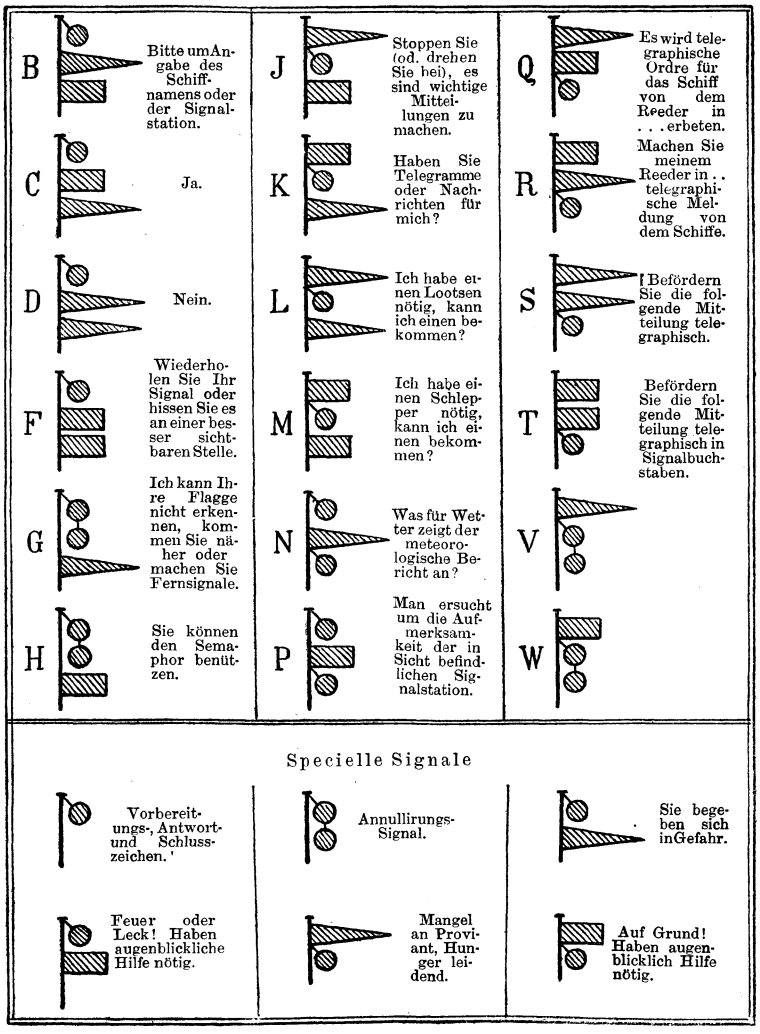
Selbst zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurden noch Rauch- und Feuersignale an großen Flüssen benutzt, um den gefährdeten Anwohnern von dem Verlauf der Hochwasser und dem Eisgang Nachricht zu geben.

Die Griechen Kleoxenos und Demokritos (um 450 v. Chr.) wandten eine Art Fackeltelegraphen an. Sie schrieben 25 Buchstaben in 5 Reihen auf eine Tafel und gaben durch 1—5 Fackeln, welche gleichzeitig auf der linken und der rechten Seite einer Blendung vorgehalten wurden, an, in welcher Reihe der zu telegraphierende Buchstabe stand, und der wievielste Buchstabe er in dieser Reihe war; bei Tage nahm man Flaggen anstatt der Fackeln.

Die Römer hatten eine Art Zahlentelegraphie eingerichtet, auch wurden bei ihnen Nachrichten durch auf Türmen befestigte Holzstücke, die erhoben und gesenkt werden konnten, fortgepflanzt.

Signallampen zum Telegraphieren bei Nacht waren und sind noch jetzt bei den optischen Zeichentelegraphen, besonders bei den Eisenbahnen und auf der See in Gebrauch. In neuerer Zeit hat man oft mit gestrahltem Licht zu telegraphieren versucht. So sollten z. B. bei Nacht vier große, in einer horizontalen Reihe aufgestellte Hohlspiegel das Licht von Gaslampen nach der nächsten Station werfen und die Signale durch abwechselndes Heben der Lampen und Spiegel gegeben werden. Gauß schlug die Anwendung des Heliotrops für telegraphische Zwecke vor, da dessen Spiegel dem freien Auge in einer Entfernung von 40—45 km sichtbar sind; Steinheil vereinfachte den Apparat und suchte bei Nacht das Sonnenlicht durch das Drummondsche Kalklicht zu ersetzen. Vielfach hat man den Versuch gemacht, durch kürzere oder längere Lichtblicke oder durch sonst sich unterscheidende Lichterscheinungen die Punkte und Striche des Morseschen Alphabets zu ersetzen.

Die ersten Proben telegraphischer Mitteilungen durch Zeichen oder Figuren machten 1633 der englische Marquis von Worcester und 1660 der französische Mechaniker Amontons. Darauf legte Robert Hooke in London 1684 der Londoner Akademie seinen Plan, durch geometrische, mittels beweglicher Lineale gebildete Figuren zu telegraphieren, vor. 1763 errichtete Edgeworth die erste Telegraphenlinie zu seinem Privatgebrauch zwischen London und Newmarket. Aber erst durch den französischen Ingenieur Claude Chappe und seine Brüder wurden die optischen Telegraphen lebensfähig. Der französische Nationalkonvent befahl den 25. Juli 1793 die Errichtung einer Telegraphenlinie zwischen Paris und Lille. Bis 1842 wurden darauf viele andere Linien gebaut und blieben trotz des bedeutenden Aufwandes für ihre Unterhaltung zum Teil bis 1855 in Gebrauch. Von Paris nach Toulon (700 km) gelangte ein Zeichen in 13 Minuten. Andere Länder legten bald ähnliche Telegraphen an, Preußen erst seit 1833. Die preußischen Telegraphen trugen, wie unser Bild zeigt, auf einem 6 m hohen Maste an drei übereinanderliegenden Achsen drei Paar 1,26 m lange, 0,39 m breite Flügel (Indikatoren), welche sich durch über Rollen gelegte Schnüre vom Beobachtungsraume aus, der eine links, der andere rechts hervortretend, in vier verschiedene Lagen gegen den Mast bringen ließen, in denen sie mit dem unteren Mastende einen Winkel von 0, 45, 90, 135° einschlossen; daher waren im ganzen $4\times4\times4\times4\times4\times4=4096$ verschiedene Zeichen möglich. Zwischen Köln und Berlin befanden sich 50 Stationen in Entfernungen von je 15 km. Die Beobachtungen wurden mittels Fernrohr an-



Die wichtigsten Flaggensignale auf See.

gestellt. Mit optischen Telegraphen kann bei dichtem Nebel, heftigem Regen und Schneefall und besonders bei Nacht nicht telegraphiert werden. Diesen großen Mangel zu beseitigen, bemühten sich schon die Gebrüder Chappe, doch mit nicht besserem Erfolge als andere nach ihnen. Am besten entsprach dem Zwecke der 1843 von Treutler in Berlin hergestellte Tag- und Nachttelegraph zunächst für Eisenbahnzwecke. Dieser Treutlersche Telegraph war ein hoher Mast mit zwei aus vielen kleinen Spiegelstücken hergestellten Flügeln; diese Spiegel reflektierten zufolge ihrer abwechselnden Stellung im Flügel das Licht von zwei vor und hinter dem Mast aufgestellten Laternen in jeder Flügelstellung nach beiden Seiten hin bis zu dem nächsten Telegraphen; man konnte daher bei Nacht genau dieselben Signale durch die Flügelstellungen geben, wie bei Tage; die Laternen hatten vorn ein rotes Glas und bezeichneten so der nächsten Station zugleich den Punkt, um welchen sich die Flügel drehten.

Das optische Signalwesen hat überhaupt auf den Eisenbahnen die größte Verbreitung und ausgedehnteste Anwendung gehabt, doch müssen wir uns, um heute nicht zu lang zu werden, die Besprechung desselben einer besonderen Gelegenheit vorbehalten. Hinsichtlich des Seewesens verweisen wir auf unsere zweite Illustration, die die wichtigsten Signale, durch Flaggenhissung bewerkstelligt, klar veranschaulicht.

Nun sei erlaubt zu fragen, ob unsere jungen Freunde aus dieser Beschreibung auch etwas profitiert haben? Gesetzt den Fall, ihr spieltet einmal Belagerung, da könntet ihr die verschiedenen Arten der optischen Telegraphie, soweit sie sich auf einfache Vorrichtungen beschränkt und keine verwickelte und kostspielige Arbeit erfordert, einmal auf die eine oder andere Weise in Anwendung bringen. Insbesondere wäre dies eine Aufgabe für die belagerte Partei, die sich beispielsweise mit einem etwa anrückenden Ersatzheere, das ihr seine Nähe bereits durch Signale kundgethan, zu verständigen hätte, diesem mitteilte, wie es in der Festung aussähe, ob die Vorräte erschöpft, die Munition mangelte, überhaupt in welchem Grade die Hilfe dringend wäre. Diese Zeichen und Signale wären für eure Zwecke freilich fallweise zu erfinden, denn der Belagerer darf doch nicht wissen, was dem anrückenden Ersatzheere mitgeteilt wird.

(Schluß folgt.)

Blumen lange Zeit frisch zu erhalten.

Man bricht die Blumen, die man aufzuheben gedenkt, den Tag vorher, ehe sie aufblühen (also im vollentwickelten Knospenzustande), ab, wickelt sie in etwas feuchtes Moos und setzt sie alsdann in einem Glas wohlverbunden in den Keller. Will man nach der Zeit wieder Blumen haben, so nimmt man sie heraus, setzt sie in ein Glas frisches Wasser, so werden sie nach einigen Stunden völlig aufblühen.

Springbockjagd in Südafrika.

Mein Nachtquartier war ein einsamer Bauernhof, dem ich langsam zuritt, denn die Pferde waren nach einem dreitägigen Marsche so herabgekommen, daß sie der äußersten Schonung bedurften, und dies um so mehr, da sie wegen Mangel an Futter gänzlich abgemagert waren.

Das vergangene Jahr war ein Mißjahr gewesen; es hatte die Vorratskammer des Boors (Bauern) geleert, ohne sie wieder gefüllt zu haben. Nicht günstiger gestalteten sich die Aussichten für das gegenwärtige, von dem bereits elf dürre, regenlose Monate vergangen waren. Ein wenig Kaff (Häckerling) war daher das einzige Futter, womit sich die armen Tiere begnügen mußten.

Der Anblick des Landes war über alle Maßen traurig. Das Kapland hat ohnehin für das europäische, an üppigen Pflanzenwuchs gewöhnte Auge selbst in günstigen Jahren etwas unbeschreiblich Oedes, Dürres, Wüstes; aber für dieses Land nach elf Monaten ununterbrochener Dürre hat die düsterste Phantasie des Europäers kein Bild. Die meisten Quellen waren versiegt, jede Spur der Gräser verschwunden; nichts erblickte man, als dürren, steinigen Boden, spärlich mit niedrigen Büschen bedeckt, deren blätterlose Zweige von der Hitze geschwärzt waren.

Jegliches Leben der kleineren Tierwelt schien erstorben; nur hie und da lief eine Spinne über den Sand, oder schnellte eine Eidechse über das Gestein. Kein Laut belebte die Oede. Dem Wege entlang standen einige Rinder, sie glichen wandelnden Skeletten, überspannt mit kahler, erkrankter Haut.

Weiterhin standen einige Pferde in ähnlicher trauriger Verfassung. Bei unserer Annäherung hoben sie träge die Köpfe und schauten empfindungslos und blöde der fremden Erscheinung nach. Am Fuße des Gebirges erhob sich eine dichte Staubwolke; dort zog die Herde des Boors der Quelle zu. Viele zogen aus, aber wenige davon kehrten zurück. Je näher ich des Boors Wohnung kam, desto häufiger begegnete ich Ueberresten von Schafen, von Zebras und andern Tieren der Einöde, welche täglich in solcher Zahl fielen, daß eine Menge von Hyänen und großen Geiern ein überreiches Mahl am Aase fanden. So war der Zustand des Landes.

Bei diesen Plagen stand noch eine andere, größere in Aussicht. Man erwartete nämlich zahllose Herden von Springböcken, Trehbokken (wandernden Böcken), wie sie von den Booren genannt werden, die, in den dürren, noch heißeren Sandwüsten Zentralafrikas vergeblich Nahrung suchend, in die Kolonien hereinbrechen und daselbst in unglaublich kurzer Zeit jeden Rest der Pflanzenwelt zu vernichten pflegen. Dies gefürchtete Uebel war, wie ich hörte, abermals im Anzuge. Doch war mir alles, was ich früher darüber gehört hatte, so übertrieben und fabelhaft erschienen, daß ich mit nicht geringem Interesse dieser afrikanischen Tierwanderung entgegensah.

Mein Verlangen sollte bald gestillt werden. In wenigen Stunden erreichte ich den Hof des Boors, eines alten, weißhaarigen Mannes, und fand daselbst bereits mehrere Männer versammelt, die hier zusammengekommen waren, um die Springböcke in einem Engpasse, durch welchen sie gehen mußten, aufzufangen. Die Booren gedachten mit dem getrockneten Fleische der Springböcke ihre Vorratskammern wieder auf einige Monate füllen zu können, was für sie um so wünschenswerter war, da die Sterblichkeit unter dem Vieh ihr „Schlachtgut" sehr vermindert hatte.

Natürlich wurde ich von ihnen aufs beste willkommen geheißen und mit einer Schale des zwanzigsten Wassers — des zwanzigsten Aufgusses einer unerschöpflichen Theekanne — bewirtet. Auch wurde mir eine Dose mit Kandis gereicht, um an letzterem zu lecken. Leider verstand ich Unglücklicher diese haushälterische Sitte nicht und warf die Süßigkeit in den Thee.

Indes vermochte auch sie das verdünnte Getränk nicht geistiger zu machen oder ihm einen angenehmen Beigeschmack zu verleihen; denn obgleich ich nach dreitägigem Ritt durchaus kein Kostverächter war, empfand ich dennoch einen solchen Ekel nach dem Genuß des lauwarmen Theewassers, daß nur ein herzhafter Schluck eines kratzenden Fusels — ein Nektartrank für die Booren — mich einigermaßen wieder auf die Beine zu bringen vermochte.

Der Rest des Abends wurde mit allerlei Vorbereitungen zu der morgenden Jagd zugebracht, weil man beabsichtigte, schon vor Tagesanbruch im Engpasse zu sein.

Da wurden die altväterischen, zwei Meter langen „Pavianspooten" (Affenpfoten), welche tragbaren Kanonen glichen, hervorgesucht, sorgfältig gereinigt und mit neuen Feuersteinen versehen. Mit diesem riesenhaften Gewehr schießt übrigens der Boor erstaunlich sicher. Ein leichtes modernes Gewehr liebt er nicht, „weil es leicht wie eine Feder ist und keinen Anschlag erlaubt!"

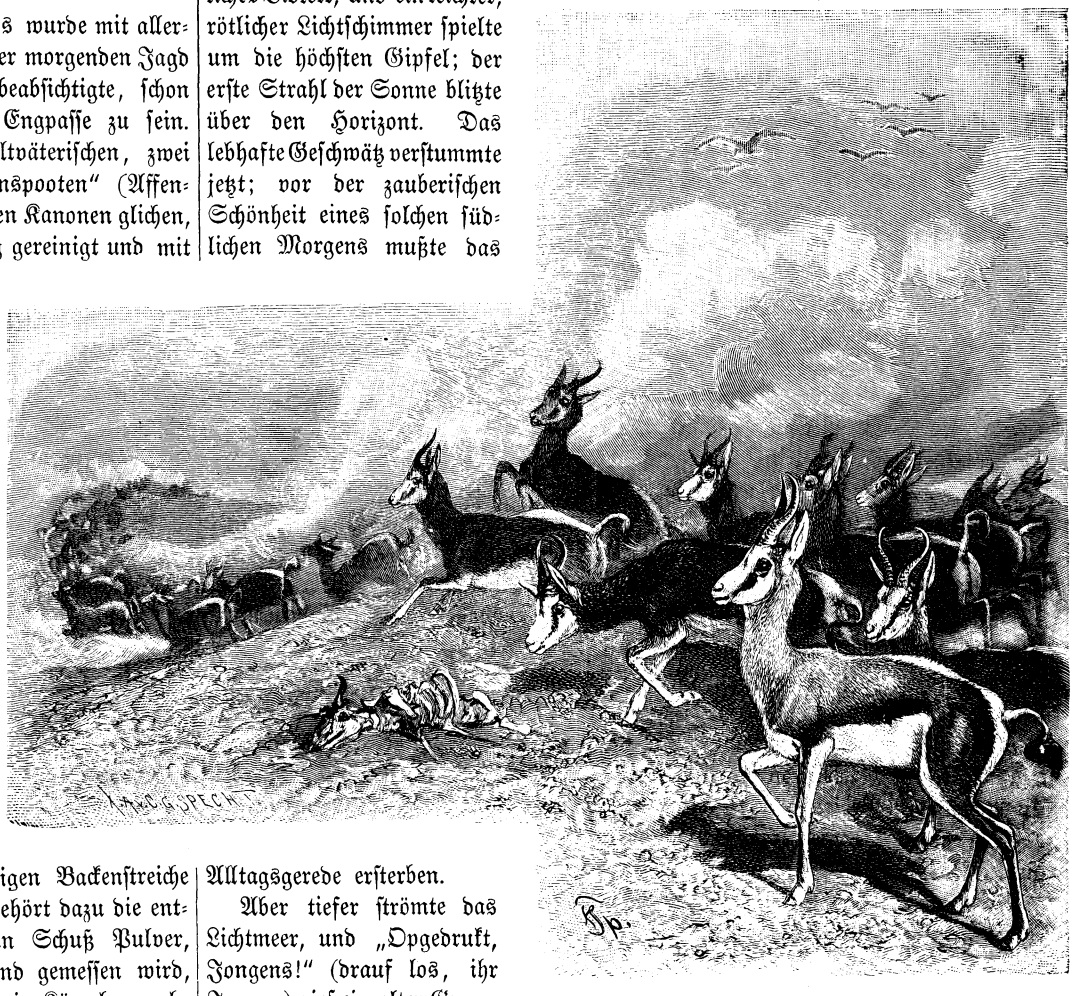
Ich möchte es jedoch keinem anderen raten mit solch einem, gewichtigen „Roer" zu schießen, denn der Rikochet (Prallwurf) zerbricht ihm den Arm oder wirft ihn mit einem unbarmherzigen Backenstreiche zu Boden. Natürlich gehört dazu die entsprechende Ladung: ein Schuß Pulver, der mit der hohlen Hand gemessen wird, wobei es nun eben auf ein Körnchen mehr oder weniger nicht ankommt und ein respektables Stück Blei.

Das Krähen der Hähne und ein empfindlich kalter Wind, der durch das offene Fenster hereinwehte, verkündigte den nahen Morgen. Im Hause begann ein reges Leben, alles vereinigte sich zur Jagd, alles war in Eile, denn vor Sonnenaufgang mußte man im Engpasse sein. Schläfrig ziehen dann noch die Böcke, und die Jagd ist ohne große Mühe ergiebig; später braucht man ein flinkes Pferd, um in den Schußbereich zu kommen.

Bald saß die Gesellschaft zu Pferde, und im leichten, kurzen Galopp ging es quer feldein dem Engpasse zu: die Dome in Front, dazwischen der fremde Mynheer; dann folgten die Neefe und hintennach die Schwarzen. Alle trugen über die Schultern schwere Pavianspooten.

Achter nit — achter nit! (Zurück!) Dieser Ruf unterbrach die Stille zuweilen, wenn die Hunde allzu eifrig die Spur aufnahmen.

Heller wurde das Gelb des Ostens; das Grau der Gebirge floß in ein herrliches Violett, und ein leichter, rötlicher Lichtschimmer spielte um die höchsten Gipfel; der erste Strahl der Sonne blitzte über den Horizont. Das lebhafte Geschwätz verstummte jetzt; vor der zauberischen Schönheit eines solchen südlichen Morgens mußte das Alltagsgerede ersterben.



Springböcke.

Aber tiefer strömte das Lichtmeer, und „Opgedrukt, Jongens!" (drauf los, ihr Jungen) rief ein alter Grenzboor. Er trug ein echt afrikanisch-holländisches Kostüm und einen braunen Filzhut mit breiter, über das Gesicht hängender Krempe, in dessen Band einige Straußenfedern und eine kurze Hornpfeife staken.

„Opgedrukt, Jongens, da kommen sie schon!" rief er von neuem.

Und durch den Engpaß zog eine dicke, träge Staubwolke, welche wahrscheinlich von dem Heere der Springböcke aufgewirbelt wurde.

Gehorsam dem Rate des Alten, setzte sich die Jagdgesellschaft rasch in Bewegung.

Einzelne Springböcke, welche dem großen Zuge vorausgingen, liefen bereits auf der Ebene an uns vorbei. Sie schauten uns aufmerksam mit ihren großen Gazellenaugen einige Augenblicke an und verschwanden sodann scheu. Von ihrer Schnelligkeit konnte ich mir nun bereits einen ziemlich richtigen Begriff machen. Sie liefen über den Grund scheinbar in neckendem Tanze und spotteten dennoch des flüchtigen Hundes. Oft sprangen sie drei bis fünf Meter weit so ohne alle Kraftanstrengung, daß ich sehr wohl die Unfähigkeit unserer mageren Pferde begriff, solch flinke Tiere zu überholen.

Näher kamen wir dem Engpaß; dicker erhob sich die Staubwolke; über ihr kreisten Geier, die den Zug der Böcke immer begleiten. Ein dumpfes Gedröhn, wie die Brandung des fernen Meeres oder wie das Sausen eines nahenden Sturmes traf mein Ohr.

„Ab!" kommandierte der Alte, und wir sprangen aus dem Sattel.

„Hinauf auf die Kranz (Felsenmauer), Jongens, schnell!"

„Cesar," wandte er sich an einen alten Neger, „koppele die Pferde aneinander und bringe sie an den Abhang, aber, Blinkzemskind (Blitzkind), verlaß die Pferde nicht!"

Jetzt kamen sie an zu zwei und drei, zu zehn und zwanzig, in immer größerer Menge, wohl 3- bis 400 ein jeder Trupp, aber dazwischen noch immer Lücken. Endlich ergoß sich eine ununterbrochene, weißbräunliche Masse durch den mindestens 800 Schritt breiten Paß, Tier an Tier, ein mächtiger, breit sich daherwälzender Strom.

„Wie die Schneider schießen!" grollte der alte Boor, neben dem ich stand, „die Sonne scheint durch das magere Gut. Kerle," schrie er den anderen zu, „nicht so ins Blaue! nur die fetten, die Widder!"

Er meinte, daß die geschossenen Böcke zu mager wären, und daß nicht aufs Geratewohl geschossen, sondern immer nur ein fetter Widder gewählt werden solle.

Man begreift, daß es des Scharfblicks eines sehr geübten Schützen bedurft hätte, um solchem Gebote Folge leisten zu können. Unaufhörlich krachten die Schüsse. Was da stürzte, wußten wir nicht, denn ohne Unterbrechung wälzte sich der lebende Strom herab. Die Hunde waren schon seit langer Zeit nicht mehr zu sehen, denn bei dem ersten Anprall waren sie unter die Böcke geraten und mit diesen fortgerissen worden.

Bereits überflutete das Sonnenlicht die große Ebene, über die wir am frühen Morgen dem Gebirgspasse zugeritten waren, und die Hitze stieg so rasch, daß es für ratsam gehalten wurde, das erlegte Wild so schnell als möglich nach Hause zu bringen. Auch glaubte man, genügende Jagdbeute zu haben, denn es waren mehr als 200 Schüsse gefallen, und da die Booren geübte Schützen sind und die Menge der Böcke zu dicht war, um einen Fehlschuß möglich zu machen, ließ sich erwarten, daß mehr als 200 Böcke gefallen waren.

Endlich bot sich auch Gelegenheit, das erlegte Wild hinwegzubringen, denn der Strom der Böcke wurde dünner und dünner, bis endlich nur rechts und links einzelne Böcke wegprallten oder selbst durch den Engpaß wieder zurückjagten.

„Dirk," befahl der Alte, „nimm das beste Pferd und spute dich hinweg nach Hause und laß den Wagen ohne Verzug kommen!"

Dirk sprang in den Sattel, und bald bezeichnete ein Staubstreifen den Weg, den er genommen.

„Nun an die Böcke, Jongen!" rief der Alte, „die Sonne steht schon hoch."

Und hinunter stiegen wir in den Engpaß. Das gefallene Wild lag in Haufen umher, und das Einsammeln desselben war bald geschehen. Es war aber auch nötig, damit zu eilen, denn schon senkten sich ein paar Dutzend Geier nieder und hüpften mit trägem Flügelschlage und übermütiger Entschlossenheit näher. Ueber zweihundert Böcke lagen tot; mehrere, die nur angeschossen waren, versuchten auf ihren zerschmetterten Beinen noch zu entfliehen und wurden schnell getötet. Auch einige Lämmer waren angeschossen. Die Mutter eines solchen war zurückgeblieben und suchte das Junge auf alle mögliche Weise zu veranlassen, mit ihr zu entlaufen. Erst nachdem das Lamm getötet war, entfernte sie sich zögernd, stand dann still, kam wieder zurück und schaute mit ihren großen braunen Augen so wehmütig auf das gefallene Junge, daß es zum Erbarmen war.

An den entfernt liegenden verwundeten Tieren vollendeten die Geier das Werk des Tages mit solcher Schnelligkeit und Gefräßigkeit, daß in wenig Minuten nur abgenagte Skelette übrig blieben. Aus Erbarmen erschossen wir noch einen Bock, welcher verwundet umhertaumelte: die Geier hatten ihm die Augen ausgehackt.

Plötzlich tönte es wieder wie das Sausen eines nahenden Sturmes. Jenseits des Engpasses schien es zu sein. Wir alle horchten auf.

„Es ist nichts," sagte ein junger Mann, „der Tiger jagt unter den Böcken."

Auch der alte Boor lieh dem nahenden Sausen ein aufmerksames Ohr.

„Jongen," schrie er plötzlich, „es sind die Böcke! Aus dem Passe heraus, heraus, schnell! Kerle! Hui! da sind sie." Und der Alte erstieg behende einen Steinblock und rief: „Auf die Klipkopjes (zerstreute Felstrümmer), Jongens!"

Eine neue Kolonne Böcke preßte vorwärts. Wir klommen in Eile auf die Felsentrümmer, um außer dem Bereich der Flut zu sein, die sich von neuem durch den Paß ergoß. Der Berg dröhnte, und es schien, als wären wir in dem Wirbel eines mächtigen Windes.

„Bory," schrie der Alte durch die hohl an den Mund gelegten Hände einem Schwarzen zu, der sich noch bemühte, einen großen, feisten Bock aus dem Passe zu schleppen. „Bory, laß den Bock! Geh aus dem Weg, B-o-ry! — Hotten-tot! Alle Welt", schrie er, „Bory ist nieder und die Böcke über ihn!"

Vergeblich suchte Bory zu entkommen; einen Augenblick rang er wie ein Ertrinkender mit der Flut, dann fiel er, und vorwärts schoß die gedrängte Menge der Böcke.

„Ungefähr 10 000," rief einer der jungen Leute, der mit dem Kennerblicke eines Schafzüchters die lebendige Flut überschaute; „sie werden Bory zu einem Brei treten."

„Zehntausend?" rief der Alte. „Neef Piet, Neef Piet, ein Schafboor sollte ein besseres Auge haben: dieser Trupp ist seine 25 000 stark." Und die anderen Booren pflichteten dem Alten bei.

Endlich kamen die Böcke weniger gedrängt, und bald konnte man sehen, daß der Hauptzug vorüber war und nur noch Nachzügler folgten.

Hätten wir nicht gewußt, wo Bory gefallen war, wäre es schwierig gewesen, ihn aufzufinden, denn er sah einem Sandhügel ähnlicher als einem Menschen und lag völlig regungslos. In der That war er betäubt. Wir trugen ihn zu einer nahen Quelle, und nachdem wir ihn gelabt hatten, kam er wieder zur Besinnung und klagte, daß sein Leib wie zerschlagen sei. Uebrigens hatte er keine lebensgefährliche Verletzung erlitten.

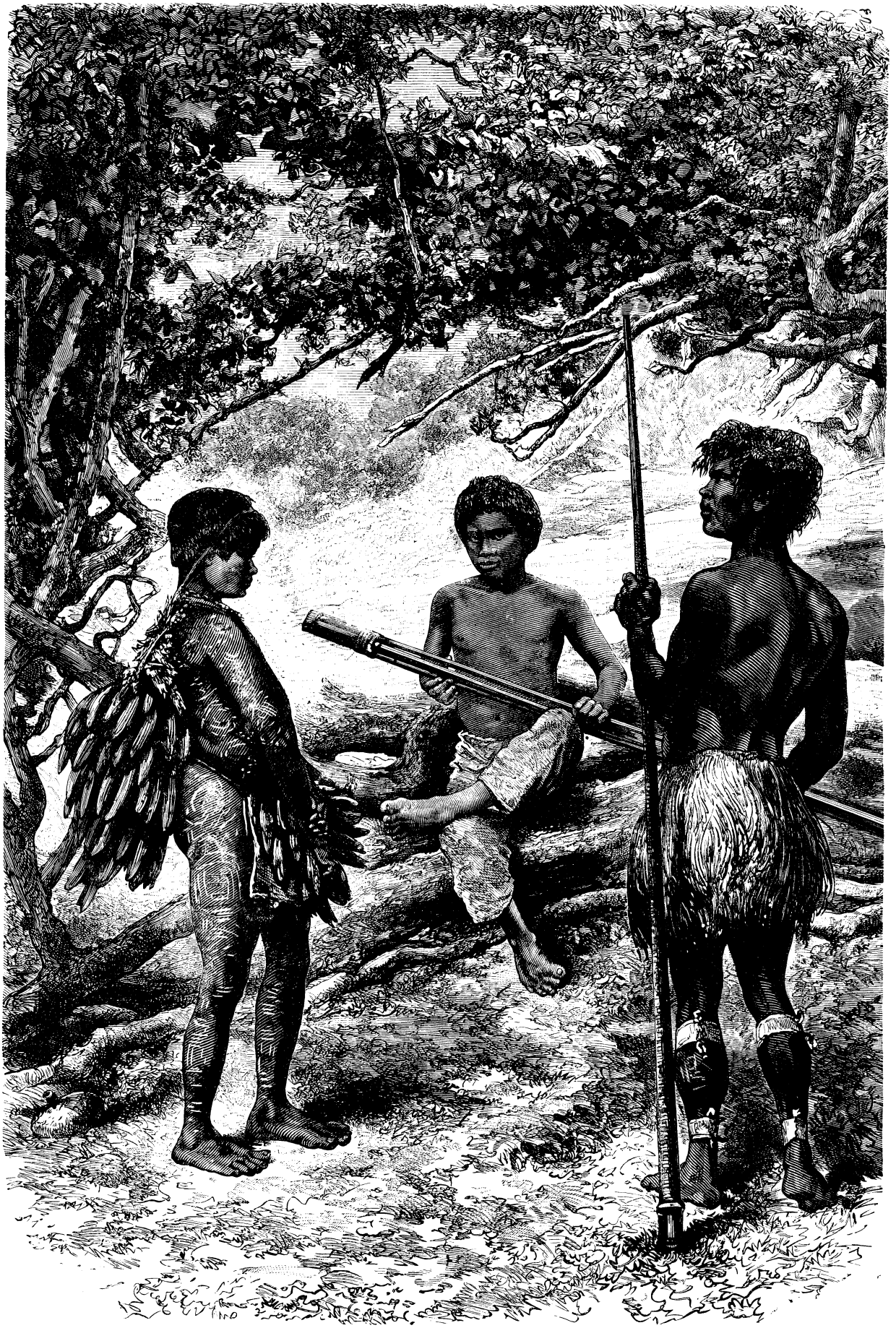
„Dummkopf!" redete ihn der Alte an, „du sahst ja doch die Böcke kommen!"

„Ja, alter Baas, aber das Gut kam auf mich wie der Blitz. Glücklich fiel ich auf den Bauch, anders hätte das Gut mir das Gesicht breit ausgestampft. Es trommelte mir auf dem Kopfe wie ein schweres Hagelwetter; da wurde mir schwarz vor den Augen und — weiter weiß ich dann nichts mehr."

Die Zahl der geschossenen Böcke belief sich auf 300, obgleich acht Schützen nur verhältnismäßig kurze Zeit gefeuert hatten.

„Jongens," sprach der Alte, „wir werden noch Zeit zum Frühstück haben, ehe der Wagen kommt. Was sagen Sie, Mynheer, zu einem Zoopie (Branntwein)?"

Ich hatte natürlich nichts dagegen, ebensowenig die anderen, und in einer halben Stunde war das Mahl bereitet, das unserem Appetite völlig entsprach. Darauf wurden die Böcke schleunigst ausgeweidet, der mittlerweile herangekommene Wagen damit bepackt, und fort zogen wir gleich Siegern nach einer gewonnenen Schlacht.



Die Quitoto-Indianer in Südamerika.

Ein kurzer Ritt brachte uns aus dem Engpasse heraus, und wir zogen nun langsam dem Gebirge entlang auf dem Fahrwege heim. Die Ebene vor uns war überall mit den dichten Massen der Steinböcke bedeckt. Eine lichtrote Flut schien hin und her zu wogen. Man hatte mir von Millionen Böcken erzählt, und ich hatte der Fabel gelacht aber hier bewegte sich diese zahllose Menge wirklich vor meinen Augen.

Ein unerwarteter Anblick ganz in unserer Nähe fesselte bald unsere Aufmerksamkeit. Das Gebirge erhob sich hier als eine schroffe, steile Felswand. Ein Teil derselben war eingestürzt und in mächtigen Blöcken dem Thale zugerollt. Regengüsse und Sturzbäche hatten eine tiefe Schlucht gewühlt. Hier war ein anderer Trupp Böcke durchgedrungen. Aber so unwiderstehlich war der Andrang von rückwärts gewesen, daß viele Böcke über den steilen Abgrund gestürzt waren und unten zerschmettert lagen. Wir übten hier noch ein Werk der Barmherzigkeit und erschossen einige Tiere, welche auf lahmen Füßen der größeren Herde nachzufolgen suchten und wohl sonst eine Beute der Geier geworden wären.

Nach unserer Rückkehr wurde der Wagen dahin geschickt, und er kehrte gegen Mittag mit noch 200 Böcken zurück. Ihm folgten die Hunde mit weit heraushängender Zunge, augenscheinlich in höchstem Grade ermüdet.

Auf dem Bauernhofe herrschte nun rege Thätigkeit; die Beute wurde aufgehangen, zerlegt und in lange, dünne Fleischstreifen zerschnitten, womit jeder Gegenstand im Hause behangen wurde. Unzählige Fliegen ließen sich darauf nieder — ein nicht besonders appetiterregendes Bild!

Nach einer guten Mittagsmahlzeit hielt ich es für angemessen, meinen Weg fortzusetzen. Bei meiner Abreise gab mir der alte Boor noch einige Stücke getrocknetes Springbockfleisch, welches dem rohen Schinken ähnlich, aber bei weitem zarter und schmackhafter ist, und einige grobe Zwiebackschnitte: Dinge, die in diesen unwirtlichen Gegenden gar nicht zu verachten sind.

In der Schulprüfung.

Lehrer: „Nun, mein Sohn, sage mir mal, wer war Paulus?“

Schüler schweigt.

Lehrer (ihm nachhelfend): „Paulus war ein A—po—“

Schüler (schnell einfallend): „Ein Apotheker!“

Die Quitoto-Indianer in Brasilien.

Kaum ein Länderstrich ist heutzutage weniger genau bekannt als das Kaiserreich Brasilien in einzelnen Teilen seines Innern, und nirgends gibt es noch mehr unbekannte und ganz im Naturzustande lebende eingeborne Völkerschaften als dort, obwohl das gewaltige Reich von zahllosen großen und stellenweise schiffbaren Flüssen und Strömen wie mit einem Netze durchzogen ist. Jahr um Jahr mehrt sich zwar die Kenntnis dieses Landes durch die kühnen und geduldigen Forschungen europäischer Reisenden. Unter diese Völkersippe zählt ein Volksstamm, welcher bis zum Jahr 1879 den Europäern kaum dem Namen nach bekannt war. Das sind die Quitotos, welche an dem mächtigen, durch seine vielen Stromschnellen verrufenen Yapurastrom in einer Gegend leben, wo dieser schon eine Breite von 600 bis 700 m hat, mit seinen gewaltigen Wassermassen durch ungeheure Felsenbänke Bahn bricht und ein tiefes felsiges Bett auswühlt, worin er sich häufig über beinahe senkrechte Felsenmauern von 50 bis 60 m Höhe herabstürzt. In den Urwäldern am Oberlaufe des Yapura unter dem Aequator wohnt dieser zahlreiche Stamm, von dessen Aussehen und Habitus der vorseitige Holzschnitt unseren lieben Kameraden einen Begriff gibt, teils in kleinen Dörfern mitten im Urwalde, teils nomadisch am Yapura und seinen Nebenflüssen. Der Name Quitoto bedeutet in der Sprache der Carijonas und Roucouyennes „Feind“, denn diese Indianer sind auch wegen ihrer Wildheit und Tücke von ihren Nachbarn gefürchtet, besonders aber darum, weil sie Menschenfresser sind. Die Quitotos selbst nennen sich Macouchi oder Macuchi und sind absolut Wilde und Heiden. Sie sind von Mittelgröße, kräftig gebaut und muskulös, von kupferbrauner Haut, schwarzem straffen Haar und dunkelbraunen, etwas tiefliegenden Augen mit einem scheuen, finstern Blick. Unser Bild veranschaulicht zwei junge Burschen und einen Mann von mittleren Jahren und gibt ihren Typus ziemlich genau wieder. Die Männer bemalen sich Arme und Beine bläulichschwarz mit dem Safte der Zendpa, färben Lippen und Zähne ganz schwarz mit dem Stengel des Blumenrohrs und den Rand der Augenlider lebhaft rot mit Rocou (Orlean), so daß manche wahren Teufeln gleichen. Die Weiber beschmieren sich den ganzen Körper, den Hals und Nacken ausgenommen, mit einer schwärzlichen Substanz, dem gummiartigen Saft eines Baumes, der durch Berührung mit der Luft schwarz wird. Während diese Schmiere trocknet, bringen sie darauf weiße und gelbe Zeichnungen an, indem sie für die weißen eine kaolinartige Thonerde, für die gelben den gepulverten Zunder auffstreuen, den gewisse Ameisenarten in ihren Nestern erzeugen. Statt der Kleidung tragen beide Geschlechter nur eine Schürze oder einen kurzen, bis auf die Mitte der Schenkel reichenden Rock von Gras oder Grasgeflecht, von Federn oder irgend einem Stück Zeug, das ihnen in die Hände fällt. Sie leben von der Jagd, dem Fischfang und von Pflanzenstoffen und Früchten, die sie im Walde sammeln, besonders von den Früchten der wilden Bananen, welche überall vorkommen. Zur Jagd bedienen sie sich des 6 — 7 m langen Blaserohrs mit vergifteten Bolzen und Pfeilen, der Keule und des Speers aus leichtem, aber festem Rohr, der ihnen zugleich auch zum Harpunieren der Fische, Schildkröten und Leguane dient. Sie haben auch Kähne aus ausgehöhlten Baumstämmen, mit Bänken von schwerem Holz, und Flöße, deren sie sich ziemlich gewandt bedienen. Sie leben unter der Führung von Kaziken oder Häuptlingen, deren Ansehen jedoch nur im Kriege geachtet zu werden scheint, wenn sie in größeren oder kleineren Banden ihre Nachbarstämme überfallen, berauben und Gefangene hinwegführen, die sie teils an andere Stämme verhandeln, teils auffressen. In ihren Hütten, welche nur zeltartig aus starkem Rohr erbaut und mit Bananen- und Palmblättern oder Zweigen bedeckt sind, sieht man heute noch nicht selten Unterkiefer, Schädel und Armknochen von Menschen trophäenartig aufgehangen und Menschenknochen zu Pfeifen, Trommelschlägeln und anderen Geräten verarbeitet.

Der Geist der Llano estakata.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“.

(Fortsetzung.)

Windig genug klingt diese Erklärung freilich; aber ich will auch da nicht mit Euch streiten. Glaubt Ihr, was Ihr wollt, und ich denke auch, was mir beliebt.“

„Der Bärenjäger hat recht,“ sagte Winnetou. „Es gibt viele Thäler, in denen solche Töne klingen, und der Häuptling der Apachen hat auch schon Steine gesehen, welche der Große Geist vom Himmel geworfen hat. Der gute Manitou hat jedem Sterne seine Bahn gegeben, und wenn die Feuerkugel die ihrige verläßt, so muß sie zerschellen. Ich werde versuchen, die Spur des Steines im Wasser zu entdecken.“

Er hatte das mit eigentümlich erhobener Stimme gesprochen. Dann entfernte er sich, indem er am Wasser hinschritt und dann im Dunkel der Nacht verschwand.

Die anderen setzten sich wieder nieder und warteten auf seine Rückkehr. Keiner sprach ein Wort. Nur Martin Baumann flüsterte seinem Vater leise zu:

„Was hat Winnetou? Er sprach so eigentümlich laut, als ob noch jemand außer uns seine Worte hören solle. Daß er nach dem Steine suchen will, war jedenfalls nur eine Finte."

„Natürlich!" antwortete der Bärenjäger. „Ich wette, es befindet sich irgendwer, der uns belauscht, hier in der Nähe. Wie ich den Apatschen kenne, hat er ihn bemerkt und ist gegangen, sich an ihn zu schleichen und ihn festzunehmen. Warten wir es ab!"

Sie hatten nicht lange zu warten. Schon nach wenigen Minuten entstand ganz nahe hinter ihnen in den Büschen ein Geräusch, als ob ein Tier durch die Sträucher breche; ein kurzer, ängstlicher Ruf folgte, und dann ertönte die Stimme Winnetous:

„Der Bärenjäger mag hierher kommen. Ein Kundschafter hat uns belauscht."

Baumann verschwand, dem Rufe schnell folgend, in den Büschen, und wenige Augenblicke später brachten die beiden einen dritten herausgezogen, welcher an seiner Kleidung sogleich als Indianer erkannt wurde.

Welch ein Blick gehörte dazu, in dunkler Nacht einen im Buschwerke verborgenen Lauscher zu entdecken! Und nur einem Manne wie Winnetou konnte es gelingen, ihn zu beschleichen und auch so zu fassen, daß ein Widerstand unmöglich war.

Die drei Personen wurden von den anderen umringt. Der Gefangene war nur mit einem Messer bewaffnet gewesen, welches Winnetou ihm entrissen hatte. Seine Gestalt war klein und schmächtig, sein Gesicht konnte wegen der Dunkelheit nicht deutlich erkannt werden.

Winnetous Augen aber waren an die Nacht gewöhnt; er sah, wen er vor sich hatte.

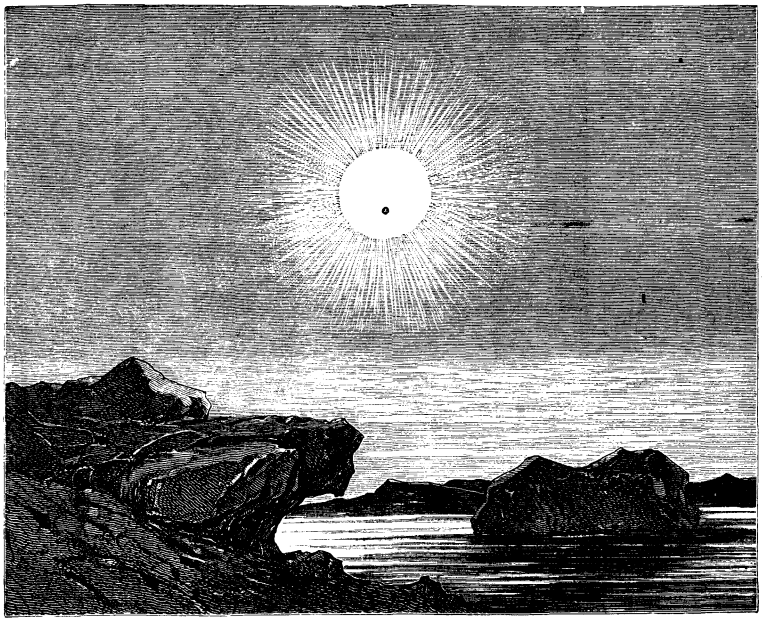
„Warum ist mein junger roter Bruder nicht offen zu uns gekommen?" fragte er. „Wir hätten ihn freundlich empfangen."

Der Gefangene antwortete nicht. Darum fuhr der Apache fort:

„Mein Bruder ist also selbst schuld daran, daß er gefangen genommen worden ist. Aber es soll ihm nichts geschehen. Hier gebe ich ihm sein Messer wieder; er mag zu den Seinigen zurückkehren und ihnen sagen, daß sie uns willkommen sind und bei uns ruhen können."

„Uff!" rief der Gefangene erstaunt, indem er sein Messer zurücknahm. „Woher weißt du, daß unsere Krieger sich in der Nähe befinden?"

„Winnetou müßte ein kleiner Knabe sein, wenn er sich das nicht sagte."



Unsere Sonne. Fig. 1. Die Erde vor der Sonne, vom Mars aus gesehen.

„Winnetou, der Häuptling der Apachen!" klang es im Tone höchster Verwunderung. „Und du gibst mir mein Messer zurück? Hältst du mich für einen Apachen?"

„Nein. Mein junger Bruder trägt nicht die Farben des Krieges; aber dennoch vermute ich, daß er ein Sohn der Komantschen ist. Haben deine Krieger den Tomahawk gegen die Apachen ausgegraben?"

„Nein. Die Spitzen der Kriegspfeile sind in die Erde gesteckt; aber es herrscht keine Liebe zwischen euch und uns."

„Winnetou liebt alle Menschen, ohne nach ihren Namen und ihrer Farbe zu fragen. Er ist bereit, hier ein Feuer anzuzünden und die Pfeife des Friedens mit euch zu rauchen. Er fragt nicht, weshalb deine Brüder in das ‚Singende Thal' gekommen sind. Sie wissen, daß jeder, welcher dasselbe betritt, hier an diesem Wasser lagert. Darum sind sie abwärts von hier halten geblieben und haben dich ausgesandt, um nachzuforschen, ob sich jemand hier befindet. Ist es so?"

„Ja," bestätigte der Komantsche.

„Wenn du wieder einmal unter den Büschen liegst, um fremde Krieger zu erkunden, so laß die Lider auf den Augen liegen, denn deine Augen waren es, welche dich mir verraten haben! Wie groß ist die Zahl deiner Brüder?"

„Zweimal zehn."

„So gehe zu ihnen und sage ihnen, daß Winnetou und acht Bleichgesichter sie erwarten und als Freunde behandeln werden, auch ohne daß sie wissen, in welcher Absicht ihr gekommen seid. Daß ich dich ergriffen habe, kannst du ihnen verschweigen; ich werde es nicht erwähnen."

„Die Güte des großen Häuptlings erfreut mein Herz. Ich werde nichts verschweigen, sondern die Wahrheit sagen, damit meine Brüder überzeugt seien, daß sie freundlich von euch empfangen werden. Von dem Auge Winnetous entdeckt zu werden, ist keine Schande, aber ich werde des Rates gedenken, den er mir gegeben hat."

Der ihn umgebende Kreis öffnete sich, und er eilte davon.

Die Weißen, und zwar besonders die beiden Mexikaner, waren der Ansicht, daß es doch gewagt sei, einer Schar von zwanzig Komantschen so ohne weiteres die Annäherung zu gestatten. Der Apache aber erklärte in sehr entschiedenem Tone:

„Winnetou weiß stets, was er thut. Wenn die Krieger der Komantschen nach dem ‚Singenden Thale' reiten, so kann ihr Ritt nicht einem Kampfe gegen die Apachen gelten. Jenseits dieses Thales liegt das hohe Grab eines ihrer größten Häuptlinge. Sie werden dasselbe besuchen wollen, um den jährlichen Totengesang dort anzustimmen. Wir aber werden ein Feuer anzünden, damit wir ihre Gesichter deutlich sehen. Um ganz sicher zu sein, empfangen wir sie nicht hier, sondern draußen vor dem Gebüsch."

Das Feuer wurde von neuem angebrannt. Während dies geschah, zog Winnetou den Bärenjäger und dessen Sohn hinaus vor die Sträucher und sagte ihnen leise:

„Die beiden Bleichgesichter sind nicht das, für was sie sich ausgeben. Sie

sprechen die Sprache der Yankees und wollen uns hier ermorden. Sie gehören zu den Geiern der Llano estakata. Winnetou vermutet, daß die Komantschen nach der Llano wollen. Die beiden dürfen das nicht wissen. Darum hat er ihnen gesagt, daß jenseits dieses Thales ein Grab sei, was aber nicht wahr ist."

Er konnte nicht weiter sprechen, weil jetzt auch die anderen kamen, welche ein so großes Feuer angefacht hatten, daß der Schein desselben selbst durch und über die Büsche drang und das vor demselben liegende Terrain zur Genüge erleuchtete. Natürlich hatten sie ihre Waffen bei sich, um sich ihrer zu bedienen, wenn die Komantschen je, den Erwartungen Winnetous entgegen, sich nicht friedlich verhalten sollten.

Bald vernahm man den Hufschlag von Pferden. Die Erwarteten nahten sich. Sie blieben in kurzer Entfernung halten. Ihr Anführer stieg vom Pferde und kam langsam herbeigeschritten. Winnetou ging ihm entgegen und bot ihm die Hand.

„Die Krieger der Komantschen sind uns willkommen," sagte er. „Winnetou fragt nicht, was sie hier wollen; er weiß daß sie das Grab ihres Häuptlings besuchen werden, um dann friedlich nach ihren Wigwams zurückzukehren."

Das hatte er laut gesagt, leise aber fügte er schnell hinzu:

„Mein Bruder mag das bestätigen. Ich spreche dann mit ihm heimlich!"

Infolgedessen antwortete der Komantsche laut:

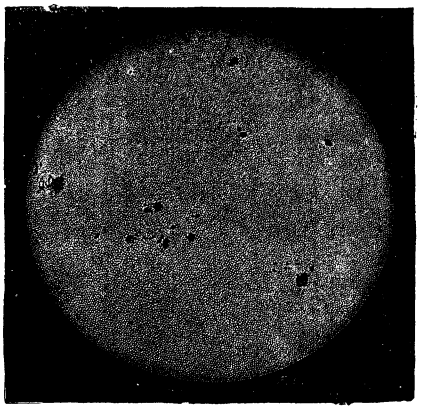
„Meine Hand drückt mit Freuden diejenige Winnetous, welcher der größte Krieger der Apachen und doch stets ein Häuptling des Friedens ist. Wir sind bereit, das Kalummet mit ihm zu rauchen, denn wir befinden uns nicht auf dem Pfade des Krieges und wollen nur die Medizin des toten Häuptlings verehren."

„Winnetou glaubt dieser Versicherung seines Bruders und ladet ihn und seine Krieger ein, mit zum Feuer der Friedenspfeife zu kommen."

Die beiden Häuptlinge hatten sich die Hände gedrückt. Das genügte einstweilen als Beweis, das die Komantschen nichts Böses beabsichtigten. Ihr Anführer ließ sich von Winnetou zum Feuer führen, und seine Leute folgten nach.

Sie verteilten sich zunächst rings auf dem Grasrande des kleinen Weihers, um ihre Pferde da anzupflocken, daß sie weiden und trinken konnten; dann traten auch sie einzeln zum Feuer.

An demselben ging es nun ziemlich eng zu, da der zwischen den Büschen und dem Wasser liegende freie Saum nicht breit war. Man mußte sich Schulter an Schulter niedersetzen, um einen Kreis zu bilden, innerhalb dessen Winnetou und der Anführer der Komantschen Platz nahmen.

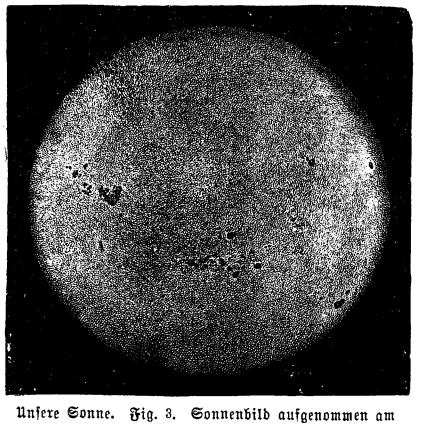


Unsere Sonne. Fig. 2. Sonnenbild aufgenommen am 20. September 1870.

Einer der letzteren hatte sich länger als die anderen mit seinem Pferde beschäftigen müssen; er kam nun auch herbei. Bevor er sich niedersetzte, blickte er im Kreise umher. Als sein Blick die Brüder Cortejo traf, was aber von ihnen nicht bemerkt wurde, zuckte es blitzartig über sein dunkles Gesicht, und er rief:

„Uff! Aletehlkua ekkvan mava — welche Hunde sitzen da!"

Da der Kreis noch nicht geordnet und jeder noch mit seinem Sitze beschäftigt war, so wurde dieser Ausruf nicht von allen gehört. Der Anführer der Komantschen



Unsere Sonne. Fig. 3. Sonnenbild aufgenommen am 22. September 1870.

aber hatte ihn vernommen. Er richtete sich rasch auf und fragte den Mann:

„Hang tuhschtaha-nai — wen siehst du?"

„He-ehlbak, enko-ola uah-tuhvua — sie, die Geier der Llano estakata."

„He-ehlbak hetetscha enuka — wo sind sie?"

„Mava he-ehlbak kenklah — dort sitzen sie!"

Bei diesen Worten deutete er auf die beiden angeblichen Mexikaner.

Da diese Fragen und Antworten laut und im Tone zorniger Betroffenheit ausgesprochen worden waren, so hatten sie die Aufmerksamkeit aller Anwesenden erregt. Bei den Worten „enko-ola uah-tuhvua — die Geier der Llano estakata" waren die Komantschen alle wieder aufgesprungen. Sie griffen drohend nach ihren Messern. Die Scene sah gar nicht mehr so friedlich aus wie vorher.

Die Weißen hatten die Worte nicht verstanden, da sie weder des Komantschenoch des Tonkawah- oder Moquidialektes mächtig waren; da sie aber die drohenden Mienen der Roten sahen, erhoben auch sie sich und griffen zu ihren Waffen.

Nur Winnetou blieb ruhig sitzen. Er sagte in gebietendem Tone:

„Meine Brüder mögen sich nicht erregen. Sehen die roten Männer zwei ihrer Feinde unter uns, so versichere ich, daß wir mit diesen Männern nichts zu schaffen haben. Es soll wegen derselben kein einziger Tropfen Blutes unter uns vergossen werden. Was hat der Krieger der Komantschen gegen sie vorzubringen?"

Er sprach in dem in jener Gegend gebräuchlichen Jargon, welcher aus Spanisch, Englisch und Indianisch zusammengesetzt ist. Der gefragte Komantsche antwortete in derselben Mundart, welche alle verstanden:

„Ich jagte droben am Wasser Tovitschuna, welches die Weißen den Fliegenfluß nennen, und sah die Fährte zweier Reiter, welcher ich folgte. Ich sah sie dann unter den Bäumen sitzen und kroch zu ihnen heran, um ihre Worte zu hören. Sie sprachen von der Llano estakata, durch welche in einigen Tagen ein großer Zug weißer Männer kommen werde. Die Geier der Llano wollen sich versammeln, um diesen Zug zu überfallen. Ich hörte aus den Worten der beiden Männer, daß sie zu den Geiern gehören, und fragte meine Seele, ob ich sie töten solle. Die Klugheit gebot mir, sie leben zu lassen, denn nur dadurch war es möglich, zu — — "

Er wollte etwas sagen, wovon Winnetou nicht wünschte, daß die Mexikaner es hören möchten. Darum fiel er dem Sprechenden schnell in die Rede:

„Ich weiß, was mein Bruder weiter sagen will, und habe genug gehört. Hast

du die Männer jetzt so genau erkannt, daß kein Irrtum möglich ist?"

„Sie sind es!"

„Was sagen die beiden Bleichgesichter zu dieser Anschuldigung?"

„Daß sie eine ganz dumme Lüge ist," antwortete Carlos Cortejo. „Wir sind gar nicht am Fliegenflusse gewesen."

„Sie sind es!" rief der Anführer der Komantschen, „denn wir haben — — —"

„Mein Bruder mag mich sprechen lassen," unterbrach ihn Winnetou eifrig, um ihn nichts sagen zu lassen, was die beiden nicht erfahren sollten.

Der Komantsche aber ärgerte sich über die Unterbrechung, welche ganz gegen die indianische Rücksicht und Höflichkeit verstieß. Er war nicht klug genug, den Grund derselben zu erkennen, und rief zornig:

„Warum soll ich nicht sprechen? Wer Mörder bei sich hat, ist selbst ein Mörder! Hat der Häuptling der Apachen uns herbeigelockt, um Verrat an uns zu üben?"

Da legte Winnetou alle seine Waffen von sich, stand auf und sagte:

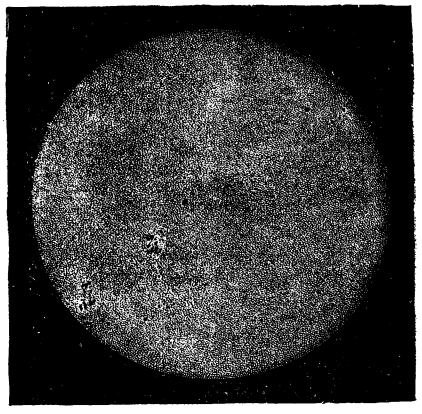
„Hat mein Bruder jemals gehört, daß Winnetou ein Verräter sei? Das Wort des Apachen ist wie der Fels, auf dem man sicher wohnt. Mein Bruder mag mich begleiten und seine Waffen behalten. Howgh!"

Er verließ den Kreis und schritt langsam durch die Büsche hinaus ins Freie. Der Komantsche besann sich einen Augenblick und folgte ihm sodann, gab aber vorher seinen Leuten einen Wink, welcher sie bedeutete, scharf acht auf die Mexikaner zu haben. Draußen nahm Winnetou ihn beim Arm, führte ihn eine kurze Strecke fort, blieb dann stehen und sagte:

„Mein Bruder hat mich nicht verstanden. Winnetou lagerte bereits hier, als die Weißen kamen. Er beobachtete sie und erfuhr, daß die beiden Männer Geier der Llano sind. Er stimmt also den Kriegern der Komantschen bei. Aber warum sollen diese giftigen Schlangen erfahren, daß sie durchschaut worden sind? Dann müßten wir sie töten, und es ist doch klüger, wenn wir sie einstweilen noch leben lassen! Sie mögen glauben, daß die Komantschen zum Grabe ihres Häuptlings wollen. Mir aber mag mein Bruder sagen, warum er ihnen gefolgt ist."

Der Komantsche fühlte sich beschämt. Er antwortete:

„Feuerstern, der Häuptling der Komantschen, ritt mit Eisenherz, seinem Sohne, nach Osten zu den Wohnungen der Weißen.



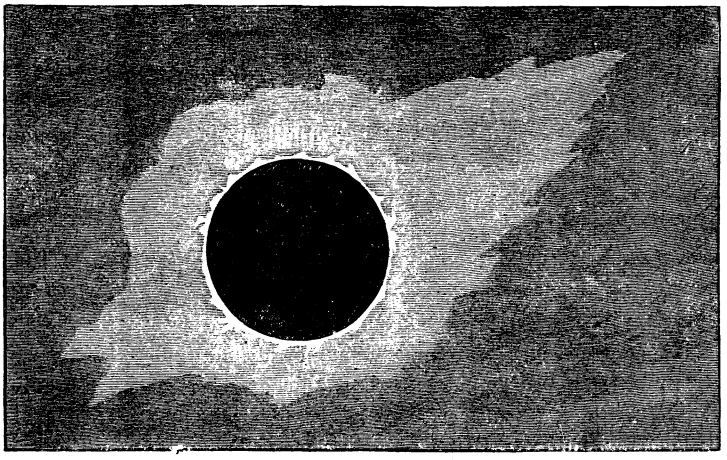
Unsere Sonne. Fig. 4. Sonnenbild aufgenommen am 26. September 1870.

Sie kehren durch die Llano zurück und werden sich jetzt in derselben befinden. Sie müssen wohl auf den Zug der Weißen stoßen und also von den Geiern angefallen werden."

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Sonne.

Jeder weiß, daß die Sonne der vornehmste unter allen Weltkörpern ist,



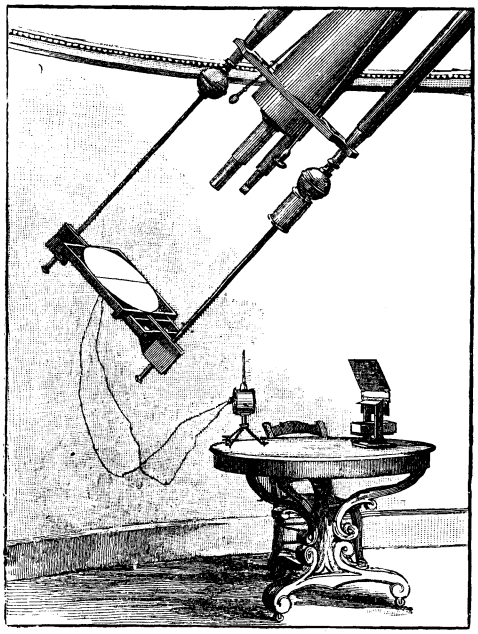
Unsere Sonne. Fig. 5. Eine Aufnahme der Corona.

welche wir von der Erde aus wahrnehmen. Sie ist für uns die Quelle des Lichtes und der Wärme; ihre Strahlen unterhalten das organische Leben, das seine höchste Entfaltung da zeigt, wo die Sonne hoch am Himmel emporsteigt, während es am ärmlichsten in den Regionen nahe den Erdpolen auftritt, wo die Sonne nur matt scheint, ja während langer Zeit ganz unter dem Horizont bleibt. Etwas Näheres über die Beschaffenheit dieses wunderbaren Weltkörpers zu erfahren, ist also keineswegs ein Bestreben bloßer Neugierde. Wir finden daher auch, daß schon in alten Zeiten die Menschen über das Wesen der Sonne nachgrübelten, freilich ohne zu richtigem Resultate zu gelangen. Denn bis man Maß- und Sehwerkzeuge besaß, welche die natürliche Beschränktheit des menschlichen Auges aufheben und ein spezielles Studium der Sonne gestatteten, konnten höchstens nur Vermutungen über die Entfernung, die Größe und die Beschaffenheit der Sonne aufgestellt werden, Vermutungen, von denen die eine so wenig wert war als die andere. Die Erfindung der Ferngläser und die Fortschritte der Astronomie in den beiden letzten Jahrhunderten haben erst ermöglicht den Schleier zu lüften, welcher die Geheimnisse der Sonne barg. Zunächst gelang es, einige zuverlässige Kenntnis von der wirklichen Entfernung der Sonne zu gewinnen. Auf welchem Wege dies geschehen ist, mag für jetzt unerörtert bleiben, weil dabei Kenntnisse in der Mathematik vorausgesetzt werden müssen, welche viele unserer jüngeren Leser noch nicht besitzen können; uns mag es genügen, daß man die Entfernung der Sonne von der Erde auf ungefähr 20 Millionen geographische Meilen bestimmt hat. Das ist eine ungeheure Entfernung, mit der sich nichts auf unserer Erde auch nur annähernd vergleichen läßt. Da nun aber die Sonne aus so weiter Ferne noch so groß erscheint, so muß sie, wie leicht begreiflich ist, an sich ein gewaltiger Weltkörper sein. In der That haben die Astronomen gefunden, daß der Sonnendurchmesser 110 mal so groß ist als der Durchmesser unserer Erde. Hieraus folgt aber weiter, daß der Kubikinhalt des Sonnenballs denjenigen unseres Erdballs nahezu 1 300 000 mal übertrifft. Die Erde besitzt aber ein Volumen von 2650 Millionen Kubikmeilen, und wer Freude an großen Zahlen hat, kann nun leicht ausrechnen, wie viele Billionen Kubikmeilen der Sonnenball umfaßt. Für unser Vorstellungsvermögen haben wir freilich damit nicht viel gewonnen, denn diese Größenverhältnisse gehen über jede

Fassungskraft hinaus. Ja, die wenigsten Menschen haben eine richtige Idee von der Größe auch nur einer Kubikmeile! Eine einzige Kubikmeile umfaßt nämlich einen Raum, in welchem alle Menschen und Tiere der ganzen Erde, alle Dörfer und Städte Europas, alle Bauwerke der ganzen Welt Platz fänden, sobald man alles hübsch und sauber übereinander schichtet.

Auf der Scheibe, welche die Sonne vorstellt, erblickt man eine Anzahl von unregelmäßig gestalteten dunklen Flächen; es sind die sogenannten Sonnenflecken, die man jedoch im allgemeinen nicht mit bloßem Auge, sondern nur durch Fernrohre sehen kann, wenn man das Auge mit einem dunkel gefärbten Glase vor dem strahlenden Glanze der Sonnenscheibe schützt. Im Gegensatz zu früher, da man die optischen Hilfsmittel hiezu noch nicht besaß, wird in den heutigen Tagen der Beobachtung der Sonnenflecke große Aufmerksamkeit geschenkt. Die dunklen Blendgläser, die man früher allgemein anwandte, sind nämlich nur bei kleineren Instrumenten verwendbar, an größern Fernrohren werden sie bald so erhitzt, daß man ihnen das Auge nicht nähern kann, ja sie selbst schmelzen. Ein großer Fortschritt in dieser Beziehung war die (in unvollkommener Weise übrigens auch schon von älteren Astronomen angewandte) Methode der Projektion des Sonnenbildes. Eine auf unserer Fig. 6. deutlich erkennbare weiße Tafel wurde in geeigneter Weise vor dem Okularende des Fernrohres angebracht, so daß sie senkrecht zur optischen Achse des letzteren steht. Dieses dreht sich mit Hilfe eines Uhrwerkes der täglichen Bewegung der Sonne entsprechend um eine der Weltachse parallele Achse. Richtet man jetzt das Teleskop auf die Sonne, so erscheint auf der weißen Fläche ein vergrößertes Sonnenbild, welches, sobald man die Umgebung gehörig dunkel macht, alle Objekte auf der Sonnenscheibe mit großer Klarheit und ohne jede Gefahr für das Auge erkennen läßt. Da das Fernrohr der Fortbewegung der Sonne automatisch folgt, so bleibt das Sonnenbild auf der weißen Fläche selbst völlig unbeweglich und man kann mit Ruhe alle Einzelheiten desselben studieren.

Diese Flecken sind sehr merkwürdig, indem sie ihre Gestalt und ihren Ort unaufhörlich verändern. Man sieht sie zuerst am östlichen Rand der Sonne auftauchen und über die Sonnenscheibe langsam fortziehen, bis sie nach beinahe 14 Tagen am westlichen Rand verschwinden. Mit Recht hat man aus dieser allen Sonnenflecken gemeinsamen Bewegung geschlossen, daß der ungeheure Sonnenball sich, ähnlich wie unsere Erde, um sich selbst dreht und zwar innerhalb einer Zeitdauer von 25 ½ Tagen. Bisweilen sieht man auch mitten auf der Sonnenscheibe plötzlich Flecken entstehen, oder solche, welche vorhanden waren, wieder vergehen. Diese Flecken sind also äußerst veränderlich, und wenn man bedenkt, daß sie an Größe oft unsere ganze Erde übertreffen, so kann man begreifen, daß die Neubildung und die Auflösung solcher Massen Vorgänge von ungeheurer Art sein müssen. In der That, welche Katastrophe würde es sein, wenn z. B. auf unserer Erde Festlandmassen von der Größe Spaniens oder Italiens plötzlich versänken oder aus dem Ozean auftauchten! Nun sind aber die auf der Sonne unaufhörlich stattfindenden Veränderungen sehr viel großartiger und gewaltiger. Wir müssen schon hieraus schließen, daß die Sonnenoberfläche ein Schauplatz der großartigsten Naturrevolutionen ist, daß die Natur dort nicht so friedlich lacht, wie auf unserem heimischen Erdballe. Beobachtungen anderer Art bestätigen dies. Es ist überaus wahrscheinlich, daß die Sonnenflecke ungeheure Massen von schweren Dämpfen sind, welche gewissermaßen Höhlungen in der Sonnenoberfläche hervorrufen. Denn die Sonne selbst müssen wir uns als eine Art Glutmeer vorstellen, als einen im höchsten Zustand der Weißglut befindlichen Körper. Die Temperatur des Sonnenballs übertrifft alle Hitzegrade, welche wir kennen oder herstellen können, so sehr, daß wir uns gar keine Vorstellung davon machen können. Folgende Ueberzeugung wird dies näher zeigen. Wenn man ein Brennglas nimmt und die Sonnenstrahlen durchfallen läßt, so erzeugen dieselben in dem Brennpunkt bekanntlich große Hitze. Je größer das Brennglas ist, um so beträchtlicher wird die Hitze im Brennpunkt, ja, man hat Brennspiegel angefertigt, welche eine Glut entwickelten, in der Eisen und Platina schmelzen und der Diamant sich verflüchtigt. Da solche Glut nur durch diese Konzentration der Sonnenwärme hervorgerufen wird, so ist einleuchtend, daß die Sonne eine noch viel höhere Temperatur besitzen muß, als diejenige ist, in der Eisen schmilzt. Mit Hilfe besonderer Instrumente, der sogenannten Spektroskope, hat man in neuerer Zeit sogar das Vorhandensein von glühenden Eisendämpfen auf der Sonnenoberfläche direkt konstatieren können. Die vollste Bestätigung dieser Wahrnehmungen und weitere Schlüsse über die Zustände der Sonnenoberfläche haben die totalen Sonnenfinsternisse gestattet, doch kommen wir auf die Beobachtungen, welche bei dieser Gelegenheit angestellt wurden, später zurück. Jedenfalls dürfen wir uns Glück wünschen, daß der glühende, ungeheure Feuerball der Sonne in einer so gewaltigen Entfernung von unserer Erde sich befindet, daß seine Gluten hinieden nicht verheeren, sondern belebend und erquickend wirken. Wahrlich, der die Sonne glühen hieß, er hat unser gedacht!



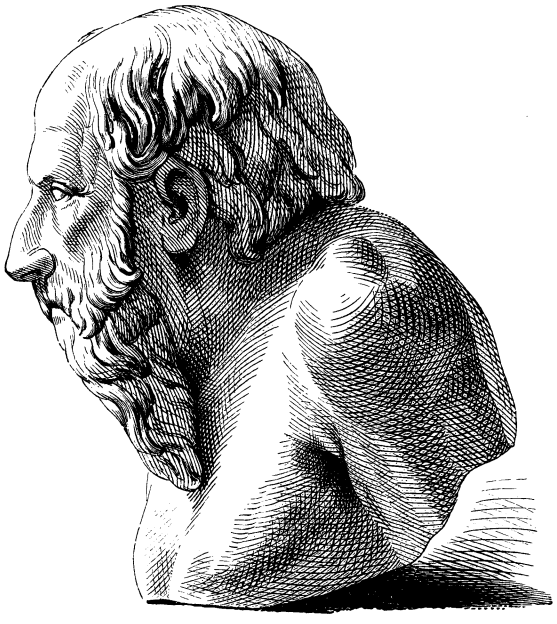
Unsere Sonne. Fig. 6. Apparat zur Projektion (Darstellung) des Sonnenbildes.

Der stärkste Mann seiner Zeit

soll Franz Andreas Favrat, ein Schlesier, gewesen sein. Derselbe, im Jahre 1734 geboren, war im siebenjährigen Kriege preußischer Hauptmann und wurde nach und nach General der Infanterie und Gouverneur von Glatz. Seine Körperstärke übertraf die des Kurfürsten August des Starken von Sachsen. Er brach einem durchgehenden Pferde, indem er ihm nur in die Mähne griff, den Hals, spaltete einem feindlichen Husarenoffizier den Kopf bis auf die Schultern, hob Reiter und Pferd empor und übte mit einer dreipfündigen Kanone wie ein Mann mit einer Muskete. Er starb 1804.

Diogenes.

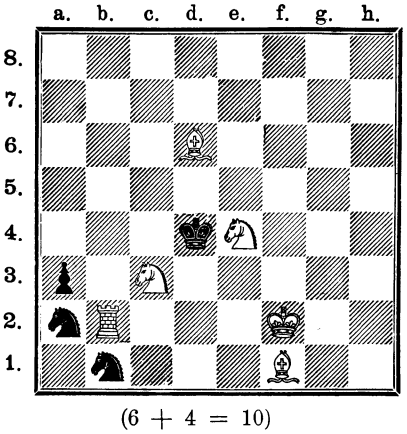
Es wird unseren jungen Freunden gewiß Freude gewähren, das Portrait jenes berühmten Cynikers kennen zu lernen, auf dessen Name sich so viele geschichtliche wie später erfundene Anekdoten und kernige Sinnsprüche gesammelt haben und der — wer erinnert sich nicht der lustigen Münchener Bilderbogen — durch seine bizarre geschichtliche Gestalt unseren zeitgenössischen Humoristen von der Feder und jenen vom Pinsel ein oft wiedergegebenes Modell wurde. Es ist Diogenes von Sinope, geboren um das Jahr 412 v. Chr., der Schüler Antisthenes, der, seinen Lehrer übertreffend, den Grundsatz aufstellte: „unabhängig und bedürfnislos zu sein, sei göttlich." Er blieb jedoch nicht bei rednerischen Aeußerungen allein stehen, sondern übertrug seinen Grundsatz, wie uns die Alten berichten, auf krasse Weise ins Praktische, indem er auf alle Genüsse und Annehmlichkeiten des Lebens thatsächlich verzichtet haben soll. Unsere Kameraden wissen, daß er zu seiner Wohnung ein Faß erkoren, daß er außer seinem Mantel und Stab nur noch einen Brotsack und einen hölzernen Becher besaß und auch diesen von sich warf, als er einen Knaben aus der hohlen Hand trinken sah. Und wem wäre nicht die Sage bekannt, daß er, als ihn Alexander der Große einst in Korinth aufsuchte und angeregt durch seine geistreichen Antworten, ihm befahl sich eine Gnade auszubitten, entgegnete: „Geh' mir aus der Sonne!"



Diogenes.
Nachbildung der in der Villa Albani zu Rom befindlichen Büste.

Das nebenstehende Portrait dieses originellen Mannes ist eine getreue Nachbildung der in der Villa Albani zu Rom verwahrten Büste. Diogenes starb 323 zu Korinth; daselbst und in seinem Geburtsorte Sinope wurde ihm eine Bildsäule errichtet.

Schachaufgabe Nr. 15.



(6 + 4 = 10)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 14.

1. Tb3 — e3 — Te2 — e3:
2. Sg8 — h6 ‡.

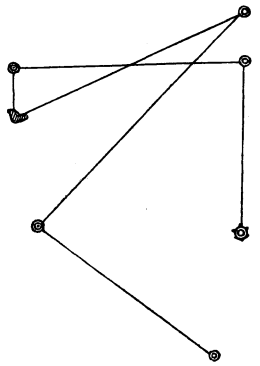
1. . . . . — Lc1 — e3:
2. Sg8 — e7 ‡.

Logogriph.

Wenn du zur Ruh gebieteſt,
Bedarf's bloß zweier Zeichen;
Doch Lebenssaft erfüllt es,
Thust ihm noch eines reichen.
Nicht Stillstand, keine Rast noch Ruh,
Gibst du ein viertes Zeichen zu.

Geographierätsel.

Sieben Städte Württembergs, wie Figur zeigt, gelegen, bilden mit ihren Anfangsbuchstaben eine Stadt an der Oder.



Auflösung des Scherzrätsels in Nr. 47.

Drei Tornister. (Die Schwalbe als bekannter 3. Thor-Nister.)

Auflösung des Logogriphs in Nr. 47.

Retter — Reiter — Reuter.

Auflösung des Homonyms in Nr. 47.

Lampe.

Auflösung des Rätsels in Nr. 47.

main (Hand), Main.

Fragen und Antworten.

Franz von G. in Wien. Du bist begierig und freust Dich riesenhaft auf das Preisrätsel, das Hobble-Frank mit der Schlußnummer d. J. aufzugeben versprochen hat. Wir selbst sind begierig zu erfahren, was der „kleine Westmann mit der großen Schwarte" ausgeheckt haben mag. — Du bist der Meinung, daß solche Preisrätsel vielen Spaß machen. Nun dann wird es Dich gewiß freuen, zu hören, daß in der ersten Nummer des dritten Jahrganges sich auch der „G. K." mit einer großen Preiskonkurrenz einstellen wird, bei der er eine Reihe Preise aussetzt — — na, er will noch nichts verraten, Du sollst und wirst aber über seine Noblesse staunen. Eine photographische Camera, wie Du sie wünschest, mit Stativ und Zubehör ist auch darunter. Sieh zu, daß Du sie verdienst. Gruß!

Arthur L. Herzlichen Dank für den zugeführten neuen Abonnenten. Ihr Gedanke ist nicht übel und stimmt rechnerisch ganz genau. Wenn jeder der Kameraden jetzt mit Beginn des neuen Jahrganges nur einen Schulkameraden zum Abonnement veranlassen wollte oder könnte, so stiege die Abonnentenzahl mit einemmale um das Doppelte. Ja, dann könnten wir das besagte Jubiläum bald feiern. Das sollte aber auch ein grandiöses Fest werden!

Waldläufer und Wasservogel. Du bist also nicht nur in Wald und Feld und auf dem Wasser, sondern auch in Handfertigkeitsarbeiten recht heimisch. Das zu hören, freut den „G. K.", der Dich bis jetzt für so etwas wie Wildfang gehalten hat, sehr. — Deine hübsche Arbeit, für die wir herzlichen Dank sagen, stellen wir zurück, bis die Weihnachtszeit in Sicht ist.

A. Stukering. Das bezeichnete Lied findet sich in jeder Volksliedersammlung. Jede Ladenbuchhandlung kann und wird Dir gerne nähere Auskunft geben.

X. Y. Z. in Metz. Selbstverständlich werden beim Netzestricken die nachfolgenden Reihen wie die ersteren zwei, und zwar nach der mit den Figuren 4 bis 7 erläuterten Anweisung (Nr. 37 und 38 d. J.) angefertigt. Zur bequemeren Handhabung wird statt der aufgelassenen großen Schlinge durch die erste Maschenreihe eine starke Schnur gezogen und zu einer Schlinge geknüpft, welche zum Aufhängen am Wandhaken dient. Nun wird das Schiffchen durch die Masche (A, Fig. 9) geschoben, bei dem Schlingen der neuen Masche der Stab eingelegt (s. Fig. 4 u. s. w.) und erst dann herausgezogen, wenn alle nachfolgenden Maschen B, C, D, E u. s. w. abgestrickt sind, wobei die Knoten der Schlingen fest nebeneinander liegen müssen. Sollen die Anfangs- und Endreihe des Netzes, wie es bei einer Hängematte der Fall zu sein pflegt, länger als die anderen werden, so wird die Netzschnur in entsprechender Länge einer solchen Masche ein oder mehrere Male um den Stab geschlungen, ehe der Knoten geschürzt wird.

E. Schr. in Ch., Tertianer. Geduld! Geduld! Wird auch noch daran kommen.

Alfred Schreiber in **Annaberg.** Ernst Ludwig Heim, berühmter Arzt, wurde geboren am 22. Juli 1747 zu Solz.

X. Y. in **L.** Du willst rote Tinte machen, aber einfach, nicht umständlich. Gut! Gib in ein kleineres Porzellangefäß 2 g Fuchsin, fülle zur Hälfte mit kochendem Wasser auf, setze einen Eßlöffelvoll flüssigen Gummi zu und rühre tüchtig um. Durch Zusatz von Wasser oder Farbe kannst Du die Tinte dunkler oder heller machen.

Fritz K. in **Berlin.** Ob man von vielem Mostrichessen wirklich geistreich wird? Freund, darüber im Zweifel zu sein, ist auf alle Fälle wenig geistreich; der „G. K." nennt das Unsinn! Der Senf wirkt auf die Nerven reizend, und sollte daher unserer Meinung nach keinesfalls in großen Mengen, in Deinem Alter aber überhaupt nicht genossen werden. Uebrigens sei die Antwort auf die Frage über den gesundheitlichen Wert des Senfgenusses dem Arzt vorbehalten.

Eduard Pl. in **Frankfurt a. M.** Der „G. K." soll Dir Deine Hühneraugen vertreiben. Wende Dich an den nächsten Apotheker und lasse Dir sagen, wie Du das Pflaster, das man Dir geben wird, anwenden sollst; sorge auch für gut passende, weder zu kurze noch zu kleine Schuhe.

Walter E., Tertianer, Paul E., Quartaner. Ah — sehr hübsch; soll vorläufig in unsere Mappe spazieren, um bei späterer Gelegenheit vielleicht Verwendung zu finden.

Eine Mutter in **Wien** schreibt uns: „Würde sich wohl auf Ihre gütige Anfrage in Deutschland eine Familie finden, welche anständig und kinderreich, ein Kind auf Tausch gegen das meine auf ein Jahr oder länger gäbe? Mein Knabe ist $9^3/_4$ Jahre alt, gesund, körperlich ohne Fehler, lebhaft, deutscher Abstammung und ebenso erzogen, absolvierte die vierte Volksschulklasse mit Erfolg, und ich betrachte somit den Zeitpunkt als erschienen, wo der Knabe aus dem elterlichen Hause in die Fremde soll. Ich möchte mein Kind in eine intelligente Familie bringen, wo sich die Frau oder der Mann hauptsächlich für die Erziehung eines Kindes interessiert, wo er nicht verwöhnt, sondern eine stramme deutsche Hand fühlt, die sogen. Gemütlichkeit etwas zu verlernen. Vielleicht findet sich jemand, welcher einen ähnlichen Wunsch wie ich hegt, und gerne wollte ich gewissenhaft das Wohl des mir anvertrauten Kindes getreulich überwachen. Ch. H., Eisenbahnbeamtengattin in Wien." Mitteilungen, die uns auf Ihr Gesuch zugehen sollten, werden wir Ihnen ungesäumt zustellen.

K. von R. in **Pleß.** Du möchtest gern den Dachs der Kameraden F. und E. in Celban, oder sonst ein ähnliches Raubtier haben und gibst keine Briefadresse an. Wie sollen sich Deine Kameraden mit Dir in Verbindung setzen?

Ivo Kranz. Solche Kalauer den Kameraden vorzusetzen, wollen wir mit Rücksicht auf ihr leibliches Befinden doch wohl lassen. Gruß erwidert.

C. W. in **Scheveningen.** Es können beim Zeitwort „fragen" neben den regelmäßigen Konjugationsformen „ich frage, du fragst, er fragt; ich fragte, du fragtest, er fragte" auch die unregelmäßigen Formen „ich frage, du frägst, er frägt; ich frug, du frugst, er frug" angewendet werden; doch sind die ersteren die gebräuchlicheren. Dudens neue Orthographie verwirft die letzteren ganz.

Alfred N . . . . in **J.** Dabei wird einem schwindlig! Einen solchen Satz zu verbrechen, dazu gehört eine ziemliche Summe von Wirr- und Querköpfigkeit; man höre: „Nicht nur nicht noch immer nicht gelernt, sondern nicht einmal nicht gewußt, was ich nicht glaube, daß es nicht einmal der Ultimus nicht gewußt haben würde." Wo hast Du denn dieses schöne Citat her?

M. Oettinger in **Essen a. Ruhr, Dreilindenstr. 65.** Der „G. K." ist von Deinen photographischen Leistungen höchlich überrascht. Das sind Photographien, die sich überall sehen lassen können. Gratulieren! — Unser Freund und Photograph ist gerne bereit, allen Kameraden, die sich mit Photographie befassen und über die eine oder die andere Behandlung nicht ganz im klaren sind, kameradschaftlichen Rat angedeihen zu lassen. — Den erwünschten Glascylinder und die beiden Konduktoren erhältst Du von der Lehrmittelanstalt Dr. Oskar Schneider in Leipzig. — Freundlichen Gruß!

Max H. in **Unterbarmen.** Bravo! Deine Geisteskinder sind nicht übel. Hut ab!

Hermann K. in **Breslau.** Besten Dank für Deine Beiträge; wandern einstweilen in die Redaktionsmappe. Du kennst doch die Geschichte von den vielen Rätseln und dem Schnurrbart?

C. P. in **D.** Freundl. Dank für Dein geographisches Bildchen. Was soll denn das für ein Best sein? Wir glauben, wenn wir, dieses Tier zu bestimmen, sämtliche Naturforscher der Welt zusammenberiefen, wir kriegten's alle miteinander nicht heraus. Gruß!

Alfred L. aus **Amsterdam.** ad 1) „Der G. K.," so schreibst Du, „wird sehr wohl begreifen, daß ein Schüler wie Du wegen einer Erkältung nicht zu Bett liegen kann." Da ist der „G. K." doch anderer und zwar der Meinung, daß Du die Anordnungen des Arztes oder der Eltern befolgen sollst. Ist ein Uebel noch klein, ohne Bedeutung, ist es ja bald behoben; ist es jedoch schon eingesessen und hat es sich verschlimmert, nun dann kannst Du später erst recht wochenlang an Dir herumdoktern lassen müssen. Merke: „lieber ein kleines Uebel jetzt überstehen, als ein größeres später." ad 2) Gegen feuchte Hände soll öfteres Einreiben von Kölnisch Wasser oder Franzbranntwein recht gut wirken. ad 3) Wahrscheinlich Kampfer.

G. K. Obersekundaner. Zur Versetzung in die Obersekunda unsere Gratulation! — Sie haben für den „G. K." eine feine pompejanische Inschrift ausgedacht. Schicken Sie doch! was gut und fein ist, wird von der Redaktion und von den Kameraden immer mit Freuden aufgenommen werden. Gruß freundlich erwidert.

Franz Hoffmann in **Reichenberg i. B., Lindenplatz 3,** hat viele Eier vom Seidenspinner und möchte dagegen Puppen von Wolfmilchschwärmern.

E. Tiedke in **Schwerin i. M., Steinstraße 20, Großherzogliches Proviantamt,** hat viele Briefmarkendubletten und möchte tauschen.

Willy Murmann in **St. Petersburg, Newsky 6, Magazin L. Bertrand,** gibt seltene Briefmarken gegen Schmetterlinge (Schillerfalter, Nachtpfauenauge).

C. Andriessen in **Crefeld, Westwall 184,** erbittet Siegel. (Trauersiegel am liebsten).

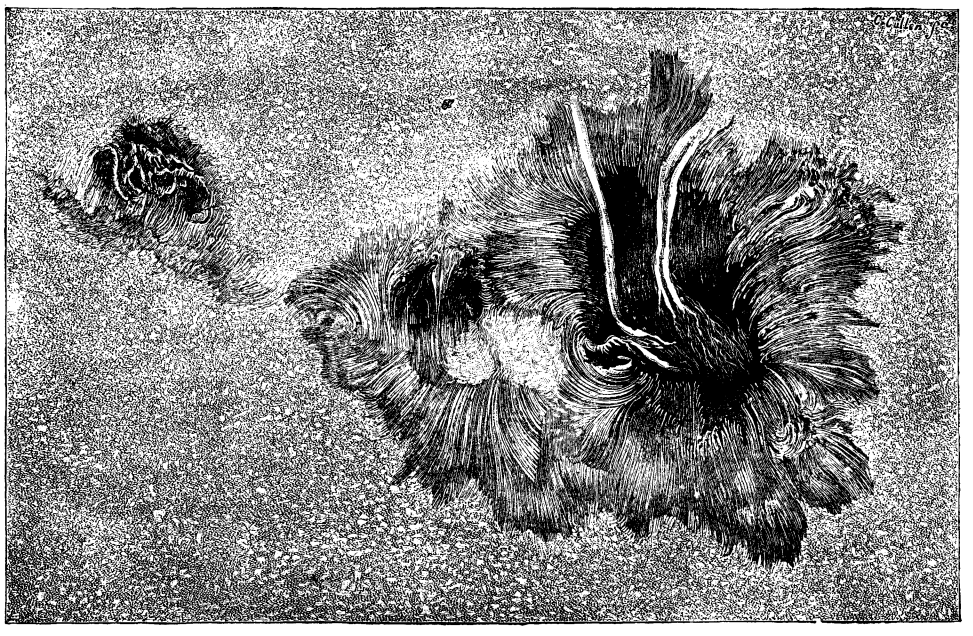
Felix von Thondittmer bis 17. September 1888 zu **Herrenalb** in **Württemberg** (sonst: Straßburg, Koblochsgasse 19), gibt etwa 100 Siegelmarken, seltene Münzen und gutgespannte Schmetterlinge gegen Briefmarken.

Otto Fiebig in **Sabitz** bei **Haynau i. Schl.,** hat ein lebendig eingefangenes und darum völlig unbeschädigtes Prachtexemplar einer Kreuzotter, in reinem Weingeiste präpariert, abzugeben, desgleichen eine große Anzahl von Schmetterlingen, als Schillerfalter, blaues Ordensband, Weinvögel und viele andere Sorten und bittet um Nachfrage, resp. Angebot seltener Briefmarken ꝛc.

James Payne in **Hamburg-Hohenfeld, Lübeckerstraße 134,** braucht bis 1. Juli 1889 5000 Monogramme und Vignetten von Kouverts und Briefbogenköpfen. Bittet seine lieben Kameraden reichlich zu schicken; gibt Belohnung.

A. Hilbert in **Dresden, postlagernd Postamt 9, Moritzstraße,** gibt Schmetterlinge ab.

Richard Wengraf in **Purkersdorf** bei **Wien, Wintergasse 25,** gibt für ein paar weiße Mäuse 2 Silbermünzen und Briefmarken.



Unsere Sonne. Fig. 7. Hauptsonnenfleck vom 21. September 1870 nach Langleys Aufnahme.

Karl von B. in **Br.** Du wirst den Blauen Methusalem alsbald näher kennen lernen und zugeben müssen, daß es ein gar drolliges, biederes altes Haus ist. Wahrscheinlich wird die Erzählung in der ersten Nummer des dritten Jahrganges beginnen. Ob sie illustriert sein wird? Selbstverständlich!

Tauschmarkt.

Hans Schroedter in **Karlsruhe, Leopoldstraße 45,** gibt circa 70 Münzen und eine Kollektion Steinsalze aus dem Salzkammergute gegen Briefmarken. Wer ist gewillt gegen einen Eberschädel, 34 cm lang, eine Briefmarkensammlung abzutreten?

A. Waffler, Stadthaus in **Kolmar** (Elsaß), gibt einen Bilderbaukasten und einen unübertrefflichen Kreisel (Verblender) gegen einen photographischen Apparat.

Heinrich Wiesinger in **Wien IV. Starhemberggasse 35 II,** gibt Briefmarken für einen Georgsthaler.

Liebe Kameraden! Wer gibt mir eine Elektrisiermaschine für 1) Kasperl, Puppenspiele für Jung und Alt von Meggendorfer mit einer Anleitung zur Selbstanfertigung eines Theaters; 2) ein zusammenschiebbares, goldenes Fernrohr in der Größe eines Markstückes; 3) 4 seltene Steine; 4) 3 seltene Marken; 5) eine Münze; 6) eine große Tigermuschel. Bitte Größe der Maschine angeben. Grüßend Euer Oskar Titscher jun., in Plauen i. V., Spräuerstraße.

Ernst Osthaus in **Hagen, Bahnhofstraße 51,** sucht namentlich mit den Kameraden in Konstantinopel Briefmarkentauschverbindungen anzuknüpfen.

Wer von meinen lieben Kameraden sendet mir gebrauchte deutsche 20-, 25- und 50-Pfennigmarken? In dessen Brief die 999ste Mark ist, erhält eine schöne Ganzsache. Mit Gruß euer Erich Büschert in Hildesheim, Binderstraße 11.

H. Elbers in **Hannover, Schlägerstraße 15,** sucht Münzen. Verschenkt oder vertauscht auch einige weiße Mäuse.

Ernst Zech in **Halberstadt, Wernigerödestraße 23 (Kanonenberg),** wünscht Schädel vom Biber, Eichhorn, Ratte, Igel, Maulwurf, Seehund, Nashorn ꝛc., gibt Käfer und Marken event. eine ganze Sammlung, 530 verschiedene.

W. Eberhardt in **Stuttgart, Alleenstraße 27,** gibt 350 Monogramme, schön im Heft geordnet, gegen gute Marken, ferner 20 Münzen gegen 1 Sachsen 3 Pf. rot.

M. C. Almuly in **Wien II., Czerniengasse 15, 2. Stock 17,** bittet um deutsche und österreichische Marken. In dessen Brief sich die 1000ste befindet, erhält 10 seltene.

Fritz Steger in **Hamburg Grindelberg 79,** gibt einige Münzen gegen Briefmarken.

R. Drach in **Karlsruhe, Wörthstraße 10,** gibt ein gut erhaltenes, gebleichtes Hirschkopfskelett gegen Marken oder Münzen.

Karl Schmidt in **Königsberg i. P., hauptpostlagernd,** tauscht seltene Marken und Ganzsachen, darunter zweimal Sachsen 3 Pf. rot von 1850.

Realschüler O. K. zu **Delitsch, Ritterstraße 41,** wird gebeten wegen Mops ganze Briefadresse mitzuteilen. Post verweigert Annahme. Grüßend Hans Gruschka in Beuthen O/S.

Arthur List in **Berlin W., Nettelbeckstraße 26 II,** will Briefmarken tauschen.

B. Kasteline IV. in **Prag, Smichow** zur **Burg,** tauscht Briefmarken, Ganzsachen und Siegel.

Max Geldner in **Basel, Steinenthorberg 16,** sucht Medaillen, alte Münzen, alte und neue Militärgegenstände und gibt dafür Schweizermünzen, Briefmarken, sowie eine Sachsen 3 Pf. rot, gebraucht auf dem Papier.

Jac. Holtz in **Mülhausen i. E., Baselgasse 2,** will eine Laterna magica mit 60 künstlerisch ausgeführten Bildern (an der Wand 1 m hoch) abgeben.

Willy Rumbler in **Frankfurt a. M., Wöhlerstraße 8,** tauscht Privatpostmarken.

Heroischer Kampf.

Aus Kolmar wird gemeldet: In einer kürzlichen Ausstellung von Schlangenarten hierselbst wurde bei einer Fütterung ein lebendes graues Eichhörnchen in den Käfig einer über fünf Fuß langen Klapperschlange gebracht, die sich auch sogleich bereit zeigte, über das arme Tierchen herzufallen, und nun nach ihrer Art zur Einleitung ihrer Mahlzeit gewaltig klapperte. Das Eichhörnchen, welches wohl in seinem Nagetierverstande die sich bewegenden Klappern für das Gefährliche hielt, sprang darauf zu und biß sie im Handumdrehen bis auf zwei Klappern ab. Die Schlange, die nun herumfuhr, erwischte das nach oben behend zurückspringende Eichhörnchen und biß es in den Schenkel, ließ es aber doch wieder los. Die Wunde blutete, aber das Tierchen stürzte sich jetzt mit einem Satz auf seinen Feind und biß ihn genau hinter dem Kopf durch die Wirbelsäule, worauf jener sich streckte und alle Mordgedanken aufgab. Stürmischer Beifall der Zuschauer lohnte die Heldenthat des kleinen David. Nach einer Stunde hatte die Schlange aufgehört zu leben, während das Eichhörnchen seinen Biß glücklich überlebte und nach vier Tagen, wenn auch mit verbundenem Fuße, wieder ganz munter war.

Der kleinste Kleinhandel

in Berlin, der nur von wenigen blutarmen Leuten betrieben wird, ist wohl der Handel mit Kreuzkraut und Vogelmiere, der Sommerdelikatesse der Kanarienvögel. Die erste Vertreterin dieses Artikels ist die im Norden der Stadt wohlbekannte „Kanarien-Minna", eine alte siebenzigjährige Frau, welche auf allen öffentlichen Märkten zu finden ist. Obgleich zwei Bund dieser Pflanzen für fünf Pfennig abgegeben werden, ernährt der ärmliche Handel die Frau und ihren kränklichen Mann.

Was nützen tote Zeichen Dir? ein Lied, es will gesungen sein.
Was nützt ein lässig Streben Dir? Erfolge woll'n errungen sein,
Doch dürfen niemals diese auf schlimme Weis' erzwungen sein
Und darf das Lob niemalen für schnöden Lohn gedungen sein;
Viel lieber laß die Geißel des Tadels scharf geschwungen sein!

Carl Reinecke.

Lobelia Dortmanna.

Lobelia Dortmanna heißt mit gelehrtem Namen eine Torfmoorpflanze, welche am Grunde einen niedrigen Blätterbüschel entwickelt, aus dessen Mitte ein einzelner Blütenschaft mit mattweißen oder schwach bläulich angehauchten Blümchen steigt. Das unscheinbare Gewächs ist indes im nordwestlichen Deutschland höchst selten und kommt nur spärlich an wenigen Stellen weitgetrennter Heidemoore des Niederrheins, Westfalens, Hannovers, Oldenburgs und Schleswigs vor.

Als ich vor einigen Jahren meinen Wohnsitz in dem an der holländischen Grenze gelegenen Städtchen B., einem betriebsamen Industrieorte Westfalens, nahm, erfuhr ich von dem dortigen Apothekergehilfen, der gleich mir ein eifriger Botaniker vor dem Herrn war, daß unter anderen Pflanzenkleinoden auch die seltene Lobelia Dortmanna in einem der weitgedehnten Grenzmoore vorkomme. „Was, die Lobelia Dortmanna?" rief ich freudig überrascht und sperrte die Augen auf wie ein Tintenfisch.

„Ja, die Lobelia Dortmanna!" bestätigte der Jüngling feierlich, als ob er mir ein Staatsgeheimnis verriete; „ich selbst habe sie an ihrem einsamen Standorte aufgesucht, habe mich an ihrem Anblick geweidet, sie gepflückt und meinem Herbarium einverleibt."

„So wissen Sie die Fundstelle des holden Gewächses?" fragte ich, wobei ich mich bemühte, meiner rauhen Stimme den schmeichelndsten Klang von der Welt zu geben.

„Ja, ich weiß sie," antwortete der Jüngling stolz, „und ich würde sie, glaub' ich, auch wiederfinden, obgleich das Torfmoor ein weites, pfadloses Revier ist, in welchem sich Brachpieper und wilde Enten gute Nacht sagen. Ich habe das Torfmoor unter Führung eines Torfgräbers zu wiederholten Malen durchkreuzt und darf mich außerdem eines Ortssinnes rühmen, wie ihn ‚Lederstrumpf' und ‚Waldläufer', die Hauptpersonen der Cooperschen Erzählungen, nicht besser besitzen."

„Mein lieber, guter Lederstrumpf," flehte ich, „dann erzeigen Sie mir den einzigen Gefallen und führen Sie mich nach dem Standort der Lobelia Dortmanna! Schon lange ist es mein sehnlichster

Der erste Schuß.

Wunsch, die seltene Pflanze durch eigenen Augenschein kennen zu lernen."

Lederstrumpf lächelte über den Eifer, womit ich sprach und erwiderte freundlich: „Recht gerne will ich Sie zum Standort der Lobelia geleiten, und da ich heute gerade meinen dienstfreien Nachmittag habe, so können wir sofort nach Mittag den Ausflug antreten. Sie nennen mich ‚Lederstrumpf'; der Name ist für einen Moorwanderer nicht übel gewählt, und ich nehme ihn an. Denn es bedarf zum Wandern in dem weichen, sumpfigen Boden an erster Stelle eines Paares recht hoher und wasserdichter Lederstrümpfe, welche die europäische Zivilisation als Wasserstiefel bezeichnet. Ich besitze solche und werde sie zu unserem heutigen Ausfluge anlegen; auch Ihnen rate ich, in Ihre längsten und dichtesten Schaftstiefel zu steigen. Nun noch eine zweite Vorschrift, wenn Sie erlauben. Unsere Wanderung führt uns in einsame menschenleere Gegenden, wo weit und breit kein Haus, geschweige denn ein Wirtshaus zu sehen ist — höchstens eine armselige Torfgräberhütte, deren Insassen tagein, tagaus von trockenem Brote, Speck und Zichorienkaffee leben; da unsere verfeinerten Gaumen nun nach diesen Gerichten wohl keine Lust verspüren, wir andererseits aber nach einer mühseligen Wanderung einer Erfrischung bedürfen, so erachte ich es für notwendig, daß wir einige Mundvorräte mit uns nehmen, z. B. ein Fläschlein mit Rum oder Rotwein, ein paar tüchtige Fleischbutterbrote, einige Zigarren, ja selbst eine Handvoll Kaffeebohnen, aus denen wir uns in einer Torfgräberhütte einen erquickenden Kaffee bereiten lassen können."

Mir leuchtete die Vorsicht meines jungen Freundes ein, und ich versprach, meine Botanisiertrommel in ein kleines Magazin von Lebensmitteln umzuwandeln.

Nachdem ich noch zugesagt, daß ich Punkt ein Uhr in der Apotheke vorsprechen würde, um meinen Gefährten abzuholen, ging ich nach Hause und traf in der rosigsten Stimmung von der Welt meine Vorbereitungen für den Ausflug. Die Botanisiertrommel stopfte ich mit Schinkenbutterbroten, einer Flasche Rotwein und einem Dutzend Zigarren voll, und da ich keinen Platz mehr fand, so steckte ich einige Griffe gebrannter Kaffeebohnen in die Seitentasche der Joppe. Dann nahm ich eilig mein Mittagessen ein, ohne daß ich eigentlich wußte, was ich aß, denn ich sah nur immer die seltene Lobelia Dortmanna wie einen kleinen Irrwisch vor meinen Augen tanzen.

Punkt ein Uhr stand ich, mit langen Stiefeln, der Botanisiertrommel und einem derben Stock bewaffnet, in der Apotheke. Mein junger Freund, der Gehilfe, erschien sogleich aus dem Nebenzimmer, reisefertig, den Hut und Stock in der Hand und mit Stiefeln angethan, die ihm fast bis zur Hüfte reichten. Auch der Herr Apotheker trat herein, ein freundlicher älterer Herr, um uns „gute Reise" zu wünschen; ebenso erschien die Frau Apotheker, eine lebhafte, herzliche Dame; ferner die achtzehnjährige Tochter, ein munteres, neckisches Wesen, und in ihrer Gesellschaft eine schüchterne Pensionsfreundin, die zu Besuche war; und als letzte zeigte sich eine ältliche Tante, die im ganzen Städtchen als Dichterin bekannt war. Mir wurde etwas schwül zwischen all diesen Leuten, die fast alle gleichzeitig auf mich einsprachen, und ich fühlte, wie der Schweiß mir auf der Stirn perlte, zumal es ein sonnigwarmer Herbsttag war. Ich griff nach meinem seidenen Taschentuche, das ich in der rechten Seitentasche der Joppe trug, um mir die Stirn zu wischen. Aber in derselben Tasche steckten auch die gebrannten Kaffeebohnen, deren Dasein ich schon ganz vergessen hatte. Als ich nun das rotseidene Tuch recht schwungvoll aus der Tasche zog, flogen plötzlich ein paar hundert Kaffeebohnen wie ein Regen durch den Laden, trafen den Herrn Apotheker und seine Begleitung ins Gesicht, auf die Nase und die Backen und prasselten gegen die weißen Porzellangefäße des Ladens, gegen die Fensterscheiben und die Dielen. Meine Verlegenheit kann man sich denken. Ich wurde im Gesichte noch röter wie mein rotseidenes Taschentuch und stammelte ein paar unverständliche Worte. Mein junger Freund erklärte den Anwesenden mit lachendem Munde, welchen Zweck die Kaffeebohnen eigentlich in meiner Tasche gehabt hätten, und nun brachen alle in ein herzliches Gelächter aus. Die gute Frau Apotheker ließ mir sofort aus ihrem eigenen Kaffeebestande die Tasche wieder füllen, da sie meinte, es würde allzu zeitraubend sein, die zerstreuten Bohnen wieder aufzulesen. Ich nahm dankend die Spende des echten „Perl-Ceylon" an, und dann verabschiedeten wir uns, um das weltferne Revier der Lobelia Dortmanna aufzusuchen.

„Ach, meine Lobelia!" seufzte die poetische Tante uns noch nach, obgleich sie gewiß nicht die geringste Vorstellung von der Pflanze hatte. „Ach, eine Lobelia Dortmunda, oder wie sagten Sie? Wie poetisch, so einsam in der weiten Heide zu blühen, fern von dem lärmenden und lieblosen Getriebe der Welt, den Himmel über sich —"

„Und den Sumpf unter sich!" ergänzte boshaft der Apothekergehilfe.

„O, Sie Grausamer," seufzte die Tante, „so meine schönsten Illusionen zu zerstören! Aber bringen Sie mir zur Sühne ein Blümchen mit, ich bitte recht sehr darum; ich werde es zwischen die Seiten eines Gedichtbuches stellen und bei seinem Anblick von Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit träumen."

Wir versprachen der zartbesaiteten Dame eine Blume — aber nur eine einzige, sagte der Gehilfe mit Nachdruck, denn die Lobelia Dortmanna sei ungeheuer selten und stände im Werte den Diamanten und Perlen gleich — und dann traten wir wirklich auf die Straße, von wo wir, rüstig weiterschreitend, in wenigen Minuten vors Thor gelangten.

Unser Weg führte uns zunächst durch höchst prosaische Kartoffeläcker, dann vertiefte er sich zwischen ragende Wallhecken, wie sie dem Münsterlande seit Tacitus' Zeiten eigen sind. Krauses Eichengebüsch und üppige Haselstauden sproßten aus den hohen und breiten Erdwällen; wilde Rosenranken, mit feuerroten Hagebutten besetzt, neigten sich von oben in gefälligen Bogenlinien herab; dunkler Epheu kletterte von unten an den Wällen hinauf; ein Häher krächzte im Gebüsch, und ein Eichhörnchen huschte, Nüsse sammelnd, durch die Zweige. Man fühlte sich zwischen den ragenden Hecken, so allein mit Gras und Blumen, wie auf einer menschenleeren Insel, und ich begriff nunmehr das sinnende Wesen, das einen Hauptcharakterzug des Münsterländers bildet. Zwischen den sich wölbenden Hecken lenkt kein Blick ins Weite die Betrachtung des münsterländischen Wanderers ab, und träumend kehrt er den Blick seiner blauen teutonischen Augen nach innen und versenkt sich grübelnd in sich selbst. Auch wir beiden, auf der Suche nach der Lobelia Dortmanna befindlichen Wanderer fühlten uns bald im Banne der Wallhecken: schweigend schritten wir dahin, ein jeder mit seinen Gedanken beschäftigt.

Allmählich traten die Wallhecken weiter auseinander, und endlich verliefen sie sich

in eine wildverwachsene Kiefernheide. Unter den meergrünen Nadelzweigen stand das Heidekraut in rosiger Blüte, als hätte die Natur zur Herbstfeier einen Purpurteppich ausgebreitet. Scharen von Bienen, zahlreiche Hummeln, Fliegen mit hellbraun gefleckten Flügeln, Heuschrecken, Grillen und Kleinschmetterlinge trieben sich geschäftig über diesem Purpurteppich umher. Das Summen und Brummen der Zweiflügler klang auf der Heide viel gedämpfter, süßer und schwermütiger als das Konzert der Insekten auf der Wiese. Ein zerfahrener Heideweg führte zwischen den harzduftigen Kiefern dahin; Lederstrumpf erzählte mir, daß derselbe uns ins eigentliche Torfmoor bringen würde. Auch machte mein Gefährte mich bald auf eine dunkelblaue Enziane, bald auf eine zartweiße Parnassie aufmerksam, die zu Seiten des Weges aus dem Heidekraute blickten und im Verein mit den rosigen Pyramidenzweigen der Calluna oder Sandheide gar allerliebste Blumengruppen bildeten. Gerade wollte ich mich nach einer schlankstengeligen Parnassie bücken, als ich erschreckt zurückfuhr, denn unmittelbar vor mir tauchte, wie aus der Erde gewachsen, hinter einem Wacholderbusche ein schwarzbärtiger Mann in grüner Uniform empor, welcher eine blanke Flinte im Arme trug und mich mit Augen, schwarz und tief wie Tintenfässer, anstarrte. Freund Lederstrumpf, welcher mein Erschrecken gewahrte, flüsterte mir lächelnd zu, daß der Mann ein Grenzbeamter sei, welcher hier auf Schmuggler lauere. Lederstrumpf hätte sich diese Erklärung ersparen können, denn schon im nächsten Augenblicke hielt der Mann in Uniform mich an dem Bande meiner Botanisiertrommel fest, wobei er die Worte sprach: „Ich muß Sie fragen, ob Sie nichts Versteuerbares bei sich führen?“

Der Mann sah mich also für einen Schmuggler an — in der That höchst schmeichelhaft! Aber sofort fiel mir zu meinem Schrecken mein Mundvorrat in der Botanisierbüchse ein, und unbekannt mit den Grenzgesetzen, fürchtete ich, daß dieser Mundvorrat vielleicht als Schmuggelware gelten könne. Ich sah mich im Geiste schon von dem strengen Wächter des Gesetzes arretiert und auf das nächste (zwei Stunden entfernte) Zollamt geschleppt. Da ich dachte, daß ein reumütiges Bekenntnis das beste sei, so öffnete ich bereitwilligst meine Botanisierbüchse und holte meine Schinkenbutterbrote, den Rotwein und die Zigarren hervor, wobei ich stammelte, daß wir die Sachen auf unserem botanischen Ausfluge hätten verbrauchen wollen.

Ueber das strenge Gesicht des Grenzbeamten glitt ein Lächeln und mit milderer Stimme sagte er: „So viel, wie zu einer Erfrischung gehört, dürfen Sie an Getränken, Speisen und Zigarren bei sich führen. Die Sachen sind steuerfrei und verbleiben Ihnen unangetastet. Entschuldigen Sie, daß ich Sie bemüht habe, aber wir Grenzbeamten werden von den Schmugglern unter allerlei Formen getäuscht. In den letzten Tagen nahm sogar ein Leichenzug hier durch die Heide seinen Weg, und was denken Sie, daß in dem Sarge steckte? Nichts als Kaffee und Thee, Thee und Kaffee! Als wir den Sarg anhielten und öffnen ließen — denn wir hatten Wind von dem Betrug erhalten —, kam zufällig ein altes harmloses Bauernmütterchen des Weges, blickte in den Sarg und brach, in dem Glauben, daß sie eine Leiche sehe, in die Worte aus: ‚Kinners, Kinners, wat sich de Mensch doch verännern kann!‘ Sehen Sie, meine Herren, wenn sogar ein Sarg zum Schmuggeln benutzt wird, darf dann nicht auch eine Botanisierbüchse verdächtig sein?“

Wir räumten dies lachend ein, und da es grausam gewesen wäre, wenn wir die guten Mundvorräte vor den Augen des Grenzbeamten wieder in die Büchse gesperrt hätten, so forderte ich den Mann auf, an einem kleinen Imbiß teilzunehmen, den wir auf der Stelle arrangieren wollten. Der Mann lehnte anfangs höflich dankend ab, ließ sich aber endlich erweichen. Wir setzten uns also auf einen kleinen Heidehügel, mitten ins schwellende Kraut, und ich schenkte in ein fußloses Weinglas, das ich aus der Tasche zog, den dunkelroten duftigen Wein. Unser Gast erhielt das erste Glas, dann folgten Lederstrumpf und ich. Der Beamte trank auf das Wohl der freundlichen Botaniker, Lederstrumpf leerte sein Glas auf die Gesundheit des pflichttreuen und doch so freundlichen Beamten, und ich ließ die einsame westfälische Heide leben, welche uns drei zusammengeführt. Hierauf verzehrten wir jeder ein Schinkenbutterbrot, und endlich brannte sich jeder eine Zigarre an. Während die blauen Rauchwölkchen in die sonnige Herbstluft stiegen, erzählte uns der Grenzbeamte, daß er in Potsdam bei der Garde gedient und später die Kriege in Schleswig-Holstein, am Main und in Frankreich mitgemacht habe; daß er seit drei Jahren verheiratet und Vater eines allerliebsten kleinen Jungen sei; daß er in dem Dorfe Suderwick an der holländischen Grenze wohne und sich ganz zufrieden fühle, wenn auch zuweilen ein Heimweh nach den Herrlichkeiten von Potsdam und Berlin ihn beschleiche; dann blicke er aber in die Augen seines Jungen, und die Ruhe und Zufriedenheit kehre wieder in sein Gemüt zurück. Wir erwiderten das Zutrauen des Mannes durch die Mitteilung, daß wir uns auf der Suche nach einer seltenen Pflanze befänden, und daß unser kleines Abenteuer uns unseren Ausflug um so unvergeßlicher machen würde. Dann schüttelten wir uns die Hände, und während der Grenzbeamte auf seinen Lauerposten zurückkehrte, vertieften wir uns weiter in die wildverwachsene Heide.

Plötzlich teilte sich die dichte Kiefernwildnis, und vor uns breitete sich die unermeßliche, ruhige Fläche des Torfmoors aus, in braunfahler Färbung, wie eine Sepiazeichnung, nur hier und da von olivengrünen Gras- oder Binsenstreifen durchschnitten. Den Rand dieser Fläche längs der Linie des Horizontes bildete niedriges dunstigblaues Gezack von Waldrändern und einzelnen Bäumen. Ein dunkler Strich, der Schatten einer Wolke, glitt wie eine Zone durch die braune Bodenfläche. Der Himmel ragte wie ein riesiges Gewölbe, höher und unermeßlicher als anderswo, weil er in Gegensatz zu der unabsehbaren Niederung trat. Schwarze, eisige Gewässer bildeten Spiegel für die flüchtig vorüberstreifenden Sumpfvögel. An den Rändern solcher Gewässer bebten die weißen Flocken des Wollgrases, als wäre der Boden bereits beschneit.

(Schluß folgt.)

Ein ausgegrabener Urwald.

Den ausgedehnten Fichten- und Tannenwäldern des sächsischen Erzgebirges verleihen die zahlreichen herrlichen Waldwiesen, deren frisches Grün sich idyllisch von dem dunklen Ton des Nadelholzes abhebt, einen eigenen Reiz. Da durch die Wildwasser jene Gebirgswiesen oft für längere Zeit im Jahre überschwemmt sind, so bilden diese oft tiefe Moore, auf denen ein ergiebiger Torfstich betrieben wird. Unter einem solchen Gebirgsmoore wurden, wie die „Köln. Zeitung“ im

Herbst 1887 berichtete, bei den Bahnarbeiten für die Linie Annaberg-Schwarzenberg die Reste eines Urwaldes in einer Tiefe von 4 bis 6 m gefunden. Bei der langsamen Bildung des Moores im Erzgebirge läßt die große Tiefe, in der die Stämme gefunden wurden, auf das hohe Alter derselben schließen. Sie gehören augenscheinlich zu den Nadelhölzern und haben einen Umfang von 40 bis 60 cm.

Alte und moderne optische Telegraphie.

(Schluß.)

Neuerdings hat man diese Art der Telegraphie bedeutend vervollkommnet. Besonders wissen die französischen Blätter viel über derartige Versuche zu berichten und die Fortschritte zu rühmen, die in Kriegsfällen großen Nutzen bringen sollen.

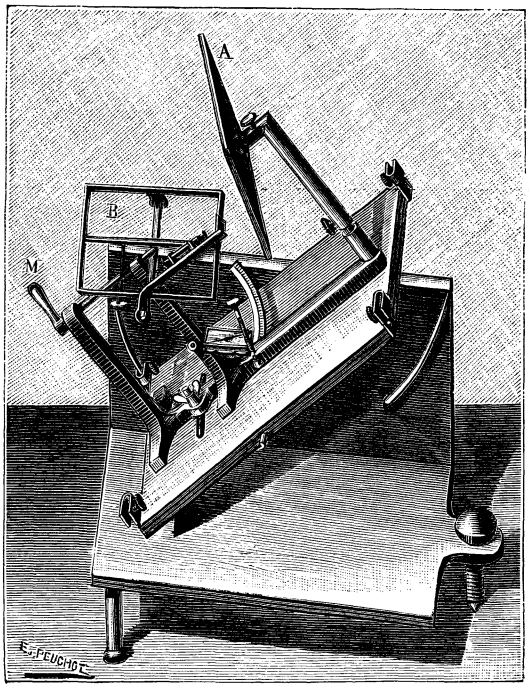
Wenn man bei uns auch weniger Geschrei von dergleichen Sachen macht, so können wir doch sicher sein, daß auch unser Generalstab derartige Hilfsmittel der Kriegsführung im Auge behalten hat und zur rechten Zeit in rechter Weise zur Benutzung bringen wird. Immerhin verdienen aber die Bemühungen der findigen Franzosen auf diesem Gebiete volle Beachtung.

Schon im Jahre 1855 wurden vom französischen Telegrapheninspektor Lefeurre Versuche gemacht, die bekannte übliche telegraphische Kurzschrift von Morse durch Lichtsignale wiederzugeben, indem kürzer oder länger dauernde Lichtblitze nach einem gewissen Punkte in der Form gesendet würden, daß diese Lichtblitze den Punkten und Strichen der Morseschen Kurzschrift entsprächen. Mit Bezug hierauf wurde von Lefeurre der neben abgebildete Apparat in Vorschlag gebracht. Derselbe besteht aus zwei Spiegeln A und B (in der Abbildung ist nur der Rahmen des Spiegels B dargestellt, um die dahinter liegenden Teile sichtbar zu machen). Die beiden Spiegel sind beweglich, so daß dieselben sich leicht nach allen Richtungen hin einstellen lassen. Das Aussenden und Unterbrechen des Lichtes wird durch die Veränderung der Spiegelstellung mittels der Kurbel M erhalten.

Der ganze Apparat ist auf einer beweglichen Platte befestigt, die sich in einem Kasten befindet. Der Apparat soll seinen Zweck ganz gut erfüllt haben, jedoch gelangte derselbe nicht zur praktischen Anwendung.

Bei den Kriegszügen in Indien und im Sudan bedienten die Engländer sich eines ähnlichen aber einfacheren, von ihrem Telegrapheningenieur Mance konstruierten Apparats. Eine Unbequemlichkeit solcher Apparate besteht darin, daß dieselben Sonnenlicht erfordern und hierin liegt jedenfalls ein bedeutender Uebelstand, weshalb man daran gedacht hat, Apparate herzustellen, welche in ähnlicher Weise mit künstlichem Lichte wirksam gemacht werden können.

Entsprechende Versuche wurden 1870 von den in Paris durch die deutschen



Lefeurres Apparat für optische Telegraphie.

Truppen eingeschlossenen Franzosen angestellt, wobei eine Anzahl bedeutender Physiker ihre Vorschläge zum besten gaben. Mit diesen Physikern trat der Genieoffizier Laussedat in Verbindung und darauf hin benutzte man sehr starke Fernrohre in Verbindung mit Reflektoren, womit man befriedigende Ergebnisse erhalten haben soll. Es wurden danach derartige Apparate hergestellt und auf den Pariser Forts benutzt. Mit denselben soll man Signale bis auf 20 km Entfernung gegeben haben, doch hätte sich diese Entfernung auch noch verdoppeln lassen. Später verwendete man den Apparat sogar auf einem Luftballon, um zu versuchen, sich über die feindlichen Armeen hinweg mit den entfernten Provinzen in Verbindung zu setzen, jedoch ohne den gewünschten Erfolg. Auch spätere Versuche entsprachen nicht den Erwartungen. Trotzdem setzte Laussedat seine Bemühungen fort, tragbare einfache Lichtsignalapparate herzustellen. Der erste praktische Apparat ist gleichfalls nebenseitig abgebildet.

Die zur Lichtausstrahlung benutzte Petroleumlampe ist in einem Eisenblechkasten befindlich, welcher auf einem dreibeinigen Gestell angebracht ist, so daß er sich leicht nach allen Richtungen hin bewegen läßt. In der einen Seitenwand des Kastens befindet sich eine Glaslinse, welche die Lichtstrahlen aussendet. An der Außenseite befindet sich ein Fernrohr, welches zur Beobachtung der Signale dient. Die dritte Figur zeigt das Innere des Kastens. Die Lampe ist mit einem Reflektor R versehen, welcher die gesammelten Lichtstrahlen den beiden plankonvexen Linsen L zuwirft, die dasselbe in einer Oeffnung konzentrieren, die sich in einer im Kasten angebrachten Scheidewand befindet. Dieser kleine aber sehr hell strahlende Lichtpunkt wirkt denn als die eigentliche Lichtquelle, denn derselbe befindet sich im Brennpunkt der staffelförmigen Linse O, welche alsdann dem entfernten Beobachtungsposten einen kräftigen Lichtstrahlenkegel zusendet. Mittels eines federnden Schiebers M kann dieser Lichtstrahlenbüschel in kurzen Intervallen beliebig unterbrochen werden, um damit eine Reihenfolge von Signalen zu geben, welche eine gewisse Mitteilung bilden und nach getroffenem Uebereinkommen verständlich sind.

In etwas veränderter Weise wurde alsdann dieser Apparat im Felddienst praktisch versucht und zwar zuerst 1876 vom Oberst Mangin, der sich mit dessen Vervollkommnung eifrig beschäftigt hatte. Besonders wurden von demselben die Reflektorspiegel und die Linsen noch zweckmäßiger angeordnet. In Algier, wo die Luft sehr klar und trocken ist, soll man mit diesem verbesserten Apparat bis 150 km weit signaliert haben. Dies ist jedoch nur als ein Ausnahmefall zu betrachten, denn im allgemeinen wird man mit größeren feststehenden Apparaten die Signale nur 40 bis 50 km und mit tragbaren Apparaten nur 80 bis 100 km weit zu senden vermögen. Eine Schwierigkeit besteht bei derartigen Lichtsignalen aber jedenfalls in der Wahrnehmung derselben, sobald die Gegenpartei vorher nicht genau

von dem Orte, von welchem die Signale ausgehen, unterrichtet worden ist, und ferner liegt immerhin auch die Möglichkeit vor, daß der Feind die Signale auffängt und die betreffenden Mitteilungen sich zu nutze macht.

Fixfeuerzeug.

Wenn man euch fragte, wie lange es her sei, daß das Fixfeuerzeug erfunden worden, so würdet ihr wahrscheinlich antworten, das müsse man doch schon zu Olims Zeiten gekannt haben. Da fragt einmal eure Großeltern, ob sie in ihren Jugendjahren Streichzündhölzer gekannt haben. Sie werden mit nein antworten und euch erzählen, welche Mühe es damals kostete, Feuer anzuzünden oder Licht zu machen, insbesondere, wenn nachts etwas vorfiel und man in der Eile, Verwirrung oder Angst weit mehr Zeit dazu brauchte als bei Tage.

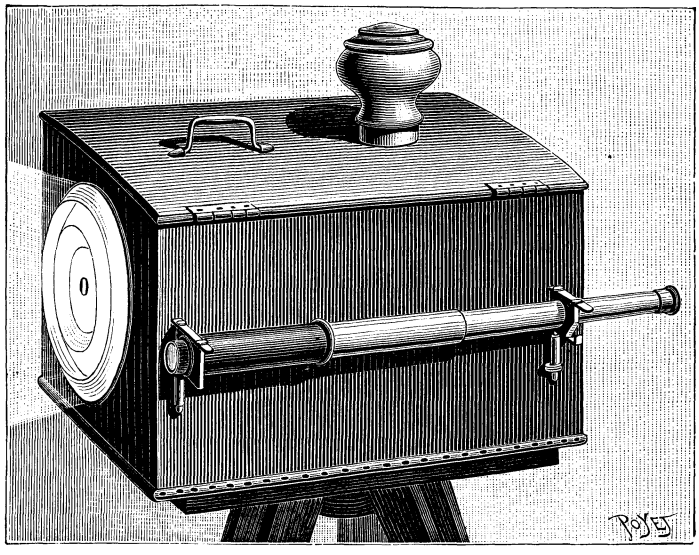
Im Jahre 1812 wurden die sogenannten Tunkfeuerzeuge erfunden. Bis dahin kannte man als Feuerzeug nur Stahl, Stein und Schwamm. Hatte man damit Feuer geschlagen, d. h. den Schwamm zum Glühen gebracht, so erhielt man eine Flamme, wenn man einen Schwefelfaden damit in Berührung brachte. Das Tunkfeuerzeug bestand aus Asbest mit darübergegossener Schwefelsäure, welche Mischung in einem Glase aufbewahrt wurde. War sie frisch hergerichtet, so gab ein hineingetauchter Schwefelfaden, an dessen Spitze sich chlorsaures Kali befand, eine Flamme. Nach einigen Tagen aber hatte die Schwefelsäure so viel Wasser aus der Luft angezogen (dies ist eine Eigenschaft der Schwefelsäure), daß die Mischung versagte und man also beim Eintauchen keine Flamme mehr erhielt.

Elf Jahre später erfand der Chemiker Döbereiner eine Zündmaschine, die aber nur wohlhabende Leute anschaffen konnten.

Ins Jahr 1833 fällt dann endlich die Erfindung der Streichhölzer durch den Chemiker Friedrich Kammerer von Ludwigsburg. Dadurch waren auch die ärmsten Leute instandgesetzt, sich jederzeit Feuer und Licht zu verschaffen. Nicht mit Unrecht hat man die Erfindung des Streichfeuerzeugs die volkstümlichste Erfindung genannt; und weil sie eben so wichtig ist, wollen wir kurz erzählen, wie sie zustandekam.

Kammerer hatte sich bei einer politischen Versammlung beteiligt, in der Revolution geplant wurde und war deshalb auf der Feste Hohenasperg in Württemberg eingesperrt worden. In der Einsamkeit seiner Kerkerhaft, die übrigens nicht zu streng war, faßte er den Gedanken, Feuerzeug herzustellen, das sich durch Reibung entzünde. Es wurde ihm erlaubt, ein kleines Laboratorium einzurichten und es gelang ihm nach vielen Versuchen, mit Anwendung von Phosphor Streichzündhölzer zustande zu bringen.

Welche Freude dies dem Gefangenen bereitete, läßt sich denken. Kammerer glaubte ein gemachter Mann zu sein und suchte gleich nach Beendigung seiner Haft um Erlaubnis zur Anlegung einer Fabrik nach. Wie aber hatte er sich verrechnet! Statt der Genehmigung erfolgte ein Verbot. Es wurde sogar ein Gesetz erlassen, wonach die „höchst gefährlichen" Zündhölzer strengstens verboten wurden. Dies Gesetz blieb sechs Jahre in Kraft.



Laussedats Apparat für optische Telegraphie. Außenansicht.

Inzwischen hatte die Erfindung, wie es so häufig der Fall gewesen, den Weg nach England gefunden. Ein Apotheker in Stockton, Namens Walker, gab sich für den Erfinder aus und sandte seine nachgemachten Fabrikate in alle Welt. Bald entstanden überall im Auslande Zündhölzerfabriken, und als endlich die Fabrikation auch in Deutschland erlaubt wurde, war die Konkurrenz so stark geworden, daß Kammerer keinen Erfolg hatte. Andere hatten sich der Früchte seines Nachdenkens und Fleißes bemächtigt: ein Schicksal, das übrigens auch manchem anderen Erfinder beschieden war.

Ist es zu verwundern, daß Kammerer ein trauriges Ende nahm? Der Urheber der volkstümlichsten Erfindung starb 1857 im Irrenhause.

Die Streichhölzerfabrikation ist mit der Zeit zu einem Zweig der Großindustrie geworden, der wenigstens 100 000 Menschen beschäftigt und der fünffachen Zahl Nahrung gibt. Die größte Fabrik ist die von Jönköping in Schweden. Jährlich werden hier für 4 Millionen Mark Zündhölzchen hergestellt. Die Fabrik beschäftigt etwa 900 Arbeiter und betreibt 8 Dampfmaschinen, welche 250 Arbeitsmaschinen der verschiedensten Art in Bewegung setzen.

Die Zündhölzchen werden meist aus Espenstämmen hergestellt, aber auch aus Tannenstämmen, die sorgfältig ausgesucht und in Blöcke von 40 cm Länge zersägt werden. Nach Beseitigung der Rinde werden die Stücke eine Zeitlang in Wasser gelegt, damit das Holz zäher und biegsamer wird. Alsdann werden sie der Länge nach in Bänder zerschält, deren Breite und Stärke den Dimensionen der Hölzchen entspricht. Die Bänder werden dann in einer Maschine zerschnitten, die in einer Stunde eine Million Hölzchen liefert. Wieviel Hölzchen macht dies im Tage bei zehnstündiger Arbeit und wieviel in einem Jahr bei 300 Arbeitstagen?

Die gewonnenen Hölzchen werden nun in warmen Räumen getrocknet und dann in die breiartige Zündmasse getaucht, was wiederum durch Maschinen erfolgt. Nachdem sie hierauf abermals getrocknet worden, werden sie endlich in Schachteln verpackt, die in der Fabrik ebenfalls durch Maschinen hergestellt werden. Wenn ihr heute ein Zündstreichholz zur Hand nehmet und betrachtet, so wisset ihr nun auch, daß es vieler und großer Geistesarbeit bedurfte, bis das Objekt selbst und die vielen komplizierten Maschinen erfunden waren, die zur Herstellung des unscheinbaren „Zündhölzchens" nötig waren.

Schwimmerstückchen.

Schwimmen könnt ihr ja alle, denn der Gute Kamerad hat es euch in mehreren Lektionen gelehrt. Sollte aber dennoch einer unter euch sein, der es noch nicht so weit gebracht hat, so wird er sich gewiß bemühen, das Fehlende im nächsten Sommer nachzuholen, wenn er die Großthaten der Schwimmer liest, von denen wir heute wenn nicht „singen" so doch „erzählen" wollen.

Jahrtausendelang wurde die Kunde aus dem Altertum bewundert, daß einst Leander, um zu seiner geliebten Hero zu gelangen, den Hellespont täglich hin und her durchschwommen habe, jene Sage, die unsern Schiller zu einer seiner schönsten Balladen begeisterte (die euch ja auch wohl bekannt ist), bis es dem Dichter Byron glückte, dasselbe Wagnis zu bestehen. So unerhört kam diesem selbst die That vor, daß er nicht anstand, sie selbst dichterisch zu verherrlichen. Die Neuzeit hat jedoch gelehrt, daß diese Leistung nicht so sehr hoch anzuschlagen sei. Die Durchschwimmung des Bodensees an der breitesten Stelle durch den schweizerischen Orientalisten Titus Tobler zu Anfang der vierziger Jahre war schon geeignet, sie vollständig in Schatten zu stellen. Denn der Hellespont mißt an jener Stelle nur 1,6 Kilometer Breite, während der Bodensee an betreffender Stelle etwa 14 Kilometer breit ist.

Dennoch aber ist diese Leistung, so achtunggebietend sie auch sein mag, doch nur eine Kleinigkeit gegen die, welche von verschiedenen Engländern und Amerikanern vor einigen Jahren ausgeführt wurden. Wir wollen dabei ganz absehen vom Kapitän Boyton, der sich eines Schwimmapparates bediente und nur deshalb erwähnt werden muß, weil er der erste war, der die Meerenge von Calais durchschwamm. Diese Meerenge ist an der schmalsten Stelle (Kap Grisnez-Dover) 23 engl. Meilen oder 37 Kilometer breit. War dies immerhin schon ein Wagnis, so ist es doch weit staunenswerter, daß Kapitän Webb ohne künstliche Beihilfe, und nur von einigen Booten begleitet, diese Meerenge von Dover nach Calais (Breite 43 Kilometer) in 21¾ Stunden durchschwamm. Dies war am 24. und 25. August 1875. Leider verunglückte dieser kühne Schwimmer im Jahre 1883 bei seinem allerdings tollkühnen Versuch, die Stromschnellen des Niagara unterhalb der Fälle, den sogenannten Whirlpool, zu deutsch Strudel, zu durchschwimmen. Am 22. August 1877 durchschwamm der Seemann Cavill ebenfalls den Kanal von Kap Grisnez nach Dover, während auch das Jahr 1876 eine derartige Riesenleistung zu verzeichnen hatte, indem Clavell die 20 engl. Meilen oder 32 Kilometer weite Entfernung von Southampton nach Portsmouth bewältigte. Der unter dem Namen Fischmensch bekannte Taucher Roussel durchschwamm sogar eine Strecke von 8 engl. Meilen (12,9 Kilometer) unter dem Wasser in 4½ Stunden mit Hilfe eines Luftdruckapparates, der ihm in einem Boote nachgeführt wurde.

Wenn ihr es nun auch niemals so weit bringen werdet, wie diese Schwimmhelden, so werdet ihr doch voraussichtlich eure Leistungsfähigkeit so weit steigern, daß ihr über den Rhein, die Elbe, die Oder, die Weichsel, oder über einen kleinen See — wo ihr gerade wohnt, zu schwimmen und im Notfalle auch einen Nebenmenschen vom Tode zu erretten vermögt. Die Gelegenheit dazu ist gar nicht so selten, denn die Zahl der Menschen, die jedes Jahr, sei es beim Baden oder durch Unglücksfälle, ertrinken, ist ungemein groß. Von dem obenerwähnten Schwimmer Boyton ist bekannt, daß er, freilich mit Hilfe seines Schwimmapparates, über 70 Menschen dem Wassertode entrissen hat.

Ein Schilfbrand am Dnjepr.

Ich hatte mich von meinem Schiffer ans Land setzen lassen — erzählt ein Reisender aus Rußland — und ich gedachte allein nach einer Landzunge zu wandern, die, mit dichtem Schilf bestanden, zahllosen Wasservögeln als Brutplatz diente. Nach etwa zwei Stunden wollte ich an den Landungsplatz zurückkehren, um mich dann weiter fahren zu lassen. Nur mit der leichten Jagdflinte bewaffnet, die mit Vogelschrot geladen war, trat ich meine Wanderung an. Es lag nicht in meiner Absicht, eine Metzelei unter dem harmlosen Geflügel anzurichten; ich wollte es nur ungestört in seinem Leben und Treiben ein wenig belauschen.

Der Dnjepr teilte sich an dieser Stelle in zahlreiche Arme und schloß mit denselben mehrere Eilande von verschiedener Größe ein, die ausschließlich von Schilfdickichten überwuchert waren. Nur hier und da ragte das Haupt einer Weide oder einer Pappel aus dem Grasmeere empor.

Die weiten Steppen zu beiden Seiten des Stromes waren durch den breiten Schilfgürtel völlig verdeckt. Jedenfalls war die Halbinsel ehemals Eiland und durch einen Wasserarm vom Lande getrennt gewesen. Das Schilf hatte sich hier — wie auch anderwärts häufig — als landbildendes Element bewährt, seine langen Wurzelausläufer nach allen Seiten hin ausgesendet und ineinander verflochten. Anderes Wassergewächs hatte sich dazwischen gewebt und Schlamm und angespülten Sand festgehalten, bis zuletzt eine lebendige Verbindungsbrücke zwischen Insel und Festland hergestellt war. Dieselbe verriet ihren Ursprung allerdings noch durch das Schwanken und Wanken des morastigen Grundes, war aber doch fest genug, um einen Mann zu tragen.

Hier und da machte sich bereits ein schmucker Reiher bemerklich, der mit majestätischem Fluge über die vom vergangenen Winter gebleichten Schilfhalme dahinstrich, doch schon nach kurzer Entfernung dem Auge entschwand. Unten am Boden ließen sich auch zwischen den dürren Blättern vielfache Wechsel erkennen, die nach der Halbinsel hinüberführten.

Schon als Knabe waren die Schilfdickichte meiner Heimat mir der liebste Aufenthalt in freien Stunden. Dort ließ ich mir, auf einem alten Weidenstumpf sitzend, von den lispelnden Halmen und Blättern die Märchen vom Erlkönig, den Wassernixen und Feen noch einmal erzählen, dazu jene vom Schwanenritter und von den Zauberschlössern da drunten im Wasser. Dort schnitzte ich Flöten aus dem Schilfrohre und blies mit Pan und Orpheus um die Wette den Najaden meine Lieder. Der Schilfsänger, der sein künstlich geflochtenes Nest zwischen den Halmen aufhängt, das Wasserhuhn, das seine Jungen spazieren führt und im Tauchen unterrichtet, waren mir gar liebe Bekannte.

Späterhin habe ich das Schilf auch von anderer Seite auffassen lernen. Ich habe sein Wachstum vom keimenden Samen und vom Wurzelsprossen an bis zum schwankenden Federbüschel der Blüte verfolgt, habe die Glieder des Stengels gezählt, den Rand der Blätter unter dem Vergrößerungsglase untersucht und die einzelnen Blüten des mächtigsten unserer Gräser zergliedert. Mit Interesse habe ich die Asche aus verbranntem Schilf analysiert und zu berechnen versucht, wie viele Prozent Kieselsäure diese Grasart dem Boden entzieht.

Doch kehren wir auf die Landzunge im Dnjepr zurück! Unten, zwischen den langen Faserwurzeln des Schilfes wimmelte es von kleinem Gewürm, von Insektenlarven, Käfern und Asseln. Wasserschnecken und Teichmuscheln, Blutegel und Wasserwanzen, Flohkrebse und Wasserskorpione und noch hunderterlei andere kleine Wesen fanden drunten und droben in den Schilfdickichten Versteck und Unterhalt und gewährten in

ihrem eigentümlichen Treiben ebensoviel Unterhaltung als Belehrung.

Den Glanzpunkt des Lebens im Schilf bildeten aber die Vögel: die Beutelmeisen, welche aus der Samenwolle des hohen Grases das Filzgewebe ihrer beutelförmigen Nester herstellen und diese kleinen Kunstwerke an dem schwanken Rohre aufhängen. Zu ihnen gesellen sich die Schnepfen, Wildenten, Rohrdommeln, Taucher und viele andere, die teils auf festem Grunde, teils auf lose übereinander gehäuftem Blattwerk die Nester für ihre Familien herrichten.

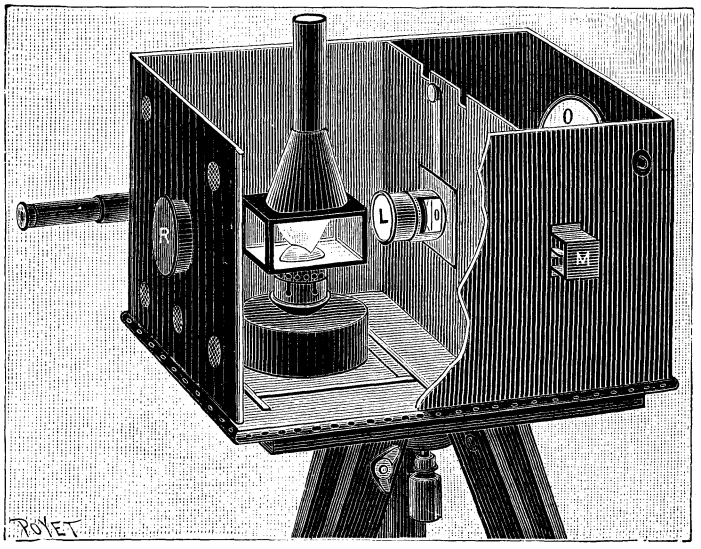
Hier befand ich mich nun so recht, wie man zu sagen pflegt, auf meinem Grund und Boden. Fast bei jedem Schritte zeigte sich mir ein interessantes Bild aus dem Leben der Vogelwelt. Hier war ein angefangenes Nest zwischen hohen Büscheln von dürrem Riedgras, dort ein bereits vollendetes. An einer Stelle scheuchte ich — wenn auch wider Willen — ein Vogelweibchen auf, das sich zum Brutgeschäft anschickte, und selbst bei der Flucht benahm sich jedes der Ueberraschten interessant in seiner Weise: Die Dommeln versuchten durch die Farbe ihres Gefieders den Nahenden zu täuschen, indem sie sich regungslos an den Boden drückten, bis der unwillkommene Gast Miene zu ernstlichem Angriff machte. Die Schnepfen erhoben sich flatternd in die Höhe, um bald hinter dichten Schilfmassen zu verschwinden. Enten arbeiteten sich mit Füßen und Flügeln über das Wasser hin und die Bläßhühner suchten ihr Heil im Tauchen.

So brachte mir jeder Schritt neue Unterhaltung. Ich hatte bereits die früher erwähnte verbindende Landenge überschritten und befand mich mitten auf der Halbinsel, auf der es von Nestern und Vögeln wimmelte. Die Zeit verstrich mir außerordentlich rasch. Da fiel mir mit einemmal eine Veränderung in meiner Umgebung auf. Von Süden her kamen nämlich große Scharen Vögel, die in ihrem Fluge eine auffallende Hast und Aufregung zeigten. Ich wandte mich um. Da gewahrte ich am Horizont nach der Steppe hin eine dunkle Schicht gleich Wolken gelagert, und gleichzeitig verspürte ich einen deutlichen Brandgeruch. Hier und da rötete sich auch der Himmel von Feuerschein.

Es war kein Zweifel, die Bauern hatten die Schilfwälder in Brand gesteckt. Wohl wird ein solcher Frevel von Rechts wegen streng bestraft.

Dem Bewohner der Steppe liegt seinerseits viel daran, jene Brände zu veranlassen, weil die sumpfigen Schilfdickichte die Lieblingsverstecke zahlreicher Wölfe sind. Von hier aus unternehmen dieselben ihre Streifzüge ins offene Land. Hier finden sie zur Winterszeit Schutz vor dem Sturme und nicht minder vor dem nachspürenden Jäger. Beim Abbrennen des dürren Schilfes gehen viele der Bestien zu Grunde, und die übrigen suchen ihr Heil in der Flucht.

Daß ich mich in einer höchst mißlichen



Laussedats Apparat für optische Telegraphie. Innenansicht.

Lage befand, wird jedermann begreifen. Die Flucht nach der offenen Steppe war mir abgeschnitten, denn von dorther trieb der Wind das Flammenmeer näher und näher. Bereits flackerte es an einzelnen Stellen hell auf, zugleich ließ sich auch deutlich das Geheul der Wölfe unterscheiden. Es war vorauszusehen, daß sich das ganze Raubtiergesindel nach der Halbinsel flüchten werde. Sollte ich nun von den Wölfen zerrissen werden? Sollte ich den Flammentod sterben oder im Schlamm versinken? Einer von diesen drei Fällen mußte eintreten, wenn ich nicht durch meinen Schiffer gerettet wurde.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, schlug ich die Richtung nach unserem verabredeten Platze ein. Schon hörte ich aber auch das Wolfsgeheul näher und gewahrte beim Umschauen, wie eben vier der Bestien rechtshin durchs Gestrüpp jagten. Allgemeiner Aufruhr entstand jetzt unter den Wasservögeln; ringsum flatterte und plätscherte es. Indessen kamen Rauch und Feuer näher. Bereits stand das Schilf auf der Halbinsel in Flammen, die dürren Halme knackten und prasselten, die Rispen flogen wie Raketen sprühend umher, und rings um mich fielen verkohlte Pflanzenteile nieder. Unwillkürlich hatte ich die Flinte schußfertig zur Hand genommen, denn bald huschte hier bald da ein flüchtender Wolf durch das raschelnde Gestrüpp. Schießen wollte ich nur im äußersten Notfalle, denn von meinen Schroten konnte ich keine erhebliche Wirkung erwarten.

Ich war bis zur äußersten Spitze der Landzunge vorgedrungen und sah auch am jenseitigen Ufer die Lohe aufsteigen. Die Bauern waren bei der Anlegung des Brandes systematisch vorgegangen, indem sie das Röhricht an beiden Ufern angezündet hatten, um den Raubtieren die Flucht zu versperren. So weit ich blicken konnte, sah ich dicken Rauch, Feuergarben, flatternde Enten, fliegende Reiher, Wildgänse, Kraniche und — heulende Wölfe, die sich von einem Schilfdickicht ins andere flüchteten, bis sie endlich durch einen verzweifelten Sprung ihr Heil im Wasser suchten.

Glücklicherweise machte keiner der Flüchtigen Miene mich anzugreifen; die Angst schien ihren Raubtiercharakter verändert zu haben.

Indessen rückte das Feuer mit entsetzlicher Geschwindigkeit immer näher. Noch wenige Minuten — und mir erübrigte nichts anderes, als ins Wasser zu springen, wenn mein Retter mit dem Boote nicht erschien.

Mit Todesangst verfolgte ich das Näherrücken der Flammen, gleichzeitig brach aber auch ein neues Rudel Wölfe auf mich los. Unwillkürlich legte ich an, die vorderste Bestie erhielt die ganze Ladung auf kaum zwei Schritte Entfernung in den Kopf, sie schnellte hoch auf und überschlug sich, die zweite prallte mit gewaltigem Sprunge rechts ab und die andern stürzten sich in die Flut.

Der abgefeuerte Schuß war aber auch noch in anderer Beziehung wirkungsvoll und heilbringend; denn kaum war er ver-

hallt, so vernahm ich die rauhe Stimme meines Fährmannes. Nie hat mir die lieblichste Musik so angenehm geklungen als sein heiseres: „Hallo! hierher!“ Nur wenige Sekunden — und ich stand gerettet im Kahne. Dicht hinter uns prasselte aber auch schon der letzte Schilfstreifen zusammen, und die leckenden Flammenzungen jagten die letzten Nachzügler, die sich noch zähe an den Boden geklammert hatten, ins nasse Grab. Verloren war alles Lebende auf der Halbinsel, was nicht schwimmen oder fliegen konnte oder eigensinnig das Nest umkreiste. Bald gewannen wir breiteres Wasser und kehrten zwischen qualmenden und verkohlten Schilfstrecken nach unserem Asyl zurück.

Polnische Reisedukaten.

Schon im Mittelalter, zur Blütezeit des Polnischen Reiches, bereisten viele polnische Magnaten und Edelleute das Ausland, wo sie, namentlich in dem verführerischen Paris, nicht selten bedeutende Summen verschwendeten. Bevor sie ihre Reise antraten, wandten sie sich aber nicht an Bank- oder Handelshäuser, um von diesen Kreditbriefe oder Wechsel zu erhalten. Sie meinten, solche Zahlungsmittel schickten sich nur für Kaufleute oder Krämer, seien aber eines polnischen Edelmannes nicht würdig, der nach einem alten Sprichworte mit einem Dukaten die ganze Welt durchreisen und überall Kredit finden könne. Sie nahmen es mit diesem Sprichworte wirklich buchstäblich und machten sich in der Regel selbst auf eine weite lange Reise nur mit einem Dukaten auf den Weg. In der Form war dieser freilich von den gewöhnlichen wesentlich verschieden. Der Reisemarschall erhielt nämlich den Auftrag, mit einer gewissen Summe in Gold, die für die Reise bestimmt war, sich nach Krakau zu begeben, um dort in der königlichen Münze den Reisedukaten prägen zu lassen. So richtete sich Gestalt und Umfang des Dukatens nach dem Gewichte des Goldes, welches der Krakauer Münze zur Herstellung des Reisedukatens übergeben wurde. Die alten polnischen Chroniken berichten, daß es Reisedukaten im Umfange und Durchmesser eines Wagenrades gegeben habe, die selbst für das luxuriöseste Leben im Auslande lange Zeit ausreichten. Hatte der reisende Edelmann Geld nötig, so gab er seinem Reisemarschall einen Wink, worauf von dem Reisedukaten sofort ein Stück abgetrennt und zu Bargeld gemacht wurde. So ging es fort, bis man mit dem Reisedukaten fertig war, worauf, falls die Reise noch länger dauerte, der Reisemarschall nach Krakau geschickt ward, um dort abermals einen Reisedukaten prägen zu lassen. Auf diese sonderbare Weise ward man allerdings dem Sprichwort gerecht, daß ein polnischer Edelmann mit einem Dukaten die ganze Welt durchreisen und überall Kredit finden könne.

Herbstbild.

Bei einem Wirte wundermild (wie der treue Uhland den Apfelbaum genannt hat) sind sie hier zu Gaste: Schwester, Bruder, noch ein Schwesterchen und zuletzt ein ganz klein allerliebstes Schwesterlein, — Kinder des Schloßherrn, verträgliche Geschwister und (wie man aus der Kleidung ersieht) Angehörige der Rokokozeit. Diese Zeit erzeugte viel Geschnörkeltes, Geziertes und Gekünsteltes; die Gärten z. B. waren mit Beeten in geschnörkelten Linien und mit künstlich zugeschnittenen Taxusfiguren angefüllt. Zu dem Schlößchen auf unserem Bilde wird wohl auch so ein Garten gehören — aber die Schloßkinder, frische Kinder der Landluft, fühlen sich wohler in der freien Natur mit ihren ungeschorenen Hecken und Bäumen, mit ihren ungezwungenen Feldwegen, — zumal an einem dieser Wege ein junger kräftiger Apfelbaum seine köstlichen Früchte im goldenen Strahl der Herbstsonne gezeitigt hat. Antoinette, die älteste Schwester, ist gerade groß genug, die untersten reichbeladenen Zweige erfassen zu können; sie pflückt mit ihren schlanken weißen Fingern eine rotbackige Frucht nach der anderen und reicht sie den harrenden Geschwistern dar. Der schwarze Krauskopf Henri stürzt sich als feuriger Junge sofort in den Genuß der köstlichen Frucht, während die aschblonde Amélie schon das sorgsame, für sich selbst entsagende Hausmütterchen ahnen läßt: sie legt nämlich Frucht um Frucht mit liebevoller Sorgfalt in das mitgenommene Weidenkörbchen. Mit besonderer Zärtlichkeit ruht das Auge der ältesten Schwester auf der ganz kleinen Henriette; auch diese zeigt schon die Sorge, die erhaltenen Früchte zu bergen, zu bewahren, — die umsichtige Sorge der einstigen Mama. Fürwahr, ein hübsches Herbstbild ist's, das uns der berümte Maler Robert Beyschlag hier vorgeführt hat. Aber wie muß es erst glänzen und schimmern im Schmucke der Farben! Denn über keine Jahreszeit sind so herrliche Farben und Lichter gebreitet als über den Herbst. „Es liegt eine Zartheit,“ sagt ein feinfühliger Naturschilderer „in seinen melancholischen Lichtern, eine fast magische Durchsichtigkeit in seinen hellen Lichtern, eine Poesie in allem, was zusammen einen mächtigen Einfluß auf die Phantasie ausübt. Ein Lebewohl ist stets rührend, aber ein so liebreiches Lebewohl, wie der Herbst es sagt, ist traurig; doch liegen in seiner süßen Traurigkeit Züge fast himmlischer Freude. Sehe ich auf die verwelkenden Waldungen hinab und blicke aufwärts nach den ätherischen Bergen und dem blauem Himmel über ihnen, dann ist mir, als habe ich nichts von der Erde mehr um mich als deren Liebe.“ Und in dies süßtraurige Naturbild hinein denke man sich die frohe, liebevolle, blühende Kindergruppe in den bunten Rokokokleidchen gemalt, — welch ein köstliches Herbstbild muß das sein! Welken und Blühen, Vergangenheit und Zukunft, Trauer und Freude im engsten Rahmen!

Eine alberne Wette.

Eine der fürchterlichsten Todesstrafen in China besteht darin, daß dem Verurteilten durch einen beigegebenen Wächter der Schlaf entzogen wird. In der Regel erliegt der Verbrecher den Qualen in längstens zehn Tagen. Fünf jungen Parisern, denen das Leben offenbar blutwenig Sorge macht, hat diese merkwürdige Errungenschaft der chinesischen Justiz die Anregung zu einer hirnverbrannten Wette gegeben: die jungen Herren wetteten, daß sie sieben Tage lang wach bleiben würden, unter der Bedingung, alle möglichen Mittel anwenden zu dürfen, um den Schlaf abzuwehren. Um ihre, des „Schweißes der Edlen werte“ Aufgabe durchzuführen, lebten sie nach folgender Tagesordnung: Die Nacht wurde mit Tanzen und Kaffeetrinken verbracht; während des Tages ritten, fochten oder schossen sie nach der Scheibe und jede halbe Stunde erquickten sie ihre ermatteten Lebensgeister mit schwarzem Kaffee. Einem dieser jungen Leute gelang es in der That, während der ganzen sieben Tage sich munter zu erhalten; er gewann die Wette, verlor aber zehn Kilogramm an Gewicht; zwei schliefen ein, nachdem sie 130 Stunden wach gewesen; der vierte wurde von einer Lungenentzündung befallen; der letzte schlief ein, während er zu Pferde saß: er stürzte und brach sich einen Arm.

Herbstbild.

Der Geist der Llano estakata.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

Darum machten wir uns schnell auf, ihnen entgegenzureiten und sie zu beschützen. Wir konnten nicht wissen, wo die Geier sich versammeln. Darum ließen wir die beiden Bleichgesichter, welche zu zu ihnen gehören, leben, um durch ihre Fährte zu den Geiern geführt zu werden. Am Toyahflusse vereinigte sich ihre Spur mit derjenigen von vier anderen Weißen, welche wir auch für Geier halten mußten. Jetzt treffen wir auf dich. Was gedenkst du zu thun?"

„Ich werde mit euch reiten, denn auch ich erwarte Freunde, welche durch die Llano kommen und von dem Streiche nichts wissen, welchen die Geier beabsichtigen. Diese letzteren haben ihr Lager in der Murdingbowl. Da ich aber nicht weiß, wo dieser Ort sich befindet, so werde ich die beiden Mexikaner entkommen lassen, damit sie, ohne es zu wissen, meine Führer seien."

„Wer sind die Männer, welche du erwartest?"

„Old Shatterhand und noch einige Bleichgesichter, welche mit mir zusammentreffen wollen."

„Old Shatterhand, der berühmte Krieger der Weißen? Wenn du erlaubst, werden wir mit dir reiten."

„Winnetou erlaubt es nicht nur, sondern er bittet dich sogar darum. Es scheint, daß die stets zerstreute Schar der Geier sich dieses Mal zu einem großen Unternehmen versammelt. Dies muß man benutzen, um sie mit einem einzigen Schlage zu vernichten. Ich denke — — —"

Er hielt inne, denn innerhalb der Büsche erhob sich ein lautes Schreien und Rufen; einige Schüsse krachten, und eiliger Hufschlag war jenseits des Lagerplatzes zu hören.

Die beiden sprangen nach dem letzteren hin. Durch die Büsche dringend, erblickten sie eine überaus belebte Szene. Die Komantschen waren zu ihren Pferden geeilt und standen im Begriff, in höchster Eile fortzureiten. Die Mexikaner waren nicht zu sehen. Ben, Porter, Blount und Falser standen da, als ob sie nicht wüßten, was sie unternehmen sollten. Der Bärenjäger aber war mit seinem Sohne ruhig am Feuer sitzen geblieben und rief Winnetou zu:

„Die Kerls sind fort!"

„Wie war das möglich?" fragte der Apache.

„Sie sprangen so plötzlich fort und auf ihre Pferde, daß sie durch die Büsche waren, ehe man nur nach dem Gewehr langen konnte, um sie niederzuschießen."

„Das ist recht! Laßt sie fort! Sie reiten in ihr eigenes Verderben und in dasjenige ihrer Genossen. Die Söhne der Komantschen mögen von den Pferden steigen und hier bleiben. Aber beim Tagesgrauen werden sie das ‚Singende Thal' verlassen, um Jagd zu machen auf die menschlichen Raubtiere der Llano estakata!"

Diese Worte waren so laut gesprochen, daß sie von allen gehört wurden. Doch stiegen die Komantschen erst dann wieder von ihren Pferden, als der Befehl des Apachen von ihrem Anführer wiederholt worden war, welcher ihnen erklärte, weshalb es geraten sei, die Flüchtigen einstweilen entkommen zu lassen. — — —

---

5. Kapitel.

The home of the ghost.

„My dearling, my dearling,
My love child much dear,
My joy and my smile
My pain and my tear!"

so klang das alte, liebe Tennessee-Wiegenlied in die stille Morgenluft hinaus. Es schien, als ob die Zweige der nahen Mandel- und Lorbeerbäume sich dazu im Takte neigten, und Hunderte von Kolibris zuckten wie farbige Funken um die alte Negerin, welche ganz allein am Wasser saß.

Die Sonne hatte sich soeben über den niedrigen Horizont erhoben, und ihre Strahlen strichen wie glänzende Brillantsträhne über das klare Gewässer dahin. Ein Königsgeier zog hoch oben in der Luft seine Kreise; unten am Ufer naschten mehrere Pferde wie gesättigte Feinschmecker von besonders saftigen Halmen des Delicacy-Grases, und auf der Spitze einer Cypresse saß die Drossel Mocking-bird, lauschte mit schief gehaltenem Köpfchen dem Gesange der Negerin und ahmte, als derselbe zu Ende war, die letzten Worte der Strophe mit einem laut schallenden „Mittir—mittir—mittir" nach.

Ueber dem Gefieder niedriger Palmen, welche sich im Wasser spiegelten, breiteten hohe Zedern und Sykomoren ihre schützenden Wipfel, unter denen riesige, bunt schillernde Libellen nach Fliegen und anderen kleinen Insekten jagten, und hinter dem nahe am Wasser stehenden Häuschen zankte sich eine Schar von Zwergpapageien um die goldigen Körner des Maises.

Von außen konnte man nicht sehen, aus welchem Materiale das Häuschen erbaut worden war, denn sowohl seine vier Seiten als auch das Dach wurden vollständig überdeckt von dem dichten Gerank der weißen, rotfädigen Passionsblume, deren gelbe, süße, dem Hühnerei gleichende Früchte lebhaft aus der Fülle der gelappten Blätter hervorleuchteten. Das alles machte den Eindruck der Tropen. Man hätte meinen können, sich in einem Thale von Südmexiko oder des mittleren Boliviens zu befinden, und doch lag dieser kleine See mit seiner Passiflorenhütte und seiner südlichüppigen Vegetation nirgends anderswo als — — — inmitten der gefürchteten Llano estakata. Er war das geheimnisvolle Wasser, von welchem so viele gesprochen hatten, ohne es jemals gesehen zu haben.

„My heart leaf, my heart-leaf,
My life and my star,
My hope and my delight,
My sorrow, my care!"

sang die Schwarze weiter.

„Mikkehr—mikkehr—mikkehr," ahmte der Spottvogel die beiden letzten Worte nach.

Aber die Sängerin achtete nicht auf ihn. Sie hatte die Augen auf eine alte Photographie gerichtet, welche sie in den beiden Händen hielt und zwischen den einzelnen Versen küssend an ihren welken Mund führte.

Viele, viele Thränen waren auf das Bild gefallen, und ebenso viele Küsse hatten es so verwischt, daß nur ein sehr scharfes Auge noch zu erkennen vermochte, wen oder was das Bild vorgestellt hatte, nämlich eine Negerin mit einem schwarzen Knäbchen im Arme. Der Kopf des letz-

teren fehlte ganz; er war hinweggeküßt und von den Thränen hinweggewaschen worden.

„Du sein mein gut, lieb Bob!“ sagte sie in zärtlichem Tone. „Mein Little-Bob, mein Small-Bob. Ich deine Mutter. Missus gut und freundlich gewesen, haben machen lassen ihr Bild, und als Photograph kommen, haben auch machen lassen Bild von Sanna und ihr klein Bob, dann als Missus sterben, Massa haben verkaufen Bob, und Mutter Sanna nur noch haben Bild von Bob. Es haben behalten, als selbst verkauft werden; es haben auch behalten, als gut Massa Bloody-Fox sie haben bringen hierher, und es werden behalten ferner, bis alt Sanna sterben und nicht wiedersehen Bob, der wohl sein worden indessen ein groß, stark Nigger und auch nicht haben vergessen sein brav, lieb Mutter Sanna. O, my dearling, my dearling, my joy and my — —.“ Sie hielt inne und erhob lauschend den Kopf, dessen schneeweißes, wolliges Haar seltsam gegen die dunkle Farbe des Gesichtes abstach. Das Geräusch eines Kommenden ließ sich hören. Sie sprang auf, steckte die Photographie in die Tasche ihres Kalikorockes und rief:

„O Jessus, Jessus, wie Sanna sich freuen! Fox kommen endlich wieder. Gut Bloody-Fox wieder da. Ihm gleich geben Fleisch und backen Kuchen von Mais!“

Sie eilte nach dem Häuschen, hatte dasselbe aber noch nicht erreicht, als der Genannte unter den Bäumen erschien. Er sah sehr blaß und angegriffen aus; sein Pferd schwitzte am ganzen Körper und hatte einen müden, stolpernden Gang. Beide mußten ungewöhnlich angegriffen sein.

„Welcome, Massa!“ empfing ihn die Alte. „Sanna gleich bringen Essen; Sanna schnell machen!“

„Nein, Sanna,“ antwortete er, indem er sich aus dem Sattel schwang. „Fülle die Schläuche, alle, alle! Das ist das Notwendigste, was jetzt geschehen muß.“

„Warum Schläuche? Für wen? Warum Massa Fox nicht essen? Er doch haben müssen ein sehr groß Hunger!“

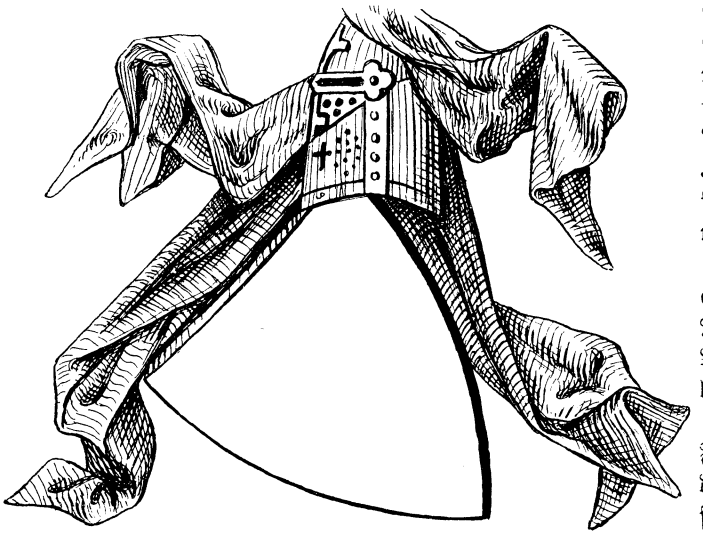
„Allerdings habe ich den; aber ich werde mir selbst nehmen, was ich brauche. Du hast keine Zeit dazu. Du mußt die Schläuche füllen, mit denen ich augenblicklich aufbrechen werde.“

„Jessus, Jessus! Schon wieder fort? Warum alt Sanna stets ganz allein lassen mitten in groß, weit Estakata?“

„Weil sonst ein ganzer Zug fremder Einwanderer verschmachten muß. Diese Leute sind von den ‚Geiern‘ irre geführt worden.“

„Warum haben Massa Fox sie nicht besser führen?“

„Ich konnte nicht an sie, denn sie werden von so zahlreichen Geiern umschwärmt, daß ich dem sichern Tode verfallen wäre, wenn ich es gewagt hätte, die Kette zu durchbrechen, welche sie bilden.“



Ueber das Sammeln von Wappen: Frühgotik.

„So werden töten sie die arm, gut Emigrant!“

„Nein. Es kommen kühne und starke Jäger von Norden her, auf deren Hilfe ich mit Sicherheit rechne. Aber was nützt diese Hilfe, wenn kein Wasser vorhanden ist! Die Emigranten würden verschmachten, obgleich sie von den Geiern befreit worden wären. Also Wasser, Wasser, Sanna, und zwar schnell! Ich belade sämtliche Pferde mit den Schläuchen. Nur den Rappen hier muß ich zurücklassen. Er ist zu sehr ermüdet.“

Fox ging nach dem Häuschen und trat durch die von den Passifloren eng umrahmte Thür. Das Innere bestand aus einem einzigen Raume. Die vier Wände waren aus Schilf und aus dem feinen Schlamm des kleinen Sees errichtet und mit langem, trockenem Rohr gedeckt. Ueber einem aus Erde gebauten Herde öffnete sich der ebenso aus Schilf und Schlamm bestehende Rauchfang, unter welchem ein eiserner Kessel hing. In jeder der drei anderen Wände gab es ein kleines Fenster, welches von dem Blumengerank frei gehalten wurde.

Unter dem Dache hingen Stücke geräucherten Fleisches und an den Wänden alle Arten von Waffen, welche in dem Westen zu sehen und zu haben sind. Der Fußboden war mit Fellen belegt. Die zwei Bettstellen bestanden aus an Pfählen befestigten Riemen, über welche Bärenfälle gebreitet waren. Den größten Schmuck der Stube bildete die dickzottige Haut eines weißen Büffels, an welcher der Schädel gelassen worden war. Sie hing der Thür gegenüber, und zu beiden Seiten von ihr steckten wohl über zwanzig Messer in der Wand, in deren Horn- oder Holzgriffen verschiedene Zeichen eingeschnitten waren.

Ein Tisch, zwei Stühle und eine Leiter, welche bis zur Decke reichte, bildete das ganze Ameublement des Passiflorenhäuschens.

Bloody-Fox trat zu dem Felle, strich mit der Hand an demselben herab und sagte zu sich:

„Die Uniform des „Geistes,“ daneben die Messer der Mörder, die von seiner Kugel fielen — — — sechsundzwanzig schon. Wann aber werde ich den entdecken, der mehr als sie alle den Tod verdient? Vielleicht nie! Pshaw, noch hoffe ich, denn der Bösewicht pflegt von seinem Gewissen immer und immer wieder zur Stätte des Verbrechens zurückgetrieben zu werden. Jetzt muß ich eine Viertelstunde lang ruhen.“

Er warf sich auf das eine Lager und schloß die Augen, doch nicht, um zu schlafen. Was für Bilder mochten an der Seele dieses noch so jungen Mannes vorüberziehen!

Nach Verlauf einer halben Stunde kam die Negerin Sanna herein und meldete ihm, daß die Schläuche gefüllt seien. Er sprang vom Lager und hob eins der am Boden liegenden Felle auf. Unter demselben gab es eine kleine, verdeckte Vertiefung, aus der er ein mit Blech ausgeschlagenes Kistchen nahm. Es enthielt Munition, von welcher er den an seinem Gürtel hängenden Beutel füllte. Dann stieg er auf der Leiter zur Decke empor, um sich mit Fleisch zu versehen. Als dies geschehen war, ging er hinaus an den See,

an dessen Ufer acht große, mit Wasser gefüllte Lederschläuche lagen, von denen je zwei und zwei durch einen breiten Ledergurt und mehrere Riemen verbunden waren. Mit dem Inhalte dieser Schläuche hatte Bloody-Fox schon manchen verirrten Reisenden vom Tode des Verschmachtens errettet.

Fünf Pferde waren es, welche sich am kleinen See befunden hatten. Eins von ihnen bekam den Reitsattel aufgelegt, welchen Fox dem ermüdeten Rappen abnahm; die anderen bekamen die Schläuche zu tragen, und zwar in der Weise, daß ihnen der Gurt auf den Rücken und rechts und links je ein Schlauch zu liegen kam und die Vorrichtung dann mittels der Riemen befestigt wurde. Die Pferde wurden aneinandergehängt, das eine mit dem Zügel an den Schwanzriemen des anderen, so daß das Reitpferd als vorderstes kam; dann stieg Bloody-Fox in den Sattel.

Die Negerin hatte bei diesem Arrangement mit kundiger Hand geholfen; es war heute nicht zum erstenmal. Jetzt sagte sie:

„Massa Fox kaum da, schon gleich gehen wieder in Gefahr! Was werden aus alt, arm Sanna, wenn Massa Fox mal werden schießen tot und nicht wiederkommen?"

„Ich komme wieder, liebe Sanna," antwortete er. „Mein Leben steht unter einem mächtigen Schutze. Wäre das nicht der Fall, so lebte ich längst nicht mehr; das glaube mir!"

„Aber Sanna stets so ganz allein! Gar niemand haben, mit dem sie reden, als nur Pferd und Papageien und Bild von Little-Bob!"

„Nun, vielleicht bringe ich bei meiner diesmaligen Wiederkehr Gesellschaft mit. Ich treffe mit Männern zusammen, denen ich mein Home gern zeigen werde, obgleich ich es bisher geheim gehalten habe. Es ist auch ein Neger dabei, welcher Bob heißt, gerade so wie dein Dearling-Boy."

„Nigger Bob? O Jessus, Jessus! Haben er wohl eine Mutter, welche Susanna heißen, aber Sanna genannt werden?"

„Das weiß ich nicht."

„Sein er verkaufen aus Tennessee nach Kentucky?"

„Ich habe ihn nicht gefragt."

„Am End es sein mein Little-Boy!"

„Was fällt dir ein! Tausend Niggers heißen Bob. Wie kannst du denken, daß gerade dieser der deinige sei! Mache dir nicht solche Gedanken! Vielleicht bringe ich ihn mit, und dann kannst du mit ihm selbst sprechen. Lebe wohl, Sanna; pflege den Rappen gut!"

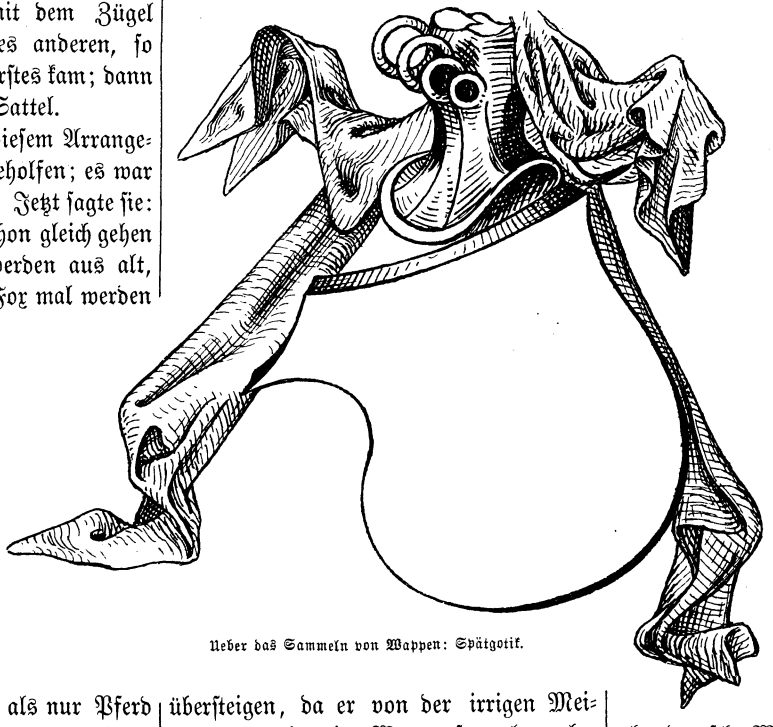
„Leben wohl, Massa! O Jessus, Jessus, nun Sanna wieder allein! Bringen mit Nigger Bob, bringen mit!"

Er nickte ihr freundlich zu und setzte dann seine Tropa in Bewegung, mit welcher er schnell unter den Bäumen verschwand. (Fortsetzung folgt.)

Ueber das Sammeln von Wappen.

I.

Der Anfänger sowohl wie der Laie schrickt in den weitaus meisten Fällen vor dem Sammeln von Wappen meist aus dem Grunde zurück, weil er fürchtet, die zu großen Kosten, welche dieses Sammelgebiet erfordert, würden seine Kräfte übersteigen, da er von der irrigen Meinung ausgeht, eine Wappensammlung bestünde nur aus Wappenwerken, unter denen natürlich ein „Siebmacher", ein „Tyroff" nicht fehlen dürften, sowie das sagenhafte „Große Europäische Wappen-Buch!"



Ueber das Sammeln von Wappen: Spätgotik.

Nichts irriger als dies!

So schätzenswert diese Bücher auch als „Hilfsmaterialien" sind, involvieren sie aber keineswegs eine Wappensammlung, und da sie in jeder größeren öffentlichen Bibliothek sich finden, stehen sie dem Sammler sogar gratis zur Verfügung, wo er sie studieren und aus ihnen sammeln soll.

Vorerst aber soll der Sammler, besonders der Anfänger, kleine Hilfs- und Lehrbücher über die Heraldik erwerben, diese fleißig studieren, und sich dann erst an die großen Wappenwerke wagen und zwar von den neuesten stufenweise zu den älteren zurückgehen, denn nimmt er die alten zuerst vor, so verirrt er sich vollständig und rettungslos in den oft von gewiegten Heraldikern schwer zu enträtselnden, geschraubten und schwulstigen Doktrinen der alten Herren, daß er sich nimmer zurecht zu finden vermag. Diese Hilfsbücher kosten nur wenige Mark, sie lehren ihn die Grundregeln und geben auch Fingerzeige, die alten Werke zu verstehen, indem sie deren Absurdes richtig stellen; aufmerksames Studium wird dann, nachdem der Schlüssel gefunden, ohne zu große Anstrengung bald selbständig weiter und tiefer in deren Verständnis eindringen können.

Befolgt der Anfänger diese Regel, legt er seinem Wissen von Anbeginne einen soliden Grund, — der gute Kamerad wird ihm schon beratend zur Seite stehen — dann wird sich ihm auch diese edle, echte deutsche Wissenschaft mehr als dankbar erweisen; sie wird ihm Genüsse schaffen, die er hinter dem phantastischen Bilderreichtum kaum erwartet hätte, die Bilder werden ihm dann keine Hieroglyphen mehr sein, sondern eine Sprache sprechen, deren hochpoetischer Schwung ihm kaum geahnte Genüsse bereiten wird, und zwar — dies soll gleich hier gesagt sein — nicht nur während der nächsten Jahre seines Knaben- und Jünglingsalters, nein, sondern bis in sein Mannes-, sein Greisenalter hinein: die Sammlung wird sein Freund, sein treuester, vielleicht sein einziger Freund bleiben!

Aber solch ein Freund, der solche Genüsse verspricht, will auch gepflegt werden, und seine erste unerläßliche Forderung, die er an uns stellt, verlangt: „Fleiß, Pflichttreue und Ordnung!"

Nach dem schon Gesagten soll hier das Sammeln von Wappen ins Auge gefaßt werden, und ich will annehmen, daß, wer eine solche Sammlung anzulegen geplant, daß derselbe mit den erforderlichen Vorkenntnissen ausgestattet, aber nicht gewillt ist, in seine Sammlung bedeutende Kapitalien zu investieren, ja, daß er sogar es sich zur Pflicht gemacht habe, außer den unumgänglich nötigen Ausgaben für Hilfsmaterialien jede weitere Geldausgabe zu vermeiden.

Die nötigen Hilfsbücher sind in seinem Besitze, er versteht sich auf Stift und Pinsel und geht damit getrost an das Werk.

Die Sucht, rasch auch „etwas zu sehen" kann hier ziemlich leicht erfüllt werden, ja ist sogar gewissermaßen geboten. Wir wollen also Wappen sammeln! Nun soll man die Grenze bestimmen. Natürlich: Gesamtdeutschland! Gut. Also Stift und Pinsel her! Das Wappen des Deutschen Reichs soll das erste Blatt füllen. Welches Wappen? — Hier ist schon die erste Klippe in Sicht, hier muß schon die Fessel des Planes angelegt werden, oder, die Sammlung in die weiteste Ausdehnung geschoben, droht unserer Kraft unbesiegbare Hindernisse zu bereiten, denn das „Wappen Deutschlands" bedingt an und für sich eine nicht unbedeutende Sammlung!

Ueber das Sammeln von Wappen: Uebergang des Gotischen zur Renaissance.

Wir wünschen alle Haupttypen desselben zum wenigsten in unserer Sammlung aufgenommen zu sehen; also zuerst den einköpfigen Adler des Königtums, dann den Doppeladler des „Heiligen Römischen Reiches Teutscher Nation", und endlich den modernen Reichsadler mit dem Zollernschilde in der Herzstelle.

Jetzt haben wir über Größe und Format der Sammelblätter zu entscheiden, desgleichen über Stil, Ausstattung und dergleichen.

Wir wählen das angenehme handliche Format, welches sich ergibt, wenn ein Bogen Zeichnenpapier in acht Blätter zerschnitten wird, welche Blätter dann in der Mitte, wie ein Blatt Briefpapier gebrochen werden, so daß ein solches nun vier Seiten bietet, deren jede im Flächenverhältnis von 22 × 16 cm genügend Raum für deutliche Zeichnung, und die nötigen Klassifikationsnotizen, wie Ueberschriften, gewährt. Die erste Seite hätte somit die Hauptdarstellung des Wappens samt Ueberschrift und Klassifikation, Seite 2 bis 4 aber die Varias, Detailzeichnungen, Notizen über die Erwerbung, Genealogie, Uebersiedelung u. s. w. zu enthalten, welche Notizen, sich fortwährend mehrend, bald Papierzuschüsse erfordern werden.

So käme als erstes Sammelblatt, und zwar auf dessen erste Seite, der neue deutsche Reichsadler samt Ueberschrift, dann auf den folgenden Seiten die verschiedenen älteren Wappen. Diese nun sollen entweder im Stile ihrer Zeit gezeichnet, oder nach noch vorhandenen Originalen getreu kopiert werden. Hier zeigt sich von neuem eine Erweiterungsfähigkeit, welcher wir bei späterer Gelegenheit gedenken wollen. Dem Reichswappen hätten nun die „Landeswappen" der Reichslande zu folgen, diesen die „Adelswappen", welche dem Range nach geordnet nach den betreffenden Landeswappen zu gruppieren sind, eine Aufgabe, die ziemlich schwierig erscheint, zumal wenn der Rang eingehalten werden soll. Darum empfiehlt sich, namentlich für Anfänger, nur die Abteilungen nach den gewöhnlichen Adelsgraden (Fürsten, Grafen, Freiherren, Herren, Ritter, adelige Geschlechter): die Einreihung der einzelnen Wappen in diese Abteilungen aber in alphabetischer Ordnung einstweilen durchzuführen. Nach den Familienwappen kämen jene der Bistümer, Abteien, Klöster und Burgen, dann jene der Städte, und diesen letzteren subsumiert jene der „Patricier und anderer ehrbar Geschlecht" (Bürger). Jedes einzelne Wappen gehört auf das Doppelblatt gezeichnet zu werden, wie gelegentlich des Reichswappens angedeutet wurde, wodurch Raum gesichert ist, jede wünschenswerte Ausdehnung in späteren Jahren durch Nachträge auszuführen. Wie vielseitig diese werden kann, werden wir sofort erkennen. Noch mag hier gesagt werden, daß die Darstellung des Hauptwappens auf der ersten Seite des Doppelblattes sowohl in Stil, Manier, Größe, Aufschriften u. s. w. durch die ganze Sammlung eine konsequent uniforme, gleiche sein muß, um der Sammlung das einheitliche Gepräge von deren Gründung an schon zu sichern, und dürfen davon nur Landes- und Städtewappen eine Ausnahme bilden, da bei diesen häufig der Helm fehlt, dafür aber anderes wichtiges Beiwerk in den Vordergrund tritt. Die Gleichheit wird leicht durch eine Pause erzielt, noch empfehlenswerter jedoch ist, wenn man sich mit autographischer Tusche ein leeres Wappen mit leerem Helme zeichnet, diese Zeichnung klischieren läßt, welches Klischee nur wenige Mark kostet, und man sich in der nächstbesten Buchdruckerei die „Blankette" für seine Sammlung drucken läßt. In das leere Wappen zeichnet man dann die Wappen ein, setzt auf den Helm das Zimier auf, und hat dadurch die fortwährende Zeichnung des Helmes mit seiner Decke wie des Schildes erspart, die Gleichförmigkeit erzielt, und viel, sehr viel Zeit und Mühe erspart. Die wohlthuende Abwechselung findet sich dann bei mehrfach behelmten Schilden, komplizierten Wappen, oder solchen von Personen oder Korporationen geistlichen Standes. Die Frage, in welchem Stil diese Wappen zu entwerfen wären, bleibt dem Geschmacke des Sammlers überlassen, und soll demnächst

eingehender erörtert werden; für heute nur so viel, daß der spätergotische oder der Renaissancestil sich zur Darstellung des Hauptwappens am besten empfiehlt. Sind wir nun so weit, so bleibt noch die Frage zu erörtern, ob die Hauptwappen (jene auf der ersten Blattseite) farbig oder schwarz in Schraffierung gegeben werden sollen, was nun gleichfalls dem Geschmacke des Sammlers anheim gestellt bleibt, jedoch schon vor der Klischierung des Blankettes bestimmt sein muß, da dessen Zeichnung danach auszuarbeiten ist. Wir würden der Farbe den Vorzug geben.

Nach dieser flüchtigen Skizzierung über Anlage, Methode, Schema und Technik wollen wir untersuchen, wie und wo gesammelt werden soll. Das Hauptbild des Wappens, auf der ersten Seite des Doppelblattes, soll allerdings aus irgendwelchem Wappenwerke kopiert werden, deren jede öffentliche Bibliothek zur Genüge enthält; doch darauf beschränkt sich unser Sammeln nicht.

Wir wollen die Wappen dort suchen, wo dieselben ihrerzeit angebracht wurden, und findet sich dazu in unserer Vaterstadt, auf Spaziergängen, Landpartien, Reisen, oft die willkommenste Gelegenheit.

In erster Linie sind Bauwerke alter und neuer Zeit danach zu durchforschen, Paläste, öffentliche Gebäude, namentlich alte Kirchen und Klöster, welche an den Grabsteinen überreiches Material zum Sammeln bieten. Die hier gefundenen Wappen sollen nun mit photographischer Treue in das Skizzenbuch, ohne welches der Sammler nie ausgehen soll, eingezeichnet werden, und zwar niemals das Wappen allein, sondern ist dasselbe mit seiner ganzen Umgebung nebst Inschrift und Datum peinlich pedant wiederzugeben. Zu Hause ist dasselbe sofort rein abzuzeichnen und nebst Datum und Art der Erwerbung, des Fundortes, wie bemerkenswerter Nebenumstände der Sammlung einzuverleiben. Hat man für das gefundene Wappen noch keine Wappendarstellung für die Hauptseite, so zeichne man getrost den Fund auf die zweite Seite des Blattes und lasse die erste frei; und dies aus vielen Gründen. Der Hauptgrund ist und bleibt doch immer, daß die Darstellung des Hauptbildes des Wappens auf der ersten Blattseite dasselbe in seinem letzten Entwickelungsstadium darstelle; das gefundene Wappen kann einer früheren Periode angehören, wo dasselbe entweder einfacher oder komplizierter war, wo die Familie noch in einem niederern Adelsgrade als heute oder umgekehrt stand, oder das Wappen hat dort wo wir es fanden, ein Beiwerk mit Bezug auf Ort und Widmung, das dem eigentlichen Wappen fremd und also nur als „Varia“ von Interesse ist; z. B. an Votivbildern findet sich häufig im Wappen das Wappentier betend dargestellt mit einem Rosenkranz (pater noster) zwischen den Vorderpranken oder Klauen.

Der magnetische Wahrsager.

Die kleine Vorrichtung, welche unter obigem Namen bekannt ist und von der unser Holzschnitt eine Ansicht gibt, ist ein altes Gesellschaftsspiel und als solches wohl schon manchem unserer jungen Kameraden bekannt. Es ist aber nichtsdestoweniger ein hübsches, unterhaltendes und interessantes Spielzeug, das es verdiente, neuerdings wieder in Aufnahme zu kommen. Es hat den Vorteil, daß jeder unserer jungen Freunde sich dieses Spielzeug selbst herstellen kann, was folgendermaßen geschieht.

Der magnetische Zauberer oder Wahrsager.

Die Figur des Wahrsagers ist mittels eines scharfen Messerchens und einiger Hohleisen leicht aus einem Stück Kork zu schnitzen, worauf man die Figur erst mit weißer Oelfarbe mehrmals anstreicht und dann bemalt. Dann wird die Figur ausgehöhlt und in derselben ein U-förmiger kleiner Magnet so angebracht, daß seine beiden Pole nach unten sehen. Hierauf verfertigt man sich das Fußgestell dazu, das von hartem Holze sein und auf vier Kugeln (Hartbleischrot) laufen muß. In der Mitte ist das Fußgestell cylindrisch ausgehöhlt, weil es das Bodenstück der eisernen Achse aufnehmen muß, welche durch den Körper des Wahrsagers gesteckt ist.

Um die Bahn zu verfertigen, in deren Mittelpunkt sich der Wahrsager bewegt, schneidet man zuerst eine kreisrunde Scheibe aus der glattesten Glanzpappe aus, welche man bekommen kann. Hierauf schneidet man, mit dem Zirkel genau abgemessen, aus einer dünneren Glanzpappe einen Kreis aus, der etwa drei Zentimeter breit und genau in 24 Felder eingeteilt ist, die ebenso vielen Radien dieses Kreises entsprechen. In jedes der zwölf Felder, welche sich durch abermalige Teilung des Kreises ergeben, wird mit einer starken feinen Stahlnadel ein horizontales Loch eingestochen und durch dieses ein Stückchen magnetischen Eisendrahtes als Stabmagnet so eingeschoben, daß dessen Enden nirgends hervorstehen, sondern dem Blicke verborgen bleiben. Dann wird der Pappering mit buntem Papier überklebt oder mit Oelfarbe bemalt und die Zahlen 1 bis 12 darauf geklebt sowie die Zwischenfelder mit den Rosetten aufgeleimt und bemalt, und der Zauberkreis ist fertig.

Das senkrechte Zapfenlager, in welchem die Achse des Wahrsagers sich bewegt, wird am besten aus Messing hergestellt und im Mittelpunkt der Scheibe befestigt; sie muß weit genug sein, um der Achse, welche in die Korkfigur eingelassen ist, einen leichten Spielraum zu geben. Die Achse ist unten abgerundet, am oberen Ende vierkantig zugespitzt, damit sie in der Korkfigur feststeckt.

Nun ist das Spielzeug fertig und kann in der verschiedensten Weise benutzt werden, z. B. als Glücksspiel, indem man die Figur des Wahrsagers an der spitzen Mütze mit Daumen und Zeigfinger erfaßt und ihr eine spinnende oder kreisende Bewegung gibt wie einem Kreisel. Das Männchen macht dann ein paar Rotations- und dann einige oszillierende Bewegungen, und bleibt endlich so stehen, daß sein Zauberstab auf eine der Nummern weist, weil der unter der Nummer verborgene Stabmagnet von dem U- oder hufeisenförmigen Magnet im Innern des Korkmännchens angezogen wird. Jeder Teilnehmer des Spiels legt irgend einen Gegenstand: eine Bohne, Mandel, Haselnuß oder gedörrte Zwetsche ein und ver-

setzt dann das Männchen in Drehung oder läßt es durch einen Bankhalter in Rotation versetzen, und die beiden höchsten Nummern, welche auf dieseWeise herauskommen, gewinnen dann beziehungsweise zwei oder ein Drittel der Einlage.

Will man aber kein Glücksspiel daraus machen, so schreibt man auf zwölf Kartons zwölf verschiedene scherzhafte Fragen oder solche, welche sich auf Geschichte, Geographie, Wissenschaft, Sitten und Gebräuche oder ähnliches beziehen. Eine Person aus der Gesellschaft nimmt aufs Geratewohl eines dieser Kärtchen, liest die daraufstehende Frage ab und schiebt dann das Kärtchen in eine Nute, welche unter den Füßen des Wahrsagers angebracht ist, worauf man diesem eine rotierende Bewegung gibt und der Zauberer nach wenigen Oscillationen in einer ganz entschiedenen Haltung stehen bleibt und mit seinem Zauberstab auf eine der Zahlen des ihn umgebenden Zauberkreises deutet. Man schlägt nun die entsprechende Zahl in einem Verzeichnis von Antworten auf und verliest die zutreffende Antwort, welche oft ein krasser Unsinn oder ein Scherz ist und viele Heiterkeit verursacht.

In der Abfassung von Fragen und Antworten für dieses Spiel können dann unsere jungen Freunde ihren Scharfsinn und Humor bethätigen und ihrer Phantasie den Zügel schießen lassen, was diesem Spiele als Zeitvertreib einen weiteren Reiz verleiht.

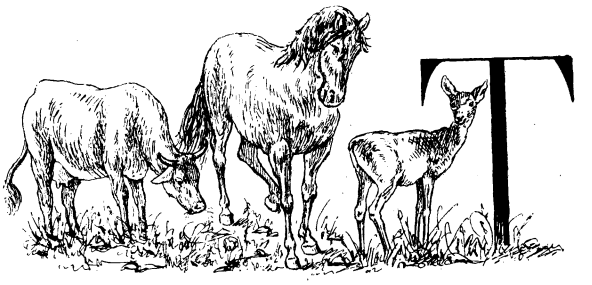
Der Krokodilwächter.

Wer die Naturgeschichte studiert, Auge und Sinn für das Leben und Treiben unserer tierischen Erdemitbewohner hat, dem muß es hohe Befriedigung gewähren, zu erfahren, daß einer Reihe von Tiergattungen im tierischen Lebenshaushalte ganz merkwürdige und eigenartige Aufgaben zugewiesen sind. Unter diesen interessanten Erscheinungen nimmt ein Bewohner der Nilinseln, ein lebhaftes, kurzschnäbeliges Vögelchen von der Größe unserer Bekassine, oben blaugrau, Scheitel und Nacken glänzend schwarz, Bauchpartie lichtgelb, also auch hübsch von Ansehen, eine besonders merkwürdige Stellung ein, indem das kleine Geschöpf zum Wächter und Beschützer des ungeschlachten Nilkrokodils berufen ist und daher auch den Namen führt. Begibt sich irgend etwas Verdächtiges, so erhebt der Vogel ein helles, pfeifendes Geschrei, seinen gepanzerten Freund und auch andere Tiere zu verständigen, sich in Fluchtbereitschaft zu setzen. Er läuft auf dem Rücken des Krokodils behend umher, eifrig beschäftigt, Schmarotzertiere wegzupicken, die sich auf seinem Panzer zahlreich vorfinden, und spaziert auch ungescheut und ungestraft auf seinem Unterkiefer umher, zwischen den fürchterlichen Zähnen, in den Speiseresten Nahrung zu suchen. Eine seltsame und merkwürdige Tierfreundschaft!

Logogriph.

Stolz zieh' ich meine Straße,
Nehm' mit oft, was du liebst;
Doch wenn du mich enthauptest
Und andern Fuß mir gibst,
Reg' ich die Schaulust mächtig an,
Ein intressantes Bild
Des Wettstreits um den Sieg
in mir
Sich deinem Blick enthüllt.

Rebus.



Auflösung des Geographierätsels in Nr. 48.

Biberach, Reutlingen, Ellwangen, Stuttgart, Ludwigsburg, Aalen, Ulm.
BRESLAU.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 48.

St, Ast, Hast.

Trennrätsel.

Wenn du mich trennst, siehst du ein Bild
Der Lust und Fröhlichkeit;
Schaust, wie man's weit zu bringen mag
In der Geschicklichkeit.
Vereint mag von mir profitiern,
Wer faul und arbeitsscheu;
Ich ruh' und raste nimmermehr,
Vollbring' mein Tagwerk treu.

Fragen und Antworten.

G. J. in **H.** So, die Erzählung „Schlaflos" hat Dir also gut gefallen. Ein sonderbarer Kauz, dieser Karl; der „G. K." möchte übrigens, bei der unheimlichen Krabblerei, dem endlosen Gepiepse und Getute, die Bude wahrlich auch nicht mit ihm teilen. — Schlage doch in dem genannten **Wörishöfferschen Buche** S. 277 auf. Am Fuße derselben findest Du eine Anmerkung, in der es heißt: „Schon der griechische Geschichtschreiber Herodot berichtet von der Sekte der Thugs." Jetzt gilt dieselbe durch das energische Vorgehen der Engländer als ausgerottet, unter der Asche glimmt das Feuer aber natürlich heute noch.

An English Reader in Wiesbaden. Wir werden Ihren Wunsch gerne wahrnehmen. Die Anleitungen zu Lawn Tennis, Krocket und einigen anderen Ballspielen haben wir schon gebracht.

W. E. in **Stg.** Schaubeckalbum!

Wettende in **Dortmund.** Arno hat recht! Die Luftspiegelung ist die Wiedergabe eines Gegenstandes, der thatsächlich vorhanden ist. S. auch den Aufsatz S. 548 d. J. — Laßt Euch das Pfund Kirschen gut schmecken; für zwei fast zu wenig, wie?

C. O., Quartaner in **Leobschütz.** Wer als Kadett bei der K. Marine eingestellt zu werden wünscht, darf nicht überschritten haben: a. wenn er die Abiturientenprüfung bestanden hat, ein Lebensalter von 19 Jahren, b. wenn er diese Prüfung nicht bestanden hat, ein Lebensalter von 18 Jahren. Der Chef der Admiralität ist befugt, in besonderen Fällen hinsichtlich des Lebensalters einzelne Ausnahmen eintreten zu lassen. Ferner, wer als Matrose (Seeoffizieraspirant) mit Absicht auf Offiziersbeförderung weiter dient, wird hierzu nur vor dem vollendeten 20. Lebensjahre zugelassen. Doch werden auf Ansuchen Altersdispense gewährt. Nähere Bestimmungen findest Du in der an dieser Stelle mehrgenannten „Allerhöchsten Verordnung über die Ergänzung des Seeoffizierkorps."

A. K. aus **Hamburg.** Das hast Du sehr klug ausgedacht; so ist's freilich einfacher. — Die Anzeige ist zu spät gekommen? Das thut dem „G. K." leid, wiewohl er an der Sache selbst ganz unschuldig ist. Eure Anzeigen können aus technischen Gründen nicht schneller erscheinen. Die einzelnen Nummern des „G. K." müssen doch zuerst teils zusammengestellt, teils geschrieben, dann illustriert, gesetzt, korrigiert, gedruckt, gefalzt, verpackt und versendet werden und das alles nimmt wohlgezählt 14 Tage bis 3 Wochen in Anspruch. Freund, nimm Deinen „Sempf und Tadel" zurück!

Emil Dorb . . . in **S.** Das volle Verständnis des besagten Gegenstandes würde eine größere Abhandlung bedingen, wozu wir an dieser Stelle leider nicht über den nötigen Raum verfügen. Uebrigens werden vielfache Anstrengungen gemacht, daß nur Aerzten die Ausführung dieses Experimentes gestattet sei.

O. E. in **Graz.** Du fragst, welches die neueste und zugleich wichtigste Bahn in Südamerika sei? Es ist die Ueberlandbahn von Buenos Ayres (Argentinien) nach Valparaiso (Chile), eine sogenannte Pacificbahn, weil sie den Atlantischen Ozean mit dem Pacifischen (Stillen oder Großen) Ozean verbindet; sie ist übrigens noch nicht ganz fertig. An den Grenzen der genannten Staaten hat sie die Kordilleren, und zwar an einer ihrer höchsten und großartigsten Stellen (dort liegt z. B. der 6834 m hohe Vulkan Aconcagua), zu überschreiten. Da aber von beiden Seiten an der Bahn gearbeitet wird und der Unternehmer als ein äußerst geschickter und energischer Mann bekannt ist, so wird die Vollendung nicht mehr allzulange auf sich warten lassen. Die Kordilleren sind übrigens schon vor 16 Jahren an zwei anderen Stellen von Eisenbahnen überstiegen worden, und zwar durch die von Maigys gebauten peruanischen Linien Mollendo-Arequipa-Puno und Lima-Oroya, erstere mit einem Kulminationspunkt von 4956, letztere von 5057 m — 247 m höher als der Mont Blanc! Nicht wahr, das klingt für uns Europäer fast märchenhaft? — Wir sollen Dir ein reinliches Säugetier nennen, das Du in einem Zimmer halten könntest? Wenn Du die nötige Voliere, am besten Drahtbauer, hast, wie wäre es mit einem Eichhörnchen, einem Siebenschläfer, Gartenschläfer, Haselmaus, mit weißen Mäusen? Auch der gemeine Igel wird im Hause nicht selten gehalten, ist jedoch des Nachts ein unruhiger und polternder Patron. Gruß freundlich erwidert!

Fritz B. in **Altona.** Du willst wissen, wie beim Aufziehen der photographischen Papiernegative auf Glas Luftblasen vermieden werden. Sehr einfach. Das Papiernegativ wird im nassen Zustand auf eine gut gereinigte Spiegelglasscheibe aufgequetscht und die Blasen mit einem Gummiquetscher ausgetrieben. — Das Abwiegen der Salze ist doch besser, als nur gesättigte Lösungen zu machen. Der Eisenvitriol muß unbedingt in destilliertem Wasser oder filtriertem Regenwasser gelöst werden.

Margit Seefehlner in **Windisch-Garsten.** Cyclamen und ähnliche Primelarten behalten beim Pressen am besten ihre Farbe, wenn die Blüten täglich in frisches, trockenes, recht wolliges Fließpapier (Löschpapier) umgelegt werden. In den ersten Tagen darf man die Blumen aber nicht zu scharf pressen; erst wenn die Pflanzen ziemlich trocken sind, wird die Presse scharf angezogen. Es gibt Pflanzen, die beim Pressen immer schwarz werden; dahin gehört aber das Alpenveilchen nicht. Hast Du derartige schwierige Gewächse (Lathraea u. a.), so besorge Dir aus der Apotheke Spiritus, der schwefelige Säure aufgelöst enthält, und bewahre die Pflanzen vor dem Einlegen in die Presse einige Tage in dieser Lösung.

Berliner Abonnent E. F. Du hast Deine Blumen zu oft begossen und damit auch die Erde verdorben. Laß von einem Gärtner Deine Töpfe in neue, lockere Erde umpflanzen. Die Art der Erde könnte Dir der „G. K." erst nennen, wenn er die Namen Deiner Blumen wüßte, da die verschiedenen Gewächse auch verschiedenen Boden verlangen. Nach dem Verpflanzen halte die Töpfe nur wenig feucht, aber etwas schattig. Wenn Du gießest, so gieße so stark, daß das Wasser unten aus dem Topfe herausläuft; dann aber warte ein paar Tage. Wenn die Pflanzen beginnen, wieder frische Triebe zu machen, kann auch stärker gegossen werden. Bei dieser Behandlung wirst Du wenig von Regenwürmern zu leiden haben.

An R. P. in **Neuhaldensleben.** Ihre Frage ist nicht klar. Je nachdem Sie in Orthographie, Grammatik (Wort- oder Satzlehre), Stillehre, Litteratur sich näher umsehen wollen, müßte die Antwort des „G. K." an-

ders ausfallen; die Zahl der einschlägigen Bücher ist zudem übergroß; übrigens kann er Ihnen für Privatstudien nichts Besseres anraten, als „Sanders, deutsche Unterrichtsbriefe“. Aufmerksames und fleißiges Durchlesen, auch nur einzelner derselben, wird Ihnen sehr zu statten kommen.

Eversmann in Düsseldorf. Das Bromsilberpapier oder auch die Bromsilberplatten können, nachdem sie exponiert sind, sogar einige Monate unentwickelt liegen bleiben. Bei Forschungsreisenden kommt dies häufig vor. Natürlich müssen Papier oder Platten vollständig lichtdicht verwahrt werden.

E. Grenen in Wiborg. ad 1) Jede Buchhandlung kann Dir die gewünschten Werke nennen oder zur Ansicht vorlegen. ad 2) Lieber Freund! Eine Hausapotheke ist kein Spielzeug. Ueberlasse deren Einrichtung Deinen Eltern! Ueberdies wäre die Medizin reines Handwerk, wenn man nur die Krankheitsnamen zu wissen brauchte, um dann im Buche das wirksame Heilmittel aufzuschlagen. So einfach ist die Sache keineswegs; denn auch die gleichnamigen Krankheiten verlaufen bei jedem Menschen, je nach Ursache, Konstitution, Verhalten, äußeren Verhältnissen gewöhnlich sehr verschieden, und der gewissenhafte Arzt behandelt darum nicht schematische Krankheiten, sondern individualisierend kranke Menschen. Ueberlasse daher die Verantwortlichkeit für eigenes wie fremdes Wohl denjenigen, welche dieselbe zu tragen berufen sind, d. h. den Aerzten! Freundlichen Gruß!

Paul Weber in Berlin. Unsere Antwort hat sich leider etwas verspätet. Eine unmittelbare Gefährdung während eines Gewitters wird durch den Betrieb einer Influenzmaschine im allgemeinen nicht herbeigeführt, wenn nicht im Hause etwa eine metallische Verbindung der Maschine mit großen Metallmassen, wie z. B. Gas- und Wasserleitung besteht. Es ist hierbei ganz gleichgültig, ob die Fenster des betreffenden Raumes, in dem sich die Influenzmaschine befindet, geöffnet sind oder nicht, nur darf beim Gewitter überhaupt kein Zug herrschen, da ein feuchter Luftstrom den Blitz unter Umständen leitet. Obgleich nun Deine Influenzmaschine an und für sich unschädlich ist, so könnte doch, von Dir unbemerkt, eine zufällige Verbindung derselben mit der Erde (Erdschluß) bestehen, und die große himmlische Influenzmaschine, der nie recht zu trauen ist, würde in etwaiger Entrüstung über Deine Nachahmungsgelüste Dir einen recht unangenehmen Streich spielen können. Der „G. K.“ rät Dir deshalb, wenn's nicht unumgänglich nötig ist — begnüge und erfreue Dich während eines Gewitters an den großen himmlischen Funken und lasse Deine Influenzmaschine unberührt. Gruß!

E. M. in Berlin. Du hast das Fadentelephon trotz der vielen Anweisungen, die der „G. K.“ doch schon gegeben, nicht zurechtgebracht. Nun er will Dir nochmals sagen, wie Du's machen sollst; es ist kein großes Kunststück. Ausgeschlossen ist nicht, daß Du den Apparat ganz richtig angelegt hast; wahrscheinlich aber hast Du die Schnur, die beide Cylinder verbindet, irgendwo aufliegen lassen, um eine Ecke gespannt oder überhaupt nicht gespannt; unter solchen Umständen konntest Du freilich keine besonders lebhafte Unterhaltung zustande bringen. Also: Das Telephon ist ein ganz einfacher Becher aus Pappe oder Blech, über dessen eines (unteres) Ende eine Schweinsblase ganz straff zu spannen wäre, mit einem Faden oder Draht befestigt, der fest um den Becher gewunden wird. Genau in die Mitte der übergespannten Blase (das Telephon wird nun etwa einer einseitig abgestutzten Kindertrommel gleichen) wird eine Schnur eingeknüpft, so daß der Knoten im Becher ist und ein Telephon wäre fertig. Zum Sprechen brauchst Du aber zwei solcher Instrumente; hast Du auch das zweite fertig, wird die Schnur zwischen beiden straff angespannt, (jedoch nur so stark, daß die Blase nicht platzt) und nun kannst Du dich nach Herzenslust telephonisch unterhalten. Ist das Zimmer zu klein, dann gehe ans Fenster und lasse Deinen Kameraden auf dem Hof oder der Straße stehen; Ihr werdet Euch trotz der großen Entfernung Wort für Wort verstehen. Und nun — gute Unterhaltung! — Du willst auch noch eine eingehende Beschreibung der Fabrikation Kruppscher Kanonen? Gerne, doch hat Herr Krupp seine Fabrikationsgeheimnisse bis jetzt nicht preisgegeben, oder, meinst Du, daß er bei uns beiden eine Ausnahme machen wird? — Ueber Glasfabrikation siehe den Aufsatz und die Illustration in Nr. 23 d. J.

Alfred Gerber in Kindberg, Steiermark. Die Erzählung: „Der Geist der Llano Estakata“ ist wunderschön. Ueber Hobble-Franks Reden lache ich immer schrecklich viel. Er spricht doch gar zu dummes Zeug! Und noch hat ihn der „G. K.“ nicht einmal naturgetreu genug geschildert, wie er an O. Erdmann in Hofgeismar schreibt? Sollte er es denn wirklich noch ärger treiben? Er ist ein eingebildeter Tropf, er meint immer, er allein sei der Gescheite, alle anderen seien Ignoranten! Ich dächte, es wird umgekehrt sein! Nicht? Bitte, lieber Guter Kamerad, der Hobble-Frank soll sich im „G. K.“ gegen diesen Angriff zur Belustigung aller Kameraden verteidigen! Der kleine „Westmann mit der großen Schwarte“ soll seine ganze „geistvolle Phytographie und Konterpunktion“ in diese Antwort legen. — Ich bin sehr auf die Ueberraschung begierig, die uns der „ehemalige Forschtgehilfe zu Moritzburg bei Dräsdn“ am Jahresschluß bereiten will. Ich vermute, was es sein könnte; viel nicht, denn was wird so ein eingebildetes Kerlchen denn auch zuwege bringen!?“ — Na Freund, da hast Du in ein schönes Wespennest gestochen; wenn der Hobble nun fuchtig wird und loslegt — na, der „G. K.“ möchte nicht in Deiner Haut stecken!

W. H. in Potsdam. So löblich Dein Vorhaben auch ist, so schwer wirst Du es ohne fachgemäße Beihilfe durchführen können. Wohl kannst Du Dir in der öffentlichen Bibliothek Siebmachers Wappenbuch (das alte aus dem 17. oder das neue aus dem 19. Jahrhundert) geben lassen, aber Du findest dort mehrere Wappen des gewünschten Namens. Welches ist das gesuchte? Du mußt genau wissen, woher Deine Familie stammt; wenn Du von Bauern stammst, ist es vergeblich, das Wappen zu suchen, denn Bauern, die ehemals unfrei waren, führten nie Wappen; es sei denn Deine Vorfahren wären freie Bauern gewesen, wie es solche z. B. in Westfalen und in der Schweiz gab. Waren Deine Vorfahren Bürger einer Stadt, dann gilt es zu wissen in welcher. Erst mit diesem Wissen ausgerüstet kannst Du dann weiterforschen.

Der Krokodilwächter.

Es ist uns nicht möglich hier alle die Eventualitäten zu erwägen, denen Dein Forschen ausgesetzt sein kann; darum geben wir Dir hier eine Berliner Adresse bekannt, wo Du weiter nachfragen magst. Es ist einer unserer Freunde, der sich bereit erklärt hat, Dir behilflich sein zu wollen: Herr Dr. Hans Brendicke, Herausgeber des Sammler, Berlin SW. Winterfeldtstraße 21.

„Liebe Kameraden! Der Unfall mit der Bank, die ich damals durchgesessen hatte, ist von seiten der Herren Lehrer wieder vergessen, und zwar bin ich freigesprochen, darum ein dreimaliges ‚Hurra!‘ für Euern Dicken! —*) Den Herrn Redakteur möchte ich höflichst bitten, dem Setzerlehrling, der ziemlich naseweis zu sein scheint, wegen seiner vorwitzigen Bemerkungen einmal recht den Kopf zu waschen **). — Mich deucht, zu unserem ‚G. K.‘ gehören jetzt bald ebenso viele Kameradinnen wie Kameraden? In voriger Nummer schreibt ja schon wieder eine Russin. Fangen Sie, sehr geehrter Herr Redakteur, dann aber bitte ja nicht an, Artikel über Puppenkleiderfabrikation u. s. w. zu schreiben ***). Mit kameradschaftlichem Gruß der Dicke.“

L. Hanf in Witten. Metallisches Zink bringt in einer Auflösung von reinem Eisenvitriol nur eine höchst schwache Entwickelung von Wasserstoff hervor, doch wird bei dieser Reaktion kein metallisches Eisen gebildet. Eine nähere Erklärung für Deine gemachte Beobachtung kann Dir der „G. K.“ daher nicht geben. Die chemische Formel für Berlinerblau oder Ferridferrocyne ist $Fe_4(FeC_6N_6)_3$.

Quälgeist aus Worms. Du warst früher ein geschworener Gegner des „G. K.“ und wolltest nichts von ihm wissen; da nötigte Dich eines Tages ein Schulkamerad, die Knaben-Zeitung wenigstens näher anzusehen und jetzt bist Du einer der eifrigsten Anhänger. — Siehst Du!? Man soll sich nie von einem Vorurteil beherrschen lassen: besieh alles und behalte das Beste. — Ganz richtig, Schaubeckalbum; zu Schwaneberger erscheint kein Nachtrag.

Alfred Gruber. Der „G. K.“ ist anderer Meinung. Man soll sich die gute Laune durch derlei Plackereien niemals und unter keinen Umständen verderben lassen. Freund, glaubst Du, daß Du durch das ganze Leben kommen wirst, ohne jemals angerempelt zu werden? Nein! Darum muß man auch einen kleinen Puff vertragen können. Freilich ist der Puff schon mehr ein Stoß, eine Unart, darauf unbedingt eine Zurechtweisung gehört, so läßt man sich das nicht gefallen. Das wäre unmännlich. Es gibt Mittel und Wege genug, sich in seiner Person vor den Auslassungen roher Patrone zu beschützen.

Albert D. in Hamburg. Meinst Du? Nun vielleicht geht's auch ohne Taschengeld; bitte Papa um Zigarrenkistchenholz, dieses Material entspricht dem genannten Zweck ganz wohl. Natürlich muß man mit einer solchen Kassette etwas sorglich umgehen; einen derben Puff verträgt sie nicht. Gruß!

Joseph K. in Wien. Herzlichen Dank für die beiden neuen Abonnenten, die Sie uns zugeführt haben; wenn's so weitergeht, dann wird's recht. Dann bekommt der „G. K.“ auch die Mittel an die Hand, die Deutsche Knabenzeitung aufs beste und, wie Sie sagen, aufs „feinste“ auszustatten. Daran soll es nicht fehlen. Gruß!

Kleeblatt in Frankfurt a. M. Ihr habt mit den runden Hackbrettchen Eurer Köchin „Diskuswerfen“ gespielt, und nun sind die „Dinger“ kaput gegangen. Daß das Eure „Martha“ tief betrübt und zugleich erbost hat, will der „G. K.“ gern glauben, aber Euch aus der Patsche helfen, wie soll er das? — Müßt die Hackbrettchen, wenn die erboste „Martha“ in ihrem Rachedurst nicht vielleicht auf der Beschaffung von neuen besteht, eben von einem Drechsler zusammenflicken lassen.

Tauschmarkt.

Julius Burger, Schloß Stetten im **Remsthal, Württemberg,** hat sehr viele alte württembergische und bayerische Marken gegen alte anderer deutschen Staaten und gegen Ausland zu tauschen.

Fritz Schröder in **Frankfurt a. M., Gr. Eschenheimerstraße 45,** wünscht Briefmarken zu tauschen.

Wilhelm Ament in **Bamberg, Jakobsplatz 1,** erbittet sich von seinen Kameraden selbstgemachte Rätsel Lieder, Gedichte, Erzählungen, Märchen ꝛc., um davon eine Sammlung anzulegen. Gibt dafür je nachdem 20 bis 40 ausländische Marken. — Gibt ferner seltene ausländische Stempel gegen Briefmarken.

Hans Böcker in **Leipzig, Plagwitzerstraße 8,** will eine echte Unterschrift des Herzogs Bernhard von Sachsen-Meiningen (1684) und eine Urkunde mit Wachssiegel der Stadt Meiningen (1684) gegen alte deutsche Briefmarken vertauschen.

Richard von Pressentin in **Bergedorf, Reinsbeckerweg 21,** bittet großmütige Kameraden um Ueberlassung von Briefmarkendubletten, um damit den Grundstock einer Briefmarkensammlung zu bilden.

W. Hermann in **Potsdam, Neue Königstraße 87,** tauscht Siegel, Wappen, Münzen, Schmetterlinge, Käfer. Angebote erbeten.

Fritz Steger in **Hamburg, Grindelberg 79,** hat viele türkische Marken zu vertauschen.

K. P. in **Prag 18** hat mit Erlaubnis seiner Eltern einige Bücher zu vertauschen. Wünscht mit einigen Kameraden zu korrespondieren.

Waldemar Gävers, Hammerbrockstraße Nr. 9 III, St. Georg, Hamburg, tauscht Briefmarken.

Ernst Westermann, Englisch Viertel 24, Zürich, tauscht 130 Siegelabdrücke gegen seltenere Briefmarken.

B. Baumgärtel in **Plauen, Moritzstraße 2,** bittet seine Kameraden um Beschreibung leicht ausführbarer Zauberkunststückchen. Zum voraus besten Dank.

Viktor Zawrzel, Schüler der V. Gymnasialklasse, per Adresse: 6. Herrn Rittmeister Hager, Baja in **Ungarn,** ist in der Lage, ein Flobert abzugeben.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Hurra, Hurra, Hurra! — **) Nur man nich jar so dick! — ***) Na, hat ooch etwas Mehlstaub uff die Nase!

Als „Erfinder" der Briefmarke

wurde noch bis vor kurzem der durch seine Neuerungen auf dem Gebiete des Postwesens bekannte Engländer Rowland Hill genannt. Erst durch neuere Nachforschungen ist festgestellt, daß dieses Verdienst dem Buchhändler James Chalmers zu Dundee (gestorben 1853) gebührt. Chalmers' ausführlich ausgearbeitete Pläne beschäftigten das englische Schatzamt wiederholt, und das System der aufklebbaren Briefmarke wurde mit Erlaß vom 26. Dezember 1839 angenommen und am 6. Mai 1840, also vor noch nicht ganz 48 Jahren, gelangte in England die erste Ausgabe von Briefmarken (Kopf der Königin in Schwarz) in die Oeffentlichkeit. Im Jahre 1847 folgten die Schweiz und die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit der Einführung von Briefmarken, 1849 Bayern, Belgien und Frankreich, und erst 1850 Preußen, Oesterreich und Spanien. Dann folgten ziemlich rasch die übrigen Staaten in Europa, sowie auch Gebiete in allen anderen Erdteilen.

Der letzte Lämmergeier.

Nach einer Mitteilung der „Schweizerischen Blätter für Ornithologie" ist der Lämmergeier in der Schweiz als ganz oder fast ganz ausgerottet zu betrachten. Ein einsames altes Weibchen hauste seit 25 Jahren am Bitschhorn in Oberwallis und wußte sich allen Nachstellungen zu entziehen, bis es in diesem Nachwinter (1887) einen vergifteten Fuchs, der als Köder ausgelegt war, fraß und verendete. Es maß 2½ m mit den Flügeln; Reisende können es im Museum von Lausanne bewundern. Ob noch ein bis zwei Exemplare sich dauernd in der Schweiz aufhalten, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen; ein nistendes Paar existiert jedenfalls nicht mehr.

„Nicht derjenige ist groß, der beständig von hehren und edlen Thaten träumt und über diesen nutzlosen Träumereien seine allernächsten Pflichten versäumt, nein, nur jener ist wahrhaft groß, welcher das allzu heiße Drängen nach eitler Ehre und Ruhmesglanz im Busen einzuzwängen versteht und aus ganzer Seele sich bestrebt, in dem ihm von der Vorsehung angewiesenen Wirkungskreise jeder seiner Pflichten in stiller Bescheidenheit gerecht zu werden. Jüngling, willst Du in Wahrheit zufrieden und glücklich sein, dann ringe nach dieser Seelengröße alle Tage Deines Lebens mit all Deiner Kraft aufrichtig und wahr!"

Dr. Heinrich Ruhe.

Lobelia Dortmanna.

(Schluß.)

Uralte Eichenstämme blickten mit ihrer rindenlosen, grauschwarzen Oberfläche aus den nassen Torflagern; sie waren sämtlich von Nordwesten nach Südosten gestreckt, ein Wahrzeichen, daß sie einst der Gewalt der Nordweststürme und der Nordwestfluten der Nordsee zum Opfer gefallen waren. Das spitzblätterige Torfmoos, das selbst im Winter sein Grün behält, bildete dichte, schwellende Polster, während anderswo die mächtigen Wedel des Königsfarnes vergilbten. Weiter kamen Tümpel — alte verlassene Torfgruben nannte sie mein Gefährte —, in welchen die starren Speere des Schilfrohres schwermütig ihre violettgrauen Blütenrispen wiegten, oder die steifen, schwarzbraunen Lunten des Kolbenrohres emporragten. Eine feierliche Stille waltete über der tausendjährigen Pflanzengruft des Moores; die Sumpfvögel, welche wir dann und wann aufstöberten, unterbrachen nur auf kurze Zeit durch ihre schrille Stimme und das Sausen oder Klatschen ihrer Schwingen die Ruhe dieser todeseinsamen Welt.

Ein schmaler Dammweg, welchem die Hand der Torfgräber durch aufgelegte „Schanzen" oder Reisigbündel einige Festigkeit verliehen hatte, führte durch den schwarzen Schlammgrund des Moores. Zu beiden Seiten des Dammes gewahrten wir Klüfte, regelmäßig ausgestochen wie die Gruben eines Fundamentes; sie verkündeten uns die Nähe einer Torfgräberei. Da duckte sich auch schon an die Böschung des Weges eine Hütte; sie war von verwitterten Kieferästen geflochten, mit dürrem Schilfrohr gedeckt, von Gestrüpp und braunen Rohrkolben beschirmt, und hatte nicht viel mehr Raum, als die berühmte Behausung des Diogenes. Die Hütte stellte den Sommerpalast eines Torfgräbers vor, der hier bei dürftigster Nahrung und schwerster Arbeit wie in der Verbannung die schöne Jahreszeit hinbrachte. Wir trafen den Mann barfüßig mit dem Treten des schwarzen Torfbreies beschäftigt, während sein Sohn der leichteren Arbeit oblag, Klumpen dieses Breies vermittelst eines Holzrahmens in Ziegelform zu pressen und die schon fertigen Torfstücke zum Trocknen in luftige Pyramiden zu schichten.

Der Torfkünstler.

„Hier gilt es unermüdlich zu schaffen," bemerkte mein landeskundiger Gefährte, „bei Sonnenbrand und Unwetter, das häufig mit eiskalten Schauern über das Moor hinfegt, und erst spät am Abend versammeln sich die Torfgräber in der Zweighütte zum Feierabend. Dann glimmt das rote Feuer von harzigem Kienholz, und das Hauptgericht, ein in Wasser angerührter Kuchen aus grauem Buchweizenmehl, wird in der Pfanne gebacken. Wenn die Pfanne aber auf dem Feuer steht, dann guckt der Stiel zur Thür hinaus, so klein ist die Hütte. Das gröbste, mit Kleie untermischte Schwarzbrot nebst einem Aufguß von Cichorien oder geringem Kaffee dürfen nicht fehlen; für einen Leckerbissen aber gilt eine Scheibe alten,

gelbranzigen Speckes oder getrockneten zähen Salzfleisches, das indes nur zur Mittagsmahlzeit gekocht werden darf. Aber glauben Sie nicht, daß der Torfgräber sich unglücklich fühlt! Er kennt zwar die Welt und ihre Genüsse nicht, aber auch nicht deren Stacheln; in philosophischem Gleichmut, der sich nur wenig von innerer Zufriedenheit unterscheidet, bringt er seine Tage hin, und an jedem Abend legt er sich mit dem Bewußtsein, seine Pflicht gethan, für Frau und Kind im fernen Heidedorfe geschafft zu haben, zu ruhigem Schlafe nieder. Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen, auch wenn man auf einer Streu von Heidekraut und Torfmoos liegt."

Während der Freund mir also das Leben der Torfgräber schilderte, machte ich eine sonderbare Entdeckung: sämtliche Torfgräber hatten entengelbe Füße und Beine! Gehörten diese Leute denn zu einem anderen Menschengeschlechte, das mit Schwimmfüßen begabt war? Das Gelb der Torfgräberfüße traf so genau das bekannte Entengelb, daß jene Vermutung nur zu nahe lag. Ich teilte dieselbe meinem Gefährten mit, welcher lachend erwiderte, daß das Moorwasser die Eigenschaft habe, die menschliche Haut tiefgelb zu färben; nun müßten aber die Torfgräber beim Stechen der Torfklumpen oder beim Kneten des Breies tagelang im Moorwasser stehen, und der Färbeprozeß könne sich also in vollkommenster Ruhe vollziehen. Im übrigen hätten die Torfgräber, Leute aus den Grenzdistrikten, Füße und Beine wie alle anderen Menschenkinder. Mit meinem neuen entenfüßigen Menschenschlage war es also nichts, und mein Entdeckungseifer wandte sich wieder ungeschmälert der seltenen Lobelia Dortmanna zu.

Nach einer Weile bemerkte Lederstrumpf: „Nun müssen wir den Dammweg verlassen, um dem Standort unserer Lobelia näher zu rücken. Folgen Sie genau meinen Fußstapfen, denn der Moorboden hat keine Balken, und nur ein geübtes Auge unterscheidet die Stellen, welche die Körperlast des Menschen zu tragen befähigt sind."

Damit sprang der Lederstrumpf auf eine kleine Insel graugrüner Sumpfheide (Erica tetralix), an welchem Gewächse bereits die vertrockneten rostroten Blütenglöcklein hingen; von dem ersten Inselchen schwang der Freund sich auf ein zweites, und so weiter, und ich folgte getreulich seinen Fußstapfen. Also springend und hüpfend, wie die Känguruhs, gelangten wir, während das braune Moorwasser neben den Heidebulten aufbrodelte, endlich an die flache Mulde eines halbvertrockneten Sumpfes, dessen Wasser sich auf eine kleine Fläche in der Mitte zurückgezogen hatte. Der bloßgelegte Boden war stellenweise mit rötlichem Binsicht und grünen Torfmoospflänzchen übersponnen.

Lederstrumpf machte am Rande der Mulde Halt, streckte den Arm wie einen Wegweiser aus, blickte nach mir um und sagte mit Nachdruck: „Hier ist der Standort unserer Lobelia Dortmanna!"

Im Nu war ich an seiner Seite, reckte den Hals wie ein Reiher, riß die Augen auf wie ein Sperber, und gewahrte zu meinem größten Entzücken die ersehnte Blume. Ja, da wuchs sie in ziemlicher Menge auf dem schwarzen, fetten Schlammgrunde, doch hielt sie sich nur an einer einzigen Stelle von etwa 250 Schritten im Umfang beisammen. Das ganze Gewächs hatte in Form und Farbe etwas ungemein Bezeichnendes, der örtlichen Eigentümlichkeit Angepaßtes. Die schmalen und länglichen, fast zungenförmigen Blätter zeigten eine verwässerte, olivengrünliche bis rötlichgrünliche Farbe und waren dick und fettschimmernd. Aus der Mitte dieses bodenständigen, wenige Zoll hohen Blätterbüschels stieg ein einzelner Blütenschaft, der nur an seinem oberen Ende frischgrün war und dort Blüten trug. Die mattweiße Farbe der Blüte, mit schwachem, bläulich violettem Anhauch, die tiefe Spaltung der Krone in fünf unregelmäßige Spitzen, ihr kraftloses Niederhängen und dazu die Wenigblütigkeit der in weitläufigen Gruppen zusammenstehenden, fast nackten Blütenschäfte, alle diese Eigentümlichkeiten drückten gleichsam das matte Erlöschen des Blütenlebens in dem toten Moore aus. Meist wuchs die Lobelia untergetaucht, so daß nur die Spitze des Blütenstieles über den Wasserspiegel ragte.

Nachdem wir die Blume sattsam betrachtet, gingen wir dazu über, einige Exemplare für unser Herbarium zu sammeln, doch mit Schonung, denn ein echter Botaniker rottet niemals leichtsinnig eine seltene Pflanze aus. Um Platz in meiner Botanisiertrommel zu schaffen, leerten wir den Rest der Rotweinflasche, und dann versenkte ich die Flasche in die Tiefe des Moores, wo sie vielleicht nach Jahrhunderten von einem Forscher aufgefunden wird, um den Stoff zu einer ungeheuer gelehrten Abhandlung abzugeben.

Froh des errungenen Pflanzenkleinodes, traten wir den Rückweg an. In der Torfgräberhütte war man gerne bereit, uns von den mitgebrachten Bohnen einen erquickenden Kaffee zu brauen; auch nahmen die Leutchen bereitwilligst eine Einladung zur Teilnahme an der Kaffeevisite an. Freilich wollte der Wasserkessel anfangs nicht dicht halten, und zischend tröpfelte das eingefüllte Wasser in die glühenden Holzkohlen. Aber Vater Klapphecke (so hieß der alte Torfgräber) klopfte und hämmerte mit einem Kieselstein den Kessel so lange, beschimpfte ihn auch mit solch unzarten Ausdrücken, daß das alte Ding zuletzt seine Offenherzigkeit aufgab, sich vergrämt in sich selbst zusammenzog und von den Fluten, die sein Inneres durchwogten, auch nicht ein Tröpflein an die Außenwelt gelangen ließ. Derselbe Kieselstein, der den Wasserkessel auf einen besseren Weg gebracht, mußte auch unsere Kaffeebohnen zermalmen, da man in der Hütte keine Mühle besaß, sondern sich an Sonntagen, wo man das Heimatdorf besuchte, gleich gemahlenen Kaffee für die ganze Woche mitnahm. Nachdem diese Vorbereitungen getroffen, holte unser Wirt aus einem Winkel der Hütte die blaugeblümten holländischen „Tassenköppken" hervor, die er mit Moorwasser ausspülte, da das süße Wasser, das man in einem Tönnchen von der Grenze des Torfmoores holen mußte, allzu kostbar für dieses Geschäft war. Als das Kaffeewasser kochte, wurde der zerstampfte Kaffee in den Kessel selbst hineingeschüttet, da man den Luxus einer Kaffeekanne sich in der Hütte nicht gestattete. Nun spendete Vater Klapphecke den braunen Strahl in die „Tassenköppken", und behaglich schlürften wir den aromatischen Trank Arabiens im fernen deutsch-holländischen Grenzmoore. So lecker, meinte Vater Klapphecke, hätte er in seinem Leben noch keinen getrunken, selbst nicht auf Hochzeiten und Kindstaufen; nur bedauere er, daß er uns weder Milch noch Zucker noch Weißbrot anbieten könne.

„Macht nichts, Vater Klapphecke," sagte Lederstrumpf tröstend; „wie lautet doch das Sprichwort? ‚Wer sich stößt an einem Spier Stroh, wird in seinem Leben nicht froh.'"

Der alte Torfgräber lächelte, als Lederstrumpf ihm mit diesem landesüblichen Spruch diente, und er antwortete, seine Armut entschuldigend, ja ihr sogar die beste Seite abgewinnend, mit einem zweiten Sprichwort: „Wer nicht backt und braut, dem mißrät auch nichts."

Nun hatte auch Klapphecke, Sohn, ein strammer fünfzehnjähriger Bursche mit Namen „Jan", Mut bekommen und, um seine innere Zufriedenheit mit seinen Verhältnissen im allgemeinen und dem gegenwärtigen guten Kaffee im besonderen kundzuthun, äußerte er ein drittes Sprichwort: „Ich sitze hier gut, sagte die Katze, als sie auf der Speckseite saß."

Uns gefiel diese nicht unwitzige Aeußerung der Zufriedenheit; ein Wort gab das andere, und als wir uns endlich von den Torfgräberleuten verabschiedeten, sagten wir uns, daß uns der Kaffee in der Hütte besser gemundet hatte, als jenes süße, fade Getränk, das man als Mitglied ästhetischer Theegesellschaften schlürfen muß, während ein Gespräch über die neuesten Romane und Theaterstücke als Zukost geboten wird.

Schon fielen die goldenen Strahlen der Sonne in schräger Richtung über das braune Moorland, als wir dasselbe auf dem Dammwege verließen, und die purpurblütigen Spitzen des Heidekrautes glühten im Abendscheine, als wir die wildverwachsene Kieferheide durchmaßen. Dann schritten wir wieder zwischen den ragenden Wallhecken dahin, wo die Schatten des Abends mit den grellen Streiflichtern kämpften, die, durch Lücken der Erdwälle fallend, hin und wieder goldene Bahnen unter unsere Füße breiteten. Da wir seit dem Abschied von der Torfgräberhütte recht eilig ausgeschritten waren, so ermattete Lederstrumpf ein wenig und endlich machte er den Vorschlag, wir wollten etwas ausruhen. Ich war's zufrieden, und wir setzten uns auf die Böschung einer Wallhecke. Ueppiges Farnkraut bereitete uns einen schwellenden Sitz, und ich bemerkte mit Behagen: „Hier ist gut sein!" — „Ja, das scheinen auch die munteren Zicklein zu denken, die da drüben im weichen Kraut liegen," bemerkte Lederstrumpf, indem er auf eine Ziegenfamilie deutete, die uns neugierig anstarrte. Ich hing meine Botanisierbüchse ab, öffnete dieselbe und nahm ein Exemplar der Lobelia Dortmanna heraus; auch mein Vergrößerungsglas holte ich aus der Tasche, legte die offene Botanisierbüchse zurück und machte mich daran, die seltene Blume durch das Glas zu betrachten.

„Welch reizendes Gewächs!" sagte ich.

„Ein echtes Moorgewächs!" erwiderte Lederstrumpf.

„Sehen Sie diese zarte Blumenkrone!" fuhr ich fort.

„Wie tief sie in fünf unregelmäßige Spitzen gespalten ist!" bemerkte Lederstrumpf.

„Das seltene Blümchen freut mich ungemein," sagte ich, „und ich bin Ihnen recht dankbar, daß Sie mir dazu verholfen haben."

„Bitte!" entgegnete der Freund; „der Nachmittag war recht hübsch und wird mir unvergeßlich bleiben."

Ein Geräusch in unserem Rücken ließ uns beide zu gleicher Zeit umblicken. Und was sahen wir? Zwei muntere Zicklein, welche, durch die Bewegung unserer Häupter erschreckt, von der offenen Botanisierbüchse, in welche sie hineingeschnobert hatten, Reißaus nahmen. Als ich die Büchse an mich riß, gewahrte ich — o Jammer und Graus! — daß die Tiere all meine seltenen Lobelien aufgefressen hatten! Nur ein paar Stengel und Blätter waren noch übrig, die Blumen waren alle fort!

Meine Bestürzung, meinen Aerger, als ich mich so um die Früchte meiner mühseligen Wanderung betrogen sah, will ich nicht ausmalen. Das herzliche Gelächter Lederstrumpfs trug keineswegs dazu bei, mich milder zu stimmen; es reizte mich nur um so mehr, und ich tadelte den Freund, daß er seinerseits keine Lobelien aus dem Moore mitgenommen habe.

„All unser Reichtum, die ganze Frucht unserer Mühen," sagte Lederstrumpf, noch immer lachend, „besteht nun in der einzigen Lobelia, die Sie in der Hand tragen. Und die werden Sie, als galanter Ritter, doch wohl der poetischen Tante einhändigen, der gemütvollen Dame, die sich ein Blümchen aus dem einsamen Moore ausgebeten hat."

„Das werde ich schön bleiben lassen!" entgegnete ich ärgerlich.

„Aber, mein Bester," erwiderte Lederstrumpf, „wenn die Tante ihr Blümchen nicht bekommt, so werden wir gezwungen sein, den Streich, welchen uns die schnöden Zicklein gespielt, zu Hause zu erzählen. Und Sie kennen doch das Sprichwort: ‚Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen'. Die ganze Einwohnerschaft würde sich über die beiden Botaniker lustig machen. Höchst wahrscheinlich würde auch das ‚Volksblatt' in seinem lokalen Teile Notiz von der seltenen Lobelia, den Zicken und den geprellten Botanikern nehmen."

„Sie haben recht, mein Freund," entgegnete ich nach einigem Nachdenken in milderem Tone. „So nehmen Sie denn meine einzige und letzte Lobelia Dortmanna für die poetische Tante und grüßen Sie die Dame aufs beste von mir!"

Damit trennte ich mich von dem teuren Kleinod. —

Seitdem bin ich noch nicht dazu gekommen, einen neuen Ausflug ins Torfmoor zu unternehmen. Jahre sind verflossen. Jedesmal, wenn der Herbst die Blütezeit der Lobelien herbeiführte, stellte sich mir ein Hindernis entgegen. Und bis auf den heutigen Tag ist mein sonst so umfangreiches und erlesenes Herbarium ohne Lobelia Dortmanna. Die garstigen Zicklein klag' ich an, und ein wenig auch — die poetische Tante!

Wie man einen Vogel im Neste fangen wollte.

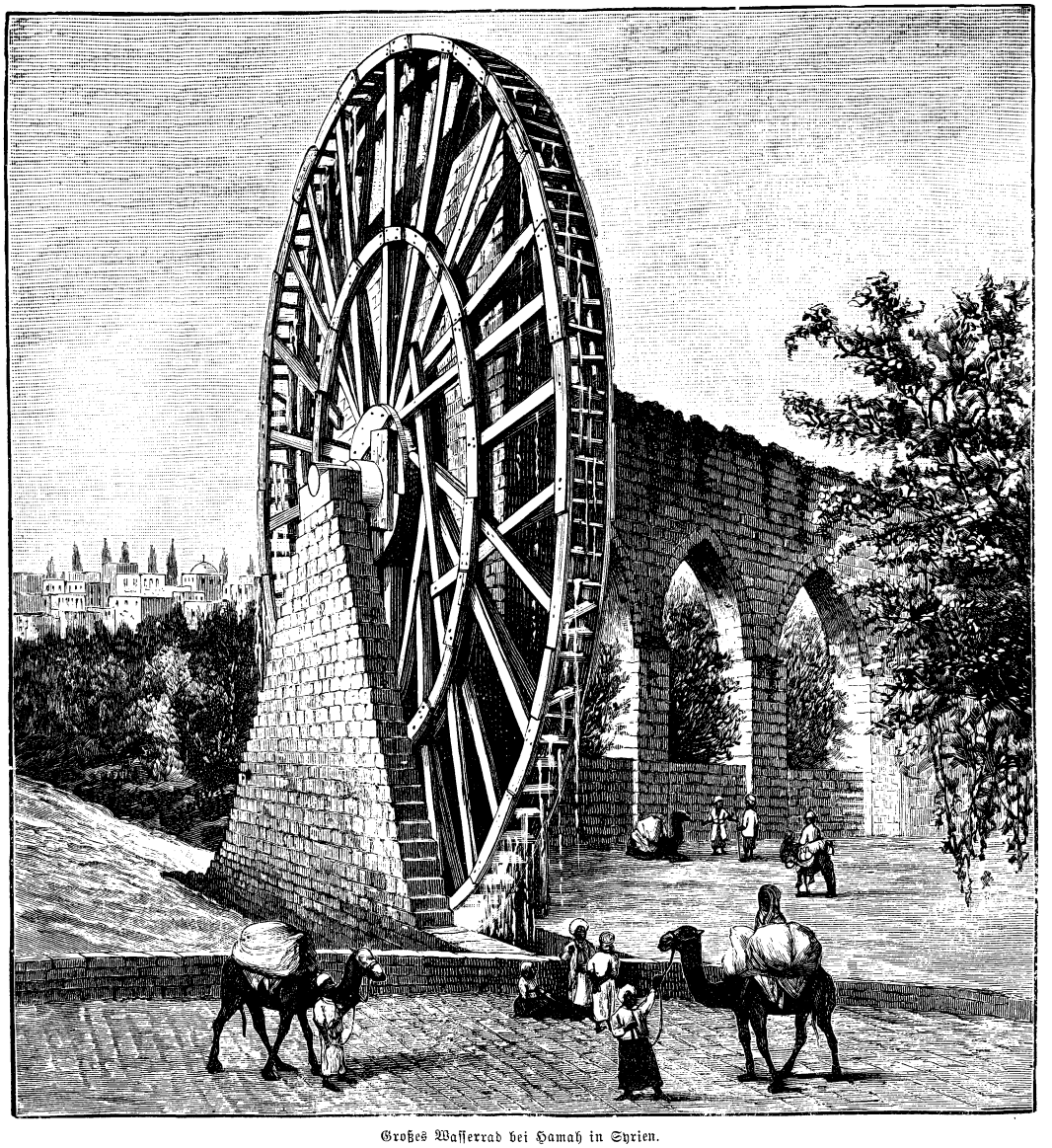
In jener Zeit, als der König von Preußen die langen Leute aufgreifen ließ und sie unter seine Riesengarde steckte, lebte bei Werl ein großer und starker Schäfer. Da dieser eines Tages hinter einer Hecke lag, kamen sechs preußische Werber herangeschlichen und wollten ihn fangen; er aber war nicht faul und schlug mit seinem Schäferhaken so tapfer um sich, daß sie auf und davon liefen. Dumm war er auch nicht, denn er dachte, sie könnten des Nachts wieder kommen, würden die Thür der Schäferhütte vernageln und ihn mitsamt der Hütte über die Grenze führen; Werl gehörte nämlich damals den Kurfürsten von Köln und grenzte an die Soester Börde, die schon preußisch war. Zur Vorsicht machte der Schäfer ein Brett am Hinterteile seiner Hütte los, so daß er es leicht wegschieben konnte. Und er hatte sich nicht verrechnet. In dunkler Nacht schleichen die Werber vor seine Hütte, vernageln die Thür, spannen ein Pferd vor den Karren, auf dem die Hütte steht, und glauben nun den Vogel im Neste gefangen zu haben. Als sie aber auf preußischem Gebiete die Hütte öffnen, finden sie das Nest leer: der Vogel war ausgeflogen!

Ein holländischer Bauer,

der nach Amsterdam kam, besuchte dort zum erstenmal in seinem Leben ein Theater. Es wurde „Richard III." gegeben. Als Richard rief: „Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!" schrie das Bäuerlein von der Galerie: „Ich habe zu Hause einen hübschen, fünfjährigen Fuchs, den könnt Ihr für 400 Gulden bekommen."

Wasserversorgung von Hamah in Syrien.

In heißen Ländern ist dem Wasser eine weit wichtigere Rolle zugedacht als in denen der gemäßigten Zone, weil bei der bedeutend gesteigerten Verdunstung der Bedarf ein weit größerer ist. Innerhalb der Tropen ist infolge der Regenzeiten zwar daran selten Mangel, wenigstens genügt die vom Himmel gespendete Wassermenge in der Regel zur Nahrung der Pflanzen- und Tierwelt. Anders ist es in den beiden halbtropischen Gürteln, denen ja die Wüstenzonen der Erde (Sahara, Gobi, Llano Estakata, Kalahari, Australische Wüste 2c.) angehören und die auch außerhalb derselben empfindlich an Wassermangel leiden. Sehr häufig ist die Bewohnbarkeit dieser Gegenden lediglich abhängig von den aus benachbarten Hochgebirgen oder aus der äquatorialen Region kommenden Flüssen. Aegypten ist z. B. geradezu ein Geschenk des Nils; ohne diesen würde es einen Teil der libyschen Wüste bilden, also vollständig unbewohnbar sein, während es jetzt zu den fruchtbarsten Teilen der Erde zählt. Geschenk des Nils ist insofern ein treffender



Großes Wasserrad bei Hamah in Syrien.

Ausdruck, als dieser wunderbare Strom das Land ohne Zuthun der Menschen durch seine regelmäßigen, ausgedehnten Ueberschwemmungen befruchtet. Dies ist in keinem anderen in der Nähe der Wüstenzonen gelegenen Lande in dem Maße der Fall wie bei Aegypten, das deshalb auch zu einem der ältesten und wichtigsten Kulturländer der alten Welt erwachsen konnte. Die alte mesopotamische Kultur (Babylonien, Assyrien) war zwar auch von Flüssen abhängig; es bedurfte aber hier in hohem Grade der Nachhilfe durch menschliche Arbeit in der Anlage eines ganzen Netzes von Gräben, um den mehr nach innen gelegenen Teilen des Landes das Wasser des Euphrat und Tigris zuzuführen. Als dieses Bewässerungssystem vernachlässigt wurde und allmählich in Verfall geriet, ging es auch mit der Herrlichkeit der mesopotamischen Reiche zu Ende und heute bildet dieser vor Jahrtausenden so blühende Landstrich nur eine mit Sumpfflächen abwechselnde Wüste.

Zu den wasserwärmsten Gegenden der Erde, soweit sie überhaupt bewohnt sind, gehört auch das in gleicher Breite mit Mesopotamien liegende Syrien. Es bildet ein Hochland mit schmalem Küstensaum am Mittelländischen Meer, auf dem im nördlichen Teil der Libanon sich im Timarum bis zu 3212 m erhebt. Ohne dieses Hochgebirge, dem sich im Osten und

Süden der Antilibanon mit dem 2860 m hohen großen Hermon anschließt, würde Syrien größtenteils unbewohnbar sein. Denn obwohl das Gebirge nur schwach bewaldet und wenig gegliedert ist, so erhält Syrien von ihm fast seine ganze Bewässerung. Nach Süden fließt der Jordan ab, nach Norden der Nahr-el-Asy, der Orontes des Altertums. An des letzteren Ufer liegen die Städte Homs und Hamah, erstere mit 35 000, letztere mit 45 000 Bewohnern. Außer dem Nahr-el-Asy bedingt die Existenz und den teilweisen Wohlstand dieser Städte, die hier vorüberführende uralte Karawanenstraße zwischen Damaskus und Haleb, bezw. zwischen Syrien und Kleinasien. Beide Städte standen schon im Altertum in Blüte. Homs oder Hems war sogar berühmt. Es hieß Emesa, hatte einen prachtvollen Sonnentempel, dessen Priesterschaft zu der mächtigsten des Altertums gehörte. Außerdem ist es Geburtsort der römischen Kaiser Heliogabal und Alexander Severus, sowie des Philosophen Longinus. Auch in der Kriegsgeschichte ist es vielgenannt. Im Jahre 273 n. Chr. besiegten hier die Römer die stolze Königin Zenobia von Palmyre, wodurch das Palmyrenische Reich sein Ende fand; 636 wurde es von den Arabern, 1099 von den Kreuzfahrern erobert; 1831 besiegte hier Ibrahim Pascha den türkischen Statthalter von Haleb. Nebenbei bemerkt gelten die Bewohner als die Schildbürger des Orients. Die Stadt Hamah, das Emath der Bibel, ist eine altphönizische Kolonie und bildete später ein eigenes Reich, das zur Zeit Salomos und Jerobeams II. seine größte Blüte hatte, aber durch den Assyrer Tiglath Pilesar, der auch dem jüdischen Reich ein Ende machte, erobert wurde. In der hellenistischen Zeit hieß es Epiphanie; im Mittelalter wurde es die Hauptstadt eines kleinen mohammedanischen Reiches, das unter Abulfeda zu einiger Blüte gelangte. Die Stadt selbst bietet wenig anziehendes, denn sie ist eng und unregelmäßig gebaut und hat ein schlechtes Pflaster. Wären die durch die Wasserleitung gespeisten öffentlichen Bäder nicht, man würde dort keine Stunde verweilen. Um so reizender ist die Umgebung, die vermöge der guten künstlichen Bewässerung einem großen Garten gleicht.

Diese dem Nar-el-Asy entnommene Bewässerung wird durch sechs kolossale Wasserräder vermittelt, von denen eins in unserer Abbildung dargestellt ist. Die Räder sind unterschlächtig, d. h. der Betrieb erfolgt durch Eintauchen in rasch fließendes Wasser, also von unten. An der hinteren Seite sind eine Anzahl Schöpfeimer angebracht (hier nicht sichtbar), welche das Wasser aus der Rinne entnehmen und oben angelangt in die Leitung ergießen, deren Bogen auf der rechten Seite der Abbildung zu erblicken sind. Im Hintergrunde liegt die Stadt.

Eine überaus große Leistungsfähigkeit entwickeln diese Räder trotz ihres ungeheuren Umfanges nicht. Denn erstens sind sie in ihrer veralteten Bauart schrecklich schwerfällig und dann bedürfen sie recht häufig der Ausbesserungen, die nach mohammedanischer Art viel Zeit in Anspruch nehmen und sich auf die Dauer in immer kürzeren Zwischenräumen wiederholen. Wann man in Hamah, wie es in Unterägypten fast überall der Fall ist, zu verbesserten Wasserhebungsvorrichtungen übergehen wird, ist noch nicht abzusehen. Einstweilen scheinen die Väter der Stadt daran noch nicht zu denken, denn es sind eben Mohammedaner, und dazu noch unter türkischer Herrschaft. Es ist aber nur eine Frage der Zeit.

Die chemische Lokomotive.

In der Welt ist alles eitel — das kann man auch hinsichtlich mancher Erfindungen sagen. Die elektrische Lokomotive, welcher die Zukunft gehören sollte, ist bereits durch die chemische Lokomotive überflügelt und wird möglicherweise von derselben verdrängt werden. Diese Lokomotive (der Erfinder ist der Ingenieur Moritz Honigmann in Aachen) ist nach der schon zu Anfang dieses Jahrhunderts bekannten, bis jetzt aber noch nicht technisch verwerteten Erfahrung erbaut, daß, wenn man Dampf von siedendem Wasser in Salzlösungen einläßt, diese Salzlösungen ebenfalls zum Sieden gebracht werden, obgleich ihr Siedepunkt weit höher liegt als der des reinen Wassers. Mit Dampf von 100 Grad kann man also auf diese Weise ohne Weiteres viel höhere Temperaturen hervorbringen. Honigmanns Maschine besteht in der Hauptsache aus einem Cylinder oder Kessel, welcher zum Teil mit Aetznatronlauge angefüllt wird. Dieser wird in einen anderen nur mit Wasser gefüllten Behälter gestellt, oder umschließt umgekehrt einen solchen. Im übrigen gleicht sie jeder anderen Lokomotive. Soll die Maschine arbeiten, so ist weiter nichts nötig, als aus einem Dampfkessel in den Natronlaugenbehälter Dampf einzulassen. Die Lauge kommt zum Sieden, das Wasser in dem Nebenbehälter wird ebenfalls erhitzt und verwandelt sich zum Teil in Dampf. Schon bei geringer Spannung ist die Maschine zum Betrieb fertig und arbeitet nun ohne weitere Einwirkung selbstthätig eine Zeitlang fort.

Der Betriebsgang ist nun folgender: Der eingelassene Dampf treibt den Kolben, entweicht aber nach Verrichtung dieser Arbeit nicht in die Luft, wie bei den gewöhnlichen Lokomotiven, sondern wird in den Laugenbehälter geleitet. Dadurch bleibt die Lauge nicht nur im siedenden Zustand, es wird dadurch auch, wie schon angedeutet, eine höhere Temperatur hervorgebracht, als das siedende Wasser besitzt. Infolgedessen kommt auch das in dem zweiten Behälter befindliche Wasser zum Sieden und entwickelt Dampf, der, wenn er zum Betriebe gedient hat, wieder zur Heizung verwendet wird, und so fort, bis ein Zeitpunkt eintritt, wo einerseits alles Wasser (oder doch der größte Teil) in Dampf verwandelt ist, andererseits die Lauge durch die beständige Wasseraufnahme in Form von condensiertem Dampf auf einen Grad verdünnt ist, daß sie keine ausreichende Hitze mehr zu entwickeln vermag. Dann müssen natürlich beide Vorräte, Betriebswasser und Heizlauge, erneuert werden. Die verdünnte Lauge wird eingedampft und kann alsdann wiederum zur Heizung dienen.

Die chemische Lokomotive reguliert sich also selbst und da sie keinen Rauch und keinen Dampf auswirft, so ist sie ganz besonders zum Betriebe in Städten, in Tunnels, in Bergwerken geeignet. Die Betriebskosten sind, wie leicht begreiflich, nur gering, dabei hat die Maschine ihre Leistungsfähigkeit bereits zur Genüge bewiesen. Auf den Straßenbahnen verschiedener Städte, wie in Aachen, Leipzig und anderen Orten ist sie in Betrieb. Auch auf kleinere Dampfer hat man das hier in Rede stehende Prinzip bereits mit Erfolg in Anwendung gebracht.

Nüssesuchen.

Sehr liebe Jugenderinnerungen knüpfen sich mir an das Suchen der reifen Haselnüsse. Wenn in der letzten Woche des August die Roggengarben mit segenschweren Aehren auf den Stoppelfeldern standen, um im heißen Sonnenbrande nachzureifen, dann tauchte plötzlich in mir Knaben der Gedanke auf, daß jetzt die Haselnüsse „löcht" sein müßten. Dieses Wörtchen „löcht" ist, wie ich glaube, nur in meiner lieben Heimat gebräuchlich: es bezeichnet die lichtbraune, fast goldige Farbe, welche die Haselnüsse beim Eintritt der Reife an ihrem unteren, stumpfen Ende annehmen. Und sind die Nüsse erst „löcht", dann lösen sie sich auch bei geringem Drucke der Finger, oft sogar bei der leisesten Berührung, aus ihrer grünen, gezipfelten Hülle. Also ist es nun Zeit, die Haselnüsse zu pflücken, wenn man nicht will, daß das flinke Eichhörnchen oder der krächzende Nußhäher sie wegholt.

Das Münsterland war zu meiner Jugendzeit außerordentlich reich an Haselnüssen, indem damals noch die Wallhecken, d. h. Buschhecken auf hohen Erdwällen, unangetastet bestanden und, die Vierecke der Aecker umschließend, mit ihrem dunklen Grün nach allen Richtungen hin das Land durchkreuzten. Zwar waren die Erdwälle auch mit Eichengestrüpp, Rüstern, Birken, wildem Schneeball, wilden Rosen und anderem Strauchwerk bepflanzt, aber die Nußsträucher waren doch vorwiegend. In der neueren Zeit hat man vielfach die Hecken ausgerodet und die Wälle abgetragen, wodurch den Aeckern und Viehweiden bedeutende Streifen Landes hinzugefügt wurden.

Sobald ich mich zur Herbstzeit an dem einen oder anderen Nußstrauche überzeugt hatte, daß die Nüsse wirklich „löcht" waren, sagte ich eifrig zu meinem älteren Bruder:

„Karl, die Nüsse sind schon löcht; sieh hier die Probe in meiner Hand: acht goldbraune Nüsse! Sie fielen nur so aus den Hülsen heraus, als ich sie berührte. Wir müssen auf Nüssesuchen geh'n!"

„Junge, du hast recht," antwortete Karl, „übermorgen haben wir freien Nachmittag, dann wollen wir uns ans Werk machen, um Vorräte für den Winter, namentlich für Weihnachten einzuheimsen. Das Nüssesuchen ist eine idyllische Beschäftigung, die selbst dem preisgekrönten englischen Dichter Tennyson poetisch genug erschien, um in seinem „Enoch Arden" verwertet zu werden. Die herrliche Dichtung beginnt nämlich also:

„Weithin zieh'n Klippen; wo sie barsten, blieb
Ein Spalt; im Spalte Schaum und gelber Sand.
Darüber, um ein enges Werft, ein Schwarm
Von roten Dächern; ein verwittert Kirchlein;
Steil klimmt der Weg zur hochgetürmten Mühle.

Dahinter ragt die Düne hoch zum Himmel,
Mit Hünengräbern: Haselnußgesträuch,
Im Herbst durchwogt von Nüssesuchern, grünt
In einer Kesselschlucht der grauen Düne. —

An einem goldnen Herbstesabend war's,
Da zog das junge Volk ein Fest sich machend,
Mit Sack und Pack und Körben, groß und klein,
Zum Nüssesuchen."

„Erzählt der Dichter auch," fragte ich meinen Bruder, als er schwieg, „wieviel Nüsse das junge Volk gefunden hat?"

„Nein, mein Junge," entgegnete der Gefragte lachend, „das wäre für einen Poeten doch allzu prosaisch. Keine Zahlen, keine Maße und Gewichte! Das Herumstreifen des jungen Volkes in den von der herbstlichen Abendsonne bestrahlten, gelblaubigen Haselstauden und das Suchen nach den lichtbraunen Früchten ist poetisch, — das Ueberzählen des Gewinnes aber oder gar das Knacken und Essen der Nüsse ist prosaisch, das merke dir!"

„Prosaisch? Hm?" erwiderte ich etwas geringschätzig, indem ich bei mir dachte, daß die süßen Nußkerne doch wahrlich nicht zu verachten wären. —

Der schulfreie Nachmittag kam, und gleich nach dem Mittagessen stiefelten Bruder Karl und ich hinaus. Ich war mit einem umfangreichen „Nußsack" ausgerüstet, nämlich einem Beutel, wohinein wir die gepflückten Nüsse thun wollten. Da Bruder Karl aber sehr viel Gewicht auf seinen Rang als Obersekundaner legte, so wollte er nicht dulden, daß sein kleiner Begleiter den Beutel schon in der Stadt um seinen Nacken hänge; ich trug das Ding also zusammengefaltet unter der linken Brustseite meiner Joppe. Sobald wir aber vor's Thor gelangt waren, hing ich den Beutel um meine Schulter. Dieser Nußbeutel war eigentlich ein alter Soldatenbrotbeutel, der, ich weiß nicht wie, in unseren Besitz gelangt war; ich hatte ihn vor dem diesmaligen Gebrauche fein säuberlich gewaschen und geglättet, und wie er so an seinem breiten weißlinnenen Bande von meiner linken Schulter zur rechten Hüfte ging, da war ich ordentlich stolz auf dieses Montierungsstück eines königlich preußischen Soldaten, obgleich mein Bruder spöttelte, daß wohl ein Scheffel Nüsse in den Schnappsack gehen würde, — daß ich aussähe wie ein Kater, den man zum Versäufen in einen leinenen Sack gesteckt habe, der aber wieder herausgesprungen sei und nun den Sack hinter sich herschleppe, u. s. w.

Auf diese Neckereien meines Bruders antwortete ich nur mit dem Trällern des Liedes:

„Ein Bursch, wie ich,
Was macht sich der daraus,
Der daraus?!"

Und als dieses Liedchen die Spottlust meines Bruders nicht zügeln wollte, da gab ich Gleiches mit Gleichem zurück, indem ich fragte:

„Karl, hast du auch deinen Tomahawk mitgenommen?"

Mit diesem Ausdruck bezeichnete ich nämlich neckischer Weise das außerordentlich große Taschenmesser meines Bruders, das er sich eigens bei einem heimischen Messerschmiede hatte anfertigen lassen, das aber bedeutend über das angegebene Maß hinausgeschossen war, weil der Meister, ein Mann von der alten Schule, statt der Centimeter Zolle gerechnet hatte.

„Meinen Tomahawk hab ich bei mir," entgegnete der Bruder gutmütig, „und sobald wir an eine Wallhecke kommen, werd' ich uns einen tüchtigen Nußhaken damit schneiden."

Die begehrte Wallhecke zeigte sich bald. Karl zog seinen Tomahawk aus den Tiefen der Hosentasche, öffnete die blitzblanke, scharfe Klinge und sah sich in den Nußsträuchern, indem er dieselben auseinander bog, nach einem geeigneten Zweige um. Ein solcher Zweig muß stark, hochgewachsen und jedenfalls gabelförmig sein. Gar bald hatte Karl mit geübten Blicken einen solchen entdeckt. Nun schnitt er ihn eine Handbreite unterhalb der Gabelung ab. Hierauf entfernte er den einen Hauptzweig bis auf ein Stück, welches etwas über eine Handbreite messen mochte. Sodann wurden die kleinen Nebenzweige des einen, übrig gebliebenen Hauptzweiges entfernt, ebenso mußte die allzu dünne und schwanke Spitze dieses Hauptzweiges unter dem Tomahawk fallen, und indem der Künstler nun das Ende, welches bisher das obere gewesen war, durch Umdrehen des ganzen Gebildes zum unteren machte, hatte er in seiner Hand einen prachtvollen starken Haken, einen Nußhaken. Ein solcher ist beim Nüssesuchen unentbehrlich, wenn man die mit spähenden Blicken hoch oben in den Sträuchern entdeckten Nüsse sich herunterholen will. Man faßt mit dem Haken den betreffenden fruchttragenden Zweig (wobei man sich nicht selten in dem rechten irrt —

aber das ist beim idyllischen Nüssesuchen auch so ein „Divertissementchen", wie der Kölner sagen würde), und hat man den Zweig gepackt, so zieht man ihn, die Nüsse beständig im Auge behaltend, mit sanfter Gewalt herunter und an sich. Hat man die Nüsse gepflückt, so lockert man den Haken und läßt den Zweig zurückschnellen, doch nicht zu heftig, da er sonst einen Gefährten beim Nüssesuchen (in unserem Falle den Bruder Karl) an der Nase treffen würde, was mindestens ein heulendes „Au! Au! Au!" zur Folge hätte.

Da ich im Vorstehenden so etwas wie eine „Unterweisung im Nüssesuchen" gegeben habe, so will ich in wahrhaft großmütiger Gesinnung (die hoffentlich von den Lesern des „Guten Kameraden" anerkannt wird) ein Geheimnis meines Busens, eine langjährige Erfahrung aus meinem Nußsucherleben hier der Oeffentlichkeit preisgeben: also, die meisten und schönsten Nüsse (hört, hört!) sitzen gemeinhin nicht an den oberen Zweigen, sondern an den unteren, namentlich an solchen, welche fast den grasigen Erdboden berühren. Die unteren, meist wagrecht gestreckten Zweige sehen, wenn man auf sie hinabblickt, so unscheinbar, so unfruchtbar aus; faßt man sie aber an der Spitze an und hebt sie auf, so lachen einem oft ein Dutzend Nüsse und noch mehr entgegen, und zwar sind es fast immer herrliche Nüsse, kräftige Nüsse, — Nüsse, die von der Sonnenglut, welche der Erdboden auf sie zurückstrahlte, goldbraun gefärbt sind. Darum, ihr Nüssesucher, geht an den unteren Zweigen, selbst des kleinsten Sträuchleins, nicht achtlos vorüber! Es ist in diesem Falle wie im menschlichen Leben: wer immer hoch oben hinaus will, fällt auf die Nase und trägt keinerlei Gewinn davon; wer aber sinnig und bescheiden den Grund und Boden erwägt, auf dem er steht, hält reiche Ernte.

* * *

Bruder Karl hatte sich und mich mit einem Nußhaken bewaffnet. Da die Hecke indeß, welcher die beiden Haken entnommen waren, allzu nahe der Stadt lag, so war sie sicher schon abgesucht und wir richteten darum unsere Schritte weiter.

Der von gelben Leinkräutern und blauen Skabiosen umsäumte Feldweg, den wir verfolgten, führte uns an einem stattlichen Schulzenhofe vorüber. Nach frommer westfälischer Sitte beschirmte ein „Heiligenhäuschen" den Eingang zum Hofe; dasselbe war von leise säuselnden Lindenwipfeln beschattet und erinnerte uns unwillkürlich an die Verse unseres westfälischen Dichters Levin Schücking:

„Es säuselt auf die Blende,
Sankt Joseph lehnt darin,
Um die gefaltnen Hände
Den Kranz der Spinnerin."

Ein grauer Plankenzaun umgab den Schulzenhof, ein stattliches Gebäude mit hohem Ziegeldach, bunt ausgefugtem Fachwerk und hellgrünen Fensterladen. Zwischen Haus und Zaun lagerten unter drei mächtig ausgreifenden uralten Eichen bunte Kühe und scharrte ein Völkchen weißer Hühner, geleitet von einem echten Feuerhahn, gackelnd herum, während ein großer kohlpechrabenschwarzer Hund an seiner klirrenden Eisenkette tobte und sich fast heiser bellte.

Schlauer als dieser fürchterliche Cerberus, hatte, unbemerkt von uns, ein ungefesselter weißer Spitz sich mit Enthaltung jedweden Gebelfers durch den großen Gemüsegarten geschlichen, direkt in den Rücken der beiden harmlosen Nußsucher. Kaum waren wir an der Weißdornhecke, welche bis an den Plankenzaun reichte, entlang geschritten, so brach das hinterlistige Vieh durch ein verstecktes Loch dieser Hecke, fegte ventre à terre über den Weg und packte mich, der ich gerade hinter meinem schnellfüßigen Bruder hertrödelte, mit seinen spitzen Zähnen an der Hose. Ich erhob (o Schwachheit meines Herzens!) ein zeterndes Geschrei und schlug instinktmäßig mit meinem Nußhaken auf den Rücken des grimmigen Feindes los. Dieser ließ mit wütendem Geheul die Hose fahren, schnappte aber sofort nach dem flatternden Nußbeutel. Der war nun keineswegs von Eisendraht, sondern von verwaschenem mürbem Linnen, und ein großes Stück dieses Linnens blieb zwischen den Zähnen des Köters hängen, als sich dieser endlich, von dem Nußhaken meines Bruders auf Rücken und Kopf bearbeitet, hinkend und heulend hinter seine Weißdornhecke zurückzog.

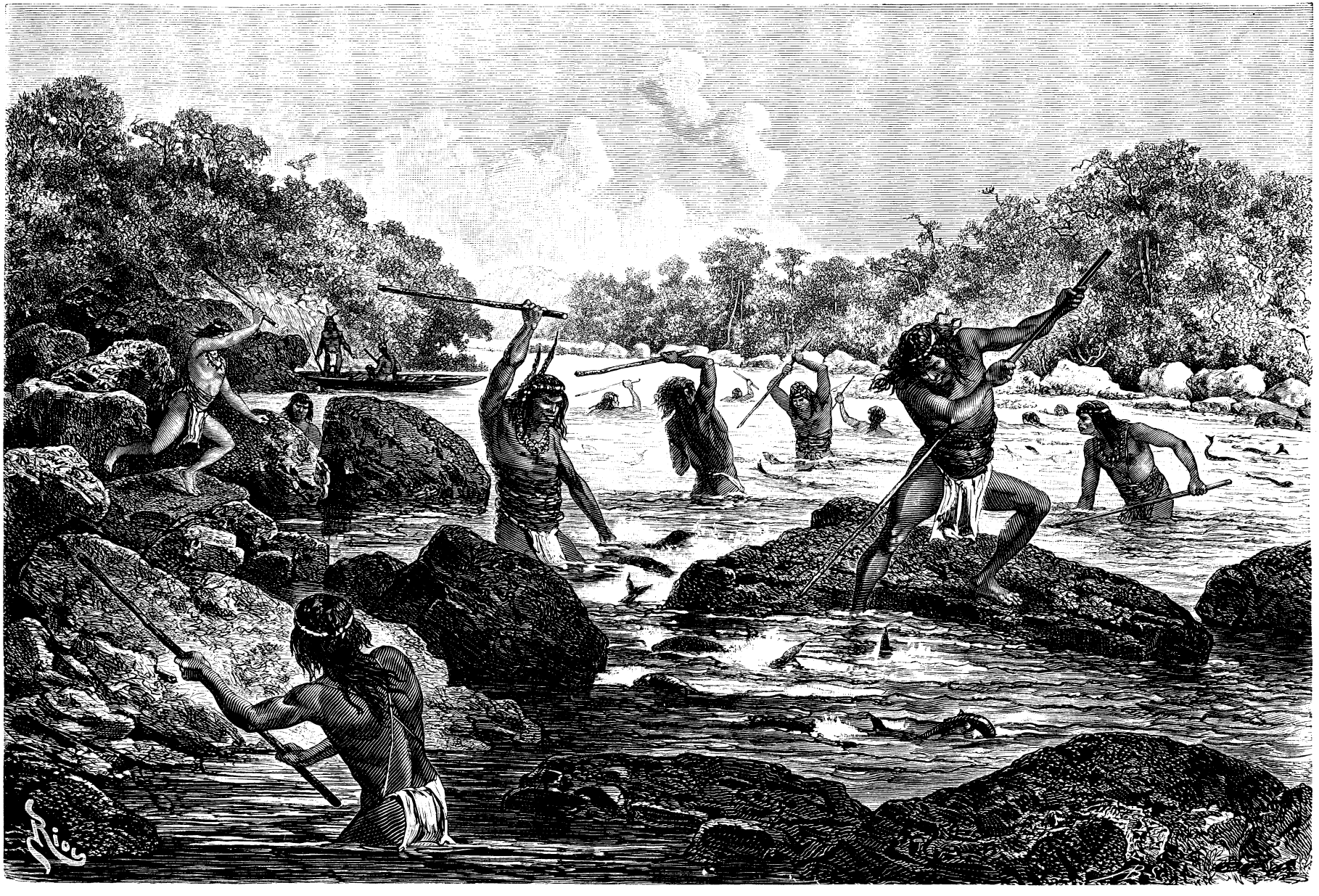
Mein Nußbeutel war schauderhaft zugerichtet und in diesem Zustande völlig unbrauchbar, aber Hosen und Waden erwiesen sich mir als unversehrt. Bruder Karl nahm sich sofort meines Brotbeutels an: nachdem er von einem Schlehdornstrauche am Wege eine Handvoll langer spitzer Dornen mit seinem Tomahawk geschnitten hatte (ja, so ein Tomahawk ist doch zu vielem nütze!), steckte er den klaffenden Riß so schön, so dicht zusammen, daß auch nicht das kleinste Nüßchen unten aus dem Beutel fallen konnte. Ich war von Herzen froh darüber und dankte dem hilfreichen Bruder mit dem Rufe: „Es lebe der Tomahawk und sein Besitzer, das Blaßgesicht Karl!"

Vorläufig erreichten wir ohne weitere Gefahren zwei uralte Wallhecken, welche einen tiefen, einsamen Hohlweg umsäumten. „Hier fangen wir an," bemerkte Karl, „aber wir wollen nicht in dem Wege selbst nach Nüssen suchen, sintemal und alldieweil sie hier in dem dunkeln, feuchten Schatten nicht reif werden, sondern wir gehen von der Außen- und Sonnenseite an die eine Hecke heran."

(Schluß folgt.)

Indianische Fischjagd.

Ihr wißt es wohl, liebe Kameraden, daß bei uns die Fische in den Flüssen und Seen entweder mittels der Angel oder mit Netzen eingefangen werden. Es gibt aber auch andere Arten, sich ihrer zu bemächtigen. So namentlich mit Harpunenwürfen. Auf den italienischen Seen fährt der Fischer in dunkler Nacht mit seinem Boote lautlos dahin, ein grelles Laternenlicht vorn an demselben, das seinen Schein auf die Wasserfläche wirft, und der Jäger dahinter mit seiner Harpune. Durch das Feuer wird der Fisch herzugelockt und hebt seinen Kopf im Schein desselben empor, wodurch der Späher im Stande ist, ihn sicher mit seinem Wurfeisen zu treffen. Der mächtige und wegen seines festen, schmackhaften Fleisches viel verkaufte Thunfisch stellt sich in großen Schwärmen, sowie es Frühling geworden, im Mittelländischen Meere an den Buchten ein. Die provençalischen Fischer fangen ihn, indem sie ganze Schaaren auf Untiefen mit Booten umstellen und die einzelnen Fische mit Harpunen erschlagen. Großartig ist der Fang an den süditalischen Küsten und er gehört dort zu den Volksbelustigungen. Ein mehrere tausend Fuß langes Netz, das in einzelne Kammern geteilt ist, wird zwischen zwei Eilande ausgespannt und der ganze treibende Schwarm durch Lärmen nach und nach bis in die letzte Kammer gescheucht. Man nennt diese denn auch Totenkammer. Ist sie gefüllt, so wird sie zugezogen, empor-



Indianiſche Fiſchjagd.

gehoben, und die darin befindlichen Fische, oft mehrere tausend an der Zahl, durch Lanzenwürfe getötet.

Ein eigenes Verfahren haben die Indianer in Französisch-Cayenne von Südamerika, und unser Bild zeigt es in sehr anschaulicher Weise. Wie ihr seht, erschlagen die Rothäute die Fische im Strom zwischen Felsklippen mit Stöcken und Stangen, indem sie selbst sich mitten im Wasser bewegen. So ohne weiteres einfach in den Fluß steigen, die Fische zu erschlagen, geht aber freilich nicht an. Im Gegenteil, die nicht eben großen, höchst schmackhaften Tiere sind flink wie Forellen und für gewöhnlich viel schwerer wie jene zu fangen. Man muß da, um dies zu können, List anwenden. Die erfahrenen Indianer thun dies, indem sie durch Auswerfen einer bei ihnen reifenden Lianenfrucht auf das Wasser, die von ihnen begehrten Fische, Kumarus genannt, massenhaft heranlocken. Diese Frucht hat für die Kumarus eine unwiderstehliche Anziehungskraft; aber auch eine berauschende Wirkung übt sie auf sie aus, denn der Fisch wird vom Genuß derselben augenblicklich wie betrunken, macht die tollsten Kopfsprünge und liegt dann wie tot auf dem Rücken auf der Oberfläche des Wassers. In diesem Zustande erschlägt ihn der Indianer, und um seine Beute durch die Stromflut nicht wieder zu verlieren, richtet er die Jagd schlau so ein, daß sie an einer flachen und womöglich klippigen Stelle des Flusses unter einem stärkeren Fall desselben vor sich gehen kann, daß die Fische einerseits in Menge herabkommen, ohne sogleich vom Wasser weiter gerissen zu werden, andererseits die Jäger dadurch Muße haben, die erschlagene Beute einzuheimsen.

Der Geist der Llano estakata.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

Die Cypressen, Cedern und Sykomoren am Wasser waren alte Bäume; die Mandel- und Lorbeerbäume aber hatte Bloody-Fox gepflanzt, ebenso das Wäldchen von Kastanien, Mandeln und Orangen, durch welches er jetzt ritt. Dann folgte ein Streifen dichter, schnell wachsender Sträucher, welche bestimmt waren, Wind und Sand von der kleinen Oase abzuhalten. Der junge Mann hatte vom See her schmale Gräben gezogen, um dieses Buschwerk zu bewässern, welches, wo die Feuchtigkeit des Bodens aufhörte, schnell in an der Erde hinkriechende Kaktusarten überging, bis dann die kahle, vegetationslose Sandfläche der Llano folgte.

Hier angekommen, wo er die notwendige Schnelligkeit entfalten konnte, setzte er seine Tropa in Galopp, so daß sie bald als dunkler Punkt am fernen Horizonte verschwand. — — — — — Einen halben Tagesritt im Nordwesten der Passiflorenhütte bewegte sich um die Mittagszeit desselben Tages ein ansehnlicher Reitertrupp in nordöstlicher Richtung durch die Llano estakata. Voran ritt Winnetou mit dem Häuptling der Komantschen, hinter ihnen der Bärenjäger mit Martin, seinem Sohn; dann folgten nebeneinander Ben New-Moon, Porter, Blount und Falser, und den Zug beschlossen die Krieger der Komantschen.

Sie ritten so schweigsam, als ob sie jeden Laut mit dem Leben eines der Ihrigen bezahlen müßten. Die Augen der Hinteren schweiften suchend nach links und rechts oder forschend über den vor ihnen liegenden Horizont, meist aber waren sie auf die beiden Anführer, besonders auf Winnetou gerichtet, welcher so im Sattel saß, daß er zur Seite tief vom Pferde herniederhing, und die Fährte, welcher sie folgten, genau beobachten konnte.

Das war die Spur der Brüder Cortejo, welcher sie bisher gefolgt waren, und von welcher sie sich nach der Murding-Bowl leiten lassen wollten.

Da hielt Winnetou plötzlich sein Pferd an und sprang aus dem Sattel. Dem Boden, welcher aus leichtem Sande bestand, waren weit mehr Spuren aufgedrückt als bisher. Es sah ganz so aus, als ob mehrere Reiter hier ein Ringelrennen abgehalten hätten. Es waren nicht nur Huf-, sondern auch Fußspuren zu sehen. Die Reiter, welche hier gewesen waren, hatten den Sattel verlassen, um irgend eine sichtbare Fährte genau in Augenschein zu nehmen.

Während die anderen hielten, untersuchte Winnetou jeden Schritt breit der aufgewühlten Stelle. Dann ging er langsam und vornüber gebeugt eine ganze Strecke nach rechts hin. Als er zurückkehrte, sagte er zum Häuptling der Komantschen, so daß alle es hören konnten:

„Hier sind die beiden Bleichgesichter auf eine Fährte gestoßen und abgestiegen, um dieselbe zu lesen. Die Spur stammt von fünf Pferden, welche zusammengebunden gewesen sind, eins hinter dem anderen. Hätten mehrere Reiter auf diesen Pferden gesessen, so wären dieselben nicht aneinander gefesselt gewesen; also war es eine Tropa von fünf Tieren mit nur einem Reiter, welcher auf dem vordersten saß. Dieser Reiter ist mit seinem Zuge vor drei Stunden hier vorübergekommen. Die beiden Weißen, welche sich Mexikaner nannten, sind vor zwei Stunden auf seine Spur gestoßen und ihr gefolgt. Mein Bruder der Komantschen mag die Spuren ansehen, deren Kanten teils noch scharf, teils schon eingefallen sind. Er wird auch sagen, daß sie nicht mehr und nicht weniger als mindestens zwei und höchstens drei Stunden alt sind."

Der Komantsche stieg vom Pferde, um nun seinerseits die Fährte zu untersuchen. Als er das gethan hatte, stimmte er Winnetou vollständig bei.

Nun stieg auch Baumann, der Bärenjäger, ab. Tief zur Erde niedergebückt, bewegte er sich langsam rund um den Platz und dann auch nach rechts hin, und zwar weiter, als Winnetou gekommen war. Dort kauerte er sich nieder, als ob er eine Stelle genauer betrachten wolle. Dann gab er Winnetou einen Wink und sagte, als dieser zu ihm kam, in den Sand deutend:

„Der Häuptling der Apachen wird sehen, daß der Reiter hier abgestiegen ist. Warum mag er das gethan haben?"

Winnetou blickte der Fährte nach rechts hin nach und antwortete:

„Der Mann ist ein Bleichgesicht, wie ich an seinen Füßen sehe. Sein Alter ist das eines jungen Mannes. Er hat Wasser verloren, wie man neben der Spur der Pferde sieht. Von hier an hat dieser Verlust nicht mehr stattgefunden. Also ist er hier abgestiegen, um das Faß oder den Schlauch, den er bei sich gehabt hat und welcher ausgelaufen ist, zu verschließen."

„Meint mein roter Bruder, daß es nur ein Faß oder Schlauch gewesen sei?"

„Nur eins war es, welches auslief, aber er hat deren acht bei sich gehabt. Zwei werden auf jedes Tier geladen; auf einem Pferde hat er gesessen, fünf aber waren es, folglich haben hinter ihm vier Pferde acht Schläuche getragen."

„Wozu aber so viel Wasser? Für sich und sein Pferd braucht er es nicht."

„Nein. Er muß nach einem Orte geritten sein, wo viele es brauchen. Entweder ist er ein Geier, welcher die anderen Raubtiere tränken soll, oder er ist ein ehrlicher Mann, welcher andere ehrliche Leute laben will. Er muß wissen, daß solche Leute vorhanden sind. Wer können diese sein?"

„Vielleicht der Zug der Weißen, welcher überfallen werden soll?"

„Mein Bruder hat wohl das Richtige geraten. Wir wollen uns wieder aufsetzen und den beiden Fährten, welche hier in eine zusammenlaufen, schnell folgen."

Sie stiegen wieder auf ihre Pferde und ritten in beschleunigtem Tempo den vereinigten Spuren nach, welche nun nicht mehr nach Nordost, sondern genau nach Norden führten.

Es gab nichts als Sand und immer wieder Sand, in welchem sich die Fährte scharf aussprach. Nur hier und da gelangten die Reiter an eine Stelle, an welcher der nackte Fels zu Tage trat; meist aber machte die Llano den Eindruck, als ob sie der Boden eines vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden ausgetrockneten großen Sees sei.

Zuweilen erblickten sie links oder rechts von sich in der Ferne graubräunliche Streifen am Horizonte, welche dort liegende Kaktusstrecken markierten, durch welche niemand reiten konnte.

So ging es weiter und immer weiter.

Die Spuren, denen man folgte, wurden jünger und immer jünger, ein sicheres Zeichen, daß man denen, welchen man folgte, immer näher kam.

Als der Nachmittag fast vergangen war, erreichte die Truppe eine Stelle, an welcher die Spuren sich abermals vervielfachten, doch nicht weil neue dazu gekommen waren, sondern weil hier angehalten worden war. Winnetou stieg vom Pferde, um den Platz zu untersuchen. Er ging eine Strecke weit nach Nord und dann, als er zurückgekehrt war, ebensoweit nach Ost und sagte dann, als er wieder bei den anderen eintraf:

„Der Mann mit dem Wasser ist gerade nach Nord geritten; die beiden Mexikaner haben hier überlegt, ob sie ihm folgen sollen, sind aber nach Sonnenaufgang geritten. Wem folgen wir?"

„Mein Bruder wird das am besten bestimmen können," antwortete der Anführer der Komantschen.

„So will ich meine Meinung sagen. Diejenigen, zu denen der junge Mann will, befinden sich im Norden. Er ist ein guter Mensch, da seine Spur eine andere als diejenige der Mexikaner ist. Wir könnten ihm folgen, um ihn zu warnen. Da aber die Weißen so scharf von seiner Fährte abgebogen sind, muß sich die Murding-Bowl hier in der Nähe befinden. Sie sind hingeritten, um die Geier zu treffen, um sie zu benachrichtigen, daß sie die Spur des Mannes mit dem Wasser gesehen haben. Man wird ihm nacheilen, um ihn zu verhindern, denjenigen, welche er retten will, Wasser zu geben. Seine Fährte ist so jung, daß wir ihn einholen können, bevor es Abend geworden ist. Nun mögen meine Brüder wählen, was wir thun sollen. Wollen wir dem Manne mit dem Wasser folgen, um ihm beizustehen, oder wollen wir nach der Murding-Bowl, um die Geier dort festzunehmen, daß sie ihm nichts anhaben können? Im ersteren Falle werden sie von ihm ablassen, wenn sie uns bei ihm sehen, und uns also vielleicht entgehen. Im letzteren Falle aber ergreifen wir sie wahrscheinlich, und dann steht es uns immer noch frei, ihm nachzureiten und mit ihm zu den weißen Männern zu kommen, welche er aufsuchen will."

Er hatte ihnen mit diesen Worten die Angelegenheit so klar gemacht, daß eine lange Auseinandersetzung gar nicht notwendig war. Die Komantschen verhielten sich überhaupt schweigend und zuwartend, ihr Anführer ausgenommen. Dieser besprach sich ganz kurz mit den sechs Weißen und erklärte dann dem Apachen:

„Wir werden nach der Murding-Bowl reiten und also der Fährte der beiden Mexikaner folgen. Ist das meinem roten Bruder recht?".

Winnetou nickte zustimmend und lenkte in die nach Osten führende Fährte ein. Hätte er sein Pferd und mit demselben diejenigen seiner Gefährten angestrengt, so wäre es ihm wohl gelungen, die Mexikaner schnell einzuholen; doch lag dies keineswegs in seiner Absicht. Je eher er die beiden erreichte, desto weniger durfte er hoffen, zu erfahren, wo sich die Murding-Bowl befand. Es lag ihm sehr viel daran, diesen Ort zu sehen; darum behielt er einstweilen nur diejenige Schnelligkeit bei, welche, wie aus den Spuren zu ersehen war, die beiden Verfolgten eingehalten hatten. — — — —

Etwas mehr als einen vollen Tagesritt nordöstlich von dem Passiflorenhäuschen entfernt bewegte sich eine lange Schlange, nicht in Windungen, sondern als gerade Linie durch den dort sehr tiefen Sand der Estakata. Das Wort Schlange ist hier bildlich gemeint, denn die langgestreckte Linie bestand aus wohl an die zwanzig Ochsenwagen, welche in gewissen Abständen hintereinander fuhren und von bewaffneten Reitern begleitet wurden.

Die Wagen waren stark gebaut und jeder mit sechs oder acht Ochsen bespannt, welche die schweren Lasten nur langsam vorwärts schleppten. Die Tiere waren müde und außerordentlich erschöpft. Auch den Pferden, auf welchen die Reiter saßen, sah man es an, daß sie die letzteren kaum noch zu tragen vermochten. Die Zungen hingen ihnen aus den Mäulern; ihre Weichen schlugen, und ihre Beine zitterten im Vorwärtsschreiten.

Auch die Wagenführer gingen ermattet neben den stolpernden Stieren her. Sie senkten die Köpfe und schienen kaum die Kraft zu besitzen, ihre riesigen Peitschen schwingen zu können, um die Zugtiere zu einer letzten Anstrengung anzutreiben. Menschen und Tiere machten den Eindruck einer Karawane, welche dem Verschmachten nahe ist.

Nur das Pferd des voranreitenden Führers zeigte eine Frische der Bewegungen, welche auf keine Ermattung schließen ließ. Der Reiter aber saß gerade so schwer nach vorn gebeugt wie die anderen im Sattel, als ob er ebenso wie sie unter dem entsetzlichen Wassermangel zu leiden habe; aber wenn eine der Frauen oder eins der Kinder, welche in den Wagen saßen, einen Klageruf ertönen ließ, so richtete er sich unwillkürlich kräftig auf, und um seinen lippenlosen Mund spielte ein Lächeln teuflischer Befriedigung.

Dieser Mann war kein anderer als Tobias Preisegott Burton, der fromme Missionär der Mormonen, welcher die Aufgabe übernommen hatte, die ihm Anvertrauten dem sicheren Verderben entgegenzuführen.

Jetzt gab der vorderste Reiter seinem Pferde die Sporen, daß es ihn durch eine außerordentliche Anstrengung an Burtons Seite brachte.

„Sir," sagte er, „es kann nicht länger so fortgehen! Wir Menschen haben seit

vorgestern keinen einzigen Schluck bekommen, weil wir das letzte Wasser für unsere Tiere aufheben mußten. Und das ist seit gestern früh zu Ende, da die letzten beiden Fässer ganz unbegreiflicherweise ausgelaufen sind."

„Das macht die Hitze," erklärte Burton. „Die Faßdauben schlossen nicht mehr, weil sie von der Hitze gezogen wurden."

„Nein, Sir. Ich habe die Fässer untersucht. Solange noch Wasser im Fasse ist, schließen die Dauben fest. Sie sind angebohrt worden, so daß das Wasser während der Nacht leise und unbemerkt auströpfeln konnte. Wir haben einen Menschen unter uns, welcher uns verderben will."

„Unmöglich! Wer heimlich das Wasser laufen läßt, muß doch selbst verschmachten!"

„Das habe ich mir selbst gesagt, aber dennoch ist es so. Ich habe es für mich behalten und keinem ein Wort gesagt, um die allgemeine Sorge nicht zu vergrößern. Ich habe ferner jeden einzelnen heimlich beobachtet, aber nichts gefunden, woraus ich schließen könnte, wer es gewesen ist. Die Tiere verschmachten; sie können kaum mehr vorwärts; die Frauen klagen, und die Kinder schreien nach Wasser — vergeblich, denn es ist kein einziger Tropfen mehr vorhanden. Schaut in die Höhe! Dort oben schweben die Geier, als ob sie wüßten, daß wir ihnen bald zur Beute fallen werden. Seid Ihr auch gewiß, daß wir uns auf dem richtigen Wege befinden?"

Burton selbst war es gewesen, welcher während der Nacht die beiden Fässer angebohrt hatte. Dabei hatte er getrunken und auch seinem Pferde zu trinken gegeben. Ferner hatte er die große Blechkapsel gefüllt, welche, vorsichtig in ein Fell gebunden, hinter seinem Sattel angeschnallt war, damit er nach hereingebrochener Dunkelheit sich und das Pferd heimlich erquicken könne.

„Natürlich!" antwortete er, indem er auf die Stangen deutete, welche in gewisser Entfernung voneinander im Sande steckten. „Da sehen Sie ja unsere Wegweiser, auf welche wir uns mit Sicherheit verlassen können."

„Mit Sicherheit? Wir alle haben gehört, daß diese Stangen von den Geiern der Llano zuweilen ausgezogen und in einer Richtung eingesteckt werden, welche den Reisenden zum Tode des Verschmachtens führt."

„Ja, das ist früher vorgekommen; jetzt aber geschieht es nicht mehr, da man diesen Halunken das Handwerk gelegt hat. Uebrigens kenne ich die Gegend sehr genau und weiß, daß es die richtige ist."

„Ihr sagtet heute früh, wir befänden uns mitten im größten Schrecken der Llano. Warum hat man die Stangen gerade durch diese Gegend gesteckt? Anderwärts kämen wir wohl an eines der großen Kaktusfelder, deren Früchte so viel Feuchtigkeit enthalten, daß wir uns und unsere Tiere laben könnten."

„Es würde das ein zu bedeutender Umweg sein. Um Euch zu beruhigen, will ich Euch die Versicherung geben, daß wir, wenn wir uns etwas mehr beeilen, am Abend ein solches Feld erreichen werden. Morgen kommen wir dann an eine Quelle, welche all unserer Not ein Ende macht."

„Wenn wir uns mehr beeilen! Ihr seht ja, daß die Tiere unmöglich schneller vorwärts können!"

„So wollen wir halten, damit sie sich ausruhen können."

„Nein, nein; das dürfen wir nicht. Halten wir einmal an, so sind sie dann nicht weiter zu bringen. Wenn sie sich einmal gelegt haben, stehen sie sicherlich nicht wieder auf. Wir müssen sie immer und immer antreiben, daß sie weiter wanken, bis wir den Kaktus erreichen, den Ihr erwähntet."

„Ganz wie Ihr wollt, Sir! Ich schmachte nicht weniger als Ihr, doch sehe ich zu meinem Troste, daß kurz vor uns noch andere auf demselben Wege geritten sind. Seht Euch die Spuren an, auf welche wir heute früh gestoßen sind! Das ist ein starker Reitertrupp, der sich schwerlich in diese Richtung wagen würde, wenn die Leute nicht wüßten, daß es die richtige ist. Wir haben nichts, gar nichts zu befürchten. Morgen um diese Zeit ist alles vorüber."

Er hatte mit diesen Worten sehr recht, denn seiner Meinung nach sollte noch vor der angegebenen Zeit der beabsichtigte Angriff geschehen. Daß der erwähnte Reitertrupp aus seinen Genossen bestand, welche die Stangen in eine falsche Richtung gesteckt hatten, das sagte er freilich nicht. Er lachte heimlich in sich hinein, als der andere sich durch diese zweideutigen Worte beruhigt zeigte. —

Zwischen dem mehrerwähnten Passiflorenhäuschen und der Murding-Bowl erstreckte sich ein mehrere Stunden langes und fast ebenso breites und undurchdringliches Kaktusfeld. Kein Pferd, kein Reiter konnte da hindurch. Das war der Grund, daß Bloody-Fox diese Richtung niemals eingeschlagen hatte und an die Bowl gekommen war. Er jagte am westlichen Rande dieses Feldes nach Norden. Wäre er dann am nördlichen Rande nach Ost gebogen, so hätte er unbedingt die Bodenvertiefung entdecken müssen, welche bereits so vielen verderblich geworden war. Aber er wußte diejenigen, welche er retten wollte, im Nordost von sich, und darum schlug er, als der Kaktus hinter ihm lag, diese Richtung ein.

Die Sonne brannte glühend hernieder. Er fühlte ihre Wärme belästigend durch seinen Anzug dringen. Seine Pferde schwitzten; aber er gönnte ihnen keine Ruhe. Unausgesetzt den Horizont musternd, ritt er weiter und immer weiter.

Jetzt tauchten da, wo im Nordost der Himmel sich mit der Erde zu vereinigen schien, eine Anzahl zerstreuter, dunkler Punkte auf.

„Das sind die Emigranten!" rief er erfreut aus. „Ich wußte, daß sie von dorther kommen mußten. Ich treffe wohl gerade zur rechten Zeit auf sie."

Er trieb sein Pferd durch die Sporen und die ihm folgenden Packtiere durch laute Zurufe an, daß sie im Sturme mit ihm über die Ebene flogen.

Zwar bemerkte er bereits nach kurzer Zeit, daß er nur Reiter aber keine Wagen vor sich habe, aber er glaubte, daß diese Leute den Vortrab der Auswanderer bildeten, und hielt infolgedessen gerade auf sie zu.

Erst als er ihnen ziemlich nahe gekommen war, fiel ihm nicht nur die bedeutende Anzahl dieser Reiter, sondern auch deren Verhalten auf. Sie hatten nun auch ihn bemerkt. Anstatt aber sein Nahen ruhig zu erwarten, teilten sie sich in drei Trupps. Der eine Trupp blieb halten; die beiden anderen ritten nach rechts und nach links ab, Bloody-Fox entgegen, als ob sie ihn umfassen und ihm die Rückkehr abschneiden wollten.

Das mußte ihn natürlich in seiner bisherigen guten Meinung irre machen. Er richtete sich hoch im Sattel auf und überblickte die Situation.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Sammeln von Wappen.

II.

Wir haben gesagt, daß es für uns eine Hauptregel sein soll, auf die erste Blattseite die Darstellung des Hauptbildes zu setzen, worunter das Wappen in seinem letzten Entwickelungsstadium zu verstehen ist. Es soll für uns ferner Grundsatz sein und bleiben, daß jedes Wappen mit seinem Wappenhelme auf der ersten Seite erscheine, mit alleiniger Ausnahme jener Wappen, welche vom Anbeginne schon des Helmes entbehrten, wie die meisten Wappen von Städten, Bistümern, Stiften, Klöstern, geistlichen Korporationen und Personen. Oft findet man auch Wappen ohne Inschriften, und ist deren Bestimmung daher in manchen Fällen keine leichte. Auch solche Wappen sind der Sammlung einzureihen, mit allen Daten der Fundverhältnisse versehen, jedoch auf der zweiten Blattseite einzuzeichnen und die erste leer zu lassen, bis das auf diese zu setzende Hauptbild samt Klassifikation unzweifelhaft sichergestellt ist. Nicht aber Bauwerke, Denkmale, Grabsteine in Kirchen, Klöstern und Friedhöfen allein bewahren alte und neue Wappendarstellungen, sondern auch Museen, Korporationen und Archive, wo sie auf Fahnen und Standarten, Waffen, Rüstungen, Siegeln, Münzen, Bildern und anderen Kunstgegenständen in allen denkbaren Darstellungen erscheinen und sich dem Sammler in solcher Menge aufdrängen, daß er an der Möglichkeit, dies ungeheure Material zu bewältigen, zu zweifeln beginnt, wo er vor dem Beginne des Sammelns das gerade Gegenteil annehmen zu müssen fürchtete. Er findet — wenn er nur den richtigen Blick, den richtigen Spürsinn besitzt, welche selbstverständlich durch Uebung unendlich geschärft werden können —, er findet überall, wie selten ein anderer Sammler, des Sammelns würdige Objekte. Nun aber kommen ihm noch ganz andere Umstände zu Hilfe, welche ihm gestatten, seiner Sammlung auch Wappendarstellungen anzureihen, die nicht von seiner Hand herrühren, und deren Mannigfaltigkeit hier nur angedeutet werden kann; es sollen die häufiger zu verzeichnenden den Beginn bilden. Diese sind: Siegel, Siegelmarken, Briefköpfe, Briefkouverts, Visitenkarten, Briefund Stempelmarken, Fabrikmarken und Etiquetten, alte Kupferstiche, alte Bibliothekzeichen und ähnliches mehr, auf denen sich oft reizende Miniaturdarstellungen von Wappen finden, und welche, wie sie sind, entweder der Sammlung direkt einverleibt werden können, oder aber auch als eine abgesonderte Subabteilung derselben systematisiert werden kann, in welch letzterem Falle jedoch nie vergessen werden darf, auf dem betreffenden Blatte der Hauptsammlung die Bezugsnote einzutragen.

Wappenmedaillon eines Grabsteines. (XVI. Jahrh.)

Es ist das alte Gesetz quadratischer oder kubischer Progression, das sich in dem Sprichworte: „Mit dem Essen wächst der Appetit" spiegelt, und dem ich jetzt Rechnung trage.

Angenommen, wir haben eine achtunggebietende Sammlung schöner Wappen mit ihren einzelnen Varias zusammengebracht, woselbst, wie dies sich leicht begreift, unser Heimatsort am reichsten vertreten ist. Die notwendigen Studien über so manches uns anfangs rätselhafte Bild machten uns mit der Geschichte des betreffenden Ortes und seiner weiteren Umgebung in vorher ungeahnter plastischer Weise bekannt; wir haben alles uns Erreichbare gesammelt und dürsten danach, dem nächsten Ausfluge, der nächsten Reise eine andere Richtung in von uns noch undurchforschte Gaue zu geben, denn wir machen keine Landpartien mehr, sondern nur mehr „Forschungstouren und Entdeckungsreisen"! Was beginnen wir aber, bis eine solche Gelegenheit sich bietet? — Wir machen einen Besuch dieser oder jener Ruine oder Kirche, diesem oder jenem Kloster oder Kirchhof, wo wir ein besonders schönes Relief in Kehlheimerstein oder Marmor immer und immer wieder bewundern; wir haben dies kleine Ding lieb gewonnen und freuen uns immer aufs neue, so oft wir es erblicken. Jetzt durchzuckt uns ein Gedanke und wir machen ihn zur That. Haben wir denn nicht im Zeichnensaale mit dem Modellierholz manipuliert? Herrlicher Einfall! — Bald ist die Erlaubnis erlangt, das Wappen abformen zu dürfen; aber wie beginnen wir es? Im Zeichnenkurse modellierten wir wohl, aber wir formten nicht ab. Nun wir wollen es nichtdestoweniger versuchen. —

Zuerst reinigen wir das Relief vorsichtig mit Bürste und Seifenwasser von seiner chronischen Schmutzkruste, und ist es wieder trocken, tragen wir auf dasselbe eine ausgiebige Schicht feines Tafelöl auf, gerade so viel, daß sich der satte Fettglanz ohne Tropfenbildung zeigt. Dann nehme man in Leimwasser gut gefeuchtetes Seidenpapier (Goldschlägerpapier), lege vorsichtig einen Bogen auf das Relief, in größerem Umfange jedoch, als man abzuformen beabsichtigt, und schlägt mit einer weichen Bürste das Papier in die Formen fest. (Es ist empfehlenswert, sich dabei jener Bürsten zu bedienen, welche Buchdrucker zu ihren sogenannten „Bürstenabzügen" benutzen; in Ermangelung einer solchen genügt wohl auch eine sogenannte „Sammetbürste", obwohl erstere entschieden den Vorzug verdient.) Selbstverständlich wird der erste Bogen zerreißen, der fünfte, zehnte auch; nun legt man auf die noch offenen, stark erhabenen Stellen kleinere Papierstücke und abwechselnd wieder ganze Bogen, so oft und so stark, bis das ganze Relief mit genügend starker Papierlage überzogen ist, was man meist mit einer Schicht von fünfundzwanzig bis dreißig Bogen erreicht. Nun nimmt man eine stärkere Papiersorte, wozu sich das sogenannte „Löschpapier", auch „graues Druckpapier" genannt, besonders eignet, welches gleichfalls gut mit Leimwasser getränkt über die erste Papierschicht in einer Lage von 4 bis 6 Bogen geschlagen wird. Nachdem diese Schichten beinahe trocken sind, löst man sie vorsichtig ab, und gibt die Uebung den richtigen Feuchtigkeitsgrad, den die Papiermasse im Momente des Ablösens noch haben muß, dem Auge wie dem Gefühle leicht zu erkennen. Ist die Papiermasse noch zu feucht, wird die Form sich werfen, ist sie zu trocken, dann ist sie nicht abzulösen ohne Gefahr des Zerbrechens; denn manche Reliefdarstellungen sind zu plastisch und bedingen beim Abheben der Masse deren Nachgiebigkeit, welche eben die Papiermasse im noch nicht völlig getrockneten Zustande genügend besitzt und ihr den Vorzug vor Lehm- oder Gipsabformung sichert, bei welcher, wie bekannt, das abzuformende Objekt erst mit Lehm

übermodelliert werden muß. Hat man die Form nun glücklich in Papiermasse abgehoben, so korrigiert man rasch die etwa verletzte Form und legt sie mit der inneren Fläche auf eine horizontale glatte Ebene (allenfalls das Kirchenpflaster, eine Steinbank etc.), wo sie vollkommen trocknen muß. Beim Trocknungsprozesse sind jedoch Sonnenstrahlen, Ofenwärme und Zugluft gefährlich, weil durch das ungleichmäßige Trocknen die Form sich leicht wirft, wodurch die ganze Arbeit gefährdet sein kann. Ist die Form trocken, dann ist sie leicht transportierbar, weil weniger gebrechlich und weniger gewichtig als eine Gips- oder Lehmform, und daher auch handlicher und praktischer als eine solche. Zu Hause angelangt, wird nun diese Form vorsichtig in die richtige Größe geschnitten, in ein sogenanntes Sandbad gestellt, welches uns durch die Chemie bekannt ist, schließlich mit Gips ausgegossen, wobei Rücksicht genommen werden muß, um noch rechtzeitig die Drahtösen einzusetzen, an welchen es dereinst an der Wand hängen soll *). Natürlich steht uns jetzt frei, ob wir unsere Geschicklichkeit in der Modellierung eines passenden Abschlußrahmens versuchen wollen oder uns genügen lassen, rund um den Rand eine einfache Hohlkehle zu ziehen, die wir, um einen passenden Abschluß zu gewinnen, mit Malergold ausfüllen können. Sehr reizend ist auch die Aufgabe, solche Abgüsse in künstlichem Gipsmarmor herzustellen, dessen Rezept ich wohl kaum anzuführen brauche, da es sich in jedem Lehrbuche der Chemie findet. — Ist uns dies aber zu mühsam, so gibt es andere Mittel, vom Bemalen abgesehen, um den unangenehmen Gipston zu dämpfen und gleichzeitig dem Abguß eine größere Härte und Widerstandsfähigkeit zu verleihen. Wenn der Abguß *vollkommen* ausgetrocknet ist, lege man ihn, mit dem Bilde nach oben, auf eine heiße (jedoch nicht glühende) Herdplatte und bestreue ihn mit geschabtem oder sonst zerkleinertem Stearin in reichlichem Maße. Je mehr der Gips sich erhitzt, je mehr saugt er das Stearin begierig ein und gewinnt dadurch eine angenehme Cremefarbe und bedeutende Härte, ohne die Eigenschaft zu verlieren, Farben, selbst Wasserfarben anzunehmen. Natürlich darf man nur so viel Stearin geben, als der Gips auffaugen kann, das Zuviel ist hier ebenso wie überall zu vermeiden.

*) Dieses Verfahren, entsprechend zarter gehandhabt, empfiehlt sich auch zu Siegel-, Münzen- und anderen Abdrücken kleinerer, selbst kleinster Dimensionen.

Dieses Wort nun ruft auch mir ein Halt zu. Bald jedoch hoffe ich wieder auf das „Sammeln von Wappen" und andere verwandte Gebiete zu sprechen zu kommen, hoffentlich ohne das Schreckenswort „Zuviel" von meinen freundlichen Lesern zu hören. Vale!

Untreue schlägt den eigenen Herrn.

Im Jahre 1521 ward der Ritter Hans Thoma von Absperg mit seinen Helfershelfern der Stadt Nürnberg und des ganzen Bundes der fränkischen und schwäbischen Städte abgesagter Feind. Es entspann sich daraus ein zehnjähriger wilder Krieg, in dem sich beide Teile gegenseitig mit unversöhnlichem Hasse schädigten, so viel sie vermochten. Die Macht des Städtebundes war allerdings stärker als die der Ritter, es wurden 23 feste Schlösser aufgezählt, welche in diesem Kriege von dem Bunde ausgebrannt und zerstört wurden; aber da die Ritter immer wieder neue Schlupfwinkel fanden und vereinzelt und zerstreut, bald hier, bald dort ihren Raubkrieg führten, so war es nicht möglich, durch einige wenige Schläge ihre Macht zu brechen und ihnen das Handwerk zu legen. Darum waren die Städter, wenn sie einzeln und ohne Bedeckung außer ihren Mauern ihren Geschäften nachgingen, in steter Gefahr, aufgehoben, beraubt und mißhandelt zu werden.

Besonders hatte der von Absperg es auf die Nürnberger abgesehen, so daß die

Wappenmedaillon eines Grabsteines. (XVI. Jahrh.)

Bürger auf ihren Reisen in steter Angst vor ihm sein mußten, zumal der Absperger seine Feindschaft auf die grausamste Weise übte. Wer von den Nürnbergern ihm in die Hände fiel, dem hieb er die rechte Hand ab. Als er einst mit etlichen Pferden einen Streifzug machte, traf er in einem Walde hinter Schwabach zwei reiche Nürnberger Bürger, welche, begleitet von einem reitenden Boten, gen Lindau reiten wollten, um ihre Freunde zu besuchen. Er umringte sie und begehrte, daß jeder die rechte Hand auf seinen Sattelknopf legen sollte, damit er sie abhaue. Die Männer baten um Schonung und boten große Geldsummen; aber alles Flehen war umsonst, er hieb ihnen endlich die rechte Hand auf ihren eigenen Sattelbogen ab, nahm ihnen Geld und Kleider bis auf das Hemd und ließ sie dann im Walde an Bäume festbinden. Dem Boten nahm er nur seine Briefe ab und schickte ihn auf einem andern Wege fort. Dieser aber ritt so lange in dem Walde herum, bis er die beiden Unglücklichen fand; er brachte sie nach Schwabach und ließ sie da verbinden.

Die Nürnberger Reisenden hatten daher guten Grund, dem Absperger aus dem Wege zu gehen und zu erschrecken, wenn sie irgendwo seine Nähe erfuhren. So kehrten einst mehrere Kaufleute von Nürnberg in dem südlich von Nürnberg gelegenen Flecken Wendelstein bei einem Schenkwirte ein, und da sie gehört, daß Thoma von Absperg sich eben in der Gegend umhertreibe, so baten sie den Wirt, er möge ihnen für ihr gutes Geld ein eigenes Zimmer geben und sie beileibe nicht verraten, wenn etwa der Absperger in dem Hause einkehren würde. Der Schenkwirt that nach ihrem Willen, und die Nürnberger Gäste saßen nun, der Treue ihres Wirtes vertrauend, wohlgemut in ihrem Gemache und ergötzten sich an Wein und heiterem Gespräch.

Indes kam, als die Nacht bereits hereingebrochen war, Thoma von Absperg mit 12 Pferden in die Herberge. Sobald er die Pferde in die Ställe hatte bringen lassen, ging er in die Schenkstube und fragte den Wirt, was er für Gäste habe. Der Wirt sagte schmunzelnd: „Herrliche Vögel, Herr Junker, fette Vögel! Heute kommt Ihr gerade recht. Ich habe etliche Nürnberger Kaufleute droben, die sind in der Falle, Ihr könnt sie greifen." Diese Niederträchtigkeit des Wirtes, der seine eigenen Gäste, die ihm vertrauten, so bereitwillig und unaufgefordert verriet, war dem Junker, der sonst in Bezug auf Recht und Unrecht nicht besonders feinfühlend gewesen sein muß, doch zu arg; auch bedachte er wohl, daß er der eigenen Sicherheit halber solche Grundsätze nicht dürfe aufkommen lassen. Er barg dem Wirt seinen Zorn und sagte zu ihm: „Laß mich hinauf zu ihnen, ich will Bekanntschaft

mit ihnen machen; sag' aber beileibe nicht, daß du mich kennst."

Der Wirt, der für seinen Verrat eine gute Belohnung hoffte, führte den Ritter sogleich zu den Kaufleuten und sagte zu ihnen: „Ihr Herren, hier bring' ich einen guten Junker, laßt ihn euch befohlen sein." Die Gäste glaubten nicht anders, als der Wirt meine es gut mit ihnen, und obgleich sie bei dem Erscheinen des Ritters einigermaßen erschrocken waren und nicht recht trauten, so nahmen sie ihn doch zuvorkommend bei sich auf. Der Absperger sprach freundlich mit ihnen und schickte den Wirt hinab, ihm auch eine Kanne Weine zu holen. Sobald dieser zur Thüre hinaus war, sagte er zu den Kaufleuten: „Meine guten Freunde, ich sehe euch wohl an, daß ihr ob mir erschrocken seid und mich vielleicht für euren Feind ansehet. Aber seid des ohne Sorg'; so wahr ich lebe, es soll euer keinem in dieser Nacht ein Leid geschehen, weder durch mich noch durch einen meiner Leute. Laßt euch aber nicht irren, redet nichts dazu, was ich mit dem Wirt anfange; denn das hat seine eigene Bewandtnis."

Geistererscheinungen auf der Bühne.

Das gelobten ihm die Kaufleute, und sie waren miteinander guten Muts. Nachdem man miteinander gespeist und getrunken, sprach der von Absperg zu dem Wirt: „Sage mir, Wirt, hast du nicht eine gute starke Schraube, daß man einen daran hängen könnte?" Der Wirt antwortete dienstfertig: „Ja gewiß, Herr Junker, ich will gleich eine bringen," und ging, die Schraube zu holen. Unterdes ließ der Junker in Eile seine Pferde zäumen. Als die Schraube zur Hand war, hieß er den Wirt dieselbe in die Decke des Zimmers einschrauben. Der, nicht faul, stellte sich auf einen Tisch und that, was ihm vorgeschrieben war, im Glauben, nun ginge es an die Fremden. Darauf steigt der Junker mit einem Strick in der Hand zum Wirt auf den Tisch und sagt: „Versuch', ob die Schraube einen zu tragen vermag." — „Ja, sie trägt gar wohl," sprach der Wirt, indem er sich an die Schraube hängte. Nun warf der Absperger dem Wirt einen Strick um den Hals, band ihn an die Schraube fest, zog den Tisch unter seinen Füßen weg und ließ den Verräter in der Luft hangen. Zu den Kaufleuten, welche der Operation von Anfang bis zu Ende mit stummem Entsetzen zugesehen, sprach er: „Ihr lieben Kaufleut', dieser Wirt hier hat euch bei mir verraten; ich bin Hans Thoma von Absperg, der Nürnberger Feind. Er hat gemeint, ich soll euch henken, so hab' ich ihn gehenkt." Und zu dem Wirt, der zappelnd in der Schlinge hing, sagte er: „Du Schelm, wolltest du deine Gäste verraten, so ist dir besser, du henkest statt ihrer; denn so du einen andern verraten darfst, hättest du Geld genommen und mir's auch thun dürfen. Also sind wir vor dir sicher."

Darauf schwang er sich auf sein Roß und ritt mit seinen Gesellen davon, nachdem er sich von den Kaufleuten freundlich verabschiedet. Der verräterische Wirt war tot, noch ehe ihn die zurückgebliebenen Kaufleute aus seiner Schlinge lösten.

Der Absperger gab seine Fehde gegen Nürnberg nicht auf bis an seinen Tod, im Jahre 1531. Er ward in Böhmen in der Nähe von Zedliz von einem Juden erschossen. Knaben fanden seine Leiche in einem Kornacker und zogen sie an Stricken auf die Straße, allwo man ihn erkannte.

Die Entfernungen der Gestirne

versucht das Journal du Ciel in folgender sinnreicher Weise zu veranschaulichen. Denken wir uns einen Riesen, dessen Arm von der Erde zur Sonne reicht. Streckt er diesen Arm aus und berührt den feuerigen Ball, so wird er den Schmerz erst 157 Jahre später verspüren, da die Erfahrung gelehrt hat, daß Empfindungen sich im menschlichen Körper mit einer Geschwindigkeit von 31 m in der Sekunde fortbewegen. Stößt der Riese nach 157 Jahren einen Schmerzensschrei aus, so wird dieser erst nach 13 Jahren auf der Sonne vernommen, da der Schall sich mit einer Schnelligkeit von 340 m in der Sekunde fortpflanzt. Würde aber der Arm des Riesen bis zum nächsten Fixstern, dem α des Centaurs, reichen, so würde der Riese den Schmerz aus der Berührung mit diesem Feuerball erst nach 60 Millionen Jahren verspüren!

Richard Wagner-Fels.

Ein seltsames Felsgebilde befindet sich im Lawantthale in Kärnten. Dasselbe zeigt nämlich in den Umrissen die treue Silhouette Richard Wagners — das Barett, die scharfgeschnittene Nase, das charakteristische Kinn, alles ist getreu wiedergegeben. Das seltsame Naturspiel wurde erst vor kurzem entdeckt, worauf man dem Felsen den Namen „Richard Wagner-Fels" beilegte.

Geistererscheinungen.

Oft schon ist an den „G. K." die Frage gerichtet worden, etwa lautend: „Ich habe jüngst bei meinem Freund X oder auf dem Jahrmarkt, in der Bude so und so, effektvolle Geistererscheinungen gesehen; ‚G. K.', sage mir, wie geht das zu?" — Die einfachste Art, solche Täuschungen darzustellen, ist durch unsere heutigen beiden Illustrationen veranschaulicht. Es gehört zu diesem einfachen Experiment vor allem eine den Größenverhältnissen der Theaterbühne entsprechende Spiegelscheibe, die im Vordergrund derselben, in einer Neigung von etwa 20° aufgestellt wird, also zwischen Darsteller und Zuschauerraum liegt. Es ist ferner dicht vor der Bühne eine in entsprechendem Verhältnis zur Stellung der Spiegelscheibe stehende, dem Zuschauer unsichtbare Versenkung angebracht, bestimmt, den Künstler, der das Gespenst darstellen soll, aufzunehmen. Es liegt derselbe, wie aus unserem Bilde ersichtlich, in ganz bequemer Weise auf einem verschiebbaren Wagen. Den eigentlichen Spuk besorgt eine Knallgaslampe, von einem dritten Mitwirkenden gehandhabt. Soll das Gespenst, vielmehr das Spiegelbild, auf der düstern Bühne (um vielleicht von einem zweiten Darsteller erwartet und vorgeblich erdolcht zu werden) erscheinen, wird die Lampe geöffnet; soll es verschwinden, wird sie einfach wieder geschlossen. Die Stellung der beiden darstellenden Künstler auf der Bühne und in der Versenkung, ihre gegenseitigen Gesten müssen zuvor natürlich genau ausprobiert werden.

Aufgabe.

Auf dem Hofe des Zeughauses einer Festung fand ein Herr eine Anzahl gleich großer Geschützkugeln in Form einer Pyramide aufgeschichtet. Er wünschte die Zahl der Kugeln genau zu kennen. Man gab ihm anheim, sie selbst zu berechnen, jedoch bat man sich aus, daß die Pyramide nicht auseinandergenommen werde. Der Herr sah, daß die Pyramide dreiseitig war und ein gleichseitiges Dreieck zur Grundfläche hatte. Faßte er eine Seite der Pyramide allein ins Auge, so bemerkte er, daß ihm unter der einen Kugel, welche die oberste Schicht oder die Spitze bildete, in der zweiten Schicht 2 Kugeln zugekehrt waren, in der dritten 3 u. s. w. bis zur zwölften und letzten Schicht, die auf der Seite 12 Kugeln sehen ließ. Er versuchte nun, die Kugelzahl zu berechnen. Welchen Weg kann er gewählt haben und was fand er, wenn er richtig rechnete?

Auflösung des Rebus in Nr. 49.

Kupferdrähte.

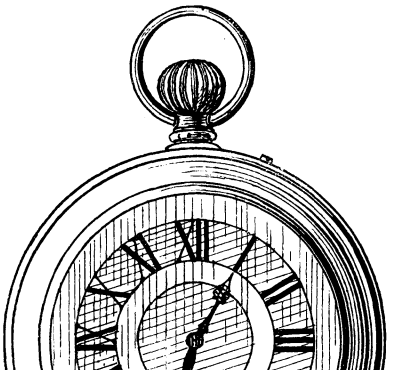
Auflösung des Trennungsrätsels in Nr. 49.

Am — Eise.
Ameise.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 49.

Fregatte — Regatta.

Ahrenkryptogramm.



Werden an Stelle der Ziffern die richtigen Buchstaben gesetzt, so geben letztere den Namen eines berühmten Dichters der Alten Griechen.

Aus den Buchstaben dieses Namens sollen zusammengesetzt werden in folgender Reihe:

I. 1, 11, 2, 1 Bezeichnung für einen geschichtlichen Zeitabschnitt.
II. 2, 8, 11, 1 Göttin aus der griechischen Mythologie.
III. 3, 4, 7, 1, 8, 1, 10 persische Stadt.
IV. 4, 1, 7, 8, 3, 2 ein Edelstein.
V. 5, 6, 7, 1, 12 desgleichen.
VI. 6, 7, 6, 2, 5, 6 eine Hafenstadt.
VII. 7, 1, 10, 5, 8, 11, 6, 10 berühmtes römisches Gebäude.
VIII. 8, 11, 3, 10, 11 ein Dichter der Neuzeit.
IX. 9, 2, 10, 6 italienischer Fluß.
X. 10, 1, 5, 8, 1, 10 alttestamentarischer Name.
XI. 11, 5, 1, 7, 7, 11 militärische Bezeichnung.
XII. 12, 5, 11, 7, 8, 1, 10, 3, 11 weiblicher Vorname.

a, a, e, h, i, n, o, p, r, s, s, t.

Fragen und Antworten.

Karl W. aus **Bremen**, z. Z. in **St. Moritz.** Wer von meinen Kameraden kann mir mitteilen, womit und auf welche Weise die Höhe der Berge gemessen wird? Briefe ausnahmsweise an die Redaktion.

Fritz K., Buchhändler in spe. So aufopferungsvoll willst Du sein? und das, weil der „G. K." Dein bester Freund geworden ist. Nun, wenn Du's gerne thust, der „G. K." ist nicht blöde und nimmt Dein freundliches Anerbieten mit herzlichem Dank an. Er muß bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten immer wieder sagen, je mehr die Zahl der Abonnenten steigt und der Kreis der Kameraden sich weitert, desto hübscher und interessanter kann und wird er sein Blatt ausstatten. — Unter „Sammelmaterial" versteht der Buchhändler zumeist das erste Heft eines periodischen litterarischen Unternehmens — in unserem Fall die erste Nummer des neu beginnenden Jahrganges — gleichbedeutend auch mit „Probenummer". Unsere Expedition wird Dir eine Anzahl derselben — wieviel Schulkameraden hast Du für die Einladung ins Auge gefaßt? — sobald der Druck der ersten Nummer zu Ende geführt ist, wenn Du uns nur Deine Briefadresse angeben willst, zugehen lassen. Sie wird dieser Sendung, wenn es Dir recht ist, auch eine Anzahl der neuen Stundenpläne (Winterhalbjahr 1888/89) beilegen, die Du an Deine näher bekannten Schulkameraden mit der Aufmunterung zum Abonnement verteilen könntest. Diese Stundenpläne sind hübsch, praktisch, kosten nichts und werden daher gerne entgegengenommen werden. Auch die Probenummern gib zum Lesen, ohne sie zurückzufordern. Wer in den „G. K." nur einmal hineinguckt, abonniert auch. Nochmals herzlichen Dank und gute Erfolge. Versäume darüber aber ja keine Deiner Arbeiten. Gruß!

A. F. in **P.** Du willst wissen, wie man Schiffskapitän der Kriegsmarine wird. Zuerst, junger Freund, wollen wir Kadett und Unterlieutenant werden, mit dem Kapitänspatent hat's noch gute Wege. Die Bedingungen, unter denen die Annahme stattfindet, hat der „G. K." an dieser Stelle schon oft aufgezählt; ganz ausführlich findest Du sie in der oft genannten „Allerhöchsten Verordnung über die Ergänzung des Seeoffizierkorps". — Sind wir Kadett geworden, hätten wir zunächst ein Jahr lang Uebungen zur See mitzumachen und die Marineschule zu Kiel zu besuchen, worauf die Kadettenprüfung stattfindet. Es folgt darauf die Einschiffung an Bord eines Seekadettenschulschiffes auf etwa zwei Jahre, und dieser folgt wieder die Ablegung der ersten Seeoffiziersprüfung. Nach Bestehen und nach erfolgter anstandsloser Wahl durch die ortsanwesenden Seeoffiziere werden wir Unterlieutenant ohne Patent; als solcher ist der Offiziercötus der Marineschule zu absolvieren, die Seeoffiziersberufsprüfung abzulegen, worauf endlich, je nach Vakanz, die Patentierung erfolgt.

Alex. von Bethmann. Dank für das Quadraträtsel. Hübsch!

Vater in **Regensburg.** Das neueste und hübscheste Geschenk für Ihren jungen Schmetterlingsjäger wäre der von der Verlagsbuchhandlung Jul. Hoffmann in Stuttgart herausgegebene „Apparat für junge Schmetterlingssammler", in feinem Kasten aus Ebenholz, Preis Mark 7. 50., durch jede Buchhandlung erhältlich.

Alfred L. in **Amsterdam.** Anleitung, sympathetische Tinten zu bereiten und anzuwenden, findest Du im ersten Jahrgang des „G. K." Seite 573. — Mit den Chemikalien Vorsicht.

Ernst W. in **Zürich.** „Ein Auge zudrücken wegen des Geschreibsels?" — Nun, wenn man krank zu Bette liegt, dann wird der beste Kalligraph's bleiben lassen, Musterleistungen zu liefern. Hoffentlich inzwischen genesen! Gruß!

F. A. Böker auf **Gut Harkoven.** C. W. C. Fuchs, Anleitung zum Bestimmen der Mineralien, 2. Aufl., Mk. 4. — R. Helmhacker, Tafeln zur Bestimmung häufig vorkommender Mineralien mittels der einfachsten Versuche für Anfänger, Mk. 0. 80. — Laube, Hilfstafeln zur Bestimmung der Mineralien zum Gebrauche für Anfänger, 2. Aufl., Mk. 1. 20. — Kobell, Tafeln zur Bestimmung der Mineralien mittels einfacher chem. Versuche auf trockenem und nassem Wege, 11. Aufl., Mk. 2. — Verlagshandlung: Lehrmittelanstalt von Dr. Oskar Schneider in Leipzig, Schulstr.

„Ein Dünner von der Nahe Strand". Du kommst zu spät; vielleicht aber kracht der „Dicke, postlagernd (!!!) zu Hameln" bald wieder einmal durch und kann sich dann Deine logische Musterleistung alsogleich dienen lassen. Also sei's drum; unser Dünner schreibt: „Lieber unglücklicher, dicker Kamerad! Ich bin zwar so dünn, daß ich mit Grätschbeinen noch bequem durch ein Nadelöhr gehe, kann mir aber doch nicht versagen, auf Deinen spaßigen und zugleich Mitleid einflößenden Aufruf hiermit Rat zu geben, wie Du Dich verteidigst, wie Du Dir aus der Klemme hilfst. Um Dich also zu trösten, so Dich Deine Herren Lehrer vor den Hohen Rat citieren, um Ihnen mit positiven Gründen in die Augen zu springen (dazu muß man wohl Deine dünnen elastischen Grätschbeinchen haben!), höre und merke: 1) Die Bank war schadhaft. Schreiner und Gymnasialverwaltung sind dafür verantwortlich zu machen, sogar für den weiteren Schaden (man hört den dereinstigen Juristen!), den Dein dickes Dasein bei dem Bankbruch erlitten hat. Du kannst sogar verlangen, daß die neue Bank, auf die Du Dich nächstens setzen sollst, vorher, nach Art neuer Brücken, einer Belastungsprobe unterworfen werde. 2) Die Erneuerung der Bank wäre doch nur eine Strafe für den Vater des Dicken, nicht für den Filius, da ersterer auch das Moos dazu geben muß, wo er doch mit dem Unterhalt des Dicken fur seines Leibes Nahrung und Notdurft schon genug geschlagen ist, also füglicherweise man schon darum für mildernde Umstände plädieren oder besser volle Begnadigung beantragen müßte. 3) Die gesprungenen Hosen sind schon Strafe genug für den Dicken, da er bei seiner kolossalen Leibesfülle doch wohl ein paarmal so viel Stoff braucht als gewöhnliche Menschen, so auf solchen Bänken sitzen, das Wort zu lauschen, das dem Katheder entfleußt. 4) Der Dicke hat seine Hauptstrafe durch die Schelte, mehr noch durch den Schreck erhalten, den er bei dem Sturz erfuhr, zumal zu bedenken, wie gefährlich ein plötzlicher Schreck für Sterbliche normaler Natur werden kann, wieviel mehr für Leute, die ein gemütliches embonpoint vor sich tragen. 5) Wenn der Bankbruch bei der Klopperei erfolgte, müssen sämtliche Beteiligte den Schaden inkl. Hosen tragen helfen, oder aber es hätte einer den Edelmut, den ganzen Rummel auf den Buckel zu nehmen (wozu allerdings die breite Rückseite des Dicken wie geschaffen wäre). 6) Die geringe Beteiligung des Dicken an der Klopperei soll und muß ihm als Primus, der das volle Vertrauen der Herren Lehrer besitzt, geglaubt werden. 7) Dir persönlich rate ich, eine Schwemmingerkur zu gebrauchen, dann wird Dir solches Malheur nicht mehr passieren. Werde so wie Dein Dich grüßender Dünner von der Nahe Strand."

O. L. in **Kirn.** Du willst einen Fußboden von roten Tintenflecken reinigen. Da sollte man wissen, aus welchen Materialien diese Tinte zusammengesetzt ist. Uebrigens, Du kannst ja nachstehend erläuterten Versuch machen: Uebergieße den Fleck mit verdünnter Schwefelsäure und wasche sie nach kurzer Zeit mit Wasser wieder ab. Es wird sodann mit Sodalauge oder etwas Pottasche, zuletzt mit reinem Wasser nachzuspülen sein. Vorsicht mit der Säure; sie soll nicht zu lange auf dem Flecke bleiben, da sie in das Holz eindringt und es möglicherweise ausfasern würde.

Paul R. in **K.** Ob das dürre Obst wirklich auf dürren Bäumen wächst? — I du meine Güte, wo ist denn dieser Blödsinn gewachsen?

Karl Lippay in **J.** Für den hübschen Scherz besten Dank! Gruß freundlich erwidert.

F. Müller in **Stettin.** Dein Vorschlag ist nicht übel; es soll uns diese Mitteilung ein Wink für spätere Gelegenheiten sein. Für diesmal ist es, wie Du demnächst erfahren wirst, leider zu spät. Sei bestens bedankt!

Kurt von O. aus **Hamburg.** Wende Dich mit Deiner Anfrage an die Firma G. Masson in Paris, 120 Boulevard Saint-Germain. Es hat dieselbe über dieses Maschinchen erstmals referiert und wird Dir die Bezugsquelle nachweisen können.

B. Kaskeling in **Prag IV.** Joseph Ignatz Kraszewski, geb. 26. Juli 1812 zu Warschau, † den 19. März 1887 in Genf, beigesetzt in Krakau, war einer der fruchtbarsten polnischen Schriftsteller und versuchte sich auf allen Gebieten der Poesie und Prosa. Seine Haupterfolge hat er jedoch mit den Romanen verschiedener Tendenz, errungen, damit er schließlich die Zahl von 400 Bänden erreichte. Eine Auswahl derselben erschien in deutscher Uebersetzung.

Erich Dammann in **Halle a. S.** schreibt: „Lieber Guter Kamerad! Heute habe ich von meinem Bruder aus Kamerun einen Brief erhalten. Er schreibt über seinen Besuch der dortigen Schule wie folgt: ‚Ich habe mir neulich die Schule in Kamerun angesehen. Die Schüler sind ungefähr 14 Jahre alt. Natürlich wird ihnen nur Deutsch, Rechnen und Gesang gelehrt. Sie rechneten auf der Tafel ganz gut, besonders Addieren und Subtrahieren, auch mit mehrstelligen Zahlen. Der Gesang war auch gar nicht übel, ihre Sprache klingt ganz hübsch. Der Lehrer spielte dazu auf der Geige und sie sangen sogar zweistimmig.‘ Dies schreibe ich Dir, weil einige Kameraden sich vielleicht dafür interessieren, wie unsere neuen schwarzen Landsleute unterrichtet werden.“ — Eine interessante Mitteilung, für die Dir Deine Kameraden sicherlich vielen Dank wissen werden. Freundlichen Gruß, auch nach Kamerun!

F. Fastenrath in **Quackenbrück, Pr. Hannover,** schreibt: „Ich habe mich in Nr. 45 des laufenden Jahrganges meinen Kameraden zum Unterricht in Stenographie angeboten. Es hat sich dabei ein Druckfehler eingeschlichen; ich wohne in ‚Quackenbrück‘ nicht ‚Osnabrück‘.“

R. A. in **Leipzig.** S. Antwort Seite 751 dritte Spalte.

Ein sonst Strammer. Du wirst demnächst Einjähriger, hast zwar eine große Nase, doch der Schnurrbart will nicht wachsen; was ist da zu machen?*) Lieber Freund (Du scheinst übrigens eine fidele Haut zu sein), da ist guter Rat teuer; das Geld für die vielfach angepriesenen Mittelchen spare lieber. Das beste wird sein, Du wartest in Ergebung, bis es Mutter Natur gefallen wird, die Fläumchen keimen und endlich knospen zu lassen.

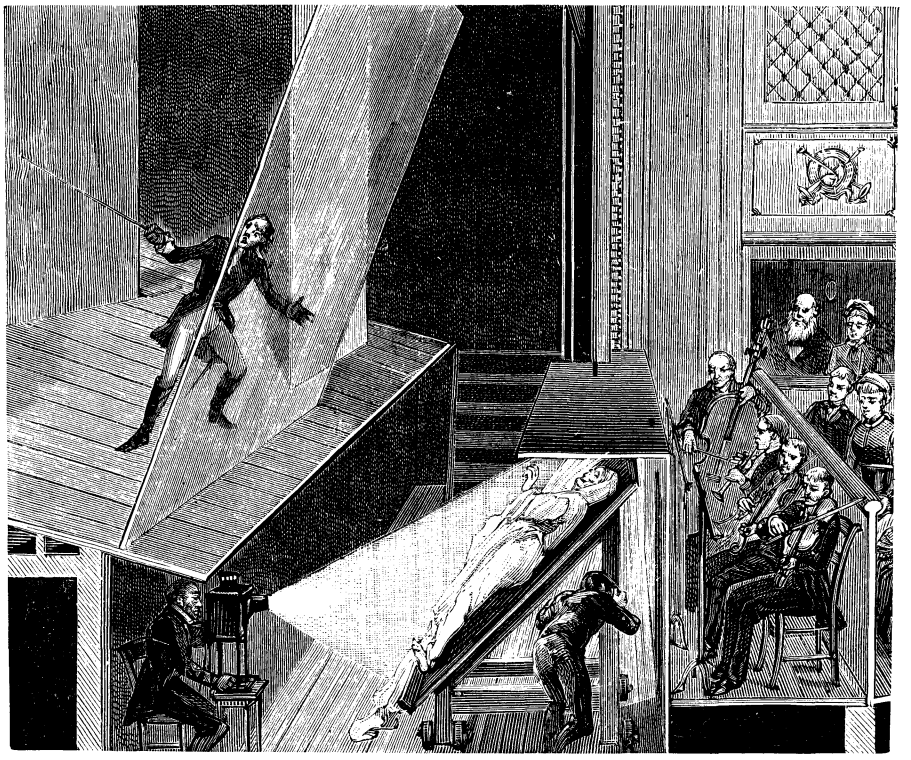
H. W. H. Du willst wissen, wie guter Kleister bereitet wird. Man gibt ungefähr eine Handvoll gute Weizenstärke in eine geräumige Schüssel, gießt sie mit nur wenigem kalten Wasser an und verarbeitet sie mit einem Rührlöffel zu einem recht steifen Teige so lange, bis sich keine Klümpchen mehr darin vorfinden. Nun wird in einem dünnen Strahle eine kleine Menge siedendheißes Wasser darübergegossen, wobei man tüchtig umrührt und unter fortwährendem Rühren noch so viel hiervon allmählich hinzufügt, bis der Kleister aufschwillt und ein glasiges Aussehen erhalten hat. Das Rühren wird noch länger fortgesetzt, um einen recht gleichförmigen steifen Brei zu erhalten, den man schließlich auskühlen läßt. Zu dick geratener Kleister kann späterhin mit kaltem Wasser verdünnt, zu dünner jedoch durch Kochen über dem Feuer verdickt werden. — Unser Kamerad fragt noch: Wer kann mir die Statistik nachweisen, wie sich die 8735 Studierenden der philosophischen Fakultät (an sämtlichen deutschen Universitäten, Winterhalbjahr 1887/88) auf die einzelnen Fächer verteilen?

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Steht wahrscheinlich zu sehr im Schatten! —

Max Kr. in **Berlin, Lützerstraße.** Inhalt, Umfang, sowie in erster Linie der Umstand, ob die Selbstschrift ganz eigenhändig oder nur eigenhändig unterfertigt ist, beeinflussen den Wert eines Autographs derartig, daß sich schwer der Marktpreis desselben ungesehen bestimmen läßt. Im vorliegenden Falle dürfte, gleichwohl ein derartiges Stück in keinem der uns zugänglichen Verkaufs- oder Auktionskataloge verzeichnet ist, der Wert des Autographs zwischen 30 Pf. (falls nur eigenhändig unterfertigt) und 2 M. (falls besonders interessant und ganz eigenhändig) liegen. — Du willst einen photographischen Apparat selbst fertigen und fragst, was das kosten kann. Nun die Holzarbeiten machst Du nach unserer Anleitung selbst; die Kosten dieses Holzrohmaterials sind kaum nennenswert; das Objektiv dürfte sich allerdings auf etwa 9 M. berechnen; wende Dich deshalb an Albert Glock & Cie. in Karlsruhe.

Robert Link in **Mannheim.** Die einzelnen Chargen des Deutschen Post- und Telegraphenwesens haben Durchschnittsgehalte und außerdem Dienstwohnung wie folgt: A. in der Zentralverwaltung der Staatssekretär 24000 M.; Direktoren 15000 M.; Vortragende Räte 8700 M.; Telegrapheningenieure 5700 M.; Geh. Registratoren, Geh. Kanzleidirektoren 4200 M.; Postbauinspektoren 3300 M.; Generalpostkassenrendant 4200 M.; Buchhalter bei der Generalpostkasse 2850 M.; Geh. Kanzleisekretär, Bau- und Kartenzeichner 2550 M.; B. in der Betriebsverwaltung die Oberpostdirektoren 8000 M.; Oberposträte und Posträte 5100 M.; Post- und Telegrapheninspektoren 3150 M.; Rendanten der Oberpostkasse 4200 M.; Oberpostkassenkassierer 3300 M.; Büreau- und Rechnungsbeamte I. Klasse und Oberpostkassenbuchhalter 2850 M.; Vorsteher von Post-, Bahnpost- und Telegraphenämtern I. Klasse 3900 M.; Post- und Telegraphenamtskassiere 3000 M.; Oberpost-, Obertelegraphensekretäre 2850 M.; Vorsteher von Post- und Telegraphenämtern II. Klasse, Post- und Telegraphensekretäre 2325 M.; Oberpost-, Obertelegraphenassistenten 1950 M.; Postassistenten, Telegraphenassistenten 1425 M.; Unterbeamte, (Briefträger, Schaffner, Packmeister ꝛc.) 1000 M.: Landbriefträger 620 M. Diese Aufzählung ist nicht vollständig, ist aber doch geeignet, einen allgemeinen Ueberblick zu gewähren. — Die gewünschten Bücher lasse Dir in einer Buchhandlung zur Ansicht und Auswahl vorlegen. Es gibt deren Legionen und zu allen Preisen. Gruß!

K. stud. ins. Das, was Du suchst, findest Du doch im „G. K.“ und zwar: über Siegelkunde Seite 211 und 237 des ersten Jahrganges; über Münzensammlung Seite 45 und 61, über Wappensammeln Seite 780 und 796 des zweiten Jahrganges. Ob Du nun die gesammelten Objekte in einem Schränkchen aus Nußbaum-, Mahagoni- oder Zigarrenkistchenholz verwahrst, das ist doch nebensächlich. Man macht sich oder läßt sich ein Fächerschränkchen machen, je nach den verfügbaren Mitteln, Bedürfnis und Umfang der Sammlung. — Deine Wünsche hinsichtlich des Fußballspiels haben wir notiert; es ist ein Athletenspiel, dabei es sogar Knochen- und Rippenbrüche absetzen kann. Bist Du stark und kräftig? Gruß!



Geistererscheinungen auf der Bühne. Durchschnitt des Theaters zur Erklärung des Experiments.

Tauschmarkt.

Alex. Schröder in **Graz, Albrechtgasse 5 III,** tauscht seltene Ganzsachen.

Hans von Flothow zu Königsberg i. P., Steile Straße 2 II, wünscht zu erhalten: eine Druckpresse, Kürschners Taschenlexikon, das Neue Universum, Sachsen 3 Pf. rot von 1850, und gibt dafür: Bücher, 2000 seltene Marken, Münzen, Schmetterlinge, Stempel, Siegel, ein reiches Herbarium. Tauscht Briefmarken.

Emil Schiller in **Brünn, Josefstadt 16,** sucht seltene Briefmarken.

Ich bitte alle meine lieben Kameraden, mir bei der Anlegung einer Briefmarkensammlung behilflich zu sein und mir von ihrem Dublettenvorrate Entbehrliches zukommen zu lassen. Zu jedem Gegendienste bereit, grüßend Euer Kamerad Manfred Stöckl, Wiener-Neustadt, beim Bahnhof.

Oskar Balthasar in **Luzern, Kasernenplatz,** bittet einzelne Kameraden, denen er Auswahlsendungen gemacht, um Antwort. Gibt 1 großen Apollo gegen Trauermantel oder Ordensband.

W. Demker in **Hamburg, Eppendorf,** bittet seine Kameraden, ihn bei seiner neu angelegten Freimarkensammlung zu unterstützen.

R. von Pressentin jun. in **Bergedorf, Reinbeckerweg 21,** tauscht und hat seltene Briefmarken.

Rudolf Geiger in **Frankfurt a. M., Neue Mainzerstraße 71 I,** tauscht: Steine, Briefmarken, Wappen, Siegel, Autogramme, Briefköpfe.

R. Eggers in **Bergedorf, Sachsenstraße 18,** tauscht Münzen gegen Briefmarken. Wünscht im Tausch einen Elektromagnet.

Ludwig Tauring in **Riga, Domplatz 7,** möchte Marken und Münzen gegen Schmetterlinge tauschen.

Max Cudell in **Aachen, Friedrichstraße 20,** gibt für einen ziemlich großen, gut funktionierenden Induktionsapparat, am liebsten mit eingelegter, schiebbarer Induktionsrolle, ein Album mit 450 verschiedenen, teils seltenen Briefmarken.

Gustav Wipprecht, per Adresse: Imhoff und Stahl in **Mannheim,** sucht 1 Sachsen 3 Pf. rot.

Arthur Goldstaub in **Ratibor, O.-S.,** gibt im Tausch einige gut erhaltene Jugendschriften ab.

Ferd. Blecken in **Possenhofen am Starnberger See** bietet zum Tausch: seltene Persien von niederen bis höchsten Werten (1 Schah bis 10 Frcs.) und zahlreiche Mexiko alt und neu.

H. Drentwett, per Adresse: Herr L. Schmidt, K. Zahlmeister in **Passau,** wünscht eine gut erhaltene Laterna magika (6 M. — Ankaufspreis) gegen eine gleichwertige Dampfmaschine oder Induktionsapparat mit oder ohne Element zu vertauschen.

Georg Finály, Klausenburg in **Siebenbürgen,** hat eine Goldstufe aus Verespatak in Siebenbürgen, Wert 10 bis 15 Gulden, und möchte gegen dieselbe einen photographischen Apparat oder eine Camera eintauschen.

Alfred Backhausen in **Karlsruhe, Bismarckstraße 79,** gibt seine Siegelsammlung ab.

Felix Wolff in **Berlin, Eichhornstraße 9 II,** gibt gegen Briefmarken 1 Stück Lava, 1 Tigerauge, 1 Stück Quarz, 1 Amethyst, Gipsschlacken, versteinerte Pflanzen.

Georg Schmidt in **Bergedorf, Am Baum 1,** gibt eine schöne Stempelsammlung gegen Briefmarken.

Ernst Horeis in **Wien, II. Bezirk, Smelzgasse 10, 2 St. 10.,** gibt 5 alte Japan, 2 Sen nur gegen Ganzsachen; möchte 1 Japan gegen 1 Japan: 1 Yen Emission 1888 rot tauschen.

C. Freiherr von Stein in **Glogau, Poleischestraße 21,** möchte mit Kameraden, die Wappen sammeln, in Korrespondenz treten.

Pflanzet Nußbäume!

Unter allen Obstbäumen wird bei uns keiner so sehr vernachlässigt, wie der Nußbaum. Früher waren die Nußbäume in schönen, stattlichen Exemplaren häufiger zu treffen, gegenwärtig scheinen sie von Jahr zu Jahr mehr zu verschwinden. Das ist in fast allen Gegenden so, und es läßt sich der Zeitpunkt absehen, wo Nußbäume in manchen Gegenden zu den Seltenheiten gehören. Wird doch jetzt der Nußbaum seines Holzes wegen vielfach geschlagen. Es sollte daher mehr als bisher auf die Anpflanzung und Verbreitung des Nußbaumes gesehen werden, der nicht allein ein nützlicher Baum, sondern mit seinen glänzenden, saftig grünen Blättern eine schöne Zierde ist. Dazu kommt noch, daß kein anderer Baum so anspruchslos ist, als der Nußbaum; er ist nicht wählerisch und kommt in jedem Boden fort. Am besten gedeiht er in trockenen Lagen, auf Abhängen u. s. w., während er im nassen, lehmigen Boden leicht vom Froste leidet. Sonst kommt er noch da fort, wo andere Obstarten nicht mehr gedeihen wollen. Ferner beansprucht er fast gar keine Pflege, kein Beschneiden u. s. w., womit allerdings nicht gesagt ist, daß er sich nicht für aufmerksame Pflege dankbar erweist. Zu empfehlen ist noch, möglichst dünnschalige Sorten zu pflanzen, und nicht die harten Steinnüsse. Zu beziehen sind solche wohl aus jeder größeren Baumschule.

Willst du's im Leben zu etwas bringen,
So gilt's zu ringen;
Willst du im Leben etwas gelten,
So leiste, was selten!
Willst glücklich du sein, sei mit dem zufrieden,
Was Gott dir beschieden!

Anton Ohorn.

Jugendlicher Heldenmut.

Die Sonne eines prächtigen Junimorgens des Jahres 1805 bestrahlte das lebhafte Treiben, das sich auf einer Lichtung des Boulogner Gehölzes, des berühmten Lusthains der Stadt Paris, und in der Umgebung desselben entfaltete. Seit kurzer Zeit nannte sich Napoleon Bonaparte, der gewaltige Eroberer, Kaiser der Franzosen; gern benutzte er jede Gelegenheit, um durch militärische Prachtentfaltung bei Paraden den leicht geblendeten Parisern die Erinnerung an die glorreichen Waffenthaten unter seiner Führung zu erneuen. Auch heute lockte ein solches Schauspiel. — Schon vor längerer Zeit war ein Regiment, das mehrere Jahre in Algier gestanden, in die Heimat zurückgekehrt; der Kaiser wollte es in eigner Person bei der stattfindenden Parade inspizieren.

Noch war eine geraume Frist bis zum Beginn derselben, und schon warteten nicht nur auf dem Felde, das zur Musterung bestimmt war, eine unabsehbare Menschenmenge, sondern auch in den umliegenden kleinen Holz- und Leinwandbaracken, die Rast und Erquickung boten, drängten sich Zivilisten und Soldaten, die des Signals zum Sammeln harrten.

Im „Café" des Vaters Jérôme, das eigentlich diesen stolzen Namen gar nicht verdiente, saßen zwei Herren in bürgerlicher Tracht in einer Nische, von der übrigen Gesellschaft abgesondert. Beide mochten in den dreißiger Jahren stehen, aber der Ausdruck vertrauenerweckender Männlichkeit war weder dem einen mit dunklem Antlitz, von dichtem Vollbart umringt eigen, noch seinem Genossen mit glottem Gesicht und listig blickenden, grauen Augen.

„Seht doch, Lorenzi," sagte der Bärtige eben mit leiser Stimme, „wie die gedankenlose Masse sich zu dem bunten Schauspiel drängt, das ihr der neu geschaffene Götze bereitet. — Es wird Zeit, Freund, unsere Pläne zur Ausführung zu bringen, soll uns Reichtum lohnen. Ich fürchte, die Polizei ist schon auf unserer Spur."

Der Gefährte konnte nicht erwidern, denn eine kräftige, wohlklingende Männerstimme unterbrach das Gespräch: „Hier ist ein Plätzchen frei, wollen Sie es mir und meinem Knaben vergönnen?"

Seit einigen Augenblicken hatte ein kräftig gebauter Mann von mittleren Jahren, in der Korporalsuniform des jüngst aus den Kolonien heimgekehrten Regiments, das Café des Vaters Jérôme betreten; auf dem von Wind und Wetter gebräunten Gesicht waren mehrere Narben sichtbar; aber diese Ehrenzeichen minderten nicht den Ausdruck der Gutmütigkeit desselben.

An der Hand des Soldaten befand sich ein etwa zwölfjähriger Knabe, einfach aber in leuchtender Sauberkeit gekleidet, ein schlanker blondhaariger Junge mit dunklen Augen; die Aehnlichkeit zwischen alt und jung, zwischen Vater und Sohn, war unverkennbar.

Dem Schwarzbart schien die Störung wenig zu behagen, um so freundlicher erwies sich der Gefährte desselben; er mochte seine Absicht da-

In der Kirgisensteppe: Ausritt zur Jagd.

bei haben. „Ein Kämpfer für Frankreichs Ehre ist überall willkommen," sagte er verbindlich; „vergönnt, daß wir nicht nur den Platz, sondern auch einen Trunk mit Euch und dem hübschen Knaben an Eurer Seite teilen, — Euer Sohn, Kamerad, nicht wahr?" — Sichtlich geschmeichelt ließ sich der Soldat nieder, in bescheidener Weise nahm der Knabe an seiner Seite Platz. — „Ja, meine Herren," erwiderte er, „der Armand ist mein Sohn — Jacques Ferrand nach seinem Vater geheißen. Als kleines Kind verließ ich ihn, um dem General Bonaparte in den Krieg zu folgen, und nach elf Jahren finde ich ihn wohlgediehen wieder; die treue Mutter freilich ruht in kühler Erde," fügte er, eine Thräne zerdrückend, hinzu. Dann aber fuhr er rasch fort:

„Um so enger halten wir zusammen, und fast wider meinen Willen bestand der Junge darauf mich begleiten und mir während der Parade nahe sein zu dürfen. — Ich nehme ihn sonst nie in ein Wirtshaus, aber Vater Jérôme ist ein alter Freund, und Sie sehen, ich bin vorsichtig, in welche Gesellschaft ich mich setze."

„Wir müssen Euch für Euer Vertrauen danken," sagte der Verbindliche der beiden Herren. „Ich nenne mich Düpuis, vormaliger Sekretär der Polizei, und mein Freund hier, ein bescheidener Rentier, heißt Lorenzi, und Mailand ist seine Heimat."

„Jacques Ferrand," stellte sich der Neugekommene vor, „leider noch Korporal," fügte er mit leichtem Seufzer hinzu.

Die „Herren" wechselten einen bedeutungsvollen Blick.

„Ich fürchte," nahm Lorenzi das Wort, „der Mann, den sie einen Adler nennen, Kaiser Napoleon meine ich, besitzt doch nicht den scharfen Blick des Königs der Lüfte, wenn es gilt, tapfere und verdiente Krieger zu belohnen. Nach Gunst mag er lohnen — nicht nach Gebühr — sonst müßtet Ihr wenigstens ‚Unterlieutenant' heißen."

Als ob die harmlose Bemerkung des Fremden eine Wunde im Innern Ferrands berühre, zuckte der Soldat zusammen; auch in den feinen Zügen des Knaben äußerte sich eine lebhafte Erregung; er schob das vor ihm stehende Glas Limonade zurück und legte wie beschwichtigend die Hand auf des Vaters Schulter.

Auch Ferrand hatte sein Glas, mit dunklem Rebensaft gefüllt, niedergesetzt.

„Ich bin Ihnen Antwort schuldig," meinte er, „denn Ihre nur zu gerechtfertigte Bemerkung trifft einen Punkt meiner Ehre, und lieber tot als einen Zweifel daran. Ja, ohne Ueberhebung darf ich es sagen, ich habe den Unterlieutenant verdient. Und doch, trotz alles Bemühens, habe ich bis heute das Ziel meiner Wünsche nicht erreicht. Ich ahne die Ursache in der Ungerechtigkeit meines Chefs, bei dem mich ein Günstling verleumdet, und so sind jüngere Kameraden, geringer an Alter, wie an Thaten, mir vorgezogen." Abermals fand ein Blickaustausch der Herren statt.

„Hört Ihr, Lorenzi?" fragte der Glatte, „abermals ein Würdiger, dem schreiendes Unrecht geschehen, trotz des ausposaunten Rufes, Napoleon kenne und ehre jeden einzelnen seiner alten Krieger!"

Ferrand zuckte mit den Achseln. „Der Kaiser kann sich nicht um alles kümmern," sagte er, „allwissend ist nur einer."

Wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, fuhr der Bartlose empor. „Ich weiß einen Ausweg, Freund," rief er mit unterdrücktem Ton; Ihr und der liebe hübsche Knabe flößt mir Teilnahme ein. Dies Glas auf das Gelingen meines Vorschlags," fügte er hinzu, dem Korporal bis zum Rande vollschenkend.

Ferrand verschmähte keinen guten Trunk, und die „Herren" hatten von Vater Jérômes „Bestem" auftischen lassen. Mit einem Zug hatte er das hohe Glas geleert; der feurige Rebensaft beförderte seine angeborene, nach langem Aufenthalt im Süden noch gesteigerte Erregbarkeit. In des jungen Sohnes Innerem aber regte sich ein unwillkürliches Gefühl des Mißtrauens. Die Freundlichkeit der beiden gänzlich fremden Männer schreckte den Knaben eher ab, als daß er sich ihrer freute, — stumm und befangen saß er an des Vaters Seite.

Ganz dicht rückte Düpuis zu seinem Gast, bis zum Flüstern dämpfte er seine Stimme:

„Wenn der Kaiser Napoleon blind und taub für Euer Verdienst gemacht ist, so muß man ihm die Augen öffnen. Ein Mann wie Bonaparte liebt Kühnheit, die den rechten Augenblick zu ergreifen weiß; zeigt, daß Ihr von ihm gelernt."

Der Korporal horchte auf. „Wie meint Ihr?" fragte er, „was soll ich thun?"

„Von seinem Stab gefolgt, pflegt Napoleon die Reihen der heimgekehrten Soldaten zu durchschreiten," erwiderte Düpuis. „Häufig pflegt er stehen zu bleiben und sich bei einzelnen mit kurzen Fragen aufzuhalten. Ohne Zweifel auch bei Euch, denn Euer Aeußeres muß seine Aufmerksamkeit erregen, andernfalls aber tretet dreist aus der Linie, präsentiert das Gewehr, nennt Euren Namen, Eure Thaten, die bis jetzt des verdienten Lohnes entbehren, und bittet um Avancement."

Jacques Ferrand war der Sohn einer Zeit, und zugleich einer Nation, deren Blut weit heißer rann, als es bei der unseren der Fall. An den Worten des ihm völlig fremden Mannes entzündete sich seine leicht erregte Einbildungskraft. Ja, den Augenblick erfassen, das war der Wahlspruch seines Kaisers, und doch, ein Bedenken dämpfte das Feuer, das in ihm loderte: die Subordination. Er verhehlte seinen neu gewonnenen Freunden dieses Bedenken keineswegs, aber mit Hilfe einiger neu bestellten Flaschen wußte Düpuis seine Einwände zu beschwichtigen.

„Aber was gilt's?" unterbrach er sich plötzlich, „wenn die Stunde gekommen, sinkt dem Tapferen vor dem Blicke des Kaisers der Mut, und der Falke wird zur Taube, der das Wort in der Kehle stecken bleibt!"

„Das soll nicht geschehen!" rief der Korporal; „parbleu, ich brauche des Kaisers Blick nicht zu fürchten, ich — —"

Ein Trompetensignal, das aus einiger Entfernung herübertönte, unterbrach den weiteren Erguß des hoch erregten Mannes; er horchte auf; aber auch der Knabe hatte sich erhoben; „Papa," sagte er mahnend, „das Signal ruft zum Sammeln."

„Wann hätte Jacques Ferrand den Ruf der Pflicht überhört?" entgegnete der Korporal, seine militärische Haltung annehmend; euch aber, ihr Herren, sage ich Dank für guten Trunk und guten Rat; er soll nicht unbenutzt bleiben."

In herzlicher Weise verabschiedete sich der Soldat von seinen Gastgebern; auch Jacques reichte ihnen die Hand, aber in einer befangenen Weise, wie sie dem aufgeweckten Knaben sonst niemals eigen war.

Da Ferrand nicht duldete, daß sein Sohn ohne seine Begleitung in einem Wirtsraume verweile, so war er mit Vater Jérôme übereingekommen, daß er in einem kleinen Nebengemach verweilen und später mit dem erwachsenen Sohne des Wirtes das Paradefeld aufsuchen solle. An der Schwelle desselben nahm der Korporal mit einem Kuß raschen Abschied von seinem Knaben, denn abermals schallte der Mahnruf. Gern hätte Jacques den Vater noch einen Augenblick zurückgehalten, allein der-

selbe war so erregt, alles ging in solcher Hast, daß der Zurückbleibende keine Gelegenheit fand denselben anzuflehen, den Rat der beiden fremden Männer nicht zu befolgen.

Nun war er allein in dem ihm angewiesenen Raum; er ließ sich auf die Polsterbank an der Holzwand nieder. Hinter seinem Rücken tönte ein Durcheinander von Stimmen; es kam augenscheinlich aus dem nebenan befindlichen, nur durch eine leichte Wand getrennten Gastraum. Plötzlich horchte er auf; ganz deutlich hörte er den Namen seines Vaters, seinen eigenen Namen, und die Stimmen waren ihm nicht fremd.

Der Knabe begriff sofort, daß er sich hinter der Nische befand, in der die ungebetenen Berater seines guten Vaters Platz genommen hatten. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte er; daß er nichts Gutes hören würde, davon war er fast überzeugt.

„Hoffentlich ist die Zeit zu kurz," fuhr eben der Redende fort, in dem Jacques unschwer das Glattgesicht erkannte, „als daß ein Kamerad noch dem dummen Teufel die Augen öffnet, oder ihm gar erzählt, wie es vor kurzem einem ähnlichen dummen Teufel ging. Der arme Schelm, dem von seinem Vorgesetzten arg mitgespielt ward, wagte bei einer Revue aus dem Gliede zu treten und den Kaiser anzureden; eine Stunde später wurde der Beschwerde des Klägers Abhilfe geleistet, er selber aber wegen Majestätsbeleidigung und als Verächter der Subordination standrechtlich erschossen*).

Mit aller Mühe hielt Jacques den Aufschrei zurück, der sich der jungen Brust zu entreißen drohte; aber schon fuhr der Glatte fort:

„Das Murren der Soldaten wird mit eiserner Strenge unterdrückt, bei einem zweiten Fall hoffe ich, soll es nicht beim Murren bleiben; schon ist es mir gelungen bei mehr als einem Soldaten Unzufriedenheit anzustiften und hoffentlich erwächst aus dem Blut des dummen Tropfs ein militärischer Aufstand, der unseren Plänen zum Verderben des Tyrannen dienen wird." —

Jacques brauchte nichts weiter zu hören; er begriff alles; nicht umsonst hatte die innere Stimme der Kindestreue die fremden Männer als Verführer des geliebten Vaters bezeichnet.

Er mußte ihn retten; vor allem aber ins Freie, denn ihm war, als müsse ihm in dem engen Raum das Herz zerspringen. Ganz leise, damit kein verräterischer Tritt die beiden Männer von der Anwesenheit eines Zeugen ihres Gesprächs zu benachrichtigen vermochte, verließ Jacques das kleine Gemach; mit einigen beruhigenden Worten eilte er an Vater Jérôme vorüber, und ehe der bestürzte Mann ihn zurückzuhalten vermochte, hatte er schon die Stätte hinter sich.

Der Knabe war mit der Oertlichkeit vertraut; obendrein durch seinen Vater mit den militärischen Anordnungen bekannt, wußte er genau, welche Richtung er einzuschlagen hatte, um die Gegend zu erreichen, wo sich das Regiment seines Vaters befand; von den wachehaltenden Posten kannten viele den allezeit heiteren und bescheidenen Korporalsknaben und drückten schon ein Auge zu, wenn sich die schmächtige Gestalt bis zu den hintersten Reihen der bereits in Front stehenden Soldaten heranschlich.

Er hatte die Stelle erreicht, zu der er gestrebt hatte, im vordersten Gliede erkannte er den Vater; Jacques Ferrands Antlitz war von Wein und Aufregung gerötet. Tief holte der Knabe Atem, seine Kraft war erschöpft, und doch — mochte er zusammenbrechen, wenn er nur die sich selber gestellte Aufgabe, den geliebten Vater vor dem beabsichtigten Verderben zu erretten, glücklich löste.

Aber dem Bedrohten ein Zeichen zukommen zu lassen, war dem geängstigten Knaben unmöglich, denn Kanonendonner erschütterte die Luft. Unter dem Wirbeln der Trommeln, den schmetternden Klängen der Musik schallte brausend ein tausendfältiges: „Es lebe der Kaiser!" über die weite Fläche; im Galopp sprengte eine goldstrotzende Kavalkade daher, allen voran eine gedrungene Gestalt in schlichtem grauen Rock, das Haupt mit dem historischen dreieckigen Hütchen bedeckt, — Kaiser Napoleon Bonaparte. — Jetzt hielt er an und stieg vom Pferde, mit ihm das glänzende Gefolge. Langsam schritt der Gewaltige mit dem gelblichen, wie aus Marmor gehauenen Antlitz die Reihen des heimgekehrten Regiments entlang; mehr als einmal blieb er bei einem Soldaten, dessen Gesicht oder Haltung ihm auffallen mochte, stehen und fragte nach soldatischen und bürgerlichen Verhältnissen.

Und nun, — dem Knaben überkam es wie ein Schwindel, nun fiel der Blick Napoleons auf die stattliche Erscheinung Ferrands; er machte eine Bewegung, als wolle er ihn anreden, aber plötzlich schien den Kaiser ein anderes Interesse zu beschäftigen, — er wandte sich ab und schickte sich zum Weiterschreiten an.

Und Jacques, der sich nur zu wohl auf das Antlitz des geliebten Vaters verstand, las darin die leidenschaftliche Aufwallung, die auf dem Punkte stand, dem verderblichen Rat der beiden Fremden zu folgen, — das Blut erstarrte dem Knaben, er gewahrte, wie der Korporal Ferrand eine Bewegung machte, als wolle er aus dem Gliede treten.

Da — ein Sprung, — ihm war's, als treibe ihn höhere Macht, — da drängte sich ein Knabe durch die Doppelreihe der Krieger. — „Sire!" laut klang die frische, jugendliche Stimme übers Feld, — „Sire, vergessen Sie meinen guten Papa nicht; er hat tapfer gefochten, und ist so betrübt, daß er noch nicht Unterlieutenant ist; dort steht er, Sire."

Ja, da stand Jacques Ferrand in vollkommen straffer, soldatischer Haltung, das Gewehr präsentierend, aber so bleichen, so vom Ausdruck des Schreckens entstellten Angesichts, daß ein einziger Blick, den Napoleon auf den ihm von dem kühnen Knaben Bezeichneten warf, genügte, den Welterfahrenen, der in der Menschen Züge zu lesen verstand, von der Schuldlosigkeit des Mannes an diesem unerhörten Auftritt zu überzeugen.

„Was ist das?" rief er, und nur zu wohl kannte seine Umgebung diesen Ton, das Grollen des nahenden Donners, „ist das Paradefeld ein Kinderplatz? Wer leitete dich, Knabe, mich anzureden? Antworte!"

Unerschrocken richtete Jacques Ferrand den Blick nach oben. „Der gute Gott, Sire," erwiderte er, „den ich bat, den armen Papa vor Unterdrückung, aber auch vor bösem Rat zu schützen; wie es kam, weiß ich selber nicht, ich konnte nicht anders; ich will gern Strafe leiden, Sire, aber seien Sie dem armen Papa nicht böse um meinetwillen."

Zum erstenmal blickte der Kaiser schärfer in das Antlitz des Knaben und wie zwischen den grauen Wolken des Gewitterhimmels ein blaues Fleckchen hindurch lugt, das Sonnenschein verheißt, so zog es sich wie ein Lächeln um Napoleons Lippen; daß der gewaltige Eroberer ein großer Kinderfreund, war allbekannt.

Gegen Jacques das Haupt neigend, wandte er sich zum Vater desselben:

„Euer Name?"

*) Streng historisch.

„Korporal Jacques Ferrand, seit vierzehn Jahren im Dienste Frankreichs," lautete die Antwort.

„Und warum noch Korporal?"

Jacques Ferrand schwieg, kaum merklich zuckte er mit den Achseln.

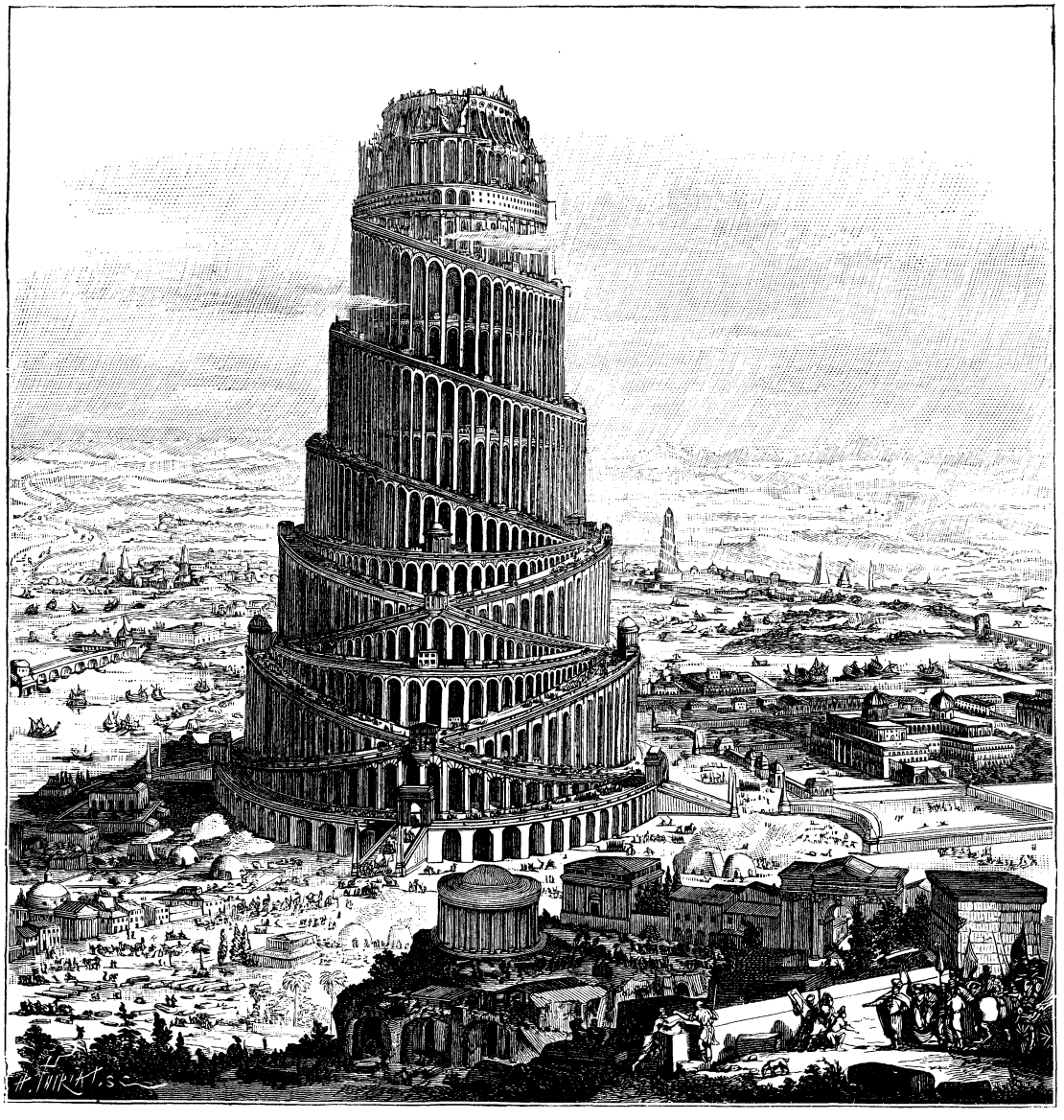
Der Kaiser verstand.

„Nach der Parade stellt Euch bei mir ein; Euren Knaben bringt mit; ist er als Euer Sachwalter aufgetreten, mag er auch seine Gründe für Euch ferner geltend machen."

Der Beherrscher Frankreichs schritt weiter; keine Regung, kein Zug des Marmorantlitzes deutete auf den Eindruck des Zwischenfalls hin; Korporal Ferrand aber erfüllte seine Obliegenheit wie im Traum; was mochte die nächste Stunde bringen?

Die Truppenschau war zur vollen Zufriedenheit des Kaisers verlaufen, und in dem kostbar ausgestatteten Pavillon, der eigens für den Herrscher und sein Gefolge zu kurzer Rast erbaut war, empfing Napoleon Vater und Sohn.

Ohne Scheu trat der Knabe vor den Mächtigen und erzählte auf die Frage desselben den Vorgang im Café des Vaters Jérôme; er schilderte in schlichten, aber



Rekonstruktion des Turmes zu Babel.

zu Herzen gehenden Worten, wie die Furcht, daß der geliebte Vater den Einflüsterungen der beiden fremden Männer, die er genau bezeichnete, Folge leisten könne, ihn auf das Paradefeld, ja bis zu des Kaisers Auge und Ohr getrieben.

Aufmerksam hatte Napoleon dem Knaben zugehört, und als Jacques geendet, da legte der Mann, der seines Reiches Grenzen ins Ungemessene erweiterte, seine Hand auf Jacques' blondes Haupt und sprach:

„Du schütztest nicht nur deinen Vater, Knabe; einen wichtigeren Dienst, als du jetzt noch verstehen magst, hast du deinem Kaiser und deinem Lande geleistet."

Dann fuhr er, zu dem Vater gewendet, fort: „Für die Zukunft des Knaben werde ich Sorge tragen, — und was das Unrecht betrifft, das dem Korporal Ferrand, wie ich mich überzeugt, durch Zurücksetzung geschehen, so wird das Avancement des Unterlieutenant Ferrand ein um so rascheres sein, wenn er sich ferner dessen würdig macht, wie bis heute!"

Freudestrahlend verließen Vater und Sohn den Pavillon des Kaisers. Im Triumph geleiteten die bisherigen Kameraden den Lieutenant nach seinem Hause; die bescheidene Wohnung ward nicht leer von Glückwünschenden, denn rasch hatte sich

die Kunde von der Beförderung des überall beliebten Kriegers zugleich mit der Mitteilung von der kühnen That seines treuen Knaben verbreitet.

Noch an demselben Abend wurden die nach Jacques' des jüngeren Beschreibung gesuchten und bald gefundenen Anstifter des verderblichen Rates verhaftet. Man erkannte in beiden Verschwörer und Werkzeuge geheimer Feinde des Kaisers. Ihre Strafe war langjährige Verbannung nach Cayenne.

Jacques Ferrand aber, der als Major starb, erlebte noch die Freude, seinen Sohn in hoher militärischer Stellung im Dienste des Vaterlandes zu erblicken; es war ihm vergönnt, blondlockige Enkel auf seinem Schoße zu wiegen und ihnen von der verhängnisvollen Musterung des Kaisers Napoleon zu erzählen, bei der Sohnestreue mit Gottes gnädigem Beistand den Rat des Verderbens zu Schanden gemacht und alles zum besten gewendet.

Der Turm zu Babel.

Unsere lieben Kameraden haben von dem Turmbau zu Babel, der bis in die Wolken hineinreichen sollte, und von den Wundern des alten Babylon schon so viel in der biblischen Geschichte und in der Bibel gelesen, daß sie gewiß begierig sind, sich ein anschauliches Bild von der einst so mächtigen und reichen Weltstadt zu machen, die im fernen Altertum eine so große Rolle spielte. Ein berühmter Künstler des vorigen Jahrhunderts hat es versucht, nach den Angaben eines gelehrten französischen Reisenden des vorigen Jahrhunderts, der die ausgedehnten Ruinen des alten Babylon selber besucht und aufgenommen hat, ein Bild desselben wieder herzustellen und zwar in einem radierten Blatt, von dem wir nebenstehend einen Abdruck geben. Die heutige Stadt Hilleh, mit ungefähr 10000 Einwohnern, breitet sich zu beiden Seiten des Euphrat aus, über welchen hier eine lange Schiffbrücke führt, und bildet mit ihren flußabwärts gelegenen, fruchtbaren, gartenähnlichen Fluren gewissermaßen den Mittelpunkt der ausgedehnten Ruinen der alten „Stadt des Saturn," denn dies bedeutet im Assyrischen der Name Babilu. Auf viele Meilen hin erstrecken sich noch heute die Trümmer und Schutthügel der alten Stadt, und fallen besonders auf dem linken Ufer des Euphrat in die Augen, denn in drei der bedeutendsten Schutthügel glaubt man die Ueberreste 1) des alten babylonischen Turmes, den unser Künstler nach den besten Schilderungen des Altertums rekonstruiert hat, 2) diejenigen des Kasr, des 2050 m im Umfange haltenden angeblichen Palastes des Nabuchodonosor mit seinem teilweise noch wohlerhaltenen Mauerwerk, und 3) das Grab des Belus, beziehungsweise dessen Pyramide, zu erkennen. Von Hilleh etwa 12 km entfernt, liegt heutzutage mitten in der Ebene der Schutthügel von Birs-Nimrûd, ein gewaltiges Oblongum von 680 m Umfang, dessen Unterbau verschüttet ist, von dem man aber noch zwei Stockwerke erkennen kann. In diesen Trümmern will man diejenigen des von Nabuchodonosor erbauten Balstempels, des Etagenturms oder der Leuchte der Welt sehen, jenes herrlichen Wunderbaues, von dem uns die Schriftsteller jener fernen Vorzeit so viel zu erzählen wissen. Ob diese Behauptung gerechtfertigt ist, lassen wir dahingestellt; es genügt uns, unseren jungen Kameraden ein auf örtliche Studien und geschichtliche Schilderungen gegründetes Bild von Babylon und seiner alten Pracht und Ausdehnung vorzuführen, das kein reines Phantasiebild, sondern eine auf Thatsachen und zuverlässige Untersuchungen gegründete Komposition ist und wenigstens den jetzt noch vorhandenen Trümmerhaufen und Schutthügeln entspricht.

Nüssesuchen.

(Schluß.)

Gesagt, gethan. Durch einen altersgrauen Schlagbaum (im Münsterlande „Heck" genannt) betraten wir eine Viehtrift (in der Landessprache „Kamp" geheißen) und begannen an den von der Herbstsonne warm bestrahlten Nußsträuchern unsere Suche.

Dieselbe erwies sich zu unserer Freude recht bald als überaus ergiebig. Volle Hände erhielten wir oft von einem einzigen Strauche, und alle Nüsse waren „löcht", wundervoll löcht. Was der Bruder pflückte, schob er vorläufig in die Taschen seiner Joppe, um die Beute sodann von Zeit zu Zeit in meinen Nußbeutel zu übertragen, der mehr capax war; was ich pflückte, versenkte ich sofort in den gähnenden Schlund des Säckchens. Nicht selten entdeckten wir an den Zweigen gepaarte Nüsse, zu zweien, zu vieren, oder zu dreien, zu fünfen; diese bezeichneten wir mit einem landesüblichen Ausdruck als „Drüwelken."

„Drüwelken drei!" rief ich meinem Bruder zu, der einige Schritte von mir entfernt in den Sträuchern rumorte.

„Drüwelken vier!" überbot mich der Bruder, indem er mir ein solches triumphierend von ferne zeigte.

„Drüwelken fünf!" übertrumpfte ich alsbald den Gegner, indem ich ein solches hastig von einem ellenhohen Zweige riß.

„Aber die fünfte Nuß an einem solchen Drüwelken taugt gewöhnlich nichts!" bemerkte der Bruder.

„Bitte sehr," entgegnete ich, „auch die fünfte ist diesmal vollkommen ausgebildet und löcht!"

„Dann steckt ein Wurm darin!" wußte sich der Bruder zu helfen.

„Damit hatte er nun in diesem Falle recht, aber ich ließ rasch mein Drüwelken fünf in den Beutel fallen und sagte — nichts.

Nicht immer blieben wir außen an der Wallhecke. Bisweilen mußten wir, um zu der erspähten Frucht zu gelangen, den Erdwall hinauf und in die dichtverwachsene Hecke hinein klettern. Das machte nun allerhand Turnerkünste nötig, von denen mein erfahrener Bruder sagte, daß sie der Gesundheit sehr dienlich seien.

„Aber wenn mir dieser wilde Rosenstrauch die Haut zerreißt, so sehe ich nicht ein, daß solches gesund ist," wendete ich ärgerlich ein.

„Hoho, mein Junge, nicht patzig werden!" lachte Karl. „Die Dornen wollen dir nur das ungeschickte Fleisch mit fortnehmen."

Manches leere Nest, manche seltene Blume entdeckten wir auch im Innern der Hecke. Zuweilen nahm ein Eichhörnchen mit flinken Sprüngen die Flucht, oder ein Häher schoß krächzend aus den Zweigen. Schmetterlinge umspielten die sonnigen Zweigspitzen und Käfer hingen schwerfällig an den Blättern. Eidechsen raschelten im Grase, und bisweilen überraschten wir eine harmlose Schlange, welche sich auf dem heißen Sande vor ihrer unterirdischen Wohnung sonnte. All diese Bilder aus dem Kleinleben der Natur erreg-

ten unsere Teilnahme und belebten während des Nüssesuchens das brüderliche Zwiegespräch.

* * *

Unsere „idyllische" Beschäftigung sollte plötzlich durch eine kriegerische Affaire unterbrochen werden. Gerade in dem Augenblicke, als ich an einer mächtigen Haselrute zwischen Himmel und Erde hing, um die fruchttragende Rute durch das Gewicht meines Körpers zu Boden zu ziehen, — gerade in diesem kritischen Augenblick schlug eine rauhe, zornige Stimme an mein Ohr:

„Machen die verdammten Bengels mir die ganze Hecke kaput!"

Der schwebende Absalon blickte um sich und gewahrte in einiger Entfernung auf dem Acker ein rotes Gesicht und einen drohend geschwungenen Knittel: beides bewegte sich im Laufschritt auf mich zu.

„Der Bauer! Der Bauer!" rief mein Bruder warnend.

Im nächsten Augenblick ließ Absalon die Hände los, und da er glücklicherweise nicht mit seinen Haaren an dem Aste hing, so plumpste er nach dem Gesetze der irdischen Anziehungskraft auf den Boden — glücklicherweise ohne Schaden zu nehmen.

„Schnell durch die Hecke!" rief mir mein Bruder zu.

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen. Der Bauer schimpfte hinterdrein, in Ausdrücken, die Europas übertünchter Höflichkeit vollkommen Hohn sprachen. Mein Bruder deckte den Rückzug, und da ehemals die homerischen Helden es nicht verschmähten, sich allerlei schnöde Redensarten an den Kopf zu werfen, so glaubte auch der Obersekundaner Karl unsern Verfolger in mannigfaltiger Weise titulieren zu dürfen. Sobald wir durch die Buschhecke gekrochen waren, liefen wir eine Strecke weit an dieser entlang, kletterten dann über eine zweite Hecke, sprangen über einen Graben, schlichen geduckt um ein Haferfeld herum und schlüpften in ein dichtes Gebüsch. Hier fühlten wir uns sicher, da unser Verfolger, dieser Abkömmling der Teutonen, sicher nicht die feine Spürnase der amerikanischen Rothäute hatte. Wohl hörten wir noch eine Zeitlang die zornig polternde Stimme, aber endlich verstummte auch die, worauf wir unser Versteck verließen.

Da wir unsere Nußhaken, sowie die gepflückten Nüsse gerettet hatten, so machte uns das kleine Abenteuer, nachdem es überstanden war, Vergnügen, und wir lachten herzlich über den vereitelten Angriff des blaubekittelten Teutonen.

„Wie konnte der Kerl nur so dumm sein, uns von weitem anzuschreien, wenn er uns überrumpeln wollte?" bemerkte ich.

„Sei froh darüber, mein Junge," entgegnete Karl, „daß jenes Geschrei dem Zaun seiner Zähne entfloh und uns warnte. Uebrigens kennen diese Teutonen keine Hinterlist, sondern sie sind im Grunde ganz gutmütige Menschen. Schimpfen freilich können sie fürchterlich und sie wählen dazu Worte, die nicht in Albertis Komplimentierbuch verzeichnet stehen."

Während wir so plauderten, wartete unser schon ein neues Abenteuer. Wir hatten nämlich unseren Weg über einen „Kamp" genommen, wo eine rotbunte Rinderherde wiederkäuend und anscheinend friedlich im Grase lag. Die Tiere glotzten uns mit ihren großen Augen an und ließen uns ruhig vorübergehen. Schon hatten wir die Gesellschaft im Rücken, als plötzlich ein dumpfes Gebrüll an unser Ohr schlug. Wir blickten uns um: eines der Tiere hatte sein breites, gehörntes Haupt erhoben und war im Begriff, sich auf die Beine zu stellen.

„Der Ochs! Der Ochs!" rief mein Bruder.

Jetzt stand das mächtige Tier auf seinen Füßen, jetzt peitschte es die Flanken mit seinem Schweife, jetzt fegte es mit den Hörnern in der Luft herum und kam auf uns zugerannt, wobei es mit fürchterlichem Gebrüll „die Losung anstimmt zur Gewalt".

Ich war vom Schrecken wie gelähmt. Aber Bruder Karl hatte die Geistesgegenwart nicht verloren: er packte mich bei der Hand, riß mich im Laufe mit sich und schrie: „Ueber die Wallhecke!" Im Nu hatten wir den hohen Erdwall erklettert. Aber oben angelangt, glitschte ich zurück und lag tief unten. Vergebens war mein Bemühen, die steile Böschung zu erklimmen. Immer näher kam der wütende Stier herangerast. Schon wurde ich von den Erdschollen getroffen, welche der Verfolger mit seinen spitzen Hörnern aus dem Boden riß und weit umherschleuderte. Ich schrie jammervoll um Hilfe: „Karl, Karl, verlaß mich nicht!" Mein Bruder, der anfangs mein Hinuntergleiten nicht bemerkt hatte, hielt mir von oben herab seinen Nußhaken hin. Ich griff zu, und Karl zog mich mit Anstrengung all seiner Kräfte hinauf. Gott Dank, jetzt war ich oben. Nun beide durch das dichte Gestrüpp! Eine Brombeerranke zerriß mir die Backe und Karl die Hand. Aber was machte das? Schnell den rettenden Sprung in die Tiefe. Plumps! Da lagen wir beide in einem — Wassergraben. Legionen Frösche stoben auseinander und das faulige Wasser spritzte uns um die Ohren. Im nächsten Augenblick aber hatten wir uns schon aus dem unfreiwilligen Bade herausgearbeitet und standen nun triefend — aber gerettet! — auf einem grasbewachsenen Fahrwege. Unser gehörnter Feind raste in blinder Wut an der Hecke entlang, aber überall verwehrten ihm der hohe Erdwall und das dichte Gebüsch den Ausgang. „Oechschen brüll, brüll!" riefen wir höhnisch hinüber und wanden dabei das Wasser aus unseren Kleidern.

Die warme Herbstsonne trocknete die nassen Partien, und wir entdeckten gar bald, daß das schreckhafte Abenteuer doch auch sein Gutes gehabt hatte: die Buschhecken zu beiden Seiten des Fahrweges hingen nämlich voll von Nüssen. Hei, das war ein lustiges Pflücken, eine ergiebige Ernte! Nach Verlauf einer halben Stunde hatten wir den Nußbeutel bis obenan voll, und das will was heißen, wenn man sich erinnert, daß der Beutel eigentlich ein Soldatenbrotbeutel war! „So, Junge," sagte mein Bruder, als er seine letzte Handvoll Nüsse in den Beutel geworfen hatte, „nun wollen wir an einem schattigen Plätzchen Rast halten und unsere von Hause mitgenommenen Butterbrote verzehren!"

Das war Musik für meine Ohren. Bald hatten wir am Fuße einer Buche einen thymianduftigen Rasen entdeckt, auf welchem wir uns ausstreckten, den Rücken an den breiten Stamm des Baumes gelehnt. Die Butterbrote wurden aus der Tasche gezogen, die fettgefleckten umhüllenden Papiere wurden entfernt und im nächsten Augenblick hackten die Zähne in das köstliche westfälische Schwarzbrot, das dick mit nußkernsüßer Butter bestrichen und mit feinem Weißbrot belegt war. Nichts köstlicher, als so ein westfälisches „Butterram!"

Einige Minuten war alles still zwischen den beiden Brüdern — sie waren eben ganz und gar mit der Vertilgung ihres Imbisses beschäftigt; dann deklamierte Karl mit Pathos:

„Auch das Schöne muß sterben, das Götter und Menschen entzückt;
Doch das Gemeine steigt lautlos zum Orkus hinab."

Mit dem „Schönen" meinte er das vertilgte Butterbrot, mit dem „Gemeinen"

das zusammengeknüllte Butterbrotspapier, das er im selben Moment in einen Wassergraben schleuderte.

Da unser Ruheplätzchen gar zu einladend war und unsere müden Glieder der Ruhe bedurften, so beschlossen wir, noch etwas länger unter der Buche zu verweilen. Wir plauderten von diesem und jenem, während ich die gepflückten Nüsse aushülste. Bruder Karl kam beim Anblick der schönen goldbraunen Haselnüsse auch auf die Haselstaude zu sprechen und erzählte mir folgendes:

„Die Zeiten, wo der Haselstrauch die Strafstöcke für die Schuljugend und die zum Spießrutenlaufen verurteilten Soldaten lieferte, sind glücklicherweise vorüber. Die Verwendung der Hasel als Strafholz ist übrigens ebenso alt, als der an dem Strauche haftende mannigfache Aberglaube. Die auf Haseln wachsenden Schwämme haben die Eigenschaft, daß man damit Verlorenes leicht wiederfindet; die darauf wachsenden Misteln schützen — ich spreche immer vom Aberglauben — am besten gegen Behexen. Schlaf unter einer Haselstaude bringt bedeutsame Träume. Am bekanntesten ist der Glaube an die Wünschelrute, welche aus einem Haselstocke geschnitten wurde. Aber dabei war mancherlei zu beachten. Die Rute mußte dreijährig und ein Gabelzweig sein, nicht länger als drei Spannen; auch durfte sie nicht mit dem Messer, sondern nur mit einem Feuersteine geschnitten werden. Auf die Erde oder über den Finger nahe darüber gelegt, drehte sich die Spitze dahin, wo Edelmetalle zu finden oder Schätze vergraben waren. Dieser Volksglaube bringt es mit sich, daß die Hasel auch im Volksliede vielfach genannt wird. Der lateinische Name für die Hasel ist Corylus Avellana; derselbe wurde schon von den Römern mit Beziehung auf Avella in Kampanien gebraucht."

Dieses und noch manches andere erzählte der Bruder, während ich unsere gepflückten Nüsse aushülste. Dann blickte Karl auf seine zweigehäusige silberne Taschenuhr, ein Erbstück vom Großvater, und rief erschrocken aus:

„Potz Tausend, schon halb fünf! Und um fünf Uhr müssen wir zum Silentiumhalten in der Stadt sein! Da heißt's mit Fortschrittsbeinen auszuschreiten!"

So endete denn unsere Idylle mit einer gehörigen Marschübung, der sich kein königlich preußischer Musketier hätte zu schämen brauchen.

Die Kirgisen auf der Wolfshetze.

Alle russischen Nomaden sind leidenschaftliche Jäger. Ihre ganze freie Zeit — und davon haben sie recht viel — verwenden sie auf die Jagd; es müßte denn sein, daß ein außergewöhnlich heftiges Schneegestöber tobte oder daß 30 Grad Kälte den Erdboden derartig verhärtet hätten, daß die gewöhnlich unbeschlagenen Pferde auf demselben ausglitten. Kann der Kirgise sich nicht der Jagd widmen, so sitzt er ziemlich gelangweilt beim Würfelspiel und sehnt sich nach anderem Wetter.

Kaum ist die Erde ein wenig aufgetaut, kaum scheint wieder die Sonne durch den Nebel: so kommen aus allen Aulen einzeln und zu Hauf die berittenen Bewohner und durchsuchen die Steppe mit ihrem Labyrinth von Schluchten nach allen Richtungen hin; erst bei Anbruch der Nacht denken sie an die Heimkehr.

Im Anfang des Sommers jagen sie Falken und Adler mit einer so großen Leidenschaft, daß sie deswegen alle anderen Beschäftigungen vernachlässigen. Daran schließt sich später die Jagd auf Antilopen, welche oft tagelang währt und bei welcher oft zuletzt die staunenswerte Kraft und Ausdauer der Steppenpferde über die nur anfänglich größere Behendigkeit und Schnelligkeit der Antilopen siegt. Mit dem Gewehr jagt der Kirgise selten, er liebt überhaupt diese Waffe nicht.

Sobald der erste Schnee gefallen ist und die Steppe mit dem reinweißen Tuche bedeckt hat, auf welchem man jeden beweglichen, dunkeln Fleck unterscheiden kann, beginnt die Wolfsjagd, das ausschließliche Wintervergnügen des Kirgisen. Auch hierbei bedient er sich nie eines Feuergewehrs, sondern einer langen Lederpeitsche.

Kaum dämmert der erste rosige Schein am Horizonte, so verlassen die Kirgisen immer paarweise ihre Aule auf den ausdauernden kleinen Pferden, die weder Kandare noch Sporen kennen. Außer der langen Lederpeitsche mit kurzem Stiel nehmen die Jäger keinerlei Waffe mit. Wenn sie zwei bis drei Werst von der Dorfschaft weg geritten sind, trennen sich die Reiter und schlagen verschiedene Richtungen ein. Als Regel für die gegenseitige Entfernung gilt, daß sie einander sehen und die verabredeten Signale erkennen können. Von nun an reitet jeder im Schritt weiter, immer aufmerksam die Gegend durchmusternd.

Sie brauchen nicht lange zu warten, um das gesuchte Wild zu finden. Schon hat einer von ihnen weit hinten in den Ueberresten des erfrorenen hohen Steppengrases einen schwarzen Punkt bemerkt, welcher nur einen Augenblick auftauchte, um gleich darauf in einer schmalen Schlucht zu verschwinden. Das war ein Wolf, welcher die nahende Gefahr erkannt hat und noch hofft, sich zu retten. Durch die kalte Luft pfeift ein sausender Peitschenhieb, das Signal für den Kameraden, daß die Jagd beginnen könne.

Durch den Knall aufmerksam gemacht und durch Winke verständigt, weiß der zweite Reiter trotz der beträchtlichen Entfernung sofort, was zu thun ist. Noch hat dieser den Wolf nicht gesehen, irrt aber nie beim Erraten des Versteckes und einigt sich mit dem ersten Reiter über die Weise, wie der Wolf auf das freie Feld gelockt werden solle. Die Jäger ereifern sich durchaus nicht; langsam traben sie vorwärts, erreichen die Schlucht und reiten, der eine auf dieser, der andere auf jener Seite entlang, so daß sie deren Windungen der Länge nach übersehen können. Währenddem hat sich der geängstigte Wolf innerhalb der Schlucht mit großen Sätzen aus dem Staube zu machen gesucht; wohl eine Werst hat er zurückgelegt, sieht sich entdeckt, vertraut bei dem großen Vorsprung auf seine Schnelligkeit und gewinnt mit einem mächtigen Seitensprung das freie Feld. Hier spitzt er die Ohren und streckt die Nase schnüffelnd in die Luft. Die Feinde sind noch weit entfernt.

Aber wieder tönt der langgezogene Peitschenknall, wieder haben ihn die kleinen schräg geschlitzten, kohlschwarzen Augen der Kirgisen entdeckt, wieder muß er flüchten. Aber wohin? Zurück in die Schlucht kann er nicht mehr; die berittenen Feinde nähern sich und schneiden ihm den Weg ab; er muß ins Freie und sich gelegentlich von dort aus ein anderes Versteck suchen. Beide Teile überbieten einander an Listen, der Steppenwolf, welcher vielleicht schon einmal gehetzt worden ist, jedenfalls aber in dem Menschen einen furchtbaren Gegner kennt, seine unermüdlichen Verfolger, die ihm von Kindesbeinen an zu schaffen machen. Noch ist das Raubtier kräftig und stark, noch fühlt es keine Ermüdung; stark und kräftig sind aber auch noch die Pferde trotz ihres unscheinbaren Aeußeren.

Der Wolf versucht es auf freiem Felde mit Schnelligkeit; er will so weit wie möglich voraus, um sich den Augen der Jäger zu entziehen und dann unbemerkt in einem neuen Versteck zu verschwinden. Mit weit vorgestrecktem Kopf und dicht angelegten Ohren läuft er im Trab mit Windeseile davon. Seine Verfolger beeilen sich noch immer nicht besonders; allerdings treiben auch sie ihre Pferde an, aber nicht zu gleicher Zeit, sondern abwechselnd. Der eine jagt im leichten Galopp hinter dem Wolfe her, während der andere sein Pferd verschnaufen läßt, um es dann wieder zu beschleunigter Eile anzutreiben.

Dieser Dauerlauf währt oft über eine Stunde. Die Aufgabe des vordersten Jägers besteht einzig darin, den Wolf weder aus den Augen zu verlieren, noch ihm die mindeste Erholung zu gönnen. Ohne Ruh und Rast muß er ihn vorwärts jagen und ihn dabei durch lautes Geschrei und sausende Peitschenhiebe unablässig ängstigen.

Das gequälte Tier, an der Flucht in gerader Linie verzweifelnd, greift wieder zur List. Es hat mit instinktivem Scharf-

blick die Kräfte seiner Gegner abgewogen; jenes schwarzgraue Pferd scheint etwas zu ermüden. Der Wolf vermindert nun die Schnelligkeit seines Laufes und rennt dann plötzlich links hinüber, dahin, wo das graue Pferd läuft, welches ihn scheinbar nur noch mit halber Kraft zu verfolgen imstande ist. Aber der Reiter rechts hat schon längst die Absicht des Raubtiers bemerkt; er bleibt etwas zurück und beobachtet das schlaue Manöver des Wolfes. Doch nicht lange genügt ihm die Rolle des Zuschauers, dann wirft auch er sein Pferd herum und jagt hinter jenen beiden her.

Der ermüdende Wolf schielt angstvoll zurück und sieht sich nun plötzlich von beiden Reitern wütend verfolgt. Nicht nur das schwarze Pferd jagt im Galopp hinter ihm drein, sondern auch das graue, welches er ermüdet wähnte, fliegt über die Steppe dahin, daß der schmutzige Schnee unter seinen Hufen nach allen Seiten auseinanderstiebt.

Noch ein Mittel gibt's, welches der Wolf versucht. Er beschreibt einen großen Kreis, um dem so sehr gefürchteten Reiter zu entgehen; aber vergebens. Dessen schwarzes Pferd schneidet ihm den Weg ab, und das graue verlegt ihm die Flucht nach dem schmalen Hohlweg, in welchen das Tier sich zu retten gedachte.

Noch einmal rafft der Wolf seine Kraft zusammen und versucht, durch raschen Lauf auf freiem Felde zu entfliehen. Wieder verfolgen ihn abwechselnd die beiden Reiter, aber er ist immer allein, ist ohne Ablösung und Erholung auf sich selbst angewiesen.

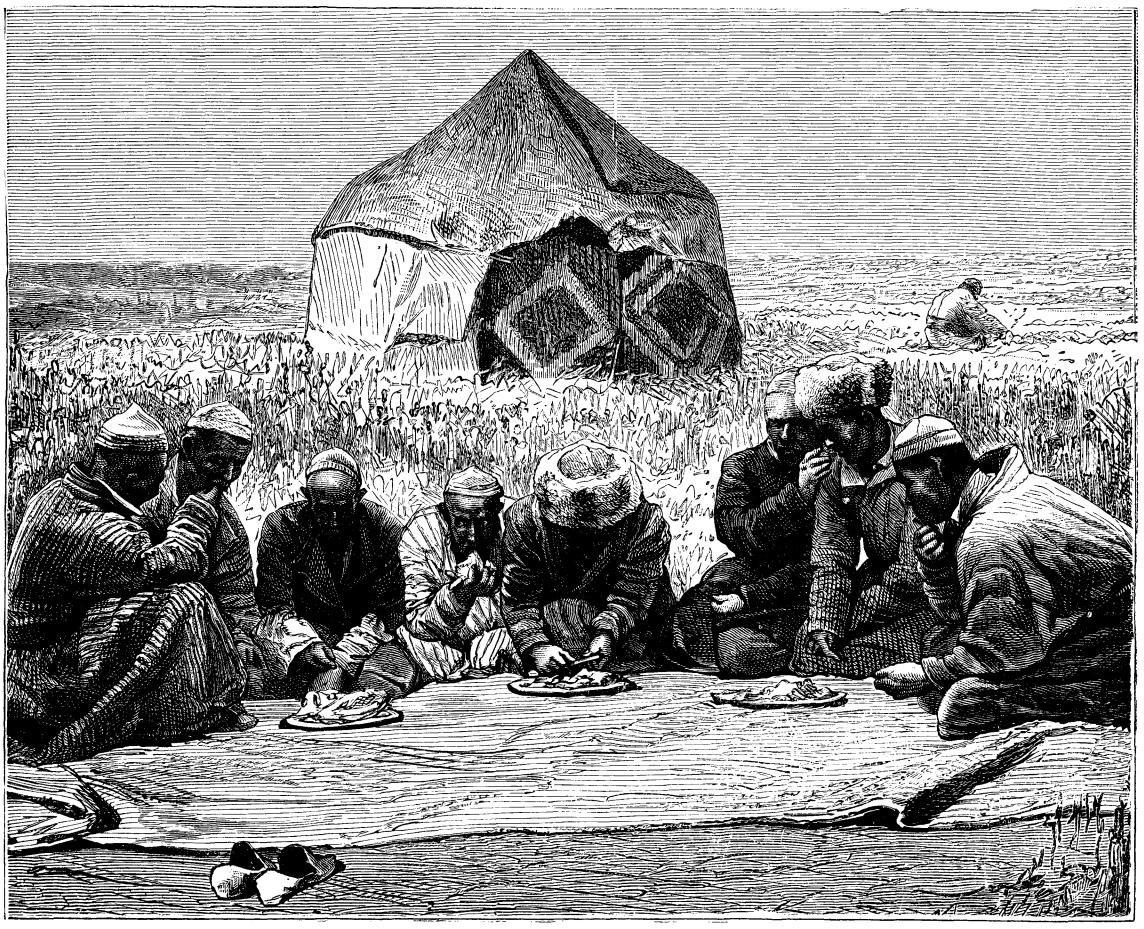
Näher und näher kommen ihm die Reiter, immer geringer wird die Entfernung zwischen ihnen und dem geängstigten Opfer, welches bereits seinen Untergang ahnt. Der zottige Wolfspelz trieft von Schweiß, die Zunge hängt seitwärts aus dem geöffneten Rachen heraus, schwer keucht der Atem. Die Pferde fühlen noch keine Ermüdung; nur ein leichtes Wölkchen steigt von den dampfenden Leibern auf und fliegt hinter den Reitern her.

Der übermüde Wolf läßt sich auf die Erde nieder; nur einen Augenblick will er verschnaufen, noch sind ja seine Feinde weit entfernt, werden ihn der kurzen Ruhepause wegen noch nicht gleich fangen. Doch selbst die Erholung einer einzigen Minute war schon verhängnisvoll, hat ihm die Verfolger bedenklich näher gebracht. Was hilft's, daß er in Todesangst sofort wieder aufspringt und noch einmal aus Leibeskräften zu laufen beginnt. Kaum tausend Schritte beträgt noch sein Vorsprung vor den Jägern.

Unabsehbar dehnt sich die Steppe vor den Blicken des Raubtiers, sein altes Jagdrevier ist doch so groß: sollte er wirklich nicht entfliehen können? Er hat es doch nur mit zwei Verfolgern zu thun. Aber es ist, als hätten diese förmliche Netze ausgespannt, in denen sein flüchtiger Fuß sich fangen muß; es ist, als hielten ihn die unermüdlichen Reiter in einem Zauberkreise gefangen, aus dem es kein Entrinnen, keine Rettung gibt, so schnell er auch läuft. Immer enger wird der dem Flüchtling gelassene Raum, die Verzweiflung raubt ihm fast die Besinnung, die letzten Kräfte versagen ihm, als er die todbringende Peitsche schon in nächster Nähe sausen hört.

Das schwarze Pferd hat die Führung übernommen, es tritt schon beinahe auf den buschigen Schwanz des Wolfes. Da wendet sich das vor Todesangst rasende Tier um, stürzt auf das Pferd zu und will sich in dessen Hals hineinbeißen: doch es gelangt kaum zwei Fuß in die Höhe, faßt kaum das Fell mit den Zähnen. Völlig ermattet bricht es zusammen und bleibt auf der Steppe liegen, um sich nicht wieder zu erheben.

Der angegriffene Reiter schilt und flucht, wie nur diese wilden Kirgisen fluchen können,

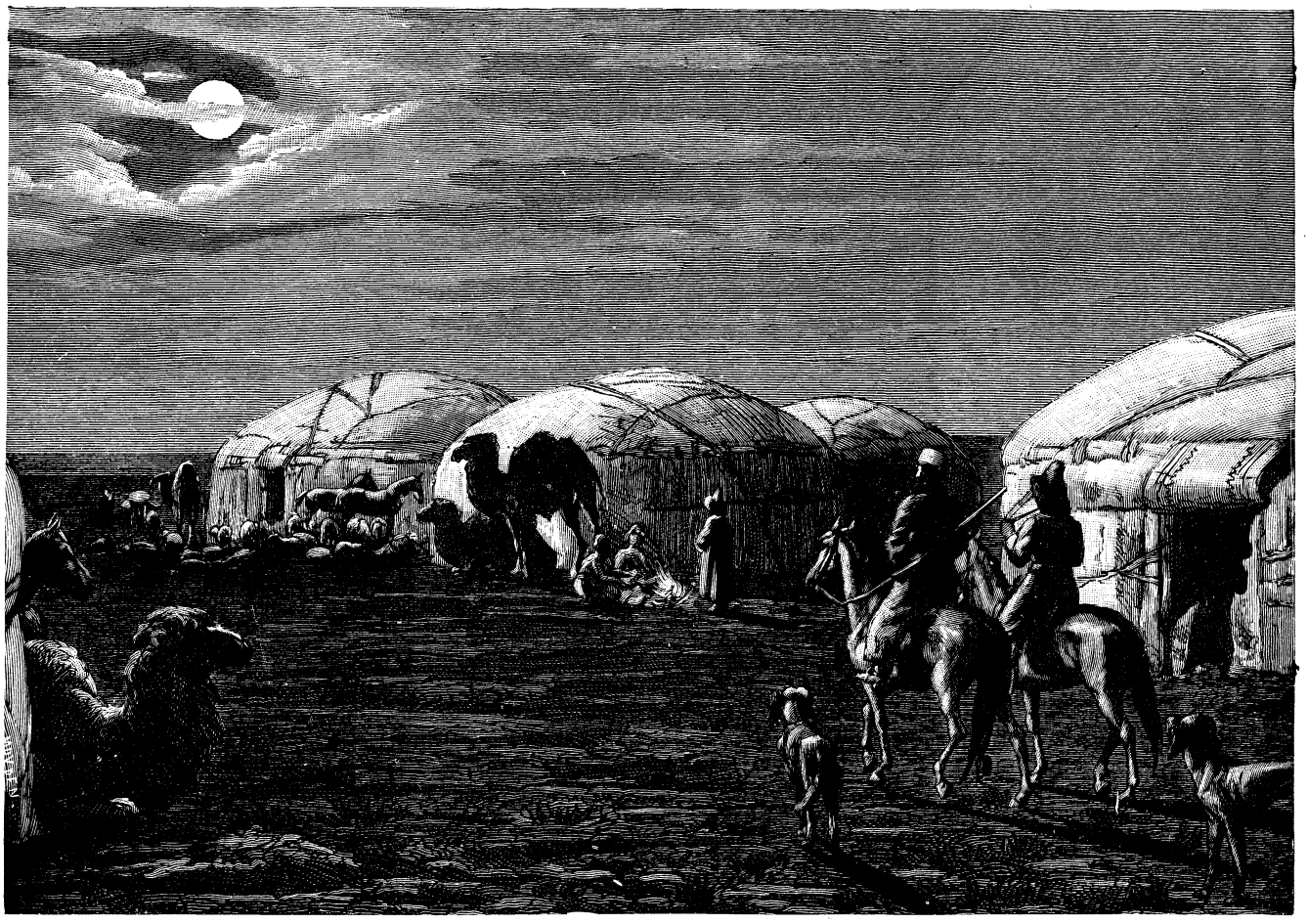


Kirgisenmahlzeit.

und sendet den ersten scharfen Hieb mit voller Kraft auf das Opfer hinab, dessen Rückgrat er trifft. Auch der graue kommt jetzt heran, und ein Reiter unterstützt den andern. Hageldicht sausen die schweren Streiche auf Kopf, Rücken und Weichen des unglücklichen Tieres, und nicht eher finden sie ein Ende, als bis der Wolf unter den abwechselnden Hieben der beiden

fürchterlichen Peitschen seinen letzten Atemzug gethan hat. Totgepeitscht liegt der schonungslose Räuber auf der kahlen Steppe: den blutenden Rachen hat er vor Schmerzen tief in den nassen Schnee vergraben, seine schnellen, sehnigen Beine weit von sich gestreckt.

Wenn so ein Wolf erlegt ist, gönnt der Kirgise seinem Pferde wohl eine kurze Ruhe, indem er dasselbe zwei bis drei



Kirgisen-Aul.

Werst in langsamem Schritte herumreitet; dann aber sieht er sich gleich nach neuer Beute um. Hat er eine solche erspäht, so muß sie sein werden, so gut wie die erste, und sollte darüber auch die Nacht hereinbrechen.

Treffen die Jäger auf junge, wenig erfahrene Wölfe, so ist es nicht selten, daß sich diese schon nach halbstündiger Jagd ergeben; es gibt aber auch Tiere, welche ihren Verfolgern vom frühen Morgen bis zum späten Abend zu schaffen machen und endlich gar entwischen. So gewitzigte Wölfe benutzen klüglich jede Gelegenheit, um selber auszuruhen, und setzen dann ihre Flucht mit frischen Kräften fort. Dabei foppen und ermüden sie Roß und Reiter oft so lange, daß die Jäger ihre zu Boden sinkenden Pferde auf der Steppe zurücklassen und sich selber mühsam zu Fuß nach Hause schleppen müssen.

Der Geist der Llano estakata.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Fortsetzung.)

„Heavens!" rief er aus. „Es sind über dreißig Personen. So stark kann doch keine Vorhut von Auswanderern sein! Sie haben einige Lastpferde bei sich, welche mit Stangen beladen sind. All devils! Das sind die Llanogeier, denen ich gerade in die Fänge geritten bin! Sie wollen mich fassen. Mit so vielen kann ich es unmöglich aufnehmen. Ich muß also die Flucht ergreifen."

Er wendete um und jagte zurück. Aber er konnte mit seinen aneinanderhängenden Pferden nicht die gewünschte Schnelligkeit entwickeln, zumal die Tiere bereits ziemlich ermüdet waren. Die Verfolger kamen ihm zusehends näher. Er trieb zwar sein Pferd so viel wie möglich an; es wurde aber durch die an ihm hängenden Lastpferde gehindert. Diese begannen sich zu sträuben. Sie zerrten an den Zügeln und Riemen; sie schlugen hinten und vorn aus. Das gab einen Aufenthalt, welcher verhängnisvoll werden konnte, denn die vordersten der Verfolger befanden sich fast schon in Schußweite. Da riß der Schwanzriemen des Reitpferdes, an welchem der Zügel des ersten Lasttieres befestigt war, und die vier Wasser tragenden Rosse brachen seitwärts aus.

„Sie sind verloren, und das Wasser dazu!" knirschte Fox. „Aber die Bezahlung nehme ich mir sofort."

Er beruhigte sein Pferd und brachte

es zum Stehen. Die Doppelbüchse anlegend zielte er — — ein Schuß, noch einer, und die beiden vordersten seiner Verfolger stürzten von ihren Pferden.

„So, nun vorwärts! Jetzt kommen sie mir wohl nicht wieder nahe. Ich kann nun für die Schmachtenden nichts anderes thun, als daß ich Old Shatterhand zu finden suche und ihn auf ihre Fährte bringe."

Während er diese Worte zornig ausstieß, galoppierte er in nördlicher Richtung davon. Die „Geier" folgten ihm noch eine Strecke unter wütendem Geschrei; als sie jedoch einsahen, daß sein Pferd jetzt den ihrigen überlegen sei, kehrten sie um, nach der Stelle, an welcher die beiden Erschossenen lagen.

— — — — — — — — —

Und abermals ungefähr einen Tagesritt von dem Passiflorenhäuschen entfernt, aber in nördlicher Richtung von demselben, gab es endlich noch einen Reitertrupp, welcher sich nach Süd bewegte. Stark war er nicht durch die Zahl, sondern durch die Intelligenz der Männer, welche ihn bildeten, nämlich Old Shatterhand und seine Begleiter.

Sie folgten einer tief in den weichen Sand getretenen Fährte. Es war diejenige der „Geier", welche die Richtung nach der Karawane eingeschlagen hatten, um vor derselben die Pfähle auszureißen und in der Richtung nach der Murding-Bowl wieder in den Sand zu stecken.

Old Shatterhand ritt, wie gewöhnlich, voran; er hatte Eisenherz, den jungen Komantschen, neben sich. Jim und Tim Snuffle folgten ihnen. Hinter diesen ritt der Hobble-Frank mit dem dicken Jemmy. Den Schluß bildeten die übrigen.

Old Shatterhand verhielt sich schweigend. Er ließ die Fährte und den Punkt des Horizontes, nach welchem dieselbe zeigte, kaum einen Augenblick aus dem Auge. Nur diese Beobachtung schien ihn zu beschäftigen.

Um so weniger still verhielten sich die anderen, und Frank war der Lauteste von ihnen. Das Gespräch bewegte sich um einen Gegenstand, für den er ein lebhaftes Interesse empfand und über welchen sein Nebenmann eine andere Meinung geäußert zu haben schien, denn der kleine Sachse äußerte in zornigem Tone:

„In wissenschaftlichen Angelegenheeten biste schtets off dem Holzwege oder gar off dem idealen Knüppeldamme; das is doch eene alte Weste! Hättste nich grad mich getroffen, so schtäckste noch heut bis an die schteifen Vatermörder im bornierten Sumpfe und ernährteste deine dunkle Seele mit Sauerampfer und einmarinierten Krötenschenkeln. Waste biste, das habe nur ich aus dir gemacht. Nur meine intellektuelle Buttermilch is es gewesen, durch welche dein schwacher Kopf seine gegenwärtige Geistesschtärke erhalten hat. Darum habe ich das juristikalische Recht, von dir zu verlangen, daß du meine überlegene Rosinante anerkennst. So eene Meenung, wie die deinige, is doch geradezu unerhört! Die Leuchtkugel, welche wir gesehen haben, soll aus dem Firmament gekommen sein! Als ob das Firmament nichts weiter zu thun hätte, als deine dunklen Seelenzuschtände mit glühenden Kugeln und Raketen zu beschtrahlen!"

„So sage uns doch deine Erklärung!" forderte Jemmy ihn lachend auf.

„Fällt mir gar nich ein!"

„Warum nicht?"

„Weil ich dich dadurch abermals um eenige Grade nach Celsius gescheiter machen würde, ohne daß du es dankbar anerkennst."

„Oder weil du selbst keine Erklärung weißt!"

„Oho! Ich kann, wie König Salomo, alle Dinge erklären, von der Ceder an bis zum Sirup herunter. Und so eene Leuchtkugel is mir erst recht schnuppe. Sie verdankt ihre Entschtehung eener schwefelhaften Vermählung zwischen dem Phosphor und denjenigen Feuerschwämmen, welche zuweilen . . ."

Er wurde von einem Ausrufe Old Shatterhands unterbrochen. Dieser letztere deutete mit seiner ausgestreckten Hand nach Süden und sagte:

„Dort kommt ein Reiter, ein einzelner Mann. So ganz allein hier zu reiten, dazu gehört eine große Kühnheit und eine außerordentliche Kenntnis der Llano estakata."

„Wer mag er sein?" fragte Tim. „Er scheint sich so schnell wie möglich von außen herum an uns heranschlängeln zu wollen."

Old Shatterhand hielt sein Pferd an, zog sein Fernrohr aus der Satteltasche, richtete es auf den Reiter, welcher im gestreckten Galopp näher kam, ließ es dann wieder sinken und sagte im Tone der Freude:

„Es ist der Bloody-Fox, der uns so lang entschwunden war. Erwarten wir ihn hier!"

Nach kurzer Zeit erkannte Fox die einzelnen Personen der Truppe. Er schwenkte den Arm zum Gruße und rief bereits von weitem:

„Welch ein Glück, daß ich euch treffe, Mesch'schurs! Ich muß um eure schnelle Hilfe bitten."

„Für wen?" fragte Old Shatterhand.

„Für einen Zug von meist deutschen Auswanderern, welche höchst wahrscheinlich noch heute nacht von den ‚Geiern' überfallen werden sollen."

Bei diesen Worten war er herangekommen, hielt sein Pferd an und reichte den Männern die Hand zum Gruße.

„Jedenfalls dieselben, welche wir suchen," nickte Old Shatterhand. „Wo sind sie?"

„Im Südost von hier. Sie scheinen gerade auf das große Kaktusfeld zuzuhalten."

„Das kenne ich nicht."

„Es ist das größte der ganzen Llano. Ich habe über dreißig ‚Geier' gezählt und zwei von ihnen erschossen. Sie haben die Stangen ausgezogen und stecken sie in der Richtung nach dem Kaktus wieder ein. Dort ist kein Hindurchkommen möglich. Daraus kann man mit Sicherheit schließen, daß die Emigranten da ausgelöscht werden sollen."

„Wie weit haben wir zu reiten, um die Leute einzuholen?"

„Im Galopp über drei Stunden lang."

„Well, dann vorwärts! Wir wollen keine Zeit verlieren. Sprechen können wir auch während des Reitens."

Nun jagte die kleine Schar wie im Sturme über die Ebene dahin. Bloody-Fox hielt sich an Old Shatterhands Seite und erzählte ihm sein Zusammentreffen mit den „Geiern" und den Verlust seiner vier Pferde. Der Jäger sah ihn von der Seite an und sagte mit einem bezeichnenden Lächeln:

„Fünf Pferde habt Ihr, Fox? Hm! Hier mitten in der Llano? Ist auch dasjenige dabei, auf welchem da kürzlich der Avenging-ghost an uns vorüberritt?"

„Ja, Sir," nickte Fox.

„Dachte es mir!"

„Das Geheimnis ist ja doch nicht mehr festzuhalten, da Ihr auf alle Fälle nun mein Geisternest zu sehen bekommt. Auch werde ich nicht mehr nötig haben, Komödie zu spielen, da es uns nun hoffentlich gelingen wird, die ganze Bande bis auf den letzten Mann auszurotten. Es fehlt mir nur noch einer, einer, einer!"

„Welcher?"

„Der Anführer von damals, als ich allein von allen übrig blieb."

„Wer weiß, wo seine Gebeine schon

längst bleichen. Fox, Ihr seid trotz Eurer Jugend doch ein wahrer Held. Ich habe Respekt vor Euch. Später mögt Ihr uns einmal alles ausführlich erzählen. Schon jetzt aber weiß ich, was für ein Mann Ihr seid und mit welchen Gefahren Ihr siegreich gerungen habt. Aber da Ihr so viele Pferde besitzet und so nach Belieben kommen und verschwinden konntet, so müßt Ihr unbedingt inmitten der Llano estakata einen Platz haben, an welchem es Wasser, Bäume, Gras und Früchte gibt."

„Den habe ich allerdings. Ich wohne an einem kleinen See jenseits des großen Kaktuswaldes."

„Ah, gar ein See? So hatte also die alte Ueberlieferung keine Unwahrheit gesagt! Bitte, beschreibt mir doch einmal den Platz!"

Bloody-Fox that das. Niemand hörte es als Old Shatterhand, und dieser beschloß, dieses Geheimnis jetzt noch nicht preiszugeben.

Nach längerer Zeit erhielten die Pferde die Erlaubnis, langsamer gehen zu dürfen, da man sie nicht allzusehr anstrengen durfte; dann aber mußten sie wieder galoppieren.

Eben als die Sonne unterging, erreichte man die Wagenfährte, der man nun gerade nach Süden zu folgte. Das war nicht schwer, da bald die dünne Sichel des Mondes sich erhob, welche einen genügenden Schein verbreitete. Dann, als man ungefähr noch eine Stunde geritten war, hielt Old Shatterhand plötzlich sein Pferd an, deutete nach vorn und sagte:

„Da sind die Auswanderer. Man sieht ihre Wagenburg. Bleibt hier halten. Ich werde mich einmal anschleichen und euch dann Nachricht bringen."

Er stieg vom Pferde und huschte fort. Es währte wohl eine halbe Stunde, bevor er zurückkehrte. Dann meldete er:

„Es sind zwölf große Ochsenwagen zu einem Vierecke zusammengeschoben, inmitten dessen die Leute sitzen. Sie haben weder etwas zu essen und zu trinken, noch Material zu einem Feuer. Sie sind von ihrem Führer verraten, sonst müßten sie das alles haben. Die Ochsen liegen stöhnend am Boden; sie sind dem Verschmachten nahe und können morgen früh jedenfalls nicht auf. Das wenige Wasser, welches wir bei uns haben, reicht nicht einmal für die Menschen aus. Um die Tiere zu retten, müssen wir ihnen unbedingt Regen schaffen."

„Regen?" fragte Hobble-Frank. „Meenen Sie etwa, daß Sie es hier mitten in der Llano regnen lassen können?"

„Jawohl!"

„Wie? Was? Wirklich? Das geht mir doch fast über die Hutschnur. Sie sind zwar een höchst obligater Mann, aber daß Sie so nach Belieben Wolken herfäuseln können, das hab' ich Ihnen, weeß Knöppchen, doch noch nich zugetraut. Wer is denn Ihr Wolkenschieber?"

„Die Elektrizität. Ich habe keine Zeit, Ihnen das jetzt zu erklären. Um Wasser zu machen, brauche ich Feuer, eine möglichst große, brennende Fläche. Bloody-Fox spricht von einem sehr ausgedehnten Kaktusfelde, welches nahe von hier im Süden liegt. Da darf ich hoffen, Ihnen in ganz kurzer Zeit einen gehörigen Platzregen zu fabrizieren. Jetzt aber kommen Sie!"

Er stieg wieder auf und ritt nach der Wagenburg. Die anderen folgten ihm, kopfschüttelnd über den verheißenen Regen und neugierig bezüglich der armen Menschen, zu deren Rettung sie gekommen waren.

Man hatte die Wagen so zusammengeschoben, daß kein Reiter hindurch konnte; aber das Nahen der Retter wurde gehört. Diese stiegen vor der Wagenburg von ihren Pferden. Sie hörten, daß im Innern derselben jemand rief:

„Horcht! Es kommen Menschen. Herrgott, sollten sie Hilfe bringen? Oder sind es Räuber?"

„Wir sind keine Räuber. Wir bringen euch vor allen Dingen Wasser," antwortete Old Shatterhand laut. „Kommt her und laßt uns ein!"

„Zounds!" rief eine andere unwillige Stimme. „Sollte etwa gar . . . wartet ihr anderen, ich werde nachsehen!"

Der Mann kam herbei, lehnte sich über eine Deichsel herüber und fragte:

„Wer seid ihr, Fremde?"

„Man nennt mich Old Shatterhand, und hier sind meine Gefährten, lauter ehrliche Leute."

„Old Shat .... hole Euch der Teufel!"

Der Mann, welcher die Retter mit dieser Verwünschung empfing, anstatt ihnen entgegenzujauchzen, war kein anderer als Master Tobias Preisegott Burton.

„Ah, Ihr seid es!" sagte Old Shatterhand, der ihn trotz der Dunkelheit erkannt hatte. „Freut mich außerordentlich, Euch hier zu treffen!"

Aber Burton war schon fort. Er erkannte, daß er keinen Augenblick länger bleiben dürfe. Darum glitt er nach der entgegengesetzten Seite, wo sein Pferd stand, zog schnell eine Deichsel aus dem Wagen, um sich einen Ausgang aus dem Wagenviereck zu schaffen, warf sich in den Sattel und jagte davon.

Hinter sich hörte er die frohlockenden Rufe der Leute, welche er dem Verderben geweiht hatte.

„Wartet nur!" knirschte er. „Ich kehre bald zurück, und dann sollen mit euch auch die verloren sein, welche als eure Helfer kommen. Old Shatterhand! Welch einen Fang werden wir machen!"

Er brauchte gar nicht weit zu reiten. Nach einer kleinen Viertelstunde stieß er auf seine Genossen, welche hier auf ihn warteten, damit er sie zum Massenmorde abholen sollte.

Sie zeigten sich keineswegs darüber enttäuscht, daß ein so berühmter Jäger, wie Old Shatterhand zu den Auswanderern gestoßen war. Sie freuten sich vielmehr darüber, weil dadurch die zu erwartende Beute vermehrt wurde. Daß ihr Anschlag mißlingen könne, das hielten sie gar nicht für möglich. Freilich konnten sie ihre Opfer nun nicht ohne Kampf überwältigen, aber siegen mußten sie, wenn sie die Zeit des Morgengrauens erwarteten, wo man dann den Freund vom Feinde besser unterscheiden konnte, als jetzt, während der Nacht.

Die beiden angeblichen Mexikaner befanden sich auch schon bei dieser Schar. Sie hatten in der Murding-Bowl nur einen einzelnen Posten gefunden und waren von demselben hierher geführt worden. Sie erzählten ihr Erlebnis im „singenden Thale" und richteten damit große Freude an. Es wurde beschlossen, erst die Emigranten zu überwältigen und dann Winnetou aufzusuchen, um ihn und seine Begleiter zu überfallen, was auch eine reiche Beute ergeben mußte.

Daß der Apache schon in der Nähe sein könne, kam ihnen gar nicht in den Sinn. Und doch war er da.

Er war mit seiner Truppe nach der Murding-Bowl gekommen, hatte sie aber leer gefunden. Dieses „Mordbecken" bestand aus einer schroffen und ziemlich tiefen Bodensenkung, deren Grund stets eine trübe Wasserlache trug. Vielleicht stammte diese Feuchtigkeit von dem nicht allzuweit entfernten See im „Geisterneste"; wenn sie auch trübe war, so bildete sie doch hier inmitten der öden Llano eine große Kostbarkeit, so daß die „Geier" diesen Ort als feste Station benutzten. So oft sie sich

über die Plains zerstreuten, immer kehrten sie wieder nach hier zurück, wo stets einer von ihnen bleiben mußte, um den Nachrichtendienst zu versehen.

Heute war dieser Mann mit den Mexikanern fortgeritten, und darum hatte Winnetou den Platz leer gefunden. Sein scharfes Auge sagte ihm aber bald, wohin er sich zu wenden habe. Er folgte der Fährte dieser drei Männer und entdeckte nach Einbruch des Abends den Platz, an welchem die „Geier" lagerten.

Seine Leute mußten halten bleiben. Er selbst legte sich auf die Erde und kroch wie eine Schlange auf die Gruppe der Räuber zu. Er sah Burton kommen und sich zu ihnen setzen. Leider durfte er sich nicht so weit an sie wagen, daß er ihre Worte hätte verstehen können; aber es gelang ihm wenigstens, sie zu zählen. Dann kehrte er zurück.

„Dreißig und fünf ‚Geier'," meldete er. „Morgen um diese Zeit wird ihr Fleisch von den wirklichen Geiern gefressen werden."

„Was haben sie dort vor?" fragte Ben New-Moon.

„Sie lauern auf Beute, und diese befindet sich im Norden von hier, denn die Mexikaner ritten nach dieser Richtung und eben jetzt kam von dorther der Bote, welcher meldete, daß der Mord beginnen kann. Meine Brüder werden jetzt mit mir nach Norden reiten, wo wir die Leute sicher treffen, welche getötet und beraubt werden sollen."

Er stieg wieder auf und ritt zunächst einen ziemlich weiten Bogen, damit er und die Seinigen nicht bemerkt werden könnten; dann bog er wieder in die beabsichtigte Linie ein.

Nach der schon bei Burton angegebenen Zeit sahen sie die Wagenburg vor sich liegen. Jetzt standen Posten vor derselben; Old Shatterhand hatte Vorsichtsmaßregeln getroffen. Als sie von diesen Leuten angerufen wurden, antwortete Winnetou:

„Die weißen Männer dürfen keine Sorge haben. Hier ist Winnetou, der Häuptling der Apachen, welcher ihnen Hilfe, Fleisch und Wasser bringt."

Seine sonore Stimme war deutlich zu hören. Kaum war das letzte Wort verklungen, so hörte man in dem Innern der Wagenburg den Hobble-Frank freudig ausrufen:

„Winnetou? Da sei Victoria getrommelt und gepfiffen; denn wo der Apache is, da muß ooch der Bärenjäger und sein kleener Martin sein! Laßt mich 'naus; ich muß sie alle beede angtukah umärmeln! Nee, so eene Weihnachten! Hier mitten in der Sahara und bei fast schtockdunkler Nacht mit meinen besten Freunden zusammenzurennen, das is doch die Freede gar zu groß!"

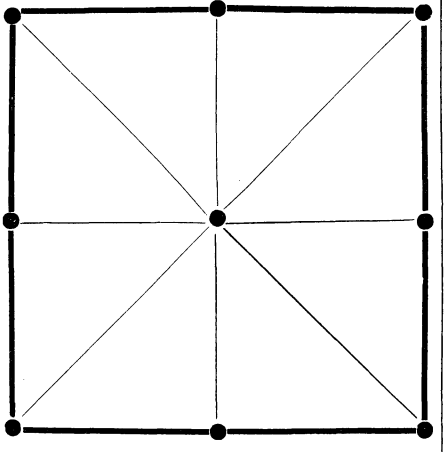
(Schluß folgt.)

Das Mühlespiel.

Dieses Spiel ist uralt und sehr leicht erlernbar. Man kann es sogar im Freien spielen, indem man einige Striche auf der Erde macht und drei weiße, sowie drei schwarze Steine nimmt.

Noch heute ist es im Orient unter dem Namen des Spiels der drei Wege sehr verbreitet. Seine erste Erwähnung findet man bei dem römischen Dichter Ovid (Tristia, II, 481), dessen anmutige Verwandlungen ja allen Kameraden von Tertia ab bekannt sind. Ovid bemerkt: „Zwei Gegner spielen mit je drei Steinen auf einem kleinen Brett. Um zu gewinnen, muß man drei Steine auf eine Linie bringen." Damit ist eigentlich alles gesagt.

Figur 1.



Die vorstehende Figur gibt das Bild der Mühle wieder. Sie wird von den vier Seiten eines Vierecks, zwei Linien (diagonalen), welche die einander schräg gegenüber stehenden Winkel verbinden, und zwei mit den Seiten gleichlaufenden (parallelen) Linien gebildet.

Diese acht Linien schneiden sich in neun Punkten.

Das Mühlespiel wird von zwei Gegnern gespielt. Jeder besitzt drei Steine, einer drei weiße, der andere drei schwarze.

Ehe man zu spielen anfängt, läßt man es durch Auslosung entscheiden, wer das Spiel beginnen, nämlich den ersten Stein aussetzen soll. Wer aber ein Spiel gewinnt, hat üblicherweise das Recht des Anzuges (ersten Zuges) im nächsten Spiel.

Der Gesamtverlauf des Spiels ist folgender. Derjenige, dem das Los das Recht des ersten Zuges überwiesen hat — wir wollen ihn hier Hermann nennen — ergreift einen seiner Steine und stellt ihn auf einen der neun Punkte der Mühle. — Alsdann ist sein Gegner, der Rudolf heißen möge, an der Reihe. Rudolf stellt einen seiner Steine auf einen der acht leeren Punkte. Den Punkt wählt er nach seinem Belieben. Dann setzt Hermann den zweiten Stein auf einen der noch leeren sieben Punkte und in dieser Weise wird fortgefahren, bis beide Gegner ihre drei Steine ausgesetzt haben. Alsdann spielt man weiter in abwechselnder Reihenfolge. Jeder Spieler ist aber dann nur berechtigt, einen seiner Steine in gerader oder schräger Richtung einen Schritt weit zu bewegen. Man folgt also dem Laufe der in Figur 1 angegebenen Linien. Der Stein gelangt stets auf einen benachbarten Punkt.

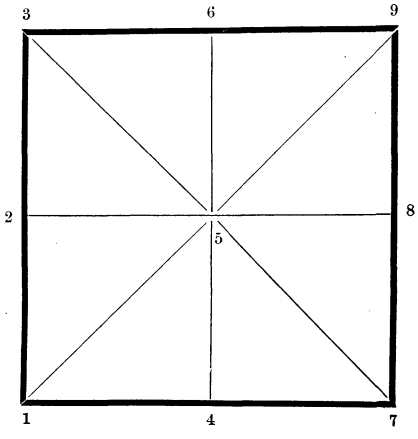
Derjenige Spieler, der es dahin bringt, zuerst seine drei Steine auf eine Linie zu stellen, hat gewonnen. Gleichgültig ist dabei, auf welcher von den acht Linien es ihm gelingt, das Ziel zu erreichen.

Der ganze Vorgang ist sehr einfach. Hier aber wollen wir nachweisen, daß der Spieler, der den Anzug hat (den ersten Stein aussetzt) bei richtigem Verfahren stets gewinnen muß, indem er den ersten Stein auf den Mittelpunkt der Mühle stellt. Demnach entscheidet im Grunde nur der Zufall, der Hermann oder Rudolf den ersten Zug zu machen berechtigt.

Anders verhält sich jedoch die Sache, wenn von Hermann und Rudolf von vornherein die Abrede getroffen wird, daß der Anziehende den ersten Stein nicht auf den Mittelpunkt der Mühle stellen darf.

Um die verschiedenen Wendungen des Kampfes vorzuführen, wollen wir uns folgender Bezeichnung bedienen.

Figur 2.



Die Felder der Mühle benennen wir durch Zahlen.

Der Punkt 5 ist der Mittelpunkt der Mühle, die Punkte 1. 3. 9. 7 sind die Winkel, die Punkte 4. 2. 6. 8 die Seitenmitten.

Jeder Winkel hat zwei benachbarte und einen ihm gegenüberstehenden Winkel. So sind z. B. für 1 die beiden Nachbarwinkel 3 und 7; ihm aber gegenüberstehend der Winkel 9. Ferner hat jeder Winkel zwei benachbarte und zwei gegenüberstehende Seitenmitten. Für 3 z. B. sind 2 und 6 die beiden benachbarten und 4 und 8 die beiden gegenüberstehenden Seitenmitten.

Jede Seitenmitte hat zwei benachbarte und zwei gegenüberstehende Winkel; so sind z. B. für die Seitenmitte 8 die beiden benachbarten Winkel 7 und 9, die beiden gegenüberstehenden 1 und 3.

Jede Seitenmitte hat zwei benachbarte gleicher Art und eine gegenüberstehende. Für die Seitenmitte 4 sind 2 und 8 die beiden benachbarten Seitenmitten und 6 ist die ihr gegenüberstehende.

Nach dieser Vorausschickung wollen wir nun die beiden folgenden Partien — ein bis zum Schluß durchgeführtes Spiel pflegt man Partie zu nennen — genau untersuchen.

In der ersten besetzt der Anziehende mit dem ersten Zuge den Mittelpunkt der Mühle. In der zweiten geschieht dies nicht.

Erste Partie.

Der erste Spieler, der für uns Hermann heißen möge, gewinnt immer, wenn er das Recht hat, mit dem ersten Zuge einen Stein auf den Mittelpunkt der Mühle zu stellen. Zwei Fälle treten dann ein. Der zweite Spieler Rudolf kann dann entweder seinen Stein auf einen Winkelpunkt oder auf eine Seitenmitte stellen.

Erster Fall. Hermann stellt seinen ersten weißen Stein auf 5. Rudolf stellt nun seinen ersten Stein auf einen Winkelpunkt. Da die Mühle ganz gleichmäßig (symmetrisch) eingerichtet ist, so nehmen wir an, daß Rudolf seinen ersten schwarzen Stein auf 1 stellt. Hermann besetzt nun 8 mit seinem zweiten Stein. Da nun Hermann mit dem nächsten Zuge 2 zu besetzen droht, womit er drei seiner Steine auf eine Linie bringen und daher gewinnen würde, ist Rudolf genötigt, seinen zweiten Stein auf 2 zu stellen. Beim dritten Zug muß Hermann nun mit seinem dritten Steine 3 besetzen, weil sonst Rudolf durch Besetzung von 3 gewinnen würde.

Nunmehr muß Rudolf 7 besetzen, weil sonst Hermann dies thun und mit dem nächsten Zuge gewinnen würde. Denn es wäre ihm dann gelungen, die drei auf derselben schrägen Linie liegenden Punkte 3, 5 und 7 mit seinen Steinen einzunehmen. — Nunmehr haben beide Gegner ihre sämtlichen Steine ausgesetzt. Hermann stellt nun 8 auf 9 und Rudolf kann nicht mehr verhindern, daß Hermann mit dem nächsten Zuge 5 auf 6 stellt und daher durch Besetzung der drei Punkte der oberen Seitenlinie gewinnt.

Um den Lauf der ganzen Partie kurz wiederzugeben, stellen wir sie in folgender Art dar:

	I.	II.	III.	IV.	V.	
H.	5	8	3!	89	56	S.
R.	1	2!	7!			

Die obere Reihe gibt Hermanns, die untere Rudolfs Züge an. Die römischen Ziffer bezeichnen die Zahl der Züge. Das Zeichen ! zeigt an, daß der Zug erzwungen ist. Die beiden letzten Züge Hermanns sind, weil unverhinderbar, vollständig angegeben. Also mit dem vierten Zuge geht 8 auf 9, mit dem fünften 5 auf 6. Das S bedeutet Sieg.

Die Zahl auf der Oberreihe bezeichnet Hermanns Zug, die darunterstehende auf der Unterreihe Rudolfs Antwort.

Zweiter Fall. Hermann besetzt nun wiederum mit dem ersten Stein den Mittelpunkt der Mühle 5. — Rudolf besetzt, im Gegensatz zum ersten Fall, mit seinem ersten Stein eine Seitenmitte, für welche wir 8 wählen wollen.

Die Partie hat dann folgenden Verlauf:

	I.	II.	III.	IV.	V.	
H.	5	1	7!	12	23	S.
R.	8	9!	4!			

Zweite Partie.

Wir nehmen jetzt an, die Verabredung sei zwischen beiden Gegnern Hermann und Rudolf getroffen, daß der Anziehende den ersten Stein nicht auf 5, den Mittelpunkt der Mühle, stellen dürfe. Für diese Partie treten sechs verschiedene Fälle ein. In fünf Fällen gewinnt der Nachziehende (Rudolf), wenn er richtig verfährt; im sechsten Falle bleibt das Spiel unentschieden, wenn jeder den Fallen, die ihm der Gegner stellt, geschickt zu entschlüpfen weiß.

Da die Mühle, wie erwähnt, durchaus gleichmäßig (symmetrisch) eingerichtet ist, können wir annehmen, daß der Anziehende (Hermann) seine ersten beiden Steine auf

I. zwei entgegengesetzte Seitenmitten,
II. zwei benachbarte Seitenmitten,
III. einen Winkelpunkt und die gegenüberstehende Seitenmitte,
IV. einen Winkelpunkt und eine benachbarte Seitenmitte,
V. auf zwei einander gegenüberliegende Winkelpunkte,
VI. auf zwei benachbarte Winkelpunkte

gestellt habe.

Erster Fall. Der Anziehende (Hermann) besetzt mit seinen ersten beiden Steinen zwei einander gegenüberliegende Seitenmitten. Der Nachziehende aber stellt den ersten Stein auf den Mittelpunkt der Mühle und gewinnt in vier Zügen.

Lauf der Partie.

	I.	II.	III.	IV.	
H.	2	8	1′	beliebig	
R.	5	9	4	96	S.

Zweiter Fall. Der Anziehende (Hermann) stellt die beiden ersten Steine auf zwei benachbarte Seitenmitten; der Nachziehende (Rudolf) den ersten Stein auf 5 und gewinnt in vier Zügen.

Lauf der Partie.

	I.	II.	III.	IV.	
H.	2	6	3′	beliebig	
R.	5	7	9	58	S.

Dritter Fall. Der Anziehende (Hermann) besetzt einen Winkelpunkt und eine gegenüberstehende Seitenmitte mit seinen ersten beiden Steinen; der Nachziehende (Rudolf) gewinnt in vier Zügen.

Lauf der Partie.

	I.	II.	III	.IV.	
H.	1	6	3′	beliebig	
R.	5	7	2	78	S.

Vierter Fall. Der Anziehende (Hermann) besetzt mit seinen ersten beiden Steinen einen Winkelpunkt und eine benachbarte Seitenmitte; der Nachziehende (Rudolf) gewinnt in vier Zügen.

Lauf der Partie.

	I.	II.	III.	IV.	
H.	1	2	7′	beliebig	
R.	5	3′	9	56	S.

Fünfter Fall. Der Anziehende (Hermann) besetzt mit den ersten beiden Zügen zwei einander gegenüberstehende Winkelpunkte; der Nachziehende (Rudolf) gewinnt in vier Zügen.

Lauf der Partie.

	I.	II.	III.	IV.	
H.	1	9	2′	beliebig	
R.	5	8	3	87	S.

Sechster Fall. Der Anziehende (Hermann) besetzt mit seinen ersten beiden Steinen zwei benachbarte Winkelpunkte, z. B. 1 und 3.

Der Lauf der Partie ist folgender:

	I.	II.	III.
H.	1	3	8′
R.	5	2′	

Der Nachziehende (Rudolf) kann nur seinen dritten Stein entweder auf eine Seitenmitte oder auf einen Winkelpunkt stellen.

Im ersteren Falle nehmen wir an, daß der Nachziehende (Rudolf) seinen dritten Stein auf 4 stellt. Nun spielt Hermann 8 auf 7 und da nun die schwarzen Steine 2 und 4 nicht ziehen können, weil sie eingesperrt sind, muß der dritte schwarze Stein den Mittelpunkt der Mühle, 5, verlassen. Auf diesen verlassenen Platz stellt Hermann den Stein 1, also den dritten Stein auf eine Linie und hat daher gewonnen.

Um nicht infolge jener Einsperrung von zwei Steinen die Partie zu verlieren, stellt Schwarz mit dem dritten Zuge seinen letzten Stein auf einen Winkelpunkt.

Lauf der Partie.

	I.	II.	III.
H.	1	3	8!
R.	5	2!	7

Schwarz (Rudolf) hat jetzt seinen dritten Stein, im Gegensatz zu dem vorher angegebenen mangelhaften Verfahren, auf einen Winkelpunkt gestellt. Da nun der Anziehende (Hermann) weder 3 noch 8 von seinem Platz entfernen kann, weil er dann sofort verlieren würde, so stellt er 1 auf 4. Würde nun Rudolf 2 auf 1 stellen, so würde er in zwei Zügen verlieren, indem Hermann dann 3 auf 2 stellt, wodurch die beiden schwarzen Steine 1 und 7 eingesperrt würden, demnächst 5 seinen Platz verlassen müßte und dann 4 auf 5 gehen und gewinnen würde. Schwarz (Rudolf) muß daher 5 auf 6 oder 9 stellen.

Wird nun demnächst beiderseitig richtig gespielt, dann bleibt das Spiel unentschieden.

Die Stellung, in der das Spiel unentschieden bleibt, indem Rudolf den Stein 5 auf 6 oder 9 stellt, folgt demnächst.

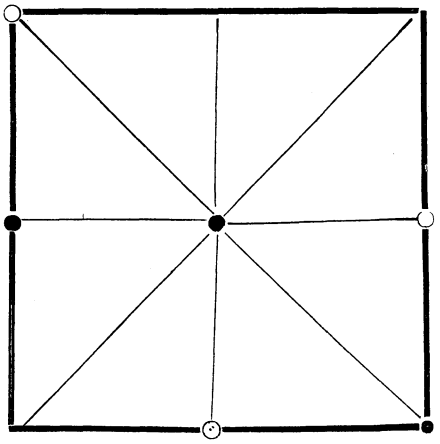
Lauf der Partie bis dahin.

	I.	II.	III.	IV.
H.	1	3	8!	4
R.	5	2!	7	

Jetzt stellt Rudolf 5 auf 6 oder 9 und die Partie bleibt unentschieden.

Die Hauptstellung ist diese:

Fig. 3.

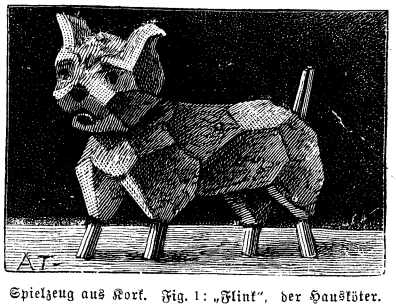


Im allgemeinen gewinnt der Anziehende, wenn er das Recht hat, den ersten Stein auf 5 zu stellen. Ist er jedoch hierzu nicht berechtigt, so ist er im stande, das Spiel unentschieden zu machen.

Allerlei Spielzeug aus alten Korkstöpseln.

Aus alten Korkstöpseln und Zündhölzern können unsere lieben Kameraden sich oder ihren kleineren Geschwistern eine Menge hübscher und unterhaltender Spielzeuge machen, zu deren Anfertigung nur ein klein wenig Geduld, eine geschickte Hand, ein scharfes Messer und die Vorsicht gehören, mit dem letzteren nur in den Kork, nicht aber in die Hand zu schneiden.

So läßt sich der kühne Seiltänzer mit dem unternehmenden Gesichte und der



Spielzeug aus Kork. Fig. 1: „Flink", der Hausköter.

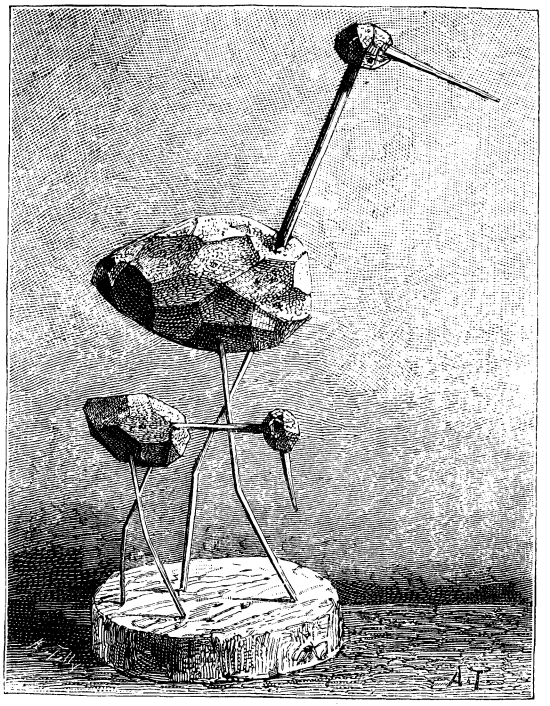
kühnen Barettfeder, dessen Bild unsere lieben Freunde in Fig. 5 erblicken, aus 2 Korkstöpseln und 4 Zündhölzern oder noch besser 4 entsprechend gekrümmten Hölzchen aus einem Reisigbündel, in wenigen Minuten herstellen. Die 4 Hölzchen werden in passender Weise in den einen Kork eingebohrt, der den Leib darstellt; die so entstandenen Arme und Beine lassen sich nach allen Richtungen drehen, so daß der kühne Aequilibrist alle möglichen Gliederverrenkungen ausführen kann. Der Kopf wird aus einem rundlich zugeschnittenen Kork gefertigt, die Nase aus einem entsprechend geformten Korkschnitzel, welches in eine senkrecht stehende Furche in den den Kopf darstellenden Kork eingefügt wird. Der Kopf wird dann mittelst eines an den beiden Enden zugespitzten Holzstückchens an dem Rumpfe befestigt. Auch der so geschaffene Hals zeichnet sich durch seine merkwürdige Beweglichkeit aus. Die Augen und der Mund werden aus dem Korke ausgegraben oder besser und jedenfalls einfacher mit dem rotglühenden Ende einer Stricknadel eingebrannt; auf diese einfache Weise läßt sich übrigens auch die Nase darstellen. Nur müssen unsere jungen Künstler darauf achten, daß sie sich durch ihre Fingerspitzen nicht zu sehr von dem guten Wärmeleitungsvermögen der Metalle überzeugen müssen; wenn nämlich die Stricknadel an einem Ende glüht, leitet der Stahl die Wärme auch bis an das andere Ende, so daß man sich dort unter Umständen hübsch verbrennen kann. Am besten bringt man deshalb an diesem Ende einen Nichtwärmeleiter, z. B. einen Griff aus Holz an, indem man etwa die Nadel zuvor in ein Holzklötzchen bohrt.

Wenn wir jetzt das Männchen, das übrigens viel schneller fertig ist, als sich das hier beschreiben läßt, in einen vollkommenen Aequilibristen verwandeln wollen, bohren wir ihm grausamerweise zwei Gabeln in der vorgezeichneten Weise in den Leib. Es kommt dann der Schwerpunkt der ganzen Verbindung so tief zu liegen, daß unser Seiltänzer sich in kühner Weise auf einem Fuße im Gleichgewicht halten wird. Wir können den Künstler auch auf unseren Finger oder sogar auf den Kopf einer Stecknadel stellen, die wir in den Stöpsel einer Weinflasche gebohrt haben. Er wird sich auf einem aus 2 Zündhölzern und einem Stückchen Zwirn hergestellten Trapeze ebenso sicher halten, und wenn wir schließlich den einen Fuß (in Form eines A) etwas ausschneiden, so können wir ihn sogar auf einem durch das Zimmer gespannten und etwas geneigten Bindfaden quer durch unser ganzes Zimmer tänzeln lassen.

Wir wollen hier nicht weiter auf die zahlreichen Variationen eingehen, in welchen diese Fabrikation stattfinden kann, und unseren guten Kameraden überhaupt nur

andeuten, daß sich aus den alten Stöpseln der Champagnerflaschen außerordentlich zierliche Seiltänzerinnen darstellen lassen; die luftigen Kleider derselben werden aus Fließpapier gefertigt und ein mit Wachs an den Armen angeklebter Stroh- oder Grashalm stellt die Balancierstange vor.

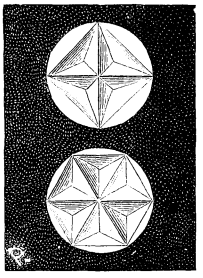
Wenn wir nun zur Darstellung der Tiere übergehen, so zeigt sich in unseren anderen Illustrationen (Fig. 1 und 2), daß sich bei einigem Geschick fast alle Tiere der Schöpfung aus Korkstöpseln, Zündhölzern und Haarnadeln nachbilden lassen. So sind die zwei gravitätisch einherschreitenden Störche (Fig. 2), aus 4 Korkstückchen, 4 halben leicht gebogenen Haarnadeln und 4 Zündhölzern dargestellt, wahre Prachtexemplare, die jedem Naturalienkabinette Ehre machen könnten. Die sprechend ähnliche Bulldogge aber, mit ihrem untersetzten Körper und ihren kurzen Beinchen ist sogar nur aus 2 Kork- und 6 Holzstückchen zusammengesetzt, von denen das 6. zwischen Kopf und Rumpf steckt.



Spielzeug aus Kork. Fig. 2. Papa Storch und Filius.

Die beiden Illustrationen (Fig. 3 und 4) zeigen noch, wie sich einfachere oder zusammengesetztere Sterne aus den Korken schneiden lassen. Wenn diese Sterne aber wirklich schön werden sollen, braucht man gute, ziemlich harte Stöpsel und ein sehr scharfes Messer. Die Operation ist nur dann eine leichte. —

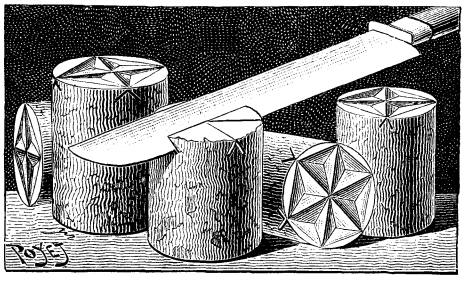
Wenn wir z. B. den 4teiligen Stern in erhabener Arbeit darstellen wollen, so zeichnen wir zunächst auf dem Korke mit Bleistift oder mit dem Messer 2 aufeinander senkrechte Diagonalen und, ihnen entsprechend, das einbeschriebene Quadrat des kreisförmigen Korkumfanges. Dann setzen wir das Messer in schräger Lage, und zwar unter einem Winkel von 45° geneigt, auf den Diagonalen auf und schneiden erst nach der einen, dann nach der anderen Seite (indem wir dabei das Messer entsprechend umlegen) ein Stück weit in den Kork ein.



Spielzeug aus Kork. Fig. 3. Sterneschneiden.

Nach diesen 4 Schnitten auf den 2 Diagonalen wird das Messer auf den 4 Seiten des Quadrates aufgesetzt, gegen das Innere des Korkes zu geneigt und auch ein kleines Stück weit ins Innere geführt. Dann fallen, wenn die Schnitte tief genug — aber doch nicht zu tief — geführt wurden, 4 kleine 3seitige Pyramiden heraus und der Stern ist in plastischer Arbeit vorhanden.

Wollen wir uns aber so weit wagen, einen 6teiligen Stern zu bilden, so schneiden wir nach den Diagonalen und Seiten des einbeschriebenen regulären Sechsecks, indem wir das Messer nur um 30° neigen (Fig. 4). Bei einiger Geschicklichkeit und Phantasie können unsere jungen Künstler noch mancherlei andere Formen ersinnen und ausführen und die so erhaltenen Sterne zur Schmückung oder Herstellung von allerlei Phantasieartikeln, Körbchen, Untersatztellerchen, Photographierahmen 2c. verwenden. Viel Vergnügen!



Spielzeug aus Kork. Fig. 4. Sterneschneiden.

Vokalrätsel.

Welcher bekannte Ausruf eines Römers hat folgende Vokale?

—e—i—i—i—i—i

Scherzfrage.

Welcher Handwerker verfertigt stets einen Artikel, der sich reimt auf seinen Berufsnamen?

Rätsel.

Mit a kann ich dich stoßen,
Mit u sich leicht erbosen,
Mit i ist's nicht ergründlich —
Wem sind die drei erfindlich?

Auflösung des Ährenkryptogramms in Nr. 50.

Die Buchstaben a a e h i n o p r s s t geben in richtiger Reihenfolge von I bis XII gesetzt: Aristophanes, dann: Aera, Rhea, Ispahan, Saphir, Topas, Oporto, Pantheon, Heine, Arno, Nathan, Etappe, Stephanie.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 50.

Denkt man an Form und Inhalt der untersten Kugelschicht, die wie jede folgende Schicht ein gleichseitiges Dreieck bildet, zunächst allein, so erkennt man, daß sie aus 12 Reihen Kugeln bestehen muß; eine Reihe enthält 1 Kugel, die zweite Reihe 2 Kugeln u. s. w., bis zur zwölften Reihe, die 12 Kugeln enthält. Addiert man also die Zahlen 1 bis 12, so erhält man die Zahl der Kugeln der untersten Schicht, nämlich 78 Kugeln.

Die	2.	Schicht	enthält	Reihen	von 1—11	od. 66 Kugeln.
„	3.	„	„	„	1—10	„ 55 „
„	4.	„	„	„	1— 9	„ 45 „
„	5.	„	„	„	1— 8	„ 36 „
„	6.	„	„	„	1— 7	„ 28 „
„	7.	„	„	„	1— 6	„ 21 „
„	8.	„	„	„	1— 5	„ 15 „
„	9.	„	„	„	1— 4	„ 10 „
„	10.	„	„	„	1— 3	„ 6 „
„	11.	„	„	„	1— 2	„ 3 „
„	12.	„	„	„	1	„ 1 „

Die Pyramide enthält also 364 Kugeln.

Fragen und Antworten.

M. B. X. in Hagen i. W. Das bewußte Bändchen ist schon am 5. Mai d. J. an die genannte Buchhandlung abgegangen (Band 22). Für Bemühung nachträglich noch besten Dank.

L. T. in Riga. Die Gesichtshaut weiß zu machen, das wollen wir doch lieber unseren Kamerädinnen überlassen. Ist denn das Antlitz eines Jungen nicht einnehmender, so es sich etwas sonnenverbrannt, frisch, kernig, markig, etwas verwettert ansieht? Dem „G. K." gefällt das entschieden besser, als daß ein Junge darauf ausgehe, ein weiches, süßliches Milchgesicht in der Welt herumzutragen.

Franz in Tippelskirchen. Nein, das Nest ist uns unbekannt. Uebrigens so was mußt Du schlauer machen; der Poststempel lautet ganz anders. — (ätsch!)

Kamerad H. in L. Dein Laubfrosch hat seine grüne Farbe verloren und Du fragst, wie wir ihm wieder zu seinem grünen Rocke verhelfen könnten? Er wird sich wahrscheinlich häuten und alsdann, ganz ohne unser Zuthun, wieder hübsch blattgrün werden. — Wie Du ihn überwintern sollst? Wünschest Du, daß er in Deinem Zimmer bleibe, dann behüte ihn vor Zugluft und

wechsle alle 3 bis 4 Wochen das Wasser, das nie zu kalt sein soll. Während dieses Wasserwechsels setze ihm einige Mehlwürmer vor. Mehr braucht er im Winter nicht, seine Freßlust ist sehr gering. Er soll auch, währenddem er die vorgelegten Mehlwürmer verständnisvoll anblinzelt, nicht gestört werden. Willst Du ihm aber den Winterschlaf gönnen, so setze ihn in einem Glase, das zur Hälfte mit Wasser gefüllt ist, in den Keller und fülle den Behälter bis zum Rand mit dürrem Blätterwerk und Moos. Zuletzt binde das Glas zu, so aber, daß die Luft Zutritt hat. Du sollst sehen, im Frühjahr wird der komische Geselle wieder ganz munter sein. — Deinen Eidechsen gib im Winter neben der sonstigen Nahrung in einem kleinen Porzellanbehälter zeitweise etwas geschabtes Fleisch und zerstoßenen Zucker.

X. X. in W. Welche Bedingungen zu erfüllen sind, um in Deutschland Apotheker zu werden, das findest Du in der „Deutschen Gewerbeordnung". — Der sächsische Siegesthaler von 1871 kommt noch ziemlich häufig vor; der Wert desselben steht daher nur sehr wenig über Kurs. — Wenn Dein Aufsatz gut und klar im Vortrage ist, warum nicht? Schicke ihn nur ein. Gruß freundlich erwidert!

Viktor Zawrzel in Baja. Nun, hast Du aus letzter Nummer ersehen, auf wie einfache Weise diese „unbegreiflichen" Geistererscheinungen zuwege gebracht werden? Nicht wahr, jetzt, wenn uns wieder mal Einer dergleichen schreckhaften Spuk vormachen will, dann lachen wir ihn einfach aus. Gruß kameradschaftlich erwidert!

Herm. G. in Heilbronn. Die Beschreibung der vornehmsten Papageiarten findest Du in jeder größeren Naturgeschichte und letztere wieder auf jeder größeren Bibliothek. Wir wüßten Dir freilich einige dickleibige Spezialwerke zu nennen; willst Du denn aber breite wissenschaftliche Studien machen? — Das Geschichtchen, schicke es ein; es wird zwar wenige dieser Art geben, die uns nicht schon bekannt wären.

Dem Trapezkünstler. Ei der Tausend! Ja, wer wird denn aber gleich alles nachmachen wollen?! Bis der Clown es zu dieser Fertigkeit brachte, dazu hat er jahrelanger Uebung bedurft und seine Rückseite hat er jedenfalls obendrein noch hübsch fein auswattiert! Na, hoffentlich schadet Dir dieser Uebermut nicht weiter. Ei, Du bist aber ein verwegenes Närrchen!

Paul O. zu Freiberg i. S. schreibt: „Lieber ‚G. K.'! Würdest Du vielleicht die Güte haben und bei meinen Kameraden anfragen, ob sie ein Büchlein kennen, worin lauter hübsche Kunststücke, z. B. Kartenkunststücke, physikalische Spielereien 2c. enthalten sind. Ich möchte gern eins kaufen, um es meinem großen Bruder zu schenken."

Rudolf, hoffentlich baldiger Untersekundaner. Du bist gewöhnt, „alles gründlich kennen zu lernen"; das ist sehr löblich. — Ueber die Entstehung des sogen. Rattenkönigs konnte Sicheres bis jetzt nicht ermittelt werden. Es ist aber übereinstimmend beobachtet worden, daß das Nest, in dem er jeweilig gefunden wurde, reinlich war; es fanden sich in demselben, auch in der nächsten Umgebung, keine Futterreste vor; dabei waren die Ratten stets wohlgenährt. Zieht man dies alles in Betracht, so konnten dieselben nicht wohl in diesem Zustande geboren und am Fundorte aufgewachsen sein. Zu ihrer Entdeckung führte stets, so wird berichtet, anhaltender jämmerlicher Hilferuf, wozu zweifellos die nichts weniger als behagliche Lage, Hunger und Durst die Veranlassung gab. Man kann also nach allem dem annehmen, daß die Ratten durch Frost oder irgend ein Ereignis zu Haufen in ein kleines, enges Nest zusammen getrieben wurden und sich erst kurz vor ihrer Entdeckung mit ihren langen dünnen Schwänzen (die sie bekanntlich um einen dünnen Gegenstand schraubenförmig schlingen können) zu einem so unentwirrbaren Knoten verflochten haben. Sind die Schwänze nur erst leicht ineinander geschichtet oder übereinander geringelt und fängt die Sippe, was ja mit steigendem Angst- und Hungergefühl zweifellos eintritt, fester und verzweifelter an zu zerren, so muß der Knoten natürlich immer fester und schließlich unentwirrbar werden.

H. Gartmann in Altona. Bunsensche Elemente in einfachster Form stellt man sich her, indem man vom Klempner starkes Zinkblech in Platten von cirka 6 cm Länge und 4 cm Breite schneiden läßt, einen 4 mm starken Kupferdraht daran lötet und an diesem oben eine Oese biegt. Desgleichen verschaffe man sich aus der Gasfabrik Retortenkohle, die man mit der Laubsäge in ebenso große Platten zerschneidet und in der Weise mit einem Kupferdraht verbindet, daß man das Ende der Kohlenplatte mit einem Bleikopf umgießt, an den der Draht wie oben gelötet wird. Beide Platten werden mit ihren Kupferdrähten durch einen Holzdeckel gesteckt, den man sich ebenfalls mit der Laubsäge, auf ein Früchtenglas passend, gearbeitet hat. Als Flüssigkeit wird in das Glas eine Chromsäurelösung gefüllt, bestehend aus: 1 Gewichtsteil rot chromsaures Kali, 2 Gewichtsteilen englischer Schwefelsäure, 12 Gewichtsteilen Wasser. Diese Ausführung der Elemente wird Deine Börse nicht zu sehr in Anspruch nehmen. Ganz recht: sparen muß man und das muß man sich schon in frühester Jugend angelegen sein lassen.

Ein junger Kamerad in Osnabrück. Deine Fragen beantworten sich durch unsere Notizen in Nr. 39 d. J. S. 624 dritte Spalte (Ein Raupenzüchter für viele) und durch die Antwort (an E. Meister in Stettin) in Nr. 15 d. J. S. 240. Mittelspalte.

E. S. zu Zabern i. E. Eine camera obscura dürfte jeder Optiker vorrätig haben oder doch wenigstens verschaffen können. Von der Lehrmittelanstalt Dr. Oskar Schneider in Leipzig erhältst Du solche schon von 3 Mk. an bis zu 6 Mk. — Willst Du nicht versuchen, selbst eine zu machen? Das ist doch kein großes Kunststück.

Alfred von R. Man hat Dir gesagt, und Du willst es nicht recht glauben: Die Schildkröten seien musikalisch und könnten mit einiger Geduld wohl auch zum Tanzen gebracht werden. Ja, Freund, wir haben auch schon davon gehört; aber seltsamerweise tanzen sie nur in Glacehandschuhen und Lackstiefeln.

Ein Kamerad in Frankfurt (Main). Die höhere Eisenbahnkarriere teilt sich in viele Ressorts und technische Fächer mit ihren Unterabteilungen, wozu einerseits juristisches Studium, anderseits die Absolvierung einer technischen Hochschule und die betreffenden beiden Staatsprüfungen gefordert werden. Der Kandidat für Verkehr und Verwaltungsdienst hat, insoweit eben nicht das vorbezeichnete höhere Studium in Betracht kommt, Maturitätszeugnis nachzuweisen. Sollen wir raten, mußt Du uns näher bezeichnen, was Du anstrebst. — In Nachstehendem einiges über Stellung und Durchschnittsgehalte der Eisenbahnbeamten der preußischen Staatsbahnen ohne Einbeziehung des Wohnungsgeldes, der Diäten und der Zulagen: Präsident der Direktion 10500 Mk.; Direktionsmitglieder 5100 Mk.; Betriebsdirektoren 5100 Mk.; Hilfsarbeiter der Betriebsämter, Eisenbahnbau- und Betriebsinspektoren, Maschineninspektoren, Verkehrsinspektoren 4200 Mk.; Telegrapheninspektoren 3150 Mk.; Hauptkassenrendanten 4800 Mk.; Betriebskassenrendanten 3600 Mk.; Buchhalter, Hauptkassenkassiere, Eisenbahnsekretäre 3000 Mk.; Betriebssekretäre 1875 Mk.; Betriebs- und Verkehrskontrolleure 3000 Mk.; Zeichner und Kanzlisten 1600 Mk.; Stationsvorsteher I. Kl. 2650 Mk.; II. Kl. 2000 Mk. u. s. w.

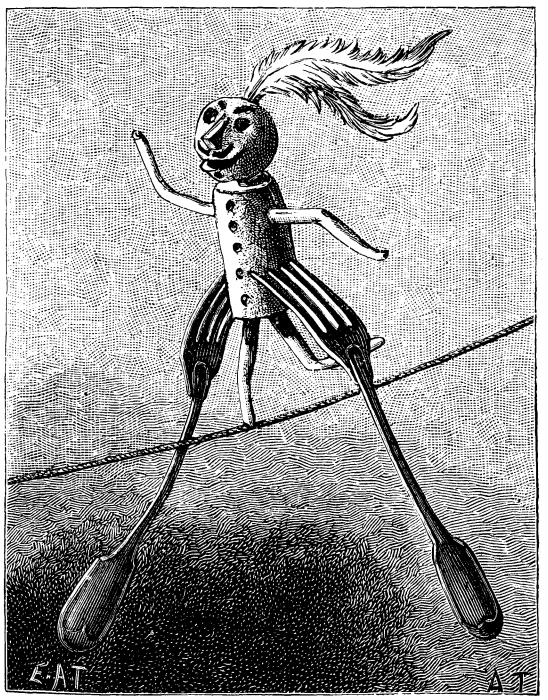
Wasservogel in Str. Im Freien baden, jetzt Ende September? Das treibe ein anderer, der „G. K." thut's nicht. Brr! —

Jos. B. und Karl Sch. in Ziegelsdorf. Freunde, es gibt vielerlei und sehr verschieden konstruierte Elektrisiermaschinen. Ist es eine solche mit vertikaler Glasscheibe, ist es eine Cylindermaschine? Zeithalber wird es am besten sein, Ihr lasset Euch von der Verkaufsstelle die fast immer gedruckt vorliegende Gebrauchsanweisung kommen. Guten Erfolg! Gruß!

Obertertianer Walter Sch. in K. Ob es einen Katalog gibt, in dem sämtliche Briefmarken, Kouverts, Streifbänder 2c. 2c. verzeichnet stehen? O ja, es ist der von Moschkau (Verlag Gebrüder Senf in Leipzig), Preis Mk. 2. 50. — Das Mulready-Kouvert, blau, echt, hat einen Wert von ca. Mk. 20.; es gibt davon Fälschungen; diese haben keinen Seidenfaden und sind naturgemäß wertlos.

An den jungen Schnellläufer H. W. Nicht nur gefährliche Lungen- oder Rippenfellentzündungen, Herzerkrankungen, Rheumatismus 2c., sondern auch schwere Leiden des Rückenmarkes vermag eine übermäßige Anstrengung oder Belastung der Beine, Erhitzung des Körpers, hervorzubringen. Wir kennen mehrfache traurige Beispiele schlimmster Folgen übertriebenen Alpen- oder Velociped-Sports! Aber eine große Praxis in längeren Fußmärschen lehrt auch noch, daß der gleichmäßig und gemäßigt Wandernde in der Regel den Schnellläufer überholt und überdauert. Es heißt schon ganz gut gegangen, wenn man 7 km in 85 bis 90 Minuten zurücklegt.

C. in H. und G. C. in Frankfurt. Liebe Freunde! Wenn Euere Anfragen erst heute Beantwortung finden, so liegt dies daran, daß der „G. K." Euch gerne ganz zufrieden gestellt hätte und sich die Sache deshalb reiflich überlegt hat. Leider kam er diesmal zu einem verneinenden Resultat. Ihr seid nämlich beide der gleichen, jedoch unrichtigen Ansicht, daß eine elektrische Beleuchtungseinrichtung, wenn auch klein, von jedermann ausgeführt werden könne, nach allgemeinen Vorschriften, wie man sich z. B. ein Fadentelephon oder dergleichen machen kann. In diesem Falle liegt die Sache jedoch anders. Vor allem hat die Elektrotechnik noch kein billiges und einfaches Element aufzuweisen, das wie Du, lieber G. C., wünschest, eine Lampe 7 Stunden lang zum Leuchten brächte. Akkumulatoren anzuwenden wäre für Euch wegen „Laden" und „Entladen" viel zu umständlich und erfordert Kosten und Fachkenntnisse, wie sie der „G. K." bei Euch und Euren Mitteln doch noch nicht voraussetzen kann; auch sind bei Anwendung solcher Apparate durch Leitungsfehler u. a. Unfälle nicht ausgeschlossen. Ihr müßet also diesmal auf Euren Lieblingswunsch verzichten; tröstet Euch in dem Gedanken, daß vielleicht in kurzer Zeit die elektrische Beleuchtung durch Einrichtung elektrischer Zentralstationen für jedermann ermöglicht wird.



Spielzeug aus Kork. Fig. 5. „Blondin II."

P. G. in Kiel. Protestant oder Katholik? Du fragst: Welche Kenntnisse sind nötig und welche Vorbedingungen sind gestellt, um Missionär zu werden. — Die Kenntnisse lassen sich so genau nicht abgrenzen. Hat ein junger Mann das Gymnasium besucht, so kommt ihm dieses jedenfalls sehr zu statten, da im Missionshause Griechisch, Hebräisch, Englisch, und wir glauben, auch Latein gelehrt wird. Das Baseler Missions-Komitee hat z. B. dieses Jahr zum größten Teil Gymnasiasten aufgenommen. Im Allgemeinen ist die Bedingung, daß man das Gymnasium besucht haben muß, jedoch meist vorhanden. — Wo man sich zu melden hätte? Da Du in Kiel bist, so wendest Du dich am besten an die Norddeutsche Missionsgesellschaft in Bremen. Das geforderte Alter ist in der Regel das 17. Jahr. Es ist sehr vorteilhaft, wenn ein junger Mann, der sich berufsmäßig dem Missionsdienste widmen will, erst einen andern Beruf erlernt, am besten ein Handwerk.

Tauschmarkt.

W. Lindemann per Adresse: Herr F. Höppner zu Oldesloe in Holstein, hat Bromsilber- und Positivemulsionspapier und Zubehör, auch einige Bücher abzugeben.

Ch. Eisenmann, Hotel z. Riesen in Koblenz, tauscht Briefmarken.

Paul Schwarzenbach, Seewart in Bendlikon bei Zürich, gibt Mineralien, Pflanzenabdrücke und Versteinerungen gegen Marken oder Schmetterlinge.

Paul Hackenberg in Oberhausen gibt seine Käfer (48) und Schmetterlingssammlung (18) gegen Siegel.

Hans Beyreuther bei Herrn Oberlehrer Clauß zu Schneeberg i. S. sucht eine junge Elster zu kaufen. Gibt auch Tierschädel.

Fr. Jenßen in Hamburg, Hohenfelde, Neubertstraße 11, bietet eine Schmetterlingssammlung (80 Stück), gegen Mineralien, Käfer, Briefmarken, Muscheln.

Hermann Karguth in Naumburg a. S. fragt: Wer kann mir ein billiges Aquarium mit Springbrunnen, Steinen und Muscheln verschaffen?

Oskar von Bippen zu Kolbermoor bei Rosenheim, Oberbayern, gibt 2 unaufgespannte rote Ordensbänder, 1 Totenkopf und andere Schmetterlinge gegen seltene Briefmarken und Korrespondenzkarten.

Felix Ravenstein in St. Blasien, Villa Dr. Hause, bittet Kamerad D . . . . in Karlsruhe um Antwort.

W. von Fecklin in Berlin, Kurfürstenstraße 124, möchte gerne Briefmarken tauschen, kann aber nur Stempel bieten.

Alfred Baß in Wien IX., Lichtensteinstraße 17 II. St. Th. 16, tauscht noch immer Mineralien, Muscheln, Münzen und Marken gegen Mineralien und naturwissenschaftliche Seltenheiten.

Fritz Hafner in Stuttgart, Böblingerstraße 47. „Bum, bum!" — wünscht zwei weiße rotäugige Meerschweinchen zu vertauschen.

Etwas vom Aberglauben der Seefahrer.

Der Glaube an Unglückstage ist ein durch fast alle Völkerschaften der Erde verbreiteter und läßt sich bis ins graue Altertum zurückführen. Gebildete und Ungebildete, Civilisierte und Wilde, Christen und Heiden sind noch bis auf den heutigen Tag von allerlei abergläubischen Ideen und Empfindungen abhängig, und nur wenige starke Geister sind berechtigt, diese Thatsache für ihre Person in Abrede zu stellen. Sogenannte glückliche oder unglückliche Tage haben von jeher mehr, als man annehmen sollte, das Thun und Lassen vieler Menschen beeinflußt. Ein Chronist des Mittelalters schreibt über diesen Gegenstand: „Nach alten Manuskripten, vornehmlich nach dem Canon astrologicum, gibt es, wie der Engel Gabriel dem guten Josephus offenbart hat, 28 Tage im Jahre, an denen es gut ist zu medizinieren, zur Ader zu lassen, Wunden zu heilen, Waren zu versenden, zu säen und Bäume zu pflanzen, Reisen zu beginnen, Zweikämpfe auszufechten und Schlachten zu schlagen.“ Ein anderer Chronist erzählt von 53 bösen Tagen, an denen es gefährlich sei, jene Dinge vorzunehmen. Unter den bösen Tagen stehen obenan: der erste Montag im April, als der Geburtstag Kains; der zweite Montag im August, als der Jahrestag der Zerstörung von Sodom und Gomorrha, und der 31. Dezember, als der Tag, an welchem Judas durch Selbstmord seinem Leben ein Ende machte. — Hesiod bezeichnet den 17. Tag des Monats als günstig für das Schlagen des Holzes zum Schiffsbau und zur Anfertigung der Bettpfosten; den 4. nennt er den besten Tag für den Beginn des Schiffsbaues und den 29. empfiehlt er für den Stapellauf. Als Unglückstage nennt er den 4., 5., 13., 16., 19. und 24. jeden Monats. — Viele Fischer der deutschen Ostseeküsten sind nicht zu bewegen, zwischen Allerheiligen und dem Martinstage ihre Netze auszuwerfen; auch der Tag St. Blasii gilt ihnen für ungünstig. Unter den französischen Fischern herrscht ein ähnlicher Aberglauben; wer von ihnen am Allerheiligentage in See geht, von dem heißt es, er lerne doppelt sehen und im Netze brächte er nichts empor als ein Skelett und ein Leichentuch. Die alten angelsächsischen Fischer warfen ihre Netze mit Vorliebe am 7., der 11. galt ihnen als glückbringend für die Jagd auf Walfische, Walrosse und Seehunde, und am 12. unternahmen sie gern längere Fahrten.

Der Sonntag wird von den Leuten, die mit der See zu thun haben, im allgemeinen für einen Glückstag gehalten. Nur die Fischer der Insel Man hüten sich, am Samstag Abend oder am Sonntag in See zu gehen, weil, den Traditionen nach, die meisten Unglücksfälle unter ihren Genossen an diesen Tagen stattgefunden hätten. Und auf Island glaubt man, daß derjenige, dessen Seehundskleider am Sonntage ausgebessert würden, bald darauf ertrinken müsse.

Ueber den Montag schweigen die Traditionen, derselbe mag daher als einer der gewöhnlichen, weder besonders glücklichen noch besonders unglücklichen Tage gelten.

Der Dienstag scheint den spanischen Seefahrern als ein schlimmer Tag bekannt zu sein, denn es geht unter ihnen das Sprichwort; El Martes, ne te casas, ne te embarques, ne de te mujer apartarse, zu deutsch: Du sollst am Dienstag weder heiraten, noch zur See gehen, noch dein Weib verlassen. — In einem altenglischen Manuskript heißt es: Wenn der 1. Januar auf einen Dienstag fällt, dann bedrohen schwere Gefahren die Schiffe, die an diesem Tage auf dem Meere sind.

Der Mittwoch, der Tag Odins, war von jeher für die germanischen Seefahrer glückbringend, ebenso der Donnerstag — Thor's Tag — weil der hammerschwingende Ase den Nordlandsschiffern große Gunst hegte.

Der Freitag ist in aller Welt, am meisten aber unter den Seeleuten, als ein ausgemachter Unglückstag verschrieen, obgleich Southey sagt: „Gar manches Schiff hat die Gelegenheit, eine glückliche Fahrt zu machen, verloren, weil Kapitän und Mannschaft es als von schlimmer Vorbedeutung, unterließen, an einem Freitag in See zu gehen.“ Cooper berichtet von einem seiner Helden: „Am Freitag auszulaufen konnte ihm gar nicht in den Sinn kommen. Das that im Jahre 1798 nur der, den die Umstände mit Gewalt dazu zwangen.“ Die Geschichte der englischen Marine liefert zahllose Beispiele für diesen Aberglauben. Im Jahre 1847 wurden mehrere Schiffskommandanten namhaft gemacht, die bekannt dafür waren, daß sie stets Mittel und Wege fanden, einer auf einen Freitag lautenden Segelordre auszuweichen. Ebenso gab es zahlreiche Offiziere, die sich lieber vom Schiffe abkommandieren ließen, als daß sie am Freitag eine Dienstleistung begannen. Kapitän Wellesley Earl of Dundonald, der eines Freitags die Anker gelichtet hatte, um in See zu gehen, wurde vom Hafenadmiral zurückgerufen, angeblich, um die Post noch an Bord zu nehmen. Offiziere und Mannschaft aber glaubten steif und fest, daß es nur geschehen wäre, um erst den Unglückstag verstreichen zu lassen. Auch Lord Byron vermochte sich der abergläubischen Abneigung vor diesem Tage nicht zu erwehren; trotzdem trat er an einem Freitag seine Fahrt nach Griechenland an und — kehrte nicht mehr zurück. Die Spanier fürchten sich vor dem Freitag, und die Italiener sagen: Venerdi, non si sposa, non si parte, zu deutsch: Am Freitag sollst du nicht heiraten und nicht verreisen. Die Russen haben diesen Tag personifiziert, und wer bei ihnen an demselben wäscht oder plättet, der kränkt die Mutter „Freitag“ und hat infolgedessen Unglück zu gewärtigen. Unter den Völkern der Wallachei ist der Freitag ein Feiertag für die Frauen, die während desselben weder Nadel noch Schere anrühren dürfen. — In der Geschichte der Vereinigten Staaten hat sich der Freitag als ein Glückstag erwiesen, indem eine große Anzahl der wichtigsten politischen Ereignisse sich an diesem Tage vollzogen haben. Kolumbus begann an einem Freitag seine unsterbliche Fahrt, am Freitag entdeckte er das erste Land, am Freitag setzten die Pilgrimväter aus England ihren Fuß auf den Boden der Neuen Welt, und George Washington, der größte Heros der Vereinigten Staaten, wurde an einem Freitag geboren. — Eigentümlich klingt die Erzählung von einem Danziger Schiff, welches in den sechziger Jahren verloren ging. Sein Kiel war an einem Freitag gelegt worden, an einem Freitag lief es vom Stapel, es wurde mit dem Namen „Freitag“ getauft, und auch sein Kapitän hieß Freitag; es stach an einem Freitag in See, litt Schiffbruch an einem Freitag, und diese Unglückskunde kam an einem Freitag in der Heimat an. — Das gewaltige englische Panzerschiff „Captain“ ging an einem Freitag mit Mann und Maus zu Grunde. Es heißt, daß die Admiralität die Segelordre für das zunächst zu entsendende Panzerfahrzeug, den „Agincourt“, die anfänglich auf einen Freitag gelautet hatte, umändern ließ. Die großen englischen Schiffe „Amazon“, „Birkenhead“ und „Golden Gate“ gingen im Jahre 1885 mit außerordentlichem Verlust an Menschenleben, jedes an einem Freitag, verloren. Die Liste solcher an den Freitag geknüpften „Zufälligkeiten“ könnte zu einer erschreckenden Länge ausgedehnt werden.

Der üble Ruf, in welchem dieser Tag steht, hat ohne Zweifel seinen Ursprung in der Thatsache, daß Christus an demselben seinen Kreuzestod fand. Dazu kommt, daß er seinen Namen nach der nordischen Göttin Freya trägt, der ein großer Einfluß auf die Fluten des Ozeans zugeschrieben wurde.

Der Geist der Llano estakata.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers".

(Schluß.)

Er kam über einen Wagen geklettert und von demselben herabgesprungen, blieb aber erstaunt stehen, als er die Schar der Komantschen erblickte.

„Alle Wetter, was is denn das?" fragte er. „Da halt ja een ganzes Bataillon Kavallerie vor unserer Thüre! Das kommt mir merschtenteels verdächtig vor. Kommen Sie mal 'raus, Herr Old Shatterhand, und sehen Sie sich mal die Geister an, die allhier zu Pferde nachtwandeln!"

Aber schon hing Martin Baumann an seinem Halse und zugleich schlang auch der Bärenjäger die Arme um ihn. Das gab ein herzliches Frohlocken. Auch Winnetou begrüßte den alten Bekannten erfreut und sagte dann:

„So muß mein Bruder Shatterhand hier sein. Hat er meine Stimme nicht gehört?"

„O doch! Hier bin ich!" rief der Genannte, welcher mit Hilfe einiger anderer schnell zwei Wagen auseinander geschoben hatte und nun heraustrat, um den roten Freund an seine Brust zu drücken. Die anderen folgten nach, Jemmy, Davy, der Juggle-Fred, Jim und Tim; die ersteren, um die Freunde zu begrüßen, die letzteren, um so schnell wie möglich Winnetou zu sehen. Das gab ein reges Fragen und Antworten, ein Drücken und Schütteln der Hände, aber ohne allen Lärm, wie es die Lage mit sich brachte.

Aber ernst und traurig stand der junge Eisenherz bei seinen Komantschen, welche erstaunt waren, ihn hier zu finden, und erzählte ihnen von der Ermordung ihres Häuptlings, seines Vaters. Sie hörten ihn schweigend an und sagten kein Wort dazu; aber in ihrem Innern war den „Geiern" der Tod geschworen.

Nachdem die Begrüßung vorüber war, entwickelte sich ein zwar stilles aber höchst geschäftiges Treiben in der Wagenburg und um dieselbe. Sie wurde erweitert, damit auch die Komantschen im Innern Platz finden könnten. Die Geier sollten nicht bereits von weitem sehen, daß sie es jetzt mit einer solchen Zahl von Gegnern zu thun hätten. Auch die Pferde wurden hineingeschafft. Die Komantschen verteilten ihr Fleisch und auch das Wasser, welches sie in ausgehöhlten Flaschenkürbissen mit sich führten, unter die Auswanderer, denn Old Shatterhand versprach, daß man bald größeren Vorrat haben werde. Dennoch reichte es nicht aus, den Durst dieser armen Leute völlig zu stillen.

Es gab noch einzelne interessante und ganz unerwartete Szenen, wie zum Beispiele diejenige, als Ben New-Moon den Juggle-Fred erkannte, welcher ihn damals von der Mörderhand des Stealing-Fox errettet hatte. Bald jedoch herrschte tiefe Stille um die Wagenburg. Zwar schlief keiner, aber diejenigen, welche einander so viel zu erzählen hatten, sprachen nur im Flüstertone, so daß außerhalb der Wagenburg kein Laut zu hören war.

Old Shatterhand hatte das Kommando übernommen. Er saß neben Bloody-Fox, um sich den Lebenslauf desselben und dann vor allen Dingen auch die Gegend, in welcher sie sich jetzt befanden, auf das genaueste beschreiben zu lassen. Es sollte womöglich keiner der „Geier" entkommen, damit dem Treiben derselben ein für allemal ein Ende gemacht werde.

Ganz besonders interessierte es ihn, zu hören, daß neben der großen südlichen Kaktusstrecke ostwärts noch eine zweite liege, welche zwar weit schmäler aber noch viel länger als die erstere sei. Fox sagte, daß sich zwischen beiden ein ziemlich schmaler Sandstreifen südwärts ziehe, auf welchem man nach seinem „Geisterneste" gelangen könne.

„Gut!" sagte Old Shatterhand. „So kann kein einziger dieser Halunken entkommen. Sollten sie unsere Ueberzahl ja zu früh bemerken, oder sollten sie nach dem ersten Angriffe fliehen, so jagen wir sie zwischen diese beiden Kaktusstrecken hinein und brennen dieselben an. Dadurch erhalten wir zugleich auch Wasser für die Zugtiere, welche nicht verschmachten dürfen."

„Aber da werden die ‚Geier' meinen See erreichen und von da aus entkommen!"

„Nein, Fox, denn Ihr werdet gleich jetzt mit zehn Komantschen dorthin aufbrechen, um die Kerls, welche wir getrieben bringen, dort in Empfang zu nehmen. Sie kommen zur rechten Zeit dort an, denn ich wette, daß der Angriff erst gegen Morgen erfolgt."

Dieser Plan wurde sofort ausgeführt. Man öffnete die Wagenschanze noch einmal, um Fox mit den Komantschen hindurch zu lassen; dann herrschte wieder die tiefste Ruhe rund umher.

Die Posten standen weit außerhalb der Wagenburg und hatten den Befehl, sich beim Nahen der Feinde schnell und still, zwischen den Rädern hindurchkriechend, in das Innere zurückzuziehen. Dort standen die gesattelten Pferde zur augenblicklichen Verfolgung der Fliehenden bereit, und jeder Reiter hatte seine bestimmte Instruktion erhalten.

So verging die Nacht. Im Osten erwachte ein leiser Dämmerschein, und die Konturen der Wagen und sonstigen Gegenstände traten deutlicher hervor. Es gab keine Spur von Morgennebel. Die Dämmerung wurde heller, und nun sah man die „Geier" zu Pferde südwärts halten, vielleicht wenig über tausend Schritte entfernt.

Sie hielten ihre Zeit für gekommen und setzten ihre Pferde in Bewegung. Im Galopp kamen sie heran. Sie waren überzeugt, daß hinter den Wagen höchstens ein einziger Wächter munter sei.

Die Posten hatten sich zurückgezogen, und alle Männer standen an der Seite der Wagenburg, von welcher der Angriff kam.

„Schießt nicht auf die Pferde, sondern auf die Reiter!" gebot Old Shatterhand.

Jetzt waren die „Geier" nur noch hundert, noch achtzig, noch fünfzig Schritte entfernt.

„Feuer!" rief Old Shatterhand.

Ueber dreißig Schüsse krachten. Die Schar der Angreifer bildete augenblicklich einen wirren Haufen. Tote und Verwundete stürzten von den Pferden; die ledig gewordenen Tiere rannten weiter. Die anderen wurden von ihren Herren, welche nicht oder nur leicht verwundet waren, zurückgerissen; ihrer waren kaum noch über zehn.

„Hurra, hurra! Old Shatterhand und Winnetou!" schrie der Hobble-Frank.

Als die „Geier" nun auch den letzteren Namen hörten und die Höhe ihrer so blitzschnellen Verluste sahen, kehrten sie

schnell um und jagten von dannen, nach Süden zu, Master Tobias Preisegott Burton als der Erschrockenste an ihrer Spitze.

„Hinaus! Und jeder an seinen Platz!" gebot Old Shatterhand.

Zwei Wagen wurden schnell entfernt, so daß alle hindurch konnten. Die Emigranten rannten laut der vorher erhaltenen Weisung auf die Toten und Verwundeten zu. Die anderen alle, welche sich mit den letzteren nicht aufhalten sollten, traten die Verfolgung der Flüchtigen an, mit welcher sie es aber nicht gleich allzu eilig nahmen.

Nur zwei entwickelten die ganze Schnelligkeit ihrer Pferde, indem sie gegen Südwesten sprengten, wo sie die Kaktusfläche in Brand stecken sollten. Diese beiden waren Jim und Tim Snuffle.

Zehn Komantschen ritten ostwärts, um dann nach Süden einzubiegen und den Fliehenden den Weg ostwärts zu verlegen, damit sie gezwungen seien, zwischen die beiden Kaktusfelder einzubiegen. Die anderen, Old Shatterhand und Winnetou an der Spitze, ritten im Trabe nach Süden, hinter den „Geiern" her, welche galoppierten und ihnen also zu entkommen schienen.

Diese Menschen waren voller Wut, ihren Anschlag in dieser Weise mißglückt zu sehen. Sie jagten still dahin, ohne miteinander zu sprechen. Nur Flüche wurden ausgestoßen. Erst als sie die Murding-Bowl erreichten, hielten sie an.

„Was nun?" fragte Burton, welcher keuchend auf dem Pferde saß. „Hier können wir nicht bleiben, denn die Hunde sind hinter uns her."

„Natürlich!" stimmte Carlos Cortejo bei, welcher ebenso wie sein Bruder unverwundet geblieben war. „Geradeaus durch den Kaktus können wir nicht; also rechts ab. Kommt!"

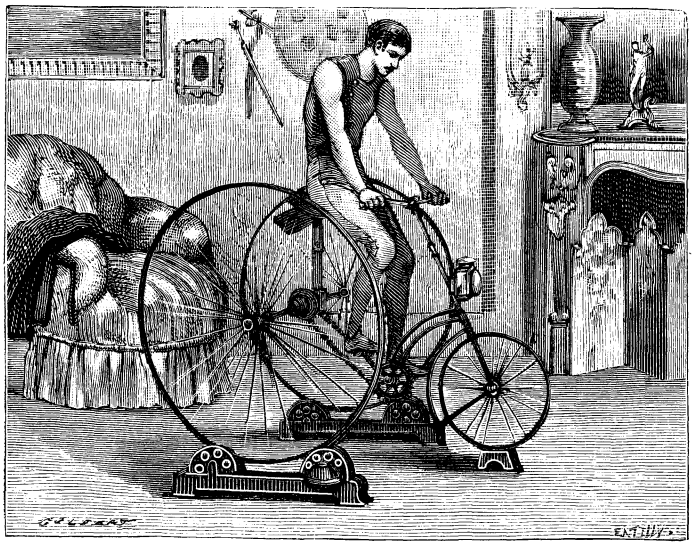
Sie schlugen die angegebene Richtung ein, sahen da aber bald von fern einen dicken Rauch aufsteigen.

„All satans!" rief Emilio. „Dort sind sie uns zuvorgekommen. Sie haben den Kaktus angebrannt. Zurück also!"

Sie jagten wieder zurück, an der Murding-Bowl vorüber und nach Osten zu. Nach kaum zehn Minuten sahen sie links von sich Old Shatterhand, welcher mit seiner Schar in der Diagonale auf sie ritt. Das erfüllte sie mit Schreck. Sie spornten ihre Pferde auf das äußerste an, um vorüber zu kommen, was ihnen auch gelingen zu wollen schien.

Dann wollten sie seitwärts ausbrechen. Bald aber erkannten sie, daß dies unmöglich sei, denn sie sahen nun auch die zehn Komantschen, welche weit draußen hielten und ihnen den Weg verlegten.

„Heut' ist der Teufel los!" schrie Burton. „Ich glaube gar, dieser Winnetou ist mit dabei. Wenigstens hörte ich seinen Namen rufen. Wir müssen rechts ab, zwischen den Kaktus hinein!"



Das Velociped. Fig. 1. Uebungsapparat für das Zimmer.

„Gibt es denn da einen Ausweg und nicht etwa eine Sackgasse?" fragte Carlos.

„Weiß es nicht. Bin all mein Lebtage nicht dort hinein gekommen. Es bleibt uns aber nichts anderes übrig."

„Dann nur schnell, damit das Feuer nicht eher kommt als wir!"

Sie jagten nach rechts, südwärts, gerade dahin, wohin Old Shatterhand sie hatte haben wollen. Und nun gab auch dieser endlich seinem Pferde die Sporen. Links von ihm kamen die zehn Komantschen, rechts die beiden Snuffles, die ihre Aufgabe gelöst hatten, herbei, und nun galoppierten alle hinter den „Geiern" drein, zwischen die Kaktusfelder hinein, dem fernen „Geisterneste" zu.

Wohl hatte Carlos Cortejo recht gehabt, vor dem Feuer zu warnen. Es kam herbei, erst zwar langsam, dann aber immer schneller und schneller.

Jahrhundertelang hatten die papierdürren Kaktusreste da gelegen, von Zeit zu Zeit neue Pflanzen treibend. Das gab einen Stoff wie Zunder. Die Flammen leckten erst leise um sich her; dann begannen sie zu laufen, zu springen und schlugen haushoch empor. Bald stand die ganze breite, breite Fläche in hellem, lückenlosem Feuer, dessen Prasseln von weitem wie ein ferner Donner zu hören war. Die aufsteigende Hitze erzeugte einen Luftstrom, welcher immer stärker wurde und sich gar zum Winde erhob. Je mehr das Feuer um sich griff, je weiter es nach Süden schritt und da eine Fläche von verschiedenen englischen Quadratmeilen bedeckte, desto sichtlicher trat das ein, was Old Shatterhand erwartet hatte. Der Himmel verlor sein Blau, wurde erst fahlgelb, dann grau, dunkler und dunkler, und wirklich, da zogen sich schwere, dunkle Massen zusammen, welche nicht aus Rauch bestanden. Der jetzt sehr starke Wind ballte sie zu dichten Wolken, welche nach und nach den ganzen Himmel zu bedecken schienen.

Die Atmosphäre war glühend heiß; der Sand schien zu brennen. Droben begannen Blitze durch die Wolken zu zucken; einzelne Tropfen fielen, mehrere, immer mehr; jetzt, wahrhaftig, jetzt regnete es wirklich, stärker, immer stärker, bis es schließlich buchstäblich goß wie bei einem tropischen Gewitter.

Die Emigranten hatten ihre schwer verwundeten Feinde einfach erschossen, die Habseligkeiten der Toten zu sich genommen und dann die Pferde derselben zusammengetrieben. Nun sollten sie bis zur Rückkehr ihrer Freunde warten, aber — — ohne Wasser! Da sahen sie das Feuer. Sie bemerkten die Wolkenbildung. Sie fühlten die fallenden Tropfen. Sie standen endlich im erquickenden Regen, im Gewittergusse und holten alle vorhandenen Gefäße herbei, um dieselben sich füllen zu lassen. Die fast verschmachteten Stiere bekamen wieder Leben. Sie brüllten vor Freude; sie wälzten sich im Regen; sie erhielten zu saufen; sie waren gerettet, und mit ihnen ihre Herren, welche ohne diese Tiere nicht mit den Wagen weiter gekonnt hätten — — ein Werk Old Shatterhands. —

Kurz nach Anbruch des Tages war

Bloody-Fox mit seinen zehn Komantschen bei der Passiflorenhütte angekommen. Sanna erschrak nicht über die Indianer. Sie freute sich, einmal Menschen zu sehen, fragte aber ihren jungen Herrn sogleich nach dem Neger Bob. Er vertröstete sie auf später und begab sich in die Hütte. Als er wieder heraustrat, hatte er das weiße Büffelfell überhängen.

„Timb-ua-ungva — der Geist der Llano!" rief Eisenherz, welcher sich mit bei dieser Abteilung der Komantschen befand.

Auch die anderen starrten diese Lösung des oft besprochenen Rätsels an, sagten aber nichts. Bloody-Fox stieg wieder auf und ritt mit ihnen weiter, indem er die Oase wieder verließ und draußen an der südöstlichen Ecke des Kaktuswaldes Stellung nahm. Sein Auge blickte forschend nach Norden.

Jetzt erhob sich da oben eine finstere Wand, gegen welche von unten her helle Flammen zuckten.

„Jetzt bringt das Feuer die ‚Geier' getrieben," sagte er zu Eisenherz. „Vielleicht findet mein roter Bruder darunter einen der Mörder seines Vaters."

Er nahm das Gewehr zur Hand. Eisenherz that dasselbe.

Die Wolkenwand näherte sich; noch vor ihr kam das Feuer. Die Luft wurde von Minute zu Minute drückender. Ganz heran konnte das Feuer nicht. Es mußte an der Kaktusgrenze stehen bleiben.

„Uff!" rief einer der Indianer, nach Norden deutend. „Sie kommen!"

Ja, sie kamen, die ‚Geier'; aber es waren nur noch drei. Die anderen waren unterwegs von den Verfolgern ausgelöscht worden. Ihre Pferde trieften vor Schweiß; sie selbst konnten sich kaum noch im Sattel erhalten. Eine Strecke hinter ihnen sah man Old Shatterhand und Winnetou, denen die anderen alle folgten. So kam die wilde Jagd näher. Die beiden Letztgenannten strengten ihre Pferde nicht sehr an. Sie wollten die drei letzten „Geier" für Bloody-Fox und seine Komantschen aufbewahren.

Der erste war Burton, den beiden anderen weit voran. Er sah die Bäume, ein Wunder auf der Llano, und hielt gerade auf sie zu. Fox lenkte auf ihn ein. Als der Mormone ihn erblickte, schrie er auf vor Entsetzen und schlug auf sein Tier ein, daß es seine letzte Kraft anstrengte, die Bäume zu erreichen.

Jetzt kamen die beiden übrigen. Sie mußten nahe an Eisenherz vorüber. Er erkannte sie, die bei der Ermordung seines Vaters beteiligt gewesen waren. Er zog das Gewehr an die Achsel — zwei Schüsse, und sie stürzten von den Pferden. Er ritt zu ihnen hin, um ihnen die Skalpe zu nehmen.

Indessen jagte Bloody-Fox den frommen Burton, den Schlimmsten von allen, vor sich her, auf die Bäume zu, zwischen denselben hin bis vor die Hütte. Vor derselben brach das Pferd zusammen, und Burton flog aus dem Sattel. Im Nu

Das Velociped. Fig. 2. Häuslicher Trainierungsapparat.

stand Fox neben ihm, riß das Messer aus dem Gürtel und bog sich nieder, um ihm den Todesstoß zu versetzen. Aber er fuhr wieder empor und stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Beim Sturze war Burton der Hut entfallen, und zugleich wurde sichtbar, daß er eine Perücke getragen hatte. Sie hatte sich vom Schädel gelöst und ließ die natürlichen, kurz geschorenen Haare sehen. Sein Gesicht war durch die Anstrengung des Rittes verzerrt und aufgedunsen und seine Augen blickten starr und gläsern zu dem jungen Manne auf — — er hatte den Hals gebrochen. Jetzt erkannte Bloody-Fox den Mörder seiner Eltern. Er hatte bei jenem Ueberfalle den Namen desselben rufen hören, und dieser Name Fox war das einzige gewesen, was von seinem Gedächtnisse festgehalten worden war. Er hatte ihn immer und immer genannt und ihn darum von Helmers als seinen eigenen bekommen.

Jetzt kamen auch die anderen herbeigestürmt. Sie alle, außer Old Shatterhand, waren ungemein erstaunt, als sie Bloody-Fox in dem weißen Büffelfell erblickten.

„Der Geist — der Geist der Llano — Bloody-Fox ist es — also er, er ist's gewesen!" so erschallten die Rufe durcheinander.

Fox achtete nicht darauf. Er deutete auf Burtons Leiche und sagte:

„Da ist er, der Mörder! Darum kam er mir so bekannt vor! Nun ist er tot, und ich werde nie erfahren, wer meine Eltern gewesen sind!"

Ben New-Moon sah den Toten und rief: „Der Stealing-Fox! Endlich ist er unschädlich gemacht! Schade, daß er den Hals gebrochen hat. Nun muß ich ihm meine Kugel für immer schuldig bleiben!"

„Wohl ihm, daß er tot ist!" sagte Old Shatterhand ernst. „Mit ihm sind alle ‚Geier' ausgelöscht, und nun wird es Ruhe in der Llano geben. Und sollten ja noch einer oder einige existieren, so wird es von hier aus leicht sein, gegen sie auf die Jagd zu gehen. Eine solche Oase konnte niemand hier vermuten."

Bob war natürlich auch da. Er achtete aber weder auf den Toten noch auf den jetzt entdeckten Geist der Estakata. Sein Auge war auf die Negerin gefallen und das ihrige auf ihn. Sie eilte zu ihm hin und fragte hastig:

„Sein du etwa Neger Bob?" Und als er nickte, fuhr sie fort: „Heißen deine Mutter Sanna? Haben du schon einmal sehen dieses Bild mit Sanna und ihr klein Smalling-Bob?"

Sie hielt ihm die alte Photographie entgegen. Er warf einen Blick auf dieselbe und flog mit einem Jubelrufe vom Pferde. Sie hielten sich umschlungen und vermochten längere Zeit ihrem Entzücken nur durch unartikulierte Laute Ausdruck zu verleihen.

Es ist nur weniges hinzuzufügen. Die „Geier" waren besiegt, und eine Abteilung der Komantschen ritt fort, die Emigranten herbeizuholen; diese sollten sich hier

am Passiflorensee erholen und dann durch die Llano begleitet werden. Das Feuer verlöschte, als es keine Nahrung mehr fand, und die weite Kaktusfläche lag in Asche tot.

Desto regeres Leben herrschte in und am Geisterneste. Bloody-Fox war der Held des Tages; er mußte seinen ganzen Lebenslauf ausführlich erzählen. Sein Bericht zeigte fast nur düstere Momente. Dennoch sprach er den festen Entschluß aus, für immer hier zu bleiben, um die Llano von „Geiern" rein zu halten. Sanna und Bob erklärten, ihn nicht verlassen zu wollen.

Seine Erzählung war für die Westmänner so hochinteressant, daß selbst der sonst so sprechselige Hobble-Frank ihn nicht ein einziges Mal unterbrach. Als dann aber der kleine Sachse mit Jemmy und den beiden Snuffles einen Rundgang um den See machte, fragte ihn Tim:

„Nun, Frank, jetzt haben wir uns so schön von außen herum ins Geisterland hineingeschlängelt. Behauptest du noch immer, daß der Geist der Llano estakata ein wirkliches Gespenst sei?"

„Schweigste schtille!" antwortete der Gefragte. „Habe ich mich hier mal geirrt, so gibt's doch anderswo höhere Siriusregionen, und was keen Verschtand der Verschtändigen sieht, das sieht jeder Sachse, sobald's nur geschieht."

„Ja, Sachsen, und besonders Moritzburg, das ist das höchste der Gefühle!" lachte Jim.

„Bleib mir mit deinen Gefühlen nur hinter der Fronte, alter Schnuffel! Du kennst mich noch lange nich; aber da wir noch eenige Monate beisammen bleiben wollen, so wirst du mich kennen und verehren lernen. Meine Persönlichkeet reißt jeden endlich doch zur Hochachtung hin. Nich wahr, Jemmy?"

„Allerdings!" nickte dieser mit einem kleinen ironischen Lächeln.

„Da hört ihr's beede! Und eegentlich habt ihr mir alles zu verdanken, denn wenn ich nich da droben bei Helmers Home mit Bloody-Fox zusammengetroffen wäre, so hättet ihr den Geist der Llano niemals entdeckt. Diese Anerkennung muß ich unbedingt schon jetzt verlangen. Schpäteren Geschlechtern bleibt's dann vorbehalten, mich und den Geist in Eisen zu gießen oder in Marmor zu hauen, damit mein Name hier ebenso in goldenen Lettern schtrahlt wie droben im Nationalparke, wo hoffentlich bald die Welt mein Monument beschtaunt!"

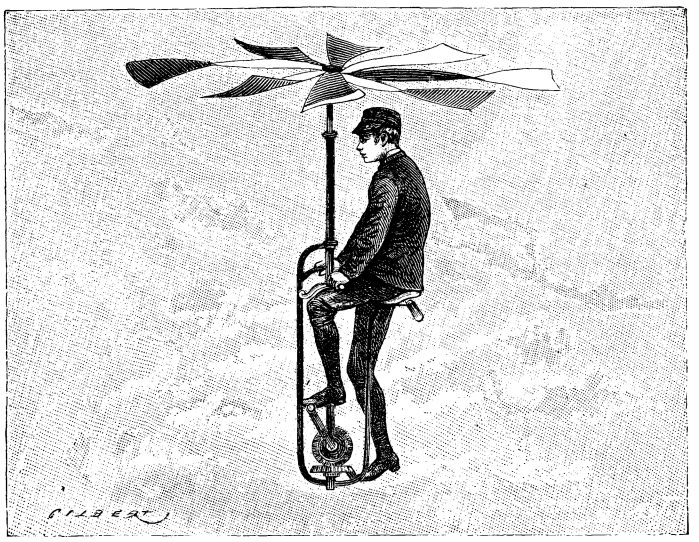
Einiges über das Velociped.

Manchem unserer lieben Kameraden wird gewiß beim Lesen dieser Ueberschrift das Herz stärker pochen, wenn er an all die Freuden denkt, die ihm sein durch seine eigene Muskelkraft belebtes Stahlroß auf weiten Touren durch Fels und Au darbietet. Und in der That haben die Konstrukteure aller Länder aus dem schwerfälligen und ungeschickten Velociped der früheren Jahre ein so leichtes, flinkes und elegantes Fortbewegungsmittel geschaffen, daß sie jetzt ihre Mühe durch die außerordentliche Verbreitung ihres Fabrikates belohnt sehen. In allen Ländern trifft man jetzt Velocipedisten, deren Zahl in die Tausende geht, und deren Endziel es ist, hoch auf dem Stahlrosse Gottes schöne Welt möglichst rasch und doch möglichst angenehm zu durchsausen, soweit ihnen das ihre Geschicklichkeit, Körperkraft und freie Zeit erlauben.

Bei den Engländern, die ja bekanntlich jeder Art von Sport und Kraftübung sehr zugethan sind, wird für diejenigen Velocipedisten, welche besonders rasche oder lange Fahrten unternehmen wollen, eine systematische Trainierung durchgeführt. Außer der fortwährenden Uebung auf der Rennbahn und der Heerstraße gibt es noch besondere Apparate, welche bei schlechtem Wetter die Uebung und Stählung der Muskeln an ein und derselben Stelle im Hause ermöglichen. Unsere freundlichen Leser erkennen wohl bei dem ersten Blick auf unserer Figur 1 die Einrichtung des Uebungsapparates. Das Lenkrad des Velocipeds ruht auf einem feststehenden, metallischen Block, während die beiden hinteren auf je zwei beweglichen Rollen gleiten. Ein ganz ähnlicher Apparat dient auch für das Bicycle, nur daß dabei die eine Rolle wegfallen kann und dafür zwei seitliche Stützen angebracht werden müssen.

Die zweite Figur zeigt einen anderen häuslichen Trainierungsapparat. Eine vertikale Stange, die am Boden befestigt ist, und die Gabel des Bicycles repräsentiert, trägt einen Sattel, eine Lenkstange und ein Rad. Aber dieses Rad, das den Boden nicht berührt, besteht aus einer schweren Gußeisenscheibe, welche eine Art von Schwungrad bildet. Es handelt sich darum, diese schwere Scheibe so rasch und andauernd als möglich zu drehen. Da die Umdrehungszahl derselben einem bestimmten, zurückgelegten Wege entspricht, so ist ein Läutewerk an dem Apparate angebracht, durch welches mittels eines Chronometers die von dem Velocipedisten erreichten Geschwindigkeiten kontrolliert werden können.

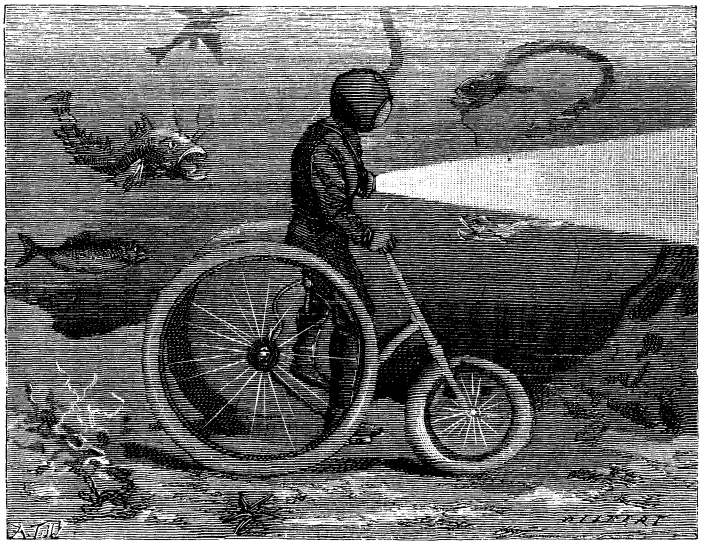
Außerdem aber führen wir unseren lieben Kameraden im Bilde noch zwei neuere Erfindungen vor, zu deren Verständnis wohl kaum mehr nötig ist, als ein gewisses Vertiefen in die Abbildung und — eine sehr lebhafte Phantasie. Der Taucher auf dem Tricycle wird dem genialen Erfinder für diese Erleichterung seines gefahr- und mühevollen Handwerks jedenfalls dankbar sein; nur schade, daß das Fuhrwerk durch die nötigen starken Gummiumhüllungen der Räder und Achsen etwas schwer wird, und daß zum Zwecke seiner Verwendung auf dem Meeresboden eigentlich besondere ebene Wege angelegt werden müßten. Jedenfalls ist auch die elektrische Lampe auf der Brust des submarinen Radfahrers von größter Wichtigkeit, wenn nicht er und sein Velociped an den Korallenfelsen oder in dem Gewirre der Seetange verunglücken sollen. — Der Fahrer dagegen, der auf seinem Velociped in die Lüfte steigt oder steigen möchte, hat von Hindernissen wenig zu befürchten. Wenn es ihm gelingen würde, sein Körpergewicht abzulegen und seine Muskelkraft zu behalten, könnte er vielleicht ungeahnte Aufschlüsse über manche Dinge geben, über die sich unsere Naturforscher jetzt noch die Köpfe zerbrechen. Da ihm das aber kaum gelingen wird, so müssen wir uns einstweilen damit begnügen, den Erfindungsgeist und die Phantasie des Konstrukteurs zu bewundern.



Das Velociped. Fig. 3. Die Luftmaschine.

Buffalotanz der Mandansindianer.

Seitdem Nordamerika, wie es im Laufe dieses Jahrhunderts geschehen, mehr und mehr eine Bevölkerung unserer weißen, kaukasischen Menschenart erhalten hat und auch die ungeheuren Wildnisse daselbst in den Bereich der modernen Kultur gezogen sind, haben die eingeborenen rothäutigen Indianerstämme das Feld meistenteils davor räumen müssen. Entweder sind sie in den Kämpfen mit den Eroberern des Landes ausgerottet worden, oder sie haben sich denselben unterworfen und deren Gesetze und Sitten angenommen, oder sie sind durch verheerende Krankheiten und Kriege unter sich nach und nach zu Grunde gegangen. Das Gesetz in der Natur, daß der Stärkere siegt und der Schwächere unterliegen muß, hat sich auch an ihnen bewährt und bald werden die Indianer in dem Gebiet der nordamerikanischen Republik nur noch in der Geschichte und in solchen Geschichten leben, wie sie in unvergleichlich anziehender Art in den Romanen Coopers erzählt worden sind.



Das Velociped. Fig. 4. Das unterseeische Dreirad.

Einer dieser jetzt wohl gänzlich ausgestorbenen Rothautstämme war der der Mandans, verwandt mit der großen Sioux-Indianerfamilie im Norden Amerikas, und seßhaft zwischen dem Missouriflusse und dem Felsengebirge. Sie waren die schlimmsten Wilden nicht, ja, sie hatten mehr als ihre verwandten Stämme eine friedfertige Natur. Unter ihnen war ein Volksfest gebräuchlich, das, als ungemein charakteristisch für ihre Sitten und religiösen Anschauungen, ein lebhaftes Interesse erregen muß und alljährlich in dem Hauptdorfe des Stammes vier Tage lang mit großem Aufwand indianischer Künste und Leidenschaft gefeiert wurde. Es hieß das Buffalo- oder Bisonfest, galt einesteils dem „Großen Geist", wie die Indianer Gott allgemein nennen, und der Rettung der Menschen aus der Sündflut, wie sie ihnen, gleich bei den Christen, aus der Geschichte überliefert worden ist; anderenteils den Buffalo- oder Buckelochsen, den Bisons, welche den indianischen Jägervölkern ihre Existenz sicherten, nicht nur durch ihr Fleisch, sondern auch durch ihr Fell.

War nun der Tag gekommen, an dem dieses Hauptfest der Mandans begann, so bestieg beim Aufgang der Sonne der „Große Arzt", ein Aeltester und Wahrsager des Stammes, bei dem ja, wie bei allen Indianern, der Aberglaube eine große Rolle spielte, das runde Erddach seiner Hütte und verkündete, daß er einen großen weißen Mann von Westen her nahen sehe, welcher zu ihnen kommen werde, um das Heiligtum der Arzneien zu öffnen. Dies Heiligtum befand sich mitten im Dorf, bestand aus einem großen tonnenartigen Gefäß und enthielt Gegenstände, Kräuter, Früchte, wie sie der Wahrsager zu seinem Hokuspokus da aufbewahrte, die aber niemals das Auge eines Uneingeweihten sehen durfte.

Sowie der Alte seine Ankündigung gemacht, wurde das ganze Dorf lebendig. Männer, Weiber und Kinder strömten zu dem Wahrsager hin, klagten und schrieen, und die Hunde heulten mit um die Wette. Alle Einwohner hielten von den Dächern der Hütten die Blicke nach Westen gewandt und von da sahen sie den angekündigten Mann auf die Palissaden zulaufen, mit denen das Dorf zu seiner Sicherheit umgeben war. Der Häuptling desselben trat am Eingang dem Fremdling entgegen, fragte nach seinem Begehr und rief dann die anderen Häuptlinge herbei, die sofort den Angekommenen herzlichst wie einen alten Freund begrüßten und herein nötigten. Denn er versprach ihnen ja, die Arzneitonne zu öffnen, damit die Mandans das Ende der Sündflut feiern können, und das Wasser zu beschwören, damit es nicht wieder verheerend über die Erde käme. Bei seinem Anblick, wie er da in weißen Fellen um den Leib, selbst die lang und schlicht über den Rücken hängenden Haare mit weißer Thonerde bestrichen, in der Hand eine lange Pfeife, im Dorfe erschien, begrüßte ihn ein rasender, jubelvoller Lärm; dann aber mußten alle Einwohner in die Hütten und nur der Wundermann blieb mit den Häuptlingen an der Tonne, öffnete sie und fing seine Beschwörungen an. Während des ganzen Tages trieb er zu Ehren des Großen Geistes sein Wesen im Dorfe, kam vor jede Hütte, ließ das Haupt der Familie darin zu sich kommen und sich von ihm irgend ein Werkzeug von Eisen geben. Nachdem er sich eine Menge davon gesammelt, trug er sie zu seiner Tonne und bewahrte sie da über die Festtage auf.

Am nächsten Tage in aller Frühe berief er diejenigen jungen Männer des Dorfes, welche sich den grausamen Prüfungen unterwerfen mußten, um als Krieger und ebenbürtige Mitglieder der Alten angesehen zu werden. Das waren denn wohl vierzig, fünfzig, die allesamt ihren nackten Körper mit Thonerde bestrichen und darauf rote, weiße, blaue, grüne und gelbe Figuren höchst sorgfältig gemalt hatten, so daß sie, mit Schild und Speer in der Hand, den Pfeilbogen am Arm, ganz erschrecklich aussahen. Nachdem der Alte die Prüflinge gemustert, führte er sie in die heilige Hütte, wo er sie einem Wächter übergab; denn sie mußten vor ihrer öffentlichen Prüfung dieselbe damit beginnen, daß sie drei Tage lang in der kahlen Hütte wie Gefangene abgesperrt verblieben, weder essen, noch trinken, noch auch schlafen durften. Der Alte aber hatte damit seine Aufgabe erfüllt und verließ in aller Stille das Dorf, um dahin zu gehen, von wo er gekommen war, nach seiner Behauptung, geradesweges von dem Kanoe auf dem Gebirge, wo es seit dem Ablauf der Sündflutwasser abgesetzt worden, in Wahrheit natürlich auf Verabredung von einem anderen Dorfe des Stammes.

Draußen, in der Mitte der Erdhütten,

wurde inzwischen alles zum Buffalotanz gerüstet und die männlichen wie weiblichen Zuschauer nahmen dafür schon ihre Plätze auf den Dächern ein. Es war wie in einem Theater, richtiger in einem Zirkus, und das zu erwartende Schauspiel vortrefflich nach Indianerweise angeordnet, eingeübt und zur Ausführung vorbereitet. Fand doch dieses seltsame Ballett viermal am ersten Tage, achtmal am zweiten, zwölfmal am dritten und sechzehnmal am vierten Tage statt. Ein Orchester fehlte auch nicht; vier Männer behandelten über Weidenreifen gespannte Bisonhäute wie Trommeln und zwei andere ließen ihre Schnarren und Klappern dazu ertönen.

Die Herren Tänzer, ihrer acht, hatten sich nach Art der Buffalos und mit deren Fell bekleidet, noch mit den Hörnern und dem Schweife versehen. Diese Tiere überhaupt im Aeußeren nachahmend, krochen sie auf allen vieren; die Kopfhaut der Ochsen diente ihnen als Gesichtsmaske und aus deren Mundöffnung sahen sie hinaus. Ihr ganzer Körper, die Arme und Beine vor allem, waren noch bunter und schrecklicher bemalt, wie die der erwähnten jungen Prüflinge, die für den letzten Akt des Festes aufgespart waren und bis dahin in der heiligen Hütte schmachten, abmagern und schwach an Kräften werden mußten. An den Knöcheln trugen sie ein Bündel Buffalohaare, auf dem Rücken ein solches von Weidenästen wie eine Aehrengarbe und fest an das Fell gebunden; in der rechten Hand hielten und schüttelten sie eine Knarre, in der linken einen sechs Fuß langen Stab.

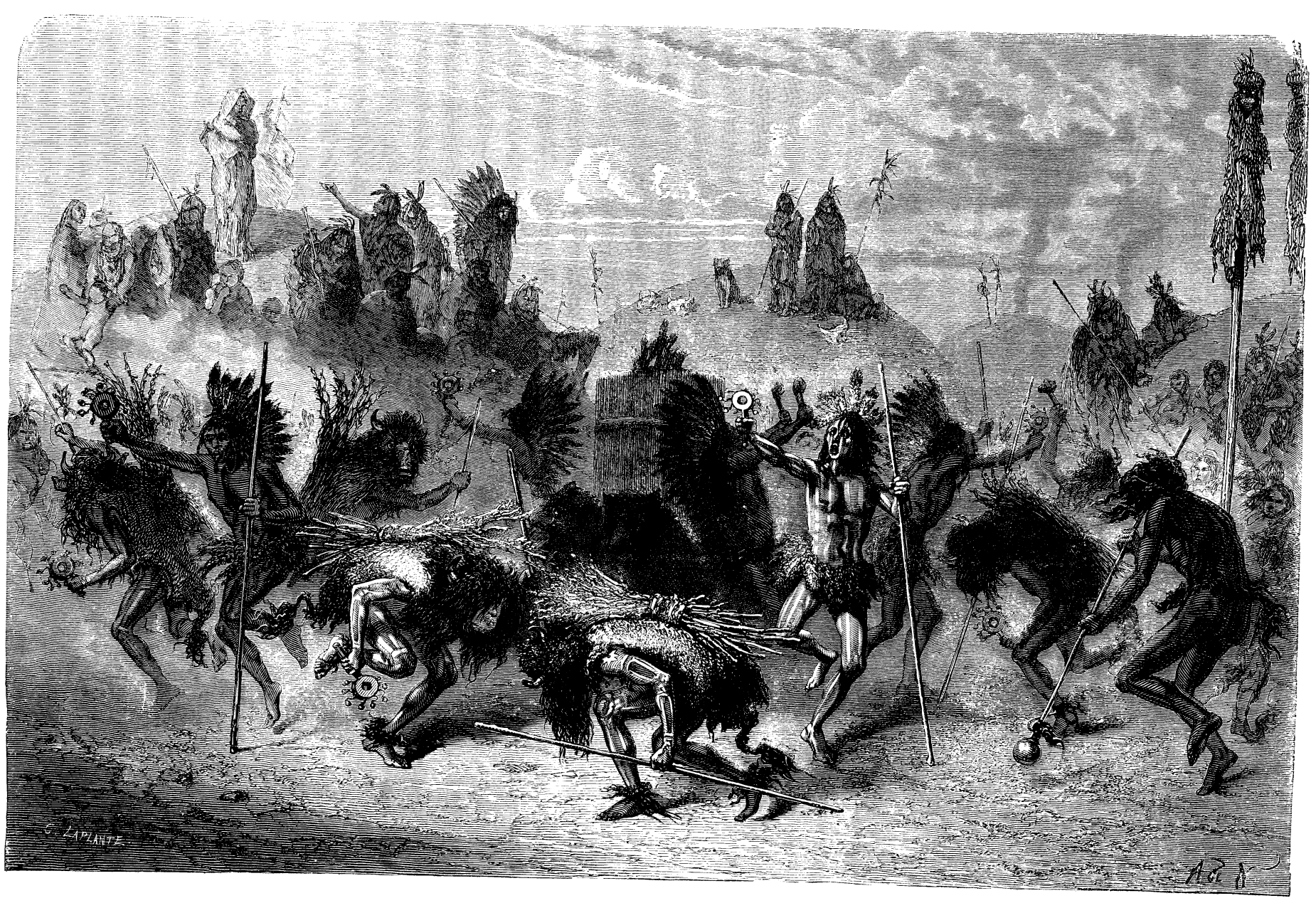
Auf das Zeichen des rothäutigen und auf einem Hüttendach stehenden Direktors, der in seiner Fellvermummung und Unbeweglichkeit auf seiner einsamen Höhe einen gespensterhaften Anblick gewährte, führten die acht Tänzer unter Mordlärmen der Musikanten ihre Quadrille auf, Ochsenquadrille, kann man wohl sagen. Und mitten darin erschienen dann zuerst noch vier andere Ungeheuer in Menschengestalt, nackte, tigerhaft bemalte Teufel mit einem Schurz von Adlerfedern und ebensolchem wilden Kopfputz. Eigentlich sollten sie die „Nacht" und den „Tag" in ihrer Erscheinung darstellen. Aber auch andere mischten sich, wenn der Tanz am tollsten war, dahinein, als Tiere verschiedener Art verkleidet, wie Bären, Hunde, Vögel, Schlangen. Daß die Sache aber einen religiösen Charakter hatte, darüber belehrte der vermummte Direktor, ein alter Häuptling, welcher die große Pfeife des verschwundenen Mannes aus dem Westen erhalten hatte, sie in der Hand hielt, und rauchte er nicht daraus, mit seiner Umgebung so etwas wie indianische Psalmen sang und dazwischen mit aller Inbrunst den Großen Geist anrief. Die Bären unten im Tanzkreise brummten immerfort dazu und thaten zuweilen, als wollten sie jeden zerreißen, der ihnen nahe kam. Um diese Unholde, die wohl an die drohende Strafe für indianische Missethaten mahnen sollten, zu besänftigen, brachten ihnen die Frauen Fleisch auf einer Platte, welches gewöhnlich jedoch den anwesenden Raubvögeln zur Beute wurde, das heißt den Spaßvögeln, die solche Masken angenommen hatten. Es rückten auch Antilopen an, kleine Schelme, welche diese Springtiere prächtig nachahmten und das geschnappte Fleisch den Vögeln wieder abjagten, oder Schwäne mit weißen Körpern und schwarzen Füßen, Schlangen und dergleichen mehr. Alle diese Darsteller hatten Schellenklappern oder Schnarren in der Hand und halfen weidlich das Tohubohu vermehren; ihre angenommenen Rollen spielten sie dabei vortrefflich. Jeder hatte seinen eigenen Singsang und der hing mit dem religiösen Kultus zusammen. Das Ende eines Tanzes bestand allemal in einem Chor aller dieser einförmigen Gesänge, wozu das Gebrüll der Ochsen, das Gebrumm der Bären, das Gekläff der Hunde, das Geschrei der Raubvögel einstimmte, die einen sich stießen, die anderen mit den Tatzen schlugen, die Vögel thaten, als möchten sie fliegen, die Schlangen klapperten, die Buffalos sich auf der Erde wälzten — bis die ganze wilde Gesellschaft springend und tanzend einer ihr bestimmten Hütte zulief, um dort zu verschwinden und sich von ihrer anstrengenden Vorstellung auszuruhen. Diese Hütte bildete ihr Ankleide- und Frisierzimmer. Da wurde für die nächste Vorstellung die Bekleisterung mit der fetten, thonigen Erde und die Malerei wieder hergestellt, der Anzug neu hergerichtet, auch eine Mahlzeit zur Stärkung eingenommen. Niemand außer der Künstlerbande hatte Zutritt daselbst, die alles in allem genommen aus achtzig Personen bestand und allerdings mit der Wiederherstellung ihres phantastischen Ausputzes so viel bis zur Erneuerung der Vorstellung zu thun hatte, daß sie ungestört dabei gelassen werden mußte. Und dies ging, wie gesagt, vier Tage so fort, alles zu Ehren des Großen Geistes, damit er keine Sündflut wieder schicke und den bösen Geist abhalte, die Buffaloherden zu schädigen.

Am letzten Tage des Festes ereignete sich nun folgendes, um ihm die höchste Steigerung zu verleihen:

Mitten in dem Buffalotanze, wie er sich gleichmäßig immer wiederholte, ohne daß die Zuschauer des Schauspiels überdrüssig geworden wären, rief plötzlich der als Oberpriester vermummte Häuptling mit der langen heiligen Pfeife von seinem erhöhten Standpunkt aus, daß ein Fremdling von Osten sich nahe. Sofort kam große Verwirrung unter die Versammelten, der Tanz und die Tierspäße hörten auf, die Weiber und Kinder schrieen, die Hunde heulten. Der angekündigte Fremdling erschien, ein nackter Kerl ganz schwarz beschmiert und mit grellen Kreislinien von oben bis unten bemalt, auch um die Augen, so daß er fürchterlich aussah, und mit Eberzähnen am Munde, der wie ein Maul ausgemalt war. Er trug einen langen dünnen Stecken und einen Apfel daran.

Bei seinem Eintritt ins Dorf geriet alles in Entsetzen, schrie und floh vor ihm; denn er war der „Böse Geist". Als wenn er Menschen fressen wollte, zumal Kinder, fuhr er hinter der vor ihm flüchtenden Menge her. Aber der Häuptling mit seiner Piepe ging ihm immer nach, trat ihm in den Weg, und beschwor ihn durch die heilige Macht seiner Piepe. Der Böse Geist respektierte dies auch, obgleich er seine Verfolgungen nicht einstellte.

Endlich jedoch zeigte er sich erschöpft und betroffen über die Beschwörungen des Oberbonzen, und nun kam die Neugier über die Weiber und der Uebermut. Sie umringten ihn mit den Kindern und neckten und verhöhnten ihn. Ein altes Weib warf ihm zuerst schmutzige Erde ins Gesicht, worauf damit ein Bombardement von allen Seiten auf ihn losging, so daß er bald seine grimmig schöne Malerei jämmerlich beschmutzt und zerstört sah. Immer kecker wurden die Weiber; eine entriß ihm endlich sogar den langen Stecken und brach ihn über die Kniee entzwei; die Stücke wurden von anderen Weibern an sich gerissen und weiter zerbrochen. Damit war dem Bösen Geist offenbar die Macht genommen; denn er machte nun, daß er fortkam. Mit Hohngeschrei wurde er verfolgt, mit Stöcken geschlagen, mit Erdbomben beworfen bis zum Dorfe hinaus, und da nahm er denn die Beine



Eine Szene aus dem Buffalotanze der Mandansindianer.

unter die Arme und verschwand bald vor seinen Verfolgern.

Im Triumph kehrten dieselben auf den Tanzplatz zurück. Dasjenige Weib, welches dem schlimmen Gesellen den Stab entrissen hatte, war jetzt die gefeierte Person. Man hob sie auf ein Hüttendach und da nahm sie eine gebietende Haltung an und richtete Worte an die vor ihr versammelte Menge, in denen sie sich rühmte, mit der Gewalt über Tod und Leben begnadet zu sein und über die Buffalos die Herrschaft auszuüben. Die Häuptlinge nickten weise dazu, als bestätigten sie ihre Rede. Sie machte denn auch sogleich von ihrer Macht Gebrauch, befahl den Tänzern, sich zurückzuziehen und den Platz für die Tortur der Prüflinge herzurichten, wozu sogleich Bisonschädel und gebleichte Menschenköpfe an vier Pfählen aufgesteckt wurden. Dann forderte sie von dem Oberhäuptling mit der langen Pfeife, ihr das schönste Kleid im Stamme zu holen, wofür sie demselben versprach, die Bisons herdenweis ihnen zuführen zu lassen, so daß keine Not deshalb eintrete.

Es wurde also ihrem Befehl gemäß das schönste Kleid im Dorfe herbeigebracht, ein verziertes Fell, und sie damit geschmückt, wobei der Piepenhäuptling sehr feierlich also zu ihr sprach:

„Weib, du hast dir heute großen Ruhm erworben und darum sollst du heute die Ehre haben, das Buffalofest zu leiten."

Das fand schon frühmorgens statt und der übrige Tag war nun zum gräßlich feierlichen Abschluß des Festes bestimmt: zur Prüfungstortur der jungen Männer, die seit drei Tagen in der heiligen Hütte lagen.

Die erste Abteilung dieser Prüfung fand nur unter Beisein der Häuptlinge innerhalb der heiligen Hütte statt. Zwei wild bemalte Männer und mit einer schrecklichen Holzmaske vor dem Gesicht, damit sie ihren Opfern nicht kenntlich seien, waren zu der Schinder- und Henkerarbeit bereit. Der eine von ihnen war dazu mit einem großen, scharfen und spitzen Messer versehen, der andere mit Holzstäbchen von Fingerslänge und Stärke.

Von den fünfzig Prüflingen, die sich freiwillig und um des indianischen Ehrgeizes willen, der Tortur überlieferten, kamen zunächst nur zwei an die Reihe. Der eine maskierte Henker, dessen grell ausgemalte Narben am ganzen Leibe ein Beweis waren, daß er selber einst die Tortur bestanden, schnitt mit seinem Messer zolllange Wunden nebeneinander in die Muskeln des Opfers, an den Beinen, im Rücken, in den Schultern, an der Brust. Der ganze Körper des Jünglings wurde dadurch von Blut überströmt. In die Schnittwunden stieß dann der andere seine Holzstäbe so ein, daß sie ein Stück Fleisch emporhoben. Von der Decke der Hütte an einem Balken hingen Lederstreifen, die dazu benutzt wurden, an den vorstehenden Hölzerenden, in den Schulter- und Brustwunden befestigt zu werden und die Prüflinge dann daran in die Höhe zu ziehen, so daß sie wie abgeschlachtete Gehenkte in der Luft baumelten und die Last des schwebenden Körpers die gelösten Fleischteile über den Holzpflöcken auseinanderzerrte. Außerdem wurden an die anderen Hölzer, womit die hängenden Leiber gespickt waren, ebenfalls Stricke gebunden und an ihrem zur Erde fallenden Ende Buffaloschädel befestigt, deren ansehnliches Gewicht also alle diese Pflöcke auch in das Fleisch reißen ließ. So blieben die blutigen Körper eine Viertelstunde lang in der schmerzhaftesten Qual, bis die Köpfe darob nach vorn oder hinten niedersanken. Das war das Zeichen, daß die Opfer ihre letzten Kräfte verließen und sie dem Tode nahe kamen. Man ließ sie daher herab, löste die Lederstricke, und sie blieben mit den Pflöcken im Leibe ohnmächtig in ihrem sickernden Blute auf dem Boden liegen, ohne daß ihnen irgend welche Hilfe oder lindernde Pflege erwiesen werden durfte. Die Häuptlinge beschauten sie sich mit zufriedener Miene, da die erste Probe von den Gemarterten mutig, und ohne daß sie einen Schmerzenslaut oder eine Klage ausgestoßen hatten, bestanden war. Dann ging man in derselben Art mit dem nächsten Paare vor, und nachdem es seine Hängetortur ausgehalten, legte man sie zu ihren Vorgängern.

Nach und nach kamen die Halbtoten wieder zu sich und alsdann war ihre erste Sorge, sich dem zweiten Grade der grausamen Prüfung zu unterwerfen. Sie schleppten sich nämlich zu einem dritten maskierten Manne hin, der still in einem Winkel der Hütte vor einem Haublock saß und ein Beil in der Hand hielt. Er empfing den Prüfling mit gelassener Würde und sobald derselbe seine linke Hand auf den Block gelegt, hieb er ihm mit dem Beil auf einen kurzen Schlag den kleinen Finger derselben ab. Eine entsetzliche Barbarei!

Danach die letzte Tortur, die nun vor dem versammelten Volke auf dem Festplatze stattfand, allwo unter Direktion des damit beehrten Weibes die Tänzer und alle die Künstler, welche als wilde Tiere dabei mitwirkten, einen wahren Teufels- und Hexenkreis gebildet hatten. In denselben führten die Häuptlinge die ersten zehn Gehenkten, Zerschnittenen und an der Hand Verstümmelten, alle noch blutend und mit den Holzstäbchen gespickt. Fürchterlicher Jubel und allerhand Gebrüll der herumhockenden Tiere begrüßte sie. Zwei athletische Indianer, wieder in besonderer Teufelsart bemalt, legten ihnen nun Lederriemen unter die Arme, an denen sie, auf allen Vieren sich bewegend, gezogen werden konnten, und außerdem heftete man an die aus ihrem Körper hervorstehenden Pflockenden Buffaloschädel. In dieser Ausstattung begann nun die entsetzliche Schleifung der zehn Jünglinge inmitten des Kreises unter dem Geschrei der Versammelten. Man riß sie wie Leichname in wilder Jagd über den Erdboden, so daß die Buffaloschädel, die sie mit sich schleppten, einen fürchterlichen Tanz um sie machten und durch deren Schleuderung ihnen das Fleisch zollgroß durch die Holzstäbe abgefetzt wurde. Das mußte sein, das war wegen der späteren großen Ehrennarben die Hauptsache. Riß der Pflock bei diesem Gezerre nicht die Muskeln entzwei, so setzte man den Fuß im Vorüberkollern der Schädel auf dieselben und bewirkte derart das Durchreißen des Fleisches an den Hölzern. Jeder dieser Jünglinge, die sich solcher Schinderei übergaben, wäre stolz darauf gewesen, ein und mehrmal in dem Kreise herumgeschleift zu werden, um sich das größte Triumphgeschrei der Zuschauer zu verdienen. Aber gewöhnlich verlor er schon nach der Schleifung durch den halben Zirkus das Bewußtsein und dann ließ man ihn liegen, wie es in Spanien bei den Stierkämpfen in der Arena mit den vom Stier aufgespießten Pferden geschieht, die fallen und verenden.

Den Tod, den man ja den jungen Indianern bei dieser Heimsuchung zu ihrer und des Großen Geistes Ehre nicht bereiten wollte, erlitten sie auch gewöhnlich nicht infolge derselben. Starb jedoch einer dabei, so tröstete sich der ganze Stamm damit, daß der Große Geist es so gewollt habe und es das höchste Glück für den jungen Mandans gewesen sei. Es that daher auch durchaus niemand etwas, die wie tot im Zirkus Liegenden aufzuheben und in Pflege zu nehmen. Das Schauspiel ging seinen Lauf; nach den ersten

zehn Geschundenen kam die zweite, dann die dritte, vierte und letzte Partie, womit das Fest unter großer Zufriedenheit des Volkes und des obersten Häuptlings mit der heiligen Piepe zu Ende war. Die Opfer erholten sich, krochen dann abseits und so gut sie vermochten, ihrem Wigwam zu, wo sie nun sich pflegen und kurieren konnten, wie sie wollten. Sobald sie wieder auf den Beinen waren, zögerten sie natürlich nicht, sich zu zeigen und ihren Stolz auf die standhaft ertragene Blutprüfung vor allem Volk ihres Stammes umherzutragen.

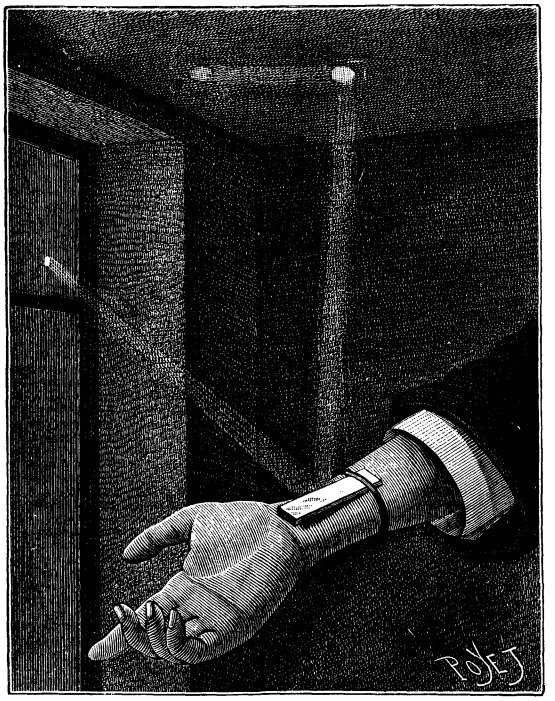
Der Oberhäuptling mit der langen Pfeife zog aber mit allen Mandans am Abend des letzten Festtages nach dem Flusse hin und warf dahinein unter geheimnisvollem Gemurmel alle die Eiseninstrumente, die der Mann aus dem Westen vier Tage vorher vor den Wigwams eingesammelt und in die Arzneihütte geborgen hatte. Das geschah zum Opfer für den Großen Geist, den Gott der Indianer.

Kann man den Pulsschlag telephonieren?

Um die Pulsschläge sichtbar zu machen, bedient man sich besonderer Apparate, der Sphygmographen, von denen wir unseren jungen Lesern hier zwei verschiedene, aber besonders einfache, in Bild und Wort vorführen wollen, welche für die Mehrzahl der Fälle vollkommen ausreichen.

Den einen dieser Sphygmographen (Fig. 2) kann sich jeder unserer guten Kameraden aus einem Stücke feinen Messingdrahtes in wenigen Minuten selbst herstellen. Der Draht wird etwa in der Mitte umgebogen; die eine Hälfte bleibt geradlinig und wird mit einem Papierfähnchen versehen, die andere Hälfte spiralförmig gewunden und an einem Metallhütchen angelötet oder in ein Holzklötzchen von etwa der Form, wie sie unser Bild zeigt, eingebohrt. Wenn man dann das Klötzchen auf eine Arterie setzt, bringen deren Bewegungen das Fähnchen in raschere oder langsamere, stärkere oder schwächere Hin- und Herbewegung je nach der Aeußerung des Pulsschlags.

Wenn es sich aber darum handelt, die Bewegungen des Pulsschlags einem größeren Auditorium sichtbar zu machen, so befestigt man einen kleinen Spiegel mit einem Kautschukband an den Unterarm und läßt durch eine Spalte im Fensterladen oder durch eine künstliche Lichtquelle einen Strahl auf diesen Spiegel fallen. Der kleine Spiegel reflektiert die Strahlen und vergrößert die kaum sichtbaren Bewegungen der Arterie in solchem Maße, daß die tanzende Bewegung des reflektierten Lichtstrahls deutlich sichtbar wird (Fig. 1). — Mit dem ersteren Sphygmographen läßt sich auch eine Art der Hörbarmachung des Pulsschlags ins Werk setzen. Die Arterie wird mit Papier verklebt und dann der ganz metallische Sphygmograph aufgesetzt, an den noch ein Kupferdraht angesetzt oder angelötet wird. Der Draht führt an ein Leclanché-Element, dessen anderer Pol durch einen zweiten Draht unter Einschaltung eines Telephons mit einem kleinen Messingstreifen verbunden ist. Der letzte Messingstreifen ist derart am Arm befestigt, daß bei jeder Bewegung des Sphygmographen der das Fähnchen tragende Teil dieses Apparates an den Messingstreifen stößt. Es wird dann bei jedem Pulsschlag ein scharfer Schlag im Telephon hörbar.



Apparat, die Pulsschläge sichtbar zu machen. Fig. 1.

Auflösung des Vokalrätsels in Nr. 51.

veni, vidi, vici.

Dankbarkeit eines Löwen.

Als der englische Kunst- und Altertumsfreund Thomas Hope zu London eines Tages bei der Herzogin von Hamilton speiste, ging die Gesellschaft nach Tisch in den Hof, um einen Löwen zu besehen, den die Herzogin in einem Käfige hielt und füttern ließ. Während man sich über seine Wildheit verwunderte, meldete der Thürsteher der Herzogin, daß ein Sergeant mit einigen Rekruten vor der Thüre stände und um die Erlaubnis bäte, den Löwen zu sehen. Man ließ sie hereinkommen. Der Löwe brummte bei seinem Knochen, an dem er eben nagte; der Sergeant ging auf den Käfig los und rief: „Nero, Nero, armer Nero! kennst du mich noch?“ Das Tier drehte augenblicklich den Kopf herum und sah ihn an; dann sprang es auf, verließ seinen Knochen, wedelte mit dem Schwanze und kam an das Gitter. Der Mann berührte den Löwen mit der Hand, schlug ihn sanft und erzählte zugleich, daß es nunmehr drei Jahre wären, daß ihm auf der Ueberfahrt von Gibraltar nach England die Aufsicht über dieses Tier aufgetragen gewesen wäre. Er freute sich außerordentlich, daß das Tier sich seiner noch erinnerte und daß es so dankbar zu sein schien. Der Löwe leckte darauf seinem ehemaligen Wärter die Hand, die ihm dieser hinhielt, und war tief betrübt, als dieser wieder ging.

Auflösung der Scherzfrage in Nr. 51.

Schneider, Kleider.

Auflösung des Rätsels in Nr. 51.

Hammel, Hummel, Himmel.

Fragen und Antworten.

5 **Gymnasiasten (Ober- und Untersekundaner) in Halle.** Die Unternehmungslust, die Ihr zeiget, ist sehr lobenswert; die Anfertigung von Emulsionstrockenplatten ist aber außerordentlich schwierig und erfordert verschiedene Koch- und Waschapparate. Durch deren Anschaffung wäre ja nichts erspart, im Gegenteil. Es ist daher ratsam, sich diese Platten, fertig zu kaufen, da sie ohnedies nicht mehr teuer sind. Glock und Cie. in Karlsruhe liefern Herzogplatten von 9—12 cm, das Dutzend schon zu 1 M. 50 Pf. — Für die nachfolgende Mitteilung, die manchem Kameraden sehr willkommen sein wird, besten Dank: „Schlegel und Raabe in Chemnitz liefern billige Tigerfinken (2 M. 50 Pf. das Paar); haben 2 Paar von dorther schicken lassen; sind prächtige gesunde Exemplare, die viel Spaß machen.“

F. F. in Breslau. Elektrische Handlaternen sind zu beziehen durch Albert Friedländer in Berlin, Französ. Straße 51; diese Firma wird Dir auf Ansuchen gerne einen Prospekt zusenden, aus dem sowohl Preise als Ausführung zu ersehen sind. Gruß!

Otto L. in Berlin, Großbeerenstr., S.W. Obgleich Du in Deinem Briefe nicht klar ausgedrückt hast, welcher elektrische Apparat in Deinem Besitz ist, glaubt der „G. K.“ doch annehmen zu dürfen, daß Du der glückliche Eigentümer eines Elementes mit Glocke und Druck-

Oeffentliche Sendepistel
an meine lieben, kleenen Kameraden.

In tiefster Tristigkeet ergreife ich den Schreibkrampffederhalter, denn scheiden thut wehe, und der à présente Jahrgang unsers Leib- und Lieblingsblattes neigt sich dem westlichen Sonnenuntergange zu. Wir haben een ander so sehre schöne gehabt; werden wir eenander denn och so schöne wiederkriegen?

Ihr lieben Sausewinde seid mir so schneidig an mein treues Herz gewachsen, daß een baldiges Wiedersehen die symplegadeste meiner Lebenshoffnungen geworden is. Ohne Eure schtramme Allgegenwart kann ich weder leben noch ersudieren und wenn mir etwa die Menschenmöglichkeet genommen werden soll, zuweilen so mal um die Dämmerschtunde rum im „Guten Kameraden" zu erscheinen, so schmeckt mir weder Wurscht noch Schwammb und Seefe mehr! Da hab' ich alles satt! Vielleicht erzähle ich Euch schpäter mal, wie ich zu meinem Goldklumpen gekommen bin. Damit ich Euch aber ooch inzwischen wiedersehe, werde ich mich hier und da mit eenem meiner Geistesfunken so heemlich in den „Guten Kameraden" schmuggeln, daß es ooch der obschtinate Setzerlehrling nich merken soll.

Als erschten dieser Gedankenblitze will ich Euch heut' folgendes **Preisrätsel** widmen:

„Welche hervorragende Eegenschaft hat der bekannte Dammarlack mit dem weltberühmten Hobble-Frank gemeene?"

Wohin die Lösung schicken, das werdet Ihr in Nr. 3 des neuen Jahrganges erfahren. Jeder Löser wird preisgekrönt mit folgenden Unschätzbarkeeten: 1) mein Bildnisporträt mit Federhut, 2) mein konfrontiertes Wahlschpruchsmotto, und 3) meine eegenhändige Fax-Emilie, also drei weltgeschichtliche Gegenschtände, welche schpätere Alterthumsforscher mit Hundertmarkscheinen offwiegen werden.

Da besonders das Brustbildkonterfei von eenem Künstler erschten Ranges mit Schurmaus-Pinseln schtukkatiert worden is, so bildet es eenen höchst wertvollen Zimmerschmuck für herrschaftliche Salons oder ooch für Schwimmanschtalten und Herbariumsdeckel oder Löschpapier.

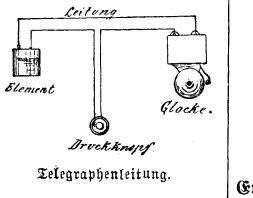
Also ratet, Ihr lieben Kamerädchens, ratet, bis die Perücke knackt, damit sodann in jedem deutschen Hause und über jeder deutschen Schtubenthüre eum flagrantum offgehängt werden kann

Euer rätseliger

Hobble-Frank, Villa „Bärenfekt" an der Elbe.

---

knopf bist, und nun von einem Zimmer ins andere telegraphieren wiust. Also, hat der „G. K." Dein Anliegen erraten, so kann er Dir allerdings zeigen, wie schnell eine Leitung gelegt ist. Vor allen Dingen verschaffe Dir umsponnenen Kupferdraht von 0,9 mm Durchmesser (wie er am häufigsten verwendet wird), und zwar auf Grund der vorherigen Messung, wie viele Meter nötig sind. Die einzelnen Teile des Apparates sind nun in beifolgender Art zu verbinden. Die Drähte lege an der Wand 3 cm voneinander entfernt an möglichst trockene Mauern, etwa in folgender Weise. Vom Druckknopfe, der mit einem Holzdübel an die Wand geschraubt wird, gehst Du mit den Drähten herunter bis zum Holzgesims am Boden und schlingst dieselben hier um zwei eingeschlagene Nägel. Krampen (die Du für ein paar Pfennige in jeder Eisenhandlung erhältst), wobei jedoch die Umhüllung des Drahtes nicht verletzt werden darf. Dann führe die Leitung durchaus dem Holzgesimse entlang, indem von 50 cm zu 50 cm immer wieder zwei Krampen angewendet werden. Muß die Leitung durch eine Mauer, d. h. in einen anderen Raum, so führe sie bis zur Thüre und bohre, vorausgesetzt, daß Du Mamas Erlaubnis dazu hast, durch die Thüreinfassung zwei kleine Löcher. Durch diese ziehe die Drähte. Im Falle aber die Leitung an einer Steinmauer oder an der Decke geführt werden muß, bleibt nichts übrig, als in passenden Abständen vom Schlosser Dübel eingipsen zu lassen, an welchen sodann die Drähte wieder wie gewöhnlich befestigt werden. Sollte es vorkommen, daß ein kurzer Draht zu verlängern wäre, so ist die Verbindung durch Löten herzustellen und durch ein übergeschobenes kurzes Gummiröhrchen zu schützen (isolieren). Den Aufstellungsort für die Glocke, Element und Druckknopf wirst Du am besten selbst ermitteln; es wäre der kürzeste wie einfachste Weg zu nehmen. Nun rasch ans Werk, der „G. K." wünscht besten Erfolg!



Telegraphenleitung.

K. in **R.** Du hoffst, daß das Rätsel jedenfalls gedruckt werde. Laß Dir diese Hoffnung nicht rauben.

Robert St . . . . ., Steyr, Oberösterreich. Nach den betreffenden Bestimmungen scheint es, als ob noch eine Prüfung nötig ist. Die Meldung ist nach vollendetem 17. Lebensjahr zu richten: „an die Prüfungskommission für Einjährig-Freiwillige" desjenigen Bezirks, in welchem der Vater sich aufhält. Der Meldung ist beizufügen: 1. Ein Geburtszeugnis. 2. Einwilligungsattest des Vaters, welches gleichzeitig die Verpflichtung enthalten muß, den Sohn während der Dienstzeit zu erhalten. Dies Attest ist polizeilich zu beglaubigen. 3. Ein Unbescholtenheitsattest vom Direktor, der bis dahin besuchten Lehranstalt. Es ist ratsam, auch Zeugnis über bestandene Maturitätsprüfung beizulegen (in beglaubigter Abschrift!).

F. Dietler in **Luzern.** Als sehr geeignet für Dich, lieber Kamerad, erachten wir das Büchlein „Die Elektrizität" von Th. Schwartze, E. Japing und A. Wilke, Hartlebens Verlag, welches in hübscher, durch gute Illustrationen veranschaulichter Weise die hauptsächlichen Gebiete der praktischen Anwendung der Elektrizität vorführt. — Mit Salpetersäure gefüllte Bunsenelemente stelle nicht im Schlafzimmer auf, da die in ihnen entwickelten Gase sehr störend sind, Husten und Uebelsein veranlassen. — Zum Betriebe von Nähmaschinen hat man allerdings schon elektrische Motoren angewandt, doch dürften sich solche nur da empfehlen, wo (wie z. B. in New York) Elektrizität ähnlich wie Gas zur Verfügung der einzelnen Hausbewohner steht und der Motor durch Anschluß an die elektrische Leitung jederzeit sehr einfach in Thätigkeit gesetzt werden kann. Wolltest Du Bunsenelemente dazu verwenden, so dürften hier wohl 8 bis 10 erforderlich sein, deren öftere Füllung ziemlich kostspielig und umständlich ist.

Ernst W. in **R.** Vor allen Dingen müßte man jenen Stein, auf dem die betreffende Inschrift „eingekratzt" war, sehen. Vermutlich soll es heißen Aera (zu ergänzen etwa Christi), was aber jedenfalls sehr überflüssig gewesen wäre. Wie gesagt, ohne das „Corpus delicti" läßt sich da nichts entscheiden. Wir würden sagen: Schaff' ihn zur Stelle, aber so ein Stein läßt sich nicht einfach in die Westentasche stecken. Für solche Fälle, siehst Du, ist es gut, so man seinen selbstgefertigten photographischen Apparat bei sich hat.

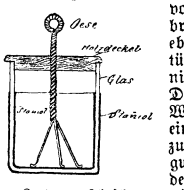
Jünger Galvanis in spe. Wende Dich an die Lehrmittelanstalt von Dr. Oskar Schneider in Leipzig. Beschreibung des Apparates folgt; kostet circa 25 M.

Unterfekundaner in **R.** Der Ausdruck: „Im Schatten kühler Denkungsart" hat den im Jahre 1851 verstorbenen Herrn von Thümmel zum Verfasser, ein nicht ganz-sattelfester Dichter, dessen Gewissen von vielen ähnlichen Versen belastet war. Z. B. das geflügelte Wort „Des Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen ist Tugend und Begriff", dieser unsinnige Satz zählt auch zu seinen poetischen Ergüssen. Dieser letztere begeisterte einst einen Kandidaten der Theologie zu einer fidelen Zeichnung, darunter die bekannten Worte zu lesen standen:

Und wer des Lebens Unverstand
Mit Wehmut will genießen,
Der lehne sich an eine Wand
Und strample mit den Füßen.

Adolf Sp. in **E.** Kreidezeichnungen unverlöschbar zu machen, benützt man das in jeder Zeichenmaterialhandlung käufliche sogen. Fixativ. Lasse Dir zeigen, wie man dasselbe mittels eines eigens dazu gefertigten geknickten Röhrchens auf die Zeichnung aufstäubt. Man nennt das: fixieren.

W. Köhler in **Braunschweig.** Zur Vervollständigung Deines elektrischen Kabinetts möge hier die Anleitung zur Herstellung einer Leydener Flasche folgen. Verschaffe Dir zunächst eine genügende Menge Stanniol, wie es z. B. zum Verpacken von Schokolade oder Seife benützt wird, sowie von Deiner Frau Mama ein nicht zu großes, fehlerfreies Glasgefäß, wie sie solches zum Einkochen der Früchte benützt. Löse ferner Siegellackabfälle in Brennspiritus zu einer ziemlich klebrigen Masse auf und beklebe mit deren Hilfe das Glas innen und außen mit unverletzten Stanniolstücken, so daß vom Glase nur oben ein etwa 3 cm breiter Rand frei bleibt, der nun ebenfalls mit dickerem Siegellack tüchtig bestrichen wird. Sodann nimm 3 Kupferdrähte von 1 mm Durchmesser und winde sie in der Weise zusammen, daß sie unten einen Dreifuß bilden, oben aber zu einer Oese gebogen sind. Ein gut auf das Glas passender Holzdeckel (den Du am besten auch mit Siegellack überziehst) nimmt diesen Draht auf, der so weit in das Glas geschoben wird, bis der Dreifuß innen am Stanniolboden aufsteht. Wenn Du nun diesen Anweisungen genau folgst, wirst Du Dir in kurzer Zeit (mit den äußerst geringen Kosten von circa 30 Pf.) eine sehr gute Leydener Flasche hergestellt haben, mit der die mannigfachsten Versuche durchgeführt werden können.



Leydener Flasche.

Eugen Heß in **Wiesbaden.** Gib Deiner Ringelnatter Frösche, in Ermangelung dessen: Kröten, Wassermolche, Eidechsen, Fische. Im Oktober oder November wird sie sich an einem frostfreien Orte verkriechen wollen, um dann etwa im April wieder zum Vorschein zu kommen. Gruß freundlich erwidert!

P. H. in **Eberswalde, Judenstraße.** Gib, wenn Du mit Deinen Kameraden tauschen willst, Deine volle Briefadresse an.

Waldläufer. Betupfen mit Salmiakgeist ist vortrefflich. Ein nicht minder wirksames Mittel gegen Insektenstiche ist aber auch der Zwiebelsaft. Zuerst soll man aber den Stachel des Insektes aus der Haut entfernen, und dann erst die verwundete und geschwollene Stelle mit einer durchschnittenen Zwiebel bestreichen. Auch der Saft des Hauslauchs, auch Aloë wirkt günstig, im Notfalle auch Speichel oder feuchte Erde. Bestreichen der geschwollenen Stellen mit einem Mentholstifte ist gleichfalls von Nutzen.

Alfred B. in **Wien.** Du hast in diesem Sommer den Großglockner bestiegen? Ei, das ist eine bedeutende Leistung; gratulieren! — Das Sonett ist hübsch und verspricht für später viel; aber druckreif, Freund, das ist es noch nicht. Gruß!

C. Streit, Akademiker in **Mödling.** Sie werden die meisten Ihrer Wünsche im dritten Jahrgang verwirklicht finden. Für Ihr Interesse besten Dank.

Liebe Kameraden!

Wenn sogar der kleine Westmann mit der unechten Straußenfeder auf dem großen Amazonenhut diese Nummer nicht beschließen lassen will, ohne seinen Bewunderern mit überlegenem Lächeln ein kleines Angebinde mit auf den Lebensweg des dritten Jahrganges zu geben, freilich nicht bedingungslos, so sollte „Der Gute Kamerad" eigentlich nicht zurückstehen, sondern seinen lieben Wander- und Spielgenossen gleichfalls eine kleine Ueberraschung bereiten. Wir denken, unsere jungen Freunde sind mit dieser Logik, so hinkend sie sein mag, einverstanden.

Der „G. K." hört Euer einstimmiges jubelndes „Ja"! Nun, die Hand darauf, es mag gelten!

Es würde sich also, die Sache steht fest, um das „wie" und „was" handeln. Das zu beantworten ist nun freilich schon etwas schwerer, denn auf die früher üblichen Preisrätselverlosungen dürfen wir nicht zurückgreifen, dieweil dieselben nach neueren reichsgerichtlichen Entscheidungen unstatthaft sind.

Also wie machen wir's? — Da fällt uns ein, wie wäre es mit einem

Großen Preisausschreiben?

Seid Ihr damit einverstanden? Ja? — gut! Es wirft sich also die weitere Frage auf, wie soll die Aufgabe lauten, welche Preise wollen wir festsetzen und was sollen wir zuerst feststellen, die Aufgabe oder die Preise. — „Die Preise?" — nun, das hätten wir uns ja gleich denken können. Es ist uns das übrigens ganz recht. Setzen wir also heute die Preise fest und, wir wollen sagen, in der nächsten Nummer die Aufgabe.

Als Erster mag gelten und es wird ihn wohl jeder Kamerad erringen wollen:

ein photographischer Apparat mit Stativ und allem Zubehör.

2. Preis: **„Der Naturfreund"** von Dr. Otto Dammer. Anleitung für die naturwissenschaftliche Beschäftigung im Hause und im Garten.

3. Preis: **Ein Elektrophor mit ganzem Kabinet** (eine Leydenerflasche, ein Auslader, ein elektrisches Gliedermännchen, eine elektrische Schlange, ein elektrisches Flugrad u. s. w.).

4. Preis: **Eine Laterna magica.**

5. und 6. Preis: Je ein **„Neues Universum"**, die neuesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten.

7. Preis: **Eine Camera obscura.**

8. bis 25. Preis: **Je eine hübsche Erzählung**, elegant gebunden.

Die erste Nummer des dritten Jahrganges wird also verabredetermaßen die Aufgabe bringen; seid guten Mutes, sie soll nicht allzu schwer werden.

Indessen kameradschaftlichen Gruß!

Der Gute Kamerad.

Os. Te. Ru. Eine Anleitung zur Anfertigung einer Laterna magica könnte sich höchstens auf die Anfertigung des dunklen Kastens beschränken, da das Objektiv (die Linsen) und die Lampe nicht selbst zu fertigen sind; die Anleitung für die Herstellung der zugehörigen Glasbilder hat der „G. K." wiederholt gebracht. Habt Ihr ein Objektiv und welcher Art? Die weitere Frage, mit wie viel Leclanché-Elem. eine mittelgroße Glühlampe zum Leuchten zu bringen wäre, kann nur auf Grund genauerer Bestimmung der Glühlampe geschehen, also wie viel Spannung sie braucht und wie viele Kerzen ihre Lichtstärke betragen soll. Gruß freundlich erwidert.

Unleserlicher Name aus **Sulmierzyce.** Wünsche ad notam genommen. Wird kommen, nur Geduld, Geduld! Gruß freundlich erwidert!

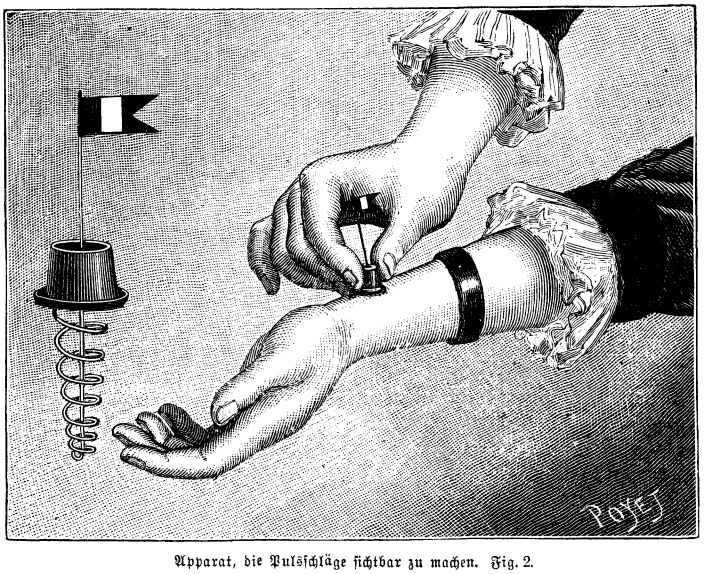
O. Glaser in **Czernovitz (Bukow.).** Du wünschest eine Anleitung zur Herstellung einer camera lucida, wahrscheinlich zum Abzeichnen von Gegenständen? Leider kann diesmal der „G. K." Dir nicht sagen, wie Du diesen Apparat selbst herstellen sollst, denn der Hauptbestandteil oder besser gesagt der ganze Apparat ist ein genau geschliffenes vierseitiges Glasprisma. Du würdest am besten thun, wenn Du das Prisma beim Optiker beziehst; Dein Taschengeld wird eine solche Ausgabe gut vertragen können. Im übrigen erachtet der „G. K." für genannten Zweck eine camera obscura als praktischer; er hat schon öfter Anleitung zur Herstellung der letzteren gegeben.

Friedrich G. in **Bielefeld.** Freund, wenn Du Dich solchen Dingen hingibst, mußt Du viel übrige Zeit haben. Wir kennen diese schöne Sprache nicht; aber Deiner Beschreibung nach denken wir uns, daß die Regel die folgende ist: man spricht jeden Vokal des deutschen Wortes zweimal aus und setzt vor den zweiten Laut jedesmal einen bestimmten Konsonanten, beispielsweise das b. Das würde man nach Deiner Definition also die B-sprache nennen und Deine obige Chiffre würde darnach lauten: Fribiebedribich G. ibin Bibiebelebefebeld. Wunderbar!

G. S. in **W.** Die bezeichneten Tage der Teutoburger Schlacht werden nur annäherungsweise als solche angenommen. Hauptquellen für die Geschichte des Arminius sind: Tacitus, Vellejus, Paterculus, Florus, Sueton u. a.

Tauschmarkt.

Guillermo E. Münnich in Valparaiso, Casilla 502, Chile, möchte mit seinen Kameraden Briefmarken tauschen. Hat viele Südamerika.



Apparat, die Pulsschläge sichtbar zu machen. Fig. 2.

Albert Bauschus zu **Königsberg i. Pr., Tragheimer Kirchenstraße 77 a,** will seine Briefmarkensammlung mit Album und etwa 250 Marken gegen Käfer tauschen.

C. F. postlagernd Trautenau bittet B. A. 1 Uhlenhorst in Hamburg um Mitteilungen über sein Bicycle.

Julius Laier zu **Leitmeritz i. B., Wallstraße 42,** hat seltene ausl. Vogeleier (38), möchte dafür eine Elektrisiermaschine.

E. Berck in **Bromberg, Fischerstraße 9,** tauscht Siegel und Wappen.

Ein Gießener Kamerad erbittet sich die Adresse eines Braunschweiger und eines Stettiner Kameraden behufs Privatmarkentausch. Briefe postlagernd Gießen sub H. E. 374.

A. Klein, Lugos in **Ungarn.** Meine Adresse lautet jetzt: Herrn Josef Specht und Sohn für Alfred Klein, Wien II, Nordbahnstraße 26.

Primaner Arnold Kehner in **Elbing, Spieringstraße 21,** wünscht mit Kameraden der höheren Klassen des Auslandes (Frankreich, England und Amerika) in Korrespondenz zu treten.

„Puck", Elberfeld, ersucht wohlwollende Kameraden, ihm gegen eine Briefmarkensammlung (400 Stück) eine Sammlung gepreßter und geordneter Blumen vertauschen zu wollen; Briefe unter „Puck", Elberfeld, postlagernd Postamt Nr. 5 erbeten.

H... G.... in **Sängerhausen, Provinz Sachsen,** tauscht: 1) eine gut erhaltene Laterna magica mit 30 Bildern, 6 Vexierbildern und einem Schnee-Erzeugungsapparat; 2) eine kleine Dampfmaschine (mit Spiritus zu heizen); 3) eine kleine Zimmerfontaine; 4) eine Siegelsammlung von cirka 200 Stück. Nicht in Tausch nimmt obiger: Briefmarken, Siegel, Herbarien, Schmetterlinge, Käfer. Adresse ist: H. G. postlagernd Sängerhausen.

Wilhelm Nikolai in **Braunschweig, Salzdahlumerstraße 54,** gibt seine Dampfmaschine gegen Briefmarken.

Robert Stigler in **Steyr, Oberösterreich,** hat Schmetterlinge, Käfer und österreichische Briefmarken früh. Emiss. zu tauschen. Wünscht namentlich nordd. Postbezirk.

F. Hoffmann zu **Reichenberg i. B., Lindenplatz 3.** Wer gibt für einen ½ Jahr alten Wanderfalken marken und Schmetterlinge?

Die

Erde und ihre Völker

Ein

geographisches Hausbuch

von

Friedrich v. Hellwald.

Mit 400 Illustrationen, 21 Karten
und vielen Tabellen.

— 3. Auflage. —

Geheftet M. 14.50, geb. M. 16.50.

Montenegriner.

Naturgeschichte des Menschen

von

Friedrich v. Hellwald.

Mit vielen hundert Illustrationen

von

F. Keller-Leuzinger.

2 Bände.

Geheftet M. 27.50, geb. M. 33.50.

Die Weite Welt

Reisen und Forschungen in allen Teilen der Erde

Ein geographisches Jahrbuch

herausgegeben von

Friedrich von Hellwald.

1., 2. und 3. Jahrgang
gebunden à M. 9.—.

Die Erde

und ihr organisches Leben

Ein geographisches Hausbuch

von

Dr. Klein und Dr. Thomé.

Eine Ergänzung und ein Seitenstück zu „Die Erde und ihre Völker".

2 Bände.

Geheftet M. 28.—, gebunden M. 33.—.

Der Naturfreund

Anleitung zur

Naturwissenschaftlichen Beschäftigung im Hause und im Garten

für Freunde der Naturwissenschaft, besonders auch für die reifere Jugend

herausgegeben von

Dr. Otto Dammer.

1. und 2. Jahrgang gebunden à M. 6.75.

Katalog

gratis

in jeder Buchhandlung.

Die Collection Spemann

In einer

Serie der Gegenwart

erscheinen jetzt

neue Werke

fremdsprachl. Litteraturen.

umfaßt in bis jetzt über 200 erschienenen Bänden **eine reiche Auswahl guter Werke** der deutschen und ausländischen Litteratur und ist imstande, jedes litterarische Bedürfnis zu befriedigen.

Fünfte durchgesehene Auflage. Wohlfeile Ausgabe.

Preis gebunden 20 Mark.

Aus dem Vorwort des Verfassers. Wir leben in einer Zeit, deren Gesichtskreis voll drohender Wolken hängt. Sorgenschwer ist die Gegenwart und dunkel die Zukunft. Aber was sie auch bringen mag, soviel ist gewiß, daß unser Volk mit ganz anderer Kraft, ja, und auch mit ganz anderem Selbstbewußtsein, als in den hoffentlich für immer gewesenen Zeiten seiner Zerrissenheit und Ohnmacht, den künftigen Geschicken entgegensehen und entgegengehen kann. Wir in der Fremde lebenden Deutschen haben hiervon ein sehr kräftiges Gefühl. Wir wissen den ungeheuren Fortschritt zu werthen, welchen Deutschland in seinem „großen Jahr" gethan. Das über alle Maßen elende Parteigezänk, welches daheim den nationalen Gedanken häufig so traurig trübt, berührt uns nicht. Wir wissen nur, daß wir wieder eine Nation, daß unser Land endlich ein nationaler Staat geworden, daß unser Deutsches Reich etwas ist, gilt und bedeutet in der Welt.

Diesem Gefühle will auch mein Buch in seiner wiedererneuten Gestalt dienen, dieses Bewußtsein will es stärken. Ich darf daher wohl, ohne der Anmaßung geziehen zu werden, mein Vorwort beschließen mit dem Wunsche, daß der „Germania" von seiten deutscher Männer und Frauen, wie von seiten **einer strebsamen deutschen Jugend**, auch jetzt wieder der Willkomm nicht versagt werde.

Zürich, im März 1885. Prof. **Dr. J. Scherr.**

Welcher Beruf paßt für Dich?

Wie hilft man dem Zucken der Gasflamme ab?

Darf man den Gelüsten eines Fiebernden nachgeben?

Wie adressiert man einen Brief an den Rektor einer Universität?

Wie heilt man einen kranken Hund?

Welche Obstsorten gedeihen bei uns am besten?

Wer grüßt zuerst?

Bei solchen und tausend ähnlichen Fragen des täglichen Lebens suche im „Schatzkästlein" eine Antwort und sie wird nicht fehlen.

Spemann's Schatzkästlein des guten Rats kostet elegant gebunden **5 Mark** und ist in allen Buchhandlungen vorrätig.

Illustrierte

Musikgeschichte

Die Entwickelung
der
Tonkunst
aus
frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart
von
Emil Naumann,
ehemaligem
k. Professor u. Hofkirchenmusikdirektor.

Ein gediegenes
Haus- und Familienbuch.

Preis geb. 20 Mark.

Fig. 109. Carlo Dolces orgelspielende Cäcilie. Nach dem Originalgemälde in der Dresdner Galerie.

Dieses hervorragende Werk auf dem Gebiete der Geschichtsforschung, geschmückt mit vielen authentischen Illustrationen und Notenbeilagen in Facsimiledruck, gliedert die Musikgeschichte in 4 Bücher: Altertum, Mittelalter, Renaissance und Rokkoko, Neuzeit und Gegenwart, und stellt in 10 Abschnitten den ganzen Entwickelungsgang der Tonkunst dar.